Briefe eines Affen

an

ſeine Brüder.

Zum Druck befördert

von

* * * *

> „Als in der menſchlichen Geſellſchaft die Unſchuld verloren ging, trat die Sitte als Vermittlerin auf; als Zucht und Treue entwichen, ließen ſie die Höflichkeit als Geſchäftsträger zurück. Als die Würde ſich von dem Verdienſt trennte, ließ es ſich mit der Etikette ein; da die Völker nur große Haufen eigennütziger Bürger wurden, entſtanden die ſtehenden Heere; und die Ehe als zwingendes Geſetz zeigt, daß die Liebe ſich nicht immer ſehr ehrbar betragen haben mag!“
>
> Clemens Brentano.

Hanau, 1846.
Druck und Verlag der C. J. Edler'ſchen Buchhandlung.

24

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſter Brief.

Theure, vielgeliebte Brüder!

Ihr, die Ihr frei in den herrlichen Wäldern der alten und neuen Welt lebt, geſchwänzte und ungeſchwänzte Freunde, empfanget vor allen Dingen den herzlichſten, den innigſten Gruß von einem Eurer, in Gefangenſchaft ſchmachtenden, Brüder!

Welchen Stammes Ihr auch ſeid, und welchen Namen Ihr auch traget, ob Pongos, Jockos, Gibbons oder Orangoutangs und wie ſonſt Ihr immer Euch nennt, — Euch Alle umſchlinge ich mit gleicher

Liebe, — Euch Allen ſende ich dies Schreiben, als einen Warnungsſchrei vor dem zweihändigen Säugethier, Bimanus, dem Tyrannen der Schöpfung, dem Menſchen.

Wehe! — Wehe dem unter Euch! der, vom Schein geblendet, das Unglück hat, ihm nachahmen zu wollen, — er wird die grünen, ſchattigen Urwälder, mit ihren ſtillen, fruchtbaren Thalgründen und ſteilen Abhängen, über die ſich der Bergbach, — von einem Blättervorhange dicht verhüllt, — brüllend und toſend ſtürzt, — er wird die früchtereichen Ebnen der geſegnetſten Welttheile, in welchen er frei und fröhlich lebte, verlaſſen, um in trauriger Sklaverei mitten unter einem tollen, entarteten Geſchlechte zu leben.

Ich weiß es, es wird Euch ſchwer halten, mich zu verſtehen, da Ihr ohne Erfahrung in glücklicher Unwiſſenheit und Freiheit lebt, und nicht wie ich, Kinder einer unſeligen, erzwungenen, oft verrückten Civiliſation ſeid. Aber eben darum flehe ich Euch an, macht's wie der Menſch! gebt Euch — wenigſtens auf Augenblicke — Mühe, die Natur zu vergeſſen und ſucht jenen unnatürlichen Zuſtand zu faſſen, den ich

Euch hier, als Warnung vor ihm, beſchreiben will, und den die Menſchen Bildung nennen.

Bildung — ſchönes Wort, wenn es recht verſtanden würde; — aber die Thoren! ſie bilden und bilden, bis ſie alles Natürliche ver- und ihr Unglück gebildet haben.

Doch zur Sache. Ich ſchicke mein Schickſal voraus und gehe alsdann zu den Beobachtungen über, die ich ſeit Jahren Gelegenheit hatte unter den Menſchen zu machen.

Ich ſtamme von Borneo, und zwar väterlicherſeits, aus dem, den Menſchen ſo nahe ſtehenden Geſchlechte der Orangoutangs. Meine Mutter aber war, wie ich ſpäter erfuhr, eine Negerin aus dem Stamme der Dayaks, unter welchen bekanntlich das menſchenfreundliche Geſetz beſteht: daß kein Mann eine Frau bekommt, wenn er nicht zuvor Jemanden von einer andern Nation den Kopf abgeſchnitten hat, — ein Geſetz, welches zu meiner Verwunderung in Europa noch nicht eingeführt iſt, da es doch, auf die rechtmäßigſte Art von der Welt, die überhand nehmende Bevölkerung ſo gut decimirte, als Peſt und Krieg.

Da nun meine Mutter ein gefühlvolles Herz im Buſen trug, ſo wollte ſie unter keiner Bedingung das Weib eines ſolchen Unmenſchen werden, ſie zog ſich daher in die Wälder des Kryſtallgebirges zurück, woſelbſt ſie meinen Vater kennen lernte.

Einige Jahre nach meiner Geburt, wollte es das Geſchick, daß unſere ganze Familie in die Hände eines holländiſchen Pflanzers fiel. Wir hatten in aller Unſchuld einige Früchte von den Bäumen genoſſen, in deren ungeſtörtem Beſitze wir bis dahin geſtanden, die aber jetzt der fremde Ankömmling, – ich konnte nie erfahren kraft welcher Rechte, — für ſein Eigenthum erklärte. Mein Vater wurde im hartnäckigen Kampfe getödtet, meine Mutter als Sklavin gefeſſelt und ich an einen Schiffskapitän verkauft.

In Geſellſchaft meines neuen Herrn machte ich nun die Reiſe nach einem fernen Welttheile, Europa genannt, und ich muß geſtehen, daß alle die neuen, wunderbaren Dinge, die ich auf dieſer Reiſe ſah und kennen lernte, mich ſo angenehm überraſchten und unterhielten, daß ich bald in den Fehler der Jugend verfiel, und leichtſinnig Aeltern, Vaterland und Freiheit vergaß.

In Europa angelangt, ſchenkte mich der Kapitän an einen ſeiner Freunde, einen berühmten Naturforſcher, der alſobald mit Staunen meine ungewöhnlichen Talente bemerkte, und vor Entzücken ganz außer ſich gerieth, als es ihm gelang, mich logiſch Denken, Leſen und Schreiben zu lehren. Der gute Mann hatte nun nichts eifriger zu thun, als aller Welt zu verkündigen, daß das Problem der Abſtammung des Menſchen gelöſt ſei, indem er bewies, daß der Menſch von uns Affen abſtamme. Ich fand die Sache ſchon damals ganz wahrſcheinlich, ſpäter, als ich nach Deutſchland kam, ward ſie mir ſogar zur Gewißheit, und ſicher wäre mein zweiter Herr einer der Berühmteſten ſeines Geſchlechtes geworden, wenn er nicht, wie man ſagte, aus Eitelkeit über die ebenerwähnte Entdeckung wahnſinnig geworden wäre. Er wollte nämlich in den natürlichen Zuſtand zurückkehren, hielt ſich am Ende für unſeres Gleichen, aß nur noch Früchte, lief nackt herum u. ſ. w., worauf man denn auch auf ſeine Idee einging, und ihn in ein Haus ſperrte, in welches man gewöhnlich diejenigen ſchickt, welche ſich einmal mit den, von der menſchlichen Geſellſchaft als richtig angenommenen, Ideen nicht befreunden können.

Ich kam nun, ſo zu ſagen als lebendiges Erbſtück, in die Hände einer Verwandten meines bisherigen Herrn.

Es war dies die Baroneſſe Etteuqec, eine ältliche, vornehme, aber höchſt liebenswürdige Dame, die neben mir und einem Papageien, noch diverſe Schooßhunde, einen Hausfreund und mehrere Katzen hielt. Welch' hohe Anhänglichkeit ſie an unſer Geſchlecht feſſelte, beweiſt, daß ſie alle Morgen ihr Geſicht mit einer dicken Lage Farbe belegte, ſo daß ſie den Weibchen unſerer Mandril's ſehr ähnlich ſah, nur nahm ſie, — wahrſcheinlich aus Unkenntniß, — roth ſtatt blau. Sie faßte alsbald eine wahre mütterliche Neigung zu mir, die ſie auch bewog, Alles aufzubieten, um meine Erziehung zu vollenden; ja ſie ging ſoweit, mir in eigner Perſon, — wie die Menſchen ſagen — manches Licht anzuzünden.

Ich will Euch, liebe Brüder, nicht einzeln erzählen, welche Mittel man alle angewandt, um mich zu vervollkommnen; es würde dies doch Eure Begriffe überſchreiten, da — ich geſtehe es ein, — mir ſelbſt manches hier dunkel blieb. Alles was ich Euch darüber ſchreiben kann, iſt: daß man mich allmählig von

Stufe zu Stufe führte, bis ich, (es war dies noch unter dem Naturforſcher) die niederſte Stufe menſchlicher Intelligenz erreicht. Von dem Augenblicke aber, in welchem ich den Faden der Gedanken auffaſſen konnte, wurden meine Fortſchritte raſcher.

Es ſchien mir, als ob ſich plötzlich Alles für mich verwandelt habe, als ob ich aus einem Traum erwacht ſei. Ich fühlte und dachte mit den Menſchen, welchen ich auch äußerlich nicht ſehr unähnlich ſah, und befand mich längere Zeit in dieſem Traume glücklich.

Allein nach und nach ſiegte die Natur über die angelernte Dreſſur. Es ging meinen Erziehern mit mir, wie manchen Furſten mit ihren Völkern. Sie erwecken und beleben in ihnen das Verlangen nach den heiligſten Rechten der Menſchheit, indem ſie ihnen den Schein derſelben geben; wer aber einmal an der reifen Frucht gerochen, will ſie auch koſten, und wer verſprochen, muß das Verſprochene auch halten. Iſt ein geiſtiges Bedürfniß einmal geweckt, ſo iſt ſeine Exiſtenz und Dauer auch für ewig geſichert. So ging es denn auch mir. Mein natürlicher Verſtand fand in den Gebräuchen, Moden, Geſetzen und in dem Verhalten der Menſchen ſo viele Widerſprüche, daß ich endlich an dem Eingelernten irre ward und ſelbſt zu beobachten anfing.

Die Reſultate dieſer Beobachtungen ſind es nun, liebe Brüder, die ich Euch in meinen Briefen mitzutheilen beabſichtige, um Euch, wie oben erwähnt, vor der thörigten Sucht zu warnen, die Früchte der ſogenannten Civiliſation ernten zu wollen.

Unwiſſenheit iſt ſicherlich ein ſchädliches, ja ein gefährliches Ding; Wiſſen aber, dies ſag' ich Euch, das Wiſſen iſt oft noch viel gefährlicher; zumal bei den Menſchen, bei welchen der Dummheit meiſt die größten Vorrechte eingeräumt werden. Welch andere Uebel aber noch aus dem Wiſſen entſpringen, will ich Euch hier ſogleich weiter auseinander ſetzen.

Die Menſchen haben Bücher, das heißt papierne Behälter, in welchen ſie lebendige Ideen durch tode Zeichen niederlegen.

Das älteſte und heiligſte dieſer Bücher ſagt nun, daß es einſt einen Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen gegeben habe, deſſen Früchte dem Menſchen verboten geweſen, damit er den Leiden und Mühen des Lebens fremd, und unſterblich bleiben möge.

Ich glaube kaum, daß man etwas Wahreres und Unterrichtenderes als dieſe Mythe ſagen kann. Wahrhaftig! den geiſtigen Leiden, die ich jetzt erſt kennen gelernt, fremd zu bleiben, und die leiblichen nicht zu ahnen und erſt mit ihrem Eintreten zu fühlen, — ſelbſt vom Tode nichts zu wiſſen, wie es bei mir früher, wie es bei Euch jetzt noch der Fall iſt, und nur die Gegenwart ſorglos zu koſten — dies, dies, meine Brüder, heißt unſterblich ſein!

Welche Qualen, welche peinliche Sorgen vergiften dagegen unſer Blut, wenn das Wiſſen uns die Augen geöffnet. Je weiſer wir ſind, deſto mehr lernen wir die Gefahren kennen, die uns ringsum bedrohen, deſto klarer wird es uns ſelbſt: daß wir, im Verhältniß zur Unergründlichkeit der Wiſſenſchaft, ſo zu ſagen noch gar nichts wiſſen. Es iſt dies ein elendes, niederdrückendes Gefühl, welches den Durſt nach Vollendung nur noch ſchärft, und uns, ſo lang wir leben, mit marternden Zweifeln und mit Sehnſucht erfüllt. Wie glücklich iſt dagegen Derjenige, der in heiterm Nichtswiſſen dahin lebt; er gerade dünkt ſich ein Gott in der Erkenntniß und da ihm die unbedeutendſten Dinge zu etwas Wichtigem werden, ſo kommt er endlich auch zu der beſeligenden Ueberzeugung von der Wichtigkeit ſeiner eigenen Perſon. — Und dann das ewige Vorausſehen, das Kennen der uns umſchleichenden Gefahren. Allerdings ſucht man ſie alsdann zu vermeiden, aber man fürchtet ſie doch, und die Furcht läßt uns keinen frohen Augenblick.

Bei den leiſeſten Symptomen einer Krankheit zucken die Menſchen entſetzt zuſammen, denn: ſie fürchten die Folgen, ſie wiſſen, daß ihr Ende der Tod ſein kann. Und — wüßten ſie es auch nicht, ſo gibt es eine Art Menſchen, welche ſie Aerzte nennen, die ſie darüber unterrichten, und die, um ſich Anſehen zu verſchaffen, die Gefahr ſo viel als möglich zu vergrößern ſuchen, ſo daß die armen Leidenden oft kränker aus Furcht als aus Dispoſition ſind.

Ihr würdet, liebe Brüder, die drolligſten Sprünge machen, könntet Ihr, wie ich, einerſeits dieſe Geſundmacher und andererſeits die albernen Menſchen beobachten, die ſich dieſen mit unbegrenztem Glauben hingeben, ja ſie für wahre Hexenmeiſter nehmen.

Unſer Arzt iſt die Natur, die es auch nur ſelten zuläßt, daß uns eine Krankheit wohlthätig ſchüttelt; die Menſchen dagegen machen ſich durch unſinniges Leben und Schwelgen krank und ſchlucken alsdann auf Verordnung der Aerzte auch noch das abſcheulichſte Zeug, um noch kränker zu werden oder gar zu ſterben.

Natürlich benutzen nun dieſe Aerzte, — deren große Kunſt allein darin beſteht, die Krankheiten, in Compagnien eingetheilt, zu Hunderttauſenden aufzählen zu können, ſonſt aber der Natur ihren Lauf zu laſſen, — natürlich, ſag ich, benutzen nun die Aerzte wieder die Schwäche ihrer Nebenmenſchen, und machen dieſen Todesangſt, um ihren Vortheil daraus zu ziehen.

Welcher Triumph iſt es aber auch für einen Arzt, wenn er einen Menſchen, der acht Tage vorher noch friſch und geſund umherſtolzirte, jetzt bleich, eingefallen und ſchwach auf dem Bette vor ſich liegen hat . . . . vielleicht einen Mächtigen, vor dem ſich Alles demüthig beugte, ... oder einen Feldherrn, deſſen Wort Tauſende zittern machte . . . . oder einen Reichen, der noch geſtern verächtlich auf ihn herabgeſehen, ... oder eine Schöne, deren Siegeswagen Hunderte anbetend folgten. Welcher Triumph für einen Arzt, ſie, auf das Schmerzenlager geſtreckt, abhängig von ſich zu wiſſen, und ihre fragenden, bittenden Blicke zu ſehen!

.... Zu ſehen wie ſie eine ganze Familie ängſtlich flehend umſteht.... welcher Ruhm wird den Geſchickten krönen, wenn er den Kranken erſt vorſätzlich bis an die Pforten des Todes führt und ihn dann rettet .... welcher reiche Lohn muß ihm werden, ... auch wenn das Spiel mißlingt und der arme Freund abſegelt. Aber — ich will nicht zu ſchnell urtheilen — vielleicht geſchieht dies Alles zum Wohl der Menſchheit. Denn: wie freudig kehren die Geretteten zum Leben zurück, wie anders ſehen ſie Alles an. Die Angſt hat ihnen die Augen geöffnet; jetzt erſt fangen ſie an Freunde wahrhaft zu lieben, die ſie bis jetzt überſahen; den Werth des Lebens und ſo mancher Dinge und Perſonen zu erkennen, die ihnen bis dahin gleichgültig geweſen. Der Mann ſchätzt ſein gerettetes Weib doppelt, und läßt die Nebengeliebten fahren; die Frau will nun nur noch ihrem rechtmäßigen Manne gehören, — nur für lachende Erben fällt die mediciniſche Kunſt bei dieſer Gelegenheit um hundert Procent im Werth.

Der ſchönſte Beweis, wie weit es die Aerzte in ihrer Wiſſenſchaft gebracht, iſt der, daß ſich Alle in ihren Anſichten widerſprechen. Werdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch ſage, daß es ſchon vorgekommen, daß man bei großer Gefahr zwei oder noch mehr Aerzte zugezogen hat, dieſe aber, da Jeder von ihnen gerade der entgegengeſetzten Meinung des Andern war, ſich ſo lange um die Wiſſenſchaft herum geſtritten, bis der Patient keiner Hülfe mehr bedurfte, da ihn der Tod unterdeſſen radikal kurirt?

Manche betrachten die Leidenden lediglich als intereſſante Studien. Läßt man dieſe nun rufen, ohne daß einem der Tod an der Kehle hat, ſo iſt's ihnen nicht der Mühe werth, und der Kranke wird vernachläſſigt, bis daß auch ihn Freund Hein bedroht.

Andere ſind vornehm, kommen nach einem flotten Mittageſſen angefahren, reden gravitätiſch und verſchreiben was ihnen beliebt ohne Prüfung, ohne Kenntniß der Krankheit, des Temperaments u. ſ. w.

Wieder Andere eilen, als ob ſie die ganze Welt zu beſorgen hätten, denken am Krankenbett an die Geſellſchaft oder die und die ſchöne Frau, die ſie heute Abend erwartet oder auch an ihr Lieblingsſtudium, das vielleicht mit den menſchlichen Krankheiten ſo viel zu thun hat, wie einer von Euch.

Kurz! wenn die Menſchen nicht mit Blindheit geſchlagen wären, ſo würden ſie einſehen, daß ſie gar oft von liſtigen Charlatanen gefoppt werden, und ein naturgemäßes Leben der beſte Arzt iſt.

Dagegen dürfen die Aerzte jedenfalls auf die Dankbarkeit der Seligen rechnen. Es wird gar Mancher unter dieſen ſein, den ſie, durch Aderläſſe und Purgationen, durch Pillen und Mixturen um 20 Jahre früher in den Himmel expedirt haben, als er, nach ſeiner körperlichen Conſtitution zu ſchließen, hoffen durfte.

Ich bin feſt überzeugt, daß dies auch viele Aerzte einſehen, und ſich auch daher ſo wenige Scrupel machen, wenn ſie oft auf Gerathewohl verſchreiben.

Die Menſchen wiſſen, daß ſie ſterben müſſen, und dies Wiſſen, welches ihnen Alles vergegenwärtigt, vergiftet jeden ihrer frohen Augenblicke. Zerſtreuen ſie ſich auch, was hilft es, mitten in der Luſt taucht das finſtere Schreckbild wieder auf. Hat man einmal den Stand der Unwiſſenheit aufgegeben, iſt das Bewußte nicht mehr zu tilgen! —

Aber ſie haben mit der natürlichen Todesfurcht noch nicht genug! — Die Thoren umgeben dieſe nicht zu vermeidende Cataſtrophe auch noch mit den widerlichſten, mit den entſetzlichſten Schreckbildern; ja ſie zaubern ſich, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit und Schlechtigkeit, nach dem Tode einen Zuſtand hervor, deſſen Vergegenwärtigung ſchon Manchen wahnſinnig gemacht.

Es iſt, — um mich Euch deutlicher zu machen, — als ob ſich unſer Einer beſtändig in den Schwanz biſſe.

Man zittert ordentlich, wenn man in ihre ſogenannten religiöſen Meinungen eingeht und an den Tod denkt. Die Urſache dieſes ſonderbaren Benehmens iſt die: die Menſchen wurden durch allmählige Aufklärung und durch Vermehrung ihrer Kenntniſſe ſo fein und ſpitzfindig, daß dieſe Feinheit und Spitzfindigkeit, — die bei Einzelnen größer als bei Anderen iſt, — für das allgemeine Beſte gefährlich zu werden anfing. Da erfand man, um die Allzunaſeweiſen in den gehörigen Schranken zu halten, zwei bewundrungswürdige Einrichtungen: die Polizei und die Religion, d. h. man legte der körperlichen und geiſtigen Freiheit gewiſſe Feſſeln an.

Bei Gelegenheit der Religion ſagte mir meine gute Herrin, daß ich nichts mit derſelben zu ſchaffen hätte, weil ich keine Seele beſäße, und nur ein Vieh wäre, folglich auch weder Gutes noch Böſes für mich nach dem Tode zu erwarten ſei. Um wie Vieles haben wir Thiere es da beſſer als ein großer, ja der bei weitem größte Theil der Menſchen, der, — wie mir meine Herrin weiter erzählte, — da er nicht zu der allein ſeligmachenden Kirche gehört, in alle Ewigkeit verdammt iſt; d. h. die Seelen dieſer armen Teufel, — und zu ihnen gehören alle Juden, Heiden, Mahomedaner, ſelbſt alle lutheriſche, reformirte, ſchneidemühler und ſonſtige Chriſten — werden nach dem Tode in einer andern Welt in ewigem Feuer geröſtet und gebraten. Wie das nun zugeht, daß man die Seelen, die doch körperloſe Weſen ſind, braten kann? — Dies freilich, liebe Brüder, iſt meinen Begriffen noch zu hoch; ich denke es indeſſen mit der Zeit noch zu faſſen, und habe mich deshalb an den Beichtvater meiner Herrin gewandt, der Jeſuit und ein Intimus der Biſchöfe von Trier und von Luxenburg iſt. Der Troſt, mit dem Tode aufzuhören, war mir eigentlich ganz willkommen; denn da ich im Leben viel geplagt werde, ſo denk ich ſchon jetzt mit einer gewiſſen freudigen Sehnſucht an den langen, an den ewigen Schlummer.

Was nun die Religion des Menſchen, — dieſes drolligen Wadenthiers, — betrifft, muß ich geſtehen, daß ich nicht tief in dieſelbe eingedrungen bin. Alles was ich darüber weiß, meine lieben Brüder, iſt: daß die Seele des Menſchen unſterblich iſt, und daß die Menſchen ihre gefährliche Wiſſenſchaft ſo weit getrieben haben, daß ſie nicht allein diejenigen Uebel fürchten, die allen lebenden Weſen gemein ſind; nein! ſie zittern und beben auch noch außerdem vor den Schrecken, die ſie nach dem Tode erwarten, wenn ſie hier gefehlt haben; ja ſie geben in dieſer Wiſſenſchaft von Dingen, die ſie eigentlich doch gar nicht wiſſen können und nie entziffern werden, ſo weit, daß ſie über die Frage nach dem dereinſtigen Leben das jetzige ganz überſehen, und ſich, auf Rechnung eines ungewiſſen zweiten Lebens, einſtweilen von den Geſcheuteren unter ihnen unterjochen, ſchinden und drukken laſſen.

Ich frage Euch nun, können ſolche Weſen jemals einen ruhigen Augenblick genießen? — Auch kann man alle Tage ſehen, wie ſich die zertretene Menſchheit von ſchlauen Pfaffen, den Vettern der Großen, durch den Glauben an ein jenſeitiges beſſeres Leben,

— dieſem heiligen Gypspoppanz, — einlullen läßt; wie Maſſen derſelben ſich in Schwärmereien, oder im Nichtsglauben, oder in toller Luſt zu betäuben ſuchen, oder in Kummer verzehren, oder von Qualen zerriſſen werden — ja oft verzweifelnd untergehen.

„Verzweifeln?“ — Ihr Glücklichen begreift nicht, was „verzweifeln“ heißt; und ſelbſt ich, ſo aufgeklärt ich bin, hätte wohl heute noch keinen Begriff davon, wenn mir nicht eines Tages, als ich aus Unvorſichtigkeit eine koſtbare Porcellan-Service zerbrochen, der Erbe meiner Herrin geſchworen hätte, mich, wenn ich je in ſeine Hände fallen ſollte, für den Reſt meiner Tage in Ketten zu legen. Dieſe Drohung rief in mir eine ſolche Miſchung von Schmerz, Ungeduld, Selbſtentmuthigung und Lebensüberdruß hervor, daß ich glaube, jener ſchreckliche Zuſtand war der, den die Menſchen „Verzweiflung“ nennen.

Außerdem haben ſie noch tauſend und abertauſend tägliche Plagen. Ihr hochgeſchraubtes, auf unnatürlichen Grundlagen ruhendes Weſen macht, daß ſie ſelbſt das Aeußere oft ſchmerzlich berührt. So gehören zu ihren größten Qualen: der Neid über das Glück Anderer, die Gier Reichthümer aufzuhäufen, die Wuth berühmt zu werden, die Sucht zu herrſchen und ſich über Andere zu heben, der Kummer untergeben zu ſein und gehorchen zu müſſen; ſelbſt die Blumen der Kunſt tragen für ſie oft giftigen Fieber erzeugenden Duft. So giebt es Paganini-, Jeni Lind- und andere derartige Fieber, von welchen geſchüttelt, ſie ſich in bachantiſchen, wilden Träumen oft ſelbſt für Thiere anſehen und zu wahren Pferdenaturen werden, und — alle dieſe Leidenſchaften ſteigern ſich oft noch zu einer ſolchen Wuth, daß ich Anfangs oft an der Behauptung, der Menſch ſei ein vernünftiges Weſen, irre ward. Was aber das Schlimmſte iſt, ihre Klugheit, die ſie alle Uebel ſchon von Weitem vorausſehen läßt, führt ſie ſelbſt zur unausſtehlichen Qual der Verſtellung; ſo daß ſie ihren Todfeinden, ihren Unterdrückern und Henkern, noch ſchmeicheln und entgegenlächeln, — daß ſie, Wuth im Herzen, ihre Feinde umarmen und Brüder nennen.

Aber ich will mehr in das Einzelne eingehen, um Euch, liebe Brüder, zu zeigen, daß ſich der Menſch, der ſich ſo ſtolz den Herrn der Schöpfung nennt, ſein Unglück ſelbſt bereitet, und zwar namentlich durch den

Widerſpruch ſeiner religiöſen Maximen und ſeiner eit thörigten Geſetze.

Wie tyranniſch der Menſch die Welt beherrſcht, davon habt Ihr wohl ſchon gehört; aber kaum glauben werdet Ihr mir, wenn ich Euch ſage, daß er gegen ſich ſelbſt mehr Böſes verübt, als gegen alle Arten von Thieren zuſammengenommen. Ja! gute Seelen haben bereits Vereine gegen die Thierquälerei errichtet, — Vereine gegen die Menſchenquälerei gibt es aber noch nicht. Denn der Verein gegen den Sklavenhandel kann hier nicht erwähnt werden, da es noch nicht beſtimmt ausgemacht iſt, ob Sklaven auch Menſchen ſeien.

Da aber des Menſchen Empfindſamkeit außerordentlich zart iſt, und ſich auch auf tauſend Dinge außer ihm erſtreckt, ſo bedient er ſich derſelben um Seinesgleichen zu quälen. Es ſcheint er findet darin eine Erleichterung für das, was er ſelbſt leidet und eine angenehme und nöthige Zerſtreuung.

So wetteifern z. B. die Menſchen gegenſeitig, um ſich durch Spott, Ironie, Perſiflage und Verläumdung, geiſtige Wunden beizubringen. Dieſe geiſtige Wunden aber müſſen einen furchtbaren Schmerz hervorrufen; dies ſchien mir wenigſtens aus den Mienen derjenigen, die ſolche erdulden mußten, und aus der Wuth hervorzugehen, die ich ſie in der Einſamkeit aushauchen ſah.

Aber das iſt alles noch nichts!

Die Menſchen, ſchlimmer als die wildeſten Thiere, bedienen ſich ihrer Vernunft, um das zu erſinden, was ſich am beſten dazu eignet ſie unglücklich zu machen.

Vor allen Dingen führten ſie eine ſeltſame Ungleichheit unter ſich ein, — eine Ungleichheit, die ſich nicht etwa auf größere oder geringere Verdienſte ſtützt, oder auf der größeren und geringeren Nützlichkeit der Einzelnen beruht, — nein! eine Ungleichheit, die von der Aufhäufung todter Schätze oder von dem Ueberkommen größerer Rechte, die einſt der Stärkere dem Schwächeren abgerungen, und die ſie das hiſtoriſche Recht nennen, herrührt. So giebt es denn unter derſelben Art von Geſchöpfen: Herrn und Sklaven, Beſitzende und Nichtsbeſitzende. Zu den Beſitzenden gehören die Dümmſten, wenn ſie nur Geld haben; zu den Nichtsbeſitzenden oder Lumpen gehören Alle, die kein Geld haben, auch wenn ſie Welten im Herzen und im Kopfe trügen.

Ferner unterwarfen ſich die Menſchen einer Maſſe von Geſetzen und Regeln, unter welchen es eine Menge gibt, die der Unſinn erſchaffen. Aber die Geſetze, die doch noch hie und da einen Anſchein von plauſiblen Gründen haben, beengen ſie noch nicht genug, ſie beugen ſich auch noch — ob des Wahnſinns! — unter tauſend lächerliche Vorurtheile, die ſie bei jedem Schritte peinigen. Kommen ſie nun denſelben nach, ſo fühlen ſie ſich unabläſſig genirt; vernachläſſigen ſie dieſelbe, ſo martert ſie ein Gefühl, welches ſie Schaam nennen.

Ich habe ſchon der, unter den Menſchen herrſchenden Ungleichheit Erwähnung gethan, und zugleich erzählt, wie ſie ſich gegenſeitig zu verletzen und zu quälen ſuchen. Es empört mich dies um ſo mehr, als ihre Religion lehrt: „daß alle Menſchen Brüder ſeien;“ ja! um ihnen gar keinen Vorwand zur gegenſeitigen Unterjochung zu laſſen, hat ſie dieſelbe zu einer Familie, zu Kindern eines Vaters — wie ſie ſagen — vereinigt, indem ſie ihnen Sanftmuth, gegenſeitige Freundſchaft, Nächſtenliebe, Erbarmen und

Selbſtverläugnung empfahl. Dieſe Religion halten ſie, gewiß mit Recht, für eine göttliche, ja! Gott ſelbſt, ſoll ſie den Menſchen gegeben haben. Und was? — was thun ſie nun?

Sie lachen ihrer! — ſie machen ſich luſtig über ſie! — ſie ſpotten derſelben! — ſie treten ſie mit Fußen!

Wer aber, geliebte Brüder, ſpottet ihrer wohl am meiſten?

Wer? — Ich will es Euch ſagen: es ſind die Prieſter dieſer heiligen Religion ſelbſt.

Sie haben eine bevorrechtete Kaſte gebildet, und maßen ſich eine tyranniſche Herrſchaft über die Geiſter an. Einer unter ihnen hat ſich an die Spitze geſtellt, und nennt ſich, — er, — ein gebrechlicher, allen menſchlichen Schwachheiten unterworfener Menſch — mit gotteslaͤſterlicher Frechheit, den Stellvertreter Gottes, den Unfehlbaren, der da auch nach dem Tode die Menſchen noch quälen oder lohnen kann. Freilich muß man zugeſtehen, daß dieſer Menſch, der zu Rom, einer vor Alters berühmten Stadt, wohnt, ein Hexenmeiſter iſt; denn er beweiſt den Menſchen, deß er unfehlbar, wenn er ſich auch täglich irrt; er kann Mehl in Fleiſch, und Wein in Blut verwandeln; er läßt Holzſplitter, Knochen, Steinbilder u. ſ. w. Zauberſtückchen machen; er escamotirt Seelen aus dem Fegfeuer in den Himmel; er ſchlägt ſelbſt ſeinem Herrgott ein Schnippchen, und macht Betrüger und Dummköpfe zu Heiligen; — ja — was ſein beſtes Stückchen iſt: er ſetzt der menſchlichen Vernunft eine Nebelkappe auf, und ſteckt Fürſten und Völker in ſeine Taſche. Und dieſe Hexerei — namentlich die letztere — gefällt den Prieſtern aller Farben ſo gut, daß ſie ſich alle abmühen um nolens volens auch ſo ein Kerlchen wie das zu Rom zu werden; woher es dann kommt, daß aus jedem Pfaff ein römiſcher Hexenmeiſter guckt.

Und dieſen Unſinn, Ihr geſchwänzten und ungeſchwänzten Brüder, dieſen Unſinn glauben die Menſchen; — einen Unſinn der zu unſinnig iſt, als daß Ihr ihn begreifen könntet.

Aber weiter! die Religion lehrt: Liebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt. Die Prieſter dieſer Religion aber lehren: „Verflucht in alle Ewigkeit iſt der, der anders denkt als wir?“

Ihr guten, lieben Brüder, Ihr glücklichen Bewohner der ſtillen, heiligen Urwälder, der ſegenreichen Ebnen, begreift Ihr dies?

Die Religion ſagt: Vervollkommnet Euch, damit Ihr Eurem himmliſchen Vater immer ähnlicher werdet. Die Prieſter ſagen: dumm müſſen die Menſchen bleiben, damit ſie uns gehorchen, und wir ſie regieren und ausſaugen können.

Die Religion befiehlt ausdrücklich ihren Verkündern Armuth; ihre Prieſter legen auch die Gelübde des Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit ab, halten aber höchſtens das erſte und leben ſonſt in allen Lüſten der Welt und ſammeln Schätze.

Die Religion lehrt Demuth, und ihr höchſter Prieſter ſagt: ich bin Gottes Stellvertreter und Könige und Kaiſer und die Welt und alle Völker ſind mir unterthan.

Soll ich Euch mehr ſagen? die Prieſter *der* Religion, die eine Verkünderin der Liebe iſt, haben ſeit undenklichen Zeiten die Andersgläubigen, verflucht, gekettet, gemartert, gerädert und bei lebendigem Leibe gebraten.

Die Prieſter *der* Religion, die da lehrt: *Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, ſollen* ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, haben vor kurzer Zeit einen alten Lappen ausgehängt, den einſt der Gründer ihrer Religion getragen haben ſoll, und haben die Menſchen veranlaßt, dieſen heiligen Lappen anzubeten! — und es gab Menſchen, die, — Dank ſei es prieſterlicher Herrſchaft — dumm genug waren, dem Rufe zu folgen, und in gottſeliger Blindheit, auch noch die Säcke der geldgierigen Prieſter, dieſes: Unkrauts der Religion, zu füllen.

Aber! — aber! aber meine Brüder, — ich bin nur ein Affe, — mir ſchwindelt mein Kopf — Menſchen mögen ſolchen Unſinn begreifen — nicht wahr, Ihr lieben, glücklichen, freien Brüder — wir, wir armen Thiere begreifen ſolch Wunderſames nicht.

So viel nur ſeh' ich ein, daß die wahren Verderber der Religion, die wahren Heiligthumſchänder, eben jene Prieſter ſelbſt ſind, die gerade das Gegentheil von dem denken, thun und lehren, was ihre Religion gebietet!

O! ich kann nicht mehr für heute ſchreiben, mein Herz iſt zu voll, mein Geiſt zu erregt.

Bald erfahrt Ihr mehr, nur jetzt laßt mich in ſüßen Träumen, in Träumen, die mich in mein Vaterland, in Eure freien Wälder tragen, wo fröhlicher Genuß die Religion aller Weſen iſt, – die Ruhe meines Herzens wiederfinden.

Mit Liebe Euer Bruder

Jocko.

Zweiter Brief.

Vielgeliebte!

In meinem erſten Briefe an Euch erwähnte ich öfter des Reichthums, als eines der vorzüglichſten Gründe der Ungleichheit unter den Menſchen.

Ich glaube kaum, daß Ihr den richtigen Begriff dieſes Wortes ahnt.

In glücklicher Unwiſſenheit lebt Ihr ſorglos in den Wäldern, die Euch eine liebende Natur zum Aufenthalte anwies. Sie bieten Euch in reicher Fülle Nahrung, Obdach, Schutz und Gelegenheit zu ergötzlichen Spielen. Heiter und zufrieden genießt Ihr den Augenblick, und Eure Freude iſt der allſchaffenden Liebe das ſchönſte Dankgebet.

Aber würde es Euch je einfallen mehr Früchte, Eier, Getraide und Blätter aufzuhäufen, als Ihr zu Eurem Unterhalt bedürft?

Würde derjenige unter Euch, der mächtige Haufen der ſchönſten Früchte beſäße, die er doch nicht alle genießen könnte, glücklicher ſein als die Anderen, die ſich mit dem Gewinn der nöthigen Nahrung begnugten? Gewiß nicht! —

Nun ſeht, reich ſein heißt, bei den Menſchen, mehr Subſiſtenzmittel beſitzen als ein anderes Individuum. Es iſt dies die Folge einer gewiſſen Habgierde, eines ſchmutzigen Laſters, — eine ſchreckliche Sucht „zu haben,“ lediglich „um zu haben“ — eine Sucht, deren Krone der Geiz iſt.

Ihr lacht vielleicht verächtlich über den Begriff Reichthum, aber die tiefſte Indignation würde Euch durchbeben, wenn Ihr die Habſucht und den Geiz kennen würdet.

Hunger iſt fürchterlich; aber am Fuße eines Baumes zu ſitzen, der ſich unter der Wucht goldener Früchte beugt, und, Wache haltend, zu hungern, nur um Niemand Anderem, ja ſich ſelbſt, nicht den leiſeſten Genuß zu gönnen, — iſt Wahnſinn! . . . . Jenen

Baum mit ſeiner Fülle zu beſitzen, und ein anderes Weſen am Fuße deſſelben verhungern zu ſehen — iſt niederträchtig! .... Wir Thiere des Waldes ſind keines von Beiden; der Menſch aber, der ſtolze, gebildete, ſich Gott dünkende Menſch, läßt ſich tauſendmal Beides zu ſchulden kommen.

Wen ſollte es nicht empören, Menſchen zu ſehen, die andere Menſchen ſchlechter, grauſamer behandeln als unſres Gleichen, die ſie doch mit tiefer Verachtung betrachten. Sie ſind Brüder: aber die Einen gebärden ſich wie Götter und behandeln die Andern als ob dieſe ihr Eigenthum wären; und dieſe Unterdrückten (unbegreiflicher Widerſpruch) und dieſe Anderen, die doch zu derſelben Gattung hochmüthiger, ſtolzer Thiere gehören, beugen ſich feig unter das unwürdige Joch.

Meine Herrin ſelbſt, die doch gut iſt, hält mich, einen Papageien, Katzen und Hunde und läßt uns, — freilich aus Laune, — ſorgſam pflegen, ja koſtbar bedienen. — Sie lacht, wenn eines von uns eine Leckerei ſtiehlt; aber ſie wäre unerbittlich, wenn ein halbverhungertes menſchliches Weſen ihr in der Todesangſt ein kleines Brod entwenden würde.

Sie, und Hunderte ihres Gleichen, ſchwelgen in übermüthiger Ueppigkeit, in maßloſem Ueberfluße, während Millionen ihrer unglücklichen Brüder und Schweſtern im Elende ſchmachten, und, ſorgenbeladen, Arbeiten unterliegen, die der Eſel und das Pferd unerträglich fänden.

Der Menſch, meine Brüder, der Menſch, der uns Alle beherrſcht, iſt ein erbärmliches Thier, ein höchſt unwürdiger Herr der Schöpfung!

Man ſieht welche, die ſich trotz den gefräßigſten Thieren mit ekelhafter Gier voll Speiſen pfropfen; die ſo lange geiſtige Getränke verſchlingen, bis ſie bewußtlos, zum Spott ihrer Nebenmenſchen, dahin taumeln und in einem Zuſtande völliger Vernunftloſigkeit ſind.

Bei allen dieſen Ausſchweifungen aber, bleiben ſie hartherzig, kalt und ſtolz und würden einem Anderen, der nichts hat, und der, — Verzweiflung in den Augen, Bläſſe des Hungers auf den Wangen, Seufzer der bitteren Noth im Herzen, — ſie um eine kleine Gabe anflehte, den geringſten Theil von ihrem Ueberfluſſe verſagen.

Ich ſelbſt, ein armes verachtetes Thier, — ich ſelbſt wurde oft bei ähnlichen Scenen gerührt. Ich gab zu öfterenmalen Brod, das ich als überflüſſig im

Hauſe wußte, an ſolche Unglückliche. Wißt Ihr aber was erfolgte? . . . . meine Herrin, die mich nicht gezankt, als ich ihr die koſtbare Service zerbrochen, — die doch viel tauſend mal mehr werth war, als das verſchenkte Brod, — ſchlug mich, weil ich einem ihrer Brüder ein Stückchen von ihrer überflüſſigen Nahrung gereicht.

Wie tyranniſch die Mächtigen und Reichen gegen die Schwachen und Armen und wie widerſprechend zugleich ihre Geſetze ſind, geht auch aus Folgendem hervor: den Arbeitern iſt, wenn ſie zufällig rabeits- und brodlos werden, das Betteln bei Gefängnißſtrafe und ſogar bei körperlicher Züchtigung verboten, — Bettelmönchen (einer Art heiliger Faulthiere) errichtet man dagegen prachtvolle Paläſte, die man Klöſter nennt, und füttert und mäſtet ſie auf das koſtbarſte darin

Ich ſagte oben, daß es unter den Menſchen auch Arme gäbe. Hört jetzt, was denn eigentlich ein Armer iſt.

Es iſt ein Menſch, elender als der Wurm, der im Staube kriecht; ein Weſen, das ſchlimmer daran iſt, als ein Hund. Es iſt ein Weſen, das verſtoßen daſteht, und nicht das leiſeſte Recht auf irgend etwas in der Welt hat; welches, des Reichthums bar, nicht einmal Anſprüche auf die Gaben der Natur, der Mutter, der Nährerin aller Geſchöpfe, zu machen hat. Ihm ſteht nicht die Freiheit zu, die Bedürfniſſe zu befriedigen, die er als Lebensbedingungen doch befriedigen muß; — und wenn er elendiglich verhungert: er darf dennoch nicht fiſchen in dem Fluſſe der zu ſeinen Fußen vorrüberrauſcht, und in dem Millionen Fiſche vor ſeinen Augen ſich fröhlich tummeln; er darf ſich dennoch weder im Wald noch auf der Flur eines Thieres, eines Halmes bemächtigen, ... denn Fluß und Wald und Baum und Feld ſind Beſitzthumer eines Reichen. Wage er es nur, ſich einer Frucht zu bemächtigen, er wird ertappt und als Dieb entehrt und gezüchtigt; — verſuche er es, für ſeinen ſchrecklichen Hunger ein Thier zu erjagen .... er darf ſich freuen, denn alsdann hat er doch die Hoffnung, daß ihm ein Knecht des Reichen eine Kugel in den Leib ſendet, er hat dann doch etwas drinnen, was ihn noch dazu vielleicht von ſeinem jämmerlichen, elenden Daſein erlöſt.

Die Natur alſo bietet dem Armen, außer einer echs Fuß langen Grube, nichts, um das Leben zu friſten, das ſie ihm gegeben.

Und in den Städten, wo ſich rings um ihn Paläſte aufthürmen, wo alle Lebensbedürfniſſe im Uebermaße aufgehäuft ſind, woſelbſt ſich die Pracht und der Luxus an allen Fenſtern, in all den prächtigen Magazinen, — ihn verſpottend, — breit machen; allwo Luſt und Freude ihn umſchwirren, Wohlleben und Schwelgerei ihm überall entgegentreten? — Er ſteht verſchmachtend vor Hunger und Elend, dort und hier in mitten der Fülle und des Ueberfluſſes, in welchem ſich Weſen ſeiner Art berauſchen, — er darf, er kann es weder hier noch dort wagen, ſeine Hand nach dem auszuſtrecken, was ſeinen brennenden Gaumen erfriſchen, ſeinen knurrenden Magen beruhigen, ſein erlöſchendes Auge beleben, ſeine Kräfte wieder aufwecken, ſein gebrochenes Herz erfreuen, ſeine Blößen decken könnte. Nichts hat man ihm gelaſſen, — nichts iſt ſein; Alles, Alles gehört Anderen! — Doch ja, er iſt nicht ſo ganz arm .... er darf ja noch die freie Luft athmen, ſich der Sonnenwärme freuen, die Fülle der Natur, den Reichthum ſeiner Brüder bewundern! ... Kann er nicht, ... während die prachtvollen

Caroſſen der Reichen an ihm vorüberfliegen und ihn mit Koth beſpritzen, ſich reich und glücklich — träumen?

Er würde gern arbeiten, aber er findet keine Arbeit, — oder, er iſt krank und alſo unfähig dazu, — oder, er hat auch welche; aber ſein erbärmlicher Verdienſt reicht nicht für ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe aus.

Wie könnte ihm der Fabrikherr, der Hunderte ſeines Gleichen beſchäftigt mehr geben? . . . . und für was?

Er und die Seinen ſind ja an trocknes Brod und Kartoffeln — vielleicht auch an's Hungern gewöhnt. Der Fabrikherr aber muß Auſtern, Trüffeln, Gänſeleberpaſteten und indianiſche Vogelneſter eſſen und Champagner dazu trinken .... er muß dies thun; denn erſtens iſt ſein Magen an dieſe Koſt gewöhnt, und zweitens erfordert es der Anſtand und ſeine Stellung. Er muß auch Seinesgleichen dies eſſen laſſen, recht oft und recht viel davon, und Bälle muß er geben, wovon ein Einziger ſoviel koſtet, als dreihundert Familien in einem Jahre bedürften, um überſchwenglich glücklich zu ſein. Und ſein Weib und ſeine Töchter müſſen für jeden Ball neue fürſtliche Anzüge aus Paris erhalten und Kapitalien in koſtbaren Steinen an Hals, Armen und Buſen tragen, und Pferde und Wagen muß er haben; und die Sänger und Sängerinnen und die Tänzer und Tänzerinnen, die ſeine Augen und Ohren reizen, ſind das keine Menſchen? brauchen und verdienen die nicht Hunderttauſende?

Gewiß! denn ſie beluſtigen ja die Reichen und ſcheuchen, wenigſtens auf Augenblicke, die Sorgen aus ihren Herzen.

Sorgen? höre ich Euch fragen. Haben denn auch die Reichen Sorgen?

O, Ihr lieben Brüder, Ihr könnt nicht ahnen, was eben dieſer Reichthum, was der Beſitz, die Menſchen geiſtig und körperlich für Leiden und Mühen koſtet; wie viele Grauſamkeiten und Schändlichkeiten um ſeinetwillen begangen, ja wie viel Blut für ihn vergoſſen wird. Ihr würdet die Narren von Menſchen bemitleiden und belächeln, wenn Ihr wüßtet, wie ſie ſich zu Tode arbeiten, ſich beunruhigen, ſich ängſtigen, ſich verfolgen, chikaniren, hinterliſtig betrügen und um's Leben bringen. Dann kommen wieder Andere und feſſeln dieſe Mörder und ſchleppen ſie in Gefängniſſe und hängen ſie, oder brennen ſie auf die Stirne, oder brechen ihnen Arm und Beine und ſchlagen ihnen den Kopf ab.

Andere wieder zanken und verfeinden ſich und ſtreiten gegeneinander, und dingen wieder Andere, die für ſie ſtreiten und ſchimpfen, und dieſe bezahlten Streiter machen denn die Sache noch ſchlimmer und ſtreiten und ſchimpfen ſo lang und laſſen ſich ſo lange bezahlen, bis die Urſtreiter beide nichts mehr haben.

Dies ſchöne Verfahren nennen die Menſchen Prozeße führen.

Die Großen, das heißt, die Herrſcher, führen ihre Prozeſſe um das Mein und Dein noch toller. — Sie begnügen ſich nicht mit Worten, ſie dingen Hunderttauſende von Menſchen und führen ſie gegeneinander, damit ſie ſich hübſch untereinander todſchlagen und verkrüppeln. Derjenige nun, deſſen Heere die meiſten Feinde todgeſchlagen und verſtümmelt haben, der hat Recht.

Dieſe Art Prozeſſe nennt man Kriege, oder beſſer Schlachten, von „Dahinſchlachten,“ zur Schlachtbank führen. Und Dreinſchlagen, heißt daher auch: kurzen Prozeß machen.

Die Religion ſagt zwar: Alle Menſchen ſind Brüder, — die Menſchen ſollen ſich unter einander lieben, — wer das Schwert gebraucht, ſoll durch das Schwert umkommen, — u. ſ. w. Aber die Menſchen ſind übereingekommen, auf die Religion und ihre Gebote nur dann Rückſicht zu nehmen, wenn ſie in ihren Kram paſſen. Außerdem braucht man, wenn man reich iſt, nicht viel — und wenn man ein „Großer“ iſt — gar keine Religion.

Die ärgſte aller menſchlichen Ungerechtigkeiten iſt aber die, daß es ganze Racen von Menſchen gibt, die die übrigen Menſchen als Thiere anſehen und behandeln. Es gibt nämlich, und dies wiſſen ja viele unter Euch, ſchwarze und weiße Menſchen. Die Schwarzen ſcheinen die ältere Race, wenn der Menſch, Büffon genannt, mit ſeinem Syſteme über die Hitze im Mittelpunkt der Erde recht hat. Hat er nicht recht, ſo wird wohl mein früherer Herr den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und der Menſch von uns abſtammen.

Dieſe Schwarzen oder Neger pflegen nun von den Weißen als eine Art Vieh betrachtet zu werden, ſie fangen ſie ein, kaufen und verkaufen ſie und nennen ſie Sklaven. Ihr müßtet nun ſehen, liebe Brüder, wie man dieſe Sklaven behandelt! — Es geſchieht mit einer Grauſamkeit, die alle Einbildung überſchreitet, und deren man ſich nicht einmal gegen das elendeſte Thier bedient. Es ſcheint faſt als ob der Menſch fürchte, ſich ſelbſt in den Weſen ſeiner Gattung nicht genügend herabſetzen zu können; er verſpottet, er verhöhnt in dieſen Elenden ſeine eigne Natur und die Gebrechen, welche er mit Jenen gemein hat. Vor Allen gefällt er ſich, ſeine Sklaven unter der Laſt der Arbeit zu erdrücken, — und — gleich als wolle er ſeine eigenen Schwächen, an den Schwächen ſeiner Untergebenen rächen, ſchleudert er, bei dem geringſten Fehler, die Blitze ſeines Zornes vernichtend auf das Haupt des Fehlenden, der oft unter den namenloſeſten Qualen, zur wolluſtigen Beluſtigung ſeines Herrn, ſein Leben aushauchen muß.

Löwe und Tyger, Hyäne, Wolf und Bär ſind Lämmer gegen dieſe Tyrannen, die ſich Menſchen nennen, während ſie mit den Händen, die noch von dem eben vergoſſenen Blute ihrer Brüder dampfen, das Kreuz ſchlagen, zum Zeichen, daß ſie ſich zu der Religion bekennen, deren Grundgeſetz die Liebe iſt und deren Stifter noch im Tode Vergebung für ſeine Mörder erflehte.

In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die ein Theil von Euch kennt, gibt es allein jetzt noch 2,874,000 Sklaven, und außerdem werden, wie ich geleſen, nach genauen Berechnungen jährlich an 70,000 Sklaven, von dort aus nach dem Süden verkauft, von welchen auf dem Wege gewöhnlich 11 von 100 ſterben. Augenzeugen entwerfen ein herzzerreißendes Bild von den Leiden dieſer armen Sklaven, welche durch dieſen Handel ihren Frauen, Aeltern, Kindern entriſſen werden. Und dies geſchieht in den *ſogenannten Freiſtaaten von Amerika*, die vor circa 70 Jahren in ihrer Unabhängigkeitserklärung als „*unbeſtreitbar und durch ſich ſelbſt einleuchtend*" vor Allen die Wahrheit bezeichneten: „*daß alle Menſchen gleich geſchaffen, daß ſie alle vom Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten ausgeſtattet worden, unter welchen man die erſte Stelle einräumen müſſe dem Recht auf Leben, Freiheit und Streben nach Glückſeligkeit.*"

Und heute gibt es in jenen Freiſtaaten 2,871,000 Sklaven!

Wie ſchauerliche Mährchen werden Euch, liebe Brüder, dieſe Worte klingen, und verwundert hör' ich Euch fragen: Warum aber laſſen ſich dieſe unglücklichen denn ſo ſchmachvoll unterdrücken? — Wer geboren ward, gab dem nicht die Natur das Recht zu leben und ſein Leben zu genießen? — Sein Wille war es nicht, geboren zu werden, die Natur ſchuf ihn ſpielend; die Natur, und nach ihr die menſchliche Geſellſchaft, die ſie in Beſchlag nahm, und mit ihr ihrer Pflichten überkam, trägt alſo die unumſtößliche Pflicht, für das Leben und die lebensgemäße Ausbildung ihrer Geſchöpfe zu ſorgen. Nicht auf Reichthum und Rang hat Jeder gleiches Recht; aber unwiderſprechlich hat jeder Menſch, jedes Geſchöpf, das da geboren wird, das gleiche unantaſtbare Recht an die Natur, das Recht zu leben und ſomit auch den Unterhalt für ſein Leben zu finden.

Communismus, das iſt: gleiche Vertheilung aller irdiſchen Güter, iſt ein unſinniges Hirngeſpinſt. Zwiſchen Communismus und gerechter Berückſichtigung armer Mitgeſchöpfe, iſt aber ein himmelweiter Unterſchied. Gibt die Natur uns Thieren Befriedigung unſerer natürlichen Bedürfniſſe, muß auch der Staat, der für die Menſchen an die Stelle jener getreten, den menſchlichen Bedürfniſſen zu genügen wiſſen. Seine Aufgabe iſt es daher vor allen Dingen, für jeden ſeiner Unterthanen die Möglichkeit der Exiſtenz zu ſchaffen. Und den Staat hierin zu unterſtützen, iſt die Pflicht aller Jener, die ſich auf den weichen Polſtern des Ueberfluſſes wiegen. Es iſt ihre Pflicht! — aber dieſer Pflicht nachzukommen gebietet auch die Klugheit. Durch die Verkehrtheit der Menſchen und durch tauſend Widerrechtlichkeiten, hat ſich in Europa in geſellſchaftlicher Beziehung ein Zuſtand gebildet, der, als höchſt widernatürlich, auch für die Dauer höchſt gefährlich werden muß. Beuge man denn der Gefahr vor. Uns Thiere warnt der Inſtinkt. Aber die Menſchen unterdrücken eben jedes einfache und natürliche Gefühl und berauſchen und betäuben ſich abſichtlich, um es zu überhören. Daher ihre Kälte gegen die Leiden ihrer Mitgeſchöpfe; — daher ihre unbegreifliche Sorgloſigkeit am Rande des Abgrundes.

Die Verblendeten! ... Iſt denn ein vernünftig Warnender nicht gerade ihr Freund?

Um uns Affen zu fangen, ſtellen die Menſchen oft Gefäße mit Syrup hin, waſchen ſich in Waſſer und laſſen uns die ſüße Maſſe, damit wir uns die Augen verkleben. Bei den Aepfeln Borneos! Die Narren fangen ſich in der eignen Liſt. Mit dem Syrup des Wohllebens verkleben ſie ſich die Augen des Verſtandes, und rennen dann bethört dem Unheile entgegen.

Wahrlich! meine Brüder, die Hohen und die Reichen ahnen nicht, daß ein ſolcher Zuſtand, ein Zuſtand, der ſich auf die Länge noch mehr und mehr verſchlimmern wird, nicht mehr lang dauern kann, und zwar um ſo weniger, als auch die niederſten Klaſſen die Aufklärung erreicht und durchdrungen hat, und der Mann im Kittel ſich ſeiner Menſchenrechte von Tag zu Tag bewußter wird. Oder iſt er weniger Staatsbürger als der Reiche, der Adlige, der Hochgeborene? Oder macht die Natur bei der Geburt der Menſchen etwa Ausnahmen? und läßt die Kinder der Reichen und Vornehmen mit beſonderen Abzeichen zum Beweiſe ihrer Vorrechte zur Welt kommen?

Wenn man Siechthum, vergiftetes Blut und Mangel an geſunder Vernunft nicht als ſolche Zeichen betrachten will, ſo wüßte ich kein Anderes.

Das Kind des Herrſchers und das des letzten Arbeiters ſind bei ihrer Geburt gleich nackt, elend, und hülflos, und haben daher gleichen Anſpruch auf das Mitleiden der Menſchen und der mütterlichen Freigebigkeit der Natur.

Und dieſe urrechtlichen Anſprüche an das Leben: leben zu können, bleiben unveränderlich bei Beiden dieſelben, von der Wiege bis zum Grabe, das Beide wiederum gleich macht.

Ich, nur ein armes Thier, durch die Bemühungen guter Herren zur geſunden Vernunft mühſelig herangezogen, — ich ſehe ſchärfer als jene klugen Menſchen. Ich, ich rufe ihnen mit tiefem Ernſte zu: Habt Acht! — Seid vernünftig! opfert in Zeiten durch kräftige Hülfeleiſtung, die ihr dem Staate bei Organiſation der Arbeit zukommen laßt, ein Kleines von Eurem Ueberfluß, um einer dereinſtigen furchtbaren, durch Hunger und Verzweiflung herbeigeführten und gegen den Beſitz gerichteten Revolution vorzubeugen.

Die Schmerzen des Hungers, das Schütteln des Froſtes und das Bewußtſein nichts verlieren zu können, ſchafft todesmuthige Geſellen; — der Anblick einer in Elend verſchmachteten Familie weckt die Verzweiflung, — der Hohn des Reichthums ruft Wuth und Rache in's Herz, — die Erkenntniß zertretener Menſchenrechte begeiſtert! —

Ihr Hohen und Reichen erwacht aus eurem Schlummer, bietet die Hand zum Frieden, treibt eure unglücklichen Brüder nicht zu dem Aeußerſten. Nur Gerechtigkeit wollen ſie!... ſie denken nicht an Gemeinſchaft der Güter, ... nur ihr unveräußerliches Recht: leben zu können, den Lohn ihres Fleißes zu ernten nehmen ſie in Anſpruch.

Organiſation der Arbeit! iſt das Loſungswort! Bedenkt, daß der Beſitz eurer Güter, wenn ihr ſie mißbraucht ein ungerechter iſt; daß ihr nur ein ſchwankendes und conventionelles, aber kein in der Natur der Menſchenrechte begründetes Recht auf dieſelben habt, und ſeid daher menſchlich und gerecht, wie es euer eigenes zukünftiges Wohl erfordert.

Erſt dann, wenn der fleißige Arbeiter ſtets Arbeit findet, und ihm dieſe Arbeit den angemeſſenen und verdienten Lohn einträgt, wenn die zu Boden drückenden Sorgen ſeiner Bruſt entnommen ſind, und, mit einem Worte, ſeine Exiſtenz geſichert iſt, erſt dann hat die menſchliche Geſellſchaft ihre Pflicht erfüllt, erſt dann iſt der Beſitzende in ſeinem Beſitzthum geſichert.

Doch! .... wohin hat mich mein empörtes Herz geführt .... ich vergaß, daß ich an Euch, geliebte Brüder, ſchreibe, an Euch, die Ihr im Stande der Natur glücklich und zufrieden lebt, die Ihr weder Hohe noch Niedre, weder Arme noch Reiche unter Euch kennt, und daß es Euch, als unvernünftigen Thieren, dem Himmel ſei Dank, nie einfiel: Geſchöpfen Eurer Art die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu entziehen, um Euch im unnöthigen Ueberfluß zu langweilen und ſchwelgend ſelbſt zu vergiften.

Da es nun aber geſchrieben iſt, ſo nehmt es immer hin, leſet es, und dankt der liebenden Natur dafür, daß ſie Euch zu Affen und nicht — zu Menſchen gemacht hat.

In Liebe und treuer Anhänglichkeit

Euer Bruder

Jocko.

Dritter Brief.

Theure Freunde!

Ich komme auf den Menſchen, dies drollige Weſen, dieſe „Spottgeburt von Dreck und Feuer,“ — abermals zurück.

Die Menſchen lachen oft über uns, wenn wir, von Lebenskraft und Luſt getrieben, drollige Sprünge und Gebärden machen, — o die Thoren! wüßten ſie nur, wie verrückt ſie ſich gebärden, wie lächerlich ſie ſelbſt durch ihre Moden, Gebräuche, Vorurtheile und Geſetze werden.

Denkt nur, dieſes Weſen, welches ſich den Geſetzen der Natur auf alle Weiſe zu entziehen ſucht, und die Gebote der Moral und Religion verachtet, wenn ſie ihm nicht paſſen, — dieſes Weſen, liebe Brüder, hat ſich Geſetze geſchaffen, um ſeine Narrheiten, Abgeſchmacktheiten, Unnatürlichkeiten und Schändlichkeiten zu heiligen. Die Erfüllung dieſer Geſetze iſt aber nicht, wie es bei denjenigen der Natur und der Religion der Fall, dem freien Willen jedes Einzelnen anheimgegeben, — nein! — ſie haben Aufſeher, Ueberwacher, die alle Welt zwingen, jene Geſetze zu beobachten, obgleich dieſe ſie ſelbſt am meiſten übertreten. Denn die Vollſtrecker dieſer Geſetze ſind um kein Haar beſſer, als die Verkündiger und privilegirten Träger der Religion; es gibt keine Seele, die ſie ſo ſchlecht beobachtet.

Aber das Schönſte iſt, daß ſich eine Menge dieſer Geſetze widerſprechen.

Die Religion (die Menſchen haben eine Menge Religionsſyſteme, ich ſpreche hier nur von dem ſogenannten Chriſtlichen, hüte mich aber tiefer in das Syſtem ſelbſt einzudringen, da es, neben ſeiner wahrhaft göttlichen Grundlage, eine ſolche compakte Maſſe Unſinn und Widerſprüche enthält, daß mir, denk' ich nur daran, die Haut ſchüttelt, als habe Jemand ein ganzes Schock Ameiſen über mich gegoſſen) — die Religion alſo verbietet die Prozeſſe, ſie unterſagt vor allen Dingen ihren Prieſtern alle weltliche Macht, allen Reichthum, die Verfolgung aller irdiſchen Intereſſen; ſie befiehlt Beleidigungen zu vergeben, ſchreibt ſelbſt vor, daß man ſeine Feinde liebe, und ſieht gerade in einer ſolchen Seelengröße den wahren Heroismus.

Die Geſetze dagegen rufen die Prozeſſe erſt recht hervor, heiligen den ausſchließlichen Beſitz; geſtatten den Prieſtern eine Maſſe angemaßter Privilegien; ſchützen ſie in ihren erbarmungsloſen Verfolgungen aller Andersgläubigen; unterdrücken ganze Nationen, die ſie, wie die Juden, mit Füßen treten, und würdigen ganze Raçen, wie die Schwarzen, zum elenden Sklaven, zum Vieh herab.

Bei den ewigen Geſetzen der Natur! dieſe Leute müſſen ſich weiſer als ihr Gott dünken! denn wahrhaftig! ſie ſpotten ſeiner — oder ſie ſind Narren, Unſinnige, die ſich einen Gott nach ihrem Bilde geſchaffen, mit dem ſie nun ſpielen.

In welchem lächerlichen Widerſpruche ſtehen ſodann wieder ihre Gebräuche mit jenen Geſetzen und den Anforderungen der Moral.

Da haben die Menſchen Schauſpielhäuſer, in welchen bei ſehr wenig Gutem und die Sitten Beſſerndem, unzählig viel Schlechtes, die Sitten verderbendes Zeug der Jugend vorgeführt wird; da gibt es, die Wolluſt erregende Ballette, Spiel-, Tanz-, Wein- und noch ſchlimmere Häuſer. Moral und Religion ſagen nun: „Kinder, haltet euch von dieſen Verderbniſſen fern, genießt immer das Edle, aber hütet euch vor dem Gemeinen.“

Die große Welt, — oder die Welt der Großen, Reichen und Vornehmen — ſagt aber:

„Ei was, Kinder, kommt, ſeid fröhlich, lacht und ſcheucht die Langeweile des Nichtsthun hinweg; laßt die Moral ſchwätzen, ſie iſt ein altes, launiges, finſteres Weib.“

Die jungen Leute folgen in ihrem Jugendmuthe dem Weltrufe gern. Schlimmes Beiſpiel verdirbt ſie, — ſie fehlen gegen die Moral, verſpotten laut die Religion, ... und nun kommt das Geſetz, faßt ſie bei den Ohren und ſagt:

„Ihr ſeid Verbrecher, Gottesläugner, Staats- und Sittengefährliche!“

Und die Bethörten müſſen oft grauſam büßen, daß ſie geſetzlich anerkannten und geduldeten Vergnügungen gehuldigt.

Könnt Ihr, liebe Brüder, dieſe Widerſpruche verſtehen und erklären?

Ich müßte ganze Bucher ſchreiben, wollte ich Euch alle die lächerlichen Geſetze und Gebräuche vorführen, die ſich das Thier, Menſch genannt, aufgebürdet hat.

Er hat die Welt in Stücke zerriſſen, daß ſie in ihrer Abbildung ſo bunt ausſieht wie das Kleid eines Hanswurſten; aber auf ihr geht es noch bunter zu.

Kann ſich doch ein Menſch nicht einmal von einem Orte zum andern begeben, ohne durch Geſetze, Mauern und Gränzpfähle aufgehalten und geplagt zu werden.

Bekommt einer von denjenigen, die ſich größere Stücke Landes, d. h. ganze Reiche mit Millionen ihres Gleichen auf hiſtoriſchem Wege, wie ſie es nennen, angeeignet haben, Luſt, nach dem Beſitz ſeines

Nachbarn, ſo fängt er auf *diplomatiſchem Wege* Händel mit dieſem an, in deren Folge er ſich zu ſeinem unendlichen Leidweſen gezwungen ſieht, kurzen Prozeß zu machen, d. h. ſeine Soldaten marſchiren, dreinſchlagen und das Nachbarland wegnehmen zu laſſen.

Nun werdet Ihr guten Naturkinder freilich nicht begreifen können, wie es möglich, daß Hunderttauſende von wohlbewaffneten Menſchen ſo unſinnig, ſo verrückt ſein können, der Laune, der Habſucht, dem Ehrgeize *eines einzigen Menſchen*, — oft eines Schwächlings — willenlos und wie Maſchinen zu folgen, um ſich für dieſen zu Krüppeln oder tod ſchießen zu laſſen, — und — während ſich Jener über die Eſelsdummheit der Menſchen in's Fäuſtchen lacht — mit ihrem Blute, mit dem geopferten Lebensglück ihrer Familien jenen Egoiſten zu bereichern.

Ja, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes gegen einen äußeren Feind gälte, dann, dann! wäre jedes Opfer eine Tugend, ... aber dem Ehrgeiz, der Laune, der Habſucht eines Menſchen zu folgen? . . .

Nun gebt Acht, ich will Euch erklären, wie dieſer Wahnſinn möglich.

Vor allen Dingen müßt Ihr wiſſen, daß es bei den Menſchen Soldaten gibt. Es ſind dies bewaffnete, kräftige, meiſt junge Männer, die, — ihren Familien, dem Ackerbau, dem Handel, den nützlichen Gewerben entzogen, — den Mächtigen als Spielzeug dienen. Sie ſind in der That nur Maſchinen, denn ſie haben auf das edelſte Vorrecht des Menſchen, den eignen, freien Willen, verzichtet, und ſich unter knechtiſche Regeln gebeugt, die man Subordination nennt.

Nun wäre es kaum begreiflich, wie ſich Menſchen ſo entwürdigen können, wenn man nicht tauſend Kniffe und Pfiffe anwendete, um ſchon von Jugend auf den Freiheitsſinn der Menſchen, das Gefühl ſeiner Würde zu knechten.

Der Landesvater, — ſo nennt man, oft drollig genug, die Herrſcher, — läßt ſich von ſeinen lieben Kindern Geld geben und putzt damit für's Erſte ſein Spielzeug, die Soldaten, recht blank und fein heraus. Die Kinder gewöhnt man ſodann ſchon in früheſter Jugend an den Anblick dieſes Spiels, indem man ihnen ſelbſt, bleierne, hölzerne, abgebildete Soldaten zum Spielzeug gibt. Werden die jungen Leute nun größer, ſo ſind ſie mit der Sache vertraut; die anſcheinend ſchöne Uniform, das nichts zu lernen brauchen, der Lohn für die ſchmähliche Dienſtbarkeit verlockt ſie, und ſo werfen ſie oft freiwillig ihr Menſchenrecht weg und werden Sklaven, ja, was ſchlimmer iſt, Werkzeuge der Tyrannei.

Und welche Mittel gebraucht man, die denkenden Menſchen zu täuſchen, — ja ſie zu der Tollheit zu vermögen, gegen ſich und ihre Brüder zu wüthen?!

Mit Speck fängt man die Mäuſe! — mit Vorſpieglungen und Verſprechungen die Gutherzigen und Leichtgläubigen unter den Menſchen, — mit ſcheinbaren Ehrenbezeigungen und goldnen Feſſeln die Ehrgeizigen, — und durch Furcht treibt man die Maſſe zu den Waffen.

So kommt es, daß die menſchliche Geſellſchaft jetzt unter ungeheuren Heeren von Soldaten ſeufzt, die — aus Liſt und Angſt geſchaffene Geſetze, — unter die Waffen treiben. So kommt es, daß es Pflicht der Staatsbürger geworden, ſich wegzuwerfen um ein Spielzeug der Großen zu ſein; — ſo kommt es, daß Millionen fleißige Arme dem Lande entzogen und unermeßliche Schätze, die zur Belohnung dieſer Maſchinen dienen müſſen, den Unterthanen ausgepreßt werden; — ſo kommt es, daß einzelne Menſchen Welttheile beherrſchen können; — ſo kommt es, daß Kriege möglich ſind.

Ein Engländer hat berechnet, — dies Volk hat es im Berechnen am weitſten gebracht, — daß ſeit Abel's Tod eine Million Orthoft Menſchenblut vergoſſen worden ſei, was die hübſche Summe von zwölf Millionen Eimer Blut ausmacht, und doch heißt ein Hauptgebot der Religion: Du ſollſt nicht töden.

Die Hyäne zerreißt nur ihr einzelnes Opfer, und zwar: wenn ſie der Hunger treibt; Eroberer opfern lachenden Mundes Millionen ihrer Brüder. Wie aber die Eroberer von ihren Unterthanen denken, möcht Ihr daraus erſehen, daß ein König, den man den großen Fritz nannte, einſt zu ſeinen Grenadieren, als ſie bei dem vierten Angriffe auf eine todſpeiende Batterie ſtutzten, zurief: „Vorwärts, Ihr Racker, wollt Ihr denn ewig leben?“ —

Ein gewöhnlicher Menſch darf ſeinem Nachbar nicht das Geringſte nehmen, ſonſt wird er als Dieb gehängt. Wer einen Anderen umbringt, verliert als Mörder den Kopf. Wer Häuſer anzündet, muß als Mordbrenner ſterben .... erlaubt aber iſt es Tauſende und Abertauſende im Kriege zur Schlachtbank zu führen, Städte einzuäſchern, Welttheile zu verwüſten, Ströme Blutes zu vergießen, Seuchen, Hungersnoth und jede Art Elend heraufzubeſchwören und einen großen Theil der Menſchheit der Verzweiflung Preis zu geben.

Es iſt ja nur ein Spiel .... das blutig-erhabene Schachſpiel der Großen!

Was liegt an den Geopferten? — Es waren nur gewöhnliche Menſchen; — es waren nur Soldaten — die ja täglich außer der Fütterung ſechs Kreuzer Lohn empfingen, und außerdem dienen, und ſich für ihren Herren todſchießen laſſen müſſen?

Woher das „muß?" fragt Ihr — das mag der Himmel wiſſen; ſo viel aber weiß ich: daß die Menſchen Narren ſind, die Narren Einzelner ihres Geſchlechtes zu machen, und daß ſie außerdem des Vorrechtes: vernünftige Weſen zu ſein, unwürdig ſind.

Und was ſind ſtehende Heere im Frieden? ....

Ein Krebsſchaden der menſchlichen Geſellſchaft ..... eine Schule des Laſters und entehrender Sklaverei ... ein Erbſtück der Barbarei .. ein Miſtbeet, auf dem man Tagdiebe zieht, ... Blutegel, die die beſten Kräfte des Staates verzehren .... die Stützen der Tyrannei und Willkür! .... eine Waffenhierarchie, die den Thron allmächtig und das Volk elend macht, ... das Grab jedweder freien Regung ... ein Prügel- und Spießruthen-Inſtitut! ... entblößte Degen, und ſomit die ewige Veranlaſſung und Beförderung unſeliger Kriege! ....

Und wie widerſinnig iſt es, daß, ſelbſt mitten im Frieden, dieſe ſtehende Heere, — die, in manchen Staaten, den dritten Theil aller Staatseinnahmen verſchlingen, — noch ſtets vermehrt werden, ſo daß im tiefſten Frieden ſelbſt ein ewiger negativer Krieg geführt wird.

Wie würden Wohlſtand, Sittlichkeit, Aufklärung, Selbſtachtung, Volksvertretung und Vaterlandsliebe wachſen und erblühen, wenn dieſe unwürdige, alle Menſchenrechte verhöhnende Knechtung der Waffenhierarchie aufhörte, Maſchinen nicht mehr Heldenthaten für ſechs Kreuzer verrichten müßten, und eine allgemeine Volksbewaffnung, ein gut organiſirtes Landwehrſyſtem an die Stelle ſtehender Heere treten würde.

Erkennt aus allem dem, Ihr lieben Brüder, wie glücklich Ihr ſeid! — Euch raubt das Machtgebot Eines unter Euch nicht die ſchönſten Jahre der Jugend, um ſie, den Schießprügel auf dem Rücken, ſchlecht bekleidet, ärmlich genährt, und unverſchämt behandelt, in elender Knechtſchaft zu verſeufzen, — und wie eine willenloſe Maſchine der Laune Anderer zu fröhnen. Ihr braucht nicht ohne Murren, aber Verzweiflung im Herzen, auf hohen Befehl Eure eigenen Brüder, Väter und Freunde niederzuſchießen, und dann noch dem, von welchem dieſes tyranniſche Gebot ausging, freudig zuzujauchzen, wie dies, bei Menſchen die Soldaten ſind, öfter vorkommt. Ihr müßt, — wenn Euch allenfalls Selbſtbewußtſein juckte und an ſubordinationswidrige Selbſtſtändigkeit erinnerte, oder, wenn Ihr gerade keinen Luſten ſpürtet, Euch für Andere tod oder zum Krüppel ſchießen zu laſſen, und Ihr Euch aus dem erzwungenen Dienſte gelegentlich entfernt, — Ihr müßt dann, ſage ich, die Süßigkeit des Spießruthenlaufens nicht koſten....

„Des Spießruthenlaufens?“ fragt Ihr .... Es iſt dies eine, auf Menſchlichkeit und religiöſes Gefühl gegründete Straf- und Beſſrungsweiſe für Soldaten. Der Sträfling hat 3-, 6-, 9mal, je nachdem ſein Verbrechen, mit entblößtem Rücken durch zwei Reihen ſeiner Mitſoldaten zu gehen, die, mit ſtarken, biegſamen Ruthen bewaffnet, ſo lange auf ihn hauen, bis das Blut des armen Teufels in Strömen herabläuft, und die Stücke Fleiſches davon fliegen. Es ſoll dieſes Experiment bei dem Sträfling und den Strafenden ſehr zur Befeſtigung treuer Liebe und Anhänglichkeit an die Fahne dienen.

Manchmal zerſchmettert man auch dem Sträfling die Knochen mit kleinen Bleikugeln, vermittelſt der Schießgewehre, die gewiß Einzelne unter Euch kennen.

Da ich von Schießgewehren ſpreche, muß ich noch einmal auf die Kriegskunſt, die man beſſer Mordkunſt en gros nennen würde, zurückkommen.

Der Menſch hat ſogar die Art ſeine Brüder zu vernichten, zur Wiſſenſchaft erhoben und es weit darin gebracht.

Außer den höchſt unſchuldigen Mordinſtrumenten die man Säbel, Degen, Flinte, Piſtole, Bajonett, Lanze u. ſ. w. nennt, gibt es auch Kanonen, deren Wirkung ſchon beſſer fleckt, da ihre Kugeln Maſſen auf einmal aus dem Leben befördern ꝛc.

Dies ſind ubrigens alles noch Kleinigkeiten, bei welchen ich mich nicht aufhalten mag! aber da gibt es Bomben und Kettenkugeln, an denen man doch ſeine Freude hat. Kettenkugeln ſind zwei, mit einer, mehrere Fuß langen, Kette verbundene eiſerne, hohle Halbkugeln, von dem Kaliber des Geſchützes, aus dem ſie geſchoſſen werden. Die Kette paßt in den hohlen Raum, ſo daß die Kugel den Anſchein einer vollen hat. Wird ſie abgeſchoſſen, ſo platzt ſie und öffnet gleichſam liebend ihre Arme, indem die beiden Halbkugeln durch die Kette verbunden dahin pfeifen, und ganze Reihen von Menſchen vom Leben zum Tode befördern.

Und dann, der Sieg menſchlichen Witzes! .... die Congreveſchen Raketen! .... Wenn es eine Hölle gibt, hat man ihr dies Mordwerkzeug abgelauſcht, das aus vier bis neun Oeffnungen einen Brandſatz weit umher ſpritzt, der alles Brennbare entzündet, ſelbſt grünes Holz, unlöſchbar iſt und durchs Fleiſch bis auf die Knochen brennt!!

Wenn ich Euch recht kenne, liebe Freunde, ſo iſt der größte Theil von denen, welche der Vorleſung dieſes Briefes zugehört, bereits, von Entſetzen getrieben, davongelaufen, um ſich, verſteckt in dunklem Laub, auf ſchwanken Zweigen zu wiegen und wo möglich zu vergeſſen, daß es ſo thörigte Geſchöpfe wie die Menſchen gibt.

Hüpft und ſchwingt Euch von Aſt zu Aſt, werft ſchäkernd Euch mit ſaftigen Früchten, ſchlürft die duftgeſchwängerten Lüfte der Freiheit, ſchneidet dem Vorübergehenden tolle Fratzen und denkt manchmal dabei an mich, der ich in drückender Gefangenſchaft nach Euch, nach meiner Heimath, nach der Erlöſung ſeufze.

Jocko.

Vierter Brief.

Herzinnig geliebte Brüder!

Je mehr ich mich durch das Schreiben dieſer Briefe mit Euch beſchäftige, deſto mächtiger wachſen in meiner Bruſt die Liebe zu Euch und das Heimweh. Und gewiß, beide hätten mir ſchon das Herz gebrochen, wenn ich nicht aus einer Geiſtesfähigkeit, die Euch freilich fremd iſt, ſüße Milch für meine Schwermuth zöge, aber in ihr zugleich auch den Balſam für meine Wunden fände.

Es iſt dieſe Geiſtesfähigkeit die Phantaſie. Eine Seeleneigenſchaft, welche uns Thieren unbekannt iſt, und in mir erſt in dem Momente erwachte, in welchem ich die erſte Stufe menſchlicher Intelligenz erreicht.

Die Phantaſie iſt etwas Herrliches. Sie iſt eine geiſtige Schöpfungskraft, die im Gehirne des Menſchen oft neue Welten ſchafft, welchen Schöpfungen man daher auch meiſt den Namen: Hirngeſpinſte beilegt.

Phantaſie ſcheint die Natur namentlich als Wundbalſam für den Theil der Menſchen geſchaffen zu haben, der unter dem Drucke der Entſagung wimmert. Reiche und Vornehme haben ſelten Phantaſie; ſie bedürfen ihrer auch nicht, denn ſie haben Alles was ſie wünſchen, und Phantaſie erſtirbt am Beſitz. Wo aber der Wunſch nach Erfüllung ſeufzt, wo ſich eine unüberſchreitbare Kluft zwiſchen uns und den Gegenſtand heißer Sehnſucht drängt .... da flammt Phantaſie hell lodernd auf, und zeigt uns den erſehnten Himmel im ſtrahlenden Lichte der Verklärung.

Darum haben eigentlich die Reichen und Vornehmen ganz recht, wenn ſie den ärmeren und gedrückteren Theile ihrer Brüder nichts von ihrem Ueberfluſſe mittheilen; denn:

Erſtens kann man ſich, Kraft einer lebhaften Phantaſie, bei Waſſer, Brod und Kartoffeln recht gut denken, man ſei der Kaiſer von China und ſpeiſe wie ein Gott, und:

Zweitens würde den Armen am Ende gar, wenn man ihren nagenden Bedürfniſſen entſpräche, der Genuß: Luftſchlöſſer zu bauen und ſich glücklich zu träumen, geraubt.

Aus eben dem Grunde laſſen die Deutſchen, — unter welchen ich das Glück habe zu leben, — auch ihre Dichter und großen Geiſter gern bei Lebzeiten darben, ja verhungern. Geſchieht es doch lediglich zu ihrem Beſten und allein der Phantaſie wegen.

Wie glücklich iſt oft ſo ein Mann, trotz dem Elende in dem er ſteckt.

Ich kenne einen Solchen, der, ſammt Frau und fünf Kindern, ſeit Jahren am Hungertuch kaut, und von der Wucht übermenſchlicher Sorgen zu Boden gedrückt, dennoch Welten in ſeinem Herzen und ſeinem Kopfe trägt, und in dem Gedanken: für der leidenden Menſchheit Wohl zu arbeiten, mit hungrigem Magen, und zähneklappern vor Froſt ..... dennoch oft ſelig iſt.

Ich kenne verdienſtvolle Menſchen, deren einzige Erleichterung phantaſtiſche Träume ſind.

Aber — da es eben nichts in der Schöpfung gibt, was der Menſch nicht mißbrauchte, ſo wird es

Euch, Ihr lieben Brüder, nicht wundern, daß man auch ſchreckliche Ausgeburten der Phantaſie findet, bei welchen man glauben ſollte ſie läge berauſcht oder fieberkrank darnieder.

Dahin gehören zum Beiſpiel die ſchönen Schöpfungen von der Hölle, von Teufeln, Geſpenſtern, Hexen und Dichtererzeugniſſen, wie ſie die neue franzöſiſche Schule liefert, in welcher der deutſche Dichter-Menſch W. Friedrich ſtudirt haben muß, der zu ſeinem Schauſpiel, „die Handwerker“ folgende Ingredienzen wählt:

Einen Böſewicht, der ſeine hochſchwangere Schwägerin in's Getümmel der Schlacht führt, damit ſie zu Grunde gehe und er erbe; ein paar Frauen, die in einem Bette niederkommen und ſterben, damit man die zwei Kinder nicht unterſcheiden könne; ein Chirurg der jedem der beiden Knaben einen Kreuzſchnitt in's Handgelenk, dem Einen in das rechte, dem Andern in das linke macht, um ſie zu erkennen, und ein Dokument darüber aufſetzt, dann aber hingeht und ſich erſchießen läßt, damit ihm der Böſewicht das Dokument wegnehmen kann, der daſſelbe wieder, in unbegreiflicher Dummheit, in einem Schmuckkäſtchen aufbewahrt, damit die Wahrheit zum Schluße an's Tageslicht kommt.

Schon aus der Thatſache, daß ſolches Zeug zur Aufführung gelangen kann, geht ſchlagend hervor, welchen verſchrobenen Geſchmack die Menſchen haben.

Statt daß ſie ſich von des Dichters Phantaſie liebliche wohlthuende Bilder vorzaubern laſſen, verlangen ſie Entſetzen erregende Scenen, die ihre abgeſtumpfte Nerven durch Grauen und Todesſchauer reizen und anſpannen; ſtatt auf den Flügeln der Dichtkunſt ſich über das Alltägliche zu erheben und aus der ſprudelnden Quelle hoher Begeiſtrung den Labetrunk zu ſchlürfen, der ihre Seele kräftigt, zum Guten empfänglich und dem Schönen geneigt macht.... ſtatt all deſſen verlangen ſie triviale Schilderungen, in welchen ſie dem eignen philiſtröſen Ich begegnen und — ohne nachdenken zu müſſen, unterhalten werden. Sinnenkitzel auf der einen, und ein ſentimental mitleidvolles Schwelgen in dem Jammer der Menſchheit auf der anderen Seite, ſind die Genüſſe, die man jetzt in den Romanen ſucht, bei welchen man von Blatt zu Blatt, von Jammer zum Elend, von Mörderhöhlen zu Spitzbubenkneipen, von Bordellen zu Spitälern, von Sterbeſcenen in anatomiſche Säle u. ſ. w. geführt wird. Vor allen Dingen aber darf, wenn das Buch Effekt machen ſoll, die Heldin kein reines Weſen ſein. Edel! ja! und wenn ſie im Koth gefunden, ſo hat ſie eine unbeſchreiblich edle Seele, was ſie aber doch nicht hindert, vorher ihre Tugend geopfert zu haben.

Wie göttlich läßt ſich alsdann in der zerriſſenen Seele der Heldin, die Zerriſſenheit der Menſchen wiedergeben, und mit wohlthätigem Behagen ſchaut man auf ſie herab, ſtatt ſich zu einem edlen und reinen Weſen, das gar nicht überſpannt und idealiſirt zu ſein braucht, erheben zu müſſen.

Aber Aufwärtsſtreben iſt unbequem, dagegen herabrutſchen deſto leichter.... und.. die meiſten Menſchen wohnen ohnedem in Thälern, da nur Wenige die reine freie Bergluft vertragen können.

Aber, liebe Freunde, ich komme da auf ein Feld, welches Euch wenig intereſſiren wird, da Ihr nur ein Buch kennt, das große Buch der Natur, in welchem die Gottheit ihren Willen mit großen, lebendigen, allen Weſen verſtändigen Charakteren aufgezeichnet hat, und deſſen erſtes Hauptſtück die Aufſchrift führt:

Freut Euch des Lebens!

Ihr könnt dieſem Kapitel auch nachkommen, die Menſchen aber können es kaum, ſie rauben ſich gefliſſentlich die Möglichkeit dazu.

Es ſind eben Narren! die ſich mit eigner Hand das Paradies durch einen Zaun abſperren; die ſich bei lebendigem Leibe an dem Feuer der Convenienz langſam braten, um ſich dem ſchrecklichen Götzen der Mode zu opfern.

Ich will Euch auseinanderſetzen wie dies zugeht:

Zu all' den, ſchon in meinen vorhergehenden Briefen erwähnten, barbariſchen Gebräuchen, in deren Folge ſich die Menſchen täglich mehr Uebel zufügen, als dies alle die Uebel vermöchten, welchen ſie vorzubeugen beabſichtigen, fügen ſie auch noch Heere von Vorurtheilen hinzu.

Wollte ich auf dieſelben in ihren Einzelheiten eingehen, meine Brüder, würde ich ein Feld betreten, deſſen Grenzen kaum zu ermitteln ſind.

Die Vorurtheile rauben den Menſchen vollends das bischen Freiheit, welches ihnen die Geſetze der Religion, der Moral und des Staates gelaſſen.

Ich geſtehe es Euch offen, in dieſer Beziehung gerade ſcheint mir der Menſch ſo erbärmlich, daß ich ihn des Mitleides der elendeſten Thiere würdig erachte! und ich möchte ſchon um der Vorurtheile willen, mit welchen die Menſchen von Kindesbeinen an vollgepfropft werden, lieber ein Poſtgaul oder die Schindmähre eines Fiacres ſein, — welches unſtreitig die unglücklichſten Geſchöpfe auf dieſer Welt ſind, — als ein Menſch.

Je reicher, je vornehmer ein Menſch iſt, deſto mehr Vorurtheile kann er aufweiſen, und es gibt in dieſer Sphäre Geſellen, die, wie Wickelkinder dermaßen in Vorurtheile eingeſchnürt ſind, daß ſie weder Hand noch Fuß regen können, ja dieſe Banden ſind oft ſo ſtraff angezogen, daß ſie den freien Schlag des Herzens hindern.

Der Menſch: König .... iſt natürlich am wenigſten von Allen frei.

Die Menſchen ſind durch ihre Vorurtheile Miriarden lächerlichen Kleinigkeiten unterworfen.

Wahr iſt es, die Großen ſuchen ſich dafür zu entſchädigen, indem ſie die Geſetze der Religion, der Moral und namentlich die der Natur verletzen; indeſſen finde ich, gewiß ein unparteiiſcher Richter, daß ſie nicht gut anders können; denn mit allen den Ketten ihrer Stellung belaſtet, von tauſend Anforderungen genirt, und von den gekünſtelten, aber nicht minder herriſchen Bedürfniſſen gepeinigt, die die Gewohnheit des Ueberfluſſes in ihnen erzeugt, . . . wäre es wahrlich rein unmöglich, daß ſie das Leben ertrügen, ſie würden ſich ſonſt vor Langweile, Aerger und Kummer verzehren.

Die Menſchen haben Regeln für ihre Moden, Gebräuche, Manieren, Anſehn, Ton, Höflichkeiten, Rückſichten, Pflichten. Keine einzige dieſer Regeln, — die in den Augen der Menſchen meiſt mehr gelten, als die Geſetze der Natur, — darf übertreten werden, noch kann ſie es, ohne die nachtheiligſten Folgen für den Uebertreter.

Mode bezeichnet bei den Menſchen eigentlich die Art, die Kleider, welche ſie bedecken, zu tragen.

Die Erfindung der Kleider iſt recht ſchön! . . . . Durch dieſelben kann ſich der Menſch gegen die Einflüſſe der Witterung ſchützen und, obgleich für wärmere Zonen geboren, ſelbſt in den kälteſten des Erdballs ausdauern.

Aber die Menſchen haben es nicht dabei belaſſen; ſie ſchufen ſich durch und mit den Kleidern tauſende von neuen Bedürfniſſen, — mithin Qualen, — indem ſie den eigentlichen Zweck der Kleidung aus den Augen verloren.

Freilich die Natur verſtand es ſchlecht, ihr Meiſterwerk zu ſchaffen! . . . . Sie vernachläſſigte den Menſchen.

Wir Affen z. B. haben, als natürliches Kleid doch wenigſtens Haare auf dem ganzen Leibe, — einige wenige Theile ausgenommen; — der Menſch aber iſt nackt, unbehaart, und nur mit einer, — freilich wunderzart gewobenen, — Haut bedeckt, die ſich glatt und ſtraff über alle Theile ſeines Körpers zieht, und dadurch die Wellenlinien der ſchönen Formen um ſo deutlicher zeigt.

Ich, für meinen Theil, geſtehe, daß ich mir nicht entſinne etwas vollendet Schöneres geſehen zu haben, als eine wohlgebildete nackte Menſchengeſtalt Gelegenheit dazu hatte ich oft, da ſich in dem Hauſe meiner Herrin ein großes und koſtbar eingerichtetes Bad befindet, in welches ich und der Papagei faſt jedesmal gebracht werden, wenn ſich meine Herrin, ihre Nichte, oder ſonſt wer von Beſuch im Hauſe wohnte, badet.

Wir müſſen die Schlemmer alsdann durch Sprünge und Poſſen unterhalten.

Wie weit meine Anſicht aber von der der Menſchen abweicht, geht daraus hervor, daß ich die Leute nackt faſt immer ſchöner fand als in ihren Kleidern.

Denkt Euch nur ſelbſt in meine Lage.

Wenn die Nichte meiner Herrin in das Badezimmer trat, ſah ſie einer menſchlichen Figur, wie ſie die Natur gebildet, kaum ähnlich. Eine Maſſe, wie Luftballons geformte und geſteifete Röcke, wovon vier bis fünf übereinandergezogen waren, ſtanden ihr von den Füßen und dem Leibe weit ab, und geben ihrem Unterkörper ſomit die Form einer umgekehrten Dickrübe, und zwar um ſo mehr, als ſie über den Hüften durch eine Art Panzer, den ſie Corſette nennen, ſo zuſammengeſchnürt war, daß man ihre Taille vollkommen mit zwei Händen rings umſpannen konnte. Auch der Buſen ward von dieſem Panzer gepreßt und nach oben geſchoben.

Um der Natur aber, nach menſchlichen Begriffen noch mehr nachzuhelfen, hatte das Fräulein den Theil auf welchem man zu ſitzen pflegt, und der ſich bei unſeren Brüdern, den Mandrils, durch blutrothe Schwülen ſo vortheilhaft auszeichnet, mit einem Kiſſen, welches man cul de Paris nennt, erhöht, wodurch die Damen im Allgemeinen etwas Aehnlichkeit mit dem Kameel bekommen. Auch hätte einer unſerer ſechs Zoll hohen Uiſtiti recht gut Platz auf dieſem Höcker gehabt.

Sonſt trugen die Damen auch noch die Aermel ihrer Kleider unten eng und oben ſo breit, daß ſie durch die Thüren ihrer Häuſer faſt nicht mehr hinaus kommen konnten, und eine ſo hohe Friſur auf dem Kopf, daß das Geſicht ohngefähr in die Mitte der Geſtalt kam.

Denkt Euch meine Dame nun auf ähnliche Weiſe gekleidet und verſetzt Euch dann zu mir, wenn nun alle dieſe Röcke, Hüllen, Wulſte, Panzer u. ſ. w. gefallen ſind, und das Kind mit aufgelöſten Locken, nackt, wie es aus der Hand der Natur hervorging, vor mir ſteht.

Die kleinen zierlichen Füßchen, die ſchön geformten Waden, die prallen Schenkel, der volle von ſich ſelbſt getragene Buſen, deſſen wundervollen Bau kein Ideal zu übertreffen wüßte, die fleiſchigen, weißen Arme und das reizende Köpfchen, von der Fülle rabenſchwarzer glänzender Locken umfloſſen . . . . und dann, welch' herrliche Verhältniſſe unter einander, eines vom anderen getragen und gehoben!...

Ich ſage Euch, liebe Brüder, ich wurde manchmal von all der Pracht ſo berauſcht und betäubt, und ärgerte mich dabei ſo wüthig, daß ich kein Menſch ſei, — es war dies der einzige Fall der Art — daß ich mich mehr als einmal bei den Ohren nahm und mir den Kopf an der Wand einrennen wollte. Aber ach! das unſchuldige Kind nahm meine Verzweiflung und Wuth für Scherz und wollte ſich dann faſt krank über mich lachen.

Bei meiner Herrin kommt eine andere ſeltſame Geſchichte vor, dieſe legt, ehe ſie ins Bad ſteigt, Zopf, Locken, Zähne, Bruſt und cul de Paris ab. Es bleibt allerdings dann nicht viel mehr als eine uns ähnliche Geſtalt; denn Waden hat ſie auch ſo wenig als wir, und ich muß geſtehen, dieſe Frau ſehe ich lieber in den Kleidern.

Noch närriſcher ſollen die Menſchen indeſſen früher geweſen ſein, indem es bei denſelben lange Zeit Mode war, den Kopf in ein Mehlfaß zu ſtecken, wodurch alle Haare gleichfarbig, d. h. voll weißen Staubes wurden.

Die Natur hat, mit der ihr eigenen Sorgfalt, namentlich bei der Bildung des Menſchen, die höchſte harmoniſche Vollendung im Auge gehabt; daher paßt denn auch die Farbe der Augen, der Haut, der Augenbrauen, des Bartes und der Kopfhaare ſtets zu einander, und dies trägt weſentlich zur Schönheit bei. Aber die Mode ſagt: Schönheit iſt häßlich und Häßlichkeit iſt ſchön .... wenn ſie Mode iſt. Demzufolge gab es eine Zeit, zu welcher Jedermann, Herrn und Frauen, Perücken von verſchiedenen Farben beſaß. Die Farbe der Haut, der Augen, der Augenbrauen blieb, aber die Farbe der Kopfhaare konnte in einem Tage vier- bis zehnmal gewechſelt werden.

Welcher Vortheil für die Weiber! für den ſchmachtenden Liebhaber war man von 8 bis 9 Uhr blond, für den feurigen von 9 bis 10 Uhr ſchwarz, für den ſchwärmeriſchen von 10 bis 11 roth .... und wie ſchön mußte ſich ein blonder Lockenkopf mit ſchwarzen Augenbrauen, oder eine Schwarzköpfige mit blonden Augenbrauen ausnehmen.

Und die Perücken ſelbſt, dieſe armſelige, ſteife Nachpfuſcherei der Natur! .... Sie glichen umgekehrten Vogelneſtern von Werg. Den beſten Gebrauch ſollen oft Katzen davon gemacht haben, indem ſie ſich dieſelben als bequemes Lager beim Werfen ihrer Jungen auserlaſen.

Um dieſelbe Zeit war es auch bei den Männern Mode ihre Abſtammung von der Thierwelt dadurch öffentlich zu beurkunden, daß ſie Schwänze trugen; nur banden ſie ſich dieſelben am unrechten Orte, nehmlich am Hinterkopfe an, und nannten dieſen Schwanz: den Zopf.

Der Zopf regierte lange die Welt, und iſt, namentlich in Deutſchland noch nicht ganz verſchwunden, obgleich man ihn nicht mehr mit Augen ſehen kann. Zum Erſatz tragen die Ehemänner häufig Hörner, die aber ebenfalls unſichtbar ſind.

Die Weiber geben aber nicht gerne den Männern etwas voraus, und um daher auch eine Thierähnlichkeit zu haben, nehmen ſie die Federn, die der Vogelſtrauß da trägt wo uns der Schwanz ſitzt, und ſtecken ſich dieſelben auf den Kopf.

Ueberhaupt iſt die Mode vor allen Dingen die Göttin der Weiber und ein Mann, der ein Modebengel, hat ſich von vorn herein ſelbſt zum Weibe degradirt.

Ihr ſolltet nur einmal ſo eine Geſellſchaft nach der Mode aufgeputzter Weiber ſehen; das ſchimmert und glänzt in allen Farben, das ſchnattert und ſchreit, als ob man bei uns zu Hauſe unter dem grünen Laubdach wäre und ſich unter einer Schaar bunter Papageien befände. Und die Männer .... heute eine Kopfbedeckung, ſo ſpitz wie ein Zuckerhut, morgen breit und platt wie ein Wagenrad, heut mit ſo kleinem Rand, daß man ſie faſt nicht faſſen kann und morgen mit Kanten, die das Geſicht verdecken. Jetzt die Beinkleider ſo eng und angeſpannt, daß ſie bei der kleinſten freien Bewegung platzen, und über Kurz Pumphoſen, daß man aus einem Hoſenbein, die Bekleidung für eine Compagnie Soldaten ſchneiden könnte. Ehegeſtern Röcke, welche, vermittelſt ihrer Länge, den Boden fegten, übermorgen Röckchen, die kaum die Hüften berühren .... und dann der Frack! und die Vatermörder ſeligen Andenkens, ... und heutzutage die ſcheußlichen Paletot's und Sack's, in welchen die Männer ausſehen wie Blutwürſte!

Ihr ſeht wie abgeſchmackt und lächerlich die Mode iſt, und dennoch rathe ich Euch ernſtlich, ſie einzuführen, und namentlich in Betreff der Weiber, denn ſie iſt doch immer ein unſchuldiges Spielzeug, und verhütet bei den Weibern, daß ihnen keine ſchlimmeren Gedanken kommen.

Und dann . . . . wie trefflich laſſen ſich Dummheit, Mißgeſtaltung und Werthloſigkeit hinter ſchönen Kleidern verbergen, und daß dies geſchieht und wie viel man auf Kleider hält, geht daraus hervor, daß man hier zu Lande das Sprüchwort hat: „Kleider machen Leute!“ . . . . ein Sprüchwort aber iſt ein wahres Wort, und ich war nicht ein- ja hundertmal Zeuge, daß man geputzte ſtrohköpfige Gecken vernünftigen und talentvollen Männern vorzog . . . weil Letztere in Kleiderpracht hinter den Erſteren zurückgeblieben.

Welches aber glaubt Ihr wohl, liebe Bruder, welches in Deutſchland die Hauptmode ſei?

Euer Herz wird Euch vor Freude im Leibe hüpfen, wenn ich Euch ſage, daß dies die Sucht iſt, uns ähnlich zu ſein.

Geſtehen wir's, daß eine unſerer Schwachheiten die Wuth iſt, alles Fremde, was wir ſehen, nachzuahmen. Dieſe Wuth machen uns nun die Deutſchen ebenfalls nach; indem ſie, wo ſie können, ihre benachbarten Nationen, und unter dieſen vorzüglich die Franzoſen und die Engländer copiren; aber nicht etwa deren große Eigenſchaften, als Sinn für Nationalität, Oeffentlichkeit, Freiheit und Unabhängigkeit, ... o nein! im Gegentheil, ſie erſticken durch dieſe Nachahmungswuth gerade jeden Keim von Nationalität .... aber .... ſie tragen Bärte wie die Franzoſen, nehmen Manieren wie die Engländer an, kleiden ſich wie die Zierbengel dieſer Völker, ſprechen unaufhörlich ihre Sprachen .... und .... Wehe! dem Deutſchen, der die Frechheit hat, in ihnen einen Landsmann zu ahnen ... ſie werden ihn zermalmen, denn ſie ſind ja ſtolz darauf, Franzoſen oder Engländer zu ſcheinen.

Komme ja kein Liebhaber zu ſeiner Geliebten, kein Ehemann zu ſeiner Gattin mit Geſchenken deutſcher Abkunft, ... Pfui! ... werden dieſe verächtlich ſagen und die Naſen rümpfen .... Pfui! wie gemein .... wir ſind gewöhnt unſere Bedürfniſſe nur von Paris oder London zu beziehen.

Sind die Männer alsdann vernünftig, packen ſie ihre Siebenſachen ein, ſchicken ſie nach Paris, laſſen ſie von dort an die Theuren ſenden .... und nun ſind die Geſchenke zum Entzücken, unübertrefflich, göttlich!

Iſt das nicht närriſch?!

Es gibt aber auch Moden die geradezu gefährlich und in ihren Folgen für einen großen Theil der Menſchheit höchſt verderblich ſind, und zu dieſen gehört vor allen Dingen das Schnüren der Weiber, von welchem ich ſchon oben geſprochen.

Es wird dies Schnüren in die Corſettpanzer oft ſo übertrieben, daß die Geſchnürten plötzlich tod umfallen, wovon man mehrfällig Beiſpiele hat; außerdem verunſtaltet es nicht nur den Leib, — indem die Weiber alsdann eher Wespen als Menſchen gleichen, — ſondern es bringt auch durch den, von Kindesbeinen an unaufhörlich geübten, Druck eine ſolche Veränderung im innern Bau des Körpers, eine Zuſammenpreſſung des Beckens hervor, daß entweder das Gebähren gar nicht möglich wird, oder Kind und Mutter Opfer dieſer ſaubern Mode werden, und wo dies nicht der Fall, hat wenigſtens das Schnüren die Mutter ſchwächlich und das Kind gebrechlich gemacht.

Vernünftige Menſchen haben daher ſchon viel gegen dieſe Mode geeifert, geſchrieben und gedruckt, aber Ihr möcht daraus, — daß ſich trotz dem die Sache um kein Haar gebeſſert, — erſehen, welche Macht die Mode über die Menſchen übt. Lieber ſterben, kränkeln, keine oder ſchwächliche Kinder bekommen, lieber zukünftige Geſchlechter in ihrem Keime vergiften, als einer Mode entſagen, die noch dazu ihre Sklavinnen auf das Grauſamſte martert!

Iſt das nicht närriſch und ſchrecklich zugleich?

So ſind aber die Menſchen, über das Arangement ihrer Kleider vergeſſen ſie Himmel und Erde, und Kleider und Moden ſchaffen ihnen tauſend neue Bedürfniſſe, die ſie unaufhörlich verfolgen und um Befriedigung quälen. Und hier, hier! liegt eine Haupturſache ihrer Sklaverei, denn ſie bedürfen Mittel, dieſen ſelbſtgeſchaffenen Bedürfniſſen zu entſprechen, und ſo verkaufen ſie ihre Freiheit und geben der Tyrannei die Feſſeln ſelbſt in die Hand, mit welchen dieſe ſie alsdann triumphirend ſchmückt.

Die Weiber aber ſind es vor Allen, die, durch ihren Luxus, — durch die Weichlichkeit in welcher ſie ihre Männer halten, — durch die immer wachſenden Koſten, welche ſie dieſen verurſachen, — und durch ihre und ihrer Kinder Gebrechlichkeit, die Völker feig, habſüchtig, erbärmlich, und eben ſo kriechend gegen den Herrn, wie grauſam gegen Untergebene machen.

Dies iſt der Segen der Mode... die einzige vernünftige Mode aber iſt, keiner Mode zu fröhnen, ſondern natürlich ſein, und dieſe Mode haltet feſt, damit es Euch nicht gehe wie dem Menſchen, der, unter ſelbſtgeſchaffenen Bedürfniſſen zu Boden gedrückt, wie ein Wahnſinniger handelt, indem er dem wahren Lebensglück entſagt, um bis an ſein Ende trüglichen Schatten keuchend nachzujagen.

Mit Nächſtem über die Gebräuche der Menſchen.

Euer aufrichtiger Freund und Bruder

Jocko.

Fünfter Brief.

Liebe Brüder!

Ich habe in meinem letzten Schreiben verſprochen, Euch Einiges über die Gebräuche der Menſchen mitzutheilen. Nun verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß ich hier lediglich von den Gebräuchen, den Manieren und der Lebensart der Menſchen ſprechen werde, in deren Umgebung ich lebe.

„Landesart, Landesſitte!“ ſagt das Sprüchwort; was ſo viel heißt, als die Gebräuche richten ſich nach Land und Volk. Clima, Nationalcharakter, Staatseinrichtung und Religion haben hierbei den größten Einfluß.

Die Gebräuche der Menſchen beſtehen aus Millionen Kleinlichkeiten, die als Regeln bei ihrem Benehmen, Sprechen, Grüßen, Beſuchen, Spielen, Lieben, Verheirathen, Trinken, Eſſen, Sterben und Begraben dienen, und deren Handhabung um ſo lächerlicher wird, als man derſelben Wichtigkeit beilegt.

Was die ſogenannte Lebensart und die Manieren betrifft, ſo werde ich Euch dieſelben kaum genügend beſchreiben können. Es ſind eigentlich nur Abſchattungen der Gabe, der Art und Weiſe, ſich darzuſtellen, zu ſprechen und nicht zu ſprechen, zu lachen und ernſt zu ſein, ſich zu bewegen, den Liebenswürdigen zu machen u. ſ. w.

Ein Maler möchte damit Unbekannten faſt eher einen Begriff geben können.

Sie dienen hauptſächlich anders zu ſcheinen als man iſt, die Natur zu verläugnen, unſichere Begriffe, Nichtswiſſen, ſchlechte Gedanken, feige Moral, verkehrte Lebensanſichten, ungezügelte Leidenſchaften, heimliche Schwächen, und eigenſüchtige Begierden zu verbergen.

Wer dies Alles in ſeiner Macht hat, der Gebräuche in ſo weit Herr iſt, daß er keine ihrer Regeln überſchreitet, und dabei einen Anflug von vielerlei Wiſſen hat, der beſitzt dasjenige, was die meiſten Menſchen ſo obenhin Bildung nennen.

Ich, für meinen Theil, glaube allerdings, daß dies keineswegs wahre Bildung iſt, da alles, was von der Natur und ihren ewigen Regeln abweicht, Mißbildung ſein muß; allein die Menſchen haben darin eigene Anſichten.

So habe ich mehr als einmal bemerkt, daß krankhafte und unbefriedigte Laune bei meiner Herrin für Empfindung, fieberhafte Aufregung für Begeiſterung und Sittenloſigkeit für den Stempel eines großen Geiſtes galt.

Zur Bildung, — auf welche ich, namentlich in Beziehung auf die Jugend, in ſpäteren Briefen zurückkommen werde, — gehört auch noch „die Höflichkeit.“

Unter Höflichkeit verſteht man wiederum die Manieren, das äußere Benehmen, den Ton, durch welche zuſammengenommen die Menſchen vorgeben, ſich untereinander angenehm zu werden.

Dieſe Höflichkeit iſt aber meiſtens durch und durch unwahr und falſch; und zwar um ſo mehr, als die

Menſchen in der That höchſt ſelten die aufrichtige Abſicht haben, gegen einander angenehm zu ſein; ſondern lediglich zeigen wollen, daß ſie wiſſen, was man thun müſſe, um jenes zu werden.

Es iſt wahr!.... ächte und wahre Höflichkeit wäre etwas Herrliches; ... ſie allein ſchon würde den Menſchen über das Thier erheben; aber die Höflichkeit wie ſie gewöhnlich der Menſch übt, erniedrigt ihn tief unter das Thier, denn uns Thieren iſt Lüge und Unwahrheit fremd; wir küſſen den Bruder nicht um ihn, von verſtellter Freundlichkeit verlockt, in die Grube des Verderbens zu ſtürzen.

Oder ſchmeichelt der Wolf dem Lamm, das er zerreißen will? — Schäkert der Tiger mit ſeiner Beute? .... oder mehr!... zerfleiſcht der Löwe den Löwen, der Bär den Bären?

Aber der Menſch lullt ſeinen Bruder durch Höflichkeit in Sicherheit, zieht ihn in erheuchelter Freundſchaft an ſein Herz, gebraucht ihn, ſo lange es ihm dient, und drückt ihm dann ſanft die Kehle zu.

Hinter der Höflichkeit muß alſo der arme, geplagte Menſch eine Schlinge ſuchen, wenigſtens kann er ihr nie trauen, und ſomit iſt ſie ihm eine neue

Bürde, und ihre Regeln drücken ihn doppelt ſchwer, da ſie zu einer Maske herabſinkt, die er einerſeits aus Klugheit ſelbſt ſtets vorhalten und andererſeits wieder unaufhörlich zu durchſchauen bemüht ſein muß.

Die Höflichkeit der Menſchen führt aber auch oft Auftritte herbei, bei welchen man ſich über die Dummheit der Menſchen tod lachen könnte, wenn einem ihre Erbärmlichkeit nicht zugleich jammerte.

So war ich mehr als einmal Augenzeuge von Höflichkeits-Scenen, bei welchem ſich zwei Menſchen, die ſich gegenſeitig haßten und verabſcheuten, mit Höflichkeits- und Freundſchaftsbezeugungen mit der artigſten Miene von der Welt überhäuften, und, obgleich Einer vom Andern wußte, daß er einfältig wie ein Eſel ſei, ſich die größten Complimente über ihre tiefe Weisheit ſagten.

Und iſt es nicht drollig von dem Menſchen, wenn Einer dem Anderen mit größter Höflichkeit und dem Ausdrucke wahrer Freundlichkeit ſagt: „Wollen Sie mir das Vergnügen machen, ſich von mir todſchießen zu laſſen?“

Dieſe freundſchaftliche Einladung kömmt bei den

Menſchen nämlich öfter vor, und die Ausführung nennt man: Duell.

Duelle gehören aber zu jenen Gebräuchen, von welchen oben die Rede war, und deren ich nun einige erwähnen will

Vor allen Dingen werdet Ihr, liebe Brüder, fragen: ob denn die Menſchen das „ſich einander umbringen“ zu ihren ſtillen Vergnügen rechnen; oder welch' anderer Grund den Einen bewegen kann, dem Anderen — ſo mir nichts dir nichts — das Lebenslicht auszublaſen?

Aus dieſer Frage würde aber nur hervorgehen, daß Ihr noch gewaltig uncultivirt ſeid, und keine Ehre im Leibe habt?

„Ehre?“

Ja, Ehre! ... denn die Menſchen duelliren ſich, d. h. ſie erſtechen oder erſchießen ſich einander, wenn ihre Ehre verletzt iſt.

„Und wodurch wird denn die Ehre verletzt?“

Das will ich Euch ſagen .... die Ehre eines Menſchen iſt verletzt, wenn ein Anderer ihn ſchief anſieht! .... oder, wenn der Eine nieſt, und der Andere ſagt: „Wohl bekomme!“ und der Erſte ärgert ſich darüber.... oder auch, wenn ein Mann dem Anderen aus Verſehen oder im Gedränge auf die Hühneraugen tritt... oder wenn ferner Einer mit dem Andern ſcherzt und dieſer verſteht den Scherz falſch oder gar nicht... oder wenn der Menſch Jakob die Geliebte des Menſchen Joſeph ſchön findet.... oder ... wenn Einem der Knopf ſeiner Halsbinde aufgegangen iſt, und der Andere ſagts ihm freundlich, und der Erſtere ärgert ſich drüber.... oder....

„Aber um Alles in der Welt!“ — hör' ich Euch rufen, „das ſind ja lauter Lapalien und Kindereien, um deretwillen man ſich doch nicht gleich gegenſeitig den Hals bricht?“

Ihr irrt Euch bedeutend, theure Freunde, durch all' dieſe Sachen fühlt der Menſch ſeine Ehre, die ein ſehr kitzliches Ding iſt, verletzt, und verletzte Ehre kann nur Blut auswaſchen.

Aber was iſt denn alsdann eigentlich „Ehre!“

Dies kann ich Euch aus mir ſelber nicht wohl ſagen, da ich, als Euer Stammgenoſſe, d. h. als Thier, nie recht klar über dieſen Begriff wurde. Um Euch jedoch nicht im Dunklen zu laſſen, mache ich es hier wie gar Viele unter den Menſchen, die vielleicht noch ärmer wie ich an Begriffen ſind, und doch in der Welt für ſehr geſcheut gelten, ich greife nach einer ſogenannten Eſelsbrücke, nämlich einem Bande des Brockhauſiſchen Converſationslexikon, welchen meine Herrin ſtets auf ihrem Arbeitstiſche liegen hat, und vermöge deſſen ſie als ſehr gelehrt gilt, und ſchlage das Wort „Ehre" auf, und meine Ehre als gebildeter Affe iſt gerettet, indem ich ſchreibe:

„Ehre iſt der ſubjektive und objektive Werth, den wir beſitzen, d. i. das uns inwohnende Gefühl unſerer moraliſchen, intellectuellen und bürgerlichen Geltung, und die Anerkennung derſelben von Seiten der Welt."

„Ja!" antwortet Ihr mir nun, „wird denn aber die Anerkennung der moraliſchen, intellectuellen und bürgerlichen Geltung eines Individiums geſchmälert oder verletzt, wenn man es ſchief anſieht, bei ſeinem Nieſen „Proſit" ſagt, es willenlos auf die Hühneraugen tritt, ohne beleidigen zu wollen mit ihm ſcherzt; ſeine Geliebte ſchön findet, oder es auf etwas aufmerkſam macht?

Ich kann nicht anders als „nein!" antworten. Da es aber von jeher viele Menſchen gegeben hat, die gar keinen, oder doch ſehr wenig inneren Werth hatten, alſo auch keinen Anſpruch auf wahre Ehre machen konnten, ſie dies aber der Welt nicht zeigen wollten, ſo verbargen ſie den Mangel wahrer Ehre, durch den Anſtrich einer erheuchelten Selbſtachtung. Freilich zweifelte demohnerachtet Mancher an ihrem Werth. Geltend konnten ſie dieſen nicht machen, und ſomit ſahen ſie ſich genöthigt, den leiſeſten Zweifel als eine Beleidigung zurückzuweiſen, wodurch ſich nach und nach ein völlig verkehrter Begriff von Ehre unter den Menſchen verbreitete.

Jetzt verwechſelte man Unverſchämtheit, Tollkühnheit und kecke Todesverachtung mit Muth, den Muth mit der Ehre und war unſinnig genug zu wähnen, die verletzte Ehre durch einen Zweikampf wieder herſtellen zu können, als ob derjenige, der einem Anderen den Hals bricht, bewieſen hätte, daß er in moraliſcher und intellectueller Beziehung, Achtung verdiene

Die meiſten Duelle werden durch Kindereien herbeigeführt, weil Strohköpfe und Uebermüthige ſich durch die unbedeutendſte Kleinigkeit verletzt glauben Ich frage Euch aber, kann, wenn auch die Ehre eines Menſchen wirklich verletzt wäre, ein Zweikampf und deſſen Ausgang ſie wieder herſtellen? — Gewiß nicht, da bei dieſem Kraft und Geſchicklichkeit im Führen der Waffen, alſo eine der wahren Ehrenhaftigkeit ganz fremde Sache, entſcheidet.

Wird durch einen Mord die Ehre eines Menſchen hergeſtellt? — oder iſt der unterliegende Theil der Schuldige?

Nein! nein! — und wie oft iſt der Zweikampf nur der Deckmantel niederer Empfindungen: des Stolzes, des Uebermuths, der Rache, des Haſſes, der Erbitterung, die ſich lügenhaft, in den Schein der Ehre hüllen.

Steht Euch, liebe Brüder, bei dem Allen aber nicht der Verſtand ſtill? Begreift Ihr den Menſchen? .... der ſich den Herrn der Welt, und klüger als ſein Gott dünkt, ... der in alle Tiefen der Wiſſenſchaften eingedrungen ſein will, und dahin kommt:

Den Beweis ſeiner moraliſchen, intellectuellen und bürgerlichen Geltung mit ſeinen Fäuſten und durch Mord- und Todſchlag zu führen?

Begreift Ihr ihn?

„Nein!“

Das iſt mir lieb zu hören, denn .... ich begreife ihn auch nicht! . . .

Kommen wir auf einige andere Gebräuche der Menſchen.

Was macht die Natur, was machen ihre Geſchöpfe, während des Tages?

„Sie wachen, leben und freuen ſich ihres Lebens.“

Auf was ſind ſie dagegen des Nachts hingewieſen?

„Auf Ruhe und Schlaf, die ſie zu neuem Leben ſtärken ſollen.“

Auf welche Weiſe glaubt Ihr nun, daß der Menſch dieſen ewigen Geſetzen nachkomme? .... Ich will's Euch ſagen .... ein großer Theil der Menſchheit, — verſteht ſich der Begüterte, — ſchläft bei Tag und wacht bei Nacht.

Wie nennt man nun ein ſolches Betragen?

„Verrückt!“

Richtig.

„Aber vielleicht hat ſie die Natur auf eine ſolche Lebensweiſe eingerichtet, wie einen großen Theil der Raubthiere?“

Keineswegs! Obgleich allerdings viele von ihnen

Aehnlichkeit mit den Raubthieren haben, ſo iſt ihr Auge doch ſo geſchaffen, daß ſie bei Nacht nichts ſehen.

„Aber was machen ſie denn bei Nacht?“

Sie eſſen, trinken, tanzen, ſpielen, lieben und laſſen allen ihren Leidenſchaften freien Lauf. Haben ſie ausgetobt, was gewöhnlich am frühen Morgen der Fall iſt, eilen ſie matt und abgeſpannt nach Hauſe, wälzen ſich bis auf's Höchſte aufgeregt, ſchlaflos in üppigen Betten herum, ſchlummern vielleicht am lichten Morgen ein oder zwei Stündchen, erheben ſich alsdann krank, laſſen den Arzt kommen, der ihr vergiftetes Blut in geſundes verwandeln ſoll, und ſie, zum Beſten haltend, zu ſeinem Vortheile benutzt, ... überfüllen ſich gegen Abend den Magen mit einem unmäßigen, luxuriöſen Mittagsmahl und eilen alsdann wieder hin, die Nacht in Tanz, Spiel und wilder Luſt zu durchſchwelgen.

Freilich machen auch viele Arme die Nacht zum Tag; .... aber .... ſie müſſen dem Schlaf entſagen um ihre peinlichen Arbeiten fortzuſetzen, da der Lohn für ihr Tagewerk zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreicht.

Auch bei meiner Herrin iſt es Gebrauch, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag zu machen. Hier war ich denn mehr wie hundertmal Zeuge dieſes närriſchen Lebens.

O! — Ihr arme, geſchwänzte und ungeſchwänzte Freunde und Brüder, wie muß ich Euch bedauern, daß Euer Leben ſo gleichmäßig und ruhig dahingleitet, daß Ihr ſo ganz der wahren Lebensfreuden entbehrt.

Ja! ich ſage Euch, Ihr lebt eigentlich gar nicht, ... ich behaupte Euch in's Geſicht, daß Ihr gar nicht exiſtirt!

Denn, heißt vielleicht das leben: ſo ohne alle Aufregung frei und fröhlich einen Tag wie den anderen genießen?

Ihr Armen, Ihr kennt den Werth der Leidenſchaften nicht, deren Stürme das Lebensmeer der Menſchen ſo angenehm kräuſeln; unbekannt iſt Euch das Hoffen, das ihn oft bis zu den Schwellen des Himmels trägt, und das Verzweiflen, welches, im angenehmen Gegenſatz, ihn in die Tiefe der Hölle ſchleudert. Im höchſten Falle ahnt Ihr ein wenig was Neid, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt und Wuth iſt; aber alle dieſe ſchönen Seelenanlagen ſind bei Euch zu wenig ausgebildet, als daß ſie das Salz des Lebens, das bewegende Lebensprincip abgeben könnten. Und dann die Habſucht, der Geiz, der Eigennutz, die Liebe, der Haß, die Ehr- und Gefallſucht, und . . . . die göttliche Langeweile! . . . .

Alle, alle dieſe herrlichen Gemüthsbewegungen, fändet Ihr hier in einem Raume, dem Tanzſaale, an einem Tiſche, ... dem grünen . . . . dem Spieltiſche vereinigt.

O der wunderliebliche, zauberiſche Taumel, in welchem hier Alles ſchwebt, ſo ganz befreit von dem kalten berechnenden Verſtand, und ganz allein regiert von der Kardinaltugend der großen Welt . . . . dem Egoismus.

Seht nur! ſeht! die lieblichen Damen, die Jüngſte wie die Aelteſte jung und blühend, die Eine wirklich . . . . die Andere wenigſtens zum Schein, ... und die Pracht ihrer Kleider, und die Maſſen von koſtbaren bunten Steinchen, die auf den nackten Buſen, — die wahre Tempel der Keuſchheit ſind, — flimmern und blitzen, und der Sternenhimmel der Orden, und die Muſterkarte bunter Bändchen, die oft noch mehr werth ſind als ihre Träger, ... und die glänzenden Livreen, . . . und all das Silbergeſchirr, ... und die rauſchende Muſik, die ſo manches Gewiſſen übertäuben muß . . . und der raſende bachantiſche Tanz, in dem die Paare, wie durch Wahnſinn hingeriſſen, durch die Säle fliegen

Ihr armen Waldteufel! könntet Ihr einmal dies ſehen, Ihr würdet ſchwören, die ganze Welt ſei ein Paradies, und es gäbe keinen Seufzer mehr auf ihr und keine Thräne.

Aber die Muſik verſtummt, und die Paare ſchwanken athemlos, keuchend und hinfällig nach ihren Plätzen.

Und der Tod ſchreitet unſichtbar zwiſchen denſelben dahin.

Er hat viel zu thun, denn er klopft gar mancher Schönen auf die Achſel, daß ſie unter ihrer weißen und rothen Schminke erblaßt, und küßt ſie väterlich auf die Stirne und ſein Hauch gebärt Schwindſucht und Auszehrung und giftige Fieber und tauſend andere Krankheiten.

Und dort ſetzt er ſich neben den dicken Herrn zur Tafel und reicht ihm die treffliche Schüſſel, in der Indigeſtion und Schlagfluß verborgen ſchlummern.

Und mit jenem jungen Gecken trinkt er Burgunder und zeigt ihm mit triumphirendem Lächeln das ſchwarzäugige Weib, deſſen Blicke in wilder Liebe zu dem Jünglinge herüber flammen.

Dort wieder reizt er den betrogenen Ehemann zur Rache, und läßt den Habgierigen das Klingen des Goldes hören, welches vom Spieltiſche verführeriſch zu ihm herüber ſchallt.

„Der Spieltiſch!? . . . Spiel?! dort?“

Nun freilich kein Spiel wie Eure unſchuldigen Spiele, die Folgen überſtrömender Lebensluſt ſind, ... bewahre . . . . hier ſpielt man aus Lebensüberdruß, von der Verzweiflung der Langenweile getrieben. Auch von keiner freien, die Geſundheit fördernden Leibesübung iſt hier die Rede, eben ſo wenig von geiſtreicher Unterhaltung und Scherz . . . .

Nichts von allem Dem. Auf bunte Papierſchnitzel, die man Karten nennt, ſetzt man ſein Vermögen, ſein Hab und Gut, ſein und der Seinigen Exiſtenz und überläßt es der Laune des Glücks, — dem Zufall, — der, in ſteife Regeln gepreßt, entſcheidet.

Heute reich morgen arm! . . . heute Herr und morgen Sklave . . . . heute glücklich, morgen unendlich elend . . . . . heute fröhlich das üpp'ge Leben athmend und morgen . . . . . . mit zerſchmettertem Gehirn, kalt und tod am Boden liegend!

Und der Ausdruck aller Leidenſchaften in den Geſichtern der Spieler . . . . der Triumph des Siegs, und die verzerrte Fratze der Verzweiflung . . . . und die große Spannung der Habſucht, und der unheimlich funkelnde Blick des Geizes und die Todenruhe des Weltmanns! . . .

Ha! . . . Ihr Brüder! das nenn' ich Luſt! . . . das nenn' ich koſtbar durchſchwärmte Nächte! . . . . das nenn' ich weiſe als Weiſer genießen! . . . das nenn' ich glücklich ſein, bewegt und getragen von den Stürmen der Leidenſchaften! . . . das nenn' ich leben und des Lebens Zweck erfüllen! . . . . Mir ſchaudert! . . .

Gedenkt in Liebe

Eures

Jockos.

Sechſter Brief.

Verehrte Freunde!

Unter Anderem iſt es jetzt auch Mode, Mäßigkeitsvereine zu ſtiften. Wenn nämlich eine gut beſoldete Geiſtlichkeit, reiche Pfründner, nichtsthuende Rentiers und ſonſtige Philantropen tüchtig und fein zu Mittag geſpeiſt und noch tüchtiger und beſſer getrunken haben, — welch' Letzteres durchaus nöthig iſt, damit Gänſeleberpaſteten und ähnliche ſchwere Speiſen gehörig verdaut werden, — halten ſie gewöhnlich eine behagliche Sieſta. Ihre Sinne ſind alsdann befriedigt, ihr großer Gott — der Magen — hat ſein Opfer, der Geiſt des Champagners oder Johannisbergers erfüllt und trägt ſie, was ſonſt ſelten geſchieht, in holder Begeiſterung hoch über das arme Menſchenleben.

Wie weich und ſelig iſt es ihnen dann zu Muthe! — ſo weich und ſelig, daß ſie in ſolchen Stunden ſogar ihrer Brüder, der ganzen Menſchheit gedenken.

Ach! ſie fühlen, daß es doch gar Manche nicht ſo gut haben wie ſie; daß, ſtatt Trüffeln, Andere Kartoffeln eſſen, ſtatt koſtbare Weine .... Tauſende Schnaps trinken müſſen.

Schnaps! ... O horreur! — ja, wenn man ſo ein Gläschen Liqueur vor und allenfalls eines nach dem Eſſen trinkt, um mit erſterem den Appetit zu reizen, und mit Letzterem die Verdauung zu befördern, das läßt man ſich gefallen, das iſt in der Ordnung; aber nichts als Schnaps zu trinken und ſich auch vielleicht gar darin zu betrinken .... pfui! pfui der Schande!

Ein Champagnerrauſch erhebt, begeiſtert, macht der Gottheit gleich ... ein Schnapsrauſch entwürdigt, ſtellt den Menſchen unter das Thier.

„Unter das Thier!“ — wiederholen wehmüthig die Sieſtahalter, — „unſere Mitbruder entwürdigt bis unter das Thier?!“

Und eine heilige, edle Begeiſtrung für das Wohl der Menſchheit ergreift ſie und ihr Entſchluß iſt gefaßt: Die Unglücklichen müſſen veredelt, müſſen von einem ſo ſcheußlichen Laſter entwöhnt werden!

Aber wie?... Wein, oder gar Champagner können ſie nicht trinken ... das iſt aber auch nicht nöthig! ... es gibt ja Waſſer! Waſſer! das iſt heilſam und gut! Was haben nicht alles Priesnitz und Conſorten vom Waſſer geſagt.

Und da geht denn den Philantropen des Tages ein Licht auf: ſie faſſen zum Wohl der Menſchheit den großen Gedanken:

Mäßigkeitsvereine zu ſtiften. Mäßigkeitsvereine! nicht etwa für die Reichen, die in jedwedem Ueberfluſſe ſchwelgen, ſondern für das Proletariat, für die Armen.

Der Arbeiter, der für ſeinen geringen Lohn nicht im Stande iſt, ſich irgend ein anderes Getränke als Branntwein zu verſchaffen, deſſen rohe, ſchwere Koſt eines ſtark wirkenden Verdauungsmittels bedarf, deſſen ermüdende und abſpannende Arbeit ihn niederwerfen würde, wenn ihn nicht von Zeit zu Zeit ein Schluck dieſes Getränkes wieder aufrichtete; — der Soldat, der jeder Witterung ausgeſetzt, bald in der erſtarrendſten Kälte, bald in der erdrückendſten Hitze exerciren muß, oft durch und durch naß wird, und bei ſeiner erbärmlichen Löhnung ſo wenig wie der Arbeiter ſeine Getränke erſtehen kann, ... der Poſtillon, der Matroſe, und hundert andere Stände ſollen nun mit einmal fein gebildet, fromm und wohlgezogen werden, und Waſſer ſtatt dem, ihnen unerläßlich nöthigen, Branntwein trinken.

Mit Jubel empfangen die reichen, müßiggehenden Philantropen den glorreichen Gedanken Mäßigkeitsvereine zu ſtiften; mit Feuereifer predigt man dem Volke das neue Heil von den Kanzeln, überall ſchallt es: „Mäßigkeitsvereine gegen die Branntweinpeſt! Mäßigkeitsvereine gegen die ausgelaſſenen Freuden des Volkes! . . . Kein Tropfen Branntwein ſoll mehr ausgeſchenkt, keine Kirchweihe — dies einzige Freudenfeſt der ſchwer geplagten Landleute — mehr gehalten werden“

„Was braucht das Volk geiſtige Getränke? Tanz und Luſt? iſt's nicht genug, daß wir Reiche die nachtheiligen Folgen üppigen Schwelgens fühlen? Wir meinen's gut mit ihm, es trinke Waſſer und bleibe nüchtern, und wenn es das liebe lange Jahr hindurch, Tag ein Tag aus, im Schweiße ſeines Angeſichtes gearbeitet hat, und ſein Kirchweihfeſt kommt, da nehme es fein züchtig das Geſangbuch unter den Arm und gehe zur Kirche, und danke ſeinem Schöpfer für ſein Loos, und daß er es nicht wie die Reichen zum Trinken berauſchenden Rebenſaftes und zum Genuſſe ſchädlicher Freuden erſchaffen, ſondern die Herzen der Philantropen erleuchtet, und ihm Mäßigkeitsvereine gewährt habe.

Zwar iſt der größte Theil des Menſchenvolkes arm, und Armuth der beſte Mäßigkeitsverein, der ſehr viel gezwungene Abonnenten zählt, und ſollten meiner Meinung nach die Glücklichen und Reichen unter den Menſchen gerade im Gegentheil dahin wirken, daß auch der Armuth manchmal die Sonne des Glücks ſcheine. Aber die Reichen denken anders, ſie ſagen: „das Volk iſt eben zum Arbeiten und Darben da! wir aber ſind zum Genießen beſtimmt.“

Freilich iſt das zu viel Eſſen, Trinken, Lieben und Schwelgen ſchädlich, und eines Weſens, das ſich der Vernunft rühmt, unwürdig. Ich frage aber: ſchwelgt der Arme oder der Reiche? und wenn Mäßigkeitsvereine zu errichten ſind, müſſen ſie nicht eher die höheren Stände als das Proletariat treffen?

Vollheit iſt ſcheußlich! Auf wem aber laſtet eine größere Schande und Verantwortung, auf dem armen Manne, der ſich keiner Erziehung zu erfreuen hatte, oder auf dem Gebildeten, auf deſſen Erziehung die ausgedehnteſte Sorgfalt verwendet wurde? . . . Und iſt ein Champagnerrauſch beſſer als ein Bier- und Schnapsrauſch?

Ihr lieben Brüder, wir Thiere wiſſen glücklicherweiſe überhaupt nichts von Rauſch, ich meine aber immer, Rauſch bliebe Rauſch, und die Schande und die Verantwortlichkeit für des Menſchen Sündigen, wuchſe nach dem Grade der Erkenntniß und der Bildungsſtufe, auf die ſich der Menſch geſchwungen.

Wollen aber die wohlgenährten Philantropen und Menſchheitsbeglücker durchaus Mäßigkeitsvereine ſtiften, . . . gut!". . . ſo mögen ſie einerſeits mit einem guten Beiſpiele vorausgehen, und ſelbſt erſt lernen die Gaben des Lebens mäßig zu genießen, dann aber Vereine ſtiften, um die Noth der arbeitenden Klaſſen und die Laſt der Arbeit ſelbſt zu mäßigen, die ſo manchen ihrer Brüder erdrückt.

Aber Mäßigkeitsvereine zu ſtiften, gehört, wie oben geſagt, eben jetzt zur Mode und es wird noch ſo weit kommen, daß man auch Mäßigkeitsvereine in der Wiſſenſchaft ſtiftet.

„Zu viel Wiſſen macht Kopfweh!“ heißt das Lieblingsſprüchwort der reichen Faullenzer, und da reich ſein und dumm ſein ſehr häufig Hand in Hand gehen, ſo werden die Pläne zur Errichtung von Mäßigkeitsvereinen im Wiſſen bei der Adels- und Geld-Ariſtokratie viel Unterſtützung finden.

Ich habe hier von Erziehung der Menſchen geſprochen, und kann nicht umhin, geliebte Brüder und Freunde, Euch einige Worte über dieſelbe mitzutheilen. Sie werden Euch um ſo mehr intereſſiren, als ſich unſere Gattung ja bekannter Weiſe durch zärtliche Liebe für ihre Sprößlinge rühmlichſt auszeichnet, und Ihr ſomit gewiß gerne hört, wie das Wadenthier mit ſeinen Jungen verfährt. Gebt hübſch genau Acht, denn Ihr könnt etwas profitiren!

Vor allen Dingen erziehen die meiſten Menſchen ihre Kinder nicht, ſondern ſie verziehen ſie. Die Er- oder Verziehung beſteht aber in der neuſten Zeit darin, daß man den Kindern die langweilige Jugend, mit ihren heitern, ſorgenloſen aber eben deswegen auch nichtsſagenden Tagen raubt. Sonſt pflegten Kinder mit Puppen zu ſpielen, jetzt ſpielen die Aeltern mit ihren Kindern, die ſie zu Puppen machen.

Es gibt bei den höheren Ständen keine Knaben von ſieben, keine kindlichen Mädchen von ſechs Jahren mehr: es ſind Herren und Fräuleins en miniature; behandſchuht, becravattet, beſtockt, beſpornt, behaubt und behutet.

Sonſt war man in der Cultur noch ſo weit zurück, daß man den Kindern bis in's vierzehnte, ſechszehnte Jahr erlaubte, Kinder zu ſein. In leichten Kleidern, der freien körperlichen Entwicklung angemeſſen, ſprangen ſie in Gottes freier Natur herum, ſpielten lernend und lernten ſpielend, und ſo wurden ſie ſtark an Körper und kräftig an Geiſt. Da ſind denn freilich die Kinder unſerer Tage weiter. Was lernten Jene? . . . Lauter gemeine Dinge, vielleicht Leſen, Schreiben, etwas Geographie und Geſchichte und dann Religion, . . . und waren es Mädchen, auch Handarbeiten und Häuslichkeit. Was lernen die kleinen Menſchengeſichter dagegen jetzt im Treibhaus moderner Erziehung? . . . Vor allem Anderen Etiquette! ein Mädchen von ſechs Jahren iſt heutzutage das getreue

Bild einer Weltdame, cokett in allen Bewegungen, liebenswürdig naſeweis, verliebt bis über die Ohren, hochmüthig bis zum Entzücken. Im zwölften Jahre tanzt es, reitet, ſingt, malt, ſpielt den Flügel, hat Theater, Geſellſchaften und Bälle zum Ekel, und lieſt den ewigen Juden und die Geheimniſſe von Paris, … oder läßt ſie ſich wenigſtens vorleſen, — wenn es noch nicht leſen kann.

Die jungen Herrchen ſtehen natürlich nicht zurück, und was ihnen gegen ſonſt an gründlicher Bildung abgeht, das erſetzen ſie reichlich an Arroganz.

Dafür gibt es aber auch jetzt, wie geſagt, keine Kinder mehr; ſondern anſtändige kleine Puppen; Virtuoſen von vier und ſechs Jahren, Weltmännchen und Weltdämchen von gleichem Alter, und das Mädchen, welches im achten Jahre noch ſpringen, ſcherzen und herzlich lachen wollte, würde unbarmherzig aus jeder guten Geſellſchaft verſtoßen werden.

Ihr ſolltet einmal eine Kindergeſellſchaft oder einen Kinderball ſehen. Da herrſcht genau daſſelbe Ceremoniell, derſelbe Ernſt, dieſelbe Langweiligkeit, wie in den Zirkeln der großen Welt. Die — soit disant — Kinder des Hauſes machen die honneurs. Welche feine

Bucklinge, welche allerliebſte Knixe und Verbeugungen, wie treu die erheuchelte Artigkeit in Mienen und Worten, ſelbſt gegen diejenigen, die man nicht leiden mag. Und da kommt der ſiebenjährige Herr Baron und ſagt zur ſechsjährigen Banquierstochter. „Mein Fräulein, kann ich die Ehre haben, dieſe Polka mit Ihnen zu tanzen?“ — und das ſechsjährige Fräulein antwortet mit cokettem Lächeln und zierlicher Verbeugung: „Herr Baron, ich ſchätze es mir zur Ehre!“

Und die verliebten Blicke, die hinuber und herüber fliegen, und die Eiferſucht, die mit ihrem Gefolge von Wuth, Schmerz, Rache u. ſ. w. kaum noch Platz in den jungen Herzen hat, weil ſie noch zu klein ſind, um nur einer Leidenſchaft ordentlich Raum geben zu können.

Und dann der Tanz, ſo gemeſſen wie alle Regungen und Bewegungen. Nicht fur die Welt vergäbe ſich Eine oder Einer das leiſeſte Ausſichherausgehen. Sich freuen und luſtig ſein iſt ja unſchicklich, und gerade hierin liegt der Triumph der modernen Erziehung, jugendlich friſche, jugendkräftige Weſen die Freude verachten und leeres Ceremoniell und Langweile lieben zu lehren. Mit einem Wort, die hochweiſe Menſchheit bemüht ſich, kleine Kinder zu erziehen, indem ſie Erwachſene zu Kinder und die Kinder zu Puppen und jugendlichen Greiſen macht. Jede Natürlichkeit aber iſt verbannt und die äußerſte Unnatur zur Gottheit erhoben.

Wenn die Kinder in früheren Zeiten, was man ſo ſagte, ihre Jugend genoſſen hatten, ... das heißt, wenn ſie über die Tölpel- und Flegeljahre hinaus waren, — die alte Leute, ſeltſam genug, die ſchönſten ihres Lebens nennen; — ſo öffnete ſich ihnen bei ausgebildetem Körper und reifem Verſtande das Leben der großen Welt mit ſeinen neuen und friſchen Reizen und mannichfaltigen Genüſſen; mit einem Wort, es ging ein neues Leben für ſie an, und ſie konnten alt und grau werden, ohne den Geſchmack an den Freuden des Daſeins zu verlieren, weil ſie dieſelben nicht mit unreifen Sinnen genaſcht, ſondern mit klarem Bewußtſein genoſſen.

Aber wie wenig *feine* Bildung verräth dies. Ein Greis der ſich noch des Lebens freuen wollte, würde jetzt als eine Abnormität betrachtet werden.

Nein, im vierzehnten Jahr kennt man jetzt längſt alle Reize des Daſeins, im ſechzehnten ſind die Freuden der Welt ein Ekel, den nur Verachtung derſelben und daraus entſpringende Intriguenſucht und Mediſance einigermaßen mildern kann; im zwanzigſten ſtellt ſich der Weltſchmerz ein, und den Reſt nimmt Melancholie und Lebensüberdruß in Beſchlag.

Melancholie iſt aber nichts als ein verborgnes Sehnen nach der Erfüllung unſeres Lebenszweckes; da dieſer hier aber gänzlich verfehlt iſt, ſo blickt der unbefriedigte Geiſt mit Sehnſucht, wenn auch ſich ſelbſt unbewußt nach einer erfüllenden Zukunft. Wie aber könnten Menſchen, welchen eine Erziehung wie die obenbeſchriebene ward, eine Erziehung, die Herz und Geiſt kalt und leer ließ, und ſich nur um äußeren Schliff bemuhte — wie könnten ſolche Menſchen eine Sehnſucht verſtehen, die nach dem Göttlichen ſtrebt. Daher kommt es denn, daß ſie, dieſelbe mißdeutend, nur immer auf die nächſte irdiſche Zukunft bauen, die den Ueberſättigten aber freilich nichts Neues, nichts Tröſtendes und Befriedigendes bieten kann, und ſo verzweifeln ſie, immer getäuſcht, an jedem Heil, und werden ein Raub jener entſetzlichen, folternden Langenweile, von der gepeinigt ſie ſich und die ganze Welt vergiften könnten.

Aber was thut das? .... Sie dürfen ſich doch ſagen, daß ſie keine albernen Jugendjahre verbrauſt, und von der Wiege an nach der Mode gelebt haben. —

Eine gute Erziehung ſieht alſo vor allen Dingen auf äußeren Schliff. Gründliches Wiſſen, Häuslichkeit, Veredlung des Herzens u. ſ. w. ſind Nebendinge. Der ungeſchliffene Diamant hat in den Augen der Menge keinen Werth. Daher iſt das Motto der Menſchen: „Glänzen! glänzen!“ — Und wie die Berliner Menſchen ſagen: „Man ſchaut mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen!“ — ſo ſagt die ganze moderne Erziehungscleriſei der höheren Stände: „Man beurtheilt den Menſchen nicht nach ſeinem inneren Werth, ſondern nach dem was er ſcheint.“

Aber nicht nur die höheren Stände huldigen dieſen Principien, ſondern leider ahmen ſie auch gar häufig der Mittelſchlag nach; denn .... was will nicht Alles jetzt zu den höheren Ständen gehören, ... ſelbſt die Lumpenſammlerin heißt ja — Madame.

Welche Folgen hat aber hier die moderne Erziehungsweiſe?

Ich will es Euch, liebe Brüder, durch ein Beiſpiel zeigen. Die Geſchichte hat ſich mit einer nahen Verwandten meiner Herrin zugetragen, und wurde von dieſer ſelbſt in einer Abendgeſellſchaft, während meiner Anweſenheit im Zimmer erzählt.

Jenes Mädchen war die Tochter bürgerlicher Aeltern, die einen kleinen Handel trieben, der indeſſen ſehr gut ging und reichen Gewinn abwarf. Die Leute waren als rechtlich bekannt, und beſaßen überhaupt viele gute Eigenſchaften, die jedoch ein einziger Fehler verdunkelte, und dies war die Sucht zu glänzen und mehr ſcheinen zu wollen, als ſie waren.

Ihre Wohnung war ſo prachtvoll eingerichtet, als die der reichſten und erſten Kaufleute ihres Wohnortes, ihre Kleidung überſtrahlte an Pracht und Feinheit ſelbſt diejenigen ihrer Mitbürger, die ſie nach ihrer Stellung weit überragten; alle Einrichtungen des Hauſes und des häuslichen Lebens waren nach den Anforderungen der feinen Welt gemodelt, mit einem Worte: die Leute überhoben ſich in jeder Beziehung ihres Standes.

Wären ſie wahrhaft gebildet geweſen und hätte ſie ein feiner Takt geleitet, ſo würden ſie eingeſehen haben, daß ſie auf dem Standpunkte, auf welchen ſie ſich geſchraubt, weder Fiſch noch Fleiſch waren; ſo aber affektirten ſie Bildung und feines Weſen und machten ſich ſomit noch lächerlich.

Die Vornehmen lachten ſie alſo aus und ſahen mit Verachtung auf ſie herab; die ihnen von Natur aber in Stand, Vermögen und Bildung Gleichgeſtellten, haßten ſie, da ſie ihr Stolz und ihre Ueberhebung beleidigte.

Die guten Leute würden nun dieſe iſolirte Stellung bald peinlich empfunden haben, wenn es nicht zu ihrem Glücke noch eine ganz beſondere Klaſſe von Menſchen gäbe, die man Schmeichler und Schmarotzer nennt.

Nun, liebe geſchwänzte und ungeſchwänzte Brüder und Schweſtern, Ihr werdet aus der Benennung „Schmarotzer“ ſchon ziemlich richtig auf das Weſen dieſer Menſchen ſchließen, wenn Ihr an die Schmarotzer-Pflanzen denkt, die Euch ja oft in Euren heimathlichen Wäldern vorkommen, wucherend auf Bäumen und anderen Pflanzen, von deren beſten Säften ſie ſich nähren.

So gibt es denn auch Menſchen, die beſtändig die Füße unter anderer Leute Tiſch haben, und ſo lange die beſten und innigſten Freunde und Freundinnen ſind, als es bei ihren Gönnern etwas zu eſſen und trinken oder ſonſt zu erlangen gibt. Sie erkaufen und erſchleichen dieſe Wohlthaten durch Schmeicheln, durch erheuchelte Zärtlichkeit, ja durch ſcheinbare Hingabe und Aufopferung. Sollte aber der unglückliche Fall eintreten, daß ihre Beſchützer verarmten und in's Unglück geriethen, dann: gute Nacht Freundſchaft! ... dann ſind ſie verſchwunden wie Rauch.

Der ergiebigſte Boden für ſolche Menſchen findet ſich aber bei Leuten, wie wir ſie eben beſchrieben, d. h. bei Menſchen, die einerſeits ſo beſchränkten Geiſtes ſind, ſich ihres Standes zu überheben, andererſeits ſo ſchwach, Schmeicheleien gern zu hören.

Kurz unſer glanzſüchtiges Paar ſah ſich bald von einem Schwarme ſolch' liebenswürdiger Menſchen umringt, die denn natürlich beſorgt waren, die Thörigten immer mehr und mehr in ihrem Wahne zu befeſtigen und durch Schmeicheleien zum Verſchwenden anzutreiben.

Unter ſolchen Verhältniſſen ward das Mädchen, von welchem ich Euch erzählen will, geboren.

Der Jubel der Aeltern war groß, und da Schmeichler nur Echos ſind, ſo hallte er von allen Seiten wider. Das war eine Seligkeit! welch' ſchönes, welch' liebenswürdiges, welch' göttliches Kind!! . . . Welchen Verſtand verrieth es ſchon in der Windel, wie geiſtreich blickte es nach dem Breilöffel, wie melodiſch war ſein Geſchrei, wie vielverſprechend ſeine Mimik!

Natürlich ward das Kind wie eine Prinzeſſin gepflegt, und faſt unter Liebkoſungen und Bergen von Spielzeug erdrückt.

Es wird Euch dies Alles gar nicht befremden, denn Eure Weibchen dürfen ſich nur an der Naſe zupfen, hat doch der Menſch die übertriebene Liebe zu den Kindern Euch abgelernt und nennt ſie daher auch Affenliebe. Euren Weibchen wirft man vor, daß ſie ihre Jungen aus lauter Zärtlichkeit oft erdrücken und töden, nun, die Menſchen thun daſſelbe . . . nur moraliſch. —

Das Mädchen wuchs. Jetzt fand man in ſeinen angenehmen Zügen die erſten Spuren einer unübertrefflichen Schönheit; ſein netter Wuchs geſtaltete es zu einer Venus; ſeine kindlichen Naivetäten, — die es mit faſt allen Mädchen ſeines Alters gemein hatte, — galten als Wunder eines ſchlagenden Verſtandes, eines attiſchen Witzes. Und nicht nur die Schmeichler, ſondern auch die Aeltern kitzelten die Ohren des armen Kindes mit den übertriebenſten Lobeserhebungen.

War es da nicht natürlich, daß im ſechſten Jahre das Frätzchen ſo eitel wie ein Pfau, ſo naſeweis und vorlaut wie nur irgend ein modern erzogenes Püppchen war.

Jetzt gab es Kindergeſellſchaften, Kinderbälle, Kindermaskenbälle; Kindertheater — bald ſchon Kinderliebeleien. Das ſiebenjährige Söhnchen eines reichen Bekannten ward ſcherzend von den Aeltern zum dereinſtigen Gatten des ſechsjährigen Fräuleins beſtimmt, und zwar laut und in Gegenwart des Mädchens. Beide Kinder mußten bei jeder Gelegenheit nebeneinander ſitzen, ſich küſſen, ſich führen, ſo daß ſich ein förmliches Liebesverhältniß anſpann, daß die ganze Denkfähigkeit der ſich bildenden Gehirnchen, das ganze

Weben und Streben der ſich entwickelnden Sinne um ſo mehr in Anſpruch nahm, als man das Feuer durch Scherze und Neckereien zu ſchüren bemüht war.

So kam für unſer — natürlich auf alle Weiſe verzogenes — Mädchen, das achte Jahr heran und mit ihm der Zeitpunkt, in welchem für eine weitere entſprechende Ausbildung und Erziehung geſorgt werden mußte.

Die Aeltern waren entſchloſſen ihrem kleinen Meerwunder einen brillanten Schliff geben zu laſſen.

Das Mädchen kam daher, in Uebereinſtimmung mit des Vaters Motto, das da lautete: „Nobel! alles nur nobel!“ in die nobelſte, theuerſte Erziehungsanſtalt, in welcher ſonſt nur die Töchter der reichſten und vornehmſten Landeseinwohner erzogen wurden.

Hier war natürlich von gemeinen Handarbeiten, von Häuslichkeit und gründlichem Wiſſen nicht die Rede, denn . . . . hier wurden nur Damen für die große Welt erzogen. Ich möchte auch wiſſen, für was derartige Inſtitute auf gründliche Bildung zu ſehen hätten. Nur pedantiſche Gelehrte, langweilige Schulmeiſter, und ſonſt Menſchen von untergeordnetem Rang, die die Wiſſenſchaft zu ihrem Berufe erwählen und ſich von ihren Studien ernähren müſſen, brauchen gründlich zu lernen. Beim weiblichen Geſchlecht wäre gründliches Wiſſen nun gar Schande, da es Beſchränktheit und Hang zum ſentimentalen Hausfrauenthume verriethe. Nicht *viel*, aber *vielerlei* Wiſſen iſt Hauptſache. Bei vornehmen Damen hält man ja auch unächten Schmuck leicht für ächt. Außerdem für wen ſind denn dieſe Mädcheninſtitute beſtimmt, doch wohl nur für reiche Erbinnen, die nichts lernen und thun wollen und ſchicklicherweiſe auch nicht dürfen. Und dann wäre es ja lächerlich zu denken: der Zweck jener Anſtalten ſei Bildung der Jugend, mir däucht .... er iſt Bildung eines hübſchen Vermögens für die Unternehmer.

Kaum hatte die Kleine die Anfänge des langweiligen Leſens und Schreibens weg, ſo ſchritt man zum Tanzen, Singen, Malen, Reiten, Clavier- und Harfeſpielen und dem flüchtigen Erlernen fremder Sprachen. In wenigen Jahren war das Wunder vollendet, und unſere Heldin kehrte als Weltdame zu ihren Aeltern zurück.

War der Luxus im älterlichen Hauſe ſchon früher enorm geweſen, ſo ſteigerte er ſich nun bis zum Unſinnigen.

Natürlich! . . . . die zurückgekehrte Tochter war ja für kein häusliches Leben erzogen, für keine beſcheidene Exiſtenz beſtimmt; ſondern im Ueberfluß wie eine Fürſtin aufgewachſen. Nun machte ſie aber auch fürſtliche Anſprüche. Sie hatte die Töchter der erſten Familien des Landes, — ihre früheren Penſionsgenoſſinnen, — zu Bekantinnen und Freundinnen, nun mußte aber auch, um den Umgang fortzuſetzen, ein entſprechender Aufwand getrieben werden. Ja, um ſich durch den Stand ihres Vaters, den ſie herzlich verachten gelernt hatte, keine Demantie zu geben, brachte ſie es dahin, daß derſelbe ſeinen kleinen Waarenhandel aufgab, und dieſen guten und ſicheren Gewinn dem Börſenſpiele opferte, einzig — um als Banquier auftreten zu können.

Noch ſchlimmer ſah es aber mit den Anſprüchen aus, welche ſie an ihren zukünftigen allenfallſigen Gatten machte.

Sie forderte nicht viel; aber er mußte wenigſtens: jung, ſchön, liebenswürdig, reich, angeſehen und gebildet ſein; ferner war es unerläßlich, daß er ein Haus mache, eine Loge im Theater halte, Pferde und Wagen beſitze u. ſ. w.

Unglücklicherweiſe machten aber die jungen Männer, welche ſolchen Anforderungen genügen konnten, ihrerſeits ebenfalls Anſprüche und ſahen nicht nur auf ſogenannte „gute Familie,“ ſondern auch auf eine Mitgabe, die den Gewohnheiten ihrer Dereinſtigen verhältnißmäßig entſprechen könne. Da unſerer Heldin aber nur ein ſehr beſcheidenes Vermögen harrte, ſo blieben ſie, und zum Staunen der guten Aeltern, — gänzlich aus.

Es zeigten ſich wohl recht anerkannt brave Bewerber, die nicht ohne die Mittel für eine ſichere aber anſpruchsloſe Exiſtenz waren . . . indeſſen Aeltern und Tochter wollten ſich nicht wegwerfen, und Letztere einmal unter keiner Bedingung die glänzende Laufbahn aufgeben, für die ſie erzogen und die nun ihr Element geworden.

Es gab daher diverſe Körbe, während die Zeit andererſeits keine Roſen bringen wollte.

Da trat plötzlich ein fataler Umſtand ein. Der Vater unſerer jungen Weltdame hatte ſeinen einträglichen kleinen Handel aus dem Fundament verſtanden;

im Börſenſpiel aber war er unbekannt, und ließ ſich daher häufig irre leiten und übertölpeln. Er verlor und wagte daher das Doppelte, . . . er verlor abermals und ſetzte nun in der Verzweiflung den Reſt ſeines Vermögens auf das Spiel, . . . da kam an einem ſchönen Morgen ein Courier an die Börſe und brachte ſchlechte Nachrichten, die nach Pulver rochen, ... die Papiere purzelten . . . . und der Vater unſeres Mädchens mit ihnen.

Der Schlag war furchtbar, der Alte wurde wahnſinnig, die Mutter ſtarb vor Schreck und Schmerz und die Fräulein Tochter war mit einemmale arm wie eine Kirchenmaus.

Aber ſie hatte ja Freundinnen, und ihres Vaters Haus wimmelte voll der begeiſtertſten und innigſten Freunde.

Es wimmelte . . . ei bewahre! Es hatte gewimmelt! . . . Seit jenem Unglückstage war keiner von Allen mehr zu ſehen. Iſt die Citrone ausgepreßt, wirft man ſie auf die Seite, . . . und . . . was eben ſo ſonderbar war, die vornehmen Freundinnen litten plötzlich alle an ſchlechtem Gedächtniſſe, denn . . . . unſere Freundin ward von Keiner mehr gekannt.

Nun war guter Rath theuer, mit Weinen und Verzweiflung war nichts auszurichten; arbeiten konnte das arme Kind nichts, denn ſie hatte in ihrer Penſion gerade nur ſo viel gelernt, um den Standpunkt, auf welchem ſie geboren worden, zu verachten; zu wenig aber, um ſich durch Ausübung irgend einer gründlichen Kenntniß das Leben friſten zu können.

Scham, Noth und Verzweiflung trieben ſie endlich dem Theater zu; ſie ſuchte auf der Bühne einer fernen Stadt eine armſelige Stelle im Chor, aber auch dieſe genügte den ſtrengſten Anforderungen des Lebens nicht. Nur diejenigen ihrer Genoſſinnen, die es mit der Moralität nicht ſo genau nahmen, führten ein erträgliches Leben. Sie war gewohnt auf den weichen Polſtern des Ueberfluſſes zu ruhen, was war alſo natürlicher als — ihr Fall.

Aber der Gram hatte das Mark ihres Lebens zerſtört, ſie ſtarb, als ſie eben ein todes Kind zur Welt gebracht hatte, in einem Hoſpitale.

Dies iſt die verſprochene Geſchichte, die freilich ſehr tragiſch endet; glaubt mir aber, daß ähnliche

Dinge bei den Menſchen in Maſſe vorkommen, und wenn ſich die Umſtände auch nicht immer nach Außen hin ſo ſchrecklich geſtalten, ſo ſeid verſichert, daß dennoch das Glück und der Seelenfriede von Millionen Menſchen durch die verrückte Erziehungsweiſe unſerer Zeit vernichtet wird.

Merkt's Euch, und macht es geſcheuter.

Euer treuer

Jocko.

Siebter Brief.

Hochgeſchätzte!

Bei Euch geht's wie in einem — meinem jetzigen Aufenthalte benachbarten — Staate, „Es bleibt holderſch Alles beim Alten!“

Die große Erzieherin der jungen Thierwelt war ſeit Adams Zeiten Mutter Natur und ſie wird auch wohl bis an's Ende der Welt in ihrem Amte und bei ihrer Methode bleiben.

Die Erziehungs-Methode der Menſchen leidet an dieſer langweiligen Stabilität eben nicht. Unzählige dieſer Methoden waren ſchon in Anwendung und werden noch auftauchen, und was dabei das Drolligſte iſt, ſie widerſprechen ſich oft zu gleicher Zeit geradezu.

Die Einen halten Stock und Prügel für das Hauptelement der Erziehung, — und dieſe Anſicht theilen ſogar die erleuchteten Regierungen vieler erleuchteten Staaten, namentlich aber Oeſterreich und Rußland; ſie ſtutzen ſich dabei wie jene ſchlagluſtigen Schulmeiſter und Väter, auf den Ausſpruch der Bibel: „Wer ſein Kind lieb hat, der züchtige es!“ Ihr könnt Euch, verehrte Brüder, nun einen recht deutlichen Begriff davon machen, mit welcher unendlichen Liebe das väterliche Herz des Kaiſers von Rußland für ſeine Kinder ſchlagen muß, da er ſie häufig aus purer Liebe tod knuten läßt. — Andere, wie die berühmten Erziehungsmenſchen Rouſſeau und Baſedow verwerfen dies gewiß menſchenfreundliche Prügelſyſtem wieder ganz und wollen, daß man der Natur mehr vertraue als dem Stock, und nichts in die Seelen pflanze, was nicht darin zu gedeihen vermöge, nichts zu lehren, als was dem Kinde unmittelbar einleuchte.

Nun frage ich Euch aber, wenn der Lehrer ſeinem Schüler, oder der Vater ſeinem Kinde lehren ſoll, was er ſelbſt nicht begreift, wie zum Beiſpiel das Grunddogma der chriſtlichen Glaubenslehre: Die Dreieinigkeit Gottes, d. h. daß Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geiſt, drei für ſich beſtehende unterſchiedene Perſonen und doch wieder zugleich nur ein untheilbares Weſen ſeien, ... oder mit anderen Worten, daß Eins Drei, und Drei Eins ſei, ... ſo wie den Unſinn von der Beſchattung der heiligen Jungfrau durch den heiligen Geiſt und die neunmonatliche Luſtreſidenz eines Gottes im Bauche eines Weibes und dergleichen Wahnſinn mehr ... ich frage, — ſage ich, ob ſolche Dinge, die vorſchriftmäßig den Kindern gelehrt werden müſſen, dieſen begreiflich gemacht werden können.

Da iſt denn doch das Prügelſyſtem vorzuziehen, denn bei dieſem ſtößt man auf gar keine Hinderniſſe, wenn nicht gerade auf eine harte Haut, und kurz und bündig heißt es: lerne, gehorche, glaube! ... oder du bekömmſt deine Wichſe!

Man hat dies in Preußen ſehr gut eingeſehen, und daher an die Stelle des einſtigen Schulbundes der Deſſauiſchen Philantropen und der neueren Peſtalozziſchen Lehrer alte, ſchlaggeübte Unterofficiere geſtellt.

Jetzt bricht ſicher ein ſchöner Morgen für die Menſchheit an, denn mit Recht zieht man nichts wiſſende Unterofficiere gründlich gebildeten Pädagogen vor. Unterofficiere haben jedenfalls die Subordination weg, und Subordination iſt die Grundlage eines guten Staatsſyſtems.

Der Unterofficier, der Schulregent geworden, befiehlt nun, den Haſelſtock in der Hand: das wird geglaubt! und ſo viel wird geglaubt! und nicht mehr wird geglaubt! ... denn: .... dies und ſo viel iſt zu glauben befohlen.

Und die Leute, die da ſagen: Glaubensbefehle ſind Lügen, denn frei ſein iſt die Religion der Seele! ... die muß man in's Irrenhaus ſtecken, denn es ſind Narren.

Wieder andere Erzieher ſuchen das Heil ihrer Zöglinge in der Empfindſamkeit derſelben, in einer ſogenannten Gutherzigkeit zu gründen.

Die Zahl dieſer ſentimentalen Pädagogen iſt und war namentlich ſeiner Zeit, zumal in Deutſchland, ſehr groß. Ihnen hat die Welt die ſogenannten „ſchwärmeriſchen Seelen" zu danken, ſo wie die vielen gutherzigen, für alles Edle und Schöne glühenden, aber völlig unpraktiſchen Staatsbürger.

Ein bedeutender Schriftſteller ſagt in dieſer Beziehung:

„Es iſt was miſerables um einen empfindſamen Menſchen in der Welt; und zwar gerade, weil die Welt nichts weniger als empfindſam iſt; und Einem kein Baum aus dem Weg geht, oder beweint, wenn man ſich ein Loch an ihm in den Kopfſtößt.

Der Empfindſame bringt auch nie etwas hervor, weil er ſich keines Dinges bemächtigen kann, ſondern nur von Allem überwältigt wird.“

Der Mann hat Recht. Und es gibt nichts Gefährlicheres, als der Ausſpruch: „Je nun! er hat doch ein gutes Herz!“ mit dem man alle übrigen Mängel und Fehler ſo gerne bedeckt.

Ein gutes Herz ſollte Jedermann haben, aber auch einen geſunden ausgebild ten Verſtand dabei. In dem kleinen conſtitutionellen Königreiche: Menſch genannt, iſt das Herz der Souverain, das für alles Gute, Schöne und Liebenswürdige glüht, und dem das Götterrecht der Gnade zuſteht; das ſich aber dennoch oft von Leidenſchaften hinreißen läßt; der Verſtand ſind die Kammern und die Vernunft iſt das verantwortliche Miniſterium. Nur ein zweckmäßiges, harmoniſches und übereinſtimmendes Walten dieſer Kräfte vermag das Glück, die Wohlfahrt und den Frieden des Reiches zu ſichern.

Kommen wir auf die Erziehung zurück, ſo fehlt uns noch eine hervorragende Klaſſe von Pädagogen. Es ſind dies diejenigen, die auf dem Treibbeete der „ſogenannten“ Theologie wachſen. Sie gehören ſämmtlich ins Geſchlecht der Nachtſchatten und kommen bei den Menſchen unter dem Namen Jeſuiten, oder Dunkelmänner vor. Ihr Erziehungsprincip iſt ſehr einfach und heißt: Dummköpfe ſind gut regieren!

So ſtreben faſt alle modernen Er- oder vielmehr *Ver*ziehungsmethoden dahin: die heilige Harmonie der Natur aus dem Geleiſe zu bringen, und die Freiheit der Einzelweſen unter das Joch der Sitte zu beugen.

Gewiß! Sitte, wenn man den Begriff recht verſteht, iſt eine ſchöne Sache; ſie iſt es, die den Menſchen, deſſen Daſein ſie veredelt, über die ganze übrige Thierwelt erhebt; .... aber die Sitte und die Sitten ſind zweierlei, und gerade den letzteren, die oft der Inbegriff der größten Thorheiten ſind, opfern die Menſchen alles, ... alles! ... ſelbſt ihre geiſtige Freiheit, dieſen Adel der Seele, der die Quelle alles Edlen, alles Großen iſt. —

Liebe Brüder, ich bin zwar nur ein Affe, — aber vielleicht ſehe ich eben deßwegen und weil ich die, unter der menſchlichen Geſellſchaft graſſirenden Vorurtheile nicht ſchon mit der Muttermilch eingeſogen, ihre Verkehrtheiten deſto ſchärfer.

Ach! und da ſpringt mir immer eine Tollheit über die andere in die Augen, ſo daß ich, wollte ich nur das wichtige Kapitel der Erziehung erſchöpfen, ganze Bücher ſchreiben müßte. Die würdet Ihr aber nicht verſtehen, auch würden ſie Euch langweilen, und ich meinen Zweck verfehlen, der ja lediglich dahin geht: Euch das Bild der menſchlichen Geſellſchaft warnend vorzuhalten, auf daß Ihr Euch nicht von Eurer Nachahmungsſucht zur Civiliſation hinreißen laßt und glückliche, ſorgenloſe, geſunde und kräftige Kinder der Freiheit bleibt.

O beneidet ſie nicht die ſtolzen Herren der Welt; ſie prahlen mit ihrem Verſtand, und benutzen ihn, um ſich ſelber bodenlos unglücklich zu machen, ſie ſchwelgen in Genüſſen und kennen den größten, ein freies, ſorgenloſes und naturgemäßes Leben nicht, ja ſie verbittern ſich ihre Freuden einander ſelbſt.

Es kommt wohl vor, daß ſich unter Euch wohl auch Einer oder der Andere beim Anblick herrlicher Früchte einmal hinreißen läßt, zu viel zu naſchen; dann muß er ſchmerzlich büßen. Die Menſchen nennen dieſen peinlichen Zuſtand, welcher der Ueberladung des Magens durch Eſſen und Trinken folgt, den Katzenjammer. Der Katzenjammer in Folge des Trinkens — den Ihr nicht kennt — ſoll ſchrecklich ſein, eine Seekrankheit auf feſtem Lande, ein Jammer im tiefſten Sinne des Wortes. Und dennoch gibt es noch einen Katzenjammer, der als noch ſchrecklicher dargeſtellt wird, ... es iſt dies der ſogenannte moraliſche Katzenjammer.

Wie ſich nämlich Manche von Euch den Magen zuweilen mit Aepfeln und Trauben überladen, ſo überladen die Menſchen häufig Geiſt und Herz durch geiſtige Genüſſe.

Viele Menſchen fangen zum Beiſpiel, wie auch eben erwähnt, ſchon als Kinder zu lieben an; kommen ſie nun in das Alter, in welchem ſich bei dem Menſchen naturgemäß dies beſeligende Gefühl, — das Ihr leider in ſeiner reingeiſtigen Herrlichkeit nicht kennt, ſondern nur dumpf ahndet, — in ſeiner vollen Gluth entwickelt, ſo haben ſie vorher ſchon ſo viele Liebſchaften gehabt und ſo viel geliebelt, daß ſie überſättigt ſind und da kalt, leer und unbefriedigt bleiben, wo ſie als Götter in Seligkeit hätten ſchwelgen können.

Die Folge davon iſt, daß ſie bei der Wahl ihrer Ehehälften nicht dem ſüßen Drange der Natur und der Stimme des Herzens, ſondern den kalten Regeln einer nüchternen, habgierigen Klugheit folgen, wodurch ſie ſich oft den ganzen Reſt ihres Lebens verbittern. Es gehört dies, verehrte Brüder, in das Kapitel der Ehe, und ich behalte mir vor, in einem ſpäteren Briefe darauf zurückzukommen.

Eine andere Art moraliſchen Katzenjammers iſt die Ueberſättigung durch zu häufigen Genuß ſinnlicher Vergnügen; er beſteht in dem Gefühl einer gräßlichen inneren Leere und einem Ekel an allen Freuden des Lebens, der zuletzt in völlige Stumpfheit der Sinne und des Geiſtes, oder in Verzweiflung und Wahnſinn übergeht.

Man nennt dieſe letztere Art geiſtiger Ueberſättigung, die in unſerer Zeit ſehr häufig und namentlich bei jungen reichen Männern vorkommt: Weltſchmerz. (In England heißt dieſe Krankheit der Spleen.)

Weltſchmerz heißt ſie aber, weil den Ueberſättigten in ihrem moraliſchen Katzenjammer alles Leben düſter und erblichen vorkommt. Der blaue, ſtrahlende Himmel iſt in ihren Augen grau und trüb wie ein Spüllumpen, die Blumen duften Leichengeruch, die Vögel klagen unendliches Leid, die Fiſche ſeufzen, alle Freuden werden für ſie zu Qualen, und, ſich mit der übrigen geſunden Welt verwechſelnd, glauben ſie die ganze Erde und alles Leben leide an derſelben Ueberſättigung an demſelben Schmerze.

Dies Alles wiſſen nun die Aeltern und Erzieher, denn es ſind bekannte, täglich vorkommende Dinge und doch treten ſie dem Uebel nicht entgegen, das ſo leicht zu heben iſt. Bleibt natürlich! und erzieht Eure Kinder auf naturgerechte Weiſe, d. h. vor allen Dingen: raubt ihnen ihre Jugend nicht, gönnt ihnen Kinder zu ſein, und ſtürzt ſie nicht ſelbſt und gefliſſentlich zu früh in Genüſſe, die ihnen ſchädlich ſind.

Nur ein Beiſpiel für viele, ein Beiſpiel, das tagtäglich vorkommt. Warum gibt man den Kindern, wenn ſie kaum ſprechen können, ſchon kleine Theater mit Puppen zum Spielen? warum nimmt man Kinder — kleinere oder größere, das gilt gleich — in die öffentlichen Theater mit? — Sie können hier nichts Gutes lernen; denn ſie ſind noch nicht reif genug um dieſes ſchöne und edle Vergnügen von der richtigen Seite, vom poetiſchen Standpunkte aus, zu beurtheilen; wohl aber werden ſie lernen: wie man Aeltern und Vorgeſetzte belügt und hintergeht, wie man Liebesintriguen anſpinnt, und krumm auf anſtändige Weiſe gerade macht. Ihr noch ruhiges Herz wird Leidenſchaften und Seelenzuſtände kennen lernen, die ihm noch lange hätten fremd bleiben ſollen und die ſeinem Frieden gefährlich ſind.

Die nächſte Folge iſt die Luſt, der unwiderſtehliche Drang, nun ſelbſt Komödie ſpielen zu wollen. Die Puppen genügen nicht mehr und nun bildet ſich zum Entzücken der Aeltern ein Kinder-Theater.

Nun iſt Kindlichkeit und Natur verloren, die Gedanken ſind zerſtreut und von dem Lernen ernſterer, für das ganze Leben wichtigere Dinge, abgezogen. Um die Stücke hübſch ſpielen zu lernen, werden die Kinder nur um ſo fleißiger in die öffentlichen Vorſtellungen mitgenommen. Das Einſtudiren beginnt; Unnatur wird zur Natur; denn das Kind ſteht nicht über dem zu behandelnden Gegenſtande, ſondern es nimmt ihn in ſich auf, pfropft ihn gleichſam auf ſeine Individualität. Und nun die Aufführung vor einem Publikum verzückter Aeltern, die vor Wonne aus ihrer Haut fahren könnten, wenn's ſchicklich wäre; und der ſtürmiſche Beifall, der zu neuer Aufmunterung wird, und die kleinen Komödianten, die ſchon eitel genug durch das Herausputzen mit ſchönen Coſtümen ſind, und nun durch übel angebrachtes Lob noch eitler werden. Aber die Zeit brauſt vorüber, die Kinder wachſen, und die, anfangs ſo unſchuldige Liebhaberei zeigt ſich plötzlich als ein gefährlicher Krebsſchaden.

Die Knaben werden Jünglinge, die Mädchen Jungfrauen; Puppen und Kindertheater liegen hinter ihnen; nun aber kommen ... die Liebhaber-Theater, auf welchen die Liebhaber und Liebhaberinnen gewöhnlich doppelte Rollen ſpielen, ja ſogar in den Helden, den zärtlichen und unzärtlichen Alten, den Intriguanten und allen ſonſtigen Fächern Liebhaber ſtecken. Hier lernt man nun Stümperei und Dilettantismus als Kunſt ſchätzen, und das Schlechte gut finden, ſo daß alle Begriffe von Kunſt und Kunſtwerth ſich völlig verſchieben.

Außerdem gewöhnen ſich die jungen Leute ſo ſehr an das Komödieſpielen, daß ſie auch im Leben nur Rollen abhaspeln und ſomit Heuchler werden.

Nun aber kommt das letzte Stadium der Komödie-Spiel-Wuth: der größere Theil bekommt endlich Ueberdruß an dem Ding, und nun, wo die Geiſter reif wären, um die poetiſchen Schönheiten koſten, die Kunſt würdigen zu können, ſind ſie ſtumpf und die jungen Leute haben ſich ſomit um den wahren Genuß gebracht.

Ein anderer Theil derſelben, — und dies ſind die feurigen, enthuſiaſtiſchen und poetiſchen Naturen, — nehmen die Sache ernſt und wollen ſich nun, begabt oder nicht begabt, (und wer glaubte Letzteres von ſich) der Schauſpielkunſt widmen.

Wie ein Blitzſtrahl aus lichten Höhen trifft dieſer Entſchluß die Aeltern. Sie ſind außer ſich! — denn die meiſten Menſchen ſehen den Schauſpielerſtand noch immer als einen unmoraliſchen Stand an, indem ſie

Künſtlerthum (welches freilich eine Hundertjahrblume!) mit Komödiantenweſen und den Stand ſelbſt mit der gefährlichen und ſchlüpfrigen Bahn verwechſeln, welche Diejenigen wandeln müſſen, die ſich Jenem weihen Die gute Frau Mutter ringt die Hände über das Unglück, der Herr Papa toben und ſchimpfen über das ungerathene Kind .... aber weder Papa noch Mama denken daran, daß ſie und ſie allein die Schuld davon tragen, wenn ſich ihr Kind nun der Bühne widmet, ja! wenn es ſelbſt in dieſem Strudel moraliſch untergeht.

Waren ſie es nicht, die dem Kinde ein Theater als Spielwerk kauften? ... Waren ſie es nicht, die in ihm den Hang zum Theater dadurch erzeugten, daß ſie es von frühſter Jugend auf zu den öffentlichen Vorſtellungen mitnahmen? ... Waren ſie es nicht gerade, die ſo eifrig die Hände zur Errichtung eines Kindertheaters boten, die eigenhändig die kleinen Komödianten putzten, ſie beklatſchten und fortzufahren ermunterten?

Warum denn jetzt die Hände ringen und fluchen?! .... Es ſind die natürlichen Folgen einer verkehrten Erziehung.

Den größten Fehler, den ſich aber in der menſchlichen Geſellſchaft die Aeltern gegen ihre Kinder zu ſchulden kommen laſſen, und deſſen Folgen von unberechenbarem Nachtheil für die Welt ſind, iſt die Blindheit, oder das Vorurtheil, oder die Gleichgültigkeit mit welchen ſie zumeiſt den Stand beſtimmen, den ihre Söhne im Leben einnehmen ſollen.

Glaubt Ihr etwa, liebe Brüder, die Aeltern beobachteten zu dem Behufe ihre Kinder von den früheſten Jahren an, lauſchten mit Sorgfalt den Neigungen, die ſich in ihren Zöglingen entwickelten, den Talenten die ſie zeigen?

Ihr täuſcht Euch ſehr, mag dies hie und da auch der Fall ſein, die Maſſe denkt an ſo etwas gar nicht.

Es gab ein Mal vor Tauſenden von Jahren ein Volk, welches die Egyptier hieß. Dieſe Egyptier hatten, was die Stände betrifft, eine ſehr bequeme Einrichtung. Sie waren nämlich ein für allemal in ſieben beſtimmte Stände getheilt, die man Kaſten nannte. Es waren dies die Kaſten der Prieſter, der Krieger, der Schiffer, der Handel und Gewerbe treibenden Bürger, der Dolmetſcher, der Schweine- und Rinderhirten.

Jeder gehörte, ſammt ſeiner Familie und Nachkommenſchaft einer ſolchen Kaſte an, und da der Sohn immer werden mußte, was der Vater war, — er mochte nun für deſſen Stand Luſt und Anlagen haben oder nicht, — ſo hatten die glücklichen Egyptier gar keine Wahl der Stände, die ihre Kinder zu ergreifen beabſichtigten.

Gehörte ein Vater der Kaſte der Krieger an, ſo ward ſein Sohn ebenfalls Krieger und wenn er auch ſo wenig Courage hatte, daß ihn eine Maus erbeben machte und er beim Schlachten einer Taube in Ohnmacht fiel. Hatte ein Anderer die Ehre Schweinehirt zu ſein, ſo mußte ſein Sohn Zeitlebens Schweine hüten, und wenn er die Talente eines Raphaels beſeſſen hätte.

Die Sache war etwas bündig und jedenfalls wurden dadurch der Cultur des Staates die beſten Kräfte entzogen, auch mögen Tauſende und Tauſende ihr Leben als ein verfehltes durchſeufzt haben; aber die Einrichtung war doch ſchön einfach und bequem, und daher mag es denn auch kommen, daß ſo viele Väter, ſelbſt in unſerer Zeit, dieſen Kaſtengeiſt noch hegen und pflegen.

Aber . . . . wie viele herrliche Talente gehen dadurch verloren; wie ganz anders, um wie viel freudiger und begeiſterter würde ſo Mancher ſeine Lebensaufgabe löſen, und folglich um wie viel glücklicher würde die ganze Menſchheit ſein, wenn jeder junge Mann bei der Wahl ſeines Berufes ſeinem inneren Triebe folgen dürfte.

Eine weiſe Leitung von Seiten der Aeltern und Erzieher iſt gewiß ſehr zweckmäßig, wer aber vom Eichbaum verlangt, daß er Roſen trage, und vom Roſenſtock Eicheln erndten will, der wird ſeine Hoffnungen ewig getäuſcht ſehen.

Der Zwang! der Zwang! iſt des Menſchen böſer Dämon, und dennoch iſt die Menſchheit ſo wahnſinnig, ſich immer neue Sklavenjoche zu ſchmieden.

Spottet ihrer, Ihr lieben, glücklichen Brüder und Schweſtern, im Gefühle Eurer Freiheit und lernt dieſe doppelt ſchätzen durch die traurigen Bilder, die meine Briefe vor Euren Augen entrollen.

Ich aber, ich bin im Geiſte mitten unter Euch, wie Euch denn ewig zugehört

die Liebe Eures treuen

Jockos.

Achter Brief.

Cheres frères!

Ich beginne dies Schreiben mit einer Anrede in franzöſiſcher Sprache. Es iſt der Abwechslung wegen, durch welche Ihr zugleich den großen Vortheil habt, daß Ihr es mit meinen Briefen machen könnt, wie die Welt mit den päpſtlichen Bullen, die ſtets nach ihren Anfangsworten benannt werden; ſomit könnt Ihr dies Schreiben den Brief: „Cheres frères“ nennen, wie zum Beiſpiel das ſegenreichſte aller päpſtlichen Schreiben, die Bulle „Dominus et redemtor nostre“ genannt wird.

Uebrigens will ich Euch hier nicht mit kirchlichen Dingen unterhalten, ſondern im Gegentheil von etwas Vernünftigem.

Es gibt nämlich in der menſchlichen Geſellſchaft eine Einrichtung die unvergleichlich ſchön und lobenswerth iſt, es iſt dies — die Ariſtokratie!

Ich habe lang und viel über dieſen Gegenſtand gedacht, ich habe tiefe Studien über ihn angeſtellt;... aber von welcher Seite ich auch die Sache betrachten mochte, ich fand ſie ſtets, Angeſichts der Moral gerechtfertigt und auf den Grundſätzen der ſtrengſten Gerechtigkeit beruhend ... ja! ... denkt Euch mein Staunen, mein Entzücken, meinen Stolz, als es mir plötzlich klar wurde, daß die noble Einrichtung einer hohen Ariſtokratie im Gegenſatz zum Plebs oder gemeinen Volke tief in der Natur begründet ſei ... daß ſie, ſo wie das Inſtitut der Orden, ... ſtaunt und richtet Euch mit mir ſtolz empor ... von uns, von dem Geſchlechte der Affen herrührt.

Als ich nämlich einſt in tiefe Studien verloren über dies Thema nachdachte, und mir ſchier über lauter Denken die Sinne zu vergehen anfingen ... ſchweifte mein Geiſt zu Euch, geliebte Brüder, hinüber.

Da durchzuckte ein Blitz mein Gehirn, . . . denn! . . . ich ſah Euch vor mir ſtehen . . . geſchwänzte und ungeſchwänzte Brüder.

Entzückt ſprang ich empor und rief: Triumph! ich hab's gefunden, die Ariſtokratie iſt in der Natur begründet, und ihr urſprüngliches Ehrenzeichen, ihr Orden, iſt der — Schwanz! . . . . Ja! ja! ſo iſt's! Warum hätte ſonſt auch Natur nur einige Familien unſeres ausgedehnten Geſchlechtes, von dem die Menſchen abſtammen, mit einem Schwanze geſchmückt? . . . ja durch denſelben bevorrechtet? Erleichtert ſie nicht jenen, durch den angeborenen Schwanz, das Klettern, ſo daß ſie oft bis zu den höchſten Gipfeln emporzuſteigen vermögen, wenn dem Plebs unſeres Geſchlechts, — der ungeſchwänzten Schaar, — nur das Nachſehen bleibt?

Vermag nicht die geſchwänzte Ariſtokratie der Affen, eben in Folge dieſes ererbten, alſo natur-hiſtoriſchen Rechtes, ſich die Nahrung beſſer und leichter zu verſchaffen, als der ungeſchwänzte, demnach unadlige Theil.

Denkt nur an die Coaita's, welchen unbeſtritten das Recht des Fiſchfangs mit ihrem Schwanze zuſteht, während wir, — denn ich gehöre ja als Orang-Utang auch zum gemeinen Volke, — das Zuſehen haben. Berückſichtigt, daß ſich dieſelben Coaita's, — wenn ihnen eine Kluft oder ſonſt ein derartiges Hinderniß bei Erreichung ihrer Wünſche in den Weg tritt, mit ihren zwei Fuß langen Schwänzen wie eine Kette aneinander ſchließen, und ſich ſo, an einen Baum hängend, von einem Baum zum anderen, über Kluft und Flüßchen ſchwingen. Auch hier ſind wir Ungeſchwänzte ſo jämmerlich vernachläſſigt, wie der Menſchenplebs gegen die Menſchenariſtokratie, die bei gar manchen Gelegenheiten beweiſt, daß ſie aus der Naturgeſchichte der Coaita's viel gelernt hat.

Ein anderer hier ſehr wichtiger, wenn auch etwas cyniſcher Umſtand, iſt der, daß die Ariſtokratie der Affen, wozu namentlich die Pavians *) und die Mandril's gehören, als weitere Auszeichnung, ſehr ſchöne blutrothe Schwülen an dem Theile haben, auf

---

*) Der Pavian, Papio, in der alten Welt, meiſtens ſehr wild und wollüſtig. Zeichnet ſich durch eine breite Schweineſchnauze, eine grunzende Stimme, und einen boshaften und räuberiſchen Charakter aus. Hebo's Naturgeſchichte.

welchem man zu ſitzen pflegt und daß, — welche Beſtätigung für meine Idee, der ſüße menſchliche Pöbel ebenfalls, wenn auch nur ſinnbildlich, vom Adel ſagt: ihn zeichne eine ähnliche Färbung des gleichen Theiles aus.

Ihr müßt mich freilich nicht fragen: auf was ſich denn dieſer Vorzug eines Theiles unſerer Brüder vernünftigerweiſe gründe?

Ich kann Euch dieſe Frage ſo wenig beantworten, als dies die Ariſtokraten bei den Menſchen vermögen, da eigentlich die Herrſchaft und Bevorzugung weniger einzelnen Familien, wenn ſie ſich auf äußere Zufälligkeiten und nicht auf wirkliche Vorzüge gründen, vernunftwidrig, abgeſchmackt und lächerlich iſt.

Indeſſen ſehe ich nicht ein, warum die Natur, — die weiblichen Geſchlechts, — bei ihrer großen Niederkunft nicht auch einmal eine Laune gehabt haben ſoll. Daß ſie dieſelbe ſchnell bereuete, geht daraus hervor, daß der plebejiſche Theil unter uns doch wenigſtens den Anſatz zu einem Schwanze, wenn auch nur verborgen unter der Haut trägt, ſo gut wie jeder Menſch ein Knopfloch am Rock hat. Ein zukünftiges, beſſeres Leben kann uns alſo möglicherweiſe den Schwanz, und den Menſchen den Orden vom heiligen Cherubim bringen.

Sei dem wie ihm wolle, die Erde ſteht oder geht nun ſchon an 5000 Jahre, der Schwanz eines Theiles unſerer Brüder und die Ariſtokratie unter den Menſchen ſind demnach faites accomplies und verjährt, und ſomit — heilig. Auch iſt gewiß unter Euch duldſamen Geſchöpfen noch Keinem eingefallen, einem Bruder dieſen heiligen Schwanz auszureißen, während die unduldſamen und ſtreitſüchtigen Menſchen ſchon des Teufels Scandal über die Ariſtokratie angefangen haben, und zum Theil wie närriſch über Anmaßung und Ungerechtigkeit ſchreien.

Da gibt es Unruheſtifter und Empörer, die immer von natürlichen Rechten der Menſchheit reden und von Ariſtokratie und Ariſtokraten nichts wiſſen wollen. Die Verblendeten meinen, die privilegirten Klaſſen wollten nur Geſetze, um ſich an deren Stelle ſetzen zu können, damit man ſich vor ihnen und vor ihren Stellen fürchte. Die Bevorzugung einzelner Menſchen die, — wenn auch jetzt unvernünftig erſcheinend, dennoch durch die Jahre geheiligt iſt, — nennen ſie Uſurpation, ... ja ſie gehen ſo weit zu behaupten: die Ariſtokratie benutze ihre ererbten Bevorzugungen nur, um immer neue zu erwerben; ſie verletze oft die Geſetze, indem ſie dieſelbe angeblich handhabe, und unterdrücke jede gerechte und freiſinnige Bewegung durch den Schreckensruf: Empörung!

Glücklicherweiſe können dieſe Schreier und das ihnen in Maſſe anhängende Volk nichts machen, denn die Gegenparthei ſitzt auf dem Richterſtuhl und faßt die Vorlauten noch bei Zeiten am Kragen. Jetzt ſchreien ſie über Tyrannei! .... aber auch daraus machen ſich Jene nichts. Ein heiliger Eifer für das Wohl der Menſchheit, — d. h. für ihr Wohl, da ſie die Elite der Menſchheit bilden — erfaßt ſie, und da die Adels- und die Geldariſtokratie mit der Pfaffenariſtokratie Geſchwiſter ſind, ſo ahmen ſie die Soaitas nach und adoptiren gemeinſam die weiſen Lehren: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und „Theilt und regiert.“

Mit Sorgfalt wacht man daher öffentlich über die Geſetze und ſucht, um nicht zu reizen, ſie nicht zu verletzen. Dagegen iſt man klugerweiſe bedacht, den Einzelnen unter der Hand beizukommen, und ſie unſchädlich zu machen. Das jagt Schrecken ein, und wer ſonſt noch Luſt verſpürte, ſich für die Menſchheit zu opfern, ſchweigt, wenn er vernünftig iſt.

Es gibt aber noch ein anderes, weniger gewaltſames und billiges Mittel den Schreihälſen den Mund zu ſtopfen, und dies iſt die Verleihung eines Ordens.

Als nämlich vor undenklichen Zeiten die Herrſcher der Menſchen gewahrten, daß Mutter Natur aus Laune oder Vorliebe einen Theil unſerer Brüder durch das Zeichen des Schwanzes bevorrechtet, d. h. ſo zu ſagen in den Adelſtand erhoben hatte, dachten ſie ebenfalls daran, ein Zeichen zu ſtiften, welches dem Träger deſſelben einen höheren Rang unter ſeinen Brüdern ſichert. Sie fertigten daher Schwänze von Gold, die ſie Ketten nannten, und hingen ſie ihren Lieblingen an, nur an einer anderen Stelle als bei uns das Ehrenzeichen getragen wird.

Später fügte man dieſen Ehrenketten die ſehr bald nicht mehr als Belohnung beſonderer Verdienſte, ſondern meiſt als Zeichen der Gnade von den Herrſchern vertheilt wurden, noch ſchön blinkende Kreuzchen und Sternchen bei, damit ſich die großen Kinder, die man damit ſchmückt, recht über das blanke Spielzeug freuen möchten.

Der Gedanke war gut!... Wie ſich nach einem Gewitter die Champignon in Maſſe zeigen, ſo drängte ſich nun alle Welt und vorab die dazu beſonders berechtigte Ariſtokratie zu den Thronen der Fürſten und ſchrie, die Hände voll heißen Verlangens ausſtreckend: Bitte! Bitte!

Von der Zeit an läuft ein ganzes Firmament von Sternen und Kreuzchen auf der Welt herum, und wenn die Menſchen von all dem Glanze keine Augenſchmerzen bekommen, ſo haben ſie dies einzig dem klugen Gedanken eines Bandfabrikanten zu verdanken, der es dahin brachte, daß die Sterne nur an Feſt- und Feiertagen leuchten, an gemeinen Werktagen aber durch ein Bandzipfelchen erſetzt werden.

So kam ein gewiſſer Hofrath oft in das Haus meiner Herrin, der auch diverſe Orden beſaß, obgleich er ſelbſt nicht wußte, wofür er ſie erhalten. Deſtomehr bildete er ſich natürlich auf die Sternchen ein. Da er ſie aber, ohne ſich ganz lächerlich zu machen, nicht täglich tragen konnte, ſo zierte an gemeinen Tagen ein Bandzipfel das Knopfloch, an Sonn- und Feſttagen erſchien das Firmament in Duodez, an Gallatagen jedoch ſtrahlten die Sterne in der größtmöglichſten Sonnennähe und Größe.

Der größte Kummer den dieſer gute Mann außer ſeinen Schulden hatte, war der, daß er nicht — um mit uns zu reden — unter die Geſchwänzten gehörte. Für das Wörtchen „von," welches den Adel bezeichnet, hätte er ein Glied ſeines Körpers hergegeben.

Da es jetzt bald mehr Menſchen mit Orden gibt als ohne Orden, und einen Beordenten, quasi wie uns der Anſatz zum Schwanze unter der Haut, ſo die Befugniß einmal Ariſtokrat zu werden in der Hand liegt, ſo könnt Ihr denken, liebe Brüder, was für Jammerkerls die Menſchen ohne Orden ſind.

Denn ... und dies iſt das Wunder bei der Sache! ... iſt auch ein Ariſtokrat oder ein Orden-Geſchmückter noch ſo dumm und verdienſtlos — ſo gilt er doch mehr als der geſcheuteſte und verdienſtreichſte Mann ohne „von" und Band.

Ich habe daher nicht nöthig Euch erſt auseinander zu ſetzen, daß nur Narren nach wahrem Verdienſte, nach Weisheit und Geiſtesgröße ſtreben, das Dichten und Trachten der Klugen aber nach Orden und Titel gebt. Ihr begreift dies leicht, und ſeid wohl nur auf die Art und Weiſe geſpannt, durch welche man die goldnen Ordensſterne vom Thronhimmel ſchüttelt.

Die Arten ſind ſehr verſchieden.

Einmal, und dies iſt das Sicherſte, verlegt man ſich auf Servilität, dieſer einzig nimmer veraltenden Mode an Höfen und bei Großen. Es iſt der Weg, den die Meiſten, — zumal in Deutſchland, — einſchlagen. Er iſt um ſo weniger gefährlich, als man dabei beſtändig kriechen muß, und demnach nie fallen kann.

Servilität iſt eine hohe Tugend, die ſchon die großen Römer verehrten — nämlich an ihren Sklaven. Servilität iſt der Schmuck eines Mannes, der die Geiſtesgröße beſitzt, ſeine Freiheit — dem Lächeln eines Fürſten zu opfern. Servilität iſt der ſchlagendſte Beweis der Treue — ſelbſt bei Hunden.

Unbegreiflich iſt es mir, warum eine hohe Ariſtokratie deren Lebenselemente Grobheit gegen Untergebene und Servilität gegen Höhere ſind, nicht vereinigt darauf angetragen hat, daß man den Menſchen hänge, der da die Frechheit hatte zu ſchreiben:

„Servil heißt ſklaviſch geſinnt und iſt der ſehr
„charakteriſtiſche Name für jenes Lumpengeſindel,

„welches ſeine Selbſtſtändigkeit entweder nicht kennt „oder verläugnet; ſtatt Wahrheit Recht und Freiheit zu vertheidigen, lieber aus niederträchtiger Geſinnung die Menſchenwürde aufgibt, und Vorurtheile, ſchreiende Ungerechtigkeiten und jedwede Bedrückung zu verfechten, oder durch Liſt und Betrug „zu behaupten ſtrebt. Der Servile hängt feſt am „Alten, aber keineswegs aus Treue und Liebe, „ſondern aus Eigennutz; er beugt ſich vor jedem „bürgerlich Höhergeſtellten, und wäre es ein erbärmlicher Landjunker, und zwar deshalb demüthigt er „ſich, und deshalb erheuchelt er Devotion, weil es „ihm äußeren Vortheil bringt. Der Name ſtammt „aus Spanien, wo 1812 ſich eine ſtarke Parthei „den Neuerungen widerſetzte; ſodann iſt er mit „Recht übergetragen auf die Anhänger des Abſolutismus, deren Zahl in Frankreich, Holland und „im deutſchen Vaterlande Legion heißt."

Nur mit Abſcheu ſchreibe ich Euch dieſe Worte, die, oh der Schmach! ein Deutſcher drucken laſſen konnte. Wo ſoll es mit der menſchlichen Geſellſchaft hinaus, wenn ſolche Ideen Wurzel faſſen.

Kommen wir indeſſen auf die Wege zurück, die ein Kluger einzuſchlagen hat, um ein Sternenfeld auf ſeiner Bruſt tragen zu können.

Der zweite Weg iſt dem erſten gerade entgegengeſetzt.

Man kann dabei zwar von Charakter immer ſervil ſein, nach Außen aber gebe man ſich das Anſehen eines Liberalen. Man ſchreie, tobe, ſchimpfe, – verſteht ſich mit Anſtand, — man gebärde ſich wie ein wüthiger Republikaner, und gebe dennoch zur rechten Zeit und am rechten Orte zu verſtehen, daß man auch der Zähmung fähig ſei.

Wird dies Manöver mit Geſchicklichkeit ausgeführt, kann ein Bändchen, ein Kreuzchen, ein Sternchen, oder ein Titelchen nicht fehlen.

Dieſen Weg ſchlagen oft Volks-Redner und Volks-Vertreter auch Publiziſten und Dichter ein.

Wieder eine andere Art, das gedachte Ziel zu erreichen, beſteht darin:

Man mache ſich wichtig. Es können dies ſelbſt

Menſchen thun, die ſo wenig im Kopf und Gehirne haben, wie der oben gedachte Hofrath; nur müſſen ſie wie Jener verſtehen, durch Schreien und Schwätzen alle Welt zu betäuben, und durch Unverſchämtheit und Grobheit zu verblüffen. Die Hauptkunſt iſt dabei, die Talente anderer Menſchen zu benutzen und als ſeine hinzuſtellen.

So ein Mann hat ein großartiges Feſt zu ordnen. Da iſt er nun hinten und vorn, bald hier und bald da, ordnet an und widerruft, ſchickt dieſen und läßt ihn von Jenem wieder zurückholen, macht tauſend Confuſſionen und thut eigentlich nichts, als das Ganze in Unordnung bringen und — ſchreien.

Hätte nicht ein kluger aber beſcheidener Mann die Hände im Spiel gehabt und im Stillen für ihn Alles geordnet und eingerichtet, es hätte einen Thurmbau von Babel gegeben. Nichts deſtoweniger ſchreit alle Welt über das herrliche Arangement des Feſtes und jauchzt dem *praktiſchen* dem großen Manne der es geleitet.

Derſelbe *praktiſche* Mann, iſt z. B. Ober-

Berg-Inſpektor; aber er verſteht ſo wenig von Bergweſen und Bergwerksbau als einer unſerer Inuus oder Hundskopfsaffen. Was thut's!... Er ſucht ſich verſchiedene ſeiner Untergebenen, oder andere Männer, die mehr oder weniger von ihm abhängen, und tüchtig ſind, und das wiſſen, was ihm gänzlich abgeht, aus. Dieſe Leute läßt er für ſich arbeiten, verſpricht ihnen goldne Berge (zu halten braucht er ja ſeine Verſprechen nicht!) . . . veröffentlicht die gediegenen Arbeiten dieſer Männer unter ſeinem Namen . . . . und iſt ſomit ein Schriftſteller, ein ausgezeichneter, ein univerſell gebildeter Kopf.

Jetzt können die goldnen Doſen, Ringen und Orden nicht mehr fehlen ... denn .... dem Verdienſte ſeine Kronen.

Schließlich gibt es, außer den tauſend ſonſtigen Wegen zur Erlangung von Orden, noch einen, der unſtreitig der angenehmſte iſt, von dem ich Euch aber nicht viel ſagen will, um Eure, ohnehin übelberüchtigte Sinnlichkeit nicht zu reizen. Nur ſo viel mögt ihr wiſſen, daß man auch General .... im Bett werden kann.

Ich grüße Euch herzlich und halte mich einer hoden geſchwänzten Affen-Ariſtokratie von Gottes und der Natur Gnaden

unterthänigſt

empfohlen

Jocko.

Neunter Brief.

Theure Freunde!

O wie glücklich! wie unendlich glücklich ſeid Ihr! . . . . Ihr müßt wahrhaft wie im Himmel leben, denn Ihr kennt die drei großen Plagen des Lebens nicht, die da ſind: Kritik, Demagogie und freie Preſſe.

Ueber die zwei Erſteren ſag' ich Euch ſpäter ein Wörtchen, über die Letztere muß ich aber gleich hier meinem Herzen Luft machen, da ſie das unverſchämteſte Inſtitut iſt, was unter den Menſchen beſteht.

Was werdet Ihr denken, wenn ich Euch ſage, daß die Menſchen nicht einmal mit einem vollen Magen und dem Recht der Gedankenfreiheit genug haben, ſondern daß es welche gibt, — es ſind dies eben die ſchauerlichen Demagogen, — die ſogar die Frechheit beſitzen, Preßfreiheit, das heißt das Recht, Alles drucken zu laſſen, in Anſpruch nehmen. Sie zählen dies Recht zu den allgemeinen, ſogenannten natürlichen Menſchenrechten, und behaupten, da Jeder denken könne und dürfe, was er wolle, das Wort aber nur der Ausdruck des Gedankens und der gedruckte Buchſtabe der Repräſentant des Wortes, das geflügelte Wort, ſei, ſo müſſe es auch Jedem unbedingt erlaubt ſein, ſeine Ideen drucken zu laſſen, um ſie auch ſeinen fernen Brüdern mittheilen zu können.

Nun wäre dies Alles gut, wenn man es bei harmloſen poetiſchen Herzensergüſſen, bei unſchuldigen Reiſebildern, artigen Novellen oder im höchſten Falle bei Beſprechungen häuslicher Angelegenheiten laſſen würde, die Niemanden verletzen und noch dazu den Vortheil haben ohne die nachtheiligen Folgen des Opiums einzuſchläfern; aber nein! . . . . was glaubt Ihr, was die Nimmerſatten wollen? . . . in Staatsangelegenheiten wagen ſie ſich zu miſchen! .... zu tadeln wagen ſie! ... und zwar Fürſt und Regierung, Religion und Staat; ja alles was heilig iſt begeifern ſie mit ihrer unheiligen Kritik, und wecken mit ihrem Brandrufe das Volk aus ſeiner behaglichen Ruhe.

Da nehmen ſie den Mund voll und ſagen:

Den Staatskörper müſſe auch eine Seele beleben, und dieſe Seele ſei der Civismus, (der Bürger-, der Gemeinſinn) der ſeine Ausbildung lediglich durch Preßfreiheit erlangen könne. Dieſe Preßfreiheit ſei das Gegengewicht, gegen die Macht der Regierung, und in unſeren Zeiten an die Stelle der geiſtlichen Macht getreten, und nur durch Aufrechthaltung derſelben ſei ein glückliches Gleichgewicht im Staate zwiſchen Regierenden und Regierten möglich.

Ferner behaupten dieſe Sophiſten: die freie Preſſe ſei eine Bildungsſchule für Erwachſene und nur durch dieſe und die Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren, könnten ſich in unſeren Zeiten und unter den gegebenen Verhältniſſen gute Staatsbürger ... große, edle und freiſinnige Charaktere bilden.

Wenn freilich ſelbſt ein Fürſt und ein ſo ausgezeichneter Kopf wie **Friedrich der Große** mit böſem Beiſpiele vorangeht, und noch als 69jähriger Greis ſagt:

> „Wenn man bis zu dem Urſprunge der menſchlichen
> „Geſellſchaft hinaufſteigt, ſo iſt es einleuchtend, daß
> „Niemand, ſelbſt nicht der Regent, ein Recht über
> „die Meinungen des Anderen hat. Müßte man
> „nicht wahnſinnig ſein, wenn man ſich vorſtellen
> „wollte, daß Menſchen zu einem ihres Gleichen ge-
> „ſagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir
> „gern Sklaven ſein wollen, und wir geben dir die
> „Macht unſere Gedanken nach deiner Willkür zu
> „leiten. Vielmehr ſagten ſie: wir bedürfen deiner
> „zur Aufrechthaltung der Geſetze .... Achtung für
> „unſere Freiheit!“

wenn freilich, wie geſagt, ein König ſich ſo weit vergißt, ſolch' demagogiſche Dinge auszuſprechen, dann kann es uns nicht befremden, wenn Andere denken:

Mit der Preßfreiheit gehe es den Herrſchern wie mit allen freiſinnigen Ideen; ſie ſind den Großen Geſpenſter, vor deren rieſiger, Alles mit Vernichtung bedrohender Erſcheinung ſie erzittern. Faßten ſie aber den Muth denſelben ruhig in's Antlitz zu ſehen, ſie feſtzuhalten und zu prüfen, ſo würden ſie bald die Ueberzeugung gewinnen, daß ſie es nicht mit hölliſchen Dämonen, ſondern mit wohlthuenden, dem Menſchengeſchlechte freundlich geſinnten Genien zu thun hätten.

Das aber, liebe Brüder, ſind, wie Ihr leicht begreift, ſehr verfängliche Worte, und es kann den Regierungen und ihren Beamten gar nicht gleichgültig ſein, ihre Amtsführung und ihr Betragen auf eine höchſt unbequeme Weiſe ſtets überwacht und bekrittelt zu ſehen.

Wie ſchön hatte man ſich in den höheren Sphären von jeher ein Reich von Träumen und Ideologen gedacht, die, dem Staatsleben und ſeinen Sorgen fremd, wie glückliche Kinder in politiſcher Unmündigkeit dahin lebten. Mit welcher zarter Sorgfalt war man daher, namentlich in Deutſchland, unabläſſig bemüht, das Auge der gläubigen und folgſamen Schaar auf Oben, auf ein zukünftiges Leben zu richten.

Wie kann die Vernunft herrſchen, wo der Glaube noch nicht feſtſteht?

Nach dem zukünftigen Leben richtete man daher mit Recht den Blick der Menge und lehrte ſie in frommer, idealiſcher Begeiſtrung das Dieſſeits über das Jenſeits vergeſſen.

Ach wie glücklich wäre bei dieſer trefflichen Leitung die Welt geworden, wenn nicht der Feind aller Ruhe und Behaglichkeit die Fackel der Vernunft unter die Völker geſchleudert.

Das Paradies ging zum zweitenmale verloren, denn der unſelige Geiſt der Aufklärung trieb die Freunde ſüßer Finſterniß mit dem flammenden Schwerte der Erkenntniß aus demſelben.

Der Schreck, welchen die Freunde der guten alten Zeiten eingenommen, war groß; glücklicherweiſe bemerkten ſie bald, daß jenes Ding, welches ſie im erſten Entſetzen für ein flammendes Schwert angeſehen hatten, nichts anders ſei, als ein Gänſekiel, aus dem Heere leuchtender Gedanken ſchoſſen.

Da athmeten ſie doch auf, ... die Gedanken mußten gedruckt werden ... und für Gedrucktes gab es Vernichtungsmittel.

Nach einer langen Berathung, ſtellten ſie ſüßlächelnd dem Volke einen langen, dürren, grämlichen

Mann vor, der in der einen Hand einen Rothſtift von rieſiger Größe, und in der anderen Hand eine gewaltige Scheere hielt.

Es war der Scharfrichter der Gedanken ... der Cenſor!

Da erbebte das irregeleitete Volk und fing an zu murren. Die Lenker des Staatsſchiffes aber traten hervor und ſprachen väterlich lächelnd:

„Großmuth und Liebe zu Euch, Ihr Kinder unſeres Herzens, ſind die Sterne die uns lenken. Ihr wünſcht Preßfreiheit ... nun wohlan, ſie ſei Euch gewährt. Druckt! ... druckt was Ihr wollt, nur überſchreitet die Gränzen des Schicklichen und Anſtändigen nicht. Die freie Preſſe kann nur dann beſtehen, wenn ſie ihre Stellung nicht verkennt. Es iſt Euch ein weites Feld gegeben, und Niemand ſoll Euch wehren alle unſere Anſtalten wie unſere Handlungen zu loben. Aber ſelbſt auch den Tadel fürchten wir nicht, ... nur ſei es ein beſcheidener, ehrerbietiger Tadel. Urtheil und Meinungsäußerung ſind frei, nur darf dabei nichts Aufreizendes, Gehäſſiges, Mißtrauen und Unzufriedenheit Erweckendes in der Einkleidung liegen. Ebenſo wenig dürfen ſie den Anſichten und Grundſätzen der

Regierenden entgegenſtehen. Alles iſt ſonſt der freieſten Beſprechung anheimgegeben, mit Ausnahme was Regierung, Religion, Staatseinrichtungen und Geſetze, Fürſt und Beamte betrifft.“

Als das dumme Volk dieſe weiſe und wohlgemeinte Rede vernommen, ſchrie es, — von einigen Unruheſtiftern geſpornt — laut auf.

Eine Maſſe teufliſcher Gedanken wirbelten frech in die Höhe;... da hob der Cenſor die bewaffnete Rechte, die ungeheure Scheere öffnete geigend ihren blanken Rachen... ein Druck!... und blutend taumelte die Schaar der Gedanken zurück,... und zuckte enthauptet am Boden.

Da durchrieſelte Alle ein Schauer und traurig und ſchweigend ſchlichen ſie nach Hauſe.

Ein Erzdemagoge aber murmelte: „Sie haben Gott ſelber gekreuzigt, ſein Blut komme über ſie und ihre Kindeskinder!“

Seit jener Zeit iſt's wieder ruhiger unter den Menſchen geworden, und die vornehme, die hohe und höchſte Welt kann wieder glücklicherweiſe mit Behagen verdauen, während das Volk weiß, woran es iſt.

Es hat Gedankenfreiheit und damit basta!

Jetzt noch ein Wort des Ernſtes an Euch:

Ich warne Euch zwar gerade in dieſen Briefen vor der Civiliſation, da dieſe aber in unſeren Tagen ſo mächtig und unaufhaltſam fortſchreitet, ſo kann ich mich dennoch der Sorge nicht erwehren: ſie werde ſich auch bald auf Euch erſtrecken; zumal ich Eure unglückſelige Nachahmungsſucht kenne, die mir die Deutſchen oft genug in's Gedächtniß rufen.

Wie aber ein vorſichtiger Arzt ſeinen Freunden beim Herannahen gefährlicher und anſteckender Krankheiten Präſervativmittel verſchreibt, ſo will auch ich, — da Ihr im Gefolge der Civiliſation nothwendigerweiſe auch mit dem unſinnigen Verlangen nach Preßfreiheit beglückt werden dürftet, — Euch eine Rede zu Gunſten der Cenſur aufſetzten, die Ihr, iſt die Criſis eingetreten, an Euer gekröntes Haupt oder deſſen hohes Miniſterium richten könnt.

Sie lautet:

Allerdurchlauchtigſter Herr und König!

Großmächtigſter Beherrſcher aller Affen!

Verſammelt an den Stufen des Thrones Eurer Majeſtät, gewärtig die Erfüllung der vielen Verſprechungen entgegenzunehmen, mit welchen Eure Majeſtät ihr gutes Affenvolk dereinſt bei der Thronbeſteigung beglückt, können wir nicht umhin bei dieſer Gelegenheit mit dankbarer Rührung zum Himmel zu blicken, der uns — nachdem Jahrtauſende hindurch die Schmach einer thieriſchen Verdummung auf uns gelaſtet — das göttliche Geſchenk der Civiliſation, und mit ihr das Königthum, die Ariſtokratie, die Büreaukratie, die Hierarchie, das Geheimverfahren, die Inquiſition, die geheime Polizei und — die Cenſur gegeben hat.

So lange bei uns lediglich die Sinnlichkeit vorherrſchte, übte Mutter Natur mit eignen Händen das wohlthätige Geſchäft eines Cenſors, und zwar mit ſolcher ſegensvollen Strenge, daß uns gar nicht der Gedanke an's Denken kam, und wir mithin natürlicherweiſe auch das Bedürfniß nach Gedankenaustauſch gar nicht kannten. Als aber allmälig die Strahlen einer weltverbeſſernden Civiliſation auch auf unſere Häupter fielen und wir, — von jeſuitiſchen Miſſionaren bekehrt, — Freiheit und Naturleben mit Abſcheu von uns ſtießen, und uns um die alleinſeligmachende Kirche zugleich mit dem Himmel auch die Hölle und mit Geſittung auch die Demagogie brachte, da ſchoſſen mit einemmale die Gedanken wie giftiges Unkraut empor.

Jeṭzt konnte uns nicht mehr, wie früher, die Erfullung des Magens und die Stillung anderer ſüßer Triebe genügen, mit der Entwicklung unſeres Geiſtes keimten höhere Bedürfniſſe in unſerer Bruſt.

Aber unglücklicherweiſe leitete uns jeṭzt auch nicht mehr jener gleiche Inſtinkt, der das Leben dem Thiere ſo bequem macht, da er es jedwedem Schwanken, jedweder Wahl enthebt; ſondern es machten ſich nun die verſchiedenſten Meinungen geltend.

Die Einen ſuchten ihr individuelles Glück und das Heil unſeres ganzen Volkes in einem freien, friſchen Volksleben, in der Erweckung eines lebendigen Volksgefühls, eines freudigen nationellen Wirkens, und glaubten nur in völliger Gedankenfreiheit Beruhigung finden zu können.

Gott und Eure Majeſtät geruhen zu wiſſen, wohin dieſe verwegenen Lehren einzelner Schwärmer hätten führen können, wenn nicht die Maſſe des Volkes gerade in Denjenigen, die uns das Heil der Civiliſation gebracht, in den frommen Vätern Jeſuiten, ihren Troſt und ihre Rettung gefunden hätte.

Die guten Väter ſahen ein, daß wir, noch zu ſehr an das Gängelband des Inſtinktes gewöhnt, einer ähnlichen Leitung bedürften und ſo beglückten ſie uns mit Eurer Majeſtät glorreicher Regierung und ihrem heiligen Glauben.

In Folge dieſer zwei trefflichen Einrichtungen, ward uns denn auch eine Cenſur, eine Nach-Cenſur und eine Nach-nach-Cenſur gegönnt.

Wir waren glücklich!

Aber der böſe Feind ſchleicht umher wie ein brüllender Löwe und der verabſcheuungswürdigen Vernunftgläubigen, ſogenannten Rationaliſten, gibt es leider! immer noch. Mit einem Worte, das verwegene Geſchrei nach Preßfreiheit wurde in der neueſten Zeit wieder laut.

Darum großmächtigſter Monarch, haben wir es in der allertiefſten Demuth gewagt, unſere unwürdigen Blicke zu Hochdenſelben mit gnädigſtem Verlaub zu erheben, und Eure königliche Majeſtät unterthänigſt anzuflehen: es doch gnädigſt bei der beſtehenden Cenſur mindeſtens bewenden zu laſſen, und alle Kräfte anwenden zu wollen, um einer, alle Sittlichkeit, Religioſität und Loyalität untergrabenden Preßfreiheit den Eintritt in unſer geſegnetes Reich zu verwehren.

Geruhen Eure Majeſtät in allerhöchſter Weisheit nur um ſich zu ſchauen. Gewiß iſt es ein königlicher Genuß ein Reich zu regieren, über welches Natur, Reichthum und Behagen in üppiger Fülle ausgeſtreut hat; aber herrlicher noch muß es das Herz des Fürſten lohnen, wenn er die goldenen Früchte ſeiner Bemühungen, den Segen ſeiner weiſen Regierung, die Reſultate ſeiner trefflichen Maßregeln und Geſetze wahrzunehmen ſich herabläßt, und in den Mienen ſeiner Unterthanen den Frieden, die Ruhe, das Behagen, zu leſen geruht, welches nicht durch die Fülle materieller Güter, ſondern nur durch die Befriedigung geiſtiger Intereſſe — durch eine wohl cenſirte Preſſe gewährt wird.

Und wäre dies bei uns nicht der Fall? .... Mit Ausnahme jener wenigen Unruheſtifter, jener unſaubern Rationaliſten und Demagogen, können Eure Majeſtät auf unſern Geſichtern die größte Selbſtzufriedenheit und Anſpruchsloſigkeit leſen.

Nun iſt ja aber die beglückende Aufgabe eines Herrſchers: der Vater ſeines Volkes zu ſein; um ſeine

Kinder indeſſen beglücken zu können, dürfte er mit den Bedürfniſſen vertraut ſein müſſen, welche in der Bruſt ſeiner Kinder wohnen.

Geruhen Eure Majeſtät, denn huldreichſt zu geſtatten, daß wir unſeren heißeſten Wunſch: „die Bitte um Abwendung der gefährlichen Preßfreiheit“ an den Stufen des Thrones mit geziemender Servilität niederlegen dürfen, und wagen wir nur hier noch beizufügen, daß ſich — was ſonſt ſehr ſelten — ſelbſt eine hohe geſchwänzte Ariſtokratie, in Betreff der Bitte um Cenſur, dem ungeſchwänzten Volke anſchließt.

Die Preſſe iſt in unſeren aufgeklärten, induſtriellen Zeiten eine traurige Nothwendigkeit, da man ſie bedarf um flüchtige Demagogen und liberale Dichter — mit Steckbriefen verfolgen zu können. Wer fühlte jetzt, wo Eiſenbahnen-, Dampfſchiff und andere unglückliche Actien-Vereine unſere ganze Aufmerkſamkeit und Sorge in Anſpruch nehmen noch das Bedürfniß ſich gegen die fernen Brüder über unſere wichtigſten Intereſſen frei und rückſichtslos zu beſprechen? Es ſind ja ihre Gedanken und Gefühle, ihre Verhältniſſe und Schickſale mit den unſrigen nicht verwachſen und verwebt, wenn gleich wir in Glück und Freude; in Noth und Tod zuſammenſtehen ſollen. Ja ein freier Austauſch der Gedanken wäre nicht einmal gut, da er am Ende gar den zähen Eigennutz und die Beſchränktheit der Privatintereſſen aufzulöſen und den Einzelnen zu den Geſammtintereſſen der Allgemeinheit zu erheben vermöchte.

Bleiben wir Orang-Utangs, Gibbons, Baris Macaccos, Aygulas, — und kümmern wir uns nach wie vor nichts darum, daß wir ſämmtlich Glieder eines großen Staates ſind. Was geht es uns an, daß dasſelbe Blut durch unſere Adern rinnt, und die allliebende Natur uns durch eine Sprache und ein und dieſelben Neigungen verbunden, wenn auch örtlich vielſeitig getrennt hat? Sollten wir ſo thörigt ſein, unſer materielles Behagen für den Wunſch aufzuopfern: das lang Getrennte wieder zu vereinigen, und Sympathien in den Herzen der fernen Brüder zu entzünden, auf daß der weſtafricaniſche Macacco, der Gibbon, deſſen Heimath die Molucken, der Inuus in Nordafrika, der Mandril auf Guinea, der Coaita in Braſilien ſich kennen und achten und lieben lernten, und fühlten, daß ſie eines Stammes ſind und vereint eine große, eine unüberwindliche Nation zu bilden? Dieſe tolle Idee: die Vielheit zu einer impoſanten, durch und in ſich erſtarkten und glücklichen Einheit werden zu laſſen, wäre außerdem nur dann möglich, wenn es uns vergönnt wäre, frei und rückſichtslos unſer Gemüth aufzuſchließen, unſere Geſinnungen auszuſprechen, durch Gedankenaustauſch unſere provinziellen Beſchränktheiten abzulegen, unſeren Geſichtskreis zu erweitern, und unſere lebhafte Theilnahme für alle Glieder unſerer Nation und dem Ganzen durch Lob und Tadel beweiſen und begründen zu können.

Weit aber ſei von uns eine ſolche unverſchämte Anmaßung! Im Gegentheile, wir verharren in unterthänigſter Beſcheidenheit bei dem uns von Eurer Majeſtät, weltlichen und geiſtlichen Miniſtern huldreichſt befohlenen Glaubensartikeln, und ſehen vollkommen ein, daß es für uns viel beſſer iſt, wenn wir, in einzelne Stämme abgetheilt, ohne das läſtige Band der Nationalität, lediglich in Sippſchaften leben, nichts drucken laſſen, was allenfalls einer hochweiſen Cenſur mißfallen könnte und uns hauptſächlich ſo viel als möglich des nervenangreifenden und daher ſchädlichen Denkens enthalten.

Cenſur iſt Gedankenmord! — rufen die Rationellen — nun wohl, wenn Cenſur Gedankenmord iſt, ſo wollen wir unſere Gedanken dieſer Hinrichtung um ſo weniger ausſetzen, als der Gedanke, die Ideen, das eigentliche „Sein,“ das innerſte Weſen des Denkenden iſt. Gedanken haben Welten geſchaffen, Gedanken haben Nationen aus tiefem Jammer erlöſt, Gedanken ſind der Ausdruck der inneren Gottheit . . . . Wehe! daher dem, der denkt, und ſomit dem unſchuldigen Cenſor das Vernichten ganzer Welten, das zertretene Glück von Millionen, die Kreuzigung des neuen Meſſias auf das eingeſchrumpfte Gewiſſen wälzt.

Ferner iſt es den Beamten Eurer Majeſtät nicht übel zu nehmen, daß ſie die Preßfreiheit aus tiefſtem Herzen verabſcheuen. Sie haben nun einmal, — um die Kopfnerven Eurer Majeſtät zu ſchonen, — die löbliche Einrichtung getroffen, daß keine Klagen der Unterthanen bis zu den allerhöchſten Ohren des Fürſten dringen, ... wollte man nun aber Preßfreiheit einführen, ſo dürfte am Ende alle dieſe Mühe vergeblich angewandt ſein, und die Seelenruhe Eurer Majeſtät beim Leſen der Erzeugniſſe dieſer freien Preſſe gewaltig geſtört werden, da Allerhöchſt dieſelben vielleicht Manches in einem ganz anderen Lichte erblickten.

Es ſoll dies kein Tadel für die Umgebung Höchſtihres Thrones ſein; da wir ſehr gut wiſſen, daß man durch dieſe freundlichere Schilderung der Volksverhältverhältniſſe das gefühlvolle Herz des Herrſchers ſchont. Auch iſt dies ein altes Herkommen, und ſchon als Katharina II. nach der Krimm reiſte, ließ Potemkin die freundlichſten Dörfer rechts und links in einiger Entfernung von der Straße errichten und das Volk in Sonntagskleidern der Vorüberfahrenden zujubeln; aber die ſchönen Dörfchen waren nur gemalte Bretterwände und hinter den Jubelnden ſtanden Koſacken mit Knuten.

Sagen auch die Unruhſtifter, oder die ſogenannten „Freunde des Fortſchrittes“: Es ſei eine unumſtößliche Wahrheit, daß Fürſt und Volk Eins ſein müßten, und durchaus erforderlich, daß ſich keine Standesclique zwiſchen Fürſt und Volk dränge, wenn gegenſeitiges Verſtändniß, die Entfaltung von Wahrheit und Recht und die Entwicklung eines wahrhaft nationalen Lebens nicht gehindert und untergraben werden ſollten, ſo ſind dies eben ſo hohle Phraſen, als wenn ſie behaupten: nur eine freie, — einzig durch klare, genau präciſirte Geſetze beſchränkte — Preſſe ſei eine gerechte unabweisliche und in der Vernunft begründete Forderung. Lehre doch ſelbſt die Geſchichte, daß, je intelligenter die Bürger eines Staates, je freiſinniger deſſen Inſtitutionen; . . . deſto beſtimmter und ausnahmsloſer Gerechtigkeit gehandhabt werde. Nur in ſolchen Staaten könne ſich Volksthümlichkeit, Induſtrie, Agricultur, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft frei und kräftig entwickeln.

Als ob dies nicht alles ſelbſt in Rußland der Fall wäre. Wer kennt nicht die ruſſiſche Volksthümlichkeiten, das Schnapstrinken, die Nationallieder, das Nationalknuten u. ſ. w. und beruht auf dieſen Dingen weniger das Wohl der denkenden Weſen als auf der freien Preſſe. Rußland iſt unendlich glücklich in ſeiner Stabilität, und wenn man ſagt: Preßfreiheit ſei ſchon deswegen nöthig, weil auf ihr die Vervollkommnungsfähigkeit in der Erkenntniß des Guten und Wahren, ſo wie die ſittliche Fortbildung der ganzen Geſellſchaft beruhe, ſo darf man nur an Sibirien denken, was ganz daſſelbe, — nur etwas einfacher, — bewirkt.

In Deutſchland ſagte einſt ein berühmter Mann die ſchönen Worte:

Soll freudiges Nationalgefühl, ſoll edler erhebender Nationalſtolz die deutſche Bruſt durchſtrömen, ſoll moraliſche Selbſtſtändigkeit in den Gemüthern der deutſchen Bevölkerung immermehr emporkeimen und das deutſche Vaterland ſegensvoll befruchten, ſo bedarf das deutſche Volk mehr als Monumente, mehr als Denkmäler der Kunſt, mehr als Celebritäten-Luxus, ſo bedarf das deutſche Volk der Cenſurfreiheit für ſeine intelligenten und wohlgeſinnten Männer, die der wahren politiſchen Freiheit, wie der Freiheit der Preſſe, Ehre machen. Dieſe Männer ſind keine Feinde der Throne und Fürſten, im Gegentheile die feſteſten Stützen der monarchiſchen Inſtitutionen, denn in der freieſten Entwicklung ihrer Thätigkeit liegt das Mittel und die Bürgſchaft, daß alle Deutſchen das Ihrige zur Förderung der großen Nationalintereſſen beitragen; ſie iſt das Mittel und die Bürgſchaft, daß alle Zweige der Staats-Verwaltung durch die tüchtigſten und erfahrenſten Männer geleitet werden, und daß die Regierungen über keine Intereſſen des Landes und über keine Mittel zur Förderung derſelben im Dunkeln bleiben; ſie iſt endlich das zuverläſſigſte Mittel, um die große Idee, welche der deutſchen Bundesakte zum Grunde liegt, nämlich daß mit einem edlen deutſchen Nationalgefühle ein großes, einiges Deutſchland, reich und blühend im Innern und ſtark und mächtig nach Außen geſchaffen werde, zu einer fruchtbringenden Wahrheit zu machen. Dieſe Cenſurfreiheit wollen wir für deutſche Männer, die den naturgemäßen Fortgang ruhiger und allmäliger Entwickelung, auf der Grundlage der Monarchie und deutſcher Nationalität zu cultiviren verſtehen.

Dies klingt nun ganz ſchön, aber wir fragen: wie viele ſolcher Männer gibt es, und wird die Preßfreiheit nicht bald in einen Freibrief umgewandelt ſein, unter deſſen Aegide man wagen wird, alles Verkehrte und Unlautere anzugreifen, ſelbſt wenn es der Nimbus der Heiligkeit umſtrahlt? — Freilich iſt der Staat eine Gemeinſchaft freier Menſchen, und ihrer Freiheit Bürge das Geſetz, und ebenſo müßten auch Geſetz und Gewiſſen die Bürgen der freien Preſſe, und nur Injurien, Verläumdungen und direkte Aufforderungen zur Verübung wirklicher Verbrechen vor dieſe zu ziehen ſein. Allein wo bliebe alsdann die Unantaſtbarkeit der Religion und des Thrones?

Nein! nein! der Himmel bewahre uns vor ſolchem Frevel. Und iſt es einerſeits auch wahr, daß der gegenwärtige Zuſtand der Preſſe ein rechtsloſer iſt, nachdem wir eben deswegen und um ſo weniger urtheilen können, als der politiſche Schriftſteller den Rechtsboden unaufhörlich unter ſeinen Füßen ſchwinden ſieht, und ſomit bald verzagt, bald ängſtlich oder gar in blinder Verzweiflung oder in exaltirtem Eifer kämpft, ſo ſind wir dennoch berechtigt anzunehmen, daß die freie Preſſe eine höchſt verderbliche und von Gott verworfene Einrichtung ſei, da ſie ſelbſt die Diener des Höchſten mit Abſcheu verwerfen.

Schreie man immer über Willkür der Cenſur, über Unterdrückung der heiligſten Rechte, über Hemmung jedweden geiſtigen Fortſchrittes ... Eure Majeſtät, — deſſen ſind wir gewiß, — wird ſich in gewohnter Weisheit nichts darum bekümmern, ſondern in huldvoller Gnade Ihr Ohr unſern Erziehern und Beſchützern, den heiligen Väter Jeſu, einer hohen geſchwänzten Ariſtokratie und uns, den unwürdigſten aller Eurer Unterthanen großmüthigſt leihen und unſre demüthige Bitte:

„um Fernhaltung einer unſeligen Preßfreiheit und
„Aufrechthaltung einer möglichſt ſtrengen, zweckdien-
„lichen Cenſur“

in Gnade gewähren.

Wozu uns Gott und die Jeſuiten verhelfen mögen, Amen!

Euer gehorſamer

Jocko

Zehnter Brief.

Theure Mitgeſchöpfe!

Ich rief Euch in meinem letzten Briefe die, ſich ſchmerzlich aus meiner tiefſten Seele entwindenden Worte zu: das Paradies ging zum zweitenmale verloren, denn der unſelige Geiſt der Aufklärung trieb die Freunde ſüßer Finſterniß mit dem flammenden Schwerte der Erkenntniß aus Eden hinaus.

Ach! wie wahr ſind dieſe Worte!.. Rings um mich her hat die unſelige Aufklärungswuth Licht verbreitet, . . . ein Licht das die Augen ſchmerzt, . . . ein Licht, das jenen behaglichen und poetiſchen Dämmerſchein verſcheucht, unter deſſen Fittige Jahrhunderte ſelig träumend im Großvaterſeſſel ſchlummerten, — jene Jahrhunderte, die man mit Recht, die *guten, alten Zeiten* nannte.

Die guten, alten Zeiten! . . . Wo ſind ſie hingekommen, mit ihrer ſelbſtgefälligen Beſchränktheit, mit ihrer glücklichen politiſchen Unmündigkeit, mit ihrem dumpfen — von quälenden Zweifeln und mühſeligen Selbſtdenken freien — blinden *Glauben*, . . . mit ihrem angenehmen und zweckmäßigen Geheimverfahren, mit ihren — ſo reichen poetiſchen Stoff liefernden Hexenprozeſſen?

Den jetzt lebenden Menſchen hat die Aufklärungsſucht alle ſieben ägyptiſche Plagen gebracht, nämlich:

Patriotismus, höchſt unbequem, da derſelbe Verläugnung alles Egoismuſſes erfordert, . . . *politiſche Mündigkeit*, die dem Einzelnen außer den Sorgen für den eignen Magen und die Familien-Mägen, auch noch die Sorge für das Wohl und die Ehre der Nation aufbürden will; *Denkfreiheit*, die an die Stelle des ungemein beruhigenden blinden Glaubens, den Zweifel und die Anſtrengung des eignen Gehirnes ſetzt; *die freie*

Preſſe, uber deren Nachtheile wir geſprochen, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, die jedes friedfertige, zarte und ſanfte Gemüth, durch ihre Brutalität auf das Schmerzlichſte verletzen, Gleichheit vor den Geſetzen, was den früher Bevorrechteten gar nicht gleich noch gleichgültig iſt, und Schutz und Gerechtigkeit für die arbeitenden Klaſſen! eine Forderung, die um ſo ungerechter, als ſie den ſchwelgenden Theil der Menſchheit aus ſeinem bisherigen Sinnenrauſche, aus ſeiner Behaglichkeit weckt.

In den guten, alten Zeiten ging es den Menſchen, wie es Euch, liebe Brüder und Schweſtern, noch jetzt geht, ſie lebten nämlich in Ruhe und Frieden, da ſie ſich eben um nichts bekümmerten, als um ihren Bauch — und Gott, die Regierungen und die Pfaffen gute Männer ſein ließen. Jetzt leben die Menſchen in einer ſogenannten geiſtig bewegten Zeit, in einer Zeit, in welcher, wie ſie ſagen, die höchſten Intereſſen der Menſchheit: ihr Verhältniß zum Staat, zu Gott und zu dem über das Grab reichenden Daſein Gegenſtände wichtiger und ſcharfſinniger Forſchungen ſind, — in einer Zeit, in welcher auf der einen

Seite alles Ueberſinnliche, alles Göttliche weggeläugnet, und auf der anderen ein, wahrer ſyſtematiſcher, Himmelszwang geübt wird.

Ihr könnt Euch denken, welche Kämpfe dieſe ſich ſo ſchroff entgegenſtehenden, Meinungen hervorrufen, — welche Kämpfe ſelbſt jedes einzelne ſelbſtdenkende Individuum in ſeinem Inneren durchmachen muß, bis es mit ſich zur Klarheit kommt.

Es ſind dies die Folgen der unſeligen Aufklärung! . . . . warum huldigte man ihr. Man ſagt zwar, es führe eine ruhig weiterſchreitende, durch freies, ſelbſtſtändiges Forſchen errungene Aufklärung zu jener Klarheit, zu jenem beruhigten, freudigen Geiſtesleben, zu jener Selbſtſtändigkeit, die allein die Würde des Menſchen begründen und ihm das Recht auf Unſterblichkeit geben kann, . . . aber der Weg, der zu dieſem angeblichen Ziele führt, iſt doch gar zu unbequem und rauh. Daher hatte man in den guten alten Zeiten recht, wenn man ſich vor dieſen Kämpfen ſcheute und ſich damit bequemte zu thun und zu glauben was von Thron und Altar zu thun und zu glauben vorgeſchrieben wurde; waren die Menſchen auch alsdann nicht viel mehr als das liebe Vieh, — je nun! ſie blickten eben mit weit mehr gleichheitlichen Gefühlen auf uns und dachten: die leben ja auch und ſind glücklich.

Was Patriotismus, politiſches Leben, Denk- und Preßfreiheit, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit! . . . . warum ſich den Lebensgenuß durch ſolche Narrheiten ſtören.

Woher kommen z. B. die ſchwachen Nerven und die vielen Indigeſtionen an welchen jetzt Gott und die Welt leiden? . . . Vom Denken und den tauſend Unannehmlichkeiten des Denkens.

Hat die Welt aber erſt völlig Mündlichkeit und Oeffentlichkeit beim Gerichtsverfahren, ſo iſt nicht nur alle Poeſie zum Teufel, — denn die Poeſie liebt das Halbdunkel und hat aus dem Geheimverfahren gar oft geſchöpft, man denke nur an die ſchöne Ifflandiſche Zeit, mit ihren tyranniſchen Amtmännern und ſchurkenhaften Secretären u ſ. w., — ſondern es iſt auch um alle Nervenſyſteme gethan.

Was kümmerte man ſich in den guten, alten Zeiten darum, was in den Gerichtsſtuben und hinter den feuchten Kerkermauern vorging? und wenn ein gewiſſer Menſch, Köppen, in einem Aufſatze über

Hexen und Hexenprozeſſe, ſagt: er wolle den Schleier ein wenig von jenen guten, alten Zeiten heben, damit man ſehe, was jene gläubigen, bibelfeſten, ehr- und tugendſamen Jahrhunderte, die man ſo gerne unſerer Zeit als Muſter vorhalte, geweſen ſeien, . . . damit man einſehe, daß die Geſchichte der Menſchheit und Menſchlichkeit erſt mit der verrufenen Aufklärung beginne, ... damit man einſehe, was Alles zur Religion, zu poſitivem Recht und Geſetz werden könne und in chriſtlichen Staaten ſchon wirklich geworden ſei . . . . wenn dies jener Schriftſteller ſagt und behauptet, ſo muß er mit Blindheit geſchlagen ſein, denn das Geheimverfahren und nicht die Oeffentlichkeit iſt die eigentliche Lebensſonne, welche das politiſche Leben in allen ſeinen Verzweigungen durchdringen muß, wenn der Zweck der ſtaatlichen Einrichtungen erfüllt werden ſoll.

Hätte man die Prozeſſe gegen jene Tauſende von Hexen öffentlich geführt, wie viel würde dies zur Verbreitung von Unſittlichkeit beigetragen haben, während dieſer durch das Geheimverfahren doch nur geheim gehuldigt wurde, . . . ja! . . . was bei weitem wichtiger iſt, wie viel hunderte von Hexen würde ein öffentliches Verfahren dem Scheiterhaufen entriſſen haben, indem dieſe hölliſchen Creaturen meiſt im Geheimen durch die Folter zu dem Geſtändniſſe, daß ſie Hexen ſeien, erſt gezwungen werden mußten.

Da man nicht wiſſen kann, ob in Folge der Cultur nicht auch noch einmal bei Euch Hexenprozeſſe geführt werden, ſo will ich Euch gleich jetzt einige Bemerkungen über das Hexenweſen mittheilen, die Euch vielleicht einſt nützlich ſein mögen; Ihr könnt zugleich aus dem Angeführten zweierlei erſehen:

Erſtens: wie ſchade es iſt, daß die Aufklärung jene guten, alten Zeiten verſcheucht, in welchen die Hexenprozeſſe eine ſo große Rolle geſpielt, und

zweitens: wie zweckmäßig ein geheimes Gerichtsverfahren iſt, und wohin es führen kann.

Ich werde mich bei dieſer Gelegenheit öfter an den obenerwähnten Schriftſteller Köppen halten.

Vor allen Dingen müßt Ihr wiſſen, was eine Hexe oder ein Hexer iſt. Einen klaren Begriff kann ich Euch von dieſen Weſen nun freilich nicht geben, weil ich ſelbſt keinen davon habe. Allein man muß auch nicht immer gleich in den großen Fehler unſeres Jahrhunderts fallen, das heißt: Alles begreifen wollen, und Ihr, geſchwänzte und ungeſchwänzte Affen, ſeid nicht mehr als die Menſchen, und könnt daher mir eben ſo unbedingt hierin Glauben ſchenken, als dies die Menſchen bei ihren Pfaffen von jeher thaten und und noch thun.

Eine Hexe, ſo lehrten und lehren dieſe noch, iſt eine Perſon die wiſſentlich mit dem Teufel einen Vertrag, einen Contrakt, das pactum diabolicum, zum Behufe der Zauberei ſchließt. Kraft dieſes Vertrages bedient ſich die Hexe des Teufels zu ihren und der Teufel der Hexe zu ſeinen Zwecken.

Dieſe geiſtreiche und unumſtößliche Wahrheit haben die Theologen, oder mit Reſpekt zu ſagen, die Pfaffen, entdeckt; ja Papſt Johann XXII. begründet ſie in einer das Hexenweſen betreffenden Bulle auf folgende Ausſprüche der Bibel:

> Dies Alles will ich Dir geben, ſo Du niederfällſt und mich anbeteſt u. ſ w. Matth. 4 1 — 10, und Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag geſchloſſen. Jeſaias 38, 15.

Der heilige Vater aber, — der Nachfolger Chriſti, — iſt, wie bekannt, unfehlbar, — ergo gibt es Hexen.

Das Haupt- und alles Andere involvirende Verbrechen der Hexe iſt das oben erwähnte Teufelsbundniß.

So ſchloß der, unter König Ludwig XIII. als Hexer hingerichtete Prieſter Louis Gaufridy folgenden Contrakt mit dem Teufel, aus dem Ihr zugleich erſehen könnt, auf welche Art mancher Schaafskopf zu Titel, Rang, Würden und Geld kommt. Leider kann man ſolchen Tröpfen, der verwünſchten Aufklärung wegen, jetzt keinen Hexenproceß mehr an den Hals werfen.

Die Verſchreibung lautete: „Ich Louis Gaufridy leiſte hiermit Verzicht auf alle geiſtlichen und zeitlichen Güter, die mir Gott, die heilige Jungfrau, alle Heiligen männlichen und weiblichen Geſchlechts im Paradieſe, beſonders mein Patron, der heilige Johannes der Täufer, ſo wie die Heiligen, Petrus, Paulus und Franciscus geben können, und ergebe mich dem hier gegenwärtigen Lucifer mit Leib und Seele und allen Gütern, die ich beſitze und jemals beſitzen werde, jedoch mit Ausnahme des Verdienſtes der heiligen Sacramente. Der Teufel dagegen verpflichtet ſich: 1) den ꝛc. Gaufridy zu einem der vornehmſten und angeſehenſten unter allen Prieſtern des Landes Provence zu machen; 2) ihn ohne Krankheit und Unglück 34 Jahre in ſolcher Ehre leben zu laſſen; 3) es zu bewirken, daß derſelbe von allen Weibern geliebt werde und diejenigen, welche er begehre, zu ſeinen Dienſten habe.“

Ich ſage Euch, es muß noch heute ſolche Hexer unter den Menſchen geben, denn nur auf ſolche Weiſe laſſen ſich gar manche Räthſel: „wie man Präſident wird“ löſen.

Bei Weibern erfolgte als Beſtätigung des Bündniſſes die *teufliſche Umarmung*, und dies Kapitelchen ſpielte von jeher in allen Hexenprozeſſen eine Hauptrolle, ſo wie es, aus leicht zu begreifenden Gründen, *nebſt ſeinen daranzuknüpfenden Unterſuchungen*, das Lieblingsthema der Hexenrichter war.

Was hätte die Welt da alles erfahren, würde man ſchon die miſerabele Einrichtung der Oeffentlichkeit beim Gerichtsverfahren gekannt haben, *und um wie viele ſcheußlich ſchöne Stunden wären*

Richter, Kerkermeiſter und Folterknechte gekommen.

Eine ſehr ſchöne Einrichtung war es, daß jede Hexe ihren eigenen Teufel hatte, der, gleichſam ihr Geliebter, ihr Hausfreund, ihr Chevalier d'honneure war, der ſie dann und wann beſuchte, ihr allerhand Gefälligkeiten erzeigte, ihr kleine Geſchenke machte u. ſ. w. Er heißt nicht immer Beelzebub, Beemoth, Leviathan u. ſ. w. ſondern öfter ganz chriſtlich: Peter, Daniel, Claus, Hans u. ſ. f. Sein Aeußeres iſt gewöhnlich fein und modiſch. In unzählig vielen Fällen erſcheint er als Junker, als Cavalier, in vornehmer Tracht, bisweilen als Mönch oder Geiſtlicher. Oft weiß die Frau, der er das erſtemal ſich nähert, durchaus nicht, mit wem ſie zu thun hat; denn ſie iſt noch keine Hexe, ſie würde auf keinen Fall mit dem Satan einen Bund ſchließen. Erſt nach der Umarmung erfährt ſie, daß ihr Verführer der Teufel iſt, und nun gehört ſie ihm nolens, volens, auch ohne ausdrücklichen Vertrag.

Wie gut war es hier wieder, daß das Geheimverfahren beobachtet wurde. Gewiß, hätte die Welt von manchem dieſer Prozeſſe erfahren, ſie würde ſich drein gemiſcht, die Hexe als unſchuldig erklärt, und den als *Junker oder Pfaff verkleideten Teufel* am Ohre genommen haben.

Hier tritt denn auch die Lichtſeite des Geheimverfahrens recht ſcharf hervor. Man ſtudire nur die Hexenprozeſſe und mit Begeiſtrung und Staunen wird man ausrufen: *Ja!* ja! nur auf dem inquiſitoriſchen Wege iſt es dem Unterſuchungsrichter möglich, *Jeden, wen er will, verdächtig und jeden Verdächtigen ſchuldig zu finden; nur hier läßt ſich, ſelbſt von dem Unſchuldigſten ein Geſtändniß erzwingen, und zwar gerade dasjenige Geſtändniß, was man haben will.*

Eine weitere herrliche Einrichtung bei den Hexenprozeſſen war, daß man keines perſönlichen Anklägers bedurfte, ſondern einfach auf geheime Denunciation, oder auch auf das bloße Gerücht hin, befugt war einzuſchreiten. Es ſcheint als ob Luzern in neuerer Zeit dies Verfahren geerbt habe.

Oeffentlich als Kläger aufzutreten iſt ſo eine Sache; man muß da Beweiſe führen und dazu wird gar viel erfordert; auch übernimmt man Angeſichts des Publikums eine gewiſſe Verantwortlichkeit. Um wie viel leichter, bequemer und nützlicher ſind dagegen geheime Denunciationen.

Zum Beiſpiel: Ich kann irgend Jemanden nicht leiden, oder es hat mich Jemand beleidigt, oder es ſteht mir Jemand im Weg ... dieſer fatale Jemand iſt aber rechtlich und gibt ſich nirgends eine Blöße ... nun kann ich natürlich nicht öffentlich als Kläger gegen ihn auftreten, ſelbſt wenn ich die Richter in mein Intereſſe gezogen, ... denn .... die Oeffentlichkeit hat tauſend Ohren, tauſend Augen. tauſend Mäuler! ... auf inquiſitoriſchem Wege aber, brauche ich mich nicht zu geniren, ich denuncire und erhalte die gewiſſe Zuſage, daß mein Name gar nicht genannt werden ſolle, auch ſind Beweiſe unnöthig, ... läßt ſich beim Geheimverfahren nichts beweiſen, ſo zieht man eben den Unterſuchungsarreſt in die Länge, — und Criminalproceſſe ſind wie Gold, aus einem Ducaten läßt ſich ein Reiter ſammt Pferd vergolden, aus einem „verdächtig“ eine Unterſuchungshaft von zwanzig Jahren drechſeln.

Die ſchönſte Anleitung zum Denunciren gibt der Hexenhammer malleus maleficarum. Es iſt dies der

Criminalcoder für das gerichtliche Verfahren beim Hexenprozeß. Köppen meint: wenn Drako nach der Verſichrung der Athenienſer ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben habe, ſo ſei der „Hexenhammer“ mit dem Geifer eines vor Fanatismus, Habſucht, Wolluſt und Henkersluſt wahnſinnig gewordenen Mönches geſchrieben.

Aber Köppen iſt eben auch einer von den Aufklärern, von den Verführern des Volks, die gegen die guten, alten Zeiten und ihre ſchönen Inſtitutionen eifern. Wie zweckmäßig der „Hexenhammer“ iſt, geht eben aus meiner oben gemachten Bemerkung hervor: daß er die ſchönſte Anleitung zum Denunciren gebe. Nach jenem Criminalcoder macht der Inquiſitor vorläufig durch Anſchlag an die Thüren der Hauptkirchen eine General-Citation bekannt, des Inhalts, daß Jeder, der eine der Ketzerei oder Zauberei verdächtige Perſon kennt, oder etwas Verdächtiges von ihr geſehen und gehört hat, was zum Schaden der Menſchen, des Viehes, der Feldfrüchte und des gemeinen Weſens gereicht, ſolches innerhalb des peremtoriſchen Termins von zwölf Tagen unter ſchwerer Strafe (iſt der Richter ein Prieſter, ſo heißt es: unter Strafe des Kirchenbannes) anzuzeigen habe. Um den Leuten Muth zu machen, kann man in dieſe Generalcitation mit einfließen laſſen, daß derjenige Denunciant, welcher hernach ſeine Anklage zu erweiſen nicht im Stande ſein ſollte, nichts zu beſorgen habe.

Iſt das nicht vortrefflich?! . . . und kann ein vernünftiger Menſch bei ſo großen Vorzügen des Geheimverfahrens noch an Oeffentlichkeit im Gerichtsweſen denken?

Liegt es doch klar auf der Hand, daß da, wo dem geheimen Denuncianten nicht einmal die Beweisführung aufgebürdet wird, tauſendmal mehr Anklagen, Unterſuchungen, Prozeſſe und Verurtheilungen vorkommen müſſen, als dort, wo mit öffentlichem Auftreten, öffentliche Beweisführung verbunden iſt. Welch ein Schaden alſo für Richter, Advokaten und Staat; welche Maſſe Sporteln, welche ſchöne Hoffnungen auf zu confiscirende Güter fallen da weg! . . . Was hätte man ohne ein ſolches Verfahren z. B. mit Polen angefangen?

Da wußten es die Hexenrichter pfiffig anzuſtellen, ſie reiſten von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, regten vorher durch die Geiſtlichen oder beſondere

Spione und Envoyés den Pöbel auf, und wenn dann Furcht und Schrecken vor dem Teufel und den Unholden auf's Höchſte geſtiegen war, erſchienen ſie, und hielten ihre Blut- und Geldernte.

Das Feld war ergiebig, ... ergiebiger ſogar als das der Politik, und es wurden wahre Treibjagen auf Hexen angeſtellt, wie ſpäter auf — Demagogen und jüngſt auf Freiſinnige. Bei Beiden genügte das „Verdächtigſein", bei Beiden konnte Alles zum Indicium werden.

Es erleichterte dies bei den Hexenprozeſſen die Sache ganz gewaltig, denn die Richter brauchten nie in Verlegenheit zu kommen. War eine Perſon kränklich, war es ein ſtrafendes Zeichen des Himmels, ... war ſie geſund, ſtack der Teufel dahinter. War ein Weib häßlich, ſah man ihr die Hexe an, ... war ſie ſchön, hatte ſie ihr Geliebter, der Satan, mit dieſen Reizen zum Unheil der Welt geſchmückt. War einer arm, ſo lebte er auf Beelzebus Koſten, ... war er reich, verdankte er dem Böſen ſeine Schätze. War der Beſchuldigte tugendhaft, ſo verbarg er hinter dieſer Larve ſeine Frevel, kannte man ihn aber für laſterhaft, nun . . . ſo lag es ja am Tage, daß er des Teufels ſei.

Flieht ein Weib, noch ehe ſie angeklagt wird, vielleicht weil eine ihrer Freundinnen oder Verwandten verhaftet worden, ſo iſt's ein Indicium, ein ſehr gewichtiges Indicium des indicium fugae; zittert ſie, thut ſie ängſtlich, wenn ſie etwa den Richter oder Büttel vorübergehen ſieht, oder wenn ſie als Zeugin vorgefordert wird, ſo iſt's auch ein Indicium. Thut ſie das Gegentheil, tritt ſie keck vor's Gericht, behauptet ſie die Unſchuld der Beklagten, ſo iſt ſie noch verdächtiger. Ueberhaupt macht ſich Jeder verdächtig, der ſich einer Hexe annimmt, und wenn ſie ſeine Mutter, ſeine Schweſter, ſein Weib iſt; im höchſten Grade aber Diejenigen, welche öffentlich gegen den Hexenprozeß eifern, ja wohl gar predigen und ſchreiben.

So viel alſo meine Brüder iſt gewiß, an Indicien konnte es nicht fehlen, und ſo war man oft mit dem Urtheile ſchon fertig, ehe nur eine Unterſuchung begonnen.

Kann man ſich ein raſcheres Verfahren denken? . . . Gewiß nicht! . . . und doch ſchreien die ſogenannten Männer des Fortſchrittes beſtändig nach Beſchleunigung im Gang gerichtlichen Verfahrens; während ſie zugleich durch ihr Verlangen nach Oeffentlichkeit die ſchöne ſummariſche Handhabung der Prozeſſe, die ich eben erwähnt und die häufig auf dem inquiſitoriſchen Wege ſtatt hat, verwerfen.

Eine vortreffliche Einrichtung beim Hexenprozeſſe war es ferner, daß der Richter die Hexe allein und ohne Zuziehung des Protokollführers oder ſonſt einer Gerichtsperſon verhörte; der gute Mann hatte ſo freiere Hand, und konnte das Protokoll ja auch nachher, wenn die Angeklagte abgeführt war, dictiren. Er hatte für das Verhör zugleich folgende Inſtruktion, die Ihr Euch hinter die Ohren ſchreiben mögt: er ſoll ſo thun als ſei das Ganze nur Spaß, ſoll von Lächerlichkeiten und Gaukeleien mit ihr reden, zu verſtehen geben, daß ihretwegen kein Gericht werde beſtellt werden, allmälig aber doch zu „förſcheln" anfangen, wer ihr Vater, ihre Mutter ſei, wo ſie ſich früher aufgehalten u. ſ. w.

Was die Zeugen betrifft, war man in den guten, alten Zeiten und bei dem heimlichen Verfahren, ebenfalls lange nicht ſo kleinlich ängſtlich als man dies natürlich bei öffentlichem Verfahren ſein muß.

In Maleſizſachen wurde jedes Zeugniß als legal betrachtet, wenn es gegen die Hexe gerichtet war. Ob es nun ſchlechte Diener, anerkannte Feinde, Excommunicirte, Infame, oder ſelbſt des Meineids Ueberwieſene waren oder nicht, das hatte nichts zu ſagen, wenn ſie nur gegen die Angeklagte zeugten. Es lief ja doch auf das Ausrotten der Ketzer und namentlich auch auf die Speſen aus, welche von jeder verbrannten Hexe den Richtern und dem Staate zufielen.

Ich erwähnte eben, wie ſehr man darauf bedacht war, den Gerichtsgang zu beſchleunigen; für was auch die vielen Umſtände und Formalitäten? . . . Geſetzlich war der Richter darauf angewieſen: ſich auf Exceptionen, Appellationen, Dilattionen und weitläufiges Zeugenverhör nicht einzulaſſen.

Ward nicht gleich bekannt, ſchritt man zur Folter und . . . . das Bekenntniß und Geſtändniß war da.

Ueberhaupt iſt es mir rein unbegreiflich, daß man die Folter abgeſchafft, und nur einige armſelige Reſte dieſer vorzüglichen Einrichtung behalten hat, wie z. B. Prügel, ſchlechte Gefängniſſe, Unterſuchungshaft und ſolche Kleinigkeiten. Damit iſt doch wenig auszurichten, während ja mit der Tortur faſt ohne Ausnahme jedes beliebige Geſtändniß zu erzielen iſt. Ich hoffe indeſſen vertrauenvoll auf Luzern, deſſen einſichtsvolle Regierung, ſo Gott will, mit Hülfe der Patres Jeſuiten die Folter bald wieder in Anwendung und Aufnahme bringen wird.

Ihr ſeht, die Menſchen gehen im Allgemeinen bezüglich des Gerichtsverfahrens, mit den Krebſen.

Was die Hexen betrifft, ſo hatte ſich der Richter keines Kunſtgriffes zu ſchämen. Auch war es ihm, nach dem Hexenhammer, erlaubt, die Inquiſitin zu dem Geſtändniſſe zu verführen; etwa dadurch, daß er ihr eine gelinde Strafe oder auch völlige Gnade verſpricht, wenn ſie Alles geſtehe.

„Man kann ihr andeuten“ — ſagt ein gewiſſer Sprenger, ein alter Ketzerrichter — „ſie ſolle nur eine gewiſſe Zeit im Gefängniß ſitzen; man muß ihr auch Wort halten und ſie erſt — nach Verlauf dieſer Zeit verbrennen laſſen. Man kann ihr auch dreiſt das Leben verſprechen, nachher aber einen andern für ſich das Urtheil ſprechen laſſen“ — „Solche Umgäng, Griff und Ränke“ — behaupten die bewährteſten Ketzerrichter — „werden nach göttlichem und menſchlichem Rechte für billig zugelaſſen; denn „da ich ſchlau war, hab' ich ſie mit Liſt gefangen“, ſagt der Apoſtel.

Scheiterten alle dieſe Kniffe und Pfiffe an der Unſchuld und Standhaftigkeit der Beklagten, ſo ſchritt man zu materielleren Mitteln. Man hielt dieſelbe fortwährend, ja wochenlang in Schlafloſigkeit, indem ſie die Henker abwechſelnd bewachten, und ſobald ſie zu ruhen ſchien, mit ſpitzigen Stacheln aufweckten; oder man gab ihr ſtark geſalzene Speiſen zu eſſen und Häringslake zu trinken, ohne ihr einen Tropfen Waſſer zu reichen. Geſtand ſie dann im halben Wahnſinn Alles, was man wollte, ſo wurde in's Protokoll geſetzt: Inquiſitin hat in Güte bekannt.

Zuvörderſt ward die Hexe im Gefängniß vom Henker oder Richter entkleidet und das Teufelzeichen an ihr geſucht. Er mußte ſorgfältig die geheimſten Stellen des Körpers unterſuchen; denn nach aller Erfahrung und Autorität iſt es da am häufigſten aufgedrückt. Findet er nun irgend ein Muttermal, einen Leberfleck, eine Schwiele, ſo iſt die Sache klar; findet er trotz alles Suchens nichts, ſo hat's ihr der Teufel wieder ausgelöſcht. Das entdeckte Zeichen wird mit einer Nadel geprüft: blutet es nicht, — was bei hornartigen Verhärtungen leicht der Fall ſein konnte, — ſo iſt ſie eine ausgemachte Hexe; blutet es, ſo ſchadet es auch nichts, denn der Teufel läßt's abſichtlich bluten, um die Hexe nicht zu verrathen.

Nun aber noch ein Wörtchen über die Folter.

Es iſt dies das Inſtrument, mit welchem, wie Ihr ſchon oben vernommen, Menſchen ihre Brüder das auszuſprechen lehren, was ſie gern hören mögen. Als ſolches dient es der Gerechtigkeit und iſt ein Hauptrequiſit des Geheimverfahrens; ſeine Ableger habe ich zum Theil oben genannt.

Köppen ſagt über die Anwendung der Folter beim Hexenprozeß, Folgendes:

Die Folter oder Tortur war höchſt mannichfaltig. Henker und Richter wetteiferten miteinander in der Erfindung von Qualen: Beide glaubten nie genug thun zu können, um den Lügenteufel auszutreiben. Es ging durch zehn, zwölf verſchiedene Stufen und Grade, von denen ſchon der unterſte jedes Maaß menſchlicher

Kraft überbot, zu immer neuer und verſchärfter Pein. Wer könnte die Martern und Marterinſtrumente alle umſtändlich beſchreiben: die Leiter, den Hexenſtuhl, mit 150 fingerlangen eiſernen Spitzen, die Stachelſchuhe, die Daumſchrauben, die Reckbank, die verſchiedenen Arten des Brennens mit Eiſen, Spiritus, Schwefel, Pulver u. ſ. w.? Statt aller weiteren Schilderung ein einziges gerichtliches Aktenſtück aus dem Jahr 1631. (bei Reiche I. 576.)

1) Der Scharfrichter hat ihr die Hände gebunden, und auch auf die Leiter gezogen, hierauf angefangen ſie zu ſchrauben, und auf alle puncta alſo geſchraubet, daß ihr das Herz im Leibe zerbrechen mögen, und ſei keine Barmherzigkeit da geweſen.

2) Und ob ſie gleich bei ſolcher Marter nichts bekennet, habe man doch ohne rechtliches Erkenntniß die Tortur wiederholet, und der Scharfrichter ihr, da ſie ſchwangeres Leibes geweſen, die Hände gebunden, ihr die Haare abgeſchnitten, und auf die Leiter geſetzt, Brandwein auf den Kopf gegoſſen, und die Kolbe vollends wollen abbrennen.

3) Ihr Schwefelfäden unter die Arme und an den Hals gebrannt.

4) Sie hinten hinauf rückwärts mit den Händen an die Decke gezogen.

5) Welches Hinauf- und Niederziehen vier ganze Stunden gewährt, bis ſie zum Morgenbrode gegangen.

6) Als ſie wiedergekommen, hat der Meiſter ſie mit den Händen und Füßen auf den Rücken zuſammengebunden.

7) Ihr Brandwein auf den Rücken gegoſſen und angezündet.

8) Darnach eben viele Gewichte ihr auf den Rücken geleget und in die Höhe gezogen.

9) Nach dieſem ſie wieder auf die Leiter geleget.

10) Ihr ein ungehöffelt Brett mit Stacheln unter den Rücken gelegt und mit den Händen bis an die Decke aufgezogen.

11) Ferner hat der Meiſter ihr die Füße zuſammengebunden, eine Klafterſtütze 50 Pfund ſchwer, unten an die Füße niederwärts gehangen, daß ſie nicht

anders gemeinet, ſie würde bleiben und das Herz erſticken.

12) Bei dieſem iſt es nicht blieben, ſondern der Meiſter ihr die Füße wieder aufgemacht und die Beine geſchraubet, daß ihr das Blut zu den Zehen herausgegangen.

13) Bei dieſem iſt es auch nicht geblieben, ſondern iſt ſie zum andernmal auf alle Punkte geſchraubt worden.

14) Der (Scharfrichter) von Dreißigacker hat die dritte Marter mit ihr angefangen, welcher ſie erſtlich auf die Bank geſetzt Als ſie das Hemde angezogen, hat er zu ihr geſaget: ich nehme Dich nicht an auf ein oder zween, auf drei auch nicht auf acht Tage, auf vier Wochen, auf ein halb oder ganz Jahr, ſo lange Du lebeſt, ſo lange Du es doch nicht getreiben kannſt, und wenn Du meineſt, daß Du nicht bekennen willſt, daß Du ſollſt zu Tode gemartert werden; ſo ſollſt Du doch verbrannt werden.

15) Hat ſie ſein Eidam mit den Händen aufgezogen, daß ſie nicht athmen können.

16) Und der von Dreißigacker ſie mit der Karbatſchen um die Lenden gehauen.

17) Darnach ſie in den Schraubſtock geſetzet, darinnen ſie ſechs Stunden geſeſſen, und

18) Mit der Karbatſchen jämmerlich zerhauen worden; bei dieſem es den erſten Tag verblieben.

19) Den andern Tag, als ſie wiedergekommen, iſt die vierte Marter mit ihr fürgenommen worden, und ſie auf etliche Punkte geſchraubet, und ſechs Stunden darin geſeſſen.

Die Folter ſollte geſetzlich nicht über eine Viertelſtunde dauern, aber daran kehrte man ſich nicht, wie obiges Beiſpiel zeigt. **Remigius** geſteht ganz offen, er habe einzelne Hexen ſtundenlang hintereinander foltern laſſen; ja ein Augenzeuge aus dem 17. Jahrhundert verſichert, es gäbe Hexenrichter, die ein und daſſelbe Weib zwei, drei, ja vier Tage und Nächte ununterbrochen gemartert hätten. Geſetzlich ſollte auch die Folter ohne ganz neue, dringende Indicien nicht **wiederholt** werden; indeß was heißt in Hexenſachen ein dringendes Indicium? Und ſchon **Sprenger** hatte in dieſer Beziehung einen glücklichen Ausweg gefunden. „**Wiederholen**“ — bemerkt er im Hexenhammer — „darf man die Folter nicht ohne neue Anzeigen, aber wohl fortſetzen, continuiren.“ — „Man ſchreibt in’s Protokoll“ — ſagt Spee: — „Wir laſſen Dich jetzt los unter der Bedingung, daß wir hernach wieder anfangen.“

Alle, die je auf der Tortur geweſen, haben erklärt, ſie wollten tauſendmal lieber den Tod als ein zweitesmal die Folter erleiden. Nicht Alle hatten ſo übermenſchliche Körper- und Geiſteskraft, wie jenes Weib, deren Peinigung wir aus den Acten mitgetheilt, und die Alles überſtand. Hielten ſie aber wirklich aus, ohne zu bekennen, ſo waren ſie meiſtens zeitlebens elende Krüppel.

Wer dagegen ein Geſtändniß ablegte, der wurde zum Tode verurtheilt und zwar — wenn nicht beſondere Milderungsgründe eintraten — zum Feuertode. Bußfertige ſollten vorher enthauptet oder erdroſſelt werden. Gerechtfertigt wurde die Todesſtrafe durch das zweite Buch Moſis 22, 18. daneben durch das fünfte Buch 18, 10, 12. und 19, 20 und 21. „Die Zauberinnen ſollſt Du nicht leben laſſen,“ hatte Jehovah zu Moſes geſagt; darnach richtete man ſich. In der Regel trat außerdem Confiscation der Güter ein. Oder — wie man zu ſagen pflegte — .... man nahm das Vermögen der Opfer zur Deckung der Prozeßkoſten in Beſchlag.

Dies, geliebte Brüder, ein Pröbchen aus den alten, guten Zeiten, in welchen man indeſſen vernünftig genug war, hübſch geheim kurz und bündig zu verfahren, und der Bibel und den Pfaffen in blindem, gottſeligem und Gott wohlgefälligem Glauben folgte.

Damals herrſchte doch noch Frömmigkeit, Gerechtigkeit und chriſtliche Milde auf der Welt und Niemand wagte es die Gerichte zu tadeln und mit unerhörter Frechheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für das gerichtliche Verfahren zu verlangen, wie dies heutzutage von den gottesvergeſſenen Freiſinnigen und Aufklärern geſchieht.

Nein, meine Brüder, ich warne Euch, hütet Euch vor Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, denn nur das Geheimverfahren kennt die Allmacht und Zweckmäßigkeit der Tortur, des Denuncianten-Weſens, des Verdächtigens und des Urtheilſprechens ohne Verhör.

Und wie wurde in jenen guten, alten Zeiten die Welt von allen unruhigen Menſchen geſäudert; wäre man jetzt noch ſo glücklich den Hexenprozeß fortſetzen zu können, wie bald würde man ſich der verwünſchten Liberalen und Aufklärer entledigen. Sie müßten brennen, wie Hunderttauſende als Hexen verbrannt wurden, und ihre confiscirten Güter kämen dem Staat, der Geiſtlichkeit und den Richtern zu ſtatten, die man dann beſſer anſtellen könnte.

O großes Beiſpiel! ein Hexenjäger bekannte: daß er allein 220 Weiber, um den Lohn von zwanzig Schillingen für den Kopf dem Feuertode überliefert habe. Der gute Mann war weniger ſentimental, als ein gewiſſer Friedrich von Spee, der, als ihn einſt der Kurfürſt von Mainz frug: woher es komme, daß er, der doch noch keine vierzig Jahre alt ſei, ſchon eisgraue Haare habe, antwortete: „Mein Haupt iſt über den Gram erbleicht, daß ich ſo viele Hexen habe zur Richtſtatt begleiten müſſen, und unter Allen keine befunden habe, die nicht unſchuldig geweſen ſei.“

Daß namentlich die Jeſuiten, die Väter Jeſu, den Hexenprozeß zu würdigen wußten und ihn hegten und pflegten iſt bekannt, und eben darum zweifle ich gar nicht, daß ihre Miſſionaire auch Euch einſt mit Hexenproceß, Tortur, ſicher aber mit dem Geheimverfahren beglücken werden, welch' Letzteres ſie namentlich lieben. Und ſie haben recht; denn „im Dunkeln iſt gut munkeln“, und „im Trüben gut fiſchen.“ Der Teufel aber regiere oder ſitze zu Gericht, wenn einem ein ganzes Volk auf die Finger ſieht; zumal wenn es ſich einbildet auch mitſprechen zu dürfen, und von ſeinen eingebildeten Rechten faſelt, für die es ſchwärmt.

Wie wenig könnte den Regierungen zum Beiſpiel in unruhigen, von einem revolutionären Geiſte angehauchten Zeiten ein öffentliches Rechtsverfahren entſprechen. Man würde ſich bei einem ſolchen nothwendig auf ſtaatsgefährliche und hochverrätheriſche Thaten, oder wenigſtens auch in Thaten übergegangene Entſchlüſſe beſchränken müſſen, um das Verbrechen des Hochverraths conſtatiren zu können. Beim Geheimverfahren dagegen, — welches ein naſeweiſes, ſich kräftig und geſund dünkendes Volk nicht überwachen kann, während Richter und Protokollführer zwar Menſchen ſind, aber übermenſchliche Gewalt zu üben vermögen; — beim Geheimverfahren dagegen, kann man ganz prächtig von dem obenerwähnten Rechtsgrundſatze abgeben und auch Gedanken, Wünſche und Geſinnungen zur Verantwortung ziehen, oder Handlungen die an und für ſich ganz unſchuldig und erlaubt ſind, ſtrafen, weil ſie ganz entfernt, einen entfernten Verſuch entfernten Hochverraths entfernt wittern laſſen.

Steht dieſer Grundſatz einmal feſt, ſo kann man, wie beim Hexenprozeß alle Menſchen brennen, ſo hier Alles was athmet als „des Hochverrathes verdächtig", hängen oder in Kerkern verſchmachten laſſen.

Das neugeborene Kind, welches ſchreit, kann möglicherweiſe durch dieſes Schreien einen entfernten Verſuch zu dem Rufe: „Nieder mit dem König!" gemacht haben.

Jedes Pärchen, das ſich in einer ſolchen Zeit ehelich verbindet, ſteht in dem gegründeten Verdacht, einen jungen Demagogen zeugen zu wollen.

Jeder Schüler, der ſeine geſchichtlichen Studien mit Fleiß und Luſt verfolgt, iſt dringend verdächtig, einer entfernten Neigung zum Liberalismus zu huldigen.

Jeder Lehrer, der Geſchichte lehrt, iſt per se nicht entfernt, ſondern direkt verdächtig.

Jeder Wirth, der ſeinen Gäſten Kalbskopf à la financer und vol au vent à la reine vorſtellt iſt einer ironiſchen Anſpielung auf die Beſitzenden und die Krone, mithin des Hochverraths entfernt verdächtig.

Jeder ſchwärmeriſche Liebhaber, der ſeiner Angebeteten knieend zugerufen: „O du Königin meines Herzens!“ iſt einer Staatsumwälzung entfernt verdächtig.

Jede Theaterdirektion, die den Egmont oder ſonſt ein Stück gibt, in welchem das Wort „Freiheit“ vorkommt, iſt der indirekten Aufreizung entfernt verdächtig.

Jeder Schriftſteller, der die Buchſtaben f. r. e. i. h. t. — ſei es nun in welcher Stellung als es wolle, — gebraucht, iſt gleichfalls der Volksaufwieglung entfernt verdächtig.

Ihr ſeht hieraus, geliebte Brüder, bei dieſen Rechtsgrundſätzen kann man die ganze Welt hängen, was ein ungemeiner Vortheil für die Machthaber und ihre wohlbeſtallten Richter iſt, die übrigens bei dieſen Tendenzverbrechen auf demſelben Boden ſtehen, auf welchem ſich, in den guten, alten Zeiten die Hexenrichter bewegten.

Und dann kann ja bei Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und Geſchwornengerichten, — die Letztern, als aus dem Volke, ohne Einfluß der Regierung, hervorgehend, weit unabhängiger ſind, als Gerichte, die aus beſoldeten Staatsdienern zuſammengeſetzt werden, — die Regierung nicht einmal ihre ſpeciellen Wünſche, bezüglich dieſes oder jenen Falles, den Richtern zu erkennen geben; während andererſeits den Richtern die Gelegenheit benommen wird, ſich den Regierungen gefällig zu zeigen, was doch, rückſichtlich des Avancements u. ſ. w. von entſchiedenem Vortheil für ſie iſt.

Laßt alſo den Narren von Freiſinnigen ihr Schwärmen für — wie ſie ſagen — die verlorenen Heiligthümer des Nationallebens. Ein ächter Deutſcher z. B. weiß, daß nicht Oeffentlichkeit, Preßfreiheit und Repräſentativverfaſſungen die wahren Heiligthümer deutſchen Nationallebens ſind, ſondern — Servilismus, Sauerkraut, Bier, Tabak und — in Oeſterreich — der Haſelſtock. Was liegt denn dran, wenn auch das Volk träg, einfältig, unwahr, feig und niederträchtig wird, wenn es nur die Abgaben zahlt und gehorcht.

Mit zärtlicher Hingebung

Euer Bruder

Jocko.

Elfter Brief.

Liebe Brüder!

Indem ich Euch wiederholt und zwar mit beſorgter Aengſtlichkeit vor der unheilverbreitenden Cultur warne, kann ich dennoch im ſelben Augenblicke nicht umhin bei der fatalen Annahme, daß ſie einſt auch bei Euch einkehren werde, zu verharren.

Gedrungen von wahrhaft brüderlicher Liebe und herzlichem Wohlwollen, habe ich daher in meinen letzten Briefen verſucht, Euch wenigſtens einige Winke für jenen Fall zu geben, und hoffe Ihr werdet dieſelben einſtens zu Eurem eigenen Heile benutzen.

Erlaubt mir daher auch heute, daß ich dieſen Winken meine Rathſchläge bezüglich der Organiſation Eures zukünftigen Staates beifügen darf.

Ich habe viel gereiſt, und in Begleitung meiner verſchiedenen Herren, ſo wie ſelbſt meiner jetzigen Herrin die verſchiedenſten Länder und Völker geſehen, ja ſelbſt deren Lebensweiſe, deren Sitten und Gebräuche, deren Regierungsformen und Religionen ein wenig beobachtet.

Unter allen Ländern hat mir Deutſchland, unter allen Völkern das deutſche Volk, nämlich: — die Oeſtreicher, die Preußen, die Sachſen, die Würtemberger, die Badenſer, die Baiern, die Hanoveraner, die Kurheſſen, die Heſſen-Darmſtädter, die Heſſen-Homburger, die Braunſchweiger, die Mecklenburger, die Oldenburger, die Holſteiner, die Luxemburger, die Naſſauer, die Sachſen-Weimar-Eiſenacher, die Sachſen-Coburg-Gothaer, die Sachſen-Meininger, die Sachſen-Altenburger, die Anhalt-Deſſauer, die Anhalt-Bernburger, die Anhalt-Köthener, die Schwarzburg-Sondershauſer, die Schwarzburg-Rudolſtädter, die Hohenzollern-Hechinger, die Lichtenſteiner, die Hohenzollern-Sigmaringer, die Waldecker, die Reuß-Greizer, die Reuß-Lobenſtein-

Ebersdorfer, die Reuß-Schleizer, die gemeinſchaftlichen Reuß-Geraer, die Schaumburg-Lipper, die Lippe-Detmolder, die Frankfurter, die Lübecker, die Bremer, die Hamburger, — unter allen Fürſten haben mir die deutſchen Fürſten, unter allen Staatseinrichtungen hat mir der deutſche Bund am beſten gefallen.

Ich will Euch Einiges über dieſe verſchiedene Gegenſtände ſagen, denn ſo — und nur ſo dürft Ihr einſt, wollt Ihr halbwegs glücklich ſein, Euer Reich einrichten.

Ihr ſeid von der Natur ſelbſt, ja man möchte ſagen: ordentlich von Gottes Gnaden! angewieſen, eine gleiche heilige Allianz zu ſchließen, wie dies die deutſchen Völker-Stämme und Stämmchen, oder vielmehr ihre Fürſten gethan.

Die Nation der Affen wird dann, wenn auch nicht ganz ſo viel Fürſten und Reiche, doch nicht viel wenigere aufzuweiſen haben. Vor Allen leuchten alsdann unter ihnen hervor: die Macaccos oder Meerkatzen, die Aygulas, die Schimpaneſen, die Orangutangs, die Gibbons, die Longimanas, die Silvanus, die Hundskopfsaffen, die Pavians, die Choras, die

Mandrils, die Coaitas, die Jacchus, die Maki, die Mongus u. ſ. w.

Ihr könnt gar nicht glauben, von welch' ungeheurem Vortheile, dieſe zwei und dreißig Höfe für Deutſchland ſind. Bedenkt nur ſelbſt, auf ungefähr 11,600 Quadrat-Meilen zwei und dreißig Herrſcher mit ihren Höfen, Miniſtern, Geſandten, Heeren von Beamten und Soldaten, Reſidenzen und Reſidenz-Paläſten, Hof-Theatern und Hofballeten!! wie ärmlich und erbärmlich erſcheint dagegen das 188,700 Quadrat-Meilen große Brittiſche Reich, deſſen Herrſcherin nicht ſo viele und ſchöne Schlöſſer hat, als ihr Schwager der Herzog des 4102mal kleineren Sachſen-Coburg-Gotha, — Frankreich, von 14000 Q.-M. Umfang, beide nur mit einem Thron und Hof, und gar das 106,820 Q.-M. große Nord-Amerika ohne Thron und Hof.

Ich kann nicht begreifen wie die Menſchen dort leben können und mögen.

Das Fürſtenthum Liechtenſtein iſt $2^{1}/_{2}$ Q.-M., das von Reuß-Greiz 7 Q.-M. groß, der Reuß-Schleiziſchen Linie gehören 6 Q.-M., Schwarzburg-Sondershauſen regiert über $8^{1}/_{4}$ Q.-M.

Im Verhältniß zu Deutſchland müßte das Brittiſche Reich fünfhundert und einige Höfe haben, ſtatt — einem einzigen! ... Da aber bekanntlich die Höfe irdiſche Himmelreiche, wahre Paradieſe ſind, ſo iſt es klar, daß das Leben in Deutſchland fünfhundertmal paradieſiſcher als z. B. in Großbrittanien iſt! — Von Rußland mag ich gar nicht reden. Und dann noch Eines. Dieſe Zerſplitterung in ſo und ſo viel Höfe und Staaten hat für Euch, liebe Brüder, oder vielmehr für Eure zukünftigen Regenten, — da das Volk ja doch nicht zählt, — den ungeheuren Vortheil, daß Ihr nie zu einer mächtigen Nation zu erſtarken im Stande ſeid. Ihr kennt dies recht gut an Frankreich, England und Deutſchland ſehen. In den beiden erſten Reichen vermag ein gemeinſchaftliches Wollen und Handeln Alles — in Deutſchland kann es, der vielen Sonderintereſſe wegen, nie ſo weit kommen und das iſt gut, denn der Teufel fährt manchmal in eine Nation und ſetzt ihr Flöhe in's Ohr, und macht ihr weiß: das Volk hätte auch Rechte und dann ...

Gehen wir nun zur Betrachtung der, in Deutſchland herrſchenden Rechtszuſtände über, ſo muß man geſtehen, daß der Ausſpruch eines bedeutenden Rechtsforſchers und bekannten Schriftſtellers:

> Wenn man wahr ſein will gegen ſich und Andere, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ſich das deutſche Volk den Herrſchern Deutſchlands gegenüber in einem Zuſtande befindet, der von Rechtloſigkeit nur der Erſcheinung nach verſchieden iſt…“

grundfalſch iſt. Was will der Mann? … Hatte auch, wie er ſelbſt bemerkt, nach uraltdeutſchen Rechtsbegriffen jeder Herrſcher, vom Grafen bis zum Kaiſer, nicht bloß Rechte, ſondern auch Verbindlichkeiten, — ſo haben ſich unterdeſſen die Zeiten verändert.

Wer kann dafür, daß die Rechte geblieben und die Verbindlichkeiten erloſchen ſind? ….. Gewiß niemand anderes als das Volk das ſeine Rechte nicht wahrte, und warum anders wird es ſie nicht gewahrt ſondern aufgegeben haben, als weil es ſich auch ohne dieſelben glücklich, ja glücklicher fühlte.

Kronen drücken das Haupt! und Rechte zu beſitzen, ſtört in der Behaglichkeit und Ruhe des Schlaraffenlebens, da man ſie wahren, handhaben und im nöthigen Fall vertheidigen muß.

Alſo hat das deutſche Volk recht, daß es ſeine

Rechte vernachläſſigte, und die Fürſten haben ein noch gegründeteres Recht, jetzt nichts mehr von Verbindlichkeiten wiſſen zu wollen.

Indem ich dies ſchreibe, Ihr lieben Brüder, durchzuckt mich ein unendlich wonniges Gefühl, es kommt von dem Gedanken, daß ich, wenn ich ein Menſch und kein Affe wäre, und dieſe Briefe drucken ließe, ſicher für meine kräftige Vertheidigung des Rechts einen Orden, eine Schnupftabacksdoſe mit Brillanten oder einen Hofrathstitel bekäme.

Auf dieſe Herrlichkeiten muß ich nun freilich als Affe verzichten, freuen aber darf ich mich doch, daß ich ſelbſt mich ihrer würdig fühle.

Doch zurück zur Sache.

Ueber Deutſchlands einzelne Länder herrſcht alſo ein unumſchränkter Fürſtenbund; denn wenn auch die Wiener Bundes-Akte dem deutſchen Volke, — nachdem es ſich vom Joche der Sklaverei frei gemacht, und ſeinen Herrſchern die wankenden Throne wieder erobert, — Preßfreiheit und Conſtitutionen verſprochen, ſah man doch bald ein, daß dies Verſprechen zu halten höchſt nachtheilig für das gute aber noch unmündige Volk ſei.

Jeder Fürſt iſt der Vater ſeines Volkes. Wahrer väterlicher Huld und Sorge haben es die Deutſchen daher zu danken, daß man von oben herab, ohne ſie zu fragen, dieſe Bundesakte wieder abänderte, und feſtſetzte: daß von nun an alles was die Regierungen aus eigner Machtvollkommenheit gemeinſam beſchlöſſen, unumſtößliches Geſetz für das Volk ſei.

Man konnte dies um ſo eher, als es in Deutſchland, — Dank ſeiner Zerſtücklung, — lange Zeit eigentlich gar kein deutſches Volk, ſondern nur Oeſterreicher, Preußen, Heſſen, Sachſen, Baiern u ſ. w. gab; man auch geſunde Vernunft genug hatte, um nicht, — wie dies in Frankreich und England geſchah und noch geſchieht, — zu behaupten: daß die Quelle aller politiſchen Gewalt das Volk ſei; überhaupt das Volk den Staat bilde, und die Fürſten nur ſeine erſten Bürger ſeien, welche es zur Erhaltung der Ordnung an die Spitze der Geſetze geſtellt.

Solche gottloſen und vernunftwidrigen Lehren konnten natürlich in Deutſchland keine Wurzel faſſen, ſondern hier überzeugte man ſich im Gegentheil davon, daß Gott ſelbſt die Herrſcher aus beſonderer Gnade als ſeine Lieblinge zu Herrſchern eingeſetzt, das Volk aber für dieſe erſchaffen habe. Alles was daher die Regierungen dem deutſchen Volke von Freiheiten und Gerechtſamen aus dem Born ihrer Gnade zufließen laſſen, ſind widerrufliche Geſchenke; woraus hervorgeht, daß das deutſche Volk ein höchſt undankbares Volk iſt, wenn es über ſeine dermaligen Zuſtände klagt, die ja noch viel ſchlechter ſein könnten.

Aber wie ich ſchon in einem früheren Briefe geſagt: der Menſch iſt nie zufrieden! ... man klagt zum Beiſpiel über die Cenſur und bedenkt nicht, daß die Cenſur gerade ein rechter Beweis der Freiſinnigkeit der Regierungen iſt, da dieſe, wenn ſie wollten, ja recht gut Alles verbieten könnten: Schreiben, Drucken, Leſen und Denken. Aber nein! ... die Regierungen wiſſen, daß allein das Gedeihen des Geiſtes die Wohlfahrt der Völker begründet, ſie gewähren denſelben daher auch Conſtitutionen, Preß- und Denkfreiheit; und wenn die Conſtitutionen auch etwas beſchränkt ſind, und die Cenſur noch beſchränkender iſt, ſo wiſſen die Völker, daß ein guter Gärtner im Frühjahr Hecken und Bäume ſo kahl beſchneidet, daß man an ihrem künftigen Wiedererblühen verzweifeln möchte, und daß doch gerade dies Beſchneiden nur dazu dient, Hecken und Bäume mit der

Zeit in deſto üppigerer Fülle und Kraft mächtig aufſchießen zu laſſen.

Die Deutſchen ſind ein Volk der Wiſſenſchaft, der Bücher: Sie leben und weben nicht in der Wahrheit, nicht in der That, ſondern auf Löſchpapier und durch Druckerſchwärze; wer daher den Geiſt der deutſchen Nation ſuchen will, der ſchaue in die Bücher, dort wird er ihn finden, freilich einen Löſchpapiernen, der ſein Scheinleben kümmerlich friſtet. Aber er iſt doch zahm, und muckſt ſich nicht, und wenn er ſich breit machen will, kommt der Cenſor, und . . . „Ein Strich . . . und er verſtummt!“

Für was ſollte aber auch die Nation ein geſunder und kräftiger Geiſt beſeelen? . . . Was iſt die Nation? und was will ſie? . . . . „L'état c'est moi!“ ſagte Louis XVI. und dieſes Glaubens ſind innerlich noch alle Regenten und zwar mit Recht. Sind Eure Beherrſcher daher einſtens vernünftig, ſo ſorgen ſie vor allen Dingen, daß ſich die beiden Richtungen, die ſich in dem Volke kund geben, der Drang nach idealer Vervollkommnung und realer Wirkſamkeit, nicht einigen. Paaren ſich dieſe auf eine zweckmäßige Art, ſo wird das Volk durch den friſchen Hauch eines kräftigen Lebens zwar erſtarken, Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Gewerbe werden erblühen, das ganze Land in allen ſeinen Inſtitutionen wird kräftig aufſchießen, das Volk mit Liebe und Begeiſtrung an ſeinem Fürſten hängen, Vaterlandsliebe in allen Herzen erwachen, und ein ehrfurchtgebietender Nationalſtolz die angrenzenden Länder in Reſpekt erhalten... aber ... das Volk wird freilich alsdann auch ſo frech werden und an ſeine eigene Exiſtenz glauben, und am Ende gar den unverſchämſten Grundſatz geltend machen: es ſei nicht der Regierung wegen, ſondern die Regierung ſeinetwegen da.

Ihr ſeht wohin dies führen würde. Darum mögen Eure zukünftigen Herrſcher ein Beiſpiel an den deutſchen nehmen. Der Deutſche hat ſeine häuslichen Sorgen, der tägliche Erwerb wird ihm ſauer, oft recht ſauer; aber das iſt gut, da ſchmecken auch die Freuden des Lebens: Bier und Tabak, deſto beſſer. Es liegt ſo etwas idylliſches, poetiſches in dieſer ſtillen Beſchränktheit deutſchen Lebens. Und dann hat ja auch der Deutſche noch die Natur, für die er ohnehin ſchwärmt, und die Zeitungen, — ſo weit ſie von der Cenſur nicht verboten, aufgehoben oder verſtümmelt werden, — aus welchen er von ferne die Söhne anderer Nationen handeln darf ſehen. Und Kunſt und Wiſſenſchaft ſind ihm auch geblieben, und Bücher darf er leſen und ſchreiben, ganze Bibliotheken voll — und für das öffentliche Leben der Nation hat man Schauſpiele, — verſteht ſich cenſirte, — Opern und Konzerte, Dombauten, Guſtav-Adolph-Vereine und zum Ueberfluß Volkskammern, die freilich in einzelnen Ländern — Schattenſpiele ſind. Was will man mehr? . . . Kann man dies nicht Alles behaglich mitmachen, ohne ſelbſt die Schlafhaube abzuziehen.

Es lieſt ſich ſo ſchön in den Zeitungen von Krieg und Frieden, die andere Völker führen und ſchließen, — von der Art und Weiſe, wie andere Völker durch ihre Repräſentanten bei ihren Regierungen vertreten werden, — wie dieſe Volksmänner die Rechte ihrer Nation wahren, vertheidigen und ſchützen — wohin die deutſchen Fürſten reiſen — welcher von allerhöchſt denſelben an einem Schnupfen leidet, — u. ſ. w.

Nun gibt es aber doch noch Menſchen, die dies Alles nicht befriedigen kann; für deren geiſtige Vollblütigkeit hat man nun in Deutſchland einen großartigen Ableiter, es iſt dies der Kosmopolitismus.

Gewiß! Kosmopolitismus, Weltbürgerſinn iſt etwas Großartiges! .... Es iſt erhaben, das eigne Märtyrerthum über das Wohl fremder Völker zu vergeſſen.

Ihr ſolltet nur ſehen mit welcher Begeiſtrung die Deutſchen, dieſe geborenen Ideologen, im Reiche der Träume ſchwärmen, und ſich, — von Kosmopolitismus inſpirirt, — eine himmliſche Zukunft ſchaffen, aus welcher ihnen das Bild einer idealen Menſchheit im Strahlenkranze göttlicher Verklärung entgegenlächelt.

Wer wollte es nun den Deutſchen verüblen, wenn ſie, von Weltbürgerſinn hingeriſſen, mit Verachtung über den kleinlichen, engherzigen Patriotismus hinwegſehen, um eine Welt zu umſchlingen. Mögen Engländer und Franzoſen, mögen Holländer und Belgier, mögen ſelbſt die Italiener Nationalſtolz und Vaterlandsliebe im Herzen tragen und ſich mit ihrem Patriotismus brüſten, — der Deutſche iſt größer! blutet auch ſein Herz, da es kein gemeinſchaftliches Vaterland, keine deutſche Nation kennt; er preßt das wunde heroiſch zuſammen, und drückt lächelnd die Welt daran — hoffend, daß ſie einſtens glücklich werde.

Freilich verliert über dies ſelige Schwärmen der deutſche Geiſt oft den Boden der wirklichen Welt, und vertieft ſich hier in abſtrakte Philoſopheme, während er dort alle Selbſtſtändigkeit und alles Eigenthümliche dem Fremden opfert; — freilich baut er oft nur Luftſchlöſſer und läßt ſeine eigene Wohnung, die ihn doch in dieſem Leben vor Sturm und Wetter ſichern ſoll, zerfallen; — freilich erwacht er oft ſchrecklich durch das Klirren der eignen Sklavenketten aus Träumen, die ihm weltbeglückend die Strahlenkrone der Gottheit aufgedrückt; aber! er hat eben doch ſchön geträumt, und ſchlafen und träumen iſt des Deutſchen Element.

Ihr könnt Euch, liebe Brüder, nach dem Allem denken, daß bei ſo bewandten Umſtänden der Friede, die einmal hergebrachte Ordnung, — ſelbſt wenn ſie urſprünglich Unordnung geweſen, — und das hiſtoriſche Recht, — auch wenn es erſt die Hiſtorie aus Unrecht in Recht verwandelt, — nicht ſo leicht geſtört werden können. Es bleiben demnach für Euch und Eure dereinſtigen Geſetzgeber, — wenn Euch das Unglück die unſelige Civiliſation bringen ſollte, — folgende Winke:

1) Nur engherzige Völker huldigen dem Patriotismus, Geiſtesgröße verachtet ihn als eine kleinliche Regung, und vergißt ſich und das Wohl des eignen Vaterlandes über ein frommes kosmopolitiſches Schwärmen! —

2) Ideologen und Kosmopoliten ſind die beſten Staatsbürger, denn ſie leben in einer anderen Welt, und kümmern ſich ſo wenig um das lumpigte Hienieden, als um Politik.

3) Politiſche Lebloſigkeit iſt die wahre Quelle der geiſtigen Entwicklung einer Nation, denn mit Vernichtung eines freien und volksthümlichen öffentlichen Lebens iſt dem Geiſte zwar das Feld entriſſen, auf dem er praktiſch wirken und geſunde Nahrung finden könnte, aber er wird dagegen gezwungen alles Irdiſche zu verachten, und ſeine Hoffnung auf Jenſeits zu ſetzen.

4) Wenn ſich ein Volk groß, mächtig und einig fühlt, iſt es gefährlich. Darum: theilt und regiert!

Euer treuer

Jocko

Zwölfter Brief.

Sehr verehrte Stammgenoſſen!

Zu meiner eigenen Verwunderung fällt mir ein, daß ich Euch noch gar nichts von den Philantropen oder Weltbeglückern geſchrieben habe, die jetzt an der Tagesordnung ſind, während ich dieſe Seligmacher der Menſchheit doch alle Woche wenigſtens einmal vor Augen habe.

Meine Herrin macht nämlich, wie ich früher ſchon erwähnt habe, ein Haus. Das heißt, ſie lebt und läßt leben, und füttert faſt täglich eine Sorte von Menſchen ab, die ihr dafür ſchmeicheln, ſie unendlich liebenswürdig, geiſtreich und ſchön finden, ja ihre Hochachtung und Freundſchaftsbezeugungen bis zur Vergöttrung treiben.

Es iſt dies zwar bei den Meiſten nur Heuchelei, wie ich — vor dem man ſich, als vor einem dummen Vieh, nicht genirt — oft zu bemerken Gelegenheit hatte; aber dies macht um ſo weniger, als man ihrer, — höchſtens in ihrer Abweſenheit, ſpottet.

Zu dieſen Freunden, die regelmäßig in der Woche an einem beſtimmten Tage ihre Beine unter den wohlbedienten Tiſch meiner Herrin ſchieben, gehört unter andern auch ein Kreis von ſogenannten Philanthropen. Es ſind liebenswürdige Kerlchen, für die die Baroneſſe um ſo mehr eingenommen iſt, als ſie ſelbſt, wie ſie behauptet und betheuert, zu denjenigen Menſchen gehört, die ſich die Beglückung des Menſchengeſchlechtes, verſteht ſich nur in ſo fern keine eigenen Opfer verlangt werden, mündlich und öffentlich als eine heilige Pflicht angelegen ſein laſſen. Wenn ich ſage mündlich und öffentlich ſo verſtehe ich darunter, daß ſie öffentlich viel davon reden.

Dieſe edle Neigung meiner Herrin ſteht denn auch keineswegs mit demjenigen in Widerſpruch, was ich bei früheren Gelegenheiten über ſie geſagt: z. B. daß ſie bei all ihrem Ueberfluß keinem ihrer armen Mitbrüder das kleinſte Almoſen gebe; ſondern es iſt dies die natürliche Folge ihrer großartigen Bemühungen. Die Baroneſſe intereſſirt ſich für Menſchenbeglückung im Allgemeinen, ſie trägt — ſo zu ſagen — die ganze Menſchheit am Herzen; ſie ſpricht, ſie ſchreibt, ſie ißt und trinkt zu Ehren derſelben, ſie füttert für das allgemeine Beſte wöchentlich einmal zwölf bis vierzehn Perſonen ab . . . wie ſollte ſie ſich da auch noch mit dem Unglücke einzelner Weſen befaſſen können?

Und welche Männer verſammelt ſie — ein neuer Artus — um ihre Tafelrunde? und wie weiß ſie dieſelben durch Leckerbiſſen und köſtliche Weine für's Wohl der leidenden, verhungernden Armuth zu begeiſtern? — Ich ſage Euch, wenn Ihr ſehen könntet, wie oft die Champagnergläſer zum Heil der armen Teufel nur bei einem einzigen Mittagsmahl geleert werden, Ihr würdet ſtaunen, daß es noch einen einzigen Seufzer auf der Welt gibt.

So opferten ſich vorige Woche vierzehn Perſonen auf, und tranken in edler Begeiſtrung, und für obengedachten edlen Zweck, über Tiſch 21 Flaſchen Champagner, alſo (die Flaſche 3½ fl.) für einen Werth von 73½ fl. —

Nun hätte man freilich mit dieſem Gelde allein drei arme Familien auf ein halbes Jahr ſelig machen können; iſt es aber nicht edler und großartiger *ſich zum Heil der ganzen Menſchheit* in ſchönen Worten, überſchwenglichen Wünſchen, und gutem Weine zu berauſchen, als ein paar elende Bettlerfamilien thatkräftig zu unterſtützen?

Außerdem thun die Mitglieder dieſer Philanthropen-Geſellſchaft einzel ſchon genug für ihre Mitmenſchen.

Da iſt, zum Beiſpiel, ein kleiner, wohlgenährter, bausbackiger und rothnaſiger Handelsmann, der ein reiches, weitläufiges Magazin unterhält, in welchem man ſich von Kopf bis zu Fuß kleiden kann. Dies Etabliſſement iſt lediglich eine philanthropiſche Anſtalt, wie Ihr aus der Anzeige erſehen werdet, mit welcher der rothnaſige Kaufherr die Eröffnung des Geſchäftes anzeigte.

Ich laſſe ſie in Abſchrift hier folgen:

„Einem hochgeborenen und hochwohlgeborenen hohen Adel, ſo wie einem wohlgeborenen und verehrten

„Publikum, habe ich hiermit unterthänigſt und freundlichſt
„anzuzeigen, daß ich unter dem heutigen Datum
„ein deutſches

Magasin d'étoffes

„unter der Firma

Nimmersatt et Compagnie

„gegründet habe. Zugleich bemerke ich, daß, da dieſes
„Etabliſſement ſeine Entſtehung lediglich der philanthropiſchen
„Hingebung ſeines Eigenthümers an das allgemeine
„Wohl der Menſchheit zu danken hat, ich entſchloſſen
„bin, alle Artickel unter der Hälfte ihres Werthes
„zu verkaufen. Die ſchmerzlichen Verluſte, welche
„ich dabei im Intereſſe der Menſchheit erleide, können
„mir nur durch den recht fleißigen Zuſpruch eines hohen
„Adels und eines verehrten Publikums erſetzt werden,
„und ſo hoffe ich mit Zuverſicht auf einen Abſatz,
„der mich bald über alle Concurrenz heben ſoll."

„In dieſer Vorausſetzung zeichnet unterthänigſt
und ergebenſt"

„Nimmersatt et Compagnie."

Ein zweites, dem edlen Herrn Nimmersatt körperlich faſt gerade entgegengeſetztes Mitglied der gedachten

Philanthropen-Geſellſchaft, iſt der Fabrikant Pfennigfuchſer.

Dieſer Menſch, der ſeinem Freunde Nimmerſatt in Virtuoſität beim Eſſen und Trinken nicht das Geringſte herausgibt, ja ihn wohl in Erſterem noch übertrifft, iſt lang, dürr und ſchmächtig, wie eine Hopfenſtange. Sein eingefallenes Geſicht ſcheint mit einer faltigen Schweinshaut überzogen; dabei treten ſeine Habichtsnaſe, ſo wie die gierig blickenden Augen weit hervor, und geben dem Geſammtausdruck ſeiner Phyſiognomie etwas Graſſes und Beängſtigendes. Was ihn mir aber ganz unleidlich macht, iſt ein Zug um den Mund, in dem ſich Habſucht und Geiz auf eine entſchiedene Weiſe ausſprechen. Und doch lügt hier die Natur, da ja Pfennigfuchſer zu den Philanthropen gehört.

Er bethätigt dies auf folgende Weiſe.

Pfennigfuchſer der außerordentlich reich iſt, hat eine große Fabrik und Spinnerei gegründet, durch welche er weit über fünfhundert Menſchen beſchäftigt.

Dieſe fünfhundert Menſchen arbeiten von früh Morgens bis ſpät in die Nacht, und ſind ſomit durch ihren Fleiß und den faſt übermenſchlichen Aufwand ihrer Kräfte die Urſache, des ſtets zunehmenden Reichthums ihres Fabrikherrn.

Nun ſtünde zwar bis dahin anſcheinend der Philanthropiſmus auf der Seite der Arbeiter, und zwar um ſo mehr, als ſie, — mit Aufopferung faſt jeden Lebensgenuſſes, lediglich als Sklaven oder Maſchinen zum Vortheil ihres Herrn arbeiten und ſchaffen, ... allein durch dieſe Arbeit, die ihnen Pfennigfuchſer aus reiner Menſchenliebe zuwendet, ſchützt er Jene doch vor dem Hungertode.

Sie erhalten nämlich zwar einen kleinen, herzlich geringen Lohn; da aber Pfennigfuchſer weiß, daß Geld in den Händen armer Leute eine gefährliche Sache iſt, indem es ſie oft zu unnöthigen Ausgaben verleitet ſo hat ihn ſein wohlmeinendes Herz dazu vermocht, es ſo einzurichten, daß die Arbeiter wie im Paradieſe leben, das heißt, gar kein Geld zu ſehen bekommen, ſondern ſtatt deſſen von ihm, dem Pfennigfuchſer, den Werth — natürlich nach Abzug einer kleinen Vergütung für die Mühewaltung — in Victualien, in Caffee und Zucker, in Tuch und Zeugen erhalten.

Dies hat die großen Vortheile: daß die Arbeiter keine Verſchwender werden können; daß ſie, ſo zu ſagen, in einer glücklichen und unſchuldigen Leibeigenſchaft leben, und daß ſchließlich Pfennigfuchſer an dem ohnehin gedrückten Arbeitslohn noch ein kleines Rabattchen genießt, und an den Victualien und Waaren, die er den Arbeitern liefert, auch noch ein unbedeutendes Verdienſtchen herausſchlagen kann.

Und ſollten Pfennigfuchſer dieſe kleinen Gewinne nicht zu gönnen ſein, da er doch als wahrer Philanthrope mehr denn fünfhundert Menſchen ernährt und kleidet und beſchäftigt?

Ein Dritter gibt zwar an Hagerkeit dem Fabrikherrn nichts heraus, dagegen belebt ſein Geſicht ein hohes Roth, welches auf der Naſe, wie bei Nimmerſatt mit Blau verſetzt iſt, ſo daß dies Fleiſchgewächs einer Kupferſtufe nicht unähnlich ſieht.

Dieſe ſchöne Färbung, die Euch unwillkürlich an unſere Mandrils erinnern wird, tritt übrigens um ſo greller hervor, als der gute Mann, von dem ich ſpreche, ſtets eine weiße Halsbinde und einen ſchwarzen Anzug trägt. Bedeckt doch ſelbſt ſein faſt kahles, nur noch von wenigen grauen Haaren umringtes Haupt ein ſchwarzes Sammtkäppchen. Dabei ſind ſeine Züge äußerſt ſanft, während das beſtändige Niederſchlagen der Augen und die in die Höhe gezogenen Augenbrauen ihm einen Ausdruck hoher Frömmigkeit und Milde geben, der durch ein immerwährendes Neigen des Kopfes und Falten der Hände, ſo wie durch den leiſen und weichen Ton der Stimme nur noch erhöht wird.

Es iſt dies der Rentier **Mucker**, das Haupt des Philanthropen-Clubs.

Auch er gehört zu den reichſten Leuten der Stadt, in welcher meine Herrin wohnt, und ſeine philanthropiſchen Bemühungen gehen dahin, armen und bedrängten Mitmenſchen durch Darleihen größerer oder kleinerer Summen zu helfen.

Der wahre Philanthropismus liegt aber in der Art und Weiſe, wie er dies bewerkſtelligt.

Kommt zum Beiſpiel ein als redlich bekannter Mann zu ihm, den unglückliche Verhältniſſe und Ehrgefühl zwingen, im Stillen ein Kapital aufzunehmen, und verlangt **Tauſend Gulden**, ſo iſt **Mucker** mit Freuden dazu bereit; erklärt dem Suchenden jedoch zu gleicher Zeit in ſalbungsvoller Rede, daß er ſein Geld nur aus Menſchenliebe verleihe, daß es ihn unendlich beglücke ſeinen Nebenmenſchen helfen zu können, und daß er daher auch einzig und allein und nur aus dieſem Grunde ſein Kapital, — welches er als der ganzen Menſchheit angehörend betrachte, — zu vermehren ſuche. Im heiligen Intereſſe der Menſchheit und getrieben von ächt chriſtlicher Liebe, bittet er alsdann den Suchenden um einen Wechſel über Tauſend Gulden, nebſt einem Pfand vom vierfachen Werth, — welches — wird es zur beſtimmten kurzen Friſt nicht eingelöſt — ihm verfällt. Dann zahlt er dem Unglücklichen unter frommen Ermahnungen fünfhundert Gulden in Gold, das er als vollgültig rechnet, und ſchwört ihm unter Thränen der Rührung und Menſchenliebe: die übrigen fünfhundert Gulden, die er als Zinſen zurückbehalte, auf gleiche Weiſe zum Wohl ſeiner Mitgeſchöpfe und im Namen ſeines Jeſulein verwenden zu wollen.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe vermehrt ſich ſein Kapital beſtändig um mehr als 50 % und ſo war es Mucker, der in ſeiner Jugend ganz unbemittelt geweſen, auch möglich, ein Vermögen von nahe an fünfhunderttauſend Gulden zuſammen zu bringen.

Freilich gehörte dazu eine ſo grenzenloſe man möchte ſagen: heroiſche, Menſchenliebe wie ſie Mucker beſitzt. Denn da er den Gewinn ſtets zu dem urſprünglichen Kapitalſtock ſchlägt, und dieſes ganze Kapital als ächter Philanthrope dem Wohle der Menſchheit weiht, ſo iſt er, was die Wiedererſtattung der Gelder, oder den Verfall der Pfänder betrifft, ſo unerbittlich, daß er ſchon mehr als eine Familie an den Bettelſtab brachte, indem er ſie ſelbſt um ihr letztes Hab und Gut mitleidlos pfänden ließ.

O wie viel mag dies ſeinem edlen, menſchenfreundlichen Herzen gekoſtet haben? . . . . Aber ich frage: konnte er als Präſes des Philantropen-Clubs anders handeln?

Das vierte Mitglied jener Geſellſchaft iſt ein unterſetzter Mann von nichtsſagendem Aeußern, er heißt Weizenkorn und iſt Spekulant.

Mit nie ermüdender Aufmerkſamkeit überwacht dieſer Mann die Schickſale der Völker. Erſpäht er nun in irgend einem Winkel der Welt eine Theuerung, eine Hungersnoth oder auch nur ein bedeutendes Steigen der Fruchtpreiſe, ſo öffnet er voll Mitgefühl ſeine ungeheuren Fruchtböden und Speicher und läßt ſogleich ganze Schiffsladungen von Feldfrüchten nach jenen unglücklichen Gegenden abgeben.

Natürlich muß er zu dieſem edlen Zwecke ſeine Speicher immer gefüllt haben; er hat daher andererſeits beſtändig ſein Augenmerk auf diejenigen Bauern und kleinen Gutsbeſitzer, die öfter Geld bedürfen; dieſen kauft er dann die Erndten um den vierten Theil des Werthes ab, wodurch er auch hier noch das gute Werk ſtiftet, arme Teufel aus oft peinlichen Verlegenheiten geriſſen zu haben.

Numero fünfe iſt ein ſtattlicher Mann von ſtolzem Aeußeren und aufgeblaſenem Weſen, der immer einen halben Goldladen auf Bruſt und Bauch trägt, Filou heißt, und deſſen philanthropiſches Verdienſt in der Errichtung und Unterhaltung eines Zahlenlottos beſteht, durch welches er, ſelbſt dem ärmſten Mann, die Gelegenheit bietet, ſchnell reich zu werden

Kürzlich erſt gewann ein armer Arbeiter ſechshundert Gulden. Der Menſch war überglücklich, denn es ward ihm ſchwer, ſich auch nur einen Begriff von dieſem Reichthum zu machen, der ihm unerſchöpflich ſchien. Leider machte das Glück den armen Teufel, der an ſo viel Geld nicht gewöhnt war, leichtſinnig und lüderlich. War er früher ein fleißiger Arbeiter, ein ordentlicher Menſch und ein guter Familienvater, ſo überließ er ſich jetzt dem Nichtsthun, ward bald ein Säufer, Spieler und Zänker und endete damit, daß er, nachdem er nicht allein die ſechshundert Gulden, ſondern auch ſein übrig bischen Hab und Gut durchgebracht, im Rauſche einen ſeiner Kameraden erſchlug.

Lebenslängliches Zuchthaus iſt nun ſein, das bitterſte Elend ſeiner Familie Loos.

Glücklicherweiſe iſt Herrn Filou's Zahlenlotto ſo eingerichtet, daß Hunderttauſende dabei verlieren, ehe Einer gewinnt, und für dieſes Einen Unſinn konnte Monsieur Filou doch wahrlich nichts.

Das ſechſte Glied des Philanthropen-Bundes iſt ein kleines, gebrechliches und bewegliches Männchen, ſeiner Profeſſion nach Arzt. Es heißt Miſcher und iſt der Erfinder einer Univerſal-Medicin, die, der neuſten Analyſe zufolge, aus

$^1/_4$ Schoppen Weineſſig,

$^3/_4$ „ deſtillirtem Waſſer,

$^1/_8$ Gran Crem. tart.

$^1/_{12}$ Nelken-Zimmt.

beſteht. Eben dieſer, alle nur mögliche Krankheiten heilenden Mixtur, verdankt Miſcher denn auch ſeine Berühmtheit als Menſchenfreund, da er ſie ohne allen

Verdienſt und einzig um den koſtenden Preis von einem Thaler das Gläschen an ſeine leidenden Mitbrüder verabfolgt.

Der Siebente im Bunde der Philanthropen iſt Herr Trommler ein junger Dichter, der abwechſelnd meine Herrin und das Proletariat beſingt und die nöthigen lobenden Artikel über den Philanthropen-Verein in die verſchiedenen Tagblätter liefert.

Dies ſind, nebſt meiner Herrin, die Hauptſtützen des ofterwähnten Philanthropen-Clubs, der kürzlich beinahe durch einen Fremden völlig geſprengt worden wäre.

Aber die Sache iſt zu wichtig, ich muß Euch näher darüber ſchreiben, und Ihr könnt aus der ganzen Geſchichte erſehen, wie weit ſich ein ſchwärmeriſcher Menſch verirren kann.

Vor einigen Tagen wurde der Baroneſſe von dem ebenerwähnten jungen Trommler, der wie alle Dichter ein Strudelkopf iſt, ein Mann vorgeſtellt, der ſich als Philanthrop einen welthiſtoriſchen Ruf erworben haben ſoll. Meine Herrin war über dieſe Bekanntſchaft entzückt, da es zu ihren Schwachheiten gehört, berühmte Männer in ihrem Hauſe zu ſehen; nicht etwa um aus ihrem Umgange etwas zu lernen, oder jene zu ehren, ſondern lediglich der Eitelkeit wegen.

Der neu Vorgeſtellte hatte nichts Beſonderes im Aeußeren. ſondern ſah eben aus, wie ein ganz gewöhnlicher Menſch; doch verriethen ſeine feinen Manieren und ſeine geiſtreiche Unterhaltung, daß er Bildung beſaß und Welt und Leben kannte.

Nach einer längeren Unterhaltung mit meiner Herrin, die ſich namentlich über Volksbildung drehte, und in welcher ich ſelbſt, als Beweis der Bildungsfähigkeit, vorgeſtellt wurde, kam man auch auf das Proletariat zu ſprechen. Es war gerade an dem Tage, an welchem die Philanthropen bei uns zu ſpeiſen pflegen. Sie hatten ſich auch zum Theile ſchon eingefunden und ſo entſpann ſich allmählig ein ſehr intereſſantes Geſpräch, welchem die Geſellſchaft anfangs mit Spannung zuhörte; bald aber ſahen ſich die Mitglieder des Clubs verwundert und verlegen an. Jemehr aber der Fremde in Begeiſtrung kam, deſto auffallender nahm dieſe Verwunderung und Verlegenheit der Herren Nimmerſatt, Pfennigfuchſer, Mucker, Weizenkorn, Filou und Miſcher zu, und als der neue Freund ſeine Rede geſchloſſen, ſaß er meiner Herrin allein gegenuber, denn ſämmtliche Mitglieder des philanthropiſchen Clubs hatten, voll edlen Zorns, das Zimmer verlaſſen, was ſie auch um ſo eher thun konnten, als ſie bereits das Mittageſſen hinter ſich hatten.

Ich will nun verſuchen, Euch, Ihr lieben Stammgenoſſen, dieſe Rede mitzutheilen, ſo gut ich dies mit Hülfe meines Gedächtniſſes kann, und hoffe Ihr werdet aus derſelben erſehen, wie gerecht der Zorn war, der Nimmerſatt, Pfennigfuchſer, Mucker, Weizenkorn, Filou und Miſcher entflammte, da ſie ſich durch die vermeſſenen Worte des Fremdlings in der Wurzel ihres Lebens und ihrer, dem Wohl der Menſchheit gewidmeten Exiſtenz, angegriffen fühlten.

Rede

eines Philanthropen im Philanthropen-Club.

Meine Verehrteſten!

Durchdrungen von dem freudigen Hochgefühle, mich von einem Kreiſe wahrer Menſchenfreunde umgeben zu ſehen, deren Verſtand mit raſtloſer Thätigkeit bemüht iſt, den Fingerzeigen zu folgen, welche ihre, den Leiden der Menſchheit geöffnete Herzen, ihm geben, um thatkräftig das hohe Ziel zu erſtreben, nach deſſen endlicher Erreichung Hunderttauſende ſeufzen, — durchdrungen von dieſem begeiſternden Hochgefühle, kann ich nicht umhin, Ihnen auch meine Erfahrungen und Anſichten über dieſen wichtigen Punkt zu unterbreiten.

Unter den großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, iſt namentlich eine, die man für den zukünftigen Beſtand der ſocialen Verhältniſſe Europa's als eine Lebensfrage erklären muß.

Es iſt dies die Frage bezüglich der Hebung des, mit beängſtigender Schnelle überhand nehmenden Pauperismus.

Niemand wird läugnen, daß es überall und zu allen Zeiten Arme gegeben habe, aber kein Menſch wird auch auftreten und der Wahrheit: daß ſich in unſeren Tagen die Armuth maſſenhaft zeigt, entgegentreten können.

Das Schlimmſte aber bei dieſer Erſcheinung iſt die Gewißheit, daß ſie nicht ephemeriſch, ſondern im Gegentheil von Dauer ſei, und einem, mit raſender Schnelle überhand nehmendem, Krebsübel gleiche, deſſen Umſichfreſſen die Auflöſung des kranken Körpers naturgemäß bedinge.

Beeilen wir uns nun bei ähnlichen körperlichen Leiden, den Arzt zu Hülfe zu rufen und unter deſſen Mitwirkung diejenigen kräftigen Mittel anzuwenden, die eine völlige Geneſung herbeizuführen am geeignetſten ſind, ſo iſt es wahrlich auch jetzt in ſtaatlicher Beziehung Zeit, das — in Deutſchland ſo beliebte — Syſtem des „Gehenlaſſens“ aufzugeben, und mit aller Energie einem ſo gefährlichen ſocialen Uebel entgegenzuwirken.

Der Leichtſinn mit welchem die beſitzenden Klaſſen in Deutſchland bis jetzt dem Umſichgreifen des Pauperismus zugeſehen, iſt in der That faſt unbegreiflich und muß Demjenigen ein Räthſel bleiben, der die Theilnahmloſigkeit — namentlich der höheren Stände — an Allem was das öffentliche Wohl, das Leben und Glück der Nation betrifft, nicht kennt.

Und doch zieht gerade für die Begüterten und Reichen ein finſteres Ungewitter am Horizonte der Zukunft herauf, — ein Ungewitter, das mit der Zeit in gräßlich verheerende Stürme ausbrechen wird, wenn Vorſicht es nicht abzuleiten ſucht.

Die Politik der letzt verſtrichenen Jahrhunderte, die noch die Staatsbürger als Leibeigene ihres Fürſten und das Eigenthum jeden Unterthans als dasjenige ſeines Souverains betrachtete, ſah in der Volksvermehrung eine Quelle des Reichthums und der Macht.

Man begünſtigte daher die Volksvermehrung auf alle erdenkliche Weiſe, und die Folgen davon ſind, daß die Bevölkerung Deutſchlands, mit Inbegriff Oeſterreichs, von 1816 bis 1840 um, beiläufig 15 Millionen, ſage fünfzehn Millionen Menſchen geſtiegen iſt.

Bei dieſem ungeheuren Zuwachs haben ſich aber natürlich die Grenzen des Reichs eben ſo wenig erweitert, — die Auswanderungen können dabei bis jetzt kaum in Erwägung gezogen werden, — als ſich die Mittel des Verdienſtes vermehrten; im Gegentheil wurden, was die Erwerbsquellen betrifft, bei allem dem noch Hunderttauſende von Menſchen durch die Einführung des Maſchinenweſens brodlos.

Handel und Gewerbe liegen dabei krank darnieder und es muß den Beobachter ein heimliches Grauen uberfallen, wenn er ſich überzeugt, daß man binnen drei Jahren in Bayern allein 300,000 Bettler und Vagabunden aufgegriffen hat.

Welch' Ende ſoll das nehmen? ... Jetzt beſchäftigt man noch ungeheure Maſſen von Arbeiter mit der Anlage von Eiſenbahnen; wenn nun aber die Eiſenbahnen gebaut ſind, deren Betrieb ſelbſt wieder eine zahlloſe Menge brodlos macht, was ſoll alsdann aus den hungernden Millionen werden?

Glauben die Reichen, deren übermäßige Kapitalien ſich von Tag zu Tag zum Nachtheile der darbenden Klaſſen mehren, die Millionen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, würden mit knurrendem Magen zitternd vor Kälte, zur Verzweiflung angeſpornt durch Sorgen und Kummer, ruhig daſtehen bleiben und, die Hände im Schooß, dem Schlaraffenleben ihrer glücklichen Brüder lächelnd und wohlgefällig zuſehn?

Bei dem allmächtigen Gott! ... ſie werden es nicht! .... Denn ſie kennen ihre Menſchenrechte, ... und wehe der Zeit, die es ſehen ſollte, wenn ſie dieſelben auf ungeſetzlichem Wege geltend machen!

Gewiß ich bin weit davon entfernt ein ſolches

Beginnen zu rechtfertigen ... aber Verzweiflung fragt nicht nach dem nüchternen Geſetz, ſie ſchlägt — nur ſich hörend — eine Welt in Trümmer.

Geſetze, Bajonette und Kanonen ſchützen dann nicht mehr! ... denn Millionen ſtehen auf, und auch der Soldat weiß heut zu Tage, daß mit dem Anlegen der Uniform die Bande der Natur nicht abgelöſt werden.

Warum daher mit raſendem Leichtſinn einer Kriſis entgegengehen, die, geſchieht nichts ſie abzuwenden, mit fürchterlichem Verderben über Deutſchland, über Europa hereinbrechen wird?

Warum unſere ärmeren Brüder durch unſägliche Leiden zur Verzweiflung, zu ungerechten Handlungen treiben, wenn wir, wenn der Staat, das Unheil nicht nur abwenden, nein! ſogar auch in Segen verwandeln kann?

Aber nicht nur die Begüterten, ſondern auch höheren Orts ſcheint man entweder das Uebel noch nicht recht erkannt, oder aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachtet zu haben. Ja, was das Schlimmſte iſt, man macht ſich hier mit ſehenden Augen blind, und hält Jeden, der ſeine Stimme zu Gunſten des Pauperismus und einer ſo nöthigen Organiſation der Arbeit erhebt, für einen Communiſten.

Das bleiche Geſpenſt des Communismus ſollte doch wahrlich Niemand mehr mit ſeiner lächerlichen Gütergemeinſchaft und ſeinen Fournier'ſchen Phalanſtèren ſchrecken; es wird eben ſo wenig wie der St. Simonismus dauerhaftes Leben gewinnen, da es eine unpraktiſche Ausgeburt eines allerdings richtigen Princips iſt. Dem Communismus werden die Regierungen ohne Kraftaufwand entgegentreten und ihn um ſo eher vernichten können, als er ſelbſt den Keim des Todes in ſich trägt, — nicht ſo dem Pauperismus, der, nimmt er überhand, die Welt umgeſtalten muß und wird.

Woher aber kommt dieſe, unſeren Zeiten angehörende, große Verarmung? Forſchen wir nach dem Sitz des Uebels, um es deſto leichter heben zu können!

Wer eine morſche Brücke zertrümmert, muß auch im Stande ſein, eine neue errichten zu können.

Dies bedachte man nicht, als man die Organiſation der Arbeit, wie ſie frühere Jahrhunderte in Innungen, Corporationen und Zünften geſchaffen, auflöſte. Allerdings hatten ſich dieſe Inſtitute ſo gut überlebt, als auf dem Felde der Poeſie die Meiſterſänger, als im Allgemeinen das Recht einſeitiger Privilegien und privilegirter Kaſten. Es galt mit freieren Zeiten auch freien Handel und Gewerbefreiheit einzuführen; nur vergaß man einerſeits dabei die Gründung eines vernunftrechtlichen Bandes zwiſchen Unternehmern und Arbeitern, während man andererſeits eine Freiheit des Handels proklamirte, die nur dem Wortlaute nach aber nicht faktiſch, beſtand.

Erſt der neueren Zeit war es vorbehalten dies Ideal, — wenigſtens anfangs- und verſuchsweiſe, — in dem Zollverein zu realiſiren, obgleich damit erſt ein Schimmer von Handelsfreiheit gegeben iſt, für deren Aufblühen namentlich die Grenzen des Vereins zu eng gezogen ſind.

Zu dieſem, aus der Auflöſung älterer und der noch unabgeklärten Bildung neuerer Verhältniſſe, hervorgegangenem Mißſtande, geſellen ſich aber noch andere Gründe der überhandnehmenden Armuth.

Es iſt dies vor allen Dingen bei ſtets wachſender

Uebervölkerung eine unglückliche Ableitung vom Ackerbau durch eine künſtlich geſteigerte großartige Induſtrie; — ferner das Maſchinenweſen, welches, — an und für ſich gut und dem menſchlichen Erfindungs- und Combinationsgeiſte zur größten Ehre gereichend, — dennoch für den Augenblick, oder vielmehr für die Uebergangsperiode, in der wir uns jetzt unſtreitig befinden, eine ungeheure Maſſe Hände arbeitslos macht, und ſomit eine ſtets wachſende Concurrenz Arbeitſuchender hervorruft. Aus allem dieſem entſpringt aber wiederum Anhäufung übermäßiger Kapitalien bei Einzelnen und ſomit ein verderbliches Geld-Feudal-Weſen.

Eine der erſten Obliegenheiten jedes Staates iſt aber, allen ſeinen Unterthanen eine vernünftige Freiheit und Gleichheit zu erwirken, und zwar eine Freiheit, die nicht als Radikalismus auftaucht und ſich ſelbſt verſchlingend in die größt-denkliche Tyrannei ausartet, ſondern eine Freiheit, die ſich nach den wechſelnden Zeiten und Verhältniſſen ſtets ſelbſt erneuert, durch Befreiung aus den Banden unnöthiger Bedürfniſſe und des herrſchenden Egoismus. Ebenſo kann Gleichheit nur in einer abſoluten Gleichſtellung aller Menſchen vor dem Geſetze und einer ſtets vermittelnden Ausgleichung zwiſchen Reichthum und Armuth, zwiſchen übermüthigem Beſitz und ungerechter Vernachläſſigung beſtehen.

Die Aufgabe des Staates bleibt es daher, als Vermittlerin hier aufzutreten, und ſich vor allen Dingen der ärmeren Volksklaſſen thatkräftig anzunehmen, da, was auch Menſchenfreunde, vereinzelt oder in Maſſe thun mögen, durch die Zerſplittrung der Mittel, ſtets ungenügend bleiben wird.

Die große Frage iſt nun aber: auf welche Weiſe das Uebel zu heben und ein geſicherter, rechtlicher und allen Klaſſen genügender ſocialer Zuſtand herbeizuführen ſei, der auch für die Zukunft, der Welt und der menſchlichen Geſellſchaft den Frieden verbürge. Dieſe Frage nun zu löſen, oder doch wenigſtens nach den eignen beſcheidnen Kräften zu ihrer Löſung beizutragen, iſt die Pflicht jeden Menſchenfreundes, und es wäre ſchreiende Ungerechtigkeit wollte man, ſei es von welcher Seite es will, dies Streben als Anmaßung betrachten.

Gewiß haben auch ſie verehrte Mitglieder des Philanthropen-Clubs, hierüber ſchon oft nachgedacht, um ſo mehr, als es vor Augen liegt, daß kaufmänniſcher Spekulationsgeiſt, die ſchmähliche Tyrannei und

Habſucht gewiſſer Induſtriellen, das niederträchtige Ausſaugen des Volkes durch Wucherer, die Plünderung deſſelben durch Spielbanken und Lottos und andere Schwikereien, das allgemeine Elend nur noch auf grauenhafte Weiſe mehren, während Alles, was bis jetzt verſucht, ſich als ungenügend beſtätigt.

Sei es mir, meine verehrten und würdigen Philanthropen, daher erlaubt, auch meine Anſichten hierüber in wenigen Worten kund zu geben, und beachten Sie dabei, daß ich, mit Allem was ich hier zu ſagen die Ehre habe, nur wecken, anregen, und ſomit zur Förderung des Guten neuen Anſtoß geben will.

Bei der beabſichtigten Hebung des Pauperismus, in ſoweit derſelbe als eine geſellſchaftliche Krankheit anzuſehen iſt, wären nun vor allen Dingen ſechs Punkte in's Auge zu faſſen.

Erſtens: die Uebervölkerung Europa's, ſpecieller Deutſchlands;

Zweitens: die Ableitung vom Ackerbau zur Induſtrie;

Drittens: die Anhäufung übermäßiger Kapitalien bei Einzelnen;

Viertens: die Hemmung des Handels;

Fünftens: die Auflöſung der bisher beſtehenden Organiſation der Arbeit, und

Sechſtens: die noch mangelnde genügende Vertretung der Proletarier.

Gehen wir nun einzeln auf dieſe Punkte ein, ſo müſſen wir vor allen Dingen den Grundſatz der Willensfreiheit feſthalten, und Vorſchläge, wie eine Beſchränkung der Ehe, Zwangsarbeitshäuſer, Prohibitivſyſteme oder gar erzwungene Auswanderungen, — als die perſönliche Freiheit untergrabend, — für völlig unſtatthaft erklären. Im Gegentheil müſſen bei der wachſenden Maſſe der Bevölkerung die Vorkehrungen zur Minderung und wo möglichen Aufhebung des Proletariats ſo gegriffen werden, daß durch freiwillige Auswanderungen und Aſſociationen den veränderten Verhältniſſen des Völkerlebens entſprochen wird.

Daß in einem Staate bei Ueberhandnehmen der Bevölkerung freiwillige Auswanderungen nach anderen, noch nicht überfüllten Weltgegenden, am nächſten liegen, iſt klar. Der Menſch, ſo innig er ſein Vaterland lieben mag, iſt nicht an die Scholle gebunden; wird ihm daher durch Mangel an Raum oder ſonſtigen Gründen die Möglichkeit einer erträglichen Exiſtenz geraubt, ſo ergreift er den Wanderſtab und ſucht ſich ein neues Vaterland.

Ganz natürlich iſt es daher, daß wir auch aus Europa, und namentlich aus Deutſchland Maſſen unſerer Brüder ſcheiden ſehen, um ſich über dem Ocean eine neue Heimath zu gründen.

Sind nun auch Auswanderungen für die Dauer nicht im Stande einer allgemeinen Verarmung des Volkes vorzugreifen, — und dies um ſo weniger, als die Auswanderungsſucht ſich durchaus nicht auf die ärmſten Klaſſen erſtreckt, ſondern im Gegentheile Maſſen Geldes dem Vaterlande entzieht, — ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß ſie, als Aderlaß eines allzuvollblütigen Körpers betrachtet, dieſen erleichtern und ſomit dem, ihn durchſtrömenden, Leben, freieren Umlauf geſtatten.

Mithin wird dieſe Ableitung der Uebervölkerung, ſchon als ſolche einer Radikalkur nur zu ſtatten kommen, und iſt ſomit ſchon wünſchenswerth; während ſie auf der anderen Seite, legen die Regierungen ſelbſt Hand an's Werk, zu einem kräftigen Mittel gegen Deutſchlands Verarmung werden kann.

Was England, Frankreich und Holland mit den

Waffen eroberten, das muß Deutſchland auf friedlichem Wege gewinnen: nämlich Kolonien! — Ueberſeeiſche Anſiedlungen, die aber nicht Privatvereinen angehören dürfen, ſondern Deutſchland. Deutſche Kolonien — ein überſeeiſches, mit dem continentalen Vaterlande durch das Band der Nationalität auf's Engſte verbundene, Deutſchland.

Und wie viele gewichtige Gründe ſollten Deutſchlands Regierungen beſtimmen, die Auswanderungen aus dem Vaterlande zu organiſiren und zu leiten. Ja, ich frage, ob es denn nicht ſchon Pflicht der Regierungen ſei, ihre ſchützenden Arme auch über diejenige ihrer Landeskinder auszuſtrecken, welche die Unmöglichkeit, ſich im Vaterlande eine Exiſtenz zu gründen, aus demſelben treibt?

Welche ungeheure Maſſe tüchtiger, fleißiger und ſelbſt vermögender Menſchen ſuchten ihr Heil ſchon in der neuen Welt. Hätte man dieſe Kräfte ſich nicht zerſplittern laſſen, — hätte man dem ganzen Strome Eine Richtung gegeben, hätte man fürſorglich den germaniſchen Elementen ein neues Vaterland gegründet, ſo würde Deutſchland jetzt im Auslande Kolonien — und mit dieſen Abzugswege für ſeinen Handel, —

trotz England, Frankreich und Holland beſitzen. Dies aber geſchah nicht und ſomit trat eine Verſchwendung deutſcher Kräfte ein, die das Vaterland ſchwächte und, namentlich den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, Hunderttauſende von fleißigen Händen, Maſſen thätiger und guter Bürger und Millionen an Geld zuführte.

Preußen hat, wie ich ſchon erwähnt, durch ſeinen Zollverein bereits den Anfang zur Hebung deutſchen Handels gemacht, — Preußen beabſichtigt die Gründung einer deutſchen, zollvereinlichen Flagge, warum vereint es ſich nicht mit den übrigen deutſchen Regierungen zur Organiſation der Auswanderungen, zum Ankauf einer großartigen, unter der Aegide Deutſchlands ſtehenden Anſiedlung?

Was Einzelne, was Aſſociationen von Privaten vermögen, würde dies den Regierungen zu unternehmen unmöglich ſein?

Wo Jene gewinnen, hätten die Regierungen da wohl Schaden zu fürchten?

Wie oft fallen die armen deutſchen Auswanderer jetzt hartherzigen und gewinnſüchtigen Spekulanten in die Hände, die, haben ſie ihren Vortheil von den unglücklichen Opfern gezogen, ſich nichts mehr um die

Narren, wie ſie ſolche nennen, bekümmern, die dann oft da einem Elende entgegengehen, wo ſie ſich ein Eldorado geträumt.

Auch die neue Niederlaſſung in Texas iſt gänzlich verfehlt, da erſtens den theilnehmenden Deutſchen Niemand verbürgen kann, daß ſie nicht ſpäter oder früher in jene Feudal-Verhältniſſe gerathen, die ſie im Vaterlande verabſcheuen zu lernen Veranlaſſung genug hatten; während zweitens die Wahl des Landes — in ſtrategiſcher Beziehung — als eine ganz verfehlte, ewig den Furien des Kriegs und dem Wüthen böſer Krankheiten ausgeſetzte, bezeichnet werden muß.

Mit Vertrauen muß der deutſche Auswanderer die Blicke nach der neuen Heimath richten können, um frohen Muthes das Mutterland zu verlaſſen, um ſich in fernen Welttheilen heiter und thatkräftig eine neue Exiſtenz zu gründen, welche, als mit der ſeiner zurückgebliebenen Brüder auf's Engſte verwachſen, für beide Theile ſegenbringend ſein ſoll.

Wenn nun den einzelnen deutſchen Staaten daran gelegen ſein muß: einerſeits einer Uebervölkerung und der damit verbundenen allgemeinen Verarmung zu begegnen, — andererſeits aber ihre beſten Kräfte nicht zu verſchwenden und verloren gehen zu laſſen, — ſodann den deutſchen Handel und Einfluß ſo viel als möglich zu heben — ja — was unbeſtritten iſt — auch pecuniär effectiven Vortheil aus den anzulegenden Kolonien zu ziehen, ſo iſt es in der That unbegreiflich, warum ſich die Regierungen nicht vereinen, um ſich in den Beſitz geſunder, fruchtbarer und günſtig gelegener überſeeiſcher Landſtriche zu ſetzen, denſelben unter ihrer Oberhoheit — was durchaus dabei nothwendig bleibt — eine freiſinnige Verfaſſung geben und ſodann eine völlige Organiſation der Auswanderung in's Leben treten laſſen, die freilich immer auf Willensfreiheit baſirt bleiben muß.

Wenn eine anerkannt ſolide deutſche Aktiengeſellſchaft, die Tenneſee-Coloniſations-Compagnie, ihren Anſiedlern folgende Zugeſtändniſſe macht, was würde alsdann eine, von den deutſchen Regierungen ausgehende Unternehmung gewähren können.

Jene Geſellſchaft, die über circa 864,000 Magdeburger Morgen zu Gunſten einer deutſchen Niederlaſſung in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Tenneſſee zu verfügen hat, gewährt ihren erſten Anſiedlern nachſtehende Begünſtigungen:

1) Jede Familie kann bis zum Belauf von Einhundert Acker (circa 260 Magdeburger Morgen) brauchbares, jedoch noch unbebautes Land zu 25 Cent oder $37^1/_2$ kr. per Acker, und auf Verlangen weitere 100 Acker zu dem Preiſe von 33 Cent oder 50 kr. per Acker erhalten. Später, nachdem die erſten 25 bis 30 Familien angeſiedelt und in Zufriedenheit ſich ihres neuen Beſitzthums erfreuen, werden die Güterpreiſe erhöhet.

2) Um denjenigen, die bereits bebautes Land vorziehen, ſolches möglichſt billig zu verſchaffen, hat die Geſellſchaft mehrere, theilweis ſchon angebaute Landgüter angekauft, die den erſten Anſiedlern zu dem nach Verhältniß der Beſchaffenheit und Verbeſſerung koſtenden Preis von 50 à 75 Cent oder 1 fl. 15 kr. à 1 fl. $52^1/_2$ kr. per Acker wieder abgetreten werden ſollen. Um nun

3) den erſten Anſiedlern in Teneſſee den Anfang zu erleichtern und Zeit zu einer zweckmäßigen Auswahl und Einrichtung ihres künftigen Beſitzthums zu geben, werden ſchon vor ihrer Ankunft Anſtalten getroffen, ihnen daſelbſt ſofort und für die erſten 3 Monate unentgeldliches Unterkommen zu verſchaffen und

bei Bedürfniß und auf Verlangen, die nöthigen Lebensmittel, als: Mehl, Fleiſch, Kaffee, Zucker u. ſ. w. zu den koſtenden und zwar ſehr billigen Preiſen, aus dem zu dieſem Zwecke errichteten Waaren- und Produkten-Lager, gegen Sicherheit und unter der Bedingung zu überlaſſen, den Betrag dafür binnen den näch- 6 à 12 Monaten, ſei es in Geld oder eignen Erzeugniſſen, zurückzuerſtatten. Ebenſo ſollen denſelben

4) aus der Sägemühle die nöthigen Balken, Bretter ꝛc. und, nach Beendigung der Mahlmühle, Mehl zu dem koſtenden Preis und mit gleichen Erleichterungen abgelaſſen werden.

5) Wird zur Erleichterung und Unterſtützung der Anſiedler für die erſten 3 Jahre auf Koſten der Geſellſchaft ein Verkauf- oder Austauſchlager (store) unterhalten, wo ſie die nöthigſten Bedürfniſſe auf 6 à 12 Monate Zeit gegen Geld oder Produkte erhalten können.

Acker- und Weinbauer, Zimmerleute, Schreiner, Wagner, Müller und Mühlenbauer, Bäcker, Bierbrauer, Schuhmacher, Schneider und Sattler werden Arbeit und gute Nahrung finden, vorzuglich wenn ſie zugleich Acker- und Weinbau, ſowie Baum- und Viehzucht verſtehen.

Die beſten der hier angeführten Arbeiter erhalten zu ihrer Unterſtützung unentgeldlich Bauſtellen in der neuen Stadt.

Im unerwarteten Todesfall eines der Familienhäupter wird der Verein nach den gegebenen Verhältniſſen dafür ſorgen, der Familie möglichen Schutz zu gewähren und die nöthigen Mittel zu geben, durch Fleiß und Sparſamkeit ihr Fortkommen zu finden.

Hinſichtlich der politiſchen und religiöſen Verhältniſſe kann der Anſiedler in keinem Staate größere perſönliche Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Geſetze für ſich und größere Gleichheit der Geſinnungen bei den Bewohnern finden. Dieſelben ſind, wie in den meiſten ſüdlichen Staaten, offen und bieder, gaſtfrei und gutmüthig, und werden eine Anſiedlung fleißiger, betriebſamer Deutſcher nicht nur mit Zufriedenheit aufnehmen, ſondern auch nach Kräften unterſtützen.“ —

Was aber eine Privatgeſellſchaft kann, vermöchte, wie geſagt, eine, von den Regierungen ausgehende, Koloniſations-Organiſation noch bei weitem mehr, da ihr ein unumſchränktes Vertrauen, da ihr bei weitem kühnere Hoffnungen zur Seite ſtänden, da — was namentlich von großer Bedeutung wäre, — die unter ihrem Schutze Auswandernden keine, auf ewig von ihrem Vaterlande verbannten Refugés mehr ſein würden, ſondern nur Ueberſiedler, die das deutſche Mutterland mit den deutſchen Töchterkolonien vertauſchten.

Dann würden ſich die Auswandrungen, zu Gunſten Deutſchlands, mehren; dann würde der Uebervölkrung und mit ihr einer unheilvollen Concurrenz geſteuert, dann wären deutſchem Handel neue Abzugsquellen eröffnet; dann hätte eine zu gründende deutſche Schifffahrt auch außerhalb Stützpunkte; dann ſähen ſich die deutſchen auswandernden Landeskinder vor jedem Betrug geſchützt; dann erwüchſen dem Vaterlande neue Revenüen; dann ſtiege deutſcher Einfluß in der Wagſchale europäiſcher Politik!

Möchte man doch höheren Orts dieſe großen Vortheile bedenken, und recht bald von Seiten der Regierungen eine Organiſation der Auswandrung und die Anlage deutſcher Kolonien vornehmen! — —

Was zweitens die Ableitung vom Ackerbau zur Induſtrie betrifft, ſo iſt dieſe einerſeits in der Anhäufung übermäßiger Kapitalien bei Einzelnen, andererſeits in der, durch Uebervölkerung herbeigeführten endloſen Zerſtücklung des Bodens und endlich in der überhandnehmenden Armuth des Landvolkes zu ſuchen.

Wenn ein armer Landmann viele Kinder hat, was bleibt dieſen anders zu thun übrig, als Taglöhner oder Fabrikarbeiter zu werden?

Und wenn wiedernm bei den ſich ſtets verkleinernden Partiellen die Taglöhner mehr und mehr unnöthig ſind, was gibt es mit dieſen?

Nirgends findet ſich mehr Brod, nur noch in den Fabriken, und dann — die große Frage: lohnt ſich denn für den ſchwer belaſteten ärmeren Landmann, der keine günſtige Verkaufszeit für ſeine Erndten abwarten kann, die Bebauung des Bodens?

Und doch wer kennt eine ſicherere Quelle des Nationalwohlſtandes, als den, mit Viehzucht verbundenen, Ackerbau? — Pflügt nicht ſelbſt der Herrſcher des himmliſchen Reichs jährlich einmal?... Schreiben nicht die meiſten Völker die Erfindung des Ackerbaus den Göttern zu? — War der römiſche Staat nicht moraliſch am kräftigſten, als noch ſeine erſten Bürger in eigner Perſon das Feld beſtellten?

Aber es liegen in Deutſchland noch Strecken unbebauten oder ſchlechtbebauten Landes genug, um Tauſende von Händen zu beſchäftigen, und die Möglichkeit hierzu bietet die Aſſociations-Neigung unſeres Jahrhunderts ja genügend.

Wir haben ſogar Beiſpiele vor Augen, deren glänzende Reſultate lauter und überzeugender reden, als es ein Demoſthenes vermöchte; und ſind auch ſie keine Radikalmittel zur Hebung des Pauperismus, ſo tragen ſie doch weſentlich zur theilweiſen Beſeitigung deſſelben bei, und arbeiten einer beſſeren Zukunft bedeutend in die Hände.

Wenn ich eben von Beiſpielen ſprach, ſo dachte ich dabei vornehmlich an Armenkolonien in Deutſchland ſelbſt, wie ſich unter anderen eine, — die Kolonie „Oſtwald,“— bei Straßburg befindet.

Dieſe, von dem würdigen Bürgermeiſter jener Stadt, Dr. Schützenberger, errichtete Anſtalt, wurde gegen Ende des Jahres 1840 gegründet.

Sie iſt eine der ſchönſten Blüthen des Aſſociationsgeiſtes unſeres Jahrhunderts, ein Werk der Menſchenfreundlichkeit, wie die Vergangenheit keines aufzuweiſen hat.

Hier vereinigen ſich zum gemeinſamen Anbau einer bedeutenden Strecke Landes an zweihundert Menſchen, die Anſtalt iſt auf 400 Koloniſten berechnet, meiſt aus der ſogenannten Hefe der Geſellſchaft, Bettler und Vagabunden, und handhaben unter einer muſterhaften Leitung eine Vereinsbewirthſchaftung von 147 Hektaren Landes. Wer ſich für den Ackerbau nicht geeignet fühlt, oder bereits ein Handwerk verſteht, betreibt dieſes, zum Wohl der Anſtalt ſelbſt. Dieſe beſteht nebſt den Hauptgebäuden, die zur gemeinſamen Wohnung dienen, — und in welchen man die ſchönen Logis des Verwaltungs-Perſonals, ſowie die hellen, geräumigen und höchſt reinlichen Küchen, Speiſe- und Schlafſäle findet, — aus mächtigen Ställen jeder für 80 Stück Rindvieh berechnet, den nöthigen Werkſtätten der Handwerker und den dazu gehörigen Gärten.

Hier iſt Arbeit kein Zwang, keine Strafe, ſondern Freiheit und Luſt, und da ſie zweckmäßig, ja mit Rückſicht auf Abwechslung vertheilt wird, ſo hat man die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß ſelbſt die dort aufgenommenen Müßiggänger von Profeſſion, dieſelbe meiſt ſchon in kurzer Zeit lieb gewinnen.

Morgens fünf Uhr weckt ein Trommelwirbel die Schläfer. Nachdem ſich dieſelben hierauf binnen einer halben Stunde angekleidet und gereinigt, vereinigt ſie eine gemeinſchaftliche Morgenandacht. Jetzt wird die Arbeit vertheilt, die nun, mit Unterbrechung für Frühſtück und Mittageſſen, bis Abends 6 Uhr dauert. Nach einem Abendbrod ſchließt ein abermaliger kurzer Gottesdienſt die Beſchäftigung des Tages.

Nahrung und Kleidung ſind einfach; jedoch iſt erſtere eben ſo wenig karg, als letztere unſchön. Beſteht doch der Mittagstiſch bei 2 Pfund gutem Brod aus Suppe, Gemüſe und einem Becher Wein auf die Perſon, wozu zweimal in der Woche Fleiſch kommt.

Die Arbeitsluſt der Koloniſten ſteigert übrigens ein kleiner Taglohn, von welchem ſie ein Drittheil als Eigenthum empfangen, während die übrigen zwei Drittheile als Vergütung für Nahrung und Kleidung von der Anſtalt in Anſpruch genommen werden.

Dabei ſucht man vor allen Dingen das Ehrgefühl der Einzelnen durch öffentliche Belobungen und Preisaustheilungen zu wecken und zu ſteigern, ſo wie die Fleißigeren zur Anregung eines lebendigen Wetteifers beſondere Stücke Gartenlandes zu ihrer freien Benutzung erhalten.

Wie gut ſich aber ſolche Arbeiterkolonien, werden ſie zweckmäßig eingerichtet und geleitet, rentiren, geht aus folgendem Thatbeſtand hervor.

Das Einkommen des Bodens, auf welchem die Kolonie Oſtwald errichtet wurde, betrug vor dieſer Zeit, — bei einem Kapitalwerth von 145,500 Francs. 400 Francs.

Gegenwärtig ward der Werth des Landes allein auf 252,000 Francs, der der Gebäulichkeiten, — die man aus dem Ertrag der Abholzung und aus dem Verkauf einiger kleinen Parcellen beſtritten — auf 101,000 Francs geſchätzt. Ebenſo Mobilien und Viehſtand im Belang von 25,000 Francs.

Im Jahr 1843 war die Totalausgabe 27,193 Francs, die Geſammteinnahme aber 46,515 Francs, wenn man außer den zum Verkaufe beſtimmten Produkten im Preiſe von 21,037 Francs, noch den erhöhten Mehrwerth des Landes und Viehſtandes mit je 21,487 und 990 Francs in Anſchlag bringt.

So hat ſich die Kolonie nicht bloß aus eigenen

Mitteln erhalten, ſondern es iſt auch mit Beſtimmtheit ein wachſendes Einkommen zu erwarten, das auf Erweiterung der Anſtalt, und namentlich auf Einrichtung einer mit ihr verbundenen praktiſchen Schule für kräftige Pächter und Feldarbeiter, verwendet werden ſoll. *)

Und ſollten die Vortheile ſolcher in Deutſchland zu errichtenden Arbeiter-Kolonien nicht in's Auge ſpringen?

Hier werden Agrikultur und Gewerbe, Ernährungsquelle und Zufluchtsort; hier werden ſie zu einer Schule, in welcher Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit, Sittlichkeit, Geſelligkeit und Gemeinſinn hervorgerufen, ja ſelbſt Empfänglichkeit für Schönheit und wahren Lebensgenuß geweckt wird.

Durch ſolche Anſtalten iſt es möglich, wenn auch nicht der Maſſe der Armen, doch wiederum einem großen Theil derſelben anhaltende Beſchäftigung, Kleidung, Nahrung und Wohnung ohne Aufopfrung zu geben, da die Mittel hierzu aus der Anſtalt ſelbſt erwachſen.

---

*) Näheres hierüber: Deutſche Vierteljahrs-Schrift Januar — März 1845.

Durch ſolche Anſtalten endlich würde den Käufern Gewährleiſtung geboten, dem Wucherer und dem ſchmählichen Spekulantenweſen entgegengearbeitet, eine tüchtige Generation herangebildet, eine verderbliche Concurrenz bedeutend geſchmälert und, — was ſo weſentlich iſt, — bei allen Vortheilen einer Muſterlandwirthſchaft für die ganze Umgegend, ja für das Land ſelbſt, der Sinn, die Luſt für den Ackerbau erhalten und geſteigert und der Einzelne zur Produktion zurückgeführt.

Bedürfte es wohl noch größerer Vortheile zur Empfehlung ſolcher Anlagen?

Was drittens die Anhäufung übermäßiger Kapitalien bei Einzelnen betrifft, ſo läßt ſich auch dieſem Mißſtande, der Deutſchland mit einer Geld-Feudalität bedroht, wie ſolche in England ihr Unweſen treibt ohne Radikalismus und Communismus recht gut entgegenarbeiten.

Es liegt entſchieden zu Tage, wohin Geld-Ariſtokratien — die erbärmlichſten und verächtlichſten aller Ariſtokratien — führen; nämlich zu Geld-Feudalität, und zur effektiven Sklaverei der ärmeren Volksklaſſen.

Was aber bei der, durch die jetzigen ſocialen Verhältniſſen herbeigeführten Anhäufung übermäßiger Kapitalien am meiſten zu befürchten: iſt die Lähmung des, in Deutſchland noch blühenden Mittelſtandes, der auch hier über kurz oder lang, da ihm durch die großen Kapitaliſten einerſeits das Leben vertheuert, andererſeits jede mögliche freie Thätigkeit abgeſchnitten wird, in Armuth verſinken muß.

Hilft ſich Deutſchland nicht ſelbſt, ſo wird ihm kein Gott helfen, und ſein Schickſal wird das von England ſein: nur übermäßig reiche und verhungernde Bürger zu haben.

Wir haben ein Sprüchwort, das da heißt:

„Wo Tauben ſind, fliegen Tauben hin!“

Es iſt, wie die meiſten Sprüchwörter, ein wahres Wort, da es eine Erfahrung, die im Munde des Volkes ſprüchwörtlich geworden.

War in früheren Zeiten die Möglichkeit gegeben auch mit wenig Mitteln irgend ein Geſchäft zu treiben; ſo hat die Concurrenz in der Gegenwart, das Eiſenbahn-, Dampfſchiff- und Dampfmaſchinen-Weſen dies unmöglich gemacht. Schon liegt aller Zwiſchenhandel kränkelnd darnieder; den kleinen Kaufmann erdrückt die Concurrenz oder führt ihn zum Ueberbieten ſeiner Kräfte und ſomit zum Untergang, während er natürlich gegen die Unternehmungen der Kapitaliſten nicht aufkommen kann.

Wem wäre in Deutſchland der verderbliche Einfluß des Rothſchildiſchen Hauſes unbekannt; wer wüßte nicht, daß ſelbſt die Kabinette auf Maier Amſchel Rückſicht zu nehmen hätten? Wem wären ferner die Nachtheile jener gigantiſchen Fabriken neu, und wer wüßte ſo wenig von den deutſchen Steuerſyſtemen, um nicht begriffen zu haben, daß bei ſämmtlichen der ärmere Theil des Volkes die Hauptlaſten zu tragen habe!

Wie aber dies Uebel heben? Wie den, namentlich durch die Erfindungen des Jahrhunderts herbeigeführten Verhältniſſen entgegentreten?

Auf die einfachſte Weiſe: durch die Errichtung einer großen Nationalbank.

Nicht einer Bank für Preußen, nicht einer Bank für Oeſterreich, nicht einer Bank für Sachſen, Bayern, Würtemberg u. ſ. w. .... ſondern einer Nationalbank! —

Der Staat hat die unabweisbare Verpflichtung jedem ſeiner Bürger durch zweckdienliche Einrichtungen und Geſetze zur Erlangung materiellen Wohlſtandes und bürgerlicher Ehre zu verhelfen; an ihm iſt es daher auch dieſes Recht auch für die minder begüterten Mitglieder der Geſellſchaft zu wahren, und dafür Sorge zu tragen, daß die ärmeren Volksklaſſen nicht ein Opfer der Habſucht der Reichen werden.

Da aber, wie eben erwähnt, die ſich in einzelnen Händen mehrenden Kapitalien, die ärmeren Staatsangehörigen mehr und mehr in ihrer menſchen- und völkerrechtlichen Stellung bedrohen, ſo muß auch der Staat darauf bedacht ſein, dieſen, durch organiſche Verbindung der vorhandenen Kräfte, durch Erweckung und Förderung ſelbſtſtändiger Unternehmungen, ein gehöriges Gegengewicht zu geben.

Der Staat iſt außerdem hier zu einer um ſo energiſcheren Hülfe verpflichtet, als er ſeit Jahrhunderten den Fehler auf ſich geladen, die unteren Volksklaſſen mißachtet, und durch dieſe Erniedrigung zum Theile einer Unmoralität und Rohheit hingegeben zu haben, für welche er ſie jetzt verantwortlich macht und ſtraft.

Daher iſt denn auch in dieſer Beziehung durchaus eine neue Organiſation nöthig, zu welcher als ein Hauptorgan eine Nationalbank gehören würde, die es auch den unbemittelteren, wenn nur rechtlichen Staatsbürgern, gegen Entrichtung mäßigen Zinſes, möglich machte, ſelbſtſtändig an Handel und Wandel Theil zu nehmen.

Wie natürlich müßte die, an die Nationalbank zu entrichtenden Zinſen, namentlich für kleine Kapitalien, ſo niedrig als möglich geſtellt werden, damit der, durch ſie zu erringende Verdienſt, den Fabrik-Arbeitslohn überſteige, und ſomit auch ärmere, kunſtfertige Arbeiter ermuthigt würden, durch Anleih-Kapitalien auf perſönlichen Credit ſelbſtſtändige Geſchäfte einzurichten.

Hiermit aber wäre ein Mittel geboten, dem Geld-Monopolweſen, welches ſich aus der Anhäufung unmäßiger Kapitalien in einzelnen Händen jetzt ſchon entwickelt, die Stirne zu bieten, ohne dem Fabrikweſen ſelbſt zu ſchaden; indem — da ſich Alle um Anleihen an die Bank Wendenden, erſt einer Prüfung von Sachverſtändigen unterwerfen müßten, — noch Arbeiter zur Beſtellung der Fabriken, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, genug übrig bleiben würden.

Somit wäre denn allen fleißigen, ordentlichen und geſchickten Individuen Unabhängigkeit geſichert; während, bei dem Aſſociationsgeiſt der Zeit, auch von den einzelnen ſelbſtſtändigen Meiſtern die Vortheile eines großen fabrikmäßigen Betriebs in öconomiſcher Hinſicht, durch Vereinigung und Zuſammenwirken erzielt werden könnten.

Es bedurfte hierzu nur des in die Hände Arbeiten verwandter Gewerbe und großer, allgemeiner Verkaufsmagazine. Auch auf die Verhältniſſe der kleineren Gutsbeſitzer müßte eine ſolche Bank außerordentlich vortheilhaft einwirken, ſo wie überhaupt auf die Agrikultur, dieſe erſte Quelle Nationalreichthums.

Was nun die Bank ſelbſt betrifft, ſo muß dies, ſoll ſie den Anforderungen entſprechen und regenerirend auf die ſocialen Verhältniſſe Deutſchlands wirken, eine deutſche Nationalbank ſein.

Vorerſt muß ſie unumſtößlich aus Staatsmitteln ſchöpfen, auf daß ſie nicht die Beute einer privilegirten Kaſte und ſomit gerade das Gegentheil von dem wird, was ſie ſein ſoll.

Dieſe Mittel aber ſind Deutſchland gegeben und eine deutſche Nationalbank läßt ſich erwirken, wenn die deutſchen Regierungen auch hier wie bei der Organiſation der Auswanderungen gemeinſchaftlich handeln und bei dem Grundſatze: „das Volk iſt nicht des

Staates wegen, ſondern der Staat des Volkes wegen!“ in Erwähnung ziehen, daß die an Militär, unnöthige Hofchargen, auswärtige Geſandtſchaften, Tafelgeldern u. ſ. w. u. ſ. w. verausgabten Millionen vom Volke kommen und daß ſolches verlangen kann, die Ergebniſſe ſeiner Beſteuerung auf zweckmäßigem, ihm zugutekommendem Wegen, verwendet zu ſehen.

Uebrigens würde eine Nationalbank nach den erſten Opfern, den Staaten ihre Bemühung reichlich lohnen, da ihre Geſchäfte und Gewinne, ſelbſt bei niedrem Zinsfuße, um ſomehr in's Gigantiſche gehen müßten, als ſie ein entſchiedenes Uebergewicht über alle Privatbankiers üben würde.

Bedenkt man zu gleicher Zeit den unberechenbaren Vortheil, daß das arme Volk den Händen niederträchtiger Wucherer, habſüchtiger Fabrikanten, die Noth der Völker zu diebiſcher Uebervortheilung benutzender Fruchtſpekulanten und ſonſtiger Schurken entriſſen, ſo manchem tüchtigen Geiſte, — der jetzt, aus Mangel an Mittel zur Ausbildung, verkannt untergeht, — die Gelegenheit zu höherer Wirkſamkeit geboten wird; — bedenkt man ferner, daß nur eine ſolche Anſtalt im Stande iſt, den blühenden deutſchen

Mittelſtand, dieſen wahren Kern der Nation, zu retten; — zieht man ferner in Erwägung, daß die aufgehäuften Kapitalien Einzelner, als Geldanlagen ungeheuer im Werthe fallen müſſen, und ihren Inhabern nichts übrig bleibt, als ſie ebenfalls dem bürgerlichen Verkehre zuzuwenden; — beachtet man, daß in Folge dieſer Veränderung Maſſen von Kanälen und Schienenwegen zur Förderung des Handels, Aſſecuranzen aller Art, Sparkaſſen und Aktienvereine zur Sicherung der ſocialen Verhältniſſe entſtehen und aufblühen werden, und ſich, vor allen Dingen, die Nation in edler Selbſtſtändigkeit, Würde und innerer Kraft aufrichten wird — würdigt man alles dieſes, dann darf man wohl hoffen, daß auch die Regierungen ein ſo großes, für Deutſchland unausſprechlich wichtiges Inſtitut in die Augen faſſen und bald möglichſt in's Leben rufen.

Der vierte Punkt, den wir zu bedenken haben, war die Hemmung des Handels.

Die Wegräumung aller den Handel beſchränkenden Hinderniſſe, iſt ſicher eine der erſten Aufgaben ächter Social-Oekonomie. Nur da, wo ſich zureichender Ackerbau, ſchwunghafter Handel und ein wohlgeordnetes Gewerbeweſen findet, kann ſich eine Nation politiſch und moraliſch, materiell und intellektuell, zur höchſten Blüthe erheben.

So lange aber der freie Austauſch der Landeserzeugniſſe und der Produkte der Arbeit noch gehindert iſt, kann auch an keinen Aufſchwung, weder der Agrikultur, noch des Handels und der Gewerbe gedacht werden.

Einzelne Staaten mit Prohibitivſyſtemen gleichen einzelnen, ſtark unterbundenen Körpertheilen, in welchen die Stockung des Blutumlaufes ein allmähliges Abſterben hervorruft.

Das Uebel wird ſich erſt in der maſſenhaften Noth ganzer Landſtriche kund geben, dann aber ſo allgewaltig um ſich greifen, daß bald kein geſunder Theil am ganzen Staatskörper mehr zu treffen iſt.

Preußen hat bekannterweiſe den alten Sauerteig von acht und dreißig deutſchen Zollſyſtemen zuerſt umgerührt und den Stall des Augias zum Theil gereinigt; aber der ſchöne Fortgang ſtockt ſchon wieder an Hannovers und der norddeutſchen freien Städte unpatriotiſchem und kleinlichem Egoismus. Die Gränzen des Zollvereins ſind daher noch zu eng gezogen, und erſt wenn jene Staaten beitreten — was unfehlbar in wenigen Jahrzehnten geſchehen wird, — und eine deutſche Flotte nach deutſchen überſeeiſchen Niederlaſſungen Germaniens Flagge trägt, kann auf einen kräftigen Aufſchwung des Handels gerechnet werden.

Drei Meere beſpülen unſer großes und herrliches Vaterland, ... drei Meere, in deren Schooß eine Menge ſchiffbarer Flüſſe eilen, als wollten ſie uns Deutſche mahnen auf den cryſtallnen Wogen der Weltoceane die Quelle eines unerſchöpflichen Nationalreichthums zu ſuchen.

Der Deutſche iſt wie für den Seedienſt geboren; welch' ein großes, neues Feld des Unterkommens und des Verdienſtes würde die Einrichtung einer deutſchen Marine eröffnen! wie außerordentlich mildernd käme ſie demnach den mißlichen Verhältniſſen zu ſtatten, die wir eben hier beſprechen. Zählte doch England 1842 auf ſeinen Schiffen 172,300 Seeleute, Frankreich 33,000, Holland 12,000 Mann. Und dann der Bau und die Ausrüſtung der Schiffe, die beide eine ungemeine Menge neuer Arbeiter, neuer Produkte, neuer Materialien und Geräthſchaften erforderten.

Die Hauptſache aber blieben die neuen Abzugskanäle, welche den deutſchen Ausfuhrartikeln eröffnet würden, ſo wie der Wachsthum deutſchen Einfluſſes und deutſcher Macht; kraft welcher ohne Widerrede, mit allen ſchifffahrttreibenden Nationen, günſtige Handelsverträge abzuſchließen wären. Hat dies Alles Preußen doch ſchon anerkannt und durch die mit Nordamerika, Namens des Zollvereins, eröffneten Unterhandlungen bethätigt; — ſollte aber auch ein Handelsvertrag mit den freien Staaten zu Stande kommen, ſo iſt es doch gewiß, daß er, ſo lange keine deutſche Marine beſteht, nie von großartigen Folgen für unſer Vaterland ſein kann

Von welchem unberechenbarem Intereſſe würden für die deutſche Induſtrie ferner Handelsverbindungen mit China, Braſilien und den ſüdamerikaniſchen Republiken, ſo wie mit ſeinen eignen zu organiſirenden Anſiedlungen ſein. Auch dürfen wir hier die Häringsfiſcherei und den Wallfiſch-, Robben-, Stockfiſch- und Kabliaufange nicht überſehen, die für Deutſchland abermals eine neue Erwerbsquelle bieten würden.

Wahrlich wir wüßten, wären dem Handel ſolche Abſatzwege eröffnet, nichts von den ſchleſiſchen Unruben, und hätten den Jammer nicht erlebt: fleißige Weber und Spinner mit ihren Familien faſt verhungern zu ſehen!

Was nun fünftens die Auflöſung der, in früheren Jahrhunderten beſtandenen Organiſation der Arbeit durch Zünfte und Innungen betrifft, ſo war es allerdings eine gebietriſche Nothwendigkeit, die Zünfte mit ihrem Monopolweſen und ihren unzähligen Mißbräuchen als: Zwangsehen mit Wittwen oder Töchtern von Meiſtern, Sitz- und Muthjahren, Bevorzugung der Meiſter-Söhne, und namentlich ihrem ungerechten und unerträglichen Beſchränkungsrecht der Gewerbefreiheit aufzuheben, und zwar um ſo mehr als dieſe mittelalterlichen Corporationen — den Vortheil der einzelnen Meiſter in's Auge faſſend, — das natürliche Recht der übrigen Maſſe von Staatsbürgern auf eine Weiſe kränkten, die nur zu oft der Trägheit und Indolenz zu Hülfe kommend, die jungen, ſtrebenden Talente unterdrückte. Außerdem war durch dieſe Einrichtung das Publikum ein Spielball der Habſucht ganzer Innungen, die ohne alle Concurrenz, die Preiſe ihrer Arbeiten nach Belieben ſtellen konnten.

Freie Concurrenz iſt allein im Stande ein reges

Fortſchreiten im Gewerbsweſen hervorzurufen, nur ſollte man den Uebergang vermittelnd anlaſſen und vor allen Dingen daran denken, durch die Einführung einer unſerm Jahrhundert angepaßten, Gewerbeordnung den Nachtheilen vorzubeugen, die durch das Zertrümmern verjährter Einrichtungen entſtehen müſſen, ſobald noch kein neuer, beſſerer Weg, durch vernünftige Beſtimmungen über bürgerliche und häusliche Niederlaſſung, genügende Prüfungen u. ſ. w. angebahnt iſt.

Die große Frage bleibt alſo hier, auf welche Weiſe die Arbeit jetzt auf eine, den Anforderungen unſerer Tage entſprechende Weiſe zu organiſiren ſei? ... Eine Lebensfrage des Socialismus, deren Löſung die Regierungen ja nicht aus dem Auge verlieren mögen.

Schließlich bedarf es einer genügenden Vertretung des Proletariats, welche Deutſchland aber nur auf dem Wege der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, der Volksvertretung und namentlich der Preßfreiheit erlangen kann.

Ziehen wir nun aus allem dieſem ein Reſümé, ſo iſt es klar, daß: wenn einerſeits der Uebervölkerung durch Gewinnung überſeeiſcher Anſiedlungen und ein organiſirtes Auswandrungsſyſtem geſteuert, andererſeits der Armuth durch Zufluchtshäuſer durch Arbeitsunfähige, durch Arbeiterkolonien in Deutſchland ſelbſt, durch Gewerbſchulen und namentlich durch den mächtigen Hebel einer Nationalbank, ſammt Sparkaſſen und Verſicherungsanſtalten unter die Arme gegriffen wird, und ferner bei einem freien, durch eine deutſche Schifffahrt gehobenen Handel, ſo viel neue Abzugswege eröffnet werden, es nicht fehlen kann, daß ſich die ſocialen Verhältniſſe Deutſchlands conſolidiren und auf eine höchſt erfreuliche Weiſe für die Dauer geſtalten werden; — ja! — ich lebe der feſten Ueberzeugung, daß durch gleichzeitige oder doch raſch auf einander folgende Ausführung der gedachten Vorſchläge eine Radikalkur gegen die überhandnehmende Verarmung Deutſchlands, und ſomit eine Garantie für den Frieden und das kräftige Aufblühen des Vaterlandes herbeigeführt wird.

Die Ausführung ſämmtlicher hier erwähnten Propoſitionen iſt aber nicht nur möglich, ſondern ſogar ein Leichtes; freilich nur unter der einen Bedingung eines gemeinſchaftlichen Zuſammenwirkens ſämmtlicher deutſchen Regierungen; die aber wahrlich, auch bei einigen, für den Anfang zu bringenden, Opfern, ſelbſt den größten Vortheil daraus ziehen würden.

Möchten daher die Regierungen, ſo wie jeder Einzelne, dem es um die Wohlfahrt des Vaterlandes, die Linderung unſäglichen Elendes, den Frieden der Zukunft und den materiellen und intellektuellen Aufſchwung Deutſchlands zu thun iſt, die eben erwähnten Mittel im Auge behalten, und ihrer Anwendung mit Conſequenz und nie ermüdendem Eifer entgegenwirken.

Nur auf dieſe Weiſe wird einſt eine Zeit hereinbrechen, die, ſelbſt glücklich und kraftvoll, das bis jetzt geträumte Paradies eines vollendeten Socialismus verwirklichen, Arbeit und Genuß vernünftig vertheilen, und jedem Staatsbürger, auch dem ärmſten, nicht nur eine materiell erträgliche, ſondern ſelbſt angenehme Exiſtenz ſichern wird; während dann Deutſchland, — groß mächtig und einflußreich, — den Platz unter den Mächten behaupten kann, der ihm von rechtswegen gebührt.

So weit der Fremde.

Freundlichen Gruß von Eurem Bruder

Jocko.

Dreizehnter Brief.

Auserwählte meines Stammes!

Zum Schluſſe meiner diesmaligen Briefſendung — auf die ich vielleicht eine zweite folgen laſſen werde — ſchicke ich Euch noch ein höchſt merkwürdiges Actenſtück, welches ich jüngſt dem Leibarzt meiner Herrin, nachdem es derſelbe einer zahlreichen Geſellſchaft vorgeleſen und dann bei Seite gelegt hatte, wegſtibitzt habe. Es war von einliegendem Brief an denſelben begleitet.

Euer treuer Bruder

Jocko.

Lieber Bruder!

Du lebſt noch, und wie Du mir ſchreibſt glücklich, haſt Dich durchgewunden durch tauſend Gefahren einer ſtürmiſchen Zeit, deren Beiſpiele in der Geſchichte wenige ſind, und als Sieger trittſt Du nun in den friedlichen Kreis tüchtiger Menſchen, die deine Kenntniſſe ehren, und Deine Kunſt mit innigem Dank belohnen. Ich freue mich unendlich Deines Wohlergehens, und möchte Zeuge Deines ſegenreichen Wirkens werden können. Könnte ich Dir von meiner Lage das Nämliche berichten, wie lebensfroh würde ich ſein. Durch Kabale und Gewalt warf man mir den ſchwarzen Rock über den Kopf, und ich bin nun im fünfzehnten Jahre mit Eckel und Widerwille Prieſter, vertreibe die Zeit meines jugendlichen Lebens in einer Zurückgezogenheit von der Welt, die mich um ſo elender macht, als ich mich, Dir geſtehe ich es, Prieſter zu ſein ſchäme.

Aus dem beikommenden Manuſcript magſt Du auf mein Inneres ſchließen, und den Geiſt beurtheilen, mit welchem ich vor einer zahlreichen römiſch-katholiſchen Pfarrgemeinde auftrete, deren Jugend ich gleichwohl liebgewonnen habe. Auch dürfte Mancher außerdem mein Loos für beneidenswerth halten. Ich übermache nachfolgenden Aufſatz Deiner einſichtsvollen Vorſorge, weil ich weiß, daß Du mit Freude der Wahrheit wie dem Guten Deine Hand bieteſt. Wie und wo ein Verleger für ihn ausfindig zu machen iſt, dies überlaſſe ich Dir. Jedenfalls aber darf mein Name nicht genannt werden.

Dein ganz eigner Freund und Bruder
* * * * *.
Katholiſcher Prieſter.

Kaiſer Joſeph II. und Papſt Pius VI. in der Schattenwelt.

(Joſeph legt den öſterreich'ſchen Beobachter hinweg, Pius ſteht vor der aufgeſchlagenen heiligen Schrift.)

Joſeph. Ich bin unzufrieden mit unſeren Correſpondenten!... Sie berichten uns nichts Zuverläſſiges mehr. Entweder ſind ſie uns untreu geworden, oder es ſind ihnen die Quellen verſtopft, aus welchen ſie bisher geſchöpft haben.

Pius. Mein lieber Sohn! Unſere Correſpondenten ſchreiben, was ſie wiſſen; wir dürfen an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln; auch glaube ich nicht, daß ihnen nicht vergönnt ſei, aus den nämlichen Quellen zu ſchöpfen, aus welchen wir ſeit vielen Jahren mit Zuverläſſigkeit die Nachrichten von der Oberwelt erhalten haben; nur ſcheinen dieſe Quellen nicht mehr ſo ergiebig zu ſein wie ehedem, weil ſie nach Einführung der allgemeinen Preßfreiheit ſo ziemlich erſchöpft worden ſind.

Joſeph. Ueber die Vergangenheit mag — ich zweifle nicht daran — die Preßfreiheit ſich entleert haben, und es ihr jetzt an Materialien gebrechen, vorzuglich ſeitdem ſich auch Napoleon hier einquartirt hat. Indeſſen ſollten ſie uns wenigſtens die Mittheilungen über die Gegenwart und nahe Zukunft nicht vorenthalten.

Pius. Die Preßfreiheit beſteht zwar, mein Sohn, aber nicht wie zu Euren Zeiten, als Schlözer die Staats-Anzeigen ſchrieb, und Friedrich die Pasquille leſerlicher hängen ließ.

Aus Drang der Zeit geben die Kabinete dem Volke Spielzeug in die Hand, Dombauten, Lieder vom freien deutſchen Rhein, Preßfreiheit u. ſ. w. und überſehen ihm ſo manchen Unſinn, der ohne alle Kritik in die Welt hinausgeſchrieben wird; ſind aber dagegen genöthigt, ſich der Paliativkur, — das Publikum über den diplomatiſchen Gang der Welt in täuſchender Ungewißheit hinzuhalten, — zu bedienen; daher denn auch die ſtets widerſprechenden Nachrichten über die laufenden Zeitereigniſſe.

Joſeph. Heiliger Vater berühren nur die Diplomatie, und ſchweigen ſorgfältig von den kirchlichen Verhältniſſen, über welche wir gleichfalls nicht zuverläſſig benachrichtigt ſind.

Pius. Mein Nachfolger hat mit Deutſchland Concordate abgeſchloſſen, und die Kirchenverfaſſung in's Reine gebracht.

Joſeph. Auch in religiöſer Beziehung wird das Wort Verfaſſung gebraucht, mit welchem in letzterer Zeit ſo vieler Mißbrauch getrieben wird?

Pius. Wir nennen unſer Kirchen-Regiment eine hierarchiſche Verfaſſung.

Joſeph. Die zu nicht wenig Uebeln den Grund gelegt hat.

Pius. Man nennt die ſtufenweiſe Gewaltausübung, in der von Oben bis Unten in einer wohlgeordneten Reihe das Wohl der ganzen Chriſten-Gemeinde beſorgt wird, Hierarchie. Der Obere gibt nicht die Geſetze, ſondern das Ganze bildet den geſetzgebenden Körper, und zwar nur als Organ des oberſten Geſetzgebers Jeſu, des Stifters der chriſtlichen Religion.

Joſeph. Da bei einer verfaſſungsmäßigen Regierungsform Fürſt und Volk gleichviel in der Geſetzgebung zu reden haben, Religion aber Gottes Sache anlangt, in der der Menſch ſchweigen und nur gehorchen muß, ſo ſolltet Ihr keinen Begriff in dieſelbe legen, der die Leute irre macht, und auf die Spur verwegnen Selbſtdenkens führt. Auch iſt das Chriſtenthum keine legislative Anſtalt.

Pius. Keine legislative Anſtalt? . . . Was iſt alsdann die Suprematie des römiſchen Biſchofs? . . . Was ſind die Concilien?

Joſeph. Nach Jeſu Worten ſoll im Chriſtenthume von keinem Sollen und Müſſen die Rede ſein

Es dürften daher die römiſche Suprematie und die Concilien nur als exegetiſche Außenſeite des Evangeliums betrachtet werden, und Glaube und Verehrung fordern, in wiefern ſie dieſe Stelle mit Würde und Wahrheit begleiten.

Pius. Mein Sohn!... Euere freien Grundſätze machten mir bei meinen Lebzeiten ſo manche ſchlafloſe Nacht, und ließen mich faſt den Umſturz meines Stuhles befürchten; weil das fromme Haus Oeſterreich das einzige in der Chriſtenheit iſt, das bis auf den heutigen Tag gleich großmüthig und mächtig die römiſche Kirche geſchützt hat.

Joſeph. Die Cataſtrophe rückte der Kirche ziemlich nahe, und doch ging Pius VII. unverkennbar triumphirend aus ihr hervor.

Viele wollen darin neuerdings den Beweis finden, daß ſeine Kirche die Höllenpforten nicht überwältigen, und Jeſus mit ihr ſein werde bis an's Ende der Welt. Bedenklicher ſcheint mir die Lage der Fürſten zu ſein, die ihn in den Vatikan zurückgeführt haben Sie ſind zwar ſiegend in ihr Vaterland heim gekehrt, haben aber den Keim einer epidemiſchen Staatskrankheit mitgebracht, die eben ſo gefährlich für ihre Dynaſtien wie für ihre Völker werden dürfte. Die blendende Freiheitsfahne ſchwebte gräßlich über Europa; ihr blutiges Wehen täuſchte Völker, mordete Millionen, und ließ Nationen den Morgen einer freieren Zeit mit Strömen Blutes bezahlen.

Pius. Was iſt der tobenden Maſſe ewiges Feldgeſchrei? . . . Was anders, als „zügelloſe Freiheit!“ . . . Athen ſeufzte, als Solon ſtarb, unter dem Joche des Perikles, und als Griechenlands Redner am freieſten ſprachen, wurde es am meiſten tyranniſirt. Erſt wenn der Menſch aus ſeinem Wahn erwacht, und die Unhaltbarkeit ſeiner Wünſche verwünſchen lernt, und in ſich ſuchen wird, was außer ihm nicht iſt, dann erſt hat er den Höhepunkt der Menſchheit erreicht; dann erſt iſt er wahrhaft frei, dann erſt wird er ſein gottähnliches Weſen inne, und erkennt, daß er als Erdenſohn zwar der Irrdiſchen Schwachheiten trägt, als Gottesſohn aber der Einkindſchaft in die Gottheit ſelbſt ſich zu erfreuen hat. Bis aber die geſammte Menſchheit zu ſolcher Erkenntniß und Selbſtſtändigkeit gelangt, iſt der Weg noch weit. Des Menſchen Fuß ſoll den Staub treten, ſeine Hand die Erde durchgraben, er ſich aber nie im Staube wälzen, und nie ohne Erinnerung ſeiner Sterblichkeit ſich der Gottheit nähern. Da er die Erde nicht mehr berührte, erſchlaffte des in die Höhe gehobenen Antäus Rieſenkraft, wie in der Umarmung des als Gott erſchienenen Jupiters Semele vom Blitz getroffen ward, und in der Nähe der Sonne die Flügel des tollkühnen Ikarus ſchmolzen. Jahrhunderte werden noch verſchwinden, bis das Volk zur eigenen Selbſtſtändigkeit gelangen, bis es ſich ſelbſt Geſetze zu geben und ſich zu regieren im Stande ſein wird. Die Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution tränkte den Frühling franzöſiſcher Freiheit mit Menſchenblut; die Tyranniſirung der armen Landbewohner Helvetiens brandmarkt den Abend ihrer republikaniſchen Verfaſſung, und Alcibiades glaubte unter dem Oſtraciſſmus nicht einmal ſeiner Mutter trauen zu dürfen.

Joſeph. Kein Weiſer hat ſich je wegen Regierungs-Formen gezankt; die beſte Regierung iſt jene die am beſten verwaltet wird. Den nämlichen Grundſatz wünſchte ich auch in der Religion aufgeſtellt.

Pius. Das hieße ſich aber auf die Seite des Indifferentismus neigen.

Joſeph. Hörten wir, heiliger Vater, wohl je an die neuen Ankömmlinge hier die Frage ſtellen: ob ſie Türken, Heiden, Lutheraner, Zwinglianer, römiſch-, griechiſch- oder deutſch-Katholiken ſeien? . . . Sehen wir nicht jeden Augenblick in Erfüllung gehen, was Jeſus als Maxime der Aufnahme in ſein Gottesreich aufgeſtellt hatte? nämlich: „Ich bin nicht gekommen die Gerechten ſondern die Sünder zu rufen.“

Pius Wer fürchtet nicht des unbändigen Pferdes unbewußte Stärke, das unbezäumt den kühnen Reiter von ſich wirft? Und welcher Erdenbewohner erkühnte ſich die rohe Maſſe ohne Zügel regieren zu wollen? Nothwendigkeit vermehrte die Gebote der Kirche. Wie die Furcht Götter zeugte, ſo vervielfältigte ſie auch ihre Orakelſprüche.

Joſeph. Einzig rein und göttlich geben ſie uns nur die Evangelien; der Apoſtel Werke liefern ſie ſchon in einer anderen Geſtalt. So lange die Kirche das Univerſelle in's Auge faßte, ſtand ſie voll Würde und Kraft. Indifferentismus, der zugleich dem Götzen und dem Schöpfer Weihrauch ſtreut, iſt Gottes-Leugnung; er iſt aber wahres Chriſtenthum, wenn er die Verehrung der Gottheit eines jeden Seelenkräften überläßt; den Voraneilenden nicht beneidet und zurückhält, vielweniger verflucht, den Zurückgebliebenen nicht verachtet und durch Mährchen bethört. Wie ganz anders wie unchriſtlich und unmenſchlich benahm ſich in dieſer Beziehung von jeher die römiſche Kirche, ihre Bannflüche gegen alle Andersdenkende aus unverſöhnlicher Hand ſchleudernd!? Die römiſche Kirche, die da noch den Cathalogum librorum prohibitorum hält, und die ſich jetzt, — woſelbſt die Welt ſich laut gegen ihre böſen Werke zu erheben keinen Anſtand nimmt, — noch nicht ſcheut, ihre gottloſen Pfeile gegen den edlern Sinn der Menſchheit zu ſchmieden, aus dem dieſe wohl reiner zum liebevoll-göttlichen Vater beten mag, als Italiens geldgieriger Rationalismus und das verfluchenswertheſte Anathema, — erzeugt durch die angemaßte Unfehlbarkeit befangener Concilien, — mittelſt einer vernunftloſen Dogmen- und Formen-Krämerei, — die ſtatt der liebenden, für Alles ſorgenden Gottheit ruchloſe Unvertragſamkeit auf den Altar der Liebe ſtellte, — dem irrgeleiteten Schwärmer je gelehrt hatte.

Pius. Mein lieber Sohn gerathen in einen Eifer, den ich zwar nicht mißbilligen kann, der aber nun leider nicht mehr fruchtet. Ich kann nicht bergen, daß die römiſche Curie und die Synoden manchen Spruch gethan haben, den ſie ſpäter gern zurückgenommen, wenn ſie das Prärogativ der Unfehlbarkeit nicht daran gehindert hätte; ſo aber lag dies Prärogativ wohl nie im Sinne Jeſu! — *Seine göttliche Menſchwerdung hatte die menſchliche Gotteswerdung zum heilſamen, zum hohen, zum herrlichen Ziele, nie aber die Verfluchung der irrenden Menſchheit.*

Der Menſch iſt das höchſte Werk des Schöpfers, das Himmel und Erde in ſeinem Innern einſchließt; mit göttlicher Kraft ſoll er dieſe beherrſchen, und jenen zu ſeinem ausſchließenden Eigenthum machen; Weisheit reicht ihm den Schlüſſel zum Ewigen und ſchließt ihm die Pforte zur irrdiſchen Glückſeligkeit auf.

Weit entfernt von ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeit wie von wortreicher Vielwiſſerei beurkundete natürlicher Sinn und unſchuldvolle Herzensgüte die wohlthätige Lebensbahn Jeſu. Vorurtheilsfrei ohne Anmaßung traten die Verkünder des Menſchenſohnes auf, der Gott als Vater der Menſchheit gelehrt, und Friede den Gutmüthigen verkündet hat. Freudigkeit umſtrömte die neuen Anbeter Gottes und frei von Furcht und Zwang wirkten ſo die Apoſtel Wunder menſchlicher Kraftanſtrengung und Gottes Segen war mit ihnen. Götzenthum und Ichſucht, vorher auf Throne erhoben, unter Nationen gepflanzt, in Kaſten Jahrtauſende hindurch fortgeerbt, gingen unter bei Verkündigung des verurtheilten Gerechten. Anſpruchslos wurde dabei von ſeinen Jüngern gegeben, was ſie unentgeldlich empfangen hatten, das Zeitliche ward geſchützt, das Ewige verheißen und es ward Ein Reich, Eine Liebe und Eine Kirche, welche ſich mit vollem Rechte den Namen der Katholiſchen zueignete. Das Perſönliche hörte auf, die Geſammtheit wurde allein in Anſpruch genommen. Der auf Mord und Untergang der Gläubigen ausgehende Saulus kehrte in ſich; öffentliche Sünder thaten Buße; der ſtarke Petrus ließ ſich durch den klügeren Paulus zurechtweiſen, und dieſer konnte mit voller Wahrheit ſagen: „Ich habe Euch, nicht das Eurige geſucht!“

Nicht ſo pflanzte ſich dieſe erhabene Lehre mit ihren göttlichen Wirkungen in dem Munde befangener Sachwalter fort. Bald miſchte irrdiſcher Sinn Unkraut unter den köſtlichen Waitzen. Ungleiche Bildung der

Völker, welchen die Lehre zugebracht, und der Lehrer ſelbſt, die ſie ertheilten, miſchten jetzt Volksbegriffe und Fabeln in den Unterricht, und es kam hier offenbar nur darauf an, ob ſie wirklich lehren konnten, was ſie lehren ſollten. Die herrſchende Kirche erkannte bald den Mangel, und wies ſie an das Sollen. Dabei hatte ſie aber einerſeits die Untüchtigkeit, andererſeits die allzugroße Kühnheit ihrer Lehrer zu fürchten; einen Uebelſtand, dem ſie dadurch auszuweichen ſuchte, daß ſie ſich ſo kurz und ſtreng als möglich faßte. Freilich lief ſie nun Gefahr, daß ſich der Inhalt ihrer Lehre bald erſchöpfe und wiederhole, ſo, daß in wenigen Geſchlechtern die ererbte Religion faſt allen Glanz der Neuheit verlor, und der gedankenloſe Lehrer auf ſeinem alten Bekenntniß ſanft einſchlief. Es galt nämlich: „Male cantat, bene legit, parum explicat, ergo ordinetur.“ . . . So kam es, daß jede matte Welle bald eine mattere trieb, und alle zuletzt in die ſtille Oberfläche des Herkommens eines alten Chriſten-Gebrauches ſich verloren. Durch Gebräuche ſuchte man das zu erſetzen, was der Seele des Gebrauchs, der Lehre abging, und ſo fand ſich das Ceremonienweſen ein, welches endlich zu einem geiſtloſen Puppenſpiel herabſank.

Die Religion aber, ihres geiſtigen Odems beraubt, ward ſelbſt zu einer Puppe, die in alter Pracht, unberührbar und unbeweglich, — aber eben darum auch kalt und geiſtig tod laſſend — mit ehrwürdiger Miene daſtand. Wie nun von Anfang an die Kirche auf Einheit hielt, ſo waren zur ſeelenloſen Einheit Formeln, die die Heerde am wenigſten zerſtreuen mochten, allerdings das Beſte. *Rom gelangte bald in den Beſitzſtand dieſer Einheit, die als geiſttödtend geboren wurde, . . . aber es erholte ſich ſeit jener Zeit auch nicht mehr durch den Genuß der göttlichen Lehre, die Jeſus den Brunnen des ewigen Lebens nannte.*

Joſeph. Und auch als Welteroberin ſank die ewige Roma in dem Uebermaas des Individualismus, und nachdem ihre Krieger den Univerſalismus aus dem Geſichtskreiſe verloren, Karthago unter ihrer Rieſenkraft wie das Schaugerüſte der Philiſter unter Simſon gefallen, ſtanden die Tempel der trojaniſchen Gottheiten leer, und der Knecht, — die Laren ſich zueignend — ſchwang ſich über den, in den Umarmungen Delilas entkräfteten, Herrn!?

Pius. Ganz richtig! . . . Aus der ſchmachtenden Sünderin ging die ſchwärmende Verehrerin Jeſu hervor, die phantaſtiſch aber nicht geiſtreich die neuen Altäre zu ſchmücken begann. In der That brachte auch das Ceremonienweſen mehr Gottheiten in die Kirchen des Einen und Heiligen Gottes, als je das ſiegende Rom aus den eroberten Provinzen in ſeinen Triumphzügen aufgeführt, und bald ſtand der Altar des ewigen Weltenvaters öde, verwaiſt und einſam, während Millionen vor Heiligenbildern anbetend auf den Knieen lagen. So war das Chriſtenthum der römiſchen Kirche zu einem — wenn auch etwas verfeinertem — Götzendienſte herabgeſunken.

Schwerlich aber hätte ſich dieſe geiſtloſe Myſtik, dieſer Unſinn, halten können, wenn er nicht in einer Prieſterkaſte Nahrung erhalten haben würde, welche das anbefohlene Predigtamt verließ, und im beſchaulichen Leben ihr Heil ſuchte. Ihre Lebensweiſe kontraſtirte auffallend mit der der gewerbſamen Laien; ungewöhnliche Kleidung, gänzliche Abſonderung von der menſchlichen Geſellſchaft, und widernatürliche Gelübdhielten den Ungeweihten in ſcheuer Entfernung von den privilegirten Betern, ſo daß ſich dem Volke bald die Idee aufdrang, dieſe Männer lebten im ſteten Umgange mit der Gottheit und ſo müſſe ſelbſt der Ort heilig und unantaſtbar ſein, an welchem ſie ihr Leben hinbrächten. Daher die Anerkennung der Kloſter-Immunität, das Aſyl darin für Verbrecher, die Benennung ihrer Wohnung Gotteshaus. Als natürliche Tochter des auf dieſe Art mißbrauchten Chriſtenthums trat der Mahomedismus hervor, der gleich der römiſchen Kirche das Denken verbot, und die heiligen Bücher den Laien entwand. In Edeſſa blühte früher noch einige Zeit die Wiſſenſchaft, als aber der Neſtorianismus dem Geiſteszwang gefährlich zu werden anfing, wurden auch hier durch Roms Allgewalt die Muſen vertrieben, und ein großer Schatz wiſſenſchaftlicher Alterthümer kam in unwürdige Hände, die ſie noch jetzt ſorgfältig hinter den Mauern unzugänglicher Zellen verborgen halten. Das eiſerne Zeitalter rückte mit Rieſenſchritten heran. Nahe Strafgerichte wurden von Seiten der ſchlauen Kirchenvorſteher der rohen Menge verkündet, Gnade dagegen dem frommen Geber verſprochen, Schacher mit dem Allerheiligſten getrieben, der Allerhöchſte von Gnadenbildern verdrängt, und dem Mogol geopfert, was allein der von Jeſus ſo rein dargeſtellten Gottheit gebührte. Zierlich fing der Mönch ſeine räuberiſchen Schenkungs-Dokumente zu ſchreiben an, und unter dem Vorwande, daß es der Hoheit des heiligen Gottes gebühre, nur von unbefleckter Hand berührt und bedient zu werden, ſetzte die herrſchende Kirche ihren Verirrungen mit dem widernatürlichen Geſetz des Cölibates die Krone auf.

Der Unſinn weckte freilich zu allen Zeiten wackre Kämpfer für das Licht, da aber der Hierarchie von jeder Vernunft- und Beweisgründe zu ihrer Vertheidigung mangelten, verbarg ſie ſich ſchlau hinter eine erträumte Unfehlbarkeit ihrer Machtſprüche, — der, Feſtigkeit und Anſehen durch Schwert und Scheiterhaufen zu geben, der Arm der Weltlichkeit gezwungen ward.

Joſeph. So ſah ich die kirchliche religiöſe Zerrüttung in meinem Reiche. Ach! hätten wir uns, als wir beide noch auf der Oberwelt wandelten, auf dieſe Weiſe gegenſeitig ausgeſprochen, wie viel Gutes wäre dadurch entſtanden, wie viel Uebel unterblieben! .... Schlaflos warf ich mich oft in ſtillen Nächten auf meinem Lager herum, und qualvoll trieb es mich bei Tage von einem Ort zum andern, über den Gedanken ein anderes zu geſtalten in dem Weinberge des Herrn. Denn fand ich überall auch den Namen des Gekreuzigten, ſo war doch überall auch das Volk an's Kreuz des Aberglaubens blutend feſtgeſchlagen!

Pius. (in ſchmerzlicher Erinnerung verloren, wiederholt wehmüthig). So war doch überall auch das Volk an's Kreuz des Aberglaubens blutend feſtgeſchlagen.

Joſeph. Zu Tauſenden fand ich chriſtliche Orden, überall vermißte ich aber die göttliche Allgemeinheit, in der wir katholiſch zu ſein uns auszeichnen ſollten. Ueberall Einſeitigkeit und Eigennutz der hohen Geiſtlichkeit, überall Geiſtesdruck und Fanatismus beim Volke. Schwer wie ein Weltball lag das Bewußtſein dieſes kirchlichen Drucks, der meine Unterthanen ſo tief erniedrigte, auf meinem beklommenen Herzen, das ſich verpflichtet fühlte und mächtig genug glaubte, dem Uebel zu ſteuern und durch Zurückgabe ihrer erſten Menſchenrechte ihrem Geiſte neue Schwungkraft mitzutheilen.

Pius. Kein Land eignete ſich aber auch mehr als Deutſchland zur Begründung dieſer irreligiöſen Gottesverehrung. Das nervigte Deutſchland, gleich geneigt und fähig die ganze Welt ſeinem Schwerte zu unterwerfen, wie der Knecht ſeiner Ritter und der Söldner ſeiner Nachbarn zu ſein, ſträubte ſich von jeder gegen monarchiſche Regierungsform, tummelte Jahrtauſende in Waffenſpielen wie in Bürgerkriegen ſeine rüſtigen Hengſte wie ſeine unbemeſſene Rieſenkräfte in unbezähmter Luſt und mit frevlem Muthe. Führte doch der Kaiſer nur den Namen des Schutzherrn, während jeder Einzelne unter ſeinen Rittern Souverain und Kaiſer auf ſeinem Gehege blieb. Die Religion war dieſer Ungebundenheit entſchiedene Gegnerin, der man nicht entfliehen und die man nicht beſiegen konnte. Daher ſchmiegten ſich die Deutſchen denn auch allmählig unter ihr anfangs geſchmeidig-duldſames Joch. Um es ſich aber erträglicher zu machen, ſchloſſen ſie mit der furchtbaren römiſchen Kirche ein Bündniß zu Schutz und Trutz. Rom öffnete den Schooß ſeiner Gnadenſchätze, und zwar um ſo weiter, je reichlicher die frommen Ritter ſchenkten. Das gegenſeitige Vertrauen wurde durch dieſen brüderlichen Austauſch von

Gewiſſensberuhigung und klingender Münze vermehrt. Der ſchlaue Prieſter beehrte die Goldgrube mit dem Titel „*des heiligen römiſchen Reichs*,“ erniedrigte damit die wahlfreie Kaiſerwürde unter ſeinen Pantoffel . . .

Joſeph. Warum die alten, ſchmerzlichen Wunden wieder aufreißen?!

Pius. **Und ſtellte ſich an die Spitze entſponnener Factionen.** Es bildete ſich ein Staat im Staate, wodurch der weltliche zu Grunde gehen mußte. Der geiſtlichen Macht furchtbare Stützen aber waren einerſeits die Fehm- und Inquiſitionsgerichte, andererſeits aber die Vertröſtungen, mit welcher ſie den Adel auf Beſitznahme der gefürſteten Erz- und Bißthümer verwies, der die fetten Präbenden der Domſtifte und Probſteien ſeinen zu Staatsgeſchäften untauglichen, Sprößlingen verlieh. Der arbeitſame und gewerbſame Bürger und Landmann wurden dabei entweder in Sklavenketten geſchlagen, oder gezwungen mit Aufopferung ſeiner Menſchenwürde ein Aſyl in den Zellen der unzähligen Klöſter zu ſuchen, wo ein ſchmauſendes Leben dieſe propter regnum caelorum castratos für den, den Laien gegönnten, edleren Lebensgenuß entſchädigen mußte.

Joſeph. Dieſe Schmach und dieſe Gräuel beſchränkten ſich nicht auf Deutſchland allein. Auch andere Fürſten beugten ſich für den Titel der Allerchriſtlichſten, der Katholiſchen Majeſtät ꝛc. unter Roms entehrendes Joch. Die Folgen waren, *daß die Religion der Liebe auf Scheiterhaufen blühte, und Gottes Kinder unter Henkershand fielen.* . . . . Zu ſpät ſahen auch ſie ein, daß die Hierarchie nicht den Menſchen, ſondern allein ſich ſelbſt, das heißt dem Papſte, den ſie mit anmaßender Dreiſtigkeit an Gottes Stelle geſetzt, unterthänig ſein wolle. Zum zweiten Male ſtand Rom als Weltherrſcherin da, und vermochte Millionen Bewaffnete aufzubieten, um die heiligen Länder auf die unheiligſte Weiſe zu erobern.

Pius. Halt! mein Sohn! . . . Gerade in den Kreuzzügen beurkundete die römiſche Kirche ihre volle Selbſtverlaſſenheit. Das Bild des zerrütteſten Seelenzuſtandes bezeichnete jeden Schritt der aus dem Gleiſe der religiöſen wie der bürgerlichen Ordnung getretenen Chriſtenwelt. Mönche und Nonnen, Räuber und Mörder, Freie und Sklaven eilten mit unbedingter Sündenerlaſſung aus dem Orte und der Stätte, wo Ehrbarkeit gehandhabt und Gerechtigkeit gepflogen ward, in unzählbaren Schaaren jeder Schandthat menſchlicher Verirrung entgegen. Väter und Ehegatten trauerten weheklagend in häuslicher Stille, Niemand getraute ſich dem gerechten Schmerze über den Verluſt und die Verführung ſeiner Theuren Worte zu geben, da die Verführung und Plünderung — dieſe himmelſchreiende Verſündigung gegen die verliehene Gewalt — von dem Stellvertreter Gottes ſelbſt ausging. . . . . Aber! . . . von dieſem Augenblicke an, — in welchem aller Welt die päpſtliche Macht am furchtbarſten und wohlbegründetſten ſchien, — von dieſem Augenblick an, begann das Anſehen der angemaßten Nachfolger Petri . . .

Joſeph. Auch dies Geſtändniß?!

Pius. Das Urtheil der Ewigkeit iſt nicht gleich dem Urtheil der Endlichkeit! . . . begann das Anſehen der angemaßten Nachfolger Petri zu ſinken. Es kehrten nehmlich die zurückkommenden Kreuzzügler mit geänderten religiöſen und politiſchen Anſichten in ihr Vaterland heim. Der Unterthan war dreiſter, der Ritter aufgeklärter geworden. Rom ſah bald ein, daß es in offenſiver Fehde nicht mehr zu Feld ziehen könne, ſondern von nun an hinter dem Phalanx der Mönche operiren müſſe. Gegenſeitige Reibungen unter dieſer Prieſter-Miliz, erzeugt durch geldgierige Eiferſucht, verſchafften aber Luthern die Erlaubniß den römiſchen Betrug der Welt zu offenbaren, ſeine kühne Wahrheitsliebe überſchritt die von ſeinen Obern erhaltene Erlaubniß durch Eingebung einer höheren Macht und brachte Europa eine Reformation, die der römiſchen Kirche eiñen empfindlichen Stoß verſetzte. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die neue Lehre durch alle Theile Europas, und ohne Zweifel würden alle ſeine Länder Roms Joch abgeworfen haben, wenn nicht in dieſen die Menge der Klöſter, in anderen der Einfluß Oeſterreichs, in jenen die graſſe Unwiſſenheit des Pöbels ſo mächtig gewirkt hätten, und durch den ſchauervollen Bürgerkrieg die Gemüther zu ſehr gegen einander gereizt worden wären. Dennoch ging die reformirte Parthei ſiegreich aus dem Kampfe, und ihre Fürſten vollzogen großmüthig das begonnene edle Werk der Menſchenbildung, während Roms Mönche, ſich nach den ägyptiſchen Fleiſchtöpfen ſehnend, in ihre Finſterniß zurückkehrten.

Joſeph. Nun, die Jetztzeit vollendet wohl das von Luther begonnene Werk im Sinne der ſeitdem fortgeſchrittenen Cultur. Wird denn aber Geiſteszwang immer der Vorwurf der römiſch-katholiſchen Kirche bleiben?

Pius. Wo dieſer verſchwindet, geht das Licht auf. Finſterniß und Licht können ſich aber neben einander nicht vertragen. Die Kirche erkannte dies Geſetz der Natur, und beſtimmte die Geſellſchaft Jeſu, jeder Dämmrung ſelbſt entgegen zu arbeiten. Aber alles dies war nur Nothwehr gegen die aller Orten den Damm durchbrechende Auflebung menſchlicher Seelenkräfte. Eine zweite Kriſis der Geiſtesentwicklung der römiſch-katholiſchen Chriſten trat ein; aber leider die unſeligſte in ihren Folgen: Abſpannung der überſpannten Religioſität. Es ſchämte ſich nämlich Adel und Mittelſtand, kurz jeder nur einigermaßen Gebildete des geiſtloſen Puppenſpiels, und ſo zogen ſie ſich allmählig von dem äußeren Gottesdienſte zurück, den ſie nur für den Pöbel erfunden zu ſein ſich überzeugt hielten. Da ſie aber die Schlacken vom Golde zu ſcheiden nicht belehrt waren, ſo ſchütteten ſie eben das Kind mit dem Bade aus.

Joſeph. So fand ich die Meiſten in der mich umgebenden Adel- und Beamten-Welt. Ich glaubte deßwegen unſerm Kirchenweſen die Geſtalt der wahren Gottesverehrung, und den Klöſtern die Beſtimmung der Menſchenbildung geben zu dürfen, ohne irgend anzuſtoßen; aber das Volk war noch nicht vorbereitet, und der Widerſtand von Seiten des Pfaffenthums zu groß, als daß ich gute Früchte bei dem kühnen Unternehmen hätte erwarten können.

Pius. Ich kann nicht bergen, daß ich mit beklommenem Herzen jene famöſe Reiſe nach Wien unternommen habe. Schwer drückte mein Gewiſſen dabei der ungeheure Quark, der die Lehre Chriſti unter ſeiner Laſt begrub. Die Sünden meiner Kurie, waren auch meine Sünden. Geraume Zeit war ich ſogar unentſchloſſen, ob ich Euerem Beginnen, die gemißbrauchte Menſchheit wieder in ihre Rechte einzuſetzen, durch meinen öffentlichen Beifall Vorſchub leiſten, oder nur ſtillſchweigend das edle Werk begünſtigen ſollte. Nur zu bald wurde ich aber zur Ueberzeugung geführt, daß der Stellvertreter Chriſti, der Papſt, der Unfehlbare, nichts weniger als ſein eigener Herr ſei. Denke man ſich das Lamento eines

Heeres Kurialiſten, das Klagegeſchrei von Millionen Mönchen, Ordensgeiſtlichen und Bruderſchaften, von Rechnern und Wallfahrts-Vorſtehern, die Reihe von Ehedispens-, Pfründenverleihungs-, Diſpenſations- und Pönitentiarien-Kanzleien, die ſämmtlich mit dem Verluſte ihrer Goldgruben bedroht waren, und deshalb unausgeſetzt den Vatikan mit Bitten und Vorſtellungen beſtürmten, auf die ich um ſo mehr Rückſicht zu nehmen gezwungen war, als ich im Nichterhörungsfalle das Mißtrauen nicht nur von ganz Rom mir zugezogen, ſondern auch damit die brennende Fackel in die gährende Welt geworfen hätte. Wußte ich doch recht gut, daß ſchon damals ein großer Theil meiner Kirche zu wanken angefangen, der nur auf Gelegenheit wartete, das unerträgliche Joch eines aufgedrungenen Glaubens abzuwerfen.

Joſeph. Ueber einen aufgedrungenen Glauben glaubte ich mich nicht beſchweren zu dürfen, wohl aber über einen durch Mißbräuche verunſtalteten.

Pius. Gebärt nicht unſere Mutter unſere Religion? . . . Alles, was Ihr, mein lieber Sohn, übrigens für das Wohl der Menſchheit angeſtrebt, erkennt die Nachwelt dankbar an. Freilich war Euch das

Vollbringen nicht gegönnt. Deutſchland mußte im neunzehnten Jahrhundert den, aller Vernunft Hohn ſprechenden Scandal der Trierer Rock-Ausſtellung ſehen, Frankreich kehrte nach Napoleons Fall unter das Joch der Hierarchie zurück, Spanien zerreißt Anarchie und England fährt fort Diplomatie und Religion merkantiliſch zu berechnen.

Joſeph. Nun, jetzt haben doch wahrlich die Souveraine Deutſchlands die herrlichſte Gelegenheit, ſich dem Despotismus des Papſtes zu entziehen! Die deutſchen Stämme ſind reif!

Pius. Ich kann und darf nun nicht mehr reden, was der Welt gefällt. Der ewige Geiſt, unberührt von der Endlichkeit-Schwäche, umſchwebt mein Sein. Ich kann nur reden, was meines Gottes iſt, und ſollte ich damit über mein ganzes Leben den Staab brechen. Mit Langmuth hat der Allwiſſende der verzögerten Abſchließung der Konkordate zugeſehen; ſie kamen endlich zu Stande, aber in ihrem Innern tragen ſie den Keim der Rache der gemißhandelten Menſchheit. Sie ſind ein Unglück für Deutſchland und deſſen Fürſten, die ſie zu Sklaven Rom's machen, von dem das Unheil auszugehen nie aufhören wird. Rom hat durch den Abſchluß der Konkordate abermals über die Vernunft geſiegt; aber es kann mit Pyrrhus rufen: „noch einen ſolchen Sieg, dann ſind wir verloren!“ Die römiſch-katholiſche Kirche wird und muß an Geiſtes-Lethargie ſterben; wie ſich denn ſchon in der That Diejenigen, die noch Lebenskraft in ſich fühlen, derſelben, — in banger Ahnung dieſes Todeskampfes, — entwinden und eine neue lebensfriſche Kirchengemeinſchaft bilden. Was iſt denn die Baſis der Konkordate? . . . Alles was nachtheilig auf den Geiſt wirkt: der äußere Schimmer der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ihre deſpotiſche Gewalt über das Lehrfach, der Gewiſſenszwang des Volkes, Aufbürdung des Cölibats für den Prieſterſtand und geldbringende Ehegeſetze; dies iſt ihr weſentlicher Inbegriff. Der geiſtliche Buchſtabe bleibt der Gottheit geweiht, Ceremoniendienſt ihr Opfer und mechaniſche Gebete ihr Erbtheil. Das Eine was Noth iſt, Forſchung nach dem göttlichen Geiſte der Wahrheit, in dem Gott angebetet werden ſollte, wird gänzlich vermißt; öde und brach ſoll das Höchſte in dem Menſchen liegen bleiben. Die Fürſten

Deutſchlands ſollten ſich ſchämen, nicht einmal Herr in ihrem eigenen Lande zu ſein; denn dies ſind ſie nicht, ſo lange die Konkordate beſtehen, und Rom jeden Augenblick ſeine Gläubigen des Eides der Treue gegen ihren angeſtammten Landesherrn entbinden kann.

Joſeph. Und Oeſterreich! .... Mit tiefem Schmerz ſah ich alle ausländiſchen Erzieher über die Grenzen weiſen, die Schriften Göthe's, Wieland's, Schiller's und Herder's verbieten und nach dem kurzen Morgen Mitternacht hereinbrechen, — mit Schauder aber, mit Entſetzen erfüllte mich die Wiederberufung der Jeſuiten. Nun ſind ſie zernichtet und mit Füßen getreten die Früchte meines raſtloſen Strebens. Die erſte Generation ſuchte ſchon mein Andenken zu vertilgen, und erklärte meine Werke als Hirngeſpinſte, als Werke der Hölle.

Pius. Was anders iſt die Abſicht der Jeſuiten, als die Fürſten unter dem Deckmantel der Religion zu tyranniſiren?!

Wir haben Beiſpiele vor Augen.

Joſeph. Unbegreiflich, daß ſie ſehenden Auges blind ſind; daß ſie das gekrönte Haupt unter die Geſel fanatiſcher Betrüger beugen; denn ein Betrüger iſt, wer lehrt, was er nicht glaubt, und was ſie lehren zu glauben, davon iſt dieſe Pfaffenbrut weit entfernt. Bald werden wir in meinem lieben Vaterlande und überall, wohin ſich der Jeſuitismus, dieſe Grätze der Menſchheit, erſtreckt, ſich alle die Gräul verjüngen ſehen, die Pfaffentrug von jeher über die Menſchheit verbreitet. Ein heuchleriſch-ſchleichender Geiſt wird die geſellige Freundſchaft verſcheuchen und dem gefühlvollen Herzen verbieten, ſich liebreich und vertrauensvoll dem Freunde mitzutheilen; die univerſellen Anſichten des Forſchers werden in ſeinem Innern vermodern: der Religionslehrer, an Seele und Leib zur Unfruchtbarkeit verdammt, dem Erfindungsgeiſt und Eigenthümlichkeit ſtets ferne bleiben müſſen, wird das unermeßliche Feld der Natur, aus der der Reichthum alles menſchlichen Wiſſens zu ſchöpfen iſt, ewig brach liegen laſſen; nur mit halberloſchenem Auge wird er hier und da nach dem Kern der Weisheit in das Alterthum hinüberblicken, um ſich an deſſen Schätzen, wie an peſtartigen Todtengerippen vorbei zu ſchleichen, ſie höchſtens in verſchloſſener Empfindung bewundern, dann aber wieder hinter ſich zur ewigen Vergeſſenheit in ihren

Gruften menſchenſcheu verriegeln. Sein Blick ſoll ſich nur mißtrauiſch gegen den Mitmenſchen wenden, ſeine Zunge ſtets zur Verdammung bereit, ſeine Ohren zur Erſpähung betrodorer Lehren geſpannt ſein. — Argliſtiſch werden ihre erotiſchen Grundſätze das Heiligthum des ehelichen Friedens beflecken, und durch verworrene, ſophiſtiſche Dogmen ſeh ich ſie ſchon gleich der würgenden Hydra den freigeſchaffenen Geiſt umſtricken und ſo das Daſein meines Volkes zum Spott aller Vernünftigen machen.

Pius. So weit, mein Sohn, wird es nicht mehr kommen. Der Zeitgeiſt ſchreitet unaufhörlich vorwärts, und ihn zu bannen vermag auf die Dauer kein Papſt und kein Kaiſer. Heute wird das Unwahrſcheinliche, das kaum Gehoffte, möglich; morgen iſt ſchon die Welt an dieſen Fortſchritt gewöhnt, und verlangt einen weiteren, bis das Unerreichbare erreicht iſt. Kein Sterblicher ſollte ſich erdreiſten dem freien Schwunge des unſterblichen Geiſtes Zügel anlegen zu wollen und vergebens wird der Tollkühne des Vulkans furchtbare Eingeweide in engere Klüfte einzuzwängen verſuchen; ſie werden ſich mit deſto ſchrecklicher Verwüſtung, Tod Vund erderben ſpeiend, entleeren, je enger ſie eingechloſſen waren. Rom iſt Altersſchwach, ... Rom hat ſich überlebt ... Rom und ſein' Hierarchie werden untergehen und eine neue, allgemeine Kirche, deren Anfang die deutſch-katholiſche iſt, wird ſich wie ein Fönix aus der Aſche erheben.

Joſeph. Ich fühle, welcher Troſt in dieſer Wahrheit liegt, die auch mir der ewige Geiſt verkündet. Warum aber halten Deutſchlands Fürſten ſo unbegreiflich bei einer Bewegung zurück, die doch nur in ihrem eigenen Intereſſen liegen kann?

Pius. Weil noch immer Jeſuiten — proteſtantiſche und katholiſche — der Fürſten Rathgeber ſind. Daß es aber nicht durchgehends an dem Willen der edlen Fürſten Deutſchlands fehlt, bewies ſchon Würtembergs hochherziger Monarch. Freimüthig, in reiner Katholizität ging dieſer bei Gründung der neuen Lehranſtalten von dem Grundſatze aus: der chriſtliche Lehrer, deſſen Wirkungskreis Himmel und Erde gleichviel umfaßt, ſoll in abſoluter Idee jedes Fach des menſchlichen Wiſſens umfaſſen, und ohne Rückſicht, ob er des Cephas oder des Titus Jünger ſei, die Hörſäle der Muſen beſuchen, und er vereinigte zu dieſem Beauf ſämmtliche Fakultäten in Eine Landesuniverſität, damit ſeine Vaterlandsſöhne vereint in theoretiſcher Wiſſenſchaft als unbefangene Menſchenfreunde in das praktiſche Leben übertreten und Segen ſeinem Volke bringen möchten. Aber nicht ſo will es der ſchlimme Geiſt der in Verſteinerung übergegangenen Kirchenlehre. Sogleich begann die alte Juno mit ihren jungen Grazien zu eifern; die betagte Orthodoxie witterte damals Spuren des Libertinismus unter ihren Zöglingen, — wie jetzt der Pietismus und Jeſuitismus unter jeder geiſtigen Bewegung das Geſpenſt des Radicalismus zu ſehen glaubt, — ſie ſchloß deswegen die talentvollen Kandidaten in ihre Konvikte und Seminarien ein, deren Disciplin nach ächt mönchiſcher Form zugeſchnitten iſt, um darin, wie die orthodoxen Männer kalkulirten, Cölibatörs zu erziehen, während der Geruch cönobitiſcher Aſcetik den Dämon des regſamen Fleiſches auf immer verſcheuchen werde. Um aber jede Gefahr einer epidemiſchen Anſteckung zu beſeitigen, unterſagten ſie zum Ueberfluß ihren Theologen den Beſuch der evangeliſch-chriſtlichen Hörſäle unter Strafe des Ausſchluſſes von allen Stipendien. So gingen auch dieſe Bemühungen des geliebten Wilhelms, ſeinen Unterthanen geiſtige Freiheit zu geben, in Trümmer. Es war aber auch nicht anders zu erwarten, denn die Werke der Orthodoxen gleichen dem Geiſte, den ſie begreifen.

Joſeph. Und doch hört man Wunder, was Großes allenthalben für Bildung der Volkslehrer geſchehen.

Pius. Wo das faulende Aas liegt, wird der unflätigen Nachtvögel ärgerliches Geſchrei am grellſten gehört. Durch dieſe Kundmachung erdichteter Reformen werden die getäuſchten Fürſten in ſüßen Schlummer eingewiegt, damit ſie den ſiechen Körper ihrer in den Staub getretenen Geſetze nicht gewahr werden. Und auch hierbei, und hier namentlich, hat Rom, wie überall, ſeine Hand im Spiel. Seine ſchlaue Kurie durchſchaute nämlich mit gewohntem Scharfblick das anfänglich rege Beſtreben der meiſten deutſchen Fürſten, ihre Völker zur endlichen Geiſtes-Mündigkeit zu erziehen. Dieſer edle Wille aber bedrohte die Exiſtenz des Vatikans, und ſomit mußte ihm entgegengearbeitet werden. Rom brachte ſeine verkappten Jeſuiten, — die, unter der geſtickten Uniform ſowohl als unter dem Schwarzrocke, oft ſelbſt nicht wiſſen, weß' Spielzeug ſie ſind, — in die nächſte Nähe der Regenten, und nahm ſomit behutſam, wie ein geübter Taſchenſpieler die Zügel der Regierung aus den Händen der Souveräne. Der Abſchluß der Konkordate bot dazu eine prächtige Gelegenheit; außerdem wurde in denſelben Roms Macht und Einfluß in Deutſchland hübſch geſichert, und zwar durch das unbedingte Geſetz: daß die Aufſtellung der theologiſchen Profeſſoren ein ausſchließendes Recht der Biſchöfe ſein ſolle. Die Biſchöfe ſelbſt aber werden dabei ſo kurz gehalten, daß ſie in völliger Abhängigkeit von Rom ſtehen. Zugleich treten die päpſtlichen Nuntien an den Höfen der Könige wie römiſche Dictatoren auf, den Zunder der Partheiſucht und Zwietracht, eingedenk der Worte: „Theilt und regiert!“ anzündend und nährend.

Soll ich Euch, mein lieber Sohn, ſagen, in welchem Verhältniß der Papſt, ſelbſt unter den jetzigen Formen, ſtehen müßte? Der Papſt hat zwar das Recht, den Biſchöfen über ihr Glaubensbekenntniß Rechenſchaft abzufordern, aber in ſeinen Beſchlüſſen nie auf Einigkeit der Form zu dringen, warum er z. B. ungerechter Weiſe den braven Weſſenberg verworfen hat. Seine Abſchluſſe ſtehen unter den allgemeinen ſowohl als unter den Provinzial-Synoden, über dieſe

Beſchlüſſe kann ſich der Papſt nicht erheben, und auch nichts vorbehalten, weil jede Reſervation eine monarchiſche Regentſchaft vorausſetzte, die nirgends in dem Geiſte Jeſu zu finden iſt, nach welchem er ſich ſelbſt Servus Servorum Dei nennt. Als vorſitzendes Oberhaupt bei Kirchenverſammlungen wird ihm die causa judicialis auf Fällen, wo Concilien nicht beiſammen ſind, komittirt; es ſtehen aber ſeine Abſchlüſſe unter den Concilien, welche ihnen ex post die volle Gültigkeit entweder geben oder verweigern. Die Unfehlbarkeit iſt kein Prärogativ des Papſtes. Den kanoniſch erwählten Kirchenvorſtehern kann und darf er die Einweihung und Beſtätigung nicht verſagen. Was den Unfug mit der Dataria *) betrifft, ſo ſind die Summen welche dieſe Kaſſe eintreibt zu bedeutend, als daß die Staaten fernerhin gegen ihn gleichgültig bleiben ſollten. Zudem gehörten ihre Geſchäfte eigentlich zu dem Reſſort der Erzbiſchöfe.

Joſeph. Warum ſtellen ſich aber Deutſchlands

---

*) Die päpſtliche Kanzlei in Rom, aus welcher die Ehedispenſen, Pfründen- und Beneficien-Verleihungen, ſo wie die Dispenſationen im Allgemeinen hervorgehen.

Biſchöfe nicht unabhängiger von Rom? und halten dem heiligen Vater den Daumen auf's Auge.

Pius. Die Erz- und Fürſtbiſchöfe boten geraume Zeit dem Papſte zwar Trotz, aber nur in Sachen, die nicht ihres Berufes waren; ſie bekümmerten ſich dabei wenig mehr um ihre Heerden, und waren mehr Hirten ihrer Schätze und Marſtälle, als ihrer Bißthums-Angehörigen. Wie aber in der Natur zu ſtarkem Froſt unmäßige Hitze zu folgen pflegt, ſo ſchmiegen ſich die jetzigen Biſchöfe um ſo geduldiger unter das päpſtliche Joch, je gewiſſer ihnen nach Verluſt des zeitlichen Schimmers die Sonne geiſtlicher Vorzüge von da aufgeht. Die Nachwelt wird es jederzeit für einen Schandfleck der deutſchen Biſchöfe erkennen, daß ſich z. B. Hefele verleiten ließ, vor Empfang des Kardinalhutes zu ſchwören, daß er nie Freimaurer geweſen ſei. Mußte wohl Paulus auch ſchwören, nie Phariſäer geweſen zu ſein? . . . und daß die neuen Biſchöfe ohne Ausnahme geſchworen haben auf Disciplinar- und liturgiſchen Dogmen wie auf die weſentlichen Lehren der Religion zu halten.

Als ob die Einigkeit und Einheit, deren Mittelpunkt der Papſt ſein ſoll, auf der Form und nicht auf dem Weſen beruhen müſſe. Die Vertheidiger der römiſch-katholiſchen Kirche haben durchweg den richtigen Standpunkt für ihre Vertheidigungen verloren und werden mit Recht Papiſten genannt, da ſie nur die Sache des Papſtes, nicht aber die allgemeine Kirche vertheidigen. Je mehr wir, mein lieber Sohn, Gegenſtände dieſer Art berühren, je auffallender und abſurder wird uns die gemißbrauchte Kirchengewalt. Brechen wir daher ab, weil wir ſonſt leicht Gefahr laufen, noch im Todtenreiche der unerbittlichen Strenge der menſchenfeindlichen Kirchen-Cenſur unterworfen zu werden.

Joſeph. Ich bin zufrieden, wenn nur Einer von den über unſer Geſpräch knirſchenden katholiſchen oder proteſtantiſchen Jeſuiten dadurch zerknirſcht wird.

Pius. Ach! Hali's Söhnen wurde das Zwacken an dem Opfertiſche des Herrn ſo ſehr zur zweiten Natur, daß ſie ſich durch die gütlichen Ermahnungen ihres alten Vaters nicht mehr zurecht weiſen ließen!

Joſeph. Mögen die Orthodoxen ſchreien ſo viel ſie wollen; je öfter von einer Sache geſprochen wird, je eher wird ſie allgemein. Die Thronen, deren Völkern das Menſchenrecht zuerkannt wurde, werden ja wohl endlich auch einmal aufmerkſam werden, denſelben auch Gottesrechte nicht länger vorzuenthalten.

Pius. Es gebricht der römiſch-katholiſchen Kirche und ihren Prieſtern zu ſehr an gutem Willen. Ihre Theologie iſt Erfindung der päpſtlichen Kurie und der Klöſter, und was von daher kömmt, gehört auch meiſtens nur für Rom und für Klöſter. Ihr weſentlicher Inhalt iſt ein ſolches Gemiſch von Wahrem und Falſchem, von Gründlichem und Zufälligem, daß er Tauſenden zum unauflöslichen Räthſel geworden iſt. Die Vulgata iſt das non plus ultra für den Lehrſtand. Alle Forſchungen müſſen ſich in dieſer konzentriren; die in die Volksſprache überſetzte Bibel zu leſen iſt beſchränkt; die Bibelgeſellſchaften ſind verboten; die Tradition wurde mit der Zeit mit ſo viel Mährchen überhäuft, daß ſie kaum mehr zu gebrauchen iſt, und dabei bewacht eine, jeder höheren und wahrhaft wiſſenſchaftlichen Bildung fremde, unkritiſche und unchriſtliche Prieſterkaſte gleich dem Cerberus des Menſchen Geiſt, damit ja nicht etwa ein unbefangener Gedanke ſich einſchwärze.

Joſeph. Die Prieſterkaſte! ... die Prieſterkaſte! ... Heiliger Vater! ... trägt denn dieſe die ganze Schuld der kirchlich-religiöſen Zerrüttung? Laſtet ſie nicht eben ſo ſtark auf den Regierungen, die nicht mehr durch die Turniere der unbändigen Ritter, nicht mehr durch zügelloſe Volksſtämme, eben ſo wenig durch unreie Volksbildung gehindert ſind, ihren Völkern eine edlere Erziehung zu geben? . . . An ihnen iſt nun die Reihe, nachdem Dalberg — Kolborn — Weſſenberg — Werkmeiſter — Ronge — Theiner das Eis gebrochen, die Bahn zur wiſſenſchaftlichen Reform zu unterhalten. Wozu man den Menſchen erzieht, das leiſtet er!

Pius. (Mit geſenktem Haupte). Kein fauler Stamm bringt ſüße, lebensfriſche Früchte mehr. Was dieſe Kirche gegen den Sinn der heilgen Chriſtuslehre that, that ſie ausſchreitend aus dem Wege der Univerſalität, auftretend im Individualismus als ein Kind der Herrſchſucht, der Unverträglichkeit und Habſucht; ſomit aber verzichtete ſie auf den Geiſt, den Jeſus ſeinen Nachfolgern bis an das Ende der Welt verſprochen, und hörte auf, die katholiſche Kirche zu ſein!

Joſeph. Wo aber läge der Erſatz für die katholiſche Welt? Wo eine Brücke ſtürzt, da muß ſich eine neue bauen.

Pius. Wo anders als in der Kirche, die alle Zeichen der katholiſchen, ächt apoſtoliſchen trägt. Was Ihr, mein Sohn, geahnet und gewollt, was ich für Recht erkannte und aus Schwachheit nicht in's Werk geführt, vollendet jetzt ein Theil des deutſchen Volkes.

Einfach und vernunftgemäß faßt es die ewige Weisheitslehre des Erlöſers auf, und leget ſeinem Glauben Denkfreiheit zu Grunde.

Joſeph. Gott ſegne das begonnene Werk, und führe es zum freudigen Gelingen!

Pius. Nur in der Freiheit Lüfte kann Großes und Herrliches gedeihn. Gönnet, Ihr Mächtigen, Euren Völkern vernunftgemäße Freiheit, auf daß ſie kräftig ſich entwickeln können, und Eure Throne werden Ehrenſäulen, die, jedem Sturme trotzend, ihre Häupter in des Himmels goldne Wolken tauchen.

Bei Freiheit des Gedankens wird ſich dann auch eine Kirche bilden, deren Grund Allgemeinheit iſt, und von welcher Gottes Beiſtand nie weichen wird. Hatte ſich Rom frevelnd im Beſitz ſeiner dreigekrönten Inful die Herrſchaft über Welt, Himmel und Hölle angemaßt, . . . hatten die Biſchöfe hinter dem Panzer des Palliums ſich gegen Monarchen erhoben, und Aebte und Prälaten ſich gegen die Menſchheit verſündigt, warum ſollen die ſchuldloſen Kinder die Sünden der Väter büßen? . . . Sie mögen ſich losſagen von dem Stuhle, den ſchwache und gebrechliche Menſchen, wie ich, zum Fluch der Menſchheit beſtiegen. *Ihren Lehrern aber räume man vor allen Dingen die Rechte der Menſchheit ein; nur was der Menſch hat, das kann er wiedergeben.* Seh' ich dann frei und kräftig eine evangeliſch-chriſtliche, und ſomit eine wahre katholiſche Kirche emporbluhen, dann, mein lieber Sohn, dann erſt werden die Vorwürfe meines Gewiſſens ſchweigen, dann erſt wird der ganze Himmel reiner Seligkeit in dieſem Herzen einziehn!

Joseph. So möge die Stunde der Erlöſung denn bald ſchlagen! . . . . .

Carl Maria von Weber.

Von

Heribert Rau.

Carl Maria von Weber.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in drei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Erſter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1865.

Inhalt.

Seite
1. Ein Abend auf der Solitüde 3
2. Der dicke König und ſeine Zeit 42
3. Die königliche Waſchfrau 67
4. „Ein ſteter Kampf iſt unſer Leben“ 96
5. Liebesabenteuer 119
6. Puzzicaca 138
7. „Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte“ 153
8. Künſtlers Jugend 161
9. Dunkele Mächte 195
10. Die drei Camelien 214
11. Ein Maskenball 245
12. Schlaraffenleben 256
13. Schuld und Noth 275
14. Schurkenſtreiche 286
15. Sechzehn Jahre in ſechzehn Tagen 305
16. Ueber die Grenze 329

Erſter Theil.

Wandlung.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ein Abend auf der Solitude.

Der Abend war angebrochen . . . aber welch' ein Abend voll Glanz, Pracht und Herrlichkeit! Natur und Kunſt ſchienen zu wetteifern. In meilenweiter Entfernung ſah' man das zierliche Waldſchlößchen Solitude im Schimmer der Beleuchtung ſcharf umgrenzt, mit allen ſeinen Nebengebäuden erglänzen, wie mit bundflammenden Linien auf den dunklen Grund der Wälder hingezaubert.

Und dieſe Wälder ſelbſt mit ihren reizenden Wegen mitten in der mächtigen Fülle von all' dem Grün, wie wurden ſie durchweht von dem Balſamhauch zahlloſer, köſtlicher Kräuter, den eine weiche, wahrhaft italieniſche Luft über die Höhen trug!

Ueberall ſchimmerten dabei, aus grüner Nacht hervortretend, weiße Götterſtatüen: Venus und Diana, Mars und Apoll, Pan und Jupiter, Amoretten und Nymphen, alle in olympiſcher Tracht und reizender Geſtaltung. Kühle Quellen rieſelten dazwiſchen, Springwerke warfen ihre kryſtallenen Strahlen, während ſich Guirlanden von bunten Lampen von Baum zu Baum zogen, die hereinbrechende Nacht mit ihrem farbigen Lichte muthwillig hinwegſpottend.

So bildeten Schloß und Umgebung ein kleines mahomedaniſches Paradies, wogegen ſelbſt der große Luſtgarten des dicken Königs ein züchtiges Elyſium abgab.

Dort ſchauten die hohen Wälder von hundertjährigen Eichen und Buchen ſtill und feierlich herein; — hier, den Abhang hinab, begrenzten ſie, noch weit ernſter, Reihen ſchwarzer Fichten und Tannen; während die Fernſicht, nach Ludwigsburg hin, in der Abenddämmerung einen überſchwenglich ſchönen Blick gewährte. In der That, die ewige unſterbliche Natur, mit der Kunſt Hand in Hand gehend, breitete hier alle ihre Schätze aus.

Wer aber, der Schwaben und ſeine Hauptſtadt beſucht hat, kennt denn auch das liebliche Schlößchen Solitude nicht, das — wenn auch jetzt all' ſeiner früheren Pracht beraubt — dennoch eines der reizendſten Plätzchen der Erde abgiebt, während es ſich, als Schiller's zeitweiſer Jugendaufenthalt, in der Geſchichte einen dauernden Namen erworben hat.

Lenkſt du jetzt — von der freundlichen höhenumkränzten Hauptſtadt Würtembergs kommend — deinen Weg zu der Solitude hinan, ſo findeſt du zwar von der kleinen zierlichen Reſidenz, die Herzog Carl für einige Jahre auf der Höhe eines ſchönen Waldrückens aufgeſchlagen hatte, nur noch wenige Gebäude und ruinenartige Ueberreſte früherer Größe und Schönheit; auch von den Pflanzungen und Gärten umher zeigen ſich nur noch kleine Theile und ſchwindende Spuren; aber der weiche Raſen und der friſche Moosboden der Hochfläche, die alten prächtigen Kaſtanienalleen der nächſten Schloßumgebung, die unübertrefflich ſchönen Waldſäume, die wunderlieblichen Durchſichten aus den Schattenplätzen, laden dich und deine Geſellſchaft noch immer ein, hier zu lagern, zu ſpielen, ein fröhliches Mahl im Freien zu nehmen und in dem Glanze der Fernſicht, an den Wäldern und Baumgruppen, den zahlloſen Wald- und Feldblumen, der himmliſch reinen Luft und dem Waldgeruche dich zu laben.

Es ſind nun gerade hundert Jahre, daß Herzog Carl von Würtemberg im Wildpark des Haſenberges den Bau der Solitude anlegte, der 1763 begonnen und 1767 vollendet wurde.

Man kann die Regierungsepochen dieſes Fürſten — ſagt Schöll in „Schiller's Knabenjahren" — nach Bauten von Luſtſchlöſſern unterſcheiden.

Der ältern wildeſten Regierungsepoche gehört „Grafeneck" im Oberlande an. Hier blieb in dem üppig ausgeſtatteten neuen Schloſſe, das Herzog Carl hinter dem alten aufführte, nach dem Getümmel der Luſtlage eine unheimliche Oede zurück; ſelbſt für den Vorübergehenden behielt der Blick in die dunkle Allee nach der Fronte hinan, etwas Düſteres. Das Gerücht, daß an dieſem Luſtorte der Herzog eine der reizenden Opernſängerinnen, mit welchen er ſchwelgte, gewaltſam um's Leben gebracht, wohnte geſpenſtiſch in den Gemächern und Bosquets fort, als ſie längſt vom Hofe gemieden waren.

Später, als die Willkürherrſchaft und Verſchwendung des Fürſten ihn mit ſeinen Landſtänden in Prozeß verwickelte und dies die Hauptſtadt empfinden ſollte, war es Ludwigsburg, das er als zweite Reſidenz an Glanz und Wohlleben über die erſte zu heben ſtrebte. Dem ältern, auf hoher Terraſſe ſehr impoſanten Schloſſe im florentiniſchen Styl fügte er neue Anbauten in franzöſiſchem, und maleriſche Parkanlagen hinzu, durchzog und umgab die Stadt mit Raſenplätzen und reichen Baumgängen, mit Luſthäuſern und Opernhaus. Sein Jagdtroß und ſeine Garden, italieniſche und franzöſiſche Luxusdiener, Virtuoſen und Schauſpielertruppen belebten und mehrten die Bevölkerung, die von Carl's Feſten, Bällen, offenem Aemterverkauf, dem Pomp und dem Eingriff ſeiner Lüſte in alle Stände unglaublich aufgeregt und entſittlicht wurde.

In der Zeit der Schwenkung aus dieſem Labyrinth, als er den Vergleich der Landſchaft, zu dem er ſich verſtehen mußte, und die Wiederanerkennung der Verfaſſung herankommen ſah, als er ſeine Willkürwerkzeuge und Günſtlinge opferte, ſeine Ausgaben ſcheinbar einſchränkte, wählte der Herzog — im Uebergange zu der Wiederannäherung an Stuttgart, entſprechend der künftigen Eleganz des dortigen neuen Schloſſes auf dem großen Freiplatze ſeitwärts von dem ernſten alten Palaſte, als ein Zwiſchenlager zwiſchen beiden Reſidenzſtädten — die Solitude.

So wurde nun für dieſe Einſamkeit des fürſtlichen Philoſophen auch hier ein Schloß im franzöſiſchen Geſchmack errichtet; zur Mitte mit vorgelegter Freitreppe ein rund heraustretendes Gebäude, gekrönt mit Kuppel und Belvedère, Flügel und Pavillons zu Seiten. Es reichte mit Gartenumgebung und Statüen bis zum Abhange der Hochfläche vor, wo die Schranken des Wildparks endeten und abwärts eine gerade Allee bis nach Ludwigsburg führte, hinter deſſen aus der Tiefe ſichtbaren Thürmen ſich der Feſtungshügel Asperg unter das Auge legte. Von Stuttgart herauf erreichte man erſt durch Weinberge, dann unter Buchenwaldung zwiſchen Eichenwipfeln und ragenden Tannen, über grüne Hügelkämme hin in drei Stunden die Parkhöhe. Wohl war ſie zu einer labenden und beſchaulichen Ruhe durchaus geeignet.

Umhaucht von erquickender Waldluft ſchwebt der Blick über dem reich abgeſtuften Landſchaftsbilde: hier nach den hohen, ſchwungvollen Zinnen der Alp, vor welcher die Feſtungskuppe Neuffen wie eine Krone ſich hebt; dorthin nach dem Stromberge, der, hinter dem Vaihinger Schloßhügel empor, zu fernen Zügen des fränkiſchen Gebirgs hinüberreicht; und zwiſchen näheren Rücken mit Waldſtrichen und Dörfern öffnen ſich Thaltiefen und blühende Gefilde. Ausdrücklich weihte der Herzog den Ort einer friedlichen Zurückgezogenheit durch die Inſchrift am Schloſſe: Tranquillitati sacrum voluit.

Allein er blieb nicht dabei ſtehen, die geräumige, außen und innen prangende Einſiedelei mit ſeiner bunten Hofdienerſchaft zu bevölkern. Ein Marſtall von 840 Fuß Länge, mit Kuppeldach über dem Hauptthore, erſtreckte ſich unweit des Schloſſes; eine katholiſche Kirche (der Abfall des Vaters von der Religion der Vorfahren und des Landes hatte dem Herzog dieſe Confeſſion vermacht) hob ihren Thurm und ſeine kleine koniſche eiſenfarbene Dachkappe empor. Auch ein Opernhaus und eine Kaſerne für die Leibgarde ſchloſſen ſich jetzt der Solitude an.

Herzog Carl war ſofort bedacht, hier mit den fleißig gebrauchten Anſtalten des Vorgängers ökonomiſche Anlagen zu verbinden: einmal Nutzgärtnerei, Baumpflanzungen, beſonders Obſtbaumzucht, um den Unterhalt und die Mehrung ſeiner Gärten im Lande zugleich reichlicher und wohlfeiler zu machen, und dabei Erträge nicht blos für ſeine Tafel, ſondern auch an Geld durch Handel zu gewinnen. Zum Andern richtete er auf der Solitude ein Waiſenhaus für Soldatenkinder ein, das nicht ſowohl dem Militärnachwuchſe dienen, ſondern vielmehr an Stelle der auswärtigen Luxuskünſtler, die ſeine Bau- und Feſtluſt nicht entbehren konnte, ihm aus Unterthanen ungleich wohlfeilere Tänzer und Muſiker, Kunſtgärtner und Decorationskünſtler, Stuccatoren und Bildhauer liefern ſollte, zu welchen verſchiedene Abtheilungen dieſer Waiſen dreſſirt wurden.

Die erſtere dieſer Nutzanſtalten war es, für die im Jahre 1770 Schiller's Vater von ſeiner Hauptmannsſtelle in Ludwigsburg nach der Solitude zur Aufſicht der Treibhäuſer, der Orangerie, vornehmlich aber zur Gründung der Baumſchule berufen wurde.

Aber die Herrlichkeit auf der Solitude dauerte nicht lange.

Schon im Jahre 1774 verlegte der Herzog ſeine Reſidenz abermals, und jetzt nach Stuttgart. Sofort aber geſtaltete ſich auch der Beſtand der Solitude ihrem Namen entſprechender. Schloß zwar und Gärten wurden noch unterhalten, und erſt viel ſpäter, als Carl ſein letztes und größtes Luſtſchloß Hohenheim baute und mit viel decorativen Anlagen umgab, mußte dahin, nicht lange vor des Herzogs Tode, die Solitude ihre Orangerie abgeben. Schon jetzt aber ward nach Stuttgart der ſtattliche Marſtall und die katholiſche Kirche verſetzt: jener einwärts vom Thore, das nach Ludwigsburg führt: die Kirche aber hinter den Marſtall, am Seitenende des großen Freiplatzes vor der neuen Reſidenz, wo ſie heute noch ſtehen.

So war es denn nun wirklich „einſam“ auf der „Solitude“ geworden; dennoch durchbrach dieſe Einſamkeit und Stille manchmal der alte Lärm, das alte wilde genußſüchtige Leben, das alte wüſte Treiben, wenn nämlich der König — die Herzogskrone hatte ſich ja indeß in eine Königskrone verwandelt — oder ſein Bruder, Herzog Louis, mit ihrem Hofe dort Feſte gaben.

Und ein ſolches Feſt war es, was heute Herzog Louis von Würtemberg gab. Es war ein Feſt nach dem Schnitt der Luſtbarkeiten, mit welchen Ludwig XIV. von Frankreich in ſeiner beſten Zeit die Welt in Staunen ſetzte; denn während der „dicke König“ die Schwäche hatte, den Kaiſer Napoleon und den Napoleoniſchen Hof nachzuahmen, liebte es der verſchwenderiſche Herzog Louis ſeinen Namensvetter Louis XIV. zu copiren, eine Leidenſchaft, die ihn mehr als einmal an den Rand des Verderbens führte und endlich in der That in denſelben ſtürzte.

An eine ſolche Möglichkeit dachte indeß heute weder er noch ſein leichtſinniger Hof.

Das Feſt war, wie geſagt, ebenſo pracht- als geſchmackvoll.

In dem großen Spiegelſaale des Schlößchens hatte ein köſtliches Mittagsmahl ſtattgefunden, luxuriös in jeder Beziehung, reich ſowohl an koſtbaren Speiſen, Leckerbiſſen und ausgeſuchten Weinen aus allen Himmelsgegenden, wie an Heiterkeit, Witz und Laune.

Eine prächtige, alle Herzen erfreuende Muſik, componirt von einem noch ganz jungen Manne, einem Attaché an dem Hofe des Herzogs, der zugleich der Erzieher des Prinzen Paul und der kleinen Prinzeſſinnen war, begleitete das Mahl und trug nicht wenig zur Erhöhung des Feſtes bei.

Aber das fürſtliche Diner und ſeine Freuden waren ja jetzt längſt vorüber, ebenſo die Nachmittagſtunden, die man im Wildpark zugebracht. Der Fürſt, ſeine Gäſte und der Hof hatten hier während der heißen Stunden in gemüthlicher Ruhe und im kühlen Schatten der koloſſalen Eichen und Buchen zugeſehen, wie zehn Edelhirſche auf einem weiten Platze zu todt gehetzt wurden.

Hierauf war eine Pauſe gefolgt, in welcher ſich ſämmtliche Feſttheilhaber auf die ihnen angewieſenen Zimmer der Nebengebäude zurückzogen, um ſich hier, verabredetermaßen, für den Abend umzukleiden, und zwar als

Schäfer und Schäferinnen, da ein großes, bis tief in die Nacht reichendes Schäferſpiel die Feſtivitäten bei Illumination des Schloſſes und der Gärten ſchließen ſollte.

Und ſie brannten jetzt, die tauſende und aber tauſende von Lichtern und bunten Lampen; . . . das Schlößchen flammte, wie eine Feuerkrone, auf dem Haupte des waldigen Berges; . . . Feuergarben ſtiegen in die Lüfte; herrliche Muſik rauſchte durch die Gärten und zwiſchen den Baumgruppen, Bosquets, Blumenbeeten und Statuen bewegten ſich die Menge der zierlichen Schäfer und Schäferinnen.

Nichts konnte dabei die Frivolität dieſes kleinen Hofes ſchärfer andeuten, als die ſich hier geltend machenden Koſtüme. Es iſt wahr, faſt alle die hier anweſenden Schäferinnen waren ſchön, ſehr ſchön zumeiſt . . . aber . . . ſie wurden noch reizender und entzückender durch die verführeriſche Schäferkleidung, die auf die naiveſte Weiſe von der Welt die Reize enthüllte, die ſie zu verdecken ſich coquett anſtellte.

Natürlich war weder der König noch der königliche Hof anweſend; auch die Gemahlin des Herzog Louis fehlte. Theilte ſie doch keineswegs ihres Gatten ausſchweifendes Sündenleben.

Dagegen fand ſich ein großer Theil der Spitzen des ſchwäbiſchen Adels hier verſammelt, dabei Offiziere, Künſtler und Künſtlerinnen, Schöngeiſter und Zechbrüder des Herzogs in Menge.

Jetzt gerade war die Luſt im höchſten Gange. Das eigentliche Schäferſpiel, wie es gedichtet und einſtudirt, war vollendet; . . . indeß das „eigentlichere“ begonnen, d. h. jeder Schäfer durfte ſich jetzt eine Schäferin wählen, und nun ſollte frei und aus dem Stegreif das zärtlich-romantiſche Spiel bis zur Mitternacht fortgeſetzt werden.

Allerdings ein poetiſch . . . aber auch ſonſt kühner und gefährlicher Gedanke!

Die Heiterkeit und überſprudelnde Luſt erreichte übrigens jetzt, durch die Wahl der Herren und die Annahme oder Nichtannahme der Damen, einen Höhepunkt, der faſt an Ausgelaſſenheit grenzte. Die Steigerung der Genüſſe an dem heutigen Tage war ohnedem raffinirt genug geweſen; auch die köſtlichen, in Ueberfluß fließenden Weine wirkten mit.

Aus allen Lauben und Bosquets, von allen Wegen und Plätzen der weit ausgedehnten Gärten hörte man Lachen und luſtiges Reden, verliebte Schwüre und ſchreckliche Ausbrüche komiſcher oder doch komiſch gehaltener Verzweiflung, hinter der ſich freilich oft Aerger, Eiferſucht und wirklicher Zorn, ſo gut es gehen wollte, verbargen.

Hier wandelten koſend und freudeſtrahlend Schäfer und Schäferinnen, die ſich glücklich — zumeiſt freilich in merkwürdigem Einverſtändniß — und ungemein ſchnell als Pärchen gefunden; Beweiſe genug für die vielen in der Natur vorkommenden ſympathiſchen Einwirkungen. Dort lag ein ſchöner Schäfer ſchwörend und flehend vor einer reizenden Cloe oder Daphne auf den Knieen, die mit ſpröder Kälte und Blicken, die nach einem andern Philemon ſuchten, den Unglücklichen zurückwies; während Diejenige, die den Flehenden gern erhört hätte, ohnweit dieſer rührenden Scene in verbiſſenem Zorn eine Blume zerpflückte.

Hier verkündete ein luſtiges Spottgelächter die Wahrheit des Wortes: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen!“ während ſich unfern davon zwei oder drei der verkappten Schäfer um ein und dieſelbe Schönheit ſtritten.

Das lauteſte Gelächter aber ſchallte von der Seite des Haupteinganges her.

Hier, unfern dem Gartenthore, bildeten Blumenbeete ein Rondel, in deſſen Mitte ſich die liebliche Gruppe Amor's und Pſyche's auf einem Piedeſtal erhob. Lampen, die ringsum künſtlich angebracht waren, warfen ihr röthliches Licht magiſch auf die beiden reizenden Geſtalten, deren weiße Farbe dadurch den Schein des Fleiſches täuſchend annahm.

Der Anblick war von zauberhafter Wirkung; aber er gewann noch durch das liebliche Weſen, das ſich in voller Lebensfriſche an das Piedeſtal lehnte. Es war ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Die volle und doch zierliche Geſtalt kleidete die Tracht einer arcadiſchen Schäferin ungemein gut, während das Lächeln, das ihren Mund umſchwebte, den Schatz von neckiſchem Humor verrieth, der ſie für Alle, die ſie näher kannten, ſo anziehend machte.

Alles war an der Kleinen dabei anmuthsvoll: Blick, Sprache, Bewegungen, ſelbſt die Stimme und das ungekünſtelte, vom Herzen kommende Lachen, das ſie eben hören ließ, und das alle Umſtehenden, gerade durch ſeine Natürlichkeit, unwillkürlich gleichfalls zum Lachen hinriß, nur nicht Denjenigen, der die Veranlaſſung dazu gab, den Kammerjunker von Wißtritz.

Es war dies allerdings eine wahrhaft komiſche Erſcheinung: eine lange, dürre, ausgemergelte Geſtalt, mit einer Schädelbildung, die unwillkürlich an einen ſogenannten Waſſerkopf erinnerte. Das Pikante war dabei, daß der edle Herr von Wißtritz auch noch ſtolz auf dieſe Mißgeſtaltung war und ſich nicht wenig auf ſeine „hohe Dichterſtirne“, wie er zu ſagen pflegte, einbildete. Stolz, Einbildung und Hochmuth waren überhaupt die Grundzüge ſeines Charakters; ihr Wiederſchein ſaß wie ausgemeiſelt in ſeinem blaſirten Geſicht, während die kleinen, vornehm zwinkernden Augen den Commentar dazu gaben.

Drollig genug — und für die Umſtehenden köſtlich — machte es ſich jetzt, den edlen Kammerjunker zu ſehen, wie er ſich mit einem gnädigen Air und mit ſtolzer Herablaſſung um die Gunſt bemühte, für dieſen Abend des netten, vor ihm ſtehenden Mädchens Chevalier im Schäferkleide ſein zu dürfen.

Herr von Wißtritz ließ dabei die Liebe, wie man zu ſagen pflegt, in einen ſauren Apfel beißen: war doch die Schöne, um die er ſich für dieſen Abend bewarb, keine Adliche, ſondern nur bürgerlichen Blutes . . . die liebliche Sängerin Margaretha Lang.

Alles Bürgerliche war aber dem guten Kammerjunker ſonſt ein Greuel, da ſein Adelſtolz ihm ſo ſehr über den Kopf gewachſen, daß er faſt in der lächerlichen Pedanterie ſeiner vermeintlichen Adelswürde erſtickte. Der witzige Baßbuffo der damaligen Stuttgarter Bühne, Weberlin — er ſtand mit gekreuzten Armen und ſich vor Lachen ſchüttelnd, neben Wißtritz — ſagte in dieſer Beziehung von dem Letzteren: der Nervenſaft ſondere ſich in dem Waſſerkopf Wißtritz'ens ſchneller ab, wie bei anderen Menſchen, woher dieſer ſtets zum Schwindel geneigt ſei. Uebrigens ſtamme auch der Holzapfel von hohem Stamm, wie Schildkröten und Schnecken aus guten Häuſern.

Des Kammerjunker von Wißtritz Bewerbung glich aber auch jetzt der Liebeserklärung eines alten abgelebten Katers, der ſteif in Stiefeln einherſchreitet, während brennende Liebesgluth ihn verzehrt.

Die Leidenſchaft, trieb den ſechsundvierzigjährigen Wüſtling zu der verliebten Thorheit, einem achtzehnjährigen Mädchen den Hof zu machen, während ſein Stolz widerſtrebte. Dabei konnte ſich der edle Junker, der an die geſtickte Hofkleidung gewöhnt war, keineswegs in die gemeine Tracht und Weiſe eines armſeligen Schäfers finden, während ihn zu gleicher Zeit die humoriſtiſche Art, mit welcher ihn die kleine luſtige Sängerin zurückwies, in die äußerſte Verlegenheit brachte.

Da aber ſeine Verlegenheit durch das Gelächter der Umſtehenden noch ſtieg, ſo ſteigerte dies auch noch von Minute zu Minute das Komiſche der Scene.

In dem Augenblick trat Graf Dillen heran.

Man wußte, was dies zu bedeuten habe, und zog ſich zurück.

Kammerjunker von Wißtritz ſtand verdutzt und verlaſſen, die Solitude, das Feſt mit ſeiner gemiſchten Geſellſchaft, die unſelige Verkleidung und den Grafen, der ihm die Lang vor der Naſe weggeführt, in das Pfefferland wünſchend.

Dillen war indeß mit der Reizenden in eine Seitenallee eingebogen; doch war Margaretha nur mit leiſem Widerſtreben gefolgt. Den Grafen entſchieden zurückweiſen konnte ſie ja nicht, war er doch des Herzogs rechte Hand.

„Aber, mein Gott, Excellenz:“ — ſagte ſie jetzt, mit Gewalt den alten ſcherzhaften Ton annehmend, — „was machen Sie denn? das iſt ja eine vollſtändige Entführung?“

„Parbleu!“ — entgegnete der Graf lachend, — „Entführung? Ich denke, Sie danken es mir, daß ich Sie von dem lächerlichen Menſchen befreit habe.“

„O! Wißtritz war wieder einmal köſtlich!“

„Gewiß!“ — meinte Dillen — „aber ich will aus Menſchlichkeitsrückſichten nicht die Verantwortung übernehmen, daß Sie, kleines liebenswürdiges Teufelchen, den armen Tropf durch Ihre boshaften Witze um den kleinen Reſt ſeines Verſtandes bringen.“

„Hat er denn wirklich noch einen Reſt davon?“

„Mais mon Dieu! — Welch' ein Frevel! Kammerjunker von Wißtritz repräſentirt unſern alten Adel. Wie kann man von einem Menſchen, der zweiunddreißig Schilder hat, ſo deſpectueuſe ſprechen!“

„Herr Graf, bedenken Sie gütigſt, daß Herr von Adam, von dem wir doch Alle ſtammen, ein Sohn der Erde und ein Enkel des Nichts war.“

„Gut geſagt!“ — meinte Dillen. — „Wenn Wiß triz Ihnen ſein Stammbuch giebt, einen zarten Vers hineinzuſchreiben . . .“

„Mir, der Bürgerlichen? . . .“

„Schönheit und Liebenswürdigkeit finden vor ſeinen kleinen zwinkernden Aeuglein immer Gnade. Er drückt alsdann eins zu und . . .“

„Sie wollten etwas von dem Stammbuch ſagen, Excellenz!“

„Ja! richtig! Parbleu! dann ſchreiben Sie ihm hübſch hinein:

„Un mauvais rat pièce à pièce
A rongé votre velin,
Pourquoi, diable! la noblesse
Est-elle de parchemin?“ *)

„Vortrefflich!“ — rief die Sängerin — „ich werde mir dieſen ausgezeichneten Vers merken. Jetzt aber, Excellenz, bitte, was wünſchen Sie?“

„Meine holde Schäferin!“ — ſagte der Graf mit artiger Verbeugung — „ich komme von einem Schäfer . . .“

Das Mädchen erblaßte.

„Sie errathen?!“

„Nicht doch! Indeß . . . Sie müſſen wiſſen, Excellenz,

---

*) „Eine Ratte, bös, hat ſchier
Euer Pergament gefreſſen;
Warum habt den Adel ihr
Nur auf Eſelshaut beſeſſen?“

daß ich bereits für dieſen Abend ſchon einen Seladon angenommen habe.“

Graf Dillen ſah die Reizende mit einem durchdringenden Blick an.

Seinem weltmänniſchen Scharfſinn entging die Verlegenheit nicht, aus der dieſe Nothlüge entſprang.

„Parbleu!“ — rief er dann — „wenn dies Wort eine Brücke wäre, ſo möchte ich nicht über dieſelbe gehen; es wäre denn, Sie ſtünden unten und fingen mich auf! Aber der Schäfer, von dem ich ſpreche . . .“

„Ich halte mich an die für dieſen Abend herrſchenden Geſetze!“ — entgegnete das Mädchen in tödtlicher Verlegenheit. — „Seine Hoheit, der Herr Herzog haben befohlen . . .“

„Daß in der Wahl ihres Seladons keiner Dame Zwang auferlegt werde und jede Rangrückſicht verſchwinde.“

„Nun denn?“

„Wer ſpricht denn auch von Zwang oder denkt daran? Seine Hoheit . . .“

Graf Dillen hielt hier raſch inne, indem er that, als ob er zuviel geſagt. Dann ſich verbeſſernd, ſetzte er hinzu:

„Der Schäfer, der mich zu Ihnen, der Königin der Schönheit, ſendet und der danach ſchmachtet, für dieſen Abend Ihr Sklave zu ſein . . .“

„Aber, mein Gott, lieber Graf!“ — rief die Kleine in immer ſteigender Verlegenheit — „ich habe ſchon mein Wort gegeben!“

„Und“ — flüſterte Dillen jetzt, indem er ſeinen Mund dem Ohre der Sängerin näherte — „Sie wollen wirklich Hoheit verſchmähen?“

„O! nicht doch!“ — hauchte die Kleine, — „aber wie wäre ich würdig!“ . .

„Hoheit betet Sie an!“

„Excellenz!“

„Seien Sie vernünftig!“

„Und ſeine Gattin, die Prinzeſſin Henriette!“

„Wollen Sie Comödie mit mir ſpielen? Wie lange ſind Sie an der Bühne und hier am Hofe?“

„So lange, um gelernt zu haben, daß Seine Hoheit ſo hoch über der armen unbedeutenden Sängerin ſteht . . .“

„Heute Abend ſind wir Alle gleich; das Arkadien der Solitude kennt nur Schäfer und Schäferinnen.“

„Heute Abend!“ — wiederholte die Sängerin mit ſcharfer Betonung.

„Wenn Sie klug ſind . . . Hoheit liebt Sie leidenſchaftlich . . .“

„Ha!“ — rief in dieſem Augenblick das Mädchen — „da kommt ja gerade mein Seladon. Er hat ſchon vorhin um meine Hand für dieſen Abend gebeten. Ich konnte ſie ihm nicht verweigern!“

Die Worte waren ſo laut geſprochen, daß ſie der eben um eine Ecke biegende junge Mann nicht überhören konnte.

Er faßte ſie denn auch ſogleich richtig auf. Feuerroth, aber mit ſtrahlenden Blicken, trat er heran, auf die Hand Margaretha's einen achtungsvollen Kuß drückend.

Dillen biß ſich auf die Lippen. Ein finſterer Blick traf den Jüngling, dann ſagte er:

„Enfin! wenn Sie bereits gewählt, meine Schönſte, muß ich mit meiner Perſon zurücktreten!“ — Dann ſich mit erzwungenem Lächeln an den jungen Mann wendend, fügte er mit der geſchmeidigen Glätte des vollendeten Weltmannes bei — „Sie ſind eine beneidenswerthe Seele, Weber! Sie haben mir wahrhaftig den Rang abgelaufen. Ich hoffte heute Abend an der Seite unſerer kleinen liebenswürdigen Lang der Glücklichſte der Sterblichen zu werden, nun machen Sie mich zum Unglücklichſten aller arkadiſchen Schäfer!“

„Excellenz!“ — entgegnete der junge Mann freundlich und unbefangen — „glauben Sie mir, daß ich Ihren Schmerz zu würdigen verſtehe. Eine Welt Ihnen abzutreten wäre ich bereit . . . aber dieſen Engel um keinen Preis!“

„Dann wollen wir wenigſtens von der langen Naſe ſchweigen, mit der ich abziehe!“ — rief der Graf lächelnd, indem er der Sängerin einen bedeutungsvollen

Blick zuwarf, — „ich möchte nicht noch obendrein ausgelacht werden!“

Und ſich leicht verbeugend, verſchwand der Graf in dem nahen Seitengang.

Der junge Mann, der jetzt allein bei der hübſchen Sängerin zurückblieb, mochte kaum mehr als einundzwanzig Jahre alt ſein. Seine Geſtalt war unſcheinbar; aber der längliche edelgeformte Kopf gab ihr etwas Bedeutſames. Blickten doch die blauen Augen ſo tief und wunderbar, als ſeien ſie unerſchöpfliche Quellen von Liebe und Freundlichkeit, während die hohe und breite Stirne unverkennbar Geiſt, Talent und eine reiche Phantaſie verrieth. Naſe und Mund zeigten ſich fein geſchnitten, indeß ein leiſer Zug von Sarkasmus um die Winkel des letzteren ſpielte. So war der Totaleindruck der Geſichtsbildung ein geiſtiger, Jovialität, Humor und Schalkhaftigkeit verkündend.

Graf Dillen hatte ihn Weber genannt, und in der That war es denn auch der junge geniale Freiherr Carl Maria von Weber, der Geheim-Secretair und Geſchäftsführer des Herzogs Louis von Würtemberg.

„Hab' ich den loſen Vogel endlich einmal gefangen?“ — rief jetzt, da die Schritte des davoneilenden Grafen verhallt waren, die zierliche Daphne mit der ihr eignen, nun im vollen Maße zurückgekehrten Schalkhaftigkeit.

„Gefangen?“ — wiederholte Carl Maria freudeſtrahlend — „das iſt eine alte Geſchichte. Das Vöglein zappelt ja längſt mit geſtümpften Flügeln zu Ihren Füßen; aber Sie haben es heute zu einem Phönix umgeſchaffen, den Ihr Wort aus der heiligenden Gluth mit verjüngter Kraft und Seligkeit in das Leben ſtürmen läßt.“

„Puh!“ — rief Margaretha — „wie das gleich ſelbſt wieder ſtürmt! Indeß, Herr Geheim Secretair, ich muß in allem Ernſte um Vergebung für die Dreiſtigkeit meiner Lüge bitten; . . . aber es war wahrhaftig eine Nothlüge! . . .“

„Schönſte Daphne . . .“

„Der Graf hatte mich erſchreckt . . . er bat mich . . .“

„Nun, ich hörte es ja, er bat Sie um die Gunſt, für heute Abend Ihr Part ſein zu dürfen. Ich finde es ſehr natürlich und ſchön von Ihnen, daß Sie dem Antrag des unheimlichen Menſchen ausweichen.“

Die Sängerin ſtand etwas verwirrt; als ſie aber in das ruhige, offene und unbefangene Antlitz des jungen Mannes blickte, kehrte — mit einem gewiſſen ſtillen Triumphe — auch ihr die Unbefangenheit zurück.

„Jedenfalls“ — fuhr Carl Maria fort — „bin ich meinem Geſchicke, das hier in der Doppelmaske des Grafen und der Nothlüge auftrat, ſehr dankbar. Weiß

Gott, Holdeſte der Holden, ich wünſchte, Sie müßten jeden Tag dieſelbe Nothlüge ausſprechen.“

„Danken Sie dem Himmel, daß der Menſchen Wünſche nicht auch gleich ihre Erfüllung einſchließen!“ — rief die kleine zierliche Lang luſtig — „wie bald ſollten Sie meiner armen Perſon überdrüſſig ſein!“

„Auch nicht, wenn Sie eine ganze Ewigkeit mit bald bezeichnen? Ich bin ein leidenſchaftlicher Verehrer Philomenens.“

„Dann hüten Sie ſich, daß Sie nicht Narziß werden.“

„Wie ſo?“

„Sind Sie nicht ſelbſt die Nachtigall, deren bezaubernde Töne durch dieſe Büſche und Bäume rauſchen? Sagen Sie mir, Herr von Weber, wer hat Sie gelehrt, ſolche herrliche Melodien zu componiren?“

„Sehr gern will ich Ihnen dies ſagen!“ — erwiederte der junge Mann lächelnd — „aber haben Sie vorher die Güte, und ſagen Sie mir, wer hat denn Sie, kleine Philomele, gelehrt, ſo götterſchön zu ſingen?“

„Du lieber Himmel!“ — rief das Mädchen — „das iſt Naturgabe! Was wär ich kleiner unbedeutender Tapps ohne ſie!“

Carl Maria lachte hier fröhlich auf. — „Voila tout! würde hier Dillen ſagen,“ — rief er — „ſo iſt es gerade auch bei mir. Die Töne liegen mir in der

Seele. Ich würde das Fieber bekommen, durfte ich nicht componiren.“

„Aber als Geheim-Secretair und Geſchäftsträger ...“

„Attaché und zum Theil auch noch Erzieher der herzoglichen Kinder! ... Nun, da giebt's Aerger und herabziehende Dinge genug, um in ſtillen Stunden einen ſeligen Aufſchwung nöthig zu haben, und dieſen finde ich allein in der Kunſt.“

„Welche Uebereinſtimmung!“ — rief das liebliche Mädchen, indem es Weber mit Herzlichkeit beide Hände hinſtreckte — „auch mir iſt die göttliche Tonkunſt der Weg zum Himmel! Aber was bin ich gegen Sie, was iſt der Sänger gegen den Componiſten? Der Componiſt ſchafft mit genialer Kraft, den Göttern gleich, muſikaliſche Welten; wir arme Menſchen, finden das Geſchaffene vor und können dem Gedanken höchſtens den Laut zufügen.“

„Das heißt der todten Schöpfung Leben einhauchen!“ — verſetzte Weber — „und das iſt eine zweite Schöpfung!“

„Stille!“ — rief in dieſem Augenblick die Sängerin halblaut, den Finger auf den Mund legend — „hören Sie nicht Schritte?“

„In der That, ja!“

„Es iſt ein nahendes Pärchen!“

„So laſſen Sie uns in dieſem einſamen Gang davonhuſchen.“

„Geben Sie mir den Arm!“

„So! und nun davon!“

— — — — — —

„Hieher, Dillen, und berichten Sie ſchnell!“ — rief der Herzog. — „Wie iſt's gegangen? Wo iſt die Lang? Warum bringen Sie ſie nicht?“

„Hoheit!“ — verſetzte Dillen, mit leichter Verbeugung — „ſchlagen Sie ſich für heute die kleine Hexe aus dem Sinn.“

„Wie ſo?“ — rief der Herzog finſter, und ſein Geſicht überflog Zornesröthe — „die alberne Perſon wird doch nicht wagen . . .“

„Die Ehre ſchien ihr zu groß!“ — ſagte Dillen ironiſch — „vielleicht auch zu kurz; ſie betonte das „für heute Abend“ ziemlich ſtark.“

„Dummheit!“ — rief der Herzog — „es handelt ſich um ein heiteres Schäferſpiel von wenigen Stunden, und ſie möchte wohl lieber Ernſt machen und gleich geheirathet ſein, wenn's ginge.“

„Im Gegentheil! unſere Schöne, Spröde — und ſchön, ja zum verlieben reizend, iſt ſie, bei Gott!“ — ſagte Dillen, einen lauernden Blick nach dem Herzog werfend . . .

„Nun! was iſt im Gegentheil?“

„Unſere Spröde ſuchte meinem . . . reſpective Eurer Hoheit Antrag . . . zu entwiſchen.“

„Der Teufel ſoll ſie holen, wenn ſie die Ehre desſelben nicht höher anſchlägt.“

„Die kleine ſüße Katze iſt ſchlau!“

„Und welche Entſchuldigung brachte ſie vor?“

„Sie ſei ſchon für den Abend vergeben.“

„Da haben wir's. Ich ſagt's ja gleich, Dillen, Ihr kommt immer zu ſpät!“

„Das war es nicht, Hoheit!“

„Wie ſo?“

„Sie war in Verlegenheit; es kämpfte in ihr . . . und das iſt ein gutes Zeichen für Sie, Hoheit! Noch iſt das Eiſen nicht flüſſig . . . aber es wird es werden.“

„Zum Teufel mit der Zukunft! Heute iſt heute! Ich hatte mich auf die Kleine ſo gefreut.“

„Parbleu! Was man ſchwer erkämpft“ — rief Dillen mit einem diaboliſchen Blick — „hat doppelten Reiz.“

„Vergeben!“ — ſagte der Herzog aufſtampfend.

„Sie war es nicht!“

„Nicht?“ — rief Herzog Louis.

„Es war eine Nothlüge, von der Verlegenheit und der innern Verwirrung dictirt. Die Sache hatte ſie zu ſehr überraſcht. Als nun gerade einer unſerer holden Schäfer um die Ecke bog, rief ſie: „Da iſt der Seladon, den ich bereits für heute Abend als meinen Part angenommen.“

„Und wer war das?“

Dillen lachte verächtlich; . . . dann ſagte er mit wegwerfendem Tone: — „Weber!“

„Weber?“ — rief der Herzog wild auffahrend — „mein Geheim-Secretair?“

„Derſelbe!“ — wiederholte der Graf ſpöttiſch. — „Der edle Freiherr Carl Maria von Weber!“

„Zum Teufel mit der Freiherrnſchaft!“ — rief der Herzog zornglühend. — „Spaniſche Schlöſſer!*) Er ſoll eine Geige in ſeinen Wappen ſetzen!“

Der Herzog ſpielte hier im Unmuth auf die gedrückten Verhältniſſe der Familie an, da ſich Franz Anton von Weber, der Vater ſeines Secretairs, theilweiſe von Muſikunterricht ernährte.

„Und Weber hatte die Kühnheit, auf die Lüge der Lang einzugehen?“ — fragte der Herzog.

„Parbleu! das hätte Jeder gethan!“

„Mir gegenüber?“

„Der Name Eurer Hoheit ward nicht compromittirt. Ich ſchob meine Wenigkeit vor.“

---

*) Es iſt Thatſache, daß im ſpaniſchen Erbfolgekrieg durch nicht mehr zu erforſchende Ereigniſſe die Güter der Familie Weber verloren gingen. Max Maria von Weber.

Herzog Louis nickte befriedigt; dann plötzlich rief er:

„Aber wird auch ſie ſchweigen?“

„Sie wird ſchweigen!“ — liſpelte Dillen triumphirend — „denn . . . enfin! ſie hat mich verſtanden!“

Der Herzog lächelte jetzt befriedigt.

„Schlagen wir uns für heute die Sache aus dem Sinn!“ — ſagte er dann. — „Was nicht iſt, wird werden. Wir wollen uns den Abend nicht verderben. Iſt die Gräfin Waldskron vergeben?“

„Behüte Gott!“ — rief Dillen lachend — „aber ob ſie noch am Leben iſt, weiß ich nicht.“

„Am Leben?“

„Parbleu! — Hoheit laſſen ſie ja vor Liebe verſchmachten. Sie ſitzt in der fernſten Laube und erwartet mit glühenden Seufzern ihren erhabenen Seladon!“

„So wollen wir ſie nicht länger warten laſſen!“ — rief Herzog Louis mit laſcivem Lachen — „das Weib iſt, bei Gott! ſchön und . . .“

Die Worte des Dahineilenden verloren ſich in der Abendluft.

Dillen ſchaute ihm mit boshaftem Triumphiren nach. Er hatte den Herzog mit der ſchlau geſtachelten Leidenſchaft zu der reizenden Sängerin wieder in einem neuen Garn . . . und . . . dem jungen Geſchäftsführer und angehenden Vertrauten des Herzogs, **Carl Maria von Weber**, war neuerdings ein Stein in den Weg geſchoben.

Unterdeſſen war die Nacht völlig hereingebrochen. Der Sternenhimmel glänzte in ſeiner alten unermeßlichen Pracht. Leiſe rauſchte der Wind durch die Bäume, nach dem heißen Tage göttliche Kühle verbreitend; feenhaft ſtrahlten Schloß und Gärten im Schmucke ihrer bunten Lampen, herrliche Muſik ertönte, … vor dem Schlößchen ſelbſt aber, auf dem weiten freien Platze, prangten zwanzig Tiſche in der Fülle eines copieuſen Soupers, das in reichen ſilbernen Gefäßen ſervirt war.

Hier verſammelte ſich jetzt, auf ein verabredetes Zeichen, die ganze Geſellſchaft, um unter Witz und Scherz abermals eine leckere Mahlzeit einzunehmen. Die Speiſen waren köſtlich und auserleſen, die herrlichſten Weine floſſen in Strömen. Die Luſt aber ſteigerte ſich in der That bacchanaliſch!

Und wie zierlich und verführeriſch ſie ausſahen, alle dieſe Schäfer und Schäferinnen, in ihren verlockenden Koſtümen; obenan der Herzog mit ſeiner Dame, der Gräfin Waldskron.

Er, der große, kräftige, breitſchultrige Mann, trotz der vorgerückten Jahre noch immer ein Bild männlicher Kraft und Schöne, und ſie, das vornehme üppige Weib, die erſte Schönheit der ſchwäbiſchen Hauptſtadt und des Hofes.

Glich ſie doch eher einer Königin, als einer Schäferin!

Und doch wie reizend ſtand ihr das kleine neckiſche Hütchen, mit den weithin flatternden Bändern, wenn ſie das ſtolze Haupt mit dem liebesſeligen Ausdruck hob und ihre rabenſchwarzen Augen und Haare ſichtbar wurden. Wie prächtig dieſe Büſte über dem unendlich knappen Mieder aus meergrünem Atlas, das einen Buſen von untadelhafter Schöne und blendender Weiße zeigte. Und wie gracieus hoben und bewegten ſich die vollen runden Arme, während das nur bis zu den Knieen reichende Kleid von matt roſenfarbiger Seide, mit koſtbaren Spitzen überdeckt, ein Paar wundervoll gebildete, in weißſeidene Stümpfe gehüllte Beine und die netteſten Füßchen von der Welt ſehen ließ.

Auch die anderen Damen waren ähnlich gekleidet, denn man liebte an dem leichtſinnigen Hofe des Herzog Louis zur Schau zu tragen, was zur Schau zu tragen war; nur die kleine reizende Lang trug ſich, bei all' ihrer liebenswürdigen und naiven Coquetterie, etwas decenter.

Witzesfunken flogen jetzt von allen Seiten herüber und hinüber: Calembours und Bonmots — ſchlüpfrig genug und den beſten Zeiten Louis XIV. würdig — würzten das Mahl, und die köſtlichſten Weine floſſen auf's Neue, ſo daß das Feſt mit der vorrückenden Nacht eine wahrhaft bedenkliche Steigerung annahm.

Dabei rauſchte eine unſichtbare Muſik von un ausſprechlichem Zauber durch die Büſche und Bäume, . . . eine Muſik, bei deren erſten Klängen Jeder ſchon nach dem Componiſten frug, weil Jeder ihn ſogleich in dem jungen genialen Geheim-Secretair des Herzogs vermuthete, der ja ſeinen erlauchten Chef bei ſolchen und ähnlichen Feſten faſt immer mit einer muſikaliſchen Schöpfung überraſchte und erfreute.

Und ſo war es denn auch heute wieder, ſo daß der junge einundzwanzigjährige **Carl Maria von Weber** mit Lobeserhebungen überdeckt wurde. Selbſt der Herzog dankte ihm anſcheinend ſehr freundlich; obgleich er ihn noch kurz vorher, um des Vorzugs wegen, den ihm die Lang gewährt, zu allen Teufeln gewünſcht hatte. Freilich ließen ihn jetzt der Wein und die Reize der **Gräfin Waldskron** ſo ziemlich alles Andere vergeſſen, außer die Letztere ſelbſt.

Und dieſe zu feiern kam nun erſt die eigentliche und rechte Zeit. Der Herzog ſtand auf, die Tafel war aufgehoben und alle die heiteren, ſcherzenden, koſenden und liebenden Pärchen zerſtreuten ſich in die Bosquets, Lauben und Gänge der im bunten Lichterglanze flimmernden Gärten, die ſich gar wunderbar ſchön in die herrlichen, in ſtiller Nacht feiernden Wälder der Solitude verloren.

Und wie lau und entzückend lag dieſe Nacht über der ſchlummernden Erde; wie ſanft und liebeathmend zogen jetzt die Töne der Muſik mit ſüßem, berauſchendem Zauber durch die mit köſtlichem Kräuterduft erfüllten Lüfte.

Himmel! welch' eine Nacht! zumal wenn man, eine reizende Schäferin an ſeiner Seite, bis übet die Ohren verliebt iſt, wie der Jüngling Carl Maria von Weber in Gretchen Lang.

Einundzwanzig und achtzehn! o du ſelige, goldene Zeit voll überſtrömender Jugendluſt, in der noch ganze Blumenbeete voll Hoffnungen blühen, das luſtig und leichtſchlagende Herz von Täuſchungen nichts weiß, jedes hübſche Mädchen uns als ein Engel erſcheint und die Zukunft mit ihren Sonnen-, Ruhmes- und Liebestempeln im roſigen Lichte einer glühenden Phantaſie vor uns liegt!

O du glücklicher Jüngling, der du jetzt gerade in dieſer Zeit lebſt; . . . in deſſen Herz eben die Knoſpe der erſten Liebe in ſtillem Entzücken der Entfaltung entgegendrängt; noch haſt du nicht gewagt, dem lieblichen Mädchen an deiner Seite ein ernſtes Wort von Liebe zu ſagen; aber mit der wunderbaren Ahnungskraft dieſer mächtigſten aller Leidenſchaften hat dich die, faſt zur Gewißheit aufſteigende Hoffnung einer aufkeimenden Gegenliebe erfaßt.

Berauſchend zittert dieſe Seligkeit durch die Herzen der beiden Glücklichen; denn auch Margaretha hat die unverkennbare Atmoſphäre von Genialität, die Carl Maria's ganzes Weſen umgiebt, ſeine ungekünſtelte Jovialität, ſein köſtlicher Humor, ſein edles, gediegenes und doch beſcheidenes Weſen längſt im Stillen gefeſſelt. Und heute läßt ihn das Glück nun gar in der heiterſten und ausgelaſſenſten Laune überſprudeln, doch hält die Reinheit und Heiligkeit der aufkeimenden Liebe Scherz und Laune in ſchönem, richtigem Maß.

Wie Kinder ſcherzen und lachen Beide, während der Schalk Amor die Scherze unbemerkt in Roſen verwandelt, die er zu Ketten flicht und um Beide ſchlingt.

Aber die glücklichen Stunden ſind es ja, die, bekannterweiſe, am ſchnellſten verrauſchen.

Es mochte jetzt auf Mitternacht gehen; die bunten Lampen und die Feuerlinien der Illumination waren erloſchen, der feenartige Lichtbau des Schloſſes in die Nacht zurückgeſunken. Von den Freuden des Tages ermüdet, hatten die Meiſten ihre Zimmer in den Nebengebäuden aufgeſucht, wie denn auch Weber ſeine Schäferin bis zu dem Fuße der Treppe begleitet, die zu dem Zimmer führte, welches ſie — gemeinſchaftlich mit noch mehreren Damen des Stuttgarter Theaters — für dieſe Nacht inne hatte.

Aber den andern Damen mußte die weiche laue Nacht unendlich gut gefallen, da ſie noch nicht zurückgekehrt.

Margaretha berührte dies — in der Stimmung, in der ſie ſich befand, — ſehr angenehm. So konnte ſie in der Einſamkeit und Stille ihren Gedanken Raum geben.

Und dieſe Gedanken? . . . Nun! . . . ſie waren bei ihm, bei dem netten, liebenswürdigen Geheim Secretair des Herzogs, der ſo heiter und köſtlich ausgelaſſen ſein konnte: . . . bei dem jungen Freiherrn von Weber, der aber nicht nur „Freiherr“ und „Attaché“ war, ſondern, wie ſie ſelbſt, der Künſtlerwelt angehörte.

Margaretha warf die Schäferkleidung ab.

Bei Gott! ſie war in dem einfachen weißen Unterkleidchen jetzt noch zehnmal reizender als vorhin.

Trotz der Nacht und den offenen Fenſtern herrſchte Schwüle in dem nicht ſehr großen Zimmer.

Sie löſte die Schnüren des Corſets und athmete tief auf. Dann löſchte ſie das Licht und trat an das Fenſter. Sehen konnte ſie Niemand.

„Was das heute für ein ſeltſames Benehmen von Tillen geweſen!“ — Margaretha dachte darüber nach. Man konnte es eine Unverſchämtheit nennen. Hatte ſie jemals dazu Veranlaſſung gegeben?

„Aber warum denn die Sache ſo ſchwer nehmen?“ Sie lachte heiter auf. Blieb es nicht immer eine Ehre, daß des Herzogs Augen auf ſie, die kleine Lang, gefallen. Ein Wort von ihr . . . und . . . ſie hätte den Sieg über die ſtolze, als Schönheit berühmte Gräfin Waldskron davon getragen.

„Aber warum dieſe albernen Gedanken?“ — rief ſie jetzt und wandte Herz und Kopf dem kleinen Freiherrn wieder zu.

Da jauchzte etwas laut in ihr auf. . . . Liebte ſie ihn wirklich?

O! . . . daß er . . . ſie liebe, das hatte ſie heraus! Wenn nicht, hätte ſie kein weibliches Weſen ſein müſſen. Das Lebenselement des Weibes iſt ja die Liebe. Die Natur tauchte gleichſam das ganze Weſen der Frauen in Liebe und macht, daß ſie ihre höchſte Glückſeligkeit darein ſetzen, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen. Geſchaffen, um zu lieben, iſt die Frau nichts, wenn ſie nicht liebt; ſie iſt nichts, wenn, indem ſie liebt, ſie nicht Gegenliebe erzeugt.

War es da nicht natürlich, daß ſich Margaretha geſchmeichelt und beglückt fühlte?

Geſchmeichelt durch den Antrag des Herzogs, beglückt durch die unausgeſprochene ſich aber in tauſend Kleinigkeiten verrathende Liebe ſeines jugendlichen Geſchäftsführers?

Es glühte alles an ihr, Herz und Kopf dazu.

Die kühle Nachtluft umſpielte ſie jetzt wonnig; während ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, in tiefe Gedanken verſank.

Und war es bei Carl Maria anders?

Das Feſt war jetzt vollſtändig verrauſcht.

An der Stelle des Jubels, des Lärmens, der Muſik und des Lachens hatte ſich eine großartige Stille über die Umgebung gelagert. Ernſt und majeſtätiſch ragten die Wälder empor in die gottvolle Nacht, während ihre balſamiſchen Kräuterdüfte in verſtärktem Maße wie Weihrauch zu dem ſternbeſäeten Throne des Ewigen emporſtiegen.

Wie das armſelige Treiben der Menſchen vor dem Ewig Göttlichen in Nichts verſinkt, ſo war hier, die Luſt und der Lärm des bacchantiſchen Feſtes verſunken in die ernſten Schatten und die imponirende Ruhe der Nacht.

Aber einer der Gäſte wandelte doch noch durch die jetzt ſo ſtillen Baumreihen der mächtigen himmelhohen Kaſtanien, die zu beiden Seiten des Schloſſes, die Flügel deſſelben mit den nahen Wäldern verbanden.

Kein Ton, kein Laut! . . . Keine Spur des Lebens.

Nur hie und da riß der leiſe Wind, der erquickend über die Erde fuhr, ein Blatt von den Bäumen und trieb es dann geſpenſtiſch vor dem nächtlichen Wanderer her.

Aber der nächtliche Wanderer hörte und ſah es nicht! Er ſchwelgte ſtill und glücklich in einer andern Welt, in einer Welt voll leuchtender Gedanken und ſeliger Gefühle, die die Liebe in ihm aufgebaut.

Plötzlich blieb er ſtehen. Eine Nachtigall ließ ſich aus einem der nahen Gebüſche hören.

In langgezogenen unendlich ſüßen Tönen, die ebenfalls aus einem liebenden ſehnſüchtigen Herzen zu kommen ſchienen, ſang ſie ihr wunderbares Lied.

Carl Maria lauſchte entzückt, . . . er . . . der Mann der Töne, . . . der Liebende!

Aber wie? . . . ſang ſie denn nicht in Worten? War ſie . . . war er der Dichter?

Oder woher verſtand er, was ſie ſang?

„Die ihr einſam klagt,
Einſam wenn es tagt,
Einſam wenn es nachtet;
Ungetröſtet, ach, verächzt
Ihr das holde Daſein, lechzt,
Schmachtet und verſchmachtet. . . .“

Mit einemmale antwortete von der entgegengeſetzten Seite eine zweite Nachtigall:

„Einſam ſchmachten, o der Pein!
O des Grams, allein zu ſein
In des Lebens Oede.
Iſt denn, ach, kein Arm,
Der in Freud und Harm
Liebend mich umſchlöſſe?
Iſt denn ach kein fühlend Herz,
Keins! darin in Luſt und Schmerz
Meines ſich ergöſſe?“

So ſchienen Carl Maria von Weber die beiden Nachtigallen zu ſingen, bis ſie plötzlich mit ihren langgezogenen Tönen in einander ſchlugen und es durch die Nacht wie Jubelruf klang:

„Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ja!
Das Paradies iſt immer da,
Wo die Liebe wohnt!“

Unendlich glücklich kehrte Carl Maria nach dem Schloſſe zurück.

Hie und da ſah man in den Nebengebäuden noch Licht hinter den Vorhängen.

Die beiden Fenſter des Zimmers, in welchem für heute Nacht Margaretha ihr Lager aufgeſchlagen, waren geöffnet, aber dunkel. Doch kam es dem Jüngling vor, als bemerke er an dem einen derſelben einen weißen Schein.

Es durchzuckte ihn ſelig.

„Wenn ſie es wäre?“

Eben wollte er ſie leiſe anrufen, da wiederholte ſich die Scene von vorhin.

Wieder klangen, nur jetzt ferner und ſanfter — die Töne der beiden ſich anrufenden und antwortenden Nachtigallen.

Wieder vereinten ſie ſich nach einiger Zeit.

Wieder flötheten ſie ihr:

„Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ja!
Das Paradies iſt immer da,
Wo die Liebe wohnt!“

Als ſie abermals ſchwiegen, hörte der Jüngling von dem Fenſter her die letzten Töne — freilich ohne Worte — von einer wundervollen, ihm wohlbekannten Stimme, die an Fülle und Reinheit mit der der Nachtigallen wetteiferte, wiederholen.

„Margaretha!“ — jauchzte es in ſeinem Herzen auf; . . . aber im gleichen Augenblick war auch der weißliche Schein vom Fenſter verſchwunden . . . und alles war Nacht und tiefe Stille.

Der dicke König und ſeine Zeit.

In dem an das königliche Schlafkabinet ſtoßenden Vorzimmer befanden ſich, außer Aufſchneider, — dem kleinen ſchmächtigen Kammerdiener Sr. Majeſtät, — noch zwei Perſonen: Graf Dillen und Kammerjunker von Wißtritz.

Kaum kann man ſich einen größern Gegenſatz denken, als der war, der zwiſchen dieſen beiden Männern herrſchte. Die lange ſpindeldürre Figur des Kammerjunker ſtak in der von Goldſtickerei ſtrotzenden Hofkleidung eines Dienſtthuenden Kammerherrn, die, da ſie äußerſt knapp ſaß, Herrn von Wißtritz ſo ſehr einklemmte, daß er ſich nur ganz ſteif halten konnte; er glich auf dieſe Weiſe — den dicken Kopf aus einer feinen weißen Halsbinde herauswachſend — einer ſchön angeſtrichenen und theilweiſe vergoldeten Bohnenſtange, auf deren oberes Ende man, zur Verſcheuchung der Sperlinge, einen alten breiten Hut geſtülpt hat.

In dem blaſirten Geſichte lag dabei, neben dem Ausdruck bornirter Anmaßung, ein ſo feierlicher Ernſt, als ſollte der Beſitzer deſſelben in der kommenden Minute ein Todesurtheil ausſprechen und unterzeichnen. Freilich befand ſich Kammerjunker von Wißtritz jetzt auch im Dienſt . . . und . . . der Dienſt bei dem Levee Sr. Majeſtät — er beſtand darin, daß er dem Könige die Strümpfe, das Hemde und die Unterbeinkleider zu reichen hatte — war für den edlen Junker das Größte, Wichtigſte und Erhabenſte, was es auf der Welt gab.

Den Federhut unter dem Arm, den Degen an der Seite, erwartete er feierlich den großen Moment, in welchem die ſilberne Schelle Sr. Majeſtät ihn und die beiden Anderen in das königliche Schlafgemach rufen werde.

Ganz als das Gegentheil bewies ſich des Königs Mignon, Graf Dillen. Als Oberhofmeiſter trug auch er ein glänzendes Hofkleid — der König liebte Glanz und Pracht um ſich — aber die Art und Weiſe, es zu tragen, wie die, ſich zu benehmen, zeigte von einer Nonchalance, wie ſie ſonſt ſchwerlich an einem Hofe gefunden wird.

Aber warum denn auch nicht? Der Bereiterjunge Dillenius, wie Dillen früher hieß, hatte ſich ja den König dergeſtalt zum Sclaven gemacht, daß eigentlich er Herr und König war.

Geſchichten, einzig in ihrer Art, wurden damals erzählt, wie Tillen den König oft bearbeite, um ihn zu den eines Königs unwürdigſten Handlungen zu verleiten.

Daher denn auch die faſt ſchamloſe Keckheit, die der Graf der allerdings ungemein komiſchen Grandezza des edlen Kammerjunker von Wißtritz gegenüber zur Schau trug. Wußte er doch, daß ihm Wißtritz — dem nichts höher und heiliger war, als der Adel, und für den die Menſchheit erſt bei dem Baron anging — ſeine bürgerliche Abkunft nie vergeben habe, noch vergeben könne.

Nur daß Tillen der Liebling des Königs war, ließ den Kammerjunker die fehlenden Wappenſchilder überſehen. Er hätte dies auch bei einem Mörder gethan, wenn der König einen ſolchen mit ſeiner Freundſchaft beehrt hätte.

Dafür rächte ſich der Graf durch die Lauge beißenden Witzes, die er unaufhörlich über Wißtritz ausgoß. Schon ſein heiteres lebensluſtiges Ausſehen ärgerte den Kammerjunker. Wie konnte man in einer ſolchen Stellung ſo gar keinen Begriff von der unausſprechlichen Wichtigkeit ſeines Amtes haben?

Auch die unterſetzte behäbige Figur des Grafen hätte Wißtritz für gemein und bürgerlich erklärt, wäre die Majeſtät nicht zehnmal dicker geweſen.

Da hörte nun freilich Alles auf! War doch König

Friedrich von wahrhaft unförmlichem Körperumfang, der auch noch von Jahr zu Jahr wuchs. Erſt vor kurzer Zeit mußte ein Ausſchnitt in ſeinen Speiſetiſch gemacht werden, um ihm das Selbſteſſen zu ermöglichen.

Napoleon äußerte ſich lachend über den dicken Herrn: „Die Natur habe hier zeigen wollen, wie weit ſich die menſchliche Haut ausdehnen laſſe!“ Das blaſſe Geſicht des Königs ging dabei durch die Fülle der Wangen nach unten dreieckig auseinander. Die Augen waren klein und lebendig, der Mund jedoch nicht ohne Ausdruck.

Man kann ſich denken, wie Wißtritz an ſeiner Seite ausſah; ebenſo der kleine und ſchmächtige Aufſchneider.

Wenn ſie den König bedienten, glichen ſie zwei ausgehungerten Kirchenmäuschen, die an einem dicken holländiſchen Käſe herumhüpfen, an den ſie ein glücklicher Zufall geführt.

Tillen hatte eben unter Lachen eine ſolche Bemerkung gemacht, und zwar drollig genug, um ein lautes Mitlachen zu erregen; indeß die Amtsmiene des Kammerjunkers veränderte ſich nicht. Jeden Augenblick konnte ſein wichtiges Amt beginnen. Die Augenbrauen hoch in die Höhe gezogen, die birnförmig vorragende Stirne in ernſte Falten gelegt, die Augen weit auf, den Mund feſt zuſammengekniffen, die ganze Figur ſteif und hoch aufgerichtet, den Ausdruck ungeheurer Wichtigkeit in den ſonſt nichtsſagenden Zügen, und die Ohren geſpitzt ... ſo ſtand der Edle da, der ſarkaſtiſchen Heiterkeit Dillen's den Ernſt eines ägyptiſchen Todtenrichters entgegenſetzend.

Da plötzlich erklang die ſilberne Schelle.

Der Klang traf den Kammerjunker wie ein elektriſcher Schlag. Der Ernſt ſeines Geſichtes ward jetzt ein ſtrahlender, die Augen öffneten ſich noch weiter und der Mund kniff die Lippen noch ſchärfer ein, während der Rücken eine merkwürdige Bewegung nach vorn machte, die ſofort und noch vor dem Eintritt in das königliche Schlafgemach, in eine Reihenfolge von tiefen Bücklingen überging.

Auch die beiden Anderen waren jetzt unter Verbeugungen eingetreten.

Aber ... o weh! ... ein einziger Blick und die Eingetretenen alle Drei wußten ... daß heute ein böſer Wind wehe. Auf dem dicken ſchwammigen Geſicht Sr. Majeſtät — das zwiſchen der ſeidenen Zipfelmütze und der weißen Bettdecke wie ein Vollmond hervorlugte — lag der Unmuth einer ſchlechten Nacht oder eines böſen Traumes.

Nicht einmal das leiſeſte Kopfnicken begrüßte die Drei, von welchen Kammerjunker von Wißtritz und

Aufſchneider in rechtwinkliger Beugung verharrten, während Graf Dillen freundlich lächelnd mit leichter Neigung daſtand, den dreieckigen Federhut mit der weiß behandſchuhten Hand leiſe nach dem Strich der Haare ſtreichend.

Da mahnte ein finſterer Blick den Kammerdiener, ſeine Pflicht zu beginnen. Raſch und geräuſchlos wie ein Pfeil flog das ſchmächtige Männchen herbei und zog die ſchwerſeidenen Vorhänge an dem Himmelbett des Königs weiter zurück.

In demſelben Augenblick ertönte aus drei Kehlen der ordonnanzmäßige Morgengruß:

„Wünſche Eurer Majeſtät wohl geruht zu haben. Der Segen des Herrn begleite Eure Majeſtät!“

Ein tiefer unarticulirter Ton vom Bett her war die Antwort, worauf Aufſchneider zu einem kleinen Marmortiſche trat, der zur Seite ſtand, und das ſchon zurechtgelegte Hemde des Königs nahm.

Leiſe, mit den Zehen kaum den Teppich berührend, trat er dann zu Wißtritz heran, reichte dieſem das Hemd, worauf Kammerjunker von Wißtritz eben ſo leiſe zu dem Bette unter fortwährenden Bücklingen herantrat und es mit großer Feierlichkeit dem Könige überreichte, der es mit finſterem Blick annahm und dann Aufſchneider vor die Füße warf.

Wißtritz zog ſich hierauf mit einer tiefen Verbeugung und ſokratiſchem Ernſte drei Schritte zurück, während Aufſchneider die mühevolle Arbeit des Umkleidens ausführte.

Jetzt aber kam erſt die Hauptarbeit, das Aufſtehen der Majeſtät ſelbſt. Daſſelbe war aber leider nur unter kräftiger Mitwirkung der drei Anweſenden zu vollziehen, wobei Aufſchneider die Majeſtät bei den Beinen erfaßte, der Kammerjunker an dem Ledergurt, der den königlichen Bauch, ſelbſt Nachts, zu tragen hatte, und Dillen am Rücken, um gehörig nachzuſchieben.

Der dicke Herr bließ, ſchnaufte und fluchte dabei; aber das war ja alle Tage ſo. Endlich war das große Werk gelungen und nun ging es mit Strümpfen und Unterbeinkleidern wie mit dem Hemde.

Während aber bei dem ganzen mühevollen Geſchäft des Ankleidens kein Wort gewechſelt wurde, und ſich nur die, aus königlichem Munde losgelaſſenen „Donnerwetter!“ kreuzten, allenfalls auch ein: „Ihr ſeid ein Eſel, Aufſchneider! Pas vrai, Dillen?“ — daruntermiſchte, verlor Kammerjunker von Wißtritz ſeine Würde und ſeine Haltung keinen Augenblick.

Ein Alba — furchtbaren Angedenkens — konnte der ſpaniſchen Majeſtät, Philipp II., nicht mit größerem Ernſte den Bericht über die Niedermetzelung von Tauſenden von Ketzern hinreichen, als Herr von Wißtritz — das Ideal rein adlichen Blutes — dem dicken

König ſeine Unterbeinkleider. Es lag in der That Humor in dieſem Gegenſatz bornirter Wichtigthuerei bei der Lächerlichkeit und Nichtigkeit der Funktionen.

Endlich war die Sache vollendet; und nun pflegte — in würdiger Nachahmung des napoleoniſchen Weſens und Hofes — das große Levee zu folgen, bei welchem der König ſeine Chocolade nahm und ſeine Lieblinge um ſich ſah! Unter dieſen, außer dem, von dem dicken Herrn unzertrennlichen erſten Mignon, Graf Dillen, den Miniſter von Zepplin, den Polizeiminiſter Graf von Taube, den Juſtizminiſter von der Lühe, den Finanzminiſter von Mandelslohe, den General von Wolzogen und ein ganzes Heer von ſonſtigen Beamten, Hofſchargen und hübſchen jungen Jagdjunkern, die der König mit beſonderer Vorliebe um ſich hielt, um ſie als Forſtmeiſter oder zu anderen Dingen anzuſtellen und nach und nach zu Freiherren und Grafen, zu Oberſten und Generalen zu befördern.

War doch damals der würtembergiſche Hof einer der glanzvollſten unter den deutſchen Höfen.

Und warum auch nicht? War der Herzog nicht bis zum Könige geſtiegen? Mußte nicht das neue Königthum ſeine Würde, ſeine Bedeutung, ſeine Stellung durch Glanz und Pracht manifeſtiren und behaupten?

Napoleon, der Gewaltige, umgab ſich mit Schaaren von Hofchargen und Generälen, . . . der dicke Herr war ſein Nachtreter: am Hofe des kleinen Schwabenländle gab es „Erbkronämter und Oberhofchargen: den Erb Reichsmarſchall, Erb Reichsoberhofmeiſter, Erb Reichsoberkämmerer, Erb Reichs-Panner, Ober Hofmarſchall, Oberſt Kammerherr, an 300 Kammerherren, Oberſthofmeiſter, Oberſtallmeiſter, Ober-Intendant der königlichen Schlöſſer, Oberſtjägermeiſter, Oberceremonienmeiſter, Hofmarſchälle, Reiſemarſchälle, Hausmarſchälle und bei 8 bis 10,000 Mann Stärke der Armee 3 Feldmarſchälle und 14 Generäle!

Dabei ſpielte der dicke Herr ſeinen Napoleon im Kleinen, nur fiel er gar oft aus dieſer Rolle durch ſeine angeborne Derbheit und Heftigkeit, ſo wie durch ſeinen Stolz, ſeine Verſchwendung, ſeine Eitelkeit und ſeine Grauſamkeit in die eines aſiatiſchen Sultans.

Um übrigens das Nachfolgende richtig zu verſtehen und zu erfaſſen, müſſen wir uns einen Blick auf die — damals — letzte Vergangenheit der Geſchichte Würtembergs, ſeines Hofes und die Zeit ſelbſt erlauben, in welchen unſere Geſchichte ſpielt.

Würtemberg hatte die harte, nur durch Franziska von Leutrums wunderbaren Einfluß zuletzt etwas gemilderte, Schule des Regiments Herzog Carl's durchgemacht. Bei aller Rauheit und Despotie, die oft Grauſamkeit wurde, hatte dieſe Regierung doch 1770, durch den ſogenannten Erbvergleich, Friede zwiſchen Volk und Krone geſchloſſen, durch welchen den Ständen des Landes die Stimme bei der Verwaltung deſſelben wieder gegeben worden war. Würtemberg hatte damit ſeine Verfaſſung wieder erhalten, aber der Preis, um den es dieſelbe erkaufte, war ein ſchwerer geweſen. Die Landſchaft hatte, Jahrzehnte lang, ihre Rechte in Wien, auf dem Wege ſuchen laſſen müſſen, auf dem damals bei der Reichsverwaltung überhaupt nur etwas zu erlangen war, nämlich dem der Beſtechung, der Geſchenke, der Corruption aller Art und in allen Sphären der Adminiſtration, und zwar vom Kanzler an bis zum Schreiber herab. Millionen wanderten aus dem Säckel der Landſchaft nach Wien, floſſen durch unzählige Hände, rannen aus einer Kaſſe in die andere. Würtemberger Beamte zahlten geheime Gelder an Kaiſerliche, dieſe zahlten Rückvergütungen; die oben in eine Behörde geſchüttete Summe ſickerte durch alle ihre Dikaſterien durch; überall fanden die edlen Tropfen aufgehaltene Hände; überall blieb das glänzende Metall kleben; in allen Regionen der Beamtenwelt gewöhnte man ſich daran, unrechtmäßig Geld für ungeſetzmäßige Dienſte zu geben und zu empfangen, oder geſetzmäßige Dienſte ſich ungeſetzmäßig bezahlen zu laſſen. Dazu kam der, von dem ſpitzbübiſchen Rothgerbergeſellen, ſpäter vom Herzog Carl zum Kirchenrathsdirector ernannten Wittleder erfundene und von dem ſchurkiſchen Freunde des Herzogs, Samuel von Monmartin, auf's Schändlichſte begünſtigte Handel mit Staatsdienerſtellen, den der Herzog dann ſelbſt, als einträglichſtes Geſchäft, unter Betheiligung Wittleder's mit zehn Procent, für eigene Rechnung betrieb. Kein Amt wurde fortan mehr durch Verdienſt und Fähigkeit erworben, ſondern nur durch Zuſchlag an den Meiſtbietenden durch hündiſche Höflinge vergeben. Die dadurch erzeugte Demoraliſation des Beamtenſtandes war eben ſo tief, als allgemein, ja das Bewußtſein für Recht und Unrecht im ganzen Volke begann nachgerade ſich zu verſchieben, die Empfindung für die Gemeinheit der Beſtechung verſchwand vor der Allgemeinheit derſelben und der erhabenen Stellung ihrer Begünſtiger.

Zu gleicher Zeit fraßen des Herzogs unſinnige Feldzüge, die raſende Verſchwendung, mit der er ſeiner Leidenſchaft für Jagd und Theater fröhnte, die Einkünfte des Landes, die, zum großen Theile für dieſe Zwecke deſignirt, in einem außerordentlich ſtarken Procentſatze, auf Seitenkanälen von ihren Zwecken abgelenkt, in die Hände gemeiner Günſtlinge floſſen, welche ſich nicht ſchämten, die Früchte eines ſchamloſen Druckes zu genießen und jüdelnd den Ertrag des Judashandels mit dem Marke des Landes einſtrichen. Die Uebertreibungen in des Herzogs Gelüſten, — die Seen mit gewärmtem Waſſer zu ſeinen Winter-Sumpfjagden, — die wochenlang dauernden, halbe Quadratmeilen Ackerland verwüſtenden, Krankheit und Elend über die Tauſende armer, zum Treiben gepreßter Bauern verbreitenden Sauhetzen, — die ſelbſt Kaiſer Joſeph's Staunen erregenden Aufführungen auf ſeinen Theatern zu Ludwigsburg und Stuttgart, — das luxuriöſe Ballet, — die ungeheuren Gagen der Tänzer und Sänger, — der unſinnige Hofſtaat, in dem 20 fremde Fürſten und Großen, nebſt einem Heer von adligen Damen dienten, die ſämmtlich und täglich in den prächtigſten Hofanzügen erglänzten, — die Orangengärten zu Ludwigsburg, — die, Tonnen Goldes koſtenden, Feuerwerke des Italieners Veroneſe u. ſ. w., waren ſämmtlich den Lüſten des Herzogs ſchmeichelnde Ausgeburten der erhitzten Gehirne der Speichellecker und Günſtlinge, die ihn umgaben.

In den Sphären eines ſolchen Regiments war das grauſame Schickſal Moſer's, Huber's, Lenz's und Schubart's eine natürliche Pilzvegetation der allgemeinen Fäulniß.

Erſt die Klage der zur Verzweiflung gebrachten Landſchaft, in Wien, die Preußen, Dänemark und England unterſtützte, reinigte — unter den Auſpizien des, allen Druck glühend haſſenden, Joſeph II. angebracht — Kraft der kaiſerlichen Gewalt, etwas die Atmoſphäre des Herzogthums, zwang den Herzog zu dem oben erwähnten Erbvergleiche und nöthigte ihm die Wiederherſtellung der, freilich nur ſehr mangelhaft durchgeführten Verfaſfung, ab. Der ſanfte Einfluß Franziska's auf den beſonnener werdenden Mann bewirkte, im Verein hiermit, die Umwandlung des wilden Charakters in jene immerhin noch ſchroffe und harte, aber das Gute erkennende und wollende und Vergangenes ſogar bereuende Natur, die uns beim Bilde des Stifters der Carlsſchule gegenwärtig iſt.

Der Lärm des Hofes verſtummte, die Jagden quälten nicht mehr das Land, die dem Volke abgepreßten Millionen zerflatterten nicht mehr in Luft, kein Serail gab mehr ein Aergerniß, die Pfaffenwirthſchaft und das Jeſuiten-Geflüſter hatten ein Ende, die Meſſe wurde ſelbſt deutſch in der Hofkirche geleſen, wo die hellen Köpfe der geiſtvollen Prediger Weckmeiſter und Mercy leuchteten, kurz der Herzog regierte von da an ſelbſt mit beſtem Willen und ſtarrer Kraft.

Von der Pracht des Hofes blieb dabei Nichts als die ſchöne Oper, an deren Spitze zwiſchen 1750—1770 Jomelli und Noverre geſtanden, in der Veſtris mit 10,000 Gulden jährlichem Gehalt getanzt und für die der große Decorationsmaler Columba ſeine bewundernswürdigen Decorationen und Maſchinerien geſchaffen hatte. Aber auch dieſe erfuhr nach 1770 ſehr bald eine Reduction auf eine gutgehaltene Opera buffa.

Alles dies konnte aber den Krebsſchaden nicht aus dem Körper des Volkslebens ſchneiden, mit dem ihn das Beſtechungsweſen und Wittleder's und Monmartin's Stellenhandel angeſteckt hatte, und Kauf und Verkauf von Recht und Unrecht, Brot und Ehre blieb dem Volksbewußtſein geläufig, wenn er auch weniger ſchamlos als ſonſt betrieben wurde. Etwas Entehrendes erblickten nur ſehr Wenige darin. Nicht beſſer wurde es unter der kurzen Regierung des bigotten Nachfolgers Carl's, Ludwig Eugen, der finſter ſchleichende Kapuziner wieder nach Würtemberg zog, die Carlsſchule aufhob, wallfahrtete und betete, aber zu träge war, die Regierungsdecrete zu unterſchreiben . . . er unterſtempelte ſie. Natürlich geſchah von ſeiner Seite Nichts, der Unehrlichkeit Einhalt zu thun, die wie Blatterngift in den Adern des Volkslebens ſchlich.

Endlich enthob ihn 1795 der Tod den Gefahren der ihm, als Incarnation des Antichriſt, verhaßten franzöſiſchen Revolution, deren Ideen und Heere faſt gleichmächtig heranzogen, aber auf dem Throne Würtembergs einen Fürſten fanden, der ein Held unter den Helden Friedrich's des Großen geweſen war und nun, ein zweiter Eberhard im Bart, ein Vater ſeines Volks zu werden verſprach. Friedrich Eugen, — jener Fürſt, unter deſſen Regierung Würtemberg Hoffnung ſtrahlte — wäre der Mann dazu geweſen, den echten guten treuen Geiſt in Schwaben durch ſeines Geiſtes Hauch wieder zu erwecken, wenn ihn die Revolutionskämpfe, die ſein Land überſtrömten, nicht an jeder ruhigen Thätigkeit im Innern gehindert und ſein Licht nicht ſchnell wie ein auf lodernder Stern erloſchen wäre. Zwar ſchien es, als ob ſich ſeine Tugenden auf ſeinen Sohn Friedrich vererbt hätten, der, 1754 geboren, 1797 den Thron beſteigend, freiwillig auf's Heiligſte die Verfaſſung beſchwor, den Bürgerſtand hob, die Privilegien des Adels gebührend beſchränkte, allen Forderungen der Zeit geiſtvoll entgegenkam und die Welt glauben machte, in ihm ſei ihr ein Fürſt erſtanden, vor dem Pflicht, Geiſt und Talent allein gelte.

Sie ſollte bitter enttäuſcht werden. Eine reiche Erfahrung lag hinter ihm: er hatte, nicht zum Heile ſeines Herzens, der großen Catharina von Rußland gedient, hatte in Petersburg ſeine Gattin, Auguſte von Braunſchweig, verlaſſen und im Verkehr mit Koſakenhetmännern und halbbarbariſchen Fürſten und Offizieren die brutalen Lebensformen angenommen, die, in der ſpätern Zeit ſeines Lebens, ihm den bittern Haß ſeiner Umgebung zuzogen. Dann war er durch Frankreich, trotz des Brandes der Revolution, die überall loderte, gereiſt, ohne ſelbſt ein Incognito der Mühe werth zu halten, hatte ſich endlich, unbeugſam wie er war, ſelbſt gegen den Willen des harten Carl, der ſeine Energie fürchtete, in Würtemberg niedergelaſſen und im Jahre ſeiner Thronbeſteigung zum zweiten Male mit

Charlotte Mathilde Auguste, Tochter Georg's III. von Großbritannien vermählt. Bald aber nach ſeinem Regierungsantritte (23. December 1797) änderte ſich der Ton, in dem er mit dem geliebten Volke ſprach. Er befahl als Herr und nannte das Recht eine Gnade. Eng ſchloß er ſich, auf des höchſt zweifelhaften Miniſters von Zeppelin Rath, im Kriege gegen Frankreich an Oeſterreich und diktirte ſelbſt barſch und rauh den für Neutralität ſprechenden Räthen Wöllwarth und Hoffmann ihre Entlaſſung in die Feder, ſchickte den Landſchafts-Geſandten Batz, der die Rechte des Landes in Wien vertreten wollte, in Ketten auf den Hohenasperg, flüchtete aber vor den ſiegreichen Waffen Vandamme's und Moreau's mit allen Kaſſen und Koſtbarkeiten nach Erlangen. Beim Frieden von Lüneville wurde er dann, Dank des Herrn von Normann ſchlauer Unterhandlung, für ſeine Verluſte auf dem linken Rheinufer durch gräfliche Gebiete und freie Reichsſtädte, die zu Würtemberg geſchlagen wurden, entſchädigt und erhielt 1803 die Kurwürde.

Aber die Luſt, die der herrſchſüchtige, hochmüthige und gewaltthätige Fürſt nach unumſchränkter Alleinherrſchaft trug, wurde jetzt leider durch Napoleon noch gereizt, der ihn im Jahre 1804 am 2. October in Ludwigsburg beſuchte und durch plumpe Schmeichelei für ſich gewann, obgleich der dicke Herr den Kaiſer eigentlich als Emporkömmling verachtete und haßte. Napoleon rief bei der Klage des Herzogs über die Oppoſition der Landſtände gegen ſeinen Willen aus: „Mais chassez donc ces bougres!“ Das war ein dem Kurfürſten zu ſagender Rath! Er trat nun dem Rheinbunde bei, und erhielt als Lohn für ſeinen Beitritt von Frankreichs Imperator die Beſitzungen der Orden in ſeinem Lande, der Reichsritterſchaft, die vorderöſterreichiſchen Herrſchaften in Schwaben und den Königstitel. König Friedrich verkündete ſeinem Lande nun mit großem Pompe die neue Würde, nachdem er zwei Tage vorher die Verfaſſung aufgehoben, die Stände nach Haus geſchickt und die Kaſſen und Archive der Landſchaft in Beſchlag genommen hatte. Das Land ſah entſetzt und erſchreckt, was geſchah und ſeine dreihundertjährige Verfaſſung vor der Tamerlan-Willkür eines herrſchſüchtigen Souverains zuſammenbrechen.

Die böſeſten Zeiten Herzog Carl's kehrten denn jetzt auch ſehr bald zurück und mit ihnen erblühten und wucherten auf's Neue die alten Mißbräuche. Obgleich dabei nicht zu leugnen, daß König Friedrich jenen Fürſten an Geiſt, Talent und Thatkraft weit übertraf, ſo ſtand er doch an urſprünglicher Güte des Herzens ihm nach und an Barſchheit, Rauheit, Härte und Rückſichtsloſigkeit gewiß nicht hinter ihm zurück.

Selten iſt dabei ein Fürſt verſchiedener beurtheilt worden, als der dicke König Friedrich, ſelten ein Monarch in ſeinem Lande ſo allgemein und in allen Schichten der Bevölkerung verhaßt geweſen, als er, ſo daß es ſchwer fällt, ein ungetrübtes Bild von ihm zu erhalten.

Gewiß iſt, daß ſein politiſcher Blick weiter reichte, als der ſeiner Stände, — daß die Verfaſſungen der freien Reichsſtädte in ſeinem Lande überlebt, die geiſtlichen Herrſchaften dem Volke eine Laſt, die adligen Reichsſtände und die Ritterſchaft durchaus von der Zeit überholte und mit Recht halb verſpottete, halb verhaßte Inſtitute waren und ſomit eine radicale Umgeſtaltung der Verfaſſung, die Herſtellung der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz ſich dringend nöthig machte.

Aber als er die Verfaſſung ſo bald zerbrach, gab er ſeinem Volke für eine ungenügende Verfaſſung zum Austauſch nur ſeinen rückſichtsloſen Charakter, für den Druck von Patriziat, Clerus und Adel die ſchwerere Belaſtung durch ſeine Schranzen, Soldaten und das Günſtlingsweſen und einer abſurd organiſirten Beamtenhierarchie; für mittelmäßige im Schooße der Stände berathene Geſetze, nur ſeinen ſtarren, oft ungerechten und von Leidenſchaften beeinflußten Willen.

Dies hieß Schlechteres für Schlechtes kaufen! König

Friedrich organiſirte die Verwaltung des Landes nach dem ſchon, der Dimenſion der Länder nach, augenſcheinlich unpaſſenden franzöſiſchen Muſter. An die Stelle des koſtſpieligen, altwürtembergiſchen Schreiberweſens trat ein zehnfach theurer Bureaukratismus, deſſen Dikaſterien, angefüllt mit untauglichen Creaturen, Maitreſſen, Köchen und Günſtlingen, die ihre Stellen gekauft, oder noch ſchändlicher erworben hatten und meiſt ſchlecht bezahlt waren, dem erſchreckten Volke wie ein Chaos böſer Geiſter erſchienen. Der Richterſtand wurde völlig unter des Königs Willen gebeugt, die Urtheilsſprüche wurden von den Tribunalen nur der Form wegen berathen, vom Könige aber, der meiſt die Strafen verſchärfte, eigentlich erſt gefällt. Er ſchrieb die Steuern aus und trieb ſie rückſichtslos und rauh ein, die Polizeivorſchriften, deren Strenge ſich durch die Zerrüttung des Sittenzuſtandes des Landes rechtfertigen mochte, wurden von Perſonen, die ihr Amt auf den dunkelſten Schleichwegen erlangt hatten, in verletzendſter Weiſe ausgeführt, neue Monopole wurden geſchaffen, Salz, Tabakhandel und Verkehr beutete der König für die Krone, das hieß Hof, Militär und Jagd, aus. Beſonders ſchwer belaſtete er den Brief- und Reiſe-Verkehr, ſo daß es kaum mehr erſchwinglich war, ſich mit einem, der ebenfalls ſehr theuren, der Königlichen Poſt nicht angehörigen Fuhrwerke, von einem Orte an den andern zu begeben. Zu jeder Ehe eines königlichen oder ſtädtiſchen Beamten gehörte des Königs perſönliche Genehmigung, zu jeder Geldſendung in das Ausland die Geſtattung der Regierung; ſelbſt darüber, ob ein Jüngling die Univerſität beziehen dürfe oder nicht, behielt der König ſich die Beſtimmung vor und wies ſie ſehr oft in ganz andere Fächer, als die, welche ſie ſich erwählt hatten. Das Vermögen der Univerſitäten wurde zum Staatsvermögen geſchlagen, dagegen neue Lehrſtühle errichtet, die Zahl der wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Hilfsmittel vergrößert und berühmte Lehrer oft fürſtlich belohnt. Matthiſſon, Johannes Müller und Spittler adelte und begünſtigte der König.

Die Leibeigenſchaft ließ er dagegen in Würtemberg länger als in den meiſten deutſchen Ländern fortbeſtehen, ſchaffte zwar die Folter ab, hob aber das alte Würtembergiſche Recht der Freizügigkeit auf.

Wenn aber dieſe drückenden Einrichtungen auch mehr oder weniger alle Schichten des Volkes wund rieben, ſo hatten doch die meiſten einen Schwerpunkt, der dieſe bald mehr auf dem Adel oder der Geiſtlichkeit, jene mehr auf dem Bürger- oder Bauerſtande laſten ließ, ſo daß die gegenſeitige Antipathie der Stände ſie tragen half.

Obgleich ſie daher wohl das Land mit Unmuth erfüllten, ſo erbitterten ſie doch nicht ſo tief und im Innerſten alle Herzen, als drei andere Willküreinrichtungen König Friedrich's.

Es waren dies die der Militärconſcription, die der Königlichen Jagd und der Rangordnung des Reichs.

Nichts glich der Brutalität, mit der die erſtere gehandhabt wurde; nicht Familienverhältniſſe, nicht Stand, nicht Studien ſchützten vor dem Einſtecken in die Montour, wenn eine Perſönlichkeit dem Könige oder deſſen Günſtlingen gefiel, obgleich der erſtgeborene Sohn jeder bürgerlichen Familie, jeder Studierende, der das Examen beſtanden hatte, geſetzlich frei war. König Friedrich's I. von Preußen Militärausbebungen waren Kinderſpiel gegen die damalige Würtembergiſche, die immer das ganze Land in Zittern und Zagen jagte. Unbedingt frei vom Militärdienſte war nur *ein* Stand und das war der, *der Diener des königlichen Hofes und der Prinzen von Geblüt*. Wir werden ſpäter ſehen, welche verderbliche Rolle dieſe Verfügung in *Carl Maria von Weber's* Leben zu ſpielen beſtimmt war.

Die Jagd des Königs ſtand über allem Geſetz und die Grauſamkeit gegen Thier und Menſch, mit der dies Cavaliervergnügen von *König Friedrich* betrieben wurde, gemahnte ſtark an die römiſche Arena. Das Wild wurde in unerhörten Maſſen gehegt, und weidete ungeſtört in den Saaten und Pflanzungen der Grundbeſitzer, denen man für dieſe Schäden keine Vergütungen zahlte. Meilenweit im Umkreiſe wurden bei großen Jagden, ſogenannten „Dianenfeſten", Wild und Treiber zuſammengetrieben und letztere verrichteten, ohne Vergütung zu erhalten, unter Hunger und Kälte, Tauſende an der Zahl, oft wochenlang Dienſte, ſo daß mehr als einmal anſteckende Krankheiten ſie decimirten. Wie zu Herzog Carl's Zeiten, verwüſtete auch jetzt wieder oft eine einzige Jagd die Cultur von halben und ganzen Quadratmeilen Landes.

Die Rangordnung endlich hob den Hof, und Alles was in directer Beziehung zur Perſon des Königs und der Prinzen ſtand, über alle andern Categorien der Bevölkerung hinaus. Der König machte zwar ſein Pferd nicht zum Conſul, aber er ordnete, und das war für das Volksgefühl beinahe ebenſo verletzend, den Mann vom höchſten Adel, der nicht im Dienſte des Königs ſtand, dem letzten von deſſen Dienern unter, der einen Wappenknopf am Rock trug.

Ueber den Hof der königlichen Schlöſſer zu Stuttgart und Ludwigsburg durfte, ſelbſt bei Sturm und Regen, Niemand, der nicht zum Hofhalte gehörte, bedeckten Hauptes gehen; die Wachen ſchlugen den Leuten ohne Weiteres die Hüte von den Köpfen, wenn ſie gegen dieſe, mehr als Geßler'ſche Verordnung ſündigten.

Der intereſſanteſte, aber auch niedrigſte und verachtetſte und gehaßteſte Günſtling des Königs war — wie wir bereits wiſſen — der General von Dillen, der als Bereiterjunge mit Namen Dillenius, in den Dienſt des Hofs gekommen, ſchon ſechs Jahre darauf geadelt, 1810 baroniſirt und 1812 zum Grafen gemacht und, ohne alle militäriſchen oder adminiſtrativen Verdienſte, mit allen Ehren überhäuft wurde. Dieſer Graf Dillen beherrſchte den König vollſtändig, bereicherte ſich mit und ohne Wiſſen deſſelben auf alle mögliche Weiſe und cultivirte beſonders den Handel mit Staatsbeamtenſtellen in der ſchamloſeſten Form. Er war es auch, der eine Induſtrie erfand, die ſpäter ſelbſt von ſehr hochgeſtellten Perſonen des Würtemberger Hofes unter der Hand getrieben wurde und die darin beſtand, daß man gegen eine namhafte Summe jungen Leuten den Titel eines Hofbeamten verſchaffte und ſie dadurch vom Militärdienſte befreite.

Dillen war aber auch zugleich der böſe Genius des Königs.

Der vor Allem dem Könige am nächſten ſtehende Sohn Friedrich Eugen's war Prinz Ludwig, im Jahre 1807 51 Jahre alt, Würtembergiſcher Feldmarſchall, mit einer Prinzeſſin **Henriette von Naſſau Weilburg** vermählt, der im genannten Jahre, nachdem ſeine Hoffnung, König von Polen zu werden, zerronnen waren, am Hofe zu Stuttgart lebte. Auch dieſen Prinzen charakteriſirt ſehr nachtheilig ſeine Freundſchaft und ſein intimer Verkehr mit dem ebengenannten Mignon des Königs, dem Grafen **Dillen**. Herzog **Louis** führte ein diſſolutes, vielkoſtendes Leben und beanſpruchte dabei den Säckel ſeines Bruders oft über die Maßen, worüber es denn gar manchmal zwiſchen den beiden Fürſten zu heftigen Auftritten kam. Trotzdem befand ſich der Herzog faſt immer in peinlichen Geldverlegenheiten, zu deren momentaner Beſeitigung er oft zu desperaten Mitteln zu greifen genöthigt war. Nicht ſo aufwallend und ſtarr wie ſein königlicher Bruder, war er auch weniger offen in Liebe und Haß, ja ſogar ſehr zum Einſchlagen ſchattiger Wege geneigt, wenn es das Erreichen ſeiner Zwecke oder das Verdecken von Unklarheiten in ſeinem Lebenswandel vor ſeinem Bruder galt, deſſen Zorn er fürchtete. Ungleich ſeinem liebenswürdigen Bruder Eugen, hatte er wenig Sinn für Muſik, und für die Oper nur in ſo weit, als dabei hübſche Darſtellerinnen im Spiele waren. Hoch aufgeſchoſſen, breitſchultrig, gut gebaut, machte er — wie wir geſehen — als Fünfziger noch Glück bei den Frauen. Sein Sohn aus erſter Ehe, Adam ein langgewachſener, ſehr übermüthiger Knabe von fünfzehn Jahren, lebte mit ihm zur Zeit in Stuttgart.

So ſtanden die Dinge in der Zeit, von der wir ſprechen, am Würtemberger Hof. Kehren wir nun zu dem Levée des dicken Herrn zurück.

Die königliche Waſchfrau.

Der dicke Herr befand ſich noch immer in ſeinem Schlafzimmer. Mißgeſtimmt, wie er war, mochte er heute von dem großen Levée nichts wiſſen. Dennoch koſtete er mit einer gewiſſen Luſt das boshafte Vergnügen, den ganzen Schwarm von Miniſtern, Hofräthen, Günſtlingen und Junkern vergeblich im Vorzimmer warten zu laſſen.

König Friedrich war ein Abſolutiſt. Er wußte es; . . . aber . . . er wußte auch, daß von jeher der Hofadel der Dünger war, unter dem die Ananas „Abſolutismus“ am üppigſten aufwuchs. Er wollte geſchmeichelt haben, obgleich er die Schmeichler verachtete; er brauchte Hofſchranzen, weil er den König ſpielen und den Napoleon'ſchen Hof nachahmen wollte. Konnte er indeſſen dieſe Creaturen mit Füßen treten, ſo that er es gewiß.

Heute goutirte es ihn, ſie warten, ſchmachten und alsdann unverrichteter Sache nach Hauſe gehen zu laſſen.

Auch Wißtriß war ihm läſtig. Er ſchickte ihn barſch fort.

Der Kammerjunker verließ, unter nicht endenden Bücklingen hinter ſich gehend, mit geſchmeichelter Miene das Schlafgemach.

„Der Kerl!“ — rief der dicke Herr verächtlich, als Wißtriß die Thüre hinter ſich geſchloſſen — „der Kerl fühlt ſich geſchmeichelt, auch wenn Wir ihn wie einen dummen Jungen anſchnauzen. Er paßte ſich wahrhaftig in die Zeiten, in welchen am Hofe Ludwig XIV. zwiſchen einem Prinzen und des Königs Kammerdiener Streit darüber entſtand, wer Sr. Majeſtät Nachttopf auszuleeren habe. Pas vrai, Dillen?“

„Parbleu! vollſtändig, Majeſtät!“ — entgegnete der Graf. — „Es muß auch ſolche Käuze geben; ſie gehören unter die nothwendigen Uebel.“

Der König befahl jetzt ſeine Chocolade.

Aufſchneider ſtand einen Moment erſtaunt, dann fragte er:

„Hieher, Majeſtät?“

„Freilich!“ — rief der König, ſeinem vertrauten und ſehr in Gunſt ſtehenden Diener einen zornigen Blick nachſendend. — „Wo denn anders hin, dummer Eſel? etwa zu den Affen da draußen?“ — und mit dem Fuße aufſtampfend rief er — „Könnt' ſchon da ſein!“

Aufſchneider flog hinaus, und da hier die Chocolade ſchon fertig auf einem Rechauffoir ſtand, war er in zwei Minuten mit derſelben zurück.

War doch der dicke Herr in ſolchen Dingen ein Tyrann, wie es keinen zweiten gab. Tag und Nacht mußten z. B. im Marſtalle des Schloſſes ſechs Pferde angeſchirrt daſtehen, die betreffenden Kutſcher und Reiter im vollen Anzuge daneben. Fiel es nun Sr. Majeſtät ein, ausfahren zu wollen, ſo rief er im Aufſtehen: „Vorfahren!“ und dann mußte der Wagen, bis er zur Treppe hinabgeſtiegen, fix und fertig vor dem Schloßportal ſtehen, um ſofort mit Windesſchnelle davonzujagen.

Gnade Gott den betreffenden Charchen, Kutſchern und Stallknechten, wenn es nicht ſo ging!

König Friedrich hatte jetzt Platz genommen und zu frühſtücken begonnen, wobei ſeine Hand mit der Taſſe gemüthlich auf dem ungeheuren Bauche ruhte.

Dillen ſtand unfern, einem der großen Jagdhunde ſeines Herrn, deren ſich nicht weniger als ſechs im Schlafzimmer befanden, ſchmeichelnd. Es war das Lieblingsthier Sr. Majeſtät. Den Kopf hoch in die Höhe reckend ließ es ſich mit Behaglichkeit am Halſe krauen, mit den klugen Augen bald den ihm wohlthuenden Grafen anſchauend, bald nach dem Könige blickend, als wolle es dieſen auf die Artigkeit aufmerkſam machen, welche der mit ihm concurrirende Mignon der Majeſtät für ihn habe.

Dillen wußte dies auch recht gut; und daß die Wirkung auf den König eine günſtige ſei, die ihn von ſeinen unmuthigen Gedanken ableite, bewies ſich ſehr bald, indem ſich die Falten auf der Stirne des dicken Herrn mehr und mehr glätteten.

Das aber beabſichtigte Dillen gerade; denn ſobald beſſer Wetter eingetreten, kamen die Fragen nach dem, was geſtern in Stuttgart und Ludwigsburg vorgegangen und in der Beantwortung dieſer Fragen, die ſich regelmäßig jeden Morgen wiederholten, lag für den ſchlauen Günſtling die Kunſt zu regieren und den König zu beherrſchen.

Beabſichtigte der Graf zum Beiſpiel einen ſeiner Feinde oder ſonſt Jemanden, der ihm unliebſam, zu ſtürzen, ſo berichtete er bei dieſen vertraulichen Zwiegeſprächen mit der unſchuldigſten Miene von der Welt dies oder jenes, was der Mann gegen den Willen der Majeſtät geſagt oder gethan habe, oder ſonſt eine Geſetzwidrigkeit in ſeinem Handeln, oder auch irgend etwas, was die Eitelkeit und den Stolz des Königs verletzen mußte.

Natürlich kam es Dillen dabei keinesweges auf Wahrheit an, ſondern nur darauf, den Löwen nach und nach, mit Umſicht und auf ſeine Weiſe zu reizen, bis er in ſeiner derben leidenſchaftlichen Weiſe losbrach. Dann aber ſchüttete der dicke Herr, als echter Sultan, gewöhnlich das Kind mit dem Bade aus, und der Verleumdete erlag einem kurzen deſpotiſchen: „Auf den Asperg!“

Wie viele edle Menſchen, wie viele Familien hatte **Dillen** auf dieſe Weiſe ſchon unglücklich gemacht und in das Verderben geſtürzt!

Was aber lag ihm daran? Seinem Ehrgeiz, ſeiner Hab- und Herrſchſucht, dem egoiſtiſchen Trieb, ſeine niederen Leidenſchaften unter jeder Bedingung zu befriedigen, war Alles gleich.

Dillen war der Mann dazu, nichts zu ſcheuen und vor nichts zurückzubeben, auch wenn der Weg über Leichen ging.

Auf der andern Seite boten ihm die Fragen und Antworten bei dem kleinen vertraulichen Levée des Königs die ſchönſte Gelegenheit, ſeine Freunde und Begünſtigten zu heben und zu fördern. Dieſe wurden alsdann von **Dillen** zu einträglichen Staatsſtellen vorgeſchlagen, wogegen ſie dem ſchlauen Günſtlinge des Königs im Geheimen ungeheure Summen zahlen mußten.

Ob die Leute zu den Stellen taugten oder nicht, galt dem guten Grafen gleich, wenn ſie nur tüchtig zahlten und ſein großes zuſammengeſtohlenes Vermögen vergrößern halfen. Aehnliche Speculationen kamen in Maſſe vor.

Nur über eines ärgerte ſich Dillen ſchon ſeit geraumer Zeit, und das war, daß ihm Herzog Louis in gewiſſer Beziehung Concurrenz machte, d. h. einen großen Theil des Verdienſtes, der aus den Unterſchleifen bei der Conſcription hervorſprang, wegſchnappte.

Je ſchrecklicher nämlich die Schlachten bei Wagram, Linz und Eckmühl die Würtembergiſchen Truppen, denen Napoleon die Ehre angethan hatte, ſie einmal ſelbſt in den Tod zu führen, die tapfere Armee des Königs Friedrich decimirt hatte, mit um ſo furchtbarerem Ernſte hielt derſelbe auf ſtrenge Durchführung der Conſcription und auf Erfüllung der Militärpflicht, von der faſt Nichts befreite, als die Bedienſtung am königlichen Hofe, oder im Haushalt, oder auf einer Beſitzung eines Mitgliedes der königlichen Familie. Es war deshalb natürlich, daß unter den militärpflichtigen Söhnen der adligen oder begüterten Familien ſolche Bedienſtungen ſehr geſuchte Artikel waren, ſo daß man, je ernſter der Krieg ſich geſtaltete, um ſo größere Opfer nicht ſcheute, um den Weg in den Rettungshafen ſolcher Anſtellungen zu finden, und daß man endlich den oder die Lootſen gut honorirte, die hinein zu leiten wußten. Nach der Natur der damaligen Würtembergiſchen Zuſtände entwickelte ſich hieraus ein ganz neues Schifffahrtsſyſtem im klippenvollen Meere des Hoflebens, und große Summen floſſen in die Hände jener geſchickten Lootſen, deren es namentlich zwei gab: Dillen und den Herzog Louis.

Daß aber Graf Dillen dieſen Vortheil mit dem Herzog, dem Bruder des Königs, theilen mußte, ärgerte ihn furchtbar, und ſteigerte damit den Haß noch, den der Günſtling des Königs auf deſſen Bruder, als den einflußreichſten Mann neben ihm, geworfen hatte.

Zu ſtürzen freilich war Herzog Louis nicht ſo leicht; wohl aber konnte ihn Dillen für ſich ungefährlich machen, wenn er ihm durch Verdächtigungen, Beſchuldigungen und Herabſetzungen das bereits ſchon längſt wankend gemachte Vertrauen des Königs noch vollends raubte.

Dazu aber waren die kleinen Levée wie gemacht.

Auch jetzt — dem Lieblingshund der Majeſtät ſchmeichelnd — lauerte der Graf auf eine ſolche Gelegenheit.

„Und was giebt's Neues, Dillen, in Unſerer guten Reſidenz?“ — fragte der dicke Herr jetzt, ſeine Chocolade ſchlürfend. — „Unſer leichtſinniger Herr Bruder, Hoheit und Liebden, haben ja wieder einmal ein Feſt nach ſeinem Geſchmack gegeben, d. h. beſſer geſagt, nach dem Geſchmack ſeines franzöſiſchen Namensvetter, Louis XIV. Pas vrais, Dillen?“

„So iſt es in der That, Majeſtät!“ — entgegnete der Graf mit leichter Verbeugung.

„Wie kann man nur die Nachäfferei eines großen Mannes ſo weit treiben!“ — meinte der Monarch, ganz vergeſſend, daß er es mit Napoleon eben ſo mache.

„Aber es war eines Louis XIV. auch würdig!“ — verſetzte der Graf mit einem lauernden Blick auf den König.

Die Stirne der Majeſtät verfinſterte ſich etwas, dann ſagte der dicke Herr:

„Zum Teufel auch, wird wieder ſchönes Geld gekoſtet haben . . . und . . . wer muß es ſchließlich zahlen als Wir; pas vrais, Dillen?“

„Leider ja, Majeſtät!“ — antwortete der Mignon, mit einer Miene, die Bedauern ausdrückte. — „Ich habe zwar die unverdiente Ehre, mit des Herrn Herzogs Freundſchaft betraut zu ſein und war ſelbſt geladen . . . muß aber doch Ew. Majeſtät Scharfblick Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und — in Betreff der finanziellen Verhältniſſe des Herrn Herzogs — geſtehen, daß bei der beſtändigen Ebbe ſeiner Kaſſe . . . indeß, Sir, iſt es ja Ihr Bruder . . .“

„Was ſeine grenzenloſe Verſchwendung nicht entſchuldigt. Und die verfluchte Illumination! Wird Unſere Solitude wieder gut zugerichtet haben!“

„Sie war prächtig, Sir, achttauſend bunte Lampen!“

„Achttauſend Donnerwetter!“ — rief der König, die Taſſe von feinem Porzellan ſo heftig auf das neben ihm ſtehende Marmortiſchchen ſtoßend, daß ſie klirrend ſprang.

Aber das ärgerte den dicken Herrn noch mehr. Ehe Aufſchneider herbeiſpringen konnte, hatte ſie der König mit der oberen Fläche der rechten Hand ſchon vom Tiſch weggeſtrichen und auf den Boden geworfen.

Aufſchneider blieb nur noch das Zuſammenleſen der Scherben.

„Aber er ſoll mir nur wiederkommen und Geld haben wollen!“ — fuhr die Majeſtät heftig fort — „ich jage ihn und ſeinen läſtigen kleinen Geſchäftsträger, den Weber, zum Kukuk.“

„Der war auch dabei . . . als arkadiſcher Schäfer.“

„Und hat zu dem Unſinn wieder beigetragen durch Compoſitionen.“

„Parbleu! ja!“

„Wenn der verwünſchte kleine Kerl nicht ſo ſchöne Melodien zu erfinden wüßte . . .“

„Und welch' reizende Schäferinnen befanden ſich unter der Geſellſchaft.“

„Theatervolk!“

„Vergebung, Sir,“ — ſagte Dillen hier, und ein boshaftes Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund — „unſer guter ſchwäbiſcher Adel war ebenfalls ſtark vertreten.“

„Ja!“ — rief der König finſter — „und wird auf dieſe Weiſe immer mehr verzogen und zur Liederlichkeit geführt. Wer war vom Adel da?“

„Wißtritz . . .“

„Der Simpel!“

„Oberſtkammerherr Freiherr von Spitzenberg!“

„Was, ohne Unſere Erlaubniß? den werden Wir heute noch vornehmen.“

„Freiherr von Soden . . .“

„Soll ſeine Naſe lieber in die Acten ſtecken!“

„Baron Wurmber, Baron Knieſtädt . . .“

„Natürlich! und dann klagt der Menſch immer über Gicht und kann ſeinem Dienſt als Oberceremonienmeiſter nicht nachkommen. Schäfer ſpielen . . . in der Nachtluft . . der alte Narr! . . . pas vrai, Dillen?“

„Würde freilich beſſer thun, zu Hauſe zu bleiben und mit ſeiner Frau . . .“

„Pah! das nehm ich ihm nicht übel . . . iſt eine alte langweilige Betſchweſter.“

„Nun!“ — meinte Dillen mit einem perfiden Lachen — „es wurde heute Nacht auf der Solitude allerdings gerade nicht immer gebetet.“

„Der Teufel ſoll ſie Alle holen!“ — rief hier der dicke Herr, mit dem Taſchentuche den Schweiß auf ſeinem Haupte trocknend — „machen meine Schlöſſer noch zu . . .“

„Die reizendſte der Schäferinnen aber“ — fiel hier Dillen mit ſtillem Triumphe ein — „und zwar zugleich auch die beglückteſte, da ſie die Ehre hatte, Se. Hoheit ſelbſt zum Galan zu haben, war . . .“

„Doch wohl die Frau Herzogin?“

„Vergebung, Sir! . . .“

„Wie? nicht?“

„Hoheit waren gar nicht zugegen.“

„Nicht zugegen? und wer . . .?“

„Die Frau Gräfin Waldskron.“

Das Geſicht des Königs ward kirſchroth. Er ſchnaufte dabei wie ein Wallroß und verſuchte es, ſich aus ſeinem Seſſel zu erheben. Da er es aber allein nicht fertig brachte, ſprangen Aufſchneider und Dillen herbei, ihm behülflich zu ſein.

Als der König auf den Beinen ſtand, ſchöpfte er tief Athem; dann in ſtarker Aufregung, im Zimmer auf- und abgehend, rief er:

„Es iſt zu arg! . . . blamirt Uns! . . . Uns, ſeinen Bruder, Herrn und König! . . . Die Frau Herzogin nicht anweſend . . . und dieſe Kokette! Pas vrai, Dillen?“

„Etwas kokett iſt die Frau Gräfin allerdings; . . .

aber, Sir, ſie ſah in der That bezaubernd aus . . . und . . ."

„Und! . . . und! . . . und! Wiſſen ſchon, was das „und" heißen ſoll! Wird wieder einen Schmuck koſten."

„Nun!" — meinte Dillen mit einem Hohn, aus welchem der Mephiſtopheles hervorleuchtete, — „laſſen Eure Majeſtät nur den Herrn Freiherrn von Weber dafür ſorgen. Iſt ja die rechte Hand Sr. königlichen Hoheit!"

„Der Teufel ſoll ihn und meinen Bruder holen!" — rief hier der König, ſich vergeſſend, — „der Weber wird noch Bekanntſchaft mit dem Asperg machen!"

In demſelben Augenblick meldete ein Diener: den Herrn Freiherrn von Weber!

„Was ſoll's!" — rief der König finſter. — „Iſt jetzt Zeit zu einer Meldung?"

„Halten zu Gnaden, Majeſtät . . ."

„Was?"

„Herr von Weber kommt in Sendung Sr. Hoheit, des Herrn Herzog Louis!"

Eine Pauſe entſtand. Der König und Dillen ſahen ſich an; Letzterer konnte ein ſpöttiſches Lächeln nicht verbergen. Sofort ſpiegelte es ſich auch auf des Königs Zügen wieder . . . aber mit einer fatalen Beimiſchung.

„Soll kommen!" — herrſchte der König; dann ſich zu Dillen wendend, ſagte er halblaut — „der Menſch hat Eile auf den Asperg zu kommen. Ausſicht iſt ſchön dort! Pas vrai, Dillen?“

„Prachtvoll!“ — antwortete dieſer mit boshaftem Lachen.

In demſelben Augenblicke trat Carl Maria von Weber unter tiefer Verbeugung ein.

Aber wie war denn der einundzwanzigjährige feurige und noch ſo junge Künſtler in dieſe Welt gekommen, in welcher die Begriffe von Recht und Redlichkeit auf's Aeußerſte verſchoben, Tugend und Sittenſtrenge belächelte Begriffe, Geld dagegen und Einfluß à tout prix die Loſung Aller waren, die mit in dem großen chaotiſchen Wirbel des Hofs umtrieben? Der Sturm der Zeit, der Wechſel der Herrſchaft und des Kriegsglückes, die Unverbürgtheit aller Verhältniſſe, die Despotie und Willkür der Regierung, die Unſicherheit des Eigenthums, das Beiſpiel von oben, motivirte hier ein Leben, deſſen Motto: „Après nous le deluge!“ war, und in dem die Cultur reiner Ideen ein Abſurdum ſchien.

Wie kam Carl Maria, der für die edle Tonkunſt ſo begeiſterte und befähigte Jüngling, an dieſe Stelle, die ihm doch nicht zuſagen, ſeiner Seele, ſeinem innerſten Triebe entgegenſtreben mußte?

Er war bereits ausübender Künſtler geweſen ... und jetzt? ... Geheim-Secretair und Geſchäftsführer eines Herzogs?

Die Sache war eigen. Ein Schleier lag uber der Jugend des jungen Mannes. Ueberlaſſen wir es ihm ſelbſt, ihn ſpäter zu lüften und werfen dafür nur einen Blick auf die eigenthümliche Stellung, die Carl Maria jetzt einnahm, und über die ſein eigener Sohn Folgendes ſagt: Aus trüber Lage Rettung ſuchend, war er durch den Prinzen Eugen von Würtemberg an Herzog Louis empfohlen worden. Carl Maria machte am 19. Auguſt 1807 ſeinen erſten Beſuch bei dem Herzog in Ludwigsburg. Wahrſcheinlich haben ſich die beiden Männer vom erſten Augenblicke ihres Zuſammenſeins abgeſtoßen, aber Carl Maria war dem Herzoge als ſehr klug gerühmt worden und dieſem blieb keine Wahl. Herzog Ludwig ſtellte ihn am 1. Auguſt mit dem Titel eines Geheim-Secretairs, als ſeinen Geſchäftsführer an. Unpaſſenderes konnte es in der That für den jungen lebensluſtigen, etwas ausgelaſſenen Künſtler, deſſen Privatverhältniſſe ohnedem tüchtig derangirt waren, nichts geben, als dieſe Stellung, auf welche keine Stunde ſeines bisherigen Studienganges vorbereitend hingewieſen hatte und der er durchaus nicht gewachſen war. Der Herzog war Würtembergiſcher Feldmarſchall und Chef der Garde und hielt einen anſehnlichen Hofſtaat. Carl Maria's Geſchäfte, die nicht genau abgegrenzt waren, beſtanden nun für's Erſte hauptſächlich in der Führung der herzoglichen Privatcorreſpondenz und der Beſorgung der oft ſehr unerfreulichen mündlichen Miſſion an hochgeſtellte Perſonen oder — Gläubiger, der Führung der Privatſchatulle, Buchhaltung über Ausgaben und Einnahmen derſelben und, dies war das Unangenehmſte und Gefahrvollſte für den jungen Mann, der Verhandlung mit Allen, die als Bittende oder in Privatgeſchäften, ſich dem Herzoge nähern wollten. Dieß legte ein Maß von Geltung in ſeine Hand, für die ſein Wollen und Sollen noch nicht geprüft genug ſein konnte, und ſo ſah er ſich in höchſt bedrohlicher Weiſe für ſein inneres Leben, plötzlich als Mittelpunkt eines ihm ſchmeichelnden und ſich um ſeine Gunſt bewerbenden Kreiſes, der es mit den Mitteln zur Eroberung dieſer Gunſt durchaus nicht genau nahm und indem nicht allein hochgeſtellte Civil- und Militärbeamte, ſondern auch ſogar zuweilen Mitglieder des königlichen Hauſes ſich drängten.

Carl Maria erhielt Wohnung im Schloſſe ſowohl zu Stuttgart, als zu Ludwigsburg, je nachdem der Herzog da oder dort reſidirte. In Stuttgart befanden ſich ſeine Zimmer in Gelaſſen, die jetzt nur von hohen Hofchargen bewohnt werden, gegenüber dem Gaſthofe „König von England,“ links vom Schillerplatze.

Carl Maria gewann bald einen nur zu traurigen Einblick in die tiefe Zerrüttung der Verhältniſſe des Herzogs, in die chaotiſche Verwirrung ſeiner Geldangelegenheiten, in das tolle Treiben der ſtäubenden Rennbahn des Lebens dieſes Fürſten, und mag wohl, in ſeinen Buſen faſſend, klar begriffen haben, daß er, der im Rechnungsweſen Ungeübte, Einundzwanzigjährige, Lebensluſtige, in einer Kunſtatmoſphäre aufgewachſene, nicht der Mann ſei, dieſe ihrem Untergange zurollende Welt in ihren Achſen zu halten.

Für beide ſo gewonnenen Anſchauungen leiſten eine Anzahl Blätter aus den damals im Dienſte des Herzogs von Carl Maria geführten Rechnungsbüchern Zeugniß, die eben ſo klar ſein geringes Buchhaltertalent bekunden, als ſie auf des Herzogs Lebensform hindeuten, indem ſie hauptſächlich Ausgaben für Pferde, Hunde, Peitſchen, Reiſen, Jagden, von aufzunehmenden Kapitalien, Spielſchulden, Wein, unzählige Penſionen und Gehalte dunkeln Urſprungs und endlich eine Menge Aufwände großen Betrags aufweiſen, die mit nicht zu entziffernden Hieroglyphen bezeichnet ſind. Faſt kein Monatsſchluß ergiebt eine geſchloſſene Rechnungslegung, faſt ſtets iſt eine neue Anleihe nothwendig, mit deren Negoziirung, unter oft ziemlich trüben Verhältniſſen, Carl Maria meiſt beauftragt wurde.

Indeß waren die Verhandlungen mit Kaufleuten, Lieferanten, Geldwechslern und Juden keineswegs die peinlichſten für Carl Maria.

Wegen des Herzogs Louis ärgerlichen Lebens und des ungemeſſenen Aufwandes — den der König nur ſich ſelbſt verzieh — ſtand der Prinz auch häufig in mehr oder weniger offener Fehde mit ſeinem königlichen Bruder, der am letzten Ende immer die Hausehre zu retten und zu zahlen hatte.

Und auch mit dieſen Verhandlungen mit dem Könige beauftragte der Prinz häufig den armen Weber. Die Stunden aber, die der junge Mann dem furchtbaren Fürſten gegenüber in deſſen Cabinet zubrachte, gehörten wahrlich zu den ſchwarzangeſtrichenſten in ſeinem Leben.

Und eine ſolche dunkle Stunde war es, die eben wieder ihre Schatten über den jungen Mann warf.

Carl Maria hatte ſich beim Eintreten in das königliche Schlafgemach tief und ehrfurchtsvoll verneigt; da Se. Majeſtät aber nicht thaten, als ob ſie ihn bemerkt, ſo blieb er ruhig, den Hut in der Hand, an der Thüre ſtehen, abwartend, bis es dem Könige gefallen werde, ihn anzuſprechen.

Der arme Weber merkte ſofort, wie viel Uhr es geſchlagen. Sein Herz bebte und kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne. Seine Ahnung beſtätigte ſich denn auch alſobald.

Der König, der ihm den Rücken zuwandte, ſchien in ſehr aufgeregter und übler Laune. Er ſchimpfte und wetterte über alle Verſchwender der Welt, worunter aber

— wie Carl Maria ſchon wußte — der Herr Bruder und er ſelbſt gemeint waren. Mußte doch bei ſolchen Gelegenheiten der unglückliche Geſchäftsträger immer für ſeinen Herrn büßen.

Der König ſprach in ſolchen Augenblicken ſehr ſchnell und ſehr viel, ließ Niemanden zu Worte kommen und war für Grund und Darlegungen ganz unzugänglich. Das Poltern, wilde Agiren und Schwitzen des unförmlich dicken Herrn, der ſich mühſam bewegte und wegen übermäßigen Fettes die Arme nicht einmal mehr am Leibe herunterhängen laſſen konnte, das fortwährende Anrufen des meiſt bei dieſen Conferenzen anweſenden Günſtlings, Herrn von Dillen, mit: „Pas vrai, Dillen?“ hätten etwas unausſprechlich Drolliges gehabt, wenn der hohe Komiker nicht unumſchränkter König geweſen wäre, der jedes Lachen in Weinen wandeln konnte. Unter dieſen Verhältniſſen erhielten daher ſolche Scenen zumeiſt den Charakter eines dämoniſchen Humors.

So war es denn auch heute.

„Wir ſagen's ja immer!“ — rief jetzt der König — „Verſchwender ſind Alle, die mehr ausgeben, als ſie einzunehmen haben . . . Taugenichtſe! . . . hoch oder niedrig . . . Todtfeinde des baaren Geldes, das ſie in der Taſche brennt. Daher werden ſie denn auch von den Geſetzen als Unmündige angeſehen, ja die Geſetze beſtellen ihnen Vormünder, damit ſie nicht ganz zu Sclaven der Wucherer werden. Pas vrai, Dillen?“

„Majeſtät . . .“

„Es giebt zwei Klaſſen von Dieben,“ — fuhr der König eifrig fort — „ſolche, die gehangen werden, und ſolche, die es nicht werden; die Letzteren ſind aber gerade die größten. Natürlich: Galgen und Zuchthaus ſind nur für Stümper! Aber Wir wollen dafür Sorge tragen, daß es in Unſeren Landen rein wird von dieſem Volk; und wer Verſchwendern, und ſeien ſie noch ſo hoch geſtellt, die Hand reicht, um ihrer Leidenſchaft Vorſchub zu thun, dem werden Wir auf dem Asperg Gelegenheit verſchaffen, über ſeine Unklugheit nachzuſinnen. Pas vrai, Dillen?“

Der dicke Herr wiſchte ſich hier die Stirne, indem er zugleich einige unwillige „Ph! Ph!“ ausſtieß, da er ſchon jetzt wieder wie ein Braten ſchwitzte.

Dillen wollte anſcheinend entſchuldigen, aber der König fiel ihm in's Wort und rief:

„Freilich, wenn man Louis XIV. copiren will, kann's nicht anders kommen. Der machte viertauſend Millionen Schulden; aber er war auch König von Frankreich. Pas vrai, Dillen?“

„Allerdings, Majeſtät!“

„Dem König Theodorus“ — fuhr der dicke Herr eifrig fort, indem er ſich immer mehr in den Zorn hineinredete — „erſchien zu Venedig ein dürres blaſſes Geſpenſt, Ketten und Stricke umgaben ſeine Glieder, und ſeine Kleider waren zuſammengeſetzt aus Rechnungen, Schuldſcheinen, Vorladungen und Laus Deo . . . es zerbrach ihm Scepter und Krone und verſchwand mit den ſchrecklichen Worten: „„Ich bin die Schuld! . . .““ aber kein Teufel glaubt jetzt mehr an Geſpenſter. Pas vrai, Tillen?“

„Keine Seele!“ — beſtätigte der Graf. — „Wer wird jetzt noch an Geſpenſter glauben!“

„Himmel Herrgott Sakrament!“ — rief hier der König — „aber an Uns ſollen ſie glauben, alle die …“

In dieſem Momente drehte er ſich um und herrſchte Carl Maria mit den Worten an:

„Was giebt's? Was will man?“

Der junge Weber, der ſchon mehr als zwanzigmal ſolche erbauliche Scenen mit durchgemacht und ſich zu beherrſchen wußte, gerieth keineswegs außer Faſſung. Mit der dem Monarchen zukommenden Ehrfurcht ſich verbeugend, ſagte er ruhig:

„Majeſtät halten zu Gnaden, wenn ich ſtören ſollte; aber ich komme in Sendung Sr. Hoheit des Herrn Herzog Louis, unterthänigſt um eine Audienz zu bitten!“

„Muß verdammt eilig ſein, wenn man Uns nahezu im Bett überläuft! . . . Pas vrai, Tillen?“

„Majeſtät haben ſich in der That erſt erhoben.“

„Freilich! Wir vergaßen, daß Unſer geliebter Herr Bruder heute Nacht wohl gar nicht zu Bett waren. Saperment! da kommt Uns ein guter Gedanke; pas vrai, Dillen?“

„Gewiß, Sir, alle Gedanken Eurer Majeſtät ſind gut!“

„Wir wollen es wie Kaiſer Auguſtus machen!“

„Und wie machte es dieſer?“ — frug Dillen in geſchmeidigem Tone.

„Er kaufte ſich das Kopfkiſſen eines leichtſinnigen Vogels, und als man ihn fragte: warum? ſagte er: „„Ich kann vor Regierungsſorgen nicht ſchlafen; vielleicht ſchlafe ich beſſer auf dem Kopfkiſſen meines Bruders!““ — doch nein! es war nicht ſein Bruder, ſondern nur ein leichtſinniger Schuldenmacher! Aber was will der Herr Herzog?“

„Wenn Eure Majeſtät eine andere Zeit befehlen....“

„Zur Sache; Wir riechen ſchon den Braten!“

„Hoheit wenden ſich vertrauensvoll an Eure Majeſtät . . .“

„Sagten Wir's nicht? Der gehört auch unter die Leute, die ein beſonderes Vergnügen an einem: „„Je vous suis éternellement obligé!““ finden.“

„In der That!“ — ſagte hier der junge Geheim-Secretair — „Hoheit würden auch ſeinem erhabenen königlichen Bruder ewig verbunden ſein, wenn Majeſtät die große Güte haben wollten . . .“

„Zum Teufel!“ — rief der König, indem ſein Geſicht wieder kirſchroth wurde und ihm der Schweiß von der Stirne perlte — „und zum hundertſtenmal ſeine leichtſinnigen Schulden bezahlte!“

„Es ſind heute Wechſel von fünfzehntauſend Gulden fällig . . .“

„Fünfzehntauſend Bomben auf Euch! Sollen Wir Uns und Unſer Land ruiniren, damit man gottvergeſſene Feſte auf der Solitude giebt? Heidniſche Feſte! Sündenfeſte! pas vrai, Dillen?“

„Geruhen Majeſtät zu bedenken . . . —“ hub der Mignon des Königs, der es weder mit dieſem noch mit dem Herzog verderben wolle, langſam an. Aber er wußte ſchon, was kommen würde, und ſo geſchah es auch. Der König, jetzt im ſchönſten Zorne flammend, ſchnitt ihm das Wort ab.

„Weiß ſchon!“ — rief er, Aufſchneider, der ſtets mit einem neuen Taſchentuche hinter ihm ſtand, ein ſolches aus der Hand reißend — „weiß ſchon! In unſeren Tagen halten gar Viele Schuldbriefe für ſtill acceptirte Creditbriefe; daher auch Schuldenkaſſen recht äſthetiſch Creditkaſſen heißen, und halten es für vornehm, das ſiebente Gebot: „„Du ſollſt nicht ſtehlen!““ zu vergeſſen! Euch Himmelſacramenter!“ — ſchnaubte der dicke Herr dabei den armen Geheim-Secretair an — „brennt das Geld auch auf der Hand, wie die alten Thaler, die ehemals der Teufel zum Handgeld gab, und Euer Wahlſpruch iſt der des Königs Heliogabulus: Ich will mein eigener Erbe ſein! Pas vrai, Dillen?“

„Wenn Majeſtät die Gnade haben wollten …“ — verſetzte Dillen wie vorhin.

„Bezahlt Eure Wechſel ſelbſt!“ — ſchnaubte der König.

„Hoheit würden dies gerne thun“ — entgegnete Weber mit einer Ruhe, die den König vollends außer Faſſung brachte, da er inſtinctiv empfand, welches Uebergewicht ſie Carl Maria, ſeinem eigenen Zorne gegenüber, gab.

„Hoheit würde dies gerne thun, allein . . . es iſt für den Augenblick gerade kein Heller Geld in den Caſſen!“

„Schlag eine Bombe hinein!“ — rief der König außer ſich — „und da giebt man Feſte auf der Solitude, die viele Tauſende koſten? Aber wartet! mein Bruder iſt nicht daran ſchuld, . . . das iſt die Verführung durch ſeine Umgebung! Soll Uns der Teufel holen, wenn Wir nicht die ganze Geſellſchaft, die geſtern da oben war, auf den Asperg ſchicken: die Waldskron, den Wurmſer, den Eſel von Knieſtädt, Ihn und wie ſie alle heißen! Pas vrai, Dillen?“

Carl Maria hatte in dieſem Augenblick Mühe, ſein Lachen zu verbergen.

Der König hatte „Abputzen!“ geſchrieen, und während er nun, nach Luft ſchnappend, ſeinen fürchterlich dicken Bauch, der ohnehin in einem mächtigen Gurte hing, mit ſeinen beiden Händen ſtützte, hielt er den Kopf mit dem kirſchrothen, dreieckigen Geſichte und der in Schweiß gebadeten Stirne Aufſchneider zum Abtrocknen hin.

Aber auch jetzt ließ er Niemand zum Reden kommen:

„Verſchwender öffnen ein Loch um das andere!“ — rief er halb athemlos — „neue, um alte damit zu verſtopfen! Sie leben in den Tag hinein, wie die Karaiben, die Morgens ihre Hängematte verkaufen und Abends, wenn ſie ſchlafen wollen, darüber weinen.“

„Majeſtät,“ — hub der junge Mann hier wieder an — „*Hoheit laſſen auf Ehre verſichern* . . .“

„Was will man mit Ehre!“ — ſchrie der König, indem er in ſeinem Zorn einen der vergoldeten Seſſel erfaßte und zu Boden ſchleuderte, — „wer Schulden über Schulden macht, weiß nichts von Ehre! Man ſoll Uns mit ſolchem Geſchwätz verſchonen. Können Wir fünfzehntauſend Gulden aus den Aermeln ſchütteln? Ehre? Bei Euch tritt man die Ehre mit Füßen, indem man Schulden macht, die man nicht bezahlen kann, und Wir ſollen dann die Ehre haben, ſie zu tilgen. Aber, zum Donnerwetter! Wir wollen endlich einmal Ordnung in den Haushalt bringen; wenn man aber freilich Geſchäftsführer hat, wie Ihn . . .“

„Majeſtät!“ . . . rief hier Weber, dem denn doch jetzt die Galle zu ſteigen anfing, — „Majeſtät! . . .“

„Schweigen!“ — herrſchte der König. — „Wir wollen und werden keine Volksverführer mehr in Unſern Landen dulden!“

„Volksver . . . .“

„Schweigen! — ſagen Wir!“ — ſchnaubte der König in Wuth. — „Aufſchneider! Schweiß abwiſchen!... Leider wirkt das Schuldenmachen des Adels auch auf die Mittelklaſſe des Volkes. Schuldenmachen, ſein Haus von unbezahlten Handwerkern, Juden und ſonſtigen Gläubigern beſtürmt zu ſehen, iſt ſchon jetzt keine Schande mehr . . . das heißt nur: ſtandesmäßig gelebt!“

„Wenn Majeſtät erlauben wollten . . .“ hub Carl Maria an; aber der dicke Herr ließ ihn nicht zu Wort kommen:

„Freilich!“ — rief er, einem ſeiner Jagdhunde, der ſich zu nahe gewagt, einen Tritt verſetzend, daß er ſich heulend unter das Sopha verkroch. — „Freilich! Zwei können's beſſer, wie Einer. Pas vrai, Dillen?“

„Parbleu! ja, Majeſtät!“ — entgegnete der Günſtling, boshaft lächelnd.

„Alte Schulden zahlen wir nicht, und neue laſſen wir alt werden!" rief der König — „Das iſt auch eine Kunſt."

Jetzt aber zuckte es doch in Weber auf. — „Das iſt auch eine Kunſt!" ging ſicher auf ihn, und trug denn er die Schuld an des Herzogs leichtſinnigem und verſchwenderiſchem Leben? Und verſchwendete der König nicht ſelbſt das Mark des Landes in ungeheurem Maße?

Weber antwortete . . . aber . . . das hieß Oel in die Flammen oder Waſſer auf Kohlen gießen.

Und in der That, der dicke Herr glich jetzt einem Häufchen glühender Kohlen, auf welche der Schmied eben Waſſer gegoſſen hat, um die Gluth zu vermehren; ſie dampfen nur deſto mehr, der Dampf reißt ſie auseinander und ſie glühen im ſtärkſten Feuer. Widerſpricht man in dieſem Augenblick, ſo werden ſie zur Feuerkugel.

Und das waren Majeſtät jetzt in dem Maße, daß eine ganze Sündfluth von Schmähungen über den unglücklichen Geheim-Secretair und Geſchäftsführer hereinbrach, in denen wirklich um ſo weniger Sinn und Verſtand lag, als dieſer ſich — hier wenigſtens — ganz ohne Schuld fühlte.

Die ganze Philippica, von Aufregung, Aerger und Zorn eingegeben, war wirklich ein thörichtes Gewäſch und

Geſchwätz, das um ſo weniger Werth hatte, als der dicke Herr, der Ehre des königlichen Hauſes wegen, die Schuld am Ende doch decken und die Wechſel einlöſen mußte.

Ungeachtet deſſen war das Ende vom Lied, daß der König den Geſchäftsführer ſeines Herrn Bruders auf wahrhaft brutale Weiſe — die man freilich an ihm gewohnt war — fortſchickte.

So verließ denn Carl Maria das Schlafzimmer der Majeſtät ebenfalls in Aufregung und Bitterkeit.

Da wollte es das Unglück, daß ihm, aus dem Cabinet des Königs tretend, auf dem Corridore eine alte Frau begegnete.

„Bitte, Excellenz“ — ſagte ſie mit einem tiefen Knix — „können mir Excellenz nicht ſagen, wo ich nach der Wohnung der königlichen Hofwaſchfrau komme?“

Da plagte der Satan den jungen Mann und noch erbittert über das barſche Weſen und den Wortſchwall von Schimpfreden, mit welchem der dicke Herr ihn eben erſt übergoſſen, deutete er auf die Thüre, die zu den Gemächern des Königs führte, indem er zugleich in bitterem Tone rief:

„Da wohnt die königliche Waſchfrau!“

Das alte Weib, ſeelenvergnügt in dem Labyrinth der Corridors endlich den rechten Weg gefunden zu haben, tritt ein . . . und . . . ſieht ſich, vor Entſetzen faſt in die Kniee ſinkend, der Majeſtät gegenüber.

Der König, Dillen und Aufſchneider ſtehen ſtarr vor Staunen.

„Was will die alte Hexe!“ — ſchreit noch immer zornglühend der König.

Die Alte aber, niederſinkend, ruft: — „Jeſus Maria! ich ſuche die königliche Waſchfrau!“

„Und da kommt Sie, verdammte Hexe, zu Uns, zu Ihrem König?“

„O Gnade! Gnade!“ — jammerte die Alte — „Excellenz haben mich hieher gewieſen.“

„Excellenz? welche Excellenz?“

„Die eben hier wegging!“

„Wegging? Niemand ging weg, als Weber! Pas vrai, Dillen?“

„Majeſtät, nur Weber kann mit der Excellenz gemeint ſein!“ — beſtätigte der Graf mit boshaftem Triumphiren.

„Und der hat . . .“

„Auf dieſe Thüre zeigend, geſagt: Hier wohnt die königliche Waſchfrau!“

„Himmel, Herrgott!“ — donnerte der König, mit einem Kopf ſo roth wie ein Zinshahn — „Wache! . . . fort, Hexe! . . . Wache!“

Der dienſthabende Offizier, einen Mordanfall auf den König fürchtend, ſtürzte entſetzt herein.

„Holt den Schurken ein! — den Weber, . . . den verfluchten Geheim-Secretair Unſeres ſauberen Herrn Bruders!" — ſchnaubte der König faſt athemlos — „und auf die Wache mit ihm. Wir wollen den Kerl lehren, ſeinen König zu einer Waſchfrau zu machen!"

Und, vor Alteration in ſeinem Seſſel zuſammenſinkend, hielt er Aufſchneider den Kopf zum Schweißabtrocknen hin.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Carl Maria im Arreſt, mit der Ausſicht, ſeinen tollen verwegenen Witz mit einigen Jahren auf der Feſtung „Hohenasperg" oder „Hohenneufen" abzubüßen.

„Ein ſteter Kampf iſt unſer Leben."

Der Geheim-Secretair des Herzogs war von dem dienſthabenden Offizier, laut Befehl des Königs, nach der Schloßwache abgeführt worden.

Der Offizier ſelbſt, Hauptmann von Rengel, ein Freund des jungen Arreſtanten, mit dem er ſchon manche vergnügte Stunde in heiterer Geſellſchaft zugebracht, bangte für Weber. War es doch keine Kleinigkeit, den Zorn des Königs gereizt zu haben. Wer wußte, was dies zu ſagen hatte, wie es meiſt gleichbedeutend mit ſchwerem Kerker und Mißhandlung war, den mußte es in der That, wie Hauptmann von Rengel, Wunder nehmen, daß Carl Maria ſeinem Arreſte mit einer Seelenruhe entgegenging, die claſſiſch war.

Der Hauptmann konnte freilich nicht in das Innere des Jünglings ſehen, ſonſt hätte er gefunden, daß der Triumph, den König geärgert und ſomit für ſein brutales Weſen geſtraft zu haben, alle anderen Gedanken und Gefühle bei Weber überwog, den das Verfah ren des dicken Herrn im Tiefinnerſten wahrhaft empört hatte.

„Meinetwegen Hohenasperg!“ — dachte Weber — „hat der Dicke doch ſeinen Wiſcher, wie er ihn von niemand Anderem erhält. Verdient hat er ihn wahrlich!“

Aber ſchon jetzt ſchien das Schickſal Mitleid mit ihm zu haben: als Hauptmann von Rengel mit dem jungen Freiherr von Weber auf der Schloßwache ankam, waren alle Gefängniſſe ſeit dem vorigen Abende ſchon ſo ſehr mit Arreſtanten angefüllt, daß für den Neuangekommenen kein Raum mehr vorhanden war.

Das Einſtecken war ja damals Mode, wie es denn nur des Unglückes bedurfte, unter des Königs Zimmer nieſen zu müſſen, um, wegen Mangels an Reſpect vor ſeiner Majeſtät, in das „Cachot“ zu wandern.

„Was iſt da zu machen?“ — frug Rengel den Hauptmann der Wache, der glücklicherweiſe ebenfalls ein Bekannter Weber's war.

„Was zu machen iſt?“ — entgegnete Jener, ſich hinter den Ohren krauend. — „Laſſen Sie den Arreſtanten in das Offizierzimmer treten und rapportiren Sie, wie es hier ſteht.“

Rengel ſtrich ſich verlegen den mächtigen ſchwarzen Schnurrbart, der in zwei ſcharf gedrehten Spitzen rechts und links weit hinausſtand, und ſagte:

„Den Teufel auch! Majeſtät ſind in einem Zorn,

ERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

wie ich ihn noch ſelten geſehen. Lieber zu einem hungrigen Löwen gehen, als jetzt etwas berichten, was gegen ſeinen Kopf geht.“

„Schicken Sie mich, meine Herren!“ — ſagte Weber lächelnd.

„Sie wären toll und wahnſinnig genug, ſo etwas zu unternehmen!“ — rief Hauptmann von Rengel mit dem Ausdruck lebhafter Ueberzeugung. — „Aber, lieber Freund, ich warne Sie; . . . wenn auch der Herr Herzog hinter Ihnen ſteht. Der Henker traue den hohen Herren! . . . Kommen Sie einmal wirklich in die Patſche, und das iſt vielleicht heute ſchon der Fall, ſo läßt man Sie fallen.“

„Das thut der Herzog nicht und kann er nicht thun!“ — meinte Weber.

„Kindliche Seele!“ — ſagte Rengel achſelzuckend. — „Aber nehmen Sie meinen Rath an, Herr von Weber, und ſeien Sie vorſichtiger.“

„Ihre Theilnahme freut mich!“

„Sie iſt wenigſtens aufrichtig gemeint. Sie ſind ein netter und liebenswürdiger junger Mann und ein prächtiger Geſellſchafter; ich weiß Sie daher viel lieber auf unſerer Trinkſtube im „„König von England““, als im Quartier des armen Schubart auf Hohenasperg.“

„Dafür bewahre mich der Himmel!“ — rief Carl Maria in leichtfertigem Ton. — „Die Ausſicht ſoll zwar ſehr ſchön dort ſein, aber in die Fenſter unſerer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen ſoll man doch nicht ſchauen können!"

„Er iſt unverbeſſerlich!" — meinte der Hauptmann der Schloßwache jetzt ſelbſt lächelnd.

„Und doch kann man ihm nicht böſe ſein!" — ſagte Rengel. — „Aber wir ſchwatzen da und vergeſſen die Hauptſache. Ich werde eben doch in einen ſaueren Apfel beißen und zu der Majeſtät zurückkehren müſſen, um zu rapportiren."

„Schlagen Sie, wenn es möglich iſt, Stubenarreſt vor!" — meinte Carl Maria pfiffig lächelnd. — „Der Herzog hat mir fünfundzwanzig Flaſchen köſtlichen Rheinwein verehrt, die können wir dann auf meinem Zimmer gemeinſam und unter beſchaulichen Betrachtungen conſummiren."

„Und mit der kleinen blonden Tänzerin liebäugeln, die Ihnen gegenüber wohnt!" — ſagte Rengel, die Spitzen ſeines Schnurrbartes drehend.

„Gewiß!" — rief Weber ſchalkhaft. — „Die kleine Katze iſt ohnedem in Sie, Hauptmann, bis über die Ohren verliebt. Ich componire Ihnen alsdann ein Ständchen . . ."

„Links aus der Flanke, links um!" — commandirte der Hauptmann, ſich mit dem Commandoruf drehend, — „ich wage, wie St. Georg, den Drachen!" Und mit dieſen Worten verließ er in militäriſchem Schritt die Offizierſtube.

In den Augenblicken des Wartens war es indeß **Carl Maria von Weber** doch nicht ganz ſo gleichgültig zu Muthe, als er zu zeigen ſuchte. Dauerte der Zorn des Königs noch an, ſo konnte der tolle und verwegene Scherz in der That ſehr ernſte Folgen haben. Hatte außerdem **Dillen**, ſein erboſter Feind, die Sache benutzt und den König noch mehr aufgeſtachelt, ſo war die Reiſe nach der Feſtung, die ſeiner Zeit auch Schiller gedroht, vielleicht ſofort anzutreten.

Indeß ... der Menſch denkt und Gott lenkt! Majeſtät war in der Zwiſchenzeit von dem Oberſtjägermeiſter ein ſo günſtiger Bericht über den, zum nächſten Treibjagen beſtimmten Wildſtand vorgetragen worden, daß er — wenigſtens für den Moment ſeinen Zorn vergaß und **Dillen** nicht dazu kommen konnte, das Feuer zu ſchüren.

Auf Hauptmann **Rengel's** beiläufig hingeworfene Frage: „Ob Majeſtät Hausarreſt zu befehlen geruhten?“ erfolgte ein heftiges „Ja! Bis auf Weiteres!“ und damit war die Sache für den Moment geordnet, mit Ausſchluß des: „**Bis auf Weiteres!**“ hinter dem noch ſehr viel ſtecken konnte.

Unter Geleitung des Herrn von **Rengel**, trat **Carl**

Maria nun den Weg nach ſeinem Zimmer an, worauf ihm ein Ehrenpoſten vor die Thüre geſtellt und dieſe verſchloſſen wurde. Weber ... war zum erſtenmale in ſeinem Leben ... Gefangener!

Es iſt für eine ſo lebhafte Natur, wie die Carl Maria's, ein eigenes Ding, hinter Schloß und Riegel zu ſitzen, zumal wenn man an ein ſo angenehm bewegtes Leben gewohnt iſt, wie es dieſer bereits in Stuttgart gefunden.

In ſeiner Stellung fand er ja Zeit und Gelegenheit, nicht allein mit der Kunſt ernſtlich zu liebäugeln, ſondern auch in verſchiedenen Kreiſen von Offizieren und Künſtlern ſein liebenswerthes Naturell geltend zu machen, Freunde zu erwerben und nicht allein in Famimilienzirkeln den Umgang mit den in Stuttgart lebenden ausgezeichneten Perſönlichkeiten zu cultiviren, ſondern auch nebenbei, nach ſeiner Weiſe mit fidelen Geſellen in der Kneipe des Weines und Geſanges froh zu werden. Es gehörte dies unter die anziehendſten Seiten in Carl Maria's Weſen, daß er in jede Geſellſchaft paßte, jeder ihren Nahrungsſtoff für Geiſt oder Sinn und ihren Humor abgewann.

Wie es ſcheint — ſagt ſein eigener Sohn — wurde Carl Maria durch den Leibarzt des Herzogs Ludwig, Dr. Kellin, in die Familien Stuttgarts eingeführt, in denen ein Cultus von Kunſt und Geiſtesleben ſtattfand. Dieſer Cultus war ja auf Familienkreiſe beſchränkt, da alles öffentliche Treiben durch den Druck der tyranniſchen Regierung und die traurigen Verhältniſſe des Landes auf Null reducirt erſchien. Er lernte die Redacteure der vortrefflichen Zeitſchrift „Das Morgenblatt“, den witzigen Haug und den klar denkenden Reinbeck kennen; ja er lieferte ſelbſt Muſikbeilagen zu ihrem berühmten Blatte, nämlich die Serenade von Baggeſen: „Horch, leiſe, horch“, ein Muſikſtück von zauberiſcher Abendſtimmung; dann eine „Rhapſodie,“ von Haug gedichtet und von ihm componirt. Von Reinbeck's Dichtungen ſetzte er die Romanze der Laura in deſſen Erzählung „Giovanni Alfieri“ und ein Lied: „Sanftes Licht, weiche nicht“ aus deſſen „Erzählungen“ in Muſik. Carl Maria verkehrte aber auch mit dem kernigen Weiſer, dem liebenswürdigen von Wagenhein, dem Ueberſetzer Ludwig Schubert, mit dem Profeſſor und geheimen Secretair J. C. Schwab, dem eifrigen Gegner der Kant'ſchen Philoſophie und Vater des Dichters Guſtav Schwab und dem eben geadelten, geiſtvollen, feinſinnigen L. T. von Spittler. Er wurde außerdem ein großer Bewunderer des damals faſt fünfzigjährigen Dannecker, deſſen „Ariadne“ er arbeiten ſah, beſonders aber des jetzt faſt vergeſſenen Georg Friedrich von Wächter, deſſen trockne Compoſitionen ihm merkwürdiger Weiſe voll Poeſie zu ſein ſchienen; auch das edle, bei allem Talente ſo mühſam und kümmerlich durch das Leben wandernde Kupferſtecherpaar Johann Gotthardt und Johann Friedrich von Müller, deren erſterer ſeine „Madonna della sedia“ eben begonnen, der andere aber ſeinen „Johannes“ nach Domenichino vollendet hatte, beſuchte er, ſowie den Hiſtorienmaler Hötſch und den Landſchaftsmaler Müller, die alle den geiſtvollen jungen Mann gern begrüßten und zum Theil in die Kreiſe ihrer Familien zogen. Es war das erſte Mal, daß Carl Maria von Weber den Umgang bedeutender, bildender Künſtler genoß. Mit Erſtaunen wurde er der weit höheren Bildungsſtufe gewahr, auf die ſie faſt alle im Vergleiche zu den Muſikern und Schauſpielern ſtanden, die er bis dahin faſt allein kennen gelernt hatte.

Sein Ehrgeiz wurde rege, ſeine Beſtrebungen, Großes zu leiſten, welche die Bahn, auf der ſie zu dieſem Ziele wandeln wollten, noch nicht mit vollkommener Beſtimmtheit erkannt hatten, begannen in der neuen Welt des Verkehrs mit Denkern, Schriftſtellern und ernſten Künſtlern nach neuen Richtungen zu ſuchen. Eine große Anzahl Mußeſtunden wurden auf Vervollſtändigung der allgemeinen Bildung gewandt und zu dieſem Zwecke, unter des Bibliothekars Lehr Leitung, auf der Königlichen Bücherſammlung zugebracht. Lehr war eine denkende, beſcheidene, heitere und liebenswürdige Natur, nicht ohne poetiſches Talent. Weber componirte von ſeinen Liedern 1808 „Er an Sie“ und 1809 den feurigen reizenden Trinkgeſang: „Weil es alſo Gott gefügt“. So kam es denn, daß ſich Weber mit Liebe an Lehr anſchloß und dafür koſtbare Andeutungen für die Vervollkommnung ſeines Styls, ſeiner Form zu denken, ſo wie für ſeine kritiſchen und philoſophiſchen Studien eintauſchte. Er las Kant, Wolff und Schelling, und die Frucht davon war die, ihm von ſeinen künſtleriſchen Collegen ſo oft halb beneidete, halb verdachte Fähigkeit, logiſch und klar zu denken, äſthetiſch zu empfinden, ſich bewußt zu werden und ſeinen Gedanken einen ſprachlich genügend und richtigen Ausdruck zu geben. Dieſe Fähigkeit, die ihn ſpäter verleitet hat, ſich ſelbſt auf äſthetiſchem und kritiſchem Felde zu verſuchen, iſt freilich für den ſchaffenden Künſtler immer mit großen Gefahren verknüpft, wie wir neuerdings an einer ganzen Schule wunderlicher Halbkünſtler in drolliger Weiſe ſehen, die ſie zu ihren Selbſtkritikern gemacht hat.

Inſoweit indeß die Entwicklung dieſer Fähigkeiten charakteriſtiſch für Carl Maria's Ausbildung war, iſt der Aufenthalt in Stuttgart, wie in ſo vielen anderen Beziehungen, höchſt bedeutungsvoll für ihn geweſen.

Aber das Jugendblut, das ſeine Thorheitswellen ſchon früher in Wien zu ſchlagen begonnen und in Breslau und Carlsruhe fortgebrandet hatte, war noch nicht verbrauſt; der aus allen Punkten blaſende Wind des Leichtſinns, der es ſchäumend aufjagte, hatte ſich noch nicht gelegt. Die Folgen von Schulden, Liebſchaften, vorſchnellen Entſchlüſſen und Anordnungen hatten ihm bisher höchſtens böſe Geſichter geſchnitten, ihn nicht ernſtlich gezüchtigt. Weber war daher noch, als er nach Stuttgart kam, wie ein wildes Fohlen; während Stuttgart mit ſeinem damaligen wüſten Hofleben, ſeinem verrotteten Beamtenſtande und bedeutungsloſen öffentlichen Treiben gewiß nicht der Ort war, ein feuriges Jünglingsgemüth zu ſchulen und auf den rechten Weg zu bringen.

Der reſervirte, ja faſt ängſtlich gegen die unerquickliche Außenwelt abgeſchloſſene, unfreie bürgerliche Ton in den Familienkreiſen konnte aber natürlich dem lebensluſtigen jungen Künſtler nicht genügen; zudem führte ihn ſein Verhältniß zum Herzog Ludwig mit einer Menge im Schutze ihrer Stellung ungebunden lebender Cavaliere und Offiziere zuſammen, die theils ſelbſt in Muſik und ſonſtigen freien Künſten dilettirten, theils gern in Geſellſchaft mit Künſtlern lebten. Dabei war der Dienſt leicht, ſo wie ſich im Schloſſe „Trinkſtübchen" für Cavaliere und Hofbeamte fanden, auf welchen der gute und wohlfeile Schwäbiſche Wein trefflich ſchmeckte. Und warum nicht? Immer luſtig! Hoch und Niedrig lebte ja hier in Stuttgart, ohne einen Blick auf morgen zu werfen, heiter in den Tag hinein; Schulden haben, zechen, Maitreſſen halten und mehr verzehren, als man hatte, gehörte ohnedem zum guten Ton in dem Hofkreiſe, und außerdem ging ihm ſein Fürſt und Herzog darin mit ſo trefflichem Beiſpiele voran, daß der junge, biegſame, neugeſchaffene Hofbeamte, ſich wie gar nicht in die Sphäre, in der er nun einmal lebte, gehörig vorgekommen, ja wie eine lebendige Mahnung für ſeinen Herrn erſchienen wäre, hätte er nicht mitgetrieben — — wozu ihn ſchließlich Blut und Temperament der Lebensperiode trieb.

So ſah er ſich bald inmitten von manchen Zirkeln ſehr gemiſchter Elemente, die ſich theils in den „Trinkſtübchen" des Schloſſes, oder in der berühmten gemüthlichen Wirthsſtube des Gaſtwirth Schwaderer im „König von England," oder zur Sommerzeit bei Höner in Schwieberdingen oder Schmalz in Kannſtadt rundeten und in denen zwar zuweilen auch ein gutes Geſpräch erbaute, meiſt aber Uebermuth und Ausgelaſſenheit und ſtets der Geiſt des Rebenſaftes aus dem Horizonte des Hohenſtaufen das große Wort führte. Als luſtige, liebenswürdige Mitglieder dieſer Zirkel, deren Stammgenoſſe Carl Maria war, und von denen der luſtigſte den Namen „Fauſt's Höllenfahrt" trug, ſind die Offiziere von Mylius, von Biebra, Hempel, von Bautze, ferner der Geheimrath Secretair Haniſch, der Doctor Kocher, der Hofrath Lehr und endlich der Schriftſteller Franz Carl Hiemer, der früher Offizier und dann Schauſpieler geweſen.*)

Auch Hauptmann Rengel und andere Offiziere ſo wie verſchiedene Mitglieder der Bühne zählten zu ſeinen Bekanntſchaften.

An Zerſtreuungen, Luſtpartien und geſelligen Vergnügungen aller Art fehlte es alſo nicht; wie peinlich mußte es daher Weber jetzt vorkommen, eingeſchloſſen und von Allen und Allem abgeſpert zu ſein, abgeſehen von der Frage: „Was wird noch nachkommen?“

Wenn wir uns vornehmen, auf unſerem Zimmer zu bleiben und dieſen Vorſatz, vielleicht ſogar auf längere Zeit auch ausführen, ſo tragen wir doch das Bewußtſein in uns: ihn freiwillig aufheben und jeden Augenblick in die Freiheit hinaustreten zu können; ganz anders aber iſt das Gefühl, wenn eine fremde Hand die Thüre hinter uns ſchließt, Schloß und Riegel krachen, und das peinliche Bewußtſein an uns herantritt: du kannſt und darfſt dein Gefängniß jetzt nicht mehr verlaſſen!

Schon der Gedanke erregt Angſt, Beklommenheit und Herzklopfen.

---

*) C. M. v. Weber, ein Lebensbild, v. Max Maria v. Weber S. 136 u. f.

Und bei Weber?

Wäre er weniger leichtblütig geweſen, ſo würde dies auch bei ihm der Fall geweſen ſein . . . ſo . . . kümmerte er ſich gewaltig wenig darum; im Gegentheil: die kleine Bosheit, die Grobheit und Ungerechtigkeit des dicken Herrn gegen ihn einigermaßen gezüchtigt zu haben, gaudirte ihn noch immer, und ſo zog bei Carl Maria jetzt eine wahrhaft bewundrungswürdige Seelenruhe ein . . . eine Seelenruhe, die jetzt nicht mehr nur äußerlich angenommen, ſondern ungekünſtelt und wahrhaftig war.

Etwas wirklich Böſes hatte er ja auch nicht gethan.

Ueberhaupt war ja Weber im Grunde ſeines Herzens ein edler herrlicher Menſch, nur durch Jugend und Verhältniſſe auf eine falſche Bahn geführt. Trat das Leben ernſt an ihn heran, bekam er Zeit zum Nachdenken — wie es jetzt der Fall war — kam er leicht zu ſich ſelbſt, ſah ſeinen jugendlichen Uebermuth ein, bereute ſeine leichtfertigen Streiche und faßte gute Entſchlüſſe und Vorſätze.

Nur eines war dabei ſchade: die guten Entſchlüſſe und Vorſätze hielten gewöhnlich nicht lange an.

Auch heute nahm die Sache denſelben Verlauf: dem Nachdenken des Arreſtanten folgte die Einſicht, der Einſicht die Reue und der Reue der Entſchluß: künftig hin vorſichtiger zu ſein, und ſich vor allen Dingen keine ſchlechten Witze mehr mit der dicken Majeſtät zu erlauben. Damit aber war für heute auch die Philoſophie zu Ende, die Gedanken an das Vorgefallene wurden abgeſchüttelt und darauf geſonnen, wie man ſich jetzt in dem niedlichen Cachot die Langeweile vom Halſe halten könne.

Natürlich mußte dazu die göttliche Tonkunſt helfen.

Aber . . . alle Wetter! das Clavier war gewaltig verſtimmt . . . und . . . ein Stimmhammer nicht zu haben.

Was thun?

Indeß, ein großer Geiſt verzweifelt nie . . . da lag ja der kleine Taſchen-Hausſchlüſſel, dieſer alte treue Freund, der eine kleine Nebenthüre im alten Schloſſe öffnete und Carl Maria faſt täglich in den ſtillen Stunden der Nacht einen unbemerkten Weg zu ſeinem Corridor und ſeinem Zimmer bahnte. Sollte er nicht heute den Weg zu den himmliſchen Genüſſen reiner harmoniſcher Freuden bahnen können?

Weber machte ſich daran, das Clavier mit dem Schlüſſel zu ſtimmen. Es war allerdings eine mühſame und ſaure Arbeit.

Indeß . . . Zeit und Muße hatte Carl Maria ja im Ueberfluß . . . und . . . ſo brachte er zu ſeinem Entzücken das große Werk im Laufe einer Stunde zu Wege. Ha! wie das herrlich ſtimmte und klang!

Und wie der herrliche Klang das ſchöpferiſche Genie weckte!

Seine ganze Seele hauchte Carl Maria von Weber jetzt in Tönen aus; alle die Gefühle, die ihn ſeit geſtern beſtürmt: die erwachende Liebe, das aufjubelnde Entzücken derſelben an Margaretha's Seite, die verklingende Sehnſucht in ſtiller Nacht beim Sang der Nachtigallen, der ſchrille Mißton dieſen Morgen und . . . die philoſophiſche Einkehr in ſich ſelbſt . . . hier . . . bei verſchloſſener und verriegelter Thüre.

„Ach! das gehört ja auch in den ewigen Kampf des Lebens!“ — dachte er, ſich mit Schmerz daran erinnernd, wie geſtern Alles noch ſo ſchön geweſen, wie ſein Glück ſo üppig aufgeſchoſſen, und wie er nun, als armer Gefangner, von dem Allen getrennt ſei . . . nicht zu ſeiner kleinen Puzzicaca — wie er im Uebermuth der verſtrichenen Nacht Margaretha umgetauft — eilen könne . . . . nicht zu den Freunden auf das trauliche Trinkſtübchen . . . nirgends hin!

Sollte das am Ende gar alles vorbei ſein?

Und wo blieb der Herzog? . . . er, für den er litt . . . für den er den Zorn des Königs gewagt?

Der Herzog mußte von ſeiner Arreſtation erfahren haben. Warum war er noch nicht gekommen, ſich des Näheren zu erkundigen und dann zu ſeinem königlichen Bruder zu eilen und ſeinen Geheim-Secretair loszubitten?

War die Freundſchaft, die ihm ſein hoher Gönner bisher erwieſen, auch nur aus dem Egoismus hervorgehender Schein?

Mißmuth erfüllte bei dieſen Gedanken das Herz des jungen Mannes. Es ward jetzt ernſtlich trübe in ihm, zumal die Stunden verſtrichen, ohne daß ſich der Herzog zeigte, . . . den er . . . doch ſofort erwartet hatte.

„Das gehört ja auch in den ewigen Kampf des Lebens!“ — rief er wiederholt.

Da durchzuckte es ihn plötzlich; . . . das ſchöne Lied von Müchler „Die Klage“ fiel ihm ein, das faſt mit den gleichen Worten beginnt. Lage und Stimmung waren wie geſchaffen, es zu componiren. Mit Blitzesſchnelle ſaß er an dem Clavier, und wie aus tiefſter Seele hervorquellend, ſpielte und ſang er:

„Ein ſteter Kampf iſt unſer Leben,
Sein Werth . . . Gefühl!
Wir ahnden, wünſchen, hoffen, ſtreben . . .
Und ſind am Ziel.
Oft keimt aus allen unſern Thränen
Kein Glück uns auf;
Oft ſchließt mit ungeſtilltem Sehnen
Sich unſer Lauf.
Des Lebens Sturm rauſcht wild und trübe
Durch Wüſteneien;
Wir träumen Freundſchaft, ſchwärmen Liebe, . . .
Und ſteh'n allein!
Wir lieben, ach! und ſollten hoffen
Zu unſerm Glück;

Was wir mit Innigkeit umfaſſen,
Stößt uns zurück.
Verkannt, verachtet und betrogen
Um Troſt und Ruh!
Schließt ſich das Herz, zu hart belogen,
Auf ewig zu.
Das Traumbild ſeliger Gefühle
Schwebt himmelwärts;
Nichts bleibt uns treu, ſind wir am Ziele, . . .
Als unſer Schmerz!"*)

Langſam, eine tiefe Wehmuth aushauchend, verklangen die Accorde; . . . die Welt war um eine ſchöne Compoſition reicher. Weber aber hatte ſein Gemüth wieder erleichtert; auf den Flügeln des Geſanges hatte ſich erhoben, was für Momente ſchwer in ſeinem Blute gelegen.

Er war der Alte wieder.

Wie ein Gewitter für die Luft, ſo wurde dieſer künſtleriſche Aufſchwung im Reiche der Töne, für die ſittliche Atmoſphäre Weber's von reinigender Kraft. Das Edle reinigt ja immer und erhebt. So nahm ſich Carl Maria jetzt vor, den Herzog ernſtlich zu mahnen, ſeinen tollen Ausgaben Einhalt zu thun und ſie doch endlich einmal in Einklang mit den Einnahmen zu ſetzen. Eine Ermahnung, die der junge Mann freilich mit gleichem Rechte an ſich ſelbſt hätte richten können, da ſchwer zu beſtimmen ſein mochte, in welcher Kaſſe es — natürlich verhältnißmäßig — oft ſchlimmer ausſah, in der des Herrn Herzogs, königliche Hoheit . . . oder . . . in der ſeines Geheim-Secretairs.

---

*) Bei Simrock in Bonn erſchienen.

Aber: Du ſiehſt den Splitter in deines Bruders Auge und den Balken in dem eigenen ſiehſt du nicht!

So leichtſinnig übrigens der junge Mann war, ſo treu und redlich meinte er es mit dem Herzog. Er ſelbſt konnte nicht tief fallen, weil er nicht hoch ſtand; daß es aber mit Herzog Louis über kurz oder lang ein trauriges Ende bei jähem und tiefem Sturz nehmen müſſe, dies ſtand für den Geheim-Secretair, der die innerſten Verhältniſſe des herzoglichen Hauſes kannte, unwiderruflich feſt.

Außerdem beſaß Carl Maria auch den Muth, wahr zu ſein.

Noch beſchäftigten ihn dieſe Gedanken, als er Tritte vernahm . . . die Schildwache ſalutirte . . . der Schlüſſel drehte ſich im Schloß . . . und. . . . der Herzog trat ein.

„Hallo!“ — rief er lachend — „iſt die Maus gefangen? Aber zum Teufel, Weber, was plagt Sie denn auch, die Majeſtät in eine Waſchfrau zu verwandeln?“

„Hoheit!“ — entgegnete der Gefangene — „der unſelige Irrthum lag nah.“

„Wie ſo?“

„Majeſtät hatten mich mit Waſchkörben voll Schimpfreden für mich ſelbſt und Hoheit beehrt. Und da ich dieſelben mit fortſchleppen mußte, ſo . . .“

„So konnte man einen Witz, der Einem gerade auf die Zunge kam, nicht hinunterſchlucken.“

„Ich hatte Unrecht, Hoheit!“ — verſetze Weber.

„Wenigſtens war es unklug!“ — meinte der Herzog — „mein dicker Herr Bruder bleibt immer der König.“

„Ich war gereizt über die Art und Weiſe, wie ich Ew. Hoheit behandeln hörte.“

„Iſt das meinem Geheim-Secretair etwas Neues?“

„Wahrhaftig nicht!“

„Und hat der König ſo ganz Unrecht?“

„Nein, bei Gott, Hoheit! . . . das hat er nicht!“

„Alſo . . .“

„Dem Himmel ſei Dank!“ — rief hier Weber freudig bewegt. — „Hoheit ſehen es ſelbſt ein.“

„Was?“

„Daß es mit dero Haushalt nicht ſo fortgehen kann!“

„Ich wüßte nicht, wie anders?“

„Aber es thut's nicht länger!“

„Muß ſchon!“

„Die Einnahmen betragen circa 58,000 Gulden, die

Ausgaben überſchreiten dieſe Summe wenigſtens noch um die Hälfte . . . und die Schulden . . .“

„Dafür iſt mein Herr Bruder da.“

„Aber der Auftritt heute wieder!“

„Ich muß ſtandesgemäß leben.“

„Wenn Majeſtät aber Hoheit ſtecken laſſen?“

„Er kann ſeine königliche Würde nicht compromittiren. Die Ehre ſeiner Krone erfordert, daß er die ſeines Bruders oben hält.“

„Hätten Sie Majeſtät heute geſehen und gehört...“

„Das wird ſofort geſchehen.“

„Sie wollten?“

„Ich muß das Geld für die Wechſel haben!“ — rief der Herzog lachend — „und meinem Geheim-Secretair die Mausfalle öffnen.“

„Hoheit ſind ſehr gnädig . . . aber . . .“

„Nun?“

„Geruhen mir Hoheit zu verſprechen, Ihren Haushalt endlich wirklich einmal einzuſchränken. Die Ankäufe von Wagen und Pferden, . . .“

„Soll ich zu Fuß laufen?“

„Ihr Marſtall iſt königlich eingerichtet.“

„Die Cora iſt lahm!“ — rief der Herzog, der ſich auf einen Stuhl geworfen hatte, mit leichtſinnigem Lachen — „ſie muß erſetzt werden.“

„Und die Reiſen, die Geſchenke . . .“

„Halt, Weber!“ — fiel hier der Herzog ein — „da erinnern Sie mich an geſtern Abend. Ich muß der Waldskron einen Schmuck ſchicken . . .“

„Hoheit!“

„Sie verſtehen, Weber, reine Artigkeit . . . ſie war eben meine Schäferin! . . .“

Trotz allem Ernſt mußte hier Carl Maria über die Unverbeſſerlichkeit ſeines erlauchten Gönners lächeln.

„Gehen Sie zum Hofjuwelier,“ — fuhr der Herzog fort — „er ſoll einen Perlenſchmuck haben, der der Waldskron beſonders gefällt . . .“

„Da ſei uns Gott gnädig!“ — bemerkte Weber — „der wird ein ſchönes Geld koſten.“

„Pah!“ — rief der Herzog — „das iſt Nebenſache. Nehmen Sie den Schmuck für mich in Empfang, machen Sie dann ein Gedichtchen dazu . . . Sie wiſſen ja ſchon wie . . .“

„Von ſüßen Schäferſtunden?“ — frug Weber fein lächelnd.

„Ganz recht!“ — rief der Herzog — „Sie verſtehen mich . . .“

„Und wie iſt's mit der Bezahlung?“

„Der Kerl muß borgen.“

„Und wenn er Schwierigkeiten macht?“

„Stellen Sie Wechſel auf ſechs Monate aus.“

„Halten zu Gnaden, Hoheit, der Kaufmann Reinhard hat bereits für dieſen Termin Wechſel von 10,000 Gulden in Händen.“

„So kommen die neuen dazu!“ — rief der Herzog ungeduldig. — „Bei Gott, Weber, Sie werden langweilig! Ich muß ſuchen, Sie aus der Mausfalle zu bringen, die ſcheint niederdrückend auf Sie zu wirken.“

„Aber, Hoheit, ich flehe Sie an . . .“

„Morgen!“ — ſagte der Bruder des Königs mit unerſchütterlichem Humor — „Morgen wollen wir uns beſſern, Herr Hofprediger. Jetzt gehe ich zum König, laß mir Ordre auf die Staatskaſſe geben, und bitte Sie frei. So bald Sie aus dem Cachot ſind, eilen Sie zum Hofjuwelier und beſorgen den Schmuck zur ſchönen Gräfin. Das Gedicht können Sie einſtweilen hier machen. Aber halten Sie Ihre Augen im Zaum, Weber, . . . Sie wiſſen . . .“

Und damit verließ der Herzog das Zimmer des Arreſtanten.

Eine Stunde ſpäter ward Carl Maria von Weber die Freiheit angekündigt.

Sein Herz jauchzte freudig auf. „Jetzt zum Juwelier!“ — rief er dabei entzückt — „dann zur Waldskron . . . und . . . wenn dies geſchehen, . . . zu ihr . . . zu meiner kleinen bezaubernden Puzzicaca!“

Liebesabenteuer.

Margaretha Lang — oder wie ſie ſich ſelbſt am liebſten hieß, Gretchen Lang, — die kleine muntere Sängerin, der Carl Maria von Weber an dem ſchönen Abende auf der Solitude den Scherznamen „Puzzicaca“ beigelegt, ſaß eben in ihrem beſcheidenen Boudoir und ließ ſich von ihrem Mädchen die vollen üppigen Haare kämmen und flechten.

Sie befand ſich noch im Négligé, ſah aber reizend darin aus. Ließ doch das leichte weiße Kleid, das ſie übergeworfen, die ſchönen Formen ihres Körpers auf die vortheilhafteſte Weiſe erkennen, ohne dem Auge mehr als eine ſüße Ahnung der Reize zu bieten, die der zarte und feine Stoff mit gefälliger Coquetterie leicht verbarg.

Wenn man achtzehn Jahre alt, ſchön und ſchon eine beliebte Sängerin iſt, dabei auch einen Schatz neckiſchen Humors und jene unſchuldige Gefallſucht beſitzt, die jedem hübſchen Mädchen natürlich und angeboren iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ſich ein Schwarm verliebter Männerſeelen einfindet.

Auch die liebliche, anmuthsvolle, von Heiterkeit und Witz überſchäumende Margaretha ſah ſich von einem ſolchen umflattert, ja von verſchiedenen Seiten mit Anträgen und Bewerbungen nur allzuſehr beſtürmt.

Aber das machte dem neckiſchen übermüthigen Ding nur Freude. Konnte doch Gretchen über nichts mehr lachen, als über die luſtigen Streiche, die ſie regelmäßig den verliebteſten unter ihren Courmachern ſpielte.

Weiter jedoch war ſie noch mit keinem derſelben gegangen. Ihr Herz war ruhig geblieben, bis zu dem geſtrigen verhängnißvollen Abend auf der Solitude, wo ihr der Zufall — oder das Schickſal — allerdings gerade denjenigen unter ihren Verehrern zuführte, der ihr der liebſte war: den kleinen netten Geheim-Secretair des Herzog Louis, den jugendlichen, genialen Componiſten Carl Maria von Weber.

Sie hatte ſchon bei dem Feſte herausgefühlt, daß der junge Mann ſie liebe; . . . ſie fühlte heute — zu ihrer Freude und zu ihrem Aerger zugleich — daß Weber auch ihr durchaus nicht gleichgültig ſei.

Aber das kleine, wilde, achtzehnjährige Herzchen ſträubte ſich gegen dieſe Entdeckung, wie der Schmetterling gegen die Nadel, die ihn verrätheriſch durchbohrt.

Der Gedanke, geliebt zu werden und zu lieben, war ſüß; . . . aber die goldne Freiheit? . . . ging ſie dabei nicht verloren?

Und von einem Manne beſiegt, Gott Amor erlegen zu ſein, über den man bisher immer geſpottet? . . .

Margaretha ärgerte ſich, während ihr Herz vor Freude ſtürmiſch pochte.

Jetzt mußten die Männer im Allgemeinen leiden, was der eine verſchuldet! Während das Mädchen noch an den prachtvollen Zöpfen flocht, machte Gretchen auf drollige Art die ganze Männerwelt herunter. Plötzlich ſagte ſie:

„Denke Dir, Jenny, daß ſolch ein männliches Weſen mich geſtern herzen wollte. Nun ſind ſie aber meiſt ſo keck, daß man nicht wiſſen kann, was ſie im Schilde führen.“

„Und da gaben Sie ihm zu verſtehen . . .“

„Daß ich dergleichen nicht litte!“

„Und drohten ihm am Ende gar . . .“

„Ja! und zwar mit allen Arten der ſchrecklichſten Strafen, wenn er nur den leiſeſten Verſuch mache, mich zu küſſen.“

„Zu küſſen? entſetzlich!“ — rief Jenny lachend.

„Ja!“

„Und Sie?“

„Was glaubſt Du nun, was der Abſcheuliche that?“

„Nun?“

„Er küßte mich auf der Stelle erſt recht!“ — ſagte Gretchen mit ſo komiſchem Ernſt, daß Jenny laut lachen mußte.

„Und was thaten Sie?“

„Was ich that?“ — rief die liebliche Sängerin in anſcheinender Verwunderung. — „Wie kann man nur ſo einfältig fragen, Jenny! Was konnt' ich denn thun? ich mußte es mir eben gefallen laſſen. Ja! . . . ich glaube . . .“

„Nun?“

„Daß ich ſogar beim dritten male den Abſcheulichen . . .“

„Am Ende gar wiedergeküßt?“

„So etwas, Jenny! Ich weiß bei Gott nicht, wie es kam. Ich wollte eigentlich dem abſcheulichen Böſewicht für ſeine Unthat eine Ohrfeige geben; ſtatt deſſen drückte ich aber in der Verwirrung meine Lippen auf die ſeinen.“

„Und das hat Sie nicht gebrannt?“

„O ja! aber ſüß! Ich weiß nicht, wie mich's durchrieſelte, warm und kalt, ſchrecklich und ſelig zugleich.“

„Ach, mein Fräulein, Sie machen mir ja . . .“

„Appetit zum Küſſen?“

Jenny lachte ſchelmiſch.

„Nun, wenn Franz kommt“ — ſagte Gretchen, indem ſie den Kopf zurückbog und das Mädchen mit einem neckiſchen Blick anſah — „kannſt Du ihn ja ſtillen. Wie's Küſſen thut, weißt Du ja wohl."

„O! mein Fräulein, was denken Sie!" — rief Jenny, die Verſchämte ſpielend.

Dann brachen beide Mädchen in ein munteres Lachen aus.

„Aber" — frug hier Jenny — „wer war denn der Glückliche . . .?"

In demſelben Momente zog man die Schelle, die an der Thüre des verſchloſſenen Vorplatzes angebracht war.

„Himmel!" — rief die kleine anmuthige Sängerin, auffahrend — „das ſind meine Seladons! Ich habe ganz vergeſſen, daß ich ſie auf heute morgen beſtellt habe."

„Beſtellt?"

„Ja! ich muß mir ihre läſtigen Werbungen ein für allemal vom Halſe ſchaffen. Jeder kommt gewiß in der feſten Ueberzeugung, er ſei der Auserwählte."

„Und Sie wollen ſie ernſtlich fortſchicken . . .?"

„Ja! und zwar mit ellenlangen Naſen. Ich will mir einen Spaß mit ihnen machen, an dem ſie auf immer genug haben."

„Köſtlich!" — rief Jenny mit ſtrahlendem Geſichte. — „Ich darf doch dabei ſein?"

„Wenn Du Luſt haſt, den Spaß mit anzuſehen . . ."

„Gewiß!"

„So verbirg Dich hier in meinem Schlafzimmer hinter der Portiere.“

„Himmliſch! das iſt wieder einer von Ihren köſtlichen Streichen!“

„Aber mache ja kein Geräuſch, ſonſt könnteſt Du mir den ganzen Spaß verderben.“

„Ich werde ſo ſtill wie ein Mäuschen ſein, das der Katze entwiſcht iſt!“ — betheuerte Jenny.

In demſelben Augenblick ſchellte es abermals.

„Raſch!“ — rief die kleine Sängerin — „öffne und dann ſchlüpfe unbemerkt hinter den Vorhang.“

Jenny eilte hinaus; Margaretha aber, deren Friſur glücklicherweiſe beendet war, flog vor den Spiegel, ordnete raſch noch etwas an ihrem Négligé und warf ſich dann in einen Seſſel.

Im gleichen Momente öffnete Jenny die Thüre und rief:

„Seine Gnaden der Herr Kammerjunker von Wißtritz!“

Lang, ſteif, hoch aufgerichtet, mit der Miene ſtolzer Herablaſſung trat der Angemeldete ein. Noch ſchmückte ihn die flimmernde Hof-Uniform, noch thronte der feierliche Ernſt eines Alba auf ſeiner Stirne und um ſeinen Mund.

Wißtritz verbeugte ſich jetzt mit feierlicher, abgemeſſener Miene, doch nur mit leiſer Senkung des Hauptes; ſtand er doch nur vor einer Bürgerlichen . . . einer Sängerin ſogar; zu jenen Zeiten aber und am Hofe des dicken Königs betrachtete man von oben herab das Theater nur als den Harem des Hofes.

Margaretha Lang hatte ſich erhoben und den feierlichen Gruß des langweiligen abgeſchmackten Menſchen mit einem ebenſo feierlichen Knix erwidert.

„Darf ich Ew. Gnaden erſuchen, Platz zu nehmen?“ — ſagte ſie dabei mit gut zurückgehaltenem Spott.

Wißtritz ließ abermals ſein birnförmiges Haupt einen halben Zoll ſinken, dann ſchritt er mit einem Anſtand auf den angedeuteten Seſſel zu, der den abgeſchiedenen Geiſte ſeines Urgroßvaters Ehre gemacht haben würde, worauf er ſich feierlich, wie auf einen Thronſeſſel niederließ.

„Wie ſteht es mit Ihrem Befinden, Mademoiſelle?“ — frug der Kammerjunker jetzt in gemeſſenem Tone — „haben Sie ſich von der geſtrigen Nacht erholt?“

„Gewiß!“ — entgegnete die Dame lächelnd. — „An der Seite eines ſo liebenswürdigen Cavaliers verlebt, deuchte ſie mir ein ſchöner Sommernachtstraum.“

Der Junker biß ſich auf die Lippen. Dann ſagte er: „Sie waren grauſam gegen mich.“

„Kann ich dafür, daß Graf Dillen dazwiſchen kam?“.

„Mademoiſelle!“ — fuhr der Junker fort, von der unangenehmen Erinnerung abſpringend — „Sie wiſſen, ich habe, als Hof- und Weltmann, Erfahrung.“

„Das iſt nicht zu beſtreiten,“ — entgegnete mit leiſer Verbeugung die Sängerin, ein boshaftes Lächeln gewaltſam unterdrückend — „und was nicht in Zweifel zu ziehen iſt, kann nicht geleugnet werden.“

„Gewiß nicht!“ — bemerkte der Kammerjunker mit weiſer Miene. — „Es freut mich ungemein, Sie ſo verſtändig reden zu hören. Nicht alle Damen Ihres Standes . . .“

„Ich bin eine große Verehrerin der Weisheit!“ — meinte Gretchen naiv — „und zwar wo ich ſie treffe, . . . in allen Ständen . . . obgleich es einige giebt, in welchen ſie eben nicht zu Hauſe zu ſein pflegt.“

„Weisheit“ — ſagte Kammerjunker von Wißtritz pathetiſch — „Weisheit iſt ein Ding . . . d. h. . . . Weisheit iſt ein Gegenſtand, . . . d. h. . . . wie Sie richtig ſchon bemerkt haben, meine Liebe, Weisheit iſt etwas Verehrenswerthes. Aber Weisheit kann nicht ohne Erfahrung beſtehen. Wem dieſe, in Folge ſeiner Stellung und Geburt fehlt, dem mangelt auch die Weisheit. Ich beſitze nun einige Erfahrung . . . o! ich bilde mir nichts darauf ein, doch ich habe Erfahrung . . . in meiner Stellung, der Majeſtät ſo nahe! Uebrigens kam ſie mir von ſelbſt, ohne daß ich ſie zu erwerben brauchte . . . iſt eben angeboren!“

„In der That?“ — frug mit anſcheinendem Staunen das reizende Mädchen. — „Merkwürdig . . . Erfahrung angeboren.“

„Wenn man von gutem Adel iſt . . .“

„Wie unglücklich ſind wir Bürgerlichen doch!“ — ſeufzte Gretchen.

„Deshalb“ — flüſterte der Kammerjunker, indem er dem hübſchen Mädchen mit vornehmer Keckheit näher rückte — „deshalb komme ich, Sie glücklich zu machen!“

„O!“ — rief Gretchen, etwas von dem Zudringlichen abrückend — „welche Güte!“

„Ja, es iſt wahr, meine Freundlichkeit gegen Sie, Mademoiſelle, iſt gewiß groß; directement von dem Levee des Königs kommend, wo ich ſo glücklich war, heute den Dienſt zu haben . . .“

„Ach! welche Ehre!“ — rief die Sängerin — „in was beſteht doch die Funktion?“

„Majeſtät feierlich das Hemde zu reichen.“

„So! . . . das Hemde!“

„Ja! und die Strümpfe und . . .“

„Nun . . .“

„Sie vergeben . . .“

„Was denn weiter?“

„Bei Damen . . .“

„Ich bin ſo neugierig!“

„Nun, die Unterbeinkleider.“

„Himmel! und dazu muß man von Adel ſein?“

„Sicher!“ — rief Kammerjunker von Wißtritz — „zwei und dreißig Ahnen befähigen dazu.“

„Gott! und meine Jenny giebt mir meine Strümpfe und meine Unterröcke ohne von Adel zu ſein!“

Wißtritz war wie vom Donner gerührt; aber die Kleine ließ ihm keine Zeit, um zu ſich zu kommen. Der zweite Schlag ſollte noch furchtbarer treffen.

„Es iſt eine unausſprechliche Ehre!“ — fuhr ſie fort, indem etwas Komiſch-Lauerndes in ihre Züge trat — „und Eure Gnaden haben die unendliche Güte, mich all' dieſer Ehren mittheilhaftig machen zu wollen?“

Die Verwirrung des Kammerjunker ſtieg.

„Wie denn?“ — frug er verwirrt.

„Nun!“ — verſetzte die kleine liebliche Sängerin mit anſcheinend großem Ernſt — „wenn Sie mich heirathen und ich Ihre Frau bin . . .“

„Was?!“ — rief Wißtritz, Todtenbläſſe im Geſicht.

„Ja, mein Gott!“ — rief die Dame — „ſagten und ſchrieben Sie mir denn nicht, daß Sie mich liebten . . .?“

„Wohl! wohl!“ — ſtotterte der Junker — „aber . . . verſteht ſich von ſelbſt . . .“

„Beſchworen Sie mich nicht um meine Gunſt . . .?“

„Aber, Mademoiſelle . . .!“

„Nun denn, ich . . . ich liebe Sie wieder . . . und . . . da verſteht es ſich ja von ſelbſt . . . daß wir uns heirathen . . . daß Du, Geliebter, mich zur Frau von Wißtritz machſt!"

Dem Kammerjunker verſagte die Sprache. War er wach oder träumte er? . . . eine Bürgerliche . . . eine Sängerin . . . und heirathen?!

Er hatte ſich herabgelaſſen, dies Mädchen mit ſeiner Gunſt beglücken zu wollen, und die Unglückliche ſprach . . . vom Heirathen!

Wißtritz war aufgeſprungen; . . . auch die Dame hatte ſich erhoben; . . . jetzt trat ſie mit unausſprechlich ſüßem Lächeln auf ihn zu . . . mit einem Lächeln, als wolle ſie ſagen: — „Komm in meine Arme, mein theurer zukünftiger Gatte!"

Das war aber denn doch für den edlen Kammerjunker zu viel. Raſch, als ob er in dem anmuthigen Kinde ein Geſpenſt ſehe, wandte er ſich um . . . und rannte wie beſeſſen davon.

Ein lautes tolles Lachen aus den Kehlen zweier ausgelaſſener Mädchen folgte ihm. „Den wären wir los!" — rief Gretchen; dann ſank ſie, die Hände auf die Bruſt gedrückt und ſich vor Lachen ſchüttelnd, in ihren Seſſel zurück.

„O! dies Männervolk!" — rief Jenny — „es verdient, daß man es ihm nicht beſſer macht."

Während dieſer köſtlichen Scene hatte Margaretha freilich keine Ahnung davon, daß derjenige Mann, den ihr Herz wirklich zu lieben begonnen, dem königlichen Zorn verfallen, in einem Arreſt ſaß, der gar leicht auf eine traurige Weiſe zur Verſchärfung und Verlängerung auf eine Feſtung des Landes führen konnte.

Hätte ſie eine Ahnung davon gehabt, ihr Lachen würde ſich in Todesangſt verwandelt haben. So blieb ihr für jetzt der Schrecken erſpart, und da ſie im jugendlichen Uebermuthe noch mehreren ihrer läſtigen Anbeter auf dieſen Morgen ein Rendezvous gegeben, ſo durfte ſie nicht lange auf einen zweiten Beſuch warten.

Schon nach einer Viertelſtunde klingelte es abermals, und Jenny meldete:

„Banquier Stiegele!“

Der Gemeldete war ein kleiner, dürrer, ausgemergelter Geldmenſch, dem man es an der geckenhaft jugendlichen Kleidung und der mit vieler Kunſt gekräuſelten blonden Perrüke auf den erſten Blick anſah, daß er — der längſt ſechzig Jahre geſehen — gern noch den jungen Mann ſpielen wollte. Vieles an ihm mochte ausgeſtopft und auswattirt ſein; doch ließen ſich leider die Runzeln der Geſichtshaut nicht wegbringen, und ſo bildeten denn dieſelben einen ebenſo merkwürdigen als komiſchen Contraſt mit dem angenommenen jugendlichen

Weſen, mit dem er jetzt in das Boudoir der jungen reizenden Sängerin trat.

Aber giebt denn nicht das Bewußtſein, Reichthum zu beſitzen, den Menſchen zumeiſt einen ganz eigenen Aplomb? . . . ja ſelbſt alten Narren, wie Banquier Stiegele, eine gewiße Elaſticität?

So trippelte denn der kleine Herr — auch jetzt, wenn gleich mit etwas gebogenem Rücken, den leichten Gang der Jugend nachahmend und ſein runzliges Geſicht zu dem Ausdruck jugendlicher Freudigkeit zwingend — auf die Sängerin zu, indem er ſie mit großer Artigkeit begrüßte und einen Kuß auf ihre Hand drückte.

„Ach! mein theures Fräulein!“ — rief er dabei ſchmachtend — „ſo wahr ich ein reicher Mann bin, Sie ſehen heute reizender aus, denn je! Glauben Sie mir, meine Holdeſte, die jugendlich-ſtürmiſchen Gefühle, die meinen Buſen durchglühen, erlauben mir es nicht mehr, ein ſo verführeriſches Weſen; wie Sie, nur aus der Entfernung zu bewundern. Ich muß Sie beſitzen, Schönſte der Schönen, Anmuthigſte der Anmuthigen! Sie müſſen mein Weib werden! . . .“

„Das wäre die dritte Frau, die Sie beſeſſen? nicht wahr?“ — fragte Gretchen hier mit köſtlicher Naivetät.

„Sie wiſſen“ — fuhr der kleine Banquier fort — „daß ich reich bin . . . ſehr reich! Ich werde Sie vergolden, auf den Händen tragen . . .“

„Bitte! verehrteſter Herr Stiegele!" — rief das Mädchen — „das würde unſtreitig zu viel für Ihr Alter und Ihre Kraft ſein."

„O! in meinem Alter, — ſagte der Kleine lächelnd — „trägt man einen Engel, wie Sie, bis an das Ende der Welt!"

„Ich meinte . . ."

„Bitte!" — fiel Stiegele hier wieder ein — „die Erlaubniß zu dem heutigen Stelldichein hat mir die Hoffnung gegeben, der Glückliche zu ſein, der, gewiß mit Recht bevorzugt, dies holde Händchen baldigſt ſein nennen darf. Sie, mein Engel, befehlen dann, wo Sie wohnen wollen: in Stuttgart, in Ludwigsburg, in Reutlingen, auf der Achalm . . . ich habe überall Häuſer und Güter. Wenn man noch jung iſt und ein ſo großes Vermögen beſitzt, wie ich, kann man ſich das Leben angenehm machen! O, meine Beſte, Sie glauben nicht, was es heißen will, wenn man ſagt: ich bin das Haus Stiegele und Compagnie!"

„Und was für ein altes Haus iſt das!" — ſagte Gretchen boshaft.

Der kleine Banquier ſtutzte.

„Wie meinen Sie das?" — fragte er.

„Nun, ſo viel ich gehört habe," — fuhr das Mädchen mit anſcheinender Unbefangenheit fort, obgleich ſie das leiſe Kichern Jenny's hinter der Portière bald hätte ſelbſt zum Lachen gebracht, — „nun, ſo viel ich gehört habe, beſteht Ihre Firma ſchon über ſechzig Jahre.“

„Ueber hundert!“ — verſicherte der Kleine, indem er ſich, vergnügt darüber, daß er ſich getäuſcht, die abgedörrten knochigen Hände rieb.

„Bei Merkurius, dem Gott der Kaufmannſchaft,“ — rief er dabei: — „mein Herz will vor Liebe überfließen, himmliſches Weſen! Tag und Nacht liegen Sie mir in dem Sinn; wenn Sie mir nicht heute Ihr Jawort geben, werde ich die ſchönſten Jahre meines Lebens um Sie verſeufzen und dahinwelken wie eine junge Knospe, an der der Wurm nagt.“

„Doch nicht durch Liebe?“ — meinte die Sängerin unſchuldsvoll — „das ſollte wohl eher von Ihrem Podagra kommen.“

„Von meinem Podagra?“ — wiederholte der kleine Banquier anſcheinend verwundert.

„Nun ja! Sie hatten doch neulich, wie mir geſagt wurde, einen ſtarken Anfall.“

„Ich? einen Anfall von Podagra?“ — rief Stiegele — „Pure Verleumdung! Das iſt wirklich ſpaßhaft! Ein noch junger Mann in den beſten Jahren ... das Podagra!“ — und dabei lachte er aus vollem Halſe.

„Das Bücken ſoll Ihnen doch ſehr ſchwer fallen.“

„Mir?“ — rief der Kleine mit erzwungenem Lachen

— „ſo wahr ich ein reicher Mann bin, ich habe noch ganz kürzlich mit Se. Hoheit, dem Herrn Herzog Louis eine Wette von Tauſend Dukaten eingegangen, daß ich binnen einer Viertelſtunde dreihundert Steinchen vom Boden aufleſen und eines nach dem andern auf den Tiſch legen würde . . .“

„O! die böſe Welt! und Sie gewannen?“

„Verſteht ſich! verſteht ſich!“ — rief der kleine Herr ſich die Hände luſtig reibend, während etwas durch ſein runzliges Geſicht zuckte, was faſt auf einen Podagraſtich hätte ſchließen laſſen.

Zufällig entglitt in dieſem Augenblicke der lieblichen Sängerin das Taſchentuch.

Der kleine Banquier machte Miene es aufzuheben, unterließ es aber mit ſo ſaurem Geſicht, als habe er aus Verſehen Eſſig ſtatt Wein getrunken.

Gretchen biß ſich auf die Lippen, um nicht lachen zu müſſen.

„O bitte!“ — ſagte ſie dann, auf das an der Erde liegende Tuch zeigend.

Jetzt war nicht mehr zu helfen; in der That bückte ſich denn auch das gute Männchen beinahe ſo tief, daß er das Tuch mit den Fingerſpitzen erreicht hätte . . . aber . . . da ging es nicht weiter. Unverrichteter Sache, mit blutrothem, wirklich mitleiderregendem Geſichte richtete ſich Stiegele wieder auf, unverkennbar einen Schmerzenslaut unterdrückend.

„Um Gottes Willen!“ — rief die kleine boshafte Sängerin — „was iſt Ihnen?“

„Nichts, nichts!“ — entgegnete der Kleine — „nur etwas Seitenſtechen. Wenn man ſo reich iſt, . . . wie ich, . . . hat man ſeine Diener . . . und . . . iſt das . . .“

„Iſt's auch nicht das Podagra?“

„Bewahre!“

„Ich fürchte doch! und einen Mann, der am Podagra leidet, den möchte ich doch nicht gern heirathen!“

Jetzt ſah das Haus Stiegele und Compagnie ein, daß der letzte Trumpf ausgeſpielt werden müſſe. Alle ſeine Kraft zuſammennehmend, bückte er ſich daher noch einmal, ſich auf's Aeußerſte anſtrengend. Dem Armen wurde es dabei ganz dunkel vor den Augen; aber es war auch, als ob ſich gerade jetzt tauſend neckiſche Kobolde damit beluſtigten, ihn zu zwicken. Raſch, mit wahrhaftem Heldenmuthe, griff er daher nach dem Tuche . . . aber . . . o Mißgeſchick! . . . der Kleine verlor das Gleichgewicht und . . . lag der Länge nach auf dem Boden.

Jetzt aber konnte ſich Jenny nicht mehr halten und brach mit unbändigem Lachen los, während Gretchen, als gute Schauſpielerin, es bei ſich unterdrückte, und, mit aufeinander gebiſſenen Zähnen und Lippen, eine Bewegung des Schreckens machte.

„O Himmel!“ — ſchrie der kleine Banquier, der in ſeiner grenzenloſen Verlegenheit eine wahrhaft jammervolle Figur ſpielte — „O Himmel! ich glitt nur aus!“

Vergeblich bemühte er ſich dabei aufzuſtehen. Es ging nicht, bis ihm die Sängerin und Jenny zu Hülfe kamen. Unglücklicherweiſe aber hatte er bei dem Fall auch noch ſeine blonde, ſo ſchön gekräuſelte Perrüke verloren und ſah nun mit dem alten runzligen, jetzt kirſchrothen Geſicht und dem vollſtändigen Glatzkopf ſo komiſch aus, daß auch die Sängerin ſich nicht mehr des Lachens enthalten konnte.

Jetzt aber hatte der kleine Banquier auch genug. Alles ging mit ihm herum, ja in ſeiner entſetzlichen Verwirrung und Verlegenheit ſetzte er auch noch die Perrüke verkehrt auf, bis ſie ihm Gretchen, deren Mitleid nun doch erwachte, zurecht rückte.

„Sie haben Unglück gehabt!“ — ſagte ſie dabei mit mildem Ton. — „Vergeſſen wir gegenſeitig, was in dieſer Stunde hier vorgegangen. Vielleicht war es eine höhere Schickung, die uns beide vor einem thörichten Schritt gewarnt hat.“

„Ja! ſo wird's ſein!“ — entgegnete der kleine Banquier, der ſo ganz auseinander war, daß er gar nicht mehr wußte, was er ſprach. — „Aber das Podagra war es nicht! Ich bin nur ausgeglitten! Indeß . . . ich glaube ſelbſt . . . muß um Vergebung bitten . . .“

Und damit komplimentirte ſich Herr Stiegele zur Thüre hinaus bis an die Treppe, nicht ohne Gefahr zu laufen, dieſelbe hinunter zu ſtürzen.

Als er das Haus verlaſſen, brachen die beiden Mädchen neuerdings in ein unbändiges Gelächter aus.

Margaretha aber war wieder einen von ihren Anbetern los. Der gute Mann hätte ihr Großvater ſein können.

Puzzicaca.

„Gott ſei Dank, jetzt ſind wir allein!“ — hatte Gretchen Lang, die liebliche Sängerin, ausgerufen, als ſie, an demſelben Morgen, noch zwei ihrer Anbeter: Lieutenant Walzer und einen gewiſſen Baron von Wölferdock, beide leichtfertige Cavaliere des leichtſinnigen Stuttgarter Hofes, abgefertigt.

Auch dies war auf humoriſtiſche Weiſe geſchehen, denn Puzzicaca, wie bekannterweiſe Weber die kleine Schelmin nannte, hatte der Himmel die ganz eigenthümliche aber unſchätzbar köſtliche Gabe einer unerſchöpflichen Heiterkeit verliehen. Selbſt da, wo andere Menſchenkinder ſich ärgerten, in Zorn geriethen und ſich in Zank und Verdruß ſtürzten, konnte ſie lachen: über den ärgerlichen Vorfall ſelbſt, über ſich oder über die Anderen, die ſo albern waren, in Zorn zu gerathen oder ſo dumm ſich zu ärgern.

Und hatte ſie nicht recht?

„Der Zorn iſt ein Narr!“ — war der Waidſpruch des wackeren Ritters Schertel von Burtenbach, der es ebenfalls verſtand, den Zorn hinwegzulachen, viel Geld und Gut eroberte und den Feind ſchlug mit Gotteshülfe, während der „wüthende Ajax“ — im Wettkampfe mit Ulyſſes beſiegt — Schafe todtſchlägt, die er für Griechen hält, wie Don Quixote Marionetten für Mauern und Schafheerden für feindliche Heere.

„Jeder Zornige iſt ein Don Quixote!“ behauptete Margaretha, — „wie jeder, der ſich ärgert, ſein eigener Feind iſt. Warum ſoll man denn durch Aerger die Galle unnöthig in ſein Blut ſchütten, und ſich ſelbſt mit Fieber, Ohnmachten, Darmkrampf und am Ende gar mit Gelbſucht ſtrafen?“

Aber die kleine Schelmin hatte gut reden. Der Teufel bemeiſtere immer die Aufwallungen des Zornes und des Aergers; auch ſie wäre es gewiß nicht im Stande geweſen, hätte ſie die Natur nicht mit einem ſo leichten Blute und einem ſo heiteren Weſen begabt.

Margaretha war eigentlich zum Lieben und zur Beherrſchung der Männer geſchaffen. Hätte ſie gewollt, ſie würde durch ihre reizende körperliche Erſcheinung, durch ihre gottvolle, von tauſend tollen Streichen überſprudelnde Laune wie durch ihren herrlichen Geſang eine gefährliche Sirene geworden ſein. Aber ihr Gemüth war noch unverdorben und ihr Herz gut, nur gefährdete beides jener liebenswürdige leichte Sinn, der junge

Künſtlerinnen zumeiſt eigen, leider aber nur zu oft mit den wachſenden Erfahrungen in Leichtſinn umſchlägt.

Wie der Meermann im Märchen, zwang ſie Alle, die ihr nahe traten, von ihrem Humor koſteten oder ſie ſingen hörten, ihr zu folgen, wohin ſie wollte. In ihr und um ſie war dabei Alles Liebesluſt und Frühlingsfreude. Selbſt ihre kleine beſcheidene Wohnung war ein anmuthiger Frühlingstempel. Blumen durften hier — ſo lang es ſolche gab — nicht fehlen, und ſelbſt im Winter wußte ſie ſich ſolche, aus den königlichen oder herzoglichen Treibhäuſern, zu ſchaffen. Sie nahm nämlich von keinem ihrer Verehrer ein Geſchenk an, außer in Blumen.

Kein Wunder, daß der Hofgärtner für die kleine reizende Lang viel zu thun hatte.

Und eben kamen wieder Kinder Flora's an.

Es ſchellte abermals an der Thüre des Corridors; diesmal aber war es kein Banquier Stiegele und kein Kammerjunker von Wißtritz, ſondern ein Diener mit einem wunderſchönen Blumenſtrauß.

Er frug nach Fräulein Lang. Jenny ließ ihn eintreten.

Der Menſch war ſehr ſchlicht gekleidet. Geſicht und Weſen hatten den Schein einfacher Biederkeit. Das Einzige, was nicht angenehm an ihm erſchien, war ein ſtehendes, allzufreundliches Lächeln, doch konnte dies auch von einem Zug ſeines Geſichtes herrühren und eine unfreiwillige Zugabe der Natur ſein.

Obgleich er, ſeinem Aeußeren nach, noch nicht alt ſein konnte, waren Rücken und Kopf doch etwas weniges nach vorn gebeugt, was ihm etwas Schleichendes und Lauerndes gegeben hätte, wären die blauen Augen nicht geweſen, deren Blick zu Treu und Glauben aufforderte.

Die junge Sängerin hatte eine eigene Empfindung, als der Mann eintrat; eigentlich war es ein Gemiſch von Empfindungen: etwas Gewinnendes, was ſie warm anhauchte, und doch auch wieder eine faſt räthſelhafte Scheu . . . ein Anziehen und Abſtoßen, wie es manche Menſchen für uns haben. Sie nahm ſich indeß keine Zeit darauf zu achten; der wundervolle Blumenſtrauß, der aus den ſeltenſten Blumen zuſammengeſetzt war und einen wahren Zauberduft um ſich verbreitete, intereſſirte ſie weit mehr.

Es unterlag keinem Zweifel, er kam aus den Treibhäuſern und Gärten des Königs oder des Herzogs.

„Mademoiſelle!“ — ſagte jetzt der Diener in geſchmeidigem Ton — „dieſe Blumen ſendet Ihnen mein Herr, ich ſoll ſie der Königin der Schönheit und der Töne als Huldigung zu Füßen legen!“

Margaretha erröthete tief. Von wem kamen ſie? Sie hatte eben erſt in toller Ausgelaſſenheit vier

Verehrer mit übermüthigem Spott von ſich getrieben . . . kündete das herrliche Bouquet einen neuen an? . . . Kam es von Weber? . . . Aus den königlichen oder herzoglichen Gärten ſtammte es, das war ſicher! . . . ſolche Blumen konnte ſonſt Niemand in Stuttgart aufweiſen. Aber wenn . . . es that einen Schlag auf ihr Herz . . . ſie dachte an Dillen's Sendung von geſtern.

Wie ein Blitz durchzuckte ſie dieſer Gedanke. Ihr Herz bebte; indeß hatte ſie, ſo jung ſie war, ſo viel Bühnenroutine, um ſich raſch zu faſſen.

„Sehr liebenswürdig!“ — ſagte ſie mit einem graziöſen Lächeln – „aber darf man nach dem Namen Ihres Herrn fragen?“

„Er möchte von Ihrem Herzen errathen ſein!“ — entgegnete der Diener — „gebot mir daher Schweigen in Betreff alles Anderen. Sobald ich das Bouquet in Ihre Hände gelegt, ſoll ich mich, laut Befehl, zurückziehen. Sie erlauben daher . . .“

Und ehe die Sängerin nur überlegen und antworten konnte, war der Ueberbringer des Straußes nach flüchtiger Verbeugung verſchwunden.

Gretchen ſtand ſchweigend und regungslos. Ihre Blicke waren gedankenvoll auf das Bouquet gerichtet.

Jenny ſchaute ſie erſtaunt an.

„Mademoiſelle!“ — ſagte das Mädchen dann — „wiſſen Sie, was ich nicht begreifen kann?“

„Nun?“ — entgegnete die Angeredete, ohne die Frage recht gehört zu haben.

„Warum nehmen Sie denn nur Blumen zum Geſchenk an? Wenn ich ſo viele Verehrer und Anbeter hätte, wie Sie, und darunter ſo reiche und vornehme, da müßte es bei mir Gold, Schmuck, Perlen und Diamanten regnen.“

„Albernes Ding!“ ſagte die Sängerin — „ich bin auch nicht Du! Blumen ſind für eine Künſtlerin die ſchönſte und zarteſte Huldigung und verpflichten die Empfängerin zu nichts. Koſtbarkeiten aber . . .“

In dieſem Augenblick ſtieß Gretchen einen halblauten Schrei aus.

„Um Gottes Willen! was iſt Ihnen?“ — rief Jenny und eilte herbei.

„Nichts!“ — entgegnete ihre Herrin feuerroth, den Strauß wie ſchützend an ſich ziehend. — „Ich habe mich nur an einer Roſe geſtochen.“

Aber es war nicht an dem: Margaretha hatte im Kelch einer Roſe einen . . . koſtbaren Brillantring entdeckt.

Von wem kam Ring und Strauß? . . . ihr Herz ſagte von Weber . . . indeß . . .

„Nun,“ — dachte ſie — „dann werd' ich ihm den Ring zurückgeben! . . . Und wenn er von . . .“

Sie konnte für den Augenblick nicht weiter denken.

Raſch warf ſie das Bouquet in ihren Kleiderſchrank, verſchloß dieſen und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Jenny ſah ihre Gebieterin verwundert an. Sie war gar nicht gewohnt, daß ihre Gebieterin ein Geheimniß vor ihr habe . . .

Was ſollte das mit dem Strauß?

Und nun ward ſie erſt gar mit einem Auftrag in die Stadt geſchickt, der rein aus der Luft gegriffen war . . . augenſcheinlich, um ihre Geſellſchaft auf einige Zeit los zu werden.

Jenny gehorchte ſchmollend.

— — — — — —

„Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein.
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein!“

Als Jenny die Wohnung verlaſſen hatte, warf ſich Puzzicaca auf's Sopha und fing eine neue Gedankenreihe an.

Wenn junge Mädchen philoſophiren, ſo hat dies ſeine eigene Bewandtniß. Die Logik der Damen beſteht gewöhnlich darin: von einem unrichtigen Grund ausgehend, Gedankenſprünge nach Maßgabe der Gefühle zu machen und zu einem Schluß zu gelangen, der — wenn vielleicht auch jeder wahren und geſunden Logik zuwider — doch den eigenen tiefinnerſten Herzenswünſchen entſpricht.

Die kleine reizende Sängerin philoſophirte jetzt über „Liebe.“ Sie wollte mit ſich in’s Reine kommen, ob ſie den jungen Weber wirklich und wahrhaftig liebe. Wenn dies der Fall, nahm ſie ſich — als tugendhaftes Mädchen — vor, dieſer Liebe aber auch allein das Recht in ihrem Herzen einzuräumen und ſelbſt jedes weitere Liebeln und mit der Liebe ſpielen, wie dies an der Bühne faſt durchweg Mode und Gebrauch iſt, mit Entſchiedenheit abzuſtreifen.

Entſchiedenheit am rechten und noch vielmehr am unrechten Orte war Puzzicaca ſehr eigen.

Auf ihr Sopha leicht hingegoſſen, ſah ſie dabei in ihrem einfachen weißen Negligé reizend aus. Und die Gedanken mußten wunderlich ſein, die ihr Köpfchen paſſirten; denn mehr als einmal zuckte ein ſchelmiſches Lächeln um ihren Mund, dann kam etwas Strahlendes über das hübſche Geſichtchen, die Augen öffneten ſich weiter, der glanzvolle Blick hatte etwas freudig Triumphirendes und der Buſen fing ſtärker zu wogen an.

Wer der Lieblichen jetzt in die Seele hätte ſchauen können, der würde bemerkt haben, daß der logiſche Gedankengang längſt zerriſſen und ſammt der philoſophiſchen Unterſuchung ganz einfach den anſtürmenden natürlichen Gefühlen erlegen ſei. Eine unendlich glückliche Stimmung erfüllte ſie! . . . Warum erſt fragen? . . . ja! ja! . . . ſie liebte den jungen Weber als Künſtler, als hübſchen, jovialen jungen Mann. Ihr Herz war für den Augenblick ſein! . . . ganz ſein! . . . leidenſchaftlich ſein!

Sie ſprang auf und holte den Strauß wieder hervor. Er kam ja ſicher von ihm.

Sie ſah ihn zärtlich an, . . . küßte ihn, . . . löſte den Ring und ſteckte ihn an den Finger. Er funkelte prächtig . . . herrliche Steine! Weber mußte reich ſein und ſie in der That ebenfalls leidenſchaftlich lieben, um ihr ein ſolches Geſchenk zu machen.

Oder . . .?

„Dummes Zeug! Er kommt ſicher von Weber, . . . er muß von ihm kommen!“

Ihre Hand, die das Bouquet hielt, und an deren einem Finger der prächtige Ring ſaß, ſank an dem Körper hinab.

Sie dachte an das Zurückgeben. Bisher war es immer mit Entſchiedenheit geſchehen; . . . wenn er aber von dem jungen Freiherrn von Weber kam, der ſie, was nicht zu verkennen, wirklich liebte — — — war da auch ein Zurückgeben geboten?

„Und wenn er nun doch von einem Andern herrühren ſollte?“ — frug die Liebliche halblaut vor ſich hin — „am Ende gar doch . . . von dem Herzog . . .?“

Eine Gluth durchflog ſie; ſie ward roth von der Stirne bis über die Achſeln hinab. Raſch flog das arme

Bouquet wieder in den Schrank und der Ring mit ihm . . . ſie hatte ihn auf's Neue zwiſchen die Blumen geſteckt.

„Ich muß vor allen Dingen wiſſen, von wem beide kommen!“ — ſagte ſie, und war froh, durch dieſe unhaltbare Phraſe momentan aus dem inneren Kampf geriſſen zu ſein.

In demſelben Augenblicke hörte ſie abermals die Schelle des Corridors. Da ſie Jenny in die Stadt geſchickt, mußte ſie ſelbſt öffnen . . . es war Weber!

Ein freudiger Schreck erfüllte ſie.

Aber wie ſtrahlend ſah der junge Mann aus.

„Ich bin wieder frei!“ — rief er jubelnd, Gretchen's beide Hände faſſend und mit Küſſen bedeckend. — „Frei! . . . kennen Sie, göttliche Puzzicaca die Bedeutung dieſes Wörtchens?!“

„Frei? von was?“ — frug die Sängerin erſtaunt und nicht ganz ohne ihr Erſchrecken verbergen zu können, da ſie unwillkürlich dies „frei!“ auf das Losreißen von einem ſeitherigen Verhältniß bezog.

„Frei vom Arreſt! vom Hohenasperg meinetwegen! frei von der königlichen Waſch . . .“ — rief Carl Maria lachend und ſchlug ſich auf den Mund.

„Sie? . . . vom Arreſt?“ — wiederholte die Sängerin, einen Scherz vermuthend.

„Die Geſchichte war köſtlich!“ — rief Weber.

„Aber ich verſtehe kein Wort davon!“ — ſagte die Kleine.

„Nun ſo kommen Sie, himmliſche Puzzicaca!“ — rief Carl Maria. — „Setzen wir uns und ich will Ihnen Alles erzählen.“

Die beiden jungen Leute ließen ſich nun nebeneinander auf dem Sopha nieder und Carl Maria, köſtlicher gelaunt denn je, erzählte der lieblichen Sängerin unter Witz und Schnurren die Teufelsgeſchichte von der „königlichen Waſchfrau.“

Gretchen lachte herzlich mit; ſchalt aber den jungen Leichtfuß auch tüchtig wegen ſeiner Unvorſichtigkeit aus, die ihn beinahe in ein ſo jammervolles Unglück geſtürzt hätte, wie es ſeiner Zeit den armen Schubart betroffen.

Unter der lachenden Außenſeite ging aber doch noch etwas Anderes in Gretchen's Innerem vor. Nach der Erzählung des jungen Mannes war es kaum möglich, daß er den Blumenſtrauß geſandt.

Sollte ſie des Bouquets erwähnen? Nach kurzer Ueberlegung entſchied ſie ſich zum Abwarten.

Carl Maria ward jetzt immer wärmer. Von der eben erzählten Geſchichte kam er auf geſtern Abend und die glücklichen Stunden zu ſprechen, die er an Margaretha's Seite verlebt.

Mit kindlichem Gemüth und offener liebender Seele

— noch immer im Innern nachjauchzend, der Haft entſprungen zu ſein, — gab er ſich ganz, wie er war.

„Herrliches, prächtiges Mädchen!“ — rief er jetzt — „meine kleine, liebe, ſüße Puzzicaca! Wiſſen Sie auch, daß ich in meinem Arreſt an Niemand als an Sie gedacht habe? Nachdem ich meinen moraliſchen Katzenjammer durch Compoſition des Liedes: „„Ein ſteter Kampf iſt unſer Leben,““ ausgehaucht und den Staub der Reue über meinen ſchlechten Witz von den Füßen geſchüttelt hatte, ſchwang ſich meine Seele zu Ihnen auf, Himmliſche, . . . zu Ihnen . . . die ich ſchon lange anbete . . . und die mir geſtern mein Herz vollends geraubt hat!“

„O, Herr von Weber!“ — rief Gretchen lachend — „welche alte Tiraten! Warum ſagen Sie nicht gleich: Ich werde zu Ihren Füßen ſterben! Ich kann nicht leben ohne Sie!“

„Das Erſte“ — rief der junge Mann heiter — „ſage ich nicht, weil ich zum Sterben durchaus noch keine Luſt habe, das Zweite könnte übrigens wahr ſein.“

„Sie ſind alſo wie alle übrigen Männer!“

„Was!“ — rief Weber, und es leuchtete ſchön und begeiſtert aus ſeinen ſeelenvollen Augen. — „Ich ſehe ſchon, mein Engel verſteht die plumpe irdiſche Sprache nicht; in Tönen muß man zu der Königin der Töne reden!“

Und er ſprang auf.

„Haben Ihnen die Ohren heute Morgen nicht geklungen?“. — frug er dabei.

„Nein!“ — entgegnete die Sängerin ſchelmiſch.

„Nun ſo gebe ich keinen Deut auf den Rapport der Geiſterwelt!“ — rief Weber. — „In Schmerz und Sehnſucht nach Ihnen, göttliche Puzzicaca, aufgelöſt, hauchte ich meine Gefühle in folgenden, von Tönen beflügelten Worten aus, d. h. die Worte ſind nicht von mir, aber die Töne und die Gefühle!“

Und er eilte zum Clavier und ſpielte und ſang das herrliche Lied, das er ebenfalls dieſen Morgen in ſeiner Haſt componirt hatte:

„Was zieht zu deinem Zauberkreiſe
Mich unwillkürlich hin?
Was ſeufzt in meinem Buſen leiſe,
Daß ich nicht glücklich bin?
Mein Herz fängt ſtärker an zu ſchlagen,
Wenn dich mein Blick erſieht,
Ich wag' es kaum, mir ſelbſt zu ſagen,
Was hin zu dir mich zieht.

Wohin ich flieh mit meinem Kummer,
Verfolgt mich auch dein Bild,
Es ſchwebt mir vor, wenn matter Schlummer
Mein thränend Aug' umhüllt;
Es folgt mir nach im Weltgewühle,
Wie in der Einſamkeit,
Ich fühl's, nur an des Lebens Ziele
Find' ich Zufriedenheit.

Bald möcht' ich vor dir niederknien
Und alles dir geſtehen,
Bald möcht ich zitternd vor dir fliehen,
Und dich nicht wiederſehen.
Ich ſeufz' und weine laut, wenn leiſe
Der Warnung Stimme ſpricht:
„„Entflieh aus Ihrem Zauberkreiſe!““
Und ... kann es nicht!“

Aber mit den raſch verklingenden Tönen war Weber auch aufgeſprungen und, ſich der Geliebten zu Füßen werfend, rief er mit ſo warmer und voller Stimme, daß ſie Gretchen's Herz wonnig und ſüß durchzitterte:

„Ja, bei Gott, geliebtes Mädchen, ich kann es nicht! Ich kann Deinen Zauberkreis nicht meiden, ... kann ohne Dich und Deine Liebe nicht mehr ſein!“

Und er umſchlang knieend den holden Leib und ſchaute ſo flehend, ſo heiß, ſo liebend zu ihr auf, daß ſie — den eigenen ſtürmiſchen Gefühlen nachgebend — ihr Haupt zu dem ſeinen herniederſinken ließ und ihm voll Zärtlichkeit einen langen ſüßen Kuß auf die Stirne drückte.

„O! ſo liebſt Du mich denn wieder?“ — rief Weber voll Seligkeit — „ſo haben die Nachtigallen auf der Solitude mich nicht getäuſcht; ... ſo hat der Nachtigallenſang aus Deiner ſüßen Kehle mir Wahrheit geſprochen?“

„Er ſagte, was mein Herz in jenem Moment empfand!“ — flüſterte das reizende Mädchen.

„Und das war?“

„Liebe, heiße, ſelige Liebe zu Dir!“

Ein Jubelruf drang aus Carl Maria's Bruſt; dann brannten die Lippen der beiden glücklichen Menſchenkinder lange . . . lange aufeinander.

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!“

Glückliche Tage gingen jetzt für Carl Maria von Weber auf. Sie erſchloſſen ſich wie eine prachtvolle Blüthe; nur war es ſchlimm, daß ſich in dem Kelch dieſer Blüthe, hinter Farbenglanz und berauſchendem Duft, ein gefährliches Gift verbarg.

Durch das Verhältniß mit der anmuthsvollen, heiteren und liebenswürdigen Sängerin Lang wurde Weber mehr und mehr zu dem Stuttgarter Theater und deſſen Perſonal hingezogen. Dies aber näherte Carl Maria, deſſen Leben ohnehin ſchon am Verkehr mit Kreiſen von zu toleranter Sittenanſchauung krank war, einer Sphäre, in der, am wenigſten damals unter dem Regimente König Friedrich's — deſſen Günſtlinge und Höflinge, wie bereits gedacht, das Theater wie einen auf königliche Koſten gehaltenen Harem betrachteten, wo die allgemein depravirte Lebensanſchauung der Beamten- und Hofwelt die Weiſe eines förmlichen Marktes mit Schönheit, Kunſt, Reiz und

Geld angenommen hatte, — Haltpunkte für eine Individualität gefunden werden konnte, die ſich ſchon von dem alles verſchlingenden unwiderſtehlichen Strome der damaligen Zuſtände fortgeriſſen fand.

Wie aber hätte der junge Weber hier der Macht der Liebe widerſtehen ſollen? War doch die kleine, volle, reizende, erſt achtzehn Jahre zählende Sängerin neben einem bedeutenden Muſiktalente mit einem Schatze des köſtlichſten Humors begabt, der ſo vollkommen im Zuſammenklange mit Weber's damaliger Lebensſtimmung war, daß ihn die anmuthsvolle Perſönlichkeit ſeiner „göttlichen Puzzicaca“ unwiderſtehlich anzog, mit der Zauberkraft einer leidenſchaftlichen Liebe feſſelte und die Liebliche bald zum Mittelpunkte ſeiner innern und äußern Welt machte.

In ihrer Nähe vergaß der feurige Jüngling jetzt faſt alles Andere, namentlich den Umgang mit den Familien, in welchen er in Stuttgart ſo freundlich aufgenommen worden war. Selbſt in dem Schloßtrinkſtübchen ward er jetzt nur ſelten geſehen, ja er ſchränkte den ohnedem nicht viel Zeit in Anſpruch nehmenden Dienſt — als vertrauter Secretair des Herzog Louis und Lehrer ſeiner Kinder — mehr und mehr ein und ließ ſich ſelbſt bei Hofmuſiken ſo oft entſchuldigen, daß es nicht allein den Unwillen des Herzogs, ſondern ſogar auch die Aufmerkſamkeit des Königs erregte.

Mied er dabei auch die früheren Cavaliergelage und Thorheiten eines ausgelaſſenen Adels, ſo förderte dies doch ſeine äußeren Verhältniſſe wenig, da ihn das Verhältniß zu Gretchen Lang in den Wirbelwind des Schauſpielerlebens hineinzog, in dem das Geld womöglich noch mehr wie Spreu zerſtiebte, als bei Jenen.

Da gab es Landpartien im großen Styl zu veranſtalten, die Geburtstage der hervorragenden Mitglieder des neuen Freundeskreiſes mit Feſtvorſtellungen zu feiern, und dergleichen Dinge mehr, die Zeit und Geld in Maſſe forderten.

Das Beſte davon war, daß ſich durch dieſe Annäherung an das Theater und den Umgang mit den Künſtlern auch eine künſtleriſche Entwicklung Weber's verband. Das Genie ſiegt eben doch überall. Mitten in dem wirren Treiben, angefacht von den Kunſtleiſtungen um ihn her, und begeiſtert von der Liebe, fand Carl Maria von Weber doch Zeit für gar manche ſchöne muſikaliſchen Schöpfungen. Die Oper „Sylvana“ wurde begonnen; es entſtanden verſchiedene treffliche Inſtrumental-Compoſitionen,*) die Compoſition der ſchönen Baggeſen'ſche „Serenade“, das prächtige

---

*) Die ſchönen „Six pièces à quatre mains“ (Op. 10); die große Polonaiſe in Es (Op. 21); die Variationen für Piano und Violine, D-moll (Op. 22); das Momento capriccioso (Op. 12); u. ſ. w.

Trinklied: „Wenn Brüder, wie wir täglich ſehen;" die Romanze: „Süße Ahnung dehnt den Buſen," und vor allen Dingen die reizende melodramatiſche Cantate: „Der erſte Ton."

Die Leipziger Muſikzeitung hatte nämlich eine poetiſche Phantaſie von Rochlitz gebracht, welche die Begabung der Welt mit der Fähigkeit, ſich tönend auszudrücken, darſtellte. Das Gedicht enthielt weſentlich muſikaliſche Elemente. Weber erfaßte dies raſch und benutzte es trefflich. Bald lag das ganze Tonwerk zu ſeiner lieblichen Puzzicaca Füßen, unter deren liebendem Einfluß es — theilweiſe ſogar auf deren Zimmer und an deren Inſtrument — entſtanden war.

Die Compoſition entſprach ihrer Entſtehung: Die Schilderung der abwechſelnden Situationen und Empfindungen iſt ungemein gelungen; die Tonmalereien ſind, ohne kindiſche Nachahmung von Naturlauten, reizend und geſchmackvoll. Vorzüglich zeichnet ſich der Eingang des Ganzen durch gute Haltung und Schönheit der Modulation aus. Ueberraſchende Uebergänge erhöhen die Wirkung des Ganzen, in dem Würde und edler Charakter herrſchen. Von beſonders durchſchlagendem Effect iſt es dabei, daß bei der Schlußſtrophe, die den Jubel der Welt über die Schöpfung des Tones ausſpricht, der volle Chor, mit kraftvoller orcheſtraler

Begleitung, an die Stelle der deklamirenden Sprechſtimme tritt.*)

So ſpitzte ſich wunderbar, unter Luſt, Liebe und einem aufgeregten Leben, die Beſtimmung des Mannes zu, der einſt für die muſikaliſche Welt von ſo großem Einfluſſe werden ſollte.

Die glücklichſten Stunden blühten Carl Maria um jene Zeit natürlich bei der Geliebten.

Auch heute Abend war er wieder zu ihr geeilt.

„Wie? Du kommſt doch?“ — rief ihm die Sängerin überraſcht entgegen, als er jauchzend in ihr Zimmer ſtürzte. — „Ich glaubte, es ſei Hofmuſik auf dieſen Abend angeſagt.“

„Angeſagt oder nicht!“ — rief Weber, die Liebliche küſſend, — „ich habe mich entſchuldigen laſſen.“

„Und der Herzog . . .?“

„Er mag Geſichter ſchneiden! Ich kann nun einmal nicht auf Kommando der Kunſt obliegen. Und dann mußt ich meine geliebte, kleine, ſchelmiſche Puzzicaca ſehen!“

„Das iſt lieb und ſchön!“ — ſagte Gretchen — „aber verdirb's nicht mit dem Herzog und dem König.“

---

*) Max von Weber a. a. O. S. 158—160. Dies kleine aber ſchöne Werk iſt überall, wo es aufgeführt wurde, in Mannheim, Prag, Leipzig, München, Frankfurt ꝛc. mit ſo großem und allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß es von allen Werken der damaligen Lebensperiode Weber's bei weitem am meiſten zur Schöpfung ſeines künſtleriſchen Rufes beitrug.

„Pah!“ — entgegnete Carl Maria — „der Herzog braucht mich und einen König erkenne ich nicht an, nur eine Königin . . . und die biſt Du!“

„Deren Schutz Dir aber, bei höchſter Ungnade, wenig nützen wird!“ — meinte die Sängerin, die anfing, ernſte Beſorgniſſe für den Geliebten zu hegen.

„Puzzicaca!“ — rief Weber laut lachend — „ich glaube gar, Du wirſt ernſt und legſt Deine ſüße holdſelige Stirne in Falten.“

„Nein!“ — rief die Kleine nun ebenfalls lachend — „Falten ſollſt Du auf meiner Stirne nicht ſehen.“

„Sie würden auch weggeküßt!“ — rief Carl Maria und that, was er ſagte.

„Genug!“ — rief Puzzicaca, unter den Küſſen Weber's faſt erſtickend.

„Nie!“ — entgegnete jener, und beide balgten ſich nun, wie Kinder, herum, Weber küſſend, Gretchen zum Scheine abwehrend.

Als Beide von einander kamen — athemlos und erhitzt: rief Carl Maria — „Es geht doch nichts über die Liebe! Der kleine Fritz hat wahrlich recht.“

„Der kleine Fritz? wer iſt das?“ — frug Puzzicaca.

„Was? Du kennſt das Liedchen nicht: „„Der kleine Fritz an ſeine Freunde.““

„Nein! Iſt es von Dir?

„Keinesweges! Aber wenn Du's hören willſt, will ich Dir's gleich vorſingen.“

Und Weber eilte zum Inſtrument, ſchlug ein paar Accorde an, ſpielte und ſang:

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
So groß wie ich, und roſenſchön.
Mit Freuden ging ich dann zu Bette,
Denn Liebchen müßte mit mir geh'n.“

Ein ſanfter Schlag auf den Mund des Sängers ſtrafte die Kühnheit, der Wahrheit ſo nahe zu kommen.

Lachend fuhr er fort:

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
Wie gern verlöſcht' ich dann das Licht;
Mich ſchreckte kein Geſpenſt, — ich wette!
Mir bangte vor dem Alpdruck nicht!“

„Unart!“ — rief Gretchen; aber ihr ſchelmiſches Lächeln ſchien vielmehr zu ſagen: „Fahre nur fort!“

Das that denn auch Weber indem er weiter ſang

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
Ich wäre fleißig ſpät und früh;
Trotz meiner Mutter, Etikette,
Und trotz dem Rector küßt' ich ſie!

Ach daß ich doch kein Liebchen habe!
Wie's Mode wohl bei Größern iſt.
Ich bin ein armer, armer Knabe,
Wer ſchenkt mir ein's zum heil'gen Chriſt?“

„Ich!“ — rief Puzzicaca, luſtig herbeiſpringend und drückte Carl Maria einen tüchtigen Kuß auf die Lippen.

O wie lieb und ſüß verſtrichen die nächſten Stunden!

Künſtlers Jugend.

„Aber eines haſt Du mir noch nicht gehalten, Carl!" — ſagte am nämlichen Abend, einige Stunden ſpäter und nachdem die Beiden ihr Abendeſſen in vertraulichem Tête-à-tête eingenommen, Puzzicaca.

„Und das wäre?" — frug Weber erſtaunt.

„Du haſt mir ſchon ſo oft verſprochen, mir die Schickſale Deiner Jugend mitzutheilen und haſt es noch nicht gethan."

„Ach ſo!" — meinte der junge Mann, ſich mit der Hand über die Stirne fahrend.

„Es iſt nicht Neugierde," — fuhr Gretchen fort — „wenn wir aber lieben, ſo knüpft ſich an alles, was dem Geliebten begegnet oder begegnet iſt, unſer Intereſſe."

„Du haſt recht, holdes Kind!" — verſetzte der junge Mann. — „Ich hatte es auch wirklich ſchon öfter vor: dazu aber gehört ein Stückchen ruhige Vernunft, und wenn man bei Dir, Du kleine luſtige Hexe, ſitzt, kann der Kuckuk vernünftig bleiben."

„Wer iſt daran ſchuld?“

„Du, mit Deinem Zauber, Deinen Reizen, Deinem himmliſchen Humor und Deinen tollen Streichen!“

„O ſeht doch einmal an! als ob der edle Herr nicht ſelbſt immer anfinge.“

„Wenn man Feuer an Pulver bringt, fliegt das Pulver auf!“

„Möchteſt Du mit dem kalten Waſſer der langen Weile begoſſen ſein?“

„Um's Himmels Willen nicht. Gieße uns Beiden lieber die Gläſer noch einmal von dem Weine voll, den ich durch meinen Diener hergeſchickt. Der Wein iſt ein Präſent des Prinzen Paul, meines Zöglinges, und ganz vortrefflich. Ich rücke das Tiſchchen heran, wir ſetzen uns dann zuſammen auf das Sopha, und ſo erzähl ich Dir, Arm in Arm, Künſtlers Jugendleben.“

„Prächtig!“ — rief Gretchen, nach dem Weine ſpringend.

„Du ſtehſt gut mit dem Prinzen Paul?“ — frug die Sängerin, indem ſie den prächtig perlenden Wein einſchenkte.

„Sehr gut!“ — entgegnete Weber.

„Der Menſch iſt ein athletiſch breitſchultriger Knabe!“

„Und ein noch ſehr formloſer junger Mann, dem es, auf ſeine Stellung pochend, Spaß macht, ſeine Umgebung — hoch und niedrig — zu foppen.“

„Auch Dich, ſeinen Mentor?“

„Nein! In meiner Gegenwart und mir gegenüber läßt er doch nur höchſt ſelten ſeiner Natur die Zügel ſchießen; denn obgleich er öfter bei den Muſiken in meinen Gemächern die Bedienten ohrfeigt, ſo gilt dies bei ihm gerade für keinen Exceß.“

„Recht ſchön! . . . Und er kommt oft zu Dir?“

„Er liebt es ſo ſehr, bei und mit mir zu muſiciren, daß er mir oft unvermuthet Inſtrumente, Lichter, Silbergeſchirr, ganze Soupers aus der Hofküche, und, was die Hauptſache iſt, ganze Batterien Flaſchen des köſtlichſten Weines in meine kleinen Zimmer ſchickt. Dann kommt er, um ſtundenlang allein, oder vor nur wenigen Cavalieren zu ſpielen.“

„Und dabei bleibt's?“ — frug die Kleine mit einem verfänglichen Seitenblick.

„Nun!“ — meinte **Weber**, den Kopf hin und her wiegend — „in den ſpäten Nachtſtunden wird es alsdann oft ein wenig arg!“

„So!“ — ſagte **Gretchen** gedehnt — „Sind wohl auch hie und da Damen dabei?“

„Nie!“ — rief **Weber** ernſt — „das ſchwöre ich Dir, mein Engel, aber der Prinz läßt troß des äſthetiſchen Beginnens, die Abende oft in wüſte Trinkereien ausarten. Hat er's dann im Kopfe und iſt weingelaunt, ſo wird er, obgleich bis über die Ohren verſchuldet . . .“

„Auch wie ſein Herr Vater?“

„Wer iſt hier am Hofe nicht verſchuldet!“

„Nun?“

„So wird er freigebig und macht Geſchenke, von welchem er dann am andern Morgen, wenn er nüchtern geworden, nichts wiſſen will.“

„Saubere Geſchichte!“

„Und wer hat das Ausbeißen?“

„Mein armer Carl Maria!“

„Der muß alsdann in der That faſt jedesmal die Schlichtung des Streites, der daraus entſteht, übernehmen. Aber, mein Engel, wir ſind ja von unſerem Vorhaben ganz abgekommen.“

„Richtig!“ — rief Puzzicaca, ſich ſüß vertraulich an den Geliebten ſchmiegend. — „Alſo Deine Jugendgeſchichte!“

„Erſt noch ein Glas Wein!“

Beide ſchlürften das köſtliche Naß aus einem Glaſe.

„Alſo?“

„Und noch einen Kuß!“

„Das waren deren zwei!“

„Und jetzt ſind es ihrer vier!“

„Aufhören, Böſewicht!“

„Sechs!“

„Und da ſoll man vernünftig bleiben!“

„Was Vernunft! die Liebe ſoll leben und meine himmliſche, göttliche, kleine Puzzicaca!“

Beide küßten, ſchäkerten und lachten fort.

„Aber jetzt ein Ende machen!“ — rief Gretchen nach einer Viertelſtunde der alten Ausgelaſſenheit. — „Sonſt jage ich den Herrn von Weber zu dem Hauſe hinaus!“

„Bitte! Bitte! . . . Gnade!“

„Dann aber ſich ruhig halten und erzählen!“

„Alſo . . . wie ein Philoſophe . . . . aber noch eine Flaſche Wein auf das Tiſchchen, nicht wahr?“

„Gott! was ſeid ihr Männer für Aufgußthierchen?“

„Und meine kleine Puzzicaca kann nicht trinken?“

„Stille und angefangen!“

„Alſo!“

Und Carl Maria von Weber hub an:

„So höre denn, Herzchen, denn ich fange natürlich mit unſerem etwas dürr gewordenen Stammbaum an. Sei indeß unbeſorgt, er reicht nicht ganz bis zu Adam hinauf, ſondern fängt erſt im 16. Jahrhundert mit einem Doktor beider Rechte und getreuen Diener mehrerer deutſchen Kaiſer, Johann Baptiſta Weber, an. Der gute Mann muß wirklich Verdienſte gehabt haben und zwar mehr als ſein liebenswürdiger hier ſitzender Nachkomme . . .“

„Ein Muſter der Beſcheidenheit!“ — rief Gretchen.

„Gott ſei Dank, alſo doch in irgend etwas ein Muſter!“ — meinte Carl Maria ſchalkhaft. — „Aber zur Sache. Alſo, der gute Mann mußte wirklich Verdienſte gehabt haben, da er 1568 in den Ritterſtand von Nieder Oeſterreich aufgenommen und 1622 von Kaiſer Ferdinand II. in den Freiherrnſtand erhoben wurde. Er ſtarb, über 90 Jahre alt, als Nieder Oeſterreichiſcher Regierungs Kanzler.“

„Hat er auch ſchon ſo ſchöne Muſik gemacht, wie ſein Taugenichts von Nachfolger?“ — frug die Kleine.

„Davon ſchreibt die Geſchichte nichts!“ — meinte Carl Maria. — „Aber er muß doch gut aufgeſpielt und etwas von Orpheus gelernt haben, denn er ſpielte ſich in ſeinem langen Leben verſchiedene Herrſchaften zuſammen.“

„Herrſchaften?!“ — rief Gretchen in die Hände klatſchend — „und wo liegen die?“

„Im Mond, mein Kind!“ — entgegnete Weber lachend.

„Wie ſo?“

„Nun, ſie gingen eben im ſpaniſchen Erbfolgekrieg verloren!“

„Und der Familie blieb nichts?“

„Doch! das Nachſehen!“

„Unart!“ — rief Gretchen. — „Aber...wie mich das ſchmerzt!“

„Mich auch!“ — fuhr Carl Maria heiter fort — „und gerade jetzt. Ich könnte bei der ſchauerlichen Ebbe in meiner Kaſſe eine ſolche Herrſchaft herrlich gebrauchen.“

„Ja!“ — meinte die Kleine — „um ſie zu verſetzen!“

„Oder zu verkaufen!“ — ſagte der Geheim-Secretair trocken. — „Aber das ſind ſchöne Wünſche. Kommen wir lieber wieder zur Sache.“

„Alſo!“

„Nun, etwas iſt doch merkwürdig in unſerer Familie!“

„Und das wäre?“

„Daß ſich, wenn auch nicht die Güter, doch eine muſikaliſche Begabung wirklich in ihr forterbte.“

„Sagt ich's nicht?“

„Mein Großvater, Fridolin von Weber, war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, lag aber auch der Muſik eifrig ob. Man weiß, daß er den Geigenbogen führte, ſang, die Orgel ſpielte, und mit Eva Maria Schlar vermählt ward. Er hinterließ — außer mehreren Töchtern — zwei Söhne, von denen der ältere ſich mit Maria Cäcilia Stamm aus Mannheim vermählte, und der Vater von Mozart's Gattin, Conſtanze Weber, und ihrer, ſämmtlich als Sängerinnen mehr oder weniger ausgezeichneten drei Schweſtern, Joſepha, Aloyſia und Sophie wurde. Der zweite Sohn Fridolin's von Weber hieß Franz Anton und iſt mein Vater.“

„Herrlich!“ — rief Gretchen — „ſo iſt ja Mozart der Gatte Deiner Baſe und Dein Vetter geweſen!“

„So iſt es!“ — rief Carl Maria freudig bewegt. Und . . . iſt es nicht eigen? Der Geiſt der Muſik, deſſen unabläſſiges, oft dämoniſches Wirken ſich faſt ein Jahrhundert lang in der Familie Weber's verfolgen läßt, und ihre Mitglieder bald hier, als ſchwankendes Irrlicht in die Wirrſale der thörichtſten Handlungen leitet, dort in Genieblitzen ohne Segen aufzuckt, den leitenden Compaß der Lebenswege aller wie ein Nordlicht irre macht, allen den Wanderſtab armer Kunſtapoſtel in die Hand drückt, bis er endlich, ſich zum Genius läuternd, zum dauernden Ruhme unſeres Helden aufleuchtet, . . . beſeelte auch die Brüder Fridolin und Franz Anton. Fridolin beſaß eine vortreffliche Singſtimme, ſpielte überdies fertig Violine, worin ihn indeß ſein Bruder Franz Anton noch übertraf, der nebenbei eine wunderliche Neigung für das Streichen des Contrabaſſes hegte, indem er bald eine virtuoſe Fertigkeit erlangte. Beide hatten den Muſikunterricht ihres für die Tonkunſt leidenſchaftlich glühenden Vaters genoſſen.

Der junge Weber erzählte nun weiter, wie der Kurfürſt von der Pfalz, Carl Theodor, der von den Talenten der Brüder vernommen hatte, ſie vor ſich ſpielen und ſingen ließ und beide, hoch erfreut von dem Gehörten, nach Mannheim zog, wo er die berühmte Capelle cultivirte, die damals vielleicht ohne ihres Gleichen in der Welt war.

„Da mein Vater“ — fuhr hier der Geheim-Secretair fort — „der keinem Fachſtudium obgelegen hatte, aber bei ſehr angenehmen Aeußern, lebhaften Augen und ſtraffer Geſtalt, ſehr gewandte Manieren zeigte, auch Neigung zum Militärleben, das damals am Orte nichts als Annehmlichkeiten bot, zu erkennen gab, ſo reihte ihn der Kurfürſt als Portepeejunker in ſeine reitende Garde mit dem Beding ein, daß er in der Mannheimer Capelle, beziehentlich auf dem dortigen Theater, ſeine glänzenden muſikaliſchen Talente nutzbar machen ſollte. Sei es nun, daß der, durch dieſe Bedingung ihm aufgelegte Zwang, ſeinem unruhigen Geiſte die Kunſt, welche er ſonſt als Dilettant ſo heiß geliebt hatte, entfremdete, ſei es, daß ſeinem, ſehr ſpecifiſch auf Glanz und äußere Erſcheinung gerichteten Sinne augenblicklich Pferd, Säbel, Federbuſch und Reitbahn mehr zuſagten, als Violine, Contrabaß und Capelle, kurz er gewann ſich bald durch echt cavalieres Benehmen, ſtraffen Sitz der Uniform und ſeine pagenhaften Streiche das Wohlwollen ſeines militäriſchen Chefs, des Commandanten der kurfürſtlichen Garde, Generalmajor Ignaz Franz Freiherrn von Weichs in eben dem Maße, als der Kurfürſt ſeine nachläſſigen Dienſte in der Capelle überdrüßig wurde, ſo daß man ihn, als das Contingent des Kurfürſten im Jahre 1756 zur Reichsarmee ſtieß, dieſem als Lieutenant zutheilte. Während des Feldzuges wurde er als unermüdlich Gutgelaunter, als unerſchopflicher Schwänkeſchmieder und Erzähler der ganzen Schwadron lieb und werth und feſtigte ſich ſo in der Gunſt des Generals von Weichs, daß dieſer eine wahrhaft väterliche Zuneigung für ihn faßte. Zu ſonderbarem Widerſpruche des Geiſtes führte mein Vater auf dem Feldzuge, oft mit großer Beſchwerde, die Geige mit ſich, die er im Frieden der kurfürſtlichen Kapelle vernachläſſigt hatte, und fand ſich ſtets bereit aufzuſpielen, wo es zu tanzen galt."

„In der Schlacht bei Roßbach leicht verwundet, zugleich aber durch die wüſte Wirthſchaft und den unmilitäriſchen Geiſt bei der Reichsarmee am Militärleben degoutirt, zog er ſich, auf Anrathen ſeines Chefs, mit dieſem, der gleich darauf als Geheimer Rath und Droſte zu Steuerwald in die Dienſte des Kurfürſten Clemens Auguſt von Cöln und Biſchofs von Hildesheim trat, von der Armee zurück. Der Freiherr von Weichs, ein liebenswürdiger jovialer Mann, der meinem Vater die Stunden nicht vergeſſen konnte, die er ihm durch humoriſtiſche Vorträge, zu denen er ſich mit der Geige begleitete, und für die er ein hervorragendes, ſogar original-ſchöpferiſches Talent beſeſſen zu haben ſcheint, erheitert hatte, placirte ihn als Supernumerararbeiter im Amte zu Steuerwald im Hildesheimiſchen, nicht ohne dem jungen Günſtlinge, der über dieſe magere Stellung die Naſe rümpfen mochte, in's Ohr zu flüſtern, daß der

Hofkammerrath Johann Ferd. von Fumetti, der damals dem Amte vorſtand, ein hochbetagter Mann ſei.“

„Dadurch etwas mehr für die Stellung eingenommen, kam mein Vater, geſtiefelt und geſpornt, ſehr cavaliermäßig, im Jahre 1757 in Hildesheim an. Die erſten Aufwartungen, die der junge Offizier-Actuar ſeinem Chef von Fumetti machte, entſchieden über ſein Schickſal. Als Protegé des Freiherrn von Weichs und von dem Fürſtbiſchof wohlempfohlener junger Herr in der Familie ſehr gut aufgenommen, ſah er ſeines Chefs Tochter Maria Anna, ein reizendes Mädchen von königlicher Haltung, deren blondes, leicht gepudertes Haar einen leuchtenden Teint noch glänzender machte, während ein tiefblaues Auge von ſeltener Schönheit unter rein gezeichneten dunkelen Augenbrauen hervor, den hübſchen Actuar-Lieutenant wohl ſehr wohlgefällig angeſehen haben mag, denn ſchon zu Ende des Jahres verlobte er ſich mit ihr, die ihm nicht allein die Anwartſchaft auf ihres Vaters Stelle, ſondern auch ein nicht unanſehnliches Vermögen zubrachte. Kurz nach der Verlobung gab der alte Hofkammerrath von Fumetti Raum für die erwünſchte Placirung ſeines Schwiegerſohnes, indem er am 2. October 1757 ſtarb.“

„Ei! ei!“ — rief hier Gretchen lachend. — „Der Herr Geheim-Secretair haben ja das Bild ſeiner Mutter mit ſehr glänzenden Farben entworfen. Soll man vielleicht glauben, er gleiche ihr?“

„So wurde mir wenigſtens erzählt, obgleich ſie nicht meine Mutter war!“ — ſagte der junge Mann freundlich und drückte der kleinen Schelmin einen Kuß auf ihre friſchen Lippen.

Die Kleine ſträubte ſich leicht:

„Heißt das, ſeine Lebensgeſchichte erzählen?“ — frug ſie dabei mit komiſchem Ernſt.

„Nein!“ — verſetzte Carl Maria — „aber Leben einſaugen und ſich zur weiteren Erzählung ſtärken, heißt es.“

Und er berichtete nun, wie ſein Vater — kurz zuvor noch ein armer Gardefähndrich — die ſchöne Braut heimgeführt und ſomit, in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre als wohlbeſtellter fürſtbiſchöflicher Amtmann zu Steuerwald, Hofkammerrath zu Hildesheim, wohlhabender Mann und Gatte dageſtanden habe.

„Aber“ — fuhr hier der junge Mann fort — „es iſt ſonderbar, wie in unſerer Familie der Genius der Muſik oft zum unheilvollen Dämon wurde. Mein Vater war durch Gunſt und Heirath in ein Amt gekommen, deſſen fachliches Wiſſen ihm bis dahin fern gelegen hatte, und zu dem ihn keine Neigung trieb; es bedurfte daher in der That ſeiner bedeutenden geiſtigen Gaben, um ihm die Bewältigung der immerhin complicirten Geſchäfte des Juſtiz- und Oekonomieamtes Steuerwald möglich zu machen, was ihm indeß, mit mehr oder weniger Unterſtützung ſeiner Unterbeamten, neun Jahre hindurch in unerwarteter Weiſe gelang, wenn auch hie und da der Baron Weichs, der ihm unwandelbar gewogen blieb, ein ausgleichendes Wort' einlegen mußte. Nichts konnte indeß verhindern, daß das monotone Knarren des alternden Geſchäftsmechanismus, dem er vorſtand, und an deſſen ſtaubigen Papiergetrieben er ſich täglich ſeine seeliſchen Gliedmaßen zu beſudeln meinte, dem euphoniſchen Sinne des unruhigen und genialen Mannes immer unerträglicher werden mußte, ſo daß er mehr und mehr zu Verſuchen kam, den inneren Mißton durch äußeren Wohllaut auszugleichen, Geige und Contrabaß wieder hervorſuchte und, als ob die Fluth der alten Leidenſchaft für die Tonkunſt jetzt alle Dämme durchbräche, mit ſolchem Fanatismus wieder zu muſiciren anfing, daß die Amtsgeſchäfte ernſtlich zu leiden begannen."

„Das konnte denn freilich dem Fürſtbiſchof nicht verborgen bleiben. Da dieſer aber meinen Vater ſonſt ſchätzte, ſo trachtete der gütige und kunſtliebende Fürſt danach, des Vaters Talente wenigſtens auf eine andere Weiſe nutzbar zu machen, indem er ſich bereit erklärte, ihm den Muſikunterricht ſeiner Enkel zu übertragen. Dieſer aber, die huldvollen Abſichten ſeines Fürſten völlig verkennend, lehnte in der Meinung, daß man ſeine Stellung herabzuziehen beabſichtige, das Anerbieten auf das Schroffſte ab. Zu gleicher Zeit ſteigerte ſich ſein muſikaliſcher Eifer bis zu den wunderlichſten Ausſchreitungen. Er verbrachte nicht allein den größten Theil ſeiner Zeit mit Muſiciren, ſondern ſeine Geige begleitete ihn ſogar auf ſeinen Spaziergängen, wo er dann oft, geigend vor ſeiner ziemlich zahlreichen Familie herſchreitend, oder einſam im Felde wandelnd, der Gegenſtand der Beluſtigung und des Spottes der Landbewohner wurde."

„Und hatte dies keine ſchlimmen Folgen für ihn?" — frug Margaretha theilnehmend.

„Bis zum Jahre 1767 gelang es ihm, ſeine Function als Amtmann zu Steuerwald inne zu behalten, obwohl er, in Folge der Ablehnung des erwähnten Unterrichts, an Gunſt des Fürſtbiſchofs eingebüßt hatte und ſich auch ſonſt in unbehaglicher Lage befand. In dieſem Jahre wurde er aber plötzlich ſeiner Stelle enthoben, obgleich ihm der Fürſt Gehalt und Titel als Hofkammerrath beließ. Leider wuchs indeß jetzt ſein künſtleriſcher Eifer zu einem wahren Fanatismus heran, der ihn verführte, ſich ſo leidenſchaftlich in die Muſikangelegenheiten der uralten Domkirche zu Hildesheim zu miſchen, daß es darüber mit dem Domkapitel zu maßlos geführten Differenzen kam, in deren Folge er auch diees Amt niederlegte und 1768 ganz in das Privatleben zurücktreten mußte. Sehr zurückgezogen, nur der Muſik und dem Unterrichte ſeiner Kinder lebend, hielt ſich nun der Vater bis zum Jahre 1773 in Hildesheim auf.“

„Und war die Familie ſtark?“ — frug hier **Gretchen**.

„Bis zu jener Epoche zählte ſie fünf Mädchen und drei Söhne, von welchen drei Mädchen früh ſtarben. Aber hier kommt nun wieder eine Originalität des Vaters. Er ſah die Vermehrung der Zahl ſeiner Kinder mit einem ganz beſonderen Vergnügen und einer ganz ſpeciellen Hoffnung. Es gehörte nämlich zu ſeinen, in der Leidenſchaft für Muſik wurzelnden Eigenheiten, daß er den Beſitz eines muſikaliſchen Wunderkindes, nach dem Muſter des jungen Mozart, für das summum bonum des Menſchenlebens anſah.*) Mit jedem neugeborenen Kinde wuchs alſo für ihn die Möglichkeit, daß ſolch ein Mirakel ſich darunter befinden könne. Franz Anton unterließ daher denn auch nicht, zur Zeit des erſten Erwachens ſelbſtſtändiger Gedanken, mit einem jeden oft grauſame Verſuche anzuſtellen, die ihn über das Vorhandenſein hervorragender Talente belehren ſollten.“

---

*) Max Maria v. Weber. S. 11. v. u. f.

„Köſtlich!“ — rief die junge Künſtlerin.

Weber zuckte die Achſeln, dann ſagte er: — „Das Ende vom Lied war dies nicht. Der Reſt unſeres Vermögens ging drauf, und mein Vater mußte, ſeine Familie zu erhalten, Muſikdirektor in Lübeck werden. Da hatte er denn drei Jahre lang 400 Thaler Gehalt, bis auch dieſer nicht mehr gezahlt wurde.“

„Großer Gott, und was machte er nun?“

„Sein Wunſch, unter ſeinen Kindern ein großes muſikaliſches Talent ſich entwickeln zu ſehen, hatte indeß nichts an Lebendigkeit verloren, und da ſeine beiden Söhne Fritz und Edmund, die er ſeit ſeiner Penſionirung einem tüchtigen Muſikmeiſter zu Ludwigsluſt in die Lehre gegeben hatte, durch bedeutende Begabung wenigſtens die theilweiſe Verwirklichung ſeiner Wünſche verſprachen, ſo ſtand er nicht an, für die jungen Männer zur Vollendung ihrer Ausbildung nach einem Lehrer erſten Ranges auszuſchauen, den er denn auch in keiner geringeren Perſon, als der von Joſeph Haydn erſah, zu dem er ſich mit ſeinen Söhnen im Jahre 1784 nach Wien begab. Den greiſen Meiſter bewog er durch Zuſicherung des für damalige Zeiten hohen Honorars von 150 Dukaten per Zögling, die Söhne zu unterrichten. Haydn ging darauf ein, und ſiehe, er hatte es nicht zu bereuen; denn Edmund wurde einer ſeiner Lieblingsſchüler und war in der That ein für die Reception der Muſik außerordentlich empfänglicher Kopf, guter Dirigent und befähigter Componiſt. Außerdem fand mein Vater für ſeine Söhne eine angenehme Heimath in der Fremde, und dies zwar bei einer Familie von Brenner aus Oberdorff bei Kaufbeuern in Bayern, die ſich um jene Zeit, um ihre ſiebzehnjährige Tochter, Genofeva, in der Muſik unterrichten zu laſſen, in Wien aufhielt. Mein fünfzigjähriger Vater, der bereits Wittwer geworden, ſcheint dabei eine raſch auflodernde Leidenſchaft für das ſchöne, ſanfte, blauäugige Mädchen gefaßt zu haben, und die Bewerbungen des alternden Herrn wurden denn auch von ihr, ſowie von den Eltern, merkwürdig ſchnell gekrönt, da er ſchon am 20. Auguſt 1785, Abends 7 Uhr, in der Capelle auf der Freiung in Wien bei den Patres Schotten mit der achtzehnjährigen Braut vermählt wurde, bei welcher Handlung der Hofſchauſpieler Lange, Aloyſia Weber's Gatte, und ſomit Mozart's Schwager, und der Capellmeiſter Righini Zeugen waren."

„Ein kühner Entſchluß!" — ſagte hier die kleine Sängerin halb verlegen.

„Ein Entſchluß," — verſetzte Carl Maria — „auf den das Wort anzuwenden iſt: Alter ſchützt vor Thorheit nicht! Und in der That, dieſe Heirath brachte den Vater ſo weit, daß bald die Noth an ſeine Thüre klopfte; denn es kamen Fälle vor, wo ein Tiſchler Grünwald, in deſſen Hauſe die Familie eine Zeit lang wohnte, das Porto der Briefe vorſchießen mußte, die an Frau Genofeva aus der Heimath kamen und die ſie immer mit heißen Sehnſuchtsthränen empfing.

„Ein harter Winter vermehrte die Laſt jener Tage, in deren trüber Mitte, am 18. December 1786, Frau Genofeva von Weber eines Knäbleins genas, das in der heiligen Taufe den Namen Carl Maria erhielt.“

„Und welches in dieſem Momente die Ehre hat, neben mir zu ſitzen!“ — rief Gretchen heiter.

„So iſt es!“ — verſetzte der Erzählende, — „das aber auch ſchon mit der Geburt zu einem unſeligen Wanderleben beſtimmt war. Der unruhige Geiſt meines genialen aber unpraktiſchen Vaters ſah ſich nämlich von vier erwachſenen Kindern, drei Töchtern, Eva, Joſepha und Antonetta, und einem Sohne, Franz Joſeph Maria, umgeben, die ſämmtlich muſikaliſch erzogen und wohlgebildet, wohl im Stande erſchienen, den Kern einer dramatiſch-muſikaliſchen Geſellſchaft abzugeben; zwei Söhne, die eben zu tüchtigen Muſikern unter Haydn's Leitung herangebildet worden waren, konnten in gleicher Weiſe, mit ihm ſelbſt vereint, den Stamm einer kleinen Capelle bilden, und ſo reifte denn in dem Kopfe meines Vaters der unſelige Plan: eine Operngeſellſchaft zu begründen und, mit ihr Deutſchland durchziehend, die Meiſterwerke dramatiſcher Muſik, die ſich der Leiſtungsfähigkeit der kleinen Truppe zugänglich zeigen würden, in muſikaliſch abgerundeter Form dem Publikum vorzuführen.“

„Welch' abenteuerlicher Entſchluß!“ — rief Puzzicaca — „und doch hätte ich dabei ſein mögen. Ich denke mir das ewige Wechſeln des Ortes prächtig!“

„Haſtig entſchloſſen, wie es ſeine Art war,“ — fuhr der junge Mann fort — „ſetzte er den Plan unter den Thränen ſeiner Gattin und ſeiner Töchter in's Werk. Was half es? Der Alte verkaufte ſeine Penſion, um eine Summe baaren Geldes zum Beginn ſeiner Unternehmungen in die Hände zu bekommen und begab ſich nach Hamburg, um dort die geſchäftlichen Schritte zur Organiſirung ſeiner Geſellſchaft einzuleiten.“

„Da wird es freilich manch' ſchwere Stunde geſetzt haben!“ — meinte Gretchen.

„Ich ſchweige hier über die weiteren Schickſale meiner Familie,“ — fuhr der junge Mann fort. — „Ich ſelbſt ward natürlich dabei der Gegenſtand der erneuten Mirakel-Productions-Experimente des Vaters, durch die mir bei vieler Plage wenigſtens der Vortheil einer, für die damalige Zeit, ziemlich guten Erziehung zu Theil wurde. Der Knabe kränkelte viel, beſonders quälte ihn ein örtliches Leiden, das ſeinen Sitz im Obertheil des Schenkelknochens hatte. Er wurde auf dieſe Weiſe ſogar vier Jahre alt, ehe er nur ſelbſtſtändig gehen lernte.

Jede angeſtrengte Bewegung verurſachte ihm dabei Schmerz, was mich in der Kindheit hinderte, ſelbſt nur an den Spielen meiner Altersgenoſſen Theil zu nehmen. So ward ich denn, beſonders ſo lange mein Vater die Hoffnung hegte, ein Wunderkind aus mir zu machen und der unaufhörliche Muſikunterricht mich nervös reizte und degoutirte, ängſtlich und aufgeregt und trug Scheu vor den innern und äußern Bewegungen und Kraftanſtrengungen, mit denen Knabenleben und Knabenſtreit unvermeidlich verknüpft iſt.“

„Armer Freund!“ — rief hier die Sängerin — „ſo ſchmerzlich mußte für Dich das Leben beginnen!“

„Wohl ſchmerzlich und in doppelter Beziehung!“ — entgegnete Carl Maria, — „denn zu dem Allen kam auch noch eine wahre Quälerei in der Erziehung.“

„Wie ſo?“

„In meinen Muſikunterricht theilten ſich mein Vater und mein Stiefbruder Fridolin (der ſchlechtweg Fritz genannt wurde). Das arme Kind genoß mit Unluſt die ihm zum Ueberdruß vorgeſetzte Koſt und ſchien, zu ſeines Vaters Verzweiflung, faſt ganz talentlos. So rief Fridolin einſtmals, den Violinbogen, mit dem er mich im Zorne mehrmals über die kleinen ungeſchickten Hände geſchlagen hatte, wegwerfend, aus: „„Carl, Du kannſt vielleicht Alles werden, aber ein Muſiker wirſt Du nimmermehr!““

„Wie grauſam und wie thöricht!“ — rief Gretchen ſchmerzlich bewegt. — „Aber die Begabung ſchlug gewiß bald durch!“

„Ich genoß von nun an,“ — fuhr der junge Weber fort, indem er unverkennbar mit Vorbedacht über dieſe Zeit raſch hinwegging — „der ſorgfältigſten Erziehung. Der Nachtheil, den das ofte Wechſeln des Ortes und der Lehrer hervorbrachte, hatte den Nutzen des Erweckens der eigenen Kraft, und ſo darf ich geſtehen, daß ich bald etwas Tüchtiges in der Muſik zu leiſten vermochte. So ward ich zwölf Jahre alt, als ein wichtiges Ereigniß in mein kleines junges Leben trat. Ich kam zu Haydn!“

„Zu Haydn?“ — rief Gretchen freudig — „zu Joſeph Haydn?“

„Nein! zu ſeinem Bruder Michael.“

„Und wie ging das zu?“

„Das ſollſt Du gleich erfahren, mein Engel! Auf ſeinen abenteuerlichen Zügen war mein Vater mit der Familie auch nach Salzburg gekommen. Der Thespiskarren wurde aufgeſchlagen, und zugleich kam meine Mutter hier nieder. Es war wieder einmal ein Töchterchen, dem mein origineller Vater, charakteriſtiſch genug, nicht weniger als zehn Namen, nämlich: Maria, Antonia, Adelheid, Felicitas, Louiſe, Philippine, Johanna, Waldburge, Joſephe, Joachime beilegen ließ.“

„Gottvoll!“ — rief Gretchen lachend.

„Bis zu dieſer Zeit waren die gewaltigen Orkane im Völkerleben, die von Weſten herantobten, kaum durch ihr fernes Brauſen auf dem Lebenswege Franz Anton's und ſeiner Familie vernehmlich geweſen. Jetzt begannen ſie hie und da durch ſeine Plane hinzufegen. Die unerhörten Erfolge der republikaniſchen Waffen hatten die Fürſten Weſtdeutſchlands in die bangſte Spannung verſetzt. Moreau hatte vor München geſtanden, der Friede zu Campo-Formio kaum die Fortſchritte des unüberwindlichen Bonaparte, denen mit Waffengewalt kein Ziel zu ſetzen war, gehemmt; die Karte Europa's hatte andere Geſichtszüge angenommen und inſtinktiv fühlten die Völker das Heranziehen noch ſchwererer Gewitter, das Nahen noch durchgreifenderer Umgeſtaltungen. Es giebt keine Zeiten, die ſchwerer auf dem Kunſtleben der Welt laſten, als die vor großen politiſchen Umwälzungen, deren elektriſche Spannung bewußt und unbewußt die Gemüther füllt. Alle Gefahren erſcheinen im Voraus gewaltiger, als wenn ſie da ſind, und daſſelbe Volk, das an die Nachrichten von Kampf, Umſturz, Niederlage und Sieg einmal im Kriege gewöhnt, in unmittelbarer Nähe der Schlachtfelder auf Bällen tanzt und im Theater lacht, brütet ohne Theilnahme für Lebensgenuß und Kunſt über ſeinen Sorgen, ehe der erſte Kanonenſchuß gedonnert hat.“

„In dieſe ermattende Siroccoluft vor dem großen europäiſchen Kampfe fiel die neue theatraliſche Unternehmung meines Vaters, und dieſer, der ſich bald durch dieſelbe allenthalben gelähmt ſah, beſchloß das Wetter, das er bald vorübergehend meinte, in Salzburg auszudauern. Dabei gelang es ihm, dem Knaben eine Stelle im Fürſterzbiſchöflichen Capellknaben-Inſtitute zu verſchaffen, dem damals als Geſanglehrer Michael Haydn vorſtand, der außerdem auch noch Direktor der erzbiſchöflichen Capelle war.“

„Michael Haydn war damals gerade ſechszig Jahre alt. Der große Name ſeines unſterblichen Bruders trug auch den Ruf des ſonſt an Talent ziemlich armen, aber gelehrten und tüchtigen Muſikus, ja ſein edler Bruder verſtand einige Jahre ſpäter das Mäßige, was Michael geleiſtet, durch vortreffliche Darſtellungen in Wien, unter deſſen eigener Leitung, in ſo glänzendes Licht zu ſetzen, daß ihm ganz unerwartete Ehren zu Theil wurden. Aber das Traurige für mich war, daß Michael, ein wahres Gegenſtück ſeines liebenswürdigen und heitern Bruders, ſich ſtets verſchloſſen und oft ſelbſt rauh in ſeinen Lebensformen zeigte.“

„So mußte mein armer Freund auch hier wieder viel leiden!“ — fiel Gretchen ein.

„Das mußt' ich in der That!“ — verſetzte Carl Maria. — „Immerhin war es aber für mich ein Glück, den Unterricht eines ſo gediegenen Meiſters zu genießen. So kam es denn, daß ich bald im Stande war, als zwölfjähriger Knabe Sechs Fughetten, als erſtes Werk zu ſchreiben, die denn mein Vater auch herausgab.“

„Im zwölften Jahre!“ — rief die junge Künſtlerin erſtaunt — „das iſt ja faſt unglaublich! So hat der Alte doch ſein Wunderkind bekommen!“

„Nun!“ — meinte Weber lächelnd — „da hat meine holde Puzzicaca doch weit vom Ziele geſchoſſen. Die Fughetten waren wirklich keine Kunſtwerke; doch ging es von jetzt an raſch weiter. Ende 1798 kam ich nach München, erhielt Singunterricht bei Valleſi, und in der Compoſition bei dem jetzigen Hoforganiſten Kalcher. Dem klaren, ſtufenweiſe fortſchreitenden, ſorgfältigen Unterrichte des Letztern danke ich denn auch größtentheils die Herrſchaft im Gebrauch der Kunſtmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierſtimmigen Satz, die dem Tondichter natürlich werden müſſen, ſoll er ſich und ſeine Ideen dem Hörer rein und unverfälſcht wiedergeben können. Mit unermüdlichem Fleiß und wirklicher Liebe arbeitete ich jetzt mein Studium aus. Die Vorliebe zum Dramatiſchen fing an, ſich beſtimmt auszuſprechen. Ich ſchrieb unter den Augen des Lehrers eine Oper: „Die Macht der Liebe und des Weins,“ — eine große „Meſſe“, — mehrere Clavierſo naten, Variationen, Violintrios, Lieder u. ſ. w., die ſpäter alle ein Raub der Flammen wurden.“

„Wie? ein Raub der Flammen?“ — rief Gretchen erſchrocken.

„Ja!“ — entgegnete Weber. — „Und dies Feuer hätte beinahe über meine ganze weitere Lebensſtellung entſchieden.“

„Wie ſo?“

„Ich hatte bei Kalcher die fertigen Partituren und die übrigen ebengenannten Compoſitionen in einem Holzſchranke verwahrt. Daß ich als vierzehnjähriger Componiſt ſtolz auf dieſe Arbeiten war, kannſt Du mir, lieber Engel, glauben. Welch' Entſetzen erfaßte mich daher, als ich eines ſchönen Tags zu Kalcher komme und erfahre, daß den Abend zuvor ein kleines Feuer bei ihm ausgebrochen ſei, das aber nichts verzehrt habe, als den Schrank mit meinen Compoſitionen.“

„Seltſam!“

„So ſchien es mir auch; ja, in der Ueberreizung meiner jugendlichen Phantaſie kam mir dieſer Vorfall wie ein Fingerzeig Gottes vor, der Muſik für immer zu entſagen.“

„Schwärmer! Und was thateſt Du?“

„Ich wandte mich einem anderen Lebensberufe zu. Es kam mir die Idee, dem in jener Zeit von von Sonnenfels neu erfundenen Steindrucke den Rang abzulaufen. Ich machte mich mit Eifer an die Sache und glaubte ſogar endlich die Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer zweckmäßigeren Maſchine verſehen. Auch der Vater war von dieſer Neuigkeit entzückt und begeiſtert. Sein Wille, die Sache in's Große zu treiben, bewog uns nach Freyberg zu ziehen, wo alles Material am bequemſten zur Hand ſchien. Indeß ſiegte der innere Drang zur Muſik doch bald wieder über das mir fremde und nur künſtlich angeeignete Element. Die Weitläufigkeit und das Mechaniſche, Geiſttödtende des Geſchäftes ließen mich raſch die Sache wieder aufgeben, und mit verdoppelter Luſt die edle Muſika und das Componiren fortſetzen. So ſchrieb ich, als Frucht des neuen Aufſchwungs, die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: „Das Waldmädchen“, welche im November 1800 auch da gegeben wurde, und ſich dann ſpäter weiter verbreitete, als mir lieb ſein konnte, da es ein höchſt unreifes, nur vielleicht hin und wieder nicht ganz von Erfindung leeres Produkt war, von dem ich namentlich den zweiten Act in 10 Tagen geſchrieben hatte, — eine der vielen unſeligen Folgen der auf ein junges Gemüth ſo lebhaft einwirkenden Wunder-Anekdoten von hochverehrten Meiſtern, denen man nachſtrebt. Auf eben dieſe Art weckte ein Artikel der Muſikaliſchen Zeitung die Idee in mir, auf ganz andere Weiſe zu ſchreiben, ältere, vergeſſene Inſtrumente wieder in Gebrauch zu bringen u. ſ. w. — In Familien-Geſchäften nach Salzburg gereiſt, ſchrieb ich da meinen neuen Planen gemäß, die Oper: „Peter Schmoll und ſeine Nachbarn," die meinen alten, durch manches Neue darin, höchlich erfreuten Lehrer, Michael Haydn, bewog, mir ein ungemein gütiges Zeugniß darüber zu ertheilen. Sie wurde in Augsburg aufgeführt, natürlich ohne ſonderlichen Erfolg."

„Und ich kenne dieſe Sachen nicht!" — rief Gretchen verwundert.

„Wie ſollteſt Du auch, mein Herz!" — entgegnete Weber — „Es waren ja nur ephemere Erſcheinungen. 1802 machte mein Vater eine muſikaliſche Reiſe mit mir nach Leipzig, Hamburg, Holſtein, wo ich mit dem größten Eifer theoretiſche Werke ſammelte und ſtudirte. Unglücklicherweiſe ſtieß ein Doctor medicinae alle meine ſchönen Lehrgebäude mit den oft wiederkehrenden Fragen: warum u. ſ. w. über den Haufen, und ſtürzte mich in ein Meer von Zweifeln, aus dem mich nur nach und nach das Schaffen eines eigenen, auf natürliche und philoſophiſche Gründe geſtützten, Syſtems rettete, ſo daß ich das viele Herrliche, das die alten Meiſter befohlen und feſtgeſtellt hatten, nun auch in ſeinen Grundurſachen zu erforſchen und in mir zu einem abgeſchloſſenen Ganzen zu formen ſuchte. Da drängte es mich nach der Tonwelt Wiens, und zum erſtenmale trat ich hinaus in dieſe Welt. Hier lernte ich nebſt dem Umgange der bedeutendſten Künſtler, des unvergeßlichen Vaters Haydn u. ſ. w. auch den Abt Vogler kennen, der mit der Liebe, die jedem wirklich großen Geiſte eigen iſt, dem wahrhaft ernſtgemeinten Streben freudig zu helfen, und mit der reinſten Hingebung den Schatz ſeines Wiſſens vor mir aufſchloß.

„Wahrlich, nur wer ſo wie ich, Gelegenheit hatte, dieſen tieffühlenden ſtarken Geiſt, dieſen unerſchöpflichen Reichthum an Kenntniſſen, und die feurige Anerkennung alles Guten, aber — auch die ſtrenge Wägung deſſelben — zu beobachten, dem mußte er ehrwürdig und unvergeßlich ſein, und er mußte die durch Erziehung, Stand, Anfeindungen aller Art und Mißverſtehen, dem großen Ganzen eingeſchobenen, es umgebenden und ſcheinbar verwirrenden Schlacken und ſeltſamen Eigenheiten, als an ſich minder merkwürdige Erſcheinungen hinnehmen, überſehen, und natürlich finden.“

„Auf Vogler's Rath gab ich, nicht ohne ſchwere Entſagung, das Ausarbeiten größerer Dinge auf, und widmete beinahe zwei Jahre dem emſigen Studium der verſchiedenartigſten Werke großer Meiſter, deren Bau, Ideenführung und Mittelbenutzung wir gemeinſchaftlich zergliederten, und ich in einzelnen Studien zu erreichen und in mir klar zu machen ſuchte. Oeffentlich erſchien in dieſer Zeit nichts von mir, als ein paar Werkchen, Variationen, und der Clavier-Auszug der Vogler'ſchen Oper Samori.“

Carl Maria hielt inne. Ein Kuß auf die Lippen der Geliebten mußte ihn ſtärken, dann fuhr er fort:

„Ein Ruf zur Muſikdirektorſtelle nach Breslau eröffnete mir jetzt ein neues Feld zur Erweiterung der Effectkenntniſſe. Ich ſchuf da ein neues Orcheſter und einen neuen Chor, überarbeitete manche frühere Schöpfungen und componirte die Oper „Rübezahl“. Die vielen Dienſtgeſchäfte ließen mich indeß nicht viel zu eigenen Arbeiten kommen; deſto beſſer konnte ich freilich aber auch die ſo vielfach geſtatteten, und mit übergroßer Begierde in mich geſogenen verſchiedenartigen Kunſt-Principe abgähren und nach und nach das Selbſtſtändige, vom Schöpfer Verliehene hervortreten laſſen. Da näherte ſich die Kataſtrophe, die mich in mein jetziges Leben ſchleuderte. Im Jahre 1806 war es, als mich der kunſtliebende Prinz Eugen von Würtemberg an ſeinen Hof in Carlsruhe in Schleſien zog. Hier lebte ich nun ganz dem Künſtlerthum, ſchrieb Symphonien, Concerte und Harmonieſtücke. Mein Glück und meine Zukunft ſchienen gemacht . . . als plötzlich der Krieg das niedliche Theater dieſes braven Fürſten und die tüchtige Capelle deſſelben zerſtörte und zerſprengte!“

„Welch' trauriges Schickſal!“ — rief hier das liebliche, an Weber's Seite ſitzende Mädchen voll herzlicher Theilnahme.

„Allerdings ein ſehr trauriges Schickſal!“ — beſtätigte der junge Mann. — „Mit einem alten Vater und einer alten Tante, mittellos, mit Verpflichtungen aller Art beladen, das goldene Loos, das mir mein Schickſal vor wenig Monaten vorgeſpiegelt hatte, wie den Regenbogen eines Sommernachmittags verſchwinden ſehend, fand ich mich Angeſichts der bitterſten Noth. Waren mir die übermüthigen Eroberer mit dem großen, aber allzu rückſichtsloſen Helden an ihrer Spitze, ſchon par distance antipathiſch geweſen, ſo entwickelte ſich jetzt, wo das durch ſie heraufbeſchworene Elend ringsum mich und an mir ſelbſt in ſeiner bitterſten Form herantrat, wo ich Spaltung und Bruderkrieg durch dieſe Fremdlinge in das ewig uneinige Deutſchland hereingetragen, Deutſche für den fremden Dränger gegen Deutſche kämpfen ſah, ein grimmiger Haß gegen dieſe ſtolzen Soldaten in mir.“

„Und in welchem deutſchen Herzen denn nicht!“ — rief Margaretha.

„Vor der Schlacht bei Eylau lagen in und um Carlsruhe den Franzoſen verbündete Würtembergiſche Truppen, die das Ungeheuer Vandamme commandirte. Von Zeiten der römiſchen Imperatoren her iſt es eine alte Erfahrung, daß die Bundesgenoſſen eines großen Volkes im Kriege daſſelbe ſelten an Tapferkeit erreichten, faſt immer aber in allen Laſtern deſſen übermüthige Soldateska übertrafen. Nun hatten ſich zwar die Würtem bergiſchen Truppen in Schleſien bei Belagerung der dortigen Feſtungen wohlverdiente Lorbeeren geholt, aber es machte dem Solden-Nero Vandamme eine eigene Luſt, den deutſchen Soldaten durch Zügelloſigkeit, Rohheit, Mangel an Mannszucht und Brutalität bei ihren eigenen Landsleuten wo möglich noch verhaßter werden zu ſehen, als ſeine unter ſeinem Commando doch ſo ziemlich entmenſchten Basken und Gascogner. Er ließ daher die Disciplin der Würtembergiſchen Regimenter außer dem Dienſte ganz aus Rand und Band gehen, lachte zu den Beſchwerden der Bewohner verwüſteter Dörfer, der um Hab und Gut Beſtohlenen, der Ehemänner, Väter und Brüder geſchändeter Frauen mit den Worten: „„Que voulez vous? Ce sont vos compatriotes!““

„Grauenhafter Fluch des Krieges!“ – ſeufzte Margaretha tief bewegt.

„In der That,“ — fuhr der junge Mann fort — „hat die Zügelloſigkeit der Würtembergiſchen Truppen in Schleſien, die bald, wenn ſie nicht in Reih und Glied ſtanden, wo der Marſchall eine eiſerne Ruthe über ſie ſtreckte, einer Rotte Räuber, Schlemmer und Trunkenbolde glichen, denen kein Recht und kein Beſitzthum heilig war, wahrhaft gewüthet. Das Privateigenthum des Würtembergiſchen Prinzen Eugen fand nun zwar, obgleich er ſelbſt noch preußiſcher General war, thunlichſte Schonung, das Schloß in Carlsruhe füllte ſich aber dennoch mit dem Zetergeſchrei dahin geflüchteter Bauern und Landedelleute, denen die Einquartierung „zum Scherz" oder aus Bosheit Haus und Hof verbrannt oder ſie aus denſelben gejagt hatte. Würtembergiſche Einquartierung erhalten und an den Bettelſtab kommen, waren in Schleſien damals gleichbedeutende Begriffe."

„Entſetzlich!"

„Da wurde mir der Zuſtand in Carlsruhe, inmitten von all' dem Elend, geradezu unerträglich und es galt mir vor allem Andern wünſchenswerth, von dort weg zu kommen. Die Ausſichten, mir als Künſtler das Leben zu friſten, waren troſtlos; wer dachte in der erſten Beſtürzung der Ueberſchwemmung Deutſchlands durch die Fremden, in dem allgemeinen Umſturze aller Verhältniſſe, im Schrecken vor der Unwiderſtehlichkeit der franzöſiſchen Waffen, an die Kunſt! . . . wo war Ausſicht bei dem auf der Taſche jedes Volkes wie jedes Privatmannes laſtenden Drucke, auf Kunſtreiſen genügenden Erwerb zu finden."

„So wandte ich mich denn an den Prinzen Eugen von Würtemberg, und erbot mich, eine meinen Fähigkeiten angemeſſene, wenngleich nicht künſtleriſche Stellung anzunehmen."

„Und dieſer?"

„In hoher Liebenswürdigkeit ſetzte ſich nun der Herzog in allem Sturme ſeiner eignen Geſchäfte, mit ſeinen Brüdern, dem König Friedrich von Würtemberg und den Herzögen Ludwig und Wilhelm in Vernehmen, und mein guter Stern wollte es, daß der Secretair des Herzogs Ludwig dazu vom Könige deſignirt war, vom September des Jahres an die Armee als Proviantmeiſter zu begleiten. Herzog Ludwig erbot ſich daher, den ihm von ſeinem Bruder warm empfohlenen jungen Mann, der noch dazu von Adel war, was hier viel ausmachte, von dieſer Zeit ab als Secretair in ſeine Nähe zu ziehen. So, mein ſüßes liebes Kind, kam ich hierher, und dies iſt die Geſchichte meines bisherigen Lebens, das indeß erſt recht mit dem Momente beginnt, wo ich . . . meine ſüße Puzzicaca kennen lernte!“

„Mein Carl!“ — rief die Sängerin — „wie viel Lebensprüfungen haſt Du ſchon überwunden!“

„Um hier in den Armen des lieblichſten Mädchens meinen Lohn zu finden!“

Eine glühende Umarmung folgte, dann ſprang Carl Maria auf, eilte an das Clavier und ſang auf höchſt originelle Weiſe und mit echtem provinziellen Ausdruck die hingeſcherzte Ueberſetzung des italieniſchen: Non far la smorfiosa, mit dem Ausdruck der glücklichſten und heiterſten Laune:

„Jetzt ſei nit ſo ſprödig,
Liſettl' mi Schatz,
i bin ja ſo büllig,
bitt' nur um en Schmatz
Was Teufel, was machſt' denn,
du ſchauſt mi nit an,
ahi, ahi, i g'ſchlagener Mann!

O Hitze! o Schmerze!
o Feuer! o Brand!
o tröſte mein Herze
und reich' mir die Hand
Nein ſolchen Spektakel
ertrag' i nit mehr,
ahi, ahi, i lieb' dir zu ſehr!

Ein einziges Schmatzerl
von dir will i han,
drum gieb mir dein Tatzerl,
ſonſt kannſt mi begrab'n;
Jetzt ſei nit ſo gremli,
kein' Fratze ſchneid mehr . . .
ahi, ahi, gib's Göſcherl doch her!

Und Puzzicaca that es, nachdem ſie die eben beſungene Spröde auf's Lieblichſte nachgeahmt hatte.

Es war unterdeſſen ſpät geworden, Mitternacht hatte längſt geſchlagen.

Als Weber nach Hauſe ging, dämmerte der Tag.

Dunkele Mächte.

Für den Geheim-Secretair des Herzog Louis folgte nun eine ſehr glückliche Zeit. Das Verhältniß zu der lieblichen Sängerin ward immer reizender, das Leben des jungen Mannes immer bewegter und — durch den ſich jetzt von Tag zu Tag ſteigernden Umgang mit den Mitgliedern des Theaters — geiſtig und ſinnlich anregender.

Nur ſchade, daß im gleichen Maße ſeine Ausgaben ſtiegen und ſeine finanzielle Lage ſich verſchlimmerte. Freilich hob ſein leichter Sinn ihn über alle dergleichen Sorgen hinaus; . . . aber . . . welches Ende ſollte das nehmen?

Welches Ende? . . . frug dann ſein Herr und Gebieter darnach?

Wenn es unleugbar war, daß Carl Maria's Verhältniſſe ſich täglich mehr verſchlimmerten, ſo war es doppelt unverkennbar, daß die des Herzogs gleichzeitig zehnfach ſchneller dem Abgrunde entgegentrieben.

Der glänzende Hofſtaat, die lukulliſche Tafel, die über alle Maßen gehenden Trinkgelage und Bacchanalien, die Jagden und Reiſen, vor allen Dingen aber die Verſchwendungen an Günſtlingen und Maitreſſen, verſchlangen nicht nur fortwährend faſt doppelt ſo viel Geld, als Einkommen vorhanden war, und machten ſomit immer neue Anleihen nöthig, ſie führten auch zu den bitterſten Verlegenheiten.

Wohl hatte der König — wenn auch jedesmal nach den heftigſten Zornausbrüchen — ſchon häufig genug die Schulden ſeines Bruders honoris causa bezahlt; aber der Leichtſinn des Herzogs brachte den dicken Herrn doch endlich zum Aeußerſten.

Schon ein Vierteljahr nach der Geſchichte mit der „königlichen Waſchfrau“ war Holland wieder in Noth, ſo daß König Friedrich, bei abermaligem Bezahlen eines großen Poſtens, ſchwor: den Prinzen mit ſammt den albernen Leuten, die ihm noch etwas borgen würden, zu Grunde gehen und ihn in eine kleine Garniſon ſtecken zu laſſen, wohin er alsdann ſeinen Marſchallſtab mitnehmen könne!

Und, bei Gott! der dicke Herr war dazu gemacht, Wort zu halten!

Aber:

Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren,
Gemiſch von Schwachheit und von Kraft;
Oft ſpricht Vernunft, weit öfter Leidenſchaft . .
So ſind ſie ſeit ſechstauſend Jahren!

Wir ſind ſtark und Herr unſerer ſelbſt, wenn wir es ſo weit bringen, unſere Triebe durch die Vernunft zu zügeln, oder die dunkelen Vorſtellungen der Leidenſchaft durch die deutlicheren der Vernunft aufzuklären. Dazu ließ aber ein unbegrenzter Leichtſinn den Herzog nicht kommen.

Selbſt das Bitten und Händeringen der Herzogin, die ſich ihrem Gatten ſchon bei der letzten Anforderung an den König zu Füßen geworfen, half nichts. Es machte dies auf Herzog Louis gerade ſo viel Eindruck, als die Drohungen ſeines Herrn und Bruders und die offenbare Gefahr, der er, wie mit verbundenen Augen, entgegeneilte.

Auch jetzt war wieder vollſtändige Oede in den herzoglichen Caſſen eingetreten.

Carl Maria kam eben in ſtiller Verzweiflung von ſeinem Gebieter zurück, der ihn mit der Negociation eines neuen Anleihens betraut hatte.

Es war noch früh am Tage. Weber, in unbeſchreiblicher Verlegenheit über den neuen ſaubern Auftrag, hoffte daher vor der Hand ruhig auf ſeinem Zimmer über die kaum mögliche Ausführung deſſelben nachdenken zu können, eine Sache, die ihm diesmal um ſo ſchwerer wurde, als er ſich ſelbſt kaum mehr vor Schulden zu retten wußte.

Aber die Hoffnung auf ein ſtilles Nachdenken war leider eine Illuſion geweſen.

Kaum hatte er die Thüre hinter ſich geſchloſſen und war einigemale in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen, als ſein Diener Huber ſein ehrliches, ewig freundliches Geſicht hereinſtreckte und mit halblauter Stimme rief:

„Halten zu Gnaden, Herr Geheim-Secretair, ich ſah' eben den Schneider Friſchle in das Schloß treten. Er wird Ihro Gnaden Rechnung bei ſich haben, was ſoll ich ihm ſagen?“

Carl Maria fuhr ſich ärgerlich durch die Haare, dann rief er:

„Ich bin nicht zu Hauſe, Huber!“

„Verſteh' ſchon!“ — entgegnete der Alte mit den Augen zwinkernd, und zog den Kopf zurück.

Auf der Stirne Weber's hatten ſich tiefe Falten gebildet.

„Läſtige Menſchen dieſe Handwerker!“ — ſagte er dabei; ſchlug ſich dann aber raſch die Sache aus dem Kopf, da er ſich im Nachdenken über die fatale Angelegenheit ſeines Gebieters nicht ſtören laſſen wollte. Hing er doch in der That mit Liebe an dem Herzog, den er als Freund und Wohlthäter betrachtete und deſſen Verlegenheiten ihm daher auch geradeſo zum Herzen gingen, wie die ſeinen.

Aber ſo ſehr er auch grübelte, er fand keinen Ausweg, keinen Hoffnungsſtrahl.

So waren in tiefen Gedanken kaum zehn Minuten vergangen, als Huber abermals hereinſchaute und den Hofjuwelier des Herrn Herzogs meldete.

„Das fehlt noch!“ — brummte Weber vor ſich hin; aber der Juwelier war ein reicher angeſehener Mann und konnte nicht, wie der kleine Schneider — ſo mir nichts, dir nichts abgewieſen werden.

Das Zuſammentreffen der Beiden war ein außerordentlich höfliches, da Jeder von dem Anderen etwas zu erhalten wünſchte, und von deſſen gutem Willen abhing: der Juwelier Geld, der Geheim-Secretair Credit und Nachſicht.

„Und Sie wünſchen?“ — frug jetzt, nach der erſten Begrüßung und nachdem beide Herren Platz genommen, Weber.

Der Gold- und Juwelen-Mann ſandte einen Schwall ſchöner Worte und Entſchuldigungen voraus, in welchem dem ohnerachtet der ſtechenden Dornen genug verborgen lagen.

Der Secretair hatte ſein: „Bitte, Bitte!“ oft anzubringen, während ihm im Namen ſeines fürſtlichen Gebieters die Schamröthe mehr als einmal in das Geſicht trat.

Endlich kam die volle Ladung: das höfliche, aber ſtark betonte Erſuchen um Berichtigung der noch offen ſtehenden Rechnung des Herrn Herzogs.

„Sie meinen den Perlenſchmuck?“ — frug Herr von Weber mit der Miene, als könne er ſich der Sache nicht genau erinnern.

„Den Perlenſchmuck, ja!“ — beſtätigte der Juwelier mit artiger Verbeugung — „aber, wie Sie ſehen, geehrteſter Herr von Weber, befindet ſich hier auch noch ein koſtbarer Brillantring dabei.“

Und der Mann überreichte Carl Maria eine Rechnung, auf der allerdings die beiden Precioſen verzeichnet waren.

„Aber, verehrteſter Herr!“ — rief hier der junge Mann erſtaunt — „von dem Ring weiß ich nichts!“

„Sehr möglich, mein beſter Herr Geheim-Secretair!“ — ſagte der Juwelier mit etwas boshaftem Lächeln — „Hoheit haben ihn in höchſteigener Perſon ausgeſucht. Sehr ſchöner Stein . . . fünfzig Ducaten werth.“

„Hm!“ — dachte Weber — „wieder eine neue geheime Liebſchaft des Herzogs.“

Nun aber wäre es in der That der Mühe werth geweſen, zu ſehen, mit welcher Gewandtheit, mit welcher Artigkeit und mit welchem Humor der junge Geheim-Secretair den Hofjuwelier bearbeitete. Der Mann litt ſehr an Eitelkeit und bildete ſich nicht wenig auf ſeinen Reichthum und ſeine Berührung mit dem Hofe ein. Das war die ſchwache Seite, die denn auch Weber ſogleich erfaßte.

Hoheit — meinte er, — ſeien zwar gerade im Augenblicke nicht ſehr bei Caſſe, ſobald übrigens in der nächſten Zeit die Apanage wieder eingehe, werde die Sache, die ja nur eine Kleinigeit betreffe, geordnet werden. Uebrigens könne ja auch das Ausſtehen einer ſolchen Bagatelle bei einem ſo reichen Manne, wie der Herr Hofjuwelier, gar nicht in Betracht kommen. Er müſſe doch auch die Ehre in Anſchlag bringen, in ſo intimer Geſchäftsverbindung mit dem Bruder Sr. Majeſtät zu ſtehen. Außerdem würden Hoheit dieſes kleinen Freundſchaftsdienſtes gewiß gedenken . . . wohl demnächſt ſchon . . . bei der nächſten Ordensverleihung!

Das wirkte: mit einem Orden konnte in weiter Ferne eine Erhebung in den Adelsſtand in Verbindung gebracht werden. Orden! . . . Adel! . . . Hof! . . . Freundſchaft des Herzogs! und der anfangs, trotz ſeiner Artigkeit, etwas verdrießliche Gläubiger ging geſchmeichelt, ja freudeſtrahlend nach Hauſe, nachdem er noch weitere drei Monate zu borgen verſprochen hatte.

Als er weg war, rieb ſich Carl Maria lachend die Hände. Man gewöhnt ſich an Alles, auch an ſolche Turniere mit Gläubigern.

Aber der junge Mann hatte den Teufel zu frühe an die Wand gemalt. Sein böſes Geſchick ließ ihm heute noch verſchiedene Leute von der Sorte des Juweliers, nur mitunter weniger artig und trätable auf das Zimmer rücken: Beamte, die um ihre rückſtändigen Gehalte baten, einen Pferdehändler, einen Schreiner, der ungemein grob war und der die Unverſchämtheit hatte, zu verlangen: jetzt endlich, nach zwei Jahren Friſt, den Reſt ſeiner Rechnung von 290 Gulden vom Herrn Herzog umgehend zu erhalten, anſonſten er ſich an den König wenden werde.

Weber verſprach in Gottes Namen den Beamten und dem groben Schreiner Zahlung, dem Pferdehändler acht Procent Zinſen . . . und ſo war die Sache abgemacht.

Nur ein Brief war noch zu eröffnen, den ein Burſche abgegeben, und der an den Herrn Freiherrn von Weber, Geheim-Secretair Sr. Hoheit des Herrn Herzog Louis gerichtet war.

Weber riß ihn auf, er lautete:

„Wenn der Herr von Weber mir nicht in drei Tagen die fünfundvierzig Gulden bezahlt, die er mir jetzt ſeit einem Jahre für Stiefel und Schuhe ſchuldig iſt, ſo werde ich Ihn verklagen.

Benderle, Schuhmacher.“

„Eſel!“ — rief Carl Maria vor ſich hin, indem er den Brief in tauſend Stückchen zerriß — „als ob ich einen Kreuzer in der Caſſe hätte, und auf morgen hat noch dazu Puzzicaca eine Landpartie nach Eſſlingen angeordnet . . . da muß ſogar noch tüchtig Geld gepumpt werden.“

„Donnerwetter!“ — ſagte er dann, ſich in den Haaren kratzend — „ich ſtecke verdammt drein! Aber was thut's! Hat der Herzog wieder Geld, ſo iſt auch mir geholfen. Das aber ſteht feſt, bei dem Herzog muß die Sache anders werden. So geht's, weiß Gott, nicht mehr!

Aber wie das ändern? Der Mann muß ſeine Verſchwendung einſtellen, muß ſeinen Haushalt ordnen, ſein Schuldenweſen organiſiren, damit er ſeines hohen Standes, ſeiner Familie würdig auftreten kann!“

Carl Maria hatte dies mit Wärme und im Tone innigſter Ueberzeugung gerufen.

Jetzt ging er überlegend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Sollte er perſönlich den Herzog daran ermahnen?

Nein!

Er wußte, daß er dann nur ausgelacht werde.

Und doch mußte etwas geſchehen.

„Wie wäre es,“ — frug er ſich jetzt — „wenn ich mich ſchriftlich an ihn wendete?“

Die Sache war doppelt gefährlich. Wer läßt ſich in ſolchen Dingen gern die Wahrheit ſagen . . . und dann

. . . das lebendige Wort verfliegt, das geſchriebene ſteht auf ewig feſt.

Carl Maria von Weber ſann lang, dann rief er: — „Ein elender Feigling iſt der, der ſeinem Herrn und Gebieter, um ihn zu retten, nicht die Wahrheit ſagt.

Und er ſetzte ſich und ſchrieb folgenden Brief an Herzog Louis:

P. P.

„Das unbegrenzte Zutrauen und die gnädigſte Zuneigung, die Ihro Hoheit mir bisher bewieſen, macht es mir zur heiligen Pflicht, Höchſtderſelben eine Anſicht Ihres ſämmtlichen Finanzweſens vorzulegen, die, obgleich ſie den Unwillen Ew. Hoheit augenblicklich erregen kann, doch bei reiflicher Ueberlegung Ew. Hoheit beweiſen wird, wie ſehr der Wunſch mich belebt, Ew. Hoheit ruhig, unbeſorgt, und dem Glanze Ihrer erhabenen Stufe gemäß, in dem Schooße Allerhöchſt Ihrer Familie leben zu wiſſen.

Es iſt dermalen eine abſolute Unmöglichkeit, ein beträchtliches Anlehen zu negociiren, kleinere helfen zu nichts und können höchſtens die Geſchäfte verworrener machen, und dem Rufe Ew. Hoheit ſchaden, ja ſelbſt ein größeres muß doch immer wieder bezahlt werden, und iſt ohne beträchtliche Verluſte nicht denkbar.

Ehe ich weiter gehe, erlaube ich mir, Ew. Hoheit auseinanderzuſetzen, was Hochdieſelben nach Dero jetzigem Hausſtande brauchen.

Der monatliche Etat iſt auf die runde Summe von 3000 Fl. beſtimmt, welches jährlich die Summe von 36,000 Fl. beträgt. Die Erfahrung hat bewieſen, daß bei der beſtberechnetſten Haushaltung, doch wenigſtens noch die Hälfte der beſtimmten Ausgaben für unvorhergeſehene Fälle, als z. B. Ankauf eines Wagens, Reiſen, Präſente, Diners ꝛc. anzunehmen ſind, welche Summe von 18,000 Fl. zu der von 36,000 Fl. geſchlagen, eine nach dem gegenwärtigen Hausſtand abſolut nothwendige Gelderforderniß von jährlichen 54,000 Fl. beträgt.

Die Apanagen betragen jährlich . .	Fl. 33,568
Die Wiesbader Intereſſen circa . .	= 3,600
Aus Würtzau kann ich nicht beſtimmen, was Ew. Hoheit einnehmen, will aber gegenwärtig hoch annehmen .	= 20,000
in Summa	Fl. 57,168

Dieſe Einnahmen decken alſo gerade den gegenwärtigen nothwendigſten Lebensbedarf. Aber wo iſt nun eine Ausſicht, oder ein Fond zur Bezahlung der hier befindlichen Schulden? Wie lange wird es dauern, wenn nicht die ſchleunigſten Maßregeln ergriffen werden, daß Ew. Hoheit den unangenehmſten Auftritten ausgeſetzt ſein werden?

Seine Majeſtät der König haben der Klage des hieſigen Kaufmanns Reinhard Gehör gegeben und ihn an das Ober-Tribunal in Tübingen klagbar verwieſen; ſobald geſtattet wird zu klagen, muß auch geurtheilt werden, und es iſt mit Gewißheit vorauszuſehen, daß Ew. Hoheit zur Bezahlung condemnirt, und eben ſo gewiß iſt es, daß alsdann ein Gläubiger nach dem andern auf dieſem Weg ſeine Befriedigung ſuchen wird. Wo ſoll dies endlich hinführen, da man keine Gelder zu ihrer Bezahlung anweiſen kann? Eine Schuldenſumme von circa 60,000 Fl. iſt nicht ſo unbeträchtlich. Se. Majeſtät der König werden ſich zuletzt genöthigt fühlen, dem Wege Rechtens ſeinen Weg zu laſſen, werden Ew. Hoheit beſchränken, um von dem Gelde zu bezahlen, kurz, Ew. Hoheit ſind in Gefahr, förmlich ſequeſtrirt zu werden, und dieſes — welch' eine Unwürdigkeit für einen ſo erlauchten Fürſten. Ich wage den Gedanken nicht auszudenken. Hierzu kommt noch, daß der Artikel des Familien-Geſetzes, daß die Apanagen der Prinzen weder verſchrieben, noch verpfändet, noch anderweitig angewieſen werden können, in dem Regierungsblatt öffentlich eingerückt worden, und dadurch auch, da wir noch drei Monate bis zum nächſten Quartal haben, und kein Geld mehr da iſt, kein Menſch ſich damit einlaſſen will, Geld auf die Anweiſung an die Apanage herzugeben, ohne daß ſolche von dem Generalcaſſirer acceptirt worden, der es nicht thut, und nicht thun kann, weil — auf den Fall, daß Ew. Hoheit, was Gott in Gnaden verhüten möge, mit Tod abgingen, oder daß Ew. Hoheit, gezwungen durch die Umſtände, Ihre Apanagen ſelbſt wieder brauchten, — er ſie nicht vorenthalten könne und dann die Gläubiger ſich an ihn hielten.

Es giebt daher nach meiner Anſicht nur ein Mittel zur Rettung. Ew. Hoheit müſſen ſich aus eignen Kräften, durch Verkauf unnöthiger Dinge ꝛc. eine Summe von wenigſtens 30,000 Fl. verſchaffen, hiermit müſſen die kleinen Schulden ganz, die größeren zur Hälfte ꝛc. bezahlt werden. Wenn die Leute ſehen, daß man den feſten Willen, ſie zu bezahlen, hat, werden ſie ſich dann gern gefallen laſſen, das Uebrige zu 5 Procent ſtehen zu laſſen, wodurch Ew. Hoheit eine jährliche Laſt von 1500 Fl. anheim fällt, die aber nicht von dem Betracht iſt, daß Ew. Hoheit nicht bei gänzlicher Reform und Einſchränkung des geſammten Hausweſens, in einigen Jahren ganz ſchuldenfrei und ruhig und zufrieden über Ihre ſchönen Revenüen disponiren könnten.

Ich fühle freilich, wie viel ich wage, einem Fürſten, der gewohnt iſt, dem Glanze ſeines erlauchten Standes gemäß zu leben, Vorſchläge der Art zu machen, aber das heiße Verlangen, das mich beſeelt, Ew. Hoheit auch ganz Ihrer Würde gemäß, vor den Augen der Welt ſtehen zu ſehen, und das feſte Vertrauen zu Ew. Hoheit, daß dieſelben in meinen Vorſchlägen nur die warme Anhänglichkeit des Dieners und nicht ſeine ſchwachen Kräfte erwägen werden, beſtimmt mich hierzu, und drei mal glücklich ſei mir der Tag geprießen, an dem Ew. Hoheit es einſehen und zu erfüllen ſich entſchließen.

Manches Ihrem Herzen Theure muß zwar vielleicht geopfert werden, aber was thut ein Vater, ein Mann, nicht ſeiner Kinder, — ſeines Rufs — ſeiner Ehre Willen.

Ew. Hoheit treu gehorſamſter
Carl Maria von Weber.“*)

Der Schreiber legte die Feder nieder und holte tief Athem. In ſeiner Hingebung für den Herzog hatte er ſich in eine Art Begeiſterung hineingeſchrieben, die ihn warm gemacht und ihn vergeſſen ließ, welche Folgen ein ſolches Schreiben, wenn auch noch ſo gut gemeint, haben mußte . . . abgeſehen von dem thörichten Glauben: einen Mohren weiß waſchen . . . einen Verſchwender, wie Herzog Louis, von ſeinem tollen Leben abbringen zu können.

Wunderbarerweiſe vergaß dabei Carl Maria noch ein Anderes, was wirklich etwas Komiſches an ſich hatte: ſtak er denn nicht in denſelben Schuhen? und glich er denn nicht hier — wie ſein eigener Sohn in ſeiner Biographie von ihm ſagt — einem loſen Knaben, der, in des Vaters Rock und Hut, ſeine älteren Geſchwiſter zu Fleiß und Ehrbarkeit ermahnt?

---

*) Thatſache. Siehe Max Maria von Weber. S. 167 u. f.

Natürlich blieb denn auch der Brief ohne allen Erfolg . . . außer . . . daß er den Stachel der Bitterkeit in des Herzogs Bruſt zurück ließ. Wie ſollte es auch ein Mann, wie Herzog Louis, der Bruder des regierenden Königs, ſeinem kleinen Secretair vergeſſen, ihm ſo in das Gewiſſen geredet zu haben! . . . ein armer Teufel wie Weber! . . . ein unbedeutender Muſiker, den er aus Gnade und Barmherzigkeit an ſeinen Hof genommen.

Einem Anderen hätte der Fürſt unbedingt auf dieſen Brief hin den Abſchied gegeben; Weber aber konnte, ſeiner Gewandtheit in Geldangelegenheiten wegen, nicht entbehrt werden; auch hatte ihn der Herzog zu tief in die Karten ſchauen laſſen; ja die dunkelen Mächte, welchen dieſer Fürſt bereits verfallen war, wollten es ſogar, daß Carl Maria dem Herzog in einer gefährlichen Sache unentbehrlich geworden.

Bei der ſteigenden Verlegenheit des Herzogs mußte nämlich immer mehr und mehr nach einer verzweiflungsvollen Hülfe gegriffen werden, und dieſe fand ſich allein — wie die Welt behauptete — in dem geheimen Mißbrauch der den königlichen Prinzen zuſtehenden Vorrechte, d. h. in dem unrechtmäßigen Verkauf von Titeln und

Stellen und den dadurch erwachſenden Unterſchleifen bei der Conſcription.

Auch hierzu hatte der Herzog ſchon öfter ſeinen geſchickten Secretair und Geſchäftsführer verwandt, der denn auch, aus Güte und Hingebung an ſeinen Wohlthäter, der Anforderung ſeines Herrn und Gebieters willig Folge leiſtete, ohne in ſeinem jugendlichen Leichtſinn zu bedenken, wohin dies führen könne.

Hier lag daher der Anker, der Carl Maria auch jetzt noch mit ſchwerer Kette an dem Admiralſchiff des herzoglichen Hofes feſt hielt; denn obgleich ihn der Herzog brauchte, ſeine Verdienſte anerkannte und ihn als liebenswürdigen Menſchen, Muſiker und Geſchäftsmann ſchätzte, hatte doch in der neueren Zeit etwas Anderes ſeine Stellung in der Gunſt des Herzogs untergraben. Dies „Andere“ aber war nichts anderes, als die in des Herzogs Bruſt ſeit einiger Zeit erwachſene Leidenſchaft zu der reizenden Sängerin Margaretha Lang und die Eiferſucht auf ſeinen kleinen Secretair, der ihm die Liebe jenes herrlichen Mädchens vor der Naſe weggeſtohlen.

Der Herzog war ein Mann, der die Gewohnheit hatte, ſich über alles hinauszuſetzen, was ihm und ſeinen Wünſchen entgegentrat. Bewies er dies doch ſchon durch den Mißbrauch ſeiner Vorrechte. Allzugroßer Hang zu Genüſſen ſucht ſich mit Pflicht und Vaterland, Geſetz und Recht möglichſt abzufinden, um in dem Rauſche der Sinnlichkeit nicht geſtört zu werden.

„Genießen! um jeden Preis genießen!“ — war des Herzogs Motto. Darum mußten auch um jeden Preis immer neue Summen aufgetrieben werden, und um dieſe aufzutreiben, konnte er ſeinen Geheim-Secretair nicht fahren laſſen . . . und doch . . . brachte ihn jetzt die neue Leidenſchaft zu der jungen reizenden Sängerin in Conflict mit dieſem.

Von Liebe im edleren Sinne des Wortes, war hier natürlich nicht die Rede, . . . wohl aber von dem Beſitz des verführeriſchen Gegenſtandes und von dem ſchwelgenden Genuß in den Armen deſſelben.

Wenn aber dieſe Gedanken anfangs nur als Wunſch in dem Buſen des Herzogs geglüht, ſo gab es an der Seite des Fürſten einen Mephiſtopheles, der, ſobald er die neue Schwäche des hohen Herrn erlauſcht, ſogleich Oel in das Feuer goß, daß die Flammen wild aufloderten. Dieſer Mephiſto aber war niemand Anderes, als Graf Dillen, der Vertraute Sr. Hoheit . . . und . . . dennoch ſein geheimer Feind.

Dillen hatte mit dem Herzog Eines gemein, die Genußſucht: aber er vereinigte mit dieſer Tugend zwei Sachen, die Jener nicht kannte, eine grenzenloſe Hab und Herrſchſucht.

Geld konnte die Hoheit zwar auch nie genug auftreiben . . . aber nur . . . um es dann wieder mit vollen Händen hinauszuwerfen. Dillen dagegen, als Emporkömmling, war bemüht, ſich ein ungeheures Vermögen, wo und wie er konnte, zuſammenzuſtehlen. Herzog Louis wollte leben und genießen, und dachte daher an nichts weniger, als an's Herrſchen, was er ruhig ſeinem dicken Herrn Bruder überließ. Er war in Regionen geboren, denen das Herrſchen nichts Neues iſt. Dillen dagegen, der aus dem ärgſten Dunkel emporgeſtiegene Parvenü, hatte, als Günſtling des Königs, wie der Löwe Blut geleckt, das heißt, gefühlt, was es ſagen will: zu regieren!

Der ſchlaue Bereiterjunge hatte es denn auch mit der Zeit ſo weit gebracht, ſelbſt den dicken König, dieſen grimmigen Tyrannen, zu beherrſchen . . . es fehlte jetzt nur noch wenig und ganz Würtemberg lag zu ſeinen Füßen. Er konnte das Land ausſaugen und beherrſchen, daß es eine Freude war . . . nur . . . machte ihm der Bruder des Königs in dem Handel mit Titel, Stellen und Unterſchleifen bei der Conſcription eine gefährliche und beeinträchtigende Concurrenz. Die mußte weggeſchafft, d. h. der Herzog mußte in Ungnade gebracht und vom Hofe entfernt werden.

Die Sache erſchien dem ſchlauen Hofmann aber von vorn herein nicht ſo leicht. Zeit und Umſtände mußten abgepaßt, der Herzog ſelbſt aber ſo weit durch Verſchwendung und Leichtſinn in das Verderben getrieben werden, daß der Zorn des Königs zermalmend über ihm zuſammen brach.

Daß dies geſchehen würde, ſtand für Graf Dillen feſt, ja der Schlag hätte den Herzog ſicher ſchon längſt erreigt und Dillen zum unumſchränkten Beherrſcher und Landesausbeuter gemacht, wenn Se. Hoheit nicht durch die Gewandtheit und Ergebenheit ſeines Geheim-Secretairs ſtets wieder Rettung gefunden.

Weber alſo war der erſte Dorn im Auge des Grafen . . . erſt mußte deſſen Untergang erfolgen, dann war dem geſchickten Diplomaten auch der Sturz des Herzogs gewiß. Raſch reifte daher ein wahrhaft ſataniſcher Plan in Dillen's Gehirn: die Eiferſucht des Fürſten auf ſeinen Secretair mußte dieſem den Boden unter den Füßen hinwegziehen, dann ſollte Weber . . . gerade durch das geſtürzt werden, worin er ſich, aus Anhänglichkeit und Hingebung für ſeinen Herrn, den dunklen Mächten verſchrieben hatte.

Die drei Camelien.

Dem Geheim-Secretair des Herzogs war es gelungen, noch einmal — und diesmal in Straßburg bei einem jüdiſchen Handlungshauſe — die Negociirung einer Anleihe, natürlich zu hohen Zinſen, durchzuſetzen.

Des Herzogs feuriger und wirklich aufrichtig gemeinter Dank war ſein Lohn für dies ſauere und mühevolle Geſchäft; einen anderen erhielt Carl Maria nicht. Bei ſeinem Gemüth voll des reinſten Wohlwollens, ſeinem edlen redlichen Charakter und ſeiner genialen Mißachtung des Geldes, dachte er nie daran, ſich zu bereichern, am wenigſten auf Koſten ſeines Herrn und Wohlthäters. Jeder Andere würde beim Abſchließen dieſer Geldangelegenheiten, die für den Herzog ſo unendlich dringend und für die Abſchließenden ſo außerordentlich nutzbringend waren, auch ein Benefiz für ſich in Anſpruch genommen haben, . . . Weber that es nie; er dachte gar nicht daran, ja er würde ein ſolches Handeln für betrügeriſch gehalten und verachtet haben. Noch weniger aber fiel es ihm ein, auch nur einen Kreuzer bei jenen unſeligen Conſcriptions-Unterſchleifen zu nehmen.

Was er hier that, that er im Namen und im Auftrage ſeines Gebieters, des Herrn Herzogs Hoheit, . . . des Bruders der Majeſtät, des regierenden Königs!

Welch' ein betrübendes Zeugniß von dem ganzen Maße damaligen, durch den Einfluß der ihn umgebenden Erſcheinungen geſteigerten Leichtſinnes, und der Abſtumpfung ſeines ſonſt ſo feinen Gefühles für die Grenze des Zuläſſigen und Richtigen, durch andauernde und zur Gewohnheit gewordene Anſchauung der allgemeinen, in den höchſten wie den tiefſten Schichten gleichmäßig, wie ein anſteckendes Miasma fließenden Depravation, die hier wie überall, wo ſie jemals auftrat, von der Tyrannei erzeugt wurde (und ewig ſo ſicher von ihr gezeugt werden wird, wie die Seuche aus der Verweſung), daß er die Summen, deren Urſprung er kannte, ohne Bedenken verwaltete, über ihren Empfang Quittung ausſtellte und über ihre Verwendung Rechnung führte, ſtatt ſofort den Dienſt, der Solches forderte, zu verlaſſen.

Die Großen konnten ſich ja damals Alles erlauben; wie hätte Weber in den Handlungen ſeines Herzogs etwas Verpöntes erkennen ſollen? Der in ihm ſchlummernde Rechtlichkeitsſinn bewies ſich ja darin, daß er, trotz ſeiner eigenen ſchlimmen Lage und ſeinen zerrütteten Geldverhältniſſen, nicht daran dachte, ſich gleichmäßig zu bereichern.

Jetzt befand ſich Carl Maria noch in Straßburg, um die Gelder zu empfangen und die nöthigen Documente auszuwechſeln. Aber obgleich der Herzog noch gar nicht im Beſitz der neuen Summen war, hatte er doch ſchon, auf den Abſchluß des Geſchäftes hin, eine Flucht ſeiner Zimmer neu meubliren laſſen.

Der Herzog war auch bei dieſer Gelegenheit ſeiner alten Schwäche, der Nachahmung Louis XIV. treu geblieben und gefolgt: die ganze Einrichtung zeigte ſich in dem luxuriöſen Geſchmack jener Zeit und jenes Fürſten.

Graf Dillen hatte die Sache natürlich längſt mit ſtiller Schadenfreude vernommen. Jede neue Verſchwendung des Herzogs war ein neuer Schritt auf der abſchüſſigen Bahn ſeines Verderbens, alſo auch einer auf der anſteigenden von Dillen's unumſchränkter Herrſchaft.

Aber der Leichtſinn dieſes Fürſten und die aus ſeiner hohen Stellung hervorgehende allzugroße Sicherheit ließen ihn in dem Grafen den gefährlichen Feind nicht entdecken; im Gegentheil, die Schlauheit Dillen's erhielt ihn in der Täuſchung, gerade in dieſem Manne einen treuen und zuverläſſigen Freund gefunden zu haben.

Mit dieſer Maſke der Freundſchaft vor dem heuchleriſchen Antlitz, ſtand der Mignon des Königs denn auch eben vor dem Herzoge, der ihn zu ſich gebeten, um ihm die neue koſtbare Einrichtung ſeiner Staatszimmer zu zeigen.

Dillen war die Bewunderung ſelbſt! . . . die Bewunderung des Ameublements, ſo wie des ausgezeichneten Geſchmacks Sr. Hoheit. Während er aber in Lobeserhebungen überfloß, und durch dieſe den Herzog warm und geſprächig machte, entlockte er dem nichts Böſes ahnenden Fürſten durch die feingeſtellteſten Fragen alles was er wollte: den rieſigen Preis, den die neue Einrichtung im Ganzen und in den bemerkenswertheſten Einzelheiten koſtete, — die Quelle, aus welcher der neue Segen floß, — ſelbſt die ſchweren Bedingungen, unter welchen die Anleihe abgeſchloſſen.

Das waren köſtliche Nachrichten für das nächſte Levee der dicken Majeſtät und unſchätzbare Handhaben zum Sturze des Herzogs.

Aber bald langweilte die Hoheit auch dieſe Beſchäftigung wieder: denn Langeweile iſt der ſchreckliche Fluch, der auf den Ueberreichen und Großen ruht.

Der phyſiſche Menſch fühlt ſchon eine gewiſſe Schwere und Unbehaglichkeit, wenn es ihm an Reizbarkeit fehlt, und ſo der geiſtige Menſch, wenn Empfindungen mangeln und Sinnlichkeit den Funken des Geiſtes verlöſcht hat. Hieraus entſteht die ſchreckliche Krankheit der Seele — Langeweile, oder der Schmerz der Unthätigkeit, der mit dem Ekel der ſinnlichen Ueberſättigung große Aehnlichkeit hat. Dieſer böſe Genius waltet über der ganzen Erde und ſcheint ſich von höherer Kultur, die er aber auch wieder mächtig befördert hat, am wenigſten verſcheuchen zu laſſen. Die Zeit, die für ſich gar nichts mit uns zu thun hat, ſcheint uns lange, wenn wir etwas Angenehmes, kurz aber, wenn wir das Gegentheil erwarten. In jenem Falle trennt uns die Zwiſchenzeit von dem, was wir wünſchen, die Horen ſcheinen mit Bleigewicht an den Füßen zu tanzen, das macht widrige Gefühle — Langeweile; im letztern Falle aber befreit uns die Zwiſchenzeit, daher iſt ſie nicht lange wie die Galgenfriſt. Die Zeit galopirt mit dem Miſſethäter zum Richtplatz, ſagt Shakeſpeare, und ſchleicht wieder wie eine Schnecke mit der Braut zum Brautgemach.

Langeweile iſt dabei, die Geißel des Uebergenuſſes der höhern Welt, und das Product eines geringen intenſiven Lebens.

Der Herzog hatte ſich jetzt gähnend in einen der neuen Fauteuils geworfen — das große Kind hatte ſich an dem neuen Spielzeug ermüdet.

„Apropos, Tillen!“ — rief er jetzt — „wie war es mit der letzten Jagd? Sie wiſſen, ich fehlte . . .“

„Und warum, Hoheit?“

„Weil ich kurz zuvor mit meinem dicken Herrn Bruder, Majeſtät, . . . eine Scene hatte.“

„Ach ja!“ — entgegnete Dillen, ſprang aber ſogleich, ausweichend, auf die angeregte Frage zurück, indem er ſagte: — „Nun, die diesmalige Jagd war eine der brillanteſten, die vielleicht je in einem Staate gehalten wurde.“

„Ein Lob, Herr Ober-Intendant der königlichen Schlöſſer und Vergnügungen, General-Lieutenant, Commandeur des Regiments Garde zu Pferd und Vice-Oberſtſtallmeiſter . . . ein Lob“ — rief der Herzog, ſich im Seſſel dehnend, — „das man außerhalb vielleicht als einen ſcharfen Tadel der Regierung unſeres Herrn Bruders anſieht!“

„Mag ſein!“ — entgegnete Dillen mit verächtlichem Achſelzucken — „was kümmern wir uns darum. Majeſtät waren ſehr vergnügt und heiter und damit iſt der Zweck erreicht!“

„Nun, wenn nur das iſt!“ — rief der Herzog ironiſch — „und die Welt ſtaunt!“

„Parbleu!“ — entgegnete Dillen — „das wird ſie! Ich habe darnach geſtrebt, dem großartigen Geſchmack unſeres allergnädigſten Herrn zu entſprechen: da Majeſtät zu corpulent ſind, um dem hochedlen Waidwerk jetzt noch auf gewöhnliche Weiſe obzuliegen, ließen wir das Wild auf enge Raume zuſammentreiben.“

„Da gratulire ich den armen Bauern, die das Glück hatten, Sr. Majeſtät Beſuch zu erhalten!“ — ſpottete der Herzog, in deſſen Innerem es noch von jener letzten Scene her nachgrollte.

„Was kümmert den König das Bauernpack!“ — rief der Graf — „die Canaille muß es ſich zur Ehre rechnen, wenn Majeſtät auf ihren Feldern jagt.“

„Es war in der Umgegend von Tübingen?“

„Zu dienen, Hoheit!“

„Und recht viele Treiber?“

„Parbleu! ich meine: 12,780 Kerls mit 1258 Pferden.“

„Schwerenoth!“ — rief der Herzog auffahrend — „das iſt ja eine ganze Armee!“

„War es auch; hatten aber auch das Wild aus dem halben Königreich zuſammengetrieben. Mußten fünfzehn bis zwanzig Stunden weit herbei kommen.“

„Und wohl auch noch einige Tage warten?“

„Nicht meine Schuld, Hoheit! Majeſtät hatten das Treibjagen erſt auf den Montag angeſetzt, dann für den Mittwoch beliebt und endlich den Donnerſtag gewählt.“

„Und die Leute?“

„Parbleu, Hoheit, welch' ſeltſame Frage, das Volk mußte warten.“

„Und wer vergütet ihm die Reiſe und die Zeit?“

Graf Dillen lachte laut auf: — „Das fehlte auch noch! Am Ende ſoll Majeſtät auch noch den Schlingels die Erfüllung ihrer Pflichten bezahlen, oder den Wildſchaden, wie ſie es nennen? Die Hundspeitſche hat es gegeben, wo man ſich muckſte!“

„Allerdings eine Demonſtration ad hominem!“ — meinte der Herzog lachend. — „Und kam ſonſt keiner von den Kerls um das Leben?“

„Das iſt bei einer ſolchen Jagd nicht zu vermeiden!“ — meinte Dillen gleichgültig — „da trifft ſich's immer hie und da, daß Einer ſtatt einer Sau die Kugel erhält. Aber was glauben, Hoheit, was das Ergebniß der Jagd war?“

„Nun?“

„Parbleu! es iſt der Mühe werth!“ — rief der Herr Ober-Intendant der königlichen Schlöſſer und Vergnügungen mit ſtrahlenden Blicken — „1282 Hirſche, 2554 Rehe, 780 wilde Schweine, 15644 Haſen und ſo weiter, und ſo weiter! Iſt das nicht groß?“

„Das läßt ſich allerdings hören!“ — meinte der Herzog — „ich möchte nur eines noch wiſſen.“

„Und das wäre?“

„Wieviel der Spaß gekoſtet hat?“

„Wer fragt danach, wenn es die Vergnügungen Sr. Majeſtät betrifft.“

„Hm!“ — machte der Herzog; dann ſetzte er bitter hinzu — „ich begreife alsdann nur nicht, warum mein dicker Herr Bruder über meine Ausgaben ſtets ſo gewaltig in Zorn geräth, da er bei den ſeinen, die noch — nebenbei ſei es geſagt — das Land ruiniren, nach keinem Teufel fragt!“

„Hoheit . . .“ — ſtotterte Dillen.

„Genug!“ — rief der Herzog finſter.

Aber der Mignon des Königs war auch Hofmann genug, um der Unterredung raſch eine andere Wendung zu geben, und zwar eine ſolche, die ihn auf den Gegenſtand führte, um deßwillen er eigentlich gekommen war:

„Apropos der Jagden!“ — ſagte er daher anſcheinend mit der größten Heiterkeit und Unbefangenheit — „wie ſteht es denn mit der neueſten Jagdpartie Ew. Hoheit?“

„Mit meiner neuſten Jagdpartie?“

„Auf Hochwild, ja!“

„Verſtehe Sie nicht, Dillen!“

„Nun, mein Gott, auf die niedliche Gazelle, die wir bei dem Feſt auf der Solitude . . .“

„O! die Lang meinen Sie?“

„In der That!“

„Der Teufel ſoll ſie holen!“ — rief der Herzog ärgerlich.

„Wen? mich?“ — fragte der Graf boshaft lächelnd.

„Nein, ſie, den kleinen niedlichen Satan.“

„Warum?“

„Warum?“ — rief der Herzog leidenſchaftlich — „weil ſie mir der verfluchte Weber vor der Naſe weggefiſcht.“

„Hoheit glauben alſo wirklich . . .“

„Da iſt viel zu glauben! Ich weiß es!“

„Durch wen?“

„Durch meine geſunden Augen und durch Huber.“

„Durch Huber?“

„Seinen Diener.“

„Den ſchlichten, bieder ausſehenden Huber?“

„Der trotz dem Schein der größten Einfachheit und Offenheit und der Treue und Ehrlichkeit, die ſeine Augen widerzuſpiegeln ſcheinen, ein ſchlauer Schurke iſt, der ſich für Geld zu allem gebrauchen läßt. Der Kerl iſt der Leidenſchaft des Geizes und der Habſucht verfallen und ſomit zu Allem fähig.“

Dillen biß ſich auf die Lippen.

„Wiſſen Sie, Graf, was ich that?“

„Nun?“

„Gerade durch den Schein ſeiner Biederkeit und ſein ewiges Lächeln aufmerkſam gemacht — Alle die beſtändig lächeln haben es hinter den Ohren — zog ich ihn im Geheimen an mich heran.“

„Klug! ſehr klug! Hoheit!“

„Ich ſondirte ihn ſodann . . .“

„Vortrefflich!“

„Und hatte bald heraus . . .“

„Daß er dem Klang des Goldes nicht widerſtehen könne.“

„So iſt es. Mit zehn Dukaten war er mein.“

„Billig genug!“ — meinte Dillen, indem er dachte: — „Dummkopf! ich hätte es für ſo wenig nicht gethan.“

„Ich nahm nun einen Brillantring, ließ vom Gärtner ein Bouquet binden, befeſtigte den Ring in demſelben und ſandte Beides an die kleine niedliche Lang.“

„Und ſie?“ — frug Dillen mit erheuchelter Spannung, da er ſchon längſt den ganzen Sachverhalt durch ſeine Spione ermittelt hatte.

„Ich verbat Huber, meinen Namen zu nennen.“

„Warum?“

„Ihr Herz ſollte ihn errathen!“

„Parbleu! Hoheit mögen vergeben, aber das war . . . das hätte ich nicht gethan.“

„Antwort erhielt ich freilich keine!“

„Und den Ring?“

„Auch nicht! aber daran liegt nichts!“

„Parbleu! im Gegentheil, Hoheit, daran liegt ſehr viel.“

„Was kümmern mich vierzig bis fünfzig Dukaten!“

„O! nicht um des Geldes willen!"

„Wie denn?"

„Es iſt bekannt, daß Mademoiſelle Lang bis jetzt noch von Niemanden Geſchenke — es ſeien denn Blumen — angenommen hat . . . und" — ſetzte Dillen lauernd hinzu — „möglicherweiſe das Herz des Monſieur Weber!"

Der Dolch hatte getroffen.

„Dillen!" — rief der Herzog finſter, die Wallungen der friſch geweckten Eiferſucht kaum verbergend.

„Der Schlaukopf gab am Ende gar den Ring als ein Geſchenk von ſich aus."

„Dillen!" — rief der Herzog noch einmal aus, indem er aufſprang und in großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Aber plötzlich blieb er ſtehen und ſagte mit Entſchiedenheit:

„Nein! das thut Weber nicht!"

„Nun!" — meinte der Günſtling des Königs mit leiſem Hohn — „wenn Hoheit deſſen ſo gewiß ſind, ſo hat ihm die Schlaue wohl gar nichts von Bouquet und Ring geſagt."

„So denk' ich mir es auch."

„Nun dann ſtehen die Sachen ja für Ew. Hoheit vortrefflich."

„Was ich nicht einſehe!"

„Es iſt das erſte Geſchenk, welches ſie annimmt und . . . deſſen Annahme ſie dem Geliebten verſchweigt!“

„Und was iſt dabei?“

„Darin liegt, daß ihre Tugend ſchwankt, ihre Eitelkeit angeſtachelt und . . . bereits Breſche in den Wall der Unzugänglichkeit, mit dem ſie ſich bis dahin umgeben, geſchoſſen iſt!“

„Dillen! Sie ſind kühn in Ihren Folgerungen!“

„Parbleu! auf dieſe Geſchichte hin wette ich mit Ew. Hoheit auf tauſend Ducaten, daß ich ſie binnen acht Tagen in Ihre Arme führe. Blieb ſie ſich conſequent und ſandte den Ring zurück . . .“

„An wen?“

„An Hoheit!“

„Sie wußte ja nicht, von wem er kam?“

„Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſie das nicht ahnte. Nur Hoheit konnte einen ſolchen Ring ſchicken, und daß ich für Sie am Abende auf der Solitude warb, hat die kleine Schlaue auch nicht vergeſſen. Kein Mädchen vergißt die Werbung eines Herzogs. Feſter Wille hätte ohnedem die Spur gefunden; jedenfalls mußte ſie es Weber mittheilen und der kennt ſeines Herrn Hofjuwelier.“

„Das iſt wahr!“

„Nein, nein, Hoheit! Ich kenne die Weiber! Indem die Lang ſo verfuhr, brach ſie, ohne es ſelbſt zu wol len, aus Eitelkeit mit ihrer bisherigen Tugend und verſchrieb ſich dem Böſen. Es darf nur Eine ſchwanken, ſo hat ſie der Mann von feſtem Willen."

„Graf!" — rief der Herzog in mächtiger Bewegung — „wenn ich zum Ziele meiner Wünſche kommen könnte! . . ."

„So lieben Sie das Mädchen wirklich?"

„Leidenſchaftlich!"

„Wie die Anderen auch!"

„Freund! ich kann nicht anders! Ich muß lieben! . . . ich bete die Weiber an . . . und haſſe und verachte ſie doch auch wieder."

Der Herzog hielt an . . . es war ihm, als habe er ein Geräuſch im Nebenzimmer gehört.

Er trat an die Thüre und hob die Portière auf . . . es war Niemand zu ſehen.

Raſch und heftig kam er zurück.

„Ich habe nie wahrhaft geliebt, Dillen!" — ſagte er dabei — „die Verbindung mit meiner Gemahlin iſt eine Convenienz-Heirath, wie faſt immer bei uns. Ich habe nie wahrhaft geliebt, denn nur zu bald zeigte mir meine Vernunft, daß alle Weiber, von welchen ich Thor geliebt zu ſein wähnte, nur aus den erbärmlichſten Antrieben mit mir ſpielten; . . . die Eine liebelte mit mir . . . weil es ihr ſchmeichelte, einen Herzog zu ihren Füßen zu ſehen; — die Andere lockte meine Verſchwen dung, mein Gold, meine Diamanten; — die Dritte glaubte vielleicht mich zu lieben, weil ſie überhaupt das Bedürfniß zu lieben hatte, und der Zufall gerade mir, dem Bruder eines Königs, den Weg bahnte! So iſt mein Glaube an weibliche Tugend zu Nichts zuſammengeſunken . . . und wahrlich! ſie haben mich ſammt und ſonders keines Beſſeren belehrt. Dennoch muß ich, wie ich eben ſagte, lieben und kann nicht ohne Weiber ſein. Jetzt hat mir's dieſe kleine verführeriſche Lang angethan und ich ſetze um ſo mehr Alles daran, ſie zu beſitzen, als ich damit dieſem verdammten Weber einen Dolch in das Herz ſtoßen und mich an ihm für ſo Manches rächen kann!“

„Warum jagen Hoheit den läſtigen Menſchen nicht fort?“ — meinte Dillen.

„Weil ich ihn nicht entbehren kann!“ — rief der Herzog unvorſichtig. — „Aber laſſen wir Weber und kommen auf die Lang!“

„Soll geſchehen!“ — ſagte der Graf lächelnd. — „Wollen Hoheit mir vertrauen?“

„Ganz!“

„Und meinem Rath folgen?“

„Unbedingt! Sie ſind ein alter Fuchs!“

„Ich habe mir da eben in der Schnelle einen Plan entworfen!“

„Heraus damit!“ — rief der Herzog aufgeregt, indem er ſich abermals in den Fauteuil warf.

„Nun denn, Hoheit, ſo viel ich weiß, iſt der Geheim Secretair im Augenblick nicht in Stuttgart.“

„Er hält ſich in Straßburg auf.“

„Wie lange noch?“

„Es wird immer noch acht Tage dauern, bis er zurückkommt.“

„Vortrefflich!“

„Die Zeit iſt gemeſſen.“

„Hoheit wiſſen, daß ich übermorgen einen Maskenball gebe.“

„So iſt es! Tolle Idee in der jetzigen Zeit!“

„Ich habe meine Gründe. Und Hoheit werden mich auf demſelben beehren?“

„Ich werde kommen, Dillen!“

„Gut denn! Und Huber können wir mit in's Spiel ziehen?“

„Er iſt unſer!“

„Nun, ich habe zu dem Maskenball, damit die Sache ein wenig piquant werde, als Intendant auch das Theatervolk eingeladen.“

„Und die Lang?“

„Verſteht ſich von ſelbſt ebenfalls.“

„Und wird ſie kommen?“

„Sicher! Sie kann die ihr von dem Ober Inten danten erzeigte Ehre nicht zurückweiſen. Auch würde dies ſchon ihre Eitelkeit nicht zugeben; außerdem liebt die Kleine den Tanz leidenſchaftlich!"

„Enfin!"

„Parbleu! die Sache macht ſich dabei faſt von ſelbſt. Wir verhalten uns bis zum letzten Abend ruhig. Ganz kurz vor dem Beginn des Balles ſchicken wir alsdann durch Huber — von dem ſie, wie ich ſichere Kunde habe, nicht weiß, daß er Weber's Diener iſt, — einen Brief. Der Brief muß von dem Spender des Ringes ausgehen, der mit einigen Worten dieſes reichen Geſchenkes flüchtig erwähnt, der Eitelkeit der kleinen Sängerin aber tüchtig ſchmeichelt und Großes auf verdeckte Weiſe in Ausſicht ſtellt. Mit dem Brief übergiebt Huber drei von den neu aus Japan eingeführten Blumen, den prachtvollen dunkelrothen Camelien, wie ſie nur einzig und allein Hoheit, nicht einmal der König, in Ihren Treibhäuſern beſitzen. Sie ſind von der kleinen Lang als Kennzeichen im Haar anzubringen, während als Loſungswort „Fiametta" genannt wird."

„Vortrefflich! vortrefflich!" — rief der Herzog, der nicht mehr im Stande war, das aufwallende Feuer der Leidenſchaft zu verbergen.

„Huber und ich nahen alsdann in den im Briefe bezeichneten Masken der Reizenden. Ein paar Tänze echauffiren ſie, einige Gläſer Champagner bringen das

Blut vollends in Wallung, einige galante Worte werden ihre Wirkung auch nicht verfehlen, eines der anſtoßenden Zimmer, in das man das Täubchen unter irgend einem Vorwande lockt, iſt bereit. Narkotiſche Düfte bezaubern und verwirren . . .“

„Genug! genug!“ — rief der Herzog, erhitzt aufſpringend, — „Dillen, das haben Sie dem Satan abgelauſcht! . . . Sie ſind ein Meiſter in“ . . .

„Nur leichte Mittel, um ein ſo ſchwaches Hirngeſpinnſt, als weibliche Tugend iſt, umzuwerfen.“

„Der Plan kann nicht fehlen, wenn ſie nur kommt!“

„Sie kommt, Hoheit, dafür bürgt mir das Zurückhalten des Ringes und das Verſchweigen der Annahme deſſelben gegen Weber!“

„Weber!“ — rief der Herzog — „ich zittere vor Luſt, wenn ich denke, ihn in den Staub zu treten. Aber jetzt fort, Dillen, hinüber in mein Cabinet, . . . ich muß mein Blut mit einigen Gläſern Champagner abkühlen!“

Die Herren verließen raſch und geräuſchvoll das Zimmer.

In demſelben Augenblicke vernahm man aus dem Gemach nebenan ein leiſes Weinen, das ſich indeß ſofort zu einem krampfhaften Schluchzen ſteigerte. — —

— — — — — — — — — — — — —

Margaretha war eben im Begriff, ſich zu dem Maskenballe zu ſchmücken, welchen heute Abend der Herr Ober-Intendant der königlichen Schlöſſer und Luſtbarkei ten, der allmächtige Günſtling des Königs, Graf Dillen gab. Das Feſt ſollte ungemein glanzvoll werden, es galt alſo für jeden Einzelnen, namentlich für jede Dame, ſo viel als möglich ſelbſt zu glänzen.

„Die Weiber“ — ſagt Goethe — „ſind eitel von Haus aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um ſo mehr.“

Warum auch nicht?

Die den Frauen ſo häufig vorgeworfene Eitelkeit iſt ein Antrieb, Annehmlichkeiten und guten Anſtand zu zeigen, ihren munteren Witz ſpielen zu laſſen, durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu ſchimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin iſt nun ſo gar nichts Beleidigendes für Andere, ſondern — in ſofern es mit Geſchmack geſchieht — ſo viel Artiges, daß es ſehr unrecht iſt, dagegen mit mürriſchem Tadel loszuziehen.

Auch unter den wildeſten Völkern unterſcheidet ſich das Weib vom Manne durch eine zartere Gefälligkeit, durch Liebe zum Schmucke und zur Schönheit; auch da noch ſind dieſe Eigenſchaften kennbar, wo die Nation mit dem Klima und dem ſchnödeſten Mangel kämpft. Ueberall ſchmückt ſich das Weib: wie wenigen Schmuck es auch hie und da ſich zu ſchmücken haben mag, ſo bringt im erſten Frühlinge die lebensreiche Erde wenigſtens einige geruchloſe Blümchen hervor, Vorboten, was ſie in anderen Jahreszeiten zu thun vermöchte.

Wo aber ſollte die natürliche Eitelkeit bei Männern und Frauen eine reichere Nahrung finden, als auf der Bühne, wo beide faſt immer genöthigt ſind, ſich im ſchönſten und vortheilhafteſten Lichte zu zeigen; ja wo die Kunſt zu gefallen, ſchön und reizend zu erſcheinen, mit zu der höchſten Aufgabe zählt und eine der erſten Tugenden iſt.

Bedenkt man dabei die tauſend und abertauſend Schmeicheleien, die einer hervorragenden Künſtlerin und einem ſo hübſchen Mädchen wie Margaretha Lang, fortwährend geſagt werden, ſo kann man es nur natürlich finden, daß die liebe Eitelkeit eine ſehr bedeutende Rolle im Charakter Margaretha's ſpielte.

Sie war, gleichzeitig mit den hervorragendſten Künſtlern und Künſtlerinnen der Stuttgarter Bühne zu einem Feſte geladen, das den ganzen ſchwäbiſchen Adel vereinigen ſollte und noch dazu in den Sälen eines ſo hochſtehenden und allmächtigen Mannes, wie Graf Dillen war.

Wie hätte ſie zurückbleiben ſollen oder können?

Welche Gelegenheit, unſchuldige Triumphe zu feiern und ſich nach Herzensluſt zu vergnügen!

Allerdings hätte es Margaretha doppelt gefreut, wenn auch Carl Maria von Weber, der Auserwählte ihres Herzens, an dem ſchönen Feſte hätte Theil nehmen können; allein er war von Stuttgart abweſend, ſie mußte alſo auf dieſe Freude verzichten.

An Weiteres hatte die liebliche Sängerin bis jetzt wirklich nicht gedacht.

Kindliches Entzücken erfüllte daher jetzt ihren Buſen, als ſie ſich, gehüllt in den bereits vollendeten Maskenſchmuck, im Spiegel betrachtete, während Jenny ihr das Licht vorhielt.

Aber bei Gott und allen ſieben Himmeln! . . . Puzzicaca ſah auch bezaubernd aus!

Die reizende, volle und doch ſo zierliche Geſtalt trug das Koſtüm einer Andaluſierin. Hals und Arme, beide prächtig geformt, waren unbedeckt; von dem nur halb verhüllten Buſen bis zu der ungemein ſchlanken Taille umſpannte den Oberkörper ein Leibchen von ſtraffem ſchwarzem Atlas, das, wie das kurze Kleid von lichtgelber Seide — unter welchem die kleinen zierlichen Füße und die reizend geformten Beine ſinnverwirrend hervorſahen — von ſchwarzen Spitzen eingefaßt war, die wieder Agraffen von dunkelrothem Atlasband zierlich und geſchmackvoll hoben und aufzogen.

Auch in der Fülle des dunkelen Haares zeigten ſich Schleifen von gleichfarbigem Band.

Gold, Perlen und Juwelen freilich hatte Margaretha nicht aufzuweiſen, dafür umſtrahlte ſie der Zauberſchmuck einer jugendlichen Friſche und Blüthe von achtzehn Jahren.

Ueberhaupt hatte die kleine Sängerin hier wieder das angeborne Geſchick: mit wenig Aufwand eine reizende Toilette zu machen, beurkundet.

Der ganze Kunſtgriff beſtand dabei . . . . in Einfachheit und Geſchmack.

Auch die Kleidung iſt Ausdruck und Darſtellung unſeres Charakters, und das Bemühen, ſich ſo vortheilhaft als angemeſſen darzuſtellen, muß der Matrone ſo wichtig, als dem jungen Mädchen ſein. Das Bemühen kann dann nur als lächerliche Eitelkeit erſcheinen, wenn wir einen verkehrten Zweck haben, oder auch nicht geſchickt genug ſind, zu einem an ſich guten Zweck die richtigen Mittel zu wählen.

Den meiſten Frauenzimmern fehlt es aber an der Kunſt, eine gewiſſe Einheit in ihren Anzug zu bringen, die doch am ſicherſten und auffallendſten wirkt. Sie tragen oft mehrere Farben, wenn gleich in kleinen Partien vertheilt, auf ihrer Perſon, die dadurch eine Art von Muſterkarte wird, und wenn gleich jede dieſer Farben an ſich ſchön iſt, ſo fließt ſie doch auf den erſten Blick in eine unreine Miſchung zuſammen, ſo verſchwimmt das reine Blau, aus dem der Künſtler das ſchmachtende Auge bildet, der Carmin der Roſenwangen, und das Gold der blonden Locken, auf ſeiner Palette in ein ſchmuziges Grau. — Ebenſo geſchmacklos iſt es, ein Stück des Putzes, welches das Eigenthümliche eines Anzuges bezeichnet, bei einem anderen anzubringen, der vielleicht einen ganz entgegengeſetzten Charakter hat; denn es giebt nichts, ſo ſchön es immer ſei, das nicht durch unrichtige Zuſammenſtellung häßlich werden könnte.

Margaretha fiel nie in dieſen ſonſt ſo allgemeinen Fehler, vor dem ſie ein innerer Tact, der in der Seele, wie im Auge lag, bewahrte. Und der Mangel dieſes Fehlers ſchloß noch dazu das Vorhandenſein einer der ſchönſten weiblichen Tugenden nicht aus, der Tugend und Zierde der Anmuth. Es umfloß ſie eine ſo ſchöne weibliche Grazie, ein ſo entzückender äußerer Liebreiz, daß ſie feſſeln, bezaubern und hinreißen mußte, wo ſie ſich eben zeigte.

O! wenn ſie Weber jetzt geſehen, wie ſie, in den Spiegel ſchauend, vor Freude über ihr prächtiges Ausſehen wie ein Kind in die Höhe ſprang, er wäre ihr um den Hals gefallen und hätte ſie mit Küſſen erſtickt.

„Prächtig! prächtig!“ — rief ſie jetzt — „ſo hab ich mir nie auf der Bühne gefallen, auch wenn ich als Königin oder Prinzeſſin unter Goldflimmern ſtrotzte!“

„Wie Sie auch ſchön ſind!“ — ſagte Jenny mit einem Seufzer — „und können den herrlichen Maskenball mitmachen. Das wird wieder ein Courſchneiden abſetzen! Gut daß der Herr Geheim-Secretair nicht hier ſind."

„Gut? nein nicht gut!" — verſetzte die Sängerin mit einer leichten Falte auf der Stirne. — „Ich würde mich doppelt freuen, wüßte ich ihn dort zu finden. Wie wollt ich ihn necken und foppen, bis er mich errathen!"

„Ich kenne nichts Schöneres, als einen Maskenball!" — fuhr Jenny fort, indem ſie das Licht zurück auf den Toilettentiſch ſetzte, — „unter der Maske iſt man ein ganz anderes Geſchöpf. Alles Denken, alles Reden iſt freier, ſobald man das Bischen Wachspapier vor dem Geſichte weiß; der blöde Verliebte wagt es zuerſt, ſeiner Schönen Liebe zu geſtehen; — das ſchüchterne Mädchen fürchtet ſein Erröthen nicht mehr, weil es daſſelbe ungeſehen glaubt; und wer ſeinem Herzen mit beißenden Bemerkungen Luft machen und Jemanden ärgern will, der . . ."

„Der kann dies allerdings unter der Maske am beſten, wohlfeilſten und gefahrloſeſten thun!" — ergänzte Margaretha. „Das wäre freilich etwas für meiner Jenny boshafte Zunge. Es liegt allerdings etwas darin, ſo Mitten unter der wirbelnden Menge bunter Geſchöpfe zu ſtehen, die dann das Recht haben, öffentlich nicht zu ſcheinen, was ſie ſind! Aber laſſen wir das, Kind!" — ſetzte die Sängerin hinzu, indem ſie nach der Uhr ſchaute. — „Es iſt ſchon ſpät . . . der

Herr Intendant verſprach den Damen der Bühne, ſie in einer ſeiner Equipagen abholen zu laſſen, und . . ."

„Ach! das iſt köſtlich!" — rief Jenny.

„Und was iſt da beſonders Köſtliches daran?" — frug die Sängerin.

„Die Midke, Ihre Revalin, wird doch auch dabei ſein?"

„Sicher!"

„Nun ſo ſehe ich ſie ſchon jetzt vor Aerger und Neid platzen, wenn Sie, Mademoiſelle, einſteigen." — rief Jenny.

„Da wäre die gute Midke eine große Närrin!" — meinte Margaretha. — „Ich, für mein Theil . . ."

In demſelben Augenblick wurde die Schelle gezogen.

„Der Wagen!" — riefen Beide und Jenny ſprang nachzuſehen. Wie aber ſtaunte die Sängerin, als das Mädchen zurückkam und ſtatt der Nachricht: — „Der Wagen ſei unten!" — einen Brief und ein kleines Bouquet von drei prächtigen dunkelrothen Blumen brachte.

Gretchen erröthete:

„Von wem?" — rief ſie.

„Ich kann's nicht ſagen!" — entgegnete Jenny. — „Der Ueberbringer aber war derſelbe gutmüthig ausſehende Menſch, der Ihnen vor nicht langer Zeit das prächtige Bouquet brachte, das Sie ſeit jenem Abend ſo ſorgfältig in Ihrer Kommodſchublade vor aller Welt verſchließen . . . ſelbſt vor mir!“

Die Sängerin zuckte ſichtbar zuſammen, während das Roth ihrer Wangen ſich jetzt in Bläſſe wandelte.

„Vom Herzog!“ — dachte ſie. — „So liebt er mich wirklich, und mein Schweigen hat ihn nicht abgeſchreckt.“

Gretchen mußte ſich ſetzen; die Kniee zitterten ihr und verſagten den Dienſt.

Die Hände — die Blumen und den Brief haltend — waren ihr in den Schooß geſunken.

Jenny, die ſich an dem Putztiſch etwas zu thun machte, beobachtete ihre Herrin genau, während ein befriedigtes ſchlaues Lächeln um ihren Mund zuckte und ihre Hand in der Taſche ihres faltenreichen Kleides mit einer vollen Börſe ſpielte, deren Inhalt, wenn auch nur ganz leiſe, wie Gold klang.

Nur einen Moment trat eine ernſte, faſt bange Spannung in ihre Züge, . . . es war, als die nahe Thurmuhr ſonderbarerweiſe acht Uhr ſchlug, während die Uhr in dem Zimmer erſt ſieben zeigte.

Aengſtlich ſchauten des Mädchens Blicke während dieſer Zeit auf Margaretha; als dieſe aber, in tiefe Gedanken verloren, das Schlagen der Uhren nicht bemerkte, fingen ſie triumphirend zu leuchten an.

In der lieblichen-Sängerin Bruſt und Kopf ſtürmte es jetzt freilich gar gewaltig. Ohne den Brief noch geleſen zu haben, konnte ſie deſſen Inhalt ahnen. Der Herzog wollte ſich ihr unter dem Schutze der Maskenfreiheit nahen . . . ihr . . . o es war kein Zweifel . . . ſeine Liebe erklären.

Der alte ſtolze Gedanke, der ſie ſchon auf der Solitude berührt, den ſie aber damals ſiegreich zurückgewieſen: die Liebe eines Herzogs . . . eines Bruders des Königs . . .!

Jenny ſchien etwas ungeduldig zu werden; mehr wie einmal flogen ihre Blicke zu dem Zifferblatt der Uhr und von dieſem zu ihrer noch immer regungslos daſitzenden Gebieterin.

„Aber Weber!“ — dachte jetzt Gretchen . . . er war ihrem Herzen ſo theuer geworden . . . er war ſo lieb, ſo gut, ſo offen, ſo treu!

Sie liebte ihn wahrhaftig . . . und . . . wenn er auch von Adel war, er war doch eigentlich nur Künſtler . . . ſie paßten Beide ſo hübſch zuſammen . . . wie unglücklich würde er ſein . . . und der Herzog? wohin ſollte das führen . . .?

Gretchen ſtieß jetzt unwillig mit dem Fuße auf den Boden . . . warum hatte ſie auch den Ring nicht gleich zurückzugeben geſucht.

Sie verfiel abermals in tiefe Gedanken, von deren Für und Wider, von deren Kampf in ihrer Seele das ſtürmiſche Wogen ihres Buſens zeugte.

Jenny's Unruhe wuchs; ſie machte mit den Pomadetöpfchen und Riechfläſchchen der Toilette ſo viel Lärm als möglich, aber ihr Fräulein wollte noch immer nicht aus ſeinen Träumen erwachen.

Es war auf der Zimmeruhr ſchon nahe ein Viertel über Sieben.

Der Wagen konnte jeden Augenblick vorfahren.

Jetzt mußte gehandelt werden.

„Aber, liebes Fräulein,“ — ſagte Jenny herantretend — „wollen Sie den Brief denn nicht öffnen?“

Margaretha erwachte wie aus einem Traum:

„Ja ſo, den Brief!“ — ſagte ſie dabei und erbrach ihn.

Warum zitterten wohl bei dieſer leichten Arbeit ihre Hände?

Sie las das Schreiben.

Purpur und Bläſſe wechſelten in ihrem Geſicht. Ihr

Buſen flog, als ob ſie eben aus den Reihen eines wilden Tanzes getreten ſei. Ein ſonderbares Feuer durchglühte ſie.

Sie rief nach einem Glas Waſſer.

„Mein Fräulein!“ — ſagte Jenny beim Ueberreichen — „wollen Sie ſich nicht fertig machen, der Wagen kann jeden Augenblick hier ſein.“

Margaretha ſah nach der Uhr . . . es war ſo.

„Und warum nicht!“ — murmelte ſie vor ſich hin, den Brief in kleine Stückchen zerreißend; dann leuchteten plötzlich Augen und Züge auf; wie auf einen Zauberſchlag brach die alte, ihr ſo eigene Heiterkeit wieder durch, ein prachtvoller Lauf rang ſich ſchmetternd und wie in Silbertönen perlend aus der Bruſt, und ſich zurechtſetzend und Jenny die drei Camelien reichend, befahl ſie durch ein Zeichen, die Blumen in ihrem Haar zu befeſtigen.

Ein Wagen fuhr vor.

„Die Equipage des Intendanten!“ — meinte die Sängerin.

„Sicher!“ — flüſterte Jenny, ein Erröthen geſchäftig verbergend.

„Meinen Ueberwurf!“

„Hier!“

„Adieu!“

„Leben Sie wohl und amüſiren Sie ſich gut.“

Jenny half ihrer Gebieterin einſteigen. Es war Niemand in dem Wagen.

Margaretha gab nicht darauf acht.

Als Jenny die Wagenthüre geſchloſſen und die Equipage davon fuhr, ſagte Margaretha vor ſich hin:

„Bin ich denn nicht ein thörichtes Kind? Was verhindert mich denn, daß ich mir gleich bleibe und es mache wie bisher? Ich liebe Weber aus tief innerſter Seele und bleibe ihm treu. Der Herzog will den Maskenball zu einem Scherz benutzen, . . . warum ihm dieſen verderben? Habe ich ſchon ſo viele meiner Anbeter gefoppt, warum nicht auch einmal eine Hoheit! . . . Und der Ring? . . . Ei nun, ich ſtelle mich, als wüßte ich nicht, von wem er gekommen ſei; bekennt ſich alsdann der Herzog als Geber, ſo habe ich ja die beſte Gelegenheit, ihm zu ſagen, daß er zu ſeiner Dispoſition ſtehe!“

Und Gretchen verfiel abermals in tiefe Gedanken.

Eine Viertelſtunde ſpäter hielt noch einmal ein ganz ähnlicher Wagen, als der, mit welchem die reizende Sängerin weggefahren, vor Margaretha's Wohnung.

Eine zweite Andaluſierin, der erſten ganz ähnlich, ſtieg ein.

Die Pferde zogen an, . . . die Equipage flog davon.

Ein Maskenball.

Die prachtvollen Räumlichkeiten des großen ſchloßartigen Hauſes, welches der erſte Günſtling des Königs, Graf Dillen, in Stuttgart bewohnte, hatten ſich bereits mit Masken gefüllt.

Es war ein ſchöner, ein entzückender Anblick, dies Gewühl von Herren und Damen, von Türken und Türkinnen, Rittern und Edelfräuleins, Griechen und Römern, Schäfern und Schäferinnen, Königen und Königinnen, Mohren und anderen Ungeheuern zu ſehen, die faſt ſämmtlich Familien höchſten Ranges angehörten: alle gehüllt in die koſtbarſten Masken, umblitzt von Gold und Silber, prächtigen Stickereien und bunt ſpielenden Edelſteinen aller Art, empfangen von einer köſtlichen, die weiten Räume durchrauſchenden Muſik.

Und dieſe Räume, mit welch' fürſtlicher Pracht und Verſchwendung waren ſie ausgeſchmückt.

Schon die in Licht und Glanz ſchwimmende Treppe, mit ihrem Schmuck aus zahlloſen blühenden Gewächſen, glich einem Feengarten, der, ſanftaufſteigend, zu dem Palaſte einer Armida führt.

Ebenſo herrlich war der Empfangſalon hergerichtet:

Kaum möchte es der reichſten Phantaſie möglich ſein, ſich zu gleicher Zeit etwas Eleganteres, Koketteres, Reicheres und Prachtvolleres zu denken.

Den koſtbar eingelegten Fußboden deckte ein herrlicher Teppich von feinſter Arbeit, deſſen Füllung unzählige Blumen in den reichſten Farbenabſtufungen bildeten. Um dieſen Grund ſchlang ſich ein breiter Rand, der in ſeinen vier Ecken das gräfliche Wappen zeigte.

Salon und Decke waren mit einem blaßrothen Seidenſtoffe ausgeſchlagen, der mit jenen kleinen unter dem Namen „Goldknöpfchen" bekannten Blumen-Bouquetchen überſäet war. Die Vorhänge von ähnlichen Stoffen, auf das Geſchmackvollſte nach den Zeichnungen des berühmten Le Clerque, endeten in prachtvollen Brüſſeler Spitzen, welche die Fenſter vollkommen deckten.

Kordeln und Goldfranſen ſchmückten und umgaben das Ganze.

Um die herrlichen Spiegel wandten ſich Blumenketten von vergoldeter Schnitzerei. Die Möbel, ebenfalls mit blaßrothem Seidenzeug ausgeſchlagen, die Thüren, die Etagères, die wundervollen Tiſche zum Theil von geſchmackvollen ſilbernen Aufſätzen überragt, waren ſämmtlich von Veilchenholz mit eingelegter Arbeit von Gold.

Die Flügel des Haupteinganges, von dem berühmten Laireſſe gemalt, barg zur Hälfte ein Vorhang von granatfarbenem Sammet, auf beiden Seiten durch ſchwere Goldſchnüre zurückgehalten.

Das marmorne Kamin, von Dannecker's Meiſterhand gearbeitet, trug einen Spiegel ohne Hinterlage, der dem Auge einen entzückenden Anblick auf einen anderen, in einen Garten verwandelten Salon voll der ſelteníten Pflanzen und der herrlichſten Blumen gewährte.

Die Standuhr, von vergoldeter Bronze, Canova's Geburt der Venus nachgebildet, war von zwei ausgezeichnet ſchönen Vaſen umgeben, aus welchen ſich Maſſen von Asclepiaſtengeln erhoben, die, ſich auf ſich ſelbſt zurückbeugend, zwiſchen ihren Blättern, Blumen und Dolden eine Menge kleiner Paradiesvögel mit Flügeln von Gold, Purpur und Azur bargen, die ſich wiegten, ſcherzten und liebend ſchnäbelten.

Mit gleicher Pracht wie dieſer Empfangſalon waren auch die übrigen Säle und Zimmer ausgeſtattet, nur daß eine noch größere Fülle des Lichtes von den rieſigen Kronleuchtern herab und über alle die unzähligen Koſtbarkeiten und ſich in flimmerndem Glanze bewegenden Masken ergoß.

Armes Volk des ſchönen Schwabenlandes! all' die Pracht und all' der Flimmer, waren ſie nicht aus deinem Blut und deinem Schweiß zuſammengewoben? Daran freilich dachte die bunte Menge nicht, die in dieſen Gemächern umherwogte.

Welcher Aufwand an Brillanten und Edelſteinen, Federn, Sammt und Seide!

Da ging eine franzöſiſche Marquiſe in dem Anzuge, wie ihn vielleicht ihre Urgroßmutter bei dem Balle in Trianon oder Fontainebleau getragen hatte; hier eine Griechin in ihrer ſo höchſt eleganten Nationaltracht, daneben ſah man wieder eine Engländerin in dem idealiſirten Anzuge aus den Zeiten der Königin Eliſabeth und der unglücklichen Maria Stuart; — auch Charaktermasken waren vielfach vertreten, doch dieſe mehr von den eingeladenen Künſtlern und Mitgliedern der Bühne.

Hier führt ein engliſcher Huſarenoffizier eine Schäferin, mit gepudertem Haare und Mouchen am Arme, dort ein junger italieniſcher Räuberhauptmann — vielleicht Rinaldo Rinaldini ſelbſt — eine franzöſiſche Marketenderin; während dicht daneben ein rieſiger Grenadier mit einer Orphelia ſpricht und ein in Gold und Juwelen beinahe erſtickender Kazike einer reizenden Andaluſierin mit Enthuſiasmus Elogen macht, und ein koſtbar gekleideter Türke, mit einer wundervollen viele Tauſende werthen Brillantagraffe und einer Reiherfeder an dem rothen ſeidenen Fez, die Andaluſierin und den Kaziken umſchleicht.

Wer aber vermöchte denn das bunte Wogen — dem allerdings der tolle Witz eines wahren Maskenballes gänzlich fehlt — zu beſchreiben?

Plötzlich ertönt aus einem der hinteren Säle eine zweite rauſchende Muſik.

Alles ſchaut auf, — wendet ſich den Tönen zu, — und in wenigen Minuten wälzt ſich der bunte, blinkende und blitzende Strom nach dem Orte, von welchem her die prächtigen Melodien erſchallen.

Die hintere Wand deckt ein Vorhang; man ſtaunt, man vermuthet . . . endlich hebt ſich die neidiſche Verhüllung und unter entſprechender Muſik zeigt ſich „Die Befreiung Jeruſalems“ in ſieben lebenden Bildern.

Auch ſie gehen raſch vorüber. Die Menge verſchlägt ſich wieder in die verſchiedenen Säle und Zimmer. Der Tanz beginnt, die Paare wirbeln, die beiden Orcheſter ſpielen um die Wette. Koſtbare Weine werden von reich gallonnirten, im Geſchmacke Louis XIV. gekleideten Dienern herumgereicht. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammtroben, der koſtbaren Uniformen, der Gold- und Silberſtoffe, überhaupt einer imponirenden Pracht kann man ſich nicht wegleugnen; dennoch iſt die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte, wie bei einem Volksmaskenballe; die hier entwickelte Pracht macht Staunen . . . aber . . . ſie läßt kalt.

Drei Tänze ſind vorüber. Alles wogt wieder durcheinander.

Der vornehme Türke mit dem rothſeidenen Fez, der wundervollen Brillantagraffe und der Reiherfeder begegnet dem Kaziken.

„Fiametta!“ — raunt der Kazike dem Türken zu.

„Dillen!“ — liſpelte der Türke leiſe.

„Folgen Sie mir, Hoheit!“ — erwidert dieſer in gleicher Weiſe.

Beide treten in eine Fenſterniſche, in der ſie der ſchwere Damaſtvorhang halb verbirgt.

„Wie ſteht es, Dillen?“ — fragt der Herzog — „meine Pulſe hämmern; ein Feuer wilder Leidenſchaft verzehrt mich . . . werde ich bald glücklich ſein?“

„Parbleu! in wenigen Minuten Hoheit! Die Sache macht ſich vortrefflich!“

„Sie ſieht als Andaluſierin zum Entzücken aus . . . faſt größer . . . aber das mag das kurze Kleid machen . . . das . . . das mir vollends alle Sinne verwirrt.“

„Haben Sie die Camelien als richtig erkannt?“

„Nur mein Treibhaus beſitzt ſolche. Daß ſie übrigens die Blumen in das Haar geflochten, beweiſt . . .“

„Daß ſie den hohen Sender kennt und willig iſt…“

„In meinen Armen glücklich zu ſein!“

„Drei Tänze hat ſie mitgemacht.“

„Und Wein?“

„Es hielt ſehr ſchwer, ihr ein einziges Glas Punſch aufzunöthigen. Aber er iſt deſto feuriger . . . dieſer Punſch!“

„Und wann ſoll die Sache vor ſich gehen?“

„Sogleich.“

„Sie haben ſie doch nicht außer Augen gelaſſen?“

„Parbleu, nein! Huber, als Chineſe maskirt, folgt ihr mit den Augen und hat Auftrag, mich zu benachrichtigen, wenn . . .“

„Alſo vorwärts!“ — ſagte der Herzog in leidenſchaftlicher Gluth.

„Der Augenblick iſt da!“ — entgegnete der Kazike. „Paſſen Sie jetzt auf, Hoheit. Wir trennen uns jetzt und treten in verſchiedenen Richtungen in den Saal. Ihr ſcharfer Blick wird meine Federkrone nicht aus den Augen verlieren. Wo Sie aber meine bunten Federn nicken ſehen, da iſt unſer Täubchen. Dann raſch ſich nähern. Sehe ich Hoheit kommen, trete ich zurück und geb' ein Zeichen, worauf in dem Saale, in welchem die lebenden Bilder ſich zeigten, die Muſik auf's Neue beginnt und Zaubrer Merlin, der aus ſeinem Grabe im Ardenner Wald kommt, die Menge anlockt. So wie der Menſchenſtrom ſich dorthin wälzt, treten Hoheit zu der Andaluſierin heran, flüſtern ihr das Looſungswort „Fiametta“, was ſie durch den Brief kennt, in's Ohr, reichen ihr den Arm und folgen dem Chineſen, der Sie an der Statue der Venus im großen Tanzſaal erwartet und der Hoheit, wie aus Zufall, durch eine durch Trapperien verhängte Thüre in einen Gang und von dieſem in das bewußte Zimmer führen wird.“

„Tauſend Dank, Dillen . . .“

„Um Gottes Willen, Hoheit, nichts von Dank.“

„Ich werde nie . . .“

„Jetzt raſch vorwärts und Amor's Segen auf den Weg!“

Lachend drückten ſich der Herzog und der Graf die Hände und verſchwanden auf verſchiedenen Seiten unter der Menge.

— — — — — — —

„Laſſen Sie mich, Hoheit! laſſen Sie mich!“ — flüſterte ängſtlich die Andaluſierin, als ſie der Türke mit dem rothſeidenen Fez faſt mit Gewalt in das Zimmer zog.

„Warum denn, mein Täubchen?“ — entgegnete der Muſelmann, deſſen Augen unter der Maske hervor mit unheimlicher Gluth funkelten. — „Da Du mich kennſt, ſo weißt Du auch, wie glühend ich Dich anbete und da Du die Camelien in Dein Haar flochteſt, haſt Du mir das Recht gegeben, an Deine Gegenliebe zu glauben.“

„Nicht doch, Herr Herzog, nicht doch!" — flüſterte kaum vernehmbar die Dame in ſpaniſcher Tracht, und der Herzog fühlte, wie ſie in ſeinen Armen zitterte, ja der Ton der Stimme ſchien ein leiſes Weinen zu verrathen.

„Sei kein Närrchen, mein Kind!" — ſagte er daher jetzt liebevoll. — „Du ſollſt es nicht zu bereuen haben. Ich werde dem Ring einen paſſenden Schmuck beigeſellen und Deine Liebe mit fürſtlicher Aufmerkſamkeit lohnen."

Ein leiſes Schluchzen antwortete, die Andaluſierin ſchien zuſammenſinken zu wollen. Der Herzog ließ ſie leiſe und ſanft auf einem breiten, koſtbaren, weichgepolſterten Divan von veilchenblauem Sammt nieder, indem er ſelbſt vor ihr auf die Kniee ſank und ſie mit tauſend Liebesſchwüren beſtürmte.

Die Andaluſierin athmete ſchwer; die Liebkoſungen des Herzogs erſtickten ſie bald; . . . wunderbar ſtarke narkotiſche Düfte durchzogen dabei das Gemach, das an üppiger Pracht ſeines gleichen ſuchte: ein Fußteppich aus Smyrna, ſo dick, weich und elaſtiſch, daß man in Verſuchung gerieth, ſich auf ihm zu betten . . . Meubles in vieux laque mit Silber- und Perlenmutter-Einlagen. Divans an allen Seiten . . . Tiſche mit kunſtvollen Moſaiken nach dem bekannten erotiſchen Geſchmack der guten alten Schwelger von Pompeji und

Herkulanum . . . an der Rückwand aber ein unvergleichlich ſchönes Oelgemälde, Amor und Pſyche in zärtlichſter Umarmung vorſtellend.

Und an Zärtlichkeit fehlte es wahrlich auch dem Herzog nicht, der in leidenſchaftlicher Aufwallung Kopfbedeckung und Maske bereits abgeworfen und jetzt einen kleinen ſüßen Kampf mit der abwehrenden Andaluſierin beſtand.

„Aber, mein Täubchen!“ — ſagte er mit zitternder Stimme — „laß nun endlich das thörichte Sträuben. Nimm die Maske ab und laß mich in die ſüßen Sterne Deiner himmliſchen Augen ſchauen.“

Die Andaluſierin ſchüttelte mit dem Kopfe und ſtieß die Hände des allzukühnen Türken zurück, der die Geſichtsmaske löſen wollte.

Der Herzog, fieberhaft erregt, lachte laut auf.

„Und ſoll ich Dich, meinen Engel, nicht küſſen?“

Sie rangen.

Der Herzog, der ſtarke und lebenskräftige Mann, drang ſiegend vor.

„Und nun die alberne Maske weg!“ — rief er triumphirend.

„Nie! nie!“ — entgegnete die Andaluſierin; aber jetzt lag in dem „nie!“ kein Widerſtand mehr; die Hände ſanken erſchöpft herab, der Kopf tauchte tiefer in die Sammtkiſſen, . . . der Weg war frei . . . der Herzog riß die Maske herunter . . . ein gellender Schrei entfuhr ihm . . . er ſah in das todtenbleiche Antlitz . . . ſeiner Gemahlin.

Die Gattin des Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, die frühere Prinzeſſin Henriette von Naſſau-Weilburg, lag ohnmächtig auf dem Divan.

Schlaraffenleben.

Es bleibt eben doch ewig wahr: die Kunſt gehört der Sinnlichkeit an, und ſo auch faſt in der Regel der Künſtler. Tonkünſtler ſind dabei zumeiſt leicht wie ihre Notenblätter, wenn auch ihre Gefühlswelt tief geht, wie ihre Kunſt tief und gewaltig auf das Gemüth einwirkt. Oft genug iſt der Kern gut und edel, aber der leichte Sinn geht mit dem Verſtande durch, gleich dem jungen feurigen Pferde mit dem ungeübten Reiter.

So war es denn auch bei dem an und für ſich vortrefflichen und liebenswürdigen Geheim-Secretair des Herzog **Louis**.

Carl Maria von Weber war jetzt wieder von Straßburg zurück und führte nach wie vor in Stuttgart ein Leben . . . wie der Vogel im Hanfſamen.

Im Rauſche der Liebe zu Puzzicaca, die ihn durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihren gottvollen Humor — der ſich ſogar in der letzten Zeit in luſtigen Tollheiten noch geſteigert hatte — immer mehr bezauberte, vergaß er jetzt alles Andere. Aber dieſer ſüße, die ruhige Vernunft völlig betäubende Rauſch ſtürzte ihn auch immer mehr und mehr in den Strudel des Komödiantenlebens, wobei ſich Carl Maria zu Verſchwendungen aller Art hinreißen ließ.

Allerdings war das Leben, in deſſen Wogen er tauchte, ein unendlich verführeriſches, da der ausgelaſſenſten Heiterkeit und dem reichſten Sinnengenuß ſich das friſche kräftige Pulſiren des Geiſtes beigeſellte, und es natürlich auch an künſtleriſcher Anregung nie fehlte.

Die Luſtpartien im großen Styl, die Geburts- und ſonſtigen Feſte, die Artigkeiten und Ueberraſchungen, die Feſtlichkeiten zu Ehren großer Künſtler und Dichter hörten gar nicht auf, und wenn ſich gar keine Veranlaſſung zu irgend einer Tollheit und Ausgelaſſenheit von ſelbſt geben wollte, ſo brach man ſie eben vom Zaun.

Aber woher das Geld zu all' dieſen Ausgaben nehmen, ohne die Goldgruben von Peru zu beſitzen?

Weber war dabei unter den Schauſpielern der einzige Mann von Stand, zu dem vielvermögender Geheim-Secretair des Bruders des Königs, und, eine Tendenz den Cavalier zu ſpielen, gehörte ohnehin unter die Abnormitäten, die der Stuttgarter Aufenthalt, ſein Umgang und ſeine Umgebung, damals in Carl Maria's Charakter erzeugt hatte. Ja dieß Beſtreben verführte ihn ſogar zu der großen Thorheit, ſich Reitpferde und Reitdiener zu halten, um den Wagen der Damen cavaliermäßig auf den Streifereien nach Cannſtadt, Schwieberdingen u. ſ. w. zu begleiten. Ferner haßte er es, Abrechnungen bei auf gemeinſchaftliche Koſten gemachten Vergnügungs-Unternehmungen zu halten; war aber auch bei den meiſten derſelben unwillkürlich durch Geiſt, Stellung und Luſtigkeit an die Spitze gedrängt und ſomit der Koſten-Vorleger, ſo daß er auch auf dieſe Weiſe, da die Künſtler und Cavaliere gern das Bezahlen vergeſſen, in große Verluſte kam. Vereint mit der ganzen Form ſeines Lebens verwickelte ihn dies in eine Maſſe von Verbindlichkeiten, die zuſammen mit den von früher her noch nicht gelöſten, ihn mit einem wahren Netze von Verpflichtungen umſpannten, das er ſelbſt nicht mehr zu überſchauen, viel weniger zu entwirren vermochte.

Hülfe, ja nur eine Aenderung der Verhältniſſe, durch die ein fortwährendes Anwachſen ſeiner Schuldenlaſt vermieden werden könnte, war nicht abzuſehen, ja die Beziehungen zum Hofe, ſeine Dienſtform ſelbſt, erforderten Opfer, die ſchon an ſich allein ſein fixirtes Einkommen überſtiegen. An einen Beiſtand durch den, verhältnißmäßig noch weit mehr als Weber ſelbſt pekuniär broullirten Herzog Ludwig war nicht zu denken; dem Könige war der junge, allzu „geheime“ Secretair ſeines Bruders fatal; der Verkauf einiger Compoſitionen ließ nur Tropfen auf die heißen Steine fallen, auf denen Carl Maria ſtand, und der Blick auf den viel zu hoch veranſchlagten Ertrag der „Sylvana“, die unter den obwaltenden Verhältniſſen verzweifelt langſam fertig wurde, war der einzig tröſtliche im ganzen Umkreiſe dieſes pekuniären Chaos.

Hauptſächlich ſchwer auf Weber's Börſe laſteten auch die häufigen Umzüge des Hofes zwiſchen Ludwigsburg und Stuttgart, denen er, ohne Vergütung zu erhalten, mit ſeinem ganzen Material zur Führung der Geſchäfte des Herzogs und zum Unterrichte der Familie folgen mußte, und die Bade-Erholungsreiſen nach Ems, Frankfurt und dem Rhein, die der Herzog mit ſeiner Familie und dem Prinzen Paul zeitweiſe unternahm und auf denen ihn Weber begleiten mußte, ohne ſpäter die ihm zugeſicherte Reiſeauslöſung zu erhalten.*)

Aber was kümmerte das Weber, was kümmerte es Puzzicaca, was die übrigen luſtigen Geſellen?

Weber war doch der Luſtigſte unter den Luſtigen; zu jeder Zeit fluthete er in Witz und Laune über. Sein Freund Hiemer arbeitete ihm um jene Zeit den Text zu der Oper „Sylvana“ aus, die Carl Maria bereits zu componiren begonnen. Als die Arbeit nicht flecken wollte, ſchrieb Weber an den leichtſinnigen und faulen Freund:

---

*) Max Maria von Weber, a. a. O. pag. 162, 163.

Epiſtel an Hiemer den 19. Juli 1809.

„Da Proſa ſie nicht rühren kann,
So fängt mein Brief mit Verſen an.
O allgewaltiger Reim-Tyrann!
Der alles, was er will, auch kann,
Erhör'n des Componiſten Fleh'n:
Laß ihm die Kriſis nicht vergehn,
In der Er durch Dich inſpirit,
So manche Nummer expedirt.
Du weißt, die Kunſt iſt ja ein Weib,
Hat Teufels Launen in dem Leib;
Iſt da der rechte Zeitpunkt fort,
Iſt man verleſen, auf mein Wort. —
Zum Teufel, Dir iſt's Kleinigkeit
Mit Deinem dicken Kopf;
Nimm, wo Du findſt mit Dreiſtigkeit
Die Reime bei dem Schopf.
Reim' Herz und Schmerz
Und Sonn' und Wonn',
Laß Herzen brechen,
Und Freunde rächen,
Mal Sturm und Graus
Fluch wie ein Haus,
Laß ringen, ſtreben, toben, dräun,
Und endlich ſelbſt dem Feind verzeihn —
Ich weiß, wenn Du nur willſt, Du kannſt,
Man kennet Dich, Du fauler Wanſt;
Begeiſtre Dich bei Laſting ſchnell,
Laß brauſen dann die Dichtungsquell,
Und ſieh', ich will ein Waldhorn ſein
Gelingt Dir nichts bei Lieb' und Wein.
Und ſollt dies alles helfen nicht

Sollt ſelbſt mein Zorn genug nicht ſein
(Der mir doch half zu dem Gedicht)
Sollt doch noch immer faul Er ſein, —
Soll mich, weiß Gott, der Teufel holen,
Fordre ich ihn nicht auf zwei Piſtolen;
Nicht eher will ich ruhen, raſten,
Und ſollt ich zwanzig Tage faſten
Kein Mädchen küſſen
In's Bette p — —
Clavier nicht ſpielen,
Stets Hunger fühlen,
Nicht ſingen können,
Das Maul verbrennen,
Kurz keine Note kennen mehr,
Zu Grunde geh'n — und was noch mehr —
Bis daß ich freudig rufen kann —
Poetiſcher Ochſenziemer!
O Brief! — Dir gleicht kein Gold Arcan
Denn — Du bezwangſt den Hiemer

Voll Reiz und Humor iſt ein muſikaliſcher, durchweg componirter und verſifizirter Brief, der an Danzi, den Dirigenten der königlichen Capelle, gerichtet iſt.

Ein anderes Schreiben ebenfalls an den Capellmeiſter Danzi, der ihn gebeten, für ſich und eine Freundin Quartier in Ludwigsburg zu beſtellen, wo Weber ſich damals mit dem Hofe befand, lautet:

An Danzi!

„Donnerwetter, was bin ich erſchrocken
Als ich vermerkte an den Hausglocken
Daß wieder ein Brief an mich da ſei!
Ich dacht' es wär' ſo eine Dammerey

Von irgend einem edlen Schuldherrn,
Und die hör ich bekanntlich verflucht ungern.
So aber war ich um ſo mehr überraſchen
Und zahlte mit Freuden meinen Groſchen
Euer Brief hat mich ſehr amiſoren,
Ich krazt mich alſobald hinter den Ohren,
Und rief den treuen Gehann herbei,
Erklärte ihm, wovon hier die Rede ſei,
Lobte im Suchen ſein großes Talent,
Und fix wie der Teufel war er davon gerennt:
Denn ich ſagt ihm, er müſſe gar ſehr ſich beeilen,
Und am beſten (wo möglich) in zwei Hälften ſich theilen.

Bevor nun die erſehnte Nachricht ankommt,
Bin ich (als im Beantworten prompt,)
Zu dem nur mir eigenen Schreibtiſch gerennen,
Und habe einſtweilen zu ſchreiben begonnen.

Das iſt wahr, der Gehann iſt ein ganzer Kerl,
Flink und ſchnell wie'n Schokoladen-Querl.
Kaum war eine Stunde in's Land gekrochen,
Hatt er ſchon zwei Zimmerchen ausgerochen.
Das eine iſt nicht groß, doch's zweite iſt klein,
Inzwiſchen gehn viel Geduld'ge hinein,
Und wenn am End alle Stricke zerreißen,
So werden Rapunzel und ich uns nicht beißen;
Ich hab ein'n chineſiſchen Hofrath im Haus,
Der fuhr um die Welt herum, 's iſt gar ein Graus —
Nun kann ich denn ſo einen Herrn einquartieren,
So wird ein Capellmeiſter mich auch nicht geniren.
Mit einem Wort, Alles iſt gut eingerochen,
Tragen's nur gefälligſt heraus Ihre Knochen.
Denn was meiner Anſtalt die Krone verleiht,
Iſt das, daß von meinem Palaſt es nicht weit. —
Sobald Ihr in unſerer Stadt angekommen,
So wird bei mir erſtens der Abtritt genommen,
Dann könnt Ihr Euch drehen und wenden nach Luſt

Indem Ihr verzehrt eine kälberne Bruſt:
Denn Hunger auf Reiſen beſtändig thut quälen,
Und Wein wird den Sängerinnen auch hier nicht fehlen.
Finaliter alſo, Ihr dürſt nur erſcheinen,
Und einſtweilen Thränen der Dankbarkeit weinen;
Denn alles was nöthig, beſorgt in der That,
Der immer Euch liebende Freund Krautſalat.
Ludwigsburg in demjen'gen September,
Der zwei Monate früher kommt als der December.
1808.

„Krautſalat“ hatte ſich Weber hier genannt, weil er — von dieſem ſeinem Leibeſſen — in den luſtigen Theaterkreiſen dieſen Spitznamen führte, wie er die Geliebte cara Puzzicaca nannte. Aehnlich tolle Namen führten Alle: der unverwüſtliche Tenoriſt Krebs hieß in der luſtigen Geſellſchaft „Schreihals“, der prächtige Deckers „Murmelthier,“ der Baſſiſt Fiſcher „Leviatan“ und der originell drollige Baßbuffo Weberling „Schrannelei.“ Auch die Coloraturſängerin, Madame Graff, die als Schauſpielerin und Tänzerin glänzende Gollin und die reizende Lang ſchloſſen ſich bei dieſem Spottnamenregiſter an.

Auch heute ſahen ſich die Freunde wieder: Capellmeiſter Danzi hatte bei ſich einen luſtigen Abend veranſtaltet.

Alles war, wie gewöhnlich, ausgelaſſen heiter, obwohl ſich auch jetzt wieder der Luſt eine geiſtige Weihe zugeſellte.

Man muſicirte, ſang, deklamirte, ſoupirte, trank, lachte, machte Witze, nahm Pfänderſpiele vor und löſte dieſe mit Küſſen und tauſend anderen Scherzen aus.

Als Weber eines ſeiner Pfänder löſen mußte, ward ihm die Aufgabe geſtellt: auf der Stelle aus dem Stegreif eine humoriſtiſche Erzählung vorzutragen, die in ſein Fach, als Componiſt, ſchlage.

Carl Maria von Weber beſann ſich einige Augenblicke, trank ein Glas Ananaspunſch, legte ſich in ſeinen kunſtgeſchnitzten weichen Lehnſeſſel zurück und hub an:

„Voll Zufriedenheit über eine Vormittags glücklich geendete Symphonie und ein vortreffliches Mittagsmahl entſchlummerte ich, und ſah mich im Traume plötzlich in den Concertſaal verſetzt, wo alle Inſtrumente belebt, große Aſſemblée unter dem Vorſitze der gefühlvollen und mit naiver Naſeweisheit erfüllten Oboe hielten. Rechts hatte ſich eine Partie aus einer Viole d'amour, Baſſethorn, Viole di Gamba und Flûte douce arrangirt, die über die verfloſſenen guten alten Zeiten klagetönten; links hielt die Dame Oboe Zirkel mit jungen und alten Clarinetten und Flöten, mit und ohne unzählige Modeklappen, und in der Mitte war das galante Clavier, von einigen ſüßen Violinen, die ſich nach Pleyel und Girowetz gebildet hatten, umgeben. Die Trompeten und Hörner zechten in einer Ecke, und die Pikkoloflöten und Flageoletchen durchſchrieen den Saal mit ihren naiven kindlichen Einfällen, wovon Madame Oboe durchaus behauptet, es ſei ächt Jean Paul'ſche Anlage, durch Peſtalozzi zur höchſten Natürlichkeit erhoben, in ihren Tönen. Alles war ſeelenvergnügt, als auf einmal der grämliche Kontrabaß, von einem Paar verwandter Violoncellen begleitet, zur Thüre hereinſtürmte, und ſich ſo voll Unmuth auf den daſtehenden Direktionsſtuhl warf, daß das Clavier und alle anweſende Geiginſtrumente vor Schrecken unwillkürlich miterklangen. „Nein!“ — rief er aus — „da ſollte einen ja der Teufel holen, wenn täglich ſolche Compoſitionen vorkämen; da komme ich eben aus der Probe einer Symphonie eines unſerer neueſten Componiſten; und obwohl ich, wie bekannt, eine ziemlich ſtarke und kräftige Natur habe, ſo konnte ich es doch kaum mehr aushalten, und binnen fünf Minuten wäre mir unausbleiblich der Stimmſtock gefallen, und die Saiten meines Lebens geriſſen. Hat man mich nicht wie einen Geisbock ſpringen und wüthen laſſen, habe ich mich nicht zur Violine umwandeln ſollen, um die Nicht-Ideen des Herrn Componiſten zu executiren, ſo will ich zur Tanzgeige werden, und mein Brot mit Müller'ſchen und Kauer'ſchen Tanzdarſtellungen verdienen.“

„Jetzt nahm das erſte Violoncell, ſich den Schweiß abwiſchend, das Wort: — „Allerdings haben cher père recht,“ — ſtöhnte es — „ich bin auch ſo fatiguirt, daß ich ſeit den Cherubini'ſchen Opern mich keines ſolchen Echauffements erinnere!“

„Da riefen alle Inſtrumente: Erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Erzählen“ — ſagte das zweite Violoncello — „läßt ſich ſo etwas kaum, und eigentlich wohl noch weniger hören, denn nach den Begriffen, die mir mein göttlicher Meiſter Romberg eingeflößt hat, iſt freilich die von uns eben executirte Symphonie ein muſikaliſches Ungeheuer, wo weder auf die Natur irgend eines Inſtrumentes, noch auf Ausführung eines Gedankens, noch auf irgend einen andern Zweck, als den des neu- und originell Scheinenwollens hingearbeitet wäre. Man läßt uns gleich der Violine in die Höhe klettern . . .“

„Als ob wir das nicht eben ſo gut könnten!“ — fiel unterbrechend das erſte Violoncell ein. — „Ein jeder bleibe in ſeinen Schranken!“ — quiekte die zweite Violine.

„Ja!“ — rief die Bratſche — „denn ich ſtehe ja auch zwiſchen Ihnen, und was bliebe denn mir ſonſt übrig?“

Das erſte Violoncell nahm wieder das Wort. — „Ach, von Ihnen iſt ja gar nicht mehr die Rede,“ — ſagte es. — „Sie fluthen nur noch mit uns im Uniſono, oder ſind des Schauder- und Spannungerregens wegen, wie z. B. im Waſſerträger, da; aber was den ſchönen Geſang betrifft . . .“

„Da kann ſich doch wohl mit mir Niemand meſſen!" — rief die Oboe.

Das aber ärgerte die Clarinette: — „Erlauben Sie Madame," — näſelte ſie — „daß wir auch unſere Talente bemerken."

„Ja, für Märſche und auf Hochzeiten!" — verſetzte die Flöte würdevoll.

Jetzt aber ging der Streit erſt recht los; auch das Fagott entbrannte und rief erhitzt: — „Wer kommt dem göttlichen Tenore näher, als ich?"

„Sie werden ſich doch nicht einbilden, ſo viel Zartheit und Kraft verbinden zu wollen, als wir?" — ſchrien die Hörner dazwiſchen.

Da klang es mit einemmal mit vollen Accorden: — „Ach! was iſt denn alles dieſes gegen die Fülle der Harmonie, die ich umfaſſe? Wo Ihr Alle nur Theile eines Ganzen ſeid, bin ich ſelbſtſtändig und volle Harmonie!" — Es war das Clavier, das ſo geſprochen. Aber das war Oel in's Feuer.

„Schweigen Sie! ſchweigen Sie!" — ſchrieen hier alle Inſtrumente zugleich. — „Sie können ja nicht einmal einen Ton aushalten!"

„Kein Portamento!" — rief die Oboe.

„Da hat Mama recht!" — quiekſten die Flageoletchen.

„Da kann ja kein ordentlicher Ton zum Tönen kommen in dieſem Lärme!" — donnerte der Kontrabaß. Auch die Trompeten und Pauken fielen jetzt fortiſſimo ein: „Stille: wir wollen auch reden. Was wäre die ganze Compoſition ohne unſern Effect? Wenn wir nicht knallen, applaudirt kein Menſch!"

„Gemeine Seelen reißt der Lärm dahin, das Hohe wohnt im Liſpeln!" — flötete die Flöte.

„Und wenn ich Euch nicht führte," — hauchte die erſte Violine mit Selbſtbewußtſein — „was würde aus Euch Allen?"

Jetzt aber ſprang auch der alte Brummbaß erhitzt auf und rief: „Meine doch, ich halte das Ganze, und ohne mich iſt nichts!"

Da ſchrien alle Inſtrumente zugleich: — „Ich allein bin die Seele, ohne mich iſt nichts!"

Auf einmal trat der Kalkant in den Saal, und erſchrocken fuhren die Inſtrumente auseinander, denn ſie kannten ſeine gewaltige Hand, die ſie zuſammenpackte und den Proben entgegentrug. „Wartet!" — rief er, — „rebellirt Ihr ſchon wieder? Wartet! gleich wird die Sinfonia Eroica von Beethoven aufgelegt werden, und wer dann noch ein Glied oder eine Klappe rühren kann, der melde ſich."

„Ach, nur das nicht!" — baten Alle. — „Lieber eine italieniſche Oper, da kann man doch noch zuweilen dabei nicken!" — meinte die Bratſche.

„Larifari!“ — rief der Kalkant — „man wird Euch ſchon lehren. Glaubt Ihr, daß in unſeren aufgeklärten Zeiten, wo man über alle Verhältniſſe wegvoltigirt, Euretwegen ein Componiſt ſeinem göttlichen rieſenhaften Ideenſchwunge entſagen wird? Gott bewahre! Es iſt nicht mehr von Klarheit und Deutlichkeit, Haltung der Leidenſchaft, wie die alten Künſtler Gluck, Händel und Mozart wähnten, die Rede. Nein, hört das Recept der neueſten Symphonie, das ich ſoeben von Wien erhalte, und urtheilt darnach: Erſtens, ein langſames Tempo, voll kurzer abgeriſſener Ideen, wo ja keine mit der anderen Zuſammenhang haben darf; alle Viertelſtunden drei oder vier Noten! — das ſpannt! dann ein dumpfer Paukenwirbel und myſteriöſe Bratſchenſätze, alles mit der gehörigen Portion Generalpauſen und Halte geſchmückt; endlich, nachdem der Zuhörer vor lauter Spannung auf das Allegro Verzicht gethan, ein wüthendes Tempo, in welchem aber hauptſächlich dafür geſorgt ſein muß, daß kein Hauptgedanke hervortritt, und dem Zuhörer deſto mehr ſelbſt zu ſuchen übrig bleibt: Uebergänge von einem Tone in den andern dürfen nicht fehlen; man braucht ſich aber deßwegen nicht zu geniren, man braucht z. B. wie Pär in der „Leonore“ nur einen Lauf durch die halben Töne zu machen, und auf dem Tone, in den man gern will, ſtehen zu bleiben, ſo iſt die Modulation fertig. Ueberhaupt vermeide man alles Geregelte, denn die Regel feſſelt nur das Genie!" —

Da riß plötzlich eine Saite an der über mir hängenden Guitarre, und ich erwachte voll Schrecken, indem ich durch meinen Traum auf dem Wege war, ein großer Componiſt im neueſten Genre, oder — — — ein Narr zu werden.

„Dank Dir, freundliche Begleiterin des Geſanges, für Deine Aufmerkſamkeit!" — rief ich froh und eilte ſchnell zu meiner eben vollendeten Arbeit, fand ſie nicht nach dem Recepte des gelehrten Kalkanten, und ging, beruhigt und den Himmel im Buſen vor Erwartung, in die Aufführung des „Don Juan."*)

Weber ſchwieg; von allen Lippen aber ſchallte es: — „Bravo! bravo!" — und ein allgemeiner Applaus lohnte die köſtliche Humoreske.

Heiterkeit und frohe Laune ſteigerten ſich jetzt noch; man blieb bei ähnlichen Erzählungen und ſchied erſt mit dem Grauen des Tages.

Den anderen Abend erhielt Carl Maria von Puzzicaca folgenden, den Uebermuth und das neckiſche Weſen der kleinen reizenden Sängerin ſo recht bezeichnenden Brief:

---

*) Nach Carl Maria von Weber's eigenen Worten.

„Hoch-Wohl-Edel-tugendhaft-liebherzig und
was weiß ich noch alles Geborener!

Die Zeit iſt zu kurz und der Verſtand von Gretchen Lang nicht lang genug, um wie Sie in Hexametern zu ſchreiben, darum ſage ich Ihnen eiligſt in Proſa sub Roſa (nicht Roſa Bautze), daß wir geſonnen ſind, ſobald Sie gewonnen und dann noch geſonnen ſind die Kleopatra zu ſpielen, und der Hiemer geſonnen iſt die Octavia, die erſt Lehr unbeſonnen genug war ſpielen zu wollen, alſo Hiemer nun geſonnen iſt zu ſpielen, wir alſo nun geſonnen ſind es nach Untergang der nächſten Sonne aufzuführen, dafern Sie geſonnen ſind den Spaß mitzumachen und uns die Ehre, Ihr Talent zu bewundernden Vergnügen geſetzmäßig beizutragen. Verſtanden? Es heißt nämlich: Morgen Abend möchten wir gern Probe hier machen, kommen Sie alſo bis ſechs Uhr hierher, damit wir probiren können die Probe zu probiren.

Ihre Sie eben ſo hochverehrende als tief ſchätzende und zärtlich liebende

Gretchen Lang
Wird ihnen nicht bang
Um Ende und Anfang
meines Verſtandes?

Viel tauſend Gruße, Küſſe und Schüſſe an Fauſt's Höllenfahrt!“

Der Schlüſſel zu dieſem Briefe nämlich iſt folgender:

In dem durch Geiſt und Witz ſo köſtlich gehobenen und durchwobenen Schlaraffenleben, das Weber damals mit den Freunden und Freundinnen führte, waren er und Puzzicaca zumeiſt die Tonangeber; doch ließen ſich zur Mitwirkung bei den vielen, meiſt geiſtvollen Späßen auch ernſte Männer wie Hofrath Lehr und Capellmeiſter Danzi oft bereit finden.

Carl Maria zeichnete ſich dabei ſtets durch die köſtlichſten Gedanken aus.

So auch bei dem herannahenden Namenstag des Tenoriſten Krebs. Da Krebs bei Allen außerordentlich beliebt war, ſollte ſein Feſt auch durch etwas ganz Beſonderes gefeiert werden.

Da kam Weber auf den originellen Gedanken: Hiemer ſolle eine Poſſe „Antonius“ ſchreiben, deren witziger Inhalt natürlich auf Krebs und die ganze Geſellſchaft ziele. Er ſelbſt — Weber — wolle ſie dann componiren und dabei ſo einrichten, daß die Männer die Frauenrollen und umgekehrt die Damen die Herrenrollen zu übernehmen hätten.

Natürlich wurde dieſer köſtliche Gedanke mit Jubel aufgenommen, und die Rollen fanden wie folgt ihre Vertheilung:

Weber übernahm die Kleopatra,
Hiemer die Octavia,
Lehr die beißende Schlange,

Danzi die Amme der Kleopatra.

Die Sängerin Midke den Octavius, und die kleine üppige Lang den Antonius.

Auf die letzte Probe dieſes köſtlichen Witzes ging nun der obige Brief.

Aber welche Tollheiten hatten ſchon die bisherigen Proben herbeigeführt, nun erſt gar die Hauptprobe in Koſtüm . . . und . . . die Aufführung!

Der glückliche Carl Maria durfte ſich in die Gewänder ſeiner geliebten Puzzicaca hüllen, die ihm, dem kleinen ſchmächtigen Mann, ohnehin trefflich paßten, und da die Geliebte dabei ſeine Kammerjungfer abgab, ſo ſaßen ſie ihm auch ausgezeichnet.

Der kleine Kreis von Zuſchauern — der natürlich nur aus ganz vertrauten Bekannten beſtand — wollte ſich bei der wirklichen Auf- und Ausführung an dem Namenstage des Künſtlers beinahe todt lachen. Aber es war auch alles: Dichtung, Compoſition, Spiel, Geſang und Erſcheinung ſo traſtiſch komiſch gehalten, daß man gar nicht aus dem Lachen und „Bravorufen!“ herauskam.

Der Glanzpunkt aber war der Moment, da Hofrath Lehr, als giftige Schlange, der Kleopatra-Weber in den Buſen beißt und die unglückliche Königin nun an dem giftigen Biſſe des Unthieres ſtirbt.

Nach der tollen Aufführung kam eine noch tollere Nacht. Die Freunde waren ſo ausgelaſſen wie noch niemals vorher; . . . aber zumeiſt auch . . . noch glücklicher.

Schuld und Noth.

Wenn nur nicht das Sprichwort: „Keine Roſe ohne Dornen!“ ſo oft, ja faſt immer Recht hätte. Das Unglück ſteht neben dem Glück, wie der Schatten neben dem Licht, und die Noth folgt nur zu oft der Schuld.

Mitten in dem heiteren, ja ausgelaſſenen Leben, das **Carl Maria von Weber** in jener Zeit führte, tauchten doch häufig die Schatten jener dunkelen Mächte auf, in deren unſelige Netze er ſich hatte verſtricken laſſen.

Der Menſch iſt, vermöge ſeines freien Willens, ſein eigener Herr, Schöpfer ſeines Schickſals und ſeiner Beſtimmung. Er kann durch ſein Wirken den ſchönen Gang der moraliſchen Welt befördern und ſtören, und das ganze Menſchengeſchlecht, vom Bettler bis zum König, iſt alſo, jeder nach ſeiner Kraft, zuſammengenommen, Werkmeiſter der moraliſchen Welt. Der Menſch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der ſichtbaren Welt; doch mit dem Unterſchied, daß nur ihn ſein freier Wille, und ſein das Böſe und

Gute begreifender Sinn, der Strafe und der Belohnung fähig machen.

Das heißt mit anderen Worten: „Der Menſch iſt ſeines Schickſals Schmied.“ Er ſelbſt und ſein Handeln hängen aber ſehr viel von den Kreiſen ab, in welchen er ſich bewegt: „Nenne mir Deine Freunde, und ich will Dir ſagen, wer Du biſt!“

Und wie unendlich wichtig iſt die Wahl des Umganges in jungen Jahren. Carl Maria zählte jetzt erſt zweiundzwanzig, ſeine Geliebte neunzehn Jahre.

Die Kreiſe aber, in welchen er ſich bewegte und in die er hineingezogen worden war — ſowohl die höhere Sphäre am Hofe des Herzogs, als namentlich auch die mit der Bühne verwandten — waren unſeligerweiſe die frivolſten, die man ſich nur denken kann. Nichts iſt aber gefährlicher für einen jungen Mann, als wenn ihm, wie hier, die Frivolität gepaart mit Geiſt und Liebenswürdigkeit, ja, mit allen Auszeichnungen und Reizen der Außenwelt geſchmückt, entgegentritt.

Der frivole Menſch hat ſtets den Leichtſinn zum Begleiter, und nur zu leicht vertrocknet in ſeinem Herzen der Quell höherer Sittlichkeit ganz und gar. Sein ganzes Weſen, Denken und Treiben beſchränkt ſich alsdann auf eine wahre Jagd nach Genuß. Er hat kein Gut mehr, als das Leben, darum umklammert er es ſo feſt und reißt doch jeden Augenblick eine Blüthe desſelben ab, bis zuletzt nur noch der kahle dürre Stamm daſteht.

Aus der Frivolität geht aber die erſtarrende Selbſtſucht hervor, die Gleichgültigkeit, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr beſtehen können. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für ſie giebt es keine Ideenwelt, darum auch weder Gott noch Vaterland. Sie iſt keiner Erhebung fähig, und keiner Aufopferung, denn dieſe ſetzen den Glauben an ein Höheres voraus, und dieſes Höhere iſt ihr ein lächerliches Unding.

So weit war es freilich noch nicht mit Weber gekommen, aber doch mit Vielen ſeiner Umgebung. Indeß ſtand es auch mit ihm ſchlimm genug. Er war in der That am Rande des Abgrundes angekommen, ſowohl in ſittlicher als in pecuniärer Beziehung, während auch — ihm völlig unbewußt — ſeine Lebensſtellung, dem Herzoge und dem Könige gegenüber, immer ſchwankender wurde.

Von der unſeligen Geſchichte auf dem Maskenball hatte keine Seele, außer Tillen, etwas erfahren; aber ſie wirkte nachtheilig genug auf Weber zurück, obgleich der arme Teufel nicht die geringſte Schuld daran trug, da er ſich ja damals in Straßburg befand.

Auch der Herzog, der aus Scham von dem erſten Momente an nicht mit einer Sylbe mehr die Sache vor ſeiner Frau berührte (ihr war die Lection, die ſie ihrem leichtſinnigen Gatten gegeben, ohnehin genug) — auch der Herzog, Gretchen und ſelbſt Huber konnten lange dem räthſelhaften Vorgange nicht auf den Grund kommen, bis Letzterer die Fährte fand und Seine Hoheit, über die Art und Weiſe, wie er getäuſcht worden, aufklärte.

Die Sache verhielt ſich wie folgt:

Als gleich nach der neuen Meublirung der herzoglichen Staatszimmer im Geſchmacke Louis XIV. die Hoheit den Grafen Dillen zu ſich gebeten, um ihm die neue Einrichtung zu zeigen — auch große Kinder haben ja ihr Spielzeug — und der Herzog und Dillen, in eifrige Geſpräche vertieft, ſich allein glaubten, war gerade die Frau Herzogin dem Gatten nachgeeilt, um ihm die unangenehme Nachricht des ganz plötzlichen Erkrankens eines ihrer Kinder ſelbſt zu hinterbringen.

In dem Zimmer angelangt, das an jenes ſtieß, in welchem die Herren eifrig ſprachen, überraſchten ihr Ohr Phraſen, die ihren Füßen Halt geboten. Die Herzogin erſchrack und wollte leiſe zurückkehren, als ſie zu ihrer Beſtürzung hörte, wie ihr treuloſer Gatte auf's Neue mit dem von ihr gehaßten Grafen einen ruchloſen Plan zur Verführung eines, von ihr nur als ſehr ſittſam gekannten Mädchens, entwarf.

Jetzt verſagten ihr die Füße vollends den Dienſt, während gerechte Eiferſucht und Indignation ſie zum Weiterhören zwangen.

Raſch trat ſie hinter einen der ſchweren Damaſtvorhänge. Der Herzog ſelbſt hatte das leiſe Geräuſch vernommen und in das Zimmer geſchaut, ohne jedoch in ſeinem leidenſchaftlichen Eifer etwas zu gewahren.

Erſt als er und Dillen die Zimmer verlaſſen, brach die Herzogin weinend zuſammen; bald aber richtete ſie der gerechte Zorn über das ruchloſe Treiben ihres Gatten wieder auf, und wenn ihr auch nicht einfiel, den, längſt als Wüſtling erkannten, Gemahl zu beſſern, ſo nahm ſie ſich doch vor, ihn zu ſtrafen, die kleine liebliche Lang zu retten und einer neuen, leicht aus der Zuſammenkunft erwachſenden verſchwenderiſchen Maitreſſenwirthſchaft vorzubeugen.

Schon bei der erſten Erkundigung fand denn auch die kluge Frau in Jenny ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung ihres Planes. Eine Börſe voll Gold kann Zauberdinge bewirken. Das Kammerkätzchen verrieth die Maske . . . der Anzug der Andaluſierin war raſch gefertigt, und da die Herzogin nur wenig größer als die Sängerin war, ſo ſtand der Täuſchung um ſo weniger im Wege; da die Camelien — von welchen der Herzog mit Beſtimmtheit, als von einer ganz neu aus Japan gekommenen Pflanze, wußte, daß nur ſeine

Treibhäuſer ſie beſäßen — der Fürſtin ebenfalls zugängig.

Jenny mußte nun am Abend des Balles die Pendule im Zimmer der Sängerin um eine Stunde vorrücken und darauf hin ihre Gebieterin auch um eben ſo viel Zeit früher zum Balle fertig machen. Etwas, was um ſo leichter geſchehen konnte, da das Mädchen das aufgeregte, ungeduldige Weſen ihrer Herrin kannte, wenn es ſich darum handelte, einem begehrten Genuſſe entgegen zu gehen.

Der Wagen kam ... aber nicht der des Intendanten, ſondern ein ähnlicher von der Herzogin geſandter. Margaretha ſtieg unbefangen ein. Die Pferde zogen an; aber der Kutſcher nahm einen entgegengeſetzten Weg. Die in tiefe Gedanken verlorene Sängerin merkte es nicht, ja ſie achtete um ſo weniger darauf, als ſie der Meinung war, daß der Wagen auch ihre Colleginnen, die Damen Midke, Graff und Gollin abholen werde. Endlich, als ihr die Fahrt doch zu lang wurde und ſie den Kutſcher anrief, gingen auch die Pferde noch durch und rannten wie beſeſſen durch die Straßen, ja ſogar noch ein Stück vor die Stadt hinaus; erſt hier ward der Kutſcher ihrer mächtig, fuhr nun aber auch um ſo vorſichtiger und langſamer zurück.

Unterdeſſen war die zweite Andaluſierin in den rechten Wagen des Intendanten geſtiegen, und da ſie befohlen: erſt ſie an dem Palais Dillen abzuliefern und dann die übrigen Damen abzuholen, dieſem Befehle auch mit einem Dukaten Nachdruck gegeben, ſo war ſie längſt, längſt auf dem Balle und ſchon verſchwunden, als Margaretha eintraf.

Zu Gretchens unausſprechlicher Verwunderung kümmerte ſich hier aber keine Seele um ſie. So oft ſich ihr eine Maske nahte, lauſchte ſie auf das Looſungswort. Aber die Masken hatten zumeiſt nur die alten trivialen Phraſen und Witze anzubringen und nirgends erſchallte ein „Fiametta!“

War ſie myſtificirt worden? oder was hatte das räthſelhafte Nichterſcheinen, was hatten der Brief, die Camelien und das Looſungswort zu bedeuten?

Das Räthſel blieb um ſo mehr ungelöſt, da mit dem Herzog zugleich auch der goldſtrotzende Kazike verſchwunden war, um ſelbſt, in eine andere Maske gehüllt, einem famoſen Liebesabenteuer nachzugehen. Auch Huber hatte vorſchriftsmäßig den Ball verlaſſen, während der Herzog, ſtumm vor Zorn und Scham, mit der von einer Ohnmacht in die andere fallenden Gattin ſo raſch als möglich den unglückſeligen Ort verließ, um nach Hauſe zu eilen.

Sonderbarerweiſe trug nun aber der Herzog ſeinen Zorn im Geheimen auf den armen Weber über, wobei natürlich die Eiferſucht und die Erbitterung darüber, daß er bei der lieblichen Lang nie ankommen konnte, das Meiſte thaten. Ohnehin wuchs durch den Widerſtand des Herzogs Leidenſchaft. Tillen, dem dieſe Stimmung der Hoheit gegen ſeinen Geheim-Secretair nicht fremd blieb, hetzte natürlich, und ſo kam es bald ſo weit, daß der Herzog, um den läſtigen, den bevorzugten Nebenbuhler zu entfernen, den Entſchluß faßte, ihn bei der nächſten Gelegenheit fallen zu laſſen und zu opfern.

Während aber ſo — in Beziehung auf die Exiſtenz — das Damoklesſchwert über Carl Maria von Weber's Haupt ſchwebte, ſtiegen auch von anderen Seiten ſchwere Gewitterwolken an ſeinem Lebenshorizonte auf.

Ein großer Theil ſeiner Gläubiger ward ungeſtüm und wollte ſich nicht mehr vertröſten laſſen. Carl Maria verkaufte ſein Reitpferd, ſchaffte ſeinen Reitknecht ab . . . aber es half nichts. Puzzicaca wollte bald hier, bald dorthin; der Freundeskreis führte ſein luſtiges aber das Geld geradezu verſchlingendes Leben fort und Weber konnte und durfte nicht zeigen, wie es mit ihm ſtehe.

Da traf auch noch Carl Maria's pecuniäre Exiſtenz ein unvorhergeſehener, aber ſehr harter Stoß, der faſt einem Gnadenſtoße glich.

An einem ſchönen Morgen fuhr eine alte Kutſche an Carl Maria's Wohnung an, oben auf eine Baßgeige, im Inneren aber, neben einem alten, höchſt ſonderbar ausſehenden Herrn, zwei bettartige Körbe, in welchen zwei feiſte Pudelſpitze lagen.

Carl Maria glaubte, der Schlag müſſe ihn rühren: es war ſein Vater, der bisher in Carlsruhe bei wohlwollenden Menſchen ganz gut aufgehoben geweſen und nun den Sohn mit der Nachricht überraſchte: daß er ferner bei dieſem in Stuttgart leben wolle.

Wohl hing der Sohn noch immer mit unwandelbarer Liebe an dem Vater; aber Entſetzen erfaßte Carl Maria bei dem Gedanken: daß ſich jetzt ſeine Freiheit, mithin auch ſein muſikaliſches Schaffen, ſehr beſchränken werde, und ihm der alte Herr nichts mitbringe, als die bekannte Baßgeige, ſeine beiden leidenſchaftlich geliebten aber unausſtehlichen Hunde und . . . eine Laſt voll Schulden, unter denen ſich ſehr dringende Ehrenſchulden befanden, die den ſchon von eigener Schuldenlaſt niedergedrückten Sohn mit neuen Sorgen beſchwerten. Dabei war das Aergſte, daß des guten Franz Anton von Weber's ſonſt ſo reicher, immer aber excentriſcher Geiſt durch Alter und Krankheit ſehr gelitten hatte und bei der jetzt herrſchenden Gedächtnißſchwäche und dem vollkommenen Mangel an Urtheilskraft und Diſtinktionsfähigkeit faſt unzurechnungsfähig war. Es bedurfte alſo geradezu einer Ueberwachung von Seiten des Sohnes, wenn ſich dieſer nicht durch tolle Streiche des Alten compromittirt ſehen wollte.

Carl Maria war außer ſich. Der Vater richtete ſich bei ihm häuslich ein, hing die ſchwebenden Körbe ſeiner Hunde im Schlafzimmer, das er mit dem Sohne theilte, auf, und brachte nicht allein durch Unarten dieſer verzogenen Thiere den feinfühlenden jungen Künſtler, deſſen Geruchsnerven und Gehör krankhaft empfindlich gegen jeden übeln Eindruck waren, halb zur Verzweiflung, ſondern wirkte auch auf deſſen ganzes Leben und Treiben hindernd und nachtheilig ein, beſonders indem er durch gewiſſe Unliebenswürdigkeiten ſeines Weſens, die durch die Krankheit noch geſteigert worden waren, die Geſelligkeit in deſſen Wohnung unmöglich machte, und, unter andern, das Quartett des Prinzen Paul mit allem Zubehör von luſtigen Abenden und kleinen Vortheilen, daraus verſcheuchte.

Aber dies und die Koſten, die ſeine ſtandesgemäße Erhaltung in Stuttgart dem Sohne verurſachten, waren noch die kleinſten Nachtheile, die er ihm mitbrachte. Weit verdrießlicher, ja endlich faſt verderblich waren für dieſen die Conſequenzen von Eingriffen, die er ſich in die Handlungen und Verhältniſſe deſſelben, gerade ſo, als ſei er noch der Knabe im Unterricht bei Michael Haydn, oft ſelbſt ohne Carl Maria's Vorwiſſen erlaubte. So ſandte er deſſen Compoſition „Der erſte Ton“ hinter ſeinem Rücken an Rochlitz in Leipzig, deſſen Ruf als Kritiker damals in höchſter Blüthe ſtand mit einem Briefe, der in ſeiner faſt drolligen Miſchung von Hochmuth erkünſtelter Demuth und Schmeichelei und mit ſeiner unrichtigen Unterſchrift, ein trauriges Zeugniß für ſeinen geiſtigen Verfall lieferte und deſſen Abſendung in dieſer Form **Carl Maria** nimmermehr geduldet haben würde.*)

Aber das war nicht alles: ein noch härterer Schlag ſollte **Carl Maria** niederſchmettern.

---

*) Max Maria von Weber a. a. O. Seite 164.

Schurkenſtreiche.

Der November des Jahres 1809 war angebrochen; trübe Wolken bedeckten den Himmel, während ein kalter Wind große Regentropfen wider die Fenſter warf. Straßen und Dächer waren naß und eine gewiſſe peinliche Unbehaglichkeit hatte ſich überall breit gemacht: draußen und innen, ja in dem durchwärmten Zimmer und in den Menſchen ſelbſt.

An ſolchen Tagen liegt etwas ungemein Froſtiges und Trübes über der ganzen Welt, das auch den Geiſt niederdrückt und das Herz ſchwer macht. Es ſind die Einflüſſe des Hinſterbens der Natur, die durch den grau und ſchwarzen Trauermantel, den der Himmel übergeworfen, nur noch mächtiger werden und auch uns, oft ohne daß wir es wollen und wiſſen, mit Ahnungen des Todes, mit den Gedanken an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdiſchen, erfüllen. Werden wir uns über dieſelben nicht klar, ſo liegt es doch wie mit Bleigewicht über der Seele und beugt uns oft bis zum unwillkürlichen Weinen nieder; oder aber es macht uns — je nach dem Charakter — finſter und ärgerlich.

Solch ein Tag war es, der auch heute über der Erde lag und aus trüben Augen in trübe Geſichter ſah.

Carl Maria von Weber ſaß an dem Clavier und ſuchte zu componiren, das heißt, noch einiges an ſeiner Oper „Sylvana“ zu verändern und zu verbeſſern, was ihm in den Proben nicht genügt hatte. Sollte doch die Oper demnächſt in Stuttgart aufgeführt werden, ein Erlebniß, das für Weber in künſtleriſcher und pekuniärer Beziehung von großer Bedeutung ſein mußte.

Aber ſo freudig er ſonſt im Reiche der Töne ſchuf, ſo wenig wollte es ihm heute von Hand und Kopf gehen. Er hatte keine Gedanken, war zerſtreut, ärgerlich; aber . . . war es denn ein Wunder? Drei ſeiner Gläubiger und zwei, die an den Herzog zu fordern . . . hatten heute morgen ſchon bei ihm angeklopft, und waren — es giebt Tage, wo ſich das Schickſal geradezu gegen uns verſchwört, — grob geworden. Sie drohten der Hoheit und dem Herrn Geheim-Secretair ihre Klagen bei Gericht anhängig zu machen.

Dabei ſpielte der alte Weber im Nebenzimmer tolle Melodien auf ſeiner Baßgeige, während die beiden fetten Pudelſpitze bei jedem Geräuſch in und vor dem Zimmer kläfften und heulten und ihnen und ihren

Hängkörben ein Geruch entſtieg, der Carl Maria zwang, alle zehn Minuten, trotz der froſtigen Witterung, das Fenſter aufzureißen.

Es war dem jungen Weber, als müſſe er aus ſeiner Haut herausfahren. Zornig warf er das Notenblatt, das halb beſchrieben, zur Erde, woſelbſt es ſofort die beiden ekligen Hunde mit den Zähnen erfaßten und in Stücke riſſen.

Was lag Carl Maria daran . . . er warf ſeinen Regenmantel um, ſtieß den Hut auf den Kopf und lief davon.

Aber wohin? . . . das Wetter war unausſtehlich, für die Trinkſtube war es noch gar zu früh! . . .

Alſo . . . zu Puzzicaca! Nur der ſüße Rauſch in ihren Armen und die gemeinſamen mit den Freunden ausgeführten Tollheiten konnten ihn ja ſeit einiger Zeit der ſtillen Verzweiflung entreißen, die, wie ein hölliſcher Dämon, ihre Krallen nach ihm ausſtreckte.

Zwar kam ihm die Geliebte jetzt hie und da kälter und oft ſonderbar zerſtreut und verlegen vor; . . . indeß das lag denn doch wohl mehr in ihm ſelbſt — dachte er — und in ſeiner inneren Verſtimmung.

Als er ein Viertelſtündchen ſpäter vor ihrer Wohnung ſtand und klingelte, dauerte es längere Zeit, bis Jenny erſchien. Zum erſtenmal ſchien ſie ihm über ſeinen Beſuch betreten zu ſein. Wie aber erſtaunte Weber, als er erfuhr, daß Fräulein Lang unwohl ſei, und Niemanden zu ſprechen wünſche.

Das war Carl Maria bisher noch nie vorgekommen . . . und ſo plötzlich erkrankt zu ſein! Geſtern Nachmittag hatte ſie noch auf einer Probe Weber in ihrer gewöhnlichen tollen Heiterkeit ausgelacht, weil er nicht glauben wollte, daß der Brillantring an ihrem Finger — den er noch nie an ihr geſehen — ein Erbſtück von ihrer verſtorbenen Mutter ſei.

Seine liebe Puzzicaca, ſein einziger Troſt in der jetzt ſo mißlichen und trüben Lage . . . erkrankt!

Mißmuthig und noch niedergeſchlagener als er gekommen, ging Weber nach ſeiner Wohnung zurück.

Der Alte handhabte noch immer ſeine Baßgeige, . . . die fetten Pudelſpitze gautzten und im Zimmer herrſchte ein mephitiſcher Geruch.

Carl Maria riß die Fenſter auf, einen leiſen Fluch zwiſchen den Lippen murmelnd.

Auf ſeinem Tiſche lag ein Brief an „Se. Hochwohlgeboren den Herrn, Herrn Freiherrn von Weber, Geheim-Secretair Sr. Hoheit des Herrn Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg zu Stuttgart.“

„Geſchäftsſachen!“ — murmelte Carl Maria und erbrach das Schreiben. Es kam von dem Verwalter der in Schleſien gelegenen Güter des Herzogs.

Mit einemmale ward Weber blaß wie der Tod. Der Verwalter ſchrieb: daß er nur einen Theil des Geldes empfangen habe, welches doch der Herzog, nach mündlicher Unterredung mit ihm, auf das Beſtimmteſte zugeſagt, da daſſelbe durchaus nöthig ſei, wenn die ſchleſiſchen Güter Sr. Hoheit nicht ganz in Verfall gerathen ſollten.

Laut der Beſcheinigung des Verwalters fehlten achthundert Gulden ... und Carl Maria hatte doch die ganze Summe aus der Hand des Herzogs erhalten, und — da er damals gerade einen Ausflug mit Puzzicaca und den Freunden vor hatte — dem Vater zur Ueberſendung nach Schleſien übergeben.

Sollte der alte Herr in ſeiner geiſtigen Schwäche, ohne Begriff von der ihm und ſeinem Sohne daraus erwachſenden Verantwortlichkeit, die bezeichnete Beſtimmung des Geldes vergeſſen haben?

Weber ſtürzte an ſeinen Schreibtiſch, öffnete die Schublade, in der das Geld gelegen ... und ſank auf den danebenſtehenden Seſſel ... das Geld war nicht mehr da! ... Die als Kaſſe dienende Schublade zeigte ſich ſo leer, wie ein im heißen Sommer ausgetrockneter Bach.

Dem Geheim-Secretair vergingen thatſächlich für einen Augenblick die Sinne. Das Bewußtſein, grenzenlos leichtſinnig gehandelt zu haben, verwirrte ſich mit dem Gedanken: „Allmächtiger Gott, was nun?!“

Aber nein! es konnte ja nicht möglich ſein! Verwirrten ſich auch manchmal des alten Vaters Begriffe, hier hatte er ihm alles deutlich geſagt . . . vorgeſchrieben . . .

Carl Maria erhob ſich mit Mühe und ſchwankte nach dem Nebenzimmer. Der Alte ſpielte noch immer auf ſeinem Lieblingsinſtrument, indem er ſich dabei mit ſeinen zwei fetten vierbeinigen Lebensgefährten unterhielt:

„Achtung, Erato!“ — rief er jetzt — „das haben wir ſelbſt componirt. Hörſt Du? . . . meiſterhaft . . . mach's Einer nach!“

Der Angeredete ließ als Antwort ein heiſeres Gautzen hören.

„Wir!“ — fuhr der Alte mit ſchmunzelndem Lächeln fort — „*k. k. Kammerherr!*“

Daß Franz Anton von Weber dazu kam, ſich dieſen Titel und den eines Majors beizulegen — was er ebenfalls öfter that — war nur aus ſeiner geiſtigen Schwäche erklärlich.

„Vater!“ — ſagte in dieſem Augenblick Carl Maria mit zitternder aber milder Stimme — „darf ich Sie um ein Wort bitten?“

„Warte!“ — entgegnete der alte Herr unwillig —

„mußt Du mich immer ſtören? ich muß Erato das Adagio erſt völlig vorſpielen. Verſtanden, Erato?... welch ein Reiz für Geiſt und Ohr, wenn man, wie hier, einen einfachen melismatiſchen Gedanken, eine leichte Fioritur, welche die Harmonien weniger begleitet, als hörbar macht, ſich gleich darauf in eine contrapunktiſche Figur voll Anmuth verwandeln hört.“

Carl Maria war ſich voll Verzweiflung an die Stirne gefahren.

„Aber Vater!“ — ſagte er jetzt, die Hand auf die Schulter des Alten legend — „ich bitte Sie nur um einen Augenblick Gehör, die Sache hat Eile und iſt verzweifelt wichtig.“

„Nun denn!“ — brummte der Alte unwillig, indem er einhielt.

„Erinnern Sie ſich noch, an wen Sie vor ungefähr vierzehn Tagen das Geld geſchickt haben, das ich Ihnen zur Beförderung übergab?“ — frug die zitternde Stimme des Sohnes.

Franz Anton ſann einen Augenblick nach ... dann ſagte er lächelnd:

„An Dautrevaux!“

„An wen?“ — rief Carl Maria entſetzt.

„Nun, was ſchreiſt Du denn ſo?“ — ſagte der Alte finſter. — „An den Canzeliſten Dautrevaux in Carlsruhe, ... meinem alten treuen Freund ... er hat damit meine dringendſten Schulden in Carlsruhe bezahlt.“

„Aber um Gottes Willen!“ — rief hier der Sohn die Hände ringend — „das Geld war ja nach Schleſien beſtimmt.“

„Dahin“ — ſagte der Alte pfiffig lächelnd — „ſandte ich auch das Uebrige.“

„Es ſollte ja aber alles dahingehen!“

„Wird nicht ſo eilen, . . . die Deckung meiner Schulden war dringender. Dautreveaux ſchrieb . . .“

„Aber um Gott und aller heiligen Willen, Vater!“ — rief Carl Maria — „haben Sie denn nicht bedacht, daß das Geld nicht unſer, ſondern dem Herzog ſei?“

„Pah!“ — brummte der Alte, indem er wieder zu geigen anfing, — „was kümmert Dich der Herzog, . . . Dein alter Vater ſteht Dir näher!“

Carl Maria ſtand wie eine Marmorſtatüe: bleich, kalt, die Züge ſtarr, die Augen weit aufgeriſſen:

„Und wie viel“ — ſtammelte er — „wie viel ſandten Sie an Dautrevaux?“

„Achthundert Gulden.“

„Und die ſind ausgegeben?“

„Bis auf den letzten Heller“ — ſagte der Alte wieder lächelnd — „hier iſt die Abrechnung!“ — und er griff in ſeine Rocktaſche und reichte dem Sohn ein beſchriebenes Papier hin.

Carl Maria warf einen Blick darauf, damit aber verſagten ihm die Füße den Dienſt, er ſchwankte nach ſeinem Seſſel zurück und brach in demſelben zuſammen.

In demſelben Momente öffnete ſich die Thüre und Huber trat ein; aber . . . nicht mehr als Diener Weber's, ſondern in der glänzenden Livreé eines herzoglichen Kammerlakais.

Da Weber in der letzten Zeit nicht mehr im Stande geweſen, Huber den Lohn regelmäßig zu bezahlen, ſo war dieſer vor einiger Zeit mit dem ihm eigenen Schein einfacher Biederkeit und mit der Bitte vor ihn getreten: ihm doch gütigſt ſeine Entlaſſung zu geben. Wohl habe er — Huber — bis jetzt noch keinen anderen Dienſt, was allerdings einem armen Manne wehe thue; da er aber den Herrn Geheim-Secretair ſo ſehr ſchätze und liebe, ſo könne er nicht ſehen, wie dieſer auch noch die Laſt für ſeine Exiſtenz mittrage.

Allerdings wollte Carl Maria anfangs nicht hierauf eingehen, weniger weil er ſelbſt eines Dieners bedurfte, als aus Rückſicht für Huber, den er wirklich ſchätzte; endlich aber gab er doch nach, da ja Huber vielleicht einen beſſeren Dienſt finden konnte. Merkwürdigerweiſe kam es denn auch ſo. Schon nach zwei Tagen ſchickte Herzog Louis urplötzlich einen ſeiner

Kammerlakaien fort, mit dem er bisher ſehr zufrieden geweſen.

Huber, der dies ſofort erfahren, kam zu Weber gelaufen und bat um Befürwortung für dieſe Stelle, und den anderen Tag war der ſchlichte, beſcheidene, immer ſtill und zufrieden vor ſich hinlächelnde Mann . . . herzoglicher Kammerlakai.

Das ſollte ihn aber nicht von ſeinem bisherigen ſo guten und liebenswürdigen Herrn trennen — wie er ſelbſt mit weicher Stimme und offenem Blick ſagte — ſondern er bleibe ſtets und immer zu deſſen Verfügung.

Und wirklich, Kammerlakai Huber ließ ſich täglich wenigſtens einmal bei ſeinem alten Herrn ſehen, was dieſem nachgerade faſt läſtig wurde; wie aber hätte das gute Herz Carl Maria's der treuen Ergebenheit ſeines bisherigen Dieners hart entgegentreten können? Und er war ſo theilnehmend, frug ſo nach allen Verhältniſſen.

Freilich . . . hätte Weber auch nur von ferne geahnet, was zwiſchen dem neuen Kammerlakaien, dem Herzog und Graf Dillen vorging, . . . er wäre vorſichtiger geweſen; aber Carl Maria's kindliche und wohlwollende Natur wußte ja nicht, was Argwohn ſei.

Huber's Erſcheinung war ihm daher jetzt, wo er ſich in einer ſo verzweifelten Lage und ganz rathlos befand . . . nicht unangenehm.

Einen Menſchen muß man doch haben, gegen den man in ſolchen Situationen ſein Herz ausſchütten kann.

Aber Huber war ihm auch gleich beim Eintreten entgegengekommen.

Kaum nämlich ſah ſein ewig lächelndes Geſicht zur Thüre herein, als er, unter wüthendem Gebell der Pudelſpitze empfangen, ausrief:

„Aber um Jeſu Chriſti Willen, wie ſehen Sie denn aus, gnäd'ger Herr? Was haben Sie, was iſt Ihnen begegnet? Sie ſehen ja aus, wie der leibhaftige Tod!“

„Halb todt wenigſtens bin ich auch!“ — ſtöhnte Weber.

„Aber was iſt's denn?“ — frug Huber, ohne den fatalen Zug ſeiner ſtereotypen Freundlichkeit aus dem Geſicht verbannen zu können.

„Was es iſt?“ — wiederholte Carl Maria.

„Ja denn!“

„Huber, können Sie ſchweigen?“

„Wie das Grab!“ — ſagte Huber lächelnd.

„Und haben Sie noch einen Funken Anhänglichkeit an mich?“

„O mein lieber guter gnäd'ger Herr . . .“

„Der bin ich nicht mehr, der iſt jetzt der Herr Herzog!“

„Sie bleiben es ewig! Sie waren ja immer ſo gut gegen mich, ſo freundlich und freigebig . . .“

„Laſſen wir das jetzt!“ — verſetzte Weber ernſt. — „Ich kann alſo auf Ihre tiefſte Verſchwiegenheit rechnen?“

„Sie können es, gnädiger Herr!“

„Nun denn, Huber, mir iſt ein Unglück paſſirt, . . . das mich in Verzweiflung bringt. Ich muß einen Menſchen haben, dem ich mein Herz ausſchütten kann. Vielleicht wiſſen Sie mir Rath. Ich weiß ja, daß Sie es gut mit mir meinen.“

„O gewiß! gewiß! gnäd'ger Herr!“

„Alſo hören Sie!“

Und Weber erzählte Huber den ganzen Verlauf der Sache.

Der Kammerlakai, den Kopf vorgebogen und etwas zur Seite gelegt, den Rücken leicht gekrümmt, die Hände in einander geſchlagen, das ehrliche Geſicht von einem jetzt wehmüthigen Lächeln übergoſſen, hörte mit der geſpannten Aufmerkſamkeit zu, mit der wohl der Fuchs in ſeinem Verſteck dem Gackern der Henne lauſcht, die in Verzweiflung hin und her läuft, um das eine ihrer Jungen zu ſuchen, das Meiſter Reinecke bereits im Leibe hat.

„Jetzt rathen Sie mir, rathen Sie mir, Huber, was iſt in meiner Lage zu thun. Wenn der Herzog die Sache erfährt, bin ich, wenn auch noch ſo unſchuldig, verloren. Was mein armer Vater gethan, geſchah aus

Geiſtesſchwäche. Sein ſonſt ſo reicher Geiſt, hat durch Alter und Krankheit gelitten ... die Urtheilskraft fehlt ... aber die Sache iſt geſchehen ... und ... ich bin verantwortlich!“

Huber rieb ſich lächelnd die Hände: — „Hm! hm!“ — machte er dabei — „iſt eine ärgerliche Geſchichte. Und Sie können das Fehlende nicht decken?“

„Unmöglich! meine Kaſſe iſt leer bis auf den Grund!“

„Hm! hm!“ — brummte Huber wieder und ging, wie vorhin, die Hände reibend, im Zimmer auf und ab.

„Und wiſſen Sie gar keinen Rath?“

„Vielleicht, ... vielleicht auch nicht!“ — ſagte Huber.

„O ſprechen Sie, ich werde dankbar gegen Sie ſein!“ — rief Weber. — „Wenn Sie mir tauſend Gulden verſchaffen — denn ich ſtecke auf allen Seiten — ſo zahle ich Ihnen ſogleich von dieſer Summe fünf Louisdor und wenn demnächſt meine Oper „Sylvana“ gegeben wird, ſo ſollen Sie noch ein weiteres Trinkgeld erhalten.“

Das waren goldene Worte für den Teufel der Habgierde, der hier unter einem ſo ſchlichten Gewande ſaß: konnte er doch im Auftrage des Grafen Dillen — dahin gehend: Weber zu verderben — von jener Seite noch das Doppelte verdienen.

Für ſo viel Geld kam es dem ehrlichen biederen Huber auf einen Schurkenſtreich nicht an.

„Nun lieber Huber,“ — unterbrach Carl Maria jetzt die momentane Stille — „über was denken Sie nach?“

„Ei!“ — entgegnete der neugeſchaffene Kammerlakai, indem er ſich, die Hände reibend, vor den Geheim-Secretair hinſtellte und ſo unſchuldig-vergnügt lächelte, als könne er kein Waſſer trüben und ſei wirklich glücklich, einen Rettungsweg für ſeinen alten Herrn gefunden zu haben. — „Ei da wüßte ich am Ende einen Ausweg.“

„Huber!“ — rief Weber aufſpringend. — „Laſſen Sie ſich umarmen! Sie ſind der beſte, der edelſte Menſch, den ich kenne. Aber wie? wo? wer ſoll helfen?“

„Ich denke an den Wirth Höner zu Schwieberdingen!“

„Donnerwetter, ja!“ — rief Weber, wie neu angezündet — „bei dem unſere überluſtigen Cavalier- und Bühnengeſellſchaften viel verkehren. Der Mann iſt reich und hat an uns ſchon rieſenmäßig verdient!“

„Ich werde ihn im Namen Ew. Gnaden um ein Darlehn von tauſend Gulden angehen.“

„Angehen, ja, das geht! . . . aber . . . ob er darauf eingehen wird?“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Herr Geheim Secretair!“

„Huber! wie ſoll ich Ihnen danken!“

„Bitte, Sie wiſſen . . .“

„Und Sie glauben, daß Sie Höner zu dem Darleihen wirklich vermögen werden? Der Mann iſt als Wirth ſehr artig und freundlich; . . . aber . . . in ſolchen Dingen halte ich ihn für zäh!“

„Vertrauen Sie mir!“ — ſagte Huber ſchmunzelnd — „ich kenne ihn und ſeine Verhältniſſe . . .“

„Nun gut! gut!“ — rief Weber jetzt eben ſo entzückt, wie er kaum zuvor verzweifelt war. — „Ich vertraue ganz auf Sie, Huber, bringen Sie die Sache in Ordnung, damit mein und meines Vaters guter Name nicht compromittirt wird!“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich!“ — verſetzte Huber freundlich — „ich gehe noch heute nach Schwieberdingen!“

— — — — — — — —

Seit jenem verhängnißvollen Tage waren vier Wochen verſtrichen. Carl Maria von Weber war wieder der alte luſtige Geſell, denn Huber hatte Wort gehalten und ihm ſchon vierundzwanzig Stunden nach der obigen Unterredung das beſprochene Darleihn Höner's von tauſend Gulden zugeſtellt.

Wer war glücklicher als Carl Maria! Ohne weiter zu fragen oder nachzuleſen unterſchrieb er den Schein. Huber erhielt die verſprochenen fünf Louisd'or, die fehlende Summe ging nach den ſchleſiſchen Gütern und der Herzog that, als habe er von der ganzen Sache nichts erfahren. Dabei rückte der Tag immer näher, an welchem die Oper „Sylvana“ aufgeführt werden ſollte, ein Evènement, das den Componiſten mit den ſtolzeſten und freudigſten Hoffnungen erfüllte.

Auch Puzzicaca war wieder wie ſonſt, ja toller und ausgelaſſener noch; nur gab es allerdings Tage und Abende, wo ſie Weber nicht vorließ; allein das geſchah — wie ſie behauptete — gerade um ſeiner ſelbſt willen, da ſie alsdann mit doppelter Liebe und doppeltem Fleiß die Rolle einſtudire, die ſie in der „Sylvana“ zu ſingen habe, und ſomit darauf hinarbeite, ſo viel als möglich zu der Erhöhung ſeines Ruhmes beizutragen.

Und endlich, endlich war der Tag herangekommen! Morgen ſollte die erſte Aufführung ſtattfinden, . . . für heute Abend war die letzte große General-Probe angeſagt.

Weber klopfte das Herz zum Zerſpringen.

Es iſt ein namenlos beglückendes Gefühl, wenn wir in unſerem Inneren die eigene Kraft erkennen; wenn uns die Macht, ſelbſtthätig zu ſchaffen, immer mehr zum Bewußtſein kommt, wenn es in uns klar und immer klarer wird, und ſich unſer Geiſt nun mit einemmale auf den Schwingen einer vorher nie gekannten Begeiſterung kühn und feſt erhebt, um nach dem Höchſten und Größten zu ſtreben. Dann hat der Moſesſtab an den Felſen geſchlagen und wir finden Alles in uns: Kraft, Luſt, Fähigkeit und freudige Ausdauer!

So war es Carl Maria von Weber auch heute. Er war vollſtändig ſelig, zumal bis dahin alles vortrefflich von Statten gegangen.

Und dieſem beglückenden Gefühle that es auch keinen Abbruch, wenn er daran dachte: daß mit der öffentlichen Aufführung ſeiner neuen Oper für ihn und ſeinen Stuttgarter Aufenthalt die Würfel fallen mußten. Gefiel das neue Werk, was mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen war — ſo konnte er gewiß ſein, nicht nur in der Gunſt des Königs und des Herzogs bedeutend zu ſteigen, ſondern auch der Liebling der Hauptſtadt zu werden. Weiter und weiter verbreitete ſich dann ſein Ruf und der Tempel des Ruhmes öffnete die goldenen Pforten!

Carl Maria war ſelig, — glücklich wie ein junger Gott, — ausgelaſſener denn jemals.

Er ſcherzte mit dem Capellmeiſter, mit den Sängern und Sängerinnen, mit dem Chor, mit der ganzen Theaterwelt!

Nur eines war ihm unangenehm und auffallend:

die Probe ſollte ihren Anfang nehmen und noch fehlte Puzzicaca, die doch ſonſt immer ſo pünktlich war. Indeß ſie mußte ja jeden Augenblick erſcheinen.

Aus ſeinen offenen geiſtvollen Augen ſah man das Glück leuchten, das in dem jungen werdenden Künſtler der Blick in eine roſenfarbige goldene Zukunft voll Ruhmesglanz und Ehre, voll Liebesluſt und ſtolzer Freude erzeugt.

Aber was iſt das?

Plötzlich treten eine Maſſe Gensdarmen in das Orcheſter und beſetzen es nach allen Seiten hin.

Der Capellmeiſter — der eben den Taktſtock ergriffen, um einſtweilen, und in Erwartung der immer noch fehlenden Lang, zu beginnen, — ſteht erſtarrt.

Frauen und Mädchen ſchreien erſchrocken auf, denn unter der tyranniſchen Regierung des dicken Königs und ſeines allgefürchteten Günſtlings, des Grafen Dillen, war kein Unterthan ſeines Lebens und ſeiner Freiheit ſicher.

Weber ſchaut lächelnd über die allgemeine Verwirrung hin.

Da tritt der Führer der Gensdarmen mit finſterer Miene auf ihn zu:

„Sind Sie der Geheim-Secretair des Herrn Herzog Louis, Carl Maria von Weber?“ — lautet die barſche Frage.

„Ja mein Herr, der bin ich!“ — entgegnet der junge Mann ruhig.

„So verhafte ich Sie im Namen Sr. Majeſtät des Königs!“ — tönt laut und hart die Stimme des Gensdarmen.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens und der Ueberraſchung durchzittert die Räume.

„Mich?“ — fragt **Weber** mit ungläubigem Lächeln. — „Sie irren ſich wohl, mein Herr!“

„Die Polizei irrt ſich nie!“ — entgegnete der Anführer der Poliziſten. — „Hier iſt der königliche Verhaftsbefehl!“

Carl Maria wirft einen Blick auf das Papier,... ſein Geſicht wird fahl wie der Tod.

Die Sache hat ihre Richtigkeit.

„Folgen Sie; Sie ſind Staatsgefangener!“ — tönt noch einmal die Stimme des Verhaftenden. Dann nehmen vier Gensdarmen **Weber** in die Mitte . . . und führen ihn ab.

Sechzehn Jahre in ſechzehn Tagen.

Eine Stunde war ſeit der Verhaftung **Weber's** vergangen. **Carl Maria** ſaß jetzt, einem Verbrecher gleich, im Gefängniß.

Düſtere Mauern, von welchen Bewurf und Tünche theilweiſe abgefallen, umſchloſſen den ziemlich engen Raum, der ſein Licht durch ein einziges kleines, mit ſtarken Eiſengittern verwahrtes Fenſter erhielt, das hoch oben angebracht war. Wo Bewurf und Tünche der Zeit und der Feuchtigkeit getrotzt, war der uralte Anſtrich mit Zeichnungen gemeiner Art, Namen und Jahreszahlen, ſchlecht geſchriebenen rohen Witzen und ähnlichen Spuren der traurigen Gefangenſchaft ſo manchen Verbrechers beſudelt.

Den kalten und feuchten Fußboden deckten Steinplatten, während von der in Spitzbogen gewölbten Decke dichte Spinnengewebe als eigenthümliche Zierrathen hernieder hingen.

Ein Tiſch und ein Stuhl aus rohem Holz, ein ordinäres Feldbett, auf welchem eine ſchlechte Matratze, ein eben nicht ſehr reines Kopfkiſſen und eine alte wollene Decke lagen, bildeten das Ameublement dieſes traurigen Gelaſſes.

Kaum aber hatte wohl Carl Maria ſeine Umgebung noch gemuſtert, da er ſeine neue Wohnung in einem faſt an Bewußtloſigkeit grenzenden Zuſtande betreten; ja ſelbſt jetzt noch — auf dem rohen Holzſtuhle ſitzend, den Kopf auf den Arm, den Arm auf den Tiſch geſtützt — fühlte ſich der unglückliche, auf eine ſo grauſame Weiſe aus allen ſeinen Himmeln herabgeſtürzte Mäſtro, wie betäubt.

Was war denn geſchehen? was hatte er denn verbrochen? er fühlte ſich ja ſo unſchuldig wie ein Lamm! die fatale Geſchichte mit den Geldern nach Schleſien war längſt ausgeglichen; . . . eine beſondere Vernachläſſigung ſeiner Pflichten, eine Beleidigung des Königs, ein Vergehen gegen den Staat lagen nicht vor . . . aber, um Gottes und aller Heiligen Willen! . . . was hatte ihn denn ſonſt, einem Verbrecher gleich, hieher gebracht?

Leichte Vernachläſſigungen ſeines Dienſtes konnten zu keiner ſolchen Strafe führen!

Schulden hatte der junge leichtſinnige Mann allerdings ſo viele, als Haare auf dem Kopfe; . . . aber Niemand hatte ihn noch eingeklagt . . . und . . . ohne

Klage und ohne Urtheil konnte man ja doch nicht auf dieſe Weiſe mit ihm verfahren.

Außerdem ſaß er nicht im Schuldgefängniß, ſondern in jenem, das die Regierung für Criminalvergehen beſtimmt hatte.

Carl Maria zerbrach ſich den Kopf ... er ſann und ſann ... aber es war ihm unmöglich, einen auslangenden Grund für ſeine erzwungene Anweſenheit in dieſem elenden, für Diebe und Mörder paſſenden Orte zu finden.

Konnte der Arme denn auch ahnen, welchem Schurkenſtreiche er erlegen? Lag es für ihn in dem Bereich der Möglichkeit, zu wiſſen, daß der erſte Günſtling des Königs — daß Graf Dillen — längſt Weber's und des Herzogs Untergang beſchloſſen, damit er ... er ... der bereits das ganze Land ſchon ausgeſogen, noch freiere Hand zu dieſem edlen Geſchäfte gewinne?

Vermochte ſeine offene redliche Seele auch nur von ferne an einen ſchurkenhaften Verrath von Seiten des Mannes zu denken, der ſo bieder und ehrlich ausſah; ... den er, als er noch ſein Diener war, mit Güte, mit Freundlichkeiten, ja mit Geſchenken und Wohlthaten aller Art überhäuft und jüngſt, in der Stunde der Noth, für einen treuen Freund erkannt hatte?

Und doch war es Huber geweſen, der Weber verrathen und verkauft hatte! ... verrathen und verkauft, aus elender Geldgier; . . . verrathen und verkauft an ſeinen ärgſten Feind . . . an Dillen . . . und zwar . . durch einen wahrhaft ſataniſchen Plan.

Der Gedanke zu dieſem Schurkenſtreiche kam Huber nämlich in dem Momente, da er den Geheim-Secretair des Herzogs in der äußerſten Verzweiflung über den unglückſeligen Mißgriff ſeines Vaters fand, der denn auch in der That Vater und Sohn ſchon damals bis an den Rand des Verderbens gebracht hatte.

Weber flehte ihn in ſeiner Verzweiflung um Rath und Hülfe an . . . und . . . der Plan war fertig!

Als Huber nämlich ſeinem früheren Herrn verſprach, ihm ein Darleihen von tauſend Gulden von Höner, dem Schwieberdinger Wirth, zu verſchaffen, wußte er recht gut, daß Höner keinesweges ſo ganz ohne Weiteres darauf eingehen werde. Indeß war Huber aber auch bekannt, daß des Schwieberdinger Wirthes Sohn um jene Zeit gerade militärpflichtig, und Vater und Sohn, bei ihrer Angſt vor der Aushebung, bereit ſeien, alles aufzubieten, um den jungen Höner der Conſcription zu entziehen.

Das gab die Handhabe zu dem Schurkenſtreich.

Huber eilte nach Schwieberdingen, ſpiegelte Höner vor, wenn er dem Herrn Geheim-Secretair des Herzogs das bewußte Anlehen zu machen bereit ſei, ſo werde

Herr von Weber aus Dankbarkeit ſeinem Sohne eine kleine Anſtellung bei Hofe nominell verſchaffen und ihm damit die volle Befreiung vom Soldatendienſte verſchaffen.

Wer war froher als Höner, ſeinen heißeſten Lieblingswunſch auf ſo billige Weiſe in Erfüllung gehen zu ſehen.

Der Schein ward entworfen, die Klauſel wegen der Hofſtelle hineingeſetzt, Huber empfing das Geld und die Sache war abgemacht.

Huber indeß kannte ſeinen Herrn und deſſen unpraktiſches, leichtſinniges Weſen. Sobald der geängſtigte junge Mann das Geld ſah, war er außer ſich vor Freude, umarmte Huber, ſprang — einem Böcklein gleich — jauchzend im Zimmer umher und unterſchrieb in ſeiner Herzensfreude den Schuldſchein, ohne ihn auch nur geleſen zu haben. Huber aber hütete ſich, auch nur ein Wörtchen von der ſo weſentlichen Bedingung zu ſagen, unter welcher der Handel abgeſchloſſen.

Damit wußte er, daß die Dinge kommen mußten . . . wie ſie dann auch in der That kamen.

Vergeblich wartete Höner auf die Anſtellung ſeines Sohnes. — Woche um Woche verſtrich . . . es kam nichts!

Als nun aber auch Monate vergingen, die Verfallzeit der Schuldverſchreibung weit überſchritten wurde und Höner von Weber, der von dem ganzen Handel nichts wußte, nur eine Ratenrückzahlung von 250 Gulden erlangen konnte, ja endlich gar ſein Sohn doch zum Militär ausgehoben wurde, gerieth Höner in den heftigſten Zorn und brachte die Sache zur Anzeige, die auch ſofort zur Kenntniß des Königs kam.

Dieſer, in der Meinung, hier nun einmal einen der Rädelsführer bei den ihm die Soldaten escamotirenden Treiben auf friſcher That ertappen zu können und vielleicht nicht unangenehm davon berührt, dieſen in dem vorlauten und ihm ſo antipathiſchen Geheim-Secretair Weber zu finden, befahl, denſelben ſofort zu verhaften.

So kam es, daß Carl Maria — ohne auch nur zu ahnen weshalb — jetzt wie ein Verbrecher in dem Gefängniſſe ſaß; ſo kam es daß — unſchuldig und doch ſchuldig — das Schickſal ihn niederſchmetterte und von der roſigſten Höhe des Glücks in den tiefſten und ſchwärzeſten Abgrund des Unglücks ſchleuderte.

Noch ſaß Weber ſinnend, als eine Ordonanz des Königs, gefolgt von zwei Gensdarmen und dem Polizei-Commiſſär Götz, eintrat und dem Gefangenen den Befehl überbrachte: ihm zu Sr. Majeſtät zu folgen.

„Gott ſei Dank!“ — dachte Weber — „jetzt wird mir doch Aufklärung werden!“ — und ſo trat er denn, ſich keiner Unthat bewußt, den ſchweren Gang mit ruhigem Gewiſſen an.

Der Gefangene wurde in daſſelbe Zimmer geführt, in welchem er einſt die Zuſammenkunft gehabt hatte, die mit der „königlichen Waſchfrau“ endigte.

War das ein böſes oder ein gutes Omen?

Faſt ſchien es das erſtere zu ſein; denn die Vorkehrungen, die er hier getroffen fand, deuteten nichts Gutes an.

Die Gensdarmen blieben vor der Thüre ſtehen, der Polizei-Commiſſär und die Ordonanz traten mit ihm ein und poſtirten ſich zu beiden Seiten des Delinquenten. Was Carl Maria aber am meiſten verwunderte und in der That höchſt unangenehm berührte, war, daß der Privat-Secretair des Königs und ein anderer Polizei-Richter hinter einem grünen Tiſche ſaßen, auf welchem ſein ſcharfes Auge ſofort mehrere Dinge erblickte, die ſein Eigenthum waren: zwei ſilberne Leuchter, einige Precioſen, ſo wie ihm zugehörige Briefe und Papiere.

Alſo Hausſuchung! . . . Hielt man ihn für einen Dieb?

Selbſt die Lieblingsjagdhunde Sr. Majeſtät ſchienen dies zu thun, denn ſie umſchnüffelten ihn auf eine ſo unverſchämte Weiſe, daß er ſie gern mit ein paar freundſchaftlichen Tritten traktirt hätte.

Todtenſtille herrſchte dabei in dem Gemach; Niemand wagte ſich zu rühren, während der feierliche Ernſt, der auf den Geſichtern aller Anweſenden lag, die unbehagliche Stimmung eines jeden derſelben anzeigte.

Im anſtoßenden Cabinet hörte man den König laut und leidenſchaftlich ſprechen und wettern, wobei das bekannte: „Pas vrai, Dillen?“ bekundete, daß der allgemein verhaßte und gefürchtete Günſtling der Majeſtät gegenwärtig ſei.

Endlich riß Aufſchneider die Thüre weit auf und der König und Dillen traten ein.

Das Geſicht des dicken Herrn glühte, während ſein Schnaufen, Blaſen und Schweißabwiſchen auf Sturm deuteten.

Als er mit Mühe in einem Seſſel von ungeheurem Umfang Platz genommen, war das erſte, daß er den Stock, auf den er ſich ſelbſt im Zimmer zu ſtützen pflegte und welchen ein mächtiger goldener Knopf zierte, erhob und mit demſelben ſo gewaltig auf den neben ihm ſtehenden Tiſch ſchlug, daß die Anweſenden ſammt und ſonders zuſammenfuhren und die Hunde jämmerlich zu heulen anfingen.

„Hinaus mit den Beſtien!“ — ſchrie der König, während Aufſchneider ſich vergeblich bemühte, die Meute in das Cabinet zu treiben. — „Hinaus mit all' den verfluchten Ränkemachern. Wir wollen einmal Unſer Land reinigen von dem Unfug, der ſelbſt Uns über den Kopf zu wachſen droht. Pas vrai, Dillen?“

„Ja, Majeſtät!“ — ſagte der Graf — „es fängt in der That an, zu arg zu werden!“

Allerdings gehörte hier die freche Stirne eines Menſchen wie Dillen dazu, um eine ſolche Antwort zu geben, während ihm doch ſein Bewußtſein ſagen mußte, daß nicht nur er es war, der den vom König gemeinten Unfug am ärgſten trieb, ſondern, daß er gerade eben im Begriffe ſtand, den armen Weber zu opfern, um dieſen Unfug völlig in ſeine Hände zu ſpielen.

„Protocolliren!“ — ſchrie der Dicke jetzt weiter. Die Herren an dem grünen Tiſche tauchten die Federn ein.

„Wie heißt Er?“ — donnerte er Weber entgegen, in der Hoffnung, den jungen Mann zu verblüffen und zu verwirren.

Hier aber täuſchte ſich der hohe Herr, indem gerade dies übertriebene, ja lächerliche Wettern und Toben Carl Maria ſeine Ruhe zurückgab.

„Wie Ew. Majeſtät bekannt iſt: Carl Maria von Weber!“ — entgegnete der Gefragte mit ruhigem Anſtand.

„Wie alt?“

„Zweiundzwanzig Jahre, Sire!“

„Alle Donner und Teufel!“ — fluchte die Majeſtät — „und einen ſolchen Gelbſchnabel ſtellt Unſer Herr

Bruder, Liebden, als Privat Secretair an? Freilich, man erfrecht ſich ja hinter unſerem Rücken die Stellen wie Pilze aus der Erde wachſen zu laſſen!“

Dem Criminalrichter hinter dem grünen Tiſche zuckte etwas durch das Geſicht, als wolle er ſagen: — „Gott ſteh einem vor einem ſolchen Verhör bei. Jetzt muß ja der Delinquent ſchon wiſſen, um was es ſich handelt.“

Und Carl Maria ſtutzte in der That. Ging die Sache etwa auf die ihm leider nur zu vertrauten Unterſchleiſe ſeines Herrn bei der Conſcription und den unſeligen Stellenhandel aus? Wußte er doch, daß der König ſchon ſeit geraumer Zeit es mit Mißtrauen ſah, daß ſo viele junge Söhne ſeines Adels, ſowie auch andere reiche junge Leute dem Militärdienſte entzogen wurden, . . . und . . . der König grimmig den Entſchluß gefaßt habe: Denjenigen die ganze Schwere ſeines königlichen Zornes empfinden zu laſſen, den er in dieſer Sache auf falſcher Fährte ertappen würde.

Wußte ſich nun Weber auch perſönlich bei dieſen Umtrieben rein, ſo hatte er doch in ſeiner gutmüthigen Anhänglichkeit an den Herzog die Hand mit im Spiele gehabt. Da er nun feſt entſchloſſen war, ſeinen Herrn und Wohlthäter unter keiner Bedingung zu verrathen, was dieſem den fürchterlichen Zorn ſeines königlichen Bruders, ja vielleicht Verbannung zugezogen haben würde, ſo konnte freilich die Sache auf ihm ſitzen bleiben, was gefahrvoll genug war.

Lieber aber wollte Weber ſelbſt untergehen, als ſeinen Herrn verrathen.

Das Verhör ging indeſſen fort: — „Wem ſind die beiden ſilbernen Leuchter dort?“ — ſchnaubte jetzt der König, indem er mit dem Stock auf die genannten Gegenſtände wies.

„Mein, Sire!“ — antwortete Weber.

„Woher?“

„Majeſtät!“ — entgegnete hier Carl Maria ernſt und mit ſtolz erhobenem Haupt — „ich hoffe, daß man mich für keinen Dieb hält. Die Freiherren von Weber haben durch Mißgeſchick ihre Güter verloren, ihre Ehre aber haben ſie ſich rein und unbefleckt aufrecht erhalten. Dieſe Leuchter ſind ein Geſchenk des Prinzen Adam, der nähere Auskunft darüber geben kann. Die danebenliegenden Precioſen aber, ſind die wenigen, meinem Herzen theueren Erbſtücke, die mir meine unvergeßliche Mutter, eine geborne von Brenner hinterlaſſen hat.“

Der ernſte feſte Ton, in welchem Weber geſprochen, ſchien denn doch dem König einigermaßen imponirt zu haben und ſo ſprang dieſer denn, zum neuen Entſetzen des ſtreng juriſtiſch geſchulten Criminalrichters, abermals auf einen ganz anderen Gegenſtand über, indem er mit finſterer Stirne rief:

„Und weiß man, weshalb man hier vor ſeinem König und der peinlichen Juſtiz erſchienen iſt?"

Carl Maria ſchaute erſtaunt auf; dann ſagte er:

„Nein, Sire?"

„Was? wie?" — rief der König, Aufſchneider den Kopf hinhaltend, damit dieſer ihm den Schweiß von der Stirne abwiſche. — „Will man auch noch leugnen?"

„Majeſtät!" — entgegnete Weber — „ich verſichere Sie auf mein Ehrenwort, daß ich auch nicht die leiſeſte Ahnung davon habe, warum ich hier ſtehe!"

„Millionen Schock Donnerwetter!" — rief der König, indem er vor Zorn roth und blau ward und mit ſeinem Stock auf die Erde ſtieß, als wolle er ein Loch durch den Fußboden ſtoßen. — „Iſt Uns je ein ſo hartgeſottener Sünder vorgekommen? Pas vrai, Dillen?"

„Niemals, Majeſtät! Es iſt unerhört, zu leugnen, wenn der Beweis vorliegt!" — ſagte Dillen mit ſchneidender Bosheit.

„Der Beweis? für was, Herr Graf?" — rief Weber ſtolz.

„Bomben und Granaten!" — platzte der dicke Herr heraus — „für den elenden Handel mit Stellen hinter

Unſerem Rücken und den ſtrengſtens verbotenen Unterſchleif bei der Conſcription!“

„O weh!“ — dachte Weber. — „So iſt der Herzog wirklich verrathen!“

„Wird man nun geſtehen?“ — eiferte der dicke Herr fort, dem die hellen Tropfen ſchon wieder auf der Stirne ſtanden, — „oder ſollen Wir den Schein vorlegen, den man dem Wirth Höner zu Schwieberdingen unterſchrieben hat?“

„Den Schein?“ — wiederholte Carl Maria, der falſch gehört zu haben glaubte, — „den ich Höner in Schwieberdingen unterſchrieben habe?“

„Alſo eingeſtanden!“ — rief Graf Dillen triumphirend.

„Eingeſtanden? was?“ — frug Weber entgegen. — „Iſt es ein Verbrechen, einen Schuldſchein zu unterſchreiben?“

„Alle Teufel!“ — rief der König — „das geht denn doch zu weit! Nicht ſo? Pas vrai, Dillen?“

„In der That, Majeſtät!“ — entgegnete der Günſtling — „ſeine Unterſchrift anzuerkennen und den verbrecheriſchen Inhalt des Scheines ableugnen zu wollen, iſt etwas ſtark!“

Weber ſah ſich um, als zweifle er daran, ob bei den Anweſenden alles im oberen Stübchen richtig ſei; — der dicke Herr hielt Aufſchneider erſchöpft ſeinen

Kopf hin; — Dillen zog langſam ein zuſammengefaltenes Papier aus ſeiner Taſche, während der Criminalrichter ganz verdutzt über die neue Art zu inquiriren, bald nach dem Könige, bald nach Dillen, bald nach dem Delinquenten ſchaute.

„Ich begreife nur eines nicht!“ — ſagte jetzt Weber ganz ruhig — „worin das Verbrechen liegen ſoll, einen Schuldſchein zu unterſchreiben.“

Der König und Dillen ſahen ſich groß an.

„Da hört Alles auf, Dillen!“ — meinte der dicke Herr. — „Legt ihm den Schein vor.“

Dillen trat an den grünen Tiſch, legte das Papier, das er eben aus der Taſche gezogen, vor dem Criminalrichter nieder und ſagte, Weber herbeiwinkend — „Iſt das der Schein, den Sie Höner unterſchrieben?“

Carl Maria trat heran, warf einen Blick auf das Papier und ſagte ruhig — „Ja!“

„Na! da haben wir's!“ — rief der König. — „Pas vrai, Dillen?“

„Ja, wir haben ihn!“ — antwortete dieſer mit triumphirendem Lächeln.

„Aber leſen Sie doch einmal erſt das Papier durch!“ — mahnte der Criminalrichter.

Es war, als ob bei dieſen Worten ein fürchterlicher Blitz in Weber's Geiſt aufleuchtete. Raſch griff er nach dem Schein und flog ihn durch.

In demſelben Augenblick aber ward er weiß wie Kreide und rief:

„Majeſtät, das iſt ein Schurkenſtreich!“

Alle ſchauten erſtaunt auf.

„Und Sie hätten dieſen Schein nicht unterſchrieben?“ — frug der Graf.

„Ja!“ — entgegnete Weber feſt und mit vor Zorn flammenden Blicken — „aber ohne ihn vorher durchgeleſen zu haben!“

„Das glaube wer da will!“ — meinte der Graf, frech lachend.

„Ich beſchwöre es bei Gott dem Allmächtigen, und allem, was mir heilig iſt!“ — rief Weber.

Es ſprach eine ſolche überzeugende Gewalt aus dieſen Worten, daß ſich ſelbſt der König bewogen fühlte, die Sache etwas ruhiger und leidenſchaftsloſer zu nehmen.

„Sonderbar!“ — ſagte er finſter — „aber es heißt: audiator et altera pars! . . . man ſoll beide Theile hören. Pas vrai, Dillen?“

„Majeſtät ſind ein leuchtendes Beiſpiel der Gerechtigkeit!“ — verſetzte der Graf und biß ſich auf die Lippen.

„Alſo!“ — befahl der König. — „Man ſoll ſprechen.“

„Majeſtät!“ — verſetzte Weber feſt, aber mit Be ſcheidenheit – „nachdem ich dieſes Schriftſtück geleſen, wird mir alles klar“

Und Carl Maria berichtete nun den ganzen Hergang mit der vollſten Wahrheitstreue.

Mit aufrichtiger Reue geſtand er ſeinen Leichtſinn und die traurige Verſchuldung, in die er durch denſelben gerathen; . . . auch die unverantwortliche Leichtfertigkeit, die er bewieſen, als er dem alterſchwachen Vater die Gelder zur Verſchickung nach Schleſien überlaſſen. Dann kam er auf ſeine Verzweiflung und auf den Rath Huber's zu ſprechen; er ſchilderte ſein Vertrauen zu dem alten Diener, der — wie er meinte — die geforderte Summe wohl nur unter der vorliegenden Vorſpiegelung zu erhalten im Stande geweſen ſei, ohne Böſes damit zu wollen, und legte noch einmal einen heiligen Schwur darauf ab, daß er den Schuldſchein bei ſeiner Unterſchrift nicht durchgeleſen zu haben und daher auch nicht das Mindeſte von dem geſetzwidrigen Handel gewußt habe.

Dillen lächelte malitieus; der König ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Die unſelige Unterſchrift ſtand eben einmal auf dem Papier.

Uebrigens war auch der König damit nicht befriedigt. Es betraf das bisherige Verhör ja nur den einen Fall und es lagen eine Maſſe ſolcher Unterſchleifsfälle vor.

Das Verhör ging alſo weiter: Majeſtät wollte wiſſen, wer an der Spitze dieſer ihn, und ſeine Armee ſo hart kränkenden, Geſetzloſigkeiten ſtehe. Er wollte es wiſſen, obgleich es ſein Scharfſinn recht gut ahnte, . . . zum Theil wenigſtens, da er ſeinen ſauberen Herrn Bruder beargwöhnte. An ſeinen Mignon dachte er natürlich nicht.

Alſo ging es an das Weiterverhören.

Hier aber, wo es ſeinen Herrn betraf, an dem er mit Liebe und Verehrung hing, — war Weber doppelt vorſichtig und wich den drängenden Fragen des Königs und des Criminalrichters ſo geſchickt aus, daß er weder ſich, noch den Herzog compromittirte.

Demohngeachtet fühlte der König den wahren Sachverhalt richtig heraus, und da er denn doch eine ſolch' anrüchige, den eigenen Bruder ſo nahe berührende Sache nicht bis zum Eclat kommen laſſen wollte, ſo ſetzte er einſtweilen die Criminal-Unterſuchung gegen den Geheim-Secretair des Herzogs aus und wies vor der Hand die ganze Angelegenheit auf den Weg der Civilanſprüche.

Carl Maria gerieth demnach aus der Scylla in die Charibdis; denn nicht nur blieb dadurch die erſte Anklage aufrecht erhalten, ſondern es meldeten ſich jetzt auch, außer Höner, noch zweiundvierzig ſeiner Gläubiger mit einer Geſammtforderung von 2584 Gulden.

Dieſe aber kamen zugleich mit der Bitte bei der Regierung ein: Weber, als Ausländer und zahlungsunfähig, in ſtrengſter Haft zu halten.

Nach einem ſchließlichen furchtbaren Donnerwetter von Seiten des dicken Herrn — der die „königliche Waſchfrau“ durchaus nicht vergeſſen hatte — wandelte daher Carl Maria, um keine Hoffnung reicher von dem Polizei-Commiſſär Götz und ſeinen zwei Gensdarmen begleitet, wieder in ſein trauriges Gefängniß zurück.

— — — — — — —

Aber welche Tage und Nächte folgten nun! . . . es waren die traurigſten und bitterſten in Carl Maria von Weber's ganzem Leben!

Er hatte großen Leichtſinn zu bereuen — ſagt ſelbſt Max Maria von Weber — und durfte ſich über die Dornen nicht beklagen, die ihm nun auf dem trügeriſchen Roſenſtrauche dieſes Leichtſinnes erwuchſen.

Aber . . . büßte er denn nicht noch weit mehr für die Sünden ſeines Herrn? Wohl hätte der Herzog für die eigene Schuld eintreten ſollen und können; . . . ja . . . er hätte es vielleicht früher auch gethan. Jetzt aber machte ihn die Eiferſucht und der Wunſch, den gefährlichen Nebenbuhler aus dem Reviere zu verbannen, blind und taub gegen Ehre und Pflicht.

Vergeblich hoffte Weber von Stunde zu Stunde auf Intervention ſeines Gebieters. Der Einfluß des Bruders des Königs war immer der Art, daß er noch den bedrohlichen Schlag abzuwenden vermochte. Da erfuhr er ... daß ihm der Herzog den Rücken zugekehrt ... und ... ihn völlig hatte fallen laſſen.

Die dämoniſche Geſtalt Dillen's zeigte ſich hinter dem Schatten des undankbaren Fürſten und hinter beiden ſtieg das Bild des ehrlichen Schurken Huber auf.

Carl Maria von Weber war grenzenlos unglücklich, und doch ſollte ihn noch ein härterer Schlag treffen und ihn noch tiefer in den Abgrund inneren Elendes ſchleudern.

Bis jetzt war ihm in den traurigen Stunden des Tages und den noch viel traurigeren der Nächte noch immer der tröſtliche Gedanke an die Geliebte geblieben. Wie gebeugt, wie vernichtet mußte ſie ſein! Wie mochte ſie ſich nach ihm ſehnen; wie göttlich ſchön und alle Wunden heilend dachte er ſich das Wiederſehen!

So war es denn auch nur der Gedanke an ſie, der ihn in den erſten Tagen ſeiner Gefangenſchaft tröſtete — der die milde Hand lindernd auf ſeine heiße Stirne legte, — der, zeitweiſe wenigſtens, die düſteren Räume ſeines Kerkers mit dem lichten roſigen Schimmer ſeliger Erinnerungsträume erfüllte.

Da erkundigte er ſich — da ihn Niemand beſuchen und er mit Niemanden correſpondiren durfte — eines Tages bei ſeinem Kerkermeiſter nach Fräulein Lang.

Natürlich konnte ihm der Mann keine Auskunft geben; was kümmerte ihn außer ſeinen Gefängniſſen die Welt; indeß verſprach er, Nachrichten über die „Theaterdame“ — wie er ſie mit ſpöttiſchem Lächeln nannte, einzuziehen.

Als Carl Maria den finſteren rauhen Mann den kommenden Tag wiederſah, wiederholte er ſeine Frage.

Da lachte der Alte höhniſch und wegwerfend und ſagte:

„Brauchen ſich nicht um ſie zu grämen. Hab' ſchon erfahren, daß ſie Ihre Herzliebſte war. Macht's halt wie all das Weibervolk: heute mir, morgen Dir! wie eben die Sonne ſcheint. Hat Sie vergeſſen und einen Beſſeren angenommen.“

„Mann!“ — rief Weber auffahrend — „was reden Sie? wen meinen Sie?“

„Nur ruhig!“ — ſagte der Alte mit einer Gelaſſenheit, die Carl Maria das Blut in den Adern erſtarren machte. — „Ich pflege nicht viel zu ſprechen; wenn ich aber den Mund aufthue, ſo weiß ich, was ich rede, und man kann's glauben. Die Lang vom Theater . . .“

„Nun?“

„Hat's mit dem Herzog!“

„Mit wem?“

„Mit dem Herzog Louis!“

„Unmöglich!“

„Keineswegeſ.“

„Und woher wiſſen Sie das?“

„Meines Bruders Sohn, Franz, iſt der Schatz ihres früheren Kammermädchens, — Jenny, glaub' ich, heißt der Grasaff, — und die hat's dem Franz geſagt. Wenn Du Deinen Onkel ſiehſt, hat ſie geſagt, dann ſag' ihm, er ſoll dem Herrn von Weber ſagen, ſie ſei unſchuldig daran, daß ihre Mamſell ihm untreu geworden; ſie ſei's aber ſchon längere Zeit geweſen. Wenn der Herr von Weber wieder frei wäre, wollte ſie ihm alles ſagen, denn der Herr Herzog habe ſie wegen einer gewiſſen Vorkommenſchaft beim letzten Maskenball aus dem Dienſt gebracht!“

Weber hatte kein Wort zu erwidern.

Wie Schuppen war es von ſeinen Augen gefallen: daher alſo wohl der koſtbare Brillantring, der ſo plötzlich zum Vorſchein gekommen und ein Erbſtück der Mutter ſein ſollte.

Und wie? hatte denn nicht auch der Hofjuwelier ſeiner Zeit einen Brillantring in Rechnung gebracht, den der Herzog bei ihm gekauft haben ſollte?

Carl Maria ſchlug ſich vor die Stirne:

„O Gott!“ — rief er — „iſt es denn möglich, daß ſie mich täuſchen, ſo lange ſchon täuſchen und all die Liebe heucheln konnte?

Der junge Mann that der Geliebten hier freilich Unrecht. Damals, als ſie den Ring empfing und bis zum Maskenball bei dem Intendanten, liebte ihn Margaretha wirklich, allerdings nur mit der Leidenſchaft eines ausgelaſſenen tollen Mädchens, das in der Ungebundenheit ſeiner Stellung nicht gewöhnt iſt, ſeinen Wünſchen etwas zu verſagen.

Wohl fing mit dem Ring das Schwanken an, dem ſie an dem Abende des Maskenballes — von Eitelkeit und Gefallſucht überwunden — auch erlag, ohne glücklicherweiſe in die Schlinge zu gerathen, die der Herzog und Dillen ihr gelegt.

Indeß die Breſche war geſchoſſen: die Eitelkeit, die Liebe eines Herzogs erobert zu haben, bahnte dieſem die Eroberung der kleinen lieblichen ausgelaſſenen Sängerin ſelbſt an.

Kniriſchend vor Eiferſucht, gedachte Carl Maria jetzt des Morgens und der Abende, an welchen er in der letzten Zeit nicht vorgelaſſen wurde.

Das alſo war des Pudels Kern, nicht aber Unwohlſein und das Studium ihrer Rolle!

Das Feuer eines wilden Zornes erfaßte ihn; aber es tobte ſich bald aus und machte einer dumpfen Verzweiflung Raum.

Alles war ja verloren: die Gunſt des Königs und des Herzogs, ſeine Stellung, die Geliebte, die Ausſicht, ſeine neue Oper aufgeführt zu ſehen und damit Verdienſt, Ruhm und Ehre!

Jetzt kam mit einemmal eine entſetzliche Oede über ihn . . . ſein ganzes bisheriges Leben fiel von ihm ab, wie ein altes abgetragenes Kleid.

Dem Schmerz, dem aufwallenden Sturm des Zornes, der Verzweiflung folgte eine vollſtändige Apathie.

Wie einſam . . . wie unausſprechlich einſam er ſich fühlte! Noch vor wenigen Tagen umbrauſte ihn der friſche Wogenſchlag des freudigſten und luſtigſten Lebens . . . noch vor wenig Tagen hatte ſie, die Reizende, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt und ſüße, köſtliche Worte der Liebe ihm zugeflüſtert. Jetzt! . . . war es ſtill und einſam um ihn geworden, . . . ſo ſtill und ſo einſam wie im Grab . . . ſo ſtill und ſo einſam, daß er das Pochen des eigenen Herzens hörte.

Noch vor wenig Tagen lag eine glänzende Zukunft vor ihm . . . jetzt . . . erwartete ihn vielleicht eine jahrelange Haft.

Wie zweck- und ziellos kam ihm jetzt ſein Leben vor. Was war denn ſeine ganze Vergangenheit geweſen, als das Umherirren eines Schiffbrüchigen, der ſich zwiſchen unwegſame Uferklippen gerettet hat. Wie deſſen Fußtritt auf dem harten Sande ſchon von der nächſten Welle bis auf die letzte Spur verwiſcht wird, ſo hatte die grauenhafte Springfluth des Schickſals jetzt alles verwiſcht, was er gethan und was er geweſen ... vielleicht ... ſelbſt ſeinen Namen.

„O! warum werden wir doch geboren!“ — rief er jetzt in unendlichem Schmerze auch — „wenn doch Alles zu nichts führt! wenn die Vergangenheit ſich kalt, ſchroff und ſteil hinter uns aufthürmt, wie ein unerſteigliches Ufer von himmelhohen zackigen Felſen, — die Zukunft uns angähnt wie das öde wüſte Meer und die Gegenwart weiter nichts iſt, als ein ſchmaler Streifen Sand, den die glühende Sonne nur deshalb ſo grell erleuchtet, um ihn uns unbarmherzig in ſeiner ganzen troſtloſen Nacktheit zu zeigen?!“

Carl Maria von Weber war namenlos unglücklich, ... die nächſten ſechzehn Tage, die er im Kerker verlebte ... wurden ihm zu ſechzehn Jahren.

Ueber die Grenze.

Ja! . . . die nächſten ſechzehn Tage, die Weber im Kerker verlebte, wurden ihm zu ſechzehn Jahren; . . . aber nicht in Beziehung auf den die Zeit zur Ewigkeit hinausdehnenden Schmerz, ſondern auch durch die merkwürdige **Wandlung**, die mit ihm in dieſer Zeit vorging. Sie ſchlugen um zu ernſten finſteren Stunden der Erkenntniß und der Reue.

Unglück iſt ja gar oft der Probirſtein des menſchlichen Herzens. Edle Seelen gewinnen durch den Umgang mit dem Unglück; ſie entwickeln und veredlen ſich da, wo gemeine Naturen verderben und untergehen. Sehen wir alsdann das Mißgeſchick, das uns betroffen, die Schickſalsſchläge, die uns momentan niederwarfen, nicht mehr als „Unglück“ an, ſondern als Mittel geiſtiger Läuterung und höherer Entwicklung, ſo verliert das vermeintliche „Unglück“ die ſchneidende Schärfe des Schmerzes und wird zum reichen lohnenden Segen für uns.

Carl Maria reifte in dieſen ſechzehn Tagen um ſechzehn Jahre. Er wurde in ihnen ſeiner Fehler, ſeiner Thorheiten und Schwächen, aber auch ſeiner Kraft bewußt. Durch eine, faſt an das Wunderbare grenzende Wandlung geſtaltete ſich aus dem leichtfertigen Jüngling der edle, geiſtig reiche und tüchtige Mann.

Nach langem einſamem Brüten, nach ſtrenger Erwägung ſeines bis dahin ſo leichten Weſens, nach bitterer Reue, und dem allmälig aufſteigenden feſten Willen: von nun an ein anderer Menſch zu werden, ſprach es in ihm: Um für das Gute zu herrſchen, ſei erſt Herr deiner ſelbſt. Feſte Grundſätze dir vorzeichnend, fliehe die Verſuchung nicht ängſtlich, aber begegne ihr mit ruhiger kalter Verachtung. Fordere ſie nie auf, aber wiſſe mit ihr zu kämpfen. Treibe alle Bedürfniſſe zur Cultur, ſchmecke jede Freude, und übe dich im Selbſtentreißen und Selbſtzernichten deiner Genüſſe, eben weil ſie dir die liebſten ſind. So waffne dich edel — trotzig gegen die Kabalen der Menſchen und die Streiche des Verhängniſſes; ſo erringe dir eine Selbſtherrſchaft, die dich fähig mache, im Nothfall lächelnd den Block zu umfaſſen, von dem du nur als Rumpf wieder herabſinkſt. Wer den Muth hat, mit dem Schickſal zu ringen, der iſt ein geborener König unter den Menſchen. Was der rohe Aberglaube dem Teufel zu Laſt legt, das bürdet der halbe Philoſoph dem Schickſale auf; aber der echte Weiſe geht mit ſich ſelbſt in's Gericht.

Eben ſo ſtreng bearbeite deinen Kopf. Durchblicken mußt du, eher ruhe nicht. Unbedingt regiere über deine Ideen, bis auf die kleinſte Wahrnehmung herab. Was du von deinem Kopfe forderſt, das müſſe dieſer leiſten. Sei unerbittlich gegen deine Kräfte, und raſte in abwechſelnder Anſtrengung.

Wie ein früh an ſtrengen Gehorſam gewöhntes Kind gehorche dir dein Herz. Die Energie des Gefühls führt zur größten Schwäche, zum Verderben. Sie gleicht der Energie der ſtarken Getränke, die, unmäßig gebraucht, den Schwindelnden in den Abgrund ſtürzen. Rein, wie die Natur es gab, bleibe es, und mit zarter Sorge wache über dieſe Reinheit. Die heitere Freude unverdorbenen Gefühls begleite dein Leben. Empfinde, welchen herrlichen Schimmer ſie über Geiſt, Daſein und Thatkraft verbreitet, und ſei nie auf etwas eiferſüchtig, als darauf. Nie ſei, wie das oft im Leben geſchieht, dein Herz ein Poltron, der großen Lärm macht, und ſich heimlich vor ſeinem Schatten fürchtet. Nie werde es, aus dem ſchönen Gleichgewichte hervortretend, der ſtörende Despot des Ganzen. Eintracht zwiſchen Herz, Geiſt und Willen gewährt allein feſte Moralität. Nur dann empört ſich die Leidenſchaft nicht mehr gegen die Tugend, lockt das blinde Gefühl nicht mehr von dem Wege der Erkenntniß und der Pflicht ab. Nur dann führt der Verſtand die edele Herrſchaft, die ihm gebührt, und der Menſch iſt ſich ſeines Werthes bewußt.

So fiel — wie wir ſchon geſagt — die Vergangenheit wie ein unwürdiges verbrauchtes Gewand von ihm ab . . . und jetzt mußte, war er erſt wieder frei, die Zukunft eine neue Welt bringen!

Wenn nur die Ungewißheit über ſein ferneres Schickſal nicht geweſen wäre. Namentlich quälte Weber der Gedanke an den alten Vater, da er wußte, daß derſelbe ebenfalls eingezogen und vor Gericht geſtellt worden ſei. Bei ſeinem ſchlechten Gedächtniß, ſeinen Eigenheiten und ſeiner geiſtigen Schwäche war aber zu fürchten, daß er die Dinge noch mehr verwirren und den Sohn vielleicht ſogar compromittiren werde.

Hier indeß geſtalteten ſich die Dinge beſſer, als Carl Maria glaubte. Der alte Herr benahm ſich klüger, als man ihm hätte zutrauen ſollen; wieß ſtets auf die Ausſagen ſeines Sohnes hin, die wahr ſein müßten, da ſein Carl Maria keiner Unwahrheit fähig ſei. Trotzdem blieb Franz Anton in ſeiner Wohnung ſtreng bewacht.

Da plötzlich kam das von Sr. Majeſtät dem Könige ſelbſt gefällte Urtheil. Es lautete auf: ſofortigen

Transport des Vaters und des Sohnes über die Grenze, mit dem Verbot, Würtemberg je wieder zu betreten.

— — — — — — — — — — — — — —

Der 26. Februar des Jahres 1810 war kaum angebrochen. Noch lag über der Hauptſtadt Todtenſtille und tiefe Nacht. Die Kälte war empfindlich und wurde es noch mehr durch den herrſchenden Oſtwind, der ſchneidend über die träumende Welt fuhr. Dichte Wolkenmaſſen bedeckten den Himmel und ließen nur ſelten, vom Winde geſcheucht, den Mond auf Minuten durchſchauen.

Es hatte eben vier Uhr geſchlagen; aber Carl Maria ging ſchon völlig angekleidet in ſeinem, von einer kleinen Oellampe matt erleuchteten Kerker, auf und nieder. Das karge Frühſtück eines Gefangenen ſtand auf dem Tiſch von rohem Holz, auf dem Stuhl lag Webers Mantel und daneben, auf dem kalten feuchten Boden, befand ſich ein kleiner Koffer, die Wäſche und einige weitere Kleidungsſtücke des weiland geweſenen Geheim Secretairs des Herzog Louis von Würtemberg enthaltend. Vierzig Gulden in der Taſche, war Carl Maria von Weber's ganzes Vermögen, und ... er erwartete den Wagen, der ihn und den Vater, in Begleitung des Herrn Polizei Commiſſar Götz, über die Grenze bringen ſollte.

Und doch war es jetzt ruhig und ſtill in der Bruſt des jungen Mannes: ja es erfaßte ihn in dieſer Stunde eine eigenthümliche — allerdings an Wehmuth hinſtreifende — Freudigkeit. Es kam ihm vor, als ſtehe er im Begriff ſich zu entpuppen; . . . als ſtreife er mit dem Verlaſſen Stuttgarts eine drückende Hülle von ſich ab, und trete frank und frei, als ein neu geborener Menſch, in ein neues Leben.

Was dies neue Daſein bringen werde, galt ihm gleich; nur ſo viel wußte er, daß es ihm — über alles Schwanken und alle Halbheit erhaben — eine Lebensaufgabe entgegentrage, die er feſt und mit der ganzen Kraft und Energie ſeines Willens in's Auge zu faſſen ſich berufen fühlte . . . und dieſe Lebensaufgabe erblickte Carl Maria jetzt in einem reinen, ſchönen, dem Höchſten geweihten Künſtlerthume.

Und, wunderbar! wie ſtärkend, erhebend, ja beſeligend dieſer Gedanke auf ihn zurückwirkte. Er fühlte, welche ſtille Seligkeit darin liegt, wenn irgend eine große Idee, gleich einem flammenden Sonnenball Wärme, Licht und Leben verbreitend, in uns aufgeht, — eine große, ſchöne Idee, für die allein wir dann leben und handeln, — die immer jung und wachſend, uns die abmattende Eintönigkeit und die Erbärmlichkeiten des Lebens verbirgt. . . .

Der Wagen kam jetzt und brachte den alten Vater nebſt ſeiner Baßgeige, den feiſten Pudelſpitzen und dem

Polizei-Commiſſar mit. Von Letzterem und dem Kerkermeiſter geleitet, verließ Carl Maria ſein Haftlokal.

Als er einſtieg, drückte er dem Vater die Hand; Worte fielen nicht. Die Pferde zogen an, und fort ging es, Heilbronn zu, ... hinter ſich laſſend: Freunde, Geliebte, ein Leben voll Luſt und Freude, ... Hof ... Stadt ... und Land.

Carl Maria von Weber's Auge verdüſterte jetzt doch eine Thräne; aber er zerdrückte ſie.

„Sei ein Mann!“ — rief es in ſeinem Inneren — „der tolle Rauſch der Jugend iſt vorüber. Biſt du von nun an feſt und ſtark, ſo wird die Zukunft dir noch Freudiges bringen: die ſelige Weihe der Kunſt, Ehre, Ruhm und Größe!“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Leipzig,
Druck von C. P. Melzer.

Carl Maria von Weber.

Von

Heribert Rau.

Carl Maria von Weber.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in drei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1865.

Inhalt.

Seite

1. Ein Kleeblatt 3
2. Geniales Leben 24
3. Reiſeluſt 48
4. Stift Neuburg 69
5. Gefunden und verloren 97
6. Auf der „Frankfurter Meſſe“ 109
7. Künſtlers Freud' und Leid 134
8. Sylvana 155
9. Madame Blanchard 180
10. Der Satan als Luftballon 204
11. Eremit und Liebesantrag 218
12. Der Teufel als Napoleon 258
13. Begeiſterung und Entnüchterung 277
14. „Hinaus in die Welt!“ 290

Zweiter Theil.

Prüfung.

Ein Kleeblatt.

„Können Sie mir nicht ſagen, mein Lieber, wo ich den Herrn Freiherrn von Weber finden kann?“ — waren die Worte, mit welchen der, von der Stuttgarter Bühne her bekannte, originell-drollige Baßbuffo Weberlin in der Nähe des großherzoglichen Schloſſes zu Darmſtadt einen Bürger jener kleinen Reſidenz anredete.

„Freiherr von Weber?“ — wiederholte der Bürger gedehnt, indem er zugleich nachſinnend die Hand an die Stirne legte, — „Freiherr von Weber? ... von Weber? Ich entſinne mich nicht, dieſen Namen gehört zu haben. Soll denn der Herr hier in Darmſtadt wohnen?“

„Allerdings.“

„Freiherr von Weber!“ — ſagte der Bürger noch einmal nachdenklich vor ſich hin — „wir haben hier den Herrn Obriſthofmeiſter: Wolf Sigismund Guſtav von Uttenroth zu Scharfenberg, ... den Hofmarſchall: Pergler von Perglas,

. . . den Herrn Oberſtallmeiſter: Baron Barkhaus . . .“

„Bitte, bitte!“ — fiel hier Weberlin ein — „der Herr, nach dem ich frage, gehört nicht zu den Angeſtellten und hohen Chargen . . .“

„Aber auch unter dem andern Adel . . .“

„Erlauben Sie gütigſt . . .“

„Wir haben hier noch die Herren von Wieſenhütten, die Barone Braun, von Weyhers, von Schorrotowsky, von Münchhauſen, von Grancy, von Trotha, den Prinzen Wittgenſtein, den Grafen Görlitz . . .“

„Dank, allerſchönſten Dank, mein verehrteſten Herr!“ — ſagte hier Weberlin, den redſeligen Reſidenzler unterbrechend, — „ich bewundere den Segen an Adel, auf den Sie wirklich ſtolz ſein können; aber ich glaube nicht, daß ſich mein Freund in dieſen Cirkeln bewegen wird.“

„Bedauere alsdann, Excellenz, nicht dienen zu können!“ — entgegnete der Bürger, ſich ſehr höflich verbeugend, da er ſich geſchmeichelt fühlte, mit dem „Freunde“ eines „Freiherrn“ zu ſprechen. — „Ich ſehe indeß ſo eben den Herrn Director des Kriegscollegiums, Herrn General-Adjutant, Major von Weyers, aus dem Schloſſe kommen, vielleicht können ſeine Gnaden Ihnen Auskunft geben.“

Und der gute Mann empfahl ſich mit einer Reihe ehrfurchtsvoller Verbeugungen.

Weberlin lächelte. — „Aechter Reſidenzton!“ — ſagte er dann — „gerade wie bei uns, wenn auch das Ländle und das Städtle etwas duodecimal ſind. Und da wundert ſich der Bürger, wenn ihm der Adel auf der Naſe tanzt.“

Indeß kam der bezeichnete Offizier näher.

Es war ein hübſcher Mann mit einem auffallend ſtarken lockigen Haar. Martialiſches hatte jedoch der Herr Kriegscollegiums-Director, General-Adjutant und Major gar nichts, ſondern im Gegentheil etwas ſehr coquett Weibiſches. Weberlin wäre faſt verſucht geweſen, in dem Daherkommenden ein verkleidetes junges Mädchen zu vermuthen, wenn nicht die Wachen vor ihm ſalutirt hätten.

„Hm!“ — brummte Weberlin vor ſich hin — „im Felde iſt der auch nicht Major geworden ... es müßte denn gerade auf dem Felde der Liebe geweſen ſein! Aber ſoll ich ihn anſprechen? ... Nun ... Weber könnte ja durch ſein Talent am Hofe bekannt ſein, zumal der Großherzog ein enthuſiaſtiſcher Muſikfreund iſt.“

Es war Zeit zum Entſchluß zu kommen, da der zart-coquette Herr Major ſich eben mit ſtolzem Schritt dem Baßbuffo näherte.

Weberlin ſprach ihn an. Indeß hätte ihn beinahe die Fadheit des geckenhaften Menſchen zum Lachen gebracht. Seine ganze, mit vornehmem Näſeln herausgeſtoßene Antwort war:

„Kein Freiherr von Weber an unſerm Hofe . . . unbekanntes Geſchlecht.“

Und damit ging er, ohne zu grüßen, mit hochgehobenem Kopfe weiter, um eine für ihn bereit ſtehende offene Equipage zu beſteigen, die Zügel der beiden vorgeſpannten Pferde zu ergreifen und dann ſtehend, gleich einem die Roſſe einfahrenden Bereiter, die Hauptſtraße hinabzukutſchiren.

Weberlin ſchaute dem Roſſelenker erſtaunt nach. So viel Muth hätte er dem militäriſchen Geck gar nicht zugetraut. Freilich wußte er nicht, daß die Pferde ſo zahm wie Lämmer, eingeſchult und an dies lächerlich-prahleriſche Kunſtmanöver ihres Herrn längſt gewöhnt waren.

„Aber zum Teufel!“ — ſagte der Baßbuffo jetzt vor ſich hin — „warum kennt denn hier Weber keine Seele?

Ich weiß doch mit Beſtimmtheit, daß er ſich in Darmſtadt aufhält, . . . daß er hier wohnt und lebt. Unſeligerweiſe iſt mir auch noch der Name der Straße entfallen in der er logirt; ... indeß . . . es ſoll nahe beim Schloſſe ſein. Nun, die Bezeichnung der umliegenden Straßen laſſen ſich ja erfahren.“

Und er rief einen Gaſſenjungen herbei, der unweit des weitläufigen, mit einem Graben umgebenen Schloſſes, dem wunderlichen Ueberbleibſel verſchiedener Jahrhunderte, im Straßenkoth ſpielte.

Der Junge kam; Weberlin ſchenkte ihm eine kleine Münze. Die Augen des Buben ſtrahlten.

„Jetzt nenne mir einmal die Namen der Straßen,“ — ſagte der Komiker — „die hier vom Schloßplatze auslaufen.“

„Die neue Schloßgaß,“ — fing der Kleine an — „die Ludwigſtraß, die Kirchgaß . . .“

„Langſam!“ — rief Weberlin mit einem ſo drolligen Geſicht, daß der kleine Burſche laut auflachen mußte. — „Weiter!“ — commandirte der Baßbuffo.

„Die Ochſengaß!“ . . .

„Halt!“ — rief der Sänger. — „Bin ich nicht ſelbſt ein Ochſe, daß ich dieſen claſſiſchen Namen vergeſſen konnte? . . . Und welche Straße iſt dies?“

Der Knabe zeigte auf eine kleine, ſchmale und dunkele Gaſſe.

„Dieſe?“ — rief Weberlin erſtaunt. — „Na! da ſcheint Freund Weber allerdings keinen Palaſt bezogen zu haben. Aber freilich! er wird, wie die Studenten ſagen, „„ochſen““ und das mag ſich in dieſer Ochſengaſſe allerdings gut thun laſſen.“

Aber dieſe lautgeſprochene Bemerkung hatte das patriotiſche Gefühl des Knaben verletzt.

„Haben Sie etwas gegen die Ochſengaß?“ — frug er keck, die Arme in die Seite geſtemmt.

„Nein, mein Tapferer!“ — ſagte Weberlin lachend. — „Aber du ſcheinſt dich ſehr für dieſelbe zu intereſſiren.“

„Ich wohne in ihr!“

„Das iſt ja trefflich!“ — rief der Komiker — „ſo kannſt du mir wohl ſagen, ob auch der Freiherr von Weber in ihr wohnt?“

„Was meinen Sie mit einem Freiherr!“ — rief der Knabe, jetzt wirklich erboſt. — „Wollen Sie uns Ochſengäſſer damit beſchimpfen und herunterſetzen?“

„Aber wie ſo denn?“

„Schneider, Schuhmacher, Metzger wohnen darin, . . . alles ganz ordentliche Leut; . . . aber Freiherrn nicht.“

„Nun ſo kann ich nicht begreifen, wo Weber logirt!“ — brummte der Komiker jetzt finſter.

„Weber?“ — wiederholte der Knabe — „ein Herr Weber wohnt allerdings in der Ochſengaß, und zwar neben uns, beim Metzger Klein; das iſt aber kein Freiherr, ſondern ein Muſikant.“

„Carl Maria von Weber?“

„Die Vornamen weiß ich nicht; auch nicht, ob er

„„von““ heißt; . . . aber daß ihn mein Vater ſchon oft verwünſcht hat, weil er ſo oft bis tief in die Nacht Klavier ſpielt, das weiß ich. Uebrigens kann ihn ſonſt Jedermann in der Ochſengaß leiden, weil er ſo freundlich und immer gütig iſt.“

„Das iſt mein Mann!“ — rief Weberlin hocherfreut. — „Komm, Kleiner, führe mich an das Haus.“

„Gern!“ — ſagte dieſer, jetzt wieder ausgeſöhnt, und ſchritt voran.

Das Haus des Metzger Klein in der Ochſengaſſe war ein altes, ſehr unanſehnliches Gebäude, von Holzfachwerk und ohne Bewurf; unten befand ſich der Laden, während eine enge und finſtere gewundene Treppe, deren Treppenſeil von Fett glänzte, hinauf in die beiden Stockwerke führte, in deren oberem Carl Maria zwei kleine Zimmer inne hatte.

So dunkel es auf Treppe und Gang war, bedurfte Weberlin doch jetzt keines Führers mehr, da ihn die Klänge einer reizenden Compoſition, dem Klaviere entlockt, leiteten.

So fand er die Thüre, riß ſie raſch auf, und in dem nächſten Momente lagen ſich zwei alte Bekannte in den Armen.

Das war eine wunderbare, faſt wehmüthige Freude, . . . ein Begrüßen und Händeſchütteln, ein Fragen und Antworten! — — Endlich kam man dazu, ſich niederzuſetzen und die Gedanken ruhiger auszutauſchen.

„Und, lieber Weber," — frug der Neuangekommene jetzt, — „wie iſt es Ihnen denn ſeit Ihrer Abreiſe von Stuttgart gegangen?"

„Sprechen wir von dieſem Gegenſtande nicht!" — ſagte Carl Maria ernſt — „wenigſtens nicht von Stuttgart und der Zeit, die ich dort und in Ludwigsburg verlebt habe. Ich bin kein Pedant geworden, lieber Weberlin; aber ich habe in jenen letzten Tagen des Schreckens mit meinen Jugendthorheiten, in der Form, wie ich ſie dort trieb, abgeſchloſſen. Mein Bemühen geht ſogar dahin, die Erinnerung an dieſe Zeit ſo viel als möglich aus meinem Gedächtniſſe ganz auszulöſchen. Nur eine Frage möchte ich mir noch erlau... ben: wie ſteht es mit dem Herzog?"

„Es kam, wie es kommen mußte!" — meinte Weberlin achſelzuckend. — „Er fiel ſehr bald nach Ihrem Weggang bei dem Könige in völlige Ungnade und zog ſich nach Rußland zurück."

Weber fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, als wolle er den letzten matten Schimmer jener Zeit verwiſchen; dann hob er, wie von einem feſten Entſchluß getrieben, den Kopf raſch empor, ſah den Freund heiter an und ſagte:

„Ich widme mich jetzt, wie Sie wohl erfahren haben, ganz dem Künſtlerthume.“

„Man ſchrieb es mir,“ — entgegnete Weberlin — „und Jedermann, der Sie kennt, hat es mit Freuden vernommen. Man hofft Schönes und Großes davon!“

„Gebe der Himmel, daß ſich dieſe Hoffnungen erfüllen mögen. Ich thue wenigſtens, was ich kann, und laſſe es wahrlich an Fleiß und ernſten Studien nicht fehlen.“

„Sie gingen nach Mannheim?“

„Ja! der Abglanz der muſikaliſchen und theatraliſchen Glorie, mit der Carl Theodor's Kunſtliebe und feiner Geſchmack Mannheim umgaben, iſt noch nicht erloſchen. Und dann . . . that ich's auch meinem alten Vater zu Liebe, der dort noch mancherlei Verbindungen hat und ſich in der That auch in Mannheim niederließ.“

„Jedenfalls fanden Sie dort viel Sinn für die Kunſt.“

„Gewiß! das Muſeum leiſtet wirklich Treffliches. Ich kam zu meinem Glück und recht zum Troſt meiner Seele in ein gar ſchönes muſikaliſches Leben hinein. Der Fiskalprocurator Gottfried Weber, der liebenswürdigſte Menſch von der Welt, iſt gerade der Mann dazu, eine muſikaliſche Geſellſchaft mit Feuereifer zu durchglühen und — kraft ſeiner gründlichen muſikaliſchen Kenntniſſe und ſeines wirklich eminenten Talentes zur Führung des Orcheſters und der Chöre — Gediegenes hervorzurufen."

„Und was ſagen ſeine Collegen, die übrigen Herren Juriſten und Federfuchſer dazu?" — frug hier Weberlin. — „Faſeln ſie nicht davon, daß die Kunſt unvereinbar mit den fachwiſſenſchaftlichen und dienſtlichen Pflichterfüllungen ſei?"

„Gott muß ihn in beſondere Gnade genommen haben," — ſagte Carl Maria — „denn er hat den guten Mann wenigſtens vor dem Herankommen dieſer Dummheit beſchützt."

„Dann iſt er wirklich ein Liebling der Götter!"

„Was mir auch ſcheint!" — verſetzte Weber lebhaft — „zumal er eine prächtige Frau hat, eine Geborene **von Duſch** . . . mit ſchwarzen, geiſtvollen, großen Augen, . . . einer zierlichen Geſtalt und einer nach der ſolideſten italieniſchen Methode höchſt geſchmackvoll ausgebildeten Sopranſtimme."

„Das iſt ja eine Perle!" — rief der Baßbuffo.

„In der That!" — fuhr Carl Maria mit leuchtenden Augen fort. — „Jede, auch die ſchwerſte Partie, durfte er ihr anvertrauen. Vor allen Dingen aber hält ſie das Duo ſeines Lebens reingeſtimmt." *)

---

*) Max Maria von Weber. A. a. O. S. 180

„Bravo!“ — rief Weberlin — „und beſitzt das Mannheimer Muſeum mehr ſolcher Perlen?“

„Ein ſeltenes Glück wollte, daß eine von Auguſte von Duſch's Freundinnen, Fräulein Thereſe Grua, eine Altſtimme beſaß, die faſt eben ſo ſchön und eben ſo edel durchgebildet war, als der erſtern Sopran; einen herrlichen Tenor lieferte der ehemalige Theaterſänger Walter, der eine reiche Apothekerbeſitzerin geheirathet hatte. Ein Solobaſſiſt fand ſich auch; zu den Chören drängten ſich ſolche Mengen, daß man Noth hatte, die Ungeſchickten abzuhalten und die Mitwirkenden ſich ſtrenge Zucht und kurzes Commando gefallen laſſen mußten. Dies war die künſtleriſche Welt, in die ich eintrat, als ich nach Mannheim kam. Außerdem hatte ich von unſerm guten Danzi Briefe an den Kapellmeiſter Ritter, die liebenswürdige Familie Hout, der in der Nähe von Heidelberg das wundervoll gelegene Stift Neuburg gehört, und Madame Frank. Ueberall mit Freundſchaft aufgenommen, fühlte ich mich aber doch von keiner der mir entgegentretenden Perſönlichkeiten ſo raſch, ſo ganz ausſchließend angezogen, als von Gottfried Weber; eine Sympathie, der dieſer mit der ganzen Kraft ſeiner energiſchen Individualität begegnete.“

„Alſo eine warme Freundſchaft?“

„Werkthätig und für das Leben, und zwar in ſo viel

Tagen aufgeblüht, als ſonſt Jahre zum Wachſen dieſer Wunderpflanze gehören.“

„So waren Sie glücklich dort?“

„Wie ſollte ich es nicht geweſen ſein, da die Kunſt und die Liebe guter Menſchen mich umfingen? Fand ich doch auch noch einen andern jugendlichen herrlichen Freund, mit dem ich jetzt hier bei Abt Vogler ſtudire, Alexander von Duſch. Sie ſollen ihn ſo wie den Dritten im Bunde kennen lennen.“

„Mich wundert nur, daß Sie Mannheim und jenen ſchönen Kreis verließen?“ — bemerkte Weberlin.

„Mein Beſter!“ — rief Carl Maria lächelnd — „wollen Sie ſich gefälligſt hier in meinen Salons, Ochſengaß No. 20, bei Metzger Klein, umſehen? Ich glaube ſchon ein einziger Blick beantwortet Ihre Frage. Auch kann ich Ihnen geſtehen, daß ich nicht mehr aus der Hofküche ſpeiſe, ſondern mir die magere Koſt der Wittwe Jenitzſch, die mich 12 Kreuzer per Mittag koſtet, — ich meine den Tiſch, nicht die Wittwe, — gefallen laſſe.“

„Ich ſehe wenigſtens mit Freuden, daß die Beſchränkung Ihrer Verhältniſſe Sie nicht hindert, den alten Humor zu zeigen!“ — ſagte Weberlin lächelnd.

„Ja!“ — rief Weber heiter — „in der Beziehung bin ich der Alte. Eine neue Welt und neue Verhältniſſe ſind mir aufgegangen; meine Exiſtenz iſt zwar ſehr beſcheiden, aber ſie hat Bedeutung für mich, weil ich fühle, daß ich dem Ideal meiner künſtleriſchen Träume, unter der tüchtigen Anleitung Papa Vogler's, entgegenreife. Das Leben in Mannheim war ein kurzer aber ſchöner Traum, an den ich in der That faſt mit Wehmuth zurückdenke. Mit Träumen bringt man aber in der Welt nichts fertig, und wer was leiſten, was werden und auf eigenen Füßen ſtehen will, der darf — das hab' ich bereits gelernt — über der Begeiſterung für die Kunſt . . . auch den praktiſchen Standpunkt nicht aus den Augen verlieren. Um meines Rufes als Künſtler, meiner Ausbildung als ſolcher, und um der materiellen Exiſtenz willen, für die in Mannheim die Quellen zu ſpärlich floſſen, iſt es durchaus nöthig, daß ich noch eine Zeit lang producirend und ſchauend reiſe. Wo aber kann das beſſer geſchehen, als hier unter der Leitung des trefflichen Papas Vogler und unter den Auſpicien eines ſo muſikaliſch gebildeten und Muſik liebenden Fürſten, wie Großherzog Ludwig!"

„Und iſt es wahr, daß er den Tactſtock ſo gut als das Staatsregiment führt?"

„Ludwig I. iſt eine eigenthümliche Erſcheinung unter den Herrſchern."

„Etwas zu diplomatiſch geantwortet, Herr von Weber!"

„Weber, wenn's beliebt, mein Freund!" — rief

Carl Maria lächelnd. — „Vor der Hand haben wir den „„Herrn Von““ an den Nagel gehängt. Was aber den Großherzog betrifft, ſo führt er in der That die Oberleitung der ganzen Theatermuſik ſelbſt.“

„Und dirigirt auch in höchſt eigener Perſon, wie die Fama ſagt.“

„Dirigirt die an vier Abenden in der Woche ſtatt findenden Opernproben, organiſirt, ſtellt an, prüft und entläßt die Mitglieder der Kapelle, kurz . . . er vertritt vollſtändig einen Kapellmeiſter und Theaterdirector von Profeſſion.“

„Und wer ſteht hinter ihm?“

„Sein ad latus iſt der Kapellmeiſter Mangold.“

„Und Vogler? Iſt er noch die alte berühmte Originalität?“

„Darauf ſoll Ihnen, Verehrteſter, ſeine eigene Erſcheinung antworten. Sie beſuchen ihn doch?“

„Wer wird als Muſiker oder Künſtler nach Darmſtadt kommen und Abt Vogler nicht beſuchen? Er ſoll ſich hier ſehr gut ſtehen.“

„Der Großherzog hat ſeiner allerdings fürſtlich gedacht. Vogler bekleidet den Titel und Charakter eines Geiſtlichen Geheimenrathes, hat ein eigenes Haus zum Geſchenk erhalten, und bezieht 2200 Gulden Gehalt, freien Mittag- und Abendtiſch aus der Küche des Großherzogs, freies Holz und täglich vier Wachskerzen.“

„Nun,“ — meinte Weberlin — „da kann er ſeine Verdienſte allerdings in das beſte Licht ſetzen. Und was leiſtet er dafür?“

Carl Maria lachte, dann ſagte er:

„Er iſt faſt täglich der Tiſchgenoſſe des Großherzogs, bei welcher Gelegenheit er ſich den Burgunder trefflich munden läßt.“

„Iſt nicht noch eine ſolche Stelle am hieſigen Hofe vacant?“ — frug der Komiker. — „Ich würde mich melden.“

„Wenn Sie ſich in eine hübſche junge Sängerin oder Tänzerin verwandeln können? warum nicht!“ — meinte Weber lachend. — „Aber ich will Sie bei Vogler einführen. Wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir jetzt hin. Es iſt gerade ſeine Empfangszeit.“

„Sehr gern!“ — ſagte der Baßbuffo, und beide machten ſich auf den Weg nach der Wohnung des Herrn Abt und Geiſtlichen Geheimen Rathes.

Als ſie in das, ſchon von Außen hübſche, Vogler'ſche Haus traten, wehte ihnen ein ganz eigener Geiſt entgegen. Der weite und geräumige Corridor war mit Platten von verſchiedenartigem Marmor belegt, gegen welche die breite Treppe von dunkelgebeiztem Holze mit dem geſchnitzten, maſſiven Geländer aus gleicher Maſſe ſchön abſtach.

Zu beiden Seiten der Treppe befanden ſich Niſchen in welchen die Büſten des Churfürſten Carl Theodor und Ludwig I., Großherzog von Heſſen, dieſer beiden muſikaliſchen Mäcene, prangten. Alles athmete hier eine gewiſſe coquette Feierlichkeit.

Im erſten Geſchoſſe angelangt, wies ſie ein alter Diener mit gepudertem Haupte und gerade nicht neuer, aber äußerſt reinlich gehaltener Livrée in das Empfangzimmer, wobei er — ſelbſt Weber gegenüber, der doch täglich in das Haus kam und ein Schüler und Liebling ſeines Herrn war, — eine ungemein ernſte Förmlichkeit beobachtete.

Das Zimmer ſelbſt zeugte von Comfort; herrſchte doch eine merkwürdige Ruhe, Bequemlichkeit und Wohlhabenheit in demſelben.

Eine der merkwürdigſten Originalitäten des jetzt einundſechzig Jahre alten Abtes war, daß er, ſobald er ſeine Wohnung irgend wo für längere Zeit aufgeſchlagen, die Einrichtung und Ausſtattung der Zimmer genau wieder ſo vornahm, wie ſie in den Tagen ſeines erſten Mannesalters, als er noch zu Mannheim lebte, geweſen.

Der Sonderling hatte dabei die Idee, daß er, durch dieſe beſtändige Jugenderinnerung, ſelbſt, wenn auch nur innerlich, jung verbleibe. Bilder, Vaſen, Uhren, ja die Gemälde über den Thüren, waren ſein eigen und wurden, wechſelte er Aufenthalt oder Wohnung, wie die

Decorationen eines herumziehenden Theaters nachgefahren, um dann in der neuen Behauſung, ſoviel als nur immer möglich, genau ſo wieder angebracht und aufſtellt zu werden, wie früher.

So traf es der junge Carl Maria von Weber bei ihm, wie es der junge Mozart dreiunddreißig Jahre früher bei ihm getroffen.

Ueber den eingelegten Boden des Zimmers lag ein weicher Teppich; die Wände bedeckten Boiſerien, wie ſie zur Zeit Carl Theodor's Mode waren. Ueber den Thüren zeigten ſich nette Wandgemälde, nackte Kinder vorſtellend, die unter ſich, mit Blumen oder Thieren ſpielten. Die hohen Fenſter waren von dunkeln bis zur Erde reichenden Vorhängen halb bedeckt; während ein ſchönes Fortepiano, ein weich gepolſtertes Sopha, verſchiedene Seſſel und ein Nippſchrank, der eine Standuhr, zwei Chineſen von Porzellan mit beweglichen Köpfen und Händen und ſonſt tauſend kleine artige Porzellanfiguren trug, das Ameublement des Zimmers ausmachten.

Als Weberlin beim Eintreten in das Empfangszimmer — der alte Diener war gegangen, die Herren anzumelden, — die Blicke über ſeine Umgebung ſchweifen ließ, konnte er ſich eines ſarkaſtiſchen Lächelns nicht enthalten.

„Wenn Vogler als Muſiker auf demſelben Stand punkte ſtehen geblieben iſt,“ — ſagte er dabei — „wie es bei ihm als Menſch der Fall zu ſein ſcheint, dann, lieber Weber, fürchte ich, daß es ſchlimm um Ihre Studien bei ihm ausſieht.“

„Das iſt nun glücklicherweiſe doch nicht der Fall!“ — entgegnete Carl Maria freundlich. — „Ein Sonderling iſt er allerdings noch . . . und . . . eitler als je; dagegen hat er ſeine früheren Ueberſchwenglichkeiten abgelegt und iſt als Componiſt, Orgelſpieler und Lehrer ausgezeichnet.“

In dieſem Augenblicke öffnete der alte Diener die Thüre, die dem Eingange entgegenlag, und Abbé Vogler trat ein.

Es war dies allerdings eine ſo auffallende und ſo höchſt ſonderbare Erſcheinung, daß Weberlin ſich kaum des Lachens erwehren konnte: die Geſtalt war klein und corpulent; über den gedrungenen und kräftigen Geſichtszügen lag ein Ernſt, der in einen faſt verletzenden Ausdruck von Stolz und Menſchenverachtung überging. Der Abbé trug dabei einen höchſt eleganten breitſchößigen ſchwarzen Frack, kurze ſchwarz-atlaſſene Beinkleider, rothe Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen, während das Großkreuz des Ludwigsordens ſeine linke Bruſt ſchmückte und ein ſchwarzſeidenes Abbémäntelchen dem alten Herrn bis an die Kniekehlen reichte. Die Erſcheinung hätte ſo etwas Würdevolles gehabt, wenn nicht die langen Arme und die entſetzlich großen Hände, mit welchen er beinahe zwei Octaven umſpannen konnte, geweſen wären, die der Figur — man mußte es in der That zugeſtehen — etwas Affenartiges gaben.

Carl Maria ſtellte jetzt ſeinen alten Bekannten dem Geiſtlichen Geheimen Rath vor, und Weberlin wußte durch einige geſchickt angebrachte Schmeicheleien den alten eiteln Herrn ſo zu gewinnen, daß er ſein gewöhnliches Vorurtheil, allen Sängern und Bühnenmitgliedern gegenüber — die er nur als ſehr untergeordnete Künſtler und Verderber der Schöpfungen der Componiſten anſah — faſt fallen ließ und wirklich mit Geiſt auf ein Geſpräch über Kunſt und Muſik insbeſondere einging.

Carl Maria ſprach dabei wenig, lauſchte aber dafür deſto aufmerkſamer auf Papa Vogler's Worte.

Es war unverkennbar, daß ſich dieſer Geiſt bei allen Eigenthümlichkeiten und früheren Extravaganzen, durch Zeit, Erfahrung und ein ſehr eingehendes Studium geläutert und — die Schlacken der Eitelkeit abgerechnet — auf eine Höhe der Anſchauung emporgeſchwungen hatte, die Staunen erregen, für ſeine Schüler aber von unendlichem Vortheil ſein mußte.

Abbé Vogler ſagte dies im Laufe des Geſpräches mit großer Naivetät und einem Bewußtſein, das trotz aller Wahrheit in den Augen eines Zweiten, wie Weberlin, als wirklich komiſch erſcheinen mußte, — ſelbſt.

Aber man konnte ihm wieder vergeben, ſo warm und wirklich väterlich ſprach er ſich über ſeine drei Lieblingsſchüler aus, über den jungen talentvollen Alexander von Duſch und über Carl Maria von Weber.

„Und da habe ich endlich noch einen Dritten,“ — ſagte Papa Vogler jetzt — „der ſich auch einmal in der Welt einen Namen machen wird, wenn er nämlich meinen Lehren und meiner Leitung Folge leiſtet. Er iſt der Sohn eines reichen Banquiers aus Berlin, ein netter gebildeter Menſch, deſſen muſikaliſches Talent ſich ſchon ſo frühzeitig entwickelt hat, daß er, kaum ſechzehn Jahre alt, bereits einigen Ruf als Pianiſt beſitzt. Er iſt bei mir, zum Zwecke des Unterrichts, in Koſt und Wohnung, und kann ich in der That nicht anders, als bei ihm und Weber den eiſernen Fleiß und die raſtloſe Thätigkeit anerkennen, die ſie bei ihrem Studium entwickeln. Mein junger Berliner beſitzt dabei noch eine unglaubliche Auffaſſungsgabe und ein an die Divination ſtreifendes Talent für die Technik der Muſik.“

„Auch iſt er ſchon jetzt ein Partiturſpieler, wie es wenige giebt!“ — ſetzte Carl Maria mit ſchöner Anerkennung der Verdienſte des Freundes hinzu.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und ein junger Mann, faſt noch knabenhaft ausſehend, aber mit Augen voll Geiſt und Feuer, trat ein.

„Lupus in fabula!“ — rief Abbé Vogler. — „Das iſt der junge Mann, von dem ich eben ſprach, mein lieber tüchtiger Schüler, Herr Meyer Beer — oder Meyerbeer, wie ihn die jungen Leute ſcherzweiſe nennen, — aus Berlin.“

Auch Alexander von Duſch trat jetzt ein, und da ſich Papa Vogler gerade in ſehr guter Laune befand, ſo fing man zu muſiciren an und vertiefte ſich dabei ſo ſehr in die holde Muſika, daß der Mittag herankam und man erſt aufhörte, als der alte Diener ſeinen Herrn daran erinnerte, daß es für den Herrn Geiſtlichen Geheimen Rath die höchſte Zeit ſei, ſich in das Schloß zu Großherzoglichen Gnaden zu verfügen.

Weberlin blieb in der Geſellſchaft des jugendlichen genialen Kleeblattes: von Duſch, Carl Maria von Weber und Meyerbeer.

Geniales Leben.

Es iſt eigenthümlich, wie ſchnell ſich Menſchen oft aneinander anſchließen. **Weberlin** war jetzt kaum einige Stunden unter den drei jungen Leuten und ſchon kam es ihm vor, als kenne er **Duſch** und **Meyerbeer** ſo lange wie **Weber**.

Beide waren aber auch in der That charmante junge Männer.

Der junge **Meyer Beer** — oder, wie ihn die Freunde nannten, **Meyerbeer** — war der älteſte Sohn eines großen, an Gaben des Geiſtes wie des äußern Glückes reich geſegneten Handelshauſes. Sein Vater, ſowie ſeine Mutter **Amalia**, geborene **Meyer**, hatten von ihrem, theils ererbten, theils errungenen Reichthum immer den edelſten Gebrauch gemacht, ſowohl durch bedeutende und gewagte Opfer, die ſie ihrem Vaterlande in deſſen größter Bedrängniß brachten, als auch durch wohlthätige Spenden, ja ſelbſt großartige Stiftungen, dann durch ſeltene Gaſtfreiheit, die ihr Haus zum Sammelplatze der vorzüglichſten in Berlin lebenden oder Berlin beſuchenden Künſtler und Schriftſteller machte. In ſolcher Umgebung hatten die ohnehin ſehr ſorgfältig unterrichteten Söhne des Hauſes die beſte und lebendigſte Erziehung, jene des Beiſpiels, erhalten; ihr Sinn wurde ſtets dem Schönen und Edeln, dem Rechtthun wie dem Wohlthun zugewendet; oft wohl gehen ſolche Eindrücke an den Kindern reicher und gebildeter Eltern ohne tiefe und bleibende Nachwirkung vorüber; auch kann die Nähe und das Beiſpiel großer Talente zwar ein Talent wecken und bilden, aber nicht ſchaffen. Hier jedoch hatten ſich die Eltern in der Folge des ſeltenen Glücks zu erfreuen, daß drei ihrer Söhne in drei verſchiedenen Zweigen der Kunſt ſich Ruhm errangen: der älteſte, Meyerbeer, in der muſikaliſchen Kunſt — Michael in der Poeſie und Wilhelm in der Aſtronomie, die den Alten auch eine Kunſt war, und nach welcher ſie die tiefſinnigſte Muſe nannten.

In ſeinem vierten Jahre ſchon ließ Meyerbeer auf bedeutende muſikaliſche Anlagen ſchließen, und es kam nicht ſelten vor, daß er Melodien, welche in den Straßen auf Drehorgeln erklangen, ganz richtig auf dem Clavier nachſpielte. So erhielt er denn bald in der Perſon Lauska's ſeinen erſten Clavierlehrer und machte unter dieſes trefflichen Lehrers Leitung reißende Fortſchritte; in ſeinem ſechsten Jahre ſchon machte er

Aufſehen durch ſeine Fertigkeit, und im neunten wurde er den beſten Pianiſten von Berlin an die Seite geſetzt.

Als einige Zeit darauf Clementi in Berlin war, wurde dieſem der junge Clavierkünſtler vorgeſtellt. Die Vorträge deſſelben flößten ihm einen ſolchen Antheil ein, daß er während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin dem Knaben ſehr emſigen Unterricht ertheilte. Inzwiſchen hatte man Meyerbeer auch bei Zelter Generalbaßſtudien anfangen laſſen; doch ſchreckte den Knaben die etwas rauhe Behandlungsart des Lehrers ab und bedingte den Fleiß nicht in ihm, den ſolche Studien erfordert hätten. Deshalb wurde er denn der Leitung des Kapellmeiſters Bernhard Anſelm Weber übergeben. Leider aber war auch Weber nicht der Mann, der einen Schüler in theoretiſcher, namentlich contrapunktiſcher Beziehung hätte vorwärts bringen können; denn einerſeits war er nicht genug Harmoniker, noch beſaß er andernſeits hinreichendes Lehrtalent. Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß Meyerbeer's tonwiſſenſchaftliche Ausbildung längere Zeit eine nur lückenhafte blieb, und daß er, meiſt auf ſich ſelber angewieſen, gar oft bei ſeinen Arbeiten auf Zweifel und Schwierigkeiten ſtieß. Zur Klarheit über das, woran es bei ihm fehlte, kam er endlich durch folgenden Zufall. Eines Tages brachte er Weber eine Fuge und dieſer, eben ſo ſehr über die Arbeit verwundert, als ſich mit der Idee ſchmeichelnd, doch auch tüchtige Schüler bilden zu können, entſchloß ſich, das vermeintliche Meiſterwerk an ſeinen eigenen Lehrer, den damals als Muſiktheoretiker in ganz Deutſchland berühmten Abt Vogler nach Darmſtadt zur Beurtheilung einzuſenden. Die Antwort bleibt lange aus; endlich aber langt ſie an und Weber ſieht ſich jämmerlich enttäuſcht, als er, ſtatt der gehofften Lobeserhebungen, eine in drei Abſchnitte zerlegte Abhandlung über die Fuge erblickt. Der erſte Theil enthielt in gedrängter Kürze die zur Bildung ſolcher Muſikſtücke erforderlichen Regeln; der zweite mit dem Titel: „Die Fuge des Schülers“, enthielt die Analyſe der Meyerbeer'ſchen Arbeit, welche nach genauer Anſicht als gänzlich mißlungen ſich erwies; der dritte Theil endlich, mit der Ueberſchrift: „Des Meiſters Fuge“, war Vogler's eigene Arbeit, die er, des Knaben Thema untergelegt, beigefügt hatte. Dieſes letztere Stück war ebenfalls ſorgfältig analyſirt und Takt für Takt erklärt und begründet. Durch dieſe Kritik Vogler's fiel, wie geſagt, Meyerbeer die Binde von den Augen; er ſtudirte nun die Zergliederung der beiden Arbeiten und erkannte immer mehr und mehr alles dasjenige, was ihm bisher unter Weber's Führung dunkel und unverſtändlich geblieben war. Dem von Vogler aufgeſtellten Leitfaden folgend, ſchrieb er nun eine andere Fuge und ſendete dieſe wiederum dem Darmſtädter Theoriſten zur Begutachtung ein. Diesmal lautete die Kritik um Vieles günſtiger; ja Vogler lud Meyerbeer in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ein, zu ihm nach Darmſtadt zu kommen, in ſeinem Hauſe zu wohnen und unter ſeiner Leitung die compoſitoriſche Weiterbildung vorzunehmen. Ein ſolcher Antrag war nicht zurückzuweiſen und Meyerbeer erhielt denn auch, wie ganz natürlich, von ſeinem Vater die Erlaubniß zur Reiſe nach Darmſtadt. Hier, im Vogler'ſchen Hauſe, fand er als Studiengenoſſen Carl Maria von Weber und Gänsbacher, mit denen er ſich bald auf's Innigſte befreundete. Nunmehr begann für den fünfzehnjährigen Jüngling ein Zeitraum der emſigſten und wohlgeleitetſten Arbeitſamkeit, welcher zwei Jahre dauerte und während deſſen er ſich in den verſchiedenen Gebieten der Kunſttechnik heimiſch machte.

Und war er denn nicht ſchon — obgleich jetzt erſt ſechzehn Jahre alt und von knabenhafter Zartheit — einer der erſten Partiturſpieler, die es je gegeben hat?

Hätte ihn denn nicht ſchon ſeine wunderbare Fertigkeit als Pianiſt tauſendmal mehr denn hundert Andere befähigt, Kunſtreiſen als Virtuoſe zu unternehmen, die gewiß der ſchönſte Erfolg gekrönt hätte?

Glücklicherweiſe und zum Heile ſeiner höhern Ausbildung hob ihn ſein Reichthum über dieſe Klippen hinweg, ſo daß ſich die herrlichen Schätze, die in ihm lagen, ruhig und gediegen entwickeln konnten. Und hierin war ihm Abbé Vogler ein trefflicher Führer. Mit Entſchiedenheit hielt er den jugendlichen Künſtler dazu an, durch das Studium der hauptſächlichſten Partituren großer Meiſter ſeinem Gedächtniſſe die ganze Eigenthümlichkeit und Technik derſelben einzuprägen. Und wahrlich, der junge Meyerbeer löſte dieſe Aufgabe mit ebenſo ſtaunenswerthem Fleiß, als er die reichinſtrumentirten Werke mit einer wahrhaft prachtvollen Vollſtimmigkeit vom Blatte abzuſpielen wußte.

Aber auch als Componiſt war der junge Mann um jene Zeit ſchon bekannt, da er bereits ſeine vierſtimmigen „geiſtlichen Lieder von Klopſtock“ hatte erſcheinen laſſen, Compoſitionen, die ſelbſt die gediegenſten Muſiker mit Reſpect begrüßten. Und wie ſchön wetteiferten die beiden andern Freunde, Alexander von Duſch und Carl Maria von Weber, mit dem jungen Meyer Beer!

Die Tage wurden meiſt mit muſikaliſchen Uebungen und Arbeiten, die oft in Vogler's Wohnung, auf deſſen gutem Inſtrumente und unter ſeinen Rathſchlägen ausgeführt wurden, zugebracht. Oft begleiteten die jungen Männer auch Vogler, den größten Orgelſpieler der damaligen Zeit, in eine der Kirchen, und niemals, ſo verſicherte Weber oft, hat Vogler ſo unmittelbar in ſeinen Phantaſien und Präludien aus dem Urquell des Schönen getrunken, als wenn er, nur vor ſeinen drei lieben Jüngern, wie er ſie gern nannte, in den Engelſtimmen und Donnerworten der Orgel wirkte. Die Abende verfloſſen faſt alle in ernſtem Verkehr mit Vogler oder bei Hoffmann, wo Vogler oder einer der jungen Muſiker phantaſirte, oder ein gutes Werk durchgenommen, oder auch nur Geſpräche gepflogen wurden. Der alte Meiſter, deſſen ernſtes Geſicht das Lächeln nicht wohl verſtand, verjüngte ſich dann im Kreiſe der bedeutungsvollen Epigonen, deren geiſtige Kraft und deren Talent ihm, dem erfahrenen Menſchen und Künſtlerkenner, vollkommen offenbar war. Er pflegte ſpäter von Carl Maria und Meyerbeer zu ſagen: „O wenn ich hätte von der Welt gehen ſollen, ehe ich dieſe Beiden ausgebildet hatte, welches Weh würde ich empfunden haben! Es ruht etwas in mir, was ich nicht herausrufen konnte, dieſe beiden werden es thun! Was wäre Perugino, was Fra Bartolomeo ohne Rafael!“

Aber die Drei ſchüttelten ſich doch, wie Weber ſagte, den Staub aus dem Pelz, wenn ſie aus der Geſellſchaft des Alten Abends auf die Straße hinaus kamen und „Melodien ſammeln“ gingen, d. h. da Wein tranken, wo man ſang oder Zither oder Harfe ſchwirrte. Vor Soldaten und ihren Mädchen konnte da Carl Maria die Guitarre um den Hals werfen, auf einen Tiſch ſteigen und Schelmenlieder ſingen, daß des Jubels kein Ende war, bis ihn der Tabaksdampf aus der Kneipe jagte. Zum Dank empfing er denn auch vom Volksgeſang manche Anregung in Leben und Melodie. Freilich flog aus dem unſcheinbaren Motive dann meiſt ſpäter ein Werk hervor, dem erſten ſo ähnlich, wie der ſchöne leuchtende Schmetterling der dunkeln Puppe, aus der er ſich entfaltete.

Auch heute ſollte der Mittag und der Abend, nach dem ernſt-künſtleriſchen Verbringen des Vormittags, heiterm Genuſſe gewidmet ſein.

Meyerbeer, deſſen Kaſſe — als die des Sohnes eines reichen Banquiers — immer gefüllt war, lud Weberlin und die beiden Freunde zum Mittageſſen in den Gaſthof zur „Traube" ein; dann war ein Spaziergang in den Beſſunger Herrngarten in Vorſchlag gebracht, während man den Abend in der Künſtlergeſellſchaft zur „Räuberhöhle", in der es meiſtens ſehr luſtig herging, zuzubringen gedachte.

Daß man bei dem Eſſen ſehr heiter war, war natürlich; Weberlin wußte tauſend Späße, und brachte dieſelben auf eine ſo urkomiſche Weiſe vor, daß die drei Anderen gar nicht aus dem Lachen herauskamen.

Aber der einmal angeregte Witz pflanzte ſich auch auf die Straße fort. Carl Maria von Weber beſaß einen kleinen Hund, ein äußerſt nettes wohlgezogenes Thierchen, das ihm Freund Gänsbacher verehrt hatte. Heute nun, auf dem Wege von der „Traube“ zum „Beſſunger Herrngarten“, mußte das Thierchen, wie ſchon oft, die Veranlaſſung zu ausgelaſſenen Streichen geben. Carl Maria hatte es nämlich in ſeinem Humor „Mamſell“ getauft. Gingen nun hübſche ehrſame Bürgerstöchter vor den luſtigen Geſellen her, ſo rief Carl Maria: „Mamſell! Mamſell!“ worauf die Mädchen, die ſich gerufen glaubten, gewiß jedesmal umblickten, ihre hübſchen Geſichtchen den Schälken zeigten und, in Scham doppelt lieblich erröthend, gewahren mußten, daß der Ruf nicht ihnen, ſondern nur dem kleinen zierlichen Thier gegolten.

Aufſehen machte dies freilich genug, denn Darmſtadt war damals eine Stadt von ſtreng militäriſchem Zuſchnitt, wo man an die Fenſter lief, wenn einige Perſonen ohne Uniform und ohne Schritt zu halten durch die Straßen zogen.

Aber das goutirte die jungen Leute gerade um ſo mehr.

So war der Heiterkeit kein Ende und der Nachmittag verfloß in den hübſchen Anlagen mit reißender Schnelle. Der Abend indeß verſprach ja noch mehr; denn gerade weil das Leben in Darmſtadt nach Außen ſo ſcharf und ſteif abgegrenzt war, zog ſich die Luſt und geſellſchaftliche Heiterkeit deſto mehr in kleine Kreiſe zurück.

Ein ſolcher engerer Zirkel aber hatte ſich auch unter den Künſtlern der kleinen Reſidenz gebildet. Einige Muſiker und Maler gaben den Kern ab, Kunſtfreunde hatten ſich angeſchloſſen, und ſo war die Geſellſchaft entſtanden, der die Mitglieder aus Scherz den Namen „Räuberhöhle“ beilegten, weil das Lokal, in dem man zuſammenkam — es war ein geräumiges Zimmer in einem uralten Hauſe — durch Zeit und Tabakrauch ſo ſchwarz war, daß es in der That einer „Räuberhöhle“ glich.

Der nicht unbekannte Darmſtädter Maler Seekatz, ſowie die Maler Sonntag und Stockmann hatten den Raum, ſchon zu ihrer Zeit, in dieſem Sinne mit Räuberſcenen und Waldſtücken geſchmückt. Abenteuerlichere Ausſchmückungen waren im Laufe der Jahre noch hinzugekommen, ſo daß die Wände jetzt mit allen möglichen Carricaturen, alten verroſteten Säbeln und Piſtolen, Jagdflinten ohne Schlöſſer und ähnlichen Dingen behangen und geſchmückt waren, während auf einem alterſchwarzen, mächtiggroßen Büffet von geſchnitztem Eichenholz eine Maſſe altväterlicher Zinnkrüge und ſonderbar geformter Gläſer ſtanden . . . Gefäße, die mitunter ſelbſt aus frühern Jahrhunderten hinaufreichten und gar manchem edeln Zecher bei Stillung ſeines Durſtes ſchon gedient haben mochten.

Uebrigens ging es im Ganzen wenn auch luſtig doch ſolid hier zu.

In dieſe Räume alſo traten jetzt Weberlin, Carl Maria von Weber, Alexander von Duſch und Meyerbeer ein.

Die Geſellſchaft hatte ſich frühzeitig verſammelt, und Kunſt und Wiſſenſchaft wurden, wie immer, mit großer Luſt und Lebendigkeit umgetrieben, als Weber's Freund, Gänzbacher, mit wonneverklärtem Geſicht hereinſtürmte und rief: „Stellt Euch vor, man giebt nächſtens den „Wallenſtein", aber ganz, ſage ganz; welche Freude für mich, der ich ihn immer nur habe mit beſchnittenen Flügeln ſchweben ſehen; wie wird er ſich jetzt erheben, der königliche Max."

„Aber ſage mir," — wandte er ſich zu Weber — „wie kann eine Direction ſo dumm ſein, das nicht gleich von jeher gethan zu haben?"

Carl Maria zuckte mit den Achſeln, dann ſagte er: — „Schauſpieler und Direction will den Effect, das Publikum will das Ganze. Aber nur durch das Hervorbringen des Erſtern wird es erſt zum Verlangen nach Letzterm geleitet. Es iſt das bekannt. So ging es mit Schiller's Werken, ſo wird es mit Shakſpeare gehen."

„Aber“ — meinte Gänzbacher — „das iſt ja eine ganz verkehrte Procedur; ich dächte, daß erſt aus dem Ganzen der Haupt- und Totaleffect hervorträte.“

„Allerdings,“ — verſetzte Weberlin — „ſobald Sie die vollkommen erfüllte Intention des Dichters die Haupt- und Totalwirkung nennen.“

„Wie verſtehe ich das?“

„Erſt ſchafft der Dichter ſein Werk,“ — fuhr Weberlin fort — „er verknüpft es mit all den unſichtbaren Fäden, deren Enden an die tiefſtliegenden Grundurſachen gefeſſelt ſind. So erhält ſein Gedicht oft eine Ausdehnung, welche die, durch Gewohnheit zur Norm gewordene, Zeitdauer einer dramatiſchen Vorſtellung bei weitem überſchreitet. Ein mit geſundem Ueberblicke ausgerüſteter Director nimmt daher das Buch zur Hand, und fängt an, den Wald zu ſichten und zu lichten . . .“

„Und verdirbt das Ganze!“

„Er vertilgt dabei gewiß viel Treffliches und nach der Ueberzeugung des Dichters Nothwendiges; was es aber deſſenungeachtet keinesweges iſt, nämlich inſofern das Ganze noch anſchaulich und zuſammenhängend in ſeinen Theilen bleibt, und nur die vom Dichter ausgeſprochenen und ausgeführten feinſten, innern organiſchen und motivirenden Theilchen dem Gefühle des Zuſchauers zu ergänzen überlaſſen bleiben.“

„Geſetzt, ſo ſei es, was dann?“

„Es ergreift den Zuſchauer. Er will mit ſich allein den Genuß wiederholen. Er will feſthalten an den einzelnen Momenten, zurückrufen, was ihn im Anſchauen ergriffen hat. Er lieſt das Werk ungekürzt. Er iſt entzückt, das, was er — es ſich im Geiſte wiederholend — dazu gefühlt hatte, hier nun auch deutlich ausgeſprochen zu finden; und wie viel herrlicher, als er ſich es denken konnte, in welcher vollendeten, wohlthuenden Form.“

„Nun erſt beſitzt er den Dichter. Nun aber will er das Werk auch ganz ſo dargeſtellt haben, wie es der Genius des Dichters geſchaffen. Nun iſt ihm dasjenige Lücke, was es vorher nicht war. Nun erſcheint ihm das Verſtümmelung, was nur nothwendiges Zuſammendrängen iſt. Nun hält er es aber auch aus, länger als es in der ſonſt gewohnten Zeit ihm möglich ſchien. Er hat einen bekannten Garten vor ſich, es erwartet ihn bei jedem Schritte eine liebliche Blume, er freut ſich im voraus auf die ſchöne Ausſicht, die ſich jetzt urplötzlich eröffnen wird. Er kennt ſie ſchon, und doch überraſcht ſie ihn jedes Mal, weil er wohl weiß, wie überraſchend ſie herbeigeführt wird. Das erſte Mal wollte er wiſſen, wo er ſei, ob in einem Garten oder in einem Labyrinthe, und erſt nachdem er das Ganze durchlaufen hat, überſieht er es und weiß, was man ihm bietet.“

„Ja!“ — rief Gänzbacher lächelnd — „aber wer heißt ihn auch laufen? Warum geht er nicht gleich Anfangs ruhig und beſieht ſich Alles ordentlich? Das iſt ja eben das Unglück, daß die Leute ſo mit den Sieben-Meilen-Stiefeln auf Reiſen in die Kunſt und in's Theater gehen.“

„Alle Gleichniſſe hinken!“ — rief hier von Duſch. — „Aber kannſt Du mir leugnen, daß die gewöhnlich angenommene Zeitdauer und Länge eines Stückes nicht ſehr tief in der Natur des Zuſchauers begründet ſei? Wie denn überhaupt alle Maße und Grenzpunkte, die ſich endlich durch unwillkürlich unbewußt ſtill einwirkende Gewalt zum Geſetze erhoben haben. Sage mir, ob Du länger als drei Stunden im Stande biſt, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit dem Gange und der Entwickelung eines dramatiſchen Werkes zu folgen? Ob Dich nicht die Ungeduld, den Gang der Handlung zu erſpähen, der ruhigen Theilnahme zur Auffaſſung der einzelnen, ſie leitenden und herbeiführenden Schönheiten beraubt? Unterbrich mich nicht und wende mir etwa ein, daß, wenn dieſes allein der Hauptzweck wäre, man ja jedes Stuck nur einmal zu ſehen brauche und es nach dem Ende der erſten Vorſtellung ſein Intereſſe verloren habe, da man ja nun einmal wiſſe, wie die Sache gehe.“

„Allerdings iſt dies keineswegs der Hauptzweck, aber auch wehe dem dramatiſchen Producte, dem dieſes Intereſſe an der Handlung ſelbſt fehlt.“

„Dabei braucht freilich das trockene Factum nicht von ſo ſchrecklicher Wichtigkeit zu ſein, daß man zum Beiſpiel darüber erſchräke und erſtaunte, wenn man es auch blos als einen dreizeiligen Zeitungsartikel läſe: Nein, wie und durch welche Art und Mittel es ſo und nicht anders auf das innere Leben und die daraus entſpringenden Handlungen der uns vor's Auge geführten Charaktere und Gemüthsbildungen einwirke, und ſo die Handlung des Lebens, mit Einem Worte, das Leben ſelbſt, ſich uns vorſpiegele, dadurch erfüllt das Werk und der Dichter die Forderungen des Zuſchauers an ſeine dramatiſche Kunſt. Und wenn es nicht bei jeder Wiederholung, wo wir doch ſchon genau wiſſen, was geſchieht, uns nicht eben ſo wieder ſpannt und nach und nach erregt, als das erſte Mal, ſo haben die Mittel ihren Zweck verfehlt; dann iſt es vielleicht ein Knall- und Effectſtück, aber ohne innere Wahrheit und darum ohne dauerndes Leben.“

„Nun bin ich neugierig“ — fiel hier Meyerbeer ein — „wie Du das auf dramatiſche Muſik anwenden willſt, und wer da Recht behalten ſoll, das Handelnde oder der Stillſtand der Leidenſchaft als eigentlicher Vorwurf der Muſik. Stillſtand nenne ich nämlich, — vielleicht uneigentlich, aber nur als Gegenſatz zu dem Fortſchreiten im Handeln — das Feſthalten eines leidenſchaftlichen Momentes.“

„Du haſt ſie ausgeſprochen, die große Klippe aller Opern und deren Erzeuger“ — rief hier Weber. — „Wie ſchwer wird es Letzterm, zu beweiſen, ob er im Stande war, ein großes Gebilde, das wir bleibend in's Herz aufnehmen, zu erſchaffen, oder ob er, nur von unſtät wandelnden Geiſtesblitzen zuſammengeſetzt, uns Einzelnes liebgewinnen und das Ganze darüber vergeſſen ließ. In keiner Art von Kunſtwerken iſt dieſes ſchwieriger zu vermeiden, und daher auch häufiger vorhanden, als in der Oper. Hier iſt der Wendepunkt zwiſchen dem Drama und ihr. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich von der Oper ſpreche, die der Deutſche will. Ein in ſich abgeſchloſſenes Kunſtwerk, wo alle Theile und Beiträge der verwandten und benutzten Künſte in einander ſchmelzend verſchwinden und, auf gewiſſe Weiſe untergehend, eine neue Welt bilden. Meiſtens entſcheiden einzelne liebgewonnene Muſikſtücke den Beifall für's Ganze. Selten verſchwinden die im Augenblicke des Hörens freundlich anregenden Theile im großen Allgefühle, am Schluſſe, wie es eigentlich ſein ſollte; denn erſt muß man die ganze Geſtalt lieb gewinnen, dann, bei näherer Vertraulichkeit, erfreue man ſich der Schönheit der einzelnen Stücke, aus denen ſie beſteht. Die Natur und das innere Weſen der Oper, aus Ganzen im Ganzen beſtehend, gebiert dieſe große Schwierigkeit, die nur den Heroen der Kunſt zu überwinden gelang. Jedes Muſikſtück erſcheint durch den ihm zukommenden Bau als ein ſelbſtſtändig organiſch in ſich abgeſchloſſenes Weſen, und doch ſoll es, als Theil des Gebäudes, verſchwinden in der Anſchauung deſſelben; dabei kann und ſoll es (das Enſembleſtück vornehmlich), verſchiedene Außenſeiten zugleich zeigend, ein vielfältiger, auf einen Blick zu überſehender Januskopf ſein. Hierin liegt — meiner Meinung nach — das große, tiefe Geheimniß der Muſik, das ſich wohl fühlen, aber nicht ausſprechen läßt. Das Wogen und die widerſtrebenden Naturen des Zornes, der Liebe, des wonnigen Schmerzes, wo Salamander und Sylphen, ſich umarmend, in einander fließen, ſind hier vereint. Mit Einem Worte, was die Liebe den Menſchen, iſt die Muſik den Künſten und den Menſchen, denn ſie iſt ja wahrlich die Liebe ſelbſt; die reinſte ätheriſchſte Sprache der Leidenſchaft, tauſendſeitig, allen Farbenwechſel derſelben in allen Gefühlsarten enthaltend, und doch nur einmal wahr, doch von tauſend verſchieden fühlenden Menſchen gleichzeitig zu verſtehen."

„Und" — ergänzte Meyerbeer — „dieſe Wahrheit der muſikaliſchen Rede, erſcheine ſie auch unter welcher neuen ungewöhnlichen Form ſie wolle, behauptet doch endlich ſiegend ihre Rechte, ... deß bin ich gewiß!"

„So iſt es!“ — ſagte Carl Maria, das Wort wieder ergreifend. — „Die Schickſale aller Epochen ſchaffender oder bezeichnender Kunſtwerke beweiſen dieſes hinlänglich und häufig. Es konnte wohl z. B. nichts fremdartiger ſcheinen, als Gluck's Schöpfungen in jener Zeit, wo die italieniſchen wollüſtigen Tonmeere alle Gemüther überſchwemmt und verweichlicht hatten.“

„Wir ſind jetzt zwar auf ganz andere Weiſe, aber vielleicht noch gefährlicher daran, in gewiſſen Kunſtirrthümern unterzugehen!“ — meinte Alexander von Duſch.

„Die allwirkenden Zeitumſtände haben freilich nur die Extreme, Tod und Luſt, als Herrſcher aufgeworfen!“ — ſagte Weber. — „Niedergedrückt von den Gräueln des Krieges, vertraut geworden mit allem Elende — wie ich das ſelbſt erlebt —, ſucht man jetzt nur Erheiterung in den gröblichſt aufreizenden Kunſtlüſten. Das Theater ward zum Guckkaſten, in dem man — gemächlich die ſchöne beglückende Gemüthsunruhe beim wahren Genuſſe eines Kunſtwerkes ängſtlich vermeidend — eine Scenenreihe vor ſich abhaſpeln läßt, zufrieden, durch Späße und Melodien gekitzelt worden zu ſein, oder geblendet durch Maſchinenunfug ohne Zweck und Sinn. Gewohnt, im Leben täglich frappirt zu werden, thut auch hier nur das Frappante Wirkung. Einer ſtufenweiſen Entwickelung der Leidenſchaft, einer geiſtreich herbeigeführten Steigerung aller Intereſſen zu folgen, heißt anſpannend langweilig und in Folge der Aufmerkſamkeit — unverſtändlich!“

„Aber!“ — rief hier der junge Meyerbeer — „wie ſelten bringt auch der Hörer jene ruhige unbefangene Stimmung mit, die, jeder Art des Eindrucks empfänglich, die Seele dem behandelten Stoffe wohl erſchließen, aber doch ſorgfältig vor beſtimmter Meinung oder Richtung des Gefühls bewahren ſoll!“

Duſch lächelte, dann ſagte er: „So wie die engliſche Nationalſchuld ſteigt durch einzelne übermäßige Kraftanſtrengung, ſo ſteigen auch die muſikaliſchen Anleihen und Forderungen an die Kräfte und Mittel der Kunſt ſo unmäßig, daß ſie, obwohl ſie auch nur ſelbſt ſchuldig, doch bald mit einem totalen Banquerotte endigen müſſen.“

„Ja! ja!“ — rief Weber in ſchöner Erregung — „der muſikaliſche Reichthum, den die neueſte Cultur der Inſtrumentalmuſik hervorbrachte, wird auf's Sträflichſte gemißbraucht. Der Luxus des Harmonienwechſels und der Ueberfülle der Inſtrumentation bei den geringfügigſten, anſpruchloſeſten Dingen iſt auf's Höchſte geſtiegen. Hab' ich etwa nicht Recht? Poſaunen ſind eine gewöhnliche Würze, ohne vier Hörner kann ſich ſchon gar kein Menſch mehr behelfen, und ſo wie die Franzoſen ihre Gouts bis zur gaumenzerfleiſchenden Luſt immer höher und höher potenzirten, ſo haben ſie im gleichen Schwindel, die Ohren für's Gefühl und das Gefühl für die Ohren nehmend, mit ihrer durch und durch revolutionären Sprudelnatur auch die Muſik hinaufgewirbelt; Klarheit und Einfachheit ſchlachtend, wie ſonſt die Freiheit der Völker, ſo jetzt die der Harmonie, und luſtig hüpfenden Fußes über die blutrünſtig geſtachelten Verhältniſſe des Schönen und Reinen hinwegraſend!!"

„Halt!" — rief hier Meyerbeer — „der Eifer führt Dich zu weit, wenn Du einmal anfängſt, mit Deiner Flammenſchrift zu zeichnen; und Du vergißt, daß, wenn Spontini, auf den Du unſtreitig hindeuteſt, von Mozart's Tiefe und romantiſchem Schwunge mehr betäubt als geleitet, von Gluck's höchſtmöglichſt geſtellter Declamationstreue und Stärke verleitet, und von den abgeſtumpften Gefühlsnerven ſeiner Hörer zu ſtärkern Reizmitteln gezwungen, uns alſo jedes Wort mit Harmoniengold und Inſtrumentalkraft unterſtrich, alle mögliche künſtliche Verwebungen bis zum Bizarren bunt mengte, — doch von dem großen Genius beſeelt, aus einem eigenthümlichen Guſſe ſeine Werke ſchuf, und es Etwas iſt, das da ſteht, das ihm gehört, und wenn gleich vielleicht nicht ewig lebend, da ihm der allein Dauer gebende Stempel der Claſſicität fehlt, — doch immer höchſt merkwürdig in der Kunſt bleiben wird, als die ſeltſamſte Verkörperung des Romantiſchen mit dem Witzig-Treuen, Geregelten.“

„Freund!“ — rief hier Weber — „ich fürchte, Du neigſt Dich nur allzuſehr auf die Seite der Italiener. Nichts iſt aber augenblicklich ſchädlicher einwirkend, als der aus Süden ganz neu herüberwehende Sirokkowind, deſſen Gluth indeſſen bald ausbrennen wird; denn wenn auch der Tarantelſtich die Leute zum Tanzen bringt, ſo ſinken ſie doch bald erſchöpft nieder.“

In gleichem Augenblicke ſprang Weber auf, eilte an das alte Clavier, das an der hinteren Wand des Zimmers ſtand, und fiel mit einer Tarantella in raſendem Tempo ein.

Mit taſchenſpieleriſcher Fertigkeit hatte Duſch einen braunen Mantel — den er wegen der Kühle der Nacht mitgenommen — umgeworfen, zur Kapuze den Kragen geſtaltet, und unterbrach nun den Jubel, von einem Stuhle herab auf die Verſammelten donnernd:

„Heiſa, Juchheiſa! Dudeldumdei!
Das geht ja toll her, bin nicht dabei.
Iſt das eine Art Componiſten?
Seid ihr Türken, ſeid ihr noch Melodiſten?
Treibt man ſo mit der Tonkunſt Spott,
Als hätte der alte Muſengott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt jetzt die Zeit der Orcheſterplagen,
Mit Pickelflöten und Trommelſchlagen?
Was ſteht ihr hier und legt die Händ' in den Schooß?
Die Kriegsfurie iſt in den Tönen los.

Das Bollwerk des reinen Sangs iſt gefallen,
Italien iſt in des Feindes Krallen,
Weil der Componiſt lieſt im Bequemen,
Höhnt die Natur, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Knall, als den Schall,
Pflegt lieber die Narrheit, als Wahrheit,
Hetzt die Hörer lieber toll im Gehirn,
Hat das Honorar lieber als honorir'n.
Die Kunſtfreunde trauern in Sack und Aſche,
Der Director füllt ſich nur die Taſche.
Der Contrapunkt iſt worden zu einem Kunterbunt,
Die Lernenden ſind ausgelaſſene Lärmende.
Die Melodien ſind verwandelt in Maladien,
Und allen geſegneten claſſ'ſchen Genuß
Verkehrt man uns in Knallfidibus.
Woher kommt das? das will ich euch verkünden:
Das ſchreibt ſich her von den vielen Applaudir-Sünden,
Von dem Geſchrei und Bravogeben,
Dem jetzt die Publikaner leben,
Wenn freche Paſſag' macht den Magnetſtein,
Der den Applaus zieht in die Oper nein.
Auf den Laufer, gut oder übel,
Folgt das Gepatſch, wie die Thrän' auf die Zwiebel,
Hinter dem Eſel kommt gleich der Schwanz,
Das iſt 'ne alte Kunſtobſervanz.
Es iſt ein Gebot, Du ſollſt den alten
Und reinen Satz nicht unnütz halten,
Und wo hört man ihn blasphemiren,
Als jetzt in den allerneuſten Tonquartieren?
Wenn man für jede Octav und Quint,
Die man in euren Partituren find't,
Die Glocken müßt' läuten im Lande umher,
Es wäre bald kein Glöckner zu finden mehr;
Und wenn Euch für jeden falſchen Accent,
Der aus eurer ungewaſchenen Feder rennt,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,

Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick, als Abſalon's Zopf.
Der Gluck ſchrieb doch auch wohl noch mit Effect,
Der Mozart hat auch, glaub' ich, Neues geheckt,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſo unwiſſende Kerle geweſen?
Braucht man die Dint' doch, ich ſollte meinen,
Nicht größern Aufwand zu reinen Sätzen
Als zu unreinen Gemeinplätzen.
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt, du ſollſt nicht ſtehlen;
Ja das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt Alles offen fort,
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt die Not' nicht ſicher in der Zeil',
Find't die Melodie und der Baß kein Heil,
Ihr ſchießt mit deutſchem und fränkiſchem Pfeil.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote!
Begnügt euch mit eurem Klappenbrote.
Aber wie ſoll man die Schreiber faſſen,
Kommt doch das Aergerniß aus den Maſſen.
Wie das Publikum, ſo das Haupt,
Weiß doch niemand, an was das glaubt.

„Halt“ — rief Weber —

Uns Componiſten mag der Herr ſchimpfen
Das Publikum ſoll er uns nicht verunglimpfen.*)

Alles lachte laut auf. Duſch ſprang von dem Stuhle herab, den reichſten Beifall für dieſe gelungene und koſtbare Improviſation zu ernten. Weberlin aber umarmte den Improviſator entzückt, indem er rief: — „Bei allen neun Muſen, Herr, ſie ſind ein geborener Komiker!“

---

*) Nach C. M. v. Weber's eigenem Entwurf zum „Künſtlerleben“. Hinterlaſſene Schriften, I, 48 u. f.

„Ihr Talent hat mich angeſteckt!“ — entgegnete Duſch heiter.

„Und geht es immer hier ſo luſtig zu?“ — frug der Baßbuffo.

„Wenn die ernſte und ſtrenge Arbeit, . . . wenn die Studien vorüber ſind,“ — ſagte Carl Maria — „ſo kommt's wohl vor, daß das luſtige Kleeblatt: Duſch, Meyerbeer und Weber, ſolche und ähnliche Teufelsſtreiche macht. Wie, um des Himmels Willen, ſollte man denn ſonſt auch die pedantiſche Langeweile des Darmſtädter Lebens überwinden?“

Man blieb noch lange in der „Räuberhöhle“; Luſt und Jugendmuth ſchäumten keck auf; aber . . . ſie überſchritten die Schranken des vernünftig und ſittlich Erlaubten nicht.

Reiſeluſt.

Monate ernſten Studiums und angeſtrengter Arbeit waren auf den Beſuch Weberlin's gefolgt. Papa Vogler zeigte ſich entzückt über die Fortſchritte ſeiner Zöglinge, namentlich aber über die immer glänzendere muſikaliſche Entwickelung Meyerbeer's und Weber's.

Aber das faſt übermäßige Arbeiten hatte die zarte Geſundheit des jungen Jacob Meyer Beer oder Giacomo Meyerbeer — Weber und Duſch hatten in ſcherzhafter Anſpielung auf des jungen Freundes Hinneigung zur italieniſchen Muſik den deutſchen Jakob in den italieniſchen Giacomo verwandelt — ſo ſtark angegriffen, daß, wie Carl Maria ſagte: „der Staub einmal wieder aus dem Pelz geſchüttelt werden mußte,“ — ein Ausſpruch, den diesmal auch der Arzt beſtätigte, indem er zu einer kleinen Reiſe rieth.

Giacomo ſchrieb nach Hauſe, und — glücklich wer einen reichen und ſplendiden Mann zum Vater hat —

Papa Beer ſchickte einen flotten Wechſel mit dem Bemerken: wenn es dem Sohne Freude mache, möge er ſeinen Freund Weber als Reiſegefährte mitnehmen, es gereiche dies der Mutter ohnedem zur Beruhigung.

Mit Jubel wurde dieſe Nachricht Carl Maria eröffnet und mit Jubel von demſelben aufgenommen, da eigene Mittel eine Betheiligung nicht erlaubt und Weber ſich ſonſt — da ſich auch Alexander von Duſch, natürlich auf ſeine Rechnung, anſchloß, — zu einer traurigen Vereinſamung für die Dauer jener Reiſe verurtheilt geſehen hätte.

Die Gemeinſamkeit der Reiſe war alſo feſtgeſtellt und nun galt es im großen Rathe der Drei, das „wohin" zu beſtimmen.

Frankfurt, Aſchaffenburg und die Pfalz kamen in Vorſchlag; indeß ſiegte die letztere, da bei der Rückkehr über Heidelberg ein zu machender Beſuch auf Stift Neuburg bei der liebenswürdigen, Weber ſo ſehr befreundeten Familie Hout den Ausſchlag gab.

So flogen denn die drei jungen Falken, den Himmel im Herzen, aus; . . . das langweilige Darmſtadt hinter ſich laſſend, der lieblichen, göttlich ſchönen Pfalz entgegen!

„Da lieget ausgebreitet in ſtets verjüngter Pracht:
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,

Das findeſt Du hier Alles in Fülle ausgeſtreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber ſchwebt die Sonne in ihrem hellſten Glanz.
Die luſt'gen Rebenhügel, der Aehrenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der ſchaffenden Natur.
Wo findet ſich auf Erden ſo heimlich trauter Ort?
Wo klingt ſo ſüß zum Herzen das biedre deutſche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo iſt zu Nutz und Wonne geſchmückt Berg und Thal?
Wo fügt ſich alles Schöne zum lieblichſten Verein?
Sag' an des Landes Namen!" — „Das iſt die Pfalz
am Rhein!"

Und welchem deutſchen Manne jauchzt das Herz nicht auf, wenn er die Pfalz betritt? Wer ſtimmt dann nicht dem Jubelhymnus zu: „Sei mir gegrüßt, du Land mit dem milden blauen Himmel, der ſo freundlich über dir ſich wölbt, zwar biſt du nur ein kleiner Fleck der Erde, aber ausgezeichnet vor vielen; noch nicht genugſam gekannt, aber werth, gekannt zu ſein von Allen. Hat auch die Hand des Schöpfers dir nicht himmelanſtrebende Berge geſchenkt, deren Schneehäupter dem wärmenden Strahle der Sonne trotzen, — durchfurchen dich auch nicht mächtige Ströme, die mit donnerndem Brauſen von Fels zu Fels ſich ſtürzen: ſo ſind dafür ſanftere Reize über dich ergoſſen! Auf deinen Hügeln kocht die Sonne in Ueberfluß der Traube edles Blut, und klare Bäche durchrieſeln plätſchernd deine Thäler und befruchten deine Gefilde. Wenn der Frühling im bunten Blüthenkleide über deine Fluren dahin geht und lächelnd ſein Füllhorn ausleert; wenn aus tauſend und tauſend Blumenkelchen ſüßer Opferduft gen Himmel ſteigt; wenn die Amſel im grünen Hage liebend lockt und ſchlägt: dann darfſt du kühn mit um die Palme ringen!"

Es iſt eine uralte Sage, die leiſe durch die Jahrtauſende hindurchklingt — die Forſchungen der Wiſſenſchaft erheben ſie zur Wahrheit —, daß vormals das ganze Rheinthal bis gen Bingen hinab einen ungeheuern See gebildet habe. Wann der gefeſſelte Strom ſeine Befreiung vollbracht und durch den Felſenwall einen Durchgang ſich gebahnt, das liegt in der Nacht der Zeiten begraben. Als aber die Gewäſſer ſich verliefen, da tauchte zu beiden Seiten des Strombettes ein üppiges, mit unerſchöpflicher Fruchtbarkeit geſchwängertes Land empor. Welcherlei Menſchengeſchlecht es zuerſt in Beſitz genommen und bebaut, wer vermöchte das zu erkunden? Der Mund der Geſchichte bleibt ſtumm auf ſolche Fragen, und Träume ſind nicht Gewißheit.

An den ſilberglänzenden Rhein ſich anlehnend, deſſen Kind ihre ſchönſten Gaue ſind, bietet ſich hier dem Auge eine weite blühende Ebene, die in ſanft anſchwellenden, rebenreichen Hügeln aufſteigt; dort das mit allen Reizen der Natur geſchmückte Haardtgebirge; hier erhebt der Donnersberg kühn ſein Haupt in die Wolken und blickt als Herrſcher ſtolz auf die unter ihm liegenden Gaue herab: in Weſten reiht ſich, beſchattet von duftenden

Wäldern, Berg an Berg, mit ſichtbaren Spuren des gewaltigen Kampfes, der zwiſchen Feuer und Waſſer vor undenklichen Tagen hier ſtattgefunden; aber fruchtbare Hochebenen, lachende Thalgründe, durchſtrömt von friſchen Quellen, mildern das Rauhe und Wilde dieſes Gebirges. Und warum ſollte ich ſchweigen von den Schätzen, welche die Pfalz reichlich für den Verkehr des Lebens ſpendet? Noch iſt die Goldquelle des Rheines nicht verſiegt, und manches funkelnde Goldſtück ſpricht ſtolz: „So glänzen die Ufer des Rheines!“ Und wenn auch die reichen Silberſchachte, die in ältern Zeiten befahren wurden, jetzt verlaſſen liegen, ſo mag doch immer noch mancher Berg edle Silbererze in ſeinem Innern verſchloſſen halten, die nur auf den beſchwörenden Mund harren, der ſie aus der Haft der tückiſchen Berggeiſter erlöſt. In die Tiefe fährt der Bergmann hinab und fördert des Queckſilbers räthſelhaftes Metall, das unentbehrliche Eiſen, die feuerſtrömende, den Verkehr und Gewerbfleiß mächtig hebende Steinkohle aus ihren unerſchöpflichen Lagern in Menge zu Tag. An nutzbarem Geſtein iſt Ueberfluß, ſelbſt edlere Steine entdecken ſich dem Auge des forſchenden Naturfreundes. Ceres und Bacchus haben ihre nährenden und das Menſchenherz erfreuenden Gaben in reicher Fülle über das Land ausgeſchüttet. Feld und Wald nähren des Wildes viel zu des Waidmanns Luſt. Heerden von Rindern und Schaſen, auch edle Roſſe, zeigen des „Weſtrichs“ Berge und Thäler. Und möchteſt du noch zweifeln an dem Reichthum des Landes, ſo blicke hin auf die Menge blühender Städte und ſtadtähnlicher Dörfer, die ein biederes Volk bewohnt; blick' auf die ſorgſam und klug gepflegten Felder, die ſich in Ebenen, in Thälern, über Hügel und an Bergeshalden hinziehen, und gern wirſt du geſtehen: „Gottes Güte waltet über dieſen Gauen!“

„Ja! . . .

In jenen wundervollen heil'gen Räumen,
Wo ewig friſch die Lebensquellen ſchäumen,
Und Welten ſchaffend Gottes Odem weht,
Da, eh' die Zeit in's Daſein war gerufen,
Entſchlummert einſt ein Engel an den Stufen
Des Srahlenthrones von Gottes Majeſtät.

Ein gold'ner Traum entzückte ſeine Seele,
Ihm war, als ob der Himmel ſich vermähle
Mit ſeiner Erde; lächelnd ſank die Braut
An ſeine Bruſt in brünſtiger Erwarmung,
Und aus der liebeglühenden Umarmung
Erblüht ein Bild, von Wundern überthaut.

Er ſchlug die Augen auf und ſah hernieder,
Da ſtand ſein Traum in hellen Farben wieder
Vor ſeinem Blick; er lächelt mild und ſinnt.
Sanft an des Rheines Ufer hingegoſſen
Sieht er die Pfalz von Herrlichkeit umfloſſen,
Des Himmels und der Erde holdes Kind.“

Und etwas von himmliſcher Luſt verſpürten auch Giacomo Meyerbeer, Carl Maria von Weber und Alexander von Dusch, als ſie ſich nun inmitten der Pfalz, am freundlichen Haardtgebirge befanden.

Es war ihnen wie jungen Adlern, die, dem Neſte entflogen, die Schwingen mit voller aufjauchzender Lebensluſt ſchlagend, der Sonne entgegeneilen und der göttlich ſchönen Freiheit hoch oben in den blauen Lüften.

Ihr Herz dehnte ſich, ihre Seele ward weiter und größer, und das Bewußtſein: den hohen Genuß dieſer Reiſe redlich durch vorhergehenden Fleiß und Anſtrengung verdient zu haben, gab ihrem ganzen Weſen und Sein etwas ſo freudig Gehobenes, wie ſie es nie vorher gekannt.

Muſik iſt die Kunſt, das Schöne in Tönen darzuſtellen, darum muß auch der Muſiker das Schöne ſtudiren und in ſich aufnehmen, wo und wenn er kann: wer ein bedeutender Muſiker werden will, der muß zugleich Dichter und Maler ſein.

Durch den Laut kommt die Seele als thätiges Leben zur ſinnlichen Erſcheinung; ſie tritt hervor in jenen Zuſtand der Berührung mit der Außenwelt, den wir Empfindung nennen. Aber nicht blos zur Erregung der Affecte und Leidenſchaften beſtimmt, ſoll die Muſik vielmehr auch das äußere Daſein der Seele in den Empfindungen zur Geſetzmäßigkeit und höchſten Ordnung erheben.

Wo aber könnte der Menſch — alſo auch der Muſiker — die höchſte, die ſchönſte, die vollkommenſte Geſetzmäßigkeit und Ordnung beſſer ſtudiren, als in der weiten Welt, als in Gottes herrlicher, von der reinſten Schönheit und den weiſeſten Geſetzen getragenen Natur?

Es muß ſich außerdem — wenn der Tonkünſtler Treffliches leiſten, wenn er die Herzen der Menſchen erfaſſen und hinreißen will — zwiſchen den mathematiſchen Tonverhältniſſen und den Fibern ſeines Herzens eine geheimnißvolle, eine wunderbare Sympathie offenbaren, damit die Tonkunſt ein reichhaltiges Organ zu bildender Abſchilderung menſchlicher Empfindungen werde.

Darum aber muß der Muſiker auch hinaus in die Welt, muß Menſchen ſehen und kennen lernen, muß ſie aufſuchen in allen ihren Verhältniſſen, erfaſſen in allen ihren Leidenſchaften, in Freud' und Leid, im Palaſt und in der Hütte, in dem Zwang ſtädtiſcher Cultur und in der Freiheit des Landlebens.

Und muß er nicht der Natur ihre Töne ablauſchen? Den Frieden ihrer Paradieſe, das Toben ihrer Stürme, des Ungewitters furchtbare Erſcheinung, der Wüſte erhabene Ruhe, des Waldes himmliſches Uniſono?

Die Muſik iſt ja die Kunſt, die uns alle Bewegungen des Gemüthes, unkörperlich — in goldene Wolken luftiger Harmonien eingekleidet — über unſerm Haupte zeigt, eben, weil ſie jene Allſprache der Natur redet. Darum auch klingt ſie Jedem, der ſie hört, bekannt und heimiſch; darum fühlen wir uns bei ihren Harmonien in unſere Heimath verſetzt; alles Liebe und Gute, alles Große und Schöne, Zukunft und Vergangenheit, Hoffnung und Sehnſucht regen ſich in uns. Die Töne umfließen wie in ſanftem Mondlicht unſer Herz mit Kräften ohne Körper, die die Thätigkeit unſerer Seele ſo gewaltig ſteigern und erhöhen, daß ſie dem eigenen Pulsſchlage, dem eigenen geheimnißvollen Leben lauſcht, und mit unſern tiefheraufgewählten Gefühlen, Hoffnungen, Erinnerungen und Sehnſuchtsgebilden wie in ſüßen bezaubernden Träumen ſpielt.

Darum auch fühlten ſich die drei jungen Künſtler jetzt ſo unendlich glücklich: zu dem Gefühl der verdienten Erholung, zu dem Bewußtſein der Freiheit, zu der, faſt in jedem Menſchenherzen ruhenden Luſt des Reiſens geſellte ſich die ſelige Empfindung, der göttlichen Natur am warmen ſchwellenden Buſen zu liegen.

Weber hatte ſeine Guitarre mitgenommen, die ihm, an einem grünen Bande befeſtigt, romantiſch über die Achſel hing. Meyerbeer und von Duſch trugen Ränzchen, angefüllt mit dem Wenigen, was man auf der Reiſe nöthig hatte. Unterwegs ward oft gewechſelt, im Gehen oder wenn man an einem ſchönen Punkte lagerte, geſpielt und geſungen. Am luſtigſten aber ging es wohl Abends zu, wenn man auf einem Bauernörtchen zum Uebernachten eingekehrt war. Dann lockten die muntern Weiſen des Spieles und des Geſanges Burſche und Dirnen herbei, und Alt und Jung lauſchten mit offenem Munde, bis Carl Maria oder Giacomo zu einer Tanzmelodie überging und ſich das junge Volk unter Jauchzen zu drehen anfing, wobei natürlich, unter abwechſelndem Spiel, das geniale Kleeblatt ſich die friſcheſten Dirnen zum Tanze holte. — — —

Sie befanden ſich jetzt in einem der ſchönſten und geſegnetſten Thale der Pfalz . . . ja der weiten Welt!

Ein ſüdlicher Himmel ſchwebte über dem wonnereichen vom Haardtgebirge prächtig begränzten Hügellande.

Mit Entzücken ruht das Auge der jungen Männer auf den ſchön geformten, in anmuthigen Gruppen hingelagerten Hügeln, hinter denen hohe, mit dichtem Wald bedeckte Berge ſich erhoben. Herrliche Kaſtanienwälder wechſeln ab mit wohlgepflegten Rebenpflanzungen, und zahlreiche Dörfer, deren Aeußeres ſchon den Wohlſtand der Bewohner verkündet, ſchimmern hervor aus den ſie beſchattenden Obſthainen. Kein Wunder, daß auch der Menſch hier, wo ihn Alles um ihn her anlächelt, und die Natur ſeinen Bemühungen auf halbem Wege entgegenkommt, regſamern und aufgewecktern Geiſtes iſt, als da, wo ein undankbarer Boden ſein ganzes Sinnen auf die Erde gerichtet hält. Unverwüſtliche Heiterkeit und edle Freimüthigkeit iſt das beneidenswerthe Erbtheil des Bewohners der Haardt, in deſſen Beſitz er ſich, ſelbſt beim Genuſſe eines nicht glänzenden Lebenslooſes, zu behaupten weiß.

Wer einmal hier die Freuden des unverkümmerten Anſchauens der gleichſam mit ſich ſelbſt wetteifernden Natur genoſſen hat, der wird gerne, ſo oft es ihm vergönnt iſt, wieder hierher zurückkehren; denn Alles, was anderswo nur vereinzelt zu finden iſt, das iſt hier in ein großes, nie Ueberdruß erweckendes Ganze vereinigt, und nicht übertrieben iſt die Behauptung, daß die Haardt, ohne zu verlieren, ſich in jeder Beziehung den geprieſenſten Gegenden an die Seite ſtellen darf. Einen eigenen Reiz gewähren derſelben die vielen maleriſchen Burgruinen, die längs dem ganzen Gebirge auf den ſchönſten Punkten die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen und zu ihrem Beſuche einladen. Sie bieten alle mehr oder weniger dieſelbe entzückende Fernſicht dar. Das ganze reiche Rheinthal mit ſeinen Städten und Dörfern liegt vor dem Blicke und reißt unwiderſtehlich zur Bewunderung hin. Die Nähe und die Ferne entfalten ſich in gleicher Pracht und laſſen auch hochfliegenden Anforderungen nichts zu wünſchen übrig.

Und zogen denn nicht im Geiſte, von den Burgruinen herüber, wunderliche Melodien zu den Ohren der jungen Künſtler? Schlug nicht — im ſtillen Anblicke —

die ganze herrliche Gegend in eine bezaubernde Symphonie, in ein großartiges, entzückendes Inſtrumental-Tongemälde um, in das Haydn, Mozart und Beethoven ihre Gedanken wie helle Sonnenlichter warfen?

So fühlten, ſo dachten, ſo empfanden ſie, als ſie hoch oben auf der prächtigen und weitläufigen Ruine der Madenburg ſtanden.

Am ganzen Gebirge findet ſich kein Punkt, welcher dieſen an Schönheit überträfe. Das Eigenthümliche, wodurch er ſich vor allen übrigen überraſchend auszeichnete, war, daß ſich hier oben ein beinahe vollſtändiges Rundgemälde vor den Blicken entfaltete, das an Pracht und Erhabenheit wenige ſeines Gleichen finden möchte. Während auf der einen Seite das in der Ferne von den duftigen Höhen des Schwarz- und Odenwaldes begrenzte Rheinthal im reichſten Schmucke, von Straßburg bis zum Melibokus hinab, ſichtbar iſt, überblickt das Auge gegen Weſten hin die mit der obengenannten Ausſicht im ſchärfſten Contraſte ſtehende, wild romantiſche Umgebung von Dahn. Was die Natur Zartes und Reizendes, und wiederum Rauhes und Unheimliches geſchaffen, das hatte ſie hier, gleichſam um ihre Machtvollkommenheit auf's Unzweideutigſte zu beurkunden, mit Einem Male vor den Blick der Staunenden zuſammengebracht, der ſich bewundernd von dem Einen zu dem Andern wandte und nicht wußte, wobei er am liebſten und längſten verweilen ſollte. Ueber das Ganze aber war ein Zauber ausgegoſſen, der ſich nur ſehen und empfinden, nicht beſchreiben läßt.

Geheimnißvoll umgeben
Von ihrer Wunder Pracht,
Lebt die Natur ein Leben,
Gehüllt in Zaubernacht.
Was dort ſie träumt und dichtet
In ſtillem Heiligthum,
Hat noch kein Mund berichtet;
Sie ſelber bleibet ſtumm.
Nie iſt hinabgedrungen
Des Menſchen kecker Blick
In ihre Dämmerungen,
In denen das Geſchick
Der Weſen wird geſponnen
Auf tief verborgenem Grund,
Bis es an's Licht der Sonnen
Hervortritt offenkund.
Wem aber einen Funken
Sie ihres Geiſtes lieh',
Den ziehet wonnetrunken
Zu ihr die Sympathie;
Dem zeigt ſie in Geſichten
Ihr Wirken treu und klar,
Dem wird ihr ſtilles Dichten
Und Träumen offenbar.

Prächtiger noch fanden es die Freunde im Anweiler Thal. Mild und balſamiſch wehte, ehe ſie ſich ihm naheten, in der Ebene die Luft.

Weithin leuchteten die Reben im Sonnenſcheine;

freundliche Dörfer, rechts oben Frankweiler und der Weiler St. Johann oder St. Johanniskirchen, wo die Fürſten von Löwenſtein, nachdem ihre Burg Scharfeneck während der Reunionskriege von den Franzoſen zerſtört und geſchleift worden war, ein noch ſtehendes Schlößchen erbaut haben, gerade vor ihnen Albersweiler mit ſeinen zwei ſchönen Kirchen, deren ſchweſterlich-ähnliches Aeußere den Fremden in Ungewißheit läßt, welche den Proteſtanten und welche den Katholiken zur Andacht ladet, links oben Birkweiler mit den ſpärlichen Trümmern der ſaliſchen Burg Neukaſtel, hoch auf gewaltigen Felſen, bildeten ein ſchönes, erhebendes Gemälde. Gern vergißt hier der Geiſt alles Andere und überläßt ſich ganz dem Anſchauen der reichen Natur.

Aber bald verſchwinden die lachenden Fluren, die ſonnigen Rebgelände, und rauher weht die Luft. Es öffnet ſich bei Albersweiler das romantiſche Anweiler Thal. Ernſter wird die Scene, aber auch merkwürdiger für den Geognoſten und Geologen. Auf hohen Bergen von zerriſſenen Formen ruht das Auge; gewaltige Granitmaſſen und Gneisfelſen, von einem braunen Mandelſtein und rothem Todliegenden bedeckt, feſſeln die Aufmerkſamkeit und fordern zu Betrachtungen auf. Nur wenig iſt's, was der Menſch hier am Fuße und an den Abhängen der Berge der Natur abzwingt; faſt überall nur Wald und kahle Bergrücken. Angenehm überraſcht daher jenſeits des kleinen Dorfes Queich Hambach, wo auf dem nahen Haag oder Sonnenberg zur Linken der „Trifels“ majeſtätiſch thront, der Anblick des Städtchens Anweiler. Hier erweitert ſich das Thal; Gärten und Rebenpflanzungen, welche gleich denen des nahen Dorfes Gräfenhauſen einen vortrefflichen rothen Wein liefern, umkränzen das alte Städtchen. Ein Luſtgarten ſcheint hier mitten in die wilde Natur gleichſam hineingezaubert zu ſein. So viel vermag beharrlicher Fleiß der Menſchen!

Es war dies alles ſo prächtig, die Herzen der Freunde waren ſo hoch geſtimmt, daß ſie Arm in Arm geſchlungen plötzlich im Dahinziehen in ein von Weber unterwegs gedichtetes und componirtes Wanderlied ſingend ausbrachen.

So erreichten ſie das Städtchen Anweiler; aber ſie waren zu poetiſch angeregt, um in einem verdumpfenen Wirthshauſe ſich unterzubringen. So hungrig und durſtig, ſo müde und erſchöpft ſie von der Wanderſchaft waren, dort, auf mächtiger Bergeshöhe, blickte ihnen ja die geſchichtlich ſo merkwürdige Burg „Trifels“ entgegen.

Raſch wurde ein kräftiger Burſche genommen, Wein und Speiſen eingekauft und nun ging es der den Berg krönenden Ruine zu.

Die reinere Luft, die Waldeinſamkeit, das Rauſchen der Bäume, welches klingt, als erzählten ſie ſich flüſternd von den Tagen der Vergangenheit, bereiten die Seele auf die feierliche Stimmung vor, welche ſich oben ihrer bemächtigt. Dort im Weſten thut ſich eine gleichſam in Stocken gerathene Schöpfung vor dir auf: ſchroffe, durch enge Thäler zerklüftete Berge, hier und da mit verfallenen Burgen gekrönt, dunkler Wald und keck in die Höhe ſpringende groteſke Felsgeſtalten, Alles wild und ſchauerlich; im Oſten erſcheint ein liebliches, anſprechendes Bild, das die von Schauern erfüllte Seele freundlich von dem dunkeln Bann erlöſt; das Auge verliert ſich in die weite, mit Städten und Dörfern beſäete Ebene, und in der Ferne umſchlingt der ſchimmernde Rhein wie ein Silberrahmen das große Prachtgemälde.

Nur wenig hat ſich von der weiläufigen Burg erhalten. Gleich am Eingange befindet ſich ein in Felſen gehauener Brunnen, der, obgleich ein großer Theil durch hinabgefallenen Schutt ausgefüllt iſt, noch immer eine beträchtliche Tiefe hat. Ueber demſelben erhebt ſich ein ungefähr 24 Fuß hoher viereckiger Thurm. Am beſten erhalten iſt der jetzt noch etwa 80 Fuß hohe, aus großen Quaderſteinen erbaute viereckige Hauptthurm, welcher aus drei Stockwerken beſteht. Auf zwei Treppen gelangt man in das zweite Stockwerk, wo ſich der Sage nach die mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſchmückte Burgcapelle befand und die Reichsinſignien aufbewahrt wurden. Zur Seite des Thurmes zeigen ſich vier Oeffnungen, welche den Zweck haben mochten, dem Burgverließ, einem tiefen Gewölbe, Licht und Luft zuzuführen. Alles Uebrige iſt in einem ſolchen Zuſtande des Verfalls, daß es keine Vorſtellung mehr von der Geſtalt und Beſtimmung der einzelnen Theile des Gebäudes gewähren kann.

Dunkel ruht auf der Zeit der Erbauung des Trifels. Daß er, wie wohl ſchon behauptet worden iſt, ſeine Entſtehung den Römern zu verdanken habe, iſt eine durch nichts unterſtützte Muthmaßung. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er zu den Zeiten der fränkiſch-ſaliſchen Kaiſer, welche in dieſer Gegend ihre Beſitzungen hatten, erbaut worden iſt, vielleicht von Conrad II., von welchem bekannt iſt, daß er, nach Beſiegung ſeines Gegners, des Herzogs von Lothringen, an der lothringiſchen Grenze mehrere Burgen anlegen ließ. Zur Deckung der Straße nach Lothringen aber, welche ſich unten durch das Thal hinzog, mußte der Trifels als der geeignetſte Punkt erſcheinen. Seinen Namen hat der Trifels unſtreitig daher, daß die ſeitwärts auf zwei verſchiedenen Bergſpitzen liegenden zwei Burgen, Anebos und Scharfenberg, ehemals mit ihm in enger Verbindung ſtanden und mit ihm eine dreifache Burg bildeten.

Der unglückliche Heinrich IV. begab ſich öfter nach Trifels und fand hier Schutz, als der Papſt Gregor VII. den Bann über ihn ausgeſprochen, als die Fürſten

Deutſchlands ſich gegen ihn verſchworen, und ſein eigener unnatürlicher Sohn die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Von der Zeit Heinrich's V. an diente die Burg als Staatsgefängniß und zur Aufbewahrung der Reichsinſignien.

Unter dem Herrſchergeſchlechte der Hohenſtaufen, welches 1137 mit Conrad III. zur Kaiſerwürde gelangte, war die Burg wieder Reichsfeſte und diente zugleich als Schatzkammer der Kaiſer. Friedrich der Rothbart weilte gern hier. So oft er von Hagenau nach Kaiſerslautern zog, welche ſeine Lieblingsſitze waren, kehrte er hier ein.

Noch lange nach ſeinem Tode hatte ſich unter dem Volke die Sage erhalten, daß man ihm alle Nacht zu Trifels ein Bett machen müſſe, worin er ruhe, denn er ſei aus ſeinem Schloſſe zu Hagenau lebendig hierher verzaubert worden. Durch ihn wurde die Burg ſo erweitert, daß ſein Sohn Heinrich VI. mit einem großen Gefolge hier Hof halten konnte, um den Feldzug nach Sicilien zu berathen. Unermeßliche Beute an Gold und Silber und andern Koſtbarkeiten ließ Heinrich VI. auf 160 Laſtthieren nach dem Trifels bringen, weil dieſer Ort die größte Sicherheit bot. Unter dieſem Kaiſer wurden ſehr wichtige Gefangene hierher gebracht, unter andern der berüchtigte ſicilianiſche Seeräuber Margaritone, ein Graf Richard, ein Verwandter des Kaiſers, und viele andere Große aus Italien. Der merkwürdigſte Gefangene jedoch war König Richard Löwenherz. Heinrich hatte ſich denſelben von Herzog Leopold von Oeſterreich gegen 60,000 Mark Silber ausliefern und von dem feſten Schloſſe Dürrenſtein an der Donau auf den Trifels bringen laſſen, wo er ihn zwar ſtreng bewachen, aber ſonſt ſeinem Stande gemäß behandeln ließ. Ueber ein Jahr brachte Richard hier zu, bis er endlich gegen ein Löſegeld von 150,000 Mark die Freiheit wieder erhielt. Wie das Leben dieſes Königs ein fortgeſetztes Abenteuer war, ſo hat die Volksſage, ihre Rechte behauptend, auch jene ſeine Befreiung mit dem Scheine des Wunderbaren zu umgeben gewußt. Blondel, ſein treuer Minneſänger, ſo erzählt ſie, hatte fruchtlos die halbe Welt durchzogen, um den Aufenthaltsort ſeines geliebten Königs zu entdecken; vor allen Schlöſſern und Burgen hatte er die Töne ſeiner Harfe erſchallen laſſen, um dem königlichen Gefangenen ein Erkennungszeichen zu geben. So kam er endlich auch nach Trifels und ſang das Lied, das ſie in frühern, ſchönern Tagen oft zuſammen geſungen hatten. Bald nach den erſten Tönen erklang daſſelbe Lied aus dem Thurme, und Blondel, der hieran ſeinen Herrn erkannte, erſtieg in der Nacht mit zwölf Rittern die Mauern und befreite den König.

Still und einſam iſt es nun hier oben unter den Trümmern!

Verklungen iſt der rauſchende Lärm kaiſerlicher Hofhaltung, geſtürzt ſind die ſtolzen Zinnen und entkleidet die Mauern ihres Schmuckes. Statt des raſſelnden Trittes geharniſchter Männer vernimmt das Ohr nur das leiſe Geräuſch, das die erſchreckte Eidechſe im dürren Laube verurſacht, oder das heiſere Gekrächz ſcheuen Nachtgevögels, das hier ſeine Wohnung aufgeſchlagen. So verbleicht aller Glanz und alle Herrlichkeit! Auch das Feſteſte, was Menſchenhand geſchaffen, muß vergehen; die Zeit rauſcht darüber hin in ihrem allmächtigen Fluge, und es unterliegt ihrer Gewalt. Nur der Geiſt, der belebend die todte Maſſe durchdrungen, bleibt und weht noch die ſpäten Enkel mit ſeinem kräftigen Hauche an.

Und wahrlich! er wehte auch die drei jungen Männer an, die jetzt da oben auf der prächtigen Höhe ſtanden, und ihre Blicke weithin ſchweifen ließen über alle die zahlloſen Berge und Thäler, die zu ihren Füßen lagen und ſich bis in eine unabſehbare Ferne hinzogen.

Doppelt herrlich und erquickend perlte jetzt der Wein in den Gläſern, . . . koſtbar mundete die einfache Mahlzeit, während es ſich zugleich, nach dem weiten beſchwerlichen Wege, gottvoll in dem weichen Mooſe ruhen ließ, das ringsum die Trümmer und den Boden deckte.

Und wie ein überfluthender Strom brachen die Lieder aus eines Jeden Bruſt und es entſtand, bei luſtiger

Guitarrebegleitung, ein Wettſang unter den Dreien, faſt wie einſt bei den Minneſängern auf der Wartburg.

O! das waren ſchöne Tage, und doch ſollte ihnen die nächſte Zukunft noch die Krone aufſetzen.

Stift Neuburg.

Die Pfalz war unter Sang und Klang durchſtrichen. Jetzt ging es Heidelberg, der freundlichen Muſenſtadt, zu und dem Beſuche der liebenswürdigen Familie Hout auf Stift Neuburg.

Es war ein prächtiger Tag, als die drei jungen Männer nach Heidelberg kamen, das Weber und Duſch wohlbekannt war, nicht aber dem jungen Meyerbeer, der es zum erſten male ſah!

Aber bleiben denn Heidelberg und ſeine Umgebungen nicht immer neu und immer entzückend, auch wenn man ſie tauſendmal geſehen hat?

Welch' eine reiche, üppige Natur! Die ganze Gegend hat einen ergreifenden, großen Charakter: kühne Berge mit herrlichem Laubholz, maleriſche Felſen, den ſchönen grünlichen Neckar, die hübſche Brücke und die entzückende Burgruine, die wie eine gewaltige Mauerkrone hoch über der Stadt ſchwebt. Und alles das angelehnt an den „Felſenberg“, der wieder den „Mai ſerſtuhl“ trägt, und gegenüber der „Heidelberg“ mit dem freundlichen Neuenheim zu ſeinen Füßen.

Und alles dies umweht von romantiſchen Sagen, . . . doppelt merkwürdig durch große geſchichtliche Erinnerungen!

Aber auch liebe Menſchen wohnten hier, die Duſch und Weber befreundet waren, und die man im Vereine mit dem jungen Meyerbeer von Stift Neuburg aus zu beſuchen gedachte: der Muſikdirector und Organiſt Hofmann, eine biedere ächte Natur, — der Dichter Gries, der Ueberſetzer des Arioſt und Taſſo, der berühmte Rechtsgelehrte Juſtus Thibaut, Heinrich Voß und Andere.

Jetzt aber ging es vor allen Dingen nach der paradieſiſchen Beſitzung der liebenswürdigen Familie Hout, dem Heidelberg gegenüber ſo reizend gelegenen Stifte Neuburg, dem frühern Witwenſitz der Churfürſtinnen, von dem Alexander von Duſch begeiſtert zu ſagen pflegte: „Es ſei ein Aufenthalt, gemacht für ſelige Menſchen!“ Eine freundliche Einladung rief ja ſchon lange Duſch und Weber — die Frau des Hauſes war eine der wärmſten Verehrerinnen der Muſe des Letztern — dorthin; daß der junge geniale Giacomo Meyerbeer auch gern geſehen und freundlichſt aufgenommen werden würde, wußte man im voraus.

Und ſo geſchah es denn auch.

Weber, Duſch und Meyerbeer hatten in Heidelberg übernachtet; ein prachtvoller Morgen weckte ſie aus ſüßem Schlummer, der um ſo tiefer und erquickender geweſen, als ſie den vorhergehenden Tag einen weiten Weg zurückgelegt und erſt ſpät am Abend die Muſenſtadt erreicht hatten.

Heute alſo ſollte der Einzug im Hout'ſchen Paradieſe gefeiert werden; da dies aber ſchicklicher Weiſe doch nicht in aller Frühe geſchehen konnte, der Morgen aber wie ein roſiger Knabe draußen ſtand und die jungen Geſellen hinauswinkte in die himmliſche, von einer Götterluft umfloſſene, friſche Natur, ſo ward im großen Rath der Drei beſchloſſen, auf der Schloßruine zu frühſtücken und ſodann den Weg über den „Wolfsbrunnen“ nach dem Stifte zu nehmen.

Und was für ein Frühſtück war das!

Feine Wirthſchaft war damals noch nicht in der Schloßruine zu treffen, aber ein paar Gläſer friſch gemolkener Milch und ein treffliches und kräftiges Schwarzbrot nebſt goldgelber Butter, vorgeſetzt auf der großen Schloßterraſſe von der jungen blühenden Frau des Verwalters, mundeten köſtlich.

Und übertraf denn nicht die Ausſicht auf das Neckar und Rheinthal, auf das dem Schloſſe zu Füßen liegende Heidelberg und die Höhen der Berge ringsum . . . Alles, was man ſich nur Schönes denken konnte?

Schwirrten die Schwalben nicht luſtig ſchreiend durch die köſtlich friſche, balſamiſche Luft? Jubelten und ſchmetterten nicht aus all' den fröhlich grünenden Büſchen und Bäumen Tauſende von Vöglein ihr Morgenlied empor? Sandten nicht Blumen und Blüthen ohne Zahl ihre ſüßen Düfte wie Weihrauch empor?

Die ganze Natur war eine große gewaltige Woge der Liebe, die Alles in ſich ſelbſt verſchlang . . . aber in Seligkeit und Entzücken. Wie ein unendlich erhabener Gottesdienſt lag es über der Welt und in den Herzen der drei jungen Männer; und dieſer Gottesdienſt war die fühlbare Nähe der ewigen Schönheit und Harmonie deſſelben Gottes, der ſie ja auch in ihrem künſtleriſchen Streben belebte und begeiſterte.

Es giebt eine Schönheit und ein Glück, die beide durch ihre Größe den Menſchen ſtumm und ſchweigſam machen. So war es hier der Fall. Wenn Carl Maria und ſeine Freunde bei ähnlichen Veranlaſſungen in der Pfalz in lauten Jubel ausgebrochen, ſo ſchritten ſie jetzt — eine nachzitternde Seligkeit in ihrem Innern — faſt lautlos nebeneinander dahin. Es war, als fürchteten ſie durch Worte das unbeſchreibliche Entzücken ihrer Seele zu ſtören und die reine, begeiſterte, hochgetragene Stimmung, die ſie erfaßt — dieſe himmelaufſteigende Andacht edler Seelen — zu vernichten.

Erſt nach und nach führten die neuauftauchenden

Ausſichten und Schönheiten des am Bergabhang hinführenden Weges wieder einzelne Aeußerungen und mit ihnen die normale Stimmung herbei.

Plötzlich aber brach ein Jubelſchrei aus Carl Maria's Bruſt hervor . . . da unten im Thale lag Stift Neuburg!

Die Freunde blieben ſtehen. Deutlich ſah man Geſtalten im Garten . . . ein weißes Kleid ſchimmerte durch die Büſche.

„Das iſt Roſa!“ -- riefen Duſch und Weber zugleich.

„Wer?“ — frug Meyerbeer.

„Roſa Wengroth!“ — verſetzte Alexander von Duſch, — „eine junge Verwandte der Familie, . . . ein reizendes Mädchen!“

„Schön Röschen von uns getauft“ — ſetzte Carl Maria hinzu. — „Als wir ſie das letztemal auf Stift Neuburg ſahen, war ſie faſt noch ein Kind. Ich bin begierig, wie ſie ſich entwickelt hat.“

„Kommt!“ — rief Alexander von Duſch ungeduldig — „machen wir, daß wir hinkommen.“

„Prrr!“ — machte Carl Maria lachend — „wie das gezündet hat! Bilde Dir aber nicht ein, Freund Alex, daß wir Dir weichen. Wir werden auf Stift Neuburg als drei gleichberechtigte fahrende Ritter ein ziehen und dann wie ächte Minneſänger um den Preis kämpfen."

„Und was ſoll das für ein Preis ſein?" — frug der junge Meyerbeer lächelnd.

„Giacomo!" — rief Carl Maria heiter — „wie kann Dein ſonſt ſo geſcheiter Kopf ſo fragen? Der Preis iſt die Huld der Frauen im Allgemeinen und Schön Röschen's insbeſondere!"

„Es ſei!" — riefen Duſch und Meyerbeer — „der Wettkampf iſt angenommen!"

Raſchern Schrittes ging es jetzt nach dem Wolfsbrunnen hinab.

Die ſtillen geheimnißvollen Teiche, von hundertjährigen Linden beſchattet, wollten aber heute den gewöhnlichen Zauber nicht üben; auch der Kahn, der die jungen Männer über den Neckar ſetzte, legte ihnen den Weg zu langſam zurück.

Endlich war das Ufer erreicht und nun ging es mit gedoppeltem Schritt dem Ziele zu.

Herzlicher freilich hätte die Aufnahme nicht ausfallen können, . . . ſelbſt bei Meyerbeer nicht, von dem man übrigens als ausgezeichnetem Pianiſt auch ſchon gehört hatte. Wie die beiden Andern ward er faſt wie ein Sohn des Hauſes empfangen und ſofort betrachtet. Wohnte doch auf Stift Neuburg eine prächtige Art der Gaſtfreundſchaft; ſchlicht, einfach und herzlich — als wenn ſich das Alles von ſelbſt verſtünde — und dabei ſo weit entfernt von aller Oſtentation, daß ſich Bewirthende und Gäſte gleich behaglich und ungenirt zu Hauſe fühlten.

Der Inhaber der prächtigen Beſitzung war ein ältlicher Herr von mildem Ernſt und angenehmen Formen, deſſen Weſen den feinen, viel gereiſten, erfahrungsreichen Mann verrieth. Blumenliebhaber und Verehrer der Obſtzucht, lebte er zumeiſt ſeinem Garten und ſeinen Treibhäuſern, dann aber auch einem ruhigen Kunſtgenuß im Schooße ſeiner Familie. Er beſaß dabei eine gar liebe kleine Frau von hellem, reifem Verſtand und geradem geſunden Sinn. Alles, was ſie unternahm und leitete, athmete den Geiſt freundlicher Ordnung, und wie von ſelbſt entwickelte ſich die gegenwärtige Thätigkeit allmälig aus der vorigen und bezog ſich ſtill auf die künftige. Es bewies ſich an ihr klar, daß Conſequenz auch eine Tugend ſei.

Aber es war nicht die kalte ſteife Uebereinſtimmung berechneter Grundſätze oder Vorurtheile, ſondern die beharrliche Treue eines mütterlichen Herzens, das den Kreis ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Liebe mit beſcheidener Kraft erweitert und in ſich ſelbſt vollendet und die rohen Dinge der umgebenden Welt zu einem freundlichen Eigenthum und Werkzeug des geſelligen Lebens bildet. Dabei war ihr jede Beſchränktheit häuslicher Frauen fremd, und mit tiefer Schonung und gefühlter Milde ſprach ſie über die herrſchenden Meinungen der Menſchen und über die Ausnahmen und Ausſchweifungen derer, die gegen den Strom lebten; denn ihr Verſtand war ſo unbeſtechlich, als ihr Gefühl rein und unverfälſchlich. Sie ſprach überhaupt gern, vorzüglich über ſittliche Gegenſtände, wo ſie den Streit oft in's Allgemeine ſpielte und auch wohl an Spitzfindigkeiten Gefallen hatte, wenn ſie etwas zu enthalten ſchienen und ſinnreich klangen. Sie war nicht ſparſam mit Worten und ihr Geſpräch ward durch keine ängſtliche Ordnung gelenkt. Es war eine reizende Verwirrung von einzelnen Einfällen und allgemeiner Theilnahme.

Auch die Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ſo wie Roſa Wengroth, die liebliche Verwandte, waren nette Erſcheinungen, und ſo floß der ganzen Familie die Zeit leicht und angenehm, ja man konnte in doppelter Beziehung ſagen: melodiſch dahin, da man auf Stift Neuburg ebenſo muſikaliſch gebildet als harmoniſch geſtimmt war. Mißtöne kamen bei den herrlichen Menſchen kaum vor, und geſchah es ja einmal, ſo wußte die kleine Frau die Disharmonie geſchickt und ſchnell auszugleichen.

War es da nicht ganz natürlich, daß ſich ein ſchöner Kreis um den ſo ſchönen Mittelpunkt ſchloß? Die Liebenswürdigkeit der Familie und ihr durchgeiſtigtes Leben zogen gar manche vorzügliche Menſchen heran, und ſo entſtand, auch nach Außen hin, ein geſellſchaftliches

Verhältniß, das faſt zu einem erweiterten Familienleben wurde. Die ſo nahe Univerſität lieferte der Männer von Geiſt und Wiſſen nicht wenige, ebenſo liebe und gebildete Frauen und Mädchen. Auch vorzügliche Ausländer erhielten Zutritt, tüchtige Muſiker aber die begeiſtertſte Aufnahme.

So waren auch gleich die erſten Anknüpfungspunkte, nachdem der freundliche und herzliche Willkomm vorüber, muſikaliſche.

Man erinnerte ſich mit großer Freude gegenſeitig an das Concert, welches Weber, der damals von Mannheim herübergekommen war, den Winter zuvor in Heidelberg gegeben.

„O, das war einer der genußreichſten Abende, die ich je verlebt!“ — ſagte die kleine Frau jetzt, während Fräulein Roſa beſchäftigt war, ein treffliches Frühſtück in der großen Gartenlaube auftragen zu laſſen und zu ordnen. — „Es kam dabei unſers lieben Carl Maria's Cantate „Der erſte Ton“ und ſeine erſte Symphonie in C zur Aufführung.“

„Und, liebe Tante!“ — rief Roſa — „nicht zu vergeſſen, daß Herr Weber ſelbſt, in ſeinen reizenden Quartetten für Piano, Cello, Violine und Viola, mitwirkte.“

„Ich hatte Glück,“ — entgegnete Carl Maria von Weber, in doppelt freudiger Erregung glühend, in der der Gegenwart und jener einer ſchönen und angenehmen Erinnerung. — „Der große Eßlair hatte die Gefälligkeit, in meiner Cantate das Gedicht zu ſprechen.“

„Das war allerdings ein glückliches Zuſammentreffen,“ — ſagte der Hausherr — „ſo großartig ſchön aber auch ſein Vortrag war, Ihre Schöpfung würde den Beifall nicht errungen haben, wäre ſie nicht ſo reich an muſikaliſchen Schönheiten.“

„Und hätte unſer guter Fiskalprocurator von Mannheim mit ſeinem feinen Takte das Orcheſter nicht ſo trefflich geſchult!“ — fiel Carl Maria ein — „und die liebenswürdigen Damen Auguſte Weber, Clary Solome, Thereſe Grua, Toni Hertling und unſer liebes „Schön-Röschen“ hier ſo prächtig geſungen.“

Fräulein Roſa Wengroth lachte laut auf, dann ſagte ſie: — „Wirklich, ich glaube, ich habe das ganze Concert damals mit meiner Kinderſtimme gehalten.“

„Wenigſtens haben Sie keinen Fehler gemacht, wie Onkel und Tante fürchteten!“ — verſetzte Carl Maria freundlich. — „Ich bin übrigens begierig, ob ſich das Kinderſtimmchen während jener Zeit ebenſo vortheilhaft ausgebildet hat, als ſeine liebenswürdige Beſitzerin.“

„Wenn Sie nur nicht vor beiden erſchrecken!“ — meinte das Mädchen neckiſch.

„Wir werden heute Abend ſehen, welche Fortſchritte Du gemacht haſt!“ — fiel Tante Hout hier ein. — „Um aber wieder auf jenen unvergeßlichen Genuß zu kommen, muß ich des herzigen Celloſolo mit dem leiſen Echo gedenken. Seine Töne zittern noch heute in mir nach.“

„Und Eßlair!“ — rief Carl Maria mit leuchtenden Augen — „laſſen Sie mich deſſelben noch einmal gedenken. Er ſprach mit einer wunderbaren Begeiſterung und ſein Vortrag war von unübertrefflicher Schönheit. Der Wohllaut ſeiner Stimme verſchwiſterte ſich ordentlich mit der Muſik.“

„Ja!“ — ſagte Alexander von Duſch — „und das Schöne war, daß, während Eßlair durch die Kraft und Macht ſeiner Stimme den Vortrag über den Wellen der Töne ſchweben ließ, er zugleich jede Intention des Dichters und des Componiſten völlig zur Geltung brachte.“

„So iſt es,“ meinte der Hausherr. — „Jede Stelle, die er ſprach, war ſchon eine Skizze der darauffolgenden Muſik.“

„O, ich vergeſſe es nie!“ — ſagte hier die kleine liebe Frau — „welche Wirkung die Stelle hervorbrachte: „Wolken blauen den Himmel u. ſ. w.“, wo das Organ des großen Schauſpielers, wunderbar im Vereine mit den Tönen, den Sturm brauſen ließ und endlich bei dem jubelvollen Einfalle des Chors, der, mit ſeinem zündenden Rhythmus und ſeiner Tonfülle, unwillkürlich das ganze Publikum mit zum Jubel fortriß.“

„Ja, es war ſchön, ſehr ſchön!“ — ſagte Hout. — „Kaum weniger lebhaft aber wirkte die Symphonie und endlich das Quartett, bei dem man die beſondere Einſicht in Behandlung der Inſtrumente und die lieblichen Melodien rühmte. So war dem Muſikfreunde, dem Muſiker und dem Kenner gleich gut in dieſem ſchönen Concerte genug gethan.“

Solche und ähnliche Erinnerungen bildeten die Anknüpfungspunkte in dem neuen Leben auf dem Stifte. Man beſah jetzt und zeigte dem neuen Gaſte — dem durch ſeine feinen Formen ſich raſch empfehlenden jungen Meyerbeer — die Gärten und Treibhäuſer, wobei der freundliche Eigenthümer der herrlichen Beſitzung ſich als ein großer Naturfreund und gebildeter Botaniker zeigte. Immer aber blieb das Schönſte der Blick nach dem wunderbar reizenden Neckarthale, mit ſeinen Felſen und bewaldeten Bergen, und nach Heidelberg hin.

Die höher ſteigende Sonne trieb jetzt die Geſellſchaft in das Haus, deſſen freundliche Räume an Eleganz und Comfort nichts zu wünſchen übrig ließen, ohne überladen zu ſein.

Beſonders ſchön war der für Muſik und kleine Hausconcerte beſtimmte Muſikſalon, in deſſen Mitte zwei ausgezeichnete Inſtrumente ſtanden.

Natürlich ging es ſofort an das Muſiciren. Der junge Meyerbeer mußte ſich vor allen Dingen hören laſſen und entzückte durch ſein prachtvolles, bald männlich-ernſtes, bald ſinnig-ausdrucksvolles Spiel und ſeine an das Räthſelhafte grenzende techniſche Fertigkeit alle Anweſenden. Gab ihm doch dieſe erſte Probe ſchon die Weihe für das Hout'ſche Haus.

Auch Weber und Duſch ließen ſich jetzt vernehmen, und da ſich im Nebenzimmer auch weitere Inſtrumente vorfanden und Herr Hout die Violine trefflich handhabte, ſo ſchritt man ſogar zu Terzetten und Quartetten, von welchen die Haydn'ſchen Trios den Sieg errangen.

Die kleine Roſa war freilich an dieſem erſten Morgen noch nicht zu bewegen, ſich ſingend und ſpielend hören zu laſſen, keinesweges jedoch aus jener abgeſchmackten Ziererei, die jungen Mädchen ſo oft eigen iſt, ſondern aus wirklicher Beſcheidenheit, den drei jungen Künſtlern gegenüber. Deſto unbefangener zeigte ſie den Nachmittag ihre hübſchen Fähigkeiten, . . . ja . . . ſie entzückte ſogar in der That die drei fahrenden Ritter und Minneſänger durch ihre faſt noch kindliche, aber ſilberreine und ſchon recht biegſame Stimme, während ihr Vortrag, tief gefühlt, etwas ſo ungekünſtelt Reines und Unſchuldiges hatte, daß er den jungen Männern wirklich an's Herz griff.

Die Begeiſterung für „Schön Röschen“ — das allerdings in ſeinem einfachen, aber zierlichen und geſchmackvollen weißen Kleide ſehr lieb ausſah — wuchs bedeutend; auch verlor ſie auf dem Spaziergange, den man gegen Abend nach der, hoch im Walde gelegenen, Engelswieſe unternahm, keineswegs, da es der kleinen Blondine mit den ſchönen tiefblauen Augen durchaus nicht an Verſtand und Gemüthstiefe gebrach. Leicht fühlte ſich ja aus ihren Geſprächen und Aeußerungen die Cultur der Vernunft und des Urtheils heraus, die ein Leben in der ſie umgebenden Familie mit ſich führen mußte. Iſt doch für Mädchen der Umgang mit verſtändigen Menſchen ein weit ſichereres und wirkſameres Mittel der Ausbildung des Geiſtes, als Bücherleſen und verſchrobene Inſtitutserziehung. Unendlich viel thut aber gerade hier auch wieder die Muſik.

Die Muſik vornehmlich hat ja einen großen wunderbaren Einfluß auf die Stille und Zufriedenheit des Gemüths, ſowie auf die Veredelung des Charakters, ſo daß ſie in keiner gebildeten Familie fehlen ſollte. Da, wo ſie mit Liebe und Geſchmack geübt wird, iſt Heiterkeit und Ruhe im Hauſe und in dem Herzen; in ihrer Nähe und in ihrem Genuſſe erſterben die böſen Launen, verſtummen die ewigen Klagen, und öffnen ſich die Seelen zu vertraulichen Ergießungen. Man ſieht in der That den Familien an, wo ſie geliebt wird, man fühlt ſich zu ihnen hingezogen, man argwohnt nichts Böſes von den Freunden und Freundinnen einer ſo heiligen Gottheit.

So war es hier . . . ſo war es bei der lieblichen Roſa Wengroth, und wenn noch etwas gewinnend für ſie wirkte, ſo lag dies in der ſchönen Verbindung und Wechſelwirkung von Heiterkeit und Sittſamkeit, die bei ihr zugleich ein Spiegelbild des Weſens ihrer Tante war.

Der Umgang mit ſolchen Frauen und Mädchen iſt und bleibt aber für junge Männer heiligend; er war es auch für Weber, Duſch und Meyerbeer.

Als Alles ſchon auf Stift Neuburg zu Bette gegangen, hing Carl Maria die Guitarre über und trat mit den Freunden in die götterſchöne Mondnacht hinaus.

Wie lag es ſtill und ſchweigend da, das prächtige Neckarthal! . . . wie ſchienen ringsum die waldigen Höhen zu träumen! wie geiſterartig rauſchten die Waſſer des kleinen Fluſſes dahin, ſich mit weißem Schaum an den abenteuerlichen Felſen brechend, die dunkel aus dem Flußbette hervorſahen wie rieſige Schildkröten oder wie der Rücken ungeheuerer Fiſche.

Und Heidelberg ſelbſt und das Schloß?

Welche Majeſtät thronte jetzt über den Ruinen!

Wie erhoben ſie ſich in dem bleichen, kalten Mondſchein ſo ernſt und feſt und ſtolz! Welche Vergangenheit ſprach aus ihnen!

Die drei jungen Männer zogen dahin, ließen die Guitarre ſchwirren und ſangen leiſe — keinen Mißton in den ſanften Athemzug der ſchlummernden Natur zu bringen — das ſchöne Goethe'ſche Lied:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,

Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit ihm genießt!

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Von „Schön-Röschen" ward an dieſem Abend nichts geſprochen; aber es war eigen, daß das Bild des lieblichen Mädchens jedem der drei fahrenden Ritter beim Einſchlafen vorſchwebte.

Auf ähnliche Weiſe verſchwanden die nächſten Tage, bis der Sonntag eine doppelte Fülle des Glücks und der Freude über die Bewohner des Stiftes und den weitern Kreis ihrer Bekannten ſchüttete.

Es war eine große Luſtparthie nach dem reizenden Neckarſteinach verabredet worden, deren Arrangement Herr und Frau Hout übernommen.

Der Morgen brach mit italieniſcher Schönheit herein. Im Garten war ein großartiges Frühſtück bereitet, und ehe noch die Glocken der Stadt und der umliegenden

Dörfer ihr erſtes Frühgeläute vollendet, ſtrömten ſchon die luſtigen Gäſte aus der nahen Muſenſtadt dem Stifte zu.

Bald war der große runde Tiſch in der Laube — mit einem blendend weißen Tuche überdeckt und mit Taſſen und Frühſtück belaſtet — von lachenden und ſcherzenden Menſchen umgeben, unter welchen ſich ſelbſt Gäſte von Mannheim befanden.

Zu der Familie Hout und den drei jungen, von beſter Laune überſprudelnden genialen Muſikern hatten ſich, mit Jubel begrüßt, die Freunde und Bekannten geſellt: der biedere Fiskalprocurator Gottfried Weber und ſein nettes Weib, — die Familien Hertling und Solome, der damalige Präſident des Hofgerichts zu Mannheim, Graf Benzel-Sternau und ſeine Gattin, alte Freunde des Hauſes, ſämmtlich Leute von hoher Bildung und ächter Kunſtwärme.

Auch die junge Damenwelt fand ſich glanzvoll vertreten, und zwar durch Toni Hertling, Clary Solome, Thereſe Grua und „Schön-Röschen“. Carl Maria von Weber, Alexander von Duſch und Giacomo Meyerbeer, nebſt einigen Studenten, Söhne ausgezeichneter Familien, repräſentirten die junge Männerwelt.

Carl Maria ſchwamm in Seligkeit; er war wieder ganz der alte joviale, von Humor und Schalkhaftigkeit überſtrömende Junge; auch ſah er, trotz ſeiner kleinen ſchmächtigen Geſtalt, in dem Leibrock von ſchwarzem Stoff, den eng anliegenden Beinkleidern, dem feinen Jabot, dem weißen Halstuche und den faſt bis an's Knie reichenden Piſtolenſtiefeln — den edel geformten Kopf deckte eine ſchwarztuchene barettartige Mütze — ſehr hübſch, ja maleriſch aus, . . . zumal die Guitarre mit dem grünen Bande nicht fehlte.

Auch Duſch und Meyerbeer waren ähnlich gekleidet, die Studenten nur etwas burſchikoſer.

Und die Mädchen?

O! das war ein Flor von lieblichen Blumen, für deren lieblichſte aber doch wieder „Schön-Röschen" in ſeiner reizenden Kindlichkeit gelten mußte.

Und nun die Fahrt! Hout's hatten es ſo eingerichtet, daß ſie — ſtromaufwärts bis nach Neckarſteinach hin — zu Wagen, heimwärts dagegen zu Schiff auf dem Neckar zurückgelegt werden konnte.

Das war eine Götterluſt, zumal für das jüngere Völkchen!

Als man ſich dem wunderhübſch gelegenen Neckarſteinach nahte, nahm die Gegend in der That einen paradieſiſchen Charakter an. Rechts und links die Berge, in der Mitte der ſchäumende Neckar und über den Häuptern vier Burgen, deren epheuumrankte Trümmer romantiſch in das Thal herabblickten.

Schon das Kecke und Trotzige ihrer Bauart hatte etwas Erhabenes, das poetiſch anregte: hing doch die eine der Burgruinen gleich einem Schwalbenneſt — ſie trug ja auch denſelben Namen im Munde des Volkes — wie hingezaubert hoch oben an einem himmelanſtrebenden Felſen, deſſen Zacken, Vorſprünge und Buſchwerk in wildem Durcheinander bis zum Neckar herabliefen.

Unter tauſend Scherzen und Schwänken, unter Singen und fröhlichem Lachen in Neckarſteinach angekommen, fand ſich in dem freundlichen, dicht an dem Fluſſe gelegenen Garten des dortigen Wirthshauſes der Mittagstiſch, auf vorausgegangene Beſtellung, ſchon gedeckt.

Ein Spaziergang reizte noch den Appetit, und ſchwerlich dürfte jemals das köſtlichſte Mahl mit mehr Heiterkeit und Gemüthlichkeit eingenommen worden ſein, als dieſes.

Nach dem Eſſen blieben die ältern Herren und Damen beim Kaffee und der dampfenden Pfeife im Garten ſitzen, in ſinnige Geſpräche vertieft oder dem geſchäftigen Treiben auf oder an dem Ufer des Flüßchens zuſchauend, deſſen kryſtallener Rücken gar manches Fahrzeug, von dem gewerbſamen Heilbronn herunter, dem Vater Rhein zuführte.

Das jüngere Völkchen aber hatte, auf Carl Maria's Vorſchlag, ein ſcherzhaftes Abenteuer unternommen.

Die Damen ſollten, unter dem Schutze der noch immer jugendlich friſchen Beſitzerin des Stiftes Neuburg, auf nächſtem Wege nach einer der Burgen pilgern. Dort hatte dann auf irgend eine Weiſe das Loos zu entſcheiden, wer unter den Mädchen das Burgfräulein abzugeben habe.

Während deſſen ſollten die jungen Männer auf einem größern Umwege das gleiche Ziel, als fahrende Ritter, zu erreichen ſuchen, um, mit Jubel auf der Höhe der Burg begrüßt, nacheinander eine Probe ihrer Talente abzulegen, ſei es im Geſang, im Spiel der Guitarre, in dem Vortragen eines ſchönen Gedichts oder in freier Rede.

Dann hatten die Damen gemeinſam zu entſcheiden, wer bei dem edeln Wettſtreite Sieger geblieben; dieſem Glücklichen aber war aus der Hand des Burgfräuleins — deſſen Ritter er von der Stunde an war — ein von ihr ſelbſt gewundener Eichenlaubkranz beſtimmt, während es, nach deſſen Krönung, jeder einzelnen Jungfrau zukam, ſich für den noch übrigen Theil des Tages und des Abends ebenfalls einen Ritter zu wählen und dieſen mit einem Epheukranze zu ſchmücken.

Der nette Plan ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen und ſofort auch ausgeführt.

Luſtig von fröhlicher Erwartung zogen beide Theile dahin; jede der Mädchen hoffte „Burgfräulein“ zu werden, jeder der jungen Männer, Sieger zu bleiben

. . . die geheimen Wünſche und Hoffnungen gar nicht gerechnet.

Daß es darüber Neckereien und Scherze die Fülle abſetzte, iſt natürlich. Bei den jungen Männern aber ging es, während des Weges, an ein geheimes Erwägen der Waffen, mit welchen man den Sieg erringen wollte.

So erreichten die Damen die Burg, auf deren Höhe ein wundervoller weithinſtreifender Blick die Mühe des Erſteigens reichlich lohnte. Als das Auge geſättigt, rief die kleine Frau die Mädchen zum Looſen herbei. Sie hatte zwiſchen die Finger der geſchloſſenen zierlichen Hand Grashalme von verſchiedener Größe genommen; für diejenige, die den längſten Grashalm zog, war das Loos als „Burgfräulein“ entſchieden.

Die Scene war köſtlich; unter Lachen ward gezogen, unter Händeklatſchen und heiterm Spott jeder mißglückte Zug begrüßt; endlich waren noch zwei Halme und zwei Damen, Thereſe Grua und Roſa Wengroth, übrig . . . die Grua zog . . . es war der kleinſte Halm von allen . . . „Schön-Röschen“ wurde mit Jubel als „Burgfräulein“ begrüßt.

Jetzt aber ging es an das Winden der Kränze, denn ſchon ſah man in nicht allzugroßer Ferne die kleine Karavane der fahrenden Ritter heranziehen, voraus Carl Maria, die Guitarre im Arm, zu deren Klang der geſammte ausgelaſſene Chor das geiſtreiche Studentenlied „Was kommt dort von der Höh'“ ſang.

So wurde die Burg erreicht; Pforte, Söller und Zugbrücke waren freilich nicht mehr vorhanden. Die jugendliche Phantaſie der Anweſenden mußte ſie erſetzen. Dafür nahm ein ſchöner, mit üppigem Graſe bedeckter Schloßhof ſie auf. Hier, am Fuße des Thurmes, bildete man einen Kreis, und nun erfolgte, auf Frau Hout's Aufforderung, der edle Wettſtreit.

Jeder der jungen Männer beeiferte ſich, den Sieg zu erringen. Meyerbeer trug eine, von ihm ſelbſt componirte Serenade wunderſchön auf der Guitarre vor, — Alexander von Duſch declamirte die „Würde der Frauen“ von Schiller mit Zartheit und Gefühl, — einer der jungen Studenten hielt eine Rede zum Preiſe des romantiſchen Mittelalters mit ſeinem Heldenthum und Minnedienſt, — ein anderer Student wußte auf ſo zarte Weiſe eine damals allgemein beliebte Melodie zu pfeifen, daß man ſtaunend ein Inſtrument zu hören glaubte, — dennoch blieben heute Alle gegen Carl Maria zurück, der die Erzählung der ganzen Wallfahrt zur Burg und den Wettkampf auf ihr in einer ſo unvergleichlich komiſchen und witzigen Weiſe in Verſen improviſirte, daß die ganze Geſellſchaft nicht aus dem Lachen herauskam.

Als er geendet, war es nur eine Stimme: man rief Weber allgemein zum Sieger aus.

Freudig trat er hervor, aber tiefes Roth übergoß ſein Geſicht, als ihm nun Frau Hout die liebliche Roſa Wengroth entgegenführte und „Schön Röschen“, gleichfalls von der Stirne bis zum Nacken in Purpur getaucht, ihm den als Preis beſtimmten Eichkranz auf die Stirne drückte.

Meyerbeer und Duſch durchzuckte es wie mit einem elektriſchen Schlage; auch ſie hatten ſich ja — ſo gut als Weber — für die Tage auf Stift Neuburg bis über die Ohren in das reizende Kind verliebt; aber ſie gönnten dem jovialen Freunde ſein heutiges Glück doch und auch ihrer wartete ja aus ſchönen Händen ein zierlicher Epheukranz und aus lieblichem Munde die Wahl zu Rittern.

Fräulein Grua erwählte Meyerbeer, Toni Hertling den jungen Duſch und auch die übrigen Pärchen fanden ſich raſch zuſammen.

Himmel! war das ein Heimzug nach dem gaſtlichen Wirthshaus im Städtchen und ein Empfang im Garten!

Und dem ſchönen Morgen und Mittag folgte ein noch ſchönerer Abend. Die Rückfahrt auf dem Neckar übertraf alles Andere. Die Freuden des Tages und ſeine Genüſſe zitterten wonnig nach. Die ganze Geſellſchaft, Jung und Alt, waren in einer bis auf das Neußerſte fröhlich aufgeregten Stimmung. Der gemeinſam ſo ſchön verlebte Tag hatte ja Alle einander noch näher gebracht; während die jungen Leute — ohnehin durch das Spiel auf der Burg in Pärchen getheilt — jetzt auch pärchenweiſe in dem Schiffe beieinander ſaßen, das, langſam und gemüthlich, mit leiſem behaglichen Schaukeln den Neckar hinunter glitt.

Die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne lagen dabei roth-golden auf den das Ufer begrenzenden Höhen und den Spitzen der Burgen, die allmälig den Glücklichen aus dem Blicke ſchwanden, wie Erinnerungen an verlebte Freuden den ſüß Entſchlummernden.

Aber in dem kleinen Fahrzeuge, das die Geſellſchaft trug, war Leben und Freude, Lachen und Scherzen, Witz und Laune.

Carl Maria hatte, wie er es bei ähnlichen Gelegenheiten öfter zu thun pflegte, nach ſelbſt gefundenen, für den Augenblick paſſenden Worten, einen Canon componirt und die Stimmen mit wenigen Noten auf kleine Notenblätter, die er immer bei ſich trug, geworfen. Die Abſingung deſſelben ward der Geſellſchaft um ſo leichter, da ja Alle muſikaliſch gebildet waren.

Und wie herrlich, wie ſüß bezaubernd, klang nun der Geſang von all' den ſchönen und reinen Stimmen durch die Stille des Abends und der hereinbrechenden Nacht!

Leiſe . . . leiſe . . . und dann wieder mächtig anſchwellend, zogen die Töne über die Waſſer und durch das enge, ſtillgewordene Thal, wie ein Ruhe und Seligkeit verkündender Gruß unſichtbarer Geiſter.

Und ſo ward es jetzt auch in dem Innern all' der glücklichen Menſchen. Die Luſt, die bis dahin in Jugendmuth und Jugendfriſche aufgeſchäumt und brauſend und jubelnd ſich Luſt gemacht, ward mit dem Stillerwerden in der Natur und dem allmäligen Entſchlummern derſelben ebenfalls ſtiller und tiefer. Namentlich kam mit den Tonwellen des Geſanges, mit dem melodiſchen mehrſtimmigen Satz des Canons, mit dem Eintreten einer Stimme nach der andern auf dieſelbe Melodie, mit dem Frieden ringsumher, dem leiſen Plätſchern des Waſſers und dem ſanften Wogen des Fahrzeugs ein eigenthümlicher, ſüßer Zauber über Alle. Die Freude und die Seligkeit der Herzen zog ſich in das Allerheiligſte derſelben zurück; aber ſie verlor nichts dabei . . . ſie ſteigerte ſich nur durch ſtille Innigkeit.

So kam man bei hellem Mondſchein heim, mit dem Bewußtſein: einen der ſchönſten Tage ſeines Lebens verbracht zu haben, . . . einen Tag, der, ein Paradieſeszweig, voll duftender Blumen und Blüthen in das arme Erdendaſein wie durch Zauber hineinreichte.

Als ſich Weber und Duſch, die auf Stift Neuburg ein ſchön gelegenes Zimmer mit wundervoller Ausſicht bewohnten — der junge Meyerbeer hatte ein anderes Zimmer für ſich allein inne — in ihre friedliche Cabane zurückgezogen, öffneten ſie vor allen Dingen die Fenſter, um der lauen Nachtluft Eintritt zu gewähren und den friſchen Waſſerduft einzuathmen, der erquickend vom Neckar herüberwehte.

An Schlafen war ja nicht zu denken, da ſie noch zu aufgeregt waren. Die Wogen, die in unſerm Blute der warme Hauch der Freude hervorruft, legen ſich nicht ſo ſchnell . . . und . . . ſüß nachträumen heißt doppelt genießen.

Beide Freunde ſetzten ſich jetzt auf die Brüſtung eines der Fenſter und ſchauten ſinnend in die Nacht. Sie ſprachen nicht, aber ſie ließen die Bilder des heutigen Tages an ihrer Seele vorüberziehen. Erſt kamen ſie einzeln, lebhaft, ſcharf begrenzt, . . . dann wurden ſie nebelhafter . . . und ſchmolzen endlich wie liebliche Elfengebilde durcheinander.

Aber wie ſich in dem echten Muſiker Alles muſikaliſch geſtaltet, ſo auch namentlich bei Carl Maria von Weber.

Alexander von Duſch lauſchte längſt den Melodien zu, die der Freund — ohne es zu wiſſen — leiſe vor ſich hin ſummte. Es war die muſikaliſche Sprache ſeiner Seele; ſeine Gedanken wurden zu reizenden Compoſitionen: als ſie aber nach und nach den Charakter eines leiſe hingehauchten bezaubernden Elfenchores annahmen, konnte ſich Duſch nicht mehr halten:

„Laß Dich umarmen, Freund, das iſt wundervoll!“ — rief er entzückt aus — „halte dieſe reizende Schöpfung in Deiner Seele feſt! Du haſt ſie dem Elfenreiche abgelauſcht!“

Weber fuhr, wie aus tiefen Träumen empor; die Melodie aber ſtand noch vor ſeiner Seele, . . . leiſe wiederholte er ſie, und war jetzt ſelbſt von ihrer Schönheit und Geiſterhaftigkeit überraſcht.

Sie blieb in ſeiner Seele wie ein Heiligthum zur Erinnerung an dieſen himmliſchen Tag ruhen, bis ſie **— vierzehn Jahre ſpäter — in dem Elfenchor, mit dem der „Oberon“ beginnt, — der ſüße Abſchiedsgeſang des ſterbenden Schwanes — in das Leben und vor die Welt trat.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gefunden und verloren.

Wenn nur „die ſchönen Tage von Aranjuez“ nicht ſo ſchnell vorübergingen!

Auch auf Stift Neuburg eilten ſie, für Weber, Duſch und Meyerbeer, ihrem Ende entgegen; doch zeigten die drei jungen Leute, daß ſie ſchöne Anlagen dazu hatten, echte Lebensphiloſophen zu werden, indem ſie nämlich jeden Augenblick trefflich benutzten und jede gebotene Freude bis auf den letzten Tropfen aufnaſchten, wie emſige Bienen den Honigſtaub der Blumen.

Morgens nach dem Frühſtück verſammelte ſich die Familie und der Beſuch -- und an dieſem fehlte es auch jetzt Stift Neuburg nie — in dem Muſikſalon. Dabei fand denn die Kunſt um ſo mehr ihre Rechnung, als zwiſchen den feurig ſtrebenden jungen Künſtlern ſtets der lobenswertheſte Wetteifer, einander zu überbieten, ſtattfand.

Mit Bewunderung lauſchten alsdann alle Anweſenden. Eine der Damen gab ein beliebiges Thema auf, und nun wurde auf den zwei Pianofortes phantaſirt, und zwar unter den neckiſchſten Beſtimmungen, z. B. daß der eine der Spielenden unerwartet aufhöre und der andere augenblicklich fortfahre; — manchmal auch wurden gewiſſe ſehr gebräuchliche Uebergänge und Formen verboten oder ein Einflechten der heterogenſten Thematas beſtimmt.

Faſt immer aber löſten die jungen Künſtler ihre Aufgabe zur Zufriedenheit, ja zum Entzücken der Hörer. Strömten ihnen doch die Melodien ordentlich aus den Fingern.

Aber . . . war denn nicht auch bei allen dieſen Kunſtleiſtungen „Schön-Röschen“ zugegen? Und war von den drei fahrenden Rittern nicht einer ſo verliebt wie der andere in das reizende Kind?

Ja, ſie waren es alle Drei und wußten es voneinander, und waren doch unendlich glücklich in dieſem Gefühle . . . ohne daß die holde Kleine ſelbſt das Geringſte davon ahnte.

Verliebt ſein . . . heißt aber auch nicht lieben; ſo wie ein ſolch' ſüßes Tändeln mit einem Kinde noch keine Leidenſchaft iſt. So klar waren ſich doch alle Drei, zu wiſſen: daß ein ſolch' äſthetiſch-reines Gefühl, wie ſie es für „Schön-Röschen“ im Herzen trugen, ſie nur **heben**, begeiſtern und fördern könne, während eine ernſtgemeinte Leidenſchaft ſie zu ſehr zerſtreuen würde und hindernd auf ſie und ihre Kunſt einwirken müſſe.

Sie nahmen die Sache für das, was ſie war, für eine reizende duftende Blume, die auf kurze Zeit entzückt . . . und dann bis auf die ſchöne Erinnerung unſerm Gefühlsleben verſchwindet. Ein Künſtlerleben ohne Liebe iſt ja kaum denkbar; es bedarf dieſer . . . wie die Blume der Sonne.

Und ſo gingen denn jetzt, in dieſen unvergeßlichen Tagen, für die Ueberglücklichen Freundſchaft, Liebe und Kunſt Hand in Hand.

Eine ganze Reihe der ſchönſten Lieder wurden in jener Zeit in gegenſeitiger Anregung componirt, die man, wie Max von Weber in ſeiner Lebensſkizze Carl Maria's von der neuen Entwickelung der Ideen des Liedes ſagt — nach höherm Maße als die frühern gleichnamigen Produkte Carl Maria's, unbedingt als bedeutungsvolle Verlebendigungen einer neuen Idee vom Liede betrachten kann, die Mozart, der überhaupt ja Alles, was zur Muſik gehört, wußte, ſchon gehegt, ihr aber leider nur in einem, aber auch einzig ſchönen Liede „Das Veilchen" Ausdruck gegeben hatte, und die in der Hand Franz Schubert's die Höhe ihrer Entwickelung, in den Werken der neuen Muſikſchule aber die widrige nervös krankhafte Entartung zeigt, die das deutſche Lied aus dem klingenden Athemzuge des geſunden Volkes in das Liſpeln hyſteriſcher Salondamen und in ſeelenpathologiſche Experimente umgeſchaffen hat. Die jungen Muſiker waren darin einig, daß eine verſtändigere und ſinngemäßere muſikaliſche Behandlung der Texte nothwendig ſei, als die bisher übliche, nach der Schablone einer kurzen, häufig kaum auf die erſte Strophe paſſenden Melodie das ganze Lied abzuleiern. Sie empfanden ſtark, daß dem Ausdrucke der einzelnen Empfindung, dem declamatoriſchen Gewichte der Verſe mehr Rechnung als bisher getragen werden müſſe, wenn das deutſche Lied ſein Amt, „das Fühlen des Volkes auszutönen“, erfüllen ſollte. Dabei erkannte man, als zwingende Bedingung, die Einfachheit und Geſundheit des Styls an.

Der Liederſchatz, den Carl Maria hinterlaſſen hat, wird aus ſeiner temporären Vergeſſenheit aufleben, wenn die Welt einmal von der heutigen Superfötation und der Koſt für Rückenmarkskranke, mit denen ſie die heutigen Componiſten bewirthen, überſättigt, zur Schlichtheit und Größe echter Kunſt zurückkehren wird. Die meiſten der damals von Carl Maria componirten Lieder waren mit Guitarrebegleitung geſetzt. Der Mißbrauch, der in der romantiſchen Richtung ſpäter mit dem Guitarrengeklimper getrieben worden iſt, hat das einfache Inſtrument, deſſen Natur es ſo ſehr für die Begleitung des Geſanges geeignet macht, mit Unrecht in Mißcredit gebracht. Es iſt für die paſſende Secundirung einfacher, beſonders declamatoriſcher Geſänge geſchaffen; ja, es giebt viele der ſchönſten Liedercompoſitionen, die geradezu dieſe Art von Begleitung fordern und die nicht allein den Klang und das Tonweſen der Clavierbegleitung, als ihnen antipathiſch, zurückweiſen, ſondern ſogar mit derſelben, für den fein empfindenden Sinn, total ihren Charakter einbüßen. Dahin gehören zum Beiſpiel Carl Maria's Lieder: „Die Schäferſtunde“, oder ſein wunderſüßes Ständchen: „Horch! leiſe, horch!“ von Baggeſen, ſein Lied: „Es ſitzt die Zeit im weißen Kleid“ und noch viele andere.

Was aber den jungen Weber betrifft, ſo beſchäftigte ihn damals auf Stift Neuburg noch ein anderer Gedanke: er hatte bereits ſeine Oper „Sylvana“ an die Frankfurter Bühne geſchickt, um ſie dort, wo möglich, zur Aufnahme zu bringen, jetzt ſtand ſein ganzes künſtleriſches Denken und Dichten nach der Schöpfung einer neuen Oper. Carl Maria und Duſch waren daher in dieſen Tagen auf einer wahren Jagd nach Operntexten begriffen.

Zwar hatte Hiemer ſchon im Anfang des Jahres ſeinem Freunde Weber den Text zu einem Liederſpiele, „Abu Haſſan“, geliefert; da dieſer Text aber — er geißelte auf humoriſtiſche Weiſe das Schuldenweſen der lockern Herren während des tollen Lebens in Stuttgart — Carl Maria an eine Zeit erinnerte, die er um jeden Preis in ſeinem Gedächtniß auslöſchen wollte, ſo legte er ihn bei Seite, und die Jagd nach Operntexten ward fortgeſetzt.

Keine Zeitung, kein Brief auf Stift Neuburg blieb undurchſtöbert. Namentlich war es der Tiſch im Geſellſchaftszimmer, der die jungen Leute in dieſer Beziehung anzog, da hier alle eingehenden literariſchen Novitäten aufgelegt wurden.

Auch heute flogen die Blicke Carl Maria's, ſobald er vom Frühſtück kam, nach jenem Tiſch.

Seine Augen ſtrahlten.

„Alex!“ — rief er ſeinem Freunde Duſch zu, der eben noch im Nebenzimmer mit Roſa ſchäkerte.

„Was giebt's!“ — entgegnete dieſer, dem forteilenden hübſchen Mädchen mit verliebten Blicken nachſchauend.

„Kannſt Du wieder einmal mit Deinem Courmachen nicht fertig werden?“ — frug Weber.

„Eiferſucht!“ — entgegnete Alexander von Duſch lachend. — „Ich werde doch mit Fräulein Roſa ſprechen dürfen?“

„Warum nicht? Hier aber iſt Wichtigeres zu thun!“

„Wie ſo!“

„Novitäten in Maſſe!“

„Schon wieder auf der Jagd?“

„Natürlich! die „Sylvana“ hat geſtern bei dem Durchſpielen hier ſo gut gefallen — und es waren competente Ohren —, daß es mich mehr wie je danach treibt, eine neue Oper zu ſchreiben. Außerdem muß ich, wenn wir wieder nach Darmſtadt kommen, eine Rieſenarbeit vor mir haben, damit ich Stift Neuburg und die Perle davon vergeſſe.“

„Aha!“ — rief Duſch lachend — „jetzt geb’ ich Dir Dein „verliebt“ zurück.“

„Hilf mir lieber einen guten Text ſuchen!“

„Erſt muß ich Dir den Text leſen!“

„Lies hier!“

„Was iſt denn angekommen?“

„Praktiſche Geſangslehre von Wilh. Auerbach“ — „Liederbuch für das deutſche Volk von Adolph Brauer“ — „Die Vereinigung Hollands mit Frankreich“ — las Carl Maria, Bücher und Broſchüren vom Tiſche aufnehmend.

„Schund!“ — ſagte Duſch.

„Ueber die Aufhebung der ſpaniſchen Mönchsorden!“

„Halt!“ — meinte Duſch — „darin könnte was zu finden ſein. Ein Nonnenkloſter . . . eine unglückliche verliebte Schöne, die man hineingeſperrt . . . Erſtürmung des Kloſters . . . Befreiung durch den Geliebten . . .“

„Nehmen wir das Buch zur Seite und leſen es heute Nacht durch."

„Was weiter?"

„Theoretiſch-praktiſche Anleitung zur Fuge . . ."

„Von wem?"

„Von O. W. Plattſchläger!"

„O weh!" — rief Duſch lachend — „den Freund kenn' ich; da ſteckt nichts darin! Weiter."

„Donnerwetter!" — platzte hier Carl Maria, heraus — „da iſt etwas Famoſes!"

„Und das wäre?"

„Das Geſpenſterbuch."

„Von . . .?"

„Apel!"

„Dem Dichter des „„Kunz von Kaufungen?"""

„Demſelben."

„Hu! da ſchauert es einen ſchon bei dem Namen."

„Gerade das iſt gut!" — meinte Carl Maria. — „So etwas, was das ganze Publikum ſchauern macht . . . etwas ganz beſonderes Geſpenſterartiges . . . das wäre mir am liebſten."

„Nun, da ſind wir am rechten Mann," — ſagte Alexander von Duſch. — „Kennſt Du ſeine Novellen?"

„Weſſen?"

„Apel's!"

„Nein!“

„Lies ſie bei Gelegenheit und Du wirſt die Gänſehaut nicht los werden. Was aber tiſcht er denn hier, in dem „Geſpenſterbuch“ auf?“

„Laß ſehen!“ — ſagte Weber, indem er das Buch durchblätterte — „das ſtille Kind . . .“

„Verſpricht nicht viel.“

„Aber hier . . . halt einmal!“ — fiel Weber ein — „eine Freiſchützengeſchichte!“

„Alle Teufel!“ — rieſen Beide wie aus einem Munde, nachdem ſie die Geſchichte flüchtig durchblättert — „das iſt ja ein ſuperber Text!“

Und beide ſetzten ſich auf das Sopha und laſen mit vor Aufregung bleichen Wangen, aber mit leuchtenden Augen, raſtlos aus dem einen Buche, bis ſie die Erzählung zu Ende hatten.

Als ſie ſo weit waren, rief Alexander von Duſch: „Gefunden! So wie wir nach Darmſtadt kommen, begebe ich mich daran, das Scenarium der Oper, die wir den „Freiſchütz“ nennen, zu entwerfen!“

„Und ich“ — ſetzte Carl Maria von Weber hinzu — „ich fange auf der Stelle an, die Oper zu componiren. Sie ſoll prächtig werden!“

Es war wunderbar und eigenthümlich, wie hier gleich einer Vorahnung der Stoff, der einſtens zur Grundlage für Carl Maria von Weber's bedeutendſter

Oper und ſeines Ruhmes werden ſollte, wie ein Geiſt über ſeine Pfade ſchritt.

Ein wunderbares Schickſal zeigte ihm gewiſſermaßen den Stern, der nach dem Jeruſalem ſeiner Größe führen ſollte . . . und doch war ihm der Blick auf jenes Geſtirn nur von Ferne gegönnt. —

Nach der Rückkehr der jungen Leute nach Darmſtadt hielten andere dringende Arbeiten **Alexander von Duſch** von der Bearbeitung des gedachten Textes ab, auch **Weber** verlor ihn aus dem Auge und ſo blieb die Arbeit zum Glück für die Kunſt liegen, denn der **Weber'ſche „Freiſchütz"** von 1810 wäre nimmermehr der von 1821 geworden und wer weiß, ob **Weber's** gereifter Genius dann einen Stoff gefunden hätte, aus dem er ſich einen ſo paſſenden Leib hätte geſtalten können, wie aus jener „Freiſchützen-Geſchichte", die alsdann freilich durch die Bearbeitung von **Friedrich Kind** noch weſentlich gewann.

Dennoch war der koſtbare Fund auf Stift Neuburg und in jenen heitern Göttertagen gemacht . . . um . . . wunderbare Saat! . . . nach einem Decennium aufzugehen. Es hat Alles ſeine Beſtimmung und ſeinen Werth im Leben und in der Welt; ja für den ſinnigen Menſchen giebt es gar keine Erſcheinung, die kurzweg ohne Sinn und Bedeutung wäre. Hinter dem, was der gewöhnliche Mann für das am wenigſten Beachtungswürdige hält, weil es ſich nach ſeiner Meinung von ſelbſt verſteht und durch ſich ſelbſt erklärt, verbirgt ſich oft gerade das größte und geheimnißvollſte Räthſel, deſſen Löſung und Schlüſſel erſt die Zeit reicht.

Aber die Zeit reichte jetzt den drei Freunden einen bittern Kelch. Alles Schöne vergeht, und ſo kam denn auch für Weber, Duſch und Meyerbeer die Stunde, in der ſie Stift Neuburg und ſeinen liebenswürdigen Bewohnern Lebewohl ſagen mußten.

Glücklicherweiſe lag indeß neben dem Abſchied doch auch die freudige Hoffnung, den Beſuch bald erneuen zu können, und außerdem tragen drei verliebte Herzen den Abſchied von ein und derſelben Angebeteten leichter als eines.

Hielt es den drei fahrenden Rittern auch ſchwer, ſich von „Schön Röschen“ loszureißen, ſo tröſtete ſich doch jeder Einzelne damit, daß auch die beiden Andern fort mußten. Das peinliche Gefühl der Trennung von dem lieben Kinde ſchlug aber auf dieſe Weiſe bei den heitern, lebensluſtigen Männern in humoriſtiſche Sticheleien und Neckereien um, und ſo ward der Bitterkeit des Abſchieds der Stachel um ſo mehr genommen, als ja den Treuloſen jetzt wieder eine noch höhere und angebetetere Geliebte, die holde Muſika, winkte.

Der goldene Traum war vorüber, der Hauch des

Schickſals trieb das Schifflein der Freunde wieder hinaus auf das hohe Meer des Lebens.

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen
Traulich im leichten Kahn,
Die Nacht war ſtill und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her; . . .
Wir aber ſchwammen vorüber . .
Troſtlos auf weitem Meer.

Auf der „Frankfurter Meſſe“.

Die Herbſtmeſſe des Jahres 1810 hatte ſich zu Frankfurt am Main, trotz der unruhigen Zeiten, ziemlich gut angelaſſen.

Ein Senatsconſult hatte Napoleon's Ehe mit Joſephinen aufgehoben und Oeſterreich ſich, durch Verheirathung der Erzherzogin Maria Louiſe an Buonaparte, durch Bande der Verwandtſchaft Frankreich genähert. Auch mit Schweden war ein Friede zu Stande gekommen, und ſo ſah man hoffend einer beſſern Zeit entgegen, wenn auch ſonderbare Gerüchte von einer bevorſtehenden Continentalſperre die Luft durchzitterten.

Die Meſſen von Frankfurt am Main ſind ja von jeher berühmt. Sie gehörten von alter Zeit her zu einem der volksthümlichſten Gemälde des deutſchen Landes. Sie waren hier nicht allein, wie anderwärts im Süden und Norden unſers Welttheils, beſuchte Sammelplätze zur Waarenſchau, ſondern ſie dienten auch zum Vereine Gebildeter aus allen Marken des Vaterlandes. Hier war Keiner fremd als der Uebelthäter; Jeder berechtigt zu Handel und Wandel, auch darin fürſorglich geſchützt. So ruht eine uralte Heiligkeit auf den deutſchen Märkten. Schon Carl der Große ſchildert in ſeinen Capitularien die Ketten derſelben, wie ſie ſich vom Rheine nach der Slawengrenze hinziehen. Unbezweifelt fehlte es auch der Königspfalz zu Frankfurt nicht an einem ſo wichtigen Bedürfniß. Urkundlich blüht indeſſen die Meſſe erſt ſeit 1240, wo Friedrich II. den Fremden, die hieher reiſen, ſicheres Geleit verſpricht. Durch einen Gunſtbrief Ludwigs des Baiern von 1330 ward die zweite (Oſter-)Meſſe geſtiftet. Eiferſucht und Geldmacherei benachbarter Fürſten ſuchten in der Folge wohl den Fortgang der Meſſen vielfältig zu hindern, doch vergeblich! Höher noch ſtieg ihr Flor, als die Kunde von der neu entdeckten Welt ſich dieſſeits der Fluten des Oceans verbreitete; am höchſten, als das freie Holland anfing, einen Theil des Welthandels an ſich zu reißen. Da ſchlug die Waage ſchnell von Süden nach Weſten hinüber. Der Verkehr, den Augsburg und Nürnberg zwiſchen Wälſchland und dem Norden trieben, verminderte ſich: deſto kräftiger dagegen wuchs der Handel von Frankfurt empor. Sichtbar im ganzen Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts nahmen die Meſſen hier zu. Weit über vierzigtauſend Gäſte werden zweimal im Jahre hier gezählt; die Menge und der Reichthum der Waaren ſtehen mit der Zahl der Käufer im Verhältniſſe. Oefters ſchlug man ihren Werth auf hundert Tonnen Goldes und darüber an.

Nürnberg und Augsburg ſandten hierher die Erzeugniſſe ihres vielſeitigen Gewerbfleißes; Ulm ſeine Leinwand; die rheiniſchen Städte Hüte und Wein; Straßburg Schleytuch, Gold- und Silberkanten; Elſaß Wein; Böhmen Glas; Steyermark Eiſen; Sachſen Silber; Thüringen Waid; Wälſchland Sammet, Weine und Oel; die Engländer über Emden Schiffsladungen von Kerſey, Worſtedt und andern Zeugen. Paris und Rouen, Lyon und Tours lieferten Seidenzeuge, namentlich Damaſt und Ormeſſin. Polen und Ungarn tauſchten Tuch ein für Pferde.*) Für die Niederländer aber war Frankfurt der wichtigſte Ort in Deutſchland. Zu Antwerpen, Gent und Brügge blieb nicht leicht ein Kaufmann zurück. Sie brachten Tuch und Tapeten, Edelſteine und Perlen und nahmen dafür Korn und Wein, heſſiſche Leinwand und deutſches Geld, letzteres in Menge, mit nach Hauſe.

So viele Sterne am Himmel ſtehen, ſingen die Poeten, ſo viele Waaren hat Frankfurt. Bald heißt die Stadt ein Inbegriff der Welt, bald, beſcheidener, ein Kaufhaus der Deutſchen, ein Hauptmarkt Europas.

---

*) Der Pferdemarkt auf den hieſigen Meſſen war im Mittelalter einer mit der bedeutendſten in Deutſchland.

Nicht umſonſt lobten dabei die Gelehrten Frankfurts Meſſen. Sie gaben ihnen, wenn nicht Unſterblichkeit, doch Brod. Vom Buchhandel, wie er damals ſo unvergleichlich in Frankfurt blühte, hat man ja jetzt keinen Begriff mehr.

Und hatten etwa dieſe Lobredner Unrecht? Schon der Verkehr, welcher Käufer und Verkäufer aus den entlegenſten Gegenden zuſammenführte und mit Verkauf und Umtauſch der Güter auch Vermittelung und Ausgleichung der Meinung förderte, brachte Vereinigung getrennter Kräfte hervor, munterte zu kühnen Unternehmungen auf, und gab den Menſchen ein feſteres Gepräge. So hatten Frankfurts Meſſen auf die weite Umgegend den nützlichſten Einfluß. Das heimiſch Unvollkommene verſchwand allmälig, das Beſſere des Fremdlings blieb zurück. Man lernte die Hinderniſſe des Lebens beſiegen und aus dem Zwange der Bedürfniſſe hervorſchreiten. So dienten die Meſſen ſelbſt zu Stufen der Geiſtesbildung.

Wenn jetzt die Meſſen faſt nur Schatten ſind von ihrer ehemaligen Wichtigkeit, ſo liegt der Grund hauptſächlich in den mächtigen Veränderungen der Zeit. Der Handel hat ſich neue Bahnen gebrochen. Die ſteigende Cultur, der vergrößerte Wetteifer, die wachſende

Gewinnſucht, kommen den Bedürfniſſen der Verbraucher auf halbem Wege entgegen. Sonſt war der Kleinhändler genöthigt, ſeinen Vorrath auf den Meſſen zu holen; jetzt verbinden zahlloſe Eiſenbahnen die ganze Welt und machen den Zwiſchenhandel unnöthig.

Damals indeß, im Jahre 1810, waren die Meſſen zu Frankfurt am Main immerhin der Aufmerkſamkeit noch werth. Iſt nicht an ſich ſchon das Drängen und Treiben ſo vieler Menſchen, die hier nach Gold, dort nach Vergnügen haſchen — die Sucht, zu ſehen und geſehen zu werden, — für den Unbefangenen ein genußreiches Schauſpiel? Ueberall öffnen ſich dem frohen Blicke Straßen, die eine wogende Menge füllt, und jene reichen Gewölbe, jene angehäuften Buden auf dem Römerberge und Liebfrauenplatze, jene zierlichen Kaufläden in den Römerhallen und im Braunfels (dem kleinen Palais royal der Frankfurter), wo man ſich mühſam durch Gruppen der Käufer und Beſchauer drängt; — verdienen ſie nicht geſehen zu werden? Am meiſten ſind jedoch die Uferſtraßen längs des Mains mit Menſchen angefüllt. Hier eilt und rennt, dort ſchwatzt und ſchreit, hier zankt und drängt ſich das geſchäftige Volk. Nur der ruhige Fluß, mit hundert Fahrzeugen bedeckt, die jetzt zahlreiche Familien beherbergen, wandert langſam ſeinen tauſendjährigen Pfad.

Anziehender noch ſind alle jene Herrlichkeiten, wenn man ſie einzeln in's Auge faßt. Das bunte Mancherlei der Waaren, die ſeltenſten Natur und Kunſterzeugniſſe neben dem unentbehrlichen Hausgeräthe des Armen; — hier die Saitenharmonika, der Bogen und Doppelflügel, dort aufgethürmte Haufen von Kindertrommeln; hier die herrlichſten Kupferſtiche, dort gemeine Sudeleien; hier Morghen's Verklärung, dort Pariſer Karrikaturen; hier eine Sammlung von prunkendem Kirchenſchmuck, dort eine Niederlage von Haarſohlen. Dutzende von Modehändlerinnen kämpfen hier um den Vorzug, und keine verliert! Mögen Krieg, Peſt oder theuere Zeit die Welt heimſuchen, immer bleibt für die Frauen der Putz das erſte Bedürfniß. Mit Einem Worte, man verſchachert hier ſo ziemlich Alles. — Wer vermöchte es, die nützlichen oder entbehrlichen Dinge alle aufzuzählen, wenn man auch nur bei dem Köſtlichſten ſtehen bliebe! Die Verlegenheit, welche öfters durch Mannichfaltigkeit ſelbſt entſteht, iſt an mancher Tochter der Natur zu bemerken, die, durch den dichten Haufen ſich drängend, ihr eingekauftes Modehütchen ſorglich hütet, während das erſtaunte Auge mit unendlicher Sehnſucht des Beſitzes an den Gegenſtänden jenes tauſendfachen Luxus vorüberſtreift.

Und nun gar die Schaubuden!

Zuerſt zieht ein runder Breterpalaſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Hier treibt eine Geſellſchaft berühmter

Kunſtreiter ihr Weſen. Sie führt den beſcheidenen Wahlſpruch: „Debet videri ut credatur".*) Aber noch iſt die Kaſſe nicht offen. Von der Sammlung „fremder Thiere" gleich daneben vertreibt uns der üble Geruch. Laſſen wir die ausländiſchen Beſtien, und gehen lieber in jene Bude, wo Geiſelbrecht und Conſorten ihre beluſtigenden Teufel loslaſſen, den Myſtiker Mephiſtopheles und den rationaliſtiſchen Fauſt. Das Haus iſt voll, beſonders wenn Hanswurſt ſich extra luſtig zu zeigen verſpricht. Was geben ſie heute? Mägära, die fürchterliche Hexe, und Zelu, das blaue Ungeheuer. Laßt uns das Wunder ſehen. Iſt doch das Hölzerne oft weniger hölzern, als mancher belebte Heros auf der Bühne, und oft erſetzen ſicherer als verkehrte Studien ein paar Drahtfäden den Mangel von Anlagen.

Oder wollen wir in der nebenan ſtehenden Hütte für den wohlfeilen Preis von 12 Kreuzern, ja, wenn man mit dem zweiten Range vorlieb nimmt, gar für 6 Kreuzer, den ſtillen und ſchreckhaften Pathos von einem halbhundert Wachsfiguren anſtaunen, dieſem grellen Contraſte gegen die närriſche Regſamkeit der Nachbarn? Da ſehen wir Germaniens Helden und Retter neben Napoleon und ſeiner Sippſchaft; eine vergiftete Sultanin in Geſellſchaft mit einem Raubmörder. „Herein, herein!" ſchreit der Pförtner. — Schon das ſtandesmäßige Coſtüm iſt ja des Anſchauens werth, wenn auch die abgeſtandene Hoheit in den Geſichtern der Erdengötter, die hier neben Erzböſewichtern prangen, uns grauſen Schrecken einflößt. Haben doch die Majeſtäten das Vorrecht, ſelbſt nach ihrem Tode, uns arme Alltagskinder zu geniren.

---

*) Man muß es ſchauen, um es zu glauben.

Noch bieten ſich dem Neugierigen bald lebendige Phoken, bald Waſſerchineſen und Südſeeinſulaner, bald rieſenhafte männliche und weibliche Unweſen, bald der menſchliche Kolibri, Zwerg genannt, zum Schauen an. Hier ein weltberühmter Mechanikus, dort ein franzöſiſcher Profeſſor, der Experimente mit den Bechern macht; hier Bauchredner, welche vom Beifall der höchſten Potentaten die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe aufzuweiſen haben, dort ein Bamberger Naturalienkabinet, welches die ſehenswürdigſten Natur- und Kunſterzeugniſſe enthält; oder die Weltſtadt Paris, in erhabener Arbeit, neben Europa, in Pappe; oder Wien, Moskau und London, verſteht ſich in Panorama. Hier treibt ein ſteinharter Kieſelfreſſer und Verzehrer lebendiger Tauben ſein Grauſen erregendes Geſchäft, neben häuslichen Affenfamilien, die das Gemeinſte mit ſeltener Zartheit wiedergeben. — Noch könnten wir den Schauluſtigen gar Manches erzählen von Jeantot's abgerichteten Canarienvögeln, dieſem Pudel unter den Zweifüßern, oder vom berühmten Jahnchen von Amſterdam, von unſichtbaren und unverbrennbaren Mädchen, von Seiltänzern, italieniſchen Gauklern und baieriſchen Wunderkindern (verſteht ſich nur der Corpulenz wegen); oder von der ruſſiſchen Schaukel, Katchelli genannt, und den holländiſchen Waffelbuden.

Einfacher und wohlfeiler ſind freilich die Harmonien der Drehorgeln und die Janitſcharenmärſche der ambulirenden Orcheſter. Wer ſo ohngefähr in die Mitte einer Straße geräth, wo fünf oder ſechs Orgeln auf einmal ſich hören laſſen und jede ihre eigene Melodie herleiert, genießt, wenn ſein Ohr nicht ganz abgehärtet iſt, einen Schmaus, bei dem, wie unſer Wieland ſich ausdrückt, die Furien vor Wuth in ihre Ketten beißen. Gellend erſchallen dazwiſchen die Stimmen heiſerer Savoyarden, die mit ihrem:

„O Santa Mariana
date qualche cosa“

manch weibliches Herz zu rühren wiſſen, oder ihre Murmelthiere „Ramonés y, ramonés là!“ vor den Fenſtern Capriolen ſchneiden laſſen, bis der eintönige Trommelſchlag eines Kameeltreibers und Hundeballetmeiſters, von einem zahlreichen Gefolge jubelnder Buben begleitet, ſie ſchnell mit ſich fortreißt.

Freilich bringt das Alles ein keckes Colorit in das Wogen der Menge und haucht durch Mannichfaltigkeit dem Markte Leben ein. Aber gerne flüchtet doch Mancher aus dem Schreien und Treiben, vor den Stößen der Laſtträger und den Rädern der Frachtwagen in ſeine Wohnung, wenn er eine hat (denn oft findet er vor der Menge der Gäſte kein Plätzchen, um das müde Haupt hinzulegen), oder in eins von den zahlreichen Häuſern am Wege, wo ein freundliches Schild ihm verkündigt, daß er hier bei perlendem Wein und kräftigen Speiſen ſich ausruhen kann von all' den Anſtrengungen des Hörens und Sehens.

So ging es auch zwei feingekleideten Herren, die eben — des Lärmens und des wilden Getöſes müde — Arm in Arm, von der Zeile, dieſer prächtigſten Straße Frankfurts, herkommend, in den altberühmten Gaſthof zum „Römiſchen Kaiſer“ einbogen.

Der ältere der beiden Herren wollte ſich verabſchieden, der jüngere aber ſagte:

„Mit nichten, mein verehrter Herr Director, Sie waren ſo freundlich, mich den pikanten Hexenſabbath dieſer Meſſe ſehen zu laſſen ... wir haben uns beinahe die Beine abgelaufen, die Augen faſt blind geſehen und die Ohren taub ſchreien und muſiciren laſſen, nun gehört uns aber auch eine tüchtige Stärkung, etwas Ruhe und ein gemüthliches Geſpräch, um wieder in eine vernünftige Verfaſſung zu gelangen. Ich wohne, auf Ihre Empfehlung, in dieſem Hauſe vortrefflich, koſten wir einmal zuſammen des edlen „Römiſchen Kaiſers“ ausgezeichneten Burgunder!“

Schauſpieldirector und Theaterdichter Ihlee — denn das war der ältere Herr — war nicht der Mann, eine ſo freundlich gebotene Einladung zurückzuweiſen. Man trat daher in das Weinzimmer und ſetzte ſich gemüthlich bei einer Flaſche guten Burgunders nieder.

„Sie haben vorhin ein wahres Wort geſprochen,“ — ſagte Ihlee dabei — „wenn Sie unſere Meſſe einen pikanten Hexenſabbath nannten. Einſt aber ging es doch noch toller und bunter hier zu, als zwiſchen allem dem, was wir heute hörten und ſahen, auch noch Zahn- und Wundärzte neben Marktſchreiern und Charlatanen prunkten. Sie ſtiegen dann in galonirten Kleidern mit großen Beutelperrücken auf grotesk geputzten Bühnen umher und wurden von Affen und Hanswurſten emſig unterſtützt.“

„Ja, ja!“ — rief der jüngere der beiden Herren, indem er die Gläſer vollgoß — „die heiteren und hellen Farben waren und ſind auf dieſen Meſſen vorherrſchend, und ſelbſt der finſterſte Grillenfänger, der mit Abſcheu gegen ſein langweiliges Alltagsleben erfüllt iſt, muß hier — vom mächtigen Komus ergriffen — geneſen!“

„Aber eines Fortſchrittes wollen wir dabei gedenken!“ — ſagte der Director, ſein Glas ergreifend — „und ihn hoch leben laſſen, wie Alles, was vorwärts ſchreitet!“

„Und das wäre?“

„Den Fortſchritt, den unſere Kunſt gemacht. Zu jenen früheren Zeiten führten auch noch wandernde Komödianten in breternen Buden ihre Meiſterſtücke auf.“

„Traurige Erinnerung!“ — ſagte der Andere — „ſoll dies aber auch wirklich an dem ſein?“

„Gewiß!“ — verſetzte der Director. — „Zum Beweis einige Worte aus der gereimten Beſchreibung eines Zeitgenoſſen aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Nach ſeiner Verſicherung erblickte man:

„Comödianten, ſtolz, der Pickelbäring prangte,
Und oben in der Luft Hans Supf am Seile hangte;
Da tönt es wunderlich, man ſingt und ſpielt und lacht,
So währet das Geſchrei tief in die finſtere Nacht.
Doch als die Thorheit wir in Acht genommen recht,
So kehrten wir zurück, und dachten, wie ſo ſchlecht
Sich mancher um das Brod thut ſäuerlich bewerben,
Weil er vor Faulheit nicht will elend Hungers ſterben.“

„Wohl uns,“ — meinte der junge Mann — „daß dieſe Zeiten vorüber ſind und die Kunſt eine würdigere Stellung im Leben und in der Welt einnimmt!“

„Stoßen wir darauf an!“ — ſagte der alte Herr, und die Gläſer klangen hell und luſtig zuſammen.

„Frankfurts Bühne dankt Ihnen aber auch viel!“ fuhr der jüngere Mann fort. — „Seitdem Sie das Directorium führen, rühmt man allerſeits den Aufſchwung der Oper und des Schauſpiels."

„Vergeſſe man dabei nur nicht, daß mir zwei ſehr tüchtige Männerzur Seite ſtehen: Muſikdirector Schmitt, bei dem Talent, Wille und Kraft ſich vereinigen, und unſer Werdy, der gleich vorzüglich als Schauſpieler und als Regiſſeur iſt!" — bemerkte Ihlee. — „Außerdem ſtützen Bühnenmitglieder wie Otto, Lux, Stadler, Haas und Leißring die Bühne."

„Ich habe ſie bewundert und denke auch etwas von denſelben gelernt zu haben!" — ſagte der junge Mann, ſeinen blonden, ihm ſehr gut ſtehenden Schnurrbart drehend.

Ihlee lächelte, dann ſagte er:

„Sie müſſen mir vergeben, Herr von Eichhoff . . . aber . . . ich begreife nicht recht, wie man in Ihren Verhältniſſen zur Bühne gehen und Schauſpieler werden kann?"

„Ein ſchlechtes Compliment für mich!" — rief der junge Mann lachend. — „Sie müſſen mir wenig Talent zutrauen."

„Im Gegentheil!" — verſetzte der Director — „ich habe recht Lobenswerthes in dieſer Beziehung über Sie gehört; Ihr Aeußeres begünſtigt Sie dabei außerordentlich, während Ihnen geiſtige Bildung und feiner Ton zur Seite ſtehen."

Herr von Eichhoff verbeugte ſich lächelnd:

„Wie Sie wiſſen, verehrter Herr Director,“ — ſagte er dabei — „bin ich von guter Familie und wohlhabend Auch ſchmeichle ich mir, etwas gelernt zu haben . . . obgleich ich auf der Univerſität ein ſehr flotter Student war und der tollen Streiche genug machte. Ich bin indeß nicht dazu geboren, in Amt und Würden ſtill zu ſitzen, oder als Krautjunker mein Leben nichtsſagend zwiſchen Kartoffelfeldern, Jagdhunden und Reitpferden hinzubringen. Der Trieb zum Schauſpieler iſt mir angeboren, und da ich frei in der Welt ſtehe und nach keiner Seite hin Rückſicht zu nehmen habe, ſo folgte ich meiner Neigung ... und, wie ich hoffe, meinem innern Beruf.“

„Dagegen iſt allerdings nichts zu ſagen!“ — verſetzte der Director. — „Wenn Sie fühlen, daß die Schauſpielkunſt Ihr innerer Beruf iſt, dann ſeien Sie uns zehnfach auf der Bühne willkommen!“ — und er ſchüttelte Eichhoff mit Herzlichkeit die Hand.

„Ich werde ſuchen, mich Ihrer Anerkennung würdig zu machen!“ — entgegnete der junge Mann — „wenn es leider auch nicht unter Ihren Augen ſein kann!“

Ihlee ſprach ſich jetzt weitläufiger über Kunſt und Künſtler aus und ſchloß mit den Worten:

„So wenig ich jene Künſtler achte, die nur die gemeine rohe Form der Natur nachzuahmen wiſſen, ſo ſehr ſchätze ich diejenigen, die nicht nur wiedergeben, was ihr

Auge geſehen, ſondern auch das, was ihre Seele dabei empfunden hat. Die der Sonne ihre Strahlen, der Blume ihren Schmelz, der Armuth ihre Freuden und dem Elend ſeine Würde, die Allem ſeine Poeſie bewahren; denn die Poeſie iſt der Hauch der Gottheit, der die ganze Schöpfung durchweht."

„Und fürchten Sie nicht, daß die kriegeriſchen Zeiten der ruhigen Entwicklung der Kunſt hinderlich ſein werden?" — frug hier Eichhoff.

Die Stirne des Directors legte ſich in düſtere Falten, dann ſagte er mit gepreßter Stimme:

„Ich ſuche an dieſe Eventualitäten ſo wenig als möglich zu denken! Dennoch verfolgen mich ſchwere Sorgen. Es bereitet ſich in Paris wieder etwas Schlimmes vor. In einer Handelsſtadt, wie Frankfurt, hat man immer Witterung für ſolche Dinge. Die Selbſtſtändigkeit unſerer guten alten freien Reichsſtadt iſt dahin. Wir ſind" — fuhr er flüſternd fort — „ſo gut als franzöſiſch, wenn auch Carl von Dalberg, der ein wohlthätiger, rechtlichdenkender und geiſtreicher Mann iſt, dem Anſcheine nach als unſer Großherzog gilt. Sie wiſſen ja, daß alle deutſchen Fürſten jetzt Marionetten ſind, die Napoleon nach ſeinem Willen am Drahte tanzen läßt."

„Der Code Napoléon ſoll auch hier eingeführt werden."

„Das wäre das Schlimmſte nicht: aber den Handel Frankfurts hat bereits ein anderer Act franzöſiſcher Willkür ſchwer getroffen.“

„Und das wäre?“

„Die Einführung des Continentalſyſtems. Man fürchtet ſchlimme Dinge: ein gewiſſer franzöſiſcher Oberſt Boiſſart und der Douanendirector zu Mainz, Collaſon, ſind hier! . . . Was haben dieſe in Frankfurt zu thun? Warum beſuchen ſie, geführt von einem gewiſſen Monſieur Bacher, alle Magazine, die engliſche Waaren enthalten?“

„Oberſt Boiſſart,“ — wiederholte Herr von Eichhoff — „iſt das nicht derſelbe, der Papſt Pius VII. von Rom entführte?“

„Derſelbe!“ — ſagte der Director — „gerade darum iſt man hier doppelt beſorgt. Napoleon kennt ſeine Leute.“

„Aber was kann Napoleon hier machen? Frankfurt ſteht unter dem Fürſten Primas!“

„Und der Fürſt Primas, Frankfurt und alle Welt ſtehen unter Napoleon's eiſerner Fauſt. Stille!“ — flüſterte in dieſem Momente der Director.

Mehrere franzöſiſche Offiziere waren eingetreten und nahmen lärmend an einem der nächſten Tiſche Platz.

„Es erwartet Sie auch noch ein beſonderer Genuß!“ — rief jetzt Director Ihlee mit unbefangener Miene Herrn von Eichhoff zu, indem er that, als ſei dies die Fortſetzung des bis dahin geführten Geſpräches.

„Und was iſt das für ein Genuß?“ — frug der junge Mann ebenſo unbefangen.

„Wir werden hier in kurzer Zeit eine neue Oper aufführen.“

„Und die heißt?“

„Sylvana!“

„Und wer iſt der Componiſt?“

„Ein noch ſehr junger Mann, ein gewiſſer Carl Maria von Weber!“

„Weber? . . . Weber? Ich habe den Namen noch nicht gehört!“

„Mag ſein! Weber iſt noch wenig bekannt, obgleich er ſchon manch' Hübſches componirt hat, wie z. B. die Cantate „Der erſte Ton.“

„Und iſt die Oper gut?“

„Muſikdirector Schmitt und ich verſprechen ihr einen recht hübſchen Erfolg.“

In dieſem Augenblicke erſchallte ein lautes Beifallrufen und in die Händeklatſchen von dem Tiſche der franzöſiſchen Offiziere her, in das ſich die Worte miſchten:

„Ah! Madame Blanchard! Madame Blanchard!“

Ihlee und Eichhoff ſchauten auf. Eine ältliche, etwas auffallend gekleidete Dame — unverkennbar eine Franzöſin — war eingetreten.

„Wer iſt das?“ — frug Eichhoff.

„Eine merkwürdige Dame,“ — entgegnete Director Ihlee — „die Sie, dem Rufe nach, gewiß auch kennen, Madame Blanchard, die Gattin des berühmten Luftſchiffers.“

„Die mit ihrem Manne bereits ſechzigmal im Ballon aufgefahren iſt?“

„Ja, und die nun, nach dem Tode deſſelben, das gefährliche Gewerbe fortſetzt.“

„Und was macht ſie hier?“

Director Ihlee ließ ſich von einem Kellner das ſogenannte Frankfurter Intelligenz-Blatt reichen, blätterte darin einen Augenblick und las dann:

„Madame Blanchard wird am 16. dieſes Monats ihre Luftfahrt unternehmen. Für diejenigen, welche vorher ihre Entreebillets zu nehmen belieben, iſt der Preis ein halber Kronenthaler, am Aufſteigetage aber 2 Gulden. Man kann im Expeditions-Comptoir dieſer Blätter Billets haben. Der Ballon iſt in der Barfüßerkirche aufgeſtellt, täglich von Morgens 9 bis Abends 7 Uhr gegen Eintrittsgeld von 24 Xr. pr. Perſon zu ſehen.“

„Prächtig!“ — rief der junge Schauſpieler. — „Ich kenne das! Bin ſchon ſelbſt . . .“

„Für unſere guten Frankfurter iſt dies etwas Neues;“

— ſagte Jhlee. — „Jch ſehe jetzt ſchon den Spectakel und das Gedränge bei der Auffahrt!“

Jn dem gleichen Augenblicke ertönten Trompeten und Pauken von der Straße.

Die beiden Männer erhoben ſich unwillkürlich und traten an eines der Fenſter: es waren Kunſtreiter — ſogenannte engliſche Reiter — die, in langer Reihe zwei und zwei, durch die Straßen der Stadt ritten, die guten Bürger zum Beſuche ihrer Vorſtellungen einladend. Erſt kamen reitende Trompeter und Pauker in abgeſchabten rothen Röcken, Helme mit blau und weißen Federn auf den Köpfen. Den Trompetern und Paukern folgte der Principal der Geſellſchaft in dem Coſtüm eines römiſchen Jmperatoren, einen mächtigen Lorbeerkranz um den Helm von gelbem Blech gewunden. Jetzt kamen zwei Reiterinnen, in Ritterfräuleins verwandelt, die verlebten und eingefallenen Geſichter hochroth geſchminkt, die Augen weit geöffnet und kecke ſtechende Blicke nach allen Seiten ſendend. Wenn ihre Tugend ſo viel gelitten, wie der Sammet ihrer Kleider, ſo ſah es ſchlimm mit ihr aus. Ritter, Wilde, Türken und Chineſen in elenden und ſchäbigen Masken folgten auf halbverhungerten Pferden, bis endlich zwei ſchmutzige Hanswurſte, läppiſche Witze zum Jubel der Gaſſenjugend reißend, den Zug beſchloſſen.

Jhlee und von Eichhoff hatten dem Zuge nur einen flüchtigen Blick gewidmet; machte die Erſcheinung dieſer verlebten Menſchen und ihres verſchabten, nur für die nächtliche Beleuchtung berechneten Flitterſtaates doch auf jeden nur einigermaßen zartfühlenden Menſchen einen peinlichen Eindruck.

Eben wollten Beide zurücktreten, als dem jüngern der Männer ein lautes freudiges „Ha!“ entſchlüpfte.

„Was haben Sie?“ — frug der Director erſtaunt.

„Wer war die junge reizende Dame, die eben in dem eleganten Wagen vorüberfuhr und Sie ſo freundlich grüßte? Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſagen Sie es mir raſch!“ — rief der junge Schauſpieler in höchſter Aufregung, indem er die beiden Arme des Directors erfaßte.

„Nehmen Sie einen ſo großen Antheil an ihr?“ — frug Ihlee lächelnd.

„Wer iſt ſie? Ich bitte, edler Freund und Gönner, ſagen Sie es mir oder ich durchſuche die ganze Stadt!“

„Sie ſind ja ärger als die Franzoſen!“ — meinte Ihlee, dem das Feuer des jungen Mannes und die Röthe, die ſein hübſches Geſicht übergoſſen, gefielen.

„Ich ſah ſie vor nicht langer Zeit zum erſtenmale . . . und zwar in Stuttgart; aber ſie entſchwand durch einen Zufall meinen Blicken . . . und . . . ich konnte ſie nicht mehr auffinden, ſo viel Mühe ich mir auch gab.“

„Die reizende Erſcheinung hatte indeß einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich bleibe um ihretwillen vierzehn Tage länger dort . . . aber ich entdecke ſie nicht. Da gehe ich eines Tages an der Poſt vorüber . . . eine Dame ſteigt ein . . . und wer iſt es? . . . meine Schöne . . . ich höre gerade noch die andere Dame, die ſie an den Wagen begleitet, rufen: „Adieu, Gretchen!“ und die Poſt fährt ab.“

„Und wohin?“

„Ich frage natürlich ſofort, . . . es heißt nach Mannheim.“

„Hätten Sie die zurückbleibende Dame gefragt.“

„Freilich!“ — rief der junge Mann und ſchlug ſich mit der Hand leiſe gegen die Stirne — „wenn dem Menſchen der Verſtand nicht gar oft zu ſpät käme. Statt deſſen eile ich mit der nächſten Poſt nach Mannheim . . . vergebens . . . keine Spur von ihr!“

„Nun . . . und?“

„Und?“ — wiederholte von Eichhoff. — Hic haeret aqua! hier ſtehen die Ochſen am Berg! Als ich ſie nicht wiederfand, machte ich mich auf den Weg nach Frankfurt. Heidelberg hielt mich einige Tage auf . . . ich fand Commilitionen.

„Bei einem Beſuch der Schloßruinen begegnen wir an einer ziemlich gefährlichen Stelle eine Geſellſchaft von Herren und Damen. Eine der letztern — ich konnte ihr Geſicht nicht ſehen, aber ſie war ſchlank und munter wie eine Gazelle — übertraf Alle an Kühnheit. In dem Moment, in dem wir uns näherten, hörten wir die Bitten und Warnungsrufe der Geſellſchaft, aber im nächſten Augenblicke ſchon erfüllte auch ein Schrei die Luft.“

„Nun?“ — rief der alte Herr erſchrocken.

„Die Allzukühne, die ſich, um einer ſchönen Ausſicht willen, auf der von Zeit und Witterung zerbröckelnden Mauer zu weit gewagt, fühlte einen Theil derſelben ſich unter ihren Füßen loslöſen . . . ihr Fuß glitt aus . . . und ſie wäre unfehlbar in die Tiefe geſtürzt . . .“

„Wenn Sie . . .“

„Nein! nicht „wenn ich“ . . . ſondern wenn ein großer Haſelnußſtrauch nicht geweſen wäre, an dem ſie ſich zu halten die Geiſtesgegenwart hatte.“

„Gott ſei Dank!“

„Indeß war die Situation nicht weniger gefährlich. Der Strauch konnte ſich loslöſen . . . und ſie war verloren. Auf der andern Seite war Hülfe ebenſo gefährlich. Nur wenn Jemand auf dem Bauche zu der Stelle kroch und die Unglückliche mit voller Manneskraft allmälig an ſich zog, war ſie denkbar. Zu zögern war nicht . . . fortes fortuna juvat! dachte ich . . . und

. . . in wenigen Minuten war die Sache vollbracht. Wer aber beſchreibt meinen freudigen Schrecken . . . als ich der Geretteten jetzt in das todtenbleiche Geſicht ſehe . . . iſt es . . .“

„Die Geſuchte!“

„Ja! Meine reizende Schöne von Stuttgart.“

„Nun, und da mußten Sie ja doch erfahren . . .“

„Keinesweges! Die Sinne verließen ſie, nachdem ſie einen einzigen dankbaren Blick auf mich geworfen . . . man lüftetete das Kleid . . . und ich mußte mich mit den übrigen Studenten ſchicklichkeitshalber zurückziehen. Als wir nach ohngefähr zehn Minuten nach der Stelle zurückkehrten, war die Geſellſchaft verſchwunden.“

„Das nenn' ich Unglück im Glück!“ — meinte der Director.

„Möge es nun Glück im Unglück ſein, daß ich meinen Engel in Ihrer Geſellſchaft wieder ſah und Sie ihn kennen. Aber jetzt ſagen Sie mir, um des Himmels willen, auch Namen, Stand, Wohnort!“

Director Ihlee lachte laut auf:

„Sachte, ſachte!“ — rief er dann —

„Solch' ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und Sterne,
Dem Liebchen zu gefallen, in die Luft!“

„Ihr Name . . .! Wer iſt ſie?“

„Nur eines nach dem andern,“ ſagte Ihlee lächelnd.

— „Ihre Holde iſt die Sängerin Fräulein Margaretha Lang aus Stuttgart.“

„Wie? was?“ — rief Eichhoff mit ſtrahlenden Augen — „eine Sängerin?“

„Und ſahen und hörten Sie die Lang denn nicht auf der Bühne, während Sie in Stuttgart waren?“

„Das wäre eine Kunſt geweſen; das Theater war, eines Trauerfalles in der königlichen Familie halber, geſchloſſen. Aber in weſſen Equipage fuhr denn Fräulein Lang eben vorüber? Wagen und Pferde waren von fürſtlicher Eleganz!“

„In der Equipage unſeres erſten Bankiers Moritz von Bethmann. Sie iſt von Stuttgart aus an denſelben empfohlen.“

„Und warum iſt ſie hier?“

„Um wo möglich in einigen Rollen als Gaſt aufzutreten.“

„Und wird das geſchehen?“

„Ich denke wohl!“ — ſagte Director Ihlee. — „Uebrigens“ — ſetzte er hinzu — „muß ich jetzt die Rolle eines gütigen Geſchicks übernehmen und gut machen, was jenes bis heute verſäumt hat.“

„Und das wäre?“

„Fräulein Lang die Gelegenheit bieten, dem Retter ihres Lebens ihren Dank auszuſprechen.“

„Nicht um Dankes willen . . .“

„St!“ — machte der alte Herr lächelnd — „Dank aus ſo reizendem Munde iſt ein Götterſchmaus für Herz und Seele! Ich erwarte Sie heute Abend bei mir zum Abendeſſen . . . Sie werden auch . . . Ihr Gretchen finden.“

Künſtlers Freud' und Leid.

Der Herbſtwind pfiff rauh und ſcharf durch die Straßen, klapperte an den Fenſterſcheiben und rüttelte die Läden . . . dann — als wolle er lauſchen, ob ſich die Menſchen über ſein polterndes Weſen geärgert hätten — ſchwieg er ein Weilchen, bis er plötzlich, enttäuſcht, in ſeinem Zorne von neuem losbrach, wie ein Kobold über die Giebel der Häuſer fuhr und voll Bosheit Schiefer und Ziegelſteine von den Dächern und Schornſteinen herab auf die dunkeln, von einzelnen Laternen ſpärlich erleuchteten Straßen warf.

Aber die wenigſten Menſchen kümmerten ſich um dies unwirſche Treiben des herbſtlichen Geſellen, in ihren wohlverwahrten und gemüthlich erleuchteten Zimmern trotzten ſie dem rauhen Burſchen da draußen und lachten ihn wohl gar noch aus.

So machten es auch Meyerbeer und Duſch, die ſich eben mit einer höchſt angenehmen Arbeit beſchäftigten.

Papa Beer hatte nämlich wieder einmal — wie er dies, in Anerkennung des Fleißes ſeines talentvollen Söhnchens, öfter zu thun pflegte — von Berlin aus eine ganze Schiffsladung von Paſteten, Caviar und pommerſchen Gänſebrüſten per Poſt an ſeinen Sohn nach Darmſtadt geſchickt.

Der Sendung entſpach ein Körbchen Champagner, das, auf des guten alten Herrn Beſtellung, direct aus ſeinem ſchönen Vaterlande in Darmſtadt bei dem muntern Kleeblatt eingetroffen.

Allein konnte nun der edele Sohn des edeln Vaters dieſe Herrlichkeiten natürlich nicht vernichten; auch hätte dies ſein generöſes Weſen und ſeine Freundſchaft zu Weber und Duſch nicht zugelaſſen. So war denn von dem jungen Meyerbeer um ſo mehr auf dieſen Abend eine muſikaliſch-culinariſche Unterhaltung bei den Freunden angeſagt, als gerade auch Gottfried Weber von Mannheim auf Beſuch in Darmſtadt anweſend war und Carl Maria von Aſchaffenburg zurückerwartet wurde, wohin er ſich begeben hatte, um ſeiner leeren Kaſſe durch ein Concert an dem kunſtliebenden, zur Zeit in Aſchaffenburg reſidirenden Hofe Carl von Dalberg's aufzuhelfen.

Die Spannung der Freunde, in wiefern dies gelungen ſei, war eine große. Die nächſte Stunde mußte ſie indeß löſen, denn bis dahin kam der alte wackelige Poſtwagen an, vorausgeſetzt nämlich, daß er nicht unterweges umgefallen, zerbrochen gegangen oder durch Räuber im Speſſart angefallen worden ſei.

Unterdeß hatte Duich die Lichter angezündet, die Fenſterläden geſchloſſen und die Rouleaux niedergelaſſen; . . . ſomit aber auch jene Behaglichkeit hervorgerufen, die uns ſo wohlthuend an Herbſt- und Winterabenden in unſern geſchloſſenen traulichen Stübchen anmuthet.

In der Ecke des Zimmers ſtanden Muſikpulte bereit, neben welchen ſich Noten, ein Violoncell und zwei Geigen bemerkbar machten; der herrliche Flügel ſtand offen und in einem eleganten Glasſchranke machten ſich die prächtig eingebundenen Partituren aller großen Meiſter breit.

Aber — im Augenblicke wenigſtens — beſchäftigte ſich der junge Meyerbeer mit dieſen Dingen nicht; ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit war im Gegentheil der materiellen Seite des Lebens zugewandt, indem er mit geſchickter Hand den großen runden, mit einem blendendweißen Tuche überdeckten Eßtiſch ordnete.

Und wahrlich! Giacomo verrieth Geſchmack und Erfahrung dabei. Eine große Fruchtſchaale mit prächtigen Weintrauben, rothbäckigen Aepfeln, feinen Birnen und Pflaumen bildete das Centrum, — zwei gewaltige Paſteten, lecker anzuſehen, gaben die Flügel der zu nehmenden Feſtung ab; verſchiedene Champagnerflaſchen waren als detachirte Forts angebracht, während die Schüſſeln mit den pommerſchen Gänſebrüſten und Caviarbroden als einzunehmende und „einnehmende“ Schanzen dazwiſchen hervorragten.

„Bei Gott, Giacomo, Du verſtehſt Deine Sache!“ — ſagte jetzt Alexander von Duſch, die Schöpfung des Freundes mit Wohlgefallen überſchauend.

„Ich habe aber auch in Berlin, in meinem väterlichen Hauſe, gute Studien gemacht!“ — entgegnete der junge Meyerbeer lachend. — „Keine Seele auf der weiten Welt verſteht es ſo trefflich, das hoch Geiſtige mit dem fein Sinnlichen zu paaren, wie meine gute Mutter. Sie iſt eine ſchöne Seele, geneigt zu Allem, was Licht iſt, . . . beſchäftigt mit Blumen, Poeſie und Muſik, . . . ſich in höhere Regionen ſchwingend, enthuſiaſtiſch, ätheriſch, ſeit ihrer Kindheit bei ſich ſelbſt verlobt mit dem Ideal einer unbeſtimmten Heldengeſtalt, . . . doch wieder ungemein praktiſch.“

„Nun,“ — ſagte Duſch lächelnd — „am Praktiſchen ſcheint es dem Herrn Papa auch nicht zu fehlen.“

„Wahrlich nicht!“ — meinte Giacomo — „aber wie's mit den Söhnen gehen wird, mag der Himmel wiſſen. Meine Wenigkeit iſt ein leichtfüßiger Muſikant geworden, und mein Bruder Michael, der jetzt zehn Jahre alt iſt, ſchickt mir mit dem Caviar und den

Paſteten ein dickes Heft ſelbſtverfertigter Gedichte und den Entwurf zu einem Trauerſpiel. Wenn der jüngſte nicht beſſer wird . . . aber Nanni, wo bleiben denn die Gläſer?“

Das Mädchen langte ſie herbei und Giacomo ſtellte ſie auf.

Sie nahmen ſich verführeriſch aus mit ihren hohen, ſpitzzulaufenden, hochgeſtreckten Kelchen.

„Es ſind die ſpaniſchen Reiter und Palliſaden an unſerer Feſtung!“ — ſagte er lachend dabei.

„Aber wo bleiben denn Gottfried Weber, Gänsbacher und Wolfſohn?“ — frug jetzt Duſch, nach der Uhr ſchauend.

„Sie holen Carl Maria auf der Poſt ab!“ — verſetzte Giacomo.

In demſelben Augenblicke hörte man Stimmen auf der Straße.

„Das ſind ſie!“ — rief Duſch — „Leuchten, Nanni!“ — und Beide eilten den Freunden entgegen.

„Willkommen!“ — „Willkommen!“ — ſchallte es die Treppe hinauf und hinab und gleich darauf ſchüttelte Meyerbeer Weber herzlich die Hand, während Duſch den Freund umarmte.

Auch die Andern wurden freudig begrüßt. Auf alle anſtürmenden Fragen aber hatte Weber nur die Antwort: „Nachher! nachher!“ . .

„Und das Concert?“ — frug Duſch.

„Nachher!“ — rief Carl Maria lachend.

„Aber ſage nur, ob Du eins gabſt?“

„Nachher!“

„Hat's viel eingetragen? und iſt's gut ausgefallen?“

„Nachher! nachher!“ — wiederholte Weber mit ſeinem gottvollen Humor. — „Erſt muß ich mich von der Reiſe erholen und ſtärken. Ich habe Hunger wie ein Wolf und Durſt für zehn Mann!“

„Da ſei Gott unſern Paſteten und unſerm Sekt gnädig!“ — rief Meyerbeer lachend und folgte dem die Treppe hinanſtürmenden Freunde.

Ein allgemeines freudiges „Ach!“ begrüßte die wohlgeordnete und ſo famos beſetzte Tafel; worauf ſich denn auch ſofort eine Schlacht entwickelte, die ihres Gleichen zu ſuchen hat.

Nichts widerſtand! In wahrem Sturmſchritt waren die Wälle von Caviarbrod und pommerſchen Gänſebrüſten genommen und ſelbſt der Kern der Feſte, die zwei gewaltigen Paſteten, hielt nur kurze Zeit Stand. Die Champagnerpfropfen krachten dabei wie luſtiges Gewehrfeuer, während die Gläſer auf höchſt melodiſche Weiſe Sturm läuteten. Aber auch die congreviſchen Raketen des Witzes fehlten nicht, während die Leuchtkugeln eines geſunden Humors das geiſtige Schlachtfeld in das hellſte Licht ſetzten.

Endlich, nach Verlauf einer Stunde, war die Schlacht vollſtändig geſchlagen. Nur die Trümmer der Paſtetengehäuſe erhoben ſich noch und blickten traurig über die Schüſſeln und Teller hin, von welchen — bis auf wenige Knochengerüſte — Alles . . . aber auch „Alles“ verſchwunden war.

Nur das Pulver war glücklicherweiſe noch nicht ganz verbraucht. Ja, der junge Meyerbeer rückte jetzt, zum Jubel der Geſellſchaft, mit einer neuen Batterie kräftiger ſtaniolhälſiger Flaſchen auf.

Abermals flogen die Pfropfen, . . . abermals klangen die Gläſer, diesmal aber ganz beſonders auf Papa und Mama Beer, die edeln Wohlthäter in Berlin.

„Und jetzt“ — rief Meyerbeer dem Freunde Weber zu — „jetzt wird hoffentlich Dein „nachher“ zur Gegenwart geworden ſein. Jetzt berichte endlich einmal, wie es Dir auf Deiner Reiſe nach Aſchaffenburg ging und welchen Erfolg ſie gehabt hat!“

„Ja! ja!“ — riefen Alle — „Weber ſoll jetzt berichten.“

„Schön!“ — ſagte dieſer — da Ihr mich aber gemeinſchaftlich zu einem Berichte verurtheilt und verdammt habt, ſo verdamme ich Euch wieder: ihn auch auf das Ausführlichſte anzuhören!“

„Bravo!“ — rief die Geſellſchaft und Alles ſetzte ſich in Poſitur.

„Aber keine Unterbrechung!“ — rief Carl Maria — „auch wenn ich ſentimental und wehmüthig werde.“

„Wir werden unſere Rührung in dem edeln Naß des Champagners begraben!“ — ſagte Duſch.

„Alſo anfangen!“ — rief Gänzbacher.

„Schweige, Gänſerich, ich muß erſt die rechte elegiſche Stimmung haben!“ — entgegnete Weber und trank langſam ein ganzes Glas aus.

Als er ſich hierauf geräuspert, fing Carl Maria in feierlichem Ton an:

„Ich verließ alſo, von Euch Allen bis zur Poſt begleitet, in einen unglückſeligen Rappelkaſten — genannt Poſtwagen — gepackt, die edele Reſidenz Darmſtadt; ... ich verließ ſie, um eine Künſtlerreiſe anzutreten, mit leerem Beutel und vollem Herzen!“

„Bravo!“ — rief Duſch; aber die Andern geboten Ruhe.

„Wenn ich an mein volles Herz dachte, war ich ſeelenfroh und vergnügt!“ — fuhr Carl Maria fort — „fiel mir aber mein leerer Beutel ein, ſo überkam mich eine herbſtlich-elegiſche Stimmung. Und ... Herbſt war es ja draußen, das zeigten mir, dem im Poſtwagen Sitzenden, die vorüberfliegenden Fluren und Stoppelfelder.“

Carl Maria nippte wehmüthig an ſeinem Glaſe. Dann fuhr er in faſt feierlichem Tone fort:

„Kühler wehen die Lüfte, tiefer ſenkt ſich allmälig die Sonne, kürzer werden die Tage, und die lieblichen Sänger der Natur ſcheinen durch ihr Stillſchweigen ihre Trauer über dieſe Veränderungen beurkunden zu wollen. Nur die geſchwätzigen Staare, die eben im Begriffe ſtehen, von unſern ſterbenden Fluren zu ſcheiden, laſſen von Zeit zu Zeit ihre ſchneidenden Töne erſchallen; und hier und da zirpt noch der einſame Diſtelfink oder der graugefiederte Sperling, krächzt der einfarbige Rabe ſeine eintönigen Laute. Geleert ſind — gleich dieſer Tafel — Felder und Wieſen, und der abgehärtete Waidmann, begleitet vom ſchnellfüßigen Dachshunde, durchmißt mit weitem Schritte die öden Fluren, und ſpähet mit lüſternen Blicken, ob ſich ſeinem ſichertreffenden Geſchoſſe nicht ein erwünſchtes Ziel zeige. Hier pflügt, in feuchte, rauhe Nebel eingehüllt, der fleißige Landmann das Feld, und einſame Raben durchſchreiten die neugeriſſenen Furchen, um ſich an Würmern und Erdkäfern zu laben; dort ſteht er am abgelaufenen Weiher, und fiſcht den ſchlanken Hecht und die glattſchuppige Schleie mit lächelndem Blicke aus dem belebten Schlamme. Zerriſſene raſch dahin fliegende Wolken verdunkeln die Sonne und kalte Nebel umdampfen die Gipfel der Berge, oder lagern in den ſchweigenden Thälern. Düſter erhebt der Wald ſeine Gipfel; die langhaarige Birke und die hochſtämmige Buche werfen ihre rothgelben Blätter, die in ihrer üppigen Sommerpracht ſo oft den ſchlagenden Finken und die emſig trillernde Grasmücke neidiſch verbargen, in den Staub herab und laſſen ſie ein Spiel der Winde werden. Die Fluren zeigen nur welkende Kräuter, entfärbte Reſte abgefallener Blumen und beraubte, gelbwipfliche Obſtbäume."

„So welken und ſchwinden die Schönheiten der Natur: ſo fallen die Kräfte des Leibes ab; ſo ſinken auch wir einſt in den Staub, ſo iſt auch die Schönheit und Fülle dieſer wohlbeſetzten Tafel hingeſunken, . . . ſo war auch der Inhalt meines Beutels damals . . . gleich einem eiteln vielſagenden Nichts! . . . ja, er wäre ein abſolutes Nichts geweſen, hätte mir mein Freund Gänſerich nicht fünfundzwanzig Gulden zur Reiſe gepumpt!"

Ein allgemeines Lachen unterbrach Weber; damit aber wechſelten auch bei ihm Miene und Ton und in den alten Humor zurückfallend, fuhr er heiter fort:

„Aber der Himmel erbarmte ſich meiner und warf mir ſchon auf der zweiten Station ein Stück Frühling in den Poſtwagen, d. h. ein ganz neu vermähltes Pärchen."

„Glückspilz!" — rief der junge Meyerbeer.

„Ein ſchönes Glück, zu gewahren, wie Andere ſich lieben, vor Liebe beinahe verſchmachten und nun ſelbſt nichts als das Zuſehen zu haben!“ — rief Carl Maria.

„Und das Stück Frühling . . .?“

„Aufgepaßt! Mein Pärchen war gar nicht übel. Sie . . . eine kleine feurige Brünette aus irgend einem Landſtädtchen, von achtzehn Jahren vielleicht, die es aber, wie mir ſchien, hinter den Ohren hatte. Weit davon entfernt, eine Schönheit zu ſein, beſaß ſie doch etwas natürlich Einnehmendes, hübſche Formen und ein recht liebliches Geſicht. Er war älter wie ſie — wohl ein guter Dreißiger — weder häßlich noch ſchön, ſicher aber — wie man zu ſagen pflegt — „ein guter Kerl“ . . . d. h. gut, aber ein Bischen dumm dabei.“

„Vortreffliche Aſſociation in der Ehe!“ — rief Gottfried Weber — „ſolche Menſchen kommen immer am beſten mit einander aus!“

„So ſchien mir die Kleine auch zu denken,“ — fuhr Carl Maria fort. — „Denn während er auf dem ganzen Wege wie ein verliebter Kater ſchmachtete und ihre Hand nicht losließ, blickte ſie ihn oft recht vergnügt an; . . . aber in dem Blick lag etwas, das da ſagte: Du Guter Lieber, ſieh jetzt hab’ ich Dich doch endlich und nun will ich Dich um den Finger wickeln, daß es eine Freude ſein ſoll.“

Gänsbacher ſang:

„Was er vom Glück der Ehe ſpricht,
Herr Vetter, das ſind Träume!
Die Eh' iſt Proſa, kein Gedicht,
Denn Mann und Frau — weiß er das nicht?
Sind ſelten . . . ſelten . . . Reime."

„Still, Gänſerich!" — rief Carl Maria — „das Capitol iſt bei uns noch nicht in Gefahr!"

„Warnung kann nie ſchaden!" — meinte Gänsbacher.

„Und das Pärchen?" — frug Giacomo.

„Kam den Abend ſpät mit mir in Aſchaffenburg an, nicht ohne die längſt hereingebrochene Dunkelheit in dem ohnehin dunkeln Poſtwagen zu einem Kreuzfeuer von leiſen Küſſen trefflich benutzt zu haben."

„Oh! oh!" — rief der junge Meyerbeer, ſich mit beiden Händen hinter den Ohren krauend und ein Geſicht ſchneidend, als müſſe ſeine feurige Seele alle dieſe Küſſe der Verliebten zählen. — „Und Du?"

„Bärchen! Bärchen!" — rief Carl Maria — „bedenke Deine Jugend und halte Dir lieber die Ohren zu."

„Im Gegentheil, ich bin jetzt erſt recht ganz Ohr!" — entgegnete dieſer, eine neue Flaſche Champagner entkorkend und die Gläſer füllend.

Weber ſchlürfte mit lächelndem Behagen den edeln Trank; ließ ihn, wie ein echter Weinkenner, langſam über die Zunge laufen, ſchnalzte dann mit derſelben, wie ein Karpfen, der ſich im Teiche ſonnt, und fuhr fort:

„Es war alſo ſpät, als wir in Aſchaffenburg, das zum großen Theil ein altes Rattenneſt iſt, — das Schloß und den neuern Theil der Stadt abgerechnet — ankamen. Da ich mit dem Pärchen natürlich ſchon unterweges angeknüpft und es mit Schnurren und Anekdoten erluſtigt hatte, blieben wir zum Abendeſſen beiſammen. Die Sache wurde immer heiterer, zumal ihm der Wein immer beſſer mundete und ſie immer häufiger mit ihrem Elbogen an den ſeinen ſtieß, als leiſe Aufforderung: das Trinken zu laſſen und ſich lieber auf das gemeinſame Schlafzimmer zurückzuziehen.“

Gänsbacher ſang:

„Ein Druck der Hand, der durch das Leben ſchüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit,
Ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert,
Gibt wahre Engelſeligkeit;
Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele blicket,
In dem ein Engel ſich verklärt,
Ein ſüßer Wink, den die Geliebte nicket,
Iſt tauſend dieſer Erden werth!“

„Das muß meinem Freunde endlich auch eingeleuchtet haben“, — fuhr **Carl Maria** lächelnd fort — „denn plötzlich ſetzte er ſein Glas mit Entſchiedenheit nieder, ſtand ſelbſt aber auf und empfahl ſich mit ſeinem Weibchen.“

„Weber!“ — rief Duſch . . .

„Ich ſtürzte mich, meine etwas aufgeregte Seele zu beruhigen, in ein tiefes Geſpräch mit dem Wirthe: über Viehzucht, Ackerbau, Holzhandel und andere Dinge, von welchen ich ſo viel verſtand, wie der Tiſch, an dem ich ſaß, und dachte . . .“

„Sie fliehet fort,“ — fiel der unverbeſſerliche Gänsbacher ein.

— „Es iſt um mich geſchehen,
Ein weiter Raum trennt Selma — ach! von mir.
Komm Luft! mich anzuwehen,
Du kommſt vielleicht von ihr!“

Der Schelm hatte die Strophe mit dem Ausdruck eines ſo verliebten Weſens geſungen, daß Alle in ein lautes Lachen ausbrachen.

Nachdem man dann auf „Liebe und Liebesglück“ angeſtoßen, daß es weithin klang, nahm Weber das Wort wieder auf:

„Nach einer Stunde ſuchte ich mein Zimmer ebenfalls auf und legte mich zu Bett. Das Zimmer war nieder und düſter und zeigte, daß es einem Hauſe angehöre, das jedenfalls das ſchöne Mittelalter noch geſehen und einſt vielleicht einen Götz von Berlichingen beherbergt hatte. Das Bett indeß war gut. Aber der Schlaf wollte nicht kommen: einmal war ich zu aufgeregt, dann rappelte und kraſchpelte etwas in den Wänden oder unter den

Dielen und endlich bemerkte ich gar bald zu meinem Entſetzen, daß ich neben dem bewußten Pärchen einquartiert war, und nur eine Verbindungsthüre mich von deren Zimmer trennte. Die mir ſchon aus der Poſtkutſche her bekannten Kußechos ließen ſich, vermiſcht mit Kichern, wieder hören und zwar in vermehrter und verbeſſerter Auflage. Ich drückte die Augen feſt zu, zog die Decke über den Kopf . . .“

„Weber?! . . .“

„Aber ich ſchlief nicht ein.“

„Und haſt nicht geklopft?“

„So grauſam wollte ich doch nicht ſein. Plötzlich aber höre ich neben mir im Zimmer den lauten Schrei einer weiblichen Stimme, . . . ich fahre auf und höre, wie meine Nachbarin angſtvoll ruft: „„Jeſus-Maria-Joſeph! Männchen, ich glaub', wir ſind nicht allein.““ „„Närrchen!““ — entgegnete darauf der junge Ehemann — „„wer ſollte denn noch im Zimmer ſein?““ — — „„Nein!““ — rief das junge Frauchen im Ton des Entſetzens — „„ich beſchwöre Dich, ſteh' auf und mach' Licht, . . . wir ſind gewiß nicht allein, . . . unter dem Bett . . . Jeſus-Maria-Joſeph! . . . hörſt Du denn nicht?““ — „„Nun gut!““ — verſetzte der gefällige Ehemann und ich hörte, wie er Feuer ſchlug und aufſtand. Kaum aber brannte das Licht, was ich durch den hellen Strahl gewahrte, der durch das Schlüſſelloch fiel, als neuer Schrei ertönte, dem ſich der Angſtruf: „„Mäuſe! Mäuſe!““ — beigeſellte.“

„Jetzt war mir auch das Kraſchpeln in meinem Zimmer erklärlich; aber ich konnte mich auch nicht mehr zurückhalten. Das verrätheriſche Schlüſſelloch lockte gar zu ſehr, und da, ihr Freunde, ſah ich denn eine Scene gottvoll und zum Todtlachen.“

„Heraus damit!“

„Erzählen!“ — riefen Alle.

„Nun denn,“ — fuhr Carl Maria lächelnd fort und ſein Geſicht erglänzte ordentlich im Wiederſcheine der Erinnerung — „in dem Bette ſtand aufgerichtet das junge Weibchen im unſchuldigſten Nachtcoſtüm, d. h. im Hemdchen, das ſie züchtig — vielleicht aus Angſt vor den Mäuſen — in der Gegend der Kniee zuſammenhielt, wodurch freilich nicht vermieden werden konnte, daß die leichte Hülle deſto mehr oben nachgab.“

„Bravo!“ — riefen Alle lachend.

„Das Schönſte aber war der Herr Gemahl . . .“

„Daß Dich!“

„Der, ebenfalls im Hemde, eine weiße baumwollene Zipfelkappe auf dem Kopfe und das Licht in der Hand vor dem Bette ſtand, nicht wiſſend, was er mehr anſtaunen ſollte, ſein Weibchen oder die Mäuſe, die allerdings zu Dutzenden am Fußboden hin und herrannten, oder, vom Scheine des Lichtes geſchreckt, ſogar an den Wänden und Vorhängen Reißaus nahmen."

Ein neues „Bravo!" — Lachen und Hände klatſchen erſchallte.

„„Aber Männchen! Engelchen! — Jeſus Maria Joſeph! was Mäuſe!"" — rief das Weibchen, die neidiſche Hülle immer feſter, aber auch immer mehr herunter auf die Arme ziehend — „„ich ſagt's ja, wir ſind nicht allein!""

„„Aber was machen!"" — entgegnete ganz conſternirt der Ehegemahl, indem er ſicher alle Mäuſe zum Teufel wünſchte.

„„Du mußt ſie verjagen, Herzchen.""

„„Aber wie?"" — klagte der arme Eheherr.

„„Nimm Deine Unterhoſen!""

„Bravo! bravo!" — tönte es durch das Zimmer.

„Und der ſchon ganz gut gezogene Ehemann that, wie ihm befohlen. Er ſtellte das Licht hin, kniete am Bett nieder und verjagte mit den Unterhoſen die feindliche Schaar, die ſich — ſo ganz ordnungswidrig — den Raum unter dem Bett des jungen Pärchens als Tanzplatz auserkoren."

„Prächtig!" — rief Gänsbacher —„wenn ich ein Maler wäre . . ."

„Nun!" — meinte Gottfried Weber lachend — „ich denke, unſer Carl Maria hat die Sache ſo hübſch ausgemalt, daß er ſich getroſt neben van Dyk ſtellen kann ... vorhin ein Herbſt- und jetzt ein Frühlingsbild.“

„O!“ — rief Weber heiter, indem er ein Glas des trefflichen Champagners ſchlürfte — „mir ward es heiß wie im hohen Sommer dabei!“

„Und waren die Mäuſe vertrieben?“ — frug Alexander von Duſch.

„Es ſcheint nicht ganz!“ — entgegnete Carl Maria mit ſchelmiſcher Miene — — „wenigſtens hörte ich noch lange, bis ich einſchlief, Geräuſch.“

Die Heiterkeit war allgemein — die Gläſer klangen — „der Liebe, den Mäuſen und Weber“ aber ward ein donnerndes Hoch gebracht.

Endlich ſagte Weber:

„Es war vorhin die Rede davon, ich hätte ein Herbſt- und Frühlings-, reſpective Sommerſtück geliefert ... ſo will ich denn noch ein Winterſtück drauſſetzen.“

„Ho! ho!“ — rief Duſch — „ich will nicht hoffen, daß dieſe froſtige Anzeige dem Erfolg Deines Concertes gilt.“

„Ihr wißt,“ — fuhr Carl Maria heiter fort — „daß unſer verehrter Freund und Lehrer, — der glücklicherweiſe heute Nacht bei einem Hoffeſte verweilt und daher den Skandal nicht hört, den wir hier machen — Ihr wißt, daß unſer Abt Vogler ſo freundlich war, mir Empfehlungsbriefe an den ihm befreundeten Fürſt Primas des Rheinbundes, den Fürſtbiſchof Carl von Dalberg und den größten Theil des an ſeinem Hofe weilenden Adels mitzugeben.“

„Mein Herz und meine Seele waren alſo, wie holländiſche Blumengärten, voll Hoffnungsblüthen. Ein Concert am Hofe Dalberg’s konnte über meinen Ruf und Ruhm entſcheiden und mir — was, wie Ihr wißt, ſehr noth thut — nicht nur den Säckel füllen, ſondern auch eine ergiebige Einnahme in Frankfurt anbahnen. Ich machte mich alſo auf den Weg nach dem Schloſſe. Mein Herz klopfte vor Stolz und Freude, denn ich ſah mich ſchon bewundert, angeſtaunt . . . berühmt! fühlte die Schwere meines mit Ducaten geſpickten Geldbeutels ordentlich im voraus die Taſche meiner Beinkleider herunterziehen. Doch . . . „mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew’ger Bund zu flechten, und . . . das Unglück ſchreitet ſchnell!“ . . . Als ich mich anmelden laſſe, zuckt der Kammerdiener die Achſeln: Sereniſſimus ſind unwohl. Dennoch werde ich vorgelaſſen. Der neunundſechzigjährige, noch immer rüſtige Dalberg, der liebenswürdige Gönner und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, empfängt mich zwar gütig, aber ich witterte gleich bei ſeinem Anblick, daß der Teufel einmal wieder ſein Spiel gegen mich losgelaſſen hat. Seine vom Schnupfen geröthete Naſe weiſſagt mir nichts Gutes. Freundlich nimmt er Vogler’s

Schreiben entgegen. . . . Freundlich geht er auf meine Bitte ein, ein Hofconcert zu' geben; dann aber klopft er mir lachend auf die Achſel und ſagt: „Junger Mann, ich fürchte, Sie ſind zu einer ſchlimmen Zeit gekommen oder haben die böſen Geiſter der Unterwelt zur Rache gereizt: ein allgemeiner Rheumatismus ſteckt in den Gliedern der hieſigen Beamtenwelt und des hieſigen Adels, denen — wie ſie an meiner Naſe ſehen — ihr Herr und Fürſt mit einem guten Beiſpiel vorangeht. Indeß, verſuchen Sie Ihr Glück; meine Genehmigung zu dem Concert haben Sie und ſind, wenn es zu Stande kommt, meines Antheils gewiß.“

„Das klingt faſt wie eine Leichenrede!“ — meinte Gänsbacher.

„Was war zu thun?“ — fuhr Carl Maria mit der alten Heiterkeit und einem drolligen Ausdruck im Geſichte fort — „der Verſuch mußte gemacht werden: ich begebe mich alſo zu dem Canonikus von Gruber . . . eine dicke, kugelrunde, von Geſundheit ſtrotzende äußerſt artige Haushälterin nimmt mich in Empfang . . . ſie iſt die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit ſelbſt. . . aber Seine Hochwürden, der Herr Canonikus, können mich leider nicht empfangen, noch dem Concerte beiwohnen, denn . . . Hochwürden haben einen dicken Backen!“

„O weh!“ — rief Giacomo. — „Ein ſchlimmer Anfang!“

„So dachte ich auch“ — fuhr Carl Maria fort — „aber die Hoffnung verließ mich noch nicht. Ich ſuche den Grafen Hatzfeld auf . . . er hat ein böſes Auge. Ich komme zu dem Grafen Coudenhofen . . . der arme Mann liegt unbeweglich an einem Gichtanfall! Ich laufe, obgleich es mir grün und gelb vor den Augen ward, zu dem Miniſter Deel . . . er liegt an einem Hexenſchuß!“*)

Ein lautes tolles Gelächter folgte dieſen Worten Weber's; denn ſo tragiſch für ihn auch dies unſelige Zuſammentreffen war, etwas ſehr Drolliges hatte es doch, zumal da es der Betroffene ſelbſt mit ſo köſtlichem Humor vortrug; übrigens brachte ein Privatconcert Weber doch noch die große Summe . . . von ganzen . . . ſechsundfünfzig Gulden ein!

Aber was fragt die Jugend, . . . was fragt echte Genialität nach den kleinen Miſeren des Lebens?

Außerdem ſtand ja die baldige Aufführung der „Sylvana“ in Frankfurt in Ausſicht.

Die Gläſer klangen auf's neue und man war glücklich und vergnügt bis nach Mitternacht.

---

*) Thatſache.

Sylvana.

Die Oper „Sylvana“ von **Carl Maria von Weber** war in Frankfurt am Main bereits einſtudirt und ging jetzt raſchen Schrittes ihrer Aufführung entgegen.

Max Maria von Weber, der Sohn des Componiſten und, wie der Leſer bereits weiß, ſein Biograph, ſpricht ſich annähernd wie folgt über dieſelbe aus: „Sie beginnt mit einem jener anmuthigen Jägerchöre, für die damals ſchon Weber eine Vorliebe hatte, bei deſſen Tönen der Jagdtroß des **Graſen Rudolf von Helfenſtein** auf der Bärenjagd erſcheint und an den ſich eine drollige Arie des Knappen **Krips** anſchließt. Die Geſtalt dieſes **Krips** iſt, was Humor und echte muſikaliſche Komik und Trollerie anlangt, unzweifelhaft die weitaus gelungenſte Schöpfung Weber's, an die, in dieſer Richtung, weder Aennchen im „Freiſchütz“, nach Scherasmin im „Oberon“, noch ſelbſt „Abu Haſſan“ hinanreichen, deren komiſche Ader doch immerhin einen

Beigeſchmack von einer gewiſſen Künſtlichkeit des Humors durch alle muſikaliſchen Reize ihrer Partien durchempfinden läßt. Auf dieſer Jagd findet Graf Rudolf, nachdem er in einer Arie ausgeſprochen hat, daß er des Grafen Adelhardt ihm beſtimmte Tochter Mechthilde nicht lieben könne, „Sylvana“, die andere Tochter des Grafen Adelhardt, im Walde, die dieſem in zarter Jugend abhanden gekommen und in der Einſamkeit wild bei einem Einſiedler aufgewachſen iſt, welcher ihr ſtreng verboten hat, mit Fremden zu ſprechen, und die ſich daher ſprachlos ſtellt. Selig bewegt durch die Liebe, die ihn zu der ſchönen Wilden ergreift, bewirthet er ſeine Jäger, ſingt ein hübſches Trinklied und nimmt Sylvana mit ſich fort; dies iſt der erſte Act. Zum Anfange des zweiten Actes ſucht Graf Adelhardt ſeine Tochter Mechthilde zur Ehe mit Rudolf zu zwingen, und dieſe ſchildert in darauf folgenden Recitativen mit brillanter Arie ihre Antipathie gegen dieſen und ihre Liebe zu Albert von Kleeburg, dem Sohne von ihres Vaters Todfeinde. Der Vater Albert's hat nämlich — aus Rache, weil ihm Adelhardt die Braut abwendig gemacht hat — deſſen Tochter Sylvana als Kind rauben und im Walde bei dem Einſiedler Ullrich erziehen laſſen. Albert hat ſich jetzt in das Schloß geſchlichen und weiß es mit ſeinem Freunde Kurt und durch die Zofe Mechthildens möglich zu machen, im Burggarten mit Mechthilden und dieſem, ihrem Mädchen, Clara, ein ſehr reizendes Quartett zu ſingen und ſich gegenſeitig Liebe zu erklären.

Ein Gleiches thut Rudolf Sylvana gegenüber, die vorher allein in einer reizenden Pantomimſcene die Wunder ihrer Wohnung im Schloſſe beſchaut und ſich zum erſtenmale im Spiegel, vor dem ſie zu einer ſehr graziöſen Muſik tanzt, geſehen hat. Dieſe Scene iſt voll fortreißenden Reizes und liebenswürdiger muſikaliſcher Schilderungen.

Bei dem nun zu Mechthildens erzwungener Vermählung mit Graf Rudolf gegebenen Feſte fällt dem Knappen Krips, die Perle der ganzen Oper, ein wundervoll lebendiges und an komiſcher Charakteriſtik unübertreffliches Trinklied zu, deſſen Muſik, ohne einen Augenblick die Grenzen des Schönen und Anmuthigen zu verlaſſen, den Trinker vor Behagen ſchnalzen und den Wein in der weiten Kehle gurgeln läßt.

Inzwiſchen hat Adelhardt erfahren, daß der Bräutigam ſeiner Tochter ein ſchönes Mädchen bei ſich beherbergt und daſſelbe liebt. Kurz entſchloſſen will er ſie, um der Sache ein Ende zu machen, tödten laſſen, als ſich in ſeinem Herzen das Vaterblut regt, und als nun gar Rudolf und Mechthilde zu ihrem Schutze herbeieilen und der inzwiſchen im Walde gefangene Albert mit dem Einſiedler Ullrich erklärt, daß Sylvana ſeine Tochter ſei, und dieſe zuletzt, bei der Freude, an dem Vaterherzen zu ruhen, die Sprache wiederfindet, ſo vereinigt er ſie mit Rudolf und giebt Albert natürlich Mechthilden. Nach dieſer Scene ſchließt die Oper ſehr brillant mit einem Fackeltanz und Chor, in welchen Muſikſtücken der ganze Zauber der Melodienfülle und inſtrumentaler Behandlung herrſcht, durch die Weber's ſpätere Werke ſo zündend wirken, wie denn überhaupt die Technik dieſer Oper in ihrer Ungleichheit ſo lehrreich für die Fortbildung Weber's, ſo ſprechend für den raſchen Fortſchritt iſt, den er als Künſtler während der Arbeit an derſelben machte, und den die zuletzt componirten Nummern, Trinklied des Krips, Fackeltanz, letzter Chor, Arie der Mechthilde und vor Allem die reizende Ouvertüre bekunden, die ſchon ganz die für ihn charakteriſtiſche, melodiöſe Geſtaltung der Ideen zeigt, wenn ſie ſich auch in den harmoniſchen Formen und der Inſtrumentation noch ſehr an ältere Meiſter anlehnt und beſonders Vogler's Einfluß erkennen läßt.

„Sylvana“ enthielt alſo viel des Schönen und Carl Maria von Weber war ſomit berechtigt, von der erſten Aufführung derſelben in dem kunſtliebenden, kunſtſinnigen und reichen Frankfurt einen großen Erfolg zu erwarten.

Dieſe freudige Erwartung ſtieg denn auch zu einer fieberhaften Höhe, als Director Ihlee ihm ſchrieb: Er möge nach Frankfurt kommen, die letzte große Probe ſtehe bis Morgen, die Aufführung in wenigen Tagen bevor.

Mit Jubel wurde dieſe Nachricht im Freundeskreiſe begrüßt. Carl Maria eilte ſofort dem ſchönen Frankfurt zu; Duſch, Meyerbeer, Gänsbacher und Gottfried Weber verſprachen nachzukommen, ſobald der Tag der erſten Aufführung feſtgeſetzt ſei.

Frankfurt bot zu jener Zeit dem Ankommenden einen von heute ſehr verſchiedenen Anblick in ſeinem Innern dar, der weder durch den Geſchmack der ſeitdem entſtandenen vielen Neubauten zu imponiren vermochte, noch das Auge durch den Glanz der vielen Läden und Gewölbe blendete, von denen man ſich gegenwärtig von allen Seiten umſtrahlt ſieht.

Ein auffallend alterthümlicher Typus war damals noch über der alten Reichs- und Handelsſtadt verbreitet, in deren Innerm den Fremden aus den ernſten Formen vieler noch vorhandener alter Baudenkmäler ſofort ein intereſſantes Stück früherer Geſchichte entgegentrat. Auch ihre Bewohner zeigten dieſe charakteriſtiſche Außenſeite in ſo mancherlei Sitten und Gebräuchen, die ſich aus alter Zeit erhalten, nun aber durch die Alles zerſetzende Luft moderner Civiliſation längſt verweht ſind.

Es lag noch etwas Ganzes, Zuſammengehöriges in dem Totaleindruck dieſes Bildes einer Reichsſtadt.

Die alte freireichsbürgerliche Nationalität war noch friſch und ungebeugt, ungeachtet der über ſie hereingebrochenen, wenn auch ſonſt noch milden Fremdherrſchaft des Fürſten Primas und ungeachtet der vielen bereits erlittenen Drangſale und der fortwährenden Durchzüge unzählbarer Kriegsſchaaren. Die Bürgerſchaft fügte ſich in das Unabwendbare, ohne jedoch ihr Selbſtvertrauen aufzugeben, und im einigen Zuſammenſtehen hielten ſie noch feſt an der Väter Sitte und an dem, was durch Herkommen bei ihnen zum Recht geworden.

Von dem ſchimmernden Glanze des öffentlichen Lebens, wie es heute durch Frankfurts Gaſſen wogt, war freilich noch wenig bemerkbar. Kein unvorſichtig daherraſender Fiaker drohte den ſorglos Einherſchreitenden niederzurennen und kein ſtrahlendes Gaslicht beleuchtete am Abend die Herrlichkeiten unzählbarer Läden und Lädchen, von denen die glänzende Außenſeite zum Theil den mühevollen Gewinn des Innern verzehrt. Dagegen machte ſich ein florirender Großhandel durch ein koloſſales Frachtfuhrweſen bemerkbar, was in ſechs- und achtſpännigen Güterwagen die reichen Ladungen aus allen Ländern ein- und ausführte und viele thätige Hände beſchäftigte und reichlich nährte.

Statt der Ladys und Gentlemen, die gegenwärtig die Hauptrolle in den Hôtels ſpielen, waren hier die Frachtfuhrleute die willkommenſten Gäſte ihrer damaligen Inhaber, und der commandirende Hausknecht eines belebten Gaſthofes, der mit der rothen Schürze und dem ſchwarzen Lederkäppchen die vierbeinigen Herrſchaften aus- und anſchirrte und ihren Führern beim Verladen an die Hand ging, war eine gewichtigere Perſon im Hauſe, wie gegenwärtig der geſchmeidige Oberkellner im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte. Dabei fielen die Zechen nicht eben viel geringer aus, wie bei der heutigen Eiſenbahneile, die ſo oft und ſchnell das Publikum der Gaſthäuſer wechſelt, während ein auf friſcher Ladung wartender tüchtiger Fuhrmann es ſeinem Sechsgeſpann im Stalle an nichts fehlen ließ und ſich ſelber auch nicht dabei vergaß.

Der damalige Weidenhof, gegenwärtig das Haus Mozart, der Schwan und der Weidenbuſch, jetzt Hôtel l'Union, waren außer ihrer bedeutenden Fremdenfrequenz zugleich die Madatore der Fuhrmannswirthſchaften, neben denen jedoch auch die Gaſthäuſer zweiten Ranges (und es gab deren zu jener Zeit über ſiebzig) auf der Schäfergaſſe, Friedberger- und Fahrgaſſe, ſowie in Sachſenhauſen nicht minder ſtark beſetzt waren. Das rothe Haus, jetzt die Taxis'ſche Poſt, der Römiſche Kaiſer und der Engliſche Hof nahmen dagegen vorzugsweiſe die faſhionable

Reiſewelt auf; überall aber fand man nach damaligen Anſprüchen einen trefflichen Tiſch und ein gutes Glas Wein.

Im Allgemeinen hatte das Bild noch nicht viel von der Aehnlichkeit mit jenem verloren, welches uns Goethe aus ſeinen Jugenderinnerungen von ſeiner Vaterſtadt hinterlaſſen und das in ſo anziehender Weiſe von ihm ſtaffirt wurde. Waren auch in der Wirklichkeit ſeit der Zeit manche Ergänzungen hinzugekommen und ſonſtige verſchönernde Retouchen darin vorgenommen worden: die eigentliche Entpuppung der Stadt hatte doch kaum erſt begonnen. Mit der Demolirung der Befeſtigungswerke, deren Wälle zwar ſchon theilweiſe die Stadtgräben ausgefüllt, war nur erſt der Raum zu all' dem modernen Schimmer gewonnen worden, womit wir uns heute in der Mainſtadt umgeben ſehen; doch machten ſich auch ſchon Anlagen aller Arten bemerkbar, die bereits ſchonungslos Alles zu verdrängen drohten, was an deren Stelle ihrer Ausdehnung entgegenſtand.

Dieſes Streben nach unbeengter Erweiterung mochte ſich allerdings durch die gemachten Erfahrungen bei der Einnahme der Stadt durch Cüſtine, ſowie ſpäter bei dem Bombardement derſelben durch General Kleber in beſorglicher Weiſe geſteigert haben. Man wollte die Befeſtigungswerke und dann die Furcht vor einer erneuerten Belagerung unter allen Umſtänden los ſein. Konnte man ihr doch ohnehin keine genügende Vertheidigung mehr entgegenſetzen, ſeitdem die Franzoſen die Zeughäuſer geleert und die Kanonen von den Wällen mit ſich genommen hatten. Es blieb daher nichts zu thun, als die unnütz gewordenen Wälle und Gräben hinwegzunehmen. Freilich ging damit auch manches ſchöne alterthümliche Baudenkmal zu Grunde, was wohl hätte erhalten werden können, ohne daß der beabſichtigte Zweck dadurch beſonders beinträchtigt worden wäre.

Noch zu Anfang des Jahres 1808 konnte man ſechsundvierzig verſchiedene Thürme und Thürmchen um Frankfurt und ſiebzehn um Sachſenhauſen zählen, die durch Ringmauern verbunden waren. Ihre ſo pittoresken Zinnen und Mauerkronen, die ſo lange der Vergänglichkeit getrotzt, mußten ſich leider ohne Urtheil und Recht unter dem Hammer der Zerſtörung zerbröckeln laſſen, und mit ihnen ſtürzte viel maleriſcher Schmuck zuſammen. Aehnliche Schutzwehren gegen die ungezügelte Kraft des Mittelalters, im Innern der Stadt, waren übrigens bereits früher ſchon aus dem Wege geräumt worden, und ein forſchender Alterthümler würde ſich vergebens nach ſo Manchem umgeſehen haben, was dem alten aus der Vogelperſpective aufgenommenen Merian'ſchen Plane der Stadt ſeiner Zeit ein ſo höchſt intereſſantes Anſehen verlieh.

Die alte Catharinenpforte zum Beiſpiel, welche die gleichnamige, ſo belebte Straße ſperrte, war ſchon 1790 abgetragen worden, und da, wo auf dem derſelben nahen „Graben“ ſich ſonſt die wehrhaften Stahlſchützen im Bolzenſchießen übten und ſelten ihr Ziel verfehlten, bietet heute Fortuna's verlockendes Glücksrad in ſeinem Umſchwunge nur noch ausnahmsweiſe einen belohnenden Treffer.

Dem Brückenthurme, der nahe an 500 Jahre den Zugang zur Fahrgaſſe gehütet und den Zug der Meßfremden begrüßte, die am Geleitstage, von dem ehrenfeſten Corps der Geleitsreiter eingeholt, unter dem jubelnden Zudrange des Volkes über die Brücke einzogen, war zwar eine weitere zehnjährige Friſt gewährt worden; aber auch er mußte Anfang dieſes Jahrhunderts den Erweiterungen Platz machen, die auf dem angränzenden Fiſcherfelde, dem erſten Stadtquartiere, ſeine heutige Ausdehnung anbahnten. Von der blanken langgeſtreckten Häuſerreihe der ſchönen Ausſicht waren um jene Zeit erſt wenige Gebäude nach der Mainſtraße hin vorhanden; das übrige Terrain harrte noch als Bauplätze ſeiner heutigen Beſtimmung entgegen.

Mit den hier ſkizzirten äußern Umriſſen der alten guten Reichsſtadt Frankfurt übereinſtimmend, trat damals in derſelben originellen Färbung auch das Bild des ſocialen Lebens auf.

Vor allen Dingen kennzeichnete die Inwohner Wohlſtand und Behäbigkeit.

Im Genuſſe des Beſitzes weiß es unſere Generation ja kaum mehr, wie der Großvater es angefangen, den Grund dazu zu legen, und wenn die heutigen Mittel zum Erwerben ſo himmelweit verſchieden von den damals eingeſchlagenen Wegen ſind, ſo mag es gut ſein, inmitten des überkommenen Speculationstaumels wieder einmal auf den Ernſt jener Zeiten zurückzuſehen.

Die ſo lange beſtandene Regierung der freien Reichs- und Krönungsſtadt Frankfurt, welche während den ſo oft zu ihr herüberwehenden Stürmen der franzöſiſchen Revolution das Staatsſchiff derſelben ſo glücklich und wohlbehalten zwiſchen den mancherlei Klippen und drohenden Gefahren hindurchzulaviren gewußt, hatte 1806 ihre Flagge geſtrichen und ihre bis daher geübte Machtvollkommenheit in die Hände des Fürſten Primas niederlegen müſſen.

Die nothwendig damit verknüpften Veränderungen griffen anfangs nicht eben allzu tief in die innere Organiſation des ſtädtiſchen Weſens. Mit der Zeit ſteigerte ſich das jedoch mehr und mehr und bei dem fortwährenden Andrängen des franzöſiſchen Kaiſers, der das neugebildete Großherzogthum mehr als ein natürliches Hauptquartier ſeiner Avantgarden zu betrachen ſchien, wurde das Ungewohnte der dadurch herbeigeführten Reformen nach franzöſiſchem Zuſchnitt immer fühlbarer. Eine gänzliche Umgeſtaltung der alten Verfaſſung konnte nicht ausbleiben, und mit dem Jahre 1810 ſah ſich daher der Senat ſowohl wie das Einundfünfziger Colleg gänzlich beſeitigt, der Code Napoléon eingeführt und die ganze Organiſation des Großherzogthums auf franzöſiſchem Fuß eingerichtet. Dies war ohne Zweifel mit eine der Haupturſachen, warum ungeachtet der ſonſt guten Eigenſchaften des Fürſten Primas eine aufrichtige Anhänglichkeit an denſelben im Allgemeinen unter der Bürgerſchaft Frankfurts niemals recht Wurzel faſſen wollte. Dennoch, und trotz des fortwährenden kriegeriſchen Lärmens, war Frankfurt ſchon zu jener Zeit der Sitz eines regen Kunſtlebens. Die Schwierigkeiten, die ein Talent in jener Zeit zu bekämpfen hatte, um ſich auszubilden und ſich zu einer gewiſſen Berühmtheit emporzuarbeiten, waren allerdings größer; eine dauernde Anerkennung ſeiner Leiſtungen ihm dagegen um ſo gewiſſer. Selten kann eine nur bis zu einem gewiſſen Grade gelangende Anerkennung unter einer größern Maſſe von Kunſtproductionen auf langen Beſtand rechnen, da ſich die aufſprießenden Talente einander fortwährend überbieten, und neben ihren Bewunderern auch ſofort ebenſo viele tadelnde Kritiker finden.

In dieſer Beziehung gleicht daher die Kunſt in ihrer vielſeitigen Entfaltung faſt den bunten Blumenbeeten, deren Farbenſchmuck für den Augenblick ergötzt, aber im Ganzen nur weniges aufbringt, was den Reiz der Blüthenzeit nachhaltig zu überdauern im Stande wäre. Wo dagegen die Kunſt als Reſultat des innern unabweisbaren Dranges hervorgeht, ſich zur Anſchauung zu bringen, werden ihre Ergebniſſe auch ihre Zeit dauernder überleben, und je ſeltener derartige, aus der Tiefe hervorgehende Erſcheinungen auf dieſem Gebiete zu Tage kommen, je mehr wird ſich unter ihren Verehrern das Verlangen kundgeben, ſolche Schätze an ſich zu bringen und zu ſammeln. In jener Zeit bewährte ſich dies namentlich auch an dem Theater der alten freien Reichsſtadt.

Eine der wichtigſten und einflußreichſten Rollen im Gebiete öffentlicher Unterhaltung war zu jener Zeit unſtreitig dem Theater zugewieſen.

Die Geſchichte des Theaters bildet eines der intereſſanteſten Capitel der Civiliſationsgeſchichte. Die Glanzpunkte beider fallen in die Zeiten, welche ihnen die Männer erſcheinen ließen, die ihnen in verſchiedenen Perioden zum Durchbruch verhalfen. Die Früchte jener Blüthenzeiten nun zu ſammeln, zu erhalten und vor Entartung zu ſchützen, iſt die Aufgabe der Gegenwart. Wir thun unrecht, ſie anzuklagen, daß ſie uns nicht ebenfalls ihre Leſſing, Goethe, Schiller u. ſ. w. erzeugt. Sie hatten ihre Zeit, und gleichwie „Thekla's Geiſterſtimme“ könnten auch ſie uns im Rückblick auf ihren Frühling zurufen:

> „Wollt ihr nach den Nachtigallen fragen,
> Die mit ſeelenvoller Harmonie
> Euch entzückten in des Lenzes Tagen?
> Nur ſo lang' ſie liebten waren ſie.“ —

Andere Sänger müſſen kommen; und ſie werden nicht ausbleiben, wenn die Zeit des goldenen Kalbes einſt vorübergehen und ein neuer Frühling über unſer deutſches Vaterland kommen ſollte, dem ſie ihre Lieder entgegenbringen können.

Was richtiger Takt, Fleiß und Umſicht, ſelbſt mit geringen Mitteln, zu leiſten vermögen, das hat ſich aber in jenen frühern Zeiten bewieſen, wo die Leitung des Frankfurter Theaters Director Ihlee und Kapellmeiſter Schmitt anvertraut war. Beide verſtanden es vollkommen, das Möglichſte aus dem zu machen, was ihnen zu Gebote ſtand, und, ſo beſchränkt ſie ſich auch in dieſer Beziehung ſahen, ſo vermißte man bei ihren Leiſtungen wenigſtens doch nicht die Weihe der Kunſt.

Mit dem lobenswertheſten Eifer und meiſtens mit entſchiedenem Erfolge wirkten Werdy, Otto, Lux, Haas, Leißering, Heigl, ſowie die Damen: Bohs, Großmann, Haßloch, Heinemann und Andere, im Drama. Auf der andern Seite wußte Kapellmeiſter Schmitt die beſcheidenen Kräfte ſeiner Oper ſo zu ſchulen, daß ſie wenigſtens nie reizlos erſchienen, obgleich er bei weitem nicht über die individuellen Tonkräfte der heutigen Zeit zu gebieten hatte. **Hill** (Tenor), **Krämer** (Bariton), **Berthold** (Baß), **Luz** (Komiker), **Leißering** u. ſ. w. waren ebenſo geübte Sänger wie treffliche Mimen, und die Sängerinnen Madame **Urſpruch**, Demoiſelle **Brandt**, **Schaffranzck** u. ſ. w. trugen nicht weniger dazu bei, ein Enſemble herzuſtellen, daß, vor Allem durch ein trefflich eingeſchultes Orcheſter gehoben, der Oper eine wohlverdiente Reputation verſchaffte.

Und dieſen Kräften war nun auch **Weber's** neue Oper „**Sylvana**“ anvertraut . . . auf dieſem Boden — dem Boden der alten freien Reichsſtadt Frankfurt, deren Bürgerſchaft allgemein als kunſtliebend und kunſtſinnig bekannt war — ſollte ſie demnächſt aufgeführt werden.

Sobald **Carl Maria** in Frankfurt angelangt, und in dem beſcheidenen, den ſchwindſüchtigen Verhältniſſen ſeines Geldbeutels entſprechender Gaſthofe zur „Reichskrone“ abgeſtiegen war, eilte er dem Theater zu. Wohl ſollte die Hauptprobe der „**Sylvana**“ erſt dieſen Abend ſtattfinden und jetzt war es kaum elf Uhr Vormittags; indeß mußte er ja dem Herrn Theaterdirector **Ihlee** und dem Herrn Kapellmeiſter **Schmitt** ſeine Aufwartung machen und beide waren um dieſe Zeit am ſicherſten in dem Theatergebäude zu treffen.

So ſchritt denn jetzt Weber der ſchönſten Straße Frankfurts, der Zeil, entlang; . . . aber die prächtigen palaſtartigen Häuſer, von welchen ſich hier eines an das andere reiht, ließen ihn unberührt, da ſeine Seele zu ſehr mit der „Sylvana“, ihrer Aufführung, ihrem Erfolg und der Wirkung beſchäftigt war, die ſich an einen ſolchen, in Betreff ſeines Rufes nach Außen hin, knüpfen mußte.

Auf dem Platze vor dem Theater ſtanden mehrere Herren, oder gingen plaudernd auf und ab, es waren die Schauſpieler Otto, Leißering, Stadler, Lux und Haas, die auf den Beginn einer Leſeprobe harrten, während einige Statiſten, die ſich durch ihre ſchäbige Kleidung und ihre verlebten Geſichter kenntlich machten, auf einer Bank vor der Kneipe zu den „Drei Haſen“ Platz genommen hatten und ihren Morgentrunk in kaltem ſaurem Apfelwein gemüthlich hinuntergoſſen.

Carl Maria von Weber frug nach dem Herrn Director.

Der Portier, der ihn nicht kannte, wies ihn kurz und barſch die dunkeln Treppen hinauf: auf dem Corridor des zweiten Ranges ſtehe an einer Thüre „Direction“ angeſchrieben, da ſolle er nur hineingehen.

Weber folgte dieſem Wink klopfenden Herzens. Unwillkürlich dachte er daran, welches Unglück ihm ſeiner Zeit bei der letzten Probe der „Sylvana“ in Stuttgart begegnet ſei. Die Erinnerung durchſchauerte ihn.

Gott! wie waren damals alle ſeine großen, ſeine ſchönen Hoffnungen ſo grauſam getäuſcht worden! . . . welche Zeit des Schreckens, der Angſt, der Sorge, der Noth, ja der Verzweiflung war jenem Abende gefolgt.

Carl Maria trat bei der Erinnerung an jene Vorkommniſſe kalter Schweiß auf die Stirne; er blieb — auf dem Corridor des zweiten Ranges angekommen — ſtehen und ſchöpfte tief Athem.

Sein Herz hämmerte und pochte unmäßig. Er war dabei ſo aufgeregt, daß er ganz deutlich die heitere klangvolle Stimme und das köſtliche, nicht zum zweitenmal in der Welt vorkommende Lachen ſeiner Stuttgarter Geliebten, Gretchen Lang's, ſeiner einſt ſo ſüßen Puzzicaca, zu hören glaubte.

O Gott! warum jetzt gerade dieſe Erinnerungen! Er hatte gedacht, jene Zeit ganz aus ſeiner Seele verwiſcht zu haben; . . . er hatte es auch in der That dahin gebracht, ſie und Alles, was an ihr hing, zeitweiſe zu vergeſſen.

Und jetzt? . . . dieſe Stimme! . . . Es war als ob böſe Geiſter im Spiele ſeien. — — —

Aber wo war das Zimmer der Direction? . . . in der Dunkelheit und in dem gräulichen Staube — die Logenthüren ſtanden ſämmtlich nach dem Gange zu auf und in den Logen wurde gekehrt — war kaum eine

Thüre zu unterſcheiden, geſchweige denn eine Aufſchrift an derſelben.

Endlich fand er ſie.

Aber wie? . . . das war ja wieder Puzzicaca's glockenhelles Lachen!

Carl Maria bebte zurück, wie der heilige Antonius vor der ſchönen nackten Frauengeſtalt, mit der ihn der Böſe verführen wollte. Er war willens umzukehren, als er, dicht hinter ſich, Frauengewänder rauſchen hörte.

Als er ſich umſah, ſtand ein allerliebſtes Mädchen hinter ihm, ohne Zweifel eine junge Schauſpielerin oder Sängerin, die, gleich ihm, in das Heiligthum des Directorialzimmers einzudringen bereit war.

Jetzt konnte Weber, ohne ſich lächerlich zu machen, nicht mehr umkehren.

Er pochte an. Auf das „Herein!“ öffnete er, ließ, mit einer höflichen Verbeugung, die junge Dame eintreten und folgte.

In demſelben Momente aber wäre Carl Maria von Weber beinahe in die Erde geſunken . . . neben Director Ihlee ſtand in der That . . . Puzzicaca!

„Ah! willkommen, lieber Weber!“ — rief der Director heiter, auf den, wie eine Bildſäule daſtehenden, jungen Mann zueilend und ihm beide Hände hinreichend. — „Willkommen in unſerm guten Frankfurt. Ich habe mich herzlich auf Ihr Hierherkommen gefreut. Meine Damen . . . ich habe das Vergnügen, Ihnen Herrn Carl Maria von Weber, den Componiſten der trefflichen Oper „Sylvana“, die wir dieſer Tage aufführen, vorzuſtellen. Herr von Weber . . . Fräulein Margaretha Lang, königlich Würtembergiſche Hofopernſängerin, und Fräulein Brandt, die lieblichſte Zierde unſeres hieſigen Stadttheaters und die talentvolle Darſtellerin Ihrer „Sylvana“.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, erfolgten hier die gegenſeitigen Verbeugungen, bei welchen ſich indeß der junge Componiſt — obgleich ſonſt gewandt, wie es ein Hofmann nur ſein kann — in ſeiner Ueberraſchung und Verlegenheit ſo komiſch benahm, daß Ihlee in dem ſarkaſtiſchen Lächeln der fremden Sängerin nichts Beſonderes fand.

Margaretha aber hatte ihre Geiſtesgegenwart keinen Augenblick verloren. Nur ein dunkeles Roth war im erſten Momente über ihr Antlitz geglitten. Jetzt trat ſie mit ihrer köſtlichen, ſich nie erſchöpfenden Heiterkeit an den jungen Componiſten heran und begrüßte ihn ſo unbefangen, aber auch ſo ganz frei von Allem, was Weber an ihr früheres Verhältniß mit ihm hätte erinnern können, als alten Stuttgarter Bekannten, daß ſich auch Carl Maria ſofort wiederfand.

Er wußte für dies ſeine und taktvolle Benehmen Margaretha innerlich Dank, obgleich er für den Moment noch nicht daraus zu ſchließen wagte: ob ſich ihre frühere Liebe zu ihm wirklich ſo ganz abgekühlt habe, oder ſich nur mit weiblicher Schlauheit hinter dieſer Maske berge.

Aber ſo iſt der Menſch! Fünf Minuten früher — als er, vor der Thüre des Directionszimmers ſtehend, ihre Stimme vernommen — wollte er fliehen, . . . und jetzt . . . wußte er nicht recht, ob er ſich darüber freuen ſollte, wenn er ſeiner einſt ſo ſüßen Puzzicaca gleichgiltig geworden oder nicht.

Carl Maria von Weber ahnte dabei den Humor des Schickſals nicht, der in dieſem Momente und dem wunderbaren Zuſammentreffen ſeiner Perſon mit Puzzicaca und der lieblichen Schauſpielerin Caroline Brandt lag.

Jedenfalls war die Anweſenheit der Letztern gut für Weber: die Erſcheinung berührte ihn ſo wunderbar . . . ſo kindlich rein . . . und doch ſo warm . . . daß er ſich wie von einem guten Geiſte angeweht fühlte und ihn dies Gefühl mit einer ſtillen Zauberkraft über den Rückfall in die alte Leidenſchaft hinwegtrug.

Wer ſehnt ſich nicht nach Freuden der Liebe und großen Thaten, wenn im Auge des Himmels und im Buſen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Hier ſtand der Frühling in der lieblichſten Form vor Weber!

Kaum ſiebzehn Jahre konnten an Caroline Brandt vorübergegangen ſein. Ihr langes dichtes Haar, wie Seide fein und zart, von einem wunderſchönen eigenthümlichen Blond, war unter der leichten Kopfbedeckung nach hinten aufgeſteckt, während es ſich gegen vorn in zwei ſchöne geflochtene Zöpfe theilte, die ſich rund und mit Grazie um die kleinen netten Ohren legten. Die großen und ausdrucksvollen blauen Augen, von den ſchönſten Augenwimpern überſchattet, belebten durch Feuer und Beweglichkeit die reizenden Züge. Die Naſe war fein geſchnitten, indeß der kleine, wahrhaft zum Küſſen geformte Mund, wenn er lächelte, Zähne wie Perlen ſehen ließ. Nicht weniger ausgezeichnet war der Teint der kleinen Schauſpielerin. Weiß und zart, zeigte er das Sammetartige und die Friſche der erſten Jugend, die auf die Wangen des holden Kindes jenes bezaubernde, nur der Kindlichkeit und Unſchuld eigene leiſe Roth gehaucht hatte, während die feinen Aederchen, die bläulich an Stirne und Hals durchſchimmerten, das Feuer ihres Blutes kündeten.

Ein Kleid von weißem Cachemir mit roſa Seide ausgeſchlagen — ein Geſchenk der eben erſt verheiratheten Frau von Bethmann — umſchloß die liebliche Geſtalt. Nach vorn offenſtehend, ließ es ein gefältetes mit Spitzen beſetztes Chemiſett ſehen. Geſtickte Beſätze fielen von den Aermeln à la religieuse herab und ſchmückten die Enden der Robe, die zu beiden Seiten aufgeſchlagen waren.

Die zierliche Geſtalt, die unnachahmliche Grazie der Bewegungen, der kleine Fuß, vor allen Dingen aber die geſchmeidige, zum Herzen ſprechende Stimme vollendeten den Zauber, der von Carolinen ausging und welchen jetzt bei Weber die ſinnigen Worte noch hoben, mit denen die mit der Darſtellung der „Sylvana“ betraute Künſtlerin Carl Maria, als den Componiſten jener Oper, begrüßte. Und Puzzicaca? Sie war gewiß nicht minder ſchön! Und die Erinnerungen? . . .

Ein Glück für Carl Maria's leicht entzündliches Herz war es, daß ihn das Schickſal für den Augenblick zwiſchen dieſe beiden reizenden Weſen geworfen. Gerade daß ſie beide ſo ſchön waren, hob den Eindruck auf oder neutraliſirte ihn doch. Uebrigens war der Vulkan, wie es ſchien, in dem einen Herzen erloſchen, während in dem andern die Liebe wohl noch ſchlummerte.

Zu Erörterungen oder Annäherungen konnte es ohnedem nicht kommen, da die Leſeprobe Fräulein Brandt abrief, Kapellmeiſter Schmitt eintrat, Weber, in Betreff der Aufführung ſeiner Oper in Beſchlag nahm und auch Margaretha ſich empfahl.

„Bei der Probe heute Abend ſehen wir uns wieder!“ — rief noch Director Ihlee allen freundlich zu und begab ſich ebenfalls auf die Bühne.

Als Gretchen aus dem Schauſpielhauſe auf den freien Platz trat, der vor demſelben liegt, kam ihr ein äußerſt fein gekleideter Herr entgegen.

„Endlich!“ — rief er dabei. — „Ich dachte ſchon, Sie würden gar nicht mehr aus Thalia's Tempel zurückkehren!“

„Ungeduldiger!“ — entgegnete Gretchen mit ihrem zauberhaften Lachen, indem ſie ihren Arm in den dargebotenen des jungen, eleganten Herrn legte. — „Ich traf bei dem Director einen alten Freund von Stuttgart, was den Beſuch etwas verzögerte.“

„Und wer war dies?“

„Herr von Weber, der Componiſt der „Sylvana.“

„Von dem der Director ſprach, als wir jüngſt bei ihm zum Abendeſſen waren?“

„Derſelbe; aber laſſen wir das, ich habe Wichtigeres mit Ihnen zu reden. Warum ließen Sie mich an jenem Abend nicht ausſprechen, als ich Ihnen dafür danken wollte, daß Sie mir auf den Ruinen des Heidelberger Schloſſes das Leben retteten?“

„Weil ich Sie gern mit ein wenig Dank in meiner Schuld weiß.“

„Ich aber möchte Ihre Schuldnerin nicht bleiben.“

„So kehren Sie die Sache um; Sie brauchen mir das Leben nicht zu retten . . . aber . . . Sie können dieſe Welt für mich zum Paradieſe machen . . .“

Die beiden Leutchen verſchwanden, unter eifriger Fortſetzung ihres Geſpräches, um die Ecke des Gaſthauſes zum „Weißen Schwan“.

Den Abend fand die Hauptprobe der „Sylvana“ ſtatt. Alles ging vortrefflich. Die Anweſenden ſtrömten von Lob über. Fräulein Caroline Brandt ſpielte die Titelrolle zum Entzücken.

Carl Maria war überglücklich. Er ſaß dabei an der Seite ſeiner früheren ſo glühend geliebten Puzzicaca, die voll Heiterkeit, Unbefangenheit und Humor war, und bald mit dem Director, bald mit Weber leiſe plauderte und ſcherzte; das aber fühlte Carl Maria heraus: der Vulkan in ſeinem und ihrem Herzen war erloſchen . . . die Liebe erkaltet und verweht.

Aber ſonderbar! . . . er fühlte keinen Schmerz darüber . . . es war ihm, als ſchaue er auf eine längſt verlebte ſchöne Frühlingszeit zurück.

Seine Seele ſog dabei Honig aus einer andern duftigen Blüthe: Caroline Brandt ſpielte reizend. Ihre kleine, zierliche Geſtalt, ihre Schönheit, ihr zauberhaftes Weſen, die unnachahmliche, koquett-naive Grazie, die ſie bei ihrem Spiel entwickelte, der natürliche Gefühlsausdruck, vor allen Dingen aber ihre kindliche unſchuldvolle Erſcheinung erfüllten Weber mit Entzücken.

Er hörte die kleinen boshaften Witze gar nicht, die Puzzicaca von Zeit zu Zeit gegen die Collegin abſandte; aber er fühlte ſich warm und ſelig von dem Spiele der lieblichen Schauſpielerin und von ihr ſelbſt berührt.

Noch den andern Tag zitterte dies Gefühl in ihm nach, und ſein Glück ſteigerte ſich noch, als es ihm gelang, an André in Offenbach ein Clavierconcert, eine Symphonie und ſechs noch ungeſchriebene Sonaten für zuſammen . . . Hundert und fünfzig Gulden zu verkaufen.

Ein ähnliches Geſchäft hatte Carl Maria von Weber ſchon früher einmal mit dem Muſikalienhändler Simrock gemacht, an welchen er ein Potpourri für Violoncello, die Cantate: „Der erſte Ton“, eine große Polonaiſe in Es, ein Quartett und ſechs Lieder verkaufte, für welche zuſammen er ebenfalls 150 Gulden von Simrock erhielt.

Die Polonaiſe allein, die ein Lieblingsſtück der Clavierſpieler wurde, hat Simrock . . . Tauſende von Reingewinn eingetragen.*

---

*) Max Maria von Weber I, 204

Madame Blanchard.

Endlich, endlich! nach Ueberwindung zahlloſer Schwierigkeiten — die ſich ſelbſt noch zwiſchen die ſchon abgehaltene Hauptprobe hineingeſchoben hatten — ſollte die „Sylvana“ zur Aufführung kommen.

Carl Maria ſchrieb in der Freude ſeines Herzens an ſeinen liebenswürdigen älteren Freund, den Fiskalprocurator Gottfried Weber in Mannheim, folgende Zeilen:

Frankfurt a/M. den 9. September 1810.

„— — Ich habe ſo viel mit Proben und Viſiten zu thun, daß ich mir nur dieſen Augenblick abſtehle, um Dich und Dein lieb Frauchen herzlich zu grüßen und zu ſagen, daß meine Oper, beſtimmt heute über acht Tage, als Sonntag den 16., ſein wird. Madame Blanchard ſteigt den 15. 16. oder 17., wahrſcheinlich aber Sonntag früh, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.

Die Proben gehen gut und Alles arbeitet mit Eifer daran. Man hat in der Stadt ſchon eine allgemein gute Meinung von der Oper und einige Derangirer haben ſogar ſchon das Finale ꝛc. für Clavier, für drei Singſtimmen ꝛc. arangirt. Heute erwarte Simrock, mit dem ich auch wegen Deiner Sonate ſprechen will, da werde ich ſie alſo wahrſcheinlich eher als Du ſehen ꝛc.“

Es war aber auch — ſchon des Geldbeutels wegen — Noth, daß die Oper zur Aufführung kam, da Carl Maria von Weber's Kaſſe ſo bis auf den Grund leer war, daß ihm Vogler das Geld zur Reiſe nach Frankfurt hatte vorſchießen müſſen. Der Verkauf der Muſikalien an André in Offenbach deckte nun freilich dies Anleihen und ließ noch etwas zum Leben übrig; ſchon aber waren wieder alte Gläubiger, noch von Stuttgart her, mit einer Forderung von Hundert Gulden herangerückt, indem ſie dabei mit gerichtlicher Klage drohten.

Nun, die Ausſichten konnten ja nicht beſſer ſein!

Das Orcheſter und das Perſonal des Frankfurter Theaters zeigten, von Weber's liebenswürdigem, kenntnißreichem und doch ſo beſcheidenem Weſen eingenommen, den wahrhafteſten Eifer, ihm zu dienen und ſein Werk würdig in's Leben zu führen; er ſelbſt vergaß keine Pflicht der Höflichkeit, ſich die maßgebenden Perſönlichkeiten geneigt zu machen. Die Primadonna, Madame Schönberger, welche die Mechthilde ſang, zeigte ſich ihm ſehr gewogen; die mitwirkenden Kräfte waren gut: die Einſtudirung genügend und Alles hätte ein vollkommenes Gelingen in Ausſicht geſtellt, wenn nicht eine dunkele Wolke am Hoffnungshimmel Weber's geſchwebt hätte. Dieſe Wolke war nichts anderes als der Ballon der Madame Blanchard! Luftfahrten waren damals noch etwas außerordentlich Seltenes und abſorbirten in Städten, wo ſie ſtattfanden, die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr, als die Aufführung der beſten Oper des berühmteſten Componiſten, wie viel mehr mußte ein junger Anfänger mit ſeinem Erſtlingswerke von dem Ungeheuer eines Luftballons fürchten!

In der That ſprach man denn auch ſchon ſeit acht Tagen in Frankfurt von nichts Anderm mehr, als von Madame Blanchard und von ihrer Luftfahrt.

Die guten Frankfurter wallfahrteten zu Tauſenden und Tauſenden nach der alten damals noch nicht vollendeten Barfüßerkirche,*) um den Ballon ſelbſt zu ſehen, und Madame Blanchard in eigener Perſon war die Löwin des Tages.

Aber war ſie denn nicht auch wirklich eine merkwürdige Frau? . . . ein Weib voll Kühnheit und heroiſchem Muthe, wie man kaum ein zweites treffen wird?

Sechzigmal war ſie mit ihrem Manne aufgefahren, ihr Leben mit Gleichmuth an das kühne Unternehmen ſetzend!

---

*) Jetzt die durch das Parlament berühmte „Paulskirche“.

François Blanchard, ihr Gatte, war ein berühmter Mechaniker geweſen, der ſchon als Knabe über eine Maſchine zum Fliegen nachſann, im ſechszehnten Jahre einen Wagen, der ſich durch mechaniſche Kraft fortbewegte, und endlich ein Luftſchiff erfand, daß durch ein Gegengewicht von 6 Pfund ſich 20 Fuß hoch erhob. Durch die Anwendung geleitet, welche Montgolfier, Charles und Roberts von den früheren Entdeckungen der Briten Cavendiſh und Black — die Leichtigkeit des brennbaren Gaſes betreffend — machten, vervollkommnete Blanchard alsdann ſein Luftſchiff ſo weit, daß er 1785 über den Kanal von Calais nach Dover ſchwebte. Hierauf folgte jene Reihe von Luftfahrten, bei welchen ihn ſechszigmal ſeine muthige und energiſche Frau begleitete, die denn auch dieſelben nach ſeinem Tode noch längere Zeit glücklich fortſetzte.

Da Mechanik und Chemie in jenen Zeiten verhältnißmäßig noch ſehr im Dunkeln lagen, in die Maſſe des Volkes aber nur Ahnungen derſelben gedrungen waren, ſo mußte die Erfindung „zu fliegen“ und in bedeutender Höhe „Reiſen durch die Luft zu machen“, ungeheueres Aufſehen erregen und faſt wie ein Wunder angeſtaunt werden.

England und Frankreich, namentlich Paris hatten nun zwar ſolche Luftfahrten ſchon geſehen; in Deutſchland aber erſchienen ſie faſt noch ganz neu, und ſo war es denn natürlich, daß das Vorhaben der berühmten Madame Blanchard: auch in Frankfurt in eigener Perſon aufzufahren, die ohnehin neugierige und ſchauluſtige Bevölkerung der guten alten Reichsſtadt in eine gewaltige Aufregung verſetzte.

So kam der fünfzehnte September heran, der große Tag, an dem das Ungeheuerliche geſchehen ſollte. Leider aber traten Hinderniſſe ein und nun wurde das Aufſteigen „des Luftungeheuers“ auf den ſechzehnten beſtimmt.

Indeß die Neugierde und die Erregung der guten Frankfurter ſollte noch immer geſteigert werden.

Der ſechszehnte September war ein Sonntag und daher um ſo mehr für eine ſolche allgemeine Volksluſt und Volksfreude geeignet; denn da man einen in die Lüfte ſteigenden Ballon faſt überall ſehen kann, ſo war auch der ärmere Mann geſichert, dieſe Freude zu genießen, ohne ſeinen Geldbeutel zu behelligen.

Aber das Schickſal — ſo oft der Störer menſchlicher Freuden — wollte es anders: der Tag begann mit einem ſehr ungemüthlichen Herbſtregen und hörte erſt ſpät Nachmittags mit demſelben auf. Da indeß der Sonnenuntergang und alle übrigen Anzeigen auf gutes Wetter deuteten, ſo wurde noch an demſelben Abende durch Anſchlagzettel bekannt gemacht: daß die weltberühmte Luftſchifferin, Madame Blanchard, Morgen, den 17. September, unfehlbar ihre Auffahrt bewerkſtelligen werde.

Carl Maria traf dieſe Nachricht wie ein Herzſchlag: es war derſelbe Tag, den man für die erſte Aufführung ſeiner „Sylvana“ feſtgeſetzt hatte!

Weber war außer ſich. In heller lichter Verzweiflung, wie ein Blutvergießer, dem die Schergen des hochnothpeinlichen Halsgerichts auf den Ferſen folgen, ſtürzte er nach dem Theater, den Director aufzuſuchen und wo möglich zu bewegen, einen andern Tag für die Aufführung der Oper zu wählen.

Indeß . . . das Theater war dieſen Abend geſchloſſen und Ihlee — der, als fleißiger und pflichttreuer Führer des Inſtitutes, bis vor wenigen Minuten auf ſeinem Büreau gearbeitet — hatte ſich nach dem Gaſthofe zum „Weißen Schwanen“ begeben, um an dem bekannten runden Tiſche (dem ſogenannten Gifttiſch ſein Schöppchen zu trinken.

Carl Maria eilte ihm nach. Er ſah und hörte dabei kaum etwas; dennoch kam es ihm vor, als habe er Puzzicaca in einer Equipage an ſich vorüberfahren ſehen, und zwar an der Seite eines jungen, fein gekleideten Herrn . . . mit dem er ſchon irgendwo zuſammengetroffen.

Wer aber war es doch? . . . Er ſann darüber nach.

„Richtig!“ — rief er plötzlich. — „Ich laſſe mich hängen, wenn in der eleganten Kleidung nicht der junge Schauſpieler, Herr von Eichhoff, ſtack, der mir jüngſt von Lux vorgeſtellt wurde. Nun! . . . Puzzicaca ſah ſehr vergnügt aus . . . Wie iſt mir denn? . . . hat ſie mir nicht freundlich zugenickt? . . . Wie ſie wohl zu Eichhoff kommt . . . und was ſie mit ihm zu thun hat? . . . Aber da iſt der Schwanen!“ . . .

Und Carl Maria eilte in die große Gaſtſtube, Ihlee zu ſuchen. Er fand ihn auch in der That. Aber ſo freundlich der Director des Frankfurter Theaters auch gegen ihn geſinnt war, diesmal konnte er leider keine Abänderung mehr vornehmen: war doch die Oper ſchon zu oft verlegt und verſchoben worden, der Termin zu einer ſolchen Abänderung auch zu kurz. Indeß machte der Director den jungen Componiſten mit ruhigem Lächeln darauf aufmerkſam: daß der Ballon ja ſchon um drei Uhr Nachmittags aufſteigen werde und alſo der ganze Spectakel der Aufführung der „Sylvana“ — auf die ſich alle Gebildeteren der ganzen Stadt ſo ſehr freuten — nichts ſchaden könne.

Dies freilich hatte der junge Componiſt in ſeinem erſten Schrecken überſehen, und da ſich nun auch noch

Otto, Leißering und mehrere andere Herren, welche die Tafelrunde am Gifttiſch bildeten, mit Entſchiedenheit für Director Ihlee's Anſicht erklärten, ſo beruhigte ſich Carl Maria. Man bat ihn, Platz in der Geſellſchaft zu nehmen, und da dieſelbe in ganz Frankfurt für eine äußerſt muntere und der Wein im „Weißen Schwanen" für ſehr gut bekannt war, ſo vergaßen ſich die Sorgen und Grillen bald, und Carl Maria von Weber zeigte ſich, wie immer, als köſtlicher Geſellſchafter in der ganzen Glorie ſeiner genialen Jovialität.

— — — — — —

Die große Glocke des Pfarrthurms, — des, ſein ſchwarzgraues Haupt zu den Wolken emporhebenden Münſters, — läuteten eben zu Mittag.

Aber die guten, würdigen Bürger der alten freien Reichsſtadt leiſteten dem gewohnten Rufe zum wohlbeſetzten Mittagsmahle heute nur in ſehr geringer Zahl den üblichen Gehorſam.

In vielen Familien hatte man für dieſen Tag ganz ausnahmsweiſe früher geſpeiſt; in anderen war heute gar nicht gekocht worden, weil Mann und Frau und Kind und Kegel, ja das Geſinde ſelbſt, um keinen Preis der Welt zu ſpät kommen wollten zu dem großen Schauſpiel des Auffahrens einer wirklichen lebendigen Frau, der franzöſiſchen Madame Blanchard, in einem leichten Schiffchen, das unter einem großen Ballon hing, — der merkwürdiger und großentheils unbegreiflicher Weiſe — mit einer Luft gefüllt ſein ſollte, die dünner als die war, die man athmete und in der man lebte, und die doch ſchon ſo dünn, daß man ſie weder ſpürte noch ſah!

Ein ſolches Wunder zu ſchauen, konnte man ſchon einmal auf die warme Suppe und das warme Mittageſſen verzichten; zumal es — das wußte jeder Frankfurter — an Ort und Stelle deshalb doch nicht an Speiſe und Trank, an Brod und Wurſt, an Schinken und kaltem Braten, an Wein, Aepfelwein und Bier fehlen werde.

Der echte derbe Frankfurter kennt ja keinen Genuß ohne Eſſen und Trinken.

Die Blanchard wollte ihr keckes Wagniß um drei Uhr Nachmittags ausführen . . . von zehn Uhr Morgens an — demnach fünf Stunden früher — begann aber ſchon eine Art Völkerwanderung, deren Menſchenſtröme ſich nach der Pfingſtweide wandten, — einer mit Gras und Bäumen bewachſenen Haide — dicht vor Frankfurts Thoren, auf welcher früher alljährlich zur Pfingſtzeit die Waiſenkinder der Stadt mit Reisbrei und Braten regalirt wurden. Hier nämlich ſollte ſich der Ballon mit ſeiner Herrin ſtolz und prächtig über die Häupter der Frankfurter erheben, immer höher und höher ſteigen ... und endlich — dem menſchlichen Auge kaum mehr ſichtbar — in ſchauerlicher Höhe und Einſamkeit, ſeine Reiſe wo möglich um die Welt, wenigſtens aber bis nach Paris oder London antreten.

So wenigſtens ging die Rede im Publikum . . . und das Alles ſollte noch dazu von einer Frau ausgeführt werden.

Schon gegen elf Uhr war kein Baum auf der ganzen Pfingſtweide mehr frei von Menſchen. Mit Entſchiedenheit hatte die ganze Gaſſenjugend von Frankfurt und Sachſenhauſen die Logenplätze auf den Aeſten in Beſchlag genommen, die, da die Blätter zumeiſt herbſtlich geſunken, nicht nur eine prächtige, ſondern auch ſehr wohlfeile Ausſicht boten.

Dabei füllte ſich der durch Verſchläge abgegrenzte Raum — in deſſen Heiligthum man nur vermittelſt Zahlung gelangen konnte — immer mehr, während die Menge außerhalb deſſelben wie ein Meer anwuchs und ſich die leichten Anhöhen ringsherum mit Tauſenden von Neugierigen garnirten.

Selbſt diejenigen, die in der Stadt zurückbleiben mußten, ſuchten dort die Thürme und Dächer auf, um den Ballon wenigſtens dann zu ſehen, wenn er ſich über die Stadt erhebe.

So ſtrömte es aus der Stadt nach der Pfingſtweide von zehn bis zwei Uhr, um welche Zeit dann auch die Equipagen anfingen ſich zu zeigen, um bald darauf in langer ununterbrochener Kette vom Allerheiligenthore her ihre vornehmen Inſaſſen dem Wunderplatze und dem Wunderſchauſpiele zuzuführen.

Und wirklich! . . . hier war denn auch der Ballon befeſtigt, und Madame Blanchard, eine dicke kräftige Dame, beſchäftigt, die nöthigen Anordnungen zur Füllung deſſelben zu geben.

Aber das war eine ſchlimme Sache, da die wenigſten der Arbeiter einen richtigen Begriff davon hatten und — außer zwei Franzoſen, die die Luftſchifferin ſtets als Gehülfen begleiteten, — keiner derſelben die franzöſiſche Sprache verſtand. Trotz aller vorhergegangenen Anweiſungen bemächtigte ſich daher der Sache eine gelinde babyloniſche Verwirrung, welche nur der Entſchiedenheit und Geiſtesgegenwart der Luftſchifferin ſelbſt erlag.

Aber auch bei der Füllung des Ballons ſtieß Madame Blanchard auf große und unerwartete Schwierigkeiten.

Die Füllung ging unendlich langſam vorwärts.

Es war bereits vier Uhr vorüber . . . und . . . der Ballon hatte kaum zum dritten Theile ſein Gas. Er mußte aber 18000 Cubikfuß faſſen, um ſich, in ſtrotzender Fülle, fahrgerecht zeigen zu können.

Dennoch ſchüttelte und rüttelte er die Arbeiter, die ihn bändigend zur Erde hielten, bei dem leiſeſten Luftzuge ſchon jetzt ſo gewaltig, daß mehrere derſelben

Gleichgewicht und Halt verloren und zum unbändigen Jauchzen der gelangweilten Menge umſielen.

Eine weitere halbe Stunde verging unter rieſigen Anſtrengungen der Füllenden und Haltenden.

Madame Blanchard tummelte ſich wacker; bald war ſie hier, bald dort, regulirend, angebend. Jetzt legte und hob ſie die Ballaſtſäcke ... dann wieder prüfte und knüpfte ſie in eigener Perſon die Taue, ... hier ſchalt und commandirte ſie wie ein franzöſiſcher General und dort wieder ermunterte ſie die Arbeiter mit Worten, die dieſe nicht verſtanden.

Indeß ... um dieſe Dinge zu beobachten, war die Volksmaſſe nicht ſchon ſeit Morgens zehn Uhr am Platz.

Der Frankfurter will ſehen, ... bezahlt auch gern dafür, ... und wäre es auch nur mit einem aufgegebenen Mittageſſen ... dann aber muß ihm auch etwas geboten werden.

Jetzt war es halb fünf Uhr!

Die Menge ward ungeduldig. Man rief: „Aufſteigen!“ — „Aufſteigen!“

Der Begriff dafür, daß dies ohne vollſtändige Füllung des Ballons nicht möglich ſei und ſich eben dieſe Füllung nicht gewaltſam erzwingen laſſe, fehlte natürlich der Maſſe.

Aber auch hier verließ die unternehmende Frau ihre

Geiſtesgegenwart nicht; die Luftſtrömungen zu erforſchen, ließ ſie einſtweilen die kleinen Probeballons ſteigen.

Die Menge, die dies für ein Entgegenkommen ihrer Wünſche hielt, war — in Ermangelung des Beſſeren — entzückt; man klatſchte, ſchrie „Bravo!“ — jubelte!

Aber noch wollte ſich der große Ballon nicht vollſtändig füllen.

Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde wurde die Unruhe und Ungeduld der Tauſenden und Abertauſenden von Neugierigen heftiger und lauter.

Aber was war zu machen? . . . man mußte ausharren.

Die geringern Klaſſen fingen an, ſich ſtark mit Aepfelwein, Wein, Braten, Käſe und Wurſt zu tröſten; . . . die feinere Welt vertiefte ſich, ſo viel es gehen wollte, im Geſpräche.

„Und Sie hätten wirklich ſchon einmal eine ſolche Luftfahrt mitgemacht?“ — frug ſtaunend eine ſchöne, junge, auffallend elegant gekleidete Dame den netten, neben ihr auf einem der theuerſten Plätze ſitzenden jungen Mann, deſſen ebenfalls ſehr feine Kleidung durch ihren Schnitt darauf hinwies, daß er kein Frankfurter ſei.

„Aufzuwarten, meine Holde!“ — entgegnete der junge Mann — „und zwar zu Paris.“

„Es iſt nicht möglich! Sie hätten die Tollkühnheit gehabt . . .“

„Es kann allerdings für einen tollen Streich angeſehen werden,“ — verſetzte lächelnd der junge Mann; — „aber, Sie wiſſen ja: Jugend hat keine Tugend! — Die Geſchichte war himmliſch!“

Es war Herr von Eichhoff, der alſo zu der lieblichen Sängerin, Fräulein Margaretha Lang, ſprach, die er in einem eleganten Wagen herausgebracht und die nun zu ſeiner Seite ſaß.

„O!“ — rief jetzt Margaretha mit dem ihr eigenen Zauber in Stimme und Geberde — „berichten Sie doch etwas darüber, man ſtirbt ja ſonſt vor langer Weile hier. Ich denke, die gute Blanchard macht diesmal Fiasko.“

„Oder fährt bei Nacht und Nebel auf!“ — ſagte lächelnd der Freund.

„Aber wie iſt einem denn zu Muthe, wenn man ſo in die Lüfte ſteigt?“ — frug die Sängerin weiter. „Ich glaube, ich wäre im Stande, eine ſolche Spazierfahrt auch mitzumachen.“

„Mit mir?“

Margaretha warf Eichhoff einen ſchelmiſchen Blick zu, dann ſagte ſie: „Da würde ich mich zuvor denn doch ſehr bedenken. Aber jetzt erzählen Sie, wie es Ihnen zu Muthe war; ſo mache ich wenigſtens im Geiſte eine Luftfahrt mit. Hier wird doch nichts daraus, es fängt ja ſchon zu dunkeln an.“

„Nun!“ — hub Eichhoff an — „auch wir fuhren gegen Abend auf, nur war dies im Sommer.“

„Wir?“ — wiederholte Margaretha ſchalkhaft. — „Der gnädige Herr vergißt, daß ich bis jetzt nur ihn zu kennen die Ehre habe; . . . oder ſpricht derſelbe vom königlichen Standpunkte aus?“

„Ein König zu ſein, werde ich mir nur dünken“ — flüſterte der junge Mann nach Margaretha's Ohr geneigt, — „wenn Sie mich zu dem Beherrſcher Ihres Herzens definitiv erhoben haben.“

„Ich dächte, wir ſprächen von Ihrer Auffahrt?“

„Ja, ja!“ — warf der junge Mann lächelnd hin — „das eben wäre ja für mich die rechte Auf- und Himmelfahrt!“

„Sie ſind unverbeſſerlich!“

„Dann wünſche ich von Ihnen das Gegentheil!“

„Wie ſo?“

„Daß Sie ſich in Ihrer Grauſamkeit gegen mich beſſern.“

„Mein Herr, das wir?“

„Nun!“ — verſetzte der junge Eichhoff mit einem glühenden Blick auf ſeine ſchöne Nachbarin — „ich fuhr mit dem Aëronauten Monsieur de Grandville auf, einem alten Bekannten und Freund meines Vaters. Es war bei der Feier zu Ehren des in Wien abgeſchloſſenen Friedens.“

„Und Sie zitterten nicht?“

„Wohl war mir's in den erſten Minuten, in welchen wir wie ein Pfeil in die Höhe ſchoſſen, wunderbar zu Muthe; . . . aber ein ſtolzes Entzücken ſiegte bald über dieſe Schwäche; . . . ein Entzücken, das der nachſchallende Jubel der ungeheuern Volksmenge unter uns noch erhöhte.“

„Und die Luft da oben und die Ausſicht?“

„Die Luft war köſtlich in jener erſten Höhe. Ich zog ſie in tiefen Athemzügen ein. Und die Ausſicht? . . . Ich kam mir damals, hoch über den Häuptern aller Sterblichen, wie ein Gott vor!“

„Wiſſen Sie, daß ich dies ordentlich mitfühle?“

„Mein kühnſtes Hoffen war erfüllt. Die Luft war ruhig. Majeſtätiſch ſchwammen wir jetzt dahin, gleich wie ein Schwan, der, unſichtbar leiſe rudernd, durch die klaren Fluthen langſam vorwärts kommt. Der Blick nach unten war dabei über alle Beſchreibung entzückend und erhaben.“

„Sie Glücklicher!“

„Die Abendſonne lag glühend über der Welt und zerſtreute die Nebel, die gerade an dieſem Tage nicht dicht geweſen, da es nicht allzuheiß war. Dies ließ uns Alles klarer erſcheinen, als wir hoffen durften. Die ganze ungeheuere Stadt mit ihrem Häuſermeer und ihrer meilenweiten Umgebung lag vor und unter mir, wie ein aufgeſchlagenes Buch, deſſen Zeilen man mit einem Blick überſchaut. Die Leute erzählten ſpäter, der Ballon hätte ein prachtvolles Schauſpiel geboten, indem er geraume Zeit, ſcheinbar unbeweglich, über der Stadt ſchwebte.“

„Wie freue ich mich darauf, heute daſſelbe Schauſpiel zu gewinnen!“ — ſagte die Dame.

„Ich ſelbſt“ — fuhr der junge Mann fort — „kam mir vor wie ein Falter, der über einer farbenreichen Blume ſchwebt! . . . Jede Häuſergruppe war mir ein Blatt in der Centifolie, die Thürme und Zinnen aber gaben die begehrenden, emporgeſtreckten Staubfäden ab. Und doch war mir noch wohler als dem Falter, denn . . . ich durfte nicht einmal die Schwingen regen und flog doch ſo ſanft dahin!“

„Wenn Sie ſo verlockend fortberichten, werde ich mich ſofort bei der Blanchard melden und dieſe begleiten!“ — rief die hübſche Sängerin mit verführeriſchem Lächeln.

„Dann wollen lieber wir beide allein auffahren!“ — meinte Eichhoff heiter.

„Später!“ — rief die Dame — „jetzt muß ich erſt Ihren Bericht zu Ende hören.“

„Nun denn, ſo muß ich hier im Staube fortfahren!“

— meinte der Erzähler, — „und da verſichere ich Sie, meine Beſte, daß Paris weit ſchöner iſt, wenn man darüber hinwegfährt, als wenn man ſich in demſelben befindet. Die tauſend und abertauſend Krümmungen für den Gehenden und Fahrenden beſtehen da oben nicht; . . . es iſt eine köſtliche Harmonie der Confuſion, die man tief unten zu ſeinen Füßen hat. Die größten Bauwerke, wie die Tuilerien, das Palais royal, die ſtolze Metropolitankirche Notre-Dames und ſo weiter, zu welchen ich unten den Hals emporreckte, ſchienen mir nun — da unten — wie vom Zuckerbäcker angefertigtes Kinderſpielwerk. Und auch der Lärm von vorhin verminderte ſich jetzt; er ward immer ſchwächer und ſchwächer, bis er zu einem fernen Gemurmel wurde und endlich ganz verſtummte. Wir waren über alle Schallwellen hinaus, . . . erhaben über das Getöſe der Erde . . . und zogen ſo ſelig, ſo leiſe, ſo unfühlbar gleitend dahin, daß nicht einmal die Taue zitterten oder bei dem Durchſchneiden der Luft wie nachhallende Saiten hauchend ſich regten. Und dort das weite Land . . . das ſchöne Frankreich, ausgebreitet wie eine gigantiſche Landkarte! Und jetzt, jetzt, breiteten ſich über das Alles plötzlich die abendlichen Nebel aus!“

„Aber da ſahen Sie ja nichts mehr?“

„So geſchah es in der That für kurze Zeit. Wir ſtrichen durch das, was man, von unten geſehen, eine Wolke nennt, . . . alſo durch eine Nebelſchichte."

„Und was ſahen Sie da?"

„Was ich ſah? . . . Nun . . . ich habe ſchon manches Nichts geſehen in meinem Leben!"

„Manches Nichts? Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Nun! ich habe ſchon Menſchen geſehen mit Titel, Sternen und Orden . . . und doch ſah ich das Nichts vor mir! — — Ich habe zahlloſe Bücher geleſen . . . und hatte die Einſicht in das Nichts! . . . Es kamen mir in meinem, allerdings noch nicht allzulangen Erdendaſein Verſprechungen, Betheuerungen, ja ſelbſt Schwüre vor, die ſich als das wirkliche Nichts bewieſen! Ich kenne Künſtler auf der Bühne, welchen ein gewaltiger Ruf vorausgeht . . . und . . . näher geſehen, ſind beide . . . Nichts! . . . Künſtler und Ruf. Sie begreifen alſo, mein ſchönes Fräulein, daß man das Nichts ſehen kann. Aber ſo total, wie ich das Nichts in jener Nebelſchichte ſah, iſt es mir doch noch nicht vorgekommen. So muß das „Nichts" geweſen ſein, aus dem einſt das „Alles" entſtand, und darum iſt denn wohl auch Alles im Leben . . . ſo gut als nichts!"

„Vortrefflich!" — rief die Sängerin — „aber etwas deprimirend für unſer Selbſt!"

„Nicht doch!" — ſagte Herr von Eichhoff — „post nubila lux! Die Dinge wechſeln. Unſer Ballon ſegelte durch das Nichts hindurch und über daſſelbe hinaus . . . und . . . wir hatten nun einen um ſo entzückendern Anblick. Die Königin des Lichtes war für die Welt geſunken, für uns aber der Tag noch hinter den Bergen in Purpur . . . und während der Abend ſeine Schleier über die Erde breitete, grüßten uns noch immer die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne."

„Wie göttlich ſchön muß das geweſen ſein!"

„Herrlich und groß!" -- verſetzte der junge Mann, und die Erinnerung ſpiegelte ſich ſchön in ſeinen Zügen. — „Still zogen wir und überglücklich dahin. Todtenſtille herrſchte ringsum. Nicht einmal ein Vogel folgte uns mehr; . . . ihr höchſter Flug lag weit unter uns."

„Und fühlten Sie nichts Unangenehmes in dieſer Höhe?"

„Ein Drücken und Sauſen in den Ohren und etwas Kälte; aber ich achtete beides nicht. Nach einiger Zeit aber überkam mich die Empfindung, als befände ich mich im Bade, wenn ſich das waſſerverhaltene Ohr von ſeinen Banden löſt, das Waſſer ſinkt und man mit Vergnügen wieder, wie in einer neuen Welt, zu hören beginnt. Ich lauſchte mit Entzücken, denn . . . wir ſchwammen über einem Meere von Geſang."

„Geſang?“

„Ja, mir unbemerkt hatte ſich der Ballon geſenkt. Da ſchlugen jene Töne an mein Ohr ... erſt fern und leiſe ... dann immer deutlicher, heller, reiner!“

„Und woher?“

„Die Lerchen gingen zu Reiſe. Jedermann weiß es, daß ſie den trauten Ort lange umſchwirren, ſich abermal und abermal erheben, und, hoch in den Lüften, ihr Lied ſchmettern. Der auf Erden Wandelnde ſieht zu der ſtaunenswerthen Höhe empor, und bemerkt vielleicht einen zitternden Punkt. Wie oft that ich dies! Hier aber hatte ich nun die gefiederten Sänger tief, tief unter mir, und ſo zog ich dahin über das fliegende, jubelnde Abendconcert, wie über einen in der Dämmerung allmälig verſinkenden See von Tönen.“

„Es muß entzückend geweſen ſein!“ — ſagte Margaretha in leiſem Tone.

„Es war wie ein Märchen aus Tauſend und Einer Nacht. Ein unſichtbarer paradieſiſcher Sängerchor! ... ein ſchmerz- und mühloſes Gleiten über Sangeswogen. Und als nun ...“

In dieſem Augenblicke unterbrach das Zwiegeſpräch der Beiden ein lauter gellender Lärm.

Erſtaunt und erſchrocken horchten ſie auf.

Es war ein wildes Rufen, Pfeifen und Schreien.

Die ungeheuere Volksmaſſe hatte die Geduld verloren und tobte nun gleich der Brandung eines fernen Meeres.

Die Dämmerung lag aber auch ſchon in der That über der Erde und . . . der Ballon war noch nicht vollſtändig gefüllt.

Schon zu verſchiedenen malen hatte ſich die Ungeduld der nun zum großen Theil ſeit ſieben Stunden Harrenden kund gegeben; . . . man ließ ſich immer wieder beſchwichtigen; als aber zuletzt der Verdacht rege ward, die ganze Sache ſei franzöſiſche Schwindelei, und die Angabe: der Verzug hänge nur an der langſamen Füllung des Ballons, ſei eine leere Entſchuldigung, um, durch Hereinbrechen der Nacht, das Aufſteigen unmöglich zu machen, da ging die Ungeduld in Unmuth, bei dem roheren Theile des Volkes aber in Zorn über, während unter den feiner Gebildeten ein Theil Anſtalten machte, ſich nach Hauſe zu begeben.

Die arme Blanchard war in Verzweiflung, obgleich ſie dieſelbe nach Außen nicht kund gab. Sie ſah, daß hier mit Entſchiedenheit gehandelt werden müſſe, wenn ſie ihren Ruf und ihre Ehre wahren wolle.

Aber an Entſchiedenheit und Kühnheit fehlte es dieſer Frau ja nicht.

Kaum hatte ſich der tobende Lärm erhoben, als ſie einen Blick auf den zu ſieben Achtel gefüllten, langſam hin und her ſchwankenden Ballon warf . . . und . . . einen über die Maßen tollkühnen Entſchluß faßte.

Raſch eilte ſie herbei, ſchnitt, zum Staunen Aller, die Gondel von dem Ballon los, knüpfte an denſelben ein dickes Seil, ſo daß es wie eine Schaukel herunterhing, ſetzte ſich — aller Warnung, alles Schreiens und Rufens trotzend — darauf, . . . befahl: loszulaſſen . . . und . . . leicht wie eine Feder erhob ſich der Ballon in die Lüfte!

Das Entſetzen über dieſe furchtbare, ja wahnſinnige Kühnheit war anfangs ſo groß und ſo allgemein, daß, momentan wenigſtens, über die ganze weite Gegend hin Todtenſtille herrſchte . . . dann aber freilich brach plötzlich ein ſolch' ungeheuerer Beifallsſturm los, daß die Luft weithin erzitterte . . . und dieſer Beifallruf, der allerdings nicht nur dem leichten und doch majeſtätiſchen Aufſteigen des Ballons, ſondern namentlich auch der beiſpielloſen Kühnheit der Dame galt, wollte nicht enden. Immer und immer wieder erneuerte er ſich, bis — von einem leichten Weſtwind getrieben — der, zu einem ſchwarzen Punkte zuſammengeſchrumpfte Ballon am dämmernden Himmel verſchwand.

Es war längſt ſechs Uhr vorüber, als ſich die Volksmenge zerſchlug und in caravanengleichen Zügen, hungrig, durſtig und ermüdet, nach der Stadt zurück begab.*)

— — — — — — — — — — — — — —

---

*) Madame Blanchard kam 10 bis 12 Stunden von Frankfurt, tief im Gebirge in einer einſamen Gegend zur Erde. Frei, wie auf einer Schaukel ſitzend, war ſie in rieſiger Höhe durch eiſige Regionen gefahren. Sie hatte ſich die Hände erfroren. Erſt nach zwei Tagen kehrte ſie in krankhaftem Zuſtande nach Frankfurt zurück. Ihre Kühnheit ließ ſie neun Jahre ſpäter, bei ihrer 67. Luftreiſe, elendiglich enden. Es war dies zu Paris: ihr Ballon gerieth durch ein Feuerwerk, das ſie in der Höhe abbrannte, in Flammen. Jämmerlich zugerichtet ſtürzte ſie herab und zerſchmetterte auf dem Pflaſter der Metropole.

Der Satan als Luftballon.

Es war gegen vier Uhr deſſelben Tages, als eine jener altmodiſchen, breitſitzigen, mit zwei ſtarkknochigen, ſteifbeinigen Gäulen beſpannte Lohnkutſche, wie man ſie in jener Zeit — wenn man nicht ſo glücklich war, einen eigenen Reiſewagen zu beſitzen, — für ein- und mehrtägige Touren, ja für längere Reiſen zu miethen pflegte, langſam den letzten Hügel hinanſtrebte, den die ſonſt gute Chauſſee von Darmſtadt nach Frankfurt aufzuweiſen hat.

Die Köpfe geſenkt, lagen die Pferde feſt im Geſchirr, indem ſie ſich mühſam, unter dem Peitſchenknallen und dem „Hü!“ und „Hot!“ des ſchnapsnaſigen Kutſchers, Schritt vor Schritt hinaufarbeiteten, obgleich dieſer, um den Thieren die Laſt zu erleichtern, neben ihnen herging.

An der Landſtraße her zogen ſich rechts und links ſchöne Waldungen, deren bereits im Fallen begriffener Laubſchmuck gerade noch die letzten herbſtlichen Farben zeigte.

Oben auf der Höhe winkte ein ſtattlicher Thurm, . . . einer jener mittelalterlichen Wartthürme, die noch jetzt Frankfurt maleriſch umgeben, und einſt — in den Zeiten der Willkür und des Fauſtrechtes — dazu gedient hatten, hinauszuſchauen, ob ſich auch der friedlichen Handelsſtadt kein habſüchtiger Feind nahe.

In dem Wagen ſelbſt aber ging es munter und luſtig zu, denn in ihm ſaßen, ſcherzend und lachend, die Freunde: Carl Maria von Weber, Tuſch, Meyerbeer und Gänsbacher. Die drei letzteren waren, der Aufführung der „Sylvana" beizuwohnen, den Morgen um elf Uhr von Darmſtadt abgereiſt; denn während man jetzt, auf den Flügeln das Dampfes, den Weg zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt in kaum einer Stunde zurücklegt, bedurfte man damals mit einem ſogenannten Lohnkutſcher ſeine ſechs Stunden zu dieſer „Reiſe" gut und gerne.

Wie aber, um des Himmels Willen! war Carl Maria zu den Freunden und auf den Weg von Darmſtadt nach Frankfurt gekommen, da er ſich ja doch geſtern noch in Frankfurt befand?

Die Sache war einfach folgende: er hatte, nach Abſprache, den Freunden Tag und Stunde genau beſtimmt, wenn ſie kommen ſollten, die Oper zu hören; da ihn nun aber die eigene innere Aufregung zu keiner Ruhe gelangen ließ, ſo war er ſchon den Morgen um zehn

Uhr aufgebrochen, und den Freunden bis Langen entgegengeeilt.

Wer hat in ſeinem Leben nicht ſchon Tage geſehen, an welchen ihn, in Erwartung irgend eines großartigen Ereigniſſes, die innere Unruhe faſt verzehrt und aufgerieben hätte? In der Kindheit die Geburtsfeſte unſerer Lieben, die himmliſch ſchönen, geheimnißvoll zauberhaften Weihnachtsfeſte, — die Tage der Schulprüfung, der Verſetzung, der Confirmation, — der erſte Ball, — der Tag des erſten Auftretens in der Welt, auf der Bühne, auf der Kanzel, — der ſelige Morgen, der Braut und Bräutigam zum Altar ruft und auf ewig verbinden ſoll, — die Stunden, da wir unſer erſtes bedeutendes Werk vollendet vor uns ſehen!

Wie klopft dann, ſchon beim Erwachen, unſer Herz, — wie pulſiren unſere Schläfe, — wie treibt es uns hin und her, — mit welcher Ungeduld erwarten wir die Stunde des Hauptactes! die Stunde, da die helltönende Schelle zum reichgeſchmückten Weihnachtsbaum ruft . . . oder . . . die . . . ernſte weihevolle Glocke zum Altar!

Erfüllte nun ſchon beim heutigen Erwachen dieſe Unruhe Carl Maria's Seele, — hielt ihn der Gedanke: wie wird deine Oper ausfallen? wie wird ſie aufgenommen werden? welcher Erfolg wird ſich daran knüpfen? ſein ganzes geiſtiges Weſen in einer gewaltigen Spannung, — ſo kam bei Weber heute auch noch die Unannehmlichkeit dazu, daß die ganze Aufmerkſamkeit der Bevölkerung Frankfurts auf die Blanchard'ſche Luftfahrt gerichtet war.

Wohl ſollte der Ballon ſchon Nachmittags drei Uhr ſteigen; . . . aber die Sache laſtete doch wie ein Alp auf ſeiner Seele. Eine ſonderbare Angſt und Unruhe überkam ihn und trieb ihn hinaus, . . von Frankfurt weg, . . . den Freunden entgegen.

So ſchlichen die Stunden doch etwas raſcher vorüber, — ſo ſah und hörte er doch nichts von dem unſeligen Spectakel in der Stadt und auf der Pfingſtweide!

Daß ihn die Freunde in Langen mit Jubel begrüßten, verſteht ſich von ſelbſt; auch ließ ihre ungemeſſene Luſtigkeit die Zweifel und Sorgen Carl Maria's bald erblaſſen.

„Bah!“ — rief Meyerbeer in heiterm Jugendübermuthe — „laß die Blanchard immerhin heute Mittag ſteigen, Du ſteigſt heute Abend noch zehnmal höher als ſie!“

„Wie biſt Du denn mit dem Orcheſter zufrieden?“ — frug Duſch.

„Es leiſtet Treffliches!“ — entgegnete Weber — „ſpielt mit Liebe und wird ausgezeichnet geführt.“

„Und die Beſetzung?“

„Ich kann ſie mir nicht beſſer wünſchen, Fräulein Caroline Brandt . . ."

„Sylvana?"

„Ja!"

„Nun?"

„Iſt ein Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit, voll Gemüth und Seelentiefe und ſpielt zum Entzücken."

„O ho!" — rief Gänsbacher lachend — „dieſe Brandt ſcheint das Herz unſeres Freundes ſchon in Brand geſetzt zu haben!"

„Gänſerich!" — ſagte Weber — „keine ſchlechten Witze. Ich ſage Dir, ich habe alle Achtung vor dem Mädchen."

„Alſo!" — rief Gänsbacher luſtig — „Honny soit qui mal y pense!"

„Und die Primadonna, Deine Mechthilde" — frug Alexander von Duſch — „hat ſie nicht die Schönberger übernommen?"

„So iſt es! und ſingt die Rolle ausgezeichnet. Auch die Uebrigen ſind gut."

„Nun denn, Du Glückskind!" — rief Meyerbeer — „was willſt Du denn noch mehr? Schneide keine Geſichter und ſei heiter: Ruhm, Ehre, die Füllung Deiner Kaſſe, Unſterblichkeit des Namens und Gott weiß, welche glänzende Zukunft winken Dir mit der heutigen Aufführung entgegen."

„Wollen wir nicht überlegen, wie wir heute Abend, nach der Aufführung, die Lorbeerwälder nach Hauſe ſchaffen, die Weber zu ernten hat?“ — frug Gänsbacher.

„Es giebt jedenfalls Brennholz für den ganzen Winter!“ — meinte Meyerbeer.

„Das wäre ſchon etwas!“ — ſagte Weber — „wenn mir dabei nur ein einziges Reis übrig bleibt, mein edles Haupt zu krönen.“

Sie hatten jetzt die auf der Spitze der Anhöhe liegende Warte erreicht und begrüßten ſämmtlich die herrliche Ausſicht auf Frankfurt und das Taunusgebirge mit Jubel.

Prächtig lag ſie da, die große ſchöne Stadt mit ihren Paläſten und Thürmen, . . . in der Mitte des Häuſermeeres den altehrwürdigen Dom zeigend.

Und hinter ihr, am Saume der Ebene, der blaue Bergkranz des Taunus, mit ſeinen ſanften Wellenlinien.

Der Kutſcher war unterdeſſen, nach Einlegung des gewichtigen Radſchuhes, aufgeſtiegen und trieb jetzt die ſteifbeinigen Gäule zu einem ſchwerfälligen Trapp an.

So war denn auch die Vorſtadt Sachſenhauſen bald erreicht.

Aber wie kam es, daß es ſo ſtill auf den Straßen war?

Wo ſich ſonſt Gärtner und Gärtnerinnen, Schiebkärrner und Laſtträger, Schiffer und Fiſcher in Menge bunt durcheinander zu bewegen pflegen, arbeitend, lachend, ſchwätzend, fluchend und ſchimpfend — geht doch Nichts über die Fluch- und Schimpfvirtuoſität der guten Sachſenſprößlinge — waren heute nur ganz wenige Menſchen zu ſehen.

„Was iſt das?“ — frug Meyerbeer erſtaunt.

„Die Blanchard!“ — verſetzte Carl Maria achſelzuckend.

Man fuhr über die Brücke und in Frankfurt ein.

Die Stadt war wie ausgeſtorben.

„Alle Teufel!“ — rief Gänsbacher — „man ſollte meinen, hier habe die Peſt gewüthet.“

„Die Blanchard!“ — ſeufzte Weber, indem er abermals mit den Achſeln zuckte.

„Ja! ſind denn die Frankfurter verrückt geworden?“ — frug Duſch. — „Man ſieht ja in der Fahrgaſſe, die ſonſt ihren Namen wirklich nicht umſonſt führt und die man gewöhnlich nur mit Lebensgefahr paſſiren kann, weder Hund noch Katze — — ein paar Kinder und alte Weiber ausgenommen.“

„Die Blanchard!“ — wiederholte Carl Maria. „Ich kenne den Frankfurter; lieber läßt er ſich rädern, als daß er bei einer ſolchen Gelegenheit zu Hauſe bliebe.“

Man fuhr über die Zeil und den Steinweg . . . überall daſſelbe!

Jetzt hielt der Wagen am „Weißen Schwan“. Die Freunde hatten ſich vorgenommen, hier einzukehren, weil dies weit und breit berühmte Gaſthaus zugleich ſehr günſtig für ihren Zweck lag; bildete es doch die eine Ecke des Comödienplatzes, deſſen hintere Fronte von dem Stadttheater eingenommen wird.

Die Glocke am Thor erklang — als Zeichen, daß Fremde angekommen —; aber Gaſthalter und Kellner ſprangen heute nicht, wie gewöhnlich, an den Wagenſchlag, die Serviette unter dem Arm, die Gäſte mit tiefen Bücklingen und freundlichem Lächeln zu begrüßen.

Der Wirth war nach der Pfingſtweide, die Kellner ſaßen auf dem Dach oder ſtanden an den Dachluken . . das Aufſteigen der Madame Blanchard von hier aus zu beobachten.

Es dauerte lange, bis einer derſelben herunterkam, da ſich die beiden unterſten erſt eine Viertelſtunde darüber zankten, wer von ihnen hinunter gehen müſſe.

Endlich kam der jüngſte der Kellner mit verdroſſener Miene an, den Freunden mürriſch ihre Zimmer anweiſend.

„Wie viel Uhr iſt es jetzt?“ — frug Gänsbacher.

„Halb ein Uhr!“ — entgegnete der Kellner kurz.

„Na!“ — rief Gänsbacher luſtig, indem er mit der

Zunge ſchnalzte, — „da wird es ja gerade Zeit zum Mittagstiſch ſein; … ich habe einen gottvergeſſenen Hunger!“

„Verzeihen der Herr!“ — entgegnete der Kellner, nicht ohne Zeichen von Ungeduld, — „heute wird ausnahmsweiſe um vier Uhr geſpeiſt!“

„Wann?“ — riefen Weber, Gänsbacher, Meyerbeer und Duſch im Chorus.

„Um vier Uhr!“

„Aber der Mittagstiſch iſt ja ſonſt doch um zwölf?“

„Heute wird eine Ausnahme gemacht.“

„Wie ſo?“

„Warum?“

„Eine Ausnahme?“

„Ja! die berühmte Blanchard ſteigt mit ihrem Luftballon und fährt direct von hier nach London.“

„Da haben wir's!“ — rief Carl Maria, halb ärgerlich, halb mit Humor. — „Immer wieder die Blanchard!“

Meyerbeer und Duſch lachten über die directe Reiſe nach London; Gänsbacher aber fluchte über den verdammten Luftfahrtſchwindel der Frankfurter, und verlangte für ſich und die Andern Wein und Eſſen.

Der Kellner lief zähneknirſchend davon, die Fremden, die ihn abhielten, an der Bodenluke den Ballon der Blanchard zu erwarten, in das Pfefferland wünſchend.

Meyerbeer, Duſch und Gänsbacher waren indeß nicht dazu geſchaffen, ſich ſo leicht aus ihrer guten Laune bringen zu laſſen, und Carl Maria's aufgeregtes Weſen, ſeine immer ſteigende Spannung, die ſo natürliche Freude: heute Abend noch, — in wenigen Stunden — mit ſeiner Oper vor das Publikum zu treten und aller Wahrſcheinlichkeit nach den lauteſten Beifall, Ruhm und Ehre zu ernten . . . ſetzten ihn jetzt ebenfalls über alle Bedenken hinaus, ja ſie ſtimmten ſeinen Humor zu einer faſt überſprudelnden Höhe.

Sobald der brummige Kellner den Tiſch mit kalten Speiſen beſetzt und eine Batterie Flaſchen aufgepflanzt hatte, ließ man ihn laufen. Mochte ſich ganz Frankfurt nach der Pfingſtweide begeben haben, die Luftſchifferin zu bewundern, . . . was lag daran? Wenn ſie um drei Uhr aufgeſtiegen, ſo war der Rauſch der Maſſen in einer Stunde verflogen . . . und das Theater begann erſt um ſechs Uhr.

Die Freunde waren jetzt luſtiger als je!

Ein „Hoch!“ nach dem andern wurde ausgebracht: „dem Componiſten der Sylvana!“ — „der Zukunft Carl Maria's!“ — „der glücklichen Geburt Abu Haſſan's!“ —*) u. ſ. w. u. ſ. w.

Aller Heiterkeit ungeachtet ſchaute Weber indeß doch öfter nach der Uhr.

---

*) Der komiſchen Oper, die Weber damals unter der Feder hatte.

Es war Drei geworden und die Kellner auf dem Dach und an den Luken hatten den Ballon noch nicht ſteigen ſehen.

Man ſtieg jetzt ſelbſt hinauf, da er ſich jeden Augenblick zeigen mußte.

Einige Flaſchen Wein, die Meyerbeer den Kellnern zum Beſten gab, machte dieſe gemüthlich.

Aber der Ballon wollte nicht kommen.

Witze verkürzten die Zeit.

Es ſchlug vier Uhr, Madame Blanchard ließ noch immer auf ſich warten.

Aber vielleicht hatte man den Ballon nicht bemerkt? . . . vielleicht hatte ihn ein conträrer Wind ſo getrieben, daß man ihn nicht ſehen konnte? . . . vielleicht auch war etwas paſſirt?

Man ſandte den Hausknecht auf die Straße nach Erkundigung aus.

Nach einer Viertelſtunde brachte er die Nachricht: ein von der Pfingſtweide zurückkehrender Beamter habe geſagt: die Füllung des Ballons gehe etwas langſam; indeß in einer Stunde werde die Sache wohl abgethan ſein.

Carl Maria ſprang entſetzt auf . . . in einer Stunde?! . . . das war fatal! . . . das mußte ungünſtig auf die Aufführung ſeiner Oper zurückwirken.

Die Freunde ſuchten ihn zu beruhigen.

Das kunſtſinnige Frankfurt . . . ſollte das über eine Luftfahrt die erſte Aufführung einer neuen Oper, über die ſchon ſo viel Gutes in das Publikum gedrungen, leiden laſſen?

Unmöglich!

Aber man hatte des Wartens genug . . . und ſtieg herab.

Die Heiterkeit wollte jetzt nicht mehr ſo recht ziehen. Sie war gemacht, 'erzwungen. Der junge Componiſt zeigte ſich ſtumm und beſorgt.

Als aber abermals eine halbe Stunde verſchwunden und die Menſchen noch immer nicht von der Pfingſtweide zurückkehrten, nahm Carl Maria Hut und Stock.

„Wohin?“ — frug Gänsbacher.

„Hinüber, in's Theater!“ — rief Weber, und ſeine Stimme zitterte. — „Ich muß den Director ſprechen. Meine Oper iſt verloren! . . . der leibhaftige Satan iſt mir als Luftballon dazwiſchen gefahren!“

Und Carl Maria von Weber rannte, blaß wie der Tod, davon.

Und ſo war es in der That: der Böſe ſchien in dem Luftballon der Madame Blanchard zu ſtecken. Erſt mit der Dunkelheit war ſie aufgefahren und die Menge kehrte zurück.

Jetzt — erkältet, hungrig, durſtig und abgeſpannt — war Niemand geneigt, ſofort in das Theater zu eilen.

Der Anfang der Oper mußte um eine Stunde zurückgelegt werden und von der öffentlichen Aufmerkſamkeit blieb nur ein kleiner kühler Theil für die arme „Sylvana“ und den armen Weber, deſſen Name ganz von dem der Madame Blanchard übertönt war, übrig.

Was half es Weber, in Hinſicht auf den öffentlichen Erfolg, daß alle ſeine Freunde aus Mannheim, Heidelberg und Darmſtadt zur Aufführung ſeiner Oper herübergekommen; daß Meyerbeer, Duſch, Hoffmann, Hertlings, Roek die erſten im Theater waren und die Meinung leiteten. Die Aufmerkſamkeit des Publikums war getheilt; die Darſtellenden ſelbſt nicht recht bei der Sache; die Oper ging weſentlich unſicherer als in der Generalprobe und die Arie Rudolf's, Mechthilde's und Adelhardt's, alſo die drei Glanzpunkte des ganzen Werkes, blieben, wegen des ſpäten Anfangs der Vorſtellung, weg. Außerdem ließ das über dem Auditorium ſchwebende Geräuſch viele Feinheiten verloren gehen.

Nichtsdeſtoweniger gefiel die Oper offenbar, mehrere Nummern wurden beklatſcht, das köſtliche Lied des Krips ſogar da capo verlangt und endlich am Schluſſe dem Componiſten und der Hauptdarſtellerin die Ehre des Hervorrufs erzeigt. Als Caroline Brandt, im Begriffe dem Rufe zu folgen, auf die Bühne hinaustreten wollte und ihm die Hand reichte, verweigerte er dieſe beſchämt und ängſtlich, nicht ahnend, welche Bedeutung dieſelbe noch für ihn erlangen werde.

Wohl war dies ein Moment des ſchönſten, des höchſten Glückes!

Aber jetzt auch nur . . . ein Moment! Der Effect der Oper war zum größten Theil vernichtet.

Und in pecuniärer Beziehung? . . .

Als Honorar für die Oper erhielt Weber . . . Hundert Gulden . . . mit welchen er ſofort jene Schuld in Stuttgart tilgte, und nun wieder — wie er ſelbſt ſagte — „Nichts als ſein Talent im Hauſe hatte“.

Eremit und Liebesantrag.

Die Geſchichte von Darmſtadt beginnt eigentlich erſt in der Zeit zwiſchen dem achten und zwölften Jahrhundert, denn in dieſer Zeit wird es zum erſtenmale in Urkunden genannt.

Verſchiedene Gründe laſſen indeß vermuthen, daß da, wo jetzt Darmſtadt ſteht, die Römer ſchon eine Niederlaſſung gehabt haben.

Nach den Schilderungen der Römer, welchen wir ja die erſten Nachrichten über Deutſchland verdanken, ſah es in den Gegenden, die Darmſtadt und Frankfurt jetzt umſchließen, wie im weiten deutſchen Lande überhaupt, ganz anders aus, als jetzt.

Die Römer fanden hier ungeheuere Wälder mit Stämmen von nie geſehener Größe beſtanden; . . . einen Urwald, mit all ſeiner Fülle und Kraft, aber auch mit ſeinen Schauern, . . . oft viele Tagereiſen weit durch keine gerodete Stelle, durch keine menſchliche Wohnung unterbrochen, . . . ohne Weg und Steg, . . . über Berg und Thal ſich erſtreckend; . . . und dazwiſchen gewaltige Ströme, noch ungebändigt in ihrer Jugendkraft dahinfluthend, ohne Brücken, den freien kryſtallenen Nacken noch nicht der Schiffahrt beugend.

Sie ſahen aber auch wieder ſtille heimliche Wieſenthäler, mit dem üppigſten Grün bekleidet, ſich zwiſchen dem Hochwalde und den Flüſſen hinziehen.

Ueber den Wäldern aber, den Flüſſen, Seen und Sümpfen lagerte eine meiſt von feuchten Nebeln oder ſchweren Wolken erfüllte Luft, welche nur ſelten den Anblick des klaren blauen Himmels geſtattete.

Das Volk aber, welches das rauhe Land bewohnte, lebte nicht in zuſammenhängenden, oder gar befeſtigten und ummauerten Anſiedelungen, ſondern in Einzelgehöften. Es bildete nicht eine Einheit, ſondern war in eine Menge von Völkerſchaften, Unterabtheilungen derſelben, ja Familien verzweigt. Die Menſchen, welche in jener Zeit die gedachten Gegenden bewohnten, waren dabei ein Miſchvolk, beſtehend aus Kelten, galliſchen Helvetiern und Vangionen. Chatten waren ſie nicht.

Dieſe den Römern ſo ſehr imponirende Völkerſchaft wohnte in dem heutigen Ober- und Kurheſſen.

Als nun die Römer das Land unterjocht hatten, mag es wohl ein verändertes Anſehen erhalten haben; denn wo dieſe hinkamen, errichteten ſie Standlager, führten Befeſtigungen auf und legten Straßen an.

Indeß war dies in der Gegend des jetzigen Darmſtadts weniger der Fall, als jenſeits des Rheines, wo ſie, vor den Einfällen der Deutſchen ſicher, größere Anlagen machten. Dieſſeits beſchränkten ſie ſich wohl nur auf das Allernöthigſte, beſonders auf Errichtung von Befeſtigungen und auf die Anlage der, dieſe Befeſtigungen verbindenden Straßen, von welchen ja auch noch einzelne Ueberreſte in der Provinz Starkenburg gefunden werden.

Ob auch da, wo jetzt Darmſtadt ſteht, ſich eine Befeſtigung der Römer befunden hat, iſt noch zweifelhaft. Indeß iſt dieſe Meinung aufgeſtellt worden, gegründet auf die Unterſuchung tüchtiger Männer, unter welchen wir nur den alten, tief gelehrten Thurmes nennen.

Kaiſer Trajan nämlich errichtete, wie uns ſeine Geſchichte lehrt, dieſſeits des Rheines eine Befeſtigung, welche nach ihm den Namen führte und das munimentum Trajani hieß.

Ueber die Lage dieſes römiſchen Feſtungswerkes ſind nun verſchiedene Meinungen aufgeſtellt worden. Während es nämlich eine derſelben in die Gegend zwiſchen Darmſtadt und Pfungſtadt verſetzt, will es eine andere in Darmſtadt ſelbſt geſucht wiſſen, wo man in den Fundamenten des ſogenannten weißen Thurmes und andern jetzt nicht mehr vorhandenen Mauerthürmen, ſowie auch in den Fundamenten der ältern Umwallung römiſches Mauerwerk erkannt haben will.

Nach den verſchiedenen Kämpfen zwiſchen Römern und Deutſchen und nach dem zuletzt erfolgten Untergange der römiſchen Herrſchaft in Deutſchland, ſchwankte der Beſitz der Länder dieſſeits und jenſeits des Rheines eine Zeit lang zwiſchen den Alemannen und Franken, bis die Letztern endlich den vollſtändigen Sieg davontrugen.

Von der Stiftung der Fränkiſchen Monarchie an bis auf Pipin, den Vater Carl's des Großen, alſo von 486 bis 752 nach Chr. G., verſchwindet das Land zwiſchen Main, Rhein und Neckar aus den Augen des Geſchichtsforſchers. Dann taucht es wieder auf, und als im weiteren Verlaufe der Zeit Deutſchland in Gaue zerfiel, gehörte faſt der ganze Strich zwiſchen Rhein, Main, Neckar und dem Odenwalde zu dem Ober-Rheingau.

Wie alle Gauen, hatte auch der Ober-Rheingau ſeine Grafen.

Dieſe Grafen waren Beamte des Kaiſers, hatten alſo die Rechte der deutſchen Kaiſerkrone zu wahren, an uralten Malſtätten nach Herkommen und ungeſchriebenem Landrechte Gericht zu halten und endlich den Heerbann zu führen.

Sie werden in allen Urkunden des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts nach ihren Amtsbezirken und ihren Taufnamen, aber nicht nach ihrem Geſchlechtsnamen oder nach ihren Schlöſſern und Stammſitzen genannt.

Zu Gaugrafen wurden ſolche Männer ernannt, welche durch Vergünſtigung der Beherrſcher Deutſchlands, durch Reichthum an Grundbeſitz ihrer Familie oder durch eigene hervorragende Eigenſchaften bereits ein überwiegendes Anſehen erlangt hatten.

Nach und nach wußten dieſe Gaugrafen alsdann zumeiſt das ihnen perſönlich übertragene Amt in ihrer Familie erblich zu machen, ſo daß ſie endlich nicht mehr als von dem deutſchen Kaiſer ernannte Beamte, ſondern als ſelbſtſtändige Herren erſchienen.

Ihr Anſehen war dann natürlicherweiſe um ſo größer, je mächtiger und reicher ſie an Grundbeſitz waren.

Neben dieſen Gaugrafenfamilien fanden ſich aber auch noch andere angeſehene Familien, die ſich mit der Zeit eigenen großen Grundbeſitz, Reichthum und Macht erworben hatten, . . . wohl auch — wenn ſie ſich beſonders verdient gemacht — andern Grundbeſitz von dem Kaiſer zu Lehen erhielten und ſich für dieſen Beſitz die Rechte von Grafſchaften errangen.

Solche Grafſchaften beſtanden demgemäß in einem Inbegriffe oft weit zerſtreuter Lehen mit erworbenen Hoheitsrechten und Stammgütern, welche die Inhaber derſelben nach ihren Geburts- und Erbſchlöſſern und nach ihren Geſchlechtern benannten.

Ein ſolches dynaſtiſches Grafengeſchlecht waren die Grafen von Katzenelnbogen, ... die erſten Herren und Beſitzer Darmſtadts, welches dann ſpäter durch Heirath an die Landgrafen von Heſſen überging.

In der Zeit, da es in Deutſchland alſo ausſah, finden wir im Ober-Rheingau ſchon viele Dörfer, die zum Theil noch jetzt vorhanden ſind, zum Theil aber auch im Sturme der Jahrhunderte wieder verſchwanden.

In einem Todtenregiſter des berühmten Kloſters Lorſch zum Beiſpiel wird ein Dörſchen „Darmundeſtadt“ genannt, aus welchem ein Graf Siegeboto dem Kloſter Lorſch „fünf Solidos“ ſchenkte.

Das Jahr, in welchem Graf Siegeboto aus Darmundeſtadt dem Kloſter Lorſch dieſe Schenkung machte, iſt zwar nicht ausdrücklich genannt, allein da das Todtenregiſter lauter Wohlthäter des Kloſters vom achten bis zwölften Jahrhundert enthält, ſo läßt ſich hieraus auf das Alter jener Stiftung ſchließen.

Der Name Darmundeſtadt kommt aber von dem den Ort durchfließenden Bach, die „Darm“ genannt, ſo daß Darmundeſtadt ſoviel bedeutet, als: die Stadt, welche da liegt, wo die „Darm“ mündet, d. h. aus dem Walde hervortritt.

Aus dieſen erſten urkundlichen Erwähnungen Darmſtadts entnehmen wir nun einzig und allein das, daß daſſelbe ſchon früher als Dörfchen vorhanden geweſen iſt und ſicher auch öfter von den deutſchen Kaiſern beſucht wurde, denn der Ober-Rheingau, in dem es lag, beſtand faſt ganz aus kaiſerlichem Kammergute und die Kaiſer hielten ſich oft ſchon um der herrlichen Jagd willen in dieſer Gegend auf.

Das ältere Deutſchland wußte ja ohnedem bekanntlich nichts von einer beſtimmten Reſidenz ſeiner Kaiſer.

Das Leben dieſer Fürſten und Herrſcher war, im eigentlichen Sinne des Wortes, *eine Wanderſchaft*; ſie zogen von einem Reichspalaſt zum andern und hielten ſich zeitweiſe darin auf.

Beſonders beliebte Paläſte dieſer Art lagen aber gerade mehrere in der Gegend, von der wir reden.

Da war der prachtvolle Palaſt zu „*Engelheim*“ — dem ſchönen paradieſiſchen Orte, wo die lieben *Englein* daheim ſind, d. h. ſich *heimiſch* fühlen, — dem jetzigen Ingelheim am Rhein!

Da war die ſtolze kaiſerliche Pfalz, der herrliche Palaſt zu *Frankfurt* am Main, die „*Sala*“ genannt, und der ganz nahe gelegene Palaſt zu *Trebur*, von vielen kaiſerlichen Domänen, beſonders Reichswäldern umgeben.

Auch in Großrohrheim, damals Rora genannt, ſcheint ein Kaiſerpalaſt geſtanden zu haben.

Außer dieſen Kaiſerpfalzen zogen aber auch heilige Oerter die Kaiſer in die gedachte Gegend, . . . heilige Oerter, die ihrer Andacht fromme Nahrung gaben, ſo z. B. das Kloſter Lorſch, wo der heilige Nazarius beerdigt lag.

Vor allen Dingen aber war es die Jagd, welche die Kaiſer oft hierher zog; denn ſie hatten hier drei der ſchönſten und größten Reichswaldungen: den Forehahi, den Odenwald (Odin-Wald) und den „Dreieich“.

Der Forehahi war ein mächtiger Wald, wahrſcheinlich zumeiſt Tannenwald, der die ganze heutige Bergſtraße bis zum Rheine umfaßte und von dem der heutige Lorſcher- und Jägersburger Wald als geringe Ueberreſte betrachtet werden können.

Der Odenwald, als uralter Reichsforſt, erſtreckte ſich viel weiter als das heute alſo genannte Gebirg.

Das herrlichſte Jagdrevier der alten Kaiſer war aber vorzugsweiſe der dritte Reichswald jener Gegend, der Dreieich, welcher zu den Paläſten zu Trebur und Frankfurt gehörte und ſich vom Main und Rhein, über Darmſtadt hinaus, bis zur Bergſtraße erſtreckte.

Mitten in demſelben — wo jetzt das Dorſchen Dreieichenhain liegt — erhob ſich das kaiſerliche Jagdſchloß „Hagen“ oder „Hain“, deſſen Herren, die alten Herren von Hagen, nachher Dynaſten von Münzenberg, die Oberaufſicht über den ganzen Dreieich führten.

Oft, ſehr oft, weilten die Kaiſer hier, glänzende Jagden abhaltend, . . . oder in ſtiller Zurückgezogenheit auf Tage und Wochen einer ſüßen geheimen Liebe zu pflegen.

Und hier — in Dreieichenhain — mitten in den herrlichen Wäldern, hatte ſich heute, auf dem hiſtoriſch-denkwürdigen Boden, auf welchem einſt das alte kaiſerliche Jagdſchloß Hagen geſtanden, eine große Geſellſchaft eingefunden.

Der Tag war prächtig! Der Himmel ſpannte ſich im reinſten lichteſten Blau über die Erde; die Sonne ſchien ſich noch einmal ihrer ſommerlichen Kraft bemeiſtert zu haben, obwohl der Herbſt ſchon weit vorgerückt. Aber gerade weil dieſer das Laub der uralten Eichen und Buchen ringsumher ſchon zum Theil abgeſtreift, zum Theil gelb und roth gefärbt, prangte der ganze Wald in doppeltem Farbenſchmuck.

Am ſchönſten nahm ſich dies auf der Lichtung aus, welche, nahe dem Dörſchen, die kaum mehr bemerkbaren Erdwälle und die halbverſumpften Teiche umgab, von welchen Geſchlecht zu Geſchlecht ſich erzählte, daß es die einzigen Ueberreſte jenes alten kaiſerlichen Jagdſchloſſes ſeien.

Hierher hatte man denn auch aus dem nahen Wirthshauſe Tiſche und Bänke bringen laſſen, da man — warm gekleidet und wohlverwahrt — es vorzog, das in den Equipagen mitgebrachte Mittageſſen hier in der von der hochſtehenden Sonne ganz leidlich durchwärmten freien Luft einzunehmen, als in der niederen, ſchmutzigen und verdumpfenen Wirthsſtube.

Ueberdies beſtand ein großer Theil der Geſellſchaft aus Jägern und Jägerinnen, da man ſich auf dem Jagdrevier befand, welches damals der kaiſerlich ruſſiſche Collegienrath und Generalconſul bei der Rheiniſchen Conföderation, Banquier Moritz von Bethmann in Frankfurt am Main, im Vereine mit dem Oberſtallmeiſter Baron Barkhaus von Darmſtadt, in Pacht hatte.

Da Moritz von Bethmann das Feſt ſeiner jungen Gattin, einer geborenen Boode von Amſterdam, zu Ehren gab — ſo war dieſe und mehrere der eingeladenen Damen ebenfalls in Jagdcoſtüm, obgleich ſie das Vergnügen nur im Wagen mitmachten.

In der That hatte man denn auch an dieſem Morgen bereits zwei Hirſche und ein gut Theil anderes Wild erlegt. Uebrigens ſollte ja König Nimrod nicht allein gehuldigt werden, da Herr von Bethmann zu gleicher Zeit eine anderweitige höchſt muntere Geſellſchaft geladen hatte, die in Dreieichenhain zu Mittag mit der ſchon den Morgen abgegangenen Jagdgeſellſchaft zuſammentreffen ſollte. Bethmann hatte auch dieſem Theile der Geſellſchaft Wagen zur Verfügung geſtellt. Unter derſelben befanden ſich Director Ihlee, Leißering, Lux und die Sängerinnen Cannabich und Lang, von welchen die Letztere — wie wir wiſſen — an Moritz von Bethmann empfohlen war. Herr von Bethmann aber liebte die Kunſt und dergleichen Empfehlungen ſehr, und da er ein wahrhaft fürſtliches Haus machte, ließ er es niemals an Artigkeiten gegen dieſelben fehlen.

Zufälligerweiſe hatte ſich übrigens der muntere Kreis — Baron Barkhaus und einige Herren vom Hofe zu Darmſtadt gehörten ohnedem noch zu demſelben — um eine ganz merkwürdige Perſönlichkeit vermehrt, die durch das Piquante ihrer Erſcheinung und den Ruf, der ihr vorausging, das Intereſſe aller Anweſenden feſſelte.

Als man nämlich — von der Jagd zurückkehrend und von Frankfurt kommend — faſt zu gleicher Zeit auf dem zur Einnahme des Mittageſſens beſtimmten Platze — jener oben erwähnten hiſtoriſchen Stelle — eintraf, fielen die Blicke Aller auf ein wunderſam charakteriſtiſches Bild: es war ein Mann, der mit dem Rücken an eine, wohl Hunderte von Jahren alte, halb entblätterte Eiche gelehnt daſaß. Eine kurze Thonpfeife, eine Reiſetaſche von Pelz, ein aufgeſchlagenes Buch und ein Fernrohr lagen neben ihm am Boden. Hohe Stiefeln reichten ihm bis zu den Knieen hinauf, während ein Pelzrock, viel zu warm noch für den heutigen Tag, den Oberkörper einſchloß.

Ueber die Kleider erhob ſich dabei ein Kopf von auffallender Kleinheit, der ein hageres Geſicht, einen kahlen Schädel, einen über die Maßen langen Bart, eine edel geformte Naſe, einen fein geſchnittenen Mund und kleine Augen zeigt, die einen unheimlichen ſtechenden Ausdruck haben.

Ein runder, faſt an einen Pilger erinnernder Hut deckt das Haupt des wunderlichen, wohl in den Vierziger Jahren ſtehenden Mannes, deſſen Erſcheinung ein am Halſe hängender großer Ordensſtern noch auffallender macht.

Das Staunen der Geſellſchaft beim Anblick dieſes Mannes war natürlich. Niemand kannte ihn indeß. Dennoch erlaubte es Moritz von Bethmann's noble Natur nicht, hier ſeinen Gäſten ein heiteres Mahl vorzuſetzen, ohne den Fremden dazu einzuladen; zumal die Diener die Tiſche und Bänke ganz in ſeiner Nähe aufgepflanzt, gedeckt und mit Leckerbiſſen und Flaſchen koſtbaren Weines wahrhaft beladen hatten.

Der wunderliche Kauz unter der Eiche machte denn auch in der That keine Umſtände mit der Einladung. Er nahm ſie, auf eine trockene Weiſe, mit wenigen Worten an, doch lag in ſeinem Benehmen allerdings Etwas, was an einen in höheren Verhältniſſen geborenen Menſchen erinnert. Die Geradheit und Derbheit ſeines Weſens ſchien ſogar dem ſchärferen Auge etwas geſucht und gemacht.

Bethmann ſtellte ihm jetzt die hervorragenden Glieder der Geſellſchaft vor; wie aber ſtaunten Alle, als der fremde Mann die Vorſtellung zwar mit ſchicklicher Neigung des Hauptes annahm, dann aber ganz zu vergeſſen ſchien, daß nun auch an ihm die Reihe ſei, die Neugierde der Anweſenden in Betreff ſeiner wunderlichen Perſon zu ſtillen.

Eine flüchtige Wolke lief über Bethmann's Stirne; zu fein aber, um ſich etwas merken zu laſſen, ſprang er über dieſe ſonderbare Unhöflichkeit hinweg, die Damen zu den improviſirten Tafeln führend.

Das Eſſen, natürlich nur aus kalten Speiſen beſtehend, mundete nach der Jagd und der Fahrt in der friſchen Herbſtluft köſtlich; die feurigen Weine halfen erquickend den Strahlen der Sonne von Innen nach, und ſo ward die Geſellſchaft bald ungemein heiter und luſtig, wozu freilich der unvergleichliche Komiker Lux mit ſeinen Witzen, Erzählungen und Späßen nicht wenig beitrug, die in Leißering, der „guten Seele“, ihr köſtliches Echo fanden.

Auch die reizende Lang war in ihrer beſten Laune.

Sie, die immer nur oben, auf der vergnüglichen Seite des Lebens ſchwamm, zeigte auch hier wieder die volle bezaubernde Liebenswürdigkeit ihres Weſens. Die ganze Geſellſchaft war von ihr entzückt, ... ja, der gute Baron Barkhaus flüſterte ſo oft leiſe mit ihr, daß ihm Bethmann mehr denn einmal mit dem Finger drohte.

Puzzicaca war aber auch eine jener eigenthümlichen Frauennaturen, die dazu geſchaffen ſcheinen, den Männern die Köpfe zu verrücken. Ihr Weſen war nicht Gefallſucht . . . ſie gefiel von ſelbſt. Sie war leichtſinnig; . . . aber ihr Lichtſinn war ſo liebenswürdig, daß man ihn gern vergab. Man konnte ſie dabei auch nicht verdorben oder unmoraliſch nennen; denn wo ſie von der Moral abwich, geſchah es aus Liebe, in der freilich ihr Herz unendlich leicht entbrannte . . .; aber . . . wer viel liebt, dem wird auch viel vergeben werden!

Sie entzückte auch jetzt und hob, durch ihre köſtliche Laune, die allgemeine Luſt.

Der Fremde hatte während der Zeit dem Eſſen weidlich zugeſprochen, ſich auch hier und da mit in das allgemeine Geſpräch gemiſcht und dabei nicht unbedeutende Kenntniſſe und viele Lebenserfahrungen gezeigt.

Jedenfalls mußte er ſchon weit in der Welt herumgekommen ſein. Barock waren ſeine Anſichten allerdings oft; indeß auch nicht ohne Originalität.

Die Neugierde, ſeinen Stand und Namen zu erfahren, wuchs bei Allen; aber er ſchwieg über beides, obgleich die Tafel zu Ende ging.

Endlich, bei den letzten Flaſchen Champagner, nahm er ein gefülltes Glas, ſtand auf und brachte Herrn und Frau von Bethmann, dem liebenswürdigen Wirth und der liebenswürdigen Wirthin, ein „Hoch!“

„Aber!“ — ſagte er, ſobald das Klingen der Gläſer verſtummt war — „ich bin der Geſellſchaft auch noch eine Mittheilung ſchuldig. Sie ſehen in mir einen Mann, der ſtolz darauf iſt: ein Menſch unter Menſchen zu ſein. Ich freue mich, ſolche hier gefunden zu haben. Herr von Bethmann war ſo freundlich, mich einzuladen, ohne nach meinem Stand und Namen zu fragen, das hat mich gefreut und ich ſchwieg daher über beides bis jetzt. Rang und Stand machen ja den Menſchen nicht aus. Dafür will ich Ihnen jetzt ſagen, wer unter der rauhen Schale ſteckt, die Sie hier ſehen: ich bin der, der Welt nicht unbekannte, Eremit von Gauting.“

„Wie?“ — rief **Bethmann** — „**Freiherr von Hallberg-Broich**?“

„Derſelbe!“ — entgegnete der Fremde.

Ein Ruf des Staunens flog durch die Geſellſchaft.

Wer hatte nicht ſchon etwas von dieſem merkwürdigen Sonderling gehört?

„Man glaubt Sie in Tunis!“ — ſagte **Baron Barkhaus**.

„Ich ſehe, daß der Kaffee ſervirt wird,“ — verſetzte der **Eremit von Gauting** — „da das Papageienvolk der gewöhnlichen Menſchenbrut des Unſinnes gar viel über mich in die vier Winde hinausgeſchrieen und nachgeplaudert hat, ſo intereſſirt es Sie vielleicht, einige wahrheitsgetreue Worte über den Narren von Hallberg zu hören, wie mich — namentlich franzöſiſche Blätter — zu nennen geruhen. Ich denke, die geehrte Geſellſchaft hier wird den Kern von der Schale zu unterſcheiden wiſſen.“

Man bat allgemein um die beabſichtigten Mittheilungen und der Freiherr ſagte:

„Schlürfen Sie dabei Ihren Mokka, meine Herren und Damen, dann geht, was ich Unverdauliches bringe, um ſo beſſer mit hinab.“

„Es iſt wirklich ein Narr!“ — flüſterte **Barkhaus**

Herrn von Bethmann zu, während beide ihre Havanna anzündeten.

Freiherr von Hallberg nahm eine Taſſe Kaffee, zündete ebenfalls ſeine Thonpfeife an und ſagte:

„Kennen Sie Broich, meine Verehrten?“

„Nein!“ — verſetzte der Banquier.

„Nun“ — fuhr der Freiherr fort — „Broich iſt ein altes Schloß an der Roer, in der preußiſchen Provinz Cleve-Berg, und die Wiege meiner Wenigkeit.“

„Es muß Ihnen dankbar ſein, denn Ihr Name macht es berühmt!“ — fiel Lux in einem Tone ein, der alle Anweſenden lächeln machte.

Der Freiherr ſchien die Worte des Komikers nicht zu beachten. Unberührt fuhr er mit ſeiner lauten, unbiegſamen Stimme von ganz beſonderer Kakophonie fort:

„Ich bin dort am 8. September 1768 geboren und zwar mit einem etwas heftigen, aber Recht und Gerechtigkeit liebenden Charakter, wovon ich als zwölfjähriger Gymnaſiaſt in Köln den Beweis lieferte. Als nämlich mein Lehrer, Profeſſor Slipps, in einem Vortrage Carl den Großen einen Räuber und Tyrannen nannte, warf ich ihm mein dickſtes Buch mit ſolcher Kraft an den Kopf, daß er den langen Weg hinfiel!“

Alle lachten laut auf.

„Natürlich lief ich nach dieſem Acte der Gerechtigkeit davon“, — fuhr der Freiherr ruhig fort — „und da ich keine Luſt hatte, nach Hauſe zurückzukehren, ſo verdingte ich mich einem Holländer.“

„Im zwölften Jahre?“ — frug erſtaunt Frau von Bethmann — „als was?“

„Als Schiffsjunge.“

„Und ſie hielten dies aus?“

„Acht Monate.“

„Und welche Arbeit verrichteten Sie während dieſer Zeit? Sie waren ja noch halb Kind.“

Der Eremit von Gauting*) nahm einen Schluck Kaffee, dann ſagte er gelaſſen:

„Ich ſcheuerte dieſe acht Monate lang die Kajüten und theerte Werg.“

„Und das vermochten Sie?“ — rief Frau von Bethmann.

„Warum nicht?“ — entgegnete Jener — „war ich doch frei: mein eigener Herr und träumte davon, Admiral zu werden!“

„Der Traum ſcheint ſich aber nicht erfüllt zu haben!“ — meinte Puzzicaca mit feinem Lächeln.

„Nein, meine ſchöne Dame!“ — — ſagte der Eremit und ſtrich ſich den langen Bart — „denn als ich nach dieſen acht Monaten bei einem Glaſe Rum erfuhr, daß ich als Ausländer in holländiſchen Dienſten nie Admiral werden könne . . . entlief ich bei der erſten beſten Gelegenheit.“

---

*) Von Fußberg bei Gauting, einem Schloß in einem anmuthigen Thale in Bayern.

„Um General zu werden?“ — frug Lux ſpöttelnd.

„Allerdings!“ — verſetzte der Berichtende kalt. — „Das Schickſal führte mich nach Trieſt, woſelbſt mir Werber ſo lange von Laudon und deſſen Thaten erzählten, bis ich mich ſangen ließ und als Soldat in das öſterreichiſche Heer geſteckt wurde.“

„Welche Schickſale in ſo früher Jugend!“ — rief Frau von Bethmann theilnahmsvoll.

„Dennoch hielt ich es wirklich drei ganze Jahre im Soldatenrock aus.“

„Ohne zu avanciren?“

„Doch nicht! . . . ich rückte bis zum . . . Corporal vor.“

Alle lächelten. Der Gegenſatz, der in der Art und Weiſe zwiſchen dem Ton des Berichtens nnd der berichteten Thatſache lag, war zu komiſch.

„Da war mir denn aber auch die Geduld ausgegangen. Da das Offizierspatent ſo lange auf ſich warten ließ, nahm ich meinen Abſchied, und bewies nun meiner Mutter durch mein perſönliches Erſcheinen in Broich, daß ihre Thränen um den Todtgeglaubten überflüſſig geweſen ſeien.“

Wie?“ — rief die junge Frau von Bethmann erſchrocken. — „Hatten Sie denn all' die lange Zeit Ihre Mutter ohne Nachricht über Ihr Schickſal gelaſſen?“

„Ja, gnädige Frau!“ — ſagte der ſonderbare Menſch kalt — „ich hatte mir in den Kopf geſetzt, nur als Admiral oder General wieder vor ſie treten. Da's nicht ging, kam ich als Corporal.“

Eine kleine Pauſe entſtand. Unwillkürlich berührte dieſe Herzloſigkeit die ganze Geſellſchaft mit einem eiſigen Hauche.

Der Eremit von Gauting hatte einen Schluck Kaffee genommen; jetzt that er einige Züge aus ſeiner Pfeife und fuhr fort:

„Der blutjunge Menſch hatte vor der Hand an Abenteuern genug und führte die nächſten Jahre, Lieutenant in einem kurkölniſchen Regiment und als Zögling der Militärſchule von Metz, ein leidlich ruhiges und geſetztes Leben. Lange aber dauerte das freilich nicht; denn da mein Vater unterdeſſen ſtarb, nahm ich als Hauptmann meinen Abſchied. Jetzt trieb mich meine unruhige Seele in die Welt: ich machte Reiſen durch die Schweiz, Italien und England, hörte mediciniſche Collegien zu Oxford, Paris, Wien und Heidelberg, ging nach Amerika und kehrte über Schottland und England zurück.“

„Und vermochte Sie auf allen dieſen Reiſen nichts zu feſſeln?“ — frug Frau von Bethmann erſtaunt.

„O ja, ſchöne Frau!“ — entgegnete der Freiherr, ſein en langen Bart wie in Gedanken mehreremale durch die Hand ziehend. — „In Schottland verliebte ich mich in eine Lady Stuart . . .“

„Und?“

„Ich wollte ſie als Gattin heimführen . . .“

„Sie wollten? Und warum thaten Sie es nicht?“

„Weil ſie als Braut in meinen Armen ſtarb!“ — verſetzte der Freiherr mit Bitterkeit. Aber raſch, als wolle er jedes Bedauern abſchneiden, fuhr er fort:

„Finſter kehrte ich auf Schloß Broich zurück. Welt und Menſchen waren mir verächtlich geworden. Ich lebte zurückgezogen wie ein Einſiedler und erhielt auch dieſen Beinamen von meinen Bauern. Meine Lebensart und meines langen Bartes wegen nannten ſie mich den Eremiten. Vielleicht auch darum, weil ich, aus Weltverachtung, in Lumpen herum lief, die Löcher meines alten Sammetrocks mit meinem Petſchaft und Wappen verſiegelnd.“

„Köſtlich!“ — riefen Bethmann und Barkhaus.

„Pah!“ — entgegnete Hallberg — „auch in Lumpen bleibt der Freiherr . . . Freiherr, . . . der König . . . König, . . . und der Menſch . . . Menſch!

Alles, was wir ſonſt um uns hängen, ſind erſt recht Lumpen! Aber die Menſchen verſtanden mich nicht. Die Univerſität Dülken promovirte mich zum „Doctor der Narrheit.“

Ein allgemeines Gelächter brach aus.

Der Eremit von Gauting blieb ruhig; keine Miene zuckte in ſeinem Geſicht.

„Lachen Sie immer,“ — ſagte er dabei — „während mich die Welt für einen Narren erklärte, beſchäftigte ich mich auf meiner Burg mit hiſtoriſchen Studien, ſtudirte die damaligen, ſich immer unſeliger geſtaltenden politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands und Frankreichs und ſchrieb manche ernſte Betrachtung über dieſe wichtige Sache, die ich unter dem Pſeudonamen „Eremit von Gauting“ in die Welt ſandte, und die unſerem armen Vaterlande viel Unglück erſpart haben würden, wenn man ſie beſſer beachtet hätte. Ich ſage Ihnen, meine Verehrten, der Narr war hier der Weiſe, und . . . die ſich weiſe dünkten, waren die Narren!“

„Waren Sie, mein edler Freiherr,“ — fiel hier Baron von Barkhaus mit leiſem Spott ein — „damals nicht auch ein großer Verehrer des Kölner Carnevals?“

„O ja!“ — entgegnete der Gefragte. — „Ich ſuchte der Welt zu zeigen, daß das ganze Leben ein einziger großer Carneval ſei.“

„Und die Welt ſprach davon!“

„Man machte mich zum „„Ritter der Akademie der berittenen Künſte“ “ und zum „ „Mitgliede der Akademie des Wahnſinns!“ “ Ich bin ſtolz auf dieſe Titel: Omne solum forti patria! Was ich that, ging dahin, den Menſchen die Augen zu öffnen und dem Vaterlande durch vernünftige Unterthanen zu helfen. Aber es war Spreu in den Wind! Darum ging ich wieder nach England, Schottland, Dänemark, Norwegen, Eſthland, Kurland, Litauen, Polen, Galizien, Podolien, Ungarn, Siebenbürgen und die Donaufürſtenthümer . . .“

„Um des Himmels Willen!“ — rief hier die hübſche Sängerin Lang, den Freiherrn mit hohem Intereſſe betrachtend, Desdemona gleich, da Othello von ſeinen Thaten berichtet, — „da ſahen Sie ja die halbe Welt!“

Der warme und innige Ton ſchien den Freiherrn angenehm zu berühren. Zum erſtenmale lag etwas in ſeinem Blick, daß innere Gluth verrieth.

„Daran fehlt noch viel!“ — ſagte er mit einem flüchtigen Lächeln um die Mundwinkel — „aber es kann noch kommen; denn es liegt ſo etwas von einer unſtillbaren Reiſewuth in mir. Uebrigens durchzog ich nach kurzer Raſt auch noch die Türkei, ſah mir Konſtantinopel an, beſuchte Anatolien und Syrien, verweilte einige Zeit auf Cypern und Rhodus, ſuchte dann in

Griechenland die Gefilde auf, die durch Virgil's und Taſſo's Geſänge verewigt ſind . . . und . . . kehrte über Tunis und Sicilien zurück.“

Wenn die Zeitungen jener Zeit nicht ſchon von den Irrfahrten des großen Sonderlings genügend berichtet gehabt hätten, würde wohl der eben erſtattete Reiſebericht mit etwas ungläubigen Mienen von der Geſellſchaft aufgenommen worden ſein. So wußte man, daß der Freiherr die Wahrheit ſprach, und äußerte daher von allen Seiten ſeine aufrichtige Bewunderung über den großen Reichthum des Angeſchauten und Erlebten.

Lange Zeit courſirte ein eifriges Geſpräch über dieſen Gegenſtand, bis man auf den Lebensbericht des wunderbaren Mannes zurückkam und Herr von Bethmann ihn erſuchte, in demſelben fortzufahren.

„Mittlerweile“ — hub der Eremit wieder an — „war die Revolution in Frankreich ausgebrochen. Sie fiel, als eine der größten Weltbegebenheiten, wie ein gewaltiger Felsblock in meinen Lebensſtrom und erzeugte Wirbel und Strudel.“

„Nun,“ — meinte Herr von Bethmann — „wenn eine Welt aus den Fugen geht, ſo darf auch der einzelne Menſch etwas aus Rand und Band kommen.“

„Die Nachrichten trafen mich freilich noch auf meinen Reiſen; aber ſie gährten in mir fort und trieben mich endlich zurück in das ſo ſchwer bedrohte Vaterland.

Ich fühlte mich zu ſeiner Rettung beſtimmt!“ — fuhr der Freiherr, lebendiger werdend, fort, und ſeine Augen fingen an zu funkeln und zu blitzen. — „Ich entwarf ſchon unterwegs Pläne. Das ganze Volk in Waffen, ein allgemeiner Landſturm . . . wer konnte dem widerſtehen? . . . Aber ich hatte vergeſſen, daß die Menſchen egoiſtiſche Jammerſeelen ſind. Als ich nach Hauſe kam und mein großes Werk damit begann: die Bauernſchaft von Cleve, Jülich und Berg unter die Waffen zu rufen . . . lachte man mich aus!“

„Unmöglich?“ — rief Lux mit einer Komik, die Alle beinahe ebenfalls zum Lachen gebracht hätte.

„Nichts Dummes und Albernes iſt bei den Menſchen unmöglich! Aber der Gedanke: mich an der Spitze eines allgemeinen deutſchen Landſturmes den Franzoſen entgegen zu werfen, ließ mich nicht ruhen. Nur ein großer deutſcher Volkskrieg kann uns retten! Ich eile alſo nach Wien, lege der Regierung meinen Plan vor . . . was meinen Sie, was die alten Perrücken des Hofkriegsrath thun?“

„Nun?“ — riefen Mehrere.

„Sie ſchicken meinen Entwurf der Polizei . . .“

„Und dieſe?“ — frug Lux boshaft.

„Läßt mich in den Narrenthurm ſtecken!“

Es war wirklich ein Wunder, daß die Geſellſchaft hier nicht mit einem lauten Lachen herausplatzte. Dafür war man aber doch auf der einen Seite zu tactvoll, während auf der andern die Vaterlandsliebe, die, wenn auch noch ſo komiſch gehandhabt, doch als eine redlich gemeinte aus des Mannes Augen leuchtete, dem Sonderling wieder den Reſpect der Zuhörer einigermaßen ſicherte.

„Und warum geſchah dies?“ — fuhr der **Eremit von Gauting** fort — „weil die Perrückenſtöcke zu Wien überzeugt waren, daß ein Menſch, der ohne uniformirte und dreſſirte Soldaten Krieg führen wolle, . . . verrückt ſein müſſe?“

„Und was thaten Sie?“ — frug **Bethmann**.

„Ich proteſtirte . . . und . . . man ließ mich nach acht Tagen frei. Da ging ich nach Süd-Italien. Der große geniale Gedanke einer europäiſchen General-Inſurrection hatte mich erfaßt. Ich machte Propaganda unter den Lazzaroni . . .“

„Und die jubelten Ihnen zu, ſo lange Sie Geld unter ſie warfen? nicht wahr?“ — frug Baron **Barkhaus**.

„Ja!“ — entgegnete der Eremit.

„Und wandten Ihnen den Rücken, als dies aufhörte?“ — fuhr **Barkhaus** fort.

„Ja!“ — wiederholte der Freiherr zornig.

Barkhaus nickte, indem er ſagte: „Das kennen wir!“

„Da ſchüttelte ich den Staub von meinen Füßen,“ — fuhr der Freiherr finſter fort — „und ſuchte mein altes Schloß wieder auf. Die Mutter lebte noch . . . und . . . da nach ihrer Meinung geheirathet werden muß . . . ſo ſuchte ſie mir eine Braut aus . . . eine Freiin von und zu Olne, die dann auch meine Gattin ward. Aber der Spaß währte nicht lange: in einer Nacht kamen plötzlich Soldaten in Schloß Broich ein, verhafteten mich und ſchleppten mich nach Paris, wo ich in den Tempel geworfen wurde.“

„Sie Aermſter!“ — rief hier die Lang voll Theilnahme. — „Aber warum denn? was hatten Sie denn Unrechtes gethan?“

„Abermals eine Narrheit oder Bosheit der Menſchen!“ — ſagte der Freiherr mit ſouveräner Verachtung — „man erhob gegen mich die wahnſinnige Beſchuldigung: ich hätte mit einer verkleideten Räuberbande einen Anfall und Mordverſuch auf franzöſiſche Beamte ausgeführt.“

„Unerhört!“

„Ich darf wohl kaum verſichern, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort war. Aber Buonaparte kannte meinen Patriotismus und ſah ein, daß, wenn mein großer Landſturmgedanke zur Ausführung käme, er und Frankreich vernichtet ſein würden. Er fürchtete mich . . . und darum dies Bubenſtück.“

Die Herren biſſen ſich auf die Lippen; Frau von Bethmann aber frug: — „Und wie wurden Sie wieder frei?“

„Ich wäre es wohl nie geworden, wenn ſich meine Mutter und meine Frau der Kaiſerin Maria Louiſe nicht zu Füßen geworfen hätten.“

„Gott ſei Dank!“ — rief Margaretha.

Der Freiherr blickte die ſchöne Sängerin, die ſo viel Theilnahme für ihn an den Tag legte, freundlich an; dann ſagte er:

„Als ich nun aber freudig nach Hauſe eilte, wurde ich in Bonn als entſprungener Gefangener wieder verhaftet.“

„Unmöglich!“ — rief es von allen Seiten.

„Welche Willkür und Abſcheulichkeit wäre bei dem Corſen und ſeinen Franzoſen unmöglich!“ — ſagte der Freiherr mit finſter flammenden Blicken. — „Ich mußte abermals lange Zeit hinter Schloß und Riegel ſchmachten; . . . aber es war eine gerechte Strafe Gottes dafür, daß ich meiner Idee der europäiſchen General-Inſurrection untreu geworden war und die Hände in den Schooß gelegt hatte. Als daher die Nachricht in Bonn eintraf, daß man mich ungerechter Weiſe eingeſteckt und ich frei wurde, kehrte ich ſofort zu meiner alten politiſchen Thätigkeit zurück. Ungeſäumt ſchiffte ich mich nach Tunis ein. Der Bey nahm mich Fremdling gaſtfreundlich auf, und ich beredete ihn denn auch ſofort, mir 6000 Mann zu geben, um in Italien zu landen, das Volk zu bewaffnen um mich gegen die Franzoſen zu ſchlagen. Ich verſprach dem Bey dafür das Königreich Italien, zeigte ihm die allgemeine Unzufriedenheit der Italiener u. ſ. w. Und der Bey von Tunis war vernünftiger, als die Herren in Wien. Er ſchenkte meinen Angaben allen Glauben, ließ in aller Eile Truppen werben, machte mich ſelbſt zum Generaliſſimus darüber, gab mir den Orden, den ich hier auf der Bruſt trage, trug mir eine ſeiner holden Töchter zur Gattin an und machte mir zu gleicher Zeit die Offerte, die Landesreligion anzunehmen, um ſich meiner ganz zu verſichern. Ich glaubte den Gipfel des Glückes erreicht zu haben, als ich plötzlich die Ordre erhielt, augenblicklich Tunis zu verlaſſen. Ein ſegelfertiges Schiff ſollte mich nach Griechenland bringen und da an's Land ſetzen, auf der Ueberfahrt fingen mich aber die Engländer und führten mich nach London. Sechs Monate ſchmachtete ich da im Kerker, und man behandelte mich als einen Spion von Frankreich, bis man ſich des Gegentheils überzeugte. Ich wurde hierauf freigelaſſen und erhielt 600 Carolins, um nach Hauſe zu reiſen.*) Auf dieſer Reiſe aber bin ich jetzt begriffen."

---

*) Aus des Eremiten von Gauting eigenem Tagebuch.

„Nun!“ — rief Herr von Bethmann — „ſo viel iſt gewiß: ein bewegteres Leben, wie das Ihre, lieber Freiherr von Hallberg, kann es kaum geben.“

„Und ich denke, der Wogenſchlag deſſelben ſoll noch lange nicht zu Ende ſein. Ich wende mich jetzt an Preußen. Vielleicht hat dieſer Staat die Einſicht, mir, zur Ausführung der großen Idee, einen allgemeinen deutſchen Landſturm zu errichten, an die Hand zu gehen. Dann aber iſt der Tyrann, der Willkürmenſch Buonaparte verloren und Deutſchland wird wieder frei. Erſt wenn dies geſchehen, wenn ich es befreit habe, dann iſt meine Aufgabe erfüllt!“ — rief der Freiherr flammenden Auges, den langen Bart, wie er bei innerer Bewegung zu thun pflegte, durch die Hand ziehend. — „Dann lege ich das Schwert nieder und ziehe wieder durch fremde ferne Lande!“

Als der Eremit von Gauting ſo geſprochen, ſtand er auf, nahm ſeine Sachen, ſetzte den Hut auf, ſagte trocken „Adieu!“ und ging davon.

Alles lächelte über den Sonderling und man unterhielt ſich noch lange über ihn.

Hätte man erſt ſein ferneres Schickſal ahnen können? Es iſt zu intereſſant, um den Leſern — die es nicht kennen — hier vorenthalten zu bleiben, auch gehört es zum völligen Ausbau dieſer ſeltſamen Erſcheinung.

Nach dem ruſſiſchen Feldzuge von 1812 konnte die fixe Idee des Freiherrn, wenn auch in beſchränktem Maßſtabe, Körper und Weſen annehmen. Er konnte endlich einen Landſturm einrichten und ſich an der Spitze von Bauern und Handwerksburſchen ſiegreich gegen die Franzoſen ſchlagen. Als er das ausgerichtet hatte, übertrugen ihm die Verbündeten die Organiſirung der Streitkräfte von Cleve, Jülich und Berg und machten ihn darauf zu ihrem Generalpolizeimeiſter in Paris.

Dieſes Glück drehte abermals eine Schraube in ſeinem Kopfe los. Er glaubte als Märtyrer und ſchließlicher Ausführer der Landſturmidee, wie als Eroberer des Herzogthums dieſes ſelbſt als Belohnung verdient zu haben. Da man Cleve, Jülich und Berg an Preußen zurückgab, ſo ſchickte er dem Könige den rothen Adler zurück, den er eben bekommen hatte, und ſchrieb dazu einen unfeinen Brief, in dem er erklärte, daß eine Decoration, die man ſo manchem franzöſiſchen Lump verliehen habe, für ihn zu ſchlecht ſei. In Berlin wurde wegen dieſer Grobheit und wegen des „Politiſchen Kochbuchs“, das er gegen Preußen geſchrieben hatte, ſeine Verhaftung befohlen. Als die Polizei nach Broich kam, war er nicht mehr dort, ſondern in Schweden.

Statt dieſes Land als Aſyl zu betrachten, begann er mit einigen Adeligen zu conſpiriren, die ihm, der aus irgend welchem Erbrecht Anſprüche erhob, die ſchwediſche

Krone verſchaffen ſollten, wurde ausgewieſen und ſand nun in Bayern Aufnahme.

Des Freiherrn erſte bayeriſche Heimath wurde Fußberg bei Gauting, ein Schloß in einem anmuthigen Thale an der forellenreichen Würm, umgeben von Nadel- und Laubholzwaldungen, in der Nähe der Reismühle, der angeblichen Geburtsſtätte Carl's des Großen, und des in einem Eichenwalde liegenden Wallfahrtsortes „Zur Maria Eich".

Es war dies von jeher ein Lieblingsplätzchen des Freiherrn geweſen, das er anzukaufen immer vorgehabt. Daher er ſich auch gern „der Eremit von Gauting" nennen hörte und ſelbſt nannte.

Fußberg liegt nicht weit von München, etwa drei Stunden, und dieſe Nähe benutzte der Freiherr zu manchen Beſuchen. Er hatte nicht zehn gemacht, ſo kannte ihn jedes Kind.

Sein Aufzug war auch ganz danach, ihn zu einer Straßenfigur zu machen. Sein Geſpann war eine ſogenannte Wurſt, deren Kaſten und Räderwerk nie gewaſchen werden durfte, gezogen von vier bis ſechs dickköpfigen, plumpen und langhaarigen Bauernpferden oder von ſechs Eſelinnen. Auf dieſer Wurſt ſaß Hallberg Winters und Sommers in ein weißes Bärenfell gehüllt, eine Zipfelhaube von grobem Tuch über den Kopf gezogen, mit einem Schleppſäbel an der Seite und mit zwei Piſtolen im Gürtel. Ein bärtiger Kutſcher lenkte vom Bocke die langſam ſchreitenden Klepper oder Eſelinnen, deren Geſchirr aus Stricken beſtand. Vorn und hinten ritt je ein Jocken, in Sammet mit Silbertreſſen gekleidet.

Nach einigen Jahren zog der Eremit von Fußberg nach Birkeneck, ſieben Stunden von München entfernt. Er hatte den Plan, das Freyſinger Moor fruchtbar zu machen, und zog aus allen Gegenden, ſelbſt aus Baden und Würtemberg, Coloniſten heran. Straßen wurden ausgeſteckt und pompös benannt; auch das Wirthshaus erhielt eine großſtädtiſche Bezeichnung. Die Colonie kam aber zu keinem Gedeihen und blieb arm. Ihr Gründer hatte nicht die Ausdauer, die bei Schöpfungen ſolcher Art Haupterforderniß iſt. Beſuchte man ihn, ſo ſah man ihn gewiß draußen auf der Straße, nach Gäſten und Poſtboten mit Zeitungen und Briefen lugend, die ihm die Langeweile vertreiben ſollten. Drinnen herrſchte die Einfachheit eines Bauernhauſes im fernen Weſten Amerika's. Alle Möbel beſtanden aus Fichtenholz und Alles, die Fenſterrahmen und Thüren nicht ausgenommen, war zinnoberroth angeſtrichen. Auch von nicht unbedingt nothwendigem Geräth war nichts zu ſehen; nur durch lange Bitten hatten Frau und Tochter ſich die Erlaubniß verſchafft, in Betten zu ſchlafen. Den Wänden ſeines Prunkzimmers hatte der Freiherr ausnahmsweiſe eine beſondere Beachtung geſchenkt. Er hatte ſie austapeziert, zuerſt mit Landkarten, Theaterzetteln, Feſtungsplänen, Todesanzeigen u. ſ. w., dann mit rieſigen Frescobildern eines Kracke, Hanz Dollinger, Hainz von Stein, der Wilde genannt, und dann mit Getäfel, auf dem die Namen von Berühmtheiten zu leſen waren. Trat man in den Garten, ſo überblickte man weite Tabaksfelder, bebaut mit der Sorte, die in Tyrol Lauskraut genannt wird. Dieſen niederträchtigen Tabak rauchte der Eremit von früh Morgens bis ſpät Abends und bot ſeinen Gäſten davon an.

Er ſchrieb viele Bücher und hatte kein einziges, weder ein fremdes noch ein eigenes, in ſeinem Hauſe.

Langweilte er ſich, ſo griff er zum Wanderſtabe und zwang ſeine beiden Damen, ihn zu begleiten. Kurz pflegten ſolche Fußreiſen nicht zu ſein: eine ging zum Rhein und nach Holland, eine andere nach Rom. Einen praktiſchen Zweck hatte ein Gang, den er nach Recoaro in den euganeiſchen Bergen unternahm. Er hatte gehört, daß dieſe Heimath Petrarca's die beſten Eſel züchte. Er überzeugte ſich, daß das Gerücht nicht gelogen habe, kaufte ſechs Eſelinnen und trieb ſie ſelbſt durch Tyrol über München nach Hauſe. Sein Gepäck auf ſolchen Reiſen beſtand in einem Hemd, das er in der Taſche trug.

Man hatte die Frau des Sonderlings immer bemitleidet, aber wie traurig ihr Loos ſei, das ahnte Niemand.

Eines Tages macht die Herzogin Amalie von Leuchtenberg in Birkeneck einen Beſuch, trifft weder den Freiherrn noch die Freifrau und bringt durch ein Verhör von einem Dienſtmädchen heraus, die gnädige Frau werde von dem Herrn ſeit dem frühen Morgen im Taubenſchlage gefangen gehalten. Auf das höchſte entrüſtet über dieſe Nachricht, befiehlt die Königstochter der Magd, ſofort die Leiter zum Schlage zu beſteigen und die Riegel der Thür mit Gewalt zu ſprengen. So wurde die Gefangene, die den ganzen Tag über geweint und gehungert hatte, befreit.

Die Geſchichte wurde überall ruchbar und zog dem Freiherrn mehrere Herausforderungen von Männern zu, welche die verletzte Würde der Frauen rächen wollten. Er ſtellte ſich aber nicht und ließ alle öffentlichen Vorwürfe wegen ſeiner Feigheit über ſich ergehen. Er quälte ſeine Frau und quälte ſie endlich zu Tode. Er ſagte eines Tages zu ihr: „Wenn Du mich liebſt, ſo beweiſe es mir, indem Du aus jenem Fenſter ſpringſt.“ Ohne ein Wort zu verlieren, macht ſie den Sprung von zwölf bis ſechzehn Fuß Tiefe und verletzte ſich dabei innerlich ſo, daß ſie ſeitdem kränkelte und bald ſtarb.

Nach dieſem Todesfall kam die Wanderluſt ſeiner

Jugend wieder über ihn. Er ging nach Italien, nach Algier, nach dem Orient und beſchrieb dieſe Reiſen in ſeiner Weiſe. Von dem Buche über Algier ſagte er in der Einleitung: ſchwachnervigen Männern rathe er, bei der Lectüre Kölniſches Waſſer zur Hand zu nehmen.

Eine andere ſeiner Reiſebeſchreibungen beginnt mit den Worten: „Wo Geld Alles iſt, wird der Menſch lieber ein franzöſiſcher Marſchall, als ein Capuciner.“ In dem Buche über Algier ſtehen Unterredungen des Verfaſſers mit Jugurtha, Metellus, Genſerich und Beliſar, Verbeſſerungspläne europäiſcher Verfaſſungen, Vergleiche zwiſchen dem Koran und der Bibel, Auslaſſungen über arabiſches Gewürz und deutſchen Rübſamen, Alles bunt durcheinander gewürfelt.

Neunundſechzig Jahre alt rüſtete ſich der Freiherr zu einer Reiſe nach Perſien. Ehe er aufbrach, machte er den Münchenern und allen Zeitungsleſern einen Jux. Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines öffentlichen Heirathsgeſuchs ſchrieb er eine Concurrenz um ſeine Hand aus. Melden ſollten ſich nur ſolche, die folgende Eigenſchaften vereinigten: ein Alter von höchſtens ſechzehn Jahren, die höchſte Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Hochherzigkeit, viel Geiſt, viel Schönheit, namentlich kleine Hände und Füße, blüthweiße

Zähne, einen hohen ſchlanken Wuchs, blonde Haare und himmelblaue Augen. Er verſprach ſeinerſeits „den Himmel auf Erden!“

Es meldeten ſich viele Damen, über achthundert, und fünfzig davon meinten es, wenigſtens nach ſeinem Dafürhalten, ernſtlich. Wir vermuthen, daß ſie ihn alle verhöhnt haben. Die von ihm als unerläßlich geſtellte Bedingung eines perſönlichen Beſuchs hat keine der achthundert erfüllt.

Münchener Damen der höchſten Kreiſe dienten dem Spötter mit ſeinen eigenen Waffen. Sie entwarfen eine ellenlange Adreſſe der geſammten heirathsdurſtigen Münchener Mädchenwelt und ließen ſie durch den „ewigen Hochzeiter“ ihm überreichen.

Ewiger Hochzeiter hieß ein Wahrzeichen von München, ein alter verliebter Spittelarmer mit dem häßlichſten Geſicht von der Welt und mit einem Höcker. Er wollte Alles küſſen und heirathen, und war ſomit ein geeigneter Liebesbote an den noch älteren Eremiten. Man beſteckte ſeine langen ſchmutzigen Finger mit Ringen von Semilor und Tomback, hing ihm einen Rieſenfrack mit Schwalbenſchwänzen auf und ſtattete ihn mit genau ſo vielen Ordensbändern und Sternen aus, als der Freiherr von Hallberg zu tragen pflegte.

Hallberg hielt es nicht für angemeſſen, ſich über die

Adreſſe zu äußern, die der „ewige Hochzeiter“ ihm überreichte.

Am nächſten Morgen verließ er München und trat ſeine perſiſche Weltfahrt an.

Als er nach geraumer Zeit zurückkehrte, hatte er einen Orden mehr, deſſen Diamantwerth die Damen, die ihn verhöhnt hatten, neidiſch machen konnte. An ſeiner Bruſt glänzten — mit 10,000 Gulden kaum zu bezahlen — die Inſignien des Sonnen- und Löwenordens. Seinen eigenen Angaben nach verſchaffte er ſich den Orden durch einen richtigen Schwindel. Er gab ſich in Teheran nämlich für einen bayeriſchen Geſandten aus, der ein Schutz- und Trutzbündniß eingehen ſolle, und erzählte dem Schah Wunderdinge von dem ungeheuern Umfange des Königreichs, von der Macht des Königs und von der Rieſengröße der Bewohner. Möglich, daß er nicht ſo geſprochen hat, den funkelnden Löwen-Sonnenorden hat er bekommen. Das Werk, das er über dieſe Reiſe geſchrieben hat, iſt den ſchönen Mädchen Rußlands im Allgemeinen und der Frau von Gorſtkine zu Penſa im Beſonderen gewidmet.

Nach dieſer Reiſe lebte der Eremit abwechſelnd in Würtemberg, am Rhein, bei ſeinem Sohne zu Chammeregg, oder in Landshut, Straubing und anderen niederbayeriſchen Städten. 1847 knieete er in Rom vor dem Stuhle des Papſtes, 1848 wollte er ſich entweder am St. Bartholomäusſee eine Einſiedelei bauen, oder nach Amerika ſchiffen, um ſich dort nach der Freiheit umzuſehen, aber aus beiden Plänen wurde nichts. Von 1853 an behandelte ihn das Schickſal mit der Ironie, die er ſo oft gegen Andere hatte ſpielen laſſen. Er, der, in ſeiner eigenen Sprache zu reden, als Irrlicht in der Welt umhergeflackert war und allen Leuten in die Töpfe geguckt hatte, mußte erblindet auf ſeinem letzten Beſitzthum Hörmannsdorf bei Landshut ſtill ſitzen. Er lebte mit zwei Mädchen, von denen die eine Haus hielt, die andere vorlas, und mit einem Diener, der zugleich Gärtner und Koch war. Mehrere hundert Schwarzwälder Uhren und nicht viel weniger Käfige mit Singvögeln umgaben ihn. Am 17. April 1862 ſtarb er, faſt vierundneunzig Jahre alt, nicht zwiſchen Arzneiflaſchen, ſondern zwiſchen einer Stummelpfeife und einem Päckchen Sechskreuzer-Tabak mit der rothen Inſchrift: Deeze en andere Zoorten u ſ. w. —

Die Geſellſchaft verbrachte den Nachmittag noch auf das Heiterſte. Auch die Rückfahrt war wunderſchön.

Als Puzzicaca nach Hauſe kam, fand ſie einen Brief vor. Sie öffnete ihn und las:

„Wenn Sie Ihr Lebensſchickſal an das meine knüpfen wollen, ſo laſſen Sie es mich nach Schloß Broich wiſſen. Ich laſſe mich dann ſcheiden und bin für immer der Ihre.“

Der Eremit von Gauting.

Der Teufel als Napoleon.

Die halb geglückte, halb verunglückte Aufführung der „Sylvana“ laſtete ſchwer auf Weber's Seele. Im Ganzen waren doch ſeine ſchönſten Hoffnungen auf Ruhm, Ehre und pecuniären Erfolg getäuſcht worden. Die armſeligen hundert Gulden waren nach Stuttgart gewandert . . . und . . . immer noch drückten alte und neue Schulden. Es war kein rechtes Vorwärtskommen.

Carl Maria lebte in der That jetzt ganz ſolide. Er arbeitete tüchtig, componirte an ſeinem „Abu-Haſſan“, ſparte, wo er konnte; aber die alten Schulden ließen ihm keine Ruhe, und bei der jämmerlichen Bezahlung, die er von den Verlegern für ſeine Arbeiten erhielt, wenn ſie auch noch ſo gut waren, ließ es ſich nicht vermeiden, neue Schulden zu machen.

Dabei welkte das Leben in Darmſtadt immer mehr und mehr für Carl Maria ab. Gänsbacher — ſein lieber, treuer, luſtiger Gänerich — war aus dem

Freundeskreiſe geſchieden und nach Prag gegangen, um in dem Hauſe des Grafen Firmian ſeine reiche Thätigkeit zu entfalten; Abt Vogler wurde merklich älter und mürriſcher; mit Meyerbeer und Duſch beſtand zwar die alte Freundſchaft und Kameradſchaft fort und bot nach wie vor köſtliche Stunden; . . . aber . . . es machte ſich doch nachgerade bei dem Erſteren hier und da das kältere, kritiſche Element des Norddeutſchen geltend. Auch fing Meyerbeer an in muſikaliſcher Beziehung mit den Andern etwas auseinander zu gehen, indem er ſich, dieſen gegenüber, zu ſehr der italieniſchen Muſik zuneigte, während Weber durch und durch ein glühender Verehrer der deutſchen Muſik war und blieb.

Und . . . regte ſich in dem jetzt erſt vierundzwanzig Jahre zählenden, jungen Manne nicht auch der Trieb, hinaus in die weite große Welt zu gehen? Für immer konnte er ja ſelbſt eines Vogler's Schüler nicht bleiben! Außerdem trieb es ihn, ſelbſtſtändig zu wirken und zu ſchaffen . . . ein innerer Drang, der um ſo gerechtfertigter erſcheinen mußte, als ſein Lehrer, Abt Vogler, ihn gewiſſermaßen ſelbſt von der Zeit des Lernens freiſprach. Der alte Herr pflegte nämlich von Gottfried Weber, Meyerbeer, Carl Maria von Weber und Gänsbacher oft zu ſagen:

„Gottfried weiß am meiſten, Meyer thut am mei ſten, Carl Maria kann am meiſten, und Johann trifft am meiſten!“

Johann Gänsbacher war nämlich nicht nur ein ungemein feinfühlender Muſiker, ſondern auch ein vortrefflicher Büchſenſchütze.

Wenn es aber auch Carl Maria anfing in Darmſtadt eng zu werden, ſo blieb ihm dennoch ſein unverwüſtlicher Humor, dieſe herrliche Mitgabe für das Leben, ... dieſer Schatz Aladin's, ... dieſe Quelle ewiger Jugend, ... dies unvergleichliche und unbezahlbare Mittel gegen Körper- und Seelenſchmerzen!

Mit einem Seufzer umfaßt der Glückliche, der Humor beſitzt, die Welt, und mit einem Lächeln verwiſcht er eigenes und fremdes Unglück.

Carl Maria ſchrieb in jener Zeit an Gänsbacher:

„Lieber Gänſerich!

„...... Unſer ſchöner Heidelberger Zirkel iſt ganz zerſtört, die Meiſten weggereiſt oder conciliirt; Schleifer, Lovzow, die beiden Starkloff, worunter der Schreyer, und noch ein Paar, deren Namen mir nicht einfallen, haben Heidelberg verlaſſen. Da mein Clavierconcert jetzt ganz fertig iſt, möchte ich es gar zu gern in **Mannheim** ſpielen; aber ich glaube nicht, daß meine Verhältniſſe mir erlauben werden, jetzt wieder dahin zu gehen. Habe ich einmal das lederne Darmſtadt verlaſſen, ſo wird es wohl ſchneller mit mir vorwärts gehen u. ſ. w. u. ſ. w. . . . Ich habe vorgeſtern unſere alte Hausfrau beſucht, die ſich angelegentlichſt nach Dir erkundigte, und der ich verſprach, Dich von ihr zu grüßen. Unſere Aufwärterin, das häßliche Beeſt, . . . heirathet! man denke, einen Kanzleidiener, der zwar ein wenig ſaufen ſoll, aber doch übrigens eine vortreffliche Seele iſt. Herr Steiner macht noch immer witzige Bemerkungen, — Thereſe ſingt noch immer falſch — Beer, Collega, macht Canzonetten und Pſalme, — die Alte ſchnupft Tabak, — die Mariane winſelt, — die Bärbel kocht, und das Haus hat ſich um einen ſchwarzen Köder von Hund vermehrt, den Herrn Beer's Bedienter prügelt und der Herr küßt, und nun haſt Du den vollſtändigſten Bericht von unſerm Hauſe. Ich erwarte einen ewig langen Brief von Dir, und bin ewig Dein treueſter harmoniſcher Bruder

Weber, gen. Melos."

An Gottfried Weber aber ſchrieb er, als Gratulation zur glücklichen Niederkunft von deſſen lieblichem Frauchen:

„Lieber Bruder!

„Tauſend Glück und Heil der lieben Wöchnerin, die ſo heldenmüthig den großen Kampf gekämpft und der Welt einen geſunden braven Bürger ſchenkte. Ich kündigte ſogleich die Nachricht dem ganzen Hauſe an und Vogler läßt Dir recht herzlich gratuliren.

„Aber ſo ſehr ich mich freute, ſo ärgerlich iſt es mir doch eines Theils, daß es ein Bub' iſt. Der Componiſten mit dem Namen Weber werden zu viel. Denn daß der Kerl ein Componiſt wird, iſt ausgemacht, und ich hoffe, daß Du ihm ſchon vorläufig etwas vom Generalbaß beigebracht haſt; auch muß er ja offenbar ſchon die Accorde noch vom Mutterleibe her kennen. Denn die Frau Bas*) ſtudirte ja die letzte Zeit gar fleißig. Ich möchte Dich wohl in Deiner Vaterglorie ſehen und etwas von dem Kindtaufkuchen verzehren helfen; aber ſo gut wird es mir wohl nicht werden und ſo muß ich armer Teufel mich mit dem Gedanken daran begnügen.

„Du ſchreibſt mir zwar in Deinem lieben Brieflein, daß Du mir nächſtens eines Breitern ſchreiben wollteſt, ich bin aber ſo frei, das vor der Hand nicht zu glauben; auch müßte ich ſehr unvernünftig ſein, es zu verlangen; denn die erſten Tage gehören Deinem lieben Weibchen und ich glaube doch, daß in Eurer freudigen Stimmung auch manchmal des verwaiſten Weber's gedacht wird, der, fern von Euch, doch herzlich mit Euch fühlt. — Ich muß ein Bischen die Feder weglegen, wenn ich nicht weich werden will.

---

*) So nannte Carl Maria ſcherzend Frau Auguſte Weber.

„Ich bin leider ſeit ein paar Tagen in der ſchrecklichen Stimmung, nicht arbeiten zu können. Von den verfluchten ſechs Sonaten u. ſ. w. Es leidet mich nicht länger auf einem Fleck, die gute Zeit kommt näher, und dann gehe ich los.“*

Der Mangel an Mitteln ſich frei zu bewegen, . . . das peinliche Gebundenſein an Ort und Stelle, . . . das herbſtliche Abwelken des ſo froh begonnenen Lebens in Darmſtadt . . . alles dies ſpricht, wie mit einem ſchmerzlichen Lächeln, durch dieſe bald humoriſtiſchen, bald trüben Zeilen hindurch.

Eine unkräftige Natur hätte hier — wenigſtens zeitweiſe — erliegen können; aber ein Geiſt, wie der unſeres Carl Maria von Weber, der mit eigenthümlicher Kraft, reger Phantaſie und tiefem Eindringen, ſchöpferiſche Genialität verbindet, erlahmt nicht ſo ſchnell.

Thatkraft iſt im Leben immer der Moſesſtab, der in den Zeiten der Noth Waſſer aus dem Felſen ſchlägt: ein Concert in Frankfurt ſollte helfen.

Weber hatte darum angefragt und die Antwort erhalten: daß das Publikum, nach dem Erfolg ſeiner „Sylvana“, in der That begierig ſei, ihn nun auch einmal ſelbſt in einem Concerte zu hören. Wolle er aber ein ſolches veranſtalten, ſo möge er das Eiſen ſchmieden, ſo lange es noch heiß ſei, vor allen Dingen aber etwas neu Componirtes mitbringen. Es werde dies den reichen Frankfurtern ſchmeicheln, und ſo ſei an einem glänzenden Erfolge nicht zu zweifeln.

---

*) A. a. O.

Wie natürlich verſetzte dieſe Antwort Carl Maria in Feuer und Flammen. Ein prächtiges Clavierconcert ward componirt, während Director Ihlee ſo freundlich war, in Frankfurt ſelbſt alles Nöthige für das Concert des jugendlichen Meiſters vorzubereiten.

— — — — — — — —

Das Concert Carl Maria von Weber's, des Componiſten der Oper „Sylvana“, ſollte heute Abend in Frankfurt ſtattfinden.

Zum zweitenmale ſaßen die Freunde Meyerbeer, Duſch und Weber in der bewußten Lohnkutſche und fuhren von Darmſtadt herüber nach der alten freien Reichsſtadt, der jetzigen Hauptſtadt des — durch Napoleon's Machtwort geſchaffenen — Großherzogthums Frankfurt, der Reſidenz des Fürſten Primas.

Wie oft im Leben, wenn wir Unangenehmes überwunden haben, dient uns gerade dies Unangenehme in ſpäteren Zeiten, wenn der Standpunkt überwunden iſt, zu fröhlicher Unterhaltung, vielleicht ſogar zum Spott und zum Lachen über uns ſelbſt.

So ging es heute auch den Freunden: die Fahrt erinnerte ſie unwillkürlich an jene gemeinſame Reiſe —

wenigſtens von Langen her gemeinſam —, die ſie vor noch gar nicht langer Zeit zur erſten Aufführung der „Sylvana“ gemacht.

Jetzt lachten Alle über die Behauptung, die Weber ſchon an jenem Unglücksabende ausgeſprochen, und die er auf humoriſtiſche Weiſe auch jetzt noch aufrecht erhielt: der leibhaftige Satan habe ihm damals, als Luftballon und in der wahren und wirklichen Geſtalt eines ſolchen, einen Strich durch ſeine Rechnung gemacht.

„Ja, ja!“ — rief Weber lachend — „Ihr könnt mir's glauben, daß es der Böſe in eigener Perſon, war; hat er nicht mich, Euch, ſelbſt die ganze Einwohnerſchaft Frankfurts und ſeine Großmutter, die verwünſchte Mama Blanchard, an der Naſe herumgeführt? Hob er nicht, als er uns die Suppe verſalzen, die arme Perſon, halb wie am Galgen, in die Höhe und ließ ſie unter tauſend Aengſten ſich auch noch die Hände erfrieren?“

„Und doch muß er auch wieder mit der Blanchard im Bunde geweſen ſein!“ — rief Meyerbeer — „denn ohne ſeine Hülfe hätte ein menſchliches Weſen, lediglich auf einem Seile ſitzend und ſich mit beiden Händen wie an einer Schaukel haltend, dieſe nächtliche Luftreiſe in ſolch' ſchauerlicher Höhe nicht mitgemacht.“

„Eben darum!“ — ſagte Weber. — „Läßt er die Hexen in der Walpurgisnacht per Beſen auf den Blocksberg reiten, kann er die Blanchard auch per Schaukel durch die Lüfte tragen. Aber denkt an mich, Ihr Freunde, er holt ſie doch noch einmal in Feuer und Flammen."

„Nun!" — meinte Duſch — „die unangenehme Geſchichte iſt vorüber. Wenden wir unſeren Blick von der Vergangenheit auf die nächſte Zukunft. Ich denke, das Concert heute Abend wird unſeren Freund reichlich entſchädigen. Es iſt ja Alles ſo gut vorbereitet und die reichen Bürger Frankfurts ermangeln der Nobleſſe und Generoſität nicht, wenn es gilt, ein Talent anzuerkennen und zu belohnen!"

„Ich bin auch wirklich der freudigſten Hoffnungen voll!" — rief Carl Maria ſtrahlenden Blickes und ſich vor innerer Behaglichkeit und Luſt die Hände reibend. — „Ich habe Euch mein Clavierconcert nicht mitgetheilt, um Euch zu überraſchen; aber . . . ohne mich rühmen zu wollen . . . es iſt prächtig ausgefallen und das Allegro in C iſt mir ſo wohlgelungen, wie noch keine ähnliche Schöpfung."

Es lag hier in Ausdruck und Worten ſo recht das ſtille Glück, das uns bei dem Bewußtſein einer guten That oder eines durch und durch gelungenen Werkes überkommt. Man ſah dem jungen Componiſten an, daß er, wie man zu ſagen pflegt, in Seligkeit ſchwamm. Und durfte ihn das Bewußtſein einer ganz beſonders gelungenen Compoſition und der Gedanke, ſie mit Enthuſiasmus aufgenommen zu ſehen, nicht beſeligen?

„Wißt Ihr aber auch, woher mir die Weihe zu dieſer Schöpfung kam?“ — frug jetzt Carl Maria die Freunde, indem ſeine Augen ſchön aufleuchteten.

„Nun? woher?“ — frugen Meyerbeer und Duſch.

„Jetzt mögt Ihr es wiſſen,“ — fuhr Weber fort — „ich mochte es Euch nicht früher ſagen, als kurz vor der Aufführung. Begeiſterung und Weihe dafür verdanke ich der gewiſſermaßen körperlichen Berührung mit unſerem großen herrlichen Mozart!“

„Mit Mozart?!“ — riefen beide erſtaunt — „wie ſo? Wie wäre das möglich?“

„Als ich jüngſt bei André in Offenbach war,“ — fuhr Weber in faſt feierlichem Tone fort — „führte er mich an einen feingearbeiteten, wohlverſchloſſenen Schrank, öffnete denſelben mit Vorſicht, langte aus ihm eine etwas vergilbte Partitur, gab ſie mir und ſagte: — „„Sehen, ſtaunen, verehren Sie!““

„Was iſt das?“ — frug ich ihn erſtaunt. — „Was ſoll ich mit der blaſſen Abſchrift dieſer Mozart'ſchen Sonate?“

„„Keine Abſchrift!““ — ſagte er groß, ernſt und ſtolz — „„Mozart's eigene Schrift!““

„Wirklich?“ — riefen Meyerbeer und Duſch freudig überraſcht.

„Es war in der That ſo!“ — fuhr Weber fort.

— „Mich aber durchzuckte es mit freudigem Schreck. Es war mir, als fühle ich Mozart's Geiſt mich anwehen. Da legte ich die Partitur in ſtiller Ehrfurcht auf den Tiſch, . . . beugte das Knie und drückte Lippen und Stirne darauf.“

„Meine Augen waren feucht geworden . . . meine Seele bebte!“

„Wie glücklich war das Papier . . . auf dem ſeine Hand gelegen hatte!“

Carl Maria von Weber ſchwieg; . . . aber man ſah, wie bewegt er im Andenken an den großen Meiſter war. Auch den Freunden ging es ſo.

— — — —

Man fuhr jetzt in Sachſenhauſen ein.

„Sind denn das Primaſer-Truppen, die hier die Thorwache beſetzt halten, und noch dazu in ſo ſtarker Zahl?“ — frug in dieſem Augenblicke **Alexander von Duſch**.

Weber und **Meyerbeer** ſchauten aus dem Wagen.

Auch ſie waren überraſcht.

„Gott bewahre!“ — ſagte **Carl Maria** — „das ſind nicht die Truppen des Fürſten Primas; . . . das ſind Franzoſen.“

„Aber wie kommen denn die hierher?“ — rief **Duſch**.

Auf den Straßen Sachſenhauſens ſtanden hier und da einzelne Gruppen von Männern und Weibern aus dem Volke. Sie ſprachen eifrig, aber eher leiſe als laut, was ganz gegen die Angewohnheit dieſer Leute war. Ihre Züge ſchienen einen finſteren Groll auszudrücken.

„Zum Henker!“ -- rief Weber, „was iſt denn da wieder los!“

Er wollte den Wagen halten laſſen und einige Männer, die in der Nähe ſtanden, nach der Urſache dieſer ſonderbaren Erſcheinung fragen; aber eine franzöſiſche Patrouille, die gerade vorüberſchritt, trieb die Männer auseinander und befahl dem Kutſcher weiter zu fahren.

Weber war blaß wie der Tod geworden.

„Es wird doch nicht wieder . . .“ — weiter konnte er nicht ſprechen.

Schweigend, mit klopfendem Herzen, fuhr man über die Brücke.

Hier, beim Eingang in das eigentliche Frankfurt — an den damals oberhalb der Fahrgaſſe die Mainbrücke noch nach dem jetzigen Quai hin ſchließenden Feſtungswerken — ſtand abermals eine Colonne franzöſiſcher Soldaten.

Sprachlos vor Schreck und Ueberraſchung ſahen ſich die Freunde an.

War denn urplötzlich wieder Krieg ausgebrochen?!

Aber das war ja unmöglich . . . das hätte man ja in dem nur ſechs Stunden entfernten Darmſtadt wiſſen müſſen!

Und hatte denn Weber nicht geſtern erſt einen ganz heiteren Brief von Director Ihlee erhalten, mit der Einladung herüber zu kommen, da das Concert auf heute angekündigt ſei und alle Welt ſich darauf freue?

„Wach' ich oder träume ich?“ — rief Weber, mit beiden Händen nach der Stirne fahrend.

Aber der wache Traum ſollte ſich bald noch wirrer geſtalten.

Je weiter der Wagen mit Weber, Meyerbeer und Duſch in den Straßen der Stadt vordrang, deſto toller und wilder ging es her. Alles ſchrie und fluchte, jammerte oder lärmte! Wohin man ſchaute, franzöſiſche Soldaten und Douaniers, hier Läden und Magazine erbrechend, dort Thüren, Kiſten, Kaſten und Fäſſer einſchlagend. Dazwiſchen das Wuthgeſchrei des Volkes und die Jammerrufe der Kaufleute, die mit todesbleichen Geſichtern und ſich ſträubenden Haaren zuſehen mußten, wie die franzöſiſche übermüthige Soldateska mit rohem Gelächter ſie plünderte, ihre Waaren auf die Straßen warf, die Haufen anzündete und mit teufliſchem Hohne alsdann die Flammen umtanzte, die in wenigen Minuten Tauſende und Abertauſende von Gulden, oft das ganze Vermögen der Unglücklichen verzehrten.

Starr vor Staunen und Entſetzen verließen die Freunde jetzt den Wagen und erkundigten ſich nach der unbegreiflichen Schandthat, die ſich, mitten im Frieden, hier . . . vor ihren Augen vollzog.

Unter Thränen der Verzweiflung erfuhren ſie von einem geplünderten Kaufmann, daß Frankreichs Kaiſer, Napoleon Bonaparte, in Folge der von ihm verordneten Continentalſperre, ſämmtliche engliſche Waaren confiſciren und . . . vernichten laſſe. Dieſen Morgen erſt ſeien die zur Durchführung des ſchändlichen räuberhaften Decretes beſtimmten Executionstruppen urplötzlich in Frankfurt unter dem General Friant, dem Oberſt Boiſſart und dem Douanendirector zu Mainz, Collaſſon, eingerückt.

Und ſo war es denn auch in der That: Napoleon hatte mit dieſer Maßnahme unverzeihlicher Härte, mit dieſer That der Rückſichtsloſigkeit und Ruchloſigkeit ſeinem Namen einen unaustilgbaren Schandfleck aufgedrückt.

Schon am 21. November des Jahres 1806 erließ nämlich Napoleon gegen England das berüchtigte „Decret von Berlin“, oder mit anderen Worten: er begann die Ausführung ſeines ſogenannten Continental Syſtems, deſſen Strenge er nachher immer mehr ſteigerte, welches aber zuletzt doch nur ihm ſelbſt Verlegenheiten bereitete, während es dagegen den Engländern die erwünſchte Gelegenheit verſchaffte, ſich des Welthandels und der Colonien der Europäer zu bemächtigen.

Durch das Decret von Berlin wurden die britiſchen Inſeln in Blokadezuſtand erklärt, und den Einwohnern der mit Frankreich verbündeten Staaten aller Handel, ja ſogar der Briefwechſel mit England bei ſchwerer Strafe verboten.

Jedes Eigenthum eines Engländers, ſowie alle aus England oder deſſen Colonien ſtammenden Waaren ſollten überall, wo ſie ſich fänden, confiscirt, jeder engliſche Unterthan als Kriegsgefangener behandelt, jeder Verkehr mit Engländern als politiſches Verbrechen beſtraft werden.

Die Ausführung dieſes unerhörten Gebotes hatte die größten Bedrückungen und Plackereien zur Folge, . . . demoraliſirte durch den entſtehenden Schmuggelhandel Deutſchlands und Holland und machte, während der ehrliche Mann zu Grunde ging, jeden Kaufmann unermeßlich reich, welcher die franzöſiſchen Beamten beſtach und Meineide ſchwur.

Die Engländer blieben bei einem ſolch' empörenden Auftreten Napoleon's natürlich nicht gleichgiltig; ſie beantworteten das grauſame Gebot des franzöſiſchen

Kaiſers durch ein am 7. Januar 1807 erlaſſenes Edict, vermöge deſſen allen Schiffen, welche aus einem Hafen Frankreichs oder ſeiner Bundesgenoſſen kämen, das Einlaufen in engliſche Häfen unterſagt wurde.

Damit aber hatte die Sache ihr Ende noch nicht erreicht: wie zwei furchtbare Blitzſtrahlen folgten die Decrete vom 3. Auguſt und 12. September 1810, durch welche Napoleon den engliſchen Handel mit einem Schlage zu vernichten hoffte: ſie erweiterten den Tarif für Colonialwaaren **und verordneten die Verbrennung aller engliſchen Waaren!**

Wie ſich das beuteluſtige Raubthier langſam heranſchleicht, um ſich im günſtigen Augenblicke auf den wehrloſen Feind zu werfen, ſo überfiel plötzlich und gerade an dem Tage, an dem Weber ſein Concert geben wollte, eine Abtheilung franzöſiſcher Truppen, begleitet von einem Troſſe von Douaniers, das argloſe Frankfurt. Sie beſetzten ſofort die Thore, die Brücke und ſämmtliche Plätze und durchſtreiften die Stadt in jeder Richtung, um auf jede Volksbewegung ein wachſames Auge zu haben.

Die Beſtürzung in ganz Frankfurt war rieſengroß: ſie ſtieg auf das Aeußerſte, als man erfuhr, um was es ſich handle. Von den Waarenvorräthen hatte der ſeit langer Zeit in Frankfurt wohnende franzöſiſche Geſchäftsträger Bacher ein mit diplomatiſcher Genauigkeit entworfenes Verzeichniß ſchon früher nach Paris abgeſandt, und dieſes diente jetzt dem Befehlshaber der Franzoſen zum Führer.

Ueberflüſſig war es bei ſolchen Hülfsmitteln, daß an jeder Straßenecke noch ein drohender Aufruf die Eigenthümer mahnte, ihre Vorräthe — die, wie man ſich denken kann, in Frankfurt koloſſal waren — ſofort gewiſſenhaft anzugeben.

Daß ſich nach dieſem Vorſpiele eine mit jedem Augenblick ſteigende Angſt der Furchtſamen bemächtigte und ſelbſt die Beſonnenen zuletzt die Beſinnung verloren, bedarf kaum der Erwähnung.

Jetzt ging das Einſchlagen der Laden, Thüren, Kiſten und Kaſten, ſowie das gewaltſame Erſtürmen der Magazine an, zu welchen Frevelthaten Carl Maria, Meyerbeer und Duſch gerade noch zu ihrem Entſetzen angekommen waren.

Hier warf man die Waaren auf die Straße und verbrannte ſie vor den Augen der ſo ſchmachvoll Beraubten, deren Verzweiflung man mit rohem Hohngelächter beantwortete: dort lud man ganze Ballen koſtbarer Seidenſtoffe, köſtlichen Sammets und Mancheſter, halbe Magazine voll engliſcher Baumwollzeuge, Fäſſer und Kiſten mit feinen Gewürzen, Indigo, Thee u. ſ. w. auf große Fuhrmannswagen, um ſie einem luſtigen Auto-da-Fé vor der Stadt entgegen zu führen.

Mit jubelnder Feldmuſik durchzogen ganze Züge ſolcher ſchwer beladener Wagen die Straßen, umgeben von Truppen und Schergen, die durch ihre brennenden Fackeln ſchon das Schickſal andeuteten, daß in der nächſten Stunde das Vermögen unſchuldiger Bürger erwartete.

Der himmelſchreiende Raub gab für Frankfurts Bürger einen Schaden von nahe zwölf Millionen Francs ab!

Man kann ſich denken, welche Stimmung in Frankfurt herrſchte, — wie dieſelbe auf die Freunde zurückwirkte.

Carl Maria von Weber, Meyerbeer und Alexander von Duſch waren wie vom Blitz zuſammengeſchmettert, . . . ſie ſtanden mitten in dem Jammer . . . wie vernichtet!

Alle die ſchönen Hoffnungen, alle die goldenen Träume von Ruhm, Ehre und Gewinn, die noch ſo kurz zuvor Carl Maria's Seele mit gerechtem Stolz, mit Jubel und unbeſchreiblicher Freudigkeit erfüllt hatten . . . waren vernichtet . . . waren abermals dahin!

Diesmal hatte ihm Napoleon's eiſerner Rieſenarm einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Von dem Concert konnte natürlich keine Rede ſein . . . nicht heute . . . nicht morgen . . . nicht für lange Zeit!

So eilte denn Weber — diesmal faſt in ſich ſelbſt zuſammenbrechend — mit den Freunden aus einer Stadt hinweg, in der ſie keinen Schritt thun konnten, ohne auf Scenen zu ſtoßen, die ihnen das Herz zerriſſen . . . ja die mit ihrem Jammer ſo grell hervortraten, daß ihr eigenes Mißgeſchick dagegen erblaßte.

Begeiſterung und Entnüchterung.

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
„Die den Sinn gefangen hält,
„Wundervolle Märchenwelt
„Steig' herauf in deiner Pracht!“

Dieſe Worte des Dichters — ſagt Ernſt von Elterlein, der Verfaſſer der Schrift: „Beethoven's Symphonien nach ihrem idealen Gehalt“ — haben mir immer vorgeſchwebt, wenn ich mich dem Genuſſe der vierten (B-dur) Symphonie dieſes großen Meiſters hingab.

Beethoven's Genius verſenkt ſich hier in die Wunder einer romantiſchen Welt: er dichtet einen Sommernachtstraum in Tönen. Und wie ſich ſeine ſchöpferiſche Phantaſie, hat ſie einmal ein beſtimmtes Stimmungsgebiet ergriffen, ganz darin erſchöpft, ſo verſenkt ſich dieſe mächtige Subjectivität auch in dieſe neue Sphäre mit all' ihrer reichen Innerlichkeit und verfolgt ſie bis in ihre innerſten Tiefen, umfaßt ſie ihren Horizont in ſeiner ganzen Weite und Fülle. Der erſte Satz giebt uns ein allgemeines Bild dieſer Stimmungswelt. Schon die erſten Accorde der geheimnißvollen Einleitung verſetzen uns mit Einem Schlage in eine phantaſtiſche Welt, in eine Sphäre, wo alles Leben, alle Wirklichkeit nur in luftigen Umriſſen gezeichnet iſt, alle Geſtalten eine dämmernde Lichthülle umgiebt. Es ſchwebt ein magiſches Dunkel über der Scene, auf welcher ſchüchtern dann und wann einzelne Geſtalten wie Schatten dahinſchweben. Noch iſt alles ruhig in Dunkel gehüllt. Da regt ſich's leiſe, wird's lebendiger im Dunkel, einzelne Lichtſtrahlen fallen auf die Scene; noch einmal umſchleiert ſich das Bild, jetzt aber dringt mit Mächtigkeit Licht und Leben hindurch, die luſtigen Geiſter ſchaaren ſich mit Blitzesſchnelle auf der Bühne und beginen mit dem Eintritt des Allegro laut jauchzend den fröhlichen Reigen. Nun tummelt ſich die Geiſterſchaar in rauſchender Luſt, in trunkener Begeiſterung im Kreiſe herum, vereint ſchweben ſie hin und her, auf und ab, in eine gemeinſame Strömung ſind alle gebannt. Da ringt ſich endlich, im zweiten Hauptthema, eine beſtimmte einzelne Geſtalt aus dem allgemeinen Strome hervor und ſtimmt einen Geſang voll tiefſter Innigkeit und verlangender Liebe an; hold ſchließen ſich ihr alsbald andere Geſtalten an. Doch ſie müſſen gleich wieder verſtummen, verlockend tönt es aus der Geiſter Mitte: „Nicht dieſe Töne!“ . . . „Auf, wieder hinein in den luſtigen Reigen.“ So beginnt der Elfentanz von

Neuem. Die Gruppen zerſtreuen ſich in bunter Mannichfaltigkeit, das Geſtaltenheer ſtiebt auseinander und losgelöſt vom allgemeinen Verein ergehen ſich die Geiſter im gaukelnden Einzelſpiel. Werden ſie ſich verlieren, verſchwinden in dem Dunkel, aus dem ſie aufſtiegen? So fragen wir. Da erwacht die Beſinnung in den luſtigen Dämonen, zögernd nahen ſie einander wieder, ſich endlich hold aneinander ſchmiegend. Augenblicklich beruhigen ſich Alle, innig erfreut, daß ſie ſich wiedergefunden. Dann aber ſtürmen die Wiedervereinten von Neuem im Sphärentanze dahin. Und wieder erklingen jene innigen Töne und wieder müſſen ſie ſchweigen. Denn zuletzt wird der Becher der Luſt in vollſten Zügen geſchlürft. —

Die Scene iſt jetzt verwandelt; wir treten in eine ſtille Liebesgrotte. Und in trauter Nähe aus lauſchiger Laube tönt ein Lied der Liebe, umgaukelt von luftigen Amoretten. Nur einmal bricht in dieſe Welt ſeligſter Verzücktheit ein Schauer des Wehes aus unerklärlicher Tiefe herein, ein Blitzſtrahl — und dann wieder lachender blauer Himmel, tiefer Liebesfrieden. — Wozu der Worte mehr über dieſes zauberiſche Adagio, dieſe ſchönſte Offenbarung romantiſcher Liebesgluth und Liebesſeligkeit! — Steigen wir jetzt wieder empor in die leichte heitere Welt der wohlbekannten Elfengeiſter. Zürnen wir ihnen nicht, daß ſie jenes liebende Paar aus ihrer ſtillen Grotte verſcheuchten, es mahnend an vereinten Genuß des Lebens und ſeiner Luſt, hatten ſie doch freundlich vergönnt, daß die Liebe ſich voll, ſelig in ſich ſelbſt ergehe. Darum friſch in die phantaſtiſche Welt hinein — dies iſt das Loſungswort der wilden Schaar, welche jetzt das alte Spiel von Neuem beginnt und in der unerſchöpflichſten Mannichfaltigkeit im fröhlichen Reigentanze ſich umſchwingt, einen Feuerregen des keckſten, friſcheſten Humors nach allen Seiten ergießend, bis in die ätheriſchſten Regionen verſchwebend. — Hierin faßt ſich der ideale Gehalt des Scherzo und Finale beſtimmt zuſammen. —

Der romantiſche Zauber all' dieſer Tonbilder an und für ſich wird weſentlich geſteigert durch die duftige, faſt ätheriſche Inſtrumentation. In dieſer Hinſicht ragt das Adagio vor Allem hervor, doch auch das humoriſtiſche Element der letzten Sätze giebt dem Meiſter Veranlaſſung zu bedeutungsvollen farbenreichen Klangcombinationen. Das Weſen dieſes Colorits läßt ſich nicht treffender als durch Helldunkel bezeichnen. Und das iſt ja das Eigenthümliche ächter Romantik. Die größte Schönheit der Symphonie iſt und bleibt das Adagio, ihm zunächſt die geiſterhafte Einleitungsmuſik. Charakteriſtiſch aber iſt im Vergleich zu den frühern Symphonien das entſchiedenere Hervortreten, die größere Herrſchaft und Ausbreitung des Humors. — — —

Carl Maria von Weber, Meyerbeer und

Alexander von Duſch hatten ſich eben des Hochgenuſſes zu erfreuen gehabt, dieſe Symphonie des großen Meiſters in trefflicher Ausführung zu hören. Sie kamen eben aus einem Concert, welches der Großherzog von Darmſtadt, einem durchreiſenden Prinzen zu Ehren, im Theater hatte geben laſſen.

Alle drei waren aufgeregt, begeiſtert . . . von dem Gefühl des Entzückens warm durchglüht.

Selbſt bei Weber war dies der Fall, obgleich er in der letzten Zeit und durch das Verunglücken aller ſeiner Unternehmungen ſehr niedergedrückt geweſen.

Nur die Muſik konnte ihn heben, . . . wie ſie es eben auf Augenblicke that. Der junge Künſtler hatte über die Kunſt für Momente den Jammer des Erdendaſeins vergeſſen. Und iſt denn Muſik nicht der Zauberſtab, der die innere Welt verwandelt, wenn er ſie berührt, . . . eine Wünſchelruthe, vor der die innere Tiefe aufgeht, . . . eine Zauberin, die neue Himmel ſchafft oder verlorene Eden zurückruft?

Niemand fühlte dies mehr, als die drei Freunde, und warm und innig ſprachen ſie dies auch im Nachhauſegehen gegen einander aus.

„Es bleibt doch ewig wahr,“ — rief jetzt Weber — „nirgends ſpricht ſich die Idee des Schönen herrlicher aus, als in den Tönen!“

„Gewiß!“ — entgegnete Duſch — „wenn auch in ſcheinbar verſchleierter Geſtalt, denn ſie iſt hier nur in Gefühlsform ſichtbar."

„Und doch dringen Töne, wie auflöſende Düfte, durch tauſend Oeffnungen in das menſchliche Herz, beſeligen es und heben es zum Höchſten empor!" — ſagte Carl Maria. — „Die Tonkunſt iſt eben, ihrem wahren Weſen nach, kein Spiel mit bloßen Formen. In den Tönen lebt und webt ein Etwas, was idealen Urſprungs iſt."

„Und doch giebt es ſo viele Menſchen, die ſie inhaltlos nennen!" — verſetzte Duſch.

„Weil ihnen ſelbſt der Inhalt fehlt!" — rief Meyerbeer. — „Weil ſie keinen Sinn für das Höhere haben und nur mit dem äußeren und nicht mit dem inneren Ohr hören. Ich denke, der Inhalt der Muſik iſt die Stimmung der Seele, die Welt der Gefühle!"

„Freund Beer ſpricht mir aus der Seele!" — ſagte Weber — „die Phantaſie als Empfinderin iſt die Schöpferin der Muſik, daher das Gefühl der Kern der Tonkunſt. Für viele Menſchen bleibt das freilich ein Geheimniß, da in der Muſik der Inhalt ganz in der Form aufgehen muß!"

„Nur iſt freilich zwiſchen Muſik und Muſik ein himmelweiter Unterſchied, wie wir eben an Beethoven's herrlicher Schöpfung, im Vergleich mit anderen Compoſitionen, geſehen haben!" — meinte Alexander von Duſch.

„Natürlich!“ — rief Weber. — Jede große Künſtlernatur iſt eine Welt für ſich, und wird uns, verſtehen wir ſie zu faſſen, des Schönen, Großen und Herrlichen immer unendlich viel bieten.“

„Und wenn wir Eine vergleichend neben die Andere ſtellen, des Intereſſanten dazu!“ — ſagte Duſch. — „Nehmen wir nur gleich Beethoven und Mozart. Wer wollte leugnen, daß Mozart ein Weltall in ſich trägt? Betrachtet ſeine Opern. Findet Ihr bei einem anderen Tondichter eine reichere Welt wirklicher Geſtalten? Gewiß nicht. Aber Ihr habt hier eine Welt nicht des Subjects für ſich, wie es auf ſich, ſein innerſtes Selbſt, bezogen iſt; Ihr habt eine Welt wirklicher, objectiv für ſich beſtehender Geſtalten. Dagegen iſt die Welt Beethoven's eine Welt tiefſter Innerlichkeit des eigenen Selbſt. Folgen wir Mozart in die bunte Mannichfaltigkeit des Lebens, ſo werden wir durch Beethoven in eine innere Welt, unabhängig von der äußeren, geführt; eine Unendlichkeit des Geiſtes thut ſich auf, die Tiefe der eigenen Subjectivität, die Unendlichkeit der eigenen Bruſt erſchließt ſich. Die Muſik wird bei ihrer Darſtellung die Subjectivität des in ſich vertieften Ichs im vollſten und wahrſten Sinne des Worts.“

„Dennoch aber wird ſie gewiß keine beſchränkte!“ — meinte Weber.

„Gewiß nicht!“ — fuhr Duſch eifrig fort. — „Eben weil ſie keinen Raum hat für eine objective Geſtaltenwelt, wie die Mozart'ſche, iſt ſie von größerem inneren Reichthum.“

„Sagen wir ein großes Univerſum!“ — rief Weber begeiſtert — das eine wahre Ueberfülle von inneren Momenten offenbart!“

„Wenn man nur dieſe allumfaſſende Subjectivität in ihrer ganzen Größe zu faſſen vermöchte!“ — ſagte Alexander von Duſch ſeufzend.

„Das freilich iſt eine ſchwere Aufgabe!“ — meinte Weber. — „Dieſe Welt der Freude und des Schmerzes, der Luſt und der Trauer, des Glückes und des Leides, des Haſſes und der Liebe, des Kampfes und des Sieges, der Entzweiung und der Verſöhnung, ſie lebt unſterblich in ſeinen Tönen allein; ſie entzieht ſich dem Ausdruck des Gedankens, und wenn es uns auch gelingt, von dem einzelnen Weltbilde eine beſtimmte Anſchauung zu geben, ſo werden wir uns im Stillen beſcheiden, daß wir durch ſolche Deutung der Löſung des Räthſels zwar nahe gekommen ſind, aber dem innerſten Kern noch fern genug ſtehen.“ —

„Und liegt denn darin nicht auch der Schlüſſel zu der Richtung, die Beethoven nahm, … ja die er nehmen mußte?“ — frug hier Alexander von Duſch. — „Sollte eine künſtleriſche Subjectivität wie die Beethoven'ſche, ſich entſprechend verwirklichen und ſelbſtdarſtellen, ſo konnte ihr hierzu nur die Welt der Inſtrumente dienen. Nur eine Muſik der freien feſſelloſen, nicht an die beſtimmte Vorſtellung des Wortes gebundenen Empfindung vermochte ſolche Fülle in ſich aufzunehmen; die Sprache des Geſanges mußte unzureichend erſcheinen!"

„Möglich!" — rief Weber. — „Ja, ich gebe die Wahrheit des Geſagten für einen Beethoven zu; . . . aber ich möchte ſie doch nicht unumſchränkt gelten laſſen!"

„Ich auch nicht!" — ſagte Meyerbeer. — „Wie hat Mozart durch ſeine Opern gewirkt . . . was iſt ſeinem Don Juan an die Seite zu ſetzen?"

Das Geſpräch ſetzte ſich noch lange fort: Duſch vertheidigte die reine Inſtrumentalmuſik; Weber und Meyerbeer aber ließen nichts auf die Oper kommen und vertheidigten den Vorzug der Geſangsmuſik vor der Inſtrumentalmuſik bis auf's Aeußerſte. Endlich einigte man ſich dahin, daß in dem glücklichen und genialen Schaffen der einen wie der anderen Größe, Ruhm und Seligkeit liege.

„Ja!" — rief Weber begeiſtert, als ſie eben im Begriffe waren, ſich zu trennen — „die Idee des Schönen, des Erhabenen, des Göttlichen in einem Werke der Tonkunſt in's denkende Bewußtſein zu bringen, iſt doch das Schönſte, was ich mir ſelbſt denken kann, . . . die

Quelle der lauterſten Seligkeit. Von dem Idealen beſtimmt und durchdrungen, wird die Schöpfung des Tonkünſtlers eine ewige, den ganzen Menſchen, . . . ja die Menſchheit bezwingende Macht . . . wird ſie eine Quelle der Luſt und der Wonne, . . . ein Mittel der Veredlung des Einzelnen, wie unſeres ganzen Geſchlechtes. Die Tonkunſt iſt ein Land der Schönheit, umgeben von einem weiten und ſtürmiſchen Ocean, wo manche Nebelbank und manches bald wegſchmelzende Eis trügeriſche Länder lügt. Auf dieſem Eiland aber vergeſſen wir die Mühſale und Irrungen um uns her und werden — ſelig ſchaffend — ſelbſt zu ſeligen Göttern!"

Und er drückte den Freunden die Hand, und eilte auf ſein ſtilles Stübchen.

Als Carl Maria von Weber in daſſelbe getreten, zitterte die Begeiſterung, in die er ſich geſprochen, noch in ihm nach. Er fühlte ſich durch die Beethoven'ſche Muſik gehoben und getragen. Beethoven, der große Beethoven, war Componiſt, wie er, . . . und . . . wenn es ihm auch nicht einfiel, ſich jenem Heros und Meiſter auch nur von ferne zu vergleichen, ſo konnte er ihm doch nachſtreben, . . . konnte von ihm lernen, ſich immer lebendiger und kräftiger zu dem Ideal der Kunſt zu erheben.

Mehr denn je fühlte er in dieſer gehobenen Stunde ein Streben in ſich, Großes zu werden; . . . ein Streben, das, wie der Titan des Aetna, hinauf ſtürmt aus den dunkeln Tiefen nach dem ewig blauen, götterbewohnten Himmel.

„Ja!“ — ſagte er jetzt entſchieden zu ſich ſelbſt — „ich will, von heute an, mir doppelt Mühe geben, alles Oberflächliche und Gewöhnliche in meinen Compoſitionen zu vermeiden. Mozart und Beethoven ſollen mir als lichte Genien, als leuchtende Muſter vorſchweben, auf daß ich, auch wenn ich ſie nie erreiche, doch ihrer würdig werde!“

In dem gleichen Momente fiel ſein Blick auf ein von der Poſt im Laufe des Nachmittages für ihn abgegebenes Paquet.

Er erblaßte.

Der Frachtbrief wies Offenbach nach und als Abſender den Muſikalienverleger André.

Sollte das Paquet die ſechs Sonaten wieder zurückbringen, die er für André componirt?

Und warum?

Waren ſie André nicht gut genug? Er hatte ſich doch ſo viele Mühe gegeben, und . . . wie er glaubte . . . etwas recht Tüchtiges geleiſtet.

Zu keiner Zeit würde ihn ein ſolches Vorkommen mehr gedemüthigt haben, als gerade in dieſer Stunde, in der er ſich auf den goldenen Schwingen einer reinen und ſchönen Begeiſterung ſo nahe zu den erſten Koryphäen deutſcher Tonkunſt erhoben hatte.

Carl Maria's Hände zitterten, als er das Paquet öffnete.

Bei Gott! . . . es waren die Sonaten!

Aber da lag ja auch ein Brief von André dabei. Er riß ihn auf und las . . . . . .

Aber wie? Er hatte wohl nicht recht geleſen? . . . das konnte ja nicht in dem Briefe ſtehen! . . . das konnte ein André . . . ihm . . . nicht ſchreiben.

Weber hielt die Hand ſchützend gegen das Licht und las den Brief abermals.

Aber das Schreiben entſank ihm, während er mit der Fauſt ſo zornig auf den Tiſch ſchlug, daß Licht und Lichtſcheere klirrend in die Höhe hüpften.

André hatte ihm die Sonaten unter dem vortrefflichen Grunde zurückgeſchickt . . . ſie ſeien zu gut, das müßte viel platter ſein, — die Violine nicht obligat u. ſ. w. . . . kurz, wie die von Demar. Nun, ſo etwas Schlechtes gab's gar nicht mehr auf der Welt, als dieſe!

Weber, aus allen ſeinen Himmeln herabgeſchleudert, kannte ſich nicht mehr vor Zorn und Aerger. Schund alſo ſollte er ſchreiben . . . ſeinen Namen herabwürdigen . . . damit der Verleger leichttere und dadurch auch leichter zu verkauſende Waare erhalte.

Mit zitternden Händen riß er Papier hervor, ergriff die Feder und ſchrieb dem Offenbacher Freunde: daß er ſolchen Dreck nicht ſchreiben könne und nie ſchreiben werde!*)

---

*) Max Maria von Weber I. Thl. S. 225.

„Hinaus in die Welt!"

Carl Maria von Weber war in einer unendlich peinlichen Stimmung . . . und . . . leider konnte er nicht ſagen, daß dieſe Stimmung eben nur heute für ihn vorhanden ſei, im Gegentheil, . . . ſie laſtete ſchon ſeit längerer Zeit wie ein Alp auf ſeiner Seele.

Räthſelhaft war ihm indeß dieſe Stimmung nicht, da die Gründe dafür offen dalagen.

Alles im Leben hat ſeine Zeit. Alles kommt, blüht und verwelkt. So führt uns das Schickſal gar manchmal mit lieben Menſchen und noch dazu unter angenehmen Verhältniſſen zuſammen. Wir verleben dann herrliche Stunden, Monate, Jahre . . . bis irgend ein herbſtlicher Wind über unſer kleines Eden fährt und ſeine Blüthen verwelken läßt.

So war es Carl Maria von Weber auch in Darmſtadt ergangen. Das Leben, das ſich dort ſo ſchön angelaſſen, ſich ſo ſegensvoll für ſeine künſtleriſche Ausbildung geſtaltet, und durch ſeine Beſuche in Mannheim, Heidelberg und auf Stift Neuburg in ſo reichen duftigen Blüthen entfaltet hatte, . . . fing ſich herbſtlich zu entblättern an.

Alexander von Duſch war wieder von Darmſtadt nach Mannheim zurückgekehrt; auch Meyerbeer's Studien bei Vogler näherten ſich ihrem Ende. Eine längere Reiſe nach Italien ſollte dem jungen Mann zur weitern Ausbildung dienen. Was war für Weber unter ſolchen Umſtänden für ein Bleiben in der kleinen langweiligen Reſidenz?

„Eigentlich lebe ich recht mißvergnügt und traurig!“ — ſchrieb Carl Maria um jene Zeit an ſeinen lieben Freund und Verwandten Gottfried Weber in Mannheim. — „Du glaubſt gar nicht, was mir das Leben hier verleidet iſt, und doch iſt es gut für mich, daß ich einmal die nothwendigſten Dinge abgearbeitet. Ich bin wie vernagelt, und ſitze ich noch lange ſo, ſo ſchrumpfe ich wie ein alter Mantelſack ein.“

Und doch waren es nicht allein dieſe äußern Verhältniſſe, die jetzt ſo verſtimmend auf Carl Maria von Weber einwirkten; die Sache hatte ihren tiefern Grund.

So lange der Menſch in ſich ſelbſt nicht zur Ruhe und über ſein Verhältniß zur Welt zur Klarheit kommen kann, fühlt er ſich unſicher und unbehaglich.

Es iſt ihm alsdann, als ſei er im Leben nicht zu

Hauſe, … als gehöre er eigentlich gar nicht in die Welt, … als ſei er eine unnütze Mitgabe für dieſelbe.

In dieſer Erſcheinung aber liegt eine unendliche Weisheit: iſt ſie doch der Sporn, der den Jüngling antreibt, ſich mit Entſchiedenheit nach einem ſelbſtſtändigen Wirkungskreiſe umzuſehen, der ſeiner bisherigen Haltloſigkeit ein Ende macht und ihm — als einem in Welt und Leben mehr oder weniger eingreifenden Menſchen — einen moraliſche Schwerpunkt für dies Daſein giebt.

Und nach einer ſolchen würdigen und ehrenvollen Stellung im Leben ſehnte ſich Weber jetzt um ſo mehr, als er fühlte, daß denn doch die Lehrjahre, die Jahre des bloßen Studirens, für ihn vorüber ſein mußten. Auch galt es nun endlich in pecuniärer Beziehung einen Halt zu finden.

Hier freilich ſprach noch etwas Anderes mit: ein Gefühl, das Carl Maria von Weber ſeit längerer Zeit im Herzen trug, wenn er auch gegen die Freunde darüber geſchwiegen, … ja! … ſich ſelbſt kaum das Vorhandenſein deſſelben zugeſtanden hatte.

Seit der Aufführung ſeiner „Sylvana“ in Frankfurt ruhte, ganz ſtill und tief verborgen, ein gar zauberhaft ſchönes Bild in ſeiner Seele:

„Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie ſie zuerſt mein Auge ſah!
Wie ihre Töne lieblich klangen,

Und heimlich ſüß in's Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, . . .
Ich wußte nicht, wie mir geſchah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war, als ſei ich noch ein Kind,
Und ſäße ſtill beim Lämpchenſcheine,
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läſe Mährchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Mährchen fangen an zu leben,
Die Ritter ſteigen aus der Gruft;
Bei Ronceval da giebt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland ſchlimm gebettet,
Er ſchwimmt im Blut und athmet kaum;
Kaum mochte fern ſein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Carl's erreichen,
Da muß der Ritter ſchon erbleichen, . . .
Und mit ihm ſtirbt zugleich mein Traum.

Das war ein laut verworr'nes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute ſchlugen in die Hände,
Und riefen „Bravo!“ ohne Ende;
Die Sängerin verneigt ſich tief.“

Hätte doch Carl Maria von Weber auch ſo ſagen können! Denn das Original jenes lieblichen Bildes, das er im Heiligenſchreine ſeines Herzens trug, war ihm ja ebenfalls, nach kurzer Bewunderung, unter dem „Bravo!“ der lärmenden Menge verſchwunden: es war die Darſtellerin der „Sylvana“ ſelbſt, die reizende Caroline Brandt.

Carl Maria hatte wunderbarerweiſe damals dies Mädchen in demſelben Momente zum erſtenmale erblickt, in welchem er mit ſeiner frühern Geliebten — der noch immer gleich reizenden Puzzicaca — bei Theaterdirector Ihlee zuſammengetroffen.

Die — halb glückliche, halb peinliche — Ueberraſchung bei dieſer Gelegenheit ließ Carl Maria im Anfange Fräulein Brandt kaum beachten. Sobald es ſich aber, trotz aller Freundlichkeit und Unbefangenheit Margaretha's, herausgeſtellt, daß ſich die Liebe für ihn in ihrem Herzen völlig abgekühlt habe, wandte Weber ſeine Aufmerkſamkeit Carolinen zu.

Von Liebe war dabei keine Rede; mehr war gekränkter Stolz daran ſchuld und das Verlangen, doch ſo ein wenig eine kleine ſüße Rache an der Flatterhaften zu nehmen.

Caroline Brandt war ja aber wirklich faſt noch ein Kind. So freute ſie ſich denn auch kindlich darauf, die kleine Wilde ſpielen zu dürfen, da dieſe Rolle ihrem Weſen ſo ganz entſprach. Folgerecht lag in dieſem Entſprechen wieder die richtige und naturgemäße Auffaſſung und ſomit auch die hinreißende, alle Herzen bezaubernde Ausführung.

Carl Maria wußte damals in der That nicht, wie ihm geſchah!

Er war entzückt von Fräulein Brandt's ſeelenvollem, tiefgefühltem Spiel — berauſcht von den „Bravo's!“ — ſelig, als ſie ihn bei dem Herausrufen an der Hand nahm und mit ſich auf die Bühne zog.

Aber:

> „Die Leute ſchlugen in die Hände,
> Und riefen „Bravo!“ ohne Ende!“

Die Schauſpielerin aber verneigte ſich . . . und . . . verſchwand.

Carl Maria von Weber hatte ſie ſeit jenem ſchönen Augenblicke nicht mehr geſehen; denn als er ihr den kommenden Morgen ſeine Aufwartung machen und ſich für die vortreffliche Darſtellung der Titelrolle in ſeiner Oper bedanken wollte, traf er ſie nicht zu Hauſe und ſpäter war ſie leicht erkrankt.

Von einer Liebe war dabei — wie ſchon geſagt — nicht im Entfernteſten die Rede; . . . aber . . . ſo wunderbar geht es oft in dem menſchlichen Herzen zu . . . kaum war Weber nach Darmſtadt zurückgekehrt, als ſich — einem Marder gleich, der nächtlicherweile den Taubenſchlag ſucht, — ein Gefühl in ſein Herz ſchlich, das auf ein Haar . . . einer ſtill aufkeimenden Liebe glich.

Wunderbarerweiſe tauchte das liebe, kindlich unſchuldsvolle Bild Carolinens immer und immer wieder vor ſeiner Seele auf; . . . namentlich wenn Morpheus ſeine Licht und Schattenbilder vor ſeine Seele zauberte. Und je öfter er dies Bild ſah, deſto lieber ward es ihm, — deſto mächtiger wuchs das Verlangen, das Original wiederzufinden . . . ja es zu beſitzen und . . . für immer ſein zu nennen!

Konnte die kleine nette Hand, die ihn damals ſo freundlich und liebevoll erfaßt und auf die Bühne des Frankfurter Theaters gezogen — ihn den Sturm und die Seligkeit des wohlverdienten Beifalls ernten zu laſſen — konnte dieſelbe liebe kleine Hand ihn nicht auch treu und liebevoll über die Bühne des Lebens führen?

Er dachte wohl daran; . . . aber . . . was war er denn? . . . Was konnte er dem holden Mädchen bieten?

Wo lag denn für ihn die Möglichkeit, ihr ſeine Hand zu reichen? . . . er! . . . der nicht einmal ſo viel hatte und verdiente, um ſelbſt, frei von Schulden, zu leben?

Und doch ließ ſich das Bild nicht verſcheuchen . . . ja es erſtrahlte immer heller und glänzender in ſeiner Seele, je dunklerer es draußen um ihn wurde.

Da rief es in ſeinem Innern: — „Auf! auf! die Stunde hat geſchlagen! Der Mann iſt reif; jetzt gilt es, Mannesehre und Manneswürde daran zu ſetzen, eine achtunggebietende Stellung im Leben zu gewinnen!“

Sein Blick richtete ſich jetzt vor allen Dingen auf Mannheim, woſelbſt die Stelle des zwar befähigten, aber faulen und nachläſſigen Kapellmeiſter **Ritter** ſchwankend geworden war.

Lebten **Carl Maria** doch zugleich dort ſo viele liebe Freunde.

Namentlich wünſchte auch **Gottfried Weber** den Freund in Mannheim zu halten. Darüber aber lag die Beſtimmung in der Hand der **Prinzeſſin Stephanie**.

Es galt demnach auf dieſe hohe Dame einzuwirken. Wie aber konnte dies beſſer geſchehen, als durch ein Concert, in welchem **Carl Maria** in Beiſein der ſehr muſikaliſchen Prinzeſſin ſeine glänzenden Talente entwickeln konnte?

Wirklich brachte **Gottfried Weber** auch ein ſolches zu Stande. Die reizende und einſchmeichelnde Ouvertüre zu **Weber's** Oper „Peter Schmoll“ eröffnete es; ſie erntete den Beifall der Fürſtin und des Publikums.

Auch **Meyerbeer's** ſchöner Pſalm: „Aus der Tiefe ꝛc.“, erhielt gerechte Würdigung; . . . ja das zum erſtenmale vollſtändig von **Carl Maria** ſelbſt geſpielte Clavierconcert in C, As und C-dur (Op. 18) gewann die Prinzeſſin ſo, daß ſie in ganz ungewöhnlicher

Huld nach dem Concerte mit ihrer Oberhofmeiſterin, Gräfin Walch, auf Weber zutrat und ihm ſagte: daß ſie von ihrem Vetter, Ludwig von Bayern, ſo viel Neugiererweckendes über ſein Liederſingen zur Guitarre gehört habe, daß er ſie verpflichten würde, wenn er ihr ein gleiches Ergötzen bereite.

Weber ließ ſich ſofort eine Guitarre reichen und ſang, ſtehend, ſeine rührendſten und ſeine ſchelmiſchſten Lieder vor einem, ihn gleichfalls ſtehend umgebenden, kleinen, aber aus Perſonen von Gewicht zuſammengeſetzten Kreiſe, der, wie es der Sänger in der Mitte wollte, die Prinzeſſin an der Spitze, lachte und ſüße Thränen weinte, das Fortgehen ganz vergaß.

Als ſich Stephanie endlich, nach noch lange mit Weber gepflogenem Geſpräche, entfernt hatte, eilte Alles auf ihn zu, um ihn zu beglückwünſchen, und als nun gar der Kammerherr, Freiherr von Berſtett, auf Befehl der Prinzeſſin zurückkehrte, um Weber zu fragen, unter welchen Bedingungen er ſich entſchließen könnte, in Mannheim zu bleiben . . . da umarmte ihn ſelbſt Gottfried, Thränen der Freude und des Glücks in den Augen, denn Alle betrachteten nun Carl Maria als für Mannheim gewonnen.*)

Prinzeſſin Stephanie nahm nun ſelbſt die Verhandlungen in die Hand und Carl Maria von Weber hatte jetzt faſt täglich Conferenzen mit den Bevollmächtigten der Fürſtin; auch accompagnirte er die hohe Dame häufig und ſang Duette mit ihr.

---

*) Max Maria von Weber: a. a. O. S. 232, 233.

So kam es, daß ihm die Stelle Ritter's faſt mit Beſtimmtheit zugeſagt wurde; ja die Prinzeſſin ging ſo weit, Weber für den Fall, daß es mit der Kapellmeiſterſtelle, gegen alles Vermuthen, nichts werden ſolle, einen Gehalt von tauſend Gulden aus ihrer Privatſchatulle, nebſt freiem Quartier und Holz zu verſprechen, ſobald er nur in Mannheim bleiben werde.

Wer war glücklicher, als Carl Maria; ſchienen ſich doch endlich ſeine ſchönſten Träume verwirklichen zu wollen; . . . war es ihm alsdann doch möglich, dem Ideal ſeines Herzens, wenigſtens um einige Schritte, näher zu kommen.

Der Jahresſchluß ſtand vor der Thüre.

O gewiß! die liebenswürdige Prinzeſſin Stephanie beabſichtigte, ihn — nach mehrwöchentlichem koſtſpieligen Harren — mit dem Neujahrsgeſchenke der Anſtellung zu überraſchen.

Noch ſind es wenige Tage bis zum Jahreswechſel . . . da tritt eines Tages der Bevollmächtigte Stephanie's, Herr von Berſtett, in Weber's Zimmer, und erklärt ihm im Namen und Auftrag der Prinzeſſin:

„Auf Erlangen der Kapellmeiſterſtelle in Mannheim ſei durchaus keine Ausſicht, und Rückſprache mit ihrem Kaſſirer laſſe auch ihr ſein Engagement nicht wohl thunlich erſcheinen, ſo daß ſie nur bedauern müſſe, Hoffnungen, die ſich nun nicht erfüllen ließen, in ihm geweckt zu haben!“

Carl Maria von Weber ſtand abermals wie vernichtet. Wieder waren ſeine Hoffnungen zertreten, wieder war er hinausgeſchleudert in den ſturmbewegten, für ihn, wie es ſchien, uferloſen Ocean des Lebens!

Das alſo war das Neujahrgeſchenk für „1811“. Er war wiederum der Spielball einer gnädigen Fürſtenlaune geweſen!

Den kommenden Tag erhielt er die Antwort auf einen Brief, den er an einen Freund in Frankfurt in Beziehung auf Fräulein Caroline Brandt geſchrieben hatte.

Der Inhalt des Schreibens lautete in kurzen und dürren Worten: „Fräulein Brandt hat Frankfurt verlaſſen. Wohin ſie ſich begeben, iſt unbekannt.“

Jetzt hatte die Luft in Darmſtadt keinen Lebensſtoff für Carl Maria mehr.

Ein letztes Concert mußte die nöthigen Mittel zu einer Kunſtreiſe ſchaffen . . . dann . . . ſchüttelte Weber den Staub von den Füßen und eilte hinaus . . . hinaus in die weite Welt! — — — —

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Carl Maria von Weber.

Von

Heribert Rau.

Carl Maria von Weber.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in drei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1865.

Inhalt.

Seite
1. Der Herr Kapellmeiſter 3
2. Künſtlerleben 31
3. Ein merkwürdiger Menſch 45
4. Liebesſturm und Liebesſchauer 64
5. Ein ſchöner Kreis 86
6. Lore Ley und Schlammbeizger 116
7. Die Uhr und die Auſtern 136
8. Wendung 156
9. Leyer und Schwert 178
10. Der Freiſchütz 206
11. Des Ruhmes Höhe 232
12. Das Erblaſſen eines lichten Sternes 249
13. Auf Englands Boden 266
14. Ein letztes Kapitel 282

Dritter Theil.

Heiligung.

Bayerische
Staatsb ek
MÜNCH

Der Herr Kapellmeiſter.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne fielen durch die weit geöffneten Fenſter in Carl Maria von Weber's Schlafzimmer.

Die Luft wehte friſch und lebendig; die Lerchen ſchwankten, vom Morgenwinde ergriffen, zwiſchen den — langſam am blauen Himmel dahinziehenden — goldenen Wölkchen wie in ſeligem Rauſche, bis ſie mit heißen Geſängen immer höher und höher aufflogen, ihr kleines jubelndes Herz in den Wellen des Aethers zu kühlen.

Vom nahen Kirchthurme tönte ein Choral:

„Der Frühling ſiegt! das ſchönſte Leben
Ringt ſich aus Todesbanden los;
Vertraut die Saat, die Frucht ſoll geben
Der Zukunft noch bedecktem Schooß.

Die Ernte wird, die gold'ne, ſtrahlen;
Kein edler Geiſt erwägt . . . wie lang'?
Einſt an der Väter Siegesmalen
Ertönt der Enkel Preisgeſang.

Und müßt ihr ſchwere Opfer bringen,
Ihr habt ein reiches Feld beſtellt!
Doch nur getroſt, die Zeit hat Schwingen!
Zum neuen Frühling reift die Welt!“

Der Choral, deſſen Töne und Accorde jetzt ſanft verklungen waren, zitterte in Carl Maria's Seele in mildem Ernſte nach. Der Frühling lag ja in der That draußen über der Erde und in ſeinem Herzen, und Weber beabſichtigte den Tag mit einer ſchönen, ihn ſelbſt beglückenden Handlung zu eröffnen . . . mit einer Handlung, die um ſo ſchöner, als ſie ohne Eitelkeit war. Wer das Gute blos aus Eitelkeit thut, thut auch Böſes, wenn ſeine Eitelkeit dabei mehr ihre Rechnung findet, als beim Guten. Hier aber war dies, wie geſagt, nicht der Fall; Weber folgte einem mit dem Herzen und der Seele gehegten Drange: . . . er vollendete eine kleine, ganz leichte Klaviercompoſition.

Als er ſie durchſpielte, zeigte es ſich, daß ſie für ein Kind geſchrieben war. Dennoch lag etwas unendlich Liebes darin.

Carl Maria ſtand vom Klavier auf. Er ſah noch etwas blaß von der erſt vor wenigen Wochen überſtandenen Krankheit aus; aber ſeine Züge waren heiter, . . . ſie ſpiegelten unverkennbar eine angenehme Erinnerung, die wohl noch ganz jung war, zurück. Freundliche Gedanken feſſelten ihn der Art, daß er, an das Fenſter tretend, nicht einmal gewahrte, wie ſich das

Leben auf den Straßen Prags allmälig zu regen begann.

Carl Maria von Weber befand ſich ja ſeit wenigen Monaten als Kapellmeiſter in Böhmens Hauptſtadt. Er war nach zweijährigen Kunſtreiſen und einem faſt einjährigen Aufenthalte in Berlin an das ſtändiſche Nationaltheater dort berufen worden.

Für den Moment indeß dachte er weder an Prag noch an das Theater. Ganz andere Dinge beſchäftigten ihn. Seine Augen erglänzten in leidenſchaftlichem Feuer, ſeine Züge ſtrahlten ein inneres Glück zurück. Es mußte ihn etwas ſelig bewegen und in ihm jubeln, wie die Lerchen da draußen am blauen Morgenhimmel.

Plötzlich wandte er ſich um, eilte an den mit Papieren, Noten, Büchern und Briefen bedeckten Schreibtiſch, zog ein feines Blättchen hervor, ergriff die Feder und ſchrieb:

„Du frugſt mich, als ich geſtern Abend von Dir ſchied: ob mich Deine Liebe wirklich glücklich mache? O ſage mir, ſüßer Engel: iſt denn die Seligkeit, die mich durchglüht, nicht Deine Schöpfung? Jeden Tag und jede Nacht bebt die Liebe zu Dir in meiner Seele wie ein Jubellaut, wie Triumphgeſang, wie Feſtgeläute nach, und keine Sorge des Tages, kein Wirrwarr der Geſchäfte, keine Mühe der Arbeit macht ihn verſtummen.“

„O, nie, ſeitdem ich Dich beſitze, war ein Wunſch in meiner Seele, zu dem Du nicht gehörſt, — nie eine Sorge als die, Deine Liebe verlieren zu können, — nie ein Gebet, als welchem Du Worte oder ſelige Thränen gabſt. Ja, jetzt und jetzt erſt fühl' ich's ſelig, daß ich lebe!“ — —

„Und Du fragſt mich: ob mich Deine Liebe auch wirklich glücklich mache?“

„Warum iſt doch die Sprache ſo arm, wenn es gilt, dem leidenſchaftlichen Sturm der Gefühle Worte zu geben?!“

„Sieh', Du ſüße Holde, ich ſage nicht, ich liebe Dich an jedem Tage mehr; denn die ganze, volle reine Liebe iſt wie die Ewigkeit, die fluthet nicht und ebbt nicht. Du biſt mir Freund und Freundin, Schweſter, Gattin und Schutzgeiſt zugleich — Du biſt . . . Jetzt erſt, mein Engel, verſtehe ich, warum ich lebe; jetzt erſt weiß ich, was Liebe iſt; jetzt erſt kenne ich das Geheimniß der Seligkeit; jetzt erſt umfaſſe, begreife ich, daß zwiſchen Himmel und Erde nicht eine ewige Kluft iſt! — Jetzt erſt, da ich, mit meinem ganzen Weſen in Dir aufgehe . . . aufgehe in Luſt, Seligkeit und Liebe . . . hat das Leben Werth und Bedeutung für mich! . . .“

In dieſem Augenblicke pochte es leiſe an die Thüre.

Carl Maria fuhr empor.

„Reſi!“ — rief er, indem Purpur ſein Geſicht übergoß und ſeine Hand das Blatt haſtig unter andere Papiere ſchob.

Es pochte noch einmal ſchüchtern an.

„Herein!“ — rief Weber mit vor Erregung zitternder Stimme.

Die Thüre öffnete ſich und ein allerliebſtes Kind trat ein. Es war ein Mädchen, das wohl kaum das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte. Der feine weiße Teint, der die kleinſten Aederchen bläulich durchſchimmern ließ, gab der Stirne etwas Marmorſchönes, das von dem ſie umwallenden röthlich-blonden Haare noch gehoben wurde. In den blauen Augen glänzte Freude und unſchuldige Luſt; ſie ſtrahlten wie der Himmel über einer italieniſchen Frühlingslandſchaft.

Reizend ſtand der Kleinen dabei das Kleidchen von lichtblauem Wollenſtoff, das — nachdem ſie mit der Naſchheit, die Kindern in dieſen Jahren ſo eigen iſt, — den Ueberwurf abgeworfen, Hals und Arme in ihren zarten Formen ſehen ließ.

Weber ſelbſt war überraſcht von der Lieblichkeit der Erſcheinung, obwohl er das Kind täglich zu ſehen gewohnt war. Es mußte ihn indeß auch etwas ganz beſonders bei dem Anblick der Kleinen bewegen, da der Ausdruck ſeines Geſichts jetzt wirklich ein inneres Entzücken, ein Frohlocken und Aufjauchzen ſeiner Seele widerſpiegelte.

„Reſi!"*) — rief er freudig bewegt und ſtreckte dem Mädchen beide Hände entgegen — „ſchon ſo früh?"

Und dabei zog er die Kleine an ſich und küßte ſie freudig auf die Stirne.

„Ich ſtöre doch nicht, Herr Kapellmeiſter?" — frug dieſe, indem ſie über Kuß und Umarmung feuerroth wurde, ſich aber keineswegs gegen das eine oder das andere ſträubte.

„Nein, mein Engel!" — entgegnete Carl Maria, ſie immer noch in den Armen haltend, — „ich habe Dich ſogar erwartet, wenn auch ſpäter. Es iſt kaum ſechs Uhr, und Du biſt ſchon angekleidet und hier . . . da mußt Du ja ſehr früh aus den Federn geſchlüpft ſein!"

„Halb fünf Uhr!" — ſagte die Kleine, glücklich zu Weber aufſchauend.

„Und das ging?"

„Was man gern thut, fällt nicht ſchwer!" — entgegnete Reſi, und abermals überlief Roth Geſicht und Hals. — „Auch bemerkte auf dieſe Weiſe Niemand mein Fortgehen; . . . ja . . . ich kann wieder zu Hauſe ſein, ehe Jemand erwacht."

Weber drückte das Kind noch einmal an ſich und ſeine Lippen berührten wie mit ſcheuer Seligkeit deſſen Stirne.

---

*) Thereſe.

Wunderbar berauſchende und entzückende Gedanken mußten ihn erfüllen. Auch die Kleine ſchaute mit unendlich glücklichem Lächeln gedankenvoll zu ihm auf. Es war der Blick ſtiller ſeliger Verehrung und Anbetung. Raphael hätte aus dem zierlichen Weſen im lichtblauen Gewande, mit den reizenden von goldenem Scheine umgebenen Antlitz und dem Ausdruck kindlich-ſeligen Anbetens, einen Engel gemacht, der der emporſchwebenden heiligen Jungfrau entzückt nachſchaut.

Endlich trafen ſich Beider Blicke . . . und . . . ſie erwachten aus ihren Gedanken . . . die . . . himmelweit auseinanderliefen, und doch wieder . . . in einem zuſammenfielen.

Weber ließ die Kleine los, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, ging nach dem Schreibtiſche und nahm das Notenblatt, auf welches er die ſchlichte Compoſition von vorhin niedergeſchrieben.

„Hier, mein Herz!“ — ſagte er zugleich, der Kleinen das Blatt reichend. — „Es iſt das, was ich Dir für den Geburtstag Deiner guten Mutter zu componiren verſprach!“

„Herrlich!“ — rief Reſi in kindlichem Jubelton. — „Wie gut, wie lieb Sie ſind! Wie ſoll ich Ihnen danken!“

Und ſie faßte mit Heftigkeit Weber's Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Der Meiſter lächelte. Die Leidenſchaftlichkeit Reſi's war ihm nichts Neues. Es lag in dem Kinde, Alles zu übertreiben. Die in dem kleinen Herzen erwachende Gefühlswelt dominirte noch über den erſt aufdämmernden Verſtand.

„Wenn es Dir und der Mutter nur Freude macht!“ — ſagte er mild.

„O! und welche Freude!“ — rief das Mädchen, das Notenblatt wie eine Siegesfahne ſchwingend. — „Einmal bin ich ſtolz darauf, ein Muſikſtück zu haben, das der Herr Kapellmeiſter Weber für mich“ — ſie warf das Köpfchen bei dieſen Worten ſtolz in den Nacken — „für mich componirt hat, . . . und dann . . . o! wie lieb und gut ſie ſind! . . . weil Mutter einmal — vor zwei Monaten war es — den Wunſch flüchtig geäußert hat, daß ich Muſikunterricht erhalten möchte, geben Sie mir jetzt, ſeit all der Zeit her, heimlich Unterricht!“

„Weil's mir Freude macht, Reſi, und Du hübſche Anlagen zum Klavier und Geſang zeigſt.“

„Und geben ſich ſolche Mühe mit mir . . .“

„Ohne Mühe erzielt der Menſch nichts Ordentliches!“

„Und haben doch ſo wenig Zeit, daß Sie ſich jede Stunde abſtehlen müſſen.“

„Wer ſagt das?“

„O!“ — rief das Mädchen, pfiffig lächelnd, — „Reſi iſt nicht ſo dumm, um das nicht zu begreifen. Sie haben ja Mutter ſelbſt ſchon oft geklagt, wie entſetzlich geplagt und überlaufen Sie, als Kapellmeiſter, ſeien. Und nun haben Sie mir auch dies noch componirt, um es bis zum Geburtstag der Mutter zu lernen und ihr dann vorzuſpielen. Lieber Gott, was wird ſie ſtaunen, da ſie noch gar nicht ahnt, daß ich Klavier zu ſpielen angefangen habe.“

„Um ſo mehr wird ſie ſich über Deine ſchönen Fortſchritte in ſo kurzer Zeit freuen.“

„Und werde ich's bis dahin auch ſpielen können?“

„Gewiß, wenn Du fleißig biſt; . . . es iſt außerdem leicht. Damit wir aber keine Zeit verlieren, ſo laß uns ſogleich beginnen.“

„Gern!“ — rief Reſi, zu dem Inſtrumente eilend . . . und . . . die Klavierſtunde begann.

Es wäre dabei für einen Dritten eine Freude geweſen, zu ſehen, mit welchem Eifer die Kleine ſpielte. Jeder Aeußerung des Lehrers lauſchte ſie, wie einem Evangelium, ihn mit ihren großen blauen Augen und einem ſeligen Lächeln anſchauend.

Oft auch flog eine flüchtige Röthe über das liebe Geſichtchen, wenn der Meiſter — ihr den richtigen Fingerſatz zu zeigen — ſich zu ihr hinbeugte, und mit ſeinem Arme dabei unwillkurlich ihren Arm leiſe berührte.

Weber freilich konnte dies nicht bemerken. Uebrigens waren auch ſeine Gedanken nicht bei Reſi, dem Kinde, ſondern bei deſſen Mutter, der ehemaligen Tänzerin und jetzigen Schauſpielerin Thereſe Brunetti, jener alabaſterweißen, üppigen Rothblondine, deren große und herrliche blauen Augen voll Feuer und Temperament ſchon ſo viel Unheil in der Männerwelt verſchuldet hatten und deren Gatte zu jener Zeit als Tänzer an der Prager Bühne fungirte.

Da Reſi der Mutter erſtaunlich glich, ſchloß Weber das Kind mit faſt väterlicher Neigung in ſein Herz; während die Kleine mit der Bewunderung, die begabte Kinder für bedeutende Männer — namentlich Künſtler — zumeiſt hegen, faſt anbetend zu Carl Maria aufſchaute.

Dieſe Verehrung nahm freilich in dem kleinen heißblütigen Herzen Reſi's bald, und namentlich in den Klavierſtunden, — bei welchen die Nähe des verehrten Lehrers wie durch ein elektriſch-magnetiſches Fluidum auf ſie einwirkte — eine intenſivere Färbung an. Reſi war ja die Tochter der leidenſchaftlichen Thereſe Brunetti; ſollte das Kind nicht ein heftiges Fühlen, ein heißblütiges Temperament, ein für zärtliche Gefühle empfängliches Herz von der Mutter geerbt haben?

Das war freilich für das zarte Alter, in welchem ſie ſtand, Alles. Das Kind wußte und begriff ſo wenig, was es unſchuldsvoll fühlte, wie Weber es ahnte. Er hing mit ſo reiner, warmer, wahrhaft väterlicher Liebe an Reſi, als ob ſie in der That ſein eigenes Kind ſei, und ſie? . . . ſie bewunderte, ſie vergötterte ihren berühmten Lehrer, von dem ſie ſo viel ſprechen hörte, . . . der Muſiker, Componiſt, Director des Orcheſters und dabei ein ſo lieber, guter und freundlicher Mann war, daß man ihn ja ebenfalls aus vollſtem Herzen lieb haben mußte.

Und war das etwas Anderes, als das leiſe Echo auf die Töne, die ſein eigenes Weſen unwillkürlich überall anſchlug? Man durfte ja nur in ſeine Augen blicken, in dieſen unerſchöpflichen Born von Liebe und Freundlichkeit, und das Herz ward einem warm; warum nicht das heißblütige und empfängliche der kleinen Reſi?

O! es giebt pſychologiſch nichts Zarteres und Schöneres, aber für den feinfühlenden und fein beobachtenden Menſchen auch nichts Intereſſanteres, als zu ſehen, wie die leiſe und allmälig aufſteigende Frühlingsſonne der Liebe in noch ganz kindlichen unſchuldigen Herzen die erſten Keime der ſeligſten aller Empfindungen weckt

. . . jene zarten, keuſchen, ſüß verſchloſſenen Keime, die ſpäter die Gluthſonne der Leidenſchaft zu prächtigen, vollen, duftenden Blüthen heranzieht.

Aber die ſtille Freude des Lehrers und jene der überglücklichen Schülerin ſollte nicht allzulange andauern. Es war noch keine Stunde verfloſſen, als auch ſchon die alltäglichen Plagen eines Operndirectors an Carl Maria von Weber's Thüre anpochten.

.Es geſchah dies in der Geſtalt des himmellangen, knochendürren Kalkanten, der die Partitur und die Notenhefte für die heutige Probe zu holen kam.

„Was giebt's, Mehlhaas!“ — ſagte Weber, mit einem Seufzer von ſeinem Sitze neben Reſi aufſtehend.

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter!“ — entgegnete dieſer, in halber Verbeugung wie verſteinert ſtehen bleibend, ſo daß die ganze dürre-Figur einer in einen ſtumpfen Winkel gezogenen Linie glich — „komme, die Partituren zu holen!“

„Ja ſo!“ — ſagte der Muſikdirector — „um zehn Uhr iſt Probe von Mehul's „Jacob und ſeine Söhne.“

„So haben der Herr Kapellmeiſter anſagen laſſen.“

„Dort liegen ſie!“

Der Kalkant ſchritt in Winkelformation zu dem Tiſche und nahm den bezeichneten Stoß der Notenhefte.

Dann trat er wieder genau auf die vorige Stelle, als ſei es eine Verſenkung, in der er als Geiſt hinunterfahren ſolle und deren genaue Lage durch einen Kreideſtrich angegeben, indem er zugleich frug:

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter . . . noch ſonſt was zu befehlen?“

„Ja, lieber Mehlhaas!“ — entgegnete Weber freundlich. — „Haben Sie die Güte und ſagen Sie auf Morgen zehn Uhr die Hauptprobe für Cherubini's „„Waſſerträger““ an.“

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter, ſonſt nichts?“

„Doch! ich möchte heute früh noch unſern guten Decorationsmaler ſprechen.“

„Werd' ihn beſtellen!“

„Und wenn er — der gute Mann iſt zeitweiſe etwas mürriſch —“

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter!“ — rief der Dürre — „grob iſt er!“

„Er hat viel zu thun. Ich weiß, daß ich ihn plage; . . . aber . . . es muß ſein, wenn wir mit der neu eingerichteten Oper zum Ziele kommen ſollen!“

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter, . . . iſt ſeine verfluchte Schuldigkeit!“

„Nun, das ſchon; indeß man muß Rückſicht nehmen. Alſo, lieber Mehlhaas, wenn er brummt . . .“

„Die alte Baßgeige!“

„So ſagt ihm, ich laſſe ihn freundlichſt erſuchen …“

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter . . .“

„Wollt Ihr mir den Gefallen nicht thun, Mehlhaas?“

„Wer kann Ihnen, Herr Kapellmeiſter, etwas abſchlagen!“ — ſagte der Kalkant. — „Aber, halten zu Gnaden . . . S' ſind wahrlich zu gut für's Theater.“

„Mit Güte kommt man immer am weiteſten.“

Der Dürre ſchüttelte das mit nur noch wenigen grauen Haaren bedeckte Haupt, dann ſagte er:

„Am Theater nicht. Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter, da hätten's mal Ihren Vorgänger, den Herrn Kapellmeiſter Wenzel Müller, ſehen ſollen! . . . Hu! der konnte grob ſein, fluchen und ſchimpfen, . . . die Noten nachwerfen und ſtrafen, daß einem die Haare ausgingen!“

„Und hat's dahin gebracht, daß die Oper ſich auflöſen mußte und mir nun die ſchwierige Aufgabe obliegt, eine neue zu bilden!“

„Halten zu Gnaden, Herr Kapellmeiſter, was Ihnen auch gelingen wird. Sind noch nicht lange hier, . . . für Sie aber geht halt Jeder durch's Feuer!“

Ein ſchönes Lächeln umſchwebte Carl Maria's Züge.

„Ihr ſeid ein braver Mann, Mehlhaas!“ — ſagte er dabei und klopfte dem Alten auf die Schulter. — „Wenn jedes Mitglied der Bühne wie Ihr denkt, wird es allerdings gehen.“

Mehlhaas verzog ſein ausgedürrtes Geſicht zu einem Lächeln, das der ärgſten Fratze Ehre gemacht haben würde; ſchoß dann plötzlich — ſich verabſchiedend — zu einem rechten Winkel zuſammen und eilte davon.

Reſi hatte während der kurzen Scene kein Auge von ihrem geliebten Lehrer verwandt. Jetzt glänzte ihr Geſicht vor Freude, da ſie ſein Lob von fremden Lippen vernommen. Wahrhaftig! ſie hätte dem alten, häßlichen, knochendürren Mehlhaas, den ſie ſonſt gar nicht leiden konnte, einen Kuß geben mögen, ſo freute ſie deſſen Anhänglichkeit an ihren Freund.

In ihrer Aufwallung ſprang ſie ihm mit den Worten an den Hals:

„Du Guter!“ — und bedeckte ſeine Lippen mit Küſſen; dann — als ob ſie ſich dieſes Ausbruchs ihrer Gefühle ſchäme — riß ſie ihr Umſchlagtuch vom Stuhle, warf es über und rannte davon.

Weber ſah ihr mit Wärme nach: „Ganz ihre Mutter!“ dachte er dabei und wollte noch einige Worte an ſein vorhiniges Schreiben ſetzen, als ſein Diener eintrat und das Frühſtück brachte.

Carl Maria zog den Schlafrock feſter an ſich und ſetzte ſich behaglich auf ſein Sopha, die Zeitung ergreifend und die Taſſe voll dampfenden Kaffees langſam ſchlürfend. Sie war indeß erſt halb geleert, als es abermals pochte.

Auf ſein „Herein!“ öffnete ſich die Thüre und ein Dienſtmädchen erſchien.

„Was wünſchen Sie, mein Kind?“ — frug der Herr Kapellmeiſter.

„Fräulein Wurtzig,“ — entgegnete das Mädchen verlegen — „läßt den Herrn Muſikdirector von Weber um ihre „Stimme“ bitten.“

„Sachriſti!“ — platzte Weber heraus — „da hab' ich ja im Drange der Geſchäfte ganz vergeſſen, daß ich ſie durchſehen und corrigiren wollte. Nehmen Sie einen Augenblick Platz, mein Kind!“ — fügte er dann hinzu — „ich will die Sache gleich beſorgen.“

Und er ſtand auf, ließ ſeinen Kaffee ſtehen und ſetzte ſich an die Arbeit.

Nach einer halben Stunde war ſie beendet, und das Mädchen konnte die durchgeſehene und corrigirte „Stimme“ der Fräulein Wurtzig mit nach Hauſe nehmen.

Unter der Thüre ſtieß ſie auf einen kleinen, unterſetzten, finſter dreinſchauenden Mann, der ſie, Flüche in den Bart brummend, beinahe umrannte. Es war der Decorationsmaler.

„Ah! mein verehrter lieber Herr Streicher!“ —

rief ihm Carl Maria von Weber freundlich entgegen — „nicht wahr, ich habe Sie ſchon wieder in Ihrer Arbeit geſtört!“

„Na!“ — entgegnete der Eingetretene finſter, mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand eine ſolche Priſe Tabak aus ſeiner Horndoſe zur Naſe führend, daß die Hälfte davon zur Erde fiel. — „Plackerei ſchon gewöhnt. Teufel fertig bringen auf dieſe Art. Lieber Holzhacker ſein, als Decorationsmaler!“

„Lieber Herr Streicher,“ — ſagte Weber lächelnd — „es iſt mir recht leid, daß ich Sie ſo plagen muß, ich weiß ja, daß Künſtler, wie Sie, ſich ungern in ihren Schöpfungen unterbrechen laſſen!“

Das ſtark betonte Wort Künſtler wirkte auf Herrn Streicher wohlthätig ein. Er nahm abermals eine ungeheuere Priſe, ſchob ſie in die rieſigen, mit langen Haaren dicht bewaldeten Naſenlöcher ſeiner dicken rothen Naſe und brummte etwas in den Bart, das wie „Schinderei!“ klang.

„Und was ſoll's?“ — frug er dann barſch.

„S' iſt wegen dem „Titus.“

„Kann nicht dienen!“

„Wie ſo?“

„Vor drei Monaten nicht.“

„Aber lieber Herr Streicher . . .“

„Kann ich hexen? Alle Hände voll zu thun: „Lottolos“ . . . Wald mit Verſatzſtücken! . . . „Carlo Fioras“ . . . Kerker, Saal, . . . „Hiniska“ . . . Nacht mit Mondſchein . . . Hochgericht . . . Galgen und Rad . . . und alle Wetter und Teufel dazu!“

Und Herr Streicher nahm jetzt im Eifer eine ſo koloſſale dreifingerige Priſe, daß der ſchwarze Staub wie dunkler Regen niederfiel.

„Nun, nun!“ — begütigte der geplagte Kapellmeiſter mit Milde — „'s iſt wohl auch nicht ſo ſchlimm!“

„Nicht?“ — zürnte Streicher.

„Für Carlo Fioras haben Sie ja bereits Alles fertig.“

„Wer ſagt's?“

„Was Künſtler doch für ein ſchwaches Gedächtniß haben!“ — bemerkte Weber, dem Kleinen vertraulich auf die Achſeln klopfend — „Sie haben es mir vorgeſtern ja ſelbſt geſagt und gezeigt.“

„Ich?“

„Entſinnen Sie ſich! Ich war ja von Ihrer Arbeit entzückt.“

„Hm!“

„Alles ſo harmoniſch! . . . nicht überladen! . . . mit einem Wort mit Geſchmack!“

„Hm!“ — brummte Streicher etwas ſanfter und ſchnupfte.

„Geſtern erſt“ — fuhr der freundliche Kapellmeiſter fort — „geſtern erſt ſprach ich mit unſerem Vorgeſetzten, unſerem trefflichen Generaldirector Liebig darüber . . .“

„Hm!“

„Und ſagte ihm: an Streicher haben wir doch einen wahren Schatz!“

„Hm!“

„Er weiß zwiſchen Einfachheit und Mannigfaltigkeit ſo ſchön die Mitte zu halten . . .“

„Hm! hm!“

„Hat eine Kenntniß der Perſpective . . .“

„Hm! hm! hm!“

„Weiß die Wirkung beim Lampenlichte ſo trefflich zu berechnen.“

„Beſchämen mich!“ — brummte der Maler, die Naſe füllend. — „Was haben's denn für mich?“

Kapellmeiſter Weber konnte ſein Lächeln kaum verbergen. Er that es, indem er unter ſeinen Papieren etwas kramte und endlich einige Blätter herauszog.

„Hier!“ — ſagte er dann, dem kleinen unterſetzten Mann die ſchon gezeichneten und gemalten Darſtellungen des Capitols zu Rom und des Tempels zu Palmyra vorlegend.

„Schön!“ — rief der Maler und die Hand mit der Priſe hielt vor Ueberraſchung, noch ehe ſie die neue Portion edeln Tabaks an ihr Ziel gebracht, inne.

„Es ſind die Copien der weit und breit ſo berühmten Decorationen, die Maler Fuentes für Frankfurt am Main gemalt.“

Jetzt fuhr die Priſe mit dem Ausruf: „Prächtig!“ in die Naſe.

„Ich denke“ — ſagte der neue Kapellmeiſter, den forſchenden Blick feſt auf Streicher gerichtet — „was ein Maler Fuentes kann, werden Sie auch zu ſchaffen vermögen.“

„Warum nicht?“ — rief der Decorationskünſtler. — „Werden's fertig bringen!“

„Wollen Sie alſo die Arbeit übernehmen?“

„Fange ſofort an!“

„Und die andern Gegenſtände?“

„Bagatelle! Carlo Fioras fertig . . .“

Es folgte eine Priſe.

„Lottolos beinahe!“

Abermals Priſe.

„Hiniska . . . Kleinigkeit!“

Wieder eine.

Carl Maria von Weber ſchmunzelte; dann ſagte er:

„Ich wußt' es ja, unſer vortrefflicher Streicher iſt ein Kleinod für die Prager Bühne; aber ich werde Ihrer auch heute noch rühmlichſt bei dem Grafen Pachta und dem Fürſten Lobkowitz gedenken.“

Hier ſchaute der Kopf von Weber's Diener durch die Thüre.

„Was giebt's?" — frug Carl Maria.

„Herr Kapellmeiſter, es ſind Leute im Vorzimmer!"

„Wer denn?"

„Schäberlein, der Garderobier . . ."

„Soll warten."

„Zwei Mädchen, die um Aufnahme in den Chor bitten und probirt ſein wollen."

„Warten!"

„Der Herr Regiſſeur Wittaſſek!"

„Werde gleich das Vergnügen haben!"

„Und eben tritt Fräulein Aline Müller ein, um ihre Parthie mit dem Herrn Kapellmeiſter durchzugehen."

„Bitten Sie dieſelbe, daß ſie eintrete! Sie aber, mein lieber Herr Streicher, . . . Sie halten mir Wort, nicht wahr. In ſechs Wochen . . ."

„Kurz, ſehr kurz!"

„Bitte Sie . . ."

„Nun, will ſeh'n!"

Und Streicher, der finſter brummend eingetreten, entfernte ſich ganz freundlich, ein viertel Pfund Schnupftabak auf dem Boden des Zimmers zurücklaſſend.

Die Sängerin, Fräulein Aline Müller, war bereits eingetreten und hatte Hut und Shawl mit zierli cher Leichtfertigkeit, wenn auch mit einer Art Indignation in den Zügen, abgeworfen.

Der junge Kapellmeiſter kehrte ſich mit einer ſehr artigen Verbeugung zu ihr:

„Sehr erfreut, mein ſchönes Fräulein, Sie zu ſehen!“ — ſagte er dabei: — „Wenn der Mai draußen über der Erde liegt, ſo bringen Sie ihn in mein Zimmer!“

„Aber die Lerchen folgen nicht!“ — verſetzte die Sängerin in ſchnippiſchem Ton — „ich bin heiſer.“

„Heiſer? und Ihre Stimme klingt wie Silber!“

„Sie täuſchen ſich, Herr Kapellmeiſter; iſt es denn ein Wunder? Man kommt ja gar nicht zur Ruhe. Jetzt laſſen Sie mich wieder kommen, um meine Parthie im „Cortez“ mit mir durchzugehen . . .“

„Aber, meine Liebenswürdige, haben Sie in der Probe denn nicht ſelbſt gefühlt, daß Sie in manchen Stellen nicht ganz auf feſten Füßen ſtanden?“

„Sehr galant, Herr Kapellmeiſter!“ — verſetzte Fräulein Müller piquirt. — „Ich denke, ich habe, ehe Sie mich engagirt haben, auch ſchon geſungen, und . . . gefallen . . . ſehr gefallen.“

„Aber dieſe Parthie iſt Ihnen doch neu!“ — ſagte Carl Maria von Weber gelaſſen.

„Neu oder nicht; ich glaube, daß ich zu ſingen verſtehe!“ — rief die Sängerin erhitzt.

Weber ſchellte.

„Herr Kapellmeiſter befehlen?“ — rief der zwiſchen der Thüre erſcheinende Diener.

„Fräulein Müller wünſcht ein Glas Zuckerwaſſer!“

Der Kopf des Dieners verſchwand, während die Sängerin, die ſich in eine Ecke des Sophas geworfen, erblaßte.

Jetzt kam das Glas, Fräulein Aline trank und der Diener entfernte ſich wieder.

„Wenn ich nun bitten darf!“ — ſagte der Muſikdirector der Prager Bühne ernſt aber ohne Härte, indem er ſich an das Klavier ſetzte und die Partitur des „Cortez“ aufſchlug.

Die Sängerin biß die Lippen aufeinander ... aber ſie erhob ſich, nahm ihre Parthie zur Hand und trat an das Inſtrument.

Der Athem ging ihr ſchwer, der Buſen wogte und in dem kleinen Köpfchen kreuzten ſich ein halbes Dutzend Rachepläne.

Carl Maria von Weber ſchlug einige Accorde an; ... dann ließ er plötzlich die Hände ſinken, blickte der neben ihm ſtehenden Dame mit ſeinen offenen und ſeelenvollen Augen freundlich in die ihren und ſagte:

„Sie ſind halt doch ein närriſcher Kauz, Fräulein Aline! Was beabſichtige ich denn, wenn ich mir die

Mühe gebe, Ihre Parthie mit Ihnen durchzugehen? Will ich da nicht vor allen Dingen, daß Sie recht feſt in derſelben ſind, ſie recht ſchön und vortrefflich ſingen und ſomit in reichem Maße gefallen, Ehre ernten und gerufen werden? Ich denke, wenn Ihr Kopf Ihr Herzel fragt, ſo wird das letztere ſagen: Geh, der Kapellmeiſter meint's ja gut; ... es iſt eine ehrliche Haut; ... ich will ihm folgen, ... hab' ihm vielleicht ſpäter noch zu danken."

Weber hatte dies ſo freundlich und herzig geſagt und die Sängerin dabei ſo gutmüthig angeblickt, daß dieſe lächeln mußte und ihren Groll ſchwinden fühlte.

„Ihr Patſchhändchen!" — ſagte Carl Maria jetzt, und da ihm Aline die Hand reichte, drückte er einen Kuß darauf, ſchlug dann in ein paar kräftigen Accorden an und Fräulein Aline Müller ſetzte mit glockenheller Stimme ein.

Als die Sängerin nach einer Stunde ſchied, war ſie ihrer Rolle gewiß. So ein kleines Schmollen zuckte zwar noch um die Mundwinkel ... innerlich aber freute ſie ſich, daß es ſo gekommen ſei.

Dennoch wußte der arme Kapellmeiſter recht gut, daß er — ſelbſt für die Aufführung heute Abend, bei welcher Fräulein Aline auch mitzuwirken hatte, — vor der Chikane einer erneuten angeblichen Heiſerkeit keinesweges ſicher ſei.

Als Carl Maria von Weber die Sängerin bis in das Vorzimmer begleitete, bemerkte er mit Schrecken, daß der Garderobier und die zwei Mädels noch auf ihn warteten, die ſich zum Eintritt in den Chor gemeldet hatten.

Um zehn Uhr mußte der Kapellmeiſter in der Probe ſein, . . . und jetzt — Weber ſah auf die Uhr — war bereits ein Viertel über Neun.

Aber was war zu thun? Die armen Dinger warteten ſchon eine ganze Stunde, wenn ihnen auch der alte ſchwindſüchtige Schäberlein während der Zeit den Hof gemacht.

Carl Maria fuhr ſich mit der Hand durch die Haare — er mußte ja auch noch Toilette machen, um, nach der Probe, verſchiedene Anſtandsbeſuche, unter andern bei dem Grafen Pachta und dem Fürſten Lobkowitz, vornehmen zu können, die ſich während ſeiner Krankheit ſo außerordentlich freundlich und gütig gegen ihn gezeigt.

Schäberlein war ſchnell abgefertigt, da ihm der Herr Kapellmeiſter bereits einige Coſtümbilder für die Ausſtattung der neueſten Oper zurechtgelegt hatte. Nur galt es dabei noch einer ernſtlichen Ermahnung, ſich ſtreng an die Vorlagen zu halten, da Meiſter Schäberlein, als Theaterſchneider und Garderobier in Folge einer dichteriſchen Phantaſie und einer großen Doſis

Eigenſinns und Starrköpfigkeit, gewöhnlich auf eigene Verantwortung die verrückteſten Abänderungen vornahm; wobei er alsdann, mit wichtiger Miene und unter den runden Brillengläſern hervorſchielenden Augen, ſtarr und feſt behauptete: ſo wie er es gemacht, ſei das Coſtüm einzig und allein richtig, Zeit und Geſchichte entſprechend und kleidſam.

Der ganze Menſch war auf dieſe Weiſe für ſeine Vorgeſetzten eine lebendige Geduldsprobe.

Weber war froh, als der gute Mann mit ſeinem ewigen Huſten und den dazu gehörigen Unannehmlichkeiten wieder aus dem Zimmer war.

Jetzt ging es raſch an das Probiren der Mädchen. Die Stimme der Einen war nicht übel, aber noch roh und ungebildet.

Der Kapellmeiſter ſagte ihr eine Stelle in dem neu herzuſtellenden Chore zu, nicht ohne daß ihm der Gedanke: welche Mühe ihm die Ausbildung dieſes Chorperſonals noch koſten werde, einen Seufzer entlockte.

Um ſo ſchrecklicher fiel die Probe der Andern aus: eine Lunge allerdings, um die Poſaune beim jüngſten Gericht blaſen zu können; . . : aber . . . Töne! . . . Töne! . . . ſo falſch, daß Weber entſetzt von dem Inſtrumente aufſprang und die Erſchrockene mit aller Dringlichkeit bat, ſich lieber als Stabstrompeter melden zu wollen.

Als ſich die Dirne ſchimpfend entfernt hatte, ſchloß der geplagte Mann raſch die Thüre ab.

Die Uhr zeigte dreiviertel auf Zehn.

In einer Viertelſtunde alſo Toilette . . . von zehn bis ein Uhr Probe — incluſive des damit verbundenen obligaten Aergers —; dann von eins bis vier Anſtandsviſiten und Geſchäftsgänge, . . . um vier Uhr zu Tiſch und von ſechs bis neun die Aufführung der Oper zu dirigiren.

Aber war denn dies Alles? — Hatte denn nicht die reizende Brunetti geſtern den Wunſch ausgeſprochen: als Gürtel für ihr neueſtes Kleid ein Band zu haben, genau ſo, wie ſie es an der Gräfin Roſtitz-Rhineck geſehen. Und konnte ein ſo galanter und bis über die Ohren verliebter Anbeter — wie der Herr Kapellmeiſter Carl Maria von Weber einer war — einen ſolchen Wunſch von ſo ſchönen kußigen Lippen vernehmen, ohne ihn ſofort zu erfüllen?

Aber wo das Band finden? . . . wie und wann es, bei all' den Geſchäften, auftreiben!

Das war nun freilich eine ſchwierige Aufgabe; . . . was aber iſt für eine leidenſchaftliche Liebe unerreichbar!

Weber raunte, nach der Probe, von einem Beſuche . . . und dazwiſchen von einem Laden zum andern.

Endlich fand er das Band. Es war horrible theuer. Was that's!

Als er es erſtanden und den Laden verlaſſen hatte . . . küßte er es . . . aus Freude . . . ſeiner geliebten Thereſe einen Herzenswunſch erfüllen zu können.

Künſtlerleben.

Carl Maria von Weber ſtand jetzt in ſeiner ſchönſten Mannesreife. Er hatte bereits das ſiebenundzwanzigſte Jahr zurückgelegt, und ſich mit der neuen Anſtellung eine ſchöne Häuslichkeit gegründet.

Seit dem Verlaſſen Darmſtadts glich das Leben des jungen Meiſters, das ohnedem ſo unruhig und bewegt war, wieder einmal einer künſtleriſchen Pilgerfahrt, „die ihn alle Wonnen und Schmerzen, allen Jubel und alle Enttäuſchungen der Künſtlerlaufbahn durchkoſten ließ“.

Weber hatte zuerſt Gießen, Aſchaffenburg, Bamberg, Nürnberg und Augsburg beſucht und einen längern Aufenthalt in München genommen; überall, wo er hinkam, das Lob ſeines Charakters und ein ruhmvolles Andenken an ſeine genialen Kunſtleiſtungen hinterlaſſend. Paarten ſich doch in ihm Würde, Ernſt und heitere Liebenswürdigkeit auf eine ſo anſprechende Weiſe, daß ihm Jedermann, der ihn ſah und mit ihm in nähere

Berührung kam, gut ſein mußte — es ſei denn, daß Neid und böſer Wille dazwiſchen getreten.

Auch ſeinen köſtlichen Humor von früher hatte ſich Carl Maria erhalten, wofür ein Brief an den Kapellmeiſter Danzi, ſeinen lieben Freund, ſpricht, der in jene Zeit fällt, und den des großen Meiſters Sohn, Max Maria von Weber, in ſeinem trefflichen Werke über den Vater mittheilt.

Der Brief lautet:

„Allerliebſter Herr Kapellmeiſter,
Der Unterſchriebene (Weber heißt er)
Und ein Herr Bärmann, wohlbekonnen (wohlkannt),
Haben geſtern die ganze Welt durchronnen,
Um Sie zu ſehen, zu ſprechen, zu hören,
Und ein geſcheidtes Wort von'm zu begehren;
Doch mocht man auch rennen nach vorn und nach hinten,
Der Musje Rapunzel war nirgends zu finden.
Deswegen bin ich heut ſchnell reſolvoren
Und nehm meinen Federkiel bei den Ohren,
Um ſchriftlich mir anzufragen bei Sie
Wo S' ſpeiſen thun heut in der Früh.
(Das heißt heut Mittag, Sie verſtehen mich ja,
Das früh iſt nur wegen des verdammten Reimes da).
Ob beim Scheidel,
Oder beim Speidel,
Im ſchwarzen Adler,
oder beim Stadler,
im goldenen Hahn,
oder faulen Zahn,
in einem Privathaus
oder gar in der Filzlaus —

Das iſt, was wir gerne wiſſen thäten,
Damit wir auch die Pleſſur hätten
Mit Ihnen zu ſpeiſen an einem Tiſch,
Iſt übrigens egal ob Fleiſch oder Fiſch.
Haben alſo die Güte, mir das ſagen zu laſſen,
Den Bärmann werde ich bei den Haaren faſſen,
Und ſo hoff' ich, ſollen wir heut auf Erden
Noch vor Freuden etwas Weniges des Teufels werden.
Sollten Sie aber gar ſchon engagirt ſein,
Würd' ich etwas fluchen, wie'n wildes Schwein,
Würde mir vor Kummer die Haare ausraufen,
Und vielleicht noch gar in Bock erſaufen.
Drum beſtimmen Sie unſern Lebenswandel
Durch ein Wort an Ihren Freund
Mariandel."

Auch die Schweiz beſuchte Weber; aber der Eintritt in dieſelbe ſollte ihn ſchmerzlich an eine Zeit ſeines Lebens erinnern, die ihm einſt die roſigſten . . . aber auch die ſchwärzeſten Stunden gebracht.

Der Meiſter hatte ſich nach dem Bodenſee aufgemacht, deſſen liebliche Ufer ihn lockten.

In Conſtanz beabſichtigte er alsdann ein Concert zu geben, worauf er Schaffhauſen, Zürich, Baſel, Bern u. ſ. w. zu beſuchen dachte.

Es ließ ſich ja hier auf das Schönſte ein lang erſehnter Naturgenuß mit der Ausübung der Kunſt und einer ſchönen und wohlverdienten Einnahme verbinden.

Um indeß an des Bodenſees reizende Ufer zu gelangen, mußte, von dem Grenzſtädtchen Ravensberg aus, der Boden Würtembergs berührt werden.

Wohl dachte bei der Annäherung Weber daran, daß er von dieſem Boden auf ewige Zeiten verbannt ſei; wer aber ſollte ihn hier in dem kleinen obſcuren Neſte kennen? Wer etwas von dem, vor Jahren erlaſſenen Verbote wiſſen? Und dann . . . nicht aufhalten wollte ſich Weber ja in Würtemberg, ſondern nur das kleine Stückchen Landes bis zum See paſſiren.

Carl Maria ſchien ſich denn auch nicht getäuſcht zu haben. Ein ihm völlig unbekannter Grenzbeamter forderte ihm den Paß ab, und brachte ihm denſelben gleich darauf, in Ordnung viſirt, wieder zurück.

Weber, der ausgeſtiegen war, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, nahm ihn vergnügt an ſich.

Sein Herz hatte doch höher gepocht. Jetzt dankte er Gott für den glücklichen Ausgang.

Der Wagen kam; Weber hob den Fuß, um einzuſteigen, als er eine ſchwere Hand ſeine Achſel berühren fühlte und beim Umdrehen in das finſtere und bärtige Geſicht eines andern Beamten ſah. Es war der Oberverweſer des Grenzamtes, mit Namen Romig, der früher ſchon in Stuttgart geſtanden hatte.

„Mit Erlaubniß, mein Herr!“ — ſagte der Bärtige mit ſchnarrender Stimme, des Künſtlers Geſicht ſcharf fixirend, — „zeigen Sie noch einmal Ihren Paß.“

„Er iſt bereits in Ordnung!“ — entgegnete Weber, ſeine Beſtürzung kaum verbergend.

„Den Paß!“ — wiederholte der Betreffende barſch.

Weber zog ihn aus der Taſche und reichte ihn hin.

Eine peinliche Minute verſtrich. Noch einmal glitt der ſtechende Blick des Beamten von dem Papiere über Weber hin, dann ſagte er kurz und bündig: — „Bis auf Weiteres verhaftet!“

„Aber, mein Herr . . .“

„Sie ſind von würtembergiſchem Boden auf ewige Zeiten verbannt!“

„Ich beabſichtige auch nicht ihn zu betreten!“

„Und wollen doch in's Würtembergiſche herein?“

„Nur um die kurze Strecke bis zum Bodenſee und der Schweiz zu paſſiren.“

„Flauſen!“ — rief der ſchnauzbärtige Oberverweſer mit ingrimmiger Geberde.

„Ich verſichere Sie . . .“

„Sie haben es gewagt, den Boden unſeres Landes zu betreten und ſind ſomit verhaftet.“

„Aber, mein Herr!“ . . .

„Abgemacht!“

„So nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Den Wagen abpacken!“ — ſchnauzte Romig ſeine Leute an — „und in das „Lamm“ mit dem Gepäck und dem Arreſtanten!“

Und damit wandte ſich die Polizeiſeele um, und ging in ihr Büreau zurück, um ſofort einen Bericht über das Vorgekommene aufzuſetzen und nach Stuttgart abzuſenden.

Der Gaſthof zum „Lamm“, der einzige in dem ganzen Neſte, war in jener Zeit eine elende Spelunke. Das Zimmer, welches Weber angewieſen wurde, konnte bei ſeiner Niedrigkeit und Dunkelheit ein Gefängniß gut vertreten. Weber durfte es nicht verlaſſen, . . . und . . . in der Gaſtſtube machte es ſich ein Gensdarm bei Brod und Bier bequem.

Das war nun eine ſaubere Geſchichte! Weber hatte ein gewaltiger Schreck gepackt, und wenn er an des dicken Königs Drohung und deſſen hartes tyranniſches Weſen dachte, überkam es ihn mit Angſt und Entſetzen.

Geiſterhaft ſtieg die Feſte Hohenasperg vor ſeiner Seele auf, und der Gedanke: lebendig in einem ihrer Gefängniſſe begraben zu werden, erſchütterte ihn ſo ſehr, daß er in ein Fieber fiel.

Lange lag er hülf- und troſtlos, einſam und von aller Welt verlaſſen in ſeinem einſamen Zimmer, bis ſich die gutmüthige Wirthin ſeiner annahm und nach dem Bezirksarzte ſandte.

Carl Maria erholte ſich deſſenungeachtet nur langſam, der Antwort auf die Staffette, die man nach Stuttgart geſandt hatte, mit ſchwerem Herzen entgegenſehend.

Endlich, nach fünf qualvollen Tagen, kam ſie zurück und brachte den Befehl: den Arreſtanten ſofort über die nächſte Grenze bringen zu laſſen.

Weber war entzückt! . . . ja er ließ ſich jetzt um ſo williger und lieber transportiren, als der Weg nach Mörsburg am Bodenſee ging, ihn ſomit ſeinem heißerſehnten Ziele, der Schweiz, entgegenführte.

Hier aber erwartete ihn eine entſchädigende Freude; . . . nicht nur traf er ganz unerwartet in Schaffhauſen ſeinen alten Freund *Meyerbeer*, der mit ſeinen Eltern auf einer Reiſe nach Italien begriffen war, . . . man ernannte ihn auch bei Gelegenheit des gerade ſtattfindenden Muſikfeſtes daſelbſt „*zum Ehrenmitgliede des Helvetiſchen Muſikvereins*“.

Und . . . was für eine neue freudige Welt für ihn! Schaffhauſen war voll von Muſikern, Sängern und Hörern, welche, die erſteren 270, die letzteren aber 1000 Seelen ſtark, aus allen Gegenden der Schweiz herbeigeeilt waren. Die Concerte hatten in der von Graf Eberhard von Stellenburg um 1052 erbauten ſchönen Münſterkirche, die Verſammlungen im „Baumgarten“, einer reizenden Anlage am Rheine, und dem Garten der „Geſellſchaft der Freunde“ ſtatt und begünſtigt von den herrlichſten Abenden, welche die hohen Berge im Purpur glühen ließen und Balſamduft aus den Hochthälern herabtrugen, herrſchte in der Mitte froher

Sänger eines freien Volkes bei Geſang, Muſik, Feuerwerk und Tanz im Saale der „Rüden-Zunft“ eine für Weber, der den Eindruck der kurzen Haft in Ravensberg noch im Herzen fühlte, doppelt erfriſchende Heiterkeit. Ueberall war er dabei, vom Feuerwerk im Baumgarten an, bis zum Ball in der „Zunft“.*)

Nachdem er noch Bern geſehen, das herrliche Berner Oberland durchreiſt, Aarau beſucht und über Baſel zurückgekehrt war, wandte ſich Weber wieder dem Vaterlande zu, und ging über Prag und Dresden nach Berlin.

Reiche Lorbeeren wurden hier geſammelt, bis das Schickſal plötzlich ein beſonders freundliches Geſicht machte, und dem noch immer auf ſeiner Pilgerfahrt begriffenen Künſtler ein bleibenderes Aſyl zeigte.

Graf Noſtitz-Rhineck hatte das Theater zu Prag an die Böhmiſchen Stände verkauft; jetzt ſtand es, nach Guardaſoni's Rücktritt, unter der Direction Liebig's, eines trefflichen und wie für ſein Amt geſchaffenen Mannes. Liebig war ein verſtändiger, maßvoller Schauſpieler, der Ifflandiſchen Schule angehörend; zugleich aber ein ebenſo einſichtsvoller Dirigent, der nanamentlich ſein Publikum kannte und bei Allem, was er that, den rechten Weg traf.

---

*) A. a. O. S. 286.

So war denn auch mit ſeiner Anſtellung als Director des Ständiſchen Nationaltheaters ein neuer Geiſt über die Prager Bühne gekommen, und nur der unglückliche Mißgriff, daß man Wentzel Müller zum Kapellmeiſter berufen, verhinderte die Oper, mit dem Schauſpiele gleichen Schritt zu halten.

Dies ſahen denn auch bald die Protectoren dieſer Kunſtanſtalt: Fürſt Lobkowitz, Oberſt Burggraf Kolowrat Liebſteinsky und Graf Clam-Gallas, ein, und beſchloſſen zugleich mit Kapellmeiſter Müller's Entlaſſung eine vollſtändige Reorganiſation der Oper durchzuführen.

Gänsbacher, der ja zu Prag im Hauſe des Grafen Firmian lebte, ſchlug ſofort Liebig ſeinen genialen Freund Carl Maria von Weber zu jener Stelle vor, und ſo war denn die Berufung des Letztern und deſſen Anſtellung erfolgt.

Welch' eine ungeheuere Aufgabe überkam aber Weber mit dieſer Anſtellung: die ganze Oper mußte neu organiſirt werden!

Ein großer Theil des Orcheſter und Opernperſonals war zu entlaſſen, während dafür neue Kräfte aufgeſucht und engagirt werden mußten.

Dafür war eine Reiſe nach Wien nöthig, die Weber denn auch ſo ſehr anſtrengte, daß er ſchwer krank zurückkam.

Außerdem bedurfte es der Ausarbeitung eines neuen Regulativs für das Orcheſter und einer Ordnung für die Geſchäfte des Bühnenperſonals. Neue Scenerien mußten zuſammengeſtellt und eine ganze Reihe neuer Opern einſtudirt und aufgeführt werden, ſo „Cortez", Catel's „Vornehme Wirthe", Mehul's „Jacob und ſeine Söhne", die „Veſtalin", Cherubini's „Waſſerträger", „Faniska", Iſouard's „Lottolos", Fränzel's „Carlo Fioras" u. ſ. w.

Und dabei alle die untergeordneten Geſchäfte . . . und . . . die ungeheuere Correſpondenz.

Glücklicherweiſe war der Boden, auf dem er ſtand, ein äußerſt günſtiger, da Böhmen ja das Land der Muſik und der Muſiker iſt.

Max Maria von Weber ſpricht ſich hierüber ſo trefflich aus, daß wir uns nicht enthalten können, ſeine eigenen Worte anzuführen:

Es giebt kein Volk auf der Welt — ſagt er —, das mit beſſeren muſikaliſchen Anlagen ausgeſtattet wäre, als das böhmiſche, und dies Talent war während anderthalb Jahrhunderten, durch eine ganz eigenthümliche Form der Volkserziehung, in einziger Univerſalität ausgebildet worden. Der Unterricht in Geſang und Muſik bildete, ſelbſt in der untergeordnetſten Dorfſchule Böhmens, im 17. und 18. Jahrhundert einen Hauptgegenſtand der Unterweiſung. Die Dorfſchulmeiſter erhielten die Bezeichnung „Cantores“ und der Muſikunterricht überwucherte in ſolcher Weiſe, daß er durch das Regulativ für die in den achtziger Jahren errichteten Normalſchulen gewaltſam eingeſchränkt werden mußte. Alle Schulen lieferten daher ſoviel Material für Kapellen und Chorgeſang, als die Pracht des Gottesdienſtes, die Maſſe der geiſtlichen Chorſtiftungen, deren faſt an jedes Kloſter mehrere geknüpft waren, und die große Anzahl von der böhmiſchen Ariſtokratie gehaltener, kleinerer und größerer, zum Theil vortrefflicher Kapellen, zu ihrer künſtleriſchen Erhaltung bedurften.

Der Hausſtand jedes böhmiſchen Großen, von denen die meiſten ſelbſt mehr oder weniger tüchtige ausübende Muſiker waren, erſchienen unvollſtändig, wenn er nicht im Stande war, ſeinen Gäſten ein Quartett, Quintett oder Septett muſterhaft vortragen zu laſſen. Der Werth der Diener ſtieg, wenn ſie muſikaliſch waren, man ſah die Köche als Geiger, die Jäger als Horniſten, die Tafeldecker als Flötiſten, den Hausmeiſter als Dirigent in den Salon treten und den Hausherrn die zweite Geige neben ſeinem Kammerdiener ſpielen.

Es iſt durchaus nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, daß der ungeheuer ſtarke Bedarf an Kammermuſikwerken, den dieſe Menge von Kapellen öſterreichiſcher Großen erforderte, die Blüthe der Kammermuſik überhaupt herbei geführt habe

So bildete ſich das Prager muſikaliſche Publikum, das eine Zeit lang mit dem Wiener um die erſte Stelle in der Muſikwelt rang und dieſem, durch das frühe Erkennen von Mozart's Werth, ſogar einen bedeutſamen Trumpf abgewann.

Die böhmiſche Ariſtokratie war es auch, welche, neben einer Menge von untergeordneten muſikaliſchen Inſtituten, von den kleinen Kapellen und Bühnen in ihrem Hauſe an, bis zu den großen Prager Liebhaberconcerten, die beiden Hauptmuſikanſtalten Prags geſchaffen hat: das Theater und das Conſervatorium. Das letztere entſtand, nach einer Idee des Grafen Pachta, vom Fürſten Lobkowitz und den Grafen Klebelsberg, Clam-Gallas, Wotby und Noſtitz geſtiftet, und wurde von einer Geſellſchaft böhmiſcher Großen erhalten, hat uns aber hier weiter nicht zu beſchäftigen. Die erſte Operngeſellſchaft zog die Ariſtokratie in's Land; das Prager Theater erbaute Graf Noſtitz-Rhineck, das, im Jahre 1784 vollendet, mit Leſſing's „Emilia Galotti" eröffnet wurde. 1798 verkaufte der Graf das Theater an ſechs Kavaliere, die es zu einem „Ständiſchen National-Theater" machten und Domenico Guardaſoni als Director berieſen, der es, durch die Engagements von Liebich, Schopf, Eßlair, Allram, Max und die Damen Ruth und Frey auf eine bedeutſame Höhe hob.

So ſtand es zur Zeit, als Carl Maria von Weber nach Prag kam.

Aber auch in geſellſchaftlicher Beziehung fand er es ſehr angenehm.

Die Geſelligkeit, in der ſeine Empfehlungsbriefe, Gänzbacher's und Liebich's Einfluß ihn bald heimiſch, ſein Talent bald glänzen machte, ließ ſeinem geübten Blicke bald ein Bild der muſikaliſchen Weſenheit des Prager Publikums gewinnen. Und dieſe Geſelligkeit öffnete ſich ihm in allen Schichten der bürgerlichen Kreiſe.

Der edle Stifter des 1810 in's Leben gerufenen Prager Conſervatoriums der Tonkunſt, Graf Pachta, ward ihm befreundet: er verkehrte außerdem mit den Mitgliedern der Verwaltung dieſes ſchönen Inſtituts, die es mit Opfern aller Art großherzig erhielten, den Grafen Noſtitz Rhineck, Klebelsberg, Wotby, Chriſtian Clam Gallas, Protector der Tonkünſtler Verſorgsanſtalt, in deſſen Palais die Ariſtokratie, auf koſtbar eingerichteter Bühne, für milde Zwecke regelmäßig dramatiſche Vorſtellungen gab; dem freigebigen Schöpfer des ſchönen Parks von Lubentſch und Stifter des böhmiſchen Muſeums, Oberſt-Burggrafen Franz Kolowrat Liebſteinſky; dem großen und liebenswürdigen Bibliomanen und leidenſchaftlichen Muſiker Fürſt Iſidor Lobkowitz, und endlich mit der trefflichen Familie, in der ſein Freund Gänzbacher mehr Mitglied als Lehrer war, der des Grafen Firmian.

Vor Allem aber wurde er heimiſch im Hauſe eines in Prag hochangeſehenen Arztes, des Dr. Jungh, deſſen erfahrener Rath ihm eben ſo oft in pſychiſchen als phyſiſchen Leiden Troſt und Linderung gewährte, und mit dem er eine jener wirkungsreichen Freundſchaften ſchloß, an denen das Leben Carl Maria's ſo reich war.

Ziemlich fern von ihm hielten ſich dagegen ſeine Prager Kunſtgenoſſen, obwohl er ſich denſelben ſämmtlich mit Freundlichkeit, Leuten von entſchiedenem Verdienſt, wie dem Kapellmeiſter am Dom zu St. Veit, J. A. Kotzeluch, dem Director des Conſervatoriums, Dionys Weber, den Profeſſoren an derſelben Anſtalt, Piris und Strohbach, ſodann Tomaſcheck, Witaſcheck, Kutſchera und andern mit Kundgebungen wahrer Hochſchätzung näherte.

So ohngefähr hatte ſich jetzt Carl Maria von Weber's Leben und Stellung geſtaltet, als die Kriegsbewegungen im deutſchen Vaterlande dieſem Leben neuen Wogenſchlag verlieh, indem ſie Männer, wie Caſtelli, Moſcheles, Hummel, Clement, Humboldt, Stein, Niebuhr, Tieck, Clemens Brentano, Ludwig Robert und Andere nach Prag warf.

Ein merkwürdiger Menſch.

Carl Maria von Weber war heute bei dem Dichter Tieck zu Tiſche, wo er, wie ſchon öfter, auch Clemens Brentano fand.

Tieck war damals ein Mann von vierzig Jahren und als Haupt der romantiſchen Schule allerwärts berühmt und bekannt. Voll beweglicher Phantaſie und Empfindung und ausgerüſtet mit einem vielſeitigen Wiſſen, ſprach er, da er zugleich ein liebenswürdiger Menſch war, Weber ſehr an, ſo daß ſich zwiſchen dieſen beiden und dem wunderlichen, aber höchſt intereſſanten Brentano ſehr bald ein engeres Freundſchaftsbündniß bildete.

Ludwig Tieck war von ſeiner Reiſe nach Italien mit geſchwächter Geſundheit zurückgekehrt.

Während er ſich nun in den letzten Jahren in ländlicher Stille mit der Durchſicht und neuen Ausgabe ſeiner Jugenddichtungen beſchäftigte, rückte auf politiſchem Gebiete der große Kampf der Entſcheidung immer näher und näher.

Das Kriegsgewitter zog von Frankreich auf Sturmesflügeln heran; während daher die mittleren Provinzen im Jahre 1813 zu Schlachtfeldern wurden, hielt es **Tieck** bei ſeinem unbehülflichen Zuſtande gerathen, ſich und die Seinen den Wechſelfällen des Kriegs, die nothwendig auch den nicht kriegeriſchen Theil treffen mußten, nicht zum zweiten Male auszuſetzen. Wie viele Andere beſchloß er daher, nach Prag zu gehen. Es kam ihm dies um ſo leichter, als er durch **Wilhelm von Humboldt**, der um jene Zeit preußiſcher Geſandter in Wien war, Empfehlungen an den Oberſt-Burggrafen **Kolowrat** erhielt.

Die alte Stadt Prag hatte aber in jenen Tagen ihren Charakter merklich geändert. Der Friedenscongreß war eröffnet worden und machte ſie ſomit zum Sammelplatz der verſchiedenſten Perſonen, ihrer Hoffnungen und Befürchtungen. Wer ſich dem unmittelbaren Drange des Krieges entziehen, wer den Ausgang in der Nähe beobachten oder auf die weitere Entwickelung der Dinge einwirken wollte, der eilte jetzt nach Böhmens Hauptſtadt.

Alles floß hier zuſammen. Hohe Staatsmänner, Diplomaten, Agenten aller Art, Schriftſteller, Künſtler, Auswanderer bewegten ſich durcheinander, alle von gleicher Spannung beherrſcht.

Einzelne bedeutende Erſcheinungen erregten dabei allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Auch Tieck kam der ſtaatsmänniſchen Welt näher. Er ſah Stein, — Humboldt kam von Wien —, mit Niebuhr, mit dem er ſchon früher zuſammengekommen, erneuerte er die alte Bekanntſchaft; doch geſtalteten ſich die weiten Kreiſe dieſer Männer nicht zu dem ſeinen; es blieb hier, wie auch bei Weber, bei gelegentlichen und vorübergehenden Berührungen.

Niebuhr's ſtark ausgeprägter Charakter, ſeine Sicherheit, Gelehrſamkeit und umfaſſendes Gedächtniß, welches ihm in jedem Augenblicke Maſſen des verſchiedenſten Wiſſens darbot, erregten Tieck's Bewunderung. So theilnehmend und freundlich ſich aber auch Niebuhr zeigte, trat doch die Verſchiedenheit der Naturen und Anſchauungsweiſen bald hervor. Es war der Gegenſatz des ſtrengen, realiſtiſchen Geſchichtsforſchers, des Staatsmanns und des Dichters. Wo dieſer Phantaſie und Kunſt voranſtellte, ſetzte jener die Anforderungen der praktiſchen Moral entgegen. In den Geſprächen und Kritiken über Dichter ward dies deutlich. Tieck ſchloß einmal eine Vorleſung des „Macbeth" mit einer Darlegung ſeiner Anſicht über die beiden Hauptperſonen, wie ſie urſprünglich edle und großartig angelegte Charaktere ſeien. Eine Verkettung eigenthümlicher Umſtände wandelt jedoch ihre Naturen um, und ſie verfallen in eine Bösartigkeit, die ſich zum Wahnwitze ſteigert. Dieſe

Darſtellung, welche den Entwickelungsgang Macbeth's erklären wollte, ſchien ſeine Frevel zu entſchuldigen. Niebuhr dagegen legte den hiſtoriſch moraliſchen Maßſtab an, und ſah in Macbeth nur den verwerflichen Uſurpator und Tyrannen. Er brach in die Worte aus: „Ich bitte Sie, liebſter Freund, ſprechen Sie doch nur ſo nicht! Es ſind die abſcheulichſten Charaktere, die es geben kann!“ So trennten ſich die beiden Männer mehr und mehr. Anders war es mit Brentano.

Unter den älteren Freunden, welche Tieck hier wiederſah, befand ſich auch Clemens Brentano, mit dem er nach langer Unterbrechung jetzt wieder einmal in vertrauterem Umgange lebte. Brentano hatte ſich in ſeiner Weiſe ausgebildet. Einige phantaſtiſche Dichtungen hatte er herausgegeben, im Geſchmacke der romantiſchen Poeſie, für deren bedeutendſten jüngeren Vertreter er bereits galt. Ebenſo geiſtvoll als ſonderbar, war er doch eine urſprüngliche Natur. In Tieck ſah er ſeinen Meiſter, mit ihm fühlte er ſich in mehr als einem Punkte in Uebereinſtimmung. Durch wiederholte Verſuche, für ihn eine Stellung ausfindig zu machen, hatte er ſeine Freundſchaft thatſächlich bewährt. Durch Tieck war auch Weber mit dieſem Sonderling in Berührung gekommen.

Brentano's erſter Eindruck war ein liebenswürdiger und gewinnender. Er war friſch, heiter, voll des beſten Humors; ſchlagende Einfälle, unerwartete Wendungen ſtanden ihm in Fülle zu Gebote. Es war ſchwer, ſeinen Scherzen auf die Dauer Unmuth entgegenzuſetzen. Er wußte trefflich zu erzählen, und hatte die anmuthig überredende Beredtſamkeit in ſeiner Gewalt; Alles trug den Charakter der natürlichen Aufrichtigkeit, der man unmöglich zürnen konnte. Sah er ſich des Irrthums überwieſen, ſo war Niemand bereitwilliger zu bereuen, als er. Laut und heftig klagte er ſich dann der Verkehrtheit an, und verſprach mit ſichtlicher Bewegung ſich zu beſſern. Bei längerem Umgange fielen indeß wiederholte Erfahrungen dieſer Art auf. Er zeigte ſich dann weder ſo einfach, noch ſo unbefangen, als Viele meinten. Seine Leidenſchaft blieb aber, ſonderbare Geſchichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfange glaubte man ihm, dann ſtellten ſich wohl Bedenken bei dem Zuhörer ein . . . bis man endlich dahinter kam, daß er ſeinen Zuhörern Mährchen aufgebunden habe. Ward er darüber zur Rede geſtellt, ſo erfolgten jene bewegten Verſicherungen der Beſſerung, die indeß nicht länger vorhielten, als bis zur nächſten Geſchichte derſelben Art.

Für den Kundigen, der Brentano's Verfahren kannte, war dieſes Spiel eine Probe glänzenden Talents, aber auch eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Tieck glaubte nie einen beſſern Improviſator geſehen zu haben; aber auch Niemand, der graziöſer und anmuthiger zu lügen verſtanden hätte. Dieſe Verbindung von Witz und Schelmerei erinnerte ihn an die Charaktermasken des italieniſchen Luſtſpiels. Dies ſchien Truffaldin in ſeiner Urgeſtalt zu ſein.

Schon in Jena, als Student, hatte Brentano dergleichen Geſchichten aufgetiſcht. So erzählte er dort einmal von einer koſtbaren Ausgabe Shakeſpeare's, die er beſeſſen und durch einen ſonderbaren Zufall verloren habe. Eines Abends habe er eifrig in einem Bande der Shakeſpeare'ſchen Werke geleſen — erzählte er — die übrigen ſtanden vor ihm aufgereiht. Vom Leſen ermattet, fallen ihm die Augen zu, er ſchläft ein. Plötzlich weckt ihn ein heller Lichtſchein, er iſt in Gefahr zu verbrennen. Das Licht hat die Bücher ergriffen, und ſein koſtbarer Shakeſpeare geht in Flammen auf. Ruhig ließ ſich Tieck damals die Geſchichte erzählen, dann aber frug er Brentano lächelnd: „Heißen Sie etwa davon Brentano?"

Bedenklicher ward es, wenn dieſe Abenteuerlichkeiten mit dem Anſpruche ſittlichen Ernſtes oder als moraliſche Beichte auftraten. Nirgends brachte er dergleichen lieber an, als bei gebildeten und empfindungsvollen Frauen; dann entfaltete er mit Behagen alle glänzenden Seiten ſeines Talents, man hing an ſeinem Munde, und bald war er der erklärte Liebling der Damengeſellſchaften.

Er wußte nicht nur zu unterhalten, ſondern auch das Herz leicht zu rühren, und die Thränen in Fluß zu bringen. Nichts that er lieber als das. Das nächſte und bequemſte Thema für ſolche Geſpräche war er ſelbſt. Er begann mit Selbſtanklagen, er ſchilderte ſeine Seelenzuſtände. Viele Vorwürfe habe er ſich zu machen, und Vieles zu bereuen; er ſei ein ſchlechter Menſch. Aber es habe ihm an der nöthigen Leitung gefehlt; wie ganz anders würde ſein Leben geworden ſein, wenn er immer in ſo trefflicher Geſellſchaft hätte ſein können. Doch noch ſei es nicht zu ſpät; er werde ſich beſſern, wenn es edle Frauen übernehmen wollten, ihn auf den rechten Weg zu leiten. Ein ſolcher Aufruf an den Tugendeifer der Frauen verfehlte denn auch ſelten die beabſichtigte Wirkung. War es endlich zur Rührung gekommen, ſo brach er ab und ging, ſeines Erfolges froh, von dannen. Dann aber lachte er wohl ſeiner weichherzigen Zuhörerinnen und rief im nächſten Augenblicke aus: „Nun glauben die Gänſe dort wirklich Alles, was ich ihnen erzählt habe!“

Tieck hielt es daher für gerathen, ſein Haus durch ein beſtimmtes Abkommen vor dieſen magiſchen Einwirkungen zu ſchützen. „Lügen Sie den Frauen vor, ſo viel Sie wollen, nur eine Bedingung mache ich, laſſen Sie es heiter ſein!“ Brentano verſprach die Rührung nicht in Anwendung zu bringen. Dennoch konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen. Eines Tages benutzte er Tieck's Abweſenheit, um ſeine gewöhnlichen Künſte ſpielen zu laſſen. Als dieſer nach Hauſe kam, fand er die Frauen in Thränen, und Brentano in ihrer Mitte. „Plagt Sie denn der Teufel?“ rief er dem Improviſator zornig zu. „Sie haben ja unſere Verabredung vergeſſen!“

Dieſes Talent bewährte ſich indeß auch in anderer Weiſe. Später als gewöhnlich kehrten beide eines Tages vom Spaziergange zurück. Brentano hatte die Entſchuldigung übernommen, und ſich anheiſchig gemacht, die abſonderlichſten Dinge vorzubringen und Glauben zu finden. Er erzählte mit dem Anſcheine reinſter Wahrheit eine abenteuerliche Geſchichte, die ihnen widerfahren ſein ſollte. Als er die Zuhörerinnen überzeugt ſah, wendete er um. Er wollte es eingeſtehen, er habe ſich einen Scherz erlaubt, doch jetzt werde er ihnen ſagen, wie ſich die Sache in der That verhalten habe. Nun begann ein zweites Mährchen, dem endlich noch ein drittes folgte, und alle drei fanden Glauben, obgleich eines das andere Lügen ſtrafte. Jedesmal war ſeine Erfindung neu und eigenthümlich, und endete mit einem vollſtändigen Siege, bis er ſelbſt dieſes Spiels müde ward.

Es war ein gefährliches Talent, denn oft ſpann er ſich ſo in ſeine Erfindungen ein, daß er ſelbſt daran glaubte. Dämoniſches Weſen, Phantaſie, Reizbarkeit des Gefühls, Selbſttäuſchung und Luſt an der Täuſchung gingen ineinander über; ſo blieb es in der That denn auch ſchwer, ſeinen Seelenzuſtand klar zu erkennen, und dennoch zog die Meiſten, auch Carl Maria von Weber, dies dämoniſche Weſen einer ſo problematiſchen Natur gewaltig an.

Auch heute alſo waren ſie beiſammen. Der Mittagstiſch vereinigte Tieck, ſeine Frau, ſeine beiden Töchter, von welchen die älteſte, Dorethea, jetzt gerade vierzehn Jahre zählte, die alte Freundin des Hauſes, Gräfin Finkenſtein, Director Liebich und deſſen Gattin, Carl Maria von Weber und Clemens Brentano.

Die Unterhaltung war eine höchſt lebhafte. Tieck hatte am Morgen einmal wieder Niebuhr beſucht, und war von demſelben als das „Haupt der romantiſchen Schule“ bezeichnet worden. Das hatte nun den Dichter geärgert und als daher eben wieder die Rede auf die Romantik kam, ſagte er:

„Das Wort romantiſch, das man ſo häufig gebrauchen hört, und oft in ſo verkehrter Weiſe, hat ſchon viel Unheil angerichtet. Es hat mich immer verdroſſen, wenn ich von der romantiſchen Poeſie, als einer beſondern Gattung, habe reden hören. Was will man damit?“

„Nun“, — verſetzte Brentano — „ich denke . . .

man will ſie der claſſiſchen entgegenſtellen, und damit einen Gegenſatz bezeichnen."

Tieck ſchüttelte den Kopf. — „Poeſie" — rief er dann — „iſt und bleibt zuerſt immer Poeſie, ſie wird ſtets und überall dieſelbe ſein müſſen, man mag ſie nun claſſiſch oder romantiſch nennen. Sie iſt an ſich ſchon romantiſch, es giebt in dieſem Sinne gar keine andere als romantiſche Poeſie!"

Brentano wollte antworten, aber Weber kam ihm zuvor und ſagte:

„Damit kann ich mich doch nicht einverſtanden erklären . . . Sie können doch das dichteriſche Wunderwerk, die „Odyſſee", nicht romantiſch nennen?"

„Warum nicht?" — fiel Tieck ein — „die Odyſſee mit ihrem unerſchöpflichen Reichthum des Lebens . . ."

„Das gerade iſt es," — rief Weber — „was ſie der Romantik entrückt."

„Nimmer!" — verſetzte Tieck — „wenn in ihr die Gewalt der Leidenſchaften ſo ergreifend geſchildert wird und der Dichter immer nach neuen Formen derſelben ſucht, ſollte das nicht romantiſch ſein?"

Weber lächelte, dann ſagte er: — „Ich möchte das gerade antiromantiſch nennen: Leben, Wahrheit, Wirklichkeit, nur in poetiſcher Form wiedergegeben."

„Beſter Kapellmeiſter!" — rief hier Brentano — „ich muß mich auf die Seite meines Freundes Tieck ſchlagen. Ich behaupte ſogar, das ganze Leben iſt Romantik. Hören Sie nur, meine Verehrten, was mir heute begegnet iſt: Ein Puppenſpieler und ſeine Frau haben mich zum Ergötzen der Vorübergehenden auf offener Straße umarmt.“

„Das iſt allerdings ein Stück Romantik!“ — rief Director Liebich lachend.

„Und wie ging das zu?“ — frug Tieck's Gattin, Amalie.

„Es ſind jetzt einige Jahre, daß ich, ich weiß nicht mehr in welcher Stadt, aus Neugierde und langer Weile in eine Bude trat, in welcher Puppenſpiele aufgeführt wurden. Es war das ungereimteſte Zeug von der Welt und ſo furchtbar albern, daß ich mich im Aerger darüber hinſetzte und eine Reihe von Darſtellungen und kleinen Stücken für die hölzernen Schauſpieler ſchrieb. Als dies geſchehen, begab ich mich wieder zu der bewußten Bude und händigte das Manuſcript dem armen Teufel von Principal zum Gebrauche ein.“

„Originell!“ — rief Liebich lachend.

„Heute Morgen nun“ — fuhr Clemens Brentano fort — „gehe ich, in Gedanken vertieft, ebenfalls wieder an einer Bude vorüber, . . . da . . . plötzlich . . . ſpringen ein Mann und eine Frau, die an dem Kaſſentiſch geſeſſen, auf mich zu und ſchließen mich, zu meinem Entſetzen, in ihre Arme, ja . . . der Erſtere fällt mir ſogar zu Füßen. Ich frage erſtaunt: was denn das bedeute? da giebt ſich mir der Mann als der vor Jahren mit den Puppenſpieldichtungen Beichenkte zu erkennen, und geſteht mir nun voll Entzücken, daß er jenen Dichtungen ſein ganzes Glück zu verdanken habe. Stürmiſcher Beifall — ſo erzählte er — folgte von Stadt zu Stadt unſern durch Ihre Güte inſpirirten Leiſtungen und ein ſchönes Sümmchen war bereits erſpart, als Eitelkeit uns beſtimmte, eine eigentliche Schauſpielertruppe zu organiſiren, und mit derſelben die Bühnen von Riga, Dorpat, Reval, ja ſogar von Petersburg zu betreten. Doch das Unternehmen wollte in finanzieller Beziehung nicht prosperiren, und der durch das Puppenſpiel errungene Verdienſt ging dabei allmälig wieder verloren. Endlich, durch Schaden klug, kehrten wir zu Ihren Stücken zurück und befinden uns jetzt im Augenblick wohler als je. Ihnen, unſerm Wohlthäter, ſoll für alle Zeiten unſeres Theaters Gratisbeſuch belohnen. — Sagen Sie ſelbſt, liegt darin nicht Romantik?“

„Und iſt die Geſchichte auch wahr?“ — frug Tieck — „oder iſt ſie wieder eine von Ihren ſchönen Lügen?“

„Sie iſt wahr, Tieck, Sie können ſie glauben!“ — entgegnete Brentano mit naivem Ernſt.

Alle lachten, da ſie Brentano’s Leidenſchaft zum „Improviſiren“ kannten.

„Uebrigens,“ — rief hier Liebich — „was iſt denn Dichten anders, als ein ſchönes geniales Lügen?“

„In gewiſſen Beziehungen, ja!“ — verſetzte Brentano.

„Aber doch gewiß nur in einer ſehr beſchränkten Weiſe!“ — meinte Carl Maria von Weber. — „Die Lüge tritt allerdings bei Mangel an Wachſamkeit und Selbſtbeherrſchung als Spiel der Phantaſie abſichtslos oder als Scherz hervor . . .“

„Ja! und gewinnt, wo ihr nachgegeben wird,“ — fiel Tieck, nicht ohne einen Blick auf ſeinen Improviſator, ein, — „bald ſo viel Herrſchaft, daß ſie zur Leidenſchaft wird.“

„O!“ — rief Brentano hier — „da könnte ich Ihnen, meine Herren und Damen, erzählen, wohin eine allzugroße Doſis Phantaſie führen kann.“

Tieck zuckte die Achſeln; aber die Frauen baten darum, und Brentano erzählte die haarſträubende Geſchichte eines ſeiner Jugendfreunde, die mit deſſen Selbſtmord und der Zerſtörung eines bis dahin beneidenswerthen Familienglücks endete.

Es lag ſo viel Ernſt und ſittliche Würde in dieſem Vortrage, daß nach und nach Alle mit lautloſer Spannung und Theilnahme lauſchten. Den Frauen traten Thränen in die Augen.

Als Brentano aber geendet, ſtand er auf, lachte laut und rief:

„Da haben Sie den Unterſchied zwiſchen Dichtung und Lüge. An der ganzen Geſchichte iſt kein wahres Wort; . . . ich habe ſie im Augenblick erfunden!“

Jetzt freilich fielen Alle über ihn her, Tieck aber ſagte:

„Brentano! Brentano! Sie beſitzen ein gefährliches Talent. Ich fürchte, daß Sie ſich mit der Zeit noch über ſich ſelbſt und das Heiligſte im menſchlichen Weſen belügen und in einen unſeligen Zuſtand hineinphantaſiren.“

„Pah!“ — meinte Clemens — „das ſind Alles nur dichteriſche Kunſtſtücke; . . . wenn ich will, ſchüttle ich dieſe Leidenſchaft, Schwäche oder Stärke, wie Sie es nennen wollen, gleich Staub von den Füßen.“

„Sie ſind ein wunderbarer Menſch!“ — rief hier Kapellmeiſter Weber aus, indem man vom Tiſch aufſtand. — „So oft ich mit Ihnen zuſammenkomme, glaube ich einen anderen Menſchen zu finden. Ich möchte einmal in Ihr Tiefinnerſtes ſchauen.“

Clemens Brentano war plötzlich ernſt, faſt trüb geworden. Er warf ſich in die Ecke des Sophas und ſagte:

„Da würden Sie nichts als Nacht finden. Uebrigens“ — ſetzte er hinzu — „Nachtſtücke ſind manchmal auch intereſſant. Ich will der Geſellſchaft eines vorhalten. Ihr Wunſch, Kapellmeiſter, ſoll ſich ſofort erfüllen. Ich habe ſowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, ſchmerzlichen und wohlthätigen, ſüßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden ſind, mit einer dunkeln, grauſamen Phantaſie ſich in mir widerſpiegelnd, über mich ergangen. Es iſt vorüber. Verloren durch Muthwillen habe ich nichts; der Tod hat mir genommen, was das Leben mir gegeben, und ich erkenne ruhig die Hand Gottes. Das Talent, Dichterwerke zu lieben und zu verſtehen, und, was ich ſelbſt liebe und verſtehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgeſprochen haben, wenn nicht Alles, was ich dichten mochte, zu ſehr die heimlichere Geſchichte meines Innern geweſen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte fügen dürfen. Bei dieſer Art von Zurückhaltung verlangte ich bald nach dem, was ich doch ſelbſt beſaß, und da es mir von Außen nicht gegeben wurde, ſo verzehrte ich endlich meinen eigenen Ueberfluß, ſo daß ich bald meine zurückgehaltene Freigebigkeit in Dunſt verwandelt ſah. Mein Paradies war untergegangen, nur ſein Firmament ſtand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr, aber der Schimmer ihrer Abendſonne ſchwamm noch in der Luft. Mein Selbſtgefühl glich der abgelöſten Farbendecke eines im Waſſer verſunkenen Paſtellgemäldes, welche noch kurze Zeit oben ſchwimmt. Ich hätte es vielleicht behutſam wieder auffaſſen können, aber ich ſah lieber ſo lange lächelnd hinein, bis heftig ſtürzende Thränen es verwirrten, und der widerliche Gedanke, daß durch das Auffaſſen ſolcher ſchwimmenden Farben marmorirtes Papier gemacht wird, machte, daß ich dem geliebten Bilde noch einen ernſten Scheideblick gönnte, und mich dann muthig den Wellen übergebend, es an meiner Bruſt ſcheitern ließ. Nach dieſer Zeit empfand ich ſtets in mir eine beſtimmte Neigung zu gewiſſen Bildern und Zuſammenſtellungen, zu einer gewiſſen Färbung, und ich ſehnte mich, ein Gedicht zu leſen, ein Gemälde zu ſehen, eine Blume zu riechen, einen Geſchmack zu empfinden, deren Eindruck mir die Wunden hätte ſchließen, den Schmerz der Narben hätte ſtillen können. Die bitterſten Arzneien, z. B. Quaſia, ſchmeckte ich mit einer ganz eigenen Luſt. Die menſchliche Schönheit, die mich ſo angelacht, und vor mir in Staub zerfallend, mein Herz ſo tief betrübt hatte, erſchien mir wie freudig lachendes Gift, und mich zu tröſten, ergötzte ich mich ſtundenlang, ein reinfarbiges Stück Grünſpan anzuſehen. Die wunderbaren Blüthen der Belladonna und anderer Giftpflanzen machten mir eigene Luſt, zugleich aber auch die Granatblüthe und die Lilie.“

Clemens Brentano hielt einen Augenblick inne, dann ſagte er, da die ganze Geſellſchaft bewegt und erſchüttert geſchwiegen hatte:

„Und was nun meine Leidenſchaft betrifft, Mährchen, wie vorhin, zu erfinden und zu erzählen, ſo hat dies auch ſeine eigene Bewandtniß. Es hat mich immer eine Erſcheinung tief gerührt, die mir im ſüdlichen Deutſchland oft begegnet iſt: gefallene, von dem Verführer verlaſſene arme Bäuerinnen und Töchter der geringen Stände pflegen ihre Kinder mit allem Putz, allen Schätzen zu ſchmücken, die ſie erſchwingen können, und, ſelbſt arm und ſchlecht gekleidet, die lachenden Kinder als ſchimmernde Trophäen ihres Unglücks im Sonnenſcheine Sonntags vor der Kirche und unter den ſpazierenden, wohlgeborenen Bürgerinnen herumzutragen. So etwas mag auch in meiner Begierde liegen, zu erzählen.“

„Ich wünſchte Sie in Ihrem Innern mit ſich ſelbſt verſöhnen zu können!“ — ſagte Tieck ernſt, indem er Brentano die Hand reichte und drückte.

„Das iſt gut von Ihnen!“ — entgegnete dieſer; — „aber es muß anderswo herkommen.“

Der Dichter griff dabei in die Taſche, nahm ein beſchriebenes Papier heraus und ſagte: — „Dies zum Abſchied. Ich habe es heute gedichtet.“ Und Clemens Brentano las:

„Magdalene geht zum Grabe.

Die bange Nacht iſt hingegangen,
Doch kennt noch nicht ein Menſch den andern,
Noch kann ich mit den Thränen prangen,
Und zu des Meiſters Grab ſtill wandern:

Der Tempelwächter ruft die Stunden,
Maria ringt in ſtummen Schmerzen,
Sie zählte ihres Kindes Wunden,
Ein Schwert drang ſchneidend ihr zum Herzen

Laß los von der Welt,
Von dem bunten Zelt,
Von der Truggeſtalt,
Jeſus kommt bald!
Freundlich wird er grüßen,
Sink' zu ſeinen Füßen,
Suche, fange, halt' ihn dir,
Seufze, ſage, klage hier;
Bleib', o Jeſu, bleib' bei mir!

Die Spezerei, die wir bereitet
Von Myrrhen, Aloe und Narden,
Trägt Salome, die mich begleitet,
Und Jacobe zum Grabesgarten.
Schon fängt's im Oſten an zu tagen,
Ich ſtreck' die Hände aus zum Felſen,
Johanna fragt mit bangem Zagen:
Wer wird vom Grab den Stein uns wälzen?

So wandle ich im Morgengrauen
Zum Grab, wo meine Liebe ruht;
Ich will mit Thränen ihn bethauen,
Er gab mir all' ſein Herzensblut.
Um mir den Stein vom Herz zu heben,
Ging in den Tod all' meine Wonne;
Da zuckt ein Blitz, die Felſen beben,
Und aus dem Grab ſchwingt ſich die Sonne.

Die Wachen rings erſtarret liegen,
Und von dem abgewälzten Steine
Grüßt uns, die ſich zum Grabe biegen,
Ein Engel, weiß im Himmelsſcheine:
Erſchrecket nicht! Er iſt erſtanden,
Er iſt nicht hier. Kommt her und ſchauet.

An leerem Ort die Todesbanden,
Es iſt ſein Tempel neu erbauet.

Weil ich den Leib entführet glaubte,
Eilt nochmals ich das Grab zu grüßen;
Ein Engel ſaß dem Grab zu Haupte,
Ein Engel ſaß dem Grab zu Füßen.
Was weinſt du, Weib? zu mir ſie ſagen.
Ich ſprach: Weil ſie ihn weggenommen
Und ich nicht weiß, wohin getragen.
O ſagt: wo iſt er hingekommen?

Dann blickt' ich um, und ſah im Schimmer
Den Gärtner, glaubt' ich, hört' ihn fragen:
Was weinſt du, Weib, wen ſuchſt du immer?
Ich ſprach: Haſt du ihn weggetragen?
O ſag': Wohin? daß ich ihn finde!
Da hört' ich mich „Maria“ grüßen,
Und rief: Rabuni! und geſchwinde
Sank meinem Jeſus ich zu Füßen.“

Liebesſturm und Liebesſchauer.

Die Stimmung, welche durch Clemens Brentano's Bekenntniſſe und Gedicht auf die Geſellſchaft übergegangen, zitterte auch noch in Weber nach, als er Tieck's gaſtfreundliches Haus verlaſſen und mit Director Liebich den Weg nach dem Theater eingeſchlagen hatte, die heutige Oper zu dirigiren.

Und dieſe Stimmung war in der That keine angenehme, wie ſie Carl Maria ſonſt gewohnt war in der Familie des Dichters und in dem Umgange mit ihr zu finden; denn hier zeigte ſich ja Alles in Form und Weſen ſchön, fein und ſpirituel.

Und wie konnte es anders ſein? Ludwig Tieck war unbedingt um jene Zeit einer der erſten Sterne am deutſchen Dichterhimmel; er war aber auch der Dichter der vornehmen Welt, des über- oder vielmehr verbildeten Leſepublikums, der Intereſſen genialer Auffaſſung und pikanter Behandlung. Tiefes Gemüth, die Macht des überwältigenden Geiſtes und eines ſittlich-tiefen

Ernſtes waren ihm freilich fern, dagegen fiel der Schwerpunkt ſeines Weſens und Dichtens, wie geſagt, in die gebildete Form, in die Feinheit des Tones, in geiſtreiche Kritik und, gelegentlich auch, in Schwärmerei, wenn er darin auch ſeinem Freunde Clemens Brentano nicht nachkam.

Dieſe feine gebildete Form aber — vereint mit der Sicherheit eines großen Selbſtbewußtſeins — befähigte Tieck auf der einen Seite, ſich nirgends hinreißen zu laſſen, ſondern Stoff und Leben überall zu beherrſchen, während ihm dadurch zugleich etwas ſehr Anziehendes für ſeine Perſon erwuchs.

Wer irgend auf feinere Form hielt, fühlte ſich von Tieck und ſeiner Umgebung ſo ſehr angezogen, wie von ſeinen Dichtungen; und da ſeine Poeſie, wie das ganze Weſen in ſeiner und der Seinigen Erſcheinung, Leben und Umgebung, der Selbſtgenuß des gebildeten Geiſtes war, deſſen Gott das Genie iſt, ſo pflanzte ſich dieſer ſchöne behagliche Selbſtgenuß auch gar leicht auf die Umgebenden mit und erzeugte das ungemein ſtill behagliche Gefühl eines wahrhaft ſchönen Daſeins.

Dies gerade war aber auch Carl Maria von Weber's Element, und darum ſeine Behaglichkeit in dieſen Kreiſen. Heute freilich hatte Clemens Brentano einen Stein in die ſpiegelglatte Kryſtallfluth des

Marmorbeckens geworfen; die aufgeſchreckten Wogen beunruhigten in ihren bewegt ausgehenden Kreiſen die ſonſt ſo glatte Fläche.

Auch Weber fühlte dies, und als er im Theater an Thereſe Brunetti's Seite einen gewiſſen Calina in der Loge erblickte, der ihm, dem Eiferſüchtigen, bis in die Seele verhaßt war, erreichte ſeine Mißſtimmung ihren höchſten Grad.

Nur die prächtige Muſik der heutigen Oper und die Freude über die gelungene Aufführung durch das ſelbſtgeſchaffene und eingeübte Orcheſter- und Sängerperſonal riß ihn wieder empor.

Aber freilich auch nur für die Zeit der Aufführung. Als der donnernde Applaus in Carl Maria's Ohren verklungen und er das Theater verlaſſen hatte, fiel es wieder um ſo ſchwärzer über ſeine Seele.

Er wollte heute — wie ſo oft nach dem Theater — ſeine geliebte Thereſe beſuchen, deren gefälliger Ehemann in jenen Stunden niemals heimkam. Nun aber hatte er Calina an ihrer Seite geſehen. Wenn ſie nun dieſer ihm widerwärtige Hausfreund heim begleitet haben ſollte?

Und doch hatte er ſeiner theuern Thereſe das koſtbare Band verſprochen und trug es, wie ein Heiligthum, bei ſich. Er hatte ſich ſo ſehr gefreut, ihr, durch die ſchnelle Erfüllung dieſes Wunſches, eine Ueberraſchung und recht herzliche Freude zu machen. Und nun? . . .

Finſtere Dämonen packten ihn jetzt und warfen ſich ihn gegenſeitig zu. Es waren die Dämonen der Eiferſucht und einer leidenſchaftlichen Liebe.

War doch die glühende Neigung, welche die ſchöne, verlockende Frau dem jungen Meiſter eingeflößt, über dem ſonſt ſo klaren Haupte Carl Maria's mit einer Alles vernichtenden Gluth zuſammengeſchlagen. Und in welches Fegefeuer war Weber durch dieſe Sirene gerathen, die ihm bald die Seligkeiten des Paradieſes gewährte, bald ſein zerfleiſchtes Herz die Höllenqualen weiblicher Launen, des Zweifels und der Eiferſucht erdulden ließ. Bald unter Jauchzen, bald mit Thränen des bitterſten Schmerzes ſchrieb er ja in ſein Tagebuch:

Den achten . . .

„Fürchterliche Scene mit Thereſe. Es iſt wirklich ein hartes Schickſal, daß das erſte Weib, das ich wahrhaft und innig liebe, mich untreu glaubt, und das iſt doch bei Gott nicht wahr. Der ſchönſte Traum iſt vorüber. Vertrauen kommt nicht mehr. Calina kam dazu; peinliche Lage. Die Kette riß!“

Den neunten:

„Zu Thereſen. Unendlich ſchmerzliche Erklärung. Ich vergoß die erſten Thränen, die mir der Schmerz abpreßte. Kopfweh und Fieber.“

Den vierzehnten:

„Zu Thereſen. Lange Spannung. Endlich Verſöhnung, die unbegreiflich wirkte, denn uns beiden war das Unwohlſein wie weggeblaſen. So mächtig wirkt der Geiſt auf den Körper!“

Den dreiundzwanzigſten:

„Sie liebt mich nicht. Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ſie mit ſolcher Wärme von ihrer erſten Liebe ſprechen könnte, daß ſie jedes kleinen Umſtandes beim Anfange derſelben mit Entzücken erwähnt und ihre ſeltſamen Gefühle dabei erzählt? Bei mir war ihr das nicht ſo, und könnte ſie ſo ſchonungslos ſein, wenn ſie mich liebte? Nein, dieſer Traum iſt auch dahin, ich ſoll einmal nicht dieſes Glück kennen und ewig allein ſtehen. Hier liebe ich zum erſten Male wirklich und dieſes Weib hat Alles, was mich glücklich machen könnte. Sie bildet ſich auch zuweilen ein, ſie liebe mich, aber es iſt nicht wahr! Das Bedürfniß der Mittheilung und Zutrauen zu meiner Rechtlichkeit hat ſie zu mir gezogen. Sie kann ſtundenlang ruhig neben mir ſitzen und bringt der Zufall das Geſpräch auf ihre erſte Liebe, dann iſt ſie Entzücken und Wonne. Ich will mich alſo wieder in mich ſelbſt verſchließen, und ſie ſoll wenigſtens nicht ſagen können, daß ich ſie nicht innigſt liebte, Alles will ich zu ihrer Freude thun; meine bittere Ueberzeugung tief in mir vergraben und — arbeiten. — —“

Den fünfundzwanzigſten:

„Nach Hauſe. Epiſtel an Thereſe geſchrieben und beim Liede von Gänsbacher unaufhaltſam Thränen vergoſſen.“

Den ſechsundzwanzigſten:

„Zu Thereſe. Wie ich vorausgeſehen. Sie war lieb und gut und Alles vergeben und vergeſſen.“

Den neunundzwanzigſten:

„Zu Thereſe. Calina kam und ſie mußte endlich mit ihm gehen. Ein peinlicher Tag. Kein Wort der Theilnahme von ihr. Ich begleitete ſie und ging dann zurück, um Reſi Unterricht zu geben. Während ſie vielleicht nicht an mich dachte, ſorgte ich für ihre Freude.“[*]

So warfen die Launen und der Leichtſinn dieſes reizenden Weibes den im Grunde ſeines Herzens ſo edeln Mann hin und her, . . . ſo ſpannten ſie ihn auf die Folter, . . . ſo umſtrickte ihn Thereſe Brunetti mit einem Zauber, den die Warnungen der Freunde, ja ſelbſt die des eigenen, ſonſt ſo klaren Verſtandes nicht brechen konnten.

Auch jetzt wieder ſagte ihm ſein Verſtand: wenn Thereſe ebenſo leichtſinnig, als reizend iſt, . . . wenn ſie deine glühende Liebe mit Füßen tritt, . . . wenn ſie ſich heute wieder von Calina den Hof machen läßt, und morgen vielleicht — wie ſchon ſo oft — gegen deinen Willen, und ohne dein Wiſſen, Landparthien, Soupers und Bälle in Begleitung anderer Herren mitmacht . . . warum, um Gottes Willen, wendeſt du dich denn nicht von ihr ab?

---

[*] Mitgetheilt von Max Maria von Weber, S. 121–122.

Und Carl Maria, der ſchon auf dem Wege nach dem Hauſe war, in welchem Brunetti's wohnten, drehte um, mit Entſchiedenheit zurückkehrend.

Der edlere Theil in ihm hatte ſich mit Stolz aufgebäumt. Scham ergriff ihn . . . und er war froh, daß die Nacht ſein Erröthen verbarg.

Indeß . . . that er denn auch Thereſen nicht Unrecht?

Wenn Calina ſich nun gegen ihren Willen zu ihr in die Loge geſetzt? Stand ihr denn die Macht zu Gebote, den Zudringlichen zu entfernen?

Und wo lag denn die Gewißheit, daß Calina ſie nach Hauſe geführt?

Konnte ſie ihn nicht abgewieſen haben und jetzt, in treuer Liebe, auf Carl Maria mit klopfendem Herzen warten?

Weber ſtellte alle dieſe Fragen an ſich. Am Ende war es doch nur ſeine Eiferſucht, die ihn und ſie quälte . . . und . . . that er ihr damit nicht Unrecht?

Er ſah jetzt im Geiſte, wie ſie ungeduldig auf ihn wartete.

Himmel! wie reizend war ſie in dieſer Ungeduld der Liebe.

Sie ſaß, die wundervoll üppige Geſtalt in ein leichtes, kokettes Nachtgewand gehüllt, auf dem Sopha, den reizenden Kopf auf den runden vollen Arm geſtützt, der, da der weite Aermel zurückgefallen, ſeine herrlichen Formen im vollen Lichte der auf dem Tiſch ſtehenden koſtbaren Lampe — ſie war ein Geſchenk Weber's — zeigte.

Wie blendend weiß war dieſer Nacken, wie ſchön fielen die rothgoldenen Locken über denſelben und die, wie zum Küſſen geformten Schultern auf den vollen wogenden Buſen herab.

Weber ſchauerte wie vor Entzücken zuſammen, als er daran dachte. Konnte er nicht jetzt neben ihr in dem ſtillverſchwiegenen traulichen Zimmer auf dem Sopha ſitzen und, ſie umſchlingend und Lippen auf Lippen gepreßt, glühende Küſſe mit ihr tauſchen . . . Küſſe, die wie ein Feuerregen zündend in Beider Seele flogen, ſo daß ſie vor Wonne und Seligkeit Himmel und Erde vergaßen?!

„Und warum iſt denn dies nicht der Fall?" — rief er jetzt plötzlich vor ſich hin, indem er die Hand auf ſein wild und ſtürmiſch pochendes Herz drückte und hei tig mit dem Fuße auf das Pflaſter ſtieß. — „Warum nicht? Weil ich ein Thor, ein Narr bin, den die Eiferſucht blendet . . . und der dieſem reizenden ſüßen Weſen Unrecht thut; . . . der ſie weinend in liebender Sehnſucht jetzt warten läßt . . . warten, ſelbſt auf die Gabe, die er ihr verſprochen, . . . auf das Band, das ſie ſo ſehr zu beſitzen wünſcht . . . das ich mit ſo vieler Mühe erſtanden und jetzt wie ein Tollhäusler bei mir trage, ohne mir die Freude zu machen, ſie damit zu beglücken!“

Was half es, daß die ruhige Vernunft ſich gegen dieſe Vorſtellungen leidenſchaftlicher Selbſtſucht geltend zu machen ſuchte? Im Herzen glühte feurige Liebe, das aufgeregte Blut ſchäumte in den Adern und alle Faſern und Nerven an ihm zuckten und bebten.

Weber war ein Menſch, wie wir Alle, und kein Gott. Die Liebe hat in feurigen Herzen und phantaſiereichen Geiſtern eine ſolch zauberiſch-magnetiſche Kraft, daß ihr nichts zu widerſtehen vermag. Davon erzählen die vielen mittelalterlichen Sagen von Liebestränken und Liebeszauber, deren arme Trägerinnen oft ihr Leben in den Flammen aushauchen mußten.

Und die Liebe kann in der That nicht nur bezaubern, ſondern auch verzaubern, das heißt, dem verſtändigſten Menſchen das ruhige Urtheil ſeiner Vernunft momentan rauben.

Auch Carl Maria von Weber war durch die

reizende Brunetti dieſem Zauber verfallen. So dauerte denn auch jetzt der leichte Kampf zwiſchen der betäubten Vernunft und der übermächtigen Leidenſchaft der Liebe nicht lange. Ehe er noch bis zur nächſten Straßenecke zurückgekehrt war, hatte die Liebe geſiegt. Er kehrte abermals um, und ging nun feſten und ſchnellen Schrittes auf das Haus zu, das ihm, einem zweiten Tannhäuſer, bereits zum verhängnißvollen Venusberge geworden war.

Als er daſſelbe erreicht, blieb er ſtehen und ſchaute nach den Fenſtern der Geliebten hinauf.

Sie waren erleuchtet.

Gott! was hätte er darum gegeben, zu wiſſen, ob ſie allein ſei?

Schon der Gedanke an das Gegentheil ließ den wild um ſich ſchlagenden Geier der Eiferſucht ſeine Fänge ſo tief in ſein Herz krallen, daß es blutete.

Wieder war es ihm, als müſſe er davon laufen und wieder . . . hielt ihn eine dämoniſche Macht an den Boden gefeſſelt.

Sein Auge ſuchte nach einem Schatten an den weißen Gardinen . . . nach einem . . . nach ihrem . . . nur nicht zwei.

Aber es zeigte ſich nichts.

Vielleicht lag ſie jetzt, wie ſie in dieſen ſpäten Stunden oft zu thun pflegte, auf dem Divan, die ſchöne Geſtalt mit unnachahmlicher Grazie, wie eine halb entſchlummerte Göttin hingeſtreckt, . . . die Wimpern, gleich einem leichten Schleier, halb über die herrlichen, mit unausſprechlicher Liebesſehnſucht blickenden Augen geſenkt, . . . den roſigen Mund wie zum Küſſen leicht geöffnet.

Es war ihr dieſe bezaubernde Attitüde noch von der Zeit geblieben, da ſie Tänzerin war und durch dieſelbe oft das ganze Publikum, ja Fürſten und Könige zu berauſchendem Applaus hingeriſſen.

Dann ſpielte wohl der volle alabaſterweiße Arm — in ſchöner leichter Abrundung über den Kopf gehoben — mit der Fülle des rothgoldenen Lockenhaares, während das Haupt auf dem andern Arme und den ſeidenen Kiſſen des Divans ruhte, . . . das leichte weiße Obergewand aber, geſchickt drappirt und halb herabgeſunken, die Götterformen der übrigen Geſtalt in hinreißender Ahnung ſehen ließ.

Wie oft ſchon hatte dann Carl Maria zu ihren Füßen gelegen und in knieender Umarmung ſein ganzes Weſen in Seligkeit aufgelöſt gefühlt.

Die Erinnerung machte ihn jetzt ſchwindeln; aber . . . ſie ſchleuderte auch den letzten Zweifel zur Seite.

Er bemerkte nicht, daß ſich in einem der dunkeln Zimmer hinter den Scheiben ſchon lange der Kopf eines Kindes gezeigt; . . . er ahnte nicht, daß die kleine liebliche Reſi ihn mit klopfendem Herzen, ſo viel es der matte Schein der Laterne zuließ, beobachte; . . . er ſtürmte hinauf und ſtand in wenigen Minuten in Thereſe Brunetti's Zimmer.

Sie war allein . . . ſaß auf dem Sopha und lehnte gelangweilt und ſchläfrig Rücken und Haupt gegen die Lehne.

„Thereſe!“ — rief Weber, angenehm überraſcht, im Jubeltone, indem er ſeine Arme nach der Geliebten ausbreitete.

Aber die Brunetti regte ſich nicht; nur ein: „Herr Kapellmeiſter?“ — entſchlüpfte ſchläfrig ihren Lippen.

Weber ſtand wie von kaltem Waſſer übergoſſen; aber er riß ſich raſch wieder empor, eilte auf die Geliebte zu, ſchlang ſeine Arme um ſie und bedeckte ihr Stirne, Augen und Wangen mit Küſſen.

Aber ſo marmorſchön Thereſe war, ſo marmorkalt blieb ſie auch; Carl Maria hätte mit dem gleichen Effect eine Statue umarmen können.

Verletzt . . . eine Thräne im Auge . . . trat er zurück. Dann ſagte er mit bebenden Lippen:

„Iſt das mein Empfang, Thereſe?“

„Ich bin ſchläfrig!“ — ſagte dieſe.

„Schläfrig?“

„Ja! wenn man ſo vernachläſſigt wird, wie ich . . .“

„Vernachläſſigt?“ — wiederholte Carl Maria in ſchmerzlichem Tone — „doch nicht von mir, Thereſe, . . . nicht von mir, der Tag und Nacht nur an Dich denkt!“

„Was hab' ich vom Denken!“ — verſetzte die ehemalige Tänzerin, mit einem ihrer zierlichen Füße die Gürtelquaſte, die herabgeſunken, emporſchleudernd und wieder fangend.

„Aber bin ich denn nicht zu Dir geeilt?“

„Und das nennen der Herr Kapellmeiſter Eile? Es dünkt mir, die Glocke ſchlug eben zehn Uhr.“

„Herr Kapellmeiſter! Herr Kapellmeiſter!“ — rief Carl Maria außer ſich — „ich beſchwöre Dich, liebe Thereſe, nicht dieſen Ton . . . nicht dieſe entſetzliche Kälte . . . ſie tödtet mich!“

Und ſich auf die Kniee niederlaſſend und ihre Hände mit Wärme erfaſſend, ſagte er ſanft und weich:

„O! daß Du es nicht begreifen, nicht faſſen willſt, wie unendlich ich Dich liebe, Thereſe!“

„Worte!“

„Nein! nein! nicht Worte!“ — rief Weber mit dem Ausdruck tiefer Erſchütterung und ſtürmiſchen Gefühls. — „Sieh' ich dachte den ganzen Tag an Dich . . . und . . . Dir eine Freude zu machen, lief ich mir die Beine ab, Dir das Band zu verſchaffen, das Du an der Gräfin

Noſtitz-Rhineck ſaheſt . . . und in Folge deſſen wünſchteſt!“

Und mit ſtrahlender Freude in den Zügen langte Weber in die Taſche ſeines Rocks, holte das koſtbare Band hervor und legte es in Thereſens Schooß.

Aber plötzlich fuhr Leichenbläſſe über Weber's Geſicht.

Die Brunetti ließ das Band, ohne es nur eines Blickes zu würdigen, auf die Erde gleiten, indem ſie mit ihrem Fuße das Spiel mit der Gürtelquaſte mit geſteigerter Lebendigkeit fortſetzte.

Weber ſtand auf. Ein tiefer Seelenſchmerz lag in ſeinen Zügen.

Er hatte ſich ſo unendlich darauf gefreut, der Geliebten eine Ueberraſchung zu bereiten; . . . er hatte weder Geld, noch Mühe, noch Zeit geſpart, ihren, erſt geſtern Abend geäußerten Wunſch zu erfüllen . . . und nun . . .

„Thereſe!“ — ſagte er jetzt nach einem tiefen Athemzuge — „Du machſt mich namenlos unglücklich! Ich dachte . . .“

„Hatten der Herr Kapellmeiſter . . .“

„Der Herr Kapellmeiſter!“ — wiederholte Weber, indem er mit dem Fuße aufſtampfte, — „wenn ich nicht wahnſinnig werden ſoll, ſo laß den verdammten „Kapellmeiſter“ weg und nenne mich wie immer Du!“

„Ich hatte das Band heute Morgen erwartet!“

„Erwartet? . . . heute Morgen?"

Eine leidenſchaftliche Antwort drängte ſich auf Weber's Zunge; da glitt durch eine Bewegung das leichte Gewand ein wenig von der Schulter herab.

Wie ein Strom glühender Lava rollte das Blut durch Weber's Adern.

In Anſchauen verloren ſchwieg er einen Moment, dann ſagte er faſt bittend und mit leiſe zitternder Stimme:

„Wie kannſt Du, mein Engel, ſo namenlos ungerecht gegen mich ſein? Weißt Du etwa nicht, welche Laſt der Geſchäfte mich niederdrückt? Durch die Ausſcheidung der alten untauglichen Mitglieder und die Anſtellung neuer befindet ſich ein Theil des Orcheſters in offener Revolution! Der taube Paukenſchläger und der einäugige Fagottiſt ſtürmen mir faſt das Zimmer. Da hab' ich zu kämpfen mit Künſtlereitelkeit, Künſtlerhochmuth, Ueberſchätzung, Intriguenweſen, geſuchter Originalität und Genialität und wie ſie alle heißen, dieſe giftigen Auswüchſe des Künſtlerthums! Da iſt das verwahrloſte Archiv des Theaters zu ordnen, da liegen mir die Vorbereitungen von fünf neuen Opern an Decorationen, Coſtümen, Rollenaustheilen und Rollenausſchreiben auf dem Hals; — dazu das Prüfen von Muſikern, die ungeheuere Correſpondenz in Betreff des Engagements des neuen Opernperſonals, die Organiſirung und Einübung eines brauchbaren Chors, das Dirigiren der Oper ſelbſt . . ..“

Die Brunetti lachte hier laut auf . . . aber es lag Härte und Spott in dieſem Lachen.

„Und das Beſte vergißt er!“ — rief ſie dabei.

„Das Beſte?“

„Nun ja, das Courmachen und die Liebesintriguen mit den Choriſtinnen!“

„Thereſe!“

„Natürlich! wenn man als Kapellmeiſter die Macht hat, anzuſtellen oder nicht . . .“

„Thereſe!“ — wiederholte Weber, und es klang wie der Schmerzensſchrei eines Menſchen, den ein Schwert in das lebende Fleiſch gedrungen — „und das ſagſt Du . . . mir? Du, die den ganzen Abend an der Seite Calina's, dieſes unwürdigen Menſchen, in der Loge ſaß?“

Wieder lachte die Brunetti hart und kalt auf: — „Nun iſt er auch noch eiferſüchtig!“ — rief ſie dabei: — „als ob Calina nicht ſchon ſeit lange Hausfreund bei uns wäre!“

„Gerade das iſt es!“

„Das iſt nichts! Jedermann kann mein „Freund“ ſein, ohne daß Böſes dahinterſteckt; wenn man aber . . .“

„Was?“ — rief Weber, in dem denn doch jetzt der Zorn aufflammte

Die ehemalige Tänzerin und jetzige Schauſpielerin mochte indeß doch fühlen, daß die Scene anfing, zu weit zu gehen. Sie griff daher in das Arſenal ihrer Liebeswaffen und ſandte einen langen, faſt ſchmerzlichen Blick aus ihren großen blauen Augen auf ihren bis zum Aeußerſten gebrachten Verehrer.

„O, ich weiß es!“ — ſagte ſie dabei — „daß ich verrathen und geopfert bin . . . ich! . . . die Dich Undankbaren bis jetzt ſo innig, ſo hingebend, ſo glühend liebte!“

Und Thränen traten in die ſchönen Augen.

„Aber Thereſe, liebe, ſüße, theuere Thereſe!“ — rief jetzt Carl Maria, deſſen edles, nur allzu zart und allzu leidenſchaftlich fühlendes Herz der Blick und die Thränen der ſo heiß Geliebten ſchon wieder geſänftigt und weich geſtimmt hatte — „ich ſchwöre Dir, bei Allem, was mir heilig iſt, daß ich nur Dich allein liebe und anbete!“

„Und die Wurtzig?“

„O! ich denke nicht daran!“

„Und die Selska!“

„Die Choriſtin?“

Weber faßte ſich wie verzweifelnd an den Kopf. — „Es iſt zum Tollwerden!“ — rief er dabei. — „Mein Herz und meine Seele ſind ſo rein von dieſem Treiben, wie der Strahl aus Gottes lieber Sonne. Dich liebe ich, Dich, Thereſe, zu meiner Seligkeit und zu meiner Qual und bis zum Aeußerſten . . . aber ſonſt Niemand! Das ſchwöre ich Dir!“

Ein kaum merkbares ſchlaues und triumphirendes Lächeln umſpielte den ſchönen Mund der reizenden Brunetti. Was ſie beabſichtigt hatte, war ihr gelungen: den wohlverdienten Vorwürfen der Eiferſucht von Seiten des Geliebten zu entgehen, hatte ſie die Eiferſüchtige und Beleidigte ſo lange geſpielt, bis Weber ſelbſt beſchwichtigend zu ihren Füßen lag.

Und das that er jetzt, während ſie ihm, zufrieden lächelnd, ihr kleines Füßchen zum Küſſen hinhielt.

Auch das Band durfte er ihr jetzt reichen . . . und nun folgte von ihrer Seite eine ebenſo aufgeregte und aufregende Leidenſchaftlichkeit, als ſie bisher Härte gezeigt hatte.

Sie war wie umgewandelt; als ob eine himmelhohe Feuerſäule aus Eis emporſchlüge. Die Leidenſchaft hatte in ihrem Herzen alle Thüren und Thore aufgeriſſen und erfüllte die Reizende jetzt mit einer ſchönen Wildheit.

Nichts kümmerte ſie mehr: ſie hörte, ſah, fühlte nur Liebe, und, Weber in ihren Umarmungen faſt erſtickend, rief ſie:

„O Du ſüßer, theurer, geliebter Mann! . . . glaubſt Du jetzt, daß ich Dich liebe? Und wenn man mich auch von Dir hinwegreißen ſollte mit dem langſamſten Martertod, Glied um Glied, ſo würden die letzten Faſern noch, mit Rieſenkraft, Dich . . . Dich . . . umklammern und nach Dir zucken!“

„Thereſe!“ — jubelte Weber und ſeine Sprache erſtarb in flammenden Küſſen.

— — — — — —

Zwei Zimmer davon entfernt, ſchlief ein Kind ruhig in ſeinem Bette.

Im matten Scheine der Nachtlampe lag es da wie ein Engel. Das liebliche Antlitz mit den ſanft gerötheten Wangen, umrahmt von einer Fülle röthlichgoldener Locken, ſchaute, von ſtillem Entzücken verklärt, aus den weißen Kiſſen, die es wie leichte Morgenwölkchen umgaben.

Es war Reſi, die im Schlafe lächelte . . . und doch . . . feuchteten ſich die geſchloſſenen Augen. Eine Thräne preßte ſich wohl durch die Lider hindurch. Von Zeit zu Zeit ging dabei ihr Athem ſchwer, als drücke ein tiefes Weh ihr kleines Herz zuſammen.

Reſi träumte:

Es war ihr, als ſitze ſie gefangen in einem Thurme. Dicke ſchwarze Mauern umſchloſſen ſie; dennoch war ſie glücklich, denn ſie dachte freudigen Herzens an ihren geliebten Lehrer und Freund.

Aber horch! iſt's nicht, als höre ſie mit einem Male, zurückgeworfen von dem Geſtein, ihren Freund ſeufzen und ſtöhnen; . . . als ſehe ſie ihn unglücklich in dem Kerker neben ihr; . . . als höre ſie ihn bang nach ihr rufen?

Da ſpringt ſie auf; da drängt ſie ihre Kniee, ihre Hände, ihr ganzes Gewicht gegen die kalte Scheidewand; . . . aber ſie kann nicht hindurch; . . . ſie kann dem lieben theuern Freunde kein Zeichen geben, daß er ſie höre . . . daß ſie mit ihm fühle und leide; . . . ach! ſie iſt ihm ſo nahe... und doch . . . getrennt von ihm.

Ein ſtöhnender Laut entfährt ihrer Bruſt.

Da ändert ſich der Traum.

Ein Waldbach hat ſich ein Bett gewühlt, tief, aber eng, über Felsblöcke und Abhänge dahinſtürzend. Und es dünkt der Schlafenden, als ſei ſie in eines der Ufer gebannt, und das andere ſei ihr ſo hochverehrter und angebeteter Freund.

Ein leichter Sprung führt das ſcheue Reh von einem Ufer zum andern hinüber; . . . und dennoch ſind die zwei Ufer des Waldbaches voneinander geriſſen, und . . . das eine kann nie ſich . . . an das andere ſchließen!

Reſi athmet ſchwer . . . unruhig bewegt ſie ſich, . . . der Arm der kleinen hübſchen Schläferin . . . wirft die Decke etwas zurück . . . und legt ſich über das Köpfchen.

Und die Traumbilder ändern ſich abermals:

Es iſt Reſi, als fühle ſie ihre Seele in einem jungen Blüthenbäumchen wohnen, mit dem ſie angewurzelt an die Erde. Ihr gegenüber aber, tiefer im Grunde ſtehend und mit den Aeſten nahe an ſie heranreichend, . . . hebt ſich eine mächtige Eiche; . . . aber . . . ſonderbares Spiel des Traumlebens . . . wiederum iſt der Baum, in eigenthümlichem Verſchwimmen der Gedanken, bald Eiche . . . bald der geliebte Freund und Lehrer.

Und das Blüthenbäumchen auf der Höhe des Abhangs und die aus der Tiefe heraufragende Eiche breiten ſich die Aeſte wie Arme entgegen . . . aber ſie berühren ſich nicht! . . . zueinander rücken können ſie nicht! . . . denn ſie ſind feſtgewurzelt in der Mutter Erde. Nur iſt's bisweilen, als ob der Sturm Mitleiden mit ihnen habe . . . und . . . wenigſtens ihre Häupter einander nahe bringen wolle; . . . vergebens! . . . ſo nahe . . . und doch getrennt!

Plötzlich ſinkt unter der Träumenden der Boden . . . und . . . ſie wird zu einer Blume, die an dem Ufer eines Baches aus dem Geſteine hervorwächſt. Und ſie neigt ihr von der Sonne halb verſengtes Köpfchen dürſtend und verſchmachtend der kühlenden Welle entgegen, . . . nahe! . . . ganz nahe! . . . doch . . . ſie reicht nicht hinab.

Und die kleine Felſenblume fleht zu jeder vorübereilenden Welle: „Nimm mich mit! nimm mich mit!“

Aber die Wellen eilen vorüber, dem nahen Fluſſe, dem fernen uferloſen Weltmeere zu . . . und keine hört . . . und keine erbarmt ſich der kleinen Blume. Da neigt ſie in Schmerz und Sehnſucht ihr kleines Blüthenhaupt . . . verſchmachtet . . . und ſtirbt.

Ein ſchöner Kreis.

Der Menſch iſt ein eigenthümliches Weſen, geboren im Dualismus, in ihm lebend . . . in ihm ſterbend.

Wie wunderſchön läßt doch Goethe den Fauſt ſagen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

So iſt es ſelbſt bei den Beſſeren: „Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt!“ und Diejenigen, die die Welt glauben machen wollen, ſie ſtünden über dieſem Kampfe erhaben und ſeien die Tugend ſelbſt, das . . . ſind gerade die Schlechteſten.

Der Menſch hat in dieſem Kampfe ſchon gewonnen, wenn er es ſo weit bringt, ſeine, ihm von der Natur in Fleiſch und Blut gelegten Triebe zu zügeln, und die dunkelen Vorſtellungen der Leidenſchaft durch die deutlicheren der Vernunft dahin aufzuklären: dies ſei moraliſche Vollkommenheit, jenes moraliſche Unvollkommenheit.

Eines aber iſt dabei zu berückſichtigen, daß wir Menſchenkinder eben mehr Herr über unſere Vorſtellungen, als über unſere Gefühle und Leidenſchaften ſind. Jeder von uns iſt und bleibt ein Product der Natur, deſſen Weſen von der Zuſammenſtellung der Atome, von der ihm durch äußere und innere Bedingungen gegebenen Nerventhätigkeit, von Blut und Temperament abhängt.

Bedarf Derjenige, der mit einem phlegmatiſchen Temperamente geboren iſt, ſehr ſtarker Reizungen, um einen Eindruck in ſich aufzunehmen, ſo findet ſich bei dem Sanguiniker ein Uebergewicht von Reizempfänglichkeit; zeigt ſich bei dem erſteren eine träge Sinnesthätigkeit, ein langſamer Gang der Vorſtellungen und eine kalte Phantaſie, ſo iſt die Sinnesthätigkeit bei dem ſanguiniſchen Temperament um ſo regſamer, die Folge der Vorſtellungen um ſo ſchneller, die Phantaſie um ſo leichter erregbar, geſchäftiger und glühender.

Aber gerade durch das Temperament, durch die, von der Natur mit freier Selbſtbeſtimmung gegebene Zuſammenſetzung in Blut und Säften, wird auch der Menſch zum Künſtler geboren oder nicht.

Nie ſollte man daher in dieſer Beziehung denſelben Maßſtab an den Künſtler legen, wie an den gewöhnlichen Menſchen. Nicht als ſollte hier das Böſe entſchuldigt werden . . . wohl aber tritt ihm die Verſuchung öfter entgegen und ſein Abirren iſt leichter.

Carl Maria von Weber war gewiß ein edler Menſch, der — gerade in dieſer Periode — in ſeiner Stellung, wie im Leben, Würde und Ernſt mit Liebenswürdigkeit paarte, und ſich durch Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit und Pflichttreue auszeichnete; er war ein Geiſt, der mit eigenthümlicher Kraft, reger Phantaſie und tiefem Eindringen ſchöpferiſche Genialität verband; . . . er war als Menſch klar, beſcheiden und gediegen; . . . ein Gemüth voll des reinſten Wohlwollens, voll liebevoller Anerkennung fremder Verdienſte . . . aber . . . Weber trug in ſeiner Bruſt auch ein ſehr empfängliches, der Liebe zugängliches, leidenſchaftliches Herz, das mit einer reizbaren Phantaſie Hand in Hand ging.

Wie alle Künſtler bezauberte ihn dabei das Schöne und riß ihn leicht hin, ſo daß es alsdann den Aufwallungen der Leidenſchaft nur zu oft gelang, den ſonſt ſo klaren Verſtand zu umnebeln und, momentan wenigſtens, von ſeinem Herrſcherthrone zu ſtoßen.

Wie aber hätte ein für Schönheit und Liebe ſo empfängliches Herz, wie das Carl Maria's, den wirklich bezaubernden Reizen einer Thereſe Brunetti widerſtehen ſollen! und daß dies nicht geſchehe, dafür ſorgte, vom erſten Momente an, die in allen Künſten der Koketterie erfahrene, mit der üppigſten Sinnlichkeit auf die Sinne einwirkende Tänzerin.

Gleich von Anfang an warf die verlockende Sirene ihre Netze nach dem jungen Meiſter und Operndirector aus, indem ſie — unter dem Schein, für Muſik zu ſchwärmen, — alle Opernproben beſuchte und ſo mit dem neuen Kapellmeiſter faſt täglich zuſammentraf.

Aber auch in ihre eigene Wohnung vorzudringen fand Carl Maria von Weber keine Schwierigkeit, da der leichtfertige Gatte der leichtfertigen Frau den neuen Herrn Kapellmeiſter und Operndirector gern und mit großer Zuvorkommenheit in ſein Haus aufnahm, während ſich ſeine Gattin durch die Bevorzugung, die ihr damit vor anderen Theaterdamen ward, geſchmeichelt fühlte.

So war raſch aus einer Tändelei und der unſchuldigen Huldigung blendender Schönheit eine ernſte Neigung, bald ſogar eine Leidenſchaft geworden, die Carl Maria über dem Kopfe zuſammenſchlug und ihn nachgerade in ihrer Alles vernichtenden Gluth bis an den Rand des Abgrundes führte.

Sein eigener Sohn und Biograph Max Maria von Weber ſagt darüber:

„Die Brunetti ließ ihn, ihre Macht bald erkennend, mit ſeiner Kunſt bald von den ſüßen Paradieſesfrüchten verbotener, beglückender Liebe koſten, bald ſchleppte ſie ihn durch die Fegefeuer des Zweifels und die Höllen der Eiferſucht hindurch. Es bedurfte des ganzen gewaltigen Grundes von Weber's moraliſcher Elaſticität und wahrem Feſtſtehen, um von dieſem Wirbelſturme der Gefühle nicht in den Abgrund gezogen zu werden."

„Nichts iſt rührender als der Contraſt zwiſchen ſeinen beimiſchungsloſen Liebesgefühlen und ihrem leichtſinnigen Spiele mit dieſen kraftvollen Empfindungen, die ihr Herz nicht mehr beſchäftigen, als die Courmachereien der Tänzer und Schauſpieler, zu denen ſie in „Beziehung" geſtanden hatte."

„Während ſie durch das neue „Verhältniß" im Gange ihres freundlichen und genußjagenden Lebens Nichts ändern ließ, oft gegen ſeinen Willen, noch öfter ohne ſein Wiſſen, Landpartien, Soupers und Bälle in Begleitung anderer Herren mitmachte und beſuchte, belauſchte er ihren Blick und ihren Athem, um ihre Wünſche zu errathen, Andeutungen zu erhalten, wodurch er ihr Freude machen, ſeine Liebe zeigen konnte, wohnte unerträglichen Geſellſchaften und Bällen, bis zum frühen Morgen hin, todtmüde, bei, um in ihrer Nähe ſein, ſie beobachten zu können, durchlief die Stadt in Sonnenbrand und Regen, oft das Mittagsmahl zwiſchen ſeinen erdrückenden Geſchäften opfernd, um ihr ein Band, einen Ring, ja ſogar einen Leckerbiſſen zu verſchaffen, nachdem ſie Gelüſt geäußert und der ſchwer herbeizuſchaffen war; das, was er ihr brachte, wurde dann nach Laune mit glühenden Liebkoſungen gelohnt oder kühl hingenommen. Die Scenen, wenn er ſie überführen konnte, daß ſie gegen ihre heiligen Verſprechen gehandelt, ihn belogen und hintergangen hatte, waren ſchrecklich, beſonders da ſie ſehr geſchickt meiſt Mittel fand, ſich ſelbſt eiferſüchtig zu zeigen und ſo die Schuld auf ſeine Seite zu bringen.“

„Sein ganzes Fühlen und Denken jener Zeit, bei jeder Handlung, jedem Beginnen, drehte ſich um die peinliche Frage: in welcher Laune wird ſie es aufnehmen?“

Armer Weber! und welche Launen mußteſt du, um deiner Liebe Willen, ertragen!

Thereſe Brunetti machte es wie ſo viele Weiber: ſie pflegte ihre Grundſätze an- und abzulegen, wie Schmuck, zu wechſeln wie Kleider. Dabei waren beſtändig Liebe und Eitelkeit bei ihr im Kampfe. Sie konnte über des Geliebten Schmerz und Verzweiflung lachen, erbärmliche Kleinigkeiten dagegen mit dem Ernſte eines Cato behandeln. Ihr Herz hatte in der That noch ein paar Hundert Fibern mehr, als das anderer Frauen . . . aber . . . auch ebenſo viel verborgene Winkel.

Spötter wollten wiſſen, daß es ſo viel Falten habe, als die ſämmtlichen Röcke, die ſie trage.

Und doch hatte Thereſe Brunetti auch wieder gute Seiten: ſie liebte Carl Maria wirklich — allerdings nur mit der Liebe, deren ein ſolcher ſinnlicher und flüchtiger Charakter fähig iſt —; dann aber auch wild mit einer gewiſſen Raſerei, die Weber Himmel und Erde vergeſſen ließ und deren dämoniſche Schönheit gerade die unſeligen Zauberkreiſe um ihn zog.

Galt es ihrer Leidenſchaft, ihrer Eitelkeit oder Laune, ſo wohnte auch Mitleid, Gutmüthigkeit und Liebe zu ihrem Kinde in ihrem Herzen. Wenn nur der Leichtſinn dieſe Sterne nicht gar zu oft verdunkelt und der Eigenſinn, der — durch ſo viele Huldigungen und Anbeter Verwöhnten — Weber oft zur Verzweiflung gebracht hätte.

Thereſens Luſt an Zerſtreuungen kannte dabei in der That keine Grenzen; kaum von einem Vergnügen heimgekehrt, dachte ſie ſchon wieder an neue. Ein vernünftiges Wort aus des Geliebten Mund führte alsdann aber nur zu häufig zu Mißverſtändniſſen, die einen conſequenten Mann toll machen konnten. So ſchleuderten die bei dieſem „Verhältniß“ himmelhoch gehenden Wogen der Liebe und der Verzweiflung Carl Maria bald auf die Höhen ſeliger Luſt, bald in den Abgrund unausſprechlichen Unglücks.

Da war es denn wirklich ein unendliches Glück, daß Carl Maria in dem Umgange mit Ludwig Tieck, Clemens Brentano und Ludwig Robert, dem geiſtvollen Bruder der geiſtvollen Rahel, ein Gegengewicht fand, das ihn nicht nur mit magiſcher Gewalt immer wieder zu dem Höheren emporzog, ſondern auch das Edele, das in ihm wohnte, in friſchem Fluſſe erhielt.

Dem geiſtreichen Kreiſe, dem auch Liebich geſellt war, ſchloſſen ſich auch Frauen von Bildung an, von welchen ſich namentlich manche Mühe gab, auf zarte Weiſe den Zauber zu brechen, den die Brunetti auf Weber übte; freilich bis dahin ohne Erfolg.

Schöne Stunden erblühten aus dieſer Vereinigung, ... Stunden reich an poetiſchen und muſikaliſchen Genüſſen, in welchen Tieck ſeine neueſten Schöpfungen — namentlich auch ſeine Gedanken über den „Anti-Fauſt“ — mittheilte, . . . Clemens Brentano reizend log (reſp. improviſirte), . . . und Ludwig Robert die Funken ſeines Geiſtes blitzen ließ.

Aber auch Carl Maria von Weber trat hier thatſächlich in die dichteriſchen Sphären mit ein. Hatte er ſich doch ſchon ſeit langer Zeit — wenn auch zumeiſt im Stillen und Geheimen — als Schriftſteller verſucht.

Alle Künſte gehen ja von einer Wurzel aus, und was iſt der geniale Tonſchöpfer anders, als ein Dichter in Tönen?

Weber charakteriſirte auf dieſem Felde Humor und kritiſcher Scharfſinn. Von dieſen geſpornt hatte er denn auch ſchon manchen einzelnen Aufſatz, jedoch nur unter dem Namen Carl Maria, in Zeitſchriften erſcheinen laſſen, doch bewahrte das Heiligthum ſeines Pultes auch Entwürfe zu einem muſikaliſchen Roman, der den Titel „Tonkünſtlers Leben“ führen ſollte.

In jenem Kreiſe wurden ſie vorgetragen und mit allgemein freudiger Anerkennung aufgenommen; Tieck ermunterte Weber ſogar, in dem begonnenen Werke friſch und fröhlich fortzufahren.

Hatte dann Tieck oder Weber vorgeleſen, . . . Brentano Mährchen improviſirt, einige ſeiner Gedichte zum Beſten gegeben oder ſich in unglaubliche romantiſche Schwärmereien verloren, ſo ſtellte ſich jener Kreis wohl auch zu anſpruchloſem Scherz die muntere Aufgabe, daß jedes Mitglied deſſelben, nach, von den Frauen aufgegebenen und durch das Loos beſtimmten Worten, eine wirkliche Improviſation liefere.

Brentano ſelbſt hatte natürlich den Impuls dazu gegeben, damit aber auch ſehr viel zu der Heiterkeit jener Abende beigetragen.

So ſaß man denn auch heute wieder bei Tieck's zuſammen. Der Thee dampfte und Ludwig Robert, — der kleine braune Mann, fein von Geſtalt und Lebensformen, ſtachlich, mit ſcharfem, ſarkaſtiſch epigrammatiſchem Weſen, — ſorgte redlich dafür, daß die Schärfe der Denkkraft, die Lebendigkeit und die Präciſion der Debatte, bei der auch heute wieder etwas in's Blaue verſchwimmende neue Unterhaltung der Romantiker, nicht zu kurz kam.

Als man auf dieſem Felde zu Ende, ſagte Tieck:

„Und nun, mein lieber Kapellmeiſter, denke ich, Sie halten Ihr Wort; Sie haben uns das letztemal verſprochen, uns etwas aus dem Entwurf ihres muſikaliſchen Romans: „Tonkünſtlers Leben“ zum Beſten zu geben. Haben Sie Ihr Manuſcript mitgebracht?“

„Ja!“ — entgegnete Weber; — „aber ich geſtehe offenherzig, daß ich es mit gepreßtem Herzen aus der Taſche ziehe.“

„Warum?“ — ertönte es faſt einſtimmig.

„Weil ich, einem ſolchen Meiſter gegenüber, wie es Freund Tieck als Schriftſteller und Vorleſer iſt, kaum wage, den Mund aufzuthun.“

„Bah!“ — rief Brentano — „thun Sie es immer, und wenn Sie zu Ende ſind, dann bekennen Sie voll Schmerz, daß Sie gar nicht der Dichter ſind.“

Alles lachte; Tieck aber wußte dem Freunde ſo herzlich zuzuſprechen, daß dieſer Muth faßte, ſein Manuſcript aus der Taſche zog und alſo las:

„Ich hatte eben die letzte Note geſchrieben und ergötzte mich an den Schnörkeln des Schlußzeichens, die meine Hand geſchäftig vervielfältigte, während mein Geiſt das ganze Stück noch einmal vor ſich ſchweben ließ, und eine Art zerſtreuten Brütens, mit der zufriedenen Empfindung einer vollendeten Arbeit verbunden, ſich erzeugte, als mein munterer Dichter in Domino und Larve zur Thüre herein trat und mich mit freundſchaftlichem Ungeſtüme beim Aermel faßte. Das ewige Arbeiten taugt den Teufel nicht, fort, auf, heut iſt Redoute, glänzende Redoute, die zweite; die erſte beſucht Niemand. Da giebt's ſchöne Mädchen, Punſch, Muſik, zwar ſchlecht, aber doch lärmend, da kann man Grobheit für Witz ausgeben, und unter der ſchützenden Maske ſogar einmal den Weibern die Wahrheit ſagen. — Allons, auf, der Wagen ſteht vor der Thür, hier iſt alles Nöthige und nun Marſch!

Ehe ich noch ſelbſt recht wußte, ob ich wollte oder nicht, ſaß ich im Wagen, wurde von den geſchäftigen Händen meines lockeren Freundes bemantelt und verkappt, eben ſo ſchnell wieder aus dem Wagen gehoben, und da ſtand ich nun in der wirbelnden Menge bunter Geſchöpfe, die heute das Recht hatten, öffentlich nicht zu ſcheinen, was ſie ſind.

Die Rippenſtöße einiger tanzenden Paare weckten mich bald kräftigſt aus meinen Träumen, und ich fing nun nach und nach an, mir in dem Gewirre zu gefallen.

Mein lockerer Führer ermangelte nicht, die vorbeiſtreifenden Bäuerinnen, Veſtalinnen, Türkinnen und Nonnen zu beäugeln und mit beißenden Anmerkungen zu regaliren. Ich zog mich etwas zurück. Der Strom trennte uns und ich ſah mich ein paar freundlichen Fledermäuſen gegenüber, die mich anpiepten: Lange nicht Klavier geſpielt? Nein!! o wir kennen dich, viel Ehre! Ein Gärtnermädchen zupfte mich, bot mir eine Pomeranze: Für dein ſchönes Spiel vor einigen Tagen. Ein Teufel drängte ſich zu mir, und ſagte: componire mir dies; ich las, „an Emilien", ergriff es mit einer Haſt und ſprach: ſelbſt vom Teufel verehre ich, was ihren Namen trägt; auf der nächſten Redoute bekommſt du es.

Eine Nonne hing ſich an meinen Arm; die ſchlechte Muſik muß das Kennerohr recht beleidigen. — Nein, Beſte! aber das beleidigt meine Ohren, daß die ganze Welt nichts anderes mit einem Künſtler zu ſprechen weiß, als wovon er nie gern ſpricht, ſondern es nur gern fühlt, von ſeiner Kunſt. Und ergrimmt, mich beinahe von jeder Maske erkannt zu ſehen, zog ich mich in eine Loge zurück.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Doch bald lockte ein ſonderbarer Aufzug mich wieder näher.

„Ein großer Schwarm von Masken kam zu der weit geöffneten Thür herein. Die ſonderbarſten barockſten Karikaturen und Phantome, klein und groß, in den verſchiedenſten Geſtalten und Formen: die Tanzmuſik ſchwieg: ein Hanswurſt bat das Publikum um Erlaubniß, eine große deklamatoriſche, dramatiſche, melopoetiſche, allegoriſche Darſtellung in Verſen geben zu dürfen, und hervortrat ein geregeltes, kaltes Weſen, welches auf der Stirne einen Schild mit dem Worte: Unpartheilichkeit, am Munde die Phraſe: Eifer für die Kunſt, und am Herzen einen geſpickten Muſikkatalog hatte, in der Taſche ein Schnippchen ſchlug, und das man beim erſten Blicke als eine gewiſſe Zeitſchrift erkannte, die ſich anſchickte, folgenden Prolog zu halten:

Prolog.

Geehrtes, kunſtliebendes Publikum,
Es war uns zu allen Zeiten drum,
Dir deutlich und glaubbar einzubeizen,
Daß nie nach ſchnödem Gewinn wir geizen,
Ja! durch unparteiiſche Recenſionen
Können wir beweiſen in allen Zonen,
Daß ſtets wir die Kunſt nur aus Liebe gepflegt,
Daß ſelbſt oft mit Schaden wir Werke verlegt;
Auch werden wir niemals aufhören zu ſtreben,
Euch nur Beweiſe von Eifer zu geben.
Ein größeres Werk verlegen wir jährlich,

Obwohl es in dieſer Zeit wirklich gefährlich,
Mit ſo viel Partituren ſich abzugeben,
Doch wollen die Herrn Componiſten auch leben.
Das Stück hier, wir wollen's nicht loben, nicht tadeln,
Es wird ſich, hat's wahren Werth, ſelber ſchon adeln.
Bemerken können wir bei unſern Sachen,
Daß wir ſie gemeinnützig ſuchen zu machen,
Wovon wohl unſtreitig der klärſte Beweis,
Dies ſchöne Papier, und der niedrige Preis.

Hanswurſt (ſpringt hervor)

Erlauben's mir auch ein paar Worte zum Schluß,
Hier iſt nicht vonnöthen, daß Alles ein Guß;
Nur die große Oper tritt hier vor die Welt,
Effecte nur ſind da zuſammengeſtellt.
Die Sängerin will Sie durch Gurgeln verführen,
Der Heldenſpieler durch Wahnſinn rühren,
Der Narr Sie durch Wahrheit lachen machen,
Das Orcheſter wird ſchrecklich wüthen und krachen,
Die Tänzerin ſchöne Waden zeigen,
Der Prim' Violino Solo geigen,
Der Theatermeiſter donnern und blitzen,
Um auch etwas Ihre Gunſt zu beſitzen.
Ja! wird Sie dies Alles nicht packen, nicht greifen,
Werden wir zu den letzten Mitteln greifen.
Mit Pferden, Kamelen Sie regaliren.
Kein Thier ſoll unſern Kunſtdrang geniren.
Kurz, durch Alles, was das Genie je ausheckte,
Durch all' dieſe goldenen großen Effecte
Wollen wir blos effectuiren,
Daß Sie ſich ſollen amuſiren,
Die große Sentenz unſerer Zeiten
Auch ohne zu wiſſen, ob's was zu bedeuten,
Wenn nur nach dem Theater am Table d'hôte,
Im Munde die Kunſt und das Abendbrod
Sie finden, daß die und die ſchön angezogen:

Der Larifari heut vortrefflich geflegen,
Daß eigentlich 's Ganze Sie nicht recht verſteh'n,
Und deswegen 's nächſte Mal wieder hingeh'n

Er entfernte ſich unter einer Verbeugung, und die große italieniſche Oper tritt hervor, — eine lange, hagere durchſichtige Figur, charakterloſes Geſicht, das als Held, Seladon, Barbar ſich immer gleich bleibt, und nur eine ungemeine Süßlichkeit über ſich verbreitet hat. Sie trägt ein dünnes Schleppkleid, deſſen Farbe eigentlich keine Farbe zu nennen iſt, und auf dem hin und wieder kleine blitzende Steinchen ſitzen, die die Augen des Publikums auf ſich ziehen. Bei ihrem Auftritte wird im Orcheſter ein Geräuſch gemacht, um die Zuhörer zur Stille zu bewegen, das in Italien Ouverture genannt wird.*)

Sie fängt an zu ſingen:

Scena.
Recit. Oh Di — — — addio — —
— — — — — — — — — —
Arioso. Oh non pianger mio bene.
Ti lascio — Idol mio —
— — — oimé — —
Allegro. Già la Tromba suona — —
— — — — — — — — — —
Colla parte. Per te morir io voglio —
— — — — — — — — — —
più stretto, — O Felicità — —

---

*) Siehe „Briefe über den Geſchmack in der Muſik" von J. B. Schaul. Karlsruhe, Maklot.

auf Ta (ein Triller von zehn Takten; das Publikum applaudirt unmenſchlich.)

Duetto.

Caro — —!
— Cara — —!
a Due. Sorte amara — —

(auf amara, wegen des a, die ſüßeſte Terzienpaſſage.)

Allegro. — oh barbaro tormento —

(es hat kein Menſch zugehört, aber ein Kenner ruft Bravo, Bravo! applaudirt, und das ganze Publikum fällt fortissimo mit ein.)

Hanswurſt (tritt ganz gerührt und entzückt hervor).

Nein! es geht doch nichts über Melodie!
Durch ſie allein beweiſt ſich das Genie,
Das iſt das wahrhaft Reine,
Das Hohe, Allgemeine,
Wenn der Geſang ſo ungezwungen fließt,
Daß jeder Schneider, — Koch — verſtehend ihn genießt,
Wo man bei Arien, Duetten aller Sorten
Feſt glaubt, man habe ſie gehört an tauſend Orten,
Wo Ohr und Herz zugleich von Wonneſchauer bebt.
Wo Alles mit Natur ſo inniglich verwebt,
Daß 's Wolluſt ſcheint, ſich umzubringen,
Hört man den Held noch ſterbend ſingen.
Die deutſchen Componiſten zwar,
Die laſſen faſt kein gutes Haar
An unſerer armen Opera,
Beſonders an der Seria:
Charakterzeichnung fehle,
Der Götze ſei die Kehle
Des Sängers, den wir huld'gen,
Und Vieles andre noch, daß man uns will beſchuld'gen.
Bei dieſer Oper hier, da war's ein wahres Glück,
Daß nicht ſo einſeitig berechnet war das Stück

Die ſchönſte Arie hat darin der Kaiſer,
Darüber wird die Prima Donna heiſer,
Weil ſie nicht zu ſingen hat.
Der arme Componiſt faſt desparat,
Sein ſchönes Werk unaufgeführt zu ſehen,
Muß ſich nun ſchon zu kleiner Aenderung verſtehen,
Wenn er die beſten Sachen nicht will ausgelaſſen wiſſen.
Er läßt ſich ein'ge Mühe nicht verdrießen,
Paßt Alles, was die Donna ſingen ſollte
Und nun aus Zartgefühl nicht thuen wollte,
Fünf Töne tiefer in des primo Basso Kehle,
Und deſſen Sang, daß er nicht todt ſich quäle,
Fünf Töne höher, der Secunda Donna zu Befehle.
Und ſieh, das Stück gefällt, wird applaudirt,
Kein Menſch ſich um das bischen Transponiren ſchiert,
Und der Charakter ſich in Alles arrangirt.
Ja, meine Herren, ſeht —
Das iſt's, was ewig ſteht —
— Ich ſag's auf dieſer Stelle,
Das echte Univerſelle,
Wenn die Muſik, es ſing' ſie, wer da will,
Hoch oder tief, aus c, — aus gis — aus d — gleichviel,
In Kerkers Nacht, im grünen Feld,
Thier oder Menſch, Bär oder Held,
Wenn's ſingt! nur recht in's Ohr.
Das iſt das wahre Herzensthor.
Daher ich's behaupte vor der ganzen Welt,
Die italieniſche Oper mir allein gefällt,
Das iſt mein wahrer und echter Schluß —
Alles übrige gilt keine taube Nuß.

(Er tritt ab.)

Die große franzöſiſche Oper erſcheint.*)

---

*) Nach einer ſchon 1670 in Paris ſelbſt erſchienenen Parodie der großen Oper.

Eine wohlgeborene Pariſerin: ſie geht auf dem Soccus einher, und bewegt ſich ſehr zierlich indem ſie etwas unbequem beengenden griechiſchen Gewande.

Das Corps de Ballet umgiebt ſie beſtändig; verſchiedene Götter lauern im Hintergrunde. Die Handlung ſpielt zwiſchen 12 Uhr und Mittag.

Erſter Akt.

La Princesse. Cher Prince, on nous unit.
Le Prince. J'en suis ravi, Princesse.
Peuple. chantez. dansez, montrez notre Allégresse.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre Allégresse.
(Ende des erſten Aktes.)

Zweiter Akt.

La Princesse. Amour!

(Kriegeriſches Getöſe, ſie fällt in Ohnmacht. Der Prinz erſcheint kämpfend gegen ſeine Feinde, und wird erſchlagen.)

La Princ.: Cher prince.
Le Prince: Hélas!
La Princ.: Quoi?
Le Prince: J'expire!
La Princ.: O Malheur!
Peuple, chantez, dansez, montrez votre douleur.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre douleur.
(Ein Marſch ſchließt den zweiten Akt.)

Dritter Akt.

(Pallas erſcheint in den Wolken.)

Pallas te rend le jour.
La Princ.: Ah 'quel moment!
Le Prince: Ou suis-je?!
Peuple, chantez, dansez, célébrez ce prodige!

Choeur.

Dansons, chantons, celebrons ce prodige.

Hanswurſt (tritt mit brüſtendem Anſtande hervor, und ſpricht mit erhobener Stimme):

Leidenſchaft, Wort Sturm-Declamation,
Das iſt das Höchſte, all' anderm Hohn.
Siebenmal höher geſtrichene Noten
Sind unſerer Leidenſchaft kreiſchende Boten!
Hinauf in die Höhe,
Mein ehrlicher Baß,
Das Kühnſte begehe.
Tenors Rechte faſſ'.
Der ſtets tapfere Jüngling,
Der wird ſich ſchon wehren
Und von den Altiſten das Nöth'ge begehren!
Und ſo geh' es fort und fort,
Immer hinauf,
Verdrängt der gemeinen Natrürlichkeit Lauf,
Und ſeid ihr ſo endlich zum Höchſten geſtiegen,
Gelingt es gewiß, fallt ihr nicht, auch zu fliegen.
Die Füße der Tänzer, die fühlen dann weiter,
Die edlen Gefühle, die eure Begleiter.
Klopfet nicht ſüß verwirrt fränkiſches Herz,
Wenn in den Entrechats tobet der Schmerz.
Wenn aus den Pirrouets wirbelnden Drehen
Deutlich die heiligſte Freundſchaft zu ſehen.
Singen und Tanzen, und Tanzen und Singen

Das nur kann wahrhaft das Höchſte erringen.
Trommel, Poſaunen, vier Hörner, mein Beſter,
Ja nicht vergeſſen in Ihrem Orcheſter.
Siebenmal modulirt in einem Takte,
Wer fragt nach Urſach mehr, wenn es nur packte.
Blaſen Hoboen, Klarinetten und Flöten
Mehr als zu drei andern Opern vonnöthen,
Wüthen die Bäſſe und Geigen zum Rauchen,
Können Sie gar noch den Tamtam gebrauchen,
Dann ſein Sie ruhig und ganz außer Sorgen,
Ruf iſt ihr Eigenthum. Sie ſind geborgen.

(Mit heftig raſcher Wendung ab.)

Es entſteht eine Pauſe. Das Publikum fängt an, nach und nach unruhig zu werden. Wiederholte Pauſe. Neuer verſtärkter Tumult. Die deutſche Oper will noch immer nicht zum Vorſcheine kommen. Die Direction kömmt bei dem immer zunehmenden Lärme in die größte Verlegenheit; endlich erſcheint Hanswurſt ganz erſchöpft und in Schweiß gebadet, und ſpricht:

Hochverehrtes Publikum, verzeihe, wenn ich keine Zeit habe, dir kürzlich zu ſagen, was ich in der Geſchwindigkeit vorbringen ſoll. Ich begreife dich wahrlich nicht, ich weiß nicht, wie du mir vorkommſt. — Wo bleibt deine ſo oft erwieſene Geduld, die ſonſt Alles ſo ruhig abwartet, wenn man es dir nur ſicher verſprochen hat. Ich glaube gar, du bildeſt dir am Ende ein, Recht zu haben? Nun warte nur noch ein Bischen, es iſt faſt billig, dir auch zu ſagen, warum du warten ſollſt.

Es geht, ehrlich geſagt, der deutſchen Oper ſehr übel; ſie leidet an Krämpfen und iſt durchaus nicht feſt auf die Beine zu bringen. Eine Menge Hülfeleiſtende ſind um ſie beſchäftigt, ſie fällt aber von einer Ohnmacht in die andere. Auch iſt ſie dabei ſo von den an ſie gemachten Prätenſionen aufgedunſen, daß kein Kleid ihr mehr recht paſſen will.

Vergebens ziehen die Herren Verarbeiter bald der franzöſiſchen, bald der italieniſchen einen Rock aus, um ſie damit zu ſchmücken, das paßt Alles hinten und vorn nicht. Und je mehr friſche Aermel eingeſetzt, Schleppen beſchnitten und Vordertheile angenäht werden, je weniger will es halten.

Nun endlich ſind einige romantiſche Schneider auf die glückliche Idee gefallen, einen vaterländiſchen Stoff zu wählen, und in dieſem wo möglich Alles zu verweben, was Ahnung, Glaube, Contraſte und Gefühle je bei andern Nationen wirkten und wirbelten. Hörſt du, Publikum? ſchon rollt der Donner über unſerm Haupte, jetzt wird's gleich losgehen.

(Er zieht ſich erſchöpft zurück, und murmelt vor ſich im Abgehen:)

Die verdammte Proſa wird einem ſo ſauer, wenn man nun einmal gewohnt iſt, ein poetiſcher Hanswurſt zu ſein.

(Allgemeine feierliche Stille, geſpannte Erwartung im Publikum.

Agnes Bernauerin, romantiſch-vaterländiſches Tonſpiel. Perſonen, ſo viel vonnöthen. Handlung, im Herzen von Deutſchland.

Erſte Scene.

Verwandlung.

Zweite Scene.

Agnes und Brunhilde.

Agnes. Ach! Meine Seele iſt müde, matt und abgetragen.

Brunhilde. O, Herrin! trage nicht ab der Menſchenleiden Fels ſteile Untiefen. Wenn Ihr, Fräulein, Geiſtwidriges erfaßt. Werden Sie mir, edle Dame, das Mißgefühl mißdeuten?

Agnes. Komm in den Schloßgarten, dort im dunkeln Schauerhaine wird mich leichter die nothwendige Ahnung meines Schickſals beifallen.

(ab.)

Verwandlung. (Herzog mit Gefolge.) Ritter, folgt mir in den Prunkſaal, heute noch ſoll ſie euch die Hand noch darreichen, oder Ottern und Schlangen im Burgverließ ihrer Gewohnheit nach — ihr verſteht mich. —

(ab.)

Verwandlung. Albrecht tritt auf. Caspar, du folgſt mir.

Verwandlung. Ein Geiſt erſcheint warnend.

Albrecht. Wer biſt du, unbegreifliches Weſen?

Geiſt. Ich habe Macht, Alles zu thun; eile aber, edler Jüngling, ſpäter werd' ich dich ſchon retten.

Albrecht. Sie retten, oder ſterben.

Zwei Minneſänger treten auf.

Wartet, edler Herr, wir ſingen euch die Geſchichte.

Verwandlung. Finale.

(Waldige Felſengegend. — Links im Hintergrunde ein Schloß, gegenüber ein Weinberg, weiter vor eine Einſiedlerhütte. — Links vorn eine Höhle, weiter vor eine Laube, in der Mitte zwei hohle Bäume, weiter vor ein unterirdiſcher Gang.)

Einſiedler

(tritt auf im ſingenden Gebete. — Agnes ſingt eine Arie im Schloſſe, wozu Chor von Winzerinnen auf der andern Seite. — In der Laube ſchlummert Albrecht und ſingt träumend in abgebrochenen Tönen. — Caspar ſingt vor Furcht eine Polonaiſe in den hohen Bäumen. — Räuber in der Höhle ſingen einen wilden Chor. — Genien ſchützend ſchweben über Albrecht. — Kriegsgetümmel hinter der Scene. — Ferner Marſch von der andern Seite. — Natürlich Alles zugleich. — Zwei Blitze fahren von verſchiedenen Seiten herab und zerſchmettern Einiges).

Alle. Ha!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Trauermarſch! (Agnes wird auf die Brücke zu Straubing geführt. Sie bleibt an einem Nagelkopfe unten hängen.)

Albrecht tritt auf mit Reiſigen.

Eingelegte Arie — — — — — — — —

Recitativ: Auf, Freunde, keine Zeit iſt zu verlieren, ein Augenblick Verzug raubt ihr das Leben.

Schwört!

Chor. Wir ſchwören.
Albrecht. O Schwur!!
Allegro. Ueber Felſen und Meere,
Durch blinkende Speere
Rett' ich dich, auf Ehre,
Daß keiner es wehre,
Sonſt ſchnitte die Scheere
Des Todes ihn ab.
Ich ſehe dich winken,
Die Thränen dir blinken,
O warte doch, Grab!
Arioso. O Mägdelein,
O Blümlein
So wunderſchön ſtille,
Das niemals was wille.
Chor. Seht — den Helden
Seht — ihn — raſen — —
Albrecht. Doch welch wundervolles Stöhnen,
Hör' ich tief in mir ſo klöhnen,
Banger Ahnung Schauerweben,
Muß ich in mir wachſen ſehen.
Più stretto. Doch nein, ich eile, dich zu retten.
Chor. Eile.
Albrecht. Rettend will ich eilen, dich zu retten.
Chor. Ja.
Albrecht. Eilend, rettend dich mir retten,
Rettend eilend ſprengen Ketten.
Paſſage (ei- ei- ei- ei- eilen.)
Chor. Sieg oder Tod.

(Sie ſchwimmen alle durch's Waſſer, der Kanzler ſpießt ſich ſelbſt an eine Stackete. Albrecht trägt die Geliebte auf ſeinem Arme herbei. Der Herzog kommt wüthend.)

Albrecht ruft: Vater!!!

(Der Herzog iſt ſogleich gerührt und ſegnet das naſſe Paar.)

Schluß-Chor.

(Nach Regen folgt Sonnenſchein. Die Brücke verwandelt ſich in eine Glorie, und Alles iſt gut.)

Hanswurſt (tritt tiefſinnig und grübelnd ein):

Ich ahne was, und weiß nicht was,
Des Auges Blum' iſt ſchmerztropf naß.
Ich ſehe es kochen und überall gähren,
Als wollt' die Kunſt noch eine Kunſt gebären.
O, ehrliches, deutſches Vaterland,
Mich haſt du verfolgt, mich haſt du verbannt,
Um fremdartige, ärgere Narren zu pflegen,
Sprich, war dies zum Heile, war dies zum Segen?
Den Engländer, Spanier, Welſchen und Franken
Beſeelt ſtets nur der Flug des Gedanken,
Sich ſelber und ſeinem Volk würdig zu bleiben,
Und du, deutſcher Kunſt, ſchwächſt im unſchlüſſ'gen Treiben,
Was Göttliches dir nur vor Allen verliehen,
Erkenntniß und Anſtoß aus Fremden zu ziehen.
Das haſt du mißbraucht in der eigenen Kraſt,
Die herrlich und rein aus ſich wirket und ſchafft.
Wenn frei von der Nachäffung eitelem Streben
Sie tragen will göttlichen Stoff in das Leben.

(Das Publikum wird unruhig, pocht und ruft ungeſtüm: der Hanswurſt iſt ein Narr geworden. Moral unnütz ꝛc. Schickſal, Maſchinen, Poſaunen.)

(Hanswurſt macht einen Kreuzſprung und ruft:)

Ach verzeihn's, Ihr Gnaden,
Bitt' ſchön!
Wär' mir bald was Erſchreckliches geſchehen,

Plagt manchmal mich, weiß ſelbſt nicht wie,
So eine Art Naturphiloſophie,
'ne alt üble deutſche Gewohnheit,
Naht ſich nur ſelten der Tollheit,
Bin ſo dumm geweſen, ſo früh zu kommen,
In zehn Jahren wird's vielleicht beſſer genommen
Sind's nit bös auf den armen Kasperl,
Morgen früh ſpiel' ich den Herrn von Hasperl.
Hat mich eine Art Volksthum ergriffen,
Hätten wohl recht, hätten's mir pfiffen.
Morgen bitt' ich wieder um die Ehr',
Ich ſpiel' den Schneider mit der Scheer'.

(Wüthendes Bravoſchreien. Der Hanswurſt wird viermal herausgerufen; ſpricht von Nachſicht, Streben und Wiederſehen.)

Ein tobender ergreifender Walzer fiel ein, die Masken verloren zerſtreut ſich in dem Gewirre, und die Zuſchauenden machten nun ihren Herzen Luft.

— Welche ungereimte Farce — rief ein blauer Domino neben mir — dummes, abſurdes Zeug, ein Anderer. Man weiß ja gar nicht eigentlich, was es ſein ſoll, ein Dritter. Ein Spanier. Erlauben Sie, es liegt doch ein tiefer Geiſt im Ganzen, der mir erſtaunt wohlgefällt.

Blauer Domino. Haben Sie es denn ganz gefaßt und verſtanden?

Spanier. Nein, das nicht, aber es hat doch ſo etwas. —

Blauer Domino. Ich ſage Ihnen, es iſt ſchlecht, ich kenne den Verfaſſer, oder ich müßte mich ſehr irren, und aus deſſen Gehirn entſpringt nichts Vernünftiges, die ſchlechten Verſe —

Hanswurſt. Aha, blauer Ritter, ſchenk' mir eine Lanze. —

Schnell verſchwand der Domino.

Hanswurſt. Ha Spiegelberg, Recenſent, ich kenne dich Ihm nach. Am Kredenztiſche eilte ein niedliches Bauermädchen auf eine Türkin zu. Ach, was iſt es ſchade, daß du das nicht geſehen haſt. Da war dir ein allerliebſter Aufzug. Die eine war gar hübſch angezogen, ſah etwas langweilig, aber doch freundlich aus, die Andere ſchnitt dir Geſichter zum Todtlachen, ach und dann wurde es ſo herrlich ſchauerlich. Huh! es war gar zu ſchön. — —

Ein Zigeuner. Ja, es war göttlich!

Nein, rief mein Dichter aus, und ſetzte das eben zu leerende Glas Punſch vom Munde; was ſind das für verfluchte Urtheile! Der Eine findet's dumm, der Andere göttlich, der voll tiefen Sinns, weil er's nicht verſteht, die himmliſch, wegen ein paar hübſcher Lappen.

Felix. Lieber Freund, hier haſt du das Publikum aller Orten und Zeiten en miniature; ſo glaubt ſich jeder Hansdampf für ſeine paar Groſchen Legegeld befugt, über Dinge abzuurtheilen, die er nicht verſteht, nie durchdachte, und wirft jahrelanges Studium eines Kopfes durch ſeinen Beifall oder Mißfallen zu Boden, indem er ſich von ſeiner augenblicklichen Laune leiten läßt, die ihm vielleicht dies im gegenwärtigen Augenblicke himmliſch vorſpiegelt, was er in einem andern langweilig findet. Ein ungeſchickter Statiſt, der eine Scene verdirbt, iſt ihm hinreichend, das Ganze ſchlecht zu finden, und ſo ſind die Herren Kunſtrichter der Gallerie, wie der Logen des Parterrs.

Dihl. Du haſt recht, ich habe das meiſtens gefunden, auch unterſcheidet ſich beſonders das Sonntagspublikum von dem gewöhnlichen ſehr: das gemeine Pack ſäuft und frißt vorher gut und will nur unterhalten ſein, ſucht ein Donauweibchen, lacht ſich halb todt, klatſcht, ruft ein Paar heraus, und ſiehe, das Ding macht Furore.

Felix. Der noble Pöbel hört dann davon, will es auch ſehen, ſchimpft, geht aber wieder hin, und ſo verdirbt ſich der Geſchmack. *Denn ſehr wahr iſt die Behauptung, daß man ſein Publikum ziehen könne. Gieb ihm lauter gute Kunſtwerke, und es wird endlich unter dieſen auch wieder die beſten hervorzufinden und zu unterſcheiden wiſſen.*“[*]

Weber — der während des Leſens ſchon oft vom

---

[*] Es iſt dies thatſächlich ein Bruchſtück aus dem von C. M. v. *Weber* entworfenen, doch nicht vollendeten, muſikaliſchen Roman „*Tonkünſtlers Leben*“.

Beifall der Zuhörenden unterbrochen worden war — hielt hier an; ſein Manuſcript war für heute zu Ende. Alle, durch den trefflichen Humor auf das heiterſte geſtimmt, waren ſehr befriedigt und namentlich mit dem Schlußgedanken einverſtanden, bis auf Ludwig Robert, der, in ſeiner Art, über die Kritik des Publikums auf höchſt geiſtreiche Weiſe zu kritiſiren anfing.

Man ſtritt und ſprach hin und her, bis der Gegenſtand erſchöpft ſchien. Da ſagte Tieck's Gattin:

„Ihr lieben Freunde, laßt uns jetzt auf etwas Anderes übergehen. Wir haben heute Abend noch manch' Intereſſantes zu erwarten. Es iſt Zeit, daß wir zur Urne ſchreiten."

„Ja wohl!" — riefen Alle, denn die, nach den Zetteln der Damen improviſirten Dinge: Gedichte, Erzählungen, Mährchen, Kapitel aus angenommenen ſcherzhaften Romanen u. ſ. w. ergötzten immer ſehr.

Die Damen griffen daher raſch nach den Papierſtreifen, welche die kleine Dorothea, Tieck's Töchterchen, ſchon bereitet hatte und nun, nebſt Bleiſtiften, auf den Tiſch legte. Jede der Frauen ſchrieb dann ein oder mehrere Worte auf einen der Zettel und rollte dieſen zuſammen.

Als dies unter Scherzen geſchehen war, nahm Tieck's Töchterchen die Urne, empfing die zuſammengerollten

Zettel darin, ſchüttelte ſie tüchtig um, und ging nun zu jedem der Herren, damit er ſein Loos ziehe.

Clemens Brentano zog: Lore Ley . . . Tieck fand auf ſeinem Zettel die Worte: „Mimosa pudica“, . . . Weber, zu ſeinem Schrecken und zum allgemeinen Gelächter „Schlammbeizger,*) . . . Liebig „Glücksſtern“, . . . und Lüdwig Robert „Clemens Brentano“. Da aber für dieſen Abend die Zeit nicht reichte, die fünf Gegenſtände zu behandeln, ſo kam man überein, daß die Herren noch einmal ziehen ſollten, diesmal aber Zahlen, und daß, wer eins und zwei ziehe, heute daran komme, . . . drei, vier und fünf aber ihren Gegenſtand bis auf das nächſtemal ausarbeiten ſollten.

Alle waren damit einverſtanden, und unter Scherz und Lachen ging man an die Ausführung: Nummer 1 fiel Clemens Brentano, Nummer 2 Carl Maria von Weber zu.

---

*) Der Name eines das Wetter anzeigenden Fiſches.

Lore Ley und Schlammbeizger.

Es war bei dieſem Spiele — oder, beſſer geſagt, bei dieſen geiſtigen Turnieren — Gebrauch, dem Betreffenden keine längere Bedenkzeit als zehn Minuten zu laſſen. Clemens Brentano nahm Papier und Bleiſtift und trat in das Nebenzimmer.

Nach Verlauf dieſer Friſt kam er wieder, das beſchriebene Papier in ſeinen Händen haltend.

„Ein Gedicht!“ — rief die kleine Dorothea hoch erfreut, denn ſie — die für ihr Alter ſchon ſehr Vorgeſchrittene — liebte des wunderlich ſchwärmeriſchen, oft myſtiſchen Mannes Dichtungen ſehr.

„Ja!“ — entgegnete dieſer — „ich werde den Freunden, wenn es ihnen recht iſt, den Pegaſus vorreiten, und meine Aufgabe, ſo gut es gehen will, poetiſch löſen.“

„Vortrefflich!“ — rief man, und der Dichter hub an:

Lore Ley.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Die war ſo ſchön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Biſchof ließ ſie laden
Vor geiſtliche Gewalt,
Und mußte ſie begnaden,
So ſchön war ihre Geſtalt!

Er ſprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Ley!
Wer hat dich denn verführet
Zu böſer Zauberei?“

„„Herr Biſchof, laßt mich ſterben,
Ich bin des Lebens müd’,
Weil Jeder muß verderben,
Der meine Augen ſieht!

„„Die Augen ſind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberſtab, —
O ſchickt mich in die Flamme,
O brechet mir den Stab!“ “

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du ſchöne Lore Ley!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eignes Herz entzwei!

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erſt bekennt,
Warum in deinen Flammen
Mein eignes Herz ſchon brennt!“

„„Herr Biſchof, mit mir Armen
Treibt nicht ſo böſen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

„„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr, —
Den Tod ſollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her!

„„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat ſich von mir gewandt,
Iſt fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land!

„„Die Augen ſanft und wilde
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte ſtill und milde,
Die ſind mein Zauberkreis.

„„Ich ſelbſt muß drin verderben
Das Herz thut mir ſo weh;
Vor Jammer möcht' ich ſterben,
Wenn ich mein Bildniß ſeh!

„„Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich ſterben wie ein Chriſt,
Denn Alles muß verſchwinden,
Weil er mir treulos iſt!““

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt ſie in's Kloſter hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

„Du ſollſt ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen ſchwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zum Tod mit Gottes Preis!“

Zum Kloſter ſie nun ritten
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die ſchöne Lore Ley!

„O Ritter laßt mich gehen
Auf dieſen Felſen groß,
Ich will noch einmal ſehen
Nach meines Liebſten Schloß.

„Ich will noch einmal ſehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloſter gehen
Und Gottes Jungfrau ſein."

Der Felſen iſt ſo jähe,
So ſteil iſt ſeine Wand,
Doch klimmt ſie in die Höhe,
Bis daß ſie oben ſtand.

Es binden die drei Reiter
Die Roſſe unten an,
Und klettern immer weiter
Zum Felſen auch hinan.

Die Jungfrau ſprach: „Da webet
Ein Segel auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein ſtehet,
Der ſoll mein Liebſter ſein.

„Mein Herz wird mir ſo munter
Er muß mein Liebſter ſein!" —
Da lehnt ſie ſich hinunter
Und ſtürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten ſterben,
Sie konnten nicht hinab;
Sie mußten all verderben,
Ohn' Prieſter und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied geſungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat geklungen
Vom hohen Felſenſtein:
    Lore Ley!
    Lore Ley!
    Lore Ley!
Als wären es ihrer Drei!

Ein lauter Beifall lohnte dies ſchöne Gedicht. Alle Anweſenden waren von ſeiner Volksthümlichkeit entzückt. Hier war denn doch einmal das, Clemens Brentano ſonſt ſo eigene, krankhafte Träumen und jene oft aftergeniale Uebertreibung weggeblieben.

So ſagte denn auch Tieck, indem er Brentano auf die Schulter klopfte, — „Freund, das iſt ſehr ſchön und gelungen; Sie werden ſehen, wie das in das Volk dringt; auch hat hier einmal die Willkür die ſchöne Anlage nicht verdorben.“

Jetzt war die Reihe an Weber.

Aller Augen wandten ſich in heiterer Spannung auf ihn, denn kaum war noch je ein ſchwierigeres Wort als „Schlammbeizger“ gegeben worden.

Was aber wäre Carl Maria's Humor unmöglich geweſen? Vom Lachen der Zuhörenden oft unterbrochen, improviſirte er folgende Humoreske:*)

---

*) Thatſache; ſiehe: „Hinterlaſſene Schriften von C. M. v. Weber, bevorwortet von Theodor Hell.

„Ach, es ward zu viel des Leidens über mein armes Haupt gebracht.

Kein Wunder wäre es, ich hätte meines Namens Bedeutung in den Gliedern verſpürt. Voll des ſchwärzeſten Mißmuths verkroch ich mich in meine Stube, verhing die ohnedies nicht zu großen Fenſter mit dem alten Flausrocke, und überließ meine Seele in dieſer Dunkelheit dumpfem Brüten. Es war doch wahrlich ein zu ſchwarzer Keſſel, in dem der mir von gewaltigen Mächten zugetheilte Schickſalsbrauer meine Lebensingredienzen gebraut und darin mit faſt abſonderlicher Bosheit ſo viele tolle Liebeswurzel gemiſcht hatte, daß die heterogenſten Liebeleien Geſetz und Richtſchnur meines Lebens geworden zu ſein ſchienen. Wahrlich, der Keſſel der Makbeth'ſchen Hexen war nicht ſchwärzer, als der meinige, und doch ſprach es laut in mir im ſeltſamſten Widerſpruche mit meinen Erfahrungen, daß nur holde, liebe, weibliche Weſen um ihn geſtanden. und gleich den zwölf Himmelszeichen eine Hauptkataſtrophe bezeichnet hätten; wenn auch nicht ganz ohne kleine Schadenfreude, manch Kurioſes hervorſuchend und beimiſchend, um zu ſehen, wie ſich das Alles abgähren und entwickeln werde. Ja, ja, rief ich aus, jener Webergeſelle hatte wirklich recht, der ſteif und feſt behauptete: es ſeien jedem Menſchen eine gewiſſe Anzahl dummer Streiche zugetheilt, die er arbeiten müſſe, weshalb man ſich auch immer gar ſehr zu erfreuen habe, wenn einer vollbracht ſei, als ein Schritt näher zum Ziele. Die Idee ergriff mich, ich ſprang fröhlich auf und rief: Nun, Gott ſei Dank, da kann mir's nicht fehlen, denn tolle Streiche habe ich ſchon genug gemacht, werde wohl bald wieder einen zu notiren haben, und der Himmel gebe nur, daß die Zahl ſich auch mit der der Himmelszeichen glücklich ſchließe.

Mit der Zukunft war ich alſo im Voraus ſehr zufrieden, mit der Gegenwart ſah es aber deſto ſchlechter aus. War das aber auch ein Wunder? welche unſichtbare Macht hielt mich denn in dem unglückſeligen Göttingen ſo feſt? Es fiel mir wirklich plötzlich ſtark auf, daß ich nach erhaltenem Repuls, ohne alle Beſchäftigung und Ausſicht, noch in dem vertrackten Reſte ſitzen blieb. Fort alſo, fort! Das war gut geſagt. Aber, wohin und womit, das war die Frage? Der auf Poſtillons und Gaſtwirthe einzig einwirkende nervus rerum gerendarum fehlte mir faſt gänzlich; denn die Topfberichtigung und Levi Meyer's Kleiderhülfe hatten den Kern der Perrückenſchachtel bis auf Weniges verzehrt. Zu den Fleiſchtöpfen des Apothekers in die Heimath zu wandern, litt mein Stolz nicht. Von meinen vorigen Gönnern war gewiß nichts mehr zu erlangen; es hatte ohnedies nur der achte und neunte mir etwas gegeben, und Einige früher etwas verſprochen; — kurz, es war traurig, indem ſich an mir alle Symptome der moraliſchen Krankheit deutlich zeigten, die Deutſchland mit ſo vielen Schauſpielern verſehen hat, nämlich, ich war zu allem ernſt anhaltenden Studium verdorben, hatte nichts zu verlieren, und in meinem Kopfe eine umgeſtürzte Bibliothek von tauſenderlei unausgekochten Dingen, die nur in einer Art von unbegreiflicher Geiſteserhitzung, wo ein fremdes höheres Prinzip aus uns zu ſprechen ſcheint, mich zum Dichten erheben konnte.

Gedankenlos las ich die Seitenwände der letzten Tabaksdüte, die ich mein genannt hatte. Es war ein Stück des Hamburger unparteiiſchen Correſpondenten, der einen Artikel aus London enthielt, welcher alſo lautete: „Die Kunſt iſt es allein, die, nächſt dem Kriegsgotte, noch in unſerer Zeit als Leiter zum Glücke dient, und beſonders der hochſinnige Britte ſchätzt und belohnt ſie vor allen anderen Nationen. Clementi iſt ſteinreich bei uns geworden, und erſt jetzt hat wieder die entzückende Catalani in einem Concerte 2000 Pfund eingenommen. Es iſt freilich unleugbar, daß die königlich gebietende Stimme, verbunden mit dem hohen Liebreize und Anſtande einer ſo herrlichen Geſtalt“ — Von hier an verſchlang der verklebende Leim des Krämerkleiſters das Uebrige. Aber in meine Seele waren die Funken Kunſt, Hamburg, Catalani gefallen, die einen Entſchluß in mir anzündeten.

Ein älterer Bruder meines Vaters lebte da als

Stadtmuſikant, behaglich und gut. Entzweit mit meinem Vater, hatte er ſich nie um uns bekümmert, und in unſerm Hauſe wurde ſeiner höchſt ſelten, und dann mit den Beziehungen des wunderlichſten Weſens erwähnt. Dahin ſollte die Fahrt gehen, der Stadtmuſikant die erſte Kunſtſtaffel ſein, auf der ich weiter ſtieg, die Hamburger Mark endlich zu engliſchen Pfunden wachſen, mit meinem Talent, rieſengroß, und dann wollte ich Sie ſchauen, die als einzig Bewunderte, zu der mich eine unbeſchreibliche Sehnſucht zog. Der Ruf wird — ſo dachte ich ſchon im Geiſte — vor mir herfliegen, vor dem herrlichen Sänger und Componiſten, deſſen Werke ihre Kunſtfertigkeiten erſt ganz werden entfalten laſſen. Hochverehrend liebend ſtehe ich alsdann vor ihr, . . . ihr unerkannt eine meiner Arien accompagnirend, mich vergeſſend und in herrlichen Phantaſien auflöſend, und ſie zu dem höchſten Entzücken der Bewunderung mich in meiner Originalität erkennend, überwunden und hingeriſſen, in meine Arme ſinkend! —

Ich hatte mich ſo exaltirt, daß mir jeder Augenblick verloren ſchien, der nicht zur Ausführung dieſes Plans diente.

Alle Bücher flogen zum Antiquar und wurden, nach Burſchenausdruck, verkeilt, die Perrückenſammlung fand ihren Mann und Käufer in einem Friſeur; der alte treue Koffer und alles wenige Geräthe, Wäſche

u. ſ. w. wurden verſilbert, nur die Zither blieb, und omnia mea mecum porto konnte ich Jedem ehrlich zurufen. Auf einen Tiſch legte ich Briefe an meine geliebten Manichäer, mit Anweiſung auf den hamburger Onkel, und wie der Abendſtern funkelte, hing die Zither an einer Seite, die Mütze auf dem einen Ohre, und fort ſollte es gehen, ein wahrer Troubadour, ein beſcheidenes Blümlein, in ſich gebückt und unbekannt: „Es war ein herzig Veilchen!“ Als ich mich in der Thüre nochmals umdrehte, und in die leere Stube ſehen mußte, die das Futteral ſo mancher ſeltſamen Dinge geweſen war, da erblickte ich nicht ohne Rührung auf dem Ofen das Glas mit meinem alten Lieblinge, dem Wetterpropheten. Ein ſeltſames Abenteuer bei einer literariſchen Theegeſellſchaft, in das ich höchſt unſchuldig mit verwickelt worden war, hatte ihn in meine Hände gebracht. Er kam auch aus lieben Händen, aus Fräulein Amaliens kunſtgewandten, niedlichen, gutmüthigen, gottloſen. Denn — mit einem Worte, den „Schlammbeizger“ durfte ich nicht im Stiche laſſen, mochte nun noch daraus werden, was da wolle, und wenn er mir auch das Leben auf der Reiſe noch ſo ſauer machen ſollte. Komm, Wettergundel, ſagte ich, du ſollſt mir das Tagewerk bezeichnen, und in Vielem mein Vorbild werden, wie ich denn überhaupt ſchon Aehnlichkeit mit dir verſpüre. Dein Leben iſt zähe; wahrlich das meine auch.

Dir ſehlt die Schwimmblaſe, mir nicht weniger, denn bis jetzt bin ich noch immer auf dem Grunde ſitzen geblieben. Mein Frühling ſoll jetzt anbrechen, und ich will mich, wie du, in dieſer Zeit aus dem Schlamme der Unordnung erheben zur Kunſtgröße. Gebe Gott nur, daß mich nicht, wie dich deine Hechte, die meinigen, nämlich die Rezenſenten, freſſen. An die Angel ſoll mich auch kein Profeſſor und keine Blauäugige mehr kriegen. Wenn ich unruhig werde, wird wohl auch einſt die Kunſtwelt in Stürmen ſich erheben, — und marinirt mich einſt der Tod, ſo will ich, wie du, Schwan unter den Fiſchen, auch mit einem Triller oder wenigſtens gehaltenem Tone vom Leben ſcheiden, das mir nur Salz und Aſche auf das Haupt ſtreute, ohne mich dadurch vom Schlamme der Noth zu reinigen.

Kein Leſer meiner Schickſale wird ſich wundern, wenn ich ſage, daß meine Stimmung eine hochgehobene war, der das alltägliche Leben anekelte, und mich die Einſamkeit ſuchen ließ, meinen Kunſtphantaſieen ungeſtörten Raum zu verſchaffen. Städte und ihre Bewohner mied ich; zu des Landmanns ſtiller Hütte aber zog es mich, und im Gezwitſcher der Vögel hoffte ich dem wahren Naturgeſange auf die Spur zu kommen. Wie ſehr bedauerte ich, mein anatomiſches Studium nicht auf die genaueſte Kenntniß des Kehlkopfes und der übrigen

Singwerkzeuge geleitet zu haben, oder ſtatt meiner Verſekunſt, Mitglied eines Dilettanten Concertes geworden zu ſein. Doch auch das Letztere wäre meiner jetzt ſo zart ſich wendenden Natur zuwider geweſen, ich wollte ja nichts von Inſtrumentalmuſik, harmoniſchen Combinationen und dergleichen wiſſen. Die Stimme war das Einzige, was mich anzog, ach! und ich hatte leider keine, aber doch den unbegreiflich feſten Glauben auf irgend ein großes Naturereigniß, welches mir gelegentlich eine verſchaffen würde, ſowie denn überhaupt meine ganze Sentimentalitätskrämerei in dem ſeltſamſten Widerſpruche mit den oft ſehr erſchöpfenden Anſtrengungen meiner Kunſtwanderung und den damit verbundenen Abenteuern, Strohlagern und ſonſtigen frugalen Begebenheiten ſtand, die offenbar mich in die proſaiſchſte Proſa hätten verſetzen ſollen. Aber nein, es ſcheint mir überhaupt ein Hauptzug meines Charakters von jeher geweſen zu ſein, immer zu andern Dingen gezogen zu werden, als zu denjenigen, die mir die eigentliche Nothwendigkeit und Wahrſcheinlichkeit gebot. So mußte es allerdings ein eigenes Schauſpiel oder vielmehr Singſpiel für die Vorübergehenden ſein, wenn ich voll von dem Gedanken an meine göttliche Catalani ihr Lob in Geſangshymnen ausſtrömte, wobei ich mich aber des unbequemen Textes durchaus nicht bediente, ſondern, gleich meinem Vorbilde, das nächſte beſte wohlklingende italieniſche Wort meinen Tontiraden unterlegte. Dabei hatte natürlich meine Phantaſie den kühnſten Spielraum, und Alles wogte für mich in einem Tonmeere. Alleen waren mir doppelte Skalen, jeder Bach eine Paſſage, jeder rauchende Schornſtein eine hochwirbelnde Kadenz, und die Blumen, ach, was ſage ich von den Blumen, alle Tonarten roch ich, alle Gerüche hörte ich, dazu kam das meiner Natur ſo tief eingeſchmolzene Bedürfniß, mich liebend an ein Weſen anzuſchließen, und was war daher natürlicher, als daß ich, neben der täglich glühender wachſenden Anbetung meiner Catalani, auch endlich meine Zärtlichkeit mit meinem „Schlammbeizger" theilte.

Lachet nicht, verehrte Zuhörer, bemitleidet vielmehr meine krankhafte Reizbarkeit, die ſich mit einer Art von Dankbarkeit an das einzige lebende Weſen kettete, das ihr nahe war. Wie oft warnte er mich vor Stürmen, wie freundlich blitzten mich ſeine ſchwarzen Augen an, . . . ſo mußte auch Catalani blicken. Auch iſt es nur zu wahr, daß man die am meiſten liebt, für die man leidet, und es war wahrlich kein Spaß, oft in der größten Hitze und auf beſchwerlichem Wege das glatte Glas unterm Arme zu tragen, und nur bei einigen Bauern hatte ich Dienſte von meinem guten Schlammbeizger erhalten, die mir meine Wetterprophezeihung mit ein paar nahrhaften Gerichten vergalten. Dadurch bekam ich eine Art von feſtem Zutrauen zu meinem

Fiſche, und baute viel auf ihn bei dem Onkel in Hamburg. Da ſchob das verruchte geprägte Metall, das wir Gold nennen, einen Riegel dicht vor die Thüre des Paradieſes; denn als ich in einem Weinhauſe in Harburg mich zur Ueberfahrt nach Hamburg ſtärken wollte, war das letzte Geldſtück aus einer verrätheriſchen Verſenkung in der Taſche entwiſcht, und ich ſaß in größter Verlegenheit und Hülfloſigkeit.

Das oft wiederholte Aufſtehen, an's Fenſtergehen und nach dem Himmelblicken des einzigen Gaſtes außer mir im Zimmer würde mir nicht aufgefallen ſein in meiner Stimmung, wenn nicht auf einmal die lieblichſten Mägdlein-Laute zur halbgeöffneten Thür herein erklungen wären. „Es iſt ganz hell die Elbe hinauf, Vater, Ihr könnt es ſicher anſchlagen laſſen.“ „„Ja, wer Teufel kann das gewiß wiſſen,““ fuhr er auf, „„bin hier ſo unbekannt in dem Fahrwaſſer““ — ich ſah in die Höhe, und erblickte einen langen hagern Menſchen, deſſen widerlichen, verzogenen, rohen und doch verſchmitzten Geſichtszüge ein ächtes Allerweltsleben bezeichneten, und der ſeinem übrigen Aeußern nach ein Mittelding von Soldat und Seemann zu ſein ſchien. „Wer mir,“ fuhr er mit einem kräftigen Fluche fort, „gewiß ſagen könnte, was es morgen für Wetter ſein würde, dem wollte ich zwanzig Mark Banko ſchuldig ſein!“ — „„Topp!““ ruf' ich, er wandte ſich verwundert zu mir, und die Herrin der lieblichen Stimme kam freundlich neugierig zur Thür herein. Wie traf der Blick mich! ſo mußte Catalani freundlich ſein. „„Topp!““ wiederholte ich, „„ich will mich ſelbſt hier als Pfand einſetzen, daß es morgen ſtürmt, und dann auch wieder das gute Wetter vorausſagen, wenn Ihr mich ſo lange zechfrei halten und dann nach Hamburg zu meinen Verwandten führen wollt; denn Ihr ſeid doch wohl ein Schiffer?““ „Nicht ſo ganz, junger Herr, ein Feuerwerker, der ſeine Kunſt hier ſehen laſſen will, und dann eben ſo in Hamburg, wozu er freilich gutes Wetter braucht, und dem, der ihm es mit Gewißheit nur ein paar Tage vorausſagen könnte, gewiß zufrieden ſtellen, ja, mit ihm in Compagnie treten wollte. Aber was könnt Ihr zur Sicherheit entgegenſtellen? Die Equipage iſt nicht ſchwer fortzuſchaffen, und der luſtige Herr Student machte ſich wahrſcheinlich nach ein paar verſchmauſten Tagen ſtill weiter.“ Erhitzt, beleidigt und meinem Schlammbeizger vertrauend, wiederholte ich es, mich ſelbſt zum Pfande ſetzen zu wollen, bis mich mein Onkel auslöſe, wenn ich nicht wahr prophezeihte. Höhniſch ſchmunzelnd bemerkte der Feuerwerker: „Nun, die Figur iſt nicht übel, kräftig, geſund“ — riß eine Nebenthüre auf, rief ein paar Tabakkauende Geſellen gleichen Schlages zu Zeugen, um den Handel abzuſchließen, und mit widerlich freundlich aufgezogener

Oberlippe wies er mir dann die holde Maid zur Geſellſchaft an, und meinte: erprobe ſich meine Kunſt, ſo wär' das Ding ſo übel nicht, und verlöre ich die Wette, ſo würde das Seewaſſer auch nicht darüber böſe ſein. Leider verſtand ich der kurzen Rede langen Sinn nicht, und war heitern Muthes, der augenblicklich dringendſten Noth ſo leicht entgangen zu ſein, zumal den ſchönen Augen Katharinens gegenüber, die ich auf der Stelle bat, in ihrem Namen eine Buchſtabenverſetzung vornehmen zu dürfen, um ſie auch dadurch meinem Ideale zu nähern: und die loſe Braune ließ es ſich lachend gefallen, Katharani zu heißen.

Ich wurde erträglich genug einquartiert. Der folgende ſtürmiſche Tag galt für meinen Triumph, und wurde Abends mit einem Punſch-Bankett gefeiert, bei dem mir nur die einzige kleine Fatalität begegnete, das letzte Kleinod von Werth, meine Uhr, in einem freundſchaftlichen Spiele zu verlieren. Doch kümmerte mich das wenig, Katharani's Catalani-Stimme, und die Hoffnung auf Schlammbeizger und Onkel hielten mich aufrecht. Der Ehrgeizteufel hieß mich den erſten und ſein Talent verläugnen, um allein den Ruhm der Wetterſybillenkunſt zu genießen, und ſo hatte Katharani-Schelm meinen magern Mantelſack und den Fiſch in Obhut genommen. Doch hatte ich mein Augenmerk heimlich deſto feſter auf des Schlammbeizgers Bewegungen, und da ſeine außerordentliche Ruhe mir das beſtändigſte herrlichſte Wetter verſprach, ſo beſtimmte ich in größter Zuverſicht den Tag des Feuerwerkes.

Die Erfüllung meiner erſten Prophezeihung hatte Glauben erweckt; es ging mit Macht an Anſtalten aller Art und im Kreiſe verdächtig ausſehender Geſichter wurde im Voraus auf die hoffende Einnahme gezecht, und das Verzechte angekreidet. In dieſer widerlichen Kompagnie mich zu ſehen, war mir manche Stunde ſehr beſchwerlich, und nur Katharani's Augen und Stimme konnten es mich erträglich finden laſſen, zumal da ich erfuhr, daß ſie die Catalani gehört habe, welches ſie mir freilich nicht eben in den kunſtgerechteſten Ausdrücken erzählte.

Endlich brach der verhängnißvolle Feiertag an. Schon am Morgen trübte ſich der Himmel etwas, und eben ſo die Stirnen meiner Feuermänner, nur ich blieb guten Muths trotz ihrer verfänglichen Reden, denn ſo oft ich nach meinem Schlammbeizger hinſchielen konnte, lag er ſtill und unbeweglich, und ich ermunterte, pochend darauf, zur Fortſetzung der Feuerwerksanſtalten; da ſchwärzte es ſich mehr und mehr. Die Zuſchauer verſammelten ſich; die Plätze waren beſetzt, als auf einmal der wüthendſte Sturm und Regen das ſchöne Werk zertrümmerte und das Publikum durchnäßte, welches ungeſtüm ſein Geld zurück verlangte. Die Kaſſe hatte aber ſchon früher, den Regen ſcheuend, ihren Abgang genommen, man tobte, lärmte, ſchrie, mißhandelte die Unternehmer, und dieſe ermangelten nicht, die Laſt ihres ganzen Zornes mit Zinſen auf mich zu übertragen. Ich ward zu Boden geworfen, mit Schimpfworten und Schlägen bedeckt, endlich ſchnell hinweggeführt, und, von der Dunkelheit begünſtigt, in ein elendes Neſt, ein Haus an der Elbe, geſchleppt, und in eine Art Keller geſtoßen, deſſen Thüre ich wohl verriegeln hörte.

Hier lag ich eine Zeit lang bewußtlos. Endlich mich erholend, konnte ich nicht begreifen, mit welchem Rechte man mich ſo behandle, und was daraus werden ſolle. Ueber mir ſchien es zu jubeln und zu tanzen. Die Näſſe meiner Kleider und mein Aufenthalt wurde mir von Minute zu Minute unerträglicher, da hörte ich Katharani's Stimmchen mitleidig vor der Thür flöten: „Sie dauern mich, junger Herr, aber ich kann Ihnen nicht helfen, man hatte es ſeit der erſten Stunde auf Sie abgeſehen, und Sie gaben ſich ganz in die Hände der Seelenverkäufer durch Ihre unbeſonnene Wette, die Sie vor Zeugen wiederholten; nun kann Sie nichts mehr retten, und Sie reiſen mit dem erſten Schiffe nach den Colonien. Nun, es hat ſchon Mancher ſein Glück dort gemacht, und geht es Ihnen einſt gut, ſo vergeſſen Sie nicht meine Theilnahme.“ „„O Schlammbeizger, verdammter Fiſch!““ rief ich verzweifelt aus, „„dir verdank' ich dieſe ſchreckliche Wendung meines Schickſals.““ — „Wie ſo?“ frug Katharani, „der Fiſch iſt ja todt.“ — „„Todt?““ ſchrie ich; „nun ja,“ fiel ſie ein, „und ich hatte ihn doch ſo gut gepflegt, und ſogleich den Tag nach Ihrer Ankunft mit dem reinſten, beſten Brunnenwaſſer verſehen.“ — „„Ach!““ rief ich aus, „„Du haſt ihn dadurch getödtet, und ich fand ihn natürlich als Leiche ſo ruhig.““ — „Ha, ha,“ lachte die Sirene vor der Kellerthüre, „das war wohl ein Wetterfiſch? wie kann man denn auch einem ſolchen Thiere trauen?“ — „„Ja, ich traute ihm auch nie recht,““ erwiederte ich, — „„aber er ward mir anvertraut, und ich kann wenigſtens behaupten, für ihn Alles gethan zu haben, was in meinen Kräften ſtand; aber Undank iſt der Welt Lohn, und wer weiß, ob Alles, was ich für ihn gethan habe, nicht die Verwünſchung meines künftigen Gönners auf mich zieht, der mich nun aus dieſer verzweiflungsvollen Lage retten muß; wie aber, weiß ich nicht. O, Schlammbeizger, du ſchwebſt als ein ſchweres Schickſal über mir, und jetzt liege ich, feucht wie du, im Schlamme, gefangen im Netze meiner Catalani-Verblendung. O! o! o!““

Doppelte Nacht umgab mich; ich hörte das entfernte

Kichern der falſchen Katharani, und betäubt, mich willenlos meinem fernern Schickſale überlaſſend, ſeufzte ich reſignirt: Der Tod löſt alle Bande, Schlammbeizger ... fahre wohl!“

Lauter Beifall lohnte dem Erzähler und tief in der Nacht trennte man ſich mit dem Bewußtſein, ſchöne Stunden verlebt zu haben.

Die Uhr und die Auſtern.

Das waren allerdings manchmal ſchöne Stunden, die Carl Maria von Weber im Umgange mit Tieck, Clemens Brentano und Ludwig Robert verlebte; aber die Zugvögel flatterten nur zu bald wieder von dannen, und auf das ſchön-bewegte geiſtige Leben folgte eine um ſo peinlichere Oede.

Ueberhäufung mit Arbeit hinderte Weber dabei am Selbſtſchaffen, was ihn beengte und niederbeugte, während ſein unſeliges Verhältniß mit Thereſe Brunetti ihn oft unſäglich verſtimmte und mißmuthig machte. Ohne ſie gab es für ihn keine Freude und doch ſchleuderte ſie ewig Verdruß in ſein Leben und Lieben.

Die Idee, daß für den menſchlichen Geiſt ein gewiſſes Bild der Menſchheit, — zu deſſen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben — fortwährend exiſtirt, hatte für Weber immer ein ſehr ſtarkes Intereſſe, wie es ein ſolches für jeden denkenden Menſchen hat.

Es gibt ein doppeltes Leben für den Menſchen, eines in der Thätigkeit, mit der er ſtrebt, etwas zu erfinden, zu ſchaffen oder zu ſein, was theils ihn ſelbſt überleben, theils ſchon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn ſtill mithandelt, auf den menſchlichen Geiſt überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Menſch ſich begnügt, glücklich zu ſein. In beiden iſt ein feſter Zweck und eine ſichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, iſt fatal und doch ſo häufig: diejenige, die, ohne überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen.

Man kann nicht tüchtig und freudig nach außen hin wirken, wenn man nicht ſein inneres — auf Ideen und Empfindungen gebautes und von allem Aeußeren ewig unabhängiges — Daſein in friſcher und reger Kraft erhält.

Carl Maria von Weber konnte dies um jene Zeit aber nicht, da ihn die Arbeiten als Kapellmeiſter und Director der Oper erdrückten und ſein Liebesverhältniß ihn zerſtreute und zu ſehr in ſeinem Leben dominirte. Und doch liegt darin für ein ſchärferes Auge wieder ein Glück, da ſeine ſpäteren Werke wohl ſchwerlich das geworden wären, was ſie ſind, wenn Weber ſich nicht gerade durch dies Alles zur Einheit und Sicherheit ſeines eigenen Weſens hätte durchkämpfen müſſen.

In jedem Menſchen, der ſich mit Nachdenken beſchäftigt, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt auftritt, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Gewiß iſt es eine ſchwierige Aufgabe der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reiſe zu bringen, und es iſt ſchon viel, ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſte zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können.

Freilich iſt es nur wenig Sterblichen gegeben, dies an ſich ſelbſt klar zu erkennen. Mitten im Kampfe ſtehend verhüllen uns ſo gut Staub und Pulverdampf den Anblick deſſelben, als dies die eigene Theilnahme an ihm thut.

Nur der Mißmuth bleibt und das Gefühl des Ungenügens; zumal uns eine innere Stimme zuruft:

Der Menſch iſt dazu da, Alles, was ihn umgibt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln. Aber das Leben iſt kurz! Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Und doch iſt es auch wieder nicht gut, nach Allem zu greifen, da Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt.

Aber dieſe Uebergangsperioden müſſen eben überwunden und durchlebt, dieſe Kämpfe durchgekämpft werden.

Auch heute erfüllte ihr Mißmuth Carl Maria ganz und gar.

Es lagen Monate zwiſchen jenen ſchönen Abenden bei Tieck.

Die äußerlich ermattenden pſychiſchen und phyſiſchen Functionen hatten für Weber, wie ſchon geſagt, die Möglichkeit künſtleriſcher Production faſt ganz ausgeſchloſſen, . . . der auf ihm laſtende Mangel an künſtleriſcher Anregung und die Seelenkämpfe, die ihn zerriſſen, drückten ihn faſt zu Boden.

Wo war die frühere Freudigkeit, der liebenswürdige Humor jetzt hin?

Carl Maria hätte ſich dieſe Frage wohl beantworten können; aber die Leidenſchaft macht den Menſchen blind. Ein kräftiges Zerreißen des unwürdigen Verhältniſſes mit Thereſe Brunetti, und . . . er war der Alte wieder.

Es gibt kein wahres Glück ohne ein reines Herz.

Wie dachte er jetzt an die ſchönen Zeiten in Mannheim und Heidelberg, an die ſeligen Tage auf Stift Neuburg zurück.

O die lieben, lieben Freunde! Auch ein wahrer Freund fehlte ihm hier, ſeit Tieck und die Seinen fortgezogen. Wohl hatte er ... was man ſo Freunde nennt; ... aber keinen ſolchen frei von Egoismus, der Alles für einen Freund zu thun fahig iſt, der mit einem Wort im Anderen ganz aufgeht; in deſſen Herz er das ſeinige getroſt ausſchütten, dem er alle Geheimniſſe und Gefühle ſeines Inneren mittheilen konnte. Und einer ſolchen Seele bedurfte Carl Maria, um ganz glücklich zu ſein.

„Warum hat mich der Schöpfer mit einem ſolch' Liebe bedürftigen Herzen geſchaffen?“ — rief er aus. — „Es iſt nicht meine Schuld!“

Und eine Thräne trat in ſein Auge.

Da zog ſeines lieben Gottfried Weber's Bild an ſeiner Seele vorüber; ... raſch war ein Entſchluß gefaßt, er ſetzte ſich nieder und ſchrieb an ihn:

„Schimpfe, fluche, lärme, tobe, heiße mich einen Hund u. ſ. w. und Du haſt in Allem Recht, nur in dem nicht, wenn Du glaubſt, daß meine Liebe zu Dir und den Deinigen nur einen Augenblick nachgelaſſen hätte, oder ich nicht ganz mehr der Alte von inneraus wäre. Von außen würdeſt Du mich ſehr verändert finden. Meine Geſchäfte und mein durchaus freudeloſes Leben haben mich ſehr grämlich gemacht, finſter und leuteſcheu. Ja, wenn mich der Himmel nicht bald einmal mit Gewalt hinauspufft unter Menſchen, ſo werde ich der ſchändlichſte Philiſter, den die Erde trägt.

Mit Wehmuth denke ich daran und es leuchtet auch aus Deinem und Deiner lieben Frau Brief hervor, daß mein langes Stillſchweigen Euch irre an mir machen könnte; aber es gehört dieſes zu den unbegreiflichen Dingen, die ſich nicht erklären laſſen, die durch tauſend kleine zuſammengehäufte Umſtände erzeugt werden und auf den Augenblick wirken, ohne daß man ſpäter auch nur im Stande wäre, zu ſagen, wie das kam und woran es lag. Der einzig wahre und reine Grund iſt eine unendliche Verſtimmung, die durch mein ganzes Weſen geht und mich ſo verändert hat, daß Du ſchwerlich, wenn Du mich hier ſäheſt, Dein altes fideles Haus wieder erkennen würdeſt. Dieſes Mißbehagen nur auszuſprechen, wird mir unendlich ſchwer, weil die Gründe davon zu viele ſind und zu ſehr in's Detail gehen. Daß meine Geſundheit ſeit meiner Krankheit im Mai 1813 noch eine ſehr wankende iſt und ich erſt kürzlich wieder einige Wochen das Zimmer hüten mußte, wirkt natürlich hauptſächlich auf mein Gemüth. Zweitens ſtehe ich hier ganz allein; ich habe keinen Freund, dem ich ſo von ganzer

Seele mich hingeben könnte. Nicht einmal über die Kunſt kann ich Jemand ſprechen und bin daher ganz iſolirt und auf mich ſelbſt beſchränkt. Drittens habe ich auf das Publikum, als Künſtler, ganz verzichtet, und ſtehe nur noch als Arbeiter im Dienſte da. Es fehlt alſo aller Anſtoß von Außen zur Arbeit; ich fühle nicht den mindeſten Drang in mir, etwas zu ſchreiben, weil ich den Willen habe, es nicht auszuführen. Anfänglich, und bis jetzt, gab ich keine von meinen Opern, weil ich mich nicht mit andern Componiſten in eine Reihe wollte ſtellen laſſen, die in dem Augenblick, wo ſie am Ruder ſitzen, nichts hören wollen als ſich. Seitdem habe ich einſehen lernen, daß eine Aufführung davon mich nur ärgern und in nichts erfreuen könnte ꝛc.“

„Man kann behaupten, daß hier in Prag jede Familie abgetheilt für ſich lebt, und nur im Kreiſe ihrer nächſten Berührung vegitirt. Eine Maſſe von Fremden, die das Alles binden und löthen könnten, wie zum Beiſpiel in Wien, fehlt hier auch gänzlich, denn die Lage Prags macht es weder zum Paſſagepunkt, noch hat die Stadt ſelbſt Reiz genug, Fremde zu locken. Die hieſigen Großen verzehren ihr Geld in Wien, bringen dann ihre, vom dortigen Wohlleben erſchlafften Geſichter auf ein paar Monate hierher, glauben ſich in einem Staatsgefängniß, machen dazu paſſende Mienen, geben ein paar mal zu eſſen und flattern bei erſter Gelegenheit wieder ab. Die wenigen Componiſten und Gelehrten, die hier leben, ſeufzen meiſtens unter einem Joch, welches ihnen knechtiſcher Sinn gegeben, und den Muth genommen hat, der ſo ſchön den wahren freien Künſtler bezeichnet. Jeder davon dankt ſeine Exiſtenz irgend einem adeligen Hauſe, wo er gefüttert wird, ein paar Hundert Gulden Beſoldung zieht: dafür die edle Jugend abrichtet und ſich ſonſt noch auf dem Lande zu allerhand Dingen brauchen läßt. Dafür führt er den Titel: Compoſiteur bei dem Herrn Grafen N. N. So Tomaſcheck, Wittaſcheck ꝛc. Ihre Meinungen gehen unterthänigſt gleichen Schritt mit denen ihrer hohen Herrſchaften, und die protegirt nun wiederum, mit all' ihrem Anhang, ihren Compoſiteur gegen die andern. Jeder fremde Künſtler kann auch nur durch die Protection eines großen Hauſes etwas machen. Einer deren, an die er empfohlen iſt, übernimmt ſeine Concert-Subſcription und ſchickt ſie in ihrem Namen von Haus zu Haus; ohne dieſes kann Niemand Concerte geben. Die Sänger und Muſiker des Theaters kommen nirgends hin, man ſieht höchſt ſelten einen in Geſellſchaft. Esprit de Corps haben ſie auch keinen und jeder ſucht ſo auf ſeine eigene Fauſt ſich durchzuſchleppen, wie er kann. Im Hauſe des Directors Liebich verſammeln ſich Einige zuweilen, doch iſt dies auch nur Gunſtbezeugung und bringt keinen Gemeingeiſt hervor. Das Reſultat aus allen dieſem zu ziehen, überlaſſe ich Dir ſelbſt. — Mir perſönlich bezeugt man zwar alle Achtung; ich habe Zutritt überall und laſſe Grafen und Fürſten mich dreimal bitten, ehe ich einmal bei ihnen eſſe, aber was nützt das, und wie ſoll mich das ergötzen? So lange ich hier bin. . . . . .“

Er warf die Feder weg und ſprang unmuthig auf.

„So lange ich hier bin, bin ich ein Knecht der Arbeit!“ — wiederholte er dabei. — „O! wo ſind ſie hin, die ſchönen Hoffnungen, die ich auf eine feſte Anſtellung geſetzt, .. damals als ich die liebliche Caroline Brandt kennen lernte!“

Aber es war, als ob Weber mit dieſem Namen Geiſter entfeſſelt hätte. Carolinen's liebliches, heiteres und doch ſtill-beſcheidenes Bild tauchte vor ſeiner Seele auf.

Er ſah ihre kleine zierliche Geſtalt wie im Traume an ſich vorüberſchweben . . . vorüberſchweben mit jener kindlich naiven Grazie, die ihr ſo bezaubernd ſtand. Er hörte ihre liebe geſchmeidige Stimme, . . . er gedachte ihres ungekünſtelt reinen Weſens.

Unwillkürlich drängte ſich ihm dabei ein Vergleich zwiſchen ihr und Thereſen auf.

Warum führte er ihn nicht durch? — Warum ſprang er vom Sopha auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten? Warum glühte plötzlich ſein Kopf und pochte ſein Herz?

Caroline Brandt ... und Thereſe Brunetti!!

Aber, du mein Gott! ... morgen war ja Thereſens Geburtstag ... und es gab für denſelben noch ſo viel zu thun.

Sie hatte ſich zwei Dinge gewünſcht: eine goldene Damenuhr ... und ... Auſtern, die ſie — ſie hielt ohnehin ſehr viel auf Leckerbiſſen — ſehr gerne aß. Beides waren damals noch große Seltenheiten in Prag und ungemein theuer. Aber was kümmert das einen Verliebten, wenn er die Angebetete ſeines Herzens erfreuen kann.

Die Uhr war bereits angekauft. Koſtbar und ſehr ſchön gearbeitet, zierten ſie noch äußerſt ſinnig gewählte und deutſame Berloquen, die auf des Gebers innige unwandelbare Liebe hinſpielten. Es war dabei Alles ſo ſchön, ſo zart und ſinnig gedacht und ausgeführt, daß Carl Maria ſeine große Freude daran hatte und das koſtbare Geſchenk auch jetzt wieder mit Entzücken betrachtete.

Um die Geliebte recht zu überraſchen, hatte er bis dahin gethan, als höre er die Anſpielungen der Angebeteten auf eine Uhr gar nicht, ... obgleich dieſe Anſpielungen deutlich genug ausgefallen waren.

„Wie wird ſie ſtaunen!“ — dachte er jetzt — „wie wird ſie mir entzückt um den Hals fallen. Sie erwartet es ſich gewiß nicht! ... und ſo reich, ... ſo ſchön, ſo zart gewählt!“

Und Carl Maria genoß im Voraus das reine Glück, das aus einem von Herzen kommenden Geben fließt.

Nun aber frug es ſich in zweiter Linie, ob auch die Auſtern angekommen ſeien.

Es iſt wahr, die allzugroße Naſchhaftigkeit Thereſens hatte Weber ſchon gar manchmal unangenehm berührt. Es lag etwas ſo Unweibliches darin, ... etwas ſo Unzartes und Unpoetiſches, ... indeß ... es war einmal eine Schwäche, die ſie hatte; warum ſie nicht liebend überſehen?

Jeder Menſch hat ſeine kleinen Fehler; wie wäre da ein freundliches Zuſammenleben möglich, wenn nicht Einer gegen den Andern Nachſicht üben wollte.

„Es macht ihr Vergnügen,“ — dachte Carl Maria, — „warum ſollte ich alſo ungalant ſein und ſie dieſer Freude berauben?“

Und der Herr Kapellmeiſter ging zu dem Kaufmann, um ſich zu erkundigen, ob die Auſtern angekommen ſeien.

— — — — — —

Als der andere Morgen angebrochen, ſprang Carl Maria mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett.

Es war heute alſo Thereſe Brunetti's Geburtstag. Weber hatte die ganze Nacht vor Aufregung unruhig zugebracht.

Beim Frühſtück ſollte die Ueberraſchung vor ſich gehen, da eine durchaus nöthige Probe den Kapellmeiſter für ſpäter in Anſpruch nahm.

Wie freudig geſtimmt, wie glücklich fühlte er ſich heute ausnahmsweiſe. Andere zu beglücken iſt für gute Menſchen ſelbſt das höchſte Glück.

Weber ſang beim Ankleiden leiſe vor ſich hin, während ſeine Gedanken bei der Geliebten waren und ſein Herz und ſeine Seele ſich im Voraus an ihrer Ueberraſchung und Freude weideten.

Endlich war die Toilette, auf die am heutigen Ehrentage beſondere Aufmerkſamkeit gelegt wurde, vollendet und die Stunde gekommen, in welcher man ſeine Aufwartung machen konnte. Sie gehörte indeß nicht zu den früheſten am Morgen, denn die einſtige Tänzerin liebte es nicht, früh aufzuſtehen.

Weber ſteckte die Uhr zu ſich, das Uebrige hatte der Kaufmann verſprochen, mit dem Glockenſchlag zehn zu ſchicken.

Lauter Jubel grüßte Weber beim Eintreten. Man ſaß bereits bei einer feinen Chocolade, während ſich der

Tiſch unter Kuchen und verſchiedenem Backwerk bog. Diesmal war auch der Herr Ehegemahl zugegen und empfing den Herrn Kapellmeiſter und Operndirector mit faſt übertriebener Artigkeit.

Man ſah ihm den Tänzer auf den erſten Blick an. Seine Figur war dürr, ſchlank und von ungemeiner Biegſamkeit, ſo daß ſie den ſonderbaren Ruf rechtfertigte, den ſich Brunetti durch die Fertigkeit erworben hatte, mehrere Schritte an einer ſenkrechten Wand hinauf laufen zu können.

Von ſeinem Leben erzählte ſein gelbliches abgelebtes Geſicht, das übrigens noch ſchön war, umſchattet von ſchwarzem Haar und belebt durch ein Paar ſchwarze funkelnde Augen. Auch das kleine Bärtchen über der Oberlippe ſtand ihm gut und gab ihm, trotz der Abgelebtheit, etwas Kühnes und Unternehmendes. Er war früh gereift, verwelkt ſogar durch die Atmoſphäre, in welcher er ſein Leben zubrachte.

Thereſe ſtrahlte neben ihm wie eine friſche prachtvolle Roſe. Auch ſie hatte glänzend Toilette gemacht, da ſie vielen Beſuch und viele Gratulationen erwartete. Ihr ſchwer ſeidenes Kleid war tief ausgeſchnitten und zeigte über der üppigen Geſtalt eine an Vollkommenheit reichende Büſte, deren wunderbar ſchöne Formen den Zauber erklärten, der von ihr, den Männern gegenüber, ausging. Dabei ſtrahlten ihre großen blauen Augen ſo voll Feuer und Temperament, daß es Weber vorkam, als gehe ein Gluthſtrom von ihnen aus und ergöſſe ſich, Alles vernichtend, in ſeine Seele.

Auch Reſi war in ihrem weißen Kleide ſehr lieb anzuſehen; ſie nahm ſich, neben der Mutter, wie ein Maiblümchen neben einer Centifolie aus. Und doch lag in dem jetzt dreizehnjährigen Kinde — ſie hatte heute vor einem Jahre die Mutter mit ihrem erſten Klavierſpiele überraſcht — etwas ſtill Tiefes, welches von der frühzeitigen Entwickelung des Kindes zeugte; ... jener wunderbar-geheimnißvollen Entwickelung, mit welcher die Natur das Mädchen allmälig zur Jungfrau hinüberführt.

Aber nicht von dem Kinde war ja jetzt die Rede, ſondern von der Mutter. Sie war dem Herrn Kapellmeiſter — trotz der Gegenwart des Gatten und Reſi's — entgegengeeilt und hatte ihn umarmt und geküßt. Monſieur Brunetti ſah die Scene lächelnd mit an; er war ja nicht nur ein guter Tänzer, ſondern auch ein guter Rechner und wußte, was für Ausgaben ihm ein ſolcher Hausfreund, ſeiner Frau gegenüber, erſpare.

Bei ihm und ihr gab ſich die Spannung nach dem, was da kommen werde, kund.

Reſi ſtand mit feuchten Augen, die Blicke mit ſeltſamem Ausdruck auf die Mutter und den angebeteten Lehrer gerichtet.

Da gab draußen die Magd das mit dem Herrn Kapellmeiſter verabredete Zeichen, daß die Auſtern angekommen ſeien.

Carl Maria öffnete die Thüre. Das Mädchen trat ein und ſetzte die große Schüſſel mit der Auſternpyramide auf den Tiſch, während Weber, von Seligkeit ſtrahlend, in der gleichen Secunde die koſtbare goldene Damenuhr mit den ſinnigen Berloquen daneben legte.

Ein Schrei des Entzückens entrang ſich Thereſens Bruſt.

„Auſtern! Auſtern!“ — rief ſie dabei, überglücklich die Hände zuſammenſchlagend, — „o! das iſt herrlich!“

Und ihre Augen funkelten vor Luſt und Begierde, indem ſie nach einem Meſſer griff und von den bereits geöffneten drei oder vier mit der Schnelligkeit des Gedankens loslöſte und verſchlang.

Das Glitzern der dabei weit geöffneten Augen, über welchen die Augenbrauen hoch in die Höhe gezogen waren, gab, neben dem raſchen Hinunterſchlucken der Seethiere, dem Geſicht der ſonſt ſo reizenden Frau etwas Widriges.

Weber ſtand wie vernichtet.

„Nun?“ — ſtammelte er endlich leiſe — „und die Uhr?“

„Prachtvoll! wunderſchön!“ — rief die Dame, eine neue Auſter ergreifend, und ihr Blick glitt faſt beachtungslos über das koſtbare Geſchenk, der Deutung der ſo ſinnig gewählten Berloquen gar nicht gedenkend.

„Laß mich nur erſt die Auſtern genießen!“ — fuhr ſie dabei fort, eine nach der andern mit wahrer Virtuoſität in den Mund ſchiebend — „und ſetzt Euch dazu und eßt mit.“

Brunetti ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Im Nu war er hinter den Schalthieren, und nun entſpann ſich zwiſchen den Gatten ein wahrer Wettkampf im Verſchlucken der Auſtern, ... ein Wettkampf, der kein Wort zuließ und nur in immer lüſterneren Blicken den Sinnesgenuß der Beiden bekundete.

Weber ſaß ſchweigend, mit zuſammengeſchnürtem Herzen, eine Thräne im Auge zerdrückend, auf dem Sopha.

Die mit den Auſtern Beſchäftigten ſchienen ihn ganz vergeſſen zu haben. Er war ſtarr über das Benehmen Thereſens; denn kannte er auch längſt ihre Genäſchigkeit, für die er ja ſchon Hunderte von Opfern gebracht, ſo war ihm dieſelbe doch niemals ſo widerwärtig erſchienen, als heute, wo ſie alles und jedes Zartgefühl nicht nur verletzte, ſondern geradezu in den Staub trat.

Ein kurzer Gaumenkitzel alſo galt ihr mehr, als das prächtige und koſtbare Geſchenk der Uhr, ... mehr als die ſinnige Deutung der Berloquen, ... mehr als der

Freundes Liebe, die jene auf ſo poetiſche Weiſe ausdrückten.

Es war Weber, als ob eine eiskalte Hand in ſeine Bruſt griffe.

„Thor!“ — rief es dabei in ſeiner Seele, — „da ſiehſt du es ja wieder, daß ſie dich nicht liebt!“

In dieſem Augenblick trat Calina ein.

Das fehlte noch.

Weber erhob ſich raſch und entfernte ſich unter dem Vorwande, auf die Probe eilen zu müſſen. Die Brunetti verſchwendete dabei kein Wort, um ihm zu danken oder ihn noch etwas länger zurückzuhalten. Sie hatte ja ihr Geburtstagsgeſchenk in Empfang genommen . . . jetzt kamen Andere an die Reihe.

Geſchickte Köche verſtehen es vortrefflich . . . Citronen bis auf den letzten Tropfen auszupreſſen.

Als Carl Maria von Weber die Treppe hinunterſtieg, war es ihm, als ob ſeine Seele aus ſeinem Körper herausgefahren ſei. Es kam ihm vor, als liege an der Stelle ſeines Herzens — das eben, beim Kommen, noch ſo warm, ſo freudig und glücklich geſchlagen — ein kalter, harter Eisblock.

Er hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, . . . ſelbſt zu erfreuen, daß die bittere Enttäuſchung der Wirkung des Meduſenhauptes gleichkam: ſie wandelte ſein lebens- und liebeswarmes Ich in Stein.

So unglücklich mochte er ſich lange nicht gefühlt haben.

Das alſo war der Lohn für ſeine grenzenloſe Liebe! ... ſtatt Gegenliebe nur kalter ſchneidender Egoismus und in glücklichen Stunden ... eitle Sinnlichkeit, die ſich in wildem Genuß berauſcht; ... alſo auch Egoismus.

Für den Egoiſten gibt es nur ein Glück ... ſein eigenes. Er hat dabei den großen Vortheil, daß er ſelbſt immer ſeine eigene geſchloſſene Geſellſchaft darſtellt, und da es in ſeinem Herzen kein Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gibt, ſo braucht er ſich auch um nichts zu bekümmern, was außer ihm liegt; im Gegentheil: er ſieht dabei, wie Gott, nur auf's Innere, das heißt ... auf keinen anderen Menſchen ... als eben auf ſich!

Iſt aber die Liebe ... Leben, ſo iſt der Egoismus Tod! — — ſtrömt jene Licht und Wärme aus, ſo iſt der Athem des letzteren der Eiſeshauch einer Alles verſchlingenden ewigen Nacht!

Weber fühlte dies jetzt in ſich, ohne klares Bewußtſein davon zu haben ... ein namenloſer Seelenſchmerz nahm ſein ganzes Weſen gefangen.

Mechaniſch ſchritt er der Hausthüre zu, als er ſich leiſe am Arm berührt fühlte.

Kalt und gleichgültig hob er das Haupt, . . . da fiel ihm Reſi ſtürmiſch um den Hals, bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen und flüſterte: „Vergeben Sie der Mutter, wenn ſie Sie gekränkt hat!“

Und damit ließ ſie den theuern Freund und Lehrer los und ſtürzte davon.

O! welch' ein warmer Sonnenſtrahl war dies in die kalte Winternacht ſeines Herzens.

Carl Maria lächelte trüb, dann ſagte er:

„Das gute Kind! Sein unſchuldiges Herz ſagt ihm, wie unrecht mir die Mutter gethan. Gott erhalte ihm dies reine und zarte Fühlen!“

Als Weber kalt und ſtumpf in das Theater trat, kam ihm Director Liebig lächelnd entgegen.

„Ich habe Ihnen, Herr Kapellmeiſter, eine Nachricht mitzutheilen, die Sie freuen wird.“

„Und die wäre?“ — frug jener in gleichgültigem Tone.

„Ich weiß, Sie kennen die Schauſpielerin Caroline Brandt.“

„Ja!“

„Sie hat um Engagement an unſerer Bühne geſchrieben.“

„Wer?“ — wiederholte Weber und ein Strahl der Freude ſchoß über ſeine Züge.

„Caroline Brandt!“

„Und . . . ?“

„Ich habe ſie engagirt!“

„Engagirt!“ — rief Carl Maria freudig und es war ihm . . . als ſei er plötzlich ein ganz anderer Menſch.

Wendung.

Es war ganz eigenthümlich, wie tief die an und für ſich unbedeutende Geſchichte mit den Auſtern auf Carl Maria von Weber einwirkte: die bis dahin ſo heiß und leidenſchaftlich geliebte Frau war ihm in jener Stunde plötzlich in einem ſo widrigen Lichte erſchienen, daß ihr Bild — wenigſtens für den Moment — die alte Glorie verlor. Die häßliche Genäſchigkeit, die Thereſe hier in ſo übertriebenem Maße an den Tag gelegt, hatte ihn peinlich berührt, ihre Kälte — der Uhr gegenüber — betrübt, der Beweis ihrer egoiſtiſchen Lieblosigkeit aber ſchwer verletzt.

„Sie liebt mich nicht! — Jetzt iſt es ausgemacht und klar, daß ſie mich nicht liebt und nie wahrhaft geliebt hat!“ — waren ſeine Ausrufe, ſeine Gedanken, als er die Wohnung der Brunetti's verließ und in dumpfer Niedergeſchlagenheit und Verzweiflung dem Theater zueilte.

Da — war es eine höhere Fügung — trat ihm die

Nachricht entgegen: Caroline Brandt iſt für die Prager Bühne engagirt.

In keiner Stimmung hätte ihn dieſe Botſchaft mächtiger berühren können, als gerade in derjenigen, in der er ſich eben befand. Wie ein, in ſtillem keuſchen Lichte glänzender Stern, ging Carolinens Bild in ſeiner Seele auf.

War ſie ihm nicht einſt lieb, ja zum Ideal geworden? Hatte er nicht ernſtlich daran gedacht, mit ihr vielleicht einmal, im ſchönen Bunde der Liebe, glücklich zu werden?

Warum hatte er ſie wieder vergeſſen?

Warum?

Weil ſie in jenen Tagen das Schickſal aus ſeiner Nähe und aus ſeinen Augen gerückt, und er ſich damals ohnehin nicht in dem Stande befand, eine Frau zu ernähren. Als nach drei Jahren die Kapellmeiſterſtelle ſich fand, war das Bild des liebenswürdigen aber beſcheidenen Mädchens erblaßt, während dem jungen Meiſter in der üppigen und verführeriſchen Thereſe Brunetti ein Geſtirn aufging, das alles Andere neben ihr erblaſſen machte.

Jetzt, in dem Momente freilich, in welchem ihm — merkwürdigerweiſe — nach Jahren Carolinens Namen wieder genannt und ein Zuſammentreffen, ja ein Zuſammenwirken mit ihr angekündigt wurde, war es anders geworden. Seine Leidenſchaft fand, für den Augenblick wenigſtens, in der Geburtstagsſcene und den Conſequenzen, die er aus derſelben zog, eine gewaltige Abkühlung. Das Herz ſchwieg und der Kopf ſprach, und ſo mußten die ſchroffen Contraſte zwiſchen der ſo ſittlich-reinen Erſcheinung der lieblichen Brandt und der verſengenden, auf's Höchſte ſinnlich-egoiſtiſchen Thereſens ſcharf und ſchneidend hervortreten.

Auch das Gewiſſen regte ſich in dieſer Stunde. Was hatte die Brunetti aus ihm gemacht? Wie hemmend und nachtheilig wirkte dieſe unſelige Leidenſchaft auf ſeine künſtleriſche Entfaltung und Wirkſamkeit zurück? ... Welche Blößen gab ſich Weber, der Welt und der Geſellſchaft gegenüber, da dieſes Verhältniß jeden moraliſchen Haltes entbehrte, ... ja ... der Sittlichkeit geradezu in das Antlitz ſchlug?

Und doch? ... losreißen?

Man reißt ſich nicht ſo ſchnell aus Banden der Leidenſchaft los, wenn ſie uns Jahre lang umſchlungen haben und aus Weiberthränen, Weiberküſſen und ... unſeren ſinnlichen Schwächen gewoben ſind. Das eben iſt das Traurige bei allen Leidenſchaften, daß, von ihnen einmal beherrſcht, unſer Geiſt ſo gerne die Irrthümer des Herzens annimmt, — daß der Gedanke, der die Schwächen des Herzens heilen ſollte, ſelber krank iſt!

Dies war auch bei Carl Maria von Weber der

Fall. Er krankte in der That phyſiſch und ſeeliſch an der Leidenſchaft zu Thereſen. — — —

Caroline Brandt kam nach Prag, Weber begrüßte ſie mit großer Freude; ſie trat als „Aſchenbrödel“ auf und feierte Triumphe . . . aber . . . die Bande, die ihn an die Brunetti feſſelten, löſten ſich nicht. Das ſchlaue verführeriſche Weib wußte ihn zu halten.

Wohl regte ſich die alte Neigung für das liebliche Mädchen, das ihm um ſo mehr Achtung abnöthigte, als ſie ſich, trotz der gefährlichen theatraliſchen Laufbahn, ſtreng ſittlich hielt; wohl fühlte Weber, welch' einen ganz anderen fördernden und veredlerenden Einfluß Caroline auf ihn ausüben würde; — wohl nahm er es ſich mehr als einmal vor, mit der Brunetti zu brechen; . . . es half nichts, . . . ſie wußte ihn immer wieder zu fangen, die Leidenſchaft für ſie immer und immer wieder anzufachen.

Indeß traten die Talente der kleinen lieblichen Brandt von Tag zu Tag ſchöner hervor, und da ſie ſich auch der Oper zugewandt, ſo war ſie bald eines der nützlichſten Bühnenmitglieder. Zerline im „Don Juan“ wurde ihr mit großem Glücke anvertraut, und je bedeutſamer ihre künſtleriſche Stellung wurde, je raſcher ſie ſich in der Gunſt des Publikums feſtſtellte, um ſo überraſchender wurde ihre ſtets gleichbleibende Beſcheidenheit, ihre wachſende Liebenswürdigkeit gegen ihre Colleginnen, ihr Reſpect vor dem Kunſtwerke und die

Bereitwilligkeit bemerkt, mit der ſie ſich, um der Sache willen, unterordnete. Dabei wußte alle Welt, wie zurückgezogen, einfach und häuslich ſie mit ihrer Mutter lebe, keine Beſuche empfange und wie harmlos die liebliche Kokètterie des reizenden Mädchens mit dem Publikum ſei. Kein Wort der übeln Nachrede wagte ſich an ſie und nur hier und da hörte man von Demüthigungen vornehmer und reicher Herren, die es verſucht hatten, ihr Glück bei dem neuen Bühnenſterne zu machen.*)

Aber: — „der Menſch denkt's, Gott lenkt's!" — ſagt das Sprichwort. Ein eigenthümlicher Zufall ſollte Carl Maria die Pforten zu Carolinens Häuslichkeit erſchließen, die bis dahin für Jedermann, auch für ihn, unzugänglich geweſen.

Eines Tages, als ſich der Kapellmeiſter mit Fräulein Brandt während der Probe auf der Bühne unterhielt, ſpielte dieſe mit ihrem netten Füßchen in einer der Falzen, in welchen ſich die Couliſſen bewegen. Unglücklicherweiſe trat in demſelben Momente eine mit Maſchinenkraft ſehr raſch bewirkte Verwandlung ein, und Fräulein Brandt wurde mit ſolcher Macht zu Boden geworfen, daß ſie ſich nicht unerheblich verletzte.

Das arme Kind mußte nach Hauſe gebracht werden und durfte längere Zeit das Zimmer nicht verlaſſen.

---

*) Max Maria.

Daß es ſich der Herr Kapellmeiſter nicht nehmen ließ, öfter nach der Patientin zu ſehen, verſteht ſich von ſelbſt, zumal er durch das an jenem Unglückstage mit Carolinen angeknüpfte Geſpräch gewiſſermaßen die Schuld an dem Unfall trug.

Wie aber zog ihn nun hier — außer dem reizenden Mädchen ſelbſt — die „Atmoſphäre unbeſchreiblicher Wohnlichkeit und Behaglichkeit“ an, welche Carolinens Wohnung erfüllte.

Welche Ordnung, welche Reinlichkeit und Nettigkeit allüberall. Himmel! was für ein Unterſchied zwiſchen hier und den Räumen, die die Brunetti's bewohnten und in denen die Unordnung zu Hauſe war. Carl Maria erinnerte ſich ſelten dorthin gekommen zu ſein, ohne den Tiſch mit Reſten von Speiſen, leeren Tellern und Flaſchen oder Näſchereien bedeckt gefunden zu haben. Auch konnte man ſich dort gewöhnlich erſt dann niederſetzen, wenn man Stühle oder Sopha von den auf ihnen zerſtreut herumliegenden Kleidungsſtücken — unter welchen ſich wohl auch Unterröcke und Corſets befanden — Rollen, Theaterkoſtümen und dergleichen Dingen, befreit hatte.

Und dieſe Ordnung ging bei Brandt's von Mutter und Tochter zugleich aus, da die Mutter von jeher das häusliche Leben als den eigentlichen natürlichen Beruf des Weibes erkannt und daher auch ſtets darnach geſtrebt hatte, Caroline, trotz ihrer künſtleriſchen Laufbahn, Liebe zur Häuslichkeit einzuflößen.

„Und wenn Du die größte und berühmteſte Künſtlerin würdeſt,“ — ſagte ſie oft — „ſo hätteſt Du dadurch immer noch den angeborenen Adel Deines Geſchlechtes weniger bewieſen, als wenn Du die beſte Frau wirſt, die ſich ein verſtändiger Mann wünſchen darf.“

Weber war von dieſer, ihm bei Schauſpielern ſehr fremden Art und Weiſe entzückt. Jetzt wurden ihm die Talente Carolinens erſt recht anerkennungswerth, da er ſah, wie ſie es nicht verſchmähte, dieſelben auch in ihrem kleinen heimiſchen Kreiſe und Intereſſe des täglichen Lebens nutzbar zu machen. Caroline erſchien im Hauſe ſo gar nicht als Künſtlerin, nur als ein ſchlichtes einfaches Mädchen, das ſich zu einer braven Frau heranbildet; . . . Thereſe dagegen machte es wie ſo viele Schauſpielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen, die unter dem Namen „Künſtlerin“ eine Art Freibrief zu beſitzen glauben, der ſie von jeder Pflicht als Hausfrau, Mutter und Gattin, . . . ja von jeder unbequemen Beobachtung der eingeführten Sitte und der Sittlichkeit ſelbſt losſpreche.

Wie weckte dies Alles in Weber die alte Sehnſucht nach einer trauten Häuslichkeit wieder auf, die um ſo lebendiger in ihm werden mußte, als ſein Leben, gerade in jener Zeit, ſo vereinſamt geworden war, und er ſich vergebens nach den alten Freunden umſah!

Konnte es unter dieſen Umſtänden für ein Wunder gelten, daß ſich des Herrn Kapellmeiſters Beſuche bei dieſen beiden ſeltenen Frauen bald mehrten? Oder umgekehrt: daß Carl Maria's ungemeine Anziehungskraft für geiſtvolle Frauen auch hier wirkte?

Aber ... das iſt ja der Fluch der böſen That ... ihr Erbe iſt Verderben!

Mit eiferſüchtigen Augen beobachtete Thereſe Brunetti vom erſten Anfange an das Benehmen ihres bis dahin ſo leidenſchaftlichen Verehrers dem neuen Bühnenmitgliede gegenüber. Sie dachte mit Zorn und Schrecken daran, daß ihr die Brandt Weber, den vielvermögenden Operndirector, den ſo freigebigen Liebhaber entreißen könnte; dennoch ließ ſie anfangs, ſchlau, wie ſie war, gegen den Geliebten nichts von ihrer Eiferſucht merken, ſetzte dagegen alle Hebel ihrer Koketterie und Verführungskunſt in Bewegung, ſo daß Carl Maria von den widerſtreitendſten Gefühlen hin- und hergeworfen wurde.

Wieder hieß es in ihm:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen,
Die and're hebt gewaltſam ſich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Der alte Kampf wüthete mit erneuter Kraft in ſeiner Bruſt und ſchleuderte ihn in ſo peinliche Seelenzerwürfniſſe, daß ihn eine faſt völlige Schlafloſigkeit überkam und ſeine phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte bei der noch dazu kommenden Arbeitsüberhäufung faſt erlagen.

Da war denn — bei der jungfräulichen Zurückhaltung Carolinens, gegenüber den hohen Reizen und den raffinirten Künſten Thereſens — der Sieg für die letztere nur zu geſichert. Sie ließ Weber eben nicht los! Er gehörte ihr, während es ihn zu der Andern hinzog.

Das konnte denn freilich mit der Zeit der ſchlauen Tänzerin nicht entgehen, ebenſo wenig als die weſentlichen Veränderungen in Carl Maria's Seelenleben in Betreff zu ihr. Sein Erkalten war merklich, und ſo bäumte ſich denn mit einemmale der Drache der Eiferſucht und des Haſſes gegen die Rivalin in Thereſens Seele auf, was die ſchrecklichſten Scenen zwiſchen ihr und Weber und die ärgſten Quälereien für Carolinen zur Folge hatte.

Carl Maria lebte wie in der Hölle!

Und doch ... o Lore Ley! ... Weber hätte nie gedacht, daß ſich die Wahrheit, die dieſem Gedichte ſeines Freundes zu Grunde lag, an ihm bewahrheiten ſollte.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Die war ſo ſchön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

— — — —

Die Oper „Don Juan“ war eben zu Ende.

Das Publikum entſtrömte dem Hauſe. Eine Reihe prächtiger Equipagen fuhr vor, den Adel aufzunehmen. Damen und Herren in glänzenden Toiletten ſtiegen ein, von reich gallonirten Dienern in die Wagen gehoben.

Auch Kapellmeiſter Weber machte ſich zum Weggehen fertig, als Graf Pachta zu ihm in das neben dem Orcheſter liegende Zimmer trat.

„Bravo, Herr Kapellmeiſter!“ — rief der Graf ſchon unter der Thüre — „das war ein Göttergenuß, den Sie uns verſchafft haben.“

„Ich wünſchte, Sie hätten recht, Herr Graf!“ — entgegnete Carl Maria, aus deſſen Antlitz ebenfalls Begeiſterung und Freude ſtrahlten.

„Wie ſo?“ — rief Pachta erſtaunt. — „Nennen Sie das keinen Göttergenuß?“

„Gewiß! nur daß ich nicht der Glückliche bin, der ihn verſchafft hat, ſondern unſer großer unſterblicher Mozart!“

„Ja!“ — verſetzte Graf Pachta — „der große Meiſter feierte wieder einmal einen herrlichen Triumph; indeß, mein lieber Kapellmeiſter, hat er ihn heute, in mehr als einer Beziehung, mit Ihnen zu theilen.“

„Sie ſcherzen!“

„Keineswegés!“

„Was hätte ich armer Erdenwurm, der nicht würdig iſt, dem großen Todten die Riemen der Schuhe zu löſen, hier für Verdienſt?“

„Nicht zu beſcheiden, Weber; jedem Verdienſt gebührt ſeine Krone: die Einſtudirung und Durchführung der Oper in Orcheſter und Bühnenperſonal war ganz vortrefflich.“

„Ich bin glücklich, dies von Ihnen zu hören, Herr Graf!“ — ſagte Weber — „doch fällt auch hier das Hauptverdienſt auf die Orcheſtermitglieder und die Sänger und Sängerinnen.“

„Jedes that ſeine Pflicht,“ — verſetzte Graf Pachta, Carl Maria von Weber freundlich auf die Achſeln klopfend, — „daß dies aber Jedes that, und zwar mit Liebe, Freudigkeit und Begeiſterung, das iſt Ihr Verdienſt, Herr Kapellmeiſter, und ich denke, dieſer Anerkennung entziehen Sie ſich nicht.“

„Nein!“ — rief Weber mit freudiger Genugthuung — „es iſt mir ein ſchöner Lohn für alle die Mühe, die ich mir um die Oper gab!“

„Auch die Scenerie, die Decorationen und Koſtüme ſind vortrefflich.“

„Wir haben an Streicher einen recht tüchtigen Decorationsmaler und auch Schäberlein leiſtet Tüchtiges, wenn man ſeinen Eigenſinn zu brechen verſteht.“

„Die Kirchhofsſcene war von großartiger Wirkung. Noch mehr hat mich aber etwas anderes erfreut, was von feinem Tact zeigt!“ — ſagte der Graf.

„Und das wäre?“

„Daß man für das Orcheſter auf der Bühne wirkliche Muſiker verwandte und keine Statiſten.“

Ein ſchönes triumphirendes Lächeln ſpielte um Weber's Mund.

„Warum lächeln Sie?“ — frug Graf Pachta.

„Weil mir dieſe Aeußerung von Ihrer Seite, Herr Graf, Balſam auf eine noch friſch blutende Wunde träuft.“

„Wie ſo?“

„Ich habe über dieſen Punkt zum erſtenmale mit unſerem vortrefflichen Director Liebig einen Streit gehabt.“

„Und die Veranlaſſung?“

„Unſer guter Liebig verlangte, aus ökonomiſchen Rückſichten, daß das Orcheſter auf der Bühne wegbleiben ſolle, weil die Muſiker, die dazu verwendet werden müſſen, extra zu honoriren ſind.“

„Aber Sie ließen dies nicht zu?“

„Nein! ich gebe unſerem würdigen Director ſonſt gerne nach. Hier konnte ich es nicht, . . . weil es der Aufführung geſchadet hätte. Es gibt, meiner Anſicht nach, nichts Lächerlicheres und Störenderes als ſtumme Muſiker auf der Bühne ... Figuranten, die zum Scheine geigen und blaſen und ſich dabei ſo dumm benehmen, daß man davonlaufen oder laut auflachen möchte.“

„Sicher! darum lobte ich das Erſcheinen wirklicher Muſiker!“ — ſagte der Graf beifällig.

„Der ganze Eindruck wird ja geſtört!“

„Außerdem könnte man auf dieſe Weiſe auch die „Veſtalin“, wegen der Hörner und Poſaunen auf der Bühne, nicht geben.“

„Ich beſtand alſo auf meiner Anſicht!“ — fuhr Weber fort — „und da Liebig heftig wurde ...“

„Nun?“

„So übernahm ich es, die Muſiker auf der Bühne lieber aus meiner eigenen Taſche zu honoriren, als dem herrlichen Meiſterwerke Mozart's auch nur ein Haar krümmen zu laſſen.“

„Schön! ſehr ſchön von Ihnen, lieber Weber!“ — rief Pachta. — „Eine ſolche Pietät vor den Meiſterwerken unſerer großen Tonſetzer kann man nur loben.“

„Es iſt nur traurig,“ — entgegnete Weber — „daß jetzt ſchon die Kleinlichkeit der Privatverwaltung anfängt ſichtbar zu werden. Es ſind das traurige Ausſichten für mich, da unter ſolchen Umſtänden mit der Zeit ein Zerwürfniß mit Liebig kaum ausbleiben kann.“

„Das möge der Himmel verhüten!“ — rief der Graf, der ſich vornahm, mit Liebig über dieſen Gegenſtand zu ſprechen und ihn auszugleichen, damit Weber keinem weiteren Verluſt ausgeſetzt ſei und jedes Zerwürfniß vermieden werde.

Man ſprach noch einiges Weitere über die Ausführung und trennte ſich dann auf herzliche Weiſe.

Carl Maria hatte Thereſen verſprochen, nach der Oper zu kommen und mit ihr zu Nacht zu ſpeiſen. Faſt gereute es ihn jetzt; er hätte die herrliche Muſik — deren ganze Fülle von Schönheit doch nur der Muſiker von Fach durch und durch zu würdigen weiß — lieber ruhig in ſich nachwirken laſſen.

Aber das Verſprechen war gegeben. Nichterfüllung von ſeiner Seite würde wieder einmal furchtbare Scenen herbeigerufen haben.

Er ging alſo hin.

Als er die Treppe, die nicht erleuchtet war, hinaufging, hörte er etwas raſch herunterſtürmen. In dem nächſten Augenblicke umſchlangen ihn Arme, es hing etwas an ſeinem Hals und bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen.

„Wer iſt das?“ — frug Carl Maria erſtaunt, da er in der Dunkelheit nichts unterſcheiden konnte.

„Ach! der Herr Kapellmeiſter!" — tönte eine zarte Stimme wie erſchrocken — „ich dachte es ſei der Papa! Verzeihen Sie!"

Und der Poltergeiſt ſtürmte davon.

„Reſi!" — rief Weber, der die Stimme ſogleich erkannt hatte.

„Verzeihung!" — tönte es noch einmal von unten. „Sagen Sie Mama nichts! Ich hatte Papa vermuthet!"

Carl Maria mußte über den Wildfang lächeln; ſchüttelte aber den Kopf über den, dem Vater zugedachten, ebenſo ſtürmiſchen als zärtlichen Empfang. Er hatte bisher nie etwas von dergleichen zwiſchen dem Kinde und dem abgelebten und abgeſtumpften Herrn Papa bemerkt.

Indeß blieb ihm keine Zeit, länger über die Sache nachzudenken, da er an Thereſens Zimmer angelangt war.

Sie empfing ihn mit einem Ruf der Freude; ſchmähte ihn aber, daß er ſie ſo lange habe warten laſſen. Das üppige Weib ſah dabei reizender denn je aus.

Gedeckt waren nur zwei Couverts! Brunetti befand ſich, wie immer um dieſe Zeit, im Café und ſpielte; . . . Reſi lag wohl, wie gewöhnlich, zu Bett.

Die ſchöne Schauſpielerin und Tänzerin hatte für ein kleines aber feines Souper geſorgt, das heißt: ſie hatte es, benebſt dem Wein, auf Rechnung des Herrn Kapellmeiſters von Weber aus der benachbarten Reſtauration kommen laſſen. Beide ließen es ſich trefflich ſchmecken und Carl Maria war um ſo beſſeren Humors, als ihn die herrliche Muſik des „Don Juan", die ſo gelungene Durchführung der Oper und die Anerkennung, die ihm Graf Pachta gezollt, in eine ſo glückliche Stimmung verſetzte, wie ſie ihn lange nicht überkommen.

Thereſe — wohl wiſſend, wie viel ſie aufbieten müſſe, um die Herrſchaft über den ſchwankend gewordenen Anbeter zu behalten, zeigte ſich von hinreißender Liebenswürdigkeit.

Beide ſchwelgten in jenem Paroxismus der Leidenſchaft, in welchem gerade der Zauber lag, der ſie aneinander kettete, als plötzlich Calina's Stimme laut wurde.

Weber erblaßte, Thereſe ebenfalls . . . aber nur für einen Moment, dann röthete Zorn ihr ſchönes Geſicht, während ſie aufſprang und nach der Thüre eilte, um dieſe zu ſchließen.

Es war indeß zu ſpät . . . Calina ſtand ſchon unter derſelben. Seine Erſcheinung verrieth auf den erſten Blick, daß er zuviel getrunken habe.

„Guten Abend!" — ſagte er mit ſchwerer Zunge — „das iſt ja ſchön, daß ich Dich noch auffinde, Thereſe . . . und . . . in guter Geſellſchaft . . . Bon soir, Herr Kapellmeiſter!"

„Herr Calina!“ — fiel die Brunetti zornig ein — „was iſt das für eine Art, Damen Abends zu überfallen, wenn man keine Einladung empfangen hat?“

Calina lachte laut auf.

„Zu allen Teufeln! ich denke, ich bin hier ſeit Jahren Hausfreund und brauche auf keine Einladung zu warten.“

„Sie mißbrauchen Ihr Recht!“ — rief die Brunetti — „nach dem Theater . . .“

„Ha! ha!“ — lachte Calina — „ich weiß wohl, daß es mir da unterſagt iſt, zu kommen, weil . . .“

„Schweigen Sie!“

„Nun!“ — fuhr Calina mit ſchwerer Zunge fort — „das Ding wird ja bald anders werden . . .“

„Herr Calina,“ — ſagte hier Weber, der herangetreten war, indem er ſeinen Aerger als kluger Mann verbiß, — „bleiben Sie immer, Sie geniren uns nicht. Frau Brunetti bat mich, eine Rolle mit ihr durchzugehen, die ſie nächſtens in einem Singſpiele . . .“

„Rolle?“ — rief der liebenswürdige Hausfreund — „Rolle durchgehen . . . Singſpiele . . . ich glaube unſere gute Thereſe . . . ſpielt ihre Rolle vortrefflich! . . .“

„Calina!“ — rief die Brunetti zornflammend — „ſeien Sie nicht unverſchämt!“

„Sie? . . . Sie? . . . warum Sie? mein Mäuschen!“ — lallte der Hausbeſitzer; denn Calina beſaß in der That mehrere Häuſer und war reich — „ich denke, wir flöten ſchon lange Du und . . .“

„Er iſt betrunken!“ — ſagte die ehemalige Tänzerin zu Weber gewandt. — „Hören Sie nicht auf ſein albernes Geſchwätz!“

„Nun, nun!“ — lallte der Eindringling — „getrunken habe ich allerdings etwas . . . einen Punſch . . . einen Punſch . . . und Freund Hammelmayer mußte ihn zahlen! . . . billig, billig! . . . hat ſeine Wette verloren. Hatte gewettet . . . nicht mit mir, . . . ich wette nie . . . man kann ſein Geld verlieren . . .“

„Aber, Herr Calina!“ — fiel hier die reizende Tänzerin begütigend ein — „wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, heim zu gehen und Ihren Rauſch ausſchlafen?“

„In Deinen Armen, Himmliſche!“ — rief der Hausfreund, indem er die ſeinen in der That zu einer Umarmung ausſtreckte.

Das war indeſſen Madame Brunetti doch zu viel. Mit einem Ruck, der den edlen Hausfreund etwas ſehr unerwartet traf, war dieſer zu der Thüre hinausgeſchoben, . . . im nächſten Momente drehte ſich der Schlüſſel.

„Gute Nacht, verehrter Freund!“ — rief jetzt Thereſe lachend. — „Beſuchen Sie mich morgen früh und ſagen Sie mir dann, wie Sie geſchlafen haben!“

Man hörte von Außen etwas gegen die Thüre ſchwanken; dann rief Calina, den Mund an dieſelbe gelegt:

„Der Satan hole Dich, Wetterhexe! Aber das Ding wird ja bald anders werden! . . . Wenn ihr erſt bei mir in meinem Hauſe wohnt . . .“

Eine zarte Stimme unterbrach den Sprechenden. Es war Reſi's Stimme.

„Lieber Herr Calina,“ — ſagte das Kind bittend — „wollen Sie nicht heimgehen? Ich will Ihnen die Treppe hinableuchten; es iſt ſchon ſo ſpät und Mama wird ſchlafen wollen.“

„Schlafen?“ — lachte Calina roh auf; aber man hörte, daß er ſich entfernte.

„Gott ſei Dank, er iſt fort!“ — rief jetzt die Tänzerin. — „Er hat in ſeinem Rauſche nichts als Unſinn geſchwätzt!“

„Unſinn?“ — rief Weber finſter. — „Was ſoll denn das heißen: „wenn ihr erſt bei mir in meinem Hauſe wohnt?“

„Ach! . . . Geſchwätz! . . . der gute Mann weiß ja nicht, was er ſagt!“ — rief die Brunetti mit erzwungenem Lachen, indem ſie ſich in eine Ecke des Sophas warf und Carl Maria eine köſtlich duftende Orange hinhielt.

Aber der Kapellmeiſter ließ ſich weder von der Orange noch von der reizend hingegoſſenen ſchönen Frau beirren. Die Worte Calina's hatten ihn ſtutzig gemacht ... Thereſens Betragen ſteigerte ſeinen Argwohn.

„Die Sache kann doch nicht aus der Luft gegriffen ſein!“ — fuhr Weber ernſt fort. — „Ich weiß, daß Brunetti eine andere Wohnung ſucht; ſollte . . .“

„Brunetti iſt ein Narr, wie Calina auch!“ — rief die ehemalige Tänzerin, indem ſie aufſprang und ſich — in einer eigenthümlichen Anwandlung ihrer früheren Kunſtfertigkeit — in einer graziöſen Pirouette zweimal auf einem Fuße um ſich ſelbſt drehte.

In einer andern Stimmung würde der Kapellmeiſter, außer ſich vor Entzücken, ihr zu Füßen gefallen ſein; Calina's Erſcheinen und Worte aber hatten ihn für jetzt abgeſtumpft.

„Thereſe, ſage mir, was dahinter ſteckt!“ — bat Weber mit finſterer Miene.

„Jeſus-Maria!“ — rief die Brunetti lachend, indem ſie, da es ihr heiß geworden, ihr Kleid aufneſtelte — „iſt der Menſch wieder eiferſüchtig. Was wäre es denn für ein Verbrechen, wenn Brunetti, da er die Wohnung doch wechſeln muß, das Anerbieten Calina's annehmen würde . . .“

„Welches Anerbieten?“

„Für einen wahren Spottpreis eine wunderſchöne Wohnung in ſeinem Hauſe zu beziehen.“

„In Calina's Haus?“

„Nun ja!“

„In dem Hauſe, in dem er ſelbſt wohnt?“

„Der Herr Kapellmeiſter ſind heute ſehr langweilig!“ — rief hier die Tänzerin. — „Ich bin müde und will mich zu Bett legen.“

„Ihr zieht alſo wirklich in Calina's Haus?“ — rief Weber erbleichend.

„Brunetti will's!“

„Brunetti?“

„Ja!“

„O Schlange!“ — rief Weber mit zitternder Stimme. — „Das alſo iſt Deine Treue, Deine Liebe zu mir?“

„Göttlich!“ — rief Thereſe mit lautem Lachen. — „Er redet bei mir von Treue! ... er ... der notoriſch ein Verhältniß mit der Brandt hat! ... mit der kleinen, liebenswürdigen, zauberhaften, unvergleichlichen, tugendſamen Caroline! ... O! dieſer Tugendſpiegel! ich werde ihn ſchon noch entlarven!“

Und Thereſe Brunetti ſchleuderte mit flammenden Augen und giftigen Blicken ihr Kleid in einen Winkel des Zimmers.

Aber ſie hatte ſich getäuſcht, wenn ſie einen Zornausbruch von Seiten Weber's erwartete.

Carl Maria ſtand einen Moment in finſterem

Brüten, . . dann fuhr etwas wie Licht und Klarheit über ſein Antlitz . . . raſch griff er nach Stock und Hut und war im nächſten Augenblicke mit einem kalten „Gute Nacht!“ verſchwunden.

Leyer und Schwert.

Carl Maria von Weber hatte ſich auf drei Monat Urlaub genommen und vor der Hand nach dem kleinen Bade Liebwerda geflüchtet, von wo aus er ſofort an ſeinen treuen alten Freund Gänsbacher ſchrieb:

„Liebwerda, 15. Juli 1815.

„Theurer Freund!

„ .... Endlich .... trat ich den 8. Nachts 12 Uhr meine Reiſe hieher an, wo ich glücklich den 10. ankam und in größter Ruhe meine Geſundheit pflegen, nebenbei auch wieder für mich arbeiten will. Mit mir ſind Madame Liebich und Madame Altram hergereiſt und der einzige Umgang, den ich habe und haben will; denn die Zeit, die mir das Baden, Brunnentrinken und Spazierengehen übrig läßt, bringe ich in meinem ſtillen Stübchen am Schreibtiſche zu. Du wirſt es kaum glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich Prag mit ſchwerem Herzen verlaſſen habe. Doch wird ſich auch ſchnell das

Räthſel löſen, wenn Du hörſt, daß ich ein recht liebes Weſen da zurückgelaſſen, die — wenn ſie nicht auch zu der durchtriebenſten Race gehört — mich recht glücklich und froh machen könnte, denn es ſieht ſo aus, als ob ſie mich wirklich liebte. Brauchſt übrigens nicht zu fürchten, daß ich deshalb blind bin und mich meine früheren Erfahrungen nicht ſcheu und mißtrauiſch gemacht hätten; aber ich werde ja nun ſehen, wie das Weſen wird und ob es Probe hält, wozu meine Abweſenheit von drei Monaten eine gute Gelegenheit gibt. Aber ich ſchwatze da in den Tag hinein und Du weißt nicht einmal von wem. Es iſt Mademoiſelle Caroline Brandt, die ich recht herzlich lieb habe, und von der ich täglich zu Gott bitte, daß er ſie nur etwas beſſer als die übrigen ſein laſſen möchte. Was das aber für ein Freſſen für Krähwinkel iſt, kannſt Du denken. Circa tauſendmal haben ſie mich ſchon verheirathet; aber damit iſt es Nichts. Du kennſt meine Anſichten und Grundſätze über dieſen Punkt. Es iſt allerdings ein hartes Loos, um des Künſtlers willen das Glück des Menſchen opfern zu müſſen. Aber es iſt einmal ſo, nur Eines kann man ganz ſein, und ich haſſe das Halbe. — — ꝛc."

Aber gerade darin lag, vom rein menſchlichen Standpunkte aus, der Irrthum für ſein liebebedürftiges Herz. Und in der That, es gab hier in dem ſchönen, kleinen und ſtillen Liebwerda Stunden, wo er dieſe Prinzipien in Bezug auf die Ehe an der allgewaltigen Sonne echter und wahrer Liebe dahinſchmelzen ſah.

Ueberhaupt fing Carl Maria von Weber — während er ſeine, durch allzuvieles Arbeiten und allzu heftige Stürme der Leidenſchaft erſchütterte Geſundheit zu kräftigen ſuchte — hier wieder an, in ſeiner beſſeren Ideenwelt zu hauſen.

Das bisherige Flammengeſtirn der Liebe war an ſeinem Lebenshorizonte untergegangen. Weſentliche Veränderungen gaben ſich in ſeinem Innern kund, und ſtill und zurückgezogen in ſeinem kleinen Stübchen und der Natur lebend, ſtieg leiſe und allmälig ein höheres Geſtirn in reinem Lichte vor ihm auf. Dem Blinden fielen in der Einſamkeit und in ſtiller Selbſtprüfung die Schuppen von den Augen ... und ... Carl Maria von Weber, der in ſeinem tief Innerſten immer ein edler Menſch geweſen, fing an, vor der Immoralität ſeines bisherigen Verhältniſſes zurückzubeben.

Die eiſernen Bande einer tiefgehenden Leidenſchaft aber bricht, bei ſtarken Naturen, der Augenblick nicht. Wie bei großen Seelenſchmerzen bedarf es hier der Zeit ... zur Heilung und zum Vergeſſen.

Weber ging nach Berlin; . . . aber welch' ein ganz neues Leben ging ihm hier auf!

Die Stürme des Krieges waren in der letzten Zeit über Deutſchland dahingebrauſt und hatten ganz Europa erſchüttert. Carl Maria von Weber, von ganzer Seele ein echter deutſcher Mann, trug des Vaterlandes Schmerz, ſeine Schmach und Erniedrigung ſo tief im Herzen, wie jeder andere Vaterlandsfreund. Trotzdem war er viel zu ſehr Künſtlernatur und blieb dem eigentlichen Kriegsſchauplatze durch ſeine Lebensſtellung zu fern, um perſönlich davon gewaltiger ergriffen oder gar thatſächlich hingeriſſen zu werden.

Es iſt eigenthümlich — und doch eine bekannte Thatſache — wie abſorbirend die Kunſt auf ihre wahren Jünger wirkt. Die Werke großer Meiſter verſetzen ihre echten Jünger in Extaſen, wie eine Geliebte. Der Muſiker vergißt ſich und die Welt in der Anhörung der Schöpfungen eines Mozart oder Beethoven oder auch im eigenen Wirken und Schaffen; während der Meiſter der plaſtiſchen Kunſt unter den unſterblichen Antiken im Fackelſcheine umherwandelt, wie im Olymp ſelbſt, und in ſeiner idealen Welt lebt, wie Winkelmann und Reiſenſtein zu Rom, und wie die ſtets frohe Grille der Alten vom Thaue des Himmels.

Dort freilich, wo in Deutſchlands Gauen die Furie des Krieges gewüthet hatte, — wo der ganze Jammer, der ganze Fluch dieſes entfeſſelten Dämons an die Menſchen herangetreten und ſie mit eiſerner Fauſt aufgerüttelt hatte aus dem gleichmäßigen Gange des gewöhnlichen Daſeins, ... dort erfaßte die gewaltige Strömung wohl jeden Einzelnen. Das aber war eben bei Carl Maria von Weber nicht der Fall geweſen: und wenn auch ſein Herz gar manchmal bei den Kriegsnachrichten blutete und bei dem endlichen Siege der guten Sache freudig aufjauchzte, ſo lagen ihm die Schlacht- und Siegesfelder doch zu fern, — ſo nahmen ihn übermäßige Arbeiten zu ſehr in Anſpruch, — ſo bannte ihn eine unſelige Leidenſchaft doch zu ſehr in ihre Kreiſe, um ihm eine enthuſiaſtiſche Hingabe an die politiſchen Bewegungen jener Tage möglich zu machen.

Alles dies aber hatte ſich jetzt anders geſtaltet.

Die Zauberkreiſe der Circe waren durchbrochen, — die faſt unerträglich gewordene Arbeitslaſt war abgeſchüttelt und ein Boden betreten, den der Feind Deutſchlands mit Blut getränkt, der aber auch den Siegesjubel des befreiten Vaterlandes in tauſend und abertauſend Echos donnernd vernommen.

Das ganze deutſche Volk war ein anderes geworden: vom Hauche der Freiheit berührt, von dem Gefühle der eigenen Kraft gehoben, von der Befreiungsthat und dem Niederſchmettern Napoleon's begeiſtert, ſchlug Alles — Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft — in einer bis zum Himmel auflodernden Flamme zuſammen, — einigte ſich Alles in einer einzigen, Alles mit ſich fortreißenden Ideenſtrömung.

Wer wollte nach Darſtellungen der heiligen Geſchichte, des Mittelalters, der ſüßen Freuden des Friedens ſehen, wer noch Liebeslieder ſingen oder ſanfte Weiſen hören? Wie hätten ſich ſo zarte Töne in dem Gebrauſe von Jubel und Kriegslärm lautbar machen ſollen?! Auf der Bühne wie im Leben hallte es von Waffenraſſeln wieder, Schlachtbilder wurden gemalt und Kriegs-, Sieges- und Freiheitslieder componirt. An letzteren beſonders konnte den ebenſo muſikaliſchen als patriotiſchen Berlinern kaum genug producirt werden.

Hoffmann's „Lobgeſang an die Ritter Deutſchlands“, Methfeſſel's „Kriegslieder mit Chören“, B. A. Weber's „Patriotiſcher Rundgeſang“, Gottfried Weber's „Morgenlied der Freien“, des am 8. Mai verſtorbenen Himmel „Kriegslieder der Deutſchen“ hatten, unter der Maſſe in dieſer Richtung auftauchender Werke, ehrenvolle Aufmerkſamkeit erregt; ja ſelbſt des alten Opitz von Boberfeld „Vaterlandslied“ war hervorgeſucht und von Max Eberwein componirt worden. Vor Allem aber legte ſich die muſikaliſche Bearbeitung der patriotiſchen Gedichte des jungen deutſchen Sängers nahe, der durch ſeinen poetiſchen Tod bei Gadebuſch auch auf dieſe, an ſich ſchon bedeutſamen Geſänge ein verklärendes Licht geworfen hatte.

Körner's Gedichte wurden damals und ſpäter von Krufft, Bezwarzowsky, Grund, Gottfried Weber und

Andern componirt und allenthalben geſungen, wo Männer, die Töne im Munde hatten, beiſammen ſaßen.

Berlin hatte zur Zeit, als Weber daſelbſt ankam, den Charakter des Lagers eines ſiegreichen Heeres. Glänzende Truppenmaſſen kamen und gingen, von den Einwohnern mit Feſtlichkeiten begrüßt und entlaſſen, die Geſelligkeit bewegte ſich faſt nur um die Kämpfer und feierte ſie, und die Rückkunft des Königs wurde als der Glanzpunkt der Siegesfeſte erwartet.

Es war ein wunderlicher, damals allenthalben in Deutſchland hervortretender Zug im Ideenkreiſe der ſiegreichen Völker, daß ſich für ſie die eigentliche Rückkehr der alten guten Zeit, ja ſelbſt der Freiheit, mit der Rückkehr ihrer alten Fürſten identificirte, mochten dieſelben ſo unbeliebt geweſen ſein, ſo wenig zur Wiedererlangung ihrer Throne geleiſtet haben, als ſie wollten; — mochte ihr Regiment auch das unfreieſte geweſen ſein. Wie viel mehr mußte dies in Preußen der Fall ſein, wo man die guten Eigenſchaften des gedemüthigten Königs wahrhaft ſchätzte, ihn liebte, und vor der Hand wenigſtens, alle ſeine beim Durchfechten des großen Kampfes an den Tag gelegten Unſchlüſſigkeiten und Schwächen ignorirte.*)

War es da anders möglich, als daß auch Carl

---

*) Max Maria von Weber I, 450.

Maria von Weber in den Strudel des allgemeinen Enthuſiasmus, in die unwiderſtehliche gewaltige Strömung der Zeit mithineingezogen wurde?

Wie ein zündender Blitz flammte es über ihn hin, ſeinem Geiſte einen ganz neuen Anſtoß und Schwung gebend.

Hingeriſſen von der allgemeinen Begeiſterung griff auch er zu Theodor Körner's prächtigen Liedern, und bald war die Welt um die ausgezeichneten Compoſitionen „Lützow's wilde Jagd", — „Schwertlied", — „Männer und Buben", — „Schlacht du brichſt an", — „Reiterlied", — „Gebet vor der Schlacht", — „Die Wunde brennt", — „Mein Vaterland" u. ſ. w. bereichert, die unter dem Titel „Leyer und Schwert" herauskamen und einen ganz ungemeinen Erfolg hatten.

Erſt mit dieſen Liedern weckte Carl Maria von Weber die geſpannte Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland, und obgleich er ſelbſt nur einige von ihnen für gelungen hielt, ſo wurden dieſe einfachen, dabei aber kräftigen Compoſitionen doch mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Es war eben ein glücklicher Wurf, da ſie in jenen ereignißvollen Zeiten Muth und Begeiſterung zum Kampfe für die Freiheit in die Bruſt der deutſchen Jünglinge goſſen. Ihnen geſellte ſich ſpäter, bei dem völligen Sturze Napoleon's, die ſchöne Cantate „Kampf und Sieg".

Aber die Zeit des Urlaubs flog raſch vorüber und daheim leuchtete ein ſchöner Stern in mildem Lichte. Mehr und mehr ſehnte ſich Carl Maria's Herz nach jenem holden Mädchen zurück, das ſein rettender Engel aus unwürdigen Banden geworden war und ihn in die Sphäre eines edleren Daſeins zurückgeführt hatte.

Dabei ſchrieb Director Liebich in verzweiflungsvollem Tone: Weber möge doch, um des Himmels Willen, zurückkommen; die Oper ſei, ſeit ſeiner Abweſenheit, in ſteigendem Verfall; ... er müſſe ſie geradezu ſchließen, wenn Weber nicht bald zurückkehre.

Was war da zu thun? Die Pflicht gebot, ... eine reine, edle, heilige Liebe winkte — ein ſtilles Paradies der Häuslichkeit in dunkler Ahnung zeigend — und ſo folgte Weber Ruf und Wink und kehrte nach Prag zurück.

Ein rettender Engel.

Die Brunetti hatten in Calina's Hauſe ſchon ſeit einiger Zeit das erſte Stockwerk bezogen; Calina ſelbſt wohnte gleicher Erde.

Die Wohnung war — wenigſtens was die Zimmer der vormaligen Tänzerin betraf — zum Theil neu und elegant möblirt. Die Rechnungen gingen durch die Hand des Hausfreundes. Für ein feineres Auge zerſtörte das Zuſammengeſtückelte des Ameublements und die Unordnung, die in den Zimmern herrſchte, den Eindruck.

Jetzt war es freilich noch früh am Tage und das Durcheinander in Thereſens Schlafzimmer wenigſtens einigermaßen zu entſchuldigen.

Ein ſeidenes Kleid war halb über die Lehne eines Stuhles geworfen, halb hing es auf den Boden herab. Auf dem Teppich vor dem Bette lagen die Unterkleider der reizenden, jetzt noch in den Federn liegenden Frau, gerade ſo, wie ſie geſtern Abend aus denſelben geſchlüpft

… die Strümpfe daneben … der eine der zierlichen Pantoffeln hatte vom Schickſal — oder dem ihn ausſchleudernden kleinen Füßchen — den fernſten Winkel im Zimmer angewieſen bekommen, der andere war unter das Lager ſeiner Herrin gefahren.

Die koſtbare goldene Uhr, jenes ſinnige Geſchenk Carl Maria's, lag auf einem Stuhl neben dem Bett zwiſchen Bändern, Schleifen und dergleichen Dingen.

Auf dem Nachttiſche ſtand das Licht, deſſen langer verkohlter Docht bewies, daß es — ohne gelöſcht worden zu ſein — niedergebrannt war. Ein Glas, noch halb mit Zuckerwaſſer gefüllt, thronte, im Verein mit einer angebiſſenen Orange und einer Untertaſſe voll geſtoßenen Zuckers und verſchiedenen Haarnadeln, daneben.

Ein feiner Hut mit Federn und ein noch feinerer Shawl hatten auf dem Sopha Platz genommen.

Uebrigens waren die Vorhänge an den Fenſtern noch niedergelaſſen, und die Herrin des Zimmers ruhte noch in den Kiſſen, Hände und Arme unter dem Kopfe gekreuzt. Aber dieſe Ruhe war keine ſanfte, behagliche … auf dem ſchönen Geſicht lag etwas Finſteres und Hartes; die Stirne war in Falten gezogen; die Augen ſtrahlten in unheimlichem Feuer, während ein böſer tückiſcher Zug die ſchönen Lippen umſpielte.

Auf dem eingeäſcherten Tempel einer früheren leidenſchaftlichen Liebe ſtand ein anderer aufgebaut ... der ... des Haſſes!

Thereſe Brunetti hatte ſich durch das Abwenden Weber's von ihr durchaus nicht unglücklich gefühlt. Sie war — wie alle flatterhaften Frauen — gar leicht eines Liebhabers müde; deſto mehr empörte ſie ſeine ſtille Hinneigung zu Carolinen. Eiferſucht, Rache und Haß erfüllten daher ſchon ſeit lange das ſchöne Weib ... ſie loderten zu himmelhoher Flamme auf, als Thereſe erfuhr, daß der Kapellmeiſter, der Brandt gegenüber, ernſte Abſichten hege.

Es war von ihr manches geſchehen, die Sache zu hintertreiben. Die Fäden kleiner und großer Intriguen, wie ſie an jeder Bühne nur zu häufig vorkommen, kreuzten ſich in ihrer Hand, und Thereſe Brunetti wußte ihr Spiel — während des Kapellmeiſters dreimonatlicher Abweſenheit — trefflich zu karten. Sah man ſich doch täglich auf der Bühne und hatte oft genug miteinander im Schauſpiel zu thun.

Da Caroline immer nur in Begleitung ihrer Mutter die Bühne betrat, konnte man auch auf dieſe direct und indirect einwirken, und da Reſi jetzt als fünfzehnjähriges Mädchen in Pagen-, Kinder- oder ſonſtigen kleinen Rollen ihre theatraliſche Laufbahn angetreten und ſich in ihrer Kindlichkeit zu der ebenfalls immer noch kindlichen Erſcheinung Carolinens hingezogen fühlte, ſo war dieſe trefflich ſo zu benutzen, daß ſie in aller Unſchuld den Spion abgab.

Die Brunetti ſelbſt zeigte ſich dabei mit einer gewiſſen anſtändigen Zurückhaltung freundlich gegen die Brandt's, indem ſie vor allen Dingen das Vertrauen der Mutter zu gewinnen ſuchte, was der geübten Schauſpielerin, der ſchlichten Frau gegenüber, auch gelang.

Zwiſchen Reſi und Carolinen bildete ſich dabei ein ganz eigenthümliches Verhältniß: faſt wie einer älteren Schweſter zu einer jüngeren. Die Kleine war ſich längſt klar geworden, welche Gefühle ſie für ihren angebeteten Lehrer in ihrem Herzen hege; aber ſie war auch ſo klug, einzuſehen, wie thöricht ſie handle, daß ſie ſolche Gefühle nähre. Daß ein Liebesverhältniß zwiſchen Weber und ihrer Mutter beſtehe, mußte ſie ſchon als Kind erkennen, nur blieb ihr — als ſolchem — die Art und Weiſe deſſelben fremd. Dagegen ſchmerzte ſie es oft unendlich, wenn ſie die Eltern, und namentlich die Mutter, kalt, hart oder leichtſinnig über den Mann reden hörte, der ihr eine Art Gott war; oder wenn ſie gar ſah — was ja hundertmal geſchah — daß die Mutter ihren Freund durch Launen und Eiferſucht quälte und auf das Aeußerſte brachte.

Sie wußte es nicht, aber ſie fühlte es in ihrem kleinen Herzen, daß dies nicht die rechte Liebe ſei; ſie fühlte, daß ſie den Freund anders lieben würde, — daß ſie ihn nie betrüben könne, — ihr ganzes Weſen, Leben und Sein an ihn hingeben, ihm jede Stunde zu einer glücklichen machen möchte.

Das Verhältniß der Beiden wurde ihr nachgerade drückend . . . ja peinlich!

Wie gern hätte ſie ſeine Auflöſung geſehen . . . herbeigeführt, wenn es möglich geweſen wäre. Das Kind litt recht viel im Stillen darum. Es war kindlicher Schmerz und kindliches Leid; beide aber wuchſen mit dem Wachſen des Körpers und der Einſicht.

Oft war es ſelbſt daran, daß ihr Gefühl ſie zu überwältigen drohte, wie an dem Abende, da ſie dem in innerer Vernichtung forteilenden angebeteten Manne auf der Treppe um den Hals fiel, eine Verwechſelung mit dem Papa vorgebend und die Mutter entſchuldigend.

Als der völlige Bruch zwiſchen dem Freunde und der Mutter eintrat, fiel es ihr wie Bergeslaſt von dem Herzen. Lieber gönnte ſie ihn der ſtillen, ſittſamen und liebenswürdigen Brandt, ja ihre Neigung zu dieſer wuchs, als ſie gewahrte, wie ſtill innig Caroline den theuern Freund wiederliebe; ſie liebte jetzt den vergötterten Lehrer mit und durch die ältere und glücklichere Schweſter doppelt; . . . aber auch verſchwiegen, da ſie die Kraft hatte, über die Vorgänge in ihrem Innern zu ſchweigen.

Und hätte man über des Kindes Gefühle nicht vielleicht gar mitleidig gelächelt?

Das hätte ſie nicht ertragen; dafür war ſie zu ſtolz und zu energiſch.

Aber ſie ſollte ihre Energie noch anders gebrauchen.

Der Kapellmeiſter war von ſeiner Urlaubsreiſe zurück. Er hatte die ſchöne Brunetti nicht wieder beſucht; aber die ſchöne Brunetti hatte geſtern auf der Probe von Carolinens Mutter im Vertrauen erfahren, daß der Herr Kapellmeiſter aller Wahrſcheinlichkeit nach in dieſen Tagen um ihre Tochter anhalten werde.

Das war es, was auch jetzt Thereſe beſchäftigte. Hier konnte ſie ſich an dem Treuloſen rächen und die verhaßte Nebenbuhlerin in den Staub treten.

Aus der Sache durfte nichts werden; . . . vereitelt mußte er werden, der ſchöne Bund . . . vielleicht brach das der Rivalin das Herz . . . und ihm mit . . . der ihr ſchmachvoll den Rücken gekehrt!

Schon die ganze Nacht hatte ſie über das „Wie?" der Ausführung nachgedacht.

Jedenfalls mußte ſie einer Werbung vorkommen.

Aber auf welche Weiſe?

Und hatte ſie ſich denn nicht in das Vertrauen der Mutter eingeſchlichen? Eine ernſtliche Warnung, klug angebracht . . .

Vielleicht gar, unter erheuchelten Thränen und einer künſtlichen Zerknirſchung, eine ſpeciellere Beichte über ihr Verhältniß mit ihm, ... denn von dem Beſtand dieſes Verhältniſſes hatte Jedermann in Prag Kunde; ... aber es gab Dinge ... und dann eine Warnung vor ſeiner Untreue ....

Thereſe ſprang aus dem Bett; aber ſie ſetzte ſich ſofort wieder auf deſſen Rand, ſchlug das rechte Bein über den Schenkel des linken — eine Situation, die ſie ſtets einnahm, wenn ſie über eine kleine oder große Bosheit oder Teufelei brütete – und überlegte.

Eine Stunde ſpäter war Madame Brunetti auf dem Wege zu Madame Brandt. — — — — —

„Nehmen Sie Platz, Herr Kapellmeiſter!“ — ſagte die Mutter Carolinens zu dem Eingetretenen und bot ihm einen Stuhl, ihr gegenüber, an. Worte und Wink begleitete dabei ein eigenthümlicher Ausdruck von Wichtigkeit. Auch in Carl Maria's Antlitz thronte ungewöhnlicher Ernſt, während ſein Weſen etwas Ceremonielles umgab, das ihm ſonſt fremd war. Er ſetzte ſich nach einer leichten Verbeugung ſchweigend nieder.

„Sie baten mich um dieſe Zuſammenkunft,“ — fuhr Frau Brandt fort — „wir ſind allein, ... darf ich wiſſen, um was es ſich handelt?“

„Ich hoffe, Sie errathen es, Mama!“ — verſetzte Weber, dem es ſichtbar mit dem Sprechen leichter wurde.

„Rathen kann ſchaden!“ — ſagte die kluge Frau mit einem Lächeln, das zu der bei Beiden herrſchenden feierlichen Stimmung kaum paſſen wollte. — „Sprechen Sie ſich offen aus.“

„Das will ich!“ — rief Weber, dem ohnehin alle Zurückhaltung von jeher zuwider war. — „Sie kennen mich ſchon als einen Geradheraus; warum ſollte ich hier, wo es den höchſten Wurf in meinem Leben gilt, meine Art und Weiſe verleugnen und auf Umwegen heranſchleichen? Ich bin gekommen ... um ... um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten.“

Eine kleine Pauſe entſtand, die die Mutter nur zu einer leichten Verneigung benutzte, doch war ein freudiges Leuchten über ihr Antlitz geflogen.

„Ich habe es vermuthet!“ — ſagte ſie jetzt mit ſchöner Offenheit — „da ich Ihre Neigung zu meiner Tochter kenne und dieſe mir ſelbſt als gutes Kind mittheilte, daß Sie ihr Ihre Liebe erklärt haben.“

„Hoffentlich ging dieſe Mittheilung noch weiter!“

„Ja! Caroline geſtand mir, was ich ebenfalls längſt wußte, daß ſie Sie gleichfalls liebe!“

„Und Sie, Mama, ſegnen den Bund unſerer Liebe?“

„Wie könnte ich anders!“ — rief die Mutter freudig und reichte Weber beide Hände hin, die dieſer mit Wärme erfaßte und ſchüttelte. — „Sie ſind ein Ehrenmann und ein edler Menſch, und da Sie, wie ich glaube, mein braves Kind wahrhaft lieben, ſo denke ich, fallen auch gewiſſe kleine Schwächen."

Ein flüchtiges Roth bedeckte Carl Maria's Stirne, dann ſagte er ernſt und feſt:

„Ich habe mit der Brunetti entſchieden gebrochen."

„Ich weiß es!" — entgegnete die Mutter — „aber ... darf ich offen ſein?"

„Seien Sie es immer!"

„Es handelt ſich um das Glück zweier Menſchen, ... um das meines Kindes, das mir natürlich an das Herz gewachſen iſt ... Sie vergeben daher ..."

„Keine Umſchweife!"

„Darf ich in Ihrer Edelherzigkeit und Rechtſchaffenheit die Garantie finden ... daß Sie ... feſt bleiben und nicht zu jenem verführeriſchen Weibe zurückkehren?"

„Caroline hat mein Wort dafür!"

„Gut alſo!" — ſagte die Mutter erfreut. — „Darf ich Caroline rufen?"

„Nur noch ein Wort!" — ſagte Carl Maria ernſt. — „Der Schritt, welchen ich zu thun gewillt bin, iſt ernſter Natur. Ich habe ihn daher reiflich überlegt und eines für mein und meiner zukünftigen Gattin Wohl und Glück als unbedingt nothwendig gefunden."

„Und das wäre?"

„Caroline muß der Bühne entſagen!"

Ein Schrei entfuhr der Bruſt der Mutter

Sie war halb vom Stuhle aufgefahren; als ſie ſich wieder niederſetzte, waren ihre Züge ernſt und feſt; ebenſo klangen die Worte, als ſie ſagte:

„Das kann Ihr Ernſt nicht ſein. Sie, ſelbſt ein Künſtler, können nicht wollen, daß meine Tochter, deren Talent die Welt ſo laut anerkennt, der Kunſt untreu werde.“

„Liebe Mama!“ — ſagte Carl Maria hier weich und ruhig — „laſſen Sie mich ausſprechen und mich erklären.“

„Ich höre!“ — verſetzte die Dame, eine Wolke auf der Stirne.

„Wie begeiſtert ich für die Kunſt bin, wiſſen Sie!“

„Ihre Tonſchöpfungen und Ihr Wirken an hieſiger Bühne ſind ſchlagende Beweiſe dafür.“

„Daß ich das herrliche Talent Ihrer Tochter bewundere, von ihm entzückt und hingeriſſen bin ...“

„Zu gütig!“

„Iſt Ihnen und Carolinen ebenfalls bekannt.“

„Und doch . . .?“

„Muß ich auf meiner Bedingung beſtehen.“

„Deren Eingehen weder ich noch mein Kind zugeben können.“

„Hören Sie mich erſt zu Ende. Eine ſo vernünftige und praktiſche Frau, wie Sie, muß mir beipflichten!“

„Haben Sie mit meiner Tochter ſchon darüber geſprochen?“

„Nein! Ich wollte mich erſt mit Ihnen verſtändigen. Aber hören Sie! Sie kennen das Leben auf und bei der Bühne ſo gut wie ich. Nun gebieten mir aber meine reichen Erfahrungen beim Theaterleben, kategoriſch darauf zu beſtehen, daß meine dereinſtige Frau der Bühne nicht angehöre.“

„Haben Sie ſo wenig Vertrauen zu Carolinen?“ frug hier die Mutter piquirt.

„Mein Vertrauen auf Carolinens Tugend ſteht feſt!“ — entgegnete Weber. — „Das aber hat keinen Bezug auf die Stellung bei der Bühne. Mein Weib muß mir ganz und gar gehören, nicht der Welt, nicht der Kunſt, nicht dem Publikum . . . und wenn auch nur mit den Augen.“

„Ich habe meine Tochter zu einer guten Hausfrau erzogen,“ — verſetzte die Mutter ernſt, — „und wenn ſie Ihre Gattin wird, werden Sie ſich eines guten, ſittſamen und beſcheidenen Weibes erfreuen. Warum ſie deshalb der Kunſt entrücken? Ihr Talent, ihre Beſcheidenheit und Liebenswürdigkeit — verzeihen Sie der Mutter dies Lob ihres Kindes, Sie ſelbſt zwingen mich es auszuſprechen, — haben Caroline bereits zum Schooskind des Prager Publikums gemacht ...“

„Einverſtanden!“ — rief Weber. — „Noch mehr:

reizend, jung, höchſt talentvoll, ſteht ihr die Welt und eine glänzende künſtleriſche Laufbahn offen ... ich weiß das! ... Vielleicht kann Caroline auch noch eine Partie machen, die in pecuniärer Beziehung hundertmal beſſer iſt, als das Loos, das ihr ein armer geplagter junger Kapellmeiſter bieten kann, deſſen Einkünfte durchaus nicht glänzend ſind; ... aber das hilft nichts! Wenn ſie mich liebt, ... wenn Caroline mein liebes theures Weib werden ſoll, ſo muß ſie dennoch der Bühne entſagen; denn Sie und Caroline müſſen es ſo gut wie ich fühlen, daß eine ſolche Stellung durchaus unvereinbar mit dem häuslichen Frieden iſt.“

„So beharren Sie auf dieſer Bedingung?“ — frug die Mutter ſichtlich mit gekränktem Stolze.

„Ja, liebe Mama!“ — entgegnete Carl Maria von Weber feſt, aber milde. — „Sie iſt das Fundament unſeres Glücks!“

„So laſſen Sie Caroline entſcheiden!“

„Es ſei!“ — — —

Eine halbe Stunde ſpäter ſtürzte Kapellmeiſter Weber bleich und zerſtört aus dem Zimmer der jungen Schauſpielerin. Der Kampf war ein heißer geweſen. Caroline hatte Weber endlich unter Thränen gebeten: ihr noch Zeit zu laſſen, ehe ſie ſich entſchlöſſe, ihrer Kunſt zu entſagen.

In ſeiner Leidenſchaftlichkeit ſah er ſofort auch dieſe

Liebe zertreten und äußern Rückſichten geopfert! Und doch war er ja ſelbſt Künſtler und mußte wiſſen, was es für ein junges heißblütiges Herz ſagen will ... von ſeinem Ideal und einer glänzenden ruhmvollen Laufbahn zu ſcheiden.

Als er der Hausthüre zuſtürzte, öffnete ſich dieſe und ... Thereſe Brunetti trat ein.

Beide fuhren erſtaunt und erſchrocken zurück. Aber der Vortheil war auf Thereſens Seite: ſie führte kalte Ueberlegung und berechnete Rache hieher; ... Carl Maria's Herz war ſchwer verletzt, ... leidenſchaftlich erregt, ... blutend von dem Dolchſtich, der es getroffen, ... ſein ganzes Weſen in Verzweiflung über die Vernichtung der Hoffnung, die ihm Erhebung, Aufſchwung, einen Himmel ſtiller Häuslichkeit gezeigt.

Die Brunetti hatte ſich daher raſch gefunden, und mit der Theilnahme einer alten Freundin an Weber herantretend, frug ſie ihn mit dem ganzen Zauber ihrer Stimme mild und bewegt nach der Urſache ſeines zerſtörten Ausſehens, ſeiner Todtenbläſſe und Aufregung.

Das eben Erlebte lag noch betäubend auf Carl Maria, die Frage klang ſo theilnehmend, die Stimme rückte das Alte ſo nah, das vermeintliche Zurückweiſen ſeiner Werbung durch Mutter und Tochter hatte ihn ſo empört, daß er mit wenigen Worten indignirt das Geſchehene berichtete.

Ein Jubelſchrei fuhr durch Thereſens Seele. Aber ſie liebte ja den Freund nicht mehr, ſondern ſie haßte ihn.

Schnell, wie vom Himmel züngelnde Blitze, hatte die Rache einen neuen Plan entworfen. Das Eiſen glühte, jetzt war es zu ſchmieden.

„Folgen Sie mir!“ — flüſterte ſie Weber zu.

Carl Maria that es, betäubt und wie im Traume.

Hundert Schritte entfernt lag der Park des Grafen Pachta. Hier waren ſie unbeachtet und allein.

Thereſe ſah es mit triumphirendem Blick. Jetzt mußte von ihr aus der Schlag fallen.

Einem Wildbach ähnlich, der lange geſtaudet, brach die alte Leidenſchaft hervor. Die Brunetti war nicht umſonſt Schauſpielerin, nicht umſonſt ... Weib.

Mild tröſtete ſie den Untröſtlichen; — ſanft zeigte ſie ihm, wie dies die Folge ſeiner Untreue gegen ſie ſei; — mit Thränen im Auge beſchwor ſie ihn, in ihre Arme, an ihr treu und heiß liebendes Herz zurückzukehren.

Weber hörte nichts und alles; aber er verſprach — halb bewußt, halb unbewußt nachgebend, — die alte Freundin den Nachmittag um drei Uhr zu beſuchen: nur um ihre Vertheidigung zu hören, ... um in Ruhe ein Wort der Verſtändigung, der Ausgleichung zu wechſeln.

Die alte Schlange hatte im Staube gezischt; ſie wand ſich zwiſchen den Trümmern des eingeſtürzten Tempels reiner, wahrer, heiliger Liebe.

Als die Brunetti nach Hauſe kam, warf ſie triumphirend Hut und Shawl auf das Sopha.

„Jetzt iſt es um die Liebe, um die Heirath mit der verhaßten Rivalin gethan und der Treuloſe gezüchtigt!“ — rief ſie freudig aus. — „Er hat um ſie angehalten. Sie — obgleich ſie ihn liebt — bebte zurück, weil ſie der Bühne entſagen ſollte. Das wirkte! ... Wie Bergeslaſt iſt es mir vom Herzen genommen. Ich mag die alten Ketten nicht mehr tragen; aber die beiden Verhaßten will ich mit ihnen zu Boden ſchlagen!“

Sie hatte dies laut ausgerufen; überſah aber in dem Eifer ihres Zornes, daß die Thüre zum Nebenzimmer nur angelehnt war. In dem Nebenzimmer aber war Reſi beſchäftigt, ſich zum Ausgehen fertig zu machen.

Die Worte der Mutter hatten ſie entſetzt. Wie ſollte ſie dieſelben mißverſtehen? Die Hände auf die Bruſt gedrückt lauſchte ſie athemlos.

Ein Stuhl wurde gerückt, ... Mama ſetzte ſich, ... Papier raſchelte ... dann hörte man eine Feder raſch über das Papier fahren ....

„So!“ — rief jetzt die Schreiberin — „die Züge ſind nicht die meinen. Sie werden ſie nicht erkennen. Darauf verſtehen wir uns!“

Und die Schreiberin las:

„Wenn Sie ſich von der Treuloſigkeit Ihres Anbeters überzeugen wollen, ſo beſuchen Sie heute Mittag drei Uhr die Brunetti.

„Eine Freundin Ihrer Seelenruhe.“

„Marie mag es unten im Hauſe der Brandt's abgeben.“

Der Brief wurde geſchloſſen: ... aber ſchon hatte Reſi, leiſe auf den Zehen ſchleichend, Zimmer und Haus verlaſſen. — — — — — — —

Reſi war von der Mutter um zwei Uhr ausgeſchickt worden. Sie hatte ſo viele kleine Aufträge zu beſorgen, daß ſie vor einigen Stunden nicht wieder zu Hauſe ſein konnte.

Jetzt pochte ſie leiſe an ihres Lehrers und Freundes Zimmerthüre.

Ein mürriſches „Herein!“ ertönte.

„Reſi!“ — rief Weber, und ein leiſer Schimmer von Freude lief über ſeine Züge; aber er erſtarb bald an dem Gedanken, daß das Kind ein Sendbote der Mutter ſein könne. Gewiſſensbiſſe peinigten ihn über die Zuſage von heute morgen.

Mit einemmale ſah er Reſi genauer an ... wie ſah ſie ſeltſam aus!

Wie ein tiefer Schmerz lag es in ihrem unſchuldigen, ſonſt ſo kindlichen Geſichte. Sie war dabei bleich und hatte verweinte Augen.

„Was iſt Dir, Reſi?“ — frug der Kapellmeiſter beſorgt, ohne daran zu denken, daß auch er zerſtört und ſchmerzvoll ausſah.

„Ich kann nichts dafür, daß ich traurig bin,“ — ſagte das Kind mit feuchten Augen. — „Wenn ich aber ſehe, wie gute Menſchen, die ich lieb habe und achte, ſich ſelbſt unglücklich machen, dann wird mir's ſo ſchwer um das Herz, daß ich weinen muß.“

„Und wer ſind die Thoren?“ — frug Weber finſter. — „Ich dächte, Welt und Leben hätten des Peinlichen, des Unangenehmen, des Fluches genug, mit denen ſie auf uns einſtürmen! Wir brauchen wahrlich uns nicht ſelbſt zu quälen!“

„Und doch thun dies auch kluge Menſchen oft.“

„Wie wahr!“ — rief Carl Maria jetzt, an ſich und Carolinen denkend. — „Laß ſie, wenn ſie Narren ſein wollen!“

„Ich kann es nicht; ... mein Herz würde mir brechen, wenn ich ſie unglücklich wüßte!“ — ſagte das Mädchen.

„Gutes Kind!“ — rief Weber, Reſi an ſich ziehend und auf die Stirne küſſend.

Ein dunkeles Roth überlief des Mädchens Antlitz. Wie Espenlaub erzitterte ſie am ganzen Leibe. Weber blickte ſie erſtaunt an. Sie aber ſchaute mit einem Blick an ihm auf, der ihn faſt verwirrte.

„Herr Kapellmeiſter!“ — rief das Kind — „haben Sie mich ein Bischen lieb?“

„Reſi!?“ — ſtammelte Carl Maria, ohne zu wiſſen wie ihm geſchah. — „Du weißt, wie gern ich Dich habe!“

„Dann beſchwöre ich Sie, betreten Sie unſer Haus nicht mehr!“

Weber verſagte vor Staunen die Sprache; nur ein lang gedehntes „Wie?“ drängte ſich über ſeine Lippen.

„Fragen Sie mich nicht weiter ... aber ... ich möchte Sie glücklich wiſſen ...“ — ſtammelte das Mädchen — „O! ich kann nicht ſprechen wie ich möchte und wie ich es mir vorgenommen habe; ... aber ... da iſt Ihr Glück!“

Und mit dieſen Worten ſtieß ſie die Thüre des Vorzimmers auf.

Weber entfuhr ein freudiger Schrei ... Caroline Brandt ſtand vor ihr.

„Vergebung!“ — ſtammelte ſie, verlegen eintretend, — „daß ich mich erkühne, hieher zu kommen, iſt das Werk meiner jungen Freundin!“

„Caroline!“ — rief Weber — „Sie entſagen der Bühne und werden mein liebes treues Weib?“

„Wenn Sie es mit mir wagen wollen, ſo entſagt die Liebe aus Liebe der Kunſt und des Ruhmes ſtrahlender Bahn!“

„O tauſend, tauſend Dank!“ — jauchzte Carl Maria — „dies Wort gibt mich dem Leben, der Freude und dem Glück zurück!“

Und Weber ſchloß Caroline in ſeine Arme.

Daneben ſtand Reſi und lächelte unter Thränen. Ihr armes kleines Herz that ihr unendlich weh … dennoch goß ein ſtiller Triumph ſeinen Heiligenſchein um ihr Haupt; … denn … ſie war es geweſen, die den vernichtenden Schlag abwandte, den Haß und Rache führen wollte … und die Liebe — mit wenigen Worten, aber der ganzen Kraft reiner Kindlichkeit, — auf den rechten Weg führte.

Der Freiſchütz.

Das Hurrah jauchzet, die Büchſe knallt,
Willkommen, du Freiſchütz, im duftenden Wald!
Wir winden zum Kranze das grüne Reiß,
Und reichen dir freudig den rühmlichen Preis

Du ſangeſt uns Lützow's verwegene Jagd,
Da haben wir immer nach dir gefragt
Willkommen! willkommen in unſerem Hain,
Du ſollſt uns der trefflichſte Jäger ſein!

Fünf Jahre waren vorübergebrauſt. Kapellmeiſter Carl Maria von Weber hatte Prag längſt verlaſſen: er war jetzt Königlich Sächſiſcher Hofkapellmeiſter in Dresden: zur Stunde aber befand er ſich in Berlin, denn heute Abend, den 18. Juni 1821, ſollte ſeine neue große Volksoper „Der Freiſchütz" zum erſtenmale gegeben werden.

Ganz Berlin war ſchon ſeit acht Tagen in Aufregung, da ſich von der Bühne und der Kapelle, aus den Proben heraus, ganz unbegreifliche Dinge über dieſe neueſte Schöpfung des ſchon ſo berühmten Meiſter verbreitet hatten. Die Muſik ſollte glänzend ſein, ein Ehrendenkmal in der Kunſtgeſchichte der deutſchen Oper, klar, reif, volksthümlich und von einem noch nie dageweſenen Melodienreichthum. Dabei erzählte man ſich Wunderdinge von der Scenerie und dem Gedicht, welches der bekannte Dichter **Friedrich Kind** ſeinem Freunde **Weber** gefertigt hatte.

Samiel ſelbſt, der Böſe, kam darin vor, und eine furchtbare Schlucht, größtentheils mit Schwarzholz bewachſen, von hohen Gebirgen rings umgeben. Von einem derſelben ſtürzt ein Waſſerfall. Der Vollmond ſcheint bleich. Zwei Gewitter von entgegengeſetzter Richtung ſind im Anzuge. Weiter vorwärts ein vom Blitz zerſchmetterter verdorrter Baum, zum Theil im Innern faul, ſo daß er zu glimmen ſcheint. Auf der andern Seite, auf einem knorrigen Aſte, eine große Eule mit feurig rädernden Augen. Auf andern Bäumen Raben und anderes Waldgevögel. Und am Himmel, bei dem Gießen hölliſcher Kugeln, ziehe — ſo erzählte man ſich weiter — der wilde Jäger mit ſeiner ganzen wilden Jagd: Hirſche, Eber, Jäger, Hunde vorüber; Blitzezucken, Donnerrollen, dunkelblaue Flammen ſchlagen aus der Erde; Irrlichter zeigen ſich, Bäume werden praſſelnd aus den Wurzeln geriſſen; der Waſſerfall ſchäumt und tobt; Felſenſtücke ſtürzen herab. Man hört von allen Seiten

Wettergeläute. Die Erde ſcheint zu wanken und der Himmel einſtürzen zu wollen.

Es war ſchauererregend, was man ſich im Volke von dieſer Wolfsſchlucht erzählte, ... wunderbar, was die Sänger und Orcheſtermitglieder begeiſtert von der Muſik berichteten.

Dabei hatte die Aufführung des „Freiſchütz" für die Sachverſtändigen und Eingeweihten noch eine höhere Bedeutung: es galt durch dieſe Oper der deutſchen Muſik den Sieg über die italieniſche zu verſchaffen. In den Parteien ſtanden ſich in Berlin, wie einſt zu den Zeiten der Hohenſtaufen und Welfen, die Deutſchen und die Italiener kampfgerüſtet gegenüber, Spontini und Carl Maria von Weber an der Spitze.

Spontini war mit ſeiner, in Paris ſehr flau aufgenommenen „Olympia" aufgetreten. Man hatte 28,000 Thaler für ihre Ausſtattung verwendet. Das Haus war von den Freunden und Verehrern der italieniſchen Muſik beſetzt. Spontini wurde nach der erſten Vorſtellung hervorgerufen und mit Kränzen beworfen; ... aber ... die zweite Vorſtellung lief ganz kalt ab; ... bei der dritten war das Haus leer.

Natürlich wurden jetzt von ſeiner Partei alle Mittel in Bewegung geſetzt, den Meiſter und die Oper zu halten; ja es geſchah hierin das Unglaubliche: der Präſident des Cenſurcollegiums erließ eine Ordre, vermöge deren in keiner der in Berlin erſcheinenden Blätter die Muſik des Herrn Generalmuſikdirector, Ritter Spontini, getadelt werden durfte. Lob konnte paſſiren ſo viel als möglich!

Das war nun freilich eine ungeheuere Blöße, die ſich hier Spontini und ſeine Verehrer gaben; . . . aber . . . es lag auch der Beweis darin, wie mächtig und nichts ſcheuend die Partei ſei, der Carl Maria von Weber als deutſcher Componiſt mit einem echt deutſchen volksthümlichen Werke entgegenzutreten gedachte.

Carl Maria ſah indeß dennoch der erſten Aufführung ſeiner Oper mit freudigem Vertrauen entgegen; er fühlte, er wußte es, daß er einen herrlichen Wurf gethan . . . daß ſein „Freiſchütz" Epoche machen werde.

Und welche wunderbare Fügung! Waren es nicht jetzt elf Jahre, daß ihm — in den ſchönſten Tagen ſeines Jugendlebens auf Stift Neuburg — das „Geſpenſterbuch" von Apel in die Hände gefallen und er, im Vereine mit Alexander von Duſch, auf jene „Freiſchützengeſchichte" geſtoßen, die Beide ſofort hinriß und zur Schöpfung einer Volksoper begeiſterte?

Die Sache blieb liegen; aber die Idee zu dieſer Oper ſchlummerte ſeit jener Zeit in der Seele des Componiſten, bis er, im Jahre 1816, den Dichter Friedrich Kind in Dresden kennen lernte und dieſen um die

Bearbeitung jener Erzählung und ihre Umſchaffung zu einem Operntexte hat.

Auch Kind war ſogleich von dem Gegenſtande begeiſtert. Beide berauſchten ſich jetzt in Waldluſt und Volkston. Endlich dämmerte die Morgenröthe und das Tagsgeſtirn trat hinter Nebeln hervor.

Jetzt nahmen ſie es ſelbſt mit dem Teufel auf, was allerdings, in jener Zeit der ſtrengen Theatercenſur, eine gewagte Sache war. Allein es gelang. So unſinnig zum Theil der Text, er eignete ſich wirklich vortrefflich für eine deutſche Volksoper. Die ſagenhaften Klänge aus Waldesnacht und Waldesſchlucht griffen in jedes Gemüth, während Carl Maria von Weber mit nie vorher dageweſenem Glück das innerſte muſikaliſche Leben des deutſchen Volkes traf. Es ſchien, als habe es ſich nach deſſen Ausdruck ſchon lange geſehnt, mit ſolchem Jubel wurde das Werk begrüßt, als er es 1821 nach Berlin brachte. Kein Ort der Welt wäre aber auch damals geeigneter geweſen, dieſe echt deutſche Muſik zu empfangen, als das im — damals — „deutſcheſten Deutſchſein“ lebende Berlin.

Die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Leipzig, ſowie die Einmärſche in Paris, hatten den Boden in den preußiſchen Herzen beſtellt für die jubelnde Empfängniß eines deutſchen muſikaliſchen Kunſtwerkes;

während die italieniſchen Meiſter dafür Sorge trugen, die Sehnſucht nach gediegenern Produkten zu wecken.

Und hatte ſich denn der jetzt fünfunddreißig Jahre alte Carl Maria von Weber nicht ſchon einen bedeutenden Namen gemacht?

Kannte und bewunderte nicht alle Welt ſeine Compoſitionen in „Leyer und Schwert“, — die Jubelcantate, — die Jubelouvertüre zum Jubiläum des Königs von Sachſen, — die Aufforderung zum Tanze — „Precioſa“, — zwei große Meſſen, von welchen eine zur Jubelhochzeit des Königspaares, — die großen meiſterhaften Sonaten für Piano und eine Maſſe Lieder und ſonſtige Inſtrumentalwerke?

O! er war fleißig geweſen und reich an ſchöpferiſchem Wirken, ſeitdem ſich der Begeiſterung für die Kunſt die echte und wahre Liebe in ſeiner Neigung zu Carolinen beigeſellt!

Der Wendepunkt zur **„Heiligung“** war mit dem Momente eingetreten, in welchem ihm Reſi ſeine Caroline zugeführt.

Von jenem Augenblicke an war auch ſein Entſchluß gefaßt: Prag zu verlaſſen.

Bei dieſem Entſchluß wirkte freilich noch Anderes mit: einmal war ein Zuſammenleben mit Thereſe Brunetti in einer und derſelben Stadt und an einem und demſelben Theater nicht mehr möglich; dann konnte Carl Maria von Weber in ſeiner Prager Stelle vor übermäßiger, ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit aufreibender Arbeit faſt gar nicht mehr daran denken, als ſelbſtſchaffender Künſtler und Componiſt aufzutreten; und endlich mußte er auch noch die Wahrheit des harten Wortes erleben: „Undank iſt der Welt Lohn!“

Bei Gelegenheit des Wechſels des Theaterpräſidenten in der ſtändiſchen Verwaltung theilte nämlich Director Liebig ſeinem Freunde Weber ein an ihn ergangenes Reſcript mit, das, bei der Weber ſo oft kundgegebenen Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um die Prager Bühne, in ebenſo überraſchender als ſchmerzlicher Weiſe Unzufriedenheit mit den Leiſtungen der Oper ausſprach.

Weber war außer ſich! Das alſo war der Lohn für ſeine Ueberanſtrengungen, ... für all' den Aerger, ... für all' die Mühen und Arbeiten, die ihn mehr als einmal auf das Krankenlager geworfen.

Indignirt ergriff er die Feder und ſchrieb an Director Liebig:

„Wahrlich, mein verehrter Freund, die Eröffnung, die Sie mir von den Bemerkungen der hohen Landesſtelle in Betreff des Zuſtandes der Oper machen, die den Vorwurf ausdrücken, daß ſeit dem Jahre 1812 nichts für dieſelbe geſchehen ſei, hat den bitterſten Augenblick meines Künſtlerlebens herbeigeführt, — einen Augenblick, deſſen Erſcheinung ich mir, bei dem Bewußtſein meines Eifers für die Sache, nie und am allerwenigſten an einem Orte erwartet hätte, wo ich durch raſtloſe Thätigkeit meine Geſundheit und die Zeit zuſetzte, in der ich als Componiſt etwas für die Welt und meine Ehre zu leiſten im Stande geweſen wäre, blos um das ſchöne Bewußtſein zu haben, den alten Ruf der Prager Muſikvollkommenheit herzuſtellen, und zugleich zu zeigen, daß doch wenigſtens eine Kunſtanſtalt vorhanden ſei, die ohne die tauſend gewöhnlichen kleinlichen Handwerks- und Neides-Erbärmlichkeiten rein und fern von allen Nebenrückſichten wirke und handle.

„Als ich im Januar 1813 hier ankam, weit entfernt von dem Gedanken, mich irgendwo durch eine Anſtellung feſſeln zu laſſen, weil dieſes nicht mit den Anſichten vereinbar war, die ich von dem Wirken des Künſtlers für das größere Publikum hatte, konnte nur jene Rückſicht, jene Hoffnung, das ungetheilt mir von allen Seiten entgegenkommende Vertrauen und hauptſächlich auch die perſönliche Achtung und Freundſchaft, die mir Ihre Handlungsweiſe einflößte, in der ich eine ſichere Stütze zur Beförderung meiner Zwecke für das Gute ſah — mich beſtimmen, die Leitung der Opern zu übernehmen.

„Vor anderen Rückſichten ſichern mich Gottlob meine

Verhältniſſe und das Zutrauen, welches das übrige Deutſchland meinem Streben und meinen Arbeiten ſchenkt.

„Ich trat meinen Dienſt mit dem unerſchütterlichen Muthe an, deſſen jeder an der Spitze einer Kunſtanſtalt ſtehende Mann, die dem Geſchmack, der Laune, den Eigenheiten und der Tadelſucht der Einzelnen ausgeſetzt iſt, — ſo ſehr bedarf.

„Ich fand einen Muſikgeſchmack, der durch die ehemalige Italieniſche Oper und dann durch die Mozart'ſche Periode eine ſeltſame Geſtaltung erhalten hatte. Es war ein unruhig in's Blaue hinauswünſchender Geiſt, der mit ſich ſelbſt nicht einig war, was er wünſchen ſollte.

„Die Natur der Italieniſchen Oper erfordert wenige, aber ausgezeichnete Künſtler. Einzelne blitzende Steine, gleichviel in welcher Faſſung. Alles Uebrige iſt da Nebenwerk und unbedeutend. Der Deutſche greift Alles tiefer, er will ein Kunſtwerk, wo alle Theile ſich zum ſchönen Ganzen runden. Er verſchmähet auch den lebendig thätigen Sinn des Franzoſen nicht, der immer nur etwas vorgehen — Handlung ſehen will. Sein tiefes Gemüth ergreift und umfaßt alles Vorzügliche, und ſucht es ſich anzueignen. Mir ſchien die Aufſtellung eines ſchönen Enſemble die erſte Nothwendigkeit; ich hielt nichts für Nebenſache, denn in der Kunſt gibt es keine

Kleinigkeit. Dieſe Anſicht hatte ſich des Beifalls unſeres kunſtliebenden, einſichtsvollen Landeschefs zu erfreuen. Und öfters hatte ich ſpäter mündlich die Gelegenheit, mich ſeiner Zufriedenheit über das Zuſammenwirken und Spiel des Chors, Orcheſters und Theaterperſonals zu verſichern.

„Wir eröffneten eine ausgebreitete Correſpondenz mit allen Künſtlern, die ich auf meinen Reiſen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, oder die der Ruf uns als vorzüglich bezeichnete. Zugleich waren wir bemüht, die in der Nähe liegenden Mittel anzuwenden. Das Orcheſter und Chor bekam eine beſtimmte Organiſation, wodurch eine freie und ſichere Benutzung der Kräfte zum Gelingen der Vorſtellungen bezweckt wurde, mit bedeutenden Anſtrengungen gewannen wir hierzu Herrn Klement, den Oboiſten Selner und manche Andere.

„Der Krieg und andere Verhältniſſe, die zu erörtern mir nicht zukommt und die auch zu allgemein bekannt ſind, verhinderten leider die Zuſammenſtellung eines Perſonals, gänzlich ſo, wie wir es gewünſcht hätten. Doch blieb uns, oder war vielmehr als ganz neu engagirt anzuſehen (da es erſt durch neue Beſtimmungen wieder für uns gewonnen worden), ſo manches Treffliche vor anderen Theatern. Wir haben als Sängerinnen: Madame Grünbaum, Demoiſelle Bach, Demoiſelle Brandt, Demoiſelle Böhler, Madame Allram. An Tenoriſten

Herrn Grünbaum, Herrn Markward, Herrn Neumeyer: die Baſſiſten Herrn Siebert, Kainz, Maletinsky, Alram u. a. m. Daß von ſchon Engagirten der Tenoriſt Herr Tölle nebſt Frau und Herr Rode als Bouffon, des Krieges wegen, nicht kommen konnten, daß ſpäter die Unterhandlungen mit den Herren und Damen:

Mad. Harlas.
= Fiſcher.
Dem. Buchwieſer.
Mad. Pewais.
= Regina Lang.
Dem. Herz.
= Seidler.
Mad. Flerx.
= Eberwein.
= Weixelbaum.
Herr Häſer.
= Stümer, Tenoriſt.

Herr Peſtaker, Tenoriſt.
Tarti, Baſſiſt.
= Roſenfeld, } Tenoriſt.
= Wild, }
= Schikaneder, Baſſiſt.
= Flerx, Baſſiſt.
= Scharböck, } Baſſiſt.
= Kronner, }
= Stöger, Tenoriſt.
= Schiele, Tenoriſt.
= Weixelbaum.
= Hanabacker,

nicht und warum nicht zu Stande kamen, daß der Tod uns Morhard raubte, daß Demoiſelle Bach und Herr Neumeyer die Erwartungen nicht befriedigten, wie man nach dem Urtheile Sachverſtändiger hoffen durfte, das waren unüberſteigliche Hinderniſſe, die ſich alle beweiſen laſſen; übrigens war bei alledem das Publikum nicht ſo ſchlimm daran, als diejenigen, die für daſſelbe zu ſorgen hatten; die Wahl der Werke, die man mit einem beſchränkten

Perſonale geben kann, war ſchwierig, und oft wurden große Anſtrengungen erfordert, um das Repertoire im Gange zu erhalten. Was dennoch mit den vorhandenen Mitteln geleiſtet worden, hat der Beifall aller Fremden und derjenigen hinreichend bewieſen, die Gelegenheit hatten, unſer Opernrepertoire mit dem beinahe aller auswärtigen Theater von Rang, das Wiener gar nicht ausgenommen, zu vergleichen. Fehlen uns etwa die anerkannt beſten Werke und erſcheint irgend etwas Neues, das wir uns nicht auch bald aneigneten? Die letzten Engagements des Herrn Ehlers und der Madame Czeka beweiſen unſern ſtets gleichen Eifer, jede Gelegenheit zur Ergänzung des Perſonals zu ergreifen. Wer über unſer Perſonal klagt, der zeige uns die Künſtler an, die Vorzüglicheres leiſten und zu haben ſind. Jeder Hof, jedes Theater hält das Gute feſt, das es beſitzt, auch hat die ſturmbewegte Zeit die Talente ſelten gemacht; ſie ſind keine Waare, die man nur zu bezahlen und zu verſchreiben braucht, um ſie zu beſitzen. Und was können wir denn dem Ausländer bieten, das ihn reizen und zu uns locken könnte? Der in öffentlichen Blättern ausgeſprochene Tadel einzelner ſchreibſeliger, ununterrichteter Krittler hat mich unangenehm ſchon berührt, wie z. B. erſt kürzlich im Sammler, wo der Referent vergeblich gehofft hatte, daß durch mich die Oper ſich verbeſſern werde. Da er und alle ihm Gleichdenkende das feurige und richtige Zu ſammenwirken der Finales, des Orcheſters u. ſ. w. für nichts zu rechnen ſcheint, ſo vermuthete er vielleicht, daß ich, ein muſikaliſcher zweiter Prometheus, Sänger und Sängerinnen aus Thon hervorzaubern könnte. Indem dieſe Machthaber der öffentlichen Stimme mit einer Zuverſicht abſprechen, die das größere Publikum für Wahrheit annehmen kann, habe ich daraus leider den Schluß ziehen müſſen, daß man in Prag einen wohlerworbenen Ruf zuſetzen, aber nicht erhöhen könne. Deſſenungeachtet ließ und laſſe ich mich in meinem Thun und Wirken nicht irren, vertrauend auf die Einſicht und Gerechtigkeit der Sachverſtändigern und Billigdenkenden. Sollte aber dieſe Unzufriedenheit auch diejenigen ergreifen, deren Achtung und Zufriedenheit mein einziger Lohn ſein konnte, dann ſehe ich den Zweck meines Aufenthaltes hier gänzlich verfehlt, ich konnte nicht das leiſten, was man erwartete; ich kann mich nur mit dem Bewußtſein tröſten, das Meinige in vollem Maße mit immer gleichem Eifer gethan zu haben, und muß Sie bitten, je eher je lieber einen Mann an die Spitze der Oper zu ſetzen, der beſſer als ich im Stande iſt, den Anſprüchen, die man hier an ihn ſtellt, zu genügen.“[*]

Und ſo kündigte denn Weber, ... mit ruhigem Selbſtbewußtſein der Zukunft entgegenſehend.

---

[*] Mitgetheilt von Max Maria von Weber I. 510 u. ſ. f.

Jetzt aber galt es freilich neue und verdoppelte Anſtrengung, um für ſich und ſeine zukünftige Häuslichkeit, an der Seite ſeiner geliebten Caroline, einen feſten Halt zu gewinnen.

Seine Cantate „Kampf und Sieg“ hatte er an die verſchiedenen Potentaten eingeſandt. Sie wurde mit warmem Dank aufgenommen und von dem Könige von Sachſen und den anderen hohen Häuptern mit prachtvollen Tabatièren, Ringen, Buſennadeln u. ſ. w. belohnt.

Auch in Berlin führte er dieſe Tonſchöpfung auf; dann begab er ſich nach Karlsbad, trat — erſt mit Leipzig, dann mit Dresden — in Unterhandlung und hatte am Weihnachtstage 1816 die große Freude, daß der heilige Chriſt mit einem reichen Lichterbaum voll Luſt und Jubel bei ihm einzog: am Morgen dieſes Tages erhielt Carl Maria von Weber von dem Könige von Hannover einen koſtbaren Ring, von dem Könige von Bayern eine prachtvolle Tabatière, den Abend ſelbſt aber, mit einem freundlichen Schreiben des Hofmarſchall Grafen Vitzthum von Eckſtädt, ... ſeine Anſtellung als Königlich Sächſiſcher Hofkapellmeiſter in Dresden.

So war ſie denn raſch gefunden, die ehrenvolle Stellung, die ſeine und ſeiner theuern Lina Zukunft ſichern ſollte. Weber eilte ſofort nach der Reſidenz des kunſtliebenden Königs Friedrich Auguſt, um bald darauf den beſten Bundesgenoſſen in den Kämpfen des Lebens in Geſtalt ſeiner liebenswürdigen Gattin dorthin abzuholen . . . ſeiner liebenswürdigen Gattin, . . . ſeiner theuern Caroline, die mit ihrem unverſiegbaren Frohſinn, ihrer Grazie und ihrem feinen Takte der Schutzgeiſt ſeines Lebens ward.

Und immer ſchöner und immer klarer trat jetzt die Vollendung und „Heiligung" des Meiſters zu Tage. Der reinen echten und wahren Liebe Glanz und Seligkeit umgab ihn, während der Lorbeer ſich zum ſchönen Kranze wand. Mit dem neuen Liebesbunde war aber auch der Triumph der Kunſt geſichert. Carolinens praktiſcher Sinn, ihre reichen Erfahrungen, ihr geſchulter Takt übten einen merkwürdigen Einfluß auf den Meiſter. Alles ward ruhiger in ihm, geſänftigter und tiefer. Er fing an die Wirkungen ſeiner Schöpfungen nach dem Eindruck und der Wirkung zu bemeſſen, die ſie auf Carolinen ausübten, und während er den Rath ſchätzen lernte, den ihr offener Geiſt und ihr feiner weiblicher Takt ſtets zur Hand hatte, fühlte er, wie unendlich gut er dabei fuhr. Beide Gatten ergänzten ſich auf dieſe Weiſe gegenſeitig im ſchönſten Sinne des Wortes.

Aber das Schickſal warf leider bald auch hier ſchwarze Schlagſchatten über das freundliche Paradies, das ſich das junge Paar gegründet hatte.

Wenn Carl Maria von Weber ſich auch raſch das Vertrauen und die Liebe der Kapelle und des Opernperſonals erwarb, — wenn auch alle Kunſtverſtändigen ſein Streben mit Freuden anerkannten, — wenn auch die heitern Cirkel ſeines gaſtfreien Hauſes durch zwangloſen Verkehr und geiſtiges Leben ihn ſelbſt und Alle, die an denſelben Theil nahmen, beglückten, — wenn auch Sterne hier glänzten, wie die Dichter Ludwig Tieck, Tiedge, Theodor Hell, Friedrich Kind und die Muſiker und Componiſten Marſchner, Spohr und Polledra, — ſo zeigte ſich doch bald etwas Anderes, was recht drückend auf Weber zurückwirkte.

Die Anhänger und Verehrer der italieniſchen Muſik witterten in den Strebungen und Geſinnungen des deutſchen Meiſters muſikaliſche Umſturztendenzen. Man hing am Hofe noch — wie von Alters her — an dem ſüßen und leichten Klingklang der italieniſchen Muſik. Gediegenheit war ja hier überhaupt verpönt. Man will in jenen Sphären zumeiſt von der Oper nichts anderes, als daß ſie — nach eingenommenem copieuſem Mittagsmahle und während der gemächlichen Verdauung deſſelben — eine angenehme und leichte Unterhaltung biete. Dazu paſſen aber glänzende Paſſagen und Coloraturen, ſinnlich melodiöſe und üppige Muſik, Ballet und das zierlich Bewunderungswürdige eines verlockenden Ohrenkitzels. Dieſem Geſchmack aber huldigte auch — trotz dem, daß er Weber ſchätzte, — der König und mit ihm der ganze Hof. Carl Maria hatte daher am Hofe keine Freunde und Gönner, außer den beiden Prinzen Friedrich Auguſt und Johann, die er denn auch in der That enthuſiaſtiſch verehrte und in deren frei ausgeſprochener Protection auch ſein Haupthalt lag. Ihnen geſellte ſich glücklicherweiſe ſein Chef, der Graf Vitzthum von Eckſtädt, wogegen, als Weber's Hauptfeinde, der faſt allmächtige Cabinetsminiſter Einſiedel und Weber's College, Morlachi, der dortige Repräſentant der italieniſchen Muſik, auftraten. Für Einſiedel und ſeine Günſtlingscoterie — ſagt des Meiſters Biograph —, in der ſich das Princip des damaligen „geheimen“ Beamtenthums perſonificirte, in deren Kreiſen das Wort „deutſch“ und demokratiſch faſt gleichbedeutend war, und die deshalb ſogar auch die deutſche Muſik haßten, war Weber mit ſeinem geraden, die Oeffentlichkeit liebenden und, trotz ſeines Hofkapellmeiſtertitels, in bis dahin unerhörter Weiſe frei mit dem Publikum verkehrenden Sinne eine „höchſt unbequeme Perſönlichkeit“. Dieſe Unbequemlichkeit gewann aber auch noch, wie bereits erwähnt, durch die Abneigung der Italieniſchen Oper gegen den deutſchen Meiſter, und ſo kam es, daß ſich Carl Maria von Weber gar bald zurückgeſetzt fühlte.

Man verhinderte durch geheime Umtriebe, Intriguen und Einflüſterungen bei dem Regenten, daß *Weber's* großes und ſchönes Talent für Sachſen in angemeſſener Weiſe nutzbar gemacht wurde; — man hintertrieb jedes hervorleuchtende Zeichen der Anerkennung von oben; — ja, was das ſchlimmſte war, man wußte es dahin zu bringen, daß dem würdigen Meiſter der Tonkunſt, dem damals ſchon weit und breit berühmten Componiſten und Tondichter *kein einziges* Werk für die Bühne, der er doch ſelbſt vorſtand, in Auftrag gegeben wurde.

Dieſe Schande für Dresden und den ſächſiſchen Hof trat aber bald um ſo ſchärfer hervor, als von Berlin und Wien aus die Erſuchen einliefen: *Carl Maria von Weber* möge doch für jene Bühnen ſein muſikaliſches Talent verwerthen und für jede derſelben eine Oper ſchreiben.

Das waren befruchtende Sonnenblitze, mit Jubel von *Carl Maria* aufgenommen: er übernahm die Compoſition des „*Freiſchütz*" für Berlin, der „*Euryanthe*" für Wien und ſpäter des „*Oberon*" für London.

So aber ſind die Menſchen: in Dresden, woſelbſt er Hofkapellmeiſter war, gab man ihm *keinen* Auftrag, eine Oper für die Bühne zu ſchreiben; ... aber ... *man nahm es ihm dort ſehr übel* ... daß er *mit Freude und Begeiſterung den Aufträgen jener Kunſtanſtalten* nachkam!

Das aber kümmerte *Carl Maria* jetzt nicht mehr.

Mit überquillender Freude ging er an's Werk, ... und heute, heute! ... ſollte in Berlin die erſte Aufführung des „Freiſchütz“ ſtattfinden.

Wie bereits erwähnt, war ganz Berlin ſchon ſeit acht Tagen in der geſpannteſten Aufregung. Billete waren längſt keine mehr zu haben und das Stadtgeſpräch erhob den Inhalt der Oper zu Ungeheuerlichem.

Es ging hier in Berlin mit Weber's „Freiſchütz“ gerade ſo wie einſt in Wien mit Mozart's „Zauberflöte“; wie denn auch beide Werke wirkliche Volksopern und ſogenannte Kaſſenſtücke wurden.

Noch nie hatte man in Berlin, wie einſt in der Kaiſerſtadt, einer theatraliſchen Vorſtellung — ſowohl von Seiten der wirklichen Muſikfreunde und wahren Verehrer Weber's, als auch der ſchauluſtigen und Vergnügungsſüchtigen Berliner — mit ſolcher wahrhaft fieberhaften Ungeduld und Erwartung entgegengeſehen. Es ſchien faſt, hier wie dort, als ob ein großartiges Ereigniß bevorſtehe; ja Viele waren am Morgen ſchon ſo aufgeregt, daß ſie den ganzen Tag nicht im Stande waren, etwas Ordentliches zu arbeiten.

Selbſt die Häupter der italieniſchen Partei, an ihrer Spitze Spontini, waren es; ... denn in der Aufnahme des „Freiſchütz“ lag die Entſcheidung des auch hier ſo heißgeführten Kampfes der italieniſchen Muſik gegen die deutſche.

Carl Maria's Stimmung war eine eigenthümliche. Er war gewiß ſonſt ein beſcheidener Mann, der ſeine Schöpfungen nicht überſchätzte, und, in gerechter Würdigung der Verdienſte Anderer, bei neuen Aufführungen ſeiner Compoſitionen ſich mit Unruhe frug: „Wirſt du auch den Anforderungen der Kunſtkenner genügen?“

Er ſtellte freilich dieſe Frage auch heute an ſich; aber als Antwort jubelte ihm in ſeiner Seele ein lautes „Ja!“ entgegen.

Allerdings pochte ſein Herz mit der herannahenden Stunde der Aufführung höher; aber es erfüllte ihn dabei doch eine ſo ſchöne Freudigkeit, wie er ſie, in ähnlichen Fällen, noch nie gefühlt; ſeiner Lina freudiger Zuſpruch aber erhob ihn vollends. Noch einen Kuß, dann führte er ſie in ihre Loge und eilte in das Orcheſter.

Und jetzt, jetzt ... trat er ein. Das Haus war von unten bis oben, von dem Parterre bis zum Plafond, überfüllt. Ueberall Menſchen, Kopf an Kopf, . . . überall ſtrahlende Geſichter, ... überall der Ausdruck geſpannteſter Erwartung! Und ein Murmeln und Sprechen und Rauſchen und Brauſen wie von brandendem Meere! Kaum aber hatte Weber ſeinen Platz eingenommen, als ein wüthender Applaus erfolgte. Carl Maria legte den Dirigentenſtab nieder und verbeugte ſich; doch der Sturm des Willkommens wiederholte ſich dreimal.

Da endlich pochte der Taktſtock … und … Todtenſtille trat ein.

Plötzlich aber löſte ſich das Schweigen in einen Sturm harmoniſcher Tonwellen und die Ouvertüre begann.

Der Eindruck war ein magiſcher — und als nach den dumpfen unheimlichen Paukenſchlägen zuletzt der gewaltige C-dur-Accord und dann der lodernde jubelnde Schluß folgte, da brach ein ſolches Toben des Beifalls aus, ein ſolch' ungeſtümes Da Capo-Rufen, daß dem Verlangen des Publikums Folge geleiſtet werden mußte. Und ſo ging es weiter und weiter; ja, was in Berlin noch nie geſchehen, rauſchender, oft tobender Beifall folgte faſt jeder Nummer der Oper!

Ueberſelig eilte Weber in einem der Zwiſchenacte zu ſeiner theuern Lina, die, in eine dunkele Ecke ihrer Loge gedrückt, weinend in der Ueberfülle des Glückes, ihm die Hand in ſtillem Entzücken drückte.

Der volle Sturm brach jedoch am Schluſſe der Oper los. Weber wurde tauſendſtimmig gerufen … und … „Weber!“ „Weber!“ — „Carl Maria von Weber!“ tönte es fort und fort, als ob der Jubel nicht enden wollte.

Endlich trat der Gerufene hervor, mit zartem Takt die Sängerinnen Seidler und Eunike — die Trägerinnen der Rollen Agathens und Aennchens — an der Hand.

Da fuhr der Sturm des Beifalls von neuem auf und tobte und raſte, daß die Mauern des neuen Hauſes zu wanken ſchienen. Blumen und Kränze regneten herab, denn man hatte ja ſchon im Voraus erfahren, daß der heutige Abend Großes bieten werde, und erſt nachdem Weber dreimal mit den Damen zurückgetreten war und dreimal wieder hatte vortreten müſſen, endete der grenzenloſe Jubel.

Weber war überglücklich, ſelig! Er hatte mit Vertrauen der Aufführung entgegengeſehen, ... eine innere Stimme hatte ihm geſagt: die Oper wird ſicher gefallen! ... aber eine ſolche Aufnahme hatte er ſich doch nicht erwartet!

Er war wie berauſcht — nicht von Eitelkeit, aber von innerem Glück! In dieſer Stunde lag der Lohn für all' ſein redliches Streben auf dem Gebiete ſeiner Kunſt, — für den Fleiß ſo vieler Jahre; — in dem heutigen Triumphe lag die laute Anerkennung der errungenen Meiſterſchaft, — dieſer Abend reichte ihm den Lorbeerkranz ewigen Ruhmes und mit ihm ... Unſterblichkeit!

O wäre doch ſeine theuere Caroline jetzt bei ihm geweſen, damit er ſie hätte umarmen, damit ſie dieſes Glück, dieſe Seligkeit gleich im Moment mit ihm hätte theilen können! Aber er konnte nicht zu ihrer Loge, da von der Bühne, aus dem Orcheſter, aus allen Zuſchauerräumen begeiſterte Freunde auf ihn zuſtrömten.

Hundert Hände hätte er haben müſſen, um ſie allen Denjenigen hinzureichen, die jetzt auf ihn eindrangen, die ſeinen zu drücken. Auch lag in dem überſtrömenden Lobe der Meiſten — das war nicht zu verkennen — eine wahre und aufrichtige Begeiſterung. Der „Freiſchütz“ hatte, wie man zu ſagen pflegt, gepackt, wie ſeiner Zeit „Don Juan“ und die „Zauberflöte“, und wenn auch Carl Maria von Weber durch dieſe geniale Schöpfung einem Mozart noch lange nicht ebenbürtig wurde, ſo reichte ihm doch gewiß jener im Geiſte freudig die Hand, ihn einzuführen in den Kreis der unſterblichen Meiſter deutſcher Muſik.

Selbſt die beiden liebenswürdigen Fürſtenſöhne, Prinz Friedrich Auguſt und Johann, kamen aus ihrer Loge herab, ihm auf ſo begeiſterte Weiſe ihre Glückwünſche darzubringen, daß Weber vor überwallender Seligkeit Thränen in die Augen traten. Auch der König ſchickte ſeinen Adjutanten beglückwünſchend, ja ſelbſt der Herr Generalmuſikdirector von Berlin, Ritter Gaſparo Spontini, erklärte ihm mit ſüßlichem Lächeln, daß er ein Meiſterwerk geſchaffen und dabei eine ſo große muſikaliſche Gelehrſamkeit und Tiefe entwickelt habe, wie er ſie ihm, aufrichtig geſagt, bis dahin nicht zugetraut.

In der Ueberfülle ſeiner Seligkeit beachtete Weber den Stich gar nicht, der in dieſem Complimente lag. Gutmüthig drückte der ehrliche deutſche Meiſter dem Italiener die Hand; er wußte ja außerdem, daß Spontini — bei den mannichfachen Verdienſten, die man ihm als Componiſten der „Veſtalin“ und des „Ferdinand Cortez“ ſo wie als tüchtigem, feurigem und umſichtigem Director und Kapellmeiſter nicht abſprechen konnte — in ſeiner unbegrenzten Eitelkeit die Eigenheit beſaß, daß er, wie der Prophet Mahomed, alle anderen Religionen mit Feuer und Schwert verfolgte, und keinen anderen Propheten neben ſich aufkommen ließ.

Aber in die wonnevolle himmliſche Harmonie dieſer Stunde durfte kein Mißklang fallen; der gewaltige Wogenſchlag der Brandung ſeliger Gefühle ſchleuderte Alles zurück, was unrein und häßlich war.

Als ſich endlich nach mehr denn einer halben Stunde alle die vielen glückwünſchenden Menſchen entfernt hatten, ſank Carl Maria erſchöpft in einen Seſſel. Erſt nach einer weiteren Viertelſtunde vermochte er ſich zum Nachhauſegehen anzukleiden. Caroline war, der Abrede nach, bereits von Frau von Villinger — einer ihrer Freundinnen und Beſchützerinnen in Berlin — in deren Equipage nach Hauſe gefahren.

Das Haus war bereits beinahe leer. Weber wollte eben zu der kleinen Thür hinausſchlüpfen, die von dem Orcheſter und der Bühne nach der Straße führt, als etwas an ihn heranhuſchte und dann dicht vor ihm ſtehen blieb.

Da die meiſten Lampen ſchon gelöſcht waren, konnte Weber nichts weiter erkennen, als eine kleine zierliche Frauengeſtalt, deren Geſicht indeß ein dichter Schleier verhüllte.

„Vergebung, großer Meiſter!“ — flüſterte ſie mit einer zarten jugendlichen Stimme, die Carl Maria nicht ganz unbekannt ſchien, die er aber doch nicht zu erkennen vermochte, da ſie Verſtellung verrieth, — „Vergebung, großer Meiſter, daß ich es wage, Sie hier einen Augenblick aufzuhalten; aber mein Herz würde mir brechen, könnte ich dem Schöpfer der herrlichen Oper, die wir heute Abend gehört, nicht in meinem Namen und in dem Namen von ganz Deutſchland, ja der weiten Welt den wärmſten, den glühendſten Dank ausſprechen. Glauben Sie, der „Freiſchütz“ wird die Runde um die Erde machen; . . . er wird auf allen Bühnen zahlloſe male gegeben werden, . . . man wird ſeine Melodien in allen Concerten, an jedem Klaviere, auf allen Straßen hören, . . . **er wird fort und fortleben in allen Herzen des deutſchen Volkes und mit ihm der Name Carl Maria von Weber!“**

Und dies ſagend verſchwand die Geſtalt, ehe der überraſchte Meiſter ſich nur finden konnte.

Die Erſcheinung und ihr prophetiſches Wort aber hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

An der nächſten Straßenecke wartete ein etwas ärmlich gekleidetes Mädchen. Es war eine Choriſtin der Berliner Oper. Die Verhüllte huſchte heran.

„Nun Reſi!“ — rief ihr die Choriſtin lachend entgegen — „Du fängſt gut an! Biſt noch keine acht Tage hier und im Chor aufgenommen und haſt ſchon Dein Stelldichein!“

Aber die Verhüllte antwortete nicht; ... ſie weinte leiſe!

Des Ruhmes Höhe.

In den nächſten Tagen ſprach man in ganz Berlin von nichts Anderem, als ... von dem „Freiſchütz“.

Weber ſchrieb nach der zweiten Vorſtellung an ſeinen Freund Kind, den Dichter des Textes ſeiner Oper:

„Berlin, den 21. Juni 1821.

„Mein geliebter Freund und Mitvater!

„Victoria können wir rufen! Der Freiſchütz hat in's Schwarze getroffen. Hoffentlich hat Freund Hellwig als Augenzeuge Ihnen ſchon beſſer berichtet, als ich es kann, deſſen Zeit ganz und gar geſtohlen wird; auch werde ich ja bald mündlich Alles vollſtändig thun können. Die geſtrige zweite Vorſtellung ging eben ſo trefflich wie die erſte und der Enthuſiasmus war abermals groß; zu Morgen, der dritten, iſt ſchon kein Billet mehr zu haben. Kein Menſch erinnert ſich hier, daß eine Oper ſo aufgenommen worden ſei, und noch dazu nach der „Olympia“, für die Alles gethan wurde; es iſt wirklich der vollſtändigſte Triumph, den man erleben kann. Sie glauben aber auch nicht, welches Intereſſe das Ganze einflößt und wie vortrefflich alle Theile ſpielten und ſangen. Was hätte ich darum gegeben, wenn Sie zugegen geweſen wären! Manche Scenen wirkten bei weitem mehr als ich geglaubt, z. B. der Abgang der Brautjungfern. Ouvertüre und dieſes Volkslied wurden Da capo verlangt. Ich wollte aber den Gang der Handlung nicht unterbrechen laſſen. Die öffentlichen Blätter werden nun wohl losbrechen. Das erſte, was heute erſchienen, lege ich Ihnen bei. Die übrigen aber werde ich wohl ſelbſt mitbringen, da ich Montag den 25. mein Concert zu geben gedenke und den 1. Juli in Dresden wieder eintreffen will. Das üble Wetter wird Sie wohl abhalten, früher nach Teplitz zu reiſen, damit ich Sie noch in Dresden ſehe und Ihnen erzählen kann; denn beſchreiben läßt ſich wahrlich ſo etwas nicht. Auch bin ich ſo voll Freude, daß ich gar nichts zu ſchreiben weiß. Welchen Dank, mein theurer Kind, bin ich Ihnen für dieſe herrliche Dichtung ſchuldig! Zu welcher Mannigfaltigkeit gaben Sie mir Anlaß, und wie freudig konnte ſich meine Seele über Ihre herrlichen empfundenen Verſe ergießen. Ich umarme Sie wahrhaft gerührt in Gedanken und bringe Ihnen einen der ſchönen Kränze mit, deren Empfang ich nur Ihrer Muſe verdanke, und den Sie zu den, früher ſchon in ſo großer Zahl errungenen, hängen müſſen.

„Gubitz, Wolf ꝛc. nehmen ſich ſehr herzlich; auf Hoffmann bin ich noch begierig. Man will mich immer vor ihm warnen, ich habe aber guten Glauben ſo lange als ich kann.

„Nun, ein freudiges Lebewohl für heute, ich will noch an Schmiedl und Roth ein Paar Zeilen ſchreiben. Habeat sibi. Gott laſſe es Ihnen wohl gehen und behalten Sie lieb, wie Sie unendlich hochverehrend liebt

Ihr

Weber.“

Dem Brief lag folgender **„Vorläufiger Bericht über Carl Maria von Weber's „Freiſchütz“ aus einem Berliner Tageblatt bei:**

„Die freudige Erwartung, die alle Freunde der Weber'ſchen Muſe, und wer wäre nicht ein Freund jener Muſe, die eine Fülle der genialſten Lieder und Inſtrumental-Compoſitionen, die die unſterblichen Kriegsgeſänge „Leyer und Schwert“ erſchaffen, und die längſt ihren Liebling unter die Erſten und Bedeutungsvollſten ſeiner Kunſt und ſeiner Zeit geſtellt — die freudige Erwartung, die wir Alle gehegt hatten, da uns eine neue Oper des Meiſters angekündigt war, ward endlich am 18. d. durch die erſte Vorſtellung erfüllt, die alle Hoffnungen, wie hoch ſie auch geſpannt waren, noch weit überflügelte. Weber, der in ſeinen früheſten Arbeiten noch jene Auswüchſe zeigte, die das wahre Genie bei ſeinem erſten Durchbruch nun einmal charakteriſiren, ſteht jetzt in ſeiner intereſſanten Eigenthümlichkeit klar und reif da, und in dieſem ſeinem neueſten großen Werke hat er ſich ein Ehrendenkmal geſetzt, das in der Kunſtgeſchichte der deutſchen Oper Epoche machen dürfte. Das Publikum erkannte den Werth der genialen Muſik von Anfang bis zu Ende an, und von der Ouvertüre bis zum Schlußchor ward jedes einzelne Stück ohne Ausnahme lebhaft beklatſcht und der Componiſt zuletzt ſtürmiſch gerufen. Der beſcheidene Meiſter erſchien und führte ſehr zartſinnig die Damen Seidler und Eunike mit hervor, mit ihnen den Jubel des Publikums theilend. Es flogen Gedichte und Kränze in verdienter Fülle, und da der Referent an keinem von beiden Theil hatte, ſo will er wenigſtens auch ſein Scherflein dem längſt verehrten Componiſten raſch durch dieſen „vorläufigen Bericht" darbringen, dem bald ein ausführlicher Bericht folgen ſoll."*)

Jetzt aber regnete es Gedichte, Bouquets, Ehrengeſchenke, anerkennende Beſuche und Briefe, Einladungen und Ehrenbezeigungen aller Art. Die Kinder auf den Straßen ſelbſt blieben ſtehen, wenn Weber vorüberging, grüßten ihn freundlich und riefen einander zu, das iſt der „Freiſchützer!"

---

*) Mitgetheilt in dem „Freiſchützen-Buch" von Friedrich Kind, S. 161—164.

Eines der erſten Gedichte kam von Friedrich Wilhelm Gubitz, dem Dichter und Profeſſor der „Akademie der Künſte“ in Berlin.

Es lautete:

Wir an Maria von Weber.

Impromptu.

Ei, du immer wackrer Schütze,
Haſt den neuen Schuß gethan,
Und der Preis iſt feſt're Stütze
Auf der ſchwanken Künſtlerbahn.
Denn kein Freiſchuß iſt's geworden,
Nicht ein Knall in's Blau hinein,
Um die edle Kunſt zu morden:
Künſtlers Ziel muß ſicher ſein.

„Sechſe treffen, ſieben äffen!“
Doch du lachſt der böſen Zahl,
Du fehlſt nicht wie Hinz und Steffen,
Richtig triffſt du jedesmal!
Und du treibeſt nicht pedantiſch
Mit dem eitlen Namen Scherz,
Sei's heroiſch, ſei's romantiſch,
Hier gilt's Eines nur: das Herz.

Ringend mit dem eignen Zweifel,
Wirfſt du nieder krit'ſchen Spott,
Nirgends faſſet dich der Teufel,
Denn ihm wehrt dein inn'rer Gott.
Hätt' auch Groll, das Modelaſter,
Schon die Federn eingetunkt,
Luſt iſt's, bringen Kritikaſter
Zornig manchen Contrapunkt.

Des Apollo Beiſtand ſicher
Feierſt du auch en avance —
So wie einſt der alte Blücher —
Heut den Tag von Bell' Alliance.
Und ſo laß dich nimmer äffen,
Nie ſei dir der Muth geraubt;
Kannſt du öfter noch ſo treffen,
Sinkt der Lorbeer dir auf's Haupt.

Am 18. Juni 1821. **W. Gubitz.**

Ein anderes lautete:

An Carl Maria von Weber.

Wohl kann die Zeit der Wahrheit ſich entwöhnen,
Doch hat ſie ſich zur leeren Form verflacht,
Dann tritt der Genius auf mit Göttermacht,
Und Alles huldigt dem verkannten Schönen.

So trat'ſt du auf mit deinen reinen Tönen,
Und, wie aus einer dumpfen Nebelnacht,
Erſchien ein neuer Tag in Roſenpracht,
Dich mußte Sieg, du Wahrheitſtreiter, krönen.

Der Liebe gabſt du ihre Stimme wieder,
Das Grau'n der Unterwelt enthüllteſt du
Und zeigteſt uns des Himmels hohen Glanz;

Zum Himmel drangen deine wahren Lieder,
Wir jubeln freudig dir und dankbar zu,
Und reichen dir gerührt den Weihekranz.

Sogar in lateiniſcher Sprache erſchienen Gedichte, wie das Trinklied aus dem „Freiſchütz“:

Cuncta mundi flebilis
Plena forent lacrymis

Dulci demto mero:
Hinc ad imos spiritus
Libero confidimus —
Voluptatum hero!

Major uno trinitas,
Hinc ad sini pateras
Duo altra data:
Alearum gaudia
Virginumque basia
Laesa reddunt fata!

Illis absque tribus hae
Terrarum deliciae
Omni mele carent;
Vina, lusus, virgines,
Faciunt nos hilares
Simul si apparent!

Theodor Hell aber ſang:

Wie zwei Liebende ſich finden
In dem reinen Liebeskuß,
Daß die Gluth daran ſoll zünden
Ein verwandter Genius,
Der die Kraft, ſowie die Milde,
Trage in der zarten Bruſt,
Beider Sein im Ebenbilde,
Beider Stolz und Beider Luſt.

Alſo habt Ihr Euch gefunden,
Dichter mit dem Wort, dem Ton,
Habt Euch liebend eng verbunden,
Gleich beſaitetes Euphon,
Und ein Werk in Gluth geboren,
Das von höhern Geiſtern ſtammt,
Und im jüngſten Tanz der Horen
Uns auch zur Verwund'rung flammt.

Unſer ſeid Ihr, unſer nennen
Mit gerechtem Stolz wir Euch!
Zwar nicht enge Schranken trennen
In der Geiſter weitem Reich;
Aber wohl mit Lieb' umſchließet
Jedes Herz das Vaterland,
Und was herrlich in ihm ſprießet,
Iſt ihm inniger verwandt.

Und in unſerm Thal erblühte
Dieſe Blume reich an Duft,
Aus dem dichtenden Gemüthe,
In der Tonkunſt Himmelsluft.
Ob ſich auch mit ihrer Schöne
Bräutlich ſchmücke manche Stadt:
Wohl uns, daß dies Kind der Töne
Sachſenland geboren hat.

Dieſem netten Gedicht folgte dann, von demſelben Dichter, ein zweites humoriſtiſches:

Der ächte Freiſchütz.

Ihr denkt wohl nun, da Friedrich Kind
Und Carl Maria Weber
Vereint bemüht geweſen ſind,
Als wahre Schauerheber,
Den Freiſchütz, wie er leibt und lebt,
Der Bühnenwelt zu zeigen,
Das ächte ſei nunmehr erſtrebt,
Und Alle müßten ſchweigen? —

Ja, ſchönen Dank, da weiß ich doch
Das Ding ein wenig beſſer,
Steht ſelbſt mir, ſo zu ſagen, noch
Jetzt an der Kehl' das Meſſer;

Zum Frommen, Schweſtern, denn für Euch,
Die auch gleich mir ohn' Arges,
Will ich's erzählen alſogleich,
Obwohl ich ſonſt verbarg' es.

Sind's ſeit dem dreißigjähr'gen Krieg
Doch nun zweihundert Jahre,
Da denkt man doch, daß ſich zum Sieg
Die Tugend jetzt bewahre,
Und hoffet, daß vor der Gefahr
Der Himmel Schutz verleih' uns!
Ja, denkt es nur! — Es ſpukt fürwahr
Noch ſtets der Gottſeibeiuns!

Ich ſitze da, ganz ſtill und fromm
Vor meines Hauſes Pförtchen,
Und denk', des Nachbars Lieschen komm'
Und ſchwatz' mit mir ein Wörtchen,
Da ſteht, denkt Euch, ein Mann vor mir —
Nun, jeglichen in Ehren,
Doch keine ſäß' mir ruhig hier,
Wenn alle ſo ſie wären.

Er ſieht mich an, ich ſchlage ſchnell
Die Augen ſchicklich nieder;
Dann denk' ich ſtill: nun, der Geſell
Er ging ja wohl ſchon wieder,
Und ſchlag' ſie wieder auf; der Dieb!
Da hatt' er mich beim Kragen,
Ich konnte ſie — ſo ſehr ich's trieb —
Nicht wieder niederſchlagen.

Und immer feuriger auch ſah'
Sein Aug' ich gegenüber,
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Gelaufen wär' ich lieber,

Doch plötzlich ſchoß heraus ein Strahl,
Gar nicht mit rechten Dingen,
Und in das Herz mit einemmal
Fühlt' einen Pfeil ich dringen.

Er aber langſam weiter ſchritt,
Bis ihn der Wald verdecket,
Und nahm den Pfeil nicht wieder mit,
Der noch im Herzen ſtecket!
Nun, Schweſtern, ſagt' mir ſelbſt, ob das
Ein Freiſchütz nicht geweſen,
Gefährlicher, als Alles, was
Gehört wir und geleſen.

Denn keine große Kunſt iſt's ja,
Wie der von Kind zu ſchießen,
War Flinte doch und Pulver da
Und Kugel noch vom Gießen;
Doch dieſer ohn' Gewehr und ſchier
So fromm, als ob er ſchliefe,
Sieht Auge nur in Auge mir
Und trifft des Herzens Tiefe.

Und doch kann ich ihn haſſen nicht,
Den ſchönen Hexenmeiſter,
Auch ſagt man ſei es Chriſtenpflicht,
Zu bannen ſolche Geiſter.
Drum kommt er wiederum herbei,
Mit Gott ich es probire,
Daß er nicht mehr ein Freiſchütz ſei
Und ſein bleibt im Reviere.

Und wie die verhüllte Geſtalt dem Meiſter nach der erſten Aufführung verkündet hatte, ſo geſchah es jetzt: der „Freiſchütz“ durchflog die Welt wie kaum eine andere Oper; jeder Mund war des Ruhmes voll, und der Name Carl Maria von Weber ward überall mit Jubel genannt.

Die deutſche Muſik konnte ſtolz auf dieſen Sieg ſein! ... aber ... die italieniſche war dadurch noch nicht überwunden ... an ihrer Spitze kämpfte jetzt Roſſini, der trillernde, funkelnde, liebenswürdige „Schwan von Peſaro“, der alle Herzen von neuem eroberte.

Roſſini hatte um jene Zeit ſchon eine Menge Opern geſchrieben: die hervorragendſten derſelben waren: „Tancred“, — „Der Barbier von Sevilla“, — Othello“, — „Aſchenbrödel“, — „Die diebiſche Elſter“, — „Armida“, — „Semiramis“ — und „Die Belagerung von Korinth“; allerdings Schöpfungen, die des Schönen und Meiſterhaften viel enthalten.

Wie es aber immer in Zeiten aufgeregten Kampfes geht, die Urtheile über dieſelben waren nicht nur verſchieden, ... nein! ... die Leidenſchaft auf beiden Seiten ſtellte ſie oft in geradem Gegenſatz zueinander. Während man hier Roſſini enthuſiaſtiſch als den Begründer einer neuen Aera in der italieniſchen Muſik und als Muſter für alle Zeiten erhob und pries, ſuchte man dort ſeine Schöpfungen herunterzuziehen, zu verunglimpfen, oder doch ihrem Verfaſſer alle gründliche Theorie in der Muſik abzuſprechen.

Dieſes, allerdings nicht ungegründeten Tadels ungeachtet, fanden aber ſeine Compoſitionen doch den größten Beifall.

Auch **Weber**, der mitten im Kampfe ſtand, war ein entſchiedener Gegner **Roſſini's**; ja, ſein heiliger Eifer für den Aufſchwung einer echt deutſchen gediegenen Muſik trieb ihn hier wohl oft zu weit.

„Klingklang!“ — rief er auch jetzt ſeinem Freunde, dem berühmten Flötiſten **Fürſtenau** zu, da gerade wieder von Wien die Rede war und den Triumphen, die Roſſini im Augenblick dort feierte, — „Klingklang iſt's, ſage ich Ihnen, und weiter nichts. Ich kann die Hand auf das Herz legen und die Welt fragen: wann hat man mich hart und ungerecht über die Arbeiten anderer Componiſten urtheilen hören? Wer kann mir zeigen, daß mich jemals der Neid trieb, einen meiner Collegen zu verkleinern? Im Gegentheil, mein Bewußtſein ſagt mir, daß ich mich ſtets aufrichtig über alles Gelungene freute; dieſe Italiener aber, die alle und jede Einfachheit und Gediegenheit in der Muſik untergraben, ... die ... kann ich nicht riechen!“

„Aber, beſter Hofkapellmeiſter, gehen Sie hier nicht zu weit?“ frug **Fürſtenau**.

„O, ihr Genien Mozart's! Haydn's! Gluck's!“ — rief **Weber** — „ſie läſtern euch, wenn ſie dieſe Welſchen preiſen! Wo findet man bei ihnen auch nur eine Ahnung von eurer gediegenen Weiſe!“

Fürſtenau ſchüttelte den Kopf. — „Das iſt's ja gerade, Weber, was Sie ungerecht macht. — Wie können Sie zur Begründung Ihres Verdammungsurtheils die italieniſche Muſik mit der deutſchen Weiſe eines Mozart's, Haydn und Gluck vergleichen? Freilich mag die ſteife Stimme eines Deutſchen den Geſangspartien, wie ſie Jene ſchrieben, nicht gewachſen ſein; ſind dieſe darum aber werthlos, da ſie, von Italienern, für die ſie doch geſchrieben wurden, vorgetragen, aller Orten die Zuhörenden entzücken?"

„Die Hörenden . . . aber nicht die Denkenden!" — rief Carl Maria — „und was iſt das für eine Behandlung der menſchlichen Stimme!"

„Wie ſo?"

„Behandelt ſie nicht Euer großer Roſſini gleich einem Inſtrument?"

„Und wenn er dies thut?" — entgegnete Fürſtenau — „können Sie, mein Freund, leugnen, daß ſeine Geſangspartien reich an neuen Melodien und Ideen, durchaus nur in dem Geiſte eines edlen, wenn auch nicht deutſchen, doch wenigſtens italieniſchen Geſangsſtyls geſchrieben ſind, der zu allen Zeiten auf rechtmäßige Achtung Anſpruch machen darf?"

Ueber Weber's Züge flog ein ſpöttiſches Lächeln. „Verſtehen Sie unter neuen Ideen etwa die Verunzierungen durch tolle Paſſagen und Rouladen, die Meiſter

Roſſini und alle Italiener ſtets ſo trefflich anzubringen wiſſen, daß jede freudige Anerkennung, die allenfalls hie und da in uns aufſteigt, darüber purzelt und den Hals bricht?“

„Halten wir dies der Italieniſchen Schule zu gut!“ — verſetzte der Flötiſt. — „Ungeſchickt iſt dies allerdings oft und bei Vielen.“

„Auch bei ihm!“ — rief Weber — „und zwar kommen ſie auf Koſten der Einfachheit der Melodien und Thematen vor. Wo bleibt die Einfachheit der Inſtrumentation eines Cimaroſa, Zingarelli und anderer älterer Italiener, die es der momentanen Erregung des Sängers überließen, die Geſangspartie nach ſeinen Gefühlen vorzutragen! Wie groß ſteht Mozart in dieſer Beziehung da! Seine Werke ſind auch in dieſem Punkte Muſter edler Einfachheit und trefflicher Charakteriſtik!“

„Und glauben Sie nicht, Freund, daß Roſſini Mozart eifrig ſtudirt?“

„Mozart und die Anderen!“ — entgegnete Weber. — „Was aber hilft das? Roſſini's Leichtfertigkeit verdirbt dann auf der einen Seite wieder Alles, was er auf der anderen gelernt hat.“

„Und ſein Melodienreichthum!“

„Da haben wir die alte Geſchichte! Gebt nur ſüße Klänge, die großen Kinder einzulullen ... und ... ihr ſeid ein großer und beliebter Meiſter, ... dabei aber auch“ — rief Weber zornig — „ein großer Geſchmackverderber und Untergraber aller echten Muſik! Sehen Sie ſeine Arbeiten nach, Sie werden eine Menge Verſtöße gegen die Grundregeln der Lehre vom Satz finden ... es fehlt am Wiſſen und an der Gründlichkeit: ... das aber freilich deckt man zu, wenn man, auf Koſten der Theorie der Kunſt, Effect zu machen ſucht und um die wunden Stellen das Pflaſter gefälliger, dem Ohre angenehm ſchmeichelnder Harmonien legt!“ — — — — —

In Wien wurde Carl Maria von Weber's „Euryanthe“ einſtudirt. Weber ſelbſt eilte dahin, ſich mit der Kapelle, den Sängern und dem Publikum bekannt zu machen; zu ſeiner Freude fand er das letztere für den Componiſten des „Freiſchütz“ nicht nur günſtig eingenommen, ſondern ſogar begeiſtert, die Bühnenmitglieder aber ſehr tüchtig.

Indeß, gerade was ihn freuen ſollte, erfüllte ihn jetzt mit einem gewiſſen Beben. Der „Freiſchütz“ machte auch hier — obgleich die geiſtliche Cenſur den Samiel, der Kaiſer, ob ſeiner ſchwachen Nerven willen, das Schießen geſtrichen hatte — ungeheueres Aufſehen. Daß die „Euryanthe“ kein ſo glücklicher Wurf ſei, dafür hatte ſchon Frau Helmine von Chezy geſorgt, die Weber einen Text geliefert, der ſo abſurd, ſo unpraktiſch und ſo undramatiſch war, als möglich.

Weber ſelbſt rief in Wien einmal aus: „Der verdammte Freiſchütz wird ſeiner jungen Schweſter das Leben verteufelt ſauer machen!“

Aber das war es nicht allein, was den Erfolg der „Euryanthe“ gefährdete: Roſſini und die zu jener Zeit prachtvoll beſetzte Italieniſche Oper in Wien und deren Bewunderer und Anhänger ſtanden dem deutſchen Meiſter in Schlachtordnung gegenüber. Und aus welchen Koryphäen der Kunſt war in jenen Tagen die Italieniſche Oper zuſammengeſetzt! Da ſang die Roſſini-Colbran, die berühmte Fedor-Mainville, die Eckherlin, . . . da glänzten die Namen Lablache, Ambrogi und Donzelli, ſämmtlich Geſangsgrößen erſten Ranges und anerkannte Lieblinge der Wiener. Und nun Roſſini's Opern! vor allen Dingen aber ſein prächtiger „Barbier von Sevilla“, der fort und fort mit Jubel aufgenommen wurde.

Das war nun freilich für Carl Maria von Weber eine ſchwierige Stellung; hier galt es nicht nur durch eine tüchtige und ſchöne Muſik zu ſiegen, hier hieß es auch noch tauſend andere Schwierigkeiten überwinden und namentlich der italieniſchen Partei gegenüber Stand zu behaupten.

Weber aber verzagte nicht . . . und — aller Intriguen, aller Hinderniſſe, aller Feinde ungeachtet — kam die „Euryanthe“ zur Aufführung; . . . aber . . . ſie gewann ſich freilich nur einen Succès d'estime. Eine freundlichere Aufnahme und ein beſſeres Verſtändniß war ihr für die Zukunft vorbehalten.

Schwer laſtete dies Geſchick auf Weber's Seele, ... ſchwer beugte es ihn nieder, ... ſtärker aber noch fing jetzt ein anderes ihn zu beängſtigen an: die unermeßlichen fortwährenden Aufregungen auf der Reiſe und in Wien ſelbſt, — das Ankämpfen gegen die nie endenden Intriguen, — die immer mehr und mehr geſpannte geiſtige Thätigkeit, warfen den Meiſter nieder, ... eine heftige Erkältung kam hinzu, ... und was ſich längſt, als ein ſchwarzes Geſpenſt heranſchleichend, gezeigt, packte ihn jetzt mit eiſerner Fauſt: unheilbar lungenkrank kam er, zum Entſetzen der Seinen, nach Dresden zurück. Da überraſchte ihn freudig die Einladung, für das Covent-Garden-Theater in London eine große Oper zu componiren.

Das Erblaſſen eines lichten Sternes.

Es lag ein trüber Tag über der Erde; kalt-feuchte Nebel erfüllten die Atmoſphäre und trugen eine unausſprechliche Unbehaglichkeit überall hin. Selbſt in den Zimmern war es unwohnlich, denn der Himmel ſchaute finſter und trübſelig zu den Fenſtern herein, als wollte er nicht dulden, daß ſich die Menſchen irgendwo freuen ſollten, wenn er ſelbſt nicht gut aufgelegt ſei. Mürriſch zog ſich dabei der Nebel an den Häuſern der Straßen hin, als grauer Schleier die Fernſicht verdeckend, oder ſtahl ſich durch die feinſten Ritzen der Fenſter und Thüren, um ſelbſt in den durchwärmten Zimmern die Menſchen fröſtelnd zu ſchütteln.

Auch Carl Maria von Weber, der vor ſeinem Schreibtiſche ſaß, fröſtelte es häufig.

Neben ihm ſtand ein großer Reiſekoffer, wohlverpackt und wohlverwahrt, auf dem Boden. Auf den Stühlen lagen Reiſeutenſilien: ein mächtiger Pelz, eine Pelzmütze, Pelzſtiefeln, Stock und Regenſchirm.

Carl Maria ſah blaß und leidend aus, der Kopf neigte ſich auf die Bruſt und während er ſchrieb huſtete er oft hart und hohl. Noch war Weber nicht vierzig Jahre alt . . . dem Anſcheine nach hätte er ein ſtarker Fünfziger ſein können.

Der Hofkapellmeiſter ſchloß jetzt und ſiegelte einen Brief. Die Dämpfe des Siegellacks machten ihn ſtark huſten; er ſank erſchöpft in ſeinen Seſſel zurück und blickte trüb vor ſich hin.

Wohl eine halbe Stunde ſaß er ſo in finſteres Sinnen verloren.

Was iſt natürlicher, als daß wir in den Stunden des Leidens, — in jenen Stunden, in welchen die Wucht des Schickſals uns mit Bergeslaſt niederdrückt, — was iſt natürlicher, als daß wir in ſolchen Momenten uns in uns ſelbſt zurückziehen.

Wenn uns ſonſt, in heiteren Tagen, der Frühling fröhlich entgegenlachte, ſo beachtet ihn jetzt das gedrückte Herz kaum.

Wenn ſonſt unſer Auge den Himmel frei und heiter in ſeinem entzückenden Blau, in ſeiner azurnen Reinheit ſelig wiederſpiegelte, ſo überzieht ihn der Kummer am ſchönſten Tage für den Leidenden mit einem trüben Schleier.

Wenn in glücklicher Stimmung die knoſpende Welt, die erſten grünen Blättchen, die jüngſten duftenden

Kinder des Lenzes, uns mit den freudigſten Hoffnungen erfüllten, ſo rufen ſie in dem gebeugten Herzen nur neue Sorgen, in dem Auge des Niedergedrückten nur Thränen der Wehmuth hervor.

Und nun erſt an einem Tage, wie der, der heute draußen über der Welt lag: grau, trübe, froſtig! Er ſchlägt uns und unſere Hoffnungen in das Leichentuch ſtumpfer Entſagung.

Wer ſollte dieſe Erfahrungen nicht ſchon gemacht haben? Wer dürfte ſich rühmen, ein ſolches Schooßkind des Schickſals zu ſein, das noch nie von Unglück oder Schmerz gebeugt?

Weſſen Leben floß wohl ſo ganz ſanft und ungetrübt auf den Wellen der Luſt und des ewig gleichen Wohlbehagens dahin?

Ach! die unverkennbaren Spuren verderblicher Schickſalsſchläge ragen ja — gleich ernſten Ruinen, — gleich öden Brandſtätten, — gleich blutgedünkten Schlachtfeldern, auf deren einſamen mit Leichen und Trümmern bedeckten Ebenen nur Tod und Verzweiflung herrſchen, — allüberall in das Leben hinein, wohin nur unſer fragender Blick fällt!

Und wenn wir irgend etwas Großes und Edles im Intereſſe der Menſchheit mit Begeiſterung, Luſt und Muth unternommen haben, aber Zeitverhältniſſe und der Haß und der Neid unſerer Gegner und die Gleichgültigkeit oder die Vorurtheile der Mehrzahl der Menſchen ſich uns entgegenthürmen als Berge von Schwierigkeiten, und wir oft mit heißblutendem Herzen auf unſere Opfer an Zeit und Kräften, auf unſere ſchlafloſen Nächte, auf unſere zerſtörte Geſundheit, auf unſere ſtill getragenen Kränkungen zurückſchauen, und nun mit Bitterkeit den Himmel fragen möchten: ſoll denn auf Erden ewig nur die Lüge und der Eigennutz, Schein und Aeußerlichkeit, das Gemeine und das Verkehrte ſiegen, und die Wahrheit und die Vernunft, und das Gute, das Schöne und Edle unterliegen? . . . o! . . . dann mag es in unſerem Innern ausſehen, wie es jetzt ausſah in Carl Maria von Weber's Bruſt.

Der Meiſter ſah trüb in die Zukunft; der Tempel des Ruhmes hatte ſich ihm endlich weit erſchloſſen, . . . und nun . . .

Der „Freiſchütz“ zog unter jauchzendem Zuruf von Bühne zu Bühne; . . . mit tiefem Verſtändniß und hohem Enthuſiasmus für den Meiſter war „Euryanthe“ in Berlin gegeben worden, nachdem endloſe Intriguen des Ritter Spontini ſie faſt zwei Jahre lang von der Bühne dort fern gehalten; . . . aber Carl Maria von Weber, der ſie ſelbſt dirigirte, war damals ſchon kaum mehr vermögend, ſich dem Orcheſter verſtändlich zu machen. Er mußte ſich eines Dolmetſchers bedienen, um mit den Fungirenden zu ſprechen.

„Oberon" lag halb vollendet vor ihm; . . . aber . . . oft, wenn er eine ſchöne Nummer an ihm geſchrieben hatte . . . lehnte er ſich, eine Thräne im Auge, in ſeinem Seſſel zurück, . . . und frug ſich: „Wirſt du auch noch dein Werk aufführen hören?"

Der heutige Tag war zur Abreiſe nach London beſtimmt . . . Weber frug ſich: „Wirſt du auch dein theures Weib, deine geliebte Caroline, und deine beiden Söhne wiederſehen? Das rieſige Schaffen hat allzufrüh die Kraft gebrochen. . . . Ich fühle es . . . daß es mit mir bald aus iſt; . . . aber" — rief er und erhob ſich — „ich muß doch hinüber nach dem großen fremden London, und das Werk dort vollenden . . . ich muß hinüber, ſchon um meinen Lieben eine ſorgenfreie Exiſtenz nach meinem Tode zu ſchaffen!"

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Gattin und Kinder traten ein. Faſt im ſelben Momente riß der Nebelſchleier und ein freundlicher Sonnenſtrahl brach durch die Fenſter.

„Du und die Sonne!" — ſagte Weber lächelnd, aber die Stimme war heiſer und matt. — „Ich wollte, Du könnteſt mich begleiten, Lina," — fuhr er fort, den Arm um ihre Taille gelegt, — „es wäre mir eine unendliche Beruhigung. Ich weiß nicht, warum ich dieſe Reiſe ſo ungern antrete. Es iſt, als hielt mich ein unſichtbares Etwas zurück."

„Und wie gerne zog' ich mit meinem Freunde!" — entgegnete die Gattin liebevoll, den Schmerz, der ſie durchbebte, kaum zurückhaltend; — „aber muß ich nicht bei den Kindern bleiben?"

„Ja, Papa! die Mama muß bei uns bleiben!" — rief der kleine Max — „wir wären ja ſonſt ganz allein. Wer wird uns denn jetzt die ſchönen Doſen geben und mit uns ſpielen?"

Weber hob den Knaben auf und küßte ihn, eine Thräne im Auge, auf die Stirne.

„Aber Du kommſt doch bald wieder?" — fuhr der Kleine fort.

„Wenn es Gottes Wille iſt, ja!" — verſetzte Carl Maria. Es lag etwas unendlich Rührendes und Ergebenes in dieſem: „Wenn es Gottes Wille iſt!"

Die arme Frau war nahe daran; in lautes Weinen auszubrechen, ſie bezwang ſich indeß, des leidenden Gatten halber, mit der ihr eigenen Willenskraft, und ſagte:

„Gewiß, Du kommſt bald wieder, Carl, und dann als ein doppelt und dreifach berühmter Mann. Denke an Händel und Haydn und den Ruhm und die Ehre, die ſie in England fanden. Aber eines gelobe mir, Carl, überarbeite Dich nicht und ſtrenge Dich nicht zu ſehr an. Denke an Frau und Kinder und an Dich ſelbſt!

und ſchone vor allen Dingen Deine Geſundheit recht und ſchreibe mir oft!“ —

Weber nickte.

„Und Deinen Freund Fürſtenau, der Dich auf der Reiſe nach London begleitet, haſt Du ja auch.“

Weber ſetzte den kleinen Max nieder.

„Wenn nur der Huſten nicht wäre!“ — ſagte er dann mit einem Seufzer. — „Ich fürchte mich vor der trüben Atmoſphäre Londons und den ungemüthlichen Söhnen Albions. Indeß die Arbeit . . . es wird genug geben . . .“

„Ich beſchwöre Dich,“ — brach hier Carl Maria’s Gattin noch einmal bittend aus — „laß ſie Dir nicht über den Kopf wachſen, . . . laß Dich von Deinem ſchönen und edlen Eifer nicht fortreißen, zu viel zu arbeiten . . . zu viel zu wollen! . . . Bedenke Deine leidende Bruſt, . . . denke an mich und die Kinder!“

„Aber doch auch an das Verſprechen, das ich der Direction des Covent Garden Theater gegeben, den „Oberon“ unfehlbar bis zur beſtimmten Zeit zu liefern . . . und . . . er iſt erſt halb vollendet. Und die Proben dort . . . die Einrichtung . . . die Scenerie!“

„Und Deine Geſundheit, . . . und Deine Pflicht, Dich für uns, für Dein Weib und Deine Kinder, für die Welt und die Kunſt zu erhalten!“

„Ich werde daran denken!“ — verſetzte Weber ernſt. — „Mein Geſchick liegt in Gottes Hand.“

„So thu' mir wenigſtens den einen Gefallen“ — flehte die Gattin — „und laß die Partitur Deiner neu angefangenen komiſchen Oper „Die drei Pintos“* zurück!“

„Sie iſt eingepackt, mein Engel.“

„So packe ſie wieder aus!“

„Nein!“ — ſagte Weber ſanft — „wenn ich verſtimmt bin, gibt es kein beſſeres Mittel, mich wieder aufzurichten, als einige Federſtriche an dieſem luſtigen Ding . . . da iſt ein Humor 'drin, der glitzert und funkelt . . .“

„Papa!“ — rief hier der älteſte der Knaben, an Weber's Bein geklammert, und ſah mit ſeinen großen Augen den Vater freundlich an — „ſprichſt Du von den Doſen?“

„Nein!“ — entgegnete der Vater lächelnd.

„Aber die glitzern und funkeln auch ſo ſchön. Nimmſt Du ſie mit auf die Reiſe?“

Der Vater ſchüttelte den Kopf. — „Vielleicht bring' ich wieder eine mit.“

„O zeig' ſie uns noch einmal, ehe Du wegreiſeſt!“ — bat das Kind.

---

*) Sie verſchwand in London ſpurlos.

Carl Maria von Weber ſchloß eine Schublade ſeines Schreibtiſches auf, zog ſie heraus und ſchüttete deren Inhalt auf eine Stelle des Fußteppichs, auf welche gerade die Strahlen der Sonne fielen.

Es waren über zwanzig koſtbare Doſen, deren Brillanten und Edelſteine zum Jubel der Kinder prächtig aufblitzten. Seelenvergnügt ſetzten ſie ſich zu denſelben auf den Teppich und ließen die Regenbogenfarben des durch die Sonne gebrochenen Lichtes an den Wänden ſpielen.

„So ſind die Dinger doch zu etwas gut!“ — ſagte Weber trübe lächelnd — „und im Ganzen ſind ſie ja auch nur für Kinder beſtimmt!“

„Du darfſt zufrieden ſein, Geliebter!“ — verſetzte die Gattin, und ließ ſich neben ihm nieder. — „Dir waren ſie kein leeres Spielzeug, keine hingeworfene Befriedigung kindiſcher Eitelkeit, ſondern ehrende Zeichen hoher Anerkennung. Dieſe ehrende Anerkennung liegt auch in dem Rufe Englands, und ſo ſchwer mich Deine Reiſe dahin bekümmert, ſo ſehr freut es mich doch für meinen Carl Maria, daß ſelbſt Albion mit Stolz auf ihn ſieht.“

„Und werd' ich auch dies Vertrauen rechtfertigen?“

„Du wirſt es!“ — rief die Gattin mit Stolz und Begeiſterung, indem ſie ihren Arm liebend um Weber's Nacken ſchlang. — „Dein „Oberon“ wird und muß gefallen. Liegt nicht in ſeinen Melodien ein ganz eigener überirdiſcher Reiz, als hätten die Stimmen unſichtbarer Geiſter Dein Haupt umrauſcht?"

Carl Maria ſchwieg, aber er dachte:

„O ja, die Stimmen einer lichten Welt, die mich gerade jetzt abruft, da der Weg des Ruhmes, der Ehre und des Glückes — nach Ueberwindung zahlloſer und jahrelanger Schwierigkeiten — angebahnt iſt."

Plötzlich flog ein Lächeln über ſein Antlitz und die Wangen rötheten ſich.

„Was haſt Du?" — frug Caroline.

„Die Geiſterſtimmen und Elfenchöre."

„Und was iſt mit ihnen?"

„Eigenthümlich!" — fuhr Weber träumeriſch fort — „wie Ideen und Melodien Jahrzehnte in uns ſchlafen können, um dann plötzlich an das Licht der Welt zu treten."

„Erſchloß ſich Dir eine Erinnerung?" — frug die Gattin.

„Ja!" — ſagte Weber, und es ſtand wie Entzücken in ſeinen Zügen — „eine Erinnerung aus der ſchönſten Zeit meiner Jugend. Es mögen jetzt ſechszehn Jahre her ſein, als ich, ein vierundzwanzigjähriger Jüngling, mit meinen lieben Freunden Duſch und Meyerbeer einen längeren Beſuch auf dem paradieſiſch ſchönen Stifte Neuburg bei Heidelberg machte.

Wir hatten einen herrlichen Tag verlebt und uns auf unſer ſchön gelegenes Zimmer zurückgezogen. Es war ſpät und die Nacht wonnig. Duſch und ich öffneten die Fenſter, der köſtlichen Nachtluft Eintritt zu gewähren und den friſchen Waſſerduft einzuathmen der vom Neckar erquickend herüberwehte. An Schlaf war nicht zu denken, da wir noch zu aufgeregt waren und die lieblichſten Bilder unſere Seele erfüllten. Da ſetzten wir uns — Freund Duſch und ich — auf die Brüſtung eines Fenſters und ſchauten ſinnend in die Nacht. Und es ſtiegen Geiſter vor mir auf, leichte luſtige Elfengebilde, und die Gedanken wurden Töne, die ich leiſe vor mich hinſummte. Plötzlich umarmte mich Duſch voll Begeiſterung und rief — ich höre ihn jetzt noch —: „Laß Dich umarmen, Freund, das iſt wundervoll! Halte dieſe reizende Schöpfung in Deiner Seele feſt! Du haſt ſie dem Geiſterreiche abgelauſcht!“ — Und ſie ſchlummerte in meiner Seele wohl ſechszehn Jahre lang, bis ſie vor kurzem in dem Elfenchor, mit dem der „Oberon“ beginnt, zu Tage trat.“

Er hatte zu viel geſprochen, ein ſtarker anhaltender Huſten warf ihn im Seſſel zurück. Angſtvoll hielt die treue Gattin ſeine Hand; während ein endloſer Schmerz ihre Seele zerriß. Niemand wußte und konnte fühlen, was Caroline bei der Krankheit ihres Gatten litt. Wenn ſie den theuern Mann mit ſchwerathmender Bruſt, mit gebeugtem Haupte ſah, . . . ihn, der ſonſt ſo lebensfriſch und lebenskräftig hingeſchritten, . . . da wollte ihr das Herz vor Leid und Weh' zerſpringen.

Ihre, freilich noch kein Decennium dauernde Ehe war eine ſo glückliche geweſen. Wenn Weber in ſeinem großen Wirkungskreiſe die Sorge unter ſo viele Gegenſtände vertheilen mußte, wandte ſie die ihre blos auf das Beſtreben, das häusliche Glück des Gatten zu vervollkommnen; ſie ſtärkte und veredelte im Stillen ihren Geiſt, ſie blieb auch im Privatleben und in ihrem kleinen Kreiſe den Grazien treu, welchen ſie einſt auf der Bühne gehuldigt hatte, und brachte unter deren lieblicher Begleitung und im Gefolge ihres bezaubernden Frohſinns dem Gatten gar manche Feſttage der Liebe und Freude in das oft ſo dornenvolle Werktagsleben. So fand ſie, bei einer gewiſſenhaften Eintheilung der Zeit, immer noch außer ihren häuslichen Geſchäften Muße, ſich ſelbſt und ihrem Gatten zu leben.

Sie hatte ſich dabei einen Ausſpruch Goethe's zum Haltpunkt erwählt und in die Seele geprägt: „Der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem Gewöhnlichen abzugeben, Geiſt und Sinn ſtumpfen ſich ſo leicht gegen Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann Niemand entbehren, und nur die Ungewißheit, etwas Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden.

„Man ſollte alle Tage wenigſtens ein kleines Lied, eine hübſche und gediegene Compoſition hören, ein gutes Gedicht leſen ein treffliches Gemälde ſehen und, wenn es möglich wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.“

Dieſe Aeußerung des großen deutſchen Dichters hatte Caroline in ſich zu Fleiſch und Blut verarbeitet, und war dadurch nicht nur ihres Mannes guter Genius, ſie war ihm und er war ihr unentbehrlich geworden, da ſeine Gedanken ihr Tiefe und ihre Gedanken ihm Innigkeit gaben. Sie ergänzten ſich durch Liebe Beide einander.

Caroline wußte es ja von dem erſten Augenblicke ihrer Ehe an, daß es jetzt in ihre Hand gelegt ſei, den ſo leicht erregbaren Künſtler in ſchöner reiner Höhe zu erhalten; ſie wußte es, daß es in die Hand eines jeden Weibes gelegt iſt, den Mann unendlich zu erheben oder unendlich herabzuziehen. Als eine heilige Prieſterin trat ſie daher am häuslichen Herde an den Altar, an deſſen Stufen ſie, kraft ihrer eigenen inneren Schönheit, nichts Unheiliges duldete und in dem theuern Gatten das heilige Feuer reiner großer Begeiſterung fort und fort nährte.

So wand ſich aus Achtung und Liebe ein feſtes

Band um Beide. Da führte das Schickſal ſeinen unheilvollen Streich. Bäder und Landluft, die dem Stoff die Kraft geben ſollten, noch einige Zeit dem Ringen des nach der Heimath ſehnſüchtigen Genius zu widerſtehen, halfen nichts, und Caroline ſah mit unendlichem, mit namenloſem Schmerz den Schleier immer durchſichtiger werden, der dem kranken Meiſter das Jenſeits verhüllte.

Sie hatte mit dem Aufwande ihrer ganzen Beredſamkeit von der Reiſe nach London abgerathen; aber ſie mußte ſich endlich den gewichtigen Gründen, die für die Reiſe ſprachen, fügen. Carl Maria von Weber hatte ſein Wort gegeben, nach England zu kommen, die Proben zu leiten und die erſten zwölf Aufführungen zu dirigiren; . . . es blieb kein Ausweg . . . er mußte ſeinem Worte genügen.

Und jetzt war die Stunde gekommen, der Reiſewagen fuhr vor und Fürſtenau, der berühmte Flötiſt und Freund Carl Maria's, der ihn auf der Reiſe nach London begleiten ſollte, trat ein.

Fürſtenau hatte es vor dem Abſchied Weber's von der Familie längſt gebangt und es bangte ihm noch, ſo wie er auch den Aufenthalt in London und die Anſtrengungen fürchtete, die den Meiſter dort erwarteten; aber er war ein vom Leben und Schickſal geſtählter Mann und ein entſchiedener Feind von aller Sentimen talität, dem es zur Gewohnheit geworden war, die Regungen des eigenen Herzens unter einer derben Aeußerlichkeit zu verbergen.

Er that es auch jetzt, indem er — die Thüre aufreißend und an der Spitze mehrerer Männer eintretend — mit angenommenem Humor rief:

„Guten Tag, ihr Leutchen! da kommt das Schickſal in Geſtalt eines ſchnurrigen Pfeifers, dem ein Kometenſchweif von Größen folgt, um den „Freiſchützen" zum großen Treffen abzuholen, das da drüben über dem Meere gehalten werden ſoll! Jetzt kurz abgemacht! Samiel hilf!"

Er reichte Carolinen, deren Antlitz erblaßte und deren Augen ſich feuchteten, die Hand und hinter ihm hervortraten Tieck, Theodor Hell, Tiedge, Friedrich Kind, Kügelchen, Spohr, Marſchner und Carl Maria's Schüler Julius Benedikt. Alle wollten noch einmal dem würdigen Freunde und Meiſter die Hand ſchütteln, obgleich ſie ſchon geſtern Abend, bei Gelegenheit eines Abſchiedsfeſtes, Weber Lebewohl geſagt. Ihr gemeinſames Erſcheinen ſollte zugleich den Schmerz der ſcheidenden Gattin nicht zum vollen Ausbruch kommen laſſen.

Jedem indeſſen ward es ſchwer, die peinlichen Gefühle zu unterdrücken, die ihm beim Anblick des für eine ſo weite Reiſe gerüſteten kranken Meiſters überkamen.

Caroline lag weinend in Carl Maria's Armen. Die Kinder ſchmiegten ſich an den Vater: ſie hatten die ſchönen glänzenden Doſen vergeſſen, die zerſtreut auf dem Teppich lagen. Andere Edelſteine ſchimmerten in ihren Augen. Es waren Thränen kindlicher Liebe.

Fürſtenau biß einen Augenblick die Zahne zuſammen; dann, ſich mit Gewalt bezwingend, rief er:

„O Oberon! Oberon! fahre aus deinen Wolken nieder und trockne mit einem Sonnenſtrahl deiner Huld dieſe Thränen! Nicht nach Bagdad geht es ja, dem Kalifen die Haare aus dem Barte zu reißen, ſondern nach Paris und London, um Ruhm, Ehre und Geld in unendlicher Fülle zu ernten. Alſo Muth und Vertrauen! Zauberhorn und Zauberbecher werden Wunder an uns vollbringen!“

Weber richtete ſich trüb lächelnd auf:

„Wir wollen hoffen, daß Freund Fürſtenau recht hat!“ — ſagte er dabei — „es wäre ſchlecht von dem Beherrſcher des Elfenreiches, wenn er uns, die wir ſeinen Ruhm über das Meer tragen, im Stiche laſſen wollte. Wenn ich Dich brauche, Caroline, ſtoße ich ſtark in das Horn und Du kommſt!“

Caroline ſchluchzte laut, auch die Kinder weinten. Weber aber küßte beide noch einmal, riß ſich los und eilte mit dem Rufe: „Auf Wiederſehen!“ davon.

Die Thüre ſchlug zu. Caroline brach mit dem Schmerzensruf zuſammen: — „Ich habe ſeinen Sarg zuſchlagen hören!“ — Marſchner und Spohr fingen ſie in ihren Armen auf.

Auf Englands Boden.

Wir treten in ein Zimmer des in der Great-Portland-Street in London gelegenen Hauſes, welches um die Zeit unſerer Erzählung Sir George Smart gehörte.

Das Zimmer zeigte den ganzen Comfort engliſchen Lebens: ſeinen Fußboden deckte ein koſtbarer, dichter und warmer Teppich; in dem aus Marmor ſchön gearbeiteten Kamine brannte ein luſtiges Feuer. Auf dem Geſimſe des Kamines ſtand vor einem großen Spiegel in breitem goldenem Rahmen eine Pendüle, die Minerva der Akropolis mit Helm, Schild und Speer vorſtellend. Eine große Behaglichkeit erzielten dabei die doppelten Vorhänge von ſchwerem grünem Seidenzeug und weißem geſticktem Mull, durch welche die Fenſter zum großen Theile verdeckt und der Blick des Bewohners auf das Innere gerichtet wurde. Die Möbel von Louiſiana Kirſchbaumholz waren weich gepolſtert und ebenfalls mit grünem Seidenſtoff überzogen. An den Wänden hingen wenige, aber gute Kupferſtiche. In ihrer Mitte zeigte ſich auf hervortretendem Piedeſtal die Marmorbüſte Händel's. Ein ſchön gearbeiteter Schreibtiſch ſtand an dem einen der drei Fenſter, dicht neben demſelben ein koſtbarer Flügel, ſowie ein Repoſitorium mit Muſikalien und muſikaliſchen Werken. Sopha und Seſſel waren dabei ſo ungemein praktiſch und bequem gearbeitet, daß es jedem bei dem erſten Blick gelüſtete, ſich in dieſelben zu werfen.

Die offenſtehende Thüre zeigte ein zweites Zimmer, das zu einem mit gleichem Comfort ausgerüſteten Schlafzimmer führte.

Der Bewohner dieſer Zimmer aber war Carl Maria von Weber, in London der Gaſt Sir George Smart's, eines einflußreichen und hochherzigen Mannes, Vorſtand der Royal music band und Begründer der muſikaliſchen Aufführungen in Drury-Lane. Sir Smart war aus einem enthuſiaſtiſchen Verehrer der Weber'ſchen Muſik bei des Meiſters Ankunft in England zu deſſen Freund geworden. Sofort rechnete es ſich der edle Mann zur erſten Pflicht, dem hochverehrten kranken Meiſter den Aufenthalt in London ſo angenehm als möglich zu machen, weshalb er ihm auch ſofort die oben gedachte Privatwohnung in ſeinem ſtillgelegenen Hauſe in Great Portland Street einräumte.

So heimiſch es indeſſen in dem ebenerwähnten Zimmer war, ſo abſcheulich zeigte ſich das Wetter draußen, und wenn Carl Maria ſchon in Deutſchland die Nebel nicht ausſtehen konnte, ſo hatte er in London — und namentlich heute — Gelegenheit, über dieſelben in Verzweiflung zu gerathen. Schon der faſt unaufhörlich umhüllte Himmel Londons machte ihn unglücklich, und heute lag es in den Straßen, daß man in der That und buchſtäblich nicht einen Schritt weit ſehen konnte. Durch Vermehrung des Luftdrucks hatte die Nebelbildung — wie dies in London häufig geſchieht — faſt etwas Conſiſtentes gewonnen, ſo daß eine dichte gelbbraune Maſſe, undurchſichtig, feucht und übelriechend, über der ganzen Stadt und allen Straßen lag.

Wer das Haus nicht verlaſſen mußte, that es gewiß nicht; auf den Straßen aber ſtießen Menſchen und Wagen auf- und aneinander, oder rannten gegen Laternenpfähle, ſo daß es überall Zank, Geſchrei und Unglücksfälle die Menge gab.

Selbſt in den Zimmern machte ſich der Luftdruck und die kalte Feuchtigkeit geltend; während die Fenſter wie mit einem gelbbraunen Gegenſtand verhängt ausſahen, ſo daß das Tageslicht, zumal bei' den dichten Vorhängen, kaum einzudringen vermochte.

Eine peinliche trübe Stimmung ging daher von Außen auf Weber's ohnedem ſo gebeugtes Innere über: während der Druck der atmoſphäriſchen Luft ſeine kranke Bruſt ſchwer belaſtete und ſeinen Huſten oft krampfhaft ſteigerte.

Eben hatte der Arme einen ſolchen Anfall mühſam überwunden und lag nun zurückgelehnt und erſchöpft in ſeinem Seſſel. Das Antlitz Carl Maria's war ſeit der Abreiſe von Dresden noch um Vieles ſchmäler und bleicher geworden; die Hände, matt auf dem Schooße ruhend, waren abgezehrt und von faſt durchſichtiger Weiße; in ſeinen Geſichtszügen und Bewegungen aber lag der Ausdruck einer ungemeinen Reizbarkeit, die die beſtändige Athemloſigkeit nur noch ſteigerte.

Weber ſchaute jetzt mit Blicken der Verzweiflung nach den Fenſtern:

„Es iſt zum Todtſchießen!“ — ſtammelte er dabei. — „Dieſe Nebel und dieſer ewig düſtere Himmel bringen mich noch um! .... Jetzt iſt mir begreiflich, warum dies Inſelvolk ſo viel am Spleen leidet; ... da werde der Teufel nicht Hypochonder! ... O! ... mein ſchönes Deutſchland! ... wäre ich erſt wieder zurück ... und ... bei Dir, Lina ... und ... den Buben.“

Eine innere Unruhe trieb ihn aus dem Seſſel. Er wollte ſich an die Arbeit ſetzen ... aber ... es ging nicht. Der Huſten wiederholte ſich.

„Ach!“ — ſtöhnte er — „und allein, ſo ganz allein ... in dem großen ... erdrückenden London!“

„Maſter Weber huſten!“ — ſagte in dieſem Augenblick eine Stimme — „wünſchen Maſter Weber etwas?“

Der Meiſter wandte den Kopf leiſe zur Seite.

Es war Harry, der Diener, den ihm Sir Smart beigegeben hatte. Der Mann mochte, wie Maſter Smart rühmte, ein recht guter und wohlmeinender Menſch ſein; aber dieſe Tugenden hüllten ſich in ein ſo ſteifes, kaltes und formelles Aeußere, daß es für einen Fremden lange Zeit bedurfte, das Gold aus der rauhen Hülle heraus zu erkennen.

Der Hofkapellmeiſter war noch nicht ſo weit mit ihm. Harry's Weſen ſtieß ihn — den lebendigen Mann mit dem warmen Herzen — gewaltig zurück.

Er dankte.

Harry verbeugte ſich ſtumm und wollte gehen.

„Haben Sie noch nichts von Maſter Fürſtenau gehört?“ — frug Weber.

Der Diener hielt an; dann ſagte er, ſteif aufgerichtet:

„Nein, Maſter Weber!“

„Er wollte doch von ſeinem kleinen Ausflug geſtern ſchon zurück ſein?“

„Ja, Maſter Weber!“ — entgegnete Harry mit unerſchütterlicher abgemeſſener Ruhe.

„Wenn Sie hören, daß Maſter Fürſtenau in London zurück iſt,“ — fuhr der Meiſter unruhig fort —

„ſo laſſen Sie ihn wiſſen, daß ich ſehr nach ihm verlange!“

„Ja! Maſter Weber!“

„Es iſt gut!“ — rief Carl Maria ungeduldig.

Harry verbeugte ſich ſteif und ging.

Als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, fühlte Weber mit beiden Händen an ſeinen Kopf.

„Schreckliche Menſchen, dieſe Engländer!“ — rief er dabei in ſchmerzlichem Ton — „kalt, trüb und ſteif, wie Alles in dieſem Lande; ... und ... wenn ſie reich und vornehm ſind ... noch unerträglich ſtolz dazu!“

Huſten erſtickte ſeine Stimme.

Nach einer Pauſe ſagte er leiſe:

„Ach, Lina! wenn Du ahnteſt, wie mir hier zu Muthe iſt! ... wie mich dieſe Nebel, dieſe Steinkohlendämpfe, die die Häuſer ſchwärzen, und dieſe Menſchen, die durch ihre Kälte das Mark unſerer Seele gefrieren machen, .. wie mich dies Alles erſtickt!“

Er hielt eine kurze Zeit inne; dann fuhr er mit ſchwacher Stimme fort:

„Sie nennen ironiſch den November hier — der freilich zugleich die Zeit der Rechnungsabſchlüſſe und der Zahlungstermine iſt — den Hängemonat. Und ... ſie haben bei Gott recht! Nirgendwo gibt es ſo viele Selbſtmörder, Narren und Verrückte, ſelbſt durch die Geburt, als auf dieſer Nebelinſel! ... Und dieſe Ein ſamkeit! ... Man fühlt ſich einſam hier, wo man ſich befindet! ... einſam in dem ungeheueren London, ... einſam unter den Menſchen, ... einſam in den größten Geſellſchaften!“

Weber erhob ſich, mit beiden Händen die Lehnen des Seſſels haltend.

Ein Anfall der Athemloſigkeit hatte ihn erfaßt. Er keuchte und ſchnaufte laut; die Bruſt hob ſich ſchwer und doch ſtürmiſch; ein unheimliches Pfeifen arbeitete ſich aus ihr hervor, — ein Pfeifen, wie wenn der Wind durch das Tauwerk eines halbgeſunkenen Wracks fährt.

Die Augen des armen kranken Mannes waren dabei weit geöffnet und ſchauten ſtarr und ängſtlich vor ſich hin.

Nach fünf Minuten hatte ſich das Aſthma gelegt.

Weber ſank erſchöpft in den Seſſel zurück; gleich darauf aber trieb ihn die Unruhe wieder zum Aufſtehen.

„Wieder eine Mahnung!“ — ſagte er leiſe — „daß es bald aus iſt. Ich muß an meine Lieben, an Frau und Kinder, denken ... ihre Zukunft muß geſichert ſein.“

Und er ſetzte ſich zum Componiren nieder.

Der „Oberon“ war bereits vollendet und die Proben hatten begonnen. Eine Nummer des letzten Actes genügte indeß dem Meiſter nicht.

Die innere Unruhe trieb den Meiſter zu den letzten Federſtrichen. Er componirte ſie neu.

— — — — — —

Er arbeitete, und mit der erhöhten Geiſtesthätigkeit ließen die Krankheitsſymptome nach. Friſcheres Leben trat in ſeine Züge, blitzte aus ſeinen Augen, theilte ſich dem ganzen Weſen des Meiſters mit.

Nach einer Stunde ungefähr warf er die Feder mit triumphirendem Lächeln nieder. Er fühlte, daß ihm ein großer Wurf gelungen war.

Jetzt freilich trat die Reaction ein: Weber ſuchte den Seſſel; die Hände ſanken in den Schooß, ... das Haupt auf die Bruſt.

Er entſchlief.

— — — — — —

Harry trat leiſe ein.

Da es ſo ſtill im Zimmer geworden, wollte er nach ſeinem Schutzbefohlenen ſehen.

Harry nahm, gleich ſeinem Herrn, wirklichen Antheil an dem kranken Fremden, der ein ſo großer Künſtler ſein ſollte. Es war ihm nur nicht gegeben, dies zu zeigen. Er ſprach dabei, nach ſeiner Gewohnheit, nur das Nöthigſte: ... warum auch mehr? ... namentlich bei dem bruſtkranken Mann, dem das Sprechen ohnehin nicht gut that, — ja, der eigentlich gar nicht ſprechen ſollte.

Als Harry ſeinen Pflegbefohlenen jetzt eingeſchlummert fand, nickte er ernſt aber zufrieden; ſtellte — leiſe auf den Zehen gehend — einige Erfriſchungen auf den Tiſch, und verließ dann wieder lautlos das Zimmer.

Fünf Minuten ſpäter trat Fürſtenau ein. Im gleichen Augenblicke erwachte Weber.

Freude ſtrahlte aus ſeinen Augen, als er den Freund ſah. Beide eilten aufeinander zu und umarmten ſich ſtürmiſch.

Harry, der an der Thüre ſtand, ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wozu die unnöthige Aufregung! Ein „How do you do, Sir?“ und ein ruhiger Druck der Hand hätte allerdings bei Engländern genügt.

Kopfſchüttelnd verließ er das Zimmer, das er eben dem eintretenden Künſtler geöffnet.

Fürſtenau aber frug nach Weber's Befinden.

„Da Sie wieder bei mir ſind, theurer Freund!“ — entgegnete Weber mit einem Anflug von Heiterkeit — „geht es wieder gut. Ich habe ſchmerzlich auf Sie gewartet.“

„Leider war es mir unmöglich, früher zu kommen!“ — rief der Flötiſt — „man hielt mich mit meinem Concert in Oxford ungewöhnlich lange hin!“

Die letzten Worte hatten ſich langſam über Fürſtenau's Lippen geſtohlen; er hatte jetzt erſt des Freundes ſchlechtes Ausſehen bemerkt und war zum Tode erſchrocken.

Des Kranken geſchärftes Seelenauge bemerkte, was in dem Freunde vorging.

„Nicht wahr,“ — ſagte er trübe lächelnd — „es war gut, daß ich vor meiner Abreiſe von Dresden ... mein Teſtament niederlegte?“

Ein ſcharfer Schmerz zuckte durch Fürſtenau's Seele, aber er ermannte ſich raſch und rief:

„Welche thörichten Gedanken! Das Bischen Huſten wird auch wieder vorübergehen. Dafür bringen wir dann Ruhm und Ruhmeslohn in Fülle in das liebe Vaterland zurück!“

„Ruhm!“ — wiederholte Carl Maria von Weber traurig. — „Was iſt der Ruhm für einen Sterbenden! Ich wandele jetzt ſchon als eine lebendige Leiche einher . . .“

„Aber, Freund! . . . .“

„Als ein Geſpenſt unter Lebenden.“

„Wenigſtens ſcheint es in der That, daß der Herr Hofkapellmeiſter Geſpenſter ſehen.“

„Wenn ich in den Spiegel ſehe, . . . mein eigenes. Aber laſſen wir das! Was iſt der Tod anders, als ein Schlaftrunk, und wer ſo viele ſchlafloſe Nächte zugebracht hat, wie ich, dem iſt ein Schlaftrunk der Inhalt eines Freudenbechers.“

„Bei Gott!“ — rief hier Fürſtenau unwillig —

„ich könnte, um dieſer Reden willen, böſe auf Sie werden . . .“

„Warum quälen uns doch zuletzt, vor und in der Sterbeſtunde, die Guten, wie anfangs die Böſen?“ — ſagte Weber ſeufzend. — „Soll denn immer Schmerz ſein und Angſt und Noth am Aus- und Eingang des ſchreienden Kindes, das man Menſch nennt?“

Fürſtenau wollte antworten, aber ein neuer Huſtenanfall ſchnitt das Geſpräch ab. Weber drückte beide Hände auf die kranke Bruſt, den Schmerz zu überwinden. Der Freund biß ſich auf die Zähne, in geiſtiger Beziehung ein Gleiches zu thun.

Harry trat, ein Glas Mineralwaſſer mit Zucker und heißer Milch auf einem Teller anbietend, heran.

Weber trank und es ward beſſer. Fürſtenau beſchäftigte ſich, um den Freund nicht zum Reden zu veranlaſſen, mit den auf dem Inſtrumente herumliegenden Noten. Kaum aber hatte ſich der Huſten gelegt, als Weber auch ſchon wieder anhob:

„Und Sie fragen nicht nach dem „Oberon“?“

„Ich wollte Sie nicht anſtrengen; hörte aber ſchon, daß Sie ihn vollendet und daß die Proben vortrefflich gehen.“

„So iſt's! Eben habe ich hier noch eine Nummer geändert. Ich denke, ſie ſoll gefallen.“

Und er ſpielte Fürſtenau die neue Compoſition vor.

„Herrlich!“ — rief dieſer — „entzückend! Sie werden ſehen, Weber, daß dies neue Werk einen großartigen Erfolg haben wird.“

Carl Maria zuckte die Achſeln, dann ſagte er:

„Wir befinden uns in London … und … ich bin nicht ſo glücklich, ein Modeartikel, wie Andere, geworden zu ſein.“

„Denken Sie an die Aufnahme, die Sie, bei unſerer Reiſe von Dresden hieher, in Paris fanden.“

„Sie war liebenswürdig, … großartig!“ — ſagte Weber, und ein matter Schimmer der Freude lief über ſeine Züge; — „indeß Paris iſt nicht London. Dieſe hohe engliſche Ariſtokratie iſt mir zu ſtolz, zu hochmüthig. Ein biegſamer Rücken iſt allerdings oft ein weit zuträglicheres Mittel, um es in der Welt zu etwas zu bringen, als ein gut organiſirter Kopf. Geſtehe ich es aber, auch ich habe Stolz, und der erlaubt mir nun einmal nicht zu kriechen!“

„Wer muthet einem Carl Maria von Weber zu, ſich zu demüthigen?“ — entgegnete Fürſtenau. — „Aber man ſieht hier allerdings auf die Form. Landesart, Landesſitte! Sie haben noch bei wenigen des hohen Adels Ihre Aufwartung gemacht?“

„Freund!“ — rief Weber erregt — „ich verſtehe es nun einmal nicht, wie Roſſini, mit gepuderten Lakaien auf donnernder Caroſſe vor den Paläſten der

Großen vorzufahren, und mit dem Moſesſtab der Devotion an dieſe hochadeligen Felſenherzen zu ſchlagen, um eine Goldquelle für mich hervorzulocken. Das geht nun einmal ſchnurgerade gegen meinen Charakter. Hoffen wir, lieber Freund, daß man in dem freien England, trotz Form und Herkommen, dem wahrhaft Guten Gerechtigkeit widerfahren läßt.“

„Es war nur eine freundliche Mahnung, die Schwächen der Menſchen zu berückſichtigen!“ — bemerkte Fürſtenau.

Weber ſeufzte; dann ſagte er:

„Dies England gefällt mir in der Nähe weniger, als aus der Ferne. Bei uns, drüben über dem Kanal, ſehen wir nur ſeine Tugenden: ſeinen Freiheitsſinn, ſeine Großartigkeit, ſeinen Nationalſtolz; ... hier ... treten andere Dinge hervor.“

„Britannien zählt viele edle Charaktere!“

„Gewiß! Iſt doch Maſter Smart ein leuchtendes Beiſpiel davon. Aber die Kälte der Menſchen hier zu Lande erkältet mein warmes deutſches Herz. Wenn ich einen Briten lächeln ſehe, ſo erinnert er mich an die Eisberge der Schweiz, wenn ein flüchtiger Sonnenblick über ſie läuft. Das Lachen läßt ſo wenig Spuren auf einem engliſchen Geſicht zurück, als der Blitz am Himmel!“

„Ernſt iſt die Grundlage ihres Charakters!“ — verſetzte der Freund — „und darin finde ich gerade Verwandtſchaft mit dem deutſchen. Außerdem können tüchtige muſikaliſche Künſtler nicht klagen. Anerkennung finden ſie hier gewiß!"

„Bſt!" — rief Weber. — „Das Ding hat ſeine zwei Seiten! Jener Brite in Italien ließ eines Abends in ſeinem Zimmer von den beſten Muſikern eine Todtenmeſſe aufführen; beim letzten Requiem rief er „Bravo!" ... und ... ſchoß ſich eine Kugel durch den Kopf!"

Fürſtenau lachte.

„Uebrigens," — fuhr Weber fort — „ward ich, wie Sie wiſſen, ſowohl von dem Herzog von Clarence, als von dem Herzog Leopold von Coburg*) ſehr freundlich aufgenommen."

„Und von der Herzogin von Kent nicht weniger!" — ſetzte Fürſtenau hinzu.

„Sie iſt eine höchſt liebenswürdige, geiſtreiche und vortreffliche Dame!" — ſagte Weber. — „Sie empfing mich mehreremal im engſten Kreiſe, und ich mußte ſie auf dem Klavier begleiten, wenn ſie eines ihrer ſchönen und originellen ſchottiſchen Lieder ſang. Lachend und graziös ſchäkerte dann ihr reizendes ſiebenjähriges Töchterchen, Victoria**), mit den Gäſten. Das iſt ein

---

*) Dem jetzigen Könige der Belgier.

**) Die jetzige Beherrſcherin Großbritanniens prächtiges Kind, an dem ſie noch ihre Freude erleben wird.“

„Nun, ſo haben Sie ja auch die Krone der Ariſtokratie für ſich.“

„Die mir wenigſtens als Stützpunkt, den Intriguen gegenüber, dienen ſoll.“

„Intriguen?“

„Während Sie Ihre Concerte in Oxford und Bedford gaben, hat die Partei der ſogenannten „national-engliſchen Muſik“, mein Rivale Henry Rowley Biſhop an der Spitze, der Aufführung meiner Oper die Spitze abzubrechen geſucht …“

„Wie ſo?“

„Indem ſie ein altes miſerabeles engliſches Stück, das ebenfalls den Titel „Oberon“ trägt, hervorſuchte, es mit einem Miſchmaſch von verſchiedenen engliſchen Muſikern aufwärmte und ſo in Scene ſetzte.“

„Und der Erfolg?“

„Ich lache darüber!“ — ſagte Weber gelaſſen. — „Verſuchen wir unſer Glück mit dem, was der reine, der hohe, der heilige Genius der Muſik durch uns ſchuf!“

Im gleichen Augenblicke aber erblaßte Weber. Ein neuer aſthmatiſcher Anfall erfaßte ihn. Er kam dem Erſticken nahe.

Glücklicherweiſe trat faſt zugleich Sir George Smart mit dem Ärzte ein.

Als die Kataſtrophe vorüber war, mußte ſich **Carl Maria von Weber** zu Bett bringen laſſen.

„Wär' ich zu Hauſe!“ — ſeufzte er kaum vernehmbar … und drückte das müde Haupt in die Kiſſen.

Ein letztes Kapitel.

Der Tag der erſten Aufführung des „Oberon“ war herangekommen.

Carl Maria von Weber — der ſchwer Leidende — befand ſich in einer unglaublichen körperlichen und geiſtigen Aufregung, die durch die immer zunehmende Heimathſehnſucht noch geſteigert wurde.

Dies an und für ſich ſehr natürliche Gefühl war aber bereits — theils durch des Meiſters leidenden Zuſtand, theils durch den ewig trüben Himmel und die Nebelatmoſphäre Londons, ſowie durch die Kälte und den abſtoßenden Charakter der ihn umgebenden Nation — bis zu einer Gemüthskrankheit herangewachſen, die in den letzten Wochen geradezu den Ausdruck einer tiefen Melancholie angenommen.

Appetit und Schlaf waren dahin; Geiſterbleiche bedeckte das Geſicht; die mageren Hände konnte man faſt durchſichtig nennen. Sie führten ſelbſt die Feder nur noch mit Zittern. So ſaß Weber jetzt oft ganze Tage, den faſt erloſchenen ſtieren Blick auf einen Punkt gerichtet, in ſich ſelbſt verloren und über den Gedanken brütend: ob er ſeine heißgeliebte Lina, . . . ſeine theuern Kinder wiederſehen werde.

Dabei überraſchte ihn gar manchmal ein langſam ſchleichendes Fieber, das wie ein Vampyr an dem Marke ſeines Lebens nagte.

Aber die Arbeiten, die er für London übernommen, hatten ja auch von Anfang an ſeine Kräfte überſtiegen; legte ihm doch ſein Engagement dreierlei Verpflichtungen auf, deren Erfüllung kaum der rüſtigſte Mann zu löſen vermocht haben würde.

Der kranke, ſchon vor ſeiner Abreiſe von Dresden halb gebrochene Meiſter war nämlich darauf eingegangen:

Erſtens: den „Oberon" für das Covent-Garden Theater zu ſchreiben, wofür ihm Fünfhundert Pfund Sterling, alſo Sechstauſend Gulden, zukamen.

Zweitens: hatte er übernommen, die zwölf erſten Aufführungen des „Oberon" ſelbſt zu leiten. Eine für ihn furchtbare Anſtrengung, auf die er indeſſen — im Hinblick auf die Zukunft der Seinen — um ſo mehr eingegangen war, als man ihm dafür weiter Zweihundertundfünfundzwanzig Pfund — Zweitauſendſiebenhundert Gulden — von Seiten der Direction zugeſagt hatte.

Drittens: erzielte ſein Engagement auch noch vier von ihm geleitete Oratorienconcerte mit einem Honorar von Hundert Pfund Sterling oder Zwölfhundert Gulden.

Zu dieſer Einnahme von nahe Zehntauſend Gulden rechnete Weber aber auch noch den wahrſcheinlichen Erlös eines von ihm ſelbſt zu gebenden Concertes, welches, wenn er mit dem „Oberon“ durchſchlug, nach engliſcher Sitte, wohl auch Fünfhundert Pfund Sterling einbringen mußte, da die engliſche feine Welt gewöhnt war, einen einmal gefeierten und anerkannten Meiſter mit engliſcher Freigebigkeit zu lohnen.

Fünfzehntauſend Gulden konnten alſo das Ergebniß ſeines Aufenthaltes in London ſein, und mit dieſem Zuwachs an Mitteln — vor ſeinem unfehlbar nahen Tode — die Zukunft ſeiner Lieben noch weiter zu ſichern, war ja, ſeitdem er ſein Ende herankommen ſah, ein Hauptaugenmerk ſeines liebevollen Herzens.

Aus dieſer treuen Liebe und Fürſorge für die Seinen ſchöpfte Weber denn auch die Kraft, zeitweiſe ſeine Körperſchwäche, ja, was mehr ſagen will, ſein Heimweh zu beherrſchen, die Oper zu vollenden und die Proben zu leiten.

Zu ſeiner Freude und Genugthuung ward der „Oberon“ mit ungemeinem Glanze ausgeſtattet. Die Effecte der Feen- und Elfenwelt brachte man in zauberiſcher Weiſe zur Erſcheinung.

So kam denn endlich, mit dem 12. April, die Aufführung des „Oberon“ heran. Die Billets für die zwölf erſten Vorſtellungen waren ſchon drei Wochen vorher vergriffen und mit ganz enormen Preiſen bezahlt worden. Bei der Aufführung ſelbſt war das Auditorium vom erſten Range bis unter die Kronleuchter aus den erſten Schichten der Londoner Geſellſchaft zuſammengeſetzt.

Jetzt fuhr Carl Maria von Weber an dem Opernhaus an.

Aber war denn das die kleine, gebrechliche, niedergebeugte Geſtalt des kranken Meiſters?

Nein! das war — wenigſtens in dieſem Momente — Carl Maria von Weber, wie er ehedem geweſen, . . . der Meiſter, der noch in voller Kraft den „Freiſchütz“ dirigirte Es war ein glänzender Sieg, den der Geiſt über den Körper, der ſeeliſche Wille über die phyſiſche Schwäche davon trug. Aber es war dabei ein gefährlicher Triumph, da der unerhörten Aufregung eine ebenſo gewaltige Erſchöpfung nothwendig folgen mußte.

Carl Maria von Weber, der Componiſt des „Freiſchütz“ und der „Euryanthe“, trat ein.

Die ungeheuere Aufregung hatte ihm die alte Spannkraft wiedergegeben.

Und wie Weber nun an ſein Dirigentenpult trat, da erhob ſich, wie auf einen Zauberſchlag, das ganze weite mit der Ariſtokratie und der feinen Welt erfüllte Haus, und ein Willkommenruf wie Meeresbrauſen und Donnerton begrüßte ihn, und die Damen ſchwenkten die Tücher und Blumen flogen ihm in Fülle zu Füßen.

Carl Maria von Weber bebte. Sein Herz ſchlug zum Zerſpringen in einem ſo ungleichen ſtürmiſchen Takt, daß es einen Arzt hätte erbeben machen. Der Meiſter aber mußte ſich krampfhaft an ſeinem Seſſel halten, um nicht vor Aufregung niederzuſinken.

Aber er faßte ſich . . . und . . . die Ouvertüre begann.

Ihrem Schluß folgte unendlicher Jubel. Sie mußte wiederholt werden.

Und ſiehe! wie der Meiſter, ſo war auch Alt-England heute nicht zu erkennen. Was ſonſt in einem engliſchen Theater nie geſchieht, kam heute vor: jedes Muſikſtück wurde zwei- bis dreimal jubelnd unterbrochen. Am Ende aber geſchah, was in London noch nicht dageweſen, ja was ſelbſt einem Roſſini nicht paſſirt war . . . Weber's Name wurde ſtürmiſch gerufen!

Carl Maria erſchien und verneigte ſich wiederholt mit der ihm eigenen Beſcheidenheit.

Es war die größte, die ſchönſte Stunde ſeines Lebens.

— — — — — — —

Zwölfmal war der „Oberon“ bei überfülltem Hauſe hintereinander gegeben worden; . . . zwölfmal hatte ihn der todtkranke Meiſter dirigirt.

Aber . . . Carl Maria von Weber war jetzt auch ein erlöſchendes Licht. Mit dem Nachlaſſen der Seelenſpannung, in der Weber die letzte Arbeit an ſeinem großen Werke und deſſen zwölfmalige Aufführung erhalten hatte, brach er völlig in ſich zuſammen.

Je mehr er aber die Sonne ſeines Daſeins verglühen ſah, — je mehr er ſeine Kräfte ſchwinden fühlte, um ſo heißer, um ſo gewaltiger, um ſo fieberhafter ward ſeine Sehnſucht nach der Heimath, nach den Seinen, nach ſeiner theuern Lina und ſeinen Kindern.

Keine Pflege, keine Sorgfalt und Fürſorge des edeln Mannes, bei dem er wohnte, Sir George Smart's, kein Zuſpruch ſeiner dortigen deutſchen Freunde: Fürſtenau's, Dr. Kind's, Moſcheles', Göſchen's, konnte ſie lindern.

„Heim! heim!“ — war jetzt ſein einziger Gedanke — war die Loſung zu jeder Stunde.

Die Concerte wurden gegeben, . . . auch ſeines, auf daß er ſo viele Hoffnung geſetzt: . . . aber . . der Saal in Argyle Rooms blieb leer. An demſelben Tage war Wettrennen in Epſom . . .; die Intriguen der Partei der „engliſchen Nationalmuſik“ machten ſich geltend; . . . außerdem hatte ein großer Theil der Ariſtokratie nicht vergeſſen, daß er es verſchmäht hatte, um ihre Gunſt zu buhlen.

Der Schlag traf Weber ſo furchtbar, daß er, todtenbleich, beinahe zuſammenbrach.

Die Freunde blickten entſetzt auf ihn.

Als das Concert vorüber und er, auf den Arm Fürſtenau's geſtützt, den Saal verließ, verzog ein tief ſchmerzlich bitteres Lächeln ſeine ſonſt ſo ruhigen Dulderzüge. Im Foyer angekommen, ſank er zerknickt, athemlos und außer ſich auf ein Sopha mit den Worten nieder:

„Das alſo, England, iſt dir Carl Maria von Weber!“

Mit Mühe brachten ihn die Freunde in ſeinen Wagen. Zu Hauſe mußte er die Treppe hinaufgetragen werden.

Als ſich die Thüre ſeines Zimmers hinter ihm geſchloſſen, rief er von Schmerz zerriſſen: — „Heim zu den Meinen!“

— — — — — — — —

In dem mit ſo vieler Sorgfalt eingerichteten Zimmer in dem Hauſe der ſtillen Great Portland Street, welches Carl Maria von Weber in London bewohnte, war heute Abend eine kleine Geſellſchaft verſammelt. Sie beſtand aus Sir George Smart, dem Virtuoſen Fürſtenau, Dr. Kind, Moſcheles, Göſchen und einigen anderen Freunden und Verehrern Weber's.

Eine große koſtbare Lampe, deren Glaskugel ein übergeworfener Schleier von grünem Spitzenpapier deckte, ſtand auf dem runden Tiſche, der die Mitte des Zimmers einnahm, und verbreitete ein mildes angenehmes Licht. Die Gardinen waren herabgelaſſen. Neben der Lampe prangte ein ſilberner Theekeſſel, deſſen kochendes Waſſer jene ſingenden Töne verbreitete, die einem engliſchen Ohr wie Sphärenmuſik klingen. Kalte Speiſen ſtanden daneben.

Sir George Smart hatte für Alles Sorge getragen. Nur die ſonſt unvermeidlichen Cigarren fehlten, weil der Kranke den Rauch nicht ertragen konnte.

Der Kranke aber — der königlich Sächſiſche Hofkapellmeiſter Carl Maria von Weber, der geniale Schöpfer des „Freiſchütz", der „Euryanthe" und des „Oberon", — lag ermattet in einem Lehnſeſſel. Er ſprach leiſe, aber freundlich mit den Anweſenden

Augenſcheinlich war Beſſerung bei ihm eingetreten, und zwar von dem Momente an, in welchem er mit Fürſtenau den Tag der Heimreiſe feſtgeſetzt, und zwar mit Verzichtung auf eine nochmalige Berührung der Hauptſtadt Frankreichs.

Und morgen, morgen! . . . ſollte die Heimreiſe zu den Lieben angetreten werden. Man ſprach eben davon: — „Gott! Gott! nur erſt im Wagen ſitzen!“ — ſeufzte der Kranke, und aus ſeinen matten Blicken loderte die unendliche Heimathſehnſucht auf, die ihn verzehrte.

Das Geſpräch drehte ſich jetzt nur um die Reiſe; erfüllte ſie doch die ſämmtlichen Freunde des Leidenden mit großen Sorgen; . . . Fürſtenau zumeiſt, der es ſich nicht nehmen ließ, Weber — mit Hintanſetzung ſeiner eigenen Intereſſen — wieder in die Arme ſeiner Lieben zurückzuführen.

So war es ſpät geworden; die Pendüle ſchlug zehn Uhr.

Sir George Smart blickte beſorgt auf den Freund.

„Wie iſt es,“ — ſagte er dann milde, indem er ſich zu Weber hinneigte — „wollen Sie nicht jetzt zu Bette gehen?“

„Um welche Zeit iſt es?“ — frug der Leidende.

„Zehn Uhr!“ — entgegnete Sir Smart. — „Sie werden der Ruhe bedürfen und der Stärkung zur Reiſe.“

Weber nickte mit dem Kopfe; . . . dann ſagte er mit einem Ton, der einen Anflug von Freude verrieth: — „Wieder einen Tag dem Wiederſehen näher!“ — und erhob ſich langſam.

„Vor allen Dingen jetzt noch eines!“ — ſagte Sir Smart. — „Lieber Meiſter Weber, thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie Harry an Ihrem Bette wachen.“

„Um keinen Preis!“ — verſetzte Weber, — „das würde mich ängſtigen!“

„Sie ſind ſehr freundlich, Sir!“ — entgegnete Fürſtenau — „und ich danke Ihnen im Namen meines Freundes. Ich werde aber ſelbſt das Amt eines Wächters übernehmen.“

„Wenn Sie mich lieb haben, Fürſtenau,“ — liſpelte hier Weber — „thun Sie das nicht. Ich verſichere Sie, daß es nicht nöthig iſt. Außerdem würde ich vor Aufregung kein Auge ſchließen können . . .“

„Aber beſter . . .“

„Ich beſchwöre Sie!“ — rief Weber, und ſchon trat die alte Unruhe und Erregung in ſeine Züge und ein Huſtenanfall ſtand bevor.

„Nun gut!“ — ſagte Fürſtenau — „ſo will ich Sie wenigſtens in Ihr Schlafzimmer führen.“

Weber nickte beiſtimmend. Harry räumte ab; die Freunde machten ſich zum Aufbruch bereit.

Carl Maria reichte jetzt noch einmal den Anweſenden liebevoll die durchſichtige, bleiche, zitternde Hand.

„Gott lohne Euch Allen Euere Liebe!“ — ſagte er dabei mit Herzlichkeit und wankte, auf Fürſtenau's Arm geſtützt, ſeinem Schlafzimmer zu.

Die Freunde ſchieden ſchweigend . . . tief bewegt und beſorgt.

Fürſtenau, von dem allein er einen ſolchen Dienſt litt, war ihm beim Auskleiden, das ihm ſehr beſchwerlich fiel, behülflich.

Weber zog dabei ſeine Taſchenuhr ſorgfältig auf; dankte alsdann Fürſtenau mit Innigkeit für ſeine treuen Freundesdienſte, begleitete ihn bis zur Thüre, drückte ihm nochmals die Hand und ſagte:

„Und nun laßt mich ſchlafen!“

„Gute Nacht!“ — entgegnete Fürſtenau — „und ruhen Sie recht ſanft.“

Die Freunde ſchieden. Die Thüre wurde von Innen geſchloſſen ..... das Licht erloſch.

— — — — — — — —

Und Carl Maria von Weber ſchien in der That gut zu ſchlafen; denn es war am anderen Morgen bereits ungewöhnlich ſpät, und Harry hatte das übliche Zeichen noch nicht vernommen, auf welches hin er gewöhnlich das erſte Frühſtück ſervirte.

Harry wartete mit der Geduld eines echten Engländers noch eine volle Stunde; da ſich nach Verlauf derſelben aber immer noch nichts in des Gaſtes Schlafzimmer hören ließ, pochte er leiſe an.

Keine Antwort folgte.

Der Diener pochte ſtärker . . . es blieb lautlos. Nichts rührte ſich.

Harry ſetzte ſich auf einen Stuhl und wartete abermals eine Viertelſtunde; aber es ward ihm doch etwas unruhig zu Muthe.

Als auch dieſe Zeit vorüber, begann er auf's Neue an die Thüre zu klopfen . . . die vorige Stille.

Die Züge des Mannes wurden ernſt. Er entſchloß ſich ſofort, Sir George Smart von dem Vorgekommenen zu unterrichten.

Harry fand ſeinen Herrn und Fürſtenau eben im Begriff, nach Weber's Zimmer zu gehen, um ſich nach deſſen Befinden zu erkundigen.

Auf Harry's Nachricht hin erblaßten Beide und eilten die Treppe hinan.

„Du, mein Gott!“ — rief Fürſtenau — „wenn er . . . .“

Er wagte den Gedanken nicht auszudenken.

Haſtig pochte Sir Smart.

Stille!

Er ſchlug mit der Fauſt wider die Thüre.

Kein Laut.

„Erbrechen Sie die Thüre, Harry!“ — befahl der Hauseigenthümer.

In wenigen Minuten war das Nöthige herbeigeſchafft. Das Schloß gab nach . . . die Thüre öffnete ſich. — — —

Alles war dunkel. Todtenſtille herrſchte; — — — nur die Uhr, welche die letzte Bewegung der Hand, die „Freiſchütz“, „Euryanthe“ und „Oberon“ geſchrieben, aufgezogen hatte, tickte leiſe.

Fürſtenau und Sir Smart überlief es eiskalt. Auf den Zehen ſchlichen ſie heran. Mit zitternder Hand öffnete Fürſtenau die Bettgardinen ......

Da lag der geliebte Freund und Meiſter, ... da lag Carl Maria von Weber ... todt im Bette.

Das Haupt auf die rechte Hand gelegt, ... war er friedlich eingeſchlafen.

Kein Kampf, ... kein Schmerz hatte die theueren Züge entſtellt.

Die Sehnſucht nach den fernen Geliebten hatte ihm das Herz gebrochen.

Es war den 5. Juni des Jahres 1826.

— — — — — — — —

„Und jetzt laßt mich ſchlafen!“ — waren Weber's letzte Worte geweſen ... und ... er ſchlief von da an ſanft und ruhig in der Moorfield-Kapelle zu London.

Achtzehn Jahre ſpäter führte ſein älteſter Sohn die Leiche des theueren Vaters in die Heimath zurück, um ſie, den 15. December 1844, der für ihn auf Dresdens Friedhof erbauten Gruft zu übergeben.

Den 11. October 1860 aber ward in Sachſens Hauptſtadt das Standbild enthüllt, das Liebe und Verehrung dem Genius des großen Meiſters Carl Maria von Weber ſetzte.

Sein Name wird ewig, als lichter Stern, unter jenen der großen Meiſter Deutſchlands glänzen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

I.

Die Wunderblume.

Mozart.

Ein Künſtlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Erſter Band.

Frankfurt a/M
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

BIBLIOTHECA

Das Recht der Ueberſetzung in's Engliſche und Franzöſiſche behält ſich der Verfaſſer vor.

Vorwort.

„Ich drücke meinen vollen, frohen Kranz
„Dem edlen Meiſter auf die hohe Stirne!“

ſagt Göthe in ſeinem „Taſſo,“ und mit dieſen Worten unſeres größten Dichters iſt auch der erſte und tiefſte Beweggrund ausgedrückt, der dem vorliegenden Buche das Leben gab. Es entſprang einer Verehrung, einer innigen Begeiſterung für Mozart, den liebenswürdigen Menſchen, den erhabenen Meiſter der Töne.

Aber ſind denn dieſem Heros der Tonkunſt nicht ſchon auf dem Gebiete der Literatur würdige Denkmale geſetzt? — Gewiß! — gab uns doch gerade die neuere und neueſte Zeit: „Mozart's Leben“ von Alexander Oulibicheff und das ausgezeichnete Werk gleichen Titels von Herrn Profeſſor Dr. Jahn. So vortrefflich nun aber auch dieſe Werke ſind, namentlich das Letztere, ſo haben ſie doch unſtreitig einen ganz anderen Zweck, als das vorliegende Buch. Beide ſind im ſtrengſten Sinne des Wortes „muſikaliſche Werke,“ die ſich überwiegend mit der Analyſe der Tonſchöpfungen Mozarts befaſſen; die demnach aber auch *nur für Leſer geſchrieben ſind, welche, im höheren Sinne,* zu den muſikaliſch Gebildeten zählen. Ihr Zweck iſt alſo ein rein artiſtiſch-wiſſenſchaftlicher.

Die Aufgabe des vorliegenden Buches iſt dagegen eine andere. Ohne alle Pretentionen auftretend, ſoll es — in der freundlichen, allgemein zugänglichen Form des Romanes — der deutſchen Nation im Allgemeinen einen ihrer größten und herrlichſten Söhne näher führen, und damit der Liebe, der Verehrung und der Begeiſterung für Mozart und ſeine Werke neue Nahrung geben, ſo wie den Sinn für die Schönheiten ſeiner Schöpfungen ſchärfen. Für Diejenigen, die alsdann noch tiefer in die muſikaliſche Analyſe eindringen wollen, weiſt es ſtets auf die betreffenden Stellen in den Werken Oulibicheff's und Jahn's hin. Zugleich führt es aber auch, die höhere Aufgabe des hiſtoriſchen Romans feſthaltend, in die Geſchichte und in die Culturzuſtände der damaligen Zeiten ein, ſich bemühend, ein treues Bild derſelben vor den Augen des Leſers zu entrollen.

Das iſt der Zweck des vorliegenden Werkes und die Aufgabe, die es ſich geſtellt hat. Vielleicht wird dabei auch ein wenig das Gewiſſen des deutſchen Volkes erſchüttert, das ſeinen Heroen, — ſeinen edelſten und herrlichſten Söhnen ſo gerne Monumente ſetzt, wenn es ſie erſt… hat untergehen laſſen.

Und ſo mögen denn recht Viele dieſe Blätter aufſchlagen und mit Luſt und Liebe lauſchen, was ſie erzählen, denn:

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand:
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland!“

Dies Zauberland aber iſt das Reich der Töne, in welchem Mozart König war.

Frankfurt a M.,
im März 1858.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Die Wunderblume.

(Mozart's Kindheit.)

Seite
Ein Geburtstag 1
Die Muſikanten und die Muſikantenkutſche 21
Hoffnungsvolle Tintenkleckſe 34
Der kleine Virtuoſe 49
Ein neuer Amphion 65
Am Wiener Hof 71
Der kaiſerliche Zahlmeiſter 90
Cavalier und Freier 103
Heimkehr und Ueberraſchung 114
Die Encyklopädiſten 127
Frau von Pompadour 161
Choiſy-le-Roi 185
In Paris 213
Ein Abend am Hofe zu Verſailles 225
Die erſten Werke 257

Ein Geburtstag.

„Wie du nun wieder ausſiehſt, Wolfgangerl!“ — rief die Frau Vice-Capellmeiſter Mozart ihrem dreijährigen Söhnchen zu, indem ſie ihm mit mütterlicher Sorgfalt die Kleider abſtaubte und den gefältelten Hemdkragen, der die offene Bruſt des Kindes ſehen ließ, zurechtzupfte. „Wie, um aller Heiligen Willen, kommt denn nur der viele Sand in dein Haar? Deine Schweſter hat dich doch erſt ſo ſchön gekämmt, und heute iſt Vaters Geburtstag!“

„Ja, Mama, ich und Schachtner's Andres haben Purzelbäume geſchlagen!“ — ſagte Wolfgang ernſthaft und ſchaute die Angeredete ſo offen und kindlich an, daß die leiſen Falten, die ſich auf der hohen Stirne der Frau Vice-Capellmeiſter zuſammen gezogen, raſch verſchwanden.

„Purzelbäume!“ — wiederholte mit mühſam unterdrücktem Lächeln die Mutter und gab dem Schelmengeſichtchen einen ſcherzhaften Streich auf die Wange: — „Wie kann man nur Purzelbäume machen, wenn man ſeine ſchönen Sonntagskleider an hat. Weißt du nicht, daß dieſe dem Vater ſo viel Geld koſten, und er das Geld dafür mit Mühe und Sorgen verdienen muß?“

„Ja!“ — rief das Kind und ſeine Augen feuchteten ſich, denn der Gedanke, den geliebten Eltern wehe gethan zu haben, berührte ſein zartes, empfängliches Gemüth peinlich: — „der Kopf iſt ja nur auf die Erde gekommen, die Beine waren immer in der Höhe.“

„Und daher iſt das ganze Haar voll Schmutz und Sand und die Kleider ſind beſtaubt von unten bis oben.“

„Nun, ſo mach’ mir den Sand aus den Haaren!“ — rief der kleine Wolfgang — „und ich will es nicht mehr thun. Aber“ — ſetzte er bittend hinzu und lehnte ſich ſchmeichelnd an die volle, noch immer ſchöne Geſtalt der Mutter — „du biſt mir doch nicht mehr böſe, Mamachen?“

„Wenn du brav biſt, gewiß nicht!“ — entgegnete Frau Mozart und drückte einen Kuß auf die Lippen des Kindes. Wolfgang aber ſprang fort und rief ſeinen kleinen Freund Andreas Schachtner wieder zu ſich, der in der anſtoßenden Stube geblieben war.

„Was machen wir jetzt?“ — frug er darauf dieſen — „wir ſollen keine Purzelbäume mehr ſchlagen.“

„Nun“ — entgegnete Andreas — „ſo ſpielen wir Schule.“

„Recht!" — verſetzte **Wolfgang** — „aber im andern Zimmer. Drüben iſt's wärmer. Ich bin der Schulmeiſter und du gehſt in die Schule. Nimm die kleine Bank, ich nehme die Tafel und die Kreide."

Andreas gehorchte. Als er aber in das andere Zimmer gehen wollte, hielt ihn **Wolfgang** am Arme feſt und rief:

„Das geht nicht ſo! Stelle dich hinter mich! So — — und nun marſchiren wir erſt rings in dem Zimmer herum und dann hinüber, und ich ſinge den Marſch dazu."

Und der kleine Mann ſang mit leuchtenden Blicken und kindlichem Stimmchen einen Marſch, den er erfand, und beide tappten im Takte mit den Füßen auf, daß der Staub in Wolken emporwirbelte.*)

Glücklicherweiſe war die Mutter in der Küche beſchäftigt und **Nannerl**, die ſiebenjährige Schweſter, half ihr; denn auf des Vaters Geburtstag ſollte einmal eine Ausnahme in der ſonſt ſo ſtreng geregelten und höchſt beſcheidenen Haushaltung gemacht werden. In der That verbreitete denn auch ein am Feuer ſtehender Braten ſeine Düfte durch das Haus, und eben jetzt ſchob die Frau Vice-Capellmeiſter ſeiner Erzbiſchöflichen Gnaden zu Salzburg einen prächtigen Kuchen in den Ofen.

Während dieſer luxuriöſen Vorbereitungen aber hatten ſich die beiden Knaben in dem warmen Zimmer eingerichtet.

---

*) G. N. von **Niſſen**: Biographie W. A. Mozarts S. 17. Otto **Jahn**: I. Thl. S. 29.

Andreas ſaß auf der Erde und hatte eine Fußbank vor ſich über ſeine ausgeſtreckten Beine geſtellt, auf der die Schiefertafel lag. Wolfgang aber, als Lehrer, hatte bereits den ganzen Fußboden, die Stühle und Wände mit der Kreide bearbeitet und unförmliche Zahlen, die mehr Kratzfüße denn eigentliche Zahlen waren, in Maſſe auf denſelben angebracht.*) Eben wollte er auch den alten mit Leder überzogenen Seſſel im heiligen Eifer als Grundlage ſeiner Vorſchriften benutzen, als die Schweſter, das Tiſchzeug auf dem Arme, eintrat. Aber Meſſer und Gabeln und Tiſchtuch wären ihr bei dem Anblick des Zimmers beinahe aus den Händen gefallen. Sie ſtand im erſten Augenblicke wie verſteinert, dann aber rief ſie:

„Jeſus Maria! Wolfgangerl, was haſt du denn da wieder gemacht?“

Der Bruder ſah ſie erſtaunt an und frug mit der vollſten Unſchuld:

„Was denn, Nannerl?“

„Je nun, die Kreide!“

„Ich bin Schullehrer!“ — entgegnete der Kleine mit komiſcher Würde — „und da muß ich vorſchreiben und Zahlen machen.“

„Aber doch nicht auf Fußboden, Stühle und Wände!“ — rief die Schweſter verzweifelt: — „Mama und ich haben geſtern faſt die halbe Nacht durch gefegt, damit alles recht blank und ſchön heute ſei, und nun . . . . ."

---

*) Jahn: I. Thl. 31. Andreas Schachtner: Brief vom 24. April 1792 aus Salzburg. Niſſen. Oulibicheff u. ſ. w.

„Nun, ich will's wieder wegwiſchen!" — ſagte Wolfgang; aber die Schweſter warf nun wirklich das Tiſchzeug auf den Seſſel und ſprang herbei, denn der kleine Schulmeiſter machte Miene, die Stühle mit dem Aermel ſeines Sonntag-Kleides zu reinigen. Glücklicherweiſe kam ihm Nannerl noch zuvor, und indem ſie ihn zurückſchob, tilgte ſie mit ihrer Schürze und einem herbeigeholten Schwamme die Spuren der kindlichen Schulweisheit.

Wolfgang, der jetzt erſt überlegte, was er gethan, ſtand beſchämt da und ſah der Schweſter ſchweigend zu. Aber es ſchmerzte ihn auch, daß er Nannerl betrübt und ihr doppelte Arbeit gemacht hatte.

Als dieſe daher mit dem Abwiſchen fertig war, trat er leiſe zu ihr hin, zupfte ſie am Kleide und frug, wie er ſeiner Gewohnheit nach wohl zwanzigmal im Tage zu thun pflegte:

„Nannerl, haſt du mich lieb?"

Aber die Schweſter war in der That ärgerlich und ſagte:

„Nein, wenn du ſolche Sachen machſt, habe ich dich nicht lieb!"

Doch das war zu viel für das gefühlvolle Herz des Kindes. Raſch drehte es ſich um, die Thräne nicht ſehen zu laſſen, die in ſeinem Auge glänzte, und indem es ſich in eine Ecke des Zimmers ſetzte, brütete es ſchweigend und traurig vor ſich hin. Da zerriß die Wolkendecke, die bis jetzt den winterlichen Himmel verdunkelt. Ein Sonnenſtrahl fiel in das kleine Zimmer, und wie er den Käfig mit dem Canarienvogel traf, reckte dieſer vergnügt das Köpfchen, hüpfte einigemal munter von einem Stängchen auf das andere und fing dann plötzlich an, aus voller Kehle zu ſchmettern.

Aber was iſt das? Warum verklären ſich die Züge des kleinen Wolfgang mit einemmal ſo wunderbar? Seine Augen ſtrahlen, ſeine Wangen röthen ſich; — ein, weit über ſein kindliches Alter hinausgehender Ausdruck von Begeiſterung gibt ſeinen jugendlichen Zügen etwas ganz Eigenthümliches, faſt möchte man ſagen „Ueberirdiſches!“

Wolfgang, — der kleine, dreijährige Wolfgang iſt jetzt nur Ohr. Er lauſcht dem Schmettern ſeines gefiederten Lieblings und vergeſſen iſt ſein kleiner Kummer, vergeſſen ſind Schweſter und Spielgefährte, — vergeſſen iſt Alles um ihn her!

Es iſt ein Kind, das hier den ſüßen Tönen lauſcht; — aber das innerſte Weſen dieſes Kindes iſt ſo wunderbar organiſirt, daß Muſik jede Faſer ſeiner Nerven, ſeines Gehirnes, freudig erbeben macht, daß ſeine Seele gleichſam ſelbſt Muſik iſt — die dunkle, noch verſchwimmende Ahnung einer das Weltall durchziehenden ewigen, göttlichen Harmonie!

Der kleine Wolfgang weiß noch nicht was Muſik iſt; aber wo und wie ſie ſein Ohr trifft, elektriſirt ſie ihn. Er ſingt ſich einen Marſch, wenn er ſein Spielzeug trägt; — er ſchwimmt in Entzücken, wenn ſein Canarienvogel ſich, wie jetzt, hören läßt.

Aber der Vogel hat längſt zu ſchlagen aufgehört; ſein kleiner Spielgenoſſe Andreas hat ſich nach Hauſe geſchlichen; — — Wolfgang indeſſen ſitzt noch unbeweglich in der Ecke des Zimmers und ſieht und hört nicht; aber . . . . . er denkt, er träumt im wachen Zuſtande. Es klingt ſo etwas wie Märchen in ihm nach, — wie Märchen, die die gute Mutter ihm Abends vor dem Schlafengehen ſchon erzählt hat. Wolfgang träumt ſich: er ſei ein König, und ſein Königreich heiße „Rücken,“ — und ſeine Einbildungskraft gebärt ihm ganz eigene Geſchöpfe und Städte und Berge und Seen, welchen er phantaſtiſche Namen gibt.*) Auf ſeinem Haupte aber ſitzt eine Krone und von ihr aus geht ein Glanz, der weit, weithin ſeine Strahlen wirft.

Lange ſinnt und träumt der Knabe auf dieſe Weiſe, — und lange würde er noch ſtill weiter geträumt haben, hätte ihn jetzt nicht ein Kuß aufgeſchreckt. Erſtaunt blickt er empor. Es iſt die Schweſter, mit dem treuen, lieben, freundlichen Geſicht. Raſch umſchlingt er ihren Hals und ſeine erſte Frage iſt: „Haſt du mich auch lieb?“

„Ja!“ — entgegnet jene herzlich, und beide halten ſich innig umſchloſſen.

Es war eine ſchöne, liebliche Gruppe; aber der kleine unruhige, für alle Sinneneindrücke ſo zart organiſirte Menſch, vermochte jetzt plötzlich einem andern Einfluſſe, als dem der Geſchwiſterliebe, nicht zu widerſtehen. Es war in der That komiſch, wie ſich — noch in den Armen der Schweſter und von ihren Küſſen glühend — das Köpfchen hob, und die weit geöffneten Naſenflügel bekundeten, daß Wolfgangerl auf dem Wege der Geruchsnerven die gaſtronomiſche Thätigkeit der Mutter entdeckt. Freude leuchtete aus ſeinen Zügen, und auf dem Schiffe des Columbus konnte man nach der langen, gefährlichen und mühſeligen Fahrt das Wort „Land!“ nicht ſo begeiſtert und triumphirend ausrufen, als der kleine Mozart jetzt rief: „Es gibt Kuchen!“

---

*) Carl Gollmick „W. A. Mozart.“ Nach biographiſchen Quellen bearbeitet.

„Ja,“ — ſagte die Schweſter lachend, — „und zwar einen Geburtstagskuchen, denn wie du weißt, iſt Papa heute 49 Jahre alt.“

„Freilich weiß ich es!“ — entgegnete Wolfgang, — „ich habe ja ein Gedichtchen dazu auswendig gelernt.“

„Kannſt du es denn noch?“

„Warum nicht.“

„So ſage es einmal.“

„Ja!“ — ſagt der Kleine ſchlau lächelnd und mit verlangenden Blicken — „wenn du mir zuvor den Kuchen gezeigt haſt!“

„Du biſt ein kleines Leckermäulchen!“ — rief die Schweſter; aber ſie nahm ihn doch bei der Hand und führte ihn in das anſtoßende Zimmer, woſelbſt mitten auf dem reinlich gedeckten Tiſche ein prächtiger Kuchen ſtand.

Wolfgang, der ſo klein war, daß er kaum auf den Tiſch ſehen konnte, poſtirte ſich dicht vor denſelben, erhob ſich auf die Zehen und betrachtete das gaſtronomiſche Kunſtwerk ſeiner Mutter mit einer Miſchung von Ehrfurcht und Lüſternheit. Noch aber zog er die ſüßen Düfte mit tiefen Zügen ein, als ſich die Thüre öffnete und beide Eltern in derſelben erſchienen.

Der Vice-Capellmeiſter war ein ſchöner Mann, nicht groß, aber von edlen Formen. Seine Kleidung war ſehr einfach, faſt konnte man ſagen ärmlich; aber dennoch war ſein Erſcheinen ein ſtattliches, wozu der würdevolle Ernſt ſeiner wahrhaft edlen und ſchönen Züge, die hohe, gedankenvolle, den Muſiker auf den erſten Blick verrathende Stirne, der kleine, fein geſchloſſene Mund und der ſinnige Blick der Augen nicht wenig beitragen mochten. Dabei war in ihm der Deutſche von ächtem Schrot und Korn nicht zu verkennen. Auch ſeine Gattin trug die Spuren großer Schönheit, und bildete ſich noch immer viel darauf ein, daß ſie beide einſtens allgemein als das ſchönſte Ehepaar in ganz Salzburg gegolten. Freilich hatten ſeitdem viele und ſchwere Sorgen, harte und häufige Schickſalſchläge kleine Furchen in beider Antlitz gezogen, aber die Liebe wenigſtens — auf gegenſeitige Achtung gegründet — hatte nichts dadurch gelitten. Im Gegentheil, ſie war doppelt erſtarkt im Feuer des Schickſals, inniger geworden durch ſo manche trübe Stunden, die man gemeinſam durchgekämpft.

Darum war auch die Feier des heutigen Tages, ſo ſtill und einfach er begangen wurde, keine gekünſtelte. Sie ging vom Herzen und drang zum Herzen, und ſo gerade liebte es Herr Leopold Mozart und er hielt viel auf ſolche kleine Familienfeſte, die dem häuslichen Leben, wie er ſagte, ſo nöthig ſeien, wie dem öffentlichen die Sonn- und Feſttage, und ihm Farbe, Licht und Wärme gäben. —

Mit ſichtlicher Rührung nahm daher auch der im Leben ſo kalte und berechnende Mann die Glückwünſche der Seinen hin. Wolfgangerl aber ward auf einen Stuhl geſtellt und ſprach, den offenen Blick mit kindlicher Liebe auf den Vater gerichtet:

Was ſchlägt mein Herz, ſo froh und laut
Dem Tag, der freundlich niederthaut,
Dem jungen Tag entgegen?
Er grüßet mich in Gluth und Schein
Und jubelt mir in's Herz hinein:
„Ich bringe Glück und Segen!“

Ja, Glück und Segen bringſt du mir,
Denn, ſchöner Tag, ich danke dir
Des treuen Vaters Leben!
Durch ihn ward mir ja Licht und Luſt,
Und Alles, was in Herz und Bruſt
Mir Göttliches gegeben!

Wie treu und lieb ſein Auge ſpricht:
„Vergiß des rechten Pfades nicht,
„Laß Tugend uns verbinden!“
Ja, Vater, ewig bleib ich dein,
Und immer ſollſt du brav und rein
Mein Herz im Leben finden!

Der kindliche Ton, mit welchem der Kleine dies ſchlichte Gedichtchen geſprochen, der Ausdruck des theilweiſen Verſtändniſſes der aus der Art des Vortrages hervorging und weit über die Jahre des Kindes hinausreichte, ergriffen Vater und Mutter ſo ſehr, daß ſie Wolfgang mit Thränen im Auge an ihr Herz drückten.

Eine außerordentliche Frühreife war hier nicht zu verkennen, und vielleicht hätte, gerade durch dieſe Erkenntniß geweckt, ein peinliches, beängſtigendes Gefühl in dem Herzen der Eltern jetzt Platz gegriffen, wäre dieſe Stimmung nicht raſch durch eine ebenſo kindliche als naive Aeußerung des Knaben verſcheucht worden.

Noch auf dem Stuhle ſtehend, die kleinen Aermchen um den Nacken des Vaters geſchlungen, die großen Augen auf dieſen gerichtet, ſagte er langſam: „Väterchen, ich hab' dich lieb, ſehr lieb! und wißt ihr was, gleich nach dem lieben Gott kommt der Papa!“ *)

Der Vater umarmte ihn; aber er konnte nichts ſagen, als: „Behalte beide im Herzen und es wird dir wohlgehen!“

In dieſem Augenblicke traten die Hofmuſiker Adlgaſſer und Lipp — beide Freunde des alten Mozarts — ein. Die Mutter hatte ſie zu Tiſch gebeten, und, ſo wenig es ſonſt im Mozartiſchen Hauſe üblich war, Gäſte zu ſehen, ſo ſehr trug dieſe Einladung heute zur allgemeinen Heiterkeit bei. Man ſcherzte, man ſprach von Dieſem und Jenem, und kam endlich auch auf die Verhältniſſe zu reden, die alle Anweſenden berührten und die nichts weniger als angenehm erſchienen.

---

*) Hiſtoriſch.

Die anweſenden Männer waren ja ſämmtlich in der Capelle des Fürſt-Erzbiſchofs von Salzburg angeſtellt, von dieſem aber unglaublich ſchlecht beſoldet*) und in einer Weiſe behandelt, die es kaum begreifen läßt, warum ſie den Erzbiſchöflichen Dienſt nicht aufgaben. Aber es waren ſämmtlich höchſt beſcheidene Naturen, und was ſie anzog und hielt, war die Ausſicht auf Verſorgung der Wittwen, die Umgebung des Hofes und das behagliche und wohlfeile Leben in dem gemüthlichen, ſo romantiſch gelegenen, von den herrlichſten Bergen umſchloſſenen Salzburg.

Freilich gehörte eine ſo unerſchütterliche Ausdauer, ein ſo nie ermüdender Fleiß, eine ſo große Einfachheit und Sparſamkeit dazu, wie ſie der alte Mozart beſaß, um am Erzbiſchöflichen Hofe zu Salzburg auszuhalten. Nur die vielen und mühſamen Unterrichtſtunden auf Violine und Clavier, die der Vice-Capellmeiſter, außer ſeinem Dienſte bei dem Fürſten und in der Metropolitankirche, noch gab, und der kleine Verdienſt, den ihm ſeine Compoſitionen abwarfen, machten ihm eine beſcheidene Exiſtenz möglich.

Davon war denn auch eben die Rede, als Adlgaſſer ſagte:

„Wir müſſen uns freilich alle ſchinden; aber Vater Mozart hat doch noch etwas Beſonderes davon.“

„Etwas Beſonderes?“ — wiederholte der Capellmeiſter — „daß ich nicht wüßte.“

---

*) Niſſen: Seite 7. — Oulibicheff: Mozart's Leben. I. Thl. S. 5. Otto Jahn: W. A. Mozart. I. Thl. S. 10.

„Ei, ei, wie beſcheiden!“ — fuhr jener fort, — „iſt denn der Ruhm und die Ehre nichts?“

„Und wo hätte ich die verdient?“ — rief Leopold Mozart die Gläſer der Freunde auf's Neue füllend — „etwa mit meinen Violinſtunden?“

„Nein!“ ſagte Adlgaſſer — „die machen Euch zwar auch alle Ehre; was ich aber meine, das iſt die Herausgabe Eurer trefflichen Violinſchule, die ſo großes Aufſehen erregt.*)“

„Und bereits in's Franzöſiſche und Holländiſche überſetzt iſt!“ — fügte Lipp hinzu.

„Nun“ — verſetzte Mozart, ſich vergnügt die Hände reibend, — „ich würde lügen, wenn ich nicht eingeſtehen wollte, daß mich in der That der Erfolg dieſes Unternehmens glücklich macht. Ich danke denn auch meinem Schöpfer alle Tage recht innig dafür, daß er mir ſo viel Sinn für Muſik gegeben hat. Und meine Violine, o! über meine Violine geht mir — nach Frau und Kindern — nichts. Am reinſten ſpricht ſich eben doch das Weſen der himmliſchen Tonkunſt in der Inſtrumentalmuſik aus, da dieſe, jede fremde Beimiſchung verſchmähend, der ungetrübteſte Ausdruck der Seele iſt. Kinder! wenn ich glücklich bin, ſo jauchze ich meine Luſt auf der Violine aus; — will ich beten, ſo recht innig beten, ſo geſchieht es in den Glockentönen meiner Violine; — drückt mich die Sorge zu Boden, nun ſo weint ſie mit mir oder ſie tröſtet mich, wie ein von Gott geſandter Engel! — Und iſt denn die Muſik nicht überhaupt die geheimnißvolle Sprache Gottes, die die Bruſt jedes, für ſie empfänglichen Menſchen mit wunderbarer Allgewalt berührt? Iſt ſie nicht die Sprache, in der der ewige göttliche Geiſt ſelbſt in der Natur zu uns Allen ſpricht, wenn der Frühling jubelt und der Sturm heult, — wenn die Lerche ſchmettert und der tobende Ocean in furchtbar erhabenen Accorden brüllt?“

---

*) Otto Jahn: W. A. Mozart I. Thl. S. 14, 22. Marpurgs hiſtor.-kritiſche Beiträge III. Thl. S. 160.

„Ja, ja!“ — rief Adlgaſſer mit leuchtenden Augen — „es liegt ein wunderbarer Zauber in ihr. Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orcus! Welch' tiefer Sinn ruht in dieſer reizenden Sage der Griechen.“

„Es liegt die hohe, beſeligende Wahrheit darin“ — ſagte Lipp: — „die Muſik ſchließt dem Menſchen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt.“

„Ja!“ — rief Adlgaſſer — „eine Welt der höchſten Sehnſucht, der heiligſten Liebe, des reinſten Schmerzes, der göttlichſten Begeiſterung!“

„So laßt uns dies Glas zu Ehren der holden Muſika leeren!“ — fiel hier Vater Mozart ein. — „Glücklich der, dem Gott Sinn und Empfänglichkeit für ſie gegeben hat. Iſt er auch ſonſt ein armer Teufel, wie wir es alle ſind, nun, ſo gibt es doch Stunden, in welchen er ſich, durch die Huld dieſer Göttlichen als einen König, als einen Kröſus träumen kann. Darum: Hoch lebe die edle Muſika!“ und die Gläſer klangen und ein freudiges

„Hoch!“ erſchallte und Alle, auch Wolfgangerl, ſtießen mit an, obgleich er nicht wußte, wovon die Rede war und der Kuchen ſeine volle ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Aber des Vaters Blicke ruhten mit Wohlgefallen und Zärtlichkeit auf ihm und der Schweſter.

„Ihr zwei ſeit von ſieben Kindern die einzigen, die der Herr mir gelaſſen,“ — ſagte er dann faſt wehmüthig — „ob wohl ſo ein Bischen muſikaliſcher Sinn auf euch übergehen wird?“

„Warum nicht?“ — verſetzte die Mutter — „Nannerl hat recht viel Sinn dafür. Es käme jetzt nur auf die Probe an. Du haſt ihr ja lange ſchon verſprochen, den Clavierunterricht mit ihr zu beginnen.“

„Ach ja, Papachen!“ — bat dieſe — „laß mich endlich Clavier lernen. Ich bin ja ſieben Jahre alt und verſpreche dir auch recht fleißig zu ſein.“

„Gut denn“ — ſagte der Vater — „und damit ihr ſeht, daß ich dankbar für die viele Liebe bin, die ihr mir heute entgegengebracht, ſo will ich auch heute noch, wenn wir aus der Nachmittagskirche nach Hauſe kommen, mit Nannerl die Lectionen beginnen.“

„Und ich?“ — rief hier Wolfgang — „ſoll ich nicht auch Muſik lernen?“ — Alle lachten; der Vater aber ſagte: „Du, Männchen, du mußt erſt noch wachſen, damit du über das Clavier hinausſehen kannſt. Aber ein Muſiker wirſt du doch auch gewiß werden?

„Ja!“ — rief der Kleine — „ich ſpiele ſchon.“

„Gewiß“ — verſetzte die Mutter heiter — „mit Andres Purzelbäume ſchlagen!“

„Nein“ — rief Wolfgang erhitzt, denn ſein leicht verletzbares Ehrgefühl war empfindlich berührt, — „ich habe ihm dieſen Morgen erſt einen Marſch vorgeblaſen!“

Allgemeine Heiterkeit folgte dieſer kindlichen Aeußerung, während ſich die Geſellſchaft erhob und zum Kirchgang anſchickte, da Mozart, Adlgaſſer und Lipp auch den Nachmittag in der Metropole zu thun hatten.

Es war ein ziemlich trüber Dezembertag und die Nacht lag daher ſchon völlig über der Erde, als die Familie Mozart in ihre ſtille Behauſung zurückkehrte. Noch glühten die Kohlen im Ofen, die warmen Winterkleider wurden abgelegt, wenige Holzſtücke genügten, das Feuer wieder laut aufpraſſeln zu laſſen, und bald war auch der Kaffee gekocht, der den Beſcheidenen als Vesper- und Abendbrod zugleich diente.

Nachdem er eingenommen war, und ſich alle genügend erwärmt hatten, ſchlug der Vater das Clavier auf und rief die Tochter herbei, um — ſeinem Verſprechen getreu — mit ihr die erſte Clavierſtunde zu beginnen.

Nannerl zeigte vom erſten Augenblicke an viele Gelehrigkeit; der kleine Wolfgang aber ſtand, die Hände auf den Rücken gelegt, neben der Schweſter und rührte ſich nicht. Er nahm ſich in der, von den Kerzen des Claviers auf ihn zurückfallenden Beleuchtung reizend aus. Die offene, nur von dem weißen gefältelten Hemdkragen halb bedeckte Bruſt, das zarte Geſichtchen mit den feinen Zügen, die ſich von Minute zu Minute bei den kindiſchen Uebungen der Schweſter mehr und mehr verklärten, ſchufen ihn zu einem allerliebſten kleinen Bilde, an welchem denn auch das Auge der Mutter mit ſtillem Entzücken hing.

So verging die Stunde, ohne daß der ſonſt ſo lebhafte und auf kindiſche Spiele verlegene Knabe auch nur einen Augenblick ſeine Stellung verlaſſen hätte. Ganz neue Gedanken mußten in ihm erwacht ſein, und während er doch ſonſt ſeinen Vater ſo oft hatte vortrefflich ſpielen hören, ohne ſeinem Spiele beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, feſſelten ihn heute die erſten Griffe der Schweſter mit wunderbarer Gewalt. Des Vaters vollendetes Spiel lag eben dem Kinde zu fern, die gewaltigen Melodien rauſchten über ihn hinaus. Jetzt aber durchzuckte ihn plötzlich und zum erſtenmale in ſeinem Leben der Gedanke: das kannſt du auch!

Sein Auge wich daher nicht von Nannerls Fingern, ſein Ohr erfaßte mit Leichtigkeit den harmoniſchen Zuſammenklang verſchiedener Töne, und als der Vater geendet und die Schweſter das Clavier verlaſſen, ſchlich er ſich leiſe zu demſelben hin und fing an, mit ſeinen kleinen Händchen Terzen zu ſuchen.*) Wie aber ſtrahlte ſein Geſicht von Entzücken, wenn er nun einen übereinſtimmenden Ton berührte.

Der Vater, der ſeine Pfeife angezündet und die Zeitung ergriffen hatte, bemerkte im Anfang dieſe Erſtlingsverſuche ſeines Söhnchens nicht; als ihn aber ſein Weib am Aermel zupfte und auf Wolfgang deutete, ließ er allmälig die Zeitung und endlich auch die Pfeife ſinken. Immer freudiger erſtrahlten ſeine Blicke, immer lebhafter prägten ſich die Zeichen des Staunens in ſeinen Zügen aus; aber er glaubte ſeinen Ohren und Augen kaum mehr trauen zu können, als Wolfgang, der dreijährige Wolfgang, nun die kleine Uebung, die der Vater eben der Schweſter gezeigt, fehlerlos mit ſeinen niedlichen Fingerchen wiederholte. Die Zeitung lag auf der Erde, — die Pfeife war ausgegangen, — die weiße Zipfelmütze, von der linken Hand im Staunen gedankenlos zurückgeſchoben, deckte nur noch den hintern Theil des ehrwürdigen Hauptes, während helle, dicke Freudenthränen die Augen des Vaters füllten. Endlich, endlich fand er Bewegung und Sprache wieder. Raſch eilte er zu dem Clavier, ſtürmiſch hob er den Sohn empor und mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Wonne drängte ſich der Ruf aus ſeiner Bruſt:

---

*) Oulibicheff: Mozart's Leben I. Thl. S. 7. Niſſen: S. 15. Otto Jahn: I. Thl. S. 27.

„Wolfgangerl! Blitzjunge! ja, du wirſt ein Muſiker!“

Und Vater und Mutter küßten das Kind, und ſich die Freudenthränen aus den Augen wiſchend, rief Mozart mit dankbar zum Himmel gerichtetem Blick:

„Herr! ſei geprieſen für dies Geſchenk! Ich ahne es, deine Gnade hat mir eine Wunderblume erblühen laſſen; aber ich gelobe dir auch, mein ganzes Leben und Sein an ihre Pflege zu ſetzen!“

Und er nahm das Kind und ſtellte es — wie er dies jeden Abend vor dem Schlafengehen zu thun pflegte — vor ſich hin auf einen Stuhl und faltete ihm die Händchen und ſprach ihm ſein kleines, einfaches Nachtgebet vor. Aber diesmal zitterte dem Vater die Stimme, als er aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele die Worte ſchöpfte:

„Lieber himmliſcher Vater, ich danke dir für deine Güte ...“

Und der kleine Wolfgang wiederholte mit ſeinem kindlichen Stimmchen:

„Lieber himmliſcher Vater, ich danke dir für deine Güte ...“

„Du haſt mir ein herrliches Geſchenk gegeben ....“

„Du haſt mir ein herrliches Geſchenk gegeben ....“

„Gib deinen Segen, daß ich es redlich gebrauche ....“

„Gib deinen Segen, daß ich es redlich gebrauche ....“

„Dir zur Ehre und mir zum Heil!“

„Dir zur Ehre und mir zum Heil!“

„Amen!“

„Amen!“

Aber die letzten Worte waren nur langſam und ſchwerfällig herausgekommen; denn der Schlaf machte plötzlich bei dem Kinde ſeine Rechte geltend und die Mutter hatte es noch nicht völlig in ſeinem Bette zugedeckt, — — als es ſchon ſchlief.

Aber bald ſpielte ein bunter Traum mit ſeiner Seele, und es war ihm, als befinde er ſich auf einer Wieſe. Tauſend und abertauſend Blumen prangten um es her in wunderbarer Pracht, der Himmel war blau und die Sonne ſtrahlte warm und rein. Wie wohl war es ihm da, wie lauſchte es dem Geſange der Vögel, dem Summen der Bienen. Und es ſprang hin, die Blumen zu pflücken; aber wunderbar, — ſo oft es eine Blume berührte, fing ſie an gar lieblich zu tönen, und je mehr es der Blumen pflückte, deſto mehr Töne erklangen: aber ſie miſchten ſich in unendlich ſüßen Harmonien, und wuchſen in ſeinen Händchen rieſig groß empor, und mit ihnen wuchs die Gewalt der Töne, bis es wie Meereswogen brauſte und die Blumen Sterne geworden waren. Da flammten ſie oben am Himmel; — aber der Himmel war nicht mehr blau und licht, ſondern ſchwarz und dunkel. **Wolfgang** weinte. Aber wie die Thränen über ſeine Wangen rollten, da zogen ihn die Töne, die nun zu gewaltigen ernſten Accorden angewachſen, zu den Sternen hinan, und, unwillkürlich dem Zuge folgend, entſchwand er der Erde und verging in ſtillem Entzücken.

Die Muſikanten und die Muſikantenkutſche.

Der Winter war vorübergegangen; der Frühling hatte die Erde mit ſeinem grünen blumendurchwirkten Gewande geſchmückt, die Auferſtandene mit Lerchenjubel begrüßt, und nun lag ein heißer Sommer über den Fluren, deren reiche Fruchtfelder ſich ſchon gelb färbten. Bienen ſummten jetzt geſchäftig von Blume zu Blume und die Morgenſonne lächelte freundlich vom blauen Himmel herab, als aus dem Thore der Stadt Salzburg eine alte, gebrechliche Kutſche ihren Weg nach dem Fürſtbiſchöflichen Luſtſchloſſe Hellebrunn nahm.

Man ſah es dieſem Fuhrwerke an, daß es der Jahre und mit den Jahren der Schickſale viel erlebt hatte, und ſeine Geſchichte glich in der That derjenigen manches Menſchen, der in ſeiner Jugend goldene Tage geſehen und im Alter Zeiten kennen gelernt hatte, von welchen er mit Recht ſagen konnte: „Sie gefallen mir nicht.“

„Golden" waren die Jugendtage dieſes Fuhrwerkes allerdings, und zwar im ſtrengſten Sinne des Wortes, geweſen; denn noch immer konnte man an einigen Stellen des ſeiner Zeit reichen — jetzt freilich nur noch in Trümmern vorhandenen — Schnitzwerkes Spuren von einſtiger Vergoldung erkennen. Einem geübten Auge mußte ſelbſt die Form und rieſige Größe des Wagens auf den erſten Blick ſagen, daß er einſt den hohen Rang einer Fürſtbiſchöflich-Salzburgiſchen Hofequipage eingenommen; wenn gleich nur der tiefer Eingeweihte wiſſen konnte, daß er ſogar bei Kaiſer Karl VI. Krönung als Staatscaroſſe mit in Frankfurt geweſen war. Aber dieſe ſchönen Tage waren freilich längſt vorüber. Vom herrſchaftlichen Staatswagen, zur Equipage des Gefolges degradirt, ſank der alternde Freund, all' ſeines Glanzes durch den Zahn der Zeit beraubt, endlich zur „Muſikanten-Kutſche" herab, das heißt, zu dem gefährlichen Fuhrwerke, mit welchem die Muſiker der Hof-Capelle bei beſonderen Gelegenheiten zum Dienſte nach den fürſtlichen Luſtſchlöſſern gebracht und wieder zurückgeliefert wurden. „Gefährlich" war der Wagen aber deshalb, weil er — im höchſten Grade invalid — den guten Salzburgern bereits ſchon über ein halbes Jahrhundert als „Muſikanten-Kutſche" bekannt war.

Heute nun ſchleppte er, langſam und nach allen Seiten hin wackelnd, von zwei alten dürren Pferden gezogen, den Vice-Capellmeiſter Mozart, und die Hofmuſiker Adlgaſſer, Lipp, Schnenzer und Regener durch die lachende und blühende Frühlingslandſchaft. Aber welche Stöße er auch, im heimtückiſchen Zorne über ſein Alter und im ariſtokratiſchen Gefühle ſeiner Herabwürdigung, den Künſtlern verſetzte, in eines vermochte er ſie nicht zu verſetzen — und das war, in eine üble Laune. Im Gegentheile, der Geſammtinhalt der „Muſikanten-Kutſche“ war heute beſonders freudig angeregt, denn ſie fühlten ſich ſämmtlich durch ein Ereigniß geehrt, welches ihren gemeinſchaftlichen Freund, ihren allverehrten Vice-Capellmeiſter Mozart betraf.

Kurz vor ihrer Abfahrt hatte dieſer nämlich einen Brief von Berlin erhalten, in welchem ihm eine Geſellſchaft muſikaliſcher Notabilitäten, anzeigte, daß ſie geſonnen ſei, eine Zeitſchrift unter dem Titel: „Kritiſche Briefe über die Tonkunſt“ herauszugeben. Nun aber ward Vater Mozart nicht nur in dieſem Schreiben aufgefordert bei dieſem ſchönen und für die damalige Zeit höchſt wichtigen Unternehmen mitzuwirken; — nein! die Geſellſchaft ſagte darin auch, daß ſie geſonnen ſei, jeden dieſer Briefe an irgend eine hervorragende muſikaliſche Perſönlichkeit öffentlich zu richten, und daß ſie ſich daher erlauben werde, das erſte Schreiben ihm zu dediciren. „Konnte“ — heißt es in dem Briefe weiter — „die Geſellſchaft bei dieſem Vorſatze einen glücklicheren Anfang als mit Ihnen machen?“*)

Dieſes Zeichen der Achtung aus ſo weiter Ferne mußte nun natürlich nicht nur den, den es betraf, ſondern auch —

---

*) Geſchichtlich.

in ihm — die ganze Hof-Capelle ehren und erfreuen und ſo kam es denn, daß ſich die ganze Geſellſchaft der „Muſikanten-Kutſche“ heute in ſo heiterer Laune befand, wie der herrliche Frühlingstag, der die reizende Umgebung Salzburgs mit ſeinem ſchönſten Sonnengolde überzog.

Da lag es ja, das freundliche Salzburg, — das alte Jouani der Römer, die Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen, damals noch reichsunmittelbaren Erzbisthums; — da lag es, hingeſtreckt an beiden Ufern der Salza, auf drei Seiten umſchlungen von den grünen Armen bewaldeter Berge, während ſich gegen Norden der Blick in ein breites fruchtbares Thal öffnete, das ſich, längs der Salza hinab, in eine unabſehbare Ebene gegen das angränzende Bayern verlor.

Auch das niedliche Schlößchen Emslieb winkte den Vorüberfahrenden und erinnerte ſie, daß gerade deſſen Beſitzer, der Fürſt Biſchof zu Chiemſee, es ſei, deſſen Beſuch am Salzburger Hofe die heutige Feſtlichkeit verurſachte.

Und wie freundlich ſchimmerten durch die fruchtbeladenen Bäume der langen Obſtallee, die die Hellebrunner Landſtraße bildete, die Gebäude der Kaiſerburg, des Chriſtani-Schloſſes und des mit wahrhaft fürſtlicher Pracht von Erzbiſchof Max Gandolph erbauten Frohburger Majorats-Hofes. Die Weiher, welche den letzteren umgaben, blinkten aus der Ferne wie ſilberne Spiegel und zwiſchen den lichtgrünen Büſchen warf hie und da eine Fontaine ihre blitzenden Waſſerſtrahlen empor.

Zu der Zeit nämlich, von welcher wir erzählen — der

Mitte des vorigen Jahrhunderts — war Salzburg, dies Alpenland voll erhabener Naturſchönheiten, Gletſchern, Waſſerfällen, Engpäſſen und Höhlen, noch ein ſelbſtſtändiges Fürſten- und Erzbisthum, und machte als ſolches einen Theil des hundertfach zerklüfteten deutſchen Reiches aus. Aber ſo klein und unbedeutend im Ganzen auch dies Stückchen deutſcher Erde war, ſeine regierenden prieſterlichen Herren hielten ſo gut einen Hof, wie der benachbarte Churfürſt von Bayern; und wie der Churfürſt es dem Kaiſer im Hofhalt gleichzuthun ſtrebte, ſo war es für die kleineren Fürſten eine Ehrenſache, — wenigſtens in Aemtern, Hofchargen und Aufwand, den churfürſtlichen Höfen nicht nachzuſtehen.

So war denn auch der Haushalt der Erzbiſchöfe von Salzburg ganz dem churfürſtlichen nachgebildet,*) und obgleich das Ländchen faſt unter Steuern und Abgaben erlag, und die Beamten Beſoldungen bezogen, bei welchen ſie — wie man zu ſagen pflegt — weder leben noch ſterben konnten — beſtand doch der Hochfürſtlich-Salzburgiſche Hofſtaat aus folgenden Chargen:

Das Miniſterium bildete der **Oberſthofmeiſter**, Graf von Lodron, — der **Oberſtkämmerer**, des heil. römiſchen Reiches, Graf von Lamberg, — der **Oberſthofmarſchall**, der **Oberſtſtallmeiſter**, Reichsgraf von Künburg, — der **Oberſtjägermeiſter**, Reichsgraf von

---

*) L. Hübner: Beſchreibung der hochfürſtlich erzbiſchöflichen Haupt- und Reſidenzſtadt Salzburg. 1794. S. 267.

Kinigl und der **Leibgardehauptmann**, als Kriegsminiſter. Ferner gab es hier ſogar, wie am kaiſerlichen Hofe, vier Erbämter: einen **Erblandmarſchall**, einen **Erbſchenk**, einen **Erbkämmerer** und einen **Erbtruchſeß**, 30 **Kammerherrn**, von welchen die activen bei dem Lever, der hochfürſtlichen Tafel u. ſ. w. den Dienſt hatten und bei Kirchen- und Hoffeſten, wie am Kaiſerhofe zu Wien unter Maria Thereſia, in ſpaniſcher Kleidung erſcheinen mußten; gegen **zwanzig geheime Räthe**, einen **Leibmedicus**, **drei Hofcapelläne**, 14 **Truchſeſſe** und zahlloſe untergeordnete Aemter bei der Capelle, der Hofküche, der Silberkammer, der Confectſtube, dem Marſtall, — der allein über 60 Bedienſtete in Anſpruch nahm — der Oberſtjägermeiſterei und der Leibgarde.*)

So bildeten um jene Zeit alle die kleinen regierenden Reichsgrafen, Fürſten und Herren des heiligen römiſchen Reiches ſouveraine Höfe mit einem Alles erdrückenden Luxus; aber ſie ſpielten auch — was das Schlimmſte dabei war — die großen Souveraine ſelbſt; und nirgends vielleicht war Ludwigs XIV. „L'état c'est moi!“ mehr im Gange, als gerade bei jenen kleineren deutſchen Höfen. Daß dies aber bei dem jetzt regierenden Fürſt-Erzbiſchof von Salzburg, Sigismund, auch der Fall ſei, wußte Niemand beſſer als unſere kleine Geſellſchaft, die jetzt von der „Muſikanten-Kutſche“ dem Luſtſchloſſe Hellebrunn immer näher gebracht wurden. Hatte doch die Capelle, obgleich ſie zumeiſt aus ausgezeichneten Muſikern beſtand, unendlich unter der ſouverainen Verachtung ſeiner hochfürſtlichen Gnaden zu leiden, der, ſelbſt ſeine Capellmeiſter, wie die untergeordnetſten Diener zu behandeln pflegte.

---

*) Hübner: am angedeuteten Orte. — Dr. J Th. Zauner: Chronik von Salzburg.

Dies niederdrückende Bewußtſein dämpfte denn auch, mit der allmähligen Annäherung an den Ort ihrer Beſtimmung, die bis dahin ſo ungetrübte Heiterkeit, des würdigen Vice-Capellmeiſters Mozart und ſeiner Freunde, und als ſich nun das aus Marmor aufgeführte Schloß mit ſeinen altmodiſchen Stirngiebeln, Altanen und Vorſprüngen zeigte, hatte ſich bereits ein trüber Ernſt über Alle gelagert.

Jetzt endlich hielt der morſche Hofwagen an einem Nebenflügel des Prachtbaues, und während die Mitglieder der fürſtlichen Capelle vorſichtig ausſtiegen, um nicht durch irgend einen allzufeſten Tritt ein Stück des Fuhrwerks mitzunehmen, gewahrten ſie auf der Terraſſe vor dem Haupteingange zwei Männer, die in ein tiefes Geſpräch verſunken, die Hände auf den Rücken gelegt, auf- und abgingen.

„Iſt das nicht Graf Herberſtein?“ — frug jetzt der Vice-Capellmeiſter, indem er ſich den Staub von den Kleidern klopfte — „der wackere Herberſtein, der Freund ächter, claſſiſcher Muſik und der freigebige Beſchützer ihrer Jünger?“

„Allerdings iſt er es!“ — entgegnete Adlgaſſer — „aber er iſt in ſauberer Geſellſchaft.“

„Wieſo?“ — frugen **Mozart** und **Lipp** zugleich.

„Nun“ — fuhr jener fort — „kennt ihr denn den neuen Günſtling ſeiner hochfürſtlichen Gnaden nicht?“

„Aman?“

„Den Kammerdirector **Aman**, ja!“

„Was Kammerdirector?“ — ſagte **Lipp** ſpöttiſch lachend — „Vorſteher der fürſtlichen Canzlei. Iſt dies etwa für einen ehemaligen Dorfſchulmeiſter nicht genug?“

„Und doch iſt dieſer ehemalige Dorfſchulmeiſter, der jetzt das Land tyranniſirt, ſeit vorgeſtern, was ich eben geſagt: Kammerdirector.“

„Unbegreiflich, unmöglich!“ — rief **Lipp**; aber **Regenauer** flüſterte ihm ein „Stille!“ zu, denn eben näherten ſich die beiden Herren den Muſikern, und wenn dieſe — außer **Adlgaſſer** — den gefürchteten neuen Günſtling auch bis dahin noch nicht geſehen, ſo hatten ſie doch ſchon ſo viel von ihm gehört, daß ſie es für gut fanden, auf ihrer Hut zu ſein. Sie folgten alſo einem Winke ihres Vice-Capellmeiſters und traten in die große Halle, die dem unteren Dienſtperſonale — alſo auch den Mitgliedern der Capelle — als Verſammlungsort diente. Als ſie hier aber Niemanden fanden und der alte **Mozart** ſich vorſichtig überzeugt hatte, daß ſie auch nicht belauſcht würden, trat er wieder zu **Adlgaſſer**, und das begonnene Geſpräch fortſetzend, frug er: „Was hat das eigentlich für eine Bewandtniß mit dem **Aman**?“

„Nun!" — rief jener erſtaunt — „weiß Gott, Mozart, man ſieht, daß Ihr ein wahres Muſter eines Ehemanns ſeid und nie ein Wirthshaus, einen Klupp oder ein Kaffeehaus beſucht; denn ſonſt müßtet Ihr doch wahrlich ſchon erfahren haben, was das ganze Land in Aufregung ſetzt!"

„Ich komme allerdings außer meinem Dienſt und meinen Unterrichtsſtunden wenig mit andern Menſchen zuſammen!" — verſetzte der Vice-Capellmeiſter — „darum laßt hören, was Ihr wißt. Was das Land intereſſirt, intereſſirt auch mich."

„Alſo hört," — ſagte Adlgaſſer — „dieſer Aman war noch vor Kurzem Dorfſchulmeiſter."

„Aber wie lernte ihn der Herr kennen?"

„Auf eine höchſt ſonderbare und räthſelhafte Weiſe. So recht wurde die Sache nicht bekannt. Einige wollen wiſſen, er habe wegen einem Vergehen ſeiner Stelle entſetzt werden ſollen, doch ſei es den Vorſtellungen und Bitten ſeiner Tochter — die ein gar hübſches und unſchuldiges Weſen — gelungen, dem Vater die Gnade zu verſchaffen, ſich perſönlich vor dem Herrn Erzbiſchof vertheidigen zu dürfen. Dies ſei denn auch nicht nur der Fall geweſen, man habe auch an höchſter Stelle ſeine außerordentlichen Fähigkeiten erkannt. So ward Aman Canzliſt der Hofkammer, kurz darauf deren Vorſitzender und vorgeſtern — mit Ueberſpringung aller Kammerräthe — ſogar ihr Direktor."

„Hm!“ — brummte hier der Vice-Capellmeiſter, mit dem Kopfe ſchüttelnd und eine Prieſe nehmend — „wer weiß, ob es ſo iſt. Ich denke gern von meinen Nebenmenſchen ſo lange das Gute, bis ich zum Gegentheil gezwungen werde. Und dann, unſer allergnädigſter Herr . . . . er iſt ein frommer Mann . . . . ein Mann . . . .“

„Nach der Zeit!“ — ergänzte Lipp, der unterdeſſen ſeine Geige aus dem Kaſten genommen hatte, ſie jetzt anſetzte und leiſe zu ſpielen und zu ſingen begann:

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam,
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutſch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthſchaft kein widriger Kram;
Sie las nicht Romane, ſie ging an den Herd,
Und ihr Kind war mehr als ein Schoßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!

Aber Lipp hatte die letzte Zeile dieſes, auf das Launigſte vorgetragenen Liedes noch nicht beendet, als ſich die Thüre des Gemaches raſch öffnete, und eine Geſtalt unter ihr erſchien, die ihm die Schlußworte auf den Lippen, die Töne auf dem Inſtrumente erſterben machte. Alle ſtanden wie vom Donner gerührt, bleich und unbeweglich, denn es waren ſeine Hochfürſtliche Gnaden ſelbſt.

Der Kirchenfürſt, ein angehender Sechziger, konnte noch immer ein ſchöner Mann genannt werden, um ſo mehr, als ſeine friſche Geſichtsfarbe gegen das weiße Haar ſeines Hauptes vortheilhaft abſtach. Nur kündeten ſeine Züge einen ungemeinen Stolz, eine vernichtende Härte, und eine nicht weniger ominöſe Strenge. Jedermann wußte, wieviel er auf Kirchenzucht, Ernſt und vor allen Dingen auf unbedingte Unterwürfigkeit ſeiner Unterthanen und Staatsdiener verlegen war — mit welcher, in der That kleinlichen Eitelkeit und Strenge er eine Hofetiquette feſthielt, wie ſie kaum am kaiſerlichen Hofe üblich war; obgleich ſein ganzes Reich weniger Unterthanen zählte, als die einzige Stadt Wien.

Aber gerade dieſe Kleinheit ſeines Ländchens ſollten Prachtentfaltung, Nachahmung der größeren Höfe und unumſchränkter Despotismus vergeſſen machen. Und Despot war Sigismund um ſo mehr, als er, trotz ſeiner Jahre, noch im vollen Beſitz aller geiſtigen Kräfte, und dabei höchſt leidenſchaftlicher Natur war. Seine ganze Umgebung zitterte daher vor ihm, und ſelbſt in Wien und München war er ſo wenig beliebt, als bei dem benachbarten reichsunmittelbaren Adel und ſeinem eigenen Domkapitel.

Es läßt ſich daher denken, in welchen Schrecken Lipp und die Freunde verſetzt wurden, als ſeine hochfürſtlichen Gnaden ſo unerwartet und zur ungelegenen Zeit, — gefolgt von mehreren Herren und Dienern, dem Hauscapellan und einigen Geheimeräthen — eintraten. In der That glühte denn auch das Antlitz des Fürſten vor Zorn, denn das Aufſpielen eines ſo unkirchlichen Liedes in einem der erzbiſchöflichen Schlöſſer, deuchte ihm eine große Beleidigung ſeiner Würde, und da er gewohnt war, die Künſtler ſeiner Hofkapelle mit ſeinen Stabstrompetern und den ordinärſten Dorfmuſikanten auf gleiche Linie zu ſtellen, ſo behandelte er auch Lipp und ſeine Genoſſen nach dieſem Maßſtabe.

Eine fulminante Strafpredigt, in welcher von „lüderlichem Geſindel“, „leichtſinnigem Volk“, „nichtsnutzigen, unmoraliſchen Menſchen“ und dergleichen mehr die Rede war, ergoß ſich über die Armen, und tönte noch lange in ihren Ohren wieder, als der geſtrenge Herr mit dem Gefolge ſchon lange das Gemach verlaſſen hatte.

Uebrigens waren Adlgaſſer, Lipp und die Anderen ſchon zuſehr an ſolche Scenen gewöhnt, um ſich viel daraus zu machen. Nur der alte Mozart fühlte das Entwürdigende dieſes Auftrittes in ſeiner ganzen Schärfe, und zwar um ſo mehr und um ſo tiefer, als er einmal gar keine Veranlaſſung dazu gegeben, und dann im Gefühle ſeines ſittlichen und künſtleriſchen Werthes, über deſſen Anerkennung, ſelbſt aus der Ferne, er erſt vor wenigen Stunden ſo glücklich geweſen.

Indeſſen war es gut, daß Niemand Zeit blieb, lange über das Geſchehene nachzugrübeln. Die Stunde für das Morgenconcert zu Ehren des hohen Beſuches war angebrochen und ein Lakei rief die Muſiker in den großen Saal.

Es war eine recht gelungene Compoſition des Vice-Capellmeiſters, die hier vor einer glänzenden Geſellſchaft ſehr tüchtig ausgeführt wurde. Nur kann man ſich denken, mit welchen Gefühlen dies von Seiten der Künſtler geſchah, die denn auch — da jede Beifallsbezeigung gegen die Etiquette des Hofes verſtoßen haben würde — eben ſo kalt und unbeachtet entlaſſen wurden, als man ſie empfangen.

Dennoch war der Dienſt nicht zu Ende, da ja höchſten Ortes auch noch ſpäter eine Muſik befohlen werden konnte, und ſo begaben ſich die Freunde wieder in das Geſindezimmer, wo ſie mit den übrigen Dienern ſpeiſten, und ihre Ohren von deren albernen und gemeinen Späßen beleidigen laſſen mußten. Ein namenlos niederdrückendes Gefühl, eine gränzenloſe Langweile bemächtigte ſich ihrer dabei, bis endlich gegen Abend der Herr Kammerdirector Aman herabſagen ließ: „die Muſikanten ſeien entlaſſen!“

Hoffnungsvolle Tintenkleckſe.

„Die Muſikanten ſind entlaſſen!“ tönte es noch immer in des Vice-Capellmeiſters Ohren wieder, als die Freunde ſchon längſt von Schloß Hellebrunn in dem alten, gebrechlichen Wagen abgefahren waren.

Er ſelbſt hatte vorgezogen nach Hauſe zu gehen, da der Abend ſehr ſchön zu werden verſprach, und es ihm außerdem ſeine Stimmung unmöglich machte, noch viel mit den Freunden zu ſprechen.

Der alte Mozart war nichts weniger als ſentimental. Er war ein ernſter, überlegter, methodiſcher Mann. Ruhig in allem was er that, einfach und ſchlicht, ſtreng rechtlich und arbeitſam. Dabei hielt er mit feſter Hand die Zügel des Hausregimentes. Vor allen Dingen aber charakteriſirte ihn eine praktiſche Auffaſſung des Lebens, die auch für ihn um ſo nöthiger war, als er ſich, ohne alles Vermögen, bei zahlreicher Familie — es waren ihm ja ſchon fünf Kinder geſterben — und einem armſeligen Gehalte von vierhundert Gulden, nur mit der größten Anſtrengung und bei der erſtaunlichſten Sparſamkeit durchſchlagen konnte.

Aber trotz ſeinem faſt trockenen, nur auf das Praktiſche gerichteten Weſen, war Leopold Mozart doch auch ein ächter, für ſeine Kunſt begeiſterter Muſiker, und als ſolcher ein Mann von tiefem Gefühl. Wie verſchieden war dieſes aber an dem heutigen Tage in ihm angeregt worden. Wie hatte ihn der Brief der Berliner Muſikfreunde ſo hoch erhoben, ſo freudig berührt, und wie entſetzlich demüthigte ihn dann wieder das Benehmen ſeines Fürſten und der Gedanke an ſeine Stellung an dieſem Hofe, die wahrlich eher die eines Lakeien als eines tüchtigen Clavierſpielers, Violiniſten, Organiſten, Compoſiteur und Vice-Capellmeiſters war. Dennoch ſah er recht gut ein, daß ſeine Verhältniſſe ein Ausharren in dieſer Stellung gebieteriſch verlangten, zumal in jenen Zeiten an allen Höfen ſowohl die Stellen der Sänger und Sängerinnen, als namentlich auch die der Capellmeiſter und erſten Orcheſtermitglieder faſt durchweg mit Italienern beſetzt waren. Eine „deutſche Oper“ gab es ja damals noch nicht, und für die deutſche Muſik im Allgemeinen war kaum mit Johann Sebaſtian Bach, dem „Fürſten aller Clavier und Orgelſpieler“ ein junger Morgen aufgegangen, während der um jene Zeit erſt ſechsundzwanzigjährige Hayden gerade anfing, der Inſtrumentalmuſik neue Bahnen zu brechen, und

Gluck die Muſik von den italieniſchen Schnörkeleien zu deutſcher Einfachheit und Gediegenheit zurückzuführen ſtrebte. An den Höfen aber herrſchten in dieſem Gebiete, wie eben erwähnt, faſt nur Italiener und Kaſtraten und zwar mit einer Despotie, die keinen Deutſchen aufkommen ließ.

Unſer kluger und praktiſcher Vice-Capellmeiſter ſah alſo wohl ein, daß hier ein geduldiges Ausharren das einzig Vernünftige ſei; aber dieſe Anſicht vermochte ihn eben doch nicht unempfänglich für Mißhandlungen zu machen, und ebenſo wenig konnte ſie ihn heute über ſeine gedrückte Stimmung erheben.

Er ging daher eben mißmuthig und geſenkten Hauptes durch den hintern Theil der Parkanlagen von Hellebrunn, um auf einem einſamen Feldwege zur Stadt zurückzukehren, als ihn plötzlich eine bekannte Stimme anrief.

Mozart wandte ſich um und ſah mit freudiger Ueberraſchung den Grafen Herberſtein auf ſich zu kommen. „Nehmt mich mit, Herr Vice-Capellmeiſter!“ — rief ihm dieſer freundlich zu. — „Ich ſehe, Ihr geht zur Stadt zurück und das will ich auch; denn der Abend iſt zu ſchön, um zu fahren, und ſo ſandte ich meinen Wagen voraus.“

Vater Mozart empfing den Grafen mit Ehrerbietung und doch mit einer würdigen Haltung; denn ſo beſcheiden er gegen die Großen zu ſein pflegte, ſo vergab er ſich, ihnen gegenüber, doch nie etwas.

Wenn Eure Gnaden mir die Ehre Ihrer Begleitung ſchenken wollen“ — verſetzte er daher freundlich — „ſo kann mich dies nur glücklich machen.“

„Und das ſcheint mein guter Mozart im Augenblick eben nicht zu ſein!“ — ſagte jener.

„Nein, gräfliche Gnaden!“ — rief Mozart hier mit Offenheit — „nein! glücklich fühle ich mich in der That heute nicht.“

„Und warum?“ — frug Herberſtein — „Sagt es mir ehrlich, Mozart; — Ihr wißt ja, daß ich herzlichen Antheil an Euch nehme.“

„Das weiß ich allerdings, Herr Graf, ſo wie ich Sie als einen vortrefflichen Menſchen, einen wahren Kunſtkenner und edlen Beſchützer der Muſik verehre. Aber was hülfe es mir, wenn ich Ihnen auch ſagen wollte, wo mich der Schuh drückt; Sie würden doch nicht helfen können.“

„Weil es in eurer Stellung liegt,“ — verſetzte der Graf, der, obgleich nur als Beſuch am Salzburger Hofe, dennoch die dort herrſchenden Verhältniſſe genau kannte. — „Man müßte wahrlich wenig Scharfblick beſitzen, wollte man dies nicht auf den erſten Blick erkennen. Ich geſtehe Euch, Herr Vice-Capellmeiſter, auch mich hat die Behandlung ſchmerzlich berührt, die hier ſo wackeren Muſikern zu Theil wird. Aber was iſt zu machen? Der Fürſt-Erzbiſchof hat doch wenigſtens das Gute, daß er die Muſik ſchätzt, nur Deutſche anſtellt und bei deren Tode für die Wittwen ſorgt.“

„Das ſehe ich auch wohl ein!“ — entgegnete Mozart — „und darum trage ich mein Kreuz in Geduld; aber, Herr Graf, es drückt darum nicht weniger.“

„Und gebe es für einen ſo tüchtigen Muſiker, wie Ihr ſeid, denn nichts, dieſe unvermeidliche Laſt zu erleichtern? Wer Künſte liebt und übt, hat, wie der, der Wiſſenſchaften pflegt, einen Sinn weiter als Andere. Er kennt Genüſſe und Freuden, die Tauſenden ewig unbekannt bleiben, und nicht umſonſt ſagt man: Was Blumen unſeren Gärten ſind, ſind Künſte unſerem Leben!“

„Gewiß!“ — verſetzte Mozart — „die Kunſt iſt etwas Herrliches, Hohes, Heiliges, ſie erhebt uns über ſo manche Erbärmlichkeit des Lebens! Der Zauber der Kunſt trägt den Menſchen über die Alltäglichkeit empor; und ich geſtehe es, ohne dieſe Zauberkraft, die in meinen Inſtrumenten ruht, möchte ich nicht leben.“

„So dankt denn Eurem Schöpfer für dieſe ſchöne Gabe!“ — rief Herberſtein. — „Was würde ich darum geben, ſie zu beſitzen. Ich kenne nichts Höheres, als Muſik: Die Muſik wirkt auf das Herz, Malerei und Sculptur nehmen dagegen nur die Phantaſie in Anſpruch. Zu welcher Seligkeit kann uns eine ſchöne Muſik erheben, wie läutert und veredelt ſie uns, wie allgewaltig vermag ſie uns zu lichteren Höhen empor zu tragen, zu großen und guten Vorſätzen zu begeiſtern. O, lieber Mozart, ich bin feſt überzeugt: Ihr habt durch Eure Kunſt ſchon Stunden der Wonne verlebt, wie ſie weder ſeine Hochfürſtlichen Gnaden noch ich je geſehen.“

„Das mag ſein,“ — ſagte Mozart lächelnd — „wenn nur der trüben und ſorgenvollen Stunden nicht ſo viele dabei ſtünden, die den Begeiſterten mit Bleigewicht wieder in den Staub zurückziehen.“

„Und wäre dieſem Uebel denn gar nicht abzuhelfen?“ — frug hier der Graf theilnehmend — „habt Ihr noch nicht den Verſuch gemacht zu einer höheren Beſoldung zu gelangen?“

„Geht nicht!“

„Ich ſelbſt will ihn bei dem Fürſten befürworten.

„Wäre dennoch umſonſt.“

„Und warum?“

„Weil, mit Verlaub vor Eurer Gnaden geſagt, die Kaſſen immer leer ſind!“

„Ich kann es nicht glauben. An keinem der umliegenden Höfe herrſcht ſolcher Reichthum.“

„Und die Kaſſen ſind doch leer!“

„Aber Salzburg iſt doch ein ſo wohlhabendes Ländchen.“

„Das ....“ — aber der Vice-Capellmeiſter hielt inne; dann ſagte er — „Vergebung, Herr Graf, es will ſich für unſer einen nicht ſchicken, in die Angelegenheiten der Großen zu ſprechen.“

„Bei mir, lieber Mozart“ — rief Herberſtein — „iſt dieſe, ſonſt zu lobende Beſcheidenheit nicht nöthig. Ich ſpreche, wie Ihr wißt, wie ein Freund zum Freunde, und zwar, weil ich euch helfen möchte. Darum nur heraus mit der Sprache: wie kommt es, daß bei den vielen Mitteln, die Salzburg beſitzt, die Kaſſen immer leer ſind.“

„Nun“ — verſetzte Mozart — „wenn es eure gräflichen Gnaden verlangen, will ich es ſagen: Weil der Aufwand des Hofes und die Beſoldungen all der zahlloſen Hofſcharchen und Beamten Alles in Anſpruch nehmen. Der gewöhnliche Mann, der Bürger, kann ſich dabei vor Abgaben, Kopfſteuer, Nothſteuer, Acciſe u. ſ. w. kaum aufrecht erhalten.“

„Das iſt freilich ſchlimm!“ — meinte der Graf — „und ſo werden die Kräfte doppelt in Anſpruch genommen. Ihr müßt wohl auch deshalb viel Unterricht geben.“

„Ich ſchulmeiſtere allerdings tüchtig zwiſchen meinem Dienſte;“ — verſetzte Mozart. — „Aber es geſchieht gern, denn ich thue es für meine Familie.“

„Da hat der Herr-Vice-Capellmeiſter am Ende gar nicht einmal Zeit, der Bitte nachzukommen, die ich an ihn richten wollte?“

„Und die wäre?“

„Mir eine recht hübſche Kammermuſik zu componiren. Ich habe fünfundzwanzig Dukaten dafür zurecht gelegt. Könnt Ihr, lieber Mozart?“

„O, Herr Graf“ — ſagte Mozart freudig lächelnd, denn er verſtand den Grafen recht wohl, — „warum ſollte ich dies nicht können. Für was hat der liebe Gott denn die Nächte geſchaffen, als daß ein Menſch, der was thun will, ſie zur Arbeit benütze.“

„So iſt die Sache abgemacht!“ — verſetzte Herberſtein und reichte Vater Mozart die Hand, in welche dieſer gerne einſchlug.

Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung, indem ſich der Graf nach der Familie ſeines Begleiters erkundigte; worauf der glückliche Vater nicht genug von ſeinem kleinen, jetzt vierjährigen Wolfgang Amadeus erzählen konnte.

„Sie ſollten ihn nur ſehen,“ — rief der Alte mit einer, an ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit — „wenn er, der kaum über das Clavier reicht, vor demſelben auf einem kleinen Stuhle ſitzt und ſeine Uebungen macht. Werden Sie es glauben, daß das Kind ſchon recht artig Clavier ſpielt?“

„Unmöglich!“

„Ja“ — fuhr der Vater entzückt fort — „daß Wolfgangerl immer die brillanteſten Soloſtellen der Concerte im Gedächtniß behält?“*)

„Unmöglich!“

„Und daß er, eine Menuet zu lernen, eine halbe, zu größeren Stücken eine Stunde braucht?“

„Und dann ſpielt das Kind die Stücke?“

„Mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Takte!**) Ja, er hat ſchon eine Ahnung vom Componiren, und wenn ich nicht aus Vorſicht die eminen-

---

*) Niſſen: Seite 15. Oulibicheff I. Thl. Seite 7.
**) Niſſen: eben daſelbſt. Oulibicheff I. Thl. Seite 8.

ten und überraſchenden Fortſchritte des Knaben eher zurück hielte, als beförderte, ſo hätte ich ſchon angefangen, ihm die Regeln der Compoſition beizubringen.“

„Aber, mein Gott!“ — rief hier der Graf, vor Erſtaunen ſtehen bleibend, — „das iſt ja ein Wunderkind! — Mozart, lieber Mozart, nehmen Sie mich mit nach Hauſe, ich muß dieſen Blitzjungen ſehen!“

„Mit Freuden!“ — entgegnete der Vice-Capellmeiſter, und da beide unterdeſſen die Stadt erreicht hatten, ſchritten ſie gemeinſam, der beſcheidenen Wohnung des Hofmuſikus zu.

Während der Zeit aber, in welcher die beiden Männer von Hellebrunn nach Salzburg zurückgekehrt waren, hatte ſich im Mozart'ſchen Hauſe eine ganz eigene Scene zugetragen.

Die Abendſonne warf gerade ihre freundlichen Strahlen vergoldend in die reinlichen und auf das ſorgſamſte geordneten Zimmer, als ſich der kleine Wolfgang an den Schreibtiſch ſeines Vaters ſchlich. Mutter und Schweſter arbeiteten im anſtoßenden Raume und alles war ſtill und friedlich; nur der Canarienvogel ſchmetterte von Zeit zu Zeit der ſcheidenden Sonne ſeinen lauten Abſchiedsgruß zu.

Aber waren es die abendlichen Streiflichter, war es eine innere Erregung, was die Züge des Knaben jetzt ſo verklärte? — Auf einem Stuhle knieend, das eine Aermchen auf den Schreibtiſch des Vaters gelehnt, das Köpfchen auf die Hand geſtützt, blickte er ſtarr und ſinnend vor ſich hin. Und doch mußte ein kühner Gedanke dies kleine menſchliche Gehirn in Thätigkeit ſetzen, denn aus den aufleuchtenden und wieder in ſich ſelbſt verſinkenden Blicken ſprach unwiderleglich eine angeſtrengte geiſtige Thätigkeit. Dabei bewegten ſich leiſe die Lippen, und von Zeit zu Zeit verkündete der Ton einer gar zarten kindlichen Stimme ein Suchen nach geahnten, dem geiſtigen Ohre vorſchwebenden Melodien.

Jetzt plötzlich flammte es in allen Zügen des Kindes wie ein Wetterleuchten auf. Raſch ergriff der Kleine einen auf dem Tiſche liegenden Bogen Notenpapier, nahm eine Feder, tauchte ſie ein und fing an Noten zu ſchreiben.

Aber, o Noth und Unglück, er hatte in ſeiner heiligen Begeiſterung die Feder bis auf den Boden des Tintenfaſſes geſtoßen und ſchon die dritte Note verſchwand unter einem gewaltigen Tintenkleckſe.

Indeß Wolfgangerl ſchien wenig Werth darauf zu legen. Ohne ſich ſtören zu laſſen, fuhr er mit der flachen Hand darüber hin, daß es einen großen mattgrauen, langgezogenen Flecken gab, — in ſeinen Gedanken aber ließ er ſich nicht ſtören. Noten auf Noten deckten bald das Papier; aber, da der Eifer des Kindes ſtieg, auch Tintenkleckſe auf Tintenkleckſe, und da dieſe alle, wie ihr erſtgeborner Bruder, mit der flachen, jetzt auch noch tintenſchwarzen Hand ausgewiſcht wurden, ſo kann man ſich denken, wie das Notenblatt bald ausſah. Es konnte figürlich das ſchwarze Meer recht gut vorſtellen.

Und doch, — doch, — der kleine, vor Zorn über die Kleckſe jetzt bitter weinende Menſch, läßt ſich noch immer nicht ſtören. Die ſalzigen Tropfen miſchen ſich mit den ſchwarzen. Es hilft nichts, die kleine unerbittliche Hand verwiſcht auch ſie und immer mehr Noten, die in der That oft faſt unleſerlich, erſcheinen; aber ſie ſtehen doch da — und . . . . jetzt öffnet ſich die Thüre und der Vice-Capellmeiſter, den Grafen Herberſtein an der Seite, tritt ein.

Der kleine Schreiber hört ſie nicht; er ſummt eine Melodie — er ſchreibt, — ſtreicht aus, — ſchreibt wieder — macht einen neuen Klecks — wiſcht — ſchreibt — und jetzt — jetzt ſtößt er einen Freudenſchrei aus und wirft die Feder aus den bis oben hin ſchwarzen Fingern.

Da tönt es auf einmal:

„Was machſt du denn da, Wolfgangerl?“ — Wolfgang ſchaut ſich um, und, den Vater mit dem fremden Herrn gewahrend, die Tintenfinger weit auseinandergeſpreizt, ſagt er freudig und mit ſtrahlendem Auge:

„Papa! ein Clavier-Concert; — der erſte Theil ſteht ſchon da!“

Der alte Mozart und Herberſtein ſehen ſich lachend an; der Vater aber ruft ſcherzend:

„Laß ſehen, das muß was Schönes ſein!“

Doch der Junge zieht das Papier zurück und entgegnet eifrig:

„Nein, nein! es iſt noch nicht fertig!“ — Auf des Vaters Bitten gibt er indeſſen endlich das Blatt doch her, und nun erfüllt ein lautes Lachen der beiden Männer das Zimmer, denn das Blatt ſah wirklich, in ſeiner jetzigen Färbung, mit all den Flecken und Kratzfüßen, wunderlich genug aus.

Doch wie? warum verſtummt denn Papachen ſo plötzlich, und ſchaut mit den Zügen wachſenden Staunens die Noten an? Warum denn füllen ſeine Augen mit einemmale Thränen? Thränen der Freude, der Bewunderung und des Entzückens?

Warum?

„Sehen Sie nur! ſehen Sie nur, lieber Graf!“ — ruft er jetzt dem Freunde zu und das Blatt zittert in ſeiner Hand, — „ſehen Sie nur, wie Alles richtig und nach den Regeln geſetzt iſt; nur kann man es nicht brauchen, weil es ſo außerordentlich ſchwer iſt.“

„Dafür iſt es auch ein Concert!“ — rief hier in freudigem Selbſtbewußtſein der kleine Componiſt. — „Man muß es ſo lange üben, bis man es herausbringt. Sehen Sie, ſo muß es gehen!“

Und Wolfgang ſprang zum Clavier und fing an zu ſpielen. Wohl glückten die ſchweren Stellen nicht gleich; aber er brachte doch wenigſtens ſoviel heraus, daß ſeine Zuhörer, zu welchen ſich unterdeſſen auch Mutter und Schweſter geſellt hatten, erſehen konnten, was er damit gewollt.

Das Concert war correkt und für ein ganzes Orcheſter geſchrieben. *)

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: Seite 18 und 19. Oulibicheff: 1. Thl. Seite 8—10. Jahn: 1. Thl. Seite 31.

Alle ſtanden lange ſprachlos vor Staunen; dann zog Vater Mozart ſein Kind an ſich, drückte es an ſeine Bruſt, küßte es und rief:

„Wolfgang! du wirſt einſt ein großer Mann!“

Und der Graf wiederholte:

„Ja, Der wird ein großer Mann, und Deutſchland wird einſt mit Stolz auf ihn blicken.“

Und zu dem Vater gewandt, ſetzte er leiſe hinzu:

„Wer iſt jetzt reicher, ſeine Hochfürſtlichen Gnaden oder Ihr?“

„Ich!“ — rief der Alte ſtrahlenden Auges — „und dieſe Stunde gebe ich für kein Königreich hin!“

Der kleine Virtuos.

Und was der Vater prophezeiht, ſchien ſich immer mehr und mehr verwirklichen zu wollen. Wolfgang machte von nun an ſo ganz außerordentliche Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre ſchon kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und von dieſem kunſtgerecht zu Papier bringen ließ.*)

Der Vater erkannte denn auch alſobald, daß er der Welt in ſeinem Kinde ein Genie geſchenkt, und ſo ſetzte er Alles daran, die Ausbildung ſeines Sohnes auf das ſorgſamſte zu leiten.

Wenn der berühmte Claude Lorrain als Kind von den Meiſtern der Schneider-, Maurer- und Paſtetenbäckerzunft entlaſſen worden war, weil er keines dieſer Handwerke faſſen konnte und allen ſeinen Meiſtern zu ungeſchickt erſchien, zu Rom aber, in dem Palaſte eines Cardinals, bei dem Anblicke der großen Werke der Kunſt, eine Kohle ergriff und eine ſo tüchtige Zeichnung entwarf, daß ihn der Cardinal auf der Stelle in eine Zeichenſchule ſchickte, — ſo waren des kleinen Mozart's muſikaliſche Anlagen und die Entwicklung und Aeußerung ſeines Genie's wahrlich nicht minder überraſchend.

---

*) Herr von Niſſen hat uns mehrere dieſer Erſtlings-Compoſitionen des großen Meiſters aufbewahrt und führt ſie uns Seite 14 ſeiner „Biographie W. A. Mozart's" vor.

In der That war die außerordentliche Fertigkeit, die er auf dem Claviere beſaß, und die tiefe Einſicht in die Kunſt, in einem Alter, wo Kinder ſonſt noch gewöhnlich keinen Kunſttrieb äußern; erſtaunend und über alle Begriffe. Was man ihm lehren wollte, davon ſchien ſein Geiſt ſchon eine dunkle Ahnung gehabt zu haben, die zur völligen Deutlichkeit nur einer Erinnerung bedurfte.

Aber nicht allein in der Muſik, — nein! in Allem, was man den kleinen Wolfgang-Amadeus lehrte, zeichnete er ſich aus. Ein ganz beſonderes Talent zeigte er zum Beiſpiel auch für Mathematik, die dem muſikaliſchen Genius ſo nahe verwandte Wiſſenſchaft, ſo daß er in kurzer Zeit ein ungemein gewandter Rechner ward, und die verwickeltſten arithmetiſchen Aufgaben mit Leichtigkeit im Kopfe löſte.

Wunderbare Erſcheinung! — zwei Jahre rauſchten noch an dir vorüber, und dem ſechsjährigen Claviervirtuoſen öffnete ſich die Welt!

Es war am Feſte des heiligen Franziskus, als ſich mit der Frühe des Morgens eine anſehnliche Geſellſchaft aus allen Ständen auf dem Schiffe zuſammenfand, welches damals Jahr aus, Jahr ein, die regelmäßige Fahrt von Linz nach Wien machte.

Das Stück der Donau, das man zwiſchen Linz und Wien befährt, iſt ohne Zweifel der herrlichſte Theil des ganzen großen Fluſſes, denn es haben ſich hier Natur und menſchliche Cultur in einem ſo hohen Grade bemüht, die Ufer und Umgebungen reich zu ſchmücken, wie ſonſt nirgends mehr auf der ganzen, vierhundert Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Und all das Schöne und Große, all das Anmuthige und Intereſſante, all dieſe geſchichtlichen Denkmäler und die von der Natur geſchmückten Landſchaften an unſeren geiſtigen und leiblichen Augen vorübergehen zu laſſen, ſcheint ein zauberiſcher Traum und verſetzt den empfänglichen Geiſt in einen entzückenden Rauſch.

Die Römer, als ſie hier noch hauſ'ten, haben wohl freilich nichts von dieſem Rauſch gekannt, und ihnen erſchien ſicher ein Aufenthalt an den damals noch ſo furchtbar wilden Donauufern nicht anders, als eine ſchwere und drückende Verbannung von ihrem ſonnigen Vaterlande. Und doch! — gerade an dieſer ſchönſten Strecke der Donau hin bis nach Vindobona (Wien) hatten ſie ihre vorzüglichſten Kampfplätze und Schlachtfelder mit den Germanen. Das linke Ufer der Donau nannten ſie Frons Germaniae (die Stirne Deutſchland's) und das rechte, das ſie beſetzt hielten, die Supercilia Isthri (die Augenbrauen der Donau).*) Und wie mochten ihre Erzählungen wohl klingen, wenn ſie von dieſer äußerſten, kalten Nordgrenze ihres ſchönen Reiches Nachricht ſandten an die Ihrigen im fernen lieblichen Italien, und ihnen Schilderungen machten von den Runzeln, Auswüchſen, Zacken, Felſen und Hörnern der rauhen Stirne der gewaltigen Germania, oder von den dichten, wilden und finſteren Waldungen und den Schilfſümpfen ihrer eigenen Lagerſtätten.

Wahrlich, wenn irgendwo, ſo iſt hier ein Fleckchen Erde, um die Wandlung der Dinge und den Umſchwung der Begebenheiten zu bewundern. Die finſteren Augenbrauen der Donau ſind gelichtet, unter dem Beile und dem Pfluge — dieſen Scheermeſſern der Cultur. — Die Häupter der unbändigen Auerochſen, die einſt hier gehauſ't, fängt man nun, verſteinert, wie zahme Fiſche, aus dem Grunde des Fluſſes. Die Gefilde ſind mit dem reichſten und ſchönſten Anbau bedeckt, und von den Waldungen blieb nur ſo viel, als der Maler gern hat zur Würze und Hebung des milderen Ausdruckes der Wieſen und Aecker. Die Stirne Deutſchland's und das, was ſonſt äußerſte Grenze war, bilden nun den innerſten Kern eines großen Reiches, und der verworfene Bauſtein iſt zum Eck- und Grundſtein geworden, denn hier liegt das Fundament und die Wiege der öſterreichiſchen Monarchie!

An dieſer Stirne Deutſchland's hin, den ſchönen, prächtigen Donauſtrom von Linz nach Wien hinabzufahren, hatte ſich alſo eine beträchtliche Geſellſchaft auf dem „Wochenſchiff“ eingefunden. Es waren reiſende Kaufleute und Geiſtliche, Holzhändler und jüdiſche Speculanten, Bauern und Bäuerinnen, Männer, Weiber und Kinder. Auch eine ganze Familie, — aus Vater, Mutter, einer elfjährigen Tochter und einem ſechsjährigen zarten Knaben beſtehend — war darunter. Alle aber hatten ſich ſo gut als möglich in Ueberwürfe, Mäntel oder Tücher eingehüllt; denn wenn man auch erſt Mitte October ſtand, ſo war es dieſen Morgen doch recht unangenehm kalt.

---

*) Kohl: „Hundert Tage“.

Ein dicker Nebel hing nicht nur wie ein undurchdringlicher Schleier über die Berge herab, — nein! — er verhüllte ſelbſt die ſchwarzen, mit goldnen Arabesken ſo hübſch verzierten Thurmſpitzen der Stadt Linz. Aus dem Nebel aber entwickelte ſich allmälich ein feiner durchdringender Regen, der allgemach ſtärker und ſtärker wurde, und es ſchien daher, als wolle es einen jener unausſtehlichen trüben und traurigen Herbſttage geben, wie wir deren in Deutſchland ſo viele zählen.

Ganz natürlicherweiſe ſpiegelte ſich aber das Wetter auch auf den Geſichtern der Reiſenden ab, die ſämmtlich finſter und verſtimmt in den nebligen Morgen hinausſchauten und fröſtelnd oder gähnend nach einem Plätzchen in dem einzigen verdeckten Raume ſuchten, den das Fahrzeug aufzuweiſen hatte.

Nur auf eine Perſon der ganzen Geſellſchaft ſchienen Nebel, Regen und Froſt keinen Eindruck zu machen, und dieſe einzige Perſon war jener ſechsjährige Knabe, der mit der ganzen ſorgloſen Freudigkeit, die Kinder gewöhnlich auf Reiſen erfüllt, alles um ſich her beobachtete, weil ihm ja alles eine neue Erſcheinung war.

Der Junge ſah drollig genug aus, denn über ſeine ſonſt nette und ſehr reinliche Kleidung hatte mütterliche Vorſicht und Liebe heute Morgen, wahrſcheinlich aus Mangel eines Mantels — an den man, bei der vorher ſo ſchönen Witterung gar nicht gedacht hatte — einen jener Teppiche geſchlagen, wie ſie noch bis in die letzten Jahrzehnte von den Tyrolern auch bei uns auf Meſſen und Jahrmärkten feilgeboten wurden. Da aber der ſo Eingehüllte klein und ſchmächtig war, ſo hing der alſo improviſirte Mantel ihm von den Schultern bis zu den Sohlen herab, und gab ihm, benebſt dem breitgekrämpten Hute, das Ausſehen eines kleinen Slawaken.

Aber wie lebendig und feurig blitzten die Augen unter dem Hute hervor; welch' kluges, ſinniges Lächeln umſpielte den feinen Mund, als er nun die verſchiedenen Gruppen beobachtete, die ſich indeſſen in der engen, ſchmutzigen und dunklen Cajüte gebildet hatten.

Dort in der Ecke ſaß ein dicker geiſtlicher Herr, in einen ſchweren, bis zur Erde reichenden ſchwarzen Tuchüberrock gehüllt, den dreigeſpitzten Hut tief in den Kopf gedrückt, die Hände auf dem Bauche gefaltet, — und vollendete unter lautem Schnarchen ſeinen unterbrochenen Morgenſchlaf.

Nicht weit von ihm — und mit dem frommen Schläfer ſtark contraſtirend — hatten ſich zwei wohlhabende Bauern poſtirt, deren dicke, bläulichrothe Naſen ganz zu dem Geſchäfte paßten, mit welchem ſie den unbehaglichen Herbſtmorgen zu überwinden ſtrebten und das unſerem kleinen Beobachter viel Freude zu machen ſchien. Denn ſo oft einer der Bauern ein Gläschen Branntwein anſetzte und den Inhalt unter Kopfſchütteln und Geſichterſchneiden hinuntergoß drehte ſich der Kleine lachend nach den Eltern um, als wolle er ſagen: „Habt ihr die drolligen Kerls geſehen, wie ſie ſich mühen das wüſte Zeug zu ſchlucken und doch immer wieder neu eingießen?“

War es aber Ueberdruß an dieſem Anblicke oder der ſtarke Geruch des Getränkes, der Knabe wandte ſich bald von den Bauern ab, und da fiel denn freilich ſein Blick auf ein anziehenderes Bild.

Den Bauern gegenüber ſaß ein nettes, junges Weib in der maleriſchen Tracht der ſchönen Linzerinnen. Sie hatte ein eng anſchließendes Mieder von dunkler Farbe an, und um ihr ſchlicht geſcheiteltes Haar trug ſie ein ſchwarzes „Tüchl,“ das — nicht ohne eine gewiſſe coquette Weiſe geknüpft — die langen Enden zur Seite herabfallen ließ. Ihr blühendes Geſicht mit den friſchen, rothen Wangen und den glänzenden Augen ſtrahlte vor Gutmüthigkeit und Mutterfreuden: denn ſie hielt zwiſchen den Knieen ein allerliebſtes Kind, das den zwanzig Tauben, die ſich vor ihm in einem großen Korbe befanden, Brodkrumen zuwarf und laut aufjauchzte, ſobald eine derſelben flügelſchlagend und aufflatternd, die hingeworfene Speiſe glücklich erwiſchte.

Doch wer tritt jetzt zwiſchen den Knaben und die hübſche Mutter mit dem blondlockigen Kinde, alle Ausſicht verſperrend? Es iſt ein Handelsjude mit ſeinem Krame von hundert und aber hunderterlei Dingen. Er bietet dem kleinen Mozart — denn wer anders ſollte der kleine Mann ſein — Bürſten und Kämme, Taſchenmeſſer und Seife, Spielzeug und Hoſenträger, Schuhſchnallen und Bilder, alles durcheinander an. Wolfgang zuckte mit der Hand nach der Taſche, er hätte für ſein Leben gern das Eine oder das Andere erhandelt, aber die Taſche war leer und ein Blick nach dem Vater vertrieb ihm alle Luſt; denn die ſtrengen und ernſten Züge des Herrn Vice-Capellmeiſters ſagten: „Junge! die Reiſe koſtet ſchon Geld genug!“

Aller weiteren Verführung zu entgehen, bat Wolfgang daher um die Erlaubniß auf das Verdeck ſteigen zu dürfen, da der Regen nachgelaſſen habe. Sie ward ihm ertheilt, doch begleitete ihn der Vater, dem es ohnehin ſchon lange in dem unteren Raume bei den vielen Menſchen und verſchiedenen Gerüchen zu eng geworden war.

Es fielen jetzt nur noch einzelne Tropfen, ja der Nebel ſchien ſich verziehen zu wollen. Wenigſtens war er in einem ſichtbaren Kampfe begriffen: bald ſteigend, bald fallend, — bald ſich wie ein Schleier verdichtend und dann wieder zerreißend. Da ließ ſich ein leichter Wind verſpüren und plötzlich — wie auf einen Zauberſchlag — war er verſchwunden! Das war ein Jubel! Man hatte einen abſcheulichen Tag gefürchtet und nun ſtrahlte die liebe

Sonne ſo hell und prachtvoll vom rein blauen Himmel herab, wie kaum am ſchönſten Sommertage; die Erde lachte ſo friſch und heiter, prangte ſo wundervoll in dem bunten Farbengemiſch des Herbſtes, als wäre ſie eben neugeboren aus dem Meere der Unendlichkeit hervorgeſtiegen.

Natürlich kam jetzt auch Alles auf das Verdeck, und zwar mit welch' anderen Geſichtern. Der geiſtliche Herr rieb ſich vergnügt den Schlaf aus den Augen; die Bauern vergaßen ihr Frühſtück und dehnten ſich unflätig, als wollten ſie ſich vorbereiten die friſche Luft zu durchſchwimmen. Die Mutter tänzelte mit ſeligen Blicken ihr Kind auf dem Arme und zeigte ihm die vorüberziehenden Bäume und Häuſer. Zwei Minoriten und ein Benedictiner theilten, aus Dankbarkeit für den glücklichen Wechſel in der Witterung, Heiligenbilder aus, nur der Jude ließ ſich nicht beirren und ging mit ſeinem Krame und dem ewig gleichförmigen und gleichtönenden: „Nichts zu handeln?“ von einem Paſſagiere zum andern.

Wolfgangerl aber war ſeelenvergnügt. Von ſeiner Decke befreit, ſprang er bald dort und bald dahin und zeigte ſich mit allen Anweſenden ſo vertraulich, als wenn er ſie ſchon ſeine ganze Lebenszeit hindurch gekannt hätte. Beſonders gefiel ihm der Benedictiner, der ſeinen vielen Fragen am freundlichſten antwortete, und in dem auch der Vater einen recht gebildeten Mann erkannte. Er führte ihn daher zu Frau und Tochter, und bald war das Geſpräch allgemein.

„Und wie iſt denn der Lauf der Donau von Linz an?“ — frug jetzt Wolfgang Amadeus den Bruder Benedictiner.

„Die Donau“ — verſetzte dieſer — „fließt hier bei Linz, wie du ſiehſt, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Bald aber fängt ſie an, ſich auszubreiten, viele große und kleine Inſeln zu umfaſſen und ſich in viele Arme zu ſpalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht ſo fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewäſſer vereinigt in demſelben Canale zehn Meilen weit fortpulſiren, bis ſie bei der Stadt Krems ſich durch die Gebirge und Engpäſſe durchgearbeitet haben, ebneres Land betreten und ihre Inſel- und Armbildung wieder beginnen, was ſie dann bis über Wien hinaus fortſetzen!“

Und in der That, welche Abwechslung bot ſich nun den Blicken der Reiſenden dar. Wolfgang und ſeine Schweſter waren außer ſich vor Freude und Entzücken!

Dieſe Auen mit Eſpen, Erlen, Linden, Pappeln, Ahorn, Weiden und Gebüſchen aller Art; dieſe Buchten und kleine Seen mit Tauſenden von wilden Enten, Reihern, Kranichen und Möven bevölkert. Hier Fiſcher, die ihre Netze auswerfen, dort Jäger, die die Höhlen und Wohnungen der Biber ſuchen. Dann wieder ein Floß mit ſingenden Ruderſchlägern oder am Ufer hin 30 bis 40 Pferde — ein Schiff den Strom hinaufziehend — jedes mit einem „Stangenreiter“ beſetzt und aus allen 30 oder 40 Kehlen das „Ho! Ho!“ — „Laſſe ha!“ — und das Knallen von ebenſoviel Peitſchen und das in Bewegungſetzen von viermal vierzig Pferdefüßen! Und alle die Burgen und Ruinen und Schlöſſer: Steyeregg, das Schloß der alten Kuhenringer, — Lichtenberg, die Burg der „von Starhemberge," — Tillysburg, die alte Feſtung der Volkersdorfe, welche Kaiſer Ferdinand ſeinem Feldhauptmann „Tilly" ſchenkte, — Spielberg, der Sitz der Ritter von Spielberg — und die Schlöſſer im Schilfe verſteckt, und die zahlloſen Dörfer und Klöſter und Abteien!

Es war eine Pracht, — es war hinreißend!

„Ja! ja!" — ſagte jetzt der Bruder Benedictiner, als er gewahrte, wie Kinder und Mutter ſtaunten, und ſelbſt der Vater, der doch die Gegend kannte, vor Entzücken verſtummt war, — „Ja! ja! die Donau, dieſer mächtige, ſchiffbare Fluß, iſt der große elektriſche Leiter für alle die Völker geweſen, die von dem Wirbel der Ereigniſſe in ſeine Gebiete geführt wurden. Daher dieſe vielen baulichen Denkmäler aller Zeiten. Die Völker hielten an der Donau, als an der Hauptpulsader ihres Lebens, feſt und griffen von ihren Ufern aus, an beiden Seiten, ſo weit um ſich, als es die Verhältniſſe geſtatteten."

„Und wer that dies?" — frug hier Wolfgang.

„So breiteten ſich die Ungarn auf beiden Seiten der Donau aus!" — erwiderte der Mönch — „ſo griffen die alten Oeſterreicher rechts und links derſelben um ſich, — ſo ſchrieben die Bayern auf beiden Ufern das Land ſich zu, und ebenſo fanden ſich die Schwaben zur Rechten und Linken der Donau ein. Alle Länder, Würtemberg, Bayern, das Land ob und das Land unter der Ens, Ungarn, liegen alleſammt an beiden Seiten der Donau, die mitten durch ſie hindurchgeht, ſie ſind daher, ſo zu ſagen wie Perlen auf dieſen großen, gewaltigen Silberfaden angereiht.“ *)

So ging es weiter, bald in belehrendem Geſpräche, bald im Anſtaunen der ewig wechſelnden Bilder.

Wolfgang war ſelig! Er konnte nicht genug ſehen, — er konnte nicht genug fragen.

Und wie hundert, ja tauſenderlei hübſche Täuſchungen führte der vielgewundene Lauf des Stromes herbei: — wie hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen machte er rege.

Zuweilen zog er ſich langgeſtreckt vor den Blicken hin, wie eine große, in Silberglanz ſchimmernde Chauſſee, die in nebliger Ferne viel Schönes in Ausſicht ſtellt. Die Reiſenden erblickten dann undeutliche Punkte, ſchwache Schattirungen und matte Umriſſe.

Was mag es ſein? — Was wird ſich zeigen?

Nur Geduld! — Jene Zeit kannte noch nicht den Zauber des Dampfes; aber ihre Kinder waren auch noch nicht, wie wir, verwöhnt, Tauſende von Schönheiten mit einem Blick und in einer Minute zu verſchlingen, um dann — ungeduldig, ungeſättigt und unbefriedigt — nach neuen, maſſenhaft auf die Sinne losſtürmenden Eindrücken zu haſchen. Jene Zeit war weit entfernt, ihre Söhne durch die Kraft des Dampfes und die Macht des elektriſchen

---

*) Kohl: Hundert Tage. S. 95 u. f.

Stromes über Zeit und Raum zu erheben; aber .... ſie ließ ſie die Poeſie des Lebens ruhig und mit vollen Zügen genießen; ſie geſellte zu dem Genuß ... die Gemüthlichkeit, die für uns, Kinder der Gegenwart, faſt nur noch ein Gegenſtand der Sage iſt.

Geduld alſo, auch auf unſerer jetzigen Reiſe! Wahrlich dieſe ſchöne Tugend lohnt ſich reichlich.

Seht nur, wie die Punkte, die wir erſt als matte Umriſſe ſahen, nach und nach wie Samenkörner zu vollſtändigen, prächtigen Blumen aufgehen, zu Blumen, die ſich — näher kommend — in herrliche Anſichten, in weite prächtige Landſchaften verwandeln.

Seht nur, wie ſie wachſen an Farbe und Form, bis ihr Zauberkelch ſich voll und duftig vor uns erſchloſſen hat und ein reizendes paradieſiſches Bild vor Auge und Seele führt.

Aber auch dieſes Bild verſchwindet wieder, und jetzt iſt es plötzlich, als ob der Lauf des Stromes in Stücke zerhackt ſei. Berge ſchließen ihn von allen Seiten ein, und das Schiff gleitet ſanft und ruhig dahin, wie in dem engen Kreiſe eines Bergſees. Es dreht ſich .... und abermals trifft der Blick eine ſolche abgeſchloſſene Waſſermaſſe, ſo daß es ſcheint, als reihe ſich eine Kette von Seen aneinander.

Und alle dieſe Ruinen — Schlöſſer — Paläſte — Klöſter — friedliche Dörfer — nahen Thürme — dunkle Schluchten — offene Thäler — ſchroffe Abhänge —

lachende Auen — — welch' ein Kaleidoſkop voll Pracht und Schönheit!

Und wenn ſich deinem ſinnlichen Auge nun auch noch das Auge der Seele beigeſellt; wenn die Blitze der Gedanken funkenſprühend in dir aufleuchten; — wenn die Vergangenheit ihr ungeheures Buch vor deinem Geiſte entrollt, welche wunderbaren Klänge aus der Tiefe längſt verſunkener Jahrtauſende, welche poetiſche Geſtalten, welche großartigen, gewaltigen Schatten gleiten dann vorüber.

„Da ziehen die Nibelungenhelden an den Ufern der Donau herab. König Etzel zieht herauf, ihnen entgegen; — eine gewaltige, urkräftige, mächtige Geſtalt, wie ſie nur die poetiſchen Sagen eines Heldenvolkes zu bilden vermag. Wie Gewitterwolken ſtoßen ſie an einander, und die Blitze und Klänge der Hunnenſchlachten leuchten und tönen im Donauthale wieder. Und ſeht! — wer iſt jene gewaltige Erſcheinung?... Es iſt Karl der Große, der ſiegreich herabdringt und triumphirend heimkehrt. Da kauern ſogar noch die Geiſter der römiſchen Centurionen in zahlloſen Schaaren am Ufer, und die Schatten ihrer Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei; die Gräber der Tauſenden ihrer hier gefallenen Geliebten trauernd zu umkreiſen. Dann wieder ziehen deutſche Bebauer: Franken, Bayern, Schwaben ſingend den Fluß herunter. Auf ihren Schiffen haben ſie der Ceres Altäre errichtet, um ſie und ihre Myſterien in fremde Lande zu tragen. Aber der Ungarn wilde Schaaren ſtürzen über das Alles herein, über das Alles hinaus, und, durch die Donauſchluchten brechend, bringen ſie Trauer und Verwüſtung wie eine mächtige Fluth über die entfernteſten Völker. Zwölf Könige der Ungarn reiten herauf ... zwölf Kaiſer der Deutſchen ziehen hinab und ſpielen durch Jahrhunderte hindurch das blutige Spiel mit den eiſernen Würfeln des Krieges. Aber wie? — tönt es jetzt nicht wie frommer Sang aus den dahinrauſchenden Wogen empor? — Geſtalten auf Geſtalten heben ſich .... Hunderttauſend und Aberhunderttauſend Männer, Ritter aus Norden und Weſten, wallen den Strom hinab, — pilgern nach fernen Zonen, des Erlöſers Grab mit Thränen und Blut zu netzen. Wie reich, wie herrlich dieſe Fahrten der Kreuzheere nach dem Oſten! aber wie furchtbar die Antwort des Orients, die er der Donau hinüberſendet! Die Janitſchaaren überbringen ſie nach Wien. Blut röthet aufs Neue die Wellen des Stroms — Blut! — Blut! — Blut! — bis der Sturm der Jahrhunderte auch dieſe Blätter der Geſchichte gewendet und die Sonne einer friedlicheren Zeit über der Erde aufgegangen, — bis der Halbmond vertrieben und Deutſchland ſiegreich ſeinen Scepter ausreckt, bis zu der Mündung des edlen Stroms!“ —

So ungefähr hatte der Mann in der einfachen Kutte der Benedictiner geſprochen, der Mann mit dem edlen, bleichen Geſichte und den tiefliegenden, wunderbaren Augen. So hatte er geſprochen, mehr zu ſich ſelbſt, als zu den Umſtehenden, die ihm ſtaunend zugehört, zumal

Wolfgang, der ihn allerdings am wenigſten verſtanden, dem aber ſeine Sprache wie Muſik geklungen, wie eine wunderbare, ſeltſame Muſik, bald aufrauſchend im Wogengebrauſe, bald wehmüthig — wie Schmerzenstöne, bald gewaltig, wie Triumphgeſang.

Es waren die Flügelſchläge der Poeſie, die des Knaben Haupt umſchwirrten, die ihn unwillkürlich ſelbſt emportrugen zu noch nicht geahnten Sphären, und ihn von jenen Höhen einen Blick werfen ließen in ein fernes gelobtes Land! — — —

Sie waren zu Ips, einem kleinen Städtchen, angekommen, und da die Minoriten und der Benedictiner in dem dortigen Kloſter Meſſen leſen wollten, nahmen ſie die ihnen liebgewordene Familie mit. **Wolfgang** erſchien ungewöhnlich in ſich gekehrt und ſinnend. Erſt als ihm der Vater in der ſchönen Kloſterkirche die Orgel zeigte, thaute er wieder auf.

Es war ſtill und lautlos in dem weiten Raume rings umher, denn die Brüder ſaßen mit einigen Gäſten an der Mittagstafel.

Wolfgang aber ſchaute die Orgel mit Ehrfurcht an. Was für Töne mußten in dieſen gewaltigen Pfeifen ruhen? Töne, wie er ſie eben noch bei der Erzählung des heiligen Mannes geahnt! .... Melodien, wie ſie ihn dort umrauſcht — Melodien, von der Weltgeſchichte componirt, von den Völkern im Laufe der Jahrtauſende ausgeführt.

Plötzlich ſagte der Knabe: — „Papa, erkläre mir das Pedal!“ —

Der Vater willfahrte mit Freuden. Da rückte der Kleine den Schemel hinweg, und als der Alte die Blaſebälge in Bewegung geſetzt, präludirte Wolfgang ſtehend und trat das Pedal, als wenn er es Monate geübt.*)

Wie brauſten da die Töne durch die Hallen der Kirche, — wie riefen ſie ſchlafende Geiſter wach, wie blitzten Römer- und Hunnenſchwerdter, wie fromm und innig tönten der Kreuzfahrer Lieder.

Den Mönchen aber im Refectorium entfielen Meſſer und Gabeln. Der Bruder Organiſt war unter ihnen; auch hatte er nie ſo gewaltig geſpielt. Sie lauſchten und lauſchten; — ja man ſah welche unter ihnen erbleichen, Andere bekreuzten ſich, bis der Prior aufſtand, — Muth faßte und nach der Kirche eilte. Alle folgten — aber — o Entſetzen! — es war kein Organiſt zu ſehen, und doch rauſchten und brauſten die Töne fort und fort.

„Es iſt der leibhafte Satan!“ — riefen Einige.

„Es iſt ein Wunder!“ — ſtammelten die Anderen. Als aber die Kühnſten nun die Orgel erſtiegen, blieben ſie wie verſteinert ſtehen.

Da ſtand ein Kind, — ein ſechsjähriger Knabe und ſpielte. Aber das Kind hörte nichts und ſah nichts; dennoch leuchteten ſeine Augen wie Sterne und ſeine Stirne glänzte von Begeiſterung.

---

*) Geſchichtlich wahr. Niſſen: Seit 22 u. 37. Jahn: I. Thl. S. 35.

Und immer kühner und immer glühender ſteigerten ſich die Töne, und wälzten ſich fort in gewaltigen Strömen, bis ſie endlich zu einem ſonnigen Ruhepunkte gelangten, deſſen letzter Halt das Schiff der Kirche wie ein erſterbendes Lispeln der Aeolsharfe lange, lange durchzitterte!

Ein neuer Amphion.

Die ſchönen Tage der Reiſe waren vorüber — für Wolfgang und ſeine Schweſter nur zu ſchnell vorübergegangen; denn wenn auch das Fahrzeug, das ſie gebracht, mit der ganzen Gemüthlichkeit der damaligen Reiſeart den ſchönen Strom herabgeſchwommen, ſo hätten doch die Kinder in ihrer Glückſeligkeit gerne noch acht Tage zugegeben. Es war ſo recht das Wehen der vollen Freiheit in Gottes großer Natur, das ſie beſeligend anhauchte. Sie athmeten die köſtliche reine Luft, ſie ſchauten ſo viel Prächtiges und Neues; Pater Hermann, der bleiche Benedictiner — der den Knaben ſeit ſeinem Orgelſpiel in dem Kloſter zu Ips faſt wie einen Heiligen verehrte — erzählte ſo manch' Belehrendes, daß Wolfgang, der zu Hauſe faſt nur mit Gewalt vom Claviere geriſſen werden konnte, jetzt in der ihm ſo neuen Freiheit und Ungebundenheit wie ein Seliger ſchwelgte.

Er war eben immer noch — bei all' ſeiner faſt übernatürlichen Begabung für Muſik — ein Kind, und, als ſolches, hier ſo recht in ſeinem Elemente. Wie hatten er und Nannerl geſtaunt, als ſie, dem Städtchen Grein vorüber, ſich dem bekannten Strudel nahten.

Freundlich grüßend ſpiegelt hier noch einmal der Strom die Bilder des hübſchen Schloſſes Greinsburg und des Städtchens ſelbſt zurück, bevor er, melancholiſch von den Fichtenwaldungen gefärbt, ſeine Wellen auf die Folterbank des „Strudels“ wirft.

Und als ſie nun das Inſelchen Wörth — das noch als alter Reſt eines vor Jahrtauſenden von der Gewalt der Waſſer durchbrochenen Felſendammes wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt — erreicht, wie fingen da ihre Herzen an höher zu klopfen, nicht aus Furcht, ſondern in Erwartung und höherer Erregung.

Auf der Krone des Felſens prangte ein großes Kreuz. Der bleiche Benedictiner ſagte: „Wie der Glaube mitten im Strudel des Lebens!“ Auch Heiligenbilder waren hier auf den verſchiedenen Stufen des Felſen errichtet, von den häufig paſſirenden Schiffern mit Votivgeſchenken geſchmückt. Wie, dicht vor der gefährlichen Stelle — jetzt ſchießen die Dämpfer mit der Schnelle und Sicherheit eines wohlgezielten Pfeiles hindurch — kleine Boote an das „Wochenſchiff“ heranruderten und anlegten, um den Reiſenden ſchützende Heiligenbilder und Amulete zu verkaufen. Und in der That erhielt jedes der Kinder von dem ſtreng religiöſen Vater einen geweihten Roſenkranz, mit dem Bedeuten, ihn bis über die gefährliche Stelle hinaus zu beten.

Wolfgang gehorchte wie immer, nur daß ihm bei den Kugeln ſeine runden Notenköpfe einfielen, und er, während dem leiſen Herſagen der Gebete — den Blick auf die ſchauerlich-ſchöne Paſſage gerichtet — ein muſikaliſches Gemälde in Gedanken componirte, das die emporſtarrenden Felſen, die anbrandenden Wogen, die hinabziehenden Waſſer darſtellte.

Von Sarblingſtein, das Kaiſer Ferdinand baute, um die Donau gegen die Türken zu befeſtigen, — von Freinſtein, in deſſen Nähe Karl der Große den Herzog Taſſilo geſchlagen, — von Mölk, der ſchönſten Abtei des ganzen heiligen römiſch-deutſchen Reiches, mit ſeinen Paläſten und Kathedralen, Bibliotheken und Sammlungen, von den Ruinen der Burg Dürrenſtein, auf welcher Richard Löwenherz ſo lange gefangen geſeſſen — Orte an welchen man allen vorüberkam — wußte Bruder Hermann viel zu erzählen, und nur mit Thränen trennte man ſich in dem Städtchen Stein, — wo man das letztemal übernachtete, — von ihm.

Aber wir Sterblichen müſſen ja alle ſchon als Kinder den Schmerz der Trennung kennen lernen; denn er iſt der, der am häufigſten im Leben unſer Herz zerreißt, bis dieſes **die letzte Trennung .... von allen Schmerzen heilt!**

Auch von der herrlichen Donau mußte geſchieden ſein, aber hier überwogen die Erwartungen alles deſſen, was Wien — die ſtolze Kaiſerſtadt — bieten würde, jede Wehmuth. Außerdem ließ auch die Mauth keine Zeit zu weiteren Betrachtungen; denn da die Familie Mozart darauf vorgeſehen war, längere Zeit in Wien zu bleiben, ſo fehlte es ihr an Koffern, Kaſten und Schachteln nicht.

Auf der Schanzel-Mauth*) war indeſſen viel zu thun, und der Herr Vice-Capellmeiſter hätte wohl, wie ſo manch anderer Reiſende, Stunden lange warten können, wäre ihm nicht in ſeinem Söhnchen ein Deus ex machina erſchienen.

Mit der ihm eigenen Vertraulichkeit hatte ſich nämlich Wolfgangerl dem Mauthner genähert, und da dieſer, als gemüthlicher Oeſterreicher, ein Freund der Kinder war, gefiel ihm das offene und heitere Weſen des hübſchen Knaben ſehr.

So frug ihn Wolfgang, nach Art der Kinder, warum er denn allen Leuten die Kiſten und Kaſten aufmache und hineinſchaue?

Lachend erklärte der Mauthner ſein Geſchäft; ſtellte dann aber auch an den kleinen Mann die Gegenfrage: „Was denn er in der Kaiſerſtadt thun wolle?“

„Clavier ſpielen!“ — entgegnete Wolfgang mit Stolz.

---

*) Niſſen: 22. Jahn: I. Thl. 35.

„Ja, Clavier ſpielen!“ — rief jener lachend — „wird was ſauberes Clavier ſpielen können mit ſeinen kleinen Pratzerln!“*)

Aber dieſer Zweifel an ſeiner Kunſt ärgerte Amadeus ſehr. Glücklicherweiſe bildete des Vaters Clavier — welches man, der Uebung wegen, und weil ſolche Inſtrumente damals noch wenig zu haben waren, mitgenommen hatte — einen Theil des Mozart'ſchen Paſſagier-Gutes. Ohne ein Wort zu ſagen, ging Wolfgang daher hin, rief einen Arbeiter herbei, ließ den Deckel der Kiſte, die das Clavier einſchloß, aufmachen, und fing an, ſo luſtige Tänze zu ſpielen, daß der Mauthner ein über das anderemal vor Entzücken in die Hände ſchlug. Ja die ganze Mauth ward rebelliſch, und es fehlte wahrlich nicht viel und der Raum, der ſonſt meiſtens nur harte Worte, grobe Redensarten, Seufzer und Flüche zu hören bekam, hätte ſich in einen Concert- und Tanzſaal umgewandelt.

Jedenfalls wirkte Wolfgang's Spiel mit ähnlicher Zauberkraft, wie die Muſik großer Meiſter es ſchon im Alterthume gethan haben ſoll. Orpheus belebte durch den Klang ſeiner Lyra Bäume und Felſen; — Amphion ſetzte durch ſeine Melodien Bauſteine in Bewegung, ſo daß ſie ſich ſelbſt zu Theben's Mauern aufrichteten; — Arion bezauberte durch ſeine Lieder einen Delphin ſo ſehr, daß er ihn auf ſeinem Rücken von Tarent nach Tänaros durch's Meer trug; — und der kleine Mozart ſpielte ſo lieblich, daß ſein Herr Vater ſofort auf das freundlichſte und ſchnellſte abgefertigt und von der Hauptmauth ganz dispenſirt wurde.*)

---

*) Händchen.

---

*) Niſſen: S. 22. Jahn: I. Thl. S. 35.

Am Wiener Hofe.

Der Ankunft des jungen Künſtlerpaares in Wien war ein großer Ruf vorausgegangen. Graf Palffy nämlich hatte die Mozart'ſchen Kinder zu Linz in einem Concerte gehört, und mit Enthuſiasmus dem Erzherzog Joſeph davon erzählt, ihm auch mitgetheilt, daß beide Wunderkinder in kurzer Zeit in der Hauptſtadt eintreffen würden. So war die Nachricht an die Kaiſerin und durch dieſe an den geſammten hohen Adel gelangt.

Ein Clavier-Virtuoſe von ſechs Jahren, das war noch nicht dageweſen, mithin ein glückliches „Evénement“ in dem verbrauchten, ausgebeuteten Leben der ganzen Wiener Haute volée.

Das Neue, das Ungewohnte allein reizt ja die blaſirte Menge und bringt Färbung in ihr — mitten in allen Genüſſen — ſo ödes Leben.

Kaum hatte daher der Vater ſeine Empfehlungsſchreiben an die Gräfin Zinzendorff, eine höchſt liebenswürdige und freundliche Dame, abgegeben, als für ihn und die Kinder die Einladungen regneten, und zwar um ſo mehr, als die Protection einer ſo hohen Dame der Schlüſſel zu allen Salons war; denn das reichsgräfliche Geſchlecht der Zinzendorff galt als eines der älteſten der Monarchie leitete es doch ſeinen Urſprung von den alten Grafen von Altorf, welfiſchen Stammes, ab; — ruhte doch ſeit 1625 das Obriſt-Erbmundſchenken-Amt in Oeſterreich ob der Ens, und das Obriſt-Erb-Land-Vorſchneider-Erbſchildträger- und Kampfrichter-Amt in Oeſterreich ob und über der Ens auf ihm.

Trotz aller dieſer hohen Würden und — nur in Deutſchland möglichen — Titel, war indeſſen die Gräfin eine ſo liebenswürdige Erſcheinung, ſo herablaſſend und herzig, daß ſich Wolfgang ſchon beim erſten Beſuche mit der gleichen Offenheit und Ungenirtheit an ſie anſchloß, wie er es bei dem Benedictiner und dem Mauthner gethan. Da das Weſen des Kindes demohnerachtet aber bei aller Zuthulichkeit und Schalkheit weit entfernt von Zudringlichkeit war, ſo eroberte Wolfgang ſchon dadurch die Zuneigung der hohen Frau, die ſein eminentes Talent ihm dann doppelt ſicherte.

In der That trat denn auch die Gräfin Zinzendorff faſt wie eine zweite Mutter des kleinen Mozart auf; ſo daß ſich die Künſtlerfamilie bald von den Grafen Collalto, Wilichegg, dem Reichs-Vicekanzler Grafen von

Colloredo, dem ungariſchen Kanzler, Grafen Palffy, dem böhmiſchen Kanzler, Grafen Choteck, dem Biſchof Eſterhazy, dem Baron Schell, dem Prinzen von Hildburghauſen u. ſ. w. zu muſikaliſchen Productionen eingeladen ſah.*)

Aber nun erfolgte auch noch, zur großen Freude des guten Vice-Capellmeiſters, eine Einladung an den kaiſerlichen Hof ſelbſt.

Wolfgangerln ſchien ſich weniger daraus zu machen. Ein Kind, wie er, legt noch keinen ſo hohen Werth auf fürſtliche Auszeichnung, wie Erwachſene; von dem pecuniären Vortheil hatte er noch gar keinen Begriff, und was ſein Spiel anlangte, ſo ließ er ſich weit lieber vor Leuten hören, die Muſik verſtanden, als vor ſolchen, die nur das Wunderkind in ihm anſtaunten. Und ſeltſamer Weiſe verrieth er in dieſer Beziehung einen ganz ungemeinen Tact und Scharfblick, und Niemand vermochte den Kleinen hierin ſo leicht zu täuſchen.**)

Dennoch regte auch ihn die Einladung vor Oeſterreichs Kaiſerin zu erſcheinen und Proben ſeines Talentes abzulegen, etwas auf, als der dazu beſtimmte Tag herankam; wenn auch die Neugierde den überwiegenſten Theil an dieſer Erregung hatte.

Endlich erſchien die anberaumte Stunde, und auf den Glockenſchlag drei Uhr rollte eine kaiſerliche Hofequipage

---

*) Niſſen: Seite 22 u. 23.
**) Oulibicheff: I. Thl. Seite 12.

mit reichgalonnirten Dienern vor. Der geheime Zahlmeiſter ihrer Majeſtät in großer Gala holte Vater und Kinder ab. Die Pferde brauſten davon, und ehe eine halbe Stunde vergangen, ſtand die Familie Mozart in dem Vorzimmer der Kaiſerin.

Es iſt etwas eigenes — eine Audienz erwartend — in dem Vorzimmer eines Großen zu ſtehen.

Freilich kommt ſehr viel darauf an, was wir unter „Großen“ verſtehen.

„Voulez vous être grand homme? oubliez que vous êtes prince!“*) ſagt ein berühmter Franzoſe (und mit ihm der unvergleichliche lachende Philoſoph). Aber dies kann nur in einem gewiſſen Sinne gelten; gerade der Mann, der nicht bloß „groß“ heißen, ſondern es auch ſein will, wird es nur dann ſein, wenn er jeden Morgen in Geiſt und Herz erwägt, was es heißt, Fürſt ſein (das iſt the first, der Erſte), das Oberhaupt von Millionen Menſchen, deren Wohl und Wehe von ihm abhängt. Es iſt in der That etwas „Großes“ um die wahren „Großen“, als Regierer ganzer Staaten. Ihr Beruf iſt heilig und ſchwer .... denn ... auch ſie ſind Menſchen, und gerade auf dem wichtigſten Poſten — auf dem Throne — lernen ſie, verhindert durch ihre Lage und Umgebung, die Menſchen am wenigſten kennen. Ihr Beruf iſt ſo ſchwer, daß ein ängſtlicher Mann, der ſeinen Beruf ganz überſieht, vielleicht ſich weigern würde, einen Thron zu beſteigen.

---

*) „Wollt ihr ein großer Mann ſein, vergeßt, daß ihr Fürſt ſeid!“

Das höchſte menſchliche Ideal iſt das eines Königs, wie er ſein ſoll, um „groß“ zu ſein. Können wir uns da wundern, wenn ſo wenig Könige, nachdem mit ihrem Hingang die Schmeichler abgetreten ſind, dieſem Ideale ſich nähern?

Die Geſchichte kann übrigens Maria Thereſia „Größe“ nicht abſprechen.

Unter welchen unendlich ſchwierigen Umſtänden hatte ſie den Thron beſtiegen, — welche Gefahren wußte ſie zu überwinden, — welche Quellen der Macht eröffnete ſie ihren ſo ganz geſunkenen Staaten, — welche Begeiſterung und Liebe für ſich entflammte ſie in den Herzen ihrer Völker?

Faſt gegen die ganze Welt im Kampfe, erhielt ſie nicht nur ihre weiten Reiche, die Spanien, Frankreich, Baiern, Sardinien, Sachſen und Preußen ſchon in Gedanken unter ſich getheilt hatten, nein — ſie ging auch in denſelben den Weg der Reformation, und nahm, bei allen dort nothwendigen Rückſichten diejenigen inneren Verbeſſerungen vor, die ſich mit dem ihr angeborenen Verſtande und guten Willen machen ließen.

Sie mußte den hohen Adel, dem ſie Dank ſchuldig war, ſchonen; aber ſie ſuchte denſelben, da ihm der alleinige Zutritt zu den höheren Stellen nicht entzogen werden konnte, durch Errichtung von Ritter-Akademien zu nöthigen, daß er ſich Kenntniſſe erwerbe.

Sie konnte die Pedanterie und das Perrückenthum der alten Staatsmänner ihres Reiches nicht auf einmal beſeitigen, und ließ deshalb lange das bisherige Miniſterium Uhlefeldt-Bartenſtein beſtehen, über deſſen Mitglieder ſie ſich ſelbſt zuweilen ſpottend äußerte; aber ſie ſchenkte ihr eigentliches Vertrauen nur einem genialen Manne: dem Grafen Kaunitz, der ſpäter mit ihr ein „neues“ Oeſterreich anbahnte.

Und welche Verbeſſerungen ſah ihre Regierung im Verwaltungsweſen.

Während ſich die kleinen deutſchen Höfe und Höfchen, — wie jener des Fürſt-Erzbiſchofs von Salzburg — durch unſinnigen Aufwand und kindiſche Ueberhebung ruinirten, beſchränkte man in Wien die Mißbräuche, die in der Hofhaltung eingeriſſen waren, und entließ den größten Theil der „vierzigtauſend“ Kammeraliſten, die unter dem Vater Maria-Thereſiens, Kaiſer Karl VI., vom Hofe gelebt und jährlich zehnthalb Millionen gekoſtet hatten.*) Dann reformirte ſie — durch ihren Gemahl — die Art, wie die Abgaben erhoben wurden; denn die Zahl der mit der Erhebung beſchäftigten Perſonen betrug damals nicht weniger als „ſechzigtauſend,“ und von dieſen entließ man ſo viele, daß dadurch jährlich abermals „zwölf Millionen“ erſpart wurden.**) Auch die anderen Zweige der Staatsverwaltung wurden unter Maria Thereſiens Regierung völlig, und im Sinn und im Geiſte eines gemäßigten Fortſchrittes umgeſtaltet. So trennte man ſchon 1749 Juſtiz-, Polizei- und Kammer-Angelegenheiten von den eigentlichen Staatsgeſchäften und Miniſterien, und übertrug ſie beſondern Behörden; — ſo verminderte man die Zahl der Feiertage und beſchränkte die politiſche Gewalt der Geiſtlichkeit; ſo hob Maria Thereſia, gleich Friedrich dem Großen, die Tortur auf — ſo verbannte ſie die Hexenproceſſe, das Zufluchtsrecht der Kirchen und die Inquiſition.*) Auch die Frohndienſte wurden gemildert, und in allen dieſen Reformen zeigte die Kaiſerin ebenſoviel Muth, Unternehmungsgeiſt und Entſchloſſenheit, als Ruhe, Scharfblick und Klugheit.

---

*) Schloſſers Weltgeſchichte: 16. Theil S. 208 u. 263.

**) Ebendaſelbſt.

Dies in Wahrheit „große Streben“ erwarb ihr denn auch die ungetheilteſte Liebe des Volkes, während ihre Privattugenden und ihre Herzensgüte die Achtung, die man ihr als Fürſtin zollte, auch auf das Weib übertrugen.

So ſtand Maria Thereſia „groß“ da, und hoch durften wohl die Herzen derer ſchlagen, die ihr perſönlich entgegentreten ſollten.

Flüchtig hatten denn dieſe Gedanken auch des Vice-Capellmeiſters Hirn durchkreuzt, als ſich jetzt die Flügelthüren geräuſchlos öffneten und der erſte Kammerherr ihrer Majeſtät die Harrenden zum Eintritt aufforderte.

---

*) Mailand.

Es war ein prachtvolles Gemach, in welches ſie traten, ein großes regelmäßiges Achteck bildend, von deſſen acht Seitenflächen viere mit ungeheuren, in breite Goldrahmen gefaßten venetianiſchen Spiegeln bedeckt waren. Zwei der andern zeigten ebenſo rieſige Fenſter, von ſchwerſeidenen Vorhängen halb verhüllt, während die übrigen zwei Seiten durch Flügelthüren nach den Vorzimmern und den inneren Gemächern der Kaiſerin führten. Ein großer maſſiv ſilberner, durchaus vergoldeter Kronleuchter, deſſen acht Arme wunderbare Schnörkel bildeten, hing an einer ſchweren Kette von gleichem Metall von der gemalten Decke herab. Die Wände bedeckte eine Tapete von weißem Seidenzeug mit eingewirkten vielfarbigen Blamenbouquets, während ſämmtliche Möbel mit demſelben Stoffe überzogen und in ihrem Holzwerk durchaus vergoldet waren. Ein glänzend parquetirter Fußboden, — einer bräunlichen Alles wiederſpiegelnden Eisfläche nicht unähnlich — und zwei ſchöne Augsburger Claviere vollendeten das Ganze, das in ſeiner einfachen Pracht imponirend wirkte, und doch auch wieder einen ganz eigenen Hauch von Gemüthlichkeit verbreitete.

Maria Thereſia ſaß, faſt in der Mitte dieſes Gemaches, auf einem hohen, von einer goldenen Krone überragten Seſſel, umgeben von den Prinzen und Prinzeſſinen und ihrem Hofſtaate, während ihr Gemahl, Franz I., an einem der Inſtrumente lehnte.

Es war ein hübſches Bild, das auf dieſe Weiſe die eben angeführte Gruppe hervorrief. Denn die Kaiſerin ſelbſt, war, obgleich damals ſchon 45 Jahre alt und ſehr ſtark, doch noch immer ſchön zu nennen. Die gebogene Naſe, der fein geſchnittene Mund, die großen blauen Augen, die kühngeſchwungenen Augenbrauen und die hohe Stirne, gaben ihrem Geſichte einen Ausdruck von Hoheit und ſtiller Würde, während der Blick und ein gewiſſer Zug um den Mund, Herzensgüte und Menſchenfreundlichkeit verriethen.

Man mußte ſich unwillkürlich von ihr hingezogen fühlen und leicht war es jetzt dem Vice-Capellmeiſter begreiflich, wie Maria Thereſia's Schönheit und Liebenswürdigkeit einſtens ganz Ungarn hinreißen und bezaubern konnte.

Um aber das Reizende der Gruppe zu vollenden, ſtand neben der Mutter ein Theil der jungen Erzherzöge und Erzherzoginnen, von welch' letzteren eine, ein engelgleiches ſiebenjähriges Kind, ſein Lockenköpfchen auf den Arm der Kaiſerin gelegt hatte. Es war Maria Antoinette, die nachmals ſo unglückliche Königin von Frankreich.

Wer hätte damals ahnen können, daß dies holde Weſen, — den ganzen Zauber der Kindlichkeit und Unſchuld in den Zügen, — einſt auf dem Blutgerüſte ſein Leben aushauchen werde? — Doch .... warum den Schleier der Zukunft heben, mit dem die Güte des Allmächtigen ſo weiſe die kommenden Zeiten den Augen der Sterblichen verhüllt hat.

Blicken wir lieber noch einmal auf das vorgeführte Bild, deſſen Hintergrund ſich faſt komiſch von den Hauptfiguren abhob, da er von den ſteifen hochadeligen Geſichtern alter Hofdamen und den, von langen und mächtigen Perücken beſchatteten Häuptern ergrauter Cavaliere, die ſich in ihren goldſtrotzenden Kleidern kaum zu bewegen vermochten, gebildet wurde.

Von allem dem ſah indeſſen unſer guter Wolfgangerl nichts, als die freundlich zu ihm hinblickende Kaiſerin und das Lockenköpfchen Maria Antoinettens, das ihm beſſer gefiel, als alles, was er bisher geſehen. Indeſſen blieb ihm auch keine Zeit Beobachtungen zu machen, denn Franz I. war bereits zu ihm hingetreten und hatte ihn der Kaiſerin zugeführt, die ihm, wie eine Mutter, beide Hände mit den Worten entgegenſtreckte:

„Das iſt alſo der kleine Clavier-Virtuoſe von dem man Uns ſo viel erzählt?“

„Ja, Majeſtät!“ — antwortete Wolfgang ſo unbefangen und heiter, als ſpreche er zu ſeiner eigenen Mutter — „klein bin ich, das iſt wahr; daß ich aber dennoch etwas auf dem Clavier leiſten kann, das möchte ich Euch, Frau Kaiſerin, gern beweiſen!“

Ein paniſcher Schrecken zuckte bei dieſen ungenirten Worten des Kindes wie ein elektriſcher Schlag durch das ganze kaiſerliche Gefolge, und nur die rieſigen Coiffüren der Hofdamen und die lockenſchweren Perrücken der Hofcavaliere verhinderten ſämmtliche hochadelige Haupthaare, ſich wegen dieſes Frevels gegen die Hof-Etiquette bergeshoch zu ſtreuben.

Der Kaiſer und die Kaiſerin aber lachten, und letztere, die ein augenſcheinliches Gefallen an dem offenen Weſen des Knaben fand, frug:

„Biſt du denn auch deiner Sache ſo gewiß? dahinten bei den Herren ſind viele, die Muſik meiſterhaft verſtehen, ſie werden dich ſcharf beurtheilen.“

Wolfgang bog ſich bei dieſen Worten der Kaiſerin zur Seite und ſchaute mit ſeinen großen klugen Augen nach dem Gefolge; dann ſchüttelte er mit verächtlicher Miene den Kopf und ſagte:

„Nn! von denen ſcheint mir Keiner was von Muſik zu verſtehen!“

„Und warum?“ — frug **Maria Thereſia**.

„Ich ſeh' es ihnen an: ſie ſind viel zu ſteif!“

Jetzt mußte die Kaiſerin aber laut auflachen, und ſo lachte denn in Gottes Namen — nolens volens — der ganze, ſich eben nicht geſchmeichelt fühlende Hofſtaat mit, wenn auch die ſauerſüßen Mienen ſo manchen hochadeligen Geſichts bewieſen, wie ſchwer ihm dies Lachen wurde.

Maria Thereſia aber ſtreichelte **Wolfgangs** Wangen, und mit jener gewinnenden ſeelenvollen Freundlichkeit, die ſie ſtets im Kreiſe ihrer Familie zu entfalten wußte, nach ihrem Gatten blickend, ſagte ſie:

„**Franzerl**, das iſt ein Goldbue, der ſollte Staatsmann werden; zu déſchiffriren verſteht er wenigſtens vortrefflich!“

Der Kaiſer nickte beifällig indem er beifügte: „Und an Muth gebricht es ihm auch nicht.“

„So wollen wir ihn hier behalten!“ — rief jetzt die kleine Maria Antoinette, ihr Lockenköpfchen erhebend und die Mutter mit leuchtenden Augen anblickend. — „Er gefällt mir auch.“

„O!“ — meinte die Mutter, — „das wäre ſo übel nicht; ihr alle würdet an ihm wenigſtens ein Beiſpiel haben, wie man Clavier ſpielen ſoll.“

„Spielt er denn ſo gut?“ —

„Vortrefflich, ſagt man.“

„Nun ſo ſoll er ſich einmal hören laſſen.“

Wolfgangs Köpfchen glühte von den eigenthümlichen Gefühlen, die die Worte der kleinen reizenden Erzherzogin in ihm hervorgerufen. Sein Ehrgeiz war erwacht und vielleicht auch die Ahnung eines anderen noch tieferen Gefühles, das ſpäter ſein empfängliches Herz noch oft berühren ſollte. Raſch wandte er ſich daher dem Inſtrumente zu, feſt entſchloſſen, ſein Beſtes zu thun, um der ſchönen kleinen kaiſerlichen Hoheit zu zeigen, daß man nicht zu viel von ihm geſagt. Aber der Kaiſer trat ihm mit den Worten entgegen:

„Halt, kleiner Mann! Wenn du die Herren und Damen da nicht ebenbürtig in der Kunſt hältſt, und nicht glaubſt, daß ſie ein Urtheil über dein Spiel zu fällen im Stande ſind, wer ſoll dann Richter ſein?“

Aber der Knabe beſann ſich nicht lange:

„Iſt Herr Wagenſeil nicht hier?“ — rief er ſo laut, daß es alle hören konnten, — „der ſoll kommen, der verſteht es!“ *)

Der Kaiſer, den die Naivetät des Knaben immer mehr entzückte, gab ein Zeichen, daß man Wagenſeil rufe. Unterdeſſen aber hatte Wolfgang ohne alle Complimente ſeine Schweſter herbeigeholt und ſie der Kaiſerin mit den Worten vorgeſtellt:

„Das iſt die Nannerl, meine Schweſter, die ſo gut ſpielt, wie ich!“

Maria Thereſia kam über dieſe drollige Vorſtellung gar nicht aus dem Lachen. Sie winkte jetzt Vater Mozart ſelbſt herbei, und unterhielt ſich längere Zeit ſehr freundlich und herablaſſend mit demſelben über die beiden Kinder und deren wunderbare Begabung.

Unterdeſſen hatten aber auch die Erzherzoginnen ſich Nannerln genaht, während Maria Antoinette ihre kindlichen Fragen an Wolfgang richtete, deſſen Wangen immer mehr zu glühen begannen.

Bald lauſchte auch die Kaiſerin dieſem Geſpräch, und da Wolfgang eben zu ihrer Freude ſo ganz ohne allen Neid das Spiel ſeiner Schweſter lobte, frug ſie:

„Haſt du denn deine Nannerl auch recht lieb?“

„Gewiß!“ — rief der Knabe, mit ſtrahlenden Blicken die Kaiſerin anſchauend, und ihre beiden dargebotenen

---

*) Wagenſeil war früher Muſiklehrer der Kaiſerin und als Componiſt damals allſeits bekannt. Jahn: 1. Thl. 38 u. ſ. w. Niſſen. Oulibicheff.

Hände abermals faſſend, — „aber dich hab' ich auch lieb, denn du gefällſt mir ſehr!“ *)

„Außerordentlich ſchmeichelhaft!“ — ſagte heiter die Herrſcherin — „und wie willſt du mir das beweiſen?“

„Daß ich dir ein Schmatzerl gebe!“ — rief der Knabe, und ehe noch die Hofdamen Zeit hatten, über dieſe ganz unerhörte Kühnheit ohnmächtig zu werden, und die Herren nicht wußten, ob ſie den Degen ziehen oder in die Erde ſinken ſollten, war Wolfgangerl der Kaiſerin auf den Schooß geſprungen, hatte ſie um den Hals genommen und recht tüchtig abgeküßt. **)

Maria Thereſia, der Kaiſer und die älteren Erzherzoginnen lachten, wie vielleicht niemals wieder in ihrem Leben, ſo daß ſie ſich die Thränen aus den Augen wiſchen mußten; da dies aber der Hof hörte, erholte er ſich raſch von dem neuen Schrecken, und lachte in Corpore ganz „hofwidrig“ mit.

Indeſſen war Wagenſeil eingetreten, und der Kaiſer lud Wolfgang nun zum Spiele ein.

Wie der Blitz war denn auch dieſer am Clavier, und ſich zu dem Muſiklehrer der Kaiſerin wendend, rief er:

„Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie da ſind. Ich ſpiele ein Concert von Ihnen. Sie müſſen mir umwenden.“ ***)

---

*) Des Kindes eigene Worte. Niſſen: S. 30. Oulibicheff: I. Thl. S. 12.

**) Geſchichtlich: Niſſen: S. 24.

***) Mozarts eigene Worte. Oulibicheff: I. Thl. S. 12. Jahn: I. Thl. S. 38.

Und nun flogen die kleinen Finger über die Taſten, daß Alle ſtaunten. Und wie der kleine Mozart weiter und weiter ſpielte, da ward es — ſtill und ſtiller, — — und bald hörte man keinen Athemzug mehr.

O welche wunderbare Bewandniß hat es doch um die Muſik! Die Töne erwecken jede ſchlummernde Empfindung, wirken erheiternd, belebend — und doch auch wieder ſchmerzlich anregend und ſchmerzſtillend, begeiſternd und doch auch wieder beſänftigend! Die aufjauchzenden öffnen dem Blick eine Zukunft voll Sonnenglanz und Licht; die dahin ſterbenden erinnern uns an Vergänglichkeit und Tod! — Ja es giebt ſchmelzende, entzückende Töne, die wie aus einer anderen Welt zu uns herüberklingen und aus dem Reiche der Lüfte die Geiſter der Harmonie wach rufen, daß ſie Herz und Seele uns entführen, und wir ſchon hienieden den Zuſammenklang der himmliſchen Sphären, die Harmonie der Engelschöre zu hören glauben.

Einen ſolchen Eindruck machte denn auch des Knaben Spiel auf die Anweſenden, namentlich als er über ein Thema Wagenſeils noch lange fortphantaſirte.

Als er geendet, war Alles entzückt, und das „herrlich! herrlich!“ aus dem Munde Wagenſeils und der Majeſtäten hallte in hundertfachem Echo und endloſer Steigerung in dem ganzen Kreiſe des Hofes wieder.

Auch Nannerls Spiel gefiel ungemein; doch ward die Schweſter durch des Bruders Jugend und geniale Art der Auffaſſung und des Vortrages weit verdunkelt. Die Kaiſerin aber, ganz ergriffen, rief ein über das anderemal:

„Lieber Vice-Capellmeiſter, was wünſche ich ihm Glück zu dieſen Kindern. Da hat ihm der liebe Gott ein großes Geſchenk gegeben, aber auch ſchwere Pflichten auferlegt; denn unverzeiblich wäre es, würden dieſe herrlichen Naturanlagen nicht auch entſprechend ausgebildet.“

„Majeſtät!“ — entgegnete Mozart, als die Kaiſerin hier ſchwieg, mit ungezwungener Beſcheidenheit, — „ich fühle dieſe große Gnade Gottes vollkommen; aber ebenſo ſehr bin ich auch über die Aufgabe meines Lebens klar, und wenn es dem Himmel nur gefallen wird, mir die nöthigen Mittel an die Hand zu geben, die Ausbildung meiner Kinder zu vollenden, ſo ſoll es dabei an mir gewiß nicht fehlen.“

„Die Mittel werden nicht ausbleiben,“ — verſetzte Maria Thereſia — „und wären Wir nicht augenblicklich wieder in dieſen unſeligen Krieg mit Preußen verwickelt, der alle finanziellen Kräfte des Landes in Anſpruch nimmt und verſchlingt, ſo würden Wir ſelbſt die ganze weitere Ausbildung der beiden Kinder übernehmen. Doch auch ſo ſoll gethan werden, was der Augenblick zu thun erlaubt. Ihr bleibt doch noch einige Zeit in Wien?“

„Schon dieſe gnädige Frage kaiſerlicher Majeſtät würde mir Befehl ſein,“ — entgegnete der Vice-Capellmeiſter geſchmeichelt, — „ſelbſt, wenn er mit unſerem Vorhaben nicht übereinſtimmte. Wien iſt die Stadt der Clavierſpieler, — ſeit Maria Thereſia, die erhabene Beſchützerin alles Edlen und Schönen, die Kaiſerkrone trägt,

— die Metropole der Künſte, wo könnten meine Kinder ihre Laufbahn beſſer beginnen als hier?"

„Das iſt recht!" — verſetzte beifällig die Kaiſerin — „und wie ſeid ihr mit Unſerem Adel zufrieden? Wir wollen hoffen, er intereſſirt ſich für die angehenden Künſtler."

„Gewiß!" — entgegnete Vater Mozart; aber es ſpielte bei dieſem „Gewiß" ein ſo eigenthümliches Lächeln um den Mund des Vice-Capellmeiſters, daß Maria Thereſia nach deſſen Urſache frug.

„Je nun, kaiſerliche Frau" — verſetzte der Angeredete — „über die freundliche Aufnahme dürfen wir nicht klagen, wenn nur der Werth der Kunſtleiſtung nicht über das „Wunderkind" überſehen würde."

„Es geht eben hier" — ſagte die Herrſcherin tröſtend — „wie in allen großen Städten. Die blaſirte Welt will „Wunder" haben, die ſie durch ihr Unerhörtes aus der Indolenz aufrütteln. Ueberall finden ſich Menſchen, die nur aus Eitelkeit und der Mode wegen Concerte geben und beſuchen und dann oberflächlich über die Muſik raiſonniren, oder beſſer geſagt déraiſonniren! Wir ſind indeſſen überzeugt, daß das Urtheil weniger Kenner bei euch, Herr Vice-Capellmeiſter, das Geſchwätz aller Nichtkenner hundertmal überwiegt."

Ein lautes Gelächter, das von der Seite her ſchallte, auf welcher ſich der Kaiſer mit Wolfgang ſeither unterhalten, unterbrach hier das Geſpräch. Maria Thereſia ſah ſich erſtaunt um, und es blitzte etwas wie Zorn in ihrem Auge auf. Aber ſie ſelbſt mußte lächeln, als der Kaiſer nun herantrat und ihr berichtete, daß er den Knaben eben gefragt: Wen er für den größten Muſiker der Vorzeit halte? und dieſer ihm geantwortet habe: „Den Trompeter, der die Mauern Jericho's umblies!“

„Ich fange ihn indeſſen doch noch!“ — ſagte Franz I. jetzt, und ſich zu dem kleinen Mozart wendend, fuhr er fort:

„Höre einmal, Wolfgang, es iſt keine große Kunſt mit allen Fingern zu ſpielen; aber nur mit einem Finger oder auf einem verdeckten Claviere zu ſpielen, das würde Bewunderung verdienen!“

Wolfgang ſchwieg; aber ſtatt aller Antwort trat er neuerdings an das Inſtrument und führte mehrere ſehr ſchwierige Paſſagen mit einem Finger aus; dann ließ er ſich auch die Claviatur bedecken und ſpielte dennoch ſo gut, daß ſeine Zuhörer hätten glauben können, er habe ſich durch lange Uebungen auf dieſe Art von Prüfung vorbereitet. Und doch war es das erſte Mal, daß er es verſucht hatte.*)

Der Kaiſer aber ſtand hinter ihm und rief ein über das anderemal: „Hexenmeiſter!“ — „Verteufelter kleiner Hexenmeiſter!“

So war längere Zeit vergangen, als Maria Thereſia, nach zahlloſen Beweiſen ihrer Huld, das Zeichen zur Entlaſſung gab. — „Wir ſehen uns wieder!“ — ſagte ſie dabei — „denn ich danke den Kindern einige glückliche Stunden und möchte ihnen auf dieſe Weiſe noch mehr verpflichtet ſein!“

---

*) Thatſache: Niſſen. Oulibicheff.

Noch einmal hob ſie hierauf den Knaben empor, küßte ihn herzhaft, reichte Nannerl die Hand und entfernte ſich dann, von ihrem Gemahl geleitet mit dem Hofe.

Wolfgang und Nannerl aber hielten jedes einen ſchönen Diamantring in der Hand und der Vater ſtrahlte in Seligkeit.

Der kaiſerliche Zahlmeiſter.

So war alſo der Empfang bei Hofe ein höchſt ehrenvoller und freundlicher geweſen; aber der nach allen Seiten hin praktiſche Vice-Capellmeiſter ſah doch ſehnlichſt auch noch der durch die Kaiſerin angedeuteten klingenden Anerkennung der Talente ſeiner Kinder entgegen; nicht aus Habſucht oder Geiz, wohl aber, weil er, wie wir wiſſen, nur dadurch in den Stand geſetzt werden konnte, den herrlichen Naturanlagen ſeiner Kinder die nöthige Ausbildung zu geben.

Er war — wie ſchon geſagt — ein ſehr lebenskluger Mann. Niemand hatte einen würdigeren Begriff von der Kunſt und dem hohen Berufe eines Künſtlers, wie er; nichts deſto weniger ſetzte er einen größeren Werth auf eine klingende Kundgebung des Enthuſiasmus von Seiten des Publikums, als jede andere Art von Anerkennung, womit dasſelbe ihn an den Tag zu legen pflegt. Ebenſo beſchäftigte ihn das Poſitive und Gegenwärtige mehr, als das Ungewiſſe der Zukunft und namentlich der Gedanke: wie die Nachwelt urtheilen würde. Dies alles gab dem alten Mozart allerdings etwas ſpießbürgerliches: während der kleine Wolfgang ſchon jetzt Genialität verrieth.

In der That entwickelte ſich denn auch ſpäter die Individualität des Sohnes im ſchneidendſten Gegenſatze zu der des Vaters, indem beiden nichts mit einander gemein blieb, als jene Offenheit und Rechtſchaffenheit, die ſie — den Einen wie den Andern — ſo ehrenvoll durch ihr ganzes Leben auszeichnete. Allein dieſe Contraſte, ſowohl nach Gemüthsart als Temperament, zwiſchen zwei Weſen, deren Fähigkeiten ſo verſchieden ausfielen, während doch ihre gegenſeitige Verbindung unumgänglich nothwendig war, zeigten eigentlich doch nichts Anderes, als die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen den Mitteln und dem Zwecke.

Blicken wir jetzt — in unſern Tagen — auf beide zurück, ſo ſtellt die Summe der Fähigkeiten des Einen den reinen Genius dar, . . . die Menſch gewordene muſikaliſche Kunſt, das Fleiſch gewordene Vermögen überſinnlicher Begriffe. Dagegen bildete die Summe der Fähigkeiten des Anderen — des Vaters — gerade alles das, was durchaus nothwendig war, um dieſen Genius auf den äußerſten Punkt der Möglichkeit des Vollbringens zu erheben, . . . um dieſe überſinnlichen Begriffe praktiſch in eine Menge Meiſterwerke zu verwandeln. Einen geeigneteren Vater hätte die Vorſehung dieſem Sohne gar nicht geben können.*)

Was aber die Hauptſache iſt, Vater Mozart erkannte und durchſchaute dieſe gegenſeitige Stellung ſchon gleich vom dritten Jahre ſeines Kindes an. Da er aber damit auch zu der Ueberzeugung kam, daß die Vorſehung ihn zum Werkzeuge einer außerordentlichen Erſcheinung erkoren habe, ſo weihte er ſein ganzes „**Ich**" der Pflege dieſer „**Wunderblume**", welche Gottes Gnade ihm hatte erblühen laſſen. Indem nun aber zu einer entſprechenden Ausbildung der Kinder — und namentlich des Sohnes — die eigenen Mittel nicht reichten, mußte der Vater natürlich auf weitere Hilfsquellen bedacht ſein.

Man kann ſich daher denken, welch' freundliches Geſicht Herr Leopold machte, als einige Tage ſpäter der ihm ſchon bekannte Hofwagen wieder vor ſeiner Wohnung hielt, und der kaiſerliche Zahlmeiſter ausſtieg. Nach wenigen Minuten traten ſeine Excellenz, Baron Stauffen, ein.

Baron Stauffen war ein treues Abbild des damaligen alten öſterreichiſchen hohen Adels, der eigentlich in der ganzen Schöpfung nichts anerkannte, als: ſich ſelbſt, den Kaiſer, die alleinſeligmachende Kirche und . . . . . im höchſten Falle noch . . . unſeren Herrgott. Seinen Stammbaum zählte Stauffen bis zu 32 Ahnen hinab, ſtimmte auch mit allen dieſen 32 Hochedlen in der Ueberzeugung überein, daß der Adel der Zweck der Schöpfung ſei, das Volk aber, mit allem übrigen Daſeienden, nur als Mittel, jenen zu heben und ihm zu dienen betrachtet werden könne.

---

*) Oulibicheff: „Mozarts Leben." I. Thl. S. 5.

Dabei war Baron Stauffen ein vollkommener Hofmann, und, als ſolcher, eine Erſcheinung, an der — was Toilette, Etiquette und feinen Ton betraf — nichts auszuſetzen war. Nur ſchade, daß ihn die Natur ſchlecht bedacht und ein durchſtürmtes Leben ſeinen hinfälligen Körper noch hinfälliger gemacht hatte.

Jetzt glich er — obgleich erſt ein Vierziger — durch die Dürre ſeiner Geſtalt, die gelbe und lederartige Haut ſeines Geſichtes und die hohlliegenden Augen, eher einer Mumie, als einem lebenden Menſchen; zumal der trübe erloſchene Blick, die vertrockneten bleichen Lippen und die vorn an der Stirn und zu beiden Seiten mit reichen Locken, hinten aber mit einem breiten Haarbeutel verſehene Perrücke, — benebſt dem Ausdruck unbegränzten Stolzes — ihm ganz das Anſehen eines einbalſamirten und mumiſirten Pharaonen gab. Ein breitſchößiger Rock von weißem Sammet mit immenſen Goldſtickereien, kurze Hoſen von gleicher Farbe und gleichem Stoff, eine weißſeidene Weſte, auf welche Flora den ganzen Reichthum ihres Füllhornes ausgegoſſen zu haben ſchien, weißſeidene Strümpfe, Halskrauſe, Chapeau und Manſchetten von Alenconner Spitzen und Schuhe mit großen Diamantſchnallen vollendeten ſeinen Anzug. Charakteriſtiſch war dabei ſein trippelnder Gang, während er faſt unaufhörlich — den betreßten Hut unter dem Arme und einen venetianiſchen Zierdegen an der

Seite — das goldne Biſamfläſchchen an die Naſe führte, auf daß deſſen Inhalt den Geruch der plebeiſchen Welt bei ſeinen hochadeligen Geruchsnerven übertäube.

Man kann ſich denken, wie peinlich dem hohen Herrn der Auftrag war, mit dieſem bürgerlichen Muſikantenvolke zu verhandeln. Aber Majeſtät hatten befohlen und an den Befehlen Maria Thereſiens war kein Härchen breit zu mäkeln. Schon einmal hatte der kaiſerliche Zahlmeiſter in den ſauren Apfel beißen müſſen, dieſe „Muſikmacher“ in eigener hoher Perſon in kaiſerlicher Equipage zu Hofe abzuholen, und jetzt war er gar verpflichtet auszuſteigen, ſich in deren Wohnung zu begeben und mehreres im Namen der Monarchin mit ihnen zu verhandeln.

Es galt daher, als der Wagen hielt, für den Herrn Baron einen großartigen Entſchluß, ſeinen ſauren Gang anzutreten, doch ward derſelbe einigermaßen dadurch verſüßt, daß dieſe Menſchen eine freundliche Aufnahme im Hotel der Gräfin Sinzendorff gefunden hatten. So war es doch der Nebenflügel eines gräflichen Hauſes, an dem der Wagen ſeiner Hochgeboren hielt und Baron Stauffen war wenigſtens nicht genöthigt in eine bürgerliche Spelunke zu treten.

„Odieuſe! Odieuſe!“ — murmelte er jetzt, als er die Treppe hinaufſtieg. — „Wie kann Majeſtät einen alten Edelmann von 32 Ahnen ſo herabwürdigen, zu dieſem Bürgervolke zu gehen. Aber … aber …! das iſt wieder eine von den unſeligen Neuerungen und Verletzungen des Hergebrachten, die ſeit dem Auftreten des Grafen Kaunitz alles Alte über den Haufen zu werfen drohen, und die, zum Verderben Oeſterreichs, auch ſchon in dem Kopfe des Erzherzogs Joſeph — des zukünftigen Kaiſers — ſpuken. Ich will nur ſehen —“ fuhr er dann, einen Augenblick im Treppenſteigen anhaltend, fort, indem ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entwand — „ich will nur ſehen, wohin das noch führen ſoll. O! ich fürchte, ich fürchte!“ … Aber er unterbrach ſich hier ſelbſt, denn die zwei reichgalonirten Hofdiener, die hinten auf der Equipage geſtanden, kamen ihm jetzt ehrerbietig nach, indem jeder von ihnen einen ziemlich großen in weißes Tuch eingeſchlagenen Pack trug, den ſie ſoeben aus dem Wagen genommen.

An dem oberen Theile der Treppe empfing der Vice-Capellmeiſter ſeinen hohen Beſuch, deſſen ariſtokratiſche Hoheit und ſpaniſche Grandeza er und die Kinder ſchon von der erſten Fahrt nach Hofe kannten. Wolfgangerl hatte ſchon oft, zur Heiterkeit der Seinen, über ihn gewitzelt und geſpottet, heute aber mußte er, als Abgeſandter der Majeſtät, mit möglichſtem Ernſt empfangen werden.

„Welche Gnade“ — ſagte daher Vater Mozart, ſich tief verbeugend, — „welche Gnade, daß ſich der Herr Baron ſelbſt zu uns herauf bemühen.“

„Baron?“ — wiederholte der Angeredete, indem er ſein perrückenſchweres Haupt vornehm und ſtolz im Nacken wog — „Baron und Obriſt-Zahlmeiſter ihrer kaiſerlichen Majeſtät, wenn's beliebt.“

Vater Mozart lächelte — „Vergebung!“ — ſagte er dann in ironiſchem Tone — „Herr Baron von Staufſen, ich lege mich ſeiner Excellenz, dem Obriſt-Zahlmeiſter ihrer kaiſerlichen Majeſtät zu Füßen. Treten indeſſen Hochdieſelben hier ein.“

Der Baron that es, und — das goldene Biſamfläſchchen an die Naſe haltend — grüßte er Mutter und Kinder mit einer kaum merkbaren Kopfbewegung. Die beiden Diener aber ſtellten ſich in ehrfurchtsvoller Haltung einige Schritte hinter ihm auf. Kaum vermochten bei dieſem Bilde des lächerlichſten, dünkelhafteſten Stolzes und der vollendetſten Pedanterie Wolfgang und Nannerl das Lachen zu verbeißen. Aber ein Blick des Vaters verhalf ihnen zu dem nöthigen Ernſte. „Was kann ein verſtändiger Menſch“ — ſagte er ſpäter zu ſeinen Kindern — „abgeſchmacktem Stolze gegenüber, beſſeres thun, als mitleidig lächeln. Kaiſer Antonin ließ den Philoſophen Appollonius zur Erziehung Marc Aurels von Athen nach Rom rufen; der ſtolze Philoſoph kam, ließ ſeine Ankunft melden, und ſagen: „daß es Pflicht des Schülers ſei, zum Lehrer zu kommen.“ Der Kaiſer lächelte über den Pedanten, ſandte zwar Marc Aurel, ließ dem eingebildeten Philoſophen aber doch zurückſagen: „Wenn er von Griechenland nach Rom gekommen ſei, ſo hätte er wohl auch noch nach dem kaiſerlichen Palaſte kommen können.“ — — Das war indeſſen immer noch ein Philoſoph, der ſich auf ſein Wiſſen etwas einbildete; Baron Stauffen würde ſich geſchämt haben, etwas zu wiſſen. Denn „lernen“ und „wiſſen“ war — wenigſtens ſeiner Ueberzeugung nach — nur für die gemeinen Leute.“

Dieſe Bemerkung machte — wie eben geſagt — Vater Mozart indeſſen erſt als der Baron ſchon weggegangen war; jetzt gebot ihm die Klugheit, es nicht mit einem ſo gewichtigen Hofbeamten zu verderben. War doch der größte Theil der Umgebung der Kaiſerin um kein Haar beſſer, und machten es die kleinen Herren zu Salzburg nicht oft noch ſchlimmer?

Der Vice-Capellmeiſter wappnete ſich alſo im Stillen mit Geduld, und der Arroganz des Höflings den würdigen Ernſt eines verdienſtvollen Mannes entgegenſetzend, frug er, — nachdem er dem Herrn Abgeſandten einen Stuhl angeboten, den dieſer aber naſerümpfend zurückgewieſen — beſcheiden, aber ohne ſich wegzuwerfen, nach den Befehlen Ihrer Majeſtät.

„Iſt Er" — verſetzte hierauf in geſtrengem Tone und mit von oben herabblinzelnden Augen der Baron — „iſt Er der hochfürſtlich Salzburgiſche Vice-Capellmeiſter Mozart?"

„Der bin ich!" — entgegnete der Angeredete — „und glaube von Eurer Excellenz ſammt meinen Kindern gekannt zu ſein, da ich erſt vor wenigen Tagen die Ehre hatte, von dem Herrn Obriſt-Zahlmeiſter Ihrer Majeſtät zu Hofe abgeholt worden zu ſein.

„Ach ja, ja, ja!" — verſetzte Baron Stauffen, indem er that, als entſinne er ſich jetzt dieſer unbedeutenden Sache — „Er hat ja die Ehre gehabt, Muſik vor unſerer erhabenen Herrſcherin machen zu dürfen."

„Gewiß" — rief hier der kleine Wolfgang vortretend, denn er konnte ſich nicht mehr halten — „ich ſah ja, als mich die gute Kaiſerin in den Armen hielt, den Herrn Zahlmeiſter unter den alten Herren und Damen über die ſie ſo lachte, als ich ſagte, ſie verſtünden nichts von Muſik!“

Vater und Mutter erblaßten bei dieſen Worten des Knaben, der Baron aber biß ſich auf die dürren Lippen, roch dreimal an dem goldenen Biſambüchschen und ſagte:

„Muſik? . . . . wir treiben keine Allotria!“

„Gefällt aber beiden Majeſtäten recht gut!“ — fuhr der Knabe ganz unbefangen fort — „und der Herr Zahlmeiſter haben ja auch in die Hände geklatſcht und „herrlich!“ gerufen, als Nannerl ſpielte und die gute Frau Kaiſerin zuerſt klatſchte und „herrlich“ rief.“

„Allerdings!“ — verſetzte der Zahlmeiſter verlegen — „wie es die Etiquette erfordert. Aber da verſteht Er, junger Menſch, nichts davon. Unſer Auftrag geht indeſſen zuvörderſt auch nur an Ihn, Herr Vice-Capellmeiſter.“

„So ſprechen, Ew. Excellenz“ — fiel Vater Mozart ein, und warf einen ſtrengen, Schweigen gebietenden Blick, auf den Sohn.

Der Baron griff hierauf in die Taſche ſeiner bis nahe an die Kniee reichenden Weſte, holte eine Geldrolle hervor, legte ſie auf den Tiſch und ſagte mit einem Tone tiefer Verachtung:

„Hier die Bezahlung für die Muſik. Sie iſt wahrhaft kaiſerlich in dieſen ſchlimmen Kriegszeiten, denn es ſind 100 Ducaten.“

„Die große Maria Thereſia kann und wird nie anders als kaiſerlich handeln!" — entgegnete der Vice-Capellmeiſter, — „das weiß bereits die ganze Welt. Haben Ew. Gnaden die Gewogenheit Ihrer Majeſtät unſeren innigſten Dank für dieſen freundlichen Beweis ihrer Theilnahme und Anerkennung auszuſprechen."

Baron von Stauffen machte mit dem Kopfe eine bejahende Bewegung: „dann" — fuhr er fort — „haben Majeſtät befohlen, daß Er und die Kinder heute wieder erſcheinen ſoll. Sechs Uhr iſt Galatafel. Nun werden zwar, — wie es ſich geziemt und wie es die Hofetiquette erfordert, — niemals Bürgerliche bei ſolchen Gelegenheiten unter den Zuſchauern eingelaſſen; dennoch haben unſer allergnädigſter Kaiſer in ſeiner Herzensgüte geruht, Ihm und den Kindern den Zutritt für heute zu geſtatten, wozu ſeine Majeſtät dieſe Karten ſchickt. Nach der Tafel hat Er höchſten Befehles gewärtig zu ſein. Wir ſind beordert, Ihn und die Kinder abzuholen."

Vater Mozart blickte hier freudeſtrahlend Frau und Kinder an, die ebenfalls, trotz der brutalen Art des Ueberbringers, von ſo viel Güte des Herrſcherpaares freudig überraſcht waren. Er wollte daher neuerdings ſeinen Dank ausſprechen, aber der geſtrenge Herr Obriſt-Zahlmeiſter winkten gebieteriſch zu ſchweigen und ſetze ſich zu weiterem Sprechen in Poſition. Was er nun zu ſagen hatte, mußte ihm aber ſehr ſchwer werden; denn nicht nur daß die gelbe Lederhaut ſeiner Stirne, wie Wolfgang der Nannerl in die Ohren raunte, wie ein altes mit tauſend Linien bedecktes Notenblatt ausſah, er preßte auch die ſchmalen Streifen ſeiner welken Lippen mit Gewalt aufeinander, während die dürre mit weißen Handſchuhen bedeckte Hand das goldene Biſambüchschen gar nicht von der Naſe brachte.

Endlich ſchien der innere Kampf überwunden, und mit einer raſchen gebieteriſchen Bewegung die hinter ihm ſtehenden Diener herbei winkend ſagte er:

„Zuletzt noch laſſen Majeſtäten, der Kaiſer und die Kaiſerin, den Kindern beſcheiden: daß ſie denſelben als Zeichen höchſt ihrer beſonderen Affection, ein Geſchenk überſenden, um an heutigem Galatage hofmäßig erſcheinen zu können."

„Majeſtät Franz I. haben den Buben gewürdigt, ein, ſoeben für ſeine kaiſerliche Hoheit den Erzherzog Maximilian fertig gewordenes Kleid, zu ſchicken, und Majeſtät Kaiſerin, fügen ein ſolches für Seine Tochter von ihrer kaiſerlichen Hoheit der Erzherzogin Eliſabetha bei!" *)

Bei dieſen Worten legten beide Diener, auf einen Wink des Barons, ihre Päcke vor den Augen der erſtaunten Familie auf den Tiſch; dann flogen ſie auf einen zweiten Wink des Zahlmeiſters, zur Thüre, dieſelbe weit aufzureißen, und ehe Vater Mozart und die Kinder nur im Stande waren, ihren Dank auszuſprechen, hatte der hochadelige

---

*) Geſchichtlich. Niſſen: S. 25. Oulibicheff: I. Thl. S. 11. Jahn: I. Thl. S. 39.

Herr, mit einem Ausdruck unausſprechlicher Verachtung, das Zimmer verlaſſen. Noch auf der Treppe aber murmelte er von „Bürgerpack,“ „Muſikantenvolk“ und „Entwürdigung des hohen Adels durch ungeziemende Aufträge.“

Die Familie Mozart aber hörte von allem dem nichts, ſie war überglücklich und Mutter und Sohn und Tochter eilten, die fürſtlichen Kleider zu entfalten.

Cavalier und Freier.

Die Anzüge waren in der That prächtig, und das Kleid von ſchwerem weiß-brochirtem Taffet, mit den reichen geſchmackvollen Verzierungen und Garnirungen ſtand Nannerln allerliebſt.

Vater und Mutter bewunderten ſie noch, als die Thüre aufging und Herr Baron von Stauffen en miniature hereintrat. Alle brachen in ein lautes nicht endenwollendes Gelächter aus.

Wolfgangerl hatte nämlich in ſeiner Freude einen der Sinzendorff'ſchen Kammerdiener, der dem Knaben ſehr zugethan war und oft mit ihm ſcherzte oder Ball ſpielte, herbeigerufen, damit er das kaiſerliche Geſchenk bewundere und ihm helfe, es anzulegen. Das war denn nun auch im Nebenzimmer geſchehen und Wolfgang trat nun, alle Bewegungen des kaiſerlichen Zahlmeiſters auf das treuſte und komiſchſte copirend, in das Zimmer.

Man konnte aber auch wirklich nichts drolligeres ſehen! Der ſechsjährige ziemlich ſchmächtige Knabe ſtack in einem, ihm übrigens vollkommen paſſenden „Gala-Rock“ vom feinſten lillafarbenen Tuche nach neueſtem franzöſiſchem Schnitt. Das heißt: in einem Rock mit breiten, weit und ſteif nach hinten abſtehenden Schößen und einer, bis auf die Kniee herabfallenden Weſte von lillafarbigem Moir. Rock und Weſte waren dabei mit doppelten breiten Goldborden reich beſetzt, während die ebenfalls gallonirten Aufſchläge der Aermel allein ſo groß waren, als Wolfgangs ganzer Kopf.

Die ziemlich dürren Beine umſchloſſen kurze, nur bis zu den Knieen reichende Hoſen, die mit dem Rock von der gleichen Farbe und dem gleichen Stoffe waren, auf der Seite beſetzt mit großen goldenen Knöpfen und gehalten von goldenen Knieſchnallen über den weiß-ſeidenen Strümpfen. Auch die Spitzen-Manſchetten und der Chapeau waren nicht vergeſſen, nebſt Gala-Degen und Treſſenhut; der Kammerdiener aber hatte das Haupt des kleinen Cavaliers kunſtgerecht gepudert und die hübſchen Haare in einem hoffähigen Beutel zuſammengefaßt.

So trippelte und tänzelte nun der kleine ſechsjährige Cavalier, den Kopf mit ſtolzer Miene weit nach hinten geneigt, mit vornehm zwickernden Augen, die rechte Hand in die Bruſt geſteckt, die Linke mit einem Riechfläſchchen zur Naſe führend durch das Zimmer, indem er — während die Anderen Thränen lachten — mit näſelnder Stimme ausrief:

„Iſt Er der hochfürſtlich Salzburgiſche Vice-Capellmeiſter Mozart?“ — „Ach ja, ja, ja ja! Er hat ja die Ehre gehabt, Muſik vor unſerer erhabenen Herrſcherin machen zu dürfen!“ — und ſo ging es fort, und der kleine Witzbold ſtellte die ganze Scene von vorhin trotz dem beſten Schauſpieler noch einmal dar.

Es war eine köſtliche, heitere Stunde, die man ſo verbrachte, bis auch die Uebrigen im Ernſte an ihre Toilette denken mußten, da der Wagen kurz vor ſechs Uhr kommen ſollte.

Baron von Stauffen ließ denn auch in der That nicht auf ſich warten, und wenn er auch auf der ganzen Fahrt mit dem „bürgerlichen Volke“ kein Wort ſprach, ſo miſchten ſich in ſein Benehmen jetzt doch einige „Egards,“ da die Kinder die Erzherzöglichen Anzüge trugen. Waren dieſe Kleider doch für kaiſerliche Hoheiten beſtimmt geweſen und forderten deshalb allein ſchon Devotion!

Aber welche Pracht entfaltete ſich nun vor den Augen der Staunenden!

Mitten in dem ſogenannten großen goldenen Saale ſtand die Kaiſerliche Tafel, das heißt: es ſtanden eigentlich ſieben Tafeln daſelbſt, drei zur Linken, drei zur Rechten des Saales und die ſiebende — die eigentliche „Kron- oder Kaiſer-Tafel“ — zu Häupten der übrigen, etwas erhöht und von dem monſtröſen Baldachin überragt, den im Innern das öſterreichiſche Wappen, oben die Kaiſerkrone ſchmückte.

Die ſechs unteren Tafeln blitzten und ſpiegelten die

Strahlen zahlloſer Wachskerzen in der Maſſe ihres ſchweren Silberzeuges zurück; während die „Kaiſer-Tafel“ nur Goldgeſchirre trug. Prachtvolle Aufſätze, aus den ebengenannten edlen Metallen kunſtvoll getrieben, — zum Theil noch von Italiens größtem Meiſter, Benvenuto Cellini — ſchmückten ſämmtliche Tiſche, während ein wundervoller, den kaiſerlichen Treibhäuſern entnommener, Blumenflor die Pracht der Natur jener der Kunſt zugeſellte.

Die Majeſtäten und der Hof befanden ſich jetzt noch in den Empfangsſälen, wo eben große Cour ſtattfand; aber hier, im Speiſeſaale wimmelte es ſchon von Menſchen in den prachtvollſten Coſtümen, blitzend in Orden und Schmuck, funkelnd in Brillianten und Edelſteinen aller Art. War doch Wiens ganzer Adel hier verſammelt, der Ehre theilhaftig zu werden, ſeine große Kaiſerin und den Hof ſpeiſen zu ſehen. Aber ſo viele Menſchen ſich auch hier befanden, hörte man doch kein lautes Wort. Alles flüſterte nur, oder harrte ſtumm der Dinge, die da kommen ſollten.

Einzig das Eintreten neuer Herrſchaften reizte auf Momente die Neugierde der Umſtehenden, die dann ihre Blicke nach den Thüren ſandten, und durch ſtaunende oder ſpöttelnde, freundliche oder eiskalte Mienen ihre Kritik der Toiletten, ihre Sympathien oder Antipathien, kund gaben. Aber auch dies vermochte Niemanden länger als Minuten zu feſſeln, dann gewann immer die Spannung, mit welcher man auf den Eingang in die kaiſerlichen Gemächer blickte, wieder das Uebergewicht. So kam es denn, daß auch der Vice-Capellmeiſter mit den Kindern, von dem Zahlmeiſter geführt, nur wenig beachtet wurde, obgleich ihnen Baron Stauffen — auf ausdrücklichen Befehl der Majeſtäten — einen Platz gerade gegenüber der „Kaiſer-Tafel“ anweiſen mußte. Nur auf einen Moment lief ein Gemurmel durch die Menge, das theils den „Wunderkindern,“ theils der Auszeichnung galt, der ſie — die Bürgerlichen — hier gewürdigt wurden.

Endlich, endlich! . . . flog die große Flügelthüre auf, — die Pauken wirbelten, die Trompeten ſchmetterten und die Majeſtäten: Maria Thereſia und Franz I., gefolgt von den kaiſerlichen Kindern, dem großen Cortege und dem ganzen Hofe, traten ein.

Die Kaiſerin ſtrahlte, umgeben von den Erzherzoginnen in ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Diamanten wie eine Sonne, um die ſich ein Kranz funkelnder Nebenſonnen gelagert hat.

Aber dies alles überſtrahlte noch etwas Anderes, die Liebenswürdigkeit der Fürſtin, die ſich — zum Entzücken der Anweſenden — jetzt bei dem großen Umgange in Blicken und Worten geltend machte.

Die Maſſe der Zuſchauenden war nämlich, dem alten Gebrauche nach, rings um den Saal auf zehn Schritte weit von der Tafel entfernt, und dieſe Entfernung hielten kaiſerliche Hatſchiere, Hellebarden in den Händen, aufrecht. Zwiſchen den Tafeln alſo und den Wachen zog ſich jetzt, im Glanze der Lichter und der eigenen funkelnden Pracht, der, von den Majeſtäten geführte Zug langſam dahin.

Und ach! — wie ſie lechzten, alle dieſe Hunderte, nach der Auszeichnung eines Blickes, eines freundlichen Neigen des Kopfes, oder gar eines Wortes von Seiten der Herrſcherin! — — Wie ſie aber auch bleich und ſtarr in ſich zuſammenſanken, wenn dieſen großen blauen Augen ein ernſter, vielleicht gar zorniger Blick entſchoß! Und wehe dem, den ein ſolcher getroffen; ſowie derſelbe bemerkt, bildete ſich eine Eisregion um den Armen, dem er gegolten. Was um ihn ſtand, erkaltete und zog ſich leiſe, wie von einem Verpeſteten zurück. Iſt es doch in dieſen Regionen ſtets Grundſatz geweſen: eher einen an der Peſt Geſtorbenen umarmen, als mit einem in Ungnade Gefallenen umgehen.

Faſt eine halbe Stunde dauerte das Ceremoniel des Umganges, der auch den Mozartiſchen zu guter Letzt ein freundliches Kopfnicken eintrug, wobei ein ſchalkhaftes Lächeln den ſchönen Mund Maria Thereſiens umſpielte, — ein Lächeln, das wohl dem kleinen Cavaliere, — dem hochadeligen Baron en miniature galt.

Jetzt endlich nahmen die Majeſtäten und kaiſerlichen Kinder unter dem Aufjauchzen neuer Fanfaren an der „Kron-Tafel“ Platz, worauf die Miniſter, Groß-Würdenträger, Staats- und Hof-Chargen, nach der bis in das Peinlichſte gegliederten Rangordnung die Marſchalltafeln beſetzten.

Wolfgang und Nannerl waren bis jetzt ganz Auge geweſen, wie dies bei Kindern ihres Alters und Neulingen bei ſolchen Feſten ganz natürlich. Der Ausdruck geſpannteſter Neugierde ſtand in ihren Zügen. Jetzt aber verklärten ſich dieſe Züge plötzlich bei dem Knaben, die Augen öffneten ſich noch weiter und ſeine überaus fein und merkwürdig ausgebildeten Ohren*) ſchienen mit Begierde die Töne aufzuſauchen, die nun von der kaiſerlichen Hof-Capelle herüberrauſchten. Von dieſem Momente an war für Wolfgang die äußere Welt nicht mehr, er hörte nur noch und lebte nur noch im Reiche der Töne!

Wunderbar zog es ihn empor: Das Auge hatte für ihn ſeine Kraft verloren, aber die Töne waren ihm Zeichnung und Farbe, Licht und Schatten, Worte und Gedanken. Er ſah ein ſchönes, ſtolzes und majeſtätiſches Frauenbild, mit einer blitzenden Krone auf dem Haupte, von Wolken emporgetragen und von wunderbarem Lichtglanz umfloſſen; — er ſah Völkerſchaften zu ihren Füßen und hörte ihr Jauchzen, vernahm die Jubelhymnen mit welchen ſie die Hohe begrüßten, die frommen Gebete, die ſie für die geliebte Herrſcherin zu Gott emporſandten. Und immer lichter ward es um das erhabene Bild, und er fühlte in ſeinem kleinen Herzen, daß dies tönende Licht die Liebe ſei! .... die Liebe, die da ausging von der Hohen und ausging von den Völkern und ſich ſammelte in einem Meere von Strahlen und Tönen. Da plötzlich verſchwomm das prächtige Bild; aber an ſeiner Stelle zeigte ſich ein zartes, goldlockiges Engelsköpfchen, das ihn unendlich freundlich anlächelte. Und es erfaßte ihn ein ſüßes Weh; — es war ihm, als hätte er viel verloren und als ſollte er doch Alles gewinnen; — es zog ihn, wie mit tauſend Armen empor und hielt ihn doch wieder wie mit millionen Polypen-Armen feſt.

---

*) Niſſen: S. 586.

Wolfgang griff unwillkürlich nach der Stelle des Herzens, denn es hatte hier ein ſchneidender Schmerz die kleine Bruſt durchzogen. Aber auch dies war nur ein Moment. Das Engelsköpfchen verſchwand. Wieder rauſchte es wie Siegesſymphonien auf, — mächtig und immer mächtiger — jubelnd und immer jubelnder, bis das Ganze verklang in prachtvoll ſtolzen Accorden!

Die kaiſerliche Hof-Capelle ſchwieg, . . . und Wolfgang erwachte wie aus einem Traume.

Er fühlte nach ſeiner Stirne, als wolle er ſich ſelbſt finden; denn die Umgebung und ſeine eigene Kleidung verwirrten ihn für den Augenblick noch mehr. Erſt nach und nach fand ſich der Knabe zurecht und erinnerte ſich, wo er ſei, und daß er eben eine ſo herrliche Muſik gehört, wie noch nie in ſeinem Leben!

Da vernahm er ganz nahe und von einer bekannten, klangreichen Stimme ſeinen Namen. Erſtaunt blickte er empor: es war die Kaiſerin, die ihn rief und herbeiwinkte. Alles ſtaunte; — Wolfgang aber, der ſich jetzt ganz wiedergefunden, machte nicht die geringſten Umſtände. In ſeiner Erzherzoglichen Kleidung wie ein kleiner Prinz ausſehend, ſtieg er, wie ein ſolcher, mit überraſchendem Selbſtgefühl die Stufen hinan, und blieb dann, ſich vor der Kaiſerin und dem Kaiſer verbeugend, einige Schritte von beiden ſtehen.

Aber die Kaiſerin rief lächelnd: — „Wie dem Schelm die Kleidung gut ſteht, und was er für cavaliermäßige Bücklinge macht!“

„Majeſtät!“ — entgegnete Wolfgang unerſchrocken und mit komiſcher Miene — „die habe ich dem Herrn Baron von Stauffen abgelernt.“

Jetzt aber mußte Maria Thereſia ihre Damaſt-Serviette vor den Mund halten, um nicht hofwidrig zu lachen; denn ſie ſah in der That, den Baron wie er leibte und lebte im Kleinen vor ſich ſtehen.

„Gib acht! daß er das nicht hört!“ — fuhr ſie darauf, im Scherze drohend, fort — „er läßt Euch ſonſt einmal im Hofwagen umwerfen.“

„Doch nicht, Majeſtät!“ — meinte der Kleine.

„Und warum nicht?“ — frug die Kaiſerin.

„Weil ihm beim Sturze des Wagens ſein Biſambüchschen zerdrückt werden könnte!“ — ſagte Wolfgang.

„Alle Wetter!“ — rief hier die Kaiſerin heiter — „der hat ein böſes Maul!“ — und ihn näher winkend, ſetzte ſie hinzu: — „Wir müſſen es ihm nur ſtopfen!“

Und indem ſie dies ſagte, zog ſie Wolfgang dicht zu ſich heran und gab ihm einige leckere Biſſen von ihrem Teller.

Wolfgang ließ ſie ſich trefflich ſchmecken; ſeine Blicke aber ſuchten etwas, was ſie nicht fanden: den bewußten kleinen Lockenkopf Maria Antoinettens. Da ſie noch zu jung war, konnte ſie an der Gala-Tafel noch keinen Theil nehmen. Als daher die Kaiſerin ihm ſagte, daß ſie ihn nach der Tafel in ihren Zimmern zum Spiele erwarte, frug er ganz unbefangen: ob die kleine kaiſerliche Hoheit mit dem blonden Locken-Köpfchen alsdann auch dabei ſei?

Maria Thereſia verſprach es lächelnd und der kleine Cavalier begab ſich auf ſeinen Platz zurück.

Kurz darauf erhoben ſich die Majeſtäten unter dem Schmettern der Trompeten. Die Tafel war aufgehoben, noch einmal grüßte das Herrſcherpaar, dann entfernte es ſich, wie es gekommen, von der Familie und dem großen Cortege gefolgt. Vater Mozart und die Kinder aber, begaben ſich in die Vorzimmer der Kaiſerin.

Sie hatten indeſſen hier nicht lange zu warten. Maria Thereſia, mit ihrer Toilette beſchäftigt, ließ ſie mit ihren eigenen Kindern, in die Toiletten-Zimmer kommen und während die Kammerfrauen ſie aus- und ankleideten, ſpielten Wolfgang und Nannerl abwechſelnd oder auch zuſammen auf dem trefflichen Inſtrumente, das ſich hier befand.

Aber wie ſpielte der kleine Mozart?! namentlich jetzt, da er das Clavier allein beherrſchte. Sein ganzer muſikaliſcher Traum von vorhin ſchwebte an ſeiner Seele vorüber und drückte ſich in dem aus, was er gab. Ach! der holde Lockenkopf ſtand ja jetzt neben ihm, und zwar nicht als Phantaſiegebilde, ſondern als reizende Wahrheit. Was aber das Beſte war, er verſchwand auch nicht; — ja! — als die Kinder das Spiel geendet und die Kaiſerin ſich mit Nannerl und dem Vater unterhielt, führten die beiden Erzherzoginnen Eliſabetha und Maria Antoinette den kleinen Cavalier in den Sälen herum, ihm alle die Herrlichkeiten, die hier angehäuft waren, zu zeigen.

Da war nun freilich viel zu ſehen, und doch ſah der kleine Wolfgang faſt nur Eines, ... ſollen wir ſagen was? — Ach! er war nur zu aufmerkſam darauf und dachte nicht daran, woran doch Jeder denken ſoll, der ſich am Hofe bewegt ..... daß er ſich auf einem höchſt glatten und ſchlüpferigen Boden befinde.

Er dachte, wie geſagt, nicht daran, und ſo kam es, daß er plötzlich auf dem ſpiegelblanken Parquette ausglitt und zu Boden fiel.

Die Situation war komiſch, ſo daß Erzherzoginn Eliſabetha hinter ihrem Batiſt-Taſchentuche lachen mußte. Das kleine Lockenköpfchen aber, Maria Antoinette, erſchrak und half dem kleinen verunglückten Cavalier freundlich wieder auf.

Dafür ſah ſie aber auch Wolfgang aus ſeinen großen, ſchönen Augen dankbar an und ſagte:

„Sie ſind brav, ich will Sie heirathen!“

Das ſchien indeſſen Maria Antoinette gar nicht zu mißfallen.

„Warte!“ — rief ſie kindlich — „ich will Majeſtät Mutter fragen!“

Und zu dieſer hinhüpfend, theilte ſie der Kaiſerin die Bewerbung ihres Cavalieres pflichtſchuldigſt mit.

Der Vice-Capellmeiſter glaubte in den Boden ſinken zu müſſen und wollte die namenloſe Kühnheit ſeines Sohnes entſchuldigen; aber Maria Thereſia wehrte lachend ab und befahl nur Wolfgang zu rufen.

„Laßt Uns ihn doch fragen“ — ſagte ſie dabei mit ihrer vollen Herzensgüte — „was ihn zu dieſem, für Unſere Tochter ſo ſchmeichelhaften Entſchluſſe bewogen hat?“

Wolfgang eilte ſofort herzu und als die Kaiſerin nun ſagte:

„Du willſt Maria Antoinette heirathen? Warum denn?“ — entgegnete er mit einem Blick der kindlichſten Offenheit und Unbefangenheit:

„Aus Dankbarkeit! Sie war, als ich fiel, gut gegen mich und hob mich auf, während ihre Schweſter ſich nichts um mich bekümmerte.“*)

„Das iſt ſchön von Dir!“ — verſetzte die Kaiſerin heiter — „dankbar ſoll der Menſch immer ſein. Wir werden uns die Sache überlegen!“

O du glücklicher kleiner Menſch in deſſen junges Leben die Poeſie ſchon ſo helle Streiflichter wirft, — welch’ eine Nacht folgte dieſem Tage! — — Roſige unſchuldsvolle Träume umgaukelten dich und zauberten dir ein Paradies vor die Seele, wie du es ſpäter im Leben oft im wachen Traume ſahſt; — wie du es ſchilderteſt mit jenen himmliſchen Melodieen, die uns noch jetzt, wenn ſie uns berühren, das Paradies erſchließen.

---

*) Geſchichtlich: Niſſen 30–31. Oulibicheff I. Thl. 13. Jahn I. Thl. 39.

Heimkehr und Ueberraſchung.

Die Familie Mozart war von ihrer Reiſe nach Wien zurückgekehrt. Frohe und ſchöne Erinnerungen knüpften ſich an dieſelbe und ſchon ging der Ruf der „Salzburger Wunderblume“ — der Ruf des kleinen, jetzt in ſein ſiebendes Jahr gehenden Wolfgang Amadeus Mozart durch Europa.

Die Reiſe hatte indeſſen auch mächtig auf den Knaben eingewirkt. Durch ſie und namentlich durch jene muſikaliſche Aufführung der kaiſerlichen Hofcapelle bei Gelegenheit der Gala-Tafel, — jener Aufführung, unter des berühmten Haſſe's Leitung, welche Wolfgang in eine ſo wunderbare muſikaliſch-poetiſche Exaltation verſetzt, war in dem Kinde die überwältigende Macht der Muſik, der tiefere Sinn, die hohe heilige Begeiſterung für ſie aufgegangen.

Von nun an zeigte es ſich auch, daß das ganze innere Sein, die eigentliche Individualität des Knaben, der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden war; denn nur Muſik beſchäftigte ihn von jetzt an, — nur Muſik war das Mittel, wodurch ſich die Seele in dem Körper kund gab.

Auch iſt es ſchon aus dieſer Periode höchſt bemerkenswerth und gibt uns über den Charakter aller ſeiner Werke einen ſo höchſt befriedigenden Aufſchluß, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, ja ſogar ſchon jeder rauhe, falſche, durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderten Ton ihn unwillkürlich auf die Folter ſpannte.*)

Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken des unſterblich gewordenen Meiſters wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, in jedem Takte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die, ſelbſt in ihren kühnſten Uebergängen und Fortſchreitungen, auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird?

---

*) Bis in ſein 10. Jahr hatte Mozart einen faſt unüberwindlichen Widerwillen gegen die Trompete; ſchon der bloße Anblick dieſes Inſtrumentes war ihm ein Gräuel. Um dieſen Widerwillen bei ſeinem Kinde zu überwinden, ließ der Vater einmal einen Trompeter kommen, der demſelben in die Ohren blaſen mußte. Aber ſchon beim erſten Tone erblaßte der Kleine, fiel zur Erde nieder und wahrſcheinlich hätte der Verſuch verderbliche Folgen gehabt, wenn man ihn länger fortgeſetzt hätte. Später gelang es Mozart dieſe Schwäche zu bemeiſtern, die ihren Grund in ſeiner zarten Organiſation hatte, und Niemand verſtand es beſſer, als er, die Trompeten im geeigneten Augenbicke und mit mehr Erfolg im Orcheſter anzuwenden.

A. Schlachtner. — Oulibicheff: I. Thl. S. 15—16.

Bewirkt nicht eben dieſe klare Verſtändlichkeit der Mozart'ſchen Werke, daß ſie ſämmtlich ohne Ausnahme aufgeführt, geſungen und von Jedermann mit gleichem Entzücken genoſſen werden? „Je älter unſer Held wurde, um ſo deutlicher, gebieteriſcher, ausſchließlicher zeigte ſich ſeine einſtige Beſtimmung;“ — ſagt ſein Biographe Oulibicheff von ihm, — „die Liebhabereien der Kindheit, ſo wie andere weniger wichtige Neigungen verloren ſich nach einander, oder gingen vielmehr in der einen Leidenſchaft für Muſik unter, die jede andere verſchlang.“ Denn zur Leidenſchaft war die Muſik in der That jetzt für ihn geworden. — —

Der Winter lag hart und ſtreng über Salzburg, aber in dem Innerſten des „Wunderkindes“ jener Stadt, da regte und bewegte es ſich, wie ein kommender, werdender Frühling. Und als endlich draußen der Mai mit Lerchenluſt und Nachtigallenklang, mit Blüthenduft und Blumenpracht die Erde überdeckte, und alle Keime emportrieb, und alle Knospen ſchwellen und aufbrechen ließ, und millionenfaches neues Leben hervorrief, da brach es auch jubelnd und ſchmetternd und jauchzend aus der Bruſt des Knaben hervor zu Licht und Leben in melodiſcher Fülle, und ein gewaltiger Drang zu ſchaffen und zu wirken erwachte in ihm und die ganze Welt deuchte ihm zu eng und zu klein.

Seine Welt aber war das Reich der Muſik und das mußte vor allen Dingen erweitert werden.

„Clavier genügt mir nicht mehr!“ — ſagte er daher einſt zu ſich, in ſeiner energiſchen Weiſe, — „ich muß jetzt auch die Geige lernen!“

Wenige Wochen ſpäter hatten ſich die alten Freunde Schlachtner, Adlgaſſer und Lipp wieder einmal bei ihrem Vice-Capellmeiſter verſammelt.

Es war ein wunderherrlicher Frühlingsnachmittag, der über der Erde lag. Der Himmel ſtrahlte im reinſten Blau; die Blätter der Büſche und Bäume dagegen lachten den Menſchen in jenem friſchen und ſaftigen Hellgrün entgegen, das uns um ſo reizender dünkt, als es der jungfräuliche Morgengruß des Jahres iſt und nur ſo kurz währt. Denn die ſteigende Sonne taucht Wald und Feld bald in tiefere Farben, wie das unſchuldvolle Lächeln des Kindes mit den Stürmen des Lebens erſtirbt und einem tiefen wehmüthigen Ernſte weicht.

Aber heute war es nicht wie Wehmuth in der Natur, ſondern wie Luſt und Freude, Jugend und Lebensfülle, Vertrauen und Hoffnung!

Auch in dem kleinen Garten des Vice-Capellmeiſters blühte und duftete es gar herrlich und köſtlich. Tulpen prangten in ihren lebhaften Farben auf den Rabatten, Hyacinthen ſandten ihre Wohlgerüche nach allen Seiten aus, während Tauſende von Bienen den großen Apfelbaum mit ſeinen zahlloſen röthlichen Blüthen umſummten und umſchwirrten, unter welchem ſich die kleine Geſellſchaft niedergelaſſen.

Frau Mozart war, häuslicher Geſchäfte halber, in der Stadt geblieben; aber ſie hatte den Männern, die muſiciren wollten, Wein und kalte Speiſen hinausgeſandt und durch die Tochter in dem kleinen, nur aus einem Zimmer beſtehenden Sommerhäuschen, einen Tiſch reinlich decken und herrichten laſſen. Jetzt war Nannerl, nachdem ſie die nöthigen Vorkehrungen getroffen und vom Vater einen Kuß zur Belohnung erhalten hatte, wieder heimgegangen, und die Männer ſaßen noch im Geſpräche bei einander, als Wolfgang mit einem weiteren Freunde des Vaters eintrat.

Es war der Violiniſt Wenzel, der bei Vater Mozart zu ſeiner höheren muſikaliſchen Ausbildung ſchon ſeit längerer Zeit Unterricht in der Compoſition nahm: ein kleines, nettes, fein gekleidetes Männchen mit ungemein zierlichen Händen und Füßen und kleinen Augen, ſchwarz wie Wachholderkörner, die mit faſt beängſtigender Unruhe beſtändig hin und her rollten. Aber ſo klein und unruhig ſie auch waren, ſo blitzte doch Feuer und Geiſt aus ihnen, wie auch die Züge des ſchmächtigen, unter der Perrücke faſt verſchwindenden Geſichtes den Ausdruck höherer Intelligenz trugen.

Vater Mozart liebte dieſen, gegen ihn noch jungen Mann ſehr, da er mit ungemeiner Leichtigkeit auf die Lehren des Contrapunktes einging und wirklich ein nicht unbedeutendes Talent zur Compoſition verrieth. Mit Freuden ſtreckte er daher dem Eintretenden die Hände entgegen und hieß ihn willkommen; bemerkte aber nicht wie Wolfgang unterdeſſen — etwas mit beiden Händen auf dem Rücken verbergend — in das Sommerhäuschen ſchlich.

„Das iſt ſchön, mein lieber, lieber Herr Wenzel“ — hatte eben der Capellmeiſter dem Herantretenden mit ſeiner offenen deutſchen Art entgegengerufen — „das iſt ſehr ſchön, das Sie uns hier außen in Gottes freier Natur aufſuchen. Sehen Sie nur, wie das Alles hier leuchtet und duftet und glänzt — und die Luft — o! man möchte ſie mit tiefen Zügen trinken, während es da drinnen in der Stadt ſo dumpf und dunkel und erſtickend iſt!“

„Ja, ja! Herr Vice-Capellmeiſter,“ — entgegnete Wenzel, indem er den Anweſenden nach einander die Hand reichte und ſchüttelte, und ſeine kleinen ſchwarzen Augen über die ganze Gegend rollten, — „hier iſt es allerdings ſchön; — hier müßte es ſich trefflich dichten und componiren laſſen!“

„Ei was!“ — rief Vater Mozart lachend — „hat der Menſch ſchon wieder ſeine Hexameter und Pentameter, und wie alle die Versfüße heißen, im Kopfe, und dazu Diaphonia, Symphonia, Polyphonia und Discantus, Guido von Arezzo, Hucbald, Franco und Marchetto! cantus durus und cantus mollis! und da draußen da lacht ihm doch das ſchönſte Gedicht und die herrlichſte Harmonie entgegen! Seht nur, wie ſich dort der Salzaſtrom, blinkend wie flüſſiges Silber, hinzieht, an der Kloſter-Mühle vorüber, über deren Räder er ſich brauſend wirft. Etwas weiter entfernt hinter den Wieſen und blühenden Bäumen die verſchiedenen Luſthäuſer und Landgüter, die ſich bis an den

Fuß des Geisberges ziehen, den man hier in ſeiner nach Oben ganz kahlen Majeſtät gar prächtig erblickt. Da drüben das große Feyertag'ſche Schloß mit ſeinen Thürmen und Thürmchen, Teichen und Seen, und dem Parke, der juſt in ſein grünes Sommerröckchen ſchlüpfen will. Dann wieder dort die herrlich angelegten Felder, die ſich bis an den Hof des Bräuers am Steine hinziehen. Und über Allem der blaue, köſtlich reine Himmel! — Sagt Herr! iſt das nicht ein Gedicht, wie kein Menſchenkind es macht und eine Symphonie, wie ſie nur der Schöpfer componiren kann?"

„Ja, ja, ſo iſt es!" — entgegnete **Wenzel** — „und Ihr werdet ſelbſt zum Dichter daran!"

„Das iſt aber auch nöthig, Herr!" — fuhr der Vice-Capellmeiſter fort — „wenn man in der Welt und dem alltäglichen Schlendrian nicht ganz und gar vertrocknen ſoll, ſo muß man etwas haben, das einem zeitweiſe aus dem Getriebe der gemeinen Praxis herausſchnellt, und das iſt mir mein kleiner Garten mit ſeiner reizenden Ausſicht."

„Ihr habt aber auch einen der ſchönſten Punkte erwählt!" — meinte **Schlachtner**.

„Hat mich auch Geld genug gekoſtet!" — ſeufzte Vater **Mozart**, indem er ſich hinter den Ohren kraute.

„Nun, alter Geizhals!" — rief **Lipp** lachend darein — „wird nicht ſo viel ſein!"

„Immer mehr!" — verſetzte der Vice-Capellmeiſter — „als ich eigentlich als guter Hausvater verantworten kann. Indeß **eine** Erheiterung und Erhebung muß der Menſch doch haben. Aber da vergeſſe ich über das Plaudern ganz darnach zu fragen: was denn eigentlich Herrn Wenzel zu uns geführt hat; denn, der Ausſicht und des Beſuches wegen, hat er doch nicht den weiten Weg gemacht; da kenne ich ihn zu gut dafür. Auch ſeh' ich einen tüchtigen Pack Noten unter dem Arme meines fleißigen Schülers. Was gilt die Wette, Freund Wenzel überraſcht uns mit einer neuen Compoſition."

„Herr Vice-Capellmeiſter, Ihr könnt bei Gott hochfürſtlich Salzburgiſcher Geheimer Rath werden!" — rief hier leicht erröthend und mit den ſchwarzen Aeuglein vergnügt blitzend, der kleine zierliche Violiniſt, — „denn Ihr habt es getroffen. — Ich bringe Euch allerdings einen neuen ſchwachen Verſuch meines unbedeutenden Talentes. Aber es iſt wenigſtens eine Arbeit, die mir Freude gemacht hat, und die ich zum größten Theile während Ihrer Anweſenheit zu Wien entwarf."

„Und was iſt es?" — frugen Vater Mozart und Adlgaſſer zugleich.

„Es ſind ſechs Trio!" — entgegnete Wenzel — „über die ich meines lieben Maeſtros Urtheil hören möchte, und wenn die Herren ihre Inſtrumente mit hier haußen haben, woran ich nicht zweifle, und es ihnen recht iſt, könnten wir ſie vielleicht gleich einmal probiren."

„Charmant!" — „Vortrefflich!" — riefen Alle, indem ſie aufſprangen.

„Ja! ja!" — ſetzte Vater Mozart freudig hinzu, — „das wollen wir thun. Und iſt das geſchehen, und hat uns des Freundes Schöpfung die Seele erfreut, dann ſollen uns die Speiſen und der Wein, die mein gutes Weib herausgeſandt, um ſo beſſer munden! Wenzel ſpielt die erſte Schlachtner die zweite Violine und ich übernehme mit der Viola den Baß!"

Aber in derſelben Minute fühlte ſich der Vice-Capellmeiſter leiſe an den Schößen ſeines Rockes gezupft. Es war Wolfgangerl, eine kleine Violine in der Hand, die er in Wien als Geſchenk erhalten hatte.

„Väterchen!" — ſagte der Knabe jetzt mit bittender Stimme — „laß mich die zweite Violine ſpielen!"

„Ja wohl!" — verſetzte der Alte lachend — „in Gedanken darfſt du das ſchon thun; vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo du es in Wirklichkeit kannſt!"

„Ich kann es in Wirklichkeit!" — rief Wolfgang und ſeine Augen ſtrahlten in jenem freudigen Glanze ſtolzen Bewußtſeins, das uns die Gewißheit giebt, durch eigene Kraftanſtrengung Tüchtiges erreicht zu haben.

„Haſt's wohl im Schlaf gelernt?" — ſpöttelte Vater Mozart.

„Nein, Väterchen, verſucht's nur einmal, dann ſage ich Dir das Uebrige."

„Zu Hauſe, Wolfgangerl" — vertröſtete der Vater — „zu Hauſe ſollſt du mir deinen erſten Menuett geigen."

„O Menuett!" — rief der Knabe ſtolz lachend — „was Menuett! Laß mich Herrn Wenzels Trio mitgeigen, das iſt doch auch etwas!"

Jetzt aber wurde der Vater über die vermeinte Zudringlichkeit des Kindes böſe; ſeine Stirne legte ſich in düſtere Falten und mit dem Ausdruck der Ungeduld Wolfgang von ſich hinwegſchiebend, ſagte er:

„Kind, mache dich nicht lächerlich! Du biſt, wie alle Welt weiß, recht tüchtig auf dem Claviere; von der Violine aber verſtehſt Du noch nichts. Und wenn Du vielleicht auch ſchon einige „Kratzerl“ darauf gemacht haſt, ſo heißt das noch nicht ſpielen.“

„Nun —“ verſetzte Amadeus faſt verſchüchtert — „um die zweite Violine zu ſpielen, muß man doch gerade die Geige nicht gelernt haben.“

Jetzt aber brach beinahe ein Gewitter von väterlicher Seite los; denn wenn auch der Kleine weit davon entfernt geweſen war, hier etwas Beleidigendes ſagen zu wollen, ſo glaubte der Vater dies doch — namentlich in Betreff Schlachtners und Wenzels — darin zu finden.

„Einfältiger Junge“ — rief er daher mit einer Strenge, die man ſonſt gar nicht an ihm gewohnt war — „ſtöre uns nicht weiter und halte uns nicht auf. Dein Verlangen iſt eben ſo kindiſch, als Ueberhebung darin liegt. Man muß, auch wenn man von dem lieben Gott mit Talenten begabt iſt, nie unbeſcheiden ſein!“

Aber dies war zu viel! Die harten Worte des ſonſt immer ſo gütigen Vaters, das Mißtrauen, das man in ſeine Fähigkeit ſetzte, die Vereitlung einer ſo ſchön gedachten Ueberraſchung .... alles dies drückte einen ſo ſcharfen Stachel in die Bruſt des Kindes, daß es jetzt bitter zu weinen anfing, und — ſeine kleine Geige traurig unter den Arm nehmend — ſchluchzend von dannen ſchleichen wollte.

Aber ſchon hatte auch Vater Mozart das harte Wort bereut, das ihm — um der Freunde Willen — entfallen. Als daher Schlachtner den Alten jetzt bat: den Knaben doch wenigſtens mit ihm ſpielen zu laſſen, ſagte der Vice-Capellmeiſter begütigend:

„Heule nur nicht gleich, und ſei nicht immer ſo weich wie Butter! Meinetwegen geige mit Herrn Schlachtner, aber ſo leiſe, daß man dich nicht hört; ſonſt mußt du gleich fort!“

Da glänzte es in des Kindes Augen durch die dicken Thränen, wie der Strahl der Morgenſonne durch den Thau der Blumen. Wie der Blitz fuhr der Aermel über die naſſen Wangen und mit Entzücken ſprang Wolfgang den Andern voraus in das Gartenhäuschen.

Man legte jetzt die Noten auf, ſtimmte und begann.

Die Compoſition war eine ſehr gelungene aber durchaus nicht leicht. Schlachtner ſpielte im Anfang mit ſeiner ganzen Hingebung und wie gewöhnlich, da er als Muſiker über die Sache ſelbſt ſchon wieder ganz vergeſſen hatte, daß der kleine Mozart mit ihm geige. Da plötzlich ſtutzte er. Was waren das für ſchöne, reine Töne? — wie präcis und nett der kleine Geiger ſpielte, — wie die Züge des Knaben die innere Hingabe verriethen! Und immer leiſer und leiſer ward Schlachtners Spiel — bis er mit einem Male ganz verſtummte — und der Staunende die

Hände, die Instrument und Bogen hielten, leiſe herabgleiten ließ.

Und der Vater? — Als Schlachtner ſprachlos vor Staunen nach dieſem hinüberſchaute, da hatte ſich die Scene geändert; denn jetzt rollten dicke, dicke Thränen bewundernder Zärtlichkeit dem gerührten Vater über die Wangen.

Wolfgang aber ſah und hörte nicht, was um ihn her vorging. Er war Muſik.... ganz Muſik! Augen und Stirne leuchteten vor Entzücken und Luſt, und ſo ſpielte er ſämmtliche ſechs Trio mit einer Präciſion und Nettigkeit durch, die Alle hinriß.

Und welch' ein Jubel, als er nun geendet. Welche Freude des Vaters, wie innig die Umarmung, wie heiß die Küſſe auf Mund und Wangen des geliebten Kindes.

„Und wann? wann? Blitzjunge! haſt du denn das gelernt?“ — rief jetzt der Vater ganz ſelig.

„Wenn der Herr Vater Dienſt hatte, oder Unterricht gab!“ — entgegnete triumphirend der Kleine. — „Aber ich will nun auch die erſte Violine einmal verſuchen!“

Man jauchzte über die Kühnheit des ſiebenjährigen Maeſtro, und da die Geſellſchaft durch das eben Erlebte in die heiterſte Laune verſetzt war, ſo machte man zum Scherze einen Verſuch und alle Anweſenden mußten recht herzlich lachen, als Wolfgang auch die erſte Violine, wiewohl mit vielen unrichtigen und unregelmäßigen Applicaturen ſpielte; doch aber ſo, daß er nie ſtecken blieb.*)

---

*) Der ganze hier erzählte Vorfall iſt hiſtoriſch. (Die oft angedeuteten Quellen.) Jahn I. Thl. 33.

Und welch' ein Abend der ungetrübteſten Heiterkeit folgte nun!

Die untergehende Sonne ſandte ihre erwärmenden Strahlen wie Grüße des Himmels; die allmählich in leiſem Rothe erſchimmernden Berge ſchienen vor Freude und Entzücken zu glühen; die ganze, weit aufgedeckte Natur lag wie ein Paradies vor den Augen der Glücklichen.

Und die Gläſer klangen und der perlende Wein erfreute die Herzen. Auch Wolfgang durfte heute mittrinken und Schlachtner brachte dem kleinen Virtuoſen ein freudiges Hoch! in das Alle jubelnd einſtimmten.

Der Vater aber ſagte:

„Wolfgangerl, bitte dir etwas aus; — wenn ich es dir gewähren kann, ſo ſoll es geſchehen!“

„O!“ — rief der Knabe entzückt — „das will ich gleich, und Du kannſt es auch erfüllen!“

„Nun?“ — frug der Alte.

Aber Wolfgang umſchlang den Hals des Vaters, neigte ſich zu deſſen Ohr und liſpelte:

„Laß uns wieder reiſen, Papa, es treibt mich hinaus, ich kann Dir nicht ſagen wie!“

Da lächelte der Alte ſchlau, zog das Kind an ſich, nahm ebenfalls deſſen Ohr und ſagte heimlich:

„Iſt ſchon beſchloſſen!“

„Heiſah! —“ jubelte Amadeus — „und wohin!“

Aber der Vater raunte ihm noch leiſer in das Ohr:

„Nach Paris!“

Die Encyklopädiſten.

Es war ein ſchöner heißer Sommernachmittag, als über die Boulevards zu Paris durch das Gedränge von Spaziergängern, Reitern und Wagen eine elegante, von vier prächtigen Pferden gezogene Equipage fuhr. Dicke Staubwolken umwirbelten ſie; aber wenn ein Luftzug dieſe theilte oder zur Seite trieb, erkannte man ſofort, daß der Wagen einem der vornehmen franzöſiſchen Geſchlechter angehören müſſe.

Mehrere Diener in reichen Livreen ſaßen — wie es die Sitte jener Zeit erforderte — auf dem Bock, während zu beiden Seiten des Wagens Stallmeiſter ritten, und neben einem derſelben der Haushofmeiſter in einem von dunkelblauem mit Gold beſetzten Sammt-Kleide, den kleinen Treſſenhut auf dem gepuderten Toupé und ein kurzes ſpaniſches Rohr mit großem goldnem Knopfe in der Hand.

Der Wagen war eine gute Strecke weit im ſchnellſten Laufe dahergeflogen; jetzt aber mußten die Pferde langſamer gehen, da eine Abtheilung königlicher Garden vorüberzog und dadurch ein ſo gewaltiges Gedränge entſtand, daß Niemand vor noch rückwärts konnte.

In dieſem Augenblicke neigte ſich ein wunderſchönes Mädchenantlitz aus dem Schlage und eine klangvolle Stimme rief:

„Ah, ſieh da, mon cher ami!“

Bei dieſen Worten erhoben ſich viele Augen, aber nur die eines hübſchen, ſehr fein gekleideten, wenn auch nicht mehr jungen Mannes, flammten in angenehmer Ueberraſchung auf.

„Gnädigſte Gräfin!“ — entgegnete er, indem er näher trat und ſich leicht und anmuthig verbeugte — „welch' angenehme Ueberraſchung. Ich bin gerade in Begriff zu Ihnen zu gehen, und nun treffe ich Sie auf halbem Wege!“

„Und welch' beſonderem Glücksfall ſollte ich Ihren ſo ſeltenen Beſuch verdanken?“ — frug die Dame, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

„Einem „Fall“ allerdings“ — entgegnete der Angeredete fein lächelnd und mit einer Betonung in der etwas Geheimnißvolles lag, — „der aber nur dadurch zum Glücksfall wird, daß er mir die Gelegenheit verſchafft, in die ſchönſten Augen zu ſchauen, die Paris kennt!“

„Und das ſagt Grimm?“ — frug die Inhaberin des Wagens, während die Schmeichelei des hübſchen Weltmannes die leichten Wölkchen verſcheuchte, die ihre Stirne getrübt. — „Das ſagt Grimm, der behauptet, nie der Vater einer Schmeichelei geweſen zu ſein? der Freund Rouſſeau's, der Philoſophe?“

„Ja!“ — verſetzte Grimm, — „das ſagt der Secretair des Herzogs von Orleans, der die ganze Blüthe Verſailles und der Hauptſtadt kennt und deſſen offene Augen ihm beweiſen, daß Fräulein von Espinaſſe die reizendſte Erſcheinung der Welt iſt!“

„St!“ — rief lachend die Schöne, — „wenn das Jemand Gewiſſes erführe; wir ſind auf offener Straße. Sagen Sie mir lieber,“ — ſetzte ſie dann leiſer hinzu, — wann und wo ich das Nähere über den ſo geheimnißvoll angedeuteten „Fall“ erfahre.“

„Sie dürfen nur beſtimmen, Gnädigſte!“ — verſetzte Grimm ebenſo leiſe. — „Ich bin, wo und wann ich Sie treffe, zum Fall bereit!“

„Abſcheulicher!“ — entgegnete anſcheinend ſchmollend Fräulein von Espinaſſe, indem ſie mit ihrem Fächer leicht auf die Hand des Freundes ſchlug, die dieſer auf den Schlag des Wagens gelegt; aber ihr Blick ſtrafte den ſchönen Mund lügen. Es lag etwas aufleuchtendes, unendlich zauberhaftes in ihm.

„Heute Abend iſt Circle bei Holbach. Kommen Sie hin?“

„Verſteht ſich!“ — rief Grimm. Bureau d'esprit, wer könnte da fehlen.“

„Gut!“ — verſetzte jene. — „So ſehen wir uns dort!“

Sie nickte freundlich, und da das Gedränge ſich gelichtet, zogen, auf ihren Wink, die Pferde an und der Wagen flog davon.

Der Secretair des Herzogs von Orleans, der Freund Rouſſeau's und Diderot's, der bekannte geiſtreiche Verfaſſer der literariſchen Bülletins für mehrere deutſche Fürſten und des petit prophète de Boehmesbrod — Grimm, ſah ihm lange nach. Dann lächelte er wohlgefällig vor ſich hin und ſagte, indem er weiterging.

„Ein fameuſes Weſen, dieſe kleine Espinaſſe: ſchön wie ein Engel, geiſtreich wie die Tencin, verführeriſch genug, um einen Rouſſeau zu bezaubern, und ein Haus machend, das man mit vollem Rechte „einen Tempel der Grazien und der Muſen“ nennt. Wer könnte ihr widerſtehen? Grimm, Grimm, dieſes einzige Zuſammentreffen hat wieder einmal deine ganze Philoſophie über den Haufen geworfen.“ — Er ſchwieg; aber nach einigen Schritten fuhr er fort: „Ich wollte ein Anderer wäre mit meinem Auftrage betraut worden; denn es gibt nichts Gefährlicheres als ein wichtiges Geheimniß mit einer ſchönen Frau zu theilen.“

Grimm blieb hier nachdenkend ſtehen. Dann ſich umſehend, ob Niemand ſein ſeltſames Weſen bemerkt, und einen ſchnelleren Schritt annehmend murmelte er:

„Ich glaube gar, ich fürchte mich vor dieſem Abend, ſo ſehr es mich zugleich hinzieht. Ich ſehe Roſengewinde .... aber .... wenn ſie zuſammenſchlagen ... klingen ſie faſt wie Eiſenketten! Zum Teufel indeſſen mit dieſer ſüßen Furcht! Grimm, biſt du ein Mann der Zeit? Bei Gott ich muß die Bureaux d'esprit wieder mehr beſuchen oder ich werde vor der Zeit alt!“

Und dies ſagend, ſchlug er den Weg nach ſeiner Wohnung ein, um für den Abend Toilette zu machen.

Es iſt hier nöthig, einen Blick auf dieſe ſogenannten: Bureaux d'esprit (geiſtreichen Kreiſe) in Paris zu werfen, die in der That zum Charakter des damaligen Jahrhunderts gehören.

Bekanntlich war es Voltaire — dieſer leuchtende Stern am Himmel Frankreichs — der den Ton und die Bildung der hochgeprieſenen geiſtreichen Geſellſchaften der letzten Zeiten Ludwigs XIV. in die Literatur brachte, und Condorcet erzählt uns, welcher Ton und welcher Witz den wenig Auserleſenen eigen war, während die Menge in Bigotterie und Aberglauben verſunken, in grober Unwiſſenheit, in Armuth, Schmutz und Jammer ſeufzte.

In jenen höheren und höchſten Kreiſen Frankreichs und ſeines Hofes, wurde nämlich damals Spott und Hohn über alles Höhere und Heilige in reicher Fülle ausgeſchüttet; — hier galt jede Tugend als eine kindiſche Schwäche oder eine kluge Maske; — hier waren Witz, Brilliren des Geiſtes, Frivolität, Leichtſinn und Lebensgenuß die einzigen Götter, welchen man huldigte; — hier gab es nichts Lächerlicheres als Schaam, Zucht, Ehre und Einfalt, wobei jedoch jedes Mitglied dieſer hohen und ſogenannten feinen Geſellſchaft zwei Rollen ſpielte: die eine für ſich und im

Kreiſe der Ebenbürtigen, die andere äußerlich und dem Volke gegenüber.

Keinem von all' dieſen übermüthigen Müßiggängern fiel es dabei jemals ein, daß die Leichtfertigkeit und der Spott mit dem ſie ſich bis zum Frevel ſchmückten, je zu dem gedrückten, arbeitenden, von den Prieſtern, den Beamten und dem Adel in geiſtige und weltliche Feſſeln geſchmiedeten Volke übergehen werde.

Man huldigte daher gern im Stillen dem, was man öffentlich grauſam verfolgte; aber man verdarb ſich damit auch das eigene Spiel und legte ſelbſt mit namenlos unvorſichtiger Hand die Miene, die ſpäter ſo furchtbar aufflammen und das ganze Gebäude der alten Geſellſchaft in die Luft ſprengen ſollte.

Schon unter Ludwig XIV. fing nämlich der wachſende Uebermuth der Höflinge an, dahin zu wirken, daß ſich der Hof nach und nach von den Gelehrten trennte, und ſo kann man ſchon am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Pariſer Häuſer hiſtoriſch angeben, in welchen ſich ebenſolche bürgerliche „geiſtreiche Geſellſchaften“ ſammelten, wie adelige am Hofe.

Die Verwaltung des Cardinals Fleury war aber auch noch aus einem anderen Grunde der Bildung von Privatgeſellſchaften günſtig. Fleury betrachtete nämlich Alles als ſündlich und ärgerlich, was wie Wiſſenſchaft, Scherz, Roman, Schauſpiel u. ſ. w. ausſah; der König, als er herangewachſen, zeigte ſich für Alles gleichgültig, was ſich nicht auf religiöſe Ceremonien, Jagd oder ſchöne Frauen bezog. Fleury redete und ſchrieb in der geiſtlichen Phraſeologie, die man in der Welt verlachte, er begünſtigte Geiſtliche, Schulgelehrſamkeit, den Ton der Zeiten Ludwig XIV., ... der Zeitgeiſt aber forderte etwas ganz anderes!

Was Fleury und der Hof nicht wollten, ſammelte ſich daher um Diejenigen, die die berühmteſten Männer ihrer Zeit an ſich zogen. Somit aber bildete ſich nun eine gewiſſe Geiſtes- und Gelehrten-Ariſtokratie, — ſo zu ſagen ein Cour spirituel. Dieſer Hof ward aber bald den Eiteln wichtiger, als der königliche, und es war durch Erfahrung bewieſen, daß man auch ohne den Hof zu Verſailles Ruhm und Anſehen erwerben könne: eine Thatſache die vorher Niemand hatte glauben wollen. Das Publikum huldigte indeſſen nur den tonangebenden Gelehrten; dies aber gab wieder den Damen, welche die berühmten Männer an ſich zogen, ſie beſchützten und geiſtig glänzende Kreiſe um ſich bildeten, eine Bedeutung in der politiſchen und literariſchen Welt, die ſie für das achtzehnte Jahrhundert ſo wichtig macht, als Richelieu und Colbert für das ſiebenzehnte geweſen waren.

Man muß übrigens nicht denken, daß dieſe Pariſer geiſtreichen Geſellſchaften, — dieſe Bureaux d'esprit, wie man ſie nannte, — ſittlicher und weniger frivol geweſen ſeien, als die zu Verſailles. Im Gegentheil, ſie gaben in dieſer Beziehung jenen des Hofes gar nichts nach; aber ſie führten doch wenigſtens offenen Krieg mit der Heuchelei, ſie meinten es zum Theil ernſt mit der Wiſſenſchaft, ſie waren die Stimme ihrer Zeit, ſie bildeten Oppoſition gegen die Willkühr-herrſchaft des franzöſiſchen Königthums, ſie bereiteten eine freiere und edlere Umgeſtaltung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft vor!

Unter den Pariſer Häuſern, welche auf ſolche Weiſe zu einer hiſtoriſchen Bedeutung gelangten, nennen wir nur das der Frau von Tencin, der Mutter des berühmten d'Allembert, mit der im Briefwechſel zu ſtehen ſelbſt Papſt Benedict XIV. ſtolz war; — ferner jenes der Madame Geoffrin, in dem aufgenommen zu werden Miniſter und Fürſten ſich auf das eifrigſte bemühten, und die Stanislaus Poniatowsky, noch als König von Polen, mit zärtlicher Dankbarkeit ſeine liebe „Mutter" nannte. Andere Häuſer, die ebenfalls als Schule des guten Tones galten, und deren Geſellſchaften zu den Bureaux d'esprit gehörten, waren jene der Madame Du-Deffant, der Gräfin Teſſé, der ſchönen und reizenden de l'Espinaſſe. Endlich glänzte in dieſer Beziehung der in Paris lebende pfälziſche Baron von Holbach, um den ſich namentlich die Männer des Geiſtes und des Lebensgenuſſes verſammelten. Er war ein liebenswürdiger Weltmann, deſſen Haus bald der geiſtige Mittelpunkt aller feinen Geſellſchaften ward, und deſſen vortrefflicher Koch als der Abgott aller Pariſer Epikuräer galt.

Die Geſellſchaft aber, die ſich hier traf, bildete ein förmliches Complott gegen die überlieferte Lehre und das beſtehende Syſtem, und die Mitglieder derſelben waren zumeiſt ebenſo fanatiſch in ihrem Unglauben, als Mönche und Prieſter, Jeſuiten und Pietiſten es für mechaniſchen Gottesdienſt und Wortglauben zu ſein pflegen.

Hier ſahen ſich vor allen Dingen Diderot, Düclos, Helvetius, Marmontel, Grimm, Laharpe, Condorcet, Raynal und Morellet — lauter bekannte Namen; — dann die Damen Teſſé und de l'Espinaſſe und eine Maſſe anderer Schönheiten und Schöngeiſter, Literaten, Künſtler und vornehmer Lebemänner. Wie auf einem Congreß debattirte man dabei förmlich die Lehren, die man bekannt machen, die Bücher, die man herausgeben wollte; Baron Holbach aber half bei der Verfertigung der Schriften und gab das Geld zu ihrem Druck.

Hier entſtand denn auch das berühmte franzöſiſche Realwörterbuch aller Wiſſenſchaften, Künſte, Gewerke und Handwerke (Dictionaire universel et raisonné des connaissances humaines) — jene bekannte große „Encyklopädie," von welcher man die ganze Geſellſchaft, die Mitarbeiter des Werkes ſo wie ihre Anhänger und Verehrer „die Encyklopädiſten" nannte.*)

Auch heute erwartete Baron von Holbach ſeine Freunde und Freundinnen. Einer beſonderen Vorkehrung dazu bedurfte es nicht. Der große, mit außerordentlich feinem Geſchmack hergerichtete Gartenſalon war ja täglich geöffnet. Jetzt zumal, als an einem Clubtage, ſtanden die Flügelthüren, die auf einen herrlichen Garten gingen, aus dem der Abendwind ſüßberauſchende Düfte auf ſeinen leichten Schwingen hereintrug, weit offen, während die plätſchernden Fontainen eine angenehme Kühlung verbreiteten. Koſtbare Marmorvaſen von ungeheurer Größe und bedeutendem Kunſtwerthe ſchmückten dabei die Niſchen des im reinſten Renaiſſanceſtyle gehaltenen Salons, während ſich an den Wänden, zwiſchen den Vaſen, die von Künſtlerhand gearbeiteten Statuen der Venus und des Mars, der Diana und des Apollo auf entſprechenden Pieſtalen erhoben. Das Ganze hatte faſt das Anſehen eines griechiſchen Tempels, zumal wenn man die verſchiedenen Marmortiſchchen mit ihren ſchön geſchnitzten und reich vergoldeten Füßen für Altäre nahm, was um ſo eher geſchehen konnte, als ſie alle mit den herrlichſten Früchten des Südens beſetzt waren. Statt der Prieſter freilich, bewegten ſich jetzt nur Lakeien in prächtigen Livreen in dieſen Räumen, da diejenigen Gäſte, die bis zur Stunde eingetroffen, es vorgezogen hatten, ein kühles Plätzchen in dem Garten aufzuſuchen. Es war ein Rondel in dem nahen Bosquet. Auch hier gewährte ein kleiner See erfriſchende Kühle, — ein See en miniature, umſchloſſen von einem, aus zahlloſen Seemuſcheln gebildeten Rande und bevölkert mit ſteinernen Tritonen, die aus großen Muſcheln dicke Waſſerſtrahlen bließen.

---

*) Ueber dieſen Gegenſtand und das Vorhergeſagte: „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten." Von Geheimerath Profeſſor Schloſſer. Band I., II. und III.

Hier ſaßen denn auch bereits ſchon drei Männer jenes ſo berühmt gewordenen Circles. Es waren: der bereits achtundfünfzigjährige Düclos, Secretair der franzöſiſchen Akademie, bekannt durch ſeine Romane und Memoiren und ausgezeichnet als Grammatiker; Helvetius, der Haushofmeiſter der Königin, der Verfaſſer des berühmten, von den Jeſuiten ſo arg verfolgten Werkes de l'esprit und Diderot, das Haupt der Encyklopädiſten. Alle drei gehörten zu der Holbach'ſchen Geſellſchaft; dennoch zeigte ſich im Aeußeren ein merkwürdiger Unterſchied unter ihnen. Düclos und Helvetius waren fein und reich, ja mit peinlicher Sorgfalt gekleidet; — Diderots Anzug dagegen zeugte von einer genialen Unbeſorgtheit, die faſt bis zum Cinismus ging. Sein Haar war ungepudert und wohl ſeit mehreren Tagen nicht friſirt, ſeine abgetragenen Kleider hingen ſchlotternd um den mageren Körper, Chapeau und Manſchetten waren zerdrückt und unrein.

Düclos und Helvetius trugen eine gewiſſe Würde zur Schau. Man ſah, daß ſie ſich ſelbſt als Großwürdenträger der Gelehrtenrepublik erkannten; — Diderot dagegen — den Ausdruck der Genialität in den verwitterten Zügen — erinnerte in ſeiner Erſcheinung etwas an den „verlorenen Sohn,“ und „Rameau's Neffe,“ und ſtreckte ſich ſo nachläſſig auf ſeinem Sitze aus, als ob er ſich in einer Kneipe befinde. Dennoch waren dieſe Männer in ihren geiſtigen Strebungen einig, ja ſie gingen ſogar Hand in Hand dem großen Ziele entgegen, die „alte Geſellſchaft“ förmlich zu ſtürzen und die Welt einer ſocialen Neugeſtaltung entgegenzuführen.

Ihre Unterhaltung drehte ſich denn auch jetzt um dieſen Gegenſtand:

„Wißt ihr was,“ — ſagte eben Diderot zu den Freunden, indem er ſich, eine Blume zerrupfend, auf dem Stuhle weit zurücklehnte und ſeine beiden Beine auf den vor ihm ſtehenden ſteinernen Tiſch legte — „ich hätte große Luſt einmal an den König ſelbſt zu ſchreiben, und ihm unumwunden die Wahrheit zu ſagen.“

„Ich glaube,“ — entgegnete Helvetius lächelnd, — „es gelüſtet Freund Diderot nach einem Lettre de cachet.*) Er will den Märtyrer der Freiheit ſpielen.“

„Und was würdet Ihr denn der Majeſtät ſchreiben, Diderot?“ — frug in ironiſchem Tone Düclos.

„Nun,“ — verſetzte dieſer, — „ich würde mich ungefähr folgendermaßen ausdrücken:

Sire, ein eifriger Diener ſchreibt an Eure Majeſtät“…

Helvetius und Düclos lachten laut auf und letzterer rief:

„Göttlich! ein „eifriger Diener!“

„Bei dieſen Worten würde freilich ſelbſt der Herr Polizeilieutenant nicht an Diderot denken!“

Aber Diderot ließ ſich nicht irre machen. Behaglich auf ſeinem Stuhle ſchaukelnd, fuhr er ruhig fort:

„Wahrheit iſt immer bitter, hauptſächlich den Königen. Von Schmeichlern umgeben, ſehen ſie alle Gegenſtände nur in den Farben, die ihnen gefallen. Viel habe ich über dieſen Gegenſtand gedacht und geleſen, und nun hört das Reſultat meiner Erfahrungen!“

---

*) Verhaftungsbefehl.

„Ich bin geſpannt!“ — rief Helvetius.

„Man hat Sie gewöhnt Sire, — würde ich alſo dem Könige ſchreiben — unſichtbar zu ſein“ — ſagte, gleichſam im Geiſte dictirend, Diderot weiter. — „Auf dieſe Weiſe iſt alſo jede direkte Mittheilung zwiſchen dem Staatsoberhaupte und ſeinen Unterthanen unterbrochen. In dieſer Zurückgezogenheit in Ihrem Palaſte werden ſie von Tag zu Tag den Kaiſern des Orients ähnlicher ....“

„Koſtbar!“ — rief hier Düclos, — „aber ich würde noch die übrigen Aehnlichkeiten erwähnen, die der Hof Ludwig XV. mit dem Hofe Sardanapals hat: Frau von Pompadour und das Haus im Hirſchpark!“*)

„Seien wir ernſthaft!“ — fiel jetzt Helvetius ein, — „die Sache iſt nicht ſo übel gedacht.“

„Nicht ſo übel?“ — rief Düclos kopfſchüttelnd, — „und was glaubt Ihr, würde der König zum Beiſpiel auf eine ſolche Anſprache — würde ſie mündlich gemacht — antworten?“

„Nun,“ — ſagte Helvetius, — „er würde entgegnen: Ich habe Truppen, um die Maſſen meinen orientaliſchen Befehlen gehorſam zu machen und Kerker um allzukecken Schreiern das Maul zu ſtopfen.“

---

*) Ein Haus, von einem ſehr entfernten Theile Verſailles, dem Hirſchpark (parc aux cerfs), in dem es lag, ſo benannt, in welchem Ludwig XV. ſeine kleinen Liebeshändel betrieb. Memoiren der Madame du Hauſſet 81. 118. u. ſ. w.

„Und dann?“ — frug **Düclos**.

„Dann,“ — ſagte **Diderot** und ſtreckte ſeinen Körper mit den gegen den Tiſch geſtützten Füßen ſo lang aus, daß er jeden Augenblick auf ſeinem Stuhle umzuſtürzen drohte, — „dann würde ich den Mann mit der Krone aufmerkſam machen, daß, wenn — wie die Geſchichte beweiſt — Könige ſich einzig auf Soldaten ſtützen, dieſe gar bald ihre Gewalt nur allzugut fühlen und ſie mißbrauchen“

„**Diderot**! ihr fallt und brecht den Hals!“ — rief hier **Helvetius** haſtig und mit anſcheinender Beſorgniß.

Aber **Diderot** blieb ruhig. Ein feines Lächeln ſpielte mit ſeinen vom Leben verwüſteten Zügen; dann ſagte er:

„**Helvetius** würde auch auf ſeinem ſchönen Landgute **Voré** ſicherer ſitzen als hier. Die Jeſuiten haben ſo lange Arme als die Könige.“

„Malt den Teufel nicht an die Wand!“ — rief jetzt **Düclos** dazwiſchen, — „ſondern erbaut uns lieber noch weiter mit Eurer ſublimen Idee eines directen Schreibens an den König.“

„Alſo,“ — fuhr **Diderot** fort und bog die Kniee ſchaukelnd zuſammen, — „ich ſchrieb dann ungefähr folgendermaßen weiter: Ihre Finanzen, Sire, ſind in der größten Unordnung ....“

„Und der größte Theil der Staaten iſt durch dieſe Urſache untergegangen!“ — warf **Helvetius** ein.

„Richtig!“ — ſagte das Haupt der Encyklopädiſten. — „In unſerem Jahrhundert iſt aber das Geld zur Univerſalkraft geworden und Sie, Sire, haben keines. Der Finanzgeiſt hat alle Theile angeſteckt und beherrſcht den Hof. So kommt es, daß bereits Alles verkäuflich iſt: Stellen, Ehren, Tugend, Treue .....“

Hier klatſchten zwei Hände in feinen weißen Glace-Handſchuhen Beifall, es waren die Grimm's, der leiſe hinzu getreten war, aber Diderot ließ ſich dadurch weder in ſeiner Lage noch in ſeiner Rede ſtören. Er nickte Grimm freundlich zu und fuhr unerſchütterlich in gleichmäßigem Tone fort:

„Seit der Entlaſſung der Herren von Argenſon und Machault ſind Ihre Miniſter ohne Genie und ohne Fähigkeit. . . .“

„Bravo! bravo!“

„Man verwaltet in den Tag hinein, und es fehlt durchaus an einer Seele, an einem kühnen, gewaltigen Geiſte, von dem die Impulſe der Regierung ausgehen. Die Veränderungen, welche man im Militär vornimmt, erregen Widerwillen bei den Truppen .....“

„Und ſind Veranlaſſung, daß vortreffliche Offiziere aus dem Dienſte treten!“ — ergänzte Grimm heftig.

„... ein aufrühreriſches Feuer entzündet die Gemüther der Parlamente. Sie entſchloſſen ſich dazu, ſie zu beſtechen, und das Mittel iſt ſchlimmer als das Uebel. Es heißt dies das Laſter in das Heiligthum der Gerechtigkeit einführen und die edlen Theile des Staates verpeſten.“

„Er hat recht, er hat bei Gott recht!“ — rief hier Helvetius. — „Würde ein beſtochenes Parlament der

Wuth der Ligue getrotzt haben, um dem Legitimen Souveraine die Krone zu erhalten? — Aber weiter Diderot, ihr ſeid göttlich in Eurem Briefe, ſchade daß die l'Espinaſſe noch nicht da iſt, ſie müßte Euch mit einem Lorbeerzweige krönen!"

„Weiter! weiter!" — riefen die Andern, die in der That anfingen, auf des Freundes Gedanken einzugehen. Und Diderot fuhr fort:

„In der Vergeſſenheit der Grundſätze Ludwigs XIV., der es als eine Gefahr erkannte, das Miniſterium großen Herren anzuvertrauen, haben Sie den Herrn von Choiſeul dazu erhoben; aber das iſt noch wenig: Sie haben ihm ſogar drei Miniſterien gegeben, und was iſt dieſer Miniſter, auf deſſen Haupt eine ſo ſchwere Laſt liegt? .... Er iſt ein Petit-Maitre ohne Talent und ohne Wiſſen, der lediglich ein wenig Phosphor in ſeinem Verſtande hat!"

„Prächtig!" — „Ausgezeichnet!" — riefen hier Alle und lachten aus vollem Herzen; aber zu gleicher Zeit krachte es, und Diderot, deſſen Stuhl durch das Schaukeln gebrochen, würde zu Boden geſtürzt ſein, hätte ihn Grimm, der noch hinter ihm ſtand, nicht aufgefangen.

Alle waren erſchrocken; — Düclos aber ſagte:

„Freund, das iſt ein böſes Omen. Laßt den Brief lieber ſein."

„Nichts da!" — verſetzte Grimm — „dem Aberglauben zum Trotz muß der Brief jetzt erſt geſchrieben werden; aber ... ohne Namensunterſchrift. Und damit man nicht darauf kommt, daß er von unſerer Partei ausgeht, ſo ſchlage ich vor, wir verdächtigen uns ſelbſt darin."

„Da kommt der Diplomat wieder zum Vorſchein, der Secretär des Herzogs von Orleans!" — entgegnete Diderot finſter. — „Warum nicht gerade und mit offenem Viſir?"

„Weil, wenn wir uns nennen, der König die gut gemeiten Winke verächtlich wegwerfen und uns außerdem vielleicht beim Ohre nehmen wird," — verſetzte Grimm — „während ihn die Ungewißheit, von wem ein ſolches Schreiben kommt und das Räthſelhafte, Geheimnißvolle deſſelben, ſicherlich reizt und feſſelt; obgleich ich demohnerachtet an keinen Erfolg glaube."

Diderot ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er: — „Ich mag die verdammten Winkelzüge nicht leiden!"

„Es käme darauf an" — meinte Düclos — „was Grimm zu ſagen gedenkt."

„Nun" — verſetzte dieſer — „ich würde etwa ſagen: Eine andere der Aufmerkſamkeit würdige Sache, Sire, iſt der offene Krieg gegen die Religion. Unter dem Vorwande die Menſchen aufzuklären, untergraben die Encyklopädiſten die Grundſäulen des Chriſtenthums. Die Philoſophen greifen den Stamm des Baumes an, die Janſeniſten und Oekonomiſten einige Zweige. So kann in zwanzig bis dreißig Jahren dies Gouvernement in allen ſeinen Theilen untergraben ſein und mit Getöſe zuſammenſtürzen."

„Nicht übel!" — meinte Helvetius — „das erſchreckt! — ... das wird wirken und uns in Reſpect ſetzen!“

„Aber,“ — ſagte jetzt der bedächtigere Düclos — „wenn man die Wunde aufdeckt, muß man doch auch an die Heilung denken. Welche Mittel empfehlt Ihr dazu, Diderot.“

„Auch daran habe ich gedacht!“ — verſetzte dieſer, der — die glücklich überſtandene Gefahr eines Sturzes ſchon vergeſſen habend — ſeiner Gewohnheit nach abermals auf einem Stuhle ſchaukelte. — „Ich dachte man könne dann allenfalls ſagen: Wenn Eure Majeſtät, betroffen über dieſe nur zu wahre Darſtellung, um das Mittel fragen, wie dieſe Uebelſtände zu heilen ſind, ſo werde ich antworten, daß das Gouvernement zu ſeinen Principien zurückzuführen iſt, und vor allen Dingen ſich beeifern muß, den Zuſtand der Finanzen wieder herzuſtellen; denn die Verlegenheiten, in welchen ſich ein verſchuldeter Staat befindet, führen neue Auflagen herbei, und neue Auflagen reizen ein niedergedrücktes Volk zum Aeußerſten.“

„Schön!“ — rief Düclos ſpöttelnd — „ſetzt dann nur noch gleich dazu: Mögen dann auch Majeſtät Ihrer Stellung entſprechen! Rex, König und regere, regieren, das ſind die Worte, welche Ihre Pflichten andeuten. Machen Sie nicht, daß man von Ihnen ſage: Foeminas et scorta volvit animo et haec principatus proemia putat.“ *)

---

*) Frauen und leichtſinnige Geſellſchaft erfüllen ſeine Seele, und dies hält er für das Koſtbare der Königswürde.

„Nun, Diderot!“ — rief jetzt lachend Helvetius — „da habt Ihr Wahrheit, nackte Wahrheit, ſo viel Ihr wollt!“

„Die ich auch gebrauchen werde, wenn Ihr beiſtimmt!“ — entgegnete dieſer. *)

„Laßt uns nur noch mit Holbach darüber ſprechen!“ — verſetzte Helvetius.

Aber in dem gleichen Augenblick rauſchte es wie ſeidene Gewänder. Alle blickten um, und Holbach trat, die reizende Espinaſſe an dem Arme, in das Rondel. Ihnen folgte die Gräfin Teſſé, begleitet von noch mehreren Herren und Damen jener Geſellſchaft, die ſich wöchentlich an den Dienſtag Abenden bei Baron Holbach verſammelte.

Welche Erſcheinung aber war dieſe Espinaſſe! Nicht blendend von enormer Schönheit; aber übergoſſen mit jenem, den Franzöſinnen ganz eigenthümlichen Reiz geiſtiger und körperlicher Vivaſität, hinreißender und verlockender Grazie, entzückender — und doch geiſtig gehobener — Sinnlichkeit! Alles an und in ihr war Natur, und doch hatte auch Alles wieder den Schein einer allerliebſten Coquetterie. In ihren Zügen lag etwas unendlich Liebliches und doch waren ſie zugleich ſo kräftig ausgeprägt, daß ſie einen kühnen, feſten, vor nichts zurückſchreckenden Geiſt verriethen. Die Stirne war hoch und frei, Witz

---

*) Ein dieſem Geſpräch vollkommen entſprechender anonymer Brief Diderots gelangte in der That in drei Abſchriften, an den König, Frau von Pompadour und den Polizeilieutenant und machte auf die beiden Erſteren und Herrn von Choiſeul einen tiefen Eindruck. Dennoch blieb er ohne Folgen.

und Gedankenſchärfe verrathend; die Lippen warfen ſich ein wenig, wie von ſüßem Verlangen geſchwellt, auf; die Naſe war leicht gebogen, die Augenbrauen ſchwangen ſich kühn. Alles aber beherrſchten die lebhaften, feurigen Augen, über welchen lange und dichte Wimpern einen Schleier warfen, als wollten ſie die Gluth mildern, die in ihnen brannte. Und nun die Geſtalt, ſo ſchlank und fein gebaut und doch auch voll Kraft und Elaſticität, die ſchönſten Formen zeigend, zumal was die Büſte betraf, da nach der ſchlüpfrigen Mode jener Zeit Hals und Schultern völlig entblößt und der Buſen kaum zur Hälfte bedeckt war. Was Fräulein von Espinaſſe aber vor allen Dingen auszeichnete, war ihr prachtvolles ſchwarzes Haar, das ſie — ganz im Gegenſatze zu den damals üblichen, thurmartigen, dickgepuderten Haargebäuden der feinen Welt — ungepudert trug, und das in einer Fülle von natürlichen Locken auf die ſchönen Schultern und den von Perlenſchnüren umſchlungenen Hals herniederfiel.

So war ſie denn auch in der That das Entzücken aller Geſellſchaften; denn ihr Inneres entſprach dem Aeußeren. Witz und Laune verbanden ſich bei ihr mit einem ſcharfen Verſtande und nicht unbedeutenden Kenntniſſen. Und während dieſe, im Vereine mit einem ſehr lebhaften Temperamente, ihr ein faſt männliches Streben gaben, behauptete doch die Welt, daß das Herz der ſchönen Espinaſſe ſehr empfänglich für zärtliche Eindrücke ſei.*)

---

*) Julie Jeanne Eleonore de l'Espinaſſe, war gleich ausgezeichnet durch Geiſt und Schönheit. Sie kam als Geſellſchafterin

Uebrigens gehörten ja in jenen Tagen verliebte Abenteuer ſo ſehr zum guten Tone, daß ſich eine Dame von Welt, die deren nicht fortwährend abzuſpinnen gewußt, geradezu lächerlich gemacht hätte. Der Hof zu Verſailles ging mit gutem Beiſpiele voraus, und Paris blieb natürlich nicht zurück.

Was übrigens die Espinaſſe — dieſes damals leuchtendſte Geſtirn der Pariſer Salons — immer bei ihrem Erſcheinen that, geſchah auch heute bei Holbach: es ging mit ihr der Tag für die Geſellſchaft auf, die Sonne der Heiterkeit leuchtete mit einemmale in ihrer vollen Pracht, Funken des Witzes ſprühten hier, ſchlugen dort, Bonmots, Calembours und Spottgedichte regneten, durch Alles aber zog ſich ein beißender Hohn gegen das Beſtehende, namentlich gegen das Treiben des Hofes und die Scheinheiligkeit der höheren Geiſtlichen.

Grimm und der kleine ſchmächtige d'Alembert ſuchten ſich dabei nicht nur in Witzen, ſondern auch in Artigkeiten gegen die kleine Espinaſſe zu überbieten, die jedoch heute noch keinem den Vorzug gegeben; nicht einmal

---

der Marquiſe Du-Deffand 1752 nach Paris, wo ſie bald das größte Aufſehen erregte und die Verehrer ihrer Herrin auf ihre Seite zog. Selbſt d'Alembert und Grimm huldigten den Reizen des liebenswürdigen Mädchens. Nachdem ſie hierauf die eiferſüchtige Du-Deffand von ihr entfernt hatte, bewirkte es der Herzog von Choiſeul, daß ihr der König einen anſtändigen Jahresgehalt ausſetzte, worauf ihr Haus ein Sammelplatz der geiſtreichſten Pariſer wurde.

gegen den Sekretär des Herzogs von Orleans des heutigen Zuſammentreffens und der verabredeten Mittheilung gedacht hatte. Und doch brannten ihre Blicke wie Feuer in den Herzen dieſer beiden Freunde, die ſich hier als Rivalen gegenüberſtanden.

Als man ſich jedoch mit dem Kühlerwerden des Abends nach dem großen Garten-Salon zurückgezogen, um hier an einer prachtvollen Tafel den Genüſſen des Lebens und den Wunderwerken des Holbach'ſchen Koches zu fröhnen, war es Grimm gelungen, einen Platz an der Seite ſeiner Dame zu erobern, während Diderot, der heute mehr wie je in Gedanken verſunken ſchien, zum Aerger d'Alemberts die andere Seite einnahm. Aber auch hier war die Unterhaltung ſo belebt, daß Grimm zu keinem Zwiegeſpräch gelangen konnte. Die Gräfin Teſſé berichtete nämlich eben von neuen Indiscretionen, die ſich Herr von Choiſeul in Betreff des Briefgeheimniſſes zu Schulden hatte kommen laſſen, indem er ſeinen Freunden, die lächerlichen Liebesverhältniſſe erzählte, welche die Briefe, die man entſiegelte, oft enthielten.

„Unerhört!“ — rief hier Baron Holbach. — „Man begnügt ſich alſo nicht damit, das Heiligthum des Briefgeheimniſſes zu mißachten, nein! man ſcheut ſich ſogar nicht mehr, öffentlich wiſſen zu laſſen, daß man dieſen Frevel begeht!“

„Aber wie kommt Choiſeul dazu?“ — frug Grimm, den Champagner aus dem Eis nehmend und den Damen eingießend, — „ich dachte dieſes ſaubere Amt ſei nur in den Händen des Poſt-Intendanten und des Polizei-Lieutenants!"

„Jetzt," — entgegnete die Teſſé — „iſt auch der allmächtige Choiſeul in das Geheimniß eingeweiht."

„Und kennen die Freunde das Verfahren dabei?" — frug hier die Espinaſſe.

Man verneinte.

„Nun" — fuhr jene fort — „da es in der That zu der Sittengeſchichte gehört, will ich es Ihnen mittheilen. Sieben Poſt-Commis ſuchen die Briefe aus, die ihnen zum Entſiegeln bezeichnet werden oder die auch nur verdächtig erſcheinen. Darauf wird der Abdruck des Siegels mit der ſogenannten Queckſilber-Kugel genommen. Iſt das geſchehen, legt man die Briefe auf die Seite des Siegels über eigens dafür eingerichtete Gefäße mit heißem Waſſer, welches das Lack auflöſt, ohne das geringſte an den Briefen zu verderben. Nach genommener Einſicht und Abſchrift, werden ſie dann wieder vermöge des genommenen Siegel-Abdrucks zugeſiegelt." *)

„Und von wem weiß unſere angebetete Julie dieſe ſaubere Procedur ſo genau?" — frug jetzt Helvetius.

„Von Choiſeul ſelbſt!" — entgegnete die Angeredete — „der es mir lachend erzählte."

Tiefer Unwille gab ſich überall kund und Dr. Quesnay, der — obwohl Leibarzt der Pompadour — dennoch zu den Encyklopädiſten gehörte, rief mit Indignation:

---

*) Memoiren der Frau von Hauſſet.

„Ich würde lieber mit dem Henker als mit dieſen Menſchen ſpeiſen.“ *)

„Wer wird ſich da ärgern!“ — ſagte Diderot und trank ſein Glas Champagner auf einen Zug aus. — „Bekannte Sachen. Ich weiß aber noch eine pikantere Neuigkeit.“

„Nun?!“ — riefen Alle.

„Wenn mir Holbach verſpricht, keinen ſchlechten Roman daraus zu machen, will ich ſie mittheilen!“ — verſetzte Diderot ſich dehnend. — „Sonſt will ich mein Gewiſſen mit keiner neuen Todſünde unnöthig belaſten.“

Alle lachten. Holbach aber rief: „Seitdem ich Diderot's: „Jaques le Fataliste“ geleſen habe, iſt mir der Geſchmack an allen Romanen vergangen. Diderot kann alſo ruhig ſein!“

Jubel begrüßte dieſe beißende Entgegnung; Diderot aber verſetzte ganz ruhig: — „Wenn das Buch ſchlecht iſt, trägt Holbach die Schuld, denn ich nahm ihn als Tipus für meinen Jaques. Doch zur Sache! Sie berührt den Hirſchpark.“

„Diderot!“ — rief jetzt Helvetius lachend — „Ihr werdet doch nicht!“

„Nun,“ — verſetzte dieſer — „wenn Ihr Trapiſt geworden ſeid, was freilich erſt ſeit Kurzem ſein kann, ſo haltet Euch die Ohren zu, ich erzähle jetzt die Geſchichte meiner ſchönen Nachbarin!“

---

*) Quesnays eigene Worte.

„Recht, Freund!“ — entgegnete dieſe, in ihrer kleinen weißen Hand den Fächer ſpielen laſſend, — „was Liebe betrifft intereſſirt ein weibliches Herz immer, und hier iſt doch gewiß von einer gekrönten Liebe die Rede!“

„Alſo!“ — hub Diderot an — „ein junges Mädchen aus einer braven bürgerlichen Familie, das der König öfters geſehen und dem er — nachdem man ſie in den Hirſchpark gebracht — mehr Zärtlichkeit als einer anderen bewieſen hatte, war ohnlängſt bei der Nachricht, der König ſei meuchelmörderiſch angefallen worden, beinahe in Verzweiflung. Die Mutter Aebtiſſin, — denn ſo nennt man die gute Frau, welche zwar nicht Mitglied der Wiener Keuſchheits-Commiſſion aber Oberaufſeherin über den Hirſchpark iſt, — wurde den außerordentlichen Schmerz gewahr, dem das Mädchen unterlag, und frug es ſo glücklich aus, daß dieſes ihr geſtand, es wiſſe, daß ihr Geliebter, der ſich für einen polniſchen Grafen ausgebe, der König von Frankreich ſei.“

„Nun!“ — rief Fräulein von Espinaſſe — „für einen polniſchen Grafen kann ſich ſeine Majeſtät Ludwig XV. ſchon ausgeben; denn das ganze Regierungsweſen iſt ja jetzt eine polniſche Wirthſchaft!“

„Er ſcheint alſo Selbſterkenntniß zu beſitzen!“— meinte Diderot. — „Aber davon wollte die alte Dame im parc aux cerfs nichts wiſſen. Sie examinirte alſo weiter und es ergab ſich, daß die holde Kleine aus unſchuldiger Neugierde, vielleicht auch aus Eiferſucht, in den Taſchen ihres Endymions gekramt und zwei Briefe hervorgezogen hatte, von denen der eine von dem König von Spanien und der anderen von dem Grafen Breglie war.“

„Das Mädchen wurde nun tüchtig ausgeſcholten, und man rief den erſten Kammerdiener, Lebel, der in jenem Hauſe alles veranſtaltet. Dieſer nahm die Briefe und trug ſie zum Könige, welcher ſehr verlegen wurde und bei ſich beſchloß, eine ſo wohl unterrichtete Geliebte nicht wiederzuſehen. Bald aber merkte das Kind, daß der König doch heimlich kam, um ihre Genoſſin zu beſuchen, und daß ſie verlaſſen ſei. Sie paßte nun auf ſeine nächſte Ankunft, und in dem Augenblick, in welchem er das Zimmer der Anderen betrat, ſtürzte ſie — die ſich Mutter fühlte — herein und zu ſeinen Füßen, flehte um Vergebung und beſchwor den König bei ſeiner Liebe, bei ſeinen Zuſagen und Verſprechungen, bei dem Kinde, das ſie von ihm unter dem Herzen trage, ſie nicht zu verlaſſen.“

„Der König war in der größten Verwirrung; um jedoch keinen Lärm zu machen, beſchwichtigte er das arme Kind, das ihn wirklich zärtlich liebte, und verſprach ihr Alles, — auch für ſie zu ſorgen. Und, meine Herren und Damen,“ — ſetzte Diderot mit einer ironiſchen Ruhe hinzu, die ſeinen verwitterten Zügen einen faſt diaboliſchen Ausdruck gaben, indem er gemächlich ein weiteres Glas ausſchlürfte und langſam ſchaukelte — „der König hielt natürlich Wort. Vor drei Tagen brachte man die Kleine in eine Irrenanſtalt, behauptend, ihre Meinung; der polniſche Graf ſei der König von Frankreich, wäre eine fixe Idee und ſie ſei wahnſinnig!“

„O das iſt ſchrecklich!“ — riefen die Gräfin Teſſé und Fräulein Espinaſſe, und letztere ſetzte hinzu — „und Diderot iſt von der Wahrheit der Sache überzeugt?“

„Ich habe ſie aus dem Munde der Mutter der Unglücklichen!“ — verſetzte jener, — „die ſich aus Verzweiflung in die Seine ſtürzte und die ich ſo glücklich war zu retten!“

„Und iſt für das Mädchen an keine Hülfe zu denken?“

„Schwerlich! Kommt ſie glücklich nieder, ſo erhält das Kind, wie alle Kinder ſeiner allerchriſtlichſten Majeſtät, eine lebenslängliche Rente, und da ſich alle dieſe Kinder beerben, und ſchon zwölf oder fünfzehn geſtorben ſind, ſo wird es einſt zu leben haben, wenn auch ſeine Mutter .....“

„Hört auf, Diderot!“ — rief jetzt die Teſſé — „oder glaubt Ihr, wir hätten Herzen von Stein?“

„Bewahre!“ — entgegnete der Philoſoph — „das iſt eben der Fehler der Menſchen. Hätte Ludwig XV. ſo kein weiches und empfängliches Herz, wäre dieſe Geſchichte und ſo manch' andere nicht paſſirt!“

„Diderot!“ — rief jetzt Holbach in edlem Zorne und mit glühenden Wangen — „die Sache indignirt mich. Machen wir ein Pasquill darüber, dieſe ſchändliche Handlungsweiſe zu diffamiren!“

„Und bald!“ — ſetzte Fräulein de l'Espinaſſe eifrig hinzu — „und ſo boshaft wie möglich. Die Sache wird dadurch bekannt und für den Hof gefährlich, was das Märchen möglicherweiſe retten kann.“

„Soll geſchehen!“ — entgegnete Diderot mit ſeinem ewigen Gleichmuth; aber es leuchtete jetzt ein ſchönes Feuer aus ſeinen Augen. — „Soll geſchehen und wenn auch nach dem altrömiſchen Zwölftafelgeſetze der Tod und bei uns civiliſirten Barbaren Zuchthaus darauf ſteht.“

„Und ich beſorge den Druck und gebe das Geld zur Verbreitung!“ — rief Baron Holbach. — „Aber jetzt auch genug von dieſen ernſten Dingen. Was wir heute von Neuigkeiten gehört, war ſchlimm. Hat Niemand etwas Erfreuliches?“

„Grimm, lieber Grimm!“ — ſagte bei dieſen Worten die Espinaſſe, mit dem vollſten Zauber ihrer ſeelenvollen Stimme, indem ſie ſich ſo tief zu ihrem Nachbar herüberbeugte, daß dieſer, geblendet von den ſich ihm erſchließenden Reizen, gluthroth und faſt wie trunken ward — „lieber Grimm, retten Sie uns von Politik und Philantropie! Sie, der Mann der Kunſt und zugleich der Diplomat, der mit allen deutſchen Fürſtenhöfen in Berührung ſteht ..... Sie haben gewiß irgend eine Neuigkeit auf dem Felde der Aeſthetik, ... eine Kunſtnotiz!.. einen Bericht über irgend eine ſchöne und herrliche Erſcheinung!“

„Ich habe in der That“ — verſetzte Grimm leiſe, ſeine vielſagenden Blicke auf das holde Weſen neben ihm gerichtet — „in dieſem Moment eine Anſchauung des Schönſten und Herrlichſten gehabt, was man ſich denken kann.“

„Ach!“ — ſeufzte mit feiner Coquetterie Fräulein von Espinaſſe, ohne jedoch ihr triumphirendes Lächeln verbergen zu können, — „auch er iſt nichts als ein leichtſinniger Menſch und ein Epikuräer! — Die Geſellſchaft ſchmachtet nach ſeinen äſthetiſchen Ergüſſen, als Balſam für die Wunden, die ihr die rohe Wirklichkeit geſchlagen, und er ſpeiſt uns in ſeinem Egoismus mit verwegenen Blicken und ſüßen Redensarten ab. Hat man in Wien, in Italien keine neue Oper? Iſt keine Prima donna durchgegangen? .... Antworten Sie doch auf dieſe Weltfragen.“

„Nun, Grimm!“ — riefen jetzt auch die Anderen.

„Da Sie mich an Muſik erinnern,“ — verſetzte Grimm, der ſich indeſſen von ſeiner Entzückung erholt hatte, — „ſo fällt mir da allerdings eine Neuigkeit ein, die Sie Alle intereſſiren wird. Ein Wunder wird ein Wunder verrichten!“

„Soll das etwas Neues ſein?“ — frug d’Alembert mit einem Blick auf Fräulein von Espinaſſe. — „Ich will gar nicht von den Wundern der Kirche ſprechen; aber ich kenne Augen, die ſelbſt das härteſte Philoſophenherz in Gluth und Fluß zu bringen vermögen.“

„Sogar mehr als eines!“ — ſpöttelte die Teſſé.

„Ach!“ — rief Grimm — „das iſt auch das einzige Wunder an das ich bis jetzt glaube. Indeſſen ſollen wir Ungläubigen in der That demnächſt auch durch ein muſikaliſches Wunder bekehrt werden.“

„Sprechen Sie doch nicht immer in Räthſel!“ — ſagte jetzt ungeduldig Frau von Epinay.

„Nun dann,“ — verſetzte Grimm, einige Zeitungsblätter und Briefe aus der Taſche ſeines Rockes ziehend — „ſo hören Sie. Der Prinz von Zweibrücken ſchickt mir

da die Salzburger Zeitung,*) in der folgender Artikel, der von Augsburg aus datirt iſt, von ihm roth angeſtrichen wurde.“ — Und er las in geläufiger Uebertragung: —
„Augsburg, den 9. Juli.

Vorgeſtern iſt der Salzburgiſche Vice-Capellmeiſter L. Mozart mit ſeinen zwei bewunderungswürdigen Kindern von hier nach Stuttgart abgereiſt, um ſich über die größten Höfe Deutſchlands nach Frankreich und England zu begeben. Wir haben die Kinder — ein Mädchen von eilf und, was ganz unglaublich iſt, einen Knaben von ſieben Jahren, — auf dem Claviere gehört, und müſſen ſie der muſikaliſchen Welt als ein Wunder unſerer und voriger Zeiten darſtellen. Alle Kenner haben dasjenige, was ein Freund von Wien ehedem von dieſen Kindern geſchrieben, ſo unglaublich es ſchien, nicht nur wahr, ſondern noch weit bewunderungswerther gefunden.“

„Ich entſinne mich!“ — rief hier Holbach — „ſeiner Zeit von dieſen Wunderkindern gehört zu haben. Sie machten am Wiener Hof ungeheures Aufſehen.“

„Und werden dies in Verſailles und hier nicht minder thun!“ — bemerkte Grimm. — „Der Prinz von Zweibrücken, der ſie in Nymphenburg bei dem Churfürſten von Baiern hörte, kann gar nicht genug von der Liebenswürdigkeit ihrer Erſcheinung und der Virtuoſität und Pracht ihres Spieles ſchreiben. Auch aus Schwetzingen ſchreibt mir der Muſik-Intendant, **Baron von Eberſtein**, mit dem gleichen Enthuſiasmus von dieſen Lieblingen der Götter."

---

*) Salzburger Zeitung vom 19. Juli 1763. (Bericht über das Auftreten der Mozart'ſchen Kinder in Frankfurt am Main.) Siehe: Belli-Gontard: Leben in Frankfurt. V. 25.

„Ganz Schwetzingen iſt in Bewegung," — ſagt er unter anderem, — „und die churfürſtlichen Herrſchaften hatten ein unbeſchreibliches Vergnügen. Das Mädchen ſpielt das Clavier auf eine brillante Manier und führt die größten Stücke mit einer erſtaunlichen Präciſion aus. Der Knabe, der künftigen Februar erſt ſieben Jahre alt wird, iſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen ſieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann."

„O darauf freue ich mich unendlich!" — unterbrach hier die Gräfin **Teſſé** den Leſenden und alle Damen ſtimmten ein. Aber **Diderot** meinte achſelzuckend:

„Was werden dieſe Kinder, näher betrachtet, anderes ſein, als Automaten. Maſchinen, die, durch eine vielleicht barbariſche Dreſſur in Bewegung geſetzt, außergewöhnliche Verrichtungen zeigen. Ich liebe dieſe unnatürlichen Erſcheinungen nicht, und ziehe wahrhaftig die hölzerne Taube des **Archytas**, die fliegen konnte, die kriechende Schnecke des **Demetrius Phalereus** und namentlich unſeres großen **Vaucanſon's** Flötenſpieler und Ente vor. Darin liegt doch eine großartige geniale Berechnung.*) Aber dort ...!"

---

*) **Vaucanſon's** Automaten machten im vorigen Jahrhundert

„Diderot!“ — rief hier Grimm, — „Ihr ſeid ungerecht. Hört nur, was der Intendant, alſo ein Mann vom Fach, weiter ſagt: „„Es iſt dem Kinde nicht nur ein leichtes, mit der größten techniſchen Fertigkeit die ſchwierigſten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die Sexte greifen können; nein! es iſt unglaublich, wenn man ſieht, wie es ganze Stunden lang phantaſirt und ſo ſich der Begeiſterung ſeines Genius und einer Fülle entzückender Ideen hingibt! Der geübteſte Capellmeiſter kann unmöglich eine ſo tiefe Kenntniß der Harmonie und der Modulationen haben.““

---

ungeheures Aufſehen. Zuerſt zeigte er 1738 zu Paris einen fünf pariſer Fuß hohen ſitzenden Flötenſpieler, in deſſen Piedeſtal der Mechanismus verborgen war. Am meiſten Aufſehen erregte es dabei, daß die Flöte an die Lippen angelegt, durch einen Luftſtrom geblaſen und durch Aufhebung der Finger geſpielt wurde. Der Ton war gut und deutlich, auch wurden die Stücke durch verſchiedene Walzen verändert. Vaucanſon’s ſchönſter und merkwürdigſter Automat war indeß die weltberühmte Ente. Sie war aus bronzirtem Kupferblech angefertigt, aber die Blechſtreifen waren ſo übereinander gelegt, daß die Farben einer wirklichen Ente ganz natürlich herauskamen. Sie ſchlug mit den Flügeln, beugte, dehnte und ſtreckte den Hals, ahmte das Geſchrei und Geſchnatter, ſelbſt das Trüben des Waſſers beim Saufen ſehr genau nach, fraß vorgebaltenes Korn, trank und gab nach einiger Zeit eine Art von Koth wieder von ſich.

Nachdem Vaucanſon dieſe Automaten weit umher, bis nach Rußland hin, gezeigt hatte, kaufte ſie der berühmte Profeſſor Beireis in Helmſtädt, wo ihr ſehr zuſammengeſetzter, aus wahrhaft zahlloſen Ketten, Federn und Hebeln beſtehender Mechanismus nach und nach faſt gänzlich zerfiel.

Grimm hielt hier einen Augenblick inne, um dem allgemeinen Staunen Raum zu geben, dann wandte er ſich wieder zu Diderot und frug triumphirend:

„Nun, Freund, wie ſteht es nun mit Eueren Automaten?"

„So lange ich nicht ſelbſt gehört und ſelbſt geſehen habe," — entgegnete der Philoſoph kalt, — „glaube ich nicht daran."

„O!" — rief Fräulein von Espinaſſe — „er iſt und bleibt ein ungläubiger Thomas."

„Nun, er ſoll ſeine Finger in des Herrn Wunden legen!" — verſetzte Grimm. — „Der Prinz von Zweibrücken hat dem Vice-Capellmeiſter ein Empfehlungsſchreiben an mich mitgegeben; auch aus Frankfurt haben Mozarts ein ſolches an mich erhalten, und ſo werde ich ſie denn unter die Flügel meiner Protection nehmen, und das Vergnügen haben, ſie in dem Hauſe meiner ſchätzbaren und liebenswürdigen Nachbarin, dem Tempel der Muſen und Grazien, wie ganz Paris es nennt, einzuführen."

„Allerliebſt!" — verſetzte mit grazieuſer Verbeugung und ſchelmiſchem Lächeln die Schöne. — „Wir werden ſuchen für dieſe Artigkeit dankbar zu ſein."

Aber nun baten ſich dies auch die übrigen Damen, namentlich die Gräfin Teſſé und Baron von Holbach aus. Grimm ſagte natürlich zu, und freute ſich ſchon im voraus, ſowohl auf die Kinder ſelbſt, als auch auf die zu feiernden Triumphe.

Man war unterdeſſen aufgeſtanden oder hatte ſich in kleinere Geſellſchaften gruppirt. Der Champagner wirkte und die Unterhaltung wurde lebhafter und leichter. Der Witz funkelte wieder und die warm gewordenen Herzen ſtreiften die letzten leichten Bande der Etiquette ab. Scherze und Bonmots traten in ihre alten Rechte, und jetzt war es namentlich Gott Amor, der ſchalkhafte Knabe, der in dieſen luſterfüllten Regionen herrſchte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Fräulein von Espinaſſe auch jetzt die Königin des Abends blieb, und Grimm verwünſchte mehr als einmal im Stillen den Hof von Verehrern und Verehrerinnen, der ſie umlagerte und umſtand und ihm auch nicht die kleinſte Möglichkeit ließ, ſie auf einen Augenblick zu ſprechen.

Jetzt brach man auf und ſchon wollte Grimm verzweifeln, als Julie, an ihm vorbeigehend, ſeinen Arm nahm und lachend ausrief:

„Nun, mein ungetreuer Ritter, ich glaube die Wunderkinder haben es Euch jetzt ſchon angethan. Muß man des Herrn Secretär Arm ſelbſt nehmen? Iſt das chevaleresque?“

„Aber,“ — flüſterte Grimm, — „haben Sie denn ganz vergeſſen, daß ich Ihnen etwas mitzutheilen habe?“

„O nein!“ — verſetzte ſie, und ein zauberhaftes, verführeriſches Lächeln umſchwebte ihren Mund. — „Sie wollten mir etwas von einem „Fall“ berichten.“

„Ganz recht! und Sie gehen?“

„Nein, Beſter, ich fahre, und“ — ſetzte ſie flüſternd hinzu — „in meinem Wagen iſt auch noch Platz für Sie!“

Frau von Pompadour.

Acht Tage waren ſeit jener Zuſammenkunft der Encyklopädiſten bei Holbach vergangen. Grimm hatte Gelegenheit gefunden, ſich ſeines Auftrages bei Fräulein von Espinaſſe zu entledigen, und die Unterredung mußte in der That zu einem für beide Theile ſehr befriedigenden Ziele geführt haben, denn der Secretär des Herzogs ſtrahlte ſeit jener Zeit in faſt auffälliger Verjüngung; auch war er heiterer und witziger denn je, und es verging kein Tag, an welchem man ihn nicht in dem eleganten Hotel der jungen Dame geſehen.

Aber jener Abend hatte noch andere Folgen gehabt, die weit wichtiger, da ſie Paris und Verſailles gleichmächtig berührten. Frau von Pompadour hatte ſich ſo eben, obgleich die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, erhoben. Jetzt trat ſie, in ein reizendes Neglige gehüllt, in jenes Boudoir, das durch ſeine Pracht und wundervolle Ausſtattung in ganz Europa berühmt war, und von dem Fürſt Kaunitz, bei ſeinem Aufenthalte als Abgeſandter des Wiener Hofes zu Verſailles, ſchon geſagt hatte: Um ſich einen Begriff von dem Paradieſe zu machen, müſſe man das Boudoir der Frau Marquiſe von Pompadour geſehen haben.

Es lag viel, ſehr viel in dieſem Worte des ſchlauen Staatsmannes, und doch ſagte es — auch ohne Hinblick auf Eva und die Schlange — nicht zu viel; denn man wußte nicht recht, ſollte man ſagen: die Zimmer der damals allmächtigen Beherrſcherin Frankreichs ſeien in den Garten, oder der Garten ſei in ihre Zimmer gebaut; wobei immer noch fraglich blieb, ob hier Kunſt oder Natur den Sieg davon trügen. Mit einem Wort: dies Boudoir übertraf Alles, was man bis dahin Aehnliches gekannt hatte, koſtete Ludwig XV. aber auch nicht weniger als zweimalhundertundſechszigtauſend Livres.

Doch was ſind zweimalhundertſechszigtauſend Livres für einen König, der liebt, und für ein prunkſüchtiges, verſchwenderiſches Weib, das glänzen will!

In dieſem Boudoir nun pflegte Frau von Pompadour täglich, ſo lange ſie ſich in Verſailles befand, zu frühſtücken. Sie ſetzte ſich daher auch heute zu dieſem Zwecke in den großen ſchwer vergoldeten Lehnſeſſel von himmelblauer Seide mit koſtbaren Stickereien, neben welchem das zierliche Frühſtücktiſchchen ſtand, deſſen Platte, von ſchönſter florentiniſcher Moſaik, Pſyche darſtellte, in dem Momente, in welchem ſie den ſchlummernden Götterknaben Amor überraſcht, und, überwältigt von ſeiner Schönheit, den verrätheriſchen Tropfen glühenden Oeles auf ſeine Schultern fallen läßt.

Es bedurfte keines beſonderen Befehles, das Frühſtück zu bringen, denn kaum hatte Madame Platz genommen, als ihr auch ſchon eine ihrer Kammerfrauen die Chocolade, die mit dreifacher Vanille und Ambra angemacht war,*) in einer goldenen Taſſe ſervirte.

Frau von Pompadour, obgleich damals ſchon vierzig Jahre alt und ſehr häufig leidend, trug immer noch die Spuren großer Schönheit. Ihre Figur hatte etwas königliches und war, trotz ihrer Stärke doch vollkommen proportionirt. Ihr blondes Haar zu einem, durch Federkiſſen im Inneren gehaltenen, Thurme hoch in die Höhe gekämmt, ließ die natürliche ſchöne Färbung unter dem Pouder freilich nicht erkennen; aber es war noch voll und reich vorhanden, wie zu den Zeiten, da ſie, als Frau von Etioles die Herzen der ganzen Männerwelt und auch das des Königs von Frankreich gewann. Ebenſo ging es, wenigſtens ſcheinbar, mit dem Teint, dem freilich Frau von Hauſſet, ihre Vertraute, durch die Farbe der Lilien und der Roſen — der Unſchuld und der Liebe — bedeutend nachgeholfen und deſſen Zauber, nach der damaligen Mode, verſchiedene Schönheitspfläſterchen noch erhöhen mußten.

---

*) Memoiren der Frau von Hauſſet, Kammerfrau der Marquiſe von Pompadour.

Was aber in ſeiner ganzen vollen Friſche und Schönheit geblieben war, das waren die Augen, die groß und ſeelenvoll in die Welt ſchauten und in ihrem feuchten Glanze die alten Leidenſchaften, aber auch Geiſt verriethen. Die Züge dieſes Antlitzes trugen dabei das unverkennbare Gepräge eines unbändigen Stolzes, und doch hatte in ihnen die Hand der Zeit auch jene Liniamente angebracht, die ſo beredt von erlebten Schmerzen, getäuſchten Hoffnungen und innerem Zerfall erzählen.

Von allem dem ſchien ſich freilich heute nichts geltend zu machen; denn die Marquiſe blickte heiter um ſich und unterhielt ſich vortrefflich mit Frau von Hauſſet, die ihr — wie gewöhnlich beim Frühſtück — das Neueſte aus der Chronique scandaleuse des Hofes erzählte, und daran war zu Verſailles niemals Mangel.

Als aber das Frühſtück eingenommen und dies ſchöne und unterhaltende Kapitel beendet war, frug Frau von Pompadour nach den eingegangenen Briefen; denn da ſie es war, die Frankreich in der That beherrſchte, ſo wandte ſich auch alle Welt vorab an ſie, zumal ohne ihre Fürſprache und ihren Willen nicht die kleinſte Stelle vergeben und keinerlei Regierungsmaßregeln getroffen werden durften.

Nachdem ſie die eingegangenen Briefe und Bittſchriften dann durchgeleſen, pflegten gewöhnlich die Miniſter zur geheimen Berathung bei ihr einzutreten, namentlich Herr von Choiſeul, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Marine, der ganz ihre

Creatur war,*) und ſodann der Polizei-Lieutenant und der Poſt-Intendant; Erſterer, um über die ausgeführten Polizeimaßregeln Rechenſchaft zu geben, über die geheime Polizei zu berichten und neue Befehle entgegenzunehmen; Letzterer, um der Geliebten des Königs mitzutheilen, was die Tages zuvor eröffneten Briefe für Reſultate geliefert.

Bei der Eröffnung der Briefe und Bittſchriften war gewöhnlich — und ſo auch heute — Niemand zugegen, als Frau von Hauſſet, die ihrer Herrin gewiſſermaßen auch als Secretär und Vorleſerin in geheimen Dingen und Sachen des Vertrauens diente. So ſtand dieſe auch jetzt in einiger Entfernung hinter dem Seſſel der Marquiſe, deren Befehle ehrfurchtsvoll erwartend. Aber Frau von Pompadour ſchien kein Gewicht auf die bis jetzt erbrochenen Schreiben gelegt zu haben, denn ſie warf dieſelben, nach flüchtiger Durchſicht verächtlich zu Boden, indem ſie gelangweilt ausrief:

---

*) Etienne François de Stainville, Herzog von Choiſeul und Amboiſe, Generaloberſt der Schweizer, Staatsminiſter und Pair, geb. 1719. Nachdem er Botſchafter in Rom und Wien geweſen, wurde er 1756 zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, — 1759 zum Herzog und Pair erhoben, und erhielt 1761 auch noch das Kriegs-Miniſterium und das der Marine. Die beiden letzten Stellen behielt er, das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten aber ließ er auf ſeinen Vetter, den Herzog von Praslin, übertragen, übernahm es jedoch im Jahre 1768 wieder und gab ſeinem Vetter dagegen die Marine. Als 1764 ſeine Hauptſtütze, die Marquiſe von Pompadour, geſtorben, fing ſein Einfluß zu wanken an. Den 24. Dezember 1770 wurde er auf ſein Landgut Chanteloupe in der Touraine verwieſen, und ſtarb 1785.

„Dieſe ewigen Klagen und Bittſchriften! Daß man dieſer zudringlichen Menſchen nie loswerden kann. Iſt das ein Jagen nach Aemtern und Stellen! Ich glaube, würde man ein Land entdecken, wo man Gift athmete, aber Geld und Ehrenſtellen fände, die Menſchen würden ſich auch dort um dieſelben reißen!“

„Ehre und Geldgier,“ — entgegnete die Hauſſet, — „ſind eben die natürlichen Kinder der Ungleichheit der Stände und des Eigenthums, die jede Staatseinrichtung mit ſich bringt.“

„Freilich!“ — fuhr die Pompadour fort, ein größeres dreimal verſiegeltes Couvert ergreifend. — „Im Staate aber iſt die natürliche Gleichheit der Menſchen unmöglich: ſind alſo Ehrgeiz und Geldgier, wie du ſagſt, die natürlichen Kinder der Ungleichheit der Stände und des Eigenthums, ſo muß eine kluge Regierung auch dieſe Kobolde als Triebfedern ihres eigenen Willens und ihrer Plane ſich dienſtbar machen. Und ich glaube, meine Liebe, das verſtehen Wir. Da hat ſich zum Beiſpiel geſtern ein Herr von Eſtrades gemeldet. Er iſt ein ſchöner, noch ziemlich junger Mann, aus ſehr guter Familie, aber durch ein wildes ausſchweifendes Leben zu Grunde gerichtet und ſo verſchuldet, daß ihm nichts übrig bleibt, als der Bicêtre oder eine Kugel. Er flehte mich auf den Knieen um eine Generalpächter-Stelle an, und verſprach dagegen Leib und Seele für Uns hingeben zu wollen. Sieh! ſolche Menſchen ſind in vielen

Lagen des Lebens unſchätzbar; — es ſind Sclaven, die uns perſönlich nichts koſten, und die man zu „Allem" ...... ich ſage zu „Allem" gebrauchen kann! Ich werde den jungen Mann nicht vergeſſen."

Die Marquiſe hatte, während ſie dieſe Worte zu ihrer Vertrauten ſprach, das Couvert von ſeinen drei Siegeln befreit und eine kleine Druckſchrift daraus entfaltet. Kaum aber waren ihre Blicke auf den Titel der Broſchüre gefallen, als ſie einen lauten Schrei ausſtieß und das kleine Buch wie eine giftige Natter von ſich warf.

Frau von Hauſſet eilte erſchrocken herbei und ſich theilnehmend über ihre Gebieterin neigend frug ſie, bleich vor Schrecken, was ihr begegnet ſei?

„Da! da!" — rief mit halb erſtickter Stimme die Marquiſe, indem ſie auf die Broſchüre deutete, — „lies nur den Titel!"

Frau von Hauſſet gehorchte; aber auch ihr entſchlüpfte ein Ausruf des Staunens, als ſie die Aufſchrift las:

„Ludwig XV. und der Hirſch-Park!" — „Unerhört! Unerhört!" — rief ſie aus.

„Ja, bei Gott, unerhört!" — wiederholte Frau von Pompadour, die indeſſen aufgeſprungen und nun mit großen Schritten im Zimmer auf und abging. — „Eine ſolche Frechheit, dem Könige gegenüber, iſt unerhört! und daß eine ſolche Schrift gedruckt und veröffentlicht werden konnte, iſt noch unerhörter! ..... Wo iſt Choiſeul, wo der Polizei-Lieutenant? .... für was ſind dieſe Menſchen da? … für was erhalten ſie ihre unermeßlichen Gehalte? … Hab' ich dafür ihre Habgierde mit Geld gefüttert, dafür die enormen Summen für die geheime Polizei bewilligt, daß man mir und dem Könige ſolch' eine Beſchimpfung in das Geſicht werfen darf?“

Und Frau von Pompadour riß mit eigener Hand die Flügelthüre auf, die nach den Vorzimmern führte und rief mit vor Zorn bebender Stimme:

„Wo iſt Herr von Choiſeul? Wo ſind die Miniſter?“

Glücklicherweiſe aber hatte die Stunde noch nicht geſchlagen, in welcher dieſe bei der allmächtigen Beherrſcherin Frankreichs täglich zu erſcheinen pflegten, und Gourbillon, der ſchlaue und durchtriebene Kammerdiener der Marquiſe, — der recht gut wußte, um was es ſich handelte, da die gedachte Broſchüre bereits ſeit dem geſtrigen Abend wie durch Zauber über ganz Paris verbreitet war — konnte dieſelben mit Recht entſchuldigen.

Aber Frau von Pompadour war nicht gewohnt bei ihren Launen Widerſpruch zu finden. Sie ſtampfte daher zornig mit ihrem niedlichen Fuße den perſiſchen Teppich, der den Fußboden ihres prachtvollen Boudoirs deckte und rief:

„Sie ſollen ſogleich erſcheinen!“

Gourbillon verbeugte ſich ehrerbietig und Frau von Pompadour warf die Thüre hinter ſich zu.

Aber ſofort ſchien ein anderer Gedanke ſie zu durchzucken. Raſch ergriff ſie die ſilberne Klingel und ließ ſie laut erſchallen. Sofort öffnete ſich die Thüre abermals, aber diesmal ſehr leiſe, und Gourbillon erſchien.

„Gourbillon!“ — rief jetzt die Marquiſe noch immer vor Zorn glühend und mit funkelnden Augen: — „Was hat es Neues in Paris!“

Einen jeden Anderen, außer dem Angeredeten, hätte dieſe Frage und der Zorn der Marquiſe außer Faſſung gebracht. Gourbillon aber ſaß zu feſt in der Gnade und war in zu viele Geheimniſſe ſeiner Herrin eingeweiht, als daß er Madame gefürchtet hätte. Er blieb daher ganz ruhig; ja das ihm eigene ſtereotype und unterthänige Lächeln, das ſeine bleichen und ſchmalen Lippen umſchwebte dieſes untrügliche Merkmal gallonirter Spitzbubenſeelen, verſchwand nicht einmal von ſeinen Lippen, als er, ſich demüthig bückend und die Hände reibend, ſagte:

„Wenig, Ew. Gnaden! Man ſcandaliſirt ſich“ ....

„Ueber wen?“ — rief die Marquiſe und ihre Augen funkelten wie die einer Löwin, der man die Jungen rauben will.

„Ueber die Tänzerin Mariani, die den Herzog von Gontaut ....“

„Was Gontaut, was Mariani!“ — rief die Marquiſe, — „iſt nicht von ſeiner Majeſtät die Rede?“

„Das ich nicht wüßte!“

„Keine Verſtellung, Gourbillon! Haſt du nichts von einem infamen Pasquill gegen deinen Herrn gehört?“

„Von einem Pasquill, — nein!“

„Von einer Broſchüre ...“

„Doch, Frau Marquiſe, doch, von einer Broſchüre habe ich gehört.“

„Wie iſt ihr Titel?“

„Gnädigſte Frau!“ — bat hier die Hauſſet, die eine noch gewaltigere Steigerung des Zornes bei ihrer Gebieterin verhindern wollte, da ſie mit Recht die Folgen einer ſolchen Aufregung fürchtete. „Gnädigſte Frau, ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich!“ — Aber die Marquiſe herrſchte ihr ein ſo gebieteriſches: „Schweige!“ entgegen, daß die Arme entſetzt zurückbebte.

„Wie iſt ihr Titel?“ — rief Frau von Pompadour noch einmal zu dem Kammerdiener gewendet.

„Ludwig XV. und der Hirſch-Park,“ — entgegnete Gourbillon ſo ruhig, als ob von der gleichgültigſten Sache die Rede wäre.

„Und iſt ſie viel verbreitet?“

„Ueber ganz Paris!“

Die Marquiſe drückte bei dieſen Worten ihr Taſchentuch ſo feſt vor den Mund, daß ihr das Blut aus dem Geſichte zurücktrat, was bei der bleibenden Röthe der geſchminkten Wangen und den ſchwarzen Schönheitspfläſterchen wahrhaft entſetzlich ausſah. Aber es war dies nur ein Moment, dann ſagte ſie mit wiedergewonnener Kraft:

„Es iſt gut, Gourbillon; — laß jetzt die Miniſter beſcheiden.“

Der Kammerdiener verbeugte ſich und verſchwand; aber in demſelben Augenblick ſchrie auch die Marquiſe auf und ſank, beide Hände auf ihr Herz gedrückt, ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrau.

Es bedurfte wohl zehn Minuten lang der angeſtrengteſten Bemühungen der Frau von Hauſſet, bis die Marquiſe wieder zu ſich kam; dennoch rief die erſtere aus zarten Rückſichten Niemand zu Hülfe. Dies erkannte denn die Erwachende auch ſogleich, und indem ſie ihrer Vertrauten mit einem leiſen Druck der Hand dankte, ſagte ſie:

„Es iſt vorüber! Der Herzkrampf hat mich einmal wieder erfaßt. Aber,“ — fuhr ſie dann fort, ſich den kalten Schweiß auf der Stirne trocknend, — „jetzt muß ich vor allen Dingen wiſſen, was in dem Wiſch ſteht.“

„Gnädigſte!“ — rief entſetzt die Hauſſet, — „wollen Sie ſich mit Gewalt krank machen? Ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig iſt, legen Sie das Buch weg. Werfen Sie es mit Verachtung in das Feuer. Sie kennen ja längſt die Angelegenheiten des Hirſch-Parkes; .... Sie ſelbſt, meine Gnädigſte, haben ja in der Großmuth Ihres edlen Herzens die kleinen Schwächen ſeiner Majeſtät geſchont....“

„Sage lieber,“ — verſetzte die Pompadour jetzt wieder mit feſtem Tone, — „ich habe mir ſelbſt zumeiſt dieſe kleinen Rivalinnen gegeben, weil ich dadurch im Stande war, den König vor größeren Leidenſchaften, die mir hätten gefährlich werden können, durch unbedeutende und nichtsſagende Weſen, zu bewahren.“

„Nun,“ — rief die Hauſſet, — „und dennoch konnte Sie dies elende Buch ſo ſehr erzürnen?“

„Wahrlich nicht aus Eiferſucht!“ — entgegnete ſtolz die Marquiſe, — „wohl aber, weil es eine Frechheit iſt, die geheimen Angelegenheiten ſeines Königs bloszuſtellen. Doch ich muß die Art und Weiſe kennen, wie dies geſchehen. Gib mir das Buch!“

Frau von Hauſſet wagte jetzt nicht mehr zu widerſprechen. Sie gehorchte daher und die Marquiſe durchflog die Schrift. Aber ſie hatte noch keine fünf Minuten darin geleſen, als ſie ausrief:

„Meinen Kopf zum Pfande, dies Pamphlet hat Diderot zum Verfaſſer, nur er vermag ſo beißend zu ſchreiben; — nur er hat die Stirne mit ſolchen ſchneidenden Sarcasmen ſeinem Herrn und König entgegen zu treten. Und um was dreht ſich die ganze Sache?... um eine Närrin, ... oder beſſer geſagt, um eine eitle einfältige Thörin, die man, um ihr den Uebermuth zu vertreiben, auf einige Zeit in ein Irrenhaus geſteckt. Indeſſen .... hier muß Abhülfe geſchafft werden;... man muß dem albernen Ding den Mund auf andere Weiſe ſtopfen, ſonſt gibt es böſes Blut! .... Aber wie?“

„Wenn ich es wagen dürfte,“ — ſagte hier die Hauſſet — „würde ich Madame an den vorhin erwähnten jungen Mann erinnern.“

„An den Herrn von Eſtrades?“ — rief die Marquiſe mit leuchtenden Blicken.

„Bei Gott, Du haſt recht! Das kommt wie gerufen!

Es iſt eine Generalpächter-Stelle frei! Nimmt Eſtrades die Kleine, die gar nicht übel iſt, in den Kauf, ſoll er die Stelle haben, und ich denke das Mädchen ſoll auch zufrieden ſein, in ein alt-adeliges Haus zu heirathen. Für Eſtrades bangt mir es nicht ....“ ſetzte ſie dann nachdenklich hinzu .. — „wenn nur der kleine Trotzkopf keine Schwierigkeiten macht.“

„Nun,“ — meinte die Hauſſet, — „die Wahl zwiſchen Waſſer und Brod in einer Zelle des Irrenhauſes und dem glänzenden und heiteren Leben an der Seite eines ſchönen jungen Mannes, von Adel, der Generalpächter wird, dünkt mir eben nicht zu ſchwer.“

„Nur muß alles klug eingeleitet werden, ſo daß die Heirath — kommt ſie zu Stande — und ſie muß zu Stande kommen, — dies alberne Pasquill lügen ſtraft!“ — fuhr Madame fort. — „Eſtrades muß öffentlich bekennen, daß er jenen polniſchen Grafen geſpielt, den in Wahrheit der König machte. Kann ſie dann durch Geld und Brillanten dahin gebracht werden, einzuſtimmen, ſo haben wir gewonnen.“

„Und wem wollen Madame mit dieſer — wenigſtens in Betreff des Mädchens — vielleicht ſchwierigen Aufgabe betrauen?“ — frug jetzt die Kammerfrau.

„Wen anders,“ — verſetzte Frau von Pompadour, — „als Gourbillon, der ja alle dieſe Sachen beſorgt, und der ſchon weit ſchwierigere Dinge geordnet hat. Eile ſogleich zu ihm, bringe ihm dieſe fünfzig Louisd'or, ſetze ihm die Sache auseinander und ſage ihm namentlich, daß er die ſtrengſte Sorge trage, damit dies Pasquill nicht bis zum Könige dringe, derſelbe auch von ſeinem Daſein keine Sylbe vernehme. Eile!“ — rief die Marquiſe — „denn ich höre Geräuſch im Vorzimmer, die Miniſter werden eingetroffen ſein. Wir wollen eine Parthie ſpielen, die entweder Diderot oder der Herr Polizei-Lieutenant theuer bezahlen ſoll.“

Und Frau von Pompadour beurlaubte mit einem Winke ihre Kammerfrau, während Gourbillon die Herren Miniſter anmeldete.

„Sie ſollen kommen!“ — herrſchte die Marquiſe ſtolz, indem ſie ſich nachläſſig in ihrem Seſſel zurücklegte und einen weiteren Brief erbrach.

Der Staatsminiſter Herzog von Choiſeul und der Polizei-Lieutenannt, Graf de Luſace traten ein.

Beide blieben an der Thüre ſtehen und verneigten ſich tief, — tief, wie vor dem Könige, und doch war das Weib, das ihnen gegenüber ſaß und ſie gar nicht zu bemerken ſchien, nur die uneheliche Tochter eines Pachters von La-Fertéſous-Jouarre, der wegen Betrügereien hatt flüchten müſſen. Aber was kann die Liebe eines Königs nicht? Mademoiſelle Poiſſon, ſpäter Frau von Etioles, war jetzt Marquiſe von Pompadour, Beherrſcherin Frankreichs, die ſelbſt die Kaiſerin von Oeſterreich, die ſtolze Maria Thereſia, in einem eigenhändigen Schreiben „ma chère cousine“ genannt hatte. Sie war die „Macht,“ und der „Macht“ huldigt die Welt.

Choiſeul und Luſace verharrten daher mit geneigtem

Haupt an der Thüre des Boudoirs bis es der Marquiſe gefiel, ſie bemerken zu wollen.

„Ah!“ — ſagte ſie dann mit einer kaum ſichtbaren Kopfbewegung — „die Herren Miniſter! — . . . Treten Sie näher, meine Herrn!“

Aber ihr Blick war bei dieſen Worten ſo finſter, in ihren Zügen arbeitete ſo deutlich ein verhaltener Zorn, daß beide Herren jetzt lieber einer Armee Feinde als dieſem leidenſchaftlichen, herrſchſüchtigen Weibe gegenüber geſtanden hätten. Dennoch galt es, ſich zu faſſen und Herr von Choiſeul ſagte daher mit anſcheinender Ruhe:

„Die gnädige Frau Marquiſe haben befohlen zu erſcheinen, als wir gerade auf dem Wege hierher waren, und wir finden Sie ſchon mit Staatsangelegenheiten beſchäftigt. Bei Staint Denis! Frankreich darf ſich Glück wünſchen, daß eine ſo thätige als ſchöne Hand das Steuer ſeines Staatsſchiffes leitet!“

„Ich wache wenigſtens für das Land und den König,“ — verſetzte Frau von Pompadour mit ſtolz zurückgeworfenem Haupte und finſteren Mienen, — „wenn diejenigen ſchlafen, welchen dieſe Pflicht am heiligſten ſein ſollte.“

„Die Frau Marquiſe kann gewiß damit uns nicht meinen!“ — verſetzte, ſo unbefangen als möglich, der Herzog. — „Sie weiß ja, wie ergeben Choiſeul und Luſace ihren und des Königs Intereſſen ſind.“

„O ja!“ — rief höniſch auflachend die Marquiſe, — „halte ich doch den Beweis dafür in den Händen!“

„Welchen Beweis?“ — ſtammelten Beide. Frau von Pompadour warf einen durchdringenden, zornigen Blick, in dem ſich zugleich ein gränzenloſer Hochmuth ſpiegelte, auf die Miniſter, die verwirrt vor ihr ſtanden; dann nahm ſie langſam die unſelige Druckſchrift und ſie dem Grafen de Luſace hinreichend, ſagte ſie mit beißendem Tone:

„Wir gratuliren Frankreich zu einem Polizei-Miniſter, der — trotz ſeiner öffentlichen und geheimen Polizei, trotz der Millionen, die wir auf dies wichtige, zur Sicherung der Ruhe und der Ordnung ſo unentbehrliche Inſtitut verwenden, nicht einmal den Druck und die Verbreitung einer ſolchen, für Seine Majeſtät ſo beleidigenden Schandſchrift verhindern kann!“

In der That hatte ſich jetzt eine Todtenbläſſe auf den Angeſichtern beider Herren gelagert, denn ſie kannten dies verhängnißvolle boshafte Pasquill, das Ludwig XV. auf eine um ſo verletzendere Weiſe blosſtellte, als es nur zu ſehr in der Wahrheit begründet war, ſeit geſtern ſehr gut.

„Nun!“ — rief die Marquiſe zornflammend — „wie kommt es Herr Graf, daß dies Buch erſcheinen konnte?“

„Gnädigſte!“ — entgegnete der Polizei-Lieutenant mit unſicherer Stimme — „ich habe ſeit geſtern Abend kein Auge geſchloſſen, keine Minute unthätig und außer Amt verbracht; . . . alle mir zu Gebot ſtehenden Hebel ſind in Bewegung geſetzt . . . aber vergeblich, . . . bis jetzt konnten ſo wenig die Verbreiter und die Urheber dieſes Pasquills, als der Schreiber des unverſchämten Briefes an den

König entdeckt werden, deſſen Abſchrift auch an Sie gelangte."

„Einen Brief an den König?" — rief die Marquiſe überraſcht — „deſſen Abſchrift an mich gelangte? Ich habe keine erhalten!"

„So liegt ſie wohl noch verſiegelt vor Ihnen!" — entgegnete, durch dieſen Beweis ſeiner Allwiſſenheit etwas freier aufathmend, der Graf. — „Belieben die Frau Marquiſe nur jenes Couvert mit dem ſchwarzen Rande zu öffnen. Auch ich erhielt dies frevelhafte Schreiben, welches durch unſichtbare Hände in mein Hôtel kam, denn die Poſt paſſirte keine der drei Abſchriften."

Frau von Pompadour riß haſtig die bezeichnete Couverte auf und entfaltete den darin liegenden Brief. Es war das bei Holbach verabredete Schreiben. Eine dunkle Röthe des Zornes überflog ihre ſchönen Züge beim Leſen deſſelben, und eben wollte ſie ihrem Unmuthe mit der vollen Leidenſchaft, die ihr eigen, die Zügel ſchießen laſſen, als ſich ein Geräuſch vernehmen ließ. Entſetzt ſprang ſie auf und lauſchte nach dem geheimen Gang, der von des Königs Gemächern zu den ihren führte. „Der König!" — rief ſie dann haſtig, indem ſie den beiden Herren durch einen Wink bedeutete ſich raſch zu entfernen. Aber noch hatten dieſe ſich nicht umgewandt, als ſich die Tapetenthüre öffnete und Ludwig XV., einen Brief in der Hand, eintrat.

Auch er war heftig erregt und ſeine bleichen verlebten Züge durchſchoß blitzartig jenes Nervenzucken, welches immer ein Beweis höchſter Erregung bei ihm war, und wenn auch von ihm gar nicht gefühlt, doch unendlich peinlich auf ſeine Umgebung wirkte.

„Es iſt Uns lieb, ſie hier zu finden!“ — rief der Monarch noch in der offenen Thüre, als er ſeine Miniſter erblickte, die ſich, als ſie ſahen, daß es zu ſpät ſei, ſich zu entfernen, ſchnell mit tiefer Verbeugung nach ihm hingewandt.

„Es iſt Uns lieb, ſie hier zu finden! . . . . . Bleiben ſie daher, meine Herren, Wir haben Wichtiges zu berathen!“

Und ſich leicht vor Frau von Pompadour neigend, ergriff er deren Hand und ſagte, indem er ſie an ſeine Lippen führte:

„Welchen Dank ſchuldet Unſer Herz der Frau Marquiſe, die mit ſo freundlichem Eifer Uns die tauſend und abertauſend Sorgen der Regierung zu erleichtern ſucht. Bei Gott, Madame, Sie haben Uns zu ſehr verwöhnt, und eben darum rüttelt Uns vielleicht die Vorſehung von Zeit zu Zeit aus Unſeren Träumen auf, wie dies heute wieder geſchehen.“

„Ich hoffe, daß dies wenigſtens nicht auf unangenehme Weiſe der Fall war?“ — verſetzte mit faſt hörbarem Herzklopfen die Geliebte des Königs.

„Doch!“ — entgegnete Ludwig und die Falten ſeiner Stirne zogen ſich finſter zuſammen. — „Setzen Sie ſich, meine Liebe, und leſen Sie dies Schreiben.“

Der König führte dabei Frau von Pompadour nach ihrem Seſſel zurück und während er ſich ſelbſt in einen andern warf, überflogen die Blicke der Marquiſe mit Haſt die Zeilen des dargereichten Briefes.

„Majeſtät!“ — ſagte ſie dann — „Sie haben mich mit den Herrn Miniſtern gerade in dem Augenblick überraſcht, als wir Rath pflogen, aus welcher Quelle des Giftes und des Haſſes, dieſer ſchmachvolle, frevelhafte Brief gefloſſen ſein möchte.“

„Wie?!“ — rief der König überraſcht. —

„Sie wiſſen um dies Schreiben?“

„Ja, mein Fürſt!“ — verſetzte **Frau von Pompadour** — „mir und dem Herrn Polizei-Lieutenant hat man Abſchriften davon mitgetheilt; dem Herrn Grafen **Luſace** ohnzweifelhaft,“— ſetzte ſie ſchneidend hinzu — „um ihm die Mühe der Nachforſchung zu erſparen.“

Der Graf zuckte zuſammen, aber der König rief: — „Als ob es hier Nachforſchung bedürfte; wer anders hat dies elende Machwerk verfaßt, als der Herr **Abbé von Bernis**, der, ſeit Wir ihn vom Hofe verbannt, ſich mit den Jeſuiten gegen Uns verbündet hat.“

Aber dieſe Anſicht ſchienen die übrigen Anweſenden nicht zu theilen. Die Marquiſe ſchüttelte daher mit dem Kopfe und ſagte:

„Sire! Sie trauen dem guten Abbé zu viel zu. Zu dieſem perfiden Actenſtück hat er weder den Muth noch den Verſtand. Auch iſt er ja Ew. Majeſtät zu Dank verpflichtet, da Sie ihm den Cardinalshut verſchafft.“

„Wir haben ihm denſelben hingeworfen!“ — rief **Ludwig XV.** finſter — „wie man einem böſen Hund einen Knochen hinwirft; — und hat er auch den Brief nicht verfaßt, ſo ſtammt er von ſeinen Freunden."

„Herzog!" — ſagte jetzt die Pompadour — „was iſt Ihre Meinung?"

„Wenn ich es wagen darf, hier meine Meinung auszuſprechen," — verſetzte der Herzog von Choiſeul — „ſo glaube ich eher, daß der Brief ein neues Machwerk der verwegenen und revolutionären Partei der Encyklopädiſten iſt."

„Dann wäre die Stelle gegen die Aufklärer nicht darin!" — meinte der König.

„Wenn ſie keine Finte iſt, das Auge der Polizei zu täuſchen und ſie auf falſche Wege zu führen!" — verſetzte Choiſeul.

„Und was meint Ihr, Luſace?" — frug Ludwig weiter.

„Ich theile die Meinung des Herzogs!" — entgegnete der Gefragte — „es iſt ganz die Sprache Diderots!"

„Und auch ich ſtimme dieſer Meinung bei!" — ſagte die Marquiſe. — „Es ſind dies die unſeligen Früchte der Spöttereien Voltaires, der alles Heilige in den Staub zieht, und der albernen Schwärmereien Rouſſeau's, der von einem Utopien träumt, das die Welt nie finden wird."

„Aber!" — rief jetzt der König und es zuckte wie ein vernichtender Blitz über ſein Antlitz — „der Brief iſt Hochverrath, er tritt Unſere von Gott erhaltene Souverainität mit Füßen! Das Volk iſt die rohe Kraft, die Regierung das Organ, der Kopf, die Seele des Staates, die Vereinigung beider iſt die politiſche Macht, aber dieſe Macht iſt nichts, wenn ſie nicht in einer Hand ruht und von der Souverainität getragen wird.“

„Darum Sire!“ — verſetzte die Marquiſe — „laſſen wir um Gottes Willen dieſe Ideen nicht aufkommen. — Das Zwangsgeſetz des Staates iſt das Bindemittel der menſchlichen Geſellſchaft; wer dies Bindemittel lockert oder löſt, iſt ein Verräther an ihr!“

„Und ſollen Wir Gewalt gegen die Encyklopädiſten anwenden?“ — frug der König. — „Sollen wir Holbach, d'Alembert, Grimm, die Prinzeſſin Carignan, die Gräfin Teſſé, die Espinaſſe aufheben und nach der Baſtille ſenden?“

„Majeſtät!“ — rief hier der Herzog von Choiſeul beſorgt — „um Gottes Willen nicht! das hieße Feuer an eine Pulvertonne legen.“

„O der Klugheit!“ — verſetzte hohnlächelnd Frau von Pompadour. — „Choiſeul iſt ein großer Diplomat. Sollen wir warten bis jene unruhigen Köpfe zu der einen Pulvertonne noch hunderte hinzugetragen, und dann der Blitz hineinſchlägt? Wenn bei einem Schiffbruch zwei Menſchen ein und daſſelbe Brett ergreifen, das nur Einen tragen kann, ſo muß der ſchwächere herunter. Noth hat kein Gebot!“

„Vergebung!“ — ſagte Choiſeul — „iſt auch die Sache ſo ernſt? Mir deucht: beim Lichte betrachtet ſind die Anſichten dieſer Menſchen nichts als Gegenfüßlerei, Unzufriedenheit aus Eitelkeit!“

„Die Eitelkeit mag die Mutter der Ausgeburten Diderot'ſcher Anſichten ſein“ — fuhr die Pompadour fort — „aber wenn dieſe Witze und Bosheiten nun Drachenzähne wären, die mit der Zeit zu einer furchtbaren Ernte würden?“

„Am vernünftigſten wäre es am Ende,“ — ſagte jetzt der König, — „wenn man dieſe Menſchen gewönne. Die lauteſten Schreier und Läſterer der Regierungen, wenn ſie ein warmes und einträgliches Plätzchen, einen Titel, einen Orden oder ſonſt eine ähnliche Spielerei erhalten, ſchweigen und ſterben ab, wie die Fiſche außer dem Waſſer. Wir kennen dieſe Menſchenbrut!“

„Das Herz Ew. Majeſtät iſt zu gut!“ — verſetzte kopfſchüttelnd die Marquiſe, der es indeſſen während dieſes Geſpräches viel leichter geworden war, da aus der Nichterwähnung des Pasquilles über den Hirſch-Park von Seiten des Königs, klar hervorging, daß dieſes nicht bis zu ihm gedrungen. Sie widerſetzte ſich daher auch nicht weiter, als Ludwig — deſſen Zorn ſich, wie immer, raſch gelegt — jetzt ausrief:

„Wir ſind überhaupt thöricht, aus der ganzen Sache viel zu machen. Es ſchadet Unſerer Geſundheit und“ — ſetzte er mit einem Blick auf Frau von Pompadour hinzu — „raubt Uns Stunden, die wir beſſer verbringen könnten. Choiſeul und Luſace: Ihr ſetzt jedenfalls Eure Forſchungen fort; — man muß wenigſtens ſeine Feinde kennen. Zeigt die Spur auf den Abbé, wird es Uns ſofort berichtet; ergibt es ſich aber, daß ſie nach dem

Hôtel Holbach führt, läßt man die Sache fallen. So lange Holbachs Koch noch ſo vortreffliche Paſteten liefert, und ſie ſich die Lorbeeren zu ihren Kränzen von ſeinen wilden Schweinsköpfen nehmen, ſind ſie unſchädlich. Gourmands können fanatiſche, revolutionäre Schreier ſein; aber… ſie ſtürzen keinen Staat, denn ſie lärmen nur um der Verdauung willen! Und, nun, meine Herren, ſagen Wir mit unſerem großen Ahn: „tel est notre bon plaisir!“

Und der König machte eine leichte verabſchiedende Handbewegung, worauf ſich der Herzog von Choiſeul und der Graf von Luſace unter tiefen Verbeugungen zurückzogen.

Choiſy-le-Roi.

„Sind wir denn noch nicht bald in Paris?“ — frug eine zarte Kinderſtimme, mit dem Ausdrucke der höchſten Ungeduld, aus dem Schlage eines Wagens heraus den Poſtillon, als dieſer eben, um die Ecke eines Waldes biegend, abermals in ein kleines armſeliges franzöſiſches Dorf einfuhr.

„In zwei Stunden, Monſieur!“ — war die Antwort des Poſtillons; aber .... im gleichen Augenblicke gab das Schickſal eine andere; denn die Pferde, ſcheu gemacht durch ein Paar ſchreiend daherrennende Bauernkinder, ſprangen zur Seite, und ehe der Poſtillon die Zügel noch anziehen konnte, war der Wagen mit ſolcher Gewalt gegen eine Mauer geſchleudert, daß er krachend zuſammenbrach.

Der durchdringende Schrei zweier weiblichen Stimmen begleitete dieſe Kataſtrophe, die indeſſen für die Inſaſſen des Wagens noch glücklich vorübergegangen war; denn unter dem Zuſammenlauf der geſammten Dorfjugend und dem Fluchen des Poſtillons entwanden ſich jetzt mühſelig vier Perſonen der umgeſtürzten Chaiſe. Es waren Vater Mozart mit Gattin und Kindern.

„Da haben wir die Beſcheerung!“ — ſagte endlich der Vice-Capellmeiſter, nachdem er den Seinen zur Freiheit verholfen und ſich überzeugt, daß Niemand ein Unglück zugeſtoßen — „jetzt ſind wir vom frühen Morgen bis zur Stunde, — ohne uns Ruhe zu gönnen — gefahren, haben Trinkgelder auf Trinkgelder bezahlt, um ja Paris noch am Tage zu erreichen und nun können wir vielleicht, zwei Stunden von der Hauptſtadt entfernt, in einem elenden Neſte übernachten!“

„Ach!“ — ſeufzte die Capellmeiſterin, deren Herz von dem Schrecken noch wie Hammerſchläge pochte, — „danken wir Gott, daß wir ſo davon gekommen ſind!“

„Ja, Mutter!“ — verſetzte Vater Mozart — „das wollen wir auch, und in meinem erſten Briefe an Freund Hagenauer in Salzburg, will ich ihn bitten vier heilige Meſſen zu Maria-Plain und eine bei dem heiligen Kindel zu Lorette leſen zu laſſen;*) ..... aber unangenehm bleibt die Sache deshalb doch. Du weißt ja, daß man uns heute gegen Abend im Hotel des Bayeriſchen Geſandten, Grafen von Eyck,**) der uns ſo freundlich eingeladen hat, erwartet. Dort ſollen wir wohnen, ... die Zimmer ſind bereitet, und nun liegen wir hier an der Landſtraße. Hätten wir uns nur nicht durch den Beſuch der gräflich Lillibonniſchen Güter verleiten laſſen, dieſen Weg einzuſchlagen."

---

*) Niſſen a. m. O.

**) Die Gräfin war eine Tochter des ſalzburgiſchen Oberſtkämmerers, Grafen Arco.

„Und wenn das nur kein böſes Omen iſt!" — ſeufzte die Mutter, die ſich, um ſich zu erholen, auf einen großen Stein geſetzt hatte. Aber Wolfgang ſprang zu ihr, faßte ſie ungeſtüm um den Hals, küßte ſie und rief mit der ganzen Zuverſicht der Jugend und des Genies:

„Mama! ſei unbeſorgt, ich werfe nicht um!"

„Glaub's, Herzenskind!" — verſetzte die Mutter mit freudeſtrahlenden Augen. — „Bin nur froh, daß wir Alle mit ganzen Gliedern davon gekommen ſind!"

„Und das Rad und die Achſe, die zerbrochen, wird man ja auch bald gemacht haben!" — meinte Nannerl.

„Wird eben nicht ſo geſchwind gehen!" — verſetzte der Poſtillon den Hut etwas lüftend und ſich verlegen auf dem Kopfe kratzend. — „Hier gibt es nur einen Wagner und der iſt, wie ich ſo eben erfahre, im Felde. Weiß Gott, wenn er nach Hauſe kommt!"

„So ſchickt man nach ihm!" — meinte Wolfgang.

„Ja!" — rief der Poſtillon — „wird viel helfen; ſein Schwager iſt der Wirth des Dorfes und dem zu Gefallen bleibt er dann eher noch eine Stunde länger aus!"

„Schöne Ausſichten!" — ſagte der Alte — „wie heißt denn das Neſt?"

„Eheiſd!" — verſetzte der Poſtillon.

„Choiſy?“ — wiederholte Wolfgang freudig.

„Ei, Papa, da muß ja auch hier das Schloß Choiſy-le-Roi ſein, von dem uns die Gräfin Lillibonne ſo viel erzählt. Wie meinſt du? Könnten wir nicht, während man auf die Rückkehr des Wagners und die Herſtellung der Chaiſe wartet, nach dem Schloſſe und ſeinen Gärten gehen?“

„Der Einfall, Männchen, iſt gut!“ — ſagte der Vater. — „Meine Glieder ſind ohnedem von dem langen Fahren ſteif, ich ſehne mich darnach, ein wenig zu gehen.“

„Nun, ſo geht!“ — fiel hier die Mutter ein — „ich bleibe ſo lange bei dem Wagen und unſeren Sachen zurück. Der Schreck iſt mir ohnedem in die Beine gefahren, ſo daß ich lieber ausruhe.“

Es war ſomit ein Auskunftsmittel getroffen, die Zeit, die man hier nothgedrungen verbringen mußte, auf die vernünftigſte Weiſe zu tödten, und ſo machte ſich der Vater mit Wolfgang und Nannerl nach dem Schloſſe auf den Weg.

Aber es war auch in der That der Mühe werth, dieſe prächtige Beſitzung der Könige von Frankreich zu beſichtigen; — dieſe Beſitzung, an welche die Geſchichte ſo viele Erinnerungen knüpft; — Erinnerungen der Freude und des Schmerzes, froher Tage voll Jubel und Seligkeit und Jahre der Thränen und bodenloſen Jammers!

Das Schloß — jetzt längſt den Stürmen der Revolution erlegen und von deren wildbrausenden Wogen von der Erde hinweggeſpült — wurde im Jahre 1674 von der Prinzeſſin von Montpenſier, der Enkelin Heinrich IV., Tochter Gaſtons von Orleans, Nichte Ludwig XIII. und Baſe Ludwig XIV., erbaut.

Mademoiſelle von Montpenſier, deren Grundeigenthum von ungeheurer Ausdehnung war, die in Paris das Palais-Luxembourg und in der Provinz die Schlöſſer von Eu, Aumale, Thiers, Dombes, Châtellerault und Saint Fargeau beſaß, fand, daß dieſe prächtigen Wohnſtätten, ſo fürſtlich ſie auch waren, ein Vorzug anderer ähnlicher Schlöſſer fehlte, nämlich der, daß ſie nicht, wie Verſailles, Sceaux und Saint-Germain, in der Nähe der Hauptſtadt lagen. Sie wollte gern in deren Umgebung einen ſtillen Wohnort haben, wohin ſie ſich, wenn es ihr beliebte, von Zeit zu Zeit, begeben konnte, — eine einſame Stätte, in die ſie ſich vor dem Geräuſche der großen Welt flüchten, und der Beläſtigung der ceremoniöſen Viſiten entziehen, — ein ländliches Boudoir, wo ſie unbelauſcht ihrem liebeglühenden Herzen Luft machen konnte, und wo ſie keine anderen Zeugen hatte, als die befiederten Sänger ihrer Gärten und die Schiffer, die auf den Gewäſſern der nahen Seine dahinruderten.

Dieſen Zufluchtsort, dieſe liebliche Einſiedelei, dies ländliche Boudoir ſuchte und fand ſie in dem Dorfe Choiſy.

An den Ufern der Seine, inmitten großartiger Laubwaldungen und zahlreicher Alleen alter Linden, Ulmen und Pappeln gelegen, war ihre neue Wohnung vollkommen mit ihrem Seelenzuſtande in Uebereinſtimmung. Der berühmte

Lenotre, den ſie nach Choiſy holen ließ, um ſich hinſichtlich der Anlage des Parkes und der Gebäude ſeines Rathes zu bedienen, war der Meinung, man müſſe alle dieſe buſchigen, dunklen Anpflanzungen niederſchlagen, weil ſie den Zugängen zu dem Schloſſe hinderlich ſeien, das man ſonſt nur durch einige Waldlücken erblicken könne. Aber dieſe dichtbelaubten alten Bäume, dieſe laubenförmigen Alleen, dieſes Halbdunkel, welches ſo wenig zu den Plänen Lenotre's paßte, harmonirte gerade mit den ſüßen, ſchwermüthigen Gedanken von Mademoiſelle; deshalb ſchickte ſie den Architekten Ludwig XIV. nach Verſailles zurück und entſchloß ſich, nur die Pläne, welche ihre eigene Phantaſie geſchaffen hatte, in Ausführung bringen zu laſſen.

Das nach ihren ſelbſtentworfenen Plänen erbaute Schloß Choiſy wurde nun und blieb ihr ganzes Leben lang der bevorzugte Gegenſtand ihrer aufmerkſamſten Sorgfalt, und da ſie es mit Recht als ihr Werk betrachtete, ſo liebte ſie es, wie eine Mutter ihr Kind liebt, und ſchmückte es ohne Unterlaß mit neuen Zierden; ſie wollte ſogar, daß es ihren Namen trüge, ſo daß es bis zur Zeit Ludwig XV., wo es Choiſy-le-Roi genannt wurde, nur unter dem Namen Choiſy-Mademoiſelle bekannt war.*)

Aber wie herrlich hatte es Ludwig XV. wieder herſtellen, wie großartig verſchönern laſſen!

Staunend ſtanden jetzt Vater und Kinder vor dieſem

---

*) Geheime Chronik der königlichen Luſtſchlöſſer Frankreichs. I. Bd. S. 10.

Wunderbau, zu deſſen ſtolzer, prunkvoller Erſcheinung alle Künſte hatten beitragen müſſen.

Außerhalb deſſelben ſah man überall nur Statuen, Bosquets und Springbrunnen in marmornen Baſſins; die äußeren Mauerwände ſelbſt waren mit tauſenderlei in Stein gemeiſelten Ornamenten überladen; ja der kleine Wolfgang hatte Recht, als er bemerkte, daß es unmöglich ſei, einen Blick auf das Gebäude zu werfen, ohne ſogleich irgend einem pausbackigen Liebesgott zu begegnen, der nicht auf die anmuthigſte Weiſe von der Welt dem ſtaunenden Beſchauer eine enorme Roſenguirlande entgegen halte. Ebenſo war keine einzige Fenſtereinfaſſung zu ſehen, welche nicht mit dieſer — in jener Zeit unvermeidlichen — Zierde gekrönt geweſen wäre.

Und nun gar das Innere des Schloſſes, das ein höflicher Caſtelan den Fremden bereitwillig um ein kleines Trinkgeld öffnete: — wie prunkte es in der ganzen Pracht des franzöſiſchen Renaiſſance-Styles! Da gab es nicht ein Fach des Holzgetäfels, auf welches nicht der Pinſel eines Boucher oder Vanloo, inmitten der anmuthigſten Sinnbilder, Götter, Göttinnen, Amoretten, Nymphen und Satyre hingezaubert hätte. Die ganze Mythologie war erſchöpft und hätte von einem Wißbegierigen hier ſtudirt werden können.

Da gab es keinen Plafond, keinen Karnies, an welchem das Gold nicht in reicher Fülle verſchwendet worden wäre. Und dann dieſe zahlloſen Spiegel — auch eine Eigenthümlichkeit der damaligen Bauart und Mode — die, zum Entzücken der Mozart'ſchen Kinder, ihnen ihre lieblichen Köpfchen in hundert getreuen Bildern zurückwarfen.

Sie verweilten lange in den Zimmern, dann aber drängte Wolfgang auch die Gärten zu ſehen; denn ihm ward bange in all' der todten Pracht, und ſehnſüchtig ſchlug ſein Herz der Freiheit und der Natur entgegen.

Während aber Vater Mozart mit den Kindern den langen Alleen und den vielen künſtlich verſchlungenen Wegen unter dem dichten grünen Laubdache hundertjähriger Eichen und Buchen entlang ging, kamen in einem anderen Gange des Parkes zwei ältere Damen langſam einhergeſchritten. Sie waren beide nicht ſchön, aber dennoch ſprachen die Züge der einen, bei einem Ausdruck von Hoheit, zugleich Milde und Menſchenfreundlichkeit aus. Es war die Königin von Frankreich, die Tochter des entthronten Königs von Polen und Herzogs von Lothringen und Bar, Stanislaus Leczinsky's, die ſanfte, fromme, vielgeprüfte Gemahlin Ludwig XV., gefolgt von ihrer Oberhofmeiſterin.

Die tiefe Trauer in welche ſie und den Hof der vor wenigen Tagen erfolgte Tod der Infantin verſetzt, ſtand dem bleichen Antlitze der königlichen Frau mit den Zügen tiefen langjährigen Kummers wohl an, aber ſie machte ſie noch bleicher, hob den Ausdruck einer, über der ganzen Erſcheinung ruhenden Wehmuth nur noch ſchärfer hervor.

Aber welche Kränkungen und Zurückſetzungen hatte auch die arme Königin Marie ſeit langen Jahren ertragen müſſen!

Als ſie Ludwig XV., König von Frankreich, ehelichte, ſchien der Himmel das ganze Füllhorn des Glücks über ſie ausgegoſſen zu haben. Marie war damals 22 Jahre alt, ihr königlicher Bräutigam aber — um jene Zeit ein Ideal der Schönheit und ritterlicher Tugenden — zählte deren erſt fünfzehn. Aber Ludwig liebte und verehrte ſeine Gattin auch aufrichtig, ſo daß er einen entſchiedenen Widerwillen gegen das Maitreſſenweſen zeigte, das unter ſeinen Vorgängern und der Regentſchaft den franzöſiſchen Hof Angeſichts der ganzen Welt gebrandmarkt hatte. Alle Plane der geſchmeidigen Höflinge, die von der Sinnesänderung des Monarchen Nutzen zu ziehen hofften, ſcheiterten daher auch an der ehelichen Treue Ludwigs. Ja als einſt einer dieſer Elenden in ſeiner Nähe die Reize einer Dame gefliſſentlich bis in den Himmel erhob, trat der König zornig auf ihn zu und frug: — „Hätten Sie wohl die Frechheit, dieſe Dame ſchöner als meine Gemahlin zu finden?“ Von da an vermied man natürlich ſorgfältig, dieſen Punkt nur im entfernteſten zu berühren; aber die ſchlauen Verführer gaben darum ihre Abſichten nicht auf. Ein tugendhafter König iſt ja den Schlechten nie angenehm; denn es giebt keine beſſeren und ſicheren Handhaben zur Beherrſchung eines Regenten, als ſeine Schwächen. Man überließ ſich alſo der Hoffnung, die Zeit werde den Monarchen ſchon anders ſtimmen. Und man hatte leider nicht vergebens gehofft.

Die Altersverſchiedenheit des königlichen Paares wurde nach 10 Jahren fühlbarer; Ludwigs Zuneigung zur Königin, obgleich ſie ihm ſchon mehrere Kinder geboren hatte, erkaltete allmählig, und nun trat auch die Verführungskunſt wieder an das Licht. Der erſte Schritt der Untreue machte den zweiten leicht, und ſchon nach wenigen Jahren war Ludwig XV. zu jenem unwürdigen Fürſten herabgeſunken, der, durch Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Deſpotismus, die Uebel des Staates unheilbar machte.

Seit jener Zeit war es um das Glück der armen Königin geſchehen. In ſtillem Schmerz zerfließend, mußte ſie ſehen, wie eine Mailly ihre Nebenbuhlerin ward, wie dieſe wieder durch drei ihrer Schweſtern verdrängt wurde; wie ihr Gatte, die letzte derſelben, die ſchöne Frau von Tourelle, als ſeine Herzenskönigin zur Herzogin von Chateauroux erhob, und wie endlich die Marquiſe von Pompadour — die ſie ſelbſt als Ehrendame annehmen mußte — alles Andere bei dem Könige verdrängte; ja wie dieſes Weib ſich als Königin geberdete und Frankreich mit unerhörtem Deſpotismus regierte.

Und dennoch vergab ſich die Tochter Stanislaus Leczinsky's nichts. Allen Schmerz, allen Kummer verſchloß ſie tief in ihr Herz und während ſie ſo viele ihrer Nächte durchweinte, zeigte ſie dem Könige, dem Hofe und der Welt ein ſanftes freundliches Antlitz. Die Religion war dabei ihre einzige Stütze; wer wird es da der königlichen Dulderin verübeln, wenn ſie nun ihr Alles in der Kirche und einer übertriebenen Kirchlichkeit fand. Der König ließ ihr übrigens dazu Zeit genug, weil er die ſeine zwiſchen die Pompadour, die Annehmlichkeiten des

Hirſch-Parkes, der Frankreich eine Milliarde koſtete, die Jagd und ſcandalöſe Orgien theilte. Die Königin Marie war daher auch am glücklichſten, wenn ſie von Zeit zu Zeit, begleitet von ihrer Oberhofmeiſterin, der Herzogin von Ayas Verſailles verlaſſen und ſich auf Stunden nach einem der benachbarten Schlöſſer begeben konnte.

So hatte ſie denn auch heute die über den Hof verhängte Trauer benutzt, um in der Einſamkeit von Choiſy-le-Roi ihren Träumen und Schmerzen nachzuhängen. Aber ſie ſelbſt fühlte jetzt bei ihrem Dortſein, daß ſie in der Wahl des Orts nicht glücklich geweſen. Auch an dieſe Alleen, mit ihren buſchigen Seitengängen und verſteckten Plätzchen, auch an dieſes Schloß, mit ſeinen prachtvollen Hallen und Sälen und Zimmern knüpften ſich peinliche Erinnerungen.

Sie ſprach dies eben gegen ihre Gefährtin, die Herzogin von Ayas, aus:

„Aber,“ — ſetzte ſie dann ſchmerzlich bewegt hinzu, — „wo ſoll ich Arme freilich hingehen, um nicht auf Zeugen meiner Schmach und meiner Schande zu ſtoßen? — Die Königin von Frankreich, ſo reich an den herrlichſten Beſitzungen, iſt doch ärmer, als ihre ärmſte Unterthanin, der die Liebe ihres Gatten den geringfügigſten Beſitz doppelt werth macht.“

„Aber, Majeſtät!“ — verſetzte die Herzogin, — „warum auch Alles in den ſchwärzeſten Farben ſehen. Choiſy-le-Roi hat der geſchichtlichen Erinnerungen ſo viele, daß wir uns ja nicht an diejenigen anklammern müſſen, die uns gerade peinlich ſind.“

„Der geſchichtlichen Erinnerungen!“ — wiederholte die Königin. — „O ja! die Prinzeſſin von Montpenſier, die es erbaut, hat hier Jahre lang um den, von ihr ſo ſehr geliebten Gatten geweint, um dieſen elenden Lauzun, den ſie aus dem Staube erhoben, und der ſie dafür verachtete, ihre Güter verpraßte und das arme Weib ſo ſchmählich mißhandelte, daß er einſt, von einer Jagdpartie zurückgekehrt, Mademoiſelle zurief: Louiſe von Orleans, zieh mir die Stiefeln aus! und ihr, als ſie — die Nichte Ludwigs XIII. — ihn mit verächtlichen Blicken zurückwies, einen Fußtritt verſetzte.“

„Es war ein Elender!“ — verſetzte die Oberhofmeiſterin im Tone tiefſter Verachtung, — „ein Elender, der in Mademoiſelle die Krone und das Weib beſchimpfte; aber .... Majeſtät! lag nicht auch hierin ein Fügung Gottes? Jener Fußtritt machte, daß die Prinzeſſin fortan ihr Leben nur frommen und religiöſen Uebungen weihte und zu einer wahren Heiligen ward.“

„Ja!“ — ſagte die Königin, mit einem trüben Blicke und einem ſanften Neigen des Kopfes, — „und brach ihr das Herz!“

„Nun denn!“ — fuhr die Herzogin fort, — „deſto heiterer ging es hier unter dem Großdauphin zu. Der Sohn Ludwig XIV. und Zögling Boſſuet's ſchlug in Choiſy den Sitz der Freude auf.“

„An was erinnern Sie mich, Herzogin!“ — rief hier die Königin. — „War es nicht Fräulein von Rambure, eine Hofdame ſeiner Gemahlin, mit deren Liebe er hier ſeine erotiſche Laufbahn begann? War es nicht die Schauſpielerin Raiſin, der hier die tollſten Feſte gegeben wurden? O, meine Liebe," — fuhr Marie traurig fort, — „das Alles ruft mir eben die kleinen Soupers von Choiſy-le-Roi in das Gedächtniß, die auch mein Gatte hier feiert."

„Er iſt König!" — ſagte mit beſonderer Betonung die Ayas.

„Aber auch Menſch, Chriſt und Gatte!" — verſetzte die Königin, — „und er war einſt ſo gut, ſo edel, ſo treu!"

„Die Stellung eines Herrſchers iſt eine ſchwierige!" — fuhr die Oberhofmeiſterin beſchwichtigend fort, — „die vielen Verſuchungen . . ."

„O! ich kenne ſeine Verführer!" — rief Marie ſchmerzlich bewegt. — „Es ſind dieſelben, mit welchen er hier jene unſeligen kleinen Soupers hält: der Prinz von Soubiſe, die Herzöge von Duras und Richelieu!"

„Majeſtät!" — bat in aufrichtiger Theilnahme die Herzogin von Ayas, — „vergeſſen Sie! . . . Werfen Sie den Schleier der chriſtlichen Liebe über dieſe kleinen Sünden eines ſonſt großen Königs."

„Meine gute Ayas!" — entgegnete die Königin ſanft, — „Du weißt, daß ich für meinen Gatten und König kein Wort, keine Miene des Vorwurfs habe. Dieſe Zeiten ſind längſt vorüber. Mein Herz iſt — ihm gegenüber, — begraben und todt, ſo wie ich todt für ihn bin. Nur als eine Puppe figurire ich noch am Hofe: einzig, um durch die Pracht meiner Staatskleider, das Flimmern meiner Krone, das Blitzen meiner Brillanten und den eitlen Prunk meiner Umgebung den Glanz des Hofes Ludwig XV. zu erhöhen, duldet, ja wünſcht man es, daß ich dort noch erſcheine. Aber für mich und meinen Schmerz iſt dies Herz leider noch nicht abgeſtorben. Darum, meine alte, treue Freundin, gönne mir, daß ich hier und gegen Dich, mich ausſpreche, ausweine in der Einſamkeit. O ich weiß es," — fuhr dann die Königin fort, den ſchmerzlichen Blick auf die Zimmer des Schloſſes gerichtet, daß aus der Ferne, vergoldet von den Strahlen der ſich neigenden Sonne, ſtolz und ſpöttelnd auf ſie herniederblickte, — „o ich weiß es nur zu gut, daß bei dieſen vertraulichen Zuſammenkünften der König beim Eintritt in dieſe Räume ſeine Majeſtät ablegt; dann gibt es für Alle, die geladen ſind, — Herren und Damen keine Etiquette mehr. Jedes kann ſeiner Laune die Zügel ſchießen laſſen und den Frohſinn ſeines Naturells, ſo wie die Begabung ſeines Temperaments an den Tag legen. Ich weiß es," — fuhr die Königin in geſteigerter ſchmerzlicher Erregung fort, — „daß bei dieſen auserleſenen, unſeligen kleinen Soupers ein ununterbrochenes Kreuzfeuer pikanter Witze, unlauterer Epigramme unterhalten wird. . . ."

„O Majeſtät!" — wagte die Oberhofmeiſterin zu unterbrechen, — „dieſe Gäſte ſind keine großen Geiſter . . ."

„Aber ſie beſitzen jenen Scharfſinn," — ſagte die Königin ihre Hand auf den Arm der Herzogin von Ayas legend, — „jene Sicherheit, jene kecke Frivolität, die in der feinen Welt als Geiſt gelten. Und dann," — fuhr die Fürſten immer erregter fort und ein leiſes Fieberroth zeigte ſich auf ihren ſonſt ſo bleichen Wangen, — „gegen Ende des Mahles, wenn die Köpfe durch reiche Libationen der edelſten Weine erhitzt ſind, wird die Unterhaltung lebhafter, die Manieren geſtalten ſich freier und jede Grenze fällt — ich will nicht ſagen des Anſtandes — wohl aber der Achtung, welche ſich Jeder ſelbſt ſchuldig iſt, ſei er nun König, Herzog oder Bettler!"

Und die Königin verhüllte bei dieſen Worten ihr Antlitz mit dem feinen koſtbar geſtickten Battiſttuche, das ſie in der Hand hielt, um ihre Thränen zu verbergen und ihr leiſes Schluchzen zu erſticken.

Die Oberhofmeiſterin war tief ergriffen, aber ſie war zugleich auch indignirt, daß man es gewagt, der Gattin Ludwig XV. ſolche genaue Berichte über die Ausſchweifungen ihres Gemahles zu geben.

„Und ſollte ſich Ew. Majeſtät hier nicht von Ihrer aufgeregten Phantaſie täuſchen laſſen?" — ſagte die Herzogin.

„Nein, meine Liebe!" — verſetzte die Fürſtin, ihre Thränen trocknend. — „Ich weiß das Alles aus guter Quelle."

„Und wer konnte ſo grauſam ſein, das edle Herz meiner hohen Gebieterin durch ſolche Berichte ſo tief zu verletzen?" frug Frau von Avas weiter.

„Dieſe Wunden wurden und werden in guter Abſicht geſchlagen,“ — entgegnete die Tochter Stanislaus Leczinsky's, — „um das Herz einer armen Büßerin ganz von den Banden der Erde zu befreien. Ich verdanke dieſe Berichte meinem Beichtvater.“

„Pater Chaulieu alſo!“ — ſagte die Herzogin mit devoter Miene — „da muß ich ſchweigen.“

„Und dieſer Soubiſe!“ — fuhr die Königin fort, und, all ihrer Sanftmuth ungeachtet, blitzte jener edle keuſche Zorn aus ihren Augen, der die Tugend entflammt, wenn ſie dem Laſter gegenüber tritt, — „dieſer Soubiſe, dieſer fünfzigjährige Wollüſtling, dieſer Charles von Rohan, dieſer Prinz, der ſich nicht ſchämt ein feiger Diener einer Pompadour zu ſein; den die unſelige Schlacht bei Roßbach das Siegel der Schmach auf die Stirne gedrückt, daß kein Marſchallſtab wieder löſen kann, ... er iſt der Führer in dieſen Geſellſchaften, wie er von je der Verführer meines einſt ſo guten Gatten war. Wiſſen Sie, Herzogin, was er bei dem letzten Souper von ſich ſelbſt erzählte?“

„Nein, Majeſtät!“ — verſetzte die Herzogin — „aber ſollte der Bericht davon Ew. Hoheit nicht allzuſehr aufregen?“

„Nein, mein Kind!“ — ſagte die Königin gelaſſen — „vergönne meinem armen Herzen, daß es ſich ausſpricht. Es wird dadurch leichter. Setzen wir uns einige Minuten auf dieſe Marmorbank. Es iſt ein ſchönes Plätzchen. Sieh' nur wie dieſe Trauerweide ihre thränenſchweren Aeſte über jene Urne ſenkt; — o gewiß, hier hat die arme Erbauerin von Choiſy-le-Roi auch oft geſeſſen und mit feuchtem Auge in die dunklen Wipfel dieſer Bäume geſchaut.“

Die Königin ſchwieg hier einen Augenblick und ſchien zu lauſchen.

„Horch!“ — ſagte ſie dann und ein wunderbarer melancholiſcher Ausdruck belebte die Züge ihres Antlitzes. — „Horch! flüſtert es da nicht in den Zweigen, — — rauſcht es da nicht wie ferne, ferne Melodien?“

Und in der That hörte man jetzt wunderbar ſchöne Accorde, die, wie aus der Unendlichkeit Tiefen, leiſe, leiſe auf den Flügeln des Abendwindes herüberſchwebten, wie Grüße aus einer beſſeren Welt.

„Seltſam!“ — rief die Oberhofmeiſterin, und ein leichter Schauer durchrieſelte ſie. — „Auch ich höre eine ferne wunderſchöne Muſik. Es klingt wie Orgelton, und doch — die einzige Orgel, die Choiſy-le-Roi aufzuweiſen hat, befindet ſich in der Kapelle des Parkes. Wer aber ſollte und könnte die jetzt ſpielen; denn hier iſt kein Organiſt, wenn der Hof hier nicht wohnt.“

Aber die leiſen, fernen Töne klangen fort und fort, ſo ſüß und wieder ſo fromm, in ſo ſeltſam fremdartiger Weiſe und doch auch wieder ſo ſehr zum Herzen ſprechend, daß beiden Frauen die Thränen in die Augen traten. Unwillkürlich hatten ſie die Hände gefaltet und lauſchten — halb hörend, halb betend — bis es ſtill und ſtiller ward und ſich endlich wieder die tiefe Ruhe, das großartige Schweigen der Einſamkeit über die weiten Räume des Parkes lagerten.

„Das waren keine irdiſchen Töne!“ — ſagte jetzt die, zu jeder religiöſen Schwärmerei nur zu geneigte Königin. — „Ich fühle es in meinem Innern, es waren die Stimmen der Geiſter dieſes Schloſſes, die mein Herz beruhigen wollten. Es iſt ihnen gelungen und ſo will ich Ihnen, Herzogin, nun mit Ruhe erzählen, was ich vorhin mit leidenſchaftlicher Erregung thun wollte. Ich will es, damit Sie ſehen, welch ein Menſch dieſer Soubiſe iſt; — damit Sie erkennen, daß in ſolcher Geſellſchaft auch das edelſte Herz untergehen muß .... und edel, gut und groß war Ludwig, ... da er noch mein war.“

Die Königin hielt hier abermals einige Minuten, wie in Gedanken verloren, inne; dann fuhr ſie mit ihrem Tuche über die Stirne als wolle ſie die Bilder längſt vergangener Zeiten verwiſchen, und hub an:

„Es war bei dem letzten kleinen Souper, welches der König hier in Choiſy-le-Roi gegeben, als er ſich etwas ermatteter wie gewöhnlich fühlte. Er wollte daher das geräuſchvolle Vergnügen, daß unter ſeinen wenigen auserleſenen Gäſten herrſchte, ein wenig mildern, und ſchlug deshalb der Geſellſchaft vor, das Souper dadurch zu beſchließen, daß jedes der Anweſenden ein pikantes Abenteuer aus ſeinem Leben erzähle.“

„Der Vorſchlag war neu und wurde bereitwillig angenommen, und da Ludwig den Prinzen von Soubiſe als denjenigen bezeichnete, der den Anfang machen ſolle, ſo erzählte dieſer folgende Geſchichte:“

„Als ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich eine hübſche

Geſtalt und eine elegante Haltung. Dabei befand ich mich im Beſitz eines Vermögens, welches meinem Aeußeren einen noch höheren Werth verlieh, während mich die größte Luſt von der Welt beſeelte, mich zu Grunde zu richten, — eine Luſt, welche ich ſeitdem vollkommen befriedigt habe, zumal, wie ich bald merkte, die Frauen keinen Abſcheu vor mir zeigten, und es, mein Herz zu entflammen, durchaus nicht nöthig war, daß ſie Sprößlinge edler Häuſer ſeien, oder Gewänder von Sammt und Seide trugen.“

„O!“ — ſagte hier die Oberhofmeiſterin, — „der Frivole. Ich höre ihn ordentlich in dieſen laſciven Worten!“

„Hören Sie nur weiter, es kommt noch beſſer!“ — verſetzte die Königin. —

„Mein erſter Kammerdiener, — fuhr alſo Soubiſe fort, — hieß Finot und war ein eben ſo ſchlechtes Subject, trotzdem daß er nur Kammerdiener war, wie ſo mancher vornehme Seigneur bei Hofe.“

„Das heißt wenigſtens die Wahrheit ſprechen!“ — meinte Frau von Ayas.

„Namentlich wenn es der Herzog auf ſich bezog!“ — ſagte die Königin, dann fuhr ſie alſo fort: „Eines Tages ſprach er mir mit Begeiſterung von einer ſeiner Couſinen, die ſchön wie ein Engel und keuſch wie eine Veſtalin ſei. Er hatte mit ihr von Liebe geſprochen, aber trotz ſeiner großen Erfahrungen hatte er ſein Ziel doch nicht erreicht; denn das Mädchen wußte, daß ihr Couſin Finot bereits verheirathet ſei. Sie wies ihn daher ſchnöde ab.“

„Dies alles, ſagte Soubiſe, hatte mir Finot erzählt, und nicht ohne Abſicht; denn als er jetzt bemerkte, daß ſeine Schilderung der ſchönen Annette Dumont mich zu entflammen begann, ſetzte er mit pfiffiger Miene hinzu: Monſeigneur, Sie ſind — außer Seiner Majeſtät — der hübſcheſte junge Herr des ganzen Königreichs; an ihrer Stelle würde ich dieſer kleinen Coquette den Hof machen; Ihnen wird ſie nicht widerſtehen können: Sie werden glücklich ſein, und ich, ich werde den Troſt einer famoſen Rache haben.“

„Abſcheulich!“

„Die Idee Finot's, — erzählte Soubiſe weiter, — mißfiel mir nicht. Es war dies ein Abenteuer nach meinem Geſchmack; ich ſehnte mich, das reizende Mädchen zu ſehen und ward von den damit verbundenen Schwierigkeiten erſt recht aufgeſtachelt. Mich in dem Glanze meines Ranges ihr zu nahen, war unmöglich, denn ihre Eltern, rechtſchaffene Handwerksleute, vollgepfropft von den lächerlichſten Begriffen von Tugend und Ehrbarkeit, würden dies nie gelitten haben. Finot aber war ein köſtlicher Burſche voller Ränke und Schliche. Auf ſeinen Rath zog ich den Livreerock eines meiner Bedienten an und war nun mein zweiter Kammerdiener, der College Finot's und ſein Freund. In dieſer Eigenſchaft wurde ich denn auch ſeinem Onkel und ſeiner Tante vorgeſtellt und ſelbſt von der Tochter freundlich aufgenommen.“

„Nie!“ — rief hier Soubiſe aus, — ſo erzählte die Königin weiter, — „nie habe ich ein reizenderes Mädchen geſehen. Sie hatte ein wahrhaftes Engelsgeſicht; Augen von unbeſchreiblicher Tiefe, einen ſchönen Wuchs, und ſo kleine Hände und Füße, daß ſie einer Prinzeſſin Ehre gemacht hätten. Kurz ich verliebte mich ſogleich ſterblich in ſie.“

„Da gehörte allerdings nicht ſehr viel dazu!“ — meinte die Herzogin.

„Gewiß nicht!“ — verſetzte ihre königliche Gebieterin, — „aber hören wir weiter, was Monſeigneur erzählte: Ich war galant und aufmerkſam und ſo geſtand ſie mir denn nach einigen Beſuchen, daß ich ihr nicht mißfalle; aber .... ſie ſprach von ſolider Liebe .... und .... vom Heirathen. Ich machte ihr alſo begreiflich, daß ich für jetzt noch nicht daran denken könne, da ich erſt zu kurze Zeit im Dienſt des Prinzen ſtehe. Unterdeſſen geſtattete ſie mir, ihr den Hof zu machen und .... ich benutzte dieſe Gelegenheit ſo gut ich konnte.“

„O Gott!“ — rief hier die Oberhofmeiſterin empört, — „welche Frevler ſind doch die Männer!! Bei allen Heiligen! es iſt in der That ein Wunder göttlicher Gnade und Langmuth, daß er dies ganze Geſchlecht nicht ſchon längſt vertilgt hat!“

Die Königin ſeufzte tief auf.

„Und doch,“ — ſagte ſie dann mit gepreßter Stimme, — „ſind wir immer wieder ſo ſchwach, ſie zu lieben!“

„Majeſtät!“ — rief die Herzogin, den Kopf ſtolz in den Nacken werfend, und ihre Mienen nahmen einen Ausdruck erſchreckender Härte an, — „nicht alle ſind dies. Ich kenne ſeine Hoheit den Herzog von Avas nur noch dem Namen nach.“

„Sie!“ — verſetzte die Königin trübe und legte mild und beruhigend ihre Hand auf die ihrer Vertrauten, — „aber nicht alle Herzen ſind auch ſo ſtark, wie das Ihre.“

Die Oberhofmeiſterin zuckte leiſe mit den Achſeln, und es war, als ob ein Zug ſpöttiſchen Lächelns über ihr Antlitz gleite; aber er verſchwand in demſelben Momente wieder. Ihre Liebe und Theilnahme für die Fürſtin — die in der That noch unglücklicher war, als ſie ſelbſt — ſiegte über ihre eigenen Gefühle und ihre perſönliche Anſicht, und mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Milde, bat ſie ihre königliche Freundin, um den Gedanken derſelben eine andere Richtung zu geben, in der begonnenen Erzählung fortzufahren.

„Um dieſe Zeit,“ — fuhr alſo die Königin fort, — „wurde eine neue Tragödie von Voltaire aufgeführt, von der in ganz Paris geſprochen wurde. Auch die Familie Dumont bekam Luſt ſie zu ſehen. Ich hatte, — ſo erzählte der Prinz Soubiſe weiter — an dieſem Tage bei Herrn von La Poplinière dinirt, verließ ſein Haus etwas ſpät, und da ich nicht mehr nach Verſailles zurückkehren konnte, ging ich in das Theater. Hier nahm ich meinen Platz in der Loge der Madame René, denn es war zu der Zeit, in der ich dieſe Dame leidenſchaftlich liebte!“

„Der Verräther!“

„Am andern Morgen trat Finot ganz zerſtört in des

Prinzen Schlafgemach. Was bedeutet deine beſtürzte Miene? — frug dieſer. — Monſeigneur, eine fatale Neuigkeit. . . — Welche? — Meine Couſine Annette iſt hier! — Was will ſie? — Sie ſehen! Sie hat Sie geſtern im Theater erkannt und ſchwört, daß ſie nicht eher von dannen gehen werde, bevor ſie mit Ihnen geſprochen.“

„Die Scene die jetzt folgte, kann ſich Jedermann denken — fuhr der Prinz fort, und wie man mich verſichert,“ — ſetzte die Königin mit Indignation hinzu, — „ein diaboliſches und perfides Lächeln ſpielte dabei um die Winkel ſeines Mundes. Die Thränen, — ſagte er höhnend, — die Seufzer der zärtlichen Annette, ihre Vorwürfe, ihre Schmähungen waren nicht zu zählen. Die Kleine war zu einer Furie geworden; was ſie und die ganze tragiſche Scene aber lächerlich machte, war ihr Verlangen: ſie zu heirathen! Die Idee, — rief der übermüthige Seigneur — war in der That nicht übel; die Tochter eines Tiſchlers, Gemahlin des Prinzen von Soubiſe! Ich lachte laut auf . . . . aber in demſelben Momente ward Annette bleich wie der Tod, ihre Thränen ſtockten, hoch richtete ſie ſich auf, ſagte mir mit eiſiger Kälte Lebewohl und verließ mein Zimmer.“

„Ich muß geſtehen, — erzählte der Prinz weiter, — daß mich dieſer letzte Auftritt doch etwas frappirt hatte. Ich ſchellte alſo Finot und befahl ihm, ſeiner Couſine raſch zu folgen und ſie nicht aus den Augen zu laſſen. Finot eilte nach. Als er an den Pontneuf kommt, ſieht er eine Menge Menſchen, welche ſich nach der Bruſtwehr drängen und hinab in den Fluß ſehen.“

„O ich ahne!“ — rief die Oberhofmeiſterin mit finſterer Miene, und gedachte der letzten Begebenheit im Hirſch-Park, die ſie aus dem berüchtigten Pasquill kannte, von der aber die Königin nichts wußte.

Dieſe hatte indeſſen den Ausruf ihrer Vertrauten überhört und fuhr mit ſichtbarer Erregung fort:

„Finot fragt, was geſchehen ſei? und erfährt, daß ſich ein junges Mädchen eben ertränkt habe. Er bricht ſich durch die Menge Bahn, und ſieht ... wie Annette vom Strome fortgeriſſen wird; ſie ſinkt ... erſcheint noch einmal auf der Oberfläche des Waſſers und verſchwindet dann für immer!“

„Ich war,“ — ſagte Soubiſe, — als mir Finot dies berichtete — in der That ein wenig beſtürzt. Wer hätte auch denken ſollen, daß das Närrchen ſich gleich ertränken würde. Aber das ſind die Folgen dieſer albernen bürgerlich-tugendhaften Geſinnungen, wie ſie das gemeine Volk hat. Selbſt Finot, der Schurke, nahm den Tag darauf ſeinen Abſchied, und ich ſah ihn nie wieder. Aber abgehalten hat mich dies nicht, — rief Soubiſe dabei lachend — noch manches ſchöne Abenteuer in dieſen Ständen zu ſuchen und zu finden!“*)

Die Königin war ſichtbar angegriffen und erſchöpft. Frau von Ayas dagegen rief empört:

---

*) Geheime Chronik der königl. Luſtſchlöſſer Frankreichs. I. Bd.

„O es iſt ſchrecklich, wie weit dieſe Menſchen in ihrer ſündhaften Verblendung gekommen ſind!“

„Und dieſer Mann,“ — ſagt die Königin, Thränen im Auge, indem ſie die Hand der Herzogin krampfhaft preßte, — „dieſer Mann, der zugleich der Günſtling einer Pompadour iſt, . . . iſt der intimſte Freund meines Gatten, des Königs Ludwig XV. von Frankreich!“

„Majeſtät!“ — rief voll Mitleid die Oberhofmeiſterin, — „beruhigen Sie ſich.“

„Beruhigen?“ — wiederholte die Königin, — „beruhigen? wenn ich ſehen muß, wie der Mann, den ich liebe, in ſolch' verworfener Geſellſchaft ſein irdiſches und ſein Seelenheil verſpielt? Bedenken Sie, Herzogin, was dazu gehört: ſolch' eine Geſchichte mit fröhlichem Herzen in heiterer Geſellſchaft zur Beluſtigung zum Beſten zu geben?“

„Es iſt wahr!“ — verſetzte die Oberhofmeiſterin gepreßt, — „ſolch' eine entſetzliche Erinnerung hätte auf dem Daſein eines jeden Mannes, deſſen Herz nicht der Hölle verfallen, für immer mit vernichtender Schwere gelaſtet. Aber ....“ — ſetzte ſie begütigend hinzu, — „vergeſſen Ew. Majeſtät nicht, daß es der Prinz von Soubiſe war, der die Geſchichte erlebte und erzählte; .... der Prinz von Soubiſe, der durch ein fünfzigjähriges Leben voll Intriguen, galanten Abenteuern und Scandalen jedes ſittliche Gefühl längſt in ſich erſtickt hat.“

„Und,“ — ſetzte die Königin mit einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer und bedeutungsvollen Tone hinzu, — „der

der tägliche Umgang meines Gatten und Herrn iſt! — O!“ — rief ſie dann mit plötzlichem Entſetzen und ſchmiegte ſich dabei faſt ängſtlich an die Herzogin, — „dieſe verhöhnten bürgerlich-tugendhaften Geſinnungen, wenn ſie ſich nur nicht einſt fürchterlich an uns Allen rächen! — Schon wankt aller Glaube, — ſchon hört man das Heiligſte nur mit Spott und Hohn erwähnen, — ſchon tritt überall, in dem Parlamente, in den ſocialen Kreiſen der Hauptſtadt, ſelbſt unter dem Volke ein Geiſt der Oppoſition auf, wie ihn Frankreich nie gekannt; — ſchon wanken alle Stützen des Thrones .... Herzogin! ... Herzogin! wenn dieſe verhöhnten bürgerlich-tugendhaften Geſinnungen nur nicht einſt Racheengel an uns Allen werden!“

Die Königin ſchauerte in ſich zuſammen.

„Beruhigen Sie ſich, Majeſtät!“ — flehte die Oberhofmeiſterin; aber es war ihr ſelbſt ſo unheimlich zu Muthe, daß ſie nichts weiter ſprechen konnte. Es dämmerte dabei und der Abendwind ſpielte geſpenſteriſch in den hohen, dichtbelaubten hundertjährigen Bäumen.

Da plötzlich zeigten ſich in einiger Entfernung drei menſchliche Geſtalten in dem Gange, in welchem ſich die Königin und ihre Vertraute befanden. Man konnte nicht erkennen, wer es ſei, nur ſoviel ließ ſich unterſcheiden, daß es ein Mann und zwei Kinder waren.

„Laſſen Sie uns in das Schloß gehen!“ — ſagte bei dieſem Anblick, ſich raſch erhebend, die Königin. — „Es iſt Abend geworden und wir ſind nicht allein im Park.“

Die Oberhofmeiſterin folgte dieſem Befehle ſehr gern;

aber beide Damen hatten kaum einige Schritte gemacht, als ein netter freundlicher Knabe raſch auf ſie zueilte und die Königin in deutſcher Sprache mit den Worten anredete:

„Schöne Dame, willſt Du mir ſagen, wo wir ſind?"

Die Königin war anfangs erſchrocken, und, über die Kühnheit des Buben ärgerlich, wollte ſie ihn eben hart anlaſſen als ſie die deutſche Anrede, ſowie ſeine offenen freundlichen Züge feſſelten.

Sie hielt daher an und ſagte mit ihrer gewöhnlichen Milde und Güte in ſchönem reinem Deutſch:*)

„Wo Du biſt, mein Kleiner? .... Nun im Parke von Choiſy-le-Roi!"

„Ja, das weiß ich!" — verſetzte Wolfgang, denn Niemand anders war der Knabe, — „aber wir haben uns hier irre gegangen, und finden nun nicht mehr den Weg zum Schloſſe zurück!"

„Das iſt etwas anderes!" — entgegnete die Königin, — „doch ſeid Ihr jetzt auf dem rechten Wege; folgt nur dieſer Allee und in zehn Minuten liegt das Schloß vor Euch. Aber wer biſt Du und wie kommſt Du aus Deutſchland hierher!"

„Ich bin der Wolfgang Mozart," — verſetzte mit drolligem Selbſtgefühl der Knabe, — „und will mit meiner Schweſter, Nannerl, vor dem Könige und der Königin von Frankreich ſpielen."

---

*) 19. Brief Leopold Mozart's am Madame Hagenauer. Niſſen.

„Spielen? was denn?“

„Iſt mir gleich: Clavier, Geige oder Orgel!“

„Du!“ — frug lächelnd die Königin.

„Ja, ich!“ — verſetzte faſt beleidigt der Junge. — „Du ſcheinſt doch eine vornehme Frau zu ſein, haſt Du denn noch nichts von dem Wolfgang Mozart und ſeiner Schweſter gehört?“

„Nein!“ — ſagte die Königin, der das offene ungenirte Weſen des Kindes ungemein gefiel, und der es zugleich ungemein lieb war, durch dieſe freundliche Erſcheinung von den trüben Einflüſſen der letzten Stunde befreit zu werden.

„Ei!“ — meinte Wolfgang den Kopf ſchüttelnd, — „dann mußt Du ja gar keine Zeitungen leſen!“

„Das thue ich auch nicht, mein Kind!“ — ſagte die Herrſcherin Frankreichs. — „Wenn Du aber wirklich ſo geſchickt biſt, wie Du angibſt und vor dem Könige und der Königin zu Verſailles ſpielſt, dann werde ich Dich dort wiederſehen und auch hören.“

„Wie!“ — rief entzückt der Knabe, — „ſo biſt Du vom Hofe?“

„Allerdings!“ — verſetzte die Dame lächelnd.

„Nun!“ — fuhr Wolfgang fort, — „dann grüße mir einſtweilen die Königin: ſie ſoll, — wie die Gräfin Lillibonne erzählte, — eine ſehr liebe, gute und fromme Frau ſein, und ſage ihr, — denn ſie hat gewiß ſchon von uns gehört, — der Wolfgang und die Nannerl Mozart wären mit ihren Eltern in Paris angekommen, und würden ſie nächſtens beſuchen!“

Und mit dieſen Worten ſprang der Knabe zu den Seinen zurück, während die Königin ganz aufgeheitert ausrief:

„Nun, bei unſerer lieben Frau, eine drolligere Vorſtellung und Einführung am Hofe von Frankreich hat es doch wohl noch nie gegeben!“

In Paris.

Die Familie Mozart war bereits in Paris angekommen und in dem Hôtel des bayeriſchen Geſandten, Grafen von Eyck, abgeſtiegen. Die Nachricht von ihrem Eintreffen verbreitete ſich denn auch ſofort wie ein Lauffeuer über die Hauptſtadt Frankreichs. Hatte doch Grimm, der ſie ſogleich aufgeſucht und auf das herzlichſte begrüßt, Sorge dafür getragen, daß die Tagesblätter der deutſchen Wunderkinder auf das Wärmſte gedachten. Und war eine ſolche außergewöhnliche Erſcheinung nicht ganz für dieſe ſanguiniſche Nation gemacht?

Unſtät, unruhig, für alles Neue und Eclatante ſofort bis zum Uebermaß begeiſtert; vor allen Dingen dem Feinen, Leichten und Zierlichen huldigend, mußte ſchon die Nachricht von dieſen kleinen Wunderblumen in dem Zaubergarten der Muſik, ... von dieſem ſiebenjährigen Clavier- und Orgel-Virtuoſen und ſeiner allerliebſten, nicht minder geſchickten elfjährigen Schweſter, die Franzoſen elektriſiren.

Hier handelte es ſich ja nicht von einem Eindringen in die Tiefen der Kunſt; … hier war ein Wunder zu ſehen und zu hören, und noch dazu ein allerliebſtes, das ſchon die deutſchen Höfe, namentlich den damals befreundeten Kaiſerhof zu Wien entzückt hatte. Welch' eine Nahrung für die Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht des überſättigten franzöſiſchen Adels, der leidenſchaftlichen, genußſüchtigen Pariſer!

Grimm, ſelbſt ein Muſikfreund, war ganz glücklich; er kam daher ſeinen Landsleuten, die ja noch dazu an ihn empfohlen waren, auf die zuvorkommenſte Weiſe entgegen, und führte ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, vor allen Dingen bei der Dame ſeines Herzens, bei Fräulein von Eſpinaſſe ein.

Nun aber entſtand in den Kreiſen der Encyklopädiſten eine neue Rivalität … und zwar zwiſchen der reizenden Eſpinaſſe und der Gräfin Teſſé, die die Kinder mit Liebe und Freundlichkeiten geradezu überſchütteten. Wolfgang ließ ſich dies ſehr gern gefallen und machte förmlich — freilich nach der Art der Kinder — der Eſpinaſſe den Hof, indem er ihr ganz unumwunden erklärte, daß ſie die ſchönſte Dame ſei, die er noch geſehen, und daß er ſie noch lieber als die kleine Erzherzogin von Oeſterreich, die lockenköpfige Maria Antoinette, habe. Es ſtand alſo einer Verehelichung der ſchönen Franzöſin mit Monſieur

Wolfgangerl durchaus nichts im Wege, als daß ſie — wie unſer kleiner Held ſagte — noch zu ſchlecht deutſch ſpräche; und es war nun unendlich komiſch, wenn er — ſie auf ihr zukünftiges Glück vorbereitend — auf dem Sopha vor ihr ſtand und ihr Unterricht in der deutſchen Sprache gab.

„Sag … Hochachtung!“ — rief Wolfgang, den Zeigefinger der rechten Hand empor gerichtet, wie man es macht, wenn man ein Schooßhündchen aufwarten läßt.

„Okaktunk!“ — verſetzte die Espinaſſe, indem ſie ſich mit aller Gewalt zwang das Lachen zu verbeißen.

„Ach was, Okaktunk!“ — rief das Kind — „wie kann man denn nur Okaktunk ſagen, es ſind ja gar keine k in dem Wort. Gieb einmal Acht …. aber du mußt auch nicht lachen …. Hoch-acht-ung!“

„Ok-ak-tunk!“ — wiederholte die hübſche Franzöſin mit aller möglichen Anſtrengung.

„Schrecklich!“ — rief in köſtlichem Pathos der Knabe, — „ſie kann nicht „ch“ ſagen: Hochachtung!“

Aber das Okaktunk kam immer wieder.

„Nun ſo ſag’ Arzt!“ — fuhr der kleine Lehrmeiſter fort.

„Arſt!“ — verſetzte Fräulein von Espinaſſe.

Wolfgang ſchüttelte ungeduldig ſein kleines olympiſches Haupt; faßte aber dann das Schelmenköpfchen ſeiner bezaubernden Schülerin unter dem Kinn, wand es ſich zu, daß Aug’ in Auge ſchaute und wiederholte: „Arzt!“

„Arſtt!“ — ſtammelte mit hellem Lachen die Schöne; aber Wolfgang ſprang unwillig von dem Sopha herab und rief:

„Sie lernt nichts! ich kann ſie nicht brauchen..... und ſie iſt doch ſo ſchön!“ — —

Aber auch die haute volée ſtritt ſich um das Vergnügen, die Wunderkinder bei ſich zu ſehen und ſie zu hören. Vor allen Dingen ſtanden der Mozart'ſchen Familie die deutſchen Barone von Hopfgarten und von Boſe zur Seite; dann die Herzöge von Chartres und von Dürat, die Marquiſe Villeroi, Mylord Bedford — der Paris mit Sterne ganz richtig dahin definirte: The paradise of coquets — the Elysium of petits maitres — the centre of frivolity!“*) aber dem ohngeachtet unendlich gern in dieſem Mittelpunkte der Frivolität lebte; — ferner Fürſt Gallizin u. ſ. w. An Huldigungen aller Art fehlte es dabei nicht, und die Gräfin von Eyck hatte ſich ein Vergnügen daraus gemacht, den Kindern ein beſonderes Zimmerchen einzuräumen, in welchem ſie die hunderterlei Geſchenke, die ſie erhielten, aufſtellten.

Und in der That, es war eine kleine allerliebſte Ausſtellung in deren Mitte Wolfgang und Nannerl mit kindlicher Luſt und dem Behagen ſchönſten Selbſtbewußtſeins oft ſchwelgten. O wie reich träumten ſie ſich dann bei dem Anblicke dieſer goldenen Tabatieren, Uhren, Zahnſtocher-Etui, Ringe, Degenbänder, Bänder und Armmaſchen, Blumen, Spitzen u. ſ. w.

---

*) Das Paradies der Coquetten, das Elyſium der Stutzer, der Mittelpunkt der Frivolität.

Auch Baron von Boſe hatte etwas hinzugelegt, was Wolfgang namentlich freute; nicht allein ſeines inneren Werthes wegen, ſondern auch, weil er Boſe, — der ein eben ſo freundlicher und leutſeliger Mann, als tüchtiger Muſikkenner war — liebte.

Es war ein ſchönes Buch, Gellerts Lieder, auf deſſen erſtem weißem Blatte ſtand:

„Nimm, kleiner ſiebenjähriger Orpheus, dies Buch aus der Hand deines Bruders und Freundes. Lies es oft — fühle ſeine göttlichen Geſänge und leihe ihnen (in dieſen ſeligen Stunden der Empfindung) Deine unwiderſtehlichen Harmonien, damit ſie der fühlloſe Religionsverächter leſe — und aufmerke — damit er ſie höre — und niederfalle und Gott anbete.“

Friedrich Carl, Baron von Boſe.*)

Das religiöſe Gefühl des Deutſchen, ſo ganz mit Vater Mozart's Anſichten Hand in Hand gehend, ſprach hier beiläufig ſeine Indignation über die damals in der feinen pariſer Welt herrſchenden, durch den Hof und die Encyklopädiſten vertretenen, frivolen religiöſen Anſichten aus. Aber auch die Poeſie entfaltete ihre Flügel; denn als Vater Mozart und Wolfgang eines Morgens aus ihrem Schlafzimmer traten, ſtand ein Franzoſe —, den Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Taſchen der Beinkleider —

---

*) Niſſen: Biographie W. A. Mozart's S. 61.

mit dem Rücken an die Marmorbekleidung des Kamins gelehnt und trillerte heiter:

„La vie n'est qu'un voyage,
Tàchons de l'embellir.
Sémons sur le passage
Les roses du plaisir!*)

Als er aber die Eintretenden bemerkte, gab er ſich mit ungemeiner Artigkeit und großem Selbſtbewußtſein als einen der berühmteſten Dichter Frankreichs zu erkennen, und bat Wolfgang unter den feurigſten Verſicherungen ſeiner Hochachtung und Bewunderung, folgendes Gedicht anzunehmen:

Mortels chéris des Dieux et des Rois,
Que l'harmonie a de puissance!
Quand les sons modulès soupirent sous vos doigts,
Que de Finesse et de Science!
Pour Vous louer, on n'a que le silence.
Avec quel sentiment le bois vibre et frémit!
Un Corps muet devient sonore et sensible.
A Vous, mortels heurux, est-il rien d'impossible!
Tout jusqu'au tacte en Vous a de l'esprit.**)

Wolfgang lachte herzlich, als der Mann fort war; weniger über das Gedicht, als über die enorme Artigkeit des Mannes; denn — wenn ſich der Knabe auch noch nicht ſelbſt geläufig in der franzöſiſchen Sprache ausdrücken

---

*) Wohl eine Reiſ' iſt nur das Leben,
Verſchönern wir's zum Wohlgedeih'n:
Laßt auf dem Weg uns ſtets beſtreben,
Die Roſen ſüßer Luſt zu ſtreuen!

**) Niſſen: Biographie W. A. Mozart's. S. 59.

konnte, hatte er ihn doch recht wohl verſtanden. Grimm aber, der gerade dazu kam, ſagte:

„Es iſt in der That etwas ganz eigenthümliches mit der Höflichkeit dieſer Nation!“

„Mit dem einzigen Worte Monſieur und Madame könnte man durch ganz Frankreich reiſen und ganze Geſpräche führen. Man tritt in eine Loge und ſagt mit einer höflichen Verbeugung: Monſieur! Das Compliment wird erwiedert mit einem nicht minder artigen: Monſieur! — Man will ſich durch eine Maſſe Menſchen durchdrücken, es bedarf nur des Wortes: Monſieur! begleitet mit einem leiſen Anſtoß, und es wird mit einem ebenſo freundlichen: Monſieur! Platz gemacht. Da will es das Unglück, daß man einem Nachbar auf den Fuß tritt; ein ſcharfes, drohendes Monſieur! erſchallt; aber ebenſo ſchnell beruhigt den Aufgebrachten auch unſer ſanftes, Verzeihung flehendes: Monſieur! wieder. Man wünſcht die gedruckte Arie der Oper, eine Handbewegung nach ihr und ein fragendes: Monſieur? iſt genug, Monſieur! entgegnet der Beſitzer und reicht ſie uns artig. Freilich“ — ſetzte Grimm hier lächelnd hinzu — „kommt das Monſieur und Madame dem Fremden oft auch ſo häufig, daß er wohl verſucht wird, es zu parodiren, wie es einſt Condé bei dem Narren machte, der immer von Monſieur Papa und Madame Mama ſprach, indem er ausrief: Monsieur Jean dites à Monsieur mon cocher de mettre Messieurs mes chevaux à Madame ma voiture!“

Alle lachten, der Baron aber ſagte zu dem Vice-Capellimeiſter: „Laſſen wir indeſſen jetzt, mein Beſter, die franzöſiſche Artigkeit und kommen wir lieber auf eine ihrer ſchönſten Tugenden zu ſprechen: die Bereitwilligkeit alles Neue, was ſchön und gut iſt, anzuerkennen.

„O, Herr Baron!“ — rief Vater Mozart — „davon haben wir ja die ſchlagendſten Beweiſe!“

„Das iſt alles bis jetzt noch nichts!“ — entgegnete der menſchenfreundliche Grimm. — „Es ſoll noch ganz anders kommen.“ Und ein Papier das mit einem großen Siegel verſehen war, aus der Taſche ziehend und es dem Vice-Capellmeiſter hinreichend, ſetzte er ſtrahlenden Auges hinzu:

„Hier, mein Lieber, die Erlaubniß des Herrn Lieutenant général de la police, Ihre Concerte au Théatre de Mr. Félix, rue et porte St. Honoré geben zu dürfen.“

Wolfgang und der Vater waren außer ſich vor Freude:

„Endlich! endlich!“ — rief der Vice-Capellmeiſter — „wie ſehnlichſt haben ich und meine, durch die Reiſe jämmerlich zugerichtete Kaſſe, darauf gewartet!“ — Aber Wolfgang hüpfte an Grimm hinauf, küßte ihn und rief:

„Himmliſcher Mann, laß Dich umarmen! Vivat! jetzt kann ich wieder einmal öffentlich ſpielen, und zwar vor den Pariſern!“ — Und nach der Thüre laufend ſchrie er aus vollem Halſe ganz ſelig in das Schlafzimmer der Mutter und der Schweſter:

„Nannerl! Nannerl! wir ſpielen! Herr Grimm hat's fertig gebracht, wir dürfen die Concerte geben!“

Und in ſeiner Wonne das Schoßhündchen ergreifend, daß die Frau Gräfin von Eyck der Schweſter geſchenkt, ſchloß er es wie ein kleines Kind in ſeine Arme und tanzte mit ihm wie beſeſſen im Zimmer herum.

Grimm ſchaute dieſen Ausbrüchen der Freude mit unbeſchreiblichem Vergnügen zu, während der Vater halb lachend, halb ſchmollend den Sohn ſchallt, daß er doch ewig ein „Kindskopf“ bleibe.

„Aber“ — frug jetzt die Mutter, die unterdeſſen mit Nannerl hereingetreten war, nachdem ſie den edlen Hausfreund begrüßt, — „wie haben Sie dies denn fertig gebracht.“

„Ei!“ — verſetzte Grimm heiter, — „wie man eben in Paris alles fertig bringt: durch ſchöne Frauen! Es war in der That nicht leicht, denn dieſe Erlaubniß läuft ſchnurgerade gegen die Privilegien der Oper, des Concert spirituel und der franzöſiſchen und italieniſchen Theater. Da aber Monſieur Wolfgang einmal den ſchönſten Damen der Pariſer Welt, Fräulein von Espinaſſe und der Gräfin Teſſé, den Kopf verrückt hat, ſo ſetzte ich dieſe in Bewegung. Erſtere ſtürmte nun ſo lange auf das Herz des Herrn Lieutenant général de la police, Letztere auf das des Königs, bis beide ſich ergaben und als Friedensſchluß die hier liegende Erlaubniß zum Vorſchein kam!“

„O wie ſoll ich Ihnen danken!“ — rief der Vice-Capellmeiſter — „Sie allein thun Alles für uns. Ich hatte Empfehlungsſchreiben des franzöſiſchen Botſchafters in Wien und von dem Miniſter zu Brüſſel, Grafen

Cobenzl, an den Prinzen Conté, an die Herzogin von Aiguillon, an die Marquiſe Durfourt und Andere, deren ich eine ganze Litaney herzählen könnte. Was habe ich von allen gehabt? . . . . nichts, als ſchöne Worte, leere Phraſen! Der einzige Grimm hat Alles gethan!“

„Nun, nun!“ — verſetzte Grimm freundlich — „erfordert dies nicht ſchon die Pflicht, die ich gegen Sie als Landsmann, als Deutſcher, habe? und dann — wir ſind alle eitle, ſelbſtſüchtige Menſchen — Sie ſehen ja, wie ich als Protector der liebenswürdigen Familie Mozart glänze!“

„O!“ — rief Wolfgang und ſtellte ſich, das Schoßhündchen noch immer wie ein Kind im Arme haltend, gerade vor Grimm, — „er macht ſich ſchlechter, als er iſt. Ich weiß, er thut es . . . . nicht um zu glänzen . . . . ſondern, weil er uns lieb hat.“

„Da haſt du recht!“ — ſagte Grimm und reichte dem Kleinen mit aufrichtiger Freundlichkeit die Hand. — „Die Taſche meiner Neuigkeiten iſt indeſſen noch lange nicht ausgeleert. Alſo weiter.“

„Da ich wußte, daß wir die Erlaubniß zu den Concerten erhalten würden, gab ich mir ſelbſt gleich die Erlaubniß dafür Sorge zu tragen, daß meine Freunde auch Plätze erhalten würden. Ich legte deshalb Liſten in unſeren Bureaux d'esprit auf, und erhielt in zwei Abenden 320 Unterſchriften, wofür hier 80 Louisd'or ſind.“

Das war ein Wort für unſeren praktiſchen und verſorglichen Vice-Capellmeiſter. Der Sonnenſchein der Freude lief über ſeine Züge, ein ſchmunzelndes, behagliches Lächeln ſpielte um die Winkel ſeines Mundes, und ſchon wollte er auf's Neue in den wärmſten Dank ausbrechen, als Grimm mit beſchwichtigenden Geberden rief:

„St! lieber Mozart, das Beſte kommt nach. Die Königin, die ſonſt faſt niemals einen Wunſch gegen Monſieur d'Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi ausſpricht, hat ſich wunderbarerweiſe ſehr warm für Wolfgang verwendet. Sie will ihn und ſeine Schweſter hören, und ſo iſt höchſten Orts beſchloſſen worden, daß — trotz der Trauer für die Infantin — in dieſen Tagen ein muſikaliſcher Abend in den Privatgemächern der Königin ſtatt finden ſoll.“

„Hurra!“ — rief Wolfgang und ſprang hoch in die Höhe — „die Dame von Choiſy-le-Roi hat Wort gehalten. Sie hat der Königin meinen Gruß gebracht und nun will die mich hören.“

„Was iſt das?“ — frug Grimm. Der Vater erzählte ihm die Sache; worauf erſterer, augenſcheinlich ſehr angenehm überraſcht, ausrief: „Ja ſo, nun verſtehe ich alles!“

„Aber wann ſoll ich denn vor der Königin ſpielen?“ — frug jetzt Wolfgang. — „Ich bin ſehr begierig ſie zu ſehen!“

„Das eben wollen wir jetzt hören!“ — verſetzte Grimm. — „Denn ich bin gekommen, den Herrn Vice-Capellmeiſter und die Kinder abzuholen, um mit ihnen zu

Monſieur d'Hebert zu fahren. Der Herr Trésorier des menus plaisirs du Roi wird Ihnen dann Tag und Stunde der Audienz anzeigen. Machen ſie alſo Toilette, meine Lieben, mein Wagen wartet unten.“ — Und nach einer halben Stunde fuhren Grimm, der Vice-Capellmeiſter und die Kinder zu dem Trésorier des menus plaisirs du Roi!

Ein Abend am Hofe zu Verſailles.

Die Gemächer der Königin in dem Reſidenzſchloſſe zu Verſailles waren geöffnet. Sie bildeten eine Flucht von fünfzehn Zimmern, von welchen man in unſeren Zeiten jedes einen Salon nennen würde. Jetzt erſchimmerten ſie in dem Lichtmeere von mehr denn 700 Tafelkerzen, die von zahlloſen Kronleuchtern aus Bergchriſtall und ſchwer vergoldeten Girandolen herabflammten, und den Glanz und die Pracht all dieſer Marmorkamine, dieſer Vergoldungen, Stuckatur-Arbeiten und Gemälde, dieſer Uhren, Vaſen, Statuen und koſtbaren Teppiche, in den rieſigen Spiegeln wie durch Zauber in hundertfacher Vervielfältigung wiedergaben.

Und doch waren dieſe Privatgemächer der Königin noch ſchlicht zu nennen, gegen jene, welche die Marquiſe von Pompadour bewohnte, und die großen königlichen Säle und Appartements Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Kannte man doch in jener Zeit kein fürſtliches Schloß, das ſich jenem von Verſailles auch nur hätte vergleichen können! Verſailles wird zuerſt um das Jahr 1037 als ein unbedeutendes Dorf mit einer alten Ritterburg erwähnt. 1627 ließ Ludwig XIII. hier ein Jagdſchloß anlegen, welches der Mittelpunkt der coloſſalen Anlagen geblieben iſt, wodurch ſpäter Ludwig XIV. Verſailles, nach Manſard's Plan, zu einem der merkwürdigſten Punkte für die Geſchichte der europäiſchen Kunſt und Politik erhoben hat.

Die erſten Anlagen, welche Ludwig XIV. machen ließ, beſchränkten ſich auf Erweiterung des Parkes und Verſchönerung des Jagdſchloſſes. Bald aber gefiel ſich der König hier ſo gut, daß er beſchloß, ſich jährlich mehrere Monate daſelbſt aufzuhalten und dies machte denn natürlich bedeutende Erweiterungen des Luſtſchloſſes nöthig. Aber man ging mit Kraft und Energie daran, ſo daß der ungeheuere Neubau 1672 bereits ſchon ſo weit vorgerückt war, daß Ludwig XIV. im Februar dieſes Jahres ſeine Reſidenz zu Verſailles aufſchlagen konnte. In Folge mehrerer Privilegien ſtieg nun aber auch die Zahl der Privatwohnungen in der Nähe des königlichen Schloſſes bald ſo hoch, daß Ludwig, um der unbegränzten Bauluſt Gränzen zu ſetzen, 1713 jene Privilegien zurücknahm. Zu Ende der Regierung Ludwig XIV. zählte Verſailles, welches bereits das Stadtrecht erhalten, ſchon gegen 100,000 Einwohner, und blieb ſeitdem bis zu den Octobertagen 1789, wo Ludwig XVI. gezwungen wurde, den Sitz ſeiner

Ahnen zu verlaſſen, königliche Reſidenz. Verſailles war von nun an der Typus einer Menge von Schlöſſern. Obwohl die Einförmigkeit des Styles, in welchem es erbaut worden, bei der ungeheueren Ausdehnung des Gebäudes — nur das Blei für ſeine Dächer koſtete zweiunddreißig Millionen Livres! — für den Blick etwas Ermüdendes hat, ſo trägt das ganze doch den Stempel der Majeſtät des Gedankens, der es hervorrief.

Dieſelbe Größe herrſcht aber auch in der Vertheilung der inneren Räume. Hier verdienen noch jetzt gerechte Bewunderung die Schloßpfarrkirche, Notre-Dame, die Schloßkapelle, der Opernſaal, der Saal des Herkules, der Saal des Mars, das Oeil de Beuf und vor allen Dingen die Gallerie Lebrun, ſo genannt nach den dort von Lebrun ausgeführten Gemälden. Sie nimmt, in Verbindung mit den Sälen des Krieges und Friedens zu beiden Seiten, die ganze Länge des Haugtgebäudes ein, und iſt bei einer Tiefe von 31 und einer Höhe von 40 Fuß, 217 Fuß lang. Siebzehn ungeheuere Spiegel machen, ebenſoviel mächtigen Bogenfenſtern gegenüber, einen herrlichen Effect.

Und alle dieſe Säle und Galerieen zieren Werke der erſten franzöſiſchen Maler, Bildhauer und Erzgießer, — Werke eines Lebrun, Lemoine, Lafoſſe, Blanchard, Jouvenet, Audran, Philipp von Champagne, July, Marſy, Coyſevox, Girardin, Regnaudin, Couſton, Keller, Aubry, Roger u. ſ. w.

Aber freilich koſtete dieſer königliche Rieſenbau des prachtliebenden Ludwig XIV. das arme, ſchon ſo tief verſchuldete Frankreich auch ganz unermeßliche Summen, die durch unglückliche Kriege und die raſenden Verſchwendungen des Hofes bis zu der unglaublichen Höhe von 4000 Millionen ſtiegen. Vergeblich ſetzten alle auf einander folgenden Finanzminiſter: Machault, Moreau de Sechelles, Moras, Boulogne, Silhouette u. ſ. w. alle ihre Kräfte, ja ihr Leben daran, den ſinkenden Staat zu retten; ihre Bemühungen waren um ſo vergeblicher, als eine Pompadour und Du Barry die Einnahmen des Landes wie in raſendem Taumel vergeudeten und verſchleuderten.

So ward denn das furchbare Wort der Erſteren zum Wahlſpruch des Hofes und aller Welt, und bei dem tollſten Leben und den ſinnloſeſten Verſchwendungen hieß es: Après nous le déluge! *)

Singend, ſchwelgend, jauchzend taumelte man an dem gähnenden Abgrunde dahin, der bald genug Ludwig XVI. und die arme unglückliche Maria Antoinette verſchlingen ſollte.

Wer dachte aber jetzt, — wer dachte heute auch nur an die Möglichkeit einer ſo unſeligen Kataſtrophe?! Wer hätte in den lichtſtrahlenden, von Pracht ſtrotzenden Zimmern der Königin, in welchen ſich eine von Brillanten und Juwelen funkelnde Geſellſchaft auf das heiterſte bewegte, ahnen ſollen, wie unterhöhlt dieſer Boden ſei!

---

*) Nach uns die Sündfluth! (Wenn wir nicht mehr da ſind, mag es gehen, wie es will!)

Zwar gab die Hoftrauer um die Infantin der heutigen Soirée äußerlich einen ernſteren Anſtrich; aber ein einziger Blick auf die Mienen der Anweſenden, ein kurzes Lauſchen auf die Converſation, die die verſchiedenen Gruppen beſchäftigte, bewieſen, daß hier von Ernſt und Trauer nichts herrſche . . . als die Farbe, nicht einmal ein Schein der Wahrheit!

Von hohem Intereſſe war aber gerade die Art der Gruppirung der ſich im Haupt-Salon befindlichen Perſonen, die ſich augenſcheinlich wie funkelnde Chriſtalle um zwei Kerne anſetzten. Der König war noch nicht erſchienen, da er ſpät von der Jagd zurückgekommen; wogegen ſich die Königin in Mitten ihrer Getreuen auf einem prachtvollen Fauteuil niedergelaſſen. Aber wie klein war das Häuflein, daß ſie und die Prinzeſſinnen: Madame Adelaide und Madame Victoire umgab; wie einfach und beſcheiden erſchien die Königin ſelbſt; mit welcher anſpruchsloſen von einer ſichtlichen Schwermuth überſchatteten Grazie pflegte ſie die Unterhaltung, die ſich über Gegenſtände der Kunſt und Religion verbreitete.

Ganz anders ſtand es mit der zweiten Gruppe, die ſich — faſt am andern Ende des Saales — um eine der Hofdamen der Königin, um die Marquiſe von Pompadour gebildet hatte. Sie ſelbſt gleichfalls einen Seſſel einnehmend ſtrahlte in einer Fülle von Brillanten, die auf den Gewändern von ſchwarzem Sammt mit doppelter Pracht funkelten und leuchteten. Dabei ſchmückte ihr Haupt ein Diadem, das einer Krone nicht unähnlich ſah. Es war ein Geſchenk des Königs und ſtellte ein Diamanten Bouquet vor, in deſſen Mitte ſich eine prachtvolle Roſe befand, die auf jeder Seite von ſieben kleineren Roſen umgeben wurde. Collier, Armbänder und Bruſtſtück entſprachen dem Diademe vollkommen und gaben der Marquiſe ſo ſehr das Anſehen einer Königin, daß die darin liegende Abſichtlichkeit nur zu deutlich hervortrat. Dabei hatte ſie einen Hermelin über ihre Füße breiten laſſen und überſchaute nun, nachläſſig zurückgelegt, mit herablaſſenden Blicken den ſie in weiteren und engeren Kreiſen umgebenden Hofſtaat, unter welchem ſich, außer den Herzögen von Choiſeul, Goutaut, Aiguillon, Richelieu und La Valette, der Abbé St. Cyr, der Chevalier von Montaigne, der Graf und die Gräfin von Campan, die Prinzen von Soubiſe und Guiche, ſämmtliche Miniſter und faſt alle übrigen Herren und Damen des Hofes befanden.

Die Situation war in der That zu glänzend, — die unerſättliche Herrſchſucht, den unbegränzten Hochmuth der Marquiſe zu befriedigend, als daß ihre ſtolzen Blicke nicht von Zeit zu Zeit triumphirend nach der Königin geflogen wären. Aber die Tochter Stanislaus Leszinsky's war zu ſehr an ähnliche Demüthigungen gewöhnt, die Kraft ihrer Seele ſchon zu lange gebrochen, als daß ſie ſich emporrichten und dies Weib hätte niederſchmettern können. Auch der Sclave gewöhnt ſich mit der Zeit an Schmach und Feſſeln und in Maria von Frankreich war längſt die Königin der religiöſen Schwärmerin, der Dulderin und Märtyrerin zum Opfer gefallen. Sie war gut und fromm, aber geiſtig unbedeutend und ſchwach.

Anders freilich ſtand es mit den Prinzeſſinnen. Beide fühlten ihr Königliches Blut bei ſolchen Auftritten empört durch ihre Adern rollen, aber ſie mußten ſich eben dem Herkommen und dem unbeugſamen Willen Ludwig XV., ihres Herrn und Königs, fügen.

Frau von Pompadour ſchien indeſſen heute ſehr aufgeräumt zu ſein, denn ſie beliebte mit den ſie zunächſt umgebenden Herzögen von Choiſeul und Aiguillon und dem Prinzen von Soubiſe zu ſcherzen, die denn auch mit der Bereitwilligkeit fein gebildeter Höflinge und der Leichtigkeit ihrer Nation auf die Laune der Gebieterin eingingen.

„Herr von Soubiſe,“ — ſagte ſie jetzt in leichtfertiger Weiſe — „wiſſen Sie mir vielleicht zu ſagen, warum Choiſeul heute ein ſolches Trappiſtengeſicht macht?“

„O ja, meine Gnädigſte!“ — entgegnete der alte vernehme Wüſtling, aus deſſen glitzernden Augen die höchſte Frivolität, aus deſſen faunenartigen Zügen die derbſte Sinnlichkeit leuchtete. — „Er machte es heute wie Maenius einſt am neuen Jahre im Capitol!“

„Und was that der?“

„Er rief mit zum Himmel erhobenen Händen: „Warum bin ich nicht vierzigtauſend Thaler ſchuldig!“ und als man ihn frug: „Wie ſo?“ — antwortete er: „Ich würde hundert Procent gewinnen, wenn mich Jupiter erhörte, denn ich ſchulde achtzigtauſend!“

Alle lachten, denn man wußte, daß Choiſeul, der als unverbeſſerlicher Verſchwender und Schuldenmacher bekannt war, wieder einmal ſteckte.

„Da hat die Geſchichte mit dem Service alſo nicht viel geholfen?“ — rief ſpöttelnd der Herzog von Aiguillon.

„Nein!“ — verſetzte in komiſchen Pathos Choiſeul. — „Man ſchöpft kein Meer mit einer Nußſchaale aus.“

„Und darf man die Geſchichte von dem Service hören?“ — frug die Pompadour.

„Warum nicht!“ — entgegnete Aiguillon heiter — „Sie iſt eines Finanzminiſters wie Silhouette würdig.“

„Nun denn!“

„Als der Herr Herzog vorige Woche auf der neuerrichteten Porzellanfabrik von Sevres war; um die Fortſchritte dieſes, von unſerer hochverehrten Gönnerin ſo warm protegirten Induſtriezweiges zu inſpiciren, fand er in einem der Säle die herumliegenden Scherben eines koſtbaren Service, das durch Zufall verunglückt war. Ein Blick . . . und ein Gedanke! Choiſeul läßt das werthloſe Zeug in ſeinen Wagen und nach Hauſe bringen. Hier legt er am anderen Morgen mit höchſt eigenen Händen, die ſämmtlichen Scherben auf ein Tiſchchen an ſeiner Thüre. Keine zehn Minuten vergehen, ein ungeſtümer Mahner dringt ein, wirft den Tiſch um . . . . und . . . . Choiſeul und ſein Gläubiger ſind quitt!“

„Vortrefflich!“ — rief die Pompadour laut lachend. — „Choiſeul, Sie müſſen die Finanzen übernehmen!“

„Um Gottes Willen!" — verſetzte dieſer — „ich habe genug zu thun, um mit dem Vermögen meines Vaters fertig zu werden."

„Darum heißt es," — trillerte Soubiſe —

„Zwei Schelme müſſen ſein zu lang erſpartem Gut:
„Der eine, der's erwirbt, der andere, der's verthut?"

„Und," — ſetzte Aiguillon hinzu — „möge die Frau Marquiſe nur die Rechnungsablage bedenken, die ſollte dann gut ausfallen."

Die Pompadour zuckte ſpöttelnd mit den Achſeln und ſagte: — „Warum ſtudirt man denn Geſchichte. Perikles, in Verlegenheit, wie er dem Staate Rechnung ablege, ſprach mit Alcibiades darüber. Da ſagte dieſer: Denken Ew. Excellenz vielmehr darauf, wie Sie keine ablegen!"

„Herrlich!" — „Süperbe!" — riefen Soubiſe und Aiguillon.

„Und, bei Gott!" — fügte Choiſeul hinzu — „ſolcher neuen Perikleſe hat die Welt jetzt, ſo viel als Staaten ſind."

„Nun!" — verſetzte die Frau Marquiſe — „für was iſt denn das dumme Volk da. Die Regierungen ſtehen feſt, ſo lange der Witz auf ihrer Seite iſt. Es gibt zwei Klaſſen von Dieben, ſolche die gehangen werden, und ſolche die es nicht werden! Alle Perikleſe gehören zu der letzten!" — rief ſie dann lachend — „und Choiſeul auch!"

„Choiſeul, wißt Ihr was?" — rief jetzt Soubiſe

— „Ihr müßt Euch unſterblich machen und ein Werk ſchreiben.“

„Vielleicht über die Roués?“ — frug dieſer — „dann würde mir ſeine Hoheit, der Prinz von Soubiſe, den trefflichſten Stoff liefern.“

„Nein, nein!“ — ſagte Soubiſe und that als ob er nachſinne. — „Es könnte vielleicht den Titel tragen: Liart de faire des dettes et de promener les creanciers, par un homme comme il faut!“*)

„Warum nicht!“ — entgegnete Choiſeul heiter. — „Der erſte Grundſatz, den ich darin aufſtellen würde, und den ſich unſer Finanzminiſter hinter die Ohren ſchreiben ſoll, wäre: Alte Schulden zahlen wir nicht und neue laſſen wir alt werden!“

„Unübertrefflich!“ — rief Soubiſe. — „Ich erlebe, daß es der edle Herzog bei dieſen Grundſätzen, trotz ſeiner Schulden, noch zu einigen Millionen bringt.“

„Immer beſſer als der junge Graf von Brancas!“ — verſetzte Choiſeul. — „Als dieſer ſah, daß er ſich nicht mehr halten konnte, rief er ſeine Gläubiger zuſammen, um ſie zu befriedigen, ging aber die Nacht zuvor mit Sack und Pack zum Teufel. Die Gläubiger aber laſen an den leeren Wänden:

---

*) Die Kunſt Schulden zu machen und die Gläubiger an der Naſe herumzuführen. Von einem Mann nach der Mode.

„Créanciers ! maudite canaille !
Commissaires, huissiers et recors,
Vous aurez bien le diable au corps,
Si vous emportez la muraille !“ *)

„O Choiſeul! Choiſeul!“ — rief hier die Marquiſe, — „Ihr ſeid noch ſchlechter und noch boshafter als Soubiſe, und das will viel heißen! Was hat Euch der arme Graf Brancas gethan, daß Ihr ihn ſo grauſam mitnehmt?“

„Meine Gnädige! . . . .“

„Kein Wort,“ — ſagte lachend die Pompadour, — „ich ſelbſt übernehme es, Brancas an Euch zu rächen. Aiguillon?“ — frug ſie dann, dieſem zugewandt, — „Habt Ihr Bleifeder und Papier?“

Der Herzog bejahte.

„Nun denn,“ — fuhr ſie fort, — „ſo ſchreibt die Grabſchrift auf, die ich eben für Choiſeul gemacht.“

„Die Grabſchrift?“ — rief der Herzog-Miniſter mit komiſchem Ernſt.

„Ja!“ — entgegnete die Marquiſe heiter, — „und Aiguillon haftet mir dafür, daß ſie dem Herrn Herzog geſetzt wird.“

„Göttlich!“ — rief Prinz Soubiſe, — „und wie lautet ſie?“

---

*) Ihr Gläubiger, verdammter Pöbelſchwall,
Ihr Commiſſäre, Häſcher vom Gericht,
Habt ihr im Leibe ſelbſt den Teufel all:
Fort bringt ihr doch die kahlen Mauern nicht.

Und die Marquiſe dictirte mit boshaftem Lächeln und ſo lauter Stimme, daß es ſelbſt die Entfernteren hören konnten:

„Ci git Choiseul d'empruntеuse mémoire,
Qui toujours emprunta et jamais ne rendit.
Seigneur! s'il est dans votre gloire,
Ce n'est peut être qu'à crédit.“ [*]

Der Witz war zu treffend, um nicht die allgemeinſte Heiterkeit zu erregen, und ſo entſtand ein ſolches Lachen, daß ſelbſt die Königin über dieſe unerhörte Aufführung in ihren Appartements erblaßte. **Madame Adelaide** aber, die älteſte der Prinzeſſinnen, wollte eben ihrer Indignation in ſcharfen Worten Luft machen, als ſich die Flügelthüren öffneten, und der Ruf: „Seine Majeſtät der König!“ eine allgemeine Stille hervorbrachte.

Die Königin, die Prinzeſſinnen und **Frau von Pompadour**, — die einzigen, die bis jetzt geſeſſen hatten, — erhoben ſich, während alle Anderen ſich tief bückten und verneigten. **Ludwig** XV. aber grüßte mit einem leichten Kopfnicken, und ſchritt, den Vorſchriften der Etiquette zufolge, auf ſeine Gemahlin zu, mit der er ſich, dem Herkommen nach, nun eine Viertelſtunde zu unterhalten hatte, worauf er bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich den Anweſenden das Zeichen zu geben pflegte, daß ein vollſtändig freies Bewegen einzutreten habe.

---

[*] Thatſache. Der obige Spottvers der Pompadour
„Choiſeul, der Borger unſ'rer Zeithiſtorie,
Der ſtets zum Borgen, nie zum Zahlen rieth,
Liegt hier; nimmt Gott in ſeine Glorie
Ihn auf, geſchieht es wohl nur auf Credit!“
ward auf Choiſeuls, dieſem verſchwenderiſchſten aller Miniſter, Grab geſetzt.

Dieſe Viertelſtunde war, wie natürlich, für den ganzen Hof, der während derſelben ſtehend und ohne zu ſprechen verharren mußte, höchſt peinlich; der ſtolzen Marquiſe von Pompadour aber ſchien ſie heute auch demüthigend zu ſein, denn ſie bemerkte wohl, wie Madame Adelaide von Frankreich, welche an dem Geſpräch mit dem Könige gefliſſentlich laut Theil nahm, jetzt ihre triumphirenden, die tiefſte Verachtung ſprühenden Blicke, nach ihr ſandte, — ſie gleichſam ihre untergeordnete Stellung fühlen laſſend.

Wie hätte ſich dies die ſtolze, herrſchſüchtige Frau, in deren Händen das Schickſal von ganz Frankreich ruhte, gefallen laſſen können?

Eine flammende Röthe überflog ihre Züge und allem Zwang der Etiquette zum Trotz, wandte ſie ſich daher zu dem ihr zunächſt ſtehenden Prinzen von Soubiſe und ſagte zu dieſem:

„Prinz, Sie ſind heute langweiliger denn je!“

Soubiſe und der ganze Hof erbebte; denn Jedermann wußte, wie ſtreng der König in ſolchen Dingen auf das übliche Herkommen hielt. Auch Madame Adelaide ſchaute hoch auf; ſei es aber, daß es der König wirklich nicht hörte, oder aber — ſeiner ſtolzen Geliebten gegenüber — nicht den Muth hatte zu hören .... kurz er ſprach ruhig fort, und nun war die Reihe an Madame Adelaide, zu erbleichen, während Frau von Pompadour wie ein guter Feldherr den augenblicklichen Sieg benutzte, und mit der größten Ungezwungenheit mit dem Prinzen weiter ſprach.

„Geſchwind!“ — ſagte ſie, — „unterhalten Sie mich in dieſer langweiligen Viertelſtunde ein wenig. Wie ich ſchon von den kleinen Soupers her weiß, ſind Sie unerſchöpflich in Anekdoten aus Ihrem ſündenreichen Leben. Erzählen Sie mir eine.“

„Aber ....“ ſtotterte der ſonſt gewiß nicht blöde Soubiſe verlegen — „bedenken Sie, Gnädigſte, die Stunde und den Ort!“

„O!“ — entgegnete Frau von Pompadour höhniſch und bog ſtolz ihr Haupt zurück, ſo daß das prachtvolle Diadem, welches ſie trug, in allen Farben des Regenbogens blitzte und funkelte. — „Wenn die Marquiſe von Pompadour Sie darum bittet, werden Sie es ihr gewiß nicht abſchlagen.“

Aber der Prinz hatte ſich auch ſchon von ſeiner erſten Ueberraſchung erholt. Die Frau, mit der er ſprach, war zwar nur des Königs Maitreſſe, aber .... ſie war auch die allmächtige Herrſcherin in Frankreich. Was bedurfte es mehr! Ein Wort von ihr machte ihn für jede Kühnheit unverantwortlich; ... aber .... ein Wort von ihr, konnte ihn auch von dem Hofe von Verſailles verbannen, und das wäre für einen Lebemann wie Soubiſe mehr als ein Todesurtheil geweſen.

Raſch und mit der Geſchmeidigkeit eines rutinirten

Höflings verneigte er ſich daher gegen ſeine Nachbarin und ſagte:

„Ein ſo ſchöner Mund, wie der Ihre, darf nur befehlen und Soubiſe wird jedem Ihrer Wünſche entſprechen.“

„Nun denn!“ — verſetzte Frau von Pompadour, — „ſo befehle ich, daß Sie nicht langweilig ſind!“

„Alſo eine Anekdote?“

„Ja, und eine unterhaltende, im Geſchmack unſerer kleinen Soupers!“

„Schön! Von Ludwig XIV.?“

„Wie Sie wollen, nur unterhaltend und nicht erlogen!“

„Wahr, unterhaltend und verliebt?“

„Vortrefflich!“

„Alſo! Ludwig XIV. begnügte ſich — wie Sie, meine Gnädige, wohl wiſſen, nicht damit, den Herzog von Lauzun zu den höchſten Staatswürden zu erheben, ſondern er vertraute ihm auch ſeine geheimſten Neigungen und verwickelte ihn ſelbſt in ſeine galanten Abenteuer. Folgendes erzählte mir nun der Herzog lange Zeit nach ſeiner Rückkunft von Pignerol.“

„Die Gräfin von Saiſons, welche von Fräulein von Lavallière verdrängt worden war, ſuchte immer nach einer Gelegenheit, der neuen Geliebten des Königs zu ſchaden. Sie gab daher dem Fräulein von Houdancourt, einer Ehrendame der Königin von bemerkenswerther Schönheit, zu verſtehen, daß es nur einiger Winke ihrerſeits bedürfe, um die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zu ziehen.“

„In der That, der König, deſſen edles Herz ewig von jener Liebespein gequält wurde, die für Menſchen höherer Organiſation allein das Glück des Lebens ausmacht, ſäumte nicht, dem Entgegenkommen der hübſchen Dame zu entſprechen. Nun hatte bekannterweiſe der König im Louvre von jeher ungehinderten Zutritt zu den Gemächern der Ehrendamen. Er wollte ſich daher auch jetzt dahin begeben, wie er es vor ſeiner Vermählung gethan hatte; aber der Eintritt war jetzt allen Männern durch die ſtrenge Herzogin von Noailles unterſagt.“

„Sehen Sie nur, Prinz,“ — unterbrach hier die Marquiſe den Erzähler und ein höhniſches Feuer erglänzte in ihrem Auge, — „wie Madame Adelaide vor Zorn und Wuth über unſer Geſpräch zittert.“

„Bei Gott!“ — verſetzte Soubiſe, — „ſie wird abwechſelnd bleich und roth!“

„Sie hat es verdient!“ — ſagte Frau von Pomdour mit Härte — „aber fahren Sie fort Prinz, Sie erzählen allerliebſt.“

Der Prinz biß ſich auf die Lippen, denn er fühlte recht gut, welche Rolle er hier ſpielte: allein was war zu thun? Er fuhr alſo, die beſte Laune affectirend, fort:

„Ludwig ſchwur und wetterte; ſein Toben war umſonſt; er mußte ſich dem Verbote fügen und auf andere Mittel ſinnen.“

„Ueber die Soubiſe nicht in Verlegenheit gekommen wäre!“ — rief leichtfertig lächelnd die Marquiſe.

„Allerdings nicht!“ — verſetzte der Prinz — „aber auch Ludwig wußte Auswege. Er verſammelte ſeinen galanten großen Rath, der aus Lauzun, Guiche, Bardes und ſeinem ſchlauen Kammerdiener Bontems beſtand, und die Hülfe war bald gefunden. Lauzun kannte die Localitäten genau; er war mit den Zugängen zu den Zimmern der Ehrendamen ſehr vertraut und erklärte daher, daß für den Augenblick der einzig mögliche Weg dahin über die Dachrinne und durch den Kamin führe."

„Ein ſchöner Weg für einen König!" — ſagte lachend die Marquiſe, ohne jedoch ihre Blicke von Madame zu wenden.

„Jeder Weg iſt ſchön!" — verſetzte der Prinz, und ſeine Augen leuchteten in laſcivem Feuer auf, — „wenn er zur Eroberung eines geliebten Herzens führt! Der König geſtand indeſſen doch, daß er ſich auf dieſem für ihn ganz neuen Schauplatz galanter Abenteuer etwas linkiſch benehmen dürfte; aber er war doch bereit, den Weg zu betreten. Mitternacht wurde zum Rendezvous beſtimmt. Die zu beſuchenden Schönheiten hiervon erſt zu benachrichtigen, hielt man jedoch für Zeitverſchwendung, denn dieſe Damen waren zu geiſtvoll, als daß ſie ſich durch eine derartige Ueberraſchung hätten verwirren laſſen. Zur beſtimmten Stunde alſo trat der galante große Rath ſeine abenteuerliche Fahrt über das Dach durch ein Manſardenfenſterchen an. Der Weg den ſie zu machen hatten, war weder breit noch ſicher, dennoch wurde er glücklich überwunden.

Ludwig XIV., glorreichen Angedenkens ſtieg durch den Schornſtein und Kamin nach Lauzun hinab. Ihre Herzen ſchlugen hörbar; — jede Staffel der Strickleiter, die ſie hinabkamen, ſchien ihnen eine an der Himmelsleiter hinauf, da ....“ aber der Prinz Soubiſe unterbrach ſich hier plötzlich mit den Worten: „Majeſtät ſcheint ſein Geſpräch vollendet zu haben .....“

„Das Ende, Prinz, — das Ende Ihrer Erzählung!“ — rief die Marquiſe, der es gerade darum zu thun war, daß ſie der König in Unterhaltung finde.

„Nun! .... der Teufel hatte ſein Spiel!“ — fuhr Soubiſe fort — „die alte Herzogin von Noailles hatte Tags zuvor, Fräulein von Houdancourt ausquartiert und ſelbſt dieſe Zimmer bezogen. Sie ſchrie aus Leibeskräften: der Böſe ſei da! der Böſe wolle ſie holen und ſo hatten der König und Lauzun kaum Zeit ihren Rückzug im Sturmſchritt anzutreten.“

„Der König!“ — wiederholte der Prinz erblaſſend — „er ſchreitet auf Sie zu!“

„Weiter!“ — befahl die Marquiſe heftig.

„Nun! die böſe Welt flüſterte ſich, als die Sache ruchbar geworden, zu, Ludwig habe für ſeinen Muth und ſein Unglück doch noch den erſehnten Lohn gefunder!“

„Ei, ſieh da!“ — ſagte jetzt der König herantretend in ſcharfem Tone — „die Frau Marquiſe ſcheinen ſich ſehr angenehm mit dem Herrn Prinzen von Soubiſe zu unterhalten?“

„Das Wappen der Langenweile iſt ein aufgeſperrter Kinnbacken. Wer wollte die Kühnheit haben es neben die Lilien Frankreichs aufzupflanzen?“ — verſetzte Frau von

Pompadour heiter und mit dem vollen Zauber ihrer ſeelenvollen Stimme, während ihre tiefen, ſchönen Augen dem Könige einen Blick zuwarfen, der ihn im Innerſten vor Luſt erbeben machte.

Der König lächelte. Er lächelte über den Witz ſeiner Geliebten und über das, was ihm ihre Augen ſagten, und das ihm nichts weniger als Langeweile verſprach, die er in den Tod haßte.

„Freilich!“ — verſetzte er daher, und ſeine kleine Aufwallung über die Verletzung der ihm ſonſt ſo heiligen Etiquette war ſchon wieder vergeſſen, — „freilich! es giebt nichts langweiligeres, als die Langeweile, dieſe Krankheit der Seele, dieſe Geiſel der Menſchheit . . . . .“

„Und“ — fiel Frau von Pompadour ein — „dieſe Tochter des Hergebrachten und Veralteten! Sire, ein König von ſo viel Geiſt, wie Ludwig XV., wird uns den Roſenkranz der Anſtandsziererei nicht bis zum letzten Kügelchen abbeten laſſen!“

„Nein!“ — verſetzte der König geſchmeichelt — „ſo grauſam wollen Wir nicht ſein. Wir wiſſen: das Leben iſt eine Quarantaine für das Paradies! — und“ — ſetzte er leiſer hinzu — „Wir müſſen Uns daher mit denjenigen halten, die Uns, von dieſer Quarantaine aus, zeitweiſe Blicke in daſſelbe geſtatten. — Was meinen Sie Prinz?“

Soubiſe verneigte ſich ehrfurchtsvoll; dann aber ſagte er mit dem ihm eigenen Faunenlächeln:

„Aspettar e non venire;
Star in letto e non dormire,
Ben servir e non gradire,
Son trè cose a far morire!“ *)

„Er iſt unverbeſſerlich!“ — ſagte der König lächelnd, indem er dem Prinzen mit dem Finger drohte — „aber die Appartements der Königin ſind kein Choiſy-le-Roi!“

Und dies ſagend gab ſeine Majeſtät das Zeichen, daß das große Ceremoniell aufhöre und die Abendunterhaltung beginnen könne.

Sofort gab ſich denn auch eine allgemeine Bewegung kund. Man ging hierhin und dorthin; die zum Spiel der Majeſtäten Befohlenen nahmen unter tiefen Verneigungen ihre Ehrenplätze ein; andere Parthien arangirten ſich um Madame Adelaide und Madame Victoire, ſo wie um die Marquiſe von Pompadour, die ſich mit dem Prinzen Soubiſe, der Gräfin von Campan und dem Herzog von Choiſeul niederſetzte. Zugleich trugen mehrere Diener ein prachtvolles, faſt ganz vergoldetes Clavier, das ungemein künſtlich gearbeitet, lackirt und gemalt war, in den Salon der Königin, während andere die Flügelthüren öffneten, die zu den Vorzimmern führten, in welchen ſich die Künſtler befanden, die den heutigen Abend durch ihre Talente verſchönern ſollten.

---

*) Erwarten, ohne daß man das Erwartete erblickt,
Im Bette liegen, ohne daß der Schlaf uns glückt,
Gar redlich dienen, ohne daß man vorwärts rückt,
Iſt ſolch' ein Uebel, daß es mehr als Tod uns drückt.

„Wir werden alſo heute einen ganz beſonderen Genuß haben!“ — ſagte jetzt mit einem Ausdruck kalter gezwungener Höflichkeit der König, der mit Madame Adelaide an einem Spieltiſche unweit dem der Königin ſaß — „einen Genuß, den wir zumeiſt Ihrer Majeſtät verdanken.“

„Ja, Sire!“ — entgegnete die Königin mit einem ceremoniellen verbindlichen Lächeln, das aber den ſchmerzlichen Ausdruck ihrer Züge nur noch peinlicher machte: — „Wir haben uns der Hoffnung hingegeben, Unſerem königlichen Gemahle eine unterhaltende Stunde bieten zu können, wenn Wir die deutſchen Wunderkinder, die beiden kleinen Mozarts, die ſich jetzt in Paris befinden, mit ihrem Vater, hierher befahlen.“

„Wir haben von denſelben gehört;“ — verſetzte der König, ſeine Karten ordnend; — „Prinz Conti erzählte uns Unglaubliches von ihnen. Laſſen Sie dieſelben eintreten.“

Sofort begab ſich Monſieur Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi an die Thüre des Vorzimmers und winkte dem Vice-Capellmeiſter, der denn auch, begleitet von ſeinen Kindern, mit der ihm eigenen beſcheidenen und doch würdevollen Weiſe eintrat. Kaum aber hatte Wolfgang, nach der erſten ceremoniellen Verbeugung, die Königin erblickt, als er in ein freudiges „Ah!“ ausbrach und zum Staunen des ganzen Hofes mit freudeſtrahlendem Angeſicht auf die Fürſtin zueilte. Dieſe aber ſtreckte dem freundlichen Knaben die Hände wohlwollend entgegen und ſagte:

„Nicht wahr, mein Kleiner, ich habe Wort gehalten, und dich der Königin empfohlen!“

„Ja!“ — entgegnete Wolfgang, — „Wort haſt Du gehalten und ich danke Dir dafür; aber wo iſt denn die Königin?“

„Wo ſie iſt?“ — wiederholte Marie von Frankreich mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke, indem ſie dem Kinde mit ihrer kleinen, hübſchen Hand liebkoſend über die Stirne fuhr, — „ich bin es ſelbſt!“

„Was? wie?“ — rief hier überraſcht der Knabe — „Du ſelbſt . . . . biſt die Königin von Frankreich?“

„Ja!“

„O wie freundlich und gut du biſt!“ — ſagte Wolfgang entzückt, — „jetzt hab' ich dich noch einmal ſo lieb!“

„Und dies“ — ſetzte die Königin hinzu und wandte den kleinen Mozart mit dem kindlichen, offenen und ehrlichen Geſichte Ludwig XV. zu — „Dies iſt Seine Majeſtät.“

Der kleine Wolfgang verbeugte ſich bei dieſen Worten der hohen Frau mit ſoviel Anſtand und Leichtigkeit, daß es einem kleinen franzöſiſchen Prinzen Ehre gemacht hätte, und der König wohlgefällig lächelte; worauf er ſich — da er kein Deutſch verſtand — von ſeiner Gemahlin erklären ließ, auf welche Weiſe ſie zu dieſer Bekanntſchaft gekommen ſei.

Auch Nannerl und der Vater mußten nun näher treten, um den höchſten Herrſchaften vorgeſtellt zu werden, wobei ſich beſonders Madame Victoire de France, die zweite der Prinzeſſinnen, mit großer Herzlichkeit Wolfgang's annahm. Aber der Knabe war auch um ſo entzückter von ihr, als er ſchon nach kurzem in deutſcher Sprache geführtem Zwiegeſpräche, ihre große Vertrautheit mit und ihre begeiſterte Verehrung für die Muſik erkannte. Außerdem war ſie ja auch eine Freundin der Gräfin Teſſé, die jetzt hinter ihrem Seſſel ſtand, und die dem Knaben ſchon viel Gutes und Schönes von dieſer Prinzeſſin erzählt hatte.

„Hé bien!“ — ſagte jetzt der König — „Wir ſind begierig Unſere kleinen Künſtler nun zu hören!“

Dieſe Worte waren Befehl. Beide Kinder ſetzten ſich daher an das Clavier, um durch Vortrag einer vierhändigen, ſehr brillanten und ſchwierigen Piece ihr kleines Concert zu beginnen.

Das Spiel der Majeſtäten ging indeſſen ungeſtört fort.

Im Anfang achtete vom Hofe außer der Königin, Madame Victoire und der Gräfin Teſſé, Niemand beſonders auf ſie. So herrlich der Vortrag der Kinder auch war, man hatte Aehnliches ſchon gehört; und wie man in jenen höchſten Sphären der menſchlichen Geſellſchaft in allen Genüſſen zu überſättigt zu ſein pflegt, langweilt ſelbſt das Vortreffliche; während man in der Zerſtreutheit vergaß, daß Kinder vom zarteſten Alter und nicht erwachſene Künſtler, die ihr ganzes Leben an die Ueberwindung der größten techniſchen Schwierigkeiten geſetzt, hier ſpielten.

Es war daher auch nur Madame Victoire, die am Schluſſe der Piece mit feurigen Worten ihren Beifall kund gab. Die Königin nickte zwar auch wohlgefällig, aber die

Gleichgültigkeit ihres Gatten, ſchnürte ihr die Bruſt zu. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Nannerl ſtanden die Thränen in den Augen und der kleine Wolfgang war über dieſe Kälte ſo indignirt, daß er das Notenheft höchſt unſanft zuſchlug, und — zum Vater tretend — ſagte:

„Komm, Papa, gehen wir, die verſtehen nichts von Muſik!“

In der That hatte denn auch der Vice-Capellmeiſter die größte Mühe den beleidigten Künſtlerſtolz des kleinen Maeſtro zu beſchwichtigen. Aber er griff auch diesmal, als kluger: verſtändiger Mann, nicht fehl.

„Wenn du willſt, Wolfgangerl,“ — ſagte er daher leiſe nach mehreren vergeblichen Verſuchen der Beruhigung — „ſo ziehen wir uns zurück; aber was wird die Welt ſagen, wenn ſie hört: in Verſailles ſind die Mozarts, von welchen ſo viel Geſchrei gemacht wird, ſo gut als durchgefallen. Sie trugen nur eine einzige Piece vor und dieſe ließ kalt. Wenn ich an deiner Stelle wäre, zwänge ich den König und den ganzen Hof durch ein doppelt ſchönes Spiel zur Anerkennung.“

In Wolfgangerl's Augen blitzte es auf, wie mit Sonnengluth. Es überlief ihn heiß. Sein Geſicht glühte; er fühlte ſo etwas in ſich, wie ein Feldherr, der ein kleines Scharmützel verloren hat und nun bereit iſt, die unbedeutende Scharte durch einen gewaltigen Sieg auszuwetzen.

„Du haſt recht, Papa!“ — ſagte er dann, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ging er auf den König zu, verneigte ſich leicht und ſagte:

„Wollen Majeſtät mir ein Thema angeben, über welches ich phantaſiren ſoll?“ —

Ludwig blickte bei dem Klang der Kinderſtimme erſtaunt von den Karten auf. Er hatte in der That vergeſſen, was um ihn hervorging.

„Ja ſo!“ — ſagte er — „die Kinder. Was will der Kleine?“

Madame Adelaide überſetzte ihm Wolfgangs Frage.

„Schön!“ — erwiederte der König, dem die Keckheit des Knaben gefiel, und er gab ihm ein Thema aus einer damals ſehr beliebten Oper Lully's.

Wolfgang verneigte ſich abermals ganz chevaleresque, aber mit höchſt ernſten Mienen, und ſetzte ſich ſofort an das Inſtrument.

Jetzt blickte Ludwig XV. ſchon aus Neugierde dem kleinen Trotzkopf nach, und ſpielte er auch weiter, ſo hörte er doch auch. Aber es dauerte gar nicht lange, da kam ein zeitweiſes Stocken in das Spiel der Majeſtäten und Prinzeſſinnen, ja mit einemmale warf der König ſeine Karten hin und ſtand ganz erſtaunt auf.

Der Hof folgte natürlich, und Wolfgang, der es bemerkte, fühlte, wie es ihm wie glühende Lava durch die Adern rollte, — wie ein Strahl der Begeiſterung durch Herz und Kopf zuckte.

Aber .... welch' ein Spiel war dies auch? War dies wirklich ein Kind von ſieben Jahren, daß dieſe Töne dem Inſtrument entlockte? das, phantaſirend, dieſe neuen muſikaliſchen Gedanken ſchuf? Dieſe Harmonien wach rief?

Der König ſtrich ſich mehr wie einmal mit der Hand über Augen und Stirne, als wollte er ſich überzeugen, daß das, was er hörte und ſah, weder Traum noch Zauberei ſei. Der Königin Augen feuchteten ſich und Madame Victoire, ſelbſt eine Virtuoſin auf dem Claviere, hatte Mühe ihr unbegränztes Staunen und Entzücken nicht laut werden zu laſſen. Alle dieſe Menſchen aber, einen Soubiſe, eine Pompadour einbegriffen — fühlten ſich ſeltſam berührt. Es geſchah ihnen etwas ganz Ungewohntes: die unſichtbare Macht des Edlen, Großen und Schönen ergriff ſie, und hob ſie hoch über den Staub der Trivialität. Sie fühlten ſich — für Minuten — andere, beſſere Menſchen.

Wie wunderbar iſt doch das innerſte Weſen der Muſik, wie wenig vermag doch der Menſch ihre tiefen Geheimniſſe zu ergründen! Wie ein ſtilles göttliches Wehen durchzieht ſie ſeine Bruſt; aber dies ſtille Wehen wird zur allgewaltigen Macht, die von ſeinem Innern Beſitz nimmt und es mit einem ſo ſeligen verklärten Leben erfüllt, daß ſeines Geiſtes Schwingen ihn hoch emportragen über die Erde und das armſelige Leben mit all ſeiner niederdrückenden Qual! Dann wächſt der Menſch, gleichſam wie ein geiſtiger Rieſe — wie ein Titane — empor; göttliche Kraft durchdringt ihn, und ſich unbewußt ganz hingebend an das ewige, göttliche, das Weltall erfüllende Sein, vernimmt und verſteht er die Sprache der Schöpfung, ja, der Gottheit, und ruft — ſelbſt Schöpfer werdend — Welten aus ſeinem Inneren hervor; — Welten voll zauberhaften, himmliſchen Lebens, die Jeden, der ſie zu ſchauen vermag, mit unendlichem, unnennbarem Entzücken erfüllen!

So auch war es hier — wenigſtens auf Momente — in dieſen Sphären der derbſten Frivolität, des unbeſchreiblichſten Leichtſinnes, der tiefſten Verdorbenheit. Es war, als ob ein milder Lufthauch die zaubriſch-ſüßen Blüthendüfte von den Geſtaden einer beſſeren, edleren Welt herübertrüge in dies Sodom und Gomorra der Civiliſation. Auf Augenblicke ſog Jedes mit tiefen Zügen den Balſamhauch des verlorenen Paradieſes ein; — ſog ihn ein: leicht, froh, gehoben, . . . vergeſſend, daß dies Eden längſt für es verſchloſſen — verſchloſſen und bewacht durch den Cherub ſeines eingenen Gewiſſens — vertheidigt mit dem flammenden Schwerte des Schuldbewußtſeins!

Wolfgang hatte geendet. Ein lautes „Bravo!“ des Königs gab das Signal zu einem — am Hofe zu Verſailles ſeltenen — Beifallsſturme. Madame Victoire aber, die Lieblingstochter Ludwig XV., eilte zu dem jungen, kindlichen Künſtler hin, ihn auf das Innigſte liebkoſend und mit Küſſen überdeckend.

Der König hatte ſich unterdeſſen, ſein Erſtaunen auszudrücken, Frau von Pompadour genähert, und, da auch ſie wünſchte, den Wunderknaben näher zu ſehen, gab er ein Zeichen, ihn herbeizuführen. Monſieur Hebert, Trésorier des menus plaisirs du Roi, der bei ſolchen Gelegenheiten den Dienſt eines Ceremonienmeiſters verſah, führte Wolfgang denn auch ſofort zu der Marquiſe.

„Ein kleines Männchen,“ — ſagte ſie ſpöttelnd — „aber doch ein großes Genie! Stellen ſie ihn vor mich auf den Tiſch!“

Man that es, und da ſie ihn nun — vor ihm ſtehend — gnädig anlächelte, neigte ſich Wolfgang gegen ſie hinüber, um ſie, wie er es gewohnt war, zu küſſen.

Aber Feuer und Flammen ſtiegen ihm in's Geſicht, als ſich bei dieſer Bewegung die ſtolze Frau zurückbog und ihn abwehrte, und unwillig rief er:

„Ei! wer iſt denn die da, daß ſie mich nicht küſſen will? Hat mich doch die Kaiſerin geküßt!“*)

Glücklicherweiſe waren dieſe unvorſichtigen Worte des Kindes in deutſcher Sprache herausgeſtoßen, und ſomit von Niemand, als den Seinen — die vor Entſetzen in die Erde zu ſinken glaubten — und von der ferne ſtehenden Prinzeſſin Victoire — die ſich köſtlich darüber amüſirte — verſtanden worden. Da indeſſen nun die Schleuſen der Bewunderung aufgezogen und ſelbſt der König warm geworden war, mußte Wolfgang von neuem Proben ſeines glänzenden Talentes, abwechſelnd mit ſeiner Schweſter, oder auch mit dieſer zuſammen, ablegen. Hatte aber bis dahin die Verſtändigen die brillante Manier und die Tiefe ſeines Spieles, ſowie die Fülle entzückender Ideen und die

---

*) Thatſache. Niſſen: S. 49. Oulibicheff: I. Thl. S. 20. Jahn: I. Thl. S. 48.

Kenntniß der Harmonie und der Modulationen, die der Genius dieſes Kindes verrieth, entzückt, ſo riß nun die Maſſe das ſchon in Wien verſuchte Kunſtſtück, auch bei einer, mit einer Serviette verdeckten Claviatur vortrefflich und mit derſelben Schnelligkeit und Präciſion zu ſpielen, wie bei unbedeckter, zur größten Begeiſterung hin.

Die gewöhnlichen, alltäglichen Menſchen, ſie mögen nun den höheren oder den niederen Sphären der Geſellſchaft angehören, ziehen ja immer unterhaltende Kunſtſtückchen der wahren Kunſt, die ein tieferes Verſtändniß verlangt, vor. Nun gar Franzoſen und Höflinge, die ohnedem gewöhnt ſind, nur den Champagnerſchaum des Lebens zu koſten!

Als daher Wolfgang dies Kunſtſtück mehreremale mit ſeinen allerliebſten kleinen Händchen — die kaum fähig waren eine Sexte zu greifen — gemacht hatte, war Alles vor Bewunderung außer ſich. Aber gerade das ärgerte den kleinen Künſtler, ſo daß er ſich darüber ganz unumwunden gegen Madame Victoire, die ſein ganzes Vertrauen gewonnen, ausſprach.

„Sie verſtehen Alle nichts von Muſik!“ — ſagte er in komiſchem Pathos — „nur Du verſtehſt etwas davon und darum will ich es auch nur mit Dir zu thun haben. Gib mir eine Aufgabe!“

„Aber welche?“ — frug die Prinzeſſin.

„Geben Sie ihm einen Menuet,“ — fiel hier die Gräfin Teſſé ein, — „und laſſen Sie ihn den Baß unterlegen.“

„Gut!“ — verſetzte Madame — „Monſieur Le Grand, wollen Sie dem Kleinen einen Menuet aufſetzen, damit er den Baß dazu ſchreibe!“

Monſieur Le Grand, der Muſiklehrer der Prinzeſſinnen, nicht unbekannt durch ſeine Compoſitionen, trat lächelnd hinzu und entwarf mit ungläubiger Miene das Verlangte. Kaum aber war dies geſchehen, ergriff das Kind mit der größten Unbefangenheit die Feder und ſetzte — ohne ſich auch nur einmal dem Claviere zu nahen — den Baß vollkommen regelrecht unter den Menuet.

Monſieur Le Grand ſtand wie verwirrt, denn er wußte ſehr wohl, daß er — ein alter tüchtiger Meiſter und Componiſt — das nicht zu leiſten fähig wäre.

Aber das Erſtaunen Aller, die Bewunderung für dies Phänomen ſollte ſich noch ſteigern.

„Nun!“ — ſagte jetzt Madame Adelaide von Frankreich, die ſehr ſchön ſang, — „wenn du ein ſolcher Tauſendkünſtler biſt, ſo habe auch ich eine Aufgabe für dich.“

„Sprich!“ — ſagte freundlich und ohne die geringſte Verlegenheit Wolfgang.

„Wärſt du wohl im Stande, nach dem Gehöre und ohne mich anzuſehen, eine italieniſche Cavatine, die ich auswendig weiß, zu begleiten?“

„Unmöglich!“ — rief Le Grand — „das iſt vollkommen unmöglich!“

„Ich will's verſuchen!“ — ſagte der Knabe und eilte zum Clavier.

„Madame Adelaide begann, ſie ſang vortrefflich und wahrhaft ſchön.

Das Kind verſuchte einen Baß, der nicht nach aller Strenge richtig war, weil es in der That unmöglich iſt, die Begleitung eines Geſanges, den man nicht kennt, genau im Voraus anzugeben. Allein ſobald die Cavatine zu Ende war, bat er die Prinzeſſin, von vorn wieder anzufangen, und nun ſpielte er nicht allein mit der rechten Hand das Ganze, ſondern fügte zugleich mit der Linken den Baß ohne die geringſte Verlegenheit hinzu; worauf er zehnmal hinter einander Madame erſuchte von Neuem anzufangen, und bei jeder Wiederholung veränderte er den Charakter ſeiner Begleitung.*)

Dies war das Non plus ultra, was man je gehört — — und dies von einem ſiebenjährigen Kinde!

Die Begeiſterung für Wolfgang war aber auch ſo groß, ſo allgemein, ſo gewaltig, wie ſie in dieſem hohen, ſtets ſo vornehmſteifen und ariſtokratiſch nüchternen Cirkel niemals ſonſt vorgekommen.

Madame Victoire de France ließ ihren kleinen Wolfgang gar nicht mehr aus den Armen. Sie löſte ſelbſt eine Diamant Broche von ihrem Buſen und ſteckte ſie im Entzücken ihrem Liebling an, während ihn die Königin wie ein Vögelchen mit leckeren Biſſen fütterte und der König ſich an dem unbefangenen Geplauder des Kindes ergötzte, das die Königin ihm überſetzen mußte.

---

*) Geſchichtlich wahr. Brief Grimms an einen deutſchen Fürſten. Niſſen: S. 47. Oulibicheff: I. Thl. S. 20. Jahn: I. Thl. S. 51.

Welch' ein Abend war dies für unſeren Helden! — — welche Vergötterung des Kindes! Und wie wird es ſein, wenn Jahre verſtrichen und der bis dahin zur größten Meiſterſchaft gereifte Genius wieder an dieſer Stelle ſteht?

Fragen wir nicht. Die Weisheit des Ewigen hat mit Vaterliebe die Zukunft unſerem Auge verhüllt, und über dem Haupte eines jeden Künſtlers ſchweben in wunderbarer Verſchlingung: Lorbeerkranz und Dornenkrone!

Die erſten Werke.

Die Erſcheinung der Mozart'ſchen Kinder am Hofe zu Verſailles war eine ſolch' eclatante geweſen, daß man ſchon den anderen Tag in ganz Paris davon ſprach. Ein ungeheurer Zudrang zu den Concerten, welche ſie gaben, zeigte ſich als unmittelbare Folge davon, ſowie ihnen kaum Zeit und Möglichkeit blieb, allen den Einladungen nachzukommen, welche ihnen von dem hohen Adel, den Herzögen und Prinzen, Grafen und Baronen des Landes zukamen.

Am Hofe ſelbſt, mußten ſie von nun an ſehr oft erſcheinen, und Wolfgang feierte hier auf der Orgel der Schloßkapelle faſt noch glänzendere Triumphe, als auf dem Clavier. Namentlich aber nahm ſich ihrer in dieſen Sphären die Königin und Madame Victoire de France ſo liebevoll an, daß die Kinder in den Appartements dieſer hohen Damen bald beinahe ebenſo zu Hauſe waren, als bei der Gräfin Teſſé und der reizenden Espinaſſe, die, im Vereine mit Grimm, ihre Hauptſtützen in Paris waren.

Vater Mozart glänzte ordentlich vor Seligkeit über den Ruhm und die Ehre, die ſeine beiden Kinder, namentlich aber ſein Wolfgang, erndteten; während ſich der alte Praktikus nicht minder über die goldenen Füchſe freute, die in Strömen in ſeine Kaſſe floſſen und dem vorausſichtigen, für eine gediegene Ausbildung ſeines begabten Sohnes, beſorgten Vater, die Möglichkeit einer längeren Reiſe nach Italien verſprachen. Es regnete dabei für die Kinder koſtbare Geſchenke, und ſchon gleich nach ihrem erſten Auftreten bei Hofe, hatte Monſieur Hebert Wolfgang fünfzig Louisd'or und eine goldene Doſe vom König überbracht; während ihm die Gräfin Teſſé ebenfalls eine goldene Tabatiere und eine goldene Uhr verehrte, deren Hauptwerth in ihrer, damals von aller Welt angeſtaunten, Kleinheit beſtand. Nannerl ward natürlich ebenfalls nicht vergeſſen.

Da aber zugleich Jedermann ein bleibendes Andenken an die liebliche Erſcheinung dieſer Kinder haben wollte, ſo zeichnete ſie einer ihrer Verehrer, Herr von Carmontelle. Wolfgang ſpielt auf dieſem trefflichen Bilde, — welches Herr von Mechel in Kupfer ſtach — Clavier, während der Vater, hinter ſeinem Seſſel ſtehend, ihn mit der Violine begleitet und Nannerl ihm zur Seite, mit einem Notenblatte in der Hand, zu ſingen bereit iſt.

Aber auch in der Künſtlerwelt und unter den Sachverſtändigen fanden die Kinder — und namentlich Wolfgang — die bereitwilligſte Anerkennung. Schoberth, Eckard, Hochbrucker und Le Grand, die damals berühmteſten Muſiker in Paris, kamen zu dem Knaben und brachten ihm die Compoſitionen, welche ſie herausgegeben. Aber gerade dieſe Freundlichkeit ſo tüchtiger Männer war es auch, die in dem Kinde einen Gedanken weckte, deſſen Ausführung die ſchönſte Blüthe des Pariſer Aufenthaltes werden ſollte.

Der April des Jahres 1764 hatte ſich mit ganz ungewöhnlicher Schönheit angelaſſen. Der Himmel erſtrahlte im reinſten Blau. Die Sonne brannte ſo warm und erquickend, wie ſonſt kaum im Mai, und über der erwachenden Erde ſchwebten bereits die erſten Lerchen, als wollten ſie mit ihrem Auferſtehungsrufe die Tauſende und Abertauſende von Keimen und Knospen an das Licht des Tages und zu der Luſt des Lebens rufen.

Und auch die Menſchen in ihren dumpfen Städten, in ihren Hütten, Häuſern und Paläſten fühlten dieſen Auferſtehungsdrang, und wer da konnte folgte ihm, und ſuchte — wenigſtens auf Stunden — Luft, Licht und friſches Leben in der Natur.

Auch Madame Victoire de France, in der letzten Zeit ſehr leidend, war dieſem Rufe gefolgt, und weilte jetzt in Choiſy-le-Roi.

Der Hof dagegen hatte ſich, in Familienangelegenheiten, nach Schloß Meudon begeben, wo Ludwig XV. mehrere Wochen zu verweilen gedachte. Es war daher in Verſailles wie ausgeſtorben, und auch in Paris auf den Taumel des Winters eine ſolche Abſpannung gefolgt, daß die Familie Mozart ihre projectirte Abreiſe nach London auf den 10. April feſtſetzte.

Bei dem Könige, der Königin, Madame Adelaide, der Marquiſe von Pompadour und den höchſten Hofchargen hatten ſie ſich, ehe ſich dieſe nach Meudon begaben, verabſchiedet; es blieb nun nur noch der letzte Beſuch bei Madame Victoire und der Gräfin Teſſé übrig, die ſich in dem Gefolge der Prinzeſſin befand.

Aber gerade dieſer Abſchiedsbeſuch war auch der, welcher die Familie Mozart — außer der Trennung von dem wackeren Freunde Grimm und der reizenden Espinaſſe — am meiſten ſchmerzte. Die Letztere wußte dies recht gut und da ſie eine abgeſagte Feindin aller rührenden Scenen und Situationen war, ſchlug ſie dem Vice-Capellmeiſter vor, ihn, in Begleitung Grimms, nach Choiſy-le-Roi zu bringen, zumal ihr ſelbſt eine Einladung dahin geworden. Unter der Aegide ihres heiteren Geiſtes verſicherte ſie Vater Mozart — werde jeder trübe Schatten weichen.

So fuhren ſie denn, wenige Tage vor der nach London feſtgeſetzten Abreiſe, in zwei prächtigen Wagen nach dem königlichen Luſtgarten.

O! es war nicht der einzige Abſchied, den Choiſy-le-Roi geſehen! Die Geiſter des Schloſſes wußten von gar vielen zu erzählen: Abſchiede, die unter heißen Thränen, und andere, die unter Jauchzen hier begangen worden waren. Aber der ſchönſte war doch der des Großdauphin geweſen, als dieſen Ludwig XIV., aus Eiferſucht über den glänzenden Hof, den er hier hielt, nach demſelben Schloſſe Meudon verwies, auf welchem ſich jetzt für den Augenblick Ludwig XV. befand.

Der Großdauphin mußte natürlich gehorchen; aber bevor er dieſen anmuthigen Ort, dieſen Tempel der Genüſſe, deſſen Verluſt er in ſo hohem Grade bedauerte, verließ, wollte er dieſen prachtvollen Gemächern, dieſen geräumigen Sälen, dieſen üppigen Boudoirs, dieſen ſchönen Springbrunnen, dieſen heimlich ſtillen Bosquets, dieſen in aller Farbenpracht prangenden Blumenparterres, dieſen der Liebe ſo günſtigen Laubgängen, ja ſelbſt den Waſſern der Seine, deren Wellen koſend den zauberiſchen Palaſt umſpielten, ... noch ein feierliches Lebewohl ſagen.

Er vereinigte daher zum letzten Male die Vertrauten ſeines kleinen Hofes, und gab ihnen in einer herrlichen Sommernacht eines der entzückendſten Feſte.

Ganz Choiſy-le-Roi war erleuchtet, ſowohl im Innern als auch außerhalb des Schloſſes. Reich verzierte Kandelaber waren in verſchiedener Entfernung im ganzen Parke vertheilt und warfen nach allen Seiten hin ihr Licht, deſſen Strahlen die grüne Nacht des Laubwerkes wie mit zahlloſen ſelbſtleuchtenden Smaragden erhellte. Das

Schloß ſtrahlte wie eine Sonne, inmitten von tauſend Sonnen. Die Hauptfacade war dabei mit Blumenguirlanden, geſchmückt, aus welchen, wie durch Zauberlicht, Lichtſtrahlen aller Farben drangen. Zwei koloſſale Statuen am Eingang der Hauptpforte ſtehend, hielten ungeheure Pechpfannen in ihren Händen. Alle nach den Gärten zu gehende Fenſter ſtanden offen und in den prächtig geſchmückten Gemächern ſah man Kronleuchter von allen Größen mit zahlloſen Lichtern bedeckt, wie Sternenmeere glänzen.

Dabei hatte man die Laubgänge durch farbige Glaskugeln erleuchtet, deren geſchmackvolle Anordnung durch das dichte Laub hindurch eine zauberiſche Wirkung hervorbrachten.

Aber es fehlte auch Keiner der Auserwählten des kleinen Hofes bei dieſem Zauberfeſte. Während in den weiten Sälen beim Klange herrlicher Muſik ſinnige Tänze aufgeführt wurden, ſah man in den Gärten frohe, lebensluſtige Gäſte umherwandeln, die bald in Gruppen ſich vereinigten und mit Scherz und Witz ſich neckten, bald paarweiſe abſchweifend, in die Krümmungen der Laubgänge oder auf die Lichtungen des Parkes ſich verloren.

Auch die Seine hatte ihren Antheil an dem Feſte. Ihre Ufer waren durch eine doppelte Reihe von Lampen erleuchtet, die flammenden Perlenſchnüren von unabſehbarer Länge glichen, und deren flackerndes Licht ſich in den Wellen vertauſendfachte. Die ſchweigenden Gewäſſer durchfurchten eine Menge feſtlich bewimpelter Gondeln mit venetianiſchen Laternen geſchmückt, welche in der Ferne wie feurige Kugeln ausſahen oder wie Irrlichter, die im Winde hin und her ſchwanken. Dieſe Gondeln aber trugen galante Cavaliere und ſchöne Damen, die, indem ſie mit ihren leichten Rudern in den Wellen plätſcherten, ihre nächtliche Spazierfahrt durch fröhliche Geſänge oder heiteres, ſüßes Gekoſe würzten.

O, Choiſy-le-Roi! nie hat ein Schloß einen feenartigeren Anblick dargeboten; nie ein Feſt ſo viele fröhliche, liebenswürdige und lebensluſtige Gäſte gezählt!

Und doch, der Sturm der Zeiten hat auch dieſe Lichter gelöſcht, ... hat auch dieſen Jubel verweht .... hat alle jene fröhlichen Menſchen in den ſtillen Schoß der Erde gebettet! — O Choiſy-le-Roi, ſtolzes, prächtiges Choiſy-le-Roi! der Sturm der Zeit hat auch dich mit ſeinen furchtbaren Flügelſchlägen vernichtend getroffen. Die Axt der Revolution, die der wahnſinnige Leichtſinn deiner Herren hervorgerufen, riß deine Mauern ein, zertrümmerte deine Statuen, ſchlug die Bäume und Laubgänge deiner Gärten nieder.... und verwandelte deine ganze Pracht und Herrlichkeit in einen einzigen, großen Schutthaufen! Und wunderbare Fügung! von all den Großen und Vornehmen, die dort gehauſt und geſchwelgt, weiß die Nachwelt wenig mehr; aber ſie iſt noch heute ſtolz auf den Namen des Kindes, das wir jetzt in einer eigenthümlichen Stimmung nach Choiſy-le-Roi fahren ſehen.

Und in der That, der kleine Wolfgang Mozart war noch niemals ſo gewaltig aufgeregt geweſen, als heute. Er war ausgelaſſen, ſprudelte vor kindlichen Witzen und Laune, machte mit Fräulein von Espinaſſe ſo tolle Poſſen, daß Nannerl mehr als einmal erſchrocken aufſchrie, in der Furcht, der kleine Tollkopf falle dem raſch dahinfliegenden Wagen, in dem ſie ſaßen, hinaus. Es war gut, daß der Vater mit Grimm, ſich in der erſten Equipage befand, er würde dem kleinen aufgeregten Maeſtro doch die Zügel etwas ſchärfer angezogen haben. Fräulein von Espinaſſe kannte indeſſen recht gut die Urſache dieſer Aufregung und ganz ungewöhnlichen Stimmung des Kindes. Sie, die ſo viel mit berühmten Künſtlern, genialen Männern, ausgezeichneten Schriftſtellern, Philoſophen und Dichtern umging — ſie, die als der ſchönſte Stern der weltberühmten Pariſer Bureaux d'esprit glänzte, und deren heller, funkelnder Geiſt mit magiſcher Kraft ſelbſt auf einen Diderot, Grimm, Holbach, Helvetius und d'Alembert erregend und feſſelnd einwirkte — — ſie verſtand natürlich das innere Leben und Weben künſtleriſcher Naturen, geiſtiger Größen. Ihr ſcharfer Blick hatte daher längſt auch in dem Kelche „der holden Wunderblume,“ die ihr das Schickſal in Wolfgang entgegengebracht, dies geheime Leben und Weben eines genialen Geiſtes entdeckt; hatte erkannt, welch' ſchöpferiſche Kraft, ſich ſelbſt noch unbewußt, hier walte; — hatte mit dem wunderbaren Ahnungsvermögen, das nur höheren Frauennaturen eigen iſt, gewiſſermaßen aus der Zukunft herausgefühlt, daß ihr Liebling einſt ein von aller Welt angeſtaunter Heros der Tonkunſt ſein werde.

Aber ſie wußte auch, welche Blüthen dieſem noch ſo jugendlichen Genie bereits entſproſſen; — ſie wußte, was für ihn dieſer Tag bedeute; — ſie verſtand daher auch das nervös erregte Weſen des Kindes — das tolle Ueberſprudeln dieſer reichen Natur.

Und was ſchloſſen denn auch die beiden eleganten Saffian-Mappen ein, die Nannerl mit einer Art heiliger Scheu auf ihrem Schooße hielt? ..... Was ſie einſchloſſen?

Die erſten Werke des ſiebenjährigen Knaben!.. vier in den letzten Wochen componirte, in Paris geſtochene Clavier-Sonaten mit Violinbegleitung ad libitum, wovon zwei Madame Victoire de France, und die beiden andern der Frau Gräfin Teſſé gewidmet waren!*)

---

*) II. Sonates pour le Clavecin,
qui peuvent se jouer avec l'accompagnement de Violon.
dédiées à Madame Victoire de France.
Par J. G. W. Mozart de Salzbourg, âgé de sept ans.
Oeuvre premier.

Von dieſen beiden Sonaten befindet ſich die erſte in den Oeuvres complettes de W. A. Mozart, Cahier XVII. Sonata III. pag. 67 bei Breitkopf und Härtel, und die Sonata II. pag. 76 in demſelben als IV. Sonata.

Sonates pour le Clavecin,
qui peuvent se jouer avec l'accompagnement de Violon.
dédiées à Madame la Comtesse de Tessé. etc.
Par J. G. W. Mozart de Salzbourg, âgé de sept ans.
Oeuvre II.

Von dieſen zwei Sonaten iſt nur die erſte in genannter Leipziger Ausgabe. Cah. VII. und in der Steiner'ſchen im X. Heft enthalten.

O! wie begreiflich war da die faſt fieberhafte Spannung des Kindes, die ſelige Erregtheit, die das Bewußtſein der erſten künſtleriſchen Schöpfung in Wolfgang hervorgerufen.

Es waren ſeine „**erſten Werke**“, die er da neben ſich liegen hatte; — es waren ſeine „**erſten Werke**“, die er im Begriff ſtand, zwei hochgeſchätzten, lieb gewordenen Weſen voll inniger Dankbarkeit in die Hände zu legen; — es waren ſeine „**erſten Werke**“, die er der Welt gab, — die ſeine Zukunft, die ſeinen Ruhm und Ruf begründen ſollen!

O! es kann Niemand, der nicht ſelbſt Werke der Kunſt oder des Wiſſens geſchaffen und der Welt übergeben hat — das Gefühl beurtheilen, das die Bruſt deſſen durchzittert, der ſich zum erſtenmale Schöpfer fühlt. Vielleicht iſt dies Erſtlingsprodukt deines Geiſtes nur ein ſchwacher Verſuch, auf den du in ſpäteren Jahren, wenn du — reicher an Erfahrung und Wiſſen — Größeres geleiſtet, lächelnd zurückblickſt; aber dennoch wirſt du nie mehr, auch nicht bei deinen beſten Schöpfungen, die Seligkeit, das Entzücken empfinden, die dir dein „erſtes Werk“ gab.

O ſchöne, ſüße, göttliche Begeiſterung! Du liegſt ja nicht begründet in kindiſcher Eitelkeit oder in geiſtigem Stolze und dünkelhafter Ueberhebung! — Nein! Dich hat Gott ſelbſt in das Herz der Menſchen gegoſſen, damit du die begabteren Sterblichen heben mögeſt über den Staub der Alltäglichkeit; — damit du ihnen ein Sporn würdeſt zu neuem Schaffen und Wirken, zu immer edlerem, kühnerem Streben!

Und ſo war es auch bei Wolfgang. In ſeinem kindlichen Gemüthe hatte ja nicht das leiſeſte Gefühl der Eitelkeit Raum. Ihm ſelbſt unbewußt, — faſt wie von ſelbſt, waren dieſe Compoſitionen aus ſeinem Innern hervorgequollen; er hatte ſie — vom Geiſte dictirt — wie ſpielend geſchrieben, ſchreiben müſſen. Jetzt waren ſie da und er freute ſich königlich darüber, wie ein Kind über ſeine Puppe, wie eine Mutter über das holde, liebe Kleine, das ihr die Natur geſchenkt.

Wolfgang dachte dabei nicht im Entfernteſten an die Welt und was ſie ſagen würde. Er war nur glücklich, unendlich glücklich und toller wie je!

Aber die Welt ſagte viel. Die Preſſe erſchöpfte ſich in Enthuſiasmus über den ſiebenjährigen deutſchen Componiſten, Clavier- und Orgel-Virtuoſen. Man konnte ſich nicht von ſeinem Staunen über dies Wunder erholen.

Auch die beiden hohen Damen, welchen dieſe Sonaten gewidmet waren: Madame Victoire und die Gräfin Teſſé, waren entzückt und trennten ſich nur unter Thränen von ihrem Lieblinge.

Aber ſonderbar, kurz vor dem Momente, in welchem man zur Rückfahrt einſteigen ſollte, war Wolfgang verſchwunden:

„Ich mag das Abſchiednehmen nicht!“ — hatte er im Vorbeigehen Nannerl faſt brusque zugeflüſtert, wie er es immer zu thun pflegte, wenn ihn Rührung zu erfaſſen drohte, — „aber ich werde ihnen doch Adieu ſagen!“

Jetzt ſuchte man ihn, aber er war nicht zu finden. Endlich kam Grimm und bat Madame Victoire und die Gräfin Teſſé an ein offenes, nach dem Park gehendes Fenſter zu treten, die Uebrigen aber mit ihm einzuſteigen und langſam der Hauptallee entlang zu fahren.

Beides geſchah. Da rauſchten auf einmal wunderbare Töne auf. Es waren die Klänge der großen Orgel in der Park-Kapelle, die auch die Königin ſchon einmal vernommen.

Aber welch’ entzückendes Lebewohl riefen ſie den Lauſchenden, — riefen ſie Choiſy-le-Roi zu! Erſt leiſe und faſt wehmüthig, wie ein herzlicher Abſchiedsgruß; dann gewaltig und immer gewaltiger, als ob der Schmerz wachſe, in ſeinem Wachſen aber große Gedanken, mächtige Ideen erzeuge. O! das war kein Abſchiednehmen nur von hier und denjenigen Weſen, die hier blieben, — — das war zugleich ein Abſchiednehmen von einem nun durchſchrittenen Paradieſe; — — ein Abſchiednehmen von dem Eden der Kindheit, das nun — erblaſſend — vor dem zurückſank, der heute ſeine erſte That gethan.

Ja! dieſe Flötentöne, ſie galten dem hinabſinkenden Frühmorgen eines heiteren Kinderlebens. Aber die Klänge werden ernſter und ernſter; da fährt es wie ein Sturmwind dazwiſchen und ſchreit auf wie in unendlicher namenloſer Wehmuth; aber die Wehmuth löſt ſich in eine ſüße heilige Sehnſucht, bis plötzlich, wie die Ahnung einer großen

Zukunft, gewaltige Tonmaſſen majeſtätiſch aufrauſchen und in erſchütternden Accorden ſchließen.

Es iſt ſtill geworden. Choiſy-le-Roi ſteht träumend im Abendgolde. Die Augen zweier hohen Damen blicken, von Thränen der Liebe feucht, hinüber nach dem Parke; auf der Straße nach Paris aber fahren zwei Wagen, mit ſtillen in ſich gekehrten Menſchen.

Ende des ersten Theils.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

II.

In Italien.

Mozart.

Ein Künſtlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Zweiter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

II. In Italien.

(Mozart's Jugend.)

Seite
Signore Carlo Broschi 1
Abenddämmerung und Morgenröthe 17
Il cavaliere filarmonico 32
Der Fußkuß 42
Ein junger Prinz 53
Das Miſerere 65
Giuditta 75
Jugendfreundſchaft und Jugendliebe 90
Liſt um Liſt 100
Eine Nacht in Neapel 116
Der Zauberring 129
Signora Bernasconi 150
Leben und Tod 179
Das Ordenskreuz 192
Intriguen 202
Das Ungewitter 217
„Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“ 230

Signore Carlo Broschi.

Ein ſchöner Märztag des Jahres 1770 goß ſein Sonnengold über die reichgeſegnete Comarca di Roma, auf die der Himmel in ſeinem reinſten und tiefſten Blau freundlichlächelnd, wie auf ein Lieblingskind, herabſchaute. Aber weniger freundlich erwiderte ihm das alte berühmte Bologna den ſo wohlgemeinten Gruß; denn es lag mit ſeinen Paläſten, Kirchen und Klöſtern, ſeinen ſchiefen Thürmen und ſeinem alt ehrwürdigen Univerſitätsgebäude — im ernſten Sinnen über längſt vergangene Jahrhunderte verloren — wie ein zu Stein gewordenes Spiegelbild des oberitalieniſchen Mittelalters da.

Namentlich trat damals dies charakteriſtiſche Gepräge dem Beſchauer im Innern der Stadt entgegen, wie an dem großen viereckigen Markte, dem Platze des heiligen Petronius, den die alte Podeſteria — der Sitz der früheren Herrſcher — das Collegio dei Mercanti, der Dom und andere im ſtrengen Style des Mittelalters aufgeführte Gebäude umgeben. Aber auch die Nebenſtraßen waren damals noch dieſem Charakter ſo treu, wie in keiner andern Stadt der Welt; und zwar ging dies ſo weit, daß ſelbſt die Läden und Buden der Gold- und Silberarbeiter, der Handwerker und Krämer noch zunftartig neben einander lagen.

Was aber das finſtere Anſehen noch mehrte, waren die gemauerten Hallen, die ſich an allen Häuſern und durch alle Straßen hinzogen und durch ihre ſchattenwerfenden Säulen einen faſt ängſtlichen Anblick boten.

Große Marmortiſche, ſteinerne Fußböden mit breiten Abzugskanälen, machten einſt dieſe Hallen für den täglichen Verkehr geeignet und geben noch heute, in ihren Trümmern, der Gegenwart einen Beweis von dem vorſorglichen Gemeingeiſte des Mittelalters, wie er, für das Volk bedacht, aus der republikaniſchen Römerzeit hervorwuchs.

Auch über das ganze Leben und Treiben der Menſchen war noch ein mittelalterlicher Hauch gebreitet, der durch die Menge der umhertreibenden Mönche und Geiſtlichen aller Art wahrlich nichts verlor. Solche Geſtalten waren ja alte Bekannte der koloſſalen Statue des Neptun — jenes Meiſterwerkes des würdigen Johann von Bologna — die die große Fontaine des Petronius-Platzes ſchmückt, und heute, wie vor hunderten von Jahren, ſchimmerten am hellen Tage Lampen aus den finſteren Fleiſchhallen, — bewegten ſich Menſchen aller Gattungen, Alter, Stände und Gewerbe an den alten, ernſten Gebäuden hin, — fuhren langſam große, ſchwere, altmodiſche Wagen auf kleinen Rädern, vorn mit einer Zierrath geſchmückt, die einer Schnabelſpitze der Fiſcherböte nicht unähnlich, zwiſchen den zahlreichen, engen Holzbuden des Platzes durch, in welchen alle Bedürfniſſe des Kleinhandels feil gehalten wurden.

Blumen- und Obſtverkäuferinnen nahmen dabei ihre Plätze an den Straßenecken ein; — Frauen mit Schleiern über dem reichen dunkeln Haare gingen nach den Kirchen, die Meſſe zu hören; — hier lagerten, dem göttlichen dolce far niente huldigend, ganze Gruppen von zerlumpten Bettlern; — dort verzehrten Andere, in den kühlen Schatten der Säulen gelagert, ihre Makaroni; — während quer über den Platz eine lange Reihe jener ſpukhaften ſchwarzen Geſtalten langſam und feierlich ſchritt, die der Geſellſchaft der Misericordia angehörten.

Auch dieſe Geſellſchaft — noch jetzt in mehreren Städten Italiens beſtehend — iſt ein Erbtheil längſt erblaßter Jahrhunderte, aus den Parteikämpfen der adlichen Geſchlechter herſtammend. Geſchah es damals doch oft, daß die bei den Gefechten Verwundeten ohne Hülfe, ohne Beiſtand in den Straßen liegen blieben; ſei es, daß ihre Kampfgenoſſen geflohen waren oder daß unbetheiligte Bürger Bedenken trugen, ihnen zu Hülfe zu kommen und dadurch als Anhänger einer Partei zu gelten.

Dieſe Noth, unter der Alle gemeinſam litten, führte zu einer Maßregel, nach der man das Parteiweſen nicht auf die Leidenden auszudehnen beſchloß und ſich verband, in jedem Hülfsbedürftigen nur den Menſchen, nicht den Anhänger dieſes oder jenes Hauſes zu ſehen. So ward die Misericordia geſtiftet. Fand man nun einen Todten, einen Verwundeten in den Straßen und gab eine beſtimmte Glocke das Signal, welches die Brüderſchaft herbeirief, ſo warfen diejenigen, welche ihr angehörten, ihre ſchwarzen Kutten um, zogen die ſpitze Kapuße, die das Geſicht verhüllte und nur für die Augen Einſchnitte ließ, über, umgürteten ſich, hingen den Roſenkranz an ihren Gürtel, den muſchelgeſchmückten Pilgerhut an den Arm, und eilten — auf dieſe Weiſe dem Parteigetriebe unkenntlich — an ihre Pflicht. So ſchwieg unter dieſen düſtern Hüllen der Kampf, ſo verband man ſich, mitten im wilden Streite der Parteien, zu milden Werken wahrer Menſchlichkeit.

Und dieſe ſchöne Sitte iſt nicht untergegangen. Noch jetzt beſtehen dieſe Misericordia und zählen ihre Mitglieder unter Bürgern und Adel. Sie bringen Leute, welche in den Straßen verunglückten und ihren Beiſtand fordern, in deren Wohnungen oder in die Lazarethe; ſie tragen arme Wöchnerinnen in die Hospitäler und Todte zu Grabe, und aus den kleinen Beiträgen, die jeder Einzelne zahlt, ſind bereits verſchiedene bedeutende Hospitäler erſtanden.

Eine dieſer finſteren, vermummten Geſtalten war es nun, die eben jetzt — von einem Leichenbegängniſſe zurückgekehrt — die Schelle an dem Gartenthore einer herrlichen Villa zog. Die Villa, augenſcheinlich noch nicht ſehr lange gebaut, lag, eine kleine Strecke von Bologna entfernt, vor dem ſarragoſſaner Thore und zeigte ſchon in ihrer äußeren Erſcheinung von dem feinen und edlen Geſchmack ihres Erbauers. Freundlich, licht und luftig, wie eine zierliche Krone, erhob ſie ſich auf einem leichtanſchwellenden Hügel, die ſchlanken Säulen der Veranda wie üppige Blüthenſtengel emportreibend. Oliven, Kaſtanien- und Granatbäume, Pinien, Cypreſſen und Lorbeer umgaben und beſchatteten ſie, und miſchten, in reizenden Gruppen vereint, ihr verſchiedenfarbiges Laub mit maleriſcher Schönheit. Zwiſchen dem Laubwerk und den Blumen aber prangten koſtbare Werke der Kunſt: ein Perſeus des edlen Donatello, das Haupt der Meduſa ſiegreich in der erhobenen Hand, — ein kühner Römer, die geraubte Sabinerin auf dem nervigen Arme, von Johann von Bologna, und ähnliche herrliche Schöpfungen der größten italieniſchen Meiſter.

O es war ein köſtlicher Ort! man ſah es ihm an, daß hier ungewöhnlicher Reichthum und Kunſtſinn ihre Tempel aufgeſchlagen; aber man fühlte auch zugleich, daß Ruhe und Friede hier wohnen müſſe. Ach! und Ruhe und Friede — ſagt eine edle Frau — ſind ſo ſelten geworden unter den Menſchen, daß man ihren bloßen Anblick wie einen Talismann zu betrachten gewöhnt iſt, unter deſſen Schutz man alle wilden Wünſche, alles heiße Kämpfen der eigenen Seele ſtellen möchte.

An dem äußeren Gartenthore dieſer reizenden Beſitzung war es alſo, an welchem eben jetzt eine jener finſteren vermummten Geſtalten der Misericordia die Schelle gezogen hatte. Wenige Minuten ſpäter trat ein greiſer Diener aus dem Hauſe, ſchritt nach dem Gitterthore, öffnete daſſelbe und ließ die verhüllte Geſtalt unter ehrfurchtsvoller Verbeugung ein. Kein Wort wurde dabei unter den Beiden gewechſelt, und erſt als ſie ein einfaches Gemach im untern Stockwerke der Villa erreicht hatten und der Verhüllte Anſtalten machte, die ſchwarze Kutte abzulegen, ſagte der alte Diener, indem er jenem Hülfe leiſtete mit beſcheidenem Tone:

„Wenn mir irgend etwas in der Welt unbegreiflich iſt, Herr, ... ſo iſt es Eure Betheiligung an der Misericordia. Ich will nicht ſagen, Ihr ſeid ein reicher Mann, denn das wäre am Ende kein Grund, um ſich guten Werken zu entziehen; aber Ihr ſeid ein alter Mann, der ſeine dreiundſechszig Jahre auf dem Rücken hat, und da ſollte ich denken, Ihr dürftet Euch Ruhe geben und dieſe Strapatzen jüngeren Kräften überlaſſen.“

Der Angeredete, deſſen ſchönes Greiſenhaupt unterdeſſen unter der Kapuze hervorgekommen war, antwortete nicht ſogleich: er ſah den alten Diener nur mit einem Ausdruck unendlichen Wohlwollens an, während ein feines Lächeln um ſeine Mundwinkel ſpielte. Aber das ſchien den alten Diener zu ärgern, denn er runzelte die Stirne und rief — das Gewand über den Arm nehmend — faſt bitter:

„Sind immer die alten Streiche! .... meint wohl, Ihr ſeid noch vierzig Jahre alt!“

„Nein!“ — verſetzte jetzt gutmüthig, und über den Zorn des Dieners lächelnd, der Andere — „nein Andreas, das denke ich nicht, gegen ſolche Einbildung proteſtiren meine ſteifen Glieder; aber, mein Freund, da du doch immer von „Alter" ſprichſt, ſo ſage mir einmal, wie viele Sommer haſt denn Du geſehen?"

„Das gehört nicht hierher!"

„Wie viele Sommer haſt Du geſehen?"

„Nun denn: dreiundſiebzig!"

„Alſo" — fuhr der andere fort — „biſt Du gerade zehn Jahre älter als ich! Warum dienſt du mir denn noch und ſetzeſt dich nicht zur Ruhe? Könnteſt's ja auch deinen alten Knochen gönnen; denn dein Vermögen würde es dir erlauben, recht gut erlauben, deine alten Tage in der behaglichſten Ruhe hinzubringen. Nun?"

„Gewiß, Herr!" — verſetzte Andreas, und eine leichte Rührung machte dem flüchtigen Unmuthe Platz — „gewiß könnte ich meine alten Tage behaglich ſchließen; denn dafür hat Eure unbegränzte Güte und Freigebigkeit geſorgt. Aber doch wollte ich lieber noch auf alles verzichten, was ich beſitze, als meinen Dienſt bei Euch aufgeben."

„Und warum?" — frug Jener.

„Warum? warum?" — wiederholte der Diener, und man ſah ihm an, daß ihn das Geſtändniß faſt eben ſo peinige, wie ein erſtes Liebesgeſtändniß ein unverdorbenes Kind. — „Warum? nun, weil ich Euch — wie Ihr ja ſelber wißt — als den beſten Herrn und als den beſten Menſchen auf Gottes weiter Welt liebe und achte!"

Der alte Herr griff bei dieſen Worten des Dieners an ſeine Naſe und machte das Zeichen des Zupfens.

Andreas zuckte die Achſeln —: „Ich ſoll mich an der Naſe zupfen?!"

„Ja!“ — verſetzte gemüthlich der Herr — „denn ſieh! wie du mir, trotz deiner dreiundſiebzig Jahre noch dienſt, weil du mich liebſt und obgleich du ruhen könnteſt; .... ſo diene ich junger Burſche von erſt zweiundſechszig Jahren der Menſchheit, weil ich ſie liebe und obgleich ich auch ruhen könnte. Als ich aus Spanien hierherkam, mir hier, wie Cicero, ein kleines Tusculum zu gründen, und dieſe Leute, deren Geſichter ich nicht erkennen konnte, zum erſtenmale ſah und von ihrem edlen Berufe hörte, da hatte ich die Empfindung, als müſſe ich mich tief, tief vor ihnen verneigen, zumal wenn ich aus der langen Kutte bald den mit Kalk und Staub befleckten, breitgetretenen Schuh eines Handwerkers, bald den blankgewichſten Stiefel eines vornehmen Herrn hervorgucken ſah; oder wenn auf der Tragbahre feine, weiße Männerhände mit den ſchwielenvollen Händen des Arbeitenden wechſelten. — Solch' ein perſönliches, anſpruchloſes Helfen iſt es, was der Menſchheit Noth thut. Dabei prangen keine Namen in öffentlichen Blättern, es iſt auch kein Orden dafür zu gewinnen und keine ehrenvolle Anerkennung in den Augen der Frommen und Heiligen. Unbekannt, ungeſehen und verloren in der großen Zahl hilft Jeder, nicht mit Geld, auf das er vielleicht nur geringen Werth legt, ſondern mit der eigenen Kraft, mit dem eigenen guten und edlen Willen, zu jeder Stunde und mit Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit. Das Wichtigſte dabei iſt aber, daß jeder der reichen und vornehmen Theilnehmer dadurch bisweilen an das Schmerzenlager der Armen kommt, die Noth und das

Elend ſeiner unglücklichen Mitbrüder kennen lernt, und ſomit fühlt, daß die gedrückte Menſchheit ein Anrecht, eine unabweisliche Forderung an ſeine Hülfe hat."

„O!" — ſagte ergriffen Andreas, indem er ſeinem Herrn mit Bewunderung in das von den edelſten Gefühlen bewegte Antlitz ſah — „das iſt Alles wahr und gut und ſchön; aber Ihr, die Ihr ſo viel für die Menſchen gethan habt und noch thut, — Ihr dürftet hier doch auch an Euch denken. Ihr habt ja bis zum Augenblick trotz Eurer Jahre an den Misericordia Theil genommen; überlaßt von nun an wenigſtens die perſönliche Betheiligung jüngeren Kräften."

Der Angeredete ſchüttelte das Haupt.

„Alter, ehrlicher Andreas!" — ſagte er dann und reichte dem ergrauten Diener die Hand:

„Das geht nicht! Schon um des Prinzipes willen, muß ich dabei bleiben. Sieh', es giebt auf Erden viele ſchöne und edle Unternehmungen .... aber nur wenige kommen zu ihrer vollen, reichen Blüthe. Weißt du auch warum? .... Weil ſo wenige Menſchen den Muth und die Kraft haben, ſich daran perſönlich zu betheiligen. Tauſende glauben, es ſei genug mit ihrem Beifall oder einer kleinen Beiſteuer an Geld .... aber das iſt nichts als Schwachheit, Selbſtbetrug oder Eitelkeit. Nur da werden und können große Gedanken groß und mächtig in das Leben eingreifen, wo ſie bei Allen zur That werden, bei Reich und Arm, bei Jung und Alt, bei Vornehm und Gering! ....

Aber“ — ſetzte er hinzu .... „ich bin in der That etwas erſchöpft. Iſt Pater Martini da?“

„Ja!“ — verſetzte Andreas — „der ehrwürdige Vater arbeitet ſchon ſeit zwei Stunden in Eurer Bibliothek.“

„So bringe mir ein Glas Lacrimae Christi und etwas zu eſſen dahin!“ — ſagte der Gebieter, Signore Carlo Broſchi, und ſtieg die breite Marmortreppe hinauf.

Signore Carlo Broſchi, genannt Farinelli, war einer der berühmteſten Männer ſeines Jahrhunderts. Von der Natur mit einer zauberhaft ſchönen Stimme begabt, die durch Kunſt einen Umfang erhielt, der den gewöhnlichen um eine ganze Octave überſtieg, und von dem berühmten Porpora gebildet, überragte er alle Sänger ſeiner und aller vorhergehenden Zeiten.

Schon im ſiebzehnten Jahre trat er in Rom auf, und man kann ſich einen Begriff von der Herrlichkeit ſeiner Stimme machen, wenn man erfährt, welche Siege er hier in dem Theater Aliberti davontrug. Broſchi hatte unter anderem eine Arie mit obligater Flötenbegleitung zu ſingen. Der Künſtler, der die Flöte blies, war als ausgezeichnet bekannt: dennoch aber übertrafen die Töne des jugendlichen Sängers jene der Flöte an Reinheit und Zärte ſo ſehr, daß ein ſtürmiſcher, nicht enden wollender Applaus Signore Carlo Broſchi den Siegeskranz zuerkannte. Von nun an war ſein Ruf gegründet und bald überſtrahlte ſein Name, ſelbſt den eines Eliſi, Gizzielli und Caffarelli.

Broſchi, der unterdeſſen — da er ein Freund der Familie Farina in Neapel war und oft in deren Hauſe zu ſingen pflegte — den Namen Farinelli erhalten hatte, ging nun nach Wien, Paris und London und gefiel überall, nicht nur durch ſeinen Geſang, ſondern auch durch ſein anſpruchsloſes und liebenswürdiges Weſen ſo ungeheuer, daß er unermeßliche Reichthümer zuſammen brachte. Da ſollte plötzlich ein eigenthümliches Ereigniß ſeinem Leben eine Wendung geben, und den, der bis dahin nur Sänger geweſen, auch als Staatsmann bis zur weltgeſchichtlichen Bedeutung erheben.

Spanien war nämlich um jene Zeit in einer höchſt traurigen und bedenklichen Lage. Seine Regierung und Geſetzgebung ging, dem Namen nach, allein vom Könige aus, und doch war Philipp V. in einem Zuſtande, der die Verwandten eines Privatmannes berechtigt haben würde, ihm eine gerichtliche Vormundſchaft geben zu laſſen.

Brachte er doch die Tage im Bette zu, ließ Haare und Nägel wachſen, beobachtete ein hartnäckiges Schweigen, ſtand nur Nachts einige Augenblicke auf, um Nahrung zu nehmen und war durch nichts in der Welt dazu zu bewegen, Theil an den Regierungsgeſchäften zu nehmen oder auch nur die nöthigſten Unterſchriften zu geben.

Nur Muſik und vorzüglich Geſang vermochten es hier und da, ihn aus ſeiner an Wahnſinn ſtreifenden Melancholie zu wecken und auf Augenblicke zur Vernunft zurückzuführen. Als daher Farinelli's Ruhm die Welt erfüllte, kam die Königin von Spanien, die kluge und talentvolle Eliſabeth von Parma, auf den glücklichen Gedanken, dieſen ausgezeichneten Sänger nach Madrid zu berufen.

Farinelli folgte dieſer Einladung, da er ſie ſchicklichkeitshalber nicht ausſchlagen konnte.

In Madrid angekommen, bewog ihn die Königin gleich am erſten Tage in einem königlichen Gemache zu ſingen, welches an dasjenige ſtieß, in dem Philipp V. im Bette lag. Und ſiehe da, die Wirkung ſeines Geſanges auf den König war gleich anfangs ſo groß, daß dieſer ſich bewegen ließ, aufzuſtehen, ſich anzukleiden und an den Geſchäften Theil zu nehmen.

Von dieſem Augenblicke an war Farinelli für die Königin und für die ſpaniſche Regierung ganz unentbehrlich, da Philipp V. nur dadurch, daß ihm Farinelli jeden Tag einige Arien vorſang, dem Leben und dem Lande erhalten werden konnte. Natürlich war Eliſabetha von Parma's Dankbarkeit auch unbegränzt. Farinelli erhielt ſofort einen Jahresgehalt von 14,000 ſpaniſchen Reichsthalern, ein Palais als Wohnung, königliche Küche, Keller und Bedienung, nebſt einer Hofequipage und überhaupt Allem, was zu einer wahrhaft fürſtlichen Exiſtenz gehörte.*)

Was aber von nun an Farinelli's Namen einen ſo ſchönen Klang in der Geſchichte gegeben hat, iſt der Umſtand, daß er ſich nicht nur als einen in der That trefflichen Staatsmann zeigte, ſondern auch nicht das Geringſte an ſeinem edlen, liebenswürdigen Charakter und ſeiner nie genug anzuerkennenden Beſcheidenheit einbüßte. Farinelli mißbrauchte ſeinen Einfluß niemals, auch nicht unter der Regierung des folgenden Königs Ferdinand VI., der wunderbarerweiſe eben ſo melancholiſch als ſein Vorgänger, und — wie dieſer — nur durch Farinelli's Geſang dem Leben und der Regierung zu gewinnen war.

---

*) Biographie universelle, ancienne et moderne. Paris. 1815. Histoire de la Musique par Burney. — Lamberg: Mémorial d'un mondain. p. 97. Ditter von Dittersdorf. Selbſtbiographie. S. 110 u. f. — Schloſſer: Geſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Jahn: I. Theil 2tes Buch 195.

Farinelli leitete daher unter zwei Königen — wenn auch nicht officiell, ſo doch durch den Marquis Enſenada, der ſein Geſchöpf war, — die Regierung Spaniens. An ihn wandten ſich die Geſandten der fremden Höfe, ihm ſchmeichelten die Regenten Europa's, an ihn ſchrieb ſelbſt die ſtolze Kaiſerin von Oeſterreich, Maria Thereſia! Aber Farinelli war auch nicht unthätig. Während er als Director der durch ihn zu Madrid ins Leben gerufenen, italieniſchen Oper dieſe zu einer glänzenden Höhe erhob, erhielten Manufacturen und Fabriken Ermunterung, wurden Kriege geführt und Friede geſchloſſen, die Söhne Eliſabethens mit auswärtigen Reichen verſorgt, und die Wunden des ſpaniſchen Erbfolgekriegs ſo viel als möglich geheilt. Aber die Königin fühlte auch, welche Stütze ſie in Farinelli habe. Sie ſelbſt hing ihm das Ordenskreuz von Calatrava mit eigenen Händen um; überreichte ihm das, in Diamanten gefaßte, Bildniß des Königs, und gab ihm als Zeichen ihrer Achtung eine goldene Doſe auf deren Deckel zwei große Diamanten funkelten und die einen Wechſel von 5000 ſpaniſchen Reichsthalern enthielt. Auch der König von Frankreich hatte Farinelli ſchon früher mit ſeinem in Diamanten gefaßten Bildniſſe beehrt. Aber auch die Wolken blieben nicht aus, die den Himmel ſelbſt des glücklichſten der Sterblichen manchmal verfinſteren.

Wie wäre es möglich geweſen, daß ein Mann, wie Farinelli, den das Glück von dem Stande eines einfachen Sängers bis zu den Stufen eines Thrones gehoben, dem Neid und der Chikane hätte entgehen können. Dennoch zerſchellten alle Intriguen an ſeinem edlen und ſchönen Charakter. Weit davon entfernt durch ſeine Stellung, Auszeichnung und Macht ſtolz zu werden, entwaffnete gerade ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit ſeine ärgſten Feinde. So bewarb ſich einmal einer der mächtigſten Grande lange Zeit vergeblich um einen Geſandtſchaftspoſten. Obgleich nun Farinelli recht gut wußte, daß dieſer Mann ſein ausgemachter Gegner ſei, brachte er es endlich doch bei dem Könige dahin, daß jenem die erſehnte Stellung ward. Aber — ſagte bei dieſer Gelegenheit der König zu Broschi — „wißt Ihr auch, Farinelli, daß der Empfohlene Euer Feind iſt und Böſes von Euch redet, wo er kann?“ — — „Ja, Majeſtät!“ — entgegnete Farinelli — „eben darum möchte ich mich auf dieſe Weiſe an ihm rächen.“

Ein anderesmal hörte Farinelli, als er ſich gerade zum Könige begeben wollte, einen Gardiſten in einem der anſtoßenden Säle auf ihn ſchimpfen und raiſonniren und ſich laut darüber beklagen, daß der König alle ſeine Gunſt lediglich auf einen elenden Muſiker häufe. Farinelli zog ſofort Erkundigungen über den Schimpfenden und die wahrſcheinliche Urſache ſeines Unmuthes ein. Da erfuhr er denn, daß der Mann ſeit dreißig Jahren diene, ohne jemals eine Beförderung erreicht zu haben.

Farinelli ſchwieg; als er aber aus dem Gemach des Königs trat, überreichte er dem unzufriedenen Gardiſten ein Diplom, welches ihn zum Hauptmann ernannte. Man kann ſich die Ueberraſchung und Verwirrung des Mannes denken. Farinelli aber reichte ihm lächelnd die Hand und ſagte mit der ihm eigenen Güte:

„Ein Gardiſt iſt nicht vermögend genug, um die Koſten einer Hauptmannsequipage tragen zu können. Wir wollen dies alſo morgen beim Mittageſſen, zu dem ich Euch erwarte, arrangiren!“

Solche Leutſeligkeit, Güte und Freundlichkeit gewann denn auch Farinelli alle Herzen, und ſelbſt als König Ferdinand VI. und ſeine Gemahlin im Laufe eines Jahres geſtorben und König Carl III. den ſpaniſchen Thron beſtiegen, konnte dieſer Farinelli ſeine Achtung nicht verſagen. Da dieſer indeſſen fühlte, daß mit dem neuen Thronwechſel auch andere Prinzipien in Spanien eingezogen ſeien, zog er ſich — ein ächt philoſophiſcher Geiſt — von ſelbſt zurück, und begab ſich, unermeßlich reich und von der Königin als Erbe ihrer ſämmtlichen Claviere, Flügel und Muſikalien, die eine der größten derartigen Sammlungen der Welt bildeten, beſchenkt, nach Italien zurück, wo er ſich zu Bologna, wie wir wiſſen, ein Tusculum gründete.

Hier verlebte Farinelli nun in ſtiller glücklicher Zurückgezogenheit und Ruhe die letzten Tage ſeines Lebens auf die unſere Erzählung jetzt noch einige Streiflichter werfen ſoll.*)

---

*) Ditter von Dittersdorf. — Histoire de la Musique par Burney. — Biographie universelle, ancienne et moderne: Tom. XIV. fo. 161.

Abenddämmerung und Morgenröthe.

Die innere Einrichtung der Villa Farinelli entſprach der äußeren Erſcheinung dieſes freundlichen Tusculums ganz. Den Eingang zu dem Hauſe bildete jene reizende Veranda, von welcher wir ſchon geſprochen, und die, auf ſchlanken, zierlichen Säulen ruhend, ſich ſchon jetzt in eine trauliche Laube von jungem Grün zu verwandeln anfing. Schön gearbeitete Bänke und Tiſche erhoben ſich einladend zu beiden Seiten und verriethen, daß in den heißen Tagen hier das Lieblingsplätzchen des ſchönen ſtattlichen Greiſes ſei, der ſo glücklich war, dieſe Villa ſein Eigenthum zu nennen.

Durch die Veranda trat man in einen geräumigen Saal, deſſen Wände aus weißem Marmor die Büſten der hervorragendſten Männer des Römerthums ſchmückten. Das Ameublement war in antikem Style gehalten und bekundete durch ſeine gediegene Einfachheit und Uebereinſtimmung mit der architektoniſchen Ausſchmückung des Gemaches den edlen und feinen Geſchmack des Beſitzers. Im gleichen Style hielten ſich ſämmtliche Gelaſſe des Erdgeſchoſſes. Sie hätten in der That einem römiſchen Kaiſer — einem Trajan — Ehre gemacht.

Ganz anders dagegen war das zweite Geſchoß der Villa Farinelli gehalten. Dienten die Säle und Gemächer des Erdgeſchoſſes, hochgeſtellte Freunde und Beſuche zu empfangen, ſo bildete der obere Theil des Hauſes die ſtille, behagliche, an vielen großen Erinnerungen reiche Wohnung eines großen Künſtlers und Philoſophen.

Auch hier befanden ſich, aber auf den beiden Flanken des Hauſes, zwei geräumige Säle, von welchen der eine die weltbekannte muſikaliſche Bibliothek Farinelli's — dies koſtbare Erbe der Königin von Spanien — enthielt; während in dem anderen alle die Claviere und Flügel aufgeſtellt waren, die dieſelbe freigebige Hand dem Retter zweier Könige als Zeichen des Dankes und der Achtung verehrt. Außer dieſen Clavieren und Flügeln aber, von welchen jedes den Namen eines großen Malers, wie Raphael, Correggio, Titian, Guido u. ſ. w. trug, befand ſich noch ein höchſt merkwürdiges muſikaliſches Inſtrument hier, das indeſſen in dem ſorgfältigſten Verſchluſſe ruhte. Es war dies die Lieblingsvioline Farinelli's — von ihm Viola d'amour genannt — ein Meiſterſtück des berühmten Cremoneſen Amati aus dem 16. Jahrhundert.

Die Wände dieſes Saales ſchmückten übrigens vortreffliche Gemälde der italieniſchen und ſpaniſchen Schule, unter welchen ſich auch die lebensgroßen Bildniſſe König Philipps V. und Eliſabethen's von Parma befanden. Die weitere Ausſtattung zeigte einen allſeitigen, die größte Behaglichkeit athmenden Comfort. Zwiſchen dieſen beiden Sälen endlich lagen die Wohn- und Schlafzimmer des Hausherrn. Aber, dieſer Hausherr war ſchon ſeit Jahren nicht ſo ganz allein, als man vielleicht denkt. Er — der in ſeinem ganzen vielbewegten Leben ein Schooßkind des Glückes geweſen — war dies auch im Alter noch; denn er beſaß — was anderen Sterblichen meiſt nur in den ſchönen poetiſch-ſchäumenden Jahren der Jugend und Tauſenden gar nicht wird — einen edlen, ganz gleichgeſinnten, herrlichen Freund. Dieſer Freund aber, nur ein einziges Jahr jünger als er ſelbſt, war der gelehrte Franziskaner Johann Baptiſt Martini, Italiens größter Contrapunktiſt, das Haupt der weltberühmten philharmoniſchen Geſellſchaft zu Bologna, der angeſtaunte Autor des Werkes „Saggio fondamentale prattico di contrapunto.“ dem ſelbſt Friedrich der Große — in Anerkennung der ausgedehnten Verdienſte, die ſich Martini um die Muſik erworben — ſein in Brillanten eingefaßtes Bildniß nebſt einem eigenhändigen ſehr verbindlichen Schreiben zugeſandt hatte.*)

Wilhelm von Valle. Antologia romana. — Journal dei Litterati von Piſa 1785. Scrittori Bolognesi. 5. p. 342 sq — Memoire per le belle arti.

Was aber vermöchte die Geſchichte reizenderes zu bieten, als den Anblick dieſer beiden, durch ein gleiches wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Streben und die Bande der innigſten Freundſchaft verbundenen edlen Greiſe?! O! ſie waren Dioskuren im ächten Sinne des Wortes. Unſer egoiſtiſches Zeitalter freilich, das auf Oreſt und Pylades, Niſus und Euryalus, Achilleus und Patroklus, Theſeus und Pirithous, Scipio und Laelius, David und Jonathan, Jeſus und Johannis hinſchaut, wie auf die Rieſenkraft eines Herkules, Theſeus und Achilleus, verſteht ein ſolch' glückliches Zuſammen-leben, -weben und -ſtreben, -ſchaffen und -ſein kaum. Hier aber war in der That, wie Ariſtoteles die Freundſchaft definirt: „eine Seele in zwei Körpern!“ Aber ihre Charaktere paßten auch trefflich zu einander; beide hatten große Lebenserfahrungen — Martini namentlich durch ausgedehnte Reiſen — hinter ſich liegen; beide waren begeiſterte Verehrer der Muſik, und, was die Hauptſache iſt, beide feſſelte jetzt ein großes gemeinſames Unternehmen: die Herausgabe einer tiefgelehrten, allſeitig gediegenen und umfaſſenden „Geſchichte der Muſik.“

Freilich war Vater Martini der eigentliche Schöpfer dieſes Werkes; aber Farinelli hatte ihn nicht nur zu dieſem Unternehmen beſtimmt, nein! er ſtellte dem gelehrten Freunde auch ſeine ganze unſchätzbare Bibliothek, während dieſer Rieſenarbeit zur Verfügung und half thatſächlich durch ſeine eigenen Kenntniſſe und ſein fortwährendes Studium.

Daher kam es denn auch, daß der ehrwürdige Pater Martini alltäglich viele Stunden in Farinelli's Villa zubrachte, wo der Bibliothek-Saal ſo zu ſagen ſein Studierzimmer geworden. Nach der Laſt des Tages gewährte dann Farinelli's unübertreffliches Spiel auf der Viola d'amour beiden Erholung und Erhebung, und ließ ſie, da ihnen, trotz des Alters, die volle Jugendfriſche des Geiſtes geblieben, herrliche Stunden verleben.

Auch jetzt ſaß Pater Martini wieder an ſeinem in der Mitte des Bibliothek-Saales ſtehenden Schreibtiſche, halb vergraben unter Folianten und Pergamentrollen, als Farinelli eintrat.

Aber der würdige Franziskaner war heute — wie Farinelli gleich nach dem erſten Gruße merkte — gar nicht ſo recht wie gewöhnlich bei der Arbeit. Es gab ſich in allen ſeinen Bewegungen eine auffallende, ihm ſonſt ganz fremde Unruhe kund und endlich legte er die Feder ganz weg und ſtand auf.

„Es geht heute nicht!“ — ſagte er zugleich, ſich gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt entſchuldigend. — „Ich bin zu aufgeregt, zu zerſtreut.“

„Alſo doch auch!“ entgegnete lächelnd Farinelli, und befahl dem Diener, der ſeinem vorhin erhaltenen Auftrage zufolge, ſeinem Herrn ſo eben ein Glas Lacrimä Christi präſentirte, auch dem Freunde ein ſolches vorzuſetzen: — „Ich dachte das Concert von geſtern Abend habe nur mich ſo gewaltig erfaßt!“

„Nun!“ — verſetzte Pater Martini — „meine Aufregung iſt wohl eigentlich weniger Folge des Concertes, als der Gedanken, die mir die Wundererſcheinung dieſes genialen jungen Maeſtro's macht. Er hat mich entzückt; aber gerade darum fürchte ich für ihn .... fürchte, ſtatt inneren Gehaltes, ſtatt des Waltens eines großen muſikaliſchen Geiſtes, am Ende nur oberflächliche Genialität, nur eine überaus glückliche Naturbegabung und techniſche Fertigkeit zu finden; wie dies bei Wunderkindern zumeiſt der Fall iſt."

„Aber, mein lieber Freund und Bruder!" — entgegnete Farinelli — „dagegen ſpricht ja doch ſeine ganze Vergangenheit. Denke nur, was man dir von Wien, Paris und London über den jungen Amadeus Mozart ſchrieb; entſinne Dich, was unſer gemeinſamer Freund Grimm in ſeinen wahrhaft begeiſterten Briefen ſagt, und Grimm iſt doch auch ein Sachverſtändiger. Und würden die Unternehmer des Theaters in Mailand, ſogleich nachdem der vierzehnjährige Knabe den Fuß auf italieniſchen Boden geſetzt, ihm auch ſchon die Anerkennung gezollt haben, eine Oper für den nächſten Carneval bei ihm zu beſtellen, wenn ſie ihrer Sache nicht gewiß wären? Martini denke nur: der vierzehnjährige Knabe ſoll eine Oper für das mailänder Theater ſchreiben ..... und er hat es angenommen, als ob das Ding nichts wäre. Und hat er nicht in Wien ſchon zwei Opern geſchrieben: La finta simplice im Auftrage des Kaiſers Joſeph ....."

„Die nicht zur Aufführung kam!" — fiel Martini ein. —

„Weil die Neider und Feinde des jungen Maeſtro den

Director Affligio für ſich gewannen und durch die abſcheulichſten Cabalen die Aufführung hintertrieben. Aber der kleine Mozart machte ſich nichts daraus. Er ſchrieb eine neue Oper „Bastien et Bastienne,“ die dann in Mesmer's Hauſe aufgeführt wurde, und zwar, wie Haſſe und Metaſtaſio Dir und mir ſchrieben, mit dem größten Erfolg.“

„Mit dem Erfolg“ — ſagte der greiſe Franziskaner kopfſchüttelnd — „den jedes halb erträgliche Stück auf einem Liebhabertheater und vor Freunden hat.“

„Und Haſſe und Metaſtaſio?“

„Sind für den kleinen Mozart eingenommen.“

„Und die früheren Berichte von München, Wien, Paris, London, Holland und ſo weiter?“

„Schwärmen für das „Wunderkind,“ ſind aber jeder tieferen Beurtheilung fern!“ — ſagte Vater Martini. — „Hier bei uns iſt es etwas ganz anders. Der junge Mozart hat jetzt das „Wunderkind“ abgeſtreift. Er will keine Wundererſcheinung mehr ſein, ſondern ein Künſtler .... und dies, mein theurer Freund, gefällt mir gerade ſo ſehr an dem jungen Menſchen, daß ich ihn ſchon jetzt, nach zweimaligem Zuſammentreffen liebe. Aber dieſe Liebe macht mich eben auch bangen. Er iſt mit ſeinem Vater nach Italien, der hohen Schule der Muſik, gekommen, und hier muß er, will er ſich einen Namen machen, vor allen Dingen ſeine Prüfung vor der philharmoniſchen Geſellſchaft zu Bologna beſtehen. Vermag er dies, haben wir ihn zum Ehrenmitgliede der Geſellſchaft, zum

Cavaliere filarmonico, erhoben, dann ſteht ſein Ruf feſt. Aber .... aber .... der Areopag, der ihn hier erwartet, iſt gleich dem in Athen, der verführeriſchen Sprache einer oberflächlichen Begeiſterung unzugänglich. Hier gilt es, ſeine Meiſterſchaft zu beweiſen, nicht allein im Vortrag, wie geſtern im Concerte, mit dem Feldmarſchall Graf Pallavicini die Haute volée Bologna's erfreute, ſondern namentlich auch im Contrapunkt. Nur ein durchaus wiſſenſchaftlich gebildeter Componiſt hat Anſpruch auf die Mitgliedſchaft in unſerer Geſellſchaft."

„Nun!" — ſagte Farinelli, der die ſtrengen Grundſätze und die ruhige Unbeſtechlichkeit Pater Martini's und der philharmoniſchen Geſellſchaft kannte, und daher doch auch etwas für den jungen deutſchen Maeſtro zu bangen anfing: — „Wir wollen ſehen. Jedenfalls weiß ich, daß der kleine Mozart die letzten Jahre zu den ernſteſten Studien benutzt hat. Stradella, Cariſſimi, Scarlatti, Leo, Dürante, Haſſe, Bach und Händel waren die erſten Meiſter, die er, wie mir ſein Vater ſagte, durchnahm. Und wie er mit der größten Geläufigkeit italieniſch ſpricht, ſo iſt er auch in der italieniſchen Muſik zu Hauſe."

„Hat er nicht auch bereits den Titel Concertmeiſter?"

„Ja! ſein Vater iſt hochfürſtlich Salzburgiſcher Capellmeiſter, der Sohn hochfürſtlich Salzburgiſcher Concertmeiſter! und das ward er im dreizehnten Jahre!"

„Allerdings eminent! beſonders von dem Herrn Fürſtbiſchof von Salzburg."

„Nun er wollte auch nicht daran und behauptete immer der Vater helfe dem Amadeus. Der Knabe mußte alſo auf das Schloß kommen, bekam ſeine Aufgabe zur Compoſition, ward in ein einſames Zimmer eingeſchloſſen und durfte keinen Menſchen ſehen, bis er ſeine Arbeit vollendet. Dies war aber bald geſchehen und ſie fiel ſo vortrefflich aus, daß der Herr Fürſtbiſchof die Ernennung zum Concertmeiſter ſofort folgen ließ.“

Pater Martini ging, in tiefe Gedanken verloren, auf und ab.

„Nun!“ — ſagte er endlich — „ſo wird es ja auch bei uns gehen. Er componirte ja auch ſchon eine Meſſe, ein Offertorium und ein Poſaunen-Concert, die ich kenne und die trefflich ſind.“

„Und die in Gegenwart des Wiener Hofes aufgeführt und von ihm ſelbſt dirigirt wurden.“

„Es iſt groß! es iſt groß!“ — rief der greiſe Mönch mit blitzenden Augen.

„Und was wird ihm mein Freund zur Prüfung vorlegen?“ — frug Farinelli:

„Eine Antiphona aus dem Antiphonarium, die er vierſtimmig ſetzen muß,“ — entgegnete Martini ernſt. — „Er kann Großes löſen, er ſoll es .... und zwar zu ſeinem eigenen Ruhme. Ich fühle, daß dieſer kleine Maeſtro mir das Herz geſtohlen hat.“

Eine Pauſe entſtand.

„Soll ich Dir, mein alter treuer Freund, ein Geſtändniß machen?“ — ſagte nach einiger Zeit Farinelli, indem er ſeine Hand vertrauensvoll auf des Paters Schulter legte, der ſich wieder neben ihn geſetzt — „mich hat die Erſcheinung dieſes jungen eminenten muſikaliſcher Genies an etwas erinnert, das mir im Leben zwar ſchon tauſendmale vorgekommen, das aber immer peinlich iſt.“

„Und das wäre?“ — frug der Andere.

„An das Abſchiednehmen! — Wie ich dem kleinen Maeſtro ſo in ſeine großen ſeelenvollen Augen blickte, da ward es mir klar wie Sonnenlicht, daß dies die Sterne ſeien, die für das Reich der Muſik einen neuen Tag verkünden. Um uns, mein Freund und Bruder, um uns liegt Abenddämmerung .... dort .... erglüht Morgenröthe!“

„Und was wäre dabei?“ — frug mit einem Lächeln voll Ruhe und Erhabenheit der Franziskaner-Mönch — „das Leben der Einzelnen und jenes der Menſchheit .... ſie beſtehen beide aus einem ewigen Wechſel von Licht und Schatten, von Abend und Morgen, von Vergehen und Erblühen.“

„O das weiß ich wohl!“ — entgegnete Farinelli — „und denke auch nicht ſo klein und kindiſch, um nicht gern im großen Ganzen und für das große Ganze aufgehen zu wollen. Wenn nur die Trennung .... wenn nur das Abſchiednehmen nicht wäre!“

„Ei!“ — meinte Vater Martini — „da ſtoßen wir ja wunderbarerweiſe einmal auf eine Verſchiedenheit in unſerer Denkungsart. — Ich für mein Theil wenigſtens, habe ſchon ſo oft in meinem Leben Abſchied nehmen müſſen, daß ich wahrlich an alle Trennung gewöhnt bin.“

„Das glaubſt du nur, mein Bruder!“ — rief Farinelli — „aber du täuſcheſt dich. Wie könnte ich die Trennungen zählen, in die mich das Geſchick verflochten und doch glaubte ich das Herz müſſe mir verbluten, als ich von Spanien Abſchied nahm, ... und ..... ich habe es noch nicht vergeſſen können, es liegt wie eine Inſel von Sonnengold in dem Gebiete meiner Erinnerung. Ja! gedenk ich ſein, ſo iſt es mir, als kehrten die entflohenen Stunden zurück und trügen alle kleinen Freuden und frohen Augenblicke noch einmal vor meinen Geiſtesaugen vorüber, um dann mit ihnen auf ewig zu entfliehen, und in mir nichts zurückzulaſſen, als das wehmüthige Gefühl, daß ſie dahin ſind. Mir iſt, als drängten ſich die lebloſen Zeugen meines Lebens, die Gegenſtände, die mich umgaben, ... die Menſchen, die ich geliebt und geachtet, noch einmal recht nahe an mein Herz, und — geſtehe ich nur meine Schwäche — ich nahm und nehme recht ſchweren Abſchied von ihnen.“

„Nun!“ — ſagte Vater Martini mild — „dies ächt menſchliche Gefühl iſt gerade keine Schwäche zu nennen. Es zeugt wieder von dem tiefen Gemüthe meines edlen Freundes.“

Farinelli ſchien dieſe Worte überhört zu haben. Er war ſichtlich in ſeine Erinnerungen verloren und fuhr jetzt, wie ſich ſelbſt vor einem Mißverſtändniß verwahrend, gedankenvoll fort:

„Nicht daß ich um entſchwundene Genüſſe klage; .... aber daß ich mich losreißen mußte und .... wer weiß wie bald .... losreißen muß aus den Umgebungen, in denen ich mich ſo heimiſch und glücklich gefühlt, von allen den Gegenſtänden und Beſchäftigungen, die gleichſam Bekannte und Vertraute meines Lebens geworden, das iſt's, was mir ſchwer wird, Nicht die großen Vergnügungen und Genüſſe ſind es, die den beſſern Menſchen mit Allgewalt feſſeln, ſondern die kleinen Freuden und Intereſſen, — die unſcheinbaren Veilchen, von welchen er ſich unter ſchmerzlichen Gefühlen losreißt. Wenn das rauhe Geſchick manchmal mit eiſerner Hand nach dem Glücke eines ganzen Lebens greift, ſo ſteht oft in der Menſchenbruſt ein heroiſcher Wille auf, der edel und ſtolz zu dem Zufalle ſpricht: „Nimm es hin, ich will das Leben auch ohne dies ertragen!“.... und dann überwindet ein edles Selbſtgefühl die Pein des Schmerzes, und wir ſtehen ſtark und erhaben mitten unter den Ruinen unſerer Hoffnungen. Wenn aber das Geſchick eine große Hoffnung und Erwartung, eine Blume nach der andern aus unſerm Leben reißt, und eine Farbe nach der anderen in dem Gemälde unſerer Tage erlöſcht und abſtirbt, bis es am Ende kahl und grau vor uns liegt, da ergreift den Menſchen eine namenloſe Wehmuth und er fühlt ſich in ſeinem tief Innerſten erſchüttert.“

„Darum“ — verſetzte der Franziskaner — „werden große Verluſte gemeiniglich mit größerer Seelenſtärke getragen, als die kleinen Leiden und Opfer des Lebens. Indeß! was iſt denn das Leben ſelbſt, mit allen ſeinen Freuden und Leiden. O, mein Freund, ſtehen wir — wie Du vorher geſagt — in der Abenddämmerung, dann verſchwindet es zu nichts. Auf der Erde geht ja alles vorüber und wir auch! — Der Augenblick kommt, und wie er uns auch erfreue und beglücke, der Menſch ſagt vergeblich zu ihm: bleibe; .... denn während er es ausſpricht, iſt er vorüber und ein anderer an ſeiner Stelle! Wir dürfen indeſſen dabei nicht ungerecht ſein; ſo flüchtig die Minuten ſind, ihr Bild bleibt uns immer, und der Nachhall der Empfindungen, die er in uns hervorrief, kann der Menſch nähren Jahre lang, und ſie können ihn noch lange, lange Zeit glücklich machen. Sieh, mein Freund, das iſt die Verklärung der Trennung! Die Freuden des Lebens gleichen nicht allein darin dem Regenbogen, daß ſie aus fallenden Augenblicken beſtehen, ſondern auch darin, daß ſie gerade in der Ferne am ſchönſten glänzen und ſtrahlen. Und dann, hat Gott uns Beide nicht vor ſo vielen andern Menſchen geſegnet? — hat er uns nicht ein heiteres Alter, Freude an edlem Wirken und Schaffen, heilige Begeiſterung für die göttliche Kunſt .... hat er uns nicht einander ſelber gegeben? O, mein Freund, ich möchte die Abenddämmerung unſeres Lebens um keine irdiſche Morgenröthe tauſchen!“

„Ja!“ — ſagte Farinelli, dem Freund mit Innigkeit die Hände drückend und ſein ſchönes Greiſenantlitz ſchien ſich zu verklären — „ja! auch ich habe Gott recht viele heitre Stunden zu verdanken, und namentlich ſeit dem ich Dich, meinen Bruder, kenne und mein kleines Tusculum hier beſitze. Und ....“ fügte er hinzu — „was die Hauptſache iſt, wir haben hier Stunden verlebt, die wie die ſeligen Kinderjahre keinen Bodenſatz herber Erinnerungen zurücklaſſen.“

„Wir dürfen uns aber auch geſtehen“ — fügte Vater Martini heiter lächelnd hinzu — „daß wir die Grundbedingungen ſtillen Glückes in uns tragen, und das iſt die Beſonnenheit des Geiſtes, die das Leben rein und tief auffaßt, und die im vorüberwehenden Sturme der Augenblicke, das Bleibende erkennt; — und dann die heitere Stimmung der Seele, die durch keinen Titanenkrieg der Leidenſchaften mehr getrübt wird, und in der kein Neid und kein ungezähmter Ehrgeiz wohnt. Wer in dem Beſitze dieſer beiden größten Güter des Menſchen iſt, der danke ſeinem Genius, denn er trägt ein Eldorado in ſeinem Herzen, und gleich einem Halbgott geht er erhaben nnd ſiegreich durch das Leben. Es ſind jene beiden Güter die Telescope, durch die das innere Auge des Menſchen die ſtrahlenden Sternbilder des ewigen Lebens entdeckt, die ſo beglückend in das Erdenleben hineinglänzen, und das vergängliche Herz mit einem ungetrübten Frieden erfüllen. Nur durch ſie werden aus den unſcheinbaren Nebelflecken der irdiſchen Tugend und Schönheit ſtrahlende Sonnenſyſteme und Milchſtraßen, die uns gleich jenen der Sonnennacht die Ewigkeit unſeres Daſeins verkünden!“

„Amen!“ — ſagte der greiſe Farinelli feierlich — „Ich ſchlage mich auch hier wieder auf die Seite meines edlen Freundes, und mag die Abenddämmerung nicht mit der Morgenröthe vertauſchen.“

„Aber“ — rief Martini froh und heiter — „freuen wollen wir uns doch dieſer Morgenröthe, und den Morgenſtern des jungen Tages herzlich begrüßen, wenn unſere alten Augen den letzteren auch nicht mehr ſehen!“

In dieſem Augenblick trat der Diener ein und meldete: „Signore Amadeus Mozart!“

Il cavaliere filarmonico.

Der Enthuſiasmus der Italiener iſt in ſeinen Kundgebungen ſehr verſchwenderiſch, weil er von Herzen geht. Nirgends fand daher der junge **Mozart** ſo ſehr wie bei ihnen eine herzliche Aufnahme, ein allgemeines Wohlwollen, eine augenblickliche Anerkennung, ein Gefolge von Freunden und Beſchützern, das ſich in allen Städten, in welchen er verweilte, aus freien Stücken bildete, und die keine anderen Geſchäfte, als die ſeinigen zu haben ſchienen.*)

Dies war aber namentlich auch in **Bologna** der Fall, woſelbſt der kleine Maeſtro vor allen Dingen an dem **Feldmarſchall, Grafen Pallavicini** und dem **Cardinal, Grafen Carl von Firmian** — einem Landsmanne — die eifrigſten Stützen fand.

---

*) Oulibicheff: „Mozarts Leben" I. Theil Seite 31.

Auch die weltberühmten Sängerinnen, die ſtolzen Signori Aprile, Cicognani und Spagnoletta, ſowie der Caſtrate Manfredini drängten ſich begeiſtert zu ihm heran und trugen ihn auf den Händen.

Aber ſo ſehr ſich Amadeus*) durch alle dieſe Artigkeiten und dies wirklich liebenswürdige Zuvorkommen geſchmeichelt fühlte, ſo wenig Werth legte er in ſeiner kindlichen Einfachheit und Beſcheidenheit auf alle die Huldigungen, die man ihm von dieſer Seite brachte. Wenn auch dem Alter und der äußeren Erſcheinung nach, noch ganz ein vierzehnjähriger Knabe, war Wolfgang doch im Geiſte und in ſeiner muſikaliſchen Entwicklung vollſtändig Mann. Er hatte daher in Bologna gar nichts anderes im Auge, als ſich vor dem unbeſtechlichen Richterſtuhle der, in der muſikaliſchen Welt Ton angebenden, philharmoniſchen Geſellſchaft als vollgültigen Meiſter zu erweiſen, und ſich die Achtung Pater Martini's zu erwerben, den die Italiener wie ihren Abgott verehrten und deſſen Urtheil in Angelegenheiten der Muſik für die damalige ganze Welt entſcheidend war.

Wolfgang nahte ſich daher auch heute, bei ſeinem Beſuche auf der Villa Farinelli, dem berühmten Contrapunktiſten und Präſidenten der philharmoniſchen Geſellſchaft mit der größten Ehrerbietung und mit jener Bewunderung, die wahres Talent dem wahren Talente ſo gerne zollt. Hatte er als Knabe einſt geſagt: „Nach Gott kommt gleich der Papa!" — ſo hätte er, ſeiner Ueberzeugung und ſeinen Gefühlen nach, jetzt recht gut hinzufügen können: „Und nach dem Papa: Pater Martini!"

---

*) Mozart wurde von den Italienern ſtets Amadeus genannt, weil ſie dieſen Namen mit Recht wohlklingender als Wolfgang fanden und auch leichter ausſprechen konnten.

Aber auch dieſer und der edle greiſe Farinelli trugen Wolfgang Amadeus ein offenes Herz und eine aufrichtige Bewunderung entgegen, die ſich bei Beiden während des jetzigen Beſuches noch bedeutend ſteigerte.

Wolfgang war ganz entzückt über Farinelli's wunderherrliche Inſtrumente; freute ſich wie ein Kind, daß ſie der Künſtler ſo ſchön nach den erſten italieniſchen Malern getauft habe, und improviſirte und phantaſirte mit einer Lebhaftigkeit, Begeiſterung und Virtuoſität auf Raphael, Correggio, Titian und Guido, wie ſie ſelbſt der Vater nie gehört. Farinelli und Martini aber, die bedeutendſten muſikaliſchen Größen ihrer Zeit, ſtanden, in Bewunderung verſunken an des Knaben Seite.

„Schön! ſehr ſchön und brav!" — ſagte endlich Martini freudig und mit leuchtenden Augen, aus welchen Entzücken und väterliche Liebe ſtrahlte: — „aber jetzt wollen wir auch dem Componiſten im ſtrengeren Sinne einmal auf den Zahn fühlen."

„Thut es, ehrwürdiger Vater!" — entgegnete der Knabe freudig — „ich weiß zwar, Ihr ſeid ein ſehr gelehrter Herr und ſtrenger Richter, aber ich will doch verſuchen, ob ich Euch nicht befriedigen kann!"

„Ich hoffe es, mein Sohn!" — ſagte der Franziskaner liebevoll — „denn in dem akademiſchen Saale wird es noch ernſter hergehen."

„Je ernſter, deſto lieber!" — rief der junge Mozart mit muthig leuchtenden Blicken. — „Mir iſt es bei einer ſolchen Aufgabe immer, als ſei ich ein General, der ganze Colonnen von Feinden vor ſich habe und im Begriff ſtehe, eine entſcheidende Schlacht zu ſchlagen. Das Herz pocht mir freilich; aber nicht vor Furcht, ſondern vor Ungeduld, den Feind zu werfen und als Sieger das Schlachtfeld zu behaupten."

„Nun, bei ſolchem Muth und freudigem Vertrauen wird der Sieg auch nicht fehlen!" — verſetzte Farinelli.

Pater Martini war indeſſen hingegangen und hatte Wolfgang den Gedanken zu einer Fuge mit wenigen Noten entworfen.

„Hier, mein Sohn!" — ſagte er jetzt — „führe mir dieſe Fuge aus!"

Aber wie gewaltig löſte nun Amadeus ſeine Aufgabe. Raphael erbebte unter den Fingern des jugendlichen Maeſtro und die Seelen der Männer unter dem Eindruck der Compoſition. Als er geendet umarmten ihn beide, und Pater Martini rief, Thränen der Freude im Auge, dem Freunde zu:

„Abenddämmerung und Morgenröthe! ..... Wie wahr haſt du geſehen, Bruder .... aber das wird ein ſchöner Tag werden!"

Wolfgang verſtand dieſe Worte nicht; er war indeſſen durch die Anerkennung ſolcher Männer unendlich glücklich, und ward wahrhaft ausgelaſſen vor Freude als ihm Pater Martini zuſagte, daß ſeine Prüfung vor der philharmoniſchen Geſellſchaft in wenigen Tagen ſtattfinden ſolle.

Ein herrlicher Abend krönte dieſen glücklichen Tag: Manfredini und die Sängerinnen Cicognani und Spagnoletta, ſo wie die Grafen Pallavicini und Giuſti del Giardino, der Marcheſe Carlotti und andere angeſehene Einwohner Bologna's trafen noch als Beſuch auf der Villa Farinelli ein. Jetzt ward die Unterhaltung — bei einer wahrhaft fürſtlichen Bewirthung — eine ungemein lebhafte. Manfredini und die Sängerinnen trugen die ſchönſten und ſchwerſten Arien hinreißend vor; auch Amadeus ließ ſich wiederholt hören und den Schluß machte ein Vortrag Farinelli's auf ſeiner Viola d'amour. O! es war ein Abend für Götter! aber er lebte auch nach Jahren noch in der Erinnerung der Anweſenden.

Und dieſem Abende ſollte bald ein noch wichtigerer Tag folgen .... ein Tag, von deſſen Entſcheidung die ganze Zukunft des jungen Mozart abhing; denn konnte er es nicht zur Mitgliedſchaft der philharmoniſchen Geſellſchaft bringen, ſo war damit ausgeſprochen, daß ihm, bei allem Blendwerk äußerlicher Virtuoſität, die tiefere Kenntniß und die eigentliche muſikaliſche Meiſterſchaft mangle; wogegen ihm ſeine Aufnahme unter die Notabilitäten der Muſik den glänzendſten Ruhm für alle Zeiten ſichern mußte.

Und der erſehnte Tag kam heran. Die ganze fein gebildete und muſikaliſche Welt Bologna's war in Bewegung. Zu Fuß und zu Wagen eilte man nach dem großen und ſchönen Hauſe, in deſſen Sälen die Accademia Filarmonica ihre Sitzungen hielt. Zwar durften bei dem Acte der Prüfung nur die Richter zugegen ſein; aber das Ergebniß, falls es ein günſtiges, ward öffentlich verkündigt. Wolfgang Amadeus Mozart erſchien mit ſeinem Vater Nachmittags vier Uhr in dem akademiſchen Saale. Alle in Bologna anweſenden Mitglieder der Geſellſchaft — Pater Martini und Farinelli unter ihnen — waren hier bereits verſammelt und erwarteten, in einem weiten Kreiſe ſitzend, den Princeps Accademiae und die Cenſoren — alte hochberühmte Kapellmeiſter — an ihrer Spitze, in ernſtem Schweigen den vierzehnjährigen Preisbewerber.

Man kann ſich denken, mit welcher Spannung dieſe, zum größten Theile hochbetagten und hochgelehrten Muſiker den Knaben erwarteten, deſſen Ruf als Maeſtro ſie zwar ſchon kannten, deſſen kühnem Auftreten vor einem ſolchen Gerichtshofe aber doch gar Manche einen ſchlimmen Ausgang prophezeihten .... Andere im Stillen ſogar wünſchen mochten.

Selbſt Vater Mozart war es heute unbehaglich zu Muthe. Zum erſtenmal bangte ihm vor dem Erfolge ſeines Sohnes; ja er fühlte bei dem Eintritt in den Saal, wie ſeine Kniee leiſe bebten. Aber ein Blick in das ruhige, unbefangene, ja Freude ſtrahlende Antlitz Wolfgangs, gab dem Capellmeiſter ſeine volle Zuverſicht zurück. Dieſer Troſt blieb ihm indeſſen nur kurze Zeit; denn nach der gegenſeitigen ceremoniellen Begrüßung trennte man Vater und Sohn und führte den erſteren in die akademiſche Bibliothek, wo er mit dem Marcheſe Carlotti, der ſich ihm als Begleiter angeboten, bis zu der Entſcheidung eingeſchloſſen wurde.

Als dies geſchehen, erhoben ſich der Princeps Accademiae und die Cenſoren und überreichten Amadeus eine Antiphonia aus dem Antiphonarium Romanum*) zur ſofortigen vierſtimmigen Ausarbeitung in einem verſchloſſenen Zimmer, in dem Zeitraume von drei Stunden. Amadeus empfing das Blatt mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und folgte dann raſchen Schrittes und heiteren Muthes dem Pedell, der ihn in das Arbeitszimmer führte und die Thüre geräuſchvoll hinter ihm zuſchloß.

Eine ſolche Antiphonia (einen ſolchen Gegengeſang, Wechſelgeſang)**) vierſtimmig zu ſetzen, war übrigens eine um ſo ſchwierigere Aufgabe, als dieſe Art der Compoſition Vieles — was nicht angewendet werden darf — ausſchließt. Nur ein Meiſter im Reiche der Muſik, ... nur ein durch und durch tüchtiger Contrapunktiſt iſt einer ſolchen Aufgabe gewachſen, und ſchon mancher ſonſt berühmte Muſiker war an dieſem Steine des Anſtoßes geſcheitert.

---

*) Antiph. ad Magnificat. Dom XIV post Pentecost. et in Festo Cajetani.

**) Urſprünglich zweier Chöre oder Sänger in der griech. Kirche.

Tüchtige Männer hatten an derſelben Stelle, an der jetzt Amadeus ſaß, die ihnen gegönnten vollen drei Stunden zur Bearbeitung einer Antiphonia von drei Zeilen zugebracht.

Wer beſchreibt daher das Staunen der ganzen Geſellſchaft, als ſchon nach einer kleinen halben Stunde der Pedell eintrat, und — ſelbſt ganz blaß vor Staunen — die Meldung machte: der junge Maeſtro habe das Zeichen gegeben, daß die Arbeit vollendet ſei.

Eine allgemeine Bewegung gab ſich jetzt unter ſämmtlichen Anweſenden kund. Seit mehr denn hundert Jahren beſtand bereits die Akademie .... aber ein ſolcher Fall war noch nie vorgekommen. War dieſer vierzehnjährige Knabe ein Zauberer?

Pater Martini und die Cenſoren erhoben ſich ſichtbar erregt und gingen nach dem Arbeitszimmer. Hier empfing der Pedell den Schlüſſel aus der Hand des Franziſkaners und öffnete. Da ſtand der Knabe freundlich lächelnd, das Noten Manuſcript in der Hand. In ſeinen offenen, kindlichen Zügen aber ſprach ſich eine hohe Freude aus: .... eine Freude gepaart mit edlem Stolze, und doch aller Anmaßung und Ueberhebung ſo ganz fremd: .... eine Freude, wie ſie ſich in den unſterblichen Werken der großen Maler auf den Geſichtern der Engel ausdrückt, die, im vollen Genuſſe der Seligkeit, die Königin des Himmels auf lichten Wolken emportragen.

Aber auch Pater Martini's Augen ſtrahlten. Noch durfte er nichts ſagen; aber der alte Mann zitterte und konnte ſich kaum zurückhalten, ſeinen Liebling nicht zu umarmen.

Indeß das Herkommen gebot ein zweites Einſchließen des Aſpiranten. Die Prüfung der Arbeit durch ſämmtliche Capellmeiſter und Compoſitoren begann. Es verſchwand abermals eine volle peinliche Stunde.

Endlich war auch dies vollendet und der Princeps Accademiae rief zur Abſtimmung. Unter tiefem Schweigen wurden die ſchwarzen und die weißen Kugeln — jene als verwerfende, dieſe als annehmende — im Kreiſe dargeboten. Wenn aber auch kein Wort die Meinung der Stimmenden verrieth, ſo thaten dies doch die freudig flammenden Blicke der meiſten.

Jetzt leerte der umgeſtürzte Beutel die Kugeln vor dem Präſidenten auf den grünen Tiſch — — jetzt war der Moment der Entſcheidung gekommen — — er war — — ein glücklicher.

„Alle Kugeln weiß!“ — rief der greiſe Pater Martini und Thränen der Freude und des Entzückens liefen über ſeine gefurchten Wangen: — „der Aſpirant iſt aufgenommen!“

Und die Thüren öffneten ſich, ... ein Jubelchor erſchallte, und wie auf der einen Seite das Publikum hereinſtrömte, und auf der anderen Wolfgang Amadeus Mozart, der vierzehnjährige Sieger, die Schwelle betrat, erhoben ſich auf einen Schlag ſämmtliche Akademiker und begrüßten ihn mit dem Klatſchen ihrer Hände und einem donnernden:

„Evviva il maestro! evviva il cavaliere filarmonico!“

Wolfgang aber erblaßte ..... dann ſank er ſeinem Vater vor Freude in die Arme .... und .... weinte Thränen der Seligkeit! —

Der Fußkuß.

Die heilige oder Charwoche iſt für die geſammte katholiſche Chriſtenheit der wichtigſte Zeitabſchnitt des ganzen Jahres. Nirgends aber wird ſie, bekannter Weiſe, glanzvoller und großartiger begangen, als in dem Dom der Dome, ... als in den impoſanten, ehrfurchtgebietenden Hallen der Sankt-Peterskirche zu Rom.

Schon in der Frühe des grünen Donnerstages ſtrömen ungeheuere Menſchenmaſſen von allen Theilen der ewigen Stadt und der Umgebung herbei, ſo wie ſich früher ſchon Schaaren von Fremden aus Nord und Süd und Oſt und Weſt eingefunden haben. Religioſität und Frömmigkeit, Neugierde und Vergnügungsſucht, Bußfertigkeit und Weltluſt, Eitelkeit, Habgierde und alle anderen menſchlichen Intereſſen und Leidenſchaften geben dabei die Triebfedern zu dieſer Völkerwanderung ab, die die

Straßen Rom's zu einem wogenden Menſchenmeere macht.

Man kann ſich aber auch in der That keinen ſchöneren Anblick denken, als dieſe bunte, zum größten Theile in maleriſche Coſtüme gekleidete Maſſe. Da zeigen ſich in dem lieblichſten Gemiſche und in den pittoresqueſten Trachten die herrlichen flammenaugigen Frauen von Tivoli und Frascati, von Sonnino und Nettuno und die ſtolzen und prächtigen Römer-Alkaner-Traſteveriner und Sabinerinnen. Die einen geleitet von den kräftigen Männern der Gebirge, die anderen von Hirten, deren Kleidung von Schaaffellen gewaltig gegen die reichen Gewänder der Vornehmen und die einfache aber zierliche Tracht der Fiſcher und Schiffer abſticht. Und das Alles im bunteſten Gemiſche ohne Rückſicht auf Rang und Stand, Alter und Geſchlecht; .... hinwogend nach den weiten, herrlichen Hallen Sankt Peters, in welchen ſich Alle: Bäuerinnen und Herzoginnen, Prinzen und Schäfer, der Reiche und der Arme, der Kranke und der Geſunde, der Greis und das Kind mit einer Art von Fanatismus nach dem Sitze des Papſtes drängen, der den in Sünden ſchmachtenden Seelen Ablaß ertheilt.

Glaube aber Niemand, daß in dieſer nach dem Ablaß der nächſt kommenden hundert Tage ſo fanatiſch ringenden Menge eine ernſte religiöſe Sammlung herrſche. O nein! Man ſchwätzt, man lacht, man erzählt ſich heitere Geſchichten, man ſpricht von ſchönen Frauen, denn: La Mattina una Messetta, l'apodinar una Bassetta, la sera una Donetta,*) ſagt das Sprüchwort ..... man freut ſich auf die bevorſtehenden Feſte ..... aber man drängt vorwärts nach dem Gnadenſtuhle, als ob die dereinſtige Seligkeit davon abhänge. Warum? .... es iſt einmal Gebrauch und Sitte, und hundert Tage Ablaß im voraus iſt immer dem leidenſchaftlichen, ſinnlichen Italiener angenehm und von Nutzen.

Auch diesmal — wie immer — ging es am grünen Donnerstage auf die beſchriebene Weiſe in Rom und der Sankt Peterskirche zu. Jedermann wollte entweder ſeinen Ablaß gewinnen, den Papſt in der ſixtiniſchen Kapelle der Hochmeſſe aſſiſtiren, den Segen von der Loge der Peterskirche ertheilen, oder die Fußwaſchung verrichten ſehen. Da man aber vor dem unendlichen Gedränge unmöglich alle dieſe Feierlichkeiten mitmachen konnte, ſo mußte ſich die Maſſe in verſchiedene ungeheuere Strömungen zertheilen, die ſich denn auch ſchon von dem früheſten Morgen an nach den Hauptpunkten, an welchen die Feierlichkeiten ſtattfinden ſollten, ergoſſen.

Ein heller, ſonniger Tag lag über der Erde und warf ſeine Strahlen über die unbeſchreibliche Pracht der Peterskirche, von deren ſchwindelerregenden Höhe und Größe der Fremde ſich erſt allmälig eine Vorſtellung zu bilden vermag. Willſt du aber, der du Rom noch nicht geſehen,

---

*) Des Morgens pflegen wir Meſſen,
Muſik nach dem Mittageſſen,
Des Abends die Mädchen nicht zu vergeſſen.

einen Maßſtab für die hier herrſchenden Dimenſionen, ſo wiſſe, daß der von Papſt Urban VIII. erbaute Baldachin über dem Hochaltare die Höhe des Schloſſes zu Berlin hat; . . . . willſt du dir einen Begriff von der Pracht dieſer Kirche machen, ſo erfahre: daß alle die koloſſalen Bilder, welche den Prachtbau ſchmücken, nicht Gemälde, ſondern nach dieſen in Moſaik von Stein ausgeführt ſind, um ſie unvergänglich zu machen.

Die Transfiguration Raphaels, deren Original ſich im Vatikan befindet, und alle jene Meiſterwerke, welche die Altäre zieren, ſind Moſaiken von ganz unſchätzbarem Werthe.

Aber wie vermöchten wir denn überhaupt die Herrlichkeit dieſes unermeßlichen Tempels zu beſchreiben? — Mögen ſie ſchlafen in ihren Grabmälern von Marmor und Erz, die unglücklichen Stuarts und jene unſelige Königin von Schweden, die von den Kleinodien ihrer Krone nichts rettete, als ein Schwert, um ihren Geliebten zu morden; . . . . und jene ſchöne Freundin Gregors VII., jene berüchtigte Gräfin Mathildis, welche die Tiare ſo liebenswürdig als mächtig zu machen wußte. Mögen ſie ſchlafen in ihren Gräbern von Marmor und Erz, dieſe Menge der Päpſte, deren Denkmäler für das Schiff der rieſigen Baſilika jetzt ein ſchönerer Schmuck ſind, als dies ihr Leben einſt für den päpſtlichen Stuhl war. Mag er irren der Schatten des großen Apoſtel-Fürſten um die ſechsundneunzig Tag und Nacht brennenden Lampen der Gruft, in der ſein Leichnam ruhen ſoll; . . . . mögen ſie prangen, alle die Statuen und herrlichen Altäre mit ihren unermeßlichen Schätzen, wir wollen es nicht verſuchen, ſie zu beſchreiben!

Nur dem Menſchenſtrome folgen wir, der ſich in bunten, lebendigen Wogen in die gigantiſchen Hallen ergießt.

Seht, da thront — an der rechten Seite des Schiffes — eine uralte Erzſtatue des heiligen Petrus. Was an ihr vorbeiwogt, wirft ſich nieder und küßt den Fuß, der bereits von den Millionen und Millionen Küſſen der Gläubigen ganz abgenutzt iſt.

Jetzt theilt ſich ehrfurchtsvoll die Menge: ein Kardinal mit ſeinem Gefolge tritt ein. Auch er kniet nieder und küßt den Fuß des Apoſtels; aber ehe ihm ſein Gefolge in dieſer Ehrenbezeugung folgen kann, hat ſich eine Maſſe Volkes über den Fuß geſtürzt und drängt und ringt, wer ihn zuerſt nach dem Kardinale zu küſſen bekomme: als ob in der unmittelbaren Nachfolge in dieſem Kuſſe noch ein beſonderer Segen liege. Das augenblickliche Gedränge iſt vorüber; jetzt können ſich auch die Diener des Kardinals nähern; aber ſie wiſchen, ehe ſie ſich zu dieſer Devotion entſchließen, erſt mit ihren Tüchern vorſichtig den Fuß des heiligen Petrus ab. Auch ſie verſchwinden in der Menge und neue Menſchenwogen wälzen ſich nach.

„Laß uns eilen!“ — ſagte in dieſem Momente ein wunderhübſches ganz junges Mädchen zu ſeiner gleich jugendlichen Begleiterin. — „Laß uns eilen, Veronica, die Menſchenmenge wächſt zuſehends. Wenn wir nicht jetzt noch einen Platz in Sala-Ducale erhalten, ſo ſehen wir die Fußwaſchung nicht."

„Aber, Giuditta!" — entgegnete die Angeredete erſtaunt — „wollen wir denn den Segen des heiligen Vaters nicht empfangen?"

„Laß das bis zu Oſtern," — verſetzte Giuditta — „die Fußwaſchung und Speiſung iſt viel unterhaltender."

„Aber, ſo küſſen wir doch erſt dem heiligen Petrus den Fuß?" — frug jene faſt ängſtlich weiter."

„Meinthalben!" — rief Giuditta heiter — „aber dann mache nur, daß wir vorwärts kommen!"

Und mit dieſen Worten nahm ſie die Gefährtin am Arme und zog ſie energiſch mit ſich nach der Gegend fort, in welcher ſich die Erzſtatue des Apoſtel-Fürſten befand.

Giuditta war ein Kind von vierzehn Jahren, reizend wie eine friſch aufbrechende Roſenknoſpe. Es lag dabei etwas unendlich kräftiges und naturwüchſiges in ihr, und zu der ſchönen, vollkommen entwickelten, ſchlanken und doch kräftigen Geſtalt, die getroſt auf ein Alter von 16 Jahren hätte ſchließen laſſen, paßten das offene Antlitz, der bräunliche, ächt italieniſche Teint und die ſchwarzen Feueraugen vortrefflich. Dabei war ſie in jene maleriſche Tracht der römiſchen Bürgermädchen gekleidet, die dazu geſchaffen ſcheint, jugendliche Erſcheinungen in der ganzen Fülle ihrer Schönheit zu zeigen.

Ein Rock von leichtem Stoff und einem Blau, ſo tief wie der italieniſche Himmel ſelber, umſchloß den wohlgebauten Körper; da das Leibchen nur den unteren Theil von Rücken und Bruſt bedeckte, von da an aber nichts als das blendendweiße Hemde hoch über die Bruſt und den Rücken ging, wo es in feinen Falten gekräuſelt zuſammenlief, ſo ſtach dies Weiß, vereint mit dem der langen und weiten Hemdärmeln, köſtlich von dem bräunlichen Teint des Halſes und der Arme ab. Ein großer, den Hinterkopf rund einſchließender Kamm, zierlich aus Silber gearbeitet — der Spicciatoro — hielt dabei die tief herabhängenden vollen ſchwarzen Haarflechten zuſammen, während ein langer weißer Schleier das Haupt deckte und das reine Oval des blühenden Geſichtchens gar reizend und naiv unter dem Spitzenbeſatze herausſchauen ließ.

Es war in der That eine Luſt, **Giuditta**, und ihre, faſt ganz wie ſie gekleidete, Geſpielin anzuſehen. Beide Mädchen erſtrahlten in prächtiger Friſche, leuchteten vor Jugend und Lebensfülle. Und dieſe Jugend und Lebensfülle gab ſich denn auch in Allem kund: in dem muthwilligen Lächeln, das um ihren Mund ſpielte, in dem feurigen Aufblitzen ihrer ſchwarzen Augen und in der Raſchheit und Energie ihrer Bewegungen. Das war ächt italieniſches Blut! Wie mußte das einſt ſtürmen in den beiden jugendlichen Herzen; welche gewaltige Leidenſchaften ſchliefen wohl hier noch unter dem Frührothe der Jugend, wie das gewaltige Toben des Veſuv's unter lachenden Weinbergen und üppigen Olivenwäldern.

Und welch' ein Bild war es nun, dieſe beiden kräftigen Mädchen neben der ernſten, Jahrhunderte alten Erzſtatue des Apoſtels betend knien zu ſehen — wahrhaftig des Pinſels eines Raphaels würdig!

Aber mit dem Beten ſchien es bei Giuditta gerade nicht ſo viel auf ſich zu haben. Wohl liefen die Kügelchen des Roſenkranzes durch die roſigen Finger; wohl bewegten ſich die friſchrothen Lippen . . . . . aber die Gedanken waren ſicher ganz wo anders und die ſchwarzen Aeuglein ruhten jetzt auf dem netten, feinen Knaben, der, an der Seite eines älteren Mannes — von der Menge geſchoben — ſich ebenfalls der Statue des heiligen Petrus nahte.

Es mußten beide Fremde ſein, das ſah man nicht nur auf den erſten Blick an ihrer Kleidung, man durfte es getroſt auch aus dem Staunen ſchließen, welches ſich in ihren ſchönen und edlen Zügen ausſprach. Uebrigens trugen ſie ſich ſehr elegant, und namentlich ſchien der Knabe, deſſen Begleiter wohl ſein Hofmeiſter war, irgend ein junger reiſender Prinz, ſo fein und leicht erſchien er in Manieren und Bewegungen.

Giuditta hatte dies alles unter dem Beten des Roſenkranzes bemerkt und zwiſchen dem Herſagen der Vater-Unſer und Ave Maria ihrer Freundin in einzelnen Sätzen mitgetheilt.

„Cospetto di Bacco!“ — flüſterte ſie dieſer jetzt zu — „der kleine Prinz gefällt mir. Sieh nur die ſchönen Augen und die prächtige Stirne!“

„Und den hübſchen kleinen Mund!“ — meinte Veronica.

„Und wie fein er gekleidet iſt,“ — fuhr Giuditta eifrig fort — „den Spitzen-Chapeau hält eine Buſennadel deren Stein in allen Regenbogenfarben leuchtet.“

„Gerade wie der große Brillant in dem Kreuze des heiligen Vaters!“ — ergänzte Veronica.

„Mag er wohl ein Engländer ſein?“

„Oder ein Franzoſe?“

Giuditta ſchüttelte mit ernſter Miene ihr reizendes Köpfchen, betete ein Ave Maria und ſagte — „wenn ich mir ihn recht anſehe, muß ich ihn für einen Deutſchen halten.“

„Warum?“ — frug die Gefährtin.

„Sein Geſicht hat ſo etwas gutmüthiges!“ — verſetzte Giuditta.

„Und haben das die Deutſchen?“

„Ja, zumeiſt wenigſtens. Du weißt wohl, ich kann darüber urtheilen,“ — fuhr Giuditta dabei fort, jetzt ihr Credo betend: — „Deum de Deo, lumen de lumine ..... denn da mein Vater päpſtlicher Courier iſt .... Deum verum de Deo vero ..... und wir ein großes Haus beſitzen ..... genitum, non factum .... ſo werden oft vornehme Fremde bei uns eingewohnt .... consubstantialem patri ..... o! wir haben ſchon Gäſte von allen Nationen gehabt .... perquem omnia facta sunt ..... und auf Morgen ſind ſogar wieder zwei Deutſche angeſagt, ein Vater und ſein Sohn ... qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis .... der ein Zauberer ſein ſoll ..... et incarnatus est de spiritus sancto. ....“

„Ein Zauberer?“ — rief beſtürzt Veronica.

„Ja! aber nur in der Muſik“ — flüſterte Giuditta. — „Doch ſtill, der Prinz und ſein Hofmeiſter kommen heran .... wie fromm der Alte den Fuß des Heiligen küßt.“

„Der Prinz will es auch.“

„Aber er kann nicht, weil er zu klein iſt, er reicht ja kaum an das Pieteſtal.“

„Und Niemand hilft ihm ... auch der Alte nicht ... weil er betet.“

„Ei!“ — rief Giuditta und ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſprühten Funken — „da muß ich dem Prinzen helfen!“

Und ehe Veronica ſie zurückhalten konnte, war Giuditta aufgeſprungen, hatte den hübſchen Knaben umfaßt und hob ihn kräftig empor.*)

Der kleine Mann glaubte unzweifelhaft ſein älterer Begleiter leiſte ihm dieſen Liebesdienſt; er bückte ſich alſo über den abgeküßten Fuß des erzernen Petrus, und drückte auch ſeinen Kuß darauf. Als er aber ſanft niederglitt, kam es ihm vor, als fühle er weibliche Gewänder und Formen. Ueberraſcht wandte er den Kopf .... und .... eine glühende Röthe übergoß ſein Geſicht .... denn er ſchaute in das ebenfalls hocherröthende Antlitz eines wunderſchönen Mädchens.

---

*) Niſſen: Wolfgang A. Mozart's eigner Brief Nr. 9.

Aber es war nur ein Moment. Kaum hatte er die Erde berührt, war der Engel verſchwunden und eine neue gewaltige Menſchenwoge ſchob ihn und ſeinen Begleiter weit hinweg.

Ein junger Prinz.

Die Sala Ducale nächſt der Sixtiniſchen Kapelle, in welcher die heilige Handlung der Fußwaſchung und der Speiſung der Armen durch den Papſt ſelbſt vorgehen ſollte, war zum Erdrücken gefüllt.

In dem ungeheuren, für die Zuſchauer beſtimmten Raume, ſtand das Volk bereits Kopf an Kopf. Eine dichte Reihe der päpſtlichen Schweizergarde ſperrte dieſe Maſſe von dem oberen etwas erhöhten Theile des Saales ab; doch war für die vornehmen Römer und Fremden, die Prinzen und die Geſandten auswärtiger Höfe auch noch innerhalb dieſes Cordons Platz gelaſſen und die Schweizer hatten, wie immer, den Befehl erhalten, ſämmtliche hohe Herrſchaften einzulaſſen. Wirklich befand ſich denn auch ſchon eine anſehnliche Menge von Herren und Damen in ſtrahlenden Coſtümen, mit Orden und Bändern, Brillanten und prächtigen Uniformen geſchmückt hier verſammelt. Da ſah man die Prinzen Doria, Spolverini, Fieschi, Durazzi, den Fürſten und die Fürſtin Borgheſe, die Prinzipeſſa Barbarini, die Grafen Emily, Allegri, Bocatelli, die Herzogin San Ferno, den franzöſiſchen Geſandten, Herzog St. Aubin, den Prinzen Xaver von Sachſen, den Ducca di Bracciano, den Geſandten Englands, den Herzog von Newcaſtel, und noch viele andere hochgeſtellte Perſonen, die nicht nur Frömmigkeit, ſondern auch die Abſicht hierhergeführt: dem heiligen Vater durch ihre Gegenwart einen Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Zugleich gehörten ja alle dieſe Feierlichkeiten, ſowohl für die hohen Herrſchaften wie für das Volk, zu den angenehmſten und intereſſanteſten Unterhaltungen im Jahre; und in der That mußte man dieſen religiöſen Schauſpielen auch eine Großartigkeit zugeſtehen, wie man ſie ſonſt nirgends wieder fand.

Die Spannung war alſo eine allgemeine, und jemehr der Zudrang wuchs, deſto eifriger war Jedes bemüht, ſich ſeinen mühſam errungenen Platz auf alle Weiſe zu ſichern. Schon war faſt keine Möglichkeit mehr vorhanden, bis zu den Schweizern vorzudringen, als ſich zwei Fremde — ein älterer Mann und ein Knabe — mit aller nur erdenklichen Mühe durch die Menge zu arbeiten ſuchten. Die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Italiener gegen Fremde iſt bekannt. Nie aber tritt ſie ſchärfer hervor, als bei Gelegenheit ihrer Feſte und religiöſen Feierlichkeiten; denn da ſie auf Beide ſtolz ſind, und wiſſen, daß Tauſende aus weiter Ferne herbei eilen, dieſe zu ſehen und zu bewundern, ſo ſetzen ſie eine Ehre hinein, die Neugierde der ausländiſchen Beſucher auch ſo viel als möglich zu befriedigen. Dieſe wohlmeinende Geſinnung kam denn auch den Beiden ſehr zu ſtatten, die hier mit Händen und Ellenbogen arbeiteten, um ſich einen Weg nach dem Vordergrunde — wenigſtens bis an den Cordon der Schweizer — zu bahnen; denn durch dieſen zu dringen beabſichtigten ſie keineswegs. Trotz manchen italieniſchen Kernfluches, den Rippenſtöße und unwillkürliche Fußtritte hervorgerufen, machte man ihnen daher doch ſo viel als möglich Platz, und ſchon waren ſie jetzt bis nahe zu den Schweizern gelangt, als plötzlich eine jugendliche Stimme im Tone der Ueberraſchung rief: „Der junge Prinz!“

Es war Giuditta die mit ihrer Freundin hier ebenfalls einen Platz gewonnen, und der dieſer Ausruf im freudigen Schrecken des ſo baldigen Wiederſehens unwillkürlich entſchlüpft war. Jetzt freilich übergoß ſie die Schaam mit Purpurröthe, und, hinter Veronica ſchlüpfend, verbarg ſie ſich wie ein ſchüchternes Reh vor dem Falkenauge ſeines Verfolgers.

Aber der Ruf: „Der junge Prinz!“ war auch an die Ohren der hier poſtirten Schweizer gelangt, und da für ſie das Wort Principe einen Befehl enthielt, ſo öffneten ſie ehrerbietig die Reihe und ſtießen ſalutirend ihre Hellebarden auf den Boden.

Der ältere Mann wechſelte raſch einen Blick mit dem Knaben, den dieſer kühn-aufflammend zurückgab, und beide ſchritten feſt und mit nobler Miene durch die Wachen in den Kreis der Prinzen, Herzöge, Grafen und Marquis.*)

Kaum war dies geſchehen, als die Ceremonie begann. Eine Seitenthüre öffnete ſich, und, geführt von einem Biſchofe, traten die zwölf aus verſchiedenen Nationen gewählten ehrwürdigen Greiſe ein, welchen der Stellvertreter Chriſti — das Beiſpiel des Heilandes nachahmend — heute die Füße waſchen ſollte.

Alle zwölfe waren in lange weiße Kleider gehüllt. An den Füßen trugen ſie Schuhe ohne Schnallen mit Bändern zugebunden, während die Strümpfe, die mit den Beinkleidern Ein Stück ausmachten, ſo eingerichtet waren, daß man ſie über den Fuß hinaufziehen konnte, ohne das Bein entblößen zu müſſen.

Nachdem ſie ſämmtlich eingetreten, nahmen ſie ſchweigend auf einer Erhöhung von drei Stufen Platz.

Da mit einemmale öffnete ſich die große Hauptthüre — eine allgemeine Bewegung durchflog den weiten Raum — — dann trat eine ehrfurchtsvolle Stille ein. Der heilige Vater nahte ſich aus dem Innern des Vatikans.

Zuerſt erſchien der Weihbiſchof mit Gefolge, dann zeigten ſich ſämmtliche in Rom anweſende Cardinäle, jeder gefolgt von zwei Ehrencavalieren, einem Caplan und einem Schleppträger, der den Hermelinmantel vor dem Nachſchleifen bewahrte. Es war eine großartige, imponirende Verſammlung, dieſe zwanzig Kirchenfürſten, deren ſtolzen Mienen man es anſah, daß ſie ſich den Königen der Erde gleichachteten. Wie Könige erſchienen ſie und wie Könige auf ihren Thronen, nahmen ſie jetzt Platz auf ihren, in einem weiten Halbkreiſe aufgeſtellten vergoldeten Seſſeln.

---

*) Hiſtoriſch.

Da nahte ſich die päpſtliche Nobelgarde — die Ehrenbedeckung ſeiner Heiligkeit — von der jeder Einzelne Cavalier und Edelmann iſt, und in ihrer Mitte erſchien, gefolgt von Schaaren von Geiſtlichen, in einem prachtvollen Lehnſtuhle auf den Schultern getragen, überragt von einem koſtbaren Baldachin, zu beiden Seiten die Träger der ungeheuren Fächer aus weißen Pfauenfedern, voran das aus Edelſteinen und Diamanten mit unübertrefflicher Kunſt gearbeitete Kreuz ..... der Papſt.

Clemens XIV. — der edle Freund Winkelmanns, der vortreffliche Menſch, der beſte der Päpſte, aber der entſchiedene Gegner der Jeſuiten — ſah faſt traurig und niedergeſchlagen vor ſich hin. Er mochte den Widerſpruch fühlen, der in einem ſolch', über die Maßen pomphaften Aufzuge und dem einſt ſo beſcheidenen Auftreten des Menſchen lag, für deſſen Stellvertreter er hier galt. Ueber dem weißen Gewande trug er einen rothen Sammetmantel, und auf dem Haupt die weiße goldgeſäumte Biſchofsmütze. Als ihn die Träger niedergeſetzt, und vier Ehrencavaliere ihm beim Ausſteigen die Hände geboten, reckte er die ſeinen ſegnend aus, und wie mit einem Zauberſchlage lag die ganze Verſammlung auf den Knieen — die Cardinäle ausgenommen, die nur aufgeſtanden waren und ſich jetzt tief verbeugten.

Der Moment war groß, weil Jeden die in ihm liegende Idee mit magiſcher Gewalt erfaßte: — — die Idee der unerreichbaren, unfaßlichen Größe und Erhabenheit des Ewigen, vor der jede Creatur in den Staub ſinkt.

Und wie mit Engelszungen erſchallte es:

„Benedictus — — benedictus, qui venit in nomine Domini!“*)

Als die Töne langſam und ſanft verklungen und die Verſammlung ſich erhoben, traten ſieben Biſchöfe vor, den Papſt ſeiner irdiſchen Herrlichkeit entkleiden zu helfen.

Sofort legte denn auch Clemens XIV. ſeinen ganzen pontificalen Ornat und ſeine Mitra ab, um, lediglich in einen weißen Talar gehüllt, die Fußwaſchung, in Begleitung zweier Cardinäle und ſeiner Haußkapläne, zu beginnen.

Da tönte es wieder in ſanften Tönen:

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis! Dona nobis pacem!“**)

Und die Greiſe entblößten den rechten Fuß, und während einer der Cardinäle aus einer goldnen Kanne Waſſer in das goldene Becken goß, das der andere Cardinal unterhielt, träufelte der Papſt einige Tropfen auf den Fuß eines

---

*) Gelobt ſei der, der da kommt in dem Namen des Herrn!

**) Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, erbarme Dich unſer! Verleih uns Frieden!

Jeden und trocknete ihn mit einem feinen weißem Tuche ab. Dann wurde jedem der Greiſe ein Blumenſtrauß von weißen Blumen und ein Päckchen mit einigen Goldſtücken überreicht, worauf ſie ſich zu Tiſche begaben und der heilige Vater ſie in eigener Perſon bediente.

Gewöhnlich geſchieht dies nur formel, beim erſten Gericht und mit dem erſten Glas rothen Wein. **Clemens** XIV. that es während des ganzen Eſſens und die Leutſeligkeit, mit der er es that und die faſt ſchmerzliche Milde, die ſich dabei in ſeinen Zügen ausdrückte, bewieſen, daß ihm dieſe Art der Demuth und ächt-chriſtlichen Beſcheidenheit kein leeres Spiel, kein vages Ceremoniel ſei, ſondern daß er dabei fühle und ihm die Sache von Herzen gehe. Ein Hauch der Schwermuth umflorte dabei ſein edles Antlitz, als ob die Flügel des Todes es jetzt ſchon berührt.*)

Unterdeſſen waren auch die Cardinäle zu der für ſie beſtimmten Tafel gegangen und hatten — nachdem ſich der heilige Vater zurückgezogen — Platz auf ihren koſtbaren Seſſeln genommen. Da aber mit dem Papſte auch die Nobelgarde verſchwunden und die Schweizer ihren Kreis enger gezogen hatten, ſo daß das Volk näher hinzutreten konnte, wurden die innerhalb der Wachen befindlichen Prinzen, Fürſten, Grafen u. ſ. w. der Cardinals-Tafel ſo nahe gedrängt, daß ſie zum Theil zwiſchen die Seſſel der Emi-

---

*) **Clemens** XIV. ſtarb bekannterweiſe wenige Jahre ſpäter, in Folge der Aufhebung des Jeſuitenordens, an Gift.

nenzen zu ſtehen kamen. An ein Zueinanderhalten war dabei nicht zu denken, und ſo wurde auch jener hübſche Knabe, den Giudittas Scharfblick ſogleich als einen jungen deutſchen Prinzen erkannt hatte, von ſeinem ältern Begleiter getrennt und von dem Gedränge zwiſchen die Seſſel der Kardinäle Pallavicini und Gazzola geſchoben.

Pallavicini bemerkte ihn bald, und da ihm der geniale Ausdruck des augenſcheinlich fremden jungen Mannes nicht entging, bog er ſich zu dem hinter ihm ſtehenden Prinzen Doria und frug ihn leiſe: Wer der Knabe ſei?

„Bedaure, Eminenz nicht dienen zu können!“ — erwiederte dieſer, — „Niemand hier kennt ihn.“

„Er ſcheint ein Deutſcher zu ſein?“ — bemerkte Pallavicini weiter.

„Ohne Zweifel,“ — ſagte Fürſt Borgheſe, der neben dem Prinzen Doria ſtand, — „denn er unterhielt ſich in dieſer barbariſchen Sprache mit ſeinem Hofmeiſter.“

„Und wiſſen auch Sie nicht, wer er iſt? Ich intereſſire mich für die nette Erſcheinung.“

Fürſt Borgheſe zuckte mit den Achſeln:

„Einige wollen wiſſen; er ſei ein deutſcher Cavalier, Andere behaupten er ſei ein deutſcher Prinz.“*)

„Nun,“ — ſagte der Kardinal, — „das wollen wir bald wiſſen, man muß nur an die rechte Quelle gehen!“ — Und ſich mit freundlicher Miene zu dem Beſprochenen wendend, frug er auf ſchlecht deutſch:

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: Seite 191. Vater Mozarts Brief Nr. 74. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 200.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir im Vertrauen zu ſagen, wer ſie ſind?“

Der Gefragte lächelte; denn da er faſt eben ſo gut italieniſch als deutſch ſprach, hatte er die ganze Unterhaltung gehört und verſtanden.

Aber dies Lächeln war ſo fein und ſchlau, daß es ſeinen Zügen nur einen noch geiſtigern Ausdruck gab, als er mit einer leichten und gefälligen Verneigung in italieniſcher Sprache ſagte:

„Eminenz zu dienen: ich bin der hochfürſtlich Salzburgiſche Conzertmeiſter Amadeus Mozart!“

Die Stirne des Prinzen Daria und des Fürſten Borgheſe legten ſich bei dieſen Worten in düſtere Falten, des Kardinals Geſicht aber verklärte ſich vor Freude:

„Amadeus Mozart!“ — wiederholte er ſo laut, daß die ganze Umgebung es hörte. — „Ei! ſo ſind Sie der berühmte Knabe, von dem mir ſo Vieles geſchrieben worden iſt?“

„Und Sie,“ — entgegnete Amadeus, — „ſind wohl Kardinal Pallavicini?“

„Der bin ich!“ — verſetzte die Eminenz erſtaunt. — „Warum? und woran erkennen Sie mich?“

„An der Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, dem Feldmarſchall Grafen Pallavicini zu Bologna, von dem wir Empfehlungsbriefe an Eure Eminenz haben. Wir waren bereit ſie dieſer Tage abzugeben."*)

„O das iſt ſchön!" — rief der lebensluſtige Prieſter, der zugleich ein großer Verehrer der Muſik war. — „Ich freue mich herzlich auf Ihren Beſuch!" — und damit reichte er Amadeus ſeine Hand zum Kuſſe, die der Knabe aber nur auf ächt deutſche Weiſe wie einem Freunde drückte und ſchüttelte.

Pallavicini lachte über dieſe Verwechslung. Dann ſagte er:

„Wie alt ſind Sie jetzt?"

„Vierzehn Jahre!" — entgegnete Mozart.

„Vierzehn Jahre!" — wiederholte der Kardinal, indem er ſich zu dem Prinzen Doria und dem Fürſten Borgheſe wandte — „und Conzertmeiſter und Mitglied der Philharmoniſchen Geſellſchaft zu Bologna! Mein Sohn, das will viel heißen. Und wie ſchön Sie italieniſch ſprechen. Aber"... ſetzte die Eminenz hinzu .... „Ick kan auk ein benig deutſch ſprekken!"**)

Eine Anrede des Kardinals Gazzola, die Pallavicini in Anſpruch nahm, unterbrach auf Minuten das Geſpräch mit dem jungen Muſiker. Während deſſen hatten ſich aber auch die beiden Fürſten mit dem kleinen kecken Eindringling verſöhnt; denn die Kunſt hat in Italien — mehr als in irgend einem andern Lande — einen Freibrief, der, bei den Gebildeten, meiſt ſo viel als ein Adelsbrief gilt.

---

*) Die ganze Unterredung iſt dem Wortlaut nach geſchichtlich.

**) Hiſtoriſch.

„Nun!“ — ſagte daher jetzt Fürſt Borgheſe, — „da Sie ein ſo ausgezeichneter Muſiker ſind, freuen Sie ſich gewiß auch recht auf das weltberühmte Miserere des Allegri, das, wie Sie wohl wiſſen, heute Abend in der Sixtiniſchen Kapelle geſungen wird.“

„O gewiß!“ — rief mit leuchtenden Augen Amadeus. — „Ich habe ſchon ſo viel davon ſprechen hören, daß gerade dieſes Miserere ein Hauptgrund war, warum ich mich ſo ſehr nach Italien und Rom ſehnte!“

„Es iſt das Größte, was die Kirchenmuſik kennt!“ — verſetzte Prinz Doria ſtolz. — „Es iſt daher den Muſikern und Sängern der Kapelle ſeiner Heiligkeit bei Strafe der Excommunication verboten, auch nur eine Stimme davon aus der Kapelle wegzutragen, zu copiren oder Jemanden zu geben.“

„Und dadurch,“ — fuhr Fürſt Borgheſe fort, — „iſt Rom allein die Stadt, wo man daſſelben hören kann.“

Wolfgang antwortete nicht; aber es ging ihm ſichtlich ein großer Gedanke durch den Kopf.

Die Kardinäle ſtanden jetzt auf, — denn auch dieſe Tafel war eigentlich nur zum Schein und um des Volkes Willen abgehalten worden, und Alles bereitete ſich zum Weggehen, da Jedes nach einer Stunde der Ruhe und der körperlichen Stärkung verlangte, um ſich dann zu den Lamentationen und dem Miserere zu begeben.

Auch Kardinal Pallavicini hatte ſich erhoben: noch einmal wandte er ſich mit auffallender Freundlichkeit Amadeus zu:

„Nun, mein Herr,“ — ſagte er — „wenn Sie auch kein deutſcher Prinz ſind, wie man hier glaubte, ſo werden Sie doch ſicher einſt ein König im Reich der Töne ſein. Ich darf Sie alſo, im Namen der hier anweſenden hohen Geſellſchaft, mit der Verſicherung entlaſſen, daß Rom ſich Ihrer Ankunft freut. Ich ſelbſt erwarte Sie gleich nach den Feiertagen und verſpreche Ihnen eine mindeſtens ebenſo freundliche Aufnahme, als ſie bei meinem Bruder fanden.“

Und mit dieſen Worten reichte ihm ſeine Eminenz noch einmal die Hand, die Wolfgang — dem Beiſpiele ſeiner Umgebung folgend — jetzt küßte; worauf der Kardinal das Baret vom Haupte nahm, — eine Ehrenbezeugung die von den Kirchenfürſten ſonſt nur Königen und Prinzen zugeſtanden wird — und ihn mit einem höflichen Complimente entließ.*)

Die Hellebarden der Schweizer klirrten auf dem Boden, und der „junge Prinz,“ der zukünftige König der Töne, ſchritt freudig durch die Reihen der Wache.

---

*) Hiſtoriſch.

Das Miſerere.

Wolfgang Amadeus hatte in der kurzen Zeit, die ihm und dem Vater zur Erholung gegönnt war — denn ſie mußten eilen, um in der Sixtiniſchen Capelle Platz zu bekommen — faſt nichts genoſſen. Der Knabe war heute aufgeregter, als bisher jemals in ſeinem Leben. Stand doch die Stunde vor ihm, nach der er ſich ſchon ſeit zwei Jahren geſehnt, — geſehnt, mit aller Kraft ſeiner Seele, — geſehnt, ſeitdem er die großen alten Meiſter der Kirchenmuſik kennen gelernt.

Mit Paleſtrina war ihm eigentlich erſt bewußt geworden, was Muſik heißt!

O wie ſchön, wie erhaben, wie göttlich waren die einfachen Tonſtücke dieſes großen Meiſters, die er als Missa Papae Marcelli einſt dem heiligen Vater überreicht, und die im Santa Maria maggiore die geſammte Kirchenmuſik vom Untergange retteten. „Ja!“ — hatte ſchon damals, als er dieſer Tonſchöpfungen anſichtig wurde, der Knabe Amadeus gerufen: — „Ja! dieſe Muſik ſtammt nicht von der Erde: ſie iſt dem Himmel entnommen!“ — Und heute, heute! ſollte er die große myſteriöſe Schöpfung Allegris, das große Meiſterwerk dieſer alt-ehrwürdigen Muſik hören — jener Muſiker, den feierliche Klänge in gleichen Intervallen wie Gottes Stimme tönen!

Da ſind keine — oder faſt keine — jener verbindenden Accorde, um vermittelſt derſelben eine Cauſalität und eine Abhängigkeit zwiſchen den großen Offenbarungen des Abſoluten zu Wege zu bringen; keine jener üppigen oder pathetiſchen Diſſonanzen — das Bild unſerer Glückſeligkeit eines Augenblickes, unſerer vorübergehenden, weichen oder aufgeregten Stimmung; kein Rhythmus, der dem Fluge der Zeit folgt, nach den Pulſationen eines ſterblichen Herzens gemeſſen; mit einem Worte, nichts, was einen weltlichen Gedanken erweckte und die Sprache fleiſchlicher Leidenſchaften ſpräche. Das iſt eine Kirchenmuſik, wie nie Jemand eine wahrhaftere componirte. Sie enthält durchaus keine profane Beimiſchung, ſie iſt von einer ewigen Schönheit, weil ſie auf etwas Unwandelbarem, ſo zu ſagen auf der elementaren Verwendung des Accordes ruht; ſie iſt antique, und das iſt einer ihrer koſtbarſten Vorzüge, weil ihre Antiquität kein Alter kennt,*) und ſie ſo — in ihrer ungeheuren Einfachheit, und imponirenden Größe — mächtig zu der Verehrung beiträgt, die in jeder edlen Seele für das Heilige glüht!

---

*) Siehe Oulibicheff über Paleſtrina II. Thl. S. 88 — 90.

Nur ein Menſch, *der ganz und gar in der Muſik lebt*, ... der ganz und gar *Muſik iſt*: in ſeinem Leben und Weben, Dichten und Trachten, Denken und Fühlen, Wollen und Sehnen, wie *Mozart* — in jenem kindlichen Alter zum Theil noch unbewußt, in ſpäteren Jahren mit dem vollen Bewußtſein unerreichter Genialität — nur ein ſolcher ganz eigen organiſirter Menſch, konnte einer Stimmung fähig ſein, wie diejenige war, in der ſich *Amadeus* jetzt befand. Sie iſt daher ſo exceptionel, daß ſie nicht beſchrieben, ſondern nur geahnt werden kann: ähnlich der Stimmung des Kindes vor der noch verſchloſſenen Thüre, hinter welcher ſich die Herrlichkeit des Weihnachtsbaumes birgt; — ähnlich der Stimmung der aufkeimenden Roſe, über die, in ſchwüler Sommernacht, der erſte Hauch eines Gewitters fährt; — ähnlich der Stimmung, die — unausſprechlich ſelig und doch ſüß beklemmend — der Geliebten Herz durchzittert, wenn der Geliebte den erſten Kuß als Gatte in der Brautnacht auf ihre Lippen drückt.

Wohl war der alte praktiſche Capellmeiſter, der doch gewiß als ein begeiſterter Freund der Muſik gelten konnte, *auch* auf das Höchſte geſpannt, jenes wundervoll von dem päpſtlichen Stuhle ſo argwöhniſch geheimgehaltene *Miserere* zu hören; — wohl war auch er durch dieſe Erwartung und alles, was er heute geſehen, gehört und erlebt hatte, aufgeregt ... aber dennoch theilte er die fieberhafte Stimmung *Wolfgangs* nicht.

Indeſſen wagte er doch nicht den Knaben darüber zu beſprechen oder zu tadeln, ... der Vater ahnte ja bereits inſtinktmäßig die in ſeinem Sohne ſchlummernde Größe. Auch verkündete ihm Wolfgangs auffallende und ganz ungewöhnliche Schweigſamkeit, daß etwas Ungewöhnliches in ſeinem Innern vorgehe. Auf Großes gefaßt, ließ er daher, als kluger Mann, dem inneren Brüten und Schaffen des jungen Genies völlig freien Spielraum.

So traten ſie in die Sixtiniſche Kapelle. Aber! .... welch' ein Anblick! Die Welt hat ihn nur einmal! .... Siebenhundert fünfunddreißig brennende Wachslichter erhellten den ungeheuren, mit Menſchen ſchon angefüllten Raum; — dreihundert und neunundvierzig flammten allein auf und an dem Hochaltare .... fünfzehn armsdicke gelbe Kerzen leuchteten, wie Sterne erſter Größe, von dem rieſigen Kandelaber mit fünfzehn Armen, der Mitten im hohen Chore, wie ein Rieſe aus Erz ſtand.

Und welche ſchönen, imponirenden Verhältniſſe des Baues! Die gewölbte Decke, die ſich, wie die Kuppel des Himmels über den ungeheuren Raum ſpannt. Die Wände von alten Florentinern in Fresco gemalt. Dem Eingange gegenüber, an der hinteren Wand: Michel Angelos weltberühmtes jüngſtes Gericht.

Wolfgang Amadeus, leiſe zitternd, vor Erregung, ſtand erſchüttert: Sein ächtes Künſtlergemüth, ſeine weiche empfängliche Seele, ſeine — der katholiſchen Kirche angehörige Religionsanſchauung, — ſeine glühende Phantaſie .... alles, alles dies erfaßte die furchtbar große meiſterhafte

Darſtellung des furchtbar großen Gedankens mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Jeder Heilige ſtand, rieſig und groß, wie ein Titane, vor ſeinen Blicken; das Entſetzen aber, die Qual und die Verzweiflung der Verdammten erfüllte ſeine Seele mit beklemmender Furcht. — — Er ſchaute und ſchaute — und die Farben wurden Töne — — furchtbar-gewaltige Töne: Jubelhymnen und Schmerzensſchreie; — ein Aufjauchzen der Erwählten und ein Mark und Bein zerreißendes Wehegeheul der Verdammten.

Plötzlich ſah der Vater ſeinen Wolfgang erblaſſen. Erſchrocken bog er ſich zu ihm nieder und frug, was ihm fehle; aber Amadeus ſchüttelte nur den Kopf und wandte ſich von dem entſetzlich erhabenen Gemälde ab.

Da mit einem Male trat die Geiſtlichkeit ein und faſt in demſelben Momente erlöſchten — wie durch Zauber — alle die zahlloſen Lichter .... bis auf jene fünfzehn rieſige Kerzen auf den fünfzehn Armen des Kandelabers, ... die ganze ſixtiniſche Capelle lag in faſt geſpenſteriſchem Dunkel. Und nun begann, von 32 Sängern — unter welchen ſich der berühmte Chriſtofori befand — mit vollendeter Kunſt ohne Begleitung von Inſtrumenten vorgetragen, das Matutino delle tenebre. Es beſteht dieſe großartige Schöpfung aus 15 Pſalmen und einigen Gebeten, und beſchließt mit dem Miserere.

Todtenſtille herrſchte ringsumher. Und wie nach jedem vollendeten Pſalme eines der fünfzehn Lichter auf dem fünzehnarmigen Leuchter erloſch, und die Kirche immer dunkler und dunkler, und der Geſang immer inniger und tiefer und ſchmerzlicher wurde, da war es, als ob die Klagen einer zum Tode verwundeten Nachtigall zum Himmel emporſtiegen; — da war es, als ob dieſe Töne auf ihren unſichtbaren Schwingen den Schmerz der ganzen Menſchheit über das Leiden des größten und edelſten ihrer Söhne hinauftrügen vor den Thron des ewigen Allgeiſtes!

Und heiße Thränen löſten ſich bei dieſen Klängen von den Herzen der Hörer und ſie vergaßen, daß ſie Staubgeborne ſeien, in einer ſtaubgebornen Welt.

Und als nun der fünfzehnte Pſalm vollendet und das fünfzehnte und letzte Licht erloſchen war, und über der ganzen weiten ſixtiniſchen Capelle Grabesfinſterniß ruhte, da hob das Miserere an.

Der Eindruck war unbeſchreiblich. Wolfgang Amadeus ſah nichts mehr, er fühlte nichts mehr körperlich, er athmete faſt nicht mehr . . . . er war nur Ohr, ſein Daſein nur ein geiſtiges!

Das konnten ja keine menſchlichen Stimmen ſein, die da ſangen; .... das waren Chöre der Seligen, ... Melodien, deren unendliche Einfachheit und Reinheit dem Himmel entſtammten. Das war Muſik im Strahlenkranze heiliger Unſterblichkeit! *)

Und wie Wolfgang hörte und hörte, da überlief es ihn heiß mit Entzücken und fröſtelte ihn wieder bis in die Tiefe ſeiner Seele, wenn die muſikaliſchen Zahlenverhältniſſe und die myſtiſchen Regeln des Contrapunktes, wie ein

---

*) Jahn: 1. Theil. 2. Buch. S. 200. Anmerkung 7.

Zucken des Blitzes ſeinem Geiſte ſich einprägten. Das in Tönen offenbarte Geheimniß der Ewigkeit und Unendlichkeit lag vor ihm aufgedeckt — — aber es erfüllte ihn mit geheimnißvollen Schauern, mit innerem Grauſen!

Das Miserere war längſt verſtummt, . . . — Amadeus ſtand unbeweglich. . . Ein ungeheures Kreuz, von Hunderten von Lichtern erhellt, war plötzlich von der Kuppel der Kirche herabgeſchwebt und hatte die Finſterniß des Grabes mit einem Lichtmeer überwältigt . . . . . Es war ein zauberhafter Effect. Amadeus bemerkte es nicht, . . . er ſtand unbeweglich. Die ungeheure Menſchenmenge hatte ſich verlaufen, nur wenige Nachzügler gingen bedächtig den Ausgängen zu. . . . Amadeus bemerkte es nicht . . . . er ſtand noch immer unbeweglich.

Da neigte ſich der Vater, der in der That anfing beſorgt zu werden, liebevoll zu dem Sohne, und flüſterte ihm zu.

„Wolfgang! es iſt Zeit, daß wir gehen!“

Wolfgang fuhr zuſammen. Er war wie aus einem Traume erwacht — und ſtarrte den Vater groß an. Dann fuhr er ſich mit der Hand über Stirne und Augen, ſah ſich um . . . . als wolle er ſich erinnern, wo er ſei, und was ſich hier zugetragen, ... nickte und folgte dem Vater ſchweigend.

Kein Wort kam auf dem ganzen Wege über ſeine Zunge; auch der Vater ſchwieg beklommen und war froh, als Amadeus zu Hauſe in das gemeinſame Bett eilte. Kaum aber war der Alte an Wolfgangs Seite entſchlafen, als der Sohn leiſe aufſtand, die Lampe anzündete und Notenpapier zurechtlegte. Dann ging er, und öffnete eines der Fenſter.

Da lag es zu ſeinen Füßen, das ewige Rom, — das ungeheure Grabmal vieler Jahrtauſende, das Mauſoleum einer halben Weltgeſchichte, und eine göttlich ſchöne Nacht breitete das Leichentuch des Mondlichtes über es aus.

In mäßiger Entfernung aber erhoben ſich die Triumphbogen des Septimius Severus, des Titus und des Konſtantin, geſchmückt mit den ſtolzen Inſchriften, die dieſe ſiegreichen Kaiſer zu Göttern erheben. „Die gefangenen Sclaven, die ſchmerzdurchwühlten, ſchweigend-duldenden Barbarenkönige, die unglücklichen vertriebenen Juden, die Zierrathen ihres zu Jeruſalem zerſtörten Tempels, den ſiebenarmigen Leuchter und Tiſch der Schaubrode tragend, ſie Alle blickten noch von dieſen Denkmalen hernieder in jener Demüthigung in der die Hand des Künſtlers ſie feſtbannte zu ewigem Beſtehen.

Und — — wie dort — — weiter hinaus — die Säulen des Concordientempels, die ſchönen Trümmer der Kaiſerpaläſte, in ernſter Majeſtät emporragen. Sie ſtanden ſchweigend in der ſchweigenden Nacht, und doch forderten ſie, die den Stürmen von Jahrtauſenden trotzend, Kunde gaben von dem ſtarken Wollen der Vergangenheit — mit gewaltiger Beredſamkeit auf: gleichfalls Großes, gleichfalls Gewaltiges zu leiſten!

Amadeus durchzuckte es wie mit Flammen. Noch einen Blick warf er auf die Zeichen ewiger Größe, noch einmal ſchaute er nach dem prachtvollen Nachthimmel empor, dann ſchloß er raſch das Fenſter und ging an den Tiſch mit dem Notenpapier.

Als die Sonne des kommenden Tages die Erde begrüßte, warf ſie ihre erſten Strahlen über einen Knaben, der aus Müdigkeit und Erſchöpfung entſchlummert war. Aber … ſie vergoldete auch beſchriebene Notenblätter, die neben dem jungen Schläfer lagen und auf dieſen Notenblättern ſtand …. **das Miſerere von Allegri**!

Der vierzehnjährige **Wolfgang Amadeus Mozart** hatte das Ungeheure, das Unbegreifliche, das Unglaubliche geleiſtet ….. er hatte jenes, ſo eiferſüchtig, bei Strafe der Excommunication geheimgehaltene Meiſterwerk — — er hatte das geſtern zum erſtenmale gehörte Miſerere von Allegri **aus der Erinnerung fehlerfrei nachgeſchrieben.***)

---

*) Alexander Oulibicheff, Ehrenmitglied der philharmoniſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg ſagt in ſeinem bekannten Werke über Mozart, in Beziehung auf dies merkwürdige Ereigniß: „Er ſchrieb das Miſerere von Allegri aus dem Gedächtniſſe, nachdem er es nur einmal am Gründonnerſtag, dem Tage ſeiner Ankunft gehört hatte. Am Charfreitag wurde das Werk wiederholt. Mozart nahm ſein Manuſcript unter den Hut und notirte unter demſelben heimlich, was noch fehlte, um die Copie ſo genau als möglich zu machen. Als, viele Jahre nachher, dieſelbe mit der authentiſchen Copie verglichen wurde, die ſich Burney von dem Capellmeiſter Santarelli zu verſchaffen wußte, ſo ſoll, nach Ausſage des Erſteren, auch keine Note gefehlt haben.

Obgleich dieſe Erzählung — fährt Oulibicheff fort — ſchon lange und ſehr allgemein bekannt iſt, ſo ſchien mir dieſelbe doch ſo unglaublich, daß ich ſie lange Zeit, ich geſtehe es, nur als eine hyperboliſche Ausſchmückung der Geſchichte Mozart's betrachtet habe, weil ich wohl weiß, wie gern man da noch zu ſteigern pflegt, wo bereits der Anſchein des Wunderbaren vorliegt. Das Werk des Herrn v. Niſſen hat mich aber von der Wirklichkeit der Thatſache überzeugt, weil ſie darin in einem Briefe L. Mozart's an ſeine Frau berichtet wird. Ich habe meine Meinung nicht leichthin aufgegeben u. ſ. w.

Wenige Tage ſpäter ſpielte Wolfgang das Miſerere dem berühmten Kaſtraden Chriſtofori, der es einige Tage vorher in der Kirche geſungen, Note für Note vor. Chriſtofori wußte ſich vor Erſtaunen nicht zu faſſen, was derjenige begreiflich finden wird, der es weiß, welch' ganz andere Schwierigkeiten, die im alten Kirchenſtyl geſchriebene Muſik Allegri's darbietet, als jede andere Compoſition. — — —

Jahn: 1. Theil. 2. Buch. S. 199.

Giuditta.

Welch ein freudiger Morgen folgte aber dem ſo bewegten Tage! Vater und Sohn waren glücklich; — Vater und Sohn waren in einer Stimmung, daß ſie die ganze Welt hätten umarmen können!

Jetzt war Wolfgang wieder er ſelbſt: der heitere, geniale, immer luſtige junge Menſch; — ein Kind nach der äußeren Seite des Lebens hin, ein gereiſter Mann in allem was Muſik und muſikaliſches Leben betrifft. Von der geſtrigen großartig gehobenen, faſt beängſtigenden Spannung; war keine Spur zurückgeblieben. Sie hatte ſich in einer That concentrirt und manifeſtirt, — man könnte ſagen, wie ein ſegenbringendes Gewitter entladen — und nun ſtrahlte wieder der Himmel im reinſten Blau.

Er war voll Tollheiten und ausgelaſſen wie nie, als daher der Vater in ſeiner Seelenfreude nach Salzburg an die Mutter über ihre Ankunft in Rom und das Wunder mit dem Miſerere geſchrieben, ſetzte er noch folgende Zeilen als närriſche Nachſchrift daran:

„Ich bin, Gott Lob und Dank! nebſt meiner miſerablen Feder geſund und küſſe Mama und Nannerl tauſendmal. Ich wünſchte nur, daß meine Schweſter zu Rom wäre, denn ihr würde dieſe Stadt gewiß wohlgefallen. Die Peterskirche iſt herrlich und Alles iſt herrlich hier. Die ſchönſten Blumen tragen ſie jetzt vorbei; den Augenblick ſagte es mir der Papa. Ich bin ein Narr, das iſt bekannt, O ich habe eine Noth. In unſerem Quartier iſt nur ein Bett. Das kann die Mama ſich leicht einbilden, daß ich bei dem Papa keine Ruhe habe. Ich freue mich auf das neue Quartier. Jetzt habe ich juſt den heiligen Petrus mit dem Schlüſſelamt, den heiligen Paulus mit dem Schwert, und den heiligen Lukas mit meiner Schweſter ꝛc. abgezeichnet — — Ich habe auch die Ehre gehabt, des heiligen Petrus Fuß zu St. Pietro zu küſſen, und weil ich das Unglück habe, ſo klein zu ſein, ſo hat man mich als den nämlichen alten

Wolfgang Mozart

hinauf gehoben.“ *)

„Das iſt wieder rechter Unſinn!“ — ſagte der Vater lächelnd, als er die flüchtig hingeworfenen Zeilen über-

---

*) Wörtlich getreue Nachſchrift des Briefes vom 14. April 1770. Niſſen: S. 193.

flogen. — „Man ſollte nicht glauben, daß dies Kauderwelſch derſelbe Menſch geſchrieben habe, der heute Nacht . . . .“

„Ich bitte dich Papa!“ — rief Wolfgang in komiſchem Pathos und ſchlang ſeine Arme ſo feſt um des Capellmeiſters Hals, daß dieſer faſt erſtickte: —

„Ich bitte dich, nichts von geſtern Abend und heute Nacht. Wir leben am Morgen, und der Morgen iſt ſo ſchön — und — Unſinn treiben iſt auch ſchön. Ich muß manchmal ausſchlagen, und wenn ich die Nannerl hier hätte, ſo würde ich ſie küſſen wie toll und würde die tollſten Streiche mit ihr machen. Aber eines Papa iſt in meinem ſchönen Briefe wahr: ich ſehne mich nach einem neuen Quartier!“

„Nun,“ — verſetzte der Vater — „das wird auch nicht auf ſich warten laſſen. Man erwartet uns ja ſchon, in Folge der freundlichen Fürſorge unſeres edlen Gönners Farinelli, im Hauſe des päpſtlichen Couriers Uslinghi. Denn hier, weiſt du, ſtiegen wir ja nur für einen Tag und eine Nacht ab, um bei unſerer Ankunft unbekannt und ungenirt zu ſein.

„O!“ — rief Wolfgang — „dann laß uns eilen, das neue Logie zu beziehen!“

Der Vater willigte gern ein. Er ſchloß ſeinen Brief packte ihre Effecten zuſammen, regelte die kleine Rechnung, und begab ſich mit Amadeus auf den Weg, das Gepäcke der Beſorgung des Wirthes überlaſſend, der — als er hörte, daß ſie bei dem päpſtlichen Courier Uslinghi wohnen würden — einen gewaltigen Reſpekt vor den beiden Deutſchen bekam; denn bei Uslinghi logirten ſtets nur dem päpſtlichen Hofe naheſtehende Perſonen.

So erreichten ſie denn auch, mit Hülfe eines Führers, bald das gedachte Haus, das ein ganz anſtändigen und freundliches Aeußere hatte. Da die Thüre offen ſtand, traten ſie ungenirt ein, und gelangten durch einen kühlen Gang in einen noch kühleren, von ſteinernen Bogengängen umgebenen, Hof. Mächtige Weinſtöcke umrangten hier die Pfeiler und Bogen und ſenkten leicht und gefällig einzelne Zweige herab, mit welchen der Wind leiſe ſpielte; während die kräftige Waſſerſäule, die in der Mitte des Raumes aus einem halb zerfallenen antiken Marmorbecken ſprang, das Ganze durch ein behagliches Plätſchern belebte.

Auf dem Rande des Springbrunnens aber ſaß eine Frau in der Tracht der römiſchen Bürgerrinnen, die Spindel in der Hand, und ſpann. Als ſie die Eintretenden gewahrte, ſtand ſie raſch auf, und ging ihnen rüſtigen Schrittes entgegen, als ob es Bekannte wären, indem ſie, zu Vater Mozart gewandt freudig ausrief:

„Alle Heiligen zum Gruße! denn ich müßte mich ſehr irren, wenn Ihr nicht Monſignore Mozart ſein ſolltet, den mir, ſammt dem kleinen maestro illustrissimo, Signor Farinelli ſo warm empfohlen hat.“

„Capellmeiſter Mozart bin ich allerdings!“ — entgegnete nach ſeiner ſchlichten deutſchen Weiſe der Angeredete — „und das da, iſt auch mein Sohn, der Concertmeiſter; aber, liebe Frau, wir ſind weder Prinzen, wie man hier geglaubt hat, noch Monſignore, noch illustrissimo.“

„Ei was!“ — rief jene lachend — „das iſt einmal bei uns ſo Art und Sitte! In Rom heißt es: Al Gato del Papa si dice Monsignore! (Der Kater des Papſtes heißt gnädiger Herr). So ein Bischen Uebertreibung findet Ihr überall. Waren hundert Menſchen bei einem Zuſammenlaufe, und es wird davon erzählt, ſo waren es zehntauſend! ... ſpricht man Euch, als Muſiker, von einem Concertſaal, ſo iſt das l'Anticamera del Paradiso! (ein Vorzimmer des Paradieſes); ... jedes Haus, das zwei Fenſter mehr hat, als ein ganz gewöhnliches, iſt hier ein Pallazzo, und jeder alte Stein miraviglie! (wunderbar.) O! Ihr werdet in Rom der Wunder gar viele erleben: ein Principe oder Marcheſe von dreitauſend Scuti Einkommen ſpricht von ſeinem Corté! (Hofe) und manche Donna im größten Staate und einen Bedienten hinter ſich, hat oft nur ein Hemde! Hier iſt Alles Schwindel, mein Beſter!“

„Mich freut Ihre Offenheit, liebe Frau!“ — verſetzte Vater Mozart heiter. — „Mit offenen Menſchen kommt man immer am beſten zurecht. Da Sie indeſſen errathen haben, wer wir ſind, wollen wir nun auch das gleiche von Ihnen thun: Sie ſind wohl die Gattin des päpſtlichen Couriers Uslinghi?“

„Ja, die bin ich!“ — ſagte die Frau mit nicht geringem Stolze — „und da ſich mein Mann in Geſchäften des heiligen Vaters in Portugal befindet, und nur ich und mein Töchterchen hier ſind, ſo ſollt ihr Herr des Hauſes ſein, und wir wollen Euch und den kleinen Maeſtro auf den Händen tragen! Und gewiß!" — ſetzte ſie in einem Erguß hinzu, der wie ein Bergſtrom nach einem Gewitter immer mehr anſchwoll — „es wird Euch bei uns gefallen. Herrſcht auch in Rom, wie ich vorhin ſagte, viel Schwindel, ſo iſt und bleibt doch Rom die erſte Stadt der Welt. Ich ſelbſt bin zwar nie aus Rom hinausgekommen, aber Uslinghi hat mir es tauſendmal geſagt, ... und der hat die Welt geſehen, wie Keiner! Und wißt Ihr, Excellenza, wie Uslinghi immer ſagt, er ſagt: „Es lebe Rom und Neapel!" Rom für die Kunſt und das Leben, Neapel für die Natur! In Neapel iſt man im Paradies und in Rom im Himmel!"

Und die gute Frau! hatte ſie in ihrem heiligen Eifer für die ewige Stadt nicht recht? Ruft nicht auch der Philoſoph der Philoſophen: In Rom lebt man wie die Götter! Man ſcherzt im Genuſſe der Kunſt und Natur bei einem Glas Eiswaſſer und einer Pagnotta, man ſteigt hinauf zu Raphael in den Vatican, und vergeſſen ſind alle Sorgen und jeder Kummer!

Und ſieht die geiſtige Rückerinnerung nicht noch mehr, als das leibliche Auge? Italiens ſtets blauer wolkenfreier Himmel — der ſtärkende Aether, die großen Umgebungen klaſſiſcher Natur und Kunſt, der edle Nektar und die balſamiſchen Früchte des Südens, die lebendigen Modelle Raphaeliſcher Madonnen und Guidoiſcher Magdalenen mit dem ſchwarzen Flammenauge in üppiger Körperfülle und im Munde die ſüße Götterſprache, — die immer grünen Eichen, Platanen und Pinien, und ſelbſt Palmen — dieſe Symbole des Sieges der Helden und der Märtyrer — — — dieſe ganze ſüdliche Natur, umfloſſen vom Meere . . . . wo? — du glücklicher Sterblicher, der du Rom geſehen — wo findeſt du dies wieder?

In etwas mehr alltäglicher Sprache aber in demſelben Sinn und Geiſte, hatte ſich, ohne Unterbrechung, die edle Herrin des Uslinghi'ſchen Hauſes bisher ergoſſen und Vater und Sohn auf eine nicht kleine Geduldsprobe geſtellt, als ihr doch endlich, zum Glücke ihrer neuen Hausbewohner, einfiel, daß ſie über ihre patriotiſchen Ergüſſe nicht vergeſſen dürfe, alle die gerühmten Herrlichkeiten des römiſchen Lebens auch für ihre Gäſte zur Wahrheit zu machen.

„Aber Maria Joſeph!“ — rief ſie daher jetzt plötzlich und ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne — „da ſchwatze und ſchwatze ich, und laſſe die Excellenzen im Hofe ſtehen. Kommen Sie, kommen Sie! Ich will Sie auf Ihre Zimmer führen, die ſchon wie für Prinzen eingerichtet ſind.“

Und indem ſie dies ſagte, entfaltete Frau Uslinghi eine ſo aufrichtige Herzlichkeit, daß die Mozartiſchen gern ihren kleinen Unmuth über die Geduldprobe hinunterſchluckten und ihr mit einem Gefühle der Heimathlichkeit folgten, wie ſie dies ſeit ihrem Auszuge aus Salzburg nicht mehr empfunden. Aber dies Gefühl ſollte ſich beim Anblick ihrer Wohnung noch ſteigern. Mit der italieniſchen Unreinlichkeit waren ſie bereits vertraut genug — hier fanden ſie alles ſo rein und nett, wie zu Hauſe. Sie waren gewohnt, die italieniſchen Wirthe mit glänzender Einrichtung prahlen zu hören und kein Dutzend erträglicher Stühle im ganzen Gaſthofe zu finden. Hier war alles bequem, behaglich und ſehr anſtändig; ja an den Fenſtern ſtanden ſogar Vaſen mit friſchen Blumen, und als Vater Mozart eben fragen wollte, wem ſie dieſe Aufmerkſamkeit zu danken hätten, öffnete ſich die Thüre und Giuditta trat mit einer ſolchen friſch gefüllten Blumenvaſe ein. Aber beinahe wäre dieſe ihren Händen entglitten, ſo überraſchte ſie der Anblick der Fremden, die ſie doch erwartet hatte. Ein leiſer Schrei und die Worte: „Ha, der Prinz!“ entfuhren ihr, während ſie und Amadeus, der ſie ſogleich wiedererkannte, eine dunkle Röthe überlief.

Frau Uslinghi's Scharfblick entging dies nicht, und als es nun, auf ihr Fragen hin, zur gegenſeitigen Erklärung kam, wurde über den geſtrigen Vorfall in St. Peter und bei der Fußwaſchung — der Vater und Sohn ſo ſehr zu Nutzen gekommen — viel gelacht und geſcherzt, ſo daß man bald ſo bekannt mit einander war, als habe man Jahre zuſammen gelebt. Beſonders waren die Kinder in kurzer Zeit ein Herz und eine Seele.

Wolfgang Amadeus war unendlich glücklich, der Vater fühlte ſich behaglich, und auch die Verhältniſſe nach Außen geſtalteten ſich ſo erwünſcht als möglich.

Gleich nach der Charwoche wurden die zwanzig Empfehlungsſchreiben an den älteſten und höchſten Adel Rom's abgegeben, und hier, wie überall, empfing man das Wunder ſeiner Zeit mit der größten Begeiſterung und Zuvorkommenheit, denn kein Volk der Erde hält mehr auf Muſik, als die Italiener.

In Italien bildete um jene Zeit die muſikaliſche Welt eine geſchloſſene Phalanx, eine compacte, homogene, in den Principien einige, alles überfluthende und intolerante Maſſe, die ihre Apoſtel und Miſſionäre in alle Welt ſandte und ihre Lehren mit einer Ueberlegenheit und einer unwiderſtehlichen Macht predigen ließ, weil ſie allein das Monopol des Geſanges beſaß.

Darum war es damals auch für die Muſiker aus allen Theilen Europa's unerläßlich, daß ſie nach Italien gingen. Alle durften ja ſicher ſein, dort wie von ihrer gemeinſchaftlichen Mutter aufgenommen zu werden. Sie zog die Ausländer ſogar zuweilen ihren berühmteſten eigenen Kindern vor, war ſtolz auf ihre Siege und adoptirte ſie liebevoll; natürlich aber nur dann, wenn ſie zu lernen und nicht zu lehren kamen, und nachdem ſie aus ihrem Unterrichte hinreichenden Nutzen gezogen hatten, um im reinſten italieniſchen Style ſchreiben zu können. Auch Händel und Gluck hatten in Italien ihre Sporen verdient und wie alle Anderen ihrer Lehrerin den erſten Tribut der Nachahmung gezollt; die ſchmeichelhafteſte Ehrerbietung, die man ihr erzeigen konnte, die ſie aber auch am unnachſichtigſten verlangte. Wehe aber dem Muſiker, der den barbariſchen, das heißt den ausländiſchen Doctrinen Geltung zu verſchaffen geſucht hätte. Er wäre, gleich dem armen Jomelli, durch Anatheme und Pfeifen zu Tode gehetzt werden. Welche Süßigkeiten, welche Zärtlichkeit, welche Lorbeeren und Triumphe erwarteten dagegen die gelehrigen und ihrer muſikaliſchen Orthodoxie feſt anhängenden Schüler! Welch' ſchmeichelhafte und ruhmvolle Beinamen entſchädigten die Fremden, denen die Ehre zu Theil wurde, Naturaliſiationsbriefe zu erhalten: Haſſe: il caro Sassone! — Amadeo Mozart: — il cavaliere filarmonico!*)

Und hing denn nicht die ganze Zukunft eines Muſikers damals von dieſer, die Anſichten der Welt beherrſchenden Stimme ab. Mit ſtillem Triumphe fühlte Vater Mozart denn auch bei ſeiner Aufnahme in Rom, daß Amadeus dieſe Stimme bereits für ſich gewonnen hatte. Des Knaben vortreffliches Italieniſch half noch mehr dazu; man betrachtete ihn wie ein Kind des Landes!

Am lebhafteſten nahm ſich ſeiner Kardinal Pallavicini an, der ihn auch ſeiner Heiligkeit, dem Papſte vorſtellte. Mit ihm wetteiferten in freundlichem Zuvorkommen der neapolitaniſche Prinz St. Angelo, der Prinz Ghigi, die Fürſtin Barbarini, der Prinz Xaver von Sachſen, der Herzog von Braictano und Andere.

Aber dies Alles war es nicht, was einen ſo goldenen Schimmer für Wolfgang über ſeinen Aufenthalt in Rom warf; auch nicht die geſchichtliche und künſtleriſche Wichtigkeit der Stadt. Wohl zeigte ihm der Vater die erhabenen Monumente längſt verſunkener großer Jahrhunderte;

---

*) Oulibicheff.

— wohl ſtaunten beide die plaſtiſchen und maleriſchen Schätze der ewigen Roma an; ſie waren zu ausſchließlich Muſiker, um für ſolche Dinge zu ſchwärmen. Dagegen fand Amadeus hier ein anderes Kleinod, was ihm, — der immer ſo ganz und ungetheilt Menſch war und blieb, — unſchätzbar für jene Tage, und ſelbſt folgenreich für die Zukunft wurde. Jahre kamen und gingen, Stürme brauſten über ſein Haupt, Freuden und Schmerzen, Jubel und Sorgen erfaßten ihn .... er dachte ſtets mit Seligkeit zurück an die Tage, die er in dem ſtillen Hauſe Uslinghi's verbracht, an das Glück, das ihm hier in zwei Herzen erblüht, ſo kindlich froh, ſo unſchuldig und jugendfriſch, wie das ſeine.

Mochte das Zuſammentreffen Mozarts mit der ſchwarzäugigen, herrlichen, lebensfriſchen Giuditta in den Hallen St. Peters und vor der Statue dieſes Heiligen ein Spiel des Zufalls geweſen ſein; oder hatte ſein Genius es beſtimmt, daß die kräftigen vollen Arme der jungen Römerin ihn zum Kuſſe des heiligen Fußes befördern ſollten — jedenfalls lag in dieſem Momente die Wurzel einer kindlichen Neigung, die allmählig in den beiden jungen Herzen heranwuchs. Aber dieſe Neigung geſtaltete ſich ebenſo verſchieden, als die beiden Nationalitäten waren. Amadeus betrachtete Giuditta als eine zweite Nannerl, und ſchloß ſich mit der vollſten unbefangenſten brüderlichen Liebe dem heiteren lebensfrohen Mädchen an, das ihm die wenigen Stunden, die ihm zu Hauſe blieben, zu den ſchönſten in Rom machte.

Immer luſtig, oft ſogar ausgelaſſen und voll toller Streiche, fand er an ihr einen nicht minderen Tollkopf; wobei Wolfgang freilich nicht zu beurtheilen verſtand, daß die Ausgelaſſenheit der jungen Römerin einer ganz anderen Quelle entfloß, als die ſeine. In ihm lagen — als wirkliche Abnormität — die volle muſikaliſche Mannesreife neben der vollen körperlichen und ſeeliſchen Kindheit. Nahm ihn die Muſik in Anſpruch, war er jetzt ſchon, wie wir wiſſen, Mann und Meiſter; aber deshalb gab die Natur doch ihre Rechte nicht ganz auf; die Ausgelaſſenheit und der Lebensübermuth des ſich entwickelnden Knaben, brachen in den freien Stunden durch. Nichts beweiſt dies ſchlagender, als ſeine eigenen Briefe an Mutter und Schweſter, die auf der ganzen Reiſe durch Italien voll kindlicher Narrheiten ſtecken; wie er ſich ja ſelbſt — in dem Gefühle dieſes Ueberſprudelns — in der vorhin angeführten Nachſchrift, einen „Narr" nennt. Kraftentwicklung, Drang nach Freiheit, Lebensübermuth waren alſo die Quelle ſeiner oft wild aufſchäumenden Luſt und Heiterkeit. Ganz anders ſtand es mit der reizenden Giuditta. In ihren Adern kochte ſüdlicheres Blut. Sie war körperlich vollkommen entwickelt, ... ſie war Italienerin ..... Römerin! Eine vierzehnjährige Italienerin aber, mit ſolchen vollen, reifen Formen und flammenſprühenden ſchwarzen Augen, wie ſie Giuditta beſaß, fühlt ſchon recht gut, was Leidenſchaften ſind, und wenn dieſe einmal in ihrem Herzen erwachen, ſo reifen ſie nicht, wie bei einer deutſchen Natur, ſchüchtern und allmälich heran,

— nein! — heute geboren, züngeln ſie morgen ſchon hoch zum Himmel auf und drohen das eigene Herz und Andere in ihren Gluthen zu verzehren.

Als Giuditta den vermeintlichen jungen Prinzen, in Folge einer ganz augenblicklichen Eingebung, emporhob, damit er den Fuß des heiligen Petrus küſſen könne, war ſie noch vollkommen Kind, mit dem ruhigſten Herzen von der Welt. Als, eine Minute ſpäter, Amadeus ſein hoch erglühendes hübſches Antlitz ihr zuwandte, durchzuckte ſie der Blick dieſer ſeelenvollen Augen und die Berührung ſeines Körpers wie ein electriſcher Funke . . . . . und ihr Herz klopfte. Als es der Zufall darauf wollte, daß ſie Amadeus vor Beginn der Fußwaſchung noch einmal erblicken ſollte, und dieſe Ueberraſchung ihr den Ausruf: „Der junge Prinz!" entlockte, war die Ruhe ihres Herzens dahin, und — — ſeitdem Wolfgang mit ihr unter einem Dache wohnte — — — liebte ſie ihn — und zwar nicht nach der kühlen deutſchen, ſondern nach italieniſcher Weiſe, das heißt: voll, glühend, leidenſchaftlich. Dennoch war ſie noch zu viel Kind, um die Leidenſchaft zu begreifen, und der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft war dies noch mehr. Es glühte, es trieb, es kochte in ihr . . . . und ſo barg ſie dieſe unbeſtimmte Gluth, dies Kochen und Treiben unter Ausgelaſſenheit.

Sie vermochte ihrem hübſchen jungen Freunde nicht zu ſagen, was in ihr vorging; aber wenn ſie ſich mit einander neckten, wenn ſie mit einander tollten, konnte ſie ihn ſchon einmal lachend um den Hals faſſen und an ſich drücken, — ihn ſcherzend beißen oder ihm raſch einen Kuß geben. In allen dreien lag dann eine wilde ſüße Gluth und doch auch wieder Kindlichkeit, an der indeſſen Amadeus großen Gefallen fand. Er nannte ſie, da er Katzen ſehr liebte, ſeine „kleine, wilde Katze!“ und oft legte er ſich unter den kühlen, weinumrankten Arkaden des Hofes hin, lockte ihr, wie man Kätzchen zu locken pflegt, und forderte ſie auf ihm zu ſchmeicheln oder ihn zu beißen.

Auch mit der Violine lockte er ſie oft heran; beſonders wenn eine recht ſchöne, warme italieniſche Nacht über der Erde hing und die Alten im angränzenden Garten auf und abgingen. Dann aber legte ſie ſich zu ſeinen Füßen, gewöhnlich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopfe verſchränkt, die Blicke nach dem ſternenflammenden Himmel gerichtet, und lauſchte mit Entzücken den Tönen, die Amadeus wie ein Zauberer aus dem Inſtrumente hervorrief. Stundenlang konnte er ſo ſpielen, ſie lauſchen. Keines ſprach dann ein Wort; aber ſie ſahen ſich oft, ſo recht von Herzen glücklich an — und — immer weiter ſpielend, ließ ſich dann wohl Amadeus auf ein Knie nieder und gab Giuditta, die längſt den Mund zum küſſen geſpitzt hatte, einen Kuß. Dann war meiſtens auch das „Kätzchen“ da und ein ſeeliges Beißen begann.

Legten ſie ſich dann ſpäter zu Bette, ſo lachte wohl Wolfgang noch für ſich über das tolle Spiel und ſchlief raſch darauf ein. Bei Giuditta ging es nicht ſo ſchnell. Alles Eiswaſſer kühlte ſie dann nicht; — auch der Schlaf wollte nicht wie früher kommen —

und kam er endlich, ſo ging im Traume das ſüße Spiel von neuem an.

Uebrigens ließ Vater Mozart den Sohn faſt nie aus den Augen; ſah aber auch in Giudittas Benehmen nichts als die unſchuldigſten Kindereien. Und doch waren ſie ſo ſelig dieſe Kindereien, bis ſie ſich durch ein glückliches Ohngefähr noch zu höherer Seligkeit geſtalteten.

Jugendfreundſchaft und Jugendliebe.

Schon in Florenz hatte Amadeus im Hauſe der Dichterin Signora Corilla einen jungen Engländer, mit Namen Tommaſo Linley, kennen lernen, der — ein Schüler des berühmten Nardini — die Violine wunderſchön ſpielte.

Da dieſer Knabe Wolfgang an Größe und Alter faſt ganz gleich war, und ein und daſſelbe muſikaliſche Streben beide durchglühte, — wenn gleich Linley nur äußerliche Fertigkeit beſaß und jeder tieferen Meiſterſchaft völlig fremd blieb, — ſo hatte ſich natürlich ſchnell eine jugendliche Freundſchaft zwiſchen ihnen geſtaltet. Leider ſollte ſie aber nur von kurzer Dauer ſein; denn da damals Vater Mozart ſehr nach Rom eilte; ſo waren ihr nur drei Tage gegönnt. Aber die Jugend erfaßt raſch und genießt die Gegenwart ohne, wie das reifere Alter, ängſtlich nach der Zukunft und der Dauer des Genuſſes zu fragen.

Den erſten Tag producirten ſich beide Knaben bei Signora Corilla wechſelweiſe den ganzen Abend unter beſtändigen Umarmungen. Den anderen Tag ließ der kleine Engländer, ein allerliebſter junger Menſch, ſeine Violine zu Mozart's bringen, und beide ſpielten wieder den ganzen Nachmittag. Wolfgang accompagnirte ihm auf ſeiner Violine.

Den Tag darauf ſpeiſen ſie bei Mr. Gavard, Adminiſtrator der Großherzoglichen Finanzen, und Amadeus und Tommaſo ſpielten wieder den ganzen Nachmittag wechſelweiſe, nicht als Knaben, ſondern als Männer. Dann begleitete der kleine Tommaſo, Amadeus nach Hauſe, und weinte die bitterſten Thränen, weil auf den folgenden Tag die Abreiſe Wolfgangs und ſeines Vaters beſtimmt war.

Durch dieſe wirklich rührende Scene gewonnen, verſchob denn auch der Capellmeiſter die Abfahrt von Florenz bis zum künftigen Mittag, und ſo kam der junge Linley des anderen Morgens um neun Uhr noch einmal, und gab Wolfgang unter vielen herzlichen Umarmungen folgende Poeſie, die die Signora Corilla den Abend vorher hatte machen müſſen, und dann geleitete er den Wagen der Abreiſenden bis zum Stadthor. Wo ſie unter Thränen ſchieden.*)

---

*) Wörtlich nach Leopold Mozarts Brief No. 75. Rom, den 21. April. — Jahn: 1. Thl. 2. Buch. S. 198. Burney Reiſe 1. S. 185.

Das Gedicht aber lautete:

Per la partenza del Sgr. W.
A. Mozart da Firenze.

Da poi che il fato t'ha da me diviso,
io non fò che seguirti col pensiero,
et in pianto cangai la gioja e il riso,
ma in mezzo al piantorivederti io spero.
Quella dolce armonia di paradiso
che ha un estasi d'amor mi aprì il sentiero,
mi risuona nel cuor, e d'improvviso
mi porta in cielo a contemplare il vero.
Oh lieto giorno! O furtunato istante
in cui ti vidi e attonito ascoltai
e della tua virtù divenni amante!
Voglian li Dei che dal tuo cuor giammai
non mi diparta! . Jo ti amero costante
emul di tua virtu de ognor mi avrai.
In segno di sincera stima et affetto
Tommasso Linley. *)

So lieb aber Amadeus den jungen Linley gewonnen hatte, ſo ſchmerzlich ihn die Trennung von dem neuen Freunde berührte — — die großartigen Eindrücke Rom's, die Begebenheit mit dem Miſerere, die vielen neuen Vorſtellungen, das Zuſammentreffen mit dem Papſte, dem Vater der Chriſtenheit, und namentlich die Bekanntſchaft mit der liebenswürdigen, reizenden Giuditta, zerſtreuten ihn ſo ſehr, daß er ſich bald über die Trennung von dem neuen Freunde tröſtete. Er liebte ihn noch, aber er dachte nicht mehr viel an ihn; oder vielmehr er fand keine Zeit dazu, an ihn zu denken.

---

*) Niſſen: S. 195. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 151.

Da friſchte das Leben ſelbſt dieſen roſigen Jugendtraum der Freundſchaft auf.

Vater und Sohn waren von einer muſikaliſchen Soirée nach Hauſe gekommen, die Kardinal Pallavicini, dem Prinzen Xaver von Sachſen zu Ehren, gegeben hatte. Amadeus war aufgelegter denn je geweſen, und hatte — da man es immer noch nicht glauben wollte — wiederholt, durch den Vortrag des bekannten Miserere, den Beweis geführt, daß er es geiſtig und blos der Erinnerung nach aus der Kirche mit ſich fort genommen. Das Staunen war hier, wie überall daſſelbe, aber die Menſchen bezeugten ſich ſo lieb und freundlich — und — was bei Amadeus noch mehr heißen wollte: ſo wahrhaft muſikverſtändig, daß er mit wahrer Begeiſterung und prachtvoll ſpielte.

Wolfgang benahm ſich dabei nicht, wie ein Muſiker, der zu hohen Herren eingeladen iſt, um bei einer Soirée als Künſtler mitzuwirken, und der für ſeine Leiſtungen ſpäter einen Ehrenſold zu erwarten hat. Gott bewahre! der kleine Mann bewegte ſich in der That ſo vollkommen ungenirt und frei, wie ein wirklicher junger Prinz. Er war bei allen dieſen vornehmen Herrſchaften wie zu Hauſe, und behandelte ſie — ohne ſich je etwas zu vergeben — gerade wie Seinesgleichen. So war er aber auch in ſeinem Spiel, indem er ſich nicht auf den Vortrag einiger vorausbeſtimmter Piecen beſchränkte, ſondern ganz dem Zufall anheimgab auf was man geſprächsweiſe kam, oder was irgend Jemand aus der Geſellſchaft wünſchte. Fand er dann ächte Muſikkenner, war er ſo unerſchöpflich, daß ſich die Geſellſchaften oft über Mitternacht hinauszogen. Dies war auch heute der Fall geweſen, und der kräftigſte erwachſene Mann würde todtmüde nach Hauſe gekommen ſein. Vater Mozart ging es auch ſo, obwohl er viel weniger vorgetragen, als ſein Sohn; Amadeus dagegen ſpürte keine Ahnung von Müdigkeit oder Erſchöpfung. Heute, wie immer, hatte ihn die Muſik nur angeregt, belebt, geſtärkt.

Als ſich daher der Capellmeiſter zu Bette legte, nahm Wolfgang noch ſeine Violine und trat auf die nach dem Garten gehende Altane. Die Nacht war wundervoll! Ein leiſer, vom Meere her kommender Lufthauch wehte erquickend über die ſchlummernde Welt, über die ſich der Himmel, weit und groß, mit ſeinen Myriaden Sternen, wie die Kuppel eines ungeheuren Domes ſpannte. Tiefe Stille herrſchte dabei ringsumher, denn Uslinghis Haus lag weit ab von den geräuſchvolleren Straßen Roms, und nur ganz in der Ferne hörte man die vereinzelten Töne einer Serenade.

Amadeus gab ſich eine kurze Zeit dieſen Eindrücken hin, die ihn ſo ſtill und wohlthätig erfaßten. Aber dies dauerte nur wenige Minuten, dann wurden dieſe Eindrücke in ihm zu Tönen und die Töne geſtalteten ſich zu Melodien; und wie zufällig dieſe — jetzt noch innerlichen, geiſtigen — Melodien einen Anklang an eine Piece gaben, die er mehreremale mit ſeinem jungen Freunde Tommaſo geſpielt, ſo hoben ſich mechaniſch die Arme, ſetzten Violine und Bogen an, und, wie von Geiſtern gehaucht, zogen ſüße, ſehnſüchtige Laute auf den leiſen Wellen der Luft dahin… Laute, die bald wie vor Schmerz, bald wie vor Wonne, ſanft erſtarben!… Laute, die, wie aus einer anderen Welt kommend, über die ſchlummernde Erde dahinglitten und ihr ſprachen von der Seligkeit eines höheren reineren Seins!… Laute, die von einem Herzen Kunde gaben, in dem ſich die erſten Ahnungen der Liebe und Freundſchaft wie ein roſiger Morgen aufthaten.

Aber was war das? — Wie ſie ſo leiſe hinſchwammen, auf den lauen Wellen der Luft, die glockenreinen Töne, die Mozart ſeiner Violine entlockte, da war es, als gebe ein nahes Echo ſie verſchämt wieder. Ein Echo?! — ein ſolches beſtand hier nicht, das wußte Wolfgang, der nun ſchon ſo oft nächtlicherweiſe auf der Altane muſicirt, ſehr gut; auch kann ein Echo nicht accompagniren. Und wie? …. war das nicht ganz das Spiel des lieben Freundes von Florenz, des kleinen Engländers Linley?

Raſch brach Wolfgang ab ….. aber die zweite Violine vollendete wie mit flehenden Tönen das angefangene Stück. Da ſetzte Amadeus noch einmal an, und, Freude jauchzend, rief ſein Inſtrument: „Tommaſo, Freund meiner Seele, biſt du es?“ — das heißt: es ließ wie feuerſprühende Raketen die jubelnden Klänge einer Compoſition auffliegen, die Mozart ſeinem jungen Freunde vor wenigen Tagen zu Florenz gewidmet.

Wie dieſe aber verklungen, da rief es aus den im kühlen

Nachtwinde ſchwankenden Oleanderbüſchen mit bekannter, lieber Stimme hervor:

„Amadeus!“

Aber Amadeus erkannte die Stimme und jauchzte entzückt auf:

„Tommaſo!“

Und, ſeine Violine unter den Arm nehmend, eilte Wolfgang, da der Vater ſchlief und die Thüren — wie hier immer — offen ſtanden, wie der Wind in den Garten. Zwei Minuten ſpäter und die jungen Freunde lagen ſich in den Armen.

O! welcher Moment der reinſten Freude war dies! Welch eine Luſt des Wiederſehens! — Aber nicht nur die Sterne am Himmel ſahen dies Glück zweier ſo kindlicher Herzen .... es gab noch zwei andere Sterne, die es beobachteten, und das waren die Augen Giudittas, die hinter einem Blumenbeete voll Lavendel und Federnelken und einer durchſichtigen Mauer von weißblühenden Myrten ſtand.

Sie war es ja, die das Ganze ſo veranſtaltet hatte.

Die Sache aber verhielt ſich wie folgt: Nach Wolfgangs Abreiſe hatte den jungen Linley ein ſolcher Trübſinn ergriffen, daß Mr. Gavard, Adminiſtrator der Großherzoglichen Finanzen, — dem der kleine Engländer während der Zeit ſeiner muſikaliſchen Ausbildung in Italien anvertraut war, — ängſtlich wurde. Linley geſtand ihm offen, daß er krank werden würde, wenn er ſeinen jungen Freund nicht noch einmal ſehen könne. Darüber aber kam

Mr. Gavard vor Beſorgniß außer ſich, bis ihn der Rath Signora Corilla's beſtimmte, Tommaſo noch auf einige Tage nach Rom und in das Haus Uslinghis zu bringen.

Dies war denn auch heute Nachmittag — während Vater und Sohn bei dem Kardinal Pallavicini waren — geſchehen, und da Giuditta mit den nächtlichen Soloconcerten bekannt war, die Amadeus gewöhnlich nach ſolchen Abenden auf der Altane ſich und den Sternen gab, und welchen ſie — im Entzücken verſunken — jedesmal in den Oleandergebüſchen verſteckt lauſchte, ... ſo beſtimmte ſie den neuen Gaſt, — von dem ihr Amadeus ſchon erzählt — ſich auf die gedachte Weiſe dem jungen Freunde zu nähern. Eine ſelige Nacht folgte dem Wiederfinden. Giuditta ward jetzt herbeigerufen und Amadeus faßte ſeine „zweite Nannerl“ — wie er ſie nannte — und küßte ſie vor Entzücken auf Stirne, Augen, Naſe und Hals. Ach! er wußte nicht, wie die kleine Italienerin unter dieſen Küſſen erzitterte, wie ihr Herz bis zum Zerſpringen hoch aufſchlug, wie es in ihr brannte und kochte, während ſie, durch Linleys Anweſenheit eingeſchüchtert, ſich ſtreubte und von dem wilden Burſchen loszumachen ſuchte.

„Aber jetzt!“ — rief Amadeus, als ſich die „kleine wilde Katze“ losgewunden, — „jetzt Tommaſo eines unſerer Florenzer Duette!“

„Ja, gewiß!“ — entgegnete der Engländer, — „ich habe mich unausſprechlich darnach geſehnt!“

„So komm, Freundchen; aber wo iſt unſer Orcheſter?“

„Dort, in der Laube!“ — ſagte Giuditta, — „da iſt ein gar heimliches, liebes Plätzchen!“

Und alle drei gingen nach dem bezeichneten Orte, an Beeten von Melonen, Tomaten und reifendem Mais vorüber, deſſen langfaſrige Fruchtkapſeln wie tauſend kleine Federbüſchchen im leiſen Nachtwinde wehten. Die Monatsroſen, die die Laube bildeten, dufteten dabei balſamiſch, während Leuchtkäfer — Elfengeiſtern ähnlich — über den Blumen ſchwärmten, oder, wie berauſcht von Liebe in ihre Kelche ſanken.

In der Laube ſetzten ſich die beiden Knaben neben einander, Giuditta drückte ſich ſelig in eine dunkle Ecke, und jetzt war auch ſie ganz Ohr. — — —

Warum aber recken denn mit einemmale alle Blumen des Gartens ſich ſo hoch empor? — warum öffnen ſie ſo entzückt ihre Kelche? — warum verlaſſen die flimmernden Käfer ihr ſüßes duftendes Bett und umſchweben die Laube wie zahlloſe Sterne? — Warum wird der Wind ſo ſtille, als lauſche auch er? Warum flüſtern die Oleanderbüſche ſo ſelig? warum zittert es wie Entzücken in den naheſtehenden Oliven und Granatbäumen?

Warum? — warum?.... o! ſolche Töne haben ſie noch nicht vernommen, — ſolche Harmonien noch nicht gehört!

Und ſelbſt der Mond ſchien langſamer zu ziehen; und die Nacht zürnte dem Morgen, als er ſeine erſten Lichter über die Erde ſandte.

Da drückte eine zarte Hand jedem, — Amadeus und

Tommaſo, — einen Kranz von friſchem Lorbeer auf das jugendliche Haupt und eine Stimme flüſterte: „Es iſt Zeit heimzukehren!“

Beide ſahen ſich freudig um, aber Giuditta warf ihnen nur noch einen Kuß aus der Ferne zu und verſchwand dann im Hauſe.

Amadeus und Tommaſo ſtanden auf. Sie ſprachen nichts; aber ſie folgten Hand in Hand der Reizenden.

Liſt um Liſt.

O du ſchöner glücklicher Jugendtraum! Einen kindlichen Freund zu haben, ſo ganz aus der eigenen Seele genommen, wie ein zweites „Ich!“ — und eine Schweſter .... eine Schweſter ... wie Giuditta!

Freilich hätte Giuditta — nicht durch die Freundſchaft, wohl aber durch die gemeinſamen muſikaliſchen Leiſtungen der jungen Freunde — etwas von ihrem Glücke verlieren können, wenn ſich nicht ein Erſatz gefunden hätte, der ihr Amadeus auf Stunden faſt ausſchließlich gab.

Amadeus hatte nämlich mit ſeinem muſikaliſch ſo fein gebildeten Ohr gar bald entdeckt, daß Giuditta die prächtigſten Stimmmittel beſitze.

Augenblicklich war daher der Entſchluß gefaßt, ihr einigen Unterricht im Singen zu geben, und die reizende

Römerin hütete ſich wohl, dieſe herrliche Gelegenheit, ſich dem geliebten Freunde zu nähern und ungetheilt hingeben zu können, zurückzuſtoßen. Sie war auch die gelehrigſte Schülerin; nur ward dem jungen Lehrer oft gar eigenthümlich und ſonderbar zu Muthe, wenn ſie dabei — im heiligen Eifer für die zu erlernende Kunſt — ihren ſchönen, vollen Arm um ihn legte, und ſich, ſeinen Worten und Tönen lauſchend, mit ihren ſchwarzen Flammenaugen in die ſeinen ſo tief verſenkte. Er fühlte dann wohl Giudittas Hand in der ſeinen leiſe erzittern, was ihn mit einer Gluth übergoß und mit einem Gefühl durchdrang, das halb Aengſtlichkeit, halb Seligkeit war und ſein kleines Herz ſtürmiſch ſchlagen machte.

Außerdem waren beide wunderbar einig in der Art der gegenſeitigen Belohnung. Hatte Giuditta recht aufgepaßt und ihre Sache gut gemacht, ſo faßte der junge Lehrer ſeine „kleine wilde Katze“ gewöhnlich unter dem Kinn, drehte ihr reizendes Geſicht dem ſeinen zu, und gab ihr, in Anerkennung ihres Fleißes, diverſe kräftige Küſſe; dann aber fühlte Giuditta wohl, daß ſie dieſe Anerkennung gar nicht verdiene, ſie ſich aber nie genug bei Amadeus für die viele Mühe bedanken könne, die er ſich mit ihr, dem ungeſchickten Mädchen, gebe, und ſo zog ſie ihn an ſich und drückte ihm aus Dankbarkeit die glühendſten Küſſe auf die Lippen... Küſſe, ſo glühend und feurig, daß Wolfgang, roth bis über die Ohren, oft ganz ſchwindlich wurde. Aber er ließ es ſich doch ſo gern gefallen, und ſchaute ſie darauf ſo wonnig an, — daß ſich die dankbare Schülerin meiſtens verpflichtet fühlte, dieſe Anerkennungsbeweiſe mehreremale zu wiederholen.

Vater Mozart, das ſüdlichere Klima nicht gewohnt, hielt gewöhnlich um die Zeit, in der Wolfgang ſeine Schülerin bei ihm auf dem Zimmer unterrichtete, ſeine Sieſta, und ſchlummerte meiſtens ſchon nach den erſten Uebungen der Kinder ein. Tommaſo aber pflegte jene Stunde in Geſellſchaft ſeines Hofmeiſters zu verbringen. In den herrlichen Nächten aber hatten ſich die drei jungen Leute die Laube aus Monatsroſen zum Lieblingsplätzchen erkoren.

Vater Mozart und Linleys Hofmeiſter, ein äußerſt wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, gingen dann, in Geſprächen verloren, im Garten auf und ab, oder wurden von Frau Uslinghi mit Strömen der Beredſamkeit und Erfriſchungen materieller Art bedient; während Amadeus und Tommaſo muſicirten.

Aber Alles auf der Welt iſt vergänglich, und ſo lief auch die Zeit ab, die für den Aufenthalt in Rom beſtimmt war.

Der Capellmeiſter machte bereits Anſtalten zur Abreiſe nach Neapel.

Man kann ſich denken, mit welcher Trauer die herannahende Trennung die Herzen der drei jungen Leute erfüllte. War doch die Freundſchaft zwiſchen Amadeus und Tommaſo nicht blos Knaben-Anhänglichkeit, ſondern wirkliche Zärtlichkeit zweier tieffühlenden, übereinſtimmenden Seelen. Beide achteten ſich in der That als

Künſtler.*) Daß aber Giuditta Amadeus leidenſchaftlich liebte, und dieſer, wenn auch ohne klares Bewußtſein, für die reizende Tochter Uslinghi's mehr als eine brüderliche Neigung hegte, lag am Tage. Nur Eines tröſtete daher alle drei: Die Gewißheit, ſich nach einigen Wochen wiederzuſehen! Uebrigens war doch Vater Mozart in der letzten Zeit nach gerade etwas aufmerkſam auf die Neigung geworden, die ſich zwiſchen Giuditta und Amadeus, ſeiner Meinung nach, zu entſpinnen begann. Er blieb daher um ſo entſchiedener auf dem für die Abreiſe einmal feſtgeſetzten Termin und ſuchte namentlich auch den Abſchied ſo kurz als möglich zu machen. Tommaſo Linley ging den Tag zuvor, — nach den herzlichſten Umarmungen und heißeſten Verſicherungen dauernder Freundſchaft, — mit ſeinem Hofmeiſter nach Florenz zurück. Die jungen Leute hielten ſich dabei tapfer; keiner zeigte diesmal eine Thräne.... als ſie aber allein waren, Linley in der Wagenecke, Wolfgang auf ſeinem Zimmer, da feuchteten ſich doch die Augen und ein großer Schmerz durchzitterte die kindlichen Seelen.

Eine andere Taktik beobachtete der ſchlau Concertmeiſter in Betreff des Abſchiedes von Frau Uslinghi und ihrer ſchönen Tochter. Er war, das wußte er recht gut, beiden vielen Dank ſchuldig, denn ſie hatten ihn und Amadeus auf den Händen getragen,**) auch wollte er ja nach kurzem

---

*) Niſſen: Seite 190. Burney in ſeinem Tagebuch.

**) Leopold Mozarts Brief: Rom den 21. April.

Aufenthalt in Neapel in dies gaſtliche Haus wieder zurückkehren, und ſo nahm er die Sache ganz leicht und ſcherzhaft und ſprach nur von einem kleinen Ausfluge an den neapolitaniſchen Hof. Den letzten Nachmittag aber, brachte er plötzlich die Nachricht, daß ſie, auf Veranlaſſung des Kardinals **Pallavicini** in Geſellſchaft mehrerer Auguſtiner Mönche aus dem Kloſter St. Sebaſtian mit drei anderen Sedien oder zweiſitzigen Wagen abreiſen würden. Zu **Marino** im **Auguſtiner Kloſter** werde dann das Mittagsmahl eingenommen; da aber die Reiſe ſchon vor Sonnenaufgang angetreten werde, ſo habe er den frommen Vätern zuſagen müſſen, um keine Störung zu machen und keinen Verzug zu veranlaſſen, ſchon die Nacht im Kloſter zuzubringen. Damit aber hatte der ſchlaue und vorſichtige Mann jeden aufregenden Abſchied abgeſchnitten, denn jetzt hieß es: raſch gepackt und kurz gebunden!

Er war dabei ungewöhnlich heiter, ſcherzte mit Frau **Uslinghi**, küßte ſelbſt **Giuditta**, als ſeine liebe Tochter, tüchtig ab, ſprach aber faſt nur von dem nahen Wiederkommen, auf das er ſich — wie er ſagte — ungemein freue.

Je heiterer aber der Vater, deſto unbehaglicher fühlten ſich die Kinder. **Amadeus** war mit dem Freunde und der Freundin in dieſen Tagen zu glücklich geweſen, um ſich ſo leicht über den ſo bald entſchwundenen lieblichen Jugendtraum zu tröſten, und obgleich er von jeher kein Freund von rührenden Abſchiedsſcenen geweſen, und ſeine jugendlich-friſche Phantaſie ihn raſch über die wenigen Wochen hinwegtrug, die zwiſchen Trennung und Wiederſehen lagen, hielt ihn doch ein eigenthümliches Etwas ſo ſehr an den Umgang mit Giuditta gefeſſelt, daß es ihm faſt unmöglich ſchien, ohne ſie zu reiſen. Indeſſen: „Nach Gott kommt gleich der Papa!" ſtand noch immer mit Feuerſchrift in ſeiner Seele geſchrieben. Der Wille des Vaters war ihm alſo heilig!

Giuditta ließ nicht merken, was in ihr vorging. War ſie zu ſtolz ihren Schmerz zu zeigen? oder ärgerte die Gefliſſentlichkeit, mit der ihr Vater Mozart die letzte ſchöne Nacht, die ſchmerzlichſüße Stunde des Abſchiedes raubte? — Kurz, ſie that nicht dergleichen, und war ſelbſt in dem letzten Momente noch ſo heiter, als ob die lieben Freunde nur auf einen Tag über Land fahren ſollten.

„Uebe dich recht im Singen!" — rief ihr noch Amadeus im Weggehen zu. — „Wenn wir wiederkommen ſetzen wir den Unterricht fort! und" — fügte er zu ihrem Ohr geneigt leiſe hinzu — „balgen und beißen uns wieder!"

„Ja!" — verſetzte Giuditta in gleicher Weiſe — „und zu Marino, wo ihr morgen im Auguſtiner-Kloſter zu Mittag ſpeiſt, verſäume nicht die Grotte der heiligen Cecilie zu beſuchen — aber allein .... hörſt du ... allein — und bete dort ein Paternoſter für mich!"

„Kannſt darauf rechnen, kleine wilde Katze!" — rief Wolfgang mit gezwungener Heiterkeit, das peinliche Gefühl, das ihn erfaßt hatte heroiſch, unterdrückend, und folgte dem Vater, der ſchon einige Schritte voraus war.

Da Wolfgang zum Entzücken der Mönche faſt den ganzen Abend auf der Orgel des Kloſters zubrachte, das ihn und den Vater beherbergte, vergaß er über ſein Spiel alles Andere. Dann folgte ein kurzer Schlaf und mit Sonnenaufgang die Abreiſe durch die Campagna auf der Straße nach Neapel.

Die Campagna di Roma iſt der größte Theil des alten Latium's. Sie gränzt im Weſten und Oſten an Neapel, im Norden an Toskana und Sabina, und im Oſten an das mittelländiſche Meer, und iſt 15 deutſche Meilen lang und 30 Meilen breit.

In früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Macht Rom's, ſah man hier Städte, Landhäuſer, Tempel, Haine, Kornfelder, lachende Wieſen, prächtige Landſtraßen, Kanäle u. ſ. w., während jetzt der ganze Landſtrich wüſte und öde iſt, und die verpeſtete Luft jedes lebende Weſen ferne hält. Dieſe ſchädliche Luft — aria cattiva — hat aber nicht ihren einzigen Grund in den Sümpfen, die überall ſich zeigen, da ſie ſich nicht allein in Wäldern und Tiefen, ſondern auch auf Bergen findet — wahrſcheinlicher iſt, daß ſie zum großen Theil die chemiſche Beſchaffenheit des Bodens hervorruft. Sind doch ſelbſt ſchon mehrere Gegenden und Straßen von Rom, dieſer verpeſteten Luft wegen verlaſſen worden, die vorzüglich vom Juli bis October die größte Gefahr bringt, und — wenn nicht kräftige Verbeſſerungsmittel oder ein neuer Vulkan, durch Eruptionen die Atmosphäre von Zeit zu Zeit reinigen, (was um ſo eher geſchehen kann; als das ganze Land vulkaniſch iſt) möchte wohl der ſchöne Landſtrich, in welchem Rom liegt, mit der Zeit eine Wüſtenei werden, welche nur im Winter als Viehweide zu benutzen wäre.

Namentlich ſind es bekannterweiſe die pontiniſchen Sümpfe, die durch ihre niedere Lage und weil das Waſſer gar nicht abgeleitet wird, Miasmen aushauchen.

Dabei iſt der Boden der Campagna faſt ganz eben, und der Monte Marino, der St. Oreſto und die albaner Berge, mit dem Monte Cavo als höchſter Spitze, ſind die einzigen Erhöhungen, auf denen die Klöſter und Orte Marino, Frascati, Colonna, Albana und andere liegen.

Die zerſtreut liegenden Seen waren ſämmtlich früher Krater von Vulkanen.

Der Boden iſt fruchtbar, aber ſchmählich vernachläſſigt im Anbau, und ſtatt daß fleißige Arbeiter den Segen des Landes ausbeuten, machen Räuber die Gegend unſicher. Vater Mozart ſelbſt hatte ſchon am 28. April ſeiner Gattin nach Salzburg geſchrieben: „Die Wege ſind ſehr unſicher, ich gehe von Rom nicht weg, bis ich weiß, daß Sicherheit iſt, und mit dem Procaccio iſt man in großer Compagnie.“*)

Ueberhaupt hat — wenn man das angenehme Bewußtſein, jeden Augenblick von Räubern überfallen zu werden, als romantiſch betrachtet — die Campagna di Roma des Romantiſchen viel. Trümmer von Thürmen, Tempeln,

---

*) Niſſen Seite 199.

Grabmälern, Waſſerleitungen mit Epheu umrankt, bedecken ſie überall. Wilde Rinderheerden ſind dabei die einzigen Thiere, welche das ganze Jahr hindurch in der Campagne bleiben. In den Kanälen halten ſich zahlreiche Büffel auf und ſtarren unter den zottigen, ſchwarzen Stirnen mit wildem Blick die Vorüberfahrenden an. Von menſchlichen Wohnungen aber ſieht man nur das nomadenhafte Bretterhaus des Hirten, der ein elendes und kurzes, den verheerendſten Fiebern ausgeſetztes Leben führt.

Das iſt die Campagna di Roma. Die Amadeus jetzt in Geſellſchaft des Vaters und der Auguſtinermönche durchfuhr. Aber der junge Mozart ſchenkte weder der Gegend noch der Geſellſchaft Aufmerkſamkeit, er ſaß ſtill und in ſich gekehrt in einer Ecke des Wagens und dachte an ſeinen fernen Freund Tommaſo und an ſeine reizende Schweſter Giuditta! — — —

So kam man im Auguſtinerkloſter zu Marino an. Wolfgang war immer noch ſtill, und als er den Vater bat, ihn vom Mittageſſen zu dispenſiren, da er ſich mit einigen Orangen im Freien genügen laſſen wolle, hatte dieſer nichts dagegen einzuwenden.

Amadeus war alſo auf einige Stunden frei und konnte nun ungehindert dem Wunſche Guiditta's nachkommen und in der Grotte der heiligen Cecilie ein Vaterunſer für ſie beten. War doch dieſe Heilige, als Beſchützerin aller Muſiker, auch ſeine Schutzpatronin. Mit Freuden deutete ihm einer der Mönche den Weg dahin an. Er führte durch ein liebliches Thal, das um ſo ſchöner erſchien, als es mitten in der öden, baumleeren Campagna, wie eine Oaſe in der Wüſte, lag.

Ein kleiner aber klarer Bach, vom Kloſterberge kommend, floß langſam hindurch, bald ſein helles criſtallnes Bergwaſſer zeigend, bald verborgen von den großen Stengeln und Blättern der Canna und anderer Rohrgewächſe. Wogende Getreidefelder und friſches Wieſengrün, aus dem Tauſende von Anemonen und Maaslieb hervorſproßten, gaben dem einſamen Thale jenes Gepräge der Behaglichkeit, das Amadeus ſo ſehr heute Morgen während der Fahrt durch die Campagna vermißt. Kein Menſch war zu ſehen! Alles ruhte in der Mittagsſchwühle.

Endlich erblickte der einſame Wanderer die Grotte, die von vulkaniſchen Felsmaſſen gebildet wurde, welche wohl einſt, vor Tauſenden von Jahren, eine gewaltige Eruption hierher geſchleudert oder aus der Tiefe emporgetrieben hatte.

Der Eingang war mit Baumwurzeln, Epheuranken und anderen Schlingewächſen, in der ganzen Fülle ſüdlichen Pflanzenreichthums, beinahe verhüllt — ein Beweis ſeltenen Beſuches.

Amadeus bog ſie zurück und trat ein. Aber er blieb überraſcht ſtehen, ſo bezaubernd, ſo eigenthümlich war der Anblick. Die Höhle verzweigte ſich augenſcheinlich nach mehreren Seiten und hatte dadurch ſchon etwas Geheimnißvolles. Aber dies Geheimnißvolle wurde noch gehoben, durch das nächtliche Halbdunkel, das hier herrſchte, und von den Büſchen, die aus den zerklüfteten Wänden hervorwuchſen und den Eingang wie mit einem grünen Vorhange deckten. Zwiſchen den Felſen aber ſtand auf einer Art Altar eine ſteinerne Statue der heiligen Cecilie, die freilich keiner Meiſterhand ihr Daſein verdankte und von der Zeit viel gelitten hatte.

Amadeus verrichtete hier — dem gegebenen Verſprechen getreu — ſeine Andacht; dann ſuchte er ſich tiefer in der Höhle, wo ſich eine herrlich-weiche Moosbank befand, ein bequemes Plätzchen, zog ſeine Orangen aus der Taſche, verzehrte ſo ſein frugales Mittagsmahl, und ſtreckte ſich dann, die Augen ſchließend, der Länge nach hin, um in wachen Träumen den ſchönen Traum der letzten Wochen noch einmal an ſeiner Seele vorüberziehen zu laſſen.

In dieſem Augenblick ertönte nicht weit von ihm ein bekanntes Lied; — bekannt — denn es war von ſeiner eigenen Compoſition. Aber noch bekannter war die Stimme. Er ſprang empor .... das Ohr eines Mozart konnte ſich nicht täuſchen; .... aber .... wie ſollte ſie hier ſein? .... das war unmöglich!

Jetzt ſetzte die Stimme von neuem an .... Amadeus eilte einige Schritte vor .... und ſtand vor einem Mädchen, das in die Pilgertracht gehüllt war, die in Italien damals alle Wallfahrer und Wallfahrerinnen trugen, da ſie für Jeden, ſelbſt für Räuber, unantaſtbar heilig war. Aber raſch flog nun der breitkrämpige Hut und der lange Muſchelkragen ab, und — Giuditta lag an ſeinem Halſe!

„Giuditta!“ — rief Wolfgang vor Staunen außer ſich — „wie iſt es möglich, daß du hier biſt?“

„Sehr leicht!“ — entgegnete dieſe lachend. — „Papa hat uns ganz pfiffig den letzten Abſchied abgeſchnitten, da hole ich mir ihn nun ſelbſt. Meinſt Du, ich ließe Dich ſo gehen, ohne ein ordentliches Lebewohl? und glaubt Papa eine Italienerin ließe ſich ſo leicht täuſchen? O! da irrt Ihr euch beide!“

„Aber ich begreife nicht!“ — .... rief Amadeus noch immer ſtarr vor Staunen.

„Auf welche Weiſe die „kleine wilde Katze“ hierher kommt?“ — frug die Tochter Uslinghi's.

„Ja!“

„Sagte dein Vater nicht ſelbſt, daß ihr heute zu Marino im Auguſtiner-Kloſter das Mittagsmahl einnehmen würdet?“

„Allerdings!“

„Nun, ihr reiſt mit Mönchen, und wenn Mönche in einem auswärtigen Kloſter ein Mittagsmahl einnehmen, ſo heißt das, daß ſie wenigſtens ſechs Stunden Raſt machen: zwei am Tiſch, zwei im Keller und zwei ſchlafend.“

„Aber wie weißt du das?“

„Amadeo!“ — rief hier Giuditta heiter — „das iſt eine „deutſche“ Frage. In Italien kennt dies jedes Kind.“

„Aber dein Hierherkommen?“

„Da ich alſo wußte, dich jedenfalls noch hier zu treffen, und die Grotte der heiligen Cecilie zu Marino der Ort iſt, zu dem ich alljährlich viermal wallfahre, ſo war mein Entſchluß bald gefaßt. Kaum ward ihr fort, ſo ſagte ich meiner Mutter gerade heraus, daß es für ſie und mich eine Schande ſei, von Papa Mozart hinter das Licht geführt worden zu ſein — — eine Schande, die ſich Italienerinnen nicht gefallen laſſen dürften. Ich ſei daher feſt entſchloſſen, mich zu rächen und mir meinen Abſchied von Dir durch Liſt zu holen. Sie lachte .... denn das war ganz nach ihrem Sinn, da Euer Ueberſiedeln in's Kloſter ſie auch verdroſſen hatte.“

„Aber dein Hieherkommen?“

„Ich nahm alſo auf der Stelle meinen Pilgerhut und Kragen und machte mich auf den Weg.“

„Geſtern ſchon?“

„Geſtern! eine halbe Stunde nachdem ihr weggegangen.“

„Und du gingſt zu Fuße bis hierher?“

„Den Abend und die halbe Nacht durch. Dann ſchlief ich einige Stunden in Novelli bei meiner Baſe, und jetzt bin ich ſchon drei Stunden hier, die ich zum Beten benutzt habe.“

„Aber da mußt du ja namenlos müde ſein?“

„Was macht das? dafür hab' ich meinen Kopf durchgeſetzt und mir einen Abſchied von Dir erobert; Deinem Papa gezeigt, daß ſich eine Italienerin nicht überliſten läßt — und endlich rechnet mir Pater Frattina, mein Beichtvater, die Wallfahrt als Buße an, das weiß ich ſchon.“

Amadeus ſchüttelte lächelnd den Kopf. So ſehr es ihn freute, Giuditta noch einmal zu ſehen, ſo beunruhigte ihn doch ſein Gewiſſen über den kleinen Betrug, der hier —

freilich ohne ſeinen Willen — dem Vater geſpielt wurde, und Amadeus war nicht nur gewöhnt, des Vaters Willen als heilig zu achten, ſondern auch nichts ohne ſein Wiſſen zu thun. Hatte er bisher auch nicht im Entfernteſten etwas Unrechtes in ſeiner brüderlichen Neigung zu Giuditta geſehen, ſo machte ihn dieſe Zuſammenkunft irre, dann aufmerkſam .... und bei dem glühenden Kuſſe, den die reizende kleine Italienerin jetzt auf ſeine Lippen drückte — — wußte er mit einemmale, daß es keine Schweſter ſei, die er in den Armen halte!

Und doch war dieſer Kuß ſo ſüß, daß es ihn dabei mit einem ſeligen Schauer durchrieſelte, — und doch hatte ihn noch kein Kuß ſo wunderbar angenehm berauſcht, — und doch fühlte er heute zum erſtenmale, daß er mit dem reizenden Mädchen einen Himmel in ſeinen Armen hielt.

Wie oft hatte er ſich mit Giuditta in übertoller Laune gebalgt, ſie umfaßt und umſchlungen. Er war ſich keines anderen Gefühles dabei bewußt geworden, als der Luſt eines wilden Knaben, der mit einem anderen, oder ſeiner Schweſter ringt. Heute — ſeit wenig Minuten war es anders. Der zum Jüngling heranreifende Knabe fing an zu fühlen, was es heiße: ein liebes, holdes, reizendes Mädchen in ſeinen Armen zu halten. In der That war denn auch die Zaubermacht und die Gewalt dieſes neuen Eindruckes ſo groß, daß er alles Andere darüber vergaß. Und hatte nicht Giuditta für ihn den weiten Weg von Rom bis hierher zurückgelegt? .... war ſie nicht Tag und Nacht gegangen, nur um von ihm noch einmal Abſchied zu nehmen? Konnte ſein edles Herz, ſein empfängliches Gemüth, für ſolche Beweiſe der herzlichſten Schweſterliebe unempfindlich bleiben?

Gewiß nicht! und zwar um ſo weniger, als es die Natur ſchon ſehr empfänglich geſchaffen. Amadeus gab ſich alſo freudig den Gefühlen der Dankbarkeit und der aufkeimenden Liebe hin. In ſeinen Opern hatte er ſchon öfter Arien der Liebe componirt, ohne freilich die Liebe je zu kennen; jetzt fühlte er, daß das nur Noten ohne Sinn und Verſtand ſeien — jetzt kam es wie eine ferne Himmelsahnung über ihn, was denn wohl Liebe ſei!

Giuditta hatte ſich unterdeſſen niedergeſetzt, und Amadeus zu ſich gezogen, ſo das ſein Haupt in ihrem Schooße lag und ſein feines ſchönes Geſicht in das ihre ſchaute. Lange ſahen ſie ſich auf dieſe Weiſe lächelnd an, ohne zu ſprechen; dann neigten ſich beide gegeneinander, wie zwei Roſenknospen, die der Morgenwind wiegt, und fanden ſich in langen ſeligen Küſſen.

Stunden vergingen ſo im traulichen, ſüßen Geplauder, in Scherzen und Witzen, und ſie waren um ſo ſchöner und ſeliger, als gar kein anderes Verlangen zu ihrem Bewußtſein kam, und der Engel der Unſchuld und Kindlichkeit ſie heiligte. Das Morgenroth der Liebe ſtand über ihnen: roſig, golden, unbeſchreiblich ſchön; — ſie ſchauten im Geiſte hinein und ſchwelgten in der Ahnung des hinter ihnen liegenden Himmels.

Endlich war es Zeit ſich zu trennen. Giuditta mahnte ſelbſt daran; denn auch ſie mußte heute noch bis nach Novelli zu ihrer Baſe zurück. Aber ſie ſagte:

„Nun, Amadeo, haben wir Abſchied genommen; jetzt auch kein Wort mehr. Du kommſt wieder, und daß du mich nicht vergißt, weiß ich.“

Dann griff ſie in ihren Buſen, holte ein kleines goldenes Kreuz hervor und gab es Wolfgang mit den Worten:

„Nimm dies Amulet, es iſt vom heiligen Vater ſelbſt geweiht. Ich trage es ſeit meinem ſechſten Jahre auf dem Herzen, trage du es auch da und wenn du es anſiehſt denke an mich.“

Dabei umfaßte ſie ihn ſtürmiſch, — noch einen Kuß, und ſie war in einem Seitengange der Höhle verſchwunden.

Eine Nacht in Neapel.

Der Abend hatte ſein Dämmerlicht bereits über Neapel ausgebreitet, als es auf der Hauptſtraße dieſer Königin der Städte, der Riviera di Chiaja, die ſich mit ihren prachtvollen Paläſten der Länge nach an der Villa-Reale (den Tuilerien Neapels) hinzieht und an dem Ufer des Meeres bis zu dem Pauſilipp erſtreckt, lebendig wurde. Iſt doch hier jeden Abend das Rendez-vous der ganzen neapolitaniſchen Welt, ſowohl der haute société; als der Bürger, der Arbeiter, der Lazzaroni und der Bettler.

Die ſeinen jungen Herren auf kleinen calabreſiſchen Pferden, die Damen in prächtigen offenen Wagen, die Officiere in glänzenden Uniformen, die Cabriolets auf hohen Rädern, oft mit zehn Perſonen beſetzt, die Staatswagen des Adels — von Dienern in glänzenden Livreen und Fackelträgern umgeben — zahlloſe von ihren Geſchäften ruhende Arbeiter, Schaaren von Mönchen und Geiſtlichen aller Arten und Farben, Männer, Weiber und Kinder — — alles trifft ſich hier und wimmelt bis Mitternacht ſchwätzend, liebend, ſchäckernd, jauchzend, lachend, bettelnd und genießend durcheinander, miteinander und aneinander vorüber. Auch heute war das Gedränge ungeheuer, — ſo furchtbar, daß es ſeinen Lärm weithin ſandte und in der Ferne dem Toben des aufgeregten Meeres glich; — ſo gewaltig, daß es Jeden, der zum erſtenmale in daſſelbe gerieth, wahrhaft betäuben mußte. Und dieſen Einfluß übte es denn auch in der That auf zwei Menſchen, die augenſcheinlich fremd waren und ſicher die erſte Nacht in Neapel zubrachten.

Dieſe beiden Menſchen aber waren niemand anderes, als der fürſtlich Salzburgiſche Capellmeiſter, Herr Leopold Mozart und ſein berühmter Sohn, der cavaliere filarmonico!

Amadeus war von dem Treiben Neapels entzückt. Das war ſo ganz nach ſeinem Sinn und kam ihm ſehr gelegen, nicht um die Eindrücke von Rom und Marino zu verwiſchen, wohl aber den kleinen Gewiſſensbiſſen ein Ende zu machen, die er noch immer über ſeine letzte, dem Vater verheimlichte Zuſammenkunft mit Giuditta hatte.

Aber er konnte mit dem ernſten Vater darüber nicht ſprechen; ſchon der Gedanke daran ſchnürte ihm die Kehle zu.

Dem Capellmeiſter ſelbſt gefiel dies fröhliche Treiben ebenfalls, wenn es ihn auch — wie eben geſagt — betäubte.

Er blieb dabei, ſeiner Gewohnheit nach, ein ſtiller, ernſter Beobachter, und als ſolcher folgte er denn auch mit ſeinem Sohne dem allgewaltigen Menſchenſtrome, der ſie allmälich von dem ariſtokratiſchen Corſo der Riviera di Chiaja nach dem mehr volksthümlichen Stadttheile Santa-Lucia hindrängte.

Aber welch' neue Scenen boten ſich hier ihren Augen dar!

Da reihte ſich eine unabſehbare Maſſe von Ständen und Boutiquen an einander; und .... was für eigenthümliche Stände und Boutiquen waren dies?

Als Dach dienten zumeiſt Reſte alter durchlöcherter Segel! — als Stand ſelbſt, vier Stangen und einige alte Breter! Zur Beleuchtung zwei Lichter — an jeder Ecke eines! Auf den Bretern aber und am Boden in flachen Körben, gebettet auf grüne vom Waſſer noch feuchten Seepflanzen, waren Millionen Auſtern, Muſcheln, Schaalthiere aller Art — bekannt unter dem Namen frutti di mare (Seefrüchte) — und zahlloſe kleine Fiſche, die zumeiſt noch zappelten und hüpften, ausgeſtellt. Aus den Kehlen der halbnackten, nur und allein mit kurzen, aufgeſchürzten Leinwandhoſen bekleideten Verkäufer aber tönte es im tollſten Durcheinander:

„Signori! — Monſignori!“ — „Oſtrechini, Caranci, Ferali!“ — „Achtung! Achtung! Alles noch friſch und lebendig!“ — Und dazwiſchen das erſehnte: „Aqua gelata!“ — „Aqua gelata!“*) der Waſſerträger.

---

*) Eiswaſſer, mit einem Tropfen Aniſett gemiſcht.

Und neben dieſen Boutiquen, alte Weiber an der Erde kauernd und über Kohlenfeuer die gelben Kolben des Maiſes röſtend. Ein eben ſo beliebtes als wohlſchmeckendes Nahrungsmittel. Dann wieder die beweglichen Zelte und Tiſche der Maccaronihändler und der Verkäufer der Waſſermelonen, dieſer ſegensvollen Frucht für Italien, von der es nicht umſonſt heißt: „Per un soldo, si beve, si mangia, e si lava la figura!“*) Und welche Schaaren luſtiger, genießender, jauchzender Menſchen um dieſe Stände und Tiſche. Dazwiſchen Guitarrſpieler, Seiltänzer und Gaukler, die edle Poricinelle, und die unvermeidlichen Marionetten. Und Mönche, wohin das Auge ſieht! „feiſte, ſinnliche, lebensvolle Geſtalten, ſchwatzend, tabackſchnupfend und Beifall rufend wie die Anderen Alle!“

Vater Mozart und ſein Sohn ſtanden wie betäubt. Ein ſolches Leben kannte ihr deutſches Vaterland nicht! nicht einmal Wien, die ſtolze, doch gewiß auch als lebensluſtig bekannte, Kaiſerſtadt! Ja Paris und London blieben hinter demſelben zurück.

Plötzlich aber wichen die Laute der Freude einem drohenden Gemurmel, das ſich wie ein dumpfgrollender Donner, zugleich mit einer ungeheueren Menſchenmaſſe, daher wälzte. Mit Blitzesſchnelle verwandelte ſich dabei die Scene der Freude und der Luſt in eine Scene ſo drohender Art, daß Vater Mozart in der That zu bangen anfing; allein von einem Ausweichen oder Zurückziehen war hier keine Rede. Sie ſtanden in dem Gedränge wie angemauert. Die Urſache ſollten ſie bald erfahren. Es war ein hier zu den Alltäglichkeiten gehörender Auflauf der Lazzaroni, jenes Theiles der neapolitaniſchen Bevölkerung, der ſo gefährlich, daß König und Regierung ihn damals nur dadurch in Ordnung zu halten wußten, daß ſie einem dieſer Lazzaroni — der gewiſſermaßen das Haupt oder der Anführer derſelben war — alle Monate fünfundzwanzig Ducati d'argento, alſo gewiſſermaßen einen Tribut, auszahlen ließen.*)

---

*) Für einen Kreuzer kann man ſich ſatt trinken, ſatt eſſen und auch noch waſchen.

Tauſende dieſer halbnackten, mit Lumpen bedeckten Menſchen, ohne Stand, ohne Beſchäftigung, ohne Eigenthum und Obdach, deren Neapel damals über 40,000 zählte, wälzten ſich alſo, in einen gewaltigen ſchwarzen Knäuel zuſammengedrängt, murrend und ſchreiend daher. Es war nämlich aus einer am Wege nach dem Pauſilippo gelegenen Capelle eine ſchwere goldene Kette geſtohlen worden, die einige fromme Pilgrimme kurz vorher der dort aufgeſtellten Mutter Gottes geſchenkt und um den Hals gehängt hatten. Der Verdacht des Diebſtahls ruhte nun auf einem der Lazzaroni mit Namen Giacomo, bei dem man die Kette geſehen haben wollte. Sofort arretirte ihn die Polizei, und da ſie den Richter des Stadtviertels auf dem Platze von Santa-Lucia wußte, ſo hatte man ihm den Thäter eben vorgeführt.

---

*) Mozart's Brief No. 14 aus Neapel.

Aber die Sache war ſehr ernſt, denn die tobende, murrende Maſſe der Freunde Giacomo's konnte jeden Augenblick eine die Ruhe Neapels bedrohende Emeute hervorrufen. Es kam alſo alles auf das Benehmen des Richters an, um den jetzt Tauſende von Lazzaroni, Mönche, Bürger und Arbeiter, Käufer und Verkäufer einen Kreis bildeten. Sofort trat Todtenſtille ein, denn der Richter hatte das Zeichen gegeben, daß das Verhör beginnen ſollte.

„Tritt näher, Giacomo!“ — ſagte er jetzt mit faſt väterlicher Stimme; denn er wußte recht gut, um was es ſich hier handelte und wie dieſe Leute behandelt werden mußten.

„Tritt näher!“

Giacomo that es.

„Nun, mein Freund!“ — fuhr der Richter fort, — „iſt es wahr, daß du „der heiligen Mutter Gottes am Pauſilippo eine goldene Kette geſtohlen haſt?“

„Ich habe ſie nicht geſtohlen!“ — entgegnete gutmüthig der Lazzaroni.

„Wie? du haſt ſie nicht geſtohlen?“

„Nein.“

„Man hat ſie doch bei dir geſehen!“

„Das iſt wahr; aber ich habe ſie nicht geſtohlen.“

„Giacomo! mach mich nicht böſe.“

„Ich habe ſie nicht geſtohlen.“

„Nun gut!“ — ſagte der Richter mit unerſchütterlicher Ruhe, — „du haſt ſie nicht geſtohlen; aber du haſt ſie dir genommen!“

„Ich habe ſie auch nicht genommen.“

„Und haſt ſie doch? Wie iſt das zu verſtehen?"

„Nun," — verſetzte Giacomo, — „ich will erzählen wie es gekommen iſt."

„Alſo?"

„Sehen Sie, ich werde alt, Herr Richter; während meines ganzen Lebens aber war ich immer ein guter Chriſt, habe jeden Tag — des Morgens und des Abends — zu der heiligen Jungfrau gebetet. So war ich auch geſtern nach der Capelle „der heiligen Mutter-Gottes am Pauſilippo" gegangen, um zu ihr zu beten. Ich ſagte ihr dabei, ich ſei alt, — arbeiten könne ich nicht mehr .... und ſo fehle es mir an Allem. Als die Heilige das hörte, — ſie wußte, daß ich ein guter Katholik war — nahm ſie die Kette von ihrem Hals, gab ſie mir und ſagte: Nimm! da haſt du für den Reſt deines Lebens ſoviel du für Macaroni und Aqua gelata brauchſt. Sehen Sie, Herr Richter, ſo bin ich zu der Kette gekommen."

Kaum aber hatte Giacomo mit einer Stimme voll Ruhe, Gemüthlichkeit und Ueberzeugung dies geſagt, als ein ungeheures Freudengeſchrei von allen Seiten losbrach:

„Benedetta la madonna!" —

„Bravo, Giacomo, bravo!" —

„La santa madonna ha fatto un miracolo, per lui!"

„Bravo Giacomo!"

„Benedetta madonna!"*)

heulte und jubelte es durch die Lüfte!

---

*) Geſegnet ſei die Madonna! Brav, Giacomo, brav! Die heilige Mutter Gottes hat ein Wunder für ihn gethan! ꝛc.

Aber der Richter blieb ruhig und wartete — dem mit pfiffiger Gutmüthigkeit und innerlicher Freude dreinſchauendem Giacomo gegenüber — ab, bis ſich der Lärm gelegt hatte. Als dies geſchehen, ſagte auch er mit faſt jovialem Tone:

„Das iſt gut, mein lieber Giacomo, ſehr gut für dich; denn nun wirſt du auch nicht gehängt. Ich glaube dir auch und auf dieſe Weiſe haſt du allerdings die Kette nicht geſtohlen.“

„Auch nicht genommen!“

„Nein,“ — verſetzte der Richter, — „auch nicht, was man zu ſagen pflegt, genommen!“

„Nun denn .... ſo bin ich frei?“

„Ein einziges Wort noch!“ — ſagte der Richter mit feinem Lächeln. — „Ich glaube dir alſo, du haſt die Kette nicht geſtohlen, und es iſt gewiß, die „heilige Mutter Gottes am Pauſilippo iſt ſehr gut und gnädig gegen dich geweſen, daß ſie dir die ſchöne Kette gab. Du aber, Giacomo, du hätteſt doch ſo zartfühlend ſein ſollen, ... ſie nicht anzunehmen!“

„Es iſt wahr!“ — riefen jetzt einige Stimmen aus dem Volke — „Giacomo hätte ſie nicht annehmen ſollen!“

„Denn,“ — fuhr der Richter fort, — „die arme Mutter Gottes hat jetzt nichts mehr! Sie iſt des ſchönen Schmuckes beraubt, den ihr fromme Hände gaben und der ſie gewiß gefreut hat .... beraubt durch dich, Giacomo! — Das iſt nicht ſchön .... die arme Madonna!“

„Die arme Madonna!“ — wiederholten Hunderte von Stimmen von allen Seiten. — „Gib ihr die Kette zurück, Giacomo!“

„Ja! zurückgeben! zurückgeben!“ — heulte es jetzt durch die Nacht.

Giacomo kratzte ſich hinter den Ohren, zerdrückte mit verlegener Miene einige jener Thierchen auf dem Haupte, die bei den Lazzaroni nie fehlen, griff dann in die Taſche, zog die Kette heraus und gab ſie dem Richter.

„Da iſt ſie!“ — ſagte er dabei gelaſſen — „aber ich bin feſt überzeugt, es wird der Heiligen peinlich ſein, wiederzunehmen, was ſie mir geſchenkt hat.“

„Glaub's nicht!“ — verſetzte der Richter kopfſchüttelnd — „es wird ſie im Gegentheil freuen, und der Beweis davon iſt der, daß ſie dir die Kette ſicher nicht zum zweitenmale gibt!“

Der Richter ſprach dieſe Worte mit beſonderer Betonung, ſteckte dann die Kette ein und wandte ſich zum gehen.

Der ganze Haufe aber, der ſich noch wenige Minuten zuvor ſo drohend gebärdet hatte, daß eine Emeute faſt unvermeidlich ſchien, lachte jetzt und trug den frommen Giacomo, — für den die Mutter Gottes ein Wunder gethan und der doch ſo chriſtlich geweſen, ihr den Schmuck zurückzugeben, — jauchzend und ſingend von dannen.

„Wunderbare Stadt, wunderbare Menſchen!“ — flüſterte der Capellmeiſter ſeinem Sohne zu, — „hier haben wir ſo recht den italieniſchen Charakter aus erſter Hand. Eben noch Geſichter voll Rache, Hände an den

Dolchen, ein furchtbar drohender Auflauf — und jetzt . . . Lachen und Scherz, Freude und Gemüthlichkeit aller Orten!“

„Mir gefällt dies lebendige, feurige Weſen ungemein!“ — ſagte Wolfgang heiter, — „ich glaube ſogar, ich verſpüre ſo etwas italieniſches in meinen Adern!“

„Deutſch, Wolfgang, deutſch iſt beſſer!“ — verſetzte der Vater, — „ihre muſikaliſchen Kenntniſſe kannſt du ihnen ablernen; ihren Charakter laß ihnen!“

Das Lärmen und Treiben aber wurde beiden jetzt doch zu viel. Sie gingen daher dem ſtilleren Theil der Gegend zu; es war das Ufer des Meeres. Aber auch hier waren ſie nicht allein.

„Excellenzen, Excellenzen! einſteigen!“ — rief ihnen ein Schiffer zu — „der Veſuv arbeitet! alle Fremden eilen hin!“

„Der Veſuv arbeitet?“ — riefen Vater und Sohn und im gleichen Augenblicke ſtanden ſie in der Barke.

„Nach Portici?“ — frug der Schiffer.

„Ja, Portici zu!“ — ſagte der Capellmeiſter und beiden klopfte das Herz.

Der Schiffer nahm das Ruder.

Aber kaum glitt die Barke einige Minuten auf dem Waſſer dahin, als ſich ein unausſprechlich ſchönes Bild vor ihren Augen entrollte.

Die Nacht hatte ſich bereits vollkommen über die Erde und das Meer gelagert; aber — als ob ſie bedaure, das herrliche Neapel verhüllt zu haben, — hatte ſie den

Mond herbeigerufen, der nun groß und ſtill aufging und mit ſeinem Silberglanze das Meer, die Felſen, die prachtvollen Landhäuſer und Paläſte, und dort, dort! .... den dunkelen Rieſen Veſuv verklärte.

Und welche Gegenſätze! — Das Meer, ſo unendlich groß, ſo majeſtätiſch, ſo ſtill erhaben, mit dem über ihm langſam dahinſchwebenden Monde ein Bild der tiefſten Ruhe, des ewigen Friedens. Und hier! der innerlich kochende und glühende Rieſe mit den hoch aufſteigenden Rauchſäulen, die von Zeit zu Zeit gewaltig aufblitzende Feuerſtrahlen durchbrachen, glühende Steine wie Brandraketen weit abſchleudernd; während blutrothe zähe Flammenſtröme, dem Krater entquellend, in prachtvoll furchtbarer Erhabenheit langſam und wie mit dämoniſcher Majeſtät an den Seiten des Berges herniederfloſſen.

Amadeus — überraſcht und gefeſſelt durch die Großartigkeit und Schönheit des Anblickes — ſaß ſtumm und regungslos am einen Ende der Barke; aber ſeine Blicke ruhten ſtaunend bald auf dem Himmel, bald auf dem Meere, auf dem feuerſpeienden Rieſen und auf der träumenden Stadt.

Die Nacht war unausſprechlich ſchön, und doch ward es ihm faſt ängſtlich zu Muthe, wenn er dachte: daß nur einige Meilen von dieſem ruhigen Meere, von dieſer ſchwelgeriſchen Stadt, mit ihren ſo ſorglos dahintaumelnden Bevölkerung, unter dieſem ruhigen klaren Himmel, in dieſer von Weichheit und köſtlichen Düften erfüllten Atmosphäre ein Heerd furchtbarer Revolutionen throne, wo alle Elemente kochten, gährten, brannten und ſich mit Wuth bekämpften; daß in den blutenden und zerriſſenen Eingeweiden der Erde da unten der furchtbarſte und entſetzenerregendſte ewige Krieg wüthe!

Auch den Vater erfüllten ſolche Gedanken. Nach einem langen Schweigen ſagte er daher jetzt: „Nie ward es mir in meinem Leben noch anſchaulicher, wie unſicher und nichtig auch das Schönſte auf dieſer Welt iſt; wie all das blühende Leben doch nur über dem Abgrunde des Todes und des Verderbens ſpielt. Der Veſuv kommt mir wie die Werkſtätte finſterer hölliſcher Dämonen vor, die von hier aus in nächtlicher Stille die Welt überfluthen mit ihrem unſeligen Treiben.“

Er winkte dem Schiffer und die Barke drehte ſich dem Heimwege zu.

Das Meer wurde glatt und glänzend wie ein ungeheuerer unabſehbarer Spiegel; kein Lüftchen bewegte ſeine Oberfläche, ſo daß die Sterne ganz hell aus der Tiefe wiederſtrahlten und die Barke wie zwiſchen zwei Himmeln dahinglitt.

Da ertönte es plötzlich, von einem fernen Fiſchernachen her, geſungen von vier ſchönen Männerſtimmen:

„O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria!
„Mater amata, intemerata, ora, ora pronobis.“

Und der berauſchende Duft der ſüdlichen Pflanzenwelt erfüllte, die zauberhaft weiche Luft. Die Sterne am Himmel und im Waſſer funkelten hell und heller auf, und wie ihr zitternder Strahl an das Herz des jungen Mozart klopfte, da löſten ſich alle Schleußen der Seligkeit und die Nacht und das Meer und die Sterne und die Töne riefen ihm leiſe, leiſe zu „Giuditta!“ „Giuditta!“ Und er ſchloß die Augen — — und das Bild des geliebten, reizenden Mädchens ſchwebte lange vor ſeiner Seele.

Der Zauberring.

Amadeus befand ſich nun mit ſeinem Vater ſchon ſeit einigen Tagen in Neapel und zwar gefiel es beiden hier beſſer, als an irgend einem der anderen Orte, die ſie bisher beſucht. Wären Giuditta und Tommaſo noch dageweſen, ſo würde Wolfgang geglaubt haben, in das Paradies verſetzt zu ſein.

Alles vereinte ſich aber auch zu einem ſo ſchönen Zuſammenwirken, wie man es ſich nur denken konnte. Die herrliche Lage Neapels, die Schönheit der Stadt ſelbſt und ihrer Umgebung, das heitere und doch ſo gewaltig-pulſirende Leben in ihr, die herzliche und begeiſterte Aufnahme, die ſie fanden, die Freunde und Verehrer, die ſich ihnen anſchloſſen!

Beſonders waren es der Baron Tſchudy, die Gemahlin des kaiſerlich öſterreichiſchen Geſandten, die Gräfin

Kaunitz, geborne Fürſtin von Oettingen, und die Marquiſe Tanucci, die ſie gleich bei ihrer Ankunft mit offenen Armen empfingen. Letztere ſchickte ſchon den zweiten Tag ihren Haushofmeiſter zu den neuen Ankömmlingen, und ließ ihnen melden, daß derſelbe jederzeit zu ihren Befehlen ſtehe, um ſie in einem Wagen ſeiner Herrin aller Orten herum zu führen und ihnen alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Auch die alte Principeſſa Belmonte und die ihnen von London aus ſchon befreundete Lady Hamilton ſchloſſen ſich den Ebengenannten an; während ihnen aus der muſikaliſchen Welt der damals allgemein beliebte und bekannte Componiſt Jomelli — deſſen Oper Cajo Mario gerade damals mit großem Beifall in Neapel gegeben wurde — und ein deutſcher Compoſiteur mit Nakmen Doll voll der herzlichſten Liebenswürdigkeit entgegen amen.

Vom Hofe freilich war noch keine Einladung gekommen, obgleich die Königin Amadeus immer freundlich grüßte, wo ſie ihn ſah; dagegen hatte eine Akademie, von der Gräfin Kaunitz veranſtaltet, den jugendlichen Meiſter in den höchſten Kreiſen bereits eingeführt und namentlich auch mit dem Herzoge von Calabritta und dem Prinzen Francavilla, beide Verwandte des Königs, in Berührung gebracht. Das nächſt Wichtigſte aber für unſeren jungen Muſiker war nun eine Einladung in das Conſervatorium della Pieta, woſelbſt er ſich vor einem Kreiſe vornehmer Neapolitaner und den Zöglingen des Conſervatoriums hören laſſen und ſeine Meiſterſchaft als Clavierſpieler beurkunden ſollte. Doll und Jomelli hatten verſprochen, ihn und den Vater zu dieſem wichtigen Gange abzuholen.

Es war bereits ſieben Uhr des Abends. Die größte Hitze war vorüber, und durch die geöffneten Jalouſien zog ein friſches, erquickendes Lüftchen ein. Der Vater hatte ſich auf den Balkon geſetzt, der ſich vor dem Zimmer befand, und ſchaute, in nicht zu beſchreibender Behaglichkeit, auf das Bild, das ſich vor ſeinen Augen ausbreitete und das den ganzen Golf von Neapel umfaßte. Amadeus dagegen ſaß am Claviere und ſpielte mit ſtillem Entzücken einen Menuett von Haydn, den ihm Nannerl vor wenigen Tagen zugeſchickt: Haydn war ja ſein Ideal, ſeine Freude und — als Deutſcher — ſein Stolz.

In dieſem Augenblick traten die beiden muſikaliſchen Freunde ein. Amadeus ließ ſich nicht ſtören:

„Hören Sie nur! hören Sie nur!“ — rief er ihnen mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit entgegen — „hören Sie nur etwas Neues von dem großen, göttlichen Haydn! .... Welch' ein Ausdruck heiteren Gemüthes! .... Iſt das nicht als ob man in ein Gewühl glücklicher Menſchen hinein komme? .... Iſt das nicht als ob Kinder lachten, ſich neckten, mit Blumen würfen? ....“

Und er ſpielte in vollem Entzücken weiter. Endlich ſtand er auf und rief, indem ſich ſein von der Sonne des Südens leicht gebräuntes Geſicht ganz prophetiſch verklärte:

„Wie ſchön, wie beneidenswerth iſt doch der Wirkungskreis eines Tonkünſtlers! Ich ſehe es wieder an dieſer Schöpfung. Mit ſeinen ſüßen Harmonien entzückt er Tauſende und Abertauſende empfänglicher Seelen; ſchafft ihnen die reinſte Wonne; erhebt, beſänftigt, tröſtet ſie! — Ja! auch dann, wenn er nicht mehr iſt, lebt er fort in ſeinen Werken .... und Tauſende ſegnen und bewundern ihn.“

„Nun!“ — verſetzte Jomelli — „unſer guter Amadeus iſt auf dem beſten Wege ein ſolch' glücklicher Unſterblicher zu werden!“

„Ja,“ — rief Wolfgang lachend — „Wunſch und Wille ſind dazu da; aber ſonſt bis jetzt noch wenig. Dagegen haben Sie ſich, Herr Capellmeiſter, ſchon die ſchönſten Denkmale geſetzt. Ihre Opern: „Iphigenia“ und „Cajo Mario“ entzücken ganz Italien, und ihr meiſterhaft geſetzter Pſalm: „Benedictus dominus deus Israel“ iſt unvergleichlich ſchön. Wir hörten ihn in Rom!“

„Es geht aber nichts über klaſſiſche Kirchenmuſik!“ — ſagte der Vater, der jetzt hinzugetreten war und den beiden Freunden die Hände drückte; — „und darin hat Amadeus recht, Ihr Pſalm, Jomelli, iſt eine klaſſiſche Compoſition, und wird überall entzücken.“

„Die Muſik iſt eben die wahre allgemeine Sprache,“ — verſetzte Jomelli — „die man überall verſteht: daher kennen ſie alle Länder und Völker, darum tönt ſie durch alle Jahrhunderte, — darum wird ſie mit ſo großem Ernſt und Eifer unaufhörlich geredet; deßhalb macht eine bedeutſame, vielſagende Melodie auch gar bald ihren Weg um das ganze Erdenrund; während eine nichtsſagende gemeinlich ſchnell verhallt und erſtirbt.“

„Nur muß ſie nicht von Dingen reden wollen,“ — verſetzte Amadeus — „ſondern einzig und allein von Gefühlen: denn gerade weil ſie das Reich der Gefühle ſo unumſchränkt beherrſcht, ſpricht ſie ſo ſehr zum Herzen, während ſie dem Kopfe unmittelbar nichts zu ſagen hat. Daher iſt alle malende Muſik ein Mißbrauch! .... o, ich fühle es ſo deutlich in mir, deutlicher als ich es ſagen kann: Muſik ſoll nichts Anderes ſein, als Ausdruck der Leidenſchaften.“

Doll und Jomelli hatten mit Staunen den Worten des, in ſeinem Aeußern faſt noch knabenhaften, Maestro zugehört. Er hatte mit dem Ernſte eines erfahrenen Mannes geſprochen und doch war er ihnen bis dahin faſt nur als ein ausgelaſſenes heiteres und witziges Kind vorgekommen. Aber ſie ſollten bald noch mehr erſtaunen; denn wenn Amadeus einmal von Muſik ſprach, waren alle Kinderpoſſen vergeſſen und er erſchien als vollkommen urtheilsreifer Mann. Dieſe Urtheilsreife lag aber eben ſo urſprünglich in ihm, als die Begabung zu Compoſitionen und techniſcher Ausführung. Er war mit dieſen Gaben geboren.

Jomelli wollte ihm indeſſen heute einmal auf den Zahn fühlen und fuhr daher in dem Geſpräche fort, indem er zu Amadeus gewandt, frug:

„Für was erklären Sie eigentlich die Muſik? Was iſt ſie wohl, ihrer tiefſten Bedeutung nach?“

Wolfgang überlegte einen Moment, dann ſagte er mit leuchtenden Augen, als ſpräche er einen Satz ſeines inneren Evangeliums aus:

„Muſik iſt die Melodie, zu der die Welt der Text iſt!“

Die drei älteren Männer ſtanden frappirt.

„Aber wie wollen Sie dies erklären?“ — frug Jomelli weiter.

„Erklären?“ — wiederholte Amadeus, wenn nur das „erklären“ nicht wäre. Ich fühle das Alles, aber das „erklären“ wird mir oft ſauer.“

„Du mußt es aber doch verſuchen!“ — ſagte der Vater — „denn nur ſo wirſt Du Dir klar.“

„Nun!“ — rief Wolfgang — „probiren wir's; aber ich muß einen Vergleich zu Hülfe nehmen. Das Verhältniß der Tonkunſt zu dem ihr jedesmal aufgelegten beſtimmten Aeußerlichen, wie Marſch, Tanz, Aktion, kirchliche oder weltliche Feierlichkeit u. ſ. w. iſt analog dem Verhältniß der Architektur als blos ſchöner, d. h. auf rein äſthetiſche Zwecke gerichteter Kunſt zu den wirklichen Bauwerken, die ſie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr ſelbſt fremden Zwecken ſie daher die ihr eigenen zu vereinigen ſuchen muß, indem ſie dieſe unter den Bedingungen, die jene ſtellen, doch durchſetzt, und demnach einen Tempel, Palaſt, Zeughaus, Opernhaus u. ſ. w. hervorbringt, daß es ſowohl an ſich ſchön, als auch ſeinem Zwecke angemeſſen ſei und ſogar dieſen, durch ſeinen äſthetiſchen Charakter ſelbſt ankündige. In gleichem Verhältniſſe ſteht nun die Muſik zu Welt und Leben. Ich kann ſie mir ideal denken; aber dann iſt ſie Muſik der Sphären. Für uns Erdenmenſchen tritt ſie nur auf, wenn ſie die Melodie zu dem Text wird, den Welt und Leben geben. Die Mutter will ihr Kind in den Schlaf ſingen, Krieger ziehen in den Kampf, luſtige Mädchen wollen tanzen, fromme Seelen ſich erheben ..... da haben wir die Texte zu dem Wiegenlied, dem Marſch, dem Tanze, der Kirchenmuſik."

„Sollte aber die Dienſtbarkeit zu all dieſen willkürlichen Zwecken das eigentliche Weſen der Muſik ſein?" — frug hier Doll.

„Nein! gewiß und wahrhaftig nicht!" — rief Amadeus eifrig und mit leuchtenden Augen. — „Ihrem eigentlichen, tiefinnerſten Weſen iſt dies Alles ſo fremd, wie der rein äſthetiſchen Baukunſt die menſchlichen Nützlichkeitszwecke. Wären wir höhere, nicht an die äußere Erſcheinung gebundene Weſen, wüßten wir, daß die Muſik ihrem tiefſten Weſen nach keinen Text bedarf, ja, ohne ihn, ſich viel freier bewegt; aber wir ſind eben Menſchen und mit der irdiſchen Muſik an Raum und Zeit, Welt und Leben gebunden. Dennoch geht etwas praktiſches hieraus hervor: auch unſere Muſik wird da ihren Höhepunkt erreichen, wo ſie ſich am freieſten vom Text macht, alſo im Concert, in der Sonate und vor allem in der Symphonie!"

„Sehr richtig!" — ſagte Jomelli — „die Symphonie iſt der ſchönſte Tummelplatz der Muſik, auf dem ſie ihre Saturnalien feiert."

„Und“ — rief Amadeus — „den ganzen Jubel der Menſchenbruſt aushaucht! O ich ſehne mich darnach eine zu ſchreiben, und hier kann man es lernen. Das Leben in Neapel iſt eine einzige große Symphonie! — Aber wir ſind von unſerem Thema abgekommen, und doch möchte ich mich hier noch über etwas ausſprechen.“

„Alſo?“ — ſagte der Vater.

„Ich ſprach vorhin vergleichend von der Architektur,“ — fuhr Wolfgang fort, — „nun, das Schickſal dieſer Kunſt führt mich wieder auf das der Muſik. Beide ſind auf böſe Abwege gerathen, von welchen ſie zurückgebracht werden müſſen.“

„Und welches ſind dieſe Abwege?“ — frug Jomelli.

„Das was man thörichterweiſe jetzt ihre Tugenden nennt!“ — verſetzte der junge Maestro eifrig — „die römiſche Architektur, das hat man ja in Italien täglich vor Augen, kam unter den ſpäteren Kaiſern dahin, daß ihre reine urſprüngliche Schönheit unter der Ueberladung mit Verzierungen unterging. Iſt es mit der Muſik unſerer Tage anders? Wird nicht alle Einfachheit und natürliche Schönheit verrückt und erdrückt von Schnörkeln, Verzierungen und Ueberladungen? Lärm, Lärm und wieder Lärm! ..... Viele Inſtrumente, viele Kunſt, ... aber wenig Wahrheit, wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken!“

Vater Mozart war bei dieſer etwas allzukühnen Aeußerung ſeines Sohnes unruhig geworden. Er fürchtete, daß ſich Jomelli durch dieſen directen Tadel der damaligen italieniſchen Muſik beleidigt fühlen und die Worte des Sohnes vielleicht weiter verkünden könnte. Aber Jomelli, der dies bemerkte, legte beruhigend ſeine Hand auf des alten Mozart's Arm und ſagte lächelnd:

„Befürchten Sie nichts, mein edler Freund, Ihr Sohn ſpricht mir aus der Seele, und ich glaube, daß mein Cajo Mario beweiſt, daß ich denke, wie er.“

„Deshalb machte ich auch meiner Seele bei Ihnen Luft!“ — rief Amadeus. — „Ich habe ſo viele ſchaale, nichtsſagende, melodieloſe Compoſitionen des Zeitgeſchmackes hören müſſen, daß ich — gerade bei Ihrer Oper — mir vornahm, Ihrem Beiſpiele zu folgen, und wenn ich jetzt meine Oper für Mailand ſchreibe, den überflüſſigen, entſtellenden Quark wegzulaſſen.“

Vater Mozart ward es, trotz der erfriſchenden Seeluft, die durch die geöffneten Jalouſieen hereinwehete, immer heißer: aber Amadeus war einmal im Zuge und ſo mußte der Vater mit Bangen und Zagen zuhören, wie ſich ſein vierzehnjähriger Sohn in den kühnſten reformatoriſchen Ideen erging:

„Die große Oper“ — ſagte der junge Maestro jetzt — „iſt gar kein Erzeugniß des reinen Kunſtſinnes mehr, vielmehr des barbariſchen Begriffs von Erhöhung des äſthetiſchen Genuſſes mittelſt Anhäufung der Mittel. Gleichzeitigkeit ganz verſchiedenartiger Eindrücke und Verſtärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Maſſe und Kräfte; während doch die Muſik, als die mächtigſte aller Künſte für ſich allein, den für ſie empfänglichen Geiſt vollkommen auszufüllen vermag; ja, ihre höchſten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genoſſen zu werden, den ganzen ungetheilten und unzerſtreuten Geiſt verlangen, damit er ſich ihnen hingebe und ſich in ſie verſenke, um ihre einfache, aber ſo geheimnißvolle als innige Sprache zu verſtehen. Statt deſſen dringt man jetzt in der Oper zugleich durch das Auge auf den Geiſt ein, mittelſt des bunteſten Gepränges, der phantaſtiſchſten Bilder und der lebhafteſten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stückes ihn beſchäftigt. Durch dies Alles aber wird der Zuhörer abgezogen, zerſtreut, betäubt, und ſo am wenigſten für die heilige, geheimnißvolle innige Sprache der Töne empfänglich gemacht.“

„Da bietet doch die Kirchenmuſik einen viel reineren Genuß!“ — fiel hier Vater Mozart ein, der in ſeiner Verlegenheit nach einer Wendung des Geſprächs haſchte.

„Freilich! Freilich!“ — rief Amadeus — „ſchon darum, weil deren meiſtens unvernommene Worte, oder das wiederholte „Hallelujah!“ — „Gloria!“ — „Eleiſon“ — „Amen“ u. ſ. w. zu einem bloßen Solfeggio*) werden, in welchem die Muſik — den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend — ſich frei ergeht und nicht, wie beim Operngeſange, in ihrem eigenen Gebiete von Miſeren aller Art beeinträchtigt wird, ſondern ſich frei und mit großen Flügelſchlägen emporſchwingt, wie ein Seraph!“

---

*) Solfeggien heißen die von Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert zur Bezeichnung der Töne erfundenen Silben: ut, re, mi, fa, sol. Jedes Ueben im Notenſingen und Notenleſen ohne Text, blos mit der Ausſprache der Tonbezeichnung heißt daher Solfeggiren. Ein ſo geſetztes Tonſtück iſt ein Solfeggio.

„Ja, ja!“ — rief Jomelli und reichte Amadeus mit dem Ausdruck der aufrichtigſten und tiefſten Achtung die Hand — „ja! junger Mann, Sie haben recht! Meſſe und Symphonie allein geben vom höheren rein muſikaliſchen Standpunkte aus betrachtet, ungetrübten, vollen muſikaliſchen Genuß; während in der Oper die Muſik ſich nur gar zu oft mit dem ſchalen Stück elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Laſt durchzukommen ſucht, ſo gut ſie kann.“

„Jetzt aber war Vater Mozarts Angſt bis auf das höchſte geſtiegen:

„Kinder!“ — rief er daher mit faſt rührender Beſorgniß — „Kinder, Ihr habt beide recht und ich theile Eure Anſicht ganz und gar. Aber ich beſchwöre Euch, kommt von dem unſeligen Gedanken ab, den einmal herrſchenden Geſchmack zu reformiren. Hört mich, als einen Mann von Erfahrung: Ihr ſeid verloren, wenn Ihr es thut! Führt das Gute und Schöne, was Euer Genius gebiert, immer ein; aber achtet die alten anerkannten Doctrinen. Führt die Menſchen nach und nach zum Beſſeren, — läutert, veredelt die Muſik — aber langſam, allmälig, unbemerkt. Wer den Menſchen das Gute mit Gewalt aufzwingen will, erliegt den Anathemen der Privilegirten und Beſchränkten; — wird, iſt er ein Muſiker, von ihrem Schreien, Toben und Pfeifen zu Tode gehetzt werden!“

„Beſter Capellmeiſter," — verſetzte Jomelli lächelnd — „Ihr ſeid zu ängſtlich. Alles ſchreitet vorwärts, alſo auch die Muſik. „Laßt die Todten ihre Todten begraben!" ſagt die heilige Schrift; wir, die Lebenden ſind verpflichtet den Geſetzen des Lebens Rechnung zu tragen und das Alte, Ueberlebte abſtreifend, Neues, Edleres und Beſſeres zu ſchaffen."

Vater Mozart ſchüttelte trübe das Haupt; dann ſagte er zu Jomelli:

„Ihr, Herr Capellmeiſter, ſeid ein Mann von begründetem Rufe, großen Talenten und ausgebreiteten Lebenserfahrungen. Vielleicht glückt es Euch; aber ich fürchte, ich fürchte, Ihr fallt Eurem edlen Streben zum Opfer. Amadeus iſt noch ein Knabe — ein Anfänger — er hat jedenfalls jetzt noch das Alte zu achten. Steht er einſt groß da, dann mag er thun, was er nicht laſſen kann!" *)

Indeſſen war die Zeit zum Beſuche in dem Conſervatorium della Pieta herangekommen. Die Muſiker machten ſich alſo mit Amadeus auf den Weg dahin.

Das Conſervatorium war ein altes düſteres Gebäude,

---

*) Die Vorausſagung in Betreff Jomelli's erfüllte ſich leider nur zu bald. Beauftragt für Johann V. König von Portugal, mehrere Opern zu ſchreiben, bemühte ſich dieſer verdienſtvolle Mann einen beſſeren und einfacheren Styl in der Operncompoſition einzuführen, wurde damit aber überall verhöhnt, angefeindet und zurückgeſtoßen. Dieſe Unbillen, zahlloſe Verfolgungen und die kalte Aufnahme ſeiner Opern brachen ihm das Herz, ſo daß er ſchon nach 4 Jahren — 1774 — ſtarb. Unter ſeinen Kirchenſtücken zeichnet ſich beſonders ein „Miſerere" und „Requiem" aus.

das eher das Anſehen eines Kloſters, als das einer theoretiſch und praktiſchen Bildungsanſtalt für Muſiker und Sänger hatte. Das große dunkle Thor glich einem Löwenrachen und der Empfang-Saal ſah — trotz der vielen Heiligenbilder an den Wänden — eine Reitſchule gar nicht unähnlich. Die Eindrücke, welche es daher auf Wolfgang machte, waren durchaus keine angenehmen, und die Stimmung, in die ſie ihn verſetzten, wurde durch die große Geſellſchaft von Herren und Damen, die er außer den Schülern des Conſervatoriums hier fand, durchaus nicht gehoben.

„Da geht wieder mein Leiden an," — ſagte er daher nach den erſten Begrüßungen in verdrießlichem Tone halblaut zu ſeinen Gefährten. — „Das wartet wieder Alles auf Hexereien und muſikaliſche Seiltänzerkünſte! Sehen wollen ſie, wie meine Finger hüpfen und fliegen .... der Flug der Phantaſie, das Hervorrufen muſikaliſcher Ideen iſt nicht die Sache der Menge."

Und er war zerſtreut, ſein Blick unſtät, ſein Geiſt bei dem vorhin geführten Geſpräche. Endlich bat man ihn, ſich an das Clavier zu ſetzen. So wie er aber dieſen Platz eingenommen, war er auch ein ganz anderer Menſch. Die Geſellſchaft exiſtirte nicht mehr für ihn. Ernſt und geſammelt blickt ſein Auge vor ſich; jeder Muskel drückte die Bewegung aus, die in ihm vorging und welcher er durch Töne Sprache gab.

So fing er, wie gewöhnlich, in langſamen Tempo an. Es war eine einfache Melodie, noch einfachere Harmonie, die nur nach und nach intereſſanter wurden. Er that dies, theils um ſich ſelbſt erſt zu erheben, theils um den Geiſt der Zuhörer zu ſammeln und dann mit ſich in kühnem Adlerfluge emporzutragen.

Aber Wolfgang bemerkte nicht dabei, daß die Leutchen ringsumher ſich anſahen, und daß über manches Geſicht eine Miene flog, die halb ſpöttiſch, halb verächtlich ſagte: — „Sehr gewöhnlich!“

Da ward das Spiel Mozarts plötzlich feierlich, ſeine Harmonie frappant und groß; aber das Frappante und Große war für gewöhnliche Ohren zu ſchwer. Das deuchte den Meiſten langweilig, und ſo fingen verſchiedene Damen an, einander etwas zuzuflüſtern, mehrere nahmen Theil, am Ende ſprach beinahe die halbe Geſellſchaft leiſe.

Jetzt erſt bemerkte dies Amadeus, der bis dahin zu tief in ſeine Phantaſien verſunken war, um etwas anderes als die Klänge zu hören, die ſeinen Geiſt erfüllten und ſeine Hände wachriefen. Das Blut ſchoß ihm, dem leicht Gereizten, zu Kopf.

„Dummköpfe!“ — brummte er ziemlich laut, aber in deutſcher Sprache, vor ſich hin. — „Sie ſchwätzen und baſen, weil ich die Töne keine Purzelbäume auf ihrem Trommelfell ſchlagen laſſe. Aber wartet, ich will euch Reſpekt einflößen!“

Und mit einemmale, den Hauptgedanken mit einer brillanten Wendung wiedergebend, behandelte er denſelben mit einer Virtuoſität, die ſogleich Alles verſtummen machte,

— und variirte dann die Melodie zehn bis zwölfmal mit ſolcher ungeheuren Fingergewandtheit, daß ſich die ganze Geſellſchaft ſtaunend herbeidrängte. Aber je mehr Ausrufe des Entzückens und der Bewunderung Amadeus jetzt hörte, deſto wilder vor Zorn und Verachtung ward er. Seine kleinen ſchönen Hände flogen in den, nun wie zum Hohn und Spott losgelaſſenen Fingerhexereien ſo ſchnell über die Taſten, daß ſie effectiv faſt nicht mehr zu ſehen waren und nur der Brillant ſeines Ringes durch ſein Blitzen ihre pfeilſchnellen Bewegungen kundgab.

Jetzt war die Geſellſchaft ſtarr und ſtumm, vor Staunen. Namentlich erfaßte die Schüler des Conſervatoriums ein unheimliches Grauen. Es war bei vielen — namentlich den älteren, die ſich ſchon Jahre lang mit dem Clavier quälten, ohne es zu etwas Bedeutendem zu bringen — das Bewußtſein ihrer völligen Nichtigkeit gegen dieſen vierzehnjährigen Knaben aus dem barbariſchen Deutſchland. Sie ſtarben bald vor Neid, und als Amadeus geendet und ein lauter Applaus ſein Spiel lohnte, zuckten mehrere die Achſeln und flüſterten den Nächſtſtehenden etwas in die Ohren. Da hörte man denn manches: „Ja ſo!“ — „Jetzt begreife ich es!“ — „Natürlich!“ — „Das iſt keine Kunſt!“ — und bald ging das Geziſchel durch den ganzen Saal.

Wolfgang unterhielt ſich gerade mit dem Director des Conſervatoriums, und ſah und hörte von dieſem unanſtändigen Treiben daher nichts; indeſto größere Verlegenheit brachte es Vater Mozart, Doll und Jomelli. Endlich ſagte Letzterer: „Ich muß wiſſen, was das iſt.“ Und auf einen der Schüler zugehend, der ihm bekannt und verwandt war, frug er nach der Urſache dieſes auffallenden Betragens.

„Je nun!“ — entgegnete dieſer — „meine Freunde meinen, es ſei ſo leicht als unrühmlich auf die Weiſe des jungen Herrn Mozart ſich Ehre zu verdienen.“

Jomelli ſtutzte.

„Ich verſtehe Sie nicht!“ — ſagte er dann. — „Leicht? — wo iſt denn einer von Ihnen allen, der ſich mit ihm meſſen könnte? und was ſoll das „unrühmlich“ bedeuten?“

„Jeder kann ſich mit ihm meſſen, der ſich dazu hergibt, ſich deſſelben Mittels zu bedienen.“

„Mittel?.... ich wüßte hier keines, als ein eminentes Talent und eine horribele Fingerfertigkeit, die einen unbeugſamen Fleiß vorausſetzt!

„So?“ — rief der Schüler verächtlich lächelnd.

„Was ſoll Ihr „ſo“?“ — rief jetzt Jomelli, in ächt italieniſchem Zorn aufblitzend, ſo laut, daß auch der Director des Conſervatoriums und Amadeus es hörten und näher traten.

„Sie ſind des Herrn Freund!“ — entgegnete achſelzuckend der Schüler.

„Ich bin ein fünfzigjähriger Mann von begründetem Ruf,“ — ertgegnete Jomelli ſtolz, — „und beuge mich in hoher Verehrung vor dieſem jungen, aber ächten Künſtler, den ſelbſt Bologna zum Cavaliere filarmonico ernannt hat.“

„Was wohl nicht geſchehen wäre, wenn man gewußt hätte ....“

„Was?“ — fielen hier Amadeus, Jomelli und Doll zugleich ein.

„Daß Sie einen „Zauberring“ am Finger tragen,“ — platzte jener heraus — „der Ihnen die Kunſtfertigkeit, mit welcher Sie alle Welt hinreißen, durch magiſche Kraft gibt!“

„Ja! es iſt ein Zauberring,*) den er am Finger trägt!“ — riefen jetzt eine Menge Stimmen.

Jomelli und Doll lachten laut auf; über die feinen Züge des jungen Mozart's aber lief nur ein leiſes Lächeln, in dem indeſſen der Ausdruck tiefſten Bedauerns lag. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreifte er den Ring vom Finger, legte ihn in die Hand des Directors, ſetzte ſich abermals an das Clavier und ſpielte nun wo möglich noch wundervoller, eleganter, künſtlicher und hinreißender wie zuvor.

Die Eleven ſtanden verdutzt, bleich .... ſprachlos da, den Ausdruck der Schaam in den bornirten Zügen; und jetzt kannte, als Amadeus geendet, die Bewunderung der bis dahin Ungläubigen keine Grenzen mehr.

Aber Wolfgang fühlte ſich nicht behaglich, und drang auf baldiges Weggehen.

Der Vater willigte gern ein und Jomelli und Doll begleiteten ſie. Als ſie aber das Conſervatorium kaum hinter ſich hatten, machte Amadeus zum Schrecken Aller auf einmal und mitten auf der Straße einen Luftſprung, indem er — freudig, wie ein freigelaſſener Sclave — rief:

---

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. Seite 203.

„Zum Teufel jetzt die Dummheit der Menſchen! Gott ſei Dank ich bin dieſe Geſichter los und will heute Abend ſo ausgelaſſen ſein, als hätte ich die Nannerl oder meine „kleine wilde Katze“ bei mir!“

„So kommt zu mir!“ — rief Jomelli, — „Ihr ſeid heute Abend meine Gäſte!“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und nun hätte man Amadeus ſehen ſollen. Er parodirte mit köſtlicher Perſiflage die Eleven des Conſervatoriums, von welchen auch einige dieſen Abend geſpielt und geſungen hatten, mit ihrer ſüßlich-bornirten Weiſe und ihrem verdorbenen und verdrehten Kunſtgeſchmack. Dann ſetzte er ſich — während eine götterſchöne Nacht durch die weit offen ſtehenden Fenſter hereinblickte — vor Jomelli's Clavier, und — auf ihr heutiges Geſpräch über die Verirrungen der damaligen Operncompoſiteure eingehend — führte er ganze Opernſcenen aus dem Stegreife in jener überladenen Manier ſo wahrhaft komiſch auf, daß die Uebrigen ſich vor Lachen ſchütteln mußten.

Plötzlich war er verſchwunden; zehn Minuten ſpäter aber trat er mit einem beſchriebenen Notenblatt, deſſen Noten noch nicht trocken waren, aus Jomelli's Arbeitszimmer.

„Nun!“ — rief Doll heiter, — „was für ein Werk haben wir jetzt wieder der Inſpiration unſeres jungen Maeſtro's zu danken!“

„Werk?!“ — frug Amadeus mit komiſchem Pathos, — „Herr, wenn der Cavaliere filarmonico mit dem „Zauberringe“ ſchreibt, ſo gibt das nicht ſo ſchlechthin nur „ein Werk,“ ſondern ein Kunſtwerk!“

„Nun!“ — verſetzte jener lachend, — „alſo: mit was für einem „Kunſtwerk“ will uns Signor Mozart überraſchen?“

„Mit einem der erhabenſten Kunſtwerke im Sinn und im Geiſte der Zeit!“

„Und das iſt?“

„Eine der großartigſten Bravour-Arien für irgend eine großartige Prima-Donna.“

„Etwa für die Bernasconi, die in deiner Mailänder Oper ſingen ſoll, und die wir morgen beſuchen müſſen?“ — frug der Vater ſcherzend.

„Einerlei!“ — rief Amadeus luſtig, ein volles Glas köſtlichen im Eis gekühlten Capri-Wein hinunterſchlürfend. — „Bernasconi, Gabrielli, Baſtardella oder Spagnoletta.... jedenfalls muß ſie eine Stimme wie eine Nachtigall und einen Athem wie ein Blasbalg haben.“

„Zeig her!“ — ſagte der Vater. — „Ha, ha!..... Spottvogel.... das ſind Lieblingsideen der Aleſſandri, Gazzaniga u. ſ. w.“

„Und der Text!“

Aber ein neues homeriſches Gelächter ſchallte jetzt durch die Räume. Amadeus hatte ihn aus einer Summe der hochtrabenſten und wüthigſten italieniſchen Opernfloskeln und Exclamationen zuſammengeſetzt und dieſe bunten Glasperlen auf das Poſſirlichſte zuſammengereiht.

„Gebt jetzt Acht!“ — rief er, an das Clavier tretend, — „die Prinzeſſin kommt!“ — und mit unnachahmlicher Schelmerei ſang er, mit ſeiner ſchwachen aber ſchönen und ſchulgerecht gebildeten Stimme:

„Dove, ohi dove, son io? — — — Oh Dio! questa pena! o prince! … o sorte! … io tremo!… io manco!… io moro!… o dolce morte!“*)

Aber in demſelben Moment fiel, wie eine Bombe ins Haus, der entlegenſte Accord brauſend drein, und Amadeus ſang, an der Prinzeſſin Stelle zuſammenfahrend: „Ah qual contrasto!…. barbare stelle! …. traditore!…. carnifice!“….**)

Und ſo ging es voll Schelmerei fort über die wankenden Brücken des Imponendo, colla parte, vibrando, rinforzando, smorzando u. ſ. w. und deren vielfältige Schnäbel und Wiederhaken.

Niemals hatte der Vater ſeinen Amadeus noch ſo liebenswürdig ausgelaſſen geſehen als heute; er ward ſelbſt ganz jung und feurig, und alle vergaßen ſo ſehr der Zeit, daß der Morgen ſchon am Himmel ſtand, als ſie von einander ſchieden.

---

*) Wo, ach wo bin ich? O Gott! welche Pein! O Prinz! O Schickſal!… Ich zittre … ich ſinke nieder … ich ſterbe … o ſüßer Tod!

**) Ach welcher Contraſt!… Grauſames Schickſal! Verräther! Grauſamer!

„Es lebe der **Zauberring**!“ — rief **Amadeus** noch, als ſie ſchon auf der Straße waren, **Jomelli** zurück. — „Ohne ihn wären wir nicht ſo luſtig geweſen!“

Signora Bernasconi.

Signora Bernasconi, Italiens damals berühmteſte Sängerin, hatte zu Mittag geſpeiſt. Die koſtbarfeine ächt neapolitaniſche Suppe von Schnecken und Muſcheln, die Frutti di Mare (Auſtern und kleine Schalthiere), die Maccaroni, Hummern, grüne Salate, Fiſche, Ziegen- und andere Braten waren hinausgetragen, und nur Apfelſinen, Feigen, Pfirſiche und Trauben, nebſt einigen Flaſchen Capri- und Falerner Weine, ſtanden noch auf der Tafel. Die Tafel war dabei mit zehn Couverts beſetzt: aber augenſcheinlich war nur eines davon gebraucht; was daher kam, daß jeden Mittag, auf den ſtrengen Befehl der Signora Bernasconi, ein Diner für zehn Perſonen bereitet und ſervirt werden mußte, einerlei ob zehn, vier, zwei Gäſte erſchienen oder die Signora die Laune hatte, allein zu ſpeiſen.

Letzteres war heute geſchehen. Die Hitze war der

Sängerin zu unerträglich geweſen, um ſich irgend den leiſeſten Zwang aufzulegen. Obgleich ſich daher zu der ſtets offenen, vortrefflichen Tafel, der blendend ſchönen, geiſtreichen und gefeierten Künſtlerin auch heute Gäſte genug gemeldet hatten — Gäſte unter denen ſich ſogar der Prinz Francavilla befunden — waren ſie doch mit dem Beſcheid abgewieſen worden: „Signora Bernasconi ſpeiſe heute allein!“

Aber in Italien iſt und war von jeher eine Primadonna von Ruf eine tyranniſche Macht, von der nicht nur der Maeſtro, der für ſie die Opern componirt, Alles zu hoffen hat, wenn er gehorcht, und Alles zu fürchten, wenn er ſich als rebelliſcher Sclave zeigt; — ſondern auch der Theaterunternehmer, ſammt jedem Verehrer und Anbeter, mag er Künſtler oder Fürſt, Marcheſe oder Prinz ſein. Die Macht einer italieniſchen Primadonna iſt abſolut!

Signora Bernasconi lag jetzt auf einem Divan, den wundervollen Körper nur von einem ganz leichten aber koſtbaren weißen Neglige eingehüllt. Sie war ſchön und ſtolz wie eine Juno und auf ihrem Antlitz lag etwas, anzuſehen, „nicht etwa wie ein Maientag, ſondern eher wie ein Himmel voll Glut und Wetterleuchten!“

Ein unbändiger Stolz thronte dabei auf der hohen Stirne; die edel gebogene Naſe, die kühn geſchwungenen ſtarken Augenbrauen, die blitzenden Augen, das feine Bärtchen auf der Oberlippe aber, kündeten Feuer, Kraft und Entſchloſſenheit. Wer dies Weib ſah, fühlte, daß Muth dazu gehöre, mit ihr umzugehen.

Jetzt aber hatte ſich dieſe hohe junoiſche Stirne auch noch in Falten gelegt, da Launen und Langeweile die Herrin plagten. Niemand freilich ſah dies, als eine einzige Perſon, die Zofe der Signora, die in der fernſten Fenſterniesche ſtand; — aber dieſe arme Perſon hielt auch vor Herzklopfen und Angſt die Hand auf die beklommene Bruſt gedrückt, denn jeden Augenblick konnte ſich ja ein Gewitter mit vernichtenden Blitzen und Donnern über ihrem Haupte entladen. Und wie ſchrack ſie zuſammen, als nun in der That plötzlich ein herriſches:

„Arabella!“ — ertönte.

„Signora!“ — entgegnete ſie zitternd und trat einige Schritte vor.

„Näher!“ — gebot die Sängerin — „ſoll ich meine Stimme anſtrengen, wenn ich mit Dir rede?“

Die Zofe folgte demüthig.

„Gib mir Eiswaſſer.“

Arabella reichte es ehrerbietig und Signora trank; dann dehnte ſie ſich, im höchſten Grade gelangweilt, und ſagte:

„Iſt Niemand im Vorzimmer?“

„Niemand, Signora!“

„Und warum hat man heute alle Beſuche abgewieſen?“

„Vergebung, meine gnädige Gebieterin,“ — ſtammelte Arabella, — „Sie haben es ſelbſt befohlen.“

„Dummheit!“ — entgegnete jene, — „ich wollte allerdings beim Speiſen allein ſein; keinesweges aber habe ich geſagt, daß auch nach dem Diner Niemand kommen dürfe!“

„Madonna....!"

„Schweige!" — herrſche die **Bernasconi**, — „deine Albernheiten bringen mich noch um's Leben."

Jetzt entſtand eine kleine Pauſe, in welcher Signora durch eine heftige und ungeduldige Bewegung ihrer ſchönen Schultern das Spitzengewand etwas weiter vom Nacken gleiten ließ.

„Oeffne die Jalouſien und die Fenſter!" — rief ſie dann, — „es iſt unausſtehlich heiß im Zimmer!"

Arabella that es; kaum aber war es geſchehen, als Signora plötzlich in die Höhe fuhr, ihr feines, geſticktes Taſchentuch raſch über die Achſeln warf und mit zorniger Stimme rief:

„Warum denn alle? das zieht ja furchtbar. Ich werde meine Stimme verlieren!"

„Aber Signora!" —

„O! ſie bringt mich um!" — rief jene weiter und die Augen ſchoſſen Blitze des Zornes: — „Die Fenſter auf! die Jalouſien zu!"

Auch dies geſchah und eine abermalige Pauſe trat ein. Nach einigen Minuten, in welchen ſich die Aufwallung der ſchönen Italienerin etwas gelegt haben mochte, hub ſie von neuem an:

„Iſt mein Oheim, der alte Narr von Philoſoph zu Hauſe?"

„Ohne Zweifel!" — entgegnete **Arabella**, — „er verläßt ja faſt nie ſein Zimmer."

„So gehe und ſage ihm, ich wolle ihn ſprechen."

Arabella ging; doch noch ehe ſie die Thüre des Gemaches erreicht, rief ihre Gebieterin: — „Nein, gehe lieber nicht, Arabella! .... er iſt ein ſolcher Weiberfeind, daß er dich gar nicht in ſeine Zimmer laſſen wird. Beauftrage lieber Stephane, ihn zu rufen.“

Die Zofe verneigte ſich und ging.

„Ja, ja!“ — flüſterte jetzt Signora Bernasconi vor ſich hin, und ein ſpöttiſches Lächeln ſpielte um ihren Mund — „er ſoll kommen und mir die Langeweile vertreiben. Für was füttere ich ihn denn ſonſt? — Könige und Kaiſer hielten ſich Zwerge als Hofnarren, warum ſoll die Bernasconi nicht einen Philoſophen als Hofnarr halten? Es iſt allerdings eine Sonderbarkeit von mir; aber ich liebe die Sonderbarkeiten!“

Sie ſchwieg. Nach einer kleinen Weile aber ſagte ſie:

„Und an welcher Seite werde ich ihn am beſten packen? .... An welcher? o! — er iſt ja ein fürchterlicher Weiberfeind und ſicher auf dieſem Gebiete am komiſchſten!“

Die Sängerin entwarf nun, auf dem Divan ausgeſtreckt, mit heiteren Mienen einen Feldzugsplan.

Aber welch' wundervolles Bild hätte dieſe königliche, jetzt ſo leicht hingegoſſene Geſtalt einem Maler gegeben: zumal das dichte ſchwarze Haar ſich losgewunden, und nun in vollen dunklen Locken auf Hals und Schultern herniederfloß.

Oder war es eine kleine Bosheit von Signora, dem „Weiberfeind“ einen ſo entzückenden Anblick zu gönnen?

— oder dachte ſie ihn vielleicht damit zu verwirren? — oder gar zu ärgern?

Er trat ein. Es war eine kleine unanſehnliche Geſtalt, mit häßlichen und mehr noch grämlichen Zügen. Struppiges weißes Haar deckte den Kopf, eine vernachläſſigte Kleidung den Körper. Jeder, der nur einigermaßen Menſchenkenner war, ſah auf den erſten Blick, daß Menſchenverachtung dieſe Seele zum Sonderlinge gemacht; und wer es nicht ſah, der konnte es aus dem ewigen halblauten Selbſtgeſpräche entziffern, das der alte Mann in polterndem, zürnendem Tone mit ſich ſelbſt führte.

„Wird wieder was Rechtes ſein!“ — brummte er, finſtere Falten auf der Stirne, ſchon beim Eintreten vor ſich hin. — „Albernheiten, Kindereien! und damit ſtört man mich im Studium!“

Die Bernasconi that, als ob ſie nichts gehört habe; denn ſie wollte ſich erſt an des Oheims Selbſtgeſpräch divertiren, und da ſie auf dem Divan lag, ſah ſie der zerſtreute Mann gar nicht.

„Nicht einmal da!“ — brummte er weiter, — „dummer Zeitverluſt! .... hat freilich nichts zu thun, als Triller zu ſchlagen . . . ſchöne Beſtimmung! das Triller ſchlagen, — für ſein ganzes Leben Triller, Rouladen .... o Weiber! Weiber!“

Jetzt blieb der alte Herr vor einem Tiſchchen ſtehen, welches die Signora erſt vor wenigen Tagen als Geſchenk des Prinzen Francavilla erhalten hatte. Es war von außerordentlichem Werthe; nach den Auffindungen in Pompeji gearbeitet und mit antiker Moſaik eingelegt.

„Hm!“ — brummte der Alte jetzt, — „ſchön, ... wirklich ſchön ... gehört aber nicht hieher .... wird hier zu Weibertand ... verſtehen nichts von Kunſt und Wiſſenſchaft! — — da! da! da!“ — rief er zugleich, einige Bänder und Spitzen, die auf dem Tiſchchen lagen, mit ſeinen Händen herunterſtreifend und auf den Boden werfend. — „Herrlichſte Moſaik von der Welt, das .... und die verdeckt man mit ſolchem Plunder! .... o! .... o!“

Aber jetzt gewahrte er die Signora, die ihn lachend begrüßte, und fuhr erſchrocken zurück; — nicht über das, was er gethan und geſprochen, denn das wußte er ſchon nicht mehr, aber über die Pracht der Erſcheinung, die ihn zugleich verwirrte und ärgerte. Die Bernasconi ergötzte ſich an ſeiner Verwirrung, dann ſagte ſie ſpöttelnd:

„Alſo immer ein ſolcher Weiberfeind, Oheim?“

Der Alte wollte ſich entſchuldigen, aber die Sängerin rief:

„Kein Wort! ich habe alles gehört: ſchöne Beſtimmung Triller zu ſchlagen .... verſtehen nichts von Kunſt und Wiſſenſchaft .....“

„Laſſen Sie das, laſſen Sie das!“ — bat der alte grämliche Herr, — „ich ſtreite nicht gern mit Ihnen über dieſen Gegenſtand .... ja, wenn Sie ein Mann wären! .. aber .... Sagen Sie mir lieber, warum Sie mich rufen ließen!“

„Das nachher!“ — verſetzte die Signora — „jetzt muß ich erſt die Ehre meines Geſchlechtes verfechten. Was würdet Ihr Männer denn ohne uns ſein?“

„Was?“ — rief der Philoſoph, und ſeine Augen ſtrahlten bei dem Gedanken freudig auf. — „Was wir ſein würden? glücklich, unendlich glücklich würden wir ſein!“

„So?“ — ſagte die Bernasconi, und der Ausdruck ihrer Stimme trug den Stempel des Spottes: — „Ich will es Ihnen beſſer ſagen, Oheim. Ohne die Frauen, wäre der Anfang Eures Lebens der zärtlichſten Sorgfalt, der Verlauf deſſelben der ſchönſten Freuden und das Ende der ſüßen Tröſtung beraubt.“

„Mit nichten!“ — rief der Alte. — „Gerade im Gegentheil; die Mütter verziehen und die Weiber verderben unſer Geſchlecht! Schon der Anblick der weiblichen Geſtalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geiſtigen, noch körperlichen Arbeiten beſtimmt iſt. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, ſondern durch Leiden ab: durch die Wehen der Geburt....“

„Und die Unterwürfigkeit unter den Mann, nicht wahr?“ — frug lachend die Sängerin.

„Auch!“ — ſagte der alte Herr eifrig, — „dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin ſein ſoll, obwohl faſt nie iſt.“

„Und die Erziehung?“

„Ja!... die Erziehung!“ — verſetzte der Oheim mit dem Kopfe nickend und im Zimmer hin und her trippelnd. — „Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen eignen ſich die

Weiber allerdings gerade dadurch, daß ſie ſelbſt kindiſch, läppiſch und kurzſichtig, mit einem Worte, zeitlebens große Kinder ſind."

„O ja!" — rief die Sängerin heiter — „bei vielen mögen Sie recht haben, Oheim. Aber haben Sie auch die Männer ſchon gezählt, die Zeitlebens Kinder bleiben?"

„Die zählen nicht!" — rief der Philoſoph ernſt — „ſind Ausnahmen, und die Natur hat ſolche für alle Regeln."

„Und denken Sie von uns Mädchen auch ſo ſchlimm?"

Der Alte wollte nicht herausrücken.

„Nur offen!" — ſagte die Signora.

Der Philoſoph ſtrich mit der Hand über den grauen Kopf, dann ſagte er:

„Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man einen Knalleffect nennt, abgeſehen!"

„Göttlich!" — rief die Bernasconi. — „Ich bin alſo auch ein Knalleffect! der Knalleffect Bernasconi!" — und ſie lachte von Herzen; dann rief ſie — „Aber himmliſcher Oheim, erklären Sie mir doch, wie ſo wir Mädchen Knalleffecte der Natur ſind?"

„Indem ſie die Natur auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausſtattet ....."

„Ei, wie galant!" —

„Ausſtattet .... ja — aber auf Koſten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit; damit ſie nämlich, während jener kurzen Jahre der Phantaſie eines Mannes ſich in dem Maaße bemächtigen können, daß er hingeriſſen wird, die Sorge für ſie auf Zeitlebens ehrlich zu übernehmen, zu welchem wahnſinnigen Schritte ihn die ruhige Vernunft ſchwerlich bringen würde.“

„Meinen Sie? und was wäre alsdann die Ehe?“

„Hm!“ — brummte der Gefragte. — „In unſerem monogamiſchen Welttheile heißt heirathen: ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln!“

„Vortrefflich!“ — rief die *Bernasconi* halb aufgerichtet. — „Oheim, für dieſen Ausſpruch verdienen Sie eine großartige Belohnung. Sie ſind ein zweiter Platon. *Heirathen heißt: ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln.* Sehen Sie deshalb heirathe *ich* auch nicht.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf, als wolle er anzeigen, daß er nicht recht verſtanden worden ſei; die reizende Nichte ließ ihm aber keine Zeit zum antworten, ſondern fuhr eifrig fort:

„Und was Schönheit, Reiz und Anmuth betrifft, da haben Sie auch recht. Dadurch hat die Natur das Weib, wie jedes andere ihrer Geſchöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüſtet, deren es zur Sicherung ſeines Daſeins bedarf.“

„Wohl, wohl!“ — brummte der Grämliche. — „Wobei die Natur denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparſamkeit verfahren iſt. Wie nämlich die weibliche Ameiſe, nach der Begattung, die fortan überflüſſigen, ja für das Brütverhältniß gefährlichen Flügel verliert; ſo das Weib nach kurzen Flitterjahren ſeine Schönheit. Zweifelsohne ſogar aus demſelben Grunde. Es ſoll dann nicht mehr nach Außen gefallen, es ſoll im Hauſe erziehen!"

„Schrecklicher Gedanke!" — meinte die Sängerin.

„Nein!" — rief der Alte hier faſt hitzig. — „Schrecklich iſt nur, daß ſo Viele dieſen Gedanken für ſchrecklich halten! Daher kommt es denn auch, daß die meiſten jungen Mädchen die häuslichen und weiblichen Pflichten in ihrem Herzen als Nebenſache betrachten, wohl gar für bloßen Spaß."

„Und was betrachten ſie denn als ihren ernſtlichen Beruf?"

„Was?" — wiederholte der Alte mit einem ſcharfen Blick auf die Fragende. — „Die Eroberungen .... und was damit in Verbindung ſteht, Toilette, Putz, Pracht, Luxus, Verſchwendung!"

Der Eifer des Philoſophen ward bei dieſer Philippica ſo komiſch, daß die Bernasconi ihr Taſchentuch vor den Mund drückte, um nicht überlaut zu lachen. Endlich ſagte ſie:

„Alſo ſind wir Weiber in Ihren Augen, Oheim, gar nichts werth!"

„Wenigſtens nicht viel!" — rief dieſer grämlich.

„Das iſt doch offen!" — meinte die ſchöne Nichte. — „Aber ſo viel ich weiß, pflegen Philoſophen nichts ohne Beweis zu behaupten. Wollen Sie den nicht zum Beſten geben?"

„Unſeliger Zeitverluſt!" — rief der Alte, ſich durch die ſchneeweißen Haare fahrend.

„Den Beweis, daß wir Weiber weniger werth ſind, als ihr Männer!“

„Gut denn!“ — ſagte der Alte. — „Je edler und vollkommener eine Sache iſt, deſto ſpäter und langſamer gelangt ſie zur Reife. Dies iſt ausgemacht und Grundſatz der Natur. Nun .... was bedarf es weiteren Beweiſes? Der Mann erlangt die Reife ſeiner Vernunft und Geiſteskräfte kaum vor dem achtundzwanzigſten Jahre; das Weib mit dem ſechszehnten, achtzehnten.“

„Oheim, Oheim!“ — rief die Bernasconi mit dem Finger drohend — „da haben Sie ſchlecht docirt. Bis Euch Männern die Vernunft kommt, braucht es dreißig Jahre, — uns ſchenkt ſie Gott, als der Spitze der Schöpfung, ſchon im vierzehnten Jahre!“

„Aber es iſt auch eine Vernunft darnach!“ — ſagte der Alte achſelzuckend. — „Sie iſt noch ſo unreif, ſo knapp zugemeſſen, daß man immer nur das Nächſte ſieht, an der Gegenwart klebt, den Schein für die Sache nimmt, die kleinſten Kleinigkeiten den wichtigſten Angelegenheiten vorzieht!“

„Und“ — rief die Bernasconi lebhaft — „ſtatt wie die Männer über das Abweſende, Vergangene und Künftige, über Pläne und Hoffnungen, Ehrgeiz und Ruhmſucht die Gegenwart zu vergeſſen, bei dem Nächſten und Wichtigſten bleibt. Das Weib, Herr Philoſoph, geht in der Gegenwart auf; darum aber genießt es auch dieſelbe doppelt und gewinnt ſich jene Lebensheiterkeit, die Euch Herren der Schöpfung zumeiſt fehlt.“

„Genießt! genießt!" — ſeufzte der Philoſoph, den Blick verzweiflungsvoll nach der Decke des Zimmers ſendend und ſein dünnes weißes Haar mit beiden Händen unbarmherzig bearbeitend. — „Das iſt es eben ..... der Genuß iſt das Einzige, nach was ſie ſtreben! .... und .... was meine ſchöne Nichte „Lebensheiterkeit" zu nennen beliebt, das heißt in Wahrheit „Leichtſinn!" Weil ſie aber nicht die Thatkraft und den Verſtand haben, ſich einen ſoliden Lebensgenuß zu erwirken, zu erarbeiten, ſelbſtſtändig zu ſchaffen, oder auch ſich zu vertheidigen, ſo begab ſie die Natur mit „Liſt" .... mit dieſem Fluch für uns Männer! .... mit jener inſtinktartigen Verſchlagenheit, die uns ehrliche Seelen unter die Erde bringen kann! .... mit jenem unvertilgbaren Hang zur Intrigue, die einem das Leben ſauer macht."

Die Bernasconi ſchüttelte ſich vor Lachen, dann ſagte ſie:

„Ein Beweis, wie gerecht die Natur iſt. Der Löwe hat ſeine Klauen und ſein Gebiß, der Elephant ſeine Stoßzähne, die arme kleine Sepia des Meeres ihre waſſertrübende Tinte um ſich zu ſchützen und zu vertheidigen, und wir armen Weiber ſollten euch Männern, euch wilden und oft rohen Barbaren, euch, als den gefährlichſten Raubthieren, ohne ſchützende Waffen preisgegeben ſein? — Nein, Oheim, daran, daß uns der Himmel mit Liſt bewaffnet hat, daran erkenne ich erſt wieder Gottes Güte und Gerechtigkeit!"

„Ja!" — rief der Alte eifrig — „und von dieſen Wafſen .... von dieſer Begabung mit „Liſt“ und „Verſtellung“ macht ihr den umfaſſendſten Gebrauch.“

„Und noch mehr!“ — ſagte die Bernasconi mit feinem Lächeln. — „Vermöge dieſer unſchätzbaren Begabung durchſchauen wir Weiber fremde Verſtellung ſo leicht, daß es für euch Männer nie rathſam iſt, uns gegenüber, es damit zu verſuchen.“

„Weil wir zu gerade, zu offen, zu ehrlich ſind!“ — polterte der Grämliche. — „Aber ....“ unterbrach er ſich hier und blieb vor ſeiner Nichte ſtehen — „ich bitte Sie, Signora, endigen wir dies unnöthige Geſpräch. Es fruchtet doch nichts. Warum ließen Sie mich rufen? Womit kann ich dienen?“

„Sogleich!“ — entgegnete die Angeredete. — „Wir haben indeſſen noch nicht vollkommen mit einander abgerechnet. Warum verſtehen wir nichts von Kunſt und Wiſſenſchaft?“

„Signora!“

„Antwort, Oheim! Sie brummten dies Anathema über das zarte Geſchlecht, als ſie eintraten!“

„Ich meinte Sie nicht damit.“

„Das weiß ich, denn ich heiße Bernasconi, und ganz Italien liegt mir, als ſeiner erſten Künſtlerin — hören Sie, Oheim .... als ſeiner erſten **Künſtlerin** — zu Füßen!“

„Sie ſind eine glorreiche Ausnahme!“ — ſtotterte der Philoſoph verlegen. — „Ich ſprach vorhin von dem weiblichen Geſchlecht im Allgemeinen.“

„Nun! — und die Belege für Ihr Anathem?“

„Nun denn!“ — rief der Alte mißmuthig: — „Ich wiederhole es: weder für Muſik, noch für Poeſie, noch für die bildenden Künſte hat das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; — ſondern bloße Aefferei, zum Behufe ihrer Gefallſucht, iſt es, wenn ſie ſolche affektiren und vergeben!“

„Bei den meiſten haben Sie recht, Oheim!“ — ſagte die Sängerin.

„Dies wird Jeder“ — fuhr der Alte mit geſteigertem Eifer fort — „der über den Schein hinaus iſt, ſchon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerkſamkeit im Concert, in der Oper, und im Schauſpiel, bei der Betrachtung der erhabenen Werke der Natur und der plaſtiſchen Künſte in's Auge faſſen. Wer wird nicht des Teufels, wenn ſie unter der herrlichſten Muſik ihr nichtsſagendes Geplapper fortſetzen, als wären ſie zu Hauſe. Die Griechen ließen die Weiber nie in's Schauſpiel .... und daran thaten ſie recht .... denn ſie hörten alsdann auch etwas. Aber: „was kann von Nazareth Gutes kommen!“ .... Man kann von den Weibern nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminenteſten Köpfe des ganzen Geſchlechtes es nie zu einer einzigen, wirklich großen, ächten und originellen Leiſtung in den ſchönen Künſten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt ſetzen können. Dieſem entſpricht es denn auch, daß die gewöhnlichen nicht einmal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben, denn: natura non facit saltus! —“

„So?“ — ſagte die **Bernasconi** — „und das ſagen Sie mir, Oheim!“

„Ja!“ — verſetzte dieſer — „aber ich habe ſchon bemerkt, daß ich Sie für eine Ausnahme anſehe; bleibe indeſſen dabei: Ausnahmen ändern die Sache nicht.“

In dieſem Augenblick trat **Arabella** ein und meldete „**Maeſtro Caraffa!**“

„Soll warten!“ — entgegnete die **Bernasconi** hart und mit finſteren Mienen.

Das Kammermädchen entfernte ſich.

„Nun!“ — nahm der Philoſoph wieder das Wort — „nun darf ich doch wohl bitten, mir Ihre Wünſche auszuſprechen.“

Die Sängerin lachte; dann ſagte ſie: — „Die hat mein Oheim ſchon erfüllt, ohne daß er es wußte.“

„Wie?“ — rief jener und ſeine Hände fuhren wieder durch die Haare. — „So hätten Sie mich zum Beſten gehabt? Ich war nur eine Puppe, Ihnen die Langeweile zu vertreiben?“

„Nicht doch, Oheim!“ — entgegnete die Sängerin mit ſpöttiſchem Lächeln. — „Wer wird ſo klein von dem ſtarken Geſchlechte denken. Hätte ich dies auch thun wollen, Sie würden die Liſt des ſchwachen Weibes gewiß gleich durchſchaut haben.“

Der Philoſoph machte eine Miene als ob er Eſſig getrunken.

„Ich war ein Eſel!“ — brummte er dann vor ſich hin — „ein Eſel, der ſich wieder täuſchen ließ .... den Narren hab' ich gemacht ....“

„Nein, mein Beſter!“ — verſetzte die Signora freundlich, und jetzt war ihr Lächeln wahrhaft bezaubernd. — „Sie haben mir einen unſchätzbaren Dienſt geleiſtet, indem Sie mich zu der Wahrheit führten: „Heirathen heißt, ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln.“ Dieſer Dienſt aber, den Sie gar nicht in ſeiner ganzen Größe kennen, verdient Belohnung. Nun denn, Oheim, ich weiß Sie ſind ein Liebhaber von alten Moſaiken: ich ſchenke Ihnen das Tiſchchen, das Ihnen vorhin ſo gut gefiel.“

„Signora!“ — rief der Alte — „es iſt unmöglich, das Tiſchchen iſt von enormen Werth!“

„Wenn es für Sie und Ihre Sammlungen Werth hat, dann freut es mich!“ — verſetzte jene ſtolz, — „einen anderen Werth kennt eine Bernasconi nicht. Stephano ſoll es Ihnen bringen!“

Und ſie nickte dem alten Herrn den Abſchied zu, der ſich mit leuchtenden Blicken dem Tiſchchen näherte, und — als er ſah, das ſeine Nichte es nicht gewahre — es in eigener Perſon, wie eine Mutter ihr Kind, in die Arme nahm und forttrug.

Die Barnasconi hatte unterdeſſen ihr Haupt wie erſchöpft in die Kiſſen des Divans ſinken laſſen. Das Geſpräch mit dem Oheim war nicht nur erheiternd und zerſtreuend für ſie geweſen — nein! es hatte ſonderbarerweiſe eine viel tiefere Bedeutung für ſie gewonnen. Sie verſank daher in Gedanken und blieb ſo regungslos über eine halbe Stunde liegen, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit die Worte: „Heirathen heißt: ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln!“ ernſthaft und bedeutſam flüſterten.

An Maeſtro Caraffa, der im Vorzimmer in ſtiller Verzweiflung harrte, dachte die Sängerin nicht mehr.

Und doch war der junge Componiſt, Maeſtro Caraffa aus einer der erſten neapolitaniſchen Familien, die ſelbſt den großen Cardinal Anton Caraffa — unter Papſt Gregor XIII. Bibliothekar der vaticaniſchen Bibliothek — zu ihren Ahnen zählte. Der junge, ſchöne und ſehr fein gebildete Mann hatte ſich der Muſik gewidmet und in der letzten Zeit eine Oper „Thiſiphone,“ für das Theater zu Neapel geſchrieben. Die Bernasconi ſollte in ihr als Prima-Donna ſingen, und für ihre Perſon und ihre Stimme war — wie dies in jener Zeit üblich — die Hauptpartie eingerichtet und geſetzt, ſo daß die ganze Oper von ihr abhing und mit ihr ſiegen oder fallen mußte.

Unglücklicherweiſe aber hatte es der junge Caraffa nicht verſtanden, die Gunſt der ſtolzen Bernasconi zu gewinnen. Im heiligen Eifer für ſein Erſtlingswerk war ihm nämlich auf der Probe, die Bitte entſchlüpft: die Signora möge doch bei einer gewiſſen Arie, ſich mehr an ſeine Compoſition halten. Das war ein unerhörter Frevel gegen eine Primadonna von Ruf, den auch ein furchtbarer, vernichtender Blick der Sängerin ſtrafte, und ſonderbarerweiſe war die Bernasconi von dieſem Augenblicke an unausgeſetzt heißer, wenn eine Probe der „Thiſiphone“ ſtattfinden ſollte, und wenn ſie auch den Abend zuvor zum Entzücken ganz Neapels in Jomelli's „Caja Marie“ wie eine Nachtigall geſungen hatte.

Monate lang ging dies nun ſchon ſo fort, die „Thiſiphone“ war völlig einſtudirt, der König hatte ihre Aufführung an ſeinem Namensfeſte, welches in drei Tagen ſtattfinden ſollte, befohlen: Signora Bernasconie war durch Heißerkeit noch immer verhindert, die Zeit für eine Hauptprobe zu beſtimmen. Der junge Caraffa hatte ſie bereits ſchon mehr denn einmal faſt fußfällig angefleht, ſeine ganze künſtleriſche Zukunft nicht zu vernichten ..... umſonſt — die unſelige und eigenſinnige Heißerkeit wollte nicht weichen; — — er hatte der Signora die koſtbarſten und herrlichſten Geſchenke geſandt, ... die unbeſtechliche Primadonna ſandte ſie kalt zurück.

Jetzt waren noch drei Tage bis zum Namensfeſte des Königs, und Caraffa — der unter der Zeit vor Aerger und Verzweiflung blaß und ſchmal geworden, ſo daß ihn ſeine Freunde faſt nicht mehr kannten, — wartete nun bereits dreiviertel Stunden in dem Vorzimmer der Primadonna, um einen letzten Verſuch zu wagen.

Da erklang die ſilberne Schelle der erlauchten Signora. Caraffa fuhr erfreut auf, und die Zofe, die längſt Mitleiden für den armen hübſchen jungen Mann empfunden und ſchon manches Goldſtück für Anmeldungen und Ver tretung ſeiner Intereſſen — obgleich vergeblich — empfangen, eilte hinein.

„Signora befehlen?“ — ſagte ſie mit tiefer Verneigung.

„Gib mir jenes niedliche Blumenbouquet aus der kleinen chineſiſchen Vaſe!“

„Dasjenige, was Ihnen heute früh Prinz Bocatelli überſandte?“

„Daſſelbe!“

Arabella gehorchte. Die Signora betrachtete es mit Wohlgefallen, denn es war aus den ſchönſten und ſeltenſten Blumen mit unübertrefflicher Zierlichkeit gebunden, und bezeugte, als Geſchenk des Prinzen, deſſen hohe Verehrung und zarte Aufmerkſamkeit

„Und doch“ — ſagte ſie dann leiſe mit ſtolzem Lächeln — „wirſt du dem Prinzen nicht das gewünſchte Zeichen geben. Er mag mir immer den Tribut ſeiner Verehrung zollen, das kann ich als Künſtlerin von ihm fordern; aber auf mehr, als ein freundliches Wort, rechne er nicht. Dagegen ſollſt du einem Anderen einen um ſo ſchlimmeren Streich ſpielen.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann rief ſie auf's neue: „Arabella! . . . Tinte, Papier und Feder!“

Aber Arabella gehorchte diesmal nicht ſofort:

„Meine Gnädigſte“ — ſagte ſie ſchüchtern — „darf ich Sie daran erinnern, daß Signor Caraffa ſchon über dreiviertel Stunden im Vorzimmer wartet?“

Aber welchen Sturm, welches Wetterleuchten kündete jetzt die hohe Stirne, die zornflammenden Blicke der Bernasconi.

„Unverſchämte!“ — rief ſie dem armen zitternden Mädchen mit einer Stimme entgegen, die die Wände beben machte, — „wie kannſt du es wagen, mir vorzuſchreiben, was ich thun ſoll? — Wie kannſt du mir dieſen verhaßten Namen nennen? .... Ich weiß, daß dich der Elende beſtochen und darum .....“

„Gnädigſte ....“ — ſtammelte Arabella.

„Schweige!“ — herrſchte ihr die Gebieterin entgegen, während ihre Hand im vollſten Zorne die ſilberne Schelle krampfhaft erfaßte und nach dem Kopf der Zofe ſchleuderte, die ſich nur durch ein ſchnelles Beugen nach der Seite zu retten vermochte. — „Noch ein einziges Wort des Ungehorſams, und du biſt entlaſſen! .... Mein Schreibzeug!“

Das arme Mädchen, dem ſolche Auftritte nicht fremd waren, ging ſchweigend hin, das Verlangte herbeizuholen.

„Setze dich, nimm einen ſchmalen Streifen Papier und ſchreibe!“ — herrſchte die Signora weiter.

„Ich bin bereit.“

„Heirathen heißt: ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln!“ — dictirte die Bernasconi. — „Beides wiederſtreitet meiner Seele. Ich bin daher feſt entſchloſſen, die Gefühle meines Herzens meiner Freiheit zu opfern.“

„Zu opfern!“ — wiederholte Arabella.

„Gut!“ — ſagte die Primadonna. — „Jetzt nimm das Papier und verbirg es vorſichtig aber ſicher in dem Bouquet des Prinzen Bocatelli; läßt ſich dann Marcheſe Brignola melden, ſo ſagſt du ihm: deine Herrin ſei ausgefahren, habe aber dies Bouquet für ihn mit den Worten hinterlaſſen: „Auch Blumen ſprechen!“

Sie lachte bei dieſen Worten laut auf, dann fuhr ſie, mit ſich ſelbſt redend, fort:

„Der arme Marcheſe! Er wird in Verzweiflung ſein. .... Es iſt wahr, er iſt ſchön, jung ..... ſehr reich und angeſehen .... aber meine Freiheit, mein Ruf, meine Herrſchaft! .... und dann, „Heirathen heißt: ſeine Rechte halbiren und ſeine Pflichten verdoppeln!“ — Nein! nein! nein! ich heirathe nicht. O Oheim, welch einen Schatz der Weisheit hab' ich deiner Narrheit zu verdanken. Der Bernasconi gehört Italien, die Welt! .... Der Bernasconi liegen Könige und Fürſten zu Füßen, ihr huldigen Prinzen und Cardinäle, Künſtler und Prieſter, ihr jauchzt das Volk entgegen und überdeckt ſie mit Lorbeeren — — — die Marcheſe Brignola wäre ein gewöhnliches Weib!“

Und abermals verſank ſie in ein tiefes Nachdenken — und abermals verging eine halbe Stunde. Nach Ablauf dieſer Zeit endlich ertönte die ſilberne Glocke aufs neue. Arabella erſchien.

„Iſt der Maeſtro noch im Vorzimmer?“ — frug die Sängerin.

„Ja!“ — entgegnete die Zofe ſchüchtern.

„Und was macht er?“

„Ach, Signora," — verſetzte Arabella mit feuchten Augen — „ich fürchte . . . . ."

„Daß er den Verſtand verliert?"

„In der That."

„Da kannſt du dein empfindſames Herz beruhigen: wer keinen Verſtand hat, kann auch keinen verlieren. Uebrigens mag er jetzt eintreten, ich habe ſeine Arroganz geziemend beſtraft."

Arabella athmete freudig auf; ſie hatte kein weiteres Intereſſe, als das der Menſchlichkeit, an Caraffa, aber die Qualen, die der junge ſtrebſame, in ſeiner ganzen künſtleriſchen Exiſtenz bedrohte Mann ſeit Monaten durch den Künſtlerſtolz und die Launen ihrer Herrin erlitten, und die ihn augenſcheinlich körperlich und geiſtig in ſo kurzer Zeit faſt zerrüttet hatten, fielen auf ihr eigenes Herz zurück.

Und jetzt trat er ein, der junge bleiche Mann, mit den feinen Zügen, dem ſchwarzen Haare und den dunkeln, in ſich verglühenden Augen. Schmerz, Scham, Zorn, Verzweiflung und Rache tobten und kochten in ihm, — ja ſie machten ihn faſt unfähig Worte der Begrüßung zu finden.

Signora Bernaſconi dagegen lag noch immer nachläſſig auf dem Divan hingegoſſen. Sie hatte es auch nicht Mühe der werth geachtet, den Spitzenbeſatz ihres reichen und reizenden Neglige's wieder über die Schultern heraufzuziehen oder ihre dunkeln Locken zu ordnen, noch weniger aber: ſich wegen des langen Zögerns zu entſchuldigen.

„Maeſtro Caraffa!“ — ſagte ſie jetzt ganz gelaſſen, und als ob gar nichts vorgefallen ſei — wobei ſie indeſſen ihre Stimme, Heißerkeit affectirend, dämpfte, — „Maeſtro Caraffa, Sie hören es wohl, daß ich noch immer heißer bin; doch geht es etwas beſſer.“

Caraffa biß ſich auf die Lippen, daß ſie beinahe bluteten; dann ſagte er, mit einem leiſen Anflug von Zorn und Hohn:

„Ich bin glücklich, Signora, wenigſtens etwas von Beſſerung zu hören; aber tröſten kann mich dies nicht. In drei Tagen iſt das Namensfeſt des Königs, der für dieſen Abend — wie Sie wiſſen — die erſte Aufführung der „Thiſiphone“ befohlen hat, und Sie wollten noch immer nicht die Gewogenheit haben, eine vollſtändige große Probe anzuſetzen.“

„Ich wollte nicht!“ — wiederholte die Primadonna mit einem finſteren Blick.

„Sie konnten nicht!“ — verbeſſerte der junge Componiſt mit vor Ingrimm zitternder Stimme.

„Das kommt daher!“ — ſagte die Sängerin, — „weil Sie Ihre Arien für mich ungeſchickt geſchrieben haben.“

„Aber mein Gott!“ — rief Caraffa, — „ſie gefielen Ihnen anfangs ja ſo ungemein?“

„Ich lernte erſt ſpäter ihre Schwächen kennen. Sie greifen zu ſehr an.“

„So will ich daran ändern.“

„Dann verlieren ſie an Intereſſe.“

„Liegen ſie Ihnen zu hoch?“

„Was glauben Sie? Es gibt keine Sängerin in Italien, die wie die Bernaſconi eine ganze Octave über den gewöhnlichen Umfang des Soprans geht. Nicht die Baſtardella erreicht mich!“

„Signora, das weiß die ganze Welt!“ — verſetzte Caraffa begütigend, — „und ihre höchſten Töne klingen gleich einer Orgel weich und lieblich. Man nennt Sie nicht umſonſt: Italiens Nachtigall!“

Die Bernaſconi lächelte.

„Aber,“ — ſagte ſie dann, — „dieſe Nachtigall wird ſich eben doch in keiner Probe der „Thiſiphone“ hören laſſen.“

„Was ſagen Sie?“ — rief entſetzt der junge Mann und alles Blut war nach ſeinem Herzen zurückgewichen.

„Daß ich in keiner Probe der „Thiſiphone“ ſinge.“

„Aber dann bin ich verloren!“

„Keineswegs! Iſt die Oper vollkommen einſtudirt?“

„Vollkommen.“

„So mag die Aufführung am Namenstage des Königs ſtattfinden.“

„Ohne Probe mit der Primadonna“

„Signore!“ — rief hier die Sängerin ſtolz und verächtlich, — „eine Bernaſconi bedarf keiner Probe.“

„Aber der Director wird es nicht wagen?!“

„Dann mag er es laſſen! — Es iſt mein letztes Wort. Seiner Majeſtät gefällig zu ſein, will ich Ihre holprigten Arien übermorgen ſingen, — nicht Ihnen zu gefallen. Aber auf eine Probe komme ich nicht.“

„Signora!“ — rief jetzt Caraffa ſchmerzlich; aber in demſelben Augenblicke trat Arabella ein und meldete den Marcheſe Brignola.

„Das Bouquet!“ — rief die Sängerin, — „und dann Toilette machen!“

Und mit dieſen Worten erhob ſie ſich, kehrte ſtolz dem in Verzweiflung daſtehenden Maeſtro den Rücken und verſchwand in der Thüre des anſtoßenden Zimmers.

Caraffa ging. Aber Blitze der Rache folgten dem ſtolzen Weibe. — —

Nach anderthalb Stunden — das heißt nach einem ebenſolangen Zeitraume unausgeſetzter Folterqualen für Arabella — war die Toilette der Signora vollendet, und dieſelbe erſchien nun in dem prachtvoll möblirten Empfangsſaale, in welchem ſich bereits die Prinzen Francavilla und Bocatelli, der Marcheſe di Caſtello, Salvatore, der damals beliebteſte Dichter Neapels, Jomelli und die beiden Mozarts befanden.

Aber wie ganz anders erſchien Signora Bernasconi jetzt!

Das glücklichſte und anmuthigſte Lächeln verklärte ihr ſchönes Antlitz; der geſchmackvolle, einer Fürſtin würdige Anzug hob noch die ſchlanke imponirende Geſtalt und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ihres Benehmens waren ſo hinreißend, daß es Amadeus — der doch gewöhnlich ziemlich kalt bei Vorſtellungen blieb — wirklich Ernſt war, als er ſie „die charmanteſte Dame“ nannte, die er je geſehen.

Die Primadonna war denn auch für dies Compliment nicht unempfänglich, wurde aber noch mehr für die beiden Mozarts eingenommen, als ihr der kluge Capellmeiſter verſicherte, daß ſich die Baſtardella in der That ſo wenig als die Amicis mit ihr vergleichen könnten. Ueberhaupt ſchmeichelte ihr der kluge Mann, ohne ſich etwas zu vergeben; hing doch von ihr der Erfolg der Oper ab, welche Wolfgang für Mailand ſchreiben ſollte. Es war „Mithridate Re di Ponto.“ Jedermann aber kannte das Schickſal des unglücklichen Caraffa, der ſich durch ein einziges unvorſichtiges Wort die vernichtende Ungnade der alles beherrſchenden Primadonna zugezogen hatte.

Außerdem hatte übrigens die Bernaſconi Amadeus ſchon bei der Gräfin Kaunitz gehört und aufrichtig bewundert, wie ſie denn auch jetzt ſein Lob auf das beredetſte und freundlichſte ausſprach.

Sie war mit einem Wort ein Engel an Güte und Lieblichkeit, und die beiden Deutſchen wunderte es gar nicht, als ihr der Prinz Francavilla mit den Ausdrücken der unbegränzteſten Hochachtung ein Geſchmeide von wahrhaft fürſtlichem Werth überreichte. Auch Salvatore war nicht mit leeren Händen gekommen, denn er brachte ein — nach italieniſcher Art abgefaßtes pompöſes Gedicht auf den „Stern des Tages,“ das heute im neueſten Blatte erſchienen war und die Bernaſconi in den Himmel erhob.

Nur der Prinz Bocatelli ſchien nicht ganz heiter; ſuchte er doch ſein reizendes Bouquet vergebens. Es war nicht zu finden, weder an dem Buſen ſeiner angebeteten Dame, noch auf einem Tiſche ihres Zimmers, noch in einer der vielen koſtbaren Vaſen und Väschen, die rings im Empfangſaale und den anſtoßenden Zimmern ſtanden.

Aber die Herrin des Hauſes ließ in ihrer Heiterkeit Niemanden Zeit, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und da Jomelli ſo klug geweſen, eine von Amadeus für ſie componirte Bravour-Arie mitzubringen, ſo ſang ſie dieſelbe jetzt mit ſolcher Fertigkeit und Pracht in Coloratur und Ausdruck, daß alle Anweſenden hingeriſſen und begeiſtert waren. Aber ſie ſelbſt fand auch die Compoſition des jungen Maeſtro vortrefflich und drückte unverholen ihre Freude darüber aus, gegen Ende October mit Amadeus in Mailand zuſammenzutreffen, wo dann „Mithridate Re di Ponto“ componirt und einſtudirt werden ſollte.

Heute aber ließ ſie die beiden Mozart's gar nicht mehr von ſich. Sie mußten ſie, zum Aerger des Prinzen Vocatelli, in ihrem prächtigen Wagen bei der Corſo-Fahrt durch die Riviera di Chiaja begleiten. Vier Diener — der eine an der Seite des Kutſchers auf dem Bocke — drei hinten auf dem Wagen, hielten Flambeaux, der Prinz Francavilla ritt an der Seite.

Die Nacht war herrlich und die Fahrt pompöſe. Vier Wagenreihen fuhren neben einander, zwei der Riviera di Chiaja hinauf und zwei hinab. Und welche Menge Bouquets regnete es in den Schooß der Donna. Und die Reiter, die heranſprengten und um einen freundlichen Blick der ſchönen Signora buhlten. Alles war Luſt, Herrlichkeit und Freude — und ſo ging es fort bis Mitternacht.

Als Signora Bernasconi endlich an ihrem Hotel ausgeſtiegen, und der Wagen nun umdrehte, die beiden Mozarts ebenfalls nach Hauſe zu bringen und Amadeus noch einmal zurückblickte, ... verſchwand die herrliche Geſtalt der Italienerin am Arm des Prinzen Francavilla auf den blumenbeſtellten Treppen.

Leben und Tod.

Aber der ſchönen Nacht ſollte eine noch ſchönere folgen. Signora Bernasconi hatte ſich vorbehalten, ihren jungen Schützling Amadeus den kommenden Abend nach der berühmten, ſo unvergleichlich ſchönen Inſel Iſchia zu führen. Niemand ſollte an dieſer Partie Theil nehmen, als die Sängerin, die beiden Mozart's, Jomelli und der beſtändige Begleiter der Signora, der Prinz Francavilla, der dort eine herrliche Villa beſaß.

Wolfgang freute ſich königlich; denn wie die Bernasconi an ihm, ſo hatte er an ihr einen beſonderen Wohlgefallen gefunden, und außerdem ſchon ſo viel von Iſchia's Naturſchönheiten gehört, daß er vor Ungeduld kaum die Zeit der Abfahrt erwarten konnte.

„Wenn die Sonne recht warm im Lenze auf die Erde ſcheint — ſagt eine geiſtreiche Frau*) in ſtillem Entzücken über die Perlen des Golfes von Neapel, die Inſeln Ischia und Capri — dann ſchauen überall die Frühlingsblumen hervor und drängen ſich ans Licht, nun auch ihren Theil an der behaglichen Wärme zu haben, um ſich gleichfalls des Daſeins zu erfreuen. So tauchen aus dem tiefen Azurblau des mittelländiſchen Meeres die einzelnen Inſeln empor, wie rieſige Waſſerblüthen in Duft und Farben prangend, daß die Sinne kaum die Fülle üppiger Schönheit zu faſſen vermögen.

Man muß Neapel verlaſſen und den Continent Italiens, man muß auf die Inſeln gehen, um zu wiſſen, was der Süden iſt; — um eine vollkommen fremde Exiſtenz zu begreifen, in der man fröhlich, ja ſelig leben könnte, ſelbſt ohne alle die Tauſende von Bequemlichkeiten unſerer Civiliſation!

Da liegen ſie neben einander: Niſida, das Cap Miſene, Procida, die blaue Capri und das ſchöne Ischia, Kinder jenes Moments, in dem Erde und Meer ſich im glühenden Feuer der Jugend begegneten und die Erde die Flammenſtröme ihres innerſten Lebens in die bewegten Wellen des Meeres ergoß, das ſie feſt hielt und erkalten machte. Und dies Feuerleben iſt noch in den Inſeln wirkſam: es glüht noch in den heißen Quellen, es taucht noch auf in dem rauchenden Erdreich; es reift die feurige Traube, es funkelt in den Augen des eingebornen

---

*) Fanny Lewald: in der Beſchreibung ihrer Reiſe durch Italien.

Volkes und brennt in der Flammenblüthe des Caktus und Granatbaumes.

Iſchia, die größte dieſer Inſeln, zeigt am meiſten Spuren eines ſolchen vulkaniſchen Urſprungs; denn wenn man, von Neapel kommend, in dem zunächſt gelegenen Städchen Iſchia landet, ſo hat man einen bedeutenden Felſen von ſtumpfer Kegelgeſtalt vor ſich, der vereinzelt im Meere ruht und nur aus Lava beſteht. Er wird durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, auf ſeinem Haupte aber trägt er ſtolz die Feſtung Iſchia. Unten am Ufer liegt das Städtchen gleichen Namens, darüber der alte Krater, der vor fünfhundert Jahren die Inſel ſo oft und ſo furchtbar verwüſtete, daß ſie ganz von ihren Bewohnern verlaſſen und ſpäter durch Spanier und Griechen wieder bevölkert werden mußte, welche der König von Neapel durch große Privilegien auf das kleine Flammeneiland lockte.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter erlangt dieſe Perle im Golfe von Neapel aber durch die Ruhe und den Frieden, der über ihren paradiſiſchen Fluren liegt.

Wagen und Pferde kennt man hier nicht, ebenſo wenig Heerden. Kein Brüllen, kein Pferdegewieher, kein Wagengeraſſel, kein Laufen und Rennen und Toben und Schreien wie in Neapel berührt hier das Ohr! In tiefem Schweigen liegen die Städtchen Iſchia, Caſamicciola, Lacco und Foria da, und zwiſchen ihnen zerſtreut die einzelnen Villen, hinter deren dichtbelaubten Gärten dann und wann eine kleine weiße Kirche hervor ſieht. Jede Villa iſt von ihren Weingärten umgeben, jeder Weingarten mit hohen Mauern eingeſchloſſen, ein für ſich beſtehendes Ganze.

Ernſt und hoch ſieht der einſt flammende Epomeo, deſſen zackiger Felſenrücken die Inſel durchſchneidet, herab auf das träumeriſche Stillleben zu ſeinen Füßen, und wahrlich! hier in dieſer kleinen Welt könnte man den Wunſch begreifen, im einfachſten Naturgenuß, fern von allen Zerwürfniſſen der großen Welt und der Geſellſchaft, ſich ſelbſt zu leben in träumeriſcher Ruhe; — ſich ſelbſt und ſeinen Erinnerungen".

Schon die Ueberfahrt in einer prächtigen, dem Prinzen Francavilla gehörenden Barke mit luftigem Baldachin, geführt durch acht zierlich gekleidete Ruderer, war bezaubernd.

Die Signora ſelbſt ſah wie eine Königin aus: ſo ſchön, ſo reich, ſo ſtolz und impoſant! Francavilla und Amadeus ſaßen an ihrer Seite und lachten und ſcherzten, — ja alle drei waren übermüthig ausgelaſſen; denn die Bernasconi liebte es nicht, ſich irgend welche Schranken zu ſetzen, weder in ihrem Stolz, in ihrer Laune, in ihrem Ehrgeize, noch in ihrem Haß, in ihrer Liebe, in ihrer Heiterkeit. Ein von der Natur, dem Schickſal und den Menſchen verwöhntes und verzogenes Kind, that ſie unbedingt alles, was ihr in den Sinn kam, und alles was ſie that mit wildſchäumender Leidenſchaftlichkeit und ächt italieniſcher Gluth.

So erreichte man, faſt ohne es zu gewahren, die Inſel;

aber auch dieſe ſchien den Beſuch auf feſtliche Weiſe empfangen zu wollen.

Schon am Ufer ſtanden geputzte Menſchen mit heiteren Geſichtern. Es wurde ein Kirchenfeſt gefeiert. Prozeſſionen zogen an blumengeſchmückten Altären vorüber, die proviſoriſch im Freien errichtet worden waren, und wo ſie ſich zeigten, da knallten Freudenſchüſſe durch die Luft. Aber wenn man ſeinen Segen empfangen hatte und die Prozeſſion vorüber war, dann gedachte man nicht mehr des Betens und der Heiligen, da gab ſich Alles ungetheilt der Luſt hin.

„Und der ſchlanke Marinaro in weißem Hemde und weißer Hoſe, die vielfarbige Schärpe um die Hüfte geſchlungen, den ſchwarzbebänderten Strohhut auf dem Ohre, wie ſtolz geht er umher mit Frau und Kind in der ſelbſtgeſchaffenen Herrlichkeit!

Da tanzen flinke Eſeltreiber mit ihren rothen Hängemützen die kecke Tarantella nach dem Klange des Tamburin. Da ſchauen ſchöne Weiber, reizende Mädchen drein, fröhlich plaudernd, bis das Tamburin näher und näher ertönt und mit ſeinem wirbelnden, ſchwirrenden Schalle auch ſie fortreißt, in den unwiderſtehlichen Rhythmus der prächtigen Tarantella.

Wie fliegen die Blicke, wie keck naht ſich der ſchöne Marinaro der ſchlanken und doch üppigen Frauengeſtalt!

Wie weiß ſie ihm auszuweichen, obgleich ſie ihn zu feſſeln verſucht; wie zucken Leben und Liebesluſt in jeder Bewegung; wie ſtimmt die üppige Natur und das zauberiſche Abendlicht wundervoll zuſammen mit dem feurigen

Tanze dieſer ſchönen Menſchen! Selbſt die älteſten Frauen widerſtehen ihm nicht, ſie begleiten mit rhythmiſchem Geſange den einfachen Klang des Tamburins, bis Ermüdung dem Jubel ein Ende macht.

Und — — wie iſt es ſchön, auf der Höhe zu ſtehen, die hinabſchaut nach Foria, dem weißen Städtchen, das heute noch die viereckigen, zinnengekrönten Wartthürme der Sarazenenzeit beſchützen. Hoch auf den Lavabergen ſind ſie erbaut, weit hinauszuſchauen in das Meer. Um ſie her die ſchauerliche Verheerung jener Zeit, in der die Flammenſtröme der Erde ſich auf ihre Oberfläche ergoſſen und ſich feſtſetzten in wunderlichen, abenteuerlichen Geſtalten.

Kein Anbau gedeiht hier, keine Saat reift in dieſer Verwüſtung. Nur die ſtachlige indiſche Feige drängt ſich zwiſchen den Spalten hervor und bringt ihre unzähligen, gelben Blüthen und Früchte dar.

Und ganz nahe dabei, wo der Boden milder iſt, da ziehen ſich vom Fuße des Epomeo bis zum Meere herab wieder die einzelnen Villen hin. Weinranken, wohin das Auge blickt; in üppigem Grün hängt die reifende Traube. Ueber dem hohen, ſchwankenden Schilfrohr der Canna ſehen dunkelgrüne Johannisbrodbäume und Oelbäume mit ihren ſilberweißen Spitzen hervor. Flammende Granaten und ſchneeweiße Myrthen lehnen ſich um das Haus; wie ein hoher Freiheitsbaum ragt aus den ſcharfen, ſtarken Blättern der mächtige Stamm der Aloe empor, ſeine große Blüthe dem Lichte entgegentragend. Glänzender Epheu umſchlingt die Mauern und Bäume; ſchwankend und zart winkt die ſchöne, weiße Kapernblüthe mit ihrem Violettgeäder von den Wänden herab, und die Clematis ſchlingt ihre Ranken, mit der Roſe von Päſtum vermiſcht, hinunter zu den rothen und weißen Blumen der Oleandergebüſche!

Ach! dieſe Erde iſt ſo unſäglich ſchön! Er muß ja alltäglich wiederkommen der Sonnengott, wenn er ſie einmal geſehen hat. Er kann nicht von ihr laſſen; und weil ſie ſo ſchön iſt, liebt er ſie und belebt ſie mit ſeinen erwärmenden Strahlen. Schon ſehe ich ihn im Geiſte emportauchen hinter dem Rücken des alten Wächters der Inſel, des ſtarren Epomeo, der ſelbſt erglüht unter dem Scheine des jungen Tages. Und alle Blüthen bringen ihm ihre ſüßeſten Düfte dar, und alle Vögel flattern ihm entgegen, Alles ſeh ich den Tag begrüßen. Nur der Menſch ruht noch und träumt in heiligem Schlummer!

Wie müßte es ſich ſo ſüß träumen laſſen in der Stille dieſer kleinen Welt, wenn man das Ziel ſeines Strebens in derſelben erreicht hätte, wenn nicht Wünſche und Gedanken hinausflatterten in die weite, weite Ferne.

Es ſoll Frieden ſein in der Welt, ſo will es Gott; und der Frieden iſt da .... aber wir verſtehen ihn nicht zu finden und nicht zu feſſeln und nicht zu genießen; denn der Friede iſt die harmoniſche Einheit alles Erſchaffenen, und wir Menſchen ſind uneins geworden in uns ſelbſt; wie ſollten wir in Einklang und in Frieden ſein mit Anderen und mit der Natur?

Wie Zugvögel fliegen wir heimathlos über die Erde, erfreuen uns an dieſer Blüthe und an jener Frucht, raſten bald auf ſchattiger Matte, bald auf ſtarrem Boden, finden manche Freude, manchen Genuß und ſuchen doch ewig das ewig unerreichbare Glück!

Wie kam man nur darauf, ein Wort zu erfinden für etwas, was doch Niemand kennt, Niemand wirklich erreicht und — weil man das Wort gefunden hat — doch nun ein Jeder erſtrebt?

Das Glück beſitzen wollen, das iſt ſo gefährlich, als den Stein der Weiſen ſuchen. Es hat uns Ruhe und Frieden genommen, es treibt uns raſtlos durch's Leben und wir genießen das Leben nicht.

Jenſeits der Wolken, ſagen die Prieſter, da wohne das Glück; und lebensmüde, gebrochenen Herzens richtet das ſterbende Auge dorthin den letzten Blick, die letzte irdiſche Hoffnung, und dort ...... *)

Die **Bernasconi** und ihre Geſellſchaft hatten, bei wahrhaft fürſtlicher Bewirthung auf der Villa des **Prinzen Francavilla**, den Abend hingebracht. Die Heiterkeit hatte ſich von Minute zu Minute geſteigert; feurige Weine, feurige Augen, feurige Reden und Herzen,.... alles Gluth, Leben, Luſt. Wundervoll hatte die **Bernasconi** ihre ſchönſten Arien geſungen, — herrlich hatte **Amadeus** auf dem Claviere und der Violine phantaſirt, — göttlich ſchön blickte der Himmel des Südens auf die heitere, ſchwelgende Geſellſchaft...... als plötzlich **Jomelli**, der,

---

*) **Fanny Lewald**: „**Iſchia**,“ in ihrer italieniſchen Reiſe.

um Luſt zu ſchöpfen, nach dem Meeresufer gegangen, bleich und zerſtört zurückkam.

„Jomelli!“ — rief ſogleich die Bernasconi, deren Falkenauge nichts entging — „was iſt geſchehen? Sie ſind blaß wie der Tod?“

„Weil ich mit dem Tod nahe zuſammengetroffen bin!“ — verſetzte ernſt der Capellmeiſter.

„Wie ſo?“ — frugen Alle.

Jomelli ſchwieg einen Augenblick, als ringe er nach Faſſung, dann ſagte er mit tief bewegter Stimme.

„Signora! — der Himmel hat uns heute ein wundervolles Feſt beſcheert; — Ihre Güte und die Güte des Prinzen haben Freude und Luſt auf uns gehäuft, und Freude und Luſt und Friede und Verſöhnung hat Gott ringsum uns her über die ſchöne Erde gegoſſen. Ich weiß es, Ihr großes Herz fühlt dies, denn eine Bernasconi kann nur groß fühlen, denken und handeln. Signora! bekunden ſie dies jetzt.... rufen ſie einen Unglücklichen, mit ſich und der Welt Zerfallenen,.... rufen Sie einen Todten in's Leben zurück!“

Die Bernasconi lachte; dann ſagte ſie: „Jomelli, ich kenne Sie als einen geſchickten Muſiker und Componiſten; aber das habe ich nicht gewußt, daß Sie auch ein ſo famoſer Schauſpieler ſind!“

„Er will unſerer Luſt eine dunkle, tragiſch-komiſche Folie geben!“ — ſcherzte der Prinz — „das iſt klug. Ueber dem Tod und ſeinen Schrecken erhebt ſich das Leben mit ſeiner Wonne um ſo lichter und herrlicher!“

„So laſſen Sie es denn auch wieder licht und freundlich aus dem Dunkel des Todes aufblühen! — ſagte Jomelli ernſt und doch milde. — „Ich ſcherze nicht, Signora; — von Ihrer Güte, von der Seelengröße der großen Bernasconi hängt in dieſem Momente Leben und Tod eines Menſchen ab!“

„Ich verſtehe Sie nicht!“ — ſagte jetzt unangenehm berührt und doch von Jomelli's Worten geſchmeichelt die Sängerin.

„So will ich einfach berichten, was ich eben erlebte, als ich — friſche, kühle Luft zu ſchöpfen — nach dem Ufer des Meeres ging!“ — verſetzte Jener.

„Nun?“ — riefen Alle.

„Ich hatte daſſelbe noch nicht erreicht, als ich eine Menge Leute am Strande zuſammenlaufen ſah. In allen Häuſern flammten Lichter auf, Lichter ſchaukelten ſich auf den Barken — es mußte etwas Ungewöhnliches geſchehen ſein. Ich eilte daher, von Neugierde getrieben, dem Orte zu, und ich hatte mich nicht getäuſcht. Fiſcher brachten auf einer Barke die Leiche eines jungen Mannes!“

Jomelli hielt inne; über das Antlitz der Bernasconi aber lief eine tiefe Bläſſe.

„Nun!“ — ſagte der Prinz im gleichgültigſten Tone — „es wird ein Fiſcher oder Schiffer der Inſel geweſen ſein, der bei ſeinem Geſchäfte verunglückte.“

„Nein!“ — rief die Bernasconi laut, aber mit dem Tone der Ueberzeugung — „es war Caraffa!“

Alle erbebten.

„Ja!“ — ſagte Jomelli langſam und tief bewegt: — „Es war Caraffa!“

Eine tiefe Stille trat ein.

„Und er iſt todt?!“ — frug endlich die Bernasconi.

„Nein!“ — fuhr Jomelli fort. — „Fiſcher hatten es bemerkt, wie er ſich in das Meer ſtürzte und waren herbeigeeilt ihn zu retten. Er lebt noch.... aber, Signora, ich kenne den jungen Mann, er wird nur durch Ihre Großmuth zu retten ſein. Sein Leben und ſeine Zukunft, liegen in Ihrer Hand!“

Abermals tiefe Stille.

„Sein Sie großmüthig“ — hob nach einer Pauſe Jomelli aufs Neue an — „laſſen Sie mich ihm die Nachricht bringen, daß Sie morgen ſeinen Bitten willfahren und auf der Probe ſeiner Oper ſingen wollen; ohne dies wird ſie nicht gegeben und ſeine Ehre, ſein Ruf, ſeine Zukunft ſind vernichtet.“

„Ich habe mein Wort gegeben, daß ich in keiner Probe der „Thiſiphone“ ſingen würde!“ — entgegnete finſter die Primadonna.

„Und werden Sie es halten..... wenn dadurch ein junges, hoffnungsvolles Leben dem Tode verfällt?“

Jetzt wollte es wieder wie Wetterleuchten in der Signora aufblitzen.... da ließen ſich plötzlich wunderbare Töne hören, — Töne, ſo rein, ſo zart, ſo innig, ſo flehend, als ſchreie eine wunde Seele im Todeskampfe um Erbarmen auf zu Gott.

Es war Amadeus, der ſich — bis in das Tiefſte erſchüttert — weggeſchlichen hatte, und nun, während Thränen in ſeinen Augen ſtanden, ein wundervolles „Kyrie eleison“ auf der Violine hinhauchte. Und die Töne riefen flehend, mahnend: „Herr, erbarme dich unſer! Chriſtus, erbarme dich unſer!“

Und tief, tief in der Seele der Bernasconi dämmerte es wie Jugenderinnerung — dämmerte es wie aus jenen Zeiten, da dieſe Worte noch Bedeutung für ſie gehabt, — da ſie, als ein kleines, unſchuldiges Mädchen, ſich tief ergriffen an die Bruſt geſchlagen, wenn ſie in feierlichem Chore in der Kirche erſchallten. „Kyrie eleison!“ — flehte es abermals — „Christe eleison!“ — rief es, und mit ſo zauberhafter Gewalt und mit ſo wundervoll klaren, reinen, ſüßen Tönen, als ob die Engel des Himmels es ſeien!

„Jomelli!“ — ſagte jetzt die Bernasconi — „gehen Sie hin, ſagen ſie Caraffa, daß ich ſeinen Wunſch erfüllen, daß ich morgen auf der Probe und mit dem ganzen Anfwand meiner Kunſt bei der Aufführung ſingen werde.“

Jomelli dankte freudig, und wandte ſich raſch zum gehen.

„Aber!“ — rief ihm die Signora ſchon wieder heftiger nach — „ſetzen Sie hinzu, daß ich dies nicht in Folge ſeines albernen Streiches thue, ſondern aus freiem Willen!“

Jomelli eilte, ſich verbeugend, davon.

Als Amadeus zurückkam, drückte ſie ihm ſchweigend die Hand. Bald aber waren der Prinz und ſie verſchwunden und blieben es.

Um Mitternacht kehrte Jomelli zurück. Caraffa war noch nicht außer Gefahr, aber die Nachricht hatte ihn ſichtbar gehoben, und da man ihn auf der Signora Befehl, nach der Villa des Prinzen gebracht und hier auf das ſorgſamſte verpflegte, durften ſich die Freunde den beſten Hoffnungen hingeben.

So graute der Morgen, als Jomelli und die beiden Mozart's die Rückfahrt antraten. Der leiſe, friſche Morgenhauch berührte ihre glühenden Stirnen wohlthätig; und wie mit dem erſten Lichte in Oſten die Fackeln der Fiſcherboote allmählig erloſchen, war es ihnen, als erwachten ſie aus einem ſchweren wunderbaren Traume.

Das Ordenskreuz.

„So iſt alſo Ihre Abreiſe nach Rom unumſtößlich auf morgen feſtgeſetzt?“ — frug, mehrere Tage ſpäter, Jomelli, der mit Doll bei Mozarts eben eingetreten war.

„Ja!“ — entgegnete der fürſtlich Salzburgiſche Capellmeiſter. — „Leider können mir nicht länger in dem unvergleichlichen Neapel bleiben.“

„Dies „leider“ hören wir ſehr ungern und doch auch wieder gern!“ — ſagte Jomelli freundlich. — „Gern, weil es uns beweiſt, daß es Ihnen hier gefiel, und ungern, ſehr ungern, weil wir daraus erſehen, daß Ihr Entſchluß, uns zu verlaſſen, feſt ſteht!“

„Meine Freunde!“ — verſetzte der Capellmeiſter — „vor allen Dingen habe ich, als höchſte Richtſchnur meines Handelns, die muſikaliſche Carriere meines Sohnes im Auge zu behalten. In dieſer Beziehung führt uns denn unſer Weg über Rom nach Mailand, denn es iſt Zeit, daß Amadeus ſeine Oper zu componiren beginnt. Ferner bietet ſich uns eine treffliche Reiſegelegenheit, da uns der kaiſerliche Geſandte, Graf Kauniz, der ebenfalls nach Rom geht, einen ſeiner Wagen angeboten hat; endlich hat unſer Aufenthalt in Neapel, — nachdem wir nun auch den Veſuv, Pompeji, Herkulanum und alle anderen Merkwürdigkeiten geſehen haben, — keinen Zweck mehr, denn zu Hofe kommen wir doch nicht!“

„Es iſt unbegreiflich!“ — ſagte Doll. — „Die Königin war doch immer ſo artig!“

„O ja!“ — rief Amadeus lachend. — „Sie grüßte immer ſehr freundlich; aber dabei blieb es auch.“

„Und hat ſie denn gar keinen Einfluß auf den König?“ — frug der Vater.

Jomelli zuckte die Achſeln, dann ſagte er, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen, mit gedämpfter Stimme: — „Hier regiert nur einer, und das iſt glücklicherweiſe der Miniſter Tanucci; der König iſt nach ſeiner angeborenen Natur und nach ſeiner Bildung der roheſte unter den rohen Fiſchern, Jägern und Lazzaroni, mit denen er denn auch gern verkehrt und täglich umgeht; deren Sitten und Witze er ſich angeeignet hat und deren Volksdialekt er redet!“

„Unglaublich!“ — riefen Vater und Sohn.

„Er iſt ein wilder, zügelloſer, unermüdeter Jäger, — ein Fiſcher, der bei jedem Wetter, ſelbſt bei furchtbar brennender Sonne im offenen Kahne aushält!“

„Und ſein Vater?"

„That nie etwas für ſeine Erziehung. Bildung und Kunſt blieben ihm vollkommen fremd."

„Aber als Regent, als König, mußte doch für ſeinen Unterricht geſorgt werden?"

„Es war genug, ihn zur Kirche und ihren Ceremonien anzuhalten, da war er der Seligkeit gewiß und brauchte weder menſchliches Gefühl, das ihm überhaupt ganz fehlt, noch Tugend, noch Kenntniſſe und Einſicht."

„Und die Königin?"

Jomelli ſah ſich wiederholt vorſichtig um, und erſt, als er überzeugt war, daß Niemand ihr Geſpräch hören konnte, verſetzte er:

„Wenn Tanucii nicht wäre, würde Land und Volk dieſem ausſchweifenden und grauſamen Weibe und ihren Liebhabern Preis gegeben ſein."*)

„Schweigen wir alſo über dieſen Gegenſtand!" — ſagte hier traurig Vater Mozart. — „Sie ſehen, daß wir recht haben, nicht länger auf eine Einladung des Hofes zu warten. War doch der Violiniſt Lamotte, der in der Kaiſerin Maria Thereſia's Dienſten ſteht und auf ihren Befehl und für ihre Unkoſten Italien durchreiſt, und dem man geradezu verſprochen hatte, ihn zu hören, Monate lang umſonſt in Neapel. Nein, nein! die Zeit iſt koſtbar, wir gehen."

---

*) Geſchichtlich. Näheres: „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten" v. F. C. Schloſſer III. Bd. S. 60–72

„Sie haben recht!“ — verſetzte Doll. — „Nur iſt es recht ſchmerzlich für uns, Sie zu vermiſſen.“

„Um Gottes Willen!“ — rief jetzt Wolfgang — „nur keine Abſchiedsſcenen! Sagen Sie mir lieber, beſter Jomelli, wie geht es Caraffa?“

„Um vieles beſſer.“

„Iſt er außer Gefahr?“

„Vollkommen! — Sie wiſſen ja, Maeſtro, daß die Bernasconi Wort hielt, ſowohl mit der Probe, als mit der Aufführung, in der ſie die ganze Fülle und Pracht ihrer Stimme, den ganzen Glanz ihrer Schule entfaltete.“

„Ja! davon war ich ja ſelbſt Zeuge und freute mich darüber!“ — ſagte Amadeus.

„Dies Weib hat eben doch etwas Großes!“ — fuhr Jomelli fort — „auch in ihrer Denkungsart. Aber ....“

„Aber?“

„Sie iſt eben Primadonna, und damit iſt Alles geſagt.“

„Und Caraffa?“

„Er war überglücklich als er hörte, wie herrlich ſeine früher ſo erbitterte Feindin in der „Thiſiphone“ geſungen und daß ſeine Oper gefallen. Ich denke es iſt der Welt dadurch ein tüchtiger Muſiker erhalten worden.“

„Und haben Sie von der Bernasconi ſchon Abſchied genommen?“ — frug hier Doll.

„Wir ſprachen ſie ſeit jenem Abend auf Ischia nicht mehr!“ — entgegnete Vater Mozart. — „Wenn Sie uns aber auch nicht annahm, ſo war ſie nicht minder liebevoll.“

Und mit dieſen Worten holte der Capellmeiſter ein Etuis herbei, das bei ſeinem Oeffnen ein reizend gemaltes Bild von Iſchia zeigte.

Auch der Rahmen war von wundervoller und koſtbarer Arbeit; in der Mitte des oberen Theiles aber tauchten zwei kleine Engel aus den, das Ganze ſchmückenden, Arabesken — zwei kleine allerliebſte Engel, die ein goldenes Schildchen hielten, auf welchem die Worte ſtanden:

„Kyrie eleison!“

„Das iſt ein ſehr ſinniges Andenken!“ — ſagte Jomelli — „auf das unſer Amadeus noch dazu ſtolz ſein kann.“

„Es iſt mir wenigſtens unendlich theuer!“ — verſetzte dieſer und ſeine Blicke hingen mit Entzücken an demſelben.

Freunde traten jetzt ein, dann mußten noch einige Abſchiedsbeſuche gemacht werden und ſo ging die letzte Zeit in Neapel dahin.

Aber wie leid that beiden am anderen Morgen die Trennung von der herrlichen Stadt und Gegend! Für Wolfgang war es ein Glück, daß es nach Rom und zu Giuditta ging, die er in den letzten Wochen faſt vergeſſen hatte. Ob in Giuditta's Herz und Geiſt ſein Bild und Andenken wohl auch ſo ſchnell vergeſſen war?

Nun es mußte ſich ja bald zeigen! Aber die Reiſe war diesmal ziemlich anſtrengend, denn es ging, beinahe ohne Aufenthalt, ſiebenundzwanzig Stunden mit Poſtpferden. Herr Leopold Mozart galt dabei für den Haushofmeiſter des kaiſerlich Oeſterreichiſchen Geſandten, Grafen

Kauniz, und bekam ſomit überall freundliche Geſichter und gute Pferde, ſo wie es ihm in Rom die läſtige Mauth-Viſitation erſparte.

So hatten ſie, bei Ankunft in Rom, in ſiebenundzwanzig Stunden nur zwei Stunden geſchlafen. Sobald ſie daher ein wenig Reis und ein paar Eier gegeſſen hatten, die ihnen Frau Uslinghi ſervirte — Giuditta zeigte ſich nicht — ſchlief Amadeus vor Müdigkeit und Abſpannung auf dem Stuhle ein, und zwar ſo feſt, daß ihn der Vater völlig ausziehen und ſchlafend ins Bett legen mußte. Aber auch hierbei gab er kein Lebenszeichen von ſich, und als er den anderen Morgen um neun Uhr erwachte, wußte er nicht, wo er war und wie er ins Bett gekommen.*)

Aber wo war Giuditta? — Der Angabe der Mutter nach, hatte ſie ſich nur auf wenige Tage zu ihrer Tante nach Civita Vecchia begeben; aber dieſe wenigen Tage vergingen und ſie kam nicht zurück. Frau Uslinghi ſelbſt erſchien Amadeus weniger freundlich und es lag auf ihr und Giuditta's Abweſenheit etwas Geheimnißvolles.

Amadeus peinigte die Sache um ſo mehr, als er ſich ſeit dem letzten Zuſammentreffen mit dem lieben Mädchen in der Grotte der heiligen Cecilie von Marino nicht ganz frei von Schuld fühlte; wenigſtens in ſofern, als er dieſe Zuſammenkunft ſeinem Vater verheimlicht hatte, was ihm, bei ſeiner ſonſtigen Offenheit und Ehrlichkeit, ungemein drückte und peinigte.

---

*) Niſſen: S. 213. Jahn: 1. Thl., 2. Buch. S. 204.

Sollte — ſo dachte er jetzt oft im Stillen — dem wachſamen Auge des Vaters jener letzte Abſchied doch nicht entgangen ſein? Und war die jetzige Abweſenheit Giudittas und die leiſe Mißſtimmung ihrer Mutter ſeine Schuld?

Wolfgang wagte nicht zu fragen; übrigens blieb ihm auch wenig Zeit dazu, ſo wie überhaupt ſein Charakter nicht geſchaffen war, derartigen Dingen lange nachzuhängen. Auch war die Stimmung des Vaters um ſo weniger eine erfreuliche, als er auf der letzten Station vor Rom durch einen Sturz des Wagens eine ſchmerzliche Verwundung am rechten Fuße davon getragen.

„Du weißt,“ — ſchrieb in dieſer Beziehung der Alte unter dem 30. Juni an ſeine Gattin nach Salzburg, — „daß zwei Pferde und ein Poſtillon drei Beſtien ſind. Auf der letzten Poſt nach Rom ſchlug der Poſtillon das Pferd, welches zwiſchen den Stangen geht und folglich die Sedia ſo gut als auf dem Rücken trägt. Das Pferd ſtieg in die Höhe, verwickelte ſich in dem mehr als ſpanntiefen Sand und Staube und fiel mit Gewalt nach der Seite zu Boden, riß folglich den vorderen Theil der Sedia mit ſich; weil dieſe nur zwei Räder hat. Ich hielt den Wolfgang mit einer Hand zurück, damit er nicht hinausſtürze, mich aber riß die Gewalt mit dem rechten Fuße an das mittlere Eiſen des zurückfallenden Spritzleders, daß ich das halbe Schienbein des rechten Fußes fingerbreit aufriß.“*)

---

*) Brief Nr. 86. Leopold Mozarts. Niſſen.

Indeſſen heilte die Wunde raſch, was um ſo nöthiger war, als der Capellmeiſter überhaupt diesmal nur wenige Tage für Rom beſtimmt hatte und ſchon wieder Einladungen zu dem Kardinal Pallavicini, dem toskaniſchen Geſandten Baron Saint Odile und anderen Notabilitäten vorlagen.

Die Soirée bei dem Kardinal war ungemein glänzend. Amadeus ſpielte wie immer zum Entzücken der Anweſenden, wurde aber auch von dem Kirchenfürſten auf die liebenswürdigſte Weiſe behandelt und ausgezeichnet.

„Nun!“ — ſagte dieſer, nachdem er ſich lange mit dem jungen Maeſtro über deutſche und italieniſche Kirchenmuſik unterhalten und von dieſem Thema endlich auf die bevorſtehende Abreiſe deſſelben von Rom gekommen war, — „der heilige Vater bedauert, wie wir Alle, Sie ſo bald von hier ſcheiden zu ſehen; aber er wünſcht wenigſtens bei dieſer Gelegenheit Ihnen und der Welt beweiſen zu können, wie hoch er wahres Verdienſt ſchätzt. Seine Heiligkeit haben mich daher beauftragt, Ihnen, Signore Cavaliere, ſeinen Orden vom goldenen Sporn zu überreichen. Sie ſind damit zum Ritter dieſes Ordens erhoben, und wollen dies goldne Kreuz zum Zeichen deſſen tragen.*) „Te creamus auratae militiae equitem!“

Amadeus und der Vater ſtanden überraſcht. Dem noch nicht fünfzehnjährigen Maeſtro war hier dieſelbe Ehre widerfahren, welcher ſich der damals ſo berühmte Gluck zu erfreuen hatte. Neben Ritter von Gluck ſtand nun, der noch ſo kindliche — — Ritter von Mozart.

---

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. S. 204.

Amadeus und ſein Vater ſtatteten, wie ſich von ſelbſt verſteht, dem Kardinal, und am andern Tage ſeiner Heiligkeit, ihren wärmſten Dank ab. Aber wie weit waren dieſe beiden edlen und einfachen Naturen von allem Stolze entfernt! Sie freuten ſich über die Auszeichnung, legten aber keinen weiteren Werth hinein. Amadeus erwähnte dieſes Vorfalles ſogar nur in einem Briefe an die Schweſter mit den leichthin ſcherzenden Schlußworten: „Mlle. j'ai l'honneur d'être Votre très humble serviteur et frère: Chevalier de Mozart!"*)

Dagegen gab etwas Anderes der ganzen Stimmung des jungen Künſtlers eine ſolch entſchiedene Richtung, daß er alles Uebrige: Rom, Orden, Giuditta und die Welt darüber vergaß .... es war das endliche Eintreffen des Textes ſeiner jetzt für Mailand zu componirenden Oper: „Mithridate Re di Ponto"**) von Vittorio Amadeo Cigna-Santi.

Amadeus war, wie durch einen Zauberſchlag, ein Anderer. Jetzt gab es keinen Gedanken für ihn mehr, als das neue große Werk. Jetzt war ſelbſt Italien unter ſeinen Füßen verſchwunden, und kaum achtete er darauf, daß, als er zur Abreiſe in den Wagen ſtieg, eine unbekannte Hand ihm einen Zettel zwiſchen die Finger ſchob. In muſikaliſche Gedanken verloren entrollte er ihn und las:

---

*) Nachſchrift des väterlichen Briefes (Nr. 88.) vom 7. Juli 1770 von Rom aus.

**) Mithridates, König von Pontus.

„Wir ſehen uns wieder!“

Giuditta.

Intriguen.

Es war Abend geworden und das große Kaffeehaus am Corso orientale in Mailand füllte ſich mehr und mehr. Ein Theil der Anweſenden beſchäftigte ſich mit dem Durchleſen der Zeitungen und Journale, Andere tranken Kaffee oder Chocolade, die Mehrzahl aber rauchte und ſchwatzte, und gab ſich dabei dem ſüßen Nichtsthun, dem dolce far niente der Italiener, hin.

Unter letzteren befand ſich auch ein Mann von hervorſtechendem Aeußern. Er war groß, ſchön gewachſen und mit auffallender Sorgfalt gekleidet. Auch ſeine Geſichtszüge hatten etwas Auffallendes, das aber keinesweges angenehm genannt werden konnte, denn es lag ein finſterer, unbehaglicher Ausdruck in ihnen, ein gewiſſes Etwas, das ein Uebelwollen mit der ganzen Welt verkündete. Seine

Blicke waren dabei ſtechend und falſch, während ſeine Manieren von ſtolzer Selbſtgenügſamkeit zeugten.

Jetzt ſaß er mit über einander geſchlagenen Beinen, die Cigarre im Munde, in einem Winkel des Billardzimmers, wie es ſchien, den Spielenden zuſchauend. Waren aber auch ſeine Augen auf dieſe gerichtet, ſeine Gedanken waren es gewiß nicht; denn einem aufmerkſamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß es unter dieſer nach oben abgeflachten, unſchön geformten Stirne leidenſchaftlich arbeite. Von Zeit zu Zeit aber zuckte ein boshaftes Lächeln um ſeinen Mund, — ein Lächeln, welches dann regelmäßig giftige, in unheimlichem Glanze aufleuchtende Blicke begleiteten.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen ſein, ohne daß ſich der Ebenerwähnte — mit Ausnahme der kleinen Handbewegungen, welche der Gebrauch der Cigarre erfordert — gerührt hatte, als ein kleines bewegliches Männchen eintrat, daß ſich, ſobald es jenen wahrgenommen, ihm mit vertraulicher Ehrerbietung nahte.

Dieſe zweite Figur war in ihrer äußeren Erſcheinung von der erſteren ſehr verſchieden, indem ſchon die Kleidung eine gewiſſe geniale Nachläſſigkeit beurkundete. Der Rock war fadenſcheinig und auffallend befleckt, die Halsbinde nachläſſig umgeſchlungen und unrein, das rabenſchwarze aber hier und da ſchon grau melirte, lockige Haar ungekämmt, der Bart ſchlecht raſirt. Verwitterte Züge, pfiffige Augen und eine hohe Stirne charakteriſirten dabei das Geſicht des kleinen Mannes, und als er jetzt den in

Gedanken verlorenen, ernſten Freund anredete, geſchah es mit einer heißeren, an das Krächzen eines Raben erinnernden Stimme.

„Ei, ei!“ — ſagte er dabei, indem er zugleich eine tiefe Verbeugung machte, — „ſo in Gedanken, Herr Capellmeiſter Fioroni?“

Der Angeredete ſchaute auf. Es war, als ob er aus einem Traume erwache, denn er fuhr mit der Hand über die Stirne, ſah den Sprechenden und dann ſeine Umgebung groß an, und rief endlich:

„Sieh da, Grimani!“

„Haben mich beinahe nicht erkannt.“

„Ich war allerdings in Gedanken verſunken.“

„Doch nicht in unangenehme?“

„Der angenehmen Begebniſſe gibt es jetzt wenige.“

„Wie kann dies ein Mann von Ihrem Rufe ſagen? — ein Mann, den ganz Mailand — o was rede ich da — den ganz Italien ſchätzt; — ein Mann, der als erſter Capellmeiſter des Theatro ducale ſich ſo viel Ruhm und Ehre erworben.“

„Grimani!“ — ſagte der Angeredete hier, und ſeine Stirne legte ſich in düſtere Falten, während ein Zug von Bitterkeit und Hohn um ſeinen Mund ſpielte, — „es iſt heutzutage eben ſo wenig mehr Ehre und Ruhm als Capellmeiſter zu verdienen, wie mit Compoſitionen. Wenn ſich die Welt von Kindern, die noch in die Schule gehen ſollten, an der Naſe herumführen läßt, dann können ſich die alten verdienten und bewährten Männer penſioniren laſſen oder auf das Ohr legen.“

„Verſtehe, verſtehe!“ — krächzte Grimani, der ſich unterdeſſen an die Seite des Capellmeiſters geſetzt und eine Taſſe Chocolade beſtellt hatte, — „verſtehe! Sie meinen den vierzehnjährigen Mozart.“

„Es iſt eine Lächerlichkeit!“ — fuhr Fioroni heftig fort und ſeine Blicke ſchoſſen umher wie giftige Pfeile, — „es iſt eine Lächerlichkeit und eine Entwürdigung der Kunſt, einem Knaben die Compoſition einer Oper anzuvertrauen, — und noch dazu für das Theater zu Mailand!“

Grimani zuckte die Achſeln, als wolle er des Freundes Meinung in Zweifel ziehen; aber ſein lauerndes Auge verrieth, daß es ihm nur darum zu thun ſei, den Haß des Capellmeiſters gegen dieſen gemeinſamen Feind noch zu ſtacheln.

In der That ſchwoll Fioroni der Zorn. Er frug daher mit der Aerger zitternder Stimme:

„Oder ſeid Ihr vielleicht auch ein Mozartianer?“

„Der Knabe,“ — verſetzte der Kleine bedenklich — „iſt Mitglied der Philharmoniſchen Geſellſchaft zu Bologna. Er iſt Virtuoſe, Componiſt, Improviſator und Contrapunktiſt, das läßt ſich nicht läugnen.“

„Das heißt, er iſt von allem dem ſoviel als ein Wunderkind ſein kann.“

„Und der Enthuſiasmus, der ihn durch ganz Italien begleitet hat?“

„Iſt Erguß des unſerer Nation angeborenen Wohlwollens für ein Kind von ſolchen unbezweifelten Fähigkeiten. Aber zwiſchen Clavierſpielen, ein Bischen phantaſiren und componiren und der Aufgabe eine Oper zu ſchreiben — hört mich wohl: ein deutſcher vierzehnjähriger Junge — eine Oper für italieniſche Ohren — — da liegt denn doch eine ungeheure Kluft dazwiſchen."

„Das iſt wohl wahr; aber...."

„Wie kann man von einem Kinde die Kenntniß des chiaro ed oscuro*) erwarten, welche Werke für das Theater erfordern? Iſt das nicht Unſinn, Abgeſchmacktheit, Lächerlichkeit?! Und ich ſoll zuſehen, wie dieſer unbärtige deutſche Knabe an meiner Stelle dirigirt?!"

„Er hat aber ſchon Opern geſchrieben."

„Die werden auch darnach ſein.... deutſche Muſik!"

„Aber Bologna!"

„Ach was Bologna! Ihr ſeid ein Narr, Grimani, mit Eurem Bologna! Ihr habt Euch doch wahrlich oft genug als einen tüchtigen Componiſten bewährt, gebt mir einmal Antwort: Wie verhält es ſich bei der Auffaſſung des objektiven, ſelbſteigenen Weſens der Idee, die jeder Leiſtung in den ſchönen Künſten zu Grunde liegen muß? Muß hier nicht Alles auf ein, durch viele, viele Jahre langes Studium gegründetes Wiſſen baſirt ſein?"

„Gewiß!" — krächzte Grimani, — „auf ein Studium, das oft ein ganzes Leben voll Mühen, Sorgen, Anſtrengungen und Erfahrungen in Anſpruch nimmt."

---

*) Licht und Schatten.

„So iſt es!“ — ſagte in gehobenem Selbſtbewußtſein der Capellmeiſter des Theatro ducale. —

„Denn nur im Zuſtande des reinen Erkennens, wo dem Menſchen ſein Wille und deſſen Zwecke, mit ihm aber ſeine Individualität, ganz entrückt ſind, kann diejenige reine objective Anſchauung entſtehen, in welcher die Idee eines großen Werkes aufgefaßt wird. Eine ſolche Auffaſſung muß es aber allemal ſein, welche der Conception, d. i. der erſten intuitiven Erkenntniß vorſteht, die nachmals den eigentlichen Stoff und Kern, gleichſam die Seele eines ächten Kunſtwerks, eines genialen Bildes, einer Dichtung, eines Meiſterwerkes der Muſik ausmacht!“

„Recht, recht! — ſehr wahr, ſehr wahr!“ — rief hier der kleine bewegliche Grimani, — „aber“ — ſetzte er dann mit einem feinen diaboliſchen Lächeln hinzu, das ſeine Abſicht, den Capellmeiſter noch immer in heftigeren Zorn zu verſetzen, nur zu deutlich verrieth — „aber, die Welt behauptet, dies Alles ſei dem „Genie“ nicht nöthig. Das Unvorſetzliche, Unabſichtliche, ja, zum Theil Unbewußte und Inſtinktive, welches in dem „Genie“ liege, erſetze Studium, Anſtrengung, Wiſſen und Erfahrung!“

„Verrücktheit!“ — rief Fioroni und ſchoß ſo furchtbare Blitze aus ſeinen Augen, daß die Kellner, die das laute Geſpräch herangezogen, entſetzt zurückwichen.

Grimani indeſſen ließ ſich nicht irre machen:

„So ſoll es auch bei dieſem vierzehnjährigen, unbärtigen „deutſchen Genie“ ſein!“ — krächzte er weiter, ſeine Chocolade halb ſchlürfend, halb auf die Kleider träufelnd.

— „Hier herrſche ſo recht — poſaunen die Mozartianer in die Welt — die künſtleriſche Urerkenntniß; das quelle nur ſo aus dem kleinen Köpfchen heraus, in deſſen Gehirn ſchon all das Wiſſen fertig daliege.“

„Dann iſt auch all ſein Schaffen keine Kunſt!“ — rief ſtolz der Capellmeiſter und richtete ſeine große Geſtalt höher auf. — „Dann iſt und bleibt der berühmte Cavaliere filarmonico eine Maſchine .... ein Wunder, und kann nie den Namen Künſtler beanſpruchen!“

„Nie, nie!“ — wiederholte heißer der Componiſt.

„Außerdem“ — fuhr der Capellmeiſter fort — „liegt auch noch ein großer Unterſchied zwiſchen der Conception und der Ausführung. Bei der Ausführung des Werkes, wo die Mittheilung und Darſtellung des Erkannten der Zweck iſt, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden iſt, das Wiſſen, die Erfahrung wieder thätig ſein. Die Kunſtmittel müſſen zu den Kunſtzwecken gehörig angeordnet und angewendet werden .... wie kann das ein Kind!“

„Nun, nun!“ — meinte Grimani — „mein verehrter Herr Capellmeiſter, man darf eben das Ding doch nicht ſo weit wegwerfen! Der kleine Teufelskerl von Mozart....“

„Der neugebackene Ritter vom goldenen Sporn!“ — fiel Fioroni ſpöttiſch dazwiſchen. — „Gebt doch den Leuten die Ehre, die ihnen gebührt.“

„.... Der kleine Teufelskerl von Mozart“ — fuhr Grimani ruhig fort — „iſt mit einer ſo fameuſen Productivität als leichter Geſtaltungskraft begabt. Sein Mithridate ſoll eine Menge neuer Formen für den Geſang und namentlich für die Begleitung haben, die im höchſten Grade urſprünglich, glänzend und verführeriſch ſein ſollen.“

„Albernheit!“ — rief hier der Capellmeiſter, der immer unruhiger ward. — „Wer ſo etwas ſagt, hat weder Verſtand noch Gehör!“

Aber Grimani ließ ſich nicht beirren. — „Die Art der Cantilena,“ — fuhr er fort — „der Modulationen, die Weiſe der Begleitung, die Miſchung der Inſtrumente, Alles erſcheine neu in dieſer Oper. Dahin gehöre namentlich die Cabaletta, ein übermüthig ſchäumendes, aus lauter Staccatonoten gebildetes, mit brillanten Rouladen geſchmücktes Motiv, das, plötzlich auf ein Adagio folgend, die Hörer wahrhaft hinreiße und bezaubere.“

Die große Figur des Capellmeiſters hatte ſich erhoben. Sie ſtand faſt wie eine Athletengeſtalt vor dem ſchmächtigen, kleinen Componiſten, der erſtaunt und krächzend frug:

„Nun? wollen Sie auf einmal gehen, Herr Capellmeiſter?“

Aber dieſer warf dem Kellner ſein Geld hin und ſagte nur in kaltem Tone:

„Addio!“

„Aber Beſter!“ — rief jetzt Grimani — „ich wollte Ihnen ja gerade einen Plan mittheilen, wie wir — dieſem deutſchen Knaben gegenüber — unſere Ehre retten können!“

„Das iſt etwas anderes!“ — ſagte Fioroni ſtolz. — „Ich glaubte in der That Sie ſeien Mozartianer — und mit dieſen bornirten Menſchen gehe ich nicht um.“

Der Capellmeiſter ſetzte ſich mit dieſen Worten wieder nieder, befahl noch eine Cigarre, und ſah dann den Componiſten fragend an.

„Alſo meinen Plan!“ — fuhr Grimani ſchlau blinzelnd fort. — „Nun, ich denke er iſt nicht ſo ſchlecht.“

„So redet, redet!“

„Aber die Ausführung wird Geld koſten.“

„Mir gleich. Ich werde da nicht ſparen wo es meine Ehre, ja die Ehre Italiens gilt!“

„Vielleicht etwas viel Geld!“

„Ich zahle was es koſtet, ſobald der Plan gut iſt!“

Ueber die verwitterten Züge des kleinen unſauberen Componiſten lief es hier wie Sonnenſchein im Spätherbſt. Geld wor etwas, was er ſehr liebte, viel brauchte und doch nie hatte. Jetzt lag eine Ausſicht vor ihm, wie in das gelobte Land. Ein beneideter und gehaßter Feind ſollte vernichtet und dabei viel Geld verdient werden. Dieſer entzückende Gedanke ließ ihn einen Augenblick ſchweigen, ſo daß der Capellmeiſter ungeduldig mit den Fingern auf dem Tiſche trommelte und endlich rief:

„Nun, Grimani, den Plan .... den Plan!“

„Ja ſo!“ — verſetzte dieſer, ſich ſammelnd. — „Nun, er zerfällt vor allen Dingen in zwei Theile.“

„Und die ſind?“

„Einmal muß die öffentliche Meinung unterminirt und für uns gewonnen werden.“

„Und wie das?“

„Durch Beſtechung.“

„Aber wen wollt Ihr beſtechen? Siebenachtel von Mailand ſchwärmen für den Cavaliere filarmonico.“

„Aber die Hälfte davon nur .... weil es Mode iſt. Ich habe zehn Freunde, die mit mir einig ſind, lauter Muſiker und Componiſten, alles gute Italiener, die — wenn man ihnen die Zeit vergütet, welche ſie dabei verlieren — innerhalb acht Tagen die ganze Stadt überzeugen werden: daß die Muſik der neuen Oper etwas Junges, Elendes und Unreifes ſei; — ja, daß ſich ganz Italien und namentlich Mailand ſchämen müſſe, von einem Knaben, und noch dazu von einem Ausländer, die kindiſchen Erſtlingsverſuche aufgebunden zu haben.“

„Gut, gut!“ — meinte der Capellmeiſter. — „Aber werden ſie's auch glauben?“

„Warum nicht?“ — rief der Kleine, eine Prieſe nehmend und zugleich einen Regen von Schnupftabak auf Kleider und Boden ſtreuend. — „Das Schlechte glauben die Menſchen immer lieber von Anderen, als das Gute. Dann werden ich und meine Freunde als Sachkenner, Lehrer und muſikaliſche Orakel ſprechen, und endlich wird der aufgeſtachelte Patriotismus auch etwas zur Sache thun.“

„Und der zweite Theil Eures Planes?“

„Der iſt diplomatiſcher Natur und muß durch Sie, Herr Capellmeiſter, ausgeführt werden.“

„Durch mich?“

„Ja!“

„Und wie?“

„Ich habe mir — verſteht ſich gegen viel Geld — die scrittura*) der Oper, welche der junge Mozart componirt, zu verſchaffen gewußt. Sind Sie nun mit mir einverſtanden, ſo componire ich im Geheimen mehrere der Hauptarien für die Primadonna und den Primouomo. Sie, mein Verehrter, der Sie ja mit der Bernasconi und mit Santorini bekannt ſind, gehen dann zu beiden, ſtellen ſich, als ob ſie in Verzweiflung über das Schickſal ſeien, das dieſe beiden Koriphäen des Geſanges erwarte, wenn ſie die Arien dieſes unreifen Kindes ſängen; ..... bringen dann gleich meine Compoſitionen mit — natürlich ohne zu ſagen von wem ſie herrühren — und beſchwören Beide, um Gottes und ihrer ſelbſt willen, dieſe, ſtatt der Mozart'ſchen, einzulegen."

„Und dann?"

„Nun .... dann iſt die Oper verloren und der Cavaliere filarmonico mit, — trotz dem Orden vom goldenen Sporn."

„Aber wie ſo?"

„Weil man, kurz vor der erſten Aufführung, ausſprengt, die von dem Knaben geſchriebenen Arien ſeien ſo erbärmlich, ſo ganz unſingbar ausgefallen, daß Primadonna und Primouomo ſich genöthigt geſehen hätten, heimlich andere, von einem inländiſchen Componiſten gefertigte, einzulegen."

„Grimani!" — rief hier der Capellmeiſter und ſeine giftigen Blicke leuchteten triumphirend auf, wie die eines

---

*) Den Text.

Baſilisken, — „Grimani! Ihr ſeid ein verflucht geſcheider Satan. Der Plan iſt herrlich ausgedacht und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir den vorwitzigen kleinen Maeſtro nicht aus dem Sattel höben und die Oper zum förmlichen Durchfallen brächten.“

„Ja!“ — meinte Grimani — „nur dürfen der Herr Capellmeiſter mit dem Gelde nicht knauſern.“

„Nein!“ — ſagte dieſer ſtolz — „das werde ich auch nicht. Ich bin, Gott ſei Dank, reich, und ſo kann ich etwas zur Rettung unſerer und der Ehre Italiens daranhängen. Kommen Sie morgen früh zu mir, Grimani, und ſagen Sie mir, welche Summe ....“

Aber das Wort ſtarb dem Capellmeiſter des Theatro ducale auf der Zunge, denn eben waren Vater Mozart und ſein Sohn eingetreten.

Der gewürfelte Lebemann faßte ſich indeſſen raſch; ein leiſer Fußtritt machte Grimani auf die Eingetretenen aufmerkſam, dann eilte Fioroni mit ausgebreiteten Armen auf Vater Mozart zu, und hieß dieſen, wie Amadeus willkommen.

„Das iſt ſchön,“ — ſagte er dabei, indem er dem einen wie dem anderen mit verſtellter Herzlichkeit die Hände drückte und ſchüttelte — „das iſt herrlich, daß meine lieben, hochgeehrten Herren Collegen einmal hieherkommen. Hätte mir doch in der That nichts Angenehmeres begegnen können.“

„Auch uns freut dies zufällige Zuſammentreffen ſehr!“ — entgegnete der Vater, der — ebenſowenig wie Amadeus — auch nur die leiſeſte Ahnung von der wirklichen

Geſinnung Fioroni's hatte. Im Gegentheile, die beiden ehrlichen, offenen Deutſchen glaubten in dem Capellmeiſter des Theatro ducale einen der aufrichtigſten Freunde gefunden zu haben.

Jetzt kam auch Grimani herbei, den Fioroni dem jungen Maeſtro als einen ſeiner enthuſiaſtiſchſten Verehrer vorſtellte. Wolfgang, der auf ſolche Dinge nichts gab, war nichtsdeſtoweniger hier, wie immer, ungezwungen freundlich, und nahm — mit Lüge und Verſtellung völlig unbekannt — was er hörte und ſah für Wahrheit. So kam es, daß die beiden ſchlauen Italiener — Fioroni hatte es ſich nicht nehmen laſſen, Vater und Sohn mit einer Flaſche feurigen Weines zu bewirthen — bald von der Oper alles erfuhren, was ihnen zu wiſſen nöthig war, ja die Unbefangenheit des jungen Maeſtro hätte ihnen noch tiefere Blicke in die Compoſition geſtattet, wären jetzt nicht auch noch andere Freunde eingetreten.

Es waren ebenfalls Männer der Kunſt: Sammartino, Lampugnani und Piazza Colombo — eben Diejenigen, die die beiden Mozarts auf dieſen Abend hieher beſtellt. Alle drei gehörten übrigens zu den aufrichtigſten und glühendſten Verehrern des jungen Deutſchen. Im Feuer der Begeiſterung ließen ſie es daher auch nicht für Amadeus an Lob und Huldigungen fehlen, welchen ſich natürlich Fioroni in pomphaften Worten anſchloß, während es für einen unbefangenen Zuſchauer in der That komiſch geweſen wäre, zu ſehen, wie der große und ſtarke Mann mitten im Geſpräche oft vor Neid die Farbe wechſelte und — vorzüglich an der Naſenſpitze — bald blaß bald roth wurde. Sein ohnehin ziemlich gelber Teint nahm dabei nach und nach eine lederartige Färbung an, während die Lippen in's Bläuliche ſpielten.

Aber das iſt ja gerade der Fluch des Neides: daß er ſich ſelbſt verzehrt, wie der Roſt das Eiſen.

Die Geſellſchaft, die ſehr luſtig wurde, verließ erſt ſpät in der Nacht das große Caféhaus am Corso orientale. Fioroni und Grimani nahmen unter den wärmſten Freundſchaftsverſicherungen Abſchied. Als ſie ſich aber allein wußten, lachten ſie laut auf und der Capellmeiſter rief, halb im Ingrimm, halb voll Hohn:

„Die dummen Deutſchen! Sie ſtecken ſelbſt die Köpfe in die Falle, und, bei Gott und allen Heiligen, ſie ſollen ſie auch nicht mehr herausziehen. Grimani, Sie componiren mir morgen — außer den beſprochenen — noch einige andere Piecen aus der scrittura des Mithridate und zwar dieſe recht ſchlecht, ... verſtehen Sie was ich meine? .... linkiſch .... unſingbar .... ſtümperhaft! Ich werde Ihnen die Mühe reich belohnen. Iſt das geſchehen, muß ſie der Abſchreiber des jungen Opernritters copiren, damit ſie mit den übrigen Abſchriften von gleicher Hand ſind. Dann aber werde ich dafür ſorgen, daß ſie für Mozart'ſche Machwerke in die Hände ſachverſtändiger Leute kommen, und ſich ſo, ſchon im voraus, ein ungünſtiges Urtheil über die zu erwartende Oper bildet. Bei der Aufführung der erſten Oper bleibt das Haus ja außerdem immer leer; ſenden wir dann unſere Leute in das

Theater und haben dabei die Bernasconi und den Santerini auf unſerer Seite, ſo muß ſie glanzvoll durchfallen; — iſt ſie aber einmal a terra *) gegangen, ſo iſt es in Italien aus mit dem Ruhme des Cavaliere filarmonico!“

Und Fioroni rieb ſich triumphirend die Hände; Grimani aber rief krächzend:

„Auf Morgen alſo!“ — und Beide verſchwanden in der Dunkelheit.

---

*) Alle stella (zu den Sternen) geht — wie die Italiener ſagen — eine Oper, wenn ſie vollſtändig ſiegt; a terra, wenn ſie durchfällt.

Das Ungewitter.

Fioroni's und Grimani's Chikanen und Intriguen blieben indeſſen nicht ohne Erfolg. Zwar ſpielte Fioroni — der ſtolze, angeſehene, und durch ſeinen Einfluß mächtige Capellmeiſter des Theatro ducale — verdecktes Spiel, ſo daß ihn Leopold und Wolfgang Mozart für ihren aufrichtigſten Freund hielten; aber gerade durch ſein heimliches Wirken wirkte er doppelt gefährlich.

Vater Mozart kam tagtäglich verſtimmter nach Hauſe. Während man früher nur die kühnſten Erwartungen von dem erſten großen dramatiſchen Werke des Cavaliere filarmonico gehegt, griff jetzt — nach und nach — nicht nur bei Vielen ein ſonderbarer Zweifel an der nöthigen Befähigung des jungen Maeſtro um ſich; — nein, man zuckte auch über den „Deutſchen" die Achſel, der den „Italienern" lehren ſollte, was Muſik ſei; — ja, in den letzten Tagen war es ſogar Vater Mozart zu Ohren gekommen, daß man von „unreifem Machwerk" ſpreche.

Man kann ſich denken, wie peinlich ſolche Beobachtungen für den Vater waren und welche Bergeslaſt von Sorgen ſie auf ſeine Schultern wälzten.

Amadeus dagegen merkte von dem Allen nichts. Er arbeitete mit eben ſoviel Ernſt als Fleiß, und entfaltete dabei eine ſolche freudige Ruhe und heitere Gewißheit, daß nur dieſe beiden Dinge es waren, die den Vater noch aufrecht erhielten. Dennoch bemächtigte ſich ſeiner eine gewiſſe Ängſtlichkeit, die er früher nicht gekannt. Er fühlte den Druck der, mit giftigen Verleumdungen geſchwängerten moraliſchen Atmoſphäre, wie man den Druck der phyſiſchen Atmoſphäre bei Herannahen eines Gewitters ſpürt. Sein ahnungsvoller Geiſt ſagte ihm, daß geheime Intriguen gegen Amadeus im Werke ſeien;.... aber..... er wußte die im Finſtern Schleichenden nicht zu faſſen.

Mit einem Wort: die Lage war ihm ſo peinlich, als unerträglich. Und doch!.... wie viel „Unerträgliches" müſſen wir Menſchen ertragen lernen!

So ging es hier auch, und dabei waren ja immer die Freundlichkeit der Primadonna und des Primouomo, der Signora Bernaſconi und des Signor Santorini, zwei mächtige Stützen. Wer aber konnte wiſſen, ob dieſe Stützen nicht auch zum Wanken gebracht würden?

Die letzte Frage zitterte namentlich heute in Vater Mozart nach; denn eben war Santorini in leidenſchaftlicher Erregung zu ihm und dem Sohne gekommen und hatte, eine Rolle Notenblätter auf den Tiſch werfend, ausgerufen:

„Cospetto di Bacco! hier muß ich doch die Wahrheit erfahren können. — Von wem iſt dieſe Compoſition? — Iſt es in der That eine Arie des Sifare aus der neuen Oper, für mich geſchrieben?“

Amadeus, überraſcht durch das brusque Verfahren des ſonſt gegen ihn ſo freundlichen Mannes, nahm die Blätter auf und blickte hinein. Aber es dauerte keine zwei Minuten, ſo warf er ſie laut lachend von ſich.

„Warum lachen Sie?“ — frug Santorini.

„Weil das ein köſtlicher Witz iſt!“ — entgegnete Amadeus.

„Witz?“ — wiederholte der Sänger.

„Nun ja!“ — fuhr der junge Mozart heiter fort. — „Es wird ſich ein Freund den Scherz gemacht haben, mich zu parodiren.“

„Sie ſind gewaltig im Irrthum!“ — ſagte Santorini — „nicht im Scherz, ſondern im bitteren Ernſt iſt mir...... doch noch einmal: auf Ihr Ehrenwort, junger Mann, iſt dieſe Arie von Ihnen componirt oder nicht.“

„Ich könnte Ihnen, dem großen meiſterhaften Sänger, über dieſe Frage bei Gott bös werden!“ — verſetzte jetzt Amadeus.

„Alſo iſt ſie nicht von Ihnen!“ — wiederholte mit ſcharfer Betonung der Primouomo.

„Nein!“ — ſagte Amadeus verdroſſen — „Ehe ich ein ſolch' elendes, ganz unſingbares Machwerk ſchriebe, biß ich mir doch lieber alle zehn Fingern ab."

„Aber der Text iſt aus Ihrer scrittura." — Wolfgang ſah nach und bejahte es erſtaunt.

„Und die Abſchrift iſt von der Hand Ihres Copiſten."

Auch dies mußte Vater und Sohn zugeſtehen.

„Nun denn!" — rief Santerini — „ſo wird eine niederträchtige Intrigue gegen Sie geſpielt. Ich bekam heute Morgen dieſen Wiſch mit folgendem Schreiben zugeſchickt.

„Schändlich!" — rief der Vater; Amadeus aber zuckte nur lächelnd die Achſeln, während Santerini das unterdeſſen hervorgezogene Schreiben entfaltete und las:

„Signore!

Ein Freund und Verehrer warnt Sie vor einer Ihnen bevorſtehenden großen Unannehmlichkeit. Sie ſollen die erſte Parthie in Mithridate, Re di Ponto, ſingen, jener von einem Knaben componirten Oper. Ohne Zweifel kennen Sie aber dieſe ſchülerhafte Arbeit nicht. Ihr Freund ſendet Ihnen alſo hiermit die für Sie beſtimmte Hauptarie, die ihm der junge Ritter vom goldenen Sporn, im Gefühle ſeliger Selbſtüberſchätzung, als ein non plus ultra großartiger Compoſition verehrt hat. Werfen Sie nun ſelbſt einen Blick in dieſe „ſogenannte" Compoſition und Sie werden mit Entſetzen vor dem Abgrunde zurückbeben, der ſich vor Ihnen aufthut. Am Beſten dürfte es ſein, gleich von Anfang an Ihre Mitwirkung zu verweigern, ohne auf

Weiteres einzugehen. Ein Santorini ſingt eines deutſchen Knaben Schularbeiten nicht.“

Santorini ſchwieg. Vater Mozart war außer ſich, Amadeus aber frug:

„Und die Unterſchrift?“

„Iſt keine vorhanden.“

„Alſo ein anonymes Bubenſtück!“ — Er lächelte, ſetzte ſich an das Clavier und ſpielte eine ſo überraſchend ſchöne und neue Weiſe, daß ſelbſt Santorini und der Vater auf Augenblicke ihren Zorn und Unwillen vergaßen.

„Herrlich!“ — rief jetzt der Sänger. — „Aber junger Mann, Sie nehmen die Sache mit dem Briefe zu leicht. Solche Spitzbüberei.....“

„Muß man verachten und niederſchlagen!“ — rief der junge Maeſtro mit dem unbefangenſten Lächeln der Welt. Und dem Primouomo einige Notenblätter hinreichend, ſetzte er hinzu:

„Hier, mein Verehrteſter, dies iſt die von mir wirklich für Ihre herrliche Stimme componirte Bravour-Arie. Singen Sie dieſelbe einmal.“

Und, die eben begonne Weiſe wieder aufnehmend, begleitete er die für jene Zeit und den damals herrſchenden Geſchmack meiſterhafte Compoſition mit ſeiner gewöhnlichen Gewandheit.

Santorini war vor Entzücken außer ſich. — „Wie das für meine Stimme paßt!“ — rief er ein über das andere Mal.

„Hab's auch angepaßt“ — entgegnete Wolfgang freundlich — „wie ein guter Schneider einen Rock.“

„Und die Schönheit der Paſſagen, und die Neuheit der Gedanken!"

Und Santorini ſang die Arie dreimal hinter einander — etwas Unerhörtes bei einem italieniſchen Primouomo. Dann umarmte er Amadeus und rief:

„So iſt es recht, Maeſtro! Wird alles in der Oper ſo vortrefflich, wie dieſe Piece, ſo geht ſie bei Gott und allen Heiligen alle stella!"

„Aber die infamen Intriguen!" — meinte der Vater.

„Schlagen wir durch die Oper ſelbſt todt!" — verſetzte Amadeus mit ſolch' freudiger Siegesgewißheit, daß die Freunde ſchwiegen.

Aber die Feinde thaten dies nicht. Faſt zu derſelben Zeit ließ ſich der Herr Capellmeiſter Fioroni bei der Bernasconi melden.

Die „erſte Primadonna Italiens" — wie ſie ſich ſelbſt nannte und gern nennen hörte — war jetzt in Mailand nicht minder prachtvoll eingerichtet als kurz zuvor in Neapel; auch hatte ſich ſofort hier, wie dort, ein kleiner Hof um ſie gebildet, während es der ſchönen Italienerin an Verehrern und Anbetern auch unter dieſem Himmelsſtrich nicht fehlte. Das Reich einer ſolchen Königin der Töne iſt ja die weite muſikaliſche Welt, die definitiv eroberte Hauptprovinz der Bernasconi aber war weder Neapel, noch der Kirchenſtaat allein,..... ſondern ganz Italien. Aber auch in ihrem Charakter, in ihren Eigenheiten und despotiſchen Launen war die Bernasconi noch dieſelbe. Und wie wäre denn überhaupt eine Primadonna ohne die tollſten Eigenheiten und die despotiſchſten Launen zu denken?

Die Oper an und für ſich iſt „ein ſchönes, reizendes Ungeheuer.“ Faſt jede Primadonna iſt dies auch.

Die Oper iſt das „Land des Wunderbaren.“ Gar mancher Sängerin gebührt eine gleiche Bezeichnung.

In der Oper vereinigen ſich zumeiſt Fabel, Mythologie und der Zauber aller Künſte, Phantaſie und Magie. Iſt bei Primadonnen nicht auch gar vieles fabelhaft? Sind ſie nicht auch Göttinnen und Dämonen? Muß ihnen nicht auch der Zauber aller Künſte dienſtbar ſein? Spannen ſie nicht die Phantaſie vor ihren Triumphwagen und herrſchen mit magiſcher Gewalt über die Herzen der Männer. Feen- und Zaubermährchen, Schlachten und Triumphzüge, Donnerwetter und Schiffbrüche, Geiſter und wilde Beſtien, Götter und ſeltene Ungeheuer, die keine Naturgeſchichte kennt, umfaßt oft der Rahmen einer einzigen Oper. Umfaßt nicht das Gleiche das Herz einer Künſtlerin?

Bei der Bernasconi wenigſtens war dies gewiß der Fall, und Fioroni wußte es; denn er hatte ſie geliebt und war kurze Zeit von ihr wiedergeliebt werden, zum Theil freilich nur aus Dankbarkeit, da er ihr — als Capellmeiſter — die erſten Wege des Ruhmes angebahnt. Sein Eigendünkel und Stolz traf indeſſen nur zu bald hart auf den Stolz und die Eitelkeit der ſchönen Freundin und ſo prallten die Herzen, Funken ſprühend, von einander ab und verloren ſich mit der Zeit in den unendlichen Räumen der Gleichgültigkeit.

Auch bei ihrer diesmaligen Zurückkunſt nach Mailand erfreute ſich daher Signora Bernasconi nur eines ceremoniellen Beſuches von Seiten des Capellmeiſters. Seine jetzige Aufwartung war ihr daher um ſo auffallender. Aber es gab doch etwas in ihrem Innern, das noch einigermaßen für den Mann ſprach, der ihre Gunſt einſt beſeſſen, und ſo ließ ſie ihn vor.

Fioroni trat ein. Er hatte augenſcheinlich heute eine noch größere Sorgfalt wie gewöhnlich auf ſeinen Anzug verwendet, der in der That reich und ſehr elegant war, und ſeine ſchöne und ſtattliche Figur in das beſte Licht ſetzte. Dem Auge freilich und den Zügen konnte er nicht gebieten. Sie ſprachen nur zu deutlich die Mißgunſt und Falſchheit ſeines Herzens aus; ja die Mühe, die ſich der Capellmeiſter gab, den Ausdruck dieſer Untugenden unter einem freundlichen und wohlwollenden Lächeln zu verbergen, verzerrte ſein Antlitz wahrhaft widerwärtig.

Der erſte Eindruck, den er auf die Sängerin machte, war daher auch kein günſtiger. Eine Purpurröthe überflog momentan ihr ſchönes Geſicht: aber es war nicht der Purpur freudiger Ueberraſchung, ſondern die Röthe der Schaam, die der Gedanke auf ihre Wangen trieb: daß ſie — die große, berühmte, jetzt ſelbſt von Prinzen angebetete Bernasconi — einem ſolchen Manne einſt Zeichen der Gunſt gegeben. Sich eines früheren Geliebten ſchämen, heißt aber bei einer ſo leidenſchaftlichen Seele, ihn jetzt haſſen. Denn man haßt Alles, mit dem man ſich einmal Blößen gegeben, und wäre es auch nur vor ſich ſelbſt. Die

Erſcheinung Fioroni's ſchnürte deshalb der Bernasconi die Seele zu, und war ſie eben noch milde gegen den älteren Freund geſtimmt, ſo warf ſie jetzt, in beleidigtem Selbſtgefühl, den ſchönen Kopf mit ihrem ganzen Stolze zurück, indem ſie die in zierliche Worte gefaßte Begrüßung kalt erwiderte.

Fioroni ließ ſich indeſſen nicht ſtören. Als langjähriger Capellmeiſter und Lebemann kannte er die Art und Weiſe berühmter Sängerinnen genau genug, um mit diplomatiſcher Feinheit, ihnen gegenüber, auftreten zu können. Mit der italieniſchen — ſchon von Frau Uslinghi ſo charakteriſtiſch hervorgehobenen — Uebertreibung verbreitete ſich daher der gewandte Mann vor allen Dingen über den welthiſtoriſchen Ruf ſeiner einſtigen Schülerin; — über die Ehre, die ſie der Mailänder Oper durch ihre Zuſage erzeugt, und die Ungeduld mit der man ihren göttlichen Leiſtungen entgegenſehe. Natürlich durfte dabei ein poetiſcher Gruß des Willkomms, in Form eines Sonnettes, nicht fehlen; denn durch Italien fliegt keine Schwalbe, der nicht ein Sonnett zugehaucht wird.

Aber — du mein Himmel! — Götter ſind an Weihrauch gewöhnt und Sängerinnen ſind es vielleicht oft noch mehr. Alle dieſe brennenden Pfeile ließen die Bernasconi daher unberührt. Da kam der Capellmeiſter in dem Uebermaß ſeiner Eitelkeit und ſeines Selbſtgefühles auf den für ihn unſeligen Gedanken: durch eine entfernte Anſpielung auf ſein früheres Verhältniß mit der Primadonna, dieſe günſtig für ſich zu ſtimmen. Der Schlag entſchied.

Ein Blick des Haſſes traf den Unklugen, und würde ſeine ſämmtlichen Hoffnungen zu Boden geſchmettert haben, wäre ihm derſelbe nicht entgangen. Indeſſen konnte ihm der harte, ſchneidende und kalte Klang der Stimme, mit welcher die Bernasconi ihn jetzt anredete, ſchon verkünden, woran er war.

„Aber, mein Gott!“ — ſagte ſie jetzt eiſig und mit Ungeduld in allen Geberden — „was erzählen Sie mir da für alltägliche Dinge. Derr Herr Capellmeiſter hat ſicher bei ſeinem Beſuche ein anderes Anliegen auf dem Herzen. Ich bitte daher, kommen Sie zur Sache!“

Fioroni traf hier Ton und Aufforderung faſt beleidigend; aber er nahm ſich zuſammen und nur einer ſeiner falſchen Blicke verkündete den inneren Unmuth, als er ſagte:

„Nicht doch, Signora! — Wie ich für die Lorbeern meiner dereinſtigen Schülerin ſchwärme, ſo iſt es gerade die Sorge für deren unverwelklichen Ruf, die mich hierher führt.“

„Ei!“ — meinte die Bernasconi ſpitz — „ich glaube, die dürfen Sie mir überlaſſen.“

„Sicher!“ — verſetzte Fioroni — „und doch verdient vielleicht die Theilnahme eines älteren Lehrers, mit der er Signora auf eine Gefahr aufmerkſam zu machen bemüht iſt, eine etwas mildere Beurtheilung.“

„Eine Gefahr?“

„Ja!“

„Und worin beſteht dieſe?“

„Erſt, meine bezaubernde Königin der Töne, das Verſprechen, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt mittheile, Niemanden — — hören Sie — Niemanden — — etwas wiederſagen.“

„Sie ſind wahrlich langweilig, Fioroni!“

„Bitte, das Verſprechen.“

„Wenn ich Sie damit loswerden kann, will ich es Ihnen geben.“

„Gut.“ —

„Aber dann raſch.“

„Signora, Sie ſind in der Gefahr, Ihren ganzen Ruf zu erſchüttern.“

„Und Sie“ — entgegnete die Bernasconi hier zornglühend — „ein Narr zu werden.“

„Ja!“ — antwortete der Capellmeiſter — „das kann allerdings geſchehen, wenn ich erleben muß, was Ihnen droht.“

„Und was droht denn ſo Furchtbares? — Nun ſo reden Sie doch, Sie, Weiſeſter der Weiſen!“

„Sie haben die Aspaſia in Mithridat übernommen?“

„Das weiß die ganze Welt.“

„Und Sie wollen dieſe Rolle wirklich ſingen?“

„Tanzen gewiß nicht, Herr Capellmeiſter!“

„Und kennen Sie die Muſik?“

„O ja!“

„Dieſes armſelige, unreife Geſchreibe eines bartloſen Knaben?“

„Sie irren; — die für mich bis jetzt von dem jungen Maeſtro componirten Arien ſind vortrefflich."

„Signora!"

„Ich habe nie ſchönere und brillantere geſungen."

„Sie haben ſich einnehmen laſſen. Die Güte Ihres Herzens, das Neue der muſikaliſchen Erſcheinung . . . ."

„Halten Sie mich für ein Kind?"

„An Herzensgüte, ja."

„Machen Sie ſich nicht lächerlich."

Aber Fioroni kam hier völlig in Extaſe, und ehe es die Bernasconi verhindern konnte, warf er ſich auf ein Knie vor ſie, faltete die Hände und rief:

„Signora! ich beſchwöre Sie bei Gott und allen Heiligen, bei Ihrer Ehre und Ihrem Ruhme, hören Sie diesmal auf die Stimme Ihres früheren Lehrers, — auf die Stimme eines Mannes, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint — — — ſingen Sie die Compoſitionen dieſes Kindes nicht! Ich habe Ihnen hier dieſelben Arien, nach der scrittura, mitgebracht, componirt von einem tüchtigen italieniſchen Meiſter, der aber nicht genannt ſein will. Legen Sie dieſe ein, — und Sie ſind gerettet!"

Die Bernasconi war von dieſem excentriſchen Benehmen und dem wunderbaren Vorſchlage im erſten Augenblicke ſo überraſcht, daß ſie kaum wußte, wie ihr geſchah. Aber ein Geiſt, wie der ihrige, war ſo leicht nicht zu verblenden. Einen Augenblick ſpäter und ſie hatte Fioroni mit dem Tacte ächter Weiblichkeit durchſchaut. Ein höhniſches, verächtliches Lächeln umſpielte jetzt ihren Mund.

Ihre Geſtalt hob ſich, wie die einer Königin, ihre Augen aber funkelten und ihre Stirne leuchtete. So ſtand ſie einen Moment ſchweigend da — groß, herrlich anzuſchauen, wie eine zürnende Juno; dann aber rief ſie, und ihre Stimme bebte vor Zorn und Verachtung:

„Sie ſind ein Elender, den der Neid um das Verdienſt dieſes genialen jungen Maeſtro zu einem Tropf herabgewürdigt hat. Gehen Sie — — und laſſen Sie ſich nie mehr vor meinen Augen ſehen.“

Und mit dieſen Worten kehrte ſie ihm ſtolz den Rücken und verſchwand in einer Seitenthüre.

Fieroni war aufgeſprungen. Er war bleich, wie der Tod; in ſeinem Inneren aber kochte es wie doppelte Rache. Wären ſeine Blicke Dolche geweſen — die Bernasconi hätte in jener Stunde aufgehört zu ſein.

Aber — es war ja auch noch nicht aller Tage Abend!

Evviva il maestro! evviva il maestrino!

Endlich war der Tag erſchienen, an welchem Wolfgang Amadeus Mozart's erſtes großes dramatiſches Werk: „Mithridates, König von Pontus“ auf dem Theatro ducale zu Mailand gegeben werden ſollte.

Ganz Mailand war in Bewegung — ganz Mailand war in zwei Partheien getheilt: in die erwartungsvollen Freunde des jungen Maeſtro und in deſſen Gegner, die indeſſen fortwährend, doch nur unter der Decke, intriguirt hatten.

Wohl war die Geſchichte mit der Bernasconi ruchbar geworden, doch erfuhr man den Namen deſſen nicht, der der Primadonna die ſonderbare Zumuthung gemacht, in Mozart's Oper, Arien einzulegen, die ein Unbekannter componirt. Für den fürſtlich Salzburgiſchen Capellmeiſter war aber die Nachricht hiervon peinlich und beängſtigend genug; denn hatte ſich auch die **Bernasconi**, als die wichtigſte Perſon, für **Amadeus** erklärt, und war, mit dem Zurückweiſen des zudringlichen Gegners, auch dies Gewitter glücklich vorübergezogen, ſo ging doch unumſtößlich aus der ganzen Sache — ſo gut wie bei dem Verſuche mit **Santorini** — hervor, daß eine mächtige Parthei unabläſſig gegen **Wolfgang** arbeite. Und was konnte dieſe Partei nicht alles noch bei der erſten Aufführung bewirken?!

Wie viel unruhiger wäre aber Vater **Mozart** noch geweſen, hätte er den Haß gekannt, der ſeit jenem Vorfall mit der Primadonna in dem Herzen **Fioroni's** gegen dieſe und ſeinen Sohn tobte. Haß iſt der Gegenſatz der Liebe; Liebe, die abnimmt oder zurückgeſtoßen wird, verliert ſich nach und nach in ihn, wie die abnehmende Tugend in das Laſter. Aber der Haß iſt auch wieder der Vater der Rache, zumal in Herzen, in welchen italieniſches Blut pulſirt. Und was ſind Haß und Rache nicht alles fähig? Nicht das eigene Verderben achten ſie ja, wenn nur das Verderben des Gehaßten erzielt wird; — wie die Wespen ſtechen, wenn ſie auch darüber Stachel und Leben verlieren.

Das Schlimmſte dabei aber war, daß weder der Vater noch der Sohn ahnte, welchen Feind ſie in **Fioroni** hatten; denn dieſer geberdete ſich vor wie nach als ihr beſter Freund, ja er ward mit jedem Tage zutraulicher und zuvorkommender gegen **Amadeus**. Der größte Haß iſt ſtille, ſo ſtille, wie die tiefen Waſſer; ſo ſtille, wie beglückte Liebe, die größten Tugenden und — die ſchlimmſten Hunde!

Indeſſen nahm der Vater die Begebenheit mit der Bernasconi doch als eine gute Vorbedeutung. Noch andere glückliche Vorbedeutungen trugen dazu bei, ihn etwas zu beruhigen.

Das Geſicht des Copiſten ſtrahlte nämlich vor Vergnügen, und dies war in der That ein gutes Zeichen; indem der Capellmeiſter wohl wußte, welch' eine bewunderungswürdige Gabe dieſen Leuten eigen, die Accidenzien vorher zu ſchätzen, welche ihnen eine neue Oper verſprach. War die Muſik gut, machten einzelne Piecen furore, ſo verdiente damals der Copiſt mehr mit Abſchreiben, als das Honorar für den Componiſten betrug.

Somit war das heitere, leuchtende Antlitz dieſes Menſchen ein prächtiges Omen. Ferner hatte ſich ſchon bei der erſten Orcheſterprobe der nahe Sieg des Sohnes auf den langen Geſichtern Derjenigen abgemalt, welche Vater Mozart bis dahin mit ihren böswilligen Prophezeihungen ſo ſehr beunruhigt. Endlich waren die Bernasconi, Santorini, Colombo, Sammartino und Fieroni — alles ſachverſtändige Leute — von der Muſik ganz entzückt.

Amadeus war dabei göttlich. Ihn kümmerte gar nichts als ſeine Muſik! Mit welchem Ernſt und unerſchütterlichen Fleiß er auch bis dahin an die Arbeit gegangen, eine olympiſche Ruhe und Heiterkeit thronte, wenn er die Feder niedergelegt, in ſeiner Seele und auf ſeiner

Stirne. Es war dies aber keineswegs Hochmuth, Eitelkeit oder Selbſtüberſchätzung, ſondern ein ganz eigenthümliches Bewußtſein, **des wirklichen Werthes ſeiner Schöpfung.** War doch dieſe ganze Erſcheinung Fleiſch gewordenes muſikaliſches Bewußtſein — Muſik in Menſchengeſtalt — animaliſch-lebende Muſik. Was er für gut, neu, trefflich erkannte, war es auch unfehlbar. Die Compoſition ſeines Mithridat's, erkannte er auf ſeiner damaligen Bildungsſtufe dafür, er wußte die Oper war voll Geiſt und Lieblichkeit und erhob ſich weit über die Menge der übrigen tragiſchen Opern, wie man ſie damals in Italien machte.

So kam es denn das Amadeus auch nicht das Fieber kannte, welches in Componiſten ſonſt den Tag vor einer erſten Vorſtellung zu wüthen pflegt. Seine Augen waren klar, die Blicke ruhig und ſeelenvoll wie immer und auf der Stirne thronte die Freude einer großen ſchönen Erwartung.

So kam die Zeit der Aufführung immer näher, als es mit einemmale in einem hinteren Saale des großen Kaffehauſes des Corſo orientale ungemein lebendig wurde. Wie verabredet kamen faſt zur gleichen Zeit Menſchen aller Stände herein — theils ſich kennend und als bekannt ſich begrüßend, gruppirend, lebhaft beſprechend — theils fremd an einander vorübergehend. Die Zahl der Anweſenden aber wuchs von Minute zu Minute; auch Frauen und Mädchen waren darunter; doch ſah man es dieſen meiſtens an, daß ſie nicht den höheren Ständen angehörten. Es flogen ſogar hier ſo feurige und vielſagende Blicke, es zeigten ſich mitunter ſo auffallende Toiletten, die Bewegungen waren bei Einzelnen ſo ſehr ungenirt, daß dem Urtheil über dieſe Schönen jedenfalls ein ſehr weiter Raum gegönnt werden mußte.

Zwiſchen allen dieſen Menſchen durch bewegte ſich aber, geſchmeidig und glatt wie eine Schlange, eine kleine Figur, die faſt mit jedem Anweſenden einige Worte wechſelte. Hier flüſternd, dort laut — hier unverſehends etwas in die Hand drückend, dort nur mit den pfiffigen Augen einen verſtohlenen Wink gebend.

So viel war gewiß, alle dieſe Menſchen handelten in Uebereinſtimmung, oder waren doch im Begriff es zu thun; — jedenfalls regierte alle ein Wille, ein Gedanke. Einem lauſchenden Ohre wäre es dabei nicht entgangen, daß faſt nirgends im weiten Saale von etwas anderem geſprochen wurde, als von der heute zu gebenden neuen Oper — von der Erbärmlichkeit ihrer Muſik — von der Schmach, dem Machwerke eines Knaben lauſchen zu müſſen — und — von dem ſicheren Durchfallen des „Mithridates!"

In dieſem Sinne ſprachen denn auch zwei ſehr ſchöne Mädchen, die in der einen Ecke des Locales faſt vereinzelt ſtanden.

Die eine davon gehörte dem Chorperſonale des Theatro della Scala an, die andere ſchien noch ſehr fremd im Leben und noch fremder in dieſer Umgebung zu ſein. Jene war ſchön, aber mit Bewußtſein, dieſe war reizend ohne es zu wiſſen. In den Blicken der kleinen Sängerin der Scala lag der verführeriſche Reiz eines gefallenen Engels; in jenen ihrer Gefährtin ſpiegelte ſich bei kindlicher Unbefangenheit eine große Energie. Es war dies überhaupt ein prächtiges Kind — als Römerin auf den erſten Blick zu erkennen — erſtrahlend in Friſche, leuchtend vor Jugend und Lebensfülle.

Sicher war dieſer Mund auch für ein muthwilliges Lächeln geſchaffen; aber dies ſchalkhafte Lächeln umſpielte ihn heute nicht; im Gegentheile es lag eine gewiſſe Unruhe, eine ernſte Beſorgniß in dieſen Zügen.

„Und was ſoll denn nun eigentlich heute Abend bei der Aufführung der neuen Oper geſchehen?“ — frug jetzt mit geſpannter Erwartung die hübſche Tochter Rom's.

„Hat Dir dies Maeſtro Grimani, Dein Geſanglehrer, nicht ſchon geſagt?“ — verſetzte die Andere.

„Nein! — Bis jetzt hab' ich ihn nur über die Muſik des jungen Maeſtro Mozart ſchimpfen und ihn ſagen hören, daß er die Oper zum Falle bringen würde. Gerade deshalb haſſe ich ihn aber; denn ich bin überzeugt, daß es eine Lüge iſt, was er ſagt: Signor Amadeus componirt ſo göttlich ſchön . . . .“

„So kennſt du ihn?“

„Ja, von Rom aus!“ — ſagte die Angeredete und kehrte ſich um, um die Röthe nicht ſehen zu laſſen, die mit der Gluth der Leidenſchaft ihr Geſicht bedeckte. Zu ihrem Glück trat in dieſem Augenblick der kleine, bewegliche Mann, der bis jetzt wie eine Schlange durch die ganze Geſellſchaft hingeglitten war, auch zu den beiden Mädchen. Es war Niemand anders, als Grimani ſelbſt.

Aber ſeine verwitterten Züge belebten ſich und ſeine pfiffigen Augen funkelten in ſinnlichem Behagen, als er vor den beiden ſchönen Geſtalten ſtand. Dann ſchlüpfte ſeine rechte Hand raſch in die Rocktaſche und aus der Taſche an die Seite der Choriſtin, an welcher dieſe ihren Arm herunter hängen ließ. Die Hände berührten ſich und die kleine Römerin glaubte etwas wie Geld funkeln zu ſehen.

„Aber auch dafür geſchafft!“ — krächzte er dabei leiſe. Dann wandte er ſich raſch der Anderen zu, kniff ſie in die Wangen und ſagte:

„Und Sie — meine liebe, kleine, neue Schülerin Sie werden heute Gelegenheit haben, Ihrem Lehrer einen großen Dienſt zu erweiſen. Ein Mädchen aber, das ſich dem Theater widmet und einſt als Sängerin glänzen will, muß klug ſein und alles für die Gunſt des Lehrers thun, von dem oft ihre ganze Zukunft abhängt. Paſſen Sie alſo auf, was Sie heute Abend zu thun haben: Sie gehen mit Ihrer Freundin hier auf die Bühne. Für Zulaſſung iſt geſorgt. Dort finden Sie dann eine Menge anderer Damen, die ebenfalls von mir inſtruirt ſind; auch der Herr Capellmeiſter Fioroni wird dort ſein, um hinter den Couliſſen der Aufführung beizuwohnen. Geben Sie dann acht, ... gleich bei dem erſten Auftreten der Bernasconi wird unter den Zuſchauern ein Ziſchen, Räuſpern, vielleicht ſogar ein Pfeifen laut werden. Signor Fioroni wird dann, gedeckt von den Decorationen, laut auflachen. Dies iſt Ihr Zeichen. Auch Sie und alle Damen um Sie — lachen laut mit, ziſchen und räuſpern ſich. Bringt nun der ganz ungewöhnliche, und bei der Bernasconi ganz unerhörte Auftritt die ſtolze Primadonna außer Faſſung, ſo wird ſie entweder, wüthend vor Zorn, gleich zurücktreten, und dann haben wir gewonnen —; oder aber ſie ſingt bei ihrem kühnen energiſchen Weſen ihre Arie doch; dann bricht mitten in dem Geſang — auf des Capellmeiſter Fioroni's geheimes Zeichen — ein neues Lachen und Lärmen unter Ihnen aus, daß ſofort ſein Echo im Parterre und den Logen findet. Weiter brauchen wir nichts: die übermüthige Bernasconi iſt alsdann gedemüthigt, die Ehre der italieniſchen Muſik gerettet, und die Oper a terra! — Alſo aufgepaßt und gut gemacht und ich verſpreche meiner kleinen Schülerin, daß ich und Signora Fioroni ihr in kurzer Zeit die ſchönſte Laufbahn eröffnen werden."

„Halt!" — rief hier die kleine Römerin und ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Löwin — — aber es war zu ſpät, Grimani hatte ſich ſchon wieder unter die Maſſe verloren, und dieſe entſtrömte eben jetzt, da es Zeit zur Oper war, den verſchiedenen Ausgängen des Saales.

Unterdeſſen hatte ſich auch Amadeus mit dem Vater nach dem Theater begeben. Aber in welch' verſchiedener Stimmung befanden ſich beide!

Wenn Vater Mozart die Oper ſelbſt componirt — wenn ſeine eigene ganze Zukunft auf ihrem Erfolge geſtanden, er hätte nicht erregter ſein können. Wohl war er von der Trefflichkeit des Werkes überzeugt; — wohl hob ihn die Zuverſicht ſeines genialen Sohnes, die Zuſprache der Freunde .... aber der gute Capellmeiſter wußte auch, daß eine Oper niemals vor der erſten Aufführung zu beurtheilen ſei; daß ſich ein ſolches Werk bei der Aufführung oft ganz anders mache, als man gedacht; — er kannte ferner die Capricen des Publikums und war überzeugt, daß eine feindlich geſinnte mächtige Partei heimlich gegen Amadeus wirke.

Das waren denn doch Urſachen genug, ſein treues, für des Kindes Wohl ſo beſorgtes Vaterherz höher ſchlagen zu machen. Indeſſen verbarg er ſeine Beunruhigung ſo gut er konnte, um ſie nicht auf den Sohn zu übertragen. Aber Amadeus.... o! er wußte nicht das geringſte von Furcht. Aufgeregt — ungeheuer aufgeregt war er heute zwar auch .... aber nur freudig. Seine Stimmung war eine unendlich gehobene, man könnte ſagen ſelige! Es war ihm genau zu Muthe, wie einem kühnen Feldherrn vor einer entſcheidenden Schlacht, den die bewährte Tüchtigkeit ſeiner Truppen ſiegesgewiß macht.

Indeſſen waren doch Vater und Sohn ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß keiner von ihnen ein Wort ſprach.

Das Theater füllte ſich ungemein; — der Moment des Anfanges war ganz nahe und eben wollte der Vater nach ſeiner Loge, der Sohn nach ſeinem Dirigentenſtuhle im Orcheſter gehen, als ſie in einem dunklen, unter der Bühne nach dem Orcheſter führenden Gange von einer verhüllten Geſtalt angehalten wurden.

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau!“ – rief ihnen dieſe entgegen — „nur einen Augenblick!“

Vater und Sohn hielten erſtaunt an; die Stimme war eine weibliche und ihnen bekannt.

„Was ſoll das?“ — rief der Capellmeiſter, der daran dachte, daß ſie in Italien, dem Lande der Rache und der Dolche, waren.

„Maeſtro Mozart iſt verloren!“ — fuhr die Verhüllte raſch fort, indem ſie ſich bemühte ihre Stimme zu dämpfen und zu verſtellen.

„Warum?“ — frugen beide.

„Weil ſich **Grimani** und **Fioroni** mit einer Maſſe von Menſchen verſchworen haben, die Oper gleich beim Auftreten der Primadonna durch Lärm, Ziſchen und Lachen zu unterbrechen. Fioroni wird das Zeichen geben....“

„Wer?!“ — riefen jetzt Leopold und Wolfgang Mozart wie aus einer Kehle.

„Fioroni!“

„Das iſt unmöglich; er iſt unſer beſter Freund!“

„Er wird auf der Bühne, verborgen von den Couliſſen und Decorationen die Zeichen geben, wenn der Lärm dort beginnen ſoll. Sei er Ihr Freund oder Feind, es gibt nur ein Mittel der Rettung.“

„Und das wäre?“

„Wenn der Vater hinaufeilt, ſich neben Fioroni ſtellt und ihn nicht einen Moment außer Augen läßt.“

„Der Vater?“ — wiederholte Amadeus murmelnd.

„Auch die Bernasconi muß wiſſen, daß man ſie einſchüchtern und ihre erſte Arie unterbrechen will.“

„Recht! recht!“ — rief jetzt der Capellmeiſter. —

„Vortrefflicher Gedanke!.... Gott lohne dir, Unbekannte, dieſe Warnung!“ — und damit verſchwand er, die Sängerin von dem eben gehörten in Kenntniß zu ſetzen und ſeinen „Freund“ Fioroni aufzuſuchen.

Aber Amadeus ſtand noch wie angewurzelt. Eine ſonderbare Idee durchzuckte ſein Gehirn. Die Stimme erinnerte ihn .... nein es war nicht möglich. Das Wort „Vater“.....

„Aber wer biſt Du?“ — rief er jetzt zitternd vor Bewegung. — „Ich kenne Deine Stimme!“

„Und ich die Deine.“

„So nenne Dich und nimm die Verhüllung ab.“

„Erſt eine Belohnung für meine Warnung.“

Wolfgang griff nach der Taſche.

„Nicht ſo!“ — rief faſt beleidigt die Verhüllte. — „Ich will nur eine Antwort auf eine Frage.“

„Und dieſe Frage wäre?“

„Trägſt Du ein Amulett?“

„Ja!“ — rief Amadeus und ſeine Hand zitterte als er Hemd und Weſte aufriß und das kleine goldene Kreuz zeigte, daß er hier an einer Schnur trug.

„Gelobt ſei Gott!“ — rief die Geſtalt. — „So darf ich nicht verzagen!“

„Giuditta!“ — ertönte es aus Amadeus Munde... aber die Geſtalt war verſchwunden und aus dem Orcheſter rief man nach dem Maeſtro; die Oper mußte beginnen.

Wie Wolfgang nach ſeinem Platze gekommen, wußte er nicht. Giuditta in Mailand — — ſie der Schutzgeiſt, der ihn umſchwebte, obgleich er ſie faſt ſchon vergeſſen! ſie, die ihn liebte und ihm vielleicht aus Liebe gefolgt war; ...und dann wieder Fioroni das Haupt ſeiner Feinde;... Fioroni, der bis dahin ſo warme, begeiſterte Freundſchaft geheuchelt! .... und Feinde auf der Bühne und Feinde unter den Zuhörern! .... und die Bernasconi?... wird ſie, die Stolze, die Kraft und den Willen haben einem malicieuſe angelegten Sturme zu widerſtehen? Alles das wirbelte in dem Geiſte des jungen Maeſtro's chaotiſch durcheinander, daß ihm der Kopf brannte;... doch... die Schlacht war angeboten, ſie mußte geſchlagen werden.

Amadeus ergriff haſtig den Tactirſtab, der heute ſein Feldherrnſtab ſein ſollte.... ein lautes Pochen auf ſeinen Pult, und das überfüllte Haus war todtenſtill. Ein Zeichen und die Ouvertüre begann.

Das aus ſechszig Perſonen beſtehende Orcheſter ſpielte vortrefflich, denn es ſpielte mit Luſt. Die Ouvertüre gefiel und die Oper fing an. Jetzt aber begann das Herz des kleinen Componiſten doch höher zu pochen, denn der Augenblick war gekommen, in welchem die Bernasconi als Aspaſia auftreten mußte. Da erſchien ſie..... aber ... welche großartige imponirende Erſcheinung war dies!

Ein allgemeines „Ah!“ des Erſtaunens durchflog das Haus. Ein ſchöneres Weib hatte die Mailänder Bühne nie geſehen;.... gebietendere Blicke konnte eine Königin nicht auf ihre Sklaven ſchleudern;.... vernichtender und doch auch unwiderſtehlicher konnte kein Auge flammen. Man ſah, daß dieſe Blicke die Feinde ſuchten und wie ſie über Parterre und Logen flogen, da ſchlugen hunderte ihre Augen beſchämt nieder und Niemand wagte auch nur einen Laut. Und jetzt, nach einem prächtigen Recitativ, begann die Stimme dieſer Zauberin ihre große Arie. Ha! das war nicht das altmodiſche, ſchon hundertmal dageweſene Gegirre, mit ſeinen unvermeidlichen ſtabilen Trillern und Rouladen,.... das war Leidenſchaft, — Leidenſchaft in der Muſik und Leidenſchaft in Spiel und Vortrag;.... das war eine Muſik, der Natur abgelauſcht;... das packte mit der Allgewalt des Großen, Schönen, Erhabenen.

Mit der tiefſten Stille lauſchte die Menge — den Athem anhaltend — den herrlichen Tönen. Jetzt ſchwieg die Bernasconi; aber in demſelben Momente erhob ſich ein raſender Beifallſturm, der nicht endete, bis die Primadonna — jetzt vom doppelten Siege, der Muſik und ihrer Erſcheinung, verklärt — die Arie wiederholte.

Fioroni ſtand unterdeſſen bleich wie der Tod neben Vater Mozart, der ſeinen Arm in den des Capellmeiſters des Theatro ducale gelegt hatte. Innere Wuth verzehrte ihn, denn nicht ein einziges Räuſpern, Scharren oder Murren hatte ſich hören laſſen und der verfluchte Salzburger hielt ihn ſo feſt und beobachtete ihn ſo genau, daß er auch nicht einmal ein Zeichen für ſeine hinter der Bühne aufgeſtellten weiblichen Truppen geben konnte. Er war geſchlagen, trotz der großen Summen Geldes, die er geopfert, und der Sieg ſeiner Feinde war gewiß.

Noch hielt er es eine kleine Weile aus; als aber der Beifall immer lauter wurde, riß er ſich endlich von Vater

Mozart los und ſtürzte aus dem Theater. Unglücklicherweiſe traf er aber hier auch noch mit Grimani zuſammen, den der Aerger gleichfalls herausgetrieben, und nun entſtand ein furchtbarer Streit, da Fioroni behauptete: Grimani müſſe das Geld, das er ihm zur Beſtechung in ſo reichem Maaße gegeben, unterſchlagen haben. Worte des Zornes, der Wuth und des Haſſes kreuzten ſich, und es war in der That gut, daß keiner der Beiden ein Stilet bei ſich hatte, ſonſt würde unfehlbar Blut der Sache ein Ende gemacht haben.

Als Fioroni endlich nach Hauſe kam, fühlte er ſich krank und noch dieſelbe Nacht ſtellten ſich Symtone einer ſtarken Gelbſucht ein. — —

Aber.... welch' ein ungeheurer Lärm erfüllt jetzt die Räume des Theatro ducale?

Die Oper iſt aus, — es iſt der raſende Beifallsſturm der Menge, der aber jetzt nicht mehr der Bernasconi gilt — die ihre Lorbeeren ſchon geerntet hat — ſondern Wolfgang Amadeus Mozart; denn unter nicht endendem Händeklatſchen rufen Tauſende von Stimmen: „Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“*)

Amadeus iſt ſelig. Er dankt und dankt wieder und wie er das Haus verläßt, ertönt es von der Straße auf's Neue:

---

*) „Es lebe der Meiſter!“ — „Es lebe das Meiſterchen!“ Hiſtoriſch. Niſſen S. 288. Oulibicheff I. Thl. S. 66. Jahn: I. Thl., 2. Buch. S. 215.

„Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“

Kaum kann er in den Wagen ſteigen. Jetzt hat er den Sitz gewonnen, da noch einmal neigt ſich eine Geſtalt herein,.... ein Arm umſchlingt ihn, ein Kuß brennt auf ſeinen Lippen.... er ruft „Giuditta!“.... aber die Holde iſt verſchwunden und nur ein Blumenſtrauß ruht in ſeinem Schooße, und auf dem Zettel, der an den Blumen befeſtigt iſt, ſtehen die Worte: „Treu in Liebe bis auf Wiederſehen!“ — — — —

Das warſt du, herrlicher italieniſcher Traum des großen Mozart. — Mithridate, Re di Ponto ging alle stelle! und als der Cavaliere filarmonico aus Italien ſchied, ehrte ihn Mailand mit dem Auftrage: die erſte Opera seria für den Carnaval 1773 zu ſchreiben. Zugleich traf durch den Grafen Firmian in Mailand der Wunſch der Kaiſerin Maria Thereſia ein, daß Amadeus zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzeſſin von Modena eine große theatraliſche Serenade*) componiren möge.

O wunderſchöner Traum der Jugend, wie bald biſt du verrauſcht! Lächle ihm nach, himmliſches Italien, dem Meiſter der Töne — — — er wird noch manchmal Deiner gedenken, und ſelig ſchwärmen in der Erinnerung der Tage, die er in Dir verlebt.

---

*) Unter einer Serenade verſtand man damals eine Cantate, der ein dramatiſches Spiel zu Grunde lag.

Und Du, holder Schutzgeiſt? wirſt Du ihn wiederfinden auf kaltem nordiſchem Boden? — Wer wagt den Schleier zu lüften?.... Jetzt, jetzt — zieht nur Dein Bild mit ihm und das kleine goldene Kreuz, daß er auf ſeinem Herzen trägt.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ideal und Kritik.

Ein humoriſtiſches Genrebild aus der Gegenwart.

Von

Hermann Presber.

8°. (266 Seiten.) 1856. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Der junge Verfaſſer tritt mit dieſem Genrebild mitten in die Strömungen den ſo vielfach verworrenen, ſich wiederſtrebenden und bekämpfenden Geiſtesrichtungen unſerer Zeit, deren Hauptvertreter er ſcharf charakteriſirt. Klare Kritik finden wir vereint mit Humor, und Alles dieſes bildet ein organiſches Ganze, welches in Form einer heiteren Unterhaltung uns den Reflex gar mancher Zeitbilder zurückwirft. Die locale Färbung, die über dem Ganzen ruht, die humoriſtiſchen Schilderungen des Lebens und Strebens im Rheingau und Naſſau erhöben den Reiz der Dichtung und geben ihr die Berechtigung, ſich jener Branche der Literatur zuzurechnen, welche ſich die Schilderung des deutſchen Volkslebens zur Aufgabe gemacht hat. Presber fand Anerkennung überall, und wenn Julian Schmidt in den Grenzboten bei Beſprechung ſeines Buches ihm: „Gute Laune, die Gabe lebhaft darzuſtellen, geſunden Menſchenverſtand und richtige Beobachtungsgabe“ zuerkannt, ſo finden wir das Gleiche von dem geachteten Kritiker der Nationalzeitung T. U. beſtätigt, wenn wir dort leſen: „Das ſchriftſtelleriſche Temperament, das ſich in dem Buche offenbart iſt friſch, geſund und von glücklicher Miſchung. Nicht Witzjagd ſondern Einfall, nicht ätzender Sarkasmus, ſondern muntere liebenswürdige Laune charakteriſiren das Talent des Verfaſſers, deſſen gutes Auge und Geſtaltungskraft nicht bezweifelt werden kann. Die Referenten der Voſſiſchen und Speneriſchen Zeitung, der „Zeitung für die elegante Welt“, der „Hamburger literariſch-kritiſchen Blätter“ und von dem Frankfurter Muſeum u. ſ. w. ſprechen ſich in gleich günſtiger Weiſe aus, wie denn auch die Cölner Zeitung „friſchen ſprudelndem Humor lebendige Darſtellung“ ihm zuerkannt.

Zwiſchen Himmel und Erde.

Erzählung

von

Otto Ludwig.

Zweite Auflage.

8°. (320 Seiten.) 1856. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. geb. 2 Thlr.

Welche Aufnahme das Buch bereits gefunden hat, mag nachfolgender Auszug aus einer Kritik, welche im Abendblatt der „Wiener Zeitung“ Nr. 145 von einem Kritiker veröffentlicht wurde, am beſten beweiſen; es iſt der vielgenannte Dramendichter, der Verfaſſer des „Erbförſter“ und der „Maccabäer,“ der uns hier auf dem Gebiete der epiſchen Darſtellung begegnet, und er bereitet damit dem Publikum einen vielleicht noch nachhaltigeren Genuß und dem Kritiker die Freude, in voller Ueberſtimmung mit den Forderungen des richtenden Verſtandes leben zu können. Daß iſt einmal wieder eine neue Erſcheinung und nicht gleich der Mehrzahl belletriſtiſcher Productionen das nämliche, nur anders gewendete und aufgeſtutzte, alte Kleid. Neu iſt das Buch, nicht weil es in dieſem Augenblicke erſt erſchienen iſt und auch nicht, weil die äußern Geſchehniſſe der Handlung eine noch nicht dageweſene Cobination wären. Neu iſt das Buch, weil eine urſprüngliche Natur, die allerdings immer eine erſte und eine letzte in ihrer Art nur einmal auf der Welt iſt, hier ſich ausgerüſtet zeigt mit dem künſtleriſchen Talent, an den Dingen, die ſie in Betracht zieht, zur Erſcheinung zu kommen, und in dieſem Falle iſt es für die Originalität, für die echte Neuheit eines Werkes gleichgültig, ob jene Dinge die Geſchichte von Adam und Eva oder die Ereigniſſe des heutigen Tages ſind. Ach, ſo beängſtigend, ſo beklemmend iſt ein Gang durch die moderne Belletriſtik, wie durch einen Wald voll Spottvögeln, Staaren und Papageien, die überaus künſtlich Stimmen Anderer nachahmen. Wie werden dann die abgehetzten Nerven von dem einfachen Urlaut einer Lerche erfriſcht! Sie iſt die unmittelbare Natur und darum das Wunder, das ewig neue, das nie zu Ende gefühlte, dem nachzufühlen und nachzudenken das ſchönſte Beſitzthum des Menſchen iſt. Eine ſolche Lerche iſt eine echte Dichternatur, ein ſolcher „zwiſchen Himmel und Erde“ ſchwebender Lerchenton iſt die vorliegende Erzählung ꝛc.

III.

Täuſchungen.

Mozart.

Ein Künſtlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Dritter Band.

Frankfurt a/m
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

[illegible]

Inhalt.

III. Täuſchungen.

(Mozart's reifere Jugend.)

Seite
Im Volke 1
Am Hofe 41
Die Nachtmütze 72
Pater Rennes 84
Zwei Schweſtern 94
Ein ſchöner Abend 117
Ein muſikaliſcher Charlatan 134
Die Weihnachtsbeſcheerung 158
Wieder Nichts 177
Auch ein Genie 187
Mißtöne 211
Der Ruf zur Heimath 226
Und wieder Täuſchung 246
Der Wirth vom „Herrgöttle zu Mannheim“ 257
Der Traum der Liebe 266
Der Zukunft ſchönſter Stern 275

Im Volk.

Der Sommer des Jahres 1777 neigte ſich zu Ende — — aber Niemand ahnte, welche Wichtigkeit dieſes Jahr noch für Baiern gewinnen ſollte.

Schon zwanzig Jahre nach den Blutbädern von Sendling und Aitenbach und nach allen Grauſamkeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, prangte dies weite Land wieder, wenigſtens dem Scheine nach, als ſeien Jahrhunderte des tiefſten Friedens über es hingezogen.

Der Fremde, durchreiſte er die wohlgebauten Dorfſchaften und Städte, ſah er die unermeßlichen Getraidefluren, die Wieſen voller Heerden, Münchens Leben und Pracht, des Hofes Glanz und Luſt, ſuchte vergebens nach den Spuren von Marlborough's Mordfackel und dem ſchauerlichen Zorne Kaiſer Joſephs I.

Aus den reichen Forſten wurden damals die eingeäſcherten Ortſchaften ſchöner, denn zuvor, hergeſtellt, während der Erde Schooß die Speicher mit Ueberfluß füllte. Selbſt die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung — wenn auch langſamer, doch tiefer zerſtörend, als das vorüberziehende Ungewitter eines Krieges — waren unter den Blüthen des verjüngten Wohlſtandes kaum bemerkbar. So ſegensmächtig iſt die Natur des ſchönen Baierlandes.

Der Reichthum großer Handelsſtädte, abhängig von den Sitten der Zeit, oder dem wandelbaren Verhältniſſe und Verkehr der Welttheile, kann vergehen; aber Viehzucht und Ackerbau ſind der Grundſtock des Staatsvermögens, und geben einen, wenn ſchon mäßigen, doch ewigen, Zins. Dazu kommt der Zoll von unentbehrlichen Erzen und Salzen die das baieriſche Gebirge bringt, während auf dieſem wirthlichen Boden von jeher ein kräftiger Menſchenſtamm hauſte, — ein Menſchenſtamm der zugleich mit unermüdlicher Treue an den angeſtammten Fürſten hielt. Man ſah ihn wohl oft unter deren Schwächen dulden und ſtill klagen; doch niemals ſich empören. Mit namenloſer Geduld trug er die ſchwerſten Forderungen; für den Fürſten waren ſie ihm nicht zu ſchwer.

Läſtiger freilich fiel den guten Baiern die Geldgier der vielen Tauſend kleinen Gewaltsleute, welche im Namen des Fürſten — als ſeine Beamte — Bürger und Landmann übervortheilten und quälten; ſich in Beziehung der Abgaben bereicherten; mit Willkür oder Umgehung beſtehender Geſetze den Gebieter und das Volk betrogen, und herriſcher aufpochten, als der Herr ſelbſt. Es hätte ſich dies ſchöne und reiche Land aber eines noch höheren und dauernderen Wohlſtandes erfreuen können, wäre die öffentliche Erziehung nicht allzuſehr verſäumt, wäre der gemeine Mann von der Gewalt der Vorurtheile und alten Unwiſſenheit freier geworden, und der Arm des Handwerkers oder Landmannes losgebundener von den Feſſeln nachtheiliger Einrichtungen und Rechtſame. Aber dahin zu gelangen, fehlte es zu jener Zeit ſelbſt den Räthen der Fürſten noch an Licht und Wegen. Darum erzeugte denn auch der Boden noch lange nicht, was er vermochte und es war ſchlechter Gewinn, daß der Anbau der Tabakspflanze ihren Genuß allgemein machte, oder daß die braungeröſtete Bohne des Kaffeeſtrauches, das grüne Laub der Theeſtaude, vor wenigen Jahrhunderten kaum als Arzneitrank bekannt, jetzt der Haushaltung unentbehrliches Bedürfniß zu werden begann. Es wucherten die Laſter der Armuth und Rohheit verderblich fort, *weil eben die Maſſe des Volkes in Armuth, unglaublicher Unwiſſenheit und Rohheit verblieb.* Es ſchreckte das Geſetz nicht von dem gräulichen Unfuge der Teufelsbeſchwörerei und Schatzgräberei zurück, weil das Geſetz dieſen Unſinn anerkannte. Die Verbrechen wuchſen, einmal: weil vom Staate aus die Veranlaſſungen dazu nicht gehoben wurden, und dann: weil dem Volke ſtatt einer Religion der Sittlichkeit und Humanität nur äußerliche Werkheiligkeit und gedankenloſer Ceremoniendienſt geboten ward.

Die Geiſtlichkeit wehrte dabei gegen jede Aufklärung, wie gegen ein öffentliches Unglück. Sie erblickte in jedem

Erwachen des geſunden Menſchenverſtandes Gefahr für das Heiligthum des Glaubens, oder ihres Anſehens. Selbſt von Leſen und Schreiben war damals bei dem Volke noch gar keine Rede; dadurch aber verharrte die größere Menge bei rohem — der gröbſten Sinnlichkeit hingegebenem Leben, in blindem Aberglauben und Dummfrommer Verehrung der Mönchswerke.

Das Schlimmſte aber war, daß der weltliche den geiſtlichen Arm dabei auch noch unterſtützte; zumal wenn es nicht Hoheits- und Vermögensſachen, ſondern nur Verſtand und Glauben des gemeinen Mannes betraf. Litt z. B. das Volk durch Hagelwetter, Ueberſchwemmungen oder Mißwachs Noth, ermangelten die höchſten Behörden nicht, außer naturgemäßen Rettungs- oder Linderungsmittel, die übernatürlichen anzuempfehlen.

Bei Milzbrand und Viehſeuchen wurden geweihte Gürtel und St. Pirmins und Wendelins-Zettel heilſam befunden; bei Mißwachs Umgänge und Bußtage gehalten und den Dienern des Altars Opfer gebracht, damit ſie durch ihr mächtiges Gebet die zürnende Gottheit beſänftigen möchten.

Endlich entzogen die zahlloſen Feiertage — ſie nahmen mit den Sonntagen ein volles Drittheil des Jahres hinweg — dem Landbau und den Gewerben die nöthigen Arbeitskräfte, gewöhnten das Volk an Faulheit und gaben noch dazu die ſchönſte Veranlaſſung zu fortwährenden Ausgaben und unbegränzter Schwelgerei.

Land ein und aus ſtrichen daher Arbeitsſcheue und

Tagediebe, Zigeunerbanden und Räuber in Maſſe. Galgen und Rad wehrten ihnen nur ſchwach, und leicht entſchlüpften ſie den Verfolgern, begünſtigt durch mangelhafte Sicherheitsanſtalten oder durch die Beſtechlichkeit der Schergen, Büttel und Gerichtsdiener, aus den Hefen des Volkes.*)

So war es unter Karl Albrecht und ſo blieb es zum größten Theile unter Churfürſt Maximilian Joſeph, obgleich dieſer des Landes Wohl ernſtlich wollte und anſtrebte. Ein wirklicher Aufſchwung an Intelligenz und Wohlſtand war ja durch die Herrſchaft der Prieſter und den Druck der Abgaben unmöglich. Der größte Theil des Volkes rang nach wie vor mit Armuth und Schulden. An feilen Grundſtücken war Ueberfluß, und Höfe ſtanden in Menge leer. Wer ſollte kaufen? Da lauerten ja beim Verkauf und Ankauf Gerichtsfrohnen, Schreiber und Amtleute, Herrſchaft und Staat, und alle forderten ihre Gebühren, Sporteln, Löhnungen und Abgaben.**) Aber das war nicht genug, es fraß auch noch eine Unzahl von Auflagen und Steuern, Zinſen und Frohnen den beſten Theil des Ertrages weg.

---

*) Zſchokkes: Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten.

**) Ein Bauer, der ein Gut von ungefähr 1500 fl. — Werth übernahm, hatte, ohne die „Inventur und Comiſſions-Koſten," 456 fl. 30 Kr. an Sporteln zu bezahlen. Die Schreibgebühren betrugen oft über 100 fl. — Weſtenrieder: Beſchreibung des Starnberger See's. S. 152.

Dies ſchreckte denn den Unternehmungsgeiſt der Unbemittelten zurück, und mehrte die ungeheuere Zahl der Armen und Tagelöhner. Wenn dieſe aber nichts mehr hatten, ihren Hunger zu ſtillen, was blieb ihnen übrig, als Diebſtahl und Raub in Feldern, Gärten und Hütten .... und ſo blieben Gefängniſſe und Galgen an der Tagesordnung.

Wo aber die Mehrheit in Schmach, Unſittlichkeit, Dürftigkeit und Druck verſunken iſt, kann ein Volk nicht reich, nicht frei, nicht mächtig und geachtet werden, wie herrlich auch ſein Thron, wie begütert ſein Adel, wie glänzend ſein Hof, wie erleuchtet einige ſeiner hervorragendſten Söhne, wie ſchön das Land ſelbſt ſein mag, das es bewohnt.

Und ſchön, unendlich ſchön war auch damals das Baiernland in vielen ſeinen Theilen! Einer der ſchönſten aber war und iſt noch immer: Der Starnberger See mit ſeiner Umgebung.

Wie ein Stückchen vom Himmel gefallenes Paradies liegt dieſer Winkel der Erde da, und mitten in ihm, von buſchigen Ufern, von Schlöſſern und Dörfern umgeben, mit grünen Inſeln geſchmückt, der herrliche See, in einer Ausdehnung von fünf Stunden Länge und einer halben Stunde Breite, oft hundert und vierzig Klafter tief: der reizende Mittelpunkt einer der romantiſchſten Gegenden Deutſchlands.

Und welch' eine prächtige Ausſicht von dem Oertchen Starnberg über den ſilbernen Spiegel des Sees hinüber, den im fernen Hintergrunde die beſchneiten Hochgebirge

Tyrols mit ihren himmelſtürmenden Rieſenmauern von ewigem Schnee und Eis ſchließen.

O es iſt ſchön, göttlich ſchön dort, und war dies von je; .... ob aber darum ein Paradies? .... ein Aufenthalt froher, glücklicher Menſchen? .... wer weiß es!

Dicht bei dem Oertchen Starnberg ſtanden um das Jahr 1777 noch einige Reſte eines alten ſchwerfälligen Mauerwerkes. Es waren die Trümmer der ſogenannten Kaiſersmühle, in welcher einſt — der Sage nach — **Karl der Große** geboren worden. Dieſe geſchichtliche Erinnerung aus längſt entflohenen Jahrhunderten — aus Zeiten deutſcher Größe und deutſchen Heldenthums — war ein Heiligthum im Volksleben und an ſie knüpften ſich gar wunderbare Legenden, die — ſo entſtellt ſie auch erſchienen — doch in der That das einzige geſchichtliche Wiſſen der ringsumwohnenden Landleute ausmachte, da dieſe guten Menſchen damals noch in einer faſt unglaublichen Unwiſſenheit lebten.

Die Trümmer der Kaiſersmühle und ihre, viele Tauſend Menſchen faſſende, Umgebung waren daher auch bei allen beſonderen Gelegenheiten der Ort, an welchem das Volk der Gemarkung ſich verſammelte, ſei es nun zu Feſten und frohen Gelagen, oder zu ernſten Beſprechungen.

Auch heute, an einem ſchönen Herbſttage, war dies der Fall; angeblich um der Hochzeit beizuwohnen, die der Sohn des reichen „Seewirthes“ mit der ſchönen Kath aus dem benachbarten Mittenwalde, der Tochter des

Geigenmachers — der „Geigen-Matthes“ genannt — feierte.

Schwerlich aber mochte dies Feſt in Wahrheit die eigentliche Veranlaſſung der großen Verſammlung ſein, die heute hier ſtatt fand. Denn war auch der „Seewirth“ weit und breit verwandt und verſchwägert, und der „Geigen-Matthes,“ ſo wie ſeine hübſche Tochter allgemein bekannt, auf Tauſende erſtreckte ſich die Verwandtſchaft und Bekanntſchaft Beider doch nicht — und wenigſtens dreitauſend Menſchen waren jetzt um und in der Gegend der Kaiſersmühle beiſammen.

Das war denn ein merkwürdiges Leben und Weben, Regen und Treiben, und doch mußte ein aufmerkſamer Beobachter bald entdecken, daß es nicht das Leben und Weben, Rennen und Treiben, Jauchzen und Schreien der Luſt ſei, ſondern daß es mehr den Charakter eines düſteren Ernſtes trage.

Nur von der Gegend her, wo des „Seewirthes“ Haus ſtand, und die Hochzeitsgäſte ſich befanden, ertönte zeitweiſe ein vereinzelter Jubelſchrei; auch waren nur die wenigen Hochzeitsgäſte feſtlich und zum Theil gut gekleidet; während — im geraden Gegenſatze zu dieſen — die übrigen Tauſende faſt ſämmtlich ärmlich, oft ſogar zerlumpt ausſahen, und in ihren bleichen, verkommenen Zügen den Ausdruck des Elendes, der Armuth, der Noth und des Kummers trugen. Auch ſah man dieſe nirgends um gefüllte Fäſſer zechend und ſchmauſend lagern, wie dies ſonſt meiſt bei Feſten der Fall iſt; wohl aber in größeren und kleineren Gruppen um einzelne Männer ſtehen, die eifrig zu ihnen ſprachen.

Eine der größten dieſer Gruppen — gewiß aus mehreren Hunderten jener elend ausſehenden Menſchen beſtehend — hatte ſich eben um einen wunderlich ausſehenden Mann gebildet.

Dieſer Mann war lang und hager, bleich von Geſicht und mit einer Glatze begabt, die den ganzen Scheitel einnahm, ſo daß der Ober- und Hinterkopf nur als mit einer fettglänzenden Haut überzogen erſchien, was ihm — bei den einzelnen, über den Ohren ſtehen gebliebenen, grauen Haaren — das Anſehen eines nacktgerupften Vogels gab. Ein prächtiger Anblick für einen Phrenologen, der gewiß auch auf den erſten Moment die Organe für Selbſtgefühl und Schlauheit ausgezeichnet hervortretend gefunden hätte. Auch ſeine Kleidung war alt und abgeſchabt, aber von ſchwarzem Tuche und nach ſtädtiſchem Schnitt, ſo in der Art, wie ſie damals niedere Beamte und Schreiber zu tragen pflegten.

Uebrigens hatte der Mann bei einer gewiſſen Altklugheit, doch auch wieder etwas Gutmüthiges in Geberde und Ton, was ihn ſeit langer Zeit bei dem Landvolke — das ſeine Kenntniſſe in Geſetz und Landesgeſchichte mit tiefer Ehrfurcht anſtaunte — beliebt gemacht hatte. Er war der Winkeladvocat der ganzen Gegend, und weit und breit um den Starnbergerſee gab es keinen Prozeß, bei dem er nicht berathen worden wäre, keine Eingabe, die er nicht geſchrieben, keine Klage, die er nicht aufgeſetzt, kein Geſuch, das er nicht eingebracht hätte. Kurz und mit einem Worte, der Stadt-Doktor, wie man ihn nannte, war das Factotum der ganzen Landſchaft.

Kein Wunder, daß ihm daher auch jetzt die Umſtehenden wie einem Heiligen zuhörten, der das Evangelium verkündet; denn eine Heilsbotſchaft war es in der That, von der es ſich handelte, da der Stadt-Doktor von der einzig möglichen Erlöſung aller dieſer Armen von den ſie niederdrückenden Uebeln ſprach.

„Ja, ja!“ — ſagte er eben jetzt mit eindringlichem Ton und ernſter Miene — „es bleibt uns Allen keine Wahl, als auszuwandern oder völlig unterzugehen.“

„Aber,“ — entgegnete ein Mann mit eisgrauen Haaren und gebücktem Rücken, deſſen kummervolle Züge von manchem im Elend verlebten Jahrzehnte erzählten und den doch der Gedanke an eine Trennung vom Vaterlande mit unendlichem Leid zu erfüllen ſchien, — „aber wenn nun unſer allergnädigſter Herr zu München, die Bittſchrift genehmigte, die Ihr für uns aufgeſetzt habt?“

„Ja wenn!“ — wiederholte achſelzuckend der Stadt-Doktor — „wenn! das Wörtchen „wenn“ iſt ein eigen Ding.“

„Wir haben aber nichts anderes als Gerechtigkeit verlangt!“ — rief der Alte — „nur um Aufhebung der allzudrückenden Steuern gebeten.“

„Da liegt gerade der Haſe im Pfeffer!“ — meinte der Glatzköpfige. — „In München braucht man Geld, viel Geld, und wo ſoll das herkommen ohne Steuern?“

„Wir wollen auch Steuern zahlen!" — ſagte jetzt ein Anderer — „aber nur die alten, herkömmlichen."

„Nun gut, iſt die „Rekrutenanlage" keine herkömmliche Steuer?"

„Herkömmlich wohl; aber ungerecht, weil die Aushebung doch ſtattfindet."*)

„Sie trägt aber gegen dreimalhunderttauſend Gulden ein!" — rief mit ſcharfem Tone der Stadt-Doktor. — „Glaubt Ihr wohl, man wird dieſe dreimalhunderttauſend Gulden fahren laſſen, weil Ihr darum eingekommen ſeid?"

„Und die Tanzanlage, der Kartenſtempel, die Mühlbeuteltuch-Verpachtung, die Mittelmauthen, die Mähnſtückanlage?" — rief mit zitternder Stimme der alte Mann und ſeine Wangen färbte ein fieberhaftes Roth, während Thränen in ſeine Augen traten, — „ſollen die auch nicht aufgehoben werden?"

„Schwerlich!"

„Warum habt Ihr uns dann aber die Eingabe gemacht?"

„Weil Ihr mich dazu gezwungen habt!" — verſetzte der Winkeladvokat. — „Hab' ich nicht davon abgerathen?" — fuhr er dann fort, ſich wie fragend im Kreiſe umſehend — „hab' ich nicht gleich geſagt: die Bittſchrift bekommt unſer guter Churfürſt Maximilian Joſeph gar nicht zu Geſicht.“

---

*) Die „Rekrutenanlage" wurde ſeit 1766 erhoben, um den Landeskindern den Dienſt frei zu ſtellen. Später ſchritt man zwar wieder zur Aushebung; aber die drückende Auflage blieb.

„Ja, das habt Ihr!“ — ſagten Mehrere.

„Aber wofür iſt er denn Herr!“ — rief jetzt ein junger Kerl mit verwilderten Zügen und finſterem Blick. — „Da nennt man ihn den „guten Max“ und der „gute Max“ nimmt Jahr um Jahr unſer Geld und läßt uns Alle verhungern.“

„Wenn er wüßte, wie das Volk in Elend, Armuth und Verzweiflung ſchmachtet,“ — verſetzte der Stadt-Doktor — „würde er wohl milder dreinſehen. Aber, Ihr Leute, Ihr müßt eben nicht vergeſſen, daß nicht der Max regiert, ſondern ſeine Herrn Miniſter: der Obriſthofmeiſter, der Obriſtkämmerer und der Liebling des Herrn, der edle Vicehofkammerpräſident, Freiherr von Berchem!“

Aber bei dieſem Namen war es, als ob eine Pulvertonne Feuer gefangen hätte, ſo flogen Flüche und Verwünſchungen, Schimpfreden und Drohungen auf.

„So recht!“ — murmelte, als er dieſe Erregung gewahrte, der Winkeladvocat mit heimlicher Freude vor ſich hin, — „jetzt hab' ich euch auf dem rechten Wege. Noch ein wenig Zündſtoff und ich kann die Gluth zur himmelhohen Flamme anblaſen. Aber ſie ſind zu dumm, um nur einen klaren Begriff von der Schinderei zu haben, die mit ihnen getrieben wird und der ſie elendiglich erliegen. Ich muß ihnen einmal einen kleinen Ueberblick von den Laſten geben, die ſie erdrücken, damit es da oben in Saus und Braus hergeht und ein Berchem ſich Millionen zurücklegt." — Und ſich umdrehend rief, von dieſem Entſchluſſe durchdrungen der Glatzköpfige: — „He! holla! Was ſoll das Schimpfen und Fluchen? Wollt Ihr revoltiren? — Sind wir darum zu Seewirths Hochzeit auf die „Kaiſermühle" gekommen, ... oder wollten wir bei dieſer Gelegenheit nur unſere gemeinſamen Angelegenheiten ruhig beſprechen?"

„Unſer Elend!" — ſagte der Alte mit geſenktem Haupte.

„Nun," — verſetzte der Winkeladvokat ſchlau, — „vor allen Dingen laßt uns gerecht ſein. Der Hof und das Land brauchen auch Geld. Ich will Euch einmal die Steuern an den Fingern herzählen, und da werdet Ihr ſehen, daß man nicht zu viel nimmt."

Ein leiſes Gemurmel des Mißfallens ließ ſich hier hören. Einige aber riefen:

„Laßt den Stadt-Doktor ſprechen. Er iſt ein gelehrter Mann, — er weiß das Rechte!"

„Ja! laßt ihn ſprechen!" — riefen jetzt Hunderte.

„Nun" — ſagte dieſer mit kaum verhaltener Freude, indem er ſeine paar grauen Haare zu Berge ſtrich, was er immer that, wenn er in gutem Zuge war, — „nun ſeht, da kommen zuerſt die gewöhnlichen einfachen Landſteuern. Nun davon will ich nichts ſagen, denn der Ritterſtand zahlt ja auch ein Zehntheil davon. Dann kommt die „Hofumlage."

„Halt!“ — rief hier der Alte, — „die ward vordem nur in Tagen des Krieges und der Noth bezahlt!“

„Ja freilich!“ — meinte der Andere — „da aber jetzt das Land fortwährend in Noth iſt, ſo müſſen ſie auch fortwährend bezahlt werden. Dann kommen die Mai-, Herbſt- und Vogtei-Steuern, die nach Abzug der Unkoſten jährlich über 30,000 fl. einbringen. Dann kommen die Umgeldsgefälle, machen zuſammen ſo 53,000 fl. — Die Mauth und Accise bringt an 500,000 fl., die Braugefälle über 200,000 fl., der Bierpfennig, der freilich hart auf dem armen Manne ruht, an 50,000 fl. — Die landſchaftlichen Postula 800,000 fl., — die Tanzumlage 8000 fl., — die Steuern für Roß- und Schinderhaare, Karten- und Kalenderſtempel, Mühlumlage und Vieh-Stück“ *)....

„Halt! halt!“ — „Wir wollen nichts mehr hören!“ „Genug!“ — „Genug!“ — ſchallte es von allen Seiten.

„Wir können das nicht mehr bezahlen!“ — riefen andere Stimmen dazwiſchen, und die halb verhungerten Geſtalten, die eingefallenen Mienen, die zerlumpten Kleider bezeugten nur zu kräftig die Wahrheit dieſer Worte.

„Und dann,“ — fuhr der Redner fein lächelnd fort — „und dann, wie ſchön iſt es bei uns mit den Geſetzen beſtellt. Iſt unſer Criminalcodex nicht ein wahres Blutgeſetz vom Satan ſelbſt dictirt?“

---

*) Zſchokke's Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten. Band 7. S. 218 u. f.

**) Weſtenrieder (Beitr.

„Ja, vom Satan!“ — riefen Viele ſich bekreuzend.

„Auf bloße Conjectur hin,“ — rief der Kahle heftig, — „kommt die Tortur in Anwendung.“

„Verflucht ſei ſie!“ — ſchrie es von allen Seiten.

„Indicia, welche ein Verbrechen nur conjecturaliter beweiſen, ziehen ſie ſchon nach ſich!“

„Und Daumſtock und Bock!“ — rief der wüſte Kerl, der ſchon einmal geſprochen. — „Sie hatten mich jüngſt auch einmal, und da ich nicht geſtehen wollte, was ich nicht gethan, da banden ſie mich nackt auf die kurzen, geſpitzten Holznägel eines Brettes, Daumen und Zehen zuſammengeſchnürt und zwiſchen beide Arme eine, mit hölzernen Nägeln geſpickte Stange, die ſie zogen und drehten, daß das Blut nur ſo in Bächen davonfloß! Aber Fluch ihnen! Fluch! bis zum jüngſten Gericht.“

Und „Fluch!“ heulte es abermals durch die Lüfte.

„Und dies Malefiz-Recht hat auch der Adel!“ — ſchrie jetzt ein Anderer.

„Und,“ — fuhr der Stadt-Doctor fort, — „auf einem Diebſtahl von zwanzig Gulden ſteht der Strang; — auf Entweihung eines Heiligenbildes das Schwert; — auf Hexerei der Feuertod. Wißt Ihr, daß ſeit dem Erſcheinen dieſes Codexes in Baiern ſo viele Menſchen gehängt, geköpft, gerädert und verbrannt wurden, wie beinahe in keinem anderen deutſchen Lande?“

„Und was treibt die Leute dazu!“ — rief hier der Alte, beide Hände wie beſchwörend zum Himmel erhoben: —

„Gott ſoll es wiſſen.... zumeiſt Hunger, Elend und Verzweiflung!“

„Darnach fragt das Geſetz nichts!“ — erwiderte der Advocat. — „Thatſache aber iſt: daß in dem einen Rentamt Burghauſen in einem halben Menſchenalter an 1100 Menſchen executirt worden ſind. In München werden faſt jede Woche zwei bis drei Verbrecher gerichtet; .... das macht ſo ungefähr 100 bis 150 im Jahr!“*)

„Weh' uns! — Wehe!“ — rief der Alte.

„Macht nichts!“ — ſagte der Doktor höhniſch, — „das Volk gewöhnt ſich an den Hinrichtungsſpectakel ſo, daß es, wenn die Armenſünderglocke geläutet wird, wie zu einer Luſtbarkeit hinausrennt, um das rothe Tuch vom Rathhauſe wehen, den Stab brechen und den Henker ſein Handwerk verrichten zu ſehen. Holla! Hurra! Holla! was iſt das ſo ſchön!“

„Und der Herr?“ — frug einer aus der Menge

„Der gute Max?“ — ſagte der Redner — „nun, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen: er iſt traurig und ſchwermuthsvoll ſo oft er ein Todesurtheil unterſchreiben muß.“

„Aber warum thut er's denn?“

„Weil er nicht anders kann!“

„Er, der Herr! der Fürſt des Landes?“

„Seine Räthe und Höflinge zwingen ihn dazu, indem ſie ihn unaufhörlich in der Meinung beſtärken: das Volk ſei nur mit Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten!“

---

*) Zſchokke's „Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten.“ Theil 7. Seite 210.

„Und die Reichen, die Vornehmen und Adeligen?“

„Die reichen Wüſtlinge und die hochgeborenen Herren, die gehen frei aus. Bürger und Bauern ſind ihre Hunde!“

„Wir wollen dies Joch nicht mehr tragen!“ — riefen hundert Andere zugleich.

„Nun denn,“ — ſagte jetzt der Stadt-Doctor — „wenn Ihr alle dieſe Steuern nicht mehr bezahlen könnt und wollt und dieſes unwürdigen Joches ſatt ſeid, ſo bleibt nur ein Mittel, ihm zu entgehen.“

„Und das iſt?“

„Wir wandern alle zuſammen aus.“

„Auswandern!“ — „Auswandern!“ — lief es von Munde zu Munde.

„Ja, auswandern!“ — ſagte in dieſem Momente eine ernſte, wohlklingende Stimme, und als ſich Alle nach der Gegend wandten, von der ſie kam, trafen die Blicke auf einen bleichen Benedictiner-Mönch von edlen Zügen, der während der ziemlich ſtürmiſchen Verhandlung unbemerkt in den Kreis getreten war. Auch der Glatzköpfige hatte ihn gewahrt und freudig überraſcht ging er jetzt auf ihn zu und rief, ihm die Hände entgegenſtreckend:

„Wie? Ihr, Pater Nonnos? O, herrlicher Mann Gottes, Ihr kommt wie gerufen!“

„Gebenedeit ſei die Heilige!“ — verſetzte der Pater, — „wenn ich komme, um auf einen guten Entſchluß ſegensvoll einwirken zu können.“

„So habt Ihr gehört, was ich den Leuten hier vorgeſchlagen.“

„Ja! und kann es nur billigen. Unſer Herr heißt nicht umſonſt der „gute Max;“ er iſt wirklich gut .... aber er iſt zu ſchwach gegen ſeine Umgebung. Da ſchaltet und waltet man denn in ſtolzer Leichtmüthigkeit, und zertritt des Edlen viel, was der gute Wille des Churfürſten ausgeſäet. Sicher durch des Herrn Vertrauen folgen ſie frech den Eingebungen ſelbſtſüchtiger oder herrſchſüchtiger Launen und drücken da das Volk zu Boden, wo es Maximilian Joſeph gern erhoben hätte. Da es nun aber ſo bleiben wird, gar keine Abhülfe in Ausſicht ſteht, und das Volk darüber zu Grunde geht, ſo bleibt nichts anderes übrig, als ſich ein anderes Vaterland zu ſuchen.“

„Ein ander Vaterland!“ — wiederholte der Alte, indem er traurig den Kopf ſchüttelte — „und wo finden wir das?“

„Wo es über zehntauſend unſerer Brüder ſchon gefunden haben!“ — entgegnete der Stadt-Doctor, — „die vor ſieben Jahren dem Aufrufe unſeres würdigen Landsmannes, des Obriſtlieutenant Thürriegel, gefolgt ſind und die nun, als wohlhabende und glückliche Coloniſten, in der durch ſie bevölkerten Sierra Morena im herrlichen Spanien wohnen.“

„Ja! Kinder,“ — ſetzte hier Pater Nonnos hinzu, — „der Doctor hat Recht. Iſt Einer hier, der ſagen kann, daß ich je etwas gegen Euer Wohl gethan oder gerathen habe?“

„Keiner kann das!“ — rief es von allen Seiten und die Menge drängte ſich her zu dem bleichen Mönche, aus deſſen edlen Zügen ein ſchwerer tiefer Kummer ſprach, die Hände ihm zu küſſen.

Pater Ronnos ließ ſie gewähren; nicht aus Stolz und kirchlichem Hochmuthe, ſondern weil er wußte, daß ſie ihm damit ihre wirkliche Anhänglichkeit beweiſen wollten. Dann ſagte er:

„Nun ſeht, Kinder, wenn Ihr in der That Vertrauen zu mir habt und überzeugt ſeid, daß ich nur Euer Gutes will, wie ich — ſo wahr mir Gott helfen ſoll — immer nur das Gute und Edle angeſtrebt habe, ſo folgt meinem und des Stadt-Doctors Rath und wandert nach dem ſchönen Spanien aus. Mir blutet das Herz, daß ich Euch einen ſolchen Vorſchlag machen muß, denn dem Baiern iſt das Herz an ſein angeſtammtes liebes ſchönes Baiernland gewachſen.... aber.... ich ſehe keine andere Hülfe! Schon ſchmachtet Ihr Alle im tiefſten Elend.... noch kurze Zeit und Ihr geht völlig darin zu Grunde.“

„Und!“ — rief hier der Glatzköpfige mit ſchlecht verhehlter Freude, — „daß Ihr es nur wißt: auch der reiche Seewirth und der Geigenmathes und das junge Paar und ich, wir alle gehen mit. Und in der Sierra Morena im prächtigen Spanien erwarten uns die Brüder mit offenen Armen — und der König nimmt dort von den deutſchen Coloniſten keine Abgaben!“

„Hurrah!“ — tönte es bei dieſen Worten durch die Luft.

„Keine Abgaben!“

„Der König nimmt von den deutſchen Coloniſten keine Abgaben!“

„Hört ihr's? — .... keine Abgaben!“

„Es lebe der ſpaniſche König!“

„Und wer wird uns führen?“ — frug ſichtbar bis auf's Tiefſte erſchüttert, nachdem ſich der Lärm gelegt, der Alte.

„Wer uns führen wird?“ — wiederholte der Winkeladvocat. — „Der dort!“ — und er zeigte auf einen großen, ſchönen und ſtattlichen Mann, der in ſpaniſcher Officiers-Uniform eben auf den Kreis zutrat. — „Es iſt unſer Wohlthäter, unſer Befreier, Obriſtlieutenant Thürriegel!“*)

---

*) Zſchokke ſagt in ſeiner Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten: Ein einziger, geiſtvoller Mann, den ſein Vaterland verkannte, that zu derſelben Zeit jenſeits der Pyrenäen mit geringen Mitteln größere Wunder, als Maximilian Joſeph's Großſtaatsbeamte insgeſammt, mit der ganzen Fülle ihrer Macht, verrichten konnten. Das war der Baier Joſeph Kaspar Thürriegel von Goſſersdorff, Landgericht Mitterfels. Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der Sierra Morena, unter Vermittlung der ſpaniſchen Miniſter Aranda und Olavides, fruchtbar und bevölkert. Ueber die Pyrenäen zum Rheine und zur Donau eilend, rief er den deutſchen Landmann aus Armuth, Verachtung und Knechtſchaft zu freierem Daſein und Eigenthum in die ſpaniſche Einöde, die nur deutſcher Fleiß entwildern konnte. Und Tauſende und Abertauſende folgten ſeiner Stimme, zumal aus Baiern. Hier ward vergeblich mit Galgenſtrafen und ausgebotenen Preiſen gegen die Leuteverführer geeifert, weil man gänzliche Entvölkerung des Landes fürchtete. Thürriegel löſte ſeine Aufgabe glücklich: Mitten im

Der Name war denn auch, ſchon von der erſten Auswanderung her, bekannt genug, um auf Alle wie ein elektriſcher Schlag zu wirken, wobei freilich das Bewußtſein mit in Anſchlag kam, daß nach den erlaſſenen Geſetzen, überführte Anwerber binnen 24 Stunden gehängt und jeder Auswanderer an Leib und Gut mit peinlichen Strafen belegt werden ſollte. Aber wie der Anblick von Maſſen das Volk immer muthig macht und ein feſtes, entſchiedenes und würdiges Auftreten immer imponirt, ſo ging es auch hier. Schnell war jede Regung von Furcht verſchwunden, während die Leute dem nähertretenden Obriſtlieutenant ehrerbietig Platz machten. Auch die übrigen Haufen hatten ſich längſt dieſem angeſchloſſen, und ſo befand ſich Thürriegel nun von mehreren Tauſenden umgeben.

Niemand ahnte dabei, daß der kluge und vorſichtige Mann auf allen Höhen und Wegen ringsumher Sicherheitspoſten aufgeſtellt hatte, die bei annähernder Gefahr Wahrnungszeichen geben mußten.

Der Leiter der Auswanderungsangelegenheit ging nun ausführlicher auf ſeine Pläne ein. Er ſchilderte mit lebhaften Farben das glückliche Loos der früher in Spanien Eingewanderten, zeigte den ſchweigend Zuhörenden, die Vortheile, die ſie dort erwarteten, verſchwieg ihnen aber auch die Mühen und Anſtrengungen nicht, denen ſie ſich bei dem Unternehmen auszuſetzen hätten. Endlich berührte

---

ſpaniſchen Gebirge leben noch heute, auf Lakarolina's Höhen, Nachkömmlinge jener Baiern in einträglichen Pflanzungen.

er auch den Hauptpunkt, das heißt: die Geldfrage, und da klärten ſich denn bei der Nachricht: die ſpaniſche Regierung übernehme die Reiſekoſten in ſofern, als die ſehr mäßig geſtellten Gelder mit der Zeit abgetragen werden könnten, gar viele Geſichter auf.

Der Stadt-Doctor und der Seewirth gingen Thürriegel dabei, zur Verſtändigung mit den Leuten, tüchtig an die Hand, ſo daß man ſchon ziemlich weit in den Verhandlungen gekommen war, auch das Nöthige über den weiteren Abſchluß feſtgeſetzt hatte, als ſich aus der Ferne und zwar auf dem Wege von München her, das verabredete Warnungszeichen vernehmen ließ. Man mußte in der Hauptſtadt Wind von der Verſammlung erhalten haben.

Sofort theilten Thürriegel, der Advokat und der Seewirth den Leuten das Nöthige mit, worauf ſich die Haufen raſch zerſchlugen.

Kurze Zeit ſpäter ſtießen aus verſchiedenen Buchten des Starnbergerſees eine Menge dichtbeſetzter Kähne ab, während dem ſcharfen Auge eines aufmerkſamen Beobachters die langen Züge von Landleuten nicht entgehen konnten, die nach Nord und Süd, nach Oſt und Weſt, zwiſchen Hügeln oder in benachbarten Wäldern verſchwanden. Von Thürriegel war keine Spur mehr zu ſehen; auch der bleiche Benedictiner war unſichtbar geworden.

Indeſſen konnte ſich doch die ganze Menſchenmaſſe ſo ſchnell nicht entfernen, und namentlich war dies für Diejenigen ſchwierig, die ſich nach der Gegend zu richten hatten, aus welcher das Warnungszeichen gekommen war. Der

Seewirth hieß ſie daher an der Hochzeitsgeſellſchaft Theil nehmen, ſchaffte Brod und Käſe, Milch und Bier herbei und bald konnte kein Menſch ahnen, was ſonſt hier vorgegangen.

Unten am Hauſe waren unterdeſſen die jungen Leute der eigentlichen Hochzeitsgeſellſchaft zum Tanze angetreten, zu dem drei Dorfmuſikanten herzhaft aufſpielten. Die Fiedel kratzte, der Baß brummte, die Clarinette ſchrillte dazu, daß es für Dorfohren eine wahre Luſt war, während die Paare wirbelnd ſich drehten und helle Jubelſchreie keck dazwiſchen fuhren.

„Hätten wir nur noch einen einzigen Fiedler,“ — ſagte jetzt der Seewirth zum Stadt-Doctor — dann könnten die Leute auch hier tanzen, der Geigen-Matthes hat einen Baß bei mir ſtehen, den er juſt fertig gemacht hat und morgen nach München zum Verkaufe bringen will, den würde er gleich dabei einſpielen.“

„Ja!“ — entgegnete der Winkeladvokat, indem er unruhig nach der Straße blickte, die nach München führte — „dann möchten ſie immerhin ihre Spürnaſen ſchicken, um unſere Sachen auszuwittern, hier könnten ſie nichts merken.“

In dem Augenblicke kam über den nächſten Hügel ein blutjunger Mann her — ein junger Mann von höchſtens einundzwanzig Jahren — ſauber aber ganz einfach gekleidet, mit dem jugendfriſchen Geſichte fröhlich in die weite Welt ſchauend.

Und da hatte er denn auch in der That etwas zu ſehen;

denn vor ihm lag ja der prächtige See mit ſeinen entzückenden Ufern, ſeinen Inſeln, Dörfern und Schlöſſern weit hinten von den Tyroler Hochgebirgen begränzt. Und auf dem See ſo mancher Kahn, dem gegenüberliegenden Ufer zuſtrebend; ... und in dem Vordergrunde die Trümmer der Kaiſersmühle, das Oertchen Starnberg mit ſeinem freundlichen Wirthshaus, und der luſtigen, ſingenden, tanzenden, zechenden Geſellſchaft.

Das war ein Bild, wie man nicht ſo leicht ein zweites findet, und dem jungen Wandersmann mußte es denn auch in der That gefallen, denn er blieb lange — in ſeiner Anſchauung verloren — ſtehen. Man ſah es ihm zugleich ſo recht an, wie er ſich mit den Fröhlichen freute; ja, als er gewahrte, daß ein großer Theil der Leute den Tanzenden müßig zuſchaute, die wohl auch gern einmal ein Tänzchen gemacht hätten, nahm er eine Art lederner Taſche, die ihm an der Seite hing, zur Hand, öffnete ſie, zog eine Violine daraus hervor und fing — ohne ein Wort zu ſagen — einen feinen „Salzburger“*) zu ſpielen an.

Kaum aber ertönte die bekannte Weiſe, als es aus zahlloſen jugendlichen Kehlen ertönte: „Ein Muſikant! ein Muſikant!“ und ehe fünf Minuten vergingen ſchnurrte auch des Geigen-Matthes Baß dazu, und auch hier drehten ſich eine Menge Paare, die um ſo glücklicher waren, als ſie nicht nur auf kurze Zeit ihr Elend vergeſſen konnten, ſondern auch gerade jetzt von dem Sonnengolde einer hoffnungsreicheren Zukunft übergoſſen wurden. In allen den armen, gedrückten Menſchen tönte ja der Erlöſungsruf: „Fort nach Spanien! — Fort nach der Sierra-Morena!“ noch immer nach.

---

*) Ein damals in Süddeutſchland bei dem Landvolke ſehr beliebter Tanz.

Der Seewirth aber und der Stadt-Doctor waren vor Ueberraſchung und Freude ganz außer ſich. Ihr Wunſch war erfüllt und zwar gerade noch zur rechten Zeit, denn eben ließen ſich auf dem Wege von München her einige Reiter ſehen — unſtreitig Kundſchafter, die man, auf eingegangene geheime Berichte hin, nach der Seegegend abgeſandt. Das Wunderbarſte aber war, daß der ſo unerwartet eingetroffene Muſikant, ſo prächtig ſpielte, wie man noch keinen am See gehört hatte. Der Geigen-Matthes war doch — als früherer Fiedler und jetziger Geigenmacher, deren es bekanntlich in Mittenwalde ſchon damals viele gab — weit und breit berühmt; aber dem jungen Burſchen da, das merkten doch Alle, reichte er das Waſſer nicht. Stücke ſpielte der, ſo viel man haben wollte, und ſo luſtig, und ſo ſchön zum tanzen .... und von der Fiedel ging's ſo zart wie Butter.

Aber der Seewirth brachte ihm auch einen Krug von ſeinem beſten Wein und Kuchen dazu, daß eine ganze Familie damit auf vierzehn Tage genug gehabt hätte. Er that dies indeſſen nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern auch weil er und der Stadt-Doctor kluge Leute wären, die — den Finger an die Naſe gelegt — einer dem anderen mit pfiffigen Mienen zuflüſterten: „das iſt kein gewöhnlicher Schnurrant, das iſt ein Stadtmuſikant!"

„Sicher! denn er hat weder an den Elbogen noch an den Knieen Löcher in den Kleidern."

„Und ganze Schuhe!"

„Und iſt ſauber gewaſchen und gekämmt."

„Wenn's nur nicht am Ende ſelbſt ein Spion iſt?"

„O nein! dazu ſieht er doch zu ehrlich aus."

„Nun, ſo hat er wohl nur eine Fußtour an unſern ſchönen See gemacht und die Geige zu ſeinem Vergnügen mitgenommen."

„So wird's ſein: es gibt ja unter den Muſikanten ga komiſche Käutze!"

Die Reiter waren unterdeſſen herangekommen, und zeigten ſich nun in der That als eine Gensdarmerie-Abtheilung. Der Seewirth trat ihnen freundlich entgegen, bot ihnen unter ſchnurrigen Redensarten ſeinen Gruß und hieß ſie abſteigen, um an dem Ehrentage ſeines Sohnes ein Glas mit ihm zu trinken. Dieſer Aufforderung wurde denn auch mit großer Bereitwilligkeit genügt, worauf der Anführer im Geſpräche mit dem Seewirth und dem Stadt-Doctor, dieſe allmälich auszuforſchen ſuchte. Aber da war er an die Unrechten gekommen; beide thaten ſo harmlos, als wie neugeborne Kinder, und als auch nach längerer Zeit zwei Mann zurückkamen und dem Befehlshaber zuflüſterten, daß weder eine Verſammlung in der Gegend anzutreffen, noch eine Spur von Thürriegel zu finden ſei, ſo beruhigte ſich dieſer, trank, zur Belohnung für ſeinen Dienſteifer und die ſo pflichtgetreu ausgeführte Expedition, noch einige Maß Wein mit ſeinen Leuten, und gab dann den Befehl zur Rückkehr.

Indeſſen war auch der Abend gekommen; die meiſten Hochzeitsgäſte, wie die übrigen Leute, brachen auf.

Der freundliche und luſtige fremde Muſikant ſteckte — zur Verwunderung aller Anweſenden ohne Geld zu ſammeln — ſeine Geige ein und bald war es an der Kaiſersmühle leer und ſtill geworden. Nur aus den erleuchteten Fenſtern des Hochzeitshauſes ſchallten noch die ſchneidenden, brummenden und quikenden Töne der Dorfmuſik, von einzelnen „Juchhe! — ju!“ unterbrochen.

Da trat plötzlich der Seewirth zu dem fremden Muſikanten heran, reichte demſelben ſeine Hand, ſchüttelte dieſe und ſagte:

„Nehmt meinen Dank, junger Mann, für die Freundlichkeit, mit der ihr die Gäſte unterhalten habt; denn mit Geld wird's doch nicht gethan ſein. Seid was anderes, als ein bloßer Geiger, das hab ich ſchon gemerkt. Aber jetzt iſt's ſpät und fort könnt ihr nicht mehr; ſo bleibt denn bei mir, und laßt's euch als Gaſt in meinem Hauſe gefallen.“

„Das will ich!“ — entgegnete der Andere freundlich. — „Gebt mir ein Zimmer, Herr Wirth, verſteht ſich auf meine Koſten, denn dieſe Nacht und Morgen möchte ich noch in dieſer herrlichen Gegend bleiben.“

„So ſeid ihr wirklich . . . . ?“

„Ein Muſikant!“ — ſagte der junge Mann lachend.

„Von München?“

„Nein, von Salzburg; aber auf der Reiſe nach München.“

„Zu Fuße?“

„Doch nicht! Ich ließ, da ich ſchon ſo viel von der Schönheit der hieſigen Gegend gehört, meine Sachen unterwegs und ſpazierte zu Fuße nach dem See.“

„Nun ſo hab' ich's errathen!“ — rief der Seewirth freudig und über ſeine eigene Schlauheit ſtaunend. — „So kommt denn Herr, und macht's euch bei mir bequem. Das ſchönſte Stübchen ſoll Euer ſein!“

Wolfgang Amadeus Mozart — denn kein Anderer war der einundzwanzigjährige junge Mann — folgte dem Wirthe mit Freuden, der denn auch Wort hielt und den Gaſt in ein gar trauliches Zimmer führte.

Aber hier durfte er jetzt noch nicht bleiben. Er mußte mit zu der Hochzeit herab, und da es guten Wein und hübſche Mädchen gab, ſo flogen Wolfgang die Stunden unter Scherz und Tanz wie Minuten dahin. Er gab ſich dabei mit der ihm eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die ſich bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerte. Da war keine Spur von dem Künſtler zu entdecken, der Italien ſchon vor Jahren entzückt, der ſeitdem zur Inthroniſirung des neuen Erzbiſchofs von Salzburg,*) Hieronymus, das ſchöne Singſpiel: Il sogno di Scipione (der Traum des Scipio) geſchrieben, die Opern „Lucius Sylla“ — die Mailand auf's Neue entzückte — und „La bella finta Giardiniera, (die ſchöne verſtellte Gärtnerin.), die mit Begeiſterung aufgenommen wurde; die Serenade: „Il Re pastore“ (der Hirtenkönig), zwei Meſſen, ein Offertorium, eine Vesper de Dominica und ſo viel Anderes componirt hatte — — da war keine Spur von dieſem großen Künſtler . . . . wohl aber ein recht liebenswürdiger, einfacher, herziger Menſch zu entdecken, der mit Freuden den vollen ſchäumenden Becher des Lebens erfaßte und mit jugendlicher Luſt leerte.

---

*) Hieronymus, aus der fürſtlichen Familie von Colloredo-Wallſee und Möls.

Und doch ſollte der Künſtlernatur auch in dieſer Nacht noch ihr Recht werden. Als nämlich die tolle Luſt vorüber, alle Gäſte heimgezogen und das junge Paar ſeine Kammer geſucht hatte, fühlte Amadeus, daß er zu erregt ſei, jetzt ſchon ſchlafen zu können; er bat ſich daher — da die Nacht mehr als kühl war — von dem Wirth einen Mantel aus, und ging nach den Trümmern der Kaiſersmühle, in dem Anblick des See's und ſeiner vom Monde prächtig überſtrahlten Umgebung, nach der tollen Luſt und Aufregung, Ruhe und Frieden für die übrige Nacht zu finden.

Und wahrlich, er fand, was er ſuchte!

Wie göttlich ſchön, wie ſtill und freundlich lag der Spiegel des See's da. Ueber den rieſigen Bergen aber ſtand der Mond licht und rein und klar, wie ein großer erhabener Gedanke mitten im Dunkel des Lebens!

Und wie ſchlummerte die Welt rings an den Ufern, deren einzelne Gegenſtände jetzt unkenntlich geworden — und auf den Inſeln, die wie träumend dalagen, während der Mond eine Brücke von leichtbewegtem Silber von einem Ufer zum anderen ſchlug.

Wolfgang ſtand nahe den Trümmern der Mühle und konnte ſich nicht ſatt ſehen; während die Sagen von der Geburt Karls des Großen, von welchem ihm heute ſchon mehrere mitgetheilt worden waren, unwillkürlich in ihm wieder wach wurden, und ſeiner Phantaſie die reichſte Nahrung gaben. So kam es, daß er in der That erſchrack, als er plötzlich dicht hinter ſich ein Geräuſch vernahm, und im Umdrehen einen Benedictinermönch erblickte, deſſen Züge ihn wunderbar berührten. War es ihm doch, als müſſe er dies bleiche Geſicht ſchon einmal geſehen haben — und doch blieb es ihm wieder vollkommen unmöglich, ſich zu entſinnen, wo?

Es war ihm dabei, als ſchaue er eine Hieroglyphe an, die ſich entziffern laſſen müſſe, und deren Alphabet er fertig in ſich trage. Und geht es uns Allen im Leben nicht oft ſo? Die Phyſiognomik aber iſt eine Kunſt, die jeder Denkende zu löſen vermag, und die zu betreiben von höchſtem Intereſſe iſt; darum betreibt ſie denn auch — mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt — jeder Menſch. Sagt doch das Geſicht eines Menſchen oft mehr Intereſſantes, als ſein Mund: denn es iſt das Compendium alles Deſſen, was dieſer ſagen kann und je ſagen wird, da es zugleich das Monogramm alles Denkens und Trachtens des Menſchen iſt. Auch ſpricht der Mund nur Gedanken eines Menſchen, das Geſicht einen Gedanken der Natur aus.

Der Gedanke der Natur aber, den die Züge des Benedictiners verkündeten, war: Arme Menſchheit, du wirſt nicht glücklich, ſo lange die Feſſeln des Geiſtes dich an jedem freien Aufſchwunge hindern!

Freilich fehlte Wolfgang — dem jungen, in dieſer Beziehung noch ganz unerfahrenen Mann — hierzu der Schlüſſel; was er aber auf den erſten Blick aus dieſen bleichen vom Monde jetzt faſt geſpenſteriſch erleuchteten Zügen, las, war, daß er es mit einem edlen, liebenswürdigen Menſchen, mit einem helldenkenden Kopfe zu thun habe. Dabei erzählten ſo manche ſchmerzlichen Linien, von den Leiden eines großen Märtyrerthums; während die ganze Erſcheinung dunkle Jugenderinnerungen wach rief.

„Seid mir gegrüßt, mein Bruder!“ — ſagte jetzt der Benedictiner, zu Wolfgang, mit einer ſtillen aber würdigen Vertrautheit herantretend, etwa wie ein Vater zu ſeinem Sohne. — „Denn Bruder darf ich den wohl nennen, der mit mir ſo gleiche Gefühle theilt. Ihr ſeid, wie ich, bezaubert von der Schönheit dieſer Gegend, von der Größe der Natur, der Erhabenheit und Seligkeit dieſer Stille.“

„So iſt es, würdiger Vater!“ — entgegnete Amadeus; aber er wußte kaum was er ſagte, ſo eigenthümlich bekannt berührte ihn dieſe Stimme.

„Ja!“ — fuhr der Mönch nach einer kurzen Pauſe fort — „es iſt was eigenes um die Stille der Nacht. Wie ein großer Diamant, in Stücke zerſchnitten, an Werth nur noch eben ſo vielen kleinen gleich kommt; oder wie ein Heer, wenn es in kleine Haufen aufgelöſt iſt, nichts mehr vermag; ſo vermag auch ein großer Geiſt nicht mehr, als ein gewöhnlicher, ſobald er unterbrochen, geſtört, zerſtreut, abgelenkt wird; weil ſeine Ueberlegenheit dadurch bedingt iſt, daß er alle ſeine Kräfte, wie ein Hohlſpiegel alle ſeine Strahlen, auf einen Punkt und Gegenſtand concentrirt. Darum hebt uns auch die feierliche Stille der Nacht ſo mächtig empor, darum wachſen in ihr unſeres Geiſtes Flügel oft rieſenhaft.“

„Ihr ſprecht mir aus der Seele!“ — entgegnete der junge Künſtler lebhaft — „auch ich bin nie glücklicher im Schaffen, als wenn die Erde ſchläft, und das Leben zurückgeſunken iſt, wie in ein ungeheueres Grab.“

„Und dieſe Ruhe, dieſe göttliche Ruhe“ — fuhr der Benedictiner fort — „wie beſeligt ſie!“

„Auch auf mich wirkt ſie hier, in dieſer großartigen Umgebung, erhebend!“ — ſagte Wolfgang — „obgleich ich ſonſt ein friſches, frohes und thatkräftiges Leben vorziehe!“

Ein trübes Lächeln glitt bei dieſen Worten über das Antlitz des Mönches. — „Mein junger Freund“ — ſagte er dann milde — „Ihr blickt in das Leben, ... das meine liegt hinter mir. Auch ich war nicht unthätig, ... ja .... ich kann ſagen, ich habe viel gethan. Aber jeder Wanderer wird müde. Ich weiß es, unſer Daſein hat weſentlich die beſtändige Bewegung zur Form, ja es muß ohne die Möglichkeit der von uns ſtets angeſtrebten Ruhe ſein. Gleicht es doch dem Laufe eines bergab Eilenden, der, wenn er ſtillſtehen wollte, fallen müßte, und nur durch Weiterrennen ſich auf den Beinen erhält; — oder dem Planeten, der in ſeine Sonne fallen würde, ſobald er aufhörte, unaufhaltſam vorwärts zu eilen! Unruhe alſo iſt der Typus des Daſeins. So iſt es, ſo muß es ſein, damit der große unermeßliche Haushalt ſich erhalte. Aber, mein Sohn, auch Euch wird mit der Zeit die Erfahrung lehren: daß in einer ſolchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zuſtand möglich, ſondern Alles in raſtloſem Wirbel und Wechſel begriffen iſt, Alles eilt, fliegt, ſich auf dem Seile, durch ſtetes Schreiten, Balanciren und Bewegen, aufrecht erhält, ... keine dauernde Glückſeligkeit zu finden iſt!“

„Sollten Euch, mein Vater, nicht vielleicht traurige Erfahrungen zu dieſem Schluſſe führen?“ — ſagte hier Wolfgang. — „Das Leben bietet doch ſo manch Schönes, ſo viele glückliche Stunden, und die Zukunft, die Zukunft, was kann ſie uns noch geben!“

„Ich bin nicht ungerecht gegen das Schöne auf der Erde und das Gute im Leben,“ — verſetzte jener — „dies beweiſt Euch mein Hierſein zu dieſer Stunde; aber die meiſten Scenen unſeres Lebens gleichen den Bildern in grober Moſaik, welche in der Nähe keine Wirkung machen, ſondern von denen man fern ſtehen muß, um ſie ſchön zu finden. Daher heißt Erſehntes erlangen: dahinter kommen, daß es eitel iſt. Dabei leben wir allezeit in der Erwartung des Beſſeren, auch oft zugleich in reuiger Sehnſucht nach dem Vergangenen. Das Gegenwärtige hingegen wird nur einſtweilen ſo hingenommen und für nichts geachtet, als für den Weg zum Ziele. Daher werden die Meiſten, wenn ſie am Ende zurückblicken, finden, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch in Erwartung gelebt haben, und verwundert ſein, zu ſehn, daß gerade das, was ſie ſo ungeachtet und ungenoſſen vorübergehen ließen, eben ihr Leben war.“

„Nun, mein würdiger Vater,“ — verſetzte hier der junge Künſtler freudig, — „da treffen wir mit unſeren Anſichten ja ganz zuſammen. Auch ich bin für die Erfaſſung und den Genuß jedes Augenblicks. Daß ich dabei aber mit großen Hoffnungen und Erwartungen in's Leben blicke, — daß ich von einer großen Zukunft für mich träume.... nun, das mag meiner Jugend vergeben werden.“

„Nein!“ — verſetzte hier der Mönch und legte ſeine Hand auf Wolfgang's Schulter, — „ſagt dafür Gott und Eurer Jugend Dank! Ohne dieſe weiſe Einrichtung fehlte gerade den beſſeren Menſchen der Sporn, der ſie antreibt nach Größe zu ſtreben. Die Enttäuſchungen .... nun .... die überlaßt dann dem Alter.“

„Und ſollten denn bei jedem Sterblichen die ſchönſten Hoffnungen der Jugend an Enttäuſchung ſterben?“ — frug faſt beklommen Amadeus.

„Bei den meiſten, ja!“ — entgegnete der bleiche Benedictiner. — „Die Geſchichte zeigt uns das Leben der Völker und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen; die Zeiten des Friedens, des Glücks, erfüllter

Hoffnungen erſcheinen nur als kurze Pauſen . . . nur als Zwiſchenacte . . . . dann und wann einmal. Ebenſo iſt das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, ein unabläſſiges Warten, Ringen, Hoffen. . . . und Enttäuſchtwerden. Ueberall und auf allen Wegen findet er Widerſacher — deren ſchlimmſter das Schickſal ſelbſt iſt — lebt beſtändig im Kampfe . . . . und . . . . ſtirbt, die Waffen in der Hand, die unerfüllten Hoffnungen im Herzen!“

„Mein Gott!“ — rief Amadeus, — „es wäre traurig, wenn Ihr Recht hättet.“

„Es iſt traurig, daß ich Recht habe!“ — ſagte der Mönch, — „und ich fürchte, es wird auch für Euch eine Zeit kommen, da Ihr Euch dieſes Geſpräches erinnern werdet.“

Amadeus ſah den ihm ſo bekannten Benedictiner hier voll Mitgefühl an. „Der Mann muß viel, ſehr viel gelitten haben!“ — dachte er bei ſich ſelbſt und ſprach dann den Gedanken auch aus.

„Habt Ihr nichts von dem Schickſale des Pater Nonnos gehört?“ — frug darauf der Mönch.

„Nein!“ — ſagte Wolfgang.

„Nun!“ — fuhr jener fort, — „ſo will ich es Euch mittheilen. Zieht Euren Mantel feſter an, denn es iſt ſehr kühl und ſetzt Euch auf dieſe Mauerreſte.“

Der junge Künſtler gehorchte und es folgte eine längere Pauſe. Schweigend lag der See, ſchweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und ſtill vom dunklen Himmel nieder und der Geiſt des alliebenden Vaters ſchwebte über der träumenden Erde.

„Pater Ronnos,“ — hub endlich der Benedictiner an — „iſt ein Mönch meines Ordens, Bruder in der nahe gelegenen Abtei von Oberaltaich. Reizbaren Gemüthes, Feind der Heuchelei und geiſtigen Knechtung, beſeelt von dem heißen Wunſche ſeinen Mitmenſchen zu dienen, ihre Qualen zu mindern, eiferte er nicht ſelten — vielleicht mit allzu unvorſichtiger Heftigkeit — gegen die zügelloſen Sitten ſeiner Mitbrüder, geißelte mit Spott ihre Unwiſſenheit und ſuchte Manches zum Wohle der Menſchen zu wirken, was den frommen Herren gar ſehr mißfiel. Darum wurde er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf Rache und fanden ſie bald. Ronnos hatte eine Schweſter, das einzige Weſen, das auf der Welt ſein war und an dem er mit unendlicher Liebe hing. Sie war eingekleidet bei den Nonnen im Anger zu München. Von Zeit zu Zeit ſah er dieſelbe und war dann glücklich für Monate. Plötzlich aber war ſie verſchwunden und Niemand konnte Auskunft über ſie geben. Ronnos aber erhielt einen Auftrag an ein Kloſter ſeines Ordens in Wien, wo man ihn feſtnahm und einkerkerte. Endlich — endlich — nach ſechs langen Jahren — kehrte er zurück; ſeine erſte Aufgabe in München war, ſich nach ſeiner Schweſter zu erkundigen, — — man hatte außerhalb des Kloſters nie mehr etwas von ihr gehört, im Kloſter ſelbſt hieß es: ſie ſei ſchon vor Jahren geſtorben.“

„Ronnos betrauerte ſie daher als todt und wollte ſchon — der Pflicht gehorchend — in ſein Kloſter zurückkehren, als eine Begebenheit, die in der Hauptſtadt großes Aufſehen erregte, ihn bewog, noch einen Tag zu bleiben.“

„Und dieſe Begebenheit?“ — frug Amadeus geſpannt.

„Die Franziskaner zu München, als Beichtväter der Nonnen im Anger hatten über das Kloſter derſelben ihre ſelbſtſtändige Gerichtsbarkeit, den Blutbann. Eines Tages nun, gerade zu der Zeit meiner Anweſenheit, vernahm ein Kaminfeger dort das klägliche Gewinſel einer weiblichen Stimme, aus unterirdiſchen Tiefen. Er machte ſogleich Anzeige davon bei dem Churfürſten und dieſer ſandte auf der Stelle eine Unterſuchungscommiſſion. Die erſchrockenen Nonnen läugneten vergebens. Das Kloſter ward durchſucht. Dumpfes Wimmern wie aus Grüften, leitete abwärts zu einem Kerker. Man ſprengte die Pforte desſelben und es erſchien ein jammervolles Geſpenſt in Menſchengeſtalt, gekrümmt und ſeufzend unter der Bürde ſchwerer Ketten, vom Unflath verzehrt .... am Fleiſche modernd!“

Der Mönch hielt einen Moment inne um tief Athem zu ſchöpfen, dann fuhr er fort:

„Es war eine junge Nonne. Sie hatte ſchon ſeit ſechs Jahren in dieſem feuchten, lichtloſen Behältniſſe geſchmachtet —— warum? —— der Angabe nach: wegen allzu großer Freigebigkeit gegen die Armen zum

Nachtheil des Kloſters — in Wahrheit .... weil ſie .... Pater Rennos Schweſter war."*)

„Entſetzlich!" — rief Amadeus — „und was ward aus der Unglücklichen?"

„Sie ward in's Herzogſpital gebracht. Eine vollkommene Heilung konnte aber nach ſolchen Leiden nicht erfolgen, ſie blieb gekrümmt und geiſtesſchwach, bis ſie der Tod nach einem Jahre von allen Leiden befreite."

Der Benedictiner ſchwieg. Tiefe Wehmuth ſchien ihn zu erfaſſen und auch Wolfgang vermochte kein Wort zu ſprechen, ſo hatte ihn die einfache Erzählung des Mönches erſchüttert. Und ſchweigend lag der See, ſchweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und ſtill vom dunklen Himmel nieder und der Geiſt des allliebenden Vaters ſchwebte über der träumenden Erde.

Endlich hub Amadeus wieder an:

„Und wie ging es Pater Rennos?"

„Auf Befehl ſeiner Oberen kehrte er in ſein Kloſter zurück. Da er aber im Uebermaße ſeines Schmerzes den Landesherrn zur Aufhebung der peinlichen Gerichtsbarkeit beſtimmt hatte, der ſchon ſo viele unſelige Opfer gefallen waren, erwartete ihn hier auf's Neue Zorn, Haß und Rache. Als Glaubensverderber und Feind der heiligen Kirche angeklagt, verurtheilt und verhaftet, ſah er ſich der

---

*) Churfürſt Maximilian Joſeph gebot, auf dieſe furchtbare Thatſache hin, ſofort die Zerſtörung aller klöſterlichen Gefängniſſe, fand aber bei den Mönchen nur wenig Gehorſam. Lipowsky: „Geſchichte der Kapuziner" Seite 117.

Wuth der Mönche zur Beute gegeben. Sie durchwühlten ſeine Schriften, und ſuchten — obgleich vergebens — nach einem Grund zur härteſten Strenge.... Dennoch verdammten ſie ihn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Churfürſten, zu ihrem furchtbarſten Kerker, und als er ſich in denſelben zu gehen weigerte, hetzten die frommen Väter, ſeine Leibesſtärke fürchtend, ihre großen Kettenhunde auf ihn ein. Und als er nun, von dieſen zu Boden geriſſen, blutend da lag, banden ſie ihn .... und ſchleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefſte Verließ!"*)

„Unmöglich!" — rief hier aufſpringend Amadeus, — „daß iſt der Grauſamkeit zu viel! So ſchrecklich können Menſchen, können Chriſten, ſelbſt gegen einen Verbrecher nicht handeln!"

„Und doch iſt es ſo!" — verſetzte wie mit Grabeston der Benedictiner, indem er ſeine Kapuze vom Kopfe ſtreifte, — „hier ſind die Narben, die mir von jenem Tag geblieben!"

„Jeſus Maria!" — rief Mozart, — „ſo ſeid Ihr .... Pater Ronnos!"

„Der bin ich!" — verſetzte jener.

„Und, o Himmel!" — fuhr Amadeus in höchſter, halb ſchmerzlicher, halb freudiger Erregung fort, — „nun weiß ich auch, wo wir uns früher, vor langen, langen

---

*) Hiſtoriſch: Andreas Zaupſer, Lebensbeſchreibung des Pater Ronnos. — Zſchokkes Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten. Thl. 7. S. 327.

Jahren ſchon geſehen haben. Reiſtet Ihr nicht einſt — es mögen jetzt vierzehn .... fünfzehn Jahre ſein nach Wien und lerntet auf der Donau einen Knaben kennen...."

„O ja! ja!" — rief Nonnos und ein Schimmer der Freude flog über ſein blaſſes Antlitz. — „Einen Knaben, der uns im Kloſter zu Ips ſo herrlich die Orgel ſpielte, — und der, o ich hab' ihn nie vergeſſen, in Wien ſo großes Aufſehen machte?"

„Nun!" — ſagte Amadeus entzückt, dem Benedictiner beide Hände hinſtreckend, — „der Knabe .... bin ich!"

„Ihr?" — wiederholte der Mönch, — „der kleine Wolfgang Mozart?"

„Der indeſſen ein Mann geworden."

„O welche Freude!" — rief Nonnos, — „welche Freude für mein freudenarmes Herz!"

Und die beiden Männer ſanken ſich einander in die Arme. Und ſchweigend lag der See, ſchweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und ſtill vom dunklen Himmel nieder und der Geiſt des allliebenden Vaters ſchwebte über der träumenden Welt und über zwei glücklichen Menſchen.

Am Hofe.

Der Hof des Churfürſten Maximilian Joſeph von Baiern feierte heute ein großes Feſt; denn ſeine königliche Hoheit, Prinz Clemens von Sachſen, Churfürſt von Trier, war zum Beſuche in München — d. h. eigentlich in Nymphenburg, wo der Hof reſidirte — angekommen. Glänzte doch damals dies ſchöne Luſtſchloß mit ſeinen wundervollen Gartenanlagen in ſeiner höchſten Pracht, nur von Schwetzingen — dem deutſchen Verſailles — übertroffen. Herrlich warf die große Fontaine ihren achtzig Fuß hohen Waſſerſtrahl vor dem Palaſt in die Lüfte, und dieſer Palaſt ſelbſt mit ſeinen fünf durch Gallerien verbundenen Pavillons, wie impoſant; erhob er ſich an der Spitze des weiten Parkes. Da waren prächtige Waſſerbecken, Canäle, Waſſerfälle und Springbrunnen, da prangten in Glanz und in Fülle Orangerien und Treibhäuſer und verſetzten den ſtaunenden

Fremden nach Italien und unter die Tropen: da bevölkerten Hirſche, Rehe, Faſanen, Schwäne, Kaninchen, ſelbſt ganze Biber-Colonien die Parkanlagen; — da glänzte die Amalienburg durch ihre Spiegel und Gemälde; die, 1716 von Max Emanuel erbaute Pagodenburg durch ihre wunderſchönen Porzellanarbeiten, und die 1718 von demſelben Churfürſten reizend hingeſtellte Badeburg mit den Bildniſſen der ſechszehn Maitreſſen, mit welchen Churfürſt Carl Albrecht unter ſanfter Muſik im Bade herumſchwamm.

War das nicht eine königliche Prachtentfaltung, wenn eine einzige unter den neunzehn großen Fontainen — die große Florafontaine — die hundert Schuh im Umfang hatte, ſechszigtauſend Gulden koſtete?

War das nicht eine königliche Prachtentfaltung, wenn dieſe ganze Fontaine, der große und die acht kleinen Steinberge, die in dem Baſſin ſtanden und alle Statuen von Göttern, Menſchen und Thieren, die ſich auf und an dieſen Bergen befanden, vergoldet waren?

War das nicht eine mehr als kaiſerliche Prachtentfaltung, wenn Max Emanuel bei ſeiner Verheirathung mit der Erzherzogin Maria Antonia zu den bereits vorhandenen zwei großen Büffets von Gold ein neues goldenes Service anſchaffte, das aus neun Dutzend goldenen Tellern und ſechs Dutzend goldenen Schüſſeln, ferner aus ſechs Schalen, ſechs Leuchtern, einem großen Gießbecken, zwei herrlich ausgearbeiteten Waſchbecken, zehn Confectſchalen, alles aus demſelben edlen Metall, und zahlloſen goldenen Löffeln, Meſſern und Gabeln, deren viele, gleich den Vorſchneidemeſſern mit Edelſteinen beſetzt waren, beſtand?*)

War das nicht mehr als kaiſerliche Prachtentfaltung, wenn das Kleid, welches Ihre Churfürſtliche Durchlaucht auf einem Balle zu Venedig trugen, ſo über die Maßen mit den herrlichſten Edelſteinen beſetzt war, daß es einen Schein und Glanz von ſich warf, der die Augen bis zum Schmerzen blendete?**)

War es nicht mehr als kaiſerliche Prachtentfaltung, wenn Churfürſt Karl Albrecht — Maximilian Joſephs Vorfahr — ein Paradebett beſaß, für deſſen Stickereien und Verzierungen $2^1/_4$ Centner Goldes waren verſchwendet worden, und das 800,000 Gulden koſtete?***)

---

*) Es war dies das erſte jener prächtigen Service, deren es bis zur Revolutionszeit nur fünf in der Welt gab. Die vier anderen goldnen Service waren: das preußiſche in Berlin; das 1760 von Kaiſer Franz I. angeſchaffte in Wien; das 1768 von der Stadt Amſterdam dem Erbſtatthalter Wilhelm V. (Vater des erſten Königs der Niederlande) geſchenkte und das der Familie der Herzoge von Newcaſtle, das auf 400,000 Pf. St. circa 4,800,000 Gulden geſchätzt wurde.

Eines der prächtigſten Silberſervice war das zu dem Hoffeſte 1805 in Windſor beſchaffte. Das ſchönſte Porzellanſervice aber war das des Premierminiſters Brühl in Sachſen, man ſchätzte es auf eine Million Thaler.

**) Frankfurter Relationen.

***) Es iſt heut zu Tage noch in den ſogenannten ſchönen oder reichen Zimmern des Münchner Schloſſes zu ſehen: Kaiſer Napoleon ſollte einſt darin ſchlafen: er bat ſich aber ein gewöhnliches Bett aus.

War es nicht eine ächt königliche Prachtentfaltung, daß unter Max Emanuel, Churfürſten von Baiern, Tafel und Jagd gerade auf demſelben Fuße eingerichtet waren, wie bei Ludwig XIV., König von Frankreich?

Waren doch damals täglich bei den Jagden gegen vierhundert Pferde auf den Beinen, die Jagdhunde gar nicht zu zählen! In Nymphenburg wimmelte der benachbarte fünf Stunden lang bis nach Starnberg reichende Thiergarten von gehegtem Wilde: Hirſchen, Rehen, Wildſchweinen, Faſanen und Feldhühnern; auch am Starnberger See und in der Umgegend ward das Waidwerk betrieben. Mit ſtattlichem Gefolge, wie es die Wouvermann'ſchen Genrebilder noch vielſeitig zeigen, zog man auch namentlich zur Reiherbaitze aus. Es wimmelte dabei an Hunden. Der Favorithund lag jederzeit zu Nymphenburg in einer Loge neben des Churfürſten Bett, zwölf andere Logen für Hunde befanden ſich in dem anſtoßenden Schreibſaal. Der Lieblingshund der — ebenfalls leidenſchaftlich jagenden — Churfürſtin Amalie, ruhte unter einem gelbdamaſtſeidenen kleinen Zelte auf einem Kiſſen von gleichem Stoff.

Auch die Alchemie und Goldmacherkunſt ward mit königlicher Freigebigkeit betrieben. So koſtete der berüchtigte Abenteurer Conte Ruggiero den Churfürſten Max Emanuel ſechszigtauſend Gulden und ward noch dazu zum churbairiſchen Feldmarſchall, Generalfeldzeugmeiſter, Etatsrath, Obriſten über ein Regiment und Commandanten von München mit ungeheuren Gehalten ernannt*) Noch größere Summen fielen in die Hände eines Grafen Taufkirchen, der ſich erboten hatte, ſo viel Geld zu machen, daß Baiern dafür zu klein ſei. Aber nicht Baiern war für ſein Geld zu klein, wohl aber der Beutel des Churfürſten für den geldgierigen Grafen.

Dreißig Millionen Schulden und ein ruinirtes Land waren das Reſultat dieſer Prachtentfaltung, dieſes Glanzes, dieſes Lebens im Style Ludwig XIV.

Ganz anders dachte freilich Maximilian Joſeph. Er war in der That von dem edelſten Fürſtenwunſche erfüllt — von dem Wunſche: ein glückliches Volk um ſeinen Thron zu erblicken. Vor Allem war nun dazu Wiederherſtellung des zerrütteten Staatshaushaltes und das Tilgen der verzehrenden Landesſchulden dringend nöthig. Er begann daher mit Aufhebung des unentbehrlichſten und allzu übermäßigen Prunkes und Troſſes am Hofe. Er ſchränkte ſogar ſich ſelbſt — Andern ein Beiſpiel — in ſeinen Bedürfniſſen ein. Ja, beim Beginn ſeiner Regierung und im edlen Jugendfeuer faßte er ſogar einen Entſchluß, wie ihn vor alten Zeiten einſt Herzog Heinrich von Landshut gefaßt hatte: in ein fremdes Land zu ziehen und fremde Dienſte zu nehmen; damit der Hofſtaat erſpart und dem Volke geholfen werde.**)

---

*) Er büßte ſeine Betrügereien, hinter die man aber zu ſpät gekommen war, nachher im Kerker, entſprang dann und wurde endlich in Preußen gehängt.

**) Er wollte, hieß es, in ſpaniſche Kriegsdienſte treten. Rothammers Biogr. Max Joſephs S. 56.

Aber was helfen die edelſten Entſchlüſſe, wo die Kraft und die Möglichkeit zur Ausführung fehlten! Mutter, Verwandte, Räthe, ja ſeine ganze Umgebung hinderten ihn nicht nur an der Ausführung dieſes allerdings etwas extravaganten Entſchluſſes, — nein — ſie thaten auch das Ihre, den alten Glanz des Hofes ſo viel als möglich wieder herzuſtellen.“

Max Joſeph's Jugend fiel in die Zeit, in welcher die von Frankreich herüberkommenden Ideen der Philanthropie — hervorgerufen, gehegt und gepflegt durch die Enciclopädiſten, durch einen Voltaire Rouſſeau, Diderot, Holbach, Grimm u. ſ. w. — in Deutſchland zu wirken anfingen, und wo Friedrich der Große in Preußen die Aufklärung in Schutz nahm. Der allgemeinen Atmoſphäre dieſes neuen Geiſtes vermochten nun die Jeſuiten — und namentlich ſein Hofmeiſter, der in Phyſik und Mathematik ausgezeichnete Jeſuiten-Pater Daniel Stadler und ſein Inſtructor in Staatsſachen, der Profeſſor Johann Adam Ickſtatt, — ihren Zögling nicht zu entziehen. Aber ſie konnten ſeine Erziehung doch ſo leiten, daß der Prinz Judäa und Rom bei weitem beſſer als ſein Vaterland kannte; ſie konnten das, was ſie an ihn bringen wollten, ſo wohl abzirkeln und ſo ſchlau zuwiegen, daß ſeine Sehnſucht, die Welt kennen zu lernen, um ſie zu beglücken, unbefriedigt blieb. Hielt ihm ja doch ſein Beichtvater faſt täglich vor: „man müſſe zeitlichen Dingen nicht allzufeſt obliegen und nie vergeſſen, daß mit größerem Wiſſen auch größere Verantwortung vor Gott erwachſe.“

Eine an ſich edle Natur iſt indeſſen nicht ſo leicht zu untergraben. Inmitten eines verführeriſchen üppigen Hofes hatte ſich Max Joſeph ſittenrein erhalten. Unverdorben, aber auch unerfahren übernahm er, kaum achtzehn Jahre alt, die Regierung. Aber zwiſchen dieſer Zeit und der Zeit, von der wir hier ſprechen, lagen jetzt zwei und dreißig Jahre, und den nun fünfzigjährigen Mann hatte ſeine nächſte Umgebung, durch einen ſataniſchen Kunſtkniff längſt zur völligſten Unſelbſtſtändigkeit herabgedrückt. Nichtswürdige Günſtlinge hielten ihn nämlich unausgeſetzt in der Furcht: man wolle ihn vergiften! und durch dieſe Furcht trieben ſie ihn zu Allem, was ſie wollten! So nur konnte es kommen, daß all ſein edles Wollen zu Nichte ward; ſo nur war es möglich, daß Baiern auch unter ſeiner Regierung im größten Elend, in der drückendſten Noth verblieb; ſo nur vermochten vornehme Blutſauger die Möglichkeit zu erlangen, ungeſtraft das arme Volk bis auf den letzten Blutstropfen zu plündern; ſo nur war der alte Gang in Hofhaltung und Staatshaushalt wieder einzuſchlagen und durchzuführen geweſen.

Darum glänzte jetzt auch wieder der Hof zu München wie ein goldener Stern unter den deutſchen Höfen; darum nahm Nymphenburg, in der Zeit von der wir handeln, auch wieder den alten Platz ein, und heute — wie ſchon erwähnt — feierte der Hof hier ein glänzendes

Feſt, denn Prinz Clemens von Sachſen, Churfürſt von Trier, war zum Beſuche eingetroffen.

Es war noch früh am Tage, aber ſchon herrſchte ein ungemein reges Leben im ganzen Schloſſe. Alles was zur Dienerſchaft gehörte, war in Bewegung. Im großen Gartenſaale ſtanden der Obriſt Hofmarſchall und Obriſt Küchenmeiſter, Graf von Tattenbach und der Obriſtſilberkämmerer, Max Joſeph, Graf von Törring, umgeben von einer Menge churfürſtlicher Truchſeſſe, dem kleineren Adel angehörend, und theilten ihre Befehle aus; während die fünfundſechzig Bedienſteten der Küche und des Kellers und die zwanzig Tafeldecker und Silberdiener in feierlicher Stille und ehrerbietiger Entfernung der Dinge harrten, die da kommen ſollten.

Im Park und Garten waren der Hofgärtner, der Grottenmeiſter, der Marmorator und der Geometer mit einem Schwarm von Menſchen beſchäftigt, das Nöthige zu ordnen.

Die Wege, auf welche der Spätſommer nächtlicherweiſe auf's neue welke Blätter geſtreut, wurden gereinigt; — die Waſſerwerke noch einmal inſpicirt; — die Bauten von Innen und Außen geſchmückt. Gewinde von Laub und Blumen im und am Schloſſe aufgehängt, die Statuen und Vaſen des Parkes aber, wo es nöthig, gereinigt. Gleich lebhaft ging es in den Ställen zu. Zwar befand ſich hier der Obriſtſtallmeiſter, Graf Fugger-Kirchberg, nicht in eigener Perſon; — aber an ſeiner Stelle commandirte der Vice-Stallmeiſter ſeine 239 Stallbedienſteten, wie ein alter guter General. Auch der Obriſtjägermeiſter war höchſter Befehle gewärtig, während von den 318 Kämmerern des Churfürſten fortwährend eine Menge von München her ankamen, und ſich um den Obriſtkämmerer, Grafen von Königsfeld, ſammelten.

Ueberhaupt war die ſtundenlange Allee, die von München bis Nymphenburg führte, ungemein belebt, da der Hof — außer dem Prinzen Clemens von Sachſen — noch andere hohe Beſuche hatte, die alle heute zu Jagd, Tafel und Hofconcert eingeladen waren. Die Equipagen des in München wohnenden Adels und der Hof-Chargen rollten daher oft dicht hintereinander dem Luſtſchloſſe zu, während Maſſen der ſchauluſtigen Bürger den Weg zu Fuße angetreten hatten.

Unter dieſen Equipagen befand ſich auch die des Fürſten Zeil, ein ſchöner und neuer Wiener Wagen, in deſſen einer Ecke der Fürſt lehnte, während — im Geſpräche mit ihm verloren — neben dem Fürſten der junge Mozart ſaß.

„Aber, mein lieber Mozart,“ — ſagte jetzt der Fürſt — „warum wollen Sie denn nicht in fürſterzbiſchöflich Salzburgiſchen Dienſten bleiben? Sie ſind doch bereits als Concertmeiſter angeſtellt?“

„Ja, Durchlaucht,“ — verſetzte Mozart mit ironiſchem Lächeln — „wenn man das eben eine Anſtellung nennen kann.“

„Was iſt denn Ihr Gehalt?“

„Mein Gehalt?“ — wiederholte Mozart. — „Ich fürchte Durchlaucht halten mich für einen Verläumder oder thörichten Schwätzer, wenn ich es ſage.“

„Gewiß nicht! ſprechen Sie nur ganz aufrichtig.“

„Nun denn, mein Gehalt als Concertmeiſter ſeiner Fürſtbiſchöflichen Gnaden von Salzburg iſt ..... zwölf Gulden dreißig Kreuzer.“

„Wieviel?“ — ſagte der Fürſt, indem er ſich ein wenig aufrichtete, da er ſich verhört zu haben glaubte.

„Zwölf Gulden dreißig Kreuzer monatlich!“ — wiederholte Mozart lachend, — „alſo per Jahr ganze Hundert und fünfzig Gulden!“*)

Der Fürſt ſah den jungen Muſiker fragend an, während eine leichte Wolke über ſeine Stirne lief. Es mochte ihm der Gedanke gekommen ſein, der junge Mann mache ſich über ihn luſtig. Amadeus aber errieth, was in ſeinem Begleiter vorging und ſagte:

„Durchlaucht, ich begreife Ihr Staunen; aber ich bitte Sie, mir trotzdem, zu glauben. Die Sache iſt wahr. Ich würde ſie übrjgens gar nicht erwähnt haben, wenn Sie mich nicht ſelbſt aufgefordert hätten, aufrichtig zu ſein, und ich nicht wüßte, daß ich mich Eurer Durchlaucht Wohlwollen mit dem vollſten Vertrauen hingeben kann.“

„Aber das iſt ja entſetzlich!“ — rief der Fürſt.

„Und doch iſt es nicht das Schlimmſte bei meiner Stellung!“ —, fügte der junge Künſtler hinzu, und ein Schatten flog über ſeine edlen Züge.

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 350. Oulibiſcheff. I. Thl. S. 91. Jahn: II. Thl. S. 25.

„Wie ſo?“ — frug Fürſt Zeil.

„Der Herr Erzbiſchof iſt ein frommer Mann, und weiß, als ſolcher, daß die Welt voll des Argen iſt,“ — fuhr Mozart fort und ſchon ſpielte wieder ein ironiſches Lächeln um ſeinen Mund. — Um uns Muſikern nun alle Gedanken an Hochmuth zu benehmen, welche weltliche Beifallsbezeugungen ſo leicht in uns erwecken, und um die Verſuchungen abzuſchneiden, denen uns eine wohlgeſpickte Börſe ausſetzt, verweigert er uns nicht nur die Erlaubniß Concerte geben zu dürfen, ... nein! .... er tractirt auch die Künſtler ſeiner Capelle, wie die niedrigſten Diener, ſo daß ſie täglich die beleidigendſten Beiwörter hören müſſen, und dafür, Durchlaucht, bin ich — offen geſtanden — nicht gemacht.“

„Sie haben recht!“ — rief der Fürſt unwillig — „aber thun Sie mir den Gefallen, über dieſe Sachen gegen Andere Schweigen zu beobachten. Der ganze hohe Adel wird dadurch compromitirt!“

„Fürſt Zeil iſt der erſte Fremde mit dem ich darüber rede!“ — ſagte Mozart mit leichter Verbeugung.

„Was ich Ihnen aufrichtig danke!“ — verſetzte jener.

„Indeſſen“ — fuhr Amadeus fort — „iſt das Alles doch noch immer nicht der Hauptgrund, warum ich Salzburg verlaſſen möchte.“

„Sondern?“

„Ich fühle das Bedürfniß nach einem größeren Wirkungskreiſe.“

„Das iſt bei Ihren eminenten Talenten ſehr erklärlich.

Und da haben Sie Ihr Auge auf München geworfen?“

„Ja .... München oder Paris.“

Fürſt Zeil lächelte geſchmeichelt; dann ſagte er freundlich: — „Was ich hier für Sie thun kann, ſoll geſchehen. Außerdem haben Sie ja ſchon, trotz Ihrer Jugend, einen, man kann ſagen, europäiſchen Ruf. Ich denke der Churfürſt wird ſich freuen, wenn er Sie für ſeine Capelle oder die Oper gewinnen kann.“

„Und in der That gebt München ein tüchtiger Compoſiteur ab.“

„Wohl wahr! — Aber ſagen Sie mir doch auch, welche Schritte Sie bereits hier gethan haben. Sie wiſſen, Graf Seeau und Freiherr von Berchem ſind die Lieblinge des Churfürſten .... Waren Sie ſchon bei beiden?“

„Allerdings?“

„Und wie ging es?“

„Schon am verfloſſenen Freitag ſprach ich bei dem Herrn Grafen Seeau vor. Excellenz waren ſehr freundlich, wußten ſchon, was ich beabſichtige, und ſo entdeckte ich mich ihm ganz.“

„Und was ſagte er?“

„Ich ſolle ſchnurgerade bei Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht Audienz begehren. Sollte ich indeſſen nicht ankommen, ſo würde ich am beſten thun, mich bei dem heutigen Feſte durch Eure Durchlaucht wie zufällig vorſtellen zu laſſen.“

„Und Berchem, der alte Schelm, was antwortete der?“

„Er hatte wenig Zeit für mich!“ — ſagte Mozart, und wieder ſpielte um ſeinen Mund jener leichte Spott, — „denn eben als ich in ſeine mit königlicher Pracht und orientaliſcher Ueppigkeit ausgeſtatteten Zimmer trat, meldete der Kammerherr, daß das warme Bad bereit ſei.“

„Ha, ha!“ — ſagte Fürſt Zeil lachend — „in welchem er ſich von zarten Händen bedienen läßt. Man kennt das; da war freilich nichts zu hoffen. Und gingen Sie nicht wieder hin?“

„Doch! . . . . aber . . . .“

„Nun?“

„Eine Beamtenwittwe ließ durch ihre bildſchöne ſechszehnjährige Tochter eine Bittſchrift um Wittwengehalt einreichen.“

„Und?“

„Ich erwarte mit der guten Mutter — die mir mit naiver Geſchwätzigkeit ihr Schickſal mittheilte .— zwei Stunden im Vorzimmer, bis das Töchterchen wieder kam. Es hatte etwas verweinte Augen und ſah bleich aus, hielt aber ein Decret in der Hand, laut welchem der Mutter zwar kein Wittwengehalt aber — der Erſparung im Staatshaushalte wegen — die Stelle ihres verſtorbenen Mannes ſelbſt zugeſagt war.“

Fürſt Zeil ſchüttelte den Kopf. — „Den Wittwengehalt wird der gute Berchem beſſer finden, ſelbſt zu beziehen!“ — ſagte er dann höhniſch. — „Aber was geht das uns an. Sagen Sie mir lieber, wie es nun Ihnen ging?“

„Ich konnte nicht mehr ankommen,“ — verſetzte

Mozart — „der Herr Freiherr war müde und wollte ſchlafen.“

Es trat hier eine kleine Pauſe ein, die ziemlich drückend für den jungen Künſtler war. Die nachdenklichen Mienen ſeines Gönners ließen ihn faſt fürchten, daß er in der ihm eigenen Freimüthigkeit zu weit gegangen ſei und ſomit einen Fehler gemacht habe, vor welchem ihn ſein kluger und vorſichtiger Vater oft genug gewarnt. Umſchweife und Winkelzüge waren indeſſen ſeinem offenen und ehrlichen Charakter ſo ſehr zuwider, daß er im Inneren dachte: „Was liegt mir daran; ich kann nun einmal weder heuchlen, noch bei Schlechtigkeiten ſchweigen. Wollen Sie mich Alle nicht, nun ..... die Welt iſt ja noch groß!“

Indeſſen war er diesmal wohl zu ängſtlich geweſen, denn ſchon nach wenigen Minuten kam der Fürſt mit der alten Leutſeligkeit auf das bisherige Thema zurück, indem er ſich nach den weiteren Beſuchen Mozarts erkundigte:

„Nun!“ — verſetzte dieſer, über die Unrichtigkeit ſeiner Vermuthung höchſt erfreut — „ich wartete ferner dem Herrn Biſchof von Chiemſee auf, der mir ebenfalls verſprach, ſein Möglichſtes thun und namentlich mit der Frau Churfürſtin ſprechen zu wollen. Ebenſo ging es bei Herrn von Moſchitka und den Herren Grafen von Sailern und von Wiedt.“

„Da haben Sie allerdings Ihre Pflicht gethan!“ — ſagte jetzt Fürſt Zeil. — „Und wenn die Herren ihr Verſprechen gehalten und vorgearbeitet haben, ſo denke ich, daß wir heute reuſſiren.“

Sie nahten ſich jetzt Nymphenburg, deſſen prachtvolle Fontaine ihren haushohen Waſſerſtrahl ſtolz und impoſant wie eine gewaltige ſilberne Säule in die Lüfte warf. Hundegebell und Hörnerſchall ließ ſich vernehmen. Zahlloſe Menſchen aber lagerten in ehrerbietiger Entfernung von dem Schloſſe, das im Innern durch die churfürſtlichen Leibgarde-Hatſchiere — deren Hauptmann Generalfeldmarſchalllieutenant Graf Joſeph Pioſasque de Non war — und nach Außen durch die Leibgarde-Trabanten, unter dem Generalwachtmeiſter Seiſſel d'Aix, beſetzt und bewacht wurde.

Die Wachen ſalutirten und die Equipage des Fürſten Zeil fuhr an.

„Aber wie jetzt?“ — frug Mozart, als ſie nun ausgeſtiegen.

„Das hängt ganz von Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen von Sachſen ab!“ — verſetzte der Fürſt. — „Nimmt dieſer die Jagd an, ſo haben Sie den Morgen frei und können ſich in unſerem herrlichen Park nach Herzensluſt ergehen; da für dieſen Fall bis nach der Tafel an eine Vorſtellung nicht zu denken iſt. Dankt dagegen der Prinz für die Freuden Nimrods, ſo halten Sie ſich hier im unteren Empfangſaale auf, damit ich zu jeder Minute nach Ihnen ſenden kann. Uebrigens rechnen Sie ganz auf mich!“

Und mit dieſen Worten grüßte der Fürſt freundlich mit der Hand und verſchwand im Schloſſe.

Der junge Mozart hatte nun Zeit und Muſe genug dem tollen Treiben da außen zuzuſehen, und da er in Hoftracht und durch den Fürſten Zeil eingeführt war, ſomit für einen fremden Cavalier galt, ſtand ihm Schloß und Park offen.

Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo kam die Nachricht: die Jagd, ſei angenommen und eine Stunde ſpäter zog das wilde Heer in Saus und Braus und unter Hörnerklang und Hundegebell nach dem nahegelegenen ſchon erwähnten Thiergarten.

Mozart war froh. Die Vorſtellung konnte ihm doch nicht entgehen und ſo lag nun ein ſchöner Tag vor ihm. Und ſchön ſollte dieſer Vormittag in der That werden; denn kaum hatte er eine der großen Alleen eingeſchlagen, als ihm von einem Seitenwege her die munterſte Geſellſchaft von der Welt begegnete. Es waren mehrere Herren und Damen der churfürſtlichen Capelle, welchen durch die Jagd ebenfalls ein freier Morgen geworden. Mozart aber kannte ſie alle: Roſſi, Becche, den allſeitig gebildeten Conſoli, den Vice-Concertmeiſter Johannes Krönner, der die Stellung, die er einnahm, mehr noch ſeiner genialen Grobheit als ſeinem Compoſitionstalente verdankte, Signora Roſina Pasquali, die ſchöne Schauſpielerin Baſſe, und vor allen Dingen der erſte Violiniſt, Wenzel Woticzka, der zugleich Kammerdiener des Churfürſten und deſſen Vertrauter war.

Der Jubel war daher nicht klein, als man ſich begegnete. Mozart mußte ſich ſofort anſchließen, und als er frug, wohin es denn gehe, erklärte ihm Krönner in ſeiner Manier: das ſolle er nur abwarten. Es ſei ein Geheimniß Woticzka's, der verſprochen habe, ſie mit einem feinen Frühſtück zu regaliren.

Ein feines Frühſtück, eine heitere Geſellſchaft, geniale Männer und hübſche liebenswürdige Frauen, wem ſollte dies nicht willkommen ſein, zumal, wenn man zwanzig Jahre und .... ein Wolfgang Amadeus Mozart iſt? Frohſinn trägt ja der natürliche Menſch ſtets als leichten Zunder bei ſich: denn Frohſinn iſt die natürliche Stimmung eines geſunden Körpers, Geiſtes und Herzens.

So nahte man ſich unter Lachen und Scherzen der berühmten Badeburg, die indeſſen damals für Niemand als den Churfürſten zugänglich war, und in deren Nähe ſich ſelbſt nicht einmal ſo leicht Jemand wagte, um nicht indiscret zu erſcheinen. Alle waren daher erſtaunt, als Woticzka ſie gerade auf dieſes Gebäude hinführte; fanden aber kaum Worte, als er — nachdem er ſich überzeugt, daß ſie nicht geſehen würden — einen Schlüſſel aus der Taſche zog, die Thüre öffnete und ſie ſämmtlich hineinſchlüpfen ließ.

Aber ihr Erſtaunen ſollte noch auf die angenehmſte Weiſe geſteigert werden, denn .... es erwartete ſie hier Jemand..... Dieſer Jemand aber Niemand anderes, als ein zierlich gedeckter Tiſch, wohlgarnirt mit den feinſten Speiſen und einer gehörigen Batterie Champagnerflaſchen.

Das war eine Luſt! Krönner aber rief bei dieſem wonnevollen Anblick: — „Göttlicher Woticzka! Dein Name verdient in den Sternen verewigt zu werden. O! es iſt doch ſchön, eines großen Herrn Vertrauter zu ſein; man genießt dabei auch das Vertrauen großer Keller und excellenter Küchen!“

„So iſt es!“ — entgegnete Woticzka lachend — „aber nun hoffe ich, werdet auch Ihr Alle Euch des Vertrauens würdig beweiſen, das ich in Euch ſetze, und nicht nur dieſe Feſtung im Sturme erobern, ſondern auch ihre Batterien zum Schweigen bringen und ihre Beſatzung vernichten!“

„Haſt du uns je vor ſo etwas zurückbeben ſehen?!“ — rief Roſſi.

„Nie!“ — betheuerte mit komiſcher Emphaſe der Spender des Frühſtücks.

„Nun denn, an's Werk!“ — riefen die Anderen. Raſch ward jetzt Platz genommen, Woticzka ließ die Pfropfen fliegen, Krönner aber — das erſte Glas erhebend — rief:

„Mag die Weisheit immer
Unſre Mahle weih'n —
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig ſein.
Zuviel Weisheit machte
Manchen kalten Tropf.
Doch kein Froher lachte.
Sich um Herz und Kopf!“

Und die Gläſer klangen und der Wein erquickte die freudigen Herzen.

„So iſt es recht!“ — ſagte jetzt die Pasquali. — „Heiterkeit iſt das eigentliche Element unſeres Daſeins —

ſoll es wenigſtens ſein; das Maeſtoſo*) paßt ohnehin nur wenig in das kurze Liedchen des Künſtlerlebens!“

„Und kann es etwas Höheres geben, als Freude?“ — rief hier Mozart. — „Der Geiſt der Freude führte die erſten Menſchen einander ſpielend zu, wie Kinder, und einer der erfreulichſten Züge der Menſchengeſchichte — deren ſie eben nicht gar viele aufzuweiſen hat — iſt der, daß faſt alle Völker aus ihrem Dunkel durch Feſte in die Geſellſchaft eintreten: durch Tanz, Gelage, Muſik, Poſſen und Schauſpiele.“

„Darum“ — verſetzte Conſoli — „gaben die Römer dem Kinde Hilaritas eine Weintraube und Ente zur Seite, und in die eine Hand ein Ruder — die Mäßigung in der Freude andeutend — in die andere eine Schale, den Dank anzuzeigen, den wir den Göttern für die Himmelsgabe der Freude ſchulden!“

„Donnerwetter!“ — rief hier Krönner in ſeiner genial-groben Manier — „Kerl, werde mir nicht zu gelehrt. Sage lieber ſchlicht und einfach: Ein Leben ohne Freude iſt eine weite Reiſe ohne Gaſthaus.“

„Das iſt freilich für dich ein entſetzlicher Gedanke!“ — entgegnete Conſoli lachend. — „Viel äſthetiſcher würde es doch klingen, wenn du zum Beiſpiel ſagen wollteſt: Frohſinn iſt der Fallſchirm in dem ſchaukelnden und gefahrvollen Luftballon des Lebens; denn Heiterkeit giebt Zutrauen auf ſich ſelbſt, Zutrauen aber giebt Muth und Muth Glück!“

---

*) Muſikaliſcher Ausdruck für „majeſtätiſch.“

„Und was meint Woticzka dazu?" — frug jetzt Krönner.

„Was ich dazu meine?" — wiederholte der Angeredete — „ich halte Freude, Frohſinn und Heiterkeit für helle Tapeten." . . .

„Was?!" — riefen Alle.

„Für helle Tapeten!" — wiederholte Woticzka — „mit welchen wir die oft dunklen Stübchen in Herz und Kopf auskleiden müſſen, damit wir nicht im Leben zu Melancholikern werden."

„Nun, zum Teufel!" — rief Krönner. — „Dann biſt du aber ein ebenſo trefflicher Tapezierer als Violiniſt; denn ſieh nur, wie freundlich es eben in unſeren Gehirn- und Herzenskammern durch deine Kunſt ausſieht. Alles hell! Alles licht! Und die Bouquets, die du in deine Tapeten gewoben, heißen: liebenswürdige Weiber, geſunder Witz, gute Küche und vortrefflicher Champagner."

„Ja! ja!" — ſagte Conſoli und füllte auf's neue die Gläſer. — „Und wenn das Herz hundert Thore hätte, wie einſt Theben, ſo laßt die Freude durch alle hundert herein!"

Und damit trank er ſein Glas aus, ſchlich ſich hinter die Pasquali und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Alle lachten; die Signora aber ſchrie laut auf.

„Nun, nun!" — ſagte Krönner. — „Machen Sie es nur nicht wie die Poſtmeiſterin in Paſſau."

„Wie ſo?"

„Als ihr ein franzöſiſcher Courier hitzig zurief: „Kuß! Kuß!" ward ſie ganz zornig und ſchimpfte wie ein Rohrſperling. Aber ſie hätte nicht ſo böſe zu werden brauchen und dem Manne nur Zeit laſſen ſollen, ſich zu erklären: „Pardon Madame, nit Kuß auf die Mund, Kuß auf die Pope!“ .... er wünſchte nämlich ein Kiſſen!“

„Ein ſchallendes Gelächter entſtand; die Pasquali aber ſchlug dem Vice-Capellmeiſter zur Strafe mit ihrem Fächer auf den Mund, indem ſie ſagte:

„Krönner! Ihr ſeid doch immer ein abſcheulicher Menſch, — — ebenſo abſcheulich wie Conſoli!“

„Ach liebe beſte Signora!“ — entgegnete jetzt der Letztere — „nur hier keine Weisheit! Wir ſind an einem den Göttern der Freude und der Luſt geheiligten Orte, und — offen geſagt — da gehören wir luſtiges Völkchen auch hin. Bei wem, als bei uns Künſtlern, hat ſich denn noch die göttliche Heiterkeit und die leichte Auffaſſung des Lebens erhalten, die die alten Griechen ſo hoch ſtellte? Wie Steinſchichten der Erde uns die Geſtalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken zeigen, welche die Spur eines kurzen Daſeins ungezählte Jahrtauſende hindurch aufbewahren, ſo haben die Alten in ihren Comödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heiteren Lebens und Treibens hinterlaſſen; ſo deutlich und genau, daß es faſt den Schein erhält, als hätten ſie es in der Abſicht gethan, von der ſchönen und edlen Exiſtenz, deren Flüchtigkeit ſie bedauerten, wenigſtens ein bleibendes Abbild auf die ſpäteſte Nachwelt zu vererben.“

„Nun!“ — ſagte Mozart — „da ſollten wir dieſe uns überlieferten Hüllen und Formen nur wieder mit

Fleiſch und Bein ausfüllen, durch Darſtellung jener alten claſſiſchen Stücke auf der Bühne, ſo tritt jenes längſt vergangene heitere und geniale Leben wieder friſch und froh vor uns hin."

„Ja!" — rief Conſoli — „wie die antiken Moſaikfußböden, wenn ſie benetzt werden, wieder im Glanze ihrer alten Farben daſtehen."

„Ich dächte, es wäre noch geſcheuter," — ſagte Roſi — „wir führten die ſchönen Lebensanſichten der Griechen gleich im Leben ein."

„Ha, ha!" — meinte Krönner — „er ſieht ſich ſchon in den Armen einer Aspaſia."

„Ich ſehe der Aspaſien viele hier!" — rief lachend Roſi, indem er auf die Bildniſſe deutete, welche die Wände ſchmückten. — „Es ſcheint alſo, daß die heiteren Lebensanſichten der Alten noch nicht ganz verloren gegangen ſind."

„Beſäßen wir nur noch ihren Kunſtſinn," — ſagte Mozart — „und wäre derſelbe nur, wie einſt in Griechenland und Rom, unter dem Volke verbreitet. Was ſollte dies gerade den Künſtlern zu gute kommen."

„Ach was, das Volk!" — rief Krönner — „das hatte von jeher kein Urtheil. Narrenspoſſen, Trivialitäten und Schwindeleien ſind ſeine Sache, und wo es auf wirklich Gutes hält, da geſchieht es aus Nachahmung oder auf fremde Auktorität hin."

„Es iſt wahr," — ſagte Conſoli — „der Mangel an Urtheilskraft im Volke zeigt ſich namentlich darin, daß in jedem Jahrhundert zwar das Vortreffliche der früheren

Zeit verehrt, das der eigenen aber ſehr oft verkannt und die dieſem gebührende Aufmerkſamkeit ſchlechten Machwerken geſchenkt wird.“

„Ja wohl!“ — fiel hier Krönner ein — „mit denen ſich jedes Jahrzehent herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden.“

„Aber was beweiſt das?“ — fuhr Conſoli fort. — „Es beweiſt, daß das Volk auch die längſt anerkannten Werke des Genies, welche es auf Auktorität hin verehrt, weder verſteht, noch wahrhaft zu genießen weiß.“

„Das iſt ſehr natürlich!“— ſagte Mozart. — „Wie die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, und die Muſik eines Ohres, um zu tönen: ſo iſt auch der Werth aller Meiſterwerke in Kunſt und Wiſſenſchaft bedingt durch den verwandten Geiſt zu dem ſie reden.“

„Gewiß!“ — verſetzte die Pasquali — „und nur er beſitzt das Zauberwort, wodurch die in ſolche Werke gebannten Geiſter rege werden und ſich zeigen. Der gemeine Kopf ſteht vor ihnen, wie vor einem verſchloſſenen Zauberſchrank, oder vor einem Inſtrument, das er nicht zu ſpielen verſteht, dem er daher auch nur ungeregelte Töne zu entlocken vermag.“

„Ja!“ — ſagte Krönner — „darum ſollte man gar der Narr nicht ſein, etwas für das dumme Volk zu ſchaffen. Thut man es, kann es einem gehen, wie einem Feuerwerker, der ſein lang und mühſam vorbereitetes Erzeugniß mit Enthuſiasmus abbrennt, ... und hintendrein erfährt, daß ſeine Zuſchauer Blinde waren.“

„Wenn es nun aber lauter Feuerwerker geweſen wären?“ — frug Conſoli lächelnd.

„Hu!“ — rief Krönner — „dann dürfte es ihm, namentlich wenn er etwas Ordentliches geleiſtet, gar den Hals koſten! Aber“ — fuhr hier der Vice-Concertmeiſter fort und griff nach einer neuen Flaſche Champagner — „laſſen wir doch das dumme Volk und ſein Urtheil, und wenn doch einmal vom „Halsbrechen“ die Rede iſt, ſo helft mir lieber, dies bei den Flaſchen zu thun. Der Wein iſt koſtbar und der Faſan hier nicht mit einem Königreiche zu bezahlen.“

„Seht nur, ſeht nur!“ — rief jetzt die Pasquali — „wie er die Finger ſchleckt und ihm der Mund bei der bloßen Witterung wäſſert. Lieber Mozart, wenn Sie einmal eine Oper ſchreiben, in der ein Gourmand vorkommt, ich bitte Sie — nehmen Sie Krönner zum Muſter. Sehen Sie nur, wie er das Stückchen vom Faſane mit leuchtenden Augen verſchlingt. O Krönner, lieber Krönner, ſingen Sie mir doch jetzt ihre Lieblingsarie!“

„Mn, ... mn!“ — brummte der Angeredete kopfſchüttelnd; denn er hatte den Mund ſo voll, daß er nicht ſprechen konnte.

Alle lachten, und Mozart verſprach, ſich die Scene merken zu wollen, die wirklich komiſch war.

„Und dann!“ — fuhr Signora Pasquali fort — „muß er eine Arie ſingen, in der nichts vorkommt, als Schildkröten, indianiſche Vogelneſter, Biſenzungen, Bärentatzen und Bieberſchwänze!“

„Ja!“ — rief Conſoli jetzt mit leuchtenden Augen — „wißt Ihr auch, wen Krönner am meiſten beneidet?“

„Nun?“

„Die Krebſe, denn die bekommen jedes Jahr einen neuen Magen.“

„Das redet der Neid aus Dir!“ — ſagte Krönner und ſchlürfte zwiſchen dem Kauen behaglich ſeinen Champagner.

„O!“ — ſagte Woticzka — „beim Glaſe iſt er noch ein größerer Feinſchmecker. Als wir geſtern bei unſerem edlen Ferrandini „Consiliarius et Camerae Director“ zu Mittag ſpeiſten und ein herrlicher Rheinwein aufgeſetzt wurde, roch und ſchmeckte er ſo auffallend an ſeinem Glaſe, daß der alte Herr endlich nach der Urſache frug. Was meint Ihr, was er dem Herrn Director zur Antwort gab?“

„Nun?“

„Der Wein ſei köſtlich .... habe aber einen Beigeſchmack nach Leder und Eiſen. Ich glaubte, der Schlag ſoll mich rühren. Consiliarius et camerae Director lachten indeſſen ſauer-ſüß und befahlen, den Wein ſofort abzulaſſen .... und richtig! .... als man das Faß unterſuchte, lag ein Bund Schlüſſel an ledernem Riemen drin!“

Allgemeine Heiterkeit folgte dieſer Erzählung.

„Ach was!“ — rief Krönner, ohne ſich ſtören zu laſſen. — „Ihr ſeid alle, wie ich, Tellerlecker, Schmecksbrätli, Maulvettern und Küchenmuhmen. Es lebe der Genuß! und er intonirte: „Eſſen und tractirt zu werden iſt das das größte Glück auf Erden!“

„Und die Gläſer klangen auf's Neue. Mozart aber, der noch ein Neuling bei ſolchen Dingen und namentlich im Trinken war, fing es an gewaltig heiß zu werden. Indeſſen kamen die Röthe und Gluth, die ſein Geſicht bedeckten, doch auch noch von etwas Anderem. Er ſaß nämlich neben der ſchönen Baſſe, und zwar dicht, denn das Zimmer und der Tiſch waren klein.

Die Baſſe aber ſchien durch die Sprache ihrer allerliebſten Füßchen erſetzen zu wollen, was ihr ſonſt an Beredſamkeit abging. Die Natur hat uns aber Alle mehr oder weniger zu Epikuräern geſtempelt, und Amadeus durchrieſelte es mit einer ſüßen Gluth, wenn die beiden Füße ſich trafen und ſanft aneinander gelehnt blieben: hie und da folgten dann wohl auch die Ellenbogen und endlich, ganz leiſe.... leiſe.... die Kniee. Es war gut, daß man bald aufſtand und in den Park zurückkehrte, wo die herrlichſten Alleen und die ſchönſten Bosquets die ausgelaſſene Geſellſchaft aufnahmen. Verſteht ſich von ſelbſt, daß Wolfgang ſeiner Tiſchnachbarin den Arm reichen mußte. Witz und Heiterkeit, Scherze und Neckereien verkürzten dabei die Stunden, ſo daß das Hallali der rückkehrenden Jagd der Geſellſchaft noch viel zu frühe kam. Was aber war zu machen? Die Pflicht gebot, man mußte folgen und nach dem Schloſſe zurückkehren, denn nach der Tafel hatte die Capelle zu thun. Mozart aber — noch ganz verwirrt von den ſchönen Stunden, die er eben verlebt — begab ſich eiligſt in den Empfangsſaal, um jeden Winkes gewärtig zu ſein, den Fürſt Zeil ihm zukommen laſſen werde. Allein auch hier war ihm eine Freude vorbehalten: denn er wurde von dem Marcheſen Malaſpina erwartet, den er in Rom kennen gelernt und ſpäter in Mailand wieder getroffen hatte. Malaſpina aber — churfürſtlicher Ehrenkämmerer — und jetzt in München lebend, wußte durch Fürſt Zeil von dem Hierſein und dem Vorhaben des berühmten Cavaliere filarmonico, der ſchon vor Jahren ein Liebling, ja der Stolz Italiens geworden. Er ſprach Mozart daher unverholen ſeine Freude über das unerwartete Wiederfinden aus und erfüllte die Seele des jungen Mannes mit den freudigſten Hoffnungen. Was konnte denn, ſeiner Meinung nach, einem ſo muſikverſtändigen Fürſten, wie Maximilian Joſeph war, willkommener ſein, als einem damals ſchon ſo berühmten Virtuoſen und Componiſten, wie Wolfang Amadeus Mozart, ſeiner Capelle einzuverleiben.

Dreimal war Mozart jetzt in Italien geweſen, hatte für Mailand zwei Opern mit dem glänzendſten Erfolg geſchrieben, war Ritter des goldenen Sporn, Mitglied der philharmoniſchen Academieen zu Bologna und Verona; hatte im Angeſichte Europa's die herrlichſten Gaben auf den Altären der Kunſt niedergelegt, mit ſeinen Schöpfungen alle Zweige der Muſik bereichert und in jedem derſelben den berühmteſten Meiſtern ſeiner Zeit den Ruhm ſtreitig gemacht — mußte da der Churfürſt nicht ſtolz darauf ſein, wenn er dieſen Mann — dieſes herrliche Genie für ſich gewinnen konnte?

Indeſſen harrte der junge Künſtler immer noch umſonſt auf einen Wink ſeines hohen Gönners. Auch die Tafel begann, ohne daß er zur Vorſtellung gelangen konnte. Die fürſtlichen Perſonen ſpeiſten zuſammen, der übrige Hof nahm an den Marſchallstafeln von 280 Gedecken Platz, während die Hofcapelle ausgezeichnet muſicirte. Die Prachtentfaltung war dabei enorm, da auch das berühmte goldene Service in Function war, die Hatſchiere zu Ehren des Prinzen von Sachſen, königliche Hoheit, die Wache im Innern des Saales hatten, und es von Truchſeſſen, dienenden Kammerherrn, Pagen und Bedienten wimmelte.

Das flimmerte und blinkte in Gold und Silber und Edelſteinen, in prachtvoll geſtickten Uniformen und gallonirten Livreen, daß Amadeus — der doch ſehr viel derartiges geſehen — die Augen wehe thaten. Die Augen?.... hätte er das Elend, den Jammer und die Noth des Volkes gekannt, — wäre er jüngſt nur eine Stunde früher an der „Kaiſersmühle“ geweſen.... das Herz hätte ihm hierbei brechen können.

Endlich erhoben ſich die Fürſten, und der hohe Gaſt empfahl ſich bis zur Stunde der Oper. Zugleich ſah Amadeus, wie Fürſt Zeil den Moment ergriff und ſich dem Churfürſten näherte.

Sie ſprachen lange mit einander, und da beide jetzt gerade dem Saal entlang gingen, ſtellte ſich Mozart ſo, daß ſie an ihm vorbei mußten, und er von ihnen bemerkt werden konnte. Sein Herz ſchlug hoch: ſeine ganze Zukunft hing ja von der nächſten Minute ab. Ward er als Capell-

oder Concertmeiſter oder auch als Compoſiteur am Churfürſtlichen Hofe angeſtellt, ſo war ihm die Gelegenheit gegeben, das Herrlichſte in allen Gebieten der Muſik mit Ruhe und Muſe und bei ehrenhafter Stellung leiſten zu können. Seine Exiſtenz war geſichert und ein Boden gefunden, von wo aus er ſeine großen Pläne, eine ächt deutſche und volksthümliche Oper zu gründen, mit Erfolg ausführen konnte.

Wie wollte er dies Glück Maximilian Joſeph durch die ſchönſten Leiſtungen lohnen; — wie wollte er fleißig ſchaffen und wirken; — wie freute er ſich ſchon im Geiſte, mit ſeinem hohen Gönner und Wohlthäter den Ruhm theilen zu können, eine ganz neue Aera für die Muſik heraufgeführt zu haben! Und — jetzt — jetzt trat der Churfürſt heran.!

„Mozart?“ — frug er — „Fürſtſalzburgiſcher Concertmeiſter?“

„Zu dienen!“ — entgegnete der Angeredete mit freudeklopfendem Herzen. — „Eure Churfürſtliche Durchlaucht erlauben, daß ich mich unterthänigſt zu Füßen legen und meine Dienſte antragen darf.“

Eine Pauſe entſtand. Maximilian Joſeph nahm eine Prieſe aus ſeiner goldenen Doſe, dann ſagte er:

„Ja, mein liebes Kind, es iſt keine Vacatur vorhanden! — keine Vacatur vorhanden.“

„Und ſollten Churfürſtliche Durchlaucht nicht eine beſcheidene Stelle für einen ſo talentvollen jungen Mann ſchaffen können?“ — frug hier Fürſt Zeil.

„Iſt jetzt noch zu früh!“ — verſetzte der Churfürſt

— „Er ſoll gehen, nach Italien reiſen, ſich berühmt machen. Ich verſage ihm Nichts: aber es iſt jetzt noch zu früh!“*)

Und mit dieſen Worten ſchritt Churfürſtliche Durchlaucht weiter.

Mozart ſtand wie verſteinert. Er wußte nicht, ob er wache oder träume. Sollte er recht gehört haben? „Er ſolle nach Italien gehen?“ — nach Italien? wo er vor sechs und ſieben Jahren ſchon dreimal geweſen?.... deſſen Liebling und Stolz er geworden? — Er, den der Papſt zum Ritter des Spornorden erhoben, — die Akademieen von Bologna und Verona zu ihrem Mitgliede und Capellmeiſter gemacht? — der......

Nein! es war unmöglich! ſo ganz unwiſſend konnte ja doch dieſer muſikliebende Mann über ihn nicht ſein? Und doch! die Worte des Churfürſten klangen noch in ſeinen Ohren.

Es war die erſte ſchmerzliche Enttäuſchung, die Mozart traf. Aber das Gefühl ſeines inneren Werthes erhob ihn über jede Bitterkeit. Er kennt mich nicht, dachte der beſcheidene junge Mann, — ich muß ihm beweiſen, was ich leiſten kann. Und von dieſem Entſchluſſe durchdrungen, verließ er den Saal. Aber das Sonnengold des Tages war erblichen; — die Freude, die noch kurz vorher ſein Herz ſo hoch bewegt, entflohen!

Ach! es iſt etwas gar ſchmerzliches um die erſten

---

*) Wörtlich wahr: des Churfürſten eigne Worte.

Täuſchungen, und doch ertragen wir ſie leichter, als die ſpäteren; ſind wir doch in der Jugend wie ſpielende Kinder auf einer reichen Blumenflur. Was liegt daran, wenn hier, wenn dort eine der herrlichen Blüthen zertreten wird, es lachen uns deren ja noch Tauſende und Tauſende entgegen. Aber ſpäter? ſpäter, wenn die Sonne des Lebens eine Blume nach der anderen verblühen ſah und der Herbſt unſeres Daſeins kaum noch hie und da ein Kind Floras grüßt, dann iſt es doppelt, ja dreifach ſchmerzlich, wenn der eiſerne Fuß des Schickſals auch die letzten Blüthen vor unſeren Augen niedertritt.

Und wie iſt es, wenn die Schatten länger werden und der Abend hereinbricht? — Ach, dann ſchaut des Menſchen Auge ſo weit es reicht nur über die Eisfelder des Winters, unter deren weißer Leichendecke der große Friedhof aller ſeiner Hoffnungen liegt.

Die Nachtmütze.

Mozart hatte durch die abſchlägige Antwort des Churfürſten den Muth nicht verloren. Vor allen Dingen mußte es ihm jetzt darauf ankommen, Maximilian Joſeph zu beweiſen, daß er ſchon vor Jahren mit dem größten Erfolge Italien beſucht habe; denn nur unter dieſer Bedingung konnte er auf eine Anſtellung in München rechnen. So groß waren damals die National-Vorurtheile, welche einem fremden Volke den ausſchließlichen Vorzug in dieſem oder jenem Zweige des menſchlichen Wiſſens einräumten. Zu den Zeiten eines Klopſtock, Leſſing, Herder, Göthe, Gluck, Haydn und Mozart, glaubte man an den Höfen und in den ariſtokratiſchen Kreiſen Deutſchlands die wahre Literatur und Poeſie nur in franzöſiſchen Büchern finden zu können, und ein Italiener ſchien damals zur Leitung einer Oper ebenſo nothwendig, als eine Italienerin zur

Primadonna und ein Schweizer zur Bewachung der Paläſte. Nur konnte der Schweizer aus Franken, Schwaben oder Bayern ſtammen; was aber die Italiener anbelangte — Sänger, Sängerinnen Componiſten oder Capellmeiſter — ſie mußten durchaus aus Italien ſein.

Es galt alſo jetzt — das fühlte der junge Mozart klar und deutlich — den Irrthum aufzuklären in dem ſich der Churfürſt befand; und das konnte er ja wohl leicht. Beſaß er doch die Diplome von Bologna und Verona, das Certificat des weltberühmten Pater Martini und die Partituren dreier italieniſcher Opern, über deren glänzende Erfolge die Mailänder Blätter ſich ausgeſprochen hatten.

Aber wie zum zweitenmale zum Churfürſten gelangen, ohne unbeſcheiden und zudringlich zu erſcheinen?

Fürſt Zeil bewies ſich zwar freundlich wie zuvor; ſobald der junge Mozart aber auf ſeine Angelegenheit bei Hofe zu ſprechen kam, lenkte jener mit diplomatiſcher Feinheit die Unterhaltung auf einen anderen Gegenſtand.

Beweiß genug, daß er als guter Hofmann, nichts mehr mit einer Sache zu thun haben wollte, über die ſich der Churfürſt ausgeſprochen.

Es blieben demnach noch drei Perſonen durch deren Vermittlung Maximilian Joſeph die Papiere zur Aufklärung ſeines Irrthums erhalten und von welchen zugleich zu Gunſten einer Anſtellung Mozarts vorgearbeitet werden konnte, und dieſe drei Perſonen waren: Graf Seeau, Freiherr von Berchem und der Kammerdiener und

Virtuoſe Woticzka. Daß Letzterer es mit ihm gut meine und Alles für ihn thun werde, wußte Amadeus. Wie aber ſtand es mit den beiden andern Günſtlingen? Berchems Zuſtimmung war durchaus nothwendig und Seeau war der Allmächtige in Beziehung auf alles, was Comödie und Oper betraf, da er die Leitung dieſer Hauptvergnügen des Churfürſten und der Churfürſtin ganz in Händen hielt.

Es hatte dies, ſo zu ſagen, ſeine hiſtoriſche Begründung. Seeau unterhielt nämlich zu den Zeiten, da Maximilian Joſeph die Regierung antrat, die damals franzöſiſche Comödie faſt ganz auf ſeine Rechnung. Als nun der Churfürſt in den Jahren 1752—1765 das neue Schauſpielhaus für die italieniſche Oper hatte erbauen laſſen, wurde die franzöſiſche Truppe entlaſſen und Graf Seeau pachtete 1776 — alſo ein Jahr vor der Zeit unſerer Erzählung — das deutſche Schauſpiel, wobei er zugleich die Leitung der Oper erhielt.*)

Höchſt intereſſant in Beziehung auf die culturhiſtoriſche Entwicklung Deutſchlands iſt es aber, daß gerade in jenen Tagen, in welchen durch Gluck und Mozart der Anfang zu einer deutſchen Oper gemacht wurde, auch das deutſche Schauſpiel die erſten Wurzeln ſchlug. Letzteres wurde in München namentlich durch die Churfürſtin begünſtigt, die dabei ſogar ſelbſt Hand anlegte, indem ſie ein von ihr, aus dem franzöſiſchen überſetztes, Stück: „die

---

*) J. H. F. Müller: Rundreiſe: S. 219.

Nothleidenden" unter Seeau's Intendantur zur Aufführung brachte.*)

Der Gang zu dem Freiherrn von Berchem ward Mozart ſehr ſchwer; ſein ehrliches Herz empörte ſich gegen den Gedanken: dieſen Egoiſten und Wüſtling, der unbedingt die Hauptſchuld an dem Elende trug, in welchem das ganze baieriſche Volk ſchmachtete, um eine Gnade angehen zu ſollen. Hatte man ihm doch, überall wo er hinkam, Züge von dieſem allgemein verhaßten Großbeamten erzählt, die ſein Innerſtes empörten. Erſt heute erfuhr er von ſeinem Hauswirthe folgende Geſchichte: Als einſt große Geldklemme bei Hofe war, ſchlug Berchem, um ſchnell ein Erkleckliches zuſammenzubringen, ohne Weiteres vor, von jedem Bauer, der Getreide auf die Schranne bringe, 12 Kr.: pro Scheffel zu erheben. Der Churfürſt war empört: „Soll ich noch Räuberhandwerk mit meinem Volke treiben?" — rief er aus — „da wäre es einfacher, die Bauern das Getreide gleich im Schloſſe abladen zu laſſen; das brächte noch mehr ein!"

---

*) Seit dem Jahre 1771 hatte der Augsburger Nießer, ein Rechtscandidat, das deutſche Schauſpiel eingebürgert, der 1811 zu München ſtarb. Das erſte Stück, welches man 1771 — im Färberbrauhauſe — aufführte, war: „die Wirthſchafterin" von Stephani. Das erſte deutſche Singſpiel, das man gab, brachte zwanzigmal hintereinander ein volles Haus. Der Enthuſiasmus für's deutſche Theater war damals ſo groß, daß 1772 bis 1776 einundvierzig theils eigene Stücke, theils Ueberſetzungen von Baiern auf die Bühne kamen. Seeau war 1782 noch Theater Intendant. Sein Nachfolger war Graf Clemens Törring-Seefeld.

Indem jedoch Berchem jederzeit den Verlegenheiten des Hofes abzuhelfen wußte, machte er ſich zum unentbehrlichen Manne. Um Geld zu beſchaffen, bediente er ſich der ſchlechteſten Mittel. Er führte ſchon 1749 ein neues Lotto ein*) und 1760 empfahl er ſogar das genueſiſche Lotto. Es ward dann an einen Italiener Joſeph de Santo Vito verpachtet. Aber wie viele Haushaltungen verdarben in der Spielwuth; wie manch' Geblendeter ward zuletzt zum Verbrecher!

Und die ſchöne Einführung der Heiraths-Licenzen? Trugen dieſe — ebenfalls dem erfinderiſchen Kopfe Berchem's entſprungen — nicht durchſchnittlich eine jährliche Einnahme von 13,000 bis 15,000 Gulden?

Wer dabei irgend etwas bei dem faſt allmächtigen Günſtlinge zu ſuchen hatte, mußte denſelben auch noch durch Geſchenke gewinnen; denn der gute Mann war ebenſo geizig, als wollüſtig und verſchwenderiſch. Als Berchem ſtarb, hinterließ er ein Vermögen von drei Millionen; während ſich, bei dem nur zwölf Tage ſpäter erfolgten Tode des Churfürſten, nicht über 10,000 Gulden in deſſen Kaſſe fanden. Ein furchtbares Urtheil fällte das Volk ſelbſt über ihn: Als er noch todt in ſeinem Palaſte lag, wurde an die Thüre deſſelben ein Zettel mit der Aufſchrift geheftet: „Hier kann man nun gratis eingehen!“**)

Man hatte auch Mozart mit der Nothwendigkeit bekannt gemacht, ſeinen Beſuch bei dem Freiherrn von Berchem mit einem Geſchenke zu begleiten; aber das ging ſo ganz und gar gegen Mozart's redliche Natur, daß er es — trotz aller Warnungen von Freundes Seite — unterließ. Die Folge war, daß der Portier — der ebenfalls an ein Trinkgeld gewöhnt war — Schwierigkeiten machte, ihn einzulaſſen. Erſt als zufälliger Weiſe Woticzka dazu kam, ließ er Mozart auf des Günſtlings Befürwortung in den Palaſt eintreten. Auch der Kammerdiener des Freiherrn zögerte ungemein lange, bis er Anſtalten zur Meldung machte und ließ drei Perſonen, die ihm etwas in die Hand gedrückt, vor Mozart zu.

---

*) Kundmachung vom 22. Januar 1749.

**) Schlözer.

Freiherr von Berchem ſelbſt war ſehr kalt und abgemeſſen, und ſchien in der That auf noch etwas Anderes, als die Bitte um eine Gnade, zu warten. Da aber nichts Anderes kam, was ihn hätte gnädig und wohlwollend ſtimmen können, blieb er ſo kalt und abgemeſſen wie im Anfange und brach die Audienz bald mit einem: „Wir wollen ſehen was zu machen iſt!“ ab.

„Wir wollen ſehen, was zu machen iſt!“ — ſchlimme Vertröſtung. Wer ſchon in dem Falle war, irgendwas irgendwo zu erbitten, der weiß, daß dieſe Worte in gut Deutſch überſetzt nichts anderes heißen, als: „Leben Sie wohl.“ Der Conventionsfuß der Höflichkeit verlangt ja weiter nichts, als daß man ſich über nichts beſtimmt ausdrücke. Was liegt nicht in dem: „Wir wollen ſehen!“ Complimente und diplomatiſche Redensarten ſind wie Münze, deren innerer Werth nie dem Nennwerth gleich iſt.

Aber Mozart, dem edlen ſchlichten Menſchen kamen ſolche Reflectionen nicht. Weil er gut, redlich und menſchenfreundlich war, ſo glaubte er, auch alle anderen Menſchen müßten dies ſein. Er nahm Berchems Kälte und Abgemeſſenheit für deſſen natürliches Weſen, und ſein: „Wir wollen ſehen was zu machen iſt!“ — für eine Zuſicherung, alles für ihn zu thun.

Die Hauptſchuld an der Unerfahrenheit in ſolchen Dingen und dem gänzlichen Mangel an Menſchenkenntniß, fällt freilich zum Theile dem Vater zur Laſt, der auf allen früheren Reiſen den Sohn ſo viel als möglich von jeder derartigen Berührung mit der Welt aus väterlicher Liebe und Fürſorge fern gehalten; doch lag es auch in Mozart's Charakter: er glaubte in der That, aus eigener Herzensgüte, jedem Verſprechen das man ihm gab.

Ohne weitere Sorgen, wenn auch von der Kälte Berchems unangenehm berührt, ging daher der junge Tonkünſtler nach der Wohnung des Grafen Seeau.

Es war für einen ſolchen Beſuch noch ziemlich frühe, wenngleich für den Bauer und kleinen Bürger ſchon nahe der Mittagszeit, als Amadeus in dem Palaſte des Grafen vorſprach. Da er hier ſchon öfter muſicirt und in Geſellſchaft geweſen, fand ſein Eintritt keinen Anſtand und auch der Kammerdiener meldete ihn ſofort. Nach wenigen Minuten ward er vorgelaſſen.

Die alte Excellenz war eben erſt aufgeſtanden, und bot Mozart — der nur gewohnt war den Herrn Grafen in der reichgeſtickten Hoftracht mit Perrücke und Degen zu ſehen — einen ſo komiſchen Anblick, daß er die unendlichſte Mühe hatte, ein lautes Lachen zu unterdrücken. Die kleine Geſtalt, von den Jahren und den Freuden des Lebens etwas gebückt, war in einen Schlafrock von weißer Seite gehüllt, auf den Flora, im Uebermaße ihrer Gunſt, den Blüthenreichthum eines ganzen Frühlings geſtreut zu haben ſchien. Er ſchloß eng um die dünne Figur, die Mozart dadurch nur noch dünner vorkam, und war von einem Gürtel gehalten, wie ihn die Kapuziner um ihre Kutte zu tragen pflegten, nur daß dieſen die kunſtgerechte Hand eines Poſſamentir aus weißer Seide gefertigt hatte. Das Hauptſtück des Anzuges, und im eigentlichen Sinne deſſen Krone, war aber die hohe und ſpitze Nachtmütze von feiner weißer Baumwolle, die in einem Quäſtchen von roſa Seide endigte, und durch ein breites roſa-ſeidenes Band um den Kopf gehalten wurde. Nur wenige weiße Haare fielen unter derſelben auf das kirſchrothe Geſicht mit der dicken blaurothen Naſe und den kleinen, klitzernden Augen, die ſich in ungewöhnlicher Lebendigkeit unter den weißen buſchigen Augenbrauen bewegten. Die Züge dieſes Geſichtes verriethen indeſſen doch eine gewiſſe Feinheit, einen ſcharf markirten ariſtokratiſchen Stolz, ja ſie waren nicht ohne geiſtigen Ausdruck. Auch in Nachtmütze und Schlafrock war die Excellenz unverkennlich.

Der alte Herr rauchte dabei ſeine kölner Pfeife und ſchlürfte von Zeit zu Zeit aus ſilberner Taſſe köſtlich duftenden Kaffee, während er zwei alte kugelrunde Möpſe mit Zuckerbrod fütterte. In dieſer edlen Beſchäftigung ließ ſich denn auch der Herr Graf bei Mozarts Eintreten nicht im geringſten ſtören. Kaum daß er auf eine Sekunde dem jungen Manne den Kopf halb zudrehte, den er dann faſt unbemerklich zum Gruße neigte.

Ein Anderer wie Mozart hätte ſich hier verletzt gefühlt; aber Amadeus trug etwas in ſich, das ihm bei gegenüberſtehendem Stolze immer das nöthige Gleichgewicht gab: es war das Bewußtſein ſeiner künſtleriſchen Bedeutung. Er wartete daher auch gar nicht ab, bis der Herr Intendant mit der Mopsfütterung und ſeinen zärtliche Anreden an Belline und Caro zu Ende war, ſondern er unterbrach dies zärtliche Geſpräch ſogar, indem er in höflichem aber beſtimmten Tone ſagte:

„Excellenz werden die Gnade haben mir zu vergeben, daß ich ſo früh ſtöre; allein da ich wußte, daß der Herr Graf nur bis zu dieſer Zeit zu ſprechen, mußte ich es wohl wagen."

„Hier Belline!" — ſagte der Graf, der angeredeten feiſten Möpſin ein Zuckerbrod darreichend. — „Hier, Belline!" .... „Macht nichts, lieber Mozart, mit was kann ich dienen."

„Der Herr Graf würde mich unendlich verpflichten, wenn Sie mir — gegenüber Churfürſtlichen Gnaden — zur Aufklärung eines Irrthums behülflich ſein wollten."

„Eines Irrthum's?"

„Ja! — Durchlaucht, weiß nicht, daß ich ſchon dreimal — zuſammen 16 Monate in Italien war; — weiß nicht, was ich kann. Es kommt nur darauf an, ihm meine

Diplome als Mitglied der philharmoniſchen Academien von Bologna und Verona und die Partituren meiner drei italieniſchen Opern vorzulegen .... und dann ....“

„Caro, ſei ſchön brav! ... hier Caro! hier .... hier .... — nun und dann?“

„Und dann laſſe ich es auf eine Probe ankommen. Churfürſtliche Durchlaucht ſollen alle Componiſten von München herkommen laſſen, er kann auch einige von Italien und Frankreich, Deutſchland, England und Spanien verſchreiben. Ich traue mir, es mit jedem aufzunehmen.“

„Viel geſagt, junger Mann, — viel geſagt! — viel verſprochen! — Pfui Belline, hierher! — So! .... komm hier mein Thierchen, komm!“ ....

„Ich bin, wie geſagt, bereit, den Wettkampf aufzunehmen.“

„Ja! — und was beanſpruchen Sie denn eigentlich.“

„Excellenz ich beanſpruche nichts, und habe auch nicht das Recht dazu, etwas zu beanſpruchen; aber ich würde glücklich ſein, an einer ſo vortrefflichen Capelle, wie die Münchner als Compoſiteur eine Anſtellung zu finden. Ich würde mich auch mit Wenigem begnügen.“

„Zum Beiſpiel?“

„Mit dreihundert Gulden. Für das Eſſen dürfte ich nicht ſorgen; denn ich wäre immer eingeladen. Ich eſſe überdies wenig, trinke für gewöhnlich Waſſer und höchſtens zuletzt zum Obſt ein Gläschen Wein. Dabei würde ich mich verpflichten, alle Jahre vier deutſche Opern, theils buffe, theils serie zu liefern. Ich hätte dann von jeder eine Sera oder Einnahme für mich, wie es hier gebräuchlich iſt, und dieſe würde mir allein wenigſtens 500 Gulden eintragen.*) Und" — ſetzte hier Mozart mit flammenden Augen hinzu — „wie wollte ich der deutſchen Nationalbühne in der Muſik emporhelfen!**)"

„Ja!" — meinte der Graf — „eine deutſche Opera seria möchten wir ſchon haben."

„Nun, ſo möge mir Excellenz nur Gelegenheit geben, eine zu ſchreiben. Hier ſind meine Diplome. Ich ſage und zeige dies Alles Ew. Excellenz nur, damit — wenn bei Churfürſtlicher Durchlaucht die Rede auf mich kommen ſollte, und mir etwa Unrecht gethan würde, ſich Excellenz mit Grund meiner annehmen können."***)

Seeau ſchwieg einen Augenblick, gab die ausgerauchte Pfeife dem hinter ſeinem Seſſel ſtehenden Diener, nahm eine Prieſe Schnupftabak und ſagte dann:

„Gehen Sie jetzt nach Frankreich?"

Mozart war nicht mit Unrecht über dieſe Querfrage überraſcht. Er faßte ſich indeſſen raſch und ſagte:

„Vergebung, Excellenz, ich bleibe noch in Deutſchland."

„So!" — verſetzte der alte Herr, der indeſſen Mozart's Antwort — da er Bellinen das letzte Zuckerbrod gegeben, — mißverſtanden hatte .... „So, ſo! Hier bleiben Sie noch, das iſt ſchön!“ — und dabei ſtand er auf.

---

*) Mozarts eigene Worte im Brief vom 2. October 1777 von München. —

**) Ebendaſelbſt.

***) Am angegebenen Orte.

Jetzt aber ſchoß Mozart das Blut in den Kopf: „Nein!“ — ſagte er — „ich wäre allerdings gern geblieben; und, die Wahrheit zu geſtehen, hätte ich nur deswegen gern vom Churfürſten eine Stelle gehabt, damit ich Eure Excellenz mit meinen Compoſitionen hätte bedienen können, und zwar ohne alles Intereſſe. Ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht.“*)

Bei dieſen Worten aber geſchah etwas Unerhörtes: Seine Excellenz, der Herr Graf Seeau, wandten ſich zum Weggehen; aber .... im Weggehen neigten Sie flüchtig das Haupt, und — — rückten ſogar die Nachtmütze!**)

---

*) Mozart's eigene Worte.

**) Niſſen: S. 308. Oulibicheff: I. Theil S. 93. Jahn: II. Thl. S. 56.

Pater Nonnos.

Mozart hatte Graf Seeau lächelnd verlaſſen. Die ungeheure Herablaſſung des Intendanten, die Nachtmütze vor ihm zu rücken, kam ihm ungemein komiſch vor; — ihm, den Kaiſerinnen ſchon als Kind geküßt, dem Fürſten und Cardinäle ſchon gehuldigt, dem der heilige Vater zu Rom mit Zuvorkommenheit begegnet, den die erſten muſikaliſchen Autoritäten Italiens mit Stolz ihren Freund und Genoſſen nannten, von deſſen eminentem Talente Europa ſich überzeugt, dem Tauſende und Abertauſende bereits in Begeiſterung zugejauchzt . . . ihn glaubte ein Seeau zu ehren, wenn er die Nachtmütze rückte!

Wäre Seeau nicht ſelbſt eine Schlafmütze und in ſeiner ganzen geiſtig-armen und doch ſo dünkelhaften Erſcheinung lächerlich geweſen, hätte Mozart im Gefühle ſeiner Kraft, ſeines Talentes und ſeiner bisherigen und zukünftigen Leiſtungen — denn er trug das Bewußtſein einſtiger Größe inſtinktive in ſich — über eine ſolche Behandlung empört ſein können. Unwillkührlich fiel ihm aber beim hinausgehen das Benehmen jener adelſtolzen Edeldame ein, die im Sterben lag und ihrem kleinen Sohne, der vor dem eintretenden Prediger eine tiefe Verbeugung machte, mit lallender Zunge noch die Worte zurief: „Nicht zu tief, mein Sohn, er iſt nicht von Adel!“ . . . und ſtarb. Amadeus konnte über Seeau, Belline und die Nachtmütze nur lachen.

Als er Krönner, dem er begegnete, die Geſchichte lachend erzählte, ſagte dieſer in ſeiner derben Manier: „Nun ja! dergleichen adelſtolze Tröpfe haben wir genug hier. Der Holzapfel iſt auch von hohem Stamm; Schildkröten und Schnecken ſind aus guten Häuſern, und unſere Bauern ſagen, wenn ſich unter dem Korn viel leere Halme finden: unſer Roggen junkert.“

„Nun!“ — verſetzte Mozart — „das Beſte iſt, daß ich bei aller Beſcheidenheit doch auch ein bischen Stolz beſitze. Ich denke immer: Verdienſt iſt die wahre Adelsprobe, und wird gelten, wenn auch der älteſte Adelsbrief nichts mehr gilt!“

„Allerdings!“ — meinte Krönner. — „In praxi iſt in unſeren Zeiten unter allen Hofämtern das eines Hofpredigers am überflüſſigſten; in der Theorie aber wäre ein tüchtiger Hof-Sirach am aller nützlichſten, der da predigte: „Schön und edel iſt Stolz auf berühmte Namen, aber ein berühmter Name ohne eigenes Verdienſt iſt bloß eine Null ohne alle Bedeutung, ſie wird nur durch eine vorſtehende Zahl bedeutend, wie die Folie bei Edelſteinen und Spiegeln!" .... Was ſind dieſe Menſchen! .... Höchſtens Karyatiden oder Verzierungen des Staatspalaſtes, die ſich vordrängen, und die eigentlichen Pfeiler verſtecken!"

Mozart verlor indeſſen über all das Vorgekommene die Hoffnung, eine Anſtellung in München zu erhalten, noch nicht. Uebrigens capricirte er ſich auch nicht gerade darauf. Fühlte er doch, daß einem jungen Manne von ein und zwanzig Jahren und ſeinen Anlagen die ganze Welt offen ſtehe. Da war noch Mannheim, wo der Hof **Karl Theodors**, des Churfürſten von der Pfalz, reſidirte, und vor allen Dingen **Paris**, wo er ja ſchon als Kind mit ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen worden war; — wo ihm Freunde lebten, wie Baron Grimm, die Gräfin Teſſé, die reizende Espinaſſe; — Paris, der gewaltige Tummelplatz der bedeutendſten künſtleriſchen Größen; — **Paris**, die tonangebende Weltſtadt.

Indeß .... ein Tag nach dem anderen verging und es blieb alles beim Alten. Schmeichelhafte Aufnahme, wo er ſich zeigte; — glänzender Beifall, wenn er ſich hören ließ; zahlreiche Protectionen, wenn man den ſchönen Worten ſogenannter Gönner glauben durfte; — Verſprechungen und geſchmeidige Redensarten .... aber von einer Anſtellung kein Wort.

Endlich fing dem jungen Manne an die Geduld zu vergehen; und da ihm auch ſein würdiger Vater ſchrieb: er ſolle ſich nicht zu klein machen und nicht wegwerfen, ſo war ſein Entſchluß gefaßt. Er wollte noch einmal bei Seeau vorſprechen, dabei aber einen definitiven Entſchluß verlangen.

Es war ein ſchöner Octobermorgen, als er aus ſeiner Wohnung trat. Die Sonne ſtrahlte herrlich am blauen Himmel und eine friſche kräftige Luft erfüllte die Straßen Münchens. Auf dem Schranneplatz aber lebte und webte es. Wagen mit Fruchtſäcken waren in Menge aufgefahren, Bräuer und Bauern, Müller, Bäcker und Mäkler wogten durcheinander: handelten, ſchwatzten, kauften und verkauften; Abläder ſchrien und fluchten und über Alle ſchaute ruhig die heilige Maria, die als vergoldetes lebensgroßes Bild auf der Säule thront, die die Mitte des Platzes ſchmückt. Sie funkelte jetzt im eigenen und im Sonnengolde, während die geharniſchten Engel zu ihren Füßen, die Drachen der Sünde und der Ketzerei in Stücke hieben.

Mozart war ſchon an dies Bild des irdiſchen Treibens und der, über dieſem thronenden, himmliſchen Ruhe gewöhnt. Er würde daher gleichgültig an demſelben vorübergegangen ſein, wenn ihm nicht eine Menge einzelner Gruppen aufgefallen wären, die eifrig über einen ernſten Gegenſtand zu ſprechen ſchienen. Erſt dachte er an einen Aufſchlag der Frucht, was das Nächſte war; dann aber fing er im Vorübergehen ſo ernſte Worte, ja ſo zornige Drohungen auf, daß er ſich umſah, ob er in der Menge denn gar keinen Bekannten entdecke, der ihm Aufſchluß geben könne.

Richtig! dort ſtand Woticzka! Er hatte die Hände vor ſich gefaltet und hörte mit augenſcheinlicher Spannung der Erzählung eines Dritten zu. Schon wollte ſich Mozart ihm nahen, als eine Scene erfolgte, wie ſie das fromme München vielleicht noch nie geſehen.

Zwei Mönche kamen, von einer benachbarten Straße einbiegend, eben auf den Schrannenplatz. Kaum aber hatte die Menge ſie gewahrt, als ſich eine Bewegung in ihr kund gab und ein dumpfes Murmeln — einem fernen Donner gleich — durch ſie hinlief. Aber dies Murmeln dauerte nur wenige Minuten, dann folgte ein Drohen und Schimpfen, ein Fluchen und Verwünſchen, daß Wolfgang Amadeus ſeinen Ohren nicht traute. Die Mönche, die ſicher nicht wußten, wodurch ſie ſich dieſen unerhörten Haß zugezogen, während ſie doch ſonſt immer an die größte Devotion von Seiten des Volkes gewöhnt waren, flüchteten nach einem Hauſe, und es war in der That Zeit, denn ſchon machten einige Burſche Miene, Steine nach ihnen zu werfen.

„Aber um des Himmels Willen!“ — ſagte jetzt Mozart, der ſich unterdeſſen bis zu Woticzka hingedrängt hatte, — „was geht denn da vor? was iſt geſchehen? was haben die armen Mönche gethan, daß die frommen Münchner ſo über ſie herfallen?“

„O!“ — rief der Angeredete — „wenn auch dieſe unſchuldig ſind, ſo giebt es doch welche unter ihnen, die man aufknüpfen ſollte!“

„Ich ſtaune!“ — entgegnete Mozart. —

„Ihr werdet es noch mehr, lieber Freund, wenn Ihr erfahrt, was ſich wieder Grauenhaftes begeben hat.“

„Nun?"

„Kennt Ihr vielleicht einen gewiſſen Pater Ronnos?"

„Ronnos?!" — rief Mozart und ſein Herz ſchlug hörbar — „ob ich ihn kenne, ... er iſt mein Freund!"

„Unmöglich!" — verſetzte Woticzka. — „Daß Ihr von ihm gehört, glaube ich, denn die Geſchichte der ſchändlichen Behandlung dieſes Ehrenmannes durch ſeine Brüder und die Jammergeſchichte ſeiner unglücklichen Schweſter ſind in ganz Baiern — vielleicht im ganzen Reiche bekannt; .... wie aber ſollte der Benedictiner von Kloſter Oberaltaich Mozart's Freund ſein?"

„Ich lernte ihn ſchon als Kind kennen," — verſetzte der junge Künſtler aufgeregt — „aber jetzt, lieber Woticzka, laßt mich um aller Heiligen Willen wiſſen, was mit Pater Ronnos geſchehen iſt."

„Nun denn!" — verſetzte der Violoniſt und Kammerdiener des Churfürſten — „obgleich es mir unter dieſen Umſtänden doppelt ſchmerzlich iſt."....

„Ihr ſpannt mich wahrhaftig auf die Folter."

„Geduld! was ich zu ſagen habe, erfahrt Ihr noch früh genug. Ihr wißt alſo, lieber Mozart, wie man den edlen Pater Ronnos ſeiner Zeit in der Abtei Oberaltaich mißhandelte, weil er ein helldenkender Mann war und unvorſichtiger Weiſe die zügelloſen Sitten und die grenzenloſe Unwiſſenheit ſeiner Mitbrüder mit Schärfe und Spott geißelte?"*)

---

*) Als er in ſeiner Vertheidigung unter andern auch den Gottes-

„Ich weiß! ich weiß!“ — rief Mozart.

„Nun,“ — fuhr Woticzka fort — „von dieſer Grauſamkeit überwältigt wurde Ronnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutſamer, aber ſeinen gefühlloſen Kloſtergenoſſen nicht befreundeter.“

„Wie ganz natürlich!“

„Er lebte von nun an in ſich gekehrt, düſter, unter den Mönchsſtücken ein freudenarmes Leben. Nur eines ließ er ſich nicht nehmen: ſo oft er aus dem Kloſter kam — was freilich ſelten geſchah — ſuchte er irgend ein gutes Werk zu Gunſten ſeiner Mitmenſchen auszuführen. Jüngſt nun, als er eine Sendung nach der Gegend des Starnberger See's auszuführen hatte . . .“

„Des Starnberges See's?!“ — wiederholte Mozart geſpannt.

„Ja! des Starnberger See's!“ — fuhr Woticzka fort — „ſoll er bei einer Verſammlung der Landleute geweſen ſein, die der berühmte Thürriegel veranſtaltet, um die armen halb verhungerten Leute der dortigen Gegend durch Auswanderung nach Spanien vom Hungertode zu retten.“

„Nun, und?“

„Sein edles Herz ließ ihn denn auch hier nicht ſchweigen, und ſeinem Zureden glaubt man den Haupterfolg zu verdanken. Es wanderten nämlich in der That dreitauſend

---

gelehrten Jeruſalem anführte, mußte er ſeinen Richtern erſt erklären, daß er nicht die Stadt dieſes Namens, ſondern den braunſchweigiſchen Abt von Riddagshauſen meine.

Menſchen jener Gegend nach der Sierra Morena aus. Zum Unglück aber war ein großer Theil davon dem Kloſter Oberaltaich zinspflichtig, und nun könnt Ihr Euch die Wuth der Mönche denken, als ſie erfuhren, daß alle die bisher unter Schweiß und Blut erpreßten Frohnen und Zinsgefälle für ſie verloren ſeien. Denn wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren; und jene armen Leute hatten eben meiſt nichts, als das nackte Leben.“

„Und die Mönche erfuhren, daß Pater Ronnos die Haupturſache dieſer Auswanderungen?“

„Ja, ſie erfuhren es; denn wo giebt es keine Spitzbuben und Verräther. Ein Winkeladvokat, der Stadt-Doctor genannt, verkaufte das Geheimniß an den Abt und machte ſich dann mit dem Gelde davon.“

„Und Pater Ronnos?“ — frug Mozart faſt athemlos.

„Er wurde, wie natürlich, ſobald die Sache ruchbar, auf's Neue von den Kloſterbrüdern in Haft gebracht, die man, der Wuth und Rache voll, mit Unmenſchlichkeit vollzog. In ſchweren Verhören geängſtigt, mit allen Schreckniſſen der geheimen Tortur bedrängt, ohne alle und jede Ausſicht auf Rettung ward er der Verzweiflung zum Raube . . . .“

„Nun, und?“ . . . .

„Er entleibte ſich ſelbſt, um der Qual langſamen Kerkertodes zu entgehen!“*)

---

*) Zſchokke's Geſchichte des bairiſchen Volkes und ſeiner Fürſten. 6. Theil Seite 326 u. f.

„Entſetzlich!“ — rief **Mozart** — die Hand vor die Stirne ſchlagend. — „Und welches war ſein Tod?“

„Er durchſchnitt ſich die Kehle. Kurz vor Ausführung dieſes Entſchluſſes hatte er auf eine ſteinerne Tafel die Worte geſchrieben: „Veni, Domine Jesu, Amen!“*)

Mozart ſtand tief erſchüttert. Knüpfte ihn auch kein Freundſchaftsband enger an den Hingeſchiedenen, ſo hatte er ihn doch in den zweimalen, die er in ſeinem Leben mit ihm zuſammengetroffen, lieb gewonnen und achten gelernt, wie das traurige Schickſal des bleichen Mannes ſeine ganze Theilnahme erregte. Zwei geniale Männer waren ſich begegnet und ihre Seelen hatten ſich — ihnen ſelbſt unbewußt — mit brüderlicher Liebe umſchloſſen.**)

Der augenblickliche Eindruck war indeſſen ein ſo peinlicher für **Mozart's** zart organiſirte Natur, daß er ſich wie geiſtig gelähmt fühlte. Schweigend drückte er daher **Woticzka's** Hand und kehrte wie im Traume raſchen Schrittes nach Hauſe. Lange ſaß er hier in dumpfem Brüten, was ſonſt ſeine Sache gar nicht war, und ſah nicht einmal das Schreiben mit dem großen Siegel, das während ſeiner kurzen Abweſenheit gebracht und von ſeiner Mutter, die ihn auf dieſer Reiſe begleitete, auf ſeinen Tiſch gelegt worden war, da ſie ſelbſt zur Kirche gegangen.

---

*) Ich komme, Herr Jeſus, Amen.

) Der Tod des Pater **Ronnos erregte in Baiern großes Entſetzen und eine gewaltige Erbitterung gegen ſämmtliche Mönche und Klöſter. Der Churfürſt verbing ſogleich eine Unterſuchung über den Verfall und namentlich über die Geſetzbrüchigkeit der Abtei, welche, ſeinen Befehlen zum Trotz, Kerker und Pflege peinlichen Rechts zu behalten gewagt hatte. Leider brachte der bald darauf erfolgte Tod des Churfürſten und die Beſetzung Niederbaierns durch Oeſterreich Alles in Vergeſſenheit.

Endlich fiel es ihm in die Augen. Mechaniſch öffnete er es und fand: eine entſchiedene Ablehnung ſeiner Bitte um Anſtellung, da keine Stelle für ihn frei ſei!

Der Brief war von der Intendantur und von Seeau unterzeichnet.

Zwei Schweſtern.

Zu der Zeit, won welcher wir ſchreiben, ſchloß Mannheim — die ſchöne, freundliche, vom Rhein und Neckar ſo traulich umfangene Stadt — nach der Seite des erſteren Stromes hin, noch ein ſchönes, ſtattliches Thor, das Rheinthor genannt, das die von beiden Seiten herziehenden Feſtungswerke durch einen weitgeſchwungenen Bogen gar zierlich vereinte. Prangte doch über dieſem Bogen das Churpfälziſche Wappenſchild mit dem Namenszuge Karl Philipps, eine Schöpfung des churpfälziſchen Hofbildhauers Linck; während man unter dem Wappen die Inſchrift las:

> Bonus Princeps nunquam
> ut Paci credit non Se
> praeparet bello.

„Ein guter Fürſt traut niemals ſo ganz dem Frieden, daß er ſich nicht gerüſtet halte zum Kriege.“

Außerhalb über dem Durchgange dagegen hing in der Geſtalt eines auseinandergeſchlagenen Tuches eine aus weißem Marmor gehauene Tafel mit den Worten:

Virtus conjuncta fortior
Rhenum ego me Rhenus defendit
Virtutem geminam debemus uni
Carolo Philippo Electori Palatino
Principi Pacis et Belli
quia Tempore Pacis cogitavit
quae belli sunt
anno Christi MDCCXXVIII.

„Die vereinigte Tugend iſt ſtärker. Ich vertheidige den Rhein und der Rhein mich. Dieſe doppelte Stärke verdanken wir Karl Philipp, Churfürſten von der Pfalz, dem Fürſten des Friedens und Krieges, weil er in der Zeit des Friedens des Krieges gedacht hat. Im Jahre Chriſti 1728.“

Freilich ahnte man nicht, als man dieſe großſprecheriſche Inſchrift ſetzte, wie wenig ſie ſich im Laufe der Zeit bewähren ſollte; denn weder die Feſtung vermochte den Rhein, noch der Rhein die Feſtung zu vertheidigen, und allein in den ſechs ſchlimmſten Kriegsjahren ſpäterer Zeit zogen mehr denn 400,000 Mann feindlicher Truppen unter dem Bogen hindurch, der dieſe pomphafte Aufſchrift trug. So ſind die Schickſale der Völker! Wie die Wellen den Tropfen im Meere willenlos mit ſich fortſpülen, ſo erfaſſen die Wogen der Zeit dich ſelbſt, deinen Stamm und dein Volk und reißen euch unaufhaltſam dahin in den wilden Strömungen der Weltgeſchichte!

Aber nicht das Rheinthor zu Mannheim iſt es, was uns in Anſpruch nimmt, ſondern ein kleines, beſcheidenes, einſtöckiges Häuschen, das noch im Jahre 1777 in zweiter Linie hinter dem Walle, dicht an dieſem Rheinthore ſtand.

Allerdings machte dies Haus an und für ſich keine Anſprüche, weder auf ein ſtattliches und imponirendes Aeußere, noch auf ſonſt irgend eine Berühmtheit; aber es war hübſch und wohnlich, und verkündete ſchon auf den erſten Blick, daß ſeine Inhaber auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Einen beſonderen wohnlichen Anſtrich gaben ihm aber die zwei fünfeckigen Erker, die zu beiden Seiten vorſprangen, und ſich in ſpitzen Thürmchen endeten. Und welche Ausſicht über den Rhein mußten nicht die Manſardenfenſter gewähren: lag ja doch gerade gegenüber die Rheinſchanze und in der Ferne das ſchöne Haardtgebirge, dieſer Hauptſchmuck der Pfalz, die ſchon Karl der Große mit Recht ſein deutſches Italien nannte. O ſei mir gegrüßt, du Land mit dem milden blauen Himmel, der ſich ſo freundlich über dir wölbt! Zwar biſt du nur ein kleiner Fleck der deutſchen Erde, aber dafür biſt du auch ausgezeichnet vor allen anderen Gauen des theuren Vaterlandes! Hat auch die Hand des Schöpfers dir nicht himmelanſtrebende Berge geſchenkt, deren Schneehäupter dem wärmenden Strahle der Sonne trotzen; — durchfurchen dich auch nicht mächtige Ströme, die mit donnerndem Brauſen von Fels zu Fels ſich ſtürzen: ſo ſind dafür ſanftere Reize über dich ergoſſen. Auf deinen Hügeln kocht die Sonne in Ueberfluß der Traube edles Blut, und klare Bäche durchrieſeln plätſchernd deine Thäler und befruchten dein Gefilde. Wenn der Frühling im bunten Blüthenkleide über deine Fluren dahingeht und lächelnd ſein Füllhorn ausleert, wenn aus tauſend und tauſend Blumenkelchen ſüßer Opferduft gen Himmel ſteigt; wenn die Amſel im grünen Hage liebend lockt und ſchlägt: dann darfſt du kühn mit jedem Strich der ſchönen Erde um die Palme ringen!“

O Pfalz! liebliche Pfalz! wohin hat mich die Erinnerung an dich geführt! . . . . aber heute ſenden ja des Frühlings freundliche Kinder ihre ſüßen Opferdüfte nicht empor, — — ruft nicht die Amſel mehr mit lockendem Schlage, denn Frühling und Sommer ſind vorüber und nur der erſte Tag des Octobers iſt es, der bei dem ſchönſten blauen Himmel und dem freundlichſten Sonnenſcheine die Erde noch einmal küßt, — als wolle auch der Herbſt nun Abſchied nehmen von der Geliebten, nach der der kalte ſchneeige Winter ſchon ſeine Hände begierig ausſtreckt.

Aber hat denn ein ſolcher Spätherbſttag nicht einen ganz beſonderen — einen doppelten Reiz für ſich? nicht nur den, eines ſchönen Tages überhaupt, ſondern auch den poetiſchen, den alles Untergehende, ſtill Verſinkende in ſich ſchließt? Nur noch einmal vielleicht, vor des Winters ſtürmiſchem Hereinbrechen, lächelt uns die Natur ſo freundlich zu; dann . . . . dann . . . . iſt es aus mit ihren Freuden! — dann iſt das holde Reich des Heiteren geſtürzt und der kalte Uſurpator des Nordens tritt es verächtlich unter die Füße!

Darum treibt es denn auch jedes Menſchenherz an ſolchen Tagen ſo gewaltig hinaus; darum möchte Jeder dieſe letzten Tropfen in dem Becher der Naturfreuden noch eilig ſchlürfen; — darum aber liegt auch der Hauch einer ſtillen Wehmuth über ſolchen Tagen ausgegoſſen.

So ging es denn auch heute. Den Morgen hatte ſich ein undurchdringlicher Nebel über Rhein und Neckar gelagert, und ſomit auch Mannheim, das ja beiden Flüſſen in den Armen ruht, mit einer weißen dichten Hülle überzogen. Da war lange kein Gedanke daran die Sonnenſcheibe zu ſehen, — bis nach und nach eine leichte Bewegung in die dichte Nebelmaſſe kam, die ſichtbarlich auf einen Kampf mit den Strahlen jenes Geſtirnes hindeutete. Jetzt wurden die Maſſen lichter, jetzt verdickten ſie ſich wieder, aber allmälig kam doch am Himmel eine blaſſe Scheibe zum Vorſchein, bis plötzlich ein leiſer Wind ſich ſpüren ließ und mit einemmale — faſt wie mit einem Zauberſchlage — jede Spur des Nebels verſchwunden war, und die Sonne in ihrem vollſten Glanze an einem Himmel ſtrahlte, der mit ſeinem reinen tiefen Blau die ſchönſten Sommertage übertraf.

Das war eine große Freude für die Mannheimer; denn der Churfürſt gab heute — zur Feier der Geneſung ſeines achtjährigen Söhnchens, des kleinen Fürſten Karl von Bretzenheim, den eine gefährliche Kinderkrankheit niedergeworfen hatte — ein Volksfeſt in dem Garten ſeines Schlößchens auf der Mühlaue.

Der kleine Fürſt von Bretzenheim war aber auch Karl Theodors Liebling, das erſte Kind ſeiner Geliebten, der ſchönen und reizenden Schauſpielerin Joſephe Seyffert — der Tochter eines Regierungskanzliſten gleichen Namens, die jedoch längſt, zur Gräfin Heydeck erhoben, als ſolche öffentlich mit dem Fürſten lebte. *)

Auch ihre Kinder **) wurden ganz unbefangen als die Kinder des Churfürſten angeſehen, erzogen und ausgezeichnet, wie ihnen denn Karl Theodor das jetzt noch in Mannheim prangende Bretzenheimiſche Palais, gegenüber dem Schloſſe, erbauen ließ.

Zu dieſem Feſte alſo, zu dem alle Beamte in Mannheim nebſt ihren Familien geladen waren, ſtrömte es jetzt nach der Mühlau-Inſel; — zu dieſem Feſte bereiteten ſich eben, klopfenden Herzens, die Einwohner jenes beſcheidenen Häuschens neben dem Rheinthore vor. Denn der Beſitzer dieſes Häuschens war auch ein Beamter, ein grundehrlicher, einfacher deutſcher Mann, mit Namen Weber. Freilich gehörte Herr Weber nicht zu den hohen Angeſtellten, da er ſich ſeit vierzehn Jahren, mit Frau und ſechs Kindern — fünf Mädchen und einem Sohne — bei einem Gehalte von zweihundert Gulden begnügen hatte müſſen; aber ſeine Beſcheidenheit und Anhänglichkeit an das Churfürſtliche Haus war ja auch gerade in der letzten Zeit um ſo ſchöner und reicher belohnt worden, als er nun für ſeine langjährigen treuen Dienſte ..... ganze 400 fl. jährlich erhielt! Jedenfalls war es ein Glück für Herrn Weber, daß ihm ſeine Eltern das bewußte kleine Haus am Rheinthor hinterlaſſen, ſo wohnte er doch frei, und hatte ſelbſt noch eine kleine Einnahme an Miethzins für zwei, an einen alten Junggeſellen vermiethete Zimmer.

---

*) Karl Theodor errichtete ſpäter für ihn eine, mit den Gütern der aufgehobenen Jeſuiten reich dodirte, bairiſche Zunge des Maltheſer Ordens, deren Großprior mit 26,000 Gulden Einkünften der Fürſt von Bretzenheim ward, und neun Jahre ſpäter, 1790, kaufte er ihm von dem Churfürſten von Cöln die weſtphäliſche Herrſchaft Bretzenheim an der Nahe um 300,000 Gulden, worauf er in demſelben Jahre von Kaiſer Joſeph II. zum Reichsfürſten von Bretzenheim erhoben wurde.

**) Sie hatte, außer dem ebengedachten Sohne noch 3 Töchter mit dem Churfürſten, die ebenfalls Gräfinnen von Bretzenheim genannt wurden. Häuſſer: Geſchichte der rhein. Pfalz. II. Thl. S. 934.

Aber ſo klein das Haus und der Gehalt dieſes Mannes, ſo groß war die Zufriedenheit und das Glück, die unter dieſem beſcheidenen Dache wohnten. Da war Niemand in der ganzen Familie, der an das Leben andere Anſprüche machte: als Geſundheit, heiteres Gemüth, tägliches Brod und, als Würze alles deſſen, die herzlichſte und innigſte Liebe untereinander. Und wahrlich! das Schickſal war freundlich genug, den guten Menſchen dieſe beſcheidenen Wünſche reichlich zu gewähren. Vater und Mutter freuten ſich der beſten Geſundheit, die Kinder blühten wie friſche Roſen auf, und da die Körper wohl und die Seelen genügſam waren, ſo fehlten auch — bei aller Kärglichkeit der Exiſtenz — Heiterkeit und Zufriedenheit nicht; während ein glückliches Familienleben das Haſchen nach äußeren Freuden durchaus überflüſſig machte.

Dabei war Herr Weber kein trockener Aktenmenſch, wie ſo viele Beamte der damaligen Zeit; im Gegentheile: er liebte Kunſt und Wiſſenſchaft, und wenn er auch nur wenige Bücher anſchaffen und ſich höchſt ſelten einen Kunſtgenuß gönnen konnte, ſo gab es doch immer höher geſtellte Freunde und Gönner, die ihm hie und da ein gutes Buch liehen, auch wohl den, wegen ſeiner Redlichkeit und Pflichttreue allgemein geachteten Mann, zu Concerten und muſikaliſchen Feſten einluden. Denn auf Muſik hielt Herr Weber gar viel, und wie viele ſchöne Stunden verdankten er und ſeine Familie ſeinem Spiele auf dem alten, noch von den Eltern herſtammenden, Clavichord; — denn ſeinen höchſten Wunſch: ein Clavier oder gar eines von den neuen Fortepiano zu beſitzen, wie ſie damals Stein in Augsburg anfertigte, wagte er kaum vor ſich ſelbſt auszudenken; ſeiner Erfüllung ſtellte ſich ja die reinſte Unmöglichkeit entgegen. Was aber dieſem Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft bei Weber eine höhere Bedeutung gab, war, daß er ihn nicht nur auf ſeine Kinder zu übertragen ſuchte, ſondern auch ſein eigenes Wiſſen dazu benutzte, ihre Schulbildung zu erweitern und zu vervollkommnen, ... und was war Schulbildung in jener Zeit!

Man kann ſich einen Begriff machen, wie es ſich damals um die Pädagogik verhielt, wenn man erfährt, daß noch unter Karl Theodor der Lehrer für die Edelknaben unter dem Oberſtallmeiſterſtabe ſtand. Der Leibkutſcher hatte 300 Gulden, der Viceleibkutſcher und die zwölf Trompeter hatten jeder 250 Gulden.... der Lehrer, ein Professor philosophiae, erhielt jährlich.... 200 Gulden!

Daraus ſchließe man auf den übrigen Schulſtand; dafür beſtand aber auch der Hofſtaat aus 2000 Perſonen, die, außer den Naturallieferungen, jährlich 850,000 Gulden in Anſpruch nahmen!

Weber und ſeine Frau kannten nun alle dieſe Verhältniſſe ſehr gut, und da beide die Erziehung ihrer Kinder für ihre höchſte, heiligſte, aber auch ſchönſte Lebensaufgabe erkannten, ſo ſuchten ſie ſelbſt das zu erſetzen, was, die Schule eben nicht gab. Und welche kräftige Hülfe hatte da Herr Weber in ſeiner Frau! Sie war ein Weib von jenem alten guten Schrot und Korn: tüchtig als Hausfrau, einfach, ſparſam bis ins Kleine, unermüdlich fleißig, ſtreng auf Ordnung haltend und von Herzen fromm, ohne auch nur im Entfernteſten zu jenen weiblichen Seelen zu gehören, die ihre Frömmigkeit in ſentimentalem Spielen mit religiöſen Gefühlen ſuchen.

Unter ſolcher Pflege mußten denn auch die Kinder gar wohl gerathen, und wirklich hatten die Eltern ihre große Freude an ihnen.

Die beiden älteſten waren Mädchen. Aloyſia ſtand im fünfzehnten, Conſtanze im vierzehnten Jahre. Beide waren ſchön und blühend, wie friſche Roſenknospen, auf welchen noch der Thau des Morgens funkelt.

Beide liebten ſich herzinnig, ja ſie waren ein Herz und eine Seele, und doch waren ihre Charaktere gewaltig verſchieden. Aloyſia, die eine prächtige Stimme hatte, und die ſich daher auch — nach ihrem eigenen und dem Wunſche der Eltern — zu einer Sängerin heranbildete, war lebhaft und feurig. Nichts ſchien ihr je zu ſchwer, zu unerreichbar; aber nichts kam auch ihrem Fleiße und ihrer Ausdauer gleich, wenn es galt, ein beſtimmtes Ziel zu erreichen. Und dies Ziel hatte ſich das fünfzehnjährige Mädchen ſchon geſetzt: ſie wollte einſt die Welt mit ihrer Stimme erobern. Sie war dabei leidenſchaftlich für die Muſik begeiſtert und ſchwelgte im Vorgenuſſe: eine Prieſterin derſelben zu werden.

Ganz anders ſtand es um Conſtanze, die viel ruhiger, ſtiller, innerlicher als die Schweſter erſchien. Dabei war ſie noch Kind im ſtrengſten Sinne des Wortes. Sie lebte wie eine Blume, geſchaffen für einen kleinen Kreis zu blühen, und den nächſten ähnlich zu werden. Was ſie aber namentlich charakteriſirte, war eine ſanfte Traurigkeit, zu der ſie von Natur aus geneigt ſchien. Einem ſchärferen Blicke entging es aber nicht, daß dieſe Neigung zur Traurigkeit nichts Anderes als der Reflex einer tieffühlenden Seele war, gehoben und getragen durch innere Entwicklung in der Zeit des Ueberganges von dem Kinde zur Jungfrau.

Conſtanze fühlte, wie ſich in ihrem Herzen, Geiſte und Körper ein unbekanntes Etwas ſtill aber gewaltig entfalte; aber ſie konnte dies Etwas weder begreifen noch nennen. Sie ſuchte darnach und fand es nicht, und das gerade ſtimmte ſie oft weich und ſehnſüchtig bis zu Thränen. Wenn ſie aber dann von den Geſchwiſtern geneckt wurde, konnte ſie auch ebenſo ausgelaſſen luſtig ſein, doch hatte dieſe Luſtigkeit dann immer etwas überreiztes. Sonſt war Conſtanze unendlich gut, ſanft und zeichnete ſich namentlich auch durch Fügſamkeit und Nachgiebigkeit aus, während es ihr auf der anderen Seite keineswegs an Geiſt gebrach. Auch ſie liebte dabei die Muſik über alles, beſaß aber nur wenig Stimme.

Alle Weber'ſchen Kinder aber kamen an Herzensreinheit ſich gleich. Da wurde ja nichts über anderer Leute Thun geurtheilt, noch ſonſt eine Geſchichte aus der damals — namentlich in Mannheim — ſo verderbten Welt erzählt. Die jungen Weſen ahnten kaum etwas von dem Böſen der Welt. Sie hatten noch nie etwas gehört, worüber ſie hätten ſchamroth werden können, oder die Augen hätten niederſchlagen müſſen. Kein zweideutiges Wort hatte ihnen jemals Nachdenken gemacht, noch ein fremdes Wehgefühl ihr Herz in Schadenfreude gehoben.

Von Putz wußte man im Weber'ſchen Hauſe ebenfalls nichts. Was man dort unter Putz verſtand, war eigentlich nur — bei den einfachſten Stoffen -- erhöhte Reinlichkeit und Nettigkeit. So kam es denn auch, daß, wenn Aloyſia und Conſtanze je eine Blume in ihr ſchönes Haar ſteckten, ſie nicht daran dachten, wie ſie dadurch ſchöner würden, ſondern nur, wie ſchön ſich die Blume in ihren Haaren ausnehme. Dafür floß aber auch in ihren Adern geſundes Blut, und auf ihren Wangen lagerte ſich mit ſüßem Zauber jene unbeſchreiblich liebliche Röthe, die der Hauch der Jungfräulichkeit iſt. Ihre Seelen waren rein, und wo und wie ſie ſich bewegten, war alles edel und gefällig. So lebten ſie in einem kindlich ſüßen Frieden und bekundeten dieſen in anſpruchsloſer Freundlichkeit auch nach Außen hin.

Daß unter ſolchen Umſtänden Vater Weber faſt niemals mit ſeiner Familie an öffentlichen Vergnügungen Theil nahm, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aber heute mußte eine Ausnahme gemacht werden, da der Churfürſt allen ſeinen Beamten befohlen hatte, nebſt ihren Familien im Garten des Mühlau-Schlößchens zu erſcheinen. Indeſſen kam dieſer Befehl dem Weber'ſchen Ehepaare diesmal auch nicht unangenehm; denn da Aloyſia in ihrer muſikaliſchen Ausbildung ſo weit gediehen war, daß ein öffentliches Auftreten demnächſt bevorſtand, mußte ſie doch auch nach und nach in die Welt eingeführt werden.

Daß ſich aber die Kinder von der Aloyſia an bis zu dem kleinen ſechsjährigen Hermann auf das ſeltene Vergnügen freuten, bedarf wohl keiner Erwähnung. Hatten doch die dicken Nebelſchichten des Morgens trübe Geſichter und halb unterdrückte Seufzer genug hervorgerufen; — war doch der kleine Hermann beſtändig zwiſchen dem Gaubenfenſter und der Wohnſtube unterweges, um Wetterbeobachtungen anzuſtellen und die Erfolge ſeiner Beobachtungen der Mutter und den Schweſtern zu überbringen. Die erſten dieſer Rapporte lauteten freilich ſehr trübe und wurden mit kläglicher Stimme und niedergeſchlagenen Mienen abgeſtattet; — wie ſich aber die Nebel lichteten, ward auch Geſicht und Stimme des Knaben lichter und nun tönte es ſchon von der Treppe herab:

„Mama, Aloys, Conſtanz .... es wird heller!“

„Jetzt fällt der Nebel!“

„Nein er wird wieder dicker, man kann die Rheinſchanze nicht mehr ſehen!“ — bis endlich in ſchmetternden, jauchzenden Tönen die Worte erſchallten:

„Die Sonne! die Sonne! die Sonne!“

Ein allgemeines Jubeln und Händeklatſchen antwortete dieſer Freudenbotſchaft, und nun that Jedes — in Erwartung der nachmittäglichen Freuden — ſeine kleinen Pflichten um ſo eifriger und pünktlicher.

Aloyſia ſang ihre Arien fameuſe! Conſtanze hatte noch nie ſo viele Aufmerkſamkeit auf die Lieblingsſuppe des Vaters verwandt; — Johanna ſäumte das Hemde, das ſie eben in der Arbeit hatte, ſo nett, daß ſie die Mutter beſonders loben mußte; — Maria und Sophie ſtrickten an ihren Strüpfen, als ob es bezahlt würde; — und der kleine Hermann nahm von ſelbſt ſein A-B-C-Buch und buchſtabirte ſo laut und eifrig, daß alle lachen mußten. Endlich war der Morgen und das Mittageſſen vorüber, und nun ging es hinaus nach der Mühlaue, wohin bereits ſchon ganz Mannheim ſtrömte; denn auch wer nicht befohlen war, wollte die Herrlichkeiten wenigſtens aus der Ferne ſehen. Wie hätten die damals als maßlos genußſüchtig bekannten Mannheimer eine Feſtlichkeit vorüber gehen laſſen, ohne mitzugenießen!

Die Mühlaue iſt eine große Inſel, die von dem

Rhein und dem Neckar, bei der Mündung des letzteren Fluſſes in den erſteren, und durch einen Durchſtich vom Neckar in den Rhein gebildet wird. Hier, auf der weſtlichen Spitze der Inſel hatten Churfürſtliche Gnaden ein kleines Schlößchen,*) das zwar nur aus einem Saale und wenigen Zimmern beſtand, die ein einziges Parterre-Geſchoß bildeten, dennoch aber anſehnlichen Raum für Feſtivitäten, wie die heutige, boten.

Rings um das Schlößchen aber zog ſich damals ein weiter ſchöner Garten, der in einer unabſehbaren Aue mit Wieſen endete. Ein großer Teich, am Schlößchen beginnend und die ganze Aue durchſchneidend, gab dem Ganzen einen beſonderen Reiz, zumal er von den köſtlichſten Fiſchen wimmelte und oft zu großen Fiſchereien Veranlaſſung gab.

Von der Gartenpracht war freilich jetzt nicht mehr viel zu ſehen. Einige ſpätblühende Aſtern und Georginen ausgenommen, gab es keine Blumen mehr und ſelbſt die Bäume waren faſt kahl, da die herbſtlichen Nebel die gelben Blätter in Maſſe herabgedrückt hatten. Dennoch ließ — heute wenigſtens — der reinblaue Himmel und die prächtig ſtrahlende Sonne Manchen vergeſſen, daß es bereits October ſei.

Und wie das wimmelte in dem Garten und vor demſelben, auf den Wegen, die zu dem Schlößchen führten und in dem großen Saale des Schlößchens ſelbſt, in dem der

---

*) Noch jetzt einer der Lieblingsſpaziergänge und Vergnügungsorte der Mannheimer.

Hof verſammelt war. Jetzt endlich erſchien der Hofmarſchall und ordnete mit ſeinen Untergebenen die Aufſtellung der Beamten nebſt ihren Familien, da Churfürſtliche Gnaden ihre Reihen paſſiren und mit ſämmtlichen einige Worte ſprechen wollte. Auch Weber und den Seinen wurde ihr Platz angewieſen; aber nur in zweiter Reihe, da der Raum zu eng war.

Das hätte nun Vater Weber wenig gekümmert, wäre nicht gerade vor ihn ein Mann zu ſtehen gekommen, den er aus Grund ſeines Herzens verachtete, da er bekannterweiſe einer der beſtechlichſten Beamten und einer der unmoraliſchſten Menſchen in Mannheim war, was zu Karl Theodors Zeiten viel heißen wollte. Dabei bildete ſich der Herr Hofgerichtsrath nicht wenig darauf ein, eine ganz gemeine — aber von einem vornehmen Herrn protegirte — Perſon geheirathet zu haben. Beſagte Perſon hing denn auch jetzt an ſeinem Arme, und zwar in einem Staate, der einer Gräfin Ehre gemacht hätte.

Den Kopf zierte ein unförmliches Haargebäude, von gepuderten Locken überdeckt, auf welchem wieder eine himmelhohe Haube von feinen Spitzen thronte, deren Bänder und Schleifen gar nicht zu zählen waren. In einem gleichen Verhältniß ſtand der Rock aus ſchwerem Seidenzeug, der förmlich einen weitabſtehenden Ballon bildete, deſſen hinterer Theil noch einmal durch einen mächtigen Cul de Paris gehoben wurde. Bandſchleifen zogen dies koſtbare Kleid nach vorn hinauf, um einen zweiten nicht minder werthvollen Rock ſehen zu laſſen. Dabei prangten Perlenſchnüren im Haare und um Hals und Arme, während ein rieſiger Fächer, mit den ſchönſten Schäferſcenen bemalt, bald entfaltet das Geſicht der Dame zur Hälfte coquett verbarg, bald zuſammengeſchlagen ihr wie ein Scepter zu gezierten Bewegungen diente.

Und wie ſtanden Aloyſia und Conſtanze neben dieſer Schönen, mit den künſtlich rothen Wangen?

Wie zwei Roſenknöspchen, die einem Stiele entſproſſen, neben einem dicken Strauß gebackener Blumen. Beide trugen ganz einfache Kleidchen von lichtroſa Indienne, die Haare nach der Mode aber einfach aufgeſteckt und als einzigen Schmuck den Hauch der Unſchuld und der Kindlichkeit. Der Herr Hofgerichtsrath und ſeine Gattin ſahen denn auch nur mit wegwerfenden Blicken auf die Weber'ſche Familie, die ſie einer Anrede gar nicht würdig erachteten. Es war aber auch jetzt keine Zeit mehr, denn Churfürſtliche Gnaden gingen bereits langſam und hie und da ſtehen bleibend, dem lebendigen Beamtenſpalier mit ſeinen bunten großen und kleinen Staketen entlang.

Jetzt ſtand er vor dem Hofgerichtsrathe, der ſich in dieſem Augenblicke mit eben ſo viel kriechender Unterthänigkeit vor dem regierenden Herrn beugte, als er vorhin mit Hochmuth und Stolz auf ſeine Umgebung herabgeſchaut.

„Nun, nun!“ — ſagte bei dieſer faſt bis zur Erde gehenden Reverenz Karl Theodor, deſſen geſundem Sinn eine ſolche übermäßige Ehrerbietung ebenfalls widerlich war — „brech er nur nicht das Genick mit ſeinem Bückling! Iſt er denn auch vor Gott ſo demüthig, wie hier vor ſeinem irdiſchen Herrn?“

„Churfürſtliche Gnaden!“ — entgegnete der Angeredete immer noch in tief gebeugter Stellung und die Hand auf das Herz gelegt, mit ſalbungsreichem Tone — „ich ſchmeichle mir Gott und meinem irdiſchen Herrn gleich treu zu dienen.“

„Hum!“ — brummte der Fürſt — „heißt er nicht Hollenbach?“

„Zu dienen, Churfürſtliche Gnaden!“

„Und er hat dem Präſidenten, Graf Schall, geholfen, die Rechnungen über den Canzleibezug von Schreibmaterialien in den letzten fünfzehn Jahren zu machen?“

„Zu dienen, Churfürſtliche Gnaden, — habe ſie ſogar allein aufgeſtellt.“

„Da iſt er ein ebenſo großer Spitzbube, wie der Schall ſelbſt!“ — ſagte der Churfürſt ſo laut, daß es Jedermann hören konnte, und, zu ſeiner Begleitung gewandt, fuhr er fort:

„Rechnet der Kerl 3813 Gulden; nämlich über 900 Ries Papier, 345 Pfund Siegellack, 450 Pfund Bindgarn, 26,000 Stück Federkiele, 120 Federmeſſer, 80 Papierſcheeren und .... 740 engliſche Bleiſtifte!“*)

Der Churfürſt hatte dieſe Rechnung in einem ſo eigenen Tone zwiſchen Zorn und Hohn geſagt, daß ſeine Umgebung, die an ſolche Dinge ſchon gewöhnt war, unwillkürlich lachen mußte.

---

*) Hiſtoriſch.

Hellenbach aber ſtöhnte:

„Eifer, Churfürſtliche Gnaden, ... alles Eifer in Dero Dienſten!“

„Ja!“ — meinte Karl Theodor, — „es iſt gut, daß Graf Schall vor dem Riß ſteht: den können Wir nicht hängen laſſen, ſonſt baumelte er mit.“

Der Hofgerichtsrath verbeugte ſich vergnügt.

„Iſt das ſein Ehegeſpenſt?“ — frug der Fürſt weiter.

„Zu dienen, Churfürſtliche Gnaden!“ — verſetzte Hellenbach; während die Gedachte bis zur Erde knixte und ihr Geſicht mit gezierter Verſchämtheit hinter dem Fächer verbarg.

„Haben ſie ja noch gar nicht am Hofe geſehen?“

„Halten zu Gnaden!“ — verſetzte die Frau — „habe aber beim letzten Ball den Reverentismus ſo ſtark im Bein gehabt, daß ich nicht ausgehen konnte!“

„Wen?!“ — rief der Churfürſt.

„Den Rheumatismus!“ — verbeſſerte der Hofgerichtsrath.

Karl Theodor lachte hell auf.

„Verdammte Geſchichte! Wer wird ſich auch mit einem Reverentismus abgeben.“

„Ach!“ — meinte die Frau — „wenn das das einzige wäre, was man zu leiden hätte; aber“ — ſie merkte hier das verlegene Zupfen des Gatten an ihrem Kleide nicht —

„aber“ – fuhr ſie fort, — „da leide ich auch oft an einem katherraliſchen Fieber!“

„Katarrhaliſch! katarrhaliſch!“ — flüſterte der Mann.

Des Churfürſten Heiterkeit ſtieg immer mehr; die Frau aber lachte dumm mit und ſagte:

„O, was Churfürſtliche Gnaden doch für ein leutſeliger Herr ſind, und immer ſo bei Homer!“

„Humor! Humor!“ — ergänzte der Mann ganz entſetzt.

„Einerlei!“ — rief der Churfürſt. — „Sie kann wenigſtens in ihrem Humor zu einem homeriſchen Gelächter Veranlaſſung geben!“

In dieſem Augenblick fielen die Blicke des Regenten auf Aloyſia und Conſtanze und blieben mit freudiger Ueberraſchung an den beiden lieblichen Erſcheinungen hängen.

„Wer ſind die beiden netten Mädchen?“ — frug er dann.

„Meine Töchter, Durchlaucht!“ — verſetzte beſcheiden und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung Herr Weber.

„Und wer iſt er?“

„Regiſtrator Weber.“

„Weber?“ — wiederholte der Churfürſt — „Regiſtrator Weber? der Name iſt Uns erſt vor kurzer Zeit genannt worden?“

„Ganz recht, Durchlaucht!“ — ſagte hier der hinter dem Fürſten ſtehende Graf Törring-Seefeld. — „Ich las Churfürſtlichen Gnaden denſelben auf der Liſte derjenigen Beamten vor, die ſich ſeit Jahren durch Treue und Dienſteifer ausgezeichnet haben."

„Richtig!" — rief Karl Theodor. — „Und Wir gaben Zulage. Aber es kommt Uns vor, als müßten Wir auch mit Saviola über Weber geſprochen haben."

„Durchlaucht verläßt Ihr ausgezeichnetes Gedächtniß nicht!" — ſagte vortretend mit höfiſcher Verbeugung Graf Saviola, der Intendant des churfürſtlichen Hoftheaters. — „Ich erlaubte mir, die kleine Weber, die eine ausgezeichnete Stimme hat, auf Bitten des Vaters, zur Aufnahme in dem Conſervatorium vorzuſchlagen."

„Und welche iſt dies?"

Aloyſia ward hier über und über roth; aber ſie verbeugte ſich, trotz aller mädchenhaften Schüchternheit, doch ſo zierlich und das Erröthen ſtand ihr ſo gut, daß der Churfürſt im Stillen ganz entzückt war.

„Nun," — ſagte er — „da Wir doch heute einmal in ſo gutem Homer ſind, ſo wollen Wir auch einen homeriſtiſchen Streich machen. Hat ſie Muth, Mamſell Weber, uns etwas da drinnen zu ſingen?"

Vater, Mutter und Conſtanze erblaßten, auch der Aloyſia fuhr das Entſetzen wie ein Schwert durch die Seele; aber ſie fühlte auch, daß von dieſem Momente ihre ganze Zukunft abhänge. Ihr Entſchluß war daher ſofort gefaßt und freundlich ſagte ſie:

„Wenn Churfürſtliche Gnaden es wünſchen, daß ich ſinge, mache ich mir jederzeit ein Vergnügen daraus, Dero Wunſch zu erfüllen."

„Sieh, ſieh!“ — rief der Churfürſt freudig — „die Jungfer hat Muth, das gefällt Uns. Nur wer Muth hat, bringt es zu etwas: auf der Bühne, auf dem Schlachtfeld oder im Leben. — Saviola!“

„Durchlaucht!“

„Bringt mir die Jungfer Weber hinein in den Saal, ſtellt ſie der Frau Gräfin Heydeck vor und ſagt, daß Wir die Kleine ſingen hören wollen. Man ſoll das neue Fortepiano von Stein in den Saal ſtellen.“

„Kann Sie ſich ſelbſt begleiten?“

„O ja Durchlaucht.“

„Gut! Wir bringen Unſeren Gang zu Ende, und kommen dann nach.“ — Und Karl Theodor drehte ſich zum Weitergehen; aber plötzlich hielt er wieder an und rief nochmals: „Saviola!“

„Durchlaucht!“

„Vater Weber ſoll anſtandshalber mitgehen; wird die Kleine auch weniger verlegen machen, obgleich ſie Muth wie ein guter General hat.“

Aber der ſo viel geprieſene Muth der guten Aloyſia ſollte noch hart auf die Probe geſtellt werden. Die halbe Stunde, die ſie im Saale warten mußte, war ihr, trotz der freundlichen Aufnahme von Seiten der Gräfin, um ſo entſetzlicher, als alle die Blicke der Höflinge und Hofdamen auf ihr ruhten, und ſie wohl die ſpöttiſchen Mienen bemerkte, die theils ihrer einfachen bürgerlichen Kleidung, theils — was ſie nun freilich nicht ahnte — der ganz beſonderen Bevorzugung von Seiten des Churfürſten galten. Sie fühlte zum erſtenmale, daß es eine Kleinigkeit ſei, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, aber unendlich ſchwer ihn mit Conſequenz durchzuführen. Nur die Nähe ihres Vaters und der Gedanke an ihre Zukunft hielten ſie aufrecht.

Endlich kam Karl Theodor zurück. Er ließ ihr die Wahl in dem vorzutragenden Stücke, ermuthigte ſie auch auf wirklich herzliche Weiſe und ſo ſang Aloyſia unter eigener Begleitung eine Arie aus der neueſten Oper ihres Lehrers, des Churfürſtlichen Orcheſter-Directors Wendling. Aber ſie entfaltete dabei — nachdem ſie die erſte Angſt überwunden — eine ſo friſche, klangvolle und biegſame Stimme und eine ſo ausgezeichnete Schule, daß Alles entzückt war.

Karl Theodor ſelbſt klopfte dem Vater freudig auf die Achſeln und rief:

„Da hat er in der Jungfer einen waren Schatz!“

Als aber Aloyſia noch einige andere Arien mit gleichem Erfolg geſungen, rief Karl Theodor wieder: „Saviola!“

„Durchlaucht befehlen!“ — erwiederte der allzeit bereite Intendant.

„Von heute an iſt Mamſell Weber Mitglied des Conſervatoriums und in der demnächſten Aufführung der „Samori“ wollen Wir ſie in der Hauptrolle hören.“

Wer war glücklicher als Aloyſia und Vater Weber.*)

Wie beide dem Saale hinausgekommen, wußten ſie nachher nicht mehr. Mutter und Geſchwiſter konnten die erfreuliche Nachricht aber kaum glauben. Was lag der glücklichen Familie nun an dem ſogenannten „Tractement“ auf der Wieſe, — was an dem Schifferſtechen auf dem Teiche und dem Feuerwerk vor dem Schlößchen. So bald ſie konnten eilten ſie daher nach Hauſe, denn ſo recht freudig, ſo recht glücklich konnten ſie doch nur in dem traulichen Stübchen im Hauſe am Rheinthore ſein.

---

*) Aloyſia Weber wurde ſpäter unter dem Namen, Madame Lange, eine der berühmteſten Sängerinnen ihrer Zeit.

Wahres Glück will fern der Außenwelt, nur im engſten Kreiſe geliebter Menſchen gekoſtet werden! — —

Ein ſchöner Abend.

Ein Monat war ſeit dem Feſte auf dem Mühlau-Schlößchen vergangen, und was Niemand für möglich erachtet hatte, die kleine Weber — von der bis dahin keine Seele in Mannheim etwas gewußt — war nicht nur in der Oper „Samori“ aufgetreten, ſie hatte auch ungemein gefallen. Es ging ihr in der That nichts ab, als die „Actien,“ um auf jedem Theater als Primadonna erſcheinen zu können.*)

Aber dies Auftreten auf den ſchlüpfrigen Brettern der Bühne hatte in Aloyſia's Weſen und Charakter nichts geändert. Die märchenhafte Schüchternheit mußte ſie freilich ablegen, aber die anerzogene Beſcheidenheit und das ächt jungfräuliche Weſen ihrer Seele blieben. Sie hatte dabei einen ſtarken Haltpunkt an ihrem Lehrer, dem würdigen Freunde ihres Vaters, an dem Orcheſter-Director Wendling unter deſſen Obhut ſie ſich ſtellte und den ſie ohnedem wie ihren Vater verehrte, da ſie mit deſſen Tochter Guſtl aufgewachſen.

---

*) Niſſen: S. 343. Oulibicheff I. Thl. S. 153.

Daß Aloyſia Sängerin geworden, änderte daher in dem ſtillen glücklichen Familienleben im Weber'ſchen Hauſe nichts; auch nichts an ihr ſelbſt, die in Kleidung und Erſcheinung ſo einfach und kindlich blieb, wie zuvor, und der die Mutter auch im Hausweſen nichts nachgab. Die Küche freilich konnte ſie der Stunden, Uebungen und Proben wegen, nur an einzelnen Tagen beſorgen, und hier war es Conſtanze die ſie — unter der Anleitung und Oberaufſicht der Mutter — ablöſte.

Aber beim Reinigen der Zimmer und des Hauſes, beim Kleidermachen für ſich und die Uebrigen, beim abendlichen Spinnen oder Stricken — in ſofern ſie ſich nicht auf der Bühne befand — blieb es ganz beim Alten. Und das war Aloyſia auch recht: denn es hätte ihr ein Stück vom Leben gefehlt, würde ſie, der alten Gewohnheit nach, nicht mehr in das Hausweſen haben eingreifen dürfen.

Nur größer und reifer erſchien ſie ſich und Anderen; wie denn ihre Geſchwiſter ſchon deswegen einen höheren Reſpect vor ihr hatten, weil ſie in der Welt eine Stellung einnahm. Dieſe Stellung brachte vor der Hand freilich nichts ein; denn ſchon die Aufnahme am Conſervatorium und der churfürſtlichen Oper mußte bei der Jugend Aloyſias als eine große Gnade des Churfürſten angeſehen werden. Aber trotzdem war ſie doch einmal „Sängerin“ und ..... welche Zukunft lag da der Glücklichen offen!

Nur der guten, treuen Mutter bangte es manchmal vor dieſer Zukunft. Nicht als ob ſie der ſittlichen Feſtigkeit ihrer Tochter mißtraut hätte; .... aber es war eben doch, wie ſie meinte: „ein gar ſtrudliches Leben da draußen auf der Bühne!“ und wenn ſie ſich gar dachte, daß ihre Aelteſte einmal an ein anderes Theater in einer anderen Stadt kommen ſollte, dann ward ſie recht niedergeſchlagen.

In ſolchen Stunden trat dann Herr Weber zu ihr, und legte ihr mit ſeinem klaren, ruhigen Verſtande dar: wie es doch eine wahre Gottesfügung für ſie beide mit ihrem Haus voll Kinder ſei, daß die Aloyſia eine ſo herrliche Stimme und ſo große muſikaliſche Anlagen habe; wie es daher auch unchriſtlich erſcheinen müſſe, wenn man die Dinge nicht dankbar hinnehme, wie ſie der liebe Gott gefügt. Das Mär'l habe gute Grundſätze, und wenn es an dieſen halte, ſo fürchte er nichts.

„Haſt recht, Alter!“ — pflegte dann Frau Weber zu ſagen, indem ſie ſich mit der Schürze eine Thräne aus den Augen wiſchte — „haſt recht! ich bin eben ſo ein einfältiges Weib, das immer gleich das Herz voll Sorgen hat .... und .... die Aloys ..... die iſt mir eben an's Herz gewachſen!“

Das waren nun freilich die anderen Kinder nicht weniger; aber gerade die Sorgen, die ſie um ihre Aelteſte trug, machten ſie ihr jetzt doppelt werth. Ob's nicht beim Vater auch ſo gegangen?

Er ließ es ſich wenigſtens nicht merken; doch war das Ergebniß bei beiden Eltern das gleiche: ihr ſtilles Familienleben bekam — ſchon durch die Möglichkeit Aloyſia in kürzerer oder längerer Zeit verlieren zu können — einen noch höheren Werth für ſie.

Und wie ſchön war es jetzt daheim im traulichen Stübchen, namentlich Abends, wenn da draußen ein kaltfeuchter Nebel die Straßen deckte, oder der rauhe Herbſtwind an den runden Scheiben der Fenſter geſpenſteriſch klopfte und rüttelte. Dann ſaßen wohl die kleineren Kinder auf der Bank um den Ofen, in dem ein luſtig Feuer kniſterte, und belaſen Erbſen, Linſen oder Bohnen, während Johanna und Maria für ſich und die Anderen warme Winterſtrümpfe ſtrickten, und die Mutter, Aloyſe und Conſtanze — oft auch noch Wendling's Guſtl — ihre Spinnräder gar fleißig ſchnurren ließen. Das war ſo etwas für Vater Weber! der dann, in ſeinen Schlafrock gehüllt, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die lange Pfeife im Munde, ſo recht innerlich vergnügt im Zimmer auf und abging und dem Geſang oder Geſpräch der Mädchen lauſchte.

Nicht für Tonnen Goldes hätte Weber dieſe Stunden hergegeben! und wenn dann noch ein Freund, wie Wendling, dazukam, ſo daß das Geſpräch an Intereſſe gewann, dann war vollends Weihnachten und Vater Weber glücklich wie ein König.

Auch heute Abend ſaß die Familie ſo bei einander. Der November hatte ſich rauh angelaſſen und von dem

Rhein her pfiff ein eiſiger Wind, der mit Ungeſtüm an den Erkerthürmchen ſchüttelte und rüttelte, ſo daß einzelne zerbrochene Schieferſteine krachend auf die Straße fielen und die alten Windfahnen ſich ſchreiend drehten.

Ein feiner Regen ſchlug dabei gegen die Fenſter, als klopften neckiſche Nachtgeiſter den Mädchen, die auch oft verſtohlen hinblickten, wenn wieder ſo ein rechter Schauer anprallte.

„Das iſt ein prächtiges Wetter!“ — ſagte jetzt Papa **Weber**, im Zimmer auf und ab ſchreitend, während er ſich in ſeinem Schlafrock von geblümten Zitz feſter einwickelte und dichte Rauchwolken aus der langen Pfeife blies. — „Wie wohlig fühlt ſich da der Menſch im warmen Stübchen und im Kreiſe der Seinen.“

„Gewiß!“ — entgegnete die Mutter — „es kann nichts Trauteres geben. Nur kommt mir immer der Gedanke an die armen Menſchen, die kein Obdach haben, oder durch Pflicht und Geſchäft draußen gehalten werden.“

„Nun!“ — meinte der Vater — „ſo ganz ohne Obdach dürften doch nur wenige ſein, und wen Geſchäft und Pflicht draußen hält, der iſt auch gegen Wind und Wetter verwahrt und an die Strapatzen des Lebens gewöhnt. Immerhin würde es mir Freude und Beruhigung ſein, könnte ich in ſolcher Nacht irgend einem armen Menſchen Obdach bieten. Aber es gibt noch andere Menſchen, die mich an ſolchen Abenden dauern . . . .“

„Und die wären?“

„Die Alleinſtehenden, die ſich nicht, wie wir, an der Geſelligkeit des Familienlebens erfreuen können.“

„Da haſt du recht, Männchen!“ — ſagte Frau Weber — „denn über ein ſchönes Familienleben geht doch nichts in der Welt.“

„Und zwar,“ — fuhr der Vater fort — „nicht nur in Beziehung auf Annehmlichkeit. Ein ſchönes Familienleben wird auch ſtets zur Pflanzſtätte der Tugend, edler Wirkſamkeit, vernünftiger Sparſamkeit und ſomit des höchſten und heiligſten Glückes.“

„Wer wüßte das mehr als wir Frauen zu ſchätzen!“ — ſagte die Mutter.

„Und ihr habt auch Grund genug dazu!“ — meinte der Papa, vor Aloyſia ſtehen bleibend und ſeine Hand liebevoll auf ihre Schulter legend. — „Merkt euch das, ihr Mädchen, dem Familienleben verdankt das Weib, was es iſt. Was war es denn in den vorchriſtlichen Zeiten bei den meiſten Völkern? — nichts, als eine Sklavin. Selbſt bei den ſonſt ſo hochſtehenden Griechen waren die Frauen von Allem ausgeſchloſſen, was über den engen Kreis ihres Hausweſens ging, und ſogar im eigenen Hauſe auf die innerſten Theile deſſelben, die Frauengemächer beſchränkt.“

„Und da durften ſie auch den Vater nicht ſehen?“ — frug die kleine Sophie erſtaunt.

„Doch! den Vater und den Gatten, aber dieſe allein!“

„Aber bei den Römern war es doch beſſer!“ — meinte Aloyſia.

„Nur um Weniges; und wenn unſere Vorfahren, die

Germanen, eine gewiſſe heilige Scheu dem Weibe bewahrten, ſo blieb die Stellung des Weibes, dem Manne gegenüber, doch immer eine tief untergeordnete und gedrückte.“

„Und wie ſchrecklich müſſen es erſt die Frauen im Orient haben!“ — ſagte hier Conſtanze.

„Sie verbringen ihr Leben in geiſtiger und phyſiſcher Sklaverei, in ſchmutzigen oder goldenen Kerkern,“ — fuhr der Vater fort — „wo aber Familienleben iſt, da iſt auch dem Weibe ſeine Würde geſichert; denn hier gerade hat es ſeinen ſchönſten Wirkungskreis.“

„Ja!“ — meinte Aloyſia — „wenn wir nur die Kraft und die Selbſtſtändigkeit der Männer hätten. Ich fühle täglich, daß es mir durchaus nicht am guten Willen fehlt, um ganz Großes und Bedeutendes zu leiſten, aber die Kraft, die Kraft mangelt!“

Vater Weber lächelte; dann trat er vor ſeine Aelteſte, hob ihr Köpfchen in die Höhe, ſchaute ihr in die Augen und ſagte:

„Ich dächt meiner Aloyſia fehlte es an Muth, Kraft und Zuverſicht nicht.“

„Iſt noch immer nicht das Rechte!“ — rief dieſe, und ließ im Eifer ihr Spinnrad ſo kräftig ſchnurren, daß der Faden in ihren Fingern zerriß.

„Iſt auch nicht nöthig!“ — fiel jetzt die Mutter ein — „würde ſonſt, wie hier, mancher Faden im Leben zerriſſen gehen. Dem Manne die Kraft, uns Frauen die Milde!“

„Mir aus der Seele geſprochen!“ — rief der Vater. — „Wenn der am Mann hervorſtechende Charakter die Kraft iſt, ſo ward dem Weibe die Milde gegeben, an welche ſich ſo tauſend andere herrliche Vorzüge knüpfen. Wenn die Kraft des Mannes den Drang zu wirken, — die Begierde nach Thaten, — das Streben nach Beſitz, Ehre, Ruhm, Einfluß und Größe erzeugt, — wenn die Kraft des Mannes den Trieb nach Außen weckt, den Geiſt in die Ferne lenkt, ... ſo entkeimt der Milde des Weibes die ſanftere Empfindung, die Anmuth und Schönheit, die Liebe mit den zarteren Regungen des Herzens, der ſtille Fleiß, das feinere Gefühl des Anſtandes, die ſanftere Ueberredung und jenes ganze, ſowohl in freundlicher Heiterkeit, als in geheimnißvoller Ahnung webende, ſüße, unergründliche Weſen, das ſeine allgewaltige Zauberkraft auf Alle ausübt, die ihm nahen.“

„Komm her, Alter!“ — rief hier, Thränen der Freude im Auge, Frau Weber — „komm her, und hol’ dir einen Schmatz für die ſo ſchöne als gerechte Anerkennung edler Weiblichkeit!“

Und Papa Weber that, was ihm befohlen war; — ja er that ſogar noch mehr: er küßte alle ſeine Kinder der Reihe nach durch.

In dieſem Augenblicke ſchellte es laut an der Hausthüre.

Alle horchten erſtaunt; die Mutter aber rief: — „Ei du lieber Gott, wer mag denn das ſein, der bei dem Wetter und ſo ſpät noch kommt!“

„Nun, ſpät iſt es noch nicht!“ — meinte der Vater — „es wird eben jetzt früh dunkel.“

„S'wird die Guſtl ſein!“ — ſagte Conſtanze.

„O nein! nein!“ — erwiederte Aloyſia — „die iſt viel zu furchtſam, um bei der Dunkelheit vom Kaufhaus bis hierher zu gehen.“

„Nun,“ — ſagte Vater Weber ruhig — „es wird ſich ja gleich zeigen, wer es iſt; ich höre die alte Cathrine ſchon mit den Schlüſſeln raſſeln.“

Eine kleine Pauſe trat ein. Man hörte deutlich die alte Cathrine in ihren Schlappen die Treppe hinunterklappen, dann klirrte der Riegel, der Schlüſſel drehte ſich ..... und jetzt vernahm man deutlich eine Männerſtimme fragen: — „Genirt es auch nicht?“

„Das iſt Wendling!“ — ſagte der Vater. — „Aber wie kommt denn der dazu, zu fragen: ob's nicht genire; als ob er nicht zu hundertmalen noch weit ſpäter gekommen wäre?“

Aber die Antwort und der Aufſchluß folgten ſofort, denn deutlich hörte man nun zwei Perſonen die Treppe heraufkommen.

„Er iſt nicht allein!“ — brummte der Vater etwas ärgerlich über die Störung ſeines ſchönen Abends; aber ſchon klopfte es auch, und auf ſein: „Herein!“ öffnete ſich die Thüre.

Das war nun wirklich der alte Hausfreund Wendling; aber zu Aller Erſtaunen ſtand an ſeiner Seite ein weltfremder junger Mann, unanſehnlich der äußeren Erſcheinung nach, auch nicht ſchön gerade, aber von intereſſanten Zügen, hoher, nach den Seiten hervortretender

Stirne, hübſch gebildetem Munde und tiefen ſinnigen Augen.

Wendling aber, der ſichtlich in der beſten Laune war, rief heiter:

„Nicht wahr, Ihr Lieben, das heißt überraſchen? Einmal bei dem miſerablen Wetter — Ihr ſolltet nur ſehen, wie unſere Mäntel und Hüte, die wir der alten Cathrine gelaſſen, durchnäßt ſind, — dann bei Nacht und Nebel, und endlich in Begleitung eines fremden Beſuches!“

„Der für dieſe Unbeſcheidenheit ſehr um Vergebung bitten muß!“ — ſagte mit einer höflichen Verbeugung der junge Mann — „aber der Herr Orcheſter-Director!“

„Hat ihn mitgeſchleift,“ — fiel Wendling dem Jüngling in die Rede — „weil er wußte, daß er der Familie Weber eine große Freude dadurch bereiten und auch dem jungen Herrn gewiß etwas Angenehmes erzeugen würde.“

„Jedenfalls ſind uns die Herren herzlich willkommen!“ — ſagte jetzt Vater Weber, beiden auf gute deutſche Weiſe die Hand reichend und ſchüttelnd. — „Wendling weiß das von ſich, und was Sie betrifft, junger Mann, ſo könnten Sie nicht beſſer in unſerem kleinen ſtillen Kreiſe empfohlen ſein.“

„Lieber Alter!“ — rief hier der Orcheſter-Director mit ſo ſtrahlender Miene, wie man ſie gar nicht an ihm gewohnt war, und klopfte dabei dem Hausherrn auf die Achſel, während er mit der andern Hand auf den jungen Mann deutete — „der da, braucht eigentlich gar keine Empfehlung — ſein Name und ſeine Leiſtungen empfehlen ihn genug.“

„Herr Director . . . .“

„St!“— machte Wendling, während die ganze Familie in der größten Spannung auf den Jüngling ſah, der in der That jetzt verlegen wurde.

„Und wen haben wir denn die Freude, zu begrüßen?“— hub jetzt die Mutter an.

Der junge Mann wollte ſprechen, ſein Begleiter aber hielt ihm den Mund zu:

„Nicht ein Wort!“ — rief er dabei ſchalkhaft drohend: — „Sie müſſen rathen!“

Da ſprang mit einemmale Aloyſia wie begeiſtert von ihrem Stuhle auf, ſtieß ihr Spinnrad zurück und rief:

„Mozart! ich wette, es iſt Herr Mozart!“

„So iſt es,“ — ſagte Wendling lächelnd, und nun ging es an ein freudiges Begrüßen, denn dem Vater, der Mutter und den beiden älteren Töchtern war dieſer damals ſchon in der muſikaliſchen Welt ſo klangvolle Namen wohl bekannt.

„Aber Mädel!“ — ſagte endlich Wendling zu Aloyſia — „woher haſt du denn das errathen?“

Aloyſia erröthete über und über; faßte ſich aber ſchnell und meinte: es ſei ihr wie eine Eingebung gekommen. Uebrigens habe man geſtern ſchon bei der Aufführung davon geſprochen, daß der Herr Concertmeiſter Mozart im Theater ſei.“

„Und das war er auch,“ — ſagte Mozart — „und hat ſich recht glücklich geſchätzt, Sie zu hören; denn Ihre Stimme iſt von ſeltener Schöne und Reinheit.“

„Sie haben eine Anfängerin gehört und geſehen!“ — meinte Aloyſia beſcheiden.

„Geſehen .... ja!“ — verſetzte Mozart mit der ihm eigenen Offenheit — „aber gehört habe ich eine durchgebildete Sängerin. Ihre Schule iſt ausgezeichnet, und wenn es mit der Action noch etwas beſſer geht, können Sie getroſt überall als Primadonna auftreten!“

Aus dem Munde eines anderen gleich jungen und der Familie gleich fremden Mannes, hätte dies Urtheil unzweifelhaft etwas anmaßend geklungen und die Familie vielleicht zurückgeſtoßen; aber ſchon der Ton, mit welchem es ausgeſprochen wurde, voll derſelben herzlichen Offenheit und Geradheit, die ſich in den Zügen des jungen Mannes wieder ſpiegelte, ließ ein Verkennen der guten Abſicht nicht zu. Außerdem ruht in genialen Männern immer ein geheimes Etwas, das auf andere gewöhnlichere Menſchen dominirend einwirkt. Ihre Seelen fühlen inſtinktiv die Nähe eines mächtigeren Geiſtes und beugen ſich ihm willig, ſchon ehe dies naturgemäße Sichunterordnen ihnen zum Bewußtſein kommt.

So war es auch hier, während das wirklich liebenswürdige Weſen des jungen Mannes ausgleichend und gemüthlich anziehend wirkte. Dazu kam, daß die gegenſeitigen Naturen wie für einander geſchaffen ſchienen: Offenheit zu Offenheit, Geradheit zu Geradheit, heiterer Sinn zu gleicher Unbefangenheit und Wohlwollen zu Wohlwollen.

Da war es denn freilich kein Wunder, daß Mozart ſchon nach einer halben Stunde rein vergeſſen hatte, wo er war; — „zu Hauſe,“ ſo fühlte er ſich wenigſtens, während ihn die Weber'ſchen behandelten, als ſei er mit ihnen auferzogen und ein Glied der Familie. Auf Wendling's Mahnung hatte Amadeus einige von ihm componirte Arien mitgebracht, die wurden jetzt von Aloyſia geſungen und von ihm begleitet.

Das war eine Pracht! .... Vater Weber blies vor Entzücken Rauchwolken aus ſeiner Pfeife, als wolle er den ganzen Olymp mit Wolken verſehen; — der Orcheſter-Director ſtrahlte vor Seligkeit wie ein Verzückter; — Mama hatte Thränen der Freude im Auge und die Kinder ſaßen wie in der Kirche!

Als aber nun vollends Aloyſia die Arie mit den entſetzlich ſchweren Paſſagen, die Mozart ſeiner Zeit in Italien für die berühmte De Amicis geſchrieben, mit einer überraſchenden Vortrefflichkeit vorgetragen, da war auch Amadeus vor Entzücken und Bewunderung außer ſich. Alles vergeſſend ſprang er vom Inſtrumente auf, erfaßte des Mädchens beide Hände und indem er rief: „Wundervoll! dafür muß ich dem Mädel ein Schmatzerl geben!“ — küßte er ſie ohne Umſtände.

Alles lachte laut auf; der kleine Hermann aber klatſchte wie toll in die Hände und rief, ſich wie ein Kreiſel drehend:

„Jetzt kriegt die Aloys einen Bart! ſie hat ſich küſſen laſſen!“

Aloyſia ſelbſt war blutroth geworden und ſo erſchrocken, daß ſie ſich zur Mutter flüchtete; der Vater aber — der ſonſt in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand — erkannte recht gut die Harmloſigkeit, die in der Sache lag und rief lachend:

„Einen Kuß in Ehren, kann Niemand wehren!“

Um dem Dinge indeſſen raſch eine andere Wendung zu geben, und ihre Aelteſte aus der Verlegenheit zu reißen, befahl die kluge Mutter jetzt an das Abendbrod zu denken; und wie der Blitz waren Aloyſia und Conſtanze verſchwunden, erſtere um den Tiſch zu decken, letztere um die Küche — ſo gut es in der Eile gehen wollte — zu beſorgen.

Die Männer ſprachen unterdeſſen über Muſik, und ſo kam man auch auf einen damals in Mannheim ſehr angeſehenen und ſpäter in der muſikaliſchen Welt viel berühmten und viel berüchtigten Mann, den Abt Vogler.

Weber lobte ihn, der Orcheſter-Director aber blieb bei ſeiner alten Behauptung: Abt Vogler ſei ein muſikaliſcher Charlatan. Endlich ſollte Mozart aus einer vorliegenden Thatſache entſcheiden. Wendling ſagte nämlich, indem er einen großen Anſchlagezettel aus ſeiner Taſche zog:

„Herr Concertmeiſter Mozart, was iſt der Muſiker und Componiſt, der mit großen Buchſtaben in dem Programm für ſein Concert ſeine neueſten Tonſchöpfungen alſo ankündigt:

„Ein Seegefecht. — Der Fall der Mauern von Jericho. — Das Ausſtampfen des Reiſes in Afrika.*)“

Hier unterbrach Mozart's heiteres Gelächter die Vorleſung.

„Was das für ein Mann iſt?“ — wiederholte er dann: — „Ihr lieben, guten Herren: ſo was kann nur ein Narr oder ein Charlatan thun!“

„Hab' ich's nicht geſagt!“ — verſetzte Wendling triumphirend; — „wenn mir einer, wie Abt Vogler, ſagt: er mache in drei Wochen einen Compoſiteur und in ſechs Monaten einen Sänger!, ſo erkläre ich ihn für den größten Schwindler und Windbeutel der Welt.“

„Nun!“ — ſagte Wolfgang ruhiger — „ich bin begierig ihn kennen zu lernen und ſeine Muſik zu hören. Ohne eigene Prüfung urtheile ich nicht gern. Es gibt auch Menſchen, die ihre Originalität bis zur Bizarrerie treiben.“

„Und unter Bizarrerie und Paradoxen den Charlatanismus verbergen!“ — meinte Wendling.

„Wie alt iſt er denn?“ — frug jetzt Mozart.

„Acht und zwanzig Jahre.“

„Und ſeine Geſchichte?“

„Er kam ſeiner Zeit miſerabel und ohne einen Kreuzer nach Mannheim, producirte ſich auf dem Clavier und machte ein Ballet. Man hatte Mitleiden und der Churfürſt ſchickte ihn nach Italien. Als Vogler zurückkahm, wurde er geiſtlich und durch geheimen Einfluß ſogleich Hofcaplan. Er producirte hierauf ein Miſerere, welches nicht zu hören war, da Alles falſch ging und von dem man daher auch, wie ganz natürlich, nicht viel loben konnte. Das verdroß ihn, er ging zum Churfürſt und beklagte ſich, daß das Orcheſter ihm zum Trotz ſchlecht ſpiele: mit einem Wort, er wußte es ſo gut herum zu drehen — ſpielte auch ſo kleine ihm nutzbare Schlechtigkeiten und Intriguen mit Weibern — daß er Vice-Capellmeiſter wurde. Jetzt glaubt er, es gebe nichts Beſſeres und Vollkommeneres als ihn.“*)

---

*) Hiſtoriſch.

„Werden Sie ihn beſuchen?“ — frug hier Weber.

„Nein!“ — ſagte der junge Mann entſchieden. — „Wenn es ſich verhält, wie der Herr Orcheſter-Director ſagt, nicht! So willig und freudig ich mich vor wahrem Verdienſte beuge, ſo wenig iſt es mir gegeben, vor Männern der Art zu kriechen.“

„Das iſt brav!“ — rief Wendling und drückte Mozart die Hand.

Jetzt aber kam auch die Mutter wieder heran und rief die Herren zu Tiſche: „Was Gott heute beſcheert hat!“ — ſagte ſie dabei zu dem fremden Beſuche — „bei uns geht es halt bürgerlich und einfach her.“

„Wie bei uns, zu Hauſe, Frau Regiſtrator!“ — verſetzte Mozart.

Und einfach war das Abendbrod in der That: Kartoffeln in der Schale und Milch für die Kinder — die großen Mädchen eingerechnet; — für die Männer noch eine Platte Schinken und einige Flaſchen Oberländer Wein.

---

*) Hiſtoriſch. Oulibicheff I. Seite 104 u. f.

Aber das ſchmälerte die Heiterkeit nicht. Mozart namentlich war ſehr luſtig, und unterhielt die ganze Geſellſchaft durch witzige Erzählungen und beſonders auch durch ſeine Fertigkeit, in drolligen Verſen zu ſprechen. Nach dem Abendbrod phantaſirte er noch längere Zeit zu aller Entzücken auf dem Claviachord und als man ſich erſt ſpät trennte, geſtanden ſich Alle: lange keinen ſo vergnügten Abend verlebt zu haben.

Warum aber ſaß Aloyſia noch ſo lange ohne ſich auszukleiden an dem Fenſter ihrer Manſardenkammer und ſchaute durch die kleinen runden Scheiben in die dunkle regneriſche Nacht hinaus? .... Sie wußte es wohl ſelbſt nicht. Es war ihr ſo eigenthümlich zu Muthe. Froh, ja faſt ſelig .... und doch wieder ſo eng, daß ſie Herzklopfen bekam.

„Aber warum kommſt du denn nicht zu Bett?“ — frug nun ſchon zum drittenmale und halb im Schlafe Conſtanze, die mit Aloyſia das Lager theilte.

„Weil ich noch ſo aufgeregt bin!“ — antwortete die Gefragte .... und die Schweſter drehte ſich herum und ſchlief ſanft ein.

Ein muſikaliſcher Charlatan.

Der Schöngeiſt — ſagt einer unſerer erſten Satyriker — taumelt über ein gelungenes Gedichtchen oder den ſatyriſchen Stachel eines Epigramms, wie der Botaniker über eine ſeltene Pflanze oder der Mineraloge über einen ſeltenen Stein. Ein rechter Anatom kann einen Leichnam drei bis vier Wochen auf ſeiner Stube haben, und theilt die Menſchen nur in zwei Klaſſen: in Menſchen, die präpariren und in ſolche, die ſich präpariren laſſen. Fühlhörner und Füße, Staubfäden, Klauen und Schnäbel werden mit der nämlichen Wichtigkeit unterſucht, wie der Urſprung der Welt und die Beſtimmung des Menſchen. Ein rechter Mineraloge hat nicht eher Ruhe, als mit dem Grab-Stein und beſchäftigt ſich dann erſt mit Inſekten und Würmern.

Aber iſt das nicht zu achten, wo es naturwüchſige Wahrheit, inneres Bedürfniß, angeborne Eigenthümlichkeit iſt? Gewiß! — Lächerlich und verächtlich wird indeſſen ein ſolch' bizarres Auftreten, wenn damit Genialität affectirt werden ſoll, die gar nicht vorhanden iſt. An der Stelle der Genialität ſitzt dann gewöhnlich kleinliche Eitelkeit und Ehrſucht, und das aus dieſen Schwächen hervorgehende Streben wird Charlatanerie.

Abt Vogler, der churpfälziſche Vice-Capellmeiſter und Hofcaplan — ein hübſcher Mann von 28 Jahren, mit friſchem, blühendem Geſicht und einem Bäuchlein, das ſich nach gerade ſanft abrundete — ſaß behaglich, in einem weichen Seſſel zurückgelehnt, vor einer Taſſe ſüß dampfenden Kaffes, die reichliche Mahlzeit, die er eben eingenommen, mit Muſe zu verdauen.

Alles um ihn her athmete Ruhe, Bequemlichkeit und Wohlhabenheit, — das, was der Engländer mit einem Wort Comfort nennt. Ueber dem eingelegten Boden des Zimmers lag ein weicher Teppich; die Wände bedeckten Beiſerien, wie ſie damals ſehr Mode waren, und jetzt noch in vielen der älteren Wohnungen Mannheims zu finden ſind: über den Thüren zeigten ſich nette Wandgemälde, nackte Kinder vorſtellend, die unter ſich, mit Blumen oder Thieren ſpielten: die hohen Fenſter mit neumodiſchen viereckigen Scheiben, waren von dunklen bis zur Erde reichenden Verhängen halb bedeckt; während ein ſchönes Augsburger Fortepiano, ein weich gepolſtertes Sopha, verſchiedene Seſſel, ein Nippſchrank, der eine Standuhr, zwei Chineſen von Porzellan mit beweglichen Köpfen und Händen und ſonſt tauſend kleine artige Porzellanfiguren trug, und ein, jetzt noch mit den Reſten des reichen Mittagsmahles beſetzter Tiſch, das Ameublement des Zimmers ausmachten.

Abt Vogler ſelbſt war von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet. Schuhe mit fein geſchliffenen Stahlſchnallen, ſchwarz-ſeidene Strümpfe, kurz-ſchwarz-ſeidene Hoſen, eine ſolche Weſte mit Patten, bis nahe an die Knie reichend, aus der die zwei goldenen Ketten der zwei Uhren rechts und links herauslugten; große Brillantringe an den Fingern, wattirter ebenfalls ſchwarz-ſeidener Rock mit ditto Stickereien, und leicht gepuderte Locken zu beiden Seiten der Stirne, nebſt wohl-gewickeltem Haarzopf, ſtellten den feinen Mann ſeiner Zeit würdig dar. Der Mann wäre dabei ſchön zu nennen ,geweſen, wenn ein eigenthümlicher Zug von Hochmuth und Menſchenverachtung das Geſicht nicht entſtellt hätte. In dieſem Zuge lag zugleich aber der Ausdruck eines ſo gränzenloſen Dünkels, daß er jeden Unbefangenen auf der Stelle zurückſtoßen mußte.

Jetzt im Augenblicke freilich bemühte ſich der geſtrenge Herr ſeinem Ausdrucke Milde, Herablaſſung und Freundlichkeit zu geben, denn vor ihm ſtand, den Präſentirteller mit Kaffee- und Milchkanne in der Hand, ſein Haushälterin. Es war dies, wie man zu ſagen pflegt, eine „ſaubere" Perſon. Nicht hübſch, aber von anziehendem Aeußern; nicht jung, aber doch noch friſch und kräftig, voll und rund in Formen, lebhaft in Bewegungen und heiter von Humor. Ueberhaupt ſtack etwas Gewinnendes, Verführeriſches in ihr, ohne daß man ſagen konnte, worin es lag. Gehoben mochte es durch die außerordentliche Reinlichkeit und faſt coquette Nettigkeit des ſonſt einfachen Anzuges werden, der übrigens, im Geſchmacke jener Zeit, nicht gerade ſtreng im Verhüllen war.

Ob im Allgemeinen Strenge eine Haupttugend der Haushälterin des Abtes geweſen, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht ſagen. Da ſie aber mit außerordentlicher Theilnahme an ihrem Herrn hing, und philoſophiſch genug war, um einzuſehen, daß die Iſolirung, deren ein Junggeſelle ausgeſetzt iſt, endlich alle Fäden zerreißt, die ihn an die Menſchheit knüpfen, und einen ſtarren Egoismus und eine Verhärtung aller Gefühle hervorruft, die nachtheilig auf ganze Generationen der Geſellſchaft wirken können, ... ſo nahm ſie ſich ſeiner redlich und mit chriſtlicher Milde an, in Liebe vermittelnd zwiſchen ihm und der Menſchheit. Und das war keine Kleinigkeit, denn Abt Vogler war, wie ſchon erwähnt, ein Sonderling.

Wo ſollte ſie z. B., um nur Eins zu erwähnen, mit all den Taſchentüchern hin, die ſich im Haushalte des Abtes unausgeſetzt mehrten. Vogler war nämlich — wie alle Genies, wirkliche und affectirte, — ungemein vergeßlich. Er lief daher ſehr häufig ohne Taſchentuch vom Hauſe fort. Entdeckte er nun unterweges das Uebel, ſo fand er es viel bequemer, ein neues zu kaufen, als den weiten Weg zurückzulaufen und zwei Treppen zu ſteigen. Und da halfen alle Vorſtellungen der guten Haushälterin nichts; ganz Mannheim kannte ja bereits dieſe geniale Eigenthümlichkeit des genialen Voglers ſchon; es blieb der Guten alſo gar nichts anderes übrig, als die paſſenden für ſich zurückzulegen und die weniger paſſenden zu Gunſten ihrer kleinen Erſparniſſe zu verkaufen. Eine wahre Wohlthat für ihren Herrn, der ſonſt ein eigenes Zimmer für ſeinen Vorrath an Taſchentüchern hätte miethen müſſen. Und ſolcher Sonderbarkeiten beliebte Abt Vogler eine Menge zu haben. Paßten ſie nun nicht ſo gut, wie jene mit den Taſchentüchern, in die Anſchauungsweiſe der Haushälterin, ſo gab es freilich oft kleine Scenen; ja böſe Zungen wollten ſogar von derben Verweiſen wiſſen, und daß überhaupt zu Hauſe der Scepter nicht in des Herrn Abtes Hand läge. So gab es oft Sturm von beiden Seiten. Muſiker aber ſind bekannterweiſe zumeiſt ſo leicht, wie ihre Notenblätter, und — da Kunſt der Sinnlichkeit angehört — ebenfalls höchſt ſinnlicher Natur. Frieden liebte der Abt auch: was that er daher nicht alles für den Frieden, ein gutes Diner und Souper und ....

„Nun möchte ich aber doch einmal wiſſen!“ — ſagte in dieſem Augenblicke die Haushälterin lächelnd, indem ſie dem Herrn Abt Milch zugoß, — „was, wenn Sie nicht geiſtlich und daher unverheirathet wären, Ihre Frau dazu ſagte, wenn ſie — wie ich heute — in acht Tagen das dritte neugekaufte Taſchentuch vorfände. O ich bin viel zu gut und zu nachſichtig. Hätten Sie nur eine recht böſe Frau!“

„Danke ſchön, Marie, danke!“ — ſagte der Abt mit einer Miene, in der ohngefähr der Gedanke lag: kann mir recht gut denken, wie das wäre.

„Aber warum ſind Sie denn auch nur in Ihren ſpäteren Jahren noch geiſtlich geworden?“ — frug die Haushälterin weiter. — „Eine Frau wäre Ihnen ſo nöthig, ſie hätte Ihnen das Leben zum Paradies gemacht.“

„Haſt recht, Marie!“ — verſetzte der Abt mit einem vielſagenden Seitenblick auf ſeine Haushälterin. — „Warum bin ich auch Geiſtlicher geworden und habe nicht, wie andere Menſchenkinder, gefreit. Es iſt wahr, die Erde iſt ein Paradies, indem es von Even wimmelt, wenn es nur nicht auch faſt eben ſo viele Schlangen gäbe!“

„Das iſt ſo recht die Läſterzunge eines Hageſtolzen!“ — entgegnete die Haushälterin geärgert. — „Jung gefreit, hat nie gereut!“

„So ſagt ein Sprichwort!“ — meinte der Abt — „aber es gibt auch eines, das heißt: Wer ehrlich iſt, freit früh, wer klug iſt, nie!“

„Ja, und klug, überklug ſind der Herr Abt!“ — rief Marie, deren Laune durch den Widerſpruch nicht die beſte zu werden anfing. — „Nicht wahr, wenn damals eine recht reiche Frau gekommen wäre . . . . . .“

„Nein!“ — fiel Vogler ein — „nein! liebes Kind, da irrſt du dich! Sieh! ich ſtelle es mir ſehr ſchrecklich vor, eine Frau wegen ihres Hauſes und Vermögens zu nehmen, und nun — möglicherweiſe — Haus und Vermögen durch Feuer zu verlieren, ohne . . . . . daß die werthe Hälfte mit verbrenne!“

„Sie ſind nicht werth, daß Sie ein Weib anſieht!“ — ſagte die Haushälterin böſe, und wandte ſich, den Teller mit den Kannen auf ein Nebentiſchchen zu ſtellen. Aber der Abt hielt ſie am Kleide, zog ſie näher, legte den Arm um ihre Hüften, ſah ihr mit möglichſter Freundlichkeit in das Antlitz und ſagte, carezzando:

„Liebe Marie, — nicht ſo follemente — was brauche ich denn eine Frau? Kann ich denn Jemanden finden, der mich beſſer und liebevoller pflegt als du? Ich bin eben einmal kein gewöhnlicher Geiſt — bin ein Genie! .... Schaafe leben in Heerden, der Adler horſtet allein! und .... in der Ehe geht alle Genialität verloren; .... in der Ehe verliert man die Stimme und klimpert höchſtens noch ein Bischen am Clavier oder mit der Geige; — wie, zum Teufel, ſollte einem denn in der Kinderſtube nicht jeder gute und große Gedanke ſchwinden. Und Kinder? .... ich habe noch Niemand gefunden, den ich zum Sohn oder zur Tochter haben möchte!“

„Es iſt auch ein Glück, daß ſie keine haben!“ — verſetzte die Haushälterin. — „Wehe den Armen, wenn ſie die Launen des Herrn Abtes ertragen ſollten.“

„Das iſt mein Fehler nicht!“ — ſagte Vogler, Marie immer noch feſthaltend und leiſe an ſich ziehend. — „Das iſt das Capriccio des Lebens! Genies haben in der Regel Launen.“

„Aber nicht Alle, die Launen haben, ſind Genies!“ — verſetzte die Haushälterin bitter. Der Abt biß ſich auf die Lippen. Da er indeſſen ſchon gemerkt, daß böſes Wetter im Anzuge ſei, erwiderte er nichts, ließ aber Maria los und frug, um auf ein anderes Thema zu kommen.:

„War der Salzburger Mozart noch nicht da?“ —

„Nein!“ — ſagte die Haushälterin kurz und in hartem Tone, während ſie am Tiſche ab- und zuging und aufräumte.

„Unverſchämt!“ — verſetzte der churpfälziſche Vice-Capellmeiſter, auf deſſen Stirne ſich jetzt ebenfalls Wolken ſammelten. — „Der naſeweiſe junge Menſch ſcheint wenig von Schicklichkeit und gutem Ton zu wiſſen, ſonſt hätte er Abt Vogler, der jetzt unbeſtritten der erſte deutſche Compositore iſt, bereits ſeine Aufwartung gemacht.“

„Wird ſich eben die Füße nicht ablaufen!“ — meinte Marie — „ſoll ja Wunder was für ein Genie ſein!“

„Talent, Marie!“ — rief der Abt mit ſpöttiſcher Miene — „So ein kleines alltägliches muſikaliſches Talentchen! So einer von den Clavierſpielern und Geigern, die da glauben: Thiere, Felſen und Steine, gleich einem Orpheus zu bewegen, während ſie doch nichts bewegen, ... als Finger und Fidelbogen!“

„Der Herr Abt werfen ja ſehr weg!“ — ſagte Marie ſpöttelnd.

„Ich kenne die Menſchen! Auf tauſend kommen 600 Narren, 395 Schurken und 5 ordentliche Leute; auf 100,000,000 Menſchen kommt aber erſt ein Genie!“

„Wie der Herr Abt!“

„Allerdings! .... Genie! Genie! .... O wenn dieſe Menſchen nur wüßten, was das heißen will! Aber da führen dies Zauberwort jetzt freilich ſelbſt die Künſtlerſperlinge im Munde! Und doch läßt ſich ohne Genie ein wahrer Sohn der Kunſt nicht denken! Was ſind Pergoleſe's Stabat Mater und Grauns Paſſion gegen mein Miſerere?! Was wollen alle dieſe Opernſchmierer und Schmier-Componiſten geben die neue Weiſe der Muſik, die ich — Abt Vogler — eingeführt habe. — — — Natur! — — Natur! — Natur iſt mein Loſungswort! Der Componiſt muß nicht nur Tonkünſtler, nein! .... er muß auch Mathematiker, Dichter und **Maler** zu gleicher Zeit ſein! Das eben ſtellt ihn ſo unerreichbar hoch!"

„Alſo ſind Sie der Schöpfer der Tonmalerei?!" — frug noch immer boshaft ſpöttelnd die Haushälterin.

„Ja!" — rief der Abt begeiſtert. — „Nach Jahrhunderten noch wird man von Abt Voglers „Farbenmuſik" ſprechen. Wie herrlich ſind meine Compoſitionen: „Der Fall der Mauern von Jericho!" und „das Ausſtampfen des Reiſes in Afrika!" Welche Töne der Leidenſchaft charakteriſiren die erſte dieſer Tonmalereien! der langſam klagende Ton des Schmerzes, das imponirende Largo — und der muntere, geſchwinde Ton — das Leggerezza — der Freude. Wie brauſen da die Meere, wie rollen die Donner, wie murmeln die Bäche, wie pfeifen die Winde, wie girren die Nachtigallen, wie raſt das Schlachtgetümmel, con tutta Forza! und dann ...... das Stürzen der Mauern! .... pomposamente! La prima volta forte, la seconda piano! .... Mache mir es nach, wer kann!! ..... Und dann .... meine Kirchenmuſik! .... O! das iſt die wahre Muſik der Zukunſt! Was hat mein Genie nicht Alles in dieſe Töne gelegt? Im Kyrie iſt durch Dreiklänge mit Auslaſſung der Terz „„die Idee des allerhöchſten Weſens verſinnlicht.““

„Wirklich?“ — ſagte die Haushälterin. — „Das wäre mir nun auch nicht im Entfernteſten eingefallen, als ich Ihre Meſſe hörte.“

„Weil du keine Ahnung von der Philoſophie der Muſik haſt.“

„Nein!“ — verſetzte Marie — „die hab' ich allerdings nicht. Philoſophie der Muſik? Ich dachte immer, die Muſik ſolle nur zum Gefühl ſprechen. So recht einfach und herzlich die Freude, den Schmerz, die fromme Erhebung ausdrücken, um uns ſelbſt freudig, fromm, ſelig zu ſtimmen.“

„Ach!“ — rief der Abt, indem er ſein Haupt mit verächtlicher Miene hin und herwiegte — „das ſind ſo die alten, abgelebten, gemeinen Begriffe. In meinem Kyrie z. B. „„da trägt die in dieſer Dispoſition von Grundton und Quinte enthaltene muſikaliſche Symbolik des Anfangs und Endes durch ihren geiſtigen Paralleliſmus mit der Satzung der Glaubenslehre: Deus est initium et finis omnium rerum, weſentlich zur Erweckung der vom Tondichter angeſtrebten Vorſtellung bei.““ — Verſtehſt du das?“

„Nein!“ — ſagte Marie kopfſchüttelnd und ihren Herrn mit großen Augen anſehend.

„Thut auch nichts! Es werden's ohnehin nur Wenige verſtehen, denn die Schaar der Auserwählten iſt klein. Aber ausſprechen muß ich mich jetzt noch weiter gegen dich, damit du erkennſt, wer ich bin.“

„Der Schöpfer der „Farbenmuſik“ — „der Philoſophie der Muſik“ — und der „Muſik der Zukunft!“ — ſagte Marie lächelnd.

„So iſt es!“ — entgegnete Abt Vogler faſt feierlich. — „Was kann es z. B. Herrlicheres geben, als die „„unmittelbar aus ritualem Schoß emporgeſproſſene Geſtaltung des Fugenthema's im Gloria und des Hauptmotives vom Credo! Könnten wohl ſolche Geſtaltungen, ohne Plagiat oder wenigſtens Nachbildung zu werden, ein zweitesmal entſtehen? Der Ritus wenigſtens beſitzt für das Gloria und Credo kein zweites Motiv. Beginnt dieſes Gloria nicht mit einem, wie überirdiſch leiſen Schwirren der Geigen in der höchſten Lage?“

„Und was ſoll das Schwirren?“

„„Es iſt dies conſtante Säuſeln des H-dur-Accords nichts anderes, als das Sinnbild der Emanation eines zur Erde herabdringenden Lichtſtrahls des geöffneten Himmels.““ — Ferner: im piani-ssimo beginnen einzelne Stimmen das Gloria in excelsis Deo!“

„Ja!“ — ſagte die Haushälterin — „das iſt mir auch aufgefallen. Warum laſſen Sie denn den Jubel pianissimo anfangen. Ich weiß nicht .... wenn mir's ſo froh um's Herz iſt, daß ich jubeln möchte .... da fing ich ſo laut hinaus, als ich kann.“

„Du! du! — Wie kannſt du in muſikaliſcher Beziehung von dir reden! . . . dieſes pianissimo bedeutet die Stimmen der „„auf glänzenden Wolken herabſchwebenden ſeligen Heerſchaaren, deren ſchon hoch oben erklingende Hymnen, je näher ſie zur Erde kommen, lauter und lauter werden.““

„Aber ich weiß nicht!“ — ſagte hier Marie — „wir haben ſo ſchöne ältere Meſſen: ich muß geſtehen, daß die mich viel religiöſer ſtimmen.“

„Bah!“ — rief Vogler — „das iſt eben der verdorbene Geſchmack unſerer Zeit. Die Kirchenmuſik der Vergangenheit entſpricht unſerem religiöſen Bedürfniſſe nicht mehr. Meine Muſik iſt der einzige mögliche Fortſchritt! . . . . Gedanken! Gedanken müſſen da ſein! . . . . jeder Ton, jede Wendung, muß einen philoſophiſchen Gedanken ausdrücken. Bewundere man einmal in dieſer Meſſe, wie das Wort descendit immer einer abſteigenden Tonreihe unterlegt iſt, das resurrexit ſtets einer aufſteigenden! . . . . da liegt es! Das ſind Gedanken der Muſik der Zukunft. Die Tonart fisdur z. B. „„ſtrahlt heiligen Glanz!““ und dann überhaupt „„welch' ein geheimnißvoller Aether der Inſtrumentirung! — So muß es getönt haben, als der große Vorhang im Tempel zu Jeruſalem inmitten entzweiriß!““

Maria ſtand noch immer da und ſah ihren Herrn groß an, während ſie ein um das anderemal den Kopf verwundert ſchüttelte. Ihr muſikaliſch ungebildetes Hirn wollte durchaus nichts von der Philoſophie der Zukunftsmuſik faſſen.

„Und! ....“ rief Vogler weiter, indem er ſich aus dem Seſſel erhob und mit großen feierlichen Schritten im Zimmer auf und abging: — „Wer will ſich mir zu Seite ſetzen, wenn ich auf der Orgel einen Platzregen darſtelle, daß die Herren die Hüte aufſetzen, und die Frauen ihre Tücher überbreiten?! .... oder ein Donnerwetter ſo natürlich, ſo maestoso ſpiele, daß die Zuhörer zittern und rufen: „Gott! wenn's nur nicht einſchlägt!“

„Ja wohl!“ — ſagte hier die Haushälterin leiſe vor ſich hin — „wenns nur nicht einſchlägt. Aber ich glaube es hat ſchon im oberen Stübchen eingeſchlagen.“

Vogler hörte ſie nicht. Seine Eitelkeit, ſeine Einbildung von ſich ſelbſt und ſeinem eminenten Genie waren ſo fieberhaft erregt, daß er nichts außer ſich hörte, ſah und dachte und endlich im Uebermaße der Ueberhebung in den Ruf ausbrach:

„Ja! ja! ich ſage mit Rameau: Gebt mir eine holländiſche Zeitung und ich ſetze ſie in Muſik .... nur ... daß das eine Prahlerei von Rameau war, während es mir eine Kleinigkeit ſein würde!“

Und er ſchritt längere Zeit, die eine Hand auf den Rücken gelegt, die andere in den Buſen geſteckt, majeſtätiſch in ſeinem Zimmer auf und ab. Die Haushälterin hatte das Gemach längſt verlaſſen. Plötzlich aber war es, als ob ihm irgend etwas Unangenehmes neben den ſelbſtgefälligen Betrachtungen ſeiner eigenen Größe durch den Kopf ſchieße. Und ſo war es denn auch in der That. Abt Vogler, der ſtolze eingebildete Mann, konnte es Mozart nicht vergeſſen, daß er nun ſchon ſeit längerer Zeit in Mannheim ſei, ohne ihn — die erſte muſikaliſche Größe hier, und, wie er meinte, allerwärts — zu beſuchen. Hatte ſich doch der churpfälziſche Vice-Capellmeiſter ſogar ſchon herabgelaſſen, den jungen Collegen zu einem Beſuche bei ihm einzuladen, und doch war der junge Starrkopf nicht gekommen!

War es denn aber Vogler ſo ſehr um Mozarts nähere Bekanntſchaft zu thun? Gewiß nicht! Er verachtete den Salzburger Concertmeiſter ja, und dieſe Verachtung hatte ſich ſogar ſchon, angefacht durch die freundliche Aufnahme, die Mozart am Hofe gefunden, bis zum Haſſe geſteigert.

Es war die alte und doch ewig neue Geſchichte des Künſtlerneides, die ſchon die Griechen ſo treffend durch das Verhältniß Apollos zu Marſyas angedeutet.

Marſyas, ein Sohn des Olympos — ſo erzählen jene — fand die Flöte, welche Minerva erfunden, aber, weil ihr Spiel das Geſicht entſtellte, wieder weggeworfen hatte. Als er es durch Uebung zu einer bedeutenden Fertigkeit im Flötenſpiel gebracht hatte, wagte er mit Apollo, der eiferſüchtig auf des Marſyas Kunſttalent geworden, einen Wettkampf, bei dem die Muſen Richterinnen ſein ſollten. Anfangs ſchien der Sieg ſich auf des Marſyas Seite zu neigen, da die helleren und ſtärkeren Klänge der Flöte die ſanfteren Töne der Leier überhallten. Da aber Apollo in Begeiſterung kam und ſein Spiel mit Geſang begleitete, wurde Marſyas für überwunden erklärt.

Apollo hängte ihn nun, ſeinen Künſtlerhaß zu befriedigen, an einen Baum und zog ihm die Haut ab.

Und wie vielen Marſyaſſen hat ſeitdem der Neid bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf gezogen?! Auch Abt Vogler brannte nur, die Stärke — oder, in ſeinen Augen, die Schwäche — des jungen Mannes auf dem Claviere kennen zu lernen, um ihn und ſeine Hoffnungen dann um ſo ſicherer bei Hofe — wo ihm namentlich weiblicher Einfluß mächtig zur Seite ſtand — zu vernichten. Es ärgerte ihn daher doppelt und dreifach, daß der junge Mann nicht kam. „Verwünſchte Lage!“ — ſagte er jetzt vor ſich hin, indem er ſich mit dem Rücken vor den Ofen ſtellte, der eine behagliche Wärme ausſtrömte. — „Ich, Abt Vogler, kann den unbedeutenden Menſchen doch nicht zuerſt beſuchen, das wäre doch gar zu amoroso! — — — Und doch, lerne ich ſeine Schwächen nicht kennen, kann ich ihm nicht beikommen, während es feſtſteht, daß er fort muß.“

Vogler ſchwieg .... aber die Empfangsſcene bei Karl Theodor, der er ſelbſt beigewohnt, ging ihm durch den Kopf.

„Es iſt jetzt glaube ich fünfzehn Jahre, daß Er nicht hier war?“ — hatte damals der Churfürſt mit vieler Herablaſſung zu Mozart geſagt, und auf die Bejahung dieſer Frage hinzugeſetzt: „Er ſpielt unvergleichlich!“

Dieſes unſelige: „Er ſpielt unvergleichlich!“ wollte aber von jener Stunde an dem guten Abt Vogler nicht mehr aus dem Gedächtniß kommen. Wo hatten damals Churfürſtliche Gnaden ihren Kopf, um ſo etwas in Abt Voglers Gegenwart ſagen zu können! .... in Abt Voglers Gegenwart, der die Ehre hatte, der Churfürſtlichen Kinder Muſiklehrer zu ſein! .... in Abt Voglers Gegenwart, der das berühmte Miſerere componirt; .... der den Platzregen ſpielte, daß, wie er ſelbſt behauptete, die Männer die Hüte aufſetzten und die Damen Tücher überbreiteten, um nicht naß zu werden; .... in Abt Vogler's Gegenwart, der, „**den Fall der Mauern von Jericho**“ und „**das Ausſtampfen des Reiſes in Afrika**“ geſchrieben! Welch' eine Beleidigung und Kränkung dieſes genialen Mannes. Wenn es indeſſen nur bei den unſeligen Worten: „Er ſpielt unvergleichlich!“ geblieben wäre, das hätte nichts gethan.

Der Abt war Hof- und Weltmann genug, um zu wiſſen, daß ſchöne Worte in jenen Sphären meiſt nichts als Schall und Rauch, oft ſogar die verſilberten und vergoldeten Pillen ſind, in welchen man aus zarten Menſchlichkeitsrückſichten Supplicanten die abſchlägige Antwort zukommen läßt. Aber den Teufel auch! diesmal ſchienen die ſchönen Worte Wahrheit werden zu wollen. Der Intendant, Graf Saviola, hatte ſogleich Befehl erhalten, Mozart zu dem Grafen und den Gräfinnen von Bretzenheim zu führen. Mozart begab ſich zu ihnen, gefiel, kam den nächſten und die folgenden Tage wieder und ſo drohten ſich ſeine Beſuche nach und nach in einen förmlichen Unterricht zu verwandeln. Aber da war noch mehr des Schlimmen: der Churfürſt hatte ſogar ſchon mehreremale dem Unterrichte ſelbſt beigewohnt und ſich mit Mozart über mancherlei Dinge unterhalten. Variationen, die dieſer für den jungen Grafen, und ein Rondo, das er der älteſten Gräfin componirte, wurden . . . horribile dictu! . . . . ganz entzückend gefunden; während die Gräfin Caroline bei der jüngſten Aufführung der Vogler'ſchen Compoſitionen auf die Frage: wie ihr das Concert gefalle? mit einem leichten Anfluge maliciöſen Lächelns geantwortet haben ſollte:

„Ich genieße mein Vergnügen mit Geduld!“

War da nicht viel, — war da nicht alles zu befürchten?

Nur das ungeheuerſte Selbſtbewußtſein hatte bis dahin die aufſteigenden Befürchtungen des Churpfälziſchen Vice-Capellmeiſters niedergehalten; aber je mehr er heute darüber nachdachte, deſto unbehaglicher wurde es ihm doch dabei. Und ſo kämpfte denn jetzt ſein Stolz einen harten Kampf mit der Klugheit des Weltmannes: der Rubicon war zu überſchreiten . . . . ſollte er ſich ſo wegwerfen, den Mozart zuerſt zu beſuchen?!

Er ging hin und her . . . er ſtellte ſich wieder an den Ofen . . . . er trommelte an den Fenſterſcheiben . . . . er zählte die Knöpfe ſeiner Weſte . . . . er wollte . . . . und wollte wieder nicht! . . . . er . . . . er . . . . „Er ſpielt unvergleichlich!“ tönte es durch ſeine Seele . . . . und der Entſchluß war gefaßt.

„Il faut casser le noyau pour en avoir l'amande!“*)

---

*) Man muß den Stein zerbrechen, ehe man an den Kern gelangt.“

— rief er aus und griff ſo haſtig, als fürchte er einen Rückfall in ſeinem Vorſatze, nach Hut und Mantel.

In wenigen Minuten war er auf dem Wege zu ſeinem **Marſyas**.

Mozart wohnte damals mit ſeiner Mutter bei dem **Capellmeiſter Cannabich**, der ein alter Freund ſeines Vaters war und ſich die Freude nicht hatte nehmen laſſen, **Wolfgang** bis zu einer Anſtellung in ſeinem Hauſe mit ächt deutſcher Gaſtfreundſchaft aufzunehmen. Hier aber war der junge Mann vollkommen zu Hauſe, was ihm faſt ſelbſt ſo bedünkte, als er in **Cannabich** einen zweiten Vater und in deſſen Tochter eine Schweſter wie **Nannerl** fand.

Hier nun traf **Abt Vogler** ſeinen Mann.

Man kann ſich denken, wie erſtaunt **Mozart** von dieſem Beſuche des „**muſikaliſchen Spaßmacher's**“ war, wie er **Abt Vogler** nannte. Aber **Wolfgang** war nicht der Mann Gefühle zu heucheln, die ihm fremd waren, und ſich da zu bücken, wo er verachtete. Er empfing den ſtolzen und eingebildeten Vice-Capellmeiſter daher zwar mit der conventionellen Höflichkeit, die der Gebildete nie vergißt, aber kalt und abgemeſſen.

Wie natürlich wandte ſich das Geſpräch auf Muſik, und nun hatte **Amadeus** — neben **Vogler** auf einem alten lederüberzogenen Seſſel ſitzend, denn Sophas waren damals noch Luxusmöbel, die nur die Wohnungen der Reichen ſchmückten — Gelegenheit genug, die Verdienſte des Herrn Abtes um die Welt der Töne aus deſſen eigenem

Munde zu erfahren. Vogler redete dabei als unbedingt erſte und einzige Autorität mit der wegwerfenden Großgeiſterei des eminenten Genie's.

„Was mich jetzt außer der, von mir erfundenen, Farbenmuſik hauptſächlich beſchäftigt," — ſagte er jetzt, mit blinzelnden Augen den beſcheidenen Anzug Mozart's und das einfache Ameublement ſeines Manſardenſtübchens muſternd — „iſt einmal der große und geniale Gedanke: ob ſich Töne in einem weißen Zimmer beſſer ausnehmen, als in einem ſchwarzen; ein Problem, das die Welt meinem Gehirne verdankt und über deſſen Löſung ich, der Wichtigkeit wegen, ſchon Jahre lang brüte .... und dann die Wiederauflebung der Muſik der Alten."

„Aber," — ſagte hier Mozart — „das möchte doch ein ſchweres Stück Arbeit ſein, da Sie wahrſcheinlich von der Muſik der Alten gerade ſo viel wiſſen, wie wir Anderen, das heißt: wenig oder gar nichts!"

„Mit nichten, junger Mann," — verſetzte hier ſtolz der Abt, indem er ſich innerlich über die ſpöttiſche Miene ſeines Collegen tödtlich ärgerte. — „Es mögen viele Leute von der Muſik der Alten nichts wiſſen, ich aber kenne ihre Vortrefflichkeit und werde ſie der Welt beweiſen."

„Ei, Herr Vice-Capellmeiſter!" — rief hier Mozart — „da ſind Sie ja unendlich glücklich im Auffinden hiſtoriſcher Quellen geweſen! Bitte nennen Sie mir dieſelben, damit auch ich mein Wiſſen auf dieſem Felde erweitern kann!"

„Davon ſpäter!“ — verſetzte der Abt kurz — „vor allen Dingen führt uns der griechiſche Styl ....“

„Das heißt“ — fiel Mozart ein — „der alte Kirchenſtyl, den man der Steifheit und außerordentlichen Armuth ſeiner Melodien wegen, den griechiſchen zu nennen beliebt hat ....“

„Aecht griechiſch!“ — ſagte Vogler mit dem Ton höchſter Autorität — „Anabasis und Anacamptos!....“

„Ja!“ — meinte Mozart lächelnd und mit der, dem ächten Verdienſte eigenen beſcheidenen Zuverſicht, die leichten Blickes alle Charlatanerie überſieht. — „Zuſammenfügungen aus Tonleitern, welchen alle ſyſtematiſche Verbindung und Grundlage fehlt.“

„Abt Vogler hat dieſes Dunkel gelichtet!“ — meinte der Vice-Capellmeiſter, indem er mit ſtolzer Selbſtſchätzung ſein Haupt hob. — „Meine ganz eigenthümliche Combinationen von Accorden und genialen Uebergängen haben das Räthſel gelöſt.“

Und mit dieſen Worten zog er ein kleines in rothen Safian mit Gold gebundenes Muſikheft aus der Taſche und reichte es Mozart mit triumphirender Miene, indem er ſagte:

„Hier die Beweiſe!“

Mozart ſchaute aufmerkſam hinein. Einige Minuten verſtrichen und ließen Vogler Zeit, ſeinen Sieg im Voraus zu genießen. Wie aber ward ihm, als Mozart das Buch mit den Worten zurückgab:

„Das ſind recht hübſche Effecte, hervorgebracht vermittelſt einer gelehrten und ausgeſuchten Harmonie, ... Effecte, welche die Melodien des Chorals an und für ſich nicht haben können ... aber .... verzeihen Sie, Herr Abt Vogler, es ſind Ihre Erfindungen, ... Muſik der Alten iſt es nicht!“

Ein dunkles Roth lief über das volle Geſicht des Vice-Capellmeiſters.

„Ich bin ſchon gewohnt,“ — ſagte er dann ſtolz — „nicht begriffen und nicht verſtanden zu werden. Es iſt nicht Jedermanns Sache geniale Gedanken zu faſſen.“

„Gewiß nicht!“ — rief Amadeus heiter und mit ſarkaſtiſcher Betonung. Aber der Abt hörte ihn nicht; ſein verhaltener Groll machte ſich jetzt in einem wilden, fanatiſchen Eifer für ſeine Lieblingsidee Luft.

„Und wenn ſie auch nicht verſtanden wird,“ — rief er jetzt — „ſie iſt doch von unendlicher Schönheit die alte griechiſche Muſik; — ein Rieſe an Erhabenheit gegen die moderne Muſik, die in ihrer Armuth nichts aufzuweiſen hat, als die fortwährenden Uebergänge zweier Tonarten in einander, von Dur in Moll, während die Alten, die weder das eine noch das andere gehabt, auf jede Tonleiter ein anderes toniſches Syſtem gebaut haben, wovon jedes in das authentiſche und feierliche Gebiet getheilt wurde, und“ — fuhr er mit erhöhtem emphatiſchem Tone fort — „dabei beſaßen ſie außer der diatoniſchen und chromatiſchen Tonart, das wunderbare Geheimniß der enharmoniſchen,*) die ſeit dem unſeren plumpen Ohren unzugänglich geworden!“

---

*) Diatoniſch nennen wir die Tonfolge von fünf ganzen und

Mozart konnte über dieſe Myſtification das Lachen nicht ganz verbeißen, da er recht gut und beſſer als irgend Jemand wußte, daß ein undurchdringliches Dunkel über der Muſik der Alten ruhe. Er wollte indeſſen doch den einflußreichen Collegen nicht geradezu beleidigen und ſagte daher nur, indem er ſeine Hand auf des Abtes Arm legte:

„Sie ſind ein Tauſendkünſtler, daß Sie das Geſpenſt der alten Muſik auf dieſe Art wieder heraufbeſchworen haben, da es doch feſtſteht: .... **daß die Griechen die Harmonie gar nicht gekannt haben!**“

Es war in der That gut, daß in dieſem Augenblicke Cannabich eintrat, wodurch das Geſpräch eine andere Wendung bekam; auch trug die Milde, die Cannabich eigen war, zur gegenſeitigen Beruhigung bei. Mozart mußte ſpielen, Vogler hörte und ſah genau zu; wer aber mit ſcharfem Blick die dünkelhaften Züge des Vice-Capellmeiſters beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie Verdruß, Zorn und Aerger auch auf dieſer Claviatur der Seele ſpielten. Als Mozart fertig, ſagte der Beſuch kein Wort; forderte aber — um ſich nun ſelbſt im brillanteſten Lichte zu zeigen, ein Concert von Mozart's Compoſition, es prima vista zu ſpielen.

---

zwei halben Stufen. Diatoniſche Tonleiter iſt unſere Scala; diatoniſch-chromatiſch, Leiter, durch die halben Stufen gehend. Wörtlich bedeutet Diatoniſch, was von Ton zu Ton aufeinander folgt: Enharmoniſch: die mehrfache Bedeutung eines Tones. — Handlexicon der Tonkunſt von C. Gollmick.

Aber was war das für ein Spiel! Auch hier ſah der Charlatan auf allen Ecken und Enden heraus. Da war nie das rechte Tempo, ſo daß Amadeus entſetzt rief:

„Viel zu geſchwind!“ — Den Baß aber ſpielte er meiſtens, weil ihm der Originalſatz doch zu ſchwer für prima vista war, anders als er ſtand und wie er ihm in die Finger kam.

Jetzt zuckte es in Mozart, der mit Cannabich Blicke der Verzweiflung wechſelte; aber er gedachte bei des würdigen alten Mannes Anblick der Ermahnungen zur Klugheit, die ihm ſein Vater gegeben .... und .... ſchwieg.

Endlich machte Abt Vogler Anſtalten zum Weggehen. Um ihm möglicherweiſe doch eine Artigkeit zu erweiſen, bat ihn Mozart, — der erfahren hatte, daß der Vice-Capellmeiſter die Oper: „Lucio Silla“ von Bach beſitze — ihm doch dieſelbe auf wenige Tage zu leihen. Das war doch wenigſtens eine Sollicitation an den großen Abt Vogler. Er verſprach alſo mit herablaſſender Gönnermiene die Bitte erfüllen zu wollen; aber wie ein Donnerſchlag traf es Mozart, als er dabei ſagte:

„Sie werden nicht viel Geſcheutes darin finden.“

„Wie?“ — wiederholte Amadeus, der nicht recht gehört zu haben glaubte — „in Bach's Muſik nicht viel Geſcheutes?“

„Wie ſchön, wie herrlich iſt doch die eine Arie!“ — ſetzte, innerlich ebenfalls durch dieſen namenloſen Dünkel empört, Cannabich hinzu.

Vogler lachte ſpöttiſch, dann frug er: „Was iſt denn das für eine Arie?"

„Pupille amante."

„Die Sauerei?!"*) — rief Vogler höhniſch — „die hat er gewiß im Punſchrauſch geſchrieben!"

Jetzt war es aber ein Glück, daß Vogler die Thüre erreicht hatte und mit einer leichten Verbeugung, die einem Granden von Spanien, gegenüber ſeiner Hörigen, Ehre gemacht, das Zimmer verließ. In Mozart's Adern kochte das Blut. Ueber ſich hatte er den eingebildeten Menſchen mit der Ruhe und dem edlen Stolze wahren Verdienſtes hinwegſehen laſſen; aber die wegwerfende Verhöhnung eines Mannes, der ſo groß wie Bach daſtand, empörte ſeine edle Natur.

„Er iſt, wie ich ſagte, ein Narr und ein Charlatan!" — rief er — aber dann hatte ſein harmloſes Weſen auch ſchon wieder allen Groll vergeſſen. An Bach's herrliche Tonſchöpfungen denkend, eilte er zu ſeinem Claviere und ſpielte Cannabich, mit vor Seligkeit ſtrahlenden Mienen, mehreres von dieſem großen Meiſter vor.**)

---

*) Niſſen Seite 329.

**) Vogler legte in ſpäteren Zeiten ſeine Ueberſchwänglichkeiten ab, und ward — auf den rechten Weg zurückkehrend — ein tüchtiger und geſchätzter Componiſt. Seine Extravagancen um jene Zeit aber ſind geſchichtlich wahr.

Die Weihnachtsbeſcherung.

Der Winter war unterdeſſen mit voller Macht hereingebrochen. Der Rhein trieb gewaltige Schollen Eiſes, die Schiffbrücke, die Mannheim mit der Rheinſchanze und dem jenſeitigen Ufer verbindet, war abgefahren, die Straßen der Stadt lagen voll Schnee, wer da konnte flüchtete hinter den warmen Ofen und auf den breiten Gaſſen ſah man nur einzelne Raben, Sperlinge und Goldammern, die der Hunger von draußen hereingetrieben und die nun ängſtlich hin und herflogen und hüpften, um ihr ſpärliches Futter zu finden.

Aber war es auch da außen froſtig und kalt, ſo war es doch in gar manchen Herzen warm und Frühlingsmilde geblieben; wie z. B. in allen, die im Weber'ſchen Hauſe ſchlugen, . . . und in dem des jungen Mozart. Und im Kreiſe der Weber'ſchen Familie, in den Amadeus auch längſt ſeine treue, für ihn ſo beſorgte Mutter eingeführt, bewegte er ſich am liebſten. Hier war alles ſo einfach, ſchlicht und recht, ſo herzlich und treu; — hier waren die Menſchen ſo aufrichtig, gut und wahr, ſo liebevoll und doch auch wieder ſo anſpruchslos. Zwei Monate waren noch nicht verſtrichen und ſchon bildete Wolfgang faſt einen integrirenden Theil der Familie; ja durch ihn hatte ſich das Leben in derſelben auf eine, ſonſt dem Weber'ſchen Hauſe ganz fremde Weiſe vergrößert, indem Wendling's und Cannabich's jetzt mehr denn je mit demſelben verwachſen waren.

Aber Mozart und die Weber'ſchen verſtanden ſich auch ſo gut! Er brachte einen neuen Umſchwung in die muſikaliſchen Leiſtungen Aloyſias, die jetzt geſtand, daß ſie jetzt erſt wiſſe, was Geſang ſei. Auch Conſtanzen, Johanna und Marien ertheilte er freiwillig und unentgeldlich Unterricht im Clavierſpiele und ſchuf gar manchen der langen Winterabende zu einem kleinen, häuslichen Concerte um. Dabei feſſelte Alle ſein Frohſinn, ſeine heitere und liebenswürdige Hingabe an das Leben und die Kunſt, ſein immer ſprudelnder Witz und ſeine fröhlichen Launen. Eine freundliche Phyſiognomie, heitere Stirne, helle Augen, lächelnder Mund und zuvorkommendes Weſen erheitert ja ſtets unſere Umgebung, wie ein ſchöner Tag die Welt. Die Herzen der Kinder waren daher ganz ſein, ſo daß der kleine Hermann oft noch im Schlafe von „Onkel Wolfgang“ phantaſirte.

Es iſt aber eine ausgemachte Sache, daß man nie ſo bekannt und vertraut wird, als wenn man erſt herzlich mit einander gelacht hat; wie denn auch im jugendlichen Frohſinn der Grund davon zu ſuchen iſt, daß Jugendfreundſchaften am längſten .... oft bis in das greiſe Alter dauern. Fröhliche Menſchen ſind dabei nicht blos glückliche ſondern auch in der Regel gute, wohlwollende Menſchen, ohne Neid und Grämelei, ohne Klatſcherei und Verleumdung, die recht gerne ſo weit möglich den Böſen aus dem Wege gehen. Dies war denn auch ſo recht auf die Erwähnten anzuwenden, die gerade in dieſem Weſen den Schlüſſel zu ihrem kleinen Paradieſe fanden, daß ſich außerdem auf körperlicher und geiſtiger Geſundheit, auf immer friſcher Thätigkeit, einem warmen Antheil an allem Schönen und Guten und auf der Beherzigung der weiſen Lehre aufbaute: Glücklich iſt nicht der, welcher beſitzt, was er wünſcht; ſondern der, welcher nicht wünſcht, was er nicht beſitzt!

Was aber Mozart gleich von Anfang an das Weber'ſche Haus feſſelte, — waren vor allen Dingen, die beiden älteſten Mädchen: Aloyſia und Conſtanze. Beide waren ſo liebe Erſcheinungen und ſelbſt durch Schweſterliebe ſo innig verbunden, daß ſie Amadeus in den erſten Zeiten faſt wie ein Weſen vorkamen. Sie füllten in der That ſein Herz aus, ohne daß er ſie von einander trennte. Indeſſen ward dies, ihm ſelbſt noch nicht klar bewußte Gefühl bald zu einem bewußten, das Wolfgang mit unwiderſtehlicher Gewalt zu den Mädchen hinzog: er liebte! .... Aber welche? .... Eine war ja ſo lieb, wie die andere .... und doch krönten beide ſo verſchiedene Reize.

Wenn er Aloyſia auf der Bühne in einer ſeiner Lieblingsrollen ſah und hörte, oder wenn er zu Hauſe am Claviachord ſaß und ſie neben ihm ſtand und mit ihrer götterſchönen Stimme ſo ſeelenvoll und hinreißend ſang, dann war es ihm oft, als müſſe er ſie an ſein Herz drücken und mit einem flammenden Kuſſe auf ihre friſchen Lippen ausrufen: „O du ſüßer Engel, du .... du biſt es, den ich liebe! Ohne dich kann ich nicht leben!“

Wenn er dann aber wieder Conſtanze beobachtete, das herzige, kindliche Weſen mit der ſtillen Seelenheiterkeit, die der leiſe Hauch einer unbeſtimmten Sehnſucht ſo manchmal gar zaubriſch wie ein leichter, duftiger Schleier überdeckte; — — — wenn er ſah, wie ſie — die doch noch ſo jung — alle häuslichen Arbeiten mit dem ruhigen Anſtande, der ſo lieblich zu ihrer kindlichen Unbefangenheit ſtand, verrichtete, und ſeine Blicke nun den ihren begegneten, die ſo friſch und hell .... und doch auch wieder ſo wonnevoll tief dareinſchauten, als ob ſie ihm das Daſein einer verborgenen Zauberwelt verrathen wollten: — — — dann war es ihm wieder, als müſſe er Conſtanze an ſich ziehen und ihr in das Ohr flüſtern: „O laß ſie mich finden, dieſe ſo ſtill-freudig geahnte Zauberwelt; — laß ſie mich bei dir .... an deinem Herzen finden!“

Riß ihn häufig die ſprudelnde lebensfriſche Heiterkeit Aloyſia's, wie in einem himmliſchen Rauſche mit fort, ſo zog ihn doch auch gar manchmal die ſinnige Theilnahme an, die Conſtanze für Alles bewies, was ihn betraf, und es kam ihm dann wohl vor, als ſei das überſprudelnd heitere Weſen der älteren Schweſter gleich dem Champagnerſchaume, der gar lieblich in duftendem Giſchte aufziſcht, aber von dem nichts im Glaſe bleibt, wenn er verflogen iſt. Aber welche begeiſterte Kunſtjüngerin war dafür Aloyſia wieder, wie ſchön ging ihr Streben mit dem des jungen Mannes Hand in Hand: ſchienen ſie nicht für einander geſchaffen? Er .... vielleicht bald Churpfälziſcher Kammer-Componiſt, oder Capellmeiſter an irgend einem bedeutenden Theater; — ſie, die gefeierte Primadonna für die der Geliebte die herrlichſten Arien ſchreibt! — — Welch ein Gedanke! welch' eine Zukunft gemeinſamen Kunſtſtrebens, gemeinſamer Begeiſterung, gemeinſamen Ruhmes! .... und das alles verklärt durch die Seligkeit der Liebe!

Bei ſolchen Gedanken mußte freilich das Bild Conſtanzens wieder zurücktreten; auch war dieſe doch noch gar jung und ſelbſt körperlich weit weniger entwickelt, als die Schweſter, deren ſchöne jugendliche Geſtalt und anmuthiges Weſen bereits ganz Mannheim entzückte.

Dieſes Schwanken dauerte indeſſen bei Mozart doch nicht lange. Einer ſo kräftigen inneren Natur wie der ſeinen, war jede Unentſchiedenheit zuwider; — die Kunſt ſiegte auch hier, und wie nach längerem Kämpfen des Nebels mit der Sonne, dieſe oft plötzlich durchbricht, ſo war ihm die Thatſache mit einemmale klar geworden: Du liebſt Aloyſia!

Und wie ſtand es mit dieſer? .... Ach, ſie war ſich längſt recht klar und deutlich bewußt geworden, wie es in ihrem Herzchen ausſah. Da thronte ſchon ſeit dem verhängnißvollen Kuſſe an dem erſten Abende: Herr Wolfgang Amadeus Mozart .... als einziger und unumſchränkter Herr!

Auch hier hatte zumeiſt die Muſik das Amt des kleinen ſchalkhaften Gottes Amor übernommen; wie denn Aloyſia ebenfalls der Gedanke an eine gemeinſchaftliche große muſikaliſche Zukunft nicht ferne geblieben. Dazu kam noch, daß Amadeus, — ſo liebenswürdig bei näherer Bekanntſchaft, — auch der erſte junge Mann war, der ihr nahe getreten, ... kein Wunder, daß ſich ihm ihr empfängliches Herz bald erſchloß.

Erſchloß? .... wohl! .... aber doch nur im Geheimen. Keines von Beiden — weder Aloyſia noch Amadeus — hatten bis jetzt ihrer Liebe auch nur den leiſeſten Ausdruck, geſchweige denn Worte verliehen. In beiden Herzen brannte die Flamme; aber ſie nährten ſie nur mit der ſtillen Seligkeit einer erſten, verborgen aufkeimenden Liebe.

So war Weihnachten herbeigekommen und ſtreute bereits die leuchtenden Blumen der Erwartung, der Hoffnung und des frohen Gefühles, Anderen Freuden bereiten zu können, in die kalten Dezembertage. Vater Weber hielt auf die Feier ſolcher und ähnlicher Feſte, wie Hochzeits- und Geburtstage, ſehr viel; denn wenn ſie auch in ſeinem Hauſe noch ſo beſcheiden begangen wurden, waren ſie doch immer Lichtpunkte, die ihre Strahlen erleuchtend und erwärmend über das Familienleben ausgoſſen, und die zarte Pflanze der gegenſeitigen Liebe zu neuer ſchönerer Blüthe trieben. Kein Wunder alſo, daß auch in dem kleinen Hauſe am Rheinthore mit der Annäherung der Weihnachten jene ganz eigenthümliche geheimnißvolle Regſamkeit anhub, die ſo vielen verführeriſchen Zauber für die demnächſt Gebenden und Nehmenden hat.

Am Tage freilich blieb den Kindern — der guten alten Hausordnung wegen — wenig Zeit an die Anfertigung ihrer kleinen Geſchenke für Vater und Mutter zu denken. Sobald aber die Zeit zum Schlafengehen gekommen, die jugendliche Schaar mit einem herzlichen Kuſſe von den Eltern geſchieden und Aloyſia und Conſtanze ihr ſchlichtes Kämmerlein in den Manſarden erreicht hatten, begann die ebengedachte geheimnißvolle Thätigkeit.

Und wie behaglich ließ es ſich in dieſem ſo äußerſt nett und rein gehaltenen Stübchen arbeiten.

Die Lampe gab Licht, der kleine Ofen Wärme genug, und durch die runden Scheiben blitzte von dem jenſeitigen Ufer herüber das Wachtſtubenlicht der Rheinſchanze, die in jenen Zeiten noch als ein ſtark befeſtigter Brückenkopf zu der damaligen Feſtung Mannheim gehörte.

Johanna und Maria nähten dann mit zierlichen Stichen an Hemden für den Vater, zu deren Leinwand der weibliche Theil der Familie das Garn im vorigen Winter geſponnen; Aloyſia und Conſtanze aber, ſchon weiter in künſtlichen Frauenarbeiten, ſtickten und häkelten den Eltern kleine Geſchenke.

Warum erhob ſich aber Conſtanze auch des Morgens ſchon ſo frühe? — warum ſtahl ſie ſich ſo leiſe aus ihrem Bette und ließ Aloyſia ihren geſunden Morgenſchlaf ſo ruhig weiter genießen, während ſie behutſam die Lampe wieder anzündete und — der Kälte wegen in einen alten Schwal der Mutter eingewickelt — an einer Brieftaſche ſtickte?

Es war eine gar nette Arbeit, die in feiner Stickerei aus Seide und Chenille eine Landſchaft vorſtellte, in deren Mitte unter einem Roſengebüſche ein Altar ſtand. Auf dem Altar aber lag ein Lorbeerkranz und um das Ganze ſchlangen ſich oben die Worte: „Dem Verdienſte die Krone!“ während unten nur: „Aus treuem Herzen“ ſtand.

Ob dies Geſchenk für den Vater war? Niemand erfuhr etwas davon, denn ehe Aloyſia des Morgens von ihrem geſunden Schlafe erwachte, war keine Spur mehr von Conſtanzens Arbeit zu ſehen.

Endlich erſchien das Feſt, und wie überall, ſo war auch im Weber'ſchen Hauſe die Freude nicht klein. Mama hatte zum Ueberfluß Kuchen gebacken, Aepfel und Nüſſe gab es auch und Jedes war von den empfangenen kleinen Liebesgaben hoch erfreut .... aber noch glücklicher durch das, was es ſelbſt hatte geben können.

Auch der junge Mozart war nicht ausgeblieben. Er brachte einige, für Aloyſia's Stimme eigens componirte, Geſangsſtücke, gar ſchön und zierlich ausgeſchrieben, und ein Rondo für das Clavier, das er für Conſtanze geſetzt.

Vater Weber dagegen erhielt zu ſeiner großen Freude einen ächten Salzburger Pfeifenkopf, ſo ſchön als je einer in Mannheim war, und Mama Weber eine neue ſeidene Sonntagsſchürze, ringsum in Falten gar ſauber eingeleſen. Dagegen erwarteten ihn und die Mutter hohe Teller voll Aepfel und Nüſſe und große mächtige Stücke Feſtkuchen. Andere Geſchenke zu geben wäre gegen Sitte und Gebrauch geweſen, zumal Amadeus noch unverheirathet war und man aus Geſchenken auf Nebenabſichten hätte ſchließen können.

Und doch war Wolfgang nicht ſo ganz leer ausgegangen, was ſchon ſein freudeſtrahlendes Geſicht und ſein überſprudelnder Humor bewieſen.

Als es nämlich am heiligen Abende zu dunkeln angefangen, war bei Cannabichs, wo er noch wohnte, von einem kleinen Mädchen ein Päckchen für ihn abgegeben worden. Neugierig öffnete er es, und ſiehe da, es enthielt eine wunderſchön geſtickte Brieftaſche von lichtblauem Seidenzeuge, oben eine Landſchaft in deren Mitte ein Altar unter Roſenhecken, der einen Lorbeerkranz trug, und um das Ganze die Worte: „dem Verdienſte die Krone!“ und: „Aus treuem Herzen!“

„Aus treuem Herzen!“ — rief er entzückt und überſelig — „o das kommt gewiß von Aloyſia! von wem könnte, von wem ſollte es anders ſein?! . . . . und wenn es von ihr kommt, ſo liebt ſie mich! ..... ſo liebt ſie mich!"

Und er ſprang jubelnd wie ein Kind durch das Zimmer und küßte das Geſchenk tauſendmal.

Endlich fiel es ihm ein, auch in die Brieftaſche zu ſehen. Da lag denn ein Zettelchen, auf dem mit verſtellter Hand geſchrieben ſtand: „Niemand darf von dieſer Gabe wiſſen, und mit Niemand dürfen Sie darüber ſprechen, auch nicht mit dem Geber, wenn Sie ihn errathen ſollten."

„Das treue Herz."

„Errathen?" — wiederholte Amadeus — „auf wen ſollte und könnte ich rathen, als auf Aloyſia? O ſo habe ich mich doch nicht getäuſcht, wenn ich ſo manchmal ihren ſüßen Blick auffing und Gegenliebe in ihm zu leſen glaubte, ſo ſchnell ſie die Augen auch niederſchlug. — Und iſt ſie in der letzten Zeit nicht immer roth geworden, wenn ich eintrat oder mit ihr ſprach? — Hat ihre Hand nicht erſt geſtern beim Abſchiede in der meinen gezittert?"

Und jetzt fielen Wolfgang eine Menge Dinge ein, die ihm die klarſten Beweiſe ihrer Gegenliebe lieferten. Da war es ihm, als habe ſich der Himmel für ihn erſchloſſen. Er hätte die Welt umarmen können; .... er bebte vor Seligkeit, und es war gut, daß er allein war, ſonſt hätte er ſich den Augenblick verrathen. Doch nein! .... er war ja nicht allein! ..... da ſtand ja ſein liebes Inſtrument, ſein vertrauter Freund in Leid und Freud, und prächtig, zauberhaft ſtrömte er auf ihm jetzt ſeine Gefühle aus.

Was waren das für Töne, für Harmonien und Melodien? O wer ſie aufgefaßt und der Nachwelt bewahrt hätte, ihm gebührte ewiger Dank! — Aber es hörte ſie Niemand als ſein eigenes Herz, das ſich ausjubelte in dem Gedanken: Aloyſia liebt mich! — Und Melodien ſtrömten auf und nieder, und er ſchwamm auf dieſem Strome der Töne in ein niegeahntes Paradies der Seligkeit.

Endlich ſprang er auf, es drängte ihn nach dem Weber'ſchen Hauſe; aber, indem er aufſprang, fiel etwas auf den Boden; — er bückte ſich darnach, und .... ſeltſamer Zufall .... es war das kleine goldene Kreuz, das ihm einſt, beim Abſchiede von Rom, Giuditta gegeben, und das er bis dahin an einem Schnürchen als Amulet auf der Bruſt getragen. In ſeiner Aufregung war er mit der Hand in den Buſen gefahren und hatte die etwas mürbe gewordene Schnur zerriſſen.

Der Zufall bewegte ihn doch unangenehm. Er wurde etwas ruhiger, legte das Kreuz auf das Inſtrument und ging ein paarmal auf und ab.

Giuditta's Bild glitt an ſeiner Seele vorüber; er gedachte der ſchönen Tage zu Rom, des Abſchiedes in der Grotte der heiligen Cecilie, des eigenthümlichen Zuſammentreffens in Mailand und der Worte: „Auf Wiederſehen!“

Aber waren denn nicht ſieben Jahre ſeitdem vergangen? Arme Giuditta, wo mochte ſie nun weilen?

„Wir werden uns wohl nie wiederſehen!“ — ſagte er jetzt leiſe — „aber deinem Andenken treue Seele, die du mein Schutzgeiſt in Mailand warſt, will auch ich treu bleiben. Du biſt und bleibſt mir eine liebe ferne Schweſter!“

Und mit dieſen Worten nahm er das kleine goldene Kreuz, band es wieder an der Schnur feſt und barg es von Neuem auf ſeiner Bruſt. Aber dieſer Zufall blieb doch ein Mißton in der göttlich reinen Harmonie, in der er eben geſchwelgt. Er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren: Wenn das eine Warnung deines Schutzgeiſtes geweſen ſein ſollte, der dich auf irrigen Wegen ſieht! Amadeus ſetzte ſich abermals an das Inſtrument. Anfangs entlockten ihm ſeine Finger eine ernſte, faſt wehmüthige Melodie, dann ſtürmte es unwillig auf, aber es ward auch wieder ruhig — bis plötzlich ſein Auge auf die Brieftaſche fiel. Da ſtoben die Töne wieder wie Funken auf, und die Funken wurden Blitze und alles jubelte wieder in ihm: „Sie liebt mich doch! — Meine Aloyſia liebt mich!“ und vergeſſen war Kreuz und Giuditta; er aber ſprang zum zweitenmale empor, holte die Mutter — die ganz erſtaunt über ſein ſeliges Weſen war — und eilte mit ihr nach dem Hauſe am Rheinthore.

Der Chriſtbeſcherung, die hier Groß und Klein mit der reinſten Freude erfüllte, haben wir erwähnt. Als ſich der erſte Jubel der Kinder gelegt, mußte Aloyſia unter Wolfgangs Begleitung die Geſangſtücke vortragen, die ſie von dem jungen Hausfreunde heute Abend erhalten.

Mozart ergriff zuerſt eine Arie. Es war jene Arie: „Non sò d'onde vienne etc.,“ die Bach ſo ſchön componirt, die aber Amadeus — nur mit Beibehaltung des Textes — ganz neu geſchaffen, und zwar für ſeine Aloyſia![*])

Aber wie entzückend war auch dieſe, von einer ſtillen, kaum ſelbſtbewußten Liebe dictirte Tonſchöpfung! wie eigenthümlich in Form und Behandlung,[**]) — wie einfach und wahr der Ausdruck deſſen, was er ſelbſt empfand, was er Aloyſia, durch den Vortrag derſelben, ſo gern empfinden laſſen wollte. Ach! es wurden ja hier durch den Geſang der Geliebten, die Worte Metaſtaſios zum Selbſtgeſpräch eines jungen Herzens, das zum erſtenmale die Regung der Liebe fühlt und ſtaunend über die neuen Gefühle, welche im Kampfe gegeneinander ſich mächtig erheben, nicht wagt, ſich ſelbſt zu geſtehen, wodurch es ſo tief gerührt und erſchüttert werde. Das war ja der Zuſtand ſeines Herzens und was er ſelbſt empfand das legte er in die Seele ſeiner Geliebten und — weil er Künſtler war — auf ihre Lippen.

Und rein und unendlich ſchön drückte dieſe Arie die Empfindung eines jungen Mädchens aus, die in voller Unſchuld in Staunen und Zweifel über die Regungen ihres Herzens geräth, . . . die ſich ſelbſt nicht verſteht. Sie findet in ſich, in der Vergangenheit keinen Grund zu aufregender Beſorgniß; noch iſt die Neigung, welche in ihr aufgekeimt, nicht zur allesbeherrſchenden Leidenſchaft geworden; . . .

---

[*]) Jahn: II. Thl. S. 168.

[**]) Jahn: II. Thl. S. 168 Anmerkung 9.

aber .... ſie ſteht an dem Wendepunkte, das fühlt ſie, der über ihr inneres Leben entſcheiden wird.*)

Und wie ſang nun Aloyſia dieſe Arie? Sie ſang ſie .... mit dem Zauber eines unbeſchreiblichen Wohllautes und einer Innigkeit des Gefühls die alle Anweſenden hinriß und Amadeus vor Seligkeit erbeben machte. Und doch! lag nicht bei all dieſer Tiefe der Erregung auch wieder die Ruhe und Klugheit der Unſchuld über dem Ganzen, wie der leichte Duft des Morgens über der aufblühenden Roſe?

Ob und wie weit Amadeus es ſich ſelbſt klar gemacht hatte, daß die Worte Metaſtaſios ſeine eigene Situation ausſprachen, — wer will es ſagen? Daß aber ſeine Empfindungen das bewegende Element für dieſe künſtleriſche Geſtaltung wurde, und ihr den individuellen Charakter aufprägte iſt unzweifelhaft; ſie war ſo recht eine Schöpfung der Begeiſterung, die die Liebe ihm eingehaucht, ſonſt wäre ſie nicht dies vollendete Kunſtwerk geworden.**)

O wie göttlich ſchön umſchlangen ſich doch hier die beiden Himmelsſchweſtern Kunſt und Liebe. Und war denn nicht gerade bei Beiden die Liebe aus der Bewunderung einer gegenſeitigen ungewöhnlichen muſikaliſchen Begabung erwachſen? Und ſchlug ſie nicht um ſo leichter Wurzel, als das junge Mädchen unter Amadeus liebendem Einfluß die Blüthe ihres herrlichen Geſanges ſo reich und voll entfaltete, daß alle Welt ſtaunte? — war es nicht Wolfgang, durch den zugleich ihr Herz in Liebe bewegt wurde, während ſein muſikaliſches Genie ſie zum Bewußtſein ihres Talentes brachte?

---

*) Jahn: II. Theil, Seite 171 — 172.

**) Jahn: II. Theil, Seite 174.

So ward für beide die Kunſt der Dolmetſcher der Liebe, und die Liebe die Seele der Kunſt!

Amadeus glühte, ſein Herz ſchlug hörbar und ſeine Hand zitterte, als er jetzt ein, ebenfalls für dieſen Abend componirtes Duett ergriff. Es war auch dies eigens für ihn und Aloyſia geſchrieben. Letztere hatte zu beginnen und ſang ihren Theil reizend; nur an einer Stelle zitterte ihre Stimme auffallend und eine tiefe Gluth bedeckte ihr hübſches Geſichtchen. Es war die Stelle, in welcher die Geliebte ihrem Herzensfreunde in ſüßen Tönen zuflüſterte: „Ja, ſo wiſſe, mein Geliebter, daß mein Herz auf ewig dein!“ — Sie konnte faſt nicht mehr ſtehen, ſo wankten ihre Knie und die Stimme drohte zu verſagen. Da fiel glücklicherweiſe Amadeus ein; als aber auch er mit einem unausſprechlichen Ausdrucke der Wahrheit dieſelben Worte wiederholte: „Ja, ſo wiſſe, o Geliebte, daß mein Herz auf ewig dein!“ und beide Stimmen in Jubeltönen auf dieſer Stelle länger verweilten, da war für beide ihr heiligſtes Geheimniß ausgeſprochen: Sie wußten, daß ſie ſich einander liebten!

Es war recht gut, daß nach Beendigung dieſes Tonſtückes, das von allen Anweſenden das lauteſte Lob erndete, das Abendeſſen herein gebracht wurde. Indeſſen herrſchte eine ganz eigene Stimmung bei demſelben. Frau Weber war plötzlich in Gedanken verloren, — Wolfgang ſtrahlte in Seligkeit und ſprudelte in Witzen, — Aloyſia machte in einer ihr ſonſt ganz fremden Zerſtreuung alles verkehrt, und gab dem Vater Pfeffer, wenn er Salz verlangte, und die Schnupftabaksdoſe ſtatt der Weinflaſche. Nur der Vater und Conſtanze — die während des Geſanges in der Küche geweſen, blieben gleich freudig. Erſterer lächelte ſchmunzelnd vor ſich hin, während Conſtanze mit einem Ausdruck ſtiller Seligkeit an des jungen Mannes Blicken hing.

Endlich kam die Stunde des Scheidens. Aloyſia eilte, um im Nebenzimmer die „Enveloppe" der Frau Mozart zu holen, auch Amadeus mußte dort ſeinen Mantel nehmen.

Aber wunderbar!.... ehe man in dem dunklen Zimmer Mantel und „Enveloppe" fand, fand man ſich ſelbſt. „Aloyſia!" — flüſterte es leiſe: „Amadeus!" antwortete es ebenſo, und zwei Glückliche lagen ſich in den Armen, und zwei Herzen ſchlugen an einander, und ein inniger feuriger Kuß ſagte: „Ja, ſo wiſſe, daß mein Herz auf ewig dein!"

Aber Umarmung, Kuß und Geſtändniß waren nur das Ergebniß eines Momentes. Im nächſten Augenblicke legte Aloyſia die „Enveloppe" der Frau Mozart um. Kaum aber war dies geſchehen, als ein helles Gelächter im Zimmer erſchallte. Die Zerſtreute hatte die „Enveloppe" verkehrt übergehängt, und Frau Mozart ſtand, wie eine Chineſin, in geblümtem Zitz-Cattun da.

Mama Weber ſchüttelte bedenklich den Kopf. Aloyſia bat tauſendmal um Vergebung, die Anderen ſcherzten und lachten. Endlich waren die Gäſte fort, und nach kurzer Zeit ſuchten auch Weber's, abgeſpannt von Freude und Jubel — die Ruhe.

Nur Eine war ungemein aufgeregt, ... und dieſe Eine war Aloyſia.

Selbſt Conſtanze fiel es auf. Als beide Mädchen daher ihr Zimmer erreicht, frug dieſe:

„Warum biſt du denn heute Abend nur ſo zerſtreut und ſo aufgeregt, Aloys?“

„Warum?“ — entgegnete die Gefragte mit einem Blick, in dem alles Sonnengold einer glücklichen Liebe lag.

„Nun?“

Aber jetzt konnte das Herz Aloyſias die Fülle der Seligkeit, die es einſchloß, nicht mehr allein tragen, und gewohnt, der treuen, ſo innig geliebten Schweſter alles mitzutheilen, was es an Freud und Leid trug, ſank die Glückliche Conſtanzen mit den Worten an die Bruſt:

„Conſtanze! .... ich liebe ihn, und er liebt mich wieder!“

Conſtanze glaubte zu träumen.

„Du liebſt ihn?!“ — wiederholte ſie gedehnt — „wen? wen liebſt du?“

„O wie kannſt du fragen!“ — rief Aloyſa — „wen anders, als Amadeus!“

Da zuckte es wie ein dreiſchneidiges Schwert durch die

Seele **Conſtanzens**. Bläſſe bedeckte ihr Geſicht und mit bleichen, bebenden Lippen frug ſie leiſe:

„Und er liebt dich wieder?“

„Ja!“ . . . .

„Und hat es dir ſelbſt geſtanden?“

„Heute Abend, ... vorhin! O ich bin namenlos glücklich!“ und **Aloyſia** umarmte die Schweſter ſtürmiſch und herzte und küßte ſie. Aber plötzlich fuhr ſie zurück und rief entſetzt:

„**Conſtanze**! was iſt dir? deine Stirne iſt kalt . . . . du biſt blaß wie der Tod!“

„Es iſt nichts!“ — verſetzte jene. — „Uebermüdung . . . . zu große Aufregung . . . . und dann . . . . die Ueberraſchung!“ . . . .

„Soll ich dir Thee kochen?“ — frug **Aloyſia** beſorgt.

„Nein, Liebe!“— ſagte dieſe leiſe — „lege dich zu Bett, und laß mich noch einige Augenblicke hier ruhig ſitzen.“

„Aber du erkälteſt dich, es iſt kein Feuer im Ofen.“

Conſtanze ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Es iſt mir ſchon beſſer!“ — ſagte ſie dann, und in der That hatte ihre gute und kräftige Natur auch ſchon wieder den Eindruck überwunden, den die für ſie ſo ſchmerzliche Nachricht auf ſie gemacht.

Aloyſia entkleidete ſich daher unter ſeligem Geplauder. Was hatte ſie nicht alles zu erzählen — wie malte ſie ihr Glück in Gegenwart und Zukunft aus!

Sie merkte in ihrem Wonnerauſch gar nicht, daß ihr **Conſtanze** mit keinem Worte antwortete. Selbſt im Bette noch ging es fort .... bis der Schlaf ſie übermannte und in ſüße Träume einwiegte.

Am Fenſter aber ſaß Conſtanze. In ihrem ſtillen, tiefen Auge glänzte eine Thräne, während die Blicke durch die kleinen runden Scheiben in die Nacht hinaus ſtarrten, die ſchwarz und ſchwer über dem Rheine lagerte. Nur das Wachtlicht da drüben in der Rheinſchanze ſchimmerte noch matt herüber, ſonſt war alles Leben in Stille und Dunkelheit verſunken.

Und ſtill und dunkel war es auch in ihrem jugendlichen Herzen geworden, das gerade heute einen ſo ſchönen Tag feiern wollte, — das gerade dieſen Abend über ein holdes Geheimniß ſo freudig geſchlagen!

Conſtanze ſaß lange ſchweigend da; endlich erhob ſie ſich, kniete nieder und verrichtete mit Demuth und Inbrunſt ihr Abendgebet. Was dies kindliche Herz gebetet? .... wer weiß es, außer Gott?! Vielleicht bat ſie den himmliſchen Vater um Vergebung, daß ſie — zum erſtenmale in ihrem Leben — hinter dem Rücken ihrer treuen, guten Eltern und ihrer lieben Schweſter etwas gethan. Vielleicht küßte ſie im Geiſte reumüthig die ſtrafende Hand, die ſo wunderbar aus den Wolken herniedergelangt und augenſcheinlich das eigene Geheimniß gegen ſie gewandt.

Als ſie ſich erhob, war es ſtiller und friedlicher in ihrem Herzen; — aber ſchlafen konnte ſie lange, lange nicht. Als ihr aber gegen Morgen die Augen zufielen: ruhte das müde Haupt des lieblichen Kindes auf einem naßgeweinten Kiſſen.

Wieder Nichts.

Von jenem Tage an war der junge Mozart ein neuer Menſch. Er ſelbſt kam ſich männlicher vor, weil er jetzt mehr denn je daran dachte, ſich eine feſte Exiſtenz zu gründen, um ſo bald als möglich Aloyſia ſein nennen zu können. Vater Weber ſah dies mit Freuden; denn war das Verhältniß der beiden jungen Leute bis jetzt auch noch, wie ſie glaubten, ihr Geheimniß, ſo wußten doch der alte Weber und ſeine Frau recht gut darum. Sie hätten ja auch taub und blind ſein müſſen, wenn ſie die gegenſeitige Neigung ihrer Lieblinge nicht aus dem Vortrage jenes Duettes am Weihnachtsabende und dem Benehmen beider errathen haben würden.

Freilich war die Mutter lange ſehr beſorgt; aber des Vaters Vorſtellungen beruhigten ſie doch endlich. Der junge Mozart war ja ein ſo braver und ſittlich guter Menſch, er beſaß ja ſo eminente Talente, daß wohl von keiner Seite etwas zu befürchten ſein konnte. Und welche Ausſicht, wenn ſich nun noch die ſchönen Gaben ihrer Tochter mit den ſeinen verbanden: vielleicht auf Kunſtreiſen, — vielleicht auch bei gegenſeitiger feſter Anſtellung.

Uebrigens waren die Schößlinge dieſer aufkeimenden Liebe noch ſo zart, daß ſie ſich nicht an das Licht der Welt getrauten. Kein Wort der Liebe kam über beider Lippen, und was ihr Herz empfand, ſagten nur freundliche, innige Blicke, oder verrieth höchſtens ein leiſer Druck der Hand. Außerdem richtete es die kluge Mutter auch ſo ein, daß ſie ohne alles Auffallen immer zugegen war, wenn die beiden Leutchen ſich ſahen. Selbſt zu den Proben und Aufführungen begleitete ſie jetzt, der Schicklichkeit halber, die Tochter; was ſie um ſo eher thun konnte, als Conſtanze das ganze Hausweſen übernommen. Die Mutter konnte es ihr aber auch, trotz ihrer Jugend, anvertrauen, denn ſie war ernſter, geſchäftiger, anſtelliger als je, und hätte — der Führung der Haushaltung nach — für ein Mädchen von achtzehn Jahren gelten können. Und mit welcher Milde, Liebe und Freundlichkeit begegnete ſie Jedem: den Eltern, Aloyſia und den jüngern Geſchwiſtern. Alle trug ſie auf den Händen und erfreute ſie durch Aufmerkſamkeiten wo und wie ſie konnte. Auch dem jungen Mozart begegnete ſie ſo; nur kam es dieſem vor, als ziehe ſie ſich bei ſeinem Erſcheinen etwas mehr als früher zurück und wenn er ſie unerwartet freundlich anſah, ſo glaubte er manchmal einen feuchten Glanz in ihren Augen zu bemerken. Zu ſolchen Bemerkungen blieb Amadeus indeſſen wenig Zeit; er mußte ſich jetzt endlich mit Ernſt um eine Stelle bewerben.

„Apropos, Sie bleiben in Mannheim?“ — hatte erſt jüngſt die Gouvernante der Churfürſtlichen Kinder, Frau von Zeller, zu Mozart geſagt, und zwar in einem Tone, welcher in dem Munde dieſer, ſeiner freundlichen Gönnerin, eine angenehme Nachricht unter der Form einer Frage errathen ließ.

Mozart war davon nichts bekannt, obgleich die Thatſache ſeinen liebſten Wünſchen entſprochen hätte. Er äußerte ſich alſo in dieſem Sinne, worauf die Dame mit Erſtannen ausrief: „Das wundert mich. Mir ſagte es neulich der Churfürſt ſelbſt. „„Apropos,““ — ſagte er, — „„der Mozart bleibt den Winter hier.““

Das war nun freilich eine ſehr freudige Nachricht. In der That eilte denn auch Wolfgang voll der glänzendſten Hoffnungen ſofort zu dem Grafen Saviola. Da der Churfürſt ihn zurückbehalten wollte, ſo konnte dies doch gewiß nicht in der Abſicht geſchehen, daß der junge Mann ſein Geld in Mannheim verzehre, ſondern damit er den Unterricht bei den churfürſtlichen Kindern fortſetze, den er ſeither aus freien Stücken und unentgeltlich ertheilt hatte.

Beim Eintritt in das Palais des Intendanten begegnete Mozart dem Abt Vogler, der eben vom Grafen Saviola kam. An ſeiner Seite ging ein fein gekleideter Mann, deſſen hohe Stirne und geiſtreichen Augen, trotz des leidenden und etwas melancholiſchen Ausſehens den bedeutenden Menſchen verriethen. Vogler ſprach ſehr verbindlich mit ihm, und ſtellte ihn, en passant, dem jungen Künſtler mit der Miene eines Gönners, als den zukünftigen Director des Mannheimer Theaters, den herzoglich Wolfenbüttel'ſchen Bibliothekar Dr. philosophiae Leſſing vor.*)

Mozart war entzückt den berühmten Verfaſſer der „Emilie Galotti“ und der „Minna von Barnhelm“ kennen zu lernen, für den er längſt in jugendlichem Enthuſiasmus ſchwärmte. Als er dieſem aber in dem Ueberſtrömen ſeines Herzens die Hoffnung ausſprach: ebenfalls hier eine Anſtellung am Hofe oder an dem Theater zu finden, flog ein ſo eiſiges, ſpöttiſches, ja diaboliſches Lächeln über die Züge des Abtes, daß — hätte es Mozart geſehen — ihm aller Muth und alle Hoffnung vergangen wäre. Aber Wolfgangs Blicke ruhte glücklicherweiſe auf dem edlen Antlitze des deutſchen Dichters, während ſeine kühne Phantaſie ihm ſchon ein herrliches Zuſammenleben mit dieſem großen Manne ausmalte.

Abt Vogler ließ indeſſen keinem längeren Geſpräche Raum. Er hatte eben Leſſing gewürdigt, zu erfahren, daß er ſich mit der Unterſuchung der philoſophiſch-muſikaliſch-äſthetiſchen Frage beſchäftige: „Ob ſich die Töne in einem weißen Zimmer beſſer ausnehmen als in einem ſchwarzen?“ und ſetzte nun, — Mozart mit einem leichten Neigen des Hauptes entlaſſend — ſeinen Weg mit Leſſing fort.

---

*) Der Verſuch, Leſſing für die Direction des Mannheimer Theaters zu gewinnen, ſcheiterte, weil er bei Hofe die Geſinnung nicht fand, wie er ſie wünſchte. Statt ſeiner überkam ſie dann den Händen Wolfgang, Heribert, Baron von Dalberg's, eines Bruders des berühmten Coadjutors Karl Theodors, ſpäteren Fürſten Primas, und Vaters des von Napoleon creirten Duc de Dalberg.

Amadeus lachte über den Abt und eilte doppelter Hoffnung voll, die Stiege hinauf.

Der Herr Intendant war ſehr beſchäftigt. Er ſagte indeſſen doch in den verbindlichſten und artigſten Worten, daß er ſich glücklich ſchätzen werde, ſeinen ganzen Einfluß zu Gunſten des Schützlings der Frau Gouvernante in Bewegung zu ſetzen. Ja er ließ Mozart hoffen, daß er möglicherweiſe den Titel und die Anſtellung als Kammer-Componiſt erhalten werde, da die beiden Capellmeiſterſtellen ſchon beſetzt ſeien.

Wer war ſeliger als Amadeus! Seine Angelegenheiten ſtanden ja ganz nach Wunſch. Es handelte ſich jetzt nur noch um die Unterſchrift des Churfürſten, der doch ſicher vor Begierde brennen mußte, dieſelbe unter ein Decret zu ſetzen, welches ihm die Acquiſiton des jetzt ſchon ſo berühmten Künſtlers ſichern ſollte.*)

Indeſſen es vergingen wieder mehrere Tage und keine Antwort kam. Da meldete ſich Mozart — auf Cannabich's und Weber's Zurathen — zu einer perſönlichen Audienz bei dem Churfürſten. Aber es war, als ob ihn ſein guter Geiſt verlaſſen: erſt traten einige Gallatage hindernd in den Weg, an denen es dem Intendanten unmöglich wurde, mit Sr. Durchlaucht zu ſprechen. Nach dieſen verzögerte eine Jagd den Abſchluß der Sache; — und dann wieder kam ein Ausflug des Hofes nach Kirchheim-Boland, zu der dort wohnenden Prinzeſſin von Oranien dazwiſchen.

---

*) Oulibicheff I. Theil, Seite 100—101.

Da verlor endlich Mozart die Geduld. Ach! während er ſich die Sohlen ablief, um eine ſeit Monaten erbetene entſcheidende Antwort zu erhalten, hatte der Charlatan Vogler, der zwar ein Nichts gegen Mozart war, dafür aber den Hof und die Weiber an demſelben beſſer kannte, die Gunſt, die ſich Mozart immer mehr zuzuwenden ſchien, zu unterminiren gewußt.

Man hatte Karl Theodor's väterliche Liebe zu beunruhigen geſucht, indem man auf die ungünſtigen Folgen aufmerkſam machte, welche die Veränderung des Lehrers auf die Schüler ſtets hervorzubringen pflege. Weiter ſetzte man mit giftiger Zunge hinzu: „Wer iſt denn dieſer Mozart, dem man den ſeitherigen Lehrer, der ein alter erprobter Diener iſt, opfern will? Ein kleiner Abenteurer, mit zwölf Gulden Gehalt, den der Erzbiſchof von Salzburg aus ſeinem Dienſte gejagt hat, weil er nichts kann, und den er hätte nach Neapel ſchicken ſollen, um in dem Conſervatorium daſelbſt die Muſik zu erlernen.“*)

---

*) Worte des Erzbiſchofs ſelbſt, die Leopold Mozart dem

„Und ein ſolches Subjekt ſollte Kammer-Componiſt an einem churfürſtlichen Hofe werden?! Er ſollte, was er ſelbſt nicht verſteht, Clavierſpielen, die Kinder Sr. Durchlaucht lehren?!"

Dieſe und ähnliche Redensarten, durch Abt Vogler ausgeſtreut und Damen von Einfluß in den Mund gelegt, erreichten vollkommen den Zweck, den man beabſichtigte.

Mozart bemerkte auch in der That bald, daß der Graf Saviola, der früher ſo freundlich geweſen, ihm auszuweichen anfing. Er begab ſich alſo wieder zu demſelben und wieder begegnete ihm, diesmal im Vorzimmer, wie Unheil verkündend Abt Vogler. Der Abt grüßte kaum, Mozart that daſſelbe. Bei dem Intendanten aber drang Wolfgang jetzt kategoriſch auf eine Antwort. Der Graf zuckte die Achſeln. Da aber war es aus mit Mozart's Geduld.

„Was?" — rief er — „noch keine Antwort?"

Saviola ſchob abermals die Schultern in die Höhe, als wolle er mit dem Kopfe wie eine Schildkröte in das Haus ſchlupfen, rieb ſich die Hände ganz verlegen und ſagte:

„Bitte um Vergebung, aber leider Nichts?"

Da ſchoß dem jungen Manne das Blut zu Kopfe:

„Eh bien!" — rief er, ſeinen Hut zerdrückend, in gerechter Indignation — „das hätte mir der Churfürſt auch eher ſagen können. Uebrigens bitte ich Sie, Herr Graf,

---

Pater Martini in einem Briefe mittheilte. Oulibicheff I. Thl., S. 101. Niſſen S. 346.

in meinem Namen dem Churfürſten zu danken, für die zwar ſpäte, doch gnädige Nachricht.“*)

Und ſich leicht verbeugend verließ er in höchſter Aufregung das Haus.

Alſo abermals eine ſchmerzliche Täuſchung! Abermals ein ganz unnöthiges Monate langes Hinhalten; abermals ein vollkommnes Mißkennen ſeiner Fähigkeiten und ganz ungewöhnlichen muſikaliſchen Kenntniſſe und Leiſtungen!

Dort ſtand das ſchöne große Haus in dem Abt Vogler, der churpfälziſche Vice-Capellmeiſter — wie ein kleiner Fürſt eingerichtet und behandelt — wohnte. Er, den Mozart ſo ſchnell in ſeinen Schwächen durchſchaut, der ein Nichts als Componiſt, Clavier- und Orgelſpieler gegen Mozart war, deſſen lächerliche muſikaliſche Charlatanerien Amadeus aus dem Grunde ſeines Herzens verachten mußte .... dort wohnte er, in den glänzendſten Verhältniſſen, geſchätzt bei Hofe, geprieſen von der Welt, angeſtaunt von der geblendeten Menge. Und hier ſtand Mozart auf der Straße, ohne Amt und Anſtellung, weggewieſen wie ein Stümper von drei deutſchen Fürſten, die nicht wußten, daß er ſchon vor ſieben Jahren von der ganzen italieniſchen Nation als bewunderter Liebling auf den Händen getragen worden, — die die Siege vergeſſen, welche dies glänzende Genie ſchon als Kind in Wien, München, Mannheim, Paris, London, in Holland und ganz Deutſchland, als Knabe in Bologna, Rom, Neapel und Mailand gefeiert.

---

*) Mozart's eigene Worte.

Da ſtand endlich Mozart, um alle ſeine ſchönen Hoffnungen getäuſcht; — dem Hohne und dem Spott eines Menſchen, wie Vogler, ausgeſetzt, von dem — wie er jetzt feſt überzeugt war — ſein ganzes Mißgeſchick in Mannheim ausging!

Es bedurfte in der That einiger Zeit, ehe ſich die gerechten Wallungen ſeines Blutes legten. Er fühlte dies und ging daher, trotz Schnee und Eis, nach dem benachbarten Orte Neckarau.

Der Tag war ſchön. Die Sonne leuchtete herrlich am rein-blauen Himmel und gab der weitausgedehnten Schneelandſchaft einen ganz eigenen Reiz. Dabei wehte, von der in gefälligen Linien ſich in der Ferne hinziehenden Bergſtraße her, eine friſche kräftige Luft, die das Blut kühlte und dem Körper Friſche und Elaſticität mittheilte.

Hätte Amadeus nicht das Verhältniß mit Aloyſia gehabt, er wäre ſchon nach der erſten Viertelſtunde von ſeinem Aerger und Mißmuthe geheilt geweſen; . . . . ſtand ihm denn nicht die ganze Welt offen? Sagte ihm denn nicht das Bewußtſein ſeines inneren Werthes, du wirſt ſie einſt doch noch Alle überragen? — Bei der Neigung zu Weber's hübſcher Tochter aber, war ihm ein Weggehen von Mannheim jetzt ebenſo peinlich, als er ſich — Weber's Cannabich's und Wendling's gegenüber — der Abweiſung ſchämte.

Kein Wunder daher, daß weder der ſchöne blaue

Himmel, noch die freundliche Sonne und die reizende Winterlandſchaft die Falten ſeiner jugendlichen Stirne ſo ſchnell glätteten. Mit ungewöhnlichen Ernſt ſchritt er vorwärts und es läutete gerade Mittag, als er in Neckarau einbog. Da nun ſein Magen, wie es ſchien, ſo ziemlich neutral geblieben war, und es zum Mitageſſen in Mannheim zu ſpät geworden wäre, kehrte er im Schwanen ein und verlangte ein Glas Wein und etwas zu eſſen.

Auch ein Genie!

Das Wirthshaus „Zum Schwanen“ in Neckarau war damals nichts mehr und nichts weniger als eine ganz gewöhnliche Dorfkneipe. Es gehörte ſchon Muth dazu, in das Haus zu treten, da daſſelbe jeden Augenblick mit Einſturz drohte. In der Wirthsſtube, die von Rauch und Dampf ſchwarz war, konnte ein großer Mann kaum aufrecht ſtehen; jedenfalls mußte er ſich vor den Durchzugsbalken der Decke bücken. Dabei nahm ein großer viereckter von einer Bank umgebener Kachelofen, in den ein halber Wagen Holz hineinging, einen großen Theil des Zimmers ein, während den anderen rohe Holztiſche und Bänke ausfüllten. Auch litt das Zimmer nicht an übermäßiger Helle; denn obgleich die Einfachheit des damaligen Beſitzers noch nichts von Vorhängen wußte, ſo hatte doch die Zeit durch das Erblinden der kleinen runden Scheiben von ſchlechtem

Glaſe dafür geſorgt, daß hier Niemanden das Sonnenlicht zu grell in die Augen falle. Ja, um etwas auf der Straße ſehen zu wollen, mußte man nothwendigerweiſe die Fenſter zurückſchieben. An irgend eine Verzierung des Zimmers war nicht gedacht, man müßte denn ein paar ſchlechte Holzſchnitte dafür nehmen, die, in altmodiſche Rahmen gefaßt, an den ſchwarzbraunen Holzwänden hingen. Das einzige Möbel aber, außer den Tiſchen und Bänken, war ein Schenktiſch und hinter demſelben eine Art Buffet mit Gläſern und ſonſtigen Wirthſchaftsgeräthen. Hühner ſorgten dabei — als maleriſche Staffage — für Belebung, indem ſie, theils auf dem Boden, theils auf Tiſchen und Bänken, nach Nahrung pickten, während die Katze behaglich unter der Ofenbank ſchlief und ſchnurrte. Solch' patriarchaliſche Einfachheit herrſchte hier, und doch war an Sonn- und Feſttagen der „Schwanen zu Neckarau“ ſchon in jener Zeit das Ziel der Mannheimer auf ihrem Lieblingsſpaziergange. Aber es war auch — trotz dem engen, niederen und düſteren Wirthszimmer — alles gar friſch und gut, was man hier bekam: Butter und Käſe, Kuchen und Braten, Kaffee und Wein. Anſprüche auf Eleganz machte der Bürgersmann in jenen Tagen ja keine: Einfachheit und Gediegenheit waren ſein Motto, und eine ganze Familie verausgabte damals bei einem Sonntagsſpaziergange weniger, als jetzt der Einzelne, der — getrieben von der Unruhe unſeres Jahrhunderts — auf den Flügeln des Dampfes ſeine Feſtfreude in tageweiter Entfernung ſucht und doch — ohnerachtet der herrlichſten

Gärten, koſtbarer Säle und rauſchender Muſiken — gelangweilt und unzufrieden heimkehrt. Heute, als an einem Werktage und zur Mittagsſtunde, war es freilich leer in den kleinen aber gaſtlichen Räumlichkeiten des „Schwanens“; denn außer Mozart und der freundlichen Wirthin ſaß nur noch eine Perſon auf der Bank am Ofen. Aber dieſe eine Perſon, fiel Mozart gleich, als eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, in die Augen! Es war ein ganz junger Mann, mit einem bildſchönen Geſichte und feinen Zügen, prachtvollen blauen Augen und einem reichen blonden, lockigen Haare, wie man es ſelten findet. Auch war das Haar weder gepudert noch in einen ſteifen Haarbeutel zuſammengeflochten, ſondern prangte in natürlichem Wuchſe und voller Urſprünglichkeit auf dem Haupte des Jünglings deſſen ſchlanker Wuchs gar trefflich zu der feinen Geſichtsbildung paßte. Was aber auf den erſten Blick auffallen mußte, war ſeine Kleidung, die trotz der Kälte da draußen gewaltig ſommerlich erſchien. Zwar bedeckten hohe Stiefel die unteren Theile der Beine, aber die Strümpfe erlaubten ſich hie und da aus unverzeihlicher Neugierde etwas hervorzuſchauen. Die kurzen Beinkleider von ſehr abgetragenem hellgelbem Caſchmir, machten jeden ſchon bei dem erſten Anſehen frieren, und auch der dünne — einſt ſehr ſchön geſtickte, jetzt gewaltig fadenſcheinige Rock, mit diverſen defecten Stellen an den Ellenbogen und die verblaßte ſeidene Weſte erhöhten das Gefühl der Behaglichkeit bei dem Anblicke des jungen Menſchen eben nicht. Von der Wäſche konnte man nichts ſehen, da die Weſte bis unter das Kinn zugeknöpft war, die Halsbinde aber, mit einer gewiſſen genialen Leichtigkeit in einen kühnen Knoten geſchürzt, beliebte an ihren Enden in vielen Theilen auseinander zu gehen, d. h. ſie war, wie der gemeine Mann ſagt, an den Enden ſehr zerriſſen und zerfetzt. Ein kleiner, vom Wetter mißhandelter Hut und ſo etwas von einem alten Mantel lagen neben dem jungen Manne auf der Ofenbank. Sonſt ſah man ebenſowenig von Gepäcke zu ſeiner Seite, als etwas von Speiſe und Trank vor ihm auf dem Tiſche. Die Wärme des Ofens ſchien das einzige, an dem er ſich erquickte. Erfroren genug ſah er freilich aus, und doch lag, ohngeachtet der Bläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, ein gewiſſer heiterer Lebensmuth — ja man hätte beinahe ſagen können: ein gewiſſer Spott über ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe in dieſen Zügen.

Der junge Mozart war gewiß nichts weniger als ein Menſchenkenner, aber das ſagte ihm doch gleich nach den erſten Blicken ſein geſunder Menſchenverſtand, daß er hier keinen ſo ganz gewöhnlichen Vagabunden vor ſich habe. Schon der Eindruck den die ganze äußere Erſcheinung machte, war der von etwas Abſtoßendem und Anziehendem zugleich. Man fühlte: daß hier eine, von der gewöhnlichen abweichende Gemüthsſtimmung und darauf gegründete eigene Art zu denken und zu handeln herrſche, wie ſie oft genialen Taugenichtſen eigen iſt. Aber gerade das war es auch, was Mozart, der unter des Vaters Obhut ſo ſtreng erzogen war, peinlich berührte. Dazu kam ſeine eigene verdrießliche Stimmung, die ihn mit ſich und ſeinen Angelegenheiten genug beſchäftigte, und ſo gab er denn wenig auf den jungen Wanderer acht; denn daß der junge Mann von weit herkomme und zwar zu Fuße, bewieſen ſeine beſchmutzten, von geſchmolzenem Schnee noch ganz naſſen Stiefel nur allzuſehr.

Es war daher Wolfgang ſehr angenehm, als die freundliche Wirthin eine Serviette vor ihm ausbreitete und eine Schüſſel mit Braten nebſt einem Glaſe Wein vor ihn hinſetzte. Und .... wie herrlich duftete der Braten in die Naſe des hungrigen Amadeus, der — o glückliche Jugend! — über denſelben den Abt Vogler, Saviola und den Churfürſten ſammt dem fatalen „Nichts“ vergaß. Es ſchmeckte ihm vortrefflich, und eben würzte er einen leckeren Biſſen mit einem kräftigen Schlucke Wein, als ſeine Blicke unwillkürlich auf ſeinen Mitgaſt am Ofen fielen. Aber welch' Geſicht!

Wäre Wolfgang nicht von Natur aus ſo gutmüthig geweſen, er hätte laut auflachen müſſen, ſo tragiſch-komiſch war der Ausdruck deſſelben. Auch hier mochte der Duft des Bratens gar verführeriſch auf einen leeren Magen gewirkt haben; denn der junge Mann ſchien das Aufſchreien deſſelben dadurch unterdrücken zu wollen, daß er beide Hände auf demſelben zuſammenpreßte. Aber er verhinderte dadurch nicht, daß ſeine Naſenflügel ſich unwillkürlich ſchnuppernd hoben, ſeine Augen groß und ſehnſüchtig nach der Schüſſel blicken mußten, die Augenbrauen hohe Bogen machten und ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entſtieg.

Dennoch mußte auch er lächeln, als jetzt ſeine Blicke mit jenen aus Mozarts Augen zuſammentrafen. Er fühlte die traurig-komiſche Figur, die er ſpielte und ſagte:

„Es iſt doch etwas jammervolles um den menſchlichen Leichnam und ſeine Schwächen! Die innere Regſamkeit eines frohen Genius iſt wie ein ſchöner Maientag, der alles Aprilwetter verdrängt und mit Allem ſpielt, mit dem Leben und ſeinen Neckereien, wie mit allen Schwierigkeiten und Gefahren. Aber vierundzwanzig Stunden ohne zu eſſen, machen gleich wieder aus dem ſchönſten Maientag einen Decembermorgen.“

Mozart ſchaute erſtaunt auf; das war nicht die Sprache eines Vagabunden, und dann: wie lange hatte der arme Menſch gehungert?

„Ich will nicht hoffen!“ — ſagte er raſch — „daß Sie wirklich vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen haben?“

„Auch ich hatte es nicht gehofft, daß es ſo kommen würde,“ — entgegnete der Andere — „aber ein altes Luſtſpiel ſagt: „Der Hoffnung traun und einem Liebesſchwur, das kann im Traum ein Träumer nur!“

Aber jetzt wußte Amadeus auch zweierlei: einmal mit wem er es zu thun, und dann, was er zu thun habe.

Er forderte noch eine Portion Braten und noch ein Glas Wein und lud dann den jungen Mann ein, mit ihm zu ſpeiſen. Aber wer beſchreibt nun die Verklärung, die bei dieſer Einladung über das hungrige Geſicht des jungen Mannes lief! Es war das plötzliche Auffinden einer Oaſe mitten in einer Wüſte, nach Wochen langer Entbehrung — ein grünes Plätzchen zwiſchen Gletſchern! eine Geldküſte nach tauſend Stürmen auf hoffnungsloſem Wrak! Ziereien und Complimente kamen daher nicht vor — aber ein freudiger und dankbarer Blick traf Wolfgang, als ſich ſein vagabundiſcher Gaſt mit vielem natürlichen Anſtande erhob und neben ihm niederſetzte.

Jetzt aber folgte eine ſtumme und doch äußerſt beredte Scene. Es war die Conſumation des Bratens und Weines. Ein ſtrahlenderes und glücklicheres Geſicht, als das, des hier Speiſenden, hatte Mozart noch nicht geſehen. Der Glückliche ſprach kein Wort, aber ſein Mienenſpiel war während des Kauens und Schluckens ſo beredt, daß Engel in ſeiner „Mimik“ ein ganzes Kapitel darüber hätte ſchreiben können. Eine Ode an den freundlichen Geber und eine Hymne an den Genuß ſprachen ſich in dem Spiele der Geſichtsmuskeln und dem wechſelnden Ausdrucke der Augen aus, ſo daß Wolfgang überzeugt war, einen vortrefflichen Schauſpieler vor ſich zu haben.

Endlich war die Schlacht geſchlagen und der Jüngling ſetzte das geleerte Glas zu dem leeren Teller mit dem Ausrufe:

„So hat es mir in meinem Leben noch nicht geſchmeckt!“

Selbſt die Wirthin mußte hier lachen, und zum Beweiſe, daß auch ſie ein Herz im Buſen trage, ſchenkte ſie jetzt freiwillig dem hübſchen jungen Gaſte ein zweites Glas ein. Er kneifte ſie dafür in die Wangen und ſagte, mit ſeinen ſtrahlenden blauen Augen ſie anblitzend:

„Es gibt doch noch immer gute Seelen, und ich habe recht, wenn ich behaupte: man muß von dem Leben das Leben ertragen lernen.“

Ein tüchtiger Zug auf das Wohl der freigebigen Wirthin bekräftigte dieſen Ausſpruch; Wolfgang aber, der nun doch auch gern wiſſen wollte, mit wem er es zu thun habe, ſagte lächelnd:

„Ihr ſcheint mir ein ganz abſonderlicher Philoſophe zu ſein.“

Der Angeredete ſchüttelte mit jovialer Miene den Kopf, dann rief er:

„Kennt Ihr den Wallfiſch des Asmus, Herr?“

„Nein!“ — ſagte Amadeus.

„Nun ſeht! wie dieſer bald durch die Tiefe des Meeres fährt, daß den Waſſergeſchöpfen kaltes Fieber ankommt, bald heraufſtößt in die Höhe und mit Dreimaſtern ſpielt; wie ihm das Alltagpack der Gewäſſer ein Gerippe iſt, das der Wind hin und her treibt, eine Witterung für die ſchwarzen und weißen Bären, die — über Eisſchollen kommend — hungrig daran nagen, ... ſo bin ich ein Junge, nicht gerade ein gelungener, aber ein fideler, ... und ..... und ſo ſind mir die Menſchen Witterung und Futter der Alltäglichkeit!“

„Aber!“ — ſagte jetzt Mozart heiter — „eines ſcheint Euch doch an Eurer Fiſchnatur zu fehlen, die Floſſen, ſonſt würdet ihr euch mehr über Waſſer halten.“

„Allerdings!“ — verſetzte jener mit einem humoriſtiſchen Blick auf ſeinen abgeſchabten und zerriſſenen Rock und ſein altes kahles Hütchen — „ich und meine Freunde da, wir haben Haare laſſen müſſen. Aber mein Herr, das iſt in der ganzen Welt ſo — das iſt Naturgeſetz! Die Lerche ſchwebt ſingend zwiſchen Himmel und Erde .... aber .... ſie muß doch wieder herunter, und da fängt ſie in neblichen Tagen das Unglück in ſeinem Netze!"

„Und wollt ihr mir nicht etwas von eurem Geſchicke mittheilen?" — frug Wolfgang weiter.

„Sehr gerne!" — ſagte der junge Mann. — „Der Hauptfehler des Menſchen iſt, daß er ſo viele kleine Fehler hat. Dieſe kleinen Fehler aber lernen wir nie beſſer kennen, als wenn wir unſer Leben im Spiegel der Erinnerung betrachten. Da liegt Selbſterkenntniß! Sie ſehen alſo, mein freundlicher Herr, daß Sie recht haben, und ich gewiſſermaßen Philoſophe bin."

„Dann werden Sie auch der Wahrheit beipflichten ohne Selbſterkenntniß keine Beſſerung!" — meinte Mozart.

„Beſſerung?" — rief jener achſelzuckend. — „Mein Verehrter, ich gebe mich immer in meiner wahren Geſtalt, und da muß ich denn gleich vornherein geſtehen: auf Beſſerung halt' ich verflucht wenig. Thut was Ihr wollt, der alte Adam kommt doch immer wieder! .... und wie ſagt der große Shakspeare?

„Was ihr da ſprecht, ich glaub es, denkt ihr jetzt;
„Nur bricht man oft, was man ſich vorgeſetzt.
„Vorſatz iſt an Erinnerung gebunden,
„Kommt ſtark zur Welt, wird ſchwächer mit den Stunden!"

Und ſo mag es denn auch gekommen ſein, daß aus meinem Vorſatze: Philoſophe zu werden — wenn auch nur in der Weiſe eines Diogenes — nichts ward; wogegen ich mich, da am Ende die ganze Welt doch nur eine Bühne iſt, dem Schauſpielfach widmete.“

„Alſo Schauſpieler ſind Sie? und Ihr Name?“

„Lange.“

„Und wo engagirt, wenn ich fragen darf?“

„Im Augenblick nur bei unſerem Herrgott, und zwar als ſehr ſchmaler Koſtgänger, wie Sie ſehen.“

„Aber von was leben Sie?“

„Ich mache es wie die Nachtigall: ſie unterbricht ihre ſchmelzenden Töne, wenn ſie Hunger hat und ſucht Würmer. Ein ſolches Würmchen, was ich ſuche, iſt die Ausſicht auf ein neues Engagement und wenn es auch vor der Hand das unbedeutendſte wäre!“

„Aber ſo, wie Sie ſind . . . . .“

„Kann ich nicht in die Stadt, das weiß ich!“ — rief Lange lachend, indem er aufſprang und ſich in ſeiner ganzen ſo komiſchen als jämmerlichen Erſcheinung Mozart zeigte.

„Aber was thun?“

„Ja!“ — ſagte die freundliche Wirthin jetzt, die mit großer Theilnahme dem Geſpräche bis dahin zugehört — „wenn man nur bis morgen für einen anſtändigen Anzug ſorgen könnte. Ueber die Nacht könnte ich den Herrn ſchon unentgeldlich beherbergen, da mein Mann über Land gegangen und ſeine Kammer alſo frei iſt.“

„Göttliche!“ — rief Lange und ein Feuerblick flog nach der Sprecherin: — „Ich rufe mit Romeo's Julia:

„Mein Danken und mein Lieben iſt an gränzenloſer Tiefe dem Meere gleich; ich habe deſto mehr, je mehr ich gebe; Beides iſt unendlich!“

Mozart hatte, in Gedanken verloren, den letzten Theil des Geſpräches überhört. Vernunft und gutes Herz waren in ſeinem Inneren in ein kleines Scharmützel gerathen, aus dem indeſſen das Letztere ſiegreich hervorging.

„Ich will Ihnen morgen“ — ſagte er daher jetzt zu Lange — „einen Anzug von den drei Anzügen, die ich beſitze, herausbringen. Verſuchen ſie dann in Mannheim ihr Heil!“

Lange war äußerſt erfreut und nahm natürlich dies Anerbieten mit offenen Armen auf, obgleich er weder große Complimente dabei machte, noch etwas von Zurückgabe des Anzuges ſprach, da es ſein Grundſatz war: nichts zu verſprechen, was man nicht halten könne; nur bat er ſeinen freigebigen neuen Freund, nicht zu vergeſſen, auch ein feines Hemde beizulegen, denn er liebe namentlich feine Wäſche, und die ſei auch das Empfehlendſte bei Beſuchen. Mozart verſprach es gutmüthig; der arme Menſch war ja gar zu ſehr abgebrannt und er hatte dann immer noch fünf andere. Daran dachte er übrigens nur im Fluge. Lange's heiteres und dabei wirklich geniales Weſen gefiel ihm zu ſehr, als daß er an etwas anderes hätte denken können. Er ließ daher abermals die Gläſer füllen und ſagte im glücklichen Vergeſſen des eigenen Mißgeſchickes:

„Aber jetzt, mein Herr, auch die verſprochene Erzählung über die Art und Weiſe, wie Sie hieherkamen!“

„Gut denn!“ – rief jener. Die Wirthin ſetzte ſich näher und Lange begann:

„Ich war von jeher ein ſonderbarer Kautz, der ſich nicht von der Meinung Anderer oder von der Gewohnheit einſchränken ließ, ſondern alles ſagte und that, was ihm in den Sinn kam. Andere Menſchen verſchließen ihre wahre Denkungsart und ihr innerſtes Weſen in ſich, oder richten ſich nach klug berechneten Abſichten ein, oder fügen ſich den Geſinnungen und Launen Anderer. Das konnte ich von jeher nicht; es iſt eben meiner Natur zuwider, die ungebundene Freiheit verlangt. Im Gegentheile: bei mir treibt ſo zu ſagen, die Seele jeden Keim von Gedanken gleich ſo weit heraus, daß er nicht nur geſagt werden, ſondern auch als That ins Leben treten muß. Bei Leuten von gemeiner Seele führt ein ſolcher Charakter — das begreife ich wohl — zu alltäglichem, niederem, abgeſchmacktem und unerträglichem Zeug, für ſie iſt Politeſſe und Zwang der Gewohnheit ſo nothwendig, wie Kleider für häßliche Körper; wem aber Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, da darf man ſich ſchon ſeinen Eingebungen überlaſſen und gewöhnlich ſind ſolche Menſchen beſſer, als ſo gar manche, die die Maske des Anſtandes tragen.“

„Völlig einverſtanden!“ — ſagte Mozart. — „Ich fühle die Wahrheit dieſes Ausſpruches in mir ſelbſt.“

„Nur ſcheint doch bei Ihnen ein ſolideres Weſen den Extremen vorgebeugt zu haben!“ — meinte Lange. — „Ich habe leider durch meine Erziehung nie etwas von ſogenannten guten Grundſätzen erfahren, und ſo bin ich bei dem beſten Herzen von der Welt — denn wahrhaftig, ich habe ein gutes Herz! — zu einem gränzenloſen Leichtfuße geworden, der bis jetzt mit dem Motto: „Man muß nicht ſich den Sachen, ſondern die Sachen ſich unterwerfen!“ leicht wie eine Feder durch das Leben flog. Daß mir unter ſolchen Umſtänden der Schauſpielerſtand am meiſten zuſagte, iſt natürlich. Von Außen und Innen dazu begabt, gefiel ich auch; und als vor einigen Monaten der Winter heranrückte, hatte ich ſchon im Voraus den Contract für ein Engagement in Ulm in der Taſche, wo eine gewiſſe Madame Garve die Direction des Theaters übernommen. Aber .... weiß der Teufel! mit Geld verſtand ich nie umzugehen und noch weniger mich einzutheilen oder einzuſchränken. In Heidelberg fand ich Jugendfreunde; da gab es denn — im Vertrauen auf den Contract in der Taſche und das Aufgeld, was ich erhalten, ein Götterleben. Die Tage, die ich hier bleiben wollte, wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten .... und mein Geld .....“ — Lange blies hier mit unübertrefflicher Komik über die flache Hand — .... „zu Null und Nichts!“ ....

„Aber was that das? .... Mildorus ſagt in „Carthagos Fall:

„Geld iſt ein Nichts, und eines Kröſus Schatz ein Hauch,
„Wenn zwanzig Jahr', vereint mit kühnem Geiſt,
„Die Thore einer Welt vor deinen Augen öffnen!“

„Ich hatte aber die Welt nicht zu durchreiſen, ſondern nur die alte ehrwürdige Reichsſtadt Ulm aufzuſuchen, dort war ich, laut meines Contractes, Kröſus! Ich that's, und bis nach Heilbronn ging's auch vortrefflich. Aber hier war es eben wieder ſo ſchön, und als ich endlich abermals an's Weiterreiſen dachte, da fanden ſich — o Schrecken der Schrecken — noch ein Gulden und einige Pfennige vor."

„Was war zu thun? — Man muß nicht ſich den Sachen, ſondern die Sachen ſich unterwerfen! dachte ich. Ein junger Kerl, wie du, kann auch marſchiren, und Ulm lag ja nicht aus der Welt. Es wäre am Ende auch ganz vortrefflich gegangen, hätte ich nur nicht zwei Gefährten gehabt."

„Und die waren?" — frug die Wirthin hier neugierig, ihre Blicke mit Vergnügen auf der ſchönen Geſtalt und den ſchönen Zügen des Jünglings ruhen laſſend.

„Hunger und Durſt!" — rief Lange lachend, und ein friſcher Zug aus dem vollen Weinglaſe bewährte, daß er dieſe Bekanntſchaft noch nicht aufgegeben. „Mit einem Wort, in Geislingen waren noch achtzehn Pfennige der Reſt meines Vermögens, und die gingen als Trinkgeld auch zum Teufel, als mich ein gutmüthiger Schwabe, der mit ſeinem Viehwäglein leer nach Ulm zurückfuhr, aus gutem Herzen auflud und mitnahm. Da lag ich nun, ein Sohn der hehren Kunſt, wo ſonſt das Kälblein blökend ausgeſtreckt: ein elend Nichts, vom Hunger wehgekrümmt und von dem Durſt" .... und Lange ſchlug hier mit lauter, wohltönender Stimme an und ſang mit ſo ſeligem Ausdruck, daß die beiden Andern laut lachen mußten:

„Sein Glück für einen Apfel geben.
„O Adam! — — Wie? wenn Saft der Reben
„Die Probefrucht geweſen wär? — —
„Das Paradies wär' auch nicht mehr."

Es war wirklich ein ſo liebenswürdiger Leichtſinn, der aus dem jungen Manne ſprach, daß Wolfgang längſt jede Zurückhaltung abgeſchüttelt und den neuen Bekannten in der That lieb gewonnen hatte. Er reichte ihm daher jetzt auch die Hand, ſchüttelte ſie treuherzig und rief:

„Sie ſind ein Götterjunge!"

„Weiß nicht!" — entgegnete Lange — „damals wenigſtens empfand ich nichts von Göttlichkeit in mir; philoſophirte aber deſto mehr über die Schwächen der menſchlichen Natur. Endlich, endlich! kamen wir, bei einbrechender Nacht in Ulm an, und da mein Schwäblein im Pflug einkehrte, that ich es auch."

„Aber" — rief jetzt Lange, die rechte Hand wie ein Fürſt zwiſchen den Knöpfen ſeiner abgetragenen ſeidenen Weſte in die Bruſt ſteckend, mit der Miene und Würde eines Königs: — „Ulmer Pflaſter unter den Füßen und ich war wieder Kröſus! — In der Taſche ſtack ja mein Contract und Madame Garve konnte Vorſchuß nicht verweigern. Im Pflug war es denn auch nicht übel, obgleich es ein Wirthshaus untergeordneten Ranges. Die Wirthin mit ſechs Töchtern, von denen immer eine netter wie die andere war, empfingen mich ganz artig; denn ein ſchmuckes Kerlchen bin ich eben doch — und damals ſah ich auch im Aeußeren flott aus, obgleich ich nichts mein nannte, als was ich auf dem Leibe trug. Geſtehe ichs aber: jenen Abend hatte ich nicht einmal für die Schönheit der ſechs Wirthstöchter Sinn. Wenn man ſo weit gegangen iſt, wie ich in jenen Tagen und von Heilbronn bis Ulm von einem Gulden ſechs Pfennigen gelebt hat, ſo kennt man nur noch drei Sterne am Himmel des Lebens: eſſen, trinken und ſchlafen. Ich ließ mir alſo flott auftragen — verſteht ſich alles im Bewußtſein des Contractes in der Taſche — und da ich immer nobel war, ſo regalirte ich auch mein Schwäblein, das mich ſo edel auf ſeinem Viehwäglein in den Hafen meines Glückes ſpedirt. Erkundigungen einzuziehen war ich zu müde und mein linkes Bein ſchlief ſchon, als mein rechtes noch vor dem Bette ſtand."

Lange hielt hier einen Augenblick inne; aber ſeine Geſichtsmuskeln ſpielten fort, wie die Muſik in einem Zwiſchenacte. Man ſah in ſeinen Zügen Abſpannung, Ruhe .... dann aber ein plötzliches Aufblitzen — gleichſam die Vorbereitung zu einem großen Schlage: die Augen öffneten ſich mit einem tragiſch-komiſchen Ausdrucke weit, die Stirnhaut mit dem ſchönen blonden Haare hob ſich, während die Lippen, dicht aufeinander gepreßt, gleichſam die Rede noch zurückhielten. Das alles war indeſſen nicht gemacht, ſondern ganz unbewußter Gedankenausdruck und das Spiel eines Momentes.

Aber auch dieſer Moment war der Ungeduld und Neugierde der Wirthin zu lange; ſie rief alſo ein anſpornendes: „Nun?!" und Lange fuhr fort:

„Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ich den anderen Tag erwachte! Natürlich war mein erſter Gedanke: Victoria! du biſt in Ulm .... in Ulm, wo man bald deinen Talenten Lorbeern ſtreut, ... in Ulm, wo die Madame Garve mit Sehnſucht auf dich wartet .... in Ulm, wo die gute Garve dir noch heute Morgen einen Vorſchuß zahlt! Ich würde in dieſen wonnigen Gefühlen und roſigen Träumen noch länger im Bette geblieben ſein, wenn nicht die Sehnſucht nach einem tüchtigen Frühſtücke — ich war niemals Idealiſt — überwogen hätte. Raſch alſo heraus, ... ſich vor dem Spiegel ſo ſchön und liebenswürdig gemacht, als möglich .... und dann hinab. Da ſaß die alte Henne vom „Pflug“ mit ihren ſechs Küchlein beim Frühſtück. Ich mußte geſtern ſchon gefallen haben, denn ich wurde ſogleich eingeladen mitzufrühſtücken, was ich natürlich nicht ausſchlug. Daß ich dabei den Galanten machte, verſteht ſich von ſelbſt. Aber alles Irdiſche vergeht, auch Rom und Karthago ſanken .... und ſo kam gar raſch auch die Zeit der völligen Vernichtung alles deſſen, was zum Frühſtücke aufgetragen war. Nun wollte aber auch die gute Alte gern ihre Neugierde befriedigt haben und frug daher: wer ich denn ſei und was ich in Ulm zu thun gedenke. Jetzt war ich auf dem rechten Pflaſter, es galt meiner Ehre als Künſtler .... und Ehre .... was ſagt der große Britte:

„Ein zehnfach wohl verſchloß'nes Kleinod heißt
In einer treuen Bruſt ein kühner Geiſt.
Ehr' iſt mein Leben, Beid in Eins verweben;
Nimm Ehre mir .... mein Leben iſt zerſtieben.

Laß ſie mich drum bewähren mit dem Schwerte,
In der ich leb', für die ich ſterben werde!“

„Ich warf mich alſo in die Bruſt und ſagte: Madame, ich bin Schauſpieler und zwar Mitglied der Geſellſchaft der Madame Garve hier. Bei dieſen Worten ſahen ſich Mutter und Töchter an, und in ihren ſanften Blicken lag die ſtille Frage: fehlt's oben, oder iſt's Schwindel? — Ich verſtand das freilich damals nicht und hielt es nur für ein ſtummes Anſtaunen meiner Größe, wunderte mich aber ſehr, als die Wirthin fragend wiederholte:

„Bei welcher Geſellſchaft?“

„Nun,“ — ſagte ich zum zweitenmale: — „Bei der Geſellſchaft der Madame Garve.“

„Garve? Kennt ihr eine Frau Garve hier?“ — frug nun die Mutter die Töchter und ſechs edle Häupter antworteten mit Kopfſchütteln, Das verletzte mein Künſtler-Bewußtſein.“

„Sie ſcheinen mit den hieſigen Theaterverhältniſſen wenig bekannt!“ — ſagte ich daher.

„Ja, da iſt auch wenig bekannt zu ſein!“ — rief die Alte — „denn das alte Rattenloch von Theater ſteht ja ſeit Jahren ungebraucht da!“

Ich verbiß, des Frühſtücks wegen, das „Rattenloch“ und ſagte nur mit noch ſtolzerem Tone:

„Aber dieſen Winter wird dafür das „Rattenloch“ zu Thaliens Tempel werden. Madame Garve ....“

„Kommt nicht!“ — ſagte in dieſem Momente die tieſe Stimme eines ältlichen Mannes, der unter der Zeit unbemerkt eingetreten war.

„Kommt nicht?!?“ — wiederholte ich mit erſtarrenden Lippen — „und warum nicht?“

„Weil ſie abgeſchrieben hat. Sie iſt auch bereits nach Inſpruck und Tyrol abgereiſt.“

„Wenn die Poſaunen des jüngſten Gerichtes über mir zuſammengeſchmettert hätten, ihr Ton würde mich nicht ſo furchtbar berührt haben, als dieſe Nachricht.“

„Die Garve kommt nicht!“ — rief es in mir .... „und dein Contract! .... und der Vorſchuß: .... und keinen Kreuzer Geld mehr! .... und geſtern Abend hier im „Pflug“ ſchon Pump von einer doppelten Portion Spätzel, zwei Portionen Rinderbraten, zwei Kannen Bier und Nachtquartier! .... und die Garve kommt nicht?! — — — — und du, eben noch Kröſus, was biſt du jetzt?“ ....

Lange hielt inne. Entſetzen ſtand in ſeinen Zügen, als ob dieſer fürchterliche Schlag ihn eben getroffen. Sein Antlitz glich dem Gorgonenhaupte, und ſelbſt ſeinen beiden Zuhörer ſchlug das Herz ängſtlich, als wären ſie in der erwähnten verwünſchten Lage.

„Ich konnte das Ding nicht glauben!“ — fuhr Lange nach einer kleinen Pauſe fort. Sprach dies auch lächelnd aus und ſagte, ich wolle mich erkundigen. Eine der Töchter, deren Herz am mitleidigſten und deren Verſtand am ſchärfſten — denn ſie erkannte gleich meine Lage — nannte mir nun die Wohnung verſchiedener Leute, die die Sache genau wiſſen mußten: eines alten kranken Souffleurs von früheren Jahren, eines lahmen Muſikers des Theaters, respective „Rattenloch-Verwalters“ u. ſ. w. Ich ging .... nein ich lief. Bei dem Souffleur, der, als ich kam, gerade im Sterben lag, gab's nichts mehr zu ſoufffliren und zu berichten. Der lahme Muſiker beſtätigte. Nun — dachte ich — das wird ſchön! — alſo nach dem „Rattenloch“ ſelbſt. Der Herr Verwalter beſtätigte. Noch ſchöner. .... Die Polizei beſtätigte abermals..... Am ſchönſten!“

„Was nun machen!? — Es war Mittag .... nach Hauſe gehen? .... nicht um die Welt; ich ſpürte auch zum erſtenmale in meinem Leben keinen Hunger. Aber wie nach einer durchtanzten Nacht die Muſik, ſo gingen mir unaufhörlich — einem Mühlrade gleich — die Gedanken durch den Kopf: **„Die Larve kommt nicht! .... und dein Contract! .... und der erwartete Vorſchuß! .... und auf Pump ſchon eine doppelte Portion Spätzel, zwei Portionen Rinderbraten, zwei Kannen Bier und ein Nachtquartier! .... und was nun? .... und was morgen und die nächſte Zeit?!“**

Lange hatte im Eifer Mozart's Arm gefaßt und drückte ihn krampfhaft; Mozart aber — in ſeiner Herzensgüte ganz vergeſſend, daß es ſich von vergangenen Zeiten handle — wollte eben ſagen:

„Kommen Sie zu mir!“ Als er ſich noch zur rechten Zeit beſann und ſeine Verlegenheit mit einem Schlucke

Wein hinunterſpülte. Die Wirthin aber, dem Erzähler näher rückend, rief ungeduldig:

„Nun? und weiter?“

„Ja!“ — ſagte Lange jetzt wieder lachend — „weiter? Das wußte ich eben nicht, wie's weiter gehen ſollte. Ich lief daher wenigſtens zwanzigmal um die Stadt herum, um einen guten Gedanken zu erwiſchen .. aber mein Kopf war leer wie mein Beutel! Endlich mußte ich aber doch nach Hauſe. Ich faßte Muth, rief: Man muß nicht ſich den Sachen, ſondern die Sachen ſich unterwerfen! und faßte den einzigen vernünftigen Entſchluß, der zu faſſen war: meiner guten Wirthin und deren Töchtern die reine Wahrheit zu ſagen!“

„Dieſe aber hatten bereits alles errathen und fürchteten ſchon, ich hätte Bekanntſchaft mit der Donau gemacht. Denn als ich mich dem „Pflug“ näherte, ſtand ein Mädchen nach rechts und eines nach links auf der Straße als Wache ausgeſtellt, und als die rechte mich ſah, erfüllte der Freudenruf: „Er kommt!“ das ganze Haus. Jetzt ging's an ein Fragen und Vorwerfen, warum ich nicht doch zum Tiſche gekommen ſei, bis ich mit meiner Beichte herausrückte. Da war denn freilich guter Rath theuer, bis ich auf den guten Gedanken kam: ich wolle, wenn man mich einige Wochen auf mein ehrliches Geſicht hin auf Pump behalte, jede Woche eine Abendunterhalung geben. Richtig:

„Ich bin der Meiſter!“ ſpricht das Schickſal, — „aber ich nicht dein Sklave!“ ſpricht der Menſch, und dem

Schickſal war der Stachel abgebrochen, man acceptirte mich auf mein ehrliches Geſicht hin.“

„Und die Abendunterhaltungen?“ — rief Mozart erſtaunt — „brachten Sie die allein fertig?“

„Wollen iſt zwar noch nicht vollbringen!“ — entgegnete Lange, jetzt wieder im vollſten Humor, — „aber: in magnis voluisse sat est!“ — ſagte immer mein alter Schulmeiſter, was — ſo viel ich weiß — heißt: Bei großen Unternehmungen genügt auch ſchon der Wille! Ich lieh' mir eine Guitarre, ſang, declamirte, führte Scenen aus dem Gedächtniſſe aus, improviſirte kleine Luſtſpiele, in welchen ich ſelbſt zwei oder drei Rollen ſpielte und ſiehe da .... es ging einige Monate vortrefflich, bis die guten Ulmer das Ding müde und mein Geld wieder alle ward. Als aber nun gar die „Gutmüthige“ von den ſechs „Pflug-Töchtern“ anfing, mich platoniſch zu lieben und in kleinen Briefchen von Liebe und .... von Heirath ſprach, — die zweite mich mit ſüßem „Ach!“ und „Oh!“ beſtürmte und die jüngſte mit mir durchgehen wollte, da war meines Bleibens nicht mehr! da erblickſt du

„Geduld, du junger, roſenwangiger Cherub,
„Und blickteſt gräßlich wie die Hölle!“

Mein edles „Ich!“ empörte ſich:

„Sollt ich Verrath in jene Wohnung tragen,
„Die mir ſo freundlich ihren Schooß erſchloß?
„Wo ich des Guten, ach! ſo viel genoß;
„Sollt ich die Güte denn mit Undank ſchlagen?“

Nein! — dachte ich — — bezahlte mit meinem letzten Heller meine Zeche .... mit einigen Dutzend Küſſen all' die Liebe .... und ſchied von Ulm, wie ich gekommen war .... all' meiner Hab', all' meines Geldes baar!"

Lange hatte in humoriſtiſchem Pathos geſchloſſen und leerte jetzt mit einem Zuge ſein Glas. Dann rief er luſtig:

„Das iſt die Geſchichte, die mich hier hergebracht und mir das Vergnügen verſchafft hat, auf's neue eine liebenswürdige Wirthin und einen uneigennützigen Freund kennen zu lernen."

„Nun," — ſagte Mozart, der jetzt erſt bemerkte, daß es ſchon ſpät geworden ſei, mit heiterer Miene. —. „Sie ſind zwar, wie mir dünkt, ein ſehr lockerer Zeiſig, mein lieber Lange, aber doch ein netter, genialer Kerl. Ich bringe Ihnen morgen den verſprochenen Anzug." ....

„Und das Hemde!" — fiel Lange ein.

„Und das Hemde!" — beſtätigte Wolfgang lachend — „und dann will ich Sie mitnehmen und dem Intendanten vorſtellen. Hoffentlich findet ſich etwas für Sie, und dann denke ich, werden Sie auch etwas ſolider!"

„Glaub's kaum!" — entgegnete Lange mit komiſcher Gutmüthigkeit: dann rief er im Pathos, wie Horatius in ſeinen fünf bekannten Verſen:

„Der Jüngling ohne Bart, von ſeinem Hüter endlich
„Befreit, hat Luſt zu Pferden und zu Hunden;
„Er liebt im ſonnenreichen Circus ſich herum
„Zu tummeln, nimmt wie Wachs des Böſen Eindruck an,

„Weiſt guten Rath und Warnung trotzig ab,
„Denkt immer an das Nützliche zuletzt,
„Verſtreut ſein Gold wie Sand, iſt ſtolz und raſch
„In ſeinen Leidenſchaften: aber läßt,
„Was er mit Hitze kaum geliebt, gleich ſchnell
„Für etwas Neues, das ihn anlockt, fahren.

...... Indeſſen,“ — fügte er hinzu — „man kann's ja mit der Solidität einmal probiren!“

Mozart lachte, bezahlte jetzt und ging.

„Ein netter Mann!“ — ſagte **Lange**, ihm nachſehend — „und eine edle Natur! ... Aber da hab' ich nun wieder in meinem Leichtſinn vergeſſen zu fragen: wer er iſt und wie er heißt! Doch — was liegt an Namen und Stand ..... er iſt ein guter Menſch, und das iſt genug!“ und er ſang der Wirthin, die ſich auf die Ofenbank geſetzt, manch' Schelmenliedchen, bis dieſe das Licht nahm und ihm die Kammer ihres Mannes zeigte.

Mißtöne.

Mozart hatte den kommenden Tag eigenhändig, in einem kleinen Bündel zuſammengepackt, ſeinen zweitbeſten Anzug, benebſt einem ſeiner feinen Hemden, Herrn Lange nach Neckarau in den „Schwanen“ gebracht. Auch einen beſſeren Hut hatte er unaufgefordert beigelegt und freute ſich nun herzlich, als ſein neuer Bekannter ſo ausſtaffirt aus des Schwanenwirthes Kammer trat. Der bildſchöne junge Mann ſah in der That ſehr ſtattlich aus, und jetzt erſt zeigte ſich, wie fein und anmuthig er ſich zu bewegen wußte.

Die Wirthin verſchlang ordentlich mit triumphirenden Blicken die ſchöne Geſtalt, und es war ausgemachte Sache, daß Lange jetzt allen unbewachten Frauenherzen ſehr gefährlich werden konnte. Mozart aber freute ſich über ſein Werk wie ein Kind. Die edle, gute Seele war ja ſo uneigennützig, daß ſie bei dem Anblick des fremden Mißgeſchickes gar nicht an die eigenen ſchwierigen Lebensverhältniſſe dachte!

Ach! hätte ſeine Mutter gewußt, was er hier im Uebermaß der Güte gethan, ſie wäre verzweifelt, und zwar um ſo mehr, als ſie der kluge Vater ja gerade dem Sohne mitgegeben, weil er deſſen übertriebene Herzensgüte und Freigebigkeit neben ſeiner völligen Nichtachtung alles Geldes und Geldeswerthes kannte. Aber die gute Frau erfuhr die Sache erſt, als ſie nicht mehr zu ändern war, und nachdem ſie Anzug und Hemd ſtundenlang geſucht und ſich bis zur Nachhauſekunft Wolfgangs über den Diebſtahl die Augen roth geweint hatte. Was half es nun, daß ſie die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, Amadeus küßte ſie ſo lange und war ſo zärtlich, ſprach auch ſo ſchön von wiedergeben, daß die gute Mutter endlich ſchweigen mußte; aber ſie ging doch noch den ganzen Tag herum und ſchüttelte den Kopf.

Freund Lange war unterdeſſen kreuzfidel. Von Mozart dem Intendanten vorgeſtellt, hatte er demſelben durch ſein gewinnendes Aeußere ſogleich gefallen, und der Mann, der geſtern das erſte muſikaliſche Genie ſeiner Zeit mit Achſelzucken abgewieſen, engagirte heute ohne alles Weitere und nur auf eine kleine Probe hin, den ihm ſonſt ganz unbekannten Lange.

Ein anderer Menſch wie Mozart würde ſich ſowohl durch dies Benehmen des Grafen Saviola, als auch durch dieſe Ironie des Schickſals aufs Tiefſte gekränkt und verletzt gefühlt haben. Amadeus nicht! .... ſeine Freude an Lange's Anſtellung war von kindlicher Unbefangenheit, und als ihn dieſer nun auf ſein neues Engagement hin — auch noch um ein kleines Anleihen in Geld bat, ſo gab er ihm auch dies noch.

Aber wie ſtand es denn nun mit ſeinen eigenen Angelegenheiten? Er hatte ſie über den neuen Bekannten ganz vergeſſen! .... vergeſſen, und doch galt es nun vor allen Dingen hier Rath zu ſchaffen. Aber da war freilich guter Rath theuer!

Von dem Churfürſten abgewieſen, lag allerdings die Weiterreiſe nach Paris am nächſten. Mozart hätte ſich darüber auch — trotz der ungünſtigen Jahreszeit — gar nicht beſonnen, wenn .... ja wenn ihn ſein Herz nicht an Mannheim gekettet hätte! Aber der Gedanke, ſich jetzt ſchon wieder von Aloyſia und der Familie Weber, die er ſo lieb gewonnen hatte, trennen zu müſſen, war ihm unerträglich.

Wolfgang machte es alſo, wie wir Menſchen es immer machen, wenn wir etwas thun ſollen, und es doch nicht thun wollen! Er ſah ſich nach allen nur möglichen Entſchuldigungsgründen um, warum er Mannheim jetzt noch nicht verlaſſen könne, und deren fanden ſich genug, da das Benehmen des Hofes alle ſeine dortigen Bekannten empört hatte und machte, daß dieſe ſich nur enger an ihn anſchloſſen. Cannabich verſprach ihm Schüler; bei Hof-Kammerrath Serarius, einem anderen Freunde und Verehrer, ſollte er und ſeine Mutter für die Zukunft freie

Wohnung, bei Wendling's freien Tiſch haben. Ein reicher Holländer endlich der ein großer Muſikfreund war, bot ihm zweihundert Gulden für drei kurze und leichte Clavier-Concerte und zwei Compoſitionen für die Flöte. Auch ſuchte man ihn zu veranlaſſen, einige Duette für Clavier und Flöte zu ſchreiben, die auf Subſcription herausgegeben werden ſollten. Das gab nun freilich Arbeit für wenigſtens zwei Monate, und da die Anerbietungen ihm annehmbar zu ſein ſchienen, (und ſein Herz nicht von Mannheim laſſen mochte) ſo entſchloß er ſich zu bleiben. *)

In der That geſtaltete ſich die nächſte Zeit auch recht angenehm. Die Prinzeſſin von Weilburg-Oranien, die damals in Kirchheim-Boland wohnte und deren Vorliebe für Muſik und dramatiſche Kunſt allgemein bekannt war, lud Mozart zu ſich ein. Er brachte, in Geſellſchaft Aloyſia's und deren Mutter, die — ebenſo wie Lange — auch geladen waren, acht glückliche Tage dort zu. Das war ein Muſiciren, Declamiren, Aufführen von kleinen Opern und Luſtſpielen! und alles ſo nobel, ſo fein, ſo tactvoll und zugleich wieder mit ſo großer Freigebigkeit und Gaſtfreundſchaft, daß man ſich in das Elyſium träumen konnte, zumal wenn man eine Geliebte, wie Aloyſia, und einen Freund, wie Lange, zur Seite hatte. Auch im Weber'ſchen Hauſe wurde das Leben immer angenehmer

---

*) Oulibicheff: Mozart's Leben I. Thl. S. 113. Niſſen: Biographie Mozarts: S. 338. Jahn: II. Thl. S. 131.

und behaglicher, wozu nicht wenig beitrug, daß Aloyſia nun auch eine recht hübſche Gage vom Churfürſten bewilligt worden war, während ſie das Publikum, als ſeinen Liebling, auf den Händen trug. Allerdings wurde dadurch Aloyſia unmerklich und nach und nach der Haushaltung mehr entrückt. Die Proben und Aufführungen mehrten ſich und die Anfängerin ward zur Hof-Sängerin!

Aber wenn dann auch Aloyſia — durch die Proben oder durch Einladungen zu Hofe und in vornehme Cirkel verhindert — manchen Abend nicht mehr in dem kleinen, freundlichen Familienkreiſe zubringen konnte, ſo fand doch Mozart immer Conſtanze, die ſo ganz die alte geblieben war: die Seele des Hausweſens und doch dabei noch das kindliche, liebe, einfache Mädchen, mit dem tieffühlenden Herzen und dem offenen Sinn für alles Schöne und Gute. Bei ihr ward es denn auch Wolfgang immer ſo recht heimiſch, ſtill und behaglich. Es war ein ganz eigenthümlicher glücklicher Friede, der mit ihrer Nähe über ihn kam. Indeſſen hätte ein feiner Beobachter faſt daſſelbe bei Conſtanze gefunden. War Aloyſia zugegen, zog ſich die Schweſter ſtill zurück; ja ſie ſchien dann immer mehr mit der Haushaltung beſchäftigt und kam ſelten in das Zimmer. War aber Aloyſia nicht zugegen, ſo widmete ſie ſich mit zarter Aufmerkſamkeit dem lieben Gaſte; behauptete jedoch immer die mädchenhafteſte Zurückhaltung, ſo daß Wolfgang gar manchmal über dieſe reizende Vereinigung von kindlicher Scheu und jungfräulicher Liebenswürdigkeit ſtaunte.

Nur eines wollte Amadeus bei ſeinem jetzigen Aufenthalte in Mannheim nicht behagen: und dies war das regelmäßige Stundengeben. Dafür war denn auch freilich ſeine freie geniale Seele nicht geſchaffen. „Verwünſcht ſei das Schulmeiſtern!“ rief er oft, wenn er von einem ſeiner Schüler kam, der ſich in ſtümperhaftem „Lernen“ auf dem Claviere fort zu arbeiten ſuchte.

In ſolchen Momenten fühlte er denn auch im tief Innerſten ſeiner Seele, daß er ſich in einer für ſein großes Talent unpaſſenden Lage befand.*) Sein kühner Geiſt ſchwang gewaltig die Flügel, aber der Käfig war zu enge, um ſie frei bewegen zu können. Es ergriff ihn dann wohl auch momentane Reue, daß er nicht gleich nach des Intendanten Antwort nach Paris gegangen, und Amadeus war verſtändig genug in dieſem peinlichen Gefühle die Dornen zu erkennen, welche ſich unter der Roſenkette einer allzufrühen Liebe bargen.

In einem ſolchen Momente ſchrieb er denn auch an ſeinen Vater: „Ich bin Compoſiteur und bin zum Capellmeiſter geboren, kann auch mein Talent im Componiren, welches mir der gütige Gott ſo reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth ſo ſagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals) nicht ſo vergraben und das würde durch die vielen Scholaren der Fall werden. Das Opernſchreiben ſteckt mir ſtark im Kopfe, franzöſiſch lieber als deutſch, und italieniſch lieber, als franzöſich und deutſch!“**)

---

*) Jahn: II. Thl. S. 155.

**) Niſſen: S. 349. Jahn: II. Thl. S. 156.

Verſteht ſich von ſelbſt, daß der kluge Vater — der ohnedem keine Ahnung von Wolfgangs Verhältniß zu Aloyſia hatte — in ſeinem umgehenden Briefe zur Weiterreiſe nach Paris rieth. Dennoch würde ſich der junge Mozart ſchwerlich losgeriſſen haben, wenn nicht plötzlich zwei Ereigniſſe einen ſchrillen Mißton in ſein Mannheimer Leben geworfen hätten.

Schon in Kirchheim-Boland bei der Prinzeſſin von Oranien*) hatte Aloyſia den jungen Lange näher kennen lernen, wie dies bei einem achttägigen Aufenthalte in einem und demſelben Schloſſe, ja bei gegenſeitigem Zuſammenwirken in den Concerten und Aufführungen gar nicht anders ſein konnte. Ebenſo ſah ſie ihn, als jetziges Mitglied der Mannheimer Bühne, ſehr häufig, ohne jedoch hier mit ihm weiter in Berührung zu kommen. Obgleich nun Lange des jungen Mozarts Freund war, und alle Damen in der Stadt und am Theater für ihn, als einen Adonis, ſchwärmten, ſo war der erſte Eindruck, den er auf Aloyſia gemacht, doch durchaus kein guter. Vater Weber's einfache, ſtille und ſtreng-ſittliche Erziehung hatte in der Tochter Herzen die edelſten und würdigſten Grundſätze befeſtigt; in dem kleinen Hauſe an der Rheinbrücke war alles ſolide, ſtreng geordnet und bürgerlich ſchlicht. Lange war nun — trotz der unbeſtrittenen hinreißenden Liebenswürdigkeit, die er entfalten konnte — von allem Dem gerade das Gegentheil. Sein Weſen erſchreckte daher anfangs das Mädchen und beängſtigte es, obgleich auch ſie ihn, wie es ja nicht anders ſein konnte, bildſchön fand. Dazu kam der entſchiedene und laut ausgeſprochene Widerwillen den Vater und Mutter gegen dieſes „leichtſinnige Genie“ hegten; denn Lange war noch keine vier Wochen in Mannheim, als auch ſchon die ganze Stadt von ſeinen tollen und leichtſinnigen Streichen und Abenteuern erzählte. Mozart ſelbſt ward von den Eltern Aloyſias, ob ſeiner allzugroßen und übertriebenen Güte gegen den „Landſtreicher,“ ausgeſcholten, zumal Lange natürlich gar nicht daran dachte, den geliehenen Anzug, benebſt Hemde und Geldvorſchuß zurückzugeben. In das Weber'ſche Haus durfte der junge Schauſpieler alſo gewiß keinen Fuß ſetzen, und doch ſchien es Mozart nach gerade, als ob ſein leichtfüßiger Freund ein Auge auf Aloyſia geworfen hätte. Er ſuchte ihr in dem Theater und auf der Straße zu begegnen, wenn er konnte, und zeigte ſich, vermochte ſie einem Zuſammentreffen nicht auszuweichen, in der ganzen Fülle ſeiner bezaubernden Heiterkeit.

---

*) Jahn: II. Thl. S. 164.

Freilich gab Aloyſia dazu nicht im allerentfernteſten Veranlaſſung; ſie ging Lange ſogar entſchieden aus dem Wege und beobachtete gegen ihn noch weit mehr Zurückhaltung als gegen jeden anderen Menſchen. War damit aber feſtgeſtellt, daß der neue „Adonis“ nicht endlich doch durch ſeine Schönheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit ein noch ſo unerfahrenes Mädchenherz gewinnen werde? Und Wolfgang fühlte recht gut, wie weit er, in der äußeren Erſcheinung, hinter dem Freunde zurückſtand. So kam es denn, daß ſich, ohne alle Veranlaſſung von Aloyſia's Seite, dennoch eine leiſe Regung von Eiferſucht in Wolfgangs Herz einſchlich. Eiferſucht aber iſt — wie einer unſerer geiſtreichſten Schriftſteller ſagt — die Hypochondrie der Liebe. Sie, die ſelbſt Jupiter auf dem Gipfel ſeiner Macht beſchränkte, hat tauſend Augen, und ſieht mit denſelben oft noch weit mehr, als wirklich zu ſehen iſt. Von ihr alſo ging der eine Mißton aus, der Wolfgangs Verhältniſſe in Mannheim unangenehm berührte. Aber zu den Regungen der Eiferſucht ſollte ſich nun auch noch ein Zweifel geſellen, der die bisherige Harmonie in Mozarts Seele ganz aus dem Gleichgewichte brachte.

Amadeus trug die ſchöne Brieftaſche, die er zu Weihnachten auf ſo geheimnißvolle Weiſe erhalten, als ein theures Pfand der Liebe, ſtets bei ſich. Dennoch hatte er bis jetzt der Mahnung des damals beiliegenden Zettels aus Pietät Rechnung getragen und nicht nur gegen Jedermann über dies ihm ſo liebe Geſchenk geſchwiegen, ſondern ſogar — was gewiß viel heißen will — deſſelben nie mit einem Worte gegen Aloyſia erwähnt. Es war ja der Wunſch des „treuen Herzens.“ Heute aber überkam ihn in dieſer Beziehung eine Verſuchung, der er nicht widerſtehen konnte.

Er hatte bei Webers zu Mittag gegeſſen. Aber trotz des geſunden Appetits, den er ſonſt zu dieſen einfachen Mahlzeiten mitzubringen pflegte, ſchmeckte es ihm nicht, auch war er einſylbig geblieben, ſo daß ſich eine Mißſtimmung nicht verkennen ließ. Mozart hielt dieſe Mißſtimmung aber auch für ſehr begründet; denn er hatte erfahren, daß Lange dieſen Morgen auf der Probe ſeiner angebeteten Aloyſia ein allerliebſtes Blumenſträuschen überreicht habe. Das Geſchenk eines feinen Bouquets mitten im Winter war nun allerdings etwas auffallend und vielſagend. Dabei wußte er freilich ebenſo wenig, wie ſehr Aloyſia ſich geweigert es anzunehmen, als er ahnen konnte, daß Lange es keineswegs für dieſelbe abſichtlich angeſchafft, ſondern — als Andenken an ein ſüßes Rendez-vous mit einer allerliebſten Dame vom Hofe — heute Morgen erſt mitgebracht. Aber um Erforſchung der näheren Umſtände bekümmert ſich Eiferſucht nie. Der leiſeſte Verdacht macht ſie gegen alle Vernunft blind und öffnet ihr eine Welt des Argwohns.

Mozart hatte die Sache wenigſtens verſtimmt und zweifelhaft gemacht. Als er daher nach dem Eſſen mit Aloyſia und Conſtanze einen Augenblick allein im Zimmer war, kam ihm der Gedanke: die Geliebte an jenen ſeligen Weihnachtsabend zu erinnern.

Er trat daher mit ihr in eine Fenſterniſche, um von Conſtanzen, die den Tiſch abdeckte, nicht gehört zu werden und ſagte:

„Sie frugen mich eben, warum ich heute bei Tiſch ſo ſtill geweſen ſei?“

„Ja!“ — verſetzte Aloyſia mit der ihr eigenen Freundlichkeit. — „Man iſt das gar nicht an Ihnen gewöhnt.“

„Nun denn,“ — flüſterte Mozart, — „wiſſen Sie, daß Sie mich durch die Annahme des Sträußchens aus Langes Hand, recht gekränkt haben?“

„Das wäre mir ſehr leid!“ — verſetzte Aloyſia, und der Ton ihrer Stimme bewies die Wahrheit dieſes Ausſpruches. — „Aber ich konnte es, ohne ihn geradezu zu beleidigen, nicht abweiſen. Geweigert habe ich mich lange.“

„Wenn Sie noch ſo dächten, wie an dem Weihnachtsabend . . . . .“

„Amadeus?! . . . .“

„Und wenn Sie wüßten, wie heilig ich Ihr liebes ſüßes Geſchenk halte.“

„Mein Geſchenk?“

„Nun, ich habe bisher geſchwiegen, wie mir das „treue Herz“ gebot; aber in dieſer Stunde laſſen Sie mich deſſelben gedenken. Es hat mich ſo unendlich glücklich gemacht . . . .“

„Ja, was denn?“

„Nun, mein Gott!“ — ſagte Mozart leiſe — „die ſchöne Brieftaſche, die mir Ihre liebe Hand geſtickt, und die Sie mir am Weihnachtsabend ſo geheimnißvoll ſandten.“

„Eine Brieftaſche?“ — wiederholte Aloyſia halblaut.

„Ja! O verſtellen Sie ſich nur nicht!“ — bat Amadeus.

„Nein!“ — rief jene mit der größten Unbefangenheit — „das thue ich auch nicht. Aber von einer Brieftaſche weiß ich kein Wort.“

„Wie?“ — rief jetzt Mozart, ſich vergeſſend, indem er dieſelbe aus der Bruſttaſche zog. — „So wollen Sie wirklich dies, ihr eigenes liebes Geſchenk verläugnen?“

Aber in dieſem Momente ſchracken beide zuſammen. Conſtanze hatte eine Schüſſel zur Erde fallen laſſen, die unter lautem Krachen in viele Stücke zerbrach. Jetzt ſtand ſie bleich und zitternd an einen Stuhl gelehnt. Als aber Mozart auf ſie zuging, und ſie die Brieftaſche noch in ſeiner Hand gewahrte, wich die Bläſſe plötzlich einer dunkelen Gluth. Sie hatte nicht mehr die Kraft aufrecht zu ſtehen und ſank weinend auf einen Stuhl.

„Sie ſind erſchrocken, liebe Conſtanze!“ — ſagte Mozart jetzt theilnehmend.

„Ja!“ — verſetzte dieſe leiſe — „der Fehlgriff ..... mit der Schüſſel meine ich!“

„Nun!“ — rief Aloyſia — „das iſt ja kein ſo entſetzliches Unglück!“

„Doch!“ — rief Conſtanze in einem ganz eigenen unendlich ſchmerzlichen Tone und verließ raſch das Zimmer.

Mozart und Aloyſia ſahen ſich betroffen an; ſie begriffen die Schweſter nicht. Wolfgang aber ging Wichtigeres im Kopfe herum, er kam daher auf ſein Geſpräch zurück und ſagte:

„Aloyſia! Ich frage Sie auf Ihr Ehrenwort: iſt dieſe Brieftaſche von Ihnen oder nicht?“

„Sie iſt nicht von mir!“ — entgegnete dieſe beſtimmt.

„Aber, mein Gott! ....“

In dieſem Augenblicke trat die Mutter wieder ein und das Geſpräch war abgeſchnitten. Mozart blieb von dem Momente an noch ſtiller als vorher und verließ bald das Haus. —

„Alſo nicht von Aloyſia?!“ — rief er auf ſeinem Zimmer angekommen und ging mit großen Schritten auf und ab: — „Aber von wem alsdann?“

Plötzlich blieb er überraſcht ſtehen, — es fiel ihm Conſtanzens ſonderbares Benehmen wieder ein. War es doch ſchon auffallend, daß dem ſonſt ſo vorſichtigen Mädchen eine Schüſſel aus der Hand geglitten, ... und dann ihr Erbleichen und Erröthen . . . . ihr Antworten und Forteilen? . . . . und das alles in dem Momente, in dem Mozart die verhängnißvolle Brieftaſche herausgezogen . . . . . .

„Unmöglich!“ — rief er jetzt. — „Sollte ſie von ihr ſein?“

Er fand keine Antwort; nur ein namenlos unbehagliches Gefühl bemächtigte ſich ſeiner. In demſelben Augenblicke brachte der Poſtbote einen Brief von Salzburg: der Vater beſtand mit aller Energie auf der ſchleunigſten Weiterreiſe nach Paris.

Da ward es Amadeus plötzlich helle vor den Augen. Es kam ihm vor, als habe die Stimme des Schickſals geſprochen — — als rufe ſein Genius: „Ja! fort nach Paris! Dort in der Weltſtadt, die dir ſchon einmal zugejubelt, dort iſt dein Platz! Du liebſt Aloyſia und ſie liebt dich wieder. Bewahre ihr die Treue . . . . aber vergiß über die Liebe die Sendung nicht, die dir von Gott geworden!“

Und ſein Entſchluß war gefaßt. Vater Weber, Cannabich, Wendling und die übrigen Freunde konnten ihn jetzt nicht mehr tadeln, und ſo ungern ſie den lieben Gaſt verloren, ſahen ſie doch Alle ein, daß der junge Mozart zu etwas anderem geboren ſei, als in Mannheim an „Stundengeben" zu vertrocknen. Weber namentlich beſtärkte ihn in ſeinem Vorhaben, indem er nicht undeutlich durchblicken ließ, daß Amadeus, der ihm jetzt ſchon faſt zum Sohne geworden, ſobald er eine Stellung in der Welt einnehme, die die Gründung einer Haushaltung zulaſſe, als Schwiegerſohn doppelt willkommen ſei.

Schmerzlich freilich war der Abſchied von der Geliebten; aber die heiligſten Schwüre von beiden Seiten garantirten ja eine glückliche, ſtolze Zukunft. Conſtanze war ſeit jenem Unfall mit der Schüſſel unwohl, Wolfgang mußte ihr alſo — in Begleitung der Mutter und der Schweſter — an ihrem Bette Lebewohl ſagen. Sie that es mit Herzlichkeit; aber jener Schleier ſanfter Wehmuth, der ſo häufig über ihr lag, war jetzt noch tiefer herabgeſunken. Wolfgang zitterte, als er ihr die Hand reichte und wußte doch nicht warum, Sie hielt ſie einen Moment feſt, drückte ſie leiſe — und preßte dann ihr Haupt in die Kiſſen.

„Ich weiß nicht, was das iſt!" — ſagte die Mutter im Herausgehen — „das Kind war nie nervös und jetzt erfaßt ſie Alles ſo gewaltig."

Zwei Stunden ſpäter waren Mozart und ſeine Mutter auf dem Wege nach Paris. Lange, auf einem feurigen

Rappen an der Seite des Wagens reitend, gab ihnen, da ſie über Frankfurt gingen, bis nach dem lieben Heidelberg das Geleite. Hier hatte dieſer ſchon im Ritter ein „fameuſes Frühſtück“ im Voraus beſtellt. Gläſer klangen, Witze ſprudelten, — noch einmal gedachte man lachend des Zuſammentreffens in Neckarau .... und dann ..... ein „Hoch auf die Zukunft!“ und fort nach links und rechts.

Der Ruf zur Heimath.

O Jugend! goldene, herrliche Jugend! — du ſchöne Zeit glühender Phantaſie: flattert nicht in dir die Einbildungskraft im Schimmer künftiger Größe? ſtreut ſie nicht das Sonnengold des Glücks über die ganze Erde? ebnet ſie nicht alle Berge auf dem Wege der Zukunft und legt lächelnd Lorbeerkränze und Schätze, Ruhm und Ehre, Liebe und Freundſchaft .... ja ſelbſt Kronen auf unſeren Pfad? Die ganze Welt ruht im Roſendufte eines ſchönen Morgens und die ganze Zukunft iſt eine Blumenkette von Freuden, kühnen Thaten und noch ſtolzeren Hoffnungen. Ja gewiß, die Jugend iſt die glücklichſte Zeit unſeres Daſeins, denn in ihr leben wir in einer ſelbſtgeſchaffenen Welt, die nichts oder wenig von Täuſchungen weiß und daher im Paradieſe! Und iſt es nicht göttlich ſchön! „arm an Menſchenkenntniß und reich an Idealen“ zu ſein? Wie herrlich ſchaukelt der

Kahn auf den vom Morgenwinde bewegten Wellen .... ſchaukeln, ſchaukeln wir! denn ach! auch die ſtolzen Wogen legen ſich, und nur zu bald wird aus dem donnernden „Forte" der Jugend das „Piano" des Alters! Xerxes überſchwemmte Griechenland mit einer Million Krieger, wollte ſelbſt dem Meere Feſſeln anlegen .... und wie gedemüthigt eilte er, ſtill und geheim, in einem Fiſcherkahne nach Hauſe!

Wie viele Menſchen gleichen ihm, träumen in jener goldenen Zeit von überſchwenglichen Großthaten .... und beſteigen Charons Nachen arm und leer, einen Friedhof geknickter Hoffnungen in der ausgehöhlten Bruſt.

Mozart war einundzwanzig Jahre alt, als er von Mannheim zum zweiten Male nach Paris ging .... nach Paris, ... in welchem ſeine ruhmvolle Kindheit ſo viele Lorbeeren geerntet hatte. Und doch war er damals nur ein „Wunderkind," während jetzt ſo manche bedeutenden Tonſchöpfungen ſeine Größe als Muſiker bewährt hatten, und ſowohl Deutſchland als Italien ſeinen Namen mit Stolz und Freude nannten. Durfte er da ſeine Erwartungen von Paris nicht hoch ſpannen? War es nicht ganz natürlich, daß die ſchönſten Jugendträume ihn erfüllten und die kühnſten Hoffnungen ſich wie Feenpaläſte bis in den Himmel aufbauten .... in den Himmel, in deſſen Allerheiligſtem das Bild ſeiner Aloyſia thronte?

Waren doch ſchon in Mannheim alle ſeine muſikaliſchen Freunde darüber einig geweſen, daß ſeine Compoſitionen in der Hauptſtadt Frankreichs außerordentlich gefallen würden; während er ſelbſt die Fähigkeit in ſich fühlte, alle Arten und jeden Styl von Compoſitionen nicht nur annehmen, ſondern genial und originell wiedergeben zu können. Wie weit zurück war außerdem damals die franzöſiſche Muſik! Lully hatte ſie in ihrer Kindheit angetroffen, ward aber durch ſein unbeſtrittenes Talent der Schöpfer eines eigentlichen franzöſiſch-muſikaliſchen Nationalgeſchmacks. Er führte zuerſt kühnere Diſſonanzen in der Muſik ein und componirte neunzehn Opern, deren Chöre meiſt feſtlich groß ſind. Auch im Recitativſtyl war er Meiſter, ſo wie er den Geſang verſtand und durch eigenes Gefühl Gefühle weckte. Mit ſeinem Tode aber zerfiel die franzöſiſche Muſik wieder gar gewaltig, da es durchaus an Genie's fehlte, das Begonnene zeitgemäß weiter zu führen.

Selbſt Rameau, der 1733 in ſeinem fünfzigſten Jahre mit ſeiner erſten Oper: „Hippolyte et Aricie“ auftrat, und dieſer zweiundzwanzig andere Compoſitionen derſelben Art folgen ließ, drang für die Dauer nicht durch. Er durchbrach zwar den engen Kreis, den ſich die früheren Tonſetzer gezogen hatten, wußte durch Feuer und Kenntniß der Harmonie und Mittel große Wirkungen hervorzubringen, aber er überlud ſeine Muſik und wurde aus Sucht nach Originalität gar oft geſchmacklos und barock. Rouſſeau bekämpfte ihn heftig; indeſſen ward alles Nationale durch die Vorliebe für die Italiener erdrückt, denn ſchon die Prachtliebe Ludwig XIV. hatte unter Mazarin eine italieniſche Oper geſchaffen. Es gab ſich daher um die Zeit, von der wir ſprechen, in Paris derſelbe Kampf kund, der in der Muſik damals auch Deutſchland bewegte: die Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten rangen mit der Süprematie Italiens. Die Italiener führten in Paris die Werke Pergoleſi's, Jomelli's und Leo's auf, wogegen die Opéra comique unter Philidor und Monſigny den franzöſiſchen Nationalgeſchmack vertrat.

Mehr aber als irgend etwas Anderes ſchien der kühne Geiſt eines Deutſchen Einfluß auf die franzöſiſche Muſik üben zu ſollen, und dieſer Deutſche war .... Ritter von Gluck.

Gluck kam in ſeinem ſechszigſten Jahre 1774 — alſo vier Jahre vor der Zeit von der wir ſchreiben — nach Paris. Sein eigenthümlicher Sinn, die Alles mit ſich fortreißende Beredſamkeit ſeiner Tonſprache, die Hoheit ſeines Styles, die ergreifende Wahrheit ſeines Ausdrucks, riefen auch dort bei Vielen Begeiſterung hervor. Dennoch vermochte er nicht durchzudringen, gab indeſſen die Veranlaſſung zu einem höchſt intereſſanten aber wüthenden Kampfe zwiſchen der neueren und der bisher allgewaltigen italieniſchen Muſik. Sein Gegner war Piccini, deſſen Talent ſich allerdings in den reizendſten und lieblichſten Melodien zeigte. Der Kampf wurde indeſſen ſo heftig, daß ſich ganz Paris mit hineingezogen ſah, und ſich bald in Gluckiſten und Picciniſten theilte. Dennoch wirkten beide Größen nicht bleibend auf den Nationalgeſchmack der Franzoſen, der nach wie vor Chanſons und Vaudevilles aller Art den tieferen Compoſitionen und dem größeren Geſangſtyle vorzog.

Aber konnte denn hier nicht vielleicht das reiche Genie eines Mozart ſegensvoll und glücklich wirken?

Xerxes, ſagten wir oben, wollte dem Meere Feſſeln anlegen .... warum ſollte der einundzwanzigjährige Wolfgang Amadeus Mozart nicht daran denken dürfen, den muſikaliſchen Geſchmack der Franzoſen veredeln zu können? Fühlte er doch wie es immer mächtiger und mächtiger in ſeinem Innern in gewaltigen Schöpfungen rang, — wie er vergehen müſſe, wenn dieſer Drang nicht bald Befriedigung finde. Es waren die nahenden Geburtswehen großer Thaten, die ihn zerriſſen, beunruhigten, anfeuerten und ſtürmiſch vorwärtstrieben. Die Churfürſten von Bayern und der Pfalz hatten es verſchmäht, ihm an ihren Höfen den Boden zu gönnen, auf dem ſein ſchöpferiſcher Geiſt Wurzel ſchlagen könne, um ſich dann gleich einer Ceder Libanons bis an den Himmel zu erheben: jetzt galt es, ſich dieſen Boden in Frankreichs Hauptſtadt zu erobern.

Mit ſolchen Gedanken, Hoffnungen und Wünſchen beſchäftigt, fuhr denn auch Mozart jetzt, an der Seite ſeiner Mutter, Paris zu, und jemehr er ſich dieſer Weltſtadt näherte, deſto feſter ward in ihm die Ueberzeugung: hier werde er eine glänzende Carriere machen. Und waren ihm nicht von früher eine Unmaſſe von begeiſterten Beſchützern gewiß? Grimm, d'Allembert, Baron von Holbach, Madame d'Epinay, die Gräffin Teſſé, Noverre, Le Gros, Mylord Bedford, Fürſt Gallizin, die Prinzeſſin von Bourbon, die Königin ſelbſt und eine Menge der höchſtgeſtellten Perſonen? — Die ſchöne Eſpinaſſe freilich war geſtorben; der unerbittliche Tod hatte ſie in ihrem einunddreißigſten Jahre hinweggerafft, und ihm dadurch allerdings eine Hauptſtütze geraubt; aber wie viele neue Verehrer waren dafür vorauszuſehen. Es konnte ja gar nicht fehlen!

Mozart's Hoffnungen ſchienen ſich aber auch in der That gleich bei ſeiner Ankunft in der großen Stadt verwirklichen zu wollen. Fortuna, die in Deutſchland vor ihm geflohen war, ſchien ihn an den Thoren von Paris zu erwarten. Ein Geſicht von guter Vorbedeutung, das eines bewährten Freundes, war eines der erſten, das ihm aufſtieß, als er den Ort wieder betrat, in welchem er in ſeiner Kindheit ſo große Triumphe gefeiert.

Es war Grimm. Man kann ſich die Freude denken, als ſich beide wiederfanden. Grimm hatte ſich in den fünfzehn Jahren, die ſie ſich nicht geſehen, kaum verändert, nur etwas corpulenter und ſtattlicher war er geworden; aber Amadeus?! ... er, der damals ein Kind, ſtand jetzt als junger Mann, zugleich aber als bewährter Künſtler, vor dem damaligen Secretair des Herzogs von Orleans.

Was aber Wolfgang mehr als alles andere freute, war, daß Freund Grimm ſich gegen ihn auch nicht im Inneren verändert hatte, obgleich ſeine ſociale Stellung jetzt eine ganz andere war. Der Schriftſteller, der unterdeſſen Geſandter, und der Bürgerliche, der baroniſirt worden, liebte Mozart noch immer und war gegen ihn ganz der Gleiche, wie früher. Auch machte er ſofort ſeinen Einfluß und ſeine Verbindungen in der großen, ſo wie in der muſikaliſchen Welt von Neuem für den jungen Muſiker geltend.

Mozart wurde der Tiſchgenoſſe der anmuthigen und geiſtreichen, ihm ſchon von früher bekannten Frau von Epinay, von Noverre und Le Gros, der nicht weniger berühmt als die beiden Erſteren, aber für Wolfgang — als Director des Concert spirituel — eine ungleich wichtigere Perſon war. Auch ein Theil der anderen Freunde empfing den jungen deutſchen Künſtler freundlich, und doch mußte ſich Wolfgang ſchon nach den erſten Tagen eingeſtehen, daß er auch hier wieder auf eine bittere Täuſchung geſtoßen ſei. Er erwartete die alte, dem Kinde gewährte herzliche Freundlichkeit, und fand .... einen artigen aber meiſt ziemlich kalten und ceremoniellen Empfang. Der Enthuſiasmus für das „Wunderkind“ war verrauſcht, die weiteren Erfolge des heranwachſenden Künſtlers mußten die Bewohner einer Weltſtadt wie Paris, die Genoſſen eines Hofes, wie der zu Verſailles — die Tag für Tag von einem Genuſſe zu dem anderen taumeln und in dem Wogenſchlage des ewig Neuen, das geſtern neu Geweſene ſchnell vergeſſen — bald aus den Augen verlieren. Viele entſannen ſich ſeiner kaum mehr und hatten für den jungen Mann nur die bekannte Protectormiene, die überall vornehme Nichtswiſſer gegen Männer der Kunſt und der Wiſſenſchaft anzunehmen pflegen, um damit die eigene

Hohlheit verbergen und ſich alle Anſprüche fern halten zu können.

Ach! warum iſt das Geſchick gerade ſo reich an Dornenkronen für die Häupter der edelſten Menſchen? Auch Amadeus ſollte es an Demüthigungen nicht fehlen.

Baron von Grimm wollte Mozart der Prinzeſſin von Bourbon in das Gedächtniß zurückrufen, die ihn ja bekannterweiſe als Kind gekannt und geſchätzt hatte. Er übergab ihm alſo zu dieſem Behufe ein Empfehlungsſchreiben an die **Herzogin von Chabot***) eine der Damen der Prinzeſſin. Der Brief wurde übergeben und Wolfgang auf acht Tage ſpäter beſchieden.

Am bezeichneten Tage nun fand er ſich ein. Es war ſehr kalt und unfreundlich, dennoch mußte er eine halbe Stunde in einem ungeheizten Zimmer warten. Er ging verdrießlich auf und ab und that, was er jetzt immer zu thun pflegte, wenn er mißſtimmt war, er ſuchte das Gleichgewicht ſeiner Seele durch den Gedanken an Aloyſia wieder zu finden. Zu ihr flog auf jetzt ſein Herz und ſein Geiſt. Er ſah ihre reizende, jungfräuliche Erſcheinung, er hörte ihrer Stimme zauberhaften Klang, er ſaß in der kleinen Erkerſtube in dem lieben Hauſe am Rheinthore zu Mannheim neben ihr und ſchaute ihr ſelig in die Augen. Aber auch dieſe reine Stimmung blieb nicht lang. Er erinnerte ſich zugleich auch des Vorganges mit der Brieftaſche, — — Conſtanzen's ſeltſames Benehmen und beunruhigende

---

*) Oulibicheff S. 117 u. f. Jahn: II. Thl. S. 274.

Zweifel und Vermuthungen füllten ſeinen Kopf. Auch Langes gedachte er. Und ſeine Seele marterte der Gedanke: „Wird mir Aloyſia auch treu bleiben?“

Endlich erſchien die Frau Herzogin. Sie empfing Wolfgang mit der größten Höflichkeit: bat aber um Vergebung, daß kein beſſeres Clavier da ſei, als das, was in dieſem Zimmer ſtehe, — die übrigen ſeien nicht geſtimmt, Mozart möge es alſo nur mit dieſem verſuchen, und bei dieſen Worten deutete ſie auf ein ſchlechtes Inſtrument, das Wolfgang bis dahin gar nicht angeſehen. Dieſe Zumuthung war bei dem Zuſtande des Claviers und der Kälte allerdings etwas ſtark. Mozart erklärte denn auch in der That, daß er von Herzen gern Etwas vortragen würde, jetzt aber wäre es ihm unmöglich, da ſeine Finger vor Kälte ganz ſteif ſeien. Man möge ihn doch wenigſtens in ein Zimmer führen, wo ein Kamin mit Feuer ſei.

„O oui, Monsieur, vous avez raison!“ — rief die Herzogin: aber das war auch ihre ganze Antwort. Dann ſetzte ſie ſich nieder und fing an en compagnie mit verſchiedenen jungen Herren, die ſich alle in einem Kreiſe um einen großen Tiſch niederließen zu zeichnen. Da hatte Mozart nun die Ehre eine ganze Stunde zu warten. Fenſter und Thüren waren dabei offen: er ſtarrte an den Händen und zitterte am ganzen Leibe vor Froſt, auch der Kopf fing ihm an wehe zu thun.

Welche Situation für einen Künſtler, wie Mozart! Und Niemand wandte auch nur das Haupt nach ihm. Man ſchwatzte, lachte, zeichnete .... aber für den deutſchen Componiſten hatte Niemand Auge oder Ohr.

Mozart's Galle ſtieg, ſchon griff er nach dem Hute .... da fiel ihm ein, daß er durch ein barſches Weggehen ſeinen edlen Freund Grimm compromittiren könne, und .... Amadeus blieb.

Endlich um auf eine anſtändige Weiſe fortzukommen, ſpielte er auf dem elenden Clavier eine Fiſcher'ſche Variation. Da aber auch jetzt weder die Frau Herzogin noch die Herren Acht gaben, ſondern im Schwätzen und Zeichnen ungeſtört fortfuhren, ſtand er mitten im ſpielen auf. Aber er biß die Zähne zuſammen, als es nun von allen Lippen tönte.

„O, c'est un prodige!“ — „C'est inconcevable!“ — C'est étonnant!“ *)

Die Worte klangen ihm wie Hohn, obgleich ſie nur leeres Artigkeitsgewäſch waren, wie man es ſo oft im Leben hört.

Er aber ſagte, was hier zu ſagen war: daß er an dieſem Clavier keine Ehre einlegen könne, die Frau Herzogin möge daher die Gnade haben, einen andern Tag zu wählen und dann ein beſſeres Inſtrument zu ſeiner Verfügung ſtellen. Sie aber gab nicht nach, Mozart mußte noch eine halbe Stunde warten, bis der Herzog von Chabot ſelbſt kam. Glücklicherweiſe war dieſer einſichtsvoller als ſeine Gattin. Er ſetzte ſich mit freundlichen

---

*) „O, es iſt ein Wunder!“ — „Es iſt unfaßlich!“ — „Es iſt erſtaunlich!“

Worten neben Amadeus und hörte ihm mit der vollſten Aufmerkſamkeit zu; und Mozart? .... ach, die edle Seele! ... er vergaß darüber Kälte, Kopfweh und Beleidigung und ſpielte auf dem miſerablen Claviere ſo ſchön, ſo herrlich, ſo hinreißend, wie er zu ſpielen pflegte, wenn er in beſter Laune war!

Mir ſcheint — ſagt bei dieſer Gelegenheit Oulibicheff — die naive Art des Berichtes unter mehr als einem Geſichtspunkte ein helles Schlaglicht auf den Charakter Mozart's zu werfen. Noch nie war ihm wahrſcheinlich eine ſolche Aufnahme zu Theil geworden. Man läßt ihn wie einen Lakaien warten, ſagt ihm kein Wort über die Veranlaſſung ſeines Beſuches, ſondern deutet nur mit dem Finger nach einem Meubel im Zimmer, das ein Clavier vorſtellt. Man ſchien ihm damit andeuten zu wollen: Sie verſtehen doch Nichts als dies; gehen Sie dorthin, während wir uns mit anderen Dingen beſchäftigen wollen. Er beklagt ſich über die Kälte; man verlacht ihn und läßt ihn ſich erkälten. Und zu was für einer Zeit nahm ſich die Herzogin von Chabot heraus, einen berühmten Künſtler auf ſolche Art zu behandeln? zu einer Zeit, in welcher der Adel in Frankreich ſtolz darauf war, ſich Gelehrten und Künſtlern beizugeſellen, deren Ruhm er thörichter Weiſe theilen wollte, und die lächerlichen Anſprüche machte, dieſen durch ein vierzeiliges Verschen, ein Paſtellbildchen oder ein Liedchen ſich anzueignen. Man denke ſich einen franzöſiſchen Muſiker von Ruf an Mozart's Stelle, und ſtelle ſich die in höflicher Form vorgebrachten epigrammatichen Redensarten, die ehrerbietigen Sarkasmen vor, mit denen die Frau Herzogin ihre Unverſchämtheit hätte abbüßen müſſen. Ein anderer deutſcher Muſiker hätte ihr ſeine Meinung weniger höflich geſagt, oder hätte ihr, ohne ein Wort zu verlieren, den Rücken gekehrt. Und Mozart, der unter allen Menſchen das geringſte Talent zum Hofmanne beſaß, Mozart, der eine ſo hohe Meinung von der Würde der Kunſt und ein ſo lebhaftes Gefühl von ſeiner perſönlichen Würde hatte, was thut er, als er ſich wie einen muſikaliſchen Automaten behandelt ſieht? Er wartet eine Stunde lang geduldig. Was verhinderte ihn wegzugehen, oder eines jener ſchneidenden Worte hören zu laſſen, die er ſelbſt Souverainen nicht ſchenkte, wenn er glaubte, daß ſie es verdient hätten? Befürchtete er, der Herzogin zu mißfallen; war ihm bange, der Audienz und des Geſchenkes der Prinzeſſin von Bourbon verluſtig zu gehen? Nein, Mozart ſchluckt die Beleidigung hinunter, — weil er ſeinen Freund Grimm zu betrüben oder zu compromittiren fürchtet. Einen jener Gründe vorzuſchützen, die Niemanden fehlen, wenn man eine Geſellſchaft verlaſſen will, die einem mißfällt; ein ſo einfaches Mittel, die Rückſichten, die man der Freundſchaft ſchuldet, mit den Pflichten gegen ſich ſelbſt in Einklang zu bringen, kam entfernt nicht in ſeinen Sinn. Jede Art von Lüge, ſelbſt wenn ſie unter dem verführeriſchen Gewande einer unſchuldigen Liſt ſich ihm aufdrängte, und wenn das Verbergen der Wahrheit faſt unumgänglich nothwendig wird, verſchmähte ſeine reine Seele. Der Ausgang dieſes Abenteuers iſt aber noch charakteriſtiſcher. Man weiß, was in der Regel die Eigenliebe eines Künſtlers zu bedeuten hat, die Herren Künſtler ſind an dieſer Stelle ſo leicht verwundbar, daß ein abgemeſſenes Lob, ein Compliment ohne Uebertreibung, eine Vergleichung, die man für ſchmeichelhaft für ſie hält, ſie zuweilen wie eine offenbare Beleidigung verletzen können. Sie beſitzen namentlich für Leute ein ſehr getreues Gedächtniß, die ihnen nicht mit der Aufmerkſamkeit zugehört haben, wie ſie ſie erwarteten. Es iſt ſehr ſchwer, oft unmöglich, dieſes Verſehen bei ihnen wieder gut zu machen. Hier haben wir nun einen Künſtler, der in der guten Meinung von ſich keinem anderen ſeiner Genoſſen nachſteht, und nur darin ſich unterſcheidet, daß er ſich über dieſen Punkt weniger täuſcht, als viele Andere. Dieſer Künſtler wird auf alle Arten grauſam gedemüthigt, und zu dem moraliſchen Dulden, dem er ſich unterwerfen muß, geſellt ſich noch phyſiſches Unbehagen. Gewiß hatte er alle Urſache zu grollen; aber da kommt Jemand, der Vergnügen daran zu finden ſcheint, den Künſtler zu hören, und der Künſtler vergißt ſein Unbehagen, ja ſelbſt die Beleidigungen, die ihm ſeit zwei Stunden zu Theil werden, und ſetzt ſich zum Spiele an einem ſchlechten Spinet nieder und ſpielt, wie wenn er es that, wenn er in beſter Laune war. Erkennt man darin nicht ein Kind vom glücklichſten Naturell, das ungerecht gezüchtigt, zwiſchen ſeinen Thränen hindurch, dem nächſten beſten Vorübergehenden zulächelt, der es liebkoſt. Hiebei muß man bedenken, daß das Vergnügen, ſeine Zuhörer zu feſſeln, bei Mozart weit mehr eine Sache des

Gefühles, als der Eigenliebe war. Es war dieß, wie wir an anderer Stelle ſehen werden, eine Folge von ſeiner Leidenſchaft für die Muſik, die ihm ſelbſt mehr Genuß machte, wenn er Anderen welchen verſchaffte. —

Aber es gefiel überhaupt diesmal Amadeus nicht in Paris. Unter allen jungen Reiſenden, welche Neugierde oder Geſchäfte je nach Paris führten, gibt es vielleicht keinen, den die Freuden dieſes Ortes ſchneller und mehr anekelten, als Mozart. Die Pariſer Sitten ſagten ſeiner deutſchen Geradheit nicht zu; er fand die Franzoſen weit weniger liebenswürdig, als ſie es vor fünfzehn Jahren waren; ihr Nationalcharakter ſchien ihm voller Fehler, die, als in einer Hauptbeſchwerde gegen ſie zuſammenlaufend, ſich in dem kurzen Satze ausſprechen ließen: daß die Franzoſen die Muſik nicht verſtünden. Es gab Alles in Paris, außer einer Oper, in der geſungen wurde und einem Publikum, das keine Ohren von Horn hatte; — für Mozart gab es alſo nichts. Häufige und energiſche Klagen verrathen die Unbehaglichkeit, die er fühlte. So ſchreibt er unter Anderem an ſeinen Vater:

„Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig von der Muſik verſtünden, ſo würde ich von Herzen zu allen dieſen Sachen lachen, aber ſo bin ich unter lauter Beſtien (was die Muſik anbelangt). Wie kann es aber anders ſein? Sie ſind ja in allen ihren Handlungen, Leidenſchaften und Paſſionen auch nicht anders — es gibt ja keinen Ort in der Welt, wie Paris. Sie dürfen nicht glauben, daß ich übertreibe, wenn ich von der hieſigen Muſik rede. Wenden Sie ſich, an wen Sie wollen — nur an keinen gebornen Franzoſen — ſo wird man Ihnen (wenn es Jemand iſt, an den man ſich wenden kann), das Nämliche ſagen. Nun bin ich hier. Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit geſundem Geſchmack davon komme. Ich bitte auch alle Tage Gott, daß er mir die Gnade gibt, daß ich hier ſtandhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutſchen Nation Ehre mache, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umſtänden zu helfen, und daß wir bald zuſammen kommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können."

Bei den letzten Worten dachte er freilich auch an ſich und Aloyſia, obgleich ſich in der That ſchon allmälig die Hoffnungen, die er auf Paris geſetzt, bedeutend abkühlten. Vom Hofe ließ ſich nichts vernehmen, die Zeit verſtrich, der Aufenthalt in der Hauptſtadt Frankreichs koſtete viel Geld und ſo mußte er ſich abermals begnügen einige Schüler anzunehmen.

Aber die Täuſchungen ſollten ſich noch gewaltig mehren, die freudigen Erwartungen immer mehr ſinken, — ja es war, als habe das Schickſal dieſen Aufenthalt in Paris zu einer wahren Prüfungszeit unſeres armen Freundes erſehen.

Capellmeiſter Holzbauer in Mannheim hatte kurz vor Amadeus Ankunft ein Miſerere von ſeiner Compoſition dem Concert ſpirituel zugeſchickt, damit es in der Charwoche aufgeführt würde. Der Componiſt hatte nun aber ſeine Muſik dem Perſonale von Mannheim angepaßt, wo die Choriſten ſchlecht und in kleiner Anzahl vorhanden waren, in Paris waren ſie dagegen zahlreich und vortrefflich.

Le Gros, der Director jenes Inſtitutes, forderte daher Mozart auf, andere Chöre zu componiren, die mehr im Verhältniſſe zu den Mitteln ſtünden, über die das Concert ſpirituel zu verfügen habe. Wolfgang that es mit Freuden und der Director, wie alle Kunſtgenoſſen, waren von ſeiner Schöpfung entzückt. Was aber geſchah?

Als der Tag erſchien, an welchem das Miſerere aufgeführt werden ſollte, ſtand Mozart's Name nicht einmal auf dem Anſchlagzettel, und von ſeinen vier neu componirten Chören, ließ man die zwei ſchönſten weg!

Auch eine Symphonie-Concertante hatte man bei ihm von Seiten jenes Inſtitutes beſtellt. Sie hatte ein noch viel unglücklicheres Geſchick .... ſie kam, trotz ihrer Schönheit, gar nicht zur Aufführung.

Aber wo lag nun der Grund zu all dieſem Unglück? Wo er in Mailand, in Wien, in München und Mannheim gelegen ..... in dem ſtets gleichen Schickſale aller großen Männer .... in dem Neide und in der Angſt kleiner Seelen, verdunkelt zu werden! Ruhm und Neid entſtehen ja aus einem und demſelben Ei; nur daß der Ruhm wie ein Adler zur Sonne emporſteigt, der Neid aber wie eine Schlange im Staube dahinkriecht, bis er den Feind in die Ferſe ſticht. Neid folgt dem Verdienſte, wie der Rauch der Flamme und der Schatten dem Körper; ja er kann bis zum Haß wachſen, der das Leben des Beneideten vergiftet und nach dem Tode noch ſein Grab mit Geifer übergießt. Hatten in Mailand Fioroni und Grimani, in Mannheim Abt Vogler die Rolle der Schlange übernommen, ſo thaten dies in Paris Piccini und Gretry. Beide erkannten gar bald den Rieſengeiſt, der — in muſikaliſcher Beziehung — in dieſem jungen Deutſchen wohnte; beide ahnten inſtinktartig die geniale Allgewalt, die ſeine Schöpfungen immer mehr und mehr entfalten würden. Es galt daher, — zumal jetzt, wo der Kampf der national-ſelbſtſtändigen Muſik mit der italieniſchen ſo wüthend begonnen hatte — dieſem neuen Nebenbuhler und Kämpen alle Wege zu verſperren. Was Gluck nicht gelungen ..... Mozart konnte es ja vielleicht erreichen!

Aber Piccini und Gretry waren in Paris anerkannte Größen, während Mozart — ſelbſt von den meiſten ſeiner früheren Beſchützer und Verehrer im Stiche gelaſſen — faſt vereinzelt in der ungeheuren Stadt daſtand. Piccini und Gretry hatten Einfluß, Anhang und Vermögen — Mozart ſtand nichts zu Gebote als ſein Talent und dieſes verhinderten ſeine Feinde zur Geltung zu gelangen.

Mit welcher Sehnſucht, eine Oper für Paris zu ſchreiben, war Wolfgang hiehergekommen. Seine Feinde wußten auch dies zu vereiteln. Nicht einmal einen ordentlichen Text konnte er erlangen! Sein Herz wollte ſpringen, ſeine Seele blutete .... aber warum war er auch ſo ein Thor: Talent und Genie zu beſitzen, mit den Flügeln der Begeiſterung der Sonne des Ruhmes entgegenzuſtreben, — Großes, Edles, Erhabenes zu wollen? — Wäre er ein Tropf, ein Alltagsmenſch, ein Schmeichler, ein Kriecher geweſen, Niemand hätte ihm etwas in den Weg gelegt, — ja man hätte ihn vielleicht gehoben ..... um ihn als Folie zu benutzen. Aber woher denn, um Gottes Willen, der Unterſchied, zwiſchen dem, von ſo ungeheueren Erfolgen begleiteten, erſten und dieſem zweiten Aufenthalte in Paris, bei dem Mozart faſt ſo ganz unbeachtet blieb?

Was ſah man — wir ſagen nicht: was hörte man — im Jahre 1763?

Ein Kind, einen allerliebſten kleinen Jungen, der auf dem Claviere die außerordentlichſten Kunſtſtücke ausführte, über einer Serviette ſpielte und die geſchickteſten Männer in dieſem Fache zu Schanden machte; mit einem Wort: „ein Wunder!“ Das mußte in Paris Effekt machen, begeiſtern, hinreißen! Das war etwas Neues, etwas noch nie Dageweſenes, etwas Piquantes! Hof und Stadt wollten, — ja ſie mußten des guten Tones wegen das Kind ſehen, das für ſein Alter ſo Ungeheueres leiſtete. Man feierte ihn in Verſen und Proſa; man verfertigte ſein Bild, wie man vor einigen Jahren, das der Giraffe machte, und um dieſem Bilde noch mehr Charakter zu geben, malte man auch ſeinen Führer mit ſeiner Violine in der Hand dazu.

Wie ganz anders nach fünfzehn Jahren! Unter welchen Veränderungen zeigt ſich nun jenes ſehenswerthe und unterhaltende Ding wieder?

Unter der Geſtalt eines keineswegs anſehnlichen jungen Mannes; — eines Mannes, der zwar einen Orden hat, ihn aber aus Beſcheidenheit nicht trägt; — der ſich Ritter von Mozart nennen kann, aber, weil er das Schlichte liebt, dieſen Titel nie gebraucht; — der kaum zu grüßen verſteht, Niemanden Schmeicheleien ſagt, um keine Gunſt buhlt, weder kriecht noch prahlt ..... mit einem Worte Nichts für ſich hat, als .... ein eminentes Talent!

Aber die Franzoſen waren wohl im Stande ſich von Orden und Titel blenden, von Feinheit und Gewandheit gewinnen zu laſſen .... nicht aber jenes Talent zu beurtheilen, während Mozart es unter ſeiner Würde fand zu Intriguen ſeine Zuflucht zu nehmen. Wer die Wahrheit ſagt, Lüge und Charlatanismus verachtet, die Cabale haßt, und Edles will, iſt in der ſocialen Welt immer verloren, wie hätte Mozart ein anderes Schickſal werden ſollen?

So waren bereits ſechs Monate vergangen und Amadeus ſah ſich in Nichts gefördert. Er hatte ſich für Le Gros und Noverre beinahe zu todte gearbeitet, ohne auch nur einen Pfennig von dieſen zu erhalten. Alle Hoffnungen waren geſcheitert und nun blieben — was ihn noch mehr quälte — auch die Briefe Aloyſias mehr und mehr aus. Ach! das gelobte Land, das er ſuchte, fand er nicht! nicht einen feſten Boden, auf dem er ſich wie ein Rieſe erheben konnte, — nicht eine Heimath für ſich und die Geliebte, — nicht einen Wirkungskreis, wie er ihn ſo ſehr bedurfte.

Da traf ein neuer furchtbarer Schlag ſein Haupt: ſeine Mutter, die er auf das Zärtlichſte liebte, ſtarb in ſeinen Armen. Aber mit dieſem Schlage war auch das Maaß des Widerwillens gegen den Aufenthalt in Paris überfüllt. So liebevoll Baron Grimm und Frau von Epinay ſich ſeiner annahmen ..... er vermochte nicht mehr zu bleiben. Und als ob auch das Schickſal ſich endlich einmal ſeinen Wünſchen fügen wollte, kam ihm ein Ruf in die Heimath zu: ſein treuer alter Vater hatte ihm bei dem Fürſtbiſchof von Salzburg die Stelle eines „Hof- und Dom-Organiſten“ mit vierhundert Gulden Gehalt .... erobert!

Das alſo, großer Mozart, war die Frucht all dieſer Reiſen! Könige und Völker hätten ſich um deinen Beſitz ſtreiten, auf ihn ſtolz ſein ſollen. .... und .... du kehrſt als „Organiſt“ nach Salzburg zurück!

Und doch, wie leicht ſchüttelſt du den pariſer Staub von deinen Füßen! Ja, wenn du nicht einen Hügel zurückgelaſſen, der dir unendlich lieb und theuer, du hätteſt gejauchzt, als das Weichbild der Weltſtadt hinter dir lag.

Und vor dir, vor dir! was lag da? .... Immer noch eine Welt der Ideale, ... und zunächſt ein ſüßes Wiederſehen in Mannheim!

Und wieder Täuſchung.

Es hatte ſich unterdeſſen in der Pfalz viel geändert. Mannheim war mit dem Verluſte des Hofes bedroht, und da für dieſen Fall auch die Mitglieder der Oper dem Churfürſten zu folgen hatten, ſo war ſelbſt im Weber'ſchen Hauſe eine peinliche Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, eingetreten. Die Sache aber verhielt ſich wie folgt: Karl Theodor, Churfürſt von der Pfalz, war der Erbe des Churfürſten von Bayern: Max Joſeph.

Anderthalb Stunden nach Max Joſeph's Verſcheiden, am 30. December 1777, noch vor Sonnenuntergang, hatte der Staatskanzler Kreitmayr aus dem nur ihm bekannten Käſtchen mit dem Teſtamente des Churfürſten eine ſchon ausgefertigte Verkündigung von dem Regierungsantritte des Churfürſten von der Pfalz auch über Bayern durch einen

Herold in den Straßen von München ausrufen laſſen und darauf erſt den Courieren der Geſandten die Thore geöffnet.

Der Courier von München, welcher dem dreiundfünfzigjährigen Karl Theodor die Nachricht von der Erbfolge in Bayern zu überbringen hatte, traf ihn, als er gerade dem Schlußgottesdienſte des Jahres 1777 beiwohnte. Die Kunde berührte ihn ſchmerzlich. „Nun ſind deine guten Tage vorüber!“ — ſagte er halblaut zu ſich ſelbſt, und ganz Mannheim wiederholte dieſen Ausſpruch für ſich, und .... es hatte nur zu ſehr recht.

Karl Theodor ging — wie dereinſt Georg I. von Hannover nach England — nur ungern aus ſeiner geliebten Pfalz weg; reiſte aber doch, da es ſein mußte, noch dieſelbe Nacht ab. Sein Geſchäftsträger, Baron Hammerſtein, kam ihm unterweges entgegen, um ihn zu beglückwünſchen; aber er erwiederte unwillig: „Allzuhaſtig! Allzuhaſtig!“

Am 2. Januar 1778 zog er in München ein. Da aber auch Oeſterreich Anſpruch auf Bayern machte, ſo waren ſchon öſterreichiſche Occupationstruppen im Lande erſchienen .... und zwar ſchon nach den erſten Erkrankungsnachrichten des dahingeſchiedenen Churfürſten, die zwei hinter einander abgefertigte Couriere des Freiſinger Domherrn, Grafen Lehrbach, nach Wien gebracht hatten.

Karl Theodor's erſtes Auftreten in München bezeigte ſogleich ſeine volle Abneigung gegen das neue Land.

Er unterzeichnete ſchon am 14. Januar einen Vertrag mit Oeſterreich, den ſein Geſandter, Baron Ritter, bereits am 3. Januar, alſo vier Tage nach Max Joſeph's, des letzten Churfürſten von Bayern Tode, zu Wien abgeſchloſſen hatte, kraft deſſen bedeutende Abtretungen von Bayern an Oeſterreich gemacht wurden. Die Gegenleiſtung dafür Seitens Oeſterreichs waren reichliche Verſorgungen für Karl Theodors natürliche Kinder.

Nicht alſo das neue Land, ſondern dieſe natürlichen Kinder, die Fürſtin Caroline von Iſenburg-Offenbach-Birſtein*) und die Grafen und Gräfinnen von Bretzenheim, — lagen dem neuen Herrn vor allem Andern am Herzen.

Da trat zur Rettung der Integrität Bayerns eine Frau auf, die energiſche Schweſter der Gemahlin Karl Theodor's, Maria Anna, Gemahlin des 1770 verſtorbenen Herzogs Clemens, des Sohnes Ferdinand's, eines Bruders Kaiſers Karl VII. Eiligſt ſchrieb ſie an ihren Freund, Friedrich den Großen:

„Ich altes Weib muß jetzt ein Mann ſein, weil aus allen unſeren Männern alte Weiber geworden ſind.“

---

*) Sie war ein Kind einer früheren Maitreſſe des Churfürſten: der ſchönen Mannheimer Bäckerstochter, Huber, welche er ſpäter zur Gräfin von Bergſtein (Parkſtein) erhob. Caroline heirathete 1776 den pfälziſchen Oberhofmeiſter, General und Hofgerichtsraths-Präſidenten Fürſten Friedrich von Iſenburg-Offenbach-Birſtein.

Friedrich dagegen ſchrieb zurück:

„Ah, Madame, que n'étiez vous Electeur, nous n'aurions pas vu arriver les honteux événemens, dont tout bon allemand doit rougir jusqu' au fond du coeur!"*)

Maria Anna trat denn auch ſofort in Verbindung mit dem geheimen Agenten **Friedrichs**, dem weimar'ſchen Obriſthofmeiſter **Grafen Görz**, ſowie mit dem Geſandten des Pfalzgrafen **Karl von Zweibrücken** in München, **Baron Hohenfels**. In Folge dieſer Unterhandlungen aber wurde **Pfalzgraf Karl von Zweibrücken** beſtimmt, ſeine Einwilligung zu dem öſterreichiſchen Vertrage zu verſagen, worauf er München verließ und bei dem Reichstage feierlich proteſtirte. Man ſuchte darauf **Hohenfels** zu beſtechen, aber umſonſt. Obgleich er nicht vermögend war, ſchlug er eine halbe Million Gulden, die ſchon auf dem Tiſche aufgezählt war, kaltblütig und ehrlich aus.

Friedrich der Große ließ nun, da die Unterhandlungen fehlſchlugen, ſein Heer an die böhmiſche Gränze vorrücken, es kam zu dem ſogenannten „bayeriſchen Rummel," dem einjährigen Kriege, und im Frieden zu Teſchen, mußte Oeſterreich ſtatt eines Länderbeſitzes von einigen hundert Quadratmeilen mit einigen vierzig zufrieden ſein.

---

*) Ach, Madame, warum ſind Sie nicht Churfürſt, wir würden keine ſo beſchämenden Ereigniſſe haben eintreten ſehen, über die jeder gute Deutſche bis in die Tiefe ſeines Herzens erröthen muß."

Dieſe Thatſache war indeſſen zur Zeit als Mozart Paris verließ, noch nicht eingetreten, — obwohl der Churfürſt ſich ſchon in München befand — wurde aber in der ganzen Pfalz und namentlich in deren Hauptſtadt bereits ſehr befürchtet. Auch in die Familien Weber, Wendling und Cannabich warf dieſe bewegte Zeit Unruhe und Beſorgniß, da ſie bereits durch das Ueberſiedeln des Hofes zerriſſen werden waren, und für alle die Exiſtenz mehr oder weniger auf dem Spiele ſtand.

Mozart wußte von allem dem wenig. Zwar war er ſelbſt noch in Mannheim geweſen, als der Churfürſt zur Beſitznahme Bayerns nach München abgereiſt; ſeitdem er ſich aber in Paris befand, kümmerten ihn die Welthändel gar nichts mehr, und Aloyſia hatte in ihren wenigen Briefen, die zuletzt ganz ausblieben, derſelben natürlich auch nicht gedacht.

Wie ſchlug daher ſein Herz, als er — von Straßburg kommend — ſich Mannheim näherte. Gefliſſentlich hatte Wolfgang Bruchſal, wo er das letztemal übernachtet, recht früh am Morgen verlaſſen, um ja noch vor Mittag bei Webers zu ſein. In der That ſchlug es denn auch eilf Uhr, als er die Schelle an dem bekannten freundlichen Hauſe am Rheinthore zog.

Die alte Kathrine öffnete und ein Freudenſchrei entfuhr ihr, als ſie den jungen Herrn Mozart erblickte.

„Wie gehts? wie gehts!“ — rief dieſer, der treuen Dienerin herzlich die Hände ſchüttelnd; flog aber dann, ohne nur eine Antwort abzuwarten der Treppe hinauf. Raſch öffnete er die Thüre des Wohnzimmers .... aber, ſiehe da, es waren nur die beiden jüngſten Weber'ſchen Kinder, die kleine Sophie und der ſechsjährige Hermann zugegen.

Als ſich der erſte Jubel der Kleinen — die an Wolfgang, wie an einem Bruder hingen — gelegt, frug dieſer nach der Mutter:

„Sie iſt auf den Markt!" — antwortete mit geſchäftiger Miene das Mädchen.

„Und der Vater?"

„Auf dem Amte."

„Nun, und Aloyſia und Conſtanze?"

„Aloyſia und Conſtanze?" — wiederholten beide Kinder erſtaunt. — „Weißt du's denn nicht?"

„Was denn?" — frug Amadeus, und ſchon dieſe Frage machte ſein Herz beben.

„Die ſind in München."

„Wo?!" — rief der junge Mann wie vom Donner gerührt.

„In München!" — wiederholte Sophiechen. Dann fuhr ſie mit wichtigthuender Miene und jener naiv-altklugen Geſchwätzigkeit, die kleinen Mädchen ſo eigen iſt, eifrig fort:

„Du weißt doch, daß der Churfürſt jetzt in München wohnt. Da hat er denn viele Beamte und den ganzen Hof mitgenommen, ſo daß es ganz leer und langweilig hier in Mannheim geworden iſt. Und vor ein paar Wochen kam auch der Befehl, daß alle, die am Theater angeſtellt ſind, auf der Stelle nach München reiſen ſollten."

„Und das iſt ſehr weit!!" — unterbrach ſie der kleine Hermann wichtig.

„Geh! ſchweig doch!" — rief Sophiechen — „als ob das der Herr Mozart nicht wüßte. Nun ſollte die Mutter mitgehen, Conſtanze aber bei uns die Haushaltung führen. Aber weil . . . ."

„Die Mutter ſich erſt ein Kleid machen mußte . . . ." rief Hermann.

„Warum nicht gar!" — ſagte das Mädchen mit einem verweiſenden Blick auf den kleinen Bruder — „weil die Mutter uns kleine Kinder, den Vater und das Haus nicht laſſen wollte, ſo . . . ."

„Und Aloyſia wegen Herrn Lange nicht allein reiſen ſollte . . . ." fiel Hermann ein.

„Wegen Herrn Lange?" — frug Amadeus erbleichend. — „Warum, wie ſo?"

„Ach, er ſchwätzt dummes Zeug!" — ſagte das Mädchen.

Aber jetzt kam der kleine Mann in die Hitze:

„Dummes Zeug?" — rief er — „ich ſchwätze kein dummes Zeug! Hat der Vater nicht oft genug gezankt?"

„Ueber was denn?" — frug Mozart faſt athemlos.

„Daß der Herr Lange . . . ."

„Er hat gar nicht gezankt, er hat Aloyſia nur geſagt . . . ."

„Glaub's nicht!" — rief wieder Hermann — „ſeit du weg biſt, hat der Vater mehr gezankt, als ſonſt jemals."

„Aber worüber denn?"

„Ueber den Herrn Lange, ſag' ich dir ja, der immer am Haus vorbei gegangen iſt. Ich hab's immer geſehen, wenn ich mich auf den Stuhl an das Fenſter ſtellte. Er hat auch oft die Aloys nach Haus geführt. . . .“

„Wer ſagt denn das?“ — rief jetzt eifrig Sophiechen.

„Vater ſagt das!“ — entgegnete der kleine Hermann, ſich in der Hitze des Streites verbeugend, — „meinſt du ich hätt's nicht gehört, wenn wir Abends im Bett lagen.“

„Das iſt aber unrecht!“ — eiferte die Schweſter — „da hätteſt du ſchlafen ſollen.“

„Wenn ich aber nicht kann!“

„So hätteſt du wenigſtens nicht hören dürfen.“

„Der Vater ſprach aber im Nebenzimmer ſo laut, daß ich's hören mußte. Ich konnte mich doch nicht taub machen.“

„Nun!“ — ſagte Wolfgang hier, und es war ihm, als hätte man ihm die Bruſt zugeſchnürt: — „Laßt es jetzt gut ſein, Kinder. Ich kenne das. Aloyſia trägt daran keine Schuld. Geht es ihr denn recht gut?“

„O!“ — rief Sophiechen ſtrahlend — „ſehr gut! Du glaubſt nicht, wie ſie die Mannheimer gern haben. Sie hat oft ganze Körbe voll Blumen und Kränze aus dem Theater mitgebracht.“

„Hat ſie denn auch manchmal an mich gedacht und von mir geſprochen?“ — frug Wolfgang trübe.

„Da hat ſie keine Zeit dazu gehabt.“ — rief Hermann. — „Sie war immer auf der Probe, oder bei der Aufführung, oder eingeladen!“

„Aber,“ — ſagte Sophiechen freundlich. — „Dafür hat Conſtanze deſto mehr von Dir geſprochen. Wenn wir ſo die Winterabende zuſammenſaßen, der Vater im Colleg, die Mutter mit Aloys im Theater war, und jedes von uns ſeine Arbeit vor ſich hatte, da ſprach Conſtanze gar oft von Dir: .... was Du nun wohl in der großen Stadt Paris machen würdeſt, ... wie Du in Concerten die Leute durch Dein herrliches Spiel gewiß bezauberteſt .... wie wohl der König und die Königin Dich einlüden, auch vor ihnen zu ſpielen und Dich dann mit Ehren und Geſchenken überhäuften .... und das hat ſie alles ſo ſchön erzählen können, wie die ſchönſten Geſchichten aus unſerem rothen Buch.“

„Iſt's denn auch ſo geweſen?“ — frug Hermann neugierig.

„Nein!“ — ſagt Wolfgang mit trübem Lächeln — „nicht ganz ſo. Die gute Conſtanze hat ſich getäuſcht, ... wie ich mich getäuſcht habe!“ ....

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Frau Weber, vom Markte heimkehrend, trat ein. Sie wußte durch Kathrine ſchon von Wolfgangs Ankunft, und ihre aufrichtige und herzliche Freude darüber, beruhigte Mozart einigermaßen. Verſteht ſich, daß er zu Tiſche bleiben mußte und von Vater Weber nicht minder herzlich begrüßt wurde. Jetzt erfuhr er denn auch das Genauere über die Veränderungen, die hier vorgegangen. Aber was er erfuhr, beſtätigte nur die Ausſage der Kinder: auf einen, vor wenigen Wochen eingetroffenen höchſten

Befehl, mußte das Perſonal der Oper und des Schauſpieles plötzlich nach München abreiſen. Vater und Mutter waren ſehr betrübt über dieſe Veränderung, die ihr bisheriges ſtilles häusliches Leben ſo ganz zerſtört hatte: da aber auch eine Verſetzung des Vaters nach Bayerns Hauptſtadt vorauszuſehen war, ſo blieb ihnen doch die Hoffnung, die Familie bald wieder vereinigt zu finden. Mozart kam es freilich vor, als ob noch eine beſondere Sorge das elterliche Herz hier belaſte, und er konnte ſich auch denken, welche. Der kleine Hermann ſchien mit ſeinem unſchuldigen Kindergeſchwätz doch nicht ſo ganz unrecht zu haben. Amadeus fühlte ſich daher in ſeinen Zweifeln recht unbehaglich und unglücklich.

Das Schlimmſte aber war, daß dieſe Zweifel auch noch durch Andere in anderer Art beſtärkt wurden. Cannabich's konnten Aloyſia's Fortſchritte nicht genug rühmen:

„Sie iſt eine perfecte Sängerin geworden!“ — ſagte die Frau Capellmeiſter, deren Mann ſich ebenfalls ſchon in München befand, — „und, wenn ſie ſo fortfährt, wird ſie die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich ziehen. Sie glauben nicht, lieber Mozart, wie der Hof und Mannheim ſie auf den Händen trug. Ich bin überzeugt, daß ihr jetzt ſchon auch die Huldigungen des bayeriſchen Adels und Münchens zu Füßen liegen.“

Das war eine neue Wunde für Amadeus. War es denn anzunehmen, daß eine Sängerin, welche die erſte Zierde der erſten deutſchen Bühne war, und die mit Recht im Vollgenuſſe eines großen Rufes und in der Hoffnung der glänzendſten Zukunft ſchwelgen konnte, noch an ihn — den armen „Organiſten“ — der nichts als Täuſchungen und zertretene Hoffnungen aus Paris mitbrachte, denken ſollte?

Aber Mozart war keine Natur für ſentimentale Wehmuth; auch haßte er alles Zweifeln und Schwanken in den Tod. Sein Entſchluß war daher raſch gefaßt: er mußte ja ohnedem, um nach Hauſe zu gelangen, über München. Alſo vorwärts — und dort ſelbſt geſchaut! Liebte ihn Aloyſia noch, dann war ſein Glück begründet und für die Zukunft verbürgt. Liebte ſie ihn nicht mehr .... dann weg mit den verwelkten Roſenketten!

Der Wirth vom „Herrgöttle zu Mannheim.“

Der Abend war hereingebrochen und Lange hatte eben ſeine Toilette vollendet. Er wollte in das Theater gehen, nicht um ſelbſt zu ſpielen, ſondern um zu hören und zu ſehen, denn **Aloyſia Weber** ſang heute in **Salieri's** „**Axur**,“ und **Lange**, ihr begeiſterter Verehrer, verfehlte nie, ſie ſingen zu hören.

Jetzt ſtand er vor dem Spiegel ſeines elegant eingerichteten Zimmers in der Kaufingerſtraße zu München und warf noch einen letzten muſternden Blick auf ſeinen Anzug. In der That! wer ihn ſo ſah, mußte geſtehen, das es kaum einen ſchöneren jungen Mann geben könne. Die ſchlanke, zierlich gebaute und doch kräftige Geſtalt, die regelmäßigen, feinen Geſichtszüge, die großen blauen Augen voll Feuer und Lebensluſt, das blonde lockige Haar, das die edel gebaute Stirne leicht und gefällig umwallte, der geſchmackvolle, nach der neueſten Mode gearbeitete Anzug .... alles dies vereinigte ſich, zu einem wirklich verführeriſchen Ganzen. Bei Gott, ſie hatten nicht Unrecht, die Damen von Mannheim, wenn ſie Lange den neuen „Adonis“ nannten. Die Münchner Frauen und Mädchen aber waren auch nicht mit Blindheit geſchlagen und in den vier Wochen, die der junge Mann nun ſchon in Bayerns Hauptſtadt weilte, hatte er bereits mehr Siege gefeiert, als mancher ſeiner Collegen in vier Jahren.

Dies beeinträchtigte ihn indeſſen nicht, auch der ſchönen aber ſpröden Aloyſia Weber den Hof zu machen. Denn wenn er mit den Anderen ſpielte und an Blumen brach, was ſich ihm — mit oder ohne Dornen — gab, ſo betete er hier an. Nicht als ob er die Abſicht gehabt hätte, Aloyſia wirklich zu heirathen, — wenigſtens hatte er an ſo etwas noch gar nicht gedacht, — aber er konnte ohne ſie und ihre Liebe nicht mehr ſein. Ja! dem flatterhaften, leichtſinnigen jungen Menſchen ſchien dieſe Liebe zu einem braven und edlen Mädchen gewiſſermaßen wie eine Heiligung ſeiner ſelbſt. Er flüchtete in ihr Bereich, wenn ihm vor dem eigenen Leichtſinn ſchwindelte und fühlte ſich über den Staub der Trivialität gehoben, wenn er in Aloyſia's Augen einen Blick der Gegenliebe zu erhaſchen glaubte; denn hier beſchränkten ſich ſeine Triumphe bis jetzt auf einzelne ſolcher Blicke.

Aber heute, heute!.... hoffte er etwas mehr zu erfahren. Das wo und wie, war ſein Geheimniß.

Darum hatte er auch heute mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit Toilette gemacht; — darum ſtrahlte jetzt, als er ſich zum Gehen wandte, ſein Geſicht in ſolch triumphirender Freude. Da klopfte es an der Thüre. Schon den Hut auf dem Kopfe rief Lange: „Herein!“ Die Thüre öffnete ſich und vor ihm ſtand — o! er kannte ihn wohl, den Wirth zum „Herrgöttle“ aus Mannheim, dem er hundert und fünfzig Gulden ſchuldete.

„Ah!.. — rief jener freudig: — „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!... Da treffen wir ja gerade noch den Herrn zu Hauſe!“

Aber Lange verlor keinen Augenblick ſeinen göttlichen Gleichmuth; die rechte Hand in die Bruſt geſteckt, ſagte er mit dem Grafen in Leſſings „Minna von Barnhelm“ in feierlichem Tone:

„Mein Herr! wir haben uns nie geſehen.“....

„Doch! doch!“ — rief erſchrocken der Wirth, der glaubte, Lange wolle die Schuld abläugnen. — „Ich bin ja der Wirth vom „Herrgöttle“ und da haben Sie jeden Tag....“

Aber Lange fuhr ganz ruhig in ſeiner Rolle fort:

„Doch bei dem erſten Anblick glaubte ich Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſein möchten. — Umarmen Sie mich, — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundſchaft.“

„Obligirt!“ — entgegnete verlegen der Wirth, der „Minna von Barnhelm“ ſo wenig kannte, als den Groß-Mogul. —

„Ich wollte nur gehorſamſt anfragen“

„Fragen Sie!“ — unterbrach ihn Lange.

„Ob ....“

„Ob es mir in München gefällt? Vortrefflich, mein Lieber. Das Leben iſt hier äußerſt angenehm. Mädchen, ſage ich Ihnen, wie Gold, und Gold ....“

„Gold!“ — rief der Wirth entzückt. — „Ich nehme Gold oder Silber, es iſt mir ganz gleich.“

„Pfui!“ — ſagte Lange mit anſcheinender Indignation — „das kann ich von Ihnen nicht glauben. Etwas nehmen, heißt ſtehlen .... und das werden Sie, der Wirth vom Mannheimer „Herrgöttle“ doch nicht thun wollen.“

„Ach, wer ſagt denn das,“ — verſetzte jener — „ich wollte Sie nur bitten, mir Ihre Schuld ....“

„Meine Schuld?“ — rief der pathetiſche Lange. — „Wiſſen Sie was Major von Tellheim ſagt?“

„Nein,“ — verſetzte jener — „ich habe das Vergnügen ihn nicht zu kennen.“

„Nun denn, er ſagt: Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen: welche Bande Sie an mich knüpfen, — aus welchem grauſamen Eigenſinn Sie dieſe Bande trennen wollen!“

„Bande?“ — ſagte immer verlegener der Wirth — „ich weiß nicht, was Sie damit meinen .... ich habe nur dieſe Rechnung für ſechs Monat, die Sie bei mir geſpeiſt haben.“

„Irrthum!“ — rief der junge Schauſpieler, — „ich habe nie Monate geſpeiſt!“

„Aber ſehr viel zu Mittag und Abend gegeſſen, während ſechs Monaten.“

„Wie können Sie das behaupten? Habe ich nicht noch mehr getrunken?“

„Allerdings!“

„Nun denn, reden wir ernſthaft. Sehen Sie, der Philoſoph in Meernis „Cato“ ſagt: Der Menſch bedarf täglich Mittel, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen; er bedarf in den meiſten Himmelsſtrichen auch Kleidung, Wohnung und Erwärmung, das ſind die Nothwendigkeiten des Lebens, mit welchen die glücklichen Kinder der Natur vollkommen zufrieden ſind .... aber .... der Sohn der Cultur bedarf noch mehr, der will noch Bequemlichkeiten, angenehmes Leben, Ueberfluß, und ſo vermehren ſich ſeine ſogenannten Bedürfniſſe in's Unendliche!“

„Aber ....“

„Die Natur reicht nicht mehr aus; alſo greift ihr die Arbeit oder die Induſtrie unter die Arme.“

„Alles gut, aber ....“

„Nun ſehen Sie, mein guter Herr, ich bin auch ein Sohn der Cultur. Meine Arbeit iſt die Kunſt. Das Unangenehme aber iſt, daß bei gar Vielen der Ertrag de Arbeit nicht mit den Cultur-Bedürfniſſen übereinſtimmt. Hier heißt es ſo recht:

„Nicht mögen ſie das hohe Streben faſſen,
„Das zum Olymp den Sohn Apollos zieht,
„Der, Göttern gleich, mit Göttern liebt zu praſſen
„Und wie die Hölle ſtets das „zahlen“ flieht.

„Ja!“ — rief hier der Wirth, dem jetzt die Geduld ausging — „daß Sie das Zahlen fliehen, weiß ich. Sie haben mich immer vertröſtet; aber wenn Sie heute nicht herausrücken, ſo werden Sie, ſo leid es mir thut, mit dem Schuldthurm Bekanntſchaft machen müſſen.“

„Bah!“—rief Lange. — „Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen.“

Aber der „Herrgöttleswirth“ ward jetzt in der That unangenehm. Der gutmüthige Ausdruck ſeines Geſichtes verlor ſich und die pfälzer Derbheit, ſchien die Oberhand gewinnen zu wollen.

„Ich heiße nicht Marinelli,“ — ſagte er daher verdrießlich — „ſondern Steiner, und was Sie mit Tugend wollen, begreif' ich auch nicht. In Mannheim hat man nichts von dergleichen an Ihnen geſpürt.“

„Ei, ei!“ — rief Lange lachend — „kennen Sie denn nicht den Spruch:

„Eine junge Magd ohne Lieb'
„Und ein Markt ohne Dieb,
„Ein junger Mann ohne Schulden,
„Alter Gläubiger mit viel Geduldén,
„Alte Scheuſſen ohne Mäus,
„Alte Pelze ohne Läuſ',
„Alte Böcke ohne Bart.
„Sind nicht .... natürlicher Art!“

„Ich wünſchte Sie wären beim Teufel mit Ihren Verſen!“ — rief jetzt der Wirth — „ſo haben Sie es mir auch ſchon in Mannheim gemacht. Kann man denn gar kein vernünftiges Wort mit Ihnen reden.“

„So viel Sie wollen!“ — entgegnete der Künſtler — „aber dann dürfen Sie auch weder von Rechnung noch von Schulden, am wenigſten aber von bezahlen ſprechen; denn da finde ich gar nichts vernünftiges darin.“

„Ich aber deſto mehr!“ — rief der Wirth — „und ich glaube die Gerichte werden meiner Anſicht ſein. Alſo, wollen Sie zahlen?“

„Ja!“ — ſagte Lange feſt.

„Nun, das iſt ſchön von Ihnen!“ — verſetzte der Wirth vom „Herrgöttle“ beruhigter — „ſo ....“

„Aber“ — fuhr Lange fort — „wenn ich auch will, ich kann nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich mit dem luſtigen Brenner in „Camoens“ ſagen muß:

„Frei bin ich, wie der Ar im Aetherblau,
„Frei von der Laſt der königlichen Bürden,
„Frei von dem Willen einer böſen Frau,
„Frei auch von Geld und Gut und eitlen Würden.
„Stülpt meine Taſchen um, laßt nackt mich gehn,
„Auch nicht ein Pfennig iſt bei mir zu ſehn!“

Lange hatte, während er ſeine leeren Taſchen umſtülpte und ausſchüttelte, die letzten Worte mit ſo unnachahmlicher und unwiderſtehlicher Komik geſagt, daß der

Wirth vom „Herrgöttle zu Mannheim“ trotz ſeines Aergers lachen mußte.

„Aber was mach' ich denn da?“ — rief er jetzt — „ich muß doch mein Geld haben.“

„Freundchen!“ — ſagte Lange ſchmeichelnd — „haben Sie noch etwas Geduld. Sehen Sie, Geduld iſt eine ſo ſchöne ächt chriſtliche Tugend.“

„Aber ich kann doch nicht ewig Geduld haben?“

„Ausgezeichnet wäre dies allerdings, aber wenn „ewig“ zu lange iſt, noch ein paar Monate:

„Die Zeit iſt reich, oft reicher als man glaubt,
„Wenn ſie Minuten, Tage, Jahre raubt,
„Giebt ſie die Schätze, Welten, Hoffnungsgrün,
„Ja Silber ſelbſt ... in Deinen Locken hin.“

„Eine ſchöne Ausſicht!“ — ſagte der Wirth. — „Aber mit den verdammten Schnacken bringen Sie mich immer herum. Und klagen wird auch nichts helfen, das ſehe ich ſchon, und koſtet noch mein gutes Geld! Alſo Sie verſprechen mir ....“

„Was Sie wollen!“

„Und halten?“

„Was ich kann.“

„Nun denn diesmal noch auf einige Monate. Aber dann ....“

„Dann? .... Wie ſagt Lodovico in Othello zu Caſſio:

„Euch dann, Herr Gouverneur
„Liegt die Beſtrafung dieſes Teufels ob;

„Beſtimmt die Zeit, den Ort, die Art; — O, ſchärft ſie!
„Ich geh' an Bord und will die ſchwere That
„Mit ſchwerem Herzen künden dem Senat!"

„Ihr ſeid ein Narr, mein Herr!" — rief jetzt halb ärgerlich, halb gutmüthig der Wirth, Hut und Stock ergreifend — „ich aber bin jedenfalls noch ein viel größerer, ſonſt hätt' ich Euch nicht geborgt."

Und mit dieſen Worten verließ der Inhaber des „Herrgöttle von Mannheim" das Zimmer des Schauſpielers.

Lange lachte ihm, ein Schnippchen ſchlagend, nach: dann rief er freudig:

„Wieder eine gewonnene Schlacht!" und ſich auf den Weg nach dem Theater machend, ſang er mit fideler Miene:

„Für Sorgen ſorgt das Leben,
„Ein Thor iſt der, der ſorgt!
„Noch gibt's ja Lieb und Reben,
„Und — manchen Freund der borgt."

Der Traum der Liebe.

Das Theater war zum Erdrücken voll geweſen: Hof und Adel, Militär, Beamten- und Bürgerſtand hatten ihre zahlreiche Vertretung gefunden, und Aloyſia Weber neue Siege zu den älteren gehäuft. Aber wie herrlich ſang ſie auch, wie entzückend war ihre Erſcheinung! Hier fanden ſich Talent, Schönheit, Jugend, Unſchuld und Beſcheidenheit auf eine Weiſe vereinigt, wie das ſonſt ſehr ſelten am Theater der Fall iſt. Wußte man doch, daß ſich die ſchönſten und reichſten Cavaliere Aloyſia genähert hatten, von ihr aber auf das Beſtimmteſte zurückgewieſen worden waren.

Ueberhaupt lebte Aloyſia, die ſchon durch die Eltern unter den beſonderen Schutz des alten Hausfreundes — des Capellmeiſters Cannabich — geſtellt war, in München faſt ſo zurückgezogen, wie in Mannheim, wenngleich ſie tauſendfachen Huldigungen nicht entgehen konnte.

Sich aber an dem Theater zu München in der damaligen Zeit einen guten Ruf zu erhalten, war um ſo ſchwerer, als es eigentlich zur Mode und zum bon ton jener Tage gehörte, Ruf und Sitte mit Füßen zu treten. Der erſte Impuls dazu ging bekannterweiſe vom Hofe zu Paris aus, fand aber an den meiſten deutſchen Höfen ein freudiges Echo: Daß Pfalz-Bayern davon keine Ausnahme machte, wer wüßte dies nicht? Scheute ſich doch Karl Theodor ſeines leichtfertigen Lebens ſo wenig, daß er in einem ſeiner Audienzzimmer die Bildniſſe ſeiner ſämmtlichen Maitreſſen aufhängen ließ.

An die Stelle der früheren Favoritinnen aus den niederen Ständen, die er in der Pfalz gehabt hatte, der Mannheimer Bäckerstochter, Huber, nachherigen Gräfin von Bergſtein und der Mannheimer Schauſpielerin, Joſephe Seyffert, nachherigen Gräfin Heydeck, traten jetzt in München ein paar Damen der Ariſtokratie. Die Gräfin Joſephine von Törring-Seefeld und die Freiin Eliſabethe Schenk von Caſtell.

Die Gräfin Törring-Seefeld war eine geborene Gräfin Minuccii, die — ſechszehnjährig — ſich mit Graf Clemens Törring-Seefeld, dem Sohne des Geheimraths und Oberhofmarſchalls Anton Clemens Törring, der den Teſchner Frieden ſchloß, vermählt hatte: er ward Kämmerer und Intendant der Hofmuſik und des Theaters, ſpäter Oberceremonienmeiſter und endlich Oberſthofmeiſter.

Freiin Eliſabeth Schenk von Caſtell aber ward von dem Churfürſten mit dem Freiherrn Carl Theodor von Betſchard verheirathet. Er war Landrichter zu Sulzbach geweſen, ein höchſt übel berüchtigtes Subject und ſogar wegen arger Verbrechen ſeines Poſtens entſetzt und zum Tode verurtheilt. Dennoch erhielt er, allerdings gegen große Bezahlung, Begnadigung, ja er ward ſogar zum Grafen erhoben und Miniſter für die Oberpfalz, denn er gab ſich dazu her, eidlich zu verſprechen, die Schenk nie ehelich zu berühren.

Die Ehe mit dieſer Nichtzuberührenden fing denn auch damit an, daß er mit ihr in die Schweiz ging, wo ſie ihre Niederkunft abwartete. Später bat die Gräfin Betſchard-Schenk den Churfürſten ſelbſt, das früher verſchobene Todesurtheil gegen ihren Scheingemahl doch noch vollſtrecken zu laſſen, denn ſie beabſichtigte, einen Grafen Chamiſſo zu heirathen. Der Churfürſt verwandelte hierauf die Todesſtrafe in ewiges Gefängniß und ließ Betſchard nach dem ungariſchen Munkatſch als Staatsgefangenen bringen. Die Heirath der Gräfin mit Grafen Ludwig von Chamiſſo ward nun vollzogen, doch ſtarb ſie bald.

So ſah es nach Oben aus, ebenſo beim Adel . . . . wie hätten da die bürgerlichen Schichten nicht auch mit fortgeriſſen werden ſollen? Und war die Bühne nicht von jeher ein doppelt ſchlüpfriger Boden? Aloyſia's ſittiges und beſcheidenes Betragen ward daher auch doppelt anerkannt, und Amadeus hörte zu ſeiner unendlichen Freude auf ſeine Erkundigungen hin ſchon im Parterre die beſten Auskünſte. Wie es in ihrem Herzen ausſah, dies war freilich etwas ganz anderes. Er wußte ja ſelbſt, wie liebenswürdig, ja wie bezaubernd Lange ſein konnte; und, daß er ſchön wie ein Apollo war, mußte Mozart ſich ebenfalls ſagen. Hier war kein Vergleich zwiſchen ihm und dem Freunde anzuſtellen. Dagegen fühlte Wolfgang in edlem Stolze, wie ſehr er an innerem Werthe jenes leichtſinnige Genie überwog; denn als Genie hatte ſich Lange allerdings auf den Brettern bewährt. Er war in ſeinem Fach ebenſo der Liebling des Hofes und der Stadt, wie Aloyſia in dem ihren.

Uebrigens wollte Mozart hier ſelbſt ſehen und prüfen, wie er es ſich ſchon in Mannheim vorgenommen. Deßhalb hatte er ſich auch in das Theater begeben, ohne vorher Lange oder Aloyſia aufzuſuchen. Jetzt aber, da das Stück beendet, hoffte er die Geliebte wenigſtens beim Nachhauſegehen auf einen Moment ſehen zu können. Von ſeinem früheren Münchner Aufenthalte her genugſam mit dem Theater bekannt, begab er ſich alſo jetzt in die Gegend der Thüre, die aus den Garderobezimmern der Damen nach der Straße führte. Ihr gegenüber, das erinnerte er ſich, ſtand ein altes, halbverfallenes Häuschen mit einem weit ausſpringenden Vordache, unter welchem, für den Fall eines Brandes, Leitern, Feuereimer und ſonſtige Löſchgeräthſchaften niedergelegt waren.

Es war hier ſo dunkel, daß man — ſtand man unter dem Vorſprunge des Daches — von Niemand geſehen werden konnte; übrigens kannte damals München überhaupt kaum eine Straßenbeleuchtung, ſo daß es ſelbſt auf dem breiten Wege der Straße ſchwer fiel Jemanden zu erkennen. Nur unmittelbar an den Ausgangspforten des Opernhauſes brannten Oehllaternen, deren Licht jetzt aber auch ſchon zu erlöſchen drohte.

Wolfgang war daher unter jenem Häuschen vollkommen geborgen und wartete mit klopfendem Herzen der Erſcheinung Aloyſia's. Mehrere Damen kamen herab und gingen nach Hauſe, theils von Dienerinnen begleitet, theils von Cavalieren erwartet und unter Schäkern, Kichern und Küſſen in Empfang genommen. Alle aber verſchwanden in der Dunkelheit wie dahinfliehende Schatten.

Schon dieſe Scenen verſtimmten Mozart. Zum erſtenmale traten ihm die Gefahren recht deutlich vor Augen, welchen ſeine Geliebte ausgeſetzt war, und er entſchloß ſich nicht hervorzutreten, ſondern ihr Benehmen hier zu beobachten. Sie blieb ſehr lange. „Nun,“ — dachte er — „ſie muß ſich ganz umkleiden; vielleicht iſt ſie auch von der großen Rolle etwas angegriffen, und bedarf einer kleinen Ruhe.“

Jetzt kam eine Dame; ſie hatte ohngefähr Aloyſia's Geſtalt .... aber nein! .... ſo ganz allein ging dieſe gewiß nicht in der Dunkelheit nach Hauſe. Und ſollte die halblaut hingeworfene Roulade nicht ein Zeichen ſein? ... Richtig! eine männliche Geſtalt hebt ſich auf der entgegengeſetzten Seite der Straße aus dem Dunkel der Häuſer. Es iſt eine Uniform, die in der ärmlichen Beleuchtung hie und da aufblitzt. Sie naht der Dame und der ſüße Klang eines Kuſſes kündet das glückliche Zuſammentreffen beider Parteien.

Wolfgang lächelte .... aber dies Lächeln erſtarb auf ſeinen Lippen, als das Pärchen ſich nun ebenfalls unter den Schutz des alten Häuschens begab, das ihn barg. Leiſe zog er ſich etwas weiter zurück. Die Beiden merkten nichts bei ihren Zärtlichkeiten und bald ſah Amadeus eine ſo ſüße Liebesſcene, daß ihm das Herz wie ein Hammer im Buſen klopfte.

Die Alten zählten dreierlei Arten Küſſe: die Basia, unter Verwandten und Freunden; — die Oscula der Ehrfurcht, vorzüglich bei heiligen Leuten, und die Suavia oder Küſſe unter Verliebten — was eigentlich die einzig wahren Küſſe ſind, für die wir auch im Deutſchen ein treffliches Wort haben, nämlich „Mäulchen!“ Unſere, ſo ſehr den Naturwiſſenſchaften zugewandte Zeit, wird die Küſſe wohl als phyſikaliſch-elektriſche Verſuche erklären müſſen, wonach die Küſſenden recht eigentlich Naturforſcher ſind, zumal von allen Wiſſenſchaften keine ſo tief auf den Grund geht, als .... die Phyſik. Wolfgang war freilich nicht gelehrt genug, um eine ſolche Betrachtung in ſeiner jetzigen eigenthümlichen Lage anzuſtellen; inſtinktive aber nahm er die Küſſe, die er hier hörte, als „Suavia“ an; ſein beſſeres Gefühl indeſſen trieb ihn wie die Engel mit dem feurigen Schwerte aus dieſem Paradieſe.

Eben ſchlich er auf den Zehen nach einer anderen Seite des Häuschens .... da .... da erſchien Aloyſia unter der Ausgangsthüre. Er erkannte ſie auf den erſten Blick, und alle ſeine Vorſätze vergeſſend, wollte er eben auf ſie losſtürzen, als er gewahrte, daß ſie nicht allein ſei. Sie hatte eine Magd mit einer großen brennenden Laterne zur Seite. Ruhig ſchritt ſie ihrer Wege. Wolfgang folgte ihr in ſtiller Freude. „Man hat ſich alſo doch getäuſcht!“ — dachte er — „Lange ſteht in keiner Berührung mit ihr.“ Aber noch war dieſer Gedanke nicht ausgedacht, als es ihn wie ein Herzſchlag traf, denn .... Lange, der unſelige Lange, trat in leibhafter Geſtalt auf ſie zu.

„Sie ſind lang geblieben, Aloyſia,“ — ſagte er laut und unbefangen. — „Haben Sie vielleicht geglaubt mich zu ermüden und durch Langeweile heimzutreiben?“

„Ich hoffte,“ — entgegnete Aloyſia mit ihrer klangvollen Stimme, die Mozart tief in das Herz drang — „Sie würden ſo vernünftig ſein und meinen Bitten Folge leiſten.“

„Welchen?“

„Nun, mich Abends ruhig und allein nach Hauſe gehen zu laſſen.“

„Bin ich Ihnen ſo ſehr zur Laſt?“

„Nein; aber dieſe nächtliche Begleitung ſchadet meinem Rufe, und der muß auch Ihnen heilig ſein.“

„Mir iſt alles heilig, meine Himmliſche,“ — rief Lange — „was Sie betrifft. Aber wo könnte ich Sie ſonſt ſehen und ſprechen, als bei Ihrem Nachhauſegehen aus dem Theater. Am Tage begleitet Sie Ihre Schweſter und zu Hauſe bewacht Sie Cannabich. Und doch muß ich Sie jeden Tag einmal ſehen und ſprechen, ſonſt bin ich unglücklich.“

Mozart erbebte; alſo doch.... wenigſtens die Sprache der Liebe, wenn auch Aloyſia die ſtrengen Grenzen der Schicklichkeit feſthielt.

„Und Sie ſchweigen?“ — frug Lange, indem er neben Aloyſia und der Magd herging und Amadeus im Schatten der Häuſer auf den Zehen folgte.

„Was ſoll ich ſagen!“ — entgegnete das Mädchen. — „Sie wiſſen, daß ich mich für Sie intereſſire, lieber Lange, aber Sie kennen auch meinen feſten Entſchluß.“

„Mir nicht zu geſtatten ein Wort von Liebe zu ſagen,“ — rief dieſer mit einem Seufzer — „wenn ich mich nicht ändere und ein ſolider Menſch werde.“

„So iſt es!“ —

„Ach, Aloyſia, das iſt viel verlangt:

„Den Mohren weiß zu waſchen, wird's dir gelingen?
„Wirſt Waſſer Du zum Kuß des Feuers zwingen?
„Den Löwen mit des Lammes Sanftmuth krönen,
„Den Neid dem Neid, den Haß dem Haß verſöhnen?“

„Lange,“ — ſagte hier Aloyſia mit ſchmerzlichem Tone — „machen Sie ſich nicht ſchlechter als Sie ſind; ehren Sie in ſich ſelbſt den feſten Willen des Mannes und werden Sie gut. Gott hat Ihnen ein herrliches Talent gegeben, Sie ſind ein ausgezeichneter Künſtler — ſein Sie nun auch ein braver Menſch!“

„Und wenn ich mich ändere, darf ich dann auf Ihre Gegenliebe hoffen?“

Aloyſia ſchwieg einen Moment; — Mozart war es, als fühle er ein Richtſchwert über ſeinem Nacken. Endlich ſagte Aloyſia:

„Mein Freund, ich habe gelernt immer wahr und offen zu ſein. Sie wiſſen, daß ich Herrn Mozart liebte, ... geſtehe ich es, daß Ihr Bild das ſeine aus meinem Herzen verdrängt hat; aber nie und nimmer reiche ich Ihnen die Hand, ſo lange Sie in ſittlicher Beziehung hinter jenem edlen jungen Manne zurückſtehen. Es iſt vielleicht Unrecht von mir ....“ fuhr ſie fort; aber hier verhalten die Worte in die Ferne, denn Mozart war ſtehen geblieben .... ſtarr wie eine Bildſäule mit einem Herzen kalt, wie Eis! .... Er hatte genug gehört, — das Schwert war gefallen!

Auch dieſer Traum der Liebe war eine Täuſchung!*)

---

*) Aloyſia Weber heirathete ſpäter den Schauſpieler Lange, aber dieſe Ehe wurde eine ſehr unglückliche.

Der Zukunft ſchönſter Stern.

Es hat mit den Verhältniſſen dieſer Welt eine gar eigene Bewandniß. Wie fühlt ſich nicht manchmal der geiſtvolle Menſch beengt und gepreßt durch dieſe leidigen, ſogenannten Verhältniſſe; wie muß er nicht um derſelben Willen gar oft alles Große und Hohe in ſich zurückhalten, ſo daß er es am Ende gar nicht mehr erhalten kann! Indeſſen, ſo wie Reden eine Kunſt iſt, aber Schweigen eine viel größere, — ſo wie befehlen ſchwer iſt, aber Gehorchen meiſt noch ſchwerer, — ſo erweckt zwar auch Derjenige oft das Staunen der Menſchen, der keck und kühn, frank und frei hinwegtritt über alle die Berge und Schranken der menſchlichen Meinung und des Herkommens, wie ein Rieſe über die Alpen ſchreitet, als wären es Ackerbeete; aber unendlich größer iſt doch wohl derjenige Menſch, der ſich ſelbſt durch inneren Gehalt über alle die kleinlichen äußeren Verhältniſſe erhaben fühlt und ſie nichts deſto weniger achtet und ihnen Rechnung trägt, ohne ſich doch von ihnen beherrſchen zu laſſen. Ein Solcher wird auch nie vergeſſen, daß der Menſch — aller Verhältniſſe ohngeachtet — vermöge ſeines freien Willens, doch ſein eigener Herr, Schöpfer ſeines Schickſals und ſeiner Beſtimmung ſein kann.

Mozart gehörte zu dieſen großen und ſchönen Naturen. In ihm lag auch nicht eine Spur von Egoismus, während Seelengröße, die reinſte Herzensgüte, Gemüthsfreiheit und eine unglaubliche Aufopferungsfähigkeit ſeinen Charakter ſchmückten. Er hatte Aloyſia, in dem Glauben an ihre Gegenliebe aufrichtig geliebt; von dem Momente an, in dem er erfahren, daß dieſe Liebe für ihn erblaßt und einer anderen Neigung gewichen ſei, verzichtete er auf ſie. Er begriff die Macht der Verhältniſſe, die hier obwalteten; aber indem er ihnen Rechnung trug, erhob ihn zugleich ſein Selbſtbewußtſein. Konnte Aloyſia — ihm gegenüber — Lange den Vorzug geben, ſo fand er dies in ſeiner Beſcheidenheit ſehr natürlich; aber er mußte ſich doch auch ſagen: daß ſie ihn dann weder verſtanden, noch ſein inneres Weſen erkannt habe.

Freilich würde dieſes Loslöſen von einem theuren Herzen nicht ſo leicht haben ſtattfinden können, wenn ſich nicht die Bande, die ihn an Aloyſia geknüpft, ſchon ſeit längerer

Zeit etwas gelockert hätten. Der erſte Stoß war das Geſtändniß geweſen: daß die Brieftaſche, die Wolfgang um Weihnachten ſo geheimnißvoll erhalten hatte, und die doch ein verhülltes Bekenntniß inniger Liebe war, nicht von ihr herrühre. Dann kam Lange's Annäherung, das allmälige Ausbleiben der Briefe und endlich das Geſpräch mit den Kindern. Auch die Zweifel die zwiſchen ſeiner Abreiſe und Wiederkunft nach Mannheim lagen, hatten den Boden des Vertrauens unterminirt; jetzt hatte eine ſelbſterlebte Thatſache den ganzen Tempel in die Luft geſprengt. Immer bedeckten daher die Trümmer deſſelben ſein Herz mit Schutt und Aſche und brannten ſich ſchmerzlich in dasſelbe ein; aber er blieb Mann genug, ſich über dieſelben zu erheben, und dem Winke ſeines Genius folgend, verbiß Amadeus den Schmerz.

Die Nacht, die er nach jenem Zuſammentreffen mit Aloyſia und Lange hatte, blieb natürlich eine ſchlafloſe; denn der Kampf mußte immer in der Seele ausgefochten werden. Als er mit ſich im Reinen war, blieb nur noch die Frage: ob er gleich ohne jeden Beſuch und officiellen Bruch abreiſen ſolle oder nicht?

Anfangs war Wolfgang dafür, Aloyſia gar nicht mehr zu ſehen: aber er brachte dieſen Beſchluß doch nicht über das Herz. Einmal hatte er den Eltern verſprochen, die Mädchen zu beſuchen und ihnen Briefe von Vater und Mutter zu überbringen; dann war er mit ſolcher Herzlichkeit und Innigkeit in die Familie Weber hineingewachſen, daß ein völliges Zerreißen dieſer Bande ihm unmöglich war; ferner zog es ihn Abſchied von der guten und treuen Conſtanze zu nehmen, die ſich immer ſo ſehr für ihn intereſſirt hatte, und endlich mußte er einmal Aufſchluß über die Brieftaſche erhalten.

Das waren alſo Gründe genug, um die Mädchen den kommenden Morgen aufzuſuchen. Lange wollte er nicht ſehen, und damit ihn keine Bitten und keine eigenen Schwächen von dem Beſchluß: gleich nach dieſem Beſuche abzureiſen, abhalten möchten, beſtellte er den Wagen um zwölf Uhr vor des Herrn Capellmeiſter Cannabich's Wohnung.

Indeß das Schickſal ſchien ihm wieder entgegen ſein zu wollen; Cannabich und Aloyſia waren auf der Probe; nur Conſtanze empfing ihn .... aber .... mit welcher offenen und ehrlichen Freude und Herzlichkeit!

Sie konnte ſich von ihrer Ueberraſchung kaum erholen und zeigte in ihrer kindlichen Unbefangenheit ihr Glück ſo offenkundig, daß es Amadeus wunderbar berührte. So hatte er ſich den Empfang bei Aloyſia gedacht! — Nun, es war ja ihre Schweſter, ſeine Schweſter, bei der auch er ſich immer ſo ſtill glücklich und behaglich gefühlt. Freudig gab er ſich, wie er war und vergaß faſt, was er gewollt. Endlich .... nach hundert Fragen über ſeine Erfolge in Paris, ſein jetziges Wohlergehen, die Eltern in Mannheim und andere Dinge, kam doch auch die Rede auf Aloyſia. Da ſah er denn freilich, daß ſchon die Nennung dieſes Namens Conſtanze verwirrte. Da Mozart aber keine Umſchweife liebte, auch keine Zeit hatte ſolche zu machen, ſo ging er gerade auf ſein Ziel los, und frug Conſtanze auf Ehre und Gewiſſen: wie es mit dem Verhältniſſe Lange's zu Aloyſia ſtehe?

Conſtanze erblich; man ſah es ihr an, wie ſehr es ſie ſchmerzte, den Freund in ſeine heiligſten Gefühlen zu verletzen; doch konnte ſie auf ſeinen Fragen nur mit der Wahrheit antworten. Sie ſagte daher nach einigem Zögern:

„Wenn Sie es denn zu wiſſen verlangen, ſo muß ich es ſagen, ſo wehe es mir thut.“

„Nun?“

„Sie lieben ſich gegenſeitig.“

Mozart blieb ruhig. „Ich wußte es!“ — verſetzte er dann trübe. — „Möge dieſe Liebe Aloyſia glücklich machen, ... ich fürchte das Gegentheil.“

„Ich auch!“ — rief Conſtanze — „und was werden Vater und Mutter ſagen. Es iſt allerdings wahr, daß das edle Gemüth der Schweſter in dieſer Liebe gewiſſermaßen eine Beſtimmung des Himmels ſieht. Sie will Lange durch dieſelbe zu einem beſſeren Menſchen machen und ihm nur dann ihre Hand reichen, wenn er es verdient.“

„Daran erkenne ich das edle gute Herz Aloyſia's“ — rief hier Amadeus bewegt aus. — „Aber ſo ſchön dieſer Vorſatz iſt, ſo gefährlich bleibt er.“

„Das iſt auch meine Meinung.“

„Lange iſt kein böſer Menſch," — fuhr Wolfgang fort — „aber er beſitzt einen ſolchen Leichtſinn, daß ſelbſt eine augenſcheinliche Beſſerung bei ihm nie von Dauer ſein wird. Er gehört zu den Menſchen, die ſich aus Leichtſinn und Egoismus eine eigne höchſt bequeme Logik bilden. Was ſeine Natur nicht laſſen kann und will, nennt er das Erlaubte; was gelingen kann: das Gute; was ſein „Ich" in's beſte Licht ſtellt und ihm ſchmeichelt: das Rechte; was ſeinen Neigungen entgegen iſt: das Abſcheuliche; was ſich mit einem Mäntelchen bedecken läßt: das Verzeihliche. Alle Fehler werden ignorirt, und der Himmel, der zürnen könnte, geleugnet. Das iſt kein Mann für Aloyſia!"

„O wie wahr!" — rief Conſtanze und ihre von Thränen feuchten Augen ruhten mit wunderbarem Glanze auf Amadeus. Als dieſer aber in ihr liebliches Geſichtchen blickte, bedeckte daſſelbe ein dunkles Roth. Mozart gewahrte es und dachte an den Moment, da Conſtanze bei ſeinem Vorzeigen der Brieftaſche die Schüſſel hatte hinfallen laſſen. Es durchzuckte ihn ſeltſam. Gedanken, die er damals hatte ſtiegen neu in ihm auf und dem holden Mädchen, das neben ihm auf dem Sopha ſaß, näher rückend, ſagte er in ſanftem Tone, ſeine Hand leiſe auf die ihre legend:

„Liebe Conſtanze, ich muß in einer Stunde abreiſen, denn ich kann und mag Lange hier nicht begegnen; aber ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mich ſeit Monaten drückt und quält."

„Und das wäre?“ — frug unter wiederholtem Erröthen die Angeredete, indem ſie die Augen verwirrt niederſchlug und ihr Buſen ſich ſtürmiſch hob und ſenkte.

„Es iſt ein Geheimniß!“ — ſagte Mozart — „von deſſen Enträthſelung meine, vielleicht auch die Zukunft zweier Menſchen abhängt.“

„Nun .... und?“

„Können Sie mir ſagen, von wem jene Brieftaſche war, die mir an den letzten Weihnachten ſo geheimnißvoll zukam?“

„Eine Brieftaſche?“ .... ſtotterte Conſtanze, und jetzt wechſelte Bläſſe mit dem Purpur ihres Antlitzes.

„Ja!“ — wiederholte Amadeus — „eine Brieftaſche von himmelblauer Seide, auf die eine freundliche Hand eine Landſchaft geſtickt hat. In der Mitte derſelben ſteht unter Roſenhecken ein Altar, der einen Lorbeerkranz trägt, und um das Ganze ſchlingen ſich die Worte „Dem Verdienſte die Krone“ und „Aus treuem Herzen.“ Kennen Sie dieſe Brieftaſche?“

„Ich weiß nicht ....“ ſagte Conſtanze immer verwirrter.

„O Sie wiſſen es gewiß!“ — rief Mozart immer näher rückend — „und kennen auch den Zettel der beilag und den „ein treues Herz“ geſchrieben und unterzeichnet!“

„Aber warum ſoll gerade ich ....“

„Conſtanze! Liebe gute Conſtanze!“ — fuhr Mozart immer eifriger und glühender fort, denn es wurde nach einer langen Nacht Licht vor ſeiner Seele. — „Kennen Sie die Brieftaſche? Dieſe Brieftaſche!“ — und er zog ſie aus ſeinem Buſen — „dieſe Brieftaſche, die ich, ſeit ich ſie empfing, auf meinem Herzen trage. Kennen Sie dieſelbe? O läugnen Sie es nicht, ... ich ſehe es, ich fühle es, ſie iſt von Ihnen? .... Eine unſelige Täuſchung, ließ mich glauben, ſie ſei von Aloyſia; aber ſchon damals als Ihnen, bei meiner erſten Frage, die Schüſſel entglitt und Sie erröthend und erblaſſend auf den Stuhl ſanken, — ſchon damals ward ich irre. Sagen Sie es mir, Conſtanze, iſt dieſe Brieftaſche eine Liebesgabe aus Ihrer Hand? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie es mir, denn mein Leben, das Glück meiner Zukunft hängt davon ab!“

„Nun denn ....“

„Sie iſt von Ihnen?“

„Ja!“ — ſtammelte das Mädchen leiſe und ſank ſchluchzend an die Bruſt des jungen Mannes, der ſie feſt an ſich zog.

So ſaßen ſie lange. Mozart's Küſſe brannten auf Conſtanzens Stirne, ſie aber weinte und lächelte durcheinander, wie ein überglückliches Kind.

„Sonderbare Fügung!“ — ſagte endlich Amadeus mit ſeiner weichen wohltönenden Stimme, und ein unendlich milder Glanz leuchtete aus ſeinen ſchönen, tiefen Augen. — „Ihr Beide ſeid meinem Herzen von dem erſten Tage an, da ich Euch ſah, faſt gleich lieb geweſen, und doch hat ſich meine Liebe verirrt. Aber was ſie auf den falſchen Weg führte, führt ſie auch zurück, und an dem

Tage, da ich Aloyſia verliere, gewinne ich meine Conſtanze!“

„Deine Conſtanze?!“ — wiederholte dieſe und blickte Amadeus mit einem Lächeln an, ſo hold, wie der ſchönſte Maientag.

„Ja!“ — rief dieſer, vor ihr auf die Kniee ſinkend — „ich ſchwöre es Dir, Geliebte, Du biſt .... Du bleibſt mein! Laß unſere Liebe jetzt noch ein Geheimniß ſein; aber rechne auf mich; ſobald es die Verhältniſſe geſtatten, eile ich zu Dir, mein Engel, und führe Dich heim, als meine ſüße, innig geliebte Braut!“

„So ſei es!“ — rief Conſtanze entzückt und beide beſiegelten den Schwur ihrer Liebe mit einem langen heißen Kuſſe.

In dieſem Augenblicke hörte man die Hausſchelle gehen und Tritte ſich nähern.

„Aloyſia!“ — rief Conſtanze, und Mozart ſprang raſch auf. Gleichzeitig fuhr Mozart's Wagen vor.

Die Scene die jetzt folgte war eigenthümlicher Art. Aloyſia war natürlich, als ſie den Freund anſichtig wurde, ſehr überraſcht, im erſten Augenblicke ſelbſt verlegen. Aber das fand ſich bald, da das Leben an der Bühne ihr bereits Gewandtheit gegeben. Schnell fand ſie den für ihre jetzige Stellung richtigen Ton, der mit Höflichkeit ſo viel Kälte verband, um ſogleich dem jungen Manne zu ſagen: daß das zärtliche Verhältniß zwiſchen ihnen abgebrochen ſei.

Mozart mußte über dieſe diplomatiſche Weiſe innerlich lächeln; aber gerade, offen und ehrlich wie er war, bedurfte ſein Herz einer entſchiedenen Erklärung. Raſch trat er daher zu dem im Zimmer ſtehenden Claviere, öffnete es, präludirte und ſang dann, indem er Aloyſia mit heiterem Lächeln anſchaute: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!“*)

Aloyſia erröthete; da aber der Poſtillion vor dem Hauſe blies, Amadeus aufſprang und nach ſeinem Hute griff, blieb keine Zeit zur Erörterung mehr.

„Leben Sie wohl, meine Damen!“ — rief Mozart noch den beiden Mädchen zu. — „Möge der Himmel Sie in ſeinen Schutz nehmen und die Wünſche unſerer Herzen zu einem ſchönen, glücklichen Ziele führen!“

Und er küßte beiden die Hand, eilte die Treppe hinab und warf ſich in ſeinen Wagen. Der Poſtillion klatſchte mit der Peitſche, die Pferde zogen an, und unter luſtigem Horngeſchmetter rollte der Wagen davon.

Edler Freund! wie viele **Täuſchungen** bringſt du mit nach Hauſe! .... und doch, mitten unter den Trümmern deines großen Schiffbruches, wieder ein Brett, daß dich trägt und Hoffnungen, die Land verheißen. Ja gewiß, auch für dich gilt des Dichters Wort:

„Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
„Aber der Menſch hofft immer weiter!“

So hoffe denn, große Seele; ſonne dich jetzt im Strahle reinſter, edelſter Liebe; — kämpfe dabei fort gegen der

---

*) Hiſtoriſch.

Menſchen elenden Neid, und des Lebens erbärmliche Noth; aber hüte dich nur, daß die Welt nicht einſt mit blutendem Herzen die Worte auf dein Grab ſetzen muß:

„Deutſch war ſein Lied und deutſch ſein Leid,
„Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
„Der Kampf iſt aus, er flieht den Ort,
„Indeß dein Lied tönt ewig fort!“

Ende des dritten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thüringer Naturen.

Erzählungen

von

Otto Ludwig.

Erſter Band:

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel.

Geh. 2 Thlr. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Otto Ludwig, von allen Stimmen der Kritik unſerer Zeit als die bedeutendſte Kraft anerkannt, welche die Zuſtände der menſchlichen Seele im Wechſelſpiel des Lebens mit Naturwahrheit zu zeichnen im Stande iſt, beginnt hiermit einen Cyklus von Erzählungen, denen, wie bei Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeſchichten, das Volksleben dieſes Landes, hier das Thüringer Volksleben mit ſeinen pſychologiſchen Strömungen zu Grunde liegt. — Der Sammlung wird dadurch, daß Otto Ludwig, wie ſchon aus ſeinem „**Zwiſchen Himmel und Erde**“ bekannt, den Schwerpunkt ſeiner novelliſtiſchen Arbeiten in die Zergliederung des menſchlichen Strebens und Kämpfens legt, der lokale Charakter genommen, und ſo werden dieſe Erzählungen überall, wie ſein „Zwiſchen Himmel und Erde“ auch da eine Freundesſtätte finden, wo überhaupt noch neben der Luſt nach guter Unterhaltungslektüre auch Sinn für menſchliches Streben und Ringen iſt.

Seltſame Geſchichten.

Von

Heinrich König.

8°. (423 Seiten.) 1857. Geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Dichter gibt uns in dieſem Buche fünf verſchiedene Erzählungen, denen er als Kern- und Mittelpunkt eine Darſtellung des Hof- und Gelehrtenlebens des katholiſch gewordenen Landgrafen Friedrich von Heſſen in den Jahren 1760 bis 1785 beigegeben hat: ein ebenſo pikantes als intereſſantes kleines Gemälde und zugleich von literar-hiſtoriſchem Intereſſe, als in heiterer anmuthiger Darſtellung von leichtem Humor durchzogen. — So führt uns „**Ein Mädchenloos**“ in den aufgeregten Sommer von 1848 und ſpiegelt mit echtem Humor die damaligen Erwartungen der deutſchen Völker in den Erlebniſſen dreier Mädchen ab, die den großen Gewinnſt eines gemeinſamen Lotterieloofes zu erheben zur Zeit, wo das Parlament tagt, nach Frankfurt kommen. Die letzte Erzählung „**Die Bekehrten**,“ bricht aus den drolligſten Verwickelungen und Verlegenheiten eines verkommenen Genies einen Kern tiefſinniger Anſichten über die jetzigen kirchlichen Beſtrebungen, und ſo werden denn alle, auch die kleineren Erzählungen durch ihren klaren, anmuthigen und geiſtreich pikanten Styl die größere Leſerwelt anziehen und erfreuen.

IV.

König und Knecht.

Mozart.

Ein Künſtlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Vierter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

Inhalt.

IV. König und Knecht.

(Mozart's Mannesalter.)

Seite
Idomeneus . . . 1
Der König der Töne . . . 23
König — und Knecht . . . 43
Zerbrochene Feſſeln . . . 61
Wiener Leben . . . 70
Kaiſer Joſeph II. . . . 107
Ein Blick in die Zeit . . . 132
Ein Frühſtück . . . 146
Die Schlange . . . 164
Joſeph Haydn . . . 181
Das letzte Licht . . . 202
Die Entführung aus dem Serail . . . 213
Die Entführung aus dem Auge Gottes . . . 228

Idomeneus.

Unſer ganzes Leben hindurch haben wir immer nur die Gegenwart inne. Was dieſelbe unterſcheidet iſt bloß, daß wir im Anfange eine lange Zukunft vor uns, gegen das Ende aber eine lange Vergangenheit hinter uns ſehen; ſodann, daß Temperament und Charakter oft mit der Zeit Veränderungen erleiden, die uns das, was wir jedesmal die Gegenwart nennen, in verſchiedenen Färbungen erſcheinen laſſen.

In der Kindheit verhalten wir uns mehr erkennend, als wollend. Aber gerade hierauf beruht ja jene Glückſeligkeit des erſten Viertels unſeres Lebens, in Folge welcher es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt.

Woher kommt dies? — Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfniſſe, alſo naturgemäß auch wenig Anregung des Willens: der größere

Theil unſeres Weſens geht demnach im allmäligen kindlichen „Erkennen“ auf. Der Verſtand iſt, wie das Gehirn, welches ſchon im ſiebenten Jahre ſeine volle Größe erreicht, früh entwickelt, wenn auch nicht reif, und ſucht unaufhörlich Nahrung, in einer ganzen Welt des noch neuen Daſeins, wo Alles, Alles, mit dem Reize der Neuheit übergoſſen iſt.

Hierin liegt denn auch der Grund, daß unſere Kinderjahre eine fortwährende Poeſie ſind.

Dabei ſteht zugleich das Leben, in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit, noch ſo neu, ſo friſch, ſo farbig und duftig und ſo ohne alle Abſtumpfung ſeiner Eindrücke durch Wiederholung, vor uns: daß wir, mitten unter unſerem kindiſchen Treiben, ſtets im Stillen und ohne deutliche Abſicht beſchäftigt ſind, an den einzelnen Scenen und Vorgängen, das Weſen des Lebens ſelbſt, die Grundtypen ſeiner Geſtalten und Darſtellungen, aufzufaſſen.

Daher werden denn auch die Erfahrungen und Bekanntſchaften der Kindheit und frühen Jugend nachmals die ſtehenden Typen und Rubriken aller ſpäteren Erkenntniß und Erfahrung, gleichſam die Kategorien derſelben, welchen wir alles Spätere unterordnen, wenn auch nicht ſtets mit deutlichem Bewußtſein.

So bildet ſich ſchon in den Kinderjahren die erſte Grundlage unſerer zukünftigen Weltanſicht, die dann ſpäter durch das Leben ſelbſt ausgeführt und vollendet wird. Alſo in Folge dieſer rein objektiven und dadurch poetiſchen Anſicht, die dem Kindesalter weſentlich iſt und davon unterſtützt wird, daß der Wille noch lange nicht mit ſeiner vollen Energie auftritt, verhalten wir uns, als Kinder, bei Weitem mehr rein erkennend als wollend. Daher der ernſte, ſchauende Blick mancher Kinder, welchen Raphael zu ſeinen Engeln — zumal denen der Sixtiniſchen Madonna — ſo glücklich benutzt hat. Durch dieſes heitere und kindliche Schauen hält nun aber der jugendliche Geiſt alle jene Geſtalten, welche Wirklichkeit und Kunſt ihm vorführen, für eben ſo viele glückliche Weſen: er meint, ſo ſchön ſie zu ſehen ſind, und noch viel ſchöner, wären ſie zu „ſein.“ Demnach liegt die Welt vor ihm, wie ein Eden: und dies iſt das Arkadien, in welchem wir Alle geboren ſind.

Aber welche herrliche Natureinrichtung iſt dies! Entſteht daraus nicht der Durſt nach dem wirklichen Leben? Der Drang nach Thaten, nach hervorragenden großen und kühnen Werken? In dieſem aber lernen wir dann die andere Seite der Dinge kennen, die des „Seins,“ d. h. des „Wollens,“ welches indeß leider bei jedem Schritte durchkreuzt wird. Und nun..... nun..... kommt allmählig die Zeit der Täuſchungen heran, nach deren Eintritt es heißt l'âge des illusions est passé: und doch geht dieſe Zeit der Täuſchungen und Enttäuſchungen immer weiter und wird immer vollſtändiger.

Ach! das ganze Leben iſt wie eine große Theaterdekoration! In der Kindheit ſehen wir ſie bei poetiſcher Beleuchtung von Weitem und klatſchen ſelig über ihre Schönheit in die Hände; — reif an Geiſt, ſtehen wir in der

Sonnenhelle des Tags ihr ganz nahe, und.... erſchrecken vor der Derbheit ſolcher Malerei!

Aber warum denn dieſe ewigen Täuſchungen im Leben? Woher denn entſtehen ſie? Die reifere Jugend, das Jünglingsalter, bringt das Jagen nach Glück mit, in der feſten Vorausſetzung, es müſſe im Leben anzutreffen ſein. Daraus aber entſpringt die fortwährend getäuſchte Hoffnung und aus dieſer die Unzufriedenheit. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbeſtimmten Glücks ſchweben, unter kapriziös gewählten Geſtalten, uns vor, und wir ſuchen vergebens ihr Urbild. Dazu kommt noch, daß uns meiſtens das Leben früher durch die Dichtung, als durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von der Poeſie geſchilderten Scenen aber prangen dann — im Morgenrothe unſerer eigenen Jugend — vor unſerem Blick, und nun peinigt uns die Sehnſucht, ſie verwirklicht zu ſehen,.... den herrlich ſchimmernden, buntfarbigen Regenbogen zu faſſen! So entſtehen die Täuſchungen, die allmälig unſere Stirne furchen, unſer Haar bleichen, und..... ſelbſt unſer Herz zu brechen vermögen.

Iſt daher der Charakter der erſten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnſucht nach Glück; ſo iſt der der zweiten: Beſorgniß vor Unglück. Denn mit ihr iſt, mehr oder weniger deutlich, die Erkenntniß eingetreten, daß alles Glück chimäriſch, hingegen das Leiden real ſei. Jetzt wird daher, wenigſtens von den meiſten Menſchen, mehr bloße Schmerzloſigkeit und ein unangefochtener Zuſtand, als offenbares Glück erſtrebt.

Wenn es, in unſeren Jugendjahren, an unſerer Thüre ſchellte oder klopfte, wurden wir vergnügt, denn wir dachten: nun käme die Freude, das Glück! Und in ſpäteren Jahren? Da hatten unſere Empfindungen, bei demſelben Anlaſſe, etwas dem Schrecken Verwandtes: wir riefen: „da kommt's!“.... aber wir meinten nicht mehr das Glück und die Freude, ſondern das Unangenehme und das Unglück!

Freilich krönt dagegen den, durch die Erfahrungen des Lebens gereiften Mann zunächſt Unbefangenheit. Er ſieht die Dinge einfach, wie ſie ſind. Ihm iſt das Leben wie ein gold- und farbenreich geſtickter Stoff, von welchem er in der Jugend die rechte Seite mit ihren Blumen und Arabesken ſah; — jetzt, als Mann, hat er die Kehrſeite in der Hand: ſie iſt nicht ſo ſchön, aber lehrreicher; **weil ſie den Zuſammenhang der Fäden erkennen läßt.**

So gehen wir bergauf und ſehen den Tod nicht, weil er am Fuße der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überſchritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur vom Hörenſagen kannten, wirklich anſichtig; wodurch — da zu derſelben Zeit die Lebenskraft zu ebben beginnt — auch der Lebensmuth ſinkt; ſo daß jetzt trüber Ernſt den jugendlichen Uebermuth verdrängt und ſeinen Stempel Geſtalt und Zügen aufdrückt. So iſt es gegen das Ende des Lebens, wie gegen das Ende eines Maskenballs, wenn die Larven abgenommen werden: man wird müde, und ſieht jetzt erſt, wer Diejenigen waren, mit denen man während des Lebens in Berührung kam. Denn die Charaktere haben ſich an den Tag gelegt, die

Thaten haben ihre Frucht getragen, die Leiſtungen ihre Würdigung erhalten, und — alle Trugbilder ſind zerfallen! *)

Das iſt das Bild unſeres Lebens. Aber es giebt Ausnahmen: — große, gewaltige oder merkwürdige Erſcheinungen, die ihr ureigenthümliches Weſen einen eigenen Weg führt. Eine ſolche Erſcheinung aber war Wolfgang Amadeus Mozart. Kindheit und Jugend waren einerſeits dem hier gegebenen Bilde des Lebens treu, und doch war das Originelle an der Jugenderſcheinung Mozart's: daß das Kind, bei aller Kindlichkeit, wenigſtens in muſikaliſcher Beziehung, ſchon reif wie ein Mann war. Aber das doppelt merkwürdige an dieſer in ihrer Art ganz eigenen Erſcheinung iſt, daß ſich die Sache in der zweiten Hälfte ſeines Lebens gerade umkehrte; d. h.: Mozart behielt als Mann die liebenswürdigſte Kindlichkeit bei:.... ja er blieb in gar mancher Beziehung ein Kind durch ſein ganzes Leben hindurch.

Der kleine ſechsjährige Wolfgang ſpielt, was man ihm vorlegt, und weiß bereits, was man ihm erklären will. Dann ſehen wir den Jüngling faſt zwanzig Jahre unaufhörlich umherirren, die Länder beſuchend, in denen es etwas gab, was er ſich aneignen konnte; wobei er ſich durch die Praxis mit dem muſikaliſchen Genius der Nationen, welche ſich nach Geſchmack und Syſtemen von einander unter-

---

*) Parerga und Paralipomena. Kleine philoſophiſche Schriften von A. Schopenhauer.

ſchieden, vertraut machte. Wie er ſich hier in allen Stylen verſucht! alle Weiſen ſich zu eigen macht! Er iſt Italiener in Mailand, Franzoſe in Paris, Deutſcher in Deutſchland, Engländer in London, Melodiſt für das Publikum, Fugiſt vor dem Tribunale des Pater Martini, .:... überall aber der große, geniale Virtuoſe und Componiſt!

Das war Mozart als Muſiker, bis in ſein 25 Jahr. Was aber finden wir von nun an; — von der Zeit an, in der er von der väterlichen Autorität emancipirt, ſelbſtſtändig daſteht: was finden wir, wenn wir da Mozart's Charakter ſtudiren?.... Nach wie vor, den großen genialen Muſiker..... aber... einen ganz neuen Menſchen!

Wir finden dieſen Charakter der Art, — ſagt Oulibicheff — als wenn er aus einer Reihe pſychologiſcher, aus den fabelhaften Arbeiten des Muſikers gezogenen Folgerungen hervorgegangen wäre: eine ebenſo fabelhafte Individualität, die Gabe einer reichen Phantaſie, die ihm nach Belieben zu Gebot ſteht, vermittelſt der er den Schlüſſel zu einem Räthſel zu geben im Stande war, das ſonſt keinen gehabt hätte. Leicht entzündbare Sinne und ein philoſophiſcher Geiſt; — ein von Zärtlichkeit überfließendes Herz und eine reizende Unbeſtändigkeit; — auf einer Seite Hang zum Vergnügen, eine Mannichfaltigkeit von Neigungen, die ein ſanguiniſches Temperament charakteriſiren; auf der andern Seite dagegen die hartnäckigſte Beharrlichkeit in der Arbeit, die größte Tyrannei ſeiner muſikaliſchen Leidenſchaft, die bis zu einer Tod bringenden Uebertreibung geiſtiger Arbeit führt. Den Tag über vom Strudel ſich hinreißen laſſend, in dem er lebt: liebliche Märchen und Frauen als leichter naſchhafter Schmetterling umgaukelnd: und die Nacht bei dem Scheine einer Lampe hinbringend, welche der Dämon der Inſpiration bis zum Anbruche der Morgenröthe angezündet hält: — abwechſelnd überſpannt und genial ausſchweifend, hypochondriſch und drollig, fromm und dann wieder bis zur Ausgelaſſenheit luſtig: — dabei gut, herzlich, liebenswürdig wie ein Kind, aber auch wie ein ſolches ſorglos und unpraktiſch für das Leben: daher eine ungemeine Gleichgültigkeit gegen Geld und Geldeswerth, — eine unausſprechliche Verachtung gegen alle Weltklugheit, oder vielmehr eine vollendete Unkenntniß ihrer Maximen; — eine rückſichtsloſe Freimüthigkeit, weil ſie, wie bei Kindern, kein Intereſſe kennt, irgend etwas zu verbergen: eine blinde Freigebigkeit und doch auch wieder nicht ein Funke irgend einer böſen Leidenſchaft. So ohngefähr war Mozart, der unerklärbare Menſch, von ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre an; denn erſt von dieſer Zeit an — nachdem die Bevormundung des alt gewordenen Vaters, die Leitung der Mutter und der Einfluß der erſten Liebe aufgehört — tritt ſein Charakter, ſich reich und voll entfaltend, mit ſeiner ganzen Ureigenthümlichkeit an das Licht.

Nachdem nämlich Amadeus — der Liebe Aloyſia Weber's entſagend, aber mit um ſo ſüßeren Feſſeln an ihre Schweſter Conſtanze geknüpft — München verlaſſen und ſeine Stelle als Hof- und Dom-Organiſt in

Salzburg angetreten hatte, brachte er zwei Jahre unausgeſetzt hier zu.

In dieſer Epoche aber vollendete ſich der große Umſchwung als Menſch und Muſiker in ihm: — jener große Umſchwung der namentlich in künſtleriſcher Beziehung nach und nach die Ideen Mozart's von der alten Routine und dem Zuſatze des Geſchmackes der damaligen Zeit reinigte und ihn durch eine allmälige Läuterung zu jenen originellen, ebenſo melodiereichen als gründlichen Formen führte, die für immer der Typus des Schönen in der Muſik ſein werden. Die, durch ſo viele ſchöne Blüthen angekündigte Frucht fiel endlich, in voller Reife prangend und durch ihren Duft berauſchend, herab.

Mit dieſer Zeit beginnt die claſſiſche Periode Mozart's, und zugleich die wichtigſte und ohne Zweifel die letzte der großen Revolutionen in der Muſik, im Sinne des richtig verſtandenen Fortſchrittes; man müßte denn außer der Melodie, der Harmonie, der Declamation und des Rhythmus, noch einmal ein neues Element in der Kunſt entdecken, von deſſen Exiſtenz wir noch gar keine Ahnung haben. *)

Aber wo und unter welchen für Mozart herrlichen und entzückenden Verhältniſſen ſollte ſich auch dieſer große Umſchwung zu erſt bekunden?!

Armſelige Chikanen gemeiner Seelen haben ſchon oft — nur zu oft — das Lebensglück edler und großer Männer

---

*) „Mozart's Leben" von A. Oulibicheff I. Thl. S. 157.

untergraben: manchmal aber auch zerplatzen ſie von einem Hauch der Luft, wie die Seifenblaſen, die ein böſer Junge Dir in das Geſicht bläſt!

Abt Vogler konnte durch ſeine Intriguen und Charlatanerien den hoffnungsvollen jungen Mozart vom churpfälziſchen Hofe in Mannheim vertreiben: aber er vermochte es nicht zu verhindern, daß Karl Theodor, jetzt Churfürſt von Bayern, Wolfgang Amadeus ein wohlwollendes Andenken erhielt.

Karl Theodor war ja — abgerechnet ſeiner Schwächen in ehelicher Beziehung — immer noch einer der beſten Fürſten der damaligen Zeit. Er hielt viel auf Künſtler und Gelehrte, die in ihm oft einen freigebigen Mäcen fanden, beförderte Ackerbau und Induſtrie und ſuchte Recht und Billigkeit aufrecht zu erhalten. Am meiſten aber that er für Muſik. So war unter ſeiner Regierung das Orcheſter in München das beſte in Europa, dem ſich eine Geſellſchaft ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen anſchloß. Zu den erſteren gehörten der Caſtrate Del Prato und der Sänger Raff, zu den letzteren Aloyſia Weber und die Schweſtern Dorothea und Liſette Wendling.

Der Churfürſt gedachte nun in der That gar manchmal des jungen Maeſtro Mozart, und Cannabich, der jetzt Capellmeiſter in München geworden, wußte dies Andenken friſch zu erhalten und den Wunſch ſeines Fürſten: durch Mozart eine Oper für die Münchner Bühne componiren zu laſſen, ſtets neu anzuſtacheln. Endlich gedieh dieſer Wunſch zum Entſchluß, und Wolfgang erhielt den ehrenvollen Auftrag: für den Münchner Carneval 1781 eine Opera seria zu ſchreiben.

Wer war entzückter als Amadeus!... Konnte ihm denn etwas Angenehmeres widerfahren? Seit drei Jahren ging er ja ſchon mit dem Gedanken um, eine ſolche Tonſchöpfung in's Leben zu rufen, und nun ſollte dies für das beſte Theater Europa's geſchehen! und wo?.... in München! wo die ihm von Mannheim aus ſo lieb gewordenen Familien Weber, Cannabich und Wendling wohnten..... in München, wo ſeine geliebte Conſtanze lebte.

Aber auch dieſe Wonne ſollte ihm Anfangs in Frage geſtellt und verbittert werden. Seine hochfürſtliche Gnaden, der Herr Fürſtbiſchof von Salzburg waren nur ſehr ſchwer dahin zu bewegen, ſeinem Hof- und Domorganiſten die Erlaubniß zu geben, den churfürſtlichen Antrag anzunehmen und behufs der Compoſition einer Oper nach München zu gehen. Mit vieler Mühe erhielt Mozart, einen Urlaub von **ſechs Wochen**.

Aber welche Seligkeit nun in München! Welcher herzliche Empfang bei den Freunden! Welch' Entzücken Conſtanze wiederzuſehen, zumal das Geheimniß, das über ihrem Verhältniſſe ſchwebte, demſelben einen ganz eigenen poetiſchen Reiz gab. Und nun denke man ſich dabei einen Muſiker, wie Mozart, glühend im inneren Schöpfungsdrange, voll der großartigſten Ideen, ganz und gar von ſeiner Aufgabe erfüllt, von Liebe getragen und..... von einem herrlichen Stoffe begeiſtert.

Dieſen Stoff der neuen Oper hatte der Abbate Va resco geliefert; er war der griechiſchen Geſchichte entnommen und trug den Titel: „Idomeneo re di Creto osia Ilia e Idamante,“ — zu deutſch: „Idomeneo, König von Creta, oder Ilia und Idamante.“

Mozart verſchlang ihn mit Heißhunger. Sein Inhalt war folgender: Arbaces, der Vertraute von Idomeneo, König von Creta, hat die falſche Nachricht von dem Tode des abweſenden, auf den Oceanen umherirrenden Herrſchers gebracht. Schmerzlich berührt von dieſer Trauerkunde beſteigt ſein Sohn Idamante den Thron: aber er ſoll nun auch Hand und Herz vergeben, und zwar an Elektra, Agamemnon's Tochter, die ihm zur Braut beſtimmt iſt, die aber in glühender Eiferſucht Ilia, die Tochter des Königs Priamus, verfolgt, welche als Gefangene nach Creta geführt, von Idamante geliebt wird. Idamante aber, jetzt ſelbſtſtändiger Herrſcher, folgt dem Zuge ſeines Herzens und entſcheidet ſich für ſeine geliebte Ilia. Während nun die leidenſchaftliche Elektra in Wuth und Verzweiflung ausbricht, die Stürme raſen und die Donner rollen, findet — von den Göttern erhört — Idomeneo die Ufer ſeines Reiches wieder. Aber, o furchtbares Geſchick! Er hat Neptun gelobt, wenn er ihn glücklich heimführe, den Erſten, den er am Ufer begegne, ihm zu opfern, und .... dieſer Erſte .... iſt ſein Sohn.

Welch' großartige Motive bot ſchon dieſer erſte Act! Aber der Knoten ſchlingt ſich noch feſter.

Wie Agamemnon, behält Idomeneo ſein unſeliges Geheimniß für ſich: und wie dieſer möchte er das Opfer erſparen, gegen das ſich ſein Vaterherz empört. Darum ſoll Idamante mit Elektra ſich verbinden und nach dem griechiſchen Feſtlande entfliehen. Aber die Götter laſſen ſich nicht Hohn ſprechen. Das gebrochene Gelübde zu rächen, ſendet Neptun ein Ungeheuer, das, die Wogen des des Meeres zu Schaum peitſchend, Fluch und Verderben über Creta bringt. Es naht auf bergeshohen Wellen, Blitze ziſchen und der Donner, als Rächer des Meineides, rollt drohend, die Erde erſchütternd, über Idomeneos und der Seinen Häupter. Betäubt und entſetzt flieht das Volk.

Da führt der dritte Act den Oberprieſter des Neptun zu dem Könige. Er entwirft Idomeneo ein Bild des Jammers, der das Volk zerreißt und zur Verzweiflung bringt, indem das von Neptun geſandte Ungeheuer die Gegend mit ſeinem Hauche verpeſte und Tod und Verderben überall hinbringe. Da erwacht das Gewiſſen des Königs und ſein Gelübde bekennend, beſchließt er des theuren Sohnes Tod.

Aber ſiehe! ein Schrei des Jubels erfüllt die Lüfte. Idamante, tief bewegt von des Volkes Jammer, hat das Ungeheuer aufgeſucht und Creta durch ſeinen Heldenarm von ihm befreit. Dennoch ſtellt er ſich im Tempel des Neptun zum Opfer bereit, während Ilia, ſeine Knie umſchlingend, mit ihm zu ſterben bereit iſt.

Da löſt das unſichtbare Orakel des Gottes der Meere den Knoten.

Idomeneo iſt des Thrones verluſtig. Idamante beſteigt ihn an der Hand ſeiner geliebten Ilia, und während Elektra in Eiferſucht und Wuth ihre Flüche über Creta ſendet, ſegnet der ſchwer geprüfte Vater Reich und Kinder; das Volk aber ruft Amor und Hymnen zur Beglückung des jungen Königspaares an.

Mozart erbebte bei dem Studium dieſes Librettos bis in ſein Inneres. Wie mit den Flügelſchlägen der Begeiſterung kam es über ihn. Betäubt, von kalten Schauern überrieſelt, ſtand er da. Ueber ſeinem Haupte rollte der Donner, zuckten die Blitze, aus den himmelhoch aufſchäumenden Wogen des Meeres ertönte die Stimme des Gottes, die die Erde beben macht und die Herzen vor Schreck und Entſetzen verſteinert. Und mit dem Heulen des Sturmes und dem Brauſen des Meeres tobt die Wuth der Eiferſucht um die Wette, bis Liebe und Verſöhnung wie die ſtrahlende Sonne über Allen aufgeht und die Diſſonanzen eines großen tragiſchen Geſchickes in reine, ſüße Accorde auflöſt!

Jetzt ſah, jetzt hörte Mozart nichts mehr als ſeine Oper. Er hatte in Paris die Opern Gluck's, und namentlich deſſen „Iphigenia in Aulis“ mit Entzücken gehört. Die gleiche ruhmvolle Bahn zu durchlaufen war nun ſein Entſchluß: und gab ſein Idomeneo nicht ein herrliches Pendant zu Gluck's „Iphigenia“?

Auch hier großartige Erinnerungen an Troja: — auch hier ein Vater, der gezwungen iſt, das Opferbeil über dem Haupte ſeines Kindes zu ſchwingen; — auch hier Thränen der Ilia, liebend und aufopfernd wie Iphigenie! Und

Elektra's Wuth, das lebende Bild ihrer Mutter Klytemneſtra; und um dieſe höchſt tragiſchen Geſtalten gruppirt ſich eine durch den Zorn der Götter decimirte Bevölkerung, ein von einem furchtbaren Ungeheuer heimgeſuchtes Königreich, Jupiter mit ſeinem Donner und Neptun mit den Vernichtung drohenden Wogen des Meeres. Welch' eine Aufgabe für den jungen Athleten, den es ſeit Jahren zu ſolch' einer großartigen Schöpfung drängt, und der ſich endlich, in einem rieſigen Wettſtreite, mit dem großen Meiſter Gluck, dem berühmten Gründer der lyriſchen Tragödie, meſſen darf!*)

Amadeus arbeitete Tag und Nacht. Selbſt ſeine hochgeſtellten Beſchützer in München: die Gräfin Baumgarten, Graf Seinsheim und Baron Lehrbach ſahen ihn wenig. Nur in dem Weber'ſchen Hauſe ſuchte er, wenn er geiſtig und körperlich ermattet war, Erholung, und in dem ſtill beſcheidenen Umgange mit Conſtanzen neue Begeiſterung für ſeine Arbeiten. Aloyſia, um jene Zeit etwas leidend, kam ſelten zum Vorſchein, und da ſie, ihres Unwohlſeins wegen, auch auf der Bühne bis zu ihrer Herſtellung dispenſirt war, ſo ſangen Dorothea und Liſette Wendling die Ilia und Elektra. Ihre begeiſterte Aufnahme der einzelnen für ſie componirten Arien erfriſchte und ermuthigte dabei Wolfgang ſehr, und ſelig ſchreibt er an ſeinen Vater: „Dorothea Wendling iſt mit ihrer Scene Arci: contentissima, ſie hat ſie dreimal nach einander hören wollen.“

---

*) Siehe Ausführliches im zweiten Theile von Oulibicheff's: „Mozart's Leben." Abtheilung: „Idomeneo Re di Creta ossia Ilia e Idamante."

So baute ſich raſch die Compoſition der beiden erſten Acte der Oper auf. Wolfgangs Blicke leuchteten immer kühner, immer ſeliger; aber ſelbſt ſeine kühnſten Hoffnungen wurden von dem Enthuſiasmus übertreffen, mit welchem die Muſiker und Kunſtkenner Münchens die Proben dieſer beiden Acte aufnahmen.

Mozart ſchwamm in einem Meere von Glückſeligkeit, die ſich auch in allen ſeinen Briefen an den geliebten Vater ausdrückte. Die Schmeicheleien der Großen, die Huldigungen der Standesgenoſſen, die berauſchenden Regungen des Genius, der ſich in ſeinem erſten Werke erkennt, das untrügliche Vorgefühl eines unſterblichen Ruhmes, und zu all' dieſem noch die Liebe, die erwiederte Liebe, die glückliche Liebe; war das nicht in der That Alles, was die menſchliche Seele von Seligkeiten auf einmal zu ertragen und zu koſten vermag? Und mußte ein ſo glänzender Erfolg, wie einer in Ausſicht ſtand, nicht ſeinen ſehnlichſten Wunſch: endlich eine ehrenvolle und hinreichende Anſtellung in München zu finden, um mit ſeiner Liebe hervortreten und Conſtanze ehelichen zu können, die Erfüllung ſichern?

Was lag ihm an dem Zweifel ſeiner Freunde: ob es ihm möglich ſein werde, die Schönheiten ſeiner Compoſition im dritten Acte noch zu ſteigern, daß das Ende das Werk würdig kröne! Er wußte, er fühlte, daß er ſich im dritten

Acte noch überbieten werde, und ſtrahlend in goldenen Buchſtaben ſtanden vor ſeiner Seele die Worte: „Finis coronat opus!“ .... Und .... „Finis coronat opus!“ — rief Amadeus aus, als er eines Morgens nach durchwachter Nacht und bei niedergebranntem Lichte, die Feder neben den noch naſſen Notenblättern niederwarf! — — —

„Sind Sie fertig zur großen Hauptprobe im Saale des churfürſtlichen Schloſſes?“ — frug, bei Amadeus eintretend, vierzehn Tage ſpäter der Capellmeiſter Cannabich in ſeiner freundlichen und herzlichen Weiſe. Aber das Wort erſtarb ihm faſt auf den Lippen, als er Wolfgang noch im tiefſten Negligé vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend fand, eifrig beſchäftigt Noten zu leſen und hie und da einzelne Veränderungen auf den Blättern anzubringen.

„Wie?!“ — rief Amadeus überraſcht und erſchrocken zu gleicher Zeit. — „Iſt es denn ſchon ſo ſpät?“

„Es iſt zehn Uhr!“ — verſetzte der Capellmeiſter — „und um halb elf Uhr ſoll die Probe Angeſichts des Churfürſten und ſeines Hofes beginnen. Was in aller Welt hat Sie denn wieder ſich und alles um Sie her vergeſſen machen? —

„Ach!“ — rief Wolfgang, ſich ſchnell ankleidend, — „als ich dieſe Nacht von Weber's nach Hauſe kam, wo Sie ja ſelbſt die Vollendung meiner Oper mitfeierten, da war ich ſo aufgelegt, ſo begeiſtert . . .“

„Kann mirs denken!“ — ſagte Cannabich ſchmunzelnd — „von Fräulein Conſtanzens Augen.“

„Warum nicht?!“ — rief Mozart lachend — „ſind ſie nicht hübſch genug, um zu entzücken?“

„Allerdings! Sie würden einen Idamante für Ilia blind machen.“

„Nun denn, und ich bin kein Königsſohn.“

„Und ich will wetten“ — rief Cannabich — „ich weiß, was nun geſchah.“

„Möglich!“

„Der Herr Mozart waren zu aufgeregt, um ſchlafen zu können, und arbeiteten wieder, gegen die Ermahnung aller Vernünftigen, die ganze Nacht hindurch!“

„So iſt es!“ — ſagte Amadeus, indem er vor den Spiegel trat und haſtig die Halsbinde anlegte. Cannabich aber rief unwillig.

„Sie hören nicht eher, bis Sie ſich ruinirt haben. Das ewige Nachtwachen und Arbeiten in der Nacht kann ja der ſtärkſte Menſch nicht aushalten; da muß ja das Nervenſyſtem von Grund aus zerſtört werden!“

„Aber beſter Herr Capellmeiſter!“ — ſagte Mozart beſchwichtigend — „ich kann ja nichts dafür.“

„Warum nicht?“

„Weil ich mich Anfangs nur hinſetzte, die Partitur der Oper noch einmal durchzugehen. Es iſt mein erſtes Werk, was ich ſelbſt, als von Bedeutung erkenne; — können Sie es mir da verdenken, daß ich ihm die größte Sorgfalt widme?“

„Gewiß nicht! Aber Sie haben alles gethan ....“

„Ich fand noch gar Manches zu verbeſſern, und endlich“

— rief Mozart hier ſtrahlenden Auges, indem er Cannabich umarmte — „endlich, Herzens-Capellmeiſter, kam mir noch ein göttlicher Gedanke. Sie entſinnen ſich im dritten Acte das Adagio, welches — nach dem Orakel des Neptun — in Triolen mit einem gedämpften Baſſe den Effect einer ungewiſſen und ſchwierigen chromatiſchen Modulation erhöht und ſich endlich in dem C-Minore auflöſt?“

„Ob ich es weiß“ — rief Cannabich begeiſtert — „es iſt hinreißend ſchön, und kein Auge wird bei ihm ohne Thränen bleiben!“

„Nun denn, Freund,“ — fuhr Mozart flammenden Auges fort, ſchon wieder das Ankleiden vergeſſend, — „da habe ich noch einen Chor hineingelegt .... einen Chor: „O voto tremendo! Spettacolo orrendo!“ — Ich ſage Ihnen, der ſoll alle Herzen erbeben machen, wenn er mit ſeiner Grabesharmonie, bei bedeckten Pauken und durch Sordinen gedämpften Trompeten — wie das unüberwindliche Fatum ſelbſt — groß und majeſtätiſch daher ſchreitet.“

Und Mozart ſprang an das Clavier und griff einige Accorde.

„Prachtvoll!“ — rief Cannabich — „aber, Liebſter, Sie vergeſſen ſchon wieder Churfürſt und Probe!“

„Ja ſo!“ — ſagte Amadeus nach dem Schranke ſpringend und in den Rock ſchlüpfend — „und über die Compoſition dieſes Chores habe ich mich ſo vergeſſen, daß ....“

„Daß Sie die ganze Nacht nicht in das Bett kamen!“

„Ich bin in der That eben erſt, als Sie eintraten, damit fertig geworden.“

„Und wie ſoll es heute damit auf der Probe gehen. Sie glauben doch nicht, daß die Choriſten ....“

„Macht nichts. Wir laſſen ihn heute ganz weg, dann wird ſein Effect bei der Aufführung ein um ſo größerer ſein.“

„Gut! vortrefflich!“ — rief der Capellmeiſter, der jetzt Hand anlegte, Mozarts Anzug zu vollenden. — „Aber, junger Mann, Sie geben mir ein Verſprechen!“

„Welches?“

„Nie mehr eine ganze Nacht durch zu arbeiten.“

„Ich bin jung, kräftig!“

„Jetzt noch, ja! aber ich, als gereifter und erfahrener Mann, als ihr wohlmeinender Freund, ſage Ihnen, daß Sie — wenn Sie auf dieſe Weiſe fortfahren — Ihr Leben untergraben. Sie werden, wenn Sie mich nicht hören, keine vierzig Jahre alt“

In dieſem Augenblicke ſtieß Mozart ein leiſen Schmerzensſchrei aus und erblaßte.

„Was iſt Ihnen?“ — frug Cannabich beſtürzt.

Aber ſchon hatte ſich Mozart wieder gefaßt und ſagte lächelnd:

„Nichts, mein edler väterlicher Freund! Ich trage ſeit meiner Kindheit ein kleines goldenes Kreuz als Amulet auf meiner Bruſt. Bei der Haſt, mit der ich mich anzog, mag es ſich gedreht haben, und ſo ritzte es mir eben ein wenig die Haut. Sehen Sie .... ich blute! .... Aber gehen wir, es iſt ſchon ſehr ſpät.“

„Und Ihr Verſprechen?“

„Und wenn ich es auch geben wollte!“ — rief Mozart lachend — „ich kann es ja doch nicht halten. Wenn der Genius gebietet, muß der Staub gehorchen und wenn er zuſammenbricht!“

Cannabich fühlte die Wahrheit dieſer Worte wohl. Er ſchwieg daher; aber ſeine Blicke ruhten beſorgt auf dem bleichen, überwachten Antlitze, des neben ihm dahinſchreitenden jungen Freundes. Mozart ſelbſt aber war ſchon im Geiſte mitten in der Aufführung ſeiner Oper.

Der König der Töne.

Die Probe im großen Saale des Schloſſes ging vortrefflich. Der Churfürſt, Graf Seeau, Graf Seinsheim und noch mehrere Begünſtigte des Hofes wohnten ihr bei. Karl Theodor rief ſelbſt nach dem erſten Acte „Bravo!“ und als Mozart zu ihm ging, ihm die Hand zu küſſen, ſagte er zu dem Maeſtro mit gnädigem Lächeln:

„Die Oper wird charmant werden; er wird gewiß Ehre davon haben, junger Mann. Man ſollte nicht meinen, daß in einem ſo kleinen Kopfe ſo etwas Großes ſtecke!“*)

Auch Graf Seinsheim kam am Ende der Probe freudeſtrahlend auf Wolfgang zu und rief:

---

*) Niſſen: S. 430, des Churfürſten eigne Worte. Jahn: II. Theil S. 441.

„Ich verſichere Sie, daß ich mir ſehr viel von Ihnen erwartet habe; aber alle meine Erwartungen ſind übertroffen.“

In den Familien Weber, Wendling und Cannabich aber war lauter Jubel; ſo wie die Muſiker der Münchner Capelle, meiſtens Leute von vielem Wiſſen und Talent, ihre Bewunderung für ein Werk laut ausſprachen, das Alles, was ſie ſeither gehört hatten, ſo weit übertraf. Selbſt die nächſten Tage noch rühmte der Churfürſt Mozart's Schöpfung in ſeinen Morgen-Cercles, ja Abends bei der Cour ſagte er Jedermann: „Ich war ganz surprenirt — noch hat mir keine Muſik den Effect gemacht — das iſt eine magnifique Muſik!“*)

Welche Ausſichten für Mozart! Bei ſolcher Begeiſterung Karl Theodor's konnte ihm ja eine ausgezeichnete Anſtellung und Verwendung gar nicht entgehen. Schon ſah er ſich als Capellmeiſter neben ſeinem Freunde Cannabich angeſtellt; — ſchon ſchuf ſein gewaltiger Geiſt in Gedanken Oper auf Oper; — ſchon führte er, in Seligkeit ſchwimmend, ſeine geliebte Conſtanze als Gattin heim!

Ach! die Jugend hat Platz für die gränzenloſeſten Hoffnungen! Welche großherzigen Entſchlüſſe tragen wir in ihr der Zukunft auf der goldenen Opferſchale eines guten Willens entgegen. Nichts fürchten wir dann auf unſerem Argonautenzuge nach dem verlorenen Paradieſe, — nicht einmal die wilden Stürme des Geſchicks oder die Donnerſchläge roher Gewalt! — Nichts fürchten wir! .... und doch .... wenige Jahre ſpäter .... und wie viele Herzen ſind erſtarrt in den Eisfeldern einer egoiſtiſchen Alltäglichkeit!

---

*) Des Churfürſten eigne Worte.

Aber an eine egoiſtiſche Alltäglichkeit dachte jetzt Mozart wirklich am wenigſten, — ja er kannte eine ſolche gar nicht! In der höchſten Blüthe ſeines Lebens ſtehend, bei ausgebreiteten Kenntniſſen, glühender Liebe für ſeine Kunſt, bei raſchem Blut, leichtem Körper und über Alles mächtiger Jünglings-Phantaſie trugen ihn die Adlerflügel ſeines Genius hoch über den Staub der Trivialität!

Mozart ſchwärmte in einer goldenen Zukunft .... während Freund Lange — jetzt erklärter Bräutigam Aloyſia's — auf Mozart's Zukunft und für deſſen Rechnung Champagner trank.

So kam die Zeit der erſten Aufführung des „Idomeneus“ heran, die endlich, nach mehreren Verſchiebungen, auf den 26. Januar feſtgeſetzt wurde. Schöner und wunderbarer Zufall, ... es war dies der Tag vor Wolfgang's Geburtsfeſte! Und welche Freude ſollte dabei dem Sohn und Bruder werden? — eine Stunde vor der Aufführung lagen Vater und Schweſter in ſeinen Armen! —

„Du, mein Gott, das iſt ja unerhört!“ — ſagte um dieſelbe Zeit Graf Seinsheim, indem er ſich zu dem Baron Lehrbach wandte, der eben neben ihn in ſeine Loge getreten war. — „Haben Sie jemals ein ſo volles Haus geſehen?“

„Nie!“ — entgegnete der Angeredete — „nicht einmal als Ritter von Gluck ſeine Alceſte und ſeine Iphigenie hier aufführen ließ.“

„Es iſt noch eine Stunde bis zum Anfange,“ — fuhr Seinsheim fort — „und doch iſt kein Plätzchen im ganzen Hauſe mehr frei.“

„Frei?“ — wiederholte Lehrbach. — „Haben Sie denn nicht geſehen, daß bereits Maſſen von Menſchen abgewieſen werden?“

„Die Oper iſt aber auch excellent!“ — verſetzte Graf Seinsheim. — „Nun wir haben es ja beide in den Proben gehört. Ich ſah aber auch den Churfürſten noch niemals ſo enchantirt, wie von dieſer Muſik. Der junge Mozart ſteht in hoher Gunſt bei ihm.“

„Da wird er wohl auch eine Anſtellung hier finden?“

Seinsheim zuckte die Achſeln; dann ſagte er, zu Baron Lehrbach hingebogen, mit gedämpfter Stimme: — „Es fehlt wieder am Beſten.“

„An Geld?“

„Wie immer.“

„Aber, mein Gott, warum ſchränkt man ſich lieber nicht wo anders ein, und gewinnt dafür ein ſo eminentes Talent?“

„Sie haben gut reden! Wo ſoll man ſich einſchränken und wie?“

„Wo?… bei der unſinnigen Hofhaltung. Und wie?… indem man dieſelbe vereinfacht und das überflüſſige und unnütze Pack abſchafft.“

„Ich wäre begierig, wo Sie, mein Charmanteſter, anfangen und wo aufhören wollten.“

„Was zum Teufel!“ — ſagte Baron Lehrbach — „braucht man denn 35 Leibärzte, Hofmedici und Leibchirurgen, wie ſie unſer Hofetat aufzählt? Ich bitte Sie!..... Mit ſechs hätte man auch genug, und von dem Gehalt der übrigen neunundzwanzig Faullenzer könnte man zehn Mozart's anſtellen und glücklich machen.“

„Da haben Sie freilich recht!“ — ſagte Graf Seinsheim. — „Von all' den 35 Perſonagen habe ich von jeher nur fünf activ geſehen. Die anderen haben Titel und Gehalt und liegen auf der faulen Haut.“

„Und ein Mozart muß ſich als „Organiſt“ in Salzburg abquälen und vertrauren. Aber ich will Ihnen noch mehr ſagen, beſter Graf!“ — rief Lehrbach eifrig, was er um ſo eher konnte, da die Hoflogen um ihn her noch leer waren und das erwartungsvolle Geſumme der im Opernhauſe anweſenden Menſchenmaſſe ihn ſicherte, daß ſeine Worte nicht von ungeweihten Ohren aufgefangen wurden.

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen: die Hofküche beſteht aus folgenden 135 Perſonagen:

15 Mundköche,
2 Mundköchinnen,
4 Bratenmeiſter,
12 Paſtetenköche,
6 „Mundgehülfen,“
3 „Mundgehülfinnen,“

2 Hofköche,
1 „Edelknabenbratenmeiſter,“
4 Nebengehülfen,
3 „Mundjungen,“
5 „Nebenſeitenjungen,“
4 Bratjungen,
2 Küchenportiers,
5 „Küchenmänner,“
5 „Küchenweiber,“
6 „Küchenſpülerinnen,“
14 Küchenjungen,
1 „Küchenjungen-Wäſcherin,“
8 Küchenwäſche-Verwahrerinnen,
13 Hofconditoreibäcker und
20 Proviantkammer-Bedienſtete. *)

Macht zuſammen 135 Menſchen, **von welchen dreiviertel total unnöthig ſind**!“

Graf Seinsheim wiegte bedenklich den Kopf hin und her. — „Wollen Sie, mein lieber theurer Baron, bei Churfürſtlichen Gnaden auf eine Verringerung des Küchenetats dringen?“ — frug er dann mit einem feinen ſpöttiſchen Lächeln.

„Gott ſoll mich bewahren!“ — rief der Baron. — „Ich habe nie die Paſſion gehabt, für Andere die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen; auch iſt das Küchen-Departement bei allen hohen Herrn das unantaſtbarſte. Aber in die Seele ſchneidet es einem doch, wenn man ſieht, daß hier an die erbärmlichſten, faulſten und unverſchämteſten Menſchen Tauſende weggeworfen werden, während es an Geld gebricht, einen ſo vielverſprechenden Mann, wie **Mozart** anzuſtellen.“

---

*) Hof-, Civil- und Militairetat Karl Theodors.

„Nun!“ — ſagte Graf Seinsheim — „mir iſt es auch leid; denn ich ſchätze den jungen Maeſtro in der That ſehr und prophezeihe ihm Großes. Aber was können wir machen? Die Dinge ſind einmal wie ſie ſind. Rütteln darf man an dergleichen Sachen ſchon aus Rückſichten für den Churfürſten nicht, der alle Einſchränkungen und derartige Verbeſſerungspläne wie den Tod haßt, — — und außerdem iſt der Mozart ein ſolches Genie, daß er ſich doch durchhelfen wird!“

In dieſem Augenblicke trat ein Greis an der Seite eines hübſchen aber nicht mehr jungen Frauenzimmers in das Orcheſter. Der junge Mozart folgte ihnen und ſetzte ſelbſt zwei Stühle in die eine Ecke des für die Capelle beſtimmten Raumes. Dann drückte er beiden mit Zärtlichkeit die Hand und verſchwand ebenſo unbemerkt von dem Publikum, wie er gekommen.

„Wer mag das ſein?“ — flüſterte Baron Lehrbach dem Grafen Seinsheim zu.

„Wie können Sie fragen?“ — entgegnete der letztere. — „Kennen Sie dieſe Züge nicht?“

„Bei Gott! es iſt Mozart's Vater!“

„Und ſeine Schweſter!“ — ſagte Seinsheim. — „Er hat mir geſagt, daß er Beide erwarte.“

Jetzt fing die erſte Logenreihe an, ſich zu füllen. Herren und Damen in reichen Toiletten erſchienen. Schöne, üppige Weiber mit weitausgeſchnittenen Kleidern, Schultern und Buſen faſt ganz frei und nur der Jahreszeit wegen, hie und da mit leicht übergeworfenen koſtbaren Pelzen bedeckt, in Spitzen, Brillanten und ſonſtigem Schmuck wie Fürſtinnen prangend. Alle aber überſtrahlte die ſechszehnjährige Gräfin Törring-Seefeld, die damalige Geliebte Karl Theodor's. Sie war ſchön, wie der junge Tag und reizend wie Aphrodite, da ſie dem Schaum des Meeres entſtieg. Ihre Toilette war feenhaft und wurde durch einen Schmuck gekrönt, der 300,000 Gulden koſtete, und ein Geſchenk des Churfürſten war. Aber ihr huldigte auch, obgleich man ihr Verhältniß zum Churfürſten kannte, der ganze Adel, der, an ſolche Dinge gewöhnt, nur Neid, nicht Verachtung für ähnliche Verbindungen hatte. Saß doch an ihrer Seite der Premierminiſter und Oberhofmeiſter, der alte Graf von Seinsheim, und es war drollig zu ſehen, wie die altersſteife Excellenz ſich bemühte, der allmächtigen Favoritin den Hof zu machen. Selbſt den hochwürdigen Herrn Geheimen Rath und Canonicus Ignaz Frank, Exjeſuit und Beichtvater des Churfürſten, konnte man im Hintergrunde der Törring-Seefeldiſchen Loge erkennen, von welchem Platz aus ſeine lüſternen Blicke mit Behagen die göttlich ſchönen Formen der jungen Gräfin verſchlangen. Auch die Baroneſſe Zedtwitz und die Gräfinnen Tattenbach, Königsfeld und Fugger-Zinnenberg ſtrahlten in Jugend, Schönheit und Brillanten wie Sonnen, und um ſie drehten ſich, den Planeten gleich, die jungen hübſchen Barone Sturmfeder, Lerchenfeld, Hacke und die Grafen Waldkirch, Preyßing, Leone, und wie ſie alle hießen, die Cavaliere und Löwen des Tages.

Aber wie auch im erſten Logenrange die Brillanten funkelten, die Uniformen und Staatsgewänder blitzten und leuchteten, die Damen coquettirten und ſich nebſt den Herren der Haute volée, durch lautes Sprechen bemerkbar zu machen ſuchten..... Niemand in dem ganzen übrigen Hauſe achtete heute auf ſie. Da war nur ein Gedanke, der die Maſſen faſt feierlich ſtimmte, und dieſer Gedanke war: daß es doch etwas Großes um die heutige Muſik ſein müſſe, die ſchon vor der Aufführung, durch bloße Gerüchte, als etwas ganz Eminentes galt. Man wartete mit der höchſten Spannung auf den Beginn des Stückes. Die Blicke durchbohrten faſt den Vorhang und ſchon die ſtimmenden Inſtrumente brachten eine Todtenſtille hervor.

In der einen Ecke des Orcheſters aber ſaß ſtill und ſchweigſam der alte, ſchlicht-gekleidete Mann, den der junge Mozart ſelbſt eingeführt. Graue Haare ſchmückten ſein Haupt, in ſeinen feinen, geiſtigen Zügen aber lag eine faſt fieberhafte Spannung. Seine weit geöffneten Augen ruhten unbeweglich auf dem Vorhange, der die Bühne verhüllte, während die Hände, wie zum Gebete gefaltet, in ſeinem Schooße lagen. Und in der That, der alte Mann, dem das Herz bald vor Erwartung ſprang, betete auch. Es war ein brünſtiges Gebet des Vaters für den Sohn, das den Ewigen um einen glücklichen Verlauf dieſes Abends anflehte.

Da ward es plötzlich in dem ganzen Hauſe rege: Volk und Adel erhoben ſich, der Churfürſt trat ein. Aber nur noch eine oder zwei Minuten des Geräuſches beim Niederſitzen...... dann..... Todtenſtille rings umher.

Jetzt fiel der Taktſtock des Capellmeiſters, und .... die Oper: „Idomeneo re di Creta“ von Wolfgang Amadeus Mozart begann.

Aber wie erfaßte gleich die Ouvertüre alle Herzen! Welcher bis dahin noch nie gehörte Reichthum der Inſtrumentation! Welch' feurige Tonfülle, in denen ſich unausgeſetzt das Geräuſch der Waffen und der Kampf der Elemente folgten, und dazwiſchen die friſche Schönheit der anmuthigſten ſanfteſten Melodien. Das war nicht ein künſtlich zuſammengedrechſeltes Machwerk,.... das waren muſikaliſche Gedanken!... große gewaltige Gedanken, die dem Inhalt des ganzen Stückes andeuteten, als ob rieſige Nebelgeſtalten aus dem Grabe der Vergangenheit aufſtiegen und groß und ernſt in der Ferne vorüberzögen. Das waren Erinnerungen an Ilium's Größe, Kampf und Fall, an Idomeneo's Schmerz und Verzweiflung,... das waren Ahnungen der furchtbaren Kämpfe der Elemente, der Waffen und der Leidenſchaften, die in gewaltigen, prachtvollen, tief in die Seele greifenden Tongebilden — wie ein Spiegel der Wirklichkeit — jetzt an den lautlos ſtaunenden Maſſen vorübergehen ſollten.

Aber dem muſikaliſchen Sturme folgt jetzt ein nicht minder gewaltiger Sturm des Beifalls, zu dem der Churfürſt ſelbſt durch ein lautes Braverufen und in die Händeklatſchen das Zeichen giebt.

Erſt der aufrollende Vorhang gebietet ihm Schweigen.

Nach den Gebräuchen und Gewohnheiten der alten Opera seria, welche weder Introduction noch Finale's kannte, fängt das Stück mit einem inſtrumentirten Recitativ an, auf welches eine Arie der Ilia folgt: Padre, Germani addio! G Minore $^{2}/_{4}$. Andante con moto. Die Tochter des Priamus macht ſich Vorwürfe über die Liebe, die ſie für einen Griechen gefaßt hat. Ergreifende Declamation, angenehme Melodie, ſorgfältige Begleitung, entſprechende Bäſſe voll Effect. Alles trägt das Gepräge einer ſanften und ergebenen Melancholie, welche der lyriſche Charakter der Darſtellerin iſt. Nichts iſt veraltet, alles iſt friſch, neu, hinreißend.

Da tritt Elektra auf: Ha! welch' ein dramatiſch-muſikaliſcher Gegenſatz zwiſchen ihr, der ſtolzen, eiferſüchtigen und zornigen Tochter des Königs der Könige und der ſanften trojiſchen Sclavin. Welch' ein Bäumen und Toben der wildeſten Leidenſchaften in dieſem leidenſchaftlichen Herzen! Man hört wie die Schlangen der Eumeniden ſich ausdehnen und ziſchend wieder in Knäuel zuſammenrollen! Ein kalter Schauer des Entſetzens überläuft alle Zuhörer, die ſich, willenlos auf ihren Sitzen zurücklehnen, als wollten ſie fliehen vor dieſem bezaubernd ſchönen.... aber entſetzlichen Weibe, deſſen raſende Eiferſucht keine Gränzen kennt.

Hört nur, hört! ihre Stimme hält bei jedem Zwiſchenſatze, wie in Folge einer convulſiviſchen Anſtrengung inne,..... ſie zittert vor Wuth, und die furchtbarſte Eiferſucht macht ſich im hohen B Luft, das ſich, mit einem außerordentlichen Effect, in der gleich darauf folgenden Wiederholung des Satzes, auf den Worten „vendetta e crudeltà“ — (Rache und Grauſamkeit) in H verwandelt. Alles bebt, Alles zittert.... auch der alte Mann in der Ecke des Orcheſters, der, den Arm ſeiner Tochter mit ſeiner dürren knöchernen Hand umſpannend, den Oberkörper weit vorgelehnt, die Augen weit geöffnet, jeden Ton des Orcheſters und der Vocalſtimme gierig zu verſchlingen ſcheint. Jetzt kommt das B,... jetzt die Wiederholung des Satzes.... jetzt das H.... Da flammen ſeine Augen hoch auf, Bläſſe überfliegt ſeine Züge... aber es iſt nicht die Bläſſe des Entſetzens, ſondern jene einer übergroßen Freude, denn, mit vor Entzücken zitternder Stimme ruft er jetzt: „Victoria! Elektra hat Klytemneſtra übertroffen!“

Und in der That: Elektra hat Klytemneſtra übertroffen.... Mozart hat Gluck beſiegt! Heil ihm, dem Könige der Töne!

Die Erregung die dieſe Scene im Publikum hervorgerufen, war ſo gewaltig und ſo allgemein, daß das folgende Ritornell faſt verloren ging. Wie die Wellen des ſturmbewegten Meeres auf der Bühne, ſo bewegte es ſich in Parterre und Logen; aber wie ſich über jene — dem Sturme Stillſchweigen gebietend — Neptun erhebt, ſo erhob ſich jetzt in einem bewunderungswürdigen Chore

Mozart über die Oberfläche ſeiner Zeit, um das Stillſchweigen der Bewunderung den Muſikfreunden und das der Verzweiflung ſeinen Nebenbuhlern zu bieten.

Es giebt wohl wenige Situationen auf der Bühne, die der nun folgenden Wiedererkennung Idomeneo's und ſeines Sohnes Idamante zu vergleichen wären; der eine mit beſtürzten Blicken das Opfer ſuchend, welches ſeinem gräulichen Gelübde fallen ſoll; der andere zur Hülfe der Schiffbrüchigen herbeieilend und den erſten, welchen er begegnet, um Nachrichten von ſeinem Vater befragend. Agamemnon, Griechenlands Oberhaupt, iſt — in Glucks „Iphigenie" — umgeben von dem Glanze des Thrones und des Oberbefehles, im Kampfe gegen die Götter, welche ihm gebieten, ſeine Tochter zu opfern, eine höchſt tragiſche Geſtalt; wie viel tragiſcher aber iſt Mozart's Held „Idomeneo", der, von dem beſiegten Ilium heimkehrend, auf ſeinen heimathlichen Boden gleich einem Ueberreſte ſeiner zerſtörten Flotte und ſeiner todten Gefährten geworfen wird; .... der zehn Jahre des Unglücks über dem Gedanken an das Wiederſehen des Sohnes vergißt, den er auf dem Schooße der Mutter zurückgelaſſen hat .... und der dieſen Sohn wieder findet, um .... deſſen Mörder zu werden!

Wie mußte dies alles das Publikum erfaſſen und packen, und als mit dem majeſtätiſchen, glänzenden und feurigen Schlußchore des erſten Actes der Vorhang fiel, brach ein neuer ſchallender Applaus aus.

Der Greis im Orcheſter aber rieb ſich vergnügt die

Hände. Seine Augen blitzten vor Seligkeit. Sprechen aber konnte er nicht. Und nur einmal neigte er ſich zu dem Ohre der Tochter und ſagte, ſich eine Thräne aus den Augen wiſchend: „Hätte doch deine gute Mutter dieſen Abend noch erlebt!“ Dann verſank er in tiefes Sinnen; aber ein ſeliges Lächeln verklärte ſein Antlitz. Er ſtand ja am Abende ſeines eigenen Lebens wie Moſes auf Nebo's Höhen und ſchaute hinüber in das gelobte Land einer neuen muſikaliſchen Welt .... in das gelobte Land .... das ſein Sohn, ſein lieber Sohn, der Menſchheit zu erobern verſprach.

Da rauſchte zum zweitenmale der Vorhang in die Höhe.

Se il padre perdei
La patria, il riposo
Tu padre me sei,
Soggiorno amoroso
È Creta per me.

Ilia, deren Ketten Idamante gebrochen hat, bezeugt dem Könige ihre Dankbarkeit und läßt ihn das Geheimniß ihres Herzens errathen. O wie athmete dieſe entzückend ſchöne Melodie und der ebenſo entzückende Ausdruck dieſer, durch die Liebe ſelbſt modulirten und durch die Grazien inſtrumentirten Cavatine, die Seligkeit, die Amadeus jetzt ſo oft an der Seite ſeiner geliebten Conſtanze durchzitterte.

Und Conſtanze? Saß ſie denn nicht auch in dem Hintergrunde einer Loge und ſog mit Entzücken dieſe, ihr ſo wohlbekannte Sprache ein? An ihrer Seite, an ihrem

Claviere ſitzend hatte ja der theure Freund dieſe Melodie gefunden, um durch ſie — wie er ihr in's Ohr geflüſtert — vor aller Welt laut und öffentlich zu bekennen: daß er ſie liebe und anbete!

Aber ſchon ſind auch dieſe Töne verklungen; ein ſchöner Marſch, den man hinter den Couliſſen hört, führt das Publikum in den Hafen von Cydonia, wo Alles ſchon zur Abreiſe Elektra's und Idamante's bereit iſt. Die Matroſen ſingen den entzückenden Chor: Placido è il mar: einen Chor, welcher den glücklichſten Contraſt zwiſchen den vorhergehenden und folgenden Scenen bildet. Welcher Friede gegenüber den ſchmerzlichſten Gemüthsbewegungen! Ein glänzendes und tiefes Blau färbt dieſe klare Harmonie; Flöten und Clarinette tragen die friſche Seeluſt herüber, das Quartett deutet das leiſe Schwanken der Wogen an, und eingewiegt .... ſelig eingewiegt auf den Wogen dieſer göttlichen Muſik, tönte es in allen Herzen nach: Ruhig ſind Meer und Winde!

Und der Vater? O! er war ſich nicht mehr bewußt im Theater zu ſein! Geſchloſſenen Auges ſchlürfen ſeine Ohren dieſe Töne ein: ſie ſchaukeln ihn auf endloſem Ocean; — ſie liſpeln ihm zu: „Ruhig ſind Meer und Winde!“

Und ruhig kannſt auch du jetzt deine Augen ſchließen; denn was du durch dein ganzes Leben und unter tauſend Stürmen angeſtrebt, ... du haſt es erreicht: dein Wolfgang Amadeus iſt der größte Meiſter aller Zeiten .... er iſt .... ein **König der Töne**!

Auf einmal ſchweigt der Chor, denn ein Sirenengeſang iſt zu den Ohren der Matroſen gedrungen. Es iſt Elektra's Stimme, die in einer köſtlichen Melodie, in Tönen, noch einſchmeichelnder als der Hauch des Zephirs, noch balſamiſcher als Flora's Athem, um günſtige Winde fleht. Und die gewaltige Willenskraft Elektra's verleiht ihr Herrſchaft über die Elemente. Die Zephyre eilen herbei. Das iſt ihr ſanftes Murmeln, das in Sexten Accorden den Chor: placido è il mar zurückführt! .... Ja, „Ruhig ſind Meer und Winde!“ .... aber donnernd iſt der Jubel, der dieſem Chore folgt. Und warum rückt der Alte im Orcheſter ſo unruhig hin und her, — warum iſt auf einmal alles ſo beweglich an ihm geworden .... Nannerl fragt ihn darum: „Ei zum Teufel!“ — ruft er da aus — „weil ich den Blitzkerl von Amadeus umarmen und an mein altes Herz drücken möchte!“

Aber was iſt das? warum ſtürmen die Violinen ſo plötzlich, warum ſtöhnen die Blasinſtrumente in langgedehnten Seufzern? Warum dieſer entſetzliche, furchtbare Schrei der Muſik? Warum zerreißt die Querpfeife mit einem ſchrillen durchdringenden Tone jetzt alle toniſchen Maſſen? Warum dieſer, von dem Orcheſter ſo großartig ausgeführte furchtbare Sturm, der die Grundfeſten des ungeheuren Hauſes zu erſchüttern ſcheint? Warum dieſer Aufſchrei des Volkes: Quel nuovo terrore! Welch' neuer Schrecken! ... ?

Neptun hat im Zorne mit ſeinem allgewaltigen Dreizack das Meer geſchlagen, daß es ſich wüthend aufbäumt bis zu den Wolken und auf ſeinen Waſſerbergen ſchwimmt das von ihm geſandte Ungeheuer Creta's Küſten zu. Kalt, eiskalt überläuft es jeden Zuhörer, und der Churfürſt ruft laut, das es das ganze Haus hören kann:

„Welch' ein Effect! das iſt unausſprechlich ſchön!“

Jetzt erklärt Idomeneo unter dem Krachen des Donners, in einem herrlich inſtrumentirten Recitative, daß er ſelbſt der Schuldige ſei. Er weiht ſein Haupt den unterirdiſchen Mächten und beſchwört Neptun, den Unſchuldigen zu verſchonen. Und bei dieſen Worten ertönen die Pauken in dumpfen Schlägen. Idomeneo iſt nicht das Opfer, welches die Götter verlangen. Irgend etwas Finſteres ſcheint vom Orcheſter her im Anzuge begriffen zu ſein .... Etwas, was immer näher und näher kommt und gleich einem dunkeln auf den Flügeln des Sturmes getragenen Meteor immer größer wird.

Da ſucht das Volk ſein Heil in der Flucht. „Corriamo! Fuggiamo!“ — „Fliehet! Fliehet!“ ſchreit es auf. Aber nicht Alle vermögen gleich ſchnell zu entfliehen; ein Hagel von Triolen fällt auf die Fliehenden; Finſterniß umgiebt ſie; der Sturm treibt ſie in verſchiedenen Richtungen auseinander; die Blitze blenden ſie durch ihr Leuchten. Es rettet ſich wer kann, Alles ſtäubt auseinander, und immer ſchwächer werden die Rufe „Corriamo! Fuggiamo!“ bis ſie pianissimo und mit der Feierlichkeit einer Kirchencadenz enden und der Vorhang fällt.

Aber dieſe Scene war ſo groß, ſo furchtbar, ſo erſchütternd daß ſich Alles im Theater erhoben hatte. Es war, als wollte man mehr ſehen, mehr hören und zugleich dem gewaltigen Genius Mozart's durch eine allgemeine Erhebung — wie ſie bei dem Eintreten des Regenten üblich — huldigen. Selbſt der Churfürſt war aufgeſtanden und lehnte ſich, ſichtbar erſchüttert, über die Brüſtung der Loge. Der Greis in dem Orcheſter aber ſtand auch. Seine Kniee bebten, ſein Herz ſchlug hörbar, ſeine Augen leuchteten und während dicke, dicke Thränen über ſeine gefurchten Wangen liefen, ſtammelte er, die Hände wie zum Segen ausſtreckend:

„Unvergleichlich erhaben! Ehre, ewige Ehre, dir, mein Sohn!“

Und trotz dieſes ungeheuren Erfolges ſteigerten ſich die Schönheiten der Oper im dritten Acte dennoch von Scene zu Scene. Aber fand ſich denn nicht auch in ihm — zum erſtenmale ſeit die Welt ſteht — eine Muſik, die nie aufhören wird melodiſch, und claſſiſch zu ſein? eine pathetiſche Declamation, eine harmoniſche und contrapunktiſche Wiſſenſchaft, die ſelbſt Bach verwirrt hätte; Inſtrumental-Stimmen, ſo entworfen und combinirt, wie man ſie in den ſchönſten Scenen Don Juan's trifft, die muſikaliſche Einheit und die dramatiſche Wahrheit, mit einem Worte die reine Muſik in ihrer ganzen Freiheit, Pracht und Größe und die angewandte Kunſt mit all ihrem Reize und ihrer unwiderſtehlichen Gewalt vor?

Es iſt nichts Vollkommneres in dieſer Gattung je aus der Feder eines Componiſten gefloſſen.*)

Und ſo ſteigerte ſich denn auch die Theilnahme des Publikums bis in das Unglaubliche. Die blutenden Seelen der handelnden Perſonen lagen ja offen aufgedeckt vor Aller Augen, Ohren und Herzen! Ilia's Liebe und Hingabe, Elektra's Wuth und Racheſchrei, Idomeneo's Verzweiflung griffen in jedes Herz. Ihre Thränen floſſen und die der Zuhörenden nicht minder.

Und als nun Idomeneo das verhängnißvolle Gelübde nicht länger mehr geheimhalten kann, und er Idamante nennt, — — — das Recitativ in ſchmerzvollem Gemurmel erſtirbt, und, ſobald die den Thränen geweihte Tonart eingetreten iſt, das Volk in tiefer Beſtürzung ruft: „O voto tremendo! Spettacolo orrendo!“ — — — wie groß, wie ungeheuer groß erhob ſich da wieder Mozart's allgewaltiger Genius!

Alles ſtarrte! Alles ſtaunte, Alles bebte bei dieſem hinſterbenden Rhytmus, dieſer — die Seele durchbohrenden Grabesharmonie, welche mit dem ganzen Gewichte eines unüberwindlichen Fatums auf der Seele aller Anweſenden laſtete. Da erſchallten, wie aus den Tiefen der Unterwelt, die durch Sordinen gedämpften Trompeten und die bedeckten Pauken, und es war, als wenn die Todtenglocke einer ganzen Nation ertöne — und die Schrecken eines mit dem Untergange ringenden Volkes erfaßten Alle!

---

*) Oulibicheff in ſeinem Werke „Mozarts Leben“ II. Thl. „Idomeneo re di Creta“ 361—407, dem die Beurtheilung der Oper in dieſem Kapitel entnommen iſt, da der Autor des vorliegenden Buches, der „Idomeneo“ mehr denn einmal mit Entzücken gehört hat, freudig beipflichtet.

Jahn: II. Theil. S. 449 bis 487.

Kein Auge war thränenleer, kein Herz ohne fiebriſchen Schlag, keine Seele ohne hohe Begeiſterung und es bedurfte des ſanften, glücklichen Schluſſes der Oper und des göttlich-ſchönen Schlußchores: „Scenda Amor, scenda Imeneo,“*) um die allzuaufgeregten Gemüther nur einigermaßen wieder zu beruhigen. Einen Beifallsſturm aber, wie er nun erfolgte, hatte Münchens Opernhaus noch nicht erlebt, er tobte fort und wollte nicht enden und donnernd trug der Jubelruf von vielen Tauſenden den Namen „Mozart“ in die Lüfte.**)

In der Orcheſterecke aber ſaß ein alter, bleicher, vor Freude zitternder Mann. Er regte ſich nicht, als der Sturm des Beifalls tobte; — er blieb unbeweglich, als die Menge unter lauten begeiſterten Geſprächen das Haus in dichten Schaaren verließen; — er ſaß ſchweigend als die Räume ſchon leer waren. Als aber die Strahlen der letzten erlöſchenden Lichter in das Orcheſter fielen, erleuchteten ſie matt und geſpenſteriſch eine reizende Gruppe: Auf den Knieen vor ſeinem alten Vater lag der große Meiſter des „Idomeneo“ Wolfgang, Amadeus Mozart, und der Vater hielt ihn ſelig umſchloſſen und küßte ihn auf die Stirne — und beide ſchwiegen und weinten vor Erregung und Freude; und zu beiden Seiten ſtanden, wie Genien aus einer beſſeren Welt, Nannerl, Wolfgang's Schweſter und Conſtanze Weber.

---

*) „Steige nieder holder Amor, Hymen ſteig zu uns herab.“

**) Die Originalpartitur bei André in Frankfurt (Verz. 30).

Auch ihre Augen waren feucht vor Thränen der Freude und des Entzückens. Conſtanze aber drückte leiſe einen Kranz auf Mozart's Haupt und liſpelte erröthend:

„Dem Könige der Töne!“

König — und Knecht.

Seine hochfürſtlichen Gnaden, des heiligen römiſchen Reiches Fürſt und hochwürdigſter Herr, Herr Hieronymus, Joſephus, Franziscus de Paula, Erzbiſchof zu Salzburg, aus dem fürſtlichen Hauſe Colleredo, Wallſee und Möls, ſeit 1772 regierender Fürſt zu Salzburg, hatte ſich ſeit längerer Zeit nach Wien begeben, und bewohnte nun hier ſein ſchönes und weitläufiges am Graben unweit der Dreifaltigkeitsſäule gelegenes Palais.

Der Bau ſelbſt war zwar alt und keineswegs von äußerer Schönheit, deſto prachtvoller aber zeigte ſich die innere Einrichtung.

Da ſah man in den weiten Sälen und Zimmern die ſchönſten Tiſche von Lapis lazuli, die reichſten und ſchwerſten kryſtallenen Kronleuchter, große ventianiſche Spiegel, herrliche Tapeten, koſtbare Uhren, Basrelifs, Bildſäulen-

Büſten, Vaſen, Cameen und was ſonſt nur zur Ausſchmückung einer fürſtlichen Wohnung dienen kann. Auch an reich und künſtleriſch gearbeiteten Crucifixen und Heiligenbildern von Künſtlerhand fehlte es bei dem frommen Herrn nicht.

Aber in dieſen vornehmen Räumen war es bis jetzt noch ſtille, denn die Glocke hatte erſt neun Uhr geſchlagen und ſeine hochfürſtlich-erzbiſchöflichen Gnaden lagen noch tief in den Armen des Schlafes.

Nur in dem weiten und geräumigen Bedientenzimmer, welches ſich gleicher Erde, dicht neben der Einfahrt, befand, zeigte ſich einiges Leben, indem die Dienerſchaft eben von dem Frühſtücke aufgeſtanden war. Das Zimmer war ſchlecht und armſelig möblirt, aber die Welt, die ſich darin bewegte, war ſicher noch armſeliger und ſchlechter.

Die Bedientenwelt iſt eine ſehr verkehrte Welt, wie ſchon das Wort Bedienter ſtatt Bediener oder Diener beweiſt. Die erſten Bedienten waren wohl die in den Kriegen gewonnenen Sclaven, aus dieſen gingen Leibeigene, aus ihnen Knechte und dann die Bedienten im heutigen Sinne hervor. Sie bilden daher eine eigene Welt für ſich, deren Tummelplätze die Antichambres ſind: Orte, où la servitude se console par l'insolence et s'égaye par la malignité,*) wie ein geiſtreicher Franzoſe ſagt. In der Regel nährt dabei das Bedientenhandwerk den Mann leichter und beſſer als andere Gewerbe, darum iſt neben Aroganz hier die meiſte Faulheit und Verdorbenheit zu Hauſe. Rouſſeau ſagt aus dieſem Grunde von den Bedienten: „ce sont les derniers des hommes après leur maitres!“ (Sie ſind die ſchlechteſten Menſchen nach ihren Herren); ein Neuerer aber ruft: „Gott machte die Engel, und der Teufel die Bedienten!“ Aber man braucht den Teufel gar nicht dazu, denn es heißt nicht umſonſt: „Wie der Herr, ſo der Knecht!“ Iſt dieſer grob, ſind jene gewiß noch gröber; — iſt der Herr lüderlich, ſo iſt es ſein Diener noch mehr; — ſpreitzt ſich jener in Stolz und Hochmuth, kennt die Unverſchämtheit ſeiner Domeſtiquen gewiß gar keine Grenzen. Je größer aber das Haus, deſto größer der Tempel der Faulheit im Bedientenzimmer! Und was iſt hier die Arbeit dieſer Edlen? .... Zungendreſcherei, gemeine Scherze machen, die Herrſchaft herunterziehen, Andere verleumden, ſpielen, gähnen und ſchlafen!

---

*) Orte: wo die Sclaverei ſich mit Unverſchämtheit brüſtet und ſich mit Bosheit erheitert.

Und gähnend und dehnend frug jetzt Krippner, der Leib-Kammerdiener ſeiner fürſtbiſchöflichen Gnaden:

„Wie viel Uhr iſt es Germain?“

„Neun Uhr!“ — verſetzte dieſer.

„Neun Uhr!“ — fuhr Krippner gelangweilt fort, indem er ſich unfläthig, Hände und Füße lang ausgeſtreckt, auf ſeinem Stuhle hin und her ſchauckelte. —

„Der Teufel ſoll das frühe Aufſtehen holen. Warum wird denn nicht um zehn Uhr gefrühſtückt?“

„Weil ſeine hochfürſtlichen Gnaden es ſo angeordnet haben!“ — entgegnete der Unterkoch.

„Ach was: angeordnet!“ — rief Krippner. — „Das iſt ja eine Dummheit! So etwas ordnet man ſich ſelbſt an. Unſer frommer Alter ſchläft jeden Morgen bis elf Uhr, was brauchen wir da ſo früh aus dem Neſte zu kriechen. Von morgen an wird bei uns um zehn Uhr gefrühſtückt.“

„Aber . . .“ fiel der Unterkoch ein.

„Ich hätte bald etwas auf euer „aber“ geſagt!“ — ſchrie jetzt Krippner grob. — „Wenn ich's ſage, iſt es ſo gut, als ob's der Herr geſagt hätte. Und nun haltet das Maul und ſcheert euch in die Küche oder zum Teufel, wohin ihr wollt!“

„Ja!“ — riefen jetzt alle übrigen Anweſenden. — „Krippner hat Recht, wir wollen um zehn Uhr frühſtücken.“

Der Unterkoch zuckte die Achſeln, dann ſagte er:

„Wenn es der Herr Leib-Kammerdiener verantworten wollen, mag's ſein.“

„Ich verantworte es!“ — ſagte dieſer unter entſetzlich lautem Gähnen, und der Unterkoch ging nach der Küche.

Eine längere Pauſe entſtand. Herr Krippner ſchaukelte ſich unterdeſſen gemüthlich hin und her; Zetti der Zuckerbäcker, kaute gedankenlos an den Nägeln; der Mundkoch ſetzte mit geſchloſſenen Augen ſein Morgenſchläfchen fort; der Leibkutſcher ſtand rauchend am Fenſter, den Wiener Dienſtmädchen am gegenüberliegenden Brunnen von Zeit zu Zeit Kußhände zuwerfend; Veit, der erſte Zimmerlakai erzählte leiſe ſeinem Freund und Kameraden, dem Laufer, von den Abenteuern, welche er dieſe Nacht bei dem

Beſuche ſeines Schatzes gehabt; Germain, der zweite Zimmerlakai aber und der Unterkammerdiener ſaßen in verſchiedenen Winkeln des Zimmers und laſen Zeitungen.

Endlich rief Krippner über das allgemeine Schweigen geärgert:

„Kerls! ſeid ihr heute wieder verdammt langweilig! hat Keiner etwas zu erzählen? Weiß Keiner einen ſchlechten Witz?“

„Der Witz ſcheint ihnen allen ausgegangen!“ — ſagte Zetti, die abgekauten Nägel mit ſtillem Wohlbehagen betrachtend.

„Da muß ich wieder helfen!“ — fuhr der Leibkammerdiener fort. — „Schlechter Witz iſt immer beſſer als gar keiner, ſagt immer unſer Alter. Der Teufel halte ſonſt die Langeweile aus.“

„Nun!“ — verſetzte der Mundkoch, die matten Augen halb öffnend, gedehnt und ſchläfrig. — „Der Herr Leibkammerdiener hat nur zu befehlen.“

„Gut!“ — rief dieſer, indem er dummdreiſt lachte. — „Von den zwei Affen dort, die die Zeitungen vor ihre leeren Schädel halten, ſoll immer einer eine Zeile aus ſeiner Zeitung laut leſen, und der Andere ſogleich eine Zeile aus ſeiner Zeitung folgen laſſen.“

„Bravo! bravo!“ — riefen Alle von dieſem großen Gedanken begeiſtert, und die beiden Leſenden, des Leibkammerdieners Zorn und Bosheit fürchtend, fügten ſich willig.

Jetzt entſtand eine Scene, die an Plattheit und rohem

Jubel Alles übertraf: Beide laſen ihre Zeilen hintereinander, und nach jedem Innehalten erfüllte ein wieherndes Lachen den Raum.

„Dem Freiherrn von Bruck iſt ein junges Rind entlaufen . . .“ las der Eine;— „am nächſten Sonntag ſeine Antrittspredigt zu halten,“ — der Andere.

„Geſtern wurde meine Frau von einem geſunden Knaben entbunden“ — — — „ich werde, mit Hülfe meines Handlungsdieners, mein Geſchäft unter der bisherigen Firma fortſetzen.“

„Der Ochſe, der auf dem letzten Markte ein Kind zertreten“ — — — „wird wohl ſchwerlich mehr bei Hofe erſcheinen dürfen.“

„Den 13ten ſchlug der Blitz in den Dom“ — — „er ſetzte Tags darauf ſeine Reiſe weiter fort.“

„In dem Schreibpulte des verſtorbenen Herrn Prälaten befanden ſich“ — — „zwei Fäſſer Rheinwein und 200 Flaſchen Champagner.“

„Geſtern iſt die neue Sängerin zum erſten Male mit vielem Beifall aufgetreten“ — — „man konnte das Gebrüll im nächſten Dorfe hören.“

„Unter den ehrwürdigen P. P. Kapuzinern hat“ — — „die Rindviehſeuche raubt ein Stück um das andere.“

„Die Vermählung des Grafen Peimſt iſt glücklich vollzogen worden“ — — „es hat dabei zum Glück nicht gezündet.“

„Bei der neuen Galanteriehändlerin auf dem Graben“ — — „Schnupfen, Gicht und andere bedenkliche Zufälle.“

„Bei Kaufmann Rall friſche Häringe“ — — „man nimmt vor Schlafengehen 6 bis 8 Stück in Oblaten.“

„Eine Jungfer von guter Herkunft wünſcht als Kammermädchen Unterkunft“ — — „das Titelblatt fehlt, und hinten ſteht die Zahl 60.“

Das Lachen und Jubeln hatte ſich hier bis in das Ungeheure geſteigert, als plötzlich angeklopft wurde.

„Verflucht!“ — rief der Herr Leibkammerdiener — „welcher Eſel ſtört uns da!“

Aber die Thüre öffnete ſich jetzt und eine in Trauer gekleidete Frau zeigte ſich auf der Schwelle. Sie ſah bleich und niedergebeugt aus, und obwohl ihre Mienen und Bewegungen Beſcheidenheit, ja Aengſtlichkeit, verriethen, war doch auf den erſten Blick zu erkennen, daß ſie den beſſern Ständen angehöre. Nichts deſto weniger herrſchte ihr Krippner — den die Unterbrechung der eben gepflogenen geiſtreichen Unterhaltung ärgerte — ohne ſich von ſeinem Stuhle zu bewegen ein rauhes: „Was gibt's?“ zu.

Die Eingetretene erſchrack ſichtlich. Verlegen ſah ſie ſich in dem ſauberen Kreiſe um, als ſuche ſie einen höheren und gebildeteren Beamten des fürſtbiſchöflichen Hauſes. Krippner, der dies wohl merkte, ärgerte ſich darüber noch mehr, und als die Trauernde nun nach dem Herrn Leibkammerdiener des Herrn Erzbiſchof frug, rief er noch roher:

„Ich bin's, was will Sie?“

Aber Verwunderung und Schrecken lähmte die Zunge der armen Frau.

„Nun, zum Teufel!“ — polterte Krippner jetzt heraus.

— „Wir haben unſere Zeit nicht geſtohlen! Wenn Sie etwas will und hat, ſo thu' Sie das Maul auf!"

Die Frau zitterte am ganzen Leibe und deutlich ſah man ihr denn inneren Kampf an, den ihr der Entſchluß, zu bleiben, koſtete. Aber Noth und Elend ſiegten wohl über den empörten Stolz, und zwei dicke Thränen in den Augen ſagte ſie:

„Ich bin Salzburgerin. Mein Mann iſt auf einer Reiſe hieher plötzlich geſtorben und ſo ſehe ich mich genöthigt ...."

„Sie kann Ihre Mühe ſparen" — rief Krippner — „wir haben des Bettelvolkes genug hier. Es wird nichts gegeben!"

„Aber, mein Gott!" — rief die Unglückliche, jetzt in der That empört, — „ich habe mich ja mit keiner Bitte an Sie gewendet; nur dieſe Bittſchrift möchte ich zu Händen des Herrn Fürſtbiſchof gebracht wiſſen. Er iſt ein Diener Gottes und mein Herr und Landesvater, er wird das Flehen einer Unglücklichen nicht überhören."

„Da müßte er Ohren wie der Stephansthurm haben, wenn er all das Bettelvolk an- und erhören wollte!" — rief der Herr Leibkammerdiener der Armen frech in das Geſicht, und ein ſchallendes Gelächter aller Anweſenden belohnte dieſen Witz.

Einen Augenblick ſtand die Trauernde wie vernichtet; dann überflog ihr blaſſes Geſicht eine tiefe Röthe und mit einem Blicke unausſprechlicher Verachtung auf Krippner und ſeine Genoſſen, wandte ſie ſich zur Thüre und verſchwand. Aber ein rohes Gelächter folgte ihr bis auf die Straße.

„Die hat der Herr Leib-Kammerdiener gut abfahren laſſen!“ — rief jetzt Germain heiter. — „Wenn's der Herr erfährt, wird er ſich vor Lachen das Bäuchlein halten müſſen.“

„Wie geſtern!“ — rief Krippner — „als ich ihm beim Ankleiden erzählte, wie ich bei der letzten Soiree zu ſo enormen Trinkgeldern kam.“

„Von denen wir verflucht wenig erhalten haben!“ — murmelte Germain mit einem Blick voll Neid.

„Und wißt ihr, wie ich es gemacht habe?“ — fuhr Krippner fort. — „Spitzt eure langen Ohren und öffnet eure leeren Verſtandeskaſten, damit ihr etwas von einem klugen Kerle lernt.“

„Nun?“ — ſagte halb ſchmeichelnd, halb boshaft der erſte Zimmerlakai — „der Herr Leibkammerdiener ſind aber auch ein Ausbund von Klugheit und Welterfahrung.“

„Wenigſtens iſt meine große Zehe geſcheiter, als ihr Alle! — — Alſo paßt auf! Beim Weggehen der hohen Herrſchaften nahm ich einen der großen ſilbernen Leuchter, die unten den breiten ausgehöhlten Rand haben; auf dieſen Rand nun legte ich von vornherein einige Thaler....! Das zog! Fürſt Galitzin ſah die dicken Dinger und legte auch einen hin. Ebenſo machte es die Gräfin Rombeck“....

„Und der filzige Graf Cobenzl?“ — frug Germain mit maliciöſen Blick.

„Der Geizkragen!“ — rief Krippner. — „Er legte wahrhaftig einen Zwanziger hin. Aber: haſt du nicht geſehen! fort war er. Wie ein Taſchenſpieler hatte ich ihn im Sack und einen neuen Thaler auf dem Rande des Leuchters. Nun folgten die Anderen Schandehalber alle und ich machte ein prächtiges Geſchäft.“

„Und wo iſt unſer Theil?“ — frug Germain.

„Schaafskopf! — würde bei einer ſolchen Frage unſer Alter ſagen; was in meiner Taſche iſt, iſt gut aufgehoben ..... Aber laßt die Dummheiten jetzt, und gebt Karten her, wir wollen ein Spielchen machen. Wer Luſt hat, kann ſich von meinen Thalern welche holen.“

Und der Herr Leib-Kammerdiener, der Herr Mundkoch, der hochfürſtliche Zuckerbäcker und Veit, der erſte Zimmer-Lakei, ſetzten ſich zum Spiele. Die übrigen gingen ab und zu, rauchten, ſchwatzten, gähnten oder ſchliefen.

So verging etwa eine Stunde, als ein Wagen vor dem Palais anfuhr. Aber es war keine elegante Chaiſe mit Wappen und Livree,..... es war ein ganz einfacher Miethwagen, auf welchen man hinten einige Koffer gebunden hatte.

Krippner und Germain, die ſich einen Moment auf ihren Stühlen in die Höhe geſtreckt hatten, um zu ſehen, von welcher Qualität der anfahrende Wagen ſei, blieben daher, als ſie einen ſogenannten „Rumpelkaſten“ bemerkten, ganz ruhig ſitzen. Nur frug der letztere den Herrn Leib-Kammerdiener erſtaunt:

„Wer kommt denn da in dem elenden Ding an?“

„Der lüderliche Geiger!" — entgegnete Krippner.

„Wer?" — wiederholte Germain.

„Nun — wer? — der Mozart. Weißt doch, daß der Alte wüthend über den Schlingel iſt, der als Organiſt und Muſikant ſein Brod frißt und in München lumpt und Opern ſchmiert. Aber er wird dem Kerl ſchon den Kopf waſchen!"

„Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken, wenn der Alte auf ihn brummt!" — verſetzte Germain die Karten miſchend und nach der Thüre ſchauend, durch welche Wolfgang Amadeus Mozart, der auf Befehl des Fürſtbiſchofs München ſchnell verlaſſen und nach Wien zu ſeinem geſtrengen Herrn hatte reiſen müſſen, eben eintrat.

Mozart in ſeiner gutmüthigen Weiſe grüßte freundlich, obgleich es ihm gar nicht freundlich zu Muthe war; aber von den Anweſenden ſchien keiner ihn zu bemerken.

„Nun, Herr Krippner!" — ſagte er gelaſſen. — „Sie ſind ja gewaltig in ihr Spiel vertieft. Wollen Sie mir nicht mein Zimmer anweiſen laſſen und meine Ankunft ſeiner Hochfürſtlichen Gnaden melden?"

„Bub', Dam', König, Aß!" — rief Krippner in dieſem Momente, die genannten Karten hinter einander mit ſolcher Macht auf den Tiſch werfend, daß jeder Wurf laut aufſchallte.

„Das Spiel iſt mein!..... Ah, Monſieur Mozart! .... Germain, zeige ihm doch ſein Zimmer. Melden kann ich noch nicht, denn der Herr ſchläft noch. Es braucht aber dem Monſieur Mozart auch gar nicht zu preſſiren, der Kopf wird ihm noch früh genug gewaſchen werden.“

Mozart biß ſich auf die Lippen; denn ſo wenig er eitel und hochmüthig war, beleidigte ihn — den großen Mann, den gefeierten König der Töne — dieſe freche und geringſchätzige Sprache in dem Munde eines Bedienten doch. Aber er fühlte ſich zu erhaben über dieſen Wurm in Livree und ſagte daher kalt:

„Das ſind Dinge, die der Herr Leib-Kammerdiener mir überlaſſen wird. Ich verlange mein Zimmer und Meldung bei ſeiner Hochfürſtlichen Gnaden und weiter nichts.“

Krippner lachte laut auf, dann, ſich auf ſeinem Stuhle gemächlich zurücklehnend, ſagte er:

„Der Monſieur Mozart ſcheinen in München ſehr vornehm geworden zu ſein. Wer wird denn gleich ſo hochmüthig über ſeine Collegen herfallen?“

„Collegen?!“ — wiederholte Mozart verächtlich — „ich weiß nicht von wem der Herr Kammerdiener ſpricht.“

„Leib-Kammerdiener! — wenn's beliebt“ — verſetzte Krippner mit beſonderer Betonung der erſten Sylbe. — „Ich habe übrigens uns gemeint, die wir hier ſind.“

„Ich wüßte nicht“—ſagte Mozart immer kälter und finſterer — „was wir gemein mit einander hätten.“

„Nun, ... wir ſpeiſen zum Beiſpiel zuſammen.“

„Wir?!“ — rief jetzt Amadeus, und Staunen und Unwille erſtickten ihm faſt die Stimme.

Krippner bemerkte dies mit heimlicher Freude, und die ſataniſche Luſt, Mozart für ſein Auftreten zu demüthigen, ihn, nach Art gemeiner Seelen, zu ſich in den Staub herab zu ziehen, kitzelte ihn ſo, daß ſeine Augen in boshafter Freude aufblitzten.

„Ja, wir!“ — ſagte er daher mit hämiſchem Tone. — „Hier, im Bedientenzimmer, wird täglich um halb zwölf Uhr zu Mittag geſpeiſt. Monſieur Mozart wird da eine ganz luſtige und charmante Geſellſchaft finden: Mich, den Unter-Kammerdiener Leibholz, den Herrn Zuckerbäcker Zetti, den Herrn Mundkoch und ſeinen Gehülfen, Germain, Veit und die beiden Muſiker Ceccarelli und Brunetti.“ *)

Mozart ſtand — wie man zu ſagen pflegt — der Verſtand ſtille. Es war ja unmöglich, daß der Fürſtbiſchof Künſtler, wie Mozart und die beiden Ebengenannten, im Bedientenzimmer und mit dieſem gemeinen Volke an einem und demſelben Tiſche ſpeiſen laſſen konnte. Dennoch ſchien Krippner die Wahrheit zu ſprechen, denn der Ausdruck ſeines flachen Geſichtes war ſo triumphirend als maliciös.

Glücklicherweiſe ſchellte es in dieſem Augenblicke — ein Zeichen, daß der Herr Fürſtbiſchof erwacht ſei, und nach ſeinem Leib-Kammerdiener verlange. Krippner ſprang denn auch wie der Blitz auf, warf Karten und Pfeife weg, muſterte raſch vor dem Spiegel ſeinen Anzug und ſein Geſicht, das jetzt plötzlich einen höchſt unterthäni-

---

*) Geſchichtlich wahr: Oulibicheff: I. Niſſen: S. 438.

gen Ausdruck annahm und verließ dann eilig das Bedientenzimmer.

Mozart athmete auf. Es ward ihm ordentlich leicht, bei der Entfernung dieſes widerlichen Menſchen. Als ihn aber Germain, indem er ihn nach ſeinem Zimmer führte, ebenfalls wie einen Bruder und Kamerad behandeln wollte, führte er dieſen mit ſo entſchiedenem Ernſte ab, und wies ihn ſo beſtimmt in die ihm gebührenden Grenzen zurück, daß er ganz verdutzt in das Bedientenzimmer zurückkam.

Aber welche Empfindungen durchſtürmten nun des jungen Mannes Bruſt. Er, der vor Kaiſern und Königen geſtanden, der ſo oft an fürſtlichen Tafeln geſpeiſt, deſſen faſt ausſchließlicher Umgang bisher Fürſten, Grafen, Barone und Künſtler erſten Ranges geweſen, er ſollte nun mit Bedienten auf gleicher Stufe ſtehen, — mit Bedienten im Bedientenzimmer ſpeiſen?!

Er, den der Fürſt Galizin, die Gräfin Thun, Graf Cobenzel, die Gräfin Romberg und viele andere des höchſten Wiener Adels ſchon im Voraus auf das freundlichſte ſchriftlich zu ſich eingeladen hatten, ſollte in dieſen Häuſern geſtehen müſſen, daß er von ſeiner Fürſtbiſchöflichen Gnaden, wie ein Livree-Bediente gehalten werde?!

Er, der eben noch ganz München nebſt dem Churfürſtlichen Hofe mit ſeinem neuen, großartigen, herrlichen, von aller Welt angeſtaunten Werke entzückt und begeiſtert hatte; — er, der Welten neuer Tonſchöpfungen in ſeinem Inneren trug, der gefeierte Componiſt des Idomeneo, der erſte Muſiker ſeiner Zeit.... er galt ſeinem Herrn nicht mehr als ein Lakai?!

Mozart's ganzes Innere empörte ſich, — nicht aus Stolz und Hochmuth, aber aus verletztem Ehrgefühl. Es zuckte in ihm auf mit der ganzen Energie eines mächtigen Genies! Der Entſchluß, dem Fürſtbiſchof ſeine bettelhafte Anſtellung von 400 fl. — vor die Füße zu werfen, trat vor ſeine Seele!.... aber.... ſein alter Vater! Würde ein ſolches Verfahren, bei dem bekannten Charakter des Fürſtbiſchofs, nicht auch dem guten alten Manne ſeine Stelle gekoſtet haben? — und..... o unglückſeliges Fatum! auch in München war Mozart — trotz aller Begeiſterung des Churfürſten, des Hofes und der Stadt — zu keiner Stelle gelangt. Graf Seinsheim hatte recht behalten: die 35 Leibärzte, Hofmedici und Leibchirurgen, von welchen nur fünf beſchäftigt waren und dreißig faullenzten, und die 135 Küchenbeamten, von welchen dreiviertel ihren Gehalt total für nichts empfingen, lebten nach wie vor in Ruhe und Freuden, beſtahlen dabei ſo viel als möglich Land und Landesfürſt..... aber für einen Wolfgang Amadeus Mozart, — für den Componiſten des „Idomeneo“..... **war das Geld zu einer Anſtellung nicht vorhanden!**

Das Wenige aber, was Mozart für ſeine Oper bekommen, hatte er zu ſeinem Unterhalte und zur Unterſtützung ſeines Vaters und ſeiner Schweſter gebraucht.

Wie ein ungeheurer, unüberwindlicher Rieſe ſtreckte daher die eiſerne Nothwendigkeit ihren Arm über ihn aus. „Du mußt bleiben!“ — ertönte es wie mit Donnerton in ſeiner Seele, und **der König der Töne fühlte ſich ein Knecht des Schickſals**!

„Monſieur Mozart!“ — rief jetzt die Stimme Germain's mit freudiger Malice der halb geöffneten Thüre herein — „Seine hochfürſtlichen Gnaden haben befohlen, auf der Stelle zu erſcheinen!

Wolfgang raffte ſich zuſammen. Er wußte, was ihn erwarte; aber er waffnete ſich mit edlem Selbſtbewußtſein und mit dem Gedanken an ſeinen alten Vater, deſſen einzige Stütze er war, und der ja früher auch ihm ſein ganzes Leben gewidmet.

Der Fürſt-Erzbiſchof empfing ihn finſter und kalt. Er war ein Mann von vorgerücktem Alter, aber noch ſehr kräftig. Seine Korpulenz, ſein geröthetes Geſicht, ſeine dicken Lippen und ſinnlichen Züge verriethen den Genußmenſchen; aber es lag dabei auch ein Ausdruck von unausſprechlichem Hochmuth, — gepaart mit der derbſten Rohheit, in dieſem Geſichte. Und dies Geſicht log nicht:

„Iſt er endlich einmal da!“ — rief er jetzt mit barſchem Tone Mozart zu, als dieſer kaum eingetreten. — „Es war ihm, bei Gott, gerathen, daß er heute eintraf! Glaubt er vielleicht ich bezahle ihn umſonſt?“

„Hochfürſtliche Gnaden halten zu Gute“ — ſagte Mozart ruhig und mit Würde — „ich war auf Urlaub.“

„Der längſt vorbei iſt.“

„Er wurde mir durch fürſtliche Munifizenz, auf Erſuchen meines Vaters, verlängert.“

„Was verlängert! Ich brauche meine Leute hier. Aber ich kenne das! das Lumpenleben, Allotriatreiben, Opern ſchmieren und dergleichen, ſitzt euch lüderlichem Muſikantenvolke mehr in dem Kopf, als der Dienſt!“

„Hochfürſtliche Gnaden“ — verſetzte hier Mozart zitternd vor Indignation — „gegen mein Leben wird Niemand etwas einwenden können, und meine Oper kennt die Welt!“

„Geſchwätz, hochmüthiges Geſchwätz!“ — rief der Erzbiſchof, dunkelroth vor Zorn. — „Aber ich will ihm den Componiſtendünkel ſchon vertreiben. Um zehn Uhr Morgens iſt er von jetzt an jeden Tag meiner Befehle gewärtig, halb zwölf eſſen im Bedienzimmer, den Nachmittag und Abend Muſik bei mir, oder.... wo ich ihn hinſchicke!“

Es gibt Seelenſchmerzen im Leben, die nicht beſchrieben, nur gefühlt werden können. Ein ſolcher Schmerz durchſchnitt jetzt des jungen Künſtlers Bruſt mit einer Gewalt, daß er hätte laut aufſchreien können. Er bebte am ganzen Körper, der Kopf glühte ihm, die Hände fühlten den Drang ſich zu ballen, die Seele ſtrebte, dieſe unwürdigen Feſſeln zu zerreißen; aber..... der alte geliebte Vater!

„Ich werde meiner Pflicht ſtets pünktlich nachkommen!“ — ſagte Wolfgang jetzt mit ſtiller Reſignation, — „nur bitte ich Ew. Gnaden, mir wenigſtens zu geſtatten, dem Herrn Fürſten Galitzin, der Frau Gräfin Thun und einigen anderen hohen Herrſchaften meine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Was Aufwartung!“ — rief der Fürſt und ſchoß Blitze des Zornes nach Mozart. — „Sticht ihn ſchon wieder der Hochmuthsteufel? bleib er bei Seinesgleichen.“

„Aber . . . . .“

Aber der Herr Fürſtbiſchof kannte ſich jetzt in ſeinem Zorne ſelbſt nicht mehr.

„Halt er das Maul und pack' er ſich jetzt!“ — ſchnaubte er wüthend. — „Ich bezahle ihn und mir hat er zu geigen, wo und wann ich will!“

Und mit dieſen Worten zeigte der fromme Herr in höchſt unfrommer Leidenſchaftlichkeit nach der Thüre. Das Uebermaß dieſer Rohheit hatte indeſſen Mozart ſein ruhiges und edles Selbſtgefühl wiedergegeben. Es trug ihn — den einfachen beſcheidenen bürgerlichen, aber durch ſein Genie geadelten Menſchen — hoch über dieſen, mit der Fürſtenkrone und dem Biſchofshute geſchmückten, aber ſittlich und geiſtig ſo niederen Mann. Hoch und ſtolz aufgerichtet, ſandte Mozart daher dem Fürſtbiſchof einen Blick der Verachtung zu und verließ das Zimmer. Auf dem ſeinen aber angekommen, netzten Thränen ſeine Augen, und — wie gebrochen an Leib und Seele — rief er auf einen Stuhl niederſinkend: „Du biſt ein Knecht!“ *)

---

*) Ueber die ſchmachvolle Behandlung Mozart's durch den Erzbiſchof von Salzburg in Wien, ſiehe Dulibiſcheff I. S. 172. Niſſen: Seite 443. Jahn.

Zerbrochene Feſſeln.

Es iſt mit der „Geſellſchaft“, dem „geſellſchaftlichen Leben“, oder unſerem Umgang etwas ganz Eigenthümliches.

Jede Geſellſchaft, in der wir uns auch nur entfernt angenehm und behaglich bewegen ſollen und wollen, erfordert vor allen Dingen Aehnlichkeit der Elemente: gleiche oder doch annähernd gleiche Denkungsart, Bildung und Stellung. Stehen dieſe drei Dinge in ſchroffem Gegenſatz, ſo fühlen wir uns von vorn herein unbehaglich, unglücklich, zurückgeſtoßen.

Aber der geſellſchaftliche Umgang fordert, ſoll er ein angenehmer ſein, auch noch ein Zweites: nämlich eine gegenſeitige Accommodation. Ganz er ſelbſt ſein kann Jeder nur ſo lange er allein iſt; wer alſo nicht die Einſamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit: denn nur ſobald man allein iſt, iſt man ganz frei! Zwang der einen oder der anderen Art iſt der unzertrennliche Gefährte jeder Geſellſchaft. Daher wird Jeder in dem genauen Verhältniß zu dem Werthe ſeines eigenen Selbſt die Einſamkeit fliehen, ertragen oder lieben. Denn in ihr fühlt der Jämmerliche ſeine ganze Jämmerlichkeit, der große Geiſt ſeine ganze Größe, Jeder ſich als das, was er iſt.

Ferner, je höher ein Menſch auf der Rangliſte der Natur ſteht — d. h. je edler, zartfühlender, talentvoller, genialer er iſt — deſto einſamer ſteht er unter der unendlichen Maſſe der Alltagsmenſchen der hohen und niederen Stände da. Sie verſtehen ihn nicht, und ſo dringt die häufige Umgebung heterogener Weſen ſtörend, ja, feindlich auf ihn ein, raubt ihm ſein Selbſt und hat nichts als Erſatz dafür zu bieten. Sodann, während die Natur zwiſchen den Menſchen die größte Verſchiedenheit im Sittlichen und Geiſtigen geſetzt hat, ſtellt die Geſellſchaft — dieſe für nichts achtend — ſie alle gleich, oder vielmehr: ſie ſetzt an ihrer Stelle die Unterſchiede und Stufen des Standes und Ranges, welche die Rangliſte der Natur ſehr oft diametral entgegenlaufen. Bei dieſer Anordnung ſtehen ſich nun diejenigen, welchen die Natur niedrig geſtellt hat — alſo die Dummen, die Bornirten und Gemeinen — ſchon ihrer Mehrzahl wegen, ſehr gut; die Wenigen aber, welche ſie hochſtellte — die Edlen, Zartfühlenden, Großdenkenden — kommen dabei zu kurz, da die Trivialität der Maſſe triumphirt.

Oder wäre es vielleicht nicht ſo? wäre dies Urtheil zu hart oder zu ſtreng?

Ein einziger Blick in das Leben wird entſcheiden.

Selbſt die ſogenannte gute Geſellſchaft läßt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht die geiſtigen! Alles was den Stempel der Wahrheit, des Geiſtes, ächter Größe trägt.... iſt hier Kontrebande. Die „ſogenannte“ gute Geſellſchaft verpflichtet uns gegen jede Thorheit, Narrheit und Verkehrtheit, die gränzenloſeſte Geduld zu beweiſen..... die perſönlichen Vorzüge großer und bedeutender Menſchen aber..... die ſollen ſich Verzeihung erbetteln, oder..... ſich verbergen.

Keiner von allen denjenigen, die da fühlen, daß ſie geiſtig ein Nichts ſind, will überſehen ſein: daher der Haß, die Verfolgung und Zurückſetzung gegen alles Große und das jammervolle Liebäugeln und Erheben alles Kleinen.

Daher hat denn auch die Geſellſchaft, welche man die „gute“ nennt, nicht nur den Nachtheil, daß ſie uns Menſchen darbietet, die wir weder loben noch lieben können,..... nein! ſie läßt auch nicht einmal zu, daß wir ſelbſt ſein, wie es unſerer Natur angemeſſen iſt; ſie nöthigt uns vielmehr, des Einklanges mit den Anderen wegen, einzuſchrumpfen, oder gar uns ſelbſt zu verunſtalten. Oft müſſen wir daher, mit ſchwerer Selbſtverläugnung, dreiviertheil unſerer ſelbſt aufgeben, um uns den Andern zu verähnlichen.

Aber wegwerfen, geradezu wegwerfen müßte ſich der edlere Menſch, und in ſeinem eigenſten Weſen ſelbſt vernichten, wollte er ſich der gemeinen Geſellſchaft accomodiren! Gewaltſam in ſie geſchleudert, wird er daher auf eine Folter geſpannt, oder zum geiſtigen Selbſtmord verdammt, und nur eines bleibt ihm dann zu ſeiner Rettung, ſich mit ſich ſelbſt, mitten im Meere der Gemeinheit, auf die Inſel der eigenen Einſamkeit zu flüchten. Je verlaſſener und einſamer er aber hier ſteht, deſto rieſiger wird er ſich über die Erbärmlichkeit ſeiner Umgebung und der Welt erheben.

Dies letztere war jetzt Mozart's Fall.

Der Unterkoch hatte eben — halb zwölf Uhr — der Dienerſchaft des Herrn Fürſtbiſchof von Salzburg zum Mittagseſſen geläutet und die tägliche Geſellſchaft des Bedientenzimmers hatte Platz genommen.

Die zwei Leib-Kammerdiener, Krippner und ſein College, ſaßen oben an; dann kamen der Controlleur, Herr Zetti, der Zuckerbäcker, die Zimmerlakaien, Germain und Veit, endlich die Köche und unten, den Köchen gegenüber, Wofgang Amadeus Mozart und die beiden Kammer-Muſiker Ceccarelli und Brunetti.*) So hatten es ſeine Hochfürſtlichen Gnaden der Herr Fürſtbiſchof Hieronymus, Joſephus, Franziscus de Paula, aus dem fürſtlichen Hauſe Colloredo-Wallſee und Möls, angeordnet und befohlen.

Wie peinlich Mozart, der ſo oft ſchon mit Fürſten geſpeiſt, dieſe Lage war, kann man ſich denken. Schon die frühe Zeit des Eſſens war ihm höchſt fatal, da er um halb zwölf Uhr noch gar keinen Hunger hatte; indeſſen, was konnte er in ſeiner Lage machen, und .... beſſer ohne Appetit, als gar nicht zu Mittag ſpeiſen.

---

*) Geſchichtlich wahr! Siehe W. A. Mozart's Brief vom 17. März 1781 aus Wien an ſeinen Vater in Salzburg. Niſſen: Seite 137.

„Donnerwetter!“ — rief jetzt Krippner, der täglich, als der Erſte, das große Wort an der Tafel führte, — „da hab' ich heute einen prächtigen Witz von unſerem Leibmedicus, Dr. Unzer, gehört!“

„Nun“ — verſetzte Zetti kauend und die halb abgenagten Knochen eines Backhänderls auf den Teller ſpuckend— „heraus damit!“

„Der Unzer iſt doch ein verfluchter Kerl!“ — fuhr Krippner fort — „vorgeſtern war er hier bei einem reichen Handelsherrn, der ihn von Salzburg aus kennt, zu Tiſch. Nach dem Eſſen zeigt ihm dieſer ſein ganzes Haus, Stallung und Remiſe, endlich öffnet der Krämer auch noch eine kleinere Stallthüre und ſagt lachend: „Hier wohnt mein Doctor, ſeine Recepte bekommen mir trefflich!“ Unzer ſah hinein und erblickte ... einen Eſel. Aber er war mit der Antwort nicht faul: „Das kommt daher,“— rief er der Krämerſeele entgegen — „daß der Ihnen nichts verſchreibt, als was zu Ihrer Natur paßt!“

Ein, von der Bedientenwelt allgemein ausgeſtoßenes ſchallendes Lachen lohnte dieſen Witz.

„Das war recht!“ — rief Germain und leckte ſich die Finger ab. — „Himmelſacrement! der hat ihm den Eſel gut aufgebunden.“

„Germain iſt ganz entzückt!“ — ſagte jetzt der Mundkoch, — „daß des Eſels Ehre gerettet wurde. Er nimmt doch merkwürdig an dieſem Thiergeſchlechte Antheil.“

„Das macht die Verwandtſchaft!“ — rief Krippner. Alle, außer Mozart und den Muſikern, lachten auf's Neue. Nur Germain zuckte mit der Hand nach dem Glaſe, das vor ihm ſtand, und es fehlte nicht viel, ſo wäre es dem Herrn Leib-Kammerdiener an den Kopf geflogen.

„Laßt mir Germain ungehudelt!“ — ſagte jetzt Herr Zetti, — „er iſt ein Mann von Verdienſt. Keiner von euch allen wäre im Stande, ſo ſchöne Verschen für meine Bonbons zu machen, wie er. Hochfürſtliche Gnaden geruhen ihren großen Spaß daran zu haben.“

„Hat er heute wieder etwas zuſammengezimmert?“ — frug Krippner ſpöttiſch. — „Der Monſieur Mozart kann ja die Muſik dazu ſchreiben.“

Mozart ſchwieg, wie immer; aber Zetti rief: „Hört nur, ganz wie ſie der Herr gern hat:

„Jungfer Lieschen! weiß ſie was?
Komm ſie mit in's grüne Gras,
Laß in dieſen Arm ſich faſſen
Und mich nicht mehr länger paſſen,
Sonſt verblüh' ich ſtante pe,
Wie die bittre Aloe!“

„Prächtig! prächtig!“ — riefen Veit und die Köche und im Chorus wiederholte die Dienerſchaft.

„Sonſt verblüh' ich ſtante pe,
Wie die bittre Aloe!“

Ein neues Jauchzen füllte das Bedientenzimmer. Veit aber rief:

„Noch etwas von deiner Dichtkunſt, Germain!“

„Damit kann ich dienen" — ſagte dieſer ſtolz — „ich hatte heute Morgen gute Laune, und da ging das Dichten flott von der Leber."

„Alſo?"

Und Germain deklamirte mit Pathos:

„O Schönſte! deinem Reiz kann Niemand widerſtreben,
Kaum hat man dich erblickt, muß man ſich ... übergeben!"

„Hallo!" — ſchrie Veit und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß Teller und Gläſer klirrten — „das iſt ein ſüßer Vers, den muß Herr Zetti in eines ſeiner beſten Bonbons ſtecken."

„Nun" — ſagte Germain — „ich wette der Alte gaudirt ſich herrlich darüber."

„Ja er iſt vernarrt in ſolche Dinger!" — beſtätigte Zetti. — „Wißt ihr was, Germain, der Alte kann die Federbüſche nicht leiden, die die Frauen jetzt in den Haaren tragen, macht einmal ſchnell einen Vers darauf .... recht grob .... das liebt ſeine Hochfürſtlichen Gnaden!"

„Ja, ja!" — riefen Mehrere, die noch an Germain's Dichtertalent zweifelten, und ſich nun überzeugen wollten, ob die bisherigen Proben auch eigene Perlen ſeien.

„Von den Federn? ...." — wiederholte Germain und gab ſich eine wichtige Miene.

„Ja! von den Federn auf den Köpfen der Frauenzimmer."

Germain ſann einen Augenblick, dann rief er ſtrahlenden Auges:

„Ich hab's!"

„Nun?!“ — tönte es von allen Seiten. Aber Germain ſagte ſtolz:

„Ach, laßt das Fräulein Firlefanz!
Gibt's ohne Federn eine Gans?“

Donnernder Jubel folgte dieſen Worten. Mozart aber ſtand auf; er war phyſiſch und moraliſch ſatt.

„Schon wieder fertig?“ — ſagte Germain, dem die Anerkennung als Dichter jetzt einen ſtolzen Halt gegeben hatte — „der Monſieur Mozart muß einen kleinen Magen haben, da er alle Tage beim halben Eſſen aufſteht.“

„Er iſt nicht für alle Speiſen gemacht!“ — ſagte der junge Muſiker kalt und verließ mit Brunetti und Ceccarelli, Tiſch und Zimmer.

„Laßt den hochnaſigen Gimpel!“ — rief Krippner — „er wird ſchon zahm werden, wenn er noch einige Wochen hier iſt. Bildet ſich der Laffe von Muſikmacher ein, er ſei mehr als wir!“

Und eine Fluth von Schimpf-, Spott- und Stichelreden folgten Mozart aus dem Bedientenzimmer nach.

Dieſer aber wandte ſich draußen zu ſeinen Collegen und ſagte mit Indignation.

„Es iſt eine Schande von unſerem Fürſtbiſchof, uns mit dieſem Bedientenpöpel zuſammen zu ſetzen! Wenn es Ihnen recht iſt, meine Herren, gehen wir gerade zu ihm und bitten uns einen Tiſch für uns an!“

Aber Brunetti und Ceccarelli zuckten die Achſeln.

„Das würde ſehr vergeblich ſein!“ — ſagte dabei der erſtere. — „Haben Sie von Salzburg aus vergeſſen, daß ſeine Hochfürſtlichen Gnaden uns alle von jeher als Bediente tractirt hat?“

„Ich kann aber eine ſolche Behandlung nicht ertragen!“ — rief Amadeus.

„Sie werden es wieder lernen!“ — meinte Ceccarelli — „warten Sie nur heute Abend ab.“

„Heute Abend?“ — frug Mozart — „was ſoll da geſchehen? Wir ſpielen bei dem Fürſten Galitzin.“

„Das heißt“ — verbeſſerte Brunetti — „der Fürſtbiſchof hat uns für heute Abend dem Fürſt Galitzin geliehen, wie man einen Lackai zum Aufwarten verleiht.“

„Galitzin iſt ein charmanter Mann!“ — ſagte Wolfgang — „ich darf ſagen, mein Beſchützer und Freund!“

„Wenn Sie als Herr Mozart bei ihm ſind!“ — verſetzte Brunetti. — „Anders aber in Gegenwart unſeres Alten, und der iſt heute Abend da.“

„Nun?“

„Nun, dann iſt es der unabänderliche Wille ſeiner Hochfürſtlichen Gnaden, daß ſämmtliche Leute aus ſeiner Capelle ſich vor der Thüre des Empfangzimmers bei dem dort aufgeſtellten Herrn Leib Kammerdiener Krippner melden. Krippner beauftragt alsdann Germain, jeden von uns einzuführen und ihm eine Ecke des Salons anzuweiſen, wo er ſtumm und unbeweglich warten muß, bis der Befehl zum Beginn des Concertes kommt.“

Mozart lachte hier laut auf. — „Sie ſcherzen, meine Herrn!“ — rief er dann.

„Keinesweges!“ — verſicherten jene.

„Nun, dann muß ich Ihnen ſagen“ — fuhr Amadeus fort — „daß dieſe Art von Etiquette nicht nach meinem Geſchmacke iſt, und daß ich mich nicht daran binden werde. Eine ſolche Demüthigung Angeſichts der Welt iſt unſerer unwürdig. Ich werde dieſe Feſſeln brechen.“

„Sie wollen doch nicht!“ .... riefen hier Brunetti und Ceccarelli zugleich.

„Dem Fürſtbiſchof Trotz bieten!“ — ſagte Mozart feſt. — „Wenn ich zu Fürſt Galitzin komme, bin ich Mozart, der **Künſtler**, und jedem der Anweſenden gleich! Rechnen Sie auf mich!“ — und mit dieſen Worten reichte er jedem der Collegen die Hand und ging raſch nach ſeinem Zimmer.

Der Abend war angebrochen. Hunderte von Lichtern und Lampen flammten in den Sälen, Zimmern, Antichambres und Coridors, wie auf den Treppen und Gängen des fürſtlich Galitzin'ſchen Palais. Alles war Licht, Pracht und Glanz und kündete den feinen Geſchmack und den enormen Reichthum des Beſitzers. Auch rollten die prächtigſten Equipagen vor; denn Jedermann kannte die Prachtliebe, Freigebigkeit und geſchmackvolle Ausfüllung dieſer Abende, und heute, ... heute ſollte die Fürſtbiſchöflich Salzburgiſche Capelle ſpielen, deren Hauptglanzpunkt der berühmte junge Maeſtro Mozart war, deſſen Oper „Idomeneo“ erſt kürzlich ſo großes Aufſehen in München gemacht. Ihn ſollte man heute Abend hören, ſehen und ſprechen, ... ein von ihm neu komponirtes Concert ſollte zur Aufführung kommen.

Auch der Herr Fürſtbiſchof war geladen; denn obgleich weder Fürſt Galitzin, noch der übrige hohe Adel, noch der Kaiſer ſelbſt den Erzbiſchof ausſtehen mochten, ſo mußte man ihn doch zuziehen, weil dies der einzige Weg war, ſeine Leute, und namentlich Mozart zu bekommen, von dem man wußte, daß er von ſeinem Herrn aus Neid und Eigennutz faſt wie ein Gefangner gehalten wurde.

Galitzin empfing den geiſtlichen Herrn daher mit beſonderer Aufmerkſamkeit und führte ihn ſelbſt in dem großen Saale ein, wo ſchon eine ebenſo zahlreiche als glänzende Geſellſchaft verſammelt war. Des Erzbiſchofs erſte Blicke richteten ſich nach der Orcheſterecke, wo ſeine muſikaliſchen Sclaven zu warten hatten.

In der That ſtanden ſie dort alle, ſteif, unbeweglich, ſtumm wie die Fiſche und wagten ſich nicht zu rühren. Doch was iſt das? Einer fehlt ..... und dieſer eine iſt Mozart .... Mozart, der verwegene kecke Burſche, der es wagt, außer einem elend bezahlten Diener ſeiner Gnaden noch etwas anderes ſein zu wollen!

„Nun!“ — murmelte der Erzbiſchof mit finſterer Miene vor ſich hin — „er ſoll mir für dieſe Frechheit büßen.“

In demſelben Augenblicke aber, in welchem die fromme Seele des Herrn Erzbiſchofs dieſen edlen Entſchluß faßte, ereignete ſich in den Empfangszimmern eine andere Scene.

Mozart war gekommen, ganz beſcheiden zu Fuße, aber nicht ohne Eleganz gekleidet. Jetzt hatte er ſeinen Mantel abgelegt, denn es war ein rauher Märzabend, und ſchritt nun, den Hut unter dem Arme, mit ſolcher Sicherheit und ſolch leichtem Anſtande zwiſchen den ſonſt angekommenen hohen Gäſten die breite mit koſtbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf, daß man ihm auf der Stelle das Vertrautſein mit ſolchen Situationen anſah.

Wie das alles — trotz der frühen Jahreszeit — ſo geſchmackvoll und reich mit Blumen decorirt war; und ſiehe da, dort an der Thüre des zweiten Empfangſaales ſtand, mitten unter Flora's lieblichen Kindern, der gute Leib-Kammerdiener Krippner. Wolfgang mußte innerlich lachen, denn er kam ihm wie eine große Kreuzſpinne vor, die in ihrem Verſtecke auf die armen Fliegen lauert, die ihrem Netze zu nahe kommen. Und etwas ſpinniges lag allerdings in Krippner's Geſicht, zumal jetzt, da er Mozarts anſichtig wurde, auf den er längſt gepaßt, und den zu demüthigen er ſehnlichſt verlangte. Er winkte daher Germain mit einem triumphirenden Blicke herbei, ſo daß Mozart, wenn er in den Saal wollte, durch beide Livreen durchmußte.

„Jetzt aufgepaßt und gefaßt!“ — murmelte Krippner. Aber in demſelben Augenblicke verfinſterten ſich ſeine Züge; denn gerade trat Graf Cobenzl ein, und ging, als er Mozart erblickte, mit ſolcher Herzlichkeit auf dieſen zu, ihm die Hand wie einem Freunde reichend und ſchüttelnd, daß es dem Herrn Leib-Kammerdiener bald heiß bald kalt vor Aerger und Verlegenheit über den Rücken lief. Aber ſeine freche Seele erholte ſich bald von dieſem Schrecken; und mußte die Demüthigung für Mozart nicht doppelt ſein, wenn er gerade Angeſichts des Grafen an der Thüre ab- und einem Lakaien zugewieſen wurde?

Jetzt nahten ſich beide. Wie vertraut der Unverſchämte mit dem Grafen ſprach! .... jetzt hatten ſie die Thüre erreicht, ... Mozart verbeugte ſich leicht, dem hohen Staatsmanne den Vortritt gebend, da trat Krippner vor:

„Monſieur Mozart verzeihen!“ — ſagte er boshaft lächelnd und gefliſſentlich laut, damit es der Graf höre — „den Muſikern hat Germain ihren Platz anzuweiſen!“

Aber Mozart frug nach des Leib-Kammerdieners Worten nicht. Das Haupt ſtolz erhoben, ſchleuderte er ihm einen Blick tiefſter Verachtung zu, und indem er mit vornehmem Lächeln ſagte: „Um in einen Salon zu treten, bedarf ein Mozart keines Ceremonienmeiſters in Livree!“ durchſchritt er leicht und ſtolz die Thüre des Saales und ging gerade auf den Fürſten Galitzin zu, der ihn mit der größten Freundlichkeit empfing. Und hier, zwiſchen Fürſt Galitzin und Graf Cobenzl ſtehend, verharrte Mozart im unbefangenſten Geſpräche, bis das Concert begann.

Der Fürſtbiſchof biß ſich vor Wuth auf die Zähne; — Krippner und Germain waren wie verſteinert; — Ceccarelli, Brunetti und die übrigen Muſiker ſahen verwirrt, ſtarr und entſetzt aus ihrer Orcheſterecke auf den kühnen Verbrecher!*)

Aber dieſe Verwegenheit hatte nun auch in der That den Zorn des Erzbiſchofs im höchſten Grade erregt; ſo daß es ſich dieſer vorgeworfen hätte, wenn er Mozart im Mindeſten etwas von der Buße nachgelaſſen haben würde, die er ihm von dieſem Augenblicke an zugeſchworen. Der Adel bat ihn: Mozart zu geſtatten ein Concert zu geben: er ſchlug es ab. Man erſuchte ihn um die Erlaubniß: Mozart wenigſtens in dem Concerte mitwirken zu laſſen, das demnächſt zum Nutzen der Wittwen der Wiener Muſiker ſtattfinden ſollte: er ſchlug es ab, obgleich dies nichts anderes hieß, als den Pfennig der Wittwe angreifen. Aber dies alles war noch nicht genug, der fromme Mann wollte auch noch perſönlich ſeine Rache an dem Verwegenen nehmen. Kaum waren beide daher aus der Galitzin'ſchen Abendunterhaltung nach Hauſe zurückgekehrt, als der Erzbiſchof Mozart zu rufen befahl.

---

*) Hiſtoriſch.

Krippner's und Germain's Geſichter ſtrahlten vor Entzücken; aber in den Zügen Mozart's lag auch etwas, das — wenn auch nicht wie Entzücken — doch wie ein feſter, kühner Entſchluß ausſah.

Als Mozart eintrat, ſaß der Fürſt in einem koſtbaren Seſſel ſeines Schlafgemaches. Sein Geſicht glühte vor Zorn und kaum hatte jener die Thüre hinter ſich zugemacht, als außen der Herr Leib-Kammerdiener und Germain ihre Ohren an die Thüre legten und innen das Unwetter losbrach.

„Welche Unverſchämtheit hat er ſich heute erlaubt!“ — rief der Fürſt mit funkelnden Augen. — „Kennt er meine Befehle nicht, ſich bei jedem derartigen Concerte, wo es auch ſei, bei Krippner zu melden und von Germain auf ſeinen Platz weiſen zu laſſen?“

„Man hat mir davon geſagt,“ — entgegnete Mozart ruhig — „aber Hochfürſtliche Gnaden erlauben, daß ich an der Wahrheit eines ſolchen Befehles zweifelte.“

„Warum?“

„Weil er Ew. Gnaden unwürdig und für die Künſtler Ihrer Capelle entehrend wäre.“

„Was?!“ — rief hier der Fürſt — „geht er in ſeiner Frechheit ſoweit, Uns tadeln zu wollen? Wir wiſſen, was Unſerer Hochfürſtlichen Würde geziemt, und brauchen Uns das nicht von einem lüderlichen Muſikanten ſagen zu laſſen. Kerle ſeines Gleichen gehören nicht in die Geſellſchaft des Adels.“

Mozart's Augen flammten:— „Vor allen Dingen“— ſagte er feſt und entſchieden — „muß ich Hochfürſtliche Gnaden erſuchen, in anderer Weiſe mit mir zu ſprechen. Ich habe vor Oeſterreichs Kaiſer und Kaiſerin, vor ſeiner Heiligkeit dem Papſte, vor den Königen und Königinnen von Frankreich und England und zahlloſen Fürſten geſtanden und erfreute mich ſtets einer achtungsvollen Aufnahme und Behandlung; und wenn ich auch im Dienſte Ew. Hochfürſtlichen Gnaden bin, ſo kann ich dies doch auch hier verlangen; denn ich erfreue mich eines ehrenhaften Namens und leiſte bei Gott hundertmal mehr, als der Gehalt, den ich empfange, vergüten kann.“

„Hei!“ — rief der Fürſtbiſchof vor Zorn lachend — „ſoll ich ihn vielleicht mit Gold einfaſſen?“

„Nein, aber mit dem Anſtande behandeln,“ — ſagte Mozart — „wie es ein Künſtler verdient.“

„Künſtler? Ein Geiger iſt er!“

„Ich bin der Componiſt des Idomeneo!“

„Was, Componiſt; ich zahle ihn und dafür iſt er mein Knecht.“

„Nie!“ — rief Mozart empört — „und damit Sie ſehen, daß ich es nicht bin, erkläre ich hiermit, daß ich nicht mehr an der Bediententafel und in dem Bedientenzimmer ſpeiſe. Achten Sie in dem Menſchen, den Menſchen und den Künſtler!“

„Ich achte ihn als einen Buben, als einen Schurken, als einen lüderlichen Kerl!“ — *) rief hier, ſich ganz und gar vergeſſend, der Fürſtbiſchof, indem er aufſprang und die geballte Fauſt nach Mozart reckte.

Aber jetzt war des jungen Künſtlers Geduld erſchöpft. Blaß wie der Tod, aber mit Augen, die Blitze eines edlen Zornes ſprühten, hoch aufgerichtet, ſo daß die kleine Geſtalt wie durch eine geheimnißvolle Macht zu imponirender Größe wuchs, rief er ernſt und feſt:

„Es iſt genug, Herr Fürſtbiſchof! Mit Verachtung werfe ich meine Beſtallung zu den Füßen eines Mannes, der jeder beſſeren Regung fremd iſt, jedes Verdienſt in den Staub tritt und wie ein Tyrann über ſeine Untergebenen herrſchen will. So wahr Gott lebt, ich hätte es längſt gethan, wenn mich nicht heilige Pflichten zurückge-

---

*) Oulibiſcheff I. S. 172. Niſſen: S. 445.

halten. Aber es gibt Gränzen, wo jede Aufopferung aufhören muß. Meine Ehre verlangt, daß ich dieſe unwürdigen Feſſeln zerreiße. Noch dieſe Nacht verlaſſe ich Ihr Haus!“

Das hatte nun freilich der Fürſtbiſchof von dieſem kleinen, ihm aber ſehr nützlichen Muſiker nicht erwartet. Auch imponirte dem rohen Menſchen die Sprache und das Auftreten Mozarts. Der Jämmerlichkeit im Fürſtenmantel ſtand ein Mann — im edelſten Sinne des Wortes — entgegen: groß, feſt, gewaltig, auch im bürgerlichen Rocke. Aber zeigen durfte der Fürſtbiſchof dieſen Eindruck ſo wenig, als daß ihn die Kündigung überraſche. Er ließ ſich daher wieder in ſeinen Seſſel gleiten und ſagte im Tone der Verachtung:

„Das thue er!.... Pack er ſich hin, wo er will; Wir ſind froh ihn los zu ſein!“

„So geht es Fürſtbiſchöfliche Gnaden, wie mir!“ — antwortete Mozart. — „Aber ehe ich gehe, noch ein Wort.“

„Es iſt genug!“ — rief der Fürſt; Mozart aber ſagte mit einem ſo gebietenden Tone: — „Nein! Sie müſſen mich noch hören!“ — daß der Fürſt, wie von einer unſichtbaren Gewalt bezwungen, ſchwieg.

Da war es aber mit einemmale, als ob ſich Mozarts Geſtalt verkläre. Wie Nathan, der Prophet, vor David, ſo ſtand er vor dem Erzbiſchof, und wie jenem floß der Rede Strom in feurigen Worten von ſeinen Lippen.

„Ein Wort noch, ehe wir ſcheiden!“ -- ſagte er. — „Ew. Hochfürſtlichen Gnaden ſollen wenigſtens noch von mir hören, daß unter dem bürgerlichen Rocke auch Herzen ſchlagen, deren höchſter Schatz die Ehre iſt! — Der Werth des Mannes liegt nicht darin, was er nach ſeiner äußeren Stellung ſcheint, ſondern darin, was er iſt! Denn was einer für ſich ſelbſt iſt, was ihn in alle Lebensverhältniſſe, ſelbſt in die Dürftigkeit, begleitet und was Keiner ihm geben oder nehmen kann, iſt offenbar für ihn weſentlicher, als Alles, was er nach Außen hin beſitzt, oder was er in den Augen Anderer ſein mag. Ein Menſch, der eine Welt in ſich trägt, iſt unter allen Umſtänden groß; in weſſen Herz und Kopf aber eine Oede iſt, der bleibt ein Nichts und wenn er einen Purpur trägt. Und auch wirklich reich und glücklich iſt nur der, der ſeinen Reichthum und ſein Glück in ſich ſchließt. Denn was Reichthum und Macht über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfniſſe hinaus leiſten können, iſt von geringem Einfluß auf unſer wahres Glück, das nur im Schaffen und Aufbauen einer ſchönen inneren Welt, **in dem Bewußtſein beruht: Großes, Edles Erhabenes geſchaffen zu haben!** Erſt im Mißgeſchick, wo Jeder auf ſich ſelbſt angewieſen iſt, da zeigt es ſich, was er an ſich ſelber hat! Da ſeufzt der Tropf im Purpur unter der unabwälzbaren Laſt ſeiner armſeligen Individualität; während der Hochbegabte die finſterſte Lage, die traurigſte, ödeſte Umgebung durch ſeines Geiſtes, ſeines Genius Gaben zu einem Paradieſe macht. Darum auch wird die Ausſicht auf Aemter, Gold, Gunſt und Beifall der Welt den edlen Menſchen nie verleiten, ſich ſelber aufzugeben. Zu ſeinem Selbſt aber gehört vor allen Dingen ſeine Ehre. Und wenn Sie, Herr Fürſtbiſchof die Achſeln mitleidig zucken, wenn von bürgerlicher Ehre die Rede iſt, ſo will ich Ihnen, der dieſe Ehre nicht kennt, ſagen, was Ehre überhaupt iſt: Sie ſteckt nicht im Titel, nicht im Wappen, nicht im Rang, nicht in dem Reichthum und der Macht .... die wahre Ehre iſt das äußere Gewiſſen, und das Gewiſſen iſt die innere Ehre Wo aber kein Gewiſſen iſt, da iſt auch freilich keine Ehre. Dem Rechtlichen aber geht die Ehre über das Leben! .... Das iſt es, was ich ſagen wollte!“ — rief Mozart — „und nun leben Sie wohl!“

Und er ſchritt wie ein König aus dem Gemach, ſeine Hochfürſtliche Gnaden zähneknirſchend, die lauſchenden Sklavenſeelen ſtarr und verwirrt zurücklaſſend. Die Sklavenketten waren gebrochen und noch vor Mitternacht hatte Mozart das Palais des Fürſtbiſchof von Salzburg verlaſſen.

Wiener Leben.

Ein ſo reiches und heiteres Leben wie Wien, bietet wohl keine andere deutſche Stadt!

Schon mit dem grauenden Morgen beginnt die rührigſte Thätigkeit. — Oben in den Dachkammern oder unten in den Erdgeſchoſſen öffnen ſich einzelne Fenſterladen und laſſen ungekämmte Köpfe und Köpfchen, oft mit noch recht ſchläfrigen Augen ſehen. Aber den einzelnen Fenſtern folgen bald mehrere; auch die Thüren der Häuſer fangen nun an, ſich zu öffnen und Mägde und Hausknechte treten heraus, gähnend und dehnend und ſich einander ſchläfrig begrüßend. Jetzt kommen auf ihren einſpännigen Wägelchen oder auch mit Schiebkarren die Milchweiber an und ſtellen an den Straßenecken und in den Durchgängen ihre blank geſcheuerten Kannen auf. Unter dem Beſprechen des Wetters beginnt die erſte induſtrielle Thätigkeit. Aber ſiehe! mit jeder Viertelſtunde wächſt die Lebendigkeit und das Geräuſch: Mägde und Diener mit großen Körben verſtellen — Brod abgebend und empfangend — den Weg; andere drängen ſich nach den Schlächterbuden und Gemüſekrämerinnen. Die Arbeiter aus den Vorſtädten ſtrömen herein, das Gewühl beginnt: junge Kaufleute, ihr dunkles Comptoir ſuchend, — Kinder, die nach der Schule gehen, Mädchen, die ſich von Handarbeiten nähren, — Gärtner, die ihre Waare zu Markte bringen, ſchwere Frachtwagen und leichte Caroſſen, Reiſende und Spazierreiter, die ihren Morgenritt machen,.... alles das läuft und drängt und kreuzt ſich in den Straßen; ſind dieſe nun noch dazu eng und haben ſie eine ſtarke Paſſage, finden ſich noch überdies Holzhauer ein, die ihre Werkſtätte vor den Häuſern, oft mitten in der Gaſſe, aufſchlagen, ſo braucht es oft viertel- ja halbe Stunden, bis der gordiſche Knoten ſich entwickelt, und wen ſein Mißgeſchick um dieſe Zeit auf einem eiligen Geſchäftsgange in ein ſolches Labyrinth führt, der iſt genöthigt zu drängen und zu drücken, zu ſchieben und zu ſtoßen, zu ſpringen und zu klettern, um ſich nur daraus zu befreien und fortzukommen. Die Seilerſtadt, der Hof, der hohe Markt, der Haarmarkt, der Lichteſteg und die Rothenthurmſtraße ſind die Orte, wo ſich um dieſe Zeit das bewegteſte Leben entfaltet.

So dauert es fort bis Mittags; jetzt aber ändert ſich plötzlich die Scene; andere Schauſpieler treten auf den Platz, und ein glänzender Anblick bietet ſich den Augen des Beobachters dar.

Jetzt ſchlägt nämlich die Stunde, in welcher die elegante Welt mit ihrer Morgentoilette fertig geworden, wo die Damen auf den Straßen erſcheinen und der junge Stutzer ſein Frühſtück zu Hauſe oder in einem der renommirteſten Caffé vollendet hat. Ein Theil der Beamten iſt nun von ſeinen Arbeiten, die Schauſpieler, Muſiker und Sänger ſind von ihren Proben frei; die Dichter raſten in ihrem Streben nach Unſterblichkeit, und Alles ſtrömt nun durch die Kärntnerſtraße, über den Graben, Kohlmarkt und Stephansplatz, um zu ſehen und geſehen zu werden, zu hören und gehört zu werden, zu glänzen und all' den Glanz zu ſchauen!

Damen in allen Altern ſpazieren in reizenden Morgenanzügen an den prächtigen Gewölben vorüber, beſchauen die neuen Stoffe und Arbeiten, die in den großen glänzenden Glasſchränken, auf das Zierlichſte und Sinnreichſte geordnet, zum Kaufe anlocken. Sie treten hier und dort ein, der nachfolgende Diener keucht ſchon unter ſeiner Laſt, die ihm doch der heimlich folgende Anbeter ſo gerne abnehmen würde, um einen dankbaren Blick für dieſe aufopfernde Liebe von ſeiner Schönen zu erhalten. Mitunter huſcht auch wohl leichtere Waare mit durch, die man ſogleich an dem überladenen Putz und an dem beſtändigen Drehen und Wenden des unruhigen, oft allerliebſten Köpfchens erkennt. Auch ſie finden ihre Anbeter,.... und alles, alles das lächelt, und ſchimmert und glänzt und rauſcht vorüber wie die leicht dahin tanzenden Wellen eines ſilberſchäumenden Baches, die von Schmetterlingen und Waſſerjungfern umgaukelt, die blumigen Ufer küſſen!... Scheint nicht das Leben hier nur über Paradieſesauen zu führen? O dieſe Sphynx, wie kann ſie ſo hold, ſo trügeriſch liebäugeln!

Vor den erſten Kaffeehäuſern und vor einigen beſuchten Gewürzläden, in welchen — wie jetzt bei den Italienern — feinere Weine getrunken werden, ſtehen unterdeſſen Schaaren von Männern, welche die Vorübergehenden muſtern und dabei gleich ihre Lebensbeſchreibung nebſt gehörigen Ausſchmückungen mittheilen; die wichtigſten Tagesneuigkeiten, die ſich meiſt um die Heiſerkeit einer Sängerin, um ein geſtürztes Pferd, eine ſcandaleuſe Geſchichte oder ähnliche Dinge drehen, werden hier verhandelt; man kritiſirt über Muſik, Kunſt und Literatur, erzählt Anekdoten und bringt die neueſten bon mots zu Markte, denn der Wiener hat faſt für jeden Tag im Jahre ein ſolches, das gleich von Munde zu Munde geht. Man verabredet Partien für den Abend, und ſchließt auch wohl dazwiſchen mit der gleichen Leichtigkeit ein Geſchäft für das ganze Leben ab. Andere haben ſich in den Läden der Paſtetenbäcker verſammelt, wo bei Kuchen, Paſtetchen und einem Gläschen Liqueur das würdige Thema über dieſe oder jene Griſette verhandelt wird. Auch die ſchönen Beterinnen läßt der Wiener nicht unbewundert aus der Kirche gehen, in und vor der gar manches zarte Rendezvous ſtattfindet; dann noch ein Stündchen bis zur Tafelzeit über den Graben und Kohlmarkt, oder über den Theil der Baſtei vom Burgthore bis zum Carolinenthore, oder über das Glacis!

So ſieht Wien täglich ſeinen Morgen! Aber mit der

Tafelzeit verſchwindet, wie mit einem Zauberſchlage, dieſe Herrlichkeit!

Die Scene des alltäglichen Lebens erneuern ſich, zwar weniger geräuſchvoll und bewegt, da die Menſchen jetzt mit vollem Magen agiren, aber noch immer in der Art, daß ihre raſche Thätigkeit und Rührigkeit den Beſchauer genug beſchäftigt. Jetzt kehren die Schuhmacherlehrjungen, deren ſpaßhafte Eigenthümlichkeit ſie ſchon lange auf die lokalen Wiener Theater gebracht hat, pfeifend und ſingend mit den leeren Schüſſeln nach den Haushaltungen ihrer Meiſter, meiſtens in entfernte Vorſtädte, zurück; die Fiacre nehmen ihren ſchmalen Rößlein die kleinen Säckchen mit der kargen Fourage ab, die ſie ihnen regelmäßig um die Mittagsſtunde umbinden, und begrüßen wieder die Vorübergehenden mit dem eintönigen: „Fahren wir, Ew. Gnaden?“ — Auch die Fratſchler (Höker)-Weiber ſtellen ihre mächtigen Töpfe bei Seite, rücken die ſpitzen Strohhüte zurecht, und ſchreien mit neuer Kraft: „Brennheiße Keſten!“ (Kaſtanien). Aber vier, fünf Uhr führen den Glanz zurück; die feine Welt muß jetzt, der Verdauung wegen, die Straßen durchſtreifen. Ueberall zeigt ſich der Ausdruck der Behaglichkeit, der Zufriedenheit, des Frohſinns, der Lebensluſt, die dem Wiener alle ſo eigen ſind, er mag ſich nun in ſeinem Sperl, oder in ſeinem Prater an dem friſchen Duft eines heiteren Abends erquicken, oder in der frühen Dämmerung durch die Straßen ſeiner geliebten Kaiſerſtadt ſchlendern, um ſich an ihren Schönheiten ſatt zu ſehen, deren er doch nie ſatt werden kann.

Da wird es Abend! Schon flimmert hier und dort in den dunkleren Gaſſen ein Licht auf; ſie mehren ſich, wie die Sterne bei einbrechender Nacht, und bald iſt Alles erleuchtet. Aber je näher die Theaterzeit kommt, deſto mehr geräth die bunte Welt in Bewegung. Die Beamten kommen wieder aus ihren Aemtern, die Militairs ſuchen Zerſtreuung für die ſie plagende Langeweile, auch die Nichtbeamten und Civiliſten eilen ihren Unterhaltungen und Cirkeln zu. Die Equipagen des Hofes, des Adels und der Haute finance rollen und fliegen durch die Straßen; — nach allen Thoren eilen und drängen die Leute, die in den Vorſtädten wohnen. Die Arbeiter, des Feierabends froh, — die heimkehrenden Schiebkärcher, jetzt den leeren Karren mit mechaniſchem Phlegma vorwärts ſtoßend, — die zahlloſen Nichtsthuer, auf Abenteuer lauſchend, — die verhüllten und unverhüllten Schönheiten, Abenteuer ſuchend, — die gemüthlichen Bürger nach Pfeife und Labetrunk ſchmachtend,.... das alles wegt und rennt und treibt wieder durcheinander wilder, lauter, luſtiger, ärger als am Tage! — Aber auch das Gewoge dieſes Menſchenmeeres ebbt nach und nach: die Laſt des Tages iſt getragen und die Luſt des Abends bald durchkoſtet, der ſolide Mann ſucht ſeinen heimiſchen Heerd, die Theater ergießen zum letztenmale lebendige Ströme durch alle Adern der großen Stadt, die Gewölbe ſchließen ſich, auch die Thüren der Häuſer.... die Fenſter.... und das hunderttauſendaugige Wien ſinkt dem Schlafe in die Arme. Nur in den lichtfunkelnden Sälen der Großen, den glänzenden Gemächern der reichen

Schwelger, den Tempeln der Luſt und der Freude und den Höhlen des Laſters hat der Schlaf noch keinen Eintritt.... erſt wenn der Hahn ſchreit, verſinkt auch hier — oft unter Seufzern, Gähnen und Thränen — das Leben! — —

„Alſo!“ — rief in dieſem Augenblicke, — es war eine halbe Stunde nach dem Schluſſe des Theaters, — ein feiner, jovial ausſehender, gentiler Mann, ſein volles Champagnerglas erhebend, und freudeſtrahlenden Auges auf die ſtattliche Geſellſchaft blickend, die ihn umgab. — „Alſo! dieſes Glas der Freiheit unſeres Mozart's, der ſeine Ketten ſo wacker gebrochen, und nun — ein neuer, freier Mann, ein neugebackener Wiener, — unter uns weilt!“

Und die Gläſer klangen und ein dreimaliges „Hoch!“ erfüllte den weiten Raum.

Der Mann aber, der dieſes „Hoch!“ ausgebracht, war Niemand anders, als der Director des Leopoldſtädter Theaters, der berühmte, heitere, allgemein beliebte Schikaneder.

Schikaneder war eine merkwürdige Perſönlichkeit. In ſeiner Jugend hatte er ohne alle wiſſenſchaftliche Vorbildung, rein der Kraft ſeines Geiſtes vertrauend, die Bühne betreten und ſich in tragiſchen und Heldenrollen verſucht. Erſt ſpäter in Wien wurde ihm ſein Beruf als Komiker klar, und Schikaneder ward bald der Liebling des Publikums. Wahrhaft groß erſchien er hier in der Darſtellung grotesker Charaktere aus dem niederen Volksleben und ſeine Leiſtungen gewannen in der Folge immer mehr, als er ſich auch als Schauſpieldichter verſuchte. Aber

Schikaneder — der dabei ein ſchöner ſtattlicher, viel verſtellender Mann war — beſaß daneben noch eine andere, für ihn ſehr wichtige Gabe: er war ein äußerſt ſpeculativer Kopf! Als Director des Theaters zu Prag, und jetzt in der gleichen Eigenſchaft am Leopoldſtädter Theater in Wien, hatte er ſich ein ungeheures Vermögen erworben; wenigſtens behauptete dies alle Welt, und es mußte wohl auch ſo ſein, denn Schikaneder lebte wie ein Fürſt.

Sein Haus wetteiferte, was den Glanz der innern Einrichtung betraf, mit jedem hochariſtokratiſchen Palais Wien's; mit dem einzigen Unterſchiede, daß in jenen ariſtokratiſchen Paläſten die Gediegenheit oft den Geſchmack, bei dem Director des Leopoldſtädter Theaters aber der Geſchmack die Gediegenheit überwog. Schikaneder war dabei der jovialſte und lebensluſtigſte Menſch, den man ſehen konnte und ein Feinſchmecker, wie ihn die Welt kaum in den höchſten Sphären der Geſellſchaft noch einmal aufzuweiſen haben wird. Alle fünf Erdtheile waren für ihn eigentlich nur ebenſoviel Speiſekammern und Kellerabtheilungen, deren auserleſene Leckerbiſſen und feine Getränke er bis in's kleinſte Detail kannte. Als eine ſchöne Seite ſeines Charakters erſchien aber dabei, daß er die Freuden der Tafel nicht nur für ſich liebte, ſondern auch Anderen gönnte, und ſomit — da die uneigennützigſte Freigebigkeit ſein Stolz war — eine wahrhaft fürſtlich ausgeſtattete Tafel, der es nie an zahlreichen Gäſten fehlte, den Glanzpunkt ſeines Hauſes machte. Jede Einſeitigkeit des Charakters vermeidend, ſuchte indeſſen Schikaneder dabei dem Herzen ebenſoviel Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, als dem Magen, und ſo waren es denn ganz enorme Summen, die ihm ſeine Herzensangelegenheiten koſteten. Eine Freundin mußte er wenigſtens immer haben, und dieſe eine Freundin war jetzt die reizende Sängerin Cavaglieri, ein ſchwarzaugiges, ſchwarzhaariges, brünettes, feuriges Kind Italiens, deren gränzenloſer Luxus ebenſoviel Aufſehen in der Kaiſerſtadt machte, als ihre wahrhaft bezaubernde Schönheit.

Die Cavaglieri ſaß denn auch heute Abend wieder neben ihrem Freunde, der — Mozart zu Ehren — in ſeinem Hauſe eine kleine aber ſehr gewählte Geſellſchaft zu einem feinen Soupé verſammelt hatte.

Wir ſagen eine gewählte Geſellſchaft, denn außer Mozart, dem Hausherrn, der Signora und den Dichtern Bretzner und Stephani befanden ſich auch noch diejenigen drei Männer hier, die damals unſtreitig in muſikaliſcher Beziehung die erſten Größen Wiens — ja der Welt — waren: Ritter von Gluck, Joſeph Haydn und der kaiſerliche Hof-Capellmeiſter Salieri.

Welche Capacitäten! welche Größen! welch' intereſſante Perſönlichkeiten!

Gluck, der große Componiſt des „Artaxerxes,“ der „Cadute de Giganti,“ des „Orpheus,“ der „Alceste,“ der „Iphigenia“ und ſo vieler anderer Opern, war damals ſchon ſiebenundſechszig Jahre alt; aber er hatte ſich friſch und kräftig erhalten und ſchaute noch immer froh und heiter in das Leben. Nicht ſchön, aber bedeutſam von Angeſicht, charakteriſirte ſeine Erſcheinung etwas Imponirendes. Die großen blauen Augen, die vollen Lippen, die hohe gedankenvolle Stirne, das — trotz der Jahre — noch dunkle und dichte Haar, die breite, kräftige Geſtalt und das Selbſtbewußte, das in ſeinem ganzen Weſen lag, hatten etwas magiſch Anziehendes, aber auch Ehrfurchtgebietendes. Aber wie wohlthätig wußte Gluck dieſen Eindruck wieder durch ſein feines, freundliches Benehmen zu mildern; — wie brachte er Mozart eine ſo offene und warme Verehrung entgegen. Aber hatten denn auch Gluck und Haydn einen glühenderen Verehrer als wiederum Mozart?

In der äußeren Erſcheinung war der neunundvierzigjährige fürſtlich eſterhazyſche Capellmeiſter Joſeph Haydn freilich von Gluck ſehr verſchieden. Nicht nur, daß eine unter den bitterſten Sorgen der Armuth verlebte Jugend ihm die Haare ſchon gebleicht, der frühere Druck des Lebens hatte ihn auch ſtill in ſich gekehrt, faſt ängſtlich gemacht. Das ſybaritiſche Leben eines Schikaneder's widerſprach ſeinen ſtreng moraliſchen Grundſätzen ganz, und nur die Liebe und Verehrung für den ſo glänzend am muſikaliſchen Himmel aufgehenden Stern, Mozart, hatte ihn bewegen können, heute einmal an einer Geſellſchaft im Hauſe des Directors Theil zu nehmen. Aber trotz aller Verehrung für Mozart hatte er dieſe That heute Abend ſchon mehr als hundertmal bereut. War denn ein ſolcher Aufwand nicht wahrhaft ſündlich? mußte er nicht früher oder ſpäter zum Verderben führen?

Schon der Salon in dem man ſpeiſte war prächtig. Einfach zwar, wie dies ein Speiſezimmer immer verlangt, aber doch ganz von dem ſchönen gelblichen Marmor, den die Wiener ſo ſehr lieben, weil der große Marmorſaal der Burg aus ihm hergerichtet iſt. Wie ſchön ließ er aber auch die weißen Alabaſterſtatuen hervortreten; wie warfen die Wände die Tauſende von Lichtſtrahlen zurück, die von dem Kronleuchter ausgingen, und ſich dann in dem ſilbernen und kryſtallenen Gefäßen und Geſchirren der Tafel ſo prachtvoll wiederſpiegelten.

Der koſtbare und dicke Fußteppich verhütete dabei das geringſte Geräuſch bei dem Auftreten der dienſtbaren Geiſter, die ſich in der That wie Schatten hinter den Stühlen der Gäſte bewegten und ihr materielles Daſein eigentlich nur durch die Materiellität der koſtbaren Dinge bewieſen, die ſie auf ſilbernen Schüſſeln herumreichten oder aus Flaſchen eingoſſen.

Mozart wurde bei dieſen: „Potage aux quenelles,“ — „Anguille, sauce Tartare,“ — „Ris de veau, sauce tomates,“ — „Filets de mouton à la jardinière,“ — „Dindes rôties au cresson,“ — „Beignets souffles,“ — „Crême renversée“ — unwillkürlich an Baron von Holbach's Koch und Küche erinnert, die beide ſchon in ſeiner früheſten Kindheit einen ebenſo angenehmen als dauernden Eindruk auf ihn gemacht. Er aber fand ſich hier unnennbar glücklich und behaglich, und ſagte ſich im Stillen mehr als einmal: dies heißt Leben, ſo möchteſt Du's auch haben!

Ach! die Sache war ja ſo natürlich! Einmal hatte ſchon die Natur ſelbſt Mozart unendlich leicht entzündbare Sinne und einen nicht zu verkennenden Hang zu ſinnlichen Vergnügungen mitgegeben, den eine glühende Phantaſie nicht wenig unterſtützte; — dann war er ja jetzt auch, nach einem wahren Sclavenleben im Dienſte des Fürſtbiſchofs, frei! — frei, wie der Vogel in der Luft! — Ja! jetzt erſt konnte ſich ſeine Natur, zum erſtenmale in ſeinem Leben, wahrhaft frei entfalten und das that ſie auch, in dem ſchönen, luſtigen, gemüthlichen Wiener Leben!

Und dann! ſollte er ſich hier in Wien nicht wirklich unendlich behaglich fühlen? War damals nicht Wien der Sammelplatz aller Virtuoſen Europa's, ſowohl wegen der gaſtfreien Aufnahme, die es ihnen angedeihen ließ, als wegen der wohlwollenden Würdigung ihrer Leiſtungen und der zahlreichen Genüſſe, die ſie dort trafen? Hier war der gewöhnliche Aufenthaltsort Haydn's und Gluck's, zweier Meiſter, welche Mozart ſich zu Vorbildern und Freunden zu machen paſſender fand, als Nebenbuhler in ihnen zu erwecken. Und weiter: das herrliche Klima, die köſtliche, für einen Muſiker beſonders günſtige Lage der Stadt: Umgebungen, welche die Natur ſelbſt zu einer ausgedehnten und herrlichen Promenade geſchaffen zu haben ſchien; auf einer Seite Italien, auf der anderen Böhmen, das Land der Muſik, wenn es eines auf der Erde giebt! — Ferner: beſaß Wien nicht ein italieniſches Theater, für welches die berühmteſten Componiſten der Zeit ſchrieben und deſſen Poet, Metaſtaſio, der König der Librettomacher war? Ja! was für Mozart — der ja längſt den Gedanken gefaßt hatte, der deutſchen Muſik Bahn zu brechen — als eine der Hauptſachen erſcheinen mußte: bildete ſich nicht eben jetzt unter Schikaneder eine „deutſche Geſellſchaft" heraus, der es nur an Gelegenheit, das heißt an einem tüchtigen Componiſten fehlte, ſich geltend zu machen und die erſten Geſänge der nationalen Muſen an den Ufern der Donau ertönen zu laſſen?*)

Und dann noch ein letzter Punkt: hatte nicht das Schickſal auf die wunderbarſte Weiſe es gefügt, daß ſeine geliebte Conſtanze mit ihrer Mutter ſeit zwei Wochen auch nach Wien gezogen war?

Und da hätte es Mozart, dem Künſtler, nicht in Wien, und Mozart, dem jetzt erſt angehenden Lebemenſchen, nicht in ſolch' trefflicher Geſellſchaft gefallen ſollen?

O! es war ihm nie wohler als jetzt geweſen, und er fühlte ſo recht innerlich das Bedürfniß, dieſe Behaglichkeit ſich zu erhalten. Nur eines fehlte ihm noch, Geld! hatte er dies — Ruhm und Ehre mußten ja ohnedem kommen — ſo konnte er ſeine liebe Conſtanze heimführen und leben,.... leben...... leben! — wie ein Gott!

Und doch! wer enthüllt die Räthſel des menſchlichen Herzens? Ueber dieſen freien offenen Charakter, über dieſe heitere, der ſinnlichen Luſt ſich ſo freudig öffnende Seele.... fielen nicht manchmal auch über ſie die Schlagſchatten einer dunkelen Welt?! Derſelbe Mozart, der jetzt mit den gemüthlichen, lebensluſtigen Wienern ein vollkommen eben ſo luſtiger Wiener ſein konnte, war er nicht in manchen Stunden ein im höchſten Grade ſchwermüthiger Menſch, der an den Tod dachte, der ganze Nächte an ſeinem Clavier zubrachte und ſich auf den Schwingen der Phantaſie zu unbekannten Regionen aufſchwang, deren Geheimniſſe nur der Tod löſt?*)

---

*) Oulibicheff I. S. 174.

Dieſe ſcheinbar doppelte Natur, allen großen und genialen Menſchen eigen, verſtehen die gewöhnlichen Seelen freilich nicht. Aber wer ſie in ſich trägt, weiß, daß es eben keine doppelte Natur iſt, ſondern ſein einziges, einiges, inneres Weſen, — der Flügelſchlag des göttlichen Seins in ihm, und daß nur die Spitzen dieſer Fittige in ihrem ſeligen Fluge — in ihrer Titanenkraft bald den Staub, bald die Wolken berühren!

Aber jetzt, in der heiteren, von allen Genüſſen des Lebens gewürzten Geſellſchaft, in der ſich Mozart eben befand, war ja auch nur von den heiterſten Seiten des Lebens die Rede. Schikaneder funkelte und ſprudelte von Witz und Laune und war — ohne ſich etwas zu vergeben — von einer ſo göttlichen Komik, daß die Lachmuskeln Aller, ſelbſt die des pedantiſchen Haydn, kaum für Augenblicke in Ruhe geriethen. Salieri, der Hof-Capellmeiſter, ein Schüler Gluck's, die beiden Dichter Bretzner und Stephani und die reizende Cavaglieri unterſtützten ihn treulich, und Maeſtro Mozart blieb wahrlich nicht zurück.

---

*) Oulibicheff I. S. 173.

Alle waren glücklich dies vielverſprechende Talent aus den Händen des allgemein verhaßten Fürſtbiſchofs von Salzburg gerettet zu ſehen, der es zu unterdrücken augenſcheinlich bemüht geweſen war.

Schikaneder und Bretzner wußten dabei eine Maſſe von luſtigen Anekdoten aus dem Leben dieſes Mannes zu erzählen und Mozart ergänzte, was dieſe nicht wußten. Von dem Fürſtbiſchof kam man auf andere Perſönlichkeiten der Wiener Ariſtokratie, des Theaters und der Stadt und ſo reihte ſich, unter reichlichem Genuſſe des Champagners, eine heitere Geſchichte an die andere.

Es ging bereits auf Mitternacht, die Cavaglieri war ausgelaſſen und luſtig zum Entzücken, — Haydn hatte ſich längſt heimlich davon geſchlichen und Mozart rieb ſich vor Vergnügen die Hände.

Schikaneder freute ſich aufrichtig darüber, und hinter den Seſſel des jungen Maeſtro tretend und dieſem die Hände vertraulich auf die Achſeln legend, frug er treuherzig:

„Sie fühlen ſich alſo behaglich bei uns?"

„O, mein Beſter!" — rief Mozart freudeſtrahlend — „was ſagen Sie behaglich?.... glücklich, wahrhaft glücklich fühle ich mich unter ſo lieben Freunden, im ſchönen Wien und im Genuſſe der Freiheit."

„Nun fehlt nur noch Eines," — meinte Gluck — Mozart freundlich zulächelnd — „zu den Freunden muß noch eine Freundin kommen."

„Die wird nicht lange auf ſich warten laſſen!" — rief

Salieri mit einem Lachen, das nicht ganz frei von leiſem Spott war — „man ſagt, die Liebe habe dem jungen Maeſtro ſchon bei der Compoſition des Idomeneo diverſe Arien dictirt.“

„Warum ſollte ich dies läugnen?“ — verſetzte Mozart heiter — „es ſind die beſten Stücke der Oper geworden, weil ihr Charakter Wahrheit war. Wer weiß, ob Amor bei meiner nächſten Oper nicht noch mehr zu thun bekommt!“

„So haben Sie eine neue Oper in der Arbeit!“ — frug Salieri raſch und faſt wie unangenehm berührt.

„Nein!“ — entgegnete Mozart — „ich wußte noch nicht einmal einen Stoff dazu aufzutreiben, denn es ſoll eine deutſche Oper werden.“

„Bravo!“ — riefen Gluck, Schikaneder und die beiden Dichter, und erſterer fuhr fort:

„Nur immer zu auf der neu betretenen Bahn. Der deutſchen Muſik gehört die Zukunft.“

Salieri zuckte verächtlich die Achſeln, dann ſagte er mit gezwungenem Lächeln: — „Nur nicht ſo zuverſichtlich, meine Herren, es giebt nur „einen“ Ritter von Gluck, und das Vaterland und der Lieblingsaufenthalt der edlen Muſika iſt und bleibt doch Italien.“

„Ich bitte, nichts gegen die Verabredung!“ — rief hier Signora Cavaglieri, mit ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit: — „Sie wiſſen, meine Herrn, daß Sie mir Ihr Wort gegeben, für dieſen Abend alles, was Muſik betrifft, ruhen zu laſſen.“

„Ja, ja!“ — beſtätigte Schikaneder, die Gläſer auf's neue füllend, denn die dienſtbaren Geiſter waren längſt entlaſſen worden. — „Dieſer Abend gehört lediglich den Freuden der Tafel, Freund Bachus und den Göttern des Witzes und der heiteren Laune. Nehmt ein Beiſpiel an Maeſtro Mozart; — ſeht nur, wie er ſich macht! Iſt er nicht jetzt ſchon ein eingefleiſchter Wiener? Lacht nicht Gemüthlichkeit und Seligkeit aus ſeinen Blicken?“

„Warum ſoll er auch nicht ſelig ſein?“ — rief Bretzner lachend — „wohnt und logirt er doch ſelbſt im Himmel!“

„Wie ſo?“ — frug Gluck.

„Nun“ — fuhr Bretzner fort — „heißt Haus und Straße wo Mozart wohnt nicht „Stoß im Himmel?“

„Allerdings!“ — ſagte Mozart — „und ich möchte wohl wiſſen warum? Die Bezeichnung muß doch wohl auf einer Sage beruhen, worauf auch die ſteinerne Tafel über der Thüre hindeutet, auf welcher eine Frau dargeſtellt iſt, die ſich in den Himmel erhebt, während der Teufel ſie zurückhalten will.“

„Sonderbar!“ — rief Schikaneder lachend und hob ſein Glas hoch nach dem Lüſtre, die aufſteigenden Perlen des Champagners wohlgefällig beobachtend. — „Zum Teufel iſt ſchon manche ſchöne Frau gegangen; aber daß eine ſeinen Krallen entwiſcht, wenn er ſie einmal gepackt, das iſt gewiß eine Seltenheit.“

„Ei, mein Lieber!“ — ſagte Signora Cavaglieri mit bezauberndem Lächeln — „das iſt ein Beweis, daß wir

Frauen ſelbſt dem Teufel die einmal verſprochene Treue halten."

„Ja!" — rief Bretzner — „wenn man ſie nicht brechen kann, wie in dieſer Sage."

„Ihr kennt alſo die Sage?" — riefen Mehrere.

„Warum nicht?"

„Gut!" — fiel Schikaneder ein — „ſo habt Ihr euch ſelbſt zum Erzählen derſelben verurtheilt."

„Es mag ſein!" — ſagte Bretzner, nicht ohne einen Seitenblick auf die Signora, deren unerhörte Verſchwendung in Putz und Kleidern Schikaneder faſt zu Grunde richtete. — „Man kann aus Allem etwas lernen."

„Alſo!" — rief Mozart; der Wirth ließ einen neuen Pfropfen ſpringen, ſchenkte die Gläſer abermals voll des ſchäumenden Weines und Bretzner begann:

„In grauer Vorzeit lebte in Wien, in dem beſprochenen Hauſe, das jetzt unſer Freund Mozart bewohnt, ein reizendes Frauenbild. Sie war eine Juno an Geſtalt und eine Venus an Anmuth; .... aber .... ſie war dabei eitel und hochmüthig über die Maßen. Namentlich trieb ſie einen ganz unerhörten Luxus in Kleidern und Stoffen. Den ganzen Tag über ſaß ſie am Spiegel; verſäumte die Geſchäfte ihres Haushaltes und vor Allem das Kirchengehen und die heilige Meſſe."

„So meint er mich alſo doch nicht!" — rief hier, Bretzner unterbrechend, Signora Cavaglieri lachend und dem Erzähler mit dem Finger drohend — „denn wenn auch der Luxus in Kleidern auf mich zielen mag, ſo kann mir doch Keiner nachſagen, daß ich die heilige Meſſe vernachläſſige. Aber weiter!"

„Iſt auch von einer Begebenheit die Rede," — ſagte Bretzner mit komiſchem Ernſte — „die ſich vor vielen, vielen Jahren zugetragen."

„Ich kenne Euch!" — rief die Dame; aber Schikaneder hielt ihr den roſigen Mund zu und Bretzner fuhr fort:

„Tag und Nacht ſann alſo unſere Juno-Venus auf nichts, als wie ſie ihre Mitbürgerinnen an Putz übertreffen möge. Ja ihr Hochmuth wuchs in dem Grade, daß ihre Verſchwendung bald den Säckel leerte. Aber ſie ließ deßhalb nicht nach. Als ſie nun eines Tages an dem Bilde der allerheiligſten Mutter Gottes vorüberging, erſtieg ihr ſträflicher Leichtſinn eine ſolche Höhe, daß ſie über das einfache Gewand Maria's ſpottete und die Himmelskönigin aufforderte, mit ihr in Kleiderpracht zu wetteifern."

„Dieſer entſetzliche Hochmuth ſchrie zum Himmel, und die heilige Jungfrau wendete auch wirklich ihr Antlitz von der ſo tief gefallenen Tochter ab."

„Aber, aber!" — fuhr Bretzner fort und ſein Blick verirrte ſich wieder nach der Seite der ſchönen Italienerin hin — „die Strafe für die Gottloſe blieb nicht aus! Als die zwölfte Stunde ſchlug klopfte es an die Thüre des bewußten Hauſes. Mochte nun die Schöne vielleicht den Freund ihres Herzens erwarten oder plagte ſie Neugierde — eine Eigenſchaft, die den Damen auch häufig eigen ſein ſoll — kurz, ſie öffnete; erſtaunte aber nicht wenig, als eine alte Bettlerin vor ihr ſtand. Barſch fuhr ſie dieſelbe an; aber die Alte war nicht zu entfernen; ſie erhob ſogar ihren Krückenſtock, und ihn wie einen Scepter handhabend, ſprach ſie mit dem Stolz und der Würde einer Königin: „Armſelige! Was willſt du gegen mich, — was wollen die Lumpen ſagen, die du zu tragen pflegſt, gegen die Schätze, die ich beſitze!“ — und mit dieſen Worten nahm ſie aus dem Korbe, der an ihrem Arme hing, ein Gewand und hielt es der Erſtaunten hin.“

„Das Gewand aber war vom herrlichſten Sammt, bluthroth und flimmernd in goldenen Stickereien. Und dem Kleide folgte ein Schleier, in deſſen unendlich feines Gewebe die Sterne des Himmels ſelbſt eingewebt zu ſein ſchienen, ſo funkelte der Glanz des prachtvollen Flors. Und Gürtel und Haube und Schuhe entſprachen Gewand und Schleier an Pracht und Koſtbarkeit.“

„Unſere Dame war außer ſich. „„Gib mir den Anzug!““ — rief ſie jetzt mit gierigen Augen — „„und ich will dir dafür zahlen, was du willſt!““

„Die Alte richtete einen finſteren Blick auf die Flehende, dann ſagte ſie dumpf: „Wenn du noch was hätteſt! Dein Vermögen iſt ja vergeudet?!“

„Das fuhr wie ein Blitz durch die Seele der Dame: „„Es iſt wahr!““ — entgegnete ſie erbleichend — „„doch will ich Alles, was ich noch beſitze zu Geld machen, und es dir geben. Dies Kleid aber muß ich haben.““

„So will ich dir einen Vorſchlag machen!“ — hub die Alte an. — „Mir liegt nichts an deinem Golde, ich habe deſſen genug. Ich will dir aber das Kleid auf drei Tage und drei Nächte borgen und du gibſt mir als Lohn dafür das, was in der dritten Mitternacht von dem Anzuge bedeckt ſein wird.“ Der Vorſchlag war eigenthümlich; aber wer hat in leidenſchaftlicher Erregung immer den kalten Verſtand zur Hand? Die Dame durfte ja nur kurz vor der dritten Mitternachtſtunde das Gewand mit einem anderen vertauſchen, und die Alte war geprellt. Sie ſagte alſo „„ja!““ und die Sache war abgemacht.“

„Nun prunkte die Dame drei Tage und drei Nächte in dieſem koſtbaren Anzuge, um den ſie Fürſtinnen und große Damen beneideten. Niemand wußte, wo ein ſo herrlicher Stoff, ein ſo unvergleichliches Gewebe hergekommen. Man fand in keinem Kaufladen ſolchen Sammet, ſolchen Atlas, ſolche Stickerei.“

„Aber.... alle Herrlichkeit vergeht auf dieſer Welt! — wie der Wein in dieſem Glaſe!“ — fuhr Bretzner, ſeinen Champagner in einem Zuge ſchlürfend, fort. — „Auch die drei Tage und Nächte vergingen. Als nun aber die Mitternachtsſtunde der dritten Nacht herankam, da fiel denn doch der eitlen Dame die ſonderbare Verpflichtung wieder ein, die ſie, der Alten gegenüber, übernommen. Unheimlich und unheimlicher wurde ihr zu Sinn. Finſtere Beſorgniſſe, unheimliche Gebilde ſtiegen in ihr auf. Der Urſprung des Kleides wurde ihr klar; es war keine irdiſche Macht, die es gegeben! Jetzt faßte ſie Entſetzen; raſch ſuchte ſie das hölliſche Gewand zu löſen. Aber.... o Fluch der Hölle!.... dies war nicht möglich! Sie war allein und konnte das

Gewand, das wie angegoſſen an dem Leibe ſaß, nicht herunterbringen. Kalter Schweiß rann von ihrer Stirne, .. ſie zog, ... ſie zerrte ..... es ſaß wie Eiſen, und .... der Zeiger ging auf Zwölf! Da ſtand mit einemmale ihr Leben vor ihrer Seele, ihre Thorheit, ihre Verſchwendung, ihre Eitelkeit ..... ſie bereute .... aber zu ſpät! Noch einmal raffte ſie alle Kräfte zuſammen; in Stücken wollte ſie den unſeligen Tand herabreißen. Unmöglich! der Stoff — in der Hölle gewoben — ſpottete jeden Verſuches ihn zu trennen. Wie ſinnlos rannte nun die Verzweifelte in ihrem Zimmer auf und ab, wie eine Königin geputzt, aber jammernd wie eine Bettlerin. Da .... da ſchlug es zwölf Uhr! Die Thüre ſprang auf und die Alte ſtand vor ihr. Aber wie rollten ihre feurigen Augen, und welch' ſataniſches Lächeln zuckte um ihren Mund, als ſie hohnlachend rief: „Du haſt mir zum Lohn verſprochen, was um dieſe Stunde von meinem Anzuge bedeckt ſein wird. Du biſt es ſelbſt, mein Kind, und ſomit biſt du mein!“

„Da flammte es in ſchwefelgelbem Lichte durch das Zimmer, die Alte verwandelte ſich in den Fürſt der Hölle, der rothe Sammet aber und das Gold der prachtvollen Stickereien, die die Unglückliche trug, wurden zu Feuer, das mit gierigen Zungen an dem ſchönen Leibe der Verzweifelten hinaufleckte. Da ſchrie die Arme zu ihrer Heiligen auf in Reue und Zerknirſchung! Und ſiehe, die Heilige hörte ſie. Schon griff Satan nach ſeinem Opfer, als Sanct Barbara es durch einen Stoß rettete. Die Unglückliche entging den Klauen des Teufels .... der Hahn krähte .... ſie war gerettet.“

„Und was ſie verſprochen, die Dame, das hielt ſie auch. Als einer büßenden Magdalena verſchwand ihr der Reſt ihres Lebens. Aller Eitelkeit entfremdet, ward ſie in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen.“ Bretzner hielt hier einen Moment inne, dann ſchloß er mit den beſonders betonten Worten: „Zum Andenken dieſer Begebenheit und zu Nutz und Frommen der eitlen Wienerinnen, deren Anzahl, wie man behauptet, nicht ganz klein ſein ſoll, wurde dies Bild in Stein gehauen, und Haus und Gaſſe „Stoß in den Himmel“ — verkürzt: „Stoß im Himmel“ — genannt.*)“

„Und Bretzner erhält den Namen „der weiſe Sokrates!“ — rief laut lachend die Cavaglieri. — „Ich glaube, bei Gott, er will mich zur büßenden Magdalena machen.“

„Ja!“—meinte Schikaneder ſie zärtlich umfaſſend— „wenn er mit dir, mein Engel, büßen dürfte. Aber ihm zum Trotz ſollſt du morgen den herrlichen Stoff haben, den du mir geſtern angerühmt, und der der Fürſtin Liechtenſtein zu theuer war. Dein Freund wird dem ſtolzen Adel Wiens beweiſen, daß auch ein Jünger der Kunſt fürſtlichen Geſchmack und fürſtliches Geld haben kann.“

„Uebrigens hat mich die Erzählung intereſſirt!“ — ſagte Mozart. — „Auch iſt die Sage faſt ein muſikaliſcher

---

*) St. von Sternberg.

Stoff. Ich hörte ſchon die Poſaunen der Hölle, als es zwölf Uhr ſchlug. Man muß ſich das Ding für ein andermal merken.“

„Sünder!“ — rief hier die Cavaglieri — „Schon wieder von Muſik?!“

„Um Vergebung!“ — flehte Mozart mit komiſcher Reue und küßte der ſchönen Italienerin ſo feurig die Hand, daß ſelbſt das Kind des Südens bis in ſein Innerſtes erbebte. — „Iſt nicht Ihre Stimme auch Muſik?“

So ging es noch eine Weile fort, bis Mozart und den Anderen der Kopf allmählich zu brennen anfing. Gluck war am ruhigſten geblieben und mahnte jetzt zum Aufbruch.

Man ſchied, nur die Freundin blieb. Sie ſah, ihr herrliches Köpfchen ganz ungenirt auf die Achſel Schikaneders lehnend, von dem oberen Theile der Treppe aus den Gäſten nach, in deren Herzen in der That jetzt nur ein Wunſch war.

Auf der Straße hielt Gluck's Wagen. Der ehrwürdige Altmeiſter der Muſik bot Mozart und Salieri Plätze in demſelben an. Der Capellmeiſter nahm es an, aber der junge Mann dankte freundlich; er fühlte, daß ſein ſchwindelndes Gehirn etwas der ruhigen Abkühlung bedürfe. Endlich trennte ſich Mozart auch von Bretzner und Stephani, die ihm noch von ferne: Glück im „Stoß im Himmel“ zuriefen.

Der Ruf der Freunde verhallte in den Straßen.... Mozart war allein.

Es war eine wunderſchöne Mondſcheinnacht, die mild und ſchweigend über der Erde lag. Die Läden in den Straßen waren längſt geſchloſſen, die Lichter in den Häuſern ſchon vor Stunden erloſchen; nur der Schlaf und der Tod, und, an der Hand dieſer ſtillen Brüder, die ſanfte Schweſter „Vergeſſenheit" ſchienen über die Erde zu wandeln und das weite Reich der Nacht mit ihren mohnumkränzten Sceptern zu regieren. Die unendliche Stille, der tiefe Friede ringsumher, wirkten nach dem geräuſchvollen Abend unendlich wohlthätig auf Mozart ein. Die Welt der Luſt ging leiſe in ihm unter und eine Welt ſtillen Ernſtes ſtieg an ihrer Stelle auf. Alles um ihn her ſchlief, ... Alles träumte, alle Leidenſchaften waren entſchlummert; warum ſollte es nicht wie ein wunderbarer Traum auch über ſeine Seele kommen?

Und als er die Straßen langſam und in ſich gekehrt dahinſchritt, da kam es ihm vor, als ſei er todt und in ſeinem eigenen Herzen eingeſargt. Er fühlte ordentlich die Todtenkälte des eigenen Leichnams in dem eigenen Herzen. Aber er erſchrak nicht, nur Trauer erfüllte ihn, daß er ſo klein geweſen, klein geſtorben und kein Menſch an ſeinem Sarge traure, über dem eine ſchwere Kette und eine Dornenkrone lag. Und die Schatten zweier gewaltiger Rieſen fielen über ihn hin und verdunkelten ihn — und als er die ſtarrblickenden halberloſchenen Augen anſtrengte, da waren die beiden Rieſen die Freunde Gluck und Haydn, und zu ihren Füßen lagen Tauſende in Staunen und Bewunderung verloren. Und er fühlte wie ſein bleiches Antlitz lächelte, nicht aus Neid, wohl aber aus Wehmuth, weil er ſelbſt ſo ſehnlichſt gehofft und gewünſcht, ein großer Mann zu werden.... und das Schickſal es ihm verſagt.

Aber welch' ungeheurer, ſchwarzer, bis in die Wolken ragender Schatten taucht dort vor ihm auf? Und der Schatten greift nach ihm und der Sarg ſpringt, und des Todes Starrheit weicht und Mozart wächſt und wächſt an der Schattengeſtalt empor, über Haydn und Gluck hinaus. Und wie er jetzt den Schatten anſieht, iſt es Idomeneo, die blitzende Königskrone auf dem Haupte, und hinter Idomeneo da ſtehen noch andere Schatten, größer noch als dieſer, ſchöner noch, gewaltiger.... aber unkenntlich für Mozart's Auge.... nur der Letzte lüftet ein wenig das graue, ihn umhüllende Gewand.... da fährt Amadeus zurück, denn es iſt ein Schädel, der ihn angrinzt!!

Mozart fuhr ſich mit der Hand über das G[illegible]t. Er hatte das Ende eines dunkelen Gäßchens erreicht und vor ihm lag in träumeriſch-bläulichem Mondſcheine der Rieſenobelisk des St. Stephansthurmes.

Unwillkürlich blieb Mozart ſtehen, denn im erſten Augenblicke wußte er nicht recht: war dies der wirkliche Dom, oder war es der rieſige Schatten, von dem er eben wach geträumt? Aber die leiſen Flügelſchläge eines kühlen Nachtwindes weckten ihn förmlich. Wie ſtill, wie groß, wie rieſig ungeheuer, wie einſam lag der Prachtbau da!.... Auch hier ein Sarg!.... der dunkle koloſſale Sarg des Schiffes der Kirche, angefüllt mit den Leichen der Erinnerung ſo mancher Jahrhunderte!.... Aber auch hier ein ungeheuerer nach den Sternen — den Flammenzügen der Unſterblichkeit — zeigender Finger.

Mozart's Blicke folgten ihm langſam in aufſteigender Richtung. — Wie er ſich höher und immer höher gipfelte, mit Macht aufſtrebend, wie das hoffnungsvolle Leben der Jugend; — ſtets nach Abſchließung ringend und immer wieder in ſteinernen Strahlen in die Lüfte ſchießend; aber auch immer einſamer, nackter, ernſter... bis endlich ein dem Auge kaum erkennbares goldenes Kreuz ganz hoch oben im Strahle des Mondes bläulich funkelt..... wie das Kreuz auf unſerem Grabe, das die geſpenſteriſche Hand des Schickſals uns in den Nebeln der Zukunft zeigt. — —

Mozart's Blick glitt ermüdet wieder hinab, an jedem Knäufchen oder Säulchen einen kurzen Ruhepunkt nehmend. Und es war ihm, als ob alle die räthſelhaften myſtiſchen Figu[illegible], Geſtalten aus ſeinem Leben ſeien, und als ob alle die ſteinernen Arme erhüben, und — nach dem ſternfunkelnden Himmel zeigend — leiſe flüſterten: „Mache dich unſterblich; dann mag das Kreuz auf deinem Grabe einſinken, dein Andenken lebt ewig wie jene Sterne!" Und.... „Ja!" — rief Mozart laut — „das ſoll geſchehen! — Großer Gluck, herrlicher Haydn, an euch will ich mich emporrichten. Deutlicher als je, fühle ich es in dieſer Stunde: Mozart's Name wird unſterblich ſein!"

Kaiſer Joſeph II.

Mozart lebte alſo nun als ſelbſtſtändiger Menſch — als Künſtler — in Wien.

Wenn ein Muſiker ohne Anſtellung iſt, ſo muß er privatiſiren, und ſo privatiſirte denn auch Mozart in der Kaiſerſtadt. Das will ſo viel ſagen, als: er trieb, um leben zu können, Alles, was ein Muſiker treiben kann; denn von einer Anſtellung war nirgends die Rede. Ein Glücksſtern leuchtete dem großen aber beſcheidenen Manne nicht, und Mozart hatte eben ſehr unrecht, groß und beſcheiden zu ſein; klein zu ſein und unbeſcheiden, führt in dieſer Welt viel eher zum Ziele, und ſelbſt das Schickſal ſcheint das Glück bei weitem mehr an die Beſchränkten und Unbedeutenden zu knüpfen, als an geiſtige oder künſtleriſche Potenzen; — wahrſcheinlich weil jene ohne Glück gar nichts auf der Welt wären, dieſen aber immer noch und in allem Ungemach und unter allen Sorgen und Stürmen die Schätze und Freuden der inneren idealen Welt bleiben.

So gab Wolfgang Amadeus Concerte und Lectionen; ſchrieb Sonaten auf Subſcription und arbeitete für Muſikalienhändler gegen ein beſtimmtes Honorar. Häufige Einladungen zu muſikaliſchen Abenden bei dem Adel vermehrten ebenfalls ſeine Einnahme durch die Geſchenke und Pretioſen, die er davon trug, ſo daß ſich Mozart allerdings recht gut geſtanden hätte, wenn eines nicht geweſen wäre..... wenn er nämlich nicht mehr gebraucht haben würde, als er einnahm. Und — der junge geniale Künſtler brauchte jetzt viel, ſehr viel, denn er hatte ſich allmälich zu einem rechten Lebemenſchen herausgebildet.

Das hätte nun allerdings nicht viel zu bedeuten gehabt, wenn Freund Mozart nicht dabei in ſeine Conſtanze verliebt und von der Sehnſucht durchdrungen geweſen wäre, ſie endlich zu heirathen. Er meinte es ja ſo redlich und gut mit ihr und ſeine Seele verlangte ſo ſehr darnach ſich am häuslichen Heerde ein ſtilles Glück zu gründen. Aber der Weg zur Gründung eines Hausſtandes und einer Familie iſt ſicher nicht der: mehr zu brauchen, als man einnimmt: eine Thatſache, die namentlich Mozart's Vater und Conſtanzens Mutter ſehr gut begriffen.

Mit der Weber'ſchen Familie verhielt es ſich nämlich wie folgt: Vater Weber war geſtorben, nachdem ſich Aloyſia vorher ſchon mit Lange verheirathet hatte. Vielleicht war dieſe unſelige Ehe ſelbſt mit eine Urſache für

Vater Weber's frühen Tod: denn nur zu bald erfüllte ſich, was der kluge und verſtändige Mann vorausgeſagt: Lange, der ſich eine kurze Zeit gebeſſert, fiel ganz natürlich ſehr bald in den angeborenen Leichtſinn zurück und trieb die geniale Verſchwendung und die noch viel genialere Untreue ſo weit, daß nach vielen höchſt peinlichen häuslichen Scenen eine Scheidung erfolgen mußte. Kurz darauf ſtarb der alte Weber, und da Aloyſia um jene Zeit einen ſehr ehrenden Ruf nach Wien erhielt, ſo folgte ihr die Mutter mit den übrigen Kindern um ſo lieber nach Oeſterreich's Hauptſtadt, als ſie dadurch auch ihrem unwürdigen Schwiegerſohne und deſſen Treiben entrückt wurde, denn Lange blieb in München.

Beſſer hatten ſich durch dieſe Vorgänge die Vermögensverhältniſſe der Familie Weber freilich nicht geſtellt. Der Vater — der Alles auf die Erziehung ſeiner Kinder verwandt — hatte auch nicht das Geringſte bei ſeinem kleinen Gehalte hinterlaſſen können, und wenn auch Aloyſia's Anſtellung jetzt eine ſehr anſtändige war, ſo reichte ſie eben doch kaum aus, die Exiſtenz der ziemlich großen Familie zu ſichern. Mozart aber brauchte — wie wir eben geſehen — was er hatte, und mit ſeinem Vater ſtand es ſo, daß ihm der Sohn von Zeit zu Zeit zwanzig, dreißig Ducaten zur Erleichterung ſeiner alten Tage ſchicken mußte.

Das waren nun freilich ſehr trübe Heirathsausſichten, und wenn auch Frau Weber Amadeus wirklich wie ihren Sohn liebte und keinen ſchöneren Gedanken kannte: als ihn mit ihrer guten Conſtanze für ewig verbunden zu ſehen — angehalten hatte er ſchon den Tag, nachdem er das Fürſtbiſchöflich Salzburgiſche Palais verlaſſen — ſo hatte ſie doch als verſtändige Mutter mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Entſchiedenheit Mozart's Werbung — im Intereſſe des wahren Glückes Beider — für ſo lange zurückgewieſen, bis Wolfgang Amadeus im Beſitze einer feſten Anſtellung, und mit dieſer in der Möglichkeit, eine Familie zu ernähren, ſei.

Ganz derſelben Meinung war Vater Mozart, der es in ſeinen Briefen an praktiſchen Ermahnungen nicht fehlen ließ.

Aber die Leidenſchaft der Liebe.... frägt dieſe wohl je im Leben nach praktiſchen Ermahnungen? Conſtanze und Amadeus fühlten ſich durch dieſe Schwierigkeiten nur noch in ihr befeſtigt und mächtiger zu einander hingezogen, und Lange hätte hier ganz gewiß in ſeinem unvergleichlich köſtlichen Pathos mit Shakeſpeare's Romeo gerufen:

„Wie Knaben weg vom Buch, wird Lieb' zum Lieben,
„Doch Lieb' von Lieb', wie's Kind' zur Schul' getrieben."

Was kümmern die Liebe überhaupt die armſeligen Lebensverhältniſſe?! Sagt doch Jean Paul ſo herrlich: „Wie in dem Meere, wenn es ganz ſtill und durchſichtig iſt, ſich unten in der Tiefe der geſpiegelte Himmel leiſe und enge mit dem obern zu Einer Himmelskugel zuſammenwölbt, ſo daß die Schiffenden wie mitten in einem leichten Aether der Welt frei hinzuſchweben glauben: ſo weiß die Liebe Wirklichkeit und Ideal, Erde und Himmel ſo enge zu vermählen, daß alles weicher Himmel ohne harte Erde wird, und alle Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart. Denn die Liebe begehrt nichts, als das Jetzt, das ſich blos unverändert verlängern ſoll; darum iſt ſie aber auch ſo unerſchöpflich reich, weil ihr das „Jetzt“ alle Geſchenke der Zukunft erſetzt und darreicht durch bloßes Naheſein und Aneinanderdenken. Die Liebe behält immer die heiligen Sternbilder ihres Himmels auf unſerer umrollenden Kugel über ſich; denn welche Bilder auch die Kugel in Abend verdecke, ſie muß neue bringen in Oſten!“ Uebrigens darf ja ein ſo innerlich reicher und genialer Menſch, wie Mozart, nur mit kräftigem Willen in den eigenen Buſen greifen.... und die Zukunft iſt ſein! Das fühlte Amadeus auch. Er lächelte daher, wenn ſeine geliebte, jetzt herrlich aufgeblühte Conſtanze, Thränen in den Augen, von den Schwierigkeiten ihrer gegenſeitigen Lage ſprach, und, ſie ſanft an ſich ziehend, rief er dann oft: „O verzweifle nur nicht, mein ſüßes, liebes Mädchen! Sieh, es weiß ja Niemand, welche Schöpferkraft ich in mir fühle, welcher Reichthum da in meinem Kopf und Herzen ſchlummert. Es iſt ein wahrer Nibelungen-Hort, der nur gehoben ſein will, und das kann und das wird die Liebe. Du wirſt mein, und ſollte ich dich mit Liſt oder Gewalt entführen. Aber erſt wollen wir noch den Weg der Güte bei deiner Mutter und meinem Vater verſuchen!“

Aber der Weg der Güte half nichts; der ruhige, kalte, vernünftig-berechnende Verſtand der beiden Alten legte einen Schlagbaum vor und rief den idealen Weltanſchauungen der beiden Verliebten und dem kühnen lebensfreudigen Selbſtbewußtſein des jungen Künſtlers immer ſein eiſiges: „Halt!“ entgegen, wenn beide brauſend angeſtürmt kamen.

Da fühlte Wolfgang Amadeus, daß er den Hebel irgend einer großen That bedürfe, um zum Ziele zu kommen; und — ſiehe da — das Schickſal zeigte ſich diesmal freundlich und bot die Hand.

Es war an einem ſchönen Septembertage, als ihn der Baron van Swieten — K. K. wirklicher geheimer Rath und Präſes der kaiſerlichen Hof-Bibliothek — ein großer Verehrer der Tonkunſt und ein aufrichtiger Freund Mozart's und Haydn's — im Auftrage ihrer gemeinſchaftlichen Freundin, der Baroneſſe Waldſtetten, in ſeinem Wagen zu einem Beſuche auf dem unweit Baden gelegenen Luſtſchloſſe der Letzteren abholte.

Wien hat bekannterweiſe herrliche Umgebungen! Wer kennt nicht die Thäler von Clauſen und Brühl, welche die Burg Mödling und jetzt der ſchöne Tempel, in dem die fünf Soldaten ruhen, die in der Schlacht bei Aspern für den Fürſten von Liechtenſtein ihr Leben opferten, ſchmücken. In der Nähe befindet ſich die alte Burg und das neue Schloß Liechtenſtein mit ſchönen Anlagen, die ſonſt zu den Beſitzungen des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein gehörten, jetzt aber mit der Herrſchaft Mödling der Freiherrn von Waſſenberg verbunden ſind. Ein anderer, nicht weniger reizender Punkt iſt „das Kreuz.“

Unfern der Linie, an der Landſtraße nach Baden und

Steiermark erhebt ſich ein altgothiſches, 25 Fuß hohes, von Steinen aufgeführtes Denkmal zur „Spinnerin am Kreuz“ genannt. Hier iſt die Ausſicht der man ſich nach der weit ausgedehnt daliegenden Kaiſerſtadt und ihren Umgebungen erfreut, eine wahrhaft überraſchende und entzückende. Drei Stufen führen zu dem Denkmale, zwiſchen deſſen hohem und ſchmalem Bogen man Chriſtus am Kreuz und andere Figuren erblickt und unter dieſen beſonders eine weibliche hinter einem Spinnrade unterſcheidet.

Nach der Volksſage nahm hier im 12. Jahrhundert eine edle Maid von ihrem nach Paläſtina ziehenden Ritter Abſchied und gelobte, an dieſer Stelle ſo lange unter freiem Himmel zu ſpinnen, bis der Geliebte zurückkehre. Nach Jahren kam er endlich heim, führte ſie nach ſeiner Burg und ſetzte dieſes Denkmal treuer Liebe.

Und wie reizend iſt überhaupt Baden, das liebliche Städtchen am Fuße des Calvarienberges und am Fluſſe Schwechat: — Baden, mit ſeinen köſtlichen Heilquellen, bei deren Urſprung die ſchöne Inſchrift angebracht iſt: „Der leidenden Menſchheit gewidmete Wohlthat der Natur!“.... Und dann, der herrliche Merkenſtein, Waltersdorf, Schönau, Vöslau, Mödling, Laxenburg! Laden ſie nicht alle zu den genußreichſten Landpartien ein, deren Mittelpunkt zu Wagen in einer halben bis einer Stunde zu erreichen iſt, und deren jede durch Kunſt und Natur ſo viel eigenthümlichen Reiz beſitzt, daß es ſchwer fallen würde, einer darunter den Vorzug zuzugeſtehen?

Auch ganz in der Nähe hat Baden die herrlichſten

Spaziergänge, mehrere größere Anlagen, einen hübſchen Park und verſchiedene Ruinen, die ungeachtet ihrer Höhe doch bequem zu beſteigen ſind. Unbeſchreiblich ſchön aber iſt der Weg nach Heiligenkreuz und durch die Brühl zurück. Und gerade hier lag der Landſitz der Baroneſſe Waldſtetten, und zwar in der That wie in einem Paradieſe! Schon am Eingange des Helenenthales prangt die prächtige Weilburg, vor und hinter deren Palaſt ſich die großartigſten Anlagen ausdehnen. Dann die Bergſchlöſſer Rauhenſtein, Drachenſtein und Rauheneck, die Hauswieſe, der Waſſerfall, die Krainerhütten, die Anlagen auf dem Gemsſteig, die Königshöhle, Kottingbrunn, Doblhofgarten, Leesdorf.......! Mozart kam aus dem Staunen über alle die Tauſende von reizenden Anſichten gar nicht heraus. Er war zwar jetzt ſchon lange in Wien und ſchon unendlich oft bei ſeiner Gönnerin und mütterlichen Freundin, der Baroneſſe Waldſtetten, in ihrem Palais in der Hauptſtadt geweſen, ja er aß faſt wöchentlich einmal bei ihr..... aber auf ihrem Landſitze beſuchte er ſie heute zum erſten Male.

Die Baroneſſe war nämlich eine ganz eigenthümliche Frau. Aus einem ſehr anſehnlichen, alten und reichen Hauſe ſtammend, charakteriſirte ihre äußere Erſcheinung eine gewiſſe ariſtokratiſche Strenge, die durch die Länge der Zeit — ſie war hoch in den Sechszigern — nur noch ſchärfer hervortrat. Und dieſe Strenge und Härte in Zügen, Haltung und Weſen milderte keineswegès Schönheit. Pockennarben hatten ſie ſchon in der Jugend entſtellt und bittere Lebenserfahrungen ſo viele Runzeln über die Stirne und um den Mund gezogen, daß ſie in der That wie eine Ruine in die Gegenwart ſchaute, — aber wie eine ſtolze, die, trotz aller Stürme, ihre Mauern noch kühn in die Wolken hebt: denn — dem Alter zum Spott — waren Haltung und Gang der Baroneſſe noch immer aufrecht, feſt und entſchieden. Sie waren eben der Spiegel ihres Charakters, deſſen Hauptzug ein kühnes und entſchloſſenes Weſen war.

Nach dieſer äußeren Erſcheinung hätte freilich Niemand erwarten ſollen, daß ſich unter dieſer rauhen, faſt für den erſten Augenblick abſtoßenden Schaale ein Herz berge, das reich an den ſchönſten Tugenden, — eine Güte, die unerſchöpflich, — ein Geiſt, der für alles Große und Edle ungemein empfänglich war.

So kam es, daß man ſie in der Welt für ſtolz und hochmüthig verſchrie, während ſie im Stillen Tauſenden von Armen und Bedrängten mit einer Liebenswürdigkeit und Delicateſſe half, die ihren Gaben geradezu doppelten Werth verliehen. So kam es, daß ſich die meiſten ihrer Standesgenoſſen mit einer gewiſſen Scheu fern von ihr hielten, während die Wenigen, welchen ſie den Vorzug eines näheren Umganges einräumte, für ſie ſchwärmten. Nur der Scharfblick Kaiſers Joſeph's II. hatte ſich nicht blenden laſſen. Er hielt viel auf ſie: — ja man wollte wiſſen, daß er öfter im Geheimen die Geſellſchaft der alten Dame ſuche und ſich ſogar in verwickelten Fällen Rath bei ihr hole.

Mozart gegenüber war aber die Baroneſſe Waldſtetten geradezu eine liebende Mutter. Sie kannte ihn noch von Kind her, da ſie bei ſeinem erſten Beſuche in Wien ſich als Ehrendame im Gefolge Maria Thereſiens befunden; jetzt war er ihr auf's Neue durch Baron van Swieten zugeführt worden. Die ſchmähliche Behandlung dieſes jungen Talentes von Seiten des Fürſtbiſchofs von Salzburg, die ſeiner Zeit Stadtgeſpräch geworden war, hatte ihm ihr Herz doppelt erſchloſſen. Sie war empört über dies Betragen, — wie ſie nichts Schlechtes ſehen konnte ohne empört zu ſein und mit allen Kräften dagegen zu wirken — und ſo zog ſie ihn, ſo zu ſagen in einer heiligen Indignation zu ſich heran, ihm Schützerin, ja Mutter zu ſein.

Und wie hätte nun wieder das vortreffliche, kindliche Herz Mozart's ein ſo edles Benehmen, eine ſo treue mütterliche Freundſchaft nicht mit aller Wärme erwidern ſollen? Er hätte daher auch vor ihr kein Geheimniß — nicht einmal das ſeiner Liebe — ja er that in ſchwierigen Fällen nichts, ohne ſeine ältere Freundin darum befragt zu haben. Außerdem war er in ihrem Hauſe in der Hauptſtadt wie zu Hauſe; daß ſie ihn aber bis heute noch nicht auf ihr Landgut eingeladen, fiel ihm keineswegs auf, da er ihre Eigenheiten kannte und ſchonte; und dort pflegte die Baroneſſe nur den Adel zu empfangen. Immerhin war er daher heute erſtaunt, als ihn van Swieten nach dem ariſtokratiſchen Heiligthume abholte; aber er freute ſich deſſen zugleich, denn der Tag war herrlich. Erinnerte ihn doch der reine, tiefblaue Himmel an das ſchöne Italien; prangten doch alle Bäume und Gewächſe in jenen vielfachen Tinten des Herbſtes, die jeder Landſchaft einen erhöhten Reiz geben. Brauſten doch die ſchönen Pferde vor des Barons elegantem Wagen ſo raſch wie der Wind dahin: — und gab dies prächtige Hinrollen in der offenen Equipage, der friſchen kräftigen Luft entgegen, nicht ein Gefühl von doppelter Freiheit, der in Gottes Natur und jener von allen Sorgen? Und war Mozart's kindliches Gemüth nicht allen Freuden und Genüſſen ebenſo offen, wie ſeine Seele dem Schönen?

Er war jetzt, bei Gott, nicht nur ſo glücklich wie ein Kind, nein — auch ſo ausgelaſſen, und da van Swieten Witz und Scherz liebte, ſo hielt Mozart auch in keiner Weiſe zurück. Er erzählte dem Baron luſtige Geſchichten von Schikaneder und aus ſeinem eigenen Leben, ſprach in drolligen Verſen und machte des Teufels Poſſen, ſo daß Swieten vor Lachen ſeinen Bauch halten mußte. Auch auf dem Landgute angekommen, hielt ſeine heitere Laune Stand. Er neckte Mütterchen Waldſtetten heute zum erſtenmale weidlich mit ihrem ländlichen Heiligthume, wo ſie ganz ſicher Rendez-vous habe, und darum eine ſo excluſive Athmoſpäre um daſſelbe ziehe. Die gute Frau ging auch in allem Ernſte auf dieſe Behauptung ein, ja ſie ſpielte darauf an, daß ſogar heute vielleicht noch eine Verſchwörung hier zu Stande komme.

Man ſcherzte, lachte und Amadeus war während des Mittageſſens ſo liebenswürdig, daß die Blicke ſeiner Beſchützerin mit mütterlichem Wohlbehagen auf ihm ruhten. Da öffnete ſich plötzlich die Thüre, und ..... Kaiſer Joſeph trat ein.

Der Kaiſer war damals ein angehender Vierziger, geſund und voll Feuer. Die hohe Stirne, die kühn geſchwungenen Augenbrauen, die gebogene Naſe, der kleine feingeſchnittene Mund, die großen ſeelenvollen blauen Augen — alles erinnerte an ſeine Mutter und kündete zugleich den Mann von Geiſt und Energie. Dennoch lag etwas in dieſen ſchönen edlen Zügen, was von harten Prüfungen ſprach, aber eben deßwegen auch eine gewiſſe Milde und Menſchenfreundlichkeit über ſie verbreitete. Kaiſer Joſeph II. war ſeit kurzem — durch den Tod ſeiner Mutter — alleiniger Herr und Gebieter über Oeſterreich und zweiundzwanzig Millionen Menſchen geworden; aber er hatte dabei nichts von ſeiner edlen Anſpruchsloſigkeit aufgegeben, und wie er — der große Reformator ſeiner Staaten, auf den die ganze Welt mit Staunen blickte, — jetzt in dem Speiſeſaale der Baroneſſe Waldſtetten unangemeldet in ganz einfachem militäriſchem Kleide eintrat, hätte Niemand vermuthen ſollen, daß dieß Oeſterreichs und Deutſchlands Kaiſer ſei.

Von den Anweſenden aber war er nicht nur genau gekannt, ſondern auch mit Enthuſiasmus verehrt; man kann ſich daher denken, welch' freudige Ueberraſchung ſein Erſcheinen hervorrief; obgleich die Baroneſſe ſicher etwas davon vorher gewußt hatte.

Joſeph aber ging ganz unbefangen auf die Dame des Hauſes zu und ſagte mit freundlichem Lächeln:

„Habe ich Sie einmal überraſcht?“

„Ja!“ — entgegnete die Baroneſſe mit einer tiefen, formellen Verbeugung aber ebenſo freundlichen Mienen — „einer ſolch' liebenswürdigen Gnade von Seiten Ew. Majeſtät waren wir freilich hier nicht erwartend.“

„Nun“, — fuhr Joſeph fort — „ich wollte mich nur einmal ſelbſt überzeugen, ob die Läſterzungen recht haben und meine gute Waldſtetten hier, auf ihrem Tusculum, im Geheimen ihre Anbeter verſammelt, — und wen erwiſche ich? Baron Swieten und Maeſtro Mozart.“

„Ach!“ — ſagte die alte Dame ſeufzend — „meine Anbeter ſind das nicht, die Zeiten ſind leider vorüber! aber .... da nun doch gebeichtet werden muß, will ich unſere gemeinſame Sündenſchuld bekennen, Wir beten hier zuſammen eine andere Dame an.“

„Ich will nicht hoffen!“ — rief Joſeph lachend — „Sie werden doch keine Sektirer ſein?“

„Gewiſſermaßen doch! Wir haben der göttlichen Muſika einen Altar errichtet.“

„Nun, die frommen Herrn zu Rom dürften darin ſchon etwas Heidenthum wittern. Ich will Sie aber nicht verrathen, wenn Sie mir alle drei verſprechen, auch nichts davon zu ſagen, daß ich hier war.“

Die Anweſenden verſprachen dies; Joſeph aber fuhr fort:

„Sie werden dieſe Vorſicht vielleicht Engherzigkeit nennen; aber ich gebrauche ſie nicht wegen *mir*, ſondern wegen unſerer trefflichen *Waldſtetten*. Die Menſchen ſind ſo erbärmlich, daß ſie, — ſo wie ſie auf etwas ſtoßen, das über ihren Horizont geht, — gleich etwas Schlimmes ſehen.“

„Menſchen!“ — entgegnete die Baroneſſe achſelzuckend. — „Es iſt traurig, daß dieſe ſchöne Bezeichnung nur für ſo Wenige paßt.“

„Freilich!“ — ſagte der Kaiſer. — „Das Leben der *Pflanzen* geht auf im bloßen *Daſein*, ſein Genuß iſt ein rein ſubjectives, dumpfes Behagen. Bei den *Thieren* tritt Erkenntniß hinzu: doch bleibt dieſe auf die nächſten Motive beſchränkt. Daher finden auch ſie im bloßen Daſein ihre volle Befriedigung und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig und natürlich auch ganz gedankenlos zubringen, ohne Unbehagen oder Ungeduld zu empfinden. Gleichen ihnen nicht zahlloſe Menſchen, deren oberſte Maxime es iſt: *mit dem kleinſt möglichſten Aufwand von Gedanken auszukommen*?! Und das ſind am Ende doch noch die unſchädlichſten; denn während Pflanzen und Thiere nur ihrer Beſtimmung leben, kehren die begabteren Menſchen meiſtens gerade das, was ſie zu Menſchen machen ſollte, *ihre von Gott erhaltene Vernunft, gegen ſich und ihre Beſtimmung*.“

„Glücklicherweiſe“ — ſagte hier van *Zwieten* — „gibt es aber doch hiervon auch noch Ausnahmen.“

„Allerdings!“ — meinte der Kaiſer — „aber“ — ſetzte er haſtig hinzu — „ſie ſind ſelten.“

„Dafür“ — fuhr Swieten fort — „erſetzt eine einzige geniale Erſcheinung, wie Ew. Majeſtät Hunderttauſende der gewöhnlichen Seelen. Der Geniale iſt unter den anderen Köpfen, was unter den Edelſteinen der Karfunkel: er ſtrahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflectiren; oder noch beſſer geſagt: die großen Geiſter ſind die Leuchtthürme der Menſchheit, ohne welche dieſe ſich in das gränzenloſe Meer der entſetzlichſten Irrthümer und der Verwilderung verlieren würde.“

„Lieber Swieten“ — rief hier lächelnd der Kaiſer — „ich glaube eher, daß die Menſchen im Allgemeinen jeden genialen Mann für einen Haſen anſehen, von dem ſie wiſſen, daß er erſt nach ſeinem Tode genießbar iſt; auf den man daher, ſo lange er lebt, ſchießen und ſchlagen muß. Wer von ſeinen Mitmenſchen und von ſeinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demſelben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zu Stande. Wer dies beabſichtigt, muß daher ſeine Blicke auf die Nachwelt richten, und, mit feſter Zuverſicht, für dieſe ſchaffen und wirken; wobei es freilich kommen kann, daß ihn die Mitwelt verkennt, und dann gleicht er dem, der genöthigt iſt, ſein Leben auf einer wüſten Inſel zuzubringen, und der daſelbſt mühſam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern zur Kunde ſeines Schickſals und zu reicher Belehrung.“

„Aber“ — ſagte hier Mozart — „er wird alsdann doch eine Belohnung in ſich tragen: das Bewußtſein deſſen, was er nicht Andern, ſondern ſich war.“

„Freilich!“ — rief Joſeph mit eigenthümlicher faſt ſchmerzlicher Betonung. — „Wer hat wohl mehr gelebt, als der, welcher Augenblicke hatte, deren bloßer Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lärm vernehmbar bleibt! Sollte auch ſein Leben und Wirken in eine Zeit fallen, die ihn nicht erkennt, ſo bleibt er doch immer er ſelbſt.“ — Und ſich ſchnell zu Mozart wendend, ſetzte er — ihm auf die Schulter klopfend — haſtig hinzu: „Da ſeid ihr Künſtler glücklicher! Behagt euch euer Zeitalter oder eure Umgebung nicht, bleibt es euch immer vergönnt, in ſtiller Zurückgezogenheit, euch ſelbſt und der Kunſt zu leben.“

„Doch nicht ſo ganz, Majeſtät,“ — verſetzte hier Mozart — „der Künſtler kann wohl für ſich im Genuſſe ſeiner Kunſt ſchwelgen und dadurch glückliche Stunden haben, immer aber wird ihm eine innere Stimme ſagen: du biſt nicht um deiner ſelbſt willen da, ſondern deine höhere Aufgabe iſt es, dein Werk als ein heiliges Depoſitum und die wahre Frucht deines Daſeins zum Eigenthum der Menſchheit zu machen, es niederlegend für eine beſſer urtheilende Nachwelt. Dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht und für den er willig ſelbſt die Dornenkrone trägt.“

„Welche einſt zum Lorbeerkranze ausſchlagen ſoll!“ — rief Joſeph und ſeine großen ſchönen blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem jungen Maeſtro. — „O! ich fühle recht wohl, worin die Triebfedern beſtehen, die euch

Künſtler zum Schaffen treiben. Das eigene Ergötzen iſt es freilich nicht allein, denn dieſes wird von der großen Anſtrengung faſt überwogen. Vielmehr iſt es ein geheimes geiſtiges Wehen ganz eigener Art, vermöge deſſen der geniale Menſch getrieben wird, ſein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne ſich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu ſein. Es iſt, als ob der göttliche Geiſt ſelbſt, ſchaffend und geſtaltend, in ihm auftrete, damit das Licht, welches von ihm ausgeht, wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menſchenbewußtſeins."

„Wie wahr haben Majeſtät dies erfaßt!" — rief hier Mozart ſtaunend. — „Das iſt es, was den Künſtler treibt, ohne Rückſicht auf Belohnung, Beifall oder Theilnahme, ja oft mit Vernachläſſigung der Sorge für ſein perſönliches Wohl, emſig und einſam, mit größter Anſtrengung ſeine Werke zu vollenden, indem er dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt denkt. Er iſt und fühlt ſich dabei als den Träger des ewigen göttlichen Geiſtes, der ihn in den Stunden der Weihe erfaßt und mit Sturmesgewalt mit ſich fortreißt zu den Höhen menſchlichen Seins und göttlicher Schöpferkraft!"

Mozart hielt inne, ſeine Augen aber blitzten, wie die eines Feldherrn, der — den Plan der Schlacht ordnend — über die Ebene ſchaut, die noch heute ſeine Siege ſehen ſoll.

Der Kaiſer ſah ihn freundlich an, dann ſagte er:

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuſcht, Mozart. Schon lange wünſchte ich Sie einmal ſo recht ungenirt zu ſprechen und das gibt ſich hier nun ganz vortrefflich. Ich liebe, wie Sie wiſſen, die Muſik; aber ich wünſchte auch, daß meine Völker ſie immer mehr und mehr ſchätzen lernten. Denn Muſik hebt, bildet, veredelt. Ein Volk, dem die Muſik an das Herz gewachſen iſt, wird nie ganz ſinken. Nun haben wir zwar in einzelnen großen Städten Opern — aber ſo recht volksthümlich iſt die Muſik bei uns doch nicht. Hier, wie in anderen Dingen herrſcht Italien, und dieſer Fremdherrſchaft muß ein Ende gemacht werden. Wollen Sie mir in dieſem Streben an die Hand gehen?"

„O, mein Kaiſer," — rief Mozart begeiſtert — „das iſt ja gerade das Ideal meines Lebens!"

„Nun gut!" — ſagte Joſeph — „ſo treffen unſere Wünſche und Strebungen überein. Aber ehe wir auf Näheres und Weiteres eingehen, müſſen wir erſt einmal der Sache auf den Zahn fühlen. Wie kommt es, daß die italieniſche Muſik ſich eine ſolche Weltherrſchaft errungen hat? .... Oder..... beantworten Sie mir lieber erſt eine andere Frage: „Worin liegt die Urſache, daß die Muſik in Italien nicht allein eine allgemein verbreitete und beliebte Kunſt, ſondern in unſeren Tagen eigentlich für die Italiener die Kunſt überhaupt iſt?"

„Weil ſich in allen Ständen" — entgegnete Mozart — „die unerſättliche Luſt darnach geltend macht. Man will und findet ſie in der Kirche, im Theater, zu Hauſe; und weil ein angeborner feiner Sinn für ſie allgemein iſt. Es hat ſich dadurch in Italien nicht allein eine ganz beſtimmte muſikaliſche Tradition von nationalem Charakter in der

Production wie im Urtheil gebildet, ſondern auch ſo zu ſagen ein muſikaliſches Klima, welches ganz beſonders geeignet für den Künſtler iſt.“

„Mag ſein!“ — verſetzte Joſeph. — „Dadurch wird es denn auch natürlich dem Künſtler leicht, in Italien zu leben. Sieht er ſich doch einen beſtimmten Weg angewieſen, um die Gunſt eines Publikums zu erlangen, daß ihn durch Aufmerkſamkeit und Verſtändniß zu immer neuen Anſtrengungen anſpornt.“

„Und“ — rief Mozart — „für jedes Gelingen durch lebhaften, ja enthuſiaſtiſchen Beifall belohnt.“

„Ich wünſchte in Deutſchland wäre es auch ſo!“ — ſagte der Kaiſer jetzt, und ein leichter Schatten flog über ſeine hohe Stirne. — „Indeſſen Opern und Kirchenmuſik fallen dort doch zu viel ineinander.“

„Das, Majeſtät, hat ſeine zwei Seiten!“ — verſetzte Mozart.

„Wie ſo?“

„Nun, unter der guten Seite verſtehe ich, daß ſich Opern- und Kirchenmuſik dort gegenſeitig unterſtützen.“

„Allerdings!“

„Es gehört, wie Majeſtät wiſſen, zum Glanze fürſtlicher Höfe und reicher Städte im Carneval oder bei feſtlichen Gelegenheiten Opernvorſtellungen zu geben. Und dabei wird nicht allein kein Aufwand geſcheut, die ausgezeichnetſten Sänger und Sängerinnen zu engagiren, ſondern es müſſen für jede stagione auch mehrere, gewöhnlich drei, neue Opern geſchrieben werden, für welche man nun ebenfalls berühmte und beliebte Componiſten zu gewinnen bemüht iſt. Das ſtachelt an, das begeiſtert, das giebt Trieb! — — Aber wo iſt das in Deutſchland der Fall? — Ebenſo gehört es auch zu der Würde der Kirche mindeſtens an den Hauptfeſttagen den muſikaliſchen Theil des Cultus mit allem Glanze auszuſtatten“ .....

„Wobei freilich die reich dotirten Kirchen und Klöſter mit den Theatern rivaliſiren können!“

„Was aber iſt die Folge dieſer Rivalität?“ — rief hier Mozart immer lebendiger werdend. — „Es werden fortwährend eine Menge von bedeutenden Kräften für muſikaliſche Production und Ausführung in Anſpruch genommen; — es iſt reichliche Gelegenheit da, ſich zu verſuchen und ſich auszuzeichnen; jedes Talent kann ſich ausbilden mit der Hoffnung bemerkt und benutzt zu werden.“

„Und das iſt freilich eine der weſentlichſten Bedingungen für eine lebendige Entwicklung der Kunſt!“ — ſagte der Kaiſer.

„Und welch’ treffliche Anſtalten für die muſikaliſche Ausbildung der Jugend hat Italien!“ — rief Wolfgang Amadeus begeiſtert. — „Venedig allein zählt deren vier, — Neapel drei, — Bologna drei!“

„Aber“ — ſagte hier Joſeph II. lächelnd — „vergeſſen wir auch die Schattenſeiten nicht. Jene gegenſeitige Unterſtützung der Opern- und Kirchenmuſik hat doch auch ſein Schlimmes.“

„Allerdings!“ — verſetzte Mozart — „deßhalb ſprach ich vorhin von zwei Seiten. Daß dieſe Einigung der muſikaliſchen Kräfte durch den überwiegenden Einfluß, welchen die Oper in Italien gewonnen hat, der Würde und Reinheit der Kirchenmuſik ſchadet, iſt nicht zu läugnen. Für die conſequente Ausbildung in Allem, was die Handhabung der Form und Technik anlangte, war dieſe Concentration aller Kräfte ein entſchieden günſtiger Moment und der Erfolg um ſo größer, als die faſt inſtinktive Sicherheit eines nationalen Geſchmackes vor Abirrungen und Ausſchweifungen ſchützte, welche den feſt bezeichneten Entwicklungsgang nur hemmen und aufhalten konnten. Daß aber auch eine ſo geartete Kunſt durch die in unſeren Zeiten einſeitige Ausbildung einer nationalen Richtung, zumal einer dem Formellen weſentlich zugewandten, ſich am Ende ausleben muß, iſt in dieſer ihrer Natur begründet."

„Aber iſt denn eine Befreiung der Muſik aus den ihr in Italien geſteckten Schranken nicht möglich?!" — rief hier Joſeph II. mit dem ihm eigenen reformatoriſchen Ungeſtüm.

„Warum nicht!" — ſagte Mozart mit flammenden Blicken. — „Iſt dies, wie ich Majeſtät vorhin zu bemerken ſchon die Ehre hatte, doch ſchon lange mein Wunſch, mein Streben und mein Ziel. Die beengenden Schranken der Nationalität müſſen eben abgeſchüttet werden, während man der italieniſchen Formvollendung deutſche Tiefe und Gehalt giebt."

„Das iſt wohl leicht geſagt, aber ſchwer ausgeführt!" — meinte der Kaiſer. Mozart ſchüttelte mit dem Kopfe „Warum denn?" — rief er eifrig und ganz vergeſſend, daß er mit Oeſterreichs Herrſcher ſprach: und die Ueberzeugung der Möglichkeit glänzte in ſeinen tiefen Augen. — „Man muß ſich nur wieder der Natur nähern und das Wahre und Aechte in der Muſik zu Tage bringen. Die Oper muß aus den Händen der Sänger und Sängerinnen, — die dramatiſche Charakteriſtik muß wieder die Oberhand über die Braveur erlangen. Die Unnatur der Caſtratenſängerei und der Paroxismus für italieniſche Sängerinnen müſſen aufhören: — Natur, Leben und Wahrheit müſſen die tollen Schnörkeleien erſetzen: muſikaliſche Schönheit, Adel und Würde in den Melodien, in der Harmonie ein Hauptaugenmerk des Componiſten ſein, und die Symetrie der einzelnen Theile und ihre Abrundung zum Ganzen eine innere Einheit der Stimmung geben, dann bekommen wir eine deutſche Muſik und eine deutſche Oper!“ *)

Mozart glühte vor Erregung. Es war ja die große Idee, die ihn ſchon lange im Stillen beſchäftigt, und ſo verklärte ſich ſein Antlitz, während er von ihrer Realiſirung ſprach. Die Ueberzeugung durchdrang ihn, daß die Muſik einer Reformation bedürfe und er fühlte, daß er dazu geſchaffen ſei, dieſe Reformation anzubahnen. Aber der Mann, der neben ihm ſtand, fühlte dies auch.“

„Sprechen Sie weiter!“ — ſagte daher Kaiſer Joſeph, — „ich möchte Sie ganz hören!“

„Nun“ — verſetzte Mozart, der die Wichtigkeit des

---

*) Jahn: 1. Thl. S. 244—250. 257 u. f.

Augenblickes wohl begriff, — „vor allen Dingen alſo eine Kriegserklärung all' den abſcheulichen Mißbräuchen, welche die Eitelkeit der italieniſchen Sänger und die Nachgiebigkeit der Componiſten bei uns eingebürgert hat. **Gluck**, der große Meiſter, iſt hier ja mit einem herrlichen Beiſpiele ſchon vorangegangen. Auch er will nicht den Gang der Handlung zur unpaſſenden Zeit durch ein Ritornell unterbrechen, nicht einer Paſſage oder Cadenz den Ausdruck opfern, nicht dem Herkommen zu Liebe den zweiten Theil einer Arie vernachläſſigen, wenn die Situation auf denſelben allen Nachdruck zu legen gebietet, um nur die unbedeutenderen Worte des erſten Theils viermal zu wiederholen und die Arie gegen den Sinn des Textes zu ſchließen. Die Symphonie *) muß von nun an dem Charakter des Dramas entſprechen und den Zuhörer auf daſſelbe vorbereiten. Denn der erſte Grundſatz des Componiſten muß dahin gehen, der Muſik ihren wahren Wirkungskreis zuzuweiſen, ſo daß ſie in jedem Moment der Situation entſpricht. Fort dann mit allem überflüſſigen Schmuck! Das Colorit diene nur den Umriſſen Leben und Ausdruck zu geben. Das höchſte Ziel aber ſei eine *ſchöne, edle Einfachheit*, die alle Künſtelei verſchmäht, wenn es der Klarheit ſchadet und nicht aus der Sache ſelbſt mit Nothwendigkeit hervorgeht, **) — *ein hoher freier Flug*, der mit ſicheren Zügen die Gebilde beſeelt, — der aus der Tiefe eines ächt deutſchen Herzens eine reiche Fluth ächt deutſcher Melodien ſchöpft, — der alles, was mit ihm in Berührung kommt, adelt und mit kühnem Flügelſchlage emporträgt in die Sphären göttlicher Harmonie!“

---

*) Ouvertüre.

**) Gluck's Dedicationsſchreiben zur „Alceſte." Jahn: II. Thl. Seite 219.

Mozart hatte geendet. Sein Antlitz glühte und ſtrahlte, aber auch das des Kaiſers, der ihm jetzt freudig mit den Worten die Hand darreichte:

„Mozart! Sie ſind mein Mann! So vernehmen Sie denn, daß ich entſchloſſen bin, jetzt mit meinen Reformplänen in Betreff der Muſik ſo gut Ernſt zu machen, als mit meinen politiſchen. Ich will eine nationale Oper gründen und das Joch der Italiener auch hier brechen! Eingeborne Sänger und Sängerinnen ſind bereits berufen. Sie, ſollen ihr Maeſtro ſein, und was Tüchtiges aus ihnen ſchaffen. Aber mehr noch!“ — ſetzte er lebhaft hinzu und zog ein Heft aus ſeiner Taſche, das er Mozart reichte.— „Hier habe ich von Bretzner ein recht artiges Stück: Die Entführung aus dem Serail ſchreiben laſſen; — ich denke Mozart erhebt es zu der erſten ächt deutſchen Oper!“

Wer war glücklicher als Wolfgang Amadeus? Was er ſo ſehnlichſt gewünſcht, hatte ſich ſo plötzlich erfüllt. Er war beauftragt eine neue Oper zu componiren, — beauftragt von Oeſterreichs Kaiſer — und eine Oper für das erſte deutſche Nationaltheater!

Es war gut, daß der Kaiſer ſich jetzt raſch bei der Baroneſſe beurlaubte; denn war Mozart's Laune ſchon vor deſſen Ankunft eine roſenfarbige geweſen, ſo war ſie jetzt ausgelaſſen. Er machte die tollſten Streiche, — auch an dem Claviere; aber die Ungeduld, das Textbuch zu leſen und zu ſtudiren, ließ ihm keine Ruhe.

Zwieten mußte einſpannen laſſen und als die Baroneſſe den Abfahrenden noch ein Adieu aus ihrem Fenſter zuwinkte, ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt: „Er iſt, bei Gott, noch ein Kind!.... aber.... ein recht liebenswürdiges!“

Ein Blick in die Zeit.

„Vivat! der Kaiſer will eine Reformation der Muſik! er will **eine deutſche Oper**, und Du ſollſt ihm dabei behülflich ſein!“ das war der Gedanke, der Mozart jetzt erfüllte, begeiſterte und beſeligte.

Und der Kaiſer und Mozart wurden in der That die Geburtshelfer einer aus dem Boden deutſcher Culturentwicklung mit Naturnothwendigkeit hervorgewachſenen für deutſches Leben, deutſche Gemüths- und Geiſtesentwicklung unſchätzbaren Erſcheinung.

Aber die ganze culturgeſchichtliche Entwicklung unſeres Vaterlandes drängte auch nach dieſer Erſcheinung hin. Es war eine Zeit der geiſtigen Auferſtehung für Deutſchland, über das damals ein warmer Frühlingshauch hinzog, der in den ſocialen Verhältniſſen, in politiſcher Beziehung, in Kunſt und Wiſſenſchaft zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Man denke nur an die Namen Klopſtock, Hagedorn, Haller, Kleiſt, Gleim, Uz, Gellert, Rabener, Weiße, Winkelmann, Leſſing, Baſedow, Adelung, Thümmel, Ramler, Hölty, Bürger, Herder, Kant, Voß, Wieland, Schlözer, Bach, Händel, Graun, Haydn, Gluck, Mozart und die flammenden Morgenſterne jener Tage Schiller und Göthe, von welchen der erſtere damals 33 Jahre alt war, und durch ſeine „Räuber“ allgemeines Aufſehen erregt hatte, letzterer aber ſchon als großer Dichter daſtand. Und dabei auf ſtaatlichem Gebiete Friedrich II. und Joſeph II.!

Joſeph II. — ſagt Schloſſer in ſeiner „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten,“ indem er vor unſeren Blicken ein Bild jener Zeit entrollt — Joſeph II. wollte mit monarchiſcher Gewalt bewirken, was man in andern monarchiſchen Staaten mit Gewalt zu hindern ſucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Zeitgeiſte in Zwiſt. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältniſſes, wie die Geſetzgebung und die Rechtspflege ſeiner Staaten verändern: das war freilich, ohne das Volk zu Rathe zu ziehen, unmöglich, und das Volk wollte Joſeph nicht befragen; ſeine Geſchichte iſt daher die lange Leidensgeſchichte eines Fürſten, der vom beſten Willen beſeelt mit dem Beſtehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundesgenoſſen zu finden. Er ſetzte ſeinen eigenen geſunden Verſtand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus der Rechtswiſſenſchaft, dem herrſchenden Aberglauben, der Verfaſſung ſogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft auch wieder ſeinen Willen hart werden, um nur die Einrichtungen durchzuſetzen, deren ſich bis auf den heutigen Tag die Verſtändigen in Oeſterreich freuen.

In den anderen Ländern ſah es freilich viel ſchlimmer aus. — Da im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht einmal der Schatten politiſcher Freiheit, öffentlicher mündlicher Verhandlungen und Freiheit der Preſſe gefunden wurden, ſo wäre ohne den damals unter vielen Fürſten und unter den beſſeren Miniſtern herrſchenden Eifer für Aufklärung des Volks und Abſchaffung der Mißbräuche in Deutſchland jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich geweſen. Politiſche Zeitungen waren ſo gut wie gar nicht vorhanden, denn was konnten die geduldeten und unter ſcharfer Cenſur gehaltenen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsverhandlungen mündlich, noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift ſeines Advokaten noch das Urtheil ſeines Richters verſtehen konnte, weil beide halb lateiniſch, halb kauderwelſch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen Satze von zwei oder drei athemloſen Seiten gefaßt war. In einem Lande, wo ſelbſt die Feudalſtände in amtlichem und vornehmem Stillſchweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder hochgeborenen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern ſouverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeiſter, welche in den Städten polizeilich und juriſtiſch herrſchten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begünſtigung der Regierungen, welche eine ähnliche Art der Literatur, als die war, wegen deren ſie die Franzoſen bewunderten, emporbringen wollten, konnten ſich Zeitſchriften unter uns eine Exiſtenz ſichern. Dennoch gab ſich jener obenerwähnte Frühlingshauch hie und da kund.

In Braunſchweig ſchützte der Herzog erſt Leſſing, ſpäter Mauvillon gegen das fanatiſche Geſchrei der theologiſchen und politiſchen Verfolger. In Weimar vereinigte erſt die verwittwete Herzogin Anna Amalie, geborene Prinzeſſin von Braunſchweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der Literatur der von dem ſächſiſchen Hofadel begünſtigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Muſäus und Kotzebue eine ſolidere Literatur gründeten. Göthe, Herder, Schiller mußten freilich dem Hofgeſchmack der gnädigen Frauen und Herren, dem ſich Wieland ganz anpaßte, oft huldigen; allein alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als ſie ſonſt geweſen wären, daß ſie alle Klaſſen und Stände an die neue Literatur knüpften und die Pariſer Waare durch beſſere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunſten ihres Sohnes im ſiebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsgeſchichte und Reichsprozeß zu lehren und auf der andern von Voltaire, der nicht das Geringſte von deutſcher Geſchichte verſtand, ein Buch darüber verfertigen; allein ſelbſt dies Letztere bewies doch, daß ſie dazu beitragen wollte, dem wüſten alten Treiben ein Ende zu machen. Auch die Correſpondenz Grimm's mit dem nachherigen Herzoge, beweiſt, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten, und das Fortſchreiten begünſtigten.

Es iſt ferner bekannt, wie Herzog Carl von Würtemberg auf militäriſche Weiſe die Fortſchritte der neuen Bildung zu fördern ſuchte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Heſſen-Caſſel dahin brachte, daß er ſich derſelben thätig annahm, ohne daß er ſelbſt den geringſten Sinn dafür hatte. Im finſtern Münſterlande war der edle Fürſtenberg als Miniſter ein eifriger Freund des Lichtes, und nahm ſich der aufſtrebenden und verbeſſernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und Heinſe ſtanden mit ihm in naher Verbindung. Bei Carl Theodor waren freilich ſchon zu der Zeit, als er noch als Churfürſt von der Pfalz das ſchöne Land am Rhein, die Pfalz und Berg allein beherrſchte, Jeſuiten, Adel und Maitreſſen eben ſo mächtig als ſpäterhin, nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, ſowohl in Mannheim als in Düſſeldorf andere Rathgeber, als nachher in München. Sein Miniſter von Hompeſch und andere ihm ähnliche Männer ſuchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, ſondern Hompeſch eilte ihr ſogar in Finanz- und Verwaltungsſachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompeſch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Miniſterium angeſtellt, um phyſiokratiſche Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Muſik, Schauſpiel, bildende Künſte auf eine ſolche Weiſe befördert, daß man wenigſtens den guten Willen zeigte, deutſche dramatiſche Dichtung ſtatt der franzöſiſchen, auf die Bühne zu bringen und ſelbſt in der Oper dem Unſinn des italieniſchen Getrillers, deutſchen verſtändlichen und verſtändigen Geſang unterzuſchieben. Zu dem Letzteren ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten. Ein Ruhm und ein Fortſchritt war es immer, daß, während in Heidelberg und in Düſſeldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wieland's beide deutſche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauſpieler und Schauſpieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatiſirte und darſtellte, und ſpäter Schiller zuerſt als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie auftrat und ſeine erſten Producte etwas wüſt und überſchwänglich waren.

In Erfurt hatte früher ſchon von Breidbach als Statthalter des Churfürſten von Mainz aus einer obſcuren Univerſität eine glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finſtern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts zu machen geſtrebt. Die beiden Churfürſten, welche vor Carl von Dalberg in Mainz regierten, ſo ungleich auch ihr

Charakter wie ihr Leben und Wandel war, ſuchten doch ebenfalls beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutſchland herrſchenden Streben nach Verbeſſerung. Der Coadjutor hatte in Erfurt ſeinen Sitz, und wenn auch ſeine Phantaſie, wie ſein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch ſein Verſtand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, ſo hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Carl von Dalberg ſtand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutſchen in größerer Achtung als ſpäter zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß ſeine Bewunderung der Geiſtesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Muſageten der Deutſchen, ward als edler und freiſinniger Mann vergöttert, ſchloß ſich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholiſche Religion auf ihre urſprüngliche Reinheit zurückführen wollte und ſelbſt ſeine Mängel und Schwächen hattgn nichts Gemeines, ſondern floſſen aus einer Quelle mit ſeinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Churfürſten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geiſt des Mittelalters verbannt und ein neuer und belebender herrſchend werde, der Erſte, nämlich Emmerich Joſeph, der achtbarſte und in jeder Rückſicht würdigſte.

Emmerich Joſeph hatte in den ſiebenziger Jahren, als Baſedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des proteſtantiſchen Deutſchlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksſchulweſen in den öſterreichiſchen Staaten weſentlich verbeſſerte, auch ſeiner

Seits den regſten und edelſten Eifer bewieſen, den Jeſuiten Schranken geſetzt und ihre mechaniſchen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und Ceremoniendienſt durch beſſern Unterricht zu entfernen geſucht. Sein Nachfolger Carl Friedrich Joſeph (von Erthal) wollte die alte Univerſität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil proteſtantiſcher Profeſſoren und nahm Johannes Müller erſt zum Bibliothekar, dann zum Geheimſchreiber. Er war freilich in moraliſcher und politiſcher Beziehung weit unter ſeinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung ſeines Jahrhunderts wie dieſer. Dies bewies er, als er ſich ſo eifrig bemühte, durch die in Ems, in Verbindung mit den andern Erzbiſchöfen feſtgeſetzten Punkte, den Anmaßungen der päpſtlichen Curie Schranken zu ſetzen.

In Cöln hatte ebenfalls ſchon der vorletzte Churfürſt durch Gründung der neuen Univerſität in Bonn einen Beweis ſeiner Theilnahme an dem in Deutſchland neu erwachten Streben nach Wiſſenſchaft und Bildung gegeben; ſein Nachfolger ſuchte die neue Univerſität zu heben und auch ſogar in das ewige Dunkel der Cölner Kirche ſchien wenigſtens ein Lichtſtrahl zu dringen.

Der Erzbiſchof von Trier zeichnete ſich durch Duldung gegen die ſonſt von den geiſtlichen Regierungen verfolgten Proteſtanten aus; der Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg ſchützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatiſchen oder tyranniſchen Aebte, wie Schades Beiſpiel beweiſt.

Was Friedrich der Große gethan, iſt bekannt! So kam es denn, daß ſich um jene Zeit die bürgerlichen Verhältniſſe allmählich beſſer geſtalteten, Philoſophie und Pädagogik, Sprache und Literatur, Poeſie und Muſik, Baukunſt, Malerei und Sculptur, Rechtswiſſenſchaft und Induſtrie ſich heben und verjüngten, und ein neuer ſchöner Morgen für Deutſchland anbrach!

Vor allen Dingen gilt dies für die deutſche Literatur.

Nachdem die lange Fehde zwiſchen Oeſterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beſchloſſen worden war, genoß Deutſchland auf lange Zeit einer auch für die Wiſſenſchaften und Geiſtesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar ſchien es einmal, als würde dieſe von neuem unterbrochenwerden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutſchland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und ſeiner Kraft, wenn gleich es der wahren Urſache ſeines damaligen glücklichen Zuſtandes ſich nicht überall deutlich bewußt war.

Die erſten Stifter der deutſchen Literatur, gereinigten Sprache und Dichtkunſt, welche theils noch etwas vor Klopſtocks, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünſtigeren äußern Lage die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe, eine höhere Vollkommenheit zu erreichen, dienen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweite Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und ernteten, was die Erſten, die Stifter, geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche Goethe, Stolberg, Voß, Bürger.

Um ſich aber zu überzeugen, das jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialer Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieſer Epoche angehören; Männer, deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch in dem übrigen Europa ſich verbreitet hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieſer Schriftſteller, ſondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloſer Reinheit und ſchöner Vollkommenheit dargeſtellt. Die Poeſie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte ſich dieſelbe in zwei Partheien getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopſtock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Muſen und Grazien, von Liebe und Roſen, Amorinen und Zephiren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern ſuchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwiſchen Felſen und Klippen zu ergreifen, oder ſie wandelten mit Eloah unter Wolken auf ſonnenbeſäeten Himmelsbahnen; und ließen ſie ſich je zur Erde herab, ſo war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Poſaune des Weltgerichts. Zwiſchen dieſen beiden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzuſüßen, halb griechiſchen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, ſtrebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie ſuchten ihre Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als ſeien ſo einzelne, abgeriſſene aber kräftige Handzeichnungen recht nach dem Leben, dasjenige, wodurch auch die Dichtkunſt am meiſten wirken, und was ſie vorzüglich leiſten ſolle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, ſuchten ſie alle ſich beſonders anzueignen; wetteiferten bald, ihn auch in die deutſche Sprache zu übertragen. Oder ſie erweckten auch mancherlei Erinnerungen altdeutſcher Geſchichte, Kunſt und Geſangsweiſe.

Aber auch die deutſche Schaubühne trat in jener ſchönen, geiſtig ſo bewegten Zeit in den Vordergrund, und nahm — gleichzeitig mit dem Auftauchen der neuen deutſchen Oper einen höchſt erfreulichen Aufſchwung.

Schwerlich kann ein Theater jemals gedeihen, wenn nicht Literatur und Poeſie, beſonders die ernſteren Gattungen derſelben ſchon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geiſtes- und Kunſtbildung feſt begründet ſind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damals in Deutſchland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf und allgemein verbreitet eine ſolche Denkart noch nicht. Leſſing's Kritik trug viel dazu bei, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Bühne zu lenken. Aus den ungelenken Ueberſetzungen von Corneille und Voltaire gerieth man jetzt in die Diderot'ſche Gattung der moraliſchen Familiengemälde, und hielt lange Zeit ſelbſt die Proſa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darſtellung, damit um ſo eher auch die Sprache, von allen Banden befreit, dem formloſen Inhalt entſprechen könnte. Doch das ging vorüber; die Verehrung Shakeſpear's, zu welcher beſonders auch Leſſing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darſtellung, als der in den Familiengemälden nach Diderot's Art herrſchende.

Aber auch die übrigen Künſte gingen nicht leer aus. Seit Winkelmann ward eine faſt über alle Gegenſtände ſich verbreitende künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht immer mehr, ja man kann ſagen ausſchließend herrſchend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutſchen Geiſtes zur Kunſt und Poeſie veranlaßte dieß, ſondern auch die gänzliche Entfernung der meiſten hier ſich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreiſe mußte dazu beitragen. Es blieb dem deutſchen Geiſte meiſtens nur die Wahl zwiſchen den zwei Wegen der inneren von dem bürgerlichen Leben mehr abgeſonderten oder doch erſt ſpäter wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künſtleriſchen und der philoſophiſchen.

In der Philoſophie thaten ſich hervor Leſſing, Herder, Sulzer, Mendelſohn, Kant, Jacobi, Fichte ꝛc.

Auch die Cenſur wurde nun, wie in Preußen unter Friedrich dem Großen, ſo in Oeſterreich unter Joſeph II. aufgehoben. Nur was die Sittlichkeit und die Religion verletzte, blieb den Cenſoren zu unterdrücken erlaubt: wogegen ſich die Regierung bemühte, aus dem über ſie ergehenden Tadel Vortheil zu ſchöpfen. Ferner ſäuberte Joſeph II. auch in religiöſer Beziehung. Er rückte hinter die Mönche und Nonnen, und zog viele Klöſter ein, deren Einkünfte er jedoch, nach Verſorgung der früheren Inhaber, wohlthätigen und gemeinnützigen Inſtituten zuwandte.

So gründete er die Joſephiniſche Akademie für Aerzte und Wundärzte, bereicherte die kaiſerliche Bibliothek und errichtete und hob eine Menge Krankenhäuſer und ſonſtige wohlthätige Anſtalten. Eine Maſſe anderer Klöſter, deren Bewohner dem Lande als Bettler zur Laſt lagen, wurden gleichfalls caſſirt. Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiſer binnen 8 Jahren die Zahl der Mönche und Nonnen in ſeinen Staaten um 30 bis 36,000 Perſonen, die dem Lande eben ſo viel koſteten, als ein ſtehendes Heer von derſelben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließe er noch 1324 Klöſter übrig, deren Bevölkerung man auf 27,000 Menſchen rechnete.

Wer ſollte bei all' dieſen herrlichen Schöpfungen, die der Hand des edlen Joſeph II. entſproßten, kalt bleiben? Auch ſeine Unterthanen blieben es nicht; ſie liebten ihn als einen Vater, ſie ehrten ihn als des Landes Wohlthäter und zwar ſo lange, bis der Haß der Finſterlinge ſich durch

Verführung und Aufwiegelung des Volkes Luſt machte.

Und in der That wußte Joſeph auch die Menſchheit und ihre Rechte, die ſo oft von der Gewalt in den Staub getreten werden, zu ſchützen, wie er dies denn namentlich durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft in ſeinen Staaten und die Emancipation der Juden bewies. Aber das Edle und Große übt auf edle Gemüther einen unwiderſtehlichen Einfluß. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Geiſt der Duldung, der von Joſeph ausging, auch bei ſeinen Zeitgenoſſen herrliche Blüthen trieb.

Darum war denn auch die Zeit, von der wir hier ſprechen und in der ſich Mozart bewegte, eine ſo ſchöne und intereſſante; — darum iſt ein Rückblick auf ſie für jedes deutſche Herz ſo wohlthätig und erhebend.

Ein Frühſtück.

Von dem Landgute der Baroneſſe von Waldſtetten zurückgekehrt, hatte ſich Mozart ſogleich an das Studium des Textes zu ſeiner neuen Oper gemacht. Sein unendlich lebhafter Geiſt ließ ihm keine Ruhe. Nicht nur das Buch wollte er ſofort kennen lernen, — nein! in derſelben Nacht noch mußte ſchon — wenn auch nur in den weiteſten Umriſſen — der muſikaliſche Bau des Werkes in ſeinen Gedanken erſtehen. Ohne dies wäre es ihm unmöglich geweſen weiter zu leben: .... an ſchlafen gar nicht zu denken!

Ach! dieſe ewige, nie zu bewältigende Unruhe, dieſes leidenſchaftliche Weſen, dieſer faſt fieberhafte, Andere oft beunruhigende Drang unaufhörlich zu ſchaffen .... das waren ja die Dämonen, die ihn ſchon damals, Unheil verkündend, umkreiſten.

Alles ging raſch bei ihm! Er dachte raſch; — raſch waren ſeine Gefühle angeregt und zitterten dann lange und mächtig nach: — raſch flog das Blut durch ſeine Adern, ſo daß ſein Herz ſchon bei der leiſeſten geiſtigen Aufregung laut pochte; — raſch war er beim Eſſen, raſch bei dem Trinken, raſch im Sprechen und raſch im Rauchen. Raſch, wie der Blitz kleidete er ſich an. Selbſt wenn er ſich in der Frühe die Hände wuſch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig ſtehen, ſchlug dabei eine Ferſe an die andere und componirte im Kopfe. Seine Hände und ſeine Füße waren beſtändig in Bewegung, er ſpielte immer mit etwas, z. B. mit ſeinem Hute, in ſeiner Taſche, mit ſeinem Urbande, mit Tiſchen und Stühlen gleichſam Clavier.*) Aber raſch — ungeheuer raſch war er auch im Arbeiten und Schaffen. Die Gedanken floſſen, die Feder flog, und ſo ſteigerte ſich dieſe Leidenſchaft der Arbeiten oft bis zu einer Art Arbeitswuth. Sobald ein Gedanke in ihm aufblitzte, erfaßte er ihn ſogleich in allen ſeinen Folgerungen und in ſeinem ganzen harmoniſchen Geleite. Der Geſang, der Baß, die Mittelſtimmen, Alles ertönte in ſeinem Kopfe, zuerſt verwirrt, dann mit zunehmender Genauigkeit, je mehr die Seele Ohr wurde. Alles enſtand zu gleicher Zeit, combinirte und entwickelte ſich ohne Verwirrung, ordnete ſich nach den Regeln der Modulation und des Contrapunktes, und theilte ſich zwiſchen den Geſangs- und Orcheſterſtimmen, wie vermöge einer äſthetiſchen Nothwendigkeit, eines außerordentlichen Inſtinctes, der ſich aber nie über das Schöne täuſchte.*)

---

*) Oulibiſcheff II. Thl. S. 331.

Welch ein Genuß dann, wenn das im Geiſte — wie in einer Ahnung — geſchaute Werk zum erſtenmale in Gedanken vor ihm ſtand! .... Aber auch .... welches Fibriren der Nerven, welches Arbeiten der Gedanken, welche raſche Conſumation der ſtofflichen Theile! Mußte da nicht jedesmal auf die Exaltation des Schaffens eine Abſpannung folgen, die Zerſtreuung und phyſiſchen Genuß zu einem gebieteriſchen Bedürfniſſe machte, und lag es nicht nahe, daß, bei ſo gereizten Nerven, eine Exaltation zu der anderen führte?

„Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.“

Aber noch war Spannkraft genug vorhanden, und die tödtlichen Folgen dieſes geiſtigen Vampyrismus — der ſich das eigene Herzblut ausſaugt — zu überwinden, und außerdem .... wer kann ſich anders machen, als er iſt? Nur ſo war Mozart .... Mozart; — anders, wäre er eben ein Anderer geweſen.

Nur unter den gegebenen Verhältniſſen, konnte dieſe großartige Erſcheinung, das Großartige hervorrufen, was ſie ſchuf.

„Ich ſchrieb mit dem Blute meines Herzens und dem

---

*) Mozart's eigenes Geſtändniß in einem Briefe, den die Leipziger muſikaliſche Zeitung vor vielen Jahren veröffentlicht hat. T. II. S. 332.

Safte meiner Nerven!“ iſt das Epitaphium aller großen Männer.

Die Kerzen waren vollſtändig herabgebrannt und der Morgen ſchaute mit fahlem Antlitz durch die Fenſter, als Wolfgang Amadeus mit der Durchſicht des Textes der „Entführung aus dem Serail“ fertig war.

Vieles hatte ihm darin gefallen, ... ſehr gut gefallen .... Anderes auch nicht. Der Hauptgedanke electriſirte ihn ſogar — zumal er eine Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Liebesverhältniß und dem Belmontes und Conſtanzens in der Oper fand. Aber immerhin ſah er voraus, daß Vieles geändert werden müſſe. Hie und da war er auch zwiſchen dem Leſen aufgeſprungen und an das Clavier geeilt und hatte Akkorde gegriffen, oder gleich eine Melodie geſpielt, die bei dem Leſen ſein Gehirn wie ein Blitz durchzuckte. Jetzt ſchlug er das Buch zu und rief: „Bei Gott! da ſoll etwas Koſtbares daraus werden; aber ich muß ſogleich Bretzner und Stephani ſprechen, damit die mir auf der Stelle Einiges ändern!“

Aber das „ſogleich“ ging doch wohl nicht; denn als Mozart auf die Uhr ſah, war es vier Uhr Morgens.

„Es iſt noch zu frühe!“ — ſagte er daher, blies die bis in die Leuchter gebrannten Lichter aus und warf ſich in den Kleidern auf ſein Bett. Er war übrigens zu erſchöpft, um nicht bald einſchlafen zu ſollen; aber der Schlaf war nicht erquickend: Notenköpfe in unzähliger Menge tanzten vor ſeiner Seele, — Melodien rauſchten und durch dies Alles zog das Bild ſeiner angebeteten Conſtanze;

aber es hatte heute nichts Beruhigendes, nichts Beſchwichtigendes, ... immer war gleich Dómin's komiſch-zorniges Antlitz hinter ihr.

Amadeus war daher froh, als er bald wieder erwachte. Die zwei Stunden Schlafes waren ihm genug. Angezogen war er noch, alſo ſprang er gleich vom Bette auf, eilte an den Tiſch und ſchrieb an Bretzner folgende Zeilen:

„Mon chèr ami!

Ich habe geſtern vom Kaiſer Ihr Textbuch: „Die Entführung aus dem Serail“ erhalten; das wo und wie thut nichts zur Sache, heute Nacht las ich es und bin entzückt davon, — obgleich mich der Teufel holen ſoll, wenn Sie das Libreto nicht auf mich und meine liebe Conſtanze geſchrieben haben. Ich geſtehe Ihnen auch, daß ich vor Begierde zittere die Compoſition zu beginnen und dabei ſollen mir Ihr Kniff und Schalk-Amor die beſte Hülfe leiſten. Aber geändert muß doch manches werden — auf Erden! — Darum erſuche ich Sie, theilen Sie dieſe Zeilen Stephani mit, — bitt! —, und kommen Beide gegen zehn Uhr in's „Würſtl“ — Fürſtel! Ich werde dort ein ganz feines Frühſtück — welch' Glück!! — auf meine Rechnung beſtellen — nach der Ellen! — und dann wollen wir bei Champagnerwein — wie fein! ändern und — kreuzfidel ſein!“

Ihr Wolfgang Amadeus.

Wolfgang, der häufig ganze Briefe in dieſer Art ſchrieb,*) wenn er bei heiterer Laune war, ſiegelte das Blatt und gab es dann ſeinem Laufburſchen zum beſorgen. Auch die Frühſtücksbeſtellung an den Wirth zum „Würſtl“ wurde beigefügt. Er aber hatte ſelbſt zuvor noch einen anderen wichtigen Gang zu machen und das war ..... zu ſeiner **Conſtanze**.

In **Wien** trugen um jene Zeit faſt alle Häuſer noch beſondere Namen; ſo hieß denn das Haus, in welchem **Conſtanze** mit ihrer Familie wohnte „zum Auge Gottes.“ Hierhin alſo richtete **Amadeus** jetzt ſeine Schritte.

Da es noch früh und er in ſehr guter Laune war, hoffte er die Geliebte im Negligé zu überraſchen, um ſie dann wacker necken zu können; aber er hatte ſich getäuſcht. **Conſtanze** immer flink und die Seele der Haushaltung, eilte ihm, — von ſeinem frühen Beſuche freudig berührt — im Hauskleide entgegen. Aber wie reizend und nett ſtand ihr dies einfache, nach damaliger Mode knappanliegende Kleid. Wie ſchön ließ es die entzückenden Formen dieſes in der vollſten Friſche der Jugend aufblühenden Mädchenkörpers ahnen. Und doch wie ſittſam verhüllte wieder das feine Buſentuch mit der leichten Batiſtkrauſe Bruſt und Hals. Um das ſchöne Köpfchen aber mit den ſo freundlich und treu blickenden Augen, den roſigen Wangen, der feinen Naſe und dem kuſſigen Munde, wallte das reiche Haar kunſtlos und doch zierlich in zahlloſen natürlichen Locken. *) Conſtanze war wirklich das Bild der holdeſten Jungfräulichkeit, — das Bild einer im Aufbrechen begriffenen Roſenknoſpe.

---

*) Siehe z. B. die höchſt drolligen Briefe an ſein Bäschen. Jahn: II. Thl. S. 499 u. f. Beilage Nr. XI.

Beide begrüßten ſich herzlich; Conſtanze aber frug in ihrer kindlichen Weiſe:

„Und woher ſo früh? Haſt mich wohl prüfen wollen, ob ich früh aufſtehe?

„So etwas!“ — ſagte Mozart.

„Nun denn, ſo bekenne beſchämt, daß ich eine gute Haushälterin und zeitig bei der Hand bin.“

„Wie gerne geſtehe ich dir dies zu!“ — rief Amadeus, ſie an ſich ziehend und einen Kuß auf ihre Stirne drückend.— „Und wie will ich dich erſt für dieſe Tugend belohnen, wenn du mein liebes Weibchen biſt.“

„Ach! — ſeufzte hier das Mädchen — „wer weiß ob es je dazu kömmt, Die Mutter . . . . .“

„Nun?“

„Iſt wieder enſchiedener gegen unſere Heirath denn je!“

„Und warum denn?“

„Weil böſe Menſchen ihr wieder Schlimmes von dir erzählt haben.“

„Mein Gott! was ſoll ich denn wieder vollbracht haben?“

„Ich weiß es nicht aber ſo viel iſt gewiß, daß du viele Feinde hier haſt.“

---

*) Siehe Conſtanzens Bild in Niſſens Werk.

„Wer, der etwas iſt und etwas leiſten kann, hat die nicht?“

„Aber, du biſt zum Theil ſelbſt daran Schuld, Wolfgang!“

Mozart ſah hier ſeine Conſtanze erſtaunt an. Dann ſagte er, faſt in ſchmerzlichem Tone:

„Wäre es möglich, daß auch du den Verläumdungen Glauben ſchenkſt? — daß auch du mich für einen leichtſinnigen Verſchwender hältſt, weil ich hie und da, nach großen Anſpannungen, einmal fröhlich mit Fröhlichen bin?“

„Wie kannſt du das glauben?“ — entgegnete die Geliebte, eine Thräne im Auge. — „Kenne ich meinen Wolfgang nicht beſſer? Ich weiß, daß ein ſo genialer und ſchöpferiſcher Menſch, wie du, ſeine eigenen Wege gehen muß, und nicht wie die Philiſter leben kann. Ich weiß ferner, wie groß und edel mein Wolfgang denkt, und wie ihn bei aller Laune, bei allem Scherz, bei aller Heiterkeit ein ihm angeborenes, tief in ſeinem Innern ruhendes edles Weſen über alles Unſchöne und Unfeine hinaushebt. Aber es iſt etwas anderes, was ihm fehlt?“

„Und das wäre?“

„Eine gewiſſe Weltklugheit.“

Mozart lächelte; dann rief er heiter: „Mit eurer Klugheit, ihr klugen Leute! Iſt es ſo unrecht, daß ich mich gebe, wie ich bin. Ich glaube darin liegt der beſte Beweis, daß ich eben nichts Böſes thue; denn nur wer Unrecht thut, hat nöthig ſich zu verſtellen.

„Du verſtehſt mich immer noch nicht!“ — ſagte hier kopfſchüttelnd Conſtanze, und winkte ihm, ſich zu ihr zu ſetzen. — „Gott ſoll mich bewahren, dein ehrliches, offenes und gerades Weſen zu tadeln, lieber Wolfgang; dieſe Tugenden ſchätze ich ja gerade ſo hoch an dir. Nein! wenn ich von Weltklugheit ſprach, ſo meinte ich, du ſollteſt in deinem Urtheil, in deiner Kritik über andere Künſtler, namentlich über die vielen italieniſchen Sänger und Componiſten hier etwas vorſichtiger ſein.“

„Und war ich denn unvorſichtig?“

„Ja! du meinſt es nicht ſchlimm, aber von dem künſtleriſchen Höhepunkte aus, auf dem du ſtehſt, und vermöge deinem muſikaliſchen Scharfblick und feinen Gefühle, vermagſt du, bei deiner Offenheit, über Schlechtes oder Untergeordnetes nicht zu ſchweigen, und dadurch, mein Lieber, haſt du dir in Wien ſchon ungemein viele Feinde gemacht.“

„Ei, ei!“ — rief Amadeus lachend — „meine kleine charmante, zukünftige Frau, das klingt ja faſt wie eine erſte Gardinenpredigt.“

„Nicht doch!“ — ſagte die Liebliche erröthend. — „Es iſt nur eine Warnung aus treuem Herzen.“

„Dem aber jemand anderes ſoufflirt hat.“

„Ich geſtehe es, ja! Wie ſollte ich auch, die ich faſt nicht aus dem Haus komme, etwas von ſolchen Dingen wiſſen.“

„Kannſt Du auch beſſer aufgehoben ſein, als im Auge Gottes?“ — rief Mozart ſcherzend, indem er liebevoll ſeinen Arm um die neben ihm Sitzende ſchlang. — „Aber wer hat denn ſoufflirt?“

„Wer anders“ — entgegnete das Mädchen — „als dein väterlicher Freund Duſcheck. Er iſt Künſtler, wie du, kennt alſo das Getriebe am Theater und in der Künſtlerwelt, — er liebt und ſchätzt Dich — — und weiß, wie es in Wien geht!“

„Alles wahr; aber — er iſt zu ängſtlich!“

„Vorzüglich warnt er dich vor Salieri!“

„Warum nicht gar, das iſt mein beſter Freund.“

„Duſcheck glaubt es nicht. Er ſagt: du möchteſt nicht vergeſſen, daß er Italiener ſei.“

„Als ob alle Italiener Schurken wären.“

„Das nicht; aber ſie fürchten dich, deine Compoſitionen und die nationale Richtung die du nimmſt.“

„Die wird freilich ihrem Geklingel ein Ende machen.“

„Und ſie damit um Brod und Stellung bringen! Glaubſt du wohl, daß ſie das ruhig anſehen werden.“

„Und was wollen ſie machen? Alle tüchtigen Muſiker hier ſind meine Freunde, ja meine glühenden Verehrer: Gluck, Haydn, Duſcheck, Kucharz, Praupner, Kozeluch, die beiden Loſchek, Maſchek, Rösler, Witaſſek, Tomaſchek und wie ſie alle heißen. Frage dieſe und ſie werden dir alle zugeſtehen, — daß ich — wenn ich das Schlechte tadle — gewiß auch das Gute, wo ich es finde, freudig anerkenne, lobe und ſchätze.“

„Das weiß ich ja!“ — fuhr Conſtanze eifrig fort. — „Die Tüchtigen haſt du auch weniger zu fürchten, als die Untüchtigen. Dem ſei aber, wie es will: du frugſt eben:

wie dir dieſe Menſchen ſchaden können? Ei ſiehſt du es denn nicht?“

„Und wie?“

„Sie können dir allerdings weder als Componiſt noch als Clavierſpieler beikommen, da überſtrahlſt du ſie himmelweit und das Wiener Publikum iſt weder blind noch taub. Aber ſie fangen es weit hinterliſtiger an: ſie untergraben deinen Ruf als Menſch, — ſie verläumden dich und nennen dich einen Verſchwender, einen leichtſinnigen Menſchen! O, lieber Wolfgang, mißverſtehe mich nicht! Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich dich zu beurtheilen verſtehe, und dich liebe und ſchätze, ſo wie du biſt. Aber meiner guten Mutter haben ſie ſchon ſo viel in den Kopf geſetzt, daß ſie erſt geſtern wieder heilig gelobte, ihre Einwilligung zu unſerer Heirath nicht zu geben. Und wenn ſie nun auch noch bis zum Kaiſer durchdringen....“

„Dann, mein Engel!“ — rief Amadeus freudeſtrahlend — „werden ſie durchfallen!“

„Und biſt du deſſen ſo gewiß!“

„So gewiß, als du in ganz kurzer Zeit mein liebes, herziges Weibchen biſt.“

„Dann ſteht deine Hoffnung auf ſchwachen Füßen!“

„Meinſt du?“ — rief jetzt Mozart geheimnißvoll lächelnd — „wenn ich dir nun ſage, daß mir der Kaiſer geſtern erſt in hocheigener Perſon den ſchlagendſten Beweis ſeiner Gunſt und ſeines Vertrauens gegeben hat?!“

„Wäre es möglich!“ — rief Conſtanze freudig überraſcht — „und wie und wo?“

„Das wie und wo, Herzchen, iſt Geheimniß: aber die Thatſache beſteht darin: daß er eine deutſche Oper gründen und mich ihr vorſetzen will.“

„Alte Geſchichte! Kaiſer Joſeph will gar viel des Guten, aber .....“

„Nur nicht meinen guten Kaiſer geſchmäht! Diesmal iſt es Ernſt. Die deutſchen Sänger und Sängerinnen ſind bereits engagirt und einem gewiſſen Wolfgang Amadeus Mozart — einem Blitzkerl von Jungen — hat der Kaiſer geſtern den Auftrag ertheilt: eine deutſche Oper — — hörſt du, Schätzchen, — — eine deutſche Oper für das neue zu gründende deutſche Theater zu ſchreiben.“

„Amadeus!“ — rief jetzt Conſtanze entzückt. — „Iſt dem wirklich ſo?“

„Der Beweis liegt vor!“ — entgegnete dieſer freudig, indem er das Textbuch aus der Taſche nahm und es der Geliebten reichte: „Die Entführung aus dem Serail.“ Und weißt Du was das ſchönſte dabei iſt, wir beide ſpielen mit?“

„Wie ſo?“ — frug Conſtanze überraſcht.

„Nun ſchau nur hinein. Steht da nicht Belmonte? — das bin ich — und hier: Conſtanze, ſeine Geliebte? — das biſt du. Und ganz unſere Situation: die Conſtanze der Oper eingeſchloſſen im Serail — mein ſüßes Conſtanzchen eingeſchloſſen im „Auge Gottes;“ — dort ein Paſcha, der ſie zurückhält und hier eine, zwar gute aber in Vorurtheilen befangene, Mutter, ſammt einem ditto

Vater. Und nun lies den Text dieſer Arie des Belmonte: „Klopft mein liebevolles Herz!....“

Und Mozart ſeine Conſtanze zärtlich an ſich drückend, ſang die Arie — ſie entſtand mit dieſem Momente — ſo göttlich ſchön, daß er ſelbſt begeiſtert aufſprang, ein Stückchen Notenpapier aus der Taſche zog und den muſikaliſchen Gedanken ſchnell hinwarf.

Iſt die Muſik die Sprache der Seele, athmete Mozart's Innerſtes in dieſem Augenblicke die reinſte, innigſte, zärtlichſte Liebe. Beide waren überglücklich.

„Und nun,“ — rief Amadeus endlich — „hoffe ich auch, werden Mutter und Vater nachgeben. Ich fühle es, daß dieſe Oper etwas Treffliches wird. Die Liebe ſoll ſie mir dictiren und ihre ſüßen Melodien ſollen die Herzen der Eltern erſchließen. Außerdem werde ich ſicher Capellmeiſter der deutſchen Oper, die ich ja dem Kaiſer zu errichten helfen ſoll, und dann iſt unſere Exiſtenz geſichert und du biſt mein, — mein — Conſtanze, auf ewig!“

Und Amadeus umarmte die Geliebte auf's Neue, die ſich jetzt ebenfalls den ſchönſten Hoffnungen hingab; denn was ihr Wolfgang eben mitgetheilt, konnte ihrem gegenſeitigen Schickſale allerdings die gewünſchte Richtung geben.

Die Mutter zu ſprechen, war Wolfgang übrigens jetzt nicht aufgelegt. Erſt ſollten Thatſachen für ihn auftreten, und dann war er bereit, den Sturm auf ihr Herz noch einmal zu wagen. Auch zog es ihn im Augenblick zu ſehr zu Bretzner und Stephani. Er verabſchiedete ſich daher von der Geliebten und eilte dann dem „Würſtl“ zu.

Dort angekommen fand er dreierlei: einmal die Freunde Bretzner und Stephani, die nie bei ähnlichen Gelegenheiten auf ſich warten ließen; — dann einen wundervoll gedeckten Tiſch mit drei Couverts und eben ſo viel Flaſchen Champagner und endlich das allerliebſte Kellnermädchen, mit dem er ſich immer zu necken pflegte, und zwar um ſo mehr, als der Wirth zum „Würſtl,“ ein alter garſtiger Burſche, mit dickem, ſchwammigem Bauch und blau-rother Naſe vor Eiferſucht umkam, wenn Jemand der kleinen „Traudel“ den Hof machte. „Traudel“ aber konnte den luſtigen, oft ausgelaſſenen Herrn Mozart — der häufig in das „Würſtl“ kam — ſehr gut leiden. Der Wirth würde daher Herrn Mozart ſchon lange die Thüre gewieſen haben, wenn derſelbe nicht ein ſo guter Kunde geweſen und namentlich durch ſeine Freigebigkeit, ſeine Herzensgüte und Heiterkeit immer eine große Geſellſchaft angezogen hätte.

Mozart war alſo von dem, was er ſah, ſehr freudig überraſcht. Flugs warf er den Hut von ſich, und die hübſche Kellnerin umſchlingend, rief er:

„Traudel, mein liebes Braut'l, wie haſt du alles ſchön gemacht!“ — und dabei gab er ihr einen derben Kuß auf die glühenden Wangen.

„Doch!.... mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell!“

Leider war die Küche dicht an dem Zimmer, in welchem ſich Mozart mit den Freunden befand, und da ſich der Ton, welchen der Kuß auf Traudel's Wangen erzeugt, nach den Geſetzen des Schalles fortpflanzte, ſo traf er auch die Ohren des Herrn „Würſtlmayer," wie die Gäſte den Inhaber der Wirthſchaft zum „Würſtl" ſcherzweiſe nannten, obwohl er eigentlich Melzſcheck hieß.

Würſtlmayer war aber, wie ſchon erwähnt, ein zweiter Othello an Eiferſucht, und ſo ſtürzte er denn in das Zimmer, ehe ſich Traudel von Herrn Mozart losgemacht, was ihr übrigens auch gar nicht zu preſſiren ſchien.

Aber nun hätte man des alten, rothnaſigen, ſchwammbauchigen Würſtlmayer's Wuth ſehen ſollen. Sein Geſicht glühte vor Zorn, ſeine Augen funkelten, und zwar um ſo ärger, je mehr die drei Gäſte über ſein köſtliches Toben lachten.

„Alle Donner und alle Wetter!" — ſchrie er dabei, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß Gläſer, Flaſchen und Teller klirrten — „kann man denn gar kein ordentliches Mädchen mehr bei euch Herrn Leichtfüßen in der Wirthſchaft halten. So ein verfluchter Muſikus, wie der Monſieur Mozart, hat den wahren Teufel im Leib. O wenn ich nur könnte, wie ich wollte: geſotten, gebraten, gehängt und geſtochen ſollte er werden!!"

Mozart und die Freunde wollten vor Lachen erſticken: „Bravo! bravo!" — rief dabei der erſtere — „Bretzner paßt auf, ein göttlicher Osmin!"

„Was!" — rief Würſtlmayer jetzt noch wüthender — „was iſt das wieder für ein Spitzname? An den Galgen mit euch Allen! Melzſchek heiß ich und nicht Würſtlmayer und nicht Oſmin!“

„Himmliſch!“ — rief Mozart — „jetzt will er uns auch noch, für den Champagner, den wir bei ihm trinken, und für die ſchlechten Paſteten, mit denen er uns abfüttert, an den Galgen bringen. Seht nur, ſeht, welch' blutdürſtige Blicke er nach uns ſchießt. Menſch! wir ſind doch keine Kapaunen, die man ſo abſchlachtet .....“

„Ja, eben darum!“— rief der Wirth mit einem zornfunkelnden Blick auf Traudel, die die Schürze vor das Geſicht drückte, als ob ſie weine, hinter derſelben aber weidlich lachte, — „eben darum möchte ich euch Allen den Hals abſchneiden.“

„Immer beſſer!“ — ſagte jetzt Stephani, indem er ſich die Seiten hielt. — „Er träumt von Nichts als von Pfahl und Galgen, Köpfen und Erwürgen.“

„Natürlich!“ — rief Mozart. — „Würſtlmayer iſt die Hinrichtungen von den Hühnern, Tauben, Gänſen und Enten gewöhnt, die der Barbar täglich würgt, ſchmorrt und bratet. Er liebt die Hinrichtungen wie wir die Muſik, und als Kenner iſt er in dieſen Genüſſen ſchwer zu befriedigen. Eine einzige Execution iſt ihm zu elend! Er wünſcht, daß ſeine Gäſte mit mehr Umſtänden und Rückſichten behandelt würden!“

„Ja! das wünſche ich!“ — rief Würſtlmayer und ſchlug wiederholt auf den Tiſch, während ihm die Augen faſt aus dem Kopfe traten: „Zuerſt geſpießt, dann erwürgt, dann gehängt, dann geköpft, verbrannt und zu guter Letzt in die Donau!“

„Hella, ho!“ — jauchzte Mozart — „Stephani, Bretzner Papier und Bleiſtift, ſchreibt, ſchreibt, ich bitt’ euch, das giebt eine gottvolle Arie für unſeren Osmin. Schreibt: „Erſt geköpft und dann gehangen, dann geſpießt auf heißen Stangen, dann verbrannt und dann gebunden und zuletzt getaucht, geſchunden.“

Und Mozart — ſprang auf, ſtellte ſich Würſtlmayer mit vorgebogenem Leibe gegenüber, wie eine Hyäne, die auf ihre Beute ſchießen will, riß die Augen weit auf, wie ſein Gegenmann, bewegte die Augen, als ob er ihm in der vollſten Wuth den Hals zuſchnüren wollte und ſang mit wundervoller Wahrheit komiſchen Zornes:

„Erſt geköpft und dann gehangen, dann geſpießt auf heißen Stangen, dann verbrannt und dann gebunden, und zuletzt getaucht, geſchunden, geſchunden, geſchunden!“

Bretzner und Stephani jauchzten und riefen begeiſtert: „Bravo, Bravo!“

Traudel ſtand erſchrocken, denn ſie glaubte, Herr Mozart wolle jetzt auch Ernſt machen. Der Wirth aber, der, als Böhme ein großer Muſikfreund war und darum Mozart — trotz ſeiner Eiferſucht — doch im Ganzen gern hatte, auch durch Wolfgangs vortreffliche Nachahmung ſeiner Wuth, zu der Einſicht gekommen war, daß er ſich lächerlich mache — ergriff den klügſten Theil, ſchnitt eine fürchterliche Grimaſſe und lachte mit.

Das Auffliegen eines Champagnerpfropfens und vier volle, ſchäumende Gläſer beſiegelten den Frieden, den Würſtlmayer um ſo leichter mit Mozart ſchloß, als dieſer ihm jetzt erklärte, daß jener Kuß ja nur ein Scherz geweſen und er ſelbſt Bräutigam ſei. Würſtlmayer mußte mit frühſtücken, Traudel bedienen und ſo kam man bald in eine unübertreffliche Laune. Man ging dabei den Text durch, änderte hier, ſtrich da, und als die vierte Flaſche Champagner zur Neige ging, riß Mozart dem Freunde Stephani das Textbuch aus der Hand und rief:

„Donnerwetter, jetzt bin ich in der Laune, das Sauf-Duett zu componiren. Der ſauertöpfiche Osmin und der ſchlaue Pedrillo, jetzt Freunde, ſitzen nach türkiſcher Art am Boden. Sie ſchlürfen den Wohlgeruch des Göttertrankes — der Alte zögert, ob Allah es ſehen dürfe, — aber — jetzt ſtürzt er den Wein hinunter — holla, das ſchmeckt — noch eins — noch eins — und… und….

Und Mozart ſang, ſein Champagnerglas hoch ſchwingend:

„Vivat Bachus, Bachus lebe, Bachus war ein braver Mann!“

Aber freilich nur in ſeinen Ohren tönte dabei die Janitſcharen-Muſik ſo luſtig, hinreißend und betäubend, wie ſie dies Duett charakteriſirt.

Die Schlange.

Welche Zeit glücklichen Schaffens lag nun vor Mozart! Waren auch bei jenem heiteren Frühſtück in ſeinem genialen Kopfe einige köſtliche muſikaliſche Gedanken, wie die Perlen des dabei fließenden Champagners, aufgetaucht, die Hauptarbeit war für Mozart viel zu wichtig, als daß er ſie, wie ſpielend, in einem fortwährenden genialen Freudenrauſche hingeworfen hätte. Im Gegentheile, Mozart ging jetzt mit jenem heiligen Ernſte an die Arbeit, der der Aufgabe entſprach, einer nationalen Richtung in der Muſik Bahn zu brechen. Mozart ſchrieb für ſein liebes deutſches Vaterland, — und der Gedanke, Deutſchlands Ehre in muſikaliſcher Beziehung — Italien gegenüber — zu retten, begeiſterte ihn; aber indem er ſchrieb, und in Belmonte ſich und in Conſtanze ſeine Conſtanze ſah, führte die innigſte Liebe ſeine Feder, erfüllte die heißeſte Sehnſucht, durch dieſe Tonſchöpfung die Geliebte zu gewinnen, ſein Herz. Mußte da nicht etwas Herrliches zu Stande kommen? und ſtand nicht auf der tüchtigen Löſung der vorliegenden Aufgabe Alles? Auf der einen Seite die Gunſt Kaiſer Joſeph II. und durch dieſe hoffentlich eine, den Talenten des jungen Maeſtro's entſprechende, die Zukunft ſichernde Anſtellung? — auf der anderen Seite aber die Ueberwindung der Hinderniſſe, die ſein Vater und Conſtanzens Mutter ſeiner Liebe entgegenſetzten? Und ſo erfaßte Mozart die Sache denn mit der ganzen Energie, die ihm eigen war, wenn er etwas Großes ſchuf. Gerade jetzt ſahen ihn, außer Bretzner und Stephani, — die er bei der weiteren Bearbeitung des Buches prächtig zu leiten wußte, — die Freunde ſehr wenig. Faſt nur mit van Swieten, der Baroneſſe Waldſtetten und der Weber'ſchen Familie kam er noch zuſammen und wenn er Abends an Conſtanzens Seite der reinſten Liebe heilige Gluth genährt, brachte er die Nächte in glücklichem Schaffen zu.

Sagen uns dies nicht noch heute die Schöpfungen jener ſtillen nächtlichen Stunden?

„Conſtanze, dich wieder zu ſehen!" wie hätte Mozart dieſer Arie Belmontes einen ſolchen Zauber einhauchen können, wenn dies: „Conſtanze, dich wieder zu ſehen!" nicht ſeine ganze Seele in Wahrheit erfüllt hätte. Drückt hier nicht der, durch kurze Einſchiebeſätze unterbrochene Vocalgeſang das Schlagen eines Herzens aus, das, von Hoffnung und Zweifel bewegt, ausruft: „O wie ängſtlich, o wie feurig ſchlägt mein liebevolles Herz!“ Und wie wundervoll wählte der große Meiſter für die Hoffnung das Majore, und das Minore für das Bangen. Belmonte fühlt ſich gedrückt, eine ſchwere Diſſonanz und ängſtliche Figuren in Zweiunddreißigſtel verrathen, wie beklemmt er iſt.

Wenn er glaubt, einen Seufzer oder ein leichtes Geräuſch zu hören, das er für die Schritte ſeiner Geliebten hält, ſo täuſcht ihn die Inſtrumentalmuſik durch betrügeriſches Geflüſter und murmelt gleich dem Espenlaube. Mozart läßt uns in dieſer göttlichen Arie Tropfen für Tropfen das Entzücken empfinden, welches ſein Herz am Vorabende ſeines Glückes erfüllte. Er erwartete; liegt darin nicht die ganze Leidenſchaft der Liebe? Er verlangt Conſtanze von der ganzen Natur; und die Natur, die den Liebenden nur immer ein Bild zurückwirft und ihnen nur einen Namen zuliſpelt, antwortete ihm, wie die Oboe dem Rufe Belmontes, mit: Conſtanze! Conſtanze!

Wie innig mußte der Mann lieben, der dieſe beiden Sätze des Recitativ ſchreiben konnte!*)

Ach wenn nur nicht immer in dieſer armen Welt der Liebe der Haß, dem Verdienſte der Neid, der Freude das Unglück an der Seite ſtünde. Was Conſtanze, von Duſchek aufmerkſam gemacht, dem Geliebten über ſeine Feinde geſagt, war nur allzuwahr. Sie konnten dem „Künſtler“ und „Componiſten“ Mozart nicht beikommen, ſie ſuchten alſo dem „Menſchen“ Mozart wie und wo ſie es vermochten den Boden unter den Füßen hinwegzuziehen. Die Schlange der Verläumdung kroch leiſe und vorſichtig im Staube; aber ſie fand ihren Weg zu den Ohren des Volkes, zu dem Herzen der Mutter Conſtanzens, ſogar nach Salzburg, in die beſcheidene Wohnung des alten Vaters, ja ſelbſt bis zu den Stufen des Thrones. — —

---

*) Oulibicheff. „Die Entführung aus dem Serail.“ II. Thl. Seite 443.

„Ich kann es nicht glauben!“ — ſagte Kaiſer Joſeph jetzt, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt mit großen Schritten in ſeinem Arbeitszimmer auf und abging, und nur von Zeit zu Zeit vor einem ſehr ſein und ſorgfältig gekleideten Manne ſtehen blieb, der in höchſt devoter Stellung eine Ecke des Zimmers einnahm. — „Ich kann es nicht glauben, Salieri!“

„Nun, Majeſtät,“ — entgegnete der erſte Capellmeiſter des kaiſerlichen Hofes — „das freut mich unendlich; denn Mozart iſt mein Freund, — ich bewundere ihn aufrichtig und nichts könnte mich mehr ſchmerzen, als wenn er ſich ſelbſt durch ſein Leben in den Augen eurer Majeſtät herabſetzte.“

„Und er ſoll beſtändig in den Wirthshäuſern herumfahren?“ — frug der Kaiſer weiter.

Salieri ſchob, wie bedauernd, den Kopf zwiſchen die Achſeln, und verſetzte faſt liſpelnd — : „So ſagt man wenigſtens allgemein!“

„Und die Nächte?" — fuhr der Kaiſer gereizt fort. Salieri machte abermals eine verlegene Miene.

„Ich will Antwort haben!" — rief Joſeph. Aber der Hofcapellmeiſter ſchien noch immer mit der Sprache nicht herausrücken zu wollen. — „Nun?" — wiederholte Joſeph mit einem durchdringenden und gebieteriſchen Blicke.

„Majeſtät!" — ſagte Salieri — „es giebt für einen Ehrenmann nichts peinlicheres, als gegen einen Collegen ſprechen zu müſſen. Jede ungünſtige Aeußerung trägt dann den Schein des Neides und iſt entwürdigend für den Ankläger. Daß ich hier kein Ankläger bin, wiſſen Majeſtät."

„Freilich! ich ſelbſt habe Sie rufen laſſen, um aus Ihrem Munde zu erfahren, was an den ungünſtigen Gerüchten iſt, die über Mozart circuliren. Sie ſind, wie ich weiß, ſein aufrichtiger Freund; ich darf alſo auch von Ihnen Wahrheit, ja Schonung erwarten; und die möchte ich, ſo weit es möglich iſt. Außerdem ſtehen Sie, als Glucks erſter Schüler, als ausgezeichneter und allgemein anerkannter Muſiker und Componiſt, ſo wie als kaiſerlicher Hof-Capellmeiſter ſo ehrenhaft und feſt in der Welt, daß kleinlicher Neid einen Salieri nicht leiten kann. Habe ich auch Mozart, — deſſen herrliches Talent ich wirklich ſchätze — beauftragt, eine neue Oper für das zu errichtende deutſche Theater zu ſchreiben, ſo hat dies nicht den mindeſten Einfluß auf Sie. Sie bleiben, was Sie ſind, und in dem großen Wien kann ganz gut neben der italieniſchen auch eine deutſche Oper beſtehen. Sie ſehen alſo, ich bin weit davon entfernt, eine nachtheilige Aeußerung über Ihren Collegen bei Ihnen falſch zu beurtheilen, nur Wahrheit will ich, da ich mich für den jungen Mozart intereſſire. Sagen Sie mir alſo; iſt er wirklich ein Verſchwender?“

„Majeſtät befehlen,“ — ſeufzte Salieri — „ſo muß ich wohl gehorchen, ſo ſchwer es mir fällt.“

„Nun?“

„Ja, er ſoll in der That ein Verſchwender ſein und bis über den Kopf in Schulden ſtecken.“

Der Kaiſer blieb ſtehen und obgleich der Hof-Capellmeiſter den Kopf geſenkt hatte, als ob ihn dies Bekenntniß ſchmerze und niederdrücke, gewahrte er doch vermöge eines von unten aufſchielenden Blickes, daß, namentlich die letzte Bemerkung auf den ſehr ordnungsliebenden und ſparſamen Herrſcher den erwarteten Eindruck gemacht hatte. Eine dunkle Wolke lagerte auf ſeiner Stirne.

„Verſchwendung“ — ſagte er dann, und die Falten auf ſeiner Stirne wurden immer finſterer, — „es iſt ein böſes Laſter. Sie entſpringt aus einer ſinnlichen Beſchränktheit auf die Gegenwart, gegen welche die noch in bloßen Gedanken beſtehende Zukunft keine Macht erlangen kann, und beruht auf dem Wahne einer ungebildeten und übertriebenen Schätzung ſinnlicher Genüſſe. Daher ſind künftiger Mangel und Elend der Preis, um welche der Verſchwender dieſe leeren flüchtigen und imaginären Genüſſe erkauft. Aber deßhalb muß man ihn auch fliehen, wie einen Verpeſteten, und, nachdem man ſein Laſter entdeckt hat, bei Zeiten mit ihm brechen: damit man nicht, wenn ſpäterhin die Folgen eintreten, ſie mit zu tragen hat.“

Joſeph II. war bei dieſen ſehr determinirt ausgeſprochenen Worten wieder in großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen. Als er jetzt ſchwieg, hub Salieri faſt bittend an:

„Darf ich Majeſtät um eine Gnade erſuchen?“

„Und die beſtünde?“

„In einiger Nachſicht mit meinem Freunde. Er iſt ein junger Mann, — genial, wie man zu ſagen pflegt ....“

„St! Salieri!“ — fiel hier Joſeph ein — „die alte Entſchuldigung oder vielmehr Verwechſelung. Man kann genial ſein, und doch kein Verſchwender!“

„Aber Jugend, hat keine Tugend.“

„Mozart iſt nicht mehr ſo jung, um nicht verſtändig ſein zu können!“ — fuhr der Kaiſer fort. — „Er kann wiſſen, daß Sparſamkeit den Ueberfluß in ihrem Gefolge hat. Geht ſie doch von dem richtigen Grundſatze aus, daß alle ſinnlichen Genüſſe blos negativ wirken und daher eine aus ihnen zuſammengeſetzte Glückſeligkeit eine Chimäre iſt; daß hingegen Unglück, Sorgen und Schmerzen poſitiv und ſehr real ſind. Daher verſagt ſich der Vernünftige jene, um ſich vor dieſen deſto beſſer zu ſichern.“

„Freilich“ — verſetzte Salieri mit bedenklicher Miene — „wer kann denn ſagen, was einem begegnet, und hat man dann keine Vorſorge getroffen, fällt man dem Staate zur Laſt.“

„Und der hat der Verſchwender und Taugenichtſe nur zu viele zu füttern!“ — ſagte bitter der Kaiſer.

Ein feines triumphirendes Lächeln ſpielte bei dieſen Worten um Salieris Mund. Der Kaiſer bemerkte es nicht, da er in ſeinem Gange dem Capellmeiſter gerade den Rücken zukehrte; aber es wich in demſelben Augenblicke wieder einer beſorglichen Miene, in dem Joſeph ſich umdrehte.

„Ja!“ — wiederholte der Herrſcher — „wer kann ſagen, wo die Vorſorge gegen Unfälle anfängt übertrieben zu werden?“

„Nur der“ — entgegnete Salieri — „welcher wüßte, wo die Tücke des Schickſals ihr Ende erreicht.“

„Und ſogar“ — fuhr der Kaiſer fort — „wenn die finanzielle Vorſorge übertrieben wäre, würde dies nur nützen. Wird der Sparſame die Schätze, die er aufhäuft, nicht nöthig haben, nun, ſo kommen ſie einſt Anderen zu Gute. Doch!“ — rief hier der Kaiſer aus, indem er plötzlich vor Salieri ſtehen blieb, — „verſtehen Sie mich nicht falſch. Ich will damit den Geiz nicht entſchuldigen. Er iſt ein ebenſo großes Laſter, wie die Verſchwendung. Wenn phyſiſche Genüſſe den Menſchen von der rechten Bahn ableiten, ſo trägt meiſtens ſeine ſinnliche Natur die Schuld. Er wird eben von ſeinen leicht erregbaren Nerven hingeriſſen, vom Eindruck der Gegenwart überwältigt, wie dies wohl auch bei Mozart der Fall iſt. Hingegen wenn der Menſch durch Körperſchwäche oder Alter dahin gekommen iſt, daß die Laſter, die er nie verlaſſen konnte, endlich ihn verlaſſen, indem ſeine Fähigkeit zu ſinnlichen Genüſſen erſtorben iſt; da überlebt die geiſtige Gier oft die fleiſchliche. Dann wird das Geld der dürre Stamm, an welchen er ſich klammert, Alle ſeine Leidenſchaften concentriren ſich in der Liebe zum Mammon. Aus der flüchtigen, ſinnlichen Begierde iſt überlegte und berechnende Gier nach Geld geworden. Es iſt die hartnäckige gleichſam ſich ſelbſt überlebende Liebe zu den Genüſſen der Welt, die ſublimirte und vergeiſtigte Fleiſchesluſt, der abſtrakte Brennpunkt, in den alle Genüſſe zuſammen gefloſſen ſind. Nein, nein! ich mag nicht die Verſchwendung, aber ebenſo wenig den Geiz. Der rechte Weg liegt in der Mitte, und nur Derjenige, der dieſen feſthält, kann mir und dem Staate dienen!“

Eine Pauſe trat ein, in welcher Joſeph II. abermals auf und abging. Salieri berührten nur die letzten Worte; ſie waren ihm genug, ſeine Maßregeln darnach zu nehmen. Er war daher auch froh, als der Kaiſer ihn jetzt entließ.

„Ich danke Ihnen“ — ſagte dieſer dabei dem Hof-Capellmeiſter — „für Ihre Aufrichtigkeit. Was wir geſprochen, bleibt unter uns. Uebrigens will ich denn doch noch immer das Beſte von Mozart denken. Die Welt übertreibt und die Jugend iſt unbedacht. Können Sie aber, als Freund, auf ihn günſtig einwirken, ſo thun Sie es. Weiß Gott! ich würde dieſem hervorleuchtenden Talente und wirklich liebenswürdigen Menſchen mein Wohlwollen ſehr ungern entziehen, und doch müßte und würde dies geſchehen, wenn ich nicht bald Beſſeres von ihm hören ſollte. Sagen Sie ihm das und leben Sie wohl!“

Und mit dieſen Worten neigte der Kaiſer leiſe das Haupt und Salieri zog ſich zurück.

Geſchmeidig wie ein Aal, mit dem verbindlichen Lächeln eines Hofmannes um die Lippen, und nach allen Seiten devot grüßend, ſchlüpfte der Hof-Capellmeiſter nun durch die Vorzimmer, an den Miniſtern, Hofräthen und beſternten Herrn vorüber, die hier der Stunde eines Conſeil harrten. Sobald er aber dieſe höchſte Sphäre hinter ſich hatte, veränderte ſich augenblicklich der ganze Mann. Der bis dahin geneigte Kopf erhob ſich jetzt kühn, die gebogene Figur richtete ſich hoch und ſtrack empor, das verbindliche Lächeln verwandelte ſich in einen ſtolzen Ernſt, und die ſchwarzen feurigen Augen des Italieners funkelten triumphirend, während ſich das Haupt nur hie und da herablaſſend ein wenig neigte, wenn ein Lakai, ein Beamter oder ſonſt ein gewöhnlicher Menſch ehrfurchtsvoll grüßend an ihm vorbeiging. Als Salieri aber die Straße erreicht, rieb er ſich vergnügt die Hände und rief:

„Victoria! die Sache geht prächtig! Des Kaiſers Vertrauen wankt; er, der nichts mehr haßt als Verſchwendung, iſt durch meine klugen Vorkehrungen von der leichtfertigen Lebensweiſe des verhaßten Todfeindes durch Andere unterrichtet; — ich, von ihm zu Rathe gezogen, habe ganz fein und diplomatiſch, unter dem Scheine freundſchaftlicher Beſorgniß, die Ausſagen zu entkräften geſucht, indem ich ſie gerade beſtätigte, und bin gut dafür, daß der, aller Klugheit fremde Thor in ſeiner genialen Unſchuld und ſeinem ächt deutſchen geraden Weſen, dafür ſorgt, daß ſeine Majeſtät auf keinen anderen Gedanken kommt. Was aber das Schönſte iſt“ — fuhr Salieri vergnügt fort — „der Kaiſer zeichnet mir meine Rolle vor. Ich ſoll auf ihn einwirken! Nun ja, das erhält mir den Schein inniger Freundſchaft, und hält ihn doch nicht ab in ſein Verderben zu rennen, und verderben muß er, ſonſt ſind wir Italiener verloren und um die Herrſchaft gebracht!“

Und Salieri ſetzte — in tiefe Gedanken verloren — ſeinen Weg raſch fort. Wunderliche Gedanken gingen ihm im Kopfe herum. Sie mußten ernſt, ſehr ernſt ſein; denn oft zogen ſich ſeine Augenbrauen ſo finſter zuſammen, funkelten ſeine Augen in ſolch' unheimlichem Lichte, daß ein feiner Beobachter ſogleich erkannt hätte, daß der erbittertſte Haß unter dieſer Stirne arbeite.

Jetzt war das Haus erreicht, in dem Mozart wohnte. Der Capellmeiſter ſtieg die Treppen hinauf.... aber er blieb lauſchend vor der Zimmerthüre des jungen Künſtlers ſtehen. Mozart ſprach — — er ſprach mit ſich ſelbſt! — jetzt ſpielte und ſang er eine Melodie....

„Herrlich! herrlich!“ — flüſterte Salieri mit finſterer Stirne — „das muß gefallen — muß hinreißen .... und ..... uns verderben!“

Er lauſchte weiter: „A-dur!“ — ſagte er dann leiſe — „Andante $^6/_8$tel ..... prächtige Melodie!“

Die Muſik unterbrach ſich. Man hörte deutlich, wie Mozart einen Pack Noten neben hinwarf und einen anderen ſuchte. „So“ — ſagte jetzt die Stimme im Zimmer

— noch einmal Belmonte's Arie ..... ich denke ſie ſoll der im erſten Acte nicht nachſtehen. Und er ſpielte und ſang: „Ich baue ganz auf deine Stärke!“

Es war eine glänzende Muſik! — — Wie viel Leidenſchaft und Glück ſprachen ſich in dieſem Geſange aus, von dem alle Sätze zur Seele Salieri's drangen und deren verſchiedenartige gewaltige Eindrücke ſich gar wunderlich in den Zügen des Lauſchenden wiederſpiegelten. Jetzt ſtrahlte das Auge des Muſikers, in deſſen Ohr die zauberhafte Melodie einen unauslöſchlichen Eindruck machte, und der durch die ſiegende Allgewalt der Töne ſelbſt ſeinen tödtlichen Haß auf Augenblicke vergeſſen hatte, in Staunen und Entzücken. Aber wie ein Blitz zuckte dann der Haß wieder auf, die geballte Fauſt des Italieners machte eine wunderliche Bewegung, — faſt als ob ſie einen Dolch führe. Er ſchlug auf die Thürklinge und trat ein.

„Ha!“ — rief Mozart heiter und mit ſtrahlendem Auge — „Salieri! Das iſt ſchön, lieber Capellmeiſter, daß Sie kommen, und mich armen Gefangenen auch einmal beſuchen; denn Sie ſehen, die edle Muſika hat mir Hände und Füße gebunden!“

Und mit dieſen Worten war Mozart von ſeinem Inſtrumente aufgeſprungen und Salieri mit der aufrichtigſten Herzlichkeit entgegen geeilt.

Salieri aber blieb an vertraulicher Freundlichkeit nicht zurück. Er drückte die dargereichten Hände auf das Innigſte und ſagte:

„Mein Herz, lieber Mozart, hat mich zu Ihnen gezogen; ich hörte von ihrem angeſtrengten Arbeiten, und da ich, wie Sie wiſſen, den innigſten Antheil an Ihnen nehme, komme ich, Sie zu zanken und zu ſchelten.“

„Und warum?“ — frug jener heiter.

„Weil Sie wieder die Nächte durchſchreiben.“

„Wer kann dem Geiſte gebieten? Lieber, vortrefflicher Salieri, Sie, der Sie ſo groß als Muſiker daſtehen, haben Sie jemals, wenn die Begeiſterung Sie erfaßte, nach der Uhr geſehen?“

„Nein, gewiß nicht! Aber man muß doch ſeine Kräfte nicht überſchätzen.“

„Welche Kraft zum Schaffen der Menſch in ſich trägt, weiß er gar nicht, bis ein Anlaß ſie in Thätigkeit ſetzt. Es iſt wie bei dem Waſſer eines Teiches. Wer ſieht es der ſtillen Spiegelfläche an, mit welchem Toben und Brauſen ihre Waſſer über die Felſen des Gebirges ſprangen, oder wie hoch ſie ſich im glänzenden Strahle des Springbrunnen zu erheben fähig iſt?“

Salieri lächelte.

„Nun“ — rief Mozart — „warum lächeln Sie?“

„Weil Sie ſich mit der Spiegelfläche eines ruhigen See's vergleichen! Das Bild eines ſchäumend dahinbrauſenden Waldbaches wäre doch wohl treffender.“

„Nun ja,“ — meinte Mozart — „wie es eben kommt! Jetzt bin ich ſeit Wochen zu Hauſe und ſchaffe wie ein Rieſe. Die Oper iſt nahe vollendet.“

„Ich freue mich unausſprechlich darauf!“ — rief Salieri mit angenommener Begeiſterung — „ſie wird wundervoll!“

„Wie können Sie das wiſſen?“

„Haben Sie mir nicht daraus vorgeſpielt und vorgeſungen?“

„Ich? — wann?“

„Eben.“

„Ich verſtehe ſie nicht!“

„Nun denn,“ — verſetzte der Hof-Capellmeiſter lächelnd — „als ich eben kam, ſangen Sie eine entzückende Arie. Geſtehe ich es nur, ich war von ihrer Schönheit ſo hingeriſſen, daß ich.... ein wenig lauſchte.“

„Und ſie gefiel Ihnen?“

„Sie iſt ein Meiſterwerk!“

Mozart's Züge erſtrahlten in Freude:

„Ich danke Ihnen für dieſes Urtheil!“ — ſagte er dann zu Salieri, indem er ihm die Hand drückte. — „Sie ſind ein Mann, den ich ſchätze und liebe, und — ich ſage es Ihnen offen — einer der Wenigen, auf deren Urtheil ich etwas gebe.“

„Sie dürfen dies auch,“ — verſetzte dieſer — „da Sie recht gut wiſſen, daß Sie keinen wärmeren Freund und keinen aufrichtigeren Verehrer als mich haben. Wenn Sie aber, wie Sie eben ſagten, etwas auf mein Urtheil geben, ſo nehmen Sie gewiß auch meinen wohlgemeinten Rath freundlich auf.“

„Gewiß!“

„Nun .....“

„Was drückt Sie?"

„Es iſt eine difficile Sache."

„Nur heraus damit, lieber Salieri; ich liebe Offenheit und Geradheit."

„Nun denn" — ſagte der Hof-Capellmeiſter und warf Mozart einen faſt zärtlichen Blick zu. — „Ich komme vom Kaiſer."

„Ich ſehe es an dem Hofkleide; hat er Ihnen vielleicht einen Auftrag für mich gegeben?"

„Ja!"

„Ich bin ganz Ohr."

„Majeſtät befahl mir, Sie im tiefſten Vertrauen zu warnen."

„Vor was?"

„Vor den Verläumdungen Ihrer Feinde, die Sie der Majeſtät als einen leichtſinnigen Verſchwender dargeſtellt haben."

„Erbärmlich!" — rief Mozart und eine tiefe Indignation gab ſich in Ton und Mienen kund. — „So iſt es alſo doch wahr, was man mir ſchon von anderer Seite ſagte."

„Und was ſagte man?" — frug Salieri mit kaum verborgenem Schreck.

„Nun, daß meine Feinde, da ſie mir als Muſiker nicht beikommen können, ſo elend ſind, meinen guten Namen zu untergraben."

„Und kennen Sie dieſe erbärmlichen Seelen?"

„Wie ſollte ich ſie kennen? Wer ſich zu ſolchen Niederträchtigkeiten hergiebt, hüllt ſich in Nacht und Dunkel."

„So rechnen Sie auf mich!" — rief Salieri mit dem Ausdruck innigſter Theilnahme und reichte Mozart wie zum Pfande die Hand, die dieſer auch treuherzig nahm und drückte. — „Ich werde ſuchen, die Elenden aufzufinden und zu entſchleiern. Auch können Sie ſich darauf verlaſſen, daß ich überall für Sie — meinen lieben und hochgeſchätzten Freund — einſtehen und Sie vertheidigen werde, wie ich dies heute bei ſeiner Majeſtät that."

„Und glaubte der Kaiſer an die alberne Lüge?"

„Er war wenigſtens dazu angeregt. Da er nun wußte, wie Sie, der aufgehende Stern eines neuen Tages, mir an das Herz gewachſen ſind, ließ er mich kommen, um von mir zu erfahren, was an den Gerüchten Wahres ſei. Jetzt iſt er wieder verſöhnt und gab mir nur den Wink: Sie zur Vorſicht zu mahnen und vor Ihren Feinden zu warnen."

Mozart war wieder ruhig geworden.

„Sie ſind ein edler Menſch!" — ſagte er jetzt zu Salieri. — „Nehmen Sie meinen Dank für ſo viel Liebe. Um die elenden Verläumder aber kümmere ich mich den Teufel. Ich ſchaffe mit Freuden, ja mit Seligkeit, und — ohne zu prahlen, darf ich es ſagen — es wird etwas Schönes und Großes werden. Wenn ich dann aber mich unter Freunden erholen will, ſo ſoll mich ganz Wien daran nicht hindern."

„Und kann denn außerdem das Genie ſich in die Feſſeln der Alltäglichkeit zwängen?!" — rief Salieri, und es lag etwas wahrhaft ſataniſches in dem Blick ſeines dunkelen Auges.

„Ich wenigſtens werde es nicht!“ — rief Mozart. — „Ich kann es auch nicht, denn es iſt gegen meine Natur. Schaffen, wirken.... aber auch leben. Friſch und fröhlich muß der Becher des Lebens ſchäumen, damit auch der Geiſt friſch und thatkräftig bleibt. Das iſt aber dann noch lange nicht Verſchwendung und Leichtſinn, ſondern jener glückliche leichte Sinn, der den Genius mit roſigen Flügeln über die dumpfe Scholle erhebt.“

„So recht!“ — ſagte Salieri. — „So lieb' ich meinen Freund Mozart. Man muß ſich von Dummköpfen und Tröpfen nicht beirren laſſen. Nur etwas Vorſicht empfehle ich, ſie kann nie ſchaden. A propos! wie ſieht es mit dem „Würſtl“ aus, ich habe ſie lange nicht dort geſehen.“

„Ich wollte nicht gern von der Arbeit gehen.“

„Und die arme Traudel ſehnt ſich bald zu Tode!“

„Narrenspoſſen!“

„Und ſoll das Eulenleben und Nachtarbeiten noch weiter gehen?“

„Nun“ — rief Mozart lachend — „vielleicht komme ich heute Abend.“

„Ich halte Sie beim Wort!“ — entgegnete der Hof-Capellmeiſter — „aber nun muß ich gehen. Ich habe Probe.“

Und er drückte Mozart noch einmal die Hand und verabſchiedete ſich.

„Eine treue Seele!“ — ſagte Mozart. — „Zwar ein Italiener, aber eine gute Haut.“

Joſeph Haydn.

Als Salieri die Treppe hinunter war, hatte Mozart ſchon die unangenehme Nachricht vergeſſen, die jener gebracht. Ein neuer muſikaliſcher Gedanke ſchwebte vor ſeiner Seele, und ſo ſetzte er ſich ſofort wieder hin und ſchrieb und componirte auf's Neue. Eine Stunde nach der andern verging, er ſah nicht von der Arbeit auf, er wußte nichts mehr von Zeit und Raum. Es ſchlug zwölf Uhr ..... Mozart hörte es nicht, er — componirte! Es ſchlug ein Uhr, Mozart hatte keine Ahnung, daß es längſt Zeit zum Mittageſſen ſei, er — componirte. Endlich, als es auf vier Uhr ging, ward es ihm doch ſchwach. Er hielt erſtaunt inne, und jetzt erſt fühlte er, daß ihn ein gewaltiger Hunger quäle. Aber noch ein Schlußſatz war auszuführen, und ſo verging noch eine halbe Stunde, bis er die Feder niederlegte.

„So!“ — ſagte Amadeus dabei mit innerer Genugthuung und Zufriedenheit, indem er aufſtand und mit der Hand über die Stirne fuhr, die ihn von der Anſtrengung ſchmerzte, — „das wäre für heute genug. Ich war fleißig, und — wie ich denke — glücklich. Aber jetzt auch kein Gedanke mehr an die Arbeit — jetzt geſchehe dem Körper ſein Recht, ich habe einen ſo verzweifelten Hunger, daß es mir ganz ſchlecht iſt.“

Und er machte Anſtalt, ſich zum Ausgehen anzukleiden. Plötzlich indeſſen hielt er inne: die Thurmuhr ſchlug: er zählte: eins, zwei, drei, vier!

„Alle Wetter!“ — rief er dann — „iſt's möglich? Vier Uhr? Da iſt's freilich kein Wunder, wenn's mir im Magen knurrt. Aber wohin jetzt? In's „Würſtl“ iſt's noch zu früh, da kommen die Freunde den Abend erſt, und ſonſt? . . . .“

Mozart überlegte einen Augenblick, dann war ſein Entſchluß gefaßt. Er ging nach dem Wandſchrank, der ſeine Vorrathskammer verſtellte, und hielt Reviſion. Aber er mußte ſelbſt über ſeine Junggeſellenwirthſchaft lachen. Etwas Brod und eine halbe Wurſt bildeten den ganzen Inhalt des Schrankes; einige leere Flaſchen ausgenommen, die ihn aber ebenſo trübe anblickten, als er ſie.

„Schlimme Ausſichten!“ — ſagte er dann, das Wenige hervornehmend und auf den Tiſch ſtellend, auf dem vor lauter Notenblättern kein Plätzchen mehr frei war. — „Bei Gott! ich muß heirathen, ſonſt kommt nie Ordnung in mein Leben.“

Und mit dieſer Erneuerung ſeines Entſchluſſes ſich niederſetzend, fing er an, das Wenige, was er vorgefunden zu verzehren. Aber während des Eſſens fielen ſeine Blicke, wie ganz natürlich, auf die rings um ihn herumliegenden Noten. Kauend brummt er jetzt die angeſchaute Melodie. Dann hält er plötzlich inne: — die Augen blitzen — eine neue Melodie ſchwebt ihm vor, — ſinnend und Alles um ſich her vergeſſend legt er ſein Brod nieder und — — die Feder ergreifend — fängt das Schreiben von Neuem an.

Wie das geht! — wie die Noten auf das Papier regnen, — wie die Feder fliegt, — die Augen leuchten, die Winkel des Mundes zucken; — wie die Stirne, von Begeiſterung ſtrahlend, ſich bald in ernſte Falten legt, bald in freudiger Erregung ſich aufheitert. Da wirft er zum zweitenmale die Feder weg und ſpringt mit einem „Victoria!“ auf: Das himmliſche: „Mit dem Geliebten ſterben“ — liegt vollendet vor ihm.

Aber jetzt war Wolfgang auch ſo erſchöpft, daß er wirklich der Erholung bedurfte. Raſch — als fürchte er, der Componir-Dämen erfaſſe ihn noch einmal — ſchlüpfte er in ſeinen Rock, nahm den ziemlich abgetragenen Hut, der eben nicht von den beſten Finanzen Kunde gab und eilte von dannen. Wohin wußte er vor der Hand ſelbſt nicht, bis ihm zufällig einfiel, daß er Freund Haydn lange nicht geſehen. Dahin alſo richtete er jetzt ſeine Schritte. Ach! er wußte nicht, welche trübe Wolke eben wieder den Lebenshimmel dieſes vielgeprüften Mannes verdunkelte.

Joſeph Haydn, der fürſtlich eſterhazy'ſche Capellmeiſter, ſaß um jene Zeit in ſeinem höchſt einfachen und ſchlicht eingerichteten Zimmer in trüber Stimmung vor ſeinem Arbeitstiſche. Ein Schreiben des Fürſten, das ſoeben der von Erregung zitternden Hand entfallen war, lag eröffnet vor ihm.

Es mußte böſen Inhalts ſein, denn Thränen glänzten in des Mannes Augen, und während ſich über ſeine milden Züge ein tiefer Kummer gelagert, hatten ſich die Hände wie zum Gebete gefaltet.

Aber der Brief des Fürſten Eſterhazy kündete Joſeph Haydn auch einen ſchweren Schlag. Der Brief lautete:

Lieber Capellmeiſter!

Wenn es mir jemals ſchwer geworden iſt, die Feder zu ergreifen, um Jemanden etwas Unangenehmes mitzutheilen, ſo iſt dies heute und bei dieſen Zeilen der Fall.

Sie ſelbſt wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze, wie aufrichtig ich die großen Verdienſte anerkenne, die Sie ſich ſeit vielen Jahren in meinen Dienſten als Dirigent meiner Capelle erworben haben. Es iſt natürlich, daß Ihnen gerade dadurch dieſe Stelle doppelt lieb geworden iſt, und dennoch ſehe ich mich genöthigt, Ihnen dieſelbe zu rauben. Wichtige und in mein Familienleben tief eingreifende Verhältniſſe zwingen mich nämlich, meine ganze Capelle demnächſt zu entlaſſen. In vier Wochen haben wir das letzte große Concert in meinem Palais. Es verſteht ſich von ſelbſt, mein lieber Haydn, daß Sie Ihren Gehalt ungeſchmälert weiter beziehen, bis ſich für Sie eine andere paſſende Stellung gefunden hat, auch werde ich Sie ſtets als einen Freund des Hauſes mit Freuden in meinen Salons ſehen.

Rechnen Sie vorkommenden Falls auf die Verwendung meines Einfluſſes und bleibe ich Ihr

wohl affectionirter

Eſterhazy.

In ſo wohlwollenden Ausdrücken nun auch dies Schreiben abgefaßt war, ſo ſehr es mit wahrhaft fürſtlicher Munificence Haydns Exiſtenz ſicherte, — es mußte dieſen, der nun ſchon über zwanzig Jahre der fürſtlichen Capelle vorgeſtanden und ſie zu einer der erſten der Welt herausgebildet hatte, dennoch wie ein Dolchſtoß treffen. War er doch durch dieſe lange Thätigkeit mit ſeiner Stelle und ihren Functionen wie verwachſen. Für ſie hatte er ſo viel geſchrieben, durch ſie ſeine Compoſitionen ſo herrlich ausgeführt. Die Capelle, die er dirigirte, war bis dahin der Stolz des Fürſten, der Stolz Wiens, ſein Stolz geweſen. Er lebte und webte nur in ihr.... und nun ſollte dieſe Capelle ſich auflöſen.... dieſe ſchöne Wirkſamkeit ihr Ende finden!

Freilich kam dieſes Ereigniß nicht unerwartet. Die großen Koſten, die ſie verurſachte, hatten — bei dem allgemein ſeit Joſeph II. Regierungsantritt in Folge der Nacheiferung platzgreifenden Sparſyſteme — ſchon öfters den Fürſten mit Haydn von ihrer Auflöſung ſprechen laſſen, aber immer war es dann der Beredſamkeit des Capellmeiſters gelungen, den edeln und zu einer nobeln Freigebigkeit ſtets bereiten Fürſten wieder auf andere Gedanken zu bringen. Was Eſterhazy in ſeinem Briefe von „tief eingreifenden Familienverhältniſſen“ ſagte, war, wie Haydn recht gut wußte, nicht ſo wichtig. Denn hatten den Fürſten auch, durch ungeheure Verſchwendungen nächſter Familienglieder, enorme Verluſte getroffen, ſo war ſein Vermögen doch ſo koloſſal, daß dieſe Ausfälle leicht verſchmerzt werden konnten. Aber Kaiſer Joſeph ſchränkte ſeinen eigenen und den Staatshaushalt ſo bedeutend ein, und ſah ſo ſehr darauf, daß auch der hohe Adel dieſem Beiſpiel folge! — Was war da zu thun? — Fürſt Eſterhazy wollte ſeinem Herrn und Kaiſer keine Veranlaſſung zum Mißfallen geben, und ſo beſchloß er denn nach langen Kämpfen mit ſeinem Ehrgeize, aber auch mit ſeiner aufrichtigen Liebe und Verehrung für die Muſik, was wir bereits wiſſen.

Haydn war dadurch im Tiefſten erſchüttert; nicht als ob er für ſein ferneres Fortkommen auch nur eine Minute gebangt hätte; — dies war ja geſichert durch das Wohlwollen des Fürſten und noch weit mehr durch Haydn's großes Talent; .... aber es kam ihm, aus den ſchon oben angeführten Gründen, im Augenblicke vor, als ſei mit der Auflöſung ſeiner, ihm an's Herz gewachſenen Capelle, alles Lebensglück dahin.

Bald aber ward Haydn's gottergebenes Gemüth Herr der inneren Erregung. Hatte er ſich doch in ſeinem prüfungsreichen Leben gewöhnt, mit ſtiller Demuth die Fügungen des Himmels hinzunehmen, und gar viele dieſer

Prüfungen — dies erinnerte er ſich auch jetzt mit kindlichem Danke — waren ja zu ſeinem Glücke umgeſchlagen. Warum ſollte dies nicht auch in ſeiner gegenwärtigen Lage der Fall ſein können?

Und hatte er dieſer Denkungsweiſe nicht die ſtille Heiterkeit und Kindlichkeit des Gemüthes zu verdanken, die ihn beglückte, und — nebſt ſeinen Werken charakteriſirte?

„Der Ausdruck eines kindlichen heiteren Gemüthes“— ſagt Hoffmann in ſeinen köſtlichen Phantaſieſtücken — „herrſcht ja überall in Haydn's Compoſitionen. Seine Symphonien führen uns in unabſehbare grüne Haine, in ein unabſehbares Gewühl glücklicher Menſchen. Jünglinge und Mädchen ſchweben in Tänzen vorüber: lachende Kinder, hinter Roſenbüſchen lauſchend, werfen ſich neckend mit Blumen. Das iſt ein Leben voll Liebe, voll ſtiller Seligkeit, in ewiger Jugend. Kein ſchriller Ton eines herben Leidens, kein derber Schmerz, nur ein ſüßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Geſtalt, die in der Ferne im Glanze des Abendrothes daherſchwebt, nicht näher kommt, nicht verſchwindet! Und — ſo lange ſie da iſt, wird es nicht Nacht, denn ſie ſelbſt iſt das ewige Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen!“

So hatte Haydn ſich denn auch jetzt wiedergefunden. Der Schmerz brannte tief in ſeinem Herzen; aber mit den Worten: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gebenedeit! war er ruhig geworden und wollte eben mit ſtiller Reſignation den Brief ſeines fürſtlichen Herrn beantworten, als Mozart eintrat.

Der junge Mann erkannte bald, trotz der herzlichen und freundlichen Aufnahme von Seiten des ältern Freundes, daß dieſen etwas ſchmerzlich getroffen haben müſſe, und Haydn nahm keinen Anſtand ſeinem Lieblinge die Wahrheit zu ſagen.

Der Antheil Wolfgangs war, wie natürlich, ein inniger; man ſprach viel über den Gegenſtand, und Mozart hatte dabei mehr wie je Gelegenheit die kindliche Ergebenheit Haydn's in ſein Geſchick zu bewundern. Als er dies aber offen ausſprach, lächelte Haydn milde, indem er zugleich ſagte:

„Das, mein junger, feuriger Freund, — das lernt ſich von ſelbſt, wenn einem das Leben gezogen hat, wie mich.“

Da flammte ein alter Wunſch in Mozart auf:

„Ach!“ — rief er, und faßte Haydn's beide Hände — „lieber Herr Capellmeiſter, da kommen wir auf etwas, um das ich Sie gern ſchon lange gebeten hätte!“

„Und das wäre?“

„Theilen Sie mir, wenn es Ihnen nicht unangenehm iſt, die Geſchichte Ihres Lebens mit. Ich habe ſo manch' Wunderbares darüber gehört, — Ihre Größe als Muſiker, — Ihre unübertreffliche Güte als Menſch, — Ihre edle Ergebenheit als Chriſt, ſchon ſo oft bewundert, daß es mich doppelt intereſſirt, die Lebensſchule kennen zu lernen, die meinen würdigen, ſo hoch verehrten Freund gebildet hat.“

Haydn's Blicke ruhten bei dieſen Worten freundlich auf Mozart's offenen Zügen, die den unverkennbaren Stempel der Wahrheit und innigſten Theilnahme trugen.

„Ja!“ — ſagte er dann nach einer minutenlangen Pauſe — „eine Lebensſchule war mein Daſein bisher allerdings, und eine Schule der höheren geiſtigen und ſittlichen Ausbildung iſt wohl das Leben für Jeden. Es mag daher auch immer für Andere von Intereſſe ſein, zu hören, wie es uns gezogen hat, und ſo will ich Ihrem Wunſche gern entſprechen. Sie ſind ja Muſiker wie ich, und werden mich daher auch verſtehen, denn mein ganzes Leben iſt eigentlich Muſik, und oft glaubte ich ſchon manches in meinem Inneren geheimnißvoll Verſchloſſene, was keine Worte auszuſprechen vermochten, durch ſie zu verſtehen.“

„Und warum das nicht?“ — rief Mozart flammenden Auges. — „Ein Ton, — ein Accord iſt oft ein ſüßer, glühender Kuß himmliſcher Weſen, — eine Offenbarung der Geheimniſſe des innerſten Lebens, das uns, das die ganze Welt wunderbar durchſtrömt. Nur der Dichter verſteht wohl ſo recht eigentlich den Dichter, — nur der Muſiker den Muſiker, wie nur Derjenige die Sprache der Begeiſterung zu faſſen vermag, der ſelbſt im Heiligthume der Muſen die Weihe der Begeiſterung empfangen hat.“

„So iſt es!“ — rief Haydn ergriffen und ſeine Augen leuchteten in feuchtem Glanze. — „Sie verſtehen mich, hören Sie daher meine Geſchichte.“

Und Haydn lehnte ſich auf ſeinem Stuhle zurück, richtete die Blicke gedankenvoll in das Weite, als ſuche er dort die Bilder der fernen Heimath und begann:

„Auf der Gränze von Ungarn und Oeſterreich liegt ein Dörfchen mit Namen Rohrau. Dort bin ich — vor jetzt neunundvierzig Jahren — geboren worden, und zwar von recht armen aber ebenſo braven Eltern.

Mein Vater war ein Wagner; liebte dabei aber, wie alle Ungarn und Böhmen, die Muſik über Alles und ſpielte die Geige ganz annehmbar. Auch meine Mutter — Gott habe ſie ſelig — war muſikaliſch und, bei einer ſchönen Stimme, auf der Harfe gewandt. Ihr kennt ja das Sprichwort unſeres Landes in Beziehung auf den muſikaliſchen Sinn ſeiner Einwohner?“

„O ja!“ — ſagte Mozart — „wer ſollte das nicht: „In zwei Häuſern drei Geigen und ein Hackbrett.“

„Es iſt bezeichnend genug!“ — fuhr Haydn fort und ein unendlich mildes Lächeln ſpielte um die Winkel ſeines Mundes. — „Darum liebe ich aber auch die Ungarn und Böhmen ſo innig. Gott hat ſie gar ſehr durch dieſen Sinn für Muſik geſegnet. Wie glücklich iſt doch die Mehrzahl dieſes Volkes, trotz der großen Armuth! Und warum? weil die liebe, ſüße Muſik ihnen die Bürden des Lebens tragen hilft und jede freie Stunde durch einen einfachen erhebenden Genuß vergoldet! Ja, ja! ich laſſe mir's nicht nehmen, es geht nichts über Muſik! Sie beglückt ſchon den ärmſten, einfachſten Menſchen, während ſie dem Geweihten ſelbſt das ferne unbekannte Geiſterreich erſchließt, — jenes Zauberreich voller Herrlichkeiten, wo ein unausſprechlicher ſüßer Schmerz, wie die unſäglichſte Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt!“

Haydn ſchwieg einen Moment, dann fuhr er fort:

„Da es, trotz allem Fleiße, meinem guten Vater auf dem abgelegenen Dorfe oft an Arbeit und damit an dem Nöthigſten gebrach, entſchloß er ſich, es wie gar manch' Anderer zu machen, und an Sonn- und Feiertagen auszuziehen, um am Wege oder vor dem Wirthshauſe mit der Mutter zu muſiciren. Der Vater ſpielte dann die Geige, die Mutter aber ſang gar lieblich zur Harfe. Ich weiß freilich nur noch wenig davon, obgleich ſie mich ſchon als zwei- und dreijähriges Kind mitnahmen. Zu Hauſe konnten ſie ja den armen Wurm nicht laſſen. Aber Gottes Wege ſind wunderbar. So ſoll ich denn einmal an einem ſchönen Sonntage auch zu den Füßen meiner Eltern geſeſſen haben, als der Schulmeiſter aus dem nahen Städtchen Haimburg vorbeiging. Das Lied der Mutter, das Spiel des Vaters gefiel ihm gar ſehr; aber noch mehr ſoll ich ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben, da ich, ein dreijähriger bausbäckiger Junge, ein Brettchen an den Hals geſtemmt hatte — juſt wie eine Geige — und mit einer Weidenruthe luſtig darauf herumfidelte. Das Drolligſte aber war — der alte ehrliche Schulmeiſter hat es mir ſpäter gar oft erzählt — daß ich kleiner Kerl ſchon damals genau Tact hielt, pauſirte, wenn der Vater pauſirte und Mutter Solo ſang, und dann mit dem Vater wieder auf ein Sechszehntel einfiel. Das aber merkte ſich der gute Schulmeiſter, und als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, nahm er mich auf in Haus und Schule und hielt mich wie ſeinen Sohn. Auch im Geſang, auf der Geige und den Pauken erhielt ich Unterricht."

„Alter, ehrlicher Freund!“ — rief hier Haydn mit ſichtlicher Rührung — „du biſt längſt todt und zu Aſche verfallen, aber in meinem dankbaren Herzen lebſt du fort und fort, bis es zu ſchlagen aufhört!“

Er ſchwieg abermals eine kleine Zeit, bis Mozart ihn mit den Worten:

„Und wie ging es Ihnen nun weiter?“ — aus ſeinen Erinnerungen aufſchreckte und in die Gegenwart zurückführte.

„Weiter?“ — wiederholte Haydn. — „Ja ſo! — — Nun, es waren gerade zwei Jahre, ſeit ich in Haimburg war, als der kaiſerliche Capellmeiſter von Reuter, der zugleich der Muſik in der St. Stephanskirche in Wien vorſtand, den Dechanten in Haimburg beſuchte. Der Dechant mochte mich leiden, und da ich eine gute Kinderſtimme hatte, auch die Noten ſicher traf, empfahl er mich Herrn von Reuter. Ich wurde geprüft und — nach Rückſprache mit meinen Eltern — mit nach Wien genommen, um, ſieben Jahre alt, als Chorknabe in der St. Stephanskirche zu ſingen.“

„Das wird ein ſchmerzlicher Abſchied von den Eltern und dem guten Schulmeiſter geweſen ſein!“ — meinte hier Mozart.

„Das können Sie ſich denken, mein Lieber,“ — entgegnete Haydn — „aber es war ein „Muß“ und doch auch ein Glück für die Eltern, welchen indeſſen der liebe Gott ein zweites Kind, meinen Bruder Michael, geſchenkt hatte. Mir that freilich der Abſchied auch wehe; aber lag dafür nicht die prächtige Kaiſerſtadt vor mir? und ſollte ich dort nicht im großen, großen Stephansdome ſingen, und noch viele Inſtrumente lernen? — — Und das geſchah denn auch; ich blieb hier, bis in mein 16. Jahr Chorſänger, lernte und ſtudirte aber dabei fleißig die Theorie der Muſik und erwarb mir die nöthigen Kenntniſſe auf weiteren Inſtrumenten.“

„Auch verſuchte ich mich — zehn Jahre alt — in ſechszehnſtimmigen Compoſitionen. Wiſſen Sie aber was ich damals von meinen Compoſitionen dachte?“

„Nun?“ — frug Mozart.

„Ich glaubte damals“ — ſagte Haydn lächelnd — „je ſchwärzer das Papier, deſto ſchöner die Muſik.“ *)

„Und ging mir es anders?“ — rief Wolfgang heiter und erzählte mit wenigen Worten von ſeinem eigenen erſten Compoſitionsverſuche und den Tintenkleckſen, die ihn ſchmückten. „Aber ich habe Sie unterbrochen!“ — ſchloß er dann, und Jener fuhr fort:

„Das war nun alles gut, bis ich im ſechszehnten Jahre mit meinem Sopran auch die Stelle als Chorſänger verlor. Mit dieſer Stelle waren aber auch die glücklichen Tage der Sorgloſigkeit dahin, die Prüfungen des Lebens ſollten beginnen. Meine Lage war äußerſt drückend. Von Niemand gekannt, ohne alle und jede Mittel, allein daſtehend in dem großen Wien, ohne irgend einen Beſchützer, blieb mir nichts übrig als ein elendes Dachſtübchen zu miethen und durch Unterricht mein Leben kümmerlich zu friſten.

---

*) Haydn's eigener Ausſpruch.

Und doch, mein lieber Mozart gab es Stunden, in welchen ich glücklich, recht glücklich war. An meinem von Würmern zernagten Claviere, beneidete ich nicht das Schickſal der Könige![*] Seht" — fuhr hier der große Meiſter der Töne fort — „ſo iſt, was Ihr ſelbſt vorhin ſagtet, das Leben eine Hoheſchule für uns; und wißt Ihr, was es mich in jener Zeit lehrte?"

„O ja!" — rief mit hoher Verehrung Mozart — „zwei Tugenden, die Sie vor Allem ſchmücken: Zufriedenheit und jene wunderbare Beſcheidenheit, die Ihren Charakter ſo liebenswürdig macht!"

„Ja!" — ſagte Haydn und nickte beſtätigend mit dem Haupte: — „**Zufriedenheit, Beſcheidenheit und Gottvertrauen** hat mich jene Zeit gelehrt, und ich danke daher noch heute meinem Schöpfer für die mir damals auferlegten Prüfungen; denn durch jene drei Himmelsſchweſtern ward mir **Frieden und Heiterkeit der Seele.** Aber Gott gab mir auch in all' meiner damaligen Bedrängniß Freude! So fielen mir um jene Zeit unter Anderem die ſechs erſten Sonaten von unſerem herrlichen **Emanuel Bach** in die Hände. Welch' ein Schatz für mich! Ich ſtand nicht eher vom Claviere auf, bis ſie von vorn bis hinten durchgeſpielt waren, und wer mich kennt, wird gefunden haben, daß ich **Emanuel Bach** viel verdanke, daß ich ſeinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt ſtudirt habe; er ſelbſt machte mir einſt ein Compliment darüber!“ *)

---

[*] Haydn's eigene Worte.

„Da ſprach Bach die Wahrheit!“ — ſagte Mozart — „dies beweiſen ja Ihre wunderbar-ſchönen Streichquartette und vor allen Dingen Ihre Symphonien!“

„Laſſen wir das!“ — verſetzte Haydn freundlich abwehrend. – „Sunt mala mixta bonis; wohl und übel gerathene Kinder! **) Kommen wir lieber zu meiner Erzählung zurück.“

„Und wie kamen Sie nun zu Eſterhazy?“

„Auf Wegen, die mir jetzt wie ein Fingerzeig Gottes, wie die Führung eines liebenden Vaters erſcheinen, wenn es mir auch in jenen Tagen nicht immer ſo bedünken wollte.“

„Nun?“

„Dem armen, verlaſſenen und alleinſtehenden Jüngling ward endlich das Glück in einer ſeiner Schülerinnen, dem Fräulein von Martinez, eine Beſchützerin zu finden. Sie war eine Freundin Metaſtaſio's und lebte bei ihm. Ich unterrichtete ſie in Geſang und Clavier, und erhielt dafür bei Metaſtaſio Wohnung und freien Tiſch.“

„Nun!“ — rief Mozart freudig — „da waren ſie ja geborgen. Metaſtaſio iſt reich, der Poeta Cesareo, mit der Gunſt des Hofes beehrt, prachtvoll wohnend......“

„Das“ — verſetzte Haydn, milde lächelnd — „be-

---

*) Haydn's eigene Worte.
**) Haydn's eigener Ausſpruch.

durfte ich nicht. Ich danke es aber dem alten Herrn noch heute, daß er mir ein Stübchen im fünften Stocke einräumen ließ und ein warmes Bett gab; denn da ich für mein Orgelſpiel bei den barmherzigen Brüdern nur ſechzig Gulden jährlich und für meinen Unterricht bei meiſt unbemittelten Leuten, ſo wie für mein Mitſpielen in verſchiedenen Orcheſtern gar wenig bekam, ſo mußte ich die Wintertage, aus Mangel an Holz, im Bette zubringen, in welchem ich freilich fleißig componirte.“ *)

„Aber dieſe Compoſitionen“ — rief Mozart bewegt — „die brachten Ihnen gewiß doch Geld ein?“

„O ja!“ — ſagte Haydn lächelnd — „ich erhielt für jede vollſtimmige Menuett von den Tanzwirthen der Leopoldſtadt zwei Gulden Conv. Münze, für einen Ländler anderthalb Gulden....“

„Aber, mein Gott!“ — rief Mozart in immer größerem Staunen — „warum ließen Sie denn dieſe wunderſchönen Tänze, die jetzt in den Sälen der Fürſten und Könige, wegen ihrer Leichtigkeit, ihrer Anmuth und Jugendfriſche Alles bezaubern, nicht ſtechen?“

„Weil ich keinen Verleger fand!“ — entgegnete Haydn ruhig. — „Ich hatte ja damals noch keinen Namen, — kannte Niemanden, dem ich meine Compoſitionen widmen konnte. Man lachte mich, den damals noch ganz unbekannten, armen Muſikanten daher auch aus, als ich von Verlegen ſprach.“

---

*) Hiſtoriſch.

Mozart ſeufzte tief auf, Haydn aber fuhr ruhig fort: „Jedenfalls hatte ich durch Metaſtaſio's Umgang den großen Vortheil, Italieniſch auf leichte Weiſe lernen zu können und ſo manches von der Aeſthetik der Muſik zu hören, was mir ſpäter ſehr nützlich war. Auch lernte ich dort meinen unvergeßlichen alten Porpora kennen. Indeß.... Fräulein von Martinez verließ Wien. Ich verlor abermals Tiſch und Wohnung — und.... — wäre dem alten Elend verfallen geweſen, wenn mir nicht der Himmel — wie durch ein Wunder — in der Leopoldſtadt, wohin ich mich zurückgezogen, auf's Neue einen edlen Mann entgegengeführt hätte. Sie kennen ihn und haben unſtreitig ſchon von ihm, als meinem Schwiegervater, gehört. Zwar war es nur ein Friſeur, aber unter ſeinem einfachen Kleide ſchlug ein menſchenfreundliches Herz. Er nahm mich auf, wie ſeinen Sohn, gab mir Koſt und Wohnung und beſorgte ſelbſt, da er weit praktiſcher war, als ich, den Verkauf meiner Compoſitionen. So war ich 18 Jahre alt, als ich mein erſtes Quartett componirte, das, ich darf es wohl ohne Eitelkeit ſagen, reichen Beifall erntete."

„Und ihn verdiente!" — fügte Mozart mit dem Ausdruck warmer Verehrung bei.

„Dieſer Beifall aber feuerte meinen Eifer zu ähnlichen Arbeiten an. Zwar fielen ſogleich die Kritiker und die Pedanten über meinen armen Namen her; aber ich kümmerte mich nicht viel darum; meine innerſte Ueberzeugung ſagte mir: daß ein Werk durch zu ſtrenge und zu eigenſinnige Befolgung der Kunſtregeln an Geſchmack und Ausdruck verliere. Ich ging daher meinen eigenen Weg, folgte der inneren Stimme und dem Drang der Seele,.... und..... that gut daran. Jetzt war ich froh und glücklich. Ich lebte und webte in der Muſik, und wenn ich auch gar oft hungrig zu Bette ging, da mir ſelbſt manchmal das liebe Brod fehlte — ich hatte ja von meinem kleinen Einkommen auch meine guten Eltern zu unterſtützen — ſo dankte ich doch dem lieben Gott mit frohem Herzen für die ſchönen Gaben, die er mir hinſichtlich der Muſik verliehen, und die mein Leben doch immer in einen roſigen Schimmer hüllten. Ich gab Unterricht, ſchrieb Tänze, ſpielte nach wie vor die Orgel und Abends durchzog ich mit einigen Freunden und Kunſtgenoſſen die Straßen, um meine Compoſitionen aufzuführen. Eines Abends nun ſangen wir eine Serenade zu Ehren der Gattin des damals ſo allgemein beliebten komiſchen Schauſpielers Kurz, bekannt unter dem Namen Bernarden. Sie gefiel ſehr und Kurz hatte kaum erfahren, daß dieſelbe von mir ſei, als er zu mir kam und mich beſtürmte, ihm eine Oper in Muſik zu ſetzen. O je! wie ſträubte ich mich damals vor dieſer Aufgabe, nicht aus Mangel an Luſt und Kenntniſſen, wohl aber aus Furcht, in einem noch ſo unreifen Alter — ich war damals neunzehn Jahre alt — etwas Tüchtiges leiſten zu können. Aber Kurz und mein ſpäterer Schwiegervater ließen nicht nach, und ſo kam meine erſte Oper: „Der hinkende Teufel“ zur Welt.“

„Die auch Ihr Glück machte!“ — ſagte Mozart.

„Allerdings!“ — verſetzte Haydn. — „Zwar durfte ſie, ihrer ſatyriſchen Tendenz wegen, nur dreimal gegeben werden; aber.... ſie machte den edlen und wohlwollenden Fürſten Eſterhazy auf mich aufmerkſam, der mich denn auch bald an die Spitze ſeiner Capelle ſtellte.“

„Und für den Sie, in dieſer Stellung, die wunderſchönen, von aller Welt mit Begeiſterung aufgenommenen Symphonien, und die herrlichen Quartette ſchrieben, die ein Schatz der deutſchen Muſik ſind!“ — rief hier Mozart mit flammenden Blicken, — „während Sie zugleich, ſeit den mehr als zwanzig Jahren ihrer Anſtellung als Dirigent der fürſtlich eſterhazyſchen Capelle, dieſe zu einem europäiſchen Rufe erhoben.“

„Um....“ — fügte Haydn traurig hinzu — „jetzt von ihr ſcheiden zu müſſen.“

„Ich kann es nicht glauben!“ — ſagte Mozart tief bewegt. — „Fürſt Eſterhazy.....“

„Hier iſt ſein Brief!“ — fiel Haydn ein. — „Sein Entſchluß ſteht feſt; denn — wie ich ihn kenne — hätte er ſonſt dieſe Zeilen nicht geſchrieben. Aber warum ſoll ich auch murren? Hat der liebe Gott mich nicht immer in meinem Leben wunderbar-herrlich geführt? Auch dieſe Trennung von meiner jetzigen Stellung, die mir allerdings ſehr, ſehr ſchwer wird, hat er in ſeinem weiſen Rathe beſchloſſen; wer kann wiſſen, wohin er mich führen will? Ich füge mich willig und werde — mit dem innigſten Danke gegen ihn und den edlen Fürſten Eſtherhazy, dem ich unendlich viel Gutes verdanke — meine Stelle niederlegen.“

Haydn hatte dies ruhig und milde geſagt; aber ein leiſes Schwanken ſeiner Stimme verrieth den tiefen Schmerz ſeiner Seele. Und Mozart?... Er ehrte dieſen Schmerz zu ſehr, um ihn in irgend einer Weiſe durch künſtliche oder erzwungene Mittel heben zu wollen. Ein ſo tiefes und reiches Gemüth, wie das des edlen Joſeph Haydn, trug in ſich ſelbſt die beſte Kraft zu ſeiner Bewältigung. Wolfgang Amadeus ſchied daher bald.

Haydn aber ſaß noch lange ſtill und unbeweglich da, und ſchaute mit trüben Blicken vor ſich hin. Er ſah das ſchöne Werk zerfallen, das er mit ſo unendlich vieler Mühe geſtiftet, mit ſo großer Ausdauer ſo lange erhalten hatte. Jetzt ſollte es in Stücke gehen! In die Welt hinaus ſollten alle die vielen wackeren Künſtler ziehen, die ſeine Capelle gebildet, — Einer nach dem Anderen dahin, dorthin .....

Aber was iſt das? — Warum flammen plötzlich Haydn's Augen? — Warum iſt er aufgeſprungen und ſteht nun, wie verklärt, hoch aufgerichtet da? — Hat ſich dem Auge ſeines Geiſtes eine höhere Welt erſchloſſen? Rauſcht über ihm mit ausgebreiteten Adlerflügeln der Genius der Tonkunſt dahin? — Ja! ja!.... er iſt es, der ihn in dieſem Momente erfaßt hat und mit der Allgewalt des Göttlichen hoch über den Schmerz und die Sorgen des Lebens hebt. Er iſt es, der Genius der Tonkunſt, der ihm zuruft: Haydn, hier iſt zu große Nachgiebigkeit Schwäche. Erhebe Dich, Du, den ich meiner Liebe gewürdigt, trete mit der Tonkunſt für die Tonkunſt ein. Auf!

laſſe ſie noch einmal mit der vollen Kraft ihrer unwiderſtehlichen Beredſamkeit ſprechen, und — — Du wirſt ſiegen!“

Und Haydn rief: „Ja es ſei! — Einer nach dem Andern! — Eines nach dem Andern! — — Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe!“

Das letzte Licht

Vier Wochen waren ſeit jenem Tage verſtrichen. Heute ſollte das letzte Concert ſein, welches Fürſt Eſterhazy durch ſeine Capelle unter der Direction Joſeph Haydn's zu geben gedachte.

Der ganze hohe Adel Wien's war dazu eingeladen; denn wer nur je die Räume des Eſterhazyſchen Palais betreten, hatte mit Schmerz und Leidweſen den Entſchluß des Fürſten vernommen, dieſe unübertreffliche Capelle aufzulöſen, und wollte nun wenigſtens den letzten Genuß, den ſie bot, nicht verſäumen. Außer dem hohen Adel aber, waren nur noch wenige hervorragende Größen der Künſtlerwelt geladen, und unter dieſen befanden ſich Metaſtaſio, Ritter von Gluck und Mozart.

Der Abend kam, und je tiefer ſich Wien in das Dunkel der allmälich hereinbrechenden Nacht hüllte, deſto heller und ſtrahlender trat der Eſterhazyſche Palaſt hervor, bis er, aus allen ſeinen Fenſtern ein Meer von Licht ergießend, wie das Schloß einer Fee erglänzte. Prachtvoll namentlich geſtaltete ſich das Hauptportal, das, in einen Wald von Sträuchern, Bäumen und Blumen umgewandelt, gar Manchem von den vielen Hunderten, die ſich da draußen ſtaunend drängten, wie der Eingang zu einem Paradieſe erſchien.

Aber ſtrahlender noch wie nach Außen, war der Palaſt Eſterhazy heute nach Innen. Alle dieſe Säle, Empfangs-, Spiel- und Vorzimmer glänzten in fürſtlicher Pracht; und was noch mehr heißen will, die Pracht ging mit einem auserleſenen Geſchmack Hand in Hand.

Dennoch herrſchte ein gewiſſer Ernſt, man könnte faſt ſagen, eine Mißſtimmung unter den Anweſenden, da die beabſichtigte Auflöſung der Capelle — die gewiſſermaßen durch das heutige Concert ihren Abſchied erhielt — allgemeine Mißbilligung fand. Auch ſprach man überall in vereinzelten Gruppen von dieſem Verluſte; denn die überaus glänzende Geſellſchaft war bis jetzt noch nicht in den Concertſaal eingetreten, ſondern nahm, in die weiten Prachträume des Palais nach Luſt und Liebe vertheilt — die feinen und köſtlichen Erfriſchungen ein, die reichgallonirte Diener auf und in ſilbernen Gefäßen darboten. Daß der Name Haydn in dieſen Geſprächen vielfach genannt wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Namentlich geſchah dies eben jetzt zwiſchen zwei ſtattlichen Herren. Der eine von ihnen, mit Orden bedeckt, gehörte augenſcheinlich der hohen Ariſtokratie an. Aber wenn auch der andere — nur den päpſtlichen Orden des goldnen Sporn tragend — einer weniger excluſiven Stellung ſich erfreuen mochte, ſo verkündete doch der Ausdruck ſeines geiſtreichen Geſichtes, die ſtolze Haltung ſeines Hauptes, die feine Art und Weiſe, wie er ſich bewegte, daß er ſich in ſolchen Kreiſen zu Hauſe fand, und wohl einen Adel trug, der höher begründet war, als dies durch Brief und Siegel — und wären dieſe von Kaiſern und Königen — geſchehen könnte. Erſterer war Graf Zichy, letzterer Ritter von Gluck.

„Es iſt unrecht, — bei Gott, es iſt unrecht!“ — ſagte jetzt Graf Zichy. — „Wenn ich der Fürſt wäre, ich würde mich nicht von dieſer trefflichen Capelle, aber noch weit weniger von Haydn trennen. Er iſt einer unſerer größten Männer!“

„O das iſt gewiß,“ — entgegnete Gluck, mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung. — „Groß im Kleinen und noch größer im Großen — die Ehre unſeres Zeitalters.“

„Immer reich und unerſchöpflich!“ — fuhr Zichy fort. — „Und dabei neu und überraſchend!“

„Erhaben ſelbſt, wenn er zu lächeln ſcheint!“ — ſagte Gluck. — „Hat er doch unſeren Inſtrumentalſtücken, namentlich den Quadros und Symphonien eine Vollendung gegeben; die vor ihm Niemand ahnte.“

„Und ſpricht nicht Alles, wenn er ſein Orcheſter in Bewegung ſetzt?!“ — fiel Graf Zichy ein.

„So iſt's!“, — entgegnete Gluck. — „Jede, ſonſt unbedeutende Füllſtimme in den Werken anderer Componiſten wird oft bei ihm zur entſcheidenden Hauptparthie. Jede harmoniſche Künſtelei, ſei ſie ſelbſt aus dem Zeitalter der grauen Contrapunktiſten, ſteht ihm zu Gebote. Aber ſie nimmt ſtatt ihres ehemaligen ſteifen Weſens, eine gefällige Geſtalt an, ſo bald Haydn ſie für unſer Ohr benutzt.“

„Und doch glaubt man mit allen ſeinen Sachen ſchon vertraut zu ſein, auch wenn man ſie zum erſtenmale hört!“— meinte der Graf.

Gluck lächelte: — „Das iſt, weil er die große Kunſt beſitzt, in ſeinen Sätzen bekannt zu ſcheinen. Dadurch wird er, trotz aller contrapunktiſchen Bedeutſamkeit, dennoch populär und jedem Liebhaber angenehm, während er andererſeits immer Originalität behauptet.“

„Und ſeine Symphonien! — Wir werden heute zum Abſchiede eine neue hören?“

„Ich glaube!“

„Sie ſind herrlich.“

„Ja, kindlich heiter, geiſtvoll und ſehr fließend!“ — verſetzte Gluck. — „Eine nie erſchöpfte Gedankenquelle, gepaart mit Sicherheit und Gewandtheit, führen das Ohr unvermuthet in Wildniſſe und Tiefen, wohin es einer ſo graziöſen Leitung gerne folgt.“

„Und“ — rief Zichy — „immer reich belohnt wird.“

„Sie ſprechen von Haydn, Excellenz!“ — ſagte in dieſem Augenblicke die Baroneſſe Waldſtetten, indem ſie, leicht grüßend, hinzutrat.

„Zu dienen, meine Hochverehrte!“ — entgegnete Graf Zichy, indem er und Gluck die würdige Dame ehrfurchtsvoll begrüßten.

„Nun“ — fuhr dieſe fort — „ich habe die letzten Worte Ihres Geſpräches gehört. Darf ich Ihnen ſagen, wie mir Haydn vorkommt.?“

„Bitte, ja!“

„Haydn macht es wie ein ſchlauer Redner, der, wenn er uns zu etwas überreden will, von einem allgemein als wahr anerkannten Satze ausgeht, den Jeder einſieht, Jeder begreifen muß.“

„Vortrefflich!“ — rief Gluck.

„Seine Muſik“ — fuhr die Baroneſſe fort — „geht dadurch dem Gehör glatt ein, weil wir wähnen, etwas Leichtfaßliches, ſchon Vernommenes zu hören; allein bald finden wir, daß es nicht das wird, nicht das iſt, was wir glaubten, daß es ſei, — daß es werden ſollte. Wir hören etwas ganz Neues und ſtaunen über den Meiſter, der ſo ſchlau Unerhörtes uns unter dem Anſtrich des Allbekannten zu bieten wußte.“

„Ich bewundere Ew. Gnaden!“ — rief hier Gluck. — „Ein treffenderes Urtheil über Haydn habe ich noch nicht gehört.“

„Sie ſtimmen mir alſo bei?“

„Vollkommen! Und dieſe liebenswürdige Popularität gibt ſeinen Compoſitionen bei aller Fülle von Harmonieaufwand und Inſtrumentation eine ſo unendliche Klarheit und Verſtändlichkeit, daß ſie alle Welt mit Leichtigkeit faßt. Ich erwarte mir noch Großes, ſehr Großes von Haydn!“

In dieſem Augenblicke wurden die Flügelthüren des Concertſaales geöffnet, und die funkelnde blitzende, rauſchende Menge ſtrebte nach den Sitzen. Fürſt Eſterhazy führte die alte Fürſtin Colloredo; Mozart ſtand hinter dem Seſſel ſeiner Schülerin, der Gräfin Rombeck, die an der Seite der Baroneſſe Waldſtetten Platz genommen hatte. Auch der Baron van Swieten und Gluck fanden ſich hier ein.

Das Concert begann. Es war in ſeiner erſten Abtheilung ausgezeichnet, wie immer, bot aber nichts Auffallendes; nur war nicht zu verkennen, daß etwas Trübes und Gedrücktes im Orcheſter wie bei den Zuhörern vorherrſchte. Selbſt die Wahl der Stücke beförderte dieſe Stimmung, die anfing peinlich zu werden. Mozart hatte eine Thräne im Auge; Fürſt Eſterhazy aber biß ſich ſo ſtark auf die Lippen, daß ſie faſt bluteten. Niemand ahnte, was ihn der Entſchluß, ſeine geliebte Capelle zu entlaſſen, koſtete — zumal in dieſer Stunde.

Jetzt aber wuchs die Spannung allgemein. Man wußte, daß Joſeph Haydn für die zweite Abtheilung dieſes Abſchieds-Concertes eine neue Symphonie componirt hatte, und erwartete ſich daher Großes. Groß und imponirend mußte der große Mann doch ſcheiden.

Endlich gab der Fürſt ein Zeichen und Haydn, der ſich bis dahin mit Colloredo unterhalten hatte, trat zu ſeinem Pulte. Er war blaß, — bläſſer ſogar als gewöhnlich und der unſichere Schein des vor ihm brennenden, mit einem grünen Schirme bedeckten Lichtes, gab ihm faſt etwas Geiſterhaftes. Unverkennbar war dabei der Ernſt, welcher in ſeinen Zügen lag, und der doch jenen milden Ausdruck nicht verwiſchen konnte, der Haydn als Menſch und Muſiker charakteriſirte.

Jetzt fiel der Tactſtock des Capellmeiſters — die Symphonie begann — — alle Herzen ſchlugen höher!

Da fuhren Lichtſtrahlen durch die Nacht des Erdenlebens, und die Lichtſtrahlen waren Töne. Melodien rauſchten auf und nieder und auf dem tönenden Strome wiegten ſich Engel, ſpielend in ſtillem Entzücken. Wer aber den Meiſter näher kannte, der hörte, wie dieſe Töne ſagten: Wenn auch Alles wankt und uns verläßt, du, ewiger Genius der Muſik, du verläßt den nicht, der dich liebt, und ſich dir hingegeben hat. Der treueſte Freund, — die höchſte, heiligſte Geliebte iſt die Kunſt! Wo fänd' ich Troſt, wenn ich ſie nicht hätte? — Preis und Dank daher, dir, du ewiges Weſen, daß du ſie den Kindern der Erde, — daß du ſie auch mir zur Begleiterin durch's Leben gabſt!“

So fühlten zwar gerade nicht Viele der Anweſenden mit, aber Alle ergriff doch dieſe einfache, kindliche Muſik — die gleichſam ein Blick in das Paradies war — die die Herzen freudig erhob und doch mit tiefem Schmerz den Verluſt gerade jetzt doppelt fühlen ließ, der Allen bevorſtand, wenn ihr Meiſter ſchied und dieſe herrliche Capelle zu ſein aufhörte.

Auch Fürſt Eſterhazy bewegten ſolche Gedanken. Faſt kam etwas wie Reue über ihn. Schon ſein Stolz hatte durch den unſeligen Entſchluß viel gelitten, ſeine Eitelkeit nicht minder, und nun ſprach auch noch ſeine Liebe zur Kunſt gar beredt zu ihm, — oder vielmehr thaten dies in ihrem Namen die Töne, die der Meiſter und durch ihn das Orcheſter, wie feurige Pfeile nach ſeinem Herzen ſandten. Eſterhazy hatte die ganze Selbſtbeherrſchung eines Welt- und Staatsmannes nöthig, um nicht wankend in ſeinem Entſchluſſe zu werden und die Bewegung ſeines Inneren nicht zu verrathen.

Doch was iſt das? — Die Pauken ſchweigen. Der junge Mann, der ſie geſchlagen, packt leiſe ein, löſcht ſein Licht und — geht.

Unerhört! Das war in einer fürſtlichen Capelle noch nie vorgekommen.

Aber die Muſik tönt weiter; man achtet nicht auf den Gehenden.

Doch wie? Auch die Trompeten packen ſachte ein, löſchen ihre Lichter — und — verſchwinden?

Eine leiſe Bewegung gibt ſich im Saale kund.

Und ein Blasinſtrument nach dem andern verſtummt, — löſcht ſein Licht — und zieht ſich zurück.

Aber die Muſik geht fort und fort, — nur leiſer und leiſer! — Und immer weniger Inſtrumente, — und immer mehr Lichter, die erlöſchen, — und immer düſterer und einſamer im Orcheſter!

Ein leichter Schauer durchrieſelt hie und da die ſpannenden Hörer, wenn auch ein Lächeln das Ungewöhnliche begleitet. Des Fürſten Eſterhazy Augen aber feuchten ſich: „Haydn!“ — murmelt er leiſe — „warum mich ſo quälen!“

Und die Bäſſe verſtummen und — ihre Lichter löſchend — verſchwinden auch ſie. Die beiden Cello folgen — die Bratſche ..... und jetzt klagt in dem dunkel gewordenen Orcheſter nur noch die erſte Violine in ſanften ſchmachtenden Tönen, — in leiſen Seufzern ihr Leid. Es iſt der Schwanengeſang der Capelle — das Lebewohl des Meiſters — die wehmüthig ſüße Erinnerung an eine ſchöne Zeit, — an ſchöne Abende, an herrliche Kunſtgenüſſe. Alles iſt ja vergänglich, warum ſollte es die edle, großherzige Gunſt eines edlen Fürſten gegen die Muſik nicht auch ſein? — Alles iſt ja vergänglich auf dieſer Welt, warum nicht das ſchöne Band, das hier ſo viele wackere Künſtler zu großen und herrlichen Leiſtungen aneinanderknüpfte? — Lebt wohl, ihr Brüder und Freunde; wie die Inſtrumente hier einzeln abfallen und gehen, ſo zieht auch ihr einzeln in die Welt — einer nach dem Andern — und ein Licht der Freude, ſtillen Glücks nach dem andern erlöſcht! Lebt wohl ihr Alle! — Leb' wohl, du edler Fürſt, der du bis dahin ſo viel für die Kunſt gethan, — lebe wohl — und nimm unſeren heißen, innigen Dank!“

So rief, in wundervollen, unendlich zarten Tönen, die allein übrig gebliebene erſte Violine — dann verſtummte auch ſie, — das Licht erloſch, — der Künſtler ging.

Jetzt war nur er noch da, der Meiſter.

Todtenſtille herrſchte rings umher. Die Herzen konnte man ſchlagen hören. — —

Und Haydn legte den Stab, den er ſo würdig, ſo tüchtig über zwanzig Jahre lang geführt, ſtill nieder, löſchte ebenfalls ſein Licht — verneigte ſich tief .... aber in demſelben Augenblicke brach ein Sturm des Beifalls los, wie ihn wohl noch kein fürſtlicher Concertſaal gehört!

„Bravo! Bravo Haydn!“ ertönte es aus jedem Munde und alle Hände waren Beifall ſpendend in Bewegung, — und in vielen, vielen Augen, die ſonſt nicht gewöhnt waren, ſich zu feuchten, glänzten Thränen.

Fürſt Eſterhazy aber hatte ſich raſch erhoben; alle ſeine Gründe waren durch die beredten Töne der „Abſchiedsſymphonie“ widerlegt; — ſein großes Herz, ſein kunſtliebender Sinn ſiegten über die kleinlichen Bedenklichkeiten — und raſch zu Haydn hineilend, faßt er die beiden Hände des tiefbewegten Mannes und rief:

„Haydn! Ihr bleibt und meine Capelle auch!“

Da donnerte ein neuer Jubel durch den Saal, und Alles drängte ſich zu Haydn und zu dem Fürſten heran, beiden Glück zu wünſchen.

Zuletzt gelangten auch Mozart und Gluck zu dem —

jetzt ſo glücklichen — Freunde. Ernſt faßte der Ritter, treuherzig Mozart ſeine Hand, und wie nun die drei größten Muſiker ihrer Zeit ſo vereint daſtanden, da tönte es zum drittenmale wie Sturmgebrauſe.

Der Genius der Muſik aber ſchwebte unſichtbar über dieſem herrlichen Dreigeſtirne und — lächelte ſelig!

Die „Entführung aus dem Serail.“

Mozart's Oper: „Die Entführung aus dem Serail“ war vollendet und ging ihrer Aufführung entgegen; aber neben den freundlichen Hoffnungen des Meiſters ziſchte — im Staube kriechend — die alte Schlange des Neides. Salieri ſpielte im Vereine mit den übrigen in Wien lebenden Italienern und Feinden Mozart's, in Oeſterreichs Kaiſerſtadt gerade dieſelbe Rolle, die einſt Fioroni in Mailand übernommen hatte. Aber er war dabei ſo ſchlau und vorſichtig, daß Wolfgang Amadeus auch nicht die leiſeſte Ahnung von dieſer Falſchheit überkam.

Im Gegentheil hielt er Salieri nach wie vor für ſeinen beſten Freund. Und war es ein Wunder, daß Wolfgang Amadeus Mozart eine Maſſe von Feinden hatte?

Außer ſeinem täglich wachſenden Ruhme — und die

Gerüchte von der bezaubernden Muſik der „Entführung“ erfüllten ſchon lange vor der Aufführung die Stadt — machte man ihm auch ſeine etwas herb ſchmeckende Freimüthigkeit und ſeine Vorliebe für das Kritiſiren, welche ſich ſo offen wie ſein ganzer Charakter war, kund gab, und welche er auch in Geſellſchaft nicht zurückzuhalten vermochte, zum Vorwurfe. Sprach er ſich doch gegen Jedermann ohne Unterſchied ganz freimüthig aus, als ob ſein ungemeines Talent nicht an und für ſich ſchon tödtliche Beleidigung genug für alle diejenigen geweſen wäre, deren Werke und Spiel er tadelte.

Unter den italieniſchen Meiſtern aber, die damals in Wien lebten, gab es ſchon welche, die mit Salieri weit genug blickten, um einzuſehen, das Mozart ihr Verderben werden müſſe; daß ſeine neue deutſche Oper, die ſchon jetzt ſo viel von ſich ſprechen machte, der erſte Streich ſei, den er gegen die Univerſal-Monarchie der italieniſchen Oper führe, und daß die Deutſchen, von ihm geführt, ihnen zuletzt ebenſo den muſikaliſchen Scepter aus den Händen winden würden, wie die Vorfahren derſelben Italien den Scepter der Welt geraubt hatten. Die Wunden, welche man auf dieſe Weiſe dem italieniſchen Nationalſtolze ſchlug, mußten tief und unheilbar ſein, zumal er ſich aus ſeinen letzten Verſchanzungen vertrieben und in ſeiner Eigenliebe an der verwundbarſten Stelle getroffen ſah.

Was aber das Erbärmlichſte war, viele deutſche Muſiker, welche die einfältige Eitelkeit beſaßen, auf Mozart eiferſüchtig zu ſein, machten mit den Italienern gemeinſchaftliche Sache. Hätten doch dieſe armen kleinlichen Seelen auf Gluck und Haydn geſehen, wie hätten ſie ſich ſchämen, wie eines Anderen belehrt werden müſſen. Und zu all dieſen Gehäſſigen kamen nun auch die italieniſchen Sänger und Sängerinnen, die natürlich ebenfalls für den Untergang der italieniſchen Oper, als der Quelle ihrer Exiſtenz, bangten, und ſich daher um ihre Maeſtri par aris et focis ſchaarten.*)

Alle dieſe Menſchen zuſammen, nebſt ihrem Anhange, bildeten nun einen feindlichen Phalanx gegen Wolfgang Amadeus, an deſſen Spitze — freilich in Unſichtbarkeit eingehüllt — Salieri ſtand.

Aber warum verharrte Salieri denn in dieſer Verborgenheit und ſuchte den verhaßten Nebenbuhler nicht mit Gewalt zu vertreiben? — Warum? — Weil Salieri ein ſchlauer Italiener, ein feiner Weltmann war. Muß man denn immer gleich zu den äußerſten Mitteln ſchreiten? So lange es heutigen Tages der Haß unter den ſogenannten gebildeten Menſchen vermeiden kann, geht er dramatiſchen Kataſtrophen aus dem Wege. Man ergeht ſich vielleicht im Geheimen mit ſtiller Befriedigung an dem Gedanken: wie angenehm es ſei, den verhaßten Feind vergiften zu können, ohne daß es die Welt merke; aber man hütet ſich doch eine ſolche That zu begehen; — einmal, weil es immer gefährlich bleibt, und dann — weil es eigentlich in unſeren aufgeklärten Zeiten gar nicht nöthig iſt, ſo viel zu wagen. Die Feinde grüßen ſich, ſprechen miteinander, drücken ſich herzlich die Hände und flüſtern einander in die Ohren; .... es ſind gute Bekannte, Zunftgenoſſen, Mitbrüder in Apollo, ſelbſt Freunde.

---

*) Oulibicheff: I. 191. 192. 193.

Man ſieht ſich und beſucht ſich gegenſeitig, wie Mozart Salieri ſah und beſuchte, der ihn ſtets auf die herzlichſte Art empfing. Der Teufel verliert aber bei dieſem Verfahren doch nichts gegen das frühere, wo Dolch und Gift noch mehr Mode waren. Denn .... ſtatt den Menſchen **phyſiſch** zu morden, wird er jetzt **moraliſch** um's Leben gebracht!

Dieſe Kunſt aber verſtanden, wie wir bereits wiſſen, Mozart's Feinde vortrefflich, und ſie gingen, von Salieri geführt in ihren Machinationen mit ſo vieler ſtrategiſcher Kunſt zu Werke, daß unſer Freund nur die Folgen davon empfand, ohne daß es ihm gelang, den geheimen Umtrieben recht auf die Spur zu kommen.

Bis jetzt freilich waren nur erſt die Mienen gelegt. Mozart ſchrieb im Auftrage des Kaiſers, — Joſeph II. verehrte ſein Talent und liebte ſeine Perſon, — Wien war begeiſtert für ihn! Da war ein entſchiedenes Auftreten noch nicht zu wagen. Fuhr man aber conſequent in den Verläumdungen fort, mit welchen man begonnen, und zu welchen Mozart's unbefangenes und unvorſichtiges Weſen ſo viel Veranlaſſung gab, ſo konnte man ſicher ſein, ihm bald den Boden der kaiſerlichen und der Volksgunſt unter den Füßen hinweggezogen zu haben.

Die neue Oper: „Belmonte und Conſtanze“

oder „Die Entführung aus dem Serail" kam alſo nach Hinderniſſen verſchiedener Art endlich zur Aufführung,*) und wurde mit rauſchendem Beifalle aufgenommen. Man war entzückt von dieſer herrlichen Muſik, der Jubel wollte nicht enden und die meiſten Stücke mußten da capo geſungen werden. **) Eine ziemlich verzweigte Cabale war übrigens doch ſchon diesmal zu bemerken, nur konnte ſie es nicht wagen, ihre Mißtöne durch die allgemein erſchallenden Applauſe und Bravo's hören zu laſſen. Die Ueberzahl der Gutgeſinnten war zu bedeutend, als daß man ihr ungeſtraft hätte entgegentreten können. Die Neider tröſteten ſich aber mit der Hoffnung ein andermal eher durchzudringen.***)

Unter ungeheuerem Zudrange wurde nun die neue Oper ſchon in den erſten vierzehn Tagen viermal gegeben. Wer war glücklicher als Amadeus?! Entzückt ſchrieb er an ſeinen alten Vater; — innig flehte er dieſen an, ihm nun auch die Einwilligung zu ſeiner Verheirathung mit ſeiner geliebten Conſtanze zu geben, da es ihm ja nun nicht mehr fehlen könne. Und ſiehe! der alte gute Vater willigte ein. Aber — o Schmerz und Verzweiflung! —— Conſtanzens Mutter blieb auch jetzt bei ihrem Entſchluſſe: Mozart — ſo ſehr ſie ihn ſchätzte und ſo ſehr ſie ſelbſt dieſe Liebe freute — doch nur dann die Hand der Tochter zu bewilligen, wenn er in der That eine feſte Anſtellung, die ihn und eine Familie zu ernähren vermöge, aufzuweiſen habe.

---

*) Es war den 12. Juli des Jahres 1782.

**) Oulibicheff I. 189. Niſſen: 459. u. f. Jahn III. Thl. S. 69. S. Niemtſcheck u. ſ. w.

***) Oulibicheff I. 189.

Mozart war außer ſich! — Auch er hoffte ja ſicher auf eine Anſtellung bei dem neu zu errichtenden deutſchen Theater — — aber — — — wie lange konnte dieſe noch auf ſich warten laſſen. Kaiſer Joſeph II. hatte wenigſtens bis jetzt noch kein Wort darüber geäußert. Und konnte dieſe Oper — konnte „die Entführung aus dem Serail," die ſo voll ſüßer Gefühle, voll ſchmachtender Liebe war, das Herz der Mutter nicht rühren, — was dann!

Wolfgang Amadeus war eben voll Verzweiflung aus dem „Auge Gottes," — dem Hauſe, in welchem Weber's wohnten, — getreten. Die Mutter hatte mit Milde, aber auch mit ebenſoviel Entſchiedenheit ihr letztes Wort geſprochen; Conſtanze, in Thränen ſchwimmend, ſich von Amadeus getrennt.

Es war ſchon ſpät am Abend, der aber nach der drückenden Hitze des Tages, kaum eine Spur von Labung brachte.

Mozart war es unerträglich. Seine ſchönſten Hoffnungen lagen abermals zertreten vor ſeinen Füßen ... Er hätte die Welt zertrümmern können! Und zu dem Aerger über der Mutter Eigenſinn und der daraus entſpringenden namenloſen inneren Unbehaglichkeit, kann nun auch noch die äußere hinzu. Moraliſch und phyſiſch war die

Atmoſpäre, die ihn umgab, niederdrückend und kaum zu athmen.

Es war dies einer jener Momente, in welchem man ſich, wenn man poetiſch denkt, Jupiters Blitz wünſcht, um die ganze Welt zu zerſchmettern; oder auch irgend Jemand zum Durchprügeln; — oder einen Kometen, der in demſelben Augenblicke auf unſere Erde losführe und ſie in tauſend Stücke ſprengte!

Wolfang Amadeus wünſchte dies alles auf einmal. Er wußte in der That nicht wohinein, wohinaus? Freilich war Conſtanze dadurch noch nicht für immer für ihn verloren, aber doch für jetzt! Und er wollte, er konnte nicht mehr länger ohne die Geliebte ſein!'

Aerger, Zorn und Hitze trieben den Schweiß in dicken Tropfen auf ſeine Stirne. Er lechzte nach Kühlung — nach irgend etwas Wildem .... nach irgend einem Exzeß, als Blitzableiter des inneren Aufruhrs. Er hätte ein paar Flaſchen Champagner hinunterſtürzen können, um ſich mit Willen zu berauſchen und den Aerger hinabzuſpühlen und zu vergeſſen. Aber ſeine Stimmung war nicht darnach, die Freunde aufzuſuchen. Er ſtürmte daher fort .... hinaus! .... wohin, wußte er ſelbſt nicht!

Endlich blieb er vor einem Volksgarten ſtehen, der feenhaft illuminirt war, und aus dem Lachen und Jubel ihm entgegenſchallte. Aber nicht dieſe hatten ſeine Füße plötzlich wie mit Zauber umſtrickt, ſondern die Töne einer fernen Muſik. Es war ein ganz neuer reizender Ländler, den man dort ſpielte.

„Der iſt von Haydn!“ — rief Mozart nach einigen Minuten — „oder ich will meinen Kopf verlieren!“

Und jetzt trat eine wirklich nette Scene ein Das Mährchen von dem Magnetberge erzählt, daß, wenn ſich jenem Berge ein Schiff nähere, alles was daran von Eiſen ſei, durch die Gewalt des Magnetes ſo ſtark angezogen werde, daß es, trotz aller widerſtrebenden Banden, nach dem Berge hinfliegen müſſe. So ging es jetzt mit Mozart. Es war hm in dieſem Augenblicke gewiß nichts verhaßter als Lachen, Jubel, vergnügte Menſchen und Illumination und doch kam er — die Hand lauſchend an das Ohr haltend — immer einige Schritte näher. Haydn's Muſik übte eine magiſche Anziehungskraft auf ihn. Alles andere vergeſſend und nur Ohr für dieſe lieblichen Töne, näherte er ſich langſam, Schritt vor Schritt, durch einen dunkelen Nebengang, dem Mittelpunkte des Gartens, an welchem ſich, unter einem chineſiſchen Pavillon, das Orcheſter befand. Jetzt ſtand er vor ihm. Daß neben ihm die vergnügungsſüchtigen Wiener und Wienerinnen luſtig zechten, ſchmausten, ſcherzten und lachten, bemerkte er nicht. Mozart hörte nur, und wiegte, in glücklichem Vergeſſen alles Unangenehmen, beifällig den Kopf nach dem Takte. Erſt als die Muſik ſchwieg und er tüchtig mit applaudirt hatte, bemerkte er, wo er war.

„Verwünſcht!“ — murmelte er mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen — „wo bin ich da hingekommen!“

Und eben wollte er ſich umdrehen und den Ort verlaſſen, der ſo gar nicht zu ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung paßte, als dicht neben ihm ein Champagnerpfropf mit lautem Knalle aufflog. Unwillkührlich wandte ſich Amadeus um — — — aber er glaubte der Schlag müſſe ihn treffen, er ſtand vor Lange, der mit einem luſtigen und überraſchten: Mozart! von ſeinem Tiſche auffuhr und Wolfgang entgegeneilte.

Es giebt Tage im Leben, wo einem Alles verkehrt geht, und Unangenehmes ſich auf Unangenehmes häuft: — Unglückstage an welchen, legte man ſich in's Bett, um ja jedem weiteren Unfall zu entgehen, ſicher die Decke einfallen und einem todtſchlagen oder doch verletzen würde.

Ein ſolcher Tag ſchien heute für Mozart im Kalender zu ſtehen. Unangenehmeres hätte ihm ja gar nicht begegnen können, als jetzt Lange — den er in München glaubte — hier zu treffen: Lange, der ihm ſeiner Zeit Aloyſia's Liebe entzogen, der dieſe unglücklich gemacht und gerade dadurch Schuld daran war, daß Conſtanzens Mutter ihm die Hand der Geliebten vorenthielt, bis er eine ſolide Anſtellung habe.

Mozart machte daher zu der Bewillkommnung auch eine ſo ſauer ſüße und grämliche Miene, daß Lange lachend frug: ob er Leibſchmerzen habe?

Amadeus, ohnedem ärgerlich und gereizt, ſagte ihm hierauf kurz und bündig die Wahrheit, und daß das Unglück, welches er über Aloyſia gebracht, nun auch ſein Lebensglück zu zerſtören drohe.

Aber Lange verlor ſeinen Humor nicht. Er nöthigte Mozart niederzuſitzen, was dieſer — um nicht auffällig zu werden — annehmen mußte. Schenkte ihm ein Glas des perlenden Schaumweines ein und ſagte dann:

„Das iſt vortrefflich!“

„Wie ſo?“ — entgegnete Wolfgang finſter. — „Was iſt vortrefflich? Etwa Ihr Benehmen gegen meine Schwägerin? oder mein Unglück, das Sie verſchuldet?“

„Einmal, daß ich Sie treffe, mein lieber Schwager in spe!“ — ſagte Lange mit dem Ausdruck ſo wahrer Freude, daß Mozart's Aerger bedeutend nachließ. — „Ich bleibe nämlich nur wenige Tage hier und hätte Sie ſonſt wohl ſchwer getroffen. Zweitens: daß ich Ihnen ſelbſt meinen Glückwunſch zu dem glänzenden Siege darbringen kann, den Sie mit Ihrer „Entführung“ gefeiert, — und endlich, daß mir der Zufall vielleicht gerade günſtig iſt, Ihnen zu vergelten, was Sie einſt in Mannheim für mich gethan.“

„Laſſen wir das.“

„Nicht doch! Gedenken Sie noch unſeres Zuſammentreffens in Neckarau?“

„Warum nicht. Es war für mich ein Tag, wie der heutige.“

„Wie ſo?“

„Meine ſchönſten Hoffnungen waren zertreten. Ich hatte auf meine Bewerbung um eine Stelle am Churfürſtlichen Hofe eine abſchlägige Antwort erhalten, und war voll Verdruß nach Neckarau gelaufen, wie heute hieher.“

„Wie das klappt!“ — rief Lange. — „Kellner noch eine Flaſche Champagner,.... aber von demſelben!“

„Ich trinke nicht mehr!“ — ſagte Mozart.'

„Was?“ — entgegnete Lange in ſeinem bekannten komiſchen Pathos in dem er ſo hinreißend ſein konnte: — „ſagt Hamlet nicht:

„Der König bringt die Nacht am Schenktiſch hin,
„Trinkt zu, und windge Hofgunſtſpitze taumeln;
„Und wie er Züge Rheinweins niederſchlürft,
„Verkündet im Triumph Trompet und Pauke
„Den ausgebrachten Trunk.“

„Ihr ſeid der Töne König, Mozart! — Dies Glas dem Genius Eurer edlen Kunſt!“

Lange hatte dies ſo launig geſagt und Amadeus ſo freundlich dabei angeblickt, daß dieſer lächelnd anſtieß.

Als beide die Gläſer ausgeſchlürft, frug der Erſtere:

„Und was gedenken Sie nun, in Beziehung auf Conſtanze, zu thun?“

Mozart zuckte die Achſeln: „Ich weiß es wahrlich nicht.“

„Wie?“ — rief Lange, indem er ſeine Hand auf Mozart's Arm legte und dieſem ſo fragend in das Antlitz ſchaute, als habe er etwas ganz Unglaubliches geſagt: — „Sie wiſſen wirklich nicht, was Sie jetzt thun ſollen? Sie.... der „Conſtanze und Belmonte“ oder „die Entführung aus dem Serail“ componirt hat.... Sie wiſſen dies nicht?“

„Was hat meine Oper damit zu ſchaffen?“

„Was ſie damit zu ſchaffen hat? Sie ſollen ſie ſelbſt aufführen...... praktiſch.... im Leben! Belmonte

Mozart ſein, und Ihre Conſtanze ſtatt aus dem Serail, aus dem „Auge Gottes“ entführen.“

„Tollheit!“ — rief Mozart, nahm ſein Glas und trank es aus.

„Natürlich nicht in die weite Welt!“ — ſagte Lange lächelnd. — „Zu irgend einer bekannten Familie, dort laſſen Sie ſich trauen und damit iſt die Sache abgemacht. Ich kenne meine Schwiegermama. Sie iſt unerbittlich, ſo lange Sie bitten.... und ſo gefügig wie ein guter Diplomat bei einem fait accompli.“

Mozart ſchüttelte den Kopf:

„Das hieße Conſtanze compromittiren. Außerdem iſt die Mutter in der letzten Zeit ſehr feſt geworden.“

„Das heißt eigenſinnig.“

„Sie könnens auch ſo nennen; aber ſie meint es doch immer gut dabei. Nein! ich mag ſie nicht kränken.“

„Und dann?“

„Muß ich wohl auf eine Anſtellung warten.“

„Ich gratulire!“ — rief Lange hier lachend. — „Wiſſen Sie wie Morton im „Fürſtenknecht“ ſagt:

„Warten macht Scharten,
„Warten macht alt,
„Ueber das Warten
„Manch' Herz wird kalt.“

„Wir lieben uns aufrichtig und treu.“

„Zweifle nicht im Mindeſten. Wie lange aber — darf ich wohl fragen — warten Sie nun ſchon auf eine Anſtellung?“

Wolfgang Amadeus biß ſich auf die Lippen. Dann ſagte er:

„Ich habe meine Oper im Namen des Kaiſers geſchrieben und Joſeph II. hat mir verſprochen....“

Aber Lange füllte die Gläſer und ſummte durch die Lippen:

„In der Jugend da hatt' ich ein lieb, lieb Lieb,
„O mich däuchte das Liebeln genehm:
„So die Zeit zu verbringen, o wie ich es trieb,
„O mich dünkt, wohl war es bequem.
„Nun hat mich das Alter, der ſchleichende Dieb,
„Mit den knöchernen Klauen umſpannt,
„Bald hat er mich von der Erde geſchifft,
„Als hätt' ich ſie nimmer gekannt.“

„Laſſen Sie Hamlets Todtengräber ſein Liedchen“ — ſagte jetzt Mozart. — „Ich bin noch jung und Kaiſer Joſeph wird Wort halten.“

Aber Lange fuhr in ſeiner Weiſe fort:

„Wort halten? — ſchlimmes Ding!
„Iſt Wort doch Wind, iſt Laut, iſt Schall,
„Iſt Münz aus Luft geprägt —
„Ein Hauch — ein Nichts im All!“

Mozart ließ jetzt, da es ihm peinlich war, ſich von Lange regaliren zu laſſen, auch eine Flaſche Champagner kommen, obgleich ihm der, im Aerger und in der Aufregung getrunkene Wein, heiß zu machen begann. Zugleich ſuchte er ein anderes Geſpräch anzuknüpfen, aber Lange unterbrach ihn und ſagte:

„Lieber Mozart, ich muß noch einmal auf meinen

Vorſchlag zurückkommen. Ich bin gränzenlos leichtſinnig, das iſt wahr, — aber ich bin deßhalb nicht undankbar. Glauben Sie mir dies?“

„Ja!“

„Nun haben Sie mir aber nicht nur ſeiner Zeit in Mannheim große Freundſchaft erwieſen, — ich habe auch manches Unrecht bei Ihnen gut zu machen, namentlich die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die durch mich zwiſchen Sie und Conſtanze geſchoben ſind.“

„Das wird unmöglich ſein.“

„Nichts in der Welt iſt unmöglich!“ — rief Lange heiter — „wenn man nur Muth, Liſt und Keckheit beſitzt. Sie erinnern ſich vielleicht des Spruches, der mein Leben regiert: „Man muß nicht ſich den Sachen, ſondern die Sachen ſich unterwerfen.“ Das heißt alſo auf Ihre Lage angewandt: Sie müſſen nicht ſo thöricht ſein, mit Ihrem Liebesglück warten zu wollen, bis es dem Schickſal beliebt, Ihnen die Heirath fein bürgerlich möglich zu machen; — nein, den Teufel auch! ein ſo genialer Kerl wie Sie, der heirathet und nimmt ſich ſein Liebes- und Lebensglück mit kecker Hand ſelbſt, und dann muß Mama „Ja!“ ſagen, auch wenn's dem eigenſinnigen Schickſal gefällt, die Anſtellung noch etwas warten zu laſſen!“

Mozart's Kopf ſchwindelte. Er ſtürzte auf's Neue ein Glas Champagner hinab, dann rief er:

„Bei Gott! Sie haben nicht Unrecht!“

„Nun ſehen Sie!“ — fuhr Lange fort — „da will ich denn mein Unrecht gut machen. Vertrauen Sie mir und in wenig Tagen iſt Conſtanze Ihr liebes Weibchen.“

„Topp!“ — rief jetzt Mozart und die Gläſer klangen — „auf eine glückliche Entführung aus dem Auge Gottes!“

Die Entführung aus dem Auge Gottes.

„Ich begreife von allen den Geſchichten nichts!“ — ſagte Frau Weber kopfſchüttelnd — „wo ſoll ich denn hin? warum mich ſo putzen? — und wo ſteckt denn nur Conſtanze?“

Dieſe Frage war an ihre jüngſte Tochter Sophie gerichtet und mit einiger Ungeduld ausgeſtoßen, da Frau Weber heute ſchon zu wiederholtenmalen Conſtanzen vermißt hatte und in der gewöhnlich ſo geregelten Haushaltung auf allerlei Dinge geſtoßen war, die ſonſt nicht vorkamen.

Gewöhnlich pflegte Conſtanze ſchon in der Frühe Meubles und Hausgeräthe abzuſtauben; heute ſaß — was dem ſcharfen Auge der ordnungsliebenden Mutter nicht entging — der Staub dick auf Stühlen und Tiſchen. Sonſt kam faſt nie eine Klage über das Mittagseſſen vor; heute wurde es eine halbe Stunde ſpäter als gewöhnlich fertig, die Suppe war verſalzen, das Gemüſe nicht recht geſchmälzt und der Braten angebrannt. Nachmittags pflegte Conſtanze, neben der Mutter ſitzend, häusliche Handarbeiten vorzunehmen; heute kam ſie gar nicht von ihrem Zimmer und auch die letzten acht Tage ſchloß ſie ſich oft dort ein.

Frau Weber hatte das alles wohl bemerkt; aber ſie ſchrieb es der abſchlägigen Antwort zu, die ſie jüngſt Mozart gegeben. Sie dachte: das wird ſich ſchon wieder machen, ſchwieg und ſchüttelte nur hie und da bedenklich mit dem Kopfe. Jetzt aber war ſie doch ungeduldig geworden und verlangte ernſtlich von Sophie Auskunft.

„Aber, liebe Mutter,“ — ſagte dieſe daher — „von was für Geſchichten ſprichſt du denn?“

„Von all’ den Unordnungen, die ſeit einigen Tagen und namentlich heute in der Haushaltung vorkommen!“ — entgegnete die Mutter ſtreng. — „Da iſt nichts abgeſtaubt, das Eſſen nicht zur rechten Zeit auf dem Tiſche, alles verdorben, verſalzen und verbrannt! Ich begreife gar nicht, was da vorgeht!“

„Aber, lieb Mütterchen!“ — fuhr Sophie fort und hing ſich ſchmeichelnd an Frau Weber, — „kann einem denn nicht ſo etwas einmal paſſiren? Bedenke doch nur welchen Kummer Conſtanze im Herzen trägt; da ſteht einem der Kopf oft nach ganz anderen Dingen.“

„So?“ — frug die Mutter, und trotz ihrem Unwillen ſtahl ſich doch ein Lächeln in ihre Züge. — „Du ſprichſt wohl aus Erfahrung, Jungfer Altklug; iſt fünfzehn Jahre alt und will wiſſen, daß einem bei ſolchen Sachen der Kopf nach anderen Dinge ſtehe!“

„Ach!“ — rief jetzt Sophie tief erröthend — „ich habe mir das ja nur ſo gedacht.“

„Es iſt gut!“ — ſagte die Mutter etwas milder — „meine gute Conſtanze dauert mich ebenſo ſehr, als Amadeus. Aber — Gott weiß es — ich kann und darf nicht anders. Mozart iſt ein vortrefflicher Menſch..... aber über alle Maßen unpraktiſch, wie alle Genies. Hat er einmal einen feſten Gehalt, nun ſchön, dann kann man ſich darnach richten; aber ſo?“

„Er verdient ja aber doch ſo viel?“

„Und giebt noch mehr aus! Ich kenne das. Amadeus hat auch nicht den leiſeſten Begriff, weder von dem Werth des Geldes, noch von den Bedürfniſſen einer Haushaltung, und iſt außerdem ſo herzensgut, daß er — nur um ſeine Frau zu beglücken — im Stande wäre, Summen für die nichtsſagendſten Dinge zu verſchwenden und hintenher fehlte auf Monate das Brod im Hauſe.“

„Sie ſind zu ſtreng, Mütterchen!“

„Ich bin ſtreng, weil ich das Wohl meines Kindes im Herzen trage. Ich habe mit der armen Aloyſia, die jetzt noch, ihrer Geſundheit halber, in Nizza weilt, genug erlebt. Aber wo iſt denn Conſtanze?“

„Auf ihrem Zimmer!“

„Und was macht ſie?“

„Ich weiß es nicht; ſie hat ſich eingeſchloſſen.“

„Ich kann das geheimnißvolle Weſen nicht leiden, das ſich ſeit acht Tagen bei ihr eingeſchlichen!“ — verſetzte die Mutter. — „Conſtanze war ſonſt ſo offen.“

„Sie wird weinen!“ — ſagte Sophie bewegt.

Aber dieſe wenigen Worte trafen das Mutterherz ſo tief, daß Frau Weber ſich nach der Seite wenden und mit etwas anderem beſchäftigen mußte, um Sophien nicht zu zeigen, was in ihr vorging. Aber die ſchlaue Sophie hatte es wohl bemerkt. Innig küßte ſie jetzt die Wangen der Mutter und ſagte mit ſchmeichelndem Tone:

„Wirſt du uns jetzt aber auch die Freude machen, dich in deinen beſten Putz zu ſtecken.“

„Aber wozu denn?“

„Du ſollſt's ſchon erfahren.“

„Alſo wieder ein Geheimniß?“

„Denke es wäre Weihnachten, und deine Kinder wollten dich mit etwas überraſchen.“

„Kind, Kind!“ — rief Frau Weber jetzt kopfſchüttelnd — „das ſind Poſſen! Ich bin zu alt geworden für dergleichen.“

„Mütterchen!“ — ſchmeichelte Sophie — „haſt du mich lieb?“

„Sage mir wohin es geht.“

„Ich kann es nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil man ein Geheimniß nicht ausplaudern darf. Aber wenn du einen Funken Liebe für deine Kinder haſt....“ Und die kleine Schmeichlerin herzte und küßte und ſtreichelte die Mutter ſo lange, bis die gute Frau lächelnd nachgab.

„So mag es ſein!“ — ſagte ſie endlich. — „Aber du mußt mir beim Ankleiden helfen.“

Und beide gingen nach dem Schlafzimmer der Frau Weber.

Die Sonne neigte ſich unterdeſſen zum Untergange. Ein ſchweres Gewitter, das den Mittag ſich zu entladen gedroht, war glücklich vorübergezogen und nur einzelne gewaltige Wolken lagerten jetzt noch wie rieſige Gebirgsmaſſen im Weſten. Prachtvoll vergoldete die Sonne ihre Ränder, die wie flüſſiges Feuer leuchteten, während ſich jene, wie ein Phönix immer tiefer in die Gluthen ſenkte.

„Ein herrlicher Sonnenuntergang!“ — ſagte jetzt Mozart, der aus dem Fenſter ſeines Zimmers das großartige Naturſchauſpiel beobachtete. — „Das Gewitter zog vorüber, wir bekommen einen göttlich ſchönen Abend!“

„Ein gutes Omen!“ — entgegnete Lange, der im Reiſeanzug neben Amadeus ſtand, und daher um ſo mehr von jenem abſtach, als Mozart ſich in ſeinem beſten Feſtkleide befand. Er war geſchmückt wie ein Bräutigam und ſeine Züge ſtrahlten doppelt, einmal von dem Wiederſchein der untergehenden Sonne und dann der innerer Seligkeit.

„Ein gutes Omen!“ — wiederholte Mozart, — „Gott gebe, daß es ſo ſei, und daß das Gewitter, das mich und meine gute Conſtanze heute noch bedroht, ebenſo glücklich vorüberziehe, wie jenes.“

„Fällt dem Herrn ſchon wieder das Herz in die Schuhe?“ — frug Lange ſpöttelnd.

„Das nicht!“ — entgegnete Mozart — „aber wenn nun die Mutter nicht einwilligt!“

„Sie wird es!“ — tröſtete Lange. — „Gott! ich kenne die Weiber, die alten und die jungen! Glauben Sie, daß ſie Ihren gemeinſamen Bitten widerſtehe und jenen einer ſo vornehmen Fürſprecherin, wie die Baroneſſe Waldſtetten iſt? Alles wird ſie imponiren, ihr Herz faſſen und erweichen, die hohe Berührung ihrer Eitelkeit ſchmeicheln…“

„Gerade dieſe Dinge drücken mich!“ — ſagte Mozart. — „'S iſt immer kein ehrlicher, offener Weg!“

„O Belmonte-Mozart!“ — rief hier Lange laut auflachend — „ſo iſt Ihre ganze „Entführung aus dem Serail“ erlogen! und er intonirte: „O wie ängſtlich, o wie feurig ſchlägt mein liebevolles Herz!“ — Hat wahre, ehrliche Liebe nicht immer Recht gegenüber dem Paſcha-Despotismus eigenſinniger Eltern? Wollen Sie etwas anderes, als ſich und Conſtanze — mithin auch ihre Mutter, die ihr Kind wirklich liebt — glücklich wiſſen?“

„Gewiß nicht!“

„Nun — ſo ſein Sie auch ſo kein Gewiſſenskrämer! Muthig, Belmonte-Mozart — jedenfalls heißt es hier nicht: Erſt geköpft und dann gehangen!“

„Es fehlt auch nicht an Muth!“ — ſagte Mozart — „aber ich bin in dem Gedanken, meine Conſtanze heute noch als mein liebes Weib in meine Arme zu ſchließen, ſo namenlos glücklich .... daß ich zittre, wenn ich an die Möglichkeit einer Vereitlung dieſer Hoffnung denke.“

„Wer vor der Schlacht an die Möglichkeit, ſie zu verlieren, denkt, wird ſie freilich nicht gewinnen!“ — ſagte Lange achſelzuckend.

In dieſem Augenblicke fuhren zwei prächtige Wagen am Hauſe vor.

„Die Equipagen der Frau Baronin!“ — rief Mozart und drückte die Hand gegen das Herz, ſo heftig ſchlug es.

„Alſo an's Werk!“ — ſagte Lange und griff nach ſeinem Hute. — „Ich habe nichts mehr dabei zu thun, als den Ausgang abzuwarten. Um Mitternacht reiſe ich ab.“

„Und wie ſoll ich Ihnen danken, Lange?“ — rief Mozart, ihm beide Hände entgegenſtreckend.

„Für was?“ — frug Lange heiter. — „Ich habe bei der ganzen Geſchichte nichts gethan, als den Gedanken gegeben, den Plan ausgeheckt: und — allenfalls einige Scrupel in dem allzuehrlichen Kopfe eines gewiſſen Herrn Mozart vertrieben.“

„In der That....“

„Nur keine Worte!“ — rief Lange. — „Wenn Sie glücklich mit Ihrem Weibchen ſind, hat der Leichtfuß Lange doch wenigſtens die Beruhigung, ſeinem edlen Freunde Mozart Gutes mit Gutem vergolten zu haben. Und nun mit unſerem göttlichen Shakeſpeare:

„Der König — — Bettler, nun vorbei das Spiel,
„Das End' iſt gut, wenn es nur ſo ausfiel,
„Daß ihr zufrieden, was vergelten mag
„Der Fleiß, euch zu gefallen, Tag für Tag.
„Daß ſtets uns euer mildes Urtheil bliebe!
„Leiht eure Hände uns, nehmt unſre Liebe!“

Und mit einem pathetiſchen Gruße, als ob er ein König ſei, verſchwand Lange.

Mozart eilte zu den Wagen. — — —

Auf dem Landgute der Baronin von Waldſtetten herrſchte heute ein ungemein reges Leben. Der Haupteingang, die Treppe, die Corridors, der Salon und mehrere Nebenzimmer waren mit Blumen und Guirlanden gar freundlich geſchmückt. In dem Saale erwartete eine mit wahrhaft fürſtlicher Pracht gedeckte Tafel eine kleine Geſellſchaft von nur neun Perſonen zu einem köſtlichen Soupé, in einem der Zimmer aber war ſogar ein kleiner allerliebſter Hausaltar errichtet, der aus Blumen hervorwuchs, Bibel und Crucifix trug, und von vierzehn auf ſchweren ſilbernen Girandolen brennenden Wachskerzen erhellt wurde. In demſelben Zimmer befand ſich ferner ein katholiſcher Prieſter im Ornate, in ein tiefes Geſpräch mit der Herrin des Hauſes verloren, die ihm ſo eben ein kaiſerliches Handbillet übergeben, worauf derſelbe den übrigen Anweſenden — unter welchen ſich der Landrath von Zetto und die Herren von Thorwart und van Swieten befanden — erklärte, daß die Sache geordnet ſei. In demſelben Augenblicke fuhr der Staatswagen der Baroneſſe vor, die Diener flogen herbei und aus demſelben ſtieg Mozart und ſeine Braut.

Aber wie zitterte die arme Conſtanze, — wie bleich war ſie heute, — wie ängſtlich ſchmiegte ſie ſich an den geliebten Mann, der ſie eben aus dem „Auge Gottes“ entführt hatte.

Freilich war dies mit Conſtanzens Wiſſen und Willen geſchehen: aber erſt nach langem Bitten und Flehen, nach vielen Beſprechungen und einer Zuſammenkunft mit der würdigen Baronin von Waldſtetten, der mütterlichen Freundin Mozart's. Nur eines hatte ſich Conſtanze vorbehalten: Vor der Trauung mußte das „Ja!“ der Mutter erwirkt werden können. Jetzt lag ſie — vor Erregung, Freude und Angſt leiſe weinend — der Baronin in den Armen.

Unterdeſſen hatte aber auch die zweite Equipage Frau Weber und die kleine Sophie abgeholt, ohne daß die erſtere ahnte, wohin es gehe und was es geben ſollte. Vergebens beſtürmte ſie ihre Tochter auf dem ganzen Wege mit Fragen. Freundlich — aber unerbittlich wich dieſe aus. Im Stillen ſchmeichelte es indeſſen doch der guten Frau, in einem ſo eleganten Wagen mit ſo prächtiger Livree zu fahren. Sie ward nach und nach ſtille und ſchüttelte nur noch den Kopf. Unwillkürlich mußte ſie dabei an die Märchen von Tauſend und eine Nacht denken. Aber ihr Staunen wuchs, als ſie plötzlich auf einem ſchönen Landſitze ankamen, Diener mit ſilbernen Leuchtern herbeiſprangen, und ſie die blumengeſchmückten Treppen hinaufführten. Wohlgerüche drangen ihr hier aus den Zimmern entgegen und eine ſanfte, liebliche Muſik ſchlug an ihr Ohr.

Frau Weber hatte keine Worte, ſie ſchüttelte nur immer in Verwunderung das Haupt und ſtrich ſich mit der

Hand über die Stirne, als ob ſie ſich überzeugen wolle: ob ſie wache oder träume. Plötzlich nahm die Muſik einen kirchlichen Charakter an: aber die Weiſe war ſo fromm, ſo innig, ſo kindlich flehend, daß es der guten Frau ganz warm um's Herz ward. Da ſprang eine Flügelthüre auf,— ſie ſtand geblendet.

Eine Fülle des Lichtes ſtrömte von dem gegenüber liegenden Altare aus, vor dem der Prieſter ſtand. Und die Lichtſtrahlen vermählten ſich mit den frommen Tönen und auf ihren Wellen ſchienen Engel des Himmels herabzuſchweben.

Aber du mein Gott, was iſt denn das?! Iſt jenes bleiche zitternde Mädchen in dem einfachen weißen Kleide, den Myrthenkranz im Haare, denn nicht Conſtanze? — Conſtanze, die ſich, einer Ohnmacht nahe, an Amadeus ſchmiegt?

Frau Weber wiſcht ſich die Augen. Es kann ja nicht ſein, — Conſtanze iſt zu Hauſe, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen. Wie ſollte ſie auch hieher kommen? was hier thun? was ſollte dieſer Anzug?

Aber das alles iſt ja nur ein Moment, da liegen Conſtanze und Amadeus zu der Mutter Füßen und flehen:

„Mutter! geliebte theuere Mutter, gib uns deinen Segen! laß uns durch Gottes heiligen Prieſter Mann und Frau werden; wir lieben ja einander ſo innig und können nicht mehr ohne einander ſein!“

Da wird Frau Weber klar, was geſchehen: — „Eine Entführung!“ — lispelte ſie — „man will mich zwingen?“

Aber ehe ſie noch weiter ſprechen kann, tritt die edle Hausfrau hinzu, gibt ſich zu erkennen und erklärt der überraſchten Mutter alles. Wie ihr Amadeus, den ſie faſt wie einen Sohn betrachtet, ſein Leid geklagt, — wie ſie mit ſeiner treuen, aufrichtigen Liebe Mitleid empfunden; — wie ſie geſehen, daß er ſich in dieſer Liebe verzehre und wie ſie daher ſeinen Bitten, ihm bei der beabſichtigten Entführung beizuſtehen, nachgegeben habe; doch ſei alles — auf Conſtanzens beſtimmtes Verlangen — ſo angeordnet worden, daß im letzten Augenblicke die Einwilligung der Mutter noch eingeholt werden könne. Und zu der Baronin beredten Vorſtellungen und der Kinder Bitten, geſellte ſich jetzt auch noch die Zuſprache Herrn von Thorwarts, der, als Vormund der Weber'ſchen Kinder, der Mutter rechte Hand war, und als endlich auch noch der Prieſter hinzutrat und mit mildem Ernſte an die Worte erinnerte: „Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht trennen!“ — da konnte Frau Weber nicht mehr widerſtehen:

„In Gottes Namen denn!“ — rief ſie aus — „ſo gehört euch einander an. Ich war nur, das wißt ihr Beide, aus mütterlicher Sorge und Vorſicht bis jetzt dagegen. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Gott gebe euch ſeinen Segen und mache euch glücklich!“

Und mit dieſen Worten legte ſie ihre Hände auf die Häupter der in ſeligem Entzücken vor ihr knieenden Kinder. Und als nun auch der Prieſter ſein Amt verrichtete, und das gegenſeitige „Ja!“ laut und mit gerührtem Herzen ertönte, und die holde Braut in Thränen der Wonne ausbrach, da wurden alle Augen feucht, ſelbſt die des Geiſtlichen, und Alle wehte es an wie ein Hauch aus einer verklärten ſeligen Welt.*)

Aber welch' ein Jubel folgte nun der heiligen Handlung. Mozart war ausgelaſſen vor Luſt und erſtickte faſt mit ſeinen Küſſen Conſtanze, die Mutter, Sophie, ja ſelbſt die alte, würdige Herrin des Hauſes!

Ein wahrhaft fürſtliches Soupé folgte nun der Feſtlichkeit. Plötzlich aber überraſchte den glücklichen Maeſtro auch noch die gediegene Aufführung einer ſechszehnſtimmigen Harmonie von ſeiner Compoſition.

Ach! wer war da glücklicher als Mozart. Seine geliebte Conſtanze — jetzt ſein herziges, ſüßes treues Weib — im Arme, fühlte er ſich ein Kröſus im Reiche der Liebe, — ein **König im Reiche der Töne**!

Bis ſpät in die Nacht blieben die glücklichen Menſchen bei einander; dann kehrten die Herren, — nachdem ſie noch einmal auf „die Entführung aus dem Auge Gottes" und das Glück der Neuvermählten angeſtoßen — in den Wagen der Baroneſſe nach Wien zurück; der Mutter aber und Sophien waren auf dem einen, — dem jungen glücklichen Ehepärchen auf dem anderen Flügel des Landhauſes reizende Zimmer angewieſen.

Welch' ein Gefühl für Amadeus, als er nun mit Conſtanze allein war. Er hielt ſie in ſeinen Armen, —

---

*) Mozarts eigener Brief an ſeinen Vater. Wien d. 7. Aug. 1782.

aber es ſchwindelte ihm bei dem Gedanken: „Sie iſt nun ganz dein!“ Da ertönte noch einmal von ferne die Muſik. Es war das Rondo von Belmonte: „Wenn der Freude Thränen!“ Und weinend vor Seligkeit hielten ſich Beide feſt und innig umſchloſſen.

O du edler, du großer König der Töne — es war der ſchönſte Moment in deinem Leben!

Ende des vierten Theils.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

V.

Hoch am Tage.

Mozart.

Ein Künſtlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Fünfter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

V. Hoch am Tage.

Seite
Schatten und Licht 1
Abbate da Ponte 16
Die Unſichtbare 43
Zauberei 60
Die Reiſe nach Prag und die Prager Bühne 76
In den „drei Löwen.“ 103
„Non più andrai par falone!“ 127
Die Macht der Leidenſchaft 139
Die Hauptprobe 156
Ein neues Wunder 175
Verzweiflung über Verzweiflung 194

Schatten und Licht.

„Stanzerl! .... Herzensweibchen! .... noch'n Buſſerl zum Abſchied!“ — rief Mozart ſeiner allerliebſten Frau zu. Ich muß zum Abbate, ... der Gedanke an die neue Oper läßt mir keine Ruhe!“ — und er eilte auf ſie zu, umſchlang ſie mit ſeinem Arm, drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange, noch einen zweiten auf die friſchen Lippen, und .... lief davon.

Mozart war jetzt bereits fünf Jahre verheirathet: denn „die Entführung aus dem Serail,“ — reſpective: „die Entführung aus dem Auge Gottes“ datirten ſich von 1782, und jetzt — ſchrieb die Welt 1787. Aber dieſe fünf Jahre waren — wenigſtens in ehelicher Beziehung — recht glückliche geweſen. Er hatte ſie mit Conſtanzen vergnügt verlebt und ihre gegenſeitige Liebe ſtand in ſchönerer vollerer Blüthe, denn je.

Warum ſollte dies aber auch nicht ſein? Fand denn nicht Mozart in ſeiner Conſtanze, was er geſucht: ein gutes, liebevolles Weib, das ſich an ſeine Gemüthsart, an ſeine kleinen Eigenheiten vortrefflich anzuſchmiegen, in ſein ganzes Weſen vollkommen einzugehen wußte? Dadurch aber gewann Conſtanze auch wieder ſein ganzes Zutrauen und jenen wohlthätigen Einfluß, der oft mit liebevoller Beſorgniß die gewaltigen Flügelſchläge des — hie und da auch abirrenden — Genies zu bewältigen wußte. Freilich gelang dies nicht immer; aber da er ſie wahrhaft liebte, ihr Alles, ſelbſt ſeine kleinen Sünden, anvertraute, ſo war Conſtanze meiſt ſo klug, ihren Mann für das zu nehmen, was er war, — für einen außergewöhnlichen, bedeutenden Menſchen, deſſen Weſen .... deſſen Denken, Fühlen und Handeln nicht mit dem kleinlichen, nur für Alltagsmenſchen paſſenden Maßſtabe gemeſſen werden konnte.

Und mußte ſie ihm denn nicht vergeben, mußte ſie nicht immer wieder gut ſein, wenn er ſich auch einmal von ſeiner, durch ungeheures Arbeiten nervös geſteigerten Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit hatte hinreißen laſſen? er war ja auf der anderen Seite wieder ſo unendlich gut, ſo aufmerkſam, ſo liebevoll!

Für gewöhnlich hatte denn auch Frau Conſtanze ſo viel richtigen Takt, ſo viel Geiſt und Lebenserfahrung, ſich zu der Höhe zu erheben, auf welcher ihr Gatte ſich in geiſtiger und künſtleriſcher Beziehung bewegte, — ſich in ihn hinein zu denken. — Ihre herzliche, innige und treue Liebe lieh ihr dazu die Schwingen; — aber eben dieſe aufrichtige Liebe ſah auch, gerade weil ſie innig und aufrichtig war, dem allzukecken Fluge ihres genialen Mannes oft mit großer Beſorgniß nach. Nicht, als ob ſie auch nur im Entfernteſten gefürchtet hätte, ihr geliebter Amadeus könnte jemals wirklich ausarten, — wohl aber aus Sorge für ſeine Geſundheit und ſein Leben.

Seit er verheirathet war, arbeitete Mozart ja — wo möglich — noch mehr als zuvor. Die unſelige Gewohnheit, Nachts zu componiren, — von welcher einſt ſchon Cannabich in Mannheim geſagt, daß ſie ihn, wenn er ſie nicht aufgebe, keine vierzig Jahre alt werden laſſe — hatte ſich noch geſteigert. Morgens ward dann im Bett ausgearbeitet. War das geſchehen, ſo ging von 10 Uhr die Jagd mit dem Stundengeben an; denn .... vor allen Dingen mußte ja der Schornſtein rauchen, da man Frau und bereits auch Kinder hatte! Die Runde ſeiner Lectionen zu machen, war aber in Wien keine Kleinigkeit und nahm oft auch noch einige Nachmittagsſtunden, ſammt der ſo nöthigen Geduld und frohen Laune weg.

Ach! Mozart fühlte nur zu gut und zu ſchmerzlich, was ſein großes Genie in dieſer Zeit für Mit- und Nachwelt hätte ſchaffen können, wenn ihn eine, ſeiner würdigen, Anſtellung über die Sorgen des Lebens erhoben hätte. Aber auch Kaiſer Joſeph, der ihn ſo ſehr liebte und ſchätzte, ließ ihn — Dank den Intriguen ſeiner Feinde — unangeſtellt.

Und wenn er nun: durch Stundengeben, ſonſtige Berufsarbeiten, Akademien, Proben und dergleichen, abgemüdet, bis zum Umſinken erſchöpft, geärgert, gelangweilt und nervöſe abgeſpannt nach friſchem Athem, nach Erholung und Aufheiterung ſchmachtete, ward den erſchlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine ſcheinbare Stärkung vergönnt. Ueberreiz folgte auf allzu große Abſpannung. Wein, Punſch, tolle Luſtigkeit bis an den Morgen ſollte das Uebel gut machen — ach! und die arme Conſtanze, die mit dem ruhigen, klaren Blick einer verſtändigen Frau dies Treiben ſah, bemerkte nur zu gut, wie des geliebten Mannes Geſundheit dadurch immer angegriffener wurde, — wie er dies ſelbſt oftmals fühlte und ihn dann eine tiefe Schwermuth überwältigte, die ſich bis zu den finſteren Ahnungen eines frühzeitigen Todes ſteigerte.

Da kamen freilich gar manchmal auch, wenn die junge Frau vergeblich gewarnt und gemahnt und Mozart ſich doch wieder von den Freunden und dem Aufſchrei ſeiner nach Lebensluſt dürſtenden Seele hatte verleiten laſſen, eine Nacht durchzuſchwärmen und allerdings auch bei weitem mehr auszugeben, als in ſeiner Lage vernünftig war,— da kamen, ſagten wir, denn freilich auch gar manchmal recht peinliche häusliche Scenen vor. Aber die Vernunft und die Liebe glichen doch immer wieder alles aus. Mozart konnte an ſeiner guten, theuren Stanzerl kein verweintes Auge ſehen. Der leiſeſte Schmerz, der ſie traf, machte ihn völlig unglücklich. Betroffen und bewegt, verwünſchte er dann aufrichtig ſeine ſchlimmen Gewohnheiten, verſprach auch das Beſte .... ja oft noch weit mehr, als ſein treues Weib verlangte; .... aber .... kann denn der Menſch ſein innerſtes Weſen abſtreifen, wie die Schlange die Haut? Mozart war eben Mozart, blieb es, und erkaufte dieſes ſtolze und doch ſchmerzliche Glück .... mit .... der Erfüllung ſeines Geſchickes!

Im Ganzen blieb aber der kleinen jungen Frau doch ſtets ein guter Muth und ein heller Blick, und mit der Zeit war ſie ſchon froh, wenn ſie es mit Scherz und Laune, oder durch Bitten und Schmeicheln dahin brachte, daß Mozart den Thee an ihrer Seite trank, ſich ſeinen Abendbraten daheim ſchmecken ließ und dann nicht mehr ausging.

Wären nur zwei Dinge nicht geweſen: Mozart's Feinde und Neider .... und dann .... die elenden Nahrungsſorgen! Um letzteren bei ſeinen unbedeutenden Bedürfniſſen und Ausgaben zu entgehen — die ihm oft, bei ſeiner Freigebigkeit und unbegränzten namenlos mißbrauchten Gutherzigkeit, über den Kopf wuchſen — mußte eben, wie ſchon erwähnt, rieſenhaft gearbeitet werden. Wie viel arbeitete er zum Beiſpiel, ohne einen Kreuzer dafür zu nehmen, aus bloßer Gefälligkeit für Bekannte! Wie viel mehr für ſeine Freunde! Wie oft verwendete er ſich mit der größten Aufopferung für arme reiſende Virtuoſen; denn die Geſchichte mit Lange hatte ihn nicht klug gemacht. Wie oft componirte er für ſie Concerte, von welchen er nicht einmal die Abſchrift behielt, damit ſie unter gutem Vorurtheil auftreten, und Unterſtützung finden könnten. Wie oft theilte er mit ihnen Wohnung, Tiſch und Geld. Wie zahllos ward er benutzt, ausgezogen und betrogen. Und doch verlor Mozart nie den Glauben an die Menſchen. Wie ein gutes aber unerfahrenes Kind nahm er alle Welt für ſo gut, als er war. Und ſelbſt wenn er ſich hintergangen und mit dem ſchnödeſten Undanke belohnt ſah, dauerte ſein Unwille doch nur Minuten, dann war ſchon wieder alles vergeſſen.

Da ſah es denn freilich oft unendlich traurig, ja zum Verzweifeln in ſeiner Kaſſe aus, ſo daß ihn z. B. einſt, als er mit ſeiner jungen Frau eine kleine Reiſe machen wollte, einer ſeiner Schuldner am Wagen zurückhielt und nicht fortließ, bis er, mit der größten Noth, die dreißig Gulden aufgebracht, die er jenem ſchuldete. Und Andere? .... Andere ſchuldeten ihm Hunderte von Gulden und **bezahlten ihn nie!**

Und ſeine Feinde? — Seit dem Jahre 1782 hatte er des Herrlichen wieder viel geſchaffen.

Vor allen Dingen glänzten unter den Schöpfungen dieſer Zeit ſechs wundervolle Quartette, die er ſeinem hochverehrten und lieben Freunde, ſeinem Muſter und Vorbilde, Joſeph Haydn, gewidmet. Sie waren vortrefflich und Haydn ſelbſt ſagte zu Mozart's Vater, der damals gerade zum Beſuche in Wien war: „Ich ſage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componiſten anerkenne, von dem ich je gehört habe.“*)

---

*) Sei Quartetti per due Violini, Viola, e Violoncello. Com-

Aber wie begeiſtert verehrte auch wieder Mozart ſeinen lieben Haydn! Hier ein Beiſpiel davon:

Unter den Componiſten Wiens befand ſich auch ein thätiger Mann, der nicht ohne Einfluß und in ſo fern auch für Mozart von Wichtigkeit war. Er hieß Kotzeluch und gehörte zu den Menſchen, die da glauben, die eigene Größe könne nicht beſſer befördert werden, als wenn man fremde Größen herabſetze. Wo er konnte, ſuchte er daher Haydn's Ruhm zu ſchmälern.

Wunderbarer Weiſe glaubte nun Kotzeluch an Mozart einen ebenſo bereitwilligen Verbündeten zu finden, um Haydn zu ſchaden. In dieſer Abſicht brachte er ihm häufig Quartette und Symphonien von Haydn, und machte mit triumphirender Miene auf einige jener kleinen grammatikaliſchen Vergehen aufmerkſam, welche das Ohr beinahe nie bemerkt, wie verdeckte Quinten zum Beiſpiel, die aber nichts deſto weniger in den Bereich der pedantiſchen Kritik gehören.

Die Jagd auf Quinten war nämlich eine Leidenſchaft des vergangenen Jahrhunderts. Ein geübter Quintenjäger konnte überall welche entdecken. Es gab deren offene und verborgene; einige, welche man nur ſehen, andere, die man nur hören konnte; wieder andere, welche weder für das Ohr, noch für das Auge bemerklich waren, ſogenannte

---

poſti e dedicati al Signor Giuſeppe Haydn, Maestro di Capella di S. A. il Principe d'Eſterhazy etc. etc. Dal suo Amico W. A. Mozart. Opera X. In Vienna preſſo Artaria et Co.

Einſchiebsquinten, alſo eingebildete Quinten. Mozart, der dieſe lächerliche Pedanterie von Herzen verachtete, ſuchte Anfangs, — da Herr Kotzeluch ihm ſehr nützen aber auch ſchaden konnte und auf der anderen Seite manches Verdienſt beſaß — ſeinen kritiſchen Bemerkungen auszuweichen; als er aber ſah, daß ſie der einzige Zweck ſeiner gar zu häufigen Beſuche waren, konnte er nicht mehr länger an ſich halten, und ſagte ihm eines Tags geradezu: „Herr, wenn man uns beide zuſammenſchmilzt, wird noch lange kein Haydn daraus!“

Dieſer Ausfall befreite ihn zwar von einem Zudringlichen; dagegen hatte er nun wieder einen erbitterten Feind mehr!

Die Annalen der Kunſt bieten wenige Beiſpiele, welche den Stand des Künſtlers ſo ſehr ehren, und auf die edelſte Art die wahre Ueberlegenheit des Talentes charakteriſiren, als die beſtändige und ergebene Freundſchaft, welche zwiſchen den beiden größten Muſikern der Welt beſtand. Die hohe Achtung, die ſie ſtets gegenſeitig für einander ausſprachen, und, mehr als Alles dies, die zwiſchen ihnen beſtehende gegenſeitige Belehrung: Mozart erklärte von Haydn gelernt zu haben, wie man Quartette mache, und Haydn, daß er von dem Univerſal-Muſiker — Mozart das gelernt habe, wodurch er im Stande geweſen ſei, ſpäter ſeine letzten großartigen Symphonien zu ſchreiben.*) Michael Haydn**) — Joſeph Haydn's

---

*) Oulibicheff: I. Thl. Seite 207 u. 208.

**) Steht als Organiſt, Kirchen-Componiſt und als Meiſter des

Bruder — ſollte auf höheren Befehl Duetten für Violine und Viola ſchreiben. Er konnte dieſelben aber zur beſtimmten Zeit nicht liefern, weil ihn eine heftige Krankheit befallen hatte, die ihn auch nachher noch länger als man es vermuthete, zu aller Arbeit unfähig machte. Von Oben fand dieſer traurige Zwiſchenfall freilich keine Rückſicht, ja man drohte ihm ſogar, mit Einziehung ſeiner Beſoldung.

Was that nun **Mozart**, als er dies hörte? Schweigend ſetzte er ſich nieder und ſchrieb für den betrübten von Leiden und Sorgen niedergebeugten Freund mit ſo unausgeſetzter Raſtloſigkeit, daß die Duette in wenigen Tagen vollendet waren und unter **Michael Haydn's** Namen eingereicht werden konnten. *)

Welch' liebenswürdiger Zug in dem Charakter unſeres Helden!

Aber **Joſeph Haydn**, **Mozart**, den **Abt Stadtler** **) und **Albrechtsberger** ***) umſchloß auch ein Freundſchaftsband, das ſich auf die edelſte Zuneigung und

---

Contrapunktes muſterhaft da. Seine Seele war nur auf das Großartige der Religion gerichtet, er theilte daher auch den naiven Humor ſeines Bruders nicht. Als Capellmeiſter zu Großwardein und ſpäter Muſikdirector in Salzburg componirte er 20 Meſſen, 114 Graduale, 160 Offertorien ꝛc. ꝛc. C. **Gollmick**: „Handlexicon der Tonkunſt."

*) **Niſſen**: Mozart's Leben S. 476.

) **Abt Stadtler: ausgezeichneter Orgelvirtuos und Kirchen-Componiſt.

***) **Albrechtsberger**: Kirchen-Componiſt und Theoretiker. Großer Contrapunktiſt und Organiſt.

die herrlichſten Talente gründete, wie die ganze Welt kein ähnliches aufzuweiſen hat.

Welch' paradieſiſches Leben für Mozart, wenn nur nicht wieder die Schlange geweſen wäre.

Aber die Schlange ſollte bald tödtlich ſtechen. Mozart hatte noch weiter, außer einer Maſſe Kleinigkeiten, ein Oratorium: „Davidde penitente“ geſchrieben und zuſammengeſtellt; dann, auf Kaiſer Joſeph's Befehl, für ein Feſt in Schönbrunn eine Komödie mit Geſang, der „Schauſpiel-Director“ ausgearbeitet; aber die bedeutendſte Schöpfung jener Zeit war die herrliche Oper: „Le nozze de Figaro,“ — „Figaro's Hochzeit“ — geweſen. Mozart hat kaum etwas Schöneres, und nichts, was ſchwieriger zu componiren war, geſchrieben! Und doch! — „Le nozze de Figaro“ war in Wien nicht durchgedrungen; während eine andere weit, weit ſchwächere Oper von Martin: „La Cosa rara“ — alle stelle ging und in die Wolken erhoben wurde.

Und wie war dies möglich? Nun die Schlange hatte ſich ja lange genug durch den Staub gewunden und an den Stufen des Thrones, in den Boudoirs der Sängerinnen, zu Füßen der Sänger und im Gewühle des öffentlichen Lebens geziſcht und ihr Gift ausgeſtoßen, warum ſollte ſie nicht endlich dem neuen Meſias der Muſik in die Ferſe ſtechen?

Salieri — Mozart's Freund — der kleine zierliche Hof-Capellmeiſter Salieri, den Mozart ſcherzweiſe nur Monſieur Bonbonnière nannte, da er, wo er ging und ſtand Zuckerwerk aus einer Bonbonnière naſchte — dieſer ſchön geſtellte, in muſikaliſcher Beziehung recht tüchtige und anerkannte Mann, hatte, wie wir wiſſen, ſeit langer Zeit aus Neid und aus Furcht vor Mozart — dem Schöpfer der neuen deutſchen Oper — brach gelegt zu werden, im Geheimen alle Mienen ſpringen laſſen, um dieſen, ſeinen gefürchteten Rivalen, zu vernichten. Als nun Salieri erfuhr, daß Mozart durch Kaiſer Joſeph II. beauftragt ſei, jetzt wieder eine italieniſche Oper über Beaumarchais Figaro zu ſchreiben, wollte er vor Neid, Angſt und Mißgunſt vergehen. Da kam ihm ein Zufall herrlich entgegen. Gerade um dieſelbe Zeit ſchrieb ja auch ſein Günſtling, Vincenzo Martin, — einer der damals beliebteſten Componiſten in der älteren italieniſchen Manier, — eine neue Oper unter dem Titel „La Cosa rara.“ Das war vortrefflich! „La Cosa rara“ mußte triumphiren, — denn von Martin fürchtete der ſchlaue Italiener nichts, — der „Figaro“ dagegen fallen. So konnte Salieri ſeinem lieben Freunde, Maeſtro Mozart, einen furchtbaren Stoß verſetzen, ohne ſich ſelbſt auch nur im Entfernteſten blos zu ſtellen. Waren doch die italieniſchen Sänger — durch ihr eigenes Intereſſe geſtachelt — längſt für eine ſolche Schlacht gewonnen; denn auch ſie haßten ja Mozart, den Untergraber der italieniſchen Oper; während ſie nicht anſtanden Vincenzo Martin zu protegiren, da er ihr gehorſamer Sklave war.

Hierzu kam aber auch noch, dem Publikum gegenüber, etwas ſehr Gewichtiges: daß nämlich die Muſik zur „Cosa rara," in welcher ſich das Talent eines ganz gefälligen Componiſten kundgab, Jedermann ſehr leicht in die Ohren fiel; indeß die Muſik des „Figaro," durch ihre Gediegenheit, immer bedeutend ſchwerer zu verſtehen war. Während daher Salieri ſeinem lieben Freunde Mozart ein um das anderemal vor Entzücken über das neue Meiſterwerk die Hand drückte und in Lobeserhebungen und Glückwünſchen überfloß, lachte er ſich an der Spitze ſeiner Mitverſchworenen mit ſataniſcher Schadenfreude in das Fäuſtchen. Mozart war ja geradezu auf die Schlachtbank geliefert, da er ſein Werk einer Geſellſchaft anvertrauen mußte, die ihm, vom Capellmeiſter und Oberdirector an bis zum letzten Sänger und Choriſten, den Untergang geſchworen hatte. Ohne es zu wiſſen, gab er ſich in die Hände ſeiner Henker. *)

Sämmtliche italieniſche Sänger und Sängerinnen befleißigten ſich denn auch in der That bei „Figaro's" Aufführung ſo ſchlecht als möglich zu ſingen, ja ſelbſt das Orcheſter hudelte ſeinen Theil auf ſolch' abſcheuliche Weiſe, daß Mozart — Thränen des Zornes und der Entrüſtung in den Augen — ſchon nach den beiden erſten Acten **) in die kaiſerliche Loge eilte, den Schutz ſeiner Majeſtät anzuflehen.

In der That war denn auch der Kaiſer über das Vorgefallene indignirt. Es erging auf der Stelle eine ſcharfe Zurechtweiſung an ſämmtliche Mitwirkende. Aber was half es, daß nun der übrige Theil der Oper ein wenig beſſer ging. Der Schurkenſtreich war geglückt. Das Publikum blieb kalt; — „Figaro's Hochzeit" — dies wundervolle Meiſterwerk, das jetzt — nach mehr denn 60 Jahren — noch eine Lieblingsoper der ganzen civiliſirten Welt iſt, fiel und konnte ſich in Wien lange Zeit von ſeinem Falle nicht erholen. Mozart, außer ſich vor Schmerz und Unwille, ſchwur: Nie wieder eine Oper für Wien zu ſchreiben!

---

*) Oulibicheff I. S. 215. III. S. 38—85. Niſſen: S. 495.

**) Bekanntlich hatte dieſe Oper, die jetzt meiſt in zwei Acten gegeben wird, deren vier.

Aber Wien iſt ja nicht die Welt! Bald fand die neue Oper den Weg nach dem Muſik liebenden und muſikaliſch gebildeten Böhmen, in deſſen Hauptſtadt Prag ſich damals der Impreſſario — der Theaterunternehmer — Bondini befand. Bondini ſtand an der Spitze einer ganz ausgezeichneten italieniſchen Operngeſellſchaft; deren hervorragendſten Mitglieder Luigi Baſſi, Capellmeiſter Strobach, die ſchöne und feurige Saporitti, der Tenor Antonio Baglioni und der famöſe Giuſeppe Lolli waren. Auch das Orcheſter war unbedingt das beſte, das damals beſtand.

Von dieſer Geſellſchaft aufgeführt und zwar vor einem ſo empfänglichen und muſikaliſchen Publikum, wie das Prager, gefiel „Figaro's Hochzeit" ganz ungemein. Prag war außer ſich vor Jubel, und die Oper mußte den ganzen Winter faſt ohne Unterbrechung gegeben werden. *)

Sie half aber auch den traurigen Umſtänden des Un-

---

*) Profeſſor Niemetſchek, Bericht über „Figaro's" Aufführung in Prag. Niemetſchek war Augenzeuge.

ternehmers nicht nur vollkommen auf die Beine, — nein! — der Enthuſiasmus, den ſie allgemein erregte, war bis dahin ohne Beiſpiel.

Die Bewunderung für den Componiſten dieſer herrlichen Muſik ging denn auch ſo weit, daß Graf Joſeph von Thun, — einer der edelſten böhmiſchen Cavaliere und einer der erſten Kenner der Muſik — der ſelbſt eine vortreffliche Capelle unterhielt, Mozart nach Prag zu kommen einlud, und ihm Wohnung, Koſt und alle Bequemlichkeiten in ſeinem Hauſe anbot.

Mozart war — zumal nach der Schändlichkeit, die man ihm in Wien geſpielt — zu ſehr über den ſchönen Erfolg erfreut, den ſeine Oper in Prag fand, — zu begierig, eine Nation von einem ſolchen Muſikgefühle kennen zu lernen, als daß er die Gelegenheit nicht mit Freuden ergriffen hätte. Er kam im Februar 1787 nach Prag: an dem Tage ſeiner Ankunft wurde gerade „Figaro“ gegeben und Mozart erſchien bei der Vorſtellung. Kaum aber hatte ſich dieſe Nachricht verbreitet, als ſich ein endloſer Jubel erhob und ein donnernder Beifallsſturm den beliebten Meiſter begrüßte.

Mozart verlebte nun glückliche Tage in Prag. Ein Concert, das er gab, fand ebenfalls unermeßlichen Beifall. Wo er ſich zeigte, ward er mit offenen Armen empfangen, auf den Händen getragen, als der Liebling der Prager geehrt und gefeiert.

Sollte ihn — die edle Seele — eine ſolche Aufnahme nicht auf das tiefſte und freudigſte bewegen? Durchdrungen von der Aufrichtigkeit einer ſolchen Begeiſterung und zugleich erſtaunt, zum erſtenmale in den Maſſen ein ſo lebhaftes Verſtändniß des Schönen in der Kunſt zu finden, beſchloß er durch ein glänzendes Zeugniß den Böhmen ſeine Erkenntlichkeit und ſeine hohe Achtung zu beweiſen. „Weil die Prager mich ſo gut verſtehen, will ich eine Oper ganz für ſie ſchreiben!“ — rief er begeiſtert aus, und der Impreſſario Bondini nahm ihn beim Wort und ſchloß einen Vertrag mit ihm, in Folge deſſen Mozart ſich anheiſchig machte, zu Anfang des künftigen Winters eine neue Oper zu liefern. Die Wahl des Libretto wurde dem Componiſten überlaſſen, und ſo reiſte Mozart voll Luſt, Begeiſterung und Ungeduld — einen recht paſſenden Stoff für all' die muſikaliſchen Prachtgedanken, die in ſeinem Kopfe herumgingen — zu finden, nach Wien zurück.

O wie da ſein Herz ſchlug, ſeine Pulſe flogen, ſein Kopf glühte. Er fühlte ſo etwas in ſich, wie eine werdende Welt — er war glücklicher denn je, und als er den erſten Fuß auf Wiener Boden ſetzte, war ſein einziger Gedanke: „Da Ponte!“ ... und ... „ein Libretto!“ —

Abbate da Ponte.

Mit einem Kuß war alſo Mozart von ſeiner Frau weggelaufen, um ſich — wenn immer möglich — bei dem befreundeten Abbate da Ponte einen Text für ſeine neue, für Prag zu ſchreibende Oper zu holen.

Abbate da Ponte war nach Metaſtaſio's Tode zum öſterreichiſchen Hofdichter ernannt worden und hatte bereits mehrere Libretto's — unter anderen das für die Salieri'ſche Oper „Die Danaiden" — geſchrieben. Seit einiger Zeit mit Mozart bekannt und vertraut, war er es geweſen, der auch auf des Kaiſers Befehl, für Mozart die „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais bearbeitet hatte. Beide Männer waren ſich dadurch näher gekommen, und da Ponte ging ſogar längſt, das wußte Mozart, mit der Hoffnung, um, einen neuen Text für ihn zu finden.

Seit der Reiſe nach Prag hatten ſich aber Beide nicht geſprochen.

Jetzt polterte Mozart die Treppe herauf und die Thüre herein, als ob es hinter ihm brenne. Der Abbate erſchrak in der That, lachte aber freundlich auf, als er den Freund erkannte.

„Willkommen!“ — rief er zugleich, Mozart die Hände entgegenſtreckend, — „willkommen in dem böſen Wien; aber ich weiß ſchon, lieber Maeſtro, warum Sie ſo ſtürmen. Die Poſten ſind indeß doch noch ſchneller als Sie, und Stiepaneck*) in Prag hat mir bereits zu meiner großen Freude, von den enormen Erfolgen geſchrieben, die Ihre Oper dort hatte!“

„Ja, lieber Abbate!“ — entgegnete Mozart mit ſtrahlenden Augen — „Das ſind andere Kerle, wie unſere guten Wiener; — laſſen ſich auch nicht von einem Monsieur Bonbonière und Conſorten irre machen. Mein Gott! mein Gott! wie freundlich und liebevoll waren dieſe Menſchen! und — wie muſikverſtändig ſind dieſe böhmiſchen Ohren!“

„Alſo glauben Sie doch, daß Salieri?“

„St! kein Wort von ihm!“

„Und warum nicht?“

„Ich mag es mir nicht denken, daß ein Menſch, der mir ſolche Freundſchaft .....“

„Heuchelt!“

---

*) Der ſpäter den Don Juan in's Böhmiſche überſetzte.

„Kann's nicht glauben, wenn's auch alle Freunde ſagen.“

„Nun, ich meine denn, wir wären beide gewitzigt.“

„Lieber, beſter Abbate, meine Stimmung! Ich beſchwöre Sie, denken wir nicht mehr an die Bonbonière, ich habe ganz andere Dinge im Kopfe.“

„Nun denn?“

„Was meinen Sie?“

„Wie kann ich's wiſſen .... “

„Ich brauche einen neuen Operntext,*) aber — ich bitte — geben Sie mir nicht noch einmal eine franzöſiſche Komödie. Es handelt ſich diesmal weder um den Hof, noch um Wien. Ich werde für das Prager Publikum arbeiten, das jede Sylbe von mir verſteht, und für das Orcheſter in Prag, das mich vom Blatte ſpielt. Die Truppe iſt vortrefflich und die Sänger thun Alles, was ich will. Es iſt alſo gerade, wie wenn Mozart für Mozart arbeitete. Es handelt ſich demnach nur darum, Ehre einzulegen. Ich möchte aber etwas Appartes haben. Helfen Sie mir dazu.“

Da Ponte lächelte ſchlau. — „Setzen wir uns!“ — ſagte er dann.

„Und?“

„Sie konnten nicht gelegener kommen. Da iſt gerade ein Text, den ich in Arbeit habe. Er iſt einer alten Comödie von Tirſo de Molina entnommen und heißt: „Der ſteinerne Gaſt.“ Molière und Goldini haben Komödien daraus gemacht; ich habe die Idee, den Gegenſtand zu einer Oper zu bearbeiten. Es iſt die merkwürdigſte Teufelsgeſchichte, die ich je gehört.*) Noch nie wurde einem Compoſitore etwas Aehnliches geboten; nur zweifle ich, ob Sie es mögen?“

---

*) Oulibicheff: III. Thl. S. 91—107. Geſpräch zwiſchen Mozart und da Ponte. Bildet es nicht einen integrirenden Theil dieſes Buches? Darum, und ſeiner Trefflichkeit wegen ſeine Aufnahme.

Mozart hatte mit Spannung gelauſcht. — „Laſſen Sie einmal ſehen, was an dieſer Teufelsgeſchichte iſt!“ — verſetzte er jetzt und griff haſtig nach dem Manuſcripte, welches der Abbate herbeigeholt. Da Ponte ſah nun mit innerer Freude zu, wie es Mozart faſt verſchlang. Nach einer Pauſe ſagte er dann lächelnd:

„Ich muß nur den Geburtshelfer machen. Da findet ſich zuerſt eine Reiterſtatue, welche zum Nachtmahle geladen, vom Pferde ſteigt, weil es ſich doch nicht ſchicken will, in einen Salon, von vier Füßen getragen, einzutreten. Die Statue will nichts eſſen, dagegen hält ſie dem Herrn des Hauſes, einem großen Taugenichts, eine ſehr erbauliche Rede, worauf ſie ihn zur Hölle mit ſich nimmt. Das wird ſehr ſchön werden!“ — fügte der Abbate hier lachend hinzu, — „ich verſichere Sie. Ein Schauſpieler mit Kreide beſchmiertem Geſichte, einem Helme von Fayance, weiß glacirten Handſchuhen und einer vollſtändigen römiſchen Waffenrüſtung aus altem Linnenzeuge. Ferner blitzt es aus allen Verſchwindlöchern und Teufel gibt es von allen Farben. Nur eines ſetzt mich in Verlegenheit, ſehen Sie: es iſt dies die Anrede des Geſpenſtes; denn obgleich ich mir ſchmeichle, mein Gewerbe ſo gut zu verſtehen, wie Einer, ſo bin ich doch nicht Shakeſpeare, um Geiſter ſprechen zu laſſen.“

---

*) Die Sage von dem ſteinernen Gaſt iſt nicht ohne hiſtoriſche Grundlage. Es lebte in der That im Mittelalter ein Don Juan Tenorio in Sevilla, der einer ſehr angeſehenen Familie Andaluſiens angehörte, und wegen ſeines ausſchweifenden Lebens eine Art Berühmtheit erlangt hatte. Gewiß iſt es, daß er einen Commenthur im Zweikampf tödtete, nachdem er ſeine Tochter verführt; daß dieſer Commenthur in dem Kloſter des heiligen Franziskus begraben wurde, wo man ihm ein mit ſeiner Statue geſchmücktes Monument errichtete; daß endlich die Mönche dieſes Kloſters, um dem zügelloſen Leben Don Juan's, der ſie wahrſcheinlich einmal beleidigt hatte, ein Ende zu machen, ihn in einen Hinterhalt gelockt, in dem er den Tod gefunden. Sie verbreiteten hierauf das Gerücht: daß ihn der Böſe in dem Augenblicke geholt habe, als er die Statue des Ermordeten inſultirte. Tirso de Molina.

Mozart dachte einen Moment nach, dann rief er, und ein großer, kühner Gedanke blitzte aus ſeinen Augen — „Es gilt gleich, was er ſagt. **Der Tod** wird in meinem Orcheſter ſprechen und zwar auf eine Art, daß man ihn verſtehen wird.“ — Und mit einer wunderbaren, faſt beängſtigenden Bedeutſamkeit ſetzte er gedehnt hinzu: „**Ich weiß nur zu gut, wie er ſpricht!**“ — Aber es war dies nur ein Moment, dann fuhr er, als wolle er einen finſteren und unheimlichen Gedanken abwehren, mit der Hand über die Stirne und rief: „Es mag ſein um die Statue; . . . was gibt es weiter!“

„Dann“ — fuhr da Ponte fort, der ſchon an ſolche

Ueberſprünge der Gedanken bei dem Freunde gewöhnt war, — dann iſt ein ſchönes Fräulein da, deren Vater die Statue iſt, und welchen der Briccone, der Held unſeres Stückes, im Zweikampfe tödtete. Die Signora weint, iſt natürlich ganz troſtlos, und zwar um ſo mehr, als der Verräther ihr beinahe einen ſehr ſchlimmen Streich geſpielt hätte, ihr, der Tochter eines Commandeurs, und, was noch mehr iſt, der Verlobten des hübſcheſten Jungens in Andaluſien. Sie ſchwört, ſich zu rächen. Bis dahin geht Alles bene für Sie, Maeſtro, nun kommt aber das Schlimme. Der junge Mann, der heirathen ſoll, und dem die Sorge der Rache überlaſſen iſt, macht viele Verſprechungen; er zieht ſogar den Degen; aber in Gegenwart des Briccone, der entſchloſſen und muthig für Viere iſt, verliert er die Faſſung und der Degen benutzt dieſe Gelegenheit, um ruhig wieder in die Scheide zu ſchlüpfen.“

„Alſo ein Ritter von der traurigen Geſtalt!“ — ſagte Mozart.

„Ja!“ — verſetzte da Ponte — „ich geſtehe es, unſer Verliebter iſt ein armer Ritter. Man ſieht ihn immer den Schritten ſeiner Geliebten folgen, wie eine Verlängerung des Schleppes ihres ſchwarzen Kleides. Es gab kein Mittel ihn anders darzuſtellen; ſo daß die Wehklagen der Signora und ihre Rachepläne durchaus nichts zu Wege bringen.“

„Ei, ei! was glauben Sie!“ — rief hier Mozart freudig. — „Sie werden das Unmögliche, das Unglaubliche zu Wege bringen! Sie werden die Gerechtigkeit des Himmels beſchleunigen! **Sie werden die Todten aus ihren Gräbern erwecken!** Man wird begreifen, daß es der gebieteriſche Schrei iſt, der übermenſchliche Schrei um Rache, der die Statue herbeiführt. Zwiſchen dieſen beiden Dingen beſteht eine augenſcheinliche Verbindung. Abbate, ich bin entzückt über unſere Primadonna.“

„Deſto beſſer!“ — rief freudig da Ponte.

„Und was den Bräutigam betrifft,“ — fuhr Mozart fort — „ſo verdient er Ihre Vorwürfe nicht. Wie können Sie verlangen, daß der poverino Streit mit dieſem eingefleiſchten Teufel anfange, der dem Geiſte des alten Mannes, den er ermordet hat, ein Glas Wein anbietet. Der Tochtermann wäre dem Schwiegervater nachgefolgt, und dann hätten wir, wie im Figaro, keinen Tenor gehabt. Ein ſchöner Vortheil! Caro amico! Sie wiſſen noch gar nicht, was ein ſolcher Menſch iſt; ich verſtehe Ihren Taugenichts, aber Geduld! Wenn Sie ihn auf der Bühne ſehen werden, der Statue gegenüber, mit vor Verwegenheit blitzenden Augen, Ironie und Gottesläſterung auf den Lippen, während den Zuhörern die Haare zu Berge ſtehen (dafür will ich ſchon ſorgen); wenn er ſagen wird parla! che chiedi? che vuoi? Dann werden Sie ihn erkennen. Nein, nein, ein Briccone von dieſem Schlage kann nicht durch die Hand eines Lebenden gezüchtigt werden. Der Teufel würde darüber eiferſüchtig ſein. Leib und Seele, der Teufel allein muß Alles haben; haben Sie alſo Mitleid mit dem jungen Manne. Er verſpricht, — er möchte, — er verſucht ſelbſt, iſt das nicht Alles, was die

Primadonna in ſolchem Falle von einem loyalen Tenor verlangen kann! Das Leben unſeres Verliebten iſt ein völlig inneres, ſehen Sie; es geht ganz in ſeiner Liebe auf; es wird groß und ſchön ſein, ich ſtehe Ihnen dafür."

Der Abbate nickte beifällig mit dem Kopfe und Mozart las im Manuſcripte weiter; dann fuhr er freudig fort:

„Prächtig, Abbate, prächtig! Sie laſſen ihn bei den Augen ſeiner Geliebten, bei dem Blute des ermordeten Greiſes ſchwören. Welch' ein Duett gibt das!"

„Wahrhaftig, Maeſtro!" — rief hier da Ponte, indem er aufſprang und im Zimmer hin- und herlief — „Sie haben Recht! Wie vernagelt war ich, daß ich nicht einſah, wie vielen Geiſt ich hatte; das paſſirt Meinesgleichen ſelten! Werden Sie aber mit dem Uebrigen, was ich Ihnen vorzulegen habe, ebenſo zufrieden ſein? Dieſer Briccone iſt ein furchtbarer Weiberfreſſer. In Spanien allein hat er ſchon „tauſendunddrei" verſchluckt, und der Teufel von einem Menſchen iſt viel gereiſt. Sie werden wohl einſehen, daß ich nicht alle dieſe Schlachtopfer auf die Scene bringen konnte; aber ich brauche wenigſtens eine als die Repräſentantin dieſes Heeres. Ich habe ſie aus Burgos genommen, wo unſer Taugenichts ihr Herz bethörte, worauf er ſie ſitzen ließ. Dieſe Didone abandonnata, Gattin, Wittwe oder Fräulein — denn das iſt ein Punkt, den ich unentſchieden laſſe — kann aber ihren Unfall noch nicht verdauen. Sie läuft ihm über Berg und Thal nach, und fragt Jeden, dem ſie begegnet, nach ihrem Ungetreuen. Endlich findet ſie ihn ..... aber wie? .....

angelegentlichſt mit einer Anderen beſchäftigt. Statt ſich aber bei ihr zu entſchuldigen, lacht ihr der Taugenichts in's Geſicht und läßt ſie bei ſeinem Diener zurück. Die Dame verliert indeſſen den Muth durchaus nicht. Man bringt ſie dahin, Nachts mit eben dieſem Diener durch die Straßen zu wandeln, der ſich mit dem Barett und dem goldgeſtickten Mantel ſeines Herrn verkleidet. Sie bleibt dabei, den Verräther zu lieben, und nachdem alle Hoffnung verloren iſt, möchte ſie wenigſtens den bekehren, auf deſſen Beſitz ſie verzichten muß. Unter uns, Maeſtro, ſie hat ſo ein Bischen etwas von überſpannter Weibercapriſe, — ſie iſt ſo ein Bischen toll."

Mozart lachte laut auf. — „O! die herrliche, die anbetungswürdige Perſon!" — rief er dann heiter. — „Toll ſagen Sie? ja für euch Dichter, die Ihr nichts als die Handlungen der Perſonen und die Worte, die Ihr ihnen bunt durcheinander in den Mund legt, ſeht. Aber wie verſchiedenartigen Auslegungen ſind nicht die Worte, ja ſelbſt die Auslegungen unterworfen? In's Herz muß man ſehen, und nächſt Gott kann nur der Muſiker hineinſchauen. Toll! höchſtens ſo gut iſt ſie, um eine plumpe Heiterkeit zu erwecken! Laſſen Sie ſie ſprechen, was Sie wollen; ich hoffe aber, daß wenn das Bild dieſer edelmüthigen und ergebenen Seele in meiner Muſik wie aus einem Spiegel zurückfallen wird, meine Freunde etwas ganz Anderes als eine Tolle in ihr ſehen ſollen. Sie kommt zu ſeinem letzten Mahle" — ſagte Mozart dann, das Manuſcript durchſehend — „das iſt ganz bewunderungswerth; die mißkannte

Stimme des Schutzengels, die ſich vor der des Gerichts hören läßt. Ueberdieß“ — fuhr er nach kurzem Nachdenken fort — „iſt dieſe leidenſchaftliche und thatkräftige Perſon das nothwendige Band zwiſchen den anderen Perſonen, von denen, wie ich bereits ſehe, die zwei hauptſächlichſten zu einer paſſiven Rolle beſtimmt ſind. Didone abandonnata wird die Angel des Drama's ſein, und was die Muſik betrifft, der Knoten der Enſembleſtücke. Sie wird uns Terzetts, Quartetts, vielleicht ſogar ein Sextett liefern, wenn es angeht. Ich habe am Sextett Geſchmack gefunden, ſeitdem wir es im „Figaro“ verſucht haben, obgleich der lyriſche Stoff ſehr ſchlecht war. Iſt es nicht ſonderbar, mein Lieber; je beſſer Sie Ihre Sachen machen, um ſo weniger vermuthen Sie es!“

„Mir iſt es ſchon recht, wenn Sie es ſo nehmen!“ — verſetzte da Ponte.

„Und das Sextett?“

„Was das Sextett anbelangt, ſo gibt es Gelegenheit dazu.“

„Wo?“

„Wir ſind mit unſeren Perſonen noch nicht zu Ende.“

„So? — alſo!“

„Da iſt eine, die Ihnen ſicher gefallen wird.“

„Ich bin geſpannt!“

„Eine junge ländliche Braut!“

„Allerliebſt!“

„Die offenherzig, gefühlvoll, zwar ein Bischen gefallſüchtig und zugleich etwas loſe iſt . . .“

„Charmant!"

„Jedoch nur aus Nothwendigkeit, wie Sie ſehen werden. Ein Ihrer würdiger Biſſen, galanter Maeſtro!"

„Und Ihrer ſelbſt, heiliger Mann von einem Abbate!" — rief Mozart laut lachend. — „Man kennt Sie als einen Weiberjäger erſter Klaſſe!"

„Verläumdung!" — ſagte da Ponte, mußte aber ſelbſt lachen, weil er der eigenen Sünden nur zu eingedenk war.

„Aber weiter!" — ſagte Mozart ſchelmiſch.

„Nun! der Taugenichts trifft ſie bei'm Hochzeitszuge, den er begegnet."

„Gott verzeihe es Ihnen!" — rief Mozart.

„Er iſt ein Kenner, dieſer Taugenichts!" — fuhr der Abbate unbekümmert fort. — „Dieſe Gerechtigkeit müſſen wir ihm wiederfahren laſſen, und er hat ſtets alle Taſchen voll Ränke!"

„Wie ein gewiſſer Abbate!"

„Ein Augenblick genügt ihm, um die Hochzeitsgäſte bei Seite zu bringen, ſo wie den Bräutigam, der ein Dummkopf, ein wahrer Einfaltspinſel iſt!"

„Bravo! Braviſſimo!"

„Die Bäuerin iſt im Begriff, als armer geköderter Vogel in die Falle zu gehen, als ſie Jemand am Aermel zurückhält."

„Und dieſer Jemand?" — frug Mozart vor Spannung ungeduldig.

„Dieſer Jemand, mein Charmanteſter, iſt . . . . ?"

„Ich errathe! Die Didone abandonnata!“

„Getroffen! Die Didone abandonnata, die dem Briccone ſehr zur rechten Zeit den Rang abläuft!“

„Armer Teufel!“

„Ich glaube Sie bedauern ihn?“

„Warum nicht!“

„O!“ — rief der Abbate lachend — „Mozart! Sie ſind ſchlechter als ſchlecht!“

„Abbate!“ — verſetzte Amadeus — „zupft Euch an Eurer Naſe. Aber weiter!“

„Nun! der Meiſter in der Verführungskunſt ....“

„Der Abbate?“

„Mozart?“

„Laſſen wir die Poſſen!“

„Der Meiſter in der Verführungskunſt hält ſich aber doch nicht für geſchlagen; er verſucht es, Gewalt anzuwenden ....“

„Der Teufel!“

„Was ihm aber glücklicherweiſe nicht gelingt.“

„Warum?“

„Der Bräutigam, ein ſo großer Pinſel er iſt, wird doch ärgerlich und will ſich ſelbſt Recht verſchaffen; aber .... ſtatt Schläge auszutheilen, erhält er ſelbſt welche. Er heult wie ein Beſeſſener. Die kleine Frau kommt auf ſein Geſchrei herbeigelaufen, unterſucht die Beulen und Wunden, die man dem lieben Manne beigebracht hat, mit dem Kolben ſeiner eigenen Flinte. Kleinigkeit! Die kleine

Frau kennt ein Mittelchen, das ihn im Augenblicke herſtellen wird."

Der Abbate lachte hier wie ein Faun; dann fuhr er, mit den kleinen Augen pfiffig blinzelnd fort:

„Vergeſſen Sie nicht, theuerer Maeſtro, daß die beginnende Nacht die ihres Hochzeittages iſt."

„Satan von Abbate!" — rief Mozart mit dem Finger drohend.

„Ha! wie gut er rathen kann!" — entgegnete da Ponte ſchmunzelnd. — „Ha, ha, ha! Die Situation iſt etwas leichtfertig, und ein Dichter meines Schlages hätte ſie vielleicht vermeiden ſollen. Doch was läßt ſich machen, ich werde mich mit Ihnen entſchuldigen, caro maestro, und habe ſo etwas wie eine Cavatine geſchrieben!"

„Laſſen Sie die Cavatine ſehen!" — Mozart blickte in das Manuſcript. — „Vedrai carino u. ſ. w. Hm! eine ſehr leicht verhüllte Schlüpfrigkeit!" — ſagte er dann lächelnd. — „Schon gut, Sie konnten es nicht anders machen; aber meine Aufgabe, verſtehen Sie ſie? den ſüßeſten Augenblick des Lebens, die höchſte Wonne des Herzens in Muſik zu ſchildern! Ein anderer Dichter hätte geſucht, dieß in ſeiner Art auszudrücken und würde mir damit Alles verderben haben; aber Sie, den ich wie meinen Augapfel liebe, — Sie, mein ergebener Genoſſe, mein treuer Pylades, — Sie, der wahre Dichter des Componiſten, — Sie faſſen meine Hand, legen Sie auf ein vor Wolluſt klopfendes Herz und ſagen zu mir: sentilo battere!"

„Köſtlich!“ — rief der Abbate.

„Nun ja!“ — fuhr Mozart fort — „an mir, an dem Componiſten, iſt es, zu fühlen und fühlen zu laſſen. Alle Wonne der Liebe ſoll ſich in dieſer Cavatine ausſprechen: ſie ſoll glühend und doch keuſch ſein, trotz des Textes. Der Text drückt die Sprache der Bäuerin aus; — ihr geziemt er; die Muſik wird ihre Seele ſein, die Seele Mozart's, wie er Conſtanzen zum Hochzeitsbette führte. Sehen Sie, ich bin bereits toll verliebt in unſer Landmädchen!“

Da Ponte war entzückt. — „Ich wußte wohl, daß es Ihnen gefallen würde!“ — rief er faſt außer ſich vor Freude und rieb ſich, durch das Zimmer tänzelnd, die Hände.

Mozart las weiter. — „Aber, lieber Abbate“ — frug er dann ſinnend aufblickend — „welcher Gattung gehört denn nun unſere gemeinſchaftliche Arbeit an?“

„Wie?“

„Ja! daraus wird doch offenbar keine Opera seria? Der große Taugenichts und Weiberfreſſer, Didone abandonata, über die man ſich luſtig macht, der Tölpel, den man foppt und durchprügelt, ſelbſt die Statue, welche eine Einladung zum Nachteſſen annimmt, alles dies ſcheint mir entfernt nicht in die heroiſche Gattung zu paſſen. Höchſtens könnten die Tochter des Commandeurs und ihr Liebhaber auf dem Kothurn einhergehen, und Ihr hochberühmter Vorgänger, Signore Metaſtaſio, glorreichen und langweiligen Andenkens, hätte ſelbſt dieſe mit Verachtung zurückgewieſen, weil ſie weder Griechen noch Römer, nicht Könige noch Prinzeſſinnen ſind. Andererſeits iſt ein Stück, das mit dem Tode der Hauptperſon endigt und deſſen Schlußdecoration die Hölle vorſtellt, ebenſowenig eine Buffo-Oper! Was iſt ſie alſo dann?“

Da Ponte hatte mit immer finſter werdender Miene zugehört.

„Corpo di Bacco!“ — rief er jetzt faſt zornig — „bin ich denn ein Schöps, daß Sie glauben können, ich hätte mit dergleichen Materialien eine Opera seria machen wollen?“

„Nun was denn? ich frage ja!“

„Ich beabſichtigte ein dramma giocoso zu ſchreiben, und das komiſche Element fehlt durchaus nicht in dem, was ich die Ehre hatte, Ihnen aus einander zu ſetzen. Aber Sie faſſen die Sache in einer Weiſe auf........“

Mozart war aufgeſtanden.

„Erhitzen wir uns nicht!“ — ſagte er mit ſeiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit und klopfte dem Abbate freundlich auf die Achſeln. — „Bin ich denn nicht contentissimo mit Allem, was Sie mir geben?“

„Aber....“

„Dramma giocoso! es ſei darum; was liegt mir am Titel des Werkes; nach und nach findet man vielleicht einen paſſenderen dafür.“

„Er iſt paſſend!“

„Was mir das Wichtigſte, iſt, daß alle Contraſte ſich darin vereinigt finden; Alles in dieſer Oper muß mit ſtarken Farben aufgetragen ſein.“

„So iſt es!“

„Die Narrheit darf nicht bläſſer erſcheinen als das Laſter, ebenſowenig die Liebe bläſſer als der Unwille und die Rache. Sonſt würde die letzte Geſtalt, die des Todes, Alles zermalmen.“

„Gut, gut!“

„Und doch iſt es wieder ſo etwas Schönes um das Lachen!“

„Nun dazu war ſchon Gelegenheit im Figaro!“ — meinte der Abbate.

„Im Figaro“ — verſetzte Mozart — „habe ich nur gelächelt; hier möchte ich aber ſo recht von Herzen lachen, ... mich förmlich ausſchütten: aber über wen und mit wem, das iſt mir bis jetzt noch nicht ganz klar.“

„Nun ....“

„Sie kennen meine Anſicht über Ihre vermeintliche Närrin.“

„Ja, aber ....“

„Was den Tölpel anbelangt, ſo könnte er zwar das Publikum durch ſeine Rolle unterhalten, aber dieſe liefert der Partitur nicht viel Stoff.“

Der Abbate lächelte hier wieder mit ſchlauer Miene. Mozart bemerkte es nicht.

„Ein Tölpel in der Muſik“ — ſagte er von Eifer für die Sache hingeriſſen — „iſt daſſelbe, was in der Welt poco oder niente iſt. Haben Sie nicht vielleicht noch eine andere Perſon in Reſerve? Sie lächeln?

„Ich ſehe ſchon“ — verſetzte da Ponte, der ſich indeſſen wieder völlig beruhigt hatte — „ich muß zu meiner Selbſtvertheidigung auch das noch ausliefern, womit ich Anfangs zurückhielt, um Ihnen eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten!“

„Abbate! köſtlicher Abbate!“

„Ja, mein Lieber, wir haben einen Buffo ex officio!“

„Laſſen Sie ſich umarmen!“

„Und ich willige ein, meine Anſtellung als Dichter bei der kaiſerlichen Truppe zu verlieren, ja, ich verzichte auf meine Eigenſchaft als Italiener um ein Tedesco*) in des Wortes weiteſter Bedeutung zu werden, wenn der Buffo nicht nach Ihrem Geſchmacke iſt!“

„Ich zweifle nicht daran!“ — rief Mozart, ſeelenvergnügt lächelnd und mit dem Finger drohend. — „Man kennt Euch. Ihr Italiener ſeid Meiſter in Buffonerien!“ *)

„Ihr Italiener!“ — wiederholte der Abbate gedehnt, indem ſeine Züge einen komiſchen Ausdruck annahmen. — „Und wer ſind Sie denn, Herr Componiſt der „Hochzeit des Figaro?“

„Ich ſchmeichle mir!“ — rief Mozart mit ſchallendem Gelächter — „Ihnen, heiliger Mann, in gewiſſen Beziehungen, jedoch nicht in Allem, zu gleichen!“

---

*) Deutſcher.

**) Poſſen.

„Sollten Sie die Anmaßung haben, in der Muſik mehr als ein Italiener ſein zu wollen?“

„Schwatzen wir darüber, wenn unſer gegenwärtiges Geſchäft beendigt ſein wird. Für den Augenblick handelt es ſich um den Buffo: und wenn es ſich der Mühe lohnt, werde ich bemüth ſein, mich — ſo ſehr ich kann — zu Ihrem Compatrioten zu machen.“

„Paiſiello würde mir die Hand küſſen, um ſeines Gleichen zu haben!“ — ſagte da Ponte.

„Nun denn, heraus damit!“

„Urtheilen Sie ſelbſt.“

„Ich bin auf die Folter geſpannt!“

„Unſer Buffo iſt der Diener, der Secretair, das Factotum des Briccone.“

„Weiter nichts?“

„Nun hier kann man ſagen ....“

„Ich errathe: „Wie der Herr, ſo der Knecht!“

„Sie Schlaukopf! — — — Ja! Wie der Herr, ſo der Knecht. Dieſer ähnelt ſeinem Herrn faſt wie ein wohldreſſirter Affe dem Teufel gleichen konnte, bevor der rebelliſche Engel Bocksfüße und einen Schwanz hatte. Was die Moral anbelangt, ſo iſt er ein Feigling höchſten Grades, Speichellecker, Großmaul und Spaßmacher, übrigens der beſte Menſch von der Welt.“

„Köſtlich!“

„Er tadelt aufrichtig das Betragen ſeines Herrn.“

„In der That?“

„Er beklagt aus Herzensgrund die jungen Vögel, welche ſich durch ſeine Liebkoſungen und Liebäugeleien fangen laſſen …“

„Der Brave!“

„Aber dieſe Jagd, bei der er völlig unbetheiligt iſt, erſcheint ihm gleichwohl ſo beluſtigend, daß er nicht umhin kann, den Vogelfänger, deſſen Geſchicklichkeit ihm eine tiefe Bewunderung einflößt, mit allen ſeinen Mitteln zu unterſtützen.“

„Prächtig!“

„Alle Tage verwünſcht er die Beſchwerden, die langen Faſten und die Gefahren, welchen ihn die Unternehmungen ſeines Herrn ausſetzen; alle Tage nimmt er Abſchied, und jeden Tag verwicklen ihn Tollheiten, ein gewiſſer abenteuerlicher Geiſt, und mehr als Alles, ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, welcher ihm zu gleicher Zeit ein ſo abſcheulicher Schurke und ein ſo bewunderungswürdiger Mann zu ſein ſcheint, wider ſeinen Willen in die ſchlimmſten Händel.“

„Wo er natürlich immer dabei iſt!“

„Sie bemerken ſeine Naſenſpitze überall, wo es Naſenſtüber ſetzt.“

„Und bekommt er nichts ab?“

„Geht es über ſeine Haut her, entſchlüpft der Burſche, der geſchmeidig wie ein Aal iſt, unter den Fingern weg im Augenblicke, wo Sie ihn feſtzuhalten meinen.“

„Koſtbar, herrlich!“

„Wenn er den Teufel ſähe, würd' er zuerſt die beiden Augen ſchließen, dann würde er das eine halb öffnen, weil der Teufel ein Ding iſt, das man nicht immer ſieht. Kurz“ — fuhr der Abbate fort — „es iſt eine Zuſammenſetzung von Gutmüthigkeit und niederträchtiger Heiterkeit, von Feigheit und leichtſinniger Unvorſichtigkeit, von ungeſchickter Nachäffung und inſtinktmäßiger Geſchicklichkeit, von natürlicher und origineller Dummheit und von einigem geborgtem Verſtande. He! was ſagen Sie dazu, habe ich unſeren Buffo nicht reichlich bedacht?“

„Nicht zu bezahlen! nicht zu bezahlen!“ — rief Mozart, in die Hände klatſchend, und ſein Auge ſtrahlte vor Entzücken. — „Von Meiſterhand gezeichnet!“

„Nicht wahr?“ — ſchmunzelte Da Ponte.

„Ja! der einzige Charakter, den Sie vollkommen aufgefaßt haben! Es bleibt mir nur übrig, die Farben darauf zu tragen; wenn ich diesmal Ihre Abſichten erfülle, bin ich glücklich! Und nun ....“

„Halt, halt!“

„Was denn?“

„Glauben Sie ich ſei fertig?“

„Mit dem Buffo?“

„Ja!“

„Alſo Sie haben noch etwas in petto?“

Da Ponte ſchmunzelte wieder, dann ſagte er: — „Ich vergaß, Ihnen zu bemerken, daß der luſtige Burſche Redacteur eines Privat-Journales iſt, wozu ihm ſein Herr den Stoff liefert.“

„Eines Privat-Journales?“ — wiederholte Mozart befremdet.

Der Abbate nickte. „Ein ergötzliches Journal“ — — ſagte er dann — „eine ſchaurig-köſtliche Chronik, wie es ſonſt niemals eine gab oder gibt.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Soll ich es ſagen?“

„Zum Teufel ja, ich ſitze auf Kohlen.“

„Da ſind nach dem Datum und dem Orte geordnet…“

„Doch nicht ſeine Todtſchläge?…“

„O nein!“

„Nun?“

„Die Namen, Vornamen, Eigenſchaften, das Alter und ein vollſtändiges Signalement aller Schönen, welche der Taugenichts von Don Juan verführt hat.“

„Abbate!“ — rief hier Mozart mit dem Finger drohend — „Sie ſind mehr als Don Juan, — Sie ſind ein eingefleiſchter Teufel!“

Da Ponte lachte:

„Ich nehme an, daß ſich darin in gleicher Weiſe ein hiſtoriſcher Abriß jeder Begebenheit findet. Denn das Journal bildet ſchon einen ungeheuren Foliobund.“

„Etwas unglaublich.“

„Einerlei! Wie es ſich auch damit verhalten mag, iſt dieſer Diener als Redacteur ziemlich ſtolz auf ſeine Arbeit.“

„Wie alle Schriftſteller!“

„Er lieſt ſie Jedem vor, der ſie hören will und nicht hören will.“

„Gute Perſiflage!“

„Was die Wahl des Augenblicks und der Zuhörer anbelangt, ſo werden Sie ſehen, daß er auch hierin ebenſo geſchickt iſt, als irgend einer ſeiner Collegen, der die Feder führt. So erwartet z. B. die verlaſſene Dido einen Aufſchluß: das iſt der Moment oder niemals, meint der Gerichtsſchreiber des Königs der Taugenichtſe. Sicherlich wird ſie nichts beſſer tröſten können, als die Lectüre eines Werkes, wo es ein Kapitel gibt, welches ihr beſonders gewidmet iſt: und ſchnell bereitet er ihr dieſe erbauliche Lectüre. Iſt das nicht komiſch?"

„Komiſch freilich, aber ſchändlich!" — meinte Mozart, — „und faſt grauſam."

„O! Sie zartfühlender Menſch!"

„Nun!" — ſagte Mozart heiter — „ich werde bei den Zuhörern Führbitte einlegen, daß ſie Ihnen dieſen teufliſchen Scherz verzeihen."

„Wie gnädig!"

„Im Grunde iſt er freilich verzeihlich!" — fuhr Mozart nach momentanem Nachdenken fort. — „Dido iſt eine gänzlich geopferte Perſon unter dem dramatiſchen Geſichtspunkte: ein Unrecht mehr, eine Beleidigung weniger, ſie iſt ſchon daran gewöhnt, die arme Frau."

„Es ſind dies Alles glühende Kohlen," — ſagte Da Ponte, — „welche auf dem Haupte Don Juan's angehäuft werden!"

„Wir können nicht genug Beſchwerden gegen ihn zuſammenbringen!" — nahm Mozart wieder das Wort — „um den Inhalt des Stückes mit der Entwicklung und dem Ausgange etwas in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Aber, à propos!“ — rief Mozart hier — „wie viel Acte hat die Oper?“

„Zwei Acte, welche gewiß viere aufwiegen werden!“ — ſagte Da Ponte.

„Was werden wir denn für das Finale des erſten Actes haben? Ich wünſchte ein großes Finale mit Chören und ſceniſcher Action.“

„Daran ſoll es wahrlich nicht fehlen!“ — verſetzte der Abbate. — „Sie werden ein glänzendes Feſt haben, zu welchem der Briccone Don Juan alle Vorübergehenden einladet.“

„Das ſieht ihm ähnlich!“

„Sie werden Bauern, Bäuerinnen, und Masken, Ball, Muſik und glänzendes Gaſtmahl haben.“

„Vortrefflich!“

„Da iſt der Schurke von einem Herrn, welcher die verdammteſten Streiche ausſinnt, und der Schurke von einem Knecht, welcher ihm den Weg dazu bahnt.“

„Ich könnte beide umarmen!“

„Andere ſind mit Racheplänen beſchäftigt, die Menge trinkt und tanzt, mit Inbegriff des Dummkopfes von Bräutigams, den man eben ſo tanzen läßt, obgleich ſein Herz eben nicht bei den Violinen verweilt.“

„Natürlich!“

„Alles pêle-mêle, was wir im techniſchen Ausdrucke eine ſchöne Unordnung nennen.“

„Ganz vortrefflich! das wird ſich prächtig auf der Bühne machen!“

„Plötzlich!“ .....

„Nun?“

„Plötzlich läßt ſich mitten unter dieſem Gewühle im Nebenzimmer ein durchdringendes Geſchrei hören ....“

„Abbate!“ — rief Mozart hier laut auflachend und abermals mit dem Finger drohend — „Sie werden doch nicht?“.....

„Ein durchdringendes Geſchrei hören“ — wiederholte Da Ponte.

„Nun?“

„Man ſieht ſich um, und bemerkt die Braut nicht, auch Don Juan iſt nicht da.“

„Aber Abbate!..... Den Text kann ich ja meiner Frau nicht vorleſen, geſchweige denn dem Publikum bieten.“

Da Ponte ſchüttelte ſich vor Lachen. „Zarte Seele!“ — rief er dann — „macht nur keine Seitenſprünge!“

„Ich glaube“ — ſagte Mozart ſchmunzelnd — „die habt Ihr gemacht .... und zwar tüchtige!.... doch weiter!“

„Ha, der Verräther! Ha, der Erzböſewicht! ſchallt es von allen Seiten.“

„Verſtehe!“

„Man ſchreit, man beſchwört, man beſtürmt, man ſchlägt mit Gewalt an die Thüre, ... ſie ſpringt auf und unſer Taugenichts tritt raſch heraus, den Degen in der Hand und ſeinen Bedienten an den Haaren ziehend.“

„Den Bedienten? Leporello?“

„Natürlich! Der Schlaukopf thut, als ob dieſer der Schuldige ſei.“

„Verfluchter Kerl! — Und man glaubt es?“

„O nein! ſo dumm ſind ſelbſt die Bauern nicht. Er wird umgeben, umzingelt, gedrängt, beleidigt, betäubt .... hundert Stöcke erheben ſich über ſeinem Haupte. Octavio zieht vom Leder, die Frauen unterſtützen ihn mit ihrem Geſchrei, wie es die alten Gänſe thun, wenn die Gänschen mit einander kämpfen. Die Muſiker ſpringen über ihre umgeworfenen Pulte hinweg und ſuchen das Weite; ein Sturm, welcher zufällig vorbeiſauſt, kommt wie gerufen, um Theil an dem Heidenlärmen zu nehmen. Geſchrei und Verwirrung ſind im Uebermaße vorhanden.“

„Und der Briccone?“

„Ho!“ — rief der Abbate begeiſtert — „er macht Augen wie ein Tieger! faßt den Degen mit der Rechten, wirft mit der Linken Alles nieder, was ſich ihm entgegenſtellt, und bricht ſich mit dem Muthe eines Verzweifelten Bahn, indem er — das ſiegende Laſter — ein teufliſches Lachen ausſtößt!“

„Bravo! bravo! braviſſimo!“ — rief Mozart ganz außer ſich — „Freund! Bruder! Wohlthäter, Menſch Gottes, wie es keinen mehr gibt! .... Das iſt ein Finale comme il faut! Welcher Dämon oder welcher Gott hat dies alles in Dein armes Dichtergehirn eingegoſſen? Weißt Du wohl, daß Dir die Welt für dieſes Finale eine Bildſäule ſchuldig iſt!“

„Ho! ho!“ — rief Da Ponte fröhlich.

„Sagen Sie mir weiter nichts; jetzt weiß ich die Sache beſſer als Sie!“ — rief Mozart. — „Sie ſind ein großer

Mann. Sie ſetzen den Muſiker erſchrecklich auf die Probe, aber nie iſt aus dem Kopfe eines Künſtlers ein glänzenderes Opernſujet hervorgegangen und nie wird mehr ein glänzenderes Opernſujet hervorgehen. Laſſen Sie mich Sie noch einmal umarmen, mein theuerſter Freund, und Ihnen im Namen [illegible]en Facultät der Componiſten, Sänger, Inſtrumentaliſten und Dilettanten nunc et in saecula saeculorum danken!"

„O, zuviel Güte, theurer Maeſtro!" — ſagte Da Ponte geſchmeichelt.

„Wahrheit! Wahrheit!" — rief Mozart exaltirt.

Aber der Abbate machte abwehrende Zeichen: „Schonen Sie meine Beſcheidenheit!" — ſagte er dann, mit ſchelmiſchen, ſchmunzelnden Lächeln: „Nach Ihrer Meinung hätte ich alſo ein Meiſterwerk hervorgebracht?"

„Ohne den geringſten Zweifel," — rief der Maeſtro, „Sie... oder die Beſtimmung Mozart's!"

„Das iſt ein Wort!"

„Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Enſembleſtücke zu combiniren. In Bezug darauf werden Sie von mir, wie für Figaro, die umſtändlichſten und genaueſten Inſtructionen erhalten."

„Mein Richtſcheid, mein metriſcher Compaß, meine Scheere und meine Feder ſtehen zu Ihren Dienſten!" — ſagte der Abbate freundlich. — „Ich werde Alles ſagen, was Sie werden thun wollen."

„So ſind wir einig!"

„Sie glauben alſo, daß unſere Oper zu den Sternen gehen wird?“

„Dieſe oder keine!“ — rief Mozart und ſprang auf; denn es war ihm ſchon in Kopf und Finger, als ob er componiren und niederſchreiben müſſe. Raſch ergriff er daher ſeinen Hut, umarmte den Abbate noch einmal ſtürmiſch und lief davon.

„Zuerſt zu Stanzerl!“ — rief er ſich dabei ſelbſt zu — „denn ſie ſoll vor allen Dingen meine Freude theilen!“

Die Unſichtbare.

Mozart machte ſich nun mit einem Eifer, mit einer inneren Luſt und Freude an die Compoſition des „Don Giovanni osia il dissoluto Punito,“ *) wie ſie nur die Begeiſterung für etwas Großes und Erhabenes geben kann. Aber es ſchwebte ihm auch Großes und Erhabenes vor. Seine ganze Seele, ſein Denken, ſein Fühlen, ſein Handlen waren in Muſik aufgelöſt. Zahlreiche große und prächtige muſikaliſche Gedanken erfüllten ſeinen Geiſt; aber das wogte noch alles chaotiſch durcheinander, — es erdrückte ihn faſt und er fühlte: nur **die Geſtaltung** des Werkes könne ihn erlöſen. Und ſein von ſchöpferiſcher Seligkeit berauſchter Geiſt ſchmachtete nach dieſer Erlöſung, die im Werden und in der Vollendung Entzücken ſein mußte.

---

*) **Don Juan** oder der beſtrafte Wüſtling

Niemals war Mozart's Stimmung eine höhere, kühnere, genialere geweſen, als eben jetzt. Seine Frau bemerkte es mit dem Hochgefühle eines edlen Stolzes und war ſo klug, ſein ganzes Weſen unangetaſtet zu laſſen. Sie freute ſich des kecken Flügelſchlages mit welchem der Genius ihres Mannes der Sonne des Ruhmes entgegenflog; darum bezwang ſie denn auch in dieſer Zeit ihre Frauennatur mehr denn je und ſchaute ſelbſt dann durch die Finger, wenn der Maeſtro, fortgeriſſen von ſeinem Gegenſtande, in höchſt eigener Perſon etwas Don Juan wurde. So klug war ſie doch, um einzuſehen, daß hier — wenn etwas Großes zu Stande kommen ſollte — eine freie und kecke Bewegung des Meiſters auch im Leben nöthig war. „Nie kann ein Pedant etwas Geniales ſchaffen!“ — hatte Mozart einſt geſagt, als ſie ihm in guter Abſicht die Zügel etwas feſter anziehen wollte, — „du darfſt daher auch an deinen Mann nicht den Maaßſtab eines hausbackenen Eheherrn legen, der nach vollendetem Tagewerk auf Comptoir oder Amtsſtube in Schlafrock und Pantoffeln ſchlupft, und — die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Thonpfeife im Munde, die Kinder auf dem Schooße — der Mama hilft Erbſen oder Linſen zu beleſen.“

Und dieſe Worte, die ihr jetzt wieder einfielen, mochten doch nicht ſo ganz ohne Wahrheit ſein.

Conſtanze ſagte ſich dies ſelbſt; aber ihr Herzchen klopfte doch dabei hörbar, wenn ſie bedachte, wie empfänglich Amadeus für hübſche Frauen ſei, und daß eine der erſten Piecen, die er bereits für die neue Oper mit bezaubernder Originalität componirt habe: „Fin chan dal vino calda la testa!“ *) geweſen ſei.

Immerhin! ſie überwand ſich, war guten Muthes, heiter und liebenswürdig, und ging auf des Gatten Scherze und freudiges Weſen ein; ward aber auch reichlich durch den Fleiß belohnt, mit welchem Mozart ſchuf und arbeitete, ſo wie durch die klare und glückliche — einen Himmel wiederſpiegelnde Laune, die er ihr immer entgegen brachte. Und wie entzückten ſie die Schöpfungen ihres geliebten Wolfgangs; denn da war keine Piece, die er ihr nicht vorſpielte und vorſang, und oft mußte ſich Conſtanze ſelbſt zu ihm an das Inſtrument ſtellen, und die neuen Arien, Recitativen u. ſ. w. ſingen. Aber dies Vorrecht kam nur der Frau zu; Niemand anderes erfuhr ſonſt von der neuen Oper das Geringſte.

Da Mozart's kindliches Gemüth große Freude an der Natur hatte, miethete er jedes Jahr in der ſchönen Jahreszeit ein kleines Landhaus vor der Stadt. Das koſtete nun freilich mit ſeiner Stadtwohnung achthundert Gulden und verſchlang daher einen großen Theil ſeiner Einnahme, — aber ohne daſſelbe konnte er eben nicht ſein! Er glaubte dies wenigſtens. Wenn er dann in ſein Arbeitszimmer trat, deſſen geöffnete Fenſter auf den Garten gingen, und die Blumendüfte nun in Strömen einzogen, ... und die friſche Morgenluft das ganze Gemach erfüllte, ... ei! wie herrlich arbeitete es ſich da!

---

*) „Treibt der Champagner das Blut erſt im Kreiſe ꝛc.“

Alle Morgen früh um fünf Uhr machte er ferner einen Spazierritt. Auch eine koſtſpielige Angewohnheit; — aber — er war ja ſo gut dabei. Ehe er z. B. das Haus verließ, wurde noch einmal in das Schlafzimmer ſeiner Frau geſchlichen. Liebevoll blickte er dann ſeine gute, ſchlummernde Conſtanze an, als wolle er ſich durch das Einprägen ihres Bildes für den ganzen übrigen Tag heiligen, und wenn ſie, die jetzt oft leidend war, ruhig fortſchlief, dann ſchrieb er mit Bleiſtift einen Zettel und legte ihn auf den Nachttiſch, damit ſie ihn beim Erwachen gleich finde. Auf dem Zettel aber ſtand dann wohl: „Guten Morgen liebes Weibchen! Ich wünſche, daß du gut geſchlafen habeſt, daß dich Nichts geſtört habe. Stehe nicht zu raſch auf und erkälte dich nicht. Erzürne dich auch nicht mit deinen Dienſtboten, thue dir nicht wehe im Bücken oder Strecken und falle nicht über die Schwelle im nächſten Zimmer. Spare häuslichen Verdruß, bis ich zurückkomme. Daß nur dir nichts geſchieht. Bis um acht Uhr bin ich wieder zu Hauſe.“ *)

So und auf ähnliche Weiſe ſchrieb er dieſe Verhaltungs-Recepte, die allerdings die innigſte Liebe und Aufmerkſamkeit bekunden; auf der anderen Seite aber auch beweiſen: daß Herr und Frau Mozart, — wie alle anderen Menſchenkinder, — neben den Lichtſeiten der Ehe auch deren kleine Schattenſeiten kannten.

Jetzt im Augenblicke wurden die Spazierritte freilich

---

*) Niſſen: S. 678.

ſehr abgekürzt, da die Compoſition des „Don Juan“ den Maeſtro zu ſehr in Anſpruch nahm und an den Lectionen in der Stadt nichts geſtrichen werden konnte. War doch die Kaſſe wieder in ſchlechten Umſtänden und kleine Schulden genug zu decken. Aber was that das: „Prag!“ und „Don Juan!“ waren die Loſungsworte! Da mußten ja wieder ſchöne Sümmchen flüſſig werden, und nahm man dieſe in die Hand, ſo ließ ſich Alles decken und beſtreiten und friſch und frei in die nächſte Zukunft ſchauen. Ach! namentlich Conſtanze hoffte dann auf einen günſtigen Umſchwung. Sollte denn eine, den Talenten ihres Mannes entſprechende Anſtellung immer ausbleiben? Und wenn einmal eine ſolche gefunden, konnte Mozart dann nicht auch ruhiger arbeiten, ſtill vergnügter genießen? — Jetzt, das wußte ſie recht gut, ward manche kleine Schmollerei, mancher vorübergehende eheliche Zwiſt dadurch herbeigeführt, daß ihr armer geplagter Mann aus Sorgen oder Mißmuth länger im Wirthshauſe blieb, als er ſollte und ſelbſt wollte; oder — um ſich zu vergeſſen — tolle Streiche mitmachte, die er bei freier Stellung und dadurch freiem Blick, bei Seite gelaſſen haben würde.

Aber fort damit! Von dem Allem wußte Mozart jetzt in ſeiner künſtleriſchen Aufregung nichts. Hätte ihn nur dabei nicht auch noch etwas Anderes aufgeregt, ... eine ganz eigene Sache!

So oft er nämlich des Morgens in ſein Studirzimmer trat, lag genau auf dem Platze an dem er zu arbeiten pflegte — ein kleines wunderſchönes Blumenſträußchen, —

und zwar war daſſelbe einen Tag wie den anderen aus den gleichen Blumen gewunden, deren hervorragendſte jedesmal eine Granat- und eine Oleanderblüthe waren.

Die paar erſtenmale legte Mozart, mit ſeinen muſikaliſchen Gedanken beſchäftigt, keinen beſonderen Werth auf die Sache. Er nahm das Sträußchen, roch daran, freute ſich darüber, da er glaubte, ſeine Frau habe es ihm, als freundlichen Morgengruß, ſchon am Abende hingelegt, ſchob es dann aber zur Seite und vergaß es über dem Arbeiten. Erſt nach einigen Tagen ward er, durch die conſequente Wiederholung dieſer Artigkeit, aufmerkſamer auf ſie, und dieſe Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich, als weder Conſtanze noch irgendwer von den Dienſtboten etwas von einem Sträußchen wiſſen wollte.

Am nächſten Morgen lag es wieder da, und jetzt fiel es Mozart auch erſt auf, daß ſeine Mitte ſtets von einer Granat- und einer Oleanderblüthe eingenommen werde. Beide Gewächſe kamen aber in ſeinem kleinen Garten gar nicht vor. Das Bouquet kam alſo von Jemanden, der nicht im Hauſe wohnte. Aber wie kam es überhaupt auf Mozart's Schreibtiſch und in ſein Zimmer im erſten Stock? Denn der Burſche und das Mädchen, zwei ſonſt ehrliche Seelen, ſchworen, daß ſie nie ein Bouquet empfangen und hingelegt hätten.

Das war nun ein ganz nettes Abenteuer; dahinter mußte etwas ſtecken! Mozart holte alſo unter ſeinen Büchern eine kleine Schrift hervor, die über die „Blumenſprache des Morgenlandes“ handelte und ſchlug nach: Granatblume? — „Alle Wetter!“ — rief er und las: „Einen Kuß von Deinen Lippen und ich bin ſelig!“ — — dann ſchlug er Oleander auf, und fand: „Treu bis in's Grab!“

Das war ſtark! Da glimmte alſo in irgend einem weiblichen Herzen eine heiße, eine feuerige Liebe für ihn! Mozart war aber nicht der Mann, den ſo etwas unberührt gelaſſen hätte, zumal jetzt in ſeiner gewaltigen künſtleriſchen Aufregung. Seine glühende Phantaſie malte ihm ſogleich ein zauberhaftes Frauenbild vor, das voll ſehnſüchtiger Liebe nach ihm ſchmachte. Dabei reizte ihn das Geheimnißvolle und Romantiſche der Sache ganz ungemein. Die weiblichen Geſtalten ſeiner Oper, mit denen er ſich jetzt Tag und Nacht beſchäftigte, bekamen Fleiſch und Blut, und es kam ihm ordentlich vor, als ob ihm der runde volle Arm der reizenden Donna Anna winke. Er warf die Feder weg — — — und konnte heute nicht componiren.

„Du mußt dieſe Nacht aufpaſſen!“ — dachte er — „wer das Sträußchen für morgen bringt, und wie es zu deinem Fenſter hereinkommt; denn hereingeworfen wird es nicht, da es immer genau an demſelben Platze liegt. Vielleicht läßt ſich da etwas über die Geberin erfahren. Kennen muß ich ſie jeden Falls lernen. Man muß doch wenigſtens dankbar für ſolche Artigkeit und Aufmerkſamkeit ſein!“

Er befahl ſein Pferd; ſchlich in Conſtanzens Schlafgemach, küßte die ſanft Schlummernde leiſe auf die Stirne, legte ſeinen Zettel, der heute ein längeres Ausbleiben ankündigte, neben ſie und verließ dann wieder auf den Zehen das Gemach. Als er heraustrat, mußte er über ſich ſelbſt lächeln. Er hatte eben ſein theueres Weib mit der aufrichtigſten und innigſten Liebe betrachtet und geküßt; er fühlte, daß ſie ein Stück von ihm ſelbſt, von ſeinem Leben ſei; daß er ohne ſie und ihre Gegenliebe gar nicht exiſtiren könne — — und doch — — was trieb ihn denn eben vom Hauſe weg? War es nicht die ſüße Unruhe, — der ſeiner aufgeregten Sinnlichkeit und Phantaſie ſchmeichelnde Gedanke, daß irgend eine ſchöne, liebreizende Unbekannte für ihn glühe? Und ſuchte er ſie nicht ſchon im Geiſte? Verlangte es nicht ungeſtüm in ſeinem Innern, ſie zu finden und die köſtlichen Früchte dieſes Abenteuers zu pflücken?

Er war viel zu ehrlich, um ſich dies zu verbergen, aber auch viel zu leicht, um mehr als eine artige Spielerei darin zu finden. „Will's den Mittag meiner Stanzerl erzählen!“ — dachte er, und warf damit alle Verantwortlichkeit von ſich ab. — „Die wird lachen über die Närrin!“

Wirklich hielt Mozart Wort und theilte in ſeiner Gutmüthigkeit und Offenheit die ganze Geſchichte ſeiner Frau und mehreren Freunden beim Mittageſſen mit; denn da er von jeher eine heitere Geſellſchaft liebte und gaſtfrei wie der reichſte Edelmann war, ſo kam faſt nie die Suppenſchüſſel auf den Tiſch, ohne Gäſte zu ſehen. Er hatte ſich denn auch in ſeiner guten Frau nicht getäuſcht, ſie lachte allerdings mit über die Blumenſpenderin, ja ſie ging ſogar auf die kleinen Neckereien ein, die den Maeſtro — den alle Welt für einen Näſcher in Liebesaffairen kannte — jetzt trafen; aber ſie nahm ſich im Stillen doch auch zweierlei vor: einmal den Schleichhandel mit den Bouquets womöglich abzuſchneiden, und dann die geheime Rivalin dadurch zu entwaffnen, daß ſie dem geliebten Manne mit doppelter Herzlichkeit, Liebe und Freundlichkeit entgegenkomme und ſein Herz auf dieſe Weiſe ſo mächtig feſſele, daß es die Unbekannte gar nicht kennen zu lernen verlange.

Gewiß ein großer, ſchöner und edler Entſchluß! — aber — die Gute wußte in ihrer Unſchuld nicht, welch' ungeheueren Reiz alles Romantiſche, Geheimnißvolle und — — Verbotene auf Menſchen von Sinnlichkeit und Phantaſie übe!

Wirklich entfaltete die junge Frau von dem Momente an eine Liebenswürdigkeit, die alle Tiſchgäſte — den Herrn Gemahl miteingerechnet — entzückte. Sie war die Heiterkeit und muntere Laune ſelbſt; ja Mozart traute ſeinen Augen kaum, als ſie zum Nachtiſche mit drei Flaſchen köſtlichen Burgunders herantrat. Es war dies ein Theil eines Geſchenkes des Fürſten Johann Eſterhazy, das Frau Mozart nur bei ganz beſonderen Gelegenheiten anzugreifen pflegte. Und in der That! glich ſie nicht wirklich, als ſie jetzt einſchenkte, einer Hebe?

Wie ſchön ſtand ihr das hellgrün und weißgeſtreifte Kleid; wie reizend fiel der Ueberfluß ihrer lichtbraunen von keinem Puder entſtellten Locken auf Schultern und

Nacken. Mozart's Blicke ſogen, trunken von Luſt, das liebliche Bild ein. „Sie iſt doch ſo ſchön, als gut!“ dachte er und war ſtolz darauf, ein ſolches Weib zu beſitzen. Wie er aber immer bei ähnlichen Gelegenheiten, und wenn er ſo recht bei guter Laune war, ſeine Gedanken in improviſirten Reimen ausdrückte, ſo auch heute. Leuchtenden Auges, den ſeelenvollen Blick auf ſein Weibchen gerichtet, das gefüllte Glas hoch in der Hand, rief er jetzt:

Der Wolfgang Amadeus Mozart
Iſt ein Kerl von eigner Art:
Was ihm ſitzt im Herzensgrund
Macht die Lippe Jedem kund.
Hat darüber oft und viel
Sich verdorben ſchon ſein Spiel,
Und, wie aller Welt bekannt,
Sich gar ſchön das Maul verbrannt.
Dennoch bleibt er ſtets dabei:
Luſtig, offen, friſch und frei!

Alle wiederholten auf ſein Zeichen mit Lachen:

„Dennoch bleibt er ſtets dabei:
Luſtig, offen, friſch und frei!“

Mozart trank aus und die Anderen folgten. Dann ſeiner Frau zuwinkend, daß ſie die Gläſer wieder fülle, fuhr er fort:

Und ſo mag's bei Luſt und Wein
Denn auch wieder heute ſein;
Alſo hört, ihr Freunde alle,
Was im gegenwärt'gen Falle
Ihn am meiſten freut und bebt
Und vor ſeiner Seele ſchwebt.

S'iſt die Stanzerl hold und mild
Wie ſie uns die Gläſer füllt!“

Und Alle mußten wiederholen, was ſie auch jubelnd thaten:

„S'iſt die Stanzerl hold und mild,
Wie ſie uns die Gläſer füllt!“

Conſtanze aber beugte ſich erröthend über den Gatten, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und ſagte:

„Kluge Leute hören nicht,
Was ein ſolcher Spötter ſpricht!“

Aber Mozart ließ ſich nicht irre machen, ſchlang ſeinen Arm um ihre Taille, und fuhr fort:

„Solch' ein Weib, ihr lieben Brüder,
Sieht die ganze Welt nicht wieder.
Denn ſie iſt wie Hebe hold,
Hat ein Herz von laut'rem Gold;
Und was mehr als Alles thut;
Sie iſt brav und herzensgut!“

Und abermals erſchallte es aus allen Kehlen unter frohem Jauchzen und Gläſerklingen:

„Und was mehr als Alles thut,
Sie iſt brav und herzensgut!“

Die Bahn zu einer ausgelaſſenen Munterkeit war nun gebrochen. Conſtanze verweilte noch einige Zeit bei den Herren, dann zog ſie ſich unbemerkt zurück.

Der Kaffee wurde in der Gartenlaube genommen, dann ging es an das Muſiciren, das bis über das Abendeſſen hinaus dauerte, und ſo war es beinahe Mitternacht, als die Gäſte Abſchied nahmen.

Conſtanze war längſt zu Bette gegangen.

Aber wie wunderſchön war doch die Nacht. Sie erinnerte Amadeus in ihrer Milde und Behaglichkeit an Italien. Der ganze Himmel prangte voll Sterne und ein balſamiſcher Hauch ſtieg von den Blumenbeeten auf. Und wie leuchtende Schmetterlinge gaukelten die Erinnerungen der Jugend an ſeiner Seele vorüber: die Nächte zu Rom, mit ſeinem kleinen Freunde Linley und der lieblichen Giuditta ſo glücklich verlebt; — und jene göttlichen Nächte zu Neapel an der Seite der ſtolzen Bernasconi!

Wo war ſie hin dieſe ſchöne Zeit? — und was mochte aus ihnen geworden ſein, ... aus Linley und Giuditta?

Unwillkürlich blickte ſein Auge nach dem Himmel, als wolle er die Sterne darüber befragen. Aber die ewig leuchtenden, Alles ſehenden Sterne blieben ſtill und kalt. Was kümmert auch ſie, die ewig Hohen, das Loos der armen Staubgeborenen? Mag dein Herz vor Freude jauchzen oder vor Schmerz zerſpringen wollen, ſie bleiben eiſig, kalt, ernſt, unbewegt und wandeln feierlich ihre unermeßlichen Bahnen. Ung doch mußte Mozart ſeine Gefühle jetzt ausſtrömen, — mußte etwas haben, das mit ihm fühlte.

Er riß die Fenſter ſeines Zimmers weit auf, um Luft und Duft einzulaſſen, und ergriff ungeſtüm die Violine, die an der Wand hing. Und ohne es zu wiſſen und ohne es zu wollen hauchte er in unendlich zarten Tönen die Empfindungen ſeiner Seele aus. Es waren Melodien, die er mit Linley vor ſiebzehn Jahren geſpielt, die aber jetzt ſein enormes Gedächtniß vollſtändig zurückführte. Aber diesmal antwortete der kleine Freund nicht, wie einſt, in jener ſchönen Nacht zu Rom. Auch keine Giuditta war da, ihn mit einem Lorbeerkranze zu krönen. Vielleicht lebte die Holde gar nicht mehr?..... vielleicht..... vielleicht..... er ſpielte immer auf eine entzückende Weiſe fort, ohne es ſich ſelbſt bewußt zu werden.... und dachte immerfort an die kleine, feurige Giuditta..... die ſeine kleine, liebe, wilde Katze geweſen,..... mit der er ſich herumgewälzt und gebiſſen..... mit der er ſo ſelige Stunden verlebt.... Stunden, Stunden.... wie die in der Höhle der heiligen Cäcilie!

Er hielt inne im Denken und Spielen. Es war ihm plötzlich — trotz der Nacht — ſo heiß geworden, daß er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchen mußte. Aber er hatte heute auch viel gelacht und viel geſprochen und viel Wein getrunken, und dann zog auch — was er jetzt erſt bemerkte — am Horizonte ein ſchweres Gewitter herauf. Selbſt die äußere Temperatur war jetzt eine andere. Es war ſchwül — ſehr ſchwül!

Mozart knüpfte die Weſte auf, da ſchimmerte ihm Giuditta's Andenken, das kleine goldene Kreuz entgegen. Er blickte es lange ſinnend an; — zweimal hatte es zu ihm geſprochen: als er ſeiner Zeit, in ſeiner Liebe geirrt, und als Cannabich ihm bedeutet, daß er, wenn er fortfahre die Nächte hindurch zu arbeiten, keine 40 Jahre alt werde. Das erſtemal hatte ſich die Warnung bewahrheitet; — ſollte ſich die zweite auch erfüllen? Er ſann lange nach, dann drückte er einen Kuß darauf und verbarg es wieder an ſeinem Herzen.

Und wieder zitterten die Saiten ſeines Inſtrumentes, und ſelige Melodien zogen hinaus in die Nacht, die finſterer und finſterer wurde.

Da war es ihm, als höre er im Garten ein leiſes Geräuſch. Was war das? — ſollte dies ein Vorbote des Sträußchens ſein?

Er hatte die Geſchichte ganz vergeſſen gehabt; aber jetzt fiel es ihm wieder ein: daß er ſich ja vorgenommen habe, die Art und Weiſe der Ueberbringung zu belauſchen, und das überbringende Weſen abzufangen, um wo möglich der holden Spenderin auf die Spur zu kommen.

Raſch löſchte daher Amadeus das Licht aus, und ſchlich hinunter in den Garten. Hier befand ſich, ganz nahe dem Wohnhauſe, und unmittelbar dem Fenſter des erſten Stockes gegenüber, durch welches die Bouquets immer ſo geheimnißvoll auf Mozart's Schreibtiſch befördert wurden, ein kleines Hüttchen. Es diente gewöhnlich zum Aufbewahren der Gartengeräthſchaften, doch pflegte Amadeus auch oft auf dem alten Sopha, welches darin ſtand, ſein Mittagsſchläfchen zu halten. Da dies Hüttchen nach vorn eine Thüre und nach rechts und links Chalouſiefenſter hatte, eignete es ſich vortrefflich zum Lauſchen. Dahin alſo richtete Amadeus ſeine Schritte.

Es war dunkel geworden. Kein Stern leuchtete mehr, ſchwere Wolken bedeckten den Himmel und während der Donner von fern her grollte, fielen einzelne ſchwere Tropfen. Mozart eilte daher unter das ſchirmende Dach zu kommen; aber in demſelben Augenblicke, in welchem er hineintreten wollte, verſuchte jemand Anderes herauszuſchlüpfen.

„Holla!“ — rief Mozart halblaut und ſchlang freudig ſeine Arme um die Geſtalt, die in der Dunkelheit nicht zu erkennen war: — „Haben wir das Mäuschen gefangen? Jetzt wird man doch einmal erfahren ....“

Aber das Wort erſtarb ihm im Munde, denn er fühlte, daß er ein weibliches Weſen in den Armen hielt. Der Stoff der Kleider war fein, — die Haare dufteten angenehm — die abwehrenden Bewegungen verriethen Anſtand, — die Formen Jugend!

„Alle Wetter!“ — flüſterte Amadeus — „ſollte ich das Herzensvögelchen ſelbſt erwiſcht haben? — Wer ſind Sie, mein Engel?“

Aber die Gefangene antwortete nicht, doch glaubte Mozart ein unterdrücktes Kichern zu hören. „Ein gutes Zeichen“, — dachte er — „ſie freut ſich ihrer Gefangenſchaft!“ Doch fing er nun zu katechiſiren an. Aber die gefangene Schöne ſchwieg beharrlich, während es draußen vom Himmel herabgoß und donnerte, als ob die Welt untergehen ſolle.

Mozart frug nichts darnach: er hatte nur zu thun, das Sträuben des lieblichen Weſens, das er feſt umſchloſſen hielt, zu bewältigen. Sein Blut ſchäumte, ſeine

Pulſe flogen, ſeine Glieder zitterten, zumal da er jetzt an die Stelle der Fragen Küſſe treten ließ, die auf brennende Wangen fielen. Und — o Wonne! jetzt fing auch das Vöglein an, gefügiger zu werden .... jetzt .... jetzt erwiderte die Holde ſogar den Kuß des feuerigen Maeſtros.

Aber in demſelben Augenblicke fuhr auch Mozart wie vom Donner gerührt zurück, während ein ſchallendes Gelächter von Seiten der Gefangenen die Luft erſchütterte. Bei dem Leuchten eines furchtbaren Blitzes hatte Mozart .... ſeine Frau erkannt.

„Aber um Gottes Willen“ — ſtotterte er jetzt verlegen — „Herzensfrauchen was machſt du denn um dieſe Zeit hier?

„Darf ich die Frage meinem geſtrengen Eheherrn zurückgeben?“ — entgegnete Conſtanze, aber in ſo heiterem und unbefangenem Tone, daß Wolfgang Luft ſchöpfte.

„Je nun!“ — ſagte dieſer — „ich wollte endlich einmal wiſſen, wer die bewußten Bouquets bringt und ſchickt.“

„Vortrefflich!“ — entgegnete Frau Mozart — „aus demſelben Grunde bin ich ja auch hier. Ich wollte Dir, meinem lieben, herzensguten Männchen und der unbekannten Spenderin die Sache erleichtern. Hätte ich ihren Namen erfahren, ſo hätte ich ſie zu uns geladen, dann würdeſt du ganz gemächlich zwiſchen uns zwei die Wahl gehabt haben.“

„Conſtanze!“ — bat Mozart.

„Und“ — fuhr jene heiter fort, indem jetzt ſie ihren

Mann umſchloß — „glaubſt du es mir, daß ich ſo eitel bin, dabei an den Sieg von meiner Seite zu denken?“

„Liebe, beſte Stanzerl!“— rief Mozart flehend.

„Denn“ — fuhr ſie fort — „ein gewiſſer großer Dichter ſagte einſt:

„Solch ein Weib, ihr lieben Brüder,
Sieht die ganze Welt nicht wieder.
Denn ſie iſt wie Hebe hold,
Hat ein Herz von laut'rem Geld:
Und was mehr als Alles thut,
Sie iſt brav und herzensgut!“

„Ja, das iſt ſie auch!“ — rief Mozart — „ſo brav und ſo gut, daß ſie ihren Mann beſchämt!“

Aber jetzt war es Conſtanze, die ihm den Mund mit Küſſen ſchloß. — Es war noch immer ſtockfinſter, der Regen goß fort und fort vom Himmel, die Donner aber rollten ſchon ferner. Mozart zog ſein Frauchen neben ſich auf das Sopha. Sie konnten ja jetzt wegen dem Regen nicht hinaus. Als ſie nach langer Zeit das Häuschen verließen, war das Gewitter vorbei, und die erſten Lichter des Morgens dämmerten über der Welt, die, wie ein ungeheuerer Altar des Ewigen, dampfte und duftete.

Zauberei.

Am anderen Morgen lag das bewußte Sträußchen wieder an ſeinem alten Platze. Es war alſo — während Herr und Frau Mozart in dem Hüttchen weilten und ein ſtilles Verſöhnungsfeſt feierten — dem unbekannten Poſtillon d'amour doch gelungen, ſeine Aufgabe zu löſen. Aber weder er noch ſie dachten an weitere Nachforſchungen. Wolfgang componirte herrlicher denn je, und Frau Conſtanze machte in der Stille die nöthigen Vorkehrungen zur Reiſe nach Prag, denn da „Don Juan“ nahe zur Hälfte fertig componirt war, ſollte es in wenigen Tagen nach Böhmen gehen, die Oper an Ort und Stelle zu vollenden.

Um jene Zeit machte in den höheren geſellſchaftlichen Kreiſen Wiens eine italieniſche Sängerin, Signora Mandini, außerordentliches Aufſehen, und zwar nicht nur durch ihre Stimme, ſondern auch durch ihre blendende Schönheit. Nie hatte man hier — was doch viel ſagen will — eine ſchönere Erſcheinung geſehen. Sie war das Bild einer edlen Römerin: groß, von herrlichem Wuchs, die Augen ſchwarz wie die Nacht, aus welchen alle Leidenſchaften blitzten und deren Funken, wie griechiſches Feuer, unauslöſchlich das Innere deſſen durchbrannte, der es wagte, in ſie zu ſchauen; dabei dunkeles, prächtiges Haar, eine kühn gebogene ächt römiſche Naſe, feinen Mund, ſchwarze dichte Wimpern, kühn geſchwungene Augenbrauen, ſüdlichen Teint, volle üppige Formen, und eine Energie der Bewegungen, die imponirte. Dabei war Signora Mandini reich und unabhängig, da ſie — in Italien hoch gefeiert — das Metall ihrer Stimme durch die Begeiſterung ihrer Landsleute in wirkliches Gold umgemünzt hatte. Das Alles gefiel in den höheren Kreiſen Wiens ſehr, nur wollte hier vielen ihrer jüngeren und älteren Verehrer die Unnahbarkeit nicht zuſagen, welche die ſtolze Tochter Rom's um ſich verbreitete. Uebrigens war die Mandini erſt ſeit ganz kurzer Zeit in Oeſterreichs Hauptſtadt eingetroffen und hatte durch Empfehlungen mehrerer hochadeligen italieniſchen Häuſer, auch Zutritt bei den Fürſten Gallizin und Eſterhazy gefunden.

Für heute hatte ſie dem Fürſten Gallizin zugeſagt, und — da dieſer auch ein Freund und Beſchützer Mozart's — war Amadeus ebenfalls eingeladen.

Mozart war ungemein geſpannt, da er in den letzten Tagen viel von dieſer Schönheit gehört. Als er in die

Säle trat, fand er die Geſellſchaft glänzender und zahlreicher, wie gewöhnlich, denn der Kaiſer war erwartet, und man harrte in der That nur noch ſeiner Ankunft, um mit dem muſikaliſchen Theile des Abends zu beginnen. Es ſollte kein förmliches Concert geben, da Kaiſer Joſeph für ſolche Abendunterhaltungen — obgleich er ſehr viel auf Muſik hielt und ſich als einen bedeutenden Muſikkenner betrachtete — keine Geduld hatte. Nur nach ſeinem Wunſche ſollten daher einige der hervorragendſten Muſiker und Signora Mandini ſich hören laſſen.

Ungeduldig wartete man auf die Letztere, als ſie — faſt zu gleicher Zeit mit dem Kaiſer — eintrat. Mozart war überraſcht. Das war ein wundervolles Weib! — ein Weib, wie er noch keines geſehen .... wie er ſich in ſeinen ſchönſten und kühnſten Träumen Donna Anna gedacht. Welch' ein Feuer, welch' eine Gluth des Südens! Und dieſe Büſte! Sie trug ein weit ausgeſchnittenes Kleid von ſchwarzem Atlas mit ſchwarzen Spitzen beſetzt und einen Schmuck von Perlen, die ſich, wie trunken vor Seligkeit, auf dem herrlich geformten vollen Buſen wiegten. Ihre Züge, die für Mozart etwas räthſelhaft Bekanntes hatten, ſprachen einen gewiſſen verhaltenen Lebensübermuth aus, den die leidenſchaftlich blitzenden Augen und friſchrothen, leicht geſchwellten Lippen unterſtützten. Uebrigens war Mozart im Anfange zu weit von ihr entfernt, um ſie genauer beobachten zu können. Vergeblich mühte er ſich dabei ab, ſich zu erinnern: wo er dieſes Geſicht — oder vielleicht auch ein ähnliches — geſehen haben möge.

Der Kaiſer ſchritt jetzt, in Begleitung des Fürſten durch die Säle, bald hier bald dort mit beſonders Begünſtigten einige Worte wechſelnd. Plötzlich blieb er mit erheitertem Angeſichte vor einem ſchlichten älteren Manne ſtehen. Es war der originelle Virtuoſe und Componiſt Ditters von Dittersdorf. *)

„Was Tauſend!“ — rief Joſeph freudig, dem alten Herrn vertraulich die Hand reichend — „Sie hier?“

„Die Gnade des Fürſten .....“

„Ihr Oratorium „Hiob“ — fuhr der Kaiſer munter fort, ihm in die Rede fallend — „hat mir außerordentlich zugeſagt. Ich habe mir daher die Partitur abſchreiben laſſen. Sie werden doch nichts dawider haben?“

„Der Beifall eines ſo großen Kenners“ — entgegnete Dittersdorf ſich verbeugend — „macht mich glücklich!“

„Nicht ſchmeicheln!“ — ſagte Joſeph mit einer Falte auf der Stirne. — „Ich liebe die Wahrheit.“

„Deſto beſſer!“ — verſetzte der Angeredete, — „denn ich habe Wahrheit geſprochen.“

„Sie ſind gern in Wien!“ — fuhr der Kaiſer fort — „ich weiß es. Wir haben hier bald eine ganze Welt von Künſtlern.“

„Und können ſtolz darauf ſein: Gluck, Haydn, Salieri, Mozart!“

„Gluck's Zuſtand gefällt mir nicht!“ — bemerkte

---

*) Zumeiſt bekannt durch ſeine Opern, worunter auch „das rothe Käppchen“ und „Doctor und Apotheker.“

Joſeph — „ich fürchte für ihn. *) Aber da haben wir auch im Augenblicke ein wahres Siebengeſtirn von Virtuoſen auf der Violine hier. Haben Sie den einen oder den anderen gehört?“

„Alle ſieben!“ — entgegnete Dittersdorf lächelnd —: „Jarnowich, Frenzel, Scheller u. ſ. w.“

„Da Sie ſelbſt ein großer Virtuos auf der Violine ſind .....“

„Geweſen vielleicht, Majeſtät! ... geweſen, aber jetzt nicht mehr .....“

„Warum nicht?“

„Weil ich ſeit einigen Jahren nicht mehr ſpiele.“

„Gleichviel! Dennoch ſind Sie immer judex competens. Welcher iſt der Beſte unter den ſieben?“

Dittersdorf zuckte die Achſeln.

„Sprechen Sie!“ — ſagte der Kaiſer.

„Ich möchte nicht gern Einen auf Unkoſten der Anderen loben. Ich will daher ſagen, daß Jeder etwas Gutes hat: Einer in dieſem, der Andere in jenem.“

„Virtuoſen-Modeſtie!“ — ſagte Kaiſer Joſeph mit dem Zeichen der Ungeduld. — „Ich will genau wiſſen, welcher Ihnen am Beſten gefallen hat.“

„Jarnowich!“

„Nun, was hat denn dieſer Gutes?“

„Er zieht einen ſchönen Ton aus ſeinem Inſtrumente — hat eine reine Scala — ſpielt ſein Allegro mit Präciſion — ſingt vortrefflich im Adagio — ....“

---

*) Er ſtarb wenige Monate ſpäter.

„Und iſt kein ſolcher Faſelhans, wie Lolli....." — rief der Kaiſer eifrig.

„Und was das Schönſte iſt" — fuhr Dittersdorf fort: — „Er ſpielt deggagirt, ohne zu grimaſſiren. Mit einem Worte: Er ſpielt für Kunſt und Herz."

„Er ſpielt ſo" — ſagte der Kaiſer mit einem wunderbar freundlichen Blick aus ſeinen ſchönen blauen Augen — „wie Dittersdorf einſt ſpielte. Nun! das iſt mir lieb, daß Sie gerade der Meinung ſind, der ich bin. Was halten Sie aber von Scheller?" *)

Dittersdorf war betroffen. Er blickte verlegen auf die Umſtehenden, die freilich ſich einige Schritte zurückgezogen hatten, aber doch jedes Wort verſtehen konnten.

„Nun?" — rief Joſeph, den die Verlegenheit des Mannes amüſirte — „Heraus mit der Katze aus dem Sacke!"

„Wenn Majeſtät ausdrücklich befehlen?"

„Ja, ja!"

„Nun denn! — Trotz ſeiner langen Haare, die, ungekämmt bis auf die Schultern herabhängend, Genialität bekunden ſollen; — trotz ſeiner Grimaſſen und Kopfſchwenkungen, macht er mir mit ſeinen Doppelgriffen und Arpeggios, mit denen er beſtändig leiert, Ekel und Langeweile."

„Braviſſimo!" — rief Kaiſer Joſeph lachend, — „das nämliche habe ich auch geſagt: wahres Künſtlerthum

---

*) Des Kaiſers eigene Worte, wie denn das ganze Geſpräch hiſtoriſch treu iſt.

läßt ſich nicht affectiren, und dennoch ſoutenirt ihn Greybig per la vita, und disputirt beſtändig deßwegen mit mir. Aber heute noch will ich ihn ſtill machen, und ihm ſagen, daß ich Sie zum Schiedsrichter gemacht hätte, und daß Sie gerade wie ich entſchieden hätten.“

„Behüte Gott!“ — rief Dittersdorf in Laune — „Da würden mir ja Ew. Majeſtät den Greybig auf den Hals hetzen.“

„Sie werden ſich doch nicht vor dem Narren fürchten?“

„Doch! doch, Majeſtät! Denn wenn er gewahr wird, daß ich nicht ſeiner Meinung bin, ſo wird er mit mir umgehen, wie mit Haydn und Mozart.“

„Ihr Urtheil iſt längſt gefällt.“

„Dann wehe mir!“

„Es iſt nicht ſo ſchlimm, als Sie befürchten. Wollen Sie es hören?“

„Ich bin begierig!“

„Er ſagt: Als Violiniſt gleichen Sie einem guten Prediger, der aber mehr Beleſenheit in dem alten, als in dem neuen Teſtamente zeige.“

„Satyriſch genug!“ — meinte Dittersdorf lachend.

„Dagegen ſagt er von Ihrer Compoſition: Sie iſt eine wohlbeſetzte und zierlich angerichtete Tafel. Die Speiſen ſind alle ſchmackhaft bereitet, man kann von jeder Schüſſel eine gute Portion genießen, und riskirt doch keine Indigeſtion. Und er hat vollkommen recht.“

„Zu gnädig, Majeſtät!“

„Nein!“ — ſagte der Kaiſer kopfſchüttelnd und mit edlem Ernſte: — „Einem Manne Gerechtigkeit widerfahren laſſen, iſt keine Gnade! — Sind Sie noch immer in Schleſien angeſtellt?“

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Als was?“

„Als Amthauptmann und Regierungsrath.“

„Was für Geſchäfte haben Sie dabei zu beſorgen?“

„Publica, Politica et Judicialia.“

„So?“ — frug hier der Kaiſer erſtaunt. — „Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?“

„Ich ſtehe ſchon dreizehn Jahre in dieſem Poſten, und habe noch keine Ausſtellung bekommen.“

„Das freut mich!“ — rief Joſeph. — „Aber wo tauſend haben Sie die Kenntniſſe zu Ihrem Amte geſammelt?“

„Es wäre mir eine unauslöſchliche Schande, Sir!“ — entgegnete Dittersdorf — „wenn ich, in Wien geboren und erzogen, nichts anderes als Violinſpielen gelernt hätte.“

„Hm!“ — ſagte der Kaiſer, beifällig mit dem Kopfe nickend. — „Ihre Antworten ſind ſehr rund. Ich liebe das. Haben Sie Mozart ſpielen gehört?“

„O gewiß, ſchon dreimal.“

„Wie gefällt er Ihnen?“

„Wie er jedem Kenner gefallen muß ..... ausgezeichnet.“

„Haben Sie auch Clementi gehört?“

„Ja, Sir!“

„Einige ziehen ihn dem Mozart vor, — Greybig und Salieri à la Tête! Was iſt Ihre Meinung? Gerade heraus!“

„In Clementi's Spiel herrſcht blos Kunſt, in Mozart's Spiel aber: Kunſt, Seele und Geſchmack.“

„Eben das habe ich auch geſagt. Iſt es doch gerade, als wenn wir Beide aus einerlei Buch ſtudirt hätten.“

„Das haben wir auch, Majeſtät, aus dem großen Buche der Erfahrung!“

„Was ſagen Sie zu Mozart's Compoſitionen?“

„Alle Achtung!“ — rief Dittersdorf mit hohem Ernſte. — „Er iſt unſtreitig eines der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Componiſten gekannt, der einen ſo erſtaunlichen Reichthum von Gedanken beſitzt. Kaum will man einem ſchönen Gedanken nachſinnen, ſo ſteht ſchon wieder ein weit herrlicherer da. Er iſt eine Perle für Wien und Ew. Majeſtät! Mich wundert, daß er noch keine Anſtellung hat?“

Kaiſer Joſeph zuckte die Achſeln. — „Ich liebe und verehre ihn; aber es hat ſo ſein Häckchen.“

„O Verläumdung, Majeſtät!“ — rief Dittersdorf warm.

Aber der Kaiſer wandte ſich in dieſem Augenblick zu dem dicht hinter ihm ſtehenden Fürſten Gallizin und frug:

„Iſt Mozart zugegen?“

„Zu dienen Majeſtät!“ — entgegnete der Fürſt, der bis dahin — ob des langen Geſpräches des Kaiſers mit Dittersdorf — auf glühenden Kohlen geſtanden, mit einer tiefen Verbeugung: — „Mozart und die Signora Mandini!“

„Ach! die Mandini!“ — rief jetzt Joſeph, indem er ſich plötzlich erinnerte, wo er war. — „Das hätte ich in der That beinahe vergeſſen! Nun ja, — da wird mir die Schönſte der Schönen gewaltig zürnen. Wo iſt ſie?“

Und der Fürſt beeilte ſich die Sängerin ſeiner Majeſtät vorzuſtellen. Der Kaiſer unterhielt ſich freundlich mit ihr. Als er ſie dann bat, etwas zu ſingen, war ſie mit Freuden bereit.

„Und wer wird Sie begleiten?“ — frug Joſeph.

„Iſt nicht Maeſtro Mozart hier?“ — frug die Signora im ſchönſten Italieniſch, denn ſie wußte ſich nur in dieſer Sprache auszudrücken.

„Gewiß!“ — verſetzte der Fürſt und gab einem der Diener ein Zeichen: Mozart herzubitten.

Niemand hatte indeſſen bemerkt, daß bei der Frage nach dem Maeſtro eine flüchtige Röthe über das Antlitz der ſchönen Frau geglitten war.

Der Kaiſer nahm auf dem für ihn bereit gehaltenen Seſſel Platz, die Uebrigen folgten und Mozart trat heran. Aber in demſelben Augenblicke ward auch er feuerroth. Den Buſen der Signora zierte ein Sträußchen, genau wie diejenigen, die er alle Morgen auf ſeinem Arbeitstiſche fand: in der Mitte die ebenſo räthſelhaften als bedeutungsvollen Granat- und Oleanderblüthen.

Mozart war frappirt: das Bouquet — die bekannten Züge — — dieſe Blicke voll wunderbarer Gluth — das ſüße, zauberhafte und doch auch wieder faſt ſpöttelnde Lächeln um den reizenden Mund .... er wußte nicht was er denken, was er ſagen ſollte! Er hatte das alles ſchon geſehen: .... aber wo? an wem?

Und als Signora ihn, den großen herrlichen Maeſtro, nun in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken begrüßte und bat, ſie zu jener wundervollen Arie zu begleiten, die er einſt für die Bernasconi geſchrieben und ihm auch die Stimme etwas unendlich Bekanntes, Heimiſches hatte, da verlor Mozart in der That beinahe die, ihm ſonſt immer ſo eigene, Geiſtesgegenwart. Es kam ihm vor als ſei er verzaubert.

Die Mandini aber blieb ruhig, fremd und gemeſſen, nur das Lächeln ſchien ſich bei ſeiner Verlegenheit zu ſteigern. Indeß das war alles Sache weniger Momente. Augenblick und Situation ließen keine Zeit zum Nachſinnen oder fragen. Der Kaiſer und der ganze hohe Adel Wiens waren zugegen. Mozart ſetzte ſich an das Inſtrument, und mit dem erſten Accord war er wieder er ſelbſt. Er ſpielte prachtvoll und die Mandini ſang zum Entzücken. Ja, als auf den Wunſch des Kaiſers beide weiter muſicirten, ſteigerten ſich ihre gegenſeitigen Leiſtungen von Minute zu Minute. Jedes wollte das andere überbieten. Man hatte in Wien etwas ſo vollkommenes noch nicht gehört, und als ſie geendet, war alle Welt mit des Kaiſers Anſicht einverſtanden: man dürfe dieſen Eindruck durch keine andere Muſik verwiſchen.

Wie es ſich von ſelbſt verſteht, ernteten die Künſtler nun den lebhafteſten Beifall. Signora Mandini ward von jungen Enthuſiaſten völlig umſtrickt, und Mozart war unvermögend noch einmal zu ihr zu gelangen.

Und doch, wie gerne hätte er einige Worte mit ihr gewechſelt — ſich Gewißheit über das Sträußchen und ſeine Zweifel bei ihr verſchafft. Plötzlich war ſie, kurz nachdem der Kaiſer die Säle verlaſſen hatte, verſchwunden. Jetzt war aber auch für Mozart kein Bleiben mehr.

In tiefe Gedanken verloren ſtieg er der großen Treppe hinunter; ja er war ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß er gar nicht gewahrte, wie ein fremder Diener, ſobald er ſeiner anſichtig wurde, nach der Straße winkte und eine Equipage vorfuhr. Gewohnt zu ſolchen Soireen im Wagen abgeholt und heimgebracht zu werden, ließ er ſich denn auch ganz ruhig in die geöffnete Equipage ſchieben, der Schlag fuhr zu und die Pferde ſtieben von dannen.

Erſt als der Wagen wieder hielt und Mozart bei dem Ausſteigen gewahrte, daß er vor einem ganz fremden Hauſe ſtehe, kam er zu ſich.

„W[illegible] iſt das?“ — rief er — „wo habt Ihr mich hingefahren? Kennt Ihr denn mein Haus nicht mehr?“

Aber ſtatt des bekannten fürſtlich Galliziniſchen Dieners, öffnete ihm ſchweigend eine ganz fremde Livree-Seele eine kleine Pforte.

„Holla!“ — rief Mozart — „iſt denn heute Alles toll? Ich glaube, Ihr habt mich für Euren Herrn genommen?“

„Nein!“ — entgegnete der Diener italieniſch. — „Treten Excellenz nur ein.“

„Was Excellenz! Ich bin Capellmeiſter Mozart!“

Der Diener nickte: „Maeſtro Mozart.“

„Und wer iſt Eure Herrſchaft?“

Da griff der Diener in ſeine Bruſttaſche und reichte Mozart das bekannte Sträußchen.

„Signora Mandini?“ — rief ſtarr vor Staunen Amadeus.

„Si signore!“

„Und Ihr ſeid der Signora Diener?“

„Si signore!“

„Habt Ihr vielleicht ſchon öfter ſolche Sträußchen beſtellt.“

„Der Diener nickte.“

„Bei wem?“

„Bei Maeſtro Mozart.“

„Bei mir?“

„Alle Morgen!“

„Und was ſoll ich hier? — Wer iſt Signora Mandini?“ — rief Mozart, der nicht wußte, ob er wache oder träume.

Der Diener aber machte ein abwehrendes Zeichen, als wolle oder dürfe er hier keine Auskunft geben. Dann ſagte er höflich:

„Folgen Sie mir, Maeſtro, und Sie werden Alles erfahren.“

Was war zu machen? Der Italiener hatte längſt die Thüre hinter ſich und Mozart zugedrückt und geſchloſſen. Auch trieb dieſen Ueberraſchung, Neugierde und .... der verführeriſche, wahrhaft berauſchende Gedanke, daß die täglich ihm zukommenden Liebesboten aus Flora's Reich von der göttlichen Mandini ſeien, dieſe ihn alſo lieben müſſe!

Der Gedanke machte ihn im Tiefſten erbeben: — er hätte es bei Jedem gethan, der von Fleiſch und Blut. Nur konnte er nicht begreifen, woher ihn die Mandini kenne, da ſie erſt ſeit ganz kurzem in Wien angekommen. Kaum einige Tage früher, als bei ihm die Granat- und Oleanderblüthen. Granat- und Oleanderblüthe! — „Einen Kuß von deinen Lippen und ich bin ſelig!“ und „Treu bis in's Grab!“

Mozart folgte raſch dem Diener, der durch einen langen, ſchwach erhellten Gang voranſchritt. Es war augenſcheinlich, daß ſie ſich in dem Hintergebäude irgend eines großen Hauſes befanden. Endlich hielt er an, öffnete eine Thüre und ließ Mozart eintreten.

Es war ein großes, aber ſehr vernachläſſigtes Zimmer, deſſen moderige, verdumpfene Atmosphäre darauf hinwies, daß es lange Jahre nicht gebraucht worden. Die Tapeten waren zum Theil zerriſſen und mit dickem Staub bedeckt, die Meubles alt und unſcheinbar.

Mozart ſtutzte.

„Was ſoll ich hier?“ — frug er faſt barſch ſeinen Begleiter.

„Nichts, Maeſtro!“ — verſetzte jener ruhig — „gehen Sie nur weiter; im dritten Zimmer werden Sie ſich zurechtfinden.“

„Und finde ich die Signora dort?“

„Si Signore!“

Aber wer beſchreibt ſein Staunen, als er nun in das dritte Zimmer trat.

„Wache ich oder träume ich?!“ — rief er aus und fuhr mit der Hand nach der Stirne, denn plötzlich war er in eine Höhle verſetzt. Sie war künſtlich bereitet, das ſah er auf den erſten Blick, mit Verzweigungen nach mehreren Seiten. Nächtliches Halbdunkel hob dabei das Geheimnißvolle.

Auch dieſe Höhle war Amadeus bekannt. Mit ihrem Anblick dämmerte es wunderbar in ſeiner Seele! — immer heller und heller!

„Richtig!“ — rief er plötzlich mit faſt kindlicher Freude — „ſie iſt es! ſie iſt es! — — da ſteht ja der Altar mit der heiligen Cäcilie! ..... und dort die herrlich weiche Moosbank auf der ich mit Giuditta geſeſſen!“

Aber kaum hatte er den Namen Giuditta genannt, als — die Hand ſinnend an die Stirne gelegt — ſeine in die Ferne ſtarrenden Augen, ſich weit öffneten und es wie Schuppen von ſeiner Seele fiel. Das Bild der lieblichen Giuditta ſtand im Geiſte vor ihm, und neben dieſem das Bild — der Mandini!

„Bei Gott und allen Heiligen!“ — rief er jetzt — „Ja, ja! es ſind ihre dunkelen Gluth ſprühenden Augen, — ihre Perlenzähne, — ihre Züge; — — es iſt ihre Geſtalt, nur voller und reifer; — — es ſind ihre kühnen, energiſchen Bewegungen — — es iſt ihr toller Lebensmuth, der aus den Augen blitzt und um die Lippen ſpielt! — — ja, ja! — es iſt Giuditta!“

Aber der Ruf war noch nicht verhallt, als, nicht weit von ihm daſſelbe Lied erklang, das ihn vor ſiebzehn Jahren in der Höhle der heiligen Cäcilie ſo freudig aus Träumen geweckt. — Noch einmal rief er aufjauchzend: „Giuditta!“ — und ſie lag in ſeinen Armen, ſeine erſte Jugendliebe — ſein Schutzgeiſt — die reizende Tochter Uslinghi's, in ihrer damaligen Tracht — — aber jetzt eine reife volle Schönheit — ſie — die herrliche, die feurige, die göttliche Mandini! Welch' ein Augenblick! — welch' ein Wiederſehen! — — — —

Die Reiſe nach Prag und die Prager Bühne.

Wenige Tage ſpäter befand ſich Mozart mit ſeiner Frau auf der Reiſe nach Prag. Die Partitur des Don Giovanni war ſchon ſehr beträchtlich vorgerückt; in dem freundlichen Gartenhauſe ſeines Freundes Duſchek, nahe der böhmiſchen Hauptſtadt, ſollte ſie nun vollendet und dann das Stück auf Prags berühmter Bühne aufgeführt werden.

Die Reiſe war eine herrliche! Der September des Jahres 1787 ſchien mit ſeinen wundervollen Tagen den glücklichen Componiſten in den Himmel verſetzen zu wollen, und glücklich war Mozart, wie nie. Selbſt ſeine Frau wunderte ſich über das Anhaltende ſeiner roſigen Laune; über die ſo ganz ungewöhnlich heitere Stirne, das friſche, lebensmuthige Feuer ſeiner Augen und die verdoppelte Zärtlichkeit, mit der er ihr überall entgegenkam und alle ihre Wünſche, faſt ſchon im Voraus, errieth und erfüllte.

Aber was ging in Mozart auch nicht alles vor!

Die Reiſe hatte ihn frei gemacht von all den gewöhnlichen und alltäglichen Sorgen des Lebens, die gerade um ſo mehr und um ſo ſchwerer drücken, je alltäglicher und trivialer ſie ſind. Da waren keine Lectionen zu geben, keine Proben abzuhalten: — da konnte kein läſtiger Mahner anklopfen und Zahlung für eine armſelige Schuld verlangen; — da hing nicht die Zukunft wie ein ſchwarzer Vorhang vor den Blicken des Geiſtes und beengte die Gedanken und drückte ſie in den Staub. O nein! nein! nein! Wolfgang's Seele athmete Freiheit und ſeine Bruſt zog in tiefen Zügen die friſche Luft der freien Natur ein: den Duft der Wälder, den köſtlichen, reinen Hauch der Bergeshöhen! Sein Auge ſchaute über die weiten Landſchaften trunken hin, oder hing mit Entzücken an dem wundervollen Blau des reinen Himmels. Statt dem Geklimper ſeiner Schüler ſchmetterten Vögel ihre Lieder: friſch, froh und frei aus naturgeübter Kehle. Die Mauern der Stadt lagen weit, weit hinter ihm, und mit ihnen die elenden Chikanen der Feinde; vor ihm aber breiteten ſich Tage der Luſt, der Freude, — genialen Schaffens aus! Prag, ſein liebes, muſikverſtändiges Prag erwartete ihn ja, und welch' herrliche Schöpfungen brachte er mit, trug er noch in ſich! Und über all' dem ausgegoſſen das Sonnengold der Liebe .... die Hoffnung unſterblichen Ruhmes.

Sollte da Mozart nicht glücklich, nicht ſelig ſein?

Er war es auch; ausgelaſſen war er ſogar und voll toller Streiche, und Conſtanze ſchüttelte ſich oft vor Lachen. Ach! ſie war ja auch ſo glücklich und heiter, weil ihr Amadeus es war!

Und wie ſtattlich reiſten ſie. Eine alte Freundin und enthuſiaſtiſche Verehrerin Mozart's, die verwittwete Generalin Volkſtett, hatte ihren Reiſewagen hergeliehen: eine große, gelbrothe Kutſche, hüben und drüben am Schlage mit Blumenbouquets bemalt, die Ränder mit ſchmalen Goldleiſten beſetzt; dabei hohes Gedeck mit Lederverhängen. Verſteht ſich, daß es an Koffern und Schachteln nicht fehlte, die hinten und oben aufgepackt waren, ſo daß ſich ein kleiner babyloniſcher Thurm oben aufbaute. Denn Frau Mozart hatte ſich und den Herrn Gemahl mit ſämmtlicher Garderobe und Wäſche wohl verſorgt, da man nicht wiſſen konnte, wie lange der Aufenthalt in Prag dauern werde und die beſorgte Hausfrau keine neuen Anſchaffungen machen wollte.

Und dabei die luſtigen Poſtillone, die in dem kleinen Mann mit dem braunen Ueberrock — den eine Reihe großer, faconirter Knöpfe zierte — den ſchwarzſeidenen kurzen Beinkleidern, der geſtickten Weſte, den vergoldeten Schuhſchnallen, dem, in einen Zopf gefaßten ſtarken Haarwuchſe und den freundlich blinkenden Augen in dem heiteren Geſichte, ſogleich den freigebigen Paſſagier erkannten; wie fuhren ſie zu und blieſen ihr Horn, daß ſich die Inſaſſen des Wagens oft unter Lachen die Ohren zuhielten.

O es waren köſtliche Tage, dieſe Tage der Reiſe nach Prag, die manches kleine Abenteuer einſchloſſen — ſo das

Wunderbare, daß ihnen immer ein dreiſpänniger, ſehr eleganter, aber dicht verſchloſſener Reiſewagen folgte. Meiſt hielt er ſich in großer Entfernung und kam an den Haltepunkten gewöhnlich an, wenn Mozart's weiter fuhren. Aber er war immer wieder zu ſehen, bis nach Prag: Eine Hauptfreude war aber Mozart bis zuletzt aufgeſpart.

Als man auf einer der letzten Stationen hielt, um umzuſpannen und ſich zu erfriſchen und die Reiſenden eintraten, erſchallte plötzlich aus der Ecke des eben nicht ſehr hellen Gaſtzimmers ein Freudenſchrei. In der nächſten Minute lag Mozart ſeinem Freunde Stiepaneck in den Armen.

Stiepaneck — der ſpäter, wie wir ſchon erwähnt, Don Juan in das Böhmiſche überſetzte — hatte einen weiteren Spaziergang gemacht und nahm eben ſein frugales Mittageſſen zu ſich, als er durch das ganz unerwartete Eintreten Mozart's und ſeiner Frau auf das Angenehmſte überraſcht wurde.

Freudigeres hätte beiden Männern gar nichts begegnen können. Mozart ließ gleich einige Flaſchen Burgunder kommen und nun ging es an ein Fragen und Erzählen, daß es kein Ende nehmen wollte. Natürlich kam bald auch die neue Oper zur Rede. Da man aber doch fort mußte, ſo ſtieg Stiepaneck mit in den Wagen und das Geſpräch ward hier fortgeſetzt.

„O, Du glaubſt nicht, lieber Freund!“ — rief jetzt

Stiepaneck, indem der Wagen munter fortrollte — „Du glaubſt nicht, wie ſich die Prager auf Deine neue Oper freuen!“

„Nun!“ — entgegnete Mozart heiter — „bei Gott! ſie ſollen ſich auch nicht umſonſt gefreut haben; ich bringe ihnen etwas mit, auf das ich ſelbſt ſtolz bin.“

„Alſo gelungen?“

„Ich denke wohl!“

„Und darf man etwas über den Stoff wiſſen?“

„Nein!“ — rief Mozart — „damit muß ich Euch überraſchen. Nur ſoviel, daß ich Euch die Hölle heiß machen werde!“

„Charmant!“ — verſetzte Stiepaneck — „aber den Titel darf man doch hören?“

Conſtanze lachte, dann rief ſie mit munterem Tone:

„Nun ſage noch Einer, wir Frauen ſeien neugierig. Bei allen Heiligen, die Männer ſind es noch mehr.“

„Das iſt Wißbegierde!“ — meinte Stiepaneck lachend.

In dieſem Augenblicke fuhr der Wagen langſamer, da es einer kleinen Höhe hinaufging, zugleich drangen die Töne einer Muſik in die Ohren der Reiſenden.

Mozart beugte ſich aus dem Schlage und rief vergnügt:

„Es ſind Prager Muſikanten!“

Der Poſtillon hielt von ſelbſt, — wie hätte da ein Böhme vorüberfahren können? Alle horchten; es war das Lied:

„Die Prager Muſikanten,
Die ſind in allen Landen
Bekannt und gern geſehn. —
Und ſchau'n ſie auch nit zierlich
Und reden's nit manierlich:
    Auf's Fiedeln,
    Auf's Blaſen
Sich Alle wohl verſtehn.

Wie Burich' und Madel ſpringen,
Wenn Horn und Fiedel klingen,
Im raſchen luſt'gen Tanz.
Die alten Zecher ſehen
Die Becher vor ſich ſtehen —
    Bei'm Fiedeln,
    Bei'm Blaſen,
In doppelt ſchönem Glanz.

Und iſt genug geſungen,
Und iſt genug geſprungen
Von Allen allzumal.
So tönt, Ihn fromm zu loben,
Dem Freudengeber droben,
    Wohl leiſe
    Und innig
Ein herziger Choral.

Dann ziehn wir wieder weiter!
Stets wacker und ſtets heiter!
Mit uns St. Nepomuck.
Bis wir mit vollen Taſchen,
Bis wir mit leeren Flaſchen
    Mit Singen,
    Mit Blaſen,
Stehn auf der Prager Bruck!“

Die Muſikanten ſchwiegen. Jedes ſchenkte ihnen freudig ein Geldſtück — ſelbſt der Poſtillon — und Mozart ſagte, indem der Wagen fortfuhr:

„Es iſt doch ganz merkwürdig, welch' ein muſikaliſches Ohr die Böhmen haben! Man findet das bei keiner anderen Nation, nicht einmal bei den niederen Klaſſen der Italiener. Da war doch auch nicht ein falſcher Ton!“

„Ja! mein Verehrter!“ – entgegnete Stiepaneck – „Böhmen iſt aber auch ſo recht eigentlich das Land der Muſik. Wo findet man denn heutzutage eine Oper, wie die zu Prag.“

„Es müßte ganz intereſſant ſein“ — meinte Conſtanze — „die Geſchichte der Prager Bühne zu kennen.

„Das iſt es auch“ — verſetzte Stiepaneck — „ich habe ſogar ein Studium daraus gemacht.“

„O laſſen Sie hören!“ — rief Frau Mozart und Mozart küßte ſie für dieſen geſcheidten Gedanken.

„Die Sache iſt nur ein Bischen ernſt und trocken!“— meinte Stiepaneck.

„Für uns doch gewiß nicht!“ — verſetzte Mozart. — „Ich komme mit der Prager Bühne jetzt in ſo nahe Verhältniſſe, daß es ſogar eine Schande für mich wäre, bliebe mir ihre Geſchichte fremd. Sie iſt dabei ohne Zweifel ein Bild der jeweiligen Sitten- und Culturgeſchichte und alſo ſo ſchon anziehend und belehrend.“

„Ja das iſt ſie!“

„Nun denn, alter Freund, heraus damit: ich bringe dann gleich einen neuen Schatz von Wiſſen nach Prag mit. Die Chroniken gehen wohl, auch in der Geſchichte der Prager Bühne, weit zurück.“

„Bis auf Wenzel I., den Vater Ottokars II.“

„Und wann lebte der?“ — frug Conſtanze.

„Von 1230—1253“ — verſetzte Stiepaneck. — „An ſeinem Hofe fand bekannterweiſe das Deutſche größere Begünſtigung, als die Mutterſprache, und ſo ſollen ſchon damals in deutſcher Sprache fromme Scenen aus den heiligen Legenden in Prag aufgeführt worden ſein. Außerdem fanden deutſche Minneſänger hier die günſtigſte und gaſtfreundlichſte Aufnahme. Tannhäuſer, Boppa und Sigeherr preiſen Wenzel I. einſtimmig und vergleichen ihn mit Alexander und Artus. Der deutſche Dichter Ludwig von Medlitz lebte fortwährend in des böhmiſchen Regenten Hofburg; ja in der Maneſſiſchen Sammlung ſind ſogar einige deutſche Minnelieder, von Wenzel ſelbſt verfaßt, aufgenommen.“

„Aber eine wirkliche Schaubühne gab es doch damals noch nicht!“ — warf hier Conſtanze ein.

„Von einer Schaubühne finden wir erſt um das Jahr 1300 die erſten Spuren!“ — ſagte Stiepaneck.

„Alſo doch ſchon vor mehr als 500 Jahren!“ — rief Mozart.

„Ja“ — ſagte der Freund. — „Es ſteht nämlich feſt, daß um jene Zeit bereits eine Art Oper, oder, wenn man will, ein Paſtorale in Prag unter freiem Himmel aufgeführt wurde. Dieſe merkwürdige Erſcheinung, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit den ſogenannten „Moralitäten“ des Mittelalters hat, und einigermaßen an die ſpäteren Faſtnachtsſpiele des Hans Sachs erinnert, iſt unſtreitig das älteſte dramatiſche Gedicht Böhmens, und wiewohl auf die Grablegung Chriſti darin hingedeutet wird, könnte und würde man das Stück doch wohl richtiger „der Quackſalber“ bezeichnen, da dieſer die Hauptrolle darin ſpielt, und das chriſtliche Element nur wie ein Zwiſchenſpiel erſcheint.“

„Sonderbar!“ — rief Mozart. — „Ein geiſtliches Stück, in dem ein Quackſalber die Hauptfigur? Davon kann ich mir keinen rechten Begriff machen. Kennſt du vielleicht den Inhalt?“

„O ja!“ — ſagte der Freund. — „Der unbekannte Verfaſſer dieſes Stückes, das einer der merkwürdigſten Beiträge zu der Geſchichte des Theaters überhaupt iſt, könnte der böhmiſche Ariſtophanes genannt werden. Der Inhalt dieſer Paſtorale aber iſt ohngefähr folgender: Ein Wunderdoctor ſchlägt mit Hilfe ſeines komiſchen Dieners und ſeines redſeligen Weibes, eine Bude auf offenem Marktplatze auf — das Theater war nämlich um jene Zeit ſelbſt ein Platz unter freiem Himmel — und empfiehlt nun, ganz in bekannter Marktſchreierweiſe, die herrlichſten Medicamente, welche ein Königreich werth ſind, aber, zum Beſten der Menſchheit, um wenige Kreuzer verkauft werden. Alle Welt drängt ſich herzu, unter anderen auch ein Vater, der ſeinen ſich todtſtellenden Sohn herbeiträgt und Hilfe verlangt.“

„Das erinnert mich unwillkührlich an Italiens Polichinelle!“ — rief hier lachend Mozart.

„Der böswillige Patient wird nun auf handgreifliche Weiſe aber höchſt komiſch hergeſtellt,“ — fuhr Stiepaneck fort — „wobei es freilich nicht an ſo derben Redensarten fehlt, daß ſie ſich nicht füglich mittheilen laſſen. – Ein luſtiger Geſelle mit ſchnell beweglicher Zunge, der ſich als den bekannten Rubin aus Venedig ankündigt, bietet nun dem Paracelſus Bombaſtus jener Tage ſeinen Dienſt an, und man unterhandelt um den Lohn. Sobald dieſe Action vorüber iſt, übernimmt Rubin das Geſchäft, Käufer herbeizurufen oder eigentlich herbeizuſingen; dann treten noch mehrere ſingende und ſich in derben Witzen überbietende Perſonen auf, wie der Lehrling und die Frau des Quackſalbers; und tolle, ja die vermeſſenſte Ausgelaſſenheit ſprudelt fort, bis einige Jungfrauen erſcheinen, um Salbe einzukaufen, die Füße des Heilandes damit zu ſalben. Dieſe Scene wurde von dem Dichter edel gehalten und nicht herabgezogen, und es läßt ſich vermuthen, daß die Darſtellung ernſter ſchloß, als ſie begann. Aber leider iſt dies Volksdrama, das auf Pergament geſchrieben war und von Bücherdeckeln abgelöſt wurde, nur unvollſtändig auf uns gekommen.“

„Das iſt Schade!“ — ſagte hier Frau Mozart. — „Ich intereſſire mich immer ſehr für die kleinen Anfänge der Erſcheinungen, die ſpäter groß und gewaltig daſtehen. Es iſt ſehr lehrreich zu ſehen, wie ſich das Große aus dem Kleinen entwickelt.“

Stiepaneck gab der jungen Frau Recht; dann ſagte er: „Von der frühen ſarkaſtiſchen Laune des böhmiſchen Volkes hat ſich aber doch hie und da noch ein anderer Ueberreſt gerettet; ſo hat man z. B. vor 1310 gereimte ſatyriſche Spiele, deren Hauptfiguren böſe Richter, Geizhälſe, Bäcker und Fleiſcher ſind. Volksleben und Volkspoeſie würden ſich überhaupt auf dieſe Weiſe in Böhmen gewiß raſch fortentwickelt haben, wäre dieſer Bildungsprozeß nur nicht unaufhörlich durch Kriege und Kämpfe aller Art unterbrochen und gewaltſam geſtört werden.“

„Das waren indeſſen doch wohl mehr Schauſpiele!“— warf hier Mozart ein. — „Wie ſtand es denn damals mit der Muſik?“

„Die Kirchenmuſik fand in jenen wüſten Zeiten noch am eheſten einen feſten Anhaltspunkt;“ — verſetzte Stiepaneck — „und zwar in Böhmen, wie überall. Nachdem König Wenzel III. im Jahre 1306 zu Olmütz ermordet worden, und mit ihm die männliche Linie des Premysliſchen Stammes — der 584 Jahre lang Böhmen beherrſcht, und ihm 23 Herzöge und 7 Könige gegeben hatte — erloſchen war, und, nach wilden Stürmen, Karl IV., Markgraf von Mähren und Statthalter Böhmens geworden, ließ dieſer ſich die Aufnahme der Kirchenmuſik, in Prag ſehr angelegen ſein. Er ſtiftete z. B. den Chor der Sängerknaben für die Metropolitane zu St. Veit und ließ die alten Paſtorale und religiöſen Singſpiele wieder aufnehmen. Ebenſo trugen die bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Böhmen entſtandenen Literatengeſellſchaften ſehr viel zum Aufſchwung der Muſik bei.*)

---

*) Prochaſka's Miscellen der böhmiſchen und mähriſchen Literatur. I. Band. Thl. III. S. 118 u. f.

„Literaturgeſellſchaften?" — wiederholte Mozart fragend. — „Ich habe nie etwas von denſelben gehört."

„Sie beſtanden größtentheils aus Magiſtern der Prager Univerſität," — ſagte Stiepaneck — „welche ſich dann hie und da in den bedeutenderen Städten des Landes anſiedelten. Ihr Zweck aber war: Veredlung der Kirchenmuſik und dadurch Verherrlichung des Gottesdienſtes. Wir hatten ſie faſt in jedem größeren Orte Böhmens, bevor ſie insgeſammt aufgehoben, und ihre Bücher, prachtvollen Cancionale, geſchriebene Muſikſtücke u. ſ. w. faſt ſämmtlich als — — — Maculatur verkauft wurden."

„O wie ſchade!" — riefen Amadeus und Conſtanze zugleich.

„Ein Vandalismus" — verſetzte der Freund — „wie er leider ſchon ſo oft begangen wurde!" —

„So allgemein aber war ſchon damals in Böhmen die Liebe zur Muſik, daß ein altes Werk*) behauptet: Unter Karl IV. gab es kein Haus, wo man nicht bei den gewöhnlichen Handarbeiten ſang." — Wie mögen da erſt die 20,000 Studenten der Prager Univerſität geſungen haben!"

„Daran erkenn' ich meine Böhmen!" — rief Mozart freudig. — „Aber weiter, lieber Freund, ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr mich die Sache anſpricht!"

„Unter König Wenzel IV. Regierung treten nun aber auch auch „öffentliche Schauſpiele" entſchieden auf;" — fuhr Jener freundlich fort. — „Den 17. November 1370, an welchem Tage Johanna, Wenzels Gemahlin, in Prag zur Königin von Böhmen gekrönt wurde, fanden ſolche ſtatt. Man brachte ganze acht Tage hindurch mit verſchiedenen Ergötzlichkeiten zu: mit Luſtſpielen, Bällen und Gaſtereien, ſowohl auf dem Schloſſe, als auch in der Stadt Prag, — ſagt wörtlich einer unſerer alten Schriftſteller.*)"

---

*) Rieggers Materialien (Prag, 1788, VII. Heft. S. 135.)

„Ich begreife nur Eines nicht" — fiel hier Mozart ein — „wie konnte die Entwickelung der Muſik und der Bühne weiter Platz greifen, da doch die furchtbaren Stürme des Huſittenkrieges Alles niederwarfen, was ſich auf Cultur und Bildung, Künſte und Wiſſenſchaften bezog. Vierzehn Jahre lang, von 1439—1453, währte dann noch, nach Kaiſer Albrechts Tode, das große, geſetzloſe Zwiſchenreich in Böhmen, wo der Bürgerkrieg das Land auf's neue blutig heimſuchte, wo der Herren-, Ritter- und Bürgerſtand ſich gegenſeitig heftig befehdeten, wo keine verſöhnende Stimme ertönte, und zu den Schrecken des Krieges und der zügelloſeſten Willkühr und Anarchie ſich auch noch verheerende Peſtſeuchen geſellten. Wie konnten Muſik und Bühne ſich da entwickeln?"

„Es iſt freilich wunderbar genug" — verſetzte Stiepaneck — „daß dieſe Stürme und Schickſale nicht jede Spur von Cultur in Böhmen tilgten. So zerſtörend übrigens auch der Huſſitenkrieg gewüthet hatte, ſo war der poetiſche, ja ſelbſt ein gewiſſer abenteuerlicher und phantaſtiſcher Sinn durch ihn dennoch nicht gänzlich unter dem Volke verbannt worden.“

---

*) Pelzel, im Leben des Königs. I. Bd. S. 28.

„Das beweiſt, welch’ guter Kern in dieſem Volke ruht.“

„Wer ſollte es vermuthen, daß ſelbſt die altbritanniſchen Sagen vom König Artus und ſeiner Tafelrunde gerade jetzt in Böhmen Spielraum fanden, und damit das alte Wort der Volksüberlieferung neue Bewährung zu erhalten ſchien: daß König Artus noch nicht geſtorben ſei, ſondern ſich in Höhlen und Steinklüften verborgen halte und nur von Zeit zu Zeit unter den Nationen bald hier, bald dort auftrete, um ſie zu ritterlichen Thaten anzuregen; ja, daß er einſt wieder den heimiſchen Boden betreten werde, um ſeine Länder in Beſitz zu nehmen.“

„Aechte Volkspoeſie!“

„Der poetiſche Sinn war alſo, trotz aller Zeiten-Stürme im böhmiſchen Volke nicht erſtorben; noch viel weniger aber der Sinn für Muſik. Sobald ſich nur die Wogen der religiöſen und politiſchen Kämpfe einigermaßen gelegt, ſehen wir ſogar eine feſte und geſchloſſene Schaubühne in Prag auftauchen.“

„Schon damals? Das iſt früh!“

„Der bisherige Spielraum unter freiem Himmel, auf Raſenflächen oder grünenden Angern, auf Märkten oder Straßen“ — fuhr Stiepaneck fort — „blieb nur noch für Volksfeſte, bei Huldigungen, Krönungen u. ſ. w.; das allmählich auftauchende Drama, die ſich nach und nach von Ferne geſtaltende Oper aber erhielten in Prag eine Art geſchloſſenen Bühnenlebens. Leider haben wir aus jenen Zeiten aber nur ſehr nothdürftige Berichte. So erzählen die alten böhmiſchen Annaliſten von einer Feuersbrunſt, die ausbrach, während das Volk ſich verſammelt hatte, um einem von mehreren Perſonen veranſtalteten „Schauſpiele“ beizuwohnen. Ganz entſchieden aber finden wir den Anfang der Oper für Prag in einem größeren Singſpiele: „Dolenz Chyſs,“ welche 1527, als Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich zum böhmiſchen Könige gekrönt wurde, in dem großen Saale des Prager Schloſſes, in welchem damals auch ein Tournier zu Pferde abgehalten wurde, zur Aufführung kam.“

„Alſo vor beinahe dreihundert Jahren!“ — rief Mozart.

„Ferner führten die Prager Studenten von 1539 an, öfter Schauſpiele auf, ſo den „Soldaten“ (miles gloriosus) des Plautus und das Drama „Suſanne“.

„Die Studenten?“ — frug überraſcht Frau Mozart.

„Ja!“ — verſetzte der Freund. — „Die höchſt intereſſante Entſtehungsgeſchichte dieſer Studenten-Aufführungen iſt in ganz kurzen Zügen folgende: Während des Monats Auguſt jeden Jahres fand nämlich an der Prager Univerſität eine Feierlichkeit ſtatt, welche Beania hieß.“

„Beania!“ — ſagte Mozart — „der Name iſt mir ganz fremd. Worin beſtand denn dieſe Feierlichkeit?“

„Dieſe Feierlichkeit beſtand darin,“ — verſetzte Stiepaneck — „daß in die Matrikel oft mehrere Hundert Studenten zugleich eingetragen wurden, nachdem ſie eine Art Prüfungszeit oder Geduldprobe ausgehalten hatten, welche ſie die älteren Studirenden oft roh und grauſam genug empfinden ließen, ſo daß die Univerſität endlich gegen dieſe barbariſche Unſitte mit Verboten auftreten mußte. Die Beania war alſo eine Erlöſungszeit und folglich ein großes Feſt für Viele und Alle. Man kann ſich daher auch denken, wie es dabei zuging. Es fehlte nicht an Trinkgelagen, ja ſelbſt nicht an den roheſten Ausgelaſſenheiten aller Art; bis endlich — 1535 zum erſtenmale — dieſe Feier durch eine würdigere Erheiterung eine culturhiſtoriſche Bedeutung erhielt: mehrere Baccalaureen und Studenten der Prager Univerſität beſchloſſen nämlich, das erſte der obengenannten Stücke aufzuführen, und ward ihnen dazu vom Magiſtrat der Prager Neuſtadt der Rathhausſaal eingeräumt. Das Stück ſelbſt und ſeine Aufführung ernteten einen großen Beifall.“

„Und das Trauerſpiel?“

„Das Trauerſpiel „Suſanna“ wurde 1539 in dem großen Collegium, ebenfalls mit ungeheuerem Beifall, gegeben. Der Zudrang war dabei ſo groß, daß man fürchtete, der Fußboden möge einbrechen.“

„Und ſpielten da auch Frauen mit?“ — frug Conſtanze.

„O nein!“ — entgegnete Stiepaneck — „die Frauenrollen wurden natürlich von Studenten gegeben.“

„Aber das waren nicht die einzigen Aufführungen?“

„Im Auguſt 1543, zur Zeit der Beania, erfolgte eine Wiederholung des Stückes in Gegenwart der angeſehenſten Perſonen des Hofes, und da es auch hier den ungetheilteſten Beifall erntete, ſo mußte es ſogar gleich darauf vor dem Monarchen ſelbſt in ſeiner Prager Burg, gegeben werden. Außer König Ferdinand von Böhmen und ſeiner Gemahlin, waren dabei die Prinzen Ferdinand und Maximilian und viele Große des Landes zugegen.“

„Welche Ehre für die Herren Studenten!“ — rief Mozart lachend. — „Das müſſen ja Blitzjungen geweſen ſein. Ich wollte aber auch wetten: ſie verſtanden ſich auf das Schauſpielen, das Fechten, Raufen und Trinken beſſer, als auf ihre Studia!“

„Mag wohl ſo geweſen ſein!“ — meinte der Freund. — „Daß man den 4. Auguſt 1544 im Collegium der Königin Hedwig, mit der Komödie „Phormio“ des Terenz; und 1548 mit dem Trauerſpiele „Samſon“ ein zahlreiches Publikum zu unterhalten ſuchte, iſt ebenfalls bekannt; ebenſo, daß Niklas Konác, 1546, die Komödie „Judith“ im elfzeiligen Versmaße aus dem Deutſchen oder von Boccaccio entlehnte, und gleichzeitig die böhmiſche Tragödie „Pammachius“ erſchien.*) Leider fehlen auch hier ausführlichere Berichte über dieſe Stücke und die Art und Weiſe ihrer Darſtellung. Nur ſoviel kann mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß dies mit Aufwand und Pracht geſchah, und nicht ſo einfach, wie Shakeſpeare's Stücke ehemals in Scene geſetzt wurden: weil ſonſt das Volk nicht in Schaaren herbeigeſtrömt wäre, dem wenigſtens eine Schauluſt bereitet werden mußte, da nicht alle dieſe Spiele in böhmiſcher, ſondern mehrere derſelben in lateiniſcher Sprache zur Aufführung kamen."

---

*) Schottky: Beiträge zur Geſchichte der früheſten Prager Schauſpiele.

„Waren aber dieſe Stücke bisher nur von den Studirenden bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten aufgeführt worden, ſo fingen ſchon Fürſt Wilhelm von Roſenberg, dieſer Mäcen der Künſte und Wiſſenſchaften, und namentlich Kaiſer Rudolph II., ein nicht minder für das Schöne und Edele paſſionirter Herr, an, die Aufführung der Luſt-, Trauer- und Singſpiele eigenen Perſonen — damals meiſt Angeſtellten des Hofes — zu übertragen."

„Alſo die erſten Spuren eines Schauſpieler-Standes!" — ſagte Mozart. — „Hat man Näheres darüber."

„Die damalige Zeit gefiel ſich im Genuſſe und ließ es bei dieſem bewenden, während unſere ſchreibſeligen Tage, noch im Schildern ſolcher Genüſſe eine Nachfeier halten; daher kommt es auch, daß ehemalige Chroniſten ſo wenig Einzelheiten berichten, die allein dem Gemälde Schatten und Licht geben und das Einförmige der trockenen Notiz unterbrechen. Schade, daß ſie z. B. von dem feierlichen Einzuge nicht ausführlicher ſprachen, den Kaiſer Ferdinand der Erſte 1558 in Prag hielt. 3000 böhmiſche Ritter eilten ihm entgegen, ebenſo 8000 bewaffnete Bürger, von denen 3000 ganz nach der Weiſe der ehemaligen

Taboriten geharniſcht waren; dann folgten 1500 ſchön gekleidete, von zwölf bärtigen Zwergen angeführte Knaben und 2000 Jungfrauen, deren Beſcheidenheit und zierliche Anmuth dem Kaiſer beſonders gefiel. Der Monarch wurde mit zierlichen Reden empfangen, durch Triumpfbogen geführt, und die Feſte — worunter Tourniere und Schauſpiele — ſchienen nicht enden zu wollen.“

„Wie aber waren die Stücke jener Zeit beſchaffen?“ — frug jetzt Frau Mozart. — „Die Beantwortung dieſer Frage muß für Jeden, der ſich für die Entwicklung der Bühne intereſſirt, höchſt wünſchenswerth ſein!“

„Nun!“ — verſetzte Stiepaneck. — „Ich will Ihnen, liebes Frauchen, ein Beiſpiel davon mittheilen. Es gibt ein böhmiſches Schauſpiel, welches man gewöhnlich in dieſe Zeit zu ſetzen pflegt; das jedoch, trotz ſeiner Lebendigkeit und anſcheinend neuen Erfindung, jetzt faſt gänzlich verſchollen iſt, wiewohl es ſonſt auf Jahrmärkten unter der bekannten Firma: „gedruckt in dieſem Jahre,“ zum Kauf ausgeboten wurde.“

„Und kennen Sie den Inhalt?“

„Die Fabel des Stückes iſt ganz kurz die folgende: Ein Knecht hat drei Jahre bei einem Bauer gedient, erhält aber zum Lohn endlich nicht mehr als drei Groſchen, von denen zwei ſchnell ausgegeben ſind, und der dritte noch einem ehrwürdigen Bettlergreiſe, d. h. eigentlich einem Zauberer zu Theil wird, den der luſtig geſtimmte Jüngling auf ſeiner Heimreiſe antrifft.“

„Nobele Seele!“ — rief Mozart heiter.

„Um ſolchen Edelmuth zu belohnen," — fuhr Stiepaneck fort — „gibt ihm nun der Beſchenkte eine Wundergeige, bei deren Klang Alles, wie durch Oberons Horn, in Tanzwuth geräth, ohne aufhören zu können."

„Wie?" — fuhr Mozart komiſch auf — „ein Vorgänger unſeres trefflichen Herrn Wieland?"

„Beinahe!" — ſagte Stiepaneck lachend — „es fehlt ihm nur Wielands Geiſt und Poeſie. Doch zur Sache: Der Beſitzer dieſes Schatzes iſt jetzt aller Noth überhoben, aber auch übermüthig genug, einen armen Juden völlig entblößt unter Dornen tanzen zu laſſen und ſich mancher ähnlichen Thorheiten oder Vergehen ſchuldig zu machen, die ihn endlich ſoweit bringen, daß er gehangen werden ſoll. Der ſchlaue Burſche aber bittet ſich dicht am Galgen die Gunſt aus, ſeine Geige noch einmal ertönen laſſen zu dürfen; und man iſt thöricht genug, den Wunſch des Galgen-Aſpiranten zu gewähren. Natürlich muß nun alle Welt: Richter und Henker, Wache und Zuſchauer, ſo lange tanzen, bis man endlich die Freilaſſung des Gefangenen verſpricht, um nur ſelbſt mit dem Leben davon zu kommen."

„Und dies iſt der Stoff eines Dramas damaliger Zeit?" — rief Frau Mozart faſt entſetzt.

„Ja, meine Beſte," — ſagte Stiepaneck — „vergeſſen Sie aber nicht, daß ich von einer Zeitepoche ſpreche, die nahe an 300 Jahren hinter uns liegt. Es iſt eben für uns die Kindheit des Drama's. England ſteht darin freilich weit glücklicher da. Von wandernden Schauſpielergeſellſchaften z. B., die ſich zum Zwecke der Ausübung ihrer Kunſt mit einander verbunden, weiß man um jene Zeit bei uns noch nichts; fünfzig Jahre ſpäter aber, treten ſie in Böhmen, wie in ganz Deutſchland auf. Dafür nahmen in Prag jetzt wunderbarerweiſe die frommen Söhne Loyola's — die Jeſuiten — das Schauſpiel in die Hand!“

„Die Jeſuiten?“ — rief Conſtanze — „wäre es möglich? Wie kommen denn die frommen Väter dazu?“

„Die Sache verhält ſich, wie folgt: Kaiſer Ferdinand I., den um jene Zeit die Türkeneinfälle weniger verderblich bedrohten, und deſſen Lieblingswunſch es im vorgerückten Alter blieb, den Proteſtantismus aus ſeinen Staaten zurückzudrängen, beſchloß: den Jeſuitenorden herbeizurufen und ihn als Damm religiöſen Neuerungen entgegenzuſtellen. Es geſchah! und wenn nun der Orden auch Feinde fand, ſo fehlte es ihm dagegen doch auch nicht an mächtigen und reich begüterten Gönnern, die ihn mit Geſchenken überhäuften;*) und ſo wurde ihm nach und nach das Unglaubliche möglich: nämlich ſein noch jetzt angeſtauntes rieſiges Clementinum zu errichten, jenes Clementinum auf deſſen Stelle ſonſt drei Kirchen, ein Kloſter, zwei und dreißig größere und kleinere Häuſer, zwei Gärten, ſieben Plätze, eine Brandſtätte und zwei weitere Gaſſen befindlich waren!!“

---

*) Hammerſchmid: Prodromus Gloriae Pragenae. Cap. V. pag. 87.

„Großartig!“ — rief Mozart.

„Nicht zu läugnen iſt es,“ — fuhr Stiepaneck fort — „daß die Jeſuiten nunmehr eine unermüdliche Thätigkeit zu entwickeln begannen. Namentlich unterließ der Orden nichts, um die Jugend an ſich zu ziehen, und ſeinem Unterrichte eine gewiſſe Abwechſelung und Annehmlichkeit zu geben. Außer manchem anderen geiſtigen Reizmittel fanden es daher die Jeſuiten für zweckmäßig: jährlich feierliche Schauſpiele in ihren Gebäuden durch Söhne aus den erſten Familien des Landes aufführen zu laſſen, und zwar wurden dieſe Aufführungen mit einer Pracht gegeben, welche das Volk ſtaunen machte und ſchaarenweiſe herbeiſtrömen ließ.“

„Die Herren waren doch immer ſchlaue Füchſe!“ — rief Mozart lachend, und ſchaute dem Wagenfenſter hinaus, ob ſich Prag noch nicht zeige.

„Und was waren das für Stücke?“ — frug Conſtanze.

„Zu dieſen Stücken gehörten:“*) — fuhr Stiepaneck fort.

1559. „Der Streit zwiſchen Fleiſch und Geiſt.
1560. Das Schauſpiel Euripi.
1561. Die Comödie von dem Vorzuge der Wiſſenſchaften, und
Adam.“

---

*) Geſchichte des Prager Jeſuiten-Collegiums in der k. Univerſitäts-Bibliothek.

1562. „Sauls Untergang und Davids Krönung“ u. ſ. w.

„Und ſie ſprachen an?“

„Der Zudrang bei dieſen Aufführungen war oft ſo ungeheuer, daß man 8 bis 10,000 Menſchen zählte, die herbeigeſtrömt kamen.“

„Da wurde wohl auch in der That Tüchtiges geleiſtet?“

„Gewiß! denn wenn auch hier die Aufführenden nur Schüler waren, ſo bildete ſich doch durch ihre von tüchtigen und gebildeten Männern geleitete Leiſtungen der Sinn für die Schaubühne mehr heraus, als dies durch jede andere Art von Aufführungen hätte geſchehen können. Ich will Ihnen gleich auch hierfür einen ſchlagenden Beweis liefern. — 1563 den 28. October ließ Erzherzog Ferdinand — einer der größten Liebhaber der Schauſpiele — in der Prager Burg, und zwar nur vor den Hofleuten und Großen des Reiches, die Tragödie Philopädius von Jeſuitenſchülern aufführen. Den Tag darauf wiederholte man ſie in dem Hofraume des Collegiums vor dem Volke, das ſich den lebhafteſten Eindrücken überließ, und ſogar in lautes Schluchzen und Weinen ausbrach, als in der Scene eines Wollüſtlings mehrere Jünglinge von den Teufeln in die Hölle geſchleppt wurden und ſie noch aus den Flammen um Hilfe ſchrien.“

Mozart und Conſtanze ſahen ſich hier lächelnd an. Sie dachten an das Ende Don Juans. Der Freund hatte dies indeſſen nicht bemerkt und fuhr fort:

„Nach geendigter Action wurden 34 Schauſpieler von ihren Lehrern bewirthet, und dann erhob ſich der Provinzial des Ordens, Pater Lancyus, um, in einer kräftigen Anrede, die Jünglinge zur Tugend anzufeuern.“

„Soll ich das auch thun?“ — frug hier Wolfgang ſein Weibchen ins Ohr.

„Halte dir die Rede ſelbſt!“ — ſagte dieſe ſcherzend — „das wird das Beſte ſein.“ Stiepaneck fuhr fort:

„1564 mußte die Komödie „Fucus“ auf allgemeines Verlangen mehrmals wiederholt werden. Ich könnte hier durch die fortlaufenden Jahre hindurch einen ganzen Catalog ſolcher Stücke geben, unterlaſſe dies unterdeſſen, um einen Moment hervorzuheben, der in der Entwicklungsgeſchichte der Prager Bühne von ungleich größerer Wichtigkeit iſt: 1577 ließen nämlich die Jeſuiten für ihre Spiele **ein feſtes Theater** erbauen.“

„Das war alſo das erſte feſtſtehende Theater in Böhmen!“

„Ja!“ — verſetzte der Freund — „dies erſte feſtſtehende Theater in Prag und ganz Böhmen wurde durch das Trauerſpiel „König Saul“ eingeweiht, wobei die Pracht eine kaum glaubliche war. Dazu trug freilich die Anweſenheit der Königin von Frankreich Vieles bei, welche faſt von dem ganzen Hofſtaate begleitet war. Der Zudrang des Adels und des Volkes war unbeſchreiblich. Aber dieſe Anweſenheit der Königin von Frankreich war wieder ein Schritt weiter in der Entwicklung der Bühne; denn bis dahin war das weibliche Geſchlecht von dem Beſuche dieſer Schauſpiele ausgeſchloſſen geweſen, und erſt von da an erlaubte man, bei beſonders ausgezeichneten Darſtellungen, Ausnahmen. Jetzt aber hatte auch der Sinn für die Bühne bald ſo ſicheren Fuß gefaßt, daß neben den Jeſuitenſchülern wirkliche Schauſpieler und Sänger von Profeſſion auftreten — — und zwar waren dies Italiener! Zugleich treffen wir hier die erſte italieniſche Oper.“

„Ah!“ — rief Mozart — „jetzt kommen wir auf unſer Feld!“

„Die Sache iſt zu intereſſant und wichtig, um nicht die Originalſtellen, die darüber handeln, anzuführen!“ — ſagte Stiepaneck. — „Ich weiß die Stellen auswendig, da mich zugleich ihre Naivetät immer anſprach:

„1627 bei der Krönung der Gemahlin Kaiſer Ferdinand II., Eleonora, geborene Herzogin von Mantua, zur böhmiſchen Königin und zugleich der Krönung Ferdinand III. zum Könige von Böhmen iſt nach gehaltener kaiſerlicher und königlicher Tafel, wie auch folgends celebrirter Veſper, in dem neuen Schloßſaal von etlichen Italienern in toskaniſcher Sprache eine Komödie gehalten worden. Des anderen Tages iſt abermals in vorgedachtem Schloßſaal eine italieniſche Komödia zu ſehen geweſen. Den 27. November: Zu Abend um fünf Uhr iſt in dem königlichen großen Hof-Schauſpielſaale eine ſchöne Paſtoral-Komödia mit ſehr lieblichen hellklingenden Stimmen und alles ſingend, neben eingeſchlagenen Inſtrumenten und anmuthigen Saitenſpielen, nach dem ordentlichen Muſikaltact in welſcher Sprache gehalten und agirt worden. Die Actores ſind Mann- und Weibsperſonen geweſen.“*)

Alle lachten herzlich. Dann fuhr Stiepaneck fort.

„So hatte ſich alſo mit dem ſiebzehnten Jahrhundert die Schauſpielkunſt und die Oper in Böhmen Bahn gebrochen, und zwar war es die italieniſche Oper, die — eingeführt durch Eleonora von Mantua — den Anfang machte. Jetzt aber traten auch wandernde Schauſpielergeſellſchaften — und zwar ſowohl deutſche, als böhmiſche und italieniſche — in Prag häufig auf und gaben ihre Haupt- und Staatsactionen voll des ausgelaſſenſten Scherzes, dem Publikum zum Beſten. Immer entſchiedener drängte indeſſen der muſikaliſche Sinn der Böhmen nach Muſik und Oper, bis ſich eine feſte und ſtändige Bühne bildete.“

„Richtig!“ — rief Mozart. — „Gleichzeitig damit trat denn auch die Oper in Deutſchland auf. Hier ſchrieb Opitz in ſeiner „Daphne“ den erſten förmlichen Operntext, den Capellmeiſter Schütz in Dresden 1627 componirte. Leipzig ſah und hörte 1691 ſeine erſte Oper, Hamburg die ſeine — „Adam und Eva,“ componirt von Philipp Kaiſer — 1678. In Nürnberg war 1667 ein Opernhaus erbaut worden und 1697 wurde darin die erſte deutſche Oper „Arminius“ gegeben.“

---

*) Schottky: Beiträge zur Geſchichte der früheſten Prager Schauſpiele.

„Prag aber übertraf alle," — ſagte Stiepaneck leuchtenden Auges — „und doch ſoll gerade jetzt erſt ſein ſchönſter Stern aufgehen, denn — — Wolfgang Amadeus Mozart kommt ſo eben in ſeinen Mauern an!"

„Und führt in ſeinem Koffer; — in ſeinem Kopf und Herzen: „Il dissoluto punito, osia il Don Giovanni" mit!" — rief Mozart, dem Freunde herzlich die Hand drückend.

Bei dieſen Worten aber rollte in der That der Wagen in der Hauptſtadt Böhmens ein; Mozart aber war ſeelenvergnügt und ſein Weibchen in die Arme ſchließend ſang er:

„Dann ziehn wir wieder weiter!
Stets wacker und ſtets heiter!
Mit uns St. Nepomuck,
Bis wir mit vollen Taſchen,
Bis wir mit leeren Flaſchen,
Mit Singen,
Mit Blaſen,
Stehn auf der Prager Bruck!"

In den „drei Löwen.“

An dem Gaſthauſe „zu den drei Löwen“ auf dem Kohlmarkte zu Prag fuhr eben ein hochbepackter, ſtattlicher Reiſewagen an. Die große Glocke an der Einfahrt, von des Hausknechts kräftigem Arm gehandhabt, erklang mit lautem Schall, und in demſelben Momente ſprangen auch ſchon der wackere, wohlgenährte Löwen-Wirth mit den klitzrigen ſchwarzen Aeuglein und dem friſchen lebensluſtigen Geſichte — und zwei Kellner heraus. Kaum aber hatte der dicke Gaſthalter den Schlag des Wagens aufgeriſſen, als er freudig ausrief:

„Beim heiligen Nepomuck! ſeh' ich recht? Herr von Mozart!“

„Nicht wahr das heißt Wort halten!“ — entgegnete Mozart, indem er mit freudeſtrahlendem Antlitze herausſprang und dem Wirthe tüchtig die Hand ſchüttelte. —

„Da wär ich einmal wieder, und Ihr könnt mich den Herbſt über behalten. Damit ich aber nicht zu viel dumme Streiche mache, hab' ich gleich meine Frau mitgebracht.“

„Prächtig! prächtig!“ — rief der Wirth und reichte mit einer ſolch' herzlichen Gemüthlichkeit Conſtanzen beide Hände hin, daß dieſe ſie lachend annahm. — „Sein Sie uns willkommen, liebe Frau, denn den Herr von Mozart brauche ich gar nicht willkommen zu heißen, er weiß ſchon, daß er es iſt: und zwar nicht bei mir allein, nicht in Prag allein, — nein! in unſerem ganzen lieben Böhmerlande!“

„Sitzt aber auch in meinem Herzen, Kinder!“ — ſagte Mozart, dem freundlichen Wirthe auf die Achſeln klopfend, — „wie der Heilige im Silberſchrein! Aber jetzt, Freundchen, gebt uns ein paar Zimmer; denn wenn ich auch meinem lieben Duſchek verſprochen habe, meine Oper in ſeinem freundlichen Gartenhauſe zu vollenden, ſo kann ich ihn doch nicht ſo über Hals und Kopf überfallen und will daher die erſten acht Tage in den weltberühmten „drei Löwen“ bleiben.“

„Viel Ehre!“ — ſagte der Wirth geſchmeichelt; — „aber ....“ und er kratzte ſich ärgerlich hinter den Ohren.

„Nun, was für ein „aber?“ — frug Mozart, indem er mit Stiepaneck Conſtanzen aus dem Wagen half.

„Warum haben auch der Herr von Mozart nicht vorher geſchrieben?“

„Eure Löwengrube wird doch nicht ganz beſetzt ſein?“

„O nein, das eben nicht! Aber die beſten Zimmer ...“

„Nun?“

„Sie ſind auf längere Zeit vergeben.“

„An wen?“

„Das weiß ich noch nicht. Heute gerade ſoll die Herrſchaft kommen.“

„Wer iſt ſie?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Das iſt ja ſchrecklich geheimnißvoll. Aber dieſer namenloſe Gaſt hat doch wohl nicht das ganze Haus genommen?“

„Nein . . . .“

„Nun, alter Freund, ſo geben Sie uns ein paar andere Zimmer.“

„Wenn ſie nur freundlich ſind!“ — meinte Frau Mozart — „die paar Tage wollen wir uns ſchon behelfen.“

„Da fällt mir ein Stein vom Herzen!“ — rief der Wirth, und ſeine gutmüthigen Züge klärten ſich wieder auf. — „Denn beim heiligen Nepomuck! wenn der Herr von Mozart mit ſeinem lieben Frauchen bös geworden wären, ich hätt . . . .“

„Drei ganze Krüge Wein auf einmal verſchluckt und ein Schock gebratener Händel dabei!“ — rief Mozart lachend. — „Aber laßt die Sachen, und zeigt uns lieber unſer Logis.“

Und, dies ſagend, eilte er voraus nach der Treppe. Stiepaneck und der Wirth folgten, während Conſtanze das Abpacken und Hinaufbringen der Koffer und Schachteln überwachte. Als alles beſorgt war, trat auch ſie ein.

Die Zimmer, die der Wirth den Gäſten angewieſen hatte, lagen in dem erſten Stockwerke des Hauſes, dicht neben den ſogenannten Herrſchaftszimmern, die bereits, wie wir wiſſen, vergeben waren. Links ein recht freundliches Schlafgemach für die junge Frau, dann ein geräumiger Salon, und, auf dieſen folgend, das Schlafzimmer für den Herrn Gemahl. Letzteres war durch eine Thüre noch mit den Staatszimmern verbunden; da dieſe aber die unbekannte Herrſchaft erwarteten, ſo ſtand jetzt ein Waſchtiſch davor, während ſie von jenſeits verriegelt war. Uebrigens fehlte es nirgends an Bequemlichkeiten. Selbſt das in Böhmen unvermeidliche Bild des heiligen Nepomuck, als Schutzpatron des Landes, ohne daß kein Böhme ruhig ſchlafen kann, ſchmückte ſämmtliche Gemächer.

Mozart war mehr denn vergnügt; die Einrichtung gefiel ihm vortrefflich.

„Nur ein Clavier muß noch herein!“ — rief er heiter, — „und das wird Bondini beſorgen!“

Auch Frau Mozart gefiel es hier ganz gut, nur berechnete ſie im Stillen mit einiger Beunruhigung die Koſten eines, wie ſie meinte, ſo weitläufigen Logis. Auf acht Tage hätte man ſich auch wohl mit zwei Zimmern begnügen können. Als daher Stiepaneck jetzt von Mozart für heute Abſchied nahm, konnte ſie es nicht über das Herz bringen, den freundlichen Wirth, der ſich noch bei ihnen befand, zu fragen; ob ſie ihn denn nicht, wenn nun noch vornehmere Gäſte kämen, durch die Einnahme dieſer drei letzten Zimmer im erſten Stockwerke genirten; ſonſt hätten ſie und ihr Mann wohl die wenigen Tage auch mit zwei Zimmern im zweiten Stock genug.

Der pfiffige Wirth errieth aus dieſer Frage ſchnell die ſparſame Hausfrau; aber ſo wenig er ſonſt Sparſamkeit bei ſeinen Gäſten liebte, hier war eine Ausnahme: der Löwenwirth konnte auch einmal in ſeinem Leben genereuſe ſein! Er rieb ſich daher mit ungeheuerer Behaglichkeit die Hände, tänzelte auf beiden Füßen und ſagte mit ſtrahlendem Geſichte:

„O verehrte, liebe Frau von Mozart, was denken ſie von dem Inhaber der „drei Löwen zu Prag!“ Beim heiligen Nepomuck, ich möchte mir den Kopf abreißen, daß ich Ihnen nicht meine Staatszimmer geben kann — und, wer weiß noch dazu, wer hinein kommt! — aber dieſe …“

„Nun,“ — meinte Conſtanze — „wir hätten eben doch auch mit zwei genug!“

„Unmöglich!“ — betheuerte der Wirth. — „O! ich kenne Herr von Mozart ſchon vom letztenmale, wie er bei mir wohnte: liebt es oft die ganze Nacht durch zu muſiciren und zu componiren, — muß daher ſein eigenes Zimmer haben; wie ſollte Frauchen ſonſt ruhig ſchlafen können; — und den Salon — — o! Sie werden Beſuch genug bekommen, — kenne das! Uebrigens“ — ſetzte er leiſe flüſternd, aber mit einer ſolchen Gutmüthigkeit hinzu, daß es Conſtanzen durchaus nicht verletzen konnte — „übrigens, liebes Frauchen, bringt der Löwenwirth bei einem Gaſte, wie der Herr von Mozart iſt, auch die Ehre mit in Rechnung, die ſeinem Hauſe durch ſolche Einkehr widerfährt:

Sie zahlen nicht mehr, als für zwei Zimmer im zweiten Stock!“

Da Stiepaneck ſich jetzt, Abſchied nehmend, an Frau Mozart wandte, dankte dieſe dem Wirthe nur mit einem freundlichen Blicke des Einverſtändniſſes und gleich darauf verließ dieſer mit Stiepaneck das Zimmer.

Wolfgang und Conſtanze richteten ſich nun vorläufig ein. Es ging an das Auspacken und da Amadeus mit ſeiner Frau noch gleich an dieſem Abend einen Beſuch bei Bondini's machen und Conſtanze die Stadt zeigen wollte, mußte man ſich auch umkleiden.

Nach einem Stündchen war alles geſchehen und das Pärchen machte ſich auf den Weg.

Kaum aber waren ſie über den Kohlmarkt, als die Glocke an der Einfahrt der „drei Löwen“ abermals ertönte und zwar diesmal noch ſtärker wie bei Mozart's. Es war ein dreiſpänniger, ſehr eleganter, aber dicht verſchloſſener Reiſewagen, der jetzt vor dem Gaſthofe hielt. Wirth und Kellner ſtürzten herbei, und der Bediente ſtieg von dem hinteren Sitze. Aber der Wagen öffnete ſich nicht.

„Spreck Sie italieniſch?“ — frug der Diener den Wirth.

„Bah!“ — ſagte dieſer — „wir ſind in Böhmen, red er deutſch oder böhmiſch!“

„Nicks kann!“ — fuhr der Diener fort — „aber Brief ab!“

Und der Diener griff bei dieſen Worten in die Bruſttaſche und langte ein Schreiben hervor, das er dem Wirthe gab.

Der Dicke aber hatte kaum hineingeſehen, als ſeine Züge freundlicher wurden. Das Schreiben war von einem Wiener Banquier — demſelben der die Zimmer im erſten Geſchoß der „drei Löwen“ für eine Herrſchaft beſtellt hatte — und meldete dieſe Herrſchaft an.

„Ach!“ — rief daher jetzt der Löwenwirth mit einer leichten Verbeugung, indem er ſich dabei die feiſten Hände rieb und vergnüglich auf beiden Füßen wiegte — „iſt die Herrſchaft, die die Gnade hatte in den „drei Löwen“ — dem erſten Gaſthofe zu Prag — Zimmer zu beſtellen?“

„Si Signore!“ — entgegnete der Diener.

„Es iſt alles auf das beſte bereit!“ — fuhr der Wirth mit neuen Bücklingen fort — „wollen Ihre Gnaden nicht ausſteigen?“

„Si Signore!“

Und der Diener öffnete den Schlag. Jetzt war des Löwenwirthes und der Kellner Neugierde auf das Höchſte geſpannt; aber ſie ſollte nur ſchlecht befriedigt werden, denn es ſtieg Niemand aus, als eine ſchwarz gekleidete, dicht verſchleierte Dame von hohem Wuchſe, begleitet von einer ebenſo dicht verſchleierten Zofe, die beide raſch und ſtumm an dem Wirthe vorübereilten und, von dem Diener gefolgt, ſofort Beſitz von ihren Zimmern nahmen.

„Und wer iſt Ihre Herrſchaft?“ — frug der Wirth, als der Diener wieder zurückkam, um das Gepäck hinauf ſchaffen zu laſſen.

Der Diener that, als höre er die Frage nicht.

„Mein Verehrteſter“ — wiederholte der Wirth — „dürfte ich vielleicht nach dem Namen Ihrer Herrſchaft fragen?“

„Si Signore!“ — ſagte der Italiener gelaſſen.

„Wer iſt Ihre Dame?“

„Si Signore!“

„Ach was, Si Signore!“ — rief der Wirth jetzt ärgerlich — „verſtehen Sie mich denn nicht? Ich frage nach dem Rang und Namen Ihrer Herrſchaft!“

„Nicks verſteh!“ — verſetzte der Italiener und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Sie ſprechen nur italieniſch?“

„Si Signore!“

Der Löwenwirth biß ſich auf die Zähne. So gut und freundlich und gemüthlich er ſonſt auch war, dieſem ledergelben italieniſchen Geſicht in der Livree hätte er gern eine Ohrfeige für ſein: „Si Signore!“ gegeben. Aber er faßte ſich männlich, warf dem Diener einen verächtlichen Blick zu, und drehte ſich mit einem: — „Er iſt ein Eſel!“ — zum weggehen.

„Si Signore!“ — ſagte dieſer und ſchnallte ruhig ſeine Koffer ab.

Mozart hatte unterdeſſen das Haus erreicht, in welchem der Impreſſario Bondini — der Unternehmer des Prager Theaters — mit ſeiner Familie wohnte. Leider aber war Bondini mit ſeiner Frau vor einer halben Stunde ausgegangen.

„So gehen wir zu Capellmeiſter Strobach!“ — ſagte Mozart mit ſeinem glücklichen Gleichmuthe zu Conſtanzen —: „Du wirſt einen herrlichen Menſchen in ihm kennen lernen!“

Aber der Herr Capellmeiſter war eben, — vor wenigen Augenblicken, — von dem Theaterdiener auf das eiligſte weggerufen worden.

„Nun!“ — meinte Wolfgang — „ſo werden wir doch den Orcheſter-Director Kucharz treffen.“

Aber ein böſes Schickſal ſchien heute alle ſeine Dämonen losgelaſſen zu haben: Kucharz war zu Bondini!

„Es ſoll nicht ſein!“ — rief bei dieſer Nachricht Mozart lachend — „wir ſollen heute noch, wie große Herren in cognito bleiben. — Auch gut! — So zeige ich meiner lieben Stanzerl die Stadt!“

Conſtanze ging um ſo lieber hierauf ein, als ſie von dem langen Fahren noch ganz ſteif in den Gliedern war, das Gehen ihr alſo wohlthat und ſie ſich außerdem ſchon lange darauf gefreut hatte, das ſchöne, ihr von dem Gatten ſo ſehr gerühmte Prag kennen zu lernen.

Arm in Arm ſchlenderte daher das glückliche Paar durch die Straßen, während der Abend ſich allmälich über die Stadt herabſenkte, die ſich mit ihren achtundvierzig Kirchen, fünfzehn Klöſtern, neun Synagogen, vierundfünfzig Plätzen und achtundſechzig Paläſten, mit ihrem Hradſchin, Wiſſehrad und Schloß gar ſtolz und prächtig ausdehnte.

Vor allen Dingen mußte Conſtanze die Brücke mit ihren Bildſäulen und das koſtbare Grabmahl des heiligen Nepomuck in der Wenzeslauskapelle ſehen. Ruht doch hier der Schutzpatron Böhmens in einem ſilbernen, fünftauſend Mark ſchweren Sarge.

Beim Eintritt in die Kapelle aber kniff der glücklich geſtimmte Gatte ſein Frauchen in den Arm und raunte ihr leiſe in die Ohren:

„Johann von Nepomucken
„Mußt ſpringen von der Prager Brucken,
„Weil's dem Wenzel nit wollt glucken
„Der Königin Beicht ihm zu entrucken!“

Conſtanze verbiß ihr Lachen; aber das Innere der Kapelle ſtimmte Beide bald ernſter.

Wolfgang hatte indeſſen Recht gehabt, ſie zuerſt hieher zu führen; denn Niemand kennt Böhmen und Prag, der nicht hier geweſen und ſich einen Begriff von der Verehrung gemacht hat, die dieſer Heilige in Stadt und Land genießt.

Bekanntlich war Johann von Nepomuck — Domherr an der Collegialkirche Allerheiligen zu Prag — unter König Wenzel IV. (1383) Almoſenier und Beichtvater der Königin Johanna. Da die Treue der Letzteren ihrem Gemahle verdächtig gemacht worden war, ſo verlangte dieſer von ihrem Beichtvater die Mittheilung und den Inhalt ihrer Beichte. Nepomuck, ſeiner Pflicht getreu, weigerte ſich deſſen, trotz der glänzendſten Verheißungen und ſo ließ ihn der König in ſeiner Entrüſtung in den Kerker werfen und auf das grauſamſte foltern. Aber Nepomuck blieb ſtandhaft. Das war zu viel für den entmenſchten Wenzel, und ſo ward der Unglückliche auf des Königs Befehl — die Füße an den Hals gebunden — von der Prager Brücke herab in die Moldau geworfen, in der er ſeinen Tod fand.

Natürlich iſt es, daß Johann von Nepomuck jetzt bei dem ganzen Volke als Vorbild der Standhaftigkeit, Beſchützer eines guten Namens und Vertheidiger der Ehre galt, und von ihm in eben dem Grade verehrt, wie der König gehaßt wurde. Man bezeichnete ihn als einen der erſten Blutzeugen Chriſti, der ſein Leben für die Unverletzlichkeit des dreifachen Siegels aller Beichtgeheimniſſe opferte, und der als Märtyrer der Kirche — ex odio fidei — geſtorben ſei. Man bewunderte in ihm den Kampf des ſchwachen Einzelnen gegen den Andrang äußerer Gewalt: fühlte ſich durch den Gegenſatz von glänzenden Verheißungen und der ſchärfſten Marterpein an die Stärke des reinſten Willens und an überirdiſchen Beiſtand gemahnt; — und bevor er noch durch Roms Ausſpruch als Heiliger, — als primus assertor Sacramentalis Sigilli, als Protomartyr ratione Sigilli Sacramentalis galt, hatte ihn die Volksſtimme ſchon als ſolchen ausgerufen. Seine Verehrung ward eine allgemeine, nie dageweſene, und nahm noch überhand, als die Jeſuiten ihn für den zweiten Schutzpatron ihres Ordens anerkannten.

Keine Kirche, keine Kapelle, kein Haus und kein Zimmer blieb von nun an in ganz Böhmen ohne ſein Bild. Alle Brücken wurden mit einer Statue des heiligen Nepomuck geſchmückt, man errichtete ihm Kirchen in Menge und trug ſein Bild in Geſtalt eines Agnus Dei oder geiſtlichen Denkpfennigs an der linken Seite der Bruſt auf dem Herzen.

So oft Kaiſer Ferdinand I. nach Böhmen kam, eilte er, von ſeinem geſammten Hofſtaate begleitet, andächtig zu dem Grabe des großen Heiligen; nicht minder thaten dies Ferdinand II., wie die ſpäteren Regenten und kaiſerlichen Prinzen, welche gleich dem Volke eine ſolche Maſſe frommer Gaben an ſeinem Grabe niederlegten, daß dieſelben zu ungeheuren Schätzen heranwuchſen.

Bald hingen hier eine Menge ſilberner und goldener Votivtafeln, während dreiundneunzig ſchwere ſilberne, zum Theil vergoldete Lampen, Tag und Nacht an dem Grabe brannten. Dabei nahmen die Wallfahrten kein Ende. **Aus ganz Böhmen kamen z. B. bei allzutrocknem Wetter, geführt von ihren Prieſtern, ganze Gemeinden, um an der Ruheſtätte des großen Fürſprechers bei Gott .... Regen zu erflehen!**

In einem Jahre (1721) wurden, Johann von Nepomuck zu Ehren, hier 50,672 Meſſen geleſen, und in fünf Jahren ſtieg ihre Zahl auf 327,000, während in der gleichen Zeit 7,286,477 Gläubige am Grabe des Seligen als Communicanten erſchienen! *)

---

*) Geſchichts-Beſchreibung von dem Leben, Marterpein und Wunderwerken des h. Joh. v. Nepomuck (Prag 1730). IV. S. 213.

Monatsſchrift der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in

Mozart hatte Conſtanzen davon ſchon viel auf der Reiſe erzählt, die es deshalb auch ſehr intereſſirte, die Sache an Ort und Stelle kennen zu lernen. So blieben ſie hier länger, als ſie gedacht, — verrichteten auch als gute Katholiken, an dem Grabe des Märtyrers einige Gebete. Die Nacht war daher bereits eingebrochen, als ſie die Kirche verließen und ſich den „drei Löwen" wieder zuwandten. Kaum aber hatten ſie den Kohlmarkt erreicht, als Mozart verwundert ſagte:

„Stanzerl! Es iſt Jemand in unſeren Zimmern: ich ſehe Licht darin!"

„Nun," — meinte die Frau — „das Stubenmädchen wird die Betten abdecken und die Zimmer für die Nacht in Ordnung bringen."

Mozart ſchüttelte den Kopf: — „Die Beleuchtung iſt zu hell, um von einem einzigen Lichte zu kommen."

„So laß uns raſcher gehen und ſehen!" — ſagte Conſtanze.

Es geſchah. Aber von fern bemerkten ſie ſchon, daß ein Kellner — der am Thore geſtanden und augenſcheinlich auf ihre Rückkunft gepaßt hatte — ſich, ſo wie er ſie erſpäht, umwandte und die Treppe hinauf eilte.

„Die Löwengrube" — ſagte Mozart jetzt heiter, denn ſo nannte er gern im Scherze ſein Gaſthaus — „ſteckt heute voll Räthſel."

Böhmen: II. Jahrg. Juli. „Andeutungen über die ſehr verbreitete Verehrung des h. Joh. v. Nepomuck", von Prof. Schottky. S. 44—70.

„Nun, es wird dafür auch Auflöſungen geben!“ — meinte Conſtanze und ſchritt munter voraus.

Aber welch’ eine freudige und liebenswürdige Auflöſung war das.

An jeder Seite ihrer Zimmerthüre ſtand ein Kellner mit einem Lichte, das ſeine Strahlen auf die Laub- und Blumenkränze warf, mit welchen man in der Eile die Thüre verziert hatte Der dicke Löwenwirth ſelbſt ſtand daneben, ſein Geſicht glänzte vor Freude und ſeine ſchwarzen Aeuglein klitzerten wie Leuchtkäſer; dabei rieb er ſich vor Entzücken die Hände und hüpfte wie ein Böcklein von einem Bein auf das andere, indem er ein über das anderemal rief: — „Zum Willkomm! Herr von Mozart! Zum Willkomm in unſerer guten Stadt Prag!“

Im gleichen Augenblicke aber öffnete ſich die Thüre und ein lautes, vielſtimmiges: — „Willkommen! Willkommen in Prag!“ — drang den Ueberraſchten entgegen. Mozart erkannte ſie ſogleich Alle, und jubelnd — ganz außer ſich vor Freude — umarmte er Bondini und ſein herziges Frauchen, Strobach, die Freunde Luigi Baſſi, Micelli, Ponaziani, Lolli und Kucharz, auch die ſchöne und feurige Saporitti und Stiepaneck waren da.

War doch letzterer, ſo wie er Mozart verlaſſen, mit der Freudenbotſchaft zu Bondini geeilt und dieſer hatte dann raſch und mit Hülfe der zwei Theaterdiener die Obengenannten zuſammenrufen laſſen. Jetzt rief Bondini:

„Ja! lieber Maeſtro Amadeus, als Sie das vorigemal in Prag eintrafen und unerwartet in das Theater traten, woſelbſt man gerade Ihren herrlichen „Figaro“ gab, da begrüßte Sie das ganze Publikum mit Jubel; — — heute haben Sie uns wieder überraſcht. Nun iſt zwar die Bevölkerung von Prag nicht zugegen, um dem großen Meiſter der Töne, um Mozart, bei ſeiner Ankunft entgegenzujauchzen und ihm für ſein Kommen zu danken; aber was an der Maſſe fehlt, das kommt bei uns Wenigen an Innigkeit heraus, darum aus tiefſtem Herzensgrunde: Willkommen und Hoch dem Meiſter!“

Und „Willkommen!“ und „Hoch dem Meiſter!“ tönte es nochmals aus allen Kehlen; während Strobach auf dem Claviere — das Bondini ſchon hatte herſchaffen laſſen — einen Tuſch anſchlug. Zugleich öffnete ſich jetzt der Freundeskreis und Mozart und Conſtanze gewahrten mit neuem Staunen, daß in ihrem Salon eine große Tafel gedeckt war, deren Schüſſeln und Flaſchen zu dem fröhlichſten Genuſſe einluden.

Mozart war entzückt:

„Jungens!“ — rief er — „Kinder! das iſt herrlich, — das iſt mir aus der Seele geſprochen! Das ſoll ein göttlicher Abend geben!“

Weniger entzückt war freilich Conſtanze. So ſehr ſie der liebenswürdige Empfang für ihren guten Mann gefreut, ſo ſehr erſchreckte ſie der Anblick der Tafel mit den Flaſchen-Batterien feiner Weine. Sie war in ihren Zimmern gedeckt ..... wenn die Zeche nun an ihnen hängen blieb, welch’ ein Poſten gab das wieder, und Amadeus hatte in Wien ſchon Geld aufnehmen müſſen, um nur die

Reiſe machen zu können. Wie ſchnell mußte auf ſolche Weiſe die ganze Einnahme für die neue Oper wieder zerſtieben. Sie hätte weinen mögen — aber ſie verbiß ihre Angſt und ihren Schmerz, den Gatten und der Geſellſchaft wegen, und blieb äußerlich heiter, wie zuvor.

Nur Einer der Anweſenden durchſchaute ſie, und hatte aus den überraſchten Blicken der guten Frau geleſen, was in ihr vorging, — und der Eine war der dicke, freundliche Wirth. Er ſchlich daher hinter Conſtanze und flüſterte ihr, ohne daß es Jemand merken konnte, in's Ohr:

„Geht auf Rechnung des Herrn Impreſſario Bondini, den der Herr von Mozart durch ſeinen „Figaro“ aus der Patſche gezogen, und wieder zum vermögenden Mann gemacht hat.“

Ein dankbarer Blick aus Conſtanzens Augen, begleitet von einem unendlich glücklichen Lächeln, lohnte abermals den theilnehmenden Wirth; der wiederum über dies Glück faſt in Seligkeit zerfloß. Conſtanze aber athmete nun bei weitem leichter auf und ließ ihrer natürlichen Heiterkeit freien Lauf. Namentlich war es Bondini's kleine, liebenswürdige Frau, an die ſie ſich mit wahrer Innigkeit anſchloß.

Das Abendeſſen war vortrefflich, die Weine ausgezeichnet und der Humor der Anweſenden ſo glücklich, wie ihn das für Alle wahrhaft freudige Ereigniß mit ſich bringen mußte. Mozart ſprudelte vor Witz und Ausgelaſſenheit; nur eines war ihm leid, daß ſein lieber Freund Duſcheck an dem kleinen improviſirten Feſte keinen Theil nehmen konnte, weil er auf einige Tage verreiſt war. Indeß auch das vergaß ſich, namentlich als man auf die neue Oper zu ſprechen kam.

„Nun, Maeſtro!“ — rief jetzt Luigi Baſſi — derſelbe Sänger, für den Mozart die Rolle des Don Juan beſtimmt hatte, und den er gewöhnlich nur „die wilde Fliege“ nannte, denn er gab allen Leuten gleich Spitznamen. — „Nun, Maeſtro, wie heißt denn die neue Oper und was ſteckt hinter ihr?“

„Ho, ho!“ — entgegnete Mozart lachend und hielt ſein Champagnerglas Bondini hin, daß dieſer ihm den köſtlichen Schaumwein einſchenke; — „Wie da meine „wilde Fliege“ gleich wieder ſchwärmt und ſummt! Möchte ſchon ſeinen Part haben: aber warte nur, Freundchen, der Teufel wird dich ſchon früh genug holen!“

„Maeſtro!“ — rief in komiſchem Pathos Bondini — „ich will doch nicht hoffen, daß Ihr den Gottſeibeiuns auf die Bretter bringt?“

„Wird nichts verrathen!“ — entgegnete Amadeus; aber ich habe ein Librette, Bondini, Baſſi und Ihr Alle!.... ein Librette, ein keckes, tolles Ding, aber voll Geiſt und Feuer! Der Da Ponte hat mir's gedichtet; — er ſagte: er hätte es für keinen Anderen gemacht; denn die hätten dafür keine Courage! O! mir war's eben recht! Die Muſik dazu ging mir ſchon lange im Kopfe herum, ich wußte nur nicht, wozu ich ſie brauchen ſollte, denn kein anderes Gedicht wollte dazu paſſen! Im „Idomeneo“ und im „Figaro“ findet Ihr leiſe Anklänge, aber es war immer nicht das rechte. — — Kurz, es war mir zu Muthe, als ob der Frühling kommen ſollte und auch gern wollte, aber noch nicht könnte! auf allen Büſchen, auf allen Bäumen ſitzen Millionen Knospen — aber — ſie ſind verſchloſſen; da kommt ein Gewitter, der Donner ruft: „Blüthen heraus!“ ein warmer Mairegen ſtrömt herab und plötzlich blüht und prangt Alles in unerhörter Pracht! — Ich will des Teufels ſein, wenn mir nicht ſo zu Muthe war, als der kleine Abbate mir das Libretto gab!“

„Und wer hat die Hauptrolle?“ — frug Luigi Baſſi.

„Du, Luigi!“ — rief Mozart — „Du haſt die Hauptrolle, und der Teufel holt dich wirklich!“

Man wollte nun noch mehr von der Oper wiſſen; aber Mozart that geheimnißvoll und brach lachend ab, die Ungeduldigen zur Geduld ermahnend. Das Geheimniß drückte ihn indeſſen bald ſelbſt, und ſo kam es, daß — als der Champagner reichlicher floß und die Luſt bis an die Gränze kecker Ausgelaſſenheit ſtreifte, er ſich nicht mehr halten konnte. Er holte alſo den Entwurf der Parthie des Don Juan aus dem Koffer und gab ihn Luigi Baſſi und Bondini zur Einſicht. Aber zu ſeiner Ueberraſchung ſchien der Erſtere gerade nicht ſehr zufrieden damit.

„Nun, wilde Fliege, was machſt Du denn für ein Geſicht?“ — rief daher Amadeus.

„Schön, ſehr ſchön!“ — entgegnete der Angeredete — „aber, mein lieber beſter Maeſtro Amadeo, dieſe Arien ſind doch wohl ein wenig zu unbedeutend für mich ....“

„Wie?“ — frug Mozart und blickte Luigi lächelnd an.

„Ich meine,“ — verſetzte Baſſi, — „es ſind ſo gar keine Schwierigkeiten darin, es iſt Alles zu leicht!“

„Meinſt Du?“

„Ja, und ſo kurz ..... nicht wahr, Maeſtro? Sie ſchreiben mir noch eine recht große, ſchwierige Arie, oder geben mir eine, welche Sie ſchon fertig haben; —— nicht wahr? das thun Sie?“

„Nein!“ — ſagte Mozart mit einem ganz eigenen, pfiffigen Lächeln und ſchüttelte mit dem Kopfe, — „nein, mein guter Baſſi, das thue ich nicht.“

Baſſi's Geſicht verlängerte ſich merklich, Mozart aber fuhr gutmüthig fort:

„Sieh, Schatz! daß die Arien nicht lang ſind, iſt die Wahrheit; ſie ſind aber gerade ſo lang, wie ſie ſein müſſen, und keine zu viel noch zu wenig. Was aber die große, —— allzu große Leichtigkeit betrifft, worüber Du klagſt, ſo hat es damit nichts zu bedeuten! Ich bin gewiß, daß Du vollauf zu thun haſt, wenn Du ſie ſo ſingen willſt, wie ſie geſungen werden müſſen!“

„So?“ — ſagte Baſſi gedehnt.

Aber Mozart ſprang auf und rief: — „Zum Exempel, da iſt eine Arie: Fin chan dal vino calda la testa!*).... ſinge ſie einmal.“

Er trat an's Clavier und ſchlug an. Baſſi folgte ihm etwas verſtimmt. Kaum auf die Noten blickend, begann er eilig und nicht eben mit allzu zartem Vortrage.

---

*) „Treibt der Champagner das Blut erſt im Kreiſe.“

„Sachte, ſachte!“ — rief daher Mozart lachend, und ſchon nach den erſten Tacten das Spiel unterbrechend. — „Nicht ſo con furio über Stock und Stein! — Kannſt Du's etwa nicht erwarten, mit meiner Muſik zu Ende zu kommen? — Ich ſag' es ja immer: es iſt eine „wilde Fliege!“ .... Wenn ich Presto geſchrieben habe, mußt Du da Prestissimo ſingen, und Dich den Henker um Forte und Piano kümmern?“

Alle, ſelbſt Luigi, lachten; aber Mozart fuhr mit heiterer Komik fort:

„He! wer ſingt denn da? ein ſchon betrunkener Hausmeiſter oder ein lüſterner ſpaniſcher Cavalier, der mehr an ein feines Liebchen, als an den Wein denkt, der ihm nur dazu verhelfen ſoll, feins Liebchen zu gewinnen? der, um den Genuß zu verdoppeln, mit üppiger Phantaſie ihn vorher ſich ausmalt? .... Ich bitt' dich, Schatzerl! ſtürz' mal ein Glas Champagner hinunter, denk' an dein Liebchen, und nun merk' auf: wie's dir in den Ohren zu ſummen anfängt, im leichteſten, luſtigſten Tempo, piano — piano! crescendo — forte — piano! bis endlich Alles im tollſten lauteſten Jubel zuſammenklingt .... ſo meint' ich's!“

Und Baſſi, hingeriſſen von der Darſtellung des großen Meiſters, ſprang auf, ſtürzte ein Glas Champagner hinunter, ſtahl der herrlichen Saporitti einen Kuß und begann die Arie auf's Neue, und zwar jetzt mit einer ſolchen Vollendung, daß die ganze Geſellſchaft dadurch elektriſirt wurde und jubelnd die Wiederholung des Tonſtücks verlangte.

„Nun?!“ — rief Mozart freudeſtrahlend, nachdem Baſſi die Arie dreimal probirt hatte, — „nun? ſagt ich's nicht, ließ ſich's nicht ganz artig anhören?“

„Maeſtro!“ — rief der Sänger — „großer Maeſtro, ich beuge mich vor Ihrem Genius!“ — und, ſetzte er beſcheiden hinzu: — „Ich werde mein Möglichſtes thun, daß Sie mit mir zufrieden ſind!“*)

Und er küßte mit Innigkeit Mozart's Hand; dieſer aber zog ihn an ſich und rief: — „Freund! Das weiß ich!“

Jetzt wechſelten Muſik und Scherz bis zum tollen Uebermuthe. Selbſt Conſtanze, durch die kleine luſtige Bondini angeſtachelt, war ausgelaſſen. Der Champagner, der ganz vorzüglich war, wirkte auch poetiſch-erheiternd auf ſie, wie auf Alle, ſo daß ſie lachte, wie ſonſt nie.

Mozart reimte wieder, was immer ein Zeichen war, daß er ſich im Stadium des reinſten Wohlbehagens fühlte. So kam Mitternacht herbei, als man ſich trennte; es geſchah unter Lachen, Küſſen und Händedrücken und jeder betheuerte unendlich vergnügt geweſen zu ſein.

Als Alle weg waren begleitete Amadeus ſeine Frau in ihr Schlafgemach. Er war ſo aufgeregt, hatte noch ſo viel zu ſagen, und Conſtanze war, den Wein ein klein wenig ſpürend, ſo luſtig, drollig und nett, daß er ſich in einen Seſſel warf, während ſie ſich, ſchwätzend und lachend, auskleidete. Beide ſprachen noch lange, bis Wolfgang ihr mit einem Kuſſe den Mund ſchloß, gute Nachte wünſchte und in ſein Zimmer ging.

---

*) J. P. Lyſer hat dieſe Scenen in ſeinem Werke: „Neue Kunſt-Novellen,“ II. Bd. „Don Juan“ ſo trefflich und gelungen gegeben, daß wir nichts Beſſeres thun zu können glaubten, als ſie hier gerade ſo einzuflechten.

Aber bei einer ſo lebhaften Natur, wie Mozart, legen ſich die Wellen des Blutes und der Gemüthsbewegung nicht ſo raſch. Er konnte ſich noch nicht zu Bett begeben, und ſo trat er an das Fenſter und ſchaute — auf den Glasſcheiben Clavier ſpielend — hinaus. Tauſenderlei Gedanken wirbelten dabei durch ſeinen Kopf.

Was hatte er heute nicht alles erlebt! Und mit dem heute Erlebten miſchten ſich die Erlebniſſe der letzten Tage, — mit den Erfahrungen des Mannesalters die Erinnerungen der Jugend! — — — Der Jugend? und waren ihm die ſchönſten Tage derſelben, die er unter Italiens heiterem Himmel verlebt, nicht gerade erſt vor ganz kurzer Zeit durch das Wiederfinden Giuditta's neuerdings aufgetaucht?

Hatte er nicht von ihr ſelbſt erfahren, daß und wie ſie ihn von dem erſten Zuſammentreffen an geliebt? Hatte ihm nicht ihr holder Mund geſtanden, daß ſie ſich — nur um ihn wiederzuſehen — unter dem Namen Mandini der Bühne gewidmet? Daß dieſer Gedanke ſie angeſpornt, begeiſtert, zu unermüdlichem Studium getrieben und ſo zu den höchſten Leiſtungen geführt habe?

Hatte ihm Giuditta nicht unter Küſſen, — unter heißen, glühenden Küſſen — geſtanden, daß ſie dieſe Liebe, dieſe Verehrung für den theueren Jugendfreund, den herrlichen Meiſter der Töne, nie habe vergeſſen können, und daß dieſe Liebe allein und die Sehnſucht ihn wiederzuſehen, ſie über die Alpen nach dem kalten Deutſchland getrieben?

Ja, bei Gott! die Gluth, mit der ſie ihm dies geſtanden, — das Feuer, das damals in ihren Augen blitzte, — die ſüße bacchantiſche Wuth, mit der ſie nun den überſchäumenden Becher der Seligkeit des Wiederſehens ſchlürfte — waren ebenſoviel Siegel der Wahrheit ihres Geſtändniſſes!

Und er? o! er fühlte auch, daß er, — ohne ſich ſelbſt noch zu verſtehen, — Giuditta einſt geliebt; .... daß er dies Götterweib noch liebe — nicht wie er Conſtanze liebte, mit der zarten heiligen Liebe reinſter Achtung und edelſter Hingabe — aber mit der Begeiſterung für das vollendet Schöne, mit der Gluth ſinnlicher Leidenſchaft.

Es ſchwindelte ihm bei der Erinnerung, und ſeine Finger ſpielten ſo laut und gewaltig auf den Fenſterſcheiben Clavier, daß dieſe nahe daran waren, in Stücke zu gehen. Warum? —— nun, es ging doch ſo Etwas durch ſeine ehrliche Seele, was wie ein Vorwurf klang. Aber die Melodie des: „Fin chan dal vino calda la testa“ kam ihm in den Sinn und zwiſchen die Zähne und er dachte: Nur der iſt weiſe, der den Werth friſchen Lebensgenuſſes kennt. Was iſt das Leben, wenn wir nicht, wo und wie wir nur können, ſeinen vollen Becher bis auf den Grund ſchlürfen.“

Und es war ihm plötzlich wieder, wie ſchon ſo oft, als müſſe er bald ſterben und es ſagte in ihm eine innere, wie aus dem Grabe kommende Stimme: Siehe, du hörſt den wandelnden Fuß der Zeit nicht, bis er über dein Haupt hinweggegangen, ... bis die klingende Sichel droht! — — Weh' dir, du biſt ein Wahnſinniger, wenn du die Blumen nicht brichſt, die flüchtig dir am Abgrunde blühen; die leeren getödteten Stunden ſind höhnende Geiſter, die dich jauchzend im Sarge umtanzen!“

Da klirrte eine der Scheiben, — — ſie war geſprungen — und Mozart pfiff leiſe: „Fin chan dal vino calda la testa!“

Plötzlich berührte ein warmer Hauch ſeine Wange. Raſch drehte er ſich um; da umſchlang ihn ein herrlicher, götterſchöner Arm, und mit einem flüſternden: „Amadeo!“ — ſank das ſchöne Haupt der **Mandini** an ſeine Bruſt.

Als er erſtaunt um ſich blickte, ſah er den Waſchtiſch, der vor der Thüre geſtanden, zur Seite gerückt und die Verbindungsthüre zu den Nebengemächern offen.

Teufelchen aber und ſonſt tolle Geiſter ſchienen durch die Luft zu wirbeln; die Sinne vergingen ihm unter den Küſſen Giuditta's. Alles drehte ſich dabei mit ihm um und um, und die Geiſter in den Lüften und die Meubles im Zimmer und die Glasſcheiben, auf die er gehämmert, und der Boden und die Decke..... Alles, Alles brummte, murmelte, ſang und ſchwirrte: „Fin chan dal vino calda la testa!“ bis Mozart nichts mehr von ſich wußte.

War es der Geiſt Don Juan's, der ſich an ihm rächte? — Wer weiß es? — wer kann es ſagen?! — Doch — — — die Rache war jedenfalls ſüß!

„Non più andrai far falone!“

Duſcheck war zurückgekehrt, und Mozart hatte ſeinem freundlichen Anſtürmen, die Stadt zu verlaſſen und Wohnung in ſeinem Gartenhauſe zu Koſchirz zu nehmen, nicht widerſtehen können.

Etwas war dabei Conſtanzen ganz räthſelhaft. Noch in Wien, auf der Reiſe nach Prag und ſelbſt bei ihrer Ankunft in der Hauptſtadt, hatte ſich Wolfgang aufrichtig gefreut, in der ländlichen Stille, auf des Freundes ſchöner Villa, ſeine Oper vollenden zu können, und als nun Duſcheck kam und darauf drang, von ſeiner Einladung Gebrauch zu machen, hatte Mozart alle möglichen Ausflüchte und Einwände dagegen; und doch waren mit dieſem Ueberzuge nicht nur große Annehmlichkeiten, ſondern auch ungeheuere Koſtenerſparungen verbunden, da ſie dort eines reichen und höchſt liebenswürdigen Freundes Gaſt waren, und ein — vielleicht halbjähriger — Aufenthalt im Gaſthauſe zu den „drei Löwen“ gewaltige Summen koſten mußte.

Aber, wie geſagt, es hielt ſehr ſchwer, Mozart aus ſeiner „Löwengrube“ zu bringen, in der es ihm diesmal ungemein gefallen mußte. Endlich gab er indeſſen doch den Bitten Duſcheks, Conſtanzens und der Vernunft nach und zog hinaus. Einen Tag vorher hatte auch die räthſelhafte Herrſchaft, die neben Mozart gewohnt, das Wirthshaus verlaſſen. Abgereiſt ſchien ſie freilich nicht zu ſein, denn der Reiſewagen blieb in der Remiſe der „drei Löwen“ ſtehen. Nach einer ſehr genereuſen Bezahlung des Wirthes aber, waren die Damen, ſammt dem „Si Signore“, plötzlich und bis auf Weiteres verſchwunden.

Der dicke Wirth ſchüttelte bedenklich den Kopf; aber ſeine Miene wurde doch wieder freundlich und ſein Herz vergnügt, wenn er der ſchönen, ganz neuen und gewichtigen Dukaten gedachte, mit welchen die räthſelhafte Signora ihre Rechnung bezahlt hatte. Er rieb ſich dann wohl tänzelnd die Hände und murmelte vor ſich hin: „Was geht mich das Treiben meiner Gäſte an. Ich halte mich an das Reelle — — an die Zahlung!“

Mozart arbeitete indeſſen mit ebenſo viel Fleiß als Luſt und Begeiſterung an ſeiner Oper weiter. Conſtanzen ſchien er faſt ein ganz anderer Menſch zu ſein, wie in Wien — ſo durchweg heiter und genial angeregt blieb er fortwährend; dabei war er aber, wie immer gegen ſie die Aufmerkſamkeit und Güte ſelber. Ganz beſonders günſtig ſchien die Natur auf ihn einzuwirken; denn er ritt faſt jeden Tag ſpazieren, zumal nach einem nicht allzuweit entfernten Jagdſchlößchen, das ungemein reizend lag, und auf dem er oft Stunden zubrachte.

Auch in Prag ſelbſt gefiel es ihm ſehr gut, da das Leben hier, dem in Wien ſehr verwandt war, wie in vieler Beziehung der National-Charakter der Prager, dem der Wiener. Lebemenſchen waren ſie wenigſtens beide in hohem Grade; dies aber war Mozart auch, und — gleich und gleich geſellt ſich ja immer gern!

Naive iſt, was ein Schriftſteller jener Tage*) über die Prager und ihr Weſen ſagt:

„Das — ſchreibt er — wodurch ſich die Prager vor vielen anderen Städtern auszeichnen, iſt eine tolle, faſt übertriebene Tanzluſt; dann: der entſchiedenſte Hang zur Muſik, worin ſie ſelbſt die Italiener übertreffen; — und endlich der geſundeſte Appetit zu delikatem und — — vielem Eſſen!“

„Die Menge von öffentlichen Tanzorten in und außer der Stadt für alle Klaſſen der Bevölkerung iſt ganz unglaublich. Selbſt früher kirchliche Gebäude — wie z. B. das Convikt S. Bartholomäus und die Kirche St. Martin, beide in der Altſtadt — hat man zu Tanzplätzen umgewandelt. Nicht mit den zuvorbeſtandenen raſchen Walzern zufrieden, erfand man einen neuen Walzer, dem an Schnelligkeit keiner der älteren beikommt, und den, unter dem Titel: à la Bretfeld, jedes Kind kennt und tanzt.“

---

*) Prag, wie es gegenwärtig iſt. Von Syndikus P. (Leipzig 1787).

„Was die Muſik betrifft“ — fährt jener Zeitgenoſſe Mozart's fort — „iſt die Zahl derer, welche man in Prag ohne Anſtand Virtuoſen nennen kann, und die ihre, mit Genauigkeit, Delikateſſe und Gefühl dargeſtellten Talente bewundert ſehen, faſt ebenſo groß, als die Zahl derer, die ihr vollendetes Spiel hinreißt. Faſt Jedermann cultivirt Muſik con amore. Selbſt die dienende Klaſſe iſt muſikaliſch, und das nicht ſelten mit Kunſt. Ja, bei der Auswahl der Domeſtiquen ſehen Reiche und Hochgeſtellte faſt immer zuerſt darauf, daß ſie muſikaliſch ſind, und bringen ſich auf dieſe Weiſe kleine Orcheſter zuſammen, die ſie dann ſelbſt, in Gegenwart von Freunden und Bekannten dirigiren.— Mit einem Worte, es gibt nur wenige Einwohner, die nicht muſikaliſch ſind, und nicht wenigſtens ein Inſtrument ſpielen. Herren und Dienern, Männern und Frauen, Vornehmen und Geringen, Alten und Jungen — — — Allen iſt Muſik Bedürfniß, Beſchäftigung, Troſt und Aufheiterung.“

„Dieſe ſo ſchöne als edle Neigung der **Böhmen** — die aber namentlich den Prager charakteriſirt — hat indeſſen auch noch eine andere, ebenſo eigenthümliche als löbliche Seite: Der Ausländer freut ſich, wenn er ſieht, daß der Herr aus Liebe zur Kunſt den Unterſchied des Standes oft ganz vergißt und hier in ſeinem Diener den Menſchen ſchätzt und das Talent ehrt.“

„Daß man endlich in Wien und Prag leckere Gerichte vorzüglich liebt, iſt bekannt genug. Aber man ißt in Prag auch viel. Man ſitzt von zwei bis fünf und ſechs Stunden zu Tiſche, wobei — ſelbſt in bürgerlichen Haushaltungen — oft acht und noch mehr Gerichte aufgetragen werden. Natürlich ſind dann nur kleine Zwiſchenräume zwiſchen jeder Tiſchzeit. Jeder Meiſter in der Kunſt zu kochen, zu braten und zu backen macht daher in Prag ſo gut ſein Glück, als jeder bedeutende muſikaliſche Künſtler!"

Und hier hätte ſich Mozart, — der liebenswürdige, heitere, lebensluſtige Mozart, — der Menſch, der verkörperte fleiſchgewordenen Muſik, aber auch ein begeiſterter Verehrer ſinnlicher Genüſſe war, nicht gefallen, unendlich gut gefallen ſollen? — — O gewiß! dieſem Boden, dieſem Leben mußte ſein ſchönſtes Werk entſprießen!

Mozart ging alle Tage in die Stadt; die Sänger und Sängerinnen ſtudirten ihre Rollen unter ihm ein: die kleine, liebenswürdige Bondini: die Zerline — die reizende Signora Saporiti: Donna Anna, und Signora Micelli: Donna Elvira. Zugleich dirigirte er auch die Clavierproben.

Welch' ein Leben war das! welch' eine beſtändige Wechſelwirkung in der Kunſt, im Geben und nehmen, zwiſchen dem ſchaffenden und dem ausführenden Künſtler; und Alle verbunden durch ein gemeinſames begeiſtertes Streben, durch Freundſchaft und hohe Verehrung für den großen herrlichen Meiſter und ſein vortreffliches Werk. Und .... die Poeſie des Lebens! der Liebe berauſchender Duft ....

ein ſeliges Schlürfen aus dem goldenen überſchäumenden Becher der Freude und des üppigſten Genuſſes!

Und dann hauptſächlich noch — — — einmal im Leben keine Sorgen! Auf den Händen getragen von Allen, geliebt, wie ein Kind, gehätſchelt wie ein Kind; — dabei ſogar noch reiche Einnahme und eine noch reichere Ausſicht in die Zukunft, in der ein Geiſt und ein Gemüth, wie Mozart, ohnedem in froh erweckten Zeiten ſo gern und ſo leicht nur ſonnenfunkelnde Welten, goldene Berge und ſpaniſche Schlöſſer ſieht!

„Und war es nicht ſo? — und mußte es nicht ſo ſein? Und hatte ihm Duſcheck nicht heute, nach der Clavierprobe, vor dem Theater aufgepaßt und eine von mehreren der angeſehenſten Einwohner Prag's, ſelbſt von dem Grafen Thun unterzeichnete Aufforderung: „doch recht bald ein Concert zu geben!“ überreicht?

Aber noch mehr! Duſcheck war auch beauftragt, ihm die Mittheilung zu machen: daß ihm zu dieſem Concerte das Theater zur freien Dispoſition geſtellt ſei und Graf Johann von Thun ſämmtliche Koſten tragen werde.

Freudig ſagte Mozart zu, indem er zugleich treuherzig ausrief:

„Schauen's! Das thäten die Wiener mir nicht!“

„Es ſcheint überhaupt,“ verſetzte Duſcheck lächelnd, „als ob „Deine guten Wiener,“ wie Du ſie immer nennſt, nicht recht wiſſen, was ſie an Dir haben, noch weniger, was ſie mit Dir ſollen!“

„Nun ja!“ — rief Amadeus — „S'iſt eben die alte Geſchichte: der Prophet gilt immer nichts in ſeinem Lande."

„Gott vergeb's dem Kaiſer!" — fuhr Duſcheck fort — „daß er dich ohne Anſtellung läßt, während er den Schleicher Salieri zum Hof-Capellmeiſter gemacht hat, und zwar trotzdem, daß er weiß, wer Du biſt und wer der Salieri iſt — und die Wiener ſehens ruhig mit an — — o pfui!"

„Nu, nu!" — begütigte Mozart den Eifernden — „mach' es nur nicht gleich ſo gar ſchlimm; der Joſeph hat wohl an Wichtigeres zu denken, als an mich, und dann — weißt? — hat er ſo ſeine Rathgeber, auf die er ſich verläßt, weil ſie das Ding verſtehen, wie ihm am beſten beizukommen."

„Ja, ja!" — ſagte Duſcheck finſter — „und zu denen gehört Salieri auch."

„Signore Bonboniere?"

„Allerdings!"

„Bah! — Ein Lump iſt's, das iſt wahr, — auch ein Kriecher, — aber er hat doch etwas los!"

„Und die Wiener . . . ."

„Was die Wiener betrifft" — fiel hier Mozart ſeinem Freunde Duſcheck in's Wort — „ſo bleib ich dabei, daß ſie brav ſind!"

„Brav? und laſſen Dich ſtecken?"

„Als ich vom Salzburger Dienſt kam, in dem mich mein ſauberer Herr Fürſt-Biſchof wie einen Hund und ſchlechten Kerl tractirt hatte, und die Wiener mich ſo herzlich aufnahmen, da glaubte ich, ich wäre aus der Hölle in den Himmel gerathen! — Sich! Schatzerl, das vergeſſe ich den Wienern nun und nimmermehr!“

„Und wie benahmen ſie ſich beim Figaro?“

„Sind halt keine Prager!“

„Nein dalket ſind ſie!“

„Freilich ſind ſie oft ein Bischen dalket!“ — meinte Mozart lächelnd. — „Wollen's eben immer fort hören, daß ſie großmüthig ſind und kunſtſinnig, und wer ihnen das recht unverſchämt in's Geſicht ſagt, der gefällt ihnen, und ſie hätſcheln ihn und geben ihm, was er will. S'iſt eine bekannte Sache!“

„Da haben wir's!“

„Nun ja! Das aber kann ich nicht. Lieber will ich eine Ohrfeige hinnehmen, als daß ich mich ſo ins Geſicht loben laſſe. So einen Schmeichler hab' ich all' mein Lebtag für einen Lumpen und ſchlechten Kerl gehalten; — ſoll ich da nun ſelber einer werden?“

„Gewiß nicht!“

„Der Salieri, die „Bonboniere“ — fuhr Mozart eifrig fort — „macht ſich daraus nichts, oder hält es nicht für ſo ſchlimm, denn er iſt ein Italiener und die belobpſalmen einander aus dem FF!“

„Schande genug!“ — rief Duſcheck indignirt.

„Bah!“ — entgegnete Mozart lachend — „mögen ihn denn die Wiener für jetzt mir vorziehen und ihn mit Confect füttern .... ich denke .... ich denke ....“

„Nun?“

„Es kommt eine Zeit, wo man den Mozart verſteht, liebt und ſchätzt, und von Salieri nicht viel mehr ſpricht!*)“

In dieſem Augenblicke trat der Orcheſter-Director Kucharz zu ihnen.

„Was halten Sie, lieber Kucharz von Mozart's Muſik zum Don Juan?“ — rief ihm Duſcheck entgegen.

„Ja!“ — ſagte Mozart — „beantworten Sie die Frage aufrichtig und als Mann von Ehre, — ſie hat Bezug auf ein Geſpräch, was wir ſo eben führten: Wird ſie hier ſo gefallen, wie Figaro? Sie iſt von einer ganz anderen Gattung!“

„Wie können Sie daran zweifeln!“ — rief Kucharz. — „Die Muſik iſt herrlich, originell, tief gedacht!“

„Ihre Verſicherung beruhigt mich!“ — ſagte Mozart heiter, — „ſie kommt von einem Kenner. Aber wahrlich! ich habe mir auch Mühe und Arbeit nicht verdrießen laſſen, um für Prag etwas Vorzügliches zu leiſten.“

„Wer wäre davon nicht überzeugt!“ — verſetzte der Orcheſter-Director — „wenn er auch nur eine einzige Nummer Ihres Don Juan gehört hat. Es iſt ein Meiſterwerk!“

„Und das alles zaubert der Mann nur hin!“ — rief Duſcheck.

---

*) Lyſer: Don Juan.

„O nein! nein!“ — betheuerte Mozart im Weitergehen. — „Liebe Freunde, man irrt ſich gewaltig, wenn man denkt, daß mir meine Kunſt ſo leicht geworden ſei. Ich verſichere Euch, Niemand hat ſo viel Mühe auf das Studium der Compoſition verwendet, als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meiſter in der Muſik, den ich nicht fleißig und oft mehrmals durchſtudirt hätte!*)

„O!“ — rief hier der Orcheſter-Director Kucharz — „wenn dieſe Worte doch ſo mancher junge Muſiker hören könnte, — ſo mancher von denjenigen, die ſich für vollendete Meiſter halten, und glauben, ſie ſeien — Kraft ihres Genies — aller Studien überhoben!“

Man ſprach noch lange weiter und kam dann auch auf das Concert und ſein Arrengement, das noch an demſelben Abende getroffen und feſtgeſetzt wurde.

Und welchen Triumph errang hier Mozart wieder!

Er ſpielte auf dem Pianoforte und alle Stücke, die aufgeführt wurden, waren von ſeiner Compoſition.

Nicht ſchildern aber läßt es ſich, wie ſein zauberhaftes Spiel Aller Herzen ergriff. Zum Schluſſe der Akademie phantaſirte Amadeus auf dem Claviere, und zwar gewiß eine gute halbe Stunde lang. Der Enthuſiasmus der entzückten Böhmen ſtieg dabei auf das höchſte, und zwar ſo, daß er durch den ſtürmiſchen Beifall, den man ihm zollte, ſich gezwungen ſah, ſich nochmals an das Inſtrument zu ſetzen.

---

*) Mozarts eigene Worte. Oulibicheff I. S. 224.

Aber der Strom dieſer neuen Phantaſie wirkte noch gewaltiger, und hatte zur Folge, daß er von den entbrannten Zuhörern zum drittenmale beſtürmt wurde.

Gewiß! jeder andere Künſtler würde ſich hier mit tiefen Verbeugungen empfohlen haben. Mozart nicht! Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit erſchien er abermals: freundlich heiter, glücklich, — aber weit von allem Stolze, von aller Ueberhebung entfernt. Nur eine innige Zufriedenheit über dieſe allgemeine enthuſiaſtiſche Anerkennung ſtrahlte aus ſeinen Augen; aber ſeine Züge verklärten ſich, als jetzt plötzlich aus einer der Proſceniums-Logen ein herrliches Bouquet ihm zugeworfen wurde. Donnernder Beifall von allen Seiten begleiteten die, ſo zur rechten Zeit gekommene, Ovation und machten ſie gewiſſermaßen zu einer allgemeinen. Entzückt hob er das Bouquet auf. Dann flog ſein Blick raſch nach der Loge und im ſelben Augenblicke ſaß er wieder am Inſtrumente.

Aber du mein Gott! welche Harmonien entſtrömten jetzt dem Claviere! Das rauſchte und brauſte wie ein ganzes Orcheſter, — das ſeufzte und klagte in Sehnſucht und Liebe; — das ſchien vor ſüßem Schmerze zu erſterben und jubelte wieder in der tollſten überſprudelnden Lebensluſt bis zum Himmel auf!

Todtenſtille herrſchte ringsumher; plötzlich erhob ſich eine laute Stimme im Parterre mit den Worten: „Aus Figaro!“ Da leitete Mozart mit wunderbarer Leichtigkeit in die Lieblingsarie der Prager ein, in die Arie: „Non più andrai far falone etc.,“ („dort vergiß leiſes Flehn, ſüßes Wimmern!“) Das zündete wie Wetterſtrahl; Alles war außer ſich und er hätte ſein Auditorium jetzt in eine Schlacht und zu den kühnſten Siegen führen können; aber ihm ſelbſt nur ſollte der volle, ſchöne, wohlverdiente Siegeskranz blühen. Er ging von einem Thema des „Figaro“ zum andern über und ſchloß endlich mit der Wiederholung von: „Non più andrai far falone etc.!“ unter den nicht enden wollenden Donnern des Beifalls.*)

Er hatte ein neues Reis in den Lorbeerkranz geflochten, der ſein unſterbliches Haupt ſchmückte.

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 517.

Die Macht der Leidenſchaft.

Leidenſchaft! — Wer von uns Sterblichen iſt ganz ohne Leidenſchaft?

Die Gelehrten haben viel darüber geſtritten: „Ob die Leidenſchaften uns angeboren ſeien?“ In's Reine ſind ſie darüber aber nicht gekommen; denn man kann ſagen „ja!“ oder „nein!“ wie man will.

Die entfernten Anlagen bringen wir jedenfalls mit, — ſie ſind ja körperlich; aus dieſen entſtehen nun nähere Dispoſitionen, daraus Neigungen und aus den Neigungen Leidenſchaften, die dann nach der Lebendigkeit unſerer Vorſtellungen ſtärker oder ſchwächer wirken.

Die Hauptneigung, aus der dann wieder Nebenneigungen entſproſſen — wie Aeſte aus dem Stamm eines Baumes — liegt alſo angeboren in uns; aber äußere Eindrücke, Temperament, Verhältniſſe und Erziehung entwickeln und modificiren ſie in's Unendliche, und Gewohnheit verſtärkt ſie noch, ja die letztere trägt oft dazu bei, daß ſie uns zur zweiten Natur wird. Iſt dies aber der Fall, ſo zwingt die ſinnliche Begierde ehe wir es uns verſehen, die Vernunft, ſich blos leidend zu erhalten. Dadurch wird aber das ſchöne Ebenmaß in uns, und damit auch unſere innere Harmonie, unſer innerer Friede geſtört. Wir fühlen dies ganz natürlich bald durch eine gewiſſe Unbehaglichkeit, — die Unbehaglichkeit reizt zum Aerger, und der Aerger ſtachelt unſere Begierden noch mehr auf, daß ſie immer ungeduldiger, immer heftiger werden. Mit ihrer Befriedigung — deucht es uns dann — werden Harmonie und Friede in unſer Inneres zurückkehren, und nun iſt gar kein Halt mehr. Die allzugroße Lebhaftigkeit der Ideen, das wallende Blut und die nicht mehr von der Vernunft geläuterten Begriffe verleiten uns, Dinge zu thun, die wir im ruhigen leidenſchaftsloſen Zuſtande nie gethan haben würden. Wir vergeſſen, was paſſend iſt, die Schicklichkeit unſeres Thuns, des Ortes, der Zeit und Umſtänd, Alles — — nur nicht den Gegenſtand unſerer Leidenſchaft!

Darum ſagen wir mit Recht: Leidenſchaft iſt blind! — Leidenſchaft iſt aber dabei in der moraliſchen Welt, was in der phyſiſchen der Sturm iſt: er wirft Alles nieder, reißt Alles mit ſich fort; aber er erſchüttert die Athmoſphäre auch und reinigt ſie. Auf den Sturm der Leidenſchaft folgt meiſt die Erkenntniß des Rechten. Wenn uns die Leidenſchaft auf den Flügeln der Phantaſie über alle

Schranken hinweggetragen und ihr Ziel erreicht hat, — — dann gehen uns die Augen auf. Wer hat dieſe Erfahrung nicht ſchon an ſich ſelbſt gemacht? Es gab einen Mann, der erwachte erſt auf St. Helena von dem Rauſche ſeiner Leidenſchaften, — ſeines Ehrgeizes, — ſeiner Herrſchſucht — und Millionen kleine, kleine Menſchen erwachen nie daraus.

Vergebens verſuchen wir z. B. einen Verliebten aus ſeiner Leidenſchaft herauszureden. Liebe wohnt nicht in den Ohren, ſondern im Herzen, und die Leidenſchaft kennt die Sprache der Vernunft nicht. Weß das Herz voll iſt, des geht der Mund über, und ſo weiß der in Liebe glühende Menſch nichts zu denken, von nichts zu ſprechen, als von ſeiner Liebe, wie der Ehrgeizige und Eitle von ſeinen Plänen und den ihm erzeigten Ehren, — der Zornige von Beleidigung und Rache. Dann wünſcht der Zorn dem ganzen Menſchengeſchlechte nur einen Hals, um es mit einem Schlage zu vernichten, — die Liebe nur ein Herz, weil ſie kein anderes, als das geliebte kennt und kennen will oder im Vollgefühl der Liebe alle Menſchen an das ihre drücken möchte — und der Hochmuth und Stolz zwei niedergebeugte Knie, weil dann die ganze Welt mit einemmale zu ihren Füßen läge!

Und doch! — — — was wären wir Menſchen ohne Leidenſchaften!?

Sind ſie denn nicht gerade das wahre Lebensprinzip, ohne welches nie etwas Großes geſchehen iſt? — Sie erhöhen die Thätigkeit und die Phantaſie bis zur Begeiſterung;

— ſie reißen uns fort über die erbärmliche Alltäglichkeit, und ſchleudern uns da, wo wir ſonſt feig und faul und lahm zurückgeblieben wären, den Großthaten des Lebens in die Arme; — ſie ſchütteln das Blut, das es friſch bleibt, und den Geiſt, daß er nicht zum ſtehenden Sumpfe wird! — ſie geben dem Leben Farbe, Licht, Abwechslung und Bedeutung; — ſie ſind die Pferde an dem Wagen unſeres Schickſals — die Winde, die die Segel unſeres Lebensſchiffleins blähen und es nach ſeinem Ziele treiben, wenn es auch manchmal auf Sandbänke, Klippen und Felſen rennt! Das ſind die Leidenſchaften! Wer kennt ſie nicht? — —

„Er kommt heute wieder nicht!“ — rief in italieniſcher Sprache die Mandini heftig, indem ſie vom Claviere — an dem ſie bis jetzt Mozarts neueſte Schöpfungen durchgeſungen und eingeübt hatte — aufſprang und an das Fenſter eilte. — „Er kommt wieder nicht, der Treuloſe; und ich vergehe hier vor Sehnſucht und Langerweile!“

„Ja, langweilig iſt es allerdings hier, daß man wahnſinnig werden könnte!“ — entgegnete, in der gleichen Sprache, die Geſellſchafterin der Signora. — „Bisher konnte man doch noch zur Unterhaltung das fallende Laub zählen; — aber jetzt, heilige Madonna ſteh' uns bei! — jetzt ſtehen die Bäume ganz kahl da, und ſtrecken ihre dürren Aeſte wie verzweifelt nach dem ewig grauen Himmel! — Ach! Signora, wie ſchön iſt doch unſer Italien!“

„Schön iſt es nur da,“ — entgegnete Giuditta mit Wärme, — „wo der Geliebte iſt!“

„So wollen wir ihn mit nach Rom nehmen!“ — rief die Geſellſchafterin mit einem tiefen Seufzer — „dann iſt für Sie, Signora, das Paradies dort, und wir kommen aus dem trüben, langweiligen, froſtigen Deutſchland!“

Giuditta trat von dem Fenſter zurück. Ihre Augen leuchteten in einem eigenthümlichen, faſt fieberhaften Feuer, das ſie innerlich zu verzehren ſchien. Jedenfalls verrieth es gewaltige Leidenſchaften, die hier tobten und brannten. Und leidenſchaftlich war Alles an ihr, auch ihre Bewegungen, ſelbſt die Heftigkeit mit der ſie jetzt rief:

„Habe ich dir nicht oft genug geſagt, Antonia, daß du mich nicht an Italien erinnern ſollſt?“

„Und warum nicht?“

„Weil meine Liebe zu ihm, die Rivalin meiner Liebe zu Amadeo iſt! Du weißt es, Mädchen! — weißt auch, wie viel es mich gekoſtet hat, mich loszureißen vom vaterländiſchen Boden; aber die Sehnſucht nach dem geliebten, herrlichen Manne, der meiner Jugend Seligkeit, meines Lebens Stern, meiner Kunſt heiligſter Prieſter iſt, war doch noch ſtärker als die Liebe, die mich faſt allgewaltig an unſer ſchönes, theueres Italien kettet. Ich mußte jener tieferen Sehnſucht folgen, mußte Amadeo wiederſehen, und ſo blieb nichts übrig, als mich von der Heimath loszureißen. Es iſt geſchehen — — — ich bin glücklich — — aber die Wunde ſchmerzt noch. Warum reißt du ſie immer wieder auf?“

„Ach, Signora!“ — rief Antonia faſt bitter — „ich bin nicht ſo glücklich in Deutſchland einen Geliebten zu beſitzen!“

„Ich verſtehe den Spott!“ — entgegnete Giuditta ſtolz.

„Signora Mandini, die in Rom, in Neapel, in Mailand Fürſten hätte zu ihren Füßen ſehen können — die von Männern, götterſchön wie der junge, feurige Marquis Calabritta, — reich und mächtig, wie der Cardinal Cosmi — angebetet wurde .... Signora Mandini ....“

„Blieb bei allen kalt!“ — fiel Giuditta hier Antonia in das Wort, indem ſie ſich hoch aufrichtete — „und geht nach Deutſchland, um ihren Jugendfreund aufzuſuchen, der zwar nicht ſo jung, nicht ſo feurig wie der ſchöne, der götterſchöne Marquis Calabritta, — auch nicht ſo reich und mächtig, wie der Cardinal Cosmi, — kein Fürſt und kein Italiener iſt — — — dem aber Signora Mandini alles verdankt, was ſie iſt und was ſie hat — und der alle Sterblichen überragt, durch ſeiner Schöpfungen Herrlichkeit und Größe!“

„Aber Sie lieben doch den Menſchen, nicht den Componiſten!“ — ſagte Antonia eingeſchüchtert von dem leidenſchaftlichen Tone ihrer Gebieterin.

„Ich liebe in Maeſtro Amadeo beides; ja ich bete in ihm die Kunſt ſelbſt an!“ — verſetzte die Herrin beſtimmt. — „Seiner meiſterhaften Schöpfungen Zaubermelodien, griffen wie Polypenarme über die Alpen herüber, faßten mich und zogen mich mit Allgewalt ihm nach. — — Aber — — das verſtehſt du nicht, Mädchen! Schweigen wir darüber.“

Und Signora Mandini ſetzt ſich wieder am Claviere nieder, und ſang noch einmal das große Recitativ Donna

Anna's im erſten Acte Don Giovannis durch; denn Amadeus hatte ihr auf ihr Bitten den ganzen Part ſelbſt abgeſchrieben und gegeben, ſo entſetzlich ihm ſonſt das Abſchreiben war und ſo wenig Zeit er für ſolche mechaniſche Arbeiten hatte. Aber wie ſang ſie nun auch dieſes Recitativ? „Padre! caro Padre!“ — Welche Energie, welche Wahrheit des Schmerzes und des Unwillens! welche Pracht und Fülle der Stimme!

Ja, bei Gott, hier wehte Mozart's Geiſt; dieſer Geſang bekundete, daß die Sängerin nicht allein „den Menſchen“ Mozart liebe, ſondern in ihm auch „den Meiſter der Töne“ anbete, ja vergöttre!

Und ſo war es in der That. Wer in die Tiefen ihres innerſten Seins hätte blicken können, würde ſich mit höchſtem Intereſſe dieſer ganz eigenthümlichen pſychologiſchen Erſcheinung zugewandt haben. Giuditta war in ihrem Weſen nach ſiebzehn Jahren ganz dieſelbe, wie vor dieſer Zeit, da ſie mit Amadeus in Rom unter dem prachtvollen Himmel ihres Vaterlandes gelebt. Schon damals hatte ſie geliebt — ihn geliebt — und zwar mit der vollen Gluth einer ächten Italienerin, wenn auch noch unverſtanden von ſich ſelbſt.

Aber dieſe aufkeimende Liebe, war ſchon damals durch des deutſchen Knaben muſikaliſches Talent geweckt worden, wie umgekehrt ihr Talent für die Muſik erſt durch jene Liebe und die Bemühungen des kleinen Amadeo zum Bewußtſein kam. Liebe zu dem Maeſtro und zu der Kunſt waren alſo von jeher in Giuditta eines und daſſelbe;

blieben es aber auch um ſo mehr, als, durch die baldige Trennung der Kinder, die Liebe nur in der Kunſt ein vermittelndes Band fand.

Durch die Bühne — das wußte Giuditta recht gut — und nur durch die Bühne, konnte ſie hoffen, dem mit Begeiſterung verehrten Meiſter, dem Geliebten je wieder nahe kommen zu können. Welcher Gedanke lag daher — zumal bei ihrer natürlichen Befähigung — näher, als der: Sängerin zu werden. Dann verband ſie ja ſchon die Kunſt auf ewig mit dem Geliebten. Wenn ſie ſeine Schöpfungen ſtudirte, ſang und wiedergab, war ſie geiſtig eines mit ihm, wie ſie es damals auch in der That noch im Leben zu werden hoffte. Das gab ihr Luſt und Kraft zum Studium, Muth und Ausdauer; — dieſe Idee hob und trug ſie, bis ſie geworden, was ſie ſich vorgeſetzt: Italiens erſte und bedeutendſte Sängerin. Wie ſich übrigens die Menſchen überall winden und wehren, um nur das Gute und Schöne nicht anerkennen zu müſſen, ſo ging es auch hier. Giuditta Uslinghi, die — nach dem ſehr früh erfolgten Tode ihrer Eltern — auf der Bühne den wohlklingenderen Namen Mandini angenommen hatte, mußte lange Zeit gewaltig gegen Neid und Ränke kämpfen. Iſt doch der Neid die Seele des überall florirenden, ſelbſt ſtillſchweigend und ohne Verabredung zuſammenkommenden Bundes aller Mittelmäßigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen ſolchen nämlich will keiner in ſeinem Wirkungskreiſe wiſſen, in ſeinem Bereiche dulden: ſondern: Si quelqu'un excelle parmi nous, pu'il aille exceller ailleurs, iſt überall die einmüthige Loſung der Mittelmäßigkeit.

Sobald daher, in irgend einem Fache ein eminentes Talent ſich ſpüren läßt, ſind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es womöglich zuzudecken und auf alle Weiſe zu verhindern, daß es bekannt werde. Und meiſtens hat denn auch leider ihr Unterdrückungsſyſtem, geraume Zeit hindurch guten Erfolg; weil gerade das Talent, welches ihnen ſeine Leiſtungen mit kindlichem Zutrauen darreicht, damit ſie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederer Seelen am wenigſten gewachſen iſt, ja — ſie oft nicht einmal ahnet, noch verſteht!

Was aber Giuditta den Sieg auf der Bühne noch mehr erſchwerte, war eben ihre Liebe zu Amadeus und der Kunſt. Mit der ganzen Entſchiedenheit ihres Charakters blieb ſie dieſer Neigung treu, und ſo fehlte es ihr natürlich lange an jenen Protectionen die hier Alles vermögen und zumeiſt die Wege bahnen. Ihr Weg war daher nothwendigerweiſe ſehr einſam — was ſie aber gerade nur in ihrer Leidenſchaft beſtärkte und hart machte, — er ging gar oft durch entſetzlich öde Gegenden, die der Lybiſchen Wüſte glichen, von deren Eindruck bekanntlich keiner ein Begriff hat, als wer ſie geſehen.

Inzwiſchen brach ſich Signora Mandinis herrliches Talent doch endlich Bahn, und zwar in Neapel, das ſie nun aber auch Jahre lang nicht mehr gehen ließ. Immer hatte Giuditta dabei gehofft, das Schickſal werde den

Geliebten einmal wieder nach Italien führen. Vergeblich! und als ſie endlich den Polypenarmen nicht mehr widerſtehen konnte, die ſich — aus Tönen gewoben — geiſterhaft und dämoniſch über die Alpen herüber nach ihr ausſtreckten; — als die Gluth der Leidenſchaft, durch das Feuer der Begeiſterung für den Schöpfer der herrlichſten muſikaliſchen Meiſterwerke jener Zeit zur gewaltigen Flamme angefacht, ſie zu verzehren drohte, und der Entſchluß in ihr reifte, den Geliebten nur noch einmal zu ſehen — daß er verheirathet ſei, wußte ſie lange, — gab es einen neuen Kampf, — denn ein neuer Rivale trat auf, die Anhänglichkeit, die Liebe zu dem theuren Vaterlande, dem herrlichen paradieſiſchen Italien!

Es war alſo ein wunderbarer Dreiklang der Liebe, der in dem Herzen dieſer eigenthümlichen Erſcheinung wohnte: Amadeus, ſeine Kunſt und die Heimath, — die goldene, ſchöne, unerſetzliche Heimath! Alle drei umfaßte Giuditta mit der gleichen Leidenſchaft. Waren aber die zwei erſten Neigungen durch das Auffinden Amadeo's, wenigſtens zum Theil, befriedigt, ſo kämpfte die letztere, die Anhänglichkeit an Italien, die Liebe zu ihm, jetzt um ſo mehr gegen die erſteren an, als Giuditta — ſeit Mozart den Gaſthof zu den „drei Löwen“ verlaſſen — auf einem einſamen Jagdſchlößchen unweit Koſchirz wohnte, und der Herbſt mit ſeinen rauheren, trüben und unfreundlichen Tagen hereingebrochen war.

Die Mandini hatte dieſen ſonderbaren Aufenthalt gewählt: einmal, weil ſie in Prag ganz unbemerkt und unbekannt bleiben wollte, und dann, weil ſie Amadeus hier — bei Gelegenheit ſeiner Spazierritte — leicht und unbeobachtet ſehen konnte. Die Erwartung, der erſten Aufführung ſeiner neueſten großartigen Tonſchöpfung beizuwohnen, goß dabei Oel in das Feuer ihrer Begeiſterung für den Maeſtro und ihre gegenſeitigen Unterhaltungen über die Oper, Mozart's Mittheilungen auf dem Claviere und durch den ſchriftlichen Part der Donna Anna, ſteigerten dieſe Begeiſterung noch.

In jedem Tone, den ſie in dieſer Rolle ſang, hauchte Giuditta jetzt ihre Liebe zu Amadeus aus; während ſie die wunderbar herrliche Muſik auf der anderen Seite vergeſſen ließ, daß des Nordens kalter, trüber Himmel auf ihr laſte und ſie faſt zu Boden drücke.

Aber ruhig, geduldig und zufrieden konnte ſie ſelbſt der Zauber Mozart'ſcher Muſik nicht machen; denn Geduld und Ruhe waren zwei, ihrem Charakter ganz fremde Dinge. Blieb Amadeus — von Arbeit überhäuft oder ſonſt behindert — einmal aus, ſo wollte ſie verzweifeln und wenig fehlte, ſie hätte ihn, ſeinem Weibe und der ganzen Welt zum Trotz, in ſeiner Wohnung aufgeſucht.

So ging es denn auch heute, und kaum war das Recitativ zum zweitenmale durchgeſungen, als Giuditta wieder aufſprang und an das Fenſter trat, das die Ausſicht auf den zu dem Jagdſchloſſe heranführenden Weg bot. Aber diesmal begleitete den erſten Blick ein Freudenſchrei, denn Amadeus ritt ſoeben durch das Thor.

Giuditta empfing ihn — während Antonia hinaus ging, das Frühſtück zu bereiten — mit heißen, glühenden Küſſen.

O! wie ſie dieſelbe war, wie einſt zu Rom! Alles war vergeſſen, Alles — wenn ſie ihn hatte! Wo dieß Verhältniß hinführen ſollte, daran dachte ſie nicht; — aufrichtig geſagt, that dies aber auch Amadeus nicht. Beide waren in dieſer Beziehung in der That noch Kinder und viel zu urſprüngliche Naturen, um hier nicht ihr Glück mit einem beneidenswerthen Leichtſinn zu genießen. —

Als nach einer halben Stunde Antonia mit dem Frühſtücke eintrat, das — aus Burgunder und kaltem Geflügel beſtehend — Mozart gewöhnlich einnahm, wandte ſich das Geſpräch der Muſik zu, und Amadeus mußte erzählen, was er Neues geſchaffen. Aber ſein Bericht ward mit Jubel aufenommen, denn er ging dahin: daß Don Juan, bis auf die Ouvertüre, fertig ſei und in wenigen Tagen zur erſten Theaterprobe gelangen werde. Giuditta zitterte vor Verlangen, wenn ſie von der Aufführung ſelbſt ſprach und beneidete die Saporitti um ihre Rolle; .... aber welche Donna Anna wäre ſie auch geweſen!

Es verſteht ſich, daß Amadeus das, was er dieſe Nacht geſchaffen, vortrug. Es war die furchtbar ſchöne Scene, in welcher der Geiſt des Ermordeten den Verräther zur Beſſerung auffordert und — bei ſeiner beharrlichen Weigerung — zur Hölle hinabzieht.

Giuditta verſchlang jeden Ton. Es lief ihr eiskalt über den Rücken. Ja, ſie beugte ſich, hinter ſeinem Stuhle ſtehend, ohne es zu wiſſen, zurück, als wolle ſie der Marmorfauſt des unheimlichen Gaſtes entgeben. Als Wolfgang aber geendet, umſchlangen ihn ihre Arme ſo gewaltig und ihre Küſſe brannten ſo ſtürmiſch auf ſeinen Lippen, daß er bald erſtickt wäre.

„Herrlicher!“ — rief ſie dann aus — „in welche Tiefen des Geiſterreiches führſt du uns hinab! — Welche Ahnung des unausſprechlich Furchtbaren oder der Seligkeit umrauſcht mit gewaltigen Flügelſchlägen unſere Seele, wenn du die Pforten der Hölle oder des Himmels mit deinen Harmonien öffneſt.“

Und ſie küßte ihn wieder mit derſelben ſtürmiſchen Leidenſchaftlichkeit. Er aber rief, nach Athem ringend:

„Biſt du toll, Giuditta, du bringſt mich ja um!“

„Und das will ich!“ — rief ſie mit der Seligkeit flammenden Augen. — „Damit du ganz mein biſt! — Iſt dein Weib gut?“ — frug ſie dann ſo plötzlich, daß Wolfgang überraſcht zu ihr aufſah.

„Iſt ſie gut? iſt ſie fromm?“ — wiederholte die Italienerin.

„Sehr gut und fromm!“ — ſagte Mozart lächelnd. „So bringe du mich um, damit wir Beide zuſammen verdammt ſind!“ — rief die Mandini. — „Ich bin doch ſelig wo du biſt, und wäre es auch in den Flammen der Hölle!“

„Gib Acht! gib Acht!“ — ſagte Mozart ſcherzhaft drohend, und griff noch einmal die Accorde, die des ſteinernen Gaſtes Auftreten begleiten — „rufe den Böſen nicht bei Namen!“ — Aber bald ging er in eine ſanftere, beruhigendere Weiſe über.

Sie warf ſich an ſeiner Seite auf die Kniee nieder, legte, während er weiter ſpielte, ihren Kopf auf ſeinen Schooß und blickte ihn lange mit ihren dunkeln tiefen Augen an; dann ſagte ſie:

„Wie du furchtbar dämoniſch in deinen Tönen ſein kannſt, du Herrlicher, und doch auch welche Liebe und Wehmuth läßt du wieder in holden Geiſterſtimmen uns entgegentönen! Wie winken ſie, die Geſtalten, die das Reich deiner Phantaſie geboren, — wie winken ſie uns, daß wir ihnen in ihre Feenwelt folgen ſollen, und wie trägt uns auch — wenn du es willſt — eine ſüße Sehnſucht zu ihnen hinüber und löſt uns auf in Schmerz, in Luſt, in Entzücken!“

„Ja!“ — entgegnete Amadeus immer phantaſirend und ſeine Blicke ruhten auf dem Antlitze des lieblichen Weſens, das ſein Haupt auf ſeinen Schooß gelegt. — „Der Genius der Muſik wird immer, wo er ſich frei erheben kann, zu einer ſtrahlenden Licht, Luſt, Leben und Seligkeit verbreitenden Sonne! Aber wehe dem Menſchen, der verdammt iſt, ihn gewaltſam in ſeiner Bruſt einzukerkern oder zurückzudrängen. Das göttliche Feuer wird dann zur allesverſengenden Gluth, die ſein Herz verkohlt und ſein ganzes „Ich“ mit unauslöſchlichen Flammen verzehrt!“

„Und iſt es mit der Liebe nicht ebenſo?“ — rief Giuditta heftig. — „Hab' ich's nicht Jahre lang empfunden? Glaube mir, Amadeo, hätt' ich nicht deine Schöpfungen gehabt, ich wäre längſt todt oder wahnſinnig!“

„Sprich nicht ſo, Kind!“

„Ha!“ — lachte ſie wild auf — „ſprich nicht ſo! Das ſagte der kalte abgemeſſene Deutſche! Unter eurem trüben, froſtigen Himmel freilich, ſchlägt das Herz ruhiger als in unſerem feurigen Italien. Und doch, Amadeo, du haſt ſonſt ſo viel von einem Italiener!“

„Meinſt du?“

„Liebſt du Italien nicht?“

„O es iſt ein herrliches Land!“

„Das Land der Poeſie, der Liebe und der Muſik!“ — rief Giuditta begeiſtert.

„Möchteſt du es nicht wiederſehen?“

„Wie gerne!“ — verſetzte Amadeus, und der Ausdruck ſeiner Stimme war ſo innig und warm, daß er die Wahrheit beſtätigte.

„So geh’ mit mir dahin zurück!“ — rief Giuditta, das Haupt raſch und energiſch erhebend und ihre Arme um ſeinen Nacken ſchlingend. — „Vollende Don Giovanni, ernte hier deine Lorbeeren und folge derjenigen, der du Alles biſt!“

„Und mein gutes Weib? und meine Kinder?“ — frug Wolfgang mild lächelnd.

„Ha!“ — ſchrie Giuditta auf — „woran erinnerſt du mich!“ — und ſie barg auf ſeinen Knieen das Haupt in ihren Händen.

Aber dem Claviere entſtiegen wunderbare Phantaſien, wild und leidenſchaftlich erſt, dann milde und ſanft, bis ſie ſich zu einem Ausdruck edler Würde erhoben.

„Leben wir gegenſeitig unſerem Berufe!“ — ſagte Amadeus endlich. — „Es iſt gar ſchön, daß er ein Bindeglied zwiſchen uns bildet, gleichſam der Vermittler unſerer Liebe iſt.“

„Du liebſt mich nicht!“ — rief hier Giuditta. — Du haſt mich nie geliebt!“

Amadeus öffnete ein wenig die Weſte, langte in ſeinen Buſen und zog ein kleines goldenes Kreuz heraus, das er hier an einer Schnur trug.

„Kennſt du dies?“ — frug er dann.

„O ja!“ — rief Giuditta freudig und mit funkelnden Blicken — „gab ich es dir doch einſt zum Angedenken.“

„Wie lange iſt das?“

„Siebzehn Jahre.“

„Nun, ſeit dieſer Zeit kam es nicht von meinem Herzen!“

„Das es doch ſo ſchlecht bewahrt hat!“

Ueber Amadeus Stirne lief ein leichter Schatten. Wieder griff er einige Accorde, dann ſagte er ernſt:

„In der Bruſt der Berufenen glüht das innige heilige Beſtreben, das im Innerſten Empfundene, das in der tiefſten Tiefe des Herzens Lebende in herrlichen Werken, in Worten oder Melodien auszuſprechen. Und dies Beſtreben wird zum allesdurchbrechenden Zwang. Der Dichter muß dichten, der wirklich berufene Muſiker muß ſeine Melodien ausſtrömen, du mußt ihren Ideen Klang, Farbe, Leben geben; dann aber ſind Gedicht und Melodie das warme Blut, das unſeren Herzen entſtrömt. Bringen wir dies Opfer und ſchwelgen in ihm: — das Schickſal hat uns nichts anderes übrig gelaſſen!“

„Es hat uns nichts anderes übrig gelaſſen!“ — rief Giuditta aufſpringend — „da haſt du recht! es iſt ein ächt deutſcher Troſt; aber ich bin keine Deutſche, ſondern Italienerin und . . . .“ — hier brannten ihre Lippen wieder auf jenen des Geliebten mit wildem, ſüßem Feuer.— —

Nach zwei Stunden ritt Amadeus zurück. Er ſah lächelnd vor ſich hin, und dachte an das, was ihm Giuditta beim Abſchiede heimlich geſagt.

Die Hauptprobe.

So war denn der Tag herangekommen, an dem die erſte Hauptprobe ſtattfinden ſollte.

Mozart war ungemein heiter geſtimmt. Schon unter dem Ankleiden und Händeabtrocknen ging er fortwährend ſingend im Zimmer auf und ab, ſchlug dabei die Ferſen an einander und ließ im Geiſte die ganze Oper an ſich vorüber ziehen. Beim Frühſtück aber machte er mit Conſtanze die tollſten Streiche, ſo daß dieſe oft herzlich lachen mußte und ganz glücklich über ihres Wolfgangs Heiterkeit war, aus der ſie die froheſte Zuverſicht ſchöpfte.

Noch als er fertig angekleidet und zum Weggehen bereit vor ihr ſtand, griff er ſcherzend an ſeinen Hut und ſagte:

Und nun, Frau von Mozartin
Geht Wolfgang zu der Probe hin,
Wo ſie den feinſten Burſch' auf Erden,
Den Don Juan verdonnern werden.

Ich ſeh' ſchon all' mein Unglück kommen:
Kaum hat das Theater uns aufgenommen,
Bringt der Bondini mir die Mähr,
Seine Frau hätte den Schnupfen ſehr;
Daß Baſſi, meine „wilde Fliege"
Am Katzenjammer darniederliege;
Die Saporitti ſei mit dem langen
Felice Ponziani durchgegangen;
Die Donna Elvira leid' ſeit drei Tagen
Ganz entſetzlich an Kopf und Magen;
Lolli ſei da, — aber Mord und Hohn —
Ohne „Geiſt", denn der ſei entflohen!
Wer ſoll nun da die Hölle ſchüren,
Wer den Böſen repräſentiren?
Was ſoll zu Schnupfen und verdorbenem Magen,
Nun der unglückliche Maeſtro ſagen?
Soll er ſich die Haar' ausreißen? —
Quartfagott möcht' ich zum Teufel weiſen,
Bläſt ja falſch — einen halben Ton!
Was will denn die erſte Violine ſchon?
Noch zwei Achtel — ſo iſt's recht —
Pizzicato! — — o das war ſchlecht!
Adagio più tosto andante,
Herr meiner Seele iſt das eine Schande,
Nicht F! nicht F! es iſt ja fis!
Ich werde toll, das iſt gewiß! —
Sieht Sie, Frau von Mozartin,
So geht das durch vier Stunden hin!
Am Ende lacht man mich noch aus,
Und wirft den Maeſtro aus dem Haus:
Und ruft: der „Don Juan" ſei uns geſtohlen,
Den Mozart ſoll der Teufel holen!"

Und mit dieſen Worten umarmte er ſeine Conſtanze noch einmal, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und lief davon.

Aber Mozart fürchtete die ſoeben ſeiner Frau poetiſch geſchilderten Plagen und Schrecken eines Capellmeiſters und Componiſten nicht. Er kannte die Tüchtigkeit des Prager Orcheſters — das aus lauter bedeutenden Künſtlern zuſammengeſetzt war — zu gut, und wußte, daß ſich alle Mitglieder deſſelben, ſo wie die ſämmtlichen Sänger und Sängerinnen auf die heutige Probe, wie auf ein Feſt freuten.

In der That traten ihm denn auch überall heitere und ſtrahlende Geſichter entgegen und für Jeden, und für Jede hatte er einen Scherz oder ein freundliches Wort.

Bondini umarmte ihn und er raubte dafür deſſen kleiner lieblicher Frau einen Kuß.

„Herzensweibchen!“ — rief er dabei — „ich glaube auf Gottes weiter Erde kann es kein prächtigeres Zerlinchen geben, als Sie! — Wie das alles ſitzt, — ſo nett und zierlich! — — und dann die verteufelſten kleinen ſchwarzen Aeuglein. Beim heiligen Nepomuck! wenn meine Stanzerl mir ihr „vedrai carino“ ſo ſänge, wie Sie, es wär' halt am End' mit mir!“

„Ihre Frau?“ — wiederholte die kleine Bondini leiſe, indem ſie einen ſchelmiſchen Blick auf Amadeus warf.

„Ja!“

„Vielleicht verſtünde es eine Andere noch beſſer!“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nicht?“

„Gewiß nicht!“

„Ei ſieh! — Wo wohnt denn Ihre Frau?“

„Seltſame Frage!“ — rief Mozart lachend. — „Ich denke doch wohl, wo ich auch wohne, bei Duſchek's!“

„Hum! vedrai carino“ — — intonirte die kleine Bondini leiſe. — „Sagen Sie, Schatz, wir wollen morgen eine Partie nach dem Jagdſchlößchen bei Koſchirz machen. Sind Sie dabei?“

Mozart wurde feuerroth. — „Warum nicht?“ — ſagte er dann. — „Es ſoll ſehr ſchön dort ſein!“

„Sehr ſchön!“ — wiederholte die Bondini lachend. Dann bog ſie ſich zu ſeinem Ohr und flüſterte: — „Faſt ſo ſchön wie in Italien!“

„Sie wiſſen ......“

„Nichts, gar nichts!“ — ſagte jene kichernd — „als wie und wo ſich gewiſſe Maeſtro's die Inſpiration zu ihren wundervollen, liebeathmenden und bezaubernden Compoſitionen holen.“ — Und damit ſchlüpfte die kleine Bondini Mozart, der ſie halten wollte, mit ungemeiner Gewandtheit und ſchalkhaft lachend, unter den Armen durch.

Amadeus ſtand verwirrt. Sonderbarerweiſe empfand er jetzt erſt, durch die ihm drohende Gefahr, daß er auf gefährlichen Wegen wandele. Gerade die Heimlichkeit, in welche ſich ſein Verhältniß zu Giuditta hüllte, und die ſeinem ſonſt immer ſo offenen Charakter ſchnurgerade entgegen war, machte ihm dies klar. Aber er hatte jetzt keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, die Probe begann. Amadeus dirigirte ſelbſt.

Da die Ouvertüre noch nicht geſchrieben war, hatte

Signore Ponziani als Leporello mit ſeinem „Notte e giorno faticar"*) zu beginnen.

Der Taktſtock des Maeſtro fiel und die herrliche Muſik fing an. — — —

„Wo wollen Sie hin?" — frug in dieſem Augenblicke auf dem äußeren Gange der erſten Logenreihe der Logendiener eine ſchwarzgekleidete, dichtverſchleierte Dame. Aber die Dame antwortete nicht, ſondern deutete nur nach der Thüre der Proſceniumsloge.

Jetzt erkannte ſie der Diener. Es war dieſelbe, die dieſe Loge ſchon oft für ſich genommen, namentlich bei Maeſtro Mozart's Concerten oder wenn der „Figaro" aufgeführt wurde. Da er indeſſen die ſtrenge Weiſung hatte, während den Proben Niemanden zuzulaſſen, wollte er dies eben erklären, als er etwas zwiſchen den Fingern fühlte. Inſtinktmäßig hielt er es gegen die düſter brennende Oellampe; aber in demſelben Augenblicke verklärten ſich ſeine Züge: es war ein blanker, ganz neuer Dukat!

Was aber iſt Cicero's Beredtſamkeit gegen die Beredtſamkeit eines Dukaten?! Der Diener ſchwieg, — die Dame ſchwieg — und doch verſtanden ſich beide ſo ausnehmend, daß ſich ſofort die Thüre der Proſceniumsloge, wie durch Zauber leiſe, leiſe öffnete. Die Dame huſchte wie ein Schatten hinein und der Diener — nachdem er unter unzähligen Bücklingen die Thüre wieder ebenſo leiſe zugedrückt, wie er ſie geöffnet — hinaus, — d. h. dem Theater hinaus, um in der nächſten Kneipe auf den angenehmen Schrecken Ein's zu frühſtücken.

---

*) „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" (Erſte Geſangsnummer des Don Juan.

Die Probe nahm unterdeſſen ihren Verlauf zur Zufriedenheit Mozart's und zur Begeiſterung aller Anweſenden und Mitwirkenden. Aber Mozart war auch überall! Bald im Orcheſter, bald auf der Bühne, wechſelweiſe dirigirend und dann wieder die ſceniſche Anordnung leitend oder verbeſſernd. In der Ballſcene, wo Baſſi — der ſonſt ein unvergleichlicher Don Juan war — ihm nicht ganz zu Danke tanzte, trat er ſelber in die Reihen und tanzte zur allgemeinen Heiterkeit die Menuette mit Zerlina Bondini und zwar mit einem ſolchen Anſtande und ſo vieler Grazie, daß er ſeinem früheren Lehrer und Meiſter Noverre alle Ehre machte, und ein lauter, allgemeiner Beifall ihn lohnte.*)

So ging es fort, bis zu dem Finale der Finales, — jenem des erſten Actes, das — wie Oulibicheff richtig ſagt — ebenſo ein Meiſterwerk des Muſikers, wie des Dichters iſt. In der That, Alle ſtaunten — Alle waren entzückt. Wie da — neben der wunderbar herrlichen Muſik — die Handlung mit einer Kunſt geführt war, welcher ſich der vollendetſte dramatiſche Autor nicht ſchämen durfte. Wie die Situationen ſich ſo ganz natürlich auseinander entwickelten; — wie ſich das Ernſte mit dem Lieblichen, das Komiſche mit dem Tragiſchen ſo ganz ohne allen

---

*) Hiſtoriſch.

Zwang, ohne alle Verlegenheit miſchte. Jeder ſpricht in ſeiner Sprache und handelt in ſeiner Rolle. Man ſah, die Perſonen ſammeln und gruppiren ſich, nicht allein um des zu erwartenden Publikums willen, ſondern auch wegen ihren eigenen Angelegenheiten. Und endlich in Mitten von all' dieſem, welch' eine wundervolle Steigerung, welch' eine Reihenfolge von ſtets belebteren, intereſſanteren und vollſtändiger werdenden Bildern, welche die Totalität der Hilfsmittel des Muſikers, gewiſſermaßen ein ſich ſelbſt Ueberbieten verlangen, und die am Schluſſe, wie auf die letzte Stufe an einer Leiter zur Höhe, das Maximum der Effekte ſtellt, das erreicht werden kann.*)

Wie ſchön waren jetzt Anordnung, Decoration und Muſik: drei ineinandergehende Säle, und in jedem ein Orcheſter, die zu gleicher Zeit drei Tänze ausführten: einen Menuet, einen Contretanz und einen Walzer! Wie wundervoll und doch wie natürlich der Tumult einer Orgie, die ihren höchſten Grad erreicht hat. Hier eine Geſellſchaft Trinker; — dort ein zärtliches Pärchen, das ſeine Gefühle durch Pantominen verräth; — weiter entfernt einige Individuen, die Karten ſpielen; — Tänzer und Tänzerinnen, gallonirte Lakaien mit Erfriſchungen: „Ehi caffe! ciocolate! sorbetti! confetti!“**)

Ha! wie zärtlich ſich Don Juan der kleinen Zerline nähert; — wie geſchickt Leporello den Tölpel von Bräutigam zur Seite ſchafft; — jetzt verſchwinden Don Juan und Zerline.

---

*) Oulibicheff: III. 167.

**) „Caffee, Chocolate, Sorbett, Confect!“

Mit einemmale aber wird ein Geſchrei hinter den Couliſſen hörbar:

„Gente ajuto!“

Die drei Orcheſter und ſämmtliche Tanzenden halten zugleich inne, nur das dramatiſche Orcheſter, das während des Balles pauſirt hatte, fällt ungeſtüm mit einem Allegro assai $^4/_4$ aus Es Dur ein, das mit einem kräftigen Unisono beginnt. Aber wie ſich jetzt in die drohenden Rufe: „Ora grida da quel lato; Ah gittiamo giu la porta!“ in bewunderungswürdiger Modulation die klagenden Rufe Zerlinen's miſchten, erſchallt plötzlich ein lautes „Halt!“ aus Maeſtro Mozart's Munde und der Tactſtock fällt hart klopfend auf.

Alles ſchweigt — Alles hält inne!

„Halt!“ — wiederholt Mozart: — „Herzensweibchen! liebe Bondini!“ — ruft er dann in die Scene hinauf, wo Don Juan und Zerline hinter den Couliſſen ſtehen. —

„Der Schrei um Hülfe war nicht recht.“

„Nicht recht?“ — wiederholte die Kleine, ihr immer freundliches Geſichtchen hervorſtreckend.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Zu ſpät und nicht ſtark genug.“

Die Bondini lachte ſchelmiſch.

„Nun“ — ſagte ſie dann — „will's beſſer machen!“

„Schön!“ — rief Mozart. — „Aufgepaßt, meine Herrſchaften, noch einmal vom Allegro assai an.

Und von Neuem rauſchten und brauſten die Töne auf. Aber an derſelben Stelle hieß es wieder:

„Halt!“

„War's wieder nicht recht?“ — frug verwundert die Bondini, aber mit ſo komiſcher Miene, daß ſelbſt Amadeus lachen mußte.

„Nein, Schatzerl!“ — entgegnete er.

„Aber, mein Gott!“

„Schreien's 'mal allein.“

Die Bondini that's. Alle lachten.

„Nichts, nichts!“ — rief Amadeus eifrig — „lauter!“

„So — nun Da Capo!“

Das Orcheſter fing wieder an, — aber — das unſelige „Halt!“ — ertönte auch diesmal wieder. Jetzt war nun freilich Zerlinchen nicht mehr ſo ſpaßhaft.

„Liebſte, Beſte!“ — rief Mozart ſich hinter den Ohren krauend — „es iſt noch nicht recht!“

„Aber was thut's denn?“ — frug die Bondini weinerlich zurück — „hängt denn ſoviel an dem Schrei?“

„Freilich!“ — verſetzte Amadeus — „für dieſe und manche andere Zerline; aber auch für das Stück.“

„Begreiſe nicht!“

„Kommt er nicht zur rechten Zeit und iſt er nicht ſtark genug, kann leicht eine völlige muſikaliſche Verwirrung entſtehen — ja die ganze Scene kann umwerfen!“

„Aber was machen?“

„Da Capo“ — ſagte Mozart. — „Da Capo bis es geht.“

Und wieder hob das Orcheſter an, und wieder war Mozart nicht zufrieden. Aergerlich ſtieg er daher jetzt aus dem Orcheſter auf die Bühne, ſtellte ſich hinter die kleine, nette Bondini und gab noch einmal das Zeichen zum anfangen. So wie aber der Moment kam, in dem Zerline den Hülfeſchrei ausſtoßen ſollte, umfaßte er ſie mit ſolcher Macht und Kühnheit, daß ſie vor Schrecken mit der vollſten Natürlichkeit aufſchrie.

Bravo, bravo Donella! So müſſen Sie ſchreien!“ — rief er dann der Entſetzten zu, die die Hand noch auf das hochklopfende Herz drückte, während Alles in ein lautes Gelächter ausbrach.*)

Aber jetzt mußte die kleine Bondini ſelbſt lachen.

„Sie ſind ein abſcheulicher Menſch!“ — rief ſie, Amadeus leicht auf die allzukühnen Finger ſchlagend. — „Wie kann man Einem ſo erſchrecken!“

„Herzensweibchen, Naturſtudium!“

„Ich ſinge die Zerline nicht weiter.“

„O doch! doch! und zwar wie ein Engel!“

„Meinen Sie?“

„Ich weiß ein Mittelchen, Mittelchen!“ — ſang ihr Wolfgang ſchelmiſch in's Ohr. Sie drehte ſich ſcheinbar ſchmollend um. Aber der Maeſtro ruhte nicht:

---

*) Hiſtoriſch.

„O, la ci darem la mano*), Signorella Bondini!“ — rief er und blickte ſie mit ſeinem offenen treuen Geſichte ſo freundlich an, daß ſie gut ſein mußte. —

„Schatzerl! gebens mir'n Buſſerl!“

„Ich ſollte Ihnen böſe ſein!“

„Seins lieber gut; der Schrei war herrlich. Hätt' nie geglaubt, daß Sie ſo ſchön kreiſchen können. Und jetzt machen Sie's genau ebenſo in der Muſik!“

Und Mozart ſtieg wieder in das Orcheſter hinab.

„Allegro assai $^4/_4$ Es Dur!“ — tönte ſein Capellmeiſter-Kommandowort und die Muſik hub wieder an.

Diesmal ging es vortrefflich und freudeſtrahlenden Auges rief er:

„Bravo! Bravo!“

Wie nahmen jetzt die Violinen in kräftigen Strichen die toniſchen und dominanten Accorde aus D Moll; — wie brach endlich der großartige Sturm in dem Chore: „Trema, trema scellerato!“**) — dieſer Krone des Finale's — aus!

Don Juan erhebt ſich jetzt in der ganzen Größe ſeiner italieniſchen Natur. Es wird keine verzweiflungsvolle Anſtrengung unverſucht gelaſſen, um ihn zu erſchüttern; es gibt keine Verwünſchungen, die man nicht auf das Haupt des Schuldigen herabruft. Hört nur, hört! Wie ſich jetzt die zornige Maſſe in einem Uniſono vereinigt, das ſich convulſiviſch auf die ſcharfen und unharmoniſchen Intervallen der vereinigten Terze ſtützt: fie-ro-crudele; — — jetzt, jetzt! — trifft ſie wie der Blitz in der Octave trema; und kämpft in einer herabſteigenden chromatiſchen Tonleiter mit wahnſinniger Beharrlichkeit gegen den Baß: „Trema, trema, trema o scellerato!“*)

---

*) „Gieb mir die Hand, mein Leben.“

**) „Zittre Verbrecher!“

Und jetzt? Der Verwünſchung des menſchlichen Geſchlechtes ſchließt ſich ſelbſt der Himmel gegen den Gottloſen an, der Sturm vermiſcht ſeine donnernde Harmonie mit der harmoniſchen Wuth des Chors und des Orcheſters; Blitze leuchten und kreuzen ſich in den Triolen der Violinen. Dieſer Sturm der Stimmen und Inſtrumente wächſt immer mehr in Terzen- und Quintenſprüngen und erhebt ſich nun — die Herzen aller Muſiker und Sänger ſelbſt zittern — mit Hülfe der Modulation höher und höher, wie wenn er bis zu den Wolken hinaufſteigen und ſich mit dem Donner vereinigen wolle! . . . . .

Der erſte Act war zu Ende. Ein allgemeines: „Himmliſch!“ — „Herrlich!“ — „Göttlich!“ ertönt von allen Seiten, ja ſelbſt die Geiſter des Publikums ſcheinen dieſe Rufe zu wiederholen; — war es doch, als höre man ſie aus den Proſceniumslogen!

Mozart ſchwamm in Vergnügen: das Orcheſter hat ausgezeichnet geſpielt, Sänger und Sängerinnen vortrefflich geſungen, — Baſſi war unerreichbar als Don Juan!

---

*) „Zittre, zittre, zittre Verbrecher!“

Aber Wolfgang Amadeus eilte auch auf ihn zu, und ſchloß ihn mit den Worten:

„Laß dich umarmen, du koſtbare wilde Fliege!“ — in ſeine Arme.

Aber Baſſi rief:

„Wer ſollte denn auch von einer ſolchen Muſik nicht begeiſtert ſein?“

Bondini aber und Strobach, Duſcheck, Stiepaneck und Kucharz, die alle zugegen waren, wünſchten dem Maeſtro Glück zu dieſem größten ſeiner Werke.

Es bedurfte längerer Zeit, bis ſich die freudige Aufregung gelegt hatte und man zum zweiten Acte ſchreiten konnte. Als aber die Schelle ertönte, beeilte ſich Alles ſeinen Platz wieder einzunehmen; denn jeder war darauf ſtolz, hier mitwirken zu können, ſelbſt die ſchauerlichen Fratzen der Teufel, die, — in abenteuerliche ſchwarze und rothe Gewänder gehüllt und mit Hörnern und Schwanz verſehen, — in den dunklen Räumen hinter den Hauptdecorationen wie Geſpenſter herumſchlichen und den Augenblick erwarteten, in welchem ſie Don Juan holen ſollten.

Eben begann die Probe wieder, als einer dieſer Teufel den anderen mit dem Ellenbogen anſtieß und, eine Priſe Tabak offerirend, ſagte:

„Nepomuck, wie gefällt dir's?“

„Gut, gut!“ — entgegnete dieſer, den Tabak mit einem endloſen Athemzuge in die Naſe ſchlürfend. — „Bei meinem heiligen Schutzpatron, ſo eine Muſik hab' ich noch nicht gehört.“

„Es grauſt einem ordentlich!“

„Ja! aber wenn er's freundlich macht, da hüpft einem auch das Herz im Leibe.“

„Sackerment! war das Letzte ſchön. Weiß't, — es hat mich ſo gepackt, daß ich ordentlich gezittert hab'. Der Schnupftabak, den ich zwiſchen den Fingern hielt, fiel all auf die Erde.“

„Laß liegen, die Muſik iſt's werth.“

„Werth? und wenn ich auch keinen Heller bekäm', — ich ſpielte doch mit, Nepomuck! — weiß Gott, ich ſpielt umſonſt mit, nur um die Muſik zu hören.“

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich's nicht auch thäte!“

„St! Nepomuck, ſchau Dich an!“

„Ja ſo! bin jetzt ſelbſt Teufel.“

„Und wirſt dich doch nicht ſelbſt holen wollen?“

„Gewiß nicht, Chriſpin; aber halt jetzt dein Maul, daß man wieder etwas hört!“

Und die beiden Teufel ſetzten ſich auf die Moosbank der in den Hintergrund gerückten Laube, in welcher Maſetto vorhin gelauſcht, und hörten mit einer Andacht zu, als befänden ſie ſich in der Kirche.

Alles ging vortrefflich. Endlich kam man zur Kirchhofsſcene.

Von beiden Seiten zeigten ſich in maleriſchem Untereinander Monumente, Urnen mit Inſchriften und Emblemen; da und dort ragte einiges Buſchwerk dazwiſchen hervor. Eine zerfallene Mauer, hier von der Höhe einiger

Fuße, dort von der eines Mannes, ward durch die Bäume ſichtbar. Ganz im Hintergrunde erhob ſich die Statue des Commandeurs ſcharf vom Monde beſchienen.

Das Ganze machte einen wirklich feierlich ernſten Eindruck. Selbſt Mozart war überraſcht. Bondini, die an der linken Seite der Bühne ſtand, bemerkte es mit Freuden und rief:

„Iſt's ſo recht, Maeſtro?“

„Sehr ſchön!“ — entgegnete dieſer, — „ganz wie ich es mir gedacht habe.“

„Und die Reiterſtatue des Commandeurs?“

„Macht einen faſt beklemmenden Eindruck, — zumal der Mondſchein ſie in der That geiſterhaft beleuchtet.“

„Nicht wahr?“ — ſagte Bondini befriedigt.

„O!“ — — rief Mozart — „wenn ſie erſt den Mund öffnet und das Grab aus ihr ſpricht. Aber da fällt mir etwas ein, was den Effekt noch bedeutend verſtärken wird.“

„Und?“

„Meine Herrn Poſauniſten!“

„Herr Capellmeiſter?“

„Um die ſchauerliche Wirkung der beiden Adagio's, welche der ſteinerne Mann zu ſingen hat, zu verſtärken, wird es gut ſein, wenn Sie ſich hinter das Grabmahl poſtiren.“

„Schön!“ — ſagte der alte Meiſter Stradetzky und begab ſich mit den beiden übrigen Poſauniſten an den gedachten Ort.

„Und jetzt weiter! Laßt der hölliſchen Rache ihren Lauf.“

Und Alle ergriffen mit einem gewiſſen feierlichen Gefühle ihre Inſtrumente. Bei dem zweiten Adagio des Geiſtes aber, bei dem furchtbaren: „Ribaldo, audace, lascia ai morti la pace!“*) — rief Mozart: „Falſch!“ und ließ inne halten.

„Die Poſauniſten haben geirrt! Da Capo!“

Das Adagio hub noch einmal an. Aber wieder ertönte des Maeſtro's: „Falſch! der Baß bei den Poſaunen hat gefehlt!“

Mozart ſtieg hinauf und erklärte geduldig Stradetzky, — der ein ſehr tüchtiger Poſauniſt aber eine gewaltig maſſive Natur war, wie er die Stelle geblaſen haben wolle.

Als aber bei der dritten Wiederholung derſelbe Fehler vorkam, ward Amadeus ärgerlich, ſtampfte mit dem Fuße auf und rief:

„Ei, zum Teufel, Stradetzky, ſo blaſen Sie doch richtig!“

Aber nun ward der alte brummige Stradetzky auch wild und rief grob:

„Ich blaſe was für die Poſaune ausführbar iſt! was Sie da geſchrieben, kann kein Teufel ausführen, und Sie werden mich's auch nicht lehren.“

Jeder andere Capellmeiſter hätte hier gehörig losgedonnert; — Mozart, — die gutmüthige, edle Seele, lachte nur. Dann ſagte er freundlich:

---

*) „Erbebe, Verwegner, laß die Todten in Ruh!“

„Davor ſoll mich Gott bewahren, mein Lieber, und wenn es für's Inſtrument nicht paßt, was ich geſchrieben habe, ſo muß ich's allerdings anders machen!"

Und zu dem Regiſſeur ſich wendend, rief er nach Papier und Feder, änderte die Stelle und ſetzte ſogleich der Begleitung noch zwei Oboen, zwei Clarinetten und zwei Fagotte bei.*)

Jetzt ging es vortrefflich!

„Groß! groß!" — riefen Bondini und Strobach zugleich.

„Der Effect dieſes Chorals iſt das höchſte und Ergreifendſte, was man auf der Bühne hören kann!" — ſagte Kucharz erſchüttert.

Der eine Teufel in der Laube aber gab dem anderen wieder einen Stoß mit dem Ellenbogen, hielt ſeine Doſe hin und ſagte:

„Donnerwetter!"

„Beim heiligen Nepomuck!" — entgegnete der Andere, die Finger mit Schnupftabak an die Naſe führend:

„Da fallen Einem alle ſeine Sünden ein!"

Mozart ſah ſich in dieſem Augenblicke erſtaunt und beinahe frappirt nach der Proſceniumsloge um; es war ihm faſt, als habe er ein „Bravo! bravo!" daraus hervorſchallen gehört und doch wußte er, daß Niemand dort ſein konnte.

Aber die Probe ging weiter und ſeine Aufmerkſamkeit war anders gefeſſelt.

---

*) Hiſtoriſch.

Endlich, endlich! war auch die Zeit für die Teufel gekommen — — aber — ſie ſollte nur eine Chimäre ſein! Kaum erſchienen die fratzenhaften Larven mit Fackeln auf der Bühne, als Mozart verzweifelt ausrief:

„Um Gottes Willen laßt mir die Fratzen weg!"

„Aber" — entgegnete Bondini hervortretend — „es iſt ja vorgeſchrieben, daß Don Juan hier durch Teufel geholt werde!"

„Allerdings!"

„Nun!"

„Macht ſich aber abſcheulich."

„Wer ſoll ihn aber holen?"

„O!" — rief Mozart — „der iſt Mann's genug, um den Teufel nicht vergebens rufen zu laſſen!"*)

„Aber .....?"

„Der Furien Chor ſoll unter der Scene ſingen, das wird viel impoſanter ſein!"

Und ſo geſchah es auch.

Als die Probe aus war, wiederholte ſich der Enthuſiasmus für das Werk.

Mozart war ſelig; als er ſich aber zum Gehen wandte, hätte ihn bald der Schlag getroffen: einer der Teufel ſtand dicht vor ihm. Er hatte die Geſichtslarve abgenommen und ſchaute den Maeſtro mit jämmerlichen Mienen an.

„Nun?" — rief Mozart erſtaunt — „Ihr wollt doch wohl mich nicht holen, weil Ihr den Don Juan nicht bekommen habt?"

---

*) Mozart's eigene Worte.

„Nein, gewiß nicht!" — ſagte der Teufel — „aber Sie; Herr von Mozart, haben uns das Beſte geholt?"

„Wie ſo?"

„Nun, daß wir nicht mitſpielen dürfen."

„Ach, Euren Verdienſt? Nun wart . . . ." und er griff in die Taſche.

„Nein!" — ſagte der Mann — „auf das Bischen kommt's uns nicht an, ſo arm wir ſind; aber . . . . ."

„Nun?"

„Jetzt können wir auch die Muſik nicht mehr hören, — und — beim heiligen Nepomuck! die iſt mir und Chriſpin lieber, als alles Geld."

„Ja!" — ſagte jetzt der Teufel Chriſpin, aus der Dunkelheit hervortretend und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge: „Herr von Mozart, küß die Hand! wenn ich ſterbe, denk' ich noch an die Muſik!"

Da feuchteten ſich auch Mozarts Augen: dies Lob war ihm das ſchönſte, das er heute entgegengenommen. Innig drückte er daher den beiden Männern die Hand und ſagte:

„Bei jeder Aufführung des Don Juan — ſo lange ich in Prag bin — habt Ihr freien Eintritt. Kommt nur immer den Tag zuvor in meine Wohnung!"

„Donnerwetter!" — „Sakerment!" riefen die Teufel entzückt und küßten Mozart freudeſtrahlend die Hand.

Das war die erſte Hauptprobe des Don Juan.

Ein neues Wunder.

Venedig — dieſe Perle Italiens, dieſe, dem adriatiſchen Meere entſteigende Königin der Lagunen, — Venedig, dieſe herrliche, alte, berühmte Stadt — wer ſollte ſie nicht kennen? — Jedes Kind kennt ſie, wenigſtens dem Namen und der Lage nach. Aber wer kennt denn „Klein Venedig?“ — Gewiß nur Wenige, und die müſſen in Prag wohnen, oder in Prag geweſen ſein, denn dort gibt es eine Inſel in der Moldau — ein Hauptvergnügungsort — der „Klein Venedig“ heißt.

Die Moldauinſel „Klein Venedig“ gehörte um die Zeit, in welcher unſere Geſchichte handelt, der Prager Schützen-Geſellſchaft.

Dieſe Geſellſchaft, welche aus Bürgern beſtand, die ſich „Freiſchützen“ nannten, kam zu gewiſſen Tagen hier an ihrem Verſammlungsorte — zuſammen, und übte und beluſtigte ſich dann mit Schießen nach der Scheibe, die auf der ſüdlichen Hälfte der Inſel ſtand, wobei — wie ſtets bei ſolchen Gelegenheiten — verſchiedene Preiſe auf die beſten Schüſſe geſetzt waren. Aber auch die übrigen Bewohner Prags und die Fremden fanden im Sommer hier immer — bei guter Muſik, ja oft bei recht artigen Concerten und trefflicher Bewirthung — eine recht angenehme Geſellſchaft.

An der nördlichen Spitze der Inſel war die Anfahrt der Fähren, — gewöhnlich nur die „Appareille“ genannt. Neben derſelben ſtanden mehrere Böller oder kleine Mörſer, aus welchen bei Feſten von Zeit zu Zeit Freudenſchüſſe abgefeuert wurden. Von der „Appareille“ führte dann eine ſehr ſchöne Allee gerade nach dem Schießhauſe. Rechts und links von derſelben prangten — von den vorüberſtrömenden Waſſern der Moldau immer friſch und üppig grün erhalten — hohe prächtige Bäume; anmuthiges Gebüſch und kleine zierlich erhaltene Gärten.

Der Juwel „Klein Venedigs“ war aber damals unſtreitig das Schießhaus ſelbſt, das — auf einem Roſt eichener Balken erbaut — der ganzen Inſel den Namen gegeben hatte.

Aber die Wirthszimmer des Parterres, ſo wie der Speiſe- und Tanzſaal der Geſellſchaft im oberen Stockwerk erfreuten ſich auch einer ganz eigenthümlichen Zierde. Waren ſie doch rings an den Wänden mit vielfach durchſchoſſenen Scheiben behängt und geſchmückt.

Da ſah man eine Venus dem Schaume des Meeres entſteigen; aber .... die Unglückliche war mitten durchſchoſſen. Dicht unter dem Gürtel war die Glückskugel durchgegangen. Auf der Scheibe neben ihr machte ſich der damals noch in großer Gunſt ſtehende Liebling unſerer Voraltern, der Hanswurſt, bemerkbar; aber .... er hatte die Naſe eingebüßt, die ihm ein wackerer Schütze abgeſchoſſen, und an deren Stelle ſich nun nur ein tiefes, Entſetzen erregendes Loch befand.

Dort wieder zeigte eine andere, faſt ganz zerſplitterte Scheibe Diana, wie ſie auf leichten Wölkchen zu dem ſchönen Jäger Endymion nächtlicher Weile herabſteigt. Ach! das mörderiſche Blei hatte mitten durch die keuſche Göttin einen Riß gemacht!

Und ſo war nichts, gar nichts dieſen entſetzlichen „Freiſchützen“ heilig geblieben: in der Luft ſchwebende Adler, Hirſche, die über Stock und Stein ſetzten, — ſchlaue Füchſe, — Jupiter und der ganze Olymp, — Römiſche Kaiſer und Blumenmädchen, — Simſon und Delila, — Luſtige Zecher und Amoretten .... alle waren durchſchoſſen und ſelbſt Judas der Verräther hatte eine Kugel in den langen rothen Bart bekommen.

Aber die „Freiſchützen“ waren auch nicht wenig ſtolz auf dieſe Siegestrophäen, und jedem guten Prager von altem Schrot und Korn ſchmeckte ſein Wein hier doppelt vortrefflich.

Hinter dem Schießhauſe lief die Schußlinie nach dem Ziele, und neben der Linie auf beiden Seiten und hinter derſelben begränzte ein kleiner dichter Wald die Inſel.

Dies alles zuſammen machte nun allerdings „Klein-Venedig“ zu einem der angenehmſten und ſchönſten Erholungsorte, deſſen Reize das Vergnügen einer kleinen Waſſerfahrt über den hier ſehr breiten Strom noch erhöhte.

Und in der That, welch' eine Bewegung herrſchte hier an ſchönen Sommertagen!

Die beiden Fähren der Altſtädter Ueberfahrt ſind dann vom frühen Morgen bis zur abendlichen Dämmerung in Bewegung und ſtetem Wechſel, kreuzen ſich und durchſchneiden luſtig nach hüben und drüben die Wellen der Moldau. Und wie gewährt das kaum ſichtbare Abſtoßen der einen Fähre vom rechten Ufer, das Arbeiten der anderen hinüber, das Begegnen beider auf dem großen Strome, — das Landen, das Ausſteigen der Schiffenden — — wie gewährt dies alles dem frohen Zuſchauer Unterhaltung!

Man ſpeiſt dann, man trinkt ſein vortreffliches Glas Wein, man promenirt über die prächtige Inſel, die ja überall ſo reizend iſt!

Andere ſtellen ſich an die „Appareille“ ſobald die ſanfte Bewegung der Fähre ihre Abfahrt vom rechten Ufer verräth; — man erkennt deutlich Bekannte, man grüßt von der Inſel, und ſieht ſeinen Gruß freundlich erwiedert; — die Zeichen der Freude und der Luſt werden lauter, vernehmlicher. Die Fähre landet, ein Theil ſteigt aus, ein Theil bleibt, ein anderer Theil tritt hinein; — die Fähre ſtößt ab, — man entfernt ſich — man winkt ſich — man entſchwindet unter den immer leiſer verhallenden Tönen einer lieblichen Muſik.

Das iſt ein Bild „Klein Venedigs“ an einem ſchönen Sommertage.

Aber freilich — heute iſt kein Sommertag mehr — darum iſt es auch ſtill und leer auf der ſchönen Moldau-Inſel, obgleich die Mittagsſonne eines der letzten Octobertage von einem herrlich blauen Himmel, faſt wie im Frühling, mild und erwärmend die Erde überſtrahlt.

Nur ein einziger Herr, in einem einfachen braunen Ueberrock gehüllt, den eine lange Reihe großer façonirter Knöpfe ſchmückt, mit kurzen ſchwarzſeidenen Hoſen, Schnallenſchuhen und damals üblichem wohlbeſtalltem Zopfe, ſchreitet ernſt und gedankenvoll die Allee auf und ab.

Es ſcheint ein eigenthümlicher Kauz zu ſein; denn bald blickt er, wie in ſich ſelbſt verſunken, zu Boden, bald hebt er das Haupt wieder, und dann blitzen und leuchten ſeine ſchönen, großen, tiefen Augen, wie von gewaltigen Gedanken belebt, mächtig auf. Wenn man ihn betrachtet, ſcheint es faſt, als ob er die Sonnenſtrahlen und all' die lieblichen Bilder der freundlichen Umgebung durch die Augen einſauge und dann in ſeinem Geiſte verarbeite; — und doch — würde ein ſcharfer Beobachter bald entdeckt haben, daß der Mann eigentlich gar nichts von dem ſah und hörte, was um ihn her verging. Eine andere Welt beſchäftigte ihn, — wohl eine große, herrliche göttliche Welt — — denn oft verklärte ſich ſein Geſicht, und es war, als ob er den Himmel mit all' ſeiner Herrlichkeit ſchaue:

Ein Bettler ſprach ihn an. Ohne zu ſchauen, griff er in die Taſche und gab dem Mann ein Stück Geld. Der Mann aber ſchaute ſehr erſtaunt und vergnügt bald auf die Gabe und bald auf den Geber, denn er hielt einen blanken Thaler in der Hand. „Hm!“ — brummte er dann — „das iſt ein Narr; ſeine Verrücktheit muß man benutzen!“ — und er hinkte an das entgegengeſetzte Ende der Allee und bettelte den gedankenvoll dahin wandelnden Mann noch einmal an. Und ſiehe! auch diesmal gab jener, ohne den Bettler noch die Münze zu betrachten. Und auch diesmal mußte ſeine Gabe eine ſehr bedeutende ſein, denn der Bettler lachte ihm heimlich ſpottend nach.

Aber der Mann ſah es nicht. Immer lichter flammte es in ſeinen Augen, immer freudiger ward der Ausdruck ſeiner Züge, immer lebhafter wurden die Bewegungen der Hand, die gleichſam zu einer unſichtbaren Muſik den Tact ſchlugen.

„Fertig! fertig!“ — rief er jetzt — „ſie ſteht fertig vor meiner Seele! — fertig bis auf die letzte Note. Nun mögen ſie kommen, ich trete freudig mit ihr der ganzen Welt entgegen. Aber — — wenn ſie nur auch ſchon niedergeſchrieben wäre; — ich habe einen entſetzlichen Widerwillen gegen die mechaniſche, langweilige Arbeit des Schreibens.“

Er ging einige Schritte weiter und rieb ſich die Stirne, als ob ſie ihn von der eben gehabten Anſtrengung einer großen geiſtigen Arbeit ſchmerze. Dann ſagte er vor ſich hinlächelnd:

„Was ſchadet es! Hab' ich doch noch immer ſechs bis acht Tage Zeit, und für das Behalten jeder Note bürgt mir, Gott ſei Dank, mein fameuſes Gedächtniß!"

Und der Mann, der natürlich Niemand anders als Mozart war, ging dem Schießhauſe zu. — —

Sechs Tage waren ſeit jenem Spaziergange Mozart's nach dem Schießhauſe vergangen, als Bondini bei ihm eintrat. Amadeus merkte ſogleich, daß der ſonſt immer ſo freundliche Impreſſario, heute etwas auf dem Herzen habe, was ihn drücke. Offen und gerade und ohne alle Umſchweife frug er ihn daher nach der Urſache.

„Liebſter Maeſtro!" — antwortete Bondini — „ich ſollte denken, Sie wüßten was mich drückt?"

„Ich?"

„Wer denn?"

„Betrifft's die Oper?"

„Ja!"

„Nun, ich meine doch die Proben ſeien alle vortrefflich gegangen!"

„Vortrefflich!"

„Und die Aufführung ſoll morgen ſtattfinden."

„Ja!"

„Nun, was denn noch? — Sind denn nicht ſchon ſeit acht Tagen alle Billets im Voraus verkauft? Kann ein Impreſſario mehr wünſchen?"

„Gewiß nicht."

„Nun?"

„Wenn aber die Oper nicht gegeben werden kann?"

„Nicht gegeben?!" — rief Mozart erbleichend und ſeine Augen ſtarrten Bondini groß an. — „Warum ſoll ſie denn nicht gegeben werden können?"

„Ei!"

„Iſt die Saporitti krank?"

„Nein!"

„Ihr Frauchen?"

„Ebenſo wenig!"

„Nun, um Gottes Willen, wer denn? Baſſi? Lolli? Baglioni?...."

„Niemand iſt krank!" — ſagte jetzt Bondini, ein Fältchen auf der Stirne und doch ein Lächeln um den Mund.

„Aber, um des Himmels Willen, lieber Freund, foltern Sie mich doch nicht zu Tode! hat ſich am Ende gar die Behörde hineingemiſcht?" —

„Ach was, Behörde!" — rief Bondini immer erſtaunter. — „Und Sie denken wirklich nicht daran, Mozart? — Die Urſache, warum ich Don Juan, — Ihren herrlichen, köſtlichen Don Juan, auf den ganz Prag ſeit Monaten mit fieberhafter Ungeduld wartet, — für deſſen erſte Aufführung ſeit acht Tagen alle Plätze vergeben ſind:

— die Urſache warum ich den nicht geben laſſen kann, ſoll Ihnen wirklich nicht einfallen?“

„Bei Gott, nein!“ — ſagte Mozart ganz ernſt.

„Nun!“ — rief Bondini jetzt, wie einer, der ſich vor Staunen nicht faſſen kann, — „wenn's nicht zum verzweifeln wäre, könnte man ſich todt lachen: Sie haben ja die Ouvertüre noch nicht geſchrieben!“

„Ach!“ — entgegnete Mozart — „wenn's weiter nichts iſt?“

„Weiter nichts iſt?“ — wiederholte der Impreſſario gedehnt. — „Aber lieber, beſter Maeſtro, denken Sie doch daran, daß morgen Abend die Aufführung ſtattfinden ſoll.“

„Nu, nu! Schatzerl!“ — rief Mozart heiter wie ein Kind — „da iſt ja noch lange Zeit.“

Bondini ſtand ganz verblüfft; endlich ſtotterte er — „für die Ouvertüre zu einem Werke wie Don Juan?“

Amadeus lächelte pfiffig! dann trat er näher zu Bondini, legte ſeine beiden Hände auf des Impreſſario's Achſeln, ſah ihm in das Geſicht und frug:

„Glauben Sie, Beſter, daß ich mein ſchönſtes Werk durch eine ſchlechte Ouvertüre ſelbſt und mit eigner Hand verderben werde? — Das Werk, das mir der Schlüſſel zu dem Tempel des Ruhmes für ewige Zeiten ſein ſoll?“

„Nein!“ — rief Bondini — „gewiß nicht!“

„Nun denn,“ — fuhr Amadeus fort — „ſo ſein Sie ruhig.“

„Aber . . . .“

„Aber?“

„Die Stimmen müſſen ja auch noch alle herausgeſchrieben werden?“

„Beſtellen Sie den Copiſt auf morgen früh ſieben Uhr?“

„Morgen früh? und das Ohrcheſter? Und die Proben?“

„O du kleingläubiger Thomas!“ — rief jetzt laut lachend Mozart — „er kennt ſein eignes Orcheſter nicht. Ich ſage Ihnen, Bondini, „mein“ Prager Orcheſter ſpielt mich vom Blatt!“

„Sie haben ein Rieſenvertrauen!“ — entgegnete der Impreſſario und ſeine Mienen drückten eine große Bedenklichkeit aus. — „Es ſteht alles auf dem Spiele. Wenn die Ouvertüre umwerfen ſollte ....“

„Bondini!“ — rief Mozart in herzlich bittendem Tone — „vertrauen Sie mir und Ihrem Orcheſter!“

„Nun denn, es ſei; wenn's aber gelingt, dann hüten Sie ſich vor der Inquiſition?“

„Warum?“

„Weil ich Sie dann als Zauberer angebe!“

„Recht!“ — rief Amadeus — „und ich räche mich alsdann?“

„Wie ſo?“

„Ihr allerliebſtes Frauchen muß dann auch mitbrennen.“

„Meine Frau?“

„Weil ich ſie ebenfalls der Zauberei anklage. Sie hat mir's mit ihren ſchwarzen Schelmenaugen angethan.“

Bondini lachte und ſagte, mit dem Finger drohend:

„Maeſtro, Maeſtro! Da Ponte hat Sie auf dem Gewiſſen; Sie ſind durch ſeine Libretto ein zweiter Don Juan geworden!“

„Nun!“ — rief Mozart luſtig — „wenn mich auch der Teufel nicht holt, ſo weiß ich doch Leute genug, die mich — wie Freund „Bonboniere“ und Genoſſen — zum Teufel wünſchen! — — Aber jetzt, lieber Bondini, — jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, denn: ich will die Ouvertüre ſogleich beginnen!“

„Gott ſei Dank!“ — rief Bondini, mit Haſt ſeinen Hut nehmend — „da laufe ich, was ich kann! Leben Sie wohl, Freund! und bis Morgen ſieben Uhr ....“

„Kommt der Copiſt!“

Und der Impreſſario eilte, um Bergeslaſten erleichtert, davon.

Mozart ſah ihm lächelnd nach, dann ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Nun will ich aber auch Wort halten, und mich an die Arbeit machen!“

Und er nahm das nöthige Notenpapier, ſetzte ſich, ergriff die Feder und wollte eben in das Tintenfaß eintauchen, als Duſcheck eintrat:

„Mozart!“ — ſagte dieſer — „ich hab' einſpannen laſſen; Stanzerl ſitzt mit meiner Frau ſchon im Wagen. Da das Herbſtwetter ſo wundervoll iſt, wollen wir ein wenig ausfahren, einerlei wohin: über den Graben, nach Bubentſch, Troja, Kaiſermühle, Sklenarzka, dem

Gräflich Bucquoi'ſchen Garten, Roſenthal, Letzten Pfennig, — wo Ihr hinwollt!"

„Letzten Pfennig!" — rief Wolfgang wie elektriſirt, indem er aufſprang und die Feder wegwarf — das iſt recht: da bin ich dabei! — Es gibt keinen ſchöneren Ort. Prächtiger Weg dorthin, Geſellſchaft in Maſſe, — die ganze feine Welt Prags — und — was man ißt und trinkt .... vortrefflich!"

Und Mozart ergriff den Hut, ſchlupfte in einen anderen Rock, zog die Halsbinde etwas feſter und ſaß zwei Minuten ſpäter mit Duſcheck und den Frauen im Wagen. — — Als man gegen Abend zurückkam, war es ſchon dunkel, wie dies Anfangs November immer zu ſein pflegt; aus dieſer Dunkelheit ſah man aber ſchon von weitem faſt alle Fenſter des Duſcheck'ſchen Hauſes hellerleuchtet hervortreten.

Mozart bemerkte es zuerſt:

„Was iſt denn zu Hauſe los?" — frug er daher erſtaunt.

„Wirſt's ſchon ſehen!" — entgegnete Duſcheck. — „Hier wird nichts verrathen."

Wolfgang war ſehr geſpannt, aber noch mehr überraſcht, als er beim Ausſteigen von vielen ſeiner beſten Bekannten und Freunden begrüßt wurde, und ein kleines Feſt vorbereitet fand. Duſcheck, der liebenswürdigſte ſeiner Verehrer, hatte es im Geheimen arrangirt: es ſollte ein Gläschen auf den glücklichen Erfolg des Don Juan getrunken werden.

Das war etwas für unſeren Freund Mozart! — Auch Bondini mit ſeinem Weibchen, ſo wie alle Mitwirkende waren zugegen, nur die Saporitti nicht, die — zum Schrecken Aller — über Kopfſchmerz klagte, und daher aus Vorſicht zu Hauſe geblieben war, damit die Aufführung morgen ja nicht geſtört werde. Lag ihr doch ſelbſt außerordentlich viel daran, und freute ſie ſich doch wie ein Kind auf ihre Rolle. Da aber die Kopfſchmerzen nur unbedeutend waren, ging man leicht und ſchnell über dieſen kleinen Unfall hinweg.

So verſtrich denn der Abend und ein guter Theil der Nacht bei einem auserleſen feinen Souper, köſtlichen Weinen und der heiterſten Laune wie im Fluge. Man ſcherzte, lachte, Mozart machte wieder Verſe und Witze und alle Köpfe glühten bereits von Wein und Punſch, als Duſcheck noch einmal die Geſellſchaft aufforderte, auf den glücklichen Erfolg „Don Juan's“ ihre Gläſer zu füllen und anzuſtoßen.

Wie das da klang — ein wahres Glockengeläute der Luſt! Bondini aber ſagte:

„Ihr habt jetzt gut auf einen glücklichen Erfolg der Oper anzuſtoßen. Wenn Ihr die Angſt und Sorgen hättet ausſtehen müſſen, die mich in den letzten Tagen und Nächten — und zwar bis heute morgen — verfolgten …“

„Wie ſo?“ — rief Duſcheck, während Mozart mit der kleinen Bondini ausgelaſſen lachte und ſcherzte, ſo daß er das Geſpräch der Uebrigen nicht hörte — „Wie ſo?“

„Wie ſo?“ — wiederholte Bondini — „Ei, das will ich Euch ſagen: bis heute Morgen hatte unſer guter Maeſtro noch keinen Strich an der Ouvertüre gemacht!“

„Was?!“ — riefen Mehrere erſtaunt. — „Aber nun iſt ſie doch fertig?“

„Gewiß!“ — ſagte der Impreſſario ruhig — „denn als ich Signore Amadeo verließ, ſetzte er ſich an die Arbeit! — Die Oper hätte ſonſt in der That nicht gegeben werden können.“

In dieſem Augenblicke wandte ſich Mozart wieder ſtrahlenden Auges der Geſellſchaft zu.

„Nun!“ — rief jetzt Bondini heiter — „und wie iſt es heute Morgen mit der Ouvertüre gegangen?“

„Mit....!“

„Der Ouvertüre?“

Mozart erblaßte; Alle fuhren auf, und ein allgemeines: „Um Gottes Willen!“ — entſchlüpfte dem weiten Kreiſe.

Amadeus zog die Uhr — — **es war gleich Mitternacht!***)

„Ja,“ — ſagte er, jetzt ſelbſt etwas bedenklich, — „da iſt freilich keine Zeit mehr zu verlieren. In zehn Minuten ſchlägt es zwölf Uhr, und um ſieben Uhr kommt der Copiſt. — Nun, — immer noch einige Stunden. — Gute Nacht, meine Herrn, gute Nacht, meine Damen, — küß' allerſeits die Hand! — Stanzerl, nimm ein Glas Punſch mit, damit ich nicht einſchlafe — — und jetzt, all' ihr guten Geiſter ſteht mir bei!“

---

*) Hiſtoriſch.

Nur damit eilte Mozart auf ſein Zimmer, wo Notenpapier und Feder noch von dem Morgen bereit lagen. Die Geſellſchaft aber trennte ſich beſtürzt; denn ohne Ouvertüre konnte ja die neue Oper ohnmöglich gegeben werden, und wie ſollte es einem Menſchen möglich ſein, jetzt — in ſolcher Stimmung — in ein paar Stunden der Nacht — — ein muſikaliſches Meiſterwerk zu ſchaffen, und nur als ſolches konnte eine Ouvertüre des „Don Juan" genügen!

Bondini wollte verzweifeln . . und nur ſein kleines Weibchen hatte Muth und Vertrauen.

Indeſſen hatte Mozart Platz genommen. Wie er aber eintauchen wollte, fiel ſein Blick auf Conſtanzens Geſicht, das tiefe Sorge ausdrückte.

„Stanzerl!" — ſagte er daher in mildem, freundlichen Tone. —

„Schatzerl! komm mal her, — will dir was in die Ohren ſagen."

„Aber Wolferl," — entgegnete die Angeredete, die wieder irgend einen Witz erwartete, bittend — „willſt nicht jetzt anfangen?"

„Komm mal her!" — wiederholte Mazart — „gib's Oehrle!"

Conſtanze that es; Wolfgang neigte ſich zu ihr, gab ihr einen Kuß auf die Wangen und flüſterte ihr dann in das Ohr:

„Brauchſt dich nicht zu ängſtigen, Herzensweible, — iſt alles ſchon fertig!"

„Wie? — wo?“ — rief Conſtanze freudeſtrahlend.

„Da!“ — rief Amadeus lachend und dupfte mit dem Finger auf die Stirne. — „Trage die ganze Ouvertüre ſchon ſeit ſechs Tagen fix und fertig im Hirnkaſten mit herum, und war nur zu faul, die langweilige, mechaniſche Arbeit des Niederſchreibens vorzunehmen. Bis der Copiſt kommt, ſteht alles auf dem Papiere — und — mein Stanzerl ſoll mit mir zufrieden ſein — — denk auch die Welt!“

„Wenn's noch alles ſo drinnen ſitzt?“ — meinte Frau Mozart.

„Ei!“ — rief Amadeus lachend, indem er zugleich zu ſchreiben anfing — „wer als Kind das Miserere von Allegri im Kopfe mit nach Hauſe trägt, ohne daß eine Note fehlt, der wird doch eine ſelbſtgeſchaffene Ouvertüre ſechs Tage bei ſich behalten können. Komm her Schatzerl, ſetz' dich zu mir, erzähle mir etwas aus „Tauſend und eine Nacht“ .... von Aladdins Wunderlampe, oder vom Aſchenbrödel, damit ich nicht einſchlafe!“

„Oder von Nureddin-Ali und Bedreddin-Haſſan?“

„Auch recht!“ — Und Conſtanze ſtellte das Glas Punſch vor ihn hin, nahm ihren Strickſtrumpf, ſetzte ſich an ſeine Seite und fing an:

„Es gab einſt in Indien einen ſehr gerechten, wohlthätigen, barmherzigen und freigebigen Sultan. Seine Tapferkeit machte ihn allen ſeinen Nachbarn furchtbar.

Er liebte die Armen und beſchützte die Waiſen, die er zu den erſten Stellen erhob. Aber auch der Veſyr des Sultans war ein kluger, verſtändiger Mann, ſcharfſinnig und in allen Künſten und Wiſſenſchaften erfahren. Dieſer Staatsbeamte hatte nun zwei Söhne; der älteſte hieß Schemseddin-Mohamed und der jüngſte Nureddin-Ali.“ ....

So ging es weiter und weiter, — drei Stunden lang. Mozart ſchrieb eifrieg; aber jetzt übermannte ihn die Schläfrigkeit und die Anſtrengung, wie das öftere Nicken und Zuſammenfahren bewies. Conſtanze klopfte ihm daher ſanft auf die Achſeln und ſagte:

„Männchen! S'will nicht recht gehen; biſt zu müde. Komm, Herz, ſchlaf' ein Stündchen; ich werde bei dir wachen und dich nach einer Stunde wieder wecken.“

Mozart fuhr über Stirne und Augen: „Ja!“ — verſetzte er dann — „es will wirklich nicht gehen. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Ich will deinem Rath folgen, Stanzerl, — aber — wecke mich ja nach Verlauf einer Stunde.“

Und er legte ſich auf das Sopha.

„Biſt doch ein gut's Weibchen!“ — ſagte er dann, küßte ſie noch einmal und entſchlief.

Conſtanze blieb an ſeiner Seite ſitzen und ſtrickte weiter. Sie dachte an die Zeit ihrer erſten Liebe, — an die Weihnachten, an welchen ſie dem theuren Freunde die hübſche Brieftaſche beſcheert; — an die fatalen Folgen, die dies Geſchenk gehabt, und an die Stunde, da dieſelbe

Brieftaſche, nach langen harten Prüfungen, doch auch wieder ihr Glück gemacht.

Und an dieſe Erinnerungen ſchloſſen ſich Bilder um Bilder und ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber. O! es zeigte viele glückliche Stunden an der Seite ihres Mannes; — aber — auch viele, viele ſorgenvolle Tage und Nächte. Doch das war ja jetzt vielleicht bald vorüber. Alle, die die neue Oper kannten, ſchwärmten ja für ſie, — nannten ſie ein Meiſterwerk, und prophezeiten ihrem Wolfgang Ruhm und Ehre, Anſtellung und reiches Einkommen.

Sie ſeufzte hoch auf, ſah mit einem liebevollen und doch wehmüthigen Blick auf den Schlummernden und liſpelte: „Ach! nur keine Nahrungsſorgen mehr!“

Und wieder verſank ſie in Träumereien, die ſich lange, ausſpannen; aber ſie waren freundlich und licht, — es waren Träume einer ſchönen Zukunft!

„Die Stunde verging, ſie ſtand auf, Wolfgang zu wecken. — — — er ſchlief ſo ſanft.

„S'wird auch noch gehen!“ — ſagte ſie leiſe für ſich hin — „wenn er ein Stündchen weiter ruht. Er iſt ein großer Mann, — ein gewaltiges Genie; — was keinem Anderen möglich wäre, bringt mein Wolferl fertig. Schlaf noch, mein Herz, ſchlaf noch ein Stündchen, dann mag die Arbeit wieder beginnen.“

Und ſie ſetzte ſich abermals nieder, ſtrickte ruhig weiter und verſank neuerdings auf lange Zeit in Träume. —

Da ſchlug die Standuhr fünf! — Das Stundenglas der Nacht war nahezu abgelaufen.

Jetzt gab es keine Gnade mehr, Conſtanze mußte ihren Gatten wecken. Er rieb ſich die Augen, ſprang auf und ſah nach der Uhr.

„Fünf!“ — ſagte er dann mit dem Finger freundlich drohend — „das war gegen die Verabredung.“

„Du ſchliefſt ſo gut!“

„Nun, es wird noch reichen!“ — verſetzte er. — „Aber jetzt, liebes Kind, geh' du zu Bett; du, treue Seele, ſiehſt ganz überwacht aus.“

Conſtanze gehorchte und Mozart ging mit friſcher Kraft an das Werk. Zwei Stunden ſpäter trat der Copiſt ein: es war ſieben Uhr und die Ouvertüre zu „Don Juan,“ — dies Meiſterwerk der Meiſterwerke — **lag vollendet vor Mozart!***)

---

*) Hiſtoriſch in allen Einzelheiten.

Verzweiflung über Verzweiflung.

Bondini hatte ſo wenig geſchlafen, als Mozart. Nicht nur ſeine Ehre als Theaterunternehmer ſtand auf dem Spiel, da ganz Prag ſchon ſeit Wochen auf dieſe erſte Aufführung des „Don Juan“ wartete, und — wie wir wiſſen — alle Plätze bereits ſeit acht Tagen vergeben und verkauft waren — — — nein! — auch Bondini's ganze Exiſtenz beruhte darauf, daß dies Stück, als ein vollkommenes Meiſterwerk, von den muſikverſtändigen Pragern anerkannt und zu einem Kaſſenſtück erhoben werde; — ein Umſtand, den eine ſchlecht ausfallende, bei nächtlicher Weile in ein paar Stunden zwiſchen Wachen und Schlafen übereilt hingeworfene Ouvertüre zu Nichte machen konnte.

Und doch war dieſer „Don Juan“ Bondini's letzter Halt. Er hatte nicht einen Heller mehr in der Kaſſe und war zum zweitenmale ſammt ſeiner ganzen Geſellſchaft verloren, wenn „Don Juan“ nicht den verſprochenen und gehofften Effect machte, und der wurde unfehlbar ſchon geſchwächt, wenn die heutige Aufführung zurückgeſetzt werden mußte.

Schon das verwichene Jahr hatte Mozarts „Figaro“ den guten Bondini aus einer ähnlichen Verlegenheit gezogen. Die enormen Einnahmen, die dem Impreſſario durch dies Stück wurden, riſſen ihn durch; ja er ſah ſich bald in den Stand geſetzt ſeine ſämmtlichen Schulden zu bezahlen und auch den Anforderungen ſeiner Geſellſchaft gerecht zu werden. Jetzt aber war eben wieder eine ſolche Ebbe in Bondini's Kaſſe eingetreten. Hatte die neue Oper keinen durchgreifenden Erfolg, ſo mußte er wieder Schulden machen und dann war ſein und der Geſellſchaft Untergang gewiß; — ſchlug ſie ein und ging zu den Sternen, dann war — da jetzt noch wenig Schulden vorlagen — Bondini ein gemachter Mann und die Zukunft ſeines Unternehmens geſichert.

War dies alles nicht Urſache genug um die Nacht vor der Aufführung ſchlaflos zuzubringen, wenn man wußte, daß die Ouvertüre noch nicht angefangen, und daß ſie — im glücklichſten Falle — von dem Orcheſter prima vista geſpielt werden müſſe?

Dem armen Bondini ging es daher, wie allen Theaterunternehmern und Theaterdirectoren in ähnlichen Fällen: ſtatt von dem mohnbekränzten Morpheus — dem ſchönen, ſanften Götterjünglinge, dem ſüßen Schlafe — in die Arme genommen zu werden, ſetzten ſich Dämonen auf ſein Bett und hielten ihn in fieberhafter Unruhe wach. Wollten dann die Augen zufallen, hörte er in jenem unſeligen Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlaf eine gotteserbärmliche Ouvertüre. Teufelchen ſpielten die Inſtrumente und Strabetzky ſchmetterte die Poſaune ſo entſetzlich falſch, daß ſich das Publikum die Ohren zuhielt und entſetzt fortlief.

Bondini fuhr empor. Gott ſei Dank! — — es war nichts — es war nur ein halbwacher Traum!

„Verflucht!“ — murmelte er, und legte ſich auf die andere Seite, ſeine Frau beneidend, die im Bette neben ihm ſanft ſchlummerte, und deren liebliches Köpfchen beim Scheine der Nachtlampe wie ein Röschen ausſah, das mitten aus dem Schnee der Kiſſen hervorlugte. Aber kaum ſanken die Augenlieder des armen Theaterunternehmers wieder ein wenig herab, war ſchon wieder eine dämoniſche Fratze da und überreichte ihm unter höhniſchen Knixen ein duftendes Briefchen.

Jeder Theaterintendant aber weiß, was ein ſolch' duftiges Briefchen kurz vor einer erſten Aufführung zu ſagen hat. Bondini perlte der Schweiß auf der Stirne. Er riß es auf: die Saporitti krank!“

„Höllenelement!“ — rief er und ſaß wieder im Bett, — „die Oper kann nicht ſein — die Saporitti krank!

„Aber um's Himmels Willen!“ — flüſterte ſeine Frau halblaut — „Bondini, — — was haſt du denn vor — — — ſchlaf doch!“

„Du haſt gut reden!“ — verſetzte der Impreſſario ärgerlich und doch auch wieder herzlich froh, daß er nur geträumt hatte.

„Du — biſt — aufgeregt — haſt zu viel — — getrunken!“ — meinte die ſchöne Schläferin und ſchnarchte leiſe weiter.

„Auch noch!“ — brummte der Gatte und legte ſich auf die andere Seite. Diesmal fielen die Augenlieder nicht zu; aber vor ſeine Gedanken traten die Rechnungen, die noch zu bezahlen waren: — die Rechnungen für die neuen Decorationen, Maſchinen, Coſtüme u. ſ. w. u. ſ. w. — — und er hatte alles ſo ſchön, fein und gut machen laſſen! Und er ſah nichts als Zahlen, lange große Zahlen vor ſeinen Augen flammen — — — auf einmal ſtand die weiße, vom Mondlicht ſchauerlich beleuchtete Reiterſtatue vor ihm, wie ſie auf dem Grabe des Commandeurs ſtand, und ſie zeigte mit ihrer Marmorhand vor ſich hin — und als Bondini der Richtung folgte, — ſah er ſeine Kaſſe vor ſich ſtehen, der Deckel aber ſprang wie durch Zauber auf — — und — — ſie war leer, — leer, — leer!

„Leer!“ — rief Bondini laut und wild, indem er abermals halb aufſprang.

„Näher?“ — frug das nette Frauchen halb im Schlafe. — „Nun, — ſo komm näher — — aber ſchrei nicht ſo!“

„Ach was!“ — meinte Bondini. — „Hab jetzt an andere Sachen zu denken.“

Aber Signora ſchlief ſchon wieder.

Und ſo ging es fort: die Glocke ſchlug zwei, — drei, — vier, — fünf Uhr — — — immer daſſelbe verzweifeltdämoniſche Spiel. Bondini hörte und ſah, wie das Stück anging — aber es konnte immer nicht fort. Bald fehlten Inſtrumente im Orcheſter, — bald wurden die Sänger und Sängerinnen im Ankleiden nicht fertig, — dann blieben die Decorationen hängen — die Verſatzſtücke ſtanden wie angemauert ......

„Corpo di Bacco!“ — rief hier Bondini und ſprang jetzt mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette. — „Muß ich mich denn zu Tode foltern laſſen? — „Lieber will ich aufſtehen!“

Und er that es und kleidete ſich an. Dabei aber kam ihm die ſieben Uhr Stunde nicht aus dem Kopfe, da in dieſer der Copiſt bei Maeſtro Mozart ſein ſollte, die Ouvertüre zu empfangen. Für dieſen glücklichen Fall waren denn auch ſchon weitere Copiſten beſtellt, damit das Ausſchreiben der verſchiedenen Orcheſterſtimmen noch vor Abend ſechs Uhr fertig werde.

Um aber ja gleich zu erfahren, wie es mit der Ouvertüre ſtehe, hatte Bondini ſchon geſtern mit dem Copiſten ausgemacht, daß er ihm früh morgens um ſieben Uhr am „Marienſchränkel“ aufpaſſen wolle. Dort mußte der Abſchreiber, wenn er von Mozart kam, um nach Hauſe zu eilen, vorüber, und ſo wurde keine Zeit verloren.

So ſchlich ſich denn Bondini ſchon nach ſechs Uhr, dicht in den Mantel gehüllt, aus dem Hauſe und eilte dem verabredeten Platze zu. Es war noch Nacht, und recht unbehaglich kalt. Den Impreſſario ſchüttelte es wie Fieber.

Es gibt wohl in der Welt und im Leben nichts Unbehaglicheres, als nach einer halb durchſchwärmten, halb durchwachten Nacht, ganz früh Morgens im November, wenn es noch dunkel iſt und dichte feucht-kalte Nebel über der Erde lagern, mit leerem Magen und verſtimmtem Gemüthe durch die Straße einer Stadt zu gehen.

Die meiſten Laternen ſind dann erloſchen; — nur hie und da flimmert noch ein im Abſcheiden begriffenes Oelflämmchen ſchwach und matt durch die Nebelhülle — bald aufzuckend, bald in ſich ſelbſt verſinkend — wie ein unſteter Geiſt, der nächtlich über Gräbern tanzt. Und ihm zur Seite fährt geſpenſteriſch der kalte Morgenhauch hin, und mahnt uns, durch leiſes Schauern in den Gliedern, daß alle übrigen Menſchen noch in ihren weichen, warmen Betten liegen; während die Dumpfheit des Kopfes, eine moraliſche Unbehaglichkeit und die Verſtimmung des Magens uns trüb und ärgerlich machen. Kommt dann aber noch irgend eine Sorge hinzu, die — wie heute bei Bondini — unſere ganze Exiſtenz bedroht, dann iſt gar Alles aus, und man trägt ſo ungefähr das Gefühl in ſich, daß man ſich und die ganze Welt vergiften könne.

In einer ſolchen Stimmung befand ſich jetzt Bondini, — der ſchon gern den Dolch gezuckt hätte, als ihm eine Bäckermagd, die das erſte Brod austrug, in aller bäckermägdlichen Unſchuld, „Guten Morgen!“ bot.

Er wollte von Niemanden geſehen, — er wollte nicht erkannt ſein.

Endlich ſchimmerte ihm die kleine Oellampe entgegen, die vor dem in Stein ausgehauenen Bilde der Mutter

Gottes brannte, wohin der Copiſt beſtellt war. Das Bild ſtand in einer Art ſteinernem Heiligenſchrein, weshalb es „Marienſchränkel“ hieß, und das Flämmchen, das Tag und Nacht brannte, bezog ſein kärgliches Oel aus der frommen Stiftung einer längſt heimgegangenen alten Jungfrau, die ſo lange auf den irdiſchen Bräutigam gewartet hatte, bis der himmliſche gekommen war, ſie heimzuführen.

Noch war es ſtill hier; — — — doch wie? — ſchlich dort nicht ein Menſch, tief in den Mantel verhüllt, im Nebel herum?

„Verflucht!“ — murmelte der Impreſſario durch die Zähne — „wenn mich Jemand um dieſe Zeit hier ſieht, was ſoll er von mir denken. Und wenn es gar meine kleine Frau erfährt......“

Aber der Andere ſchien ihn jetzt auch zu bemerken und bog in den Schatten.

Beide ſtanden in dunkelen Ecken, beobachteten ſich und froren, daß ihnen die Zähne klapperten.

Es ſchlug dreiviertel auf ſieben Uhr.

Da flüſterte es plötzlich leiſe: „Bondini?“

„Strobach?“ — entgegnete der Impreſſario verwundert, und die Freunde begrüßten ſich lachend.

Es war denn auch in der That der Capellmeiſter, dem die entſetzliche, noch nie dageweſene Geſchichte mit der Ouvertüre ebenfalls keine Ruhe gelaſſen.

„Ich ſtehe auf Kohlen!“ — ſagte Strobach lakoniſch.

„Im Gegentheil!“ — verſetzte Bondini — „mir iſt es, als ſtecke ich im Eis! Dieſe verwünſchten Nebel ſind unerträglich.“

„Was meinen Sie denn, lieber Impreſſario, werden wir die Ouvertüre haben?“

„Ich meine, ja!“ — aber wie ſie ausfällt, iſt ein ander Ding.

„Wir haben mit Mozart zu thun!“

„Der das größte jetzt lebende muſikaliſche Genie, — ein unendlich liebenswürdiger Geſellſchafter und Menſch — aber eine leichtſinnige Seele iſt.“

„Er wird ſeinen Ruf nicht in die Schanze ſchlagen.“

„Brrr!“ — machte der Impreſſario — „wenn ich heute keine Krankheit davon trage, will ich's loben. In die Schanze ſchlagen? nein! — aber ich fürchte, er traut ſich zuviel zu!“

„Stille!“ — rief jetzt Strobach — „da kommt Jemand — vielleicht iſt es der Copiſt.“

Beide traten zurück; aber die Geſtalt war viel zu breit und groß für einen alten ausgehungerten Copiſten.

„Wer da!“ — rief jetzt Bondini mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen, denn der Nebel war ſo dicht geworden, daß man keine drei Schritte weit einen Gegenſtand erkennen konnte.

„Kucharz!“ — antwortete eine Stimme, der man es anhörte, daß Wein und Punſch am Abende zuvor etwas auf ſie eingewirkt.

„Zum Teufel!“ — rief Bondini — „hat uns Alle denn der kleine Satan von Mozart um den Schlaf gebracht?"

„Mich gewiß!" ſagte Kucharz — „ich bin für das Orcheſter verantwortlich."

Es ſchlug ſieben Uhr.

„Sieben!" — riefen alle drei auf einmal.

„Jetzt noch eine Viertelſtunde."

„Und wenn ſie nun nicht fertig iſt."

„Der Copiſt muß Antwort ſchicken — ich hab' es ihm bei aller Arbeitsentziehung befohlen!" — ſagte Bondini aufgeregt. — „Er hat ſeinen Buben mit, — — der kann ſpringen."

Eine ängſtliche Pauſe entſtand, die Spannung war ſo groß, daß keiner von den Dreien ein Wort ſprach.

Der Morgen hatte unterdeſſen, trotz der dichten Nebel, ſein Recht geltend gemacht. Morgenluft witterte.......

Es wurde allmählich Tag und die Straßen fingen an, ſich nachgerade ein wenigen zu beleben. Da hörte man deutlich die herankommenden Schritte eines Laufenden.

„Er kommt!" — rief Bondini. Alle gingen dem muſikaliſchen Sendboten einige Schritte entgegen, während jeder ſein Herz klopfen hörte.

„Fertig!" — rief eine Knabenſtimme ſchon von weitem durch die Nebel — „er iſt fertig!"

„Gelobt ſei Gott!" — ſagte Kucharz.

„Aber wie?" — ſetzte Bondini hinzu.

Jetzt trat auch der Knabe aus den duftigen Schleiern des Morgens.

„Sie ſollen nur warten!“ — ſtotterte er athemlos heraus — „der Vater — — folgt mir — — auf dem Fuße, — — ſie — — iſt fertig!“

„Groß!“ — rief Strobach — „aber ich habe mir's immer gedacht.“

„Unerhört! unglaublich!“ — ſagte Kucharz.

„Der Menſch iſt ein Hexenmeiſter!“ — rief Bondini.

Eine neue Pauſe entſtand. Endlich — — endlich — kam der Copiſt. Aber Bondini, Strobach und Kucharz fielen wie Banditen über ihn her und ſechs Augen ſchauten mit durchbohrenden Blicken in das Manuſcript. Aber je mehr ſie ſchauten, deſto freundlicher wurden die Geſichter.

„Unbegreiflich! — unbegreiflich!“ — rief Einer nach dem Andern — „wer hätte das für möglich gehalten!“

Aber der Copiſt drang auf Eile, ſonſt könne die Abſchrift der Stimmen nicht mehr möglich werden, er garantire jetzt ſchon nicht mehr dafür, ſelbſt wenn ſie nicht zu Tiſche gingen.

„Die doppelten Schreibegebühren!“ — rief ihm Bondini noch nach. — „Sie erhalten Alle doppelte Schreibgebühren!“

„Gut, ſchön! Wir werden das Mögliche thun!“ — tönte es aus dem Nebel zurück und die Figur des dürren Schreibers zerlief, als ob ſie ſich in Luft auflöſe.

Die drei Männer ſtanden einen Augenblick, als müßten ſie ausſchnaufen. Sie ſahen ſich dabei freudig an — jeder fühlte, daß ihm eine Laſt vom Herzen gewälzt ſei — dann gaben ſie ſich die Hand und ſchieden mit den Worten: „Auf Wiederſehen und glückliche Ausführung!“ — —

Es ging bereits gegen Abend und halb Prag ſtrömte nach dem Opernhauſe. Noch waren die Pforten des Muſentempels nicht geöffnet, aber eine zahlloſe Maſſe von Menſchen belagerte ſie. Das Haus glich in dieſem Augenblicke einem rieſigen Bienenkorbe, an deſſen kleine Oeffnung ſich die Königin eines ſchwärmenden Haufens geſetzt hat, und um die ſich nun in dicht gedrängten Schaaren der ganze Hauſe anhängt.

Das brummte und ſchwatzte in froher Erwartung; das drängte und drückte, ſchrie und ſtieß in leidenſchaftlicher Ungeduld, daß ſchon das Anſchauen dieſes Kampfes — nur um ſeinen Platz vor den noch geſchloſſenen Thüren zu behaupten — ein unbezahlbares Schauſpiel vor dem Schauſpiele war.

Welch' ſchallendes Gelächter, wenn ein recht Vorwitziger ſich mit unſäglicher Mühe und auf Koſten der Anderen die Stufen hinaufgearbeitet hatte und nun der Ruck eines kräftigen Armes ihn wieder unſanft zurückwarf. Welch' Aufſchreien weiblicher Stimmen, wenn im Gedränge der Uebermuth zu keck wurde, oder das ungeheuere Vorwärtsſchieben ein zartes Leben mit Zerquetſchung bedrohte.

Von den vornehmeren Klaſſen der Geſellſchaft zeigte ſich freilich jetzt noch Niemand; für Parterre aber und die Gallerien galt es — ſelbſt mit dem Billet in der Taſche — einen Eroberungsſturm. Alles aber war in der größten Erwartung, in der freudigſten Spannung, denn man erzählte ſich Wunderdinge von dieſer neuen Oper des großen Wolfgang Amadeus Mozart, des hochgefeierten Lieblings der Prager. Ja die Geſchichte mit der Ouvertüre war ſogar ſchon ruchbar geworden und trieb nun die Spannung auf den höchſten Grad.

Wie aber ſah es mit Bondini aus. Schlecht, — ſehr ſchlecht! der arme Impreſſario war heute noch nicht von der Folter gekommen, die ganze Hölle ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben.

Schon um zehn Uhr des Morgens war er zu Signora Saporitti geeilt, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Es war ihr etwas beſſer, als geſtern, aber der Kopf ſchmerzte ſie doch noch ſehr, dabei hatte ſie Hitze und ſtarken Puls. Bondini wollte verzweifeln; aber die Saporitti tröſtete ihn mit der Verſicherung: ſie werde ſingen und wenn ihr der Tod an der Kehle ſitze.

Dieſe Verſicherung war nun gerade nicht ſehr tröſtlich; denn eine Prima Donna mit dem Tod an der Kehle bei der erſten Aufführung einer großen Oper, von der noch dazu das Schickſal des Unternehmers — ja der Beſtand des ganzen Theaters — abhing, blieb immer eine verzweifelt gewagte Sache.

Aber — was war zu thun? lieber ſo, als gar nicht!

Bondini ging großen Schrittes auf der noch dunklen Bühne auf und ab, auf der man eben, bei dem matten Scheine weniger Lampen, die letzten Nebendecorationen ordnete, während der Regiſſeur alle heute Abend vorkommenden Requiſiten noch einmal inſpicirte.

Bondini war bleich, noch viel bleicher als gewöhnlich und ſeine Stirne zeigte tiefe Falten. Er wartete, — gequält von allen Furien der Angſt und Sorge — auf die Rückkunft der beiden Boten, die er nach der Saporitti und den Copiſten ausgeſchickt.

Endlich kam der eine derſelben.

„Nun!“ — rief ihm Bondini mit fieberhafter Ungeduld entgegen. — „Bringen Sie die Orcheſterſtimmen, — ſind ſie fertig?“

„Behüte Gott!“

„Was? Noch nicht fertig?“

„Noch lange nicht, Herr Impreſſario! Die Leute ſchreiben, daß ihnen die Finger abgehen; aber ....“

„Nun, um des Himmels Willen — was denn aber?“

„Das Andante habe faſt lauter Sechszehntel und Zweiunddreißigſtel!“

„Gerechter Gott!“ — rief Bondini die Hände ringend — „was fange ich nur an?... Was? ... was?...“ Eben wird das Haus geöffnet und die Ouvertüre iſt noch nicht einmal fertig ausgeſchrieben, — geſchweige denn durchgeſehen oder probirt!“

Und er ging, die Hände ringend, mit fürchterlichen Schritten auf und ab, ſeine Blicke aber funkelten ſo desparat, daß der Choriſt, der die Unheilsbotſchaft gebracht, ſcheu zurücktrat.

„Iſt der Capellmeiſter noch nicht da?“ — rief Bondini jetzt.

„O ja, Herr Impreſſario!“

„So holen Sie mir ihn her!"

„Sogleich!"

Der Choriſt, der froh war, daß er aus der Nähe des zürnenden Oberhauptes kam, eilte ſo ſchnell davon als er konnte. Strobach dagegen erſchien ſofort.

„Strobach! Lieber Capellmeiſter!" — rief ihm Bondini mit zitternder Stimme entgegen, — „wiſſen Sie, daß ...."

„Weiß ſchon!" — ſagte dieſer — „nur Geduld, wir haben noch eine Stunde Zeit."

„Eine Stunde, Corpo di Bacco! — und wenn dieſe um iſt, und die Noten ſind noch nicht da?"

„Laſſen wir das Haus noch eine halbe Stunde weiter warten."

„Und wenn auch dann die Schlingel von Copiſten noch nicht fertig ſind?"

„Nehmen wir die Ouvertüre zu Idomeneo!"

„Und blamiren uns und Mozart und verhunzen die ganze Oper! — O, all ihr Heiligen, ich bin ein geſchlagener Mann!" — und er fuhr ſich verzweiflungsvoll in ſein grauſes ſchwarzes Haar.

In demſelben Augenblicke trat der zweite Bote athemlos, bleich und zitternd auf die Bühne.

Bondini ſtürzte ihm wie ein Tiger entgegen, faßte ihn an beiden Schultern, ſchüttelte ihn, und rief ſo furchtbar „Nun, wie iſt's mit der Saporitti!" — daß der Mann vor Schrecken an Armen und Beinen zitterte und die Sprache auf Minuten verlor.

„So rede doch, Unglücklicher!“ — donnerte der Impreſſario noch einmal.

„Sprecht!“ — ſagte Strobach begütigend.

„Nein!“ — ſtotterte dieſer.

„Nein!?“ — „Nein?!“ — wiederholten Bondini und Strobach entſetzt.

„Sie war ſchon bereit in den Wagen zu ſteigen“ — fuhr der Bote fort, — „als ſie ihrem Kammermädchen bewußtlos in die Arme ſank....“.

„Bewußtlos?“

„Ja, und ſo liegt ſie noch da!“

Aber in dieſem Augenblicke verließen auch Bondini die Kräfte, er ſchwankte und Strobach mußte ihn zu einem Seſſel führen.

„Waſſer!“ — rief er dann, dem jetzt von allen Seiten beſtürzt herbeieilenden Theaterperſonale zu — „und Ruhe — keinen Lärm, damit das Publikum nichts hört.“

Auch Bondini's kleine allerliebſte Frau kam jetzt herbeigeeilt. Sie hatte in der Garderobe erfahren, was geſchehen ſei und war daher mitten in der Toilette davon geſprungen. Poſſierlich genug ſah ſie freilich aus, da ſie von unten ſchon Zerlinchen war, oben aber — über die Achſeln — in der Eile nur einen Shwal geworfen hatte. Auch Andere hatten erſt halbe Toilette gemacht und gaben höchſt drollige Erſcheinungen ab, von welchen manch kühnes Auge ſeinen Vortheil zog.

„Aber Bondini! — lieber Bondini!“ — ſagte jetzt das Weibchen, — „komm doch zu Dir!“

„Ja!“ — verſetzte dieſer in Grabeston — „um verrückt zu werden!“

„Nicht doch . . . . .“

„Ruhe, lieber Freund!“ — ſagte der Capellmeiſter — „laſſen Sie uns ſehen, was zu machen iſt.“

„Zu machen?!“ — rief Bondini in der höchſten Verzweiflung — „da uns nun auch Donna Anna fehlt? O!“ — ſetzte er mit Hohn dazu — „das Klügſte iſt, wir hängen uns hier Alle auf.“

„Nein! Männchen!“ — rief ſeine Frau ſchmeichelnd — „das hat doch noch Zeit.“

„Aber wir können ja das Stück nicht geben!“

„Warum denn nicht?“ — frug in dieſem Augenblicke eine klangvolle weibliche Stimme in reinem Italieniſch.

Alle ſchauten um, und ſahen zu ihrem Staunen eine ſchwarz gekleidete, wunderſchöne Dame von hohem ſtolzem Wuchſe vor ſich ſtehen. In ihren herrlichen Zügen lag etwas wunderbar Kühnes, — ja ein gewiſſes Triumphiren. Ihre großen dunklen Augen flammten in ſeltener Gluth; das weit ausgeſchnittene Kleid und die bloßen Arme verriethen die üppigſten, die herrlichſten Formen; es gab, der äußeren Erſcheinung nach, keine paſſendere Donna Anna.

Das Erſtaunen war ſo allgemein, daß in dem erſten Augenblicke Niemand Worte fand, die Frage der Signora zu beantworten. Endlich ſtotterte Bondini kleinlaut:

„Haben Sie vielleicht eine Donna Anna für uns in der Taſche?“

„In der Taſche nicht,“ — ſagte die Dame ſtolz lächelnd — „aber ich kann Ihnen doch eine Donna Anna ſchaffen!“

„Und die wäre?“

„Ich ſelbſt bin es.“

„Unmöglich! Woher ſollten Sie im Beſitz der Rolle ſein, die heute zum erſtenmale gegeben wird?“

„Fragen Sie nicht, Signore Impreſſario, die Zeit iſt koſtbar. Ich höre das Publikum ſchon unruhig werden. Laſſen Sie es ſich genügen, daß ich der Rolle mächtig bin. Wie Sie ſehen iſt meine Figur faſt dieſelbe, wie jene der Saporitti, es hat alſo auch mit der Garderobe keine Schwierigkeiten — ihre Kleider werden mir paſſen....“

„Aber ich kann unmöglich.....“

„Wollen Sie als Bürgſchaft meinen Namen wiſſen?“

„In der That, Sie würden mich verbinden und beruhigen, Signora.“

„Gut!“ — ſagte dieſe — „aber niemand Anderes darf ihn erfahren und auch Maeſtro Mozart nicht wiſſen, daß ich die Rolle der Donna Anna übernommen habe. — Und ſie bückte ſich zu Bondini, der noch wie gelähmt im Seſſel ſaß, und liſpelte ihm den Namen „Mandini!“ — in das Ohr.

Aber kaum hatte dieſer Klang die Gehörsnerven des unglücklichen Impreſſario berührt, als er freudeſtrahlend aufſprang.

„Und Sie ſind mit der Rolle vertraut?“

„Ich bin es!“

„Nun!“ — rief Bondini außer ſich vor Freude —

„dann ſind wir gerettet! Der Name bürgt für alles. Unbegreiflich iſt mir zwar . . . . .“

Jetzt aber zupfte ihn ſeine kleine Frau am Rocke und flüſterte ihm zu:

„Denk an das Jagdſchlößchen!“

Da ging es Bondini wie eine Sonne auf. — „Sie ſind mein und des Maeſtro's rettender Engel!“ — rief er entzückt. — „Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an!“ — Und, ſich zu dem Perſonale wendend, rief er: „Jetzt luſtig, luſtig in die Garderobe! Es geht! es geht! — Der „Don Juan“ wird doch gegeben. Aber Jedes ſpute ſich nun, denn es iſt viel Zeit verloren worden.“

Und er bot Signora Mandini den Arm und führte ſie, ſchwindelnd vor Entzücken, ſelbſt nach der Garderobe. Der gute Bondini wußte vor Freude nicht, wo ihm der Kopf ſtand; — er hatte für den Augenblick die Ouvertüre ganz vergeſſen; aber freilich auch nur den Augenblick. Als er von der Damengarderobe zurückkam, ging der Jammer von Neuem an.

Bote auf Bote wurde fortgeſchickt, — Bote auf Bote kam mit der Hiobspoſt zurück: „Noch nicht fertig!“

Es ſchlug halb ſechs — — die Orcheſterſtimmen waren noch nicht da!

Es ſchlug ſechs Uhr — — — man wartete vergebens.

Bondini ſah aus, daß er ſelbſt recht gut den Geiſt des Commandeurs hätte geben können; aber die furchtbare anhaltende Spannung ſeit geſtern früh, und die unſägliche Angſt, die er heute ausgeſtanden, hatten ſeine Kräfte erſchöpft und ſeinem Geiſte alle Elaſticität geraubt. Mehr todt als lebendig in ſeinem Seſſel ſitzend, winkte er jetzt Mozart, der eben ſeelenvergnügt von einer Spazierfahrt zurückkam, und ſich unendlich freute, daß er gerade noch um ſechs Uhr eingetroffen ſei, da er die Oper dirigiren ſollte.

„Mozart!“ — ſtöhnte Bondini.

Aber Mozart blieb vor ihm ſtehen und rief, verwundert die Hände zuſammenſchlagend:

„Bei allen Heiligen, Bondini, was iſt Ihnen?“

„Wie viel Uhr iſt's?“ — ſtöhnte dieſer.

„Punkt ſechs!“

„Alſo die Stunde zum Beginn der Oper.“

„Ja wohl! und hören Sie nur, wie das Publikum ſchon unruhig iſt. Sie können's gar nicht erwarten. Bondini'chen, mein lieber Bondini — ich freue mich wie ein König auf die Aufführung! — Aber was haben Sie denn .... ſind Sie krank .... iſt etwas geſchehen?“

„Nein!“ — ſtöhnte Bondini zum drittenmale — „es iſt nichts geſchehen und das iſt gerade das Entſetzliche!“

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„Nun denn .... die Orcheſterſtimmen der Ouvertüre ſind noch nicht fertig abgeſchrieben!“

„Donnerwetter!“ — rief jetzt Mozart — „das begreife ich nicht!“

„Ich ſehr gut!“ — ſagte Bondini vorwurfsvoll — — aber in demſelben Augenblicke entſtand ein doppeltes

Geräuſch — im Publikum wurden Zeichen der Ungeduld laut, und aus dem Verſammlungszimmer des Orcheſters hörte man Freudenrufe. Capellmeiſter Strobach aber ſprang die kleine Treppe herauf und ſchrie:

„Sie iſt da! ſie iſt da!“

„Wer?“ — riefen Mozart und Bondini.

„Die Ouvertüre!“ — antwortete dieſer.

„Gott ſei Dank!“ — rief Mozart und eilte hinab, während Bondini beide Hände auf ſein Herz drückte, das vor freudigem Schrecken zu zerſpringen drohte.

In der That brachte man eben die Stimmen faſt noch naß und voll Streuſand.*) Mozart aber wandte ſich zu den Orcheſter-Mitgliedern und rief:

„Meine Herren!“

„Sie müſſen heute die Ouvertüre zum „Don Juan“ prima vista ſpielen. Es war keine Probe mehr möglich; da ich aber weiß, daß ich nur tüchtige Künſtler vor mir habe, mit welchen ich dies wagen kann, ſo mag es in Gottes Namen geſchehen. Angefangen, friſch zu!“ Und „Friſch zu!“ riefen Alle begeiſtert — „unſer Mozart lebe!“ und oben und unten ertönten die Schellen und die Künſtler eilten freudeſtrahlend in das Orcheſter und auf die Bühne.

Als wenige Minuten ſpäter Mozart an ſeinen Dirigentenplatz trat, ward er von einem donnernden: „Bravo!“ „Bravo!“ des bis zum Erſticken überfüllten Hauſes empfangen; er verneigte ſich tief, Seligkeit durchzitterte ſein Herz — in ſeinen Augen glänzten Thränen der Freude.

---

*) Hiſtoriſch: Niſſen: Seite 512. Oulibicheff: I. S. 226.

Aber jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, der Tactſtock fiel, und — wie Donner- und Poſaunenruf des jüngſten Gerichtes — ertönten die erſten Accorde des ſchauerlichen Andante.

„Ha! wie der in zwei gleiche Hälften getheilte Rythmus erzittert in Stößen auf der geheimnißvollen Modulation, die er führt. Halbe Noten, welche in grauenvollen Octaven nachhallen, tauchen von allen Seiten auf, gleich den Geſichtern von Geſpenſtern, welche einen langen und matten Blick auf die entſetzten Zuhörer werfen, und dann, anderen Geſtalten Platz machend, verſchwinden. Hört Ihr, wie die unterirdiſchen Donner rollen? Wie die Stimmen der zertretenen Opfer wimmern? Wie das Phantom antwortet und ſich ein ſchwarzer, rieſiger Arm aus der Erde herausſtreckt, den Sünder zu ergreifen?“

„Horcht! horcht! wie die Blechinſtrumente den Todeskampf in dem entſcheidenden vermehrten Sextenaccorde vollenden und das Tremolo der Violinen die letzten Zuckungen andeutet.“

Ein kalter Schauer überläuft die vielen Hunderte von Lauſchenden; — Begeiſterung beſeelt und durchglüht das Orcheſter!

Und wie führt nun das Allegro die Hörer in das Leben Don Juan's ein!

„Wie bezeichnet das Dis der Violinen, gegenüber dem D des Baſſes, die feindliche Stellung Giovanni's gegen das Menſchengeſchlecht. Der reißende Wolf kommt heimlich herbeigeſchlichen; mit einem Satze hat er das Lamm ergriffen und die Trompeten begrüßen das glücklich vollführte Verbrechen mit ihren hölliſch-triumphirenden Fanfaren. Aber die Nachricht von dem geraubten Lamme kommt in Umlauf und verbreitet ſich immer mehr; — man ſchlägt Lärmen; — man verſammelt ſich, um den Wolf zu vernichten — — und nun hebt eine Reihe von jenen zauberhaften Blendwerken an, welche aus dieſer Ouvertüre ein Werk ſo einzig in ſeiner Art machen, wie die Oper ſelbſt."*)

Als die Ouvertüre in die Introduction überging, wollte der Beifallsſturm nicht enden. Das Haus erbebte vor Bravorufen, die **Mozart** und dem Orcheſter galten, da beide Wunder gethan; denn Jedermann im Theater wußte jetzt, wie dieſe Ouverture entſtanden und daß ſie ſo eben prima vista geſpielt worden ſei!

Mozart ſtrahlte vor Seligkeit und ein verklärtes Lächeln lag in ſeinen Zügen, als er ſich jetzt — immer weiter dirigirend — während der Introduction zu dem ihm gegenüberſtehenden Strobach wandte und leiſe ſagte:

„Hab' ich nun nicht recht gehabt, mit der Ouvertüre?"

„Vollkommen! — Mir fehlen vor Staunen die Worte!"

„Es ſind zwar ein paar Noten unter die Pulte

---

*) „Il Dissoluto Punito osia il Don Giovanni." **Oulibicheff** III. S. 129 und 134. Die Ouvertüre.

gefallen, aber im Ganzen ging es vortrefflich!“*)

Der Vorhang rauſchte in die Höhe, die Vorſtellung begann.

Leporello ſang ſein: „Notte e giorno fatticar“ (Keine Ruh' bei Tag und Nacht! ꝛc.) prächtig. Es war ein Leporello, wie er ſein muß. Lauter Beifall krönte ſeine Leiſtung, da ....

Aber in dieſem Augenblick hätte die ganze Oper umwerfen können — — Mozart ſtarrte wie verwirrt nach der Bühne — — der Tactſtock entglitt faſt ſeiner Hand — unmöglich! — unbegreiflich! — iſt das Zauberei? . . . **Giuditta Mandini als Donna Anna?!**

Ja, bei allen Göttern! Das war ſie, das himmliſche Weſen! Durch das ganze Theater lief eine mächtige Bewegung.

„Wer iſt das?“ —

„Wer iſt dies wundervolle Weib?“

„Gott, welche Stimme!“

„Wie geht das zu?“

Aber raſch verſtummten Alle, denn ſolche Töne hatte man noch nicht gehört.

Auch Mozart hatte ſich jetzt — durch Strobach's Zuflüſterung belehrt, — ſchnell gefaßt. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: Sie hat den heutigen Abend gerettet! und eine dankbare Begeiſterung für dieſe kühne That erfüllte ihn, und ſteigerte ſeine ohnehin große Erregung auf das Höchſte.

---

*) Mozart's eigne Worte.

Aber — o mein Himmel! — wie bewunderungswürdig ſchön, wie entzückend waren und ſangen auch dieſe Beiden: Don Juan, von dem herrlichen Baſſi dargeſtellt, und Donna Anna. Wie ſie ſich jetzt, — halb angekleidet, im weißen tief ausgeſchnittenen Nachtgewande mit den offenen weiten Aermeln, die ſchwarzen, dichten Haare aufgelöſt, convulſiviſch an den Verräther klammert; — wie ſie, die göttlichſten Formen dem Auge darbietend, Alles — Alles entzückt und hinreißt; bis der Silberton ihrer gewaltigen wundervollen Stimme, die Pracht ihrer Schule, die Begeiſterung des Publikums bis zur Extaſe treibt.

Und dieſe Energie des Schmerzes, dieſe feurigen Worte, die in Thränen erſticken! Dieſe ſtets ſich mehrende Bangigkeit, welche jeden Augenblick ſich an den äußerſten Grenzen des Leidens brechen zu müſſen ſcheint, und den Augenblick nachher uns noch ärgere Qualen aufdeckt!

Wer war hier größer, der Maeſtro oder die Prima Donna? — Sie rangen wahrlich beide hier um eine unverwelkliche Palme!

Und als ob ein Zauber das ganze Perſonal erfaſſe und mit in den Kreis einer nie geſehenen Begeiſterung ziehe, ſo überboten ſich jetzt Alle. Es war eine Vorſtellung, wie ſie die Welt nie wieder ſieht.

Und Nummer auf Nummer ſteigerte ſich der Beifall, der bei dem Finale des erſten Actes und bei dem Schluſſe der Oper bis zu einem raſenden Sturme anwuchs. Alle wurden gerufen, der Meiſter zahlloſemale; — ja das Publikum wollte das Haus gar nicht verlaſſen, und ſelbſt die Orcheſtermitglieder, — Kapellmeiſter Strobach und Director Kucharz an der Spitze, waren ſo entzückt von dieſer herrlichen Muſik, daß ſie gerne ſammt und ſonders die Oper von vornen angefangen hätten.

Bondini ſchwamm in Seligkeit und hätte in ſeinen Armen Mozart faſt erdrückt.

„Beim heiligen Nepomuck!“ — rief er dabei — „den Abend vergeß' ich nie, und wenn ich tauſend Jahre alt werden ſollte; — aber auch den Tag und die Nacht nicht, die ihm vorausgingen.“

„Und wo iſt unſere Retterin?“ — rief jetzt Mozart. — — — Aber die Mandini war ſpurlos verſchwunden! — — — — — —

Don Juan war und blieb der Schlüſſel mit dem ſich Mozart den Tempel des Ruhmes für ewige Zeiten erſchloſſen hatte; — ſein Aufenthalt in Prag aber bildete den Glanzpunkt ſeines Lebens. Es war für ihn: **hoch am Tage!**

Ende des fünften Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VI.

Abend und Nacht.

Mozart.

Ein Künstlerleben.

Cultur-hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

Sechster Band

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

VI. Abend und Nacht.

Seite

Ein Original 1
So war er 30
Die letzte Hoffnung 43
Es will Abend werden 56
Die Zauberflöte 75
Die Schatten des Todes 89
„Es war ein herzig's Veilchen“ 101
Der räthſelhafte Bote 126
Zum zweiten und drittenmal 149
Hm, hm, hm! 168
La Clemenza di Tito 177
Die Aufführung 192
Es will Abend werden 220
Das Requiem 232
Der Engel des Todes 251
„Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!“ 265
Einen Tag nachher 274
Die Verklärung 288

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ein Original.

Wenn ſich in der Atmoſphäre die Ausdünſtungen der Erde, des Meeres, der Flüſſe und Sümpfe gehäuft haben, verdicken ſich dieſelben zu giftigen Nebeln oder zu finſteren Wolken und verhüllen dem Auge des Menſchen die freundliche Sonne. Wenn aber bei ſommerlicher Schwüle die Ausdünſtungen wachſen, ſo daß das elektriſche Gleichgewicht unter den Wolken ſelbſt, oder zwiſchen Wolken und Erde geſtört wird, dann ziehen am fernen Horizonte unheilſchwangere Gewitter auf, bereit, ſich unter Blitz und Donner wüthend zu entladen.

Athemlos, ſchweigend und bang ruht dann die ganze Natur. Kein Lüftchen regt ſich weit und breit, kein Blatt bewegt ſich, und Menſchen und Thiere ruhen erſchöpft und ihr innerſtes Mark durchrieſelt Angſt und Beklommenheit.

Am fernen Rand der Berge aber zucken matte Blitze. Und immer näher und immer tiefer zieht die Wolkennacht und dumpfes Donnern tönt aus ihrem Schooße.

Da, plötzlich, ſchallen Schmerzensſchreie durch die Stille; es iſt der Ruf der Sturmvögel, die raſchen Fluges die dicke Luft durchſchneiden, verkündend den Orkan, der eilends naht. Und krachend öffnet ſich des Himmels Pforte und heulend bricht der Sturm herein; ihm eilt auf ſchwarzen Adlerſchwingen das Gewitter nach; die Wolken thun ſich auf; in Fluthen ſtürzt der Regen nieder; der Donner kracht, in Feuer ſteht der Himmel und wüthend toben die losgelaſſ'nen Elemente: Vernichtung, Tod und Verderben tragend über Wald und Flur. Doch — — matter wird der Regen, leiſer rollt der Donner, der Blitze Feuerſtröme ſie ebben nach und nach, und von dem Sturm, der ſie gebracht, verſcheucht, flieht wie ein wildes Heer die ſchwarze Wolkenkaravane.

Und freudig athmet wieder auf, gelabt, geſtärket und gekräftigt, die weite Welt. Alles iſt wie neugeboren, die Wälder rauſchen in verjüngter Kraft; die Blumen heben freudig ihre Häupter; die Vögel ſingen laute Jubellieder; der Menſch ſchlürft gierig die erfriſchte reine Luft, und auf ſie Alle blickt die Sonne nieder in ihrer göttlich ungetrübten, ſegensvollen Klarheit!

Das iſt das Bild der furchtbaren Erſcheinung, die mit dem Neigen des achtzehnten Jahrhunderts die Welt erſchütterte: das politiſche Gewitter der franzöſiſchen Revolution fing an, ſich zu entladen. Eben — es war gegen

Ende des Juni 1791 — rollte ein furchtbarer Donnerſchlag über die Welt und fand auch in Wien ſeinen Wiederhall: die Nachricht von der mißglückten Flucht König Ludwigs XVI. von Frankreich, ſeiner Entdeckung zu Varennes durch Poſtmeiſter Drouet — und ſeine und ſeiner Familie Rückführung nach Paris durch die triumphirenden Nationalgarden.

Man erbebte in Oeſterreichs Hauptſtadt — namentlich auch für die unglückliche Königin Maria Antoinette, die liebliche Tochter Maria Thereſias, die geliebte Schweſter des Kaiſers — aber man fühlte inſtinktiv, daß noch mehr auf dem Spiel ſtehe, als dies verehrte Haupt.

Die franzöſiſche Revolution war eigentlich — vielleicht ihr ſelbſt unbewußt — eine politiſche Fortſetzung jenes religiöſen Kampfes im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts um religiöſe und kirchliche Freiheit. Denn wenn es dort jenen heiligſten Gütern der Menſchheit galt, und die mittelalterliche Feſſel der Hierarchie gelöſt werden ſollte, ſo galt es hier der bürgerlichen und politiſchen Freiheit und der Emancipation des dritten Standes aus den Feſſeln des Lehensweſens. Leider aber waren die Bande des Feudalſyſtems in Frankreich ſo alt, ſo mannichfaltig und ſo ſtreng angezogen, daß ein Löſen derſelben zugleich eine Auflöſung des ganzen Staates herbeiführte, als ſie von zu ſtürmiſcher Hand, und ohne das Beſſere, das an ſeine Stelle treten ſollte, vorbereitet zu finden — verſucht wurde. Und von wem wurde dies verſucht? von einer reizbar-leidenſchaftlichen Verſammlung, mitten unter einem unbändigen Pöbel und unter der Aufwieglung einer wahrhaft catilinariſchen Rotte. Und zu welcher Zeit wurde es verſucht? in einer Zeit, in welcher neue, noch unverdaute Theorien von Volksſouveränität und Menſchenrechten ſich der Köpfe, und Haß, ſelbſt Verachtung gegen die Regierung, der Herzen bemächtigt hatte. Aber leider war das nicht genug; es kam auch noch dazu, daß ein zwar weniger ſchuldiger aber ſchwacher Monarch und klägliche, oft nach dem Zufall gewählte Miniſter rath- und thatlos dem Sturme ſich nicht mehr entgegen zu werfen vermochten; während eine ſchreckliche Zerrüttung in den Finanzen das Uebel täglich mehrte, und einen Staatsbankerott — und damit eine Vernichtung alles Credits und eines großen Theiles des Privateigenthums — herbeizuführen drohte.

Es ſah in der That damals troſtlos aus! Mit allen Steuern und Abgaben ſchöpfte man nur in das Faß der Danaiden! Die Parlamente, die letzten Vertheidiger des Volkes, waren dabei ſuspendirt, und am 1. Mai 1789 die allgemeinen Stände des Reiches berufen worden. Aber die Nacht vom 4. bis 5. Auguſt hatte mit dem Lehenſyſteme auch die Vorzüge des Adels und der Geiſtlichkeit, alſo Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit des Adels, Frohndienſte, Zehnten, Zünfte und Gilden aufgehoben, die Güter der Geiſtlichkeit für Eigenthum der Nation erklärt und bald nachher dem Volke die höchſte geſetzgebende Gewalt zugeſprochen. Es war dies ein furchtbarer Donnerſchlag, der über den Häuptern der privilegirten Klaſſen dahin rollte. Indeß die gewaltigen Schläge häuften ſich noch mehr und erſchütterten jetzt ſchon ganz Europa.

Die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Departements warf alle bisherigen Vorrechte der einzelnen Stände und Provinzen über den Haufen, unterwarf die Beſitzungen der deutſchen Reichsſtände im Elſaß, beſonders der drei geiſtlichen Churfürſten, der Herzöge von Würtemberg und Zweibrücken, Heſſen-Darmſtadt, Baden, der Biſchöfe von Trier, Worms, Speyer, Baſel, ſoweit ſie vom franzöſiſchen Gebiete umſchloſſen waren, gleichem Schickſal und bot für die verlorenen Hoheits- und Lehensrechte nur eine Entſchädigung in National-Domänen an.

Natürlich hallte nun ganz Deutſchland von den Klagen der betreffenden Fürſten wieder, und hierin miſchte ſich bald der vielſtimmige Ruf der franzöſiſchen Emigranten um Hülfe und Rache.

So war die Lage der Dinge, als Kaiſer Joſeph II. — 1790 — die Augen ſchloß, zerfallen mit mehreren ſeiner Länder, ſowie mit Adel und Geiſtlichkeit; verwickelt in einen ſchweren Krieg mit der Pforte und in ſeinem großen, edlen Herzen bekümmert über das Schickſal ſeiner Völker und ſeiner unglücklichen Schweſter Maria Antoinette.

Sein Bruder und Nachfolger Leopold hatte bereits ſeit 25 Jahren Toskana mit Mäßigung, Gerechtigkeit und Friedensliebe regiert; jetzt fand er einen weit ſtürmiſcheren Schauplatz; — einen Theil ſeiner ererbten Länder ſehr unzufrieden, wie Oeſterreich und Galizien, oder im Aufſtand, wie Ungarn und Belgien, wo man ſein Nachfolgerecht gar nicht anerkennen wollte. Er fand einen Krieg gegen die Pforte vor, der dadurch noch viel bedenklicher wurde, daß er im glücklichſten Falle nur Rußland vergrößern, im unglücklichen Falle ihm Ungarn und Siebenbürgen koſten konnte und jedenfalls, fortgeſetzt, ihn in einen Krieg mit England, Holland und Preußen verwickeln mußte. Schon ſtanden auch in der That die Preußen bewaffnet an der Gränze, als es den 27. Juli 1790 zu Reichenbach in Böhmen zu einem Vertrage mit Preußen kam, dem zufolge der — einſtimmig am 30. September 1790 auch zum deutſchen Kaiſer gewählte — Leopold II. mit der Pforte erſt Waffenſtillſtand, dann — mit dem Jahre 1791 — Friede ſchloß.*)

Aber nun drohten — wie ſchon erwähnt — wieder von Frankreich her neue Stürme, und die heute mittelſt Courier eingetroffene Nachricht: von der mißglückten Flucht und der Zurückführung Ludwigs XVI. und ſeiner Familie war ganz geeignet, einen paniſchen Schrecken in Wien zu verbreiten.

In der That hörte man denn auch aller Orten von dieſer Angelegenheit ſprechen, und auf den Straßen, vor den Thüren der Häuſer, in den Caffés, Schenkſtuben und Wirthshäuſern bildeten ſich Gruppen, die ſich angelegentlichſt über das unſelige Ereigniß unterhielten und die Politik des Tages und die großen Fragen der Zukunft mit Eifer behandelten.

Aber dieſe Aufregung dauerte doch nur kurze Zeit. Die guten lebensluſtigen Wiener liebten ſolche Gemüthserſchütterungen nicht, da ſie dadurch aus ihrer Behaglichkeit aufgerüttelt, in ihrem gewohnten Genuſſe geſtört und noch dazu zu einem läſtigen Nachdenken über Zeitverhältniſſe und Zukunft gezwungen wurden.

---

*) Böttiger: Geſchichte des deutſchen Volkes.

Auch zwei elegante Reiter — die den herrlichen Mittag benutzt hatten, einen Spazierritt durch den Prater zu machen — unterhielten ſich ſchon ſeit einer halben Stunde über die große Neuigkeit des Tages. „Ja!“ — ſagte jetzt der eine, ein Mann in den Vierzigen, von jovialem, lebensfriſchem Ausſehen, ſeinem prächtigen Rappen den Hals klopfend, — „die Dinge ſtehen allerdings ſchlimm. Mich dauert die arme Königin; aber ich hoffe immer noch....“

„Hoffen?“ — entgegnete der Andere, der bedeutend jünger war und auf den erſten Blick den Ariſtokraten von Rang verrieth. — „Ich denke von „Hoffen“ wird doch jetzt wohl nicht mehr die Rede ſein. Es iſt, bei Gott, Zeit, daß die deutſchen Fürſten Ernſt machen, und dieſe vorlaute Rotte von Advokaten und Schreiern zur Ruhe bringen. Nach dem Vorgefallenen kann der Kaiſer nicht mehr ſchweigen, ſeine eigene Ehre iſt in der Ehre ſeiner Schweſter verletzt, ſein eigener Thron in dem Throne Frankreichs bedroht.“

„Schauens Durchlaucht,“ — ſagte der ältere der beiden Reiter in dem gemüthlichen Tone eines guten Wieners — „das glaub' ich nun wieder gar nicht. Hier giebt's ſo keine Rappelköpfe, wie da drüben in Frankreich. O nein, — nein, — nein! Die Oeſterreicher ſind froh, daß ſie endlich wieder Friedeh haben und hängen zu ſehr an den guten alten Einrichtungen, als daß ſie die Welt mit neuen Ideen ſtürmen ſollten. Wir haben's ja bei dem Joſeph geſehen — — war alles gut, was er wollte, — es ging aber doch nicht durch!"

Fürſt Lichnowsky, an den dieſe Worte gerichtet waren, ſtrich ſich den kleinen hübſchen Schnurrbart, ließ ſeinen Fuchs ein wenig courbettiren und ſagte dann:

„Lieber Schikaneder, nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich wette bei allen Heiligen: Sie denken wieder an ihre böhmiſchen Faſanen in Sauerkraut und gebratenen Auſtern, und da iſt Ihnen der Gedanke furchtbar, ... geſtört zu werden. Oeſterreich iſt aber nicht die Welt, und der moraliſche Einfluß, den Frankreich auf ganz Europa übt, iſt anerkannt. Andererſeits ſind dieſe verfluchten Ideen von Volksſouveränität und Menſchenrechten ſo anſteckend wie das gelbe Fieber. Hier werden ſie freilich ſo leicht keine Wurzeln ſchlagen; aber am Rhein ſteht es anders. Ich weiß aus guter Quelle wie ſehr man in vielen Gegenden dort mit den Bewegungen in Frankreich ſympathiſirt. Ueberall ſprudeln ſchon die Bächlein eines tollen Freiheitsſchwindels hervor; vereinigen ſie ſich, ſo können ſie zu einem mächtigen Strome werden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit ſich fortreißt, was ſich ſeinem Laufe widerſetzen will."

„Ach!" — entgegnete Schikaneder achſelzuckend — „Ideen! Schwindel der Franzoſen ....! Unſer gutes deutſches Volk ſchwingt ſich ſo leicht nicht zu ihnen auf. So lange es zu eſſen und zu trinken hat, Muſik, Tanz, Theater, Paraden, Schauſpiele und dergleichen Dinge, wird es ruhig bleiben. Daher iſt es diplomatiſch, vor allem Anderen hiefür zu ſorgen.“

Lichnowsky ſah ſeinen Begleiter mit einem ironiſchen Lächeln an. — „Sie ſind doch ein fürchterlich materieller Menſch!“ — ſagte er dann. — „Ich glaube Sie könnten auch ihr Erſtgeburtrecht — wenn Sie eines zu verſchenken hätten — für ein Linſengericht hingeben.“

„Nein!“ — rief hier der Director des Leopoldſtädter Theaters mit komiſchem Ernſte, indem er die Hand mit der Reitpeitſche wie zum Schwure emporſtreckte. — „Bei Gott, für ein Linſengericht nicht!“ — und er ſchüttelte ſich ordentlich bei dem Gedanken: ein ſo gemeines Gericht eſſen zu müſſen.

Der Fürſt hatte nicht Acht darauf, ſeine Gedanken waren noch bei den Bewegungen des Tages, die ihn — als guten Ariſtokraten — freilich mehr bedrohten als ſeinen Begleiter.

„Die Ideen von Religion und Vaterland ſind zu tief in unſere moraliſche Natur verflochten,“ — ſagte er jetzt — „als daß ſie blos Gegenſtand der Vernunft bleiben, nicht auch Sache des Gefühls werden ſollten. Je dunkler ſie aber bleiben, deſto ſtärker iſt ihre Kraft; und ſo ſind ſie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektriſiren vermögen, und — wie ich fürchte — ihm wohl auch eine Wirkſamkeit geben können, die leicht den Charakter des Enthuſiasmus, ja ſelbſt des Fanatismus annimmt.“

„O, Sie Schwarzſeher!“ — rief hier Schikaneder — „propheʒeien Sie doch lieber gleich den Untergang der Welt. Man ſieht, daß Sie kein Wiener ſind, — nicht einmal ein eingebürgerter, wie ich. Pfuſchen Sie doch unſerem Herrgott nicht in das Handwerk, der wird die Dinge ſchon lenken, wie's gut iſt. Nehmen Sie's Leben, wie es iſt. Wenn ich mich über ſo manches grämen wollte, wo ſollte ich da hinkommen!“ — Und er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte er ſchwere Sorgen verſcheuchen.

„Sie — ſich grämen?“ — rief jetzt Lichnowsky laut auflachend — „worüber? Iſt Ihnen Ihr heutiges Diner verdorben worden, oder hat die ſchöne Cavaglieri heute Launen?“

„Launen?“ — entgegnete Schikaneder ernſt — „Launen? — ja, wenn es nur Launen wären!“

„Nun, was hat ſie denn?“

„Schulden! Durchlaucht, Schulden!“

„Und iſt das etwas Neues?“

„Keineswegs.“

„Nun?“

„Aber ich habe erſt vor einigen Monaten zehntauſend Gulden für ſie bezahlt.“

„Und jetzt?“

„Jetzt hat ſie ſchon wieder Wechſel von zehntauſend Gulden auf mich ausgeſtellt?“

„Sie iſt eben ihre theure Freundin.“

„Zum Teufel! Dieſe Freundſchaft wird mir allerdings zu theuer. Wenn das ſo fortgeht, geh' ich zu Grunde!"

„Schikaneder — und zu Grunde gehen! Man ſagt, Sie ſeien Goldmacher — Roſenkreuzer — Freimaurer — wie kann es Ihnen da je fehlen?

„Wollen Sie auch Freimaurer werden?"

„Warum nicht!" — rief Fürſt Lichnowsky heiter. — „Wenn Sie mir verſprechen, daß ich den Stein der Weiſen in den Logen finde!"

„Das verſpreche ich Ihnen, Durchlaucht."

„Und Gold machen lerne?"

„In gewiſſer Beziehung — ja!"

„Keine Clauſeln . . . ."

„Und keine Fragen. Die Freimaurerei iſt Geheimbund."

„Nun!" — ſagte der Fürſt — „ich will mich noch beſinnen." — Dann frug er ſpöttelnd: — „Die Proben ſind doch nicht gar zu ſchwer und gar zu gefährlich?"

„Der Neophyte muß durch Waſſer und Feuer gehen!"

„Ho!" — rief der Fürſt lachend — „doch wohl nur ſymboliſch!"

„Wie ſollte das ſein?"

„Wie? — haben Sie nicht ſchon vor Ihrer liebenswürdigen Freundin Cavaglieri geſtanden, wenn ſie — mit Thränen im Auge — etwas von Ihnen erflehte, was Sie nicht gewähren konnten oder wollten? war das, bei

Thränen und Flammenblicken, nicht eine Waſſer- und Feuerprobe?"

„Bei Gott! das war's!" — rief Schikaneder — „und ich habe gewöhnlich ſehr ſchlecht darin beſtanden. In den Logen aber iſt das anders."

„Nun ſo muß man wohl gar auch noch mit Löwen und Tiegern kämpfen?"

„Löwen und Tieger, Waſſer- und Feuerprobe!" — murmelte jetzt Schikaneder vor ſich hin, als ſinne er über etwas nach.

„Was haben Sie?"

„Es ging mir ein Gedanke durch den Kopf; — ein Gedanke — — ein Gedanke — — der etwas werden kann! — Hm, hm — — Doch, ſoll ich Sie beim Bunde anmelden?"

„Laſſen Sie mir Zeit, mich zu bedenken, — ich bin wirklich nicht abgeneigt. Aber wiſſen Sie, lieber Director, zu was ich jetzt eine entſchiedene Neigung verſpüre?"

„Nun?"

„Zu einem guten Imbiß und einem guten Glas Wein!"

„Erlauchter Gedanke!" — rief Schikaneder mit ſtrahlenden Augen. — „Noch wenige hundert Schritte und wir ſind am „Regenbogen," wo es vortrefflich iſt."

„Schön!" — entgegnete Lichnowsky. — „Alſo luſtig!"

Und die beiden Reiter ſetzten ihre edlen Thiere in Trapp und hielten einige Minuten ſpäter vor den Pforten der damals ungemein beliebten und äußerſt feinen Gaſtwirthſchaft zum „Regenbogen."

Raſch ſtiegen ſie ab, warfen die Zügel ihrer Thiere den beiden Reitknechten zu und traten ein. Die Hauptzimmer waren überfüllt; aber die Veranda bot ein deſto ſchöneres und luſtigeres Plätzchen dar, — ein Plätzchen, wo man ſo recht ungeſtört plaudern kann.

„Und was nehmen wir?“ — frug Lichnowsky. — „Sie ſind mein Gaſt; aber Sie müſſen beſtellen, denn Sie ſind hier mehr zu Hauſe als ich, und verſtehen die Sache auch beſſer.“

„Zu viel Ehre, von einem Gliede der hohen Ariſtokratie ſolche Anerkennung zu finden!“ — verſetzte Schikaneder luſtig. — „Durchlaucht geruhen zu ſpotten!“

„Keineswegs!“ — entgegnete der Fürſt. — „Der Herr Director des Leopoldſtädter Theaters iſt unbedingt der erſte Feinſchmecker von Wien!“

Schikaneder lächelte geſchmeichelt, und ſeine Zunge, die ungemein glatt, fein und beweglich war, leckte leiſe die Lippen, als ob ſie ſchon etwas delicates wittere.

„Ich will wenigſtens verſuchen, meinem Rufe Ehre zu machen!“ — ſagte er dann mit einer gentilen Verbeugung gegen den Fürſten — „und da der neue Wirth vom „Regenbogen“ noch vor zwei Monaten bei dem Herrn Fürſten Eſterhazy als erſter Koch in Dienſten ſtand, ſo denke ich, wird mir dies hier auch gelingen.“

Er verlangte nun die Speiſekarte; aber während er dieſelbe durchlas, ſchienen ſich ſeine Augen zu vergrößern und in lüſternem Glanze aus den Augenhöhlen hervorzutreten, indeß die behende Zunge die Lippen wiederholt feuchtete. Mit einemmale rief er entzückt: „**Faisans** de Bohême!“ und ſeine Augen leuchteten auf, wie die eines Verliebten, der am Hochzeitstage ſeine Braut im Glanze ihrer Schönheit und ihres Hochzeitſchmuckes erblickt.

Fürſt Lichnowsky mußte laut auflachen: — „Sie ſind ein Original!“ — ſagte er dabei. — „Aber ich freue mich nur, daß Sie das gefunden, wofür ihre Seele am höchſten ſchwärmt. — Und nun noch den Wein.“

„Was meinen Durchlaucht zu einem guten Glas Château Margaux? er iſt hier vortrefflich!“

„So laſſen Sie ihn kommen, — und ſetzen wir uns, — das Plätzchen iſt allerliebſt!“

„Ja, das iſt es!“ — verſetzte Schikaneder indem er ſich mit unendlicher Behaglichkeit niederließ. — „Aber wiſſen Sie auch auf weſſen Lieblingsplatz Sie da ſitzen?“

„Nun?“

„Auf dem Ihres großen Meiſters.“

„Meines Meiſters?“

„Ja! Ihres Lehrers und Meiſters in der Muſik und dem Studium des Contrapunktes.“

„Mozarts?“

„So iſt es!“

„Kommt er oft hierher?“

„Vor der Reiſe, die er mit Ew. Durchlaucht machte, war er faſt täglicher Gaſt des „Regenbogens,“ und ſaß dann immer auf dem Platze, den Durchlaucht jetzt einnimmt; er hat da wohl manches Schöne componirt. In der letzten Zeit aber kommt er weniger, weil ſeine Geſundheit ſehr angegriffen iſt."

„Das hab ich leider auch gefunden!" — verſetzte Lichnowsky. — „Er ſieht ſchlecht, ſehr ſchlecht aus. Iſt er krank?"

„Er arbeitet zu viel," — meinte Schikaneder; — „und dann die ewigen finanziellen Verlegenheiten."

Des Fürſten Stirne verdunkelte ſich: „Wenn ich nur davon nichts mehr hören müßte!" — ſagte er faſt böſe. — „Mozart hat es in den Händen gehabt, aller dieſer elenden Plackereien enthoben zu ſein — — und — hat nicht gewollt!"

„Nicht gewollt? und aus welchem Grunde?" — frug der Director.

„Weil er zu gut iſt, und — — — doch, da kommt der Faſan und unſer Château Margaux. Legen Sie vor, ich will Ihnen die Sache näher erzählen, denn ſie iſt in der That merkwürdig!"

Schikaneder ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, und während er den Faſan mit einer Art heiliger Scheu und Verehrung vor ſich nahm und mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit tranſchirte, hub Lichnowsky an:

„Sie wiſſen ja, daß ich bei meiner letzten Reiſe über Leipzig und Dresden nach Berlin unſerem edlen Freunde meinen Wagen und meine Geſellſchaft anbot.*)

---

*) Mozart machte dieſe Reiſe in der That an der Seite des Fürſten Lichnowsky. Oulibicheff I. S. 233.

Mozarts Geſundheit beängſtigte mich damals ſchon; ich hoffte daher durch dieſe Reiſe bei der ſchönen Jahreszeit, durch Zerſtreuung und Luftveränderung und durch die Enthebung aus ſorgenvoller Lage günſtig auf Körper und Gemüth bei ihm einwirken zu können. Ich hatte mich denn auch darin nicht geirrt; ſchon nach den erſten paar Tagen ſah er beſſer aus, war kräftiger und bald entfaltete er die alte Liebenswürdigkeit und Heiterkeit. Ich will Ihnen davon nachher noch mehr erzählen — namentlich über unſeren Aufenthalt in Leipzig und Berlin — jetzt nur die Geſchichte mit der Anſtellung.“

„Schön!“ — ſagte Schikaneder, dem Fürſten den zerlegten Faſan mit einer verbindlichen Verneigung und ſüßem Lächeln darbietend.

Lichnowsky nahm ſich ein Stückchen, füllte die Gläſer und fuhr fort: — „Der Zufall wollte es, daß wir in Berlin gerade zu der Stunde ankamen, in welcher das Theater ſeinen Anfang nimmt. Ich war von der Reiſe erſchöpft und wollte daher mein Zimmer ſuchen; Mozart aber, der erfahren hatte, daß man an demſelben Abende ſeine „Entführung aus dem Serail“ aufführe, eilte dorthin, ohne ſich nur Zeit zum Umkleiden zu nehmen. Kaum war er indeſſen fort, als mir aus Langerweile doch auch die Luſt kam, ihm zu folgen; ich that es, und hatte nun — da Mozart mich in ſeinem heiligen Eifer gar nicht bemerkte — den Genuß, einer höchſt komiſchen Scene beizuwohnen.“

„Ich kann es mir faſt denken, was da kommt!“ —

ſagte Schikaneder, mit leuchtenden Augen einen Faſanenflügel benagend. — „Unſer Freund hatte Alles um ſich her vergeſſen."

„So iſt es!" — fuhr Fürſt Lichnowsky fort. — „Er horchte, horchte — und zwar ſo aufmerkſam, daß er nach wenigen Minuten wirklich Alles um ſich her vergaß, und laut zu denken anfing. Bald freute er ſich halblaut über den Vortrag einzelner Stellen, bald ward er wieder unzufrieden mit dem Tempo, bald machten ihm die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkeleien."

„Köſtlich!"

„Der Beifall und Tadel des Maeſtro ſprachen ſich Anfangs nur in Geberden und durch eine Art von Brummen aus; bald aber übermannt ihn das muſikaliſche Fieber. Er drängt ſich, ohne es zu wiſſen, immer näher und näher an das Orcheſter, ſtößt ſeine Nachbarn, vergißt ſich zu entſchuldigen, brummt und ſummt die Melodien der Oper vor ſich hin, die er in Gedanken ſelbſt leitet, und läßt bei jedem Fehler ein kräftiges Wort ertönen oder ſpricht ſein Mißfallen laut aus."

„Und das Publikum?"

„Alle Augen folgten natürlich dem kleinen, unſcheinbaren Manne im ſchlichten Oberrocke, der ſich während der Darſtellung ſo auffallende Freiheiten herausnahm. Einige lachten, andere, die er im Genuſſe ſtörte, wurden ärgerlich. Schon ſpricht man davon, den Störenfried zum Theater hinauszuwerfen, der es wagt, in der Vorſtellung einer Oper Mozarts einen ſolchen Lärm zu machen, — ſchon rücke ich näher, um Unangenehmes zu verhindern — — — er merkt nichts, hört und ſieht nichts als die Sänger und das Orcheſter.“

„Das iſt Mozart ganz und gar!“ — rief hier Schikaneder, ein Glas ſeines Château Margaux mit langſamen Zügen behaglich ſchlürfend, und nach jedem Schlucke mit der Zunge leiſe ſchnalzend.

„Endlich!“ — ſagte der Fürſt — „kam es zu Perrillo's Arie: „Friſch zum Kampfe, friſch zum Streite u. ſ. w.“ Aber die Partitur war entweder unrichtig geſchrieben, oder die Muſiker fehlten, genug, die zweiten Violinen griffen bei den Worten:

„Nur ein feiger Tropf verzagt,“ — jedesmal Dis ſtatt D. Hier nun konnte Mozart ſich nicht länger halten; er rief daher in ſeiner, freilich nicht ſehr verzierten Sprache aus Leibeskräften: „Verflucht! wollt Ihr D greifen?“

„Göttlich! göttlich!“

„Alles lachte, Alles ſah ſich um, auch mehrere aus dem Orcheſter wollen wiſſen, wer ſie ſo ſchonungslos angeredet habe. Da erkannten einige Muſiker den Mann in dem alten Ueberrocke. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich nun die Nachricht von Mozarts Anweſenheit, wie ein Lauffeuer durch das ganze Theater und natürlich auch von dem Orcheſter auf die Bühne verbreitete. Alles kam in Unruhe, ja es war nahe daran, und das Stück hätte nicht weiter gegeben werden können.“

„Wie ſo?“

„Die Sängerin, welche die Rolle Blondinens ſpielte, erklärte — von des Meiſters Gegenwart eingeſchüchtert, — daß ſie nicht weiter ſinge, und ſchützte eine plötzliche Unpäßlichkeit vor. Als dieſe Nachricht an den Muſikdirector gelangt, weiß dieſer ſich nicht anders mehr aus ſeiner Verlegenheit zu helfen, als daß er ſich an den Urheber der ganzen Unordnung wendet, welcher indeſſen bis in ſeine Nähe vorgedrungen iſt.

In einem Augenblick iſt Mozart jetzt hinter den Couliſſen und tritt mit den Worten zu der eingeſchüchterten Sängerin:

„Madame, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, vortrefflich geſungen, und damit Sie's ein andermal noch beſſer ſingen, will ich die Rolle mit Ihnen einſtudiren!"

„Charmant!"

„Dies Compliment ſammt dem Verſprechen wirkte, die Oper ging weiter und das Publikum war aus der Gefahr gerettet, durch die Freude den Maeſtro zu ſehen, den Genuß des Werkes zu verlieren."*)

„Allerliebſt!" — rief Schikaneder, und wiſchte ſich den Mund mit der Serviette ab. — „Aber wie hängt das mit einer Beſſerſtellung des Freundes zuſammen?"

„Sehr nahe!" — entgegnete Fürſt Lichnowsky. — „Den folgenden Tag ſprach man in ganz Berlin von nichts, als von der Veranlaſſung, welche geſtern beinahe die Vorſtellung der „Entführung aus dem Serail“ unterbrochen hätte. Mozart, — der große Mozart iſt hier, hieß es überall, und ſo kam natürlich die Nachricht auch an den Hof. Sofort wünſchte König Friedrich Wilhelm II. ſeine Vorſtellung und empfing auch Mozart und mich auf das gnädigſte.“

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 534. Oulibicheff: I. S. 244.

„Und kennt und liebt der König von Preußen die Muſik?“

„Ja! Wenn er auch gerade kein tiefer Kenner iſt, ſo liebt und verehrt er ſie doch, und ſchätzt und bezahlt tüchtige Muſiker ſehr hoch.“

„Nun, und? — aber wollen denn Durchlaucht nicht noch ein Stückchen von dieſem köſtlichen Böhmiſchen Faſanen genießen?“

Lichnowsky ſchüttelte den Kopf, nippte an ſeinem Glaſe und fuhr fort:

„Es verging von jetzt an faſt kein Tag, an welchem Mozart nicht in die Gemächer des Königs gerufen wurde, woſelbſt er entweder allein ſpielen oder mit einigen Mitgliedern der Hofcapelle Quartetts vorzutragen hatte. Friedrich Wilhelm wünſchte ſeine Meinung über dieſe Capelle, eine der erſten und beſten in Europa, zu hören. Mozart erwiderte: „Sie hat die größte Sammlung von Virtuoſen in der Welt; auch Quartetts habe ich nirgends ſo gehört, als hier; aber wenn die Herren alle beiſammen ſind, könnten ſie es doch noch beſſer machen.“

„Aufrichtig wie immer!“ — rief Schikaneder lachend.

„Nun!“ — fuhr Lichnowsky fort. — „Der König freute ſich über dieſe Aufrichtigkeit. Er ſagte ihm freundlich: „Bleiben Sie bei mir, Sie können es dahin bringen, daß es meine Capelle noch beſſer macht! Ich biete Ihnen jährlich dreitauſend Thaler Gehalt an.“

„Und das hat Mozart nicht angenommen?“ — rief der Director des Leopoldſtädter Theaters erſtaunt? — „dreitauſend Thaler und die Stelle eines erſten Capellmeiſters in Berlin, denn daß er die erhalten ſollte geht aus des Königs Worten hervor.“

„Nein!“

„Aber, um Gottes Willen, warum denn nicht? Was antwortete er denn?“

„„Kann ich meinen guten Kaiſer verlaſſen?““ — antwortete er. Der König, welcher ſeine Verhältniſſe in Wien wohl kannte und wußte, daß man hier für Mozart ſo gut als nichts gethan, wurde bei dieſer Antwort, die allerdings einer faſt rührenden Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus entſprang — der Joſeph lebte damals noch — ſelbſt gerührt, und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „„Ueberlegen Sie ſich die Sache; ich halte mein Wort, auch wenn Sie in Jahr und Tag erſt kommen ſollten!““ *)

Lichnowsky ſchwieg und auch Schikaneder fand für den Augenblick keine Worte. Er hob ſein Glas in die Höhe und ſchaute in die ſchöne dunkelrothe Fluth, während ein ironiſches Lächeln um die Winkel ſeines Mundes ſpielte.

---

*) Niſſen: S. 535. Oulibicheff. I. S. 246 und 247.

„Was denken Sie?“ — frug jetzt der Andere.

„Ich denke!“ — ſagte Schikaneder — „daß Mozart, milde geſagt, ein furchtbar unpraktiſcher Menſch iſt. Dreitauſend Thaler ſind allerdings für einen genialen Mann nicht viel; aber mit ſeinen Leiſtungen, mit ſeinen Schöpfungen und genialen Arbeiten hätte er ja dort das dreifache leicht verdienen können!“

„Und hier?! . . . .“

„Hier, in Wien, muß er Unterricht geben, für Muſikverleger, ja für den erſten Beſten, dem es in den Sinn kommt, ein Lied oder einen Walzer zu beſtellen — alſo förmlich in Frohne — arbeiten. Hier muß er, um nur leben zu können, Jedermann zu Dienſten ſtehen, und — ſeufzend über ſeine Sklaverei — in den, dem Schlafe abgerungenen Stunden, die Zeit einbringen, welche er den Tag über zum Broderwerbe hat verwenden müſſen. Und das alles bei einem ſiegen, kränkelnden Körper!“

„O — ich mag gar nicht daran denken!“ — rief Lichnowsky. — „In Berlin hätte er keinen anderen Herrn als den König, ſeinen Wohlthäter, gehabt; — keine andere Pflichten, als ſolche, welche mit ſeinem hohen Berufe und mit ſeinen Neigungen übereingeſtimmt haben würden; keine anderen Befehle, als Meiſterwerke mit Muße und Luſt zu ſchreiben, was er auch ohne Befehle von ſelbſt gethan haben würde! Hier, in Wien, ſind ſeine dramatiſchen Werke ganz in den Händen einer nie ruhenden Cabale, die unumſchränkt über ſämmtliche materielle Hülfsmittel des Theaters, über das Orcheſter und die Sänger verfügt; — in

Berlin ſicherte eine Geſellſchaft von Geſangs- und Inſtrumentalkünſtlern, deren oberſte Direktion er erhalten ſollte, denſelben Werken die glänzendſte und beſtverſtandene Ausführung. Hier, in Wien, iſt, wie ihm wohl bekannt, die Meinung des Publikums über ihn ſehr getheilt, weil die Leute, welche den Ton in der Geſellſchaft angeben, alle ſeine Feinde, Neider und Läſterer ſind; — in Berlin konnte er ſelbſt den Commandoſtab ſchwingen, ſelbſt den Ton bei einem Publikum angeben, das aufgeklärter, überlegter und reifer für ſeine Schöpfungen iſt, als dasjenige, welches eine „Cosa rara“ einem „Don Jouan“ verzieht! Mit einem Worte, hier in Wien iſt er arm, abhängig, erniedrigt, verfolgt und mißkannt; in Berlin dagegen wäre er reich, mächtig, frei von jeder ſeiner nicht würdigen Beſchäftigung, anerkannt, bewundert, geehrt und ſtets gegen jede Cabale und allen Neid, wenn dieſe je zum Vorſchein zu kommen gewagt hätten, geſchützt geweſen!“

Lichnowsky hatte ſich ganz erhitzt und leerte hier ſein Glas auf einen Zug.

„Aber ich kann nicht begreifen“ — ſagte jetzt Schikaneder — „wie ihn allein die Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus zurückgehalten haben kann, ein ſolches Anerbieten anzunehmen.“

„Er hing ſchwärmeriſch an Kaiſer Joſeph.“

„Und was hat der für ihn gethan? — Er hat ihn nur als Ueberzähligen ſeiner Capelle beigezählt, und ihm unter einem leeren Titelchen ohne Funktion ein Almoſen ausgeworfen, von dem Mozart zu mir ſelbſt ſagte: Viel zu groß für das, was ich leiſte, und viel zu klein, für das, was ich leiſten könnte." *)

„Kaiſer Joſeph" — entgegnete der Fürſt — „Kaiſer Joſeph wurde durch falſche Gerüchte über Mozart getäuſcht und gegen ihn aufgereizt! Ein Hauptgrund aber, warum unſer Freund die Anſtellung in Berlin nicht annahm, liegt meines Erachtens und meiner feſten Ueberzeugung nach — auch darin, daß ſich derſelbe in Berlin nicht wohl fühlte. Wien, das katholiſche, heitere, leichte und luſtige Wien war von jeher unſeres guten Mozarts Lebenselement. Wie unbehaglich mußte er ſich da in der Atmoſphäre des lutheriſchen, viel kälteren und nüchternen Berlins fühlen, wo ein froſtig militäriſcher und ernſt wiſſenſchaftlicher Ton unter Friedrich Wilhelm verherrſcht. Die Macht der Gewohnheit iſt groß, und Mozart iſt einer von den Menſchen, die ohne die gewohnte Behaglichkeit nicht leben und nicht ſchaffen können. Ich bin überzeugt, es wäre ſogar Mozart unmöglich geworden, in jener kalten und abſtracten Sphäre ſeiner würdige Werke zu componiren. Luft, Licht, Leben waren dort nicht für ihn gemacht. Damit entſchuldige ich ihn denn auch immer bei mir ſelbſt, wenn ich mich auf der anderen Seite ärgere, daß er die Anſtellung zurückwieß."

Schikaneder ſchüttelte das Haupt und fuhr wie ſpielend mit der Gabel über die leere Schüſſel.

„Eſſen wir noch etwas?" — frug der Fürſt.

---

*) Mozarts eigne Worte.

„Wenn Durchlaucht wünſchen!“ — entgegnete der Director freundlich — „vielleicht noch ein wenig kalten „Chapons de Mans“? excellent hier, — kein Kaiſer kann ihn beſſer haben!“

Der Fürſt nickte und ließ auch noch eine Flaſche Château Margaux kommen. Dann ſagte er:

„Das Geſpräch, welches wir eben führten, hat mich verſtimmt. Ich will Ihnen zu Ihrer und meiner eigenen Aufheiterung jetzt noch ein anderes Geſchichtchen unſerer gemeinſamen Reiſe mittheilen. Es charakteriſirt ganz unſeren zwar unpraktiſchen aber um ſo edleren Freund und ſeine unendliche Herzensgüte.“

„Ich bin geſpannt!“ — verſetzte Schikaneder.

„Auf was?“ — frug lächelnd der Fürſt — „auf den Capaun oder auf meine Erzählung?“

„Auf beides!“ — ſagte Schikaneder mit verbindlicher Verneigung und ſtrahlenden Antlitzes: — „denn ich werde beides Ihrer Freundlichkeit und Huld zu verdanken haben.“

„Filou!“ — rief Lichnowsky. — „Aber hören Sie!“

„Ich bin ganz Ohr!“

„In Leipzig konnte ſich unſer Freund eben nicht rühmen glänzende Geſchäfte gemacht zu haben.“

„So?“ — fiel Schikaneder ein — „das wundert mich von Leipzig.“

„Leipzig iſt eine Kaufmannsſtadt!“ — ſagte der Fürſt. — „Er gab zwar ein Concert und der Abend brachte ihm viele Beifallsbezeugungen ein, die Einnahme dagegen deckte kaum die Koſten.“

„Wie war das möglich?“

„Sehr leicht! Alle, welche den Concertgeber kannten, hatten durch ſeine übermäßige Güte Freibillete erhalten: an der Kaſſe aber zeigten ſich in der Stadt Merkurs wenig Liebhaber.“

„Fatal!“

„Mozart bemerkte es gar nicht. Er ſpielte für die Freibillets, in einem halbvollen Saale, alles, ja ſogar noch mehr als er auf dem Zettel verſprochen hatte.“

„Ich verſtehe!“ — ſagte Schikaneder — „es lag nicht in ſeinem Charakter, die Anweſenden, ſo wenig es ihrer auch waren, das Unrecht derer entgelten zu laſſen, die nicht gekommen waren.“

„So iſt es!“ — fuhr Lichnowsky fort. — „Sein kleines, faſt aus lauter Muſikern von Gewerbe, Künſtlern und Kunſtliebhabern gebildetes Publikum verſtand ihn aber auch und ließ ihm die vollſte Gerechtigkeit wiederfahren. Bedurfte es für ihn mehr, um ihn in die beſte Laune zu verſetzen, auch ohne allen Gewinn?“

Schikaneder ſchüttelte hier den Kopf, dann ſagte er:

„Taugt aber nichts, ſolch' unpraktiſches Weſen. Ich hätte es nicht ſo gemacht. Erſt kommt die tüchtige Einnahme und dann kann man auch genereuſe ſein.“

Lichnowsky lächelte. — „Sie haben die Probe gegeben, daß Ihre Grundſätze die richtigen ſind. Aber trotzdem fehlte es unſerem Freunde nicht an Generoſität, — und das iſt es eigentlich, was ich erzählen wollte. Mozarts Kaſſe war alſo ſehr leer. Im Augenblicke unſerer Abreiſe kommt aber noch ein alter Clavierſtimmer zu ihm, der eine kleine Forderung an ihn zu machen hat.“

„Verflucht!“ — meinte Schikaneder — „daß einem im Leben doch immer und ewig und auf allen Wegen die Forderungen geniren.“

„Der Clavierſtimmer war ein altes, ängſtliches, von Sorgen gedrücktes Männchen, das arg ſtotterte. — „Was verlangen Sie, Alter? — frug ihn Mozart zutraulich.“

„Ich höre den Maeſtro!“

„Aber den guten Alten verwirrte dieſe freundliche Herablaſſung des großen und berühmten Mozarts ſo ſehr, daß er gar nicht mehr wußte, vor wem er ſtand.

„Eu—e—e—e—re kai—kai—kaiſerliche Majeſtät, i—i—ich wo—ollte ſagen, Herr Ca—Ca—Capellmei—meiſter Seiner kai—kai—ſerlichen Majeſtät, — i—ich bi—bin mehrmals dageweſen, und wei—wei—eil die Zeiten hart ſind, — — — ſo—o mei—mei—ein ich, ein Tha—a—aler wär' nicht zu viel.“ — „Ein Thaler!“ — rief Mozart — „nein! man ſoll nicht ſagen, daß ein ſo braver Mann wegen eines Thalers zu mir gekommen ſei. Hier“ — und damit drückte er einige Dukaten*) in die Hand des erſtaunten alten Mannes.“

„Ganz Mozart!“ — rief Schikaneder — „man muß ſich ihn zum Freunde erhalten. Ich kenne das; wenn er Geld hat kennt ſeine Freigebigkeit keine Gränze. Wie tauſendmal habe ich ſchon vergnügte Abende durch ihn verlebt. Wahrlich Durchlaucht, der Mann weiß, trotz Schikaneder, fürſtlich zu regaliren, und ſein Tiſch und ſein Haus ſind allen ſeinen Freunden ſtets offen. Auch führt er einen guten Tiſch; etwas bürgerlich freilich, aber er kennt, wenn's gilt, die guten Quellen — und Weine hat er im Keller — freilich die er ſelbſt zum Geſchenk erhalten hat — — — Weine — wie ein Prälate!“

---

*) Hiſtoriſch: Dulibicheff I. 235 und 243.

„Schikaneder!“ — rief hier Lichnowsky — „Ihr ſeid ein ſchrecklicher Menſch! iſt der Bauch denn ganz zu Eurem Gotte geworden?“

„Durchlaucht, man wird älter; die übrigen Leidenſchaften verfliegen, von den Idealen der Jugend weiß man, daß ſie doch nur poetiſche Träume ſind — und — ſo hält ſich der kluge Mann in ſeinen reiferen Jahren an dem Reellen, und das iſt: gut eſſen und trinken! — Aber“ — rief er jetzt in Extaſe — „Durchlaucht, Durchlaucht, ich bitte Sie, ſehen Sie dieſen göttlichen, mit Trüffeln gefüllten Kapaunen, den der Kellner hier bringt! — o! — o! — riechen Sie nur — -- das duftet wie im Himmel!“

Fürſt Lichnowsky lachte.

„Bei Gott!“ — rief er dann — „wenn das wie im Himmel riecht, da möchte ich Ihren Himmel einmal ſehen; er muß eine Speiſekammer — ein Speiſeſaal oder ſo etwas ſein! Aber jedenfalls muß ſich zu Ambroſia auch Nektar geſellen!“ — und ſich zu dem Kellner wendend, befahl er: — „Eine Flaſche Sherry des Indes!“

Schikaneder ſchwamm in Entzücken; aber während

Kinnlade, Zunge und Gaumen arbeiteten, kamen ihm allerlei ſonderbare Gedanken, die ſich um Feuer- und Waſſerprobe, Löwen und Tieger, Freimaurer und Mozart drehten.

Es wirbelte etwas chaotiſch in ſeinem fruchtbaren Gehirne herum; — aber — es war ihm ſelbſt noch nicht klar, — was daraus werden ſollte.

So war er.

Als der Kapaun glücklich vernichtet war — Fürſt Lichnowsky hatte ſich nur ſehr wenig bei dieſer für Schikaneder ſo angenehmen Arbeit betheiligt — und man auch den letzten Tropfen Sherry des Indes mit Verſtand gekoſtet hatte, wurden die Pferde befohlen und die beiden Herren ritten gemächlich weiter.

Aber zu einer guten Verdauung bedarf es entweder einer Sieſta, oder einer angenehmen, leichten Unterhaltung, die nicht anſtrengt. So dachte wenigſtens der ſachverſtändige Director des Leopoldſtädter Theaters, und neben ihm ritt ja der Fürſt, der gern erzählte. Er wandte ſich alſo an dieſen und ſagte:

„Durchlaucht geruhten mir vorhin ſo intereſſante Mittheilungen über Ihre Reiſe mit Mozart zu machen und ich ſelbſt verehre dieſen Freund ſo ſehr, daß Sie mich verfinden würden, wenn Sie dieſe Mittheilungen fortſetzten — vorausgeſetzt natürlich, daß es Durchlaucht nicht unangenehm iſt!“

„Keineswegeſ!“ — verſetzte Lichnowsky. — „Jeder einzelne Zug eines großen Mannes hat ja ein hohes Intereſſe für uns Andere, die wir bewundernd an ihm hinaufſehen. Mozart aber hat, ſeitdem ich ihn kenne, mich mehr intereſſirt, als irgend ein anderer Menſch; darum benutzte ich auch die Reiſe mit ihm, um ihn zu ſtudiren, wann und wo ich konnte. Es iſt eben nichts als Wahrheit und Güte in dieſem Charakter, muſikaliſche Genialität in dieſem Kopfe! Hören Sie nur. Ich erzählte Ihnen doch vorhin von dem Concerte in Leipzig ....“

„Mit den vielen Freibillets und der ſchlechten Einnahme!“

„Ja!“

„Nun?“

„Auf Bitten ſeiner Freunde ....“

„Wahrſcheinlich der Inhaber der Freibillets;“ — ſagte Schikaneder mit Ironie. — „Ich kenne das — ſo lange man zu einem Concerte oder einer Vorſtellung Freibilletts gibt, hat man Freunde wie Sand am Meer; ſo wie die Freibilletts aufhören, ſteht man allein, wie ein Einſiedler in der Wüſte!“

„Leider! mögen Sie recht haben!“ — ſagte der Fürſt. — „Aber zur Sache. Auf Bitten jener Freunde alſo, entſchloß ſich Mozart auch einmal auf der Orgel zu ſpielen. Es geſchah in der St. Thomaskirche. Nun war an dieſer

Kirche und der berühmten Thomasſchule*) ein Schüler Sebaſtian Bach's — ein alter ehrwürdiger Mann mit Namen Doles angeſtellt. Doles war von Mozarts Spiel ganz entzückt: er glaubte, der alte Bach ſei wieder auferſtanden. Seine Erkenntlichkeit für die große Freude, die ihm unſer Freund verſchafft, kannte daher keine Gränzen und veranlaßte ihn auf ein Mittel zu ſinnen, Mozart eine Freude zu machen und einen Gegendienſt zu leiſten. Nun wußte Doles recht gut, in wie wenig Händen Bach's Werke ſeien; und von Mozart hatte er gehört, daß dieſer nur die Fugen und die Präludien für Orgel und Clavier, nicht aber die Vocalcompoſitionen des Patriarchen des deutſchen Geſanges kannte. Doles ließ daher ſeine Schüler die Motette mit Doppelchor ihm vorſingen: „Singet dem Herrn ein neues Lied u. ſ. w.“ — ſagte ihm aber den Namen des Componiſten nicht. Ich ſtand dabei dicht neben Mozart. Gleich bei den erſten Tacten ſtutzte er, nach einigen Minuten aber rief unſer Maeſtro: „Was iſt das?“ — und nun ſchien ſeine ganze Seele in ſeinen Ohren Platz genommen zu haben. Als aber die Motette zu Ende war, lief er auf Doles zu, drückte ihm die Hände und rief mit leuchtenden Augen: „Das iſt doch einmal Etwas, aus dem ſich etwas lernen läßt!“**)

„Ja!“ — ſagte Schikaneder — „daß muß man ihm laſſen, das Gute erkennt er überall an, während er von dem Teufel der Mißgunſt — der ſonſt in faſt allen Muſikern ſitzt — nicht eine Ahnung hat.“

---

*) An dieſer Schule war Sebaſtian Bach bis an ſein Ende 1750 Muſikdirector und Cantor.

**) Mozarts eigene Worte. Niſſen S. 656. Oulibicheff I. Seite 237.

„Auch eine ſeiner Liebenswürdigkeiten!“ — verſetzte der Fürſt. — „Aber ich bin noch nicht zu Ende; es ſchließt ſich hier noch eine gar ſchöne Scene an. — Man ſagte ihm nun, daß die Thomasſchule die ganze Sammlung der Motetten Bach's beſitze, und daß ſie dieſelben wie eine Reliquie betrachte. Er war entzückt darüber und wünſchte ſie zu ſehen. Weil aber dieſe Motetten nicht in Partitur vorhanden waren, ſo ließ er ſich die einzelnen Hefte bringen. Ich war ein ſtiller Beobachter dabei, und wahrlich, lieber Schikaneder, es war eine Freude nun zu ſehen, mit welchem Eifer ſich Mozart über dieſe Reliquien hermachte. Er ſetzte ſich hin, die Stimmen um ſich herum, — was er nicht in den Händen halten konnte, auf den Knieen und auf den Stühlen vertheilt. — Alles um ſich her vergeſſend: wo er war, wer bei ihm war, Frühſtück, Mittageſſen — bis er Alles, was von Sebaſtian Bach da war, durchgeſehen und ſtudirt hatte!“*)

„Glücklicher Menſch!“ — rief hier Schikaneder — „der die Welt mit ihren Freuden und Leiden über Noten vergeſſen kann!“

„O!“ — meinte Lichnowsky mit einem ſpöttiſchen Seitenblick, — „es gibt andere Glückliche, denen daſſelbe bei „göttlich duftenden Kapaunen“ paſſirt!“

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 656. Oulibicheff: I. S. 237.

„Allerdings!“ — ſagte Schikaneder, — „aber, Durchlaucht, bewundern Sie meine Selbſterkenntniß: jenes iſt Größe, aber dieſes Schwäche!“

„Aber eine recht angenehme Schwäche!“ — meinte der Fürſt heiter. — „Doch — ich habe noch ein allerliebſtes Erlebniß von jener Reiſe in der Taſche — wenn es Ihnen recht iſt? . . . .?“

„Gewiß!“

„Und ſtört Ihre Verdauung nicht?“

„Aber, Durchlaucht! . . . . .“

„Lieber Schikaneder, ich will es nicht auf dem Gewiſſen haben, Wien ſeines Lieblings, — die herrliche Cavaglieri ihres fürſtlich-freigebigen Freundes beraubt zu haben.“

„Sagen Sie doch auch: die Wiener um den Genuß meiner Stimme zu bringen!“

„Nein! nein!“ — rief Lichnowsky lachend: — „Sie ſind ein famoſer Theaterunternehmer und Director, ein köſtlicher Schauſpieler und Komiker, ein paſſabler Dichter, ein Decorateur wie es keinen mehr gibt, — ſogar ein leidlicher Componiſt, für die tragiſch-komiſch-lyriſch-tanzende Geſellſchaft, die unter Ihrem Scepter ſteht; — Sie ſind ferner ein höchſt liebenswürdiger Geſellſchafter, ein gentiler Wirth, ein Gaſtronom, trotz Kaiſer Heliogabalus, ein Gourmand, wie es keinen zweiten auf Erden gibt, — — aber Ihre Stimme . . . .“

„Nun, meine Stimme, Durchlaucht?“

„Hält die Mitte zwiſchen dem Knarren einer Wetterfahne und dem eines Bratenwenders!“

Schikaneder lachte hier ſo laut auf, daß beide Pferde ſcheu wurden und zur Seite ſprangen.

„Da haben wir's ja!“ — rief Fürſt Lichnowsky, indem er ſeinen herrlichen Fuchs zu beſänftigen ſuchte. — „Selbſt die Pferde ſcheuen davor!“

„Nun!“ — entgegnete Jener heiter — „ſo muß ich wohl ſchweigen und hören, wie Durchlaucht das Verſprochene weiter erzählt.“

„Schön!“ — ſagte der Fürſt. Die Pferde gingen jetzt wieder ruhig und Lichnowsky fuhr fort:

„Ich hatte Mozart vorgeſchlagen, von Leipzig aus einen kleinen Ausflug nach Dresden zu machen. Doles, den auch ich lieb gewonnen, lud uns noch einmal am Vorabende ein. Wir kamen Beide mit Freuden. Unſer Freund war ſehr aufgeräumt und bei dem wohlbeſetzten Abendeſſen köſtlich, wie nie. Als wir weggehen wollten, vermochte Doles ſeine Betrübniß nicht zu verbergen, und wandte ſich mit den Worten an Mozart: „Wer weiß, ob wir Sie wiederſehen: geben Sie uns eine Zeile von Ihrer Hand!“

„Da hat Mozart ſicher geſpöttelt!“ — ſagte hier Schikaneder. — „Sentimentalität iſt ihm wie Gift und Abſchiednehmen ſeine Antipathie!“

„Anfangs ſpottete er in der That über ſentimentales Weſen. Endlich ſagte er aber doch: „„Nun, Papa Doles, geben Sie mir ein Stück Notenpapier!““ Dies war natürlich gleich zur Hand: Mozart riß es in zwei Hälften, ſetzte ſich und ſchrieb fünf oder ſechs Minuten. Dann gab er Vater Doles die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem erſten Blatte war ein dreiſtimmiger Canon in halben Noten, ohne Worte. Die Compoſition war vortrefflich und ſehr wehmüthig. Auf dem zweiten Blättchen war gleichfalls ein dreiſtimmiger Canon, aber in Achtel und auch ohne Worte. Man ſang ihn, und fand ihn eben ſo trefflich, als den erſten — aber ſehr drollig. Jetzt bemerkten wir aber auch noch, daß beide zuſammen geſungen werden konnten, und demnach ein ſechsſtimmiges Ganzes bildeten."

„Bewunderungswürdig!"

„Und nun die Worte!" — rief Mozart, und ſchrieb unter den erſten: Lebet wohl, wir ſehen uns wieder!" und unter den zweiten: „Heult noch gar wie alte Weiber!"

„Köſtlich! köſtlich!"

„So wurden nun beide Canons noch einmal geſungen, und es iſt nicht zu ſagen, welch' eine lächerliche und doch tiefe, faſt ergrimmt einſchneidende Wirkung dies auf uns machte, und — irr' ich nicht — auch auf ihn ſelbſt; denn mit etwas milderer Stimme rief er: „Adieu Kinder!" — und war ſo ſchnell fort, daß ich ihm kaum folgen konnte."*)

„Es überſteigt faſt das Mögliche!" — rief hier Schikaneder ſtaunend. — „Nach einem reichlich genoſſenen Abendeſſen, wo doch andere Sterbliche ruhig verdauen müſſen, innerhalb fünf bis ſechs Minuten ein muſikaliſches

---

*) Hiſtoriſch. Oulibicheff: I. S. 238.

Rechenexempel zu löſen, wie die Compoſition eines ſechsſtimmigen Canons iſt!“

„Ja!“ — ſagte Lichnowsky — „und mit dieſer an und für ſich ſchon verwickelten Aufgabe auch noch eine weit ſchwierigere zu verbinden, Weinen und Lachen in dieſelben Accorde zu zwingen. . . .“

„Es iſt groß! wirklich groß!“

„Und jetzt, da ich im Zuge bin,“ — ſagte der Fürſt — „und ehe wir uns dort an der großen Linde trennen, noch Eines, — eine Begebenheit, die mich einen tiefen Blick in Mozarts Inneres werfen ließ.“

Schikaneder nickte und Lichnowsky fuhr fort:

„Wir kamen von Dresden zurück und Mozart hielt Wort: ſein erſter Gang, als wir wieder in Leipzig waren, führte ihn zu Doles, und da ich damals anderweitig beſchäftigt war, ſo brachte er die meiſte Zeit in jenem Hauſe zu, wo ſich immer die ganze Familie um ihn verſammelte. Eines Tages war die Unterhaltung auf einen der lebenden Componiſten gefallen, und man ſtritt ſich über die Verdienſte eines Muſikers, der offenbar Talent für die komiſche Oper hatte, aber irgendwo als Kirchen-Compoſiteur angeſtellt war. Vater Doles, der überhaupt etwas mehr, als recht und billig war, auf den Theaterſtyl bei den für die Kirche beſtimmten Werken hielt, nahm jenes Componiſten Parthei gegen Mozart's ſtetes: „Iſt ja all' nichts!“ ſehr lebhaft. — „Und ich wette, Sie haben noch nicht Vieles von ihm gehört!“ — fiel Doles ebenfalls lebhaft ein. „Sie gewinnen!“ — antwortete Mozart; — aber das iſt auch nicht nöthig; ſo Einer kann nichts Rechtes dieſer Art machen. Er hat ja keine Idee davon in ſich. Herr! — wenn der liebe Gott mich ſo in die Kirche und vor ein ſolches Orcheſter geſetzt hätte!“ — „Nun,“ — entgegnete Doles — „Sie ſollen noch heute eine Miſſa von ihm haben, die Sie mit ihm ausſöhnen wird.“ Mozart nahm die Meſſe und brachte ſie den folgenden Abend wieder. „Sie werden es nicht übel nehmen — ſagte er dabei — „daß ich bis zum Credo einen anderen Text unterlegte, ſo wird ſichs beſſer machen.“ Er ließ indeſſen Niemanden den Text vorher leſen, ſondern die Sache gleich aufführen. Eine poſſierlichere Aufführung der Meſſe aber hat es wohl nie gegeben. Die Hauptperſonen — Vater Doles mit der Altſtimme, die er unter ſtetem ernſtem Kopfſchütteln über den Scandal doch trefflich abſang; Mozart immer die zehn Finger voll in den Trompeten- und Pauken- reichen Sätzen, unter ausgelaſſener Freude immer wiederholend: „Na! geht’s nicht ſo beſſer z’ſammen!“ und nun der arge und doch herrlich angepaßte Text . . .“

„Aber was denn für ein Text?“

„Z. B. das brillante Allegro zu Kyrie Eleiſon: „Hol’s der Geier, das geht flink!“ — und zum Schluſſe die Fuge: „Cum sancto spiritu in gloria Dei patris!“ „Das iſt geſtohlen Gut, ihr Herren nehmts nicht übel.“

„Koſtbar!“ — rief Schikaneder — „das war wirklich eine geniale Beweisführung.“

„Das pſychologiſch Intereſſanteſte kommt noch!“ — ſagte Fürſt Lichnowsky. — „Es lag in ſeiner Reizbarkeit, launig zu ſein, und in der Stimmung ſeines Gemüthes, nicht ſelten unmittelbar von einem Extrem zum anderen überzuſpringen. Nachdem er in jener ausgelaſſenen Luſtigkeit noch eine Weile verblieben war und öfters in ſogenannten Knittelverſen geſprochen hatte, trat er an's Fenſter, ſpielte, wie gewöhnlich, Clavier auf den Fenſterpolſtern, und ſchwärmte, ohne auf die an ihn gerichteten Reden etwas zu geben, als gleichgiltige Antworten, faſt ohne Bewußtſein."

„Merkwürdiger Menſch!"

„Das Geſpräch über Kirchenmuſik war indeſſen allgemeiner und ernſthafter geworden. Unerſetzlicher Schade" — ſagte Einer — „daß es ſo vielen großen Muſikern, beſonders der vorigen Zeit, ergangen iſt, wie den alten Malern; daß ſie nämlich ihre ungeheueren Kräfte auf meiſtens nicht nur unfruchtbare, ſondern auf geiſttödtende Sujets der Kirche verwenden mußten!" — Ganz umgeſtimmt und trübe wendete ſich Mozart hier zu den Andern, und ſagte: — dem Sinne nach, obſchon nicht auf dieſe Weiſe: „Das iſt nun auch einmal wieder ſo ein Kunſtgeſchwätz! Bei Euch, aufgeklärten Proteſtanten, wie Ihr Euch nennt, wenn Ihr Eure Religion im Kopfe habt — kann etwas Wahres darin ſein; daß weiß ich nicht. Aber bei uns Katholiken iſt das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das ſagen will: Agnus Dei, qui tollit peccati mundi, dona nobis pacem. Aber wenn man von früheſter Kindheit an, wie ich, in das myſtiſche Heiligthum unſerer Religion eingeführt iſt: wenn man da, als man noch nicht wußte, wo man mit ſeinen dunklen, aber drängenden Gefühlen hin ſollte, in voller Inbrunſt des Herzens ſeinen Gottesdienſt abwartete, ohne zu wiſſen, was man wollte; und leichter und erhoben daraus hinwegging, ohne eigentlich zu wiſſen, was man gehabt habe; — wenn man Diejenigen glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieeten, und das Abendmahl empfingen, und beim Empfange die Muſik in ſanfter Freude aus dem Herzen der Knieenden ſprach: Benedictus, qui venit etc.; dann iſt's anders. Nun ja! — fuhr er faſt mit Wehmuth fort — das geht freilich durch das Leben in der Welt verloren; aber — wenigſtens iſt mir ſo — wenn man nun die tauſendmal gehörten Worte nochmals vornimmt und ſie in Muſik ſetzt, ſo kommt das Alles wieder, und ſteht vor Einem und bewegt Einem die Seele.“ Mozart ſchilderte nun einige Scenen jener Art aus ſeinen früheſten Kinderjahren, dem Alter, in welchem die religiöſen Empfindungen ſich ſo ganz mit der jungfräulichen Reinheit des Herzens verſchmelzen und daſſelbe mit einem überirdiſchen Zauber erfüllen. Mit beſonderem Intereſſe verweilte er dann bei der Erinnerung an die Zeit, als die Kaiſerin Maria Thereſia ihm, als vierzehnjährigem Knaben, aufgetragen hatte, das Te Deum zur Einweihung eines Krankenhauſes zu componiren und an der Spitze der ganzen kaiſerlichen Capelle ſelbſt aufzuführen. „Wie mir da war! — wie mir da war!“ — rief er ein über das anderemal. — „Das kommt doch all' nicht wieder! Man treibt ſich umher in dem leeren Alltagsleben und verliert darin das Höchſte und Schönſte, die Seligkeit und die ideale Schwärmerei der Jugend!“ — Und er ward bitter, trank viel ſtarken Wein und ſprach kein vernünftiges Wort mehr.“ *)

„Dieſe Begebenheit gewährt freilich einen tiefen Blick in Mozarts Seelenleben!“ — ſagte hier Schikaneder — „aber — ihr Schluß deutet auch die Stimmung an, die ſich jetzt des Freundes leider gar oft bemächtigt.“

„Wir müſſen ihn aufzuheitern ſuchen!“ — meinte Lichnowsky.

„Oder ſeinem Geiſte wieder eine großartige Beſchäftigung geben!“ — verſetzte der Andere gedankenvoll. —

„Aber wie?“

„Vielleicht finde ich Rath!“

„Hat es Ihnen je an ſolchem gefehlt, wenn Sie wollten?“

„Wir wollen ſehen.“

Plötzlich hielt Fürſt Lichnowsky ſein Pferd an:

„Schikaneder!“ — rief er dann — „mir kommt ein famoſer Gedanke.“

„Mir ſitzt auch einer im Kopf, Durchlaucht.“

„Und welcher?“

„Ehre dem die Ehre gebührt! Sie haben den Vorrang: ſprechen Sie zuerſt.“

„Gut! Mozart muß eine großartige Beſchäftigung haben und braucht Geld; Sie müſſen auch wieder, wie gewöhnlich, Geld haben, um gewiſſe — von ſchöner Hand ausgeſtellte — Wechſel und vielleicht noch einige an-

---

*) Niſſen: S. 657 u. f. Oulibicheff: I. S. 239 u. f.

dere Schulden zu zahlen; auch brauchen Sie für Ihr Theater wieder ein neues gutes Kaſſenſtück, damit das Repertoir aufgefriſcht werde; — alſo — gehen Sie hin und laſſen Sie ſich von **Mozart** eine neue Oper ſchreiben!“

„Les beaux esprit se rencontrent!“ — rief Schikaneder lachend. — „Ich hatte merkwürdigerweiſe eben denſelben Gedanken.“

„So eilen Sie und führen Sie ihn aus!“ — ſagte der Fürſt heiter — „dann bekommt unſer heutiger Ritt, ſammt Kapaun und Faſan, vielleicht noch eine hiſtoriſche Bedeutung. Aber wir ſind an der Linde. Leben Sie wohl, Schikaneder, und folgen Sie meinem Rath und Ihrer eigenen Eingebung!“

Und damit grüßte der Fürſt freundlich und ritt in kurzem Trapp davon.

Schikaneder aber flüſterte in ſich gekehrt: „Feuer- und Waſſerprobe, Löwen und Tieger, — — Freimaurer — — — — wenn nur ein lichter Gedanke dies Chaos durchzucken wollte!“ — — — und er ritt langſam und in tiefes Nachſinnen verloren, ſeiner Wohnung zu.

Die letzte Hoffnung.

Als Schikaneder zu Hauſe angekommen war und ſein Pferd dem Reitknechte übergeben hatte, fand er ſchon unter der Thüre Jemand, der mit Ungeduld auf ihn wartete. Dieſer Jemand war Chigot, ſein Hausmeiſter, ein kleines, feines, geſchmeidiges Männchen, mit einem blaſſen Geſichte von pfiffigem Ausdruck, wohlgepudertem Haar, ſauberem, faſt elegantem Aeußeren und höchſt gewandten Manieren. Aber ſo unanſehnlich auch die Erſcheinung Chigots im Ganzen war, man ſah ihm doch auf der Stelle an, daß etwas in ihm ſtecke, — daß er ein höchſt gewürfeltes Männchen ſei, welches man zu Allem gebrauchen könne.

Und ſo verhielt es ſich in der That: Chigot war das Factotum in dem Hauſe ſeines Herrn, und ſomit Schikaneders Hausmeiſter, Kammerdiener, Vertrauter, Buchhalter und Kaſſierer in ein und derſelben Perſon. Auf ſeinen ſchmächtigen Schultern laſtete demnach ſehr viel; denn ſein Herr befaßte ſich nur mit der Oberleitung, ſowohl des Theaters wie des Hauſes, während die inneren Angelegenheiten dem unermüdlichen Chigot verblieben. Chigot war alſo hier im Kleinen, was ein Miniſter des Innern im Großen iſt, und dies ſtolze Bewußtſein gab ihm auch die Kraft ſeine ſchwierige Lebensaufgabe mit Würde und Energie zu tragen, indeß daß unbegränzte Vertrauen, welches der Director in ihn ſetzte, ihn mit den Banden einer faſt abgöttiſchen Verehrung und Hingabe an dieſen feſſelte.

Und was hatte nun Chigot nicht alles zu thun! Hier lag es recht am Tage, daß auch in einem kleinen und unanſehnlichen Körper — wie z. B. bei Napoleon dem erſten — eine große Seele ſtecken könne. Chigot war ſo eine Art Napoleon. Man mußte ihn nur ſehen, wenn er — in ſeiner Function als Hausmeiſter — den zwei Bedienten, dem Koch, der Köchin und den übrigen Mägden und Knechten gegenüber, ſeine Anordnungen für die Dinées und Soupés ſeines Herrn gab. Dann flammte im Bewußtſein der Wichtigkeit, die ſolche Angelegenheiten für ſeinen Herrn und Meiſter hatten, ſeine Augen; dann preßten ſich die ſchmalen Lippen feſt aufeinander, und — die eine Hand in die Bruſt geſteckt, die andere auf dem Rücken — gab er die Befehle: wie viele Couverte aufgelegt, in welchem Zimmer geſpeiſt, wer eingeladen, wo die Auſtern, die Paſteten, die Trüffeln, das Wildpret geholt werden ſollten. Oder — wenn Chigot als Kaſſierer von den Sängern und Sängerinnen, Schauſpielern und Schauſpielerinnen, Tänzern und Tänzerinnen umlagert, beſtürmt, um Vorſchuß angefleht wurde, — welche Marmorkälte dann in den markirten Zügen ſeines blaſſen Geſichtes — welche Energie im Abſchlagen und „nein ſagen!“

Aber Chigot war nicht einſeitig; das kleine Männchen konnte ebenſo devot und artig als grob und energiſch ſein. So war er ſtets gegen ſeinen Herren und deſſen Freundinnen die Liebenswürdigkeit ſelbſt — verſteht ſich, nur ſo lange, als ſich die Letzteren in der Gunſt des Erſteren hielten. Mit gefallenen Größen macht kein diplomatiſcher Kopf, kein Mann von Welt, viel Federleſens!

Seine wahre Größe aber entwickelte Chigot, wenn es galt, unbequeme Schuldner abzuweiſen. Für ſolche — gerade nicht ſelten vorkommende — Fälle, hatte ſein kluger Kopf ein ordentliches Syſtem entworfen. Erſt war er liebenswürdig und leicht obenhin, als ob ſein Herr über Millionen zu verfügen habe; — bei einem zweiten Beſuche: gekränkt, bei einem dritten: barſch, — bei einem vierten: grob; wenn die Sache dann aber zu ernſt und gefährlich wurde, fing Chigot an zu vertröſten, und endlich ſo devot und ſo gerührt von der momentan unglücklichen Lage ſeines vortrefflichen Herrn zu ſein, daß er ſelbſt in Thränen ausbrach und nicht eher zu jammern aufhörte, bis der Schuldner — ſelbſt gerührt — noch einmal Geduld zeigte und eine neue Friſt bewilligte.

Kam dann ſein Herr nach Hauſe, oder trat er in das Zimmer, in welchem dieſer — ſich verleugnend — wartete, ſo leuchtete ſein Antlitz wie das des Moſes auf Horeb's

Höhen, und Schikaneder wußte ſchon, wie viel Uhr es geſchlagen. Dann mußte Chigot — nach abgeſtattetem Berichte — jedesmal eine Flaſche Champagner aus dem Keller holen, die Herr und Knecht zur Belohnung mit einander tranken, während ſie herzlich über die Dummheit des Abgewieſenen lachten.

Auch heute richtete Schikaneder, ſobald er in das Haus getreten, ſeine Blicke auf Chigots Stirne; aber ... verwünſcht! .... da ſtrahlte keine Freude; da thronte nicht nur ein düſterer Ernſt, ſondern augenſcheinlich eine ſchwere Sorge.

Raſch ſchritt er daher in ſein Zimmer und Chigot folgte.

„Nun?“ — rief Schikaneder jetzt, Hut, Reitpeitſche und Handſchuhe auf den Tiſch werfend — „war er wieder da?“

„Freilich, gnädiger Herr!“ — entgegnete Chigot mit devoter Verbeugung, die Hände wie zum Gebet gefaltet. — „Und nicht einmal, ſondern dreimal war er da!“

„Und du haſt ihn nicht beſchwichtigen, nicht vertröſten können?“

„Alles war vergebens!“

„Ich begreife nicht, wie du ſo ungeſchickt ſein kannſt!“

„Herr von Schikaneder!“ — ſagte jetzt der Hausmeiſter mit weinerlicher Miene und hoch in die Höhe gezogenen Augenbraunen, während er die Hände noch feſter zuſammen preßte: — „Herr von Schikaneder, Sie wiſſen wie viel Mühe ich mir immer gebe, ſolch' läſtige

Menſchen zu entfernen. Ich habe auch heute alle meine Kunſt aufgeboten Herren Wolfsſohn zu beruhigen, zu vertröſten, wenigſtens zu noch einiger Nachſicht zu bewegen .... alles war umſonſt, der Mann hat ein Herz von Stein und einen Kopf von Eiſen, — er will ....“

„Nun, was will er!“ — frug der Director, ſich in einen koſtbaren Seſſel werfend, völlig gelaſſen.

„Sein Geld will er — zwei und fünfzigtauſend Gulden Conventionsmünze will er, — und das morgen!“

Schikaneder lachte laut auf, dann ſagte er:

„Der Mann hat ganz recht; — an ſeiner Stelle machte ich es auch ſo.“

„Aber um Gottes und Jeſu Willen!“ — ächzte der Hausmeiſter — „Sie können es ihm ja nicht geben. Es ſind keine fünfzehnhundert Gulden mehr in der Kaſſe; — übermorgen iſt der erſte des Monats, wo ich die Gagen auszahlen ſoll und heute morgen haben der Herr von Schikaneder erſt noch zehntauſend Gulden Wechſel für Signora Cavaglieri acceptirt.“

„S' iſt wahr!“ — ſagte der Director, das eine Bein über das andere ſchlagend — „bezahlen kann ich das nicht.“

„Gar nichts können Ew. Gnaden bezahlen!“ — rief hier Chiget, dem man die aufrichtige Verzweiflung anſah, — „gar nichts, denn es iſt nichts mehr da.“

„Nun, nun!“ — meinte Schikaneder — „Geld iſt freilich keines mehr da, und das iſt allerdings ſehr unbequem; aber es gibt ja noch gute Freunde zu Dutzenden, die faſt täglich bei mir diniren und ſoupiren und ſchwelgen, da wird ſich ſchon einer finden, der wenigſtens gutſagt.“

„Freunde?“ — wiederholte gedehnt Chigot — „und auf die hofft ein ſo lebenskluger Herr, wie Ew. Gnaden?“

„Ich gebe freilich nicht viel darauf; aber man kann doch nicht wiſſen. Ich habe übrigens die Dinge kommen ſehen, und daher ſchon heute morgen an mehrere geſchrieben. Sind keine Briefe eingelaufen?“

„Doch!“ — ſagte Chigot und eilte zu dem Schreibtiſche ſeines Herrn. — „Hier ſind nicht weniger als ſechſe.“

Und mit dieſen Worten gab er dem Director die Schreiben. Schikaneder nahm ſie mit einem Lächeln ab; dann hob er ſie alle ſechſe in die Höhe und ſagte:

„Chigot, was wollen wir wetten, ich kenne den Inhalt dieſer Briefe!“

„Herr von Schikaneder!“ — entgegnete dieſer zwiſchen Weinen und Lachen — „ich glaube ich kenne ihn auch.“

„Wenn ich recht habe“ — ſagte Schikaneder — „daß in jedem eine abſchlägige Antwort ſteht, ſo trinken wir eine Flaſche Champagner mit einander; — ich habe ohnedem auf den Sherry des Indes, den ich im „Regenbogen“ trank, Durſt bekommen — ich glaube, ich glaube .... er war nicht ganz ächt!“

Und mit dieſen Worten fing der Director an, die Briefe zu öffnen. Sie mußten alle ſehr kurz ſein, denn er war ungemein ſchnell mit dieſer Lectüre fertig: während er aber einen nach dem andern verächtlich auf die Erde warf, ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln um ſeinen Mund. Als er die Lectüre beendigt hatte, ſagte er trocken:

„Chigot, geh' hin und hole eine Flaſche von dem Bewußten. Sechs bedauern unendlich und drei haben gar nicht geantwortet. Da aber keine Antwort auch eine Antwort iſt, — ſo trinken wir.“

Aber Chigot zögerte diesmal, das Gebot ſeines Herrn zu erfüllen.

„Nun?“ — rief dieſer.

„Und ſie könnten wirklich in dieſer verzweifelten Lage…“

„Nur ein feiger Tropf verzagt!“ — trillerte der Director mit ſeiner ſchrecklichen Stimme. Chigot ging mit Kopfſchütteln.

Als der Hausmeiſter das Zimmer verlaſſen, wurden jedoch Schikaneders Züge ernſter:

„Die Sache ſteht doch verflucht auf der Spitze!“ — ſagte er dann. – „Es bleibt mir in der That nur noch eine einzige Hoffnung und die ruht auf Mozart! .... ja .... Lichnewsky hat Recht: er — **und er allein kann mich retten**, wenn er mir eine recht populäre Volksoper ſchreibt. — — Nun“ — fuhr Schikaneder, in Gedanken ſprechend, fort — „ſeiner bin ich gewiß. Er iſt ein viel zu guter Kerl, als daß er mir das abſchlagen könnte; — auch wird ihn die Sache ambitioniren. Und dann — — man verſpricht ihm einſtweilen etwas Hübſches — das Weitere findet ſich.“

Er ſchwieg einige Minuten, dann hob er wieder an: „Wenn nur der verfluchte Wolfsſohn Vernunft annimmt;

— — denn ſonſt hilft alles nichts — — ich bin total banquerott und kann nur gleich in den Thurm wandern. Meine Geſammtſchulden überſteigen ſicher hundert und fünfzigtauſend Gulden — — hundert — und fünfzigtauſend Gulden — — man ſollte nicht denken, daß einem die Weiber dahin bringen könnten. Aber der Teufel lebe ohne ſie! Und wenn meine kleine Cavaglieri morgen verlangt, daß ich noch weitere zwanzigtauſend Gulden für ſie acceptiren ſoll, ich thue es doch wieder!“

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte im Vorzimmer, die Thüre öffnete ſich und Chigot, mit der Champagnerflaſche und den Gläſern auf einem ſilbernen Präſentirteller, trat ein — aber — er war nicht allein, dicht hinter ihm folgte Herr Wolfsſohn.

Die kleine, ſchmächtige Figur des ſonſt gegen Schuldner ſo groben und kecken Chigots nahm ſich aber in dieſem Momente ſo komiſch aus, — ſeine Kniee ſchletterten ſo ſehr, — die Augenbrauen waren, aus Beſorgniß für ſeinen Herrn, ſo hoch emporgezogen, Gläſer und Flaſche wackelten und klapperten ſo poſſierlich, daß Schikaneder laut auflachen mußte.

Wolfsſohn ſtutzte; er war in der Erwartung gekommen, einen Verzweifelten, einen Niedergeſchlagenen zu finden, und vor ihm ſtand nun — ihn freundlich begrüßend — ein Mann, der ſich den Bauch vor Lachen hielt. Schikaneder bemerkte die Ueberraſchung ſeines Beſuches ſogleich; — aber in demſelben Augenblicke durchzuckte auch ein koſtbarer Gedanke ſeine Seele:

„Meine anſcheinende Heiterkeit hat ihm imponirt!“ — dachte er — „bleiben wir in dem Tone.“

„Vergebung, lieber Herr Wolfſohn!“ — ſagte er daher jetzt, als er ausgelacht und Chiget mit einem Wink bedeutet hatte, Flaſche und Gläſer auf den Tiſch zu ſetzen und ſich zu entfernen. — „Vergebung, daß ich Sie ſo ungeziemend begrüße; aber Sie finden mich gerade in der beſten Laune von der Welt. Ich mußte über meinen köſtlichen Hausmeiſter lachen, der Ihnen heute — trotz dem beſten Schauſpieler — ſo dummes Zeug vorgemacht.“

„Mir, dummes Zeug vorgemacht?“ — frug, noch immer verwirrt der junge, angehende Banquier.

„Freilich! freilich!“ — rief, auf's neue lachend, Schikaneder. — „Aber es galt eine Wette von tauſend Dukaten und die habe ich nun gewonnen.“

„Herr Director, ich verſtehe von dem allen kein Wort!“

„Natürlich! Ich will es Ihnen erklären; aber trinken wir erſt ein Glas Champagner.“

„Bitte!“

„Ohne Umſtände, Verehrter! Ich komme gerade von meinem intimen Freunde, dem Fürſten Lichnowsky und da haben wir ſo köſtlich und fein, aber auch ſo gewürzt zu Mittag geſpeiſt, daß ich gewaltigen Durſt empfinde. Und dann — Sie wiſſen: wenn der Löwe Blut geleckt hat....“

„Aber was iſt's mit der Wette ....“

„Nun, ich muß Ihnen gerade ſagen, mein Beſter, dieſe Wette betrifft Sie.“

„Mich?“

„Sie!“

„Wie ſo?“

„Mein Freund Lichnowsky — aber ich ſage Ihnen dies im tiefſten Vertrauen — behauptete vorgeſtern, als er mein Gaſt war, Sie, lieber Wolfsſohn hätten das Geſchäft Ihres ſeligen Vaters zu früh übernommen.“

„Zu früh? wie ſo zu früh?“

„Nun, der Fürſt meinte — — ſie ſeien noch — etwas jung — es fehle noch an den nöthigen Lebenserfahrungen.“

„Herr Director .... wollen Sie mich beleidigen?“

„Kommt mir nicht in den Sinn! Im Gegentheil, mein Theuerer, ich behauptete, daß ich noch keinen Geſchäftsmann kennen gelernt hätte, der einen ſchärferen Blick beſäße, als Sie.“

„Sehr verbunden.“

„Es gilt eine Wette von Tauſend Dukaten! rief der Fürſt — und ich ſchlug ein.“

Herr Wolfsſohn konnte hier ein ſchmunzelndes Lächeln nicht ganz verbergen:

„Und die Wette ſelbſt?“

„Nun!“ — fuhr Schikaneder fort — „Fürſt Lichnowsky wettete: daß, wenn er Ihnen, Herr Wolfsſohn, aus dritter Hand die Nachricht zukommen laſſe, es ſtünde mit mir und meinen Unternehmungen ſchlecht, ſo würden Sie, — nehmen Sie mir es nicht übel, es ſind des Fürſten eigne Worte — ſo albern ſein, daran zu glauben und mir das für den Bau eines neuen Theaters vorgeſchoſſene Kapital kündigen. Ich lachte dem Fürſten in das

Geſicht. Wolfsſohn weiß, wie ich ſtehe, welche vielſeitige Hülfsquellen ich habe, ſagte ich ihm; — auch hat er ſicher ſchon gehört, daß Mozart — unſer großer herrlicher Mozart — eine wundervolle neue Volksoper für mich componirt hat, die in Kurzem auf meinem Theater erſcheint und durch die ich in einem halben Jahre mehr verdiene, als Wolfsſohn mir vorgeſchoſſen, — ja, — die mich in Jahresfriſt um hunderttauſend Gulden reicher macht. — Dies geſagt, wird die Sache abgeſchloſſen. Lichnowsky übernimmt es, Ihnen falſche Nachricht zukommen zu laſſen. Mein Hausmeiſter wird von ſeiner Rolle inſtruirt, und hat ſie — wie er mir vorhin ſagte — vortrefflich geſpielt. Ich aber freue mich, daß Sie nun zu mir kommen, und mir den Beweis liefern wollen, wie voreilig der Fürſt von Ihnen geurtheilt hat. — Nein, nein! — ich wußte Verehrter, daß Sie ein Mann von ſcharfem Blicke ſind und mein Vertrauen rechtfertigen. Uebrigens“ — fuhr Schikaneder mit ungeheurer Ruhe und Suffiſance lächelnd fort — „können Sie auch, wenn Sie wollen, Ihr Geld haben. Goldammer und Sohn haben mir erſt heute ein ſehr acceptables Anerbieten gemacht, — der Brief muß noch da auf der Erde liegen ....“

Und Schikaneder that, als wolle er den Brief unter jenen ſuchen, die er vorhin auf den Boden geworfen.

Wolfsſohn aber hielt ihn auf: — „Bemühen Sie ſich nicht!“ — ſagte er dabei verlegen: — „Ich glaube Ihnen ſchon. Die eben genannten Herren ſind immer bereit, mir in den Weg zu treten. Indeſſen ....“

„Noch ein Gläschen Champagner!“ — rief hier Schikaneder und präſentirte Wolfsſohn die Erfriſchung; aber jetzt fühlte er ſelbſt ſeine Hand zittern, ſo gewaltig hatte das „indeſſen“ des Gegners ſein Herz getroffen.

Aber Wolfsſohn wies den Champagner dankend zurück, indem er betheuerte, daß er — wo es Geſchäftsſachen gelte — aus Grundſatz nie trinke.

Jetzt galt es! Schikaneder nahm alſo ſeine ganze Gewandheit, — die ihn im Leben ſchon hundertmal durch die größten Verlegenheiten glücklich durchgebracht — zur Hand. Er legte dabei Wolfsſohn klar wie die Sonne dar, daß er vortrefflich ſtehe, — zeigte ſogar die kaiſerliche Erlaubniß vor, nach welcher er in der That das Leopoldſtädter Theater neu aufzubauen berechtigt wurde; — ergoß ſich weitläufig über die ganze herrliche Oper die Mozart ihm componirt habe, und in der, wie er ſagte, Löwen und Tieger, Affen und Mohren auf die Bühne kommen ſollten — ein wahres Zauberſtück für das Publikum; — ja er berechnete an den Fingern — ohne Wolfsſohn auch nur einmal zu Wort kommen zu laſſen — die ungeheuren Einnahmen, die dieſe Zauberoper hervorrufen mußte. Als Beweis aber führte er ſchließlich Bondini in Prag an, den der „Don Juan“ binnen kurzer Zeit zu einem reichen Mann gemacht hatte.

Es lag ſehr viel Wahres und Ueberzeugendes in dem, was Schikaneder — der ja als ausgezeichneter Geſchäftsmann und Director bekannt war — hier ſagte; vorausgeſetzt nämlich, daß die Geſchichte mit der Oper in Richtigkeit. Daran aber konnte Wolfsſohn, bei der Beſtimmtheit, mit welcher ſein Freund von der Sache ſprach, keinen Augenblick zweifeln; — ja — es ſtellten ſich auf dieſe Weiſe für die Zukunft ſogar noch die Hoffnung auf weitere gute Geſchäfte für ihn heraus, und ſo kam es denn, daß er nicht nur von ſeinem Vorhaben, ſein Kapital unter allen Umſtänden zurückzufordern, abſtand, nein — er bat beim Abſchiede Schikaneder auch noch, wegen ſeines momentanen Mißtrauens, um Vergebung.

Als Wolfsſohn fort war, wollte Schikaneder ſich todt lachen.

„Chigot! Chigot!“ — rief er.

Chigot erſchien — erſtarrte aber, als er ſeinen Herrn ſo guter Dinge fand.

„Alles vortrefflich!“ — ſagte dieſer — „wir ſind gerettet — d. h. wenn — Maeſtro Mozart den Zauberſtab ergreift: auf ihm ruht allerdings meine letzte Hoffnung. Für den aber bangt mir es nicht. Und nun — zu meiner Freundin — das war ein harter Strauß — der Sieg verdient Belohnung. Haſt Du bei Signora für ein ausgeſuchtes, fürſtlich-feines Souper geſorgt?“

„Gewiß!“ — entgegnete das Factotum.

„So laß anſpannen!“

Und Chigot ging, aber im Weggehen ſah er ſich noch einmal halb ſcheu, halb verehrungsvoll nach ſeinem Herrn um, der ihm heute faſt wie ein Zauberer vorkam.

Es will Abend werden.

Während Schikaneder bei ſeiner Freundin, der Signora Cavaglieri, — trotz ſeiner verzweifelten Lage — wie ein Fürſt zu Nacht ſpeiſte, und, in ſeligem Vergeſſen, in Luſt und Liebe ſchwelgte, ſaß Frau Mozart einſam und allein auf ihrem Zimmer; — allein, denn Mozart war noch nicht nach Hauſe gekommen, obgleich es ſchon zehn Uhr geſchlagen hatte; — allein, denn von den fünf Kindern, die ihr Gott geſchenkt — zwei Mädchen und drei Knaben — waren alle bis auf ein Söhnchen geſtorben, und der kleine ſiebenjährige Karl ſchlief bereits längſt ſtill und friedlich im Nebenzimmer. Aber Conſtanze Mozart hatte Hoffnung, bis Ende des nächſten Monats wieder Mutter zu werden. Mutter! — ach, dieſer Hochgedanke durchzitterte ſie jetzt nicht mit Freude, und — wie wäre dies auch möglich geweſen, da die Hand des Schickſals gar ſchwer auf ihr laſtete und die Ausſicht in die Zukunft unendlich trübe war.

Conſtanze ſaß neben dem für ſie und Wolfgang gedeckten Tiſche; aber die Speiſen ſtanden unberührt, die beiden Lichter brannten trübe, die Arbeit war ihr entſunken. Traurig hatte ſie ihr liebliches Haupt in die Hand gelegt, und ſah nun, den Arm auf den Tiſch geſtützt, ſtarr vor ſich hin.

Wie wenige von all den ſchönen, glänzenden Hoffnungen ihres Lebens hatten ſich doch erfüllt! Sie war im Ganzen glücklich mit ihrem Manne, der ſie heute noch ſo innig und herzlich liebte, wie an dem Tage ihrer Hochzeit, — der ſie immer noch auf den Händen trug, wie eine angebetete Braut: aber dieſer edle, heißgeliebte Gatte, dieſer ſo unendlich fleißige Mann, dies mächtige Genie, dieſer Stern erſter Größe am muſikaliſchen Himmel Deutſchlands — — du mein Gott, wie ging es ihm! Wie mußte der Mann fort und fort kämpfen und ſchaffen und ringen .... nur um der elenden Exiſtenz Willen! Wie furchtbar ſchwer laſtete das Leben auf ihm! Wie niederdrückend waren dieſe nicht endenden erbärmlichen Cabalen, wie kränkend das Bewußtſein, der erſte unter den lebenden Componiſten und Tonkünſtlern zu ſein, und doch — — — im Staube zu verkümmern, während Tröpfe, die nicht werth waren, ihm das Waſſer zu reichen, an der Spitze kaiſerlicher, königlicher, churfürſtlicher Capellen ſtanden, — ungeheuere Gehalte bezogen, mit Ehren überhäuft wurden und mitten in einem beneidenswerthen Wirkungskreiſe lebten.

Und dann, — war es nicht zum Verzweifeln, daß nichts, gar nichts, auch nicht die größten Schöpfungen Mozarts in Wien durchſchlagen wollten?!

Mit welchen glänzenden Hoffnungen auf die Erfolge der herrlichen Oper: „Don Juan“ — die das muſikverſtändige Prag ſo entzückt, Bondini zu einem reichen Manne gemacht, — waren Conſtanze und Amadeus ſeiner Zeit nach Oeſterreichs Hauptſtadt zurückgekehrt. Und wie war es hier mit dieſer großartigen, meiſterhaften, unübertrefflichen Tonſchöpfung gegangen?

Von Salieri mit Vorbedacht ſchlecht in Scene geſetzt, — gefliſſentlich ſchlecht einſtudirt, — mit Abſicht von den italieniſchen Sängern und Sängerinnen ſchlecht geſpielt und ſchlecht geſungen, wurde er gänzlich von Salieris mit Pracht ausgeſtatteter und mit der größten Sorgfalt einſtudirter und ausgeführter Oper „Axur“ verdunkelt, gerade wie es „Figaro“ mit der „Cosa rara“ ergangen war.

Mag den Pſychologen die Mühe der Entſcheidung überlaſſen bleiben, ob der Tag, an welchem hier Salieri über Mozart durch ſo unwürdige Mittel öffentlich triumphirte, der ſchönſte oder der grauſamſte Tag ſeines Lebens war. Salieri triumphirte eben, Dank ſei es der wenig muſikaliſchen Bildung der Wiener und ſeines Talentes als Muſikdirector, vermöge welchem er das Werk ſeines Nebenbuhlers faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt hatte, und Dank ſei es der Ergebenheit ſeiner Untergebenen.

Salieri hatte die Partitur des „Don Juan“ geleſen, und es iſt bekannt, daß die Werke, welche man am aufmerkſamſten lieſt, die unſerer Feinde ſind. Mit welch' verzweiflungsvoller Bewunderung mußte ſich bei dieſer Lectüre die Seele eines Künſtlers erfüllen, der, wie Salieri, nach dem Siege über Mozart mit allen Kräften trachtete! welches Urtheil mußte er ſich in ſeinem Innern ſprechen! welch' neue Schlangen wanden ſich ziſchend in der Lorbeerkrone, die man ihm ſo eben auf das Haupt geſetzt. *)

So lagen alſo auch die ſchönen, die großen Hoffnungen, die Conſtanze und Amadeus auf den „Don Juan" geſetzt, in den Staub getreten. Die alte Noth des Lebens begann aufs Neue. Mozart — der große herrliche Mozart, der bedeutendſte Kirchen-, Theater- und Kammer-Componiſt war wieder einmal genöthigt, Unterricht zu ertheilen, Kindern die Tonleiter zu lehren, für feſtliche oder ländliche Bälle Tänze zu ſchreiben — krummenweiſe ſein tägliches Brod zu ſammeln!

Bondini war durch „Don Juan" ein reicher Mann geworden; — Mozart . . . hatte hundert Ducaten dafür **) erhalten, von welchen, nach Abzug der Schulden und Reiſekoſten, bei der Ankunft in Wien faſt nichts mehr übrig war. Und bald, bald! ſtreckte die Sorge aufs Neue ihren knöchernen Arm nach ihm aus. Weg alſo mit dem genialen Schaffen erhabener Meiſterwerke! Zertrete ihn, deinen Genius, großer Maeſtro, — zerſchmettere ihm die kühnen Flügel, denn du mußt nach Brod gehen, für Dich und die Deinen!

---

*) Oulibicheff: I Thl. S. 231.

**) Hiſtoriſch. Siehe Niſſen: S. 686.

Da ertönte nicht mehr der Weckerruf des Geiſtes, da hieß es: „Meiſter! ich brauche deutſche Lieder für meine Tochter, die Worte dazu habe ich bei mir!“ — „Ich möchte gern eine italieniſche Arie für meine Frau!“ — „Und ich für meine Schwadron einige Trompetenſtückchen und Signale.“ — „Bitte, Maeſtro, ein hübſches Stückchen aus F Minore für eine Spieluhr, ich liebe dieſe Tonart gar ſehr. Doch, nicht war, den billigſten Preis.“ — „He, Meiſter Wolfgang! ein halb Dutzend Menuetts, und eben ſo viele Contretänze und Ländler; es hat aber Eile, denn ſie ſind für den nächſten Ball beſtimmt, der bei dem Fürſten X ſtattfindet.“ — „Mein Anliegen iſt noch viel dringender; ich gebe morgen einen muſikaliſchen Abend, es iſt mein Namenstag. Bringen Sie Ihr Beſtes mit, ich laſſe es an Nichts fehlen: Sie erhalten fünf Dukaten und das Nachteſſen!“

Verhülle dich, Genius des deutſchen Volkes! verhülle dich und weine — weine — wie jetzt Conſtanze, die dies alles, einſam trauernd, in ihrem ſtillen Stübchen überdenkt.

Und die Gläubiger drängten und Wolfgang Amadeus Mozart ſchrieb — weil er aus Noth mußte — für das italieniſche Theater in Wien, zu dem vorgelegten Texte, die Oper: „Cosi fan tutte osia la scuola degli amanti.“ („So machen ſie's Alle,“ oder „die Schule der Liebenden.“)*)

---

*) Zu Anfang des Jahres 1790.

Hätte ihn nicht die Noth zu der Annahme dieſes Auftrages gezwungen, der große Meiſter würde einen ſo erbärmlichen Text, wie den von „Cosi fan tutte“ ſicher nicht zu einer ſeiner muſikaliſchen Schöpfungen gewählt haben. Und doch — was leiſtete er auch auf dieſem ſterilen Felde ſo Treffliches!

Vergebens! das Librette war zu fade, die Oper konnte ſich keinen bleibenden Beifall erringen.

Und immer trüber wurden die Zeiten, und immer dunkler die Ausſichten. Da ſtarb auch Kaiſer Joſeph — und Conſtanzens letzte Hoffnung ſank; denn immer, immer hatte ſie noch auf ihn gebaut, der einſt ihren Gatten ſo werth geſchätzt, ihm ſo viel verſprochen. Und wieder pochten die Gläubiger an ſeine Pforten, und gequält um einiger elenden Summen willen, und von dem Wunſche beſeelt, die ungeſtümen Mahner befriedigen oder ihnen wenigſtens aus dem Wege gehen zu können, eilte er nach Frankfurt, wo die Churfürſten beiſammen waren, um ein neues Oberhaupt des Reiches zu wählen.

Wohl fand er hier und auf der ganzen Reiſe: Ruhm, Verehrung, Begeiſterung und auch Geld; aber das iſt ja der Fluch des einmal in Schulden Gerathenen, daß — wenn auch Summen eingehen — ſie ſofort von den alten Verpflichtungen verſchlungen werden, und nichts, nichts zurückbleibt, als die unſelige Nothwendigkeit: neue Schulden zu machen.

Conſtanze ſeufzte tief auf, als ſie — bei der ſtillen Recapitulation ihrer ſchweren Schickſale ſeit der ſchönen Prager Reiſe — an dieſe Zeit kam.

„Ach!“ — ſeufzte ſie jetzt — „und wie edel, wie geduldig hat er doch alles dies getragen; wie gewaltig kämpfte er ſich durch alle dieſe Widerwärtigkeiten durch, immer groß, feſt hoffnungsvoll daſtehend, einen eiſernen übermenſchlichen Fleiß entwickelnd, und heiter, liebevoll und gut, ſelbſt wenn das eigene Herz ihm vor Schmerz und Sorgen ſpringen wollte.“

Conſtanze ſtand hier auf, ging an ihre Komode, öffnete eine der Schubladen und nahm aus einem Käſtchen zwei Briefe. Als ſie wieder an den Tiſch getreten, ſah ſie dieſelben mit ſanfter Rührung an und ſagte:

„Ihr ſeid Zeugen jener Stunden, die mich ſo viele Thränen koſteten!“

Und ſie ſetzte ſich wieder und las: „Ich bin in Frankfurt. Mein Wagen (ich möchte ihm ein Buſſerl geben) iſt ſehr gut. In Regensburg ſpeiſten wir prächtig; wir hatten eine göttliche Tafel-Muſik, eine engliſche Bewirthung und einen herrlichen Moslerwein. Nürnberg iſt eine häßliche Stadt: Würzburg eine ſchöne und prächtige. Ich bin feſt entſchloſſen, meine Sachen hier ſo gut als möglich zu machen, und freue mich dann herzlich zu Dir. Welch' herrliches Leben wollen wir führen! Ich will arbeiten, ſo arbeiten, daß ich durch unvermuthete Zufälle nicht wieder in eine ſolche fatale Lage komme. Der letzte Antrag, der mir in Wien gemacht wurde, war, daß Jemand mir auf Hofmeiſters Giro Geld hergeben wollte — 1000 fl. baar und in Tuch. Somit könnte Alles, und noch mit

Ueberſchuß bezahlt werden, und ich dürfte nach meiner Rückkunft nichts als arbeiten.“

„Ja!“ — ſeufzte hier Conſtanze ſchmerzlich — „und das hat er gethan: er hat ſo fleißig, ſo anſtrengend gearbeitet, daß ich nun für ſein Leben bangen muß.“

Sie legte den Brief auf den Tiſch und nahm den andern:

„Es wäre mir Sicherheitshalber recht lieb,“ — las ſie mit feuchten Augen weiter — „wenn ich auf des Hofmeiſters Giro 2000 fl. bekommen könnte. Du mußt aber eine andere als die wirkliche Urſache verwenden, nämlich, daß ich eine Speculation im Kopfe hätte, die Dir unbekannt wäre. Ich werde zweifelsohne Etwas hier machen. So groß aber, wie Du und verſchiedene Freunde ſich es vorſtellen, wird es ſicherlich nicht ſein. Bekannt und angeſehen bin ich hier genug. Nun, wir wollen ſehen. Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu ſpielen, darum möchte ich gern das Geſchäft mit Hofmeiſter machen, weil ich dadurch Geld bekommen und nicht zurückbezahlen darf, ſondern blos arbeiten, und das will ich ja, meinem Weibchen zu Liebe, gern.

Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück. Wenn die Leute in mein Herz ſehen könnten, müßte ich mich faſt ſchämen. Es iſt ſonſt Alles kalt für mich — eiskalt. Ja! wenn Du bei mir wäreſt, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden, ſo iſt es aber ſo leer.“

„P. S. Als ich die vorige Seite ſchrieb, fiel mir auch manche Thräne auf das Papier. Nun aber luſtig! Fange auf — es fliegen erſtaunlich viel Buſſerl herum. Was Teufel! ich ſehe auch eine Menge — ha, ha! ich habe drei erwiſcht, die ſind koſtbar!“ *)

Conſtanze ſchwieg; aber auch aus ihren Augen fielen jetzt Thränen auf den Brief, den ſie mit Innigkeit und dem Gefühle unendlicher Wehmuth an ihre Lippen drückte.

„Er macht es in dieſen Briefen, wie immer“ — ſagte ſie dann, die beiden Schreiben zuſammenfaltend und wieder in die Komode legend — „er ſcherzt mit gebrochenem Herzen, um mich glauben zu machen, daß er heiter ſei. Ach! dieſe Heiterkeit, dieſe Heiterkeit, die ihn ſonſt ſo unendlich liebenswürdig machte, ſie iſt jetzt nur zu oft eine erzwungene: eine Maske für ſeinen Schmerz, ſich und mich zu täuſchen.“

Und Conſtanze ſetzte ſich wieder und verfiel auf's Neue in ein tiefes trauriges Hinbrüten.

Todtenſtille herrſchte ringsumher, — nichts rührte ſich, nur der einförmige Pendelſchlag der Standuhr ließ ſich melancholiſch vernehmen; die Lichter aber brannten tiefer und dunkler.

Plötzlich fuhr Conſtanze mit dem Kopf in die Höhe und lauſchte geſpannt. Sie hatte auf der Straße, dicht am Hauſe, ein Geräuſch vernommen.

„Das wird er ſein!“ — rief ſie freudig, und ihr Herz

---

*) Beide Briefe ſind durchaus ächt. Siehe Niſſen: S. 545 u. 546.

klopfte ſo laut und mächtig, das ſie unwillkürlich die Hand darauf legte.

Aber das Geräuſch verſcholl.

„Nein!“ — ſagte ſie traurig — „er iſt es noch nicht.“

Ach! in dieſem „noch“ lag unendlich viel. „Er hatte mir doch verſprochen“ — flüſterte ſie jetzt halblaut weiter — „um neun Uhr gewiß zu Hauſe zu ſein, und jetzt“..... ſie ſah nach der Standuhr — „jetzt iſt es halb elf!“

Abermals trat eine Pauſe ein. Conſtanzens Gedanken waren jetzt unruhiger. Bald fürchtete ſie, es möchte Wolfgang etwas begegnet ſein; bald ſagte ſie ſich wieder, daß dies ſpäte nach Hauſe kommen ja gar nichts Neues, ſondern leider jetzt etwas faſt alltägliches ſei.

„Aber kann ich ihm denn darüber zürnen!“ — ſagte ſie endlich, indem ſie, von Unruhe gepeinigt, aufſtand und in dem ſtillen, matt erleuchteten Zimmer auf und ab ging. — „Du lieber Gott! wenn ſich der arme Mann, den Tag über mit dem elenden Stundengeben und gezwungenen Arbeiten halbtodt geſchafft hat — ſo will, ſo bedarf er doch auch des Abends einige Erholung im Kreiſe ſeiner Freunde. — — Er wird Billard ſpielen“ — fuhr ſie dann etwas ruhiger fort — „das iſt ja ſeine Leidenſchaft, und der Arzt ſagt, die Bewegung dabei ſei ihm zuträglich.“

Conſtanze verſtummte abermals. Sie wußte warum: ſie fühlte, daß ſie ſich jetzt ſelbſt belüge. So ſpät ſpielte Mozart nie Billard. Aber .....

„Die Wahrheit! die Wahrheit!“ — rief ſie aus, und Thränenſtröme brachen aus ihren Augen — „täuſche dich nicht ſelbſt armes Herz — — — ſein Unglück, ſein unverdientes Mißgeſchick, ſeine nagenden Sorgen zu vergeſſen, hat er ſich wieder in den Strudel erzwungener Freude geſtürzt! — Von leichtſinnigen, übermüthigen Freunden umgeben, die ſeine Güte mißbrauchen, auf ſeine Koſten ſchwelgen, will er — den blutigen Stachel in der Bruſt — mit tollem Witz, mit Wein und Punſch die Erinnerung der Gegenwart hinunterſpülen! — — o! — — und wenn er dann nach Hauſe kommt, ſind ſeine Nerven angegriffener als zuvor und doch läßt ihn die Aufregung dann nicht ſchlafen, — — und das unſelige Arbeiten, die Nacht hindurch, geht wieder an. O Gott! o Gott! und ſeine Geſundheit iſt ſchon ſo weit untergraben, daß er oft unter der Arbeit ohnmächtig zuſammenbricht!"

Und auch Conſtanze brach hier zuſammen und ſank, laut ſchluchzend auf ihren Stuhl.

Da ließen ſich Tritte auf der Treppe hören. Raſch waren die Thränen abgewiſcht — ſie lauſchte athemlos — — — die Tritte verhallten im oberen Stock.

„Wieder nicht!" — ſagte ſie leiſe und erblaßte.

Es verging abermals langſam und träge eine peinliche halbe Stunde. Bei jedem Laut auf der Straße, bei jeder ſich öffnenden und ſchließenden Thüre, bei jedem noch ſo leiſen Geräuſche fuhr Conſtanze auf, in dem frohen Glauben: Mozart komme. Immer lauter und lauter pochte ihr Herz, faſt drohte es zu zerſpringen vor Angſt und Beklommenheit ..... Da hörte man wieder Tritte auf der Straße und eine Stimme ſang halblaut das

Ständchen aus Don Juan: „Laß dich am Fenſter ſchauen.“

„Das iſt er!“ — rief Conſtanze, und noch unter Thränen, die ſie in der Eile abzuwiſchen vergaß, lächelnd, eilte ſie — ihres Standes ungeachtet — dem Gatten entgegen.

Mozart empfing ſie in der heiterſten Laune, und ihr eine prächtige Bonbonière, mit den niedlichſten und feinſten Bonbons gefüllt, entgegenhaltend, rief er mit leuchtenden, funkelnden Blicken:

„Stanzerl, mein Hanzerl,
Nur luſtig gelacht,
Da hat Dir Dein Schätzerl, —
Komm gib mir ein' Schmätzerl, —
Was mitgebracht!“

Und ehe ſie nur antworten konnte, hatte er ſie mit einer faſt wilden Zärtlichkeit in ſeine Arme geſchloſſen.

Aber — war es der Tabaksdampf, der noch in ſeinen Haaren und Kleidern hing, oder die Sorge für ihren Zuſtand, was Conſtanze veranlaßte, ſich bei der allzuſtürmiſchen Umarmung etwas wegzubeugen, — Wolfgang bemerkte es und trat gekränkt zurück.

„Du ſcheinſt ja eben nicht ſehr über mein Kommen erfreut!“ — ſagte er daher in einem Tone, der eine leichte Gereiztheit durchklingen ließ.

„Wie ſo?“ — frug Conſtanze erſtaunt. — „Wenn Du wiſſen könnteſt, mit welcher Sehnſucht ich ſeit neun Uhr auf Dich warte!“

„Komme ich Dir ſchon wieder zu ſpät?“

„Du hatteſt verſprochen um neun Uhr zu Hauſe zu ſein!“ — verſetzte Conſtanze mild. — „Ich freute mich ſo ſehr auf ein trauliches Stündchen. Sieh! das Nachteſſen ſteht noch unberührt da, — — aber es iſt jetzt kalt.“

Mozarts Stirne verfinſterte ſich.

„Ich hatte alles ſo recht nett und behaglich für Dich vorbereitet“ — fuhr Conſtanze mit leiſem Vorwurfe fort — „gerade wie Du es gern haſt. Da ſchau nur: ein friſches Tuch aufgebreitet, zwei Wachskerzen, einen prächtigen friſchen Salat und einen Braten, ſo ſaftig und lecker, wie man ihn nur haben kann, . . . und auch eine Flaſche von dem alten guten Wein, den Dir vorgeſtern die Waldſtetten ſchickte; . . . . wie glücklich war ich, als ich dies alles vorbereitete, in dem Gedanken, Du weihteſt heute einmal ein Stündchen Deinem Weibe.“

„Als ob Dir nicht mein ganzes Leben geweiht ſei! Ich muß aber auch meine Zerſtreuung haben.“

„Und Deine Conſtanze?“

„Warum haſt Du nicht gegeſſen und Dich zur rechten Zeit zu Bett gelegt? Du weißt, ich kann das empfindſame Weſen nicht leiden, und dein Zuſtand hätte Dir ebenfalls ſagen ſollen . . . . .“

„Warum ich mich nicht zur Ruhe gelegt?“ — unterbrach ihn hier Conſtanze gedehnt, und große Tropfen traten bei dieſer Frage in ihre Augen. — „Das will ich Dir ſagen, Amadeus; weil ich vor Sorgen keine Ruhe mehr habe, — weil ich in Angſt um Dich war, —

weil meine Liebe und Beſorgniß mich nicht ſchlafen ließ.“

„Bin ich denn ein Kind?“ — rief hier Wolfgang ungeduldig.

Aber jetzt erſt gewahrte er, daß dieſe Augen, die er ſo ſehr liebte, roth geweint waren. Es zuckte wie ein Dolchſtoß durch ſeine Bruſt und mit einem einz[illegible] Gedanken umfaßte er, was hier vorgegangen. Ver[illegible]n vermochte ſein edles Herz aber nie an Conſtanzen zu ſehen, ohne ſelbſt erſchüttert zu werden. Seine ganze innige Liebe kehrte daher raſch in voller Fluth zurück, und das Bewußtſein, ſein gutes Weib verletzt zu haben, ſtimmte ihn doppelt weich:

„Stanzerl!“ — ſagte er daher jetzt, mit der alten Milde und Liebe — „Stanzerl! vergieb! — Sieh, ich war heute gar zu müde und abgeſpannt, auch etwas ärgerlich . . . und . . . .“

Aber wie ſchnell vergibt aufrichtige Herzensneigung! — —

— — „Da gingſt Du in das „Würſtel!“ — fuhr die Gattin wieder lächelnd fort, indem ſie Wolfgang neben ſich auf das Sopha zog.

„Ja!“ — rief dieſer ärgerlich — „ich ließ mich vom Teufel verführen, und ging wieder in das verwünſchte „Würſtel!“ — Aber ſchau, Herz, es geht eben doch gar luſtig in dem „Würſtel“ her. Lauter luſtige Leut’, Blitzkerle, die einem durch Witz und Unſinn ſein Kreuz — wenigſtens auf Stunden — vergeſſen machen. Ach, Kind, Du hätt'ſt nur den Schönmeyer*) hören ſollen; das ſprudelte von neuen drolligen Liedern, wie aus einem unerſchöpflichen Quell. Gott weiß, wo er ſie her hat .... und man bekommt doch manche Idee dabei. Und dann, den luſtigen Kerl von Haßener, ... — die tollſten Anekdoten gehen ihm nicht aus."

„Iſt alles ſchön, Wolferl!" — ſagte Conſtanze — „aber, — weiß't, es koſt nur gar zu viel; denn ich wette, Du, gute Seele, haſt den lieben Schönmayer und Haßener wieder regalirt."

„Nun Schatzerl ...."

„Iſt's nicht ſo?"

„Aber, Kind, ſie machen ja auch den Abend ſo heiter und Mozart ..."

„Mehrt dadurch ſeine Sorgen, deren er leider nur ſchon zu viele hat. Und dann, lieber Engel, Deine Geſundheit! Was kann mir, Deinem treuen Weibe, der Mutter unſeres einzig übriggebliebenen Kindes, und des Kleinen, das ich unter dem Herzen trage, — was kann mir denn theurer ſein, als Dein Leben, Deine Geſundheit, Dein Glück! Und das alles ſehe ich durch Dein langes Weilen unter jenen Menſchen gefährtet. Sie — die an übermäßigen Genuß, an Nachtſchwärmen und ein tolles Leben gewöhnt ſind, ſie können es vertragen; Du, lieber Engel, kannſt es nicht. Dein Körper iſt zarter organiſirt, und während ſie nach durchſchwärmten Nächten in den Tag hinein ſchlafen, arbeitet Dein gewaltiger, nie ruhender Geiſt raſtlos fort; — aber ſeinem Schaffen ſind dann die Kräfte des Körpers nicht mehr gewachſen. Denke an die Schwächen, die Dich jetzt oft überraſchen!“

---

*) Komiker und Sänger.

Mozart ſchwieg, von der Wahrheit dieſer Worte getroffen und erſchüttert; — dann ſagte er nach einer kleinen Pauſe:

„Du haſt recht. Ich ſehe es ein, daß Du recht haſt, und — bei Gott! — ich gebe Dir mein Wort, ich gehe, von heute an, keinen Abend mehr aus!“

Conſtanze lächelte. — „Nicht doch!“ — ſagt ſie darauf ſanft und legte ihren Arm um des Gatten Hals. — „Mußt nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten! Du ſollſt, Du mußt manchmal ausgehen, um Freunde zu ſehen, Dich zu zerſtreuen, auszuſprechen; aber bleibe nur nicht ſo lange, und — — — nimm mirs nicht übel — — meide das „Würſtel,“ die Geſellſchaft mag recht luſtig ſein; aber ſie iſt außerdem Deiner nicht würdig und verleidet Dich zu Unrecht.“

„Na!“ — rief jetzt Mozart — „es hat mich freilich heute Abend verdammt viel gekoſtet; aber ſieh, ich ſchwöre Dir auch . . .“

„Was haſt Du mir denn mitgebracht?“ — unterbrach ihn hier die Gattin.

„Närrchen! eine Bonbonière, ſo ſchön und geſchmackvoll, wie ſelbſt Salieri keine hat!“ — ſagte Amadeus heiter. — „Als wir geſtern an dem Laden des neuen Conditors vorübergingen, gefiel ſie Dir ſo gut. Da lief ich denn eben noch hin — der Menſch hat ſeine Punſchhöhle bis an den Morgen auf — und kaufte ſie, nur um Dir einen neuen Beweis zu geben, wie ich Deiner immer und zu jeder Stunde gedenke.“

„Du Guter!“ — ſagte Conſtanze, denn ſie wollte Amadeus in ſeinen heiligſten Gefühlen nicht kränken, obgleich ſie der Kauf dieſes theuren und ganz nutzloſen Geſchenkes um ihres Mannes Willen ſchmerzte.

„Aber,“ — ſagte Mozart jetzt in ſeiner alten, ihm angeborenen Liebenswürdigkeit, indem er Conſtanze zärtlich umſchlang, und das Gefühl, dem herzigen, guten Weibe — das ja alle Freuden, alle Leiden des Lebens ſo treu, ſo aufopfernd mit ihm trug, — wehe gethan zu haben, machte ihn doppelt milde und zärtlich. — „Aber, nicht wahr, Stanzerl, Du biſt mir auch nicht mehr böſe? Sieh — ich will immer zur rechten Zeit kommen; aber wenn ich einmal bei den Freunden warm werde, dann vergeſſe ich mich. Doch genug davon. Morgen ſpeiſen wir zuſammen zu Nacht und die ganze nächſte Woche. A propos! ich habe auch wieder ein wunderſchönes Kleid geſehen, das ich Dir kaufe.“

Conſtanzen mußte lachen: — „Närrchen,“ — ſagte ſie dann, — „ich erkenne Deine Herzensgüte . . . . aber ich brauche jetzt kein Kleid. Ich gehe ja nirgend hin.“

„Aber Du ſollſt ausgehen, — viel ausgehen — Beſuche machen — Beſuche empfangen . . . .“

„In meinem Stande?“

„Ja ſo!“ — rief Mozart heiter — „daran dachte ich nicht!“ — und er küßte Conſtanzens brennende Wangen mit jugendlichem Feuer. So verging beiden in ſeligem Koſen noch ein Stündchen. Da ſchlug die Standuhr Mitternacht.

„Aber nun“ — rief Wolfgang — „noch ein Buſſerl, und dann, Herz, geh' zu Bett!“

„Und Du?“ — frug Conſtanze erſchreckt.

„Ich arbeite noch.“

Das war aber gerade, was ſeine Frau gefürchtet. „Lieber Mozart,“ — ſagte ſie daher flehend — „ich bitte Dich bei Allem was Dir lieb und werth iſt, lege Dich jetzt zur Ruhe, es iſt ja Mitternacht!“

„Ich kann noch nicht!“ — entgegnete dieſer — „und dann — fühle ich mich eben ſo recht zum Componiren aufgelegt.“

„Und Deine Geſundheit? Du hälſt es auf dieſe Weiſe wahrhaftig nicht mehr lange aus.“

„Bah!“ — rief Mozart lachend — „ich bin das Ding gewohnt. Uebrigens habe ich die Clavier-Cantate: „die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt“ auf morgen Abend verſprochen; — Du ſiehſt alſo, Stanzerl, es muß ſein!“

Conſtanze ſeufzte tief auf; aber ſie ſagte nichts mehr . . . . es „mußte“ ja ſein. Wie ſchön und gemüthlich aber hätte Amadeus die Cantate dieſen Abend nach dem Nachteſſen componiren können, wenn er . . . . früher nach Hauſe gekommen wäre. Und doch — ſo gut war Conſtanze — als ſie dem Gatten, der Gewohnheit nach, jetzt noch ein Glas Punſch bereitete und es auf ſeinen Schreibtiſch ſtellte, dachte ſie: „Es iſt eben Mozart, — der geniale Künſtler; der Ewige verhüte nur, daß dieſe Genialität nicht ihm, mir und unſeren Kindern zum Fluche werde.“

Und Conſtanze ging mit ſchwerem, ſchwerem Herzen zu Bett, wie ſeit langer Zeit. Eben wollte ſie die Hände zum Gebete falten, — — da tönten herrliche Accorde aus dem Nebenzimmer und Mozart ſang mit halblauter Stimme.

„Die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt . . . .“

Ach! wie drangen dieſe frommen Laute in ihre Seele; wie löſten ſie den Gürtel des Kummers, wie flutheten Thränenſtröme aus ihren Augen. Sie weinte lange. Endlich verſiegten die Thränen, es ward ihr leichter und abermals die Hände zum Gebete faltend, rief ſie: **„Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!“**

Die Zauberflöte.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Himmel, als Mozart den kommenden Morgen erwachte; er hatte ja die ganze Nacht hindurch gearbeitet und ſich erſt mit Tagesanbruch unausgekleidet auf ſein Bett geworfen. Glücklicherweiſe war auch Frau Mozart heute länger wie gewöhnlich liegen geblieben; denn ſonſt wäre wohl Amadeus ſchwerlich einer Strafpredigt über dieſen übertriebenen Fleiß und das kurze Ruhen in den Kleidern entgangen.

Es iſt war, er fühlte ſich in Folge des ſtarken Weines und Punſches den er geſtern Abend in ziemlichem Maße getrunken, und der Arbeit, die er die Nacht vollendet, unbehaglich und matt. Die frühere Kraft und Elaſticität des Körpers war eben nicht mehr vorhanden. Es fröſtelte ihn, trotz der wundervoll behaglichen Wärme, die die Juliſonne über die Erde breitete; ſein Kopf ſchmerzte ihn, ſein Geiſt war gedrückt und wie von Nebeln umhüllt. Aber das alles wäre leicht zu ertragen geweſen, wenn ihn nicht auch noch ſein moraliſches „Ich“ gepeinigt hätte. Vierzehn Gulden hatte ihn der geſtrige Abend im Wirthshaus — ſieben Gulden die Bonbonière gekoſtet, machte zuſammen einundzwanzig Gulden — und — das war gerade der Reſt ſeiner Kaſſe.

Es war nun zwar heute glücklicherweiſe der erſte Juli, ſo daß er bei manchen ſeiner Schüler und Schülerinnen auf den Eingang des monatlichen Stundengeldes hoffen durfte; — aber er mußte auch darauf gefaßt ſein, daß ſeine Frau ihm heute, als am erſten des Monats, Haushaltungsgeld abfordern werde, und dann — und das war das Schlimmſte — ſollte heute auch ein kleiner Wechſel von fünfzig Gulden eingelöſt werden, — ein Wechſel, den er ſchon dreimal zurückgewieſen und für ganz beſtimmt auf heute zu zahlen verſprochen hatte.

Amadeus rieb ſich die Stirne, die ihn ohnehin ſchmerzte, faſt wund; — — vergeblich! — es wollte kein rettender Gedanke kommen. Er dachte daran irgend etwas zu verpfänden oder zu verſetzen; aber es war ja von den alten Kleinodien längſt nichts mehr da. Er beſann ſich auf einen Freund, dem er eine kleine Summe entlehnen könne, bis ihm wieder etwas eingegangen; — umſonſt! — er war den meiſten ſchon verpflichtet und konnte dieſe Verpflichtungen nicht halten.

Und konnte nicht jeden Augenblick Conſtanze — jede Minute der Nachbar Krämer mit dem Wechſel kommen?

Wolfgang ſprang mit einem unausſprechlichen Gefühle von Mißbehagen von dem Stuhle empor, auf den er ſich eben niedergelaſſen. Was ihn genirte, war nur eine Kleinigkeit; aber gerade weil ihn ſolche elende Kleinigkeiten genirten und geniren konnten, war er außer ſich. Er vermochte nicht ruhig ſitzen zu bleiben, — er mochte und konnte nicht frühſtücken, — er war auch unfähig, irgend etwas anderes zu denken! Aber das Peinlichſte und Bitterſte für ihn war doch das Bewußtſein, daß ſeine Frau recht gehabt habe, wenn ſie ihn dieſe Nacht ob ſeines entſetzlichen Leichtſinns und ſeiner Schwäche getadelt! Die einundzwanzig Gulden hätten immer als Abſchlagszahlung dienen können und dann gewiß den Krämer beruhigt.

Was hatte er nun durch den heiteren Abend von geſtern gewonnen? . . . . Unwohlſein, Mißvergnügen an ſich ſelbſt und — einen Haufen neuer Sorgen.

Wolfgang trat an das offene Fenſter; — die Luft wehte ihn warm und balſamiſch an, — der Himmel erglänzte im reinſten Blau, — die Schwalben ſchoſſen munter ſchreiend an ihm vorüber — — alles, alles rief ihn hinaus zu frohem, freudigem Leben — — im Herzen regte ſich der Drang melodiſch mit einzugreifen in den Jubel des Weltalls . . . . und er konnte nicht folgen! . . . die Sorgen zerdrückten ihm faſt das Herz, — nagten an ſeinem Gehirn — und dann — — in einer Stunde mußte er ja auch den Frohndienſt des „Stundengebens“ beginnen, — umſomehr beginnen, als ohne das Geld, was er heute einzunehmen hatte, der eigene Heerd nicht mehr rauchen konnte.

Wolfgang preßte bei dieſem Gedanken beide Hände feſt und krampfhaft auf die Bruſt. Er ſprach nichts, aber er fühlte wie in ſeinem Inneren der Genius mit Ingrimm die Flügel ſchlug, die dies erbärmliche Leben mit ſeinen jammervollen Verhältniſſen feſt gepackt hatte und in den Staub drückte. Er hätte zum Himmel aufſchreien mögen, daß es alle Welt gehört: „Da ſchaut mich — Welten der Töne, der Harmonien in meiner Bruſt — das Bewußtſein im Herzen, das Größte leiſten zu können, und an die erbärmlichſte Alltäglichkeit und ihre Trivialitäten geſchmiedet, wie Prometheus an den Felſen!“

Plötzlich ſtrömte es ihm ſiedend heiß nach dem Herzen, — dann nach der Bruſt und nach dem Halſe — er mußte ausſpeien — — — es war Blut, viel Blut!

Schwindelnd, bleich, erſchöpft und kalten Schweiß auf der Stirne wankte Amadeus nach ſeinem Stuhle. Er war ſichtlich ſelbſt erſchrocken und ſchwieg lange Zeit. Das Haupt ſank auf die Bruſt und tiefe Trauer lagerte ſich auf ſeinen Zügen.

„So hat meine Ahnung alſo doch recht!“ — murmelte er endlich düſter vor ſich hin — „ich werde bald ſterben, — früh ſterben — — ſterben ohne die großen, göttlichen Ideen verwirklicht zu haben, die in meinem Innern ruhen. Ja, ja! — der Tod hat eben bei mir angeklopft, wie der ſteinerne Gaſt — — bald wird er zum zweiten und — —

zum drittenmal klopfen — — und ich werde hingehen und ihm öffnen müſſen!“

Und Wolfgang verſtummte und verfiel in ein langes tiefes Schweigen; ſein Geiſt aber gedachte ſeiner Gattin und ſeiner Kinder und heiße Thränen liefen über ſeine Wangen.

Da ließ ſich ein Geräuſch im Hauſe hören; — entſetzt fuhr er in die Höhe, trocknete den Schweiß auf ſeiner Stirne und ſich mühſam erhebend und die Blutſpuren tilgend, ſagte er leiſe:

„Conſtanze — — — darf nichts davon wiſſen — — die Gute würde ſich ängſtigen.“

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und — — Schikaneder trat ein.

„Guten Morgen Mozart!“ — rief dieſer dem Maeſtro heiter entgegen und ſein friſches, geröthetes Geſicht verrieth, daß er gut gefrühſtückt habe. Seine Toilette war wie immer fein und untadelhaft, ſeine Manieren von vornehmer Nachläſſigkeit. Da er übrigens bei Mozart wie zu Hauſe war — Schikaneder war überall zu Hauſe, wo es gut zu eſſen und zu trinken gab — warf er Hut, Reitpeitſche und Handſchuhe auf den Tiſch, ließ ſich ſelbſt in einen Seſſel gleiten und ſchlug, während er ſich nach Neuigkeiten erkundigte, die Beine gemächlich übereinander.

Aber jetzt erſt fielen ſeine Blicke auf Mozarts bleiches Antlitz, und in der That mußte ihm der Meiſter ſehr leidend erſcheinen, denn Schikaneder erſchrack und rief unwillkürlich:

„Was iſt Ihnen, Mozart? Sie ſehen ja heute furchtbar ſchlecht aus?“

„Bah!“ — entgegnete Mozart, ſich zu einem matten Lächeln zwingend — „es iſt nichts. Ich habe die Nacht hindurch gearbeitet.“

Schikaneder ſchüttelte den Kopf:

„Ich begreife Sie nicht!“ — ſagte er dann — „wie Sie ſelbſt Ihre Geſundheit ſo muthwillig untergraben können. Ich ſchlafe zwar auch die Nächte wenig; aber ich amüſire mich. Das friſcht auf, ſtärkt, gibt Körper und Geiſt Elaſticität, und wenn man dann bis gegen Morgen ausgeruht hat, iſt man wie neu geſchaffen!“

„Sie haben gut reden!“ — verſetzte Mozart trübe — „wenn man, wie Sie, dem Glück in dem Schooße ſitzt.....“

„Halt!“ — rief hier Schikaneder. — „Es iſt nicht alles Gold was glänzt.“

„Unſinn!“ — fuhr Mozart fort — „man ſagt, Sie ſeien im Begriff auf eigene Rechnung ein neues Theater zu bauen, das an Geſchmack, Glanz und Pracht alle übrigen Theater Wiens übertreffen ſoll.“

„Man ſagt!“ — wiederholte Schikaneder und ſtrich ſich etwas theatraliſch über die ſich jetzt plötzlich umwölkende Stirne — „man ſagt in der Welt und im Leben gar viel, was nicht wahr iſt! .... Aber wiſſen Sie, Mozart, was man bald von Schikaneder ſagen wird?“

„Nun? er ſei ein Millionär!“

„Nein!“ — rief jener ſo laut, daß Amadeus erſchrocken zuſammenfuhr, und ſprang mit wilder Geberde auf: —

„man wird ſagen der arme Schikaneder iſt wahnſinnig!“

Und der Director des Leopoldſtädter Theaters ging mit wildem Ausdruck in den Zügen und gewaltigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Wolfgang ſah ihm überraſcht nach. Er wußte nicht, ſollte er dies ſonderbare Weſen des Freundes für Scherz oder Ernſt halten? Schikaneder war eben noch ganz heiter und leicht geweſen, wie immer, und jetzt ..... aber ehe Mozart noch ein Wort ſagen konnte, blieb der Director vor ihm ſtehen und ſagte mit ſtieren Augen und wirklich verzerrten Zügen:

„Mozart! ich ſcherze nicht ... ich bin dem Wahnſinn nahe ..... ich bin ...... wenn Sie mir nicht helfen, wenn Sie mich nicht retten, verloren ....“

„Aber Lieber ....“

„Sie glauben es noch nicht.“

„Laſſen Sie die tollen Streiche. Ich weiß, daß Sie ein famoſer Mieme ſind, — — man könnte, weiß Gott, an Ihren Wahnſinn glauben.“

„Nun denn, ſo glauben Sie immerhin daran, — denn — wenn ich es jetzt noch nicht bin, ſo kann ich es bis heute Abend ſein.“

„Schikaneder!“

„Ein Wort wird Sie davon überzeugen.“

„Und dies Wort?“

„Ich bin — banquerote!“

Aber dies „banquerote“ hatte Schikaneder mit einem ſo entſetzlichen Ausdrucke geſagt — mit einem Ausdrucke, in welchem eine ſolche Verzweiflung, eine ſolche tödtliche Vernichtung, ein ſolcher Schmerz lag, daß Mozart jetzt keinen Augenblick mehr an der vollen Wahrheit des Geſagten zweifeln konnte, und doch kam ihm dieſe Nachricht ſo ganz unvermuthet, daß er nur das „banquerote?!“ leiſe und gedehnt wiederholen konnte.

„Ja!“ — rief Schikaneder und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne — „banquerote — weil ein falſcher Freund, — ein Freund für den ich mein Leben gelaſſen hätte, — ein Freund, der mir an das Herz gewachſen war, — der mein zweites Ich geweſen, — denn ich ſelbſt zweimal gerettet — — — weil dieſer Freund — — — mich um achtzigtauſend Gulden, die ich ihm geliehen, betrogen hat.“

Und Schikaneder warf ſich in den Seſſel und hielt beide Hände vor das Geſicht.

Mozart ſtand ſprachlos. Er war von dem, was er hörte und ſah, noch immer ſo überraſcht, daß er ſich ſelbſt kaum finden konnte. Schikaneder banquerote? Es klang ihm immer noch, als wenn ihm Jemand geſagt hätte: Der Stephansthurm ſteht draußen vor der Thüre! — Schikaneder banquerote? er, der bis jetzt für ungeheuer reich galt, — der ein fürſtliches Haus machte, — der Freund und Genoſſe von Fürſten und Grafen, — der bewunderte Geſchäftsmann — der Stolz der ganzen Wiener Welt!!

Und doch, wenn Amadeus den geknickten Mann da vor ſich ſah, der vor Schmerz und Verzweiflung jetzt vor ihm in dem Seſſel lag, ſprachlos — hülflos — in Todesangſt ſich windend; — mit einemmale von der Höhe des Glücks herabgeſtürzt in den Staub — — vielleicht der Schmach und der Schande preisgegeben — — und zwar preisgegeben durch einen treuloſen Freund! — — wenn er das bedachte, bebte ſein edles Herz und das tiefſte Mitleiden erfüllte ihn.

„Und iſt denn Alles verloren?“ — frug jetzt Mozart mit bewegter Stimme. — „Sollte es denn gar keine Rettung für Sie mehr geben? Sie haben ja ſo viele reiche und mächtige Freunde!“

„Ja!“ — ſagte Schikaneder leiſe, indem er die Hände von ſeinem Geſicht langſam herabgleiten ließ — „es gibt noch ein Mittel der Rettung .... ich habe noch einen Freund, der mir helfen kann; aber auch nur einen einzigen auf Gottesweiter Welt.“

„Und dies Mittel und dieſer Freund? ..... darf man ſie kennen?“

„Dieſer einzige Freund, der mich retten kann, auf den ich meine letzte Hoffnung gebaut habe .... ſind Sie!“

„Ich?!“ — rief Mozart überraſcht.

„Sie!“

„Das wäre ſchlimm!“ — ſeufzte Amadeus, der eigenen Verlegenheit flüchtig gedenkend. — „Lieber, guter Schikaneder — — — ich bin im Augenblick ſo arm wie eine Kirchenmaus.“

„Nein, Mozart, nein!“ — verſetzte aufſpringend und beide Hände auf des Maeſtro's Schultern legend der Director. — „Sie ſind unermeßlich reich, und wenn Sie mir, ihrem alten treuen Freunde und Verehrer, helfen wollen, ſo können Sie es. Ziehen aber auch Sie ſich feig zurück, wie alle Uebrigen, nun ſo werde ich morgen nach dem Schuldthurm abgeführt werden — — und dieſe Schmach überlebe ich nicht!“

Und Schikaneder ſank abermals, ſeine Augen bedeckend, in den Seſſel zurück.

Mozart war tief erſchüttert, während ihn ſchon der Gedanke: Schikaneder könne glauben, er wolle ſich im Unglück feig von ihm zurückziehen, ihn auf das Höchſte peinigte.

„Aber Beſter!“ — ſagte er daher mit milder Stimme, indem er ſich auf einen Stuhl dicht neben Schikaneder ſetzte, und — von der innigſten Theilnahme bewegt — deſſen Hände ergriff — „auf welche Weiſe kann ich denn helfen?“

„Auf eine Weiſe,“ — entgegnete dieſer — „die Sie nichts koſtet, die Ihnen Freude macht, Geld einbringt und unſterblichen Ruhm verſchafft!“

„Ich begreife Sie nicht!“ — verſetzte Mozart.

„So will ich es Ihnen ſagen!“ — rief Schikaneder. — „Ich bin gerettet, wenn Sie mir eine Oper ſchreiben!“

„Eine Oper?“

„Ja! aber freilich, ſie muß ganz im Geſchmacke des heutigen Wiener Publikums ſein. Sie können dabei den

Kennern und Ihrem Ruhme immer das Ihrige geben; aber — wenn Sie mich — Ihren alten treuen, Ihren beſten Freund — dadurch retten wollen, ſo müſſen Sie vorzüglich auch für die unteren Klaſſen, für die gewöhnlichen Menſchen aller Stände ſorgen.“

„Und das Libretto!“

„Ich will Ihnen für den Text ſorgen, die Decorationen ſchaffen u. ſ. w. Alles, wie man es jetzt haben will!“

„Aber wie kann Sie eine Oper retten, die noch nicht geſchrieben iſt?“

„So bald Sie zuſagen, iſt ſie ſo gut als geſchrieben, und für dieſen Fall läßt mir mein Banquier das Kapital, das er ſonſt zurückfordert.“

„Gut!“ — ſagte jetzt Mozart in ſeiner edlen Weiſe, ohne ſich weiter auch nur einen Augenblick zu bedenken, — „ich will's übernehmen!“

Schikaneder's Züge ſtrahlten; aber nur einen Moment, dann nahmen ſie wieder einen gedrückten Ausdruck an und mit beklommener Stimme frug er:

„Und was verlangen Sie zum Honorar?“

Mozart lächelte:

„Sie haben ja nichts!“

Schikaneder zuckte die Achſeln.

„Nun“ — fuhr Mozart fort — „wir wollen die Sache ſo machen, damit Ihnen geholfen, und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen werde. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine Partitur; geben Sie mir dafür was Sie wollen, aber unter der Bedingung, daß

Sie mir dafür ſtehen, daß die Partitur nicht abgeſchrieben werde. Macht die Oper Aufſehen, ſo verkaufe ich ſie dann an andere Directionen, und das ſoll meine Bezahlung ſein!“ *)

„Mozart!“ — rief hier Schikaneder entzückt, indem er dem Maeſtro um den Hals fiel und ihn zärtlich an ſich zog: — „Sie ſind der edelſte, der beſte, der nobelſte Menſch, den die Erde trägt. Sie ſind ein Bruder“ — und hier küßte er ihn und drückte ihm auf Maurer-Weiſe die Hand — „wie ich noch keinen getroffen!“

„Laſſen wir das“ — ſagte Mozart beſcheiden abwehrend. — „Gebe nur Gott, daß Ihnen damit geholfen ſei!“

„Es iſt mir damit geholfen.“

„Und die Bedingungen?“

„Bei Ehr und Seligkeit ich halte ſie treu. Verlaſſen Sie ſich auf mich und die Betheurung unverbrüchlichen Einhaltens!“

„Aber“ — ſagte jetzt Mozart — „Sie haben mir ja noch nicht einmal den Titel der neuen Oper geſagt?“

„Ja!“ — rief Schikaneder lachend und jetzt wieder ganz heiter, als ob nicht das Geringſte vorgefallen ſei — „ich denke ſie wird „die Zauberflöte“ heißen. Weiter weiß ich eigentlich noch nichts von ihr. Aber — — ich habe tolle Ideen im Kopf. Es ſoll ſo was ganz Neues, noch gar nicht Dageweſenes werden ..... ſo recht für die

---

*) Mozart's eigene Worte. Der ganze Verlauf dieſer Scene iſt geſchichtlich. Niſſen: S. 549. Oulibicheff: I. Theil. Seite 259. Jahn: III.

Maſſen! Löwen kommen jedenfalls darin vor, auch Tiger, Affen, Schlangen, und dann — — unter uns geſagt — ich werde einiges aus der Freimaurerei dazu ſtehlen. Ein Geſpräch mit Fürſt Lichnowsky hat mich auf den Gedanken gebracht. Das wird, durch das Geheimnißvolle, ungeheuer ziehen. Bedenken Sie nur, die heiligen Hallen — Waſſer- und Feuerprobe .....“

„Sie werden doch Ihren Schwur nicht brechen und etwas verrathen?“

„Bah!“ — rief Schikaneder lachend — „wir ſtreifen nur ſo daran hin, um die Neugierde zu wecken. Prieſterchöre, herrliche Prieſterchöre gibt es auch — und Zauberei dabei — ich habe ſogar eine verflucht pfiffige Idee.... ich werde einen Vogelmenſchen hinein bringen.“

„Und die leitende Idee?“

„Iſt mir noch unklar. Jedenfalls der Sieg treuer Liebe, unverzagter Tugend. Aber!“ — rief jetzt Schikaneder, indem er Hut, Reitpeitſche und Handſchuhe nahm, und ſein Geſicht ſtrahlte, ſeine Augen funkelten in der alten Lebensluſt — „aber genug davon. In acht Tagen ſpäteſtens haben Sie den Text. Und jetzt Mozart, kommen Sie, wir müſſen unſere Uebereinkunft mit einem feinen Déjeûner beſiegeln.“

„Ich kann nicht!“ — ſagte Mozart.

„Warum nicht?“

„Meine Unterrichtsſtunden.“

„Zum Teufel mit der Schulmeiſterei für einen ſo großen und berühmten Mann!“ — rief Schikaneder. —

„Laſſen Sie die Laffen heute einmal warten. Sie ſehen ohnedem gottserbärmlich aus. Kommen Sie, ſtärken Sie ſich. — Mozart! Mozart! — eine neue Oper! — die Welt wird aufjauchzen, wenn ſie hört: Mozart ſchreibt eine neue Oper und Schikaneder liefert das Libretto! —

„Ich kann, ich darf nicht!"

„Wir müſſen die Sache näher beſprechen. Laſſen Sie heute das dumme Stundengeben, wo es ein neues großes Kunſtwerk vorzubereiten gilt."

„Ja!" — ſagte Mozart jetzt, und ſeine Augen flammten begeiſtert auf — „ein Kunſtwerk ſoll es geben. Ich ſetzte mein Leben daran. — Ach! es iſt mir wie Himmelsbalſam und Erlöſung aus langer trüber Nacht, wenn ich denke: wieder eine Oper ſchreiben zu können! ... Freund! ich lechze nach einer ſolchen Arbeit, wie der Hirſch nach der Quelle. O laſſen Sie mich nicht lange auf das Buch warten, denn jetzt höre und ſehe ich nichts mehr, als die neue Oper!"

Und in Gedanken ſchon ganz bei dem neuen Werke, vergaß er alles Andere, warf raſch den Schlafrock ab, ſchlüpfte in ſeine Kleider und folgte Schikaneder.

Die Schatten des Todes.

Mozart ſaß in ſeinem Arbeitszimmer und neben ihm ſtand ſein intimſter und liebſter Freund, Abt Stadler, eine edle Geſtalt, in das einfache Kleid der Kirche gehüllt.*)

Beide ſahen eben das Textbuch „der Zauberflöte“ — der neuen Schikaneder'ſchen Oper durch, das der

---

*) Abt Maximilian Stadler, geb. 1748 zu Melk, ausgezeichneter Orgelvirtuoſe und Kirchen-Componiſt. Er war acht Jahre älter als Mozart, kannte dieſen von Kindesbeinen an, und war, bis zu Mozart's Tode, einer ſeiner innigſten Freunde und leidenſchaftlichſten Verehrer; auch war er ein Freund Haydn's und Albrechtsberger's, welche vier Menſchen ein Band umſchloß, das ſich auf die edelſte Zuneigung und die herrlichſten Talente gründete. Hervorzuheben unter Stadtler's Werken ſind: das bewunderungswürdige Oratorium: „Die Befreiung Jeruſalems,“ — ein großes Requiem, Klopſtock's „Frühlingsfeier,“ „Pſalmen“ u. ſ. w. C. Gollmick: Handlexicon der Tonkunſt.

Director vor einer Stunde dem Maeſtro überbracht hatte. Aber Mozart und Stadler ſchüttelten einmal über das anderemal bei dem Durchleſen des Librettos den Kopf.

Endlich rief Amadeus halb ſcherzend halb ärgerlich:

„Das wird eine ſaubere Arbeit geben; da muß ich nun doch einmal auch die langen Ohren kitzeln!“

„Nein, Freund!“ — fiel Stadler ein — „ſolchen Unſinn darf ein Mozart, durch die große und herrliche Gabe, die ihm Gott verliehen, nicht unſterblich machen. Wirf das Buch weg, es iſt deiner unwürdig!“

„Lieber, beſter Freund!“ — entgegnete Wolfgang — „du vergißt, daß ich mein Wort gegeben habe, eine Oper nach dem Zeitgeſchmack und für das allgemeine Publikum zu ſchreiben.“

„Und wie konnteſt du dies thun! das iſt doch ſchnurgerade Deiner Natur entgegen!“

Mozart legte ſich auf ſeinem Stuhle zurück, ſah mit ſeinem offenen edlen Geſichte den Abt lächelnd an ſagte:

„Maxerl! deine Natur iſt auch nicht, im Waſſer zu leben; wenn du aber einen Menſchen in einen Fluß ſtürzen und hier mit dem Tode des Ertrinkens ringen ſiehſt, und du kannſt ihn retten .... wirſt du dich da bedenken in das Waſſer zu ſpringen, weil das Waſſer dein Element nicht iſt?“

„Nein!“ — ſagte der Abt beſchämt. — „Du haſt Recht. Wenn nur dieſer Menſch das Opfer würdig wäre, das du ihm bringſt.“

„Wirſt du in dem eben von mir angeführten Falle des

Ertrinkenden, wenn er um Hülfe ruft, dich erſt bei den Umſtehenden befragen, ob der Untergehende auch eines Rettungsverſuches würdig iſt?"

„Edle Seele!" — verſetzte der Abt — „ich muß ſchon ſchweigen."

„Muth wird's freilich koſten!" — meinte Amadeus. — „Da kann ich einmal vor allen Dingen in die Flöte blaſen, um ein Dutzend Vierfüßler in Bewegung zu ſetzen; — dann Mohren, denen es gar nicht darum zu thun iſt, nach den Tönen eines Glockenſpiels tanzen laſſen; und hier ſoll nun gar ein Vogel-Menſch und ſein Weibchen ein großes Duett auf die Silben pa, pa, pa, pa, pa, pa, und immer pa ſingen. Das dich und der Teufel! .... aber ich ſehe ſchon, da ich — des gegebenen Wortes Willen — nun einmal nicht anders kann, ſo muß der Humor herbei. Die Trivialität trägt ja doch überall den Sieg davon, warum ſoll ich nicht endlich einmal durch die Behandlung eines recht trivialen Stoffes nationalen Ruhm erlangen, was alle meine edleren Schöpfungen nicht zu Wege gebracht. Es lebe Wien und das Wiener Publikum! Ich werde all' den Unſinn componiren, mich ſelbſt darüber auslachen, und — — doch etwas Großartiges ſchaffen!"

„Du wirſt bitter!"

„Nein, das iſt ja gerade der Humor bei der Sache. Uebrigens hat mir ja Schikaneder gnädigſt erlaubt, daß ich auch den Kennern das Ihrige geben darf. — Freundchen, davon werden wir Gebrauch machen."

Abt Stadler ging mit langſamen Schritten aber mit ärgerlicher Miene im Zimmer auf und ab.

„Weißt du" — ſagte er endlich zum Freunde gewandt — „wie mir dies Libretto vorkommt?"

„Nun?"

„Wie das Produkt eines kranken Gehirns, — eines Gehirns, das wohl nie geſund war."

„Das laß gut ſein! Schikaneder's Speculationen ſprechen gewaltig für das Gegentheil."

„Ein vorübergehendes Delirium eines Menſchen hätte wohl vielleicht auch ſo etwas Excentriſches, aber nie ſo etwas Flaches hervorgebracht. Man denke ſich eine Fabel, die wie ein ungeordneter Traum zuſammengeſtellt iſt, ohne Andeutung weder des Ortes noch des Zeitraums, in welchem die Handlung vorgeht; Perſonen ohne Charakter und ohne Nationalität; Scenen, die nur durch ihre Veränderungen auf der Bühne unter ſich ein Band bilden; Wunder, welche nur das Auge ſieht, die aber keine Wurzeln, weder in einem beſtehenden, noch in einem erloſchenen Glauben haben!"

„Und bietet das nicht Alles der Phantaſie der Menge reichen Stoff der Bewunderung!" — rief hier Mozart ironiſch. — „Und die Poeſie in der Form, und der Schwung des Dialogs! . . ."

„Gewiß!" — verſetzte Stadler auf den angeſchlagenen Ton eingehend — „und Verſe, welche den Deviſen der Zuckerbäcker entlehnt zu ſein ſcheinen!"

„Und" — ſagte jetzt, plötzlich ernſter werdend, Mozart — „iſt denn das nicht leider, leider, der Zeitgeſchmack! Beſteht der ganze Wuſt der neuen beliebten Kaſſenſtücke nicht aus lauter analogen Elementen?“ *)

Beide ſchwiegen einen Moment. Mozart blätterte weiter.

„Indeſſen“ — hub endlich Amadeus wieder an — „was hilft uns all' das philoſophiren. Ich habe zugeſagt, um den armen Teufel zu retten, und — die Wiener verdauen eben keine Oper, wenn ſie nicht gut Wieneriſch iſt. Darin hat Schikaneder ſicher wieder den Nagel auf den Kopf getroffen. Außerdem freut er ſich ganz kindiſch auf den Papageno.“

„Den er wohl ſelbſt gibt?“

„Verſteht ſich!“

„Gut gewählt!“ — meinte Stadler. — „Da ſpielt er auch ſich ſelbſt.“

„Wie ſo?“ — frug Wolfgang.

„Ei nun, mein Beſter, der Vogelfänger muß mit Geſchicklichkeit ſeinen Vogelleim und ſeine Schlingen zu legen verſtehen; denn, wenn er keinen Vogel fängt, ſo muß er vor Hunger ſterben.“

„Geht das auf mich?“ — frug hier Mozart lachend.

„Ohne böſe Beziehung, ja! Deine unendliche Herzensgüte hat dich in's Garn gelockt. — Wenn ich nur einen leitenden Gedanken in dem Ding fände.“

---

*) Ausführliche Beurtheilung der „Zauberflöte“. Oulibicheff III. 398 bis 450. Jahn: Thl. IV.

„Nun!“ — ſagte Wolfgang — „man ſieht, daß du, Mann der Kirche, in Saraſtro's heiligen Hallen nicht zu Hauſe biſt. Der Gedanke des Dichters ....“

„Ich bitte dich, Freund!“ — rief der Abt hier — „entweihe den Namen Dichter nicht!“

„Nun“ — fuhr jener heiter fort — „der Gedanke des Librettomachers ...“

„So iſt's recht!“

„Iſt die Apotheoſe des Freimaurerordens; ſymboliſch: der Kampf der Weisheit gegen die Thorheit, der Tugend gegen das Laſter, des Lichtes gegen die Finſterniß!“

„Tauſend!“ — rief Stadler lachend — „und die Finſterniß iſt wohl repräſentirt durch die Königin der Nacht, ihre drei Damen und den ſchwarzen Monoſtatos?“

„Spotte nur!“ — ſagte jetzt Mozart — „die Königin der Nacht wird meine Schwägerin Hofer ſingen. Du weißt, welch' eminente Stimmmittel ſie beſitzt. Ich werde ihr Bravour-Arien geben, in welchen ſie, vermittelſt ihres hohen F, das ſie ſo rein und ſchön hat, in der That zu den Sternen ſteigt. Und die Prieſterchöre ....“

Mozart verſtummte hier plötzlich. Abt Stadler hielt in ſeinem Auf- und Abgehen inne und ſah ſich nach ihm um. Der Maeſtro hatte ſich verändert. Sein Geſicht war mit einemmale bleich geworden und der Ausdruck der Heiterkeit war jenem tiefer Trauer gewichen. Mozart hatte wieder eine jener Blutaufwallungen verſpürt; aber er ſagte nichts davon.

Stadler wußte ſich dieſe ſonderbare Veränderung nicht zu erklären: er wiederholte alſo nur: — „Nun, die Prieſterchöre?"

Mozart antwortete nicht; aber er ſchloß, in tiefe Gedanken verſunken, das Buch, — legte es bei Seite und murmelte nur:

„Wir wandeln durch des Tones Macht,
Froh durch des Todes düſtre Nacht." *)

Stadler konnte nicht begreifen, was das heißen ſollte, obwohl er in der letzten Zeit ſchon öfter ähnliche Auftritte mit Mozart gehabt hatte. Dieſer ſuchte ſich dann gewöhnlich auf irgend eine Weiſe zurückzuziehen, um ſich Stunden lang einzuſchließen und im trüben Schweigen über irgend etwas zu brüten. Auch Conſtanze, die dieſe Erſcheinungen, wie ganz natürlich, ſehr beunruhigten, hatte ſchon mit dem Abte darüber geſprochen und dieſer ſeine Zuſage zur Erforſchung der Sache gegeben. Er hielt daher jetzt den Moment günſtig, und als Mozart ſich ſchweigend an das Fenſter ſetzte und trübe und melancholiſch hinausſah, in der augenſcheinlichen Erwartung, der Freund werde gehen, blieb er; — ja er nahm einen Stuhl, ſetzte ſich neben Wolfgang, legte ſeine Hand auf die des Freundes und ſagte ſanft:

„Alter! was haſt du? — Warum plötzlich dieſe auffallende Aenderung in deiner Stimmung?"

Mozart ſchwieg.

---

*) Zauberflöte: Finale des zweiten Actes.

„Iſt es ein Kummer, der dich drückt? fühlſt du dich unwohl?“ — fuhr der Freund milde fort. — „Wir kennen uns ſeit Kindesbeinen, — wir achten und lieben uns, — wir haben ſchon ſo viel miteinander getragen, — uns ſoviel gegenſeitig vertraut, daß ich wohl zu meinen Fragen, als dein innigſter und treuſter Freund, berechtigt bin.“

„Es iſt nichts!“ — ſagte Mozart jetzt, dem Freunde die Hand drückend. — „Eine trübe Stimmung, die in der Einſamkeit am beſten vorübergeht, — ſonſt nichts!“

„Nein!“ — verſetzte der Abt beſtimmt. — „Eine trübe Stimmung hat bei jedem vernünftigen Menſchen auch einen vernünftigen Grund. Laß mich den kennen, Freund.“

Mozart ſchwieg abermals.

„Nun“ — ſagte Stadler ruhig aufſtehend und den Stuhl, auf dem er geſeſſen, zurückſtellend. — „Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen; ich will dich auch nicht ſtören Alter; aber da es, wie du ſiehſt, eben zu regnen anfängt, erlaubſt du mir wohl noch ein paar Minuten zu bleiben.“

„Bleibe nur“ — ſagte Mozart trübe lächelnd — „wer kann ohnedem wiſſen, wie lange wir noch zuſammenbleiben.“

Stadler that, als ob er die letzten Worte nicht gehört. Er ſetzte ſich an Mozart's Inſtrument und blätterte in den Noten.

Tiefe Stille trat ein. Mit einemmale erklangen von dem Claviere her Accorde, als ob die Engel im Himmel ein Loblied auf den Ewigen ſängen: ſo milde, ſo ſanft, ſo unendlich ſüß, ſo kindlich fromm, ſo hingegeben, daß ſelbſt

Mozart's Seele leiſe erbebte. Es war ſein eigenes, herrliches Ave verum, das der Abt mit Meiſterſchaft ſpielte.

Und: „Ave verum“ hauchten die Zauberklänge:

„Ave verum corpus natum
De Maria virgine,
Vere passum immolatum
In cruce pro homine.
Cujus latus perforatum
Unda fluxit et sanguine.
Esto nobis praegustatum
In mortis examine.“

„Ja!“ — liſpelte **Mozart**, unter dem ſanften Verhauchen der Töne — „ſei unſer Troſt in der Stunde des Todes!“ Aber das Eis, das noch eben ſeine Seele umfangen, war geſchmolzen. Er ſtand auf, ging zum Freunde und ſagte, mit der ihm ſonſt immer eignen Herzensgüte, die jetzt nur noch die trübe Stimmung umflorte:

„Treue Seele! Du ſollſt mein Geheimniß wiſſen; — aber Du mußt mir ſchwören, gegen Conſtanze zu ſchweigen.“

„Warum?“ — frug der Abt — „iſt ſie nicht dein treues Weib, das jeden Kummer, jede Sorge freudig mit dir trägt?“

„Eben deshalb!“ — ſagte Mozart — „ſie hat wahrhaftig genug zu tragen. Sie liebt mich ſo innig, ſo zärtlich, — ſie iſt ſo beſorgt um mich, daß ich um keinen Preis der Welt eine neue ſchwere Sorge auf ihr Herz wälzen möchte. Lieber ſoll dies unſelige Geheimniß ewig in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Gut!“ — entgegnete Stadler. — „Du willſt es ſo, ſo mag es ſein. Ich gebe dir mein Wort, gegen Conſtanze über das zu ſchweigen, was du mir, als dem treueſten Freunde, jetzt anvertrauen wirſt.“

„So wiſſe denn, daß ich bald ſterben werde.“

„Amadeus! welche Idee!“

„Ich trage die Gewißheit in mir.“

„Aber ich bitte dich, wie kommſt du darauf?“

„Ich bin vergiftet!“ *)

Der Abt ſtieß einen leiſen Schrei aus.

„Ja! — wiederholte Mozart mit dem Ausdruck tiefſter Ueberzeugung — „ich bin vergiftet!“

„Aber“ — ſagte Stadler jetzt — „lieber, alter Freund, nimm mir's nicht übel, wie kannſt du dir ſolchen Unſinn in den Kopf ſetzen!“

„Es iſt kein Unſinn.“

„So gib mir vernünftige Gründe dafür an.“

„Ich ſpüre es! Ich weiß es!“

Es entſtand eine längere Pauſe. Endlich hob der Abt wieder an:

„Mozart!“

„Und?“

„Weißt du, was es heißt: Jemanden vergiften?“

„Ja, ich weiß es: es heißt einen Mord begehen.“

„Und wagt Mozart, der edelſte und beſte der Men-

---

*) Mozart glaubte in der That in der letzten Zeit ſeines Lebens, er ſei vergiftet.

ſchen, irgend einen ſeiner Brüder, ſeiner Mitmenſchen, dieſes Verbrechens anzuklagen?"

„Nein! Ich weiß woher das Gift kommt; aber meine Lippen werden dieſe Ueberzeugung nie ausſprechen. Doch genug davon. Ich habe dir nun, als dem Freunde meiner Seele, mein tiefſtes Geheimniß mitgetheilt. — Du weißt nun, warum ich manchmal plötzlich ſo trübe, ſo ſchwermüthig werde; die kalte Hand des Todes hat mir dann an das Herz gegriffen, daß das lebensfrohe Blut mit Entſetzen aufziſcht und im Schreck ſich nach dem Kopfe drängt! — — — Dann weiß ich, meine Stunden ſind gezählt, und der Schmerz, mein liebes, gutes Weib, meine armen Kinder in Noth und Sorgen zurückzulaſſen, ſchnürt mir die Seele zu. Ich ſelbſt — fürchte den Tod nicht; es ruft mir, wie Tamino zu:

„Wenn er des Todes Schrecken überwinden kann,
Schwingt er ſich von der Erde himmelan."

„Ich habe außerdem gethan, was ich konnte, und wenn mein letzter Athemzug verhaucht, ja wenn mein Körper längſt in Staub und Aſche zerfallen iſt, dann — dies ſelige Bewußtſein trage ich in mir — dann werden meine Tonſchöpfungen noch über die Erde wallen, und Tauſende werden ſich daran erfreuen, begeiſtern, erheben!"

Er ſchwieg, aber ein paar große Thränen funkelten in ſeinen Augen. Stadler biß die Zähne auf die Lippen, um ſeinen Schmerz nicht zu verrathen, aber in ſeinem Inneren ſchrie es auf: und das iſt das Schickſal eines Mozart!

So ganz wunderbar aber war dieſer außergewöhnliche Mann organiſirt, daß, als nach einer halben Stunde, die er an ſeinem Inſtrumente in den herrlichſten Phantaſien zugebracht, ſein lieber Schüler Süßmayer und ſeine Freunde Albrechtsberger und Schack eintraten, keine Spur der trüben Stimmung mehr in ihm war. Sie war in der That mehr auf Stadler übergegangen und Mozart ſcherzte mit den Ebenangekommenen aufs Neue — über den Text der Zauberflöte.

„Es war ein herzig's Veilchen.“

Mozart machte ſich nun mit allem Fleiße an die Compoſition der „Zauberflöte.“ Es war ihm dabei wirklich zu Muthe, wie dem gehetzten Hirſche, der nach der Quelle dürſtet. Seit längerer Zeit — ja ſeit dem „Don Juan“ — hatte er kein großartiges Werk mit Liebe und Luſt componirt; denn „Cosi fan tutte“ war ja ein Kind der Noth geweſen, an dem er nie beſondere Freude gehabt. Aber er ward auch durch dieſe, ſeinem Genius entſprechende Beſchäftigung wieder wohlthätig angeregt und aufgefriſcht, ſo daß ſich nach und nach die alte Heiterkeit und Lebensluſt wieder einſtellte.

Kam er dabei mit ſeinen Freunden und Vertrauten auf den unſinnigen Text zu ſprechen, ſo war er der Erſte, der ſich über ſeine eigenen ſo unterlegten Compoſitionen luſtig machte, und faſt krank über dieſe Tollheiten lachen wollte.

Freilich hatte er dabei mit Schikaneder und deſſen Anforderungen einen ſchweren Stand, — ja — faſt konnte man ſagen einen unausgeſetzten Kampf. Denn Mozart wollte immer hinauf in die lichterfüllten Höhen der Claſſicität, — Schikaneder dagegen wollte immer herunter, in das Gebiet des trivialen Zeitgeſchmackes. Und dennoch blieb Amadeus faſt durchweg keine andere Wahl übrig als nachzugeben, weil er ſonſt zu befürchten gehabt hätte, daß Schikaneder, — wie es einmal ſeine abſcheuliche Art war — die herrliche Compoſition durch Einflicken von Stücken nach ſeinem, Schikaneders, Geſchmack verderben hätte.

Die Geduld und Nachgiebigkeit Mozarts war dabei bewundernswerth; — änderte er doch das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ fünfmal um, bis es Schikaneder recht war. *)

Und doch! welch' wunderherrliches Tongebilde entſtand wieder in „der Zauberflöte“ unter ſeinen Händen: — faſt ſieben Jahrzehnte ſind ſeitdem verſtrichen, — ungeheuere Reiche kamen und gingen, — Throne bauten ſich auf und ſtürzten donnernd zuſammen, — zahlloſe Opern anderer Componiſten tauchten auf und verſchwanden ſpurlos, oder klingen jetzt nur noch wie Echo's alter Zeiten — — Mozarts Werke, und mit ihnen ſeine herrliche „Zauberflöte,“ leben noch, entzücken noch die ganze Welt!

Aber — welcher Schwung auch in dieſer Muſik, welche

---

*) Niſſen: S. 551. Oulibicheff, III. Thl. S. 422.

Tiefe und doch auch wieder welche Einfachheit und Wahrheit. Welche objective Dichtung und Darſtellungskraft!

Dieſe Töne zeichnen; ſie geben Farbe, man hört und ſieht zugleich, was und von wem es geſchieht; ſie ſind verwachſen mit den Situationen und den Charakteren.

Liegt nicht in dem Geſange Saraſtros und in den wundervoll herrlichen Chören der Prieſter — in muſikaliſcher Beziehung — die Sprache der tiefſten, von aller Leidenſchaft gereinigten Weisheit? Hört dieſe Muſik ohne Worte: es liegt eine Welt hohen, ſtillen geruhigten Lebens in ihr! — —

Hört die Königin der Nacht — zur Hälfte ſchon im Geſange ihrer verſchleierten Damen gezeichnet — welche Pracht, welche Macht, welche Hoheit, und doch wieder wie ganz Weib: lockend gegen den Jüngling, den ſie zu gewinnen ſtrebt, und mit dem Flittergolde weiblicher Eitelkeit übergoſſen; aber von Rache glühend und von allen finſteren Leidenſchaften durchtobt, wenn es die geraubte Tochter, — wenn es den verhaßten Feind gilt. Nur eine bis auf das Aeußerſte gereizte Mutter, nur eine ſternflammende Königin kann ſo ſingen!

Und wie zart und edel — in muſikaliſcher Beziehung — iſt die Liebe Tamino's gezeichnet — wie feſt und männlich, ſein Charakter in den Prüfungen. Welch ein wirklicher Zauber in der Arie: „dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Unſtreitig: ſie ſteht einzig in ihrer Art da!

Und wenden wir uns nun zu Pamina: weht uns nicht der Hauch der holdeſten Unſchuld und Hingebung aus den

Tönen, die ſie zeichnen, entgegen? — Iſt nicht die ganze lebensluſtige Sinnlichkeit des Vogelfängers friſch und heiter in ſeinen Melodien wiedergegeben? Und wem paſſen wohl noch ſonſt jene zarten duftigen Geſänge der Genien an, als dieſen ätheriſchen Weſen? Mögen ihre Theaterflügel ihnen noch ſo plump angeheftet ſein: man hört es, wie leicht ſie der Zephyr trägt, und daß ſie Kinder eines Zauberlandes ſind. Endlich! welch' magiſches Farbenlicht, welcher zarte Duft über dem Ganzen, der uns berauſcht, bezaubert, in eine mährchenhafte Welt verſetzt! — — —

Und wie ſtand es jetzt mit dem Componiſten dieſes Meiſterwerkes und Schikaneder?

Der hochgebietende Herr Director des Leopoldſtädter Theaters ſaß eben, in einen koſtbaren ſeidenen Schlafrock gehüllt, auf einem mit karmoiſinrother Seide überzogenen, weich gepolſterten Seſſel. Vor ihm ſtand ein Marmortiſchchen mit vergoldetem Fuße, das feine Frühſtücksgeſchirr mit köſtlich duftender Chocolade tragend, während ſich neben ihm ſein Factotum, der würdige Hausmeiſter Chigot, in ehrerbietiger Stellung aufgepflanzt hatte. Beide befanden ſich jetzt in dem Morning-room ſeiner Herrlichkeit. Und welchen raffinirten Luxus verrieth dies Frühſtückzimmer! Trotz der heißen Jahreszeit bedeckte den Fußboden ein feiner türkiſcher Teppich, den Chigot — freilich nicht mehr neu — dem Hausmeiſter des gewaltigen Souwarow, auf die pfiffigſte Weiſe von der Welt, billig abgeſchwindelt hatte. Schikaneder hielt viel auf ihn, denn er war ein Stück der Beute Souwarow's bei der Erſtürmung von

Ismail, die den Türken bekannterweiſe 33,000 Mann gekoſtet hatte. Fremden machte er nur ſein ſauberes Factotum dabei vor: der Teppich ſei ein Ehrengeſchenk jenes berühmten ruſſiſchen Feldherrn. Aber dieſer Teppich war nicht der einzige Schmuck dieſes Zimmers. An den Seiten ſtanden ſchwellende Divans, dem Seſſel entſprechend, mit karmeiſinrother Seide überzogen. Die Fenſter umſchatteten Vorhänge von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Kupferſtiche, meiſt üppige Scenen darſtellend, die der griechiſchen Götterlehre entlehnt waren, hoben ſich in ihren breiten vergoldeten Rahmen [illegible] von der ſilbergrauen Tapete ab. Dazwiſchen prangten, zu beiden Seiten eines großen Spiegels, Conſols mit kleinen ſehr hübſchen Marmorſtatuen, während den Hauptſchmuck des Zimmers ein koſtbares, mit reichen Schnitzereien bedecktes Pianoforte, nach der neueſten Verbeſſerung, ausmachte. Ein halboffener Schrank, in vieux laque mit Perlenmutter eingelegt, zeigte Bücher, Partituren und Notenſtöße in Menge.

In dieſem Zimmer nun, gemächlich in den ſchwellenden Seſſel zurückgelegt, verzehrte Schikaneder jetzt ſein Frühſtück. Aber er erwartete hier auch Jemand — und das war Mozart.

Mozart ſollte nämlich kommen, um dem Director des Leopoldſtädter Theaters vorzuſpielen und vorzuſingen, was er Neues an „der Zauberflöte“ componirt, da Schikaneder keine Piece ohne ſeine ſpecielle Cenſur durchgehen ließ. Freilich war dies Verhältniß ein höchſt eigenthümliches, da Schikaneder urſprünglich der bittende

Theil geweſen war, und nur die Großmuth Mozarts ihn aus dem größten Mißgeſchick — von Banquerott und Schuldthurm — gerettet hatte. Hier aber ging es, wie faſt immer in der Welt, wenn wahres Verdienſt, gepaart mit Beſcheidenheit und Herzensgüte, und kecke Weltklugheit miteinander contrahiren. Die Weltklugheit wird dann gewiß jedesmal in ihrem kecken Selbſtbewußtſein dem Verdienſte den Fuß auf den Nacken ſetzen, dieſes und die Welt blenden — und — den Vortheil der Verbindung allein einſtreichen.

Schikaneder dachte nicht im Entfernteſten daran, Mozart, von dem er doch wußte, in welch' gedrückten Verhältniſſen er lebe, auch nur einen Heller für die Oper zu geben, die dieſer aus Mitleid eben für ihn ſchrieb. Dennoch gebärdete er ſich, als habe er, aus großer Gefälligkeit in Gnaden geruht, Mozart zu erlauben, eine Oper für ſein Theater zu ſchreiben und dieſe Oper im Voraus reichlich bezahlt. Leichthin beſtellte er den vielbeſchäftigten, großen Maeſtro zu ſich, die neuen Compoſitionen ſeiner Prüfung vorzulegen; — empfing ihn behaglich in Schlafrock und Pantoffeln, nachläſſig in die Kiſſen ſeines Fauteuils gelehnt, wie ein Miniſter einen ſeiner Unterbeamten, — und behandelte dann auch noch die herrlichſten Schöpfungen des Genies, wie ſchülerhafte Verſuche eines Anfängers.

Aber Schikaneder wußte recht wohl, daß er auch nur durch ſolche Inſolence durchkommen, Mozart beherrſchen und die Welt blenden konnte. Bei erſterem ſpielte er den vornehmen aber wohlwollenden Freund und Gönner —

denn nur nach ſeiner Anweiſung konnte aus der Oper etwas werden; — letzterer gegenüber nahm er Ton und Maske des überreichen Günſtlings des Glückes an, und, Schikaneder war Schauſpieler genug, beide Rollen mit Meiſterſchaft durchzuführen. Nur ein Menſch auf Erden durchſchaute ihn ganz und kannte die bis zur äußerſten Spitze getriebene verzweifelte Lage ſeines Herrn — und das war Chiget, aber von Chiget war nichts zu fürchten, denn Schikaneder war ja ſein Abgott. Es herrſchte daher zwiſchen beiden auch gar kein Geheimniß, obgleich es der pfiffige Schikaneder nie zu jener Brüderlichkeit kommen ließ, die ſonſt gewöhnlich im Geheimen vornehme und gemeine Menſchen verbindet, wenn ſie gemeinſam ein ſchlechtes Ziel verfolgen. Der Director blieb Herr, Chiget Knecht.

„Wo nur Mozart heute bleibt!“ — ſagte Schikaneder jetzt ungeduldig. — „Ich beſtellte ihn auf neun Uhr, und die Pendule zeigt jetzt halb zehn. Mich langweilt das Warten. Iſt Niemand im Vorzimmer?“

„O ja!“ — entgegnete Chiget mit devoter Verneigung — „ein ſehr nettes Mädchen.“

„Was will ſie?“

„Den Herrn Director um Aufnahme in den Chor des Leopoldſtädter Theaters bitten.“

„Und ſie iſt hübſch?“

„Sie iſt ſogar ſchön.“

„Laß ſie kommen, Chiget!“

Der Hausmeiſter ging; aber er hatte die Thüre noch nicht erreicht, als ihn ſein Herr zurückrief:

„Chigot," — ſagte dieſer dann — „wir haben erſt noch Wichtigeres abzumachen."

„Ew. Gnaden befehlen?"

„Wie ſteht es mit der Kaſſe?"

Chigot zuckte die Achſeln, aber er lächelte zugleich auch pfiffig dazu, indem er, zu dem Ohre ſeines Herrn geneigt, flüſterte:

„Schlecht und gut, wie man's nimmt!"

„Erkläre Dich deutlicher!" — befahl der Director.

„Nun, Herr von Schikaneder," — entgegnete der Hausmeiſter und Kaſſierer — „ich will ganz deutlich ſein. Die Theaterkaſſe iſt leer, wie ein ausgepumpter See. Ich wüßte auch wahrlich nicht, wo Ueberfluß an Geld herkommen ſollte? Das Repertoir, das müſſen Ew. Gnaden ſelbſt geſtehen, iſt in der letzten Zeit zum Erſchrecken ſchlecht; — die Einnahmen ſind es daher auch, während die enormen Ausgaben des Inſtitutes immer dieſelben bleiben."

„Mozart muß und wird helfen!" — rief der Director mit dem Ausdruck größter Zuverſicht.

„Ja!" — ſagte Chigot — „er wird helfen, denn ſchon ſein Name macht viel zur Sache, und das Stück, das Ew. Gnaden ſo trefflich entworfen haben, wird ungeheuer ziehen."

„Glaubſt Du?"

„Sicher! . . . . aber . . . ."

„Was aber."

„Es muß bald ſein, ſonſt halten wirs nicht aus."

„Das ſage ich alle Tage!" — rief Schikaneder, indem er wieder ungeduldig nach der Uhr ſah — „aber ſo ein Componiſt und gar ſo ein ſogenanntes Genie hat ſeinen Kopf. Das ſoll alles gediegen, klaſſiſch ſein. O die Narren! was hilft denn das, wenn man ſeine Perlen vor die Schweine wirft? Wäre ich Mozart, ich müßte ein ſteinreicher Mann ſein!“

„Und warum iſt er's nicht?“

„Weil er zu gut, zu unpraktiſch und zu beſcheiden iſt. Da hat er z. B. ſchon, ſeit ſeiner Kindheit, den päbſtlichen Orden vom goldenen Sporn. Warum trägt er ihn nicht? Warum nennt er ſich nicht ſo gut, wie ſich Gluck, Ritter von Gluck nannte, Ritter von Mozart. Das klingt doch gleich ganz anders, als ſo ſchlechtweg: Mozart. Die Menſchen ſind eben einmal große Kinder, ſie wollen geblendet, imponirt ſein, und dies geſchieht bei den Deutſchen nicht beſſer und ſicherer, als durch ein Kreuzchen, ein Bändchen, ein Titelchen oder ſonſt ſo eine Spielerei. O, mein Gott!“ — rief hier Schikaneder lachend, und nahm die Taſſe mit Chocolade zur Hand — „was ſind mir in meinem vielbewegten Leben ſchon für Hohl- und Strohköpfe begegnet, die ohne Orden und Titel keine Seele beachtet hätte, und die mit dieſen Dingern die größten Rollen in der Welt ſpielten. Und dann — wozu die tolle Idee nur claſſiſche Sachen zu Tage zu fördern?! Wäre ich Mozart, ich legte eine recht artige Fabrik von modern-populären Opern an. Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich — an ſeiner Stelle — nicht in einem Jahre mindeſtens viere zur Welt brächte; aber ſie müßten leicht, gefällig und ganz nach dem Geſchmack der Maſſe ſein. „Chigot!“ — rief hier Schikaneder — „ich gehe jede beliebige Wette ein, daß ich bald ein Kröſus wäre!“

Chigot verbeugte ſich mit devoter Miene: — „Sicher!“ — ſagte er dann, aber Mozart iſt auch nicht Ew. Gnaden. Indeß ſcheinen mir der Herr von Schikaneder gerade auf dem beſten Wege, den Herr Mozart auf die rechte Spur zu bringen.“

„Wenn er nur ſo kein ungeſchickter Schüler wäre,“ — meinte der Director. — „Ich muß ihm jeden vernünftigen Gedanken mit Gewalt abringen Aber, Chigot, wir ſind von der Hauptſache abgekommen: es iſt alſo wieder kein Geld da?“

„Nein!“

„Und meine Gläubiger?“

„Mit denen werd ich vor der Hand noch fertig, wenn nur der Herr Banquier Wolfsſohn weiter keinen Wind bekommt.“

„Für den iſt geſorgt; aber die Andern?“

„Heute morgen war Ihr Tapezierer da, der dies und die anſtoßenden Zimmer meublirt hat.“

„Was?“ — rief Schikaneder, ſich leicht emporrichtend — „das iſt ja erſt ein halbes Jahr?“

„Ich habe es ihm auch geſagt, und zwar ſo furchtbar grob, daß der Mann an Arm und Bein zitterte. Als ich ihn ſo weit hatte, wollte ich ihn zwingen das Geld zu nehmen — das natürlich gar nicht da war — aber ich riß die Kaſſe auf und ſchrie: „Hier nehmen Sie; aber wagen Sie keinen Schritt mehr in dies Haus. In drei Monaten heirathet mein Herr . . .“

„Was?“ — rief Schikaneder — „biſt Du des Satans? Ich — — und — heirathen . . ?“

„Heirathet mein Herr, die ungariſche Gräfin — — — nun, den Namen weiß ich nicht mehr, ich hatte ihn im Moment erfunden. —“

„Spitzbube!“

„Und da bekommen Sie bei der neuen Einrichtung des gräflichen Schloſſes nicht für einen Heller zu thun.“

„Hallunke!“

„Das fleckte! Der Menſch wurde ſo artig und ſo demüthig, — bat ſo ſchön um Vergebung — — — daß wir ihn wenigſtens ſechs Monate los ſind, und bis dahin kommt Rath.“

Herr und Diener brachen hier in ein lautes, lang anhaltendes Gelächter aus.

„Aber,“ — ſagte Chiget endlich — „ich habe noch etwas, und das iſt noch beſſer.“

„Nun?“

„Es iſt mir gelungen Ihre alte Tante zu bereden, daß ſie die Zwanzigtauſend Gulden, die ſie beſitzt, bei Ew. Gnaden anlegt.“

„Chiget!“ — rief Schikaneder entzückt — „du biſt ein Prachtexemplar; du verdienteſt des türkiſchen Kaiſers Finanzminiſter zu werden.“

„Bitte, bitte!“ — entgegnete der Hausmeiſter devot — „alles aus Liebe und Anhänglichkeit an Ew. Gnaden.

Es hat freilich ſchwer gehalten; aber ich habe der alten Dame ſo viel von des Herrn von Schikaneders ungeheueren Speculationen vorgeſchwatzt, bis ſie ja ſagte. Hier iſt die Anweiſung.“

Und Chigot zog aus ſeiner Bruſttaſche ein Papier hervor, das er ſeinem Herrn unter ehrerbietiger Verbeugung reichte.

Schikaneder durchlas es mit ſtrahlenden Blicken, dann gab er es ſeinem Kaſſierer zurück und ſagte:

„Beſorge nun die Sache raſch, damit die Alte nicht etwa Reue bekommt.“

„Noch heute.“

„Gut!“ — ſagte der Director ungemein heiter. — „Damit ſind wir bis zur Aufführung der neuen Oper geborgen. Die erſten zwanzigtauſend Gulden Ueberſchuß ſollen dann für die gute Tante ſicher angelegt werden. Aber!“ — fuhr er hier vergnüglich fort und rieb ſich mit unausſprechlicher Behaglichkeit die Hände — „jetzt genug von den leidigen Geldangelegenheiten! — und — da Mozart noch immer auf ſich warten läßt, ſo laß die Kleine eintreten.“

Chigot verbeugte ſich; aber indem er ſich zum gehen wandte, flüſterte er mit ſatyrartigem Lächeln ſeinem Herrn zu: „Ein köſtlich leckerer Biſſen — wär ſo etwas für's Haus!“

„Alter Sünder!“ — rief Schikaneder lachend und mit dem Finger drohend; aber das Waſſer lief ihm im Munde zuſammen und ſeine großen Augen traten in feuchtem Glanze hervor, als er Chiget nachſah. Dieſer blieb indeſſen an der Thüre ſtehen, wandte ſich noch einmal um und ſagte lächelnd:

„Aber was wird Signora ſagen?“

„Bah!“ — rief Schikaneder — „ſie wird ſich beruhigen laſſen. Sie iſt ein Weib!“

„Ebendeßhalb!“ —

Schikaneder ſchüttelte den Kopf. — „Ein Weib“ — fuhr er dann leichtfertig fort — „iſt wie eine Guitarre. Beide ſind unvollkommene Inſtrumente, dabei aber doch angenehm, einſchmeichelnd; — beſonders leicht verſtimmt, aber auch eben ſo leicht durch einen kleinen Druck der Hand wieder umgeſtimmt. Das Umſtimmen will ich ſchon fertig bringen!“

Und er lachte cyniſch auf und der Hausmeiſter lachte mit.

Wenige Sekunden ſpäter trat die Erwähnte ein. Es war in der That eine recht liebe Erſcheinung; weniger ſchön, als anmuthig und zierlich. Herzige, treue Augen blickten ſcheu und verlegen zu dem allgewaltigen und allmächtigen Beherrſcher des Leopoldſtädter Theaters auf; und in der That ſchon ihr Blick: ſchüchtern, ängſtlich und flehend, ſagte dem lebenserfahrenen Manne, was der kleine zierliche Mund noch bekennen mußte. Ueber dem ganzen Geſichtchen aber lag jener zarte, wunderbare Hauch mädchenhafter Unſchuld. Und doch mußten ſchon tiefe Schmerzen dies jugendliche Herz erprobt haben; denn davon ſprach nur zu deutlich ein gewiſſer wehmüthiger Zug, — ein Zug, der jedem weniger profanen Menſchen, wie Schikaneder, eine gewiſſe heilige Scheu — die Achtung vor dem Unglück — eingeflößt haben würde.

Schikaneder aber war ein ſolches Gefühl völlig fremd, das Leben hatte es längſt abgeſtumpft; er ſah nur die äußeren Reize: das anziehende Geſichtchen, die ſchlanke Geſtalt, die netten Hände und Füßchen des höchſtens ſechszehnjährigen Kindes, und dann vor allen Dingen — — den zwar ſehr reinlichen aber auch ſehr ärmlichen Anzug.

Die kleine Bittſtellerin war alſo arm; vielleicht — wie ihm dies als Theaterdirector ja ſchon ſo oft vorkam — in verzweifelten Umſtänden und dann . . . . „iſt ſie mein“ . . . . . dachte Herr von Schikaneder, Director des Leopoldſtädter Theaters, und dieſer Gedanke verklärte ordentlich ſeine lüſternen Züge.

„Treten Sie näher!“ — ſagte er jetzt zu der Kleinen, die beſcheiden und, von der ſie plötzlich umgebenden Elegance überraſcht, an der Thüre ſtehen geblieben war. — „Nur immer näher, mein Kind!“

Die Angeredete gehorchte ſchüchtern.

„Was iſt Ihr Wunſch?“

„Ew. Gnaden,“ — ſtammelt das Kind ſchüchtern und tief erröthend — „ich wollte Herrn von Schikaneder bitten, mich in den Chor Ihres Theaters aufzunehmen.“

„So?“ — entgegnete der Director, ſich an der Verlegenheit der Kleinen weidend — „aber haben Sie denn auch Stimme und die nöthigen muſikaliſchen Vorkenntniſſe?“

„Ich habe lange Unterricht in Clavier und Geſang erhalten!" — verſetzte die Gefragte ſchüchtern — „und wie man mir ſagt, iſt meine Stimme gut."

„Wollen gleich einmal ſehen!" — rief der Director, indem er aufſtand und zu dem Pianoforte ging. — „Welche Stimmlage?"

„Sopran."

„Nehmen Sie dieſe Noten."

Und er ſetzte ſich und die Prüfung begann.

Die Stimme war nun freilich nichts Hervorragendes; ſie war friſch, klangvoll und rein, auch biegſam, ... aber für die Bühne zu ſchwach. Der Director ſagte dies; aber nicht etwa milde, ſondern hart und faſt in wegwerfendem Tone, denn er wollte ja die Gewährung der Bitte für einen hohen Preis verkaufen.

In dieſem Augenblicke trat Mozart, Noten unter dem Arme, ein. Schikaneder fluchte leiſe, begrüßte ihn aber laut mit großer Herzlichkeit.

„Nur einen Augenblick" — ſagte er dann entſchuldigend — „bis ich mit dieſer kleinen, allerliebſten Bittſtellerin im Reinen bin." „Das gute Kind" — und er faßte ſie dabei unter dem Kinn und hob ihr Köpfchen in die Höhe — „möchte in den Chor der Oper aufgenommen ſein, hat auch eine recht nette Simme; — aber die Stimme iſt für die Bühne zu ſchwach!"

Mozart und Schikaneder blickten jetzt beide nach der Kleinen; erſterer war überraſcht von der Unſchuld und Lieblichkeit dieſer Erſcheinung, letzterer ſah mit geheimer Freude zwei große Thränen in den Augen des Mädchens.

„**Herr von Schikaneder!**“ — ſtammelte dieſe flehend — „weiſen Sie mich nicht ab — — ich habe eine kranke Mutter ....!“

Schikaneder zuckte die Achſeln:

„Liebes Kind,“ — ſagte er dann — „Sie kommen alſo aus Noth? .... aber Sie bedenken nicht, daß das Theater keine Verſorgungsanſtalt iſt.“

„Ach!“ — ſeufzte das Mädchen und eine tiefe Röthe bedeckte ihre Züge — „ich glaubte nur im Stande zu ſein, durch meine Stimme .....“

„Ihre Mutter zu ernähren.“

„Sind Sie denn ſo unglücklich?“ — frug jetzt mit unendlich milder Stimme **Mozart**, der Hut und Noten abgelegt hatte.

Aber die Gefragte antwortete nur mit einem Strome von Thränen. **Amadeus** ſuchte ſie zu beruhigen. **Schikaneder** hatte ſich wieder in ſeinen Seſſel geworfen. Es ſchien ihm indeſſen doch jetzt Zeit einzulenken.

„Nun, mein Kind,“ — ſagte er daher — „beruhigen Sie ſich nur. Vielleicht paſſen Sie für das Schauſpiel beſſer, als für die Oper. Wir müſſen das unterſuchen. Kommen Sie heute gegen Abend wieder zu mir, dann ſollen Sie mir eine Rolle vorleſen, und finde ich dann, daß **Sie meinen Wünſchen und Anforderungen entſprechen**, werde ich für Sie ſorgen.“

Bei dieſen Worten flog ein Sonnenblick über das hübſche Geſichtchen; aber deſto finſterer ſah es in **Mozart's** Antlitz aus. Ihm war die eigenthümliche Betonung nicht entgangen, die Schikaneder auf ſeine letzten Worte gelegt. Sollte — — aber nein, eine ſolche Ruchloſigkeit war der Freund nicht fähig. Amadeus machte ſich Vorwürfe darüber, daß ihm nur ein ſolcher Verdacht gekommen.

Die Kleine ging.

„Alſo heute gegen Abend!“ — rief ihr der Director noch einmal nach. — „Und nehmen Sie ſich Zeit, denn ich werde Sie eine größere Rolle leſen laſſen und überhaupt prüfen, ob Sie ſich geſchickt zu benehmen wiſſen!“

„Wie Ew. Gnaden befehlen!“ — ſagte dieſe mit ſchüchterner Verneigung — und verſchwand durch die Thüre.

Aber in dieſem Augenblicke glitt ein triumphirendes Lächeln über Schikaneders Züge, und indem er durch die Zähne murmelte: „Chigot hat recht, das iſt ein köſtlich leckerer Biſſen!“ — rieb er ſich vergnügt die Hände.

Mozart durchzuckte es wie ein Dolchſtoß; er hatte die Worte nicht gehört aber das Lächeln geſehen. Sein Freund kam ihm in dieſem Augenblicke wie ein Teufel vor, und doch — — beurtheilte er ihn nicht vielleicht falſch? Seine gute Stimmung war jedenfalls hin; Mißmuth, Argwohn und Aerger erfüllten ſeine Seele; denn Mozart war zwar auch oft genug, ſchönen Weibern gegenüber, Don Juan geweſen — aber die Unſchuld hatte ſein edles Herz doch immer heilig gehalten.

„Nun Mozart!“ — rief Schikaneder jetzt von ſeinem

Seſſel aus, — „Sie haben lange auf ſich warten laſſen. Was bringen Sie Neues."

„Die Scene Papagenos!"

„Ha!" — ſagte der Director erfreut — „meine Haupt-Scene im erſten Act. „Der Vogelfänger bin ich ja, ſtets luſtig heiſa, hopſaſa!"

„Ja hopſaſa!" — verſetzte Mozart ironiſch — „das iſt wieder ein jammervoller Text. Famos tiefer Gedanke: Der Vogelfänger bin ich ja, ſtets luſtig heiſa, hopſaſa!"

„Was Gedanke!" — rief lachend der Director — „iſt ein Libretto, ein philoſophiſches Werk? Das Publikum will ſich in einer Oper durch Sehen und Hören amüſiren, weiter brauchts nichts. Aber geben Sie einmal Ihre Schöpfung zum Beſten!"

Mozart, dem immer das Mädchen noch im Kopfe herum ging, war zum Streiten nicht aufgelegt. Er begab ſich alſo ſchweigend an das Inſtrument, legte ſeine Noten auf und ſpielte und ſang die gedachte Scene. Sie war ſchön, ſehr ſchön componirt, aber nicht, wie wir ſie jetzt beſitzen, ſondern tiefer aufgefaßt, zwar auch komiſch gehalten, aber in einem höheren Genre.

Schikaneder gefiel ſie indeſſen gar nicht. Immer finſterer ward ſeine Stirne, bis er endlich ungeduldig rief:

„Nichts! nichts! lieber Mozart! — das kann ich nicht brauchen: — iſt viel zu hoch!"

Mozart hielt ergrimmt inne.

„Was!" — rief er — „zu hoch?"

„Ja, mein Lieber, der Papageno iſt ſo eingentlich etwas von dem Kaſperl . . . . muß alſo auch . . . .“

„Nun!“ — platzte Mozart heraus — „dann mag der Herr Director ſich ſeinen Kaſperl ſelbſt componiren.“

„Aber Freund?!“

„Ich weiß, was ich thue. Es iſt unwürdig . . .“

„Nichts iſt unwürdig, was uns zum Ziele führt.“

„Schöne Grundſätze!“

„Praktiſche Grundſätze!“ — entgegnete Schikaneder ruhig. — „Wer den Menſchen das Ideale bietet, wer ihnen neue Bahnen zeigt, ihren kurzſichtigen Blicken das Schöne, Edle und Erhabene in ſeiner Reinheit und Größe darſtellen will, der kann mit Sicherheit ſtatt auf Lob und Anerkennung — — auf ihren Undank rechnen. Was will denn die gedankenloſe Menge? — den Sinnen und nur den Sinnen ſoll geſchmeichelt werden; genießen will ſie, nur genießen, und zwar genießen ohne die Anſtrengung des Denkens. Das Hohe verſteht ſie gar nicht; — was man nicht verſteht, das tadelt und verdammt man aber, und da das Tadeln und Verdammen viel leichter und bequemer iſt, als das Anerkennen einer Sache und das Eindringen in dieſelbe, nun ſo tadelt man und verdammt man in Gottes Namen.“

Mozart, der ſonſt ſo ſanfte Mozart blickte jetzt ingrimmig darein. Es lag eine große Wahrheit in den Worten des Directors, das fühlte er, eine Wahrheit, die ſich bei „Figaro“ und „Don Juan“ nur zu ſehr bekundet hatte; aber eben deßhalb, weil aus dieſem frivolen Munde eine ſo traurige, in Mozarts Schickſal tief einſchneidende Wahrheit kam, ärgerte ſich dieſer doppelt.

„Was ſoll das heißen?“ — rief er daher jetzt, und Stirn und Wangen glühten ihm in heiligem Zorne: — „Der Halbcomponiſten, die den Fleck neben den Riß ſetzen, gibt es leider ſchon genug. Soll ich es vielleicht, den Beifall der Menge zu erhaſchen, auch ſo machen? So einer iſt dann von ſich ſelbſt und ſeinem muſikaliſchen Gallimatias entzückt, wenn das unwiſſende Volk „Bravo“ ſchreit, — oder, wenn er ſein Machwerk allenfalls von guten Sängern vorgetragen hört, die den Affect und den Schwung, an die er nicht gedacht, am rechten Orte anzubringen und die Charactere, die ihm niemals ordentlich auszuführen eingefallen ſind, ſo viel es möglich iſt zu unterſcheiden, und folglich das Ganze den Ohren der Zuhörer durch einen guten Vortrag erträglich zu machen wiſſen. Mag das wer will, ich — ich kann es nicht!“

„Mozart!“ — ſagte Schikaneder mit der alten Gelaſſenheit — „was haben Sie dem Freunde verſprochen?“

„Eine Oper zu ſchreiben, aber keine zu ſchmieren.“

„Eine Oper nach den Anforderungen des Zeitgeſchmackes!“ — wiederholte der Director langſam aber mit ſcharfer Betonung.

„Nun denn!“ — rief Mozart, und der Aerger übermannte ihn jetzt ſo ſehr, daß er von dem Inſtrumente aufſprang, und — mit komiſch zornigen Sprüngen vor dem Seſſel Schikaneders herumtanzend — das: „Der Vogelſänger bin ich ja, ſtets luſtig, heiſa, hopſaſa!" in ſeiner jetzigen Melodie ſpottweiſe ſang.

Kaum aber ſchlugen dieſe Töne an Schikaneders Ohr, als er entzückt aufſprang, und — Mozart ein über das anderemal umarmend — ausrief:

„So iſt es recht! ſo iſt es herrlich! — gerade ſo habe ich es mir gedacht!"

Aber Amadeus war jetzt ſelbſt überraſcht. Es war ihm im Zorne wirklich eine Idee gekommen, die gar nicht übel war. Er mußte ſich, von Schikaneder an den Tiſch gezogen, niederſetzen und ſofort die neue Melodie niederſchreiben und bearbeiten. Während er dies that, nahm Schikaneder hinter ſeinem Rücken leiſe und vorſichtig die andere weg und verbarg ſie im Schranke hinter ſeinen anderen Notenheften.

Als Amadeus fertig war, ſchüttelte ihm der Director die Hand:

„Sein Sie nicht böſe!" — ſagte er dann. — „Sie werden ſehen, lieber Mozart, daß dieſe populäre Oper Ihren Ruhm mehr verbreiten wird, als ſelbſt Ihr Don Juan. Die Kenner werden des Großartigen und Herrlichen genug darin finden und die Maſſen werden entzückt davon ſein."

„Ja!" — ſagte Mozart trübe — „die Maſſen werden entzückt davon ſein. Auf den Straßen und in den Kneipen wird man die Melodien „der Zauberflöte" leiern und . . . . ."

„Und Mozarts Namen werden dieſe Melodien über alle Welt verbreiten. Freund, bauen Sie auf die Prophezeihungen eines praktiſchen Mannes: Die Zauberflöte wird ſo ſicher zur Poſaune Ihres Ruhmes, als ich Schikaneder heiße. Aber laſſen wir das jetzt. Haben Sie noch eine Piece?"

„Ja!" — und Mozart ſpielte und deutete durch ſeine Stimme den unvergleichlichen Prieſter-Chor „O Iſis und Oſiris" an. Und wie er weiter und weiter ſpielte verſchwand der Ausdruck des Aergers und des Unwillens mehr und mehr aus ſeinen Zügen und die erhabene Heiterkeit, die geheimnißvolle Ruhe, der himmliſche Wohlklang, die ſtrahlende Größe, welche dieſes Muſikſtück unſterblich gemacht haben, lagerten ſich in denſelben. Es war, als ob man einen Geſang ſeliger Geiſter höre.

Auch Schikaneder war diesmal entzückt; er mußte ſich, ob er wollte oder nicht, der Allgewalt des Genies beugen.

„Das iſt eine Paläſtrina'ſche Harmonie!" — rief er mit ſtrahlendem Antlitz: — „Dieſes: Bald, bald, bald wird er unſerer würdig ſein! — iſt unvergleichlich. Sie haben mich hier ganz verſtanden."

„Wirklich?" — ſagte Mozart mit tiefer ſchneidender Ironie; aber Schikaneder bemerkte dieſe nicht. Er dachte nur an den Effect, den dieſer Chor machen werde. Darum rief er betheuernd:

„Ja, ja! Man ſieht ordentlich den Gerechten, der, ermüdet von ſeiner irdiſchen Laufbahn, Hände und Augen gen Himmel erhebt und ſich in dem Bewußtſein naher

Vollendung ſagt: Bald, — ja bald, wird auch dir die Krone."

Jetzt aber war der Director des Leopoldſtädter Theaters wieder in ſeinem Element, und da Mozart für heute keine weiteren neuen Compoſitionen aufzuweiſen hatte, beſtürmte er ihn, ein ganz feines Déjeûner à la fourchette mit ihm einzunehmen. Mozart aber war nicht in der Stimmung. Der Vorgang mit dem lieben ſanften Mädchen, das er im Geiſte wie ein Lamm in des Wolfes Klauen gerathen ſah, peinigte ihn unausſprechlich und ſchob, wenigſtens für heute, eine Eiswand zwiſchen ihn und den Director. Er lehnte daher die Einladung ab und entfernte ſich ziemlich froſtig.

Auf dem Wege gingen ihm eine Menge Gedanken in dem Kopfe herum. Er wollte das Kind warnen; aber er wußte ja nicht wie ſie hieß und wo ſie wohnte. Er faßte auch einmal den Entſchluß: ihr den Abend aufzupaſſen. Aber immer ſagte ihm auch ſein gutes Herz wieder, daß er doch vielleicht auch dem Freunde Unrecht thue. So kam er nach Hauſe; aber er ſchlich ſich auf ſein Zimmer, warf ſich auf einen Stuhl und ſtützte den Kopf in beide Hände.

Und jene ſonderbare Wehmuth, die ihn jetzt ſo oft überraſchte, kam wieder über ihn. So brütete er lange. Plötzlich fuhr er auf, nahm ein Stück Notenpapier und ſchrieb raſch Noten. Dann ſetzte er ſich an ſein Inſtrument und ſpielte und ſang ein kleines Lied, deſſen Motiv und Refrain eine bezaubernde Natürlichkeit charakteriſirte:

„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach: aber weh: das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es ſank und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Es war wunderbar welche reizende Melodie Mozart dieſer kleinen Ballade ſeines großen Zeitgenoſſen, Goethe, gegeben hatte. Wie unübertrefflich ſchön führten die letzten Worte des Veilchens das Majore wieder: ſein Hingang iſt ſo ſanft, es war — ein herzig's Veilchen!

Mozart dachte dabei an das liebe Kind — — — dachte an das: „**es war**“ — — dachte — an ſeinen eigenen Tod, der ihm wieder einmal in finſterer Ahnung vorſchwebte. Noch als er entſchlummerte liſpelte er leiſe:

„**Es war** — — — ein herzig’s Veilchen!“

Der räthſelhafte Bote.

Ein ſchönes Feſt wurde heute im Mozart'ſchen Familienkreiſe gefeiert, — ein Feſt, das auf heitere Weiſe den Gang des alltäglichen Lebens, die angeſtrengte Berufsthätigkeit, das fortwährende Componiren Mozart's an der „Zauberflöte“ wohlthätig unterbrach: es war das Feſt, welches man zu Ehren der Taufe ſeines jüngſten Kindes beging, das ſo eben die Namen des Vaters: Wolfgang Amadeus erhalten hatte.

Conſtanze war überglücklich. Der Tod hatte ihr ſchon ſo viele Lieblinge geraubt, daß ſie den Neugeſchenkten mit doppelter Inbrunſt an ihr treues Mutterherz drückte. Und ſagten denn nicht alle Anweſenden, daß der kleine Weltbürger dem Vater gleiche? — hatte man ihm nicht eben bei der heiligen Handlung diejenigen Namen gegeben, die Conſtanzen die liebſten auf der weiten Welt waren, weil ſie ihr geliebter Gatte trug? — und hatte nicht Amadeus erſt geſtern ſelbſt ſcherzend gerufen: „Der Junge wird ein Mozart! weil er, weinend, in den Ton einſtimmte, aus dem der Vater eben auf dem Fortepiano ſpielte?“ *)

Conſtanze war, wie geſagt, überglücklich — und — Mozart war es auch, da Conſtanze es war, die ohnedem die ſchwere Niederkunft kaum überwunden hatte. Befand ſie ſich heute doch zum erſtenmale wieder in Geſellſchaft und zwar in ihrem alten lieben trauten Kreiſe, beſtehend aus ihrer ledigen Schweſter Sophie, ihrem Schwager Hofer, dem würdigen Abt Stadler, den Freunden Schack **), Albrechtsberger, Görl und

---

*) Hiſtoriſch: Niſſen: S. 587. Das Kind entwickelte in der That bald ſehr ſchöne muſikaliſche Anlagen. Später wurde der junge Wolfgang Amadeus Mozart Muſikdirector zu Lemberg. Seine Compoſitionen waren gefällig, melodienreich und correct; aber ſeines Vaters Ruhm und Größe waren ſeiner Carriere hinderlich, die Vergleiche zu ungünſtig, die Anforderungen der Welt an den Namen zu groß. Er ſtarb deßhalb gedrückt ſchon früh (1846). Sein älterer Bruder Karl lebt als Attaché bei einem Steueramte in Mailand und übt noch als Greis die Muſik.

Carl Gollmick: Handlexicon der Tonkunſt.

**) Benedict Schack, erſter Tenoriſt an Schikaneders Theater, für welchen Mozart auch die Rolle des Tamino in der „Zauberflöte“ ſchrieb. Oulibicheff ſagt von ihm: Das vertraute Verhältniß zwiſchen dieſem ausgezeichneten Sänger und Mozart beweiſt eine Thatſache, die in Wien ganz bekannt iſt. Schack machte Opern, ob gute oder ſchlechte, weiß ich nicht, obgleich ich mich erinnere, eine davon, die „beiden Anton's“ gehört zu haben, in der ſich eine Melodie vorfindet, welche vor 20 Jahren in Deutſchland ſehr volksthümlich war: „Einſt verliebte ſich ein Jüngling u. ſ. w.“ Oft kam

Mozart's beiden Lieblingsſchülern den talentvollen jungen Männern Süßmayer und Seyfried.

Das waren alle erprobte edle Seelen, längſt bekannt im Mozart'ſchen Hauſe und mit Mozart's ſelbſt faſt eine Familie ausmachend. So war Süßmayer, obwohl erſt fünfundzwanzig Jahre alt, ſchon ſeit mehreren Jahren der vertraute Freund ſeines großen Lehrers, der Eingeweihte in alle ſeine muſikaliſchen Gedanken, ſein Copiſt, ſein Gehülfe, ja ſelbſt oft ſein Mitarbeiter. Auch Conſtanze hielt ſehr viel auf Süßmayer, da dieſer äußerſt beſcheiden und doch, trotz ſeiner Jugend, ein fein gebildeter und erfahrener Kopf war, — ein Hausfreund im edelſten Sinne des Wortes, der der guten Frau gar manchmal ſchon in trüber Lage Troſt, Rath und Hülfe geſpendet. *) Ueberdies feſſelte Süßmayer eine Herzensneigung an Sophie Weber, Conſtanzens noch ledige jüngere Schweſter, — eine Neigung, die das ſchöne Verhältniß im Mozart'ſchen Hauſe nur noch feſter knüpfte.

Und mit welcher Aufmerkſamkeit hatte Amadeus heute wieder für Alles geſorgt, — wie ſchön und zweckmäßig hatte

---

Mozart zu Schack, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, und während Schack ſich ankleidete, ſetzte ſich Mozart einſtweilen an deſſen Schreibtiſch und componirte oder überarbeitete hier und da ein Stück, welches er daſelbſt liegen fand, zum Zeitvertreibe. Daher kommen in Schack's Opern Stellen vor, in welchen, wie man ſagt, Mozart's Zeitvertreib ſich ſehr bemerklich zeigt.

*) Franz Xaver Süßmayer, geb. 1766 zu Steyer, ſpäter Hofkapellmeiſter zu Wien, geſtorben 1803. Näheres: Gollmick Handlexikon der Tonkunſt.

er Alles angeordnet, — wie liebevoll ſuchte er ſeinem treuen Weibe jede Laſt abzunehmen, — wie ſprudelte er wieder in Heiterkeit und in Witzen. Er war, geiſtig, ganz der Alte, und nur wer ihn ſcharf beobachtete, fand, daß ſich ſeinen Zügen ſeit einiger Zeit ein ganz eigenthümlicher Ausdruck von Erſchlaffung beigeſellt hatte. Aber die Anſpannung durch Freude verwiſchte dieſen jetzt faſt ganz.

Das heitere Mittagsmahl war bereits vollendet und Aller Augen blitzten jetzt höher auf, und aller Herzen ſchlugen freudiger, als Abt Stadler das Glas ergriff und ſagte:

„Wen drängt es nicht in ſolchen Stunden, wie wir jetzt welche verleben, zu dem herrlichen Erguß unſeres großen Zeitgenoſſen des wackeren Dichters Schiller, — zu jenem Erguß eines vor Freude überſtrömenden Herzens, der ſich vor wenigen Jahren, als er ſich zu Gohlis im Kreiſe trauter Freunde befand,*) in dem wundervollen Liede „an die Freude“ ſo tief gefühlt, ſo hochpoetiſch ausſprach, — zu jenem unſterblichen Rundgeſang, welcher mit den Rieſenfittigen dithyrambiſcher Begeiſterung alle Geiſter und alle Welten umarmt:

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;

---

*) 1785.

Bettler werden Fürſtenbrüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt. —
Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!“

„Ja,“ — ſagte Mozart in einem Tone, der trotz ſeiner heiteren Stimmung doch eine leichte Wehmuth durchblicken ließ — „dies Gedicht iſt aber auch ein Ausfluß der freudigen Gemüthsſtimmung, in der ſich der Dichter ſeit dem Aufenthalte in Leipzig fühlte, die jubelnde Begrüßung des roſigen Morgenlichtes nach langer Nacht.“

„So iſt es!“ — verſetzte Freund Stadler. — „Indeß kennt doch vielleicht, außer mir, Niemand von den Anweſenden die eigentliche Veranlaſſung zur Entſtehung dieſes Gedichtes.“

„Ich wenigſtens kenne ſie nicht!“ — ſagte Mozart. Auch den Uebrigen ging es ſo.

„Nun!“ — rief Stadler — „ſie iſt ſo ſchön und bezeichnet den edlen Charakter Schiller's ſo ſcharf, daß ich ſie mittheilen will. Ich war damals ſelbſt in Leipzig und faſt Augenzeuge davon.“

„So erzähle uns die Geſchichte!“ — rief Mozart. — „Schiller iſt eine ſo liebe Erſcheinung, daß uns gewiß Alle die kleinſte Kleinigkeit intereſſirt, die ihn betrifft; die Entſtehung eines ſolch' herrlichen Gedichtes zumal.“

„Nun denn“ — ſagte Stadler — „ſo hört. Schiller hatte eines Morgens einen Spaziergang durch das Roſenthal unternommen. Er war ſchon ziemlich weit gegangen, als er an den Ufern der Pleiße einen halbentkleideten Jüngling in betender Stellung bemerkte, der gleich darauf Anſtalt machte, ſich zu ertränken. **Schiller** redete ihn an und vernahm, daß es ein armer Studioſus der Theologie ſei, der lange mit dem ſchrecklichſten Mangel gekämpft habe, und nun nicht mehr wiſſe, wie er ſein Leben ferner friſten ſolle. Der Dichter ſchenkte ihm ſeinen geringen Geldvorrath, und ließ ſich von ihm das Verſprechen geben, wenigſtens acht Tage lang die Ausführung des frevelhaften Entſchluſſes auszuſetzen. In der Zwiſchenzeit wohnte **Schiller** einer Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Leipziger Familie bei; es war ein äußerſt heiterer Kreis, in dem auch ich ihm vorgeſtellt wurde. Mitten in der lauteſten Freude ſtand er plötzlich auf, erbat ſich auf ein Paar Augenblicke Gehör, erzählte, was ihm auf jenem Spaziergange begegnet ſei, forderte mit herzlichen, eindringlichen Worten die Anweſenden zu Beiträgen für den Unglücklichen auf, und ſammelte dieſe ſelbſt, im Kreiſe herumgehend, auf einem Teller. Sie fielen reichlich genug aus, daß der arme Studirende damit ſein Leben bis zur Beendigung ſeiner Studien friſten konnte. Im friſchen Bewußtſein ſolcher That nun, hochgetragen von der reinſten, ſeligſten Luſt, ſchrieb **Schiller** jenen herrlichen Hymnus an die Freude!“

„Wie ſchön!“ — rief **Conſtanze** — „jetzt hab' ich den **Schiller** noch einmal ſo gern!“

„Ich auch!“ — ſagte **Mozart** — „das Gedicht iſt dabei aber auch prächtig.“

„Ja," — verſetzte Schack — „es wird in der That von den höchſten, Alles umfaſſenden Ideen getragen, und dieſe Ideen ſind dadurch in hohem Grade belebt und veranſchaulicht, daß ſie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir ſingen und in den letzten Strophen ſich zu allem Herrlichen, was dieſe Freude anregt, ſich ermuntern ſehen und hören."

„Und dazu kommt der Chor" — fiel hier Süßmayer ein, — „der in dieſes lebensvolle Gemälde begeiſtert ſprechender und handelnder Menſchen, wie der Chor in die antike Tragödie eintritt, bald verallgemeinernd, bald tröſtend, bald bekräftigend und immer die Ideen und Gefühle der Feſtfeiernden zum höchſten hinwendend."

„Und vergegenwärtigt uns nicht dieſer Hymnus" — ſagte Abt Stadler — „ſowohl ſeines Verfaſſers innige Empfindung für die ſympathetiſchen Neigungen, als ſeinen ſtolzen, freien Sinn und ſein ganzes ſittliches Ueberzeugungsgefühl?"

„Und wie wahr ſpricht der große Dichter," — rief jetzt Mozart, indem er Conſtanze, die neben ſeinem Stuhle ſtand, mit Innigkeit umſchlang, wenn er ſagt:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund."

Aber Conſtanze neigte ſich jetzt, glühend vor Seligkeit und Liebe, zu dem Gatten, küßte ihn und ſagte:

„Es gibt aber auch keinen Mann, der die Liebe ſeines Weibes mehr verdiente, als mein Amadeus.“

„Iſt's wahr?“ — rief Sophie hier ihrem Schwager ſcherzend zu.

Aber Conſtanze ſagte raſch:

„Ja, ja! es iſt wahr! Hört nur ſelbſt, was er erſt kürzlich aus Zartgefühl, Aufmerkſamkeit und Liebe für mich gethan hat.“

„Stanzerl!“ — rief Mozart — „macht doch kein dummes Zeug!“ — und er wollte ihr den Mund zuhalten; aber ſie machte ſich ſchäckernd los und ſagte freudig:

„Nein, Männchen, die ganze Welt muß wiſſen, was du für ein Held ſein kannſt!“

„Held?“ — wiederholte Amadeus.

„O! er hat es ſchon wieder vergeſſen. Aber hört nur: Als ich nach unſeres lieben kleinen Wolfgang Amadeus Geburt ſo krank und ſchwach wurde, pflegte mich meine Schweſter Sophie mit ihrer bekannten treuen Sorglichkeit. Sie ſaß Tag und Nacht an meinem Bette und wenn es Amadeus die Zeit erlaubte, nahm auch er hier Platz. Eines Tages nun — ich erfuhr es erſt ſpäter durch Sophie — als ich vor Mattigkeit eingeſchlummert war, componirte Mozart an meiner Seite. Alles war ſtill wie im Grabe und die beiden guten Seelen rührten ſich nicht, um mich nicht zu wecken. Plötzlich trat die Magd ſo recht roh und dalket ein, wie es dieſe Leute faſt immer machen, wenn ſie leiſe thun ſollen. Amadeus erſchrack aus Furcht, mich aufgeweckt zu ſehen; wollte — damit die alberne Perſon ſtill ſei — winken und rückte dabei leiſe den Seſſel zurück. Da er aber zufällig das offene Federmeſſer in der Hand hielt, ſo ſpießte ſich dieſes zwiſchen den Seſſel und ſeinen Schenkel und drang ihm bis an das Heft in das Bein. Nun weiß Jedes von den Anweſenden, daß Wolferl gewöhnlich ſehr empfindlich für Schmerzen iſt; hier aber machte der Gute keine Bewegung, verbiß aus Liebe und zarter Aufmerkſamkeit ſeinen Schmerz wie ein Held und winkte nur der Schweſter ihm hinauszufolgen.“

„Was iſt da nun zu loben?“ — rief Mozart. — „Du hätteſt daſſelbe für mich gethan!“

„Die Wunde, lieber Schwager, war ſehr tief!“ — ſagte hier Sophie — „und die Schmerzen blieben lange ſo bedeutend, daß du krumm gehen mußteſt.“

„Und doch ließ er mich nichts, gar nichts davon merken!“ — ſagte Conſtanze liebevoll und drückte abermals einen Kuß auf Mozart's Lippen.

Amadeus aber hob ſein Glas und rief:

„Liebe heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur
Liebe, Liebe treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.“

Darum laßt uns hier dem Dichter in das Handwerk pfuſchen, und — ſtatt Freude, Liebe ſagen; dabei aber auch der wahren, der ächten, der treuen Liebe und Freundſchaft ein feuriges „Hoch!“ bringen.“

Und die Gläſer klangen und: „Hoch!“ — „hoch!“ — „hoch!“ ſchallte es aus allen Kehlen.

Endlich, als es wieder etwas ruhiger geworden war, ſagte Abt Stadler:

„Kinder, da wir doch eben von Schiller ſprachen, muß ich euch noch einen höchſt komiſchen Vorgang mittheilen, der unſeren würdigen Zeitgenoſſen betrifft, und der wohl, wie das daraus hervorgegangene Scherzgedicht, ebenfalls wenig bekannt iſt. Bei dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe beſitzt ein ſehr lieber Freund Schiller's, Appellationsrath Körner, ein hübſches Landhaus, das mitten in einem lieblichen von Weinbergen eingeſchloſſenen Thale liegt. Hierhin war nun Schiller auf einige Zeit zum Beſuche gekommen. Man hatte ihm einen Gartenſaal auf der Anhöhe eingeräumt, wo die Weinberge an ein Fichtenwäldchen gränzten. In dieſem Tusculum nun war es, wo er — es ſind jetzt 5 bis 6 Jahre — ſeinem damals ſchon in Proſa fertigen Don Carlos — dieſem herrlichſten poetiſchen Werke unſerer Zeit — eine ganz neue Geſtalt gab. Der Druck der Tragödie hatte ſchon bei Göſchen in Leipzig begonnen und eben war Schiller mit der Reviſion des zweiten Actes beſchäftigt, als er an einem ſchönen Herbſttage von der Körner'ſchen Familie zu einer Landpartie eingeladen wurde. Um ſein Werk raſcher zu fördern, entſchloß er ſich indeſſen zu Hauſe zu bleiben. Nun wollte aber das Unglück, daß die Appellationsräthin — in der ſicheren Vorausſetzung, daß **Schiller** mitfahren werde — die Schränke und den Keller hatte verſchließen laſſen. Kaum war daher die Geſellſchaft fort, ſo ſah ſich der Dichter ohne Speiſe und Trank, ja ſogar ohne Holz, was ſehr empfindlich ſein mußte, da es ein ziemlich kalter Herbſttag war. Sein Unmuth aber ſteigerte ſich noch mehr durch das Plätſchern der Wäſche und das Geſchwätz der Wäſcherinnen unter ſeinem Fenſter."

„Eine ſchöne Situation!" — rief **Conſtanze** lachend.

„Allerdings!" — fuhr **Stadler** fort — „namentlich wenn man einen **Don Carlos** bearbeitet."

„Und was that **Schiller**?"

„Er machte endlich ſeiner üblen Laune durch folgende drollige Strophen Luſt, die als ein Document ſeines bedeutenden Talentes für das Komiſche angeſehen werden können:

Unterthänigſtes Promemoria
an die
Appellations-Rath Körner'ſche weibliche Waſchdeputation,
eingereicht von einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter
in Loſchwitz.

Dumm iſt mein Kopf, und ſchwer wie Blei,
Die Tabaksdoſe ledig,
Mein Magen leer, der Himmel ſei
Dem Trauerſpiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen:

Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r ſoll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, haſſeſt du Geſchmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich ſteige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid; am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie,
Und ſiehe da — belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei!
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemdewaſchen holen.“ *)

---

*) „Schiller's Leben“ für den weiteren Kreis ſeiner Leſer, von Karl Hoffmeiſter. I. Thl. S. 255.

Alle lachten herzlich über das drollige Gedicht und die nette Weiſe, auf die Schiller hier ſeiner üblen Laune Luſt gemacht hatte.

„Durch das Schaffen des Gedichtes“ — ſagte Mozart — „hat er ſich aber zugleich auch über die fatale Situation hinausgehoben. Ich kenne das! Wenn ich noch ſo trübe, noch ſo verſtimmt und durch Sorgen niedergedrückt bin — und komme in das Schaffen, ſind Aerger, Sorgen und alle Trübſale der Welt und des Lebens vergeſſen.“

„Eben weil du ſchaffſt!“ — verſetzte Stadler. — „Schaffen iſt immer göttlicher Natur, und alles Göttliche erhebt den Menſchen über den Staub. Alle die wir hier ſitzen lieben die irdiſchen Freuden; — aber — Kinder, es wird doch keines von uns läugnen, daß es noch höhere Genüſſe gibt.“

„Ja!“ — rief Schack — „ich habe ſchon, wenn ich aufmerkſam auf mich war, die Entdeckung gemacht, daß mich ſehr oft, ſelbſt mitten unter den ſinnlichen Vergnügungen, eine höhere und edlere Luſt erfüllt, bei welcher meine Seele ſich nie ſo klein und beſchämt findet, als nach jenem blinden Taumel einer aufgewiegelten Sinnlichkeit. Aber ich geſtehe, daß ich mir bis jetzt nicht recht Rechenſchaft über die Quelle dieſer Empfindung geben konnte.“

„Ei!“ — ſagte der Abt — „verſuchen Sie es einmal, lieber Schack, den Urſprung dieſer beſſeren Luſt aus dem vermiſchten Haufen der Ergötzungen, die ſie einnehmen, herauszuwickeln.“

„Das eben gelingt mir nicht.“

„Verſuchen Sie es gelegentlich, und Sie werden gewahr werden, daß es Ihre innere Sympathie für Ordnung, Harmonie, Schönheit und Vollkommenheit iſt. Sie, und wir Alle hier, haben eben Sinn für dieſe Dinge: tauſend Anderen geht er ab.“

„Bei Gott,“ — rief Schack — „ſo mag es ſein! Mein Geiſt iſt augenſcheinlich dazu aufgelegt und eingerichtet, von dieſen Eindrücken angenehm berührt zu werden.“

„Und bei wem dies der Fall, den vergnügen ſie um ſo viel ruhiger und anhaltender, je ungeſtörter er der Vernunft und dem richtenden Nachdenken ihre völlige Thätigkeit läßt.“

„In der That!“ — ſagte hier Süßmayer — „ſowohl die Regelmäßigkeit in den Figuren und in den Miſchungen von Licht und Farben, als namentlich auch die harmoniſche Abwechslung der Töne, führt etwas dem innerſten Gefühle meiner Seele ſo Angemeſſenes bei ſich, daß ich mich unausbleiblich dadurch erquickt finde.“

„Und was iſt das?“ — rief der Abt — „das iſt gerade dasjenige, was Sie zum Künſtler ſtempelt, — was Ihnen die Fähigkeit gibt: Kunſtgenüſſe in ſich aufzunehmen. Die Kunſt, die freilich keinen wahren Zuſatz zu den Vortrefflichkeiten der Natur machen kann, da ſie nur etwas — nur Einzelnes — von dem Schönen, was in dieſer unerſchöpflich iſt, nachahmt, — die Kunſt macht doch in ſoweit einen Zuſatz zu unſeren Ergötzungen, als ſie uns Gelegenheit gibt, die Geſchicklichkeit der Hand, die Schöpfungen des Witzes, der Poeſie, der Tonkunſt, der Schauſpielerkunſt, der Malerei und Bildhauerei zu bewundern, die alle den Menſchen in einem gewiſſen Maße, zum Schöpfer machen. Daher auch die Luſt an den Künſten. Bilder, Beſchreibungen, jede Art treffliche Muſik, Charaktere, jeder richtige und feine Gedanke, in einen angemeſſenen Ausdruck gekleidet, jede regelmäßige Zuſammenfügung von Geſtalten oder Begebenheiten, mit allem, was das Genie ſchafft und verſchönert, das ſammelt ſich in dieſem Felde der höheren Luſt und befriedigt die Neigungen in uns, die wir unſtreitig als einen hauptſächlichen Theil der edlen, der göttlichen Natur unſeres Geiſtes erkennen müſſen.“

„Halt!“ — ſagte hier Mozart, mit einemmale wunderbar ernſt. — „Alles was Ihr da ſagt, iſt wahr und ſchön. Aber Freund Stadler, du mußt mir hier eine Frage erlauben.“

„Nun?“

„Auch ich kenne, wie Ihr Alle wißt, dieſe höheren Freuden — die Seligkeit des Schaffens; die mir von Gott gegebenen Fähigkeiten beglücken mich; aber .... ich fühle, daß dieſe Fähigkeiten in mir eines Wachsthums in das Unendliche fähig ſind. Sollte nun mein Vermögen, Großes und Schönes zu ſchaffen, aufhören, wenn es erſt durch die Uebung, durch immer wachſende Kraft und Einſicht geſchickt werden kann, noch Größeres und Höheres zu vollbringen? — Das wäre doch“ — ſetzte hier Mozart faſt trübe hinzu — „zu viel Vergebliches in den Veranſtaltungen einer unendlichen Weisheit.“

Es entſtand eine kleine Pauſe. Conſtanze und Stadler ſahen ſich an; ſie erkannten in dieſer Frage zu ihrem Bedauern wieder den Gedankengang Mozart's. Endlich ſagte der Abt:

„Ich bin überzeugt, daß der große Urheber aller Dinge — der ohne Zweifel in tiefer Weisheit und nach den edelſten Abſichten handelt — nicht willens ſein kann, das Große und Herrliche zu vernichten, was er in der Seele der Menſchen durch ein ganzes prüfungsreiches Menſchenleben hervorgerufen hat. Faſſe ich mich — abgeſehen von unſeren kirchlichen Dogmen — ſelbſt in's Auge, ſo ſagt mir mein Verſtand, daß meine eigene innerliche Beſchaffenheit mich davor in Sicherheit ſetzt. Je mehr ich nämlich auf mich Acht gebe, deſto mehr finde ich, daß ich in dem ſtrengſten Sinne des Wortes Eines bin. Dieſe Glieder, die meine Werkzeuge ausmachen, das bin Ich nicht; ſie ſind, meiner deutlichen Empfindung nach, von Mir unterſchieden. Mein „Ich“ iſt eigentlich das, was in mir Vorſtellung hat, urtheilt, ſich entſchließt; und dieſes „Ich“ iſt ganz gewiß nicht etwas in vielen, oder in verſchiedenen außer einander befindlichen Theilen, Beſtehendes. „Ich,“ der ich den Eindruck des Lichtes fühle, ich bin eben derſelbe, der zu gleicher Zeit die Wärme der Sonne, den Geruch der Blume, den Schall des Wortes, die Harmonie der Töne empfindet; der dieſe Empfindungen unter ſich vergleicht, d. h. der denkt: „Cogito, ergo sum!“ „Ich denke, darum bin ich!“ Darin liegt für den Philoſophen Alles. Meine körperlichen Theile wechſeln in Stoff und

Maſſe; aber ich ſelbſt, der ich dies denke, ich bin mir, vermittelſt der innigſten Empfindung, bewußt, daß ich, mitten unter allen dieſen gewaltigen und ſtets fortgehenden Veränderungen, immer derſelbe bin und bleibe, der ich jemals war, ſeitdem ich mich meiner Empfindung erinnere. Kein Strom der Zeit hat mich — mich ſelbſt — verwandelt, oder von meinem geiſtigen „Ich“ etwas hinweggeriſſen. Ich werde alſo auch, bei noch ſo vielen Umkehrungen und Zerſtörungen, die mich ferner treffen mögen, immer derſelbe bleiben.“

„Und ich denke“ — ſagte Mozart mit ungewöhnlichem Ernſt — „nicht nur das bloße Daſein, ſondern auch mein geiſtiges Leben und Schaffen wird mir von der inneren Natur meines Geiſtes verbürgt. Die wahre Thätigkeit deſſelben iſt ja unſtreitig nicht von den Gliedmaßen des Körpers, nicht von den äußeren Sinnen abhängig. Beide ſind, meiner Anſicht nach — denn ich ſinne jetzt manchmal über ſolche Dinge — gleichſam nur das Gerüſte und die Hebezeuge, durch welche uns, in unſerer gegenwärtigen Verhüllung, von den äußeren Geſtalten, Bewegungen und Eigenſchaften der Dinge, die Materie zum Denken und Empfinden zugebracht wird: und die können wohl, wenn der erforderliche Gebrauch von ihnen gemacht worden iſt, niedergebrochen und weggeworfen werden, ohne daß damit uns ſelbſt etwas abgeht. Ein Kind, das noch nicht gehen kann, ſtellen wir in den Laufkorb: hat es gehen gelernt, wird der Laufkorb weggenommen, und das Kind iſt nun, ohne dies Schutzgerüſte, daſſelbe, was es früher mit dieſem war.“

„Es iſt daſſelbe!“ — ſagte der Abt — „aber es ſteht höher in ſeiner Entwicklung.“

„Sicher,“ — verſetzte Mozart — „und ſo wird es auch mit uns nach dem Tode ſein. Ich werde dann wohl, ſtatt der wenigen Eingänge, durch welche ich jetzt die Vorſtellungen von den Gegenſtänden außer mir empfange, von allen Seiten den Eindrücken derſelben offen ſtehen; — mein ganzes Weſen denke ich mir dann Gehör, muſikaliſche Empfindung; — mein ganzes Sein ein höheres Aufgehen in einem gewaltigen harmoniſchen Schaffen, das wie eine Quelle ewigen Lebens aus mir ſelbſt hervorſprudelt. Denn“ — ſagte er jetzt faſt unruhig, ſtand auf und ging einigemal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab — „die muſikaliſchen Welten, die ich noch in mir trage, können doch nicht verloren gehen.“

„Ei!“ — rief hier Conſtanze mit anſcheinender Heiterkeit, während ſie ſich zwang eine Thräne zurückzuhalten — „das ſollen ſie auch nicht. Biſt du, Unerſättlicher im Schaffen, jetzt nicht an einem neuen herrlichen Werke?“

Mozart ſchüttelte ernſt das Haupt und ſagte:

„Iſt nicht das Rechte.“

„Nun“ — fuhr Conſtanze, der Alles daran lag, die finſteren Gedanken des Gatten zu verſcheuchen, fort — „zu Kaiſer Leopold's Krönung in Prag ſoll eine neue große Feſtoper componirt werden. Man hat Dir Hoffnung gemacht . . . .“

„Iſt nicht das Rechte!“ — wiederholte Mozart. — „Ich weiß freilich ſelbſt nicht klar, nach was es mich zieht . .“

In dieſem Augenblicke trat das Dienſtmädchen ein und meldete, daß ſich ein Bote draußen befinde, der den Herrn Capellmeiſter Mozart zu ſprechen wünſche.

„Von wem kommt er?“ — frug die Hausfrau; aber das Dienſtmädchen konnte keine Auskunft geben.

„Er will den Herrn Capellmeiſter ſelbſt ſprechen.“

„So laß ihn herein kommen!“ — ſagte dieſer, der ja täglich Beſtellungen und Einladungen erhielt.

Jetzt öffnete ſich die Thüre und ein ältlicher Mann von bleichem Anſehen und ernſten Zügen, in ſchlichte Trauerkleider gehüllt, trat ein.

Zu jeder anderen Zeit hätte dieſe Erſcheinung gar nichts Auffälliges an ſich gehabt; — jetzt — gerade bei der gehobenen, im Augenblick ſelbſt ſehr geſpannten Stimmung, und dem eben geführten, an Tod und Ewigkeit hinſtreifenden Geſpräche, berührte ſie allgemein peinlich. Selbſt Mozart war etwas frappirt. Aber er faßte ſich ſogleich, und, auf den Mann zugehend, frug er ihn freundlich:

„Wen habe ich das Vergnügen vor mir zu ſehen?“

„Ich bin nur der Bote eines Anderen!“ — ſagte dieſer lakoniſch — „und habe dies hier abzugeben.“

Und damit zog er einen Brief aus ſeiner Taſche und überreichte ihn Mozart. Er war ſchwarz geſiegelt. Mozart erbrach das Schreiben und ſah hinein.

„Ohne Unterſchrift!“ — ſagte er dann etwas überraſcht und las. Aber plötzlich erblaßte er, dann wieder flog ein tiefes Roth über ſeine Züge, und, den Brief in der Hand, die Arme auf den Rücken gelegt, ging er einige

Mal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er ſtehen und murmelte leiſe vor ſich hin: „**Ja! das iſt das Rechte!**“

Die ganze Geſellſchaft war bis dahin mit ihren Blicken und einer eigenthümlichen Spannung dem Maeſtro ſchweigend gefolgt. Jetzt unterbrach Conſtanze die drückende Stille:

„Nun, Männchen,“ — rief ſie, in Ton und Weiſe ſo viel Gleichgültigkeit legend, als ihr möglich war — „darf man vielleicht auch wiſſen, was der Bote bringt?“

„O ja!“ — entgegnete Mozart. — „Du weißt ja, daß ich nie etwas von Wichtigkeit ohne dich thue und die Meinung der Freunde wird mir hier auch zu hören lieb ſein.“

„Und?“

„Nun“ — fuhr Mozart fort — „es wird hier angefragt, — ob ich die Compoſition eines Requiem — einer Todtenmeſſe — übernehmen wolle? — um welchen Preis? — und binnen welcher Zeit?“

„Eines Requiem?“ — wiederholte Conſtanze, und ſie wußte nicht warum ſie dieſe ſchon ſo tauſendmal gehörte Benennung einer oft ſelbſt mitgemachten kirchlichen Feier in dieſem Augenblicke unangenehm berühre.

„Nun ja,“ — ſagte Mozart — „was iſt denn dabei? — Ich glaube, das iſt gerade das Rechte, was ich vorhin meinte. Ich ſehne mich ſchon lange darnach, mich auch einmal in dieſer Gattung der Compoſition zu verſuchen, und zwar, um ſo mehr, als der höhere pathetiſche Styl der Kirchenmuſik immer mein Lieblingſtudium war.“

„Und wer iſt der Beſteller?“ — frug Conſtanze weiter.

„Der Brief trägt keine Unterſchrift!“ — entgegnete Mozart — „vielleicht wird es uns der Bote ſagen?“ — und auf dieſen hinſchreitend frug er:

„Von wem kommt der Auftrag? — wer ſendet Sie, mein Herr!“

Aber des Boten bleiche und ernſte Züge veränderten ſich nicht:

„Es thut dies nichts zur Sache!“ — ſagte er kalt — „ich bitte nur um die Antwort.“

Mozart war entſchloſſen. Dieſe räthſelhafte Botſchaft kam ihm ordentlich wie eine Sendung des Himmels vor, die ihn über ſich und das, was ihm längſt gefehlt, klar mache, und da ihm auch Conſtanze und die Freunde zuriethen, den Antrag anzunehmen, ſo ſchrieb er ſofort an den unbekannten Beſteller der Todtenmeſſe: daß er die Compoſition des Requiem übernehmen wolle, ſetzte — wie immer — ein ſehr beſcheidenes Honorar an, bemerkte aber zugleich, daß er die Zeit der Vollendung nicht genau beſtimmen könne, doch wünſche er den Ort zu wiſſen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe.

Dieſen Brief gab er dem Boten und dieſer entfernte ſich mit einer tiefen, ernſten Verbeugung. *)

Aber mit ihm war auch alle wahre Heiterkeit und jede feſtliche Stimmung für heute verſchwunden. Nicht als ob irgend Jemand weiteren Werth auf den — allerdings etwas

---

*) Die ganze Begebenheit mit dem Boten, wie ſie hier und weiter vorkommt, iſt ſtreng hiſtoriſch und wahrheitsgetreu.

ſeltſamen — Verfall gelegt hätte: wohl aber kamen die Männer nun auf Kirchenmuſik zu ſprechen: die Unterhaltung ward ſehr ernſt und das Feſt endete mit der Aufführung einiger klaſſiſcher Tonſtücke Paleſtrinas.

Als Alle weg waren, und Mutter und Kinder lange ſchliefen, ging Wolfgang Amadeus Mozart noch in ſeinem Arbeitszimmer auf und ab. Tiefes Sinnen lagerte auf ſeiner Stirne: er dachte an den räthſelhaften Boten, an die Aufforderung des Unbekannten — und an das ſonderbare Zuſammentreffen mit ſeinen, ihm ſelbſt jetzt erſt klar gewordenen Wünſchen.

Ja! ja! das war es, was ihm gefehlt! Im großartigen Kirchenſtyle mußte er ſich einmal verſuchen: — es kam ihm eine wahre Sehnſucht an, einmal den Staub der Erde abzuſchütteln und ſich auf den Rieſenfittigen einer heiligen Begeiſterung in gewaltigen Harmonien emporzuſchwingen zu Gottes Thron. Die Poſaunen des jüngſten Gerichtes ſchmetterten in ſeine Ohren und in gewaltigem Chore hörte er Unſichtbare rufen:

Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sibilla.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus
Cuncta stricte discussurus.

Aber nach und nach ward es wieder ſtiller in ihm. Die furchtbaren Bilder jenes Tages des Schreckens und des Gerichtes ſchwanden, das Glühen ſeines Kopfes, das

Stürmen ſeines Herzſchlages mäßigten ſich. Er ging ruhiger auf und ab, dem Ausdruck einer hohen, einer faſt wilden Begeiſterung folgte jener tiefer Trauer, und Thränen im Augen murmelte er: „Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis.“ *)

---

*) Die Anfangsworte des Requiem: „Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergänglich Licht erleuchte ſie.“

Zum zweiten und drittenmale.

Wer kennt nicht die alte deutſche Volksſage von Dr. Johann Fauſt — jene merkwürdige Sage, die Göthe ſo herrlich benutzt hat? Zwei Volksbücher behandeln ſie urſprünglich: „Georg Rudolph Wiedemann, die wahrhaften Hiſtorien von greulichen und abſcheulichen Sünden und Laſtern u. ſ. w. ſo Dr. Johannes Faustus getrieben,“ gedruckt zu Hamburg. 1599, und: „Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Erz- und Schwarzkünſtlers Dr. Johannis Fausti u. ſ. w. durch Joh. Nicolaum Pfitzerum, med. doct. Nürnberg. 1695.“

Unſtreitig verdient dieſe Erzählung unter allen tragiſchen Sagen des deutſchen Volksbuches die größte Aufmerkſamkeit. Sie verdient ſie, theils wegen der tiefen Idee, die in ihr verhüllt iſt, theils eben weil ſie den Stoff zu der originellſten Schöpfung unſeres größten Dichters hergegeben hat.

Während wir in den beiden anderen tragiſchen Sagen, der vom Fortunat das Unglück des weltlichen Glücks, — im ewigen Juden aber die tiefergreifende Idee einer Unſterblichkeit, der die Ruhe und der Frieden des Herzens mangeln, durchgeführt finden, ſtellt uns die Sage vom Fauſt die innere Entzweiung und den inneren Kampf des Menſchen zwiſchen Gut und Bös, zwiſchen Geiſt und Natur, die Verirrung der menſchlichen Freiheit in das Böſe mit ſchaudererregender Größe dar. Der Menſchengeiſt, an der Unzulänglichkeit der eigenen geiſtigen Offenbarung irre geworden, verzweifelnd an der eigenen Kraft, und der allzumächtig anſtürmenden Sinnlichkeit nicht mehr Herr, ergibt ſich derſelben, d. h. — der Sage nach — dem Teufel, um von ihm Befriedigung ſeiner Gelüſte, ſeines dunkelen Strebens zu erlangen.

Dies iſt die großartige Idee, welche in dem Volksbuche von Dr. Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt anſchaulich gemacht werden ſoll, und die Göthe in ſeinem Fauſt ſo ſchön durchgeführt hat, nur noch verklärt durch den endlichen Sieg des Göttlichen im Menſchen.

Aber dieſen Kampf, hat ihn denn nicht jeder Menſch mehr oder weniger durchzukämpfen? muß er daher nicht auch eben ſoweit verbreitet ſein, als nur Menſchen wohnen und walten? und ſo treffen wir denn auch in der That bei den Spaniern, Italienern, Engländern und

Franzoſen auf ähnliche Sagen, die freilich die Individualität jedes Volkes anders geſtaltet hat.*)

Aber, wie geſagt, jeder Menſch führt ja, mehr oder weniger, dieſe Sage bei und in ſich ſelbſt durch: — er hat, wie „Robert der Teufel" ſeinen Bertram auf der einen, ſeine Alice auf der anderen Seite ſtehen, das gute und das böſe Princip, und jedes von beiden will ihn zu ſich heranreißen. Es iſt der alte, Welt und Menſchen zerklüftende Dualismus, der freilich vor dem ruhigen und klaren Blick der Vernunft in Nichts zerfällt.

Auch Mozart, ſo durch und durch edel er war, hatte in der Zeit ſeiner Kraft und Blüthe — wie wir wiſſen — gar manches ſchwache Stündchen, indem er ſich zwar nicht dem Teufel verſchrieb, wohl aber den Lockungen der Sinnlichkeit vielleicht hie und da etwas zu viel nachgab. Aber ſein gutes, wirklich kindlich gutes Herz und ſeine Alice, d. h. ſein treues Weib Conſtanze, führten ihn immer wieder auf den rechten Pfad zurück. Es waren kleine nebelhafte Verhüllungen der Sonne, die ſo göttlich ſchön in ihm ſtrahlte; — menſchliche Schwächen, die hie und da den kühnen, nach oben gerichteten Flug ſeiner Seele hemmten, die aber auch gar oft wieder gerade ein Antrieb zum Fluge waren. Nehmt dieſe Schwächen weg — und Mozart iſt nicht mehr Mozart; — ſtreicht ſie aus ſeinem

---

*) Von Spanien hat dies Roſenkranz in ſeinem Werkchen: „Ueber Calderon's Tragödie vom wunderthätigen Magus," Halle u. Leipzig 1829; näher nachgewieſen.

Leben, und ihr habt ſeine Schöpfungen um tauſend und abertauſend Schönheiten ärmer gemacht.

Es gibt keinen Sterblichen, der nicht in ſeinem Innern Keime menſchlicher Schwächen trüge, und in jedem Verhältniſſe gibt es Anregungen und Reize die Menge, welche dieſe Keime wecken, befruchten und entfalten. Um aber dieſen Wachsthum — der ja bei jedem Unkraut, beſonders den Giftpflanzen, ſchnell und üppig zunimmt — zu wehren, verlieh uns Gott Dreierlei: einmal das Auge des Geiſtes, die Vernunft, die namentlich durch die Erfahrungen des Lebens einer großen Ausbildung fähig iſt; dann die untrügliche Stimme des Gewiſſens, das in unſerer Bruſt an des ewigen Richters Stelle zu Gerichte ſitzt und vor jedem Unrecht warnt, und endlich: das innige Gefühl unſerer Abhängigkeit von dem Ewigen, die Religion.

Religion hatte Mozart immer in ſeinem Herzen getragen, und zwar vor allen Dingen .... die Religion des Schönen, Guten und Edlen. Hing doch ſeine Seele wie ein Kind ſo ſchlicht, ſo natürlich, ſo hingegeben warm an dieſen drei himmliſchen Genien, die ihm unbedingt das Höchſte waren, und welche die Liebe — die wirklich unbegränzte Liebe und Güte gegen alle Menſchen — noch mit ihrem Sonnengolde überſtrahlte. Nach Außen war er Katholik, d. h. er gehörte der katholiſchen Kirche an und achtete ſie: aber es war ihm von der äußerlichen Religioſität durch das Leben, wie er oft ſelbſt ſagte, viel abhanden gekommen.

Mozart betete in ſeinen herrlichen Schöpfungen und war Chriſt — im edelſten Sinne des Wortes — durch ſein kindlich-frommes Gemüth. Darum beruhigte er ſich auch, ſo lange er kräftig und lebensfroh daſtand, bei ſeinen kleinen Verirrungen und Schwächen mit der Abſolution ſeines Gewiſſens und jener ſeiner guten Conſtanze, der er ja in der That alle ſeine kleinen Sünden beichtete, und die auch immer liebevoll vergab.

Anders aber geſtaltete ſich die Sache nach einiger Zeit. Seit einem halben Jahre hatten die phyſiſchen Kräfte des edlen Maeſtro merklich abgenommen. Was einſt die Mannheimer Freunde vorausgeſagt, was alle ſpäteren Freunde, was ſeine Frau ihm tauſendmal wiederholt: daß er ſich durch das viele Arbeiten während der Nächte ruiniren würde, bewährte ſich jetzt, und doch konnte Mozart noch immer dieſe unſelige Gewohnheit nicht laſſen. Dies nächtliche Arbeiten war es indeſſen nicht allein, was ſeine körperliche und geiſtige Geſundheit mit der Zeit ſo völlig untergraben, daß jetzt der Körper ernſtlich ſiegte und den Geiſt gar oft eine unheilvolle Melancholie zu überſchatten anfing. Dies Werk der Zerſtörung hatten zumeiſt die nicht endenwollenden Sorgen und das niederdrückende Gefühl des Verkanntwerdens fertig gebracht.

Früher freilich ſchüttelte Mozarts heiterer, lebensluſtiger Geiſt, im Gefühle der eigenen Kraft und im Bewußtſein der ihm innewohnenden ſchöpferiſchen Fülle, alle Sorgen leicht ab. Welt und Leben lagen ja noch vor ihm — er fühlte, was er war, was er leiſten konnte, wie hoch er über allen Muſikern ſeiner Zeit ſtehe . . . . es konnte ihm ja nicht fehlen, einmal mußte das Verdienſt ſiegen, einmal mußte ihm Gerechtigkeit werden!!

Aber Jahre auf Jahre vergingen, — er hatte der Welt Meiſterwerke gegeben, die einzig in ihrer Art daſtanden; — Werke, das fühlte er ſelbſt, die ihn unſterblich machen mußten . . . . und doch . . . . er blieb faſt unbemerkt, ewig angefeindet, ewig den Intriguen der erbärmlichſten Menſchen ausgeſetzt, nie vollkommen durchdringend, ohne Anerkennung von oben, ohne eine ſeiner würdigen Anſtellung, ohne jemals in finanzieller Beziehung nur dahin gelangen zu können, wenigſtens von Nahrungsſorgen frei, mit voller heiterer Seele und in dem Bewußtſein einer ruhigen Zukunft ſchaffen zu können. Und doch! und doch! welche theils ganz unbedeutenden, theils erbärmlichen Seelen machten vor ſeinen Augen die glänzendſten Carrieren, ſtanden reich, angeſehen, hoch geehrt in der Welt und ſchauten vielleicht noch mitleidig lächelnd auf ihn herab!

Das war der Wurm, der an ſeiner Seele nagte, und die Blüthe ſeines körperlichen und geiſtigen Lebens zerfraß! . . . . nicht Neid, nicht Mißgunſt . . . . die kannte Mozart nicht; aber . . . . niedergeſchmettertes Selbſtbewußtſein, tief gekränktes Ehrgefühl und der Gedanke . . . . daß er all das Herrliche, was er unter günſtigeren Lebensbedingungen hätte leiſten können, ... ſo nicht zu vollbringen vermöge! Daher der Trübſinn, der ihn mehr und mehr überſchlich und in deſſen Gefolge ihm auch die furchtbare

Idee kam, die ihn nie mehr verließ: er ſei von einem ſeiner Feinde vergiftet!

Sein Kopf war es dabei beſonders, der litt. Der Ueberreiz der Nerven durch Schaffen, Sorgen und dann wieder gewaltſame übertriebene Zerſtreuungen griffen ſein Gehirn an, und doch war ſeine geiſtige Aufregung nie größer geweſen, als eben jetzt. Eine gewiſſe Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt; unaufhörlich ſprach eine innere Stimme in ihm: „Du lebſt nicht mehr lange!“ und dieſe Stimme fand durch den zeitweiſen Blutzudrang nach Herz und Kopf, oder durch die Ohnmachten, die ihn oft bei ſeiner Arbeit überraſchten, ihre bedeutungsvolle Beſtätigung.

So war Mozart in der letzen Zeit ernſter und ernſter geworden, obgleich es Tage und Stunden gab, wo er auch ſeine ganze frühere Heiterkeit fand. Aber früher war die Heiterkeit Regel, und jede andere Stimmung Ausnahme, — jetzt war umgekehrt eine ernſte, faſt trübe Weiſe zur Regel geworden und die Ausnahmen machten nur Streiflichter der Heiterkeit.

Mit dieſer Stimmung, mit dieſen ewigen Todesahnungen überkam ihm aber auch in muſikaliſcher Beziehung eine dunkle Sehnſucht nach irgend einer ernſten, großartigen, gewaltigen, zur Ewigkeit und Unſterblichkeit hinanreichenden Leiſtung. Die Gedanken: Gott, Ewigkeit, Unſterblichkeit beſchäftigten ſeinen Geiſt jetzt ohnedem oft, wenn der knöcherne Arm des Todes aus der Tiefe des Grabes heraufgriff und den Schleier, der dieſes ſo wohlthätig für uns bedeckt, ein wenig lüftete. Kein Wunder war es daher, daß ihn die Beſtellung des Requiem im Anfange etwas verblüffte; — kein Wunder, daß er, bei ſeiner nervöſen Aufregung, in der räthſelhaften Sendung einen höheren Wink erblickte: die Fülle ſeiner Gefühle, den gewaltigen innern muſikaliſchen Drang in einer ganz großartigen Kirchenmuſik auszudrücken und darzulegen. Der Componiſt, der Menſch, der Chriſt und der Katholik fanden in dieſen Gedanken eine gewiſſe Beruhigung.

Aber Mozart ſollte vor der Hand doch noch nicht zu dieſer Arbeit kommen. Einmal war die „Zauberflöte“ noch nicht vollſtändig componirt, und dann erhielt der große Meiſter jetzt auch noch den ehrenvollen und vortheilhaften Antrag, für die Prager zur Krönung des Kaiſers Leopold die Opera seria: „La Clemenza di Tito“ zu ſchreiben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er den Antrag annahm; Conſtanze und die Freunde hofften dabei ſehr viel von der Reiſe nach der ihm ſo theuern Hauptſtadt Böhmens, wo er erſt vor wenigen Jahren mit Bondinis, Duſchecks und den Uebrigen bei Gelegenheit der Entſtehung und Aufführung „Don Juans“ ſo glückliche Tage verlebt. Schon die Luftveränderung mußte wohlthätig wirken, und damit ſich Mozart nicht allzuſehr anſtrenge — die für die Compoſition der Oper gegebene Zeit war ſehr kurz — ſollte Freund Süßmayer mitreiſen und mithelfen.

Die Sache verhielt ſich wie folgt: Metaſtaſio's Gedicht war, ſeiner urſprünglichen Form nach, dem Rahmen und den Verhältniſſen einer modernen Oper nur wenig entſprechend, indem es wenig Handlung durch drei Acte mühſam hindurch ſchleppte und Nichts, als eine Reihenfolge von Arien und Recitativen enthielt.

Das war nun für Mozart eine ſchlimme Sache. Sollte die ganze Oper nicht unendlich werden, mußte das Libretto vor der Compoſition umgearbeitet werden. Aber wer ſollte das thun? Endlich fand ſich Signor Marreli, Hofpoet des Kurfürſten von Sachſen, der es denn auch übernahm und unter der unmittelbaren Leitung Mozart's ausführte. Man unterdrückte den zweiten Act, als für die Handlung unnöthig; knüpfte den erſten an den dritten mit einigen Bruchſtücken deſſen an, der ausgemerzt worden war; und um die Einförmigkeit der auf einander folgenden Recitative und Arien zu unterbrechen, vereinigte man mehrere Scenen in dem Final-Quintette des erſten Actes, dem Hauptſtücke des Werkes, welches wir daher Mozart zweifach verdanken: einmal, weil er es war, welcher den poetiſchen Stoff vorbereitete, und dann, weil er es wieder war, die Partitur deſſelben ſchrieb.

Mittelſt dieſer Abkürzungen gewann nun der Text des „Titus“ ſehr viel an Schnelligkeit und Intereſſe; die kreuzenden Partieen der vier Liebenden, — welche ſich ſtets bei Metaſtaſio vorfinden, — wurden weniger ſchleppend, und was das Weſentlichſte iſt, man führte in die Oper die Enſemble-Scenen ein, die immer ſo günſtig für die Entwicklung der großen Effecte der Bühnenmuſik ſind.

Aber! . . . . dieſe Umarbeitung hatte wieder Zeit gekoſtet und nun blieben Mozart für die Compoſition der ganzen Oper — nur achtzehn Tage! — — —

Achtzehn Tage zu einer Tonſchöpfung wie der „Titus!“ ....

Was war da zu machen? — Ja, wäre Amadeus noch der Alte geweſen, noch ſo rührig, noch ſo lebenskräftig, von ſolcher Elaſticität an Körper und Geiſt, wie er es vor vier Jahren geweſen, da er den „Don Juan“ ſchuf! ... aber .... Mozart fühlte, daß es nicht mehr ſo ſei. Seine immer mehr abnehmenden Kräfte machten es ihm klar, daß die Sache für ihn unmöglich wäre, wenn er es unternehmen wollte, das ganze Werk in Mozart’ſchem Style zu ſchreiben. Zwiſchen dieſe traurige Ueberzeugung und die gebieteriſche Verpflichtung eingeengt, ſah er ſich in die Alternative verſetzt, entweder ein mittelmäßiges Ganzes zu liefern, oder die Zeit und die Kräfte, die ihm geblieben waren, für einige auserwählte Scenen aufzuſparen und den übrigen Theil des Geſchäfts im laufenden Style der italieniſchen Muſik abzufertigen.*)

Was ihn hiefür aber mit beſtimmte, war die eigenthümliche Unruhe und Sehnſucht an die Compoſition des Requiems zu kommen. Etwas ihm Unerklärliches zog ihn, wie mit Geiſtergewalt, an dieſe Arbeit. Er ſehnte ſich nach derſelben, und doch durchfröſtelte ihn manchmal ein leiſer Schauer, wenn er an dies Todtenopfer dachte. Uebrigens hatte er ja auch hier eine große Verpflichtung übernommen. Denn bald nachdem der räthſelhafte, bleiche, in tiefe Trauer gehüllte Bote zum erſtenmal dageweſen, erſchien er zum zweitenmale, und brachte nicht nur das bedungene Honorar mit, ſondern auch das Verſprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der vollendeten Partitur, da Mozart bei ſeiner Forderung zu billig geweſen ſei. Uebrigens — ſetzte der Bote auf ſeine ernſte und kurze Weiſe hinzu — möge er ganz nach der Laune ſeines Geiſtes arbeiten. Doch ſolle er ſich gar keine Mühe geben, den Beſteller zu erfahren, indem es gewiß umſonſt ſein werde.*)

---

*) Oulibicheff: III. Thl. S. 451. „La Clemenza di Tito.“

Bei Mozart's krankhafter Stimmung, bei der Aufgeregtheit ſeines Geiſtes, bei der Unruhe, die ihn ſo oft erfaßte und der Melancholie, die ihn mit dem Gedanken einer Vergiftung quälte, mußte dies räthſelhafte Auftreten des — eine Seelenmeſſe beſtellenden — Boten ganz natürlich tief ergreifend auf ihn einwirken. Mozart war dabei, wie ſchon erwähnt, Katholik; das religiöſe Element — welches das bewegte Künſtlerleben während der Zeit ſeiner vollen Kraft zurückgedrängt — trat jetzt wieder mehr in den Vordergrund; — die Kirche blickte ernſt auf ihren Sohn, der, ſeit ſeiner Kindheit, faſt nichts für ſie gethan. Vielleicht war die Beſtellung des Requiem ein Wink, ſein eminentes muſikaliſches Talent auch einmal dem Ewigen, dem Göttlichen — der, dieſes Ewige und Göttliche auf Erden vertretenden Kirche zu weihen. Und — wenn er vergiftet war, wie er glaubte, ſtand dann nicht auch für ihn das Grab offen; — und dann — was lag hinter dem Grab? Dieſelbe Kirche ſchmetterte bei dieſem Gedanken ihm ihr: „Dies irae, dies illa!" entgegen. Auch Mozart fühlte ſich Menſch, mancher Thorheiten bewußt, und: „Dies irae, dies illa!"

---

*) Niſſen: S. 554. Oulibicheff: Thl. I. S. 262.

„Die Beſtellung des Requiem iſt ein Ruf des Himmels!" — das ſtand daher bald in ihm feſt; — „alſo ſo raſch daran als möglich, — — wir ſind alle Sterbliche, — wer kann wiſſen, wie lange du noch lebſt!"

Um aber an das Requiem zu kommen, mußten erſt „Zauberflöte" und „Titus" vollendet ſein. Dies war aber mit der „Zauberflöte" noch nicht der Fall, und „Titus" war noch gar nicht angefangen; heute jedoch ſollte das letztere geſchehen und zugleich die Reiſe nach Prag angetreten werden. — —

„Nun, wie ſtehts, Stanzerl?" — frug Mozart eben ſeine Gattin, die, — in Reiſekleider gehüllt, ihr jüngſtes Kind auf dem Arme, — in demſelben Augenblicke in das Zimmer trat. — „Wie ſtehts, iſt der Wagen, — iſt Süßmayer noch nicht da?"

„Der Wagen noch nicht, Männchen," — entgegnete die Angeredete, indem ſie ihren kleinen Wolfgang Amadeus herzte und küßte — „aber Süßmayer wird gleich hier ſein, ich ſah vom Fenſter aus ihn die Straße herunter kommen."

„Das iſt ſchön!" — verſetzte Mozart. — „Süßmayer iſt doch ein recht zuverläſſiger, braver Menſch; ich vergeſſe oft ganz, daß er mein Schüler iſt, ſo geht er auf meine Ideen ein."

„Ja!“ — meinte Conſtanze — „ich glaube nicht, daß es noch Jemand gibt, der Dich in muſikaliſcher Beziehung ſo gut verſteht wie er.“

„Niemand!“

„Und er hat auch ſo ganz Deine Art zu componiren angenommen.“

„Nun, wenigſtens iſt er auf dem beſten Wege. Nur eines fehlt . . . .“

„Und das iſt die Genialität. Aber, liebes Männle, es gibt eben auch nur einen Mozart — einen Wolfgang Amadeus!“

„O nein!“ — ſagte hier Mozart freundlich, denn die Reiſe nach Prag, die eben jetzt angetreten werden ſollte, hatte ihn heute heiterer geſtimmt, als er lange geweſen, — „O nein! es gibt deren zwei!“ — und dabei küßte er herzlich den Säugling, den ſein treues Weib auf dem Arme hielt. — „Aber“ — fuhr er dann fort — „du willſt doch den kleinen Kerl nicht mitnehmen?“

„Leider kann ich es nicht!“ — ſagte Conſtanze mit einem Ausdruck von Wehmuth und mütterlichem Schmerz auf das friſche Kinderantlitz ſchauend. — „Ich muß ja Karl und mein Püppchen der Schweſter überlaſſen!“ — Und ſie drückte, eine Thräne im Auge, das geliebte Kind an ihr Herz.

Es war ein ſchöner Anblick; denn Conſtanze war noch eine recht hübſche Frau, und nie hat es ja überhaupt auf Erden etwas ſchöneres gegeben, als eine junge Mutter, ihr blühendes Kind im Arme: Sie, die Liebe, die Zärtlichkeit, die Fürſorge ſelbſt; der kleine Liebling mit roſig-angeſchlafenen Wangen und den hellblickenden, freundlichen Augen, ein Bild der Unſchuld und der Hülfloſigkeit. Ach! Du lächelſt noch nicht; — aber Du wirſt noch lernen .... zu lächlen .... und .... zu weinen!

Für Conſtanze mußte denn natürlich auch die Trennung von ihren beiden Kindern um ſo ſchmerzlicher ſein, als ſie ſchon ſo viele verloren und dieſe ihr daher doppelt an das Herz gewachſen waren. Aber konnte ſie denn Amadeus unter den obwaltenden Umſtänden allein gehen laſſen? ihn, der ſo ſehr an ſie und ihre kleinen Hülfeleiſtungen gewöhnt war; der ohne ſie ſo wenig leben konnte, wie ſie ohne ihn; deſſen oft trübe, melancholiſche Stimmung ſo ſehr ihrer freundlichen Aufheiterung bedurfte; deſſen phyſiſche Erſchlaffung und Kränklichkeit eine immerwährende Pflege und Leitung nöthig machte? Und war ſie nicht von jeher ſein guter Engel geweſen? — Nein! und hätte Conſtanze ihre Kinder noch länger verlaſſen müſſen; hätte ſie durch Zurückbleiben eine Welt von Schätzen und Freuden gewinnen können, ſie würde dem geliebten Gatten doch gefolgt ſein! — Und — iſt denn dies nicht gerade ein Beweis, wie herzlich, wie treu und innig ſie den Gatten liebte?

Wahre eheliche Liebe — nicht Verliebtſein — wahre eheliche Liebe iſt ja eine auf das höchſte geſteigerte, in göttlichem Lichte verklärte Freundſchaft, und zwar eine Freundſchaft, die keine vorübergehende Aufwallung: ſie iſt dauernde Stimmung und Hinneigung unſeres Weſens zu einem anderen gleichgeſtimmten Weſen; ſie iſt eine innige, treue Anhänglichkeit — ein Leben in der Ueberzeugung, daß man ſich durch Vereinigung der Naturen wechſelſeitig beglücke; — ein ſtilles aber wonnevolles Streben nach einem beglückenden Zuſammenleben, einem geiſtigen Verſchmelzen zweier Weſen zu Einem. Das iſt wahre eheliche Liebe, und dieſe verband ja auch Mozart und ſein Weib; wie hätte da Conſtanze den Gatten allein ziehen laſſen können? Aber ſchmerzen mußte ſie die Trennung von den Kindern natürlich doch immer.

Jetzt blieb ihr indeſſen keine Zeit übrig, dieſem Schmerze nachzuhängen, denn eben trat Süßmayer ein.

„Endlich!“ — rief Mozart ſeinem Schüler entgegen — „ich warte mit Sehnſucht auf Sie; wir haben noch viel zu beſprechen. Sind Sie zur Reiſe fix und fertig?“

„Ja, verehrter Maeſtro!“ — ſagte Süßmayer, deſſen jugendliches Antlitz vor Freude über die bevorſtehende Reiſe ſtrahlte. — „Ich kann jeden Augenblick in den Wagen ſteigen.“

„Nun denn, alſo noch einmal unſere Uebereinkunft!“ — rief Mozart — „La Clemenza di Tito muß — wenn wir in Prag ſind — in achtzehn Tagen fertig ſein. Es beibt mir alſo gar nichts übrig, als jetzt gleich im Wagen die Arbeit anzufangen. Verſteht ſich von ſelbſt im Kopfe. Sie, mein lieber Süßmayer, als mein beſter Schüler, — als ein Mann, der mich durch und durch verſteht, — Sie begleiten mich. Ich gehe mit Ihnen, während wir über Berg und Thal reiſen, den ganzen Plan der Oper durch, theile Ihnen auch den Gang der Inſtrumentation mit, und während ich dann die Hauptpiecen und die Finales componire, übernehmen Sie — es iſt mir ja ſonſt unmöglich, das Werk fertig zu bringen — die Recitative; nur behalte ich mir natürlich die Reviſion vor.“

„Maeſtro!“ — rief hier mit verklärten Zügen Süßmayer, indem er Mozarts Hand erfaßte und mit Begeiſterung an ſein Herz drückte, — „wie ſoll ich Ihnen, meinem großen Meiſter, meinem herrlichen aber unerreichbaren Muſter und Ideal, für dieſes große Vertrauen danken! Bei Gott! ich habe keine Worte dafür!“

„Nun, mein Lieber,“ — ſagte Mozart lächelnd — „danken Sie es mir dadurch, daß Sie es rechtfertigen!“

„Ja, das will ich!“ — rief der junge Mann feurig — „alle meine Kräfte, Alles, was ich von Ihnen, dem großen genialen Mozart gelernt habe, will ich daran ſetzen, Würdiges zu ſchaffen.“

„Und nun“ — fuhr Mozart fort, indem er eine Blechbüchſe vom Tiſche nahm und ſie mit noch unbeſchriebenen Notenblättchen füllte — „ſehen Sie hier, daß iſt mein Reiſe-Tagebuch. Jetzt ſteht freilich noch nichts darin, aber bis wir nach Prag, meinem lieben ſchönen Prag kommen, denke ich, ſoll wenig mehr unbeſchrieben ſein. Die Kapſel kommt in eine Seitentaſche des Wagens; — — nun, ich werde ſchon während des Fahrens nach meiner alten Gewohnheit nicht nur meine Phantaſie auf neue melodiſche

Erfindungen ausgeben laſſen, ſondern auch componiren und dabei, ohne es zu wiſſen, wie gewöhnlich, brummen und ſummen. Bildet ſich alsdann im Kopfe etwas Geſcheidtes .... wie der Blitz wird es auf ein ſolches Blättchen notirt; dann haben wir in Prag hübſch leichte Arbeit.“

„Sicher! ich verſtehe ja Ihre Chiffern, als ob ich ſie ſelbſt geſchrieben hätte!“ — verſetzte Süßmaier.

„Wohl gemerkt!“ — fuhr der Maeſtro hier fort — „es iſt nicht die Rede davon, als ob ich bei der Schöpfung dieſer neuen Oper leichtſinnig zu Werke gehen, das Ding nur ſo flüchtig und ſchnell hinwerfen wollte. Aber ich muß der Zeit und“ — ſetzte er trübe und mit einem Seufzer hinzu — „leider auch meinen abnehmenden Kräften Rechnung tragen. An einer tüchtigen Durch- und Ausarbeitung ſoll es indeſſen doch nicht fehlen.“

Jetzt trat Sophie Weber, den kleinen Karl an der Hand, ein, und meldete, daß der Reiſewagen vorgefahren ſei.

„Nun denn, in Gottes Namen!“ — rief Mozart — „laßt unſere Sachen aufpacken und dann fort. Es iſt wahrlich keine Minute zu verlieren!“

Und er küßte Kinder und Schwägerin herzlich und eilte dann voran in den Wagen. Conſtanze kam nicht ſo ſchnell fort; zweimal noch trieb ſie, nachdem ſie ſchon Abſchied genommen, das Mutterherz zurück, die Kinder mit Küſſen zu bedecken. Endlich riß auch ſie ſich entſchieden los und eilte dem Wagen zu. Mozart und Süßmayer ſaßen ſchon in demſelben, erſterer im Fond, letzterer auf dem Rückſitze, dem Maeſtro gegenüber.

„Biſt du endlich da?“ — ſagte Mozart ungeduldig. — „Warum denn ſolches Abſchiednehmen, wir kommen ja in wenigen Wochen wieder. Nun, eile dich, Herz, und ſteige ein.“

Conſtanze ſchickte ſich in der That dazu an; — in demſelben Augenblick aber fühlte ſie, daß ſie Jemand am Kleide zupfte, ſie blickte ſich um; — — — da entfuhr ihr und Mozart zu gleicher Zeit ein Schrei. Dicht neben dem Wagen ſtand, gleich einem Geiſte, die lange, hagere, bleiche, in Schwarz gehüllte Geſtalt des räthſelhaften Boten.*)

Wir wiſſen ſchon, welchen Eindruck die Beſtellung des Requiem bereits auf Mozart gemacht. Weil ihn ſelbſt die ſchwarzen Schatten unſeliger Todesahnungen überdeckten, galt es ihm als ein Wink des Himmels; — was ihm aber bis jetzt nur dunkel vorgeſchwebt, erhob dieſe dritte, ſo ganz unerwartete Erſcheinung des räthſelhaften Boten in ſeinem ſchon leidenden Gehirne zur unumſtößlichen Gewißheit. Und lag darin etwas Auffallendes, da dieſes dritte Auftreten des Boten ſelbſt Conſtanze, — die bisher gar nichts Abſonderliches in der Beſtellung geſehen — ſo peinlich überraſchte, daß ihr ein Schrei des Schreckens entfuhr?

Aber die harten Züge des Boten veränderten ſich nicht.

---

*) Streng geſchichtlich. Niſſen: S. 555. Oulibicheff: I. Thl. S. 263.

„Wie wird es nun mit dem Requiem ausſehen?“ — frug er ernſt und lakoniſch.

„Mit dem Requiem?“ — entgegnete Mozart, und ein leichter Schauer rieſelte durch ſeine Glieder, und es war ihm, als höre er aus der Tiefe die Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes. — „Nun, ich kann dieſe Reiſe nicht verſchieben! .... Eingegangene Verpflichtungen rufen mich nach Prag — — und — — da ich den Beſteller nicht kenne, war es für mich eine Unmöglichkeit, ihn von dem Aufſchube zu benachrichtigen. Sagen Sie indeſſen dem Unbekannten“ — fügte hier Mozart langſam und mit einer eigenen Betonung bei — „daß das Requiem bei meiner Zurückkunft meine erſte Arbeit ſein ſoll. Es kommt freilich darauf an, ob der Unbekannte ſo lange darauf warten will?“

„Er wird ſo lange warten!“ — entgegnete der Bote, verneigte ſich und verſchwand.*)

Alle ſchwiegen. Mozart und Conſtanze drückten ſich jedes in ſeine Ecke und der Wagen rollte davon.

---

*) Geſchichtlich. Am angeführten Orte.

Hm, hm, hm!

„So!“ — ſagte Bondini, zu ſeiner kleinen netten Frau zurückkehrend, — „ich habe Mozart, ſeinem Weibe und Süßmayer noch das Geleite bis zur Hausthüre gegeben. Es hat mich ſehr gefreut, daß ſie heute bei uns ſpeiſten; war es doch ....“

Aber Bondini hielt hier plötzlich inne, denn ſeine Blicke fielen auf ſeine Frau, die ihr Geſicht hinter ihrem Schnupftuche barg und ſtill weinte.

„Mein Kind, was iſt das?“ — ſagte er dann milde, indem er die Hand mit dem Schnupftuche von den Augen ſeiner Frau wegzog, aus welchen in der That Thränen perlten. — „Du weinſt? Das bin ich ja an meiner heiteren Leonora gar nicht gewöhnt. Was ergreift Dich denn mit einemmale ſo ſchmerzlich?“

„Kannſt Du fragen?“ — entgegnete die Angeredete traurig. — „O ich habe es Dir wohl während dem Eſſen angeſehen, daß Du ſo erſchüttert warſt, wie ich. Aber Du haſt Deine Gefühle unterdrückt, — Du möchteſt es nicht Wort haben, — möchteſt Dir es ſelber nicht geſtehen, wie ſehr unſer edler Freund, ſeit wir ihn nicht mehr ſahen, abgenommen hat!"

„Ja!" — ſagte Bondini jetzt ernſt und trübe, indem er mit großen Schritten und auf der Bruſt gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab ging, — „Du haſt Recht! Ich wollte es mir ſelbſt nicht geſtehen und Dich nicht betrüben: Mozart iſt nicht der Schatten mehr von dem, was er vor vier Jahren war!"

„Ach!" — rief die kleine Bondini, und ihre ſchönen Augen blitzten unter Thränen auf — „wie überſprudelnd heiter und lebensfroh war er damals: immer voll Witz, voll toller Streiche, voll Muthwillen und Luſtigkeit; kräftig, trotz ſeinem unanſehnlichen Aeußern, rieſengewaltig in ſeinem Arbeiten und Schaffen. Denke nur an die Ouvertüre zu „Don Juan," die er in einer Nacht ſchrieb."

„Ich denke daran!" — ſagte Bondini bedeutungsvoll, — „Du weißt, daß ich dieſe Nacht und den darauf folgenden Tag nie vergeſſen werde."

„Freilich! ſie haben Dir Angſt und Schweiß gekoſtet, haben uns aber auch wohlhabend gemacht. Wir ſind glücklich, geſund und froh, und er, dem wir unſer Glück zu danken haben, er .... o ich darf es gar nicht ausdenken!"

Und die kleine Frau drückte das Schnupftuch wieder vor ihre Augen und weinte bitterlich.

„Nun!“ — ſagte Bondini nach einigen Minuten, in welchen er ſchweigend auf- und abgegangen war, — „vielleicht iſt es doch nicht ſo ſchlimm, als es den Schein hat. Er war ja heute bei Tiſche ganz munter.“

„Ja!“ — rief die kleine Frau — „eben dieſe Munterkeit iſt es gerade, die mir das Herz zuſammenſchnürt. Sie war krankhaft, — wehmüthig möcht' ich ſagen. O wenn er mich mit ſeinen treuen Augen, die aber jetzt ſo matt, ſo trübe ſind, anſah, wenn ſich die ſonderbar erſchlafften Züge ſeines bleichen Antlitzes zu einem Lächeln zwangen, wie ſchmerzlich, wie wehmüthig war das; — ſchien es Dir nicht auch, als wolle er dann immer ſagen: ich möchte noch ſo gerne leben und heiter und glücklich ſein .... aber .... der Tod ſitzt mir im Herzen.“

„Er hat zu viel gearbeitet, ſich zu viel angeſtrengt, und nun iſt ſein Körper geſchwächt, ſein Geiſt überreizt.“

„Und die Kraft ſeiner Seele gebrochen.“

„O nein! o nein!“ — rief hier Bondini — „es iſt eminent, was der Mann, bei ſeinem ſo geſchwächten Körper geiſtig noch leiſtet. Denke Dir nur, da componirt er zu gleicher Zeit für Schikaneder die „Zauberflöte“ und für hier: „La Clemenza di Tito,“ zwei muſikaliſche Werke, die in Tendenz und Haltung des Stoffes und der Muſik himmelweit von einander verſchieden ſind, und dabei arbeitet ſein Gehirn ſchon wieder im Voraus an einem Requiem, das er, ſo wie er nach Hauſe kommt, beginnen will. Aber das iſt noch nicht alles, denn er hat auch vor wenigen Wochen eine Clavier-Cantate: „Die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt," componirt, dabei ein Concert für die Clarinette und iſt an einer Freimaurer-Cantate, die er den 15. November abliefern muß!"*)

„Dann iſt es freilich kein Wunder, wenn er zu Grunde geht!" — rief die kleine Frau unwillig. — „Aber kann ihn denn ſeine Conſtanze, können ihn denn nicht ſeine Freunde von dieſem raſenden Beginnen abhalten?"

„Wir haben alles gethan, was möglich iſt!" — verſetzte Bondini achſelzuckend. — „Einmal aber hat er für dieſe ſämmtlichen Compoſitionen Verbindlichkeiten eingegangen, und Du weißt, wie ſtreng Mozart über Worthalten denkt; dann aber — und dies liegt am ſchwerſten auf meiner Seele — hat ſich ſeiner eine wahrhaft unheimliche Unruhe bemächtigt. Sie ſpricht aus ſeinen Blicken, aus ſeinen Worten, aus ſeinem ganzen Weſen und treibt ihn denn auch an alle dieſe Compoſitionen. Und weißt Du, wie mir dieſe Unruhe vorkommt?"

„Nun?"

„Ich wollte Dir's erſt nicht ſagen; da Du nun aber ſelbſt angefangen, ſo will ich damit herausrücken, denn es liegt mir wie ein Berg auf dem Herzen."

„Und?"

„Jene Unruhe kommt mir vor, als ob Körper und Geiſt bereits das Herannahen der Auflöſung ſpürten, und jetzt ſchon mit einer gewiſſen Angſt noch ſo viel als möglich zu genießen, zu vollenden ſuchten!"

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 548.

„Entſetzlich!“

„Möge Gott geben, daß ich mich geirrt habe; aber, aber! ich fürchte, ich ſehe hier recht!“

Eine längere Pauſe entſtand. Endlich hob die kleine Frau, das Haupt ſchwermüthig auf den Arm geſtützt, wieder an:

„Wenn Mozart ſo früh untergehen ſollte — was ich mir immer noch nicht denken kann — läge doch etwas unendlich Tragiſches in ſeinem Geſchicke: ſo groß, ſo herrlich, ſo verehrt und doch wieder ſo vergeſſen, ſo unbelohnt! — ſcheidend — ohne mit dem unverwelklichen Lorbeerkranze gekrönt zu ſein, der ihm, ihm vor Allen gebührt.“

Sie ſtand auf, warf das Taſchentuch hin und ſagte:

„Ich will ausgehen! Wände und Decke liegen auf mir, als wollten ſie mich erdrücken. Ich kann nicht hier bleiben — — mein eignes Zimmer gähnt mich wie ſein Grab an!“

Und ſie machte ſich zum Weggehen fertig. Bondini, ebenſo der Zerſtreuung bedürftig, ging auf das nächſte Kaffeehaus. Aber wie überraſcht war er, als er Mozart und Duſcheck hier fand.

„Das iſt recht, Bondini, daß Sie kommen!“ — rief Duſcheck ſchon von weitem — „Mozart und ich wollen eben ein Parthiechen Billard machen. Sie wiſſen ja noch von früher, daß Mozart dies Spiel leidenſchaftlich liebt.“

„Gewiß!“ — ſagte Bondini aufgeheitert, da er den Freund, von dem eben die Rede geweſen, gleichfalls mit ziemlich heiterer Miene fand.

„Ich wollte und ſollte freilich an die Arbeit gehen!" — fiel hier Mozart ein, — „aber Bondini iſt ſchuld, wenn ich jetzt taugenichtſe!"

„Ich?" — rief Bondini.

„Ja!" — ſagte Mozart. — „Eſſen und Weine waren ſo gut, daß ich jetzt noch nicht arbeiten kann. Die Verdauung geht nicht mehr ſo wie früher. Da wollen wir denn durch eine tüchtige Motion am Billard nachhelfen."

„Das iſt prächtig!" — rief Bondini einen Queue ergreifend, und das Spiel begann.

Unter dem Spiel aber benahm ſich Mozart ſo ſonderbar, daß ſich Duſcheck und Bondini mehreremale verſtohlen anſahen. So oft er nämlich nicht ſelbſt am Stoße war, ſummte er nach einer ganz eigenen Melodie: „Hm, hm, hm!" — — „hm, hm, hm!" vor ſich hin und wiederholte dies oft. Dann plötzlich griff er in die Taſche, zog ein Stückchen Papier heraus, warf einen raſchen Blick darauf, — — ſpielte weiter — und fing aufs Neue ſein melodiſches „Hm, hm, hm!" — — „hm, hm, hm!" zu ſummen an.

Die Freunde konnten ſich gar nicht denken, was das ſein ſollte. Als aber Mozart einmal an das Fenſter getreten war und ihnen auf Augenblicke den Rücken zuwandte, näherte ſich Duſcheck leiſe dem Director und flüſterte ihm ins Ohr:

„So geht es nun ſchon ſeit drei Tagen beim Billardſpielen. Wenn nur nicht . . . ."

Und er ſah Bondini mit großen Augen bedeutlich an, als wolle er ſagen: Wenn es nur nicht dem armen Freunde da oben fehlt.

In dem Augenblicke drehte ſich Mozart um:

„Hm, hm, hm!“ — „hm, hm, hm!“ — brummte er, und that, da die Reihe an ihm war, einen famoſen Stoß.

„Aber zum Teufel, Mozart!“ — rief jetzt Duſcheck lachend — „was ſoll denn nur dein verfluchtes immerwährendes: „Hm, hm, hm!“ — „hm, hm, hm, hm!“ mit dem Du mich nun ſchon ſeit drei Tagen beim Billard regalirſt.“

Ueber Mozarts Züge glitt ein trübes Lächeln, — ein Lächeln, das wie ein matter Sonnenblick war, der flüchtig über ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld fährt.

„Werdet's ſchon ſehen!“ — ſagte er dann — „wenn die Parthie aus iſt.“

„Gut!“ — riefen Beide — „ſo lange haben wir Geduld.“

Als nun aber das Spiel wirklich vollendet war, und alle Drei ihre Queues niedergelegt hatten, ſagte Mozart:

„Jetzt kommt und hört!“

Und er ging ihnen voran in die Privatzimmer des Wirthes, der ihn ſchon von ſeinem früheren Aufenthalte in Prag wohl kannte und ein großer Verehrer von ihm war, ſetzte ſich an das Clavier und ſpielte ihnen das köſtliche Quintett aus dem erſten Acte der „Zauberflöte“ vor, das, weil Papageno ein Schloß vor dem Munde hängt, mit: „Hm, hm, hm!“ beginnt.

Mozart hatte dieſes herrliche Muſikſtück während dem Billardſpielen componirt.*)

Die Freunde waren entzückt. Aber wie originell war auch dieſe Muſik, wie anmuthig, wie wahrhaft bezaubernd! Floſſen doch die Melodieen dieſes herrlichen Quintetts ſo leicht, ſo gefällig in einander, daß ſie das Herz mit einer Art kindlichen Freude berührten; während doch auch wieder das künſtleriſch ausgebildete Ohr durch ihre Anmuth und muſikaliſche Schönheit gewonnen wurde. Einige ſyllabiſche Sätze des Allegro, die angenehmſten nach Bondinis Anſicht, hatten den Gang und die pikante Ungezwungenheit eines Inſtrumental-Scherzo: Sil—ber—glöck—chen —Zau—ber—flöten u. ſ. w. Alles war zauberhaft und wundervoll.

„Ja, bei Gott!“ rief Duſcheck entzückt. — „Mozart ſelbſt iſt ein Zauberer! Wie da der Hauch unſichtbarer Regionen zu uns dringt!“

„Und durch was?“ — ſetzte Bondini hinzu, — „durch Töne, welche ſich in der kleinen harmoniſchen Diſtanz, aber nichtsdeſtoweniger auf eine ungewöhnliche und frappante Weiſe folgen, in Betracht der Miſchung der Sexten-Accorde mit den vollkommenen Accorden, und des Majore mit dem Minore.“

„Herr! das verſtehe ich nicht!“ — ſagte jetzt der Wirth, der leiſe herein und hinter die Freunde getreten — „aber das verſtehe ich, daß Herr von Mozart da wieder etwas geſchaffen hat, das einem das Herz im Leibe lachen macht. Ich freue mich ſchon jetzt auf die Zauberflöte."

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 560. Oulibicheff: I. Thl. S. 264. Jahn: III. Thl. S. 420.

„Erſt, mein Beſter," — verſetzte Mozart, indem er vom Inſtrumente aufſtand und trübe lächelte — „erſt kommt La Clemenza di Tito daran und dann — wenn wir es erleben — auch die Zauberflöte."

Und zu den Freunden gewandt, ſetzte Mozart hinzu:

„Jetzt wißt Ihr, was das: Hm, hm, hm! beim Billardſpiel bedeutete."

La Clemenza di Tito.

Böhmens Hauptſtadt, das ſchöne ſtolze Prag — überfüllt durch die ungeheure Maſſe von Fremden, die in den letzten Tagen durch ſeine Thore eingezogen — befand ſich in einem warhaft fieberhaften Zuſtande. Die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, von allen Thürmen und Zinnen wehten Fahnen, in allen Straßen wogten unabſehbare Volksmaſſen, in allen Herzen thronte Luſt und Freude, alle Köpfe dachten nur an Eines: wo und wie man am beſten und am meiſten von den Feierlichkeiten ſehen, von den Feſten genießen könne: denn heute wurde ja hier Kaiſer Leopold II. zum Könige von Böhmen gekrönt!

Jedermann weiß, was eine Kaiſer- oder eine Königskrönung heißen will! So etwas kommt nicht alle Tage vor; ſolch ein Erlebniß wird noch den Kindern und Enkeln erzählt; es iſt ein Lichtpunkt in dem Leben der meiſten Menſchen, die ja doch ihr Daſein nach Feſten und Bällen, koſtbaren Schmauſereien und wilden Trinkgelagen bemeſſen, wie der Edle es bemißt nach menſchenbeglückenden Thaten. Und ſind denn die meiſten Menſchen etwas anderes als große Kinder? Wenn ſie murren und unzufrieden ſind, gebt ihnen etwas zu ſehen: den feierlichen Einzug eines Fürſtenpaares, ein großartiges Feldmanöver, ein recht pomphaftes Kirchenfeſt, ein beliebiges Volksſchauſpiel, einen kleinen Krieg, oder gar die großartigen Feierlichkeiten einer Krönung — und die großen Kinder werden Murren und Schmollen vergeſſen und, vor Freude und Seligkeit außer ſich, in die Hände klatſchen und die Lüfte mit donnernden Vivats erfüllen.

Böhmens ſelbſtſtändige Rolle hatte aufgehört, ſeit dem es unwiderruflich an Oeſterreich gefallen war; doch bildete es fortwährend ein Hauptgewicht in der Wagſchaale des öſterreichiſchen Staatenbundes. Es mußte daher den öſterreichiſchen Herrſchern auch ſtets und vor allen Dingen darauf ankommen, ihre Rechte auf dies Königreich jedesmal noch beſonders durch die Krönung zum böhmiſchen Könige zu ſichern. Und dann: welche Kräfte zog Oeſterreich aus Böhmen? Unter den drei letzten Habsburgern: Leopold, Joſeph und Karl, welche auf Böhmens Throne ſaßen, ſandte das Land Schaaren und Summen zur Abwendung der Macht der Osmanen und der umſichgreifenden Größe Frankreichs. Ohne Widerrede nahmen die Böhmen ſogar die pragmatiſche Sanction, die Herzensangelegenheit Karl's an; und welche Opfer brachte dies Königreich im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg? Auch nach dem Tode Maria Thereſia's blieb Böhmen unter Joſeph II. den großen Unternehmungen des öſterreichiſchen Staatenbundes mit Heerſchaaren und Geldſummen nicht fremd. Schon dieſe Erfahrungen allein hätten nun bei Leopold II. hingereicht, das Band zwiſchen ſeinen böhmiſchen Unterthanen und ihm ſo bald als möglich durch die Krönung in Prag zu feſtigen; aber es kam jetzt auch noch etwas anderes dazu. Die großen Kinder in Böhmen murrten zum Theil; denn auch hier fing man jetzt ſchon an, die Grundſätze der joſephiniſchen Regierung auszumerzen, da man ſich bereits in Wien die Aufgabe geſtellt hatte, das hiſtoriſch Beſtehende als das Legitime und Rechtliche gegen das Neuerungsweſen, als das Revolutionäre und Verbrecheriſche, feſtzuſtellen. Was aber konnte dies Streben beſſer ſanctioniren, was die murrenden und ſchmollenden großjährigen Kinder ſchneller zum Schweigen bringen, als der großartig-pompöſe, die Maſſe blendende Act der Königskrönung?

Und in der That hatte Prag, und Böhmen mit ihm, über dieſe nationale Feier jetzt alles Uebrige vergeſſen.

Schon der Einzug und die darauf folgenden Feſte hatten die Köpfe verwirrt. Man hörte nichts mehr, als von der Krönung, den Umzügen, den Bällen, Concerten, Ringelrennen, auch wohl von der Feſtoper reden, die Mozart componire und dirigire; aber — wer hatte in dieſem Taumel von Luſtbarkeiten Zeit und Muße, ſich ſo recht auf ein Meiſterwerk der Tonkunſt zu freuen. „Die Muſik iſt von dem Augenblicke an Nichts mehr, in dem ſie aufhört, für den Zuhörer Alles zu ſein, und nur als obligate Zugabe zu Luſtbarkeiten anderer Gattung erſcheint!“

Die Muſik des heutigen Tages aber war: Kanonendonner, Glockengeläute, Trompetenſtöße und Paukenwirbel; in dies alles aber miſchte ſich jetzt noch das Jauchzen des Volkes, denn eben erſchien ſeine geheiligte Majeſtät, und die Krönungsfeierlichkeiten huben an.

Schon in der Frühe waren die Bürger der dreifachen Stadt durch Trommelſchlag zuſammenberufen worden und bei ihren Fahnen erſchienen, um mit der Garniſon den Ehrendienſt in der Burg zu übernehmen. Dort eingerückt, wurden alle Thore der königlichen Veſte bis auf eines geſchloſſen, durch welches nur Diejenigen Zutritt hatten, die unmittelbar bei der Feierlichkeit betheiligt waren. Während deſſen hatten ſich aber bereits auch die Stände des Königreiches und die Abgeſandten der Provinzen im Conventſaale verſammelt, und die Erklärung des Burggrafen von Böhmen: „daß Seine Majeſtät, Leopold II., des heiligen römiſch-deutſchen Reiches Kaiſer, nach Art der Vorfahren, zum Könige von Böhmen ſolle gekrönt werden!“ mit dem Jubelrufe beantwortet: „Es lebe Seine Majeſtät Leopold II., wir wollen keinen anderen König!“

Und die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten und alles Volk in den Straßen jubelte, denn es wußte, was die jetzt auf dem Hradſchin aufgezogene gewaltige Reichsfahne bedeutete: Die Stände hatten ihre Einwilligung zur Krönung ertheilt, — das Volk hatte durch ſie geſprochen, — das Volk jubelte!

Und die Stände, die Abgeſandten der Provinzen und fremden Herrſcher, ſo wie die hohe Geiſtlichkeit begaben ſich nun in feierlicher Prozeſſion nach der Capelle des heiligen Wenzeslaus. Den Canonici, den infulirten Aebten, den Biſchöfen und dem Cardinal-Erzbiſchof, des Königreich Böhmens Primas, wurden dabei in Gold und Edelſteinen funkelnden Kreuze und Stäbe, die Zeichen ihrer apoſtoliſchen Macht und Würde, vorgetragen.

Langſam bewegte ſich der Zug, ernſt und feierlich nahmen die Betheiligten ihre Sitze im Heiligthume ein.

Als dies aber geſchehen, erhob ſich der Vicekönig Burggraf von Böhmen, um mit dem ganzen großen Gefolge die Majeſtät — durch die auf beiden Seiten in Waffen ſtehende Bürgerſchaft und Garniſon hinſchreitend — in die Hauptkirche des h. Veits abzuholen. Die Geſandten ſchritten voraus, ihnen folgten der kleinere, der neue und der größere Rath der Stadt Prag; nach dieſen die Ritterſchaft des Königreiches, die Barone und der weitere Adel, nebſt den Militär- und Civilbeamten.

Als Leopold in der Kapelle des heiligen Wenzeslaus angelangt, erwartete ihn wieder eine von den vielen läſtigen Ceremonien, die er heute, nach uralter Sitte, durchzumachen hatte, und auf deren Beibehaltung und Ausübung die böhmiſchen Großen um ſo eiferſüchtiger waren, als ihnen von der alten Macht nichts geblieben, als dieſer nichtsſagende Schein. Der Erzkämmerer des Königreiches entkleidete hier die Majeſtät: Leopold mußte den ungariſchen Anzug, den er bis zu dieſem Momente getragen, ablegen und ſich mit dem königlich böhmiſchen Krönungshabit — der ganz von Purpur und dicht mit Gold geſtickt war — ſchmücken laſſen. Als man auch dieſem Punkte genügt hatte, begann der eigentliche Krönungsact.

Aus der Wenzeslaus-Capelle in den Dom tretend, erwartete die Majeſtät neben dem Hochaltare ein königlicher Thron. Voran ſchritten auf dieſem Wege, umrauſcht und umbrauſt von den gewaltigen Tonwellen der Orgel, die Großwürdenträger des Reiches: des Königreiches Truchſes trug ein goldenes, der oberſte Mundſchenk ein ſilbernes, ſein College ein mit Silber geziertes Gefäß mit koſtbarem Wein; des Königreiches Unterkämmerer hielt auf einem Kiſſen von purpurrothem Sammt mit feinen Goldſtickereien das Scepter; dieſen folgte, auf einem gleich koſtbaren Kiſſen den goldenen Reichsapfel tragend, des Königreich Böhmens oberſter Richter, zur Rechten den Kanzler, zur Linken den oberſten Schloßhauptmann; dann kam der Statthalter des Königreiches, der die Krone trug, und dem zur Rechten des Königreiches Oberhofmeiſter mit dem ſchwarzen Stabe, zur Linken der Oberkämmerer mit dem königlichen Purpur ſchritt.

Nun betrat Leopold ſelbſt, das Haupt entblößt und von den Biſchöfen geführt, den Thron, kniete vor demſelben nieder und empfing in dieſer Stellung der Demuth den erzbiſchöflichen Segen. Es war ein hoher, ein feierlicher Moment; denn mit dem Herrſcher lagen alle Anweſenden auf den Knieen: das Irdiſche in ſeinem höchſten Glanze beugte ſich vor dem Ewigen in den Staub.

Und die Orgel, von einer Meiſterhand geſpielt, flehte mit leiſen Tönen, wie in inbrünſtigem Gebete zu Gott um Segen für Herrſcher und Reich.

Da ertönte plötzlich laut und vernehmlich aus des Erzbiſchofs Munde die Frage an den zu Salbenden: — „Willſt Du aus treuem Gemüthe den katholiſchen und römiſchen Glauben erhalten, und ihn durch chriſtliche Tugenden befördern?“

Leopold antwortete mit einem lauten: — „Ja, ich will es, ſo wahr mir Gott helfe!“

Und der Erzbiſchof frug weiter: — „Willſt Du das vom Himmel Dir aufgetragene Regiment des Königreiches Böhmen nach Art der Vorfahren antreten, und es wie dieſe alſo gerecht verwalten?“

„Ja, ich will es!“ — antwortete Leopold, — „ſo wahr mir Gott helfe!“

Jetzt erhoben ſich der König und die Magnaten und das Hochamt, verherrlicht durch eine ausgezeichnete Muſik, begann. Unter demſelben leiſtete der König den Eid; dann entblößte man ihm Bruſt, Schulterblätter und rechten Arm, die der Erzbiſchof unter Gebeten einſalbte, worauf er ihn mit dem Schwerte des heiligen Wenzeslaus umgürtete, den goldenen Ring an den vorderen Finger der rechten Hand ſteckte, das Scepter in die rechte und den goldenen Reichsapfel in die linke Hand gab.

So war der König geſchmückt, aber noch zierte ſein Haupt die Krone nicht.

Da wandte ſich der Burggraf an das Volk, redete es in böhmiſcher Sprache dreimal an und frug:

„Will das böhmiſche Volk dieſem Könige gehorchen, ſeinen Befehlen nachkommen, und ihm die Krone des Reiches bewilligen?“

Und dreimal donnerte es aus tauſend und abertauſend Kehlen durch die Wölbungen der Kirche:

„Wir wollen! wir wollen! wir wollen!“ — Und ſich zu dem Könige wendend, fuhr Böhmens Burggraf fort:

„Wollen Ew. Majeſtät dieſem Volke vorſtehen, und Ihr Regiment, nach Art der Vorfahren, gottſelig und gerecht führen?“

Und Leopold antwortete:

„Ich will es! — ich will es! — ich will es! ſo wahr mir Gott helfe!“

Und in dem gleichen Momente ſchmetterten die Trompeten, wirbelten die Pauken und Trommeln, alle Glocken fingen aufs Neue zu läuten an, und der Donner der Kanonen kündete der in allen Straßen und auf allen Plätzen harrenden Menge, daß in dieſem Augenblicke der Cardinal-Erzbiſchof, Primas von Böhmen, dem neuerwählten Könige die Krone Böhmens auf das Haupt ſetze.

Und rauſchend ertönte das Te Deum und das Symbolum nicenum. Dann empfing der König noch unter der Wandlung das heilige Abendmahl und endete die kirchliche Handlung mit dem Ritterſchlage einer beſtimmten Zahl auserleſener böhmiſcher Edlen.

Und abermals ſchmetterten unter dem Heimzuge die Trompeten, wirbelten die Trommeln und Pauken, läuteten die Glocken, donnerten die Geſchütze, jubelte das Volk. Und in die dicht gedrängten Haufen flogen in Menge goldene und ſilberne Münzen, und während der König und ſein Hof an dreizehn Tafeln ſpeiſte, ſprang aus den Brunnen der Stadt in reicher Fülle rother und weißer Wein, und Brod und Speiſen aller Art wurden unter die Maſſe vertheilt. Das war eine Luſt, ein Jubel und ein Treiben bei Reich und Arm, bei Vornehm und Gering, bei Alt und Jung, wie es *Prag* lange nicht geſehen;*) und Feſte folgten nun auf Feſte; der Hof, die Stände, der Adel, die reicheren Bürger — — alles wetteiferte, um Eines das Andere an Pracht und Herrlichkeit, an Geſchmack und Reichthum zu überbieten. Es war nur noch *ein* großer Taumel, *ein* allgemeiner Rauſch der Luſt! Und mitten in dieſen Taumel, mitten in dieſe faſt bachantiſch-wilde Luſt fiel die erſte Aufführung von *Mozart's* zu der Krönung *Leopold's* componirter neuer Oper: „*Titus!*“

Aber .... *Mozart's* böſer Stern waltete auch hier wieder! So herrlich dies klaſſiſche Werk auch war, ſo ſehr es auch gefiel, ... der Eindruck, den es machte, wurde

---

*) *Rink*: Die Krönung in Prag, — „Leopolds des Großen, römiſchen Kaiſers wunderwürdiges Leben und Thaten ꝛc., Leipzig, 1709.

durch die vielen Feſtlichkeiten und die allgemeine Zerſtreutheit verwiſcht. „Die Muſik iſt von dem Augenblicke an. Nichts mehr, in dem ſie aufhört, den Zuhörern Alles zu ſein, und nur als obligate Zugabe zu Luſtbarkeiten anderer Gattung erſcheint.“*)

Aber es kam noch etwas dazu, was hier den Erfolg ſchmälerte, während es ihn ſpäter — ja ſelbſt heutzutage noch — mächtig hebt: es iſt dies die Stimmung, die in dem Werke liegt, — der großartige Ernſt, der es trägt, — der Hauch einer wunderbaren Todesahnung, der es durchweht! Wie aber wäre es der vom Jubel der Königskrönung berauſchten Menge möglich geweſen, ſich in eine ſolche Stimmung zu verſetzen.

Wolfgang Amadeus war ſchon ganz krank und durch die übermenſchliche Anſtrengung ſeines Arbeitens — das er ja ſelbſt während der Reiſe nicht ausſetzte — bis ins Innerſte erſchüttert, in Prag angekommen. Hier war es ſeine Aufgabe „La Clemenza di Tito“, dieſe zweiactige Oper, in achtzehn Tagen zu ſchreiben, ... Mozart vollbrachte das Unglaubliche; . . . . ſein gewaltiger Geiſt beherrſchte den kranken Körper . . . zu der beſtimmten Zeit war „Titus“ vollendet.

Des edlen Maeſtro's Augen, — jene Augen, die ſonſt das gewaltige Pulſiren einer inneren Welt verriethen, — jene Augen, die ſonſt immer ſo freudig, ſo begeiſtert geleuchtet, bei den Genüſſen des Lebens ſo kindlich-fröhlich aufgeblitzt . . . . ſie waren jetzt matt, — ſeine Züge ſchlaff, ſein Weſen trübe. Die Freunde bemerkten dies mit Unruhe; aber die wenigſten ſahen ſo trübe wie Bondini und deſſen Frau. Mozart bezwang ſich, ſelbſt vor Conſtanzen. Er blieb nicht zu Hauſe, man ſah ihn arbeiten, Beſuche abſtatten, die Proben leiten, ſich unterhalten, Billard ſpielen, Muſik machen, wie wenn er über nichts zu klagen hätte; kaum ſagte er Jemand, daß er einen Arzt gebrauche.

---

*) Dulibicheff.

Aber wenn er Nachts allein war auf ſeinem Zimmer, dann kam oft jene unſelige Melancholie über ihn, die ihn faſt zu Boden drückte; — — dann fühlte er wohl, Thränen im Auge, wie Alles in ihm zuſammenbrach; dann hörte er leiſe, leiſe den Todtenwurm klopfen; dann huſchte mit dem Gedanken: „er hat dich vergiftet!“ der Schatten einer kleinen, höhniſch-lächelnden Geſtalt an den Wänden dahin, — einer Geſtalt, die Salieri auf das Haar glich.

War aber dann die melancholiſche Exaltion vorüber, dann folgte gewöhnlich ein Zuſtand ſtiller Wehmuth, der nach und nach, mit dem Erwachen des inneren ſchöpferiſchen Dranges, den inſpirirten Blick über die Grenzen des irdiſchen Horizontes hinaustrug. In ſolchen Momenten entſtanden die Prieſterchöre der „Zauberflöte,“ die ja in ihren göttlichen Harmonien den Frieden und die Seligkeit eines höheren Daſeins athmen; — in ſolchen Momenten entſtanden die hervorragenden Piecen des „Titus“ und namentlich das Finale des erſten Actes.

Wenn Sextus von Vitellia Abſchied nimmt, glaubt er den Gang zum Tode antreten zu müſſen: offen liegt das

Grab vor ihm — er iſt in Gedanken nicht mehr auf dieſer Welt. Mußte dieſe Situation Mozart in ſeiner damaligen Stimmung nicht mit der Allgewalt einer unendlichen Wehmuth erfaſſen? Starr blickten ſeine Augen vor ſich hin .... auch ſein Grab ſah er offen vor ſich ſtehen, ... auch er fühlte ſich ſchon dieſer Welt entrückt. Aber was er dachte, was er fühlte, das ward zu einer unſterblichen Melodie. Hört nur, wie ſeine Finger die Taſten des Inſtrumentes geiſterhaft berühren, — hört nur, wie Sextus hier in leiſen Tönen der Geliebten ſeinen Abſchied zuruft. Seine Stimme hat keine Thränen mehr; ſein von der Materie, von allen Leiden der Erde freies Weſen — von nun an ganz Harmonie und ganz Liebe — umſchwebt gleich einem Abendlüftchen Diejenigen, welche weinend zurückgeblieben ſind.

Und Conſtanze? — Conſtanze, die, des Gatten Bitten folgend, längſt zu Bett gegangen, die aber der Kummer und die Sorge um den geliebten Mann nicht ſchlafen läßt, — Conſtanze hört dieſe Töne, die wie Dolche ihr treues Herz durchbohren; — Conſtanze hört dieſe Töne, und drückt, ſtill weinend, ihr Haupt in die Kiſſen. Sie denkt nicht entfernt daran, daß ihr das Schickſal den Gatten bald entreißen könne; .... aber .... ſie weiß, daß er leidet, körperlich und geiſtig, an Krankheit, an Sorgen und an Seelenſchmerzen — und eine unendliche Wehmuth erfaßt auch ſie, und die Ahnung einer trüben ſchmerzenreichen Zukunft überſchattet ſie, und ſucht Linderung in heißen Thränenſtrömen.

Und tritt uns dieſe Stimmung nicht in ihrer ganzen göttlich-ſchönen Erhabenheit in dem Finale des erſten Actes des „Titus“ entgegen? Das Forum der weltbeherrſchenden ewigen Roma liegt, in Nacht gehüllt, die bald die Flammen des brennenden Capitols erhellen. Sextus eröffnet das Finale durch einen Monolog, in welchem er ſich mit dem Gedanken des Vatermordes vertraut zu machen ſucht. Auch die Anderen eilen herbei, die Einen von Gewiſſensbiſſen zerfleiſcht, die Anderen von Abſcheu und Schrecken erfüllt, während dem Mörder — als neuen Oreſtes — die Furien auf allen Schritten folgen. Und der Aufruhr tobt und des römiſchen Volkes Verzweiflungsſchreie hallen klagend durch die Luft. Es kann nichts Schöneres, nichts Muſikaleriſches geben!

Nach den obligaten Recitativen der Donna Anna im „Don Juan“ hat Mozart kein ſchöneres geſchrieben, als das, welches dieſes Finale durch den Monolog des Sextus eröffnet. Und nun die herzzerreißenden Ausrufungen des Chors! Man hört ſie gleich dem Todesſchrei einer ganzen Bevölkerung, unter deren Schritten ſich die Erde zu einem ungeheuren Grabe öffnet. Die ganze Maſſe des Orcheſters bricht ſich in donnernden Schlägen an den Accorden der Verzweiflung, die man von Zeit zu Zeit hört, und welche zuſammen ein ſchmerzvoll gedehntes „Ach!“ hören zu laſſen ſcheinen. Da ſchlägt die Todtenglocke der öffentlichen Glückſeligkeit an, die mit Titus zu Grabe gegangen iſt: Titus todt! der Menſchheit Stolz iſt todt! — welche Majeſtät des Schreckens welch ein Schmerz, welch ein Hauch des Grabes, das ſich dicht vor unſeren Füßen öffnet!*)

Mozart wußte, welche Meiſterwerke er in den Piecen des „Titus“ die er ſelbſt componirt, der Welt hinterließ; dennoch war ſeine Freude an dieſer Oper eine getrübte; wie denn überhaupt für ihn Alles nachgerade ein trüber Hauch überflorte. Aber es erfaßte ihn eben auch nach Vollendung und Aufführung des Werkes jene innere Unruhe, jene peinliche Haſt wieder, die ihn, wie mit dämoniſcher Gewalt, an die Compoſition des Requiems trieb.

Es war ein unſichtbarer, aus der Tiefe nach ihm herauflangender Arm, der ihn mehr und mehr an ſich zog.

Er konnte nicht widerſtehen: fort, fort mußte er — fort aus dem diesmal ſo tollen, wilden Treiben Prags; — fort aus dem Lärmgeſchrei der Luſt; — fort nach Wien, nach ſeinem heimathlichen Herde, zu ſeinen Kindern, in ſein ſtilles Haus; — fort, fort .... um dort unter dem heiligen Schweigen der Nächte die gewaltigen, zu Gott aufſteigenden Harmonien, die ſeine Seele erfüllten, auszuſtrömen in einem ewigen, zu den Sternen reichenden Werke!!

Mozart nahm Abſchied; — aber — wenn Wolfgang Amadeus ſonſt immer über jede Sentimentalität beim Abſchiednehmen geſpottet hatte .... wenn ſonſt ſein friſcher, fröhlicher Geiſt über Jahre der Trennung heiter hinausſchaute in eine heitere Zukunft und auf ein fröhliches Wiederſehen — — — diesmal ergriff ihn, als er die Freunde zum letztenmale umarmte, eine unausſprechliche Wehmuth. Thränen füllten ſeine Augen, und als er ſich aus Duſcheks, aus Bondinis Armen losriß, biß er mit Gewalt die Zähne zuſammen, um nicht in Schluchzen ausbrechen zu müſſen.

---

*) Ausführliches über „Titus“: Oulibicheffs Leben Mozarts III. Thl. La Clemenza di Tito.“ S. 451 bis 480.

Aber auch die Freunde ſahen dem dahinrollenden Wagen mit feuchten Augen lange ſchweigend nach; als ſie ſich aber zum Nachhauſegehen umkehrten, ſagte Bondini tief bewegt:

„Ich . . . . fürchte wir ſehen ihn nicht wieder!“

In demſelben Augenblicke bog, dicht neben ihnen, ein Leichenzug um die Ecke der Straße. Beide erblaßten und trennten ſich ſchweigend.

Die Aufführung.

Der September des Jahres 1791 neigte ſich ſeinem Ende zu. Mozart war von Prag zurückgekommen, aber kränker, als er gegangen, und dennoch erwartete ihn eine ungeheure Wucht von Arbeiten.

Schikaneder, dem er den Tag ſeiner Ankunft geſchrieben, fing ihn ſchon am Wagen ab. Den 30. September ſollte die „Zauberflöte“ zum erſtenmale gegeben werden, und noch waren die Ouvertüre und der Prieſtermarſch zu Anfang des zweiten Actes nicht geſchrieben. Schikaneder wollte verzweifeln; Mozart beruhigte ihn lächelnd, und zwei Tage vor der Aufführung waren beide Meiſterſtücke fertig.

Aber um jene Zeit war auch ganz Wien in einer ebenſo fieberhaften Aufregung, als Prag vor der Aufführung des „Don Juan's.“

Schikaneder hatte ſich als Meiſter in der Kunſt: bei neuen Stücken volle Kaſſen zu machen, bewieſen. Schon ſeit Wochen ſchwamm er, wo er ſich zeigte — ſei es nun in den Cirkeln der vornehmſten Häuſer oder an öffentlichen Orten — in einer faſt überirdiſchen Begeiſterung für die Muſik der „Zauberflöte“ und für Mozart, — den großen, den göttlichen Mozart, — den erſten Componiſten der Welt! ....

„Nein!“ — rief er dann wohl aus — „ſo etwas hat man noch nicht gehört! Gegen die Muſik der „Zauberflöte“ verſchwinden „Don Juan“, „Figaro“, „Titus“, „Entführung“, „Cosa rara“, „Axur“, und wie ſie alle heißen mögen unſere neuen Opern. Es iſt das Schönſte, was man ſich denken kann; das Populärſte und doch zugleich Großartigſte!“

Und wahrlich, Schikaneder war der Mann dazu, ſeine Begeiſterung ſo wahr und ſo tief empfunden darzuſtellen, daß — wer ihn ſo ſprechen hörte — unbedingt an ſeine Worte glaubte.

Aber Schikaneder war auch Diplomat. Wenn auch, wie er recht gut wußte, ſeine auf ſo excentriſche Weiſe geäußerte Begeiſterung für die neue Oper bei den Meiſten anſteckend wirkte und namentlich eine kaum glaubliche Spannung hervorrief; ſo mußte nothwendig die Folge und Wirkung davon bei der Partei, die Mozart feindlich geſinnt war, eine umgekehrte ſein. Salieri und ſeine Italiener nebſt ihrem ganzen Anhange konnten ja gar nichts mehr fürchten, als ein ſo eminentes Meiſterſtück des deutſchen Componiſten. Sollte es ſich daher in der That ſo verhalten, wie Schikaneder ausposaunte, ſo waren die alten Intriguen vorauszuſehen.

Was that alſo der Herr Director des Leopoldſtädter Theaters? Als ſchlauer Fuchs beauftragte er ſein edles Factotum, Signore Chigot, ſich bei Gelegenheit im Geheimen bei Salieri und Conſorten unter dem Siegel des Vertrauens dahin auszuſprechen: daß der ganze Enthuſiasmus ſeines Herrn ein gemachter ſei, den ihm nur die Verzweiflung über das völlige Fehlſchlagen der Sache eingebe. Die Muſik wäre — darauf könne er ſchwören — auffallend flach und banal, ja durch ein mißverſtandenes Streben nach Popularität — oft ſogar trivial. Es zeige ſich in ihr, daß Mozart's Kraft gebrochen, ſein Körper und Geiſt krank ſeien. Chigot ließ ſich dabei ſogar — auf höheren Befehl — in Specialitäten ein, machte ſich über verſchiedene Stellen des Textes und der Muſik ſo luſtig, ſpottete auch ſo beißend über dieſelben, daß die Täuſchung völlig gelang und die feindliche Partei in eine — ſchon im Voraus ihres Sieges gewiſſe — Sicherheit eingelullt wurde. Den Mitgliedern des Orcheſters und des Chores wurde dabei, bei Entlaſſung vom Dienſte, ein geheimnißvolles Schweigen auferlegt.

Aber mit dieſen Maßregeln war Schikaneder noch lange nicht zufrieden. Die herrliche Muſik der „Zauberflöte" mußte ſich, auch ohne alle dieſe Intriguen, Kraft ihres eigenen inneren Werthes durch alle Welt ſiegreich den Weg bahnen, das ſah Schikaneder recht gut ein; darum war es ihm aber gar nicht zu thun: für ihn, als Director ſollte ſie ein Kaſſenſtück werden, ſo viel als möglich Geld eintragen und ihn ſobald als möglich aus der Klemme ziehen und reich machen. Das alles konnte aber nur geſchehen, wenn die erſte Aufführung einen ſolch' ungeheuren Erfolg hatte, wie noch kein Stück in Wien. Toll und närriſch ſollten die guten Wiener darüber werden .... dann war Alles gewonnen .... Und Schikaneder kannte ſeine Wiener vortrefflich! **Chigot**, als Miniſter des Inneren, erhielt daher den Auftrag, wie ſein Herr in den höheren Sphären, ſo in den bürgerlichen als ein freigebiger Mäcen der Kunſt aufzutreten, und — namentlich in den Wirthshäuſern und Schenken — mit der Miene des Geheimthuens einen Theil des Inhaltes der neuen Oper zu verrathen. Da ward denn Alles mäuschenſtill, wenn Herr Secretair **Chigot** — oder beſſer: „von **Chigot**,“ wie er ſich gern anreden hörte — einzelne Worte über die Wunder fallen ließ, die in der „Zauberflöte“ vorkommen ſollten.

Und war das nicht in der That unerhört?

„Was? eine Schlange!“ — rief mit weit aufgeriſſenen Augen einer der Gäſte.

„Ja! eine furchtbare Rieſenſchlange!“ — entgegnete Herr von **Chigot**.

„Doch nicht lebendig?“

Chigot zuckte geheimnißvoll die Achſeln.

„Lieber Herr von **Chigot**, doch nicht lebendig?“

Chigot ſchlürfte mit noch geheimnißvollerer Miene an ſeinem Glaſe und ſagte:

„Ich darf nicht plaudern; aber armdick iſt ſie.“

„Armdick!“ — rief Alles — „eine armdicke Rieſenſchlange! O das muß ſchön ſein!“

Chigot ſchüttelte mitleidig den Kopf; dann ſagte er, indem er ſtarr in ſein Weinglas ſchaute, mit dem Tone eines Eingeweihten:

„Ja, du lieber Gott, wenn das Alles wäre?“

„Nun?!“ — riefen mehrere Gäſte zugleich, indem ſie näher rückten — „was kommt denn noch vor?“

„Darf nichts ſagen!“

„Nun ſo ein Bischen!“

„Darf nicht, bei Dienſtentlaſſung.“

„Was, Dienſtentlaſſung!“ — fiel hier der Wirth ein, der bis dahin mit offenem Munde und vorgebeugtem Oberkörper hinter Chigot's Stuhl geſtanden. — „Ganz Wien weiß es, daß der Herr von Chigot die rechte Hand des Herrn von Schikaneder iſt. Könnte ohne ihn gar nicht fortkommen. . . . .“

Chigot ſchmunzelte geſchmeichelt. Der Wirth aber winkte der Kellnerin und ließ franco noch ein Glas vorſetzen.

„Nun?“ — ſagte er dann.

„Aber ja Niemanden weiter erzählen!“ — flüſterte jetzt das Factotum — „es kommen auch Löwen, Bären und Affen in Menge vor!“

„Löwen?!“ — riefs von allen Seiten. — „Doch keine wirklichen?“

„Löwen aus Nubien!“ — fuhr Chigot hinter der holen Hand ſprechend, fort, damit es die anderen Gäſte nicht hören ſollten — „aber gezähmt, denn ſie ziehen den Triumphwagen .....“

„Weſſen?!“ „Weſſen?!“ — rief Alles.

„St!“ — machte Chigot — „St! .... da hab' ich ſchon wieder zu viel geplaudert. Verdammtes Plaudern! .... Und dann die Mohren, o! es iſt köſtlich, göttlich, wundervoll!“

„Mohren, Chigot?“

„Herr von Chigot, wenn's beliebt!“ — ſagte der Hausmeiſter hier gekränkt.

„Vergebung! tauſendmal Vergebung, Herr von Chigot!“ — ſtotterte erſchrocken der Sünder — „es iſt mir nur ſo in der Begeiſterung herausgeplatzt. Alſo Mohren? viele Mohren?“

„Ein Hauptmohr und vierundzwanzig Mohrenſclaven.“

„Himmel-Herrgott!“ — rief der Wirth — „vierundzwanzig Mohrenſclaven!“

„Und die Kerle!“ — rief jetzt Chigot ſo laut, daß auch die übrige Geſellſchaft aufmerkſam wurde, und hielt ſich dabei den Bauch vor Lachen —

„Nun?!“ — „Nun?!“ — frug die ganze Umgebung, und ein Theil lachte ſchon vergnüglich mit, ohne nur zu wiſſen warum.

„Nun?!“

„Ei!“ — rief Chigot, und ſein Lachen erſtickte wieder ſeine Stimme.

„Aber lieber Herr von Chigot!“ — baten Alle — „reden Sie doch!“

„S'iſt zum toll werden!“ — rief Chigot — „das ganze Theater wird toll vor Lachen, wenn's ſieht, wie die Mohren ....!“

Und er lachte wieder, daß der Tiſch wackelte und alle lachten mit über ſein Lachen.

„Nun, wenn's ſieht, wie die Mohren ....“ — wiederholte der Wirth.

„Bei dem Spiel der Zauberglöckchen unter den tollſten Grimaſſen tanzen müſſen, — ob ſie wollen oder nicht!“

„Zauberflöte!“ — ſagte verbeſſernd der Nachbar.

„Ach was, Zauberflöte!“ — rief verächtlich Chigot. — „Das wäre was Rechtes, wenn nur eine Zauberflöte in dem Stück vorkäme; — nein — ihr Herren — auch Zauberglöckchen kommen vor.“

„Alle Welt!“ — rief ein Zweiter. — „Zauberflöten und Zauberglöckchen! Das Stück muß ich ſehen, und ſollt ich mein Bett in's Pfandhaus tragen.“

„S'iſt auch der Mühe werth!“ — rief Chigot hier mit Ernſt — „koſtet uns ungeheure Summen!“

„Wirklich?“ — frug der Wirth.

„Darf's gar nicht ſagen!“

„Zweitauſend?“

„Ho!“ — entgegnete Chigot verächtlich.

„Dreitauſend?“

Chigot zuckte mitleidig die Achſeln.

„Viertauſend?“

„Chigot ſchüttelte den Kopf.

„Was? mehr wie Viertauſend!“ — riefen die Gäſte.

Aber Chigot beugte ſich jetzt zu dem Wirthe und raunte ihm etwas in's Ohr.

„Alle Heiligen!“ — rief der Wirth — „iſt's möglich!“

„Aber Niemand etwas davon ſagen!“ — verſetzte Chigot, mit dem Finger drohend.

„Keiner Seele!“ — betheuerte der Wirth; flüſterte aber ſofort dem neben ihm Stehenden zu:

„Achttauſend Gulden!“

„Wieviel?! — frug jetzt der zweite Nachbar leiſe den erſten.

„Zehntauſend Gulden!“ — flüſterte dieſer.

„Aber,“ — ſagte in dieſem Momente Chigot — „man muß auch an all' die neuen Decorationen denken: Den Tempel der Weisheit, den Sonnentempel — die Königin der Nacht mit ihrem Flammenthron?“

„Was? was?!“ — tönte es von allen Seiten. — „Königin der Nacht?“

„Ja!“ — rief Chigot mit vorgeſtreckten Händen und riß dabei ſeine Augen wie vor Staunen und Ehrfurcht weit auf. — „Die ſternfunkelnde Königin der Nacht!“

Und Alle wiederholten mit einer Art Schauer:

„Die ſternfunkelnde Königin der Nacht!“

Aber was war das Alles gegen das Staunen, als Chigot nun gar von dem Vogelmenſchen Papageno, und dem Vogelweibchen Papagena zu erzählen anfing. Das Staunen, die Neugierde, die Begeiſterung war allgemein. Man hätte auf der Stelle die Kleider auf dem Leibe verpfändet, wenn man die „Zauberflöte“ jetzt auch gleich hätte ſehen können.

Chigot war über den Erfolg ſeiner Mittheilungen entzückt. Ja er ließ ſogar für ſich und die Umgebung Wein kommen, um auf ſeinen Herrn, den großen Dichter der neuen Oper und auf Mozart, ihren Componiſten, anzuſtoßen und zu trinken.

Ha! wie da die Gläſer klangen und die guten Wiener ſich erhitzten. Die Summe, welche die Einrichtung der Oper koſtete, war bereits unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von Ohr zu Ohr gegangen und betrug nun ſchon fünfzehntauſend Gulden Zwanziger.

„Und doch!“ — ſagte jetzt Chigot wieder leiſe — „habe ich die Hauptſache, das Wichtigſte und Geheimnißvollſte nicht mitgetheilt!“

„Nun?“ — riefen Mehrere — „was iſt denn das?“

„Nein, ich will doch lieber ſchweigen.“

„Bitte, bitte!“

„Ich plaudere zu viel; ich habe ſchon zuviel geplaudert!“

„Herr von Chigot?!“

„Wir gehen auch Alle hinein!“

„Ja, Alle, Alle!“

„Ich kann, ich darf nicht!“

„Nur noch das Eine.“

„Nun denn," — ſagte Chigot — „was thut man Freunden nicht zu Gefallen; aber erfährt's mein Herr…"

„Wir ſchweigen wie das Grab."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort!" — riefen Alle: aber es that ihnen im Geheimen leid, daß ſie nicht ſchon zu Hauſe bei der Frau oder in einem anderen Wirthshauſe bei anderen Gäſten waren, um Alles haarklein, aber mit einiger poetiſcher Ausſchmückung wieder erzählen zu können.

„Nun?" — wiederholte der Wirth.

Chigot bückte ſich vor, damit Alle ſein Liſpeln verſtehen ſollten, dann ſagte er geheimnißvoll.

„Die ganze Freimaurerei kommt darin vor."

„Himmel!" — rief es jetzt — „iſt's wahr?" —

„Unmöglich?" — „Auch der Gottſeibeiuns?"

„St! St!" — machte Chigot. — „St! damit es Niemand hört..... Ich ſage: die ganze Freimaurerei, mit ihren unterirdiſchen Gemächern, Feuer- und Waſſerproben! — Wundervoll, — göttlich!.... aber jetzt kein Wort mehr!"

Und er trank aus, bezahlte und ging. Aber kaum mochte der gute Hausmeiſter um die nächſte Straßenecke gebogen haben — ſein Manöver in einem anderen Lokale zu wiederholen — als auch die ganze Geſellſchaft auseinander eilte, dieſe köſtlichen Neuigkeiten mit möglichſt romantiſcher Ausſchmückung in Circulation zu ſetzen.

Schon am anderen Tage war ganz Wien voll der

Wunder und Herrlichkeiten, die in der „Zauberflöte“ vorkommen ſollten.

Endlich kam der Tag der erſten Aufführung heran, und mit ihm war die Spannung, ſowohl der wirklichen Muſikfreunde und wahren Verehrer Mozart's, als auch der ſchauluſtigen und unterhaltungsſüchtigen Wiener — in den höheren, wie in den niederen Sphären — in der That bis auf das Aeußerſte geſtiegen. Noch nie hatte man in der Kaiſerſtadt einer theatraliſchen Vorſtellung mit ſolcher wahrhaft fieberhaften Ungeduld und Erwartung entgegengeſehen. Es ſchien faſt, als ob ein großartiges Weltereigniß bevorſtehe; ja Viele waren am Morgen ſchon ſo aufgeregt, daß ſie den ganzen Tag nicht im Stande waren, etwas Ordentliches zu arbeiten.

Die Theaterbillets waren ſelbſtverſtändlich ſchon acht Tage vorher ausverkauft. Schikaneder und ſein Factotum rieben ſich vor Entzücken die Hände. Der Wunſch war gelungen und ganz Wien in ihrer Taſche.

Wer ſich aber außer dieſen Beiden noch hauptſächlich über den vorauszuſehenden Erfolg der neuen Mozartiſchen Schöpfung wahrhaft freute, war Lange, der ja ebenfalls ſchon ſeit Jahren in Wien lebte, und ſich hier zu einem der bedeutendſten Schauſpieler emporgeſchwungen hatte. Das alte luſtige und fidele Genie war er noch immer, wenn auch ſein Leichtſinn ſich zu einem leichten Sinn veredelt hatte, oder wenigſtens in dieſer Umwandlungsperiode begriffen war. Freilich lebte er von Aloyſia getrennt und in keiner Berührung mit Mozart und ſeiner Familie; dennoch hatte er nie vergeſſen, was Wolfgang Amadeus einſt in Neckarau und Mannheim für ihn gethan; während er außerdem in dem alten Freunde den großen Componiſten mit aufrichtiger Begeiſterung verehrte. Kein Wunder alſo, daß auch ihn, die Erwartung des heutigen Abends ſchon frühzeitig in die Nähe des Theaters trieb.

Und konnte hier ſein genialer Kopf mitten in dem Gewühle der erregten Volksmaſſen nicht die ſchönſten Studien machen? Er hatte ſich dies ſogar auch vorgenommen, und trug daher — ungenirter zu ſein und nicht erkannt zu werden — ganz bürgerliche Kleider. So ſchwamm er jetzt, unter allen dieſen exaltirten Menſchen auf und abgehend und theilweiſe ihre Geſpräche belauſchend, in dem Gefühle freudigſter Behaglichkeit, denn es war himmliſch, bis zu welcher poetiſchen Extravagance die Gerüchte über die neue Oper gelangt waren, und welche Motive die guten Wiener zum Theile heute in den Tempel der Muſen trieben.

Lange war eben hinter einer Gruppe von Handwerkern ſtehen geblieben, um ihr Geſpräch zu belauſchen.

„Maria=Joſeph!“ — ſagte jetzt der eine, ein ehrſamer Schuhmacher, — „möchte nur einmal wiſſen, ob's wahr iſt, daß das neue Stück den Herrn von Schikaneder wirklich ſo große Summen koſtet.“

„Und was koſtet es denn?“ — frug ſein Nebenmann, ein kleiner dünner Schneider mit bleichem Geſicht und hektiſch eingefallenen Wangen.

„Zwanzigtauſend Gulden!“ — ſagte der Schuhmacher.

„Zwanzig?" — rief hier der lange Feilenhauer, der neben ihm ſtand. — „Schauen's das heißt fehlgeſchoſſen. Lieber Meiſter Wurzel, da ſeid ihr ſchlecht berichtet: Fünfundzwanzigtauſend."

„Zwanzigtauſend Gulden!" — wiederholte Wurzel kopfſchüttelnd.

„Fünfundzwanzig!" — rief der Feilenhauer und klopfte mit der breiten, ſchwarzfingrigen Hand auf die Bruſt. — „Ihr könnt das heilige Abendmahl darauf nehmen; ich weiß es aus guter Quelle. Einer meiner Geſellen hat'ne Liebſchaft mit der Schweſter-Tochter von dem Lampenanzünder, und die hat es ihm geſagt."

„Wolfert!" — ſagte jetzt der Schuhmacher zum Feilenhauer — „dein Wort in Ehren; aber zwanzigtauſend Gulden iſt viel Geld."

„So?" — rief Wolfert immer erhitzter — „für all das, was in dem Stück vorkommt? Vier lebendige Löwen aus Nu- .... Nu- .... Numadien, glaub' ich, die erſt von Herrn von Schikaneder gezähmt werden mußten? Zwei Tieger, ein Elephant und Gott und alle Heiligen wiſſen, wieviel Affen und Schlangen."

„Ja!" — ſagte jetzt Lange, ganz im Dialekt des Wiener Kleinbürgers — „und, ihr Herren, die Mohren! die Mohren!"

„Sind denn das wirkliche Mohren?" — frug der Schneider und ſeine tiefliegenden Augen ſtarrten ganz ungeheuerlich aus ihren Höhlen.

„Freilich!" — ſagte Lange mit ernſter Miene —

„Herr von Schikaneder hat ſie mit den vier Löwen aus Numadien kommen laſſen."

„Ja!" — meinte der Schuſter — „das muß freilich viel gekoſtet haben. Iſt Numadien weit?"

„O!" — rief der Feilenhauer Wolfert mit dem Ausdruck großer Gelehrſamkeit — „das will ich meinen; noch ein gut Stück unterhalb Afrika."

„Sachriſti!" — riefen der Schneider und der Schuhmacher.

„Ja!" — ſagte Lange — „und die Kerle freſſen wie die Löwen!"

„Was?" — riefen die drei Handwerker zugleich.

„Nun was?" — entgegnete Lange — „natürlich rohes Fleiſch."

„Richtig!" — ſchrie hier der Schneider mit ſeiner dünnen Stimme auf — „mein Schwager, der Metzger, hat ja die Lieferung."

Es zuckte bei dieſen Worten um Langes Mundwinkel; aber er unterdrückte den Reiz und ſagte ernſt: — „Da ſeht ihr ja, daß ich Recht habe. Wenn ſie nur unter dem Spiele nicht wild werden, ſtatt zu tanzen."

„Wer? Die Löwen?"

„Nein! die Mohren!"

„Freilich," — meinte der Schneider — „der Anblick der vielen Menſchen! .... Nun ich bin froh, daß wir auf die Gallerie gehen, da kann das Gethier's doch auch im ſchlimmſten Falle nicht hin."

„Richtig!" — rief Lange. — „Es geht doch nichts über den Muth. Wie heißt's in König Richard dem Zweiten?

„Von Muth ſo voll: wie voll von Königsblut:
„Beides vergeß ich: wär' die That nur gut!"

„Ha, Ha!" — ſagte hier der Schneider — „der Herr iſt Schauſpieler."

„Ja!" — verſetzte Lange, — „ich bin bei Herrn von Schikaneder Statiſt."

„Und haben nichts heute in dem Stück zu thun?"

„O doch!" — ſagte Lange. — „Ich bin Oberprieſter, . . . aber erſt im zweiten Act."

„Ei!" — fuhr der Schneider eifrig fort — „da können Sie uns gewiß auch ſagen, ob es wahr iſt, daß die Freimaurer einen Mordverſuch auf den lieben, herrlichen Herr von Schikaneder gemacht haben, weil er in der „Zauberflöte" all' ihren Teufelsſpuck verräth?"

„Ach ja!" — ſagten die beiden Anderen — „in ganz Wien ſpricht man ja davon!"

„Eine grauenvolle That!" — rief Lange, und geberdete ſich, als ob er den Unſinn beſtätige: — „Ich rufe mit Shakespeare:

„Der Teufel, der ſie erſt darin beſtärkt,
„Sagt, ſie ſei in der Hölle Buch bemerkt!"

„Entſetzlich!" — meinte der Schuſter — „wenn ſie den Herr von Schikaneder nur nicht noch nachträglich morden. Es gibt doch nur einen Herrn von Schikaneder und ein Wien."

„Gewiß!“ — ſagte Lange ironiſch — „was wäre Mozart ohne ihn, und was wäre er — ohne Mohren, Löwen und — Affen!“

„Aber,“ — rief der Schuhmacher jetzt mit einem Blick nach dem Theatergebäude, um welches ſich die Maſſen immer dichter ſchaarten — „ihr Freunde, es iſt Zeit, daß wir uns herbeimachen, ſonſt kommen wir — trotz der Billets in unſeren Taſchen — nicht hinein.“

„Lebt wohl, Herr!“ — rief er dann noch, Lange zugekehrt, und die drei Freunde verloren ſich in dem Gewühle.

Lange ſah ihnen lachend nach:

„Mein Gott!“ — rief er dann — „was ſind das für Menſchen, und auf ſolches Volk ſpeculirt ein Schikaneder! — O! Ironie des Schickſals! Sie werden heute Abend — ſelig wie Falſtaff vor einer Kanne Bier — in die Hände klatſchen, wenn die Affen und ſonſtigen Beſtien, von den Tönen der Zauberflöte angezogen, auf der Bühne erſcheinen. Dieſe Beſtien locken nicht einmal Mozart's Zauberklänge, ſondern nur die trivialſte Trivialität. — O Hamlet, Hamlet!*) wie recht haſt du! — Wenn man dieſe Menſchen und ihr Treiben anſieht, muß man mit dir ausrufen:

„Gott, o Gott!
Wie läſtig, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!

---

*) Hamlet war Langes beſte Rolle.

Pfui drüber! pfui! Ein wüſter Garten iſt's
Der ganz in Samen ſchießt; nur üpp'ges Unkraut
Erfüllet ihn!"

In demſelben Augenblicke ſchreckte Lange eine bekannte Stimme auf.

„Das iſt Salieri!" — ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Wie kommt der ſonſt ſo vornehmthuende Herr Hof-Capellmeiſter unter dieſe Haufen Plebejer? — Wie kommt Saul unter die Propheten?"

Und er trat etwas zurück, um beſſer beobachten zu können.

Wirklich war es Salieri, der jetzt, einen fein und vornehm gekleideten Herrn am Arme, ſich mühſam durch das Gedränge arbeitete. Sonderbarerweiſe aber ſprach er, wie Lange ſofort bemerkte, ganz ungemein laut.

„Hm!" — brummte Lange — „entweder muß ſein Gefährte taub ſein, oder bezweckt der Herr Hof-Capellmeiſter etwas ganz Beſonderes mit dieſer verſchwenderiſchen Kraftaufwendung ſeiner Lunge."

Und er ſtellte ſich ſo, daß er den beiden Herren den Rücken zukehrte, aber doch kein Wort von Salieri's Geſpräch verlieren konnte.

„Ja, mein lieber Baron," — rief dieſer jetzt ſo laut, daß ſich die ganze Maſſe der Umgebung lauſchend nach ihm hinwandte. — „Sie können mir's glauben und nachſagen: der arme Freund Mozart iſt ſchon ſeit langer Zeit ſehr leidend, krank an Körper und Geiſt. O! es geht mir an die Seele, daß dieſer herrliche Mann, mein liebſter, beſter Freund, ſo abgenommen hat.“

„Alſo wirklich!“ — verſetzte der Baron — „hat Mozart abgenommen?“

„Und wie!“ — rief Salieri — „er iſt nicht mehr der Schatten von dem, was er war. Nun Sie werden es heute Abend in der neuen Oper ſchon hören!“

„So iſt alſo die Muſik der „Zauberflöte“ nicht beſonders gut?“

„Gut?!“ — ſchrie Salieri, als ob er an einer Meßbude angeſtellt ſei. — „Ach! lieber Baron, ich könnte blutige Thränen darüber weinen; — die Muſik der „Zauberflöte“ — — nun, Sie können mir — als dem kaiſerlichen Hof-Capellmeiſter, der die Sache aus dem Fundamente verſteht — Glauben ſchenken .... die Muſik der „Zauberflöte“ iſt ganz mißlungen, iſt flach, nichtsſagend!“

„Unmöglich!“

„So trivial!“ — rief Salieri ſchon etwas entfernt — „daß ich mit der entſetzlichſten Angſt in das Theater gehe, ſie möge ganz durchfallen.“

„Ich kann's nicht glauben?“ — verſetzte der Baron.

„Ach ja!“ — ſchrie Salieri — „das fühlte Herr von Schikaneder auch recht gut, darum hat er auch ſo viel auf daß Aeußere des Stückes verwandt.“

„Und man erwartet ſo viel.“

„Die guten Leute werden ſich bitter täuſchen!“

„Und wie kommt es denn ....“

Aber das Geſpräch der beiden Herren, übertönt durch das theils mißfällige Gemurmel der Umſtehenden, verhallte jetzt in der Ferne.

„Schurke!“ — brummte Lange — „alſo darum die Lungenverſchwendung?“

Doch er konnte zu keiner weiteren Aeußerung kommen; denn in demſelben Augenblicke riefen Hunderte von Stimmen:

„Stille!“ — „Stille!“

Man ſchwieg und ſchaute auf. Ein ſtämmiger Kerl mit einem friſchen und rothen Geſichte, das ein gewaltiger Backenbart umſchattete, aber mit gutmüthigen Zügen und hellen aufgeweckten Augen, hatten ſich auf die Achſeln ſeines herkuliſchen Freundes geſchwungen und rief nun noch lauter, als vorher Salieri:

„Glaubt nicht, ihr Leute, was die Herren da eben geſagt haben!... Sachriſti! glaubt's nicht! Ich verſtehe zwar nicht viel von Muſik — bin nur Zimmermann; — aber ich habe im Theater gearbeitet, als man die „Zauberflöte“ probirte, und — der Teufel ſoll mich holen — wenn die Muſik nicht ſchöner iſt, als Alles, was ich noch gehört habe!“

Ein ungeheures „Hurrah!“ — erhob ſich; der Redner ſprang luſtig von ſeiner fleiſchigen Tribüne herab, der Name „Mozart!“ wirbelte durch alle Lüfte, — und — wie eine Lawine wälzte ſich der Ruf: „Es lebe Mozart!“ durch die Maſſen.

„Prächtig!“ — rief Lange, vor Freude ſtrahlend —

— „prächtig! Der Kern des Volkes iſt doch immer gut. Aber ich merke ſchon, die verdammten Italiener ſpielen wieder die alte Rolle und fordern Mozarts Genius heraus. Sie wollen Kampf; — nun gut, ſie ſollen ihn haben — auch ich werde jetzt meine Maßregeln nehmen. Salieri, — Satansſchlange — Lungenverſchwender — ich rufe dir mit Agamemnon zu:

„Geh', edler Herr, zu ſteh'n
Bei Ajax; — und wie du und Held Aeneas
Den Kampf beſtimmen, ſoll er vor ſich gehn!"

Und er war im Begriff zu Schikaneder in das Theater zu eilen, dieſem das eben Vorgefallene mitzutheilen und mit ihm Gegenmaßregeln zu berathen, als ihm ein Trupp Schuſterjungen den Weg verſperrte. Sie kamen pfeifend und ſingend — unbekümmert um die Gehörwerkzeuge der Umſtehenden — ihres Weges daher; denn ihre Meiſter hatten ihnen, zu Ehren der „Zauberflöte" und der Affen, Mohren und Löwen, den Abend freigegeben. Jetzt ſollte, Kraft ihrer Ellenbogen, ein Sturm auf das Theater gemeinſam unternommen werden.

„Bei Apollo!" — rief Lange, als er ſie anſichtig wurde — „das iſt gerade eine Schaar Trojaner, wie ich ſie brauche!" — und, ohne ſich weiter zu beſinnen, trat jetzt er dem Durchmarſch dieſer hoffnungsvollen Jugend in den Weg.

Aber ſchon der Anführer, ein dicker, frech und dummdreiſt in die Welt ſchauender Jüngling von etwa ſechszehn

Jahren, verſtand keinen Spaß. Als er an Lange ein Hinderniß im Weiterſchreiten fand, fing er dermaßen grell und laut zu pfeifen an, daß die nächſtſtehenden Leute ſich die Ohren zuhielten; zugleich aber verſetzte er Lange — die Hände in den Taſchen, die Ellenbogen in ſpitzem Winkel — einen gemüthlichen Stoß, der ihn, als Hinderniß, auf die Seite bringen ſollte. Lange war indeſſen vorbereitet. Er parirte den Stoß, wie Hamlet im Kampfe mit Laertes, ohne von der Stelle zu wanken.

Jetzt aber ward der junge Trojaner unangenehm:

„Geh' aus dem Wege, Kameel!“ — rief er Lange zu, den er wohl für einen kleinen Krämer oder etwas ähnliches hielt.

Lange aber ſchien den Schild der Minerva mit dem Meduſenhaupte zu beſitzen; denn plötzlich ſchwieg nicht nur der edle Führer, er blieb auch wie verzaubert ſtehen.

Dies Meduſenhaupt aber war nichts anderes als ein Zwanziger, den Lange dem Burſchen vor die Augen hielt.

„Was ſoll's damit!“ — rief dieſer endlich, als er aus Lange's pfiffig-freundlicher Miene zu dem Schluſſe gelangt war, der Zwanziger ſei für ihn, für irgend einen Dienſt beſtimmt. — „Was ſoll's damit?“

„Edler Trojaner!“ — ſagte dieſer — „dir, und jedem deiner Kameraden einen ſolchen Zwanziger und Eintritt ins Theater auf meine Koſten, wenn ihr mir verſprecht, dieſen Abend nicht von meiner Seite zu weichen und alles zu thun, was ich thue!“

„Schuſter bin ich und Peter heiß' ich, aber nicht

Tropaner," — ſagte keck der Dicke. — „Euren Witz aber könnt ihr zu Hauſe laſſen, Affen und Kameeler ſehn wir heut Abend noch genug."

„Aber ihr ſollt ſie ſehen, ohne daß ſie euch was koſten!" — ſagte Lange mit der ihm zu Gebote ſtehenden gutmüthigen Jovialität — „und ſollt die Zwanziger noch obendrein verdienen."

„Im Monde? He!" — rief der Bube — „denn ihr ſeht mir gerade aus, als ob ihr achtzehn Zwanziger im Sack hättet."

„Siehſt Du, wie der Schein oft lügt,
„Weiſe ſelbſt und Helden trügt!"

rief hier Lange mit komiſchem Ernſt;

„Aber wirſt du ſelber ſchauen,
„Zähl ich wohl auf dein Vertrauen!"

Und er griff in den Sack und hielt Peter eine ganze Handvoll blinkender Zwanziger hin.

„Alſo wirklich?" — rief Peter und die Augen gingen ihm über.

„Wirklich!" — wiederholte Lange.

„Schlag ein, Peter! — Schlag ein!" — rief es jetzt im Chorus. — „Aber erſt das Geld."

„Hier!" — ſagte Lange, und gab Jedem ſein Theil. — „Ich weiß, ihr haltet Wort."

„Ja, beim heiligen Chriſpin!" — betheuerte Peter und die Andern ſtimmten ein.

„Und jetzt folgt mir, Trojaner!" — rief Lange, die

Mütze, die er — der Unkenntlichkeit wegen — trug, tiefer in das Geſicht ziehend, — „aber einige Schritte weit hinter mir. Bleib' ich ſtehen, thut ihr's auch; geh' ich weiter, folgt ihr mir; klatſche ich im Theater in die Hände ....“

„Klatſchen wir auch!“ — riefen alle.

„Rufe ich „bravo!“

„Schreien wir ebenfalls ſo, daß die Wände wackeln!“

„Prügele ich nach dem Theater Einen ....“

Hurrah! hurrah!“ — riefen die achtzehn jugendlichen Kehlen — „prügeln wir mit!“ — und in dem ſeligen Vorgefühl der Erfüllung dieſer ſchönen Hoffnung, erfüllte ein neues ſeliges „Hurrah!“ die Lüfte.

Aber ſo groß war das Gedränge und der Lärm vor dem Theater, daß man von dieſen Freudenrufen gar keine Notiz nahm. Derſelben Urſache wegen waren aber auch Salieri und ſein Begleiter nicht weit gekommen, ſo daß ſie Lange und ſein Gefolge bald eingeholt hatten.

Jetzt aber ſchien es Salieri geradezu, als ob ſich die Hölle gegen ihn verſchworen hätte. Alle Schuſterjungen Wiens mußten plötzlich um ihn verſammelt ſein, und es war nicht mehr daran zu denken, ſeine Unterhaltung hören zu machen, ſo ſataniſch pfiffen die Kerls.

Vergebens ſuchte der Kaiſerliche Hofcapellmeiſter ſeinem Schickſal zu entgehen, wo er auch hinauswollte, ſtanden ihm die verdammten Schuſtersbuben im Wege, und dieſe waren ſelbſt wieder ſo von der Menge eingeſchloſſen, daß auch ſie jetzt keinen freien Willen mehr hatten, Der ganze Knäul, Salieri und den Baron in der Mitte, ward geſchoben, und zwar nach dem Eingange zu, der nach der Gallerie führte.

Salieri hatte gut rufen: daß er ja gar nicht dahin, ſondern nach demjenigen Eingang wolle, der zu den Logen führe. Kein Menſch achtete darauf. Alle hatten Hören und Sehen verloren; denn die Thüren des Theaters waren eben geöffnet worden — und nur ein Gedanke beſeelte die unüberſehbare Menge: einen Platz in dem Theater zu erobern. Nicht mehr umdrehen konnte man ſich, und wer aus Verſehen ſich umgedreht hatte, wurde rücklings in den Tempel der Muſen und die Treppen hinauf geſchoben, gehoben und getragen.

Salieri verzweifelte faſt! — Er, der geizige, bot Geld in Fülle, — — umſonſt! und hätte er Tauſende hingelegt, und hätten auch die edlen Trojaner, die ihn wie eine Leibwache — ſo recht im eigentlichen Sinne des Wortes — umgaben, gewollt, auch ſie hätten jetzt ſein Geſchick nicht mehr ändern können. Die Würfel waren gefallen, und nach Verlauf einer halben Stunde — faſt im Todeskampfe zugebracht — ſahen ſich der Herr Hof-Capellmeiſter und der Herr Baron da, wo ſie noch nie geweſen; auf der Gallerie des Leopoldſtädter Theaters, — mitten unter Handwerkern und Schuſtersjungen, und ſo eingepreßt, daß ſie nicht einmal — was in dieſer Atmoſphäre recht wohlthuend geweſen wäre — ihre Schnupftabaksdoſen aus den Rockſchößen langen konnten.

Lange aber kannte ſich vor Vergnügen nicht mehr. Er machte in der That Studien an den jämmerlich-verzerrten, die äußerſte Wuth und Verzweiflung ausdrückenden Zügen Salieris, dem der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirne über die todtenbleichen Wangen rann.

So vergingen beinahe zwei Stunden, bis endlich! endlich! eine allgemeine Bewegung und der donnernde Ruf: „Es lebe Mozart! Mozart lebe!“ — das Eintreten des Componiſten und den Beginn der Oper ankündigten. Salieri biß ſich auf die Lippen, daß ſie bluteten — aber die Jubelrufe endeten nicht. Erſt nach zehn Minuten, hörte man den Tactſtock des Dirigenden fallen. Es war natürlich der Meiſter ſelbſt, der ihn führte.

Aber was ſoll man nun über die Aufführung ſagen? Sie ſteht einzig in den Annalen Wien's da!

Hatte es in dem bis an den Plafond überfüllten Theater vor dem Erſcheinen Mozart's wie an den Geſtaden des Meeres gewogt und gerauſcht und gebrauſt; war mit dem Erſcheinen des Maeſtros der Sturm der Freude donnernd losgebrochen — ſo trat, trotz der Tauſenden von Anweſenden, mit dem erſten Tone der Ouvertüre Todtenſtille ein. Alles horchte, Alles lauſchte! — Und wie ſich nun die Ouvertüre, dieſes Meiſterwerk der Inſtrumentalmuſik, vor den Ohren der Hörer entwickelte: Himmliſch in der Harmonie der Fuge; ſtrahlend in melodiſchem Glanze; ſo ganz Genuß, Wohlklang, Entzücken und unausſprechlicher Zauber, ſowohl für den gelehrten Muſiker, als für den einfachen Liebhaber — — da ſtrahlte es aus allen Augen, von allen Geſichtern, — da hatte ſich

Mozart ſchon im Voraus alle Herzen, die vollſte Bewunderung aller Kenner gewonnen.

Ein abermaliger Sturm erfolgte, — ein Sturm des Beifalls, der das Haus erſchütterte; — ein Ausbruch des Entzückens, der Salieri wie Gift und Feuer und Dolch durch alle Glieder ging.

Aber ſchon war der Vorhang aufgeflogen, und das Stück hatte begonnen. Jetzt aber ereignete ſich Unerhörtes.

Wenn nämlich auch die weit, weit überwiegende Maſſe der Anweſenden allein nur wegen Mozart's Muſik gekommen war, ſo hatte doch auch Schikaneder, mit Hülfe Chigots, viele Hunderte aus den niederen Sphären der Wiener Bevölkerung blos durch ſeine tollen Anlockungen mit Beſtien, Mohren und Freimaurern herbeigezogen; — Menſchen, deren völlig ungebildetes rohes Weſen keine Ahnung von Muſikverſtändniß zuließ; die eigentlich nur gekommen waren, um Affen, Bären, Schlangen, Löwen und Vogelmenſchen zu ſehen. Aber welches Wunder ereignete ſich nun mit dieſen im Verlaufe des Stückes? Freilich nahm ſie — beſonders im Anfange — die Scenerie lebhaft in Anſpruch; aber ſchon bei den erſten Nummern hatte die unübertrefflich ſchöne Muſik, — ſo köſtlich-einfach und lieblich, ſo zauberhaft und doch ſo allgemein-verſtändlich zu allen Herzen ſprechend — ihre unwiderſtehliche Allgewalt bewieſen. Wie der „Zauberflöte“ ſüße Töne auf der Bühne die wildeſten Thiere bändigte, — wie die Gewalt der Muſik ſich hier ſymboliſch geltend machte, jede Rohheit und Wildheit beſchwichtigend und für ſich gewinnend — ſo riß Mozart, einem allmächtigen Zauberer gleich, Alles was anweſend war, von dem feinſten Muſikkenner bis zu dem ungebildetſten Menſchen, durch den Reichthum und die Zauber ſeiner Melodien hin!

Da war von einer Oppoſition auch gar nicht mehr die Rede! — Da vergaßen ſelbſt die Schauluſtigſten, warum ſie gekommen; da zerfiel Schikaneder's Feenreich in Staub und Aſche, und Eines nur herrſchte: **Mozart und ſeine göttliche Muſik**!

Der Erfolg, den dieſe Aufführung hatte, war ungeheuer! Nach jeder Nummer raſte der Beifallsſturm ſo furchtbar, daß das Haus in der That erbebte. Das Freudengeſchrei im Innern aber wurde von dem Jubel der Tauſende, die vor dem Hauſe ſtanden, weil ſie nicht mehr hinein kommen konnten, donnernd erwiedert.*)

Mozart's in der letzten Zeit ſo erſchlafften Züge hatten wieder für Momente den Ausdruck der alten Energie angenommen, — ſeine Wangen glühten — ſeine Augen flammten in Begeiſterung — ſein Herz klopfte ſtürmiſch in Wonne und Entzücken.

Und Salieri? — Halb todt vor Neid und Aerger, — halb taub durch den Höllenlärm von ſechs und dreißig dicht um ihn unaufhörlich klatſchenden Händen und achtzehn, ſeinen Ohren ganz nahe poſtirte gräßliche Stimmen, deren „Bravos“ allein die Mauern von Jericho hätten wanken machen können, — glich mehr einer Leiche, als einem lebenden Menſchen. Die Farbe ſeines Geſichtes war aſchgrau, ſeine Muskeln zuckten convulſiviſch, ſeine Lippen bluteten, ſo hatte er ſich darauf gebiſſen. Aber Alles half nichts! Die Hölle kann ihre Verdammten nicht feſter halten, als die Cohorte der Lange'ſchen Trojaner, den Hof-Capellmeiſter. Und in der Hölle war er den ganzen Abend: denn die Flammen des Zornes, der Wuth, der Selbſtverachtung, des Neides und des Haſſes verzehrten faſt ſeine Seele. Als der Vorhang fiel, ſank er faſt ohnmächtig gegen ſeinen Begleiter.

---

*) Hiſtoriſch.

Aber nun ſollte ſich noch ein Wunder ereignen!

Als die ungeheure Menſchenmenge, die heute das Leopoldſtädter Theater gefüllt hatte, ſich nach faſt halbſtündigem, gar nicht endenwollendem Applaus nun entfernte, und vor dem Hauſe, wie ein mächtiger Strom in zahlloſe Arme zerſchlug, die ganz Wien überſchwemmten: da ſangen, brummten, ſummten und pfiffen zahlloſe Menſchen die lieblichen Melodien nach, die ſie eben gehört, — deren Zauber ſie gefeſſelt, — und die doch ſo populär waren, daß ſie eben Jeder ſingen, brummen, ſummen und pfeifen konnte.

Auch die Trojaner zogen, überglücklich, — ihren edlen Peter an der Spitze — nach Hauſe und pfiffen in den ſchneidendſten Tönen, die ſie hervorbringen konnten: „Der Vogelfänger bin ich ja, ſtets luſtig heiſa, hopſaſa!“

Es will Abend werden.

Die „Zauberflöte" war alſo nun vollendet, aufgeführt und Schikander durch den wahrhaft überraſchenden und ungeheuren Erfolg gerettet; mehr wollte Mozart nicht, denn jetzt war auch Raum, Zeit und Muſe für das Requiem gegeben. Und, in der That, Amadeus ging — trotz Conſtanzens Bitte: ſich wenigſtens nur einige Tage Ruhe zu gönnen — mit einer ſolch' fieberhaften Haſt an dieſe Compoſition, daß etwas wahrhaft Beängſtigendes und Beklemmendes darin lag.

„Ich kann den unbekannten Beſteller nicht länger warten laſſen," — ſagte Amadeus — „zumal er im Voraus bezahlt hat; — und dann drängt es mich auch unendlich, mich wieder einmal im großartigen Kirchenſtyle zu verſuchen. Es iſt mir dabei immer, als ob mir dies Werk ſo recht Ruhe und Frieden der Seele bringen ſollte."

Und nun ging es wieder Tag und Nacht an die Arbeit, der er diesmal noch bei Weitem mehr Sorgfalt widmete, als ſonſt; — ja, die er mit einer gewiſſen heiligen Begeiſterung erfaßte. Das Bedürfniß, auch einmal etwas für ſeine Mutter-Kirche zu thun, und dadurch gleichſam für ſeine kleinen Sünden Verſöhnung zu erlangen, miſchte ſich mit dem inneren muſikaliſchen Beruf für dieſe Gattung erhabener Tonſchöpfungen, der, durch die Beſtellung des Requiem geweckt, jetzt in ihm durchgebrochen war und ſich mit ſtürmiſcher Gewalt geltend machte.

Die weiteren Aufführungen der „Zauberflöte“ hinderten ihn dabei nicht; wohl aber erhob und erfriſchte ihn, wenigſtens auf kurze Zeit, der ungeheuere Erfolg, den dieſe Oper hatte. Der Beifall war — wir wiederholen es — beiſpiellos! Ganz Wien blieb fortwährend in der freudigſten Aufregung. Alles wollte dieſe Oper ſehen. Es regnete Geld in Schikaneders Theaterkaſſe; man zankte, man riß, man ſchlug ſich um die Billets. Das Theater ſelbſt ertönte bei jeder neuen Vorſtellung, wie bei der erſten, von ſo gewaltigem Beifalls- und Freudengeſchrei, daß es außen, auf den Straßen, wiederhallte.*) Schikaneder hatte in dreifacher Beziehung Recht behalten und ſein ungemeines Talent für das Praktiſche bewieſen. Einmal: ſein unſinniger Text entſprach ganz dem Volksgeſchmack: — dann: die Muſik zur „Zauberflöte“ war das populärſte, was Mozart bis dahin geſchrieben, ward ſomit aber auch ſeines Ruhmes feſteſte Säule — — und endlich: die „Zauberflöte“ rettete Schikaneder und machte ihn zum grundreichen Manne.

---

*) Hiſtoriſch.

Und Mozart? — Mozart dirigirte ſie einigemale; aber die Arbeit an dem Requiem erſchöpfte ihn bald ſo ſehr, daß ſich die Ohnmachten häufiger und häufiger einſtellten, und er das Zimmer endlich auf einige Zeit hüten mußte.

Auch heute gab man die „Zauberflöte“ wieder..... aber Wolfgang Amadeus Mozart — der große, herrliche Meiſter, der ſie geſchaffen — ſaß auf ſeinem Zimmer. Das Arbeiten war ihm heute unmöglich geworden; ſeine Frau — mehr als je für ihn beſorgt — hatte ihn unter Thränen beſchworen, doch nur einen Tag auszuſetzen. Es war ein trüber peinlicher Tag für ihn, der ſich aber jetzt ſeinem Ende zuneigte, denn ſchon war die Nacht angebrochen. Ein rauher Novemberwind brauſte und heulte an den Fenſtern vorüber und warf in wildem kecken Uebermuthe die dicken Tropfen eines kalten Regens barſch wider die Scheiben, daß ſie klirrten und klapperten, als ſollten ſie in Stücke gehen; die Windfahnen auf den Dächern aber drehten ſich knarrend, den gewaltigen Flügelſchlägen des unbändigen Herbſtſturmes gehorchend.

Mozart lauſchte, in einen Seſſel gelehnt, den Stößen des Windes.

Es lag ein trüber Herbſtabend über der Welt und — über ſeiner Seele.

Neben ihm auf dem Tiſche brannte die kleine Lampe, gegen ihm über auf dem Kaunitz tickte melancholiſch die Standuhr. Er war allein; denn Conſtanze, ſeine treue Pflegerin, wiegte eben in einem der hinteren Zimmer den kleinen Wolfgang Amadeus mit dem ſchönen Wiegenliede ein, das der Vater eigens für ſeinen Jüngſtgeborenen componirt hatte.

Alles im Zimmer war todtenſtill. Mozart's Augen aber ſchauten unverwandt nach der Uhr. Er war in Gedanken bei ſeinem herrlichen Werke, das eben zum ſechsundzwanzigſten Male aufgeführt wurde, und folgte im Geiſte der Vorſtellung.

„Jetzt,“ — ſagte er leiſe und ein unendlich ſchmerzliches Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, — „jetzt iſt der erſte Act zu Ende.“

Und er hörte den Beifallsſturm der Menge, der nicht enden wollte; und er dachte daran: wie ſein Werk ſo Viele reich und glücklich mache, und Jedem die ſchönen Augenblicke ſeines Lebens vermehre.... und er hier allein und verlaſſen ſitze. Er dachte daran, wie man ihn im Orcheſter ſuchen werde.... und ein Anderer den Tactſtab führe, den Scepter im Reiche der Töne, den in der Hand, er ſo oft wie ein Feldherr, wie ein König geherrſcht — und nun? Welcher Jubel ſchallte jetzt dort? — welch' zauberhafte Melodieen ergoſſen ſich, wie ſüße Ströme der Luſt, in Aller Ohren und Herzen — — und er, der Schöpfer all dieſer Herrlichkeiten, dieſer meiſterhaften Tongebilde, ... er hörte ſie nicht! er ſaß hier einſam und allein, ... matt, müde, krank .... gebrochen an Körper und Seele.

O! es war eine ſchreckliche Empfindung, die Mozart hier durchzuckte; — es war ihm faſt, als ſei er ſchon todt; als ſei er weggeworfen, wie ein abgenutztes, verbrauchtes Werkzeug; — vergeſſen von den Menſchen, die ſich nur an ſeinen Werken noch beluſtigten; — erſetzt bereits durch einen Anderen, wie man im Kriege in die Lücke eines Gefallenen gleichgiltig einen Anderen ſchiebt. Er ſchauerte in ſich zuſammen über das entſetzliche Nichts des Lebens, über das Nichts aller ſeiner Anſtrengungen, aller ſeiner zertretenen Hoffnungen und Wünſche.

So ſaß Mozart mit geſenktem Haupte lange da. Endlich ſagte er, als wolle er ſich ſelbſt tröſten:

„Nun, nun! mein Geiſt iſt doch noch dabei; und ſchön bleibt es immer, Großes geſchaffen und Andere damit beglückt zu haben. Ach! — ich möchte ſo gerne noch viel Großes ſchaffen .... es iſt ſo ſchön, ſo beglückend dies Schaffen .... es iſt ſo ſchön .... zu leben!“

Und Mozart ſeufzte tief auf und verſank abermals in Gedanken. Aber nach und nach hob ſich ſein Haupt wieder und ſeine Augen ſuchten auf's Neue die Uhr:

„Jetzt“ — fuhr er leiſe flüſternd fort — „jetzt ſingen ſie: „O Iſis und Oſiris“ .... „Laßt ſie der Prüfung Früchte ſehen, doch ſollen ſie zu Grabe gehen, ſo lohnt der Tugend kühnen Lauf, nehmt ſie in euren Wohnſitz auf.“

Aber plötzlich durchſchaudert es ihn. Mit zerſchmetternder Gewalt tritt der Gedanke vor ſeine Seele, daß das Alles für ihn aus ſein werde, und ſeine Augen wenden ſich mit Entſetzen von dem Zeiger der Uhr hinweg, der —

wie von dämoniſcher Gewalt getrieben — jetzt raſcher und raſcher ſich zu bewegen ſcheint und dann ..... plötzlich ſtille ſteht!

In dem Augenblicke traten Conſtanze und Abt Stadler ein.

Mozart athmete hoch auf; es war ihm eine Bergeslaſt vom Herzen gewälzt. Aber Freund Stadler war heute nicht wie ſonſt. Während ſonſt immer ein würdevolles und doch freundliches Weſen, gepaart mit leidenſchaftsloſer Ruhe den Abt charakteriſirten, ging er heute, nach kurzem Gruße, ziemlich heftig im Zimmer auf und ab, indeß ein gewaltiger Sturm ſichtlich ſein Inneres bewegte.

Mozart folgte dem Freunde einige Minuten mit den Augen, dann aber frug er, ganz überraſcht über das ungewöhnliche Benehmen deſſelben, nach der Urſache ſeiner Aufregung.

Der Abt ſchwieg einen Moment, dann blieb er vor Wolfgang Amadeus ſtehen und ſagte:

„Lieber Mozart, es gibt Dinge in der Welt, die den ruhigſten Mann aus dem Gleiſe bringen können. Ich kann nun einmal Schurkereien nicht ruhig mit anſehen!“

„Von welchen Schurkereien iſt denn die Rede?“ — frug Mozart matt.

Aber Abt Stadler ging abermals einige Minuten mit großen Schritten, ſchweigend, im Zimmer auf und ab. Man ſah ihm an, daß er innerlich mit ſich kämpfe: ob er reden ſolle oder nicht. Endlich ſagte er, halb zu ſich, halb zu Mozart gewandt:

„Ich kann, — ich darf nicht ſchweigen.“

„Iſt es denn etwas, was uns betrifft?“ — frug hier Conſtanze mit einem beſorgten Blick auf den Leidenden.

„Allerdings!“ — verſetzte Stadler. — „Ich würde gern ſchweigen; aber es iſt zu wichtig.“

„Und können wir Beide die Sache nicht für uns abmachen?“ — frug Conſtanze weiter. — „Ich möchte gern alles Unangenehme von Wolfgang ferne halten; er iſt ohnedem ſo angegriffen!“

„Liebes Herzensweibchen!“ — rief Stadler, und ſeine Mienen drückten das Peinliche ſeiner Lage aus, — „wie gerne möchte ich das auch; aber hier muß Mozart ſelbſt Aufſchluß geben — und verſchieben läßt ſich die Sache auch nicht.“

„Nun, was iſt's denn?“ — frug Mozart mit der größten Ruhe.

„Sag' mir doch“ — verſetzte Stadler — „haſt Du mit Schikaneder in Beziehung auf die „Zauberflöte“ einen Contract gemacht?“

„Nein!“ — ſagte Mozart.

„Gar nichts Schriftliches?“

„Was braucht's Schriftliches unter Männern?“

„Dacht' ich's doch!“ — rief der Abt, und ſeine Stirne legte ſich in düſtere Falten. — „Immer das unſelige Vertrauen! Freund, wann wirſt du einmal klug werden? Weil du ein Mann von Wort biſt, glaubſt du, Andere wären es auch.“

„Um Gottes Willen!“ — fiel hier Conſtanze erblaſſend ein, — „Schikaneder wird doch nicht ....“

„Und wie lautete eure Uebereinkunft?“

„Ich gab ihm die Partitur der „Zauberflöte“ — ſagte Mozart — „unter der Zuſage einer beliebigen Vergütung; nur behielt ich mir vor, daß die Partitur von ihm nicht weiter verkauft werde, damit ich, wenn die Oper Aufſehen mache, ſie an die übrigen deutſchen Theater verkaufen könne.“

„Und ging er darauf ein?“

„Ich meine denn! Er war entzückt über meine Bereitwilligkeit, ihm aus der größten Noth und Verzweiflung zu helfen, und überſchüttete mich daher mit Betheuerungen unverbrüchlichen Einhaltens.“

Stadler hatte dem Freunde mit Spannung zugehört, aber, während jener ſprach, wiederholt mit einer Miene den Kopf geſchüttelt, die deutlich ſagte: es iſt unmöglich! Jetzt, da Mozart ſchwieg, ſagte er:

„Und hat dir Schikaneder, — in deſſen Kaſſe es durch die „Zauberflöte“ Geld regnet, — jetzt, nach der fünfundzwanzigſten Vorſtellung — denn heute iſt, ſo viel ich weiß, die ſechsundzwanzigſte — eine Summe zukommen laſſen?“

„Nein!“ — ſagte Mozart gelaſſen — „ich ſchenke ſie ihm auch, denn er braucht viel, um ſich oben zu halten. Wenn ich die Oper nur an ein paar andere Directionen gut verkaufen kann.“

„Schenken?“ — wiederholte Conſtanze erſchreckt.—

„Liebes Männchen, bedenke, daß wir wieder in großer Geldverlegenheit ſind. Was wir für „Titus“ eingenommen, ging vollſtändig darauf, um die alten Schulden, wenigſtens theilweiſe, zu decken. Jetzt biſt du auch noch leidend, du mußt dich alſo ſchonen.“

„Laß doch, gute Seele!“ — ſagte Mozart und zwang ſich zu einem trüben Lächeln, — „mußt dir nicht ſo viel Sorgen machen. Sieh', die „Zauberflöte“ hat ja Glück gemacht, wie keine meiner anderen Opern, — der Lärm darüber erfüllt ja ſchon das ganze Reich; — — — wenn ich ſie nun nach München, Stuttgart, Dresden und Berlin verkaufe....“

Abt Stadler ſtampfte hier, ſich ſelbſt vergeſſend mit dem Fuße ingrimmig auf den Boden, was er ſonſt nie that. Aber Schmerz und Zorn hatten ihn übermannt.

„Ja, wenn, wenn!“ — rief er dann, und ſeine Augen leuchteten in einer heiligen Indignation, — „wenn eben Schikaneder nicht ein Schurke wäre, und die Partitur gegen Recht und Gewiſſen an alle jene Theater ſchon verkauft hätte!“

Conſtanze ſtieß einen Schrei aus; dann folgte eine längere Pauſe.

„Ich glaub's nicht!“ — ſagte Mozart endlich.

„Und ich weiß es!“ — verſetzte der Abt. — „Du haſt Süßmayer aufgetragen, die Oper den genannten Theatern zu offeriren.“

„Ja!“

„Nun, die Antworten ſind da. Süßmayer hatte nur nicht den Muth, ſie dir mitzutheilen, was ich thue, um, wenn es noch möglich iſt, zu helfen. Die Directionen danken, da ſie die Partituren ſchon beſitzen.“

„Es iſt nicht möglich!“ — rief Conſtanze, über den neuen Schlag alle Faſſung verlierend — „es iſt nicht möglich! Schikaneder iſt Mozart's Freund, hat Mozart ſeine Rettung zu verdanken, hat ſo unendlich viele glückliche und genußreiche Stunden in unſerem Hauſe verlebt, hat ihm ſo oft Liebe, Treue und Dankbarkeit gelobt und geſchworen; — die „Zauberflöte“ macht ihn zum reichen Mann, und er ſollte ...“ ſie konnte nicht weiter reden, Ueberraſchung, Staunen, Angſt und Schmerz machten das Wort auf ihrer Zunge erſterben.

Stadler ging mit aufeinandergepreßten Lippen, Flammen eines edlen Zornes in den Augen auf und ab. Nur Mozart blieb ruhig, und ſagte einzig:

„Der Lump!“*)

„Und ſoll man nicht gerichtlich gegen ihn auftreten?“— frug jetzt Stadler. — „Ich will alles beſorgen, auslegen, ſelbſt .....“

Mozart ſchüttelte mit dem Kopfe; dann ſagte er, zu ſeinem Weibe und dem Freunde gewandt:

„Wenn ihr mich lieb habt, ſo redet mir nicht mehr von der Sache. Schikaneder iſt ein Menſch, wie wir alle. Das Böſe iſt nicht in ihm, ſondern an ihm; es iſt ein ſchmutziges Kleid der urſprünglich reinen Seele. Die armen Teufel von Menſchen ſind meiſt gut, wenn man ſie nur recht kennt. Jede Diſſonanz, jeder Mißklang in und unter ihnen lößt ſich endlich doch auf in den harmoniſchen Allklang des Ewigen und Göttlichen.“

---

*) Hiſtoriſch. Niſſen: S. 549. Oulibicheff: Mozart's Leben I. Theil. S. 260.

Mozart, in deſſen Ton etwas unendlich mildes gelegen hatte, ſchwieg. Conſtanze erhob ſich und verließ unbemerkt das Zimmer. Sie mußte ſich an der Wiege ihres ſchlummernden Lieblings ausweinen — — ausweinen über den Schlag, der ſie und ihren nur zu guten Mann wieder getroffen; — ausweinen in Angſt und Entſetzen über die Zukunft, die ihr finſter entgegengähnte. Abt Stadler aber war voll Staunen und Bewunderung vor Mozart ſtehen geblieben. Welch' eine große, edle Seele, in die ſelbſt ein ſolcher Verrath an der Freundſchaft, eine ſolche empörende Schurkerei auch nicht einen Schatten von Zorn und Unwille zu werfen vermochte! Stadler konnte ſich in ſeiner aufrichtigen Bewunderung kaum faſſen. Er hätte ſich in dieſem Augenblicke vor dem Freunde beugen, ihm die Hände küſſen können. Er geſtand ſich ein: Mozart hatte hier wieder ſehr, ſehr unklug, ſehr unpraktiſch gehandelt .... aber .... was hatte ihn wieder dazu verführt: ſein unendlich gutes Herz. Er rettete Schikaneder mit der größten Uneigennützigkeit, und als ihn dieſer um Alles betrog .... ſprach er ein Wort der Verachtung .... und vergab!

Und während Abt Stadler dies dachte, ward es wieder ruhiger in ſeinem Innern, und die Liebe und Verehrung, die er ſchon ſo lange Mozart entgegengebracht, erfüllten jetzt ſein Herz mit doppelter Gluth. Aber beide ſprachen auch aus ſeinen Blicken, ſprachen ſich aus in dem innigen Druck der Freundeshand, die er erfaßt, — ſprachen ſich aus in den Worten:

„Wahrlich, Du biſt eine edle Seele!“

Das Requiem.

Langſam und ernſt verhallten eben in dunkler Nacht die Glockenſchläge von St. Stephan. Es war zwölf Uhr. Ueber die Erde aber fuhr ein unfreundlicher kalter Herbſtwind. Und der Wind ſchüttelte draußen die Bäume, daß die letzten dürren Blätter, die nur noch matt und träumeriſch an den Aeſten hingen, weithin flogen, ſich in irgend einem Winkel der Ferne ein Grab ſuchend; — durch die Straßen der Stadt aber fuhr er pfeifend und heulend, und die Wenigen, die ſich hier noch fanden, flohen vor ihm, und bargen ſich ſchüchtern in den ſchützenden Häuſern.

Und wieder ſtanden hochoben die glitzernden Sterne; aber ihr Glänzen war ein kaltes, einſames, erhabenes. Wie der Wind über die Bäume und durch die Straßen, ſo war der Sturm von Jahrtauſenden und Jahrtauſenden unter ihnen hinweggeſauſt; — und wie hier der Herbſtwind welke Blätter abſtreifte und ſpurlos verwehte, ſo hatte hier der Zeitenſturm vor ihren Augen Welten hinweggeweht, daß ſie wie ein Stäubchen im All verſchwanden. Und wie ſie Welten kommen und gehen ſahen, ſo waren Myriaden und Myriaden Menſchen, mit ihren Freuden und ihrem Jammer, mit ihrer kurzen flüchtigen Luſt und ihren langen verzehrenden Qualen, mit dem Aufblitzen ihres Seins und dem ſpurloſen Verſchwinden ihres „Ichs“, an ihnen vorübergegangen. Sie ſahen den Tod und die Vernichtung auch jetzt wieder unauförlich ihre Sichel ſchwingen; aber ſie glänzten und leuchteten ruhig fort, denn ſie wußten, daß auch dies nur Schein ſei, und daß es doch keinen Tod und keine Vernichtung gebe, ſondern nur ein ewiges, einiges, unendliches Leben. Aber eine dunkle Wolke lag zwiſchen dieſem Wiſſen und dem der Sterblichen, und auch jetzt weinten zahlloſe Augen an Krankenlagern und über Todtenbetten.

Und wie ein einziges großes gewaltiges Todtenbett, wie ein unermeßlicher Kirchhof lag jetzt die Welt. Selbſt Wien — das ſonſt ſo üppige, heitere, genußſüchtige Wien — glich nun, in der Stille der Mitternacht einem Friedhofe, ſo leer und todt und einſam waren die Straßen, — ſo ſtumm, ernſt und feierlich ragten die Häuſer empor, gleich den gewaltigen Epitaphien derer.... die da geſtern geweſen!

Nur hie und da leuchtete durch eines oder das andere Fenſter ein ſchwacher Lichtſchimmer.

Vor einem dieſer Häuſer aber, die noch Licht hatten, ſtand, in den Schatten gedrückt, eine dunkle Geſtalt. Sie war ſo dicht verhüllt, daß ſie Niemand erkannt haben würde, ſelbſt wenn es hier in der Nähe ſonſt ein lebendes Weſen gegeben hätte. Ein weiter, faltenreicher, ſchwarzer Mantel umhüllte ſie ganz, und fiel ſelbſt bis zur Erde herab, während eine Art Kapuze den Kopf bedeckte.

Der Nachtwind ſauſte mächtig an ihr vorüber, — ſie bewegte ſich nicht; — neugierig zauſte er an dem Mantel, — ſie zog ihn feſter an und ließ es ruhig geſchehen.

So ſtand die Geſtalt jetzt ſeit zehn Uhr. Es hatte elf, es hatte zwölf Uhr geſchlagen — ſie war unbeweglich auf ihrem Platze geblieben. Aber es war auch ein eigenthümlicher Zauber, der ſie hier feſſelte: aus dem oberen Geſchoſſe des Hauſes nämlich ertönte eine wunderbar herrliche Muſik; — eine Muſik, die Mark und Bein erſchütterte, — eine Muſik, die eine unausſprechlich erhabene Trauer athmete, — **eine Muſik, aus Thränen, Schmerz und Liebe gewoben!**

Es waren nur wenige Inſtrumente und wenige Stimmen, aber was ſie vortrugen, war göttlich groß, himmliſch ſchön!

Und leiſe, leiſe, — wie mit unendlichem namenloſem Schmerze und kindlich-frommer Hingabe tönte es durch die Nacht:

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis. Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte ſie.“

„Te decet hymnus, Deus, in Sion, et tibi reddetur votum in Jerusalem. Dich preiſet die Hymne, o Gott, in Zion, und Gelübde werden Dir erfüllt in Jeruſalem.“

„Exaudi orationem meam, ad te omnis caro veniet. Erhöre unſer Gebet, alle Sterblichen erſcheinen vor Dir.“

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte ſie!“

Es war ein Requiem — eine Todtenmeſſe, die man hier vortrug, wenigſtens der Anfang davon.

Die verhüllte Geſtalt ſog athemlos jeden Ton ein. Sie hatte manches Requiem ſchon gehört, aber eine ſolch' erhabene Muſik noch nicht. Sie lauſchte und lauſchte, und vor ihren Augen war es, als geſtalte ſich die Welt zu einem ungeheuren Dome, und die Nacht ſchlug ihn ſchwarz aus, und die Sterne waren die Lichter darein. Und in ihrer Aufregung ſah ſie vor ſich aus der Erde einen Catafalque ſteigen, ſchwarz bedeckt und mit Lichtern umſtellt, und auf dem Catafalque ſtand ein Sarg, ... und in dem Sarge lag ein ſtiller Schläfer. Und um und um knieten Hunderte, und beteten mit gebrochenem Herzen und thränenfeuchten Augen innig zu Gott, und es tönte von ihren Lippen:

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte ſie!“

Aber was iſt das? erhebt ſich, den Hymnus beginnend, jetzt nicht die Stimme eines Engels? Höre, höre nur?.... iſt das nicht Cäcilie, die Heilige ſelbſt, mit dem Zauberklang ihrer Orgel den ſanften Gang der Stimme begleitend? — O nein, nein! das kann nicht das Werk eines Sterblichen ſein! — wer dies geſchrieben, der hat ſelbſt dem Tode ſchon in das Auge geſehen, — dem hat der Allmächtige vergönnt, einen Blick in die Gefilde der Ewigkeit zu werfen!

Die Geſtalt bebt bei dieſem Gedanken zuſammen. Der Deckel des Sarges auf dem Catafalque ſpringt auf — — — ſie ſieht — — Mozarts Leiche. Ein Schrei entfährt ihrer Bruſt — — — es war der Schrei eines Weibes.

Aber der Schrei hat die Verhüllte zu ſich gebracht. Scheu ſieht ſie um ſich, ... es iſt ſtill wie im Grab. Niemand hat ſie geſehen, Niemand gehört. Sie kann ruhig ſein, ſich einſam und ſtill ihrem Schmerze überlaſſen. Er? ... o er ahnt nicht, wer hier vor dem Hauſe ſteht, — von trüben Nachrichten weit hergerufen — heute angekommen und heute ſchon — der Nacht und dem Sturme trotzend — hieher geeilt, um nur ihm noch einmal in treuer Liebe nahe zu ſein, ... noch einmal .... ehe vielleicht ſeines Lebens Licht .... raſch verliſcht.

Doch horch, horch! .... wie der Geſang ſich in kanoniſchen Windungen kund gibt, welche, lang gedehnt, gleich den Echo's einer Hymne aus den erſten Tagen des Chriſtenthums durch die Galerieen und die Grabdenkmale einer ungeheuren Katakombe ertönen. Und jetzt, jetzt .... ſchließt

Alles mit einer ſanften und geheimnißvollen Feierlichkeit auf der Dominante: luceat eis!“

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht leuchte ihnen!“

Und es wird ſtill. Athemlos lauſcht die Verhüllte!.... Jetzt ein Geräuſch .... man geht!

Raſch zieht die Geſtalt die Kaputze tief über das Geſicht, ſchlägt den Mantel feſter um, und eilt nach der nächſten Straße. Dort — einem auf ſie wartenden Diener das Zeichen gebend, ihr zu folgen, — iſt ſie wie ein Schatten verſchwunden. ....

Wenige Minuten ſpäter öffnet ſich die Thüre des Mozart'ſchen Hauſes und Abt Stadler, Süßmayer, Seyfried, Schack, Albrechtsberger und Sophie Weber treten heraus. Aber nicht lachend und ſcherzend, wie früher ſo manchesmal; — alle ſind ernſt geſtimmt und tief ergriffen: ſie haben auf Wolfgang Amadeus dringend wiederholte Bitten den Eingang ſeines Requiems probirt.

Sie drücken ſich mit unterdrückten Seufzern die Hände und verſchwinden ebenfalls in dem Dunkel der Nacht. — —

Der kommende Tag war heiter und ſchön. Der Wind, der in der Nacht ſo mächtig gehauſt, hatte ſich gegen Morgen gelegt, und der aufgehenden Sonne einen reinen, tiefblauen Himmel überlaſſen.

Wer kennt ſolche erquickende Herbſttage nicht, die unwiderſtehlich in das Freie locken. Die Luft iſt dann kräftig und friſch, während die ſchon tiefer ſtehende Sonne ihre letzten ſommerlichen Abſchiedsküſſe der Erde zuwirft. Auch das iſt ein Scheiden, — ein Hinſterben der Natur, — und für jedes fühlende Herz hat daher der Herbſt auch etwas Elegiſches, nur daß wir hier über das Grab, in welches der Winter die Natur ſenkt, hinüber zu blicken vermögen und die Gewißheit eines Frühlings, der da kommen muß, uns ſchon im Voraus tröſtet.

Die nächtliche Probe hatte Mozart ſehr angegriffen; auch war Docter Cloſſel, Wolfgang Amadeus Hausarzt, als er von derſelben erfuhr, gar nicht damit einverſtanden; jetzt aber rieth er Conſtanzen, das herrliche Wetter zu benutzen und mit ihrem Gatten nach dem Prater zu fahren.

„Nach dem Prater!“ — ach! das ließ ſich Mozart nicht zweimal ſagen; der Prater war ja immer ein Lieblingsaufenthalt für ihn geweſen. Welche glückliche Stunden hatte er dort erlebt! welche heiteren Erinnerungen knüpften ſich hier an jedes Plätzchen.

„Nach dem Prater! — ja nach dem Prater!“ — ſagte er lächelnd. — „Wir wollen einmal wieder recht heiter ſein.“

Seine Frau ging, das Dienſtmädchen nach einem Wagen zu ſenden. Als ſie wiederkam, ſtand Amadeus noch an dem Fenſter, durch das die Sonne warm und mild hereinſchien und ſpielte, ſeiner Gewohnheit nach, mit den Fingern Clavier auf den Scheiben. Jetzt wandte er ſich langſam und ſagte faſt träumeriſch:

„Stanzerl, warum waren wir nur ſo lange nicht mehr heiter?“

Aber Conſtanze konnte nicht antworten; der Schmerz drückte ihr beinahe das Herz ab. Hätte ſich Mozart im Spiegel beſehen, wäre jede Antwort überflüſſig geweſen.

„Du ſchweigſt?“ — fuhr Wolfgang Amadeus fort. — „Nicht wahr, du haſt wieder recht viel Sorgen, arme Seele, — — Geldſorgen, — Sorgen über Deinen kranken Mann — — und dann — — das Requiem!“

„Das Requiem?“ — wiederholte Conſtanze unbefangen — „ich wüßte nicht, was mir das Requiem für Sorgen machen ſollte — — inſofern du nämlich das Arbeiten daran nicht übertreibſt. Und was dich betrifft, Wolferl, nun, ſo wird es auch wieder beſſer werden. Nur ein Bischen Geduld muß mein gutes Männchen haben, und ſich etwas mehr Ruhe gönnen.“

Wolfgang ſchüttelte den Kopf, während ein eigenthümliches ungläubiges Lächeln um ſeinen Mund ſpielte.

„Den nächſten Sommer“ — fuhr dann Conſtanze tröſtend fort, indem ſie ihren Arm um ſeine Schultern legte und ihn zärtlich und freundlich anſah und auf Stirn und Wangen küßte — „den nächſten Sommer machen wir dann zuſammen eine Erholungsreiſe. Du weißt, daß uns Graf Thun, Dein alter Freund und Verehrer, oft ſchon dringend eingeladen hat, einen Theil des Sommers auf ſeinen Gütern zu verbringen. Bis jetzt gab es immer Hinderniſſe; — dieſen Sommer aber ſoll uns nichts davon abhalten. Und da ſoll mein Wolferl einmal ſehen, wie gut ihm die Landluft, das Spazierengehen, das Kegelſchieben und Billardſpielen bekommen wird.“

Wolfgang ſchüttelte abermals den Kopf und lächelte trübe; dann ſagte er in ganz eigenem Tone:

„Das Requiem, — das Requiem!“

„Nun?“ — frug Conſtanze erſtaunt — „was iſt denn mit dem Requiem?“

Mozart wollte etwas antworten, hielt aber plötzlich zurück und ſagte nur:

„Es muß erſt fertig ſein!“

„Bis zum Sommer?“ — frug Conſtanze lachend; .... aber in demſelben Augenblicke fuhr der von dem Dienſtmädchen herbeigerufene Wagen vor. Beide ſetzten ſich ein und fuhren dem Prater zu.

Anfangs ſchien der Ausflug in der That günſtig auf Wolfgang Amadeus einzuwirken; aber allmählich machte ſich die in der Natur herrſchende elegiſche Stimmung doch auch bei ihm geltend. Um nun der allzugroßen Einwirkung dieſer Stimmung vorzubeugen, ſchlug Conſtanze vor, nach demjenigen Platze zu fahren, den ihr Mann ſonſt hier vor allen andern gern beſucht, nach der Reſtauration zum „Regenbogen.“

Mozart nickte, und bald ſaßen Beide an ihrem Lieblingsplätzchen.

Aber .... ſie waren allein ... und Wolfgang trank ſelbſt den Burgunder, den er ſonſt doch leidenſchaftlich geliebt und ſo oft bei überſprudelndem Witz und der heiterſten Laune hier getrunken, nur in kleinen, kleinen Schlückchen. Er ſchmeckte ihm heute nicht. Endlich ſagte er:

„Es iſt doch etwas Eigenthümliches mit dieſem herbſtlichen Abſterben der Natur. Selbſt der Leichtſinnigſte wird ernſt geſtimmt, wenn er dies allmähliche Verſinken in das Grab des Winters beobachtet. Es erinnert uns unwillkürlich an das Kommen und Gehen — das Aufblühen und Welken — das Hoffen und Täuſchen, — das wellenſchlagende Vorüberrauſchen aller irdiſchen Erſcheinungen.“

„Aber auch an den Frühling!“ — ſagte Conſtanze in dem heiterſten Tone, der ihr zu Gebote ſtand — „und an all' die Pracht und den Jubel, die er mitbringt.“

„Die aber doch nur die neuen Blumen ſehen und hören, die alten, verwelkten nicht mehr.“

„Ei!“ — meinte die Gattin — „wer ſpricht denn von Blumen, und was liegt an dieſen; jeder Frühling überſchüttet ja die Welt mit Millionen und Millionen neuen Blüthen. Aber der Menſch überdauert ſie, wenn er ſich nur heiter und friſch in ſeinem Inneren erhält. Ich weiß nicht“ — fuhr ſie dann gemüthlich fort — „auf mich kann dieſer Wechſel der Natur ſo keinen trüben Eindruck machen. Nun ja, alles Irdiſche iſt freilich dem Wechſel unterworfen; iſt aber dieſer ewige Wechſel nicht gerade unſer Glück und von unendlich hoher Bedeutung für uns? Was wäre die Welt um uns her ohne Schatten und Licht? In dem Wechſel, der mich umrauſcht, ſoll ich meine Bildung und Erziehung finden; — er gerade ſoll mich, durch den Gegenſatz zu dem Ewigen, auf meine Beſtimmung aufmerkſam machen; — er ſoll mich Weisheit lehren. Nur in der großen Schule des wechſelvollen Lebens bildet ſich der Charakter des Menſchen und ſeine Thatkraft aus. Ich meine außerdem: gerade mein Wolfgang Amadeus hätte genugſam bewieſen, daß es in all dieſem Wechſel auch etwas Dauerndes, Ewiges gibt.“

„Wie ſo?“

„Sind Deine Tonſchöpfungen nicht Beweiſe dafür?“

„Ei!“ — ſagte Mozart lächelnd — „du wirſt dieſe doch nicht für ewig halten?“

„Nein!“ — verſetzte Conſtanze — „in der vollen Bedeutung des Wortes freilich nicht; obgleich ich überzeugt bin, daß ſie die Unſterblichkeit meines theuren Amadeus begründen werden. Ewig aber iſt jedenfalls der Geiſt, der in ihnen lebt; — ewig ſind die Schönheiten, die ſie in ſo reichem Maaße enthalten; — ewig vor allen Dingen iſt die Wahrheit, die in ihnen liegt. Deine Muſik, Wolfgang, iſt wahre Muſik, — Muſik, die aus dem Herzen kommt und zu dem Herzen dringt. Du haſt in der Muſik der Wahrheit den Weg gebahnt und dem italieniſchen Klingklang und Singſang den Todesſtoß gegeben. Du haſt eine deuſche Muſik geſchaffen — und das hebt gerade dich und deinen Namen über allen Wechſel empor!“

„Ja!“ — ſagte hier Mozart, und über ſeine Züge lief eine ſtille Verklärung — „das habe ich gethan. Und ich glaube wirklich, mir im Reiche des Geiſtes dadurch das

Ehrenbürgerrecht erkämpft zu haben, wenn man mir es auch in den Reichen dieſer Welt beſtreitet. Ich ſchuf Manches, was dauern wird — woran ſich die Menſchen noch lange erfreuen, heranbilden, veredeln und erheben werden!“

„Nun?“ — frug Conſtanze mit einem Blick voll ſtolzer Freude — „iſt dies nicht ein ſchöner, erhebender Gedanke?“

„Gewiß!“ — verſetzte Mozart — „es iſt ein troſtvoller, das Herz erhebender Gedanke; — ein Gedanke, der mich in der That ſchon oft gekräftigt und geſtärkt hat. Und dann, liebes Kind,“ — fügte er unendlich milde hinzu — „ich darf auch die Hand auf das Herz legen und mir zugeſtehen, daß ich, mein ganzes Leben hindurch, wacker gearbeitet und — ſtets das Gute gewollt habe.“

„Gewiß, gewiß!“ — rief Conſtanze.

„Und wenn auch hie und da bei meinem künſtleriſchen und menſchlichen Streben die Ausführung hinter dem guten Willen noch zurückblieb; — wenn ich auch da nicht geleiſtet habe, was mir als Ideal vor der Seele ſchwebte,… ſo habe ich doch als ſchwacher Menſch redlich geſtrebt. Ich war dabei immer, wie ich mich gab, und ſo müſſen mich ſelbſt meine Feinde achten, und mein Andenken wird bleiben, auch wenn mein Körper längſt in Staub zerfallen iſt.“

„Vorher aber“ — ſagte hier Conſtanze, indem ſie mit der ganzen Kraft der Seele ihre innere Bewegung niederkämpfe, — „vorher ſoll mein Wolfgang Amadeus noch viele ſchöne Siege erleben!“

Mozart ſchüttelte abermals mit dem Kopfe, und dem Gange ſeiner Gedanken folgend, fuhr er trübe und mit mattem Tone fort:

„Man hat mich viel verfolgt, — hat mir mein lebensfrohes Weſen, meine Offenheit, meine Wahrheitsliebe und Unbeſtechlichkeit, mein Ankämpfen gegen veraltete und verroſtete Vorurtheile, mein Wirken für eine freie nationale Entwicklung der Muſik zum Verbrechen gemacht; — — ich weiß es — — weiß auch, wer mich um die Liebe unſeres guten Kaiſer Joſeph gebracht, — wer mir Ehre, Ruhm und Lebensglück geraubt.“

„Liebes Herz!“ — rief hier Conſtanze mit der ganzen Fülle innigſter Theilnahme — „ſieh doch nicht Alles ſo finſter an! Sonſt....“

„Sonſt!“ — fiel ihr Mozart in's Wort, — „ja ſonſt! Sonſt war ich auch ein anderer, ein lebensfroher, ein heiterer und glücklicher Menſch; — — — jetzt — — jetzt bin ich eine Ruine, zerſtört, in ſich ſelbſt zerfallend — nur noch ein Schatten von dem, was ich war.“

„Und das kann Wolfgang Amadeus Mozart ſagen?“ — verſetzte Conſtanze — „deſſen Zauberflöte, deſſen Titus — beide in den letzten Monaten geſchaffen — bereits die Welt durch ihre ungeheuren Erfolge mit neuem Ruhme füllen?“

„Ruhm — Erfolg!“ — wiederholte Wolfgang melancholiſch — „das ſind auch Dinge, die meinem Sonſt angehören. Sieh!“ — fuhr er fort, rückte ſeinen Stuhl näher und lehnte ſich vertrauensvoll an ſein Weib; — „ſieh, mit dem „Sonſt“ und „Jetzt“ iſt es eine eigene Sache. Schaue einmal um Dich, liebe Seele. Sonſt — ja noch vor wenig Wochen — da prangten alle dieſe Bäume in dem vollen Schmucke ihres Laubwerkes. Wie ſtolz hoben ſie da ihre Häupter gen Himmel, — wie freuten ſie ſich des gefiederten Orcheſters, das unter ihrem grünen Blätterdache niſtete, und ſo froh und fröhlich ſeine Lieder zum Himmel ſandte, — wie lachte da noch die ganze Natur .... und jetzt? — ... wo iſt all' das Leben, all' der Glanz, all' die Freude hingekommen? Entlaubt, nackt und traurig ſtehen die Bäume — ein weites ödes Grab iſt die Welt. Iſt es mit mir und meinem Leben anders? Sind nicht alle meine Hoffnungen und Erwartungen zerknickt und zertreten ..... **und zu welchen Hoffnungen hatte mich einſt das Leben berechtigt!** — — Du weißt, welche Triumphe das Kind ſchon feierte. Ach! welche Erwartungen knüpfte mein edler Vater an dieſen kindiſchen Enthuſiasmus der Menſchen für ein Kind. Der gute Mann ſchläft längſt im kühlen Schooß der Erde, ſein Sohn hat es in dreißig langen Jahren voll Streben, Mühen, Kämpfen und Arbeiten nicht einmal zu einer ſeiner würdigen Stellung, — nicht zu einer ſorgenfreien Exiſtenz gebracht. Ich ſah als Knabe Italien, — — das ſchöne liebe Italien — und Italien, damals das Land der Muſik, huldigte dem Knaben, Papſt und Kardinäle kamen mir freudig entgegen und Pater Martini — der große gewaltige

Heros im Gebiete der Muſik — reichte mir liebevoll die Beſtattung als Mitglied der philharmoniſchen Akademie. O Conſtanze! Conſtanze! welche Zukunft ſah ich damals vor mir liegen, — welche Träume der Größe ſtiegen da in meiner Seele auf! was wollte ich alles erreichen, was alles ſchaffen, werden?! Noch höre ich den Jubelruf der tauſend und aber tauſend Stimmen nach der erſten Aufführung meines „Mithridate Re di Ponto.“ — „Evviva il maestro! evviva il maestrino!“ — erklang dem 14jährigen Kinde ſo ſüß, — nicht aus Eitelkeit — nein, wahrlich nicht! aber der Knabe fühlte, daß er des Ruhmes erſte Stufe erſtiegen habe. Deutſchland, ſein liebes Deutſchland — ſein theures Vaterland ſollte ihm den vollen Kranz der Ehre auf die Schläfe drücken.“

Mozart hielt hier einen Augenblick inne; ein ſchmerzlicher Gedanke ſchien ihn zu durchzucken, und Conſtanze ehrte ſchweigend das Gefühl, was ſie errieth und mit ihm theilte. Endlich fuhr er fort:

„Deutſchland that es nicht! Die Zeit der Jugend, des Glückes war vorüber und Täuſchungen folgten auf Täuſchungen. Ich ſuchte eine entſprechende Stellung, einen Wirkungskreis in München — — vergebens: man wies mich zurück, man hieß mich nach Italien gehen und etwas lernen — und Italien hatte mir längſt ſo freundlich und ehrenhaft zugejauchzt. Ich ging nach Mannheim und fand — Dich, meinen lieben, guten, treuen Engel — aber ſonſt wieder Täuſchungen auf Täuſchungen. Charlatane glänzten am Hofe; für mich gab es kein Plätzchen. Da eilte ich nach Paris. Ich ſah es zum zweitenmale, um bittere Erfahrungen zu ſammeln, meine gute Mutter dort für ewig zu betten, und ärmer heimzukehren, als ich gekommen. Und nun — nein! — laß mich von dem knechtiſchen, unwürdigen Verhältniß ſchweigen, in welchem ich von da an in Dienſten des Fürſtbiſchofs von Salzburg leben mußte. Mein Innerſtes empört ſich bei dem Gedanken daran und — ich möchte nicht bitter werden. Ich habe auch ihm verziehen.“

Mozart hielt abermals einen Augenblick inne. Das Sprechen und die innere Aufregung hatte ihn erſchöpft, **Conſtanze** füllte ſein Glas, er nahm einen Schluck und fuhr fort:

„Da machte ich mich frei, und von da an begann eine glücklichere Epoche. Ich liebte Dich, ich fühlte in jugendlichem Muthe die Kraft in mir: Welt, Menſchen und Schickſal — Anerkennung, Ehre und Glück abzutrotzen; — ich hoffte das Höchſte, ſtrebte und rang nach dem Höchſten — und — in dieſem Hoffen und Streben war ich glücklich, ſelig! — — Aber — — ich ſollte es eben auch nur darin werden. Kaiſer Joſeph liebte mich, — ich ſollte der deutſchen Muſik den Weg bahnen, — ſollte, was mein höchſter Wunſch von jeher geweſen, eine deutſche Oper gründen, leiten, dirigiren ..... ſollte endlich, endlich einen Wirkungskreis erlangen, in dem ich, ach! ſo Herrliches hätte leiſten können — da — untergrub man den Boden auf dem ich ſtand — — raubte mir des Kaiſers Gunſt und Vertrauen, und wandte mir hohnlachend den Rücken. Ach, liebes Weib, der Stachel iſt immer geblieben, — an der Wunde habe ich mich verblutet! — — Meine „Entführung,“ mein „Figaro,“ mein „Don Juan“ haben nichts oder wenig hier gemacht. Ich habe ewig, ewig zu kämpfen, zu ſorgen, mich um des elenden Geldes willen zu quälen gehabt — — — und nun — nun ja „die Zauberflöte“ gefällt, ich freue mich darüber, aber ein Anderer wird reich — und ich muß Dich wieder darben ſehen und bin ſelbſt in all' den Stürmen zur Ruine geworden, morſch, gebrochen — ein Nichts! — dies, mein Herz, iſt mein „Sonſt“ und mein „Jetzt!“ Dies iſt die Dornenkrone, die mir das Leben, die mir das Vaterland ſtatt der geträumten Lorbeerkrone gab.“

Mozart ſchwieg. Sein Haupt ſenkte ſich matt auf ſeine Bruſt, ſeine Augen ſchloſſen ſich und kaum mochten die freundlichen, liebevollen Tröſtungen, die ſeine Gattin an ihn richtete, in ihm zum klaren Bewußtſein gelangen. Erſt nach längerer Zeit hob ſich ſein Haupt wieder:

„Mag dem Allen ſein, wie ihm wolle“ — ſagte er dann und eine edle Zuverſicht leuchtete auf Augenblicke aus ſeinen Augen — „der Gedanke, daß ich immer das Gute und Rechte angeſtrebt, hat mich gehalten und richtet mich noch auf.“

„Ach ja!“ — ſagte hier Conſtanze — „wären nur alle Menſchen ſo offen, wahr, kindlich gut und ſtrebſam, wie mein Wolfgang, dann würde die Welt weniger ſchöne

Worten hören, aber mehr gute Thaten ſehen; dann würde der Freund nicht mehr zum Feinde werden; dann würde die Treue nicht mehr ſo oft die Farbe wechſeln und Verrath und Betrug der Lohn der Liebe und der Freundſchaft ſein! — Aber“ — ſetzte ſie dann ſich an ihn ſchmiegend tröſtend hinzu — „faſſe nur Muth, Wolferl, Du wirſt Dich am Ende doch noch durchkämpfen. Es dauert auch gewiß nicht mehr lange bis Dir eine, Deiner würdigen, Anſtellung wird, ſo daß Du Dich ſorgenfreier bewegen, ganz nach Muſe ſchaffen kannſt.“ …

„Nein!“ — ſagte hier Mozart, indem er ſeine kaltfeuchte Hand auf die ſeiner Gattin legte, und dieſe mit einem ſo wunderbar ernſten und tiefen Blicke anſah, daß ſie in ſich zuſammenſchauerte, — „nein! das werde ich nicht erleben!“

„Und warum nicht?“ — frug Conſtanze mit zitternder Stimme.

Mozart ſah ſchweigend, wie in tiefe Gedanken verloren, vor ſich hin. In demſelben Augenblicke trieb ein leiſer Wind ein welkes Blatt auf der Erde langſam und raſchelnd vor ſich her — da kam ein ſtärkerer Stoß — und fort war es, — verweht in alle Lüfte.

Mozart nickte ſchwermüthig, dann ſagte er leiſe:

„Das Requiem, — das Requiem!“

„Und was iſt's ſchon wieder mit ihm?“ — frug Conſtanze.

Da füllten ſich plötzlich Mozart's Augen mit Thränen, und — einen langen unausſprechlich-ſchmerzlichen Blick auf ſeine geliebte Conſtanze werfend — ſagte er:

„Kind, ich überlebe es nicht. Ich ſchreibe es für mich ſelbſt!“ *)

Conſtanze erblaßte. Aber ſie faßte ſich raſch wieder.

„Welche Träume!“ — rief ſie — „ich werde Dir die Partitur wegnehmen, wenn Dich die Arbeit daran ſo melancholiſch ſtimmt! Gewiß, Du wirſt bald wieder wohl ſein, und dann lachſt Du über Deine jetzigen ſchwarzen Phantaſien!“

„Nein!“ — fuhr Mozart kopfſchüttelnd fort, — „nein! ich fühle es zu ſehr, mit mir dauert es nicht mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von dieſem Gedanken nicht loswinden!“ **)

Und er ſtand auf, nach dem Wagen zu gehen. Conſtanze, der dieſe Rede wie Bergeslaſt auf das Herz gefallen, verſuchte Alles, ihm das Grundloſe ſeiner ſchwermüthigen Vorſtellungen zu beweiſen und die trüben Gedanken auszureden. — Umſonſt! Mozart antwortete nur noch durch verneinendes Kopfſchütteln. Beim Ausſteigen aber wiederholte er:

„Ich fühle, — ich weiß es — ich ſchreibe das Requiem für mich ſelbſt!“

---

*) Mozarts eigene Worte. Niſſen: S. 563. Oulibicheff: I. Thl. S. 267. III. Thl. S. 506.

**) Mozarts eigene Worte. Niſſen: S. 563.

Der Engel des Todes.

Durch die herabgelaſſenen Vorhänge des Mozart'ſchen Zimmers fiel heute nur ein matter Schein des Tages. Im Ofen kniſterte das Feuer; ſonſt herrſchte eine tiefe Stille ringsumher, denn .... Mozart war krank. Aber Mozart arbeitete doch .... es ließ ihm keine Ruhe, das Requiem ..... das Requiem mußte fertig werden.

Conſtanze hatte nach jener Fahrt in den Prater wiederholt mit Doctor Cloſſel über ihres Mannes Zuſtand geſprochen. Cloſſel fand ihn nicht gerade bedenklich, nur empfahl er Ruhe und drang darauf, daß Mozart die Partitur des Requiems, wenigſtens auf einige Tage, ganz zurücklege. Es koſtete dies Wolfgang Amadeus freilich eine große Ueberwindung; dennoch konnte er den anſtürmenden Bitten Conſtanzens, ſeiner Schwägerin Sophie und der Freunde nicht widerſtehen; aber er wurde dadurch nur noch trauriger, denn er fühlte wohl, daß dieſes Opfer ihn nicht zu retten vermöge, und der Gedanke: dies Werk am Ende gar nicht mehr vollenden zu können, peinigte ihn Tag und Nacht. Sein Lieblingsſchüler Süßmayer — der ihn und ſeine Art zu componiren ja ſo gut verſtand und ihm ſchon bei dem „Titus“ ſo treu beigeſtanden — kam daher faſt nicht mehr von ſeiner Seite. Mozart erklärte ihm Alles und ſprach ſich ſo unumwunden und detaillirt über die muſikaliſchen Ideen aus, die ihn bei dem Requiem leiteten und vorſchwebten, wie er dies bisher noch nie gethan.

Das war nun freilich nicht des Arztes Meinung geweſen; dennoch gewahrte Conſtanze zu ihrer innigen Freude bald, daß die erzwungene Ruhe ſehr günſtig auf ihren Gatten zurückwirke; ja Mozart fühlte ſich in der That nach einigen Tagen wieder ſo erträglich, daß er im Stande war, eine kleine Cantate: „Das Lob der Freundſchaft“ zu ſchreiben, welche die Freimaurerloge, der er angehörte, bei ihm beſtellt hatte. *)

Die gute Aufführung und der große Beifall, mit dem ſie aufgenommen wurde, belebten aber ſeinen Geiſt noch mehr. Wolfgang war wieder heiterer, ja er ſcherzte ſogar von Zeit zu Zeit wieder. Conſtanze ſtrahlte von Glück. Als er daher die Rückgabe der Partitur des Re-

---

*) Es gab damals in Wien acht Logen. Die älteſte derſelben „Zur gekrönten Hoffnung“ war diejenige, welcher Mozart angehörte. Jahn: III. Thl. S. 400.

quiem verlangte, nahm ſie keinen Anſtand, ſeinen Bitten zu willfahren.

Aber ſonderbar, kaum hatte Mozart dies Werk des Todes wieder in ſeiner Hand, als der Gedanke, der ihn ſchon am Tage der Beſtellung erfaßt und bis in die letzte Zeit verfolgt hatte, wieder mit dämoniſcher Gewalt in ihm aufblitzte.

Furchtbares Licht! Dieſes Grab, für welches man von ihm harmoniſche Thränen verlangt, iſt ſein eigenes. Kein Zweifel, keine Hoffnung mehr, er muß ſterben!

Jeden Augenblick gewinnt dieſer niederdrückende Gedanke mehr Conſiſtenz und ſetzt ſich in dem Geiſte des Kranken feſter; aber die Inſpiration, welche er daraus ſchöpft, verleiht ihm bis dahin unbekannte unermeßliche, übernatürliche Kräfte. Er ſchreibt, und alles Uebrige iſt vergeſſen. Mag von nun an die Nacht auf den Tag, der Tag auf die Nacht folgen, für ihn — den göttlich-erhabene Melodien auf den Schwingen der höchſten, der heiligſten Begeiſterung bis zu dem Throne des Ewigen emportragen und in die unermeßlichen Tiefen der Ewigkeit ſchauen laſſen, — für ihn gibt es keine Zeit mehr!

Das Licht, welches wieder aufſteigt, ohne ihm Hoffnung zu bringen, — die Dunkelheit, welche die Erde umhüllt, ohne ihn in Ruhe zu verſenken, verlaſſen und finden ihn immer wieder auf derſelben Stelle, ohne aufzuhören, nachdenkend, ſchreibend. Ein unausſprechliches Intereſſe, eine ſchmerzliche Begeiſterung kettet ihn an dieſe Arbeit, die — wie er ſelbſt fühlt — ſein letztes Geſchäft in dieſer

Welt iſt .... denn ..... an der Arbeit Ziel ..... erblickt er den Tod!

Er ſieht ihn ſich gegenüber, wie er ſich bewegt, ... wie er ſich mehr und mehr nähert..... wie er den knöchernen Arm begierig nach ihm ausſtreckt ..... wie er ihn mit einem triumphirend grinſenden Lächeln und hohlen Augen vernichtend anſtarrt!

Er ſieht ihn .... und die Furcht, die erhabene Hymne der Ewigkeit nicht mehr zu Ende bringen zu können, treibt ihn zu immer angeſtrengterer Arbeit.

Die Seiten des Requiems füllen ſich... aber das Leben des begeiſterten Meiſters ſchmilzt, wie die letzten Reſte einer Wachskerze, welche vor dem Bilde des Heilands brennt, und die wie in Thränen der Anbetung tropfenweiſe ihr letztes Daſein aufzehrt! *)

Das Requiem iſt, bis zu dem Sanctus, vollendet ... da aber bricht der edle Maeſtro todtkrank zuſammen.

Du ſankſt auf dein Lager? — — Wehe! — wehe der Welt! wehe der Kunſt! Ich ſehe den Engel des Todes ſeine düſteren Schwingen über dich ausbreiten! — Still, in dich gekehrt, ohne Klagen legſt du dich nieder! Wehe! wehe der Welt! wehe der Kunſt! wehe all den Herzen, die dich lieben! Ich ſehe den Engel des Todes mit umgekehrter Fackel zu deinen Füßen ſtehen!

---

*) Oulibicheff: III. Thl. „das Requiem.“ S. 506.

Durch die herabgelaſſenen Vorhänge des Mozart'ſchen Zimmers fiel heute nur ein matter Schein des Tages. Im Ofen kniſterte das Feuer; ſonſt herrſchte eine tiefe Stille ringsumher, denn Mozart war krank .... aber Mozart arbeitete doch.

Dicht neben dem Bette ſaß Süßmayer an einem Tiſche und ſchrieb. Conſtanze ging auf den Zehen ab und zu. Ihre Augen waren roth geweint.

Wolfgang Amadeus lag ruhig.

Seine Augen, gedankenvoll nach oben ſchauend, verriethen das Arbeiten ſeines Geiſtes. Er ſchrieb ja ſeine Muſik nie eher nieder, bis er ſie, bis auf die letzte Note im Kopfe vollendet hatte.

Aber wie blaß dies Antlitz war, wie erſchlafft die Züge, wie unheimlich das flackernde Feuer dieſer, ſonſt ſo ſchönen Augen. Und doch verkündet ihr zeitweiſes Aufblitzen den noch immer gewaltig ſchaffenden Geiſt. Ja, ſo ſtill er daliegt, der große Meiſter, es umrauſchen ihn wunderbar herrliche Töne, himmliſche Melodien von gigantiſcher Größe!

Jetzt wendet er ſich mühſam dem neben ihm ſchreibenden Süßmayer zu.

„Süßmayer" — ſagt er dann mit matter Stimme „haben Sie die Fuge Quam olim nach meinen Angaben fertig abgeſchrieben?"

„Ja, Maeſtro!" — verſetzte der Angeredete mit einem ſchmerzlichen Blick auf den theuren Freund und Lehrer.

„Und haben Sie auch deren Anfang durch das Einfallen der Poſaunen bezeichnet?“

„Ganz, wie Sie es angaben.“

„Laſſen Sie ſehen.“

Und Mozart nahm die dargereichten Blätter und ſah das Geſchriebene durch. Von Zeit zu Zeit nickte er dabei leiſe mit dem Kopfe und ein mattes, erſterbendes Lächeln der Befriedigung flog über ſeine Züge.

Süßmayer's Blicke ruhten mit unendlicher Wehmuth auf den Zügen des Freundes. Niemand wußte ja genauer, was die Welt hier in muſikaliſcher Beziehung bald verlieren werde; — Niemand kannte ja die Größe, die Fülle dieſes ſchöpferiſchen Geiſtes mehr, als er; Niemand hatte ſo, wie er, die Gelegenheit gehabt, ſich ſtaunend vor dieſer Schöpferkraft zu beugen, vor dieſer Schöpferkraft, die, faſt ſchon mit dem Tode ringend, gewaltiger den jemals im friſchen freudigen Leben, gerade jetzt wieder, dem zerfallenden Körper zum Trotze, ihre Adlerſchwingen mit Rieſenkraft entfaltete. Er hatte ja eben noch die bewunderungswürdige Fuge: Quam olim nach den Notizen und Angaben des Meiſters vollendet, und er wußte, daß während er an dieſer ſchrieb, der nie raſtende Geiſt Mozart's ſchon mit ſich über das Sanctus einig geworden.

Jetzt gab Wolfgang Amadeus die Notenblätter zurück:

„Ich danke Ihnen, lieber Süßmayer“ — ſagte er dabei milde und freundlich — „Sie haben mich verſtanden und alles nach Wunſch gemacht. Es iſt ein rechtes Glück, daß ich Sie habe. Sie müſſen, ſollte ich vor Vollendung des Requiems ſterben ..... es nach meinen Angaben vollenden. Sie kennen ja meine Intention, ... und .... dort auf meinem Schreibtiſche .... da liegen die Papierſtreifen, ... die meine Notizen und muſikaliſchen Gedanken für ..... das Sanctus, Benedictus und Agnus enthalten.“

„Sprechen Sie nicht ſo, lieber theurer Maeſtro!“ — ſagte hier Süßmayer beſorgt. — „Sie werden alles ſelbſt vollenden und noch andere die Welt zu Staunen und Begeiſterung hinreißende Werke.“

Mozart ſchüttelte mit dem Haupte. — „Er kommt zu ſchnell, der leidige Tod!“ — flüſterte er dann leiſe und beſorgt, damit es Conſtanze nicht höre. — „Wir haben keine Zeit zu verlieren .... Geben Sie mir einen Streifen Notenpapier und mein Bleiſtift, ... ich habe da einen herrlichen Gedanken für das „dona eis requiem“.... für das: gib ihnen ewige Ruhe, des Agnus Dei.“

Süßmayer reichte ihm Papier und Bleiſtift.

„Sehn Sie,“ — fuhr Mozart dann fort — „das iſt die Figur des Accompagnements ..... ſie muß die ganze Majeſtät des Todes und der Ewigkeit ausdrücken! .... Dann will ich hier die vierſtimmigen Sätze für das „Dona eis requiem“...... und die Ritornell's bemerken. Merken Sie wohl, lieber Süßmayer, welchen Gedanken ich damit verbinde; es iſt der Gedanke der Kirche ſelbſt ..... Im Offertorium heißt es: „Sed signifer sanctus Michael repraesentat eas in lucem sanctam“....

„Hoch erhebe der heilige Engel Michael ſein Panier, und führe ſie hinauf ins ewige Licht ein.“ Hören Sie nun wohl, Lieber ... hier muß alſo der Gedanke feſtgehalten und muſikaliſch ausgedrückt werden: daß Engel ... die Seelen der Hingeſchiedenen .... zu Gott tragen.“

Mozart war erſchöpft; — ſein Haupt ſank zurück; — er winkte Süßmayer, an ſeine Arbeit zu gehen und ſchloß die Augen.

Der Schüler gehorchte und der Meiſter hatte ſich nach einiger Zeit ſo weit erholt, daß er die ebenerwähnten Notizen mit Bleiſtift auf das Papier werfen konnte.

Alles war wieder ſtill, nur das Feuer kniſterte. Mozart und Süßmayer ſchrieben; Conſtanze ſaß — den Gatten nicht zu ſtören — entfernt und ſchien zu arbeiten; aber es arbeitete nur eines in ihr, ihr Herz, das vor Sorge, Angſt und Kummer zerſpringen wollte.

Aber die Erſchöpfung gewann unter dem Arbeiten wieder die Oberhand; nach einer halben Stunde mußte Mozart Papier und Bleiſtift wieder zurücklegen ..... ein leichter Schlummer ſenkte ſich zu ihm nieder.

Als Wolfgang Amadeus erwachte, ſaßen — außer Süßmayer — Conſtanze und ſeine Schwägerin, Sophie Weber, die mit liebevoller Beſorgniß ſich mit der Schweſter in ſeine Pflege theilte, an ſeinem Bette. Auch Stadler und Schack waren gekommen, um ſich nach dem Befinden des theuren Freundes zu erkundigen.

Mozart lächelte freundlich, als er die kleine Verſammlung überblickte:

„Ihr ſeid doch treue Seelen!" — ſagte er dann — „daß ihr mich altes, zerfallendes Haus noch ſo pflegt und hätſchelt. Es gibt alſo doch auch Freunde, die in trüben Zeiten aushalten."

„Aber, liebes Herz," — verſetzte Conſtanze — „glaubſt Du denn nicht, daß wir Alle, die Dich lieben, für Dich und mit Dir freudig durch alle Trübſale des Lebens gingen?"

„Ja, ich glaube es!" — ſagte Wolfgang Amadeus mit einem Blick innigſter Liebe auf ſeine Umgebung, indem er jedem der Anweſenden ſeine Hand reichte. Ach! wie war aber dieſe ſonſt ſo ſchöne Hand jetzt ſo welk und abgezehrt. Schack erblaßte, als er ſie ſah; war es ihm doch, als habe der Tod hier ſchon ſein Recht geltend gemacht.

„Lieber Freund," — hub jetzt Abt Stadler an — „die Freundſchaft, die uns an Dich kettet, iſt kein Verdienſt für uns. Das ganze Leben des Menſchen iſt ein fortgeſetzter Kampf; wir haben ihn zu beſtehen, ob wir wollen oder nicht. Aber eine gewiſſe Zuverſicht und Sicherheit mitten in dieſem Kampfe müſſen wir uns doch bewahren, wenn wir des Sieges und nicht des Unterganges gewiß ſein wollen. Es iſt dies die innere Zuverſicht und die innere Sicherheit, die uns treue Liebe und aufrichtige Freundſchaft gibt."

„Es iſt wahr," — verſetzte Mozart leiſe — „kein Herz iſt ſo ſtark, daß es im Kampfe mit ſeinen Widerſachern nicht verzagte, wenn es allein und verlaſſen ſteht in ſeinem Streite; .... wenn ..... kein Freundeswort ermuthigt zum ſtandhaften Ausharren, ... keine Freundeshand hilft, den ..... übermüthigen Feind zu demüthigen."

„Darum ſchließen ſich auch zur Zeit der Anfeindung verwandte Herzen ſo leicht aneinander!" — fuhr Stadler fort, da es ihm darauf ankam, den Patienten etwas zu zerſtreuen. — „Aber es bindet ſie auch noch etwas anderes, und dies iſt ein gleiches Streben nach gleichem Ziele."

„Gewiß!" — fiel hier Schack ein — „was knüpft uns Menſchen enger an einander, als gleiche Begeiſterung, gleiches Streben, gleiche Gefahren und gleiche Siege. Ein Blick auf den Freund macht uns ſicher und feſt, wenn wir wanken; ein Blick auf den Freund lindert den Schmerz jeder empfangenen Wunde; ein Blick auf den Freund gibt uns Zuverſicht, Muth und Kraft zum Siege."

„Nun!" — ſagte hier Mozart trübe — „ſo laßt mich auf Euch blicken, ihr Freunde, daß auch ich Muth und Kraft zum baldigen Siege finde. Verſprecht mir ...... wenn ich ſterbe .... mein Weib und meine Kinder nicht zu verlaſſen."

„Wolfgang!" — rief hier Conſtanze und Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

„Sei ruhig, liebes Kind!" — ſagte dieſer — „es wäre kindiſch und unklug, ſich hier zu täuſchen .... und Du wirſt des Rathes und der Stütze der Freunde ſehr bedürfen, ... denn leider, leider vermag ich Dir ..... trotz allem Schaffen und Kämpfen und Ringen .... nur Sorgen .... zu hinterlaſſen."

„O Wolfgang, ſprich nicht davon!" — rief Conſtanze ſchluchzend; aber ſie konnte nicht weiter ſprechen, denn ſie wußte, daß wenn Mozart jetzt ſterben würde, ſie nicht mehr das Geld im Hauſe hätte, ihn anſtändig begraben zu laſſen.

In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe an der Thüre und zwei Perſonen traten ein: Seyfried und das Dienſtmädchen. Beide brachten etwas: erſterer ein, im Contraſt mit dem Krankenzimmer und Mozarts Lage ſehr freudeſtrahlendes Geſicht, und letzteres drei Briefe, die der Poſtbote eben abgegeben.

Die Briefe waren an den Kranken. Sophie reichte ſie ihm auf das Bett und Mozart erbrach ſie mit zitternder Hand.

Aber während er einen nach dem anderen las, bedeckte bald Bläſſe, bald Röthe ſein Geſicht, — die Augen leuchteten fieberhaft auf — ein Schimmer der Freude übergoß ſeine Züge .... aber es war nur ein Moment; dann ſtrich er ſich langſam mit der kleinen, weißen, abgemagerten Hand über die Stirne und mit dem Ausdruck der tiefſten Trauer liſpelte er kaum vernehmbar: — — „Es iſt zu ſpät!“ Die Briefe entglitten ihm und die Augen ſchließend, lehnte er ſich, von einer allzuſtarken Gemüthsbewegung überwältigt, langſam in Conſtanzens Armen zurück.

Entſetzen hatte ſich aller Anweſenden bemächtigt — — athemlos ſtanden ſie da — — Mozarts letzten Seufzer erwartend. Aber noch ſtand der Zeiger ſeiner Lebensuhr nicht ſtill! Nach einigen Minuten ſchlug Wolfgang

Amadeus die Augen wieder auf, — ja — ein Lächeln ſpielte um ſeine Züge, als er zu Conſtanzen ſagte:

„Du behältſt .... wieder einmal .... Recht. Das Glück kommt ... nur etwas ſpät. Lies die Briefe.“

Conſtanze gehorchte: eine der erſten Bühnen Deutſchlands bot dem Componiſten der „Zauberflöte“ unter glänzenden Verhältniſſen die Direction ihrer Capelle an; — die beiden anderen Briefe waren aus Preßburg und Amſterdam und brachten Mozart Anträge, gegen anſehnliches Honorar periodiſche Arbeiten von verſchiedener Gattung, muſikaliſche Miscellaneen, zu liefern. *)

Das Staunen — aber auch der zerſchmetternde Gedanke, in welchem Momente dieſe Wendung des Geſchicks in des großen Meiſters Leben eintrete — war ſo allgemein, daß eine Todtenſtille eintrat.

Seyfried fand zuerſt das Wort:

„Nein!“ — ſagte er — mit jugendlichem Ungeſtüm — „das iſt doch unendlich ſeltſam! Wiſſen Sie, warum ich faſt athemlos hierher geeilt bin? Ich hoffte unſerem edlen, lieben Freunde, meinem theueren Lehrer eine köſtliche Medicin zu bringen; eine Freudenbotſchaft, die ihn hoffentlich die alte Lebensluſt und Lebenskraft zurückgibt: **der Magiſtrat von Wien hat ihn zum Capellmeiſter der Kathedrale von St. Stephan ernannt**, einer Stelle, die, wie Sie Alle wiſſen, nicht nur ſehr ehrend iſt, ſondern mit welcher auch ein bedeutender Gehalt und beträchtliche Nebeneinkünfte verbunden ſind. *) Hier iſt das Dekret! Mein Oheim, der Mitglied des Magiſtrates iſt, hat mir die Freude nicht vorenthalten wollen, es ſelbſt meinem theueren Lehrer zu überreichen.“

---

*) Hiſtoriſch.

Und Seyfried reichte das Papier Mozart hin.

Alle ſtanden ſprachlos. Mozart öffnete ſein Anſtellungsdekret langſam; aber während ſeine Augen, die Zeilen überfliegend, ſich mit Thränen füllten, ſagt er kopfſchüttelnd:

„Es iſt zu ſpät!“

Aber plötzlich überwältigte ihn das Gefühl; das furchtbar Tragiſche ſeines Geſchickes trat in ſeiner ganzen Größe vor ſeine Seele; ſein Herz durchbohrte ein unnennbarer Schmerz und, ſich aufrichtend, rief er unter Thränenſtrömen:

„Jetzt! jetzt! ſoll ich fort, da ich ruhig leben könnte! jetzt meine Kunſt verlaſſen, da ich nicht mehr als Sclave der Mode, nicht mehr von Speculanten gefeſſelt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frei und unabhängig ſchreiben dürfte, was mein Herz mir eingibt! Ich ſoll fort von meiner Familie, von meinen armen Kindern, in dem Augenblicke, da ich im Stande geweſen wäre, für ihr Wohl beſſer zu ſorgen!“**)

---

*) Geſchichtlich. Niſſen: S. 566. Oulibicheff: I. Thl. S. 269. Jahn: IV. Thl.

**) Mozarts eigene Worte. Niſſen, Oulibicheff, Jahn.

Und er ſank laut weinend in die Arme ſeiner Gattin, die ihre Thränen mit den ſeinen miſchte. Aber auch bei den Umſtehenden blieb kein Auge trocken. Tief, tief ſchnitt das tragiſche: „Es iſt zu ſpät!“ in Aller Herzen. Zu zerſchmetternd und niederdrückend war der Gedanke: daß dies ganze herrliche Leben vergebens nach dem gerungen, was das Geſchick jetzt bot ..... da, durch das Hervorbringen übermenſchlicher Werke, alle Lebenskräfte bereits erſchöpft waren.

O ſchneidende Ironie des Lebens! ... Gerade jetzt gewöhnt der allgemeine Beifall, den die „Zauberflöte“ in allen Ländern und in allen Ständen erntet, das deutſche Volk daran, den Namen Wolfgang Amadeus Mozart mit Stolz auszuſprechen; bereits erbleichen alle gleichzeitigen Berühmtheiten vor ſeinem wunderbaren Geſtirne; noch einige Jahre und dies Geſtirn überſtrahlt mit ſeiner Unermeßlichkeit und der Fülle ſeines Glanzes den ganzen muſikaliſchen Horizont Europa's. Selbſt das Glück, müde und beſchämt, den großen, herrlichen Mann länger zu verfolgen, reicht ihm die Hand zur Verſöhnung — es winkt freundlich die Belohnung irdiſchen Strebens ..... da ſchlägt es „Mitternacht voll!“ ..... der Zeiger ſtockt ..... und mit dem Seufzer: „Es iſt zu ſpät!“ ſinkt Mozart auf ſein Todtenbett zurück! — — —

„Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!“

In dem Vorzimmer, das zu Mozarts Schlafgemach führte, hatten ſich eine Menge Freunde verſammelt: Stadler, Schack, Görl,*) Süßmayer, Albrechtsberger, Seifried und ſein Schwager Hofer. Aber ſie ſprachen alle nur wenig und dann leiſe: es iſt ja immer ein drückendes und beengendes Gefühl, dem Tode nahe zu kommen — und — in dieſem Hauſe, in dieſen Zimmern wehte ſein Athem ſchon. Es war jener eigenthümlich, meiſt von Moſchus herrührende, Geruch, der uns wo wir ihn treffen, auch in geſunden Tagen, ſo peinlich berührt.

Conſtanze war mit Dr. Cloſſel am Bette des

---

*) Baſſiſt an Schikaneders Bühne, für den die Partie des Saraſtro geſchrieben.

Kranken. Er lag ſtill und geduldig da, obgleich er körperlich und geiſtig litt; denn ſeit einigen Tagen waren ſeine Glieder angeſchwollen und ein ſchlagartiger Anfall hatte ſeinen ganzen Körper gelähmt; während die Sorge um Weib und Kind mit Centnerſchwere auf ſeiner Seele laſtete. Aber glücklicherweiſe gab es für den ſterbenden Künſtler einen Gedanken, der alle anderen niederdrückte, und das war der Gedanke an das Requiem und ſeine Vollendung. Er ſchrieb es ja für ſich: es war ſein größtes Meiſterwerk — und — das letzte innige Gebet des Sterbenden zu ſeinem Schöpfer!

„Sind einige von den Freunden da?“ — frug er jetzt leiſe.

„Ja!“ — entgegnete Conſtanze, deren Augen faſt keine Thränen mehr hatten, und ſie nannte die Anweſenden.

„So laß ſie kommen!“ — fuhr Mozart fort — „ich möchte noch einmal das Requiem hören.“

Conſtanze ſah den Arzt fragend an; da aber Dr. Cloſſel zuſtimmend nickte, ging ſie, die Freunde zu holen. Sie traten auf den Zehen ein und nahmen auf des Sterbenden Bitten mit ſchwerem Herzen die Stimmen des unſeligen Todtenſanges. Süßmayer ſetzte ſich an das Clavier, Schack ſang den Sopran, Hofer den Tenor, Görl der Baß und Mozart ..... Mozart, ... der ſterbende Mozart .... den Alt.*)

---

*) Geſchichtlich. Oulibicheff: I. Thl. S. 283. Nach Benedict Schacks eigener Mittheilung.

Aber welch' ein Geſang? — welch' eine Muſik? — welche Stimmung in den Freunden, — in ihm ſelbſt!

Der Arzt hatte Conſtanze hinweggeführt, die ſich erſchöpft und weinend in die Kiſſen des Sophas warf, das in dem Vorzimmer ſtand. Und doch klangen die Töne leiſe, leiſe zu ihr herüber, und es war ihr, als höre ſie Engelchöre, die an dem Throne Gottes für ihren theueren, für ihren unausſprechlich geliebten Gatten flehten. Und ſie ſank auf die Kniee und betete aus voller, voller Seele.

In dem Krankenzimmer aber ging der Geſang weiter; bald ſeine impoſante düſtere Majeſtät entfaltend, bald in frommen heiligen Klängen die tiefſten Tiefen eines anbetenden Menſchenherzen erſchließend.

So kam man bis zu dem Lacrymosa, — dieſem herrlichen Sang der Thränen — dem Eindringlichſten was die Welt unter allen kirchlichen und profanen Chören beſitzt, der — mächtiger wie alle andere Zerknirſchung und Schrecken — den höchſten Schmerz, das höchſte religiöſe Flehen ausdrückt. Aber ſein Eindruck war ſelbſt für den Meiſter zu allgewaltig: Todtenbläſſe bedeckte plötzlich ſeine Züge, — die Augen füllten Thränen, die Hände ließen die Blätter ſinken .... der Geſang verſtummte .... alle ſchwiegen in heiliger Ehrfurcht. — — —

Es war dies am Morgen geſchehen; die Freunde hatten das Haus wieder verlaſſen; auch der Arzt war dem Rufe ſeiner Pflicht gefolgt, jedoch mit dem Verſprechen gegen Abend wiederzukommen. Nur Süßmayer war noch da. Ueber den Meiſter gebückt lauſchte er den Winken, die dieſer ihm noch immer mit kaum vernehmlicher Stimme gab.

Conſtanze erwartete mit Ungeduld und namenloſer, unausſprechlicher Angſt ihre Schweſter Sophie, dieſe treue helfende und tröſtende Seele. Endlich, endlich trat ſie ein: Conſtanze athmete auf:

„Gott Lob, daß Du da biſt!“ — rief ſie ihr entgegen. — „Heute Nacht iſt er ſo krank geweſen, daß ich ſchon dachte, er erlebe dieſen Tag nicht! Wenn er heute wieder ſo wird“ — ſetzte ſie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung hinzu — „ſo ſtirbt er mir die Nacht! Gehe zu ihm und ſiehe, was er macht; ich kann nicht mehr!“

Sophie trat ein; aber ſie hätte beinahe einen Schrei des Entſetzens ausgeſtoßen: die Züge des Schwagers waren verändert. Der Würfel war gefallen. Der Tod hatte ſein Siegel auf dies Antlitz geprägt.

„Ha!“ — ſagte Mozart, der eben einen Augenblick erſchöpft ausruhte — „gut, daß Sie da ſind, liebe Sophie, ... heute Nacht bleiben Sie bei mir: Sie müſſen mich ſterben ſehen.“ *)

„O, nicht doch, lieber Schwager,“ — entgegnete die Angeredete. — „Ich will ſchon bei Ihnen bleiben; aber ſie ſollen ſchlafen, ſanft und gut ſchlafen, damit Sie ſich kräftigen und erholen.“

Aber Mozart ſah ſie ſtarr und ernſt an, ſchüttelte das Haupt und ſagte:

---

*) Mozarts eigene Worte. Niſſen: S. 573. Oulibicheff: 1. Thl. S. 270.

„Nein, nein, es iſt vergebens! .... Ich habe ja ſchon den Todtengeſchmack auf der Zunge, ich rieche den Tod, ... und ..... wer wird meiner armen Conſtanze beiſtehen, wenn Sie nicht bleiben!“ *)

Er reichte ihr die Hand; ſie war feucht und kalt. Sophie neigte ſich über ſie und weinte bitter.

Und die Stunden des Tages flogen dahin, und der Abend kam und ging. Wiederholt war Cloſſel, — wiederholt waren die Freunde erſchienen ..... es ſtand gleich: Wolfgang Amadeus lag ruhig auf ſeinem Bett und neben ihm ſtand Süßmayer, mit heiliger Begeiſterung die letzten Anweiſungen von den Lippen des Meiſters erlauſchend.

Da kam die Nacht .... die Nacht, die ſo wohlthuend dem Glücklichen, — — ſo erſehnt, ſo erquickend dem Müden, — ſo peinigend dem Sorgenbeladenen — ſo entſetzlich dem ſchlaflos Leidenden, — — ſo unausſprechlich qualvoll denen iſt, die weinend an einem Sterbebette knieen.

Und weinend kniete Conſtanze am Bette ihres Mannes; — bleich und die Blicke voll qualvoller Spannung auf das Antlitz des Schwagers gerichtet ſtand Sophie zu ſeinen Haupten; — feierlich ernſt beobachtete, neben ihr ſtehend, Süßmayer das langſame Herannahen des Todes.

Und es herrſchte Grabesſtille; nur die Uhr pickte tact-

---

*) Mozarts eingene Worte. Ebendaſelbſt.

mäßig und ließ das entſetzlich langſame Dahinſchleichen der Stunden der Nacht noch langſamer, noch unerträglicher erſcheinen.

Da ſtöhnte Mozart plötzlich und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Conſtanze fuhr entſetzt empor; alle beugten ſich über ihn und frugen: „Was iſt's?“

„Der Tod!“ — entgegnete Mozart.

Conſtanze ſchrie auf und warf ſich über den Gatten.

„Wolfgang! Wolfgang!“ — rief ſie — „o verlaß mich nicht! Gott, mein Gott, laß mich mit ihm ſterben!“

Der Sterbende aber ſagte leiſe:

„Faſſe Muth, . . . liebe Seele . . . . ich ſagte Dir ja ſchon lange . . . . daß ich das Requiem . . . . . . für mich ſchreibe! . . . Jetzt . . . . iſt es bald geſchehen . . . . hole die Kinder!“

Sophie ging und brachte ſie. Der kleine Wolfgang Amadeus ſchlief ſanft und ſein kindliches Geſichtchen glühte in ſeligem Behagen. Ach! er hatte keine Ahnung von der harten Schickſalsſtunde, die hier, wie eine dunkle Gewitterwolke, über ihm dahinzog.

Conſtanze nahm ihn auf den Arm, der kleine, ſiebenjährige Karl kniete laut ſchluchzend neben ſeiner Mutter nieder.

Mozart aber wandte ſich mühſelig, von Sophien und Süßmayer unterſtützt, zur Seite, legte ſegnend die Hände auf die Häupter ſeiner Lieben und ſagte milde:

„Lebt wohl, Ihr Guten, und Gott ſegne Euch! . . . .

Er war mir durch mein ganzes Leben ein liebender Vater, ... er wird es auch Euch ſein! .... Lebe wohl .... Conſtanze, ... Du gutes, treues Weib! .... Du warſt immer mein guter Engel .... ſei es jetzt auch ..... unſeren armen Kindern ..... Vergib, wenn ich Dich hie und da .... vielleicht gekränkt ..... gewiß .... es geſchah willenlos .... ich habe Dich doch .... aus tiefer Seele geliebt."

Mozart hielt hier erſchüttert einen Augenblick inne. Dann nahm er auch von Sophien und Süßmayer Abſchied, hinterließ den Freunden einen Gruß der Liebe und ward ruhig. Plötzlich liſpelte er noch einmal:

„Conſtanze!"

„Wolfgang?" — frug dieſe mit thränenerſtickter Stimme.

„Halte meinen Tod geheim," — ſagte Mozart, — „bis Albrechtsberger ..... meine Stelle erhalten hat. Denn ihm ..... gehört mein Dienſt von Gott .... und Rechtswegen."*)

Seine edle Seele dachte im Moment des Sterbens noch an die Freunde! — — Er, den das Schickſal und die Menſchen ſein ganzes Leben hindurch vergeſſen und vernachläſſigt hatten — er verſorgte ſterbend noch den Freund mit dem einzigen, was er anzuweiſen hatte, — mit ſeiner eigenen, eben erhaltenen Stelle!

---

*) Mozarts eigene Worte. Niſſen: S. 574. Oulibicheff: I. Thl. S. 271. Jahn: IV. Thl. Sein Wille wurde befolgt und Albrechtsberger erhielt den Dienſt.

Wahrlich! dieſe letzte Handlung war ein ſchönes, göttlich-ſchönes Gebet der Liebe.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Dr. Cloſſel trat ein. Er fand Mozart mit glühendem Kopfe und befahl kalte Umſchläge.

Abermals trat lautloſe Stille ein; aber die Wirkung der kalten Umſchläge ſchien bald keine günſtige. Sie erſchütterten den Sterbenden ſo gewaltig .... daß er Bewegung und Sprache zu verlieren anfing.

Da blickte er noch einmal Süßmayer groß und bedeutungsvoll an .... und Süßmayer — getragen von dieſem hoch-heiligen Momente am Sterbebette ſeines großen Lehrers — verſtand den Blick. Schweigend ging er, holte die Partitur des Requiems, und hielt ſie dem Meiſter vor.

Und Mozart ſchaute hinein und betrachtete ſein erhabendſtes Werk noch einmal mit feuchten Augen.

Als aber Süßmayer, der langſam umblätterte, an das Sanctus kam, blies Mozart, der nicht mehr ſprechen konnte, die Wangen auf. *)

„Die Poſaunen!“ — ſagte Süßmayer — „ich werde ſie nicht vergeſſen!“

Dann ward er ruhig, — das Bewußtſein ſchwand. Süßmayer legte ihm die Partitur des geliebten Requiem an das Herz ....

---

*) Hiſtoriſch.

Ein tiefer, tiefer Seufzer ..... ein Strecken des Körpers .... und .... Wolfgang Amadeus Mozart war nicht mehr!

Die Glocke ſchlug Mitternacht, — der 5. December 1791 und — — ein großes, herrliches Leben war zu Ende! — — —

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis.“

„Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte ſie.“

„Te decet hymnus, Deus, in Sion, et tibi reddetur votum in Jerusalem.“

„Dich preiſet die Hymne, o Gott, in Zion, und Gelübde werden dir erfüllt in Jeruſalem.“

„Exaudi orationem meam, ad te omnis caro veniet.“

„Erhöre unſer Gebet, alle Sterblichen erſcheinen vor dir.“

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis!“

„Ewige Ruhe ſchenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte ſie!“

Ein Tag nachher.

Wenn im Sommer, bei andauernder Hitze, die ganze Natur matt und erſchöpft aufſeufzt; — wenn Baum und Buſch und Blatt und Halm dürr und welk; die lechzende Erde in weiten Ritzen klafft und wochenlang kein Tropfen Regen von dem Himmel fällt; wenn dann, durch irgend ein böſes Geſchick, ein Funken das dürre Haidekraut erfaßt, ſo daß die Flamme mit einemmale, wie durch Zauber hochaufleuchtet, — dann wird ſie mit der Schnelle des Gedankens, wie ein an der Erde hinlaufender Blitz, ſich fortwälzen über unabſehbare Strecken — Gras und Kraut und Buſch und Wald auf Stunden weit in wenigen Minuten mit einem Alles vernichtenden Feuermeere übergießend, ſo daß vor Schreck und Entſetzen alle Creatur erſtarrt, bis das Staunen ſich löſt, und ein einziger herzzerreißender Schrei des Schmerzes zum Himmel dringt.

So war es, als ſich am kommenden Morgen die Nachricht von Mozarts Tod in Wien verbreitete. Man wollte nicht glauben, daß der große Meiſter, der ja erſt vor Kurzem das herrliche, ganz Wien entzückende Werk, „die Zauberflöte“, geſchrieben, geſtorben ſei: man wollte, man konnte es nicht glauben! Der Mann hätte ja noch ſo viel Schönes ſchaffen können und ſollen! Den Mann hatte man ja eben erſt recht kennen und ſchätzen gelernt; den Mann wollte man gerade jetzt aus ſeiner Verborgenheit herausziehen und belohnen für das, was er ſo Großes geleiſtet.

Und nun — nun war er todt! — Mozart todt! — eine der größten Zierden Wiens todt! Man frug ſich ſelbſt: wie es denn komme, daß man eigentlich jetzt erſt Mozarts Verdienſte anerkenne? „Idomeno,“ — „die Entführung aus dem Serail,“ — „Figaro,“ — „Titus,“ — „Don Juan,“ dies alles waren doch auch herrliche Schöpfungen; — — warum hatte man den vortrefflichen Mann doch im Leben nicht beſſer erkannt?! — — Reue und Schmerz waren aufrichtig .... aber .... ſie kamen zu ſpät!

Nicht ſo bei den immer noch ſehr zahlreichen ſachverſtändigen Verehrern Mozarts und bei demjenigen Theile des Volkes, der ihn wirklich erſt durch die „Zauberflöte“ hatte kennen, ſchätzen und lieben lernen. Hier war der Schmerz rein und wahr und ungetrübt!

Man ſtrömte von allen Seiten nach ſeiner Wohnung; die Freunde eilten bleich und entſetzt herbei; Diener in reichen Livreen, geſandt von Baronen, Grafen und Fürſten, kamen, ſich die Trauerkunde beſtätigen zu laſſen; — vor den Fenſtern der Wohnung des Verſtorbenen aber ſammelten ſich die Leute aus dem Volke ſchaarenweiſe. Sie plauderten nicht, — ſie liſpelten ſich höchſtens einzelne Worte zu, und ſtarrten mit ernſten, von einem ehrlichen, tiefen Schmerze erfüllten Mienen und feuchten Augen hinauf — — nach dem Zimmer, in dem der jetzt ſo ſtille Mann ruhte.

Und hier lag noch immer Conſtanze über der Leiche ihres Gatten, ſein kaltes liebes Antlitz in dem Schmerze der Verzweiflung anſtarrend, küſſend, mit Thränen überfluthend.

Vergebens ſuchte Sophie ſie zu entfernen; vergebens bemühten ſich die Freunde, ſie zu ſich ſelbſt zurückzuführen. Conſtanze hatte nur einen Gedanken: Sie wollte mit ihrem Amadeus ſterben!

Und — die Schmerzensſcene mit blutendem Herzen anſchauend — ſtanden ernſt und ſchweigend: Stadler, Süßmayer, Albrechtsberger und Hofer um das Todtenbett. Aber noch eine Perſon war leiſe in das Zimmer getreten und lehnte jetzt mit naſſen Augen im Hintergrunde, ungeſehen von Allen, an dem Ofen. Es war Lange. Aber er verweilte nur wenige Minuten; dann zog er einen Lorbeerkranz unter ſeinem Mantel hervor, legte ihn leiſe auf den naheſtehenden Tiſch . . . und entfernte ſich wie er gekommen. Niemand hatte ihn bemerkt; Niemand hatte aber auch die Thränen geſehen, die aus Langes Augen auf den Kranz gefallen.

Und wie? trägt ſich der Schmerz, der hier ſo viele Herzen zerreißt, nicht weiter?

Gewiß! — Wolfgang Amadeus Mozart gehörte der Welt! Noch an demſelben Tage flog von Wien aus die Trauerkunde nach Süd und Nord, nach Oſt und Weſt. Nirgends, nirgends aber fand ſie ein ſo ſchmerzliches Echo, als in Prag, — in Prag, das Mozart ſo ſehr geliebt und geehrt.

Es war, als ob eine allgemeine Trauer über die Stadt verhängt worden wäre. Am ſchwerſten freilich traf die Nachricht Bondini, ſeine Gattin, Duſchek und die übrigen Freunde!*)

---

*) Sobald die traurige Nachricht bekannt geworden war, vereinigten ſich ſogleich aus freiem Antriebe ſämmtliche Muſiker des Theaters und alle Tonkünſtler der Stadt zur Abhaltung feierlicher Exequien für den Verſtorbenen. Man wählte zu dieſer Feier, welche in der Pfarrkirche St. Nicolaus ſtattfand, ein Requiem von Rösler. Den Tag zuvor wurden die Einwohner Prag's durch gedruckte Anzeigen davon in Kenntniß geſetzt. Am Tage der Feierlichkeit ſelbſt wurden eine halbe Stunde lang alle Glocken der Pfarrkirche geläutet. Faſt die ganze Stadt ſtrömte hinzu, ſo daß weder der ſogenannte welſche Platz die Wagen, noch die faſt für beinahe viertauſend Menſchen geräumige Kirche die Verehrer des Verklärten alle faſſen konnten. In der Mitte der Kirche ſtand ein großartig beleuchteter Katafalk; zwölf Schüler des Gymnaſiums, mit quer über die Schulter hangenden Flören und Fackeln in der Hand, ſtanden um denſelben her. Das von Strobbach dirigirte Orcheſter zählte hundertundzwanzig der erſten Tonkünſtler. Dieſe Leute, von denen ein Theil zum erſtenmale und zwar vom Blatte, die Ouvertüre zu Don Juan geſpielt hatte, executirten die Todtenmeſſe mit einer Einmüthigkeit und einem Ausdrucke des Gefühls, welches eine ganze Stadt mit ihnen theilte. Als man um die ewige Ruhe deſſen flehte,

Aber ſie traf noch Jemanden; denn die Nemeſis ruht nicht, und ihr ewig waches Auge durchſchaut und ſtraft heute wie vor Tauſenden von Jahren den Uebermuth und das Unrecht der Sterblichen.

Schikaneder ſaß gerade in ſeinem eleganten Frühſtückzimmer, und ſchlürfte mit Gemüthlichkeit ſeine Chokolade, als Chigot bleich und zerſtört eintrat.

„Nun?“ — frug der Director erſtaunt — „was giebt es? — Iſt ein Unglück paſſirt?“

„Ja, bei Gott!“ — rief Chigot — „Mozart iſt todt!“

„Todt?“ — rief Schikaneder, und die Taſſe zitterte ſo gewaltig in ſeiner Hand, daß er ſie kaum noch niederzuſetzen vermochte.

„Mozart todt? das iſt unmöglich! todtkrank vielleicht .... er hat ja noch vor Kurzem die „Zauberflöte“ ſelbſt dirigirt!“

„Verzeihen, Ew. Gnaden“ — warf hier Chigot ein — „das iſt doch ſchon einige Wochen her. Wir gaben das Stück geſtern zum ſechsundzwanzigſtenmale .... und Mozart dirigirte nur an den drei erſten Abenden ſelbſt.“

„Es iſt wahr!“ — ſagte Schikaneder, und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne — „und ich habe in dem Drange der Geſchäfte ganz vergeſſen, mich nach ſeinem Un-

---

der den Anweſenden ſo großes und edles Vergnügen bereitet hatte, floſſen heiße Thränen der Freundſchaft und Dankbarkeit. — Auf dieſe Art wurde Mozart's Andenken in ſeinem lieben Prag geehrt. Oulibicheff: I. Thl. S. 272.

wohlſein zu erkundigen. Alſo todt — — Mozart todt! ich kann es noch immer nicht faſſen!“ —

Und er ſprang auf und ging — nachdem er Chigot durch ein Zeichen entfernt hatte — mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Eine ſonderbare Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt. Der erſte Gedanke, der ihn erfaßte, war: „Nun biſt du ſeiner los, denn da du nichts Schriftliches mit ihm abgemacht haſt, ſo kann dich Niemand zu einem Honorar für die Oper zwingen, noch dir die Partitur beſtreiten!“ Allerdings ſagte ihm zu gleicher Zeit ſein Gewiſſen, daß dies ein Schurkenſtreich ſei; indeſſen war er ja über dieſe Handlungsweiſe längſt mit ſich im Reinen und über alle Skrupel hinaus; Mozart's Tod erleichterte ihm nur die Ausführung.

Er nahm ſich alſo vor: ſich ſo viel als als möglich über dies Ereigniß hinauszuſetzen, und — um jeder unangenehmen Berührung zu entgehen — auf einige Tage zu verreiſen. Eben wollte er zu dieſem Ende Chigot die nöthigen Befehle geben, als dieſer eintrat und den Herrn Abt Stadler meldete.

„Bin nicht zu Hauſe!“ — flüſterte Schikaneder dem Diener zu; aber ſchon war Stadler eingetreten.

„Herr Director!“ — ſagte Stadler, ohne viel Complimente zu machen — „ich komme in einer eben ſo wichtigen, als ernſten Angelegenheit zu Ihnen. Wollen Sie mir einige Worte im Vertrauen gönnen?“

„Sehr gern!“ — entgegnete Schikaneder mit der Zuvorkommenheit eines Weltmannes, indem er den Abt durch eine Handbewegung bat, auf einem Seſſel Platz zu nehmen. — „Was wäre Ew. Hochwürden gefällig?“

„Sie wiſſen unſtreitig!“ — ſagte Stadler mit tiefem Ernſte, der gegen das faſt heitere Weſen des Directors ſcharf contraſtirte, — „daß Mozart, — der große, herrliche Mozart, dem auch Sie ſo viel verdanken, dieſe Nacht verſchieden iſt.“

„Ja!“ — rief Schikaneder jetzt, und gab mit der Geſchicklichkeit eines geübten Schauſpielers ſeinem Geſichte raſch den Ausdruck ſchmerzlicher Verzweiflung. — „Leider! leider! habe ich die entſetzliche Kunde ſo eben vernommen. Mein lieber Herr Abt, — Sie glauben nicht, wie furchtbar mich dieſer Schlag betroffen hat. Mozart war einer meiner liebſten, meiner beſten Freunde! .... Ich verliere namenlos an ihm! .... O, was rede ich von mir .... die Welt, die ganze Menſchheit verliert ja ihren ſchönſten Stern.“

„Es gereicht mir zur Genugthuung,“ — ſagte hier Stadler, — „daß auch Sie den ungeheuren Verluſt, den wir alle beweinen, ſo tief empfinden. Ich darf alsdann um ſo eher hoffen, daß Sie dem, was ich noch zu ſagen habe, Gehör ſchenken und meiner Aufforderung nachkommen werden.“

„Und was iſt das?“ — frug der Director, nicht ohne ein leichtes Zuſammenziehen der Stirnfalten.

„Mozart iſt alſo heute Nacht geſtorben!“ — nahm Stadler das Wort wieder auf, — „nun hat es ſich herausgeſtellt, daß — durch die längere Krankheit herbeigeführt — ſeine Vermögensverhältniſſe ſehr reducirt ſind. Es gebricht der Wittwe in der That an den nöthigen Fonds, um ihren Gatten nur anſtändig begraben laſſen zu können. Ich komme alſo in ihrem Namen, wenn auch ohne ihr Wiſſen, zu Ihnen, Herr Director, mit der Bitte: der Unglücklichen wenigſtens einſtweilen einen Theil deſſen zukommen zu laſſen, was der Verſtorbene an Sie für die Compoſition der Zauberflöte zu fordern hat."

„An mich zu fordern?" — rief Schikaneder mit der Miene des höchſten Staunens.

„Freilich!" — verſetzte Abt Stadler — „und da Sie durch die Zauberflöte zu einem reichen Manne werden . . . ."

„Erlauben Sie," — ſagte hier Schikaneder kalt und vornehm — „das iſt meine Sache; ob es Ihre Sache iſt, Herr Abt, an mich eine ganz ungegründete Forderung zu richten, weiß ich nicht. Haben Ew. Hochwürden vielleicht ſchriftliche Documente und Vollmacht?"

„Ja, Herr!" — rief jetzt Stadler, und es blitzte aus ſeinen Augen wie mit dem Schwerte eines Cherubs. — „Ja, ich habe Vollmacht! zwar keine ſchriftliche, — aber die Vollmacht, die mir Gott durch meine Freundſchaft zu dem edlen Verblichenen — und — in Folge ſeiner ewigen Gerechtigkeit gibt. Ich kenne den Vertrag, den Sie in Beziehung auf die Zauberflöte mit Mozart abgeſchloſſen."

„Woher!" — fiel hier der Director dem Abte in das Wort — „woher wollen Sie einen ſolchen Vertrag kennen, der nie exiſtirte?"

„Ich kenne ihn von Mozart ſelbſt; ſchon dem Tode verfallen, hat er mir und ſeiner unglücklichen Gattin mitgetheilt . . . .“

„Narrheiten! Wie können Sie, als verſtändiger Mann, auf das Fiebergeſchwätz eines Sterbenden gehen.“

Abt Stadler ſah hier den Director ſo feſt an, daß die ganze Gewandheit und Keckheit Schikaneders dazu gehörte, dieſen Blick zu ertragen, dann ſagte er:

„Ich bin nicht in der Stimmung, mich mit einem Manne, wie Sie, heute länger zu ſtreiten — — ich habe auch wirklich keine ſchriftlichen Beweisſtücke; . . . . aber ich habe geglaubt, bei Ihnen, Herr Director, den Mozart vom Untergang gerettet, — den ſeine Kunſt auf den Gipfel des Glücks erhoben, — der dieſem edlen Verſtorbenen ſo unendlich viel, — — ja alles zu verdanken hat — — ich habe geglaubt, hier ein Herz zu finden. Jetzt frage ich Sie zum letztenmale bei Ihrer Ehre und Ihrem Gewiſſen: wollen Sie Ihre Verpflichtungen gegen die Familie des Heimgegangenen anerkennen und der unglücklichen Wittwe hülfreich die Hand bieten?“

„Ich habe keine Verpflichtungen!“ — rief Schikaneder leichthin, indem er dabei die Achſeln zuckte — „aber ich will aus Großmuth und Menſchenliebe der Wittwe hundert Gulden ſchenken.“

Stadler ſtand ſprachlos. Eine Pauſe entſtand.

„Ich danke Ihnen,“ — ſagte der Abt endlich tief erſchüttert und mit dem Ausdrucke einer unausſprechlichen Verachtung — „ich danke Ihnen im Namen der Wittwe

Mozarts für Ihre Großmuth. Ich kam nicht, ein Almoſen zu erbetteln, — ich kam, um vor dem Richterſtuhle Ihres Herzens und Ihres Gewiſſens eine gerechte Forderung geltend zu machen. Vor dem irdiſchen Richter, das weiß ich, iſt ſie — da der Verſtorbene in edlem Vertrauen nichts forderte — ungiltig. So gehen Sie denn hin, mit Ihrem Mammon .... aber wahrlich, ich ſage Ihnen, ſo wahr ein Gott über uns lebt: es wird kein Tag und keine Nacht mehr über Sie kommen, ohne daß Ihnen Ihr Gewiſſen Mozarts Leiche zeigen wird, Mozarts Leiche, über die ſich verzweifelnd ſein armes, unglückliches Weib wirft, — Mozarts Leiche, zu deren Füßen ſeine Waiſen jammern und weinen! — Gehen Sie hin mit Ihrem Mammon; — ich ſelbſt werde, im Verein mit den übrigen Freunden, für die Familie des Entſchlafenen ſorgen — — aber es müßte kein Gott im Himmel ſein, wenn dieſer ungerechte Mammon nicht unter Ihren Fingern wie Nichts zerrönne, ſo daß ſie einſt — der Schmach und dem Elende hingegeben — den heutigen Tag verwünſchen werden, an dem Sie Ehre, Recht, Freundſchaft und Treue in den Staub traten!"

Und, einen vernichtenden Blick auf Schikaneder ſchleudernd, drehte ſich Abt Stadler verächtlich um, — und verließ das Zimmer.

Aber ſonderbar! als ihm Schikaneder nachlachen wollte, konnte er nicht; das Lachen erſtarb ihm im Halſe, denn — er ſah ganz deutlich vor ſeinen geiſtigen Blicken .... die Leiche Mozarts!

„Dummheit!“ — rief er entſetzt aus — „das ſind die Folgen ſeines albernen Geſchwätzes.“

Aber wunderbar! er mochte ſchimpfen, ſingen, trinken, ſpielen, ſelbſt mit der ſchönen Cavaglieri koſen .... er mochte die Augen öffnen oder ſchließen .... ſein Gewiſſen — durch Stadler aufgeſtachelt — zeigte ihm Mozarts Leiche. Und die Aufregung ſtieg, bis Schikaneder, vom Fieber geſchüttelt, wie Ahasverus, in ſeinem Hauſe, im Theater, bei ſeinen Freunden herumlief und unaufhörlich rief:

„Mozart iſt todt! ſein Geiſt verfolgt mich; ich habe keine Ruhe mehr!“*)

Die Ruhe — wenigſtens die äußerliche — fand ſich mit der Zeit theilweiſe wieder. Schikaneders Gewiſſen war ja weit genug; — — aber ſein Schlaf war hin, und oft, oft ..:. ſah er noch in den langen, langen Stunden der Nacht die Leiche des hintergangenen Freundes.

Aber die Nemeſis war damit nicht befriedigt.... Schikaneder erbaute ein neues Theater, das ſogenannte Theater an der Wien, noch jetzt das ſchönſte in der Kaiſerſtadt; — aber — die rächende Schickſalsgöttin hatte ſein Haupt dem Untergange geweiht — — ſeine Finanzen geriethen abermals in Unordnung; doch jetzt war kein Mozart mehr da, ihn zum zweitenmale zu retten. Er wurde genöthigt, das von ihm erbaute Theater ſeinen Gläubigern zu überlaſſen — der fluchbeladene Mammon war unter ſeinen Fingern zerronnen, ... **und Schikaneder ſtarb .... in Dürftigkeit und gänzlicher Geiſtesverwirrung!***)

---

*) Geſchichtlich.

Als der Abt Stadler mit ſchwerem Herzen wieder in das Sterbehaus eintrat, fand er die Freunde ſchon im unteren Zimmer in der Berathung begriffen: was Freundſchaft und thatſächliche Menſchenliebe hier zu thun habe, bis die allgemeine Achtung und Anerkennung gegen die Familie geſühnt, was ſie theilweiſe gegen den großen Todten verbrochen. Und ſiehe! die Zukunft Conſtanzens und ihrer Kinder ward durch treue Herzen und edle Seelen geſichert.

Aber auch Conſtanze war unterdeſſen — ohne zu ahnen, was unter den Freunden geſchehen — ruhiger in ihrem Schmerze geworden; und zwar hatten dies ein Paar Worte ihres kleinen Karl vermocht.

Als nämlich Conſtanze ſich gar nicht von ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung aufraffen wollte, war Schweſter Sophie in das Kinderzimmer gegangen, um nach den armen Kleinen zu ſehen. Nun pflegen Kinder gewöhnlich in ihrer Unſchuld und Befangenheit die Größe und Bedeutung eines ſolchen Verluſtes nicht zu überſchauen, und ſind daher meiſt ſchnell getröſtet. Dies war indeſſen bei dem kleinen Karl nicht der Fall, er hatte ja des Vaters tiefes Gemüth, und wenn er auch die volle Wucht des Unglücks, das ihn und die Seinen eben betroffen, lange nicht zu ermeſſen vermochte, ſo wollten ſich doch die ſchrecklichen Scenen der Nacht nicht ſo ſchnell aus ſeiner Seele tilgen laſſen.

---

*) Hiſtoriſch.

Still-traurig und in ſich gekehrt ſaß daher das Kind da, als Tante Sophie in das Zimmer trat.

„Wo iſt die Mama?" — frug Karl.

„Drüben!" — antwortete dieſe, und die gewaltſam zurückgehaltenen Thränen ſtürzten jetzt beim Anblick der Kinder in vollen Strömen über ihre Wangen — „drüben iſt ſie, bei dem Papa, und will mit ihm ſterben."

Aber dieſe Worte trafen das kleine Kinderherz wie ein Blitzſtrahl. Eine Minute ſchwieg das Kind, dann glitt es mit den Worten: „das ſoll ſie nicht, denn ſie hat ja mich!" von dem Stuhle herab und ging feſten Schrittes in das Sterbezimmer.

Noch lag Conſtanze über der Leiche des ſo unausſprechlich geliebten Gatten, deſſen ſtarre Züge jenes friedliche Lächeln angenommen, das ſo oft mit dem Tode eintritt, als ob in jenem furchtbar ernſten Momente der Seele der erſte Hauch ewigen Friedens entgegenwehte! Das Haupt des Verſtorbenen aber umgab ein Lorbeerkranz. Es war derſelbe, den Lange für den Freund unbemerkt hingelegt. Sophie hatte, als ſie den Kranz fand, den ſtillen Schläfer damit geſchmückt.

Die Scene war zu ergreifend, zu ungeahndet, — als daß ſie nicht das Kind auf Augenblicke ſtarr und ſcheu an den Boden gefeſſelt haben ſollte. Aber es waren doch nur Minuten; dann ſchlich der kleine Karl zu ſeiner Mutter heran, zupfte ſie leiſe am Kleide und ſagte mit ſeiner kindlichen Stimme:

„Mama! Du mußt nicht auch ſterben wollen; ſonſt habe ja ich und mein Brüderchen gar keine Eltern mehr!“

Aber wie griff dieſe unſchuldige, kindliche und doch ſo tief aus dem kleinen Herzen kommende Aeußerung in Conſtanzens Seele.

Langſam erhob ſie, auf beide Arme geſtützt, den Oberkörper; — ihr Geſicht war todtenbleich; — ihre Augen ſtarrten weit geöffnet vor ſich hin; — aber in ihrer Seele hallten des Kindes Worte wieder, und die Stimme Gottes — die Stimme der Natur — rief in ihrem Herzen: „Du biſt nicht nur Gattin, Du biſt auch Mutter!“

In demſelben Momente kniete auch Sophie — die dem Knaben leiſe gefolgt war — vor ihr nieder und hielt ihr den Säugling hin. Karl aber ſagte:

„Komm, Mama, Du haſt ja noch uns — — ſei unſer“!

Da entfuhr der gequälten Bruſt Conſtanzens ein Schrei; — Thränen ſtürzten aufs Neue über ihre Wangen und ihre Kinder umarmend rief ſie:

„Ja, ... ich will für Euch leben!“

Die Verklärung.

Auf dem Todtenacker vor der St. Marxer Linie bei Wien war ein neuer Grabhügel aufgeworfen worden: nicht da, wo die reichen, die vornehmen, die berühmten Leute begraben werden .... ſonder neben, auf der Seite, bei den gewöhnlichen Menſchenkindern; denn die Wittwe des Mannes, der hier von den Mühen und Sorgen des Lebens ausruhte, hatte nicht ſo viel Geld, um einen eigenen Platz auf dem Friedhofe anzukaufen oder gar ein Denkmal ſetzen zu laſſen.

Aber der Mann da unten unter dem kleinen, niederen, unbeachteten Erdhügel, — er ruhte ſo ſtill, ſo ſanft, ſo friedlich, wie die Reichen dort unter den Monumenten und Epitaphien!

Und die erſte Nacht, die auf den neuen Grabhügel ſah, zog ernſt, groß und feierlich am Himmel empor. Der Mond ſandte ſeine Strahlen freundlich auf die kleine Stätte des Friedens nieder, und ſie küßten die neu aufgeworfene Erde mit heiliger Scheu und legten ſich wie ein ſilbernes Bahrtuch darüber, als wollten ſie ihn ſchützen den Hügel, der eine ſo koſtbare Saat barg.

Und Baum und Buſch, des Blätterſchmucks beraubt, ſtanden ſtarr und traurig, und geſpenſtiſch fuhr die ſcharfe Dezemberluft über all die zahlloſen Gräber und rüttelte an den morſchen Kreuzen und pfiff ſchauerlich um ſtolze, goldgezierte Monumente. Aber die ſtillen Schläfer hörten es nicht: nach langem, heißem Kampfe ruhten ſie ſanft und friedlich in dem Schoße der Mutter Erde.

Plötzlich aber näherte ſich eine weibliche Geſtalt dem neu aufgeworfenen Hügel. Ein langer, dunkler Mantel umhüllte ſie, eine Kaputze von gleicher Farbe deckte ihr Haupt. Was kümmerten ſie die Gräber alle mit dem ſchauerlichen Geheimniſſe, das ſie bargen; — was frug ſie nach dem kalten Winde der ſie umſauſte; — was nach der Nacht, die, weit vorgerückt, alles Leben ringsumher längſt eingeſargt.

Nur ein Gedanke — nur ein Schmerz .... wild, leidenſchaftlich, rieſengroß .... ſchien ſie zu erfüllen. Nur ein Grab unter all den Tauſenden von Gräbern ſuchte ſie; aber ſie wußte es zu finden, denn ſie hatte heute ſchon von ferne einen Sarg hineinſenken ſehen, und dieſer Sarg .... barg ihr Alles ... ihre Liebe!

Jetzt hatte ſie den Hügel erreicht und mit dem herzzerreißenden Schrei — „Amadeus! mein Amadeus!“ ſank ſie an ihm nieder. Und es wogte und ſtürmte der Schmerz in ihrer Bruſt, wie ein brandendes Meer; ihre Augen ſtarrten thränenleer, aber ſie ſchienen die Erde durchbohren zu wollen; — ihre Arme umſchlangen den Hügel, — ihre Stimme rief den Theuren — aber aus dem kalten Brautbette des Todes ertönte keine Antwort!

O es gibt Schmerzen im Leben, die, wenn ſie uns erfaſſen, dies Leben mit ſich zu ziehen drohen in ihre unergründliche Tiefe; — Schmerzen, die — zumal bei leidenſchaftlichen Menſchen — mit ſolcher Wucht auf das Haupt des Betroffenen herabfallen, wie ein alles zerſchmetternder Fels; — Schmerzen, die, wie ein ſcharfgeſchliffenes Schwert mit einem einzigen Ruck den Faden des Lebens und alles irdiſchen Glücks durchſchneiden!

Ein ſolcher Schmerz war es, der die an Mozart's Grab knieende verhüllte Geſtalt durchbebte. Und ſie krümmte ſich lange in leidenſchaftlicher Verzweiflung, . . . und ihre Verzweiflung bäumte ſich auf gegen den Himmel wie eine Drohung, ja faſt wie ein Fluch! — Da ertönte plötzlich, mitten durch die Nacht, ein Choral . . . ernſt und doch milde, feierlich und doch das Herz warm und ſanft umfaſſend. Es war der nächtliche Chorgeſang der Mönche in einem nahen Kloſter. Der Verhüllten aber, in der Exaltation ihres Schmerzes, war es . . . . als habe der Himmel ſich geöffnet und ſeine Heerſchaaren begrüßten eine heimkehrende Seele.

Und der Gedanke und die Töne erfaßten ſie mächtig, und ihre Verzweiflung brach ſich, wie wild aufſchäumende

Wogen des Meeres an himmelaufſtrebenden Felſen. Und die unbändige Leidenſchaft ebbte nach und nach und löſte ſich in einen milden, in einen unendlichen Schmerz. Und aus den Augen der Verhüllten ſtürzten Thränen und ſie weinte lange und bitterlich.

Aber endlich verſiegten auch der Thränen Ströme, — ſie faltete die Hände — und betete.

Da mit einemmale war es ihr, als wollten ihr die Sinne vergehen und als durchſtröme ſie doch ein höheres Leben; — als ſinke ein Schleier über ihre Augen und ſie ſehe dennoch; — als ſchlöſſen ſich ihre Ohren jedem irdiſchen Klang, aber Ströme himmliſcher Melodien durchzögen ihre Seele. Und gewaltiger und immer gewaltiger wurden die Accorde, als rauſchten ſie auf aus der Ewigkeit Tiefen, alle Himmel zu füllen, ſo weit die Unendlichkeit reiche. Und wie ihre Wellen immer mächtiger daher wogten, da zerfloß die Decke von Erde über dem Hügel, an dem ſie kniete und eine lichte Geſtalt hob ſich leiſe . . . leiſe empor. Es war Mozart's Geſtalt, nur verklärter, höher, herrlicher als ſie ihn je geſehen. Und die Stirne des Meiſters ſchmückte ein Lorbeerkranz, ein faltenreich Gewand umhüllte ihn, in ſeinen Armen ruhte eine goldne Lyra, ſeine Augen leuchteten in unausſprechlicher Seligkeit, ein entzückendes Lächeln belebte ſeine milden, edlen Züge, ſein Haupt aber umgaben acht große flammende Sterne.

Und Seligkeit umfaßte die Knieende, und ſie ſtreckte ihre Arme nach ihm aus und rief voll Schmerz und Sehnſucht und Liebe „Amadeus!“... Aber wunderbar! ihr Ruf klang, als ſei er aus dem Herzen der ganzen Menſchheit gekommen, die voll gleichem Schmerz und gleicher Sehnſucht und gleicher Liebe die Arme nach dem Scheidenden ausbreite. Denn ein Scheidender war der große Meiſter, da leichte Wölkchen ihn ſanft hoben und allmählich nach oben trugen. Und doch lächelte er mild der Erde zu und den Lieben, die ſie trug, und von ſeinen Lippen floſſen die Worte:

„Ich bleibe bei euch, in meinen Werken!“

Und wie er das ſprach, ſtand eine hohe entzückende Geſtalt — die edle, die göttliche Tonkunſt — neben ihm, und ihre Hand auf ſeine Schulter legend, rief ſie mit ſtrahlenden Blicken:

„Sei willkommen, Meiſter, im Reiche des Geiſtes! Die Beſchwerden deines Weges ſind groß geweſen; unzählbar und faſt über die Kräfte eines Sterblichen gehend, waren die Schöpfungen, die deinen Fleiß, deine Beſtändigkeit, deine Größe bewährten. Du haſt ſie überwunden, ... überwunden der Erde Prüfungen. Ruhm und Ehre, dir, dem unerſchrockenen Bekehrungsboten; — Friede! dem müden Wanderer. Gehe ein in den Tempel ewigen Ruhmes, du, der Unſterblichkeit würdiger Sohn!“

Und als die Geſtalt dieſe Worte geſprochen, da flammten die Sterne um ſein Haupt höher auf und ſie ſtrahlten die Namen ſeiner ſieben großen Opern und ſeines Requiems.

Und wie mit Donnerton jauchzte es von der Erde auf:

„Dank, Dank dir, unſterblicher Meiſter!"

Und wie mit Donnerton jauchzten die noch fernen, noch kommenden Jahrtauſende im Echo nach:

„Dank, Dank dir, unſterblicher herrlicher Meiſter!"

Und höher und höher — den Sternen zu — trugen ihn die lichten Wölkchen, bis alles — alles — in einem einzigen Glanzmeere zerrann, — in einem einzigen großen, göttlich erhabenen Accorde! — — —

Als die am Grabe Knieende wieder zu ſich kam, war es Morgen. Still vor ſich hinlächelnd verließ ſie den Friedhof; aber... es währte nur wenige Tage und ſie kehrte zu ihm .... auf immer zurück.

Ende des sechsten und letzten Theils.

Leipzig.
Druck von Gieſecke & Devrient.

Zu demſelben Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erde und Ewigkeit

Die natürliche Geſchichte der Erde

als kreiſender Entwicklungsgang im Gegenſatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Kataſtrophen

von

Dr. Otto Volger.

8°. (36 Bogen.) 1857. Geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Zum erſten Male wird durch dieſes Werk ein zuſammenhängendes und durchſchauliches Gebäude der Lehren einer mit den Erfahrungen der Phyſik und Chemie harmonirenden Geſchichte der Schöpfung gegeben. Auf die Bedeutung dieſes Werkes für die Wiſſenſchaft brauchen wir Männer von Fach nicht erſt aufmerkſam zu machen. Dieſelben kennen Volgers ſtrenge, reformatoriſche und fruchtbare Unterſuchungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie, und werden eine vielfach entbehrte Geſammtdarſtellung der wiſſenſchaftlichen Anſchauungen deſſelben freudig begrüßen.

Aber die Blicke des ganzen denkenden und bildungsſuchenden Theiles des Volkes wünſchen wir zu lenken auf ein Buch, das nachweiſt, daß die Natur nicht menſchlich zuſammengekünſtelt iſt wie **ein Uhrwerk, welches bald vom Staube ſtockt, bald durch das Brechen eines Zahnes, durch das Reißen der Kette oder gar durch das Springen** der treibenden Feder gehemmt wird; noch weniger ein morſches Gebäude, welches in ſich ſelbſt zuſammenbrechen kann. Keines der Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung geſtattet in dem ewigen Wechſel der Erſcheinungen, den wir Welt nennen, einen Anfang oder Ende anzunehmen. „Wie keines Menſchen Auge Zeuge war vom Anfange der Welt, ſo wird auch keines Menſchen Auge das Ende der Welt ſehen!“

Die ganze Hohlheit und bodenloſe Vermeſſenheit der ſogenannten plutoniſtiſchen Geologie, welche von Revolutionen und Kataſtrophen der Natur träumt, wird hier in den Schlaglichtern ſonnenklarer Beleuchtung entlarvt. Der Plutonismus, welcher in demſelben Grade, wie er vergeblich mit den bibliſchen Ueberlieferungen ſich in Einklang zu bringen ſucht, auch mit den vorliegenden Thatſachen in Widerſpruch ſtand, vermochte nur das wahre Anſehen der Wiſſenſchaft zu untergraben und abergläubiſche Vorſtellungen von unnatürlichen Vorgängen in der Natur zu wecken und zu nähren.

Das Werk zerfällt in vier Hauptabſchnitte. I. Menſchliches Streben. Zum Friedensgruße Vorübergehenden und Eintretenden. — II. Endlichkeit und Ewigkeit. Betrachtungen in den Verhallen der Wiſſenſchaft. — III. Urkunden zur Geſchichte der Erde. Rundſchau in dem Heiligthum der Wiſſenſchaft. — IV. Scheidegruß und Rückblick.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Jean Paul.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in vier Theilen

von

Heribert Rau.

Erster Theil

Leipzig,
Theodor Thomas.
1861.

350 D

Inhalt.

Eine Frühlings-Idylle.

Seite
1. Der Geburtstag im Fichtelgebirge 3
2. Der Sonntagmorgen 37
3. Der Jahrmarkt 55
4. Zuckermandeln und Potentaten 68

Ein armer Student.

5. Der Herr Magiſter 79
6. Noth bricht Eiſen 100
7. „Zopf ab!“ 121
8. Der Phönix 140
9. Der Student und die Leipziger Buchhändler 147
10. „Schriftſteller!“ 169
11. Kleider-Märtyrerthum 177
12. Aus dem Paradies in das Paradies 190
13. Buchhändlernoth und Sündenfall 220
14. Die Flucht 244

Das Magiſterlein.

Seite
15. Ein neuer Prometheus 269
16. Lupus in fabula 280
17. Magiſter und Zelote 299
18. Todesſchatten 329

Eine

Frühlings-Idylle.

Bayerische
Staatsbibliothek

Der Geburtstag.

Der Frühling hatte ſich bereits angemeldet. Der Schnee war geſchmolzen und ſomit der Vorhang von der Bühne der Erde aufgezogen; die Menſchen aber warteten mit klopfenden Herzen auf die befiederten Sänger des Waldes und auf alle die Tauſende von Blumen und Blüthen, die in dem großen — Paradieſe um ſich ausſtreuenden — Luſtſpiele der Natur die Hauptagenten abgeben ſollten.

Wirklich waren hoch oben im Fichtelgebirge ſchon die gelbe und graue Bachſtelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer, Schnepfen und mancherlei Sumpfvögel angekommen, und Löffelkraut und Zitterpappel trieben bereits die Erſtlinge ihrer Blüthen.

Freilich bargen ſich die höchſten Gipfel, und unter ihnen namentlich der Ochſenkopf, noch in die weiße winterliche Hülle, während dichte, wolkenartige Nebel geſpenſtiſch um ihre altersgrauen Häupter zogen; aber grün war es doch ſchon, gerade hier, bis auf die

Höhen hinauf, da ja Fichtenwaldungen die weiten Gebirgszüge bedeckten.

O! es iſt ein eigenthümlicher wunderbarer Punkt auf dieſer Erde, das Fichtelgebirge! eine dunkele grüne Gebirgsinſel mitten im Herzen von Deutſchland, voll des Geheimnißvollen und Räthſelhaften. Hier findet das Auge die herrlichſten Fernblicke, das Herz die tiefſte, die ſüßeſte Waldeinſamkeit; . . . . denn wer ſollte den Wanderer hier, an dieſem eng abgeſchloſſenen, faſt vergeſſenen Orte ſtören, wo nur der Schlag der Axt, das Hämmern einzelner Hüttenwerke erſchallt, und Einfachheit und Armuth ihr Lager aufgeſchlagen haben?

Wer kennt denn viel und beſucht das Fichtelgebirge? Im Oſten ſind es die blauen böhmiſchen Berge, die durch ihre reichen Bäder die müßige vornehme Welt an ihre Bezirke feſſeln; im Norden iſt es das Erzgebirge, das dicht heranrückt und den Kaufmann und den Fabrikanten in ſeinen Schooß lockt. Im Nordweſten hebt ſich der thüringer Wald, den Reiſenden durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen feſſelnd, und im Süden zieht den forſchenden Geiſt die fränkiſche Schweiz an, — jenes leicht erſteigbare, von grünem Laubholz bewachſene, freundliche Kalkſteingebirge, mit ſeinen ſchönen Thälern und den für Naturforſcher und Naturfreunde ſo merkwürdigen Muggendorfer Tropfſteinhöhlen. Da fliegt denn nur hie und da ein einzelner Blick nach dem hohen dunkelen Rücken des Fichtelgebirges, das dem Reiſenden von Ferne ernſt und kalt entgegenſtarrt. Er ahnt ja nicht, welch' wunderbarer Zauberkreis von Naturſchönheiten und Sagen dieſe Berge und Wälder umgiebt; welch' räthſelhaftes Leben in ihnen pulſirt; welch' poetiſcher Duft, leicht hingehaucht, über ihnen ruht.

Schon im grauen Alterthume hatte man eine hohe, poetiſche Anſchauung von dem Fichtelgebirge, auf deſſen Höhe vier anſehnliche Ströme entſpringen, die, nach allen vier Weltgegenden fließend, aus ſeinem dunkelen Schooße reichen Segen über einen großen Theil Deutſchlands verbreiten. Wunderliche Sagen gingen dabei in die geheimnißvolle Tiefe der Erde, die Gold und Metalle aller Art bergen ſollte, und gerade die Bergleute — ſelbſt der mährchenhaften Unterwelt halb angehörend — waren ſo recht eigentlich die Träger und Hüter dieſer Sagen. Kobolde, Waldmännchen und Moosweibchen, welche ſich den Menſchen freundlich nahten, ſich ein Stück Brod erbaten und dafür guten Rath und noch größere Belohnung ertheilten, gab es überall. Sorgenloſen Müttern wurde in der Nacht das geſunde Kind mit einem großköpfigen Wechſelbalge vertauſcht, und in den Ruinen, bei Kreuzſteinen und an ſonſtigen einſamen Orten ſah man gar häufig Waldgeiſter umherſchweben.

Auf dem kahlen Gipfel des Schneeberges, dem Ochſenkopfe gegenüber, wohnte eine weiſſagende Sybille, die eine Höhle bewohnte. Sie war ein überirdiſches Weſen, das nur wenige bedenkliche Worte ſprach und ſich nur ſehen ließ, wenn wichtige Ereigniſſe bevorſtanden. Von ihrer Höhle führte ein furchtbares Felſenlabyrinth zu dem Gipfel des Berges hinan; und wirklich trifft man noch heute auf der oberſten Granitplatte neun ſchüſſelförmige Vertiefungen, die ſo eingehauen ſind, daß die größte derſelben die Mitte einnimmt, die übrigen aber im Kreiſe umherliegen. Wahrſcheinlich hat dieſer Felſen in der heidniſchen Vorzeit, die ſpäter als anderswo aus dieſen Gebirgen wich, zu einem gottesdienſtlichen Gebrauche gedient. Ja, der Name „Nuſſen,“ welchen dieſe Höhlungen führen, erinnert an „Nuſſa,“ die Flußgöttin der Deutſchen, welche man vielleicht hier, bei den Quellen der vier Flüſſe: Main, Saale, Eger und Nabe, verehrte. Der Fichtelberg galt dabei faſt wie ein zweiter Venusberg, deſſen unergründliche Tiefe: Gold, Edelſteine und Koſtbarkeiten aller Art verſchloß, zumal man in einigen Bächen in der That Goldkörner und Perlen fand.

Und wie geheimnißvoll wunderbar und lieblich rauſcht und plätſchert es hier überall. Denn was das Fichtelgebirge vor allen anderen deutſchen Gebirgen voraus hat, was ihm eine Friſche und in ſeinem Inneren ein unendlich geheimnißvolles Leben giebt, iſt der überſchwengliche Reichthum an Quellen und Bächen, die ſich bald in rauſchenden Waſſerfällen, wie neckiſche, ausgelaſſene Kobolde über Felſen ſtürzen, bald mit leiſem Murmeln aus tiefen Bergſpalten hervortreten.

Den eigenthümlichen Charakter dieſes ſchönen Fleckchens deutſcher Erde bilden daher in den Vorbergen friſche grüne, überall von Quellen bewäſſerte Hügel, deren Höhen mit den dunkelſten ſchönſten Tannen beſetzt ſind, die ſich immer ſtärker und dichter, immer ſtolzer und majeſtätiſcher zu den Gipfeln der Berge hinandrängen: da ſcheint plötzlich der dichte Wald über ein weites ſchmelzgrünes Wieſenthal, womit der höchſte Gebirgskamm umgeben iſt, hinüberzuſpringen, um nun zwiſchen einer Maſſe wunderbar geſtalteter Granitblöcke, die ganze, durch unzählige Kluften geſpaltene Höhe zu bedecken. Von Ackerbau iſt daher hier natürlich keine Rede; wohl aber verkünden überall das beſtändige Geläute kleiner Glocken um die zerſtreuten Wohnungen, der Schlag der Axt und das Pochen der Hämmer die Beſchäftigungen der Gebirgsbewohner.

Und welch' beſcheidenes, in einen unendlich engen Lebenskreis eingepferchtes und doch oft ſo glückliches Daſein führen die Menſchen, die auf dieſen, 1800 bis 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Höhen wohnen!

Gegen Ende des Monats Auguſt ſtellen ſich hier die Reife ein, und ſchon um Michaelis fängt es oft zu ſchneien an. Dann aber bleibt der Schnee gewöhnlich liegen, und die winterliche Decke wird um die Mitte des Winters ſo hoch, daß gar manchmal die Hausthüren der Hütten zugeſchneit werden, und die Arbeiter im Hochwalde die Holzflöße mit Stangen unter der Schneehülle aufſuchen müſſen. Selten fällt dabei der Schnee in Flocken; gewöhnlich rieſelt er in kleinen, ſtarkgefrorenen Körnchen herab, die ſich leicht vom Winde verwehen laſſen. Dann aber dringen ſie durch die feinſten Spalten der Dächer und Wände, und oft finden ſich die Bewohner der armſeligen Hütten, wenn ſie erwachen, eingeſchneit. Wo aber der Wind den Schnee hinführt, thürmt er ſich zu Bergen auf, ſo daß die Straßen verweht und ſelbſt die Verbindung mit den benachbarten Dörfern auf lange Zeit abgeſchnitten wird.

Aber welchen prächtigen, erhabenen Anblick gewähren alsdann auch die Berge wieder! Wie blitzen dann im Frühroth und im Abendgolde die ſchneebedeckten Gipfel! Wie glänzen ſo ſpiegelklar und hell die Eisflächen durch das dunkele Grün der Fichtenwaldungen! Und wie ſich die Menſchen eng und dicht in ihre kleinen ſchützenden Behauſungen zurückgezogen haben, ſo wird es jetzt draußen immer unheimlicher und geſpenſtiſcher. Nebel ſteigen empor und ein weißlicher Schleier, in dem ſich auf und ab gar wunderliche Geſtalten bilden, hüllt die Gipfel der Berge ein. Bald ſind die Granithöhen, die wie die Häupter finſterer Geiſter zu der Erde niederſchauen, ganz von den Nebeln bedeckt, bald ragen ſie, Inſeln gleich, aus einem weiten Nebelmeere empor. Wolkenfiguren aller Art kommen zu Tage und bilden in der geſchäftigen Phantaſie des Menſchen ganze Geſpenſterkaravanen. Oft auch umzieht in dieſer Gegend die Ferne Höhenrauch und die Sonne ſpiegelt ſich in demſelben, ſo daß man ſie noch eine halbe Stunde nach ihrem Untergange ſieht, oder es zeigen ſich zwei Sonnen und dreifache Regenbogen. Ja nicht ſelten ſchmückt den nächtlichen Himmel die feurige Strahlenkrone eines Nordlichtes!

Und unter all' dieſen Naturſchönheiten und Naturwundern, unter all' dieſen Mährchen und Sagen, umweht von einem unendlich poetiſchen Hauche, lebt ein Völkchen derber kräftiger Menſchen, unendlich arm zumeiſt, aber geſchmückt mit den Tugenden des Fleißes, der Genügſamkeit, der Treue und einer aufrichtigen Biederkeit. Es ſind wenige Eindrücke, die dieſe Menſchen von Außen empfangen, aber ſie wirken um ſo tiefer; es liegt wenig Abwechslung in der ſie umgebenden Natur und noch weniger in ihrem Leben; aber eben darum ſind ſie auch wenig zugänglich für Neues, und haben um ſo mehr Gemüthstiefe. Alles, was ſie umgiebt, iſt ernſt, ſchweigſam und geheimnißvoll; ſo muß ſich denn auch ihr Sinn in einem ernſten und geheimnißvollen Weſen ausprägen. Aber alles iſt auch naturwüchſig und einfach, und ſo ſind auch ſie kräftige, einfache und biedere Naturmenſchen. . . . . . .

Eben war die Sonne aufgegangen. Ihre Strahlen vergoldeten die Höhen des Gebirgskammes und rückten leiſe und allmälig tiefer den Wäldern und bewohnten Orten zu. Jetzt küßten ſie auch die Thurmſpitze der kleinen beſcheidenen Joditzer Kirche. Denn das ganz unbekannte Dörfchen Joditz liegt ja wenige Meilen von Wunſiedel und von Hof entfernt, mitten in den Wäldern und Höhen des Fichtelgebirges, ſo recht einſam und verloren von der ganzen Welt. Nur die Saale, die um daſſelbe an einer Berghöhe vorüberfließt und ein kleiner Bach, der es quer durchſchneidet, leiſten ihm Geſellſchaft, und erzählen ihm in ihrem Rauſchen und Murmeln, was ſie da innen im Walde und in den Tiefen der Berge Mährchenhaftes erlebt und erfahren. Die ganze Umgegend des Dörfchens aber iſt — wenn man nicht ſteigt — kaum zweimal größer, als das Dörfchen ſelbſt, ſo daß es jetzt, von oben geſehen, in der Morgenſtille und in der Dämmerung, die noch auf ſeinen Hütten lag, faſt einem in ſeinem Neſte ſchlummernden Vöglein glich.

O! welche Stille und Ruhe lag hier, welcher Friede über dieſer kleinen beengten Welt! Und doch, wenn die Menſchen in ihr jetzt erwachten, traten denn nicht auch an ſie die Sorgen des Lebens heran und ſeine Mühen und ſeine Kämpfe? O gewiß, ſie thaten es; aber auch des Lebens Freuden und ſein ſtilles Glück, und beide.... wärmten die Herzen mehr und höher, da ſie hier in jeder Bruſt ein Echo fanden. Im Dorfe nimmt Jeder Antheil an dem ganzen Dorfe und kein Säugling wird begraben, ohne daß Jeder deſſen Namen, Krankheit und Trauer weiß. Auch die Joditzer hatten ſich alle in einander hineingewohnt und hineingewöhnt, und dies Theilnehmen an Jedem, der wie ein Menſch ausſah — es erſtreckte ſich daher auch auf Fremde und vorüberziehende Bettler — brütete eine verdichtete Menſchenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens.

Aber jetzt brannten auch ſchon wie Gold die Fenſter in dem Herren- und gleich darauf in dem Pfarrhauſe, das ſich beſcheiden faſt in nichts von den übrigen Häuſern und Hütten der Bewohner von Joditz unterſchied.

Einige Tauben waren die erſten, die, auf der Firſte des Daches auf und ablaufend, ruckſend und ſich im Kreiſe drehend, den jungen Tag begrüßten; dann ward es auch auf anderen Dächern und in den Höfen und in den Häuſern munter. Fenſterläden öffneten ſich, jugendlich friſche Geſichter ſchauten heraus und von hie und da ſchallte ein freundlicher Morgengruß herüber und hinüber.

Auch in der oberen Stube des einſtöckigen Pfarrhauſes erwachte jetzt ein junges Leben. Der Kopf eines Kindes tauchte zwiſchen den Kiſſen und Pfühlen eines breiten zweiſchläfrigen Bettes empor. Wie reckte ſich doch der Kleine, als empfinde er ſo recht die Wohlthat eines guten Schlafes. Aber die Nacht hatte ihr Recht verloren und der Tag machte das ſeine geltend. . . . . die Augen ſuchten ſich zu öffnen, aber ſie ſchloſſen ſich raſch wieder vor dem blendenden Sonnenſtrahle, der ihnen begegnete.

Und . . . . . . ſie blieben geſchloſſen . . . . . denn . . . . . . eben war für den kleinen achtjährigen Sohn des Pfarrers auch ſeine kleine innere Welt aufgegangen. Aber ſchon der erſte Gedanke in ihr hatte ſein Herz wie mit einem wonnigen Schlage getroffen, denn der Gedanke war: heute iſt dein Geburtstag!

Geburtstag! . . . . . . aber was hing ſich nicht alles an dieſen „Geburtstag?“ — fiel er nicht auf den 21. März, und erinnerte damit an den Anfang des ſo lang und heiß erſehnten Frühlings? . . . . . . an die Befreiung aus der Wintergefangenſchaft? an die Rothkehlchen und Bachſtelzen, die jetzt wieder draußen herumhüpfen mußten? an die Blüthen und Blumen, die zu erwarten ſtanden? . . . . . . und hefteten ſich denn nicht an dieſe Seligkeitsgedanken andere Luſtgedanken, wie an einer Schnur: Perlen an Perlen? . . . . . . Was lag nicht alles hinter dieſem Geburtstag und Frühling

...... das Spielen im Freien, die Gänge nach dem Garten, wo man aus dem, nach allen Seiten geöffneten Luſthäuschen in die weite, ferne, dem Kinde noch verſchleierte Welt ſehen konnte ...... und die Heuernte ...... und der ganze Sommer ... und endlich gar das Ausmachen der Kartoffeln im Herbſte!

Es war wirklich zu viel Glück auf einmal für ein ſo kleines Herz, und ſchwindelnd ſchloß daher Paul die Augen noch feſter. War doch der Frühling immer der Mittelpunkt ſeines Fühlens und Denkens, an dem ſich ſein inneres Weſen emporhob, und, wie auf einer Jakobsleiter, in alle ſieben Himmel ſtieg. Alles ſtrebte in dem Knaben von dem Frühlinge aus und ſtrebte danach hin und drückte ſeiner kindlichen Seele eine immer wiederkehrende Heiligkeit auf.

So ſtimmte denn auch jetzt der Gedanke: heute iſt dein Geburtstag und mit ihm Frühlingsanfang, das Kind ſo weich, daß es unwillkürlich die Hände faltete und ſein kleines Morgengebet ſprach, nicht ohne Einlage eines kindlichen Dankes für das nahende Doppelglück.

Aber jetzt öffneten ſich auch die Augen, und wie ſie ausgerieben waren, lag ein Morgen voll Himmelsbläue und Sonnengold draußen und in der Stube. Neben ihm aber war das Bett leer, der Vater alſo — der es mit ihm theilte — ſchon aufgeſtanden.

Paul richtete ſich raſch auf, — als eine ſchöne, kränklich-zarte Frauengeſtalt eintrat. Sie war reinlich, aber äußerſt einfach gekleidet. Die ſtille Freudigkeit, die in ihren Zügen lag, verkündete ein inneres Glück. Kaum aber hatte Paul ſie gewahrt, da jauchzte nicht nur ſein Mund, es jauchzten auch ſeine Züge, ſeine Augen, ſein Herz und ſeine Seele in einem einzigen Rufe auf ..... in dem ſüßen Laute „Mutter!“ ..... und, wahrlich, in dieſem Laute lag eine Welt, wenn auch nur eine Welt kindlich-ſeliger Gefühle und Liebe.

Die Pfarrerin hatte ſich während deſſen auf das Bett ihres erſtgeborenen Söhnchens geſetzt und hielt es ſtumm umſchloſſen, von Zeit zu Zeit einen Kuß auf ſeine Stirne drückend. Thränen traten dabei in ihre Augen, wunderbare Thränen: halb geweint von dem glücklich bewegten Mutterherzen, halb von dem ſtillen, leiſen Schmerz über eine nur allzukümmerliche, allzuſehr mit Sorgen und Bangen für die Zukunft überlaſtete Lage ausgepreßt. Aber konnte denn in einem ſo frommen, gottvertrauenden Herzen ein ſolcher Schmerz Boden faſſen? Nein, er konnte es nicht! und mit einem, unter Thränen lächelnden Aufblick zum Himmel, der ja jetzt ſo blau und ſo heiter und ſo frühlingswarm durch die kleinen Scheiben blickte, war die alte Zuverſicht zurückgekehrt, und Mutterliebe und Mutterfreude behaupteten das Feld.

„Und weißt du denn, lieber Paul, was heute für ein Tag iſt?“ — frug die Pfarrerin jetzt den Knaben, indem ſie ihm in die tiefen, ſeelenvollen und doch ſo kindlich blickenden Augen ſah.

„Wohl weiß ich's!“ — entgegnete der Kleine. — „Es iſt mein Geburtstag.“

„Und der wievielte?“

„Der achte!“ — entgegnete Paul.

„Und haſt du dem lieben Gott auch ſchon dafür gedankt, daß er dich dieſen Tag wieder erleben ließ?“ — fuhr die Mutter ſichtbar bewegt fort.

Der Knabe nickte und ſchmiegte ſich enger an die Mutter; aber in ſeinem Blicke lagen faſt die Worte: wie hätte ich das vergeſſen können?

„Nun!“ — fuhr die Pfarrerin fort, — „es iſt dies für uns Alle, und namentlich für dich, ein Freudentag; aber er bringt doch auch eine recht ernſte und trübe Erinnerung für uns mit. Weißt du, was ich meine?“

„Ja!“ — ſagte der kleine Paul. — „Der Großvater, der Vater meines Vaters, iſt in dem Jahre, in dem ich geboren worden, geſtorben. So haſt du mir an jedem meiner Geburtstage geſagt.“

„Das that ich, mein Kind!“ — fuhr die Mutter ſanft und gerührt fort — „damit du dich immer deines guten Großvaters erinnern möchteſt. Aber heute will ich noch mehr thun, ... heute will ich dir in dieſer ernſten frohen Stunde auch etwas über ihn ſelbſt erzählen und wie er dich im Tode noch geſegnet hat; denn du biſt jetzt acht Jahre alt, und wirſt, was ich dir ſage, verſtehen und mitfühlen.“

Paul nickte und ſeine Augen waren wirklich ſchon im Voraus feucht, denn — wie die Mutter längſt richtig erkannt hatte — ſelten wohl verrieth ein Kind in dieſen Jahren ein zarteres Gefühl und ein tieferes Gemüth. Dem Vater war es oft nur zu weich und er zürnte der Milde ſeines Söhnchens mit der Härte eines vom Schickſal ſelbſt gehärteten Mannes.

Paul aber, der des, durch den Tod verhangenen, Bildes ſeines Großvaters immer nur mit einer Art heiligen Verehrung gedachte, bat die Mutter mit Wärme und doch mit einem andächtigen Schauer um die Erzählung.

Er war — ſo erfuhr nun der geſpannt lauſchende Knabe — ein ſehr frommer Mann und Rektor in dem nahen Neuſtadt am Culm geweſen. Noch jetzt zeige man dort in der Kirche hinter der Orgel ein Bänkchen, wo er jeden Sonntag betend geknieet, und eine Höhle, die er ſich ſelber in dem kleinen Culm gemacht, um darin und in der freien Natur ſeinen Schöpfer ſtill und in ſich gekehrt zu verehren. Und doch! wie unendlich wenig Sonnenſtrahlen und Freuden hatte der Himmel dieſem beſcheidenen Manne auf ſeinen dunkelen Lebenspfad hingeſtreut. Sein Schulhaus war eigentlich ein Gefängniß für ihn geweſen, indem er zwar nicht bei Waſſer und Brod ſaß, aber doch bei Bier und Brod; denn viel mehr als beide — und etwa die frömmſte Zufriedenheit dazu — warf ſein Rektorat nicht ab, da ſein ganzer Gehalt, er war noch Kanter und Organiſt dabei, Hundert und fünfzig Gulden betrug, mit welchen er ſich und ſeine ziemlich ſtarke Familie ernähren mußte. Und dies that der alte Rektor, Johann Richter, fünf und dreißig Jahre lang ehrlich, ſtill und zufrieden. Wie unendlich ärmlich dieſe Exiſtenz aber war, bewies die Mutter daraus, daß ſie ſagte: Wenn der Großvater die Eltern ſeiner Schüler manchmal Nachmittags beſuchte — mehr um der Schüler, als um der Eltern willen — ſo brachte er ſich ſein Stückchen Brod ſelbſt mit, und erwartete als Gaſt blos ein Kännchen Bier. Es traf ſich aber endlich im Jahre 1763 — und das war ja gerade das Geburtsjahr des kleinen Johann Paul Friedrich Richter's — daß er am 6. Auguſt eine der wichtigſten Stellen erhielt, die ihm werden konnte, nämlich die .... im Neuſtädter Gottesacker. Der Großvater war damals 76 Jahre alt, ſeine Gattin aber war ihm ſchon zwanzig Jahre früher vorausgegangen. Ehe aber der alte würdige Mann das Zeitliche ſegnete, hatte er noch einmal Sohn und Enkel zu ſehen gewünſcht. So waren denn Paul's Eltern mit ihm, der damals fünf Monate zählte, nach Neuſtadt geeilt. Schon war der Großvater ſterbend, als ſie ankamen, aber der Geiſtliche, der an dem Bette des Greiſes ſtand, ſagte: Laſſet doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es ſegne. „So wurde der kleine Paul,“ — ſchloß hier die Mutter, — „in das Sterbebett hineingereicht, und der alte fromme Großvater legte die Hand auf ſeinen Kopf und ſprach mit den letzten Athemzügen ſeinen Segen über dich aus, mein Kind.“

Aber wie war jetzt und bei dieſen Worten dem kleinen Paul zu Muthe. Er bemerkte kaum die Umarmung und die Küſſe der Mutter; wohl aber lief ein wunderbarer Schauer durch ſeine Glieder, während er ganz deutlich die im Erkalten ſegnende Hand des frommen Großvaters auf ſeinem Haupte fühlte.

O möge dies immer geſchehen, du ſtilles, tieffühlendes Kind, wenn dunkele Stunden dich einſt im Leben berühren; — — möge dies immer geſchehen und das Schickſal dich dann aus dieſen dunkelen Stunden in hellere führen! Du darfſt ja ſchon den Glauben an dieſen Jakob-Segen des Großvaters feſthalten in dieſer Welt, die dir noch oft wie von Wundern und Geiſtern durchdrungen, regiert und beſeelt vorkommen wird!

Plötzlich ſchrak der Knabe freudig zuſammen, ... eine himmliſche Muſik ertönte nahe bei ihm. Erſt dachte er: es ſeien die Chöre der Engel, die ſich um den ſeligen Großvater verſammelt hätten, und ihm, dem ſein liebevoller Segen gegolten, aus dem geöffneten Himmel ein Stück der Seligkeit nachſendeten; dann aber gewahrte er bald an den mächtig und feierlich daher brauſenden Tönen, daß es die Orgel ſei, die ſein Vater in der nahen Kirche ſpiele.

Und ſo war es denn auch. Der Tonkunſt war ja die Seele des Vaters, wie ſchon jetzt die des Kindes, überall aufgethan Pfarrer Richter war nicht nur tüchtig auf Klavier und Orgel, er war auch ein Mann, der Schönes in kirchlichen Compoſitionen leiſtete. Und war ſie denn nicht ſeine himmliſche Geliebte, die Ton-Muſe, die allein ſeinen einſamen, armen und tonloſen Pfarrhof ſo manchmal in einen Vorhof des Himmels umſchuf?

Vielleicht war es ein Fehlgriff Pfarrer Richter's geweſen, daß er — ſtatt ſich mit ſeinem muſikaliſchen Herzen der Muſik in die Arme zu werfen — ſein ſchönes Talent in eine Dorfkirche begrub. Aber wenn es ein Fehlgriff war, fiel er auf Rechnung ſeiner Dürftigkeit. War denn nicht damals das Kirchenſchiff — zumal nach der Meinung bürgerlicher Schwiegereltern — ein Proviant- und Luftſchiff? Der dürftige Muſenſohn ſuchte alſo in den Kanzelhafen einzulaufen. Aber deswegen ward Pfarrer Richter, auch in ſeiner kleinen Joditzer

Dorfkirche, der Ton-Muſe doch nicht untreu. Wenn ihn eine mächtige Empfindung ergriff, ſo rang ſie ſich bei ihm am liebſten in Tönen durch. Wie oft hatten daher Klavier und Orgel die Seufzer des einſamen Mannes ſchon zum Himmel getragen oder auch eine ſtille Beglückung ſchön ausgehaucht. Jedenfalls war es aber doch ein Glück für ihn, daß noch eine andere Kraft neben ſeiner muſikaliſchen in ihm wohnte, die ihren Spielraum eben auf der Kanzel ſuchte und wirklich auch im vollſten Maaße fand. Es war die Beredſamkeit, die proſaiſche Wand- und Thürnachbarin der Poeſie, die in ſeinem Predigerherzen thronte; und dieſelben Sonnenſtrahlen des Genius, die am Morgen ſeines Lebens an ihm, wie in einem Memnons-Bilde, Wohllaute geweckt, vereinigten ſich ſpäter auf der Kanzel zu dem Dreiklange: Licht, Wärme und Donner der Geſetzespredigt.

Ob der Pfarrer von Joditz heute mit ſeinem frühen Orgelſpiele ſeine eigenen frohen Vaterempfindungen austönen und ausſtrömen, oder dem kleinen Paul, deſſen Sinn für Muſik er ſchon kannte, den Geburtstag auf eine für ihn freudige und doch auch feierliche Weiſe gleichſam einläuten wollte? wer konnte es wiſſen? Vielleicht trieb es ihn zu beidem zugleich. In des kleinen Paul kleines Herz ſtürzte ſich aber jetzt noch außer den beſeligenden Gedanken an Geburtstag, Frühling und Großvater-Segen, die Wonne der Töne und das Bewußtſein der Elternliebe. Mit feuchten Augen, die kleinen Arme um den Hals der Mutter ſchlingend und die Treue mit Küſſen bedeckend, zerfloß er faſt in Wonne, bis der ſchöne erhebende Choral in einer langen, mächtigen Finalkadenz austönte und hinſtarb.

Bald trat der Vater jetzt ſelbſt ein, und zwar in die untere Wohnſtube, wo die Mutter ſchon für ihn und die Kinder — Paul hatte noch drei jüngere Geſchwiſter: Adam, Gottlieb und Heinrich — das Frühſtück bereit hielt. Es war eine Kraftnatur, der Pfarrer von Jodit, der ſich auch in die Eisberge, die das Schickſal ihm auf dem Meere des Lebens entgegentrieb, friedliche Häfen einzuſchneiden vermochte, ... eine Kraftnatur, himmelweit entfernt von jenen neueren Ueberchriſten, die „in thränennaſſe Schnupftücher eingewickelt“, daherziehen. Er lebte, trotz ſeiner Armuth, zumeiſt auf Flügeln. Und gab es denn je auf Erden ein beſcheideneres, ſtill zufriedeneres und Gott ergebeneres Gemüth, bei dennoch ſtolzer und aufrechter geiſtiger Haltung? Richter war ein Mann, der im Selbſtbewußtſein ſeines Werthes hoch über ſeine namenlos dürftige Dorfpfarrei hinausreichte, und vor Niemand niederfiel, ja er war. hier eher ſtarrköpfig als ſervil.

Als er jetzt mit ernſter und doch von innerer Heiterkeit zeugender-Miene eintrat, ging er geraden Schrittes auf Paul zu, nahm deſſen Hand und ſagte:

„Ich wünſche dir Glück, mein Sohn, zu deinem Geburtstage. Du heißt: Johann Paul Friedrich Richter. Weißt du, was das ſagen will? Da ſollſt dein Herz dein Leben lang rein, edel und voll der innigſten Menſchenliebe erhalten, wie Johannes, der Lieblingsjünger unſeres großen Herrn und Meiſters; . . . . Du ſollſt einmal ein Mann Gottes und Verbreiter ſeines Reiches werden, wie Paulus, ... Du ſollſt ein Reich des Friedens in Dir tragen, ... Du ſollſt dich nicht nur Richter nennen, ſondern durch dieſen Namen ſtets an den Richter erinnert werden, der in dem Inneren eines jeden Menſchen, alſo auch in deinem Herzen wohnt, ... und ſollſt der Stimme dieſes inneren Richters treu folgen, als der Stimme Gottes ſelbſt. Wirſt du dies thun, ſo wird nicht nur der Segen des Großvaters und deiner Eltern, ſondern auch der Segen des Ewigen auf dir ruhen und du wirſt einſt ein tüchtiger und glücklicher Menſch werden!“

Wie tief fielen dieſe wenigen Worte des ernſten hochverehrten und doch auch ſo innig geliebten Vaters in das ſchon von Seligkeit und Rührung aufgelockerte weiche Kindesherz! Was der Vater mit Paulus meinte, war dem kleinen Paul freilich nicht recht klar; aber von dem Jünger der Liebe hatte ihm die Mutter ſchon ſo Vieles und ſo Schönes erzählt, daß er ihn ordentlich lieb hatte, um der Fülle der Liebe willen, die in ſeinem eigenen Kinderherzen wohnte.

Eine Empfindung ſollte indeſſen heute die andere überſtürmen, denn mitten in den Genuß des, aus Milch und Schwarzbrod beſtehenden, Frühſtückes ſchleuderte plötzlich der Vater eine ſo unerwartete neue Seligkeit, daß Paul wie auf einen ganzen Erdball von Paradieſen ſchaute: es war die Ankündigung, daß Paul mit dem Vater, ſobald das Frühſtück vollendet ſei, nach Wunſiedel, — ſeinem eigentlichen Geburtsorte — gehen dürfe.

Das war faſt zu viel des Glückes auf einmal, und die warmen und feurigen Strahlen deſſelben blendeten das Kind, wie das plötzliche Tageslicht den armen Gefangenen blendet, der Monate lang in einem dunklen Kerker geſeſſen. Aber waren denn nicht auch die Kinder des Pfarrhauſes den ganzen Winter hindurch Gefangene und das Pfarrhaus ſelbſt ihr Gefängniß?

Es iſt und bleibt wunderbar in der Welt, daß mancher, ſonſt kluge Mann, ſo gewaltige Fehlgriffe in der Erziehung — namentlich ſeiner eigenen Kinder — macht. So hielt der Pfarrer von Joditz, bei all ſeiner Tüchtigkeit und ſeinem Geiſte, an einer Erziehungsweiſe feſt, die an Engherzigkeit kaum zu übertreffen war. Paul und ſeine Geſchwiſter blieben ſtets den ganzen Winter über „eingeſperrt", und dies zwar im eigentlichen Sinne des Wortes. Nur die enge Wohnſtube war alsdann ihre Welt, die ſie mit Vater, Mutter, der Magd, den Hunden und Katzen des Hauſes, einigen Zeiſigen und Stieglitzen in Käfigen und den Tauben zu theilen hatten, die in einem Taubenſtall unter dem, einem Kutſchenkaſten ähnlichen, Ofen ihr Winterleben friſteten, während neben an im Stalle, Rind- und Federvieh — von dem freilich nicht viel vorhanden war — vor dem grimmigen Froſtwetter geſchützt wurde. So eingepfercht mußten Paul und ſeine beiden nächſten Brüder jeden Vormittag mit Auswendiglernen von Sprüchen, Katechismus und lateiniſchen Wörtern zubringen, ohne ſelbſt nur einmal in den Pfarrhof zu dürfen. Nur wenn einmal im Dorfe etwas auszurichten war, wurde Paul aus ſeinen Lerngeſchäften verſchickt und konnte ſich, im frohen Kindesübermuth, mit dem neu gefallenen Schnee meſſen.

War das nicht ein wahres Kerkerleben? und mußte da nicht der Frühling Paul und ſeinen Geſchwiſtern wie ein vom Himmel geſandter Engel dünken, der ſie befreite und, wenigſtens zeitweiſe, hinausließ in die freien Felder und Wieſen und Gärten?

Und jetzt war er da, der Frühling, und das väterliche Zauberwort war geſprochen: „Paul darf mich nach dem Frühſtück nach Wunſiedel begleiten!“

Dies Wort war das einzige Geburtstagsgeſchenk — wenn man die Töne von vorhin nicht mitrechnet und den

Frühling ſelbſt und die Rothkehlchen und Bachſtelzen und die Elternliebe — was Paul erhielt; aber barg denn dies eine Wort nicht für den armen kleinen Wintergefangenen ein ganzes Eldorado voll Goldfeldern und Edelſteinbergen?

Das Kind ſchwamm in Seligkeit, und ſelbſt die Frühſtücks-Milch blieb heute, was ſelten war, halb in ſeiner kleinen hölzernen Schüſſel und neben ihr die Hälfte des ſchwarzen Brodes. Wer kann aber auch ſchlucken, wenn er ſich erſt in lauter Luſt verflüchtigt hat und mit den Geiſterflügeln erregter Phantaſie im Elfenlande der nächſten ſelig geträumten Zukunft ſchwebt?

Und — Gott ſei Dank! — dieſe Zukunft ward dem kleinen Paul bald zur überſchäumenden Gegenwart.

Nach einer halben Stunde ſchon — die ſich für Paul freilich zu einer halben Ewigkeit ausdehnte — machte ſich der Pfarrer mit ſeinem Söhnlein auf den Weg, und da er ſchweigend und in Gedanken verloren einherſchritt, blieb dem Sohne um ſo mehr Muſe, die volle Luſt dieſer Gebirgsreiſe — denn eine Reiſe war dies wahrlich für einen Joditzer Pfarrersſohn von acht Jahren — in vollen Zügen einzuathmen.

O Himmel! was gab es da alles zu ſehen, zu hören, zu empfinden, zu denken und zu träumen! Wie wunderbar fühlte ſich von Schritt zu Schritt die Phantaſie des lebhaften Knaben angeregt!

Der ganze poetiſche Charakter des Fichtelgebirges macht ſich ja namentlich in der Umgebung Wunſiedels kenntlich, die die Seele, je nach ihrer Stimmung, mit düſterer Melancholie, tiefer Wehmuth und dem drückenden Gefühle des Verlaſſenſeins erfaßt . . . oder aber ſo geheimnißvoll ſagenhaft anhaucht, daß ſie eine gewiſſe Sehnſucht mit magiſcher Gewalt — wirklich oder in Gedanken — in die nächtlichen Tiefen der Wälder und Berge zieht.

Steil fällt hier der höchſte Gebirgskamm ab, und das unten liegende Städtchen Wunſiedel, — immer noch 1800 Fuß über der Meeresfläche — ſcheint wie in einem Hügelmeere, einſam verloren. Kahle Abhänge treten dabei ſeltſam aus dem dunklen Grün der Fichtenwälder hervor, da manche Erz- und Steingruben hier zu Tage kommen, deren oft verlaſſene und nun todt und einſam ſtehende Eingänge, der erregten Phantaſie wie Pforten unterirdiſcher Paläſte oder wie die Höhlen der Bergkobolde vorkommen.

Vielleicht giebt es keinen romantiſcheren Punkt in Deutſchland, wie den auf der Louiſenburg, wenn die Sonne ſich eben nach Weſten hinter das Gebirge ſenkt, — das Hügelmeer, das Wonſiedel umgiebt, ſich in Abendroth und Nebeln hüllt, — an den Fenſtern des Städtchens die letzten Gluthſtrahlen ſich brechen und die Abendglocken der wenigen, zerſtreut in dem Gebirge liegenden

Dörfer durch die Thäler klingen. O wie ſteigen dann in der Seele ſo ungeſtört die erhabenſten Gedanken auf, ... wenn man anders Herr iſt über das pochende Herz, das, der ſcheidenden Sonne über die dunklen Berge nachdringend . . . . vor gewaltiger Sehnſucht zerſpringen möchte! . . . .

Aber es war ja jetzt noch Morgen — und welch' ein friſcher kräftiger Frühlingsmorgen voll Sonnenlicht und Waldesduft — und Wunſiedel noch lange nicht ſichtbar.

Dennoch ſchwelgte der kleine Paul im Anſchauen und in Gedanken. Alle Mährchen von Kobolden und Berggeiſtern, die er je gehört, wurden in ihm wach. Und je tiefer ſich der Weg in die Berge und Wälder und er ſich ſelbſt in ſeine Gedanken verlor, deſto mehr nahmen die letzteren Fleiſch und Blut an und er ſah zuletzt, wie in Wirklichkeit, was ſeine junge poetiſche Seele träumte.

Er wußte ja, der kleine Mann, — er wußte es von der Alt-Magd, die es jeden Winter beim Spinnen und unter dem flackernden Scheine der brennenden Kienholzſpäne, der Beleuchtung des elterlichen Hauſes, den Kindern erzählte — er wußte es: daß das Gebirge verwünſcht und verzaubert ſei, und ſeine Schätze von Berggeiſtern verſchloſſen gehalten wurden. Daher kam es ja auch, daß ein, mit goldener Kette und ſtarkem Schloß verwahrter Berg das Sinnbild des Fichtelgebirges war.

Aber konnten denn — nach der alten Volksſage und der Verſicherung der Alt-Magd, — dieſe Schätze nicht einſt noch frommen Menſchen zu Theil werden?

Gewiß! denn, ſo lautet die Tradition: am St. Johannistage, wenn in Biſchofsgrün zur Kirche geläutet wird, eröffnet ſich auch am Ochſenkopfe, an einem ſchwer zu findenden Orte, die Geiſterkirche. Die Felſen ſpalten ſich von einander und man ſieht einen goldenen Altar, und von den Wänden Gold, Perlen und Edelſteine wie Eiszapfen herabhängen oder wie Kryſtalle in wunderlichen Formen blitzen und blinken. Die Kirche aber bleibt ſo lange offen, als der Pfarrer zu Biſchofsgrün das Evangelium lieſt. Darum muß man ſich beeilen, um noch vor dem Schluſſe deſſelben mit ſeiner Beute herauszukommen, weil ſonſt die Höhle mit Krachen wieder zufällt und der kühne Eindringling verſchlungen iſt.

Plötzlich blieb Paul ſtehen und ſchrie laut auf.

„Was iſt dir?" — frug der Vater erſchrocken.

Das Kind aber vermochte kein Wort hervorzubringen, ſondern deutete nur, Schreck und Staunen in allen Zügen, auf einen Felſen.

„Nun, was iſt denn da?" — wiederholte der Vater.

„O!" — rief das Kind — „ſehn Sie doch nur das Gold und die Schätze! . . . . das muß die Geiſterkirche ſein!"

Der Vater lächelte.

„Nun ſo gehe hin und nimm dir von dem Gold und den Schätzen!“ — ſagte er dabei.

Das Kind zögerte.

„Wie?“ — rief der Vater — „fürchteſt du dich? Du heißt Paul . . . . . . Paulus aber wird mit einem Schwerte abgebildet, was ſeinen Muth andeuten ſoll. Fehlt dir dieſer?“

Das traf. Ohne ein Wort weiter zu ſagen, ging der kleine Paul auf den Felſen zu und faßte feſt und entſchieden nach dem Glanze.

Wirklich hielt er jetzt etwas in der Hand, . . . aber es fühlte ſich feucht an . . . und als er es näher beſah, erblickte er einen Büſchel Moos und . . . die Erſcheinung war verſchwunden.

„Dieſes Moos“ — ſagte jetzt der Vater — „welches die Naturforſcher gymnosfomum pennatum nennen, iſt eine reizende Erſcheinung in der reichen Flora des Fichtelgebirges. Mit ſeinen zartgefiederten Blättchen wirft es die gebrochenen Lichtſtrahlen zurück, ſo daß es den Nahenden wie Gold und Edelſteine entgegenblitzt. Ein Wolke aber oder ein Schritt vor- oder rückwärts macht die Zaubererſcheinung verſchwinden. Es iſt ſchon Hunderten von Menſchen wie dir gegangen.“

Weiter ſagte der Vater nichts. Es lag nicht in der eigenthümlichen Erziehungsweiſe deſſelben, ſeinen Kindern etwas näher zu erklären, — wie hier den Zuſammenhang der wunderbaren Naturerſcheinung mit dem Urſprung der Gebirgsſagen — die Kinder ſollten das Richtige durch eigenes Denken finden. Paul aber wollte dieſe Ernüchterung nicht in den Kopf. Er war viel zu poetiſch geſtimmt . . . und . . . was er geſehen hatte, ließ ſich doch nicht wegleugnen. Ach! und die ſchönen Schätze! . . . . . für ſich wollte er ſie freilich nicht. Was brauchte er Schätze? er hatte ja ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter, den Frühling und eben jetzt . . . . . eine Geburtstagsfeier, wie noch nie! . . . indeß . . . es gab doch auch noch jemand anderes, dem er gern den Löwenantheil an einer ſolchen Glücksnummer in der Lotterie des Schickſals gegönnt hätte . . . . . . und dieſer Jemand . . . . . .

Des kleinen Paul's Gedanken hatten eine andere Richtung eingeſchlagen; aber was er dachte, mußte ihn recht angenehm berühren, denn ſeine ſchönen blauen Kinderaugen ſtrahlten bald feurig, bald wieder gutmüthig und voll unendlicher Liebe und Treue.

So ward Wunſiedel erreicht. Für Paul — den, aus dem „ummauerten Pfarrhof" Losgelaſſenen — war der Beſuch des kleinen gewerbſamen Städtchens, das noch dazu ſeine Geburtsſtadt war, immer ein Ereigniß. Auch des Vaters Herz blieb nicht unberührt. Er, Johann Chriſtian Chriſtoph Richter, war ja hier einſt Tertius und Organiſt geweſen, und hatte hier in dem engen Schulhäuschen, im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Lebens, ſeinen Anker im Staatsdienſte geworfen ... die vorhergehenden konnten in der That Hungerjahre genannt werden, da ſein Vater die bekannten hundertundfünfzig Gulden auf ſich, die Mutter und mehrere Schweſtern zu vertheilen hatte.

Und doch! an wie viele ſtill-glückliche Stunden erinnerte den Pfarrer von Joditz auch heute wieder dies kleine enge Schulhäuschen!

Hatte er denn nicht hier, ein Jahr ſpäter, ſeine liebende Braut als treues Eheweib eingeführt .... ſie, die er durch ſeinen untadelhaften Lebenswandel und ſeine Kanzelgaben ſich erworben hatte? ...... erworben von einem wohlhabenden Tuchmacher in dem benachbarten Hof, der aber nicht viel mehr mitgab, als eben .... nichts. Deſto mehr brachte die Braut ſelbſt mit, nämlich ein Herz voll Liebe und Treue und zwei fleißige Hände. „Der kräftige Mann muß den Muth haben, eben ſo gut eine Landreiche zu ehelichen als eine Hausarme!“

Das Ereigniß der Ereigniſſe für den kleinen Paul war indeſſen an dieſem Mittage und in der — für ihn unermeßlich großen — Stadt, der Kaffee, der bei dem jetzigen Pfarrer von Wunſiedel eingenommen wurde und den ein gewaltiger Kuchen begleitete. Nicht, als ob Paul ſo lecker geweſen wäre; aber er war einmal

Kind . . . und dann . . . wunderbar! . . . . der Kuchen blitzte ihn wieder, wie heute Morgen die Erſcheinung, wie Gold an, das heißt: mit dem von Sonnengold durchwobenen Gedanken . . . . daß er ja das Stück Kuchen, welches ihm werden würde, dem gewiſſen kleinen Jemand . . . . mitbringen könne. Wie Feuer lief dieſer Gedanke durch ſeine Seele und deckte ſein Geſicht mit dem Morgenroth einer unſchuldigen heiligen Scham.

Aber Paul war Mann dazu, einen einmal gefaßten Entſchluß zu halten. Das Stück Kuchen in der Hand ging er in den Garten, und, ohne auch nur ein Theilchen davon zu koſten, ſchob er ihn vorſichtig in zwei Theilen in ſeine beiden Taſchen.

Nun war aber auch kein Bleiben mehr für ihn: die erwartete Seligkeit des Gebens verdunkelte alle Seligkeiten, die jetzt noch in Wunſiedel oder auf dem Heimwege aufblitzen konnten, und ſo ſchlug ſein kleines Herz faſt hörbar, als der Vater Hut und Stock ergriff und Abſchied nahm.

Es war bereits Abend, als man Joditz wieder erreichte. Faſt dünkte das kleine Dörfchen dem Knaben jetzt — die beiden an eine liebe Seele zu verſchenkenden Stücke Kuchen brannten ihn ordentlich in den Taſchen — größer und herrlicher, als die Weltſtadt, aus der er eben kam; denn dieſe hatte viel, aber doch nicht den

Gegenſtand aufzuweiſen, den er heute noch mit ſeiner Liebesgabe in einen Himmel zu verſetzen hoffte.

Wer aber war dieſer Gegenſtand? Wer war der ſchöne Sommervogel, der zarte blaue Schmetterling, der Paul in dem doppelten Frühling — in jenem, der draußen über der Erde lag und in dem, ſeines eigenen Lebens — umflatterte? Es war ein Kind, wie er, . . . ein blauäugiges Bauernmädchen ſeines Alters, von ſchlanker Geſtalt, eirundem Geſichtchen, mit einigen leichten Blatternarben, aber mit all' jenen ſchwerzubeſchreibenden lieblichen Zügen, welche wie Zauberkreiſe das Herz gefangen nehmen. Er hatte ſie noch nie geſprochen, nur ſoviel wußte er, daß ſie Auguſtina hieß und ihr Vater der Frohnbauer Römer ſei. Aber es war ein ſonderbares Etwas in ſeinem kleinen jungen Herzen, was ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu der nicht viel größeren Auguſtina hinzog, ſo daß er in der Kirche, von ſeinem Pfarrſtuhle aus, ſie, in den Weiberſtühlen, immer anſehen und freundlich anlächeln mußte, ohne es ſatt zu bekommen. Und doch war dies noch wenig; denn wenn ſie an Werketagen Abends ihre Weidekühe nach Hauſe trieb, die er am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, ſo kletterte er auf die Hofmauer, um ſie zu ſehen und heranzuwinken, und lief dann wieder, ſo ſchnell er nur konnte, herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — ſie, die kleine Nonne außen, er, der kleine Mönch innen — um durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen — mehr durfte ja von den Kindern für gewöhnlich nicht aus dem Pfarrhofe — und ihr irgend etwas Eßbares, was er für ſie aufgeſpart, zu geben.

Himmel! und dies ſollte nun heute gar ein in zwei Theile zerlegtes Stück Kuchen aus der Stadt — gewiſſermaßen alſo ein Doppelparadies — ſein!

Aber nun kamen auch die Dornen, die von den Roſen ſo unzertrennlich ſind. Waren denn wohl die Weidekühe und mit ihnen Auguſtina nicht ſchon zurückgekehrt? Konnte er ſie wohl heute noch ſehen? Durfte er hoffen, daß ſie auch ſeine ganze Schiffsladung von Koſtbarkeiten annehmen werde?

Armes, kleines Menſchenherz, wie frühe wirſt du die Qualen inne, die immer neben den Seligkeiten der Liebe liegen, wie die finſtere Nacht neben dem heiterſten Tage! Aber wäre denn ein ewiger Tag ſchön, ohne die ſtille mildernde Nacht? . . . . und reines Licht ohne vermittelnden Schatten?

Paul ſank der Mutter liebend um den Hals und grüßte freudig die Brüder; dann aber trieb es ihn verſtohlen auf die Hochwarte der Hofmauer und hier glühte und dehnte die Sehnſucht ſein Kinderherz, daß es ſich vorbereite und weite für die höhere Liebe des Lebens, das noch mit ſeinen Schlacht- und Siegesfeldern, mit ſeinen Thränen und ſeinem Jauchzen weit vor ihm lag im Schooße der Zukunft.

Da ließen ſich mit einemmale die wohlbekannten Glockentöne hören; aber ſie wurden zu einem wahren Sturmläuten in der Bruſt des Knaben, und er war wirklich einen Augenblick in Gefahr, von der Mauer herabzufallen. Warum grüßte aber auch die kleine Hirtin ſo freundlich und doch ſo kindlich-verſchämt lächelnd herauf.

Paul war wie der Blitz am Hofthor und ſtreckte beide Hände — jede mit einem Stück des bewußten Kuchens beladen — durch die Spalten. O! er ſah nur nach den blauen Augen ſeiner kleinen Göttin . . . . und . . . . Himmel! wie ſtrahlten ſie jetzt in kindlicher Freude auf. Und doch ſchüttelte ſie das Köpfchen.

„Nimm! nimm! —“ ſtotterte Paul.

„Eines!“ — ſagte ſie lächelnd — „das andere iſt für dich!“ . . . . . und, mit unendlicher Freundlichkeit nickend, war ſie vorüber.

Als der kleine Paul in dem großen Bette lag, das er mit dem Vater theilte — der jetzt aber noch in der Wohnſtube ſaß und die Zeitungen ſtudirte, die er als Seltenheit aus der Stadt mitgebracht hatte — vergaß er ganz das rieſige Deckbett, wie gewöhnlich, aus Geſpenſterfurcht über den Kopf zu ziehen. Wie hätte er auch heute an böſe Geiſter denken ſollen, wo doch immer nur das Bild der kleinen Auguſtina vor ihm ſtand, wie ſie mit leuchtenden Augen ihren Kuchen aß und unendlich glücklich war durch das koſtbare und ſeltene Geſchenk des Freundes. Aber was war ihr Glück, gegen das des Gebers? ..... und konnte ſie denn fühlen, was er fühlte? Seinem Herzen entquoll ja eine unbeſtimmte, aber unausſprechliche Seligkeit. Es war ihm, als ob ſein ganzes Weſen auseinanderwalle, und wie ſich der Schlaf allmälig zu ihm herabſenkte, da hörte er wieder die Orgelklänge, die ihn am Morgen begrüßt ..... und das liebe Geſichtchen Auguſtina's vervielfältigte ſich in das Unendliche .... und aus der Einen ..... wurden große Engelchöre, alle nur dieſelben Köpfchen, aber mit leichten, durchſichtigen Flügeln begabt. Und in immer herrlicherem Abendroth erglühte der Himmel, an dem die Millionen Engelsköpfchen ſchwebten, ... bis alles zerfloß in Gold und Purpur und ſich endlich auflöſte ..... in gewaltige Tonwellen, die erzitternd ſtarben.

Der Sonntagmorgen.

Niemand glaube, daß das Leben des Joditzer Pfarrſohnes ſo arm an Freuden geweſen wäre, wie eine ſibiriſche Steppe an Roſen, oder das Herz ſo mancher Reichen an Menſchenliebe. Schon einen ganzen Monat nach der Wunſiedler Reiſe bekam der kleine Johann Paul Richter die Erlaubniß wieder: die Wohnſtube des Pfarrhauſes und ſogar deſſen Hof auf eine halbe Stunde zu verlaſſen. Er ſollte nämlich dem Vater den Kaffee in den Garten bringen, wo dieſer — es war gerade Sonntag und ein herrlicher dazu — die heute zu haltende Predigt noch einmal ſtill für ſich durchging.

Anderen Kindern freilich — und ſelbſt den ärmſten Bauernkindern — fällt in der Jugend ſchon dadurch ein gutes Stück Freiheit und Jugendluſt zu, daß ſie die Stadt- oder Dorfſchule beſuchen. Welcher Jubel liegt da nicht täglich auf dem Hin- und Herwege! Freiheit und Freude genug, um, ſelbſt für die Trägen, den Zwang der Lehrſtunden zu vergeſſen.

Dem armen Paul aber ſchob des Vaters allzu reizbares Selbſtgefühl einen Riegel vor dies Paradies, an das wir Anderen noch in alten Tagen mit ſtillfreudigem Lächeln denken.

Freilich war der kleine Paul — in welchem der Trieb zu lernen ſich ſo ungewöhnlich früh als ſtark zeigte — anfangs auch in die Joditzer Dorfſchule geſchickt worden. Als er ſich aber einmal bei dem Vater darüber beſchwerte, daß ein langer Bauernſohn ihm mit einem Einlegemeſſer ein wenig auf die Fingerknöchel geſchlagen habe, entſchloß ſich der Pfarrer, „in ſeinem ehrgeizigen Zorne,“ von der Stunde an ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten. Und ſo war das Freiheitsparadies des Schullebens zugeklappt, wie nach der Sage die Pforten der Geiſterkirche zuſchlugen, ſobald der Pfarrer von Biſchofsgrün mit dem Evangelium zu Ende iſt.

Die Folge für Paul und ſeine kleinen Brüder war eine harte Gefangenſchaft, auf deren ſteinigem Boden für ihre ganze Kindheitsepoche eine unbeſchreibliche Einſamkeit und Abgeſperrtheit, in Paul's jungem Herzen aber auch noch eine tiefe, unaufhörliche, ſchmerzliche Sehnſucht erwuchs, deren Blüthe und Frucht freilich ſchon bei dem Kinde ein allmäliges Hinabſteigen in ſein Innerſtes war, mit dem er ſich eben beſchäftigen mußte, wollte er nicht zu allein ſein. So ward denn auch für ihn die allergeringfügigſte Sache, das kleinſte Ereigniß von größter Wichtigkeit und Einwirkung, ſo wie Paul mit Liebe und Ehrfurcht betrachtete, was Andere kaum der Aufmerkſamkeit werth hielten. Und mußte er denn nicht, da ihm ſelbſt die wenigen Menſchen in ſeinem einſamen und verlaſſenen Dörfchen ferne blieben, und er ſo auch mit Niemandem in Conflict kam und Haß und Schlechtigkeit, Bosheit und Täuſchung nirgends kennen lernte . . . . . mußte das Kind da nicht alle Menſchen mit ſehnender Liebe umſchlingen, die ſich ihm durch die dunkelen runden Fenſterſcheiben der pfarramtlichen Wohnſtube zeigten?

Dieſer Ausſchluß aus der Schule wurde dem Knaben zur erſten, tiefgefühlten Entbehrung! . . . aber . . . aus dieſer Zurückgezogenheit erwuchs doch auch wieder etwas Gutes: eine mächtige Neigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geiſtigen Neſtmachen!

Zeigte das ſich nicht köſtlich in den ſtillen Winterabenden?

Wie behaglich fand ſich dann der Knabe in der weiten Wohnſtube mit den getäfelten Wänden und dem reinlich gefegten Fußboden. Die geſchloſſenen Fenſterladen ſchloſſen ihm dann das Paradies der Häuslichkeit auf. Der grünglaſirte Ofen, ſo groß als ein unförmlicher Kutſchenkaſten, mit den zwei eiſernen eingemauerten Ofentöpfen, bildete gewiſſermaßen eine Feſtung, die Citadelle der Stube; zumal es durch den, unter ihm angebrachten Taubenſtall nicht an Beſatzung, wenn auch einer ſehr friedliebenden, fehlte.

Daneben auf der Erde ſchlummerte der Nachtwächter des Pfarrhofes — die Bonne der Kinder — eine Bullenbeißerin und ihr zur Seite Monſieur „Scharmantel“ der Spitz. Der Tiſch, an dem der Vater ſeine Kirchencompoſitionen ſchrieb, ſtand alsdann, dem grimmigen Froſtwetter wegen, dicht an der um den Ofen laufenden Bank. In den Käfigen an den Fenſtern duckten, wie kleine Federbällchen, die ſchlafenden Zeiſige und Stieglitze, während das Ganze ein wunderbar flackerndes Licht übergoß, das von den geſpaltenen Kienholzſpänen ausging, die als Beleuchtung dienten und auf dem Lichtſtock aufgeſteckt waren.

Hier ſaßen ſchweigend oder höchſtens leiſe redend Mutter und Magd und ſponnen; während die Kinder — der Sparſamkeit wegen nur mit ihren Hemden bekleidet — auf den Ofenbänken und dem Fußboden ſpielten und ihr Weſen trieben.

Saß da nicht manchmal der kleine Paul und fertigte aus Thon ein Fliegenhaus — eigentlich ein Luſtſchloß für Fliegen — ſo lang und ſo breit wie eine Männerfauſt und etwas höher? Und ſtrich er es dann nicht roth an und theilte die Ziegelquader mit Tinte ab? Das Häuschen aber hatte ſeine Stockwerke, ſeine Treppen und Kammern und einen geräumigen Dachboden;

ſelbſt Erker und Rauchfang war nicht vergeſſen. Und nun, welche kindliche Luſt, wenn die eingefangenen Fliegen treppauf, treppnieder in all die großen Zimmer liefen und in die Erker! Paul war ja dann in der Vorſtellung unendlich glücklich, daß ſich die kleinen Gäſte in ihrer Häuslichkeit ſelbſt unendlich glücklich fühlen mußten. Er dachte ſich zu ihnen hinein, lief im Geiſte mit ihnen auf und ab und ſetzte ſich an die Stelle der geflügelten Hausbewohner, die ſich aus den weiteſten Zimmern in die niedlichſten, engſten Kämmerchen und Erker zurückziehen konnten.

Welche ſtille, kleine Seligkeit! . . . . Aber, o Himmel! . . . es iſt ja nicht Winter, ſondern Mai . . . und Paul — nach vier Wochen zum erſtenmale wieder frei — ſchon mit dem Kaffee auf dem Wege nach dem väterlichen Garten, obgleich die Dorfuhr eben erſt ſechs geſchlagen!

Aber fing denn für Paul mit dem Mai nicht erſt das Leben in dem . . . . . nämlich unter dem Himmel an?!

Der Morgen glänzte, als ob die Welt erſt vor Stunden erſchaffen worden ſei . . . . ſo neu, ſo licht, ſo friſch war Alles!

In tiefen Athemzügen ſchlürfte Paul die Luft, als wolle er den namenloſen Durſt nach ihr ſtillen, an dem er all die Wintermonate gelitten. Thautropfen blitzten in Regenbogenfarben an jedem Grashalm; während die Tannenwälder ihren eigenthümlichen harzigen Duft von den nahen Höhen herüberſandten.

O wie leuchtete und duftete und fluthete dies alles in des Knaben weit geöffnete Augen und Sinne hinein, und ſpiegelte ſich innen in einem zweiten Paradieſe!

Und der Weg war weit — weit natürlich für Joditz — denn der Pfarrgarten lag gewiß fünfzig Schritte vor dem Dorfe; und der Kaffee hatte Zeit ſich abzukühlen; denn der kleine Paul mußte langſam gehen, um ihn nicht zu verſchütten. Er hätte auch den Vater zu früh in dem Memoriren ſeiner Predigt ſtören können.

Und doch ließ Paul den Topf beinahe fallen, als jetzt zwei Dinge auf einmal geſchahen . . . . . nämlich das ferne Anklingen der Glocken in den benachbarten Dörfern zum Frühgeläute . . . . und . . . . das Erſichtlichwerden der Thüre des väterlichen Gartens, den er ſeit dem letzten Herbſte nicht mehr geſehen, geſchweige betreten.

Das kleine Herz pochte und hämmerte vor Freude, und er wünſchte jetzt nur Auguſtina ſo glücklich, wie ſich.

Und der Garten! . . . o, wie das ſchon alles trieb und ſproßte, und die jungen friſchgrünen Blättchen ſich ſo neugierig und lieb hervordrängten!

Der Vater aber ſaß in dem kleinen, nach allen Seiten geöffneten Luſthäuschen, aus dem man in die benachbarten Thäler und nach der Saale und auf die gegenüberliegenden Berge ſehen konnte, die immer eine ſo gewaltige Sehnſucht in Paul erweckten, nach ihren Wäldern und himmelanſtrebenden Höhen . . . und . . . nach allem dem, was hinter ihnen lag.

So paarte ſich wunderbar in dem kleinen Johann Paul Richter — dem Joditzer Pfarrſöhnchen — Sinn für Häuslichkeit und Sinn für Natur: das eng Menſchliche konnte ihm nicht klein genug, die Natur nicht zu ausgedehnt ſein.

Aber welche himmellange Ferien und Freuden-Olympiaden blieben ihm jetzt, da der Vater, memorirend, den Kaffee gemüthlich Schluck vor Schluck in langen Intervallen trank, und Paul doch . . . . auf die leere Kanne warten mußte.

Paul ſtreckte ſich den langen Weg in das ſproſſende Gras; aber da war er bald nicht mehr bei der Außenwelt, ſondern dieſe war in ihn gezogen mit ihren Frühlingen und ihrer Schöpferluſt, und der kleine Menſch fing ſelbſt in ſeinem Innern zu ſchaffen an, und ſtreute Frühlinge auf Frühlinge . . . . . zu den Füßen ſeiner Auguſtina.

Eigentlich begann er wirklich bei ihren Füßen; denn was ihn immer bei der kleinen lieben Hirtin ſchmerzte, — obgleich er ſie deswegen doch wie ein höheres Weſen verehrte —, war, daß ſie in bloßen Füßen gehen und ihre Kühe auf die Weide treiben mußte. Nur der Sonntag brachte, als Luxus, Schuhe und Strümpfe — und er fühlte jedes Steinchen und jeden Dorn, der dem armen Mädchen wehe thun konnte. So träumte er ſich jetzt wieder auf den Weg nach Wunſiedel, den er vor vier Wochen mit dem Vater zurückgelegt, und ſah wieder die wunderbare Erſcheinung. Aber es war diesmal wirklich die Geiſterkirche, und kein mit Moos bewachſener Felſen; . . . . denn es war St. Johannistag — und als mit einemmale die Kirche zu Biſchofsgrün zu läuten begann, ſprangen die Felſen auf. Paul aber — ſein Herz klopfte hörbar, als er dies dachte — nahm ſeinen ganzen Muth zuſammen, eilte hinein und ergriff, was er an Gold, Perlen und Edelſteinen faſſen und in ſeinen Taſchen bergen konnte. Er rettete ſich und ſeine Schätze auch glücklich; denn erſt als er wieder in Gottes freier Natur war, ſchlugen mit der Beendigung des Evangeliums in Biſchofsgrün, die Zauberpforten des Berges wieder zu.

Aber, mein Gott! welch' ein reicher Menſch war er jetzt! . . . er hätte ſich mit Kröſus gemeſſen — wenn er ihn nämlich gekannt — ſo erfüllte ihn nur ein ſeliger Gedanke, was er jetzt für die kleine Hirtin thun könne. Und er lief im Geiſte nach Wunſiedel, wo er vor vier Wochen einen Laden mit Strümpfen und ähnlichen Dingen geſehen, und kaufte dem vor Glück ſtrahlenden Krämer ſeinen halben Laden ab und brachte alles der ſtaunenden Freundin, und Schuhe dazu und bunte Bänder und einen ſchönen gehäkelten Bruſtfleck und einen kleinen faltigen, bis an die Waden reichenden Sonntagsrock vom ſchönſten Flanell und ach! . . . auch gar noch ein ſchwarzes Schürzchen!

Aber er ſah von allem dem nichts, weil er Auguſtina nur in die großen blauen Augen blickte, die ihn anſchauten wie der Himmel über ihm: ſo licht, ſo rein, ſo ſelig, ſo ganz erſchloſſen!

Plötzlich hörte Paul ſeinen Namen rufen. Er erwachte aus ſeinen kindlich-dichteriſchen Träumereien; aber der Vater ſchalt ihn, daß er nichts höre, und befahl ihm Kanne und Taſſe zu nehmen und heimzutragen.

Der Knabe folgte willig; er hatte ja auf dem Wege nach Hauſe zwei liebliche Begleiter: die Seligkeit, die von dem wachen Traume in ſeinem Herzen nachzitterte, und die Hoffnung: Auguſtina in wenigen Stunden in der Kirche zu ſehen.

Aber es iſt gleich ſchwer ein großes Glück oder ein großes Unglück allein zu tragen und tonlos in ſich zu verſchließen. Leiſe ſchlich daher Paul in die obere Stube, wo des Vaters Klavier ſtand — ein altes, wurmſtichiges Inſtrument, das keinen anderen Stimmhammer kannte, als das Wetter — öffnete es und verſuchte zu ſpielen. Und umrauſchte und umſchwirrte ihn da nicht ein neues Glück, wenn ſeine kleinen Finger im mühſamen Aufſuchen hie und da harmonirende Klänge zufällig auffanden?

Paul hatte wirklich das Bedürfniß in Tönen darzuſtellen, was tief in ſeinem Inneren vorging: aber, du lieber Gott! der ſo klavierfertige Vater wies ihm ja nie eine Taſte oder eine Note. Der Pfarrer von Joditz machte auch hier ſein unſeliges Prinzip geltend: hat der Junge zur Muſik Talent, ſo ſoll und ſo wird er auch das Klavierſpielen aus ſich ſelbſt lernen.

Paulchen phantaſirte daher, zumal wenn er glücklich angeregt war, in Gottes Namen aus ſich ſelbſt, wie es eben kam, ... harmoniſche Zuſammenklänge ſuchend oder dem Zufall überlaſſend. Damit es aber recht hinausklinge und das Dorf mitgenöſſe — ſein gutes Herz wollte bei jedem Genuß Theilnahme Anderer — öffnete er das Fenſter . . . . ja! er verſtärkte das Hinabklingen noch gewaltig durch eine Feder, die er ſtark über die Saiten, welche die Linke vermittelſt der Taſten ſpannte, mit der Rechten führte.

O, es war ſo ſchön, es ſtimmte ihn ſo glücklich, ſo weich . . . . daß ihm die hellen Thränen in die Augen traten.

Wie aber wirkte nun erſt in der Kirche die Orgel auf ihn ein, mit den gewaltigen Tonwogen, die von ihr zu ihm herüberbrauſten. Schon vorher war Paul feierlich geſtimmt durch das Hereintreten der kleinen Gemeinde im Sonntagsſtaat.

Das waren ja alles ganz andere Menſchen, wie an den Werketagen, ſelbſt die Geſichter ſchienen dem Kinde anders, ſo ſonntäglich-feierlich ſahen ſie aus . . . . alle in ernſte Falten gelegt, die freilich einem geübteren Auge die dahinter ungeduldig lauernde Feiertagsluſtigkeit nur ſchlecht verbargen. Aber Jedermann mußte doch für die zu erwartende Geſetzpredigt mit obligater Donnerbegleitung des Joditzer Pfarrers eine entſprechende Stimmung — oder wenigſtens Miene — mitbringen.

Und dann . . . . der Sonntagsſtaat! . . . . ſollte der einen kleinen Menſchen von acht Jahren — der ſelbſt Abends zumeiſt barfuß und im Hemde herumſprang, und deſſen Welt kaum ein paar Spannen lang war, die noch dazu im Fichtelgebirge lagen — nicht imponiren?

Dies konnte ſchon der Alterthümlichkeit wegen geſchehen; denn bei dieſem einfachen, an allem Alten unendlich feſthaltenden Bergvölkchen war die Tracht ſeit Menſchengedenken unverändert geblieben, . . . ſie war thatſächlich noch die alte wendiſche Tracht.

Weiber und Mädchen kamen mit ihrem bunten, vorn geknöpften oder gehäkelten Bruſtfleck und ihren faltigen, bis an die Waden reichenden Röcken von ſchwarzem oder braunem Flanell. Das ſchwarze Sonntagsſchürzchen durfte dabei nicht fehlen; während ältere Weiber ein weißes, dreieckig zuſammengelegtes „Kirchentuch“ auf dem Kopfe trugen. Bei den jüngeren Frauen ſchmückte den Kopf eine ſchwarze, recht lieblich kleidende Backenhaube und darüber ein ſeidenes Kopftuch. Um den Leib aber trugen alle einen ledernen, mit Meſſing beſchlagenen Gürtel, an welchem ein Klappmeſſer herabhing. Er diente an Werketagen, um bei der Arbeit die Röcke in die Höhe zu gürten.

Auch die Männer ſahen ſtattlich genug aus, wenn ſie feierlich durch die Kirchthüre traten, mit ihren bis an die Kniee reichenden, vorn nicht ganz ſchließenden, ſchwarzen oder braunen Tuchröcken mit breitem Schooß, ohne Kragen und Seitentaſchen, — den langen Schooßweſten von gleichem Stoff und gleicher Farbe und den engen, bis an die Kniee reichenden ſchwarz gefärbten ledernen Beinkleidern. Und wie blinkten die großen zinnernen Knöpfe an den Weſten — einer hatte ſogar ſilberne daran! — Die dreieckig geſtülpten Hüte führten natürlich jetzt die Hand.

Aber wie hätte denn der kleine Paul Zeit gehabt, jetzt auf ſolche Dinge zu achten, die ihm ja ohnedem bekannt genug waren. Wohl ſchaute er unverwandt nach der Kirchenthüre, durch die die Gemeinde eintrat. Indeß, ſchaute er denn nicht hier nur nach Einer? Und daß dieſe Eine eben eingetreten, konnte man das nicht an der Gluth ſehen, die jetzt ſein Geſicht wie mit dem Wiederſcheine einer gewaltigen Flamme überlief?

Und wunderbar! auch zwei andere Wangen, ohnedem ſchon lieblich geröthet, färbten ſich tiefer, ohne daß die kleine Beſitzerin derſelben eigentlich wußte, warum.

Und nun während der ganzen Kirche das ſtille Entzücken in Paul's Herz, als die langen Fenſter den kalten Boden und die Weiberſtühle mit breiten Lichtſtreifen durchſchnitten und das Sonnenlicht wie eine himmliſche Glorie um die kleine Zauberhirtin Auguſtina herunterfloß.

Der Vater hatte — als Jupiter tonans der Gemeinde — da eben gut predigen; . . . . . der Sohn hörte ihn, ja er behielt ſogar, in Folge ſeines ganz ungewöhnlichen Gedächtniſſes, die Worte — mußte er doch nach der Kirche dem Vater die Predigt jedesmal wiedererzählen — aber die Gedanken, die waren wo ganz anders, ... die ſchwärmten, wie leichte Schmetterlinge, um zwei Vergißmeinnichte und um Roſen, die, friſch und geſund, auf zwei runden Kinderwangen blühten. Und . . . . . wenn ſie nun gar freundlich herüberlächelte, wie brauſte und ſauſte und flog es da in Paul's unſchuldigem Herzen auf! Alles war voll Duft und Glanz in ihm, und ein wunderbar ſeliges Gefühl ergriff ihn, das er zwar nicht zu nennen und nicht zu deuten vermochte, das ihn aber über alle Beſchreibung glücklich machte. Es lag für den Knaben die Ahnung darin: ſo muß es den Engeln im Himmel ſein.

Und nun kamen gar noch während der Predigt die Pfarrleute von Köditz mit ihrem Söhnchen, Paul's Spielkamerad, um den befreundeten Pfarrer von Joditz zu hören und nach der Kirche zu beſuchen.

Herr, du mein Gott! ging nun auf beiden Seiten und bei den beiden Pfarrſöhnlein ein Zappeln und Trippeln, ein Herztanzen und Grußwinken an, und an ein Predigthören war nun — zwiſchen den beiden Feuern kindlicher Liebe und Freundſchaft — wahrlich nicht mehr zu denken und hätten zehn Hofprediger und pastores primarii ſich hintereinander von der Kanzel herab todtgepredigt!

Und nun, am Nachmittage, die hohe Jagd nach Schmetterlingen und Grundeln, nach Birkenſaft und Weidenrinden zu Pfeifen! ..... und dann die Luſtbarkeiten innerhalb des Hofes — wobei Paul und ſein Spielkamerad freilich recht leicht das Genick hätten brechen können — denn ſie ſtiegen in der Scheune auf einer Leiter zu einem freiliegenden Balken hinan, um von ihm auf das anderthalb Stockwerk tiefer gelegene Heu herunter zu ſpringen und unterwegs das Fliegen zu genießen!

Ach! warum haben die glücklichſten Stunden des Lebens doch die raſcheſten Flügel! ..... Die Zeit zur Heimkehr der Köditzer Pfarrleute kam mit überraſchender Schnelle heran . . . . . und wie wehe that der Abſchied, denn ein ſolcher Beſuch war ein höchſt ſeltener. Aber es giebt auch Tage, an welchen das Glück nicht enden will, wie das Unglück oft auf Monate und Jahre haften bleibt.

Der Vater begleitete die befreundete Familie ein weites Stück Weges, die Mutter hatte häusliche Geſchäfte und Paul bekam den Auftrag: den Frohnbauern der Woche das geſetzmäßige Halbpfundbrod ſammt dem Taglohne dieſer Woche zu überbringen.

Welch' ein Abendgold für dieſen Tag der Luſt! denn nicht nur kam Paul dieſem Auftrage immer ſchon deshalb gerne nach, weil der Vater das Brod lieber zu groß, als zu klein backen ließ, und Paul daher wußte, daß er überall, wo er hinkam, Freude errege, was ihn ſelbſt beglückte. — — Nein! heute war auch das Brod noch gar zu dem Frohnbauer Römer hinzutragen . . . . alſo . . . . in die Wohnung der holden kleinen Hirtin!

Als Paul dem Häuschen, welches Auguſtina bewohnte, näher kam, war es ihm, als wüchſe die Schwere des halbpfündigen Brodes mit jedem Schritt. Nahe an der Thüre aber kam es ihm in der That vor, als trüge er einen Felſen, ſo groß als der Ochſenkopf, unter dem Arme. Er blieb ſtehen und ſchöpfte tief Athem.

Was ſollte er ihr nun auch ſagen, wenn er ihr begegnete, oder auch nur, wenn ſie in der Stube war?

Paul war nahe daran, umzukehren, zumal ihm das Herz ſchlug, als wolle er eine Sünde begehen; da öffnete ſich die Thüre . . . nicht von ſelbſt, wohl aber weil er in dem Kampfe mit ſich, die Hand unbewußt auf die Schlinke gelegt. Er trat ein . . . . . aber es war Niemand in der Stube, als einige Hühner, eine Gans und zwei junge Schweinchen.

Was war zu thun? Römer war wohl im Wirthshaus . . . eine Mutter hatte die kleine Hirtin nicht mehr . . . und ſie?! . . . ach! . . . . . . er war zum erſtenmale in der Stube, die ſie bewohnte! Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, Thränen der Rührung traten in ſeine Augen und ſein junges Blut ſtürmte heftig nach dem kleinen Herzen; aber es machte ihm den Kopf ſo heiß, daß er, raſch entſchloſſen, Brod und Geld auf den Tiſch legte und nach der Thüre eilte. Aber wie ward ihm da, als er in demſelben Augenblicke Auguſtina die Treppe herunter kommen ſah, die auf die einzige Bodenkammer des Häuschens führte.

Ueberraſcht und verwirrt blieb die Kleine in der Mitte der Treppe ſtehen. Da blitzte es wunderbar in Paul's Herz und Seele auf, und faſt ohne zu wiſſen was er that, ſprang er zu Auguſtina die Treppe hinauf, umſchlang ſie mit ſeinem Arm und drückte ihr einen

Kuß auf Wange und Mund. Ein Wort hervorzubringen war ihm unmöglich, auch verwirrte ihn dieſe erſte Räuberthat ſeines Lebens und die damit verbundene, nie geahnte Seligkeit ſo ſehr, daß ihm Hören und Sehen verging.

Es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wiederkam. Eine ganze ſehnſüchtige Vergangenheit und ein unendlich glücklicher Zukunfts-Traum war in einen Augenblick zuſammengepreßt; — und im Finſteren hinter den geſchloſſenen Augen des Knaben entfaltete ſich das Feuerwerk des Lebens für einen Moment . . . und . . . war dahin! Wird er es je vergeſſen, das Unvergeßliche?

Paul ranhte nach Hauſe, als habe er einen Mord begangen; und wie ein Verbrecher — obgleich die unſchuldigſte Seligkeit im Herzen — ſchlich er von hinten nach dem Hofe. Es war ihm jetzt unmöglich mit Menſchen zu ſprechen: jeder Ton hätte ihm einen Himmel zerſchlagen. Da fiel ihm der große Taubenſchlag auf dem Dache ein — das Luſt- und Sommerquartier der von ihm ſo geliebten, buntbefiederten Schaar, die im Winter unter dem Ofen campirte — und wie der Wind war Paul oben.

Himmel! wie fand er ſich in dieſem Zimmer voll Zimmerchen und Taubenneſtern jetzt ſo glücklich allein, ſo ſelig zu Hauſe! Kein König konnte ſich in ſeinem Louvre oder Eskurial ſo behaglich fühlen, ... ſo unausſprechlich ſchwelgen in unausſprechlicher Wonne. Und Niemand aus ſeinem großen, ihn umgebenden, befiederten Hofſtaate ſtörte ihn dabei in ſeinen Gedanken. Paul ſchloß die Augen und ließ auf Stunden ſein Glück, ſeine Wonne, ſeine Seligkeit in ſich nach- und austönen.

Der Jahrmarkt.

Welchen Werth würden Diamanten für uns haben, wenn wir ſie wie Kieſelſteine bei Schritt und Tritt auf allen unſeren Wegen fänden . . . und . . . was wäre das Glück, wenn es jeden Tag in unſerm Hauſe einkehrte oder in unſerem Herzen?

Lange ſah jetzt der kleine Paul ſeine Zauberhirtin nicht mehr, denn das Thor — und mehr noch das Verbot des Vaters — ſchloß nun wieder den Pfarrhof in ſeiner ganzen Enge ab. Aber was that denn das? Die Himmel waren von dem Pfarrſöhnlein eingefangen und niſteten in ſeinem Herzen, ja er konnte jetzt auf wochenlang in den blühenden Hesperidengärten ſeiner Phantaſie ſpazieren gehen . . . und . . . ſtill vergnügt und ſelig ſein. Es war dies ja auch das einzige Licht, was wieder freundlich in dieſe Tage harter Gefangenſchaft fiel, in welchen der Vater den Kindern jeden Tag vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags Unterricht ertheilte . . . . . das heißt, nach ſeiner

Erziehungsweiſe: Auswendiglernen von Bibelſprüchen, Katechismus, lateiniſchen Wörtern — ſelbſt Stücke aus der Grammatik und lateiniſche Beiſpiele, ohne daß ſie die Kinder im Entfernteſten verſtanden oder der Vater irgend etwas dabei erklärte.

Von anderem Wiſſen war ohnedem nicht die Rede; und doch, welch' ein Wiſſensdurſt brannte in des kleinen Johann Paul Richter's Bruſt!

Als der Vater — der dieſen Wiſſensdurſt und die ſchönen Naturanlagen ſeines älteſten Söhnleins wohl erkannte — dieſem einſt eine Freude damit machen wollte: ein kleines lateiniſches Wörterbuch mit ihm zu treiben, und Paul bei der erſten Seite das Wort lingua nicht ganz richtig ausſprechen lernte, entzog ihm der Vater in zorniger Ungeduld auf immer ſelbſt das Vocabelbuch und deſſen Erlernen.

Armes kleines Herz! Du ſollteſt nun einmal ſo recht angefüllt werden mit Sehnſucht nach allem Großen, Schönen und Erhabenen, nach Wiſſen, nach der Natur, nach Freiheit und . . . nach Liebe; und doch fühlteſt du ſo ſehr das Bedürfniß, etwas zu werden, ſelbſt Licht auszuſtrahlen, daß du Niemanden auf der Welt mehr beneideteſt, als die Johanniswürmchen, die ſo ſtill beſcheiden im Graſe ſaßen und doch leuchteten.

Nur wenn der Pfarrer von Joditz hie und da einmal außerhalb beſchäftigt war, gab es friſche grüne

Quellenplätzchen in dieſer geiſtigen Saharawüſte. Wie der Wind war der kleine Johann Paul Richter dann an dem Büchergeſtell ſeines Vaters. Von dem Stuhl ging es auf den, vor das Repoſitorium gerückten, Tiſch und von da, auf das Geſtell ſelbſt, wo die geiſtigen Verſucher lagen — die Theologie hatte weiter unten, in greifbarerer Höhe, ihren Platz. — Stundenlang lag dann der Knabe mit dem Bauche auf dem oberen hölzernen Gitterbrett — ähnlich einem vergrößerten Thierkäfig — und kroch auf Büchern herum, nur um eines für ſich zu haben, namentlich orbis pictus, und dann halbe Tage lang darin zu leſen, zu ſtudiren, zu lernen.

In den Freiſtunden dagegen warf ſich die uferloſe Thätigkeit des Knaben vorzüglich auf geiſtige Spiele. Paul erfand ſich neue Buchſtaben; er verfertigte Uhren — natürlich nur als Spielzeug — ja ſeine Lieblingsbeſchäftigung war: daß er ſich kleine Hefte und Bücher aus den Papierſchnitzeln machte, die der Vater bei dem Beſchneiden ſeines, für die Predigten beſtimmten, Papieres zurückließ; und dieſe Hefte und Bücher ſchrieb er dann mit Auszügen aus Katechismusſtellen und Sprüchen voll. Dieſe Hefte waren ſein Glück und ſeine Heiligthümer. Oft ſetzte er ſich mit ihnen auf den Heuboden oder in den Taubenſchlag und las ſie in Gedanken ſeiner Auguſtina vor, die er alsdann gern in irgend einer Taube wiedererkannte, welche ihn — mit zur

Seite gedrehtem Köpfchen — freundlich anſah und zuhörte.

Etwas mehr erweiterte ſich aber doch von Zeit zu Zeit ſein Horizont. Auf dieſer Welt geht es nämlich gar ſonderbar zu: das Unglück der Einen iſt häufig das Glück der Anderen — und umgekehrt. So machte auch die Armuth der Aeltern zeitweiſe den Reichthum des Sohnes aus.

Wenn es in der kümmerlichen Haushaltung, deren Druck jedoch von beiden Gatten ohne Murren und mit ſtill-freudigem Gottvertrauen getragen wurde — allzukümmerlich ausſah und gar kein Auskommen mehr war, verkündete wohl die Mutter, mit einer zurückgedrängten Schmerzensthräne im Auge, ihrem Aelteſten, daß er nach Hof zu dem Großvater hinüber müſſe, und rief mit dieſer Ankündigung dann ganz gewiß eine Freudenthräne in des Kindes Auge.

Den Zwergſack warf alsdann der kleine Paul mit demſelben ſtolzen Hochgefühle über, wie ein Grand von Spanien ſeinen goldgeſtickten Hofmantel.

Und war er dazu nicht vollſtändig berechtigt? ...... War Hof nicht eine Weltſtadt wie Paris und London, wenn es auch nur 5000 Einwohner zählte? .... und machte Paul dabei nicht eine Reiſe um die halbe Welt, wenn der Weg auch nur zwei Stunden weit war?

Was geht denn Andere ſeine Phantaſie an? . . . ihm war es ſo . . . und damit baſta!

Der zweiſtündige Weg führte zwar über gewöhnliche reizloſe Gegenden, aber dieſe Gegenden waren eben nur gewöhnliche . . . . für gewöhnliche Menſchen; ungewöhnliche, wie der kleine Joditzer Pfarrſohn, ſchwelgten auf demſelben in Naturgenüſſen! Er kam ja durch einen Wald, und darin über einen brauſenden Fluß voll Felsſtücke, und an ſchmetternden Vogelorcheſtern vorüber, und an den Prachtbauten der Waldameiſen. Und ſollen die Berggeiſter für nichts gerechnet werden, die auf jedem Felsſtück und auf jeder knorrigen, aus der Erde hervorſtehenden Wurzel ſitzen können? und die Blumen und die ſie umgaukelnden Schmetterlinge? . . . . und endlich die letzte Höhe, wo die Stadt mit zwei verknüpften Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebene hervortritt und den genügſamen kleinen Träger übermäßig mit Wonne überſchüttet und ausfüllt?

Vor einer Höhle nahe der Vorſtadt, in welche ſich, — der Sage nach — die Bewohner von Hof im dreißigjährigen Kriege geflüchtet hatten, ging Paul mit dem kindlichen Schauer vor allen Kriegen und Marterzeiten vorüber; und die nahe Tuch-Walkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerſtößen und den unbändigen

Maſchinenbalken ſeine Dorfſeele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darin aufzunehmen.

Da ſtand er nun, dem ernſten langen Großvater hinter dem Webeſtuhle gegenüber, der ihm mit ſchweigendem Zunicken die Hand reichte, die Paul ehrerbietig küßte; . . . als wäre der Stuhl, auf dem der Alte ſaß, ein Kaiſerthron und der Webſtuhl die diplomatiſche Rüſtkammer des Reiches. Leichter ſchlug ſchon das Kinderherz bei der ſichtlich erfreuten Großmutter. Hier ward jetzt die mütterliche Depeſche überreicht — der Vater war zum Bitten zu ſtolz — und dann begann der eigentliche diplomatiſche Act. Paul übergab das wenige mitgegebene Geld, und hinter der Thüre auf dem Gange, wie die Mutter ihm aufgetragen, den unter Seufzern geſchriebenen Bittzettel und Nothbrief. So konnte er — der von dem Inhalt des Zettels und von alledem, was hier geſchah, eigentlich wenig wußte und begriff — Nachmittags, erfreut über das elterliche Proviant-Schiff auf ſeinem Rücken und deſſen reichen Inhalt wieder nach Hauſe traben.

Schöne Frühlingszeit des Lebens, warum mußt du ſo ſchnell entfliehen, wie der Frühling da draußen? und warum wirft das Schickſal dem armen Menſchenherzen oft, faſt wie zum Hohne vor dem jäheſten Schmerz noch ein jähes Aufflammen des Glückes hin?

Schon lange hämmerte es in Paul's Bruſt bei jedem

Einſchlafen und jedem Erwachen mit ungeſtümer Erwartung. Die Tage wurden gezählt und ihr Abnehmen berechnet, wie vor Weihnachten; denn . . . es ſtand ja einer der Glanzpunkte ſeiner Frühlings- und Jugend-Idylle bevor . . . der Hofer Jahrmarkt, deſſen gleichmäßiges Begehen wie ein hellleuchtender Stern an dem Jugendhimmel des kleinen Pfarrſohnes von Joditz ſtand, beſonders da auch Auguſtina einen lockeren Abhub des Feſtes erhielt; denn er brachte ihr ja jedesmal — für den Groſchen, der ihm dann als Geſchenk ward — Zuckermandeln mit.

Freilich hatte es der kleine Paul in all' der Zeit nicht um ein Haar breit weiter in ſeiner Liebe gebracht. Noch war kein Wort zwiſchen ihm und der kleinen Hirtin gewechſelt worden; beide Kinder aber wußten, daß ſie ſich gut waren und lieb hatten, und Paul verfehlte nicht, wenn er irgend konnte, — leider lagen oft viele Wochen dazwiſchen — dem wohlbekannten Glockengeläute der heimkehrenden Weidekühe zu lauſchen, um Diejenige wenigſtens von der Mauer herab zu ſehen und zu grüßen, die ſich neben Vater, Mutter und den Geſchwiſtern in den Beſitz ſeines Herzens theilte.

Jener ſelige Moment kühner Räuberſchaft aber ..... des Kuſſes auf halber Treppe im Römiſchen Häuschen ...... jener ſelige Moment ſtand noch jetzt einzeln und groß da, wie ein im Morgenrothe glühender Chimboraſſo mitten in einer endloſen Ebene. Der kleine Paul fürchtete ſich ordentlich vor ſich ſelbſt und ſeinem Muthe, dachte er an jene vermeſſene That; . . . . . . aber er freute ſich doch auch, daß er ſo vermeſſen hatte ſein können . . . und . . . wie gerne wäre er es auf's Neue geweſen.

Jedenfalls ſtand ihm jetzt wieder ein dreifaches Glück bevor: der Jahrmarkt zu Hof, ... der Groſchen, den er dazu bekam . . . . . . und . . . . . . der Augenblick, in welchem die dafür gekauften Zuckermandeln durch die Spalte des pfarramtlichen Hofthores in die Hände Auguſtina's wandelten und deren ſtrahlende Augen, benebſt einem unendlich lieben Lächeln, ihren überſeligen Dank ausſprachen.

Endlich war der Tag gekommen und es bedurfte keines Zählens mehr!

In der That kam denn auch zur richtigen Stunde die Kutſche an, die die Großeltern an dieſem Tage der zarten Mutter Paul's jedesmal ſandten, um ſie und den älteſten Enkel abzuholen.

Viel weniger als eine Himmelfahrt war nun die Fahrt nach Hof für den Pfarrſohn von Joditz nicht. Zu ſprechen war ihm natürlich auf dem ganzen Wege unmöglich, da ihm die Glückſeligkeit in dem Kutſchenkaſten — dieſem dahinrollenden behaglichen Zimmerchen, mit Nebenzimmern in den Seitentaſchen an den Schlägen — jedes Wort benahm. Auch die Mutter ſprach dann nicht, ſie ſchaute träumeriſch der Gegend von Hof zu und . . . hatte naſſe Augen.

Frug ſie ihr Herz vielleicht: was haſt du, da du als Braut von Hof wegzogſt, von dem Schickſal für dich und den Mann deiner Liebe gehofft? . . . und was hat dir bis jetzt das Schickſal erfüllt?

Paul wußte nichts um dieſe Frage; wenn er aber die Mutter, ſtumm vor Glück, mit ſeinen blauen offenen Kinderaugen anſah, lächelte ſie mit unendlicher Milde und Freude durch ihre Thränen . . . . . . über des Kindes Glück.

Der zweite Freudenſchuß des Glücks war nun der Empfang der Mutter und des Sohnes im großelterlichen Hauſe mit ſüßem Wein und Kuchen; wonach das Pfarrſöhnlein mit etwas davon im Kopfe — auch heute, wie immer — zum Haarkräusler geſchickt wurde, um ſeinem Dorfjungen-Kopf einen etwas ſtädtiſchen Anſtrich, wenigſtens für dieſen Tag, geben zu laſſen. Der Haarkräusler kühlte jetzt von außen den Kopf durch Brenneiſen ab — innen glühte er von dem Weine noch mehr als die Eiſen — und durch ſcharfes An- und Umſchrauben der Lockenwickel; aber deſto friſcher, neuer und weißer kam jetzt auch der neugeſchaffene Stadtjunker mit Locken und Toupee aus dem Pudergeſtöber zum Mittagsmahle zurück.

Glücklicherweiſe für des kleinen Paul's Ungeduld dauerte daſſelbe auch heute nicht lange, da der Großvater ſehr bald auf das Rathhaus hinter den Verkaufstiſch ſeiner Tücherballen eilen mußte.

Jetzt endlich brach der Moment der Freiheit an! Paul hatte ſeinen ganzen Groſchen Jahrmarktsgeld von dem Großvater in der Taſche und konnte ..... alles kaufen!

Glühenden Kopfs trat er hinaus auf die Straße in das laute bunte Gewühl. Das war eine Luſt! .... das war eine Freude! Was war da nicht alles zu ſehen und zu hören. Die Stadt ſelbſt und der Jahrmarkt darinnen ... und die Buden mit ihren tauſenderlei Waaren, ... und die Käufer und Verkäufer und ſo viel frohe und glückliche Menſchen überhaupt!

Es ſchwirrte und ſummte und brummte in des Knaben Kopf; in ſeinem Herzen aber war alles Freude und Liebe; denn darin lag gerade ein Hauptgrundzug ſeines Charakters: daß er alle Menſchen liebte und ſeine Liebe zu den Menſchen jedesmal in demſelben Maaße wuchs, als ſein kleines Herz freudiger ward.

Mußte da jetzt nicht eine ganze Welt voll Liebe in ihm wohnen?

So ging er langſam und von Glückſeligkeit ſtrahlend durch die Straßen. Die vornehmſten und ſchönſten Damen hatte er dabei umſonſt ...... nämlich oben an den Fenſtern der Häuſer, und er verliebte ſich unten vorbeimarſchirend überall hinauf und fiel ihnen um den Hals — natürlich im Geiſte —; zeichnete jedoch keine über ihn ſo durch Stockwerke als durch Kopfputz Erhobene und Erhabene als Favoritſultanin aus, ſondern . . . . . . ſeine lebendige Phantaſie verſchmolz alle wieder in das Bild Auguſtina's, die gewiß jetzt auch ſeiner und ſeines Glückes gedachte; denn es war ja kein Spitz und kein Pudel in Joditz, der heute Morgen nicht die Kutſche vor dem Pfarrhauſe geſehen hätte und daher wußte, daß Paul und die Mutter nach Hof auf den Jahrmarkt gefahren ſeien.

Aber was ſollte Paul jetzt für ſeine Auguſtina kaufen? — Wieder Zuckermandeln, wie jedesmal früher? . . . Oder etwas Anderes? . . . . . . Etwa einen Honigkuchen? . . . . . .

Es lagen deren herrliche vor ihm auf dem Stande.

Aber die Bänder in der Bude daneben waren doch auch ſehr ſchön! . . . Welche Farbenpracht! Sie leuchteten, beim Himmel, eine Viertelſtunde weit!

Und doch . . . ha! da waren auch Ringe von Zinn und von Meſſing. Wie herrlich mußte ein ſolcher an Auguſtina's Hand im Abendgolde blitzen, wenn ſie die Gerte hielt und ihre Kühe heimtrieb.

Paul's Herz bebte; der vom Großvater erhaltene Jahrmarktsgroſchen aber brannte ihn in der Taſche wie

Feuer. Bei jeder Bude, bei jeder Wahlfrage fuhr er in die Taſche und nahm den Groſchen in die Hand, . . . gleichſam, um ſich durch die Ueberzeugung, daß er ja Geld beſitze und kaufen könne, zu ſtärken und zu ermuthigen. Aber wahrlich, die Wahl ward ihm nicht leicht! Alle Verkäufer riefen ihn an und forderten ihn mit der größten Freundlichkeit auf, alles zu kaufen, was ſie hatten: ſeidene Tücher, prächtige Gürtel, ſilberne Halsketten ſogar!

Dann freilich lief es Paul, bei Erinnerung an ſeinen „Groſchen," ſiedend heiß über den Körper, und er machte ſich ordentlich Vorwürfe, daß er, durch ſein Anſchauen und Anſtaunen der Buden, in den Verkäufern Hoffnungen erregt habe, die er nicht erfüllen konnte.

Indeß der Groſchen mußte angebracht und eine Gabe für Auguſtina gekauft werden!

Endlich . . . . . . fiel die Wahl doch wieder auf die Zuckermandeln, und das Geſchäft wurde abgeſchloſſen.

So viel iſt gewiß, wenn einem der fürſtlichen Kaufherren zu Hamburg oder London ein reich befrachteter Oſtindienfahrer wohlbehalten einläuft, er kann nicht ſo glücklich ſein, als Paul es jetzt mit der Taſche voll Mandeln war. Und dazu wurden nun auch, unter den Abendſtrahlen und dem Einfluſſe des am Tage conſumirten Bieres und Branntweines, Lärm und Luſt auf den Straßen größer. Aber alles dies zerrann in Nichts, als nun auch noch die übliche Janitſcharenmuſik durch die Hauptſtraßen zog und Volk und Kindertroß betäubt und betäubend folgte.

Trommeln und Querpfeifchen und Janitſcharenbecken, Himmel, was war das für den Dorfſohn!

In ihm, der unaufhörlich nach Tönen lechzte, entſtand dadurch ein wahrer Tonrauſch, und er hörte, wie der Betrunkene ſieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Wenig gab er jetzt mehr auf das Abendeſſen, das um ſo reichlicher und prächtiger ausfiel, als zu einem ruhigen Mittageſſen die Zeit gefehlt hatte. Paul aber war viel zu aufgeregt und ſeine Phantaſie viel zu beſchäftigt, als daß er hätte eſſen können. Ja, ſein Wonnerauſch hielt an bis er nach Hauſe und in Joditz in das Bett kam.

Mit dem Gedanken an die neue Seligkeit, die ihm morgen bei Uebergabe der Zuckermandeln bevorſtand, ſchlief er ein.

Zuckermandeln und Potentaten.

Und der Morgen kam . . . . aber mit ihm etwas ganz Eigenes!

Schon bei dem Frühſtück gewahrten Mutter und Kinder, daß der Pfarrer ernſt und faſt traurig war, . . . aber welch' ein allgemein freudiges Staunen, welch' ein geheimer Schreck für Paul, als der Vater erklärte: daß er geſtern von ſeiner Patronatherrin die Anſtellung als wohlbeſoldeter Pfarrer in Schwarzenbach erhalten habe.

Alſo nach elf Jahren des Schmachtens in Joditz eine gute Pfarrſtelle in dem benachbarten Schwarzenbach . . . . . . und doch ernſt und traurig?

O! welch' wunderbarer Blick in eine Menſchenſeele, die, bei mancher Eigenthümlichkeit und Härte, doch im Grunde edel und ſogar voll hoher Liebe war.

Der Joditzer Pfarrer zeigte ſich bei der Ankündigung des doch ſchon ſo lange erſehnten Wechſels ernſt und traurig, nicht blos weil auf dem Blumen- und Erntekranz des Glücks, wie auf dem Brautkranz, immer einige Thautropfen hangen, die wie Thränen ausſehen; ſondern auch weil in ihm ſchon der Abſchied von der armen, aber geliebten Gemeinde zu weinen anfing .... von der Gemeinde, welche ſeit ſo vielen Jahren ſeine zweite Familie, nur im größeren Familienbetſaale der Kirche geworden, und zuletzt noch, weil nun das ruhige, unbegaffte, einfache Stillleben des Dorfes in der Zukunft nur als ein fernes Gemälde in ſeiner Erinnerung hangen ſollte.

Aber welchen Eindruck machte die Nachricht auf Paul? In der That den wunderlichſten in der Welt. Der Löffel, mit dem er eben ſeine Milchſuppe aß, fiel ihm aus der Hand, und als er über die erſte Ueberraſchung hinausgekommen, wußte er nicht, was ihm näher war: das Lachen oder das Weinen!

Der arme kleine Paul, bisher ein wahrer Gefangener im Jeditzer Pfarrhaus und Pfarrhof, ... ſollte nach einem anderen Orte, ſogar in einen Marktflecken — denn Schwarzenbach war ein ſolcher — verſetzt werden! ...... Hieß das nicht: die ganze Welt erſchließen? und ...... das wußte er .... dort war auch eine größere Schule .... blieb da nicht dem Lernbegierigen die Hoffnung, endlich einmal etwas Ordentliches zu lernen? Und der bevorſtehende Ueberzug mit all ſeinem Lärm und all dem Ungewöhnlichen, was während deſſelben vorkommen mußte und konnte . . . Und nun gar die Reiſe — es waren immer ein paar Stunden — und dann das neue Pfarrhaus und der neue Garten und . . . .

Aber da ſenkte ſich ein großer Schmerz in die erſt ſo freudig bewegte Kinderſeele: mußte er denn nicht dafür alles aufgeben, was ihm hier, in Joditz, ſo lieb geworden war? . . . . alles! . . . . und vor Allem ſeine Auguſtina?

Den Schmerz ertrug Paul nicht. Leiſe ſchlüpfte er aus der Stube und auf den Heuboden . . . . und ſchon jetzt lag eine tiefe Sehnſucht nach dem lieben Joditz — das er doch noch gar nicht verlaſſen hatte — als nach etwas auf ewig Verlorenem in ſeiner Seele.

Ja! es war in dem Kinderherzen die dunkele Ahnung eines ewig ſchmerzlich nachzufühlenden Verluſtes: mit den erſten Schritten aus ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte lag derſelbe ja, als ein Gegenſtand tiefer Sehnſucht, hinter ihm, als der beſcheidene und ihm doch ſo theuere Ort, welcher die erſte Liebe ſeines kindlichen Herzens ihm auf immer verbarg!

Und heute! . . . . . . heute! . . . . . . hatte er gerade ſo glücklich ſein wollen! . . . . . heute, bei dem ſüßen Geſchenk an Auguſtina, das jetzt ſchon ſeine Taſche barg.

Der Tag war ein ſchrecklicher und als er den Abend die Glockentöne ſeiner jugendlichen Alpenwelt der Liebe hörte und die Hand mit den Zuckermandeln durch die Spalte des Hofthores der kleinen Hirtin entgegenſtreckte .... und nun mit ſchwerem, bekümmertem Herzen aufblickte .... da ſchwammen ſeine Augen in Thränen .... und .... zwei andere thaten dies auch. Auguſtina wußte alſo ſchon um die Verſetzung ...... Paul aber wußte noch mehr ...... er wußte jetzt ganz gewiß: daß Auguſtina ihn lieb habe.

Aber war denn das der ſchwerſte Tag? ... Ach! es kam noch ein viel ſchwererer! ... und ... er konnte, bis zu ihm, Auguſtina nicht mehr ſehen: denn der Vater war in dieſer Zeit ernſter und ſtrenger denn je. Denken konnte er indeſſen an die kleine Hirtin und an all die ſchönen Abende und ...... an den einen unvergeßlichen Kuß!

Ein Liebeszeichen aber — ein Pfand, bei deſſen Anblick ſie ſich ſeiner erinnern konnte — mußte er ihr hinterlaſſen. Phantaſiereiche ſchwunghafte Seelen weihen zu ſolchen Gedenkzetteln glücklicher Stunden Gegenſtände der Kunſt, die um ſo bedeutungsreicher ſind, um ſo großartiger wieder der Gegenſtand iſt, den ſie darſtellen. .

Der kleine Paul ſann lange Zeit nach, was er ſeiner Auguſtina geben, was er ihr machen ſollte: denn es ſollte nun einmal etwas von ihm ſelbſt Verfertigtes ſein . . . . hatte er doch ſonſt auch nichts zum Hergeben.

Endlich war das Richtige gefunden: ſtill und ſchweigſam, wie immer, ſetzte er ſich in den Abendſtunden in einen Winkel der Wohnſtube und zeichnete mehrere artige Potentaten mit Fett und Ruß nach ihrem gemalten Leben, die er dann mit Hülfe ſeines kleinen Muſchel-Farbenkäſtchens — eine Gabe der letzten Weihnachten — täuſchend illuminirte.

Es wäre hier zu erweiſen, ob Raphael bei der Schöpfung ſeiner unvergleichlichen Madonnenbilder glücklicher geweſen, oder der Joditzer Pfarrſohn bei den für Auguſtina beſtimmten Potentaten, — obgleich ſich allerdings bei letzterem ein leiſes Schmerzgefühl in den Gedanken miſchte, daß ſeine Kunſtſchöpfungen Abſchiedserinnerungen für ſeine Madonna ſeien.

Aber jeder Frühling verblüht und nur zu ſchnell ſinkt die Idylle unſerer Kindheit hinter den wachſenden Jahren zurück. — — —

Die Wagen waren mit dem Hausgeräthe bepackt, ... die Tauben ruchſten in ihren oben aufgebundenen Körben. Das wenige Vieh hatte man vorausgetrieben, . . . „Scharmantel“, der Spitz, wedelte mit dem Schwanze und bellte ungeduldig . . . . und der Pfarrer drückte ſeinen Pfarrkindern noch einmal in ſtiller Wehmuth die Hand, während die Pfarrerin, ſammt dem ganzen weiblichen Theile des Dorfes, dieſes und die Umgegend mit einer wahren Sündfluth von Thränen bedrohten.

Nur Einer ſtand und weinte nicht — Einer, dem doch ſonſt die Thränen immer ſo nahe waren —; aber dieſer Eine hatte ſich vorgenommen heute zu zeigen, daß er ein Mann ſei........ und dieſer Eine......... war Paul!

Freilich gab ihm das Schickſal Feſtigkeit an die Hand, denn es machte ihn, den immer ſo Sanften, zornig. Das ganze Dorf ſtand da und heulte . . . nur Auguſtina nicht. Vater Römer, dieſes Eiſenherz, mußte ſie wohl mit den — diesmal leidigen — Weidekühen ſelbſt heute auf die Weide getrieben haben. O! ſie wäre ſonſt gewiß da geweſen!

Aber was half es?! . . . . . ſie war eben nicht da . . . . und doch ſtaken die illuminirten Potentaten — dieſe Leichenbitter ſeliger Tage — in Paul's Taſche und mußten angebracht werden. Aber Paul's ganzes Weſen durchwehte heute ein Hauch des kühnſten Heroismus. Sein Entſchluß war alſo raſch gefaßt. Er packte den jungen Dorfſchneider — der oft im Pfarrhauſe gearbeitet und viele Wohlthaten dort empfangen hatte — energiſch an, drückte ihm die Potentaten in die Hand und gab ihm den Auftrag: ſie der kleinen Hirtin Auguſtina zu überbringen und zwar mit den Worten: „Reiter und Fürſten ſeien von ihm, und er ſchenk' ihr ſie zum ewigen Andenken!“

Jetzt aber war es Zeit, daß ſich Paul umdrehte und in großen Schritten dem Wagen nacheilte; denn, mit dem „Mann ſein“ war es aus, und die Thränen ſtürzten ihm in hellen Bächen über die Wangen.

Armes kleines Herz, das an ſeinem erſten verſinkenden Paradieſe weint; du wirſt den rauhen Wind des Schickſals noch manches Roſenbeet der Freude und des Glückes entblättern ſehen, bis dir in dem eigenen Herzen und Geiſte ein ewiger, unzerſtörbarer, höherer Frühling mit ſeinen Roſenauen: glücklichen ſtolzen Bewußtſeins, aufgeht. Und doch wären deine Thränen vielleicht milder gefloſſen, hätte dein Genius dich über die trennenden Felder und Wälder nur eine Stunde weit hinübergetragen, dort .... nach dem Joditzer Weideplatz hin. Dann hätteſt du ein armes, einſames Hirtenmädchen geſehen, das platt an der Erde lag, das liebe Geſichtchen in die kleinen Hände barg ...... und ..... laut und krampfhaft ſchluchzte.

Aber tröſtet euch doch, ihr Menſchenkinder — ihr kleinen und ihr großen — reine, wahre Liebe geht nie verloren; verliert ihr auch den Gegenſtand, die Liebe ſelbſt bleibt . . . . und ſie iſt ſüß und ſelig, mag ſie uns nun hinabziehen in den Schooß der Mutter Erde oder unſer Herz weiten für neue Himmel und neue Paradieſe!

Ein armer Student.

Der Herr Magiſter.

Der Herbſt des Jahres 1781 hatte ſich bereits mit ſeinen Nebeln eingeſtellt und kündete durch ſein ernſtes Auftreten einen ſtrengen Winter an. Die Hausfrauen verſorgten ihre Vorrathskammern, als fürchteten ſie die Belagerung eines mächtigen Feindes; die vornehme Welt — ermattet von den Vergnügungen und Genüſſen des Sommers — freute ſich auf die tauſenderlei Wintervergnügungen, die nun bald beginnen und Abwechslung in dies öde Leben bringen mußten; Familien, die an ein ſinniges Stillleben gewohnt waren, ſponnen ſich in ihrer Gemüthlichkeit — wie Seidenraupen in ihre Cocons — behaglich ein, und nur die Armuth ward bleicher und trüber, da ſie mit der ſtrengen Jahreszeit neue Sorgen und Leiden herannahen ſah.

Auch die Wirthin zu den „drei Roſen“ in der Petersſtraße zu Leipzig hatte heute große Wintereinkäufe gemacht. Gewaltige Quantitäten von Linſen, Erbſen und Bohnen lagen in dem jetzt noch unbeſuchten

Wirthszimmer vor ihr in Säcken aufgethürmt und wurden eben unter ihrer Aufſicht von zwei Mägden nach der Speiſekammer gebracht; denn die „drei Roſen" hatten um jene Zeit viel zu thun, obgleich ſie unter den anderen Gaſthäuſern Leipzigs einen ganz untergeordneten Rang einnahmen. War der Mittagstiſch hier doch faſt nur von ärmeren Studenten, Schreibern, ſchlechtbeſoldeten Commis und dergleichen Leuten beſucht, in deren Kaſſen die Ebbe mehr zu Hauſe war, als die Fluth und das fatale minus mehr, als das oft erſeufzte plus. Aber die „drei Roſen" hatten doch auch drei gute Seiten: einmal war das Mittagseſſen — vorausgeſetzt, daß man einen guten, alles verdauenden Magen mitbrachte immer noch zu genießen; zweitens koſtete es nur achtzehn Pfennige und drittens pumpte der Wirth, Herr Weinert, — der ein ſeelenguter Mann war — ſo lange er Ausſicht auf Reſtitution ſeiner „Auslagen" zuzüglich eines kleinen Profites und der Zinſen hatte. Als Nachtiſch konnten die Herren Abonnenten der Mittagstafel — wenn allenfalls noch leerer Raum in ihrem Magen war — ſogar noch das freundliche Geſicht der Frau Wirthin umſonſt betrachten, die — in der That rothbäckig wie ein Borsdorfer Apfel — jedesmal nach dem Abſpeiſen mit lächelndem, vom Küchenfeuer noch höher ſtrahlendem Antlitze in die Wirthsſtube trat und Jeden herzlich grüßte.

Sie und die Witze ihres Eheherrn mochten denn wohl auch daran Schuld ſein, daß ſich ihr Gaſthaus, ſobald erſt die Dämmerung eintrat, um einige Rangſtufen erhob, indem ſich mit dem Anzünden der Lichter eine viel reſpectablere Kundſchaft zeigte und einfand: ehrſame Bürger und Handwerksleute; ja, in dem kleinen Zimmer, an deſſen Eingangsthüre — als abwehrendes „Zurück!“ für unberufene Eindringlinge — das Wort „Colleg“ ſtand, ſelbſt Beamte und Gelehrte, die vorzugsweiſe einer vernünftigen Sparſamkeit huldigten.

Jetzt waren aber noch keine Lichter angezündet und keine Gäſte vorhanden; die rothbäckige Wirthin des Hauſes benutzte daher die Dämmerung, um — wie ſchon erwähnt — die heute eingekauften Wintervorräthe von Hülſenfrüchten in die Speiſekammer bringen zu laſſen.

Ihre ſtämmige Figur mit runden, gar nicht ungefälligen Formen zeichnete ſich dabei im Zwielichte ganz vortheilhaft ab; während die Stimme, mit welcher ſie ihre Befehle ertheilte, und die Art und Weiſe, wie ſie dies that, etwas Gewinnendes hatten und dem Hörer wohl das Recht gaben, auf ein gutes Herz und einen zuvorkommenden Charakter zu ſchließen.

Wirklich war ſie auch — wenn ihr „ſeelenguter“ Mann aus der Rolle fiel und in ſeinem, durch Bierdünſte elektriſch geſpannten Kopfe Gewitter des Zornes, Hagelſchläge der Härte und Gefühlskälte ſich entladen wollten — gar oft der Blitzableiter und gute Genius des Hauſes.

Zufriedenheit war dabei eine ihrer Haupttugenden, der ſich ein unermüdlicher Fleiß beigeſellte. Auch hörte man ſie nur ſehr ſelten — ein Weltwunder bei Wirthinnen — zanken, ſo daß ein armer Student, der im vierten Stocke — d. h. dicht unter dem Dache ihres Hauſes — logirte, ſie ſchon darüber gelobt und geſagt hatte: „Ein Schooßhund bellt jeden an, den ein Jagdhund in Frieden läßt; nicht zu gedenken, daß der erſtere ſeinen Müſſiggang mit Konfekt bezahlt haben will, der andere aber ſich ſchon mit Knochen zufrieden ſtellt.“

Die Wirthin hatte darüber gelacht: „denn“ — ſagte ſie — „wenn der Vergleich auch eben nicht ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſo iſt er doch wahr; da unſer eines allerdings wie ein Jagdhund durch's Leben gehetzt wird und ſich dabei mit den kleinſten Abfällen des Glücks begnügen muß.“

Weil Frau Weinert aber nicht gern ſtritt und zankte, ſo war ihr auch nichts verhaßter, als Andere ſtreiten und zanken zu hören. War es ihr daher zu verdenken, daß eben jetzt eine Wolke über ihre ſonſt ſo heitere Stirne lief? . . . . . . Sie vernahm nämlich — während die letzten Säcke Linſen und Erbſen in der Speiſekammer niedergelegt wurden und ſie dieſe winterliche Hamſterhöhle wieder vorſichtig verſchloß — einen Wortwechſel im oberſten Stock des Hauſes. Das heißt: es war eigentlich kein Wortwechſel, ſondern nur das Zanken einer harten und tiefen Mannesſtimme, durch das hie und da ein leiſes, ſchüchternes Bitten durchklang.

„Mein Mann!“ — ſagte die Wirthin ärgerlich. — „Er iſt wahrhaftig ſchon wieder hinter dem armen Teufel. Er kann's nicht laſſen . . . und . . . der Menſch iſt doch ſo gut . . . daß man ihm wirklich wieder gut ſein muß.“

Weinert kam jetzt die Treppe herunter und trat ein.

„Warum brennen die Lichter noch nicht?“ — frug er ſofort keifend.

„Weil du ſie noch nicht angezündet haſt, Männchen!“ — entgegnete die Frau mit ihrer gewinnenden Stimme.

„Muß ich alles thun?“

„Nein! aber du haſt doch einmal befohlen, daß außer dir Niemand die Lichter anzünden ſoll, weil dir's ſonſt bald zu früh, bald zu ſpät geſchieht.“

Der Wirth ſchwieg . . . ging . . . und zündete die Lichter an, während Frau Weinert einen Strickſtrumpf ergriff und Hände und Nadeln in Bewegung ſetzte. Aber den Lichtern ging es, wie vielen Theologen: ſie ſchienen ſich zu fürchten, ihr eigenes Licht leuchten zu laſſen; ihre ganze Umgebung blieb in einem angenehmen Halbdunkel.

„Männchen!" — ſagte jetzt die Wirthin — „was haſt du denn wieder mit dem Studenten vorgehabt?"

„Was werd' ich mit ihm vorgehabt haben?" — entgegnete Weinert finſter. — „Ich hab' ihn daran erinnert, daß er mir den Miethzins für ſein Zimmer und das Geld für den Mittagstiſch jetzt bereits ſeit ſechs Monaten ſchuldig iſt."

„Der arme Menſch!" — ſagte die Wirthin mitleidig. — „Hab' noch etwas Geduld mit ihm."

„Ei was!" — rief Weinert. — „Alles hat ſeine Grenzen. Wohnt der Menſch nicht wie ein Fürſt und zahlt nur ſechzehn Thaler im Jahre? Hat er nicht für ſeine achtzehn Pfennige . . . . . ."

Der Wirth ſchwieg. Der Dämmerſchein der Conſiſtorialbeleuchtung ließ doch noch zu, daß er das Lächeln auf dem Antlitze ſeines Weibes erkannte. Er wußte, wie er es ſich zu überſetzen hatte und faſt zuckte jetzt ebenfalls ein Lächeln um ſeine Mundwinkel, als er ſagte:

„Wir können immerhin unſer Geld nicht verlieren."

„Das wollen wir auch nicht!" — meinte die Wirthin. — „Und Richter wird es auch nicht dazu kommen laſſen, dafür hat er mir ein zu ehrliches Geſicht."

„Ei was!" — rief Weinert. — „Ehrliches Geſicht, . . . was geb' ich darauf!"

„Kann es einen ſchlichteren, ſolideren, ſanfteren und beſcheideneren Menſchen geben?“ — frug die Wirthin, indem ſie die Hände mit dem Strickſtrumpfe in den Schooß ſinken ließ und ihren Mann anſah.

„Nein!“ — ſagte dieſer etwas ruhiger. — „Kannſt du dir aber für ſein beſcheidenes Weſen die Winterkartoffeln kaufen?“

„Und willſt du ihn jetzt auf die Straße ſetzen?“

Eine Pauſe entſtand . . . Beide Fragen blieben unbeantwortet. Endlich ſagte der Wirth:

„Wenn er nur wenigſtens etwas hätte, an das man ſich im Nothfalle halten könnte; . . . . . . aber der Menſch hat nichts, als einen Rock und einen Gott . . . und ein paar lumpigte Bücher!“

„Da hat er mehr als mancher Reiche!“ — meinte die Wirthin.

„Ich glaube, du biſt in ihn verliebt?“ — frug Weinert.

„Nein, Männchen!“ — ſagte die Frau gemüthlich, und ſchüttelte dabei lächelnd den Kopf. — „Wenn mir der Metzger nur Haut und Knochen bringt, dann ſchick' ich ſie zurück.“

Weinert lachte laut. Die Augen der Wirthin aber blitzten freudig auf: ſie hatte ihn da, wo ſie ihn haben wollte.

„Laſſen wir's alſo noch ein paar Monate mit ihm. Er zahlt unterdeſſen gewiß.“

„Meinetwegen!“ — ſagte der Wirth, dem der Witz ſeiner Frau und ein Blick auf ſie — der ihm dasjenige in ſchöner Fülle zeigte, was zu Haut und Knochen gehört — ſeine gute Laune wiedergegeben.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre des Wirthszimmers und ein Gaſt trat ein. Es war eine drollige Figur, die die beiden Anweſenden mit einem: — „Guten Abend, Herr Magiſter!“ — begrüßten.

Der Eintretende, Magiſter Gräfenhain, dankte mit einem ſteifen Neigen des Kopfes, das ſeinen Zopf auf Secunden in eine wagerechte Richtung verſetzte.

Der Magiſter war ein kleiner unterſetzter Mann, von ganz entſchieden pedantiſchem Aeußeren. Alles war eckig, ſteif und langſam an ihm. Die große Naſe ſtieg langſam und ſteif in der Mitte des Geſichtes wie ein einzelnſtehender Berg auf. Die Augenlider hoben und ſenkten ſich mit einer Art langſamer Feierlichkeit. Selbſt ſeine Blicke ſchienen lange Zeit zu brauchen, um nur den kürzeſten Weg aus den Augen nach den nächſten Gegenſtänden zurückzulegen. Wenn er reden wollte, vergingen erſt Minuten, ehe die Lippen ſich öffneten und dann folgten die Worte langſam hinter einander, wie Soldaten, die mit hochaufgehobenen Beinen und ſteifen, feſt an die Seite gedrückten Armen den ſogenannten Gänſemarſch lernen. Er aß langſam, trank feierlich und langſam, rauchte langſam, ging langſam und langſam feierlich und pedantiſch war auch ſein Denken und Faſſen. Die Züge ſeines gelben lederartigen Geſichtes verzogen ſich dabei faſt nie .... ſie ſchienen eingefroren zu ſein und trugen nur den Stempel eines unbegrenzten Eigendünkels.

Verſteht ſich von ſelbſt, daß das edle Haupt des Magiſters nach damaliger Mode eine gewichtige Perrücke mit einem langen ſteifen Zopfe und großen Seitenlocken zierte! Aber auch dieſe Perrücke war ehrwürdig, da ſie ſchon diverſe Jahrzehnte mit ihrem Jammer und ihren Freuden an ſich hatte vorübertauſchen ſehen. Ein grüner Rock mit großen gelben Knöpfen, eine langſchößige geſtickte Weſte, eine weiße, etwas von Tabak zeugende Halsbinde, kurze, ſchwarzſeidene Beinkleider, geſtreifte Strümpfe und Schuhe mit blinkenden Schnallen machten ſeinen Anzug aus, zu dem dann noch zwei lang herunterhängende Uhrketten, ein dreieckiger Hut und ein hoher Stock mit großem goldenen Knopfe kamen.

So ſchritt Magiſter Gräfenhain auch jetzt ſeinem Platze zu, den er, — als Stammgaſt der „drei Roſen," — jeden Abend, den Gott kommen ließ, mit dem Glockenſchlag ſechs Uhr einnahm. Er gab dabei im Dahinſchreiten und ſich Niederſetzen ein lebendiges Contrefei verſchrobener Einbildung und übertriebenen Selbſtbewußtſeins ab.

Weinert ſtand ehrerbietig, wenn auch mit verbiſſenem Lächeln, zur Seite, während die Wirthin ruhig fortſtrickte. Sie konnte den Magiſter um ſo weniger leiden, als er ein Menſch war, der — obgleich einſeitig und vom praktiſchen Leben gar nichts verſtehend — doch Alles beſſer wiſſen wollte, als andere Leute und einen wahren Satan von Oppoſition im Leibe hatte. Er mußte allem widerſprechen, was geſagt wurde, und bot ſich dazu keine Gelegenheit . . . ſo widerſprach er ſich ſelbſt und war ſeine eigene Oppoſition.

Als Gräfenhain jetzt Platz genommen, frug der Wirth, wie jeden Abend, ehrfurchtsvoll: wie ſich der Herr Magiſter befinde?

Der Mann ſchwieg mit zuſammengekniffenen Lippen und halb zugedrückten Augen einige Minuten, dann, mit der Hand langſam über die Stirne fahrend, ſagte er ernſt und feierlich: — „Sehr angegriffen, mein Lieber! Magendrücken und Kopfſchmerzen! . . . Kommt vom allzuvielen Studiren!“

„Sollten ſich etwas ſchonen, Herr Magiſter!“ — meinte der Wirth.

Der Mann ſchwieg, als ſuche er ſich zu einer ciceroniſchen Rede vorzubereiten, dann ſagte er:

„Schonen! . . . Wie kann ſich derjenige ſchonen, der nach den Tiefen der Weisheit ſtrebt. Sokrates brachte die Philoſophie vom Himmel herab, wir ſteigen auf ihr zum Himmel hinauf.“

„Da iſt ſie ja eine wahre Jakobsleiter!“ — meinte die Frau Wirthin ſpöttelnd.

Der Magiſter that ſchweigend mehrere lange Züge aus der Tabakspfeife, die ihm Weinert indeß hingereicht und angezündet hatte; dann verſetzte er ruhig:

„Was verſtehen Weiber von der Wiſſenſchaft und ihren Schätzen. Ich habe nie geheirathet, um meinen Büchern leben zu können. Meine Bibliothek enthält Folianten und Quartanten von unſchätzbarem Werth.“

„Ueber die ihm der kleine Katechismus des geſunden Menſchenverſtandes verloren gegangen iſt!“ — dachte die Wirthin, ſchwieg aber klugerweiſe, um die Oppoſitionswuth des alten Stammgaſtes nicht zu wecken.

„Wäre ich reich!“ — fuhr dann nach einigen weiteren Zügen der Magiſter fort, — „würde ich es mit meiner Bibliothek wie jener Fürſt machen . . . .“

„Und was that der?“ — frug der Wirth, eine Kanne Bier vor den Gaſt ſtellend.

Der Magiſter nahm ſie und koſtete das Bier langſam.

„Schlechtes Getränke heute!“ — ſagte Gräfenhain und ſtellte die Kanne wieder vor ſich hin, indem er ſich ſchüttelte.

„Es iſt daſſelbe“ — entgegnete der Wirth — „das dem Herrn Magiſter geſtern ſo gut ſchmeckte!“

„Bah!“ — rief dieſer — „war geſtern auch ſchlecht.“

„Aber Sie lobten es doch ſo ſehr!" — fiel die Wirthin ein.

„Kam mir nicht in den Sinn!"

Der Wirth unterbrach den drohenden Disput mit der Frage: was jener eben erwähnte Fürſt mit ſeiner Bibliothek gemacht habe?

Nach kurzer Pauſe öffneten ſich des Magiſters Lippen und „das Urtheil Salomonis" — wie die Wirthin ihn oft nannte — verſetzte:

„Er ließ die Theologen in ſchwarzen, die Juriſten in rothen, die Aerzte in braunen, die Oekonomen in grünen, die Schöngeiſter in himmelblauen, die Philoſophen in aſchgrauen und die Hiſtoriker in buntſcheckigen Corduan binden, alle reich vergoldet."

„Da war es ja Schade, wenn man ſie anfaßte!" — meinte die Wirthin.

Magiſter Gräfenhain bließ Rauchwolken auf.

„Allerdings!" — ſagte er dann. — „Es war auch der gemeſſene Befehl gegeben, daß ſie Niemand ohne Handſchuhe angreifen durfte."

Die Wirthin wollte antworten, als mehrere Gäſte eintraten. Jetzt gab es auch für ſie zu thun, und die Begrüßungen ſchnitten ohnedem die Rede ab.

„Wie iſt das Bier?" — frug einer der Neuangekommenen den Magiſter, während Wirth und Wirthin das Zimmer verlaſſen hatten.

„Ausgezeichnet!“ — verſetzte der Magiſter feierlich. — „Ich glaube nicht, daß man in Leipzig irgendwo beſſeres bekommt.“

Es entwickelte ſich jetzt ein lautes Geſpräch über Tagesneuigkeiten. Was aber auch geſagt wurde, Magiſter Gräſenhain wußte es beſſer. Er war, ſeiner Gewohnheit nach, die unverwüſtliche Oppoſition, ſo daß der Streit oft heftig wurde, bis der Wirth ihm durch einen guten Witz oder einen launigen Einfall die Spitze abbrach oder einen anderen Gegenſtand auf die Tagesordnung brachte. Oft führte der Magiſter ſelbſt ein homeriſches Gelächter herauf; ſo einmal, als er einem der Anweſenden mit dem größten Ernſte beſtritt, daß er nur zwei Brüder gehabt habe.

„Himmel!“ — rief der Mann endlich lachend — „da hört doch Alles auf. Am Ende beweiſt mir der Herr Magiſter noch, daß ich ſelbſt nicht ich bin!“

Gräſenhain blieb bei der allgemeinen Heiterkeit ſo ruhig wie immer, that einige Züge aus ſeiner Pfeiſe und ſeinem Kruge und ſagte dann:

„Philoſophiſch genommen ſind Sie es auch nicht.“

Neues Lachen erſchallte, als ſich die Thüre abermals aufthat und ein junger Mann höchſt beſcheiden eintrat. Er war von mittlerer Größe, edel geformt, aber ungemein ſchlank und hager; ſein bleiches Geſicht zeigte ſchöne Züge und ein wunderbares Etwas, das auf den erſten Blick

Theilnahme und Intereſſe für ihn einflößte. Seine Augen ſprühten Feuer, obwohl ſie blau waren und oft milde, ja faſt ſchwärmeriſch blicken konnten. Die Stirne erſchien groß und erhaben gewölbt. Eine fein gebogene Naſe und ein freundlicher, lieblich geſchnittener Mund erhöhten den angenehmen Eindruck, welchen ſeine Erſcheinung, trotz Hagerkeit und Bläſſe, machte.

Der junge, kaum achtzehnjährige Mann war Student, das zeigte ſeine Kleidung, die übrigens durchaus keiſten Kröſus verrieth. Der grüne Flausrock hatte — wie mancher Menſch im Leben — ſchon tüchtig Haare laſſen müſſen; bei den kurzen Mancheſterhoſen ſah man glücklicherweiſe den hinteren Theil nicht . . . . obgleich deſſen defectes Weſen gerade ein gutes Leumundszeugniß und einen Beweis von Fleiß und Sitzfleiſch für den Studenten abgegeben hätte.

Uebrigens konnte die Univerſität Leipzig gewiß keinen zweiten Zögling aufweiſen, der dieſen an Schüchternheit und Eckigkeit in der Erſcheinung und in allen Bewegungen übertroffen hätte. Es lag ſogar etwas Gedrücktes in ſeinen Zügen und in ſeinem Weſen; auch ward er von der Geſellſchaft bei ſeinem Eintreten kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt; während er ſelbſt, beſcheiden grüßend, nach einem kleinen Tiſche im Winkel der Stube ſchritt und ſich dort niederſetzte. Da aber die Conſiſtorial-Beleuchtung in jener Entfernung — ſie war eben nicht groß — völlig null wurde, wollte die freundliche Wirthin ihrem Hausbewohner — denn es war ja der vorhin ausgeſcholtene Student Richter — ein Licht hinſetzen. Dieſer aber bat leiſe, ſie möge es doch laſſen, da ſie ja an ihm ohnehin kaum den Talg verdiene. Er zog alsdann ein Brod aus ſeiner Taſche und ließ ſich ein kleines Krüglein Dünnbier geben. Es war dies ſein ganzes Abendeſſen.

Die Unterhaltung hatte unterdeſſen wieder friſch angeſetzt: Magiſter Gräfenhain gab wieder den Allweiſen und Allwiſſenden ab; zeigte ſich aber gerade durch ſein unſinniges Disputiren und ſeine wahrhaft unverſchämte Rechthaberei in der ganzen Hohlheit ſeines geiſtigen Weſens. Mit der Miene der Eule, des Vogels der Weisheit, und der Aufgeblaſenheit des Froſches, ſaß er da und dominirte, wo er mit ſeiner Rechthaberei nicht durchkommen konnte, Geſellſchaft und Geſpräch durch vornehmſeinſollende Grobheit.

Der im Winkel der Stube und im Dunkel ſitzende Student nahm Anfangs von dem lauten Geſpräche der ſehr munteren Geſellſchaft kaum Notiz. Trübe Gedanken ſchienen ihn zu beſchäftigen und ſein Sinnen und Denken ganz in Anſpruch zu nehmen. Als aber das Geſpräch ſo laut wurde, daß ſelbſt ihm die Ohren zu gellen anfingen, wurde er doch aufmerkſam, freilich nur, um ſich im Stillen über den Magiſter zu ärgern, deſſen geiſtige Beſchränktheit, Widerſprecherei und Eigendünkel ihn wahrhaft empörten. Nur zu oft war er an Abenden hier ſchon Zeuge dieſer Dinge geweſen; ſo daß er ſich ſelbſt ſchon vorgenommen, den Magiſter bei nächſter Gelegenheit einmal in ſeiner ganzen Blöße dem Hohn und dem Spotte der Geſellſchaft Preis zu geben.

Aber wie paßte ein ſo kecker und verwegener Entſchluß zu dem ſonſt ſo unendlich beſcheidenen und ſtillen Auftreten des jungen Mannes?

Das war freilich eine Frage, die ſich der Student wohl kaum ſelbſt löſen konnte, ſo viel er auch ſchon über ſich nachgedacht. Welcher Sterbliche iſt denn ſo glücklich, ſich in ſo jungen Jahren ſchon ganz zu durchſchauen und zu verſtehen?

In dem Inneren des jungen Richter's herrſchte aber in der That ein wahrer Dualiſmus: es erfüllten ihn zwei Weſen, die ſich oft ſchroff gegenüber zu ſtehen ſchienen. Schienen . . . nicht gegenüber ſtanden! . . . denn ſie waren im tief Innerſten doch nur Eins, und harrten der harmoniſchen Verſöhnung durch das Leben.

Das eine dieſer Weſen machte ihn zu einem ſtillen, verſchämten, beſcheidenen, oft überzarten Menſchen, der in Sehnſucht, Schwärmerei, Poeſie und Thränen vergehen konnte; hielt ihn aber nach außen hin eckig und machte ihn in den Augen der Menſchen unpraktiſch und ſelbſt oft lächerlich. Wer wußte denn, welche Goldſtufen in dieſer ideal-ſchwärmeriſchen Seele ruhten? Welche ſtrenge Sittlichkeit, welche wahrhafte Religioſität, welche unbegrenzte Menſchenliebe dies Herz umſchloß? Und paarte ſich mit dem allen nicht ein ſcharfer und klarer Verſtand, dem Phantaſie und Reflexion gleich zugewogen waren?

Wunderbare menſchliche Natur! und doch ſchloß dieſes Weſen das zweite nicht aus, das wild feurig, ironiſch und luſtig bis zum Uebermaße ſein konnte; ... das oft eine Keckheit und eine Kraft entwickelte, die ſich in Blitzen und ſcharfen Schwerthieben des Witzes und der beißendſten Satyre kund gaben. Aber der Humor war dann nur eine Einkleidung der Verachtung alles Schlechten und Erbärmlichen, dem ein tiefes und zartes Gefühl für alles Gute und Edle zu Grunde lag, ... wie Treue, Liebe und Rechtlichkeit wieder beide Weſen zu einem verbanden!

So kam es denn auch jetzt, daß die pedantiſche Ueberſchätzung, die unbegrenzte Eitelkeit und die dabei doch empörende geiſtige Hohlheit des Magiſters Gräfenhain die Bande ſprengte, die die Flügel des Satyrs in dem jungen Studenten bisher feſſelnd umwunden.

Es trieb ihn, wie mit unſichtbarer Gewalt, aus ſeinem Winkel hervor und in die Tabakswolken hinein, aus welchen der Jupiter der „drei Roſen“ .... „das Urtheil Salomonis“ .... der Magiſter, heraus disputirte und ſchwadronirte. Mit einer, ihn ſelbſt faſt erſchreckenden Keckheit trat er zu den übrigen Gäſten.

Gräfenhain vertheidigte eben gegen die Anſicht aller Anderen und gegen alle Vernunft: daß ein Gelehrter immer ein Mann von glänzenden Gaben ſein müſſe.

Da fuhr der Student plötzlich wie ein Donnerwetter mit den Worten aus den Tabakswolken:

„Freilich! der Herr Magiſter haben recht. „Der Mann hat glänzende Gaben,“ heißt ja nicht, er hat einen glänzenden Kopf, ſondern einen glänzenden Bauch, wie der Feuerkäfer: er hat nämlich eine goldgeſtickte Weſte! Der Gehalt der meiſten Menſchen wohnt ja doch nur auf ihrer Oberfläche und ihre äußere Seite iſt meiſtens die beſte. Die Pflanzen nützen dem Apotheker mit ihrer Rinde am meiſten. Schält die Rinde vom Lorbeerbaume ab, und er verdorrt!“

Eine Pauſe der Ueberraſchung trat ein. Der Magiſter that ſchweigend mehrere ungeheuere Züge aus ſeiner langen Pfeife, die den einen Mundwinkel des Edlen in einer gewaltigen Unſchönheitslinie halbmondförmig tief herabzog. Seine giftigen Blicke aber ſagten, noch ehe der Mund ſprach: was unterſteht ſich der Menſch da! Endlich kamen den Gedanken langſam die verächtlich ausgeſtoßenen Worte nach:

„Wer iſt Er?“

„Ich bin Johann Paul Friedrich Richter, Student der Theologie!“ — verſetzte der junge Mann .— „Habe auch die Ehre Menſch zu ſein und Gaſt in den „drei Roſen“, wie Sie.“

„Und ich“ — verſetzte nach abermaligem ruhigen Dampfen der Andere ſtolz und grob — „bin Magiſter Gräfenhain. Was haben wir miteinander zu ſchaffen? Wenn Er erſt einmal ſeinen alten ſchäbigen Studentenflaus mit dem Rock der Ehre vertauſcht hat, dann komme Er wieder.“

„Vor der Hand“ — entgegnete der Student jetzt mit ruhigem Lächeln, denn die Grobheit des Magiſters drückte die Wagſchale der Verachtung noch tiefer bei ihm hinab — „vor der Hand bleiben wir, da uns als Gaſt in der Wirthsſtube gleiches Recht mit dem Herrn magister legens zuſteht. Was übrigens den Rock der Ehre betrifft, ſo hat es damit ſeine eigene Bewandtniß. Mir dünkt, der Rock der Ehre ſei ſehr oft gemacht, um die Blöße des Unverdienſtes zu bedecken; wiewohl man auch oft die Schönen nachahmt, die ſich ankleiden, um ihre Nacktheit zu zeigen.“

Ein ſchallendes Gelächter ertönte. Ueber das gelbe, lederne Geſicht des Magiſters fuhr es wie eine dunkle Zorneswolke, obwohl die eingefrorenen Züge unbeweglich blieben. Die Rauchwolken aus ſeiner Pfeife aber wurden wie der Dampf aus einer Schmiedeeſſe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

„Armes Gehirnchen!“ — ſagte der Magiſter jetzt. Mehr konnte er nicht herausbringen, ſo hatte ihn die Keckheit und der Witz des jungen Mannes verwirrt.

„Nun!“ — ſagte dieſer, immer ruhig lächelnd. — „Ein kleines Gehirn hat ſeinen Werth; aber was für einen großen bekommt es nicht unter einem großen Hute?!“

„Er iſt wohl ein Schalksnarr?“ — frug der Magiſter, der alle Lacher gegen ſich hatte, immer verwirrter.

„Das nicht!“ — verſetzte der Student — „aber ... um die Nattern zu verſcheuchen, tragen die Mohren in Cypern Schellen an den Stiefeln. Witz iſt daher nicht zu verachten; denn, außerdem daß all das liebe Vieh vom Schafe bis zum Stier das Salz liebt, iſt es auch gewiß, daß das Lachen den, der ausgelacht wird, um ein paar Stufen ſeiner angemaßten Größe herabſetzt. Uebrigens giebt es Menſchen, die, wenn ſie auch nur einige Federn von Tinte in das gelehrte Weltmeer verſpritzt haben, ihre Mücken für Adler halten und ſich für den lieben Herrgott ſelbſt. Hochmuth wirft die Naſe in die Höhe; je höher aber die Naſe getragen wird, deſto weher thun die Naſenſtüber, . . . und . . . wer ſich zu viel ſchneuzt, . . . der blutet endlich!“

Damit machte der Student eine Verbeugung gegen den Magiſter, die höchſt eckig und komiſch ausfiel, und verließ das Zimmer. Ein ſchallendes Gelächter tönte ihm die Treppen hinauf bis zu ſeinem Dachſtübchen nach. Der Magiſter aber, der für den ganzen Abend kein Wort mehr ſprach, gelobte ſich im Stillen: Rache zu nehmen an dieſem vorlauten und maliciöſen Burſchen.

Noth bricht Eiſen.

Als der Student ſein Dachſtübchen erreicht hatte — er war übrigens in ſeiner großen Beſcheidenheit mit dieſer „fürſtlichen Wohnung," wie ſie der Wirth nannte, völlig zufrieden — fand er es dunkel und einſam. Das Sprühfeuer ſeines heiligen Zornes über den aufgeblaſenen Schwätzer in der Wirthsſtube war ſchon wieder erloſchen; ja, der Gedanke, daß in der Welt die Dummheit und Erbärmlichkeit ſo oft und ſo viel über Verſtand und Verdienſt triumphiren, ſtimmte ihn trübe und wehmüthig.

Und wie war es auch ihm bis jetzt gegangen? Hatte er denn in Leipzig, oder auf der Univerſität, oder in der Theologie dasjenige gefunden, was er geſucht und mit ganzer Seele angeſtrebt?

Er blickte von ſeinem, auf offener See ſchwankenden Lebensſchifflein zurück . . . ach! da tauchte in wunderbaren Bildern die Heimath in ihm auf . . . . . und . . . es ging ihm, wie immer im gleichen Falle, ſein

Herz ließ die Anker ſinken, damit es ſich ſatt ſchwelgen könne in Sehnſucht und Erinnerung.

Ein roher hölzerner Tiſch und ein gleicher Stuhl ſtanden in der Kammer. Der junge Mann rückte den letzteren zu dem erſteren hin, ſetzte ſich, ſtützte den Kopf auf die Arme und machte nun, was die Reichen und Vornehmen oft zu thun pflegen, nur mehr im Sommer, ... eine Reiſe. Freilich im Geiſte und vermittelſt des Zauberſtabes ſeiner lebhaften Phantaſie. Da ſtand er denn mit einemmale mitten in dem wohlbekannten, lieben, ſagenreichen Fichtelgebirge. Er ſah den Ochſenkopf ſich heben, mit ſeinen wunderbar geformten Felſen und ſeinen dunkelen Fichten- und Tannenwäldern. Die ganze prächtige urkräftige Natur jener Gegend lag vor ihm aufgedeckt und mitten in ihrem Schooße lag . . . das unvergeßliche Joditz!

O! wie flog die ſelige Kinderzeit da an ihm vorüber! . . . wie dünkte ihm das enge, kleine, damalige Leben ſo weit und ſo ſchön und ſo glücklich. Wie ſchimmerte Alles in paradieſiſchen Farben, und wie wandelten Vater und Mutter und Geſchwiſter und ein anderes kleines theueres Bild als liebe Göttergeſtalten durch dies ſtille Eden, das die ferne Vergangenheit hob und verklärte und der Abendſchein all' des verſunkenen Glücks mit Gold und Purpur überdeckte.

Und lag denn nicht zwiſchen dem beſcheidenen Damals und dem noch viel beſcheideneren Jetzt eine lange ſchwere Nacht?!

Mit dem Abſchiede von Joditz war dem Kinde ja faſt jede Freudenblume verblüht und verwelkt. Die Verſetzung des Vaters nach Schwarzenbach erweiterte ſeine Freiheit nicht; während die geiſtigen Entbehrungen dem wißbegierigen Knaben immer drückender und empfindlicher wurden. Was konnten denn auch die Pädagogen jenes kleinen Marktfleckens einem kühn aufſtrebenden Geiſte bieten? So ward die innere Lavawelt glühender Gefühle auf viele Jahre hin mit einer hohen, eiſigen Schneedecke überbaut. Faſt nur in ſich ſelbſt hinein und aus ſich ſelbſt heraus mußte der Knabe ſchaffen. Ohne die Mittel, ſich Bücher kaufen zu können, mußte er, was er Treffliches fand, mit unendlichem Fleiße ſelbſt abſchreiben und ausziehen, ſo daß aus zahlloſen Excerpten ganze Collektaneenbücher erwuchſen. Und als nun im ſechzehnten Jahre das Gymnaſium zu Hof ihn aufgenommen, trat da nicht der ernſte finſtere Schnitter, der Tod, heran und legte den Vater zu den übrigen reifen Garben auf dem winterlichen Stoppelfelde des Schwarzenbacher Friedhofes?

Aus den Augen des jungen Richter's floſſen — als die Erinnerung die Bilder jener Zeit und das ſeines ſo früh heimgegangenen Vaters an ſeiner Seele vorüberführten — heiße Thränen. Nicht um des ihn betroffenen Verluſtes allein, ſondern auch bei dem Gedanken: wie mühſelig und doch wie feſt und ſtolz der Mann, der ihm das Leben gegeben, ſich durch eben dieſes Leben durchgekämpft und durchgerungen, und wie gerade — kurz nachdem ihm eine beſſere, Erleichterung verſprechende Stelle geworden — der Tod ihn heimgeführt. Und warf das Schickſal damit nicht auch den Leichenſchleier über die, der Familie kaum geborene Hoffnung einer leichteren Exiſtenz? Stand denn nicht die Mutter, mit vier Kindern und den väterlichen Schulden, jetzt ganz allein da? Starb denn nicht auch der Großvater kurz darauf und hinterließ lange nicht, was man geglaubt? Und ging nicht auch noch das Wenige in Proceſſen um mein und dein verloren? Und fing denn von jener Zeit nicht für ihn und ſeine Familie ein wahrer trojaniſcher Krieg gegen die bitterſte Armuth an?

Nur ein Stern leuchtete durch jene lange ſchwere Nacht, und dies war der freundlich blinkende Stern einer innigen Jugendfreundſchaft. Und er war ja noch nicht erloſchen, dieſer Stern, denn Oerthel war noch jetzt ſein Stubennachbar und beide ſtudirten mit einander in Leipzig.

Wirklich pochte es jetzt an der Breterwand, die beide Dachkammern trennte, und eine jugendliche Stimme rief: „Richter, biſt du zu Hauſe?“

„Ja!“ — ſagte der Angerufene, ſtand auf und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und von den Wangen.

In dem gleichen Augenblicke trat Oerthel, die Studirlampe in der Hand, ein.

Adam von Oerthel war der älteſte Sohn eines reichen Kaufmanns, der ſich in der Gegend von Hof mehrere Rittergüter und zu deren ſtandesmäßigem Beſitz den Titel eines Kammer-Rathes und den Adel erworben hatte. Eines dieſer Güter, Töpen, hatte er ſich zu ſeinem Wohnſitze erwählt; ſeinem älteſten Sohne aber in Hof, wo er das Gymnaſium beſuchte, ein kleines Gartenhaus zur Wohnung eingeräumt. Auf dem Gymnaſium nun ſchloß ſich zwiſchen Richter, Oerthel und zwei anderen Knaben, mit Namen Otto und Hermann, ein erſter jugendlicher Freundſchaftsbund. Die ſeligſten Abende wurden in dem kleinen Gartenhauſe verlebt, das unmittelbar an einem Arm der damals noch mit Bäumen begrenzten Saale lag. Es zeichnete ſich in der ärmlichen Gegend durch Garten-, Fluß- und Bergumgebung und den erweiterten Blick aus, der jenſeits des Saalarmes auf die Vorſtadtinſel, auf baumreiche Gärten und einen ausgedehnten Wieſengrund fiel. O, wie glücklich waren die jungen Leutchen dort, wenn ſie Abends oder bei Mondſchein ſich vertraulich mit einander unterhielten oder mit Klavierſpiel und Singen vergnügten oder auch der Muſik zuhörten, die aus der Nachbarſchaft mit ihren melodiſch auffliegenden Tönen zu ihnen herüberdrang. Den höchſten Reiz aber gewährte, neben der Poeſie der Jugend, die alles verſchönt und verklärt, der Einfluß des Zeitalters. Es wurde dann in ſtiller Nacht wertheriſirt, ſiegwartiſirt und nach dem täglichen, ſchmerzlichſüßen Genuß einer damals für verdienſtlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet, von der ſich nur die derbere, ungemein geiſtigkräftige Natur Hermann's freihielt.

Aber auch die urſprünglich geſunde und geiſtig-kräftige Natur der übrigen jungen Leute entwuchs bald der allzuweichen Schwärmerei, und als Richter und Oerthel zugleich nach der Univerſität Leipzig abgingen, verband ſie eine reife, hohe, männliche Freundſchaft. Dieſe aber ſtärkte und hob bald noch das äußere ähnliche Geſchick; denn obgleich Oerthel's Vater reich war, war er doch zugleich ſo geizig, daß er den Sohn in Leipzig geradezu darben ließ. So ſchloſſen ſich beide jungen Leute immer feſter aneinander, wie ſie denn von Anfang an in den „drei Roſen“ Stubennachbarn waren und es auch blieben.

Als Oerthel jetzt die Studirlampe auf den Tiſch geſetzt, warf er dem Freunde einen hellen lichten Blick voll Liebe zu. Richter erwiderte ihn; aber Blick und Anſchauen verriethen ſeine noch naſſen Augen. Da trat der Freund zu ihm, ergriff ſeine Hand, legte die andere auf ſeine Schulter und frug mit dem Tone innigſter Theilnahme: was ihn ſo mächtig bewege?

Wie öffneten ſich da die Schleußen eines edlen Herzens, und welch' heiliges Feſt der innigſten Freundſchaft feierten zwei ſchöne Seelen. Sagte Richter nicht ſelbſt, die beiden Hände Oerthel's drückend: „Bleibe mir Freund, daß ich mich ſtets an dir aufrichte. Wir bedürfen zur Freundſchaft etwas Höheres als unſer Ich, das nicht die Quelle und der Gegenſtand der Liebe zugleich ſein kann, . . . etwas Höheres, nämlich die Verkörperung und den Wiederſchein der Tugend, die wir an uns nur billigen, aber an Andern erſt lieben."

Beide Freunde kamen jetzt von ihrer gegenſeitigen Neigung auf ihr gemeinſchaftliches Streben zu ſprechen. Richter war hier unglücklicher wie Oerthel. Schon der Vater hatte ihn zur Theologie beſtimmt und der Mutter ganze und einzige Hoffnung war es, den Sohn einſt auf der Kanzel zu ſehen und ſomit für ſich und ihn nicht nur geiſtige, ſondern auch leibliche Nahrung aus dem heiligen und fruchtreichen Acker der Gottesgelahrtheit zu ziehen. Richter aber lag ſchon längſt über dieſen Gegenſtand mit ſich im Zwieſpalt. Nicht geringen Antheil hatte allerdings daran das Mißverhältniß, welches zwiſchen den freieren Dogmenanſichten der meiſten damals zu Leipzig lehrenden Theologen — Morus, Dathe u. ſ. w. — und den von Seiten der Behörden geforderten orthodoxen Verträgen beſtand. Dieſes Achſeltragen, dieſe Halbheit und Unwahrheit in den heiligſten Dingen, verletzte das reine wahrheitsliebende Gemüth des jungen Mannes peinlich und ſtieß es zurück. Auf der anderen Seite wandte ſich damals alle Welt der ausländiſchen Literatur zu, ſowohl der franzöſiſchen als der engliſchen; denn es war ja die Zeit, in welcher Rouſſeau's Emil herrſchte und aus der Peſtalozzi, Baſedow und die Philanthropiſten hervorgingen.

Wie hätte der junge, feurige, phantaſiereiche Richter hier zurückbleiben können? Lag ihm denn die Welt Rouſſeau's, Pope's, Addiſon's nicht tauſendmal näher als die des alten und neuen Teſtamentes? Beſonders gewaltſam ergriff ihn dabei Rouſſeau, der in ſeinen Schickſalen mit ihm ſo viel Gleichartiges hatte und deſſen **Werke**, voll blühender und reflexionsreicher Darſtellung, bei dem höchſten Schwunge poetiſcher Diction, ihn vor allen ſonſtigen Schriften des In- und Auslandes anſprachen. Rouſſeau's edler Zorn über die Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten der Menſchen, ſein beſtändiges Kämpfen für die edelſten Güter der Erde, ſeine ſchrankenloſe Unabhängigkeitsliebe, ſein Freiheitsmuth, ſeine Armuth und ſein Verlaſſenſein, fand denn dies nicht Alles ein Echo in des jungen Mannes Bruſt, und zog ihn, wie ein gewaltiger Magnet, in die Sphären einer gleichen oder doch ähnlichen Wirkſamkeit?

Und kam jetzt zu dem Allen nicht auch noch die eiſerne Hand des Schickſals und ein äußerer Zwang?

Richter, der arme Student, der von zu Hauſe nur eine ganz kleine Unterſtützung beanſpruchen konnte, hatte bei ſeinem Abgange nach Leipzig gehofft, ſeinen Lebensunterhalt dadurch zu gewinnen, daß er, neben ſeinen Studien, Unterricht ertheilen könne. Dieſe Hoffnung zertrümmerte aber leider ſchon in der erſten Zeit. Er war zu unbekannt: „Lipsia vult expectari!“ hieß es nach dem alten Sprichwort: „Leipzig muß abgewartet werden!“

Der unentgeldliche Beſuch mehrerer Collegien war der einzige Erfolg ſeines Armuthszeugniſſes. Er blieb unbeachtet von den Mitſtudenten, von Profeſſoren Einwohnern, und in Bezug auf Umgang wie auf Studien einzig ſich ſelbſt überlaſſen. Und dabei herrſchte eine Flachheit der Gegend und des Lebens um ihn her, die ihn — hätte der Freund nicht gleiches Schickſal, aber auch ſein Herz mit ihm getheilt — ſicher zur Verzweiflung gebracht haben würde. Ganz ohne Geld, von Schulden — die nur die äußerſte Nothwendigkeit ihm aufbürden konnte — niedergedrückt, ... außer Stand, auch nur die unſchuldigſten geſelligen, den Geiſt erhebenden und auffriſchenden Freuden oder Kunſtgenüſſe mitmachen zu können, ſtanden Hypochondrie oder Schwinden allen Lebensmuthes nahe genug . . . . und . . . .

in der That war es nur die eigene Seelenkraft, die unbegrenzte Genügſamkeit und ein kaum begreiflicher Fleiß, die Richter retteten. Ja, es wären Marterwochen des Lebens geweſen, die ſich hier nach einander hinzogen, hätte er nicht zwei Dinge ſein nennen dürfen . . . . . die innige Seelenfreundſchaft mit Oerthel, und die himmliſche, die göttliche Gabe einer reichen, glühenden Phantaſie!

Auch jetzt ſprachen — bei dem matten Scheine der Lampe — die beiden Freunde über dieſe, nur ſchon zu oft beſprochenen Dinge. Sie ſaßen ſich dabei wie zwei Kriegsrath haltende Homeriſche Helden gegenüber: Richter auf ſeinem einzigen Holzſtuhle, Oerthel auf Richter's ärmlichem Bett. Aber welche himmliſche Götterkraft liegt in der Jugend! Sind ihr Sorgen und Hinderniſſe nicht geradezu Triebräder zu luſtigem und kräftigem Weiterſchreiten? — — — Als ſich beide, mit dem Schickſal kriegführenden Mächte jetzt anſahen, mußten ſie in der That über ihr Elend lachen.

„Freund!“ — ſagte dabei Oerthel — „der Zuſtand wird allerdings nachgerade unerträglich und für die Dauer wirklich unhaltbar.“

„Das iſt auch meine Meinung!“ — entgegnete Richter. — „Hat mich doch unſer lieber Wirth vor einer Stunde neuerdings und gerade nicht auf die ſanfteſte Weiſe daran erinnert, daß ich ihm noch Miethzins und Mittagstiſch von einem halben Jahre ſchulde.“

„Geht mir es beſſer?“ — frug Oerthel. — „Verwünſchte Geſchichte. Ich habe jetzt gerade noch einen Thaler und fünf Groſchen.“

„Und ich keinen Groſchen mehr!“ — verſetzte Richter, ſeine Taſchen umkehrend.

„Und mein Vater antwortet mir nicht!“ — meinte Oerthel.

„Und meine arme Mutter auch nicht!“ — verſetzte der Andere.

„Was haſt du ihr denn geſchrieben?“

Richter ſuchte das Concept des Briefes. Dann ſagte er: — „Die gute Frau hat mich um meine abgelegten Kleider für die jüngeren Brüder gebeten. Ein Kunſtſtück! könnte ſie mich ſehen, die Gute, ſie würde über ihre Bitte ſelbſt lachen ...... oder ...... weinen. Ich ſchrieb ihr:

„Sie glauben, liebe Mutter, ich lege Kleidung ab; ja, wie will ich dies können, da ich mir keine neuen anſchaffen kann — ich habe wohl zerriſſene Kleider, aber keine abgelegten. Wenn Sie nur wüßten, wie ungern ich daran gehe, Sie mit Geldbitten zu beläſtigen. Aber könnte ich anders! und doch will ich gar nicht viel, weil ich Ihren Geldmangel kenne und weiß, wie viel Unterſtützung meine Brüder brauchen. Ich bitte auch nicht um Geld, um meinen Speiſe- und Hauswirth zu bezahlen, dem ich 24 Thaler ſchuldig bin, oder andere

Schulden, die über 6 Thaler ausmachen, — zu allen dieſen Poſten verlange ich von Ihnen kein Geld, ich will ſie noch ſtehen laſſen; aber zu Folgendem müſſen Sie mir Ihre Hülfe nicht abſchlagen. Ich muß alle Wochen die Wäſcherin bezahlen, die nicht borgt; ich muß zu früh Milch trinken; ich muß meine Stiefeln vom Schuſter beſohlen laſſen, der ebenfalls nicht borgt; ich muß meinen zerriſſenen, vier Jahre alten Biber ausbeſſern laſſen vom Schneider, der gar nicht borgt; ich muß der Aufwärterin ihren Lohn geben, die natürlich auch nicht borgt — und dies muß ich nur jetzt Alles bezahlen und bis auf Michaelis noch weit mehr! Nun ſehen Sie, zu Bezahlung dieſer Sachen werden Sie mir doch hülfreiche Hand leiſten können? — Ich wüßte gar nicht, was ich anfangen ſollte, wenn Sie mich ſtecken ließen. Ich mag ja auch nicht viel; acht Thaler ſächſiſch ſollen mich zufrieden ſtellen und gewiß werd' ich dann Ihre Hülfe nicht ſobald mehr ſo nöthig haben." *)

„Aber auch dieſe acht Thaler ſind nicht gekommen!" — ſetzte Richter ſeufzend hinzu, — „weil ſie die gute Mutter wahrſcheinlich auch nicht bat," — und legte das Concept wieder zurück.

„Aber was machen wir nun?" — frug jetzt Oerthel, ſich hinter den Ohren kratzend. — „Die Sache tritt in

---

*) Spazier II. 63—64.

ein verzweifeltes Stadium. Ich kann am Ende noch einige Wochen lang borgen, dann bekomme ich wenigſtens meine jammervolle vierteljährige Abſchlagszahlung, die, wie du weißt, mein und dein gehört. Aber das iſt ein Tropfen in's Weltmeer."

Richter, den Kopf auf den Arm geſtützt, machte eine abwehrende Bewegung.

Eine lange Pauſe trat ein. Beide junge, ſonſt ſo lebensfreudige Männer zerbrachen ſich den Kopf, wie hier Hülfe zu ſchaffen ſei.

„Ich weiß es wohl," — hub Oerthel endlich wieder an, — „dir muß aus dem Grunde geholfen werden."

„Und mir iſt aus dem Grunde geholfen!" — rief in dieſem Momente Richter und ſprang wie beſeſſen mit einem „Victoria!" auf.

Oerthel wußte nicht, wie ihm geſchah. Richter aber, deſſen lebhafte Augen wie zwei Sterne aus dem hageren, bleichen Geſichte lichtblitzten, umarmte ungeſtüm den Freund und rief:

„Menſch! Freund! Adam! uns iſt geholfen!"

Oerthel grauſte es. Es kam ihm der entſetzliche Gedanke: ſein Freund ſei vielleicht gar über die Sorge für die Zukunft verrückt geworden.

Richter lachte laut auf, denn er las in Oerthel's Seele.

„Verrückt?" — rief er dann — „ja, du haſt recht, eine gewiſſe Verrücktheit iſt es allerdings, aber eine legitime! . . . Auch Pythia war gewiſſermaßen verrückt, wenn ſie weiſſagte, . . . von giftigen Dämpfen. Mich ſollen die giftigen Dämpfe inſpiriren, die aus den Köpfen der Dummheit aufſteigen . . . . wie heute bei meinem magister legens. . . . . . Adam! Freund meiner Seele, ... ich ſchreibe! . . . . . und laſſe drucken, was ich ſchreibe!“

„Bei Gott!“ — rief Oerthel, wie elektriſirt emporſpringend, — „der Gedanke iſt nicht ſchlecht!“

„Und doch nicht ein Kind des: fami non famae! — „Für den Hunger, nicht für den Ruhm! . . .“ Unſere Noth iſt nur die Hebamme; . . . der Gedanken-Fötus, Schriftſteller zu werden, iſt wahrlich ſchon neun Monate alt!“

„Wenn er nicht mit dir geboren wurde!“ — meinte Oerthel.

„Wenigſtens machte ich mir ſchon als kleines Kind in Joditz Heftlein von des Vaters Papierabfällen,“ — ſagte Richter lachend — „und gab im Geiſte Bücher heraus, wenn ich die Papierwiſche auch nur mit Sprüchen bekritzelte.“

„Aber was ſoll's nun? . . . . welchen Stoff?“

„Himmel! iſt die Welt nicht voll des herrlichſten Stoffes? Iſt ſie z. B. nicht voll Narren, die man mit dem Stachel der Satyre kitzeln kann? Ich ſchreibe ein

„Lob der Dummheit!“ und, ſo wahr ich lebe, da hab' ich Stoff für hundert Folianten!“

„Das glaube ich wohl.“

„Habe mich heute erſt wieder über einen ſolchen Narren geärgert. Außerdem fühl' ich längſt ſo etwas von einem Dichter in mir . . . . . . ebenſo die Ueberzeugung: nicht bloß der Dichter, auch ſein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. Ich wäre am Ende wohl Schriftſteller unter jeder Lebensbedingung geworden und es wird ſchon quellen, wenn erſt der rechte Ton angeſchlagen iſt.“

„Wer zweifelt daran? Du haſt ja bereits ſchon zahlloſe Hefte mit trefflichen Aufſätzen!“

„Das iſt nichts. Die ſind nur zu meinem Selbſtſtudium; aber ich fühle das Walten und den Trieb eines, aus dem Dunkel der Bruſt aus ſich ſelbſt bewußtlos heraufkeimenden Etwas, ... einen Schöpfertrieb, der plötzlich mit Gewalt erwacht iſt . . . . . . die erſten Geburtswehen meiner jungfräulichen Muſe, die mir freilich erſt durch die Hebamme Noth klar wurden. Nun denn „Noth bricht Eiſen!“ ſo mögen die eiſernen Feſſeln meiner bisherigen Beſcheidenheit und Gebundenheit gebrochen ſein! Ich ſage dir, in des Teufels Namen, ich ſchreibe!“

„Aber, wirſt du auch einen Verleger finden?“

„Und wo ſollte ich denn einen Verleger finden, wenn nicht hier! Leipzig iſt ja das Hauptquartier der Drucker und der Schreiber, die von . . . . Makulatur leben?“

„Ja, der ſogenannten Schriftſteller giebt es allerdings genug. Wir Deutſchen ſind nun einmal alle ſchreibſelig!“ – meinte Oerthel. — „Wenige aber dürften den Beruf dazu, wie du, haben.“

„Hat denn nicht auch ein Deutſcher den Druck erfunden?“ — rief Richter lachend. — „Was ſollte denn ſonſt aus Buchdruckern, Buchbindern, Schriftgießern, Buchhändlern, Papier, Tinte und Federn werden? Es iſt nur Eines ſchlimm: auf den papiernen Wogen der literariſchen Sündfluth verliert der Geiſt nur zu leicht den Compaß der Wahrheit und damit ſeine wahre Richtung! . . . . Aber freilich!“ — ſetzte er hier ironiſch und ſich ſelbſt ironiſirend hinzu — „wozu iſt denn auch das Publikum? Muß denn gerade Kopf oder Herz voll ſein, wenn die Feder überfließen ſoll? wenn nur das Tintenfaß voll iſt . . . . . und . . . . . woher ſoll der Handel ſeine Emballage nehmen, wenn es keine Makulatur mehr giebt?“

„Du wirſt keine zu Wege bringen!“ — ſagte Oerthel lächelnd — „und wenn du dir auch noch ſo viel Mühe giebſt. Laß nur deiner ſatyriſchen Laune freien Lauf und ich wette, was du ſchreibſt, macht Aufſehen.“

„Es bleibt dabei, ich ſchreibe, ſchon weil ich ein Deutſcher bin!“ — rief Richter mit dem Blitz der

Ironie in den Augen: — „Diogenes machte Plato's Definition des Menſchen: „ein zweifüßiges Thier ohne Federn“ lächerlich. Ob ſich aber die Definition mit einer kleinen Abänderung nicht aufrecht halten ließe, namentlich bei unſerem Volke?“

„Und mit welcher Abänderung?“

„Ein zweifüßiges Thier mit einer Feder?“ — ſagte Richter — „da uns das Schriftſtellern angeboren iſt.“

Oerthel lachte herzlich und Richter mit, obgleich ihm jetzt der Hunger — er hatte ja ſeit Mittag nur ein kleines Brod gegeſſen — Magenſchmerzen zu verurſachen anfing.

„Indeß,“ — fuhr Oerthel fort — „wir müſſen billig ſein. Die Schriftſtellerei bringt, ſelbſt in der materiellen Welt, Millionen in Umlauf.“

„Das ſehen wir hier an den reichen Verlegern und armen Poeten am Beſten!“ — rief Richter mit einem leiſen, ſeinem leeren Geldbeutel geltenden Seufzer.

„Und der Einfluß des Schriftſtellerthums auf die Welt der Ideen, . . . läßt ſich der berechnen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ — rief Richter, den dieſer Gedanke raſch wieder mit wahrer Begeiſterung erfüllte. — „Ohne Bücher! Himmel! was hätten da nicht Sultane und Pfaffen aus der armen Menſchheit gemacht! Bücher regieren die Welt! . . . Man denke nur an Homer und die Bibel, den Koran und die Corpora juris! . . . Ach!

eine ausgewählte Bücherſammlung iſt der Brautſchatz des Geiſtes!“

Aber welche Sehnſucht nach einer ſolchen, und welcher Schmerz, ſich keine drei Bücher kaufen zu können, lag in dieſem „Ach!“ . . .

Oerthel fühlte es tief mit und um ſo peinlicher, als er ja nicht helfen konnte. Richter's heiterer Sinn aber überwand auch dieſe unſchuldige Regung, wie ſo viele andere ähnlicher Art. Ja, der Gedanke an gute Bücher und Schriftſtellerei durchzuckte ihn wie ein elektriſcher Schlag und wandte ihm wieder ſeinen ganzen Humor zu, verbunden mit dem inneren gewaltigen Schöpfertrieb.

Mit komiſchem Ausdruck und doch mit blitzenden Augen rief er daher:

> „Dives, inops, Romae, seu sors ita jusserit exul,
> quisquis erit vitae color — scribam!“ *)

Oerthel mußte unwillkürlich lachen. Es lag übrigens in dem Tone, mit welchem Richter dieſe Worte geſprochen, doch auch wieder der unverkennbare Ausdruck jenes inneren Bedürfniſſes, das ſich nicht abweiſen ließ.

Oerthel ſchien indeſſen doch noch ein Bedenken zu

---

*) „Sei ich arm oder reich, leb' ich zu Rom, oder, wenn das Geſchick es will, auswärts, wie auch meine Zukunft ſich geſtalte ... geſchriftſtellert muß ſein!“

haben. „Wie aber," — ſagte er daher jetzt — „Fürchteſt du denn die hier hauſende übermüthige Kritik nicht?"

„Nein!" — entgegnete Richter, ruhig den Kopf ſchüttelnd. — „Die Zahl dieſer Menſchen iſt hier freilich groß. Sie klemmen ſich, wie die Nachtvögel, an den Helm Minerva's, aber die Hauptſache ſteckt leider nicht unter dem Helm, ſondern unter dem Schilde: ſie ſitzen hier und ſchreiben um Löhnung des Buchhändlers, und dann . . . . um Lärmen zu machen. Man ſollte ſie requiriren zu Pfeifer und Tambours, ſo hätten ſie doch ſicheres Brod. Ueber mich mögen ſie übrigens, wenn ich einmal Autor bin, ſchreien, ſo viel ſie wollen. Haben ſie recht, ſo verdien' ich's, wenn ſie mich heruntermachen. . . . . . Hab' ich aber recht und meine Werke ſind gut . . . . ſo werden ſie ſich Bahn brechen, und wenn das ganze Pleißenathen ſich den Athem ausſchriee."

„Aber bedenke, . . . du biſt erſt . . ."

„Nun was denn!"

„Student!"

„So!?" — rief Richter heiter. — „Glaubſt auch du, man müſſe Magiſter, Doctor und Profeſſor ſein, um einen vernünftigen Gedanken zu bekommen?"

„Das nicht; aber du weißt, wie die Welt . . . . ."

„Ich gebe keinen Pfifferling auf dieſe Anſicht der Welt!" — rief Richter eifrig. — „Selbſtdenken, Seelenſtärke und Lebensweisheit lernt ſich nicht in Hörſälen und aus Büchern, nicht in Schlafrock und Pantoffeln, ſondern im Drange des Lebens und in der Reibung mit dem Schickſal! . . . Phantaſie, Laune und Witz ſtehen ſogar dort ab, wie Infuſionsthierchen im Trocknen, und unter allen ſieben Weiſen Griechenlands war kein Profeſſor, ſowie keines der Muſenhäupter ein Doctorhut ſchmückte!“

„Nun denn!“ — rief Oerthel, reichte dem Freunde die Hand und ſchüttelte ſie herzlich — „ſo gehe an dein Werk . . . . ich wünſche dir von Herzen Glück.“

„Und ich nehme deinen Glückwunſch an!“ — entgegnete freudeſtrahlend Richter. — „Möge die Welt einſt zugeſtehen, daß nicht nur Magendruck mir die Feder in die Hand gab, ſondern auch der Druck des Geiſtes! Wie die Schwalbe werde ich jetzt in die Welt hinausſchießen . . . . und da habe ich noch den Vortheil, daß ich, gleich ihr, im Fluge größer erſcheine, als in der Ruhe!“

Und beide Freunde trennten ſich — dem Knurren ihrer Magen ungeachtet — heiter und voll der kühnſten Gedanken, Hoffnungen und Erwartungen. Richter war mit dem neuen, ihn ſelbſt frappirenden Gedanken — von dem er nur nicht begreifen konnte, warum er ihm nicht früher gekommen — ein ganz anderer und neuer

Menſch geworden. In der That fehlte nicht viel .... und er hätte heute Abend noch ein Buch angefangen. Im Traume — zu dem er freilich aus Aufregung erſt gegen Morgen kam — that er's wirklich und ..... war ſelig! ......

„Zopf ab!“

Der Winter hatte ſeit längerer Zeit Beſitz von der Erde genommen und war — gehüllt in den Hermelin des Schnees, die flimmernde Eis-Krone auf dem Haupte — als ein recht ſtrenger Herrſcher eingezogen. Es war bitter kalt. Der gefrorene Schnee knackte unter jedem Schritt. Trippelnd, bis zur Naſe in Mäntel und Pelze eingehüllt, den Kopf tief in die Achſeln geſchoben, die Hände auf dem Bauche zuſammengelegt und — je nach Rang und Stand — in Rock, Schürze, Handſchuhe oder Pelzmuff geſteckt, liefen die Menſchen über die Straße. Aber es waren ihrer nur wenige, denn wer nicht ausgehen mußte, der blieb gern daheim am warmen, geheuchlichen Ofen und dankte ſeinem Schöpfer für dieſe herrliche Erfindung. Je weniger Menſchen ſich aber auf den Straßen zeigten, deſto mehr Sperlinge, Goldammern und Raben hatten ſich aus dem freien Felde, wo jede Nahrung fehlte, in die Stadt geflüchtet und ſuchten hier emſig jedes Körnlein, jede

Brodſame auf, deren ſie für ihren hungrigen Magen habhaft werden konnten. Die Goſſen und Rinnen waren, zum Jubel der Jugend, ſämmtlich gefroren, und wenn die Kälte die Menſchen nicht aus den Häuſern ließ, ſo konnten die guten Leipziger auch nicht einmal aus den Fenſtern ſchauen, da hier ein wunderbar-ſchöner, wenn auch etwas kalter Frühling in zahlloſen dicken Eisblumen aufgegangen war, die — wie Silber ſchimmernd — in phantaſtiſcher Geſtaltung durcheinander wuchſen. Aber der geſtrenge Winter war ſo freigebig, daß er ſich nicht einmal mit dieſer Verſilberung begnügte: das Frieren und Schnattern der Menſchen hatte den alten Herrn in eine gute Laune verſetzt, und ſo machte er ſich, nicht ohne eine gewiſſe Bosheit, das Vergnügen, allen raſch Dahinlaufenden mit dem gefrorenen Niederſchlage des eigenen Athems Pelzmützen, Haare, Bart und Rockkragen mit ſilbernem Reif zu belegen. Mitten in dieſen Eis- und Reifgärten blühten dann die Roſen und Vergißmeinnichte der Wangen und Naſen komiſch genug auf.

Und welchen Carneval gaben die Vermummungen nicht tauſendfach ab. Aber freilich ein echter Carneval, im Sinne des Wortes, war dieſer Winter auch für manchen armen Teufel. Denn der Name Carneval kommt ja von dem lateiniſchen carne und vale, weil man ſich während der Faſten des Genuſſes von Fleiſchſpeiſen zu enthalten hat . . . auf dieſe Weiſe aber war der Winter in der That für viele Tauſende, auch in der guten Univerſitätsſtadt Leipzig, eine lange, lange Faſt-Nacht!

Auch der studiosus theologiae, Richter, konnte davon etwas erzählen. Schien er doch wirklich Faſtnacht auch äußerlich mitfeiern zu wollen, ſo toll vermummt ſaß er in ſeinem Dachſtübchen vor ſeinem Schreibtiſche und arbeitete. Aber das Dachſtübchen zeigte auch viel Aehnlichkeit mit Sibirien . . . . einmal die Oede und dann die Kälte deſſelben. Der kleine Ofen ſchien faſt ein Hohn — Holz hatte er ja in dieſem Winter noch keines zu ſehen bekommen — und ſchnitt ordentlich froſtige Geſichter. Was war da zu machen? Der arme Teufel von Student wollte ſchreiben: alſo Carneval!

Richter hatte ſeinen alten Flaus und ſeine gewöhnlichen Kleider an — er beſaß ja gar keine anderen —; über dieſe aber kamen noch verſchiedene Einſchachtelungen. So ſtaken die Füße in gewaltigen Strohſchuhen; um die Beine hatte er die wollene Bettdecke drei- bis viermal eng und feſt herumgeſchlagen, ſo daß studiosus theologiae nach unten einem Wickelkinde auf ein Haar glich. Ueber den Flaus war etwas gezogen, was einſt wohl ein Schlafrock geweſen ſein konnte — mit Beſtimmtheit war's nicht mehr zu unterſcheiden —; den

Kopf aber deckte ein dreieckiger alter Filzhut, den Richter im Nachhauſegehen an einem ſtillen, dunkelen Abend zu dieſem Zwecke von einem Juden erſtanden.

Für die Naſe und die eifrig ſchreibenden Finger des Studenten konnten freilich keine ſchützenden Verhüllungen aufgebracht werden, und ſo prangten denn dieſe Extremitäten des fleißigen jungen Mannes in hoher Röthe. Steif mußten die Finger auch ſein, denn der Schreiber hauchte oft in ſeine Hände . . . aber war er ſich denn deſſen bewußt? So wenig als der Spitz, dem das weiche und edle Herz des Jünglings — damit das gute Thier ja nicht friere — das eigene Bett angewieſen hatte und zu dem von Zeit zu Zeit Blicke voll Liebe von dem Schreibtiſche hinüberflogen.

Ueberhaupt lag nicht Kälte, ſondern innere Wärme auf dem Antlitz des Studenten, das im Schreiben ein glückliches Strahlen übergoß, aus dem heraus Blitze ironiſchen Feuers zuckten, wie Lichtblitze aus dem Strahlenkranze eines Nordlichtes. Ein leiſes, ſchönes Lächeln ſpielte dabei zeitweiſe um den feinen Mund. Was wußte — mitten im ſeligen Schaffen — Richter von Kälte und Hunger? Die Götter kennen dieſe Dinge nicht, und der geiſtig Schaffende iſt eben . . . ein Schöpfer, mithin . . . von göttlicher Glorie und Seligkeit übergoſſen und durchglüht.

Richter ſchrieb: „Und giebt es denn in dieſer Welt der Dummheit — die eigentlich nur ein großes Narrenhaus iſt, das ſo viele eingepfarrte Mitglieder zählt, als es Menſchen auf der Erde hat — nicht auch geiſtige Stutzer? Jetzt nämlich iſt die Metaphyſik nicht mehr eine Landkarte vom Reiche der Möglichkeit, nach welchem man auf den matten Schwingen der Dummheit, wie — nach Swift's Erzählung — der Kapitain Brunt durch ſeine geflügelten Kaklogallinier nach dem Monde, zuflog; jetzt brüſtet man ſich nicht mehr mit Abſtractionen, die weniger in den Gehirnfibern als auf dem Trommelfelle philoſophiſche Erzitterungen verurſachen . . . ſondern man iſt lieber gleich ein ganzer Narr . . . d. h. . . ein Philoſoph nach der Mode. Wer durch ſein Salarium nicht gezwungen iſt, im Concerte der menſchlichen Thorheiten den Tact zu halten, und mit den Nachbarn im Uniſono zu ſingen, der erſetzt die Stelle der Thorheiten, die er nicht nachahmt, durch die, die er erfindet. Man erfand daher eine Philoſophie, die ſich durch eine trübſinnig ſchwarze Geſtalt empfiehlt und, gleich einem Weibe, ſtatt ſcharfſichtiger Augen . . . ſchöne Augen, ſtatt der Beweiſe . . . Blumen hat; ſie gleicht dem indianiſchen Götzen in der Stadt Multan, deſſen Geſicht ſchwarz iſt, und in deſſen Augenhöhlen ſtatt der Augen . . . zwei Perlen glänzen. Der Geiſt dieſer philoſophiſchen Stutzer — ein Feind deutlicher

Begriffe — erhält nur vom Dunkeln die Wärme, die ſein Körper von dunkeln Kleidern empfängt. Der Anblick der nackten Wahrheit würde ſeinen Augen ſchaden, wie der Anblick der nackten Minerva den Augen des Tireſias. Daher ſchafft er Gedanken in bloße Worte um, wie unter den Händen des unglücklichen Midas nährende Speiſen zu elendem Golde wurden. So vergoldet man zu Weihnachten, den Kindern zur Freude, Nüſſe; wer aber weiß nicht, daß ihnen das Flittergold zwiſchen den aufknackenden Zähnen hängen bleibt? O Menſchen! welche große Kinder ſeid ihr . . .“

Richter hielt inne; . . . über ſein im Schreiben freudig ſtrahlendes Geſicht, lief plötzlich ein ſchmerzlicher Zug, während die linke Hand nach der Gegend des Magens fuhr. Es knurrte da gewaltig und ein unangenehmes Gefühl von Leere und Zuſammenziehen machte ſich geltend. Aber im Leben iſt alles Gewohnheit . . . die Empfindung kam dem jungen Mann gar nicht zum klaren Bewußtſein . . . . Er ſchrieb ruhig weiter:

„Und iſt es nicht natürlich, daß der Mann von Kopf viel an den Kopf und den damit verbundenen Leib denkt? Am Morgen giebt der Friſeur ſeinen Haaren und ein Duodezbändchen voll ſchlüpfriger Dinge ſeinen Gehirnfibern eine modiſche Lage. Die Weisheit unter dem Gehirn, repräſentirt die Weisheit auf demſelben . . . . . .

nämlich der Puder; wobei der Zopf — dieſe großartige Veredlung und Verbeſſerung der Schöpfung des Menſchen, über deſſen Vergeſſen der Schöpfer noch heute erröthen ſollte — hauptſächlich nicht vergeſſen werden darf, da ſeine Länge und Dicke Gradmeſſer des innern Gehaltes ſind.“

Der Student legte hier für einen Augenblick die Feder nieder. Er dachte mit Aerger daran, daß er ja auch einen Zopf trage, wenn auch nur einen kleinen. . . . Puder kam nur bei beſonderen Gelegenheiten auf ſein ſchönes blondes Haar.

Faſt hatte er Luſt — der albernen Mode zum Trotz — den Zopf abzuſchneiden; . . . . aber er ſchnitt nichts ab, ſondern . . . . . . es ſchnitt ihn . . . . im Magen.

„Brrrr!!“ — machte er dabei, ſich vor Kälte ſchüttelnd, hauchte in die ſteif gewordenen Hände und ſagte, ſeinen Zopf meinend: — „wenn man unter den Wölfen iſt, muß man eben mit ihnen heulen.“

Dann nahm er die Feder wieder auf und ſchrieb mit heiterer Miene weiter:

„Nachmittags trägt er die leibliche und geiſtige Friſur, wie den inneren und äußeren Zopf, zur Schau herum, und den Abend zerſtört er beides beim Wein. Wo der Wein aufhört, fängt für ihn der Witz an. Geiſt und Humor ſtehen nicht jedem „Mann von Geiſt“

immer zu Gebote; ſo wenig wie allen Schriftſtellern dichteriſches Feuer, und das Genie fällt eben ſo oft in Ohnmacht, als ein nervenſchwaches Frauenzimmer. Darum Wein her! . . . Der Schöpferkraft des Weines verdanken wir manchen gereimten Unſinn. Poeten und Hunde verlieren nämlich ihren Verſtand auf entgegengeſetzte Arten. Der Mangel an Getränken macht die Hunde närriſch und wüthend; die Dichter aber ſpricht der Ueberfluß daran von ihrem Verſtande frei. Dann ſtört die Hitze des Weines den Unſinn der Phantaſie aus ſeinem Winterſchlafe; aus allen Winkeln des Gehirnes kriechen verborgene Einfälle hervor, jede Aehnlichkeit, jede die Stammmutter einer Familie von Metaphern, ſammelt ihre unähnlichen Kinder um ſich, und, gleich einer wandernden Mäuſefamilie, hängt ſich ein Bild an den Schwanz des andern.“

Wieder lief eine ſchmerzliche Miene über das Antlitz des Schreibenden, das eben noch von innerer Freude geſtrahlt hatte. Richter ſeufzte und legte die Feder nieder. Dann ſagte er unwillig:

„Kann man denn gar nicht ungeſtört arbeiten? Der verwünſchte Hunger . . . muß er immer den zehnten Hirnnerven in Bewegung ſetzen? Jammervolle Erbärmlichkeit menſchlicher Natur! Ich habe freilich . . . ſeit geſtern Abend nichts gegeſſen . . . und die ſchauerliche Kälte . . . brrr! . . . die ſchärft ihn auch noch. Wenn ich nur noch . . . ein kleines, kleines Stückchen Brod hätte . . . aber . . . .“

Der junge Mann zog bei dieſen Worten die Schublade des Tiſches auf, an dem er ſchrieb. Sie war in glücklichen Zeiten — z. B. des Sommers, wenn man für wenige Pfennige Obſt haben konnte, — ſeine Vorrathskammer. Heute aber . . . ſah es ſcheu aus: eine Heuſchrecke wäre darin verhungert, wenn ſie nicht vorher erfroren wäre.

Der studiosus theologiae ſchob ſie mit einem Seufzer wieder zu . . . Der Blick in das „Nichts“ iſt immer peinlich und erſchreckend.

Aber was nun thun, um den Hunger zu vertreiben, da vom Stillen keine Rede ſein konnte?

„Bah!“ — ſagte Richter endlich — „ich werde doch noch ſo viel wahre Philoſophie beſitzen, um mich über dies ärmliche Gefühl des äußeren Menſchen hinauszuſetzen? Ich will mir philoſophiſch und anthropologiſch klar vorſtellen, was Hunger iſt; . . . . dann wird ſich mein „Ich“ ſchämen, dieſer Schwäche zu unterliegen, und der Magen ſich vor der ſouverainen Gewalt dieſes „Ich's“ beugen und . . . . ſchweigen!“

Der Spitz im Bett ließ hier ein Knurren, wahrſcheinlich als Proteſt gegen dieſe philoſophiſche Auffaſſung des Hungerſtillens, hören.

Der studiosus theologiae aber demonſtrirte ſich und ſeinem Magen folgendermaßen mit großem Ernſt:

„Die Aufnahme von Nahrung erfolgt in gewiſſen Zeiten oder“ — hier betonte der Student ſtark — „in längeren Pauſen.“

Der Spitz knurrte abermals; . . . vielleicht knurrte auch etwas in ihm.

Der junge Philoſoph warf ihm einen mitleidigen Blick zu; denn der Spitz war ja nur ein dummes Thier und kein Philoſoph, er konnte ſich alſo auch nicht durch Philoſophie den Hunger vertreiben, den er doch redlich mit ſeinem Herrn theilte.

Der Studioſus aber fuhr fort: — „oder in längeren Pauſen, und iſt mit Reizung der Geſchmacksorgane verbunden. Die Nahrungsſtoffe ſind dabei ſehr mannigfaltig“ — er betonte wieder ſchärfer — „da ſie ſich zumeiſt nach dem Geldbeutel richten, . . . und bewirken zum Theil nicht allein bei ihrem Durchgange durch die Speiſewege eine angenehme Reizung, ſondern auch noch im Magen und durch den Uebergang in das Blut eine belebende Erregung. Indem durch dieſe Umſtände die Befriedigung des Bedürfniſſes mannigfaltigen Genuß gewährt, kann der Nahrungstrieb ſich auch zur Begierde ſteigern.“

„Pfui!“ — unterbrach ſich hier der studiosus theologiae ernſt — „welcher philoſophiſch durchbildete Menſch wird ſich einer Begierde hingeben!“ — Und er nahm neuerdings die Feder auf und fing wieder zu ſchreiben an.

Das Vieh im Bett aber knurrte wiederholt.

Richter ſchrieb — obgleich ihm der arme Spitz und der Gedanke, daß er ihm nichts geben könne, das Herz ſchwer machten — friſch weiter und die Wolken ſeiner Stirne löſten ſich in einen ſtrahlenden Himmel auf: — „Allein der Wein iſt ein zu koſtbares Mittel der Begeiſterung, er iſt daher öfter der Endzweck als der Vater der Verſe, und manches Weinlied hat . . . der Durſt gemacht. Auch verraucht für die Anſtrengung der Einfluß zu bald, den überdies oft genug die darauf folgende Leerheit im Kopfe, auf dem Papiere und in der Börſe verbittern.“

Aber jetzt erblaßte der Schreiber plötzlich, es legte ſich wie ein Flor vor ſeine Augen und die Sinne ſchienen ihm ſchwinden zu wollen. Er ließ vor momentaner Schwäche die Hand ſinken und war einer Ohnmacht nahe, als eine ſchöne Männerſtimme ſich ſingend auf der Treppe hören ließ. Die fröhliche Melodie und die jubelnden Töne waren ſo recht ein Ausdruck des leichten glücklichen Sinnes, der die Jugend — ſelbſt in den peinlichſten Lagen — über Berge von Sorgen wie über Maulwurfshügel hebt.

Jetzt ſtürmte Oerthel herein, ganz Licht, ganz Luſt, ganz Freude! . . . . . . Als er aber Richter gewahrte — der ſich wegen der Einwicklung der Beine und der Schwäche, die ihn in Folge des langen Faſtens überkommen, nicht bewegen konnte, und ſich, blaß wie der Tod, in ſeinem Stuhl zurücklehnte — verſtummte ſein Jubel ſofort, während er erſchrocken frug: was dem Freunde fehle?

Der studiosus theologiae lächelte matt, dann ſagte er:

„Sie taucht nichts!“

„Wer?“ — rief Oerthel.

„Sie iſt keinen Schuß Pulver werth!“ — verſicherte Richter.

„Sie?“ — wiederholte erſtaunt Oerthel und dachte an die Wirthin; denn der beſcheidene, ſittſame Freund kam ja mit keiner ſonſtigen weiblichen Seele in ganz Leipzig in Berührung.

„Sie hat die Probe ſchlecht beſtanden!“

„Die Probe . . . . du . . . . . . du wirſt doch nicht . . . .“

„Ja!“ — ſagte Richter keck — „ich habe ſie probirt!“

„Sie? . . . wen denn?“ — rief Oerthel außer ſich vor Staunen — „die Wirthin? . . . . . .“

„Ach was!“ — entgegnete Richter — „die Philoſophie!“

Oerthel brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Was iſt da zu lachen!“ — ſagte Richter matt — „ſie lockt keinen Hund vom Ofen weg. Nicht einmal über die Schwäche des Hungers bringt ſie uns hinaus.“

„Freund meiner Seele!“ — rief jetzt Oerthel — „nimm mir's nicht übel, dein Spitz — der jetzt wie toll und beſeſſen und mit dem Schwanze wedelnd und ſchnuppernd um mich herum ſpringt — iſt geſcheidter wie du und hat einen viel ſicheren Weg gegen den Hunger eingeſchlagen, als den philoſophiſchen!“

Damit aber warf Oerthel den Mantel ab und ſtand, ein zweiter Ganymed, vor dem überraſchten Richter. Eine freundlich blinkende Flaſche ächten Rheinweines ruhte ſanft, wie eine Geliebte in ſeinen Armen. Oerthel ſtellte ſie mit triumphirender Miene auf den Tiſch, dann griff er in die Taſche, an der der Spitz ſo eifrig ſchnupperte und zog eine große Wurſt hervor, der endlich zwei gewichtige Brote folgten.

Richter ſah dies ſtumm vor Staunen an. Endlich rief er: — „Freund, Adam, Menſch! du haſt doch nicht geſtohlen, eingebrochen oder Einen umgebracht und beraubt?“

„Nein!“ — rief Oerthel lachend.

„Aber, um Gottes Willen!“ — fuhr Richter fort — „wie kommſt du zu dem Reichthum? Haſt du geſpielt und gewonnen?“

„Alles nichts!“

„Aber . . . .“

„Da iſt die Antwort auf das aber!“ — rief Oerthel und warf eine Hand voll Geld und einen Brief auf den Tiſch. — „Meine Tante, die wohl weiß, wie knapp ich von meinem Herrn Vater gehalten werde, hat den vernünftigen Gedanken gehabt, mir zehn Thaler zu meinem heutigen Geburtsfeſte zu ſchicken . . . . und nun feiern wir es auf lukulliſche Art und mit Sang und Klang!“

„Dein Geburtstag! o wie ſchön!“ — rief Richter, der über den Gedanken, daß dieſer Tag ihm den Freund gegeben, ſchon wieder Hunger, Kälte und Schwäche vergeſſen hatte. Er wollte aufſpringen und ihn umarmen . . . aber . . . er konnte nicht . . . wegen der umwickelten Beine.

„Entpuppe dich!“ — rief ihm Oerthel heiter zu — „ich ſorge für Feuer!“ — und damit eilte er die Treppe hinab, um bei Frau Meinert einen Korb voll Brennholz für einige Groſchen zu kaufen.

Eine Viertelſtunde ſpäter praſſelte ein prächtiges Feuer in dem kleinen Ofen des Dachſtübchens und zwei unausſprechlich glückliche Menſchen ſaßen ſich, bei einem Glas trefflichen Weines ſelig einander gegenüber. Richter hatte gehörig eingehauen und auch der Spitz war mit den Wurſtſchalen auf dem Brode gehörig regalirt worden . . . . ſein Herr hatte ihm ſogar ungeſehen ein paar Stückchen ſeines eigenen Wurſtantheiles zugeſchoben.

Jetzt aber perlte der Wein, praſſelte die Flammen, ſtrahlten die Augen und glühten die Herzen in Freude, Dankbarkeit und Liebe. Richter konnte ſeinen Freund — dem heute vor achtzehn Jahren das Erdenlicht aufgegangen — gar nicht liebevoll genug anſehen. Er ſprang öfter empor, um Oerthel zu umarmen; denn er mußte in ſeiner Seligkeit eine liebe Menſchenbruſt zum Drucke an der ſeinen haben.

Oerthel aber lächelte verſchmitzt, bis ihm das Herz und der Mund überliefen und er mit den Worten herausbrach: — „Glücklicher! weißt du, daß ich dich jetzt noch glücklicher machen werde?“

„Haſt du eine Braut für mich?“ — rief Paul ſchwärmeriſch — „einen Engel? daß ich Freund und Geliebte zugleich in meine Arme ſchließen kann?“

„Das nicht!“ — ſagte Oerthel lächelnd — „aber eine Freudenbotſchaft hab' ich für dich!“

„Und die wäre?“

„Du haſt doch Profeſſor Zeirlig den Anfang deines Manuſcriptes zur Durchſicht und Beurtheilung durch eine dritte Perſon in die Hände geſpielt.“

„Ja, ja, das that ich!“ — rief Richter, die blauen Augen in freudiger Spannung weit geöffnet — „und was ſagte er über daſſelbe? Haſt du etwas darüber gehört?"

„Das Lob der Dummheit, — ſagte Seidlitz — ſei eine treffliche Arbeit, voll Witz und Geiſt; . . . . du ſollſt nur ſo fortfahren, dann würdeſt du einſt ein bedeutender Schriftſteller werden."

„Adam!" — rief hier Richter entzückt aufſpringend — „gieb mir Flügel, daß ich fortkann, hinaus! . . . . hinauf! . . . ."

„Halt!" — rief Oerthel lachend — „bleibe noch etwas hier, bei uns übrigen Menſchenkindern und höre noch . . . ."

„Noch mehr Seligkeit?" — rief Paul, und Thränen der Dankbarkeit und übergroßer Freude traten in ſeine Augen.

„Ja, noch mehr!" — bekräftigte Oerthel, ſelbſt überglücklich durch das Glück des Freundes. — „Profeſſor Seidlitz hat ſich zugleich mit hoher Protectormiene erboten, während der Oſtermeſſe die Schrift an den Mann zu bringen."

Jetzt aber war der Chimboraſſo-Gipfel der Luſt erklommen! . . . alle ſieben Himmel der Seligkeit ſperrten ihre Pforten meilenweit auf; . . . . und der studiosus theologiae, Johann Paul Friedrich Richter, wußte nicht mehr was oben und unten war.

Er jauchzte! er drückte den Freund zehnmal in einer Minute an die Bruſt; . . . . er that es auch „Scharmantel“, dem Spitz; . . . . und warum nicht?! . . . . waren jetzt nicht alle Sorgen gehoben? hing der Himmel ſeiner Zukunft nicht voll Morgenröthe und Sonnengold? . . . . floſſen ihm jetzt, außer Ehre und Ruhm, nicht Ströme Geldes zu? . . . ſo daß er nicht nur leben, ſondern auch Mutter und Brüder unterſtützen konnte?!

O, wie klangen da die Gläſer, wie flammten die Augen! . . . Wie blitzten die Sterne, die längſt hoch am Himmel ſtanden, ſo ſchön durch die kleinen Fenſter herein.

Jetzt mußte das Manuſcript von heute herbei. Oerthel las es laut.

Plötzlich, als der Freund an die Stelle kam, die von dem Zopf handelt, ſprang Richter auf und rief:

„Ein Tropf wäre ich, wenn ich das ſchriebe und drucken ließe und, gegen meine Ueberzeugung, die Dummheit doch noch mitmachte! . . . . Fort mit dem Zopf! . . . . Ich will mit einem guten Beiſpiele vorangehen und den Narren abwerfen. Dieſe innere und äußere Wahrheit bin ich mir und der Welt ſchuldig, . . . ſie ſei der Dank für mein heutiges Glück!“

Und wie der Blitz hatte ſich studiosus theologiae der alten großen Papierſcheere bemächtigt, deren ſich ſchon ſein Vater zu Joditz bedient hatte, um ſeine Predigten zu beſchneiden. Jetzt ſollte die Beſchneidung dem Pfarrſohne ſelbſt gelten . . . aber von hinten.

Ehe aber Richter noch die kühne That vollbracht hatte, war Oerthel dem Freunde in die Arme gefahren und hielt jetzt die mit der Scheere bewaffnete Hand zurück.

„Laß mich, Freund!“ — bat dieſer; aber Oerthel hielt feſt und ſtellte dem Freunde vor, wie er durch dieſe Handlung — obgleich ſie eigentlich der Vernunft vollkommen entſpreche — doch die äußeren Rückſichten furchtbar verletzen und ſich gewiß ſehr ſchaden werde.

Richter aber blieb bei ſeinem Vorſatze: der Vernunft und der Natur von heute an folgen zu wollen und alles das, auch nach außen hin, abzuwerfen, was er innerlich als Dummheit und Albernheit verlachen müſſe und in ſeinem Werke ſchriftlich bekämpfe.

„Zopf und Puder bleiben von dieſer Stunde meinem Kopfe fern!“ — rief er, ſchon im Voraus in der Glorie eines Reformators ſtrahlend. — „Ich trage mein Haar von nun an frei und fliegend, wie es Gott geſchaffen! Hätte er den Menſchen Schwänze geben wollen, wie den Affen, ſo hätte ſie die liebe Natur wachſen laſſen. Und auch die ſteife hohe Halsbinde werfe ich weg, und die dummen Bruſtſtreifen und trage, wenn erſt der Frühling kommt, Hemden à la Hamlet, ... mit offener Bruſt!“

Oerthel wehrte aus Leibeskräften; Richter aber rief:

„Laß mir die Freude eine Narrheit zu haben, welche die Narren tadeln; wird ſie doch dadurch zur Weisheit!"

Und mit dieſen Worten machte er ſeine Hand frei, rief: „Zopf ab!" . . . die Scheere klappte . . . und im nächſten Augenblicke ſtand Richter mit aufgehobenen Händen da, in der einen das Henkerbeil des Zopfes, die väterliche Papierſcheere, ... in der andern das corpus delicti ſelbſt . . . . den armen gefallenen Zopf!

Ein lautes fröhliches Lachen erſchallte und begleitete die Todtenfeier des Hingerichteten bis Mitternacht.

Der Phönix.

Die größte Tyrannin der Welt . . . iſt die Mode! . . . Kleider machen Leute! . . . . und in den Staatsangelegenheiten der meiſten Sterblichen iſt der Schneider der Staatsminiſter! . . . . .

Wie Oerthel vorausgeſehen hatte, erregte Richter's entzopfter Kopf wo er hinkam ungemeines Aergerniß. Der Zopf war nun einmal zu jener Zeit Mode und die Gewohnheit hatte die Begriffe ſo ſehr verwirrt, daß es den meiſten Menſchen eine Schande, ja eine Schamloſigkeit ſchien, ſich ohne Puder und Zopf öffentlich zu zeigen.

Prächtig wallte jetzt dem jungen Manne ſein ſchönes blondes Haar frei und leicht auf die Achſeln herab, und gab ſeinem geiſtreichen, wenn auch bleichen und hageren Geſichte einen goldenen Heiligenſchein. . . . . . Die Wirthin ſchlug — als ſie ihn ſah — die Hände über dem Kopfe zuſammen; . . . . . die Mägde liefen davon, als käme er halb entkleidet; . . . . die Studenten lachten; . . . . . die Profeſſoren ſchauten ihn mit ſouveräner Verachtung an; . . . . . Viele nannten ihn einen Sonderling . . . . und die meiſten einen Narren!

Was aber kümmerte dies den jungen genialen Mann? Der hatte ganz andere Dinge im Kopfe; und außerdem hob ihn ſein Verſtand, die Unbeugſamkeit ſeines Charakters, ſein Mannesſtolz und ſein bürgerlicher Muth hoch über dies kleinliche Weſen.

Sein Herz war ſo voll, ſein Inneres ſo ſelig, ſein Geiſt ſprudelte ſo von Witz und Satyre, daß er dem Freunde ſagen konnte: „Ich lache jetzt ſo viel, daß ich zu denken kaum Zeit habe; ich übe mein Zwergfell auf Koſten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Kauen.“

Das letztere wäre nun freilich ſehr gut geweſen, denn der Winter blieb ſtreng und kalt, und das Schickſal gleichfalls. Ja die Noth ſteigerte ſich bei ihm und der Familie zu ſchneidendem Elend. Nicht allein die Unterſtützungen blieben faſt ganz aus, nein! es geſellten ſich auch zu dem materiellen Darben noch moraliſche Schmerzen, die ſein edles, unendlich weiches Herz faſt zerriſſen. Seine Mutter darbte, wie er, und kränkelte noch dazu, während ſeine Brüder verwahrloſten. Nur er und ſein dritter Bruder hielten ſich aufrecht — der Letztere durch frühzeitige amtliche Beſchäftigung — die übrigen gingen geradezu zu Grunde. Das Schrecklichſte aber war, daß ſich der Hoffnungsvollſte unter denſelben aus Verzweiflung in die Saale ſtürzte und ertränkte. Die Anderen trieben ſich unſtät in der Welt herum.

Welch ein Schmerz für einen jungen Mann von ſo viel Gefühl, ſo viel Liebe zu den Seinen und einem, für verletzte Ehre ſo empfänglichen Gemüthe! Und dabei ſah er ſich auch noch überall zurückgeſetzt und unbeachtet; während rings um ihn her Dummheit, Blaſirtheit und Gemeinheit ſiegten, ſchwelgten und zu Geld und Ehren kamen. Mußte da ſein Skepticismus und ſein Ekel an der tollen Maskerade und Harlequinade, die man Leben nennt, nicht in das Rieſige wachſen, und ſein beißender Witz und ſeine ſatyriſchen Ausfälle dazu?

Aber es quoll auch aus ſeinem Geiſte und floß aus ſeiner Feder, daß es eine Luſt war. Sein geiſtiges Schaffen blieb der Zauberſtab, der ihm Wärme gab, wenn Stein und Bein zuſammenfroren und er auf ſeinem kalten Dachſtübchen zitternd ſchrieb; . . . . . der Zauberſtab, der den Hunger oft genug beſchwichtigen und alles erſetzen mußte, was junge Männer in der ſchönen Zeit der Univerſitätsjahre hebt, trägt und erquickt!

Keiner der Studenten — außer Oerthel — ging mit dem armen unbedeutenden Menſchen um, der noch dazu die plebejiſche Verrücktheit hatte, mit ſeinem natürlichen, ungepuderten, frei herabwallenden Haare; ohne Zopf herumzulaufen. Kein Theater, kein Concert, kein öffentlicher Beluſtigungsort war ihm zugänglich, da ihm das Geld zur Beſtreitung der damit verbundenen Koſten fehlte; und von den Profeſſoren war gar nichts für ihn zu erwarten.

Ach! wie unendlich ſehnte ſich Richter nach einem erweiterten Umgange in gebildeten Kreiſen; vor allen Dingen aber nach der Bekanntſchaft mit einem bedeutenden Manne, der ein großer Geiſt und ein großer Menſch zugleich ſei. Er fühlte ja recht gut, daß erſt durch die Wärme der Freundſchaft die geiſtigen Früchte reifen, die ſo ſüß zu koſten ſind. „Ein großer Mann" — ſchrieb er damals in das Tagebuch ſeiner Arbeiten, in welches er Gedanken und Bemerkungen niederlegte — „iſt am größten in ſich ſelbſt. Draußen in der Welt blendet er nur und verſchießt feurige Strahlen, man muß näher bei ihm ſein, um Wärme von ihm zu empfangen."

Mit ſehnſüchtiger Verehrung warf er ſein Auge auf einige der Profeſſoren; aber . . . . . er blieb auch hier unbemerkt und unbeachtet. Alle dieſe Männer waren von Geſchäften umringt, von einer Menge vornehmer Perſonen, von einem Schwarme niedriger Schmeichler belagert. Kleid und Stand mußten hier empfehlen und waren die einzigen Handhaben zu dem Umgange mit den hochgelehrten Herren.

So blieb auch dieſe Sehnſucht des Herzens ungeſtillt, ja ſie erlitt jetzt plötzlich mit allen ſeinen weiteren Hoffnungen einen harten, tödtlichen Schlag!

Wie hatte ſein Herz aufgejubelt, wie roſig ſtrahlte ihm die Zukunft entgegen, als ihm, an jenem ſchönen Abende, Oerthel die Freudenbotſchaft brachte: Profeſſor Seidlitz habe ſeine Satyre „das Lob der Dummheit" trefflich gefunden und werde es übernehmen die Schrift während der Oſtermeſſe an den Mann zu bringen.

O Gott! wie lachte ihn da das Leben an; mit welch neuem Muthe ging er an die Vollendung des kleinen Buches; wie hoffte er auf ſeines Gönners nähere Bekanntſchaft; wie ſchwärmte er für ein Freundſchafts-Verhältniß mit dieſem Mann, aus dem er für Geiſt und Herz — wie aus einem Bergwerke — die reichſten Schätze zu heben gedachte.

Und dann! hatte er jetzt nicht die Hoffnung, daß ihm dies erſte Werk wenigſtens die ungeheuere Summe von ganzen hundert Thalern einbringen werde? . . . . und konnte er mit dieſer koloſſalen Summe nicht einen ganzen Sommer wie ein Prinz leben, und während deſſen ein zweites Buch für die Michaelismeſſe ſchreiben, das jedenfalls noch mehr einbrachte?

Richter war ſelig in allen dieſen Hoffnungen, die ihn wie Frühlingsduft umwehten und ſein armes ſtilles Leben in ein Paradieſesſchwelgen, und ſein Dachſtübchen in ein Eldorado verwandelten.

Aber die Annäherung des Profeſſors blieb aus. Nicht ein Wort richtete Seidlitz perſönlich an Richter, obgleich ſich dieſer faſt die Beine ablief, um ihm täglich zu begegnen, und ſeinen ehrerbietigen Grüßen Blicke der innigſten Verehrung und Liebe, wie ſie in ſeinem warmen, vollen Herzen wohnten, nachzuſenden. Der Arme *hoffte* noch . . . . als ihm der Profeſſor, ſtatt Geld einzuhändigen, das Manuſcript mit dem Bemerken zurückſchickte: er habe keinen Verleger dafür finden können.

Welch ein Schlag aus heiteren Höhen! welche Enttäuſchung! welche Tage des Kummers folgten dieſer unſeligen Stunde! — Traurig las der Niedergeſchmetterte ſeine Arbeit wieder durch, und nun kam noch das Aergſte über ihn: ſie ſchien ihm jetzt ſelbſt matt und gezwungen; ja er verzweifelte ſo ſehr an ſich und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Berufe, daß er das Buch entrüſtet von ſich ſchleuderte und Gott dankte, daß es nicht gedruckt worden war.

Aber nur kurze Zeit zogen dieſe düſteren Wolken, vom Sturme des Unmuths getragen, über das Sonnenland der Phantaſie, das in dieſer ſchönen, kräftigen Jünglingsſeele ausgebreitet lag. Die Quelle hatte ſich einmal zum Tageslichte durchgerungen; eine unſichtbare

Gewalt trieb fort und fort die ſchöpferiſche Kraft zum Schaffen an; während die Hand, die von ungefähr in die Taſche zum leeren Geldbeutel gekommen war, und der Magen, der ſein murrendes Veto gegen das Aufhören dieſer Arbeiten täglich einlegte, Muth und Streben wieder weckten. Auch Oerthel rieth, hob und ermuthigte.

So richtete ſich der Jüngling denn wieder auf und arbeitete das ganze Buch — trotz des verdrießlichen Mißklanges zwiſchen dem Belachen fremder Thorheiten und dem Unmuthe über das eigene Schickſal — vollſtändig um; aber die geſteigerte und freier entwickelte poetiſche Kraft überwog leicht den Widerſtreit der Empfindung, und bald war der Aſche ein junger Phönix entſtiegen. Richter nannte das Buch in ſeiner jetzigen Geſtalt: „Grönländiſche Proceſſe.“ Es enthielt treffliche ſatyriſche Skizzen über: Schriftſteller, Theologen, den Ahnenſtolz, über Weiber und Stutzer, ein Fragment aus einem zweiten Lobe der Narrheit und eine komiſche Abhandlung über Confiscation der Bücher.

Der Student und die Leipziger Buchhändler.

Aber es iſt nicht genug, daß man ein Buch ſchreibt und die edle Abſicht hat, Welt und Publikum durch deſſen Druck zu beglücken, ... es muß dabei vor allen Dingen ein tüchtiger Geburtshelfer – und zwar in Form eines Verlegers — gefunden werden. Denn: geiſtige und leibliche Geburten haben viel Aehnlichkeit mit einander; wie beglückend und erhebend ſind Vater- und Mutterfreuden: . . . aber ſchon in dem Momente der Geburt drängt ſich ja die Frage auf: wird denn der Neuling auch gerathen, oder wird er eine Mißgeburt ſein? Freilich ſind Mißgeburten weit häufiger in Buchläden anzutreffen, als in Wochenſtuben. Die Taufe geſchieht dann oft mit Waſſer, der Verleger giebt das Pathengeld, die Druckfehler ſind die Nachwehen, und die erſten Zähne — die aber oft recht ſcharf beißen — die Recenſenten, woran die meiſten Kinder ſterben, was aber bei vielen nichts zu ſagen hat. Das Kindlein, von dem es ſich hier handelt, war übrigens reif, denn ſchon pochte der Winter abermals an und der October ließ kaum hoffen, daß das Jahr 1782 mildere Geſinnungen hegen werde, als ſein Vorgänger.

Es war heute ein wunderſchöner, kalter, aber doch ſonnenheller Herbſttag. Die Morgennebel waren gefallen und der Himmel ſpannte ſich in ſeinem ſchönſten und reinſten Blau über die weite Erde. Durch die Straßen wogte eine geſchäftige Menſchenmenge; alle Geſichter waren friſch angehaucht von der kräftigen Luft, und doch auch wieder aufgeheitert durch den freundlichen Sonnenſchein, der ſie und alle Welt übergoß.

Auch der studiosus theologiae, Johann Paul Friedrich Richter, hatte ſich aufgemacht und befand ſich — obgleich es eben erſt zehn Uhr geſchlagen — ſchon mitten in dem bewegten, rennenden, treibenden, ſchaffenden Leipzig.

Immer noch war es der alte grüne Flaus, der ihn — trotz ſeiner Fadenſcheinigkeit — einhüllte; aber wenn er auch den feinſten Rock angehabt und mit Orden überdeckt geweſen wäre, die guten Leipziger hätten nicht mehr nach ihm ſchauen können, als ſie es thaten .... freilich meiſt mit Staunen, Grauen oder ſpöttiſchem Lächeln, ... denn .... wer hatte noch einen Menſchen, wie dieſen, geſehen: ohne Zopf!!! ohne Puder!!! mit blondem, lang herunterhängendem Haare und offenem, die Bruſt nur wenig verdeckendem Hemde!

Aber Richter ſah weder die ſpöttiſchen Mienen der Männer, noch das Entſetzen der alten Weiber, ſo ſehr war er in Gedanken vertieft. Was er indeſſen dachte und vorhatte, war auch wichtig genug und verurſachte ihm nicht wenig Herzklopfen. Es war ihm, als ſolle er bei einem finſteren und harten Vater um eine geliebte Braut anhalten, bei welchem Sturmlaufen des Himmels bekannter Weiſe auf „Ja!“ oder „Nein!“ ... ein Himmel ſelbſt oder eine Hölle ſitzt. Der Brautvater war aber heute für ihn ein Verleger, deſſen „Ja!“ der Annahme der „Grönländiſchen Proceſſe“ gelten ſollte, die — von Oerthel in den Vormitternächten ſauber abgeſchrieben — jetzt in der Bruſttaſche des alten grünen, fadenſcheinigen Flauſes ſtaken.

Der Entſchluß, ſein Buch perſönlich anzubieten, war dem an ſich ſo ſchüchternen jungen Mann ſchwer genug geworden, aber einmal mußte doch mit Entſchiedenheit gehandelt werden, darum hatte denn auch der studiosus theologiae heute nach langem Kampfe einen heroiſchen Anlauf genommen und flog nun, wie eine fortgeſchleuderte Kegelkugel, neun buchhändleriſchen Firmen entgegen, in der Hoffnung, doch wenigſtens bei einer „alle Neune!“ zu treffen, d. h. die Annahme ſeines Manuſcriptes.

Buchhändler Aries war der erſte der Glücklichen, auf die er es abgeſehen. Der Mann wohnte nahe der Nicolaikirche und eben ſchwenkte Richter ſeinem Hauſe entgegen. Der Athem ging ihm bei dieſem Anblicke aus, denn . . . wunderbar! . . . ſo keck er in ſeinem Buche mit ſatyriſchen Hieben nach allen Seiten um ſich gehauen; — ſo muthvoll und charakterfeſt er der Tyrannei einer abgeſchmackten Mode entgegentrat und Spott und Hohn der Menſchen trotzte; — ſo heroiſch er ſich den Drangſalen des Lebens: Sorgen, Schmerz, Hunger und Kälte, entgegenſtellte; ſo kräftig er in edler Aufwallung den Magiſter Gräfenhain ſeiner Zeit zurechtgewieſen und durch beißenden Spott gedemüthigt hatte; — ſo gewaltig kehrte ſich hier wieder ſeine Schüchternheit heraus.

Es war aber wie immer: ſeine Doppelnatur erklärte ſich zumeiſt aus ſeiner Erziehung und den Wegen, die ihn das Schickſal in ſeiner Kindheit und erſten Jugend geführt. Die Natur hatte ihm bei Verſtand und Phantaſie, Witz und Humor ein edles muthiges Aufſprudeln der Lebenskraft und des Geiſtes nicht verſagt; aber die unendlich beengenden, ärmlichen und namenlos gedrückten Verhältniſſe in Joditz und auch ſpäter in Schwarzenbach und Hof — in Leipzig waren ſie nicht beſſer — hatten dem Kinde und dem Jünglinge natürlich auch ein gedrücktes, verſchämtes und überzartes Weſen gegeben.

Auf ſeinem ſtillen Dachſtübchen beherrſchte er, die Feder in der Hand, eine Welt des Geiſtes. Hier aber im Leben, das ihn überall ſo froſtig und kalt zurückſtieß, und das er nur aus der Vogelperſpective ſeiner Dachkammer kannte, fühlte er ſich nicht zu Hauſe, und dies Gefühl ließ ſeine natürliche Beſcheidenheit bis in das Uebertriebene anwachſen.

Richter wußte, daß er in ſeinen „Grönländiſchen Proceſſen“ etwas Tüchtiges geleiſtet habe; aber es war ſeiner Beſcheidenheit und ſeiner hochgeſpannten Gefühlswelt ein Greuel, ſeine Arbeit nun, den Buchhändlern gegenüber, gewiſſermaßen ſelbſt empfehlen und loben zu müſſen; die bitterſte Noth zwang ihn zum Verkauf des Buches . . . . und doch! . . . . wenn er daran dachte, einem Verleger jetzt einen Preis dafür machen zu müſſen, ſo wäre er lieber gleich wieder umgekehrt und auf ſein liebes ſtilles Dachſtübchen zurückgerannt.

Aber es mahnte ja auch jetzt der leidige Hunger wieder auf eine verzweifelte Weiſe. Außerdem wollte der Hauswirth unter keiner Bedingung mehr borgen. Er mußte alſo über den Rubicon, ob er wollte oder nicht.

Dreimal war er jetzt ſchon um das Haus des Buchhändlers Aries herumgelaufen; da ihn aber immer, wenn er in die Nähe der Ladenthüre kam, Engbrüſtigkeit erfaßte, ſo ſchoß er jedesmal, wie ein Krokodil, luftſchnappend in gerader Linie vorbei.

Jetzt ſetzte er zum vierten Male an. Ach! . . . . dicht neben ſich ſah er eine Studentenkneipe. Fröhlicher Geſang ſchallte aus ihr heraus. . . . Jubel begleitete die Muſik zweier Harfenmädchen, die er wegen der unzarten Späße bedauerte, die ſich ohne Zweifel die Studenten mit ihnen erlaubten. Aus und ein gingen kräftige, jugendliche, heitere Geſtalten voll Luſt und Lebensübermuth; . . . . blühende Jünglingsgeſichter ſchauten lachend aus den Fenſtern und die anklingenden Gläſer läuteten die Freude des Tages wie bei einem Königsmahle ein.

Himmel! wie gern hätte auch er ſich einmal in den Strom dieſer Luſt getaucht; . . . nicht um mit ihm fortzuſchwimmen und in dem Meere des Leichtſinns unterzugehen; . . . wohl aber, um auch einmal ſagen zu können, ich habe die Freuden der Jugend genoſſen, und . . . . um neuen Lebensmuth aus dieſem Genuſſe zu ſaugen.

Aber . . . er hatte keinen Pfennig in der Taſche . . . und . . . das Manuſcript mußte verkauft werden!

Alſo vorüber! . . . und . . . mit einem tiefen Seufzer in gerader Schußlinie auf die Thüre des Buchladens zu.

Aries hatte nämlich auch ein Sortiments-Geſchäft.

Er war überhaupt einer der unbedeutenderen Buchhändler in Leipzig; darum aber gerade hatte ihn Richter zu ſeinem erſten Verſuche gewählt. Nahm der Mann das Buch nicht, ſo war Beſuch und Verſuch gewiſſermaßen ein Vor-Turnier, zur Uebung für den Anlauf bei Leipzigs höheren Mächten.

Aber ſchon beim Hereinfahren durch die Ladenthüre hatte der studiosus theologiae Unglück. Nicht nur, daß er mit ſolcher Gewalt gegen einen halbverhungerten, ſchäbig ausſehenden Lehrling fuhr und dieſen umwarf; — er ſtolperte in dem engen dunklen Raume auch ſelbſt über ein Bücherpaquet, das am Boden lag und von beſagtem Lehrling eben in Leinwand eingenäht werden ſollte.

Der Lehrling brummte und ſchimpfte, . . . Richter aber, in größter Verlegenheit und roth bis über die Ohren, bat den jungen Herrn — den er für einen Sohn des Hauſes hielt — ſehr höflich um Verzeihung, indem er ſich tauſendmal entſchuldigte und gutmüthig frug: „ob er ſich auch nicht wehe gethan?“

Unterdeſſen war Buchhändler Aries ſelbſt in den Laden getreten. Es war ein im höchſten Grade hektiſch ausſehender Mann von nahe fünfzig Jahren, deſſen fortwährendes Huſten den Vortheil hatte, alle Staubbeſen im Geſchäfte unnöthig zu machen, da mit jedem Anfall ein ſolcher Luftſtrom aus der ſchon halb verhuſteten

Lunge hervorkam, daß der Staub, und wenn er auch fingerhoch lag, in Wolken auf und davon flog. Aries benutzte dies, ſchon aus Sparſamkeit, in der That und machte daher zu gewiſſen Zeiten förmlich die Runde in ſeinem Laden.

Jetzt war er in einen alten ſchmutzigen, viel zerriſſenen Schlafrock gekleidet. Die Füße ſtaken in dicken, unförmlichen Filzſchuhen, während unter einer ehemals weißen, jetzt in das bräunliche ſchimmernden Nachtmütze das ſtrohfarbige, mit grau ſtark gemiſchte Haar etwas zerzauſt hervorſchaute. Ein paar waſſerblaue Augen ſtierten weit und nichtsſagend über zwei eingefallene Wangen hervor; indeß ſich der Kopf etwas nach vorn neigte und der halbgeöffnete Mund, ſo wie die an die niedere Stirne gehaltene linke Hand beſtändig zu fragen ſchienen.

War Richter ſchon vorhin über die Carambolage in Verlegenheit gerathen, ſo ſteigerte dieſe der Anblick des vor ihm ſtehenden Buchhändlers jetzt noch mehr, zumal er aus deſſen Geſicht nicht recht entziffern konnte: ob der Mann nicht gut ſehe, nicht gut höre . . . oder . . . ob es ihm oben an dem Beſten fehle.

Dennoch faßte er auf die Frage: „Was der Herr wünſche?“ — der Buchhändler ſtaubte dabei mit ſeinem Huſten nach rechts ab — Muth und trat mit ſeinem Anliegen, freilich nicht mit ciceroniſcher Beredtſamkeit, hervor, während er ein um das andere Mal roth wurde, als ob er ein Verbrechen begehe oder geſtehe.

Aber das Wort erſtarb ihm faſt auf den Lippen, als ihn Aries mit immer weiter vorgedrängtem Kopfe, immer weiter geöffneten Augen und einem beſtändigen Hin und Herfahren der linken Hand an der Stirne anglotzte. Endlich ſchwieg Richter, . . . eine Antwort erwartend.

Dieſe aber kam nicht ſogleich. Aries ſchien erſt mit Mühe ſein Gehirn zur Erzeugung eines Gedankens arbeiten zu laſſen. Er machte auch wirklich mit der linken Hand die Bewegung, als wolle er einen Faden aus der flachen Stirne herausſpinnen, zog die Fingerſpitzen zuſammen, fuhr etwas von dem Schädel hinweg, öffnete mehreremale den Mund, befeuchtete die Lippen mit der Zunge, . . . huſtete abſtaubend nach links . . . fuhr dann zur Stirne zurück und ſchaute mit ſeinen weitgeöffneten Augen vor ſich hin, als ob er eben, hinter dem ewig verhängten Schleier der Zukunft, das Schickſal des geſammten Menſchengeſchlechtes leſe und der Welt — als fünfter großer Prophet — verkünden wolle.

Richter erſchrak ordentlich . . . . einmal, weil es ihm faſt vorkam, als ſei der Mann geiſtesſchwach, . . . und dann, weil er in dem Momente an ſich ſelbſt irre wurde, und glaubte, ſich wirklich eines Verbrechens angeſchuldigt zu haben . . . denn . . . warum ſtarrte ihn Aries ſonſt wie ein Meduſenhaupt an?!

Endlich kam die Antwort: — „Satyre! . . . Satyre!“ — ſagte Aries, den Kopf bedenklich wiegend und die Stirne nun mit der ganzen Hand reibend, als ſchmerze ihn unter dem niederen Dinge etwas. — „Iſt eine gefährliche Sache! . . . Beißt, ſticht, verletzt! . . . und . . . iſt nicht für die Maſſe!“

„Für den denkenden Theil der Menſchen gewiß!“ — wagte Richter mit beſcheidenem Tone zu ſagen.

Der Buchhändler rieb wieder, als wolle er der inneren Arbeit nachhelfen.

„Denken!“ — ſagte er dann — „denken iſt nicht die Sache des großen Publikums!“

Richter erröthete, mehr über die Denkungsweiſe des werthen Herrn Verlegers, als über den Vorwurf, der ihm gewiſſermaßen, als einem Menſchen, der Publikum und Welt nicht kenne, gemacht wurde.

„Freilich,“ — dachte er — „Bücher ſollen für uns Abendländer ſein, was dem Morgenländer das Opium, oder den wiederkäuenden Thieren der dritte Magen iſt!“ . . . Er dachte es, ſchwieg aber aus Beſcheidenheit und kam nur gar nicht aus dem Erröthen heraus.

Aries aber fing nun — immer an der Stirne hin und herfahrend, als beſinne er ſich auf etwas — über die ſchlechten Geſchäfte zu jammern an und zwar ſo gotteserbärmlich, daß der studiosus theologiae ganz gerührt wurde und in der That Mitleid mit dem armen Manne fühlte.

Nur eines riß ihn aus dieſer theilnehmenden Stimmung wieder heraus und übergoß ihn wie mit kaltem Waſſer, und dies war, die, nach ſtarkem Huſten herausgeſtoßene Bemerkung des Buchhändlers: er drucke überhaupt nur praktiſche Sachen, wie Kochbücher, Traumdeuter, Adreßbücher und dergleichen; ein jedes andere Buch ſei ein Wagſtück.“

„Freilich,“ — wagte der Studioſus, innerlich empört, aber doch nur ſehr ſanft und leiſe zu ſagen — „freilich, denn von allen Unmöglichkeiten iſt es die größte, ein Buch zu ſchreiben, das Allen gefällt.“

„Ja!“ — ſagte Aries und ſah ihn ſtupid an.

„Und doch regieren Bücher die Welt — die Tinte iſt das fünfte Element und die Preſſe die Artillerie der Gedanken!“ — dachte wieder der junge Mann, und ward abermals roth vor Scham für ſein Gegenüber.

„Alſo . . .?“ — hub er noch einmal an, kam aber nicht weiter.

„Bedauere!“ — entgegnete der Buchhändler, mit den Achſeln zuckend — „wenn es ein Kochbuch . . .“

Hier aber brannte mit einemmale ein Zornfeuerwerk in dem Inneren des jungen Mannes los. Hätte er keinen ſo großen Reſpect vor allen Buchhändlern und Verlegern, als den Beförderern der Geiſteskultur —

wie er unſchuldig meinte — gehabt, er würde jetzt das Pulver ſeiner Indignation in ſatyriſchen Raketen und Leuchtkugeln mit Effect verpufft haben, . . . ſo . . . machte er dem blödſinnigen Stirnreiber und Staubhuſter nur eine — ſchmerzliche Täuſchung ausdrücken ſollende — Verbeugung und ging.

Draußen aber ſagte er, während ſeine Augen in edlem Zorne funkelten: „Bei Gott! ſie haben Recht gehabt, die Aſtronomen, wenn ſie am Himmel eine officina typographica oder Buchdruckerwerkſtatt mitten in die Himmelsſtraße zwiſchen die Sternbilder des Hundes, des Schafes und des Einhorns ſetzten!“

Aber damit war auch ſeine Galle ausgeleert und das Vor-Turnier beſchloſſen. Was half es . . . . er mußte die Siſyphus-Arbeit wieder beginnen und . . . . einen anderen Verleger auf's Korn nehmen.

Der Tag war aber ſchlecht im Kalender für ihn angeſtrichen. Der Buchhändler, den er jetzt beſuchte, war zwar bereit, das Buch zu übernehmen . . . . aber . . . . er wollte bei einem ſolchen Erſtlingsverſuche kein Honorar zahlen.

Richter hätte gern — wenn er nicht zu beleidigen gefürchtet — gefragt: „ob der gute Mann die Schriftſteller denn für Nachtigallen oder Katzen halte, die, um ſo beſſer ſingen und mauſen, je ſchlechter ſie gefüttert werden! . . .“ Aber er verbiß in ſeiner Beſcheidenheit seinen Ärger und seinen Unwillen aus ging, [illegible] dem gegenwärtigen Buchhändler und mit stiller Verachtung Straße.

Sein Herz fing ihm indessen jetzt schon an schwer zu werden. Wie gerne wäre er nach Hause gegangen, hätte die übrigen Gänge ganz aufgegeben und wäre, weiterstrebend, auf seinem stillen einsamen Dachstübchen verhungert; . . . aber dann ließ ja Cordula und [illegible] seine [illegible] Mißgunst ab und die Freundschaft [illegible] daß ein Verleger gefunden und ein großer deutscher Schriftsteller mehr in der Welt sei!

Ach! er war ja selbst mit den kräftigsten Vorsätzen, sein Manuskript an den Mann zu bringen, heute Morgen weggegangen. Und was — um des Himmels Willen! — sollte er denn anfangen, wenn er es nicht verkaufte? Hatte der Wirth zu den „drei Rosen," der strenge Herr Meissner, nicht schon allerlei artige Dinge, wie „auf die Straße legen" . . . „verklagen" . . . „Schuldthurm" u. s. w. in nahe Aussicht gestellt?

Plötzlich lachte er laut auf, daß sich eine alte Jungfer, die einige Schritte vor ihm herging, erschreckt und plötzlich umblickte, da sie den Seufzer auf Verstand und auf sich bezog. Freilich hatte die Unglückliche denn erschrecklich gekommen, als sie einen Menschen hinter sich erblickte: ohne Hut! ohne [illegible]! . . . und . . . sie floh mit niedergeschlagenen Augen in das nächste Haus . . . vor einem Menschen, der ein Hemde trug, das einem umgelegten Kragen hatte und . . . einen bloßen Hals und ein Stückchen freie Bruſt zeigte!

Der junge studiosus theologiae aber — auf ſeiner Hetzjagd nach Verlegern — bemerkte das Unglück gar nicht, das er in dem keuſchen Herzen der entfliehenden Jungfrau angeſtellt hatte. Er dachte jetzt nur an eine der älteſten Firmen Leipzigs, bei der er — als dritte Station — anfahren wollte, um . . . . vielleicht auch wieder . . . . . abzufahren.

Der Chef dieſes alten Hauſes war allgemein ſehr geachtet und ſollte — was Richter einigen Troſt gewährte — nicht nur ein ausgezeichneter Geſchäftsmann ſein, ſondern auch ſehr freundlich und zuvorkommend. Sein Name war bisher nie ohne hohe Achtung über des jungen Mannes Lippen gekommen; denn er ſtand im Geiſte erhaben vor ihm: einmal als Kröſus, der über Hunderttauſende gebot, und dann als Wohlthäter der Menſchheit, für deren Aufklärung und Veredlung er ja die Bücher druckte. So dachte ſich ihn der junge Mann denn auch in einem palaſtartigen Hauſe wohnend, von zahlreichen Geſchäftsdienern umſchwärmt, groß, majeſtätiſch und wie ein Feldherr ſeine Befehle ertheilend.

Er glaubte ſich daher verhört zu haben, als man ihn, auf ſeine Frage nach dem Geſchäftshauſe dieſes Koryphäen des damaligen Buchhandels, nach einem kleinen, alterthümlichen Gebäude von wenig Anſehen wies. Und doch hatte man ihn recht bedeutet. Aber ſein Staunen ſollte noch wachſen, als er nun auch die inneren Räume überraſchend klein, nieder und finſter fand. Und hier ſollten all die Hunderttauſende von Thalern verdient worden ſein? von hier ſollten ſie ausgehen, alle die ſchönen, koſtbaren, die Menſchen belehrenden und erfreuenden Bücher?

Richter faßte dies nicht. Da war ihm ja — offen geſtanden — ſein lichtes, luftiges Dachſtübchen lieber, als dieſe höhlenartigen Räume. Und doch überkam ihn auch hier, wie in jeder Bibliothek, ein ehrfurchtsvoller Schauer. Die Geiſter, die hier — wenn auch nur gedruckt — ruhten, wehten ihn an, und der Geruch nach altem Papier und alten Büchern, war ihm wie Weihrauch. So trat er denn auch, wie in einer Kirche, nur leiſe und reſpectvoll auf, und frug ebenſo einen ältern Mann, der ein Commis des Geſchäftes zu ſein ſchien, nach dem Chef des Hauſes.

Der alte Commis, mit einem wohlconditionirten Zopf verſehen, und — wenn auch nicht modiſch, doch wenigſtens dem Anſtande nach mit hoher weißer Halsbinde und einem geſchloſſenen Hemde bekleidet — — ſah den Frager erſtaunt an. Was mochte der Komödiant — denn etwas anderes konnte der Menſch nicht ſein — mit ſeinem ehrbaren Prinzipale wollen?

„Und wen ſoll ich melden?“ — frug er daher mit einem halb verächtlichen, halb argwöhniſchen Seitenblick.

Als aber Richter ſeinen Namen nannte und „studiosus theologiae“ dazuſetzte .... wäre der Alte bald vor Schreck umgefallen. Er frug noch zweimal, weil er ſich verhört zu haben glaubte, und ging dann kopfſchüttelnd in das Comptoir voran.

Aber jetzt kam wieder die Reihe des Staunens an den Jüngling, denn das Comptoir war nicht beſſer, als der äußere Raum, und .... wie ganz anders fand er den berühmten Verleger, als er ihn ſich gedacht. Es war ein kleines, bewegliches Männchen, einfach aber reinlich gekleidet, mit Perrücke und Zopf. Unter beiden aber ſaß ein intelligentes und freundliches Geſicht, deſſen kleine, ſcharf blitzenden Augen den ſpeculirenden Geiſt verriethen, der auch das ganze Weſen des Mannes beſeelte und durchdrang.

Da der Mann ſehr beſchäftigt war — es ſtanden mehrere Drucker und Setzer da, die Manuſcript verlangten oder Correcturbogen brachten, auch andere Leute, die mit dem Chef des Hauſes geſchäftlich verhandelten — ſo hatte Richter Zeit genug, zu beobachten. Stand er doch — den Hut in der einen, ſein Manuſcript in der anderen Hand — ehrerbietig und beſcheiden in einer fernen Ecke, ohne von irgend Jemanden bemerkt zu werden. Von dem Principale war dies ohnedem nicht möglich, da er ſich — immer unter dem Abfertigen der Drucker, Setzer und des übrigen kommenden und gehenden Perſonals — mit einem anderen feinausſehenden Herrn ſehr artig unterhielt, der dicht bei ihm auf einem alten Seſſel ſaß. Der Herr mußte übrigens etwas Bedeutendes ſein, da der Kröſus ſo artig mit ihm war, und ſogar Champagner mit ihm trank, der auf einem kleinen Tiſchchen zwiſchen ihnen ſtand.

Richter rieth auf einen großen Dichter oder Gelehrten: vielleicht gar Wieland oder Herder oder Thümmel . . . . oder . . . . am Ende . . . . Himmel! wie herrlich wäre das! . . . . Schiller oder Goethe!

Jedenfalls ging eine Welt voll Entzückungen in dem Jünglinge auf. Sein Herz glühte für den herrlichen, großen Mann, den der berühmte Verleger ſo auszeichnete, daß er Champagner mit ihm trank . . . . ein Getränk, von deſſen Herrlichkeit ſelbſt der arme Johann Paul Friedrich Richter ſchon . . . . gehört hatte . . . . aber gekoſtet natürlich nicht.

Indeß . . . was lag ihm an dem Champagner . . . hätte er nur den großen Mann begrüßen, ihm ſein ganzes Herz öffnen und in Liebe und Freundſchaft hingeben können.

Er liebte ihn einſtweilen, wohl eine Stunde lang, ſtill und beſcheiden aus ſeinem dunkelen Winkel heraus. Endlich — der Fremde ſtand gerade auf, um ſich, Abſchied nehmend, zu empfehlen — wagte es Richter den alten Commis, der in dieſem Augenblicke vorüberging, zu fragen: wer der Herr wohl ſei?

Der Commis ſtutzte über die Neugierde des verdächtigen Komödianten; ſagte aber doch mit einem gewiſſen Stolze und wegwerfender Miene:

„Es iſt Herr von Flöttau, ein reicher Papierfabrikant und Geſchäftsfreund des Hauſes!“

Der Jüngling ſtand wie vernichtet . . . und wegen dieſem hatte er eine Stunde lang in der Ecke ſtehen und warten müſſen? . . . . und dieſem hatte er ſo viel Sehnſucht und Liebe und ſtille Begeiſterung zugewandt? . . . . „Aber warum denn nicht!“ — dachte jetzt Richter — „er iſt ja auch ein Menſch und kann dabei ein recht guter und edler ſein.“

Gewiß! es gab keinen beſſeren und edleren . . . . als er ſelbſt war!

Jetzt wieß ihn der alte Commis ſeinem hohen Prinzipale zu, der den jungen, abenteuerlich gekleideten Menſchen ſtaunend, aber doch freundlich empfing und nur um Eile bat, da er an die Börſe müſſe.

Stotternd und verlegen rückte der studiosus theologiae mit ſeinem Anliegen heraus, indem er zugleich dem Buchhändler das Manuſcript hinhielt. Lächelnd nahm dieſer es entgegen, ſchlug den Titel auf, blätterte dann in dem Hefte und ſagte endlich:

„Satyriſche Skizzen? . . . . und unter dem ſonderbaren Titel: „Grönländiſche Prozeſſe?“

Jetzt faßte der junge Mann Muth und ſprach ſich erſt ſchüchtern, dann mit Wärme und endlich mit Feuer über das aus, was er hier wenigſtens zu leiſten geſtrebt.

Der Buchhändler hörte lächelnd zu.

„Das iſt alles gut!“ — ſagte er endlich — „aber, junger Mann, ehe Sie dieſe, wie mir ſcheint ziemlich ſcharfe und derbe Satyre herausgeben, folgen Sie meinem Rath und leſen Sie: Klozii de libris autoribus suis fatalibus.“*)

„Ich fürchte mich nicht!“ — entgegnete der Jüngling mit ſchönem Muthe in den flammenden Augen, — „der Koran ſagt: Die Tinte des Gelehrten und das Blut des Märtyrers haben vor dem Himmel gleichen Werth.“

„Mag ſein!“ — meinte der Buchhändler — „da wir aber in Deutſchland ſchon Zeiten hatten, in welchen Tinte und Märtyrerblut in der That eines waren . . . und ich nicht gern Blut auf mein Haupt kommen laſſen möchte . . . ſo . . .“

„Wollen Sie das Manuſcript nicht wenigſtens einmal da behalten und durchleſen?“ — frug der junge

---

*) „Ueber Bücher, welche den Verfaſſern verhängnißvoll geworden ſind.“

Mann hier beſcheiden, aber mit einem Blick voll Flehen und Angſt.

„Sie ſind ſehr freundlich!“ — ſagte der Buchhändler und war es ſelbſt. — „Aber es würde doch umſonſt ſein und Sie nur von der Wahl eines anderen und tauglicheren Verlegers abhalten.“

„Manch gutes Buch wird ſo ſehr verkannt, wie mancher tüchtige Menſch!“ — meinte Richter.

„Das iſt wahr!“ — rief der Verleger lächelnd — „und manch ſchlechtes Buch macht Glück. Manches wird neu aufgelegt und nachgedruckt, dem man gleich das erſtemal dieſe Ehre hätte verſagen ſollen. Aber, junger Mann!“ — fuhr der Buchhändler immer freundlicher werdend fort — „manches Buch hat auch den Verleger ſo lieb, daß es gar nicht aus dem Laden will!“

Richter ward feuerroth. Konnte der Mann ſein Werk ſchlecht heißen, ehe er es geleſen?

Das hatte übrigens der Buchhändler nicht beabſichtigt: er ſprach nur im Allgemeinen; da er aber fühlte, daß ihn der Jüngling mißverſtanden, ſetzte er hinzu: „der Werth Ihres Manuſcriptes ſei damit nicht angegriffen. Die Hauptſache iſt die, daß ich keine Satyren drucke, zumal anonym, wie Sie es wünſchen. Wäre es ein gelehrtes Werk, oder ein ſchöner Roman . . . oder . . . und dann, darf ich fragen, wer und was Sie ſind?“

„Ich heiße Richter!“ — ſagte der junge Mann, dem Schmerz und Beſchämung faſt das Herz abdrückten — „und bin studiosus theologiae!“

„Studioſus?!“ — rief der Verleger, faßte ſich aber raſch und ſetzte mit Artigkeit hinzu, — „ei! da können Sie es noch weit bringen. Ich muß eben nur bedauern, daß es einmal unumſtößlicher Grundſatz meiner Firma iſt, nur Werke von bekannten Männern zu drucken.“

„Aber, verehrter Herr!“ — rief hier der junge Richter, und es hielt ihm ſchwer ſeine Thränen zurückzuhalten — „man muß doch erſt Gelegenheit haben, bekannt zu werden!“

„Allerdings!“ — meinte der Buchhändler und zog die Uhr. — „Sie finden für Ihr geiſtreiches Buch auch ganz ſicher einen Verleger.“

„So verſuchen Sie es einmal!“

„Wie gerne .... aber .... ich kann, ich darf nicht von dem alten Grundſatze meines Hauſes abweichen! .... Uebrigens — mein Lieber, Beſter — Sie entſchuldigen mich, nicht wahr, es iſt die höchſte Zeit, daß ich auf die Börſe gehe!“

Und damit grüßte der Buchhändler auf das Artigſte und verſchwandt aus dem Comptoir.

Als der junge Richter auf die Straße kam, war er wie verwirrt. Es lag ihm in allen Gliedern und er fühlte ſich ſo beglommen, daß ihm das Athmen ſchmerzte . . . . es war freilich mehr ein Seufzen, als ein Athmen.

An Mittageſſen war nicht zu denken . . . . einmal weil er vor Niedergeſchlagenheit doch nichts hätte hinunter bringen können . . . und dann . . . weil ſeine Taſchen völlig leer waren.

Deſto voller war ſein Herz. Faſt bewußtlos trat er in die Nicolai-Kirche, an der er jetzt gerade wieder vorüberkam. Sie war leer. Er ſetzte ſich einſam hin und . . . . machte ſeinem Kummer durch Thränen Luft.

Als er wieder aufblickte, traf es ihn wunderbar: ein herrliches Gemälde, die Auferſtehung darſtellend, leuchtete ihm, vom Hochaltare aus, entgegen. Das Licht ſtrömte aus den Wolken und der Seraph zur Rechten des Erſtandenen war himmliſch!

Lange ruhten ſeine Blicke bewundernd auf dieſem Meiſterwerke. Plötzlich ſtand er entſchloſſen auf und ſagte: „Warum will ich verzagen? auch meinem Glück wird noch eine Auferſtehung werden und auch mich und mein Streben wird die Liebe einſt noch verklären!“ Und er ging an neue Beſuche . . . . aber . . . . umſonſt! Kein Buchhändler wollte ſich damit einlaſſen, ein ſatyriſches Werk von einem jungen Menſchen ohne Namen zu verlegen.

Schriftſteller!

Der junge Richter hatte zu ſeiner Verzweiflung die Erfahrung gemacht, daß Voltaire wahr geſprochen, als er ſagte: Les libraires sont les creatures des auteures, qui traitent très mal leur createurs!*) Er hätte dabei noch an das Sprüchwort denken dürfen: „Der Prophet gilt nichts in ſeinem Lande!“ Der Buchhändler ſind ohnedem wenige, welche einen Genius in ſeinen erſten Anfängen zu erkennen fähig ſind und durch Unterſtützung in deſſen erſten Verſuchen mit großartigem Speculationsgeiſt ſpäteren Vortheil ausſäen mögen, ... überhaupt und . . . . in einer Bücherhandelsſtadt ganz beſonders.

Aber wie ſah es — nach dieſen erfolgloſen Bemühungen — in Richter's Innerem aus! Noth und Sorgen waren bis auf das Aeußerſte geſtiegen und alle

---

*) „Die Buchhändler ſind die Geſchöpfe der Schriftſteller; aber Geſchöpfe, die ihre Schöpfer ſchlecht behandeln.“

Hülfe ſchien verloren. Ueberall hatte man ihn zurückgewieſen .... und .... mit welchen erbärmlichen Ausflüchten, und keiner der Herren Buchhändler gab ſich auch nur die Mühe...... das Manuſcript zu leſen und zu prüfen!

Und doch! war ſich der junge Mann denn nicht bewußt, daß ſeine Arbeit mehr werth ſei, als Hunderte von Büchern, die der Leipziger Büchermarkt jährlich zweimal brachte? Und fühlte er nicht, daß noch unendlich viel in der Tiefe ſeiner Seele ruhe, und daß er nur die Zeit und die Mittel gewinnen müſſe, um Herrliches zu leiſten?

Aber gerade dies Gefühl, dies Bewußtſein erhob ihn auch wieder und gab der Nacht ſeines Inneren eine Morgenröthe voll Hoffnung.

Die Leipziger Buchhändler hatten ſein Buch nicht geleſen......vielleicht konnte er einen auswärtigen Verleger finden, der es wenigſtens prüfte. Freilich mußte es ein Mann ſein, der Geſchmack an Humor, an Witz und Satyre hatte. Als der junge Mann noch ſo nachſann, fielen ſeine Blicke auf Hippel's Werke, deren einige auf ſeinem Schreibtiſche lagen. Er hatte ſie ſich ja, mit Aufopferung der nöthigſten Bedürfniſſe, ſchon ſeit längerer Zeit angeſchafft, da ihn der darin wehende Humor anſprach und ihm in der That Anlaß zu der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit gab, in die er ſich eben geworfen. Unwillkürlich, faſt maſchinenmäßig erfaßte er eines derſelben, ſchlug den Titel auf . . . und las: Berlin bei Friedrich Voß!... Friedrich Voß! ...... Wie durchzuckte ihn dieſer Name und der Gedanke: das iſt dein Mann! ſo freudig und ſo licht. Ein ganzer Frühling ging in ſeiner Seele auf und ſchüttete den Reichthum ſeiner duftenden Blüthen als leuchtende Hoffnungen vor ihm aus!

Es giebt menſchliche Naturen, die aus „Hoffen" zuſammengeſetzt ſind; meiſt aber auch von dem Schickſale mit „Hoffnungen" abgeſpeiſt werden. Und liegt darin nicht eine Ausgleichung, die von einer ewigen göttlichen Liebe zeugt? Liegt für ſie nicht gerade der Balſam für alle Schickſalswunden, in dem ewigen ſüßen Hoffnungsrauſche, und trägt dieſer ſie nicht, wie Oberon's Zauberwagen, ſanft über die rauhen, ſteinigen Thäler der Erde und über des Lebens ſteile Berge von Sorgen und Nöthen?

Richter gehörte zu dieſen! Wenn auch Brod und Holz und Geld und Alles ausgegangen war, an einem blieb die Schatzkammer ſeiner Seele immer reich . . . an Hoffnungen; und ſie waren nicht trübe, denn die Sonne eines friſchen, fröhliches Jugendmuthes überglänzte, vergoldete und durchglühte ſie ſtets, und ließ ſie ſtill-freundlich, beglückend und erhebend an ſeinem Lebenshimmel dahinziehen.

Und ſchwamm er in all ſeinem äußeren Elende nicht ſtets in der Hoffnung, doch noch einmal ein großer Mann zu werden, ... und reich, wie ein indiſcher Nabob — nicht um zu ſchwelgen, wohl aber, um allen Leidenden und Hülfsbedürftigen wohlzuthun und vor allen Anderen ſeiner armen guten Mutter und ſeinen Brüdern?! ... Schwamm er nicht ſtets in der Hoffnung, noch zahlloſe, edle Freunde zu finden, die mit ihm ein Herz und eine Seele ... und eine Geliebte, rein und zart und ſchwärmeriſch erhaben, wie er?!

Und mitten in dieſem glänzenden Sternenhimmel voll Hoffnungen — aus dem eben erſt die neun Leipziger Verleger wie Sternſchnuppen herunterſchoſſen und erloſchen waren — ging ja eben ein neuer prächtiger Syrius auf, der alles überſtrahlte ... der edle Voß in Berlin!

Himmel! war das eine Luſt! ... Die Sache war — in ſeinem Gehirne — jetzt ſchon ſo gut als fertig, und Oerthel mußte ſich — zur Strafe für die nüchterne Warnung: doch erſt eine Antwort ruhig abzuwarten — zwanzigmal ſtatt zehnmal umarmen laſſen, ſo daß er, als er ſich bei dem zu Bette gehen auskleidete, an den Oberarmen grün und blau war, nicht von Schlägen des Haſſes und der Rache, ... wohl aber vom Drücken der Liebe.

Uebrigens erfrieren im Frühlinge des Lebens — auch bei den härteſten Nachtfröſten des Schickſals — nicht alle Blüthen.

Als der junge Richter in den letzten Tagen des Novembers wieder harrend und hoffend . . . aber auch hungernd und frierend . . . in ſeinem kalten Dachſtübchen ſaß, klopfte das Glück in Geſtalt des Poſtboten an ſeine Thüre und brachte ein Schreiben, welches berichtete: daß der ehrwürdige Buchhändler Voß in Berlin, der Verleger und Freund Leſſing's und Hippel's, das geiſtige Erſtlingskindlein des Leipziger studiosus theologiae, Richter, mit Liebe in ſeinem Handelswerbhauſe aufnähme, und es ſo ausrüſten werde, daß es zur Oſtermeſſe in Leipzig zu den anderen gelehrten Kreistruppen und enfants perdus ſtoßen könne!

O du göttlich ſchöner, überreicher Augenblick, voll Glück und unendlicher Seligkeit, fällſt du nicht wie ein ſtrahlender Himmel voll Luſt und Entzücken in eine der längſten und kälteſten Schickſalsnächte? erfüllſt du nicht zwei edle Freundesherzen mit der innigſten Rührung und Dankbarkeit, die beide in ſchöner Harmonie — wie zwei verwandte Töne aus der Harmonie der Sphären — ewig fortklingen werden in dieſen beiden Herzen, . . . bis ſie zu Staub verfallen?

Sein erſtes Werk von einem Verleger — und noch dazu von einem der bedeutendſten der Zeit — zum Drucke angenommen zu wiſſen, war dem jungen Richter eben ſo viel, als ein Ritterſchlag von unſeres Herrgotts eigener Hand; . . . ſo viel als ein Krönungsfeſt, das ihm die Dornenkrone vom Haupte riß und die Krone des Ruhmes darauf ſetzte; ein geiſtiger Adelsbrief, der ihn nicht über Andere erhob, aber in ſich ſelbſt zu dem, was er ſich längſt bewußt war zu ſein. Ein Urtheil, wie das des würdigen Voß . . . war compedent.

Schon das Honorargebot, welches ihm Voß that, und das funfzehn Louisd'or für eine ſo kleine, dem größeren Publikum nicht beſtimmte Arbeit eines unbekannten Jünglings ausmachte, und damals für ein außerordentliches gelten konnte — ſchon dieſes Honorargebot bewies, daß Voß die Schrift für vortrefflich, den jungen Mann für einen angehenden Genius erkannte. Aber Voß bewilligte nicht nur dem Jünglinge, der in ſeiner vollkommenen Unkenntniß des literariſchen Handels noch größere Hoffnungen gehabt, auch von dem aufmunternden Briefe des neuen Verlegers ermuthigt, mit Anführung ſeiner tiefen Armuth, noch um einen ſechszehnten Louid'or bat, ſogleich dieſen, und ſchickte am 17. December das Geld voraus; ſondern ſchrieb ihm auch, daß er ſich freue, etwas zur Erreichung ſeiner Abſichten beigetragen zu haben, was er auch ohne Rückſicht auf ſeine neunzehn Jahre gethan haben würde; er finde es nur jetzt deſto merkwürdiger: .... „daß der Bart, der noch dem Vater fehle, ſchon ſo früh die ſcharfen Zähne des Kindes bekleide,“ ... er ſchätze ihn und ſei von ganzem Herzen ſein Freund.

Da nun Voß ſich außerdem noch erbot, einen zweiten Theil der „Grönländiſchen Prozeſſe,“ den der junge Richter erſt ausarbeiten ſollte, für die Michaelismeſſe deſſelben Jahres ebenfalls in Verlag zu nehmen; fühlte ſich der junge Mann überzeugt, daß nun die längſt angeſtrebte Bahn einmal gebrochen ſei und ihn, ohne Aufenthalt, ſicher und raſch zum Ziele führen werde. Damit aber war auch ſein Lebensſchickſal entſchieden. Weit weg — wie einſt den Zopf — warf er nun die Theologie: „Du biſt jetzt Schriftſteller!“ jauchzte es im Jubeltone in ihm auf, und von der Minute an ſtand der Entſchluß bei ihm feſt: fortan ausſchließlich ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu leben.

Freilich kamen Buß- und Strafpredigten der Mutter, die nichts Höheres kannte, als den Stand eines Geiſtlichen; ... aber wer vermag einem genialen Kopfe den Weg gebietend vorzuſchreiben, den er gehen ſoll? So kindlich gehorſam Richter ſonſt war, ſo ſtill und beſcheiden ... hier ſprach der Geiſt, hier rief das Schickſal, hier beſtimmte der unabweisbare innere Drang: —

„Ich bin zum Dichter geboren!“ — rief er jauchzend — „und ich will als Dichter leben und ſterben!“

Und Richter ging mit Feuereifer an den zweiten Theil der „Grönländiſchen Prozeſſe!“

Kleider-Märtyrerthum.

„Reichthum“ — hatte Richter einſt zu ſeinem Jugend- und Herzensfreunde Oerthel geſagt, als dieſer ihn in einer trüben Stunde tröſten wollte — „Reichthum belaſtet oft mehr das Talent, als Armuth. Unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geiſtiger Rieſe erdrückt und begraben. Wenn in die Flamme der Jugend und vollends der heißeren Kräfte zugleich auch das Oehl des Reichthums gegoſſen wird: ſo wird von dem Phönix wenig mehr übrig bleiben, als . . . . Aſche!“

So fand ſich der Jüngling philoſophiſch in die Armuth, die ihm der Himmel, ſo zu ſagen, als Pathengeſchenk in die Wiege gelegt hatte; aber es war das weniger eine Kunſt, als ſich jetzt, gerade in das Gegentheil zu finden . . . . nämlich in den Reichthum von ſechszehn Louisd'or.

Richter war ordentlich froh, daß er Schulden hatte, und, durch Bezahlung derſelben, den vor ihm liegenden

Namen um etwas verringern konnte. Es wäre ihm ſonſt in der That vor dem vielen Gelde bange geworden. Auch der Mutter ſchickte er zwei Goldfüchſe und berechnete die Stunde und Minute, wenn der Poſtbote mit dem inhaltſchweren Briefe in das Stübchen der guten, durch ihr ganzes Leben ſo ſchwergeprüften Frau eintreten werde, um ihre Seligkeit und Freude ſo recht mit zu genießen. Die beiden Goldſtücke konnten dabei gewiſſermaßen als die goldenen Anfangsbuchſtaben des dichteriſchen Adelsbriefes betrachtet werden, den ihm jetzt das Schickſal in der Geſtalt des Buchhändlers Voß, ausgeſtellt hatte. In ſeinem eigenen Schreiben wieß er dann noch auf die Goldbergwerke und Diamantenlager hin, die ihm künftig die Wünſchelruthe ſeiner Feder erſchließen werde, und ſetzte tröſtend hinzu: „das aber, liebe Mutter, können Sie mir glauben, ich tauge zu keinem Prediger; denn wenn ich die Anderen nur in halbe Rührung gebracht hätte, wäre ich ſo ſehr in völliger, daß ich . . . . nicht mehr reden könnte!“

Aber nun ging es auch wieder mit doppelter Kraft an ein friſches, fröhliches Schaffen. War ihm die Arbeit bisher der Lethe des Lebens geweſen — der Strom der Vergeſſenheit, der in der Unterwelt vor dem Eingange des Elyſiums vorüberrauſcht — aus dem er ſo tauſendmal Vergeſſenheit der eigenen Noth geſchlürft, ſo war ſie ihm jetzt Nahrung des Daſeins, friſches Oehl auf den

Docht ſeines Lebens. So ſchwand denn auch bei der neuen Arbeit jene Disharmonie zwiſchen Bitterkeit und Scherz, die ihn im erſten Theile ſeines Buches oft zu einer falſchen Ironie hingeriſſen hatte. Er fühlte dies und vermied es; aber er fühlte eben auch, daß der Vorfrühling ſeines jetzt beginnenden dichteriſchen Lebens wenigſtens einiger wenigen Sonnenſtrahlen bedürfe, um die Knoſpen der Poeſie hervorzulocken und ſchön zu entfalten.

Und war er denn jetzt nicht ein reicher Mann und konnte etwas für ſich thun?

Und er that wirklich etwas: er befriedigte zwei der heißeſten Wünſche ſeiner Seele, die er, zur eigenen Tantalusqual, ſeit ſeinem Eintreffen in Leipzig unerfüllt in ſich getragen: er miethete ſich ein altes Klavier, um der heiligen, angebeteten Muſe der Muſik wieder huldigen zu können, und — mit dem Beginne des Frühlings — ein kleines Sommerlogis in dem damaligen Körner'ſchen Garten. Natur und Muſik ſind ja Zwillingsſchweſtern der Poeſie, und der Jüngling fühlte mit richtigem Tacte, daß ſeinem bisherigen Schaffen, in Folge der beengenden Umgebung, die leichte Heiterkeit abgegangen ſei.

Ueberhaupt brachte der neue Frühling die alte Sehnſucht wieder mit, die ihn hinauszog mit unwiderſtehlicher Gewalt . . : . und ſeinen Geiſt und ſein Herz und ſein ganzes Ich nach dem lieben Fichtelgebirge, und nach dem trauten Joditz, und nach allen Spielplätzen und Paradieſen der Jugend! Wie eine Blume im warmen Sonnenſtrahle öffnete ſich dann ſeine Seele, und liebeglühend trug er ſein Herz den theuren verſunkenen Geſtalten und .... allen guten Menſchen entgegen. Fiel doch auch jedesmal in dieſe Zeit ſein Geburtsfeſt, das wieder gerade darum für ihn neue und höhere Bedeutung gewann: Der Anfang ſeines Lebens war ja mit dem Anfange des Frühlings zuſammengefallen. Es blieb ihm dies immer ein myſtiſcher Wink des Himmels für einen ſchönen Sommer und Herbſt ſeines Erdendaſeins. So erſtand an dieſem Fühlen und Denken ſeine innere Jugend mit jedem Jahre auf's Neue. Und mußte ſich nicht mit dieſen Erinnerungen eine andere freundlich verſchmelzen? Stand nicht in jenen Fernen der Kindheit auch der Morgenſtern einer erſten kindlichen Liebe? Läutete es nicht wie Alpenglocken aus fernen Thälern herüber? und ſchwebte dann nicht vor ſeinen Blicken das Bild einer kleinen Hirtin, die einſt ſein Glück und ſeine Seligkeit war? Er hatte ja ſeit jener Zeit kein anderes weibliches Herz gefunden, das er hätte lieben können, und doch war ſein Herz ſo ganz für die Liebe gemacht und Niemand fühlte ſo tief, wie er, daß gerade die reine Liebe unendliche Kräfte hat, zu ſchaffen und zu erheben .... wie die gemeine zu zertrümmern und hinabzudrücken!

Frühling, Kindheit und Liebe waren daher bei ihm ein einziger voller ſüßer Dreiklang, und da Leipzig in ſeiner Umgebung ſo gar nichts an Naturſchönheiten bot, ſo ſchwelgte ſeine Seele in dem entzückenden Gedanken, Frühling und Sommer — und mit ihnen, wenigſtens den Abglanz von Kindheit und Liebe — in einem Gärtchen genießen zu können.

O! wie unausſprechlich glücklich war der Beſcheidene jetzt! Sein kleiner Garten war ihm ein Paradies!.... Sein altes Klavier in dem Stübchen, deſſen geöffnete Fenſter nach grünen Bäumen voll Blüthen und Duft gingen, eine Quelle entzückender Luſt! .... ſeine Arbeit eine ewige Himmelfahrt!

Aber windet ſich denn nicht gerade durch die Blumenbeete des Paradieſes die alte giftige Schlange und ziſcht und ziſcht bis du weinend dein Paradies verloren?....

Ein göttlicher Maitag lag über der Erde. Der Morgen war ſo duftig und erfriſchend, als ob Gott die Welt heute erſt geſchaffen. Der Himmel lachte blau hernieder, wie ein ſchönes lichtes Menſchenauge und die Sonne war wieder das Auge des Himmels, das groß und glänzend Strahlen des Lichtes und der Liebe über die ganze Welt und alle Weſen goß. Millionen Knospen ſprangen und entfalteten ſich zu Blättchen und Blüthen. Schmetterlinge ließen ſich ſehen und gaukelten von Halm zu Halm, und durch die Lüfte ſchwirrten ſchreiend und jauchzend die Schwalben.

Richter war mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette geſprungen. Der Kopf ſchwindelte ihm vor Luſt ſchon unter dem Ankleiden; und nichts fehlte ihm zur vollen Seligkeit, als ſein Freund Oerthel. Dieſer aber war für einige Monate nach Hauſe beſchieden, da ſein Vater — ſchwer erkrankt — ſeine Kinder um ſich wiſſen wollte.

Aber was war nun an dieſem göttlichen Tage zu thun? Drei Himmel ſtehen zu gleicher Zeit zu den Füßen des Jünglings . . . . und . . . . die Wahl, in welchen zu ſtürzen ſei, war wahrlich ſchwer. Draußen riefen die Schwalben mit ihrem Jubelgeſchrei in die Natur hinaus und Himmel und Sonne und Gras und Blüthen riefen mit. Drinnen ſtand das Klavier und Genien der Tonkunſt umſchwebten es, und hoben den Deckel und winkten mit glänzenden Augen und rauſchenden Stücken. Auf dem Schreibtiſche aber lag das Manuſcript und rief mit Geiſterſtimme: „Komm, geliebter Freund, ſchreibe . . . . ſchaffe . . . . blitze mit deinem Geiſte und ſchlage mit deinem Herzen; . . . . das iſt ein Tag für Dichter und Schriftſteller!“

Herkules ſtand wirklich am Scheidewege!

„Himmel!“ — rief Richter überglücklich — „ſoll ich den Tag ſelig verlaufen, draußen im Garten, — oder verſpielen, am Klaviere, — oder verſchreiben, an der Arbeit?“

Aber er machte es, wie ein ſchlauer Lebemann und rauch-

[illegible] [illegible]. Er sagte zu sich: „Ich [illegible] [illegible] [illegible]!“ — und [illegible] sich die Freuden [illegible] auf . . . . . und kam zum Klavier.

Jetzt aber [illegible] er mit solchen [illegible] [illegible], [illegible] — kühn und erhaben — es war kein Morgengebet voll Dank, Innigkeit und Liebe — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und sich [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] . . . . . [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] . . . . . und . . . . . er [illegible] [illegible] [illegible].

Die Musik aber zeigte ihm keine Vergangenheit und keine Zukunft, . . . und die Vergangenheit war ein langer Schmerz, ... und die Zukunft — o Himmel, er war ja erst neunzehn Jahre alt! — ein [illegible]!?

[illegible] [illegible] [illegible] er zu Fuß zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] . . . . . [illegible] [illegible] in den Gar[illegible]? . . . . . [illegible] [illegible] . . . . . [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — er [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dertmal größer denken und träumen, und . . . . als ſein Eigenthum!

Als er aber erſt die Beete betrachtet und die einzelnen Pflanzen, und die Blättchen der Bäume und die Aurikeln und Maiblumen, ... und dann im Freien gefrühſtückt hatte — er und ſein treuer Spitz „Scharmantel,“ der Sohn des Zeditzer „Scharmantel,“ — holte er ſein Manuſcript und ſetzte ſich an einen Steintiſch, der unter einem blühenden Baume ſtand.

Aber das war auch ein Schreiben! Regnete es nicht Blüthen, vom leiſen Morgenwinde geſchüttelt — und Gedanken auf das Papier?!

Wunderliches Führen des ewigwaltenden, ſtill verborgenen Weltengeiſtes! Reift denn nicht unter dieſem beſcheidenen Glück in den nächſten Wochen, von dem Jünglinge ſelbſt ganz unbemerkt, eine koſtbare Frucht in ſeinem Geiſte? Wird ſein Herz in dieſem kleinen Paradieſe und durch die ſchönen, ſtill-heiteren Tage, ohne Qual und ohne Sorgen, nicht immer weicher und liebevoller geſtimmt, ſo daß ſeine Phantaſie allmälig eine andere Richtung nimmt ſanfter, edler, freier und höher, die mit dem ſcharfen Witz und der beißenden Satyre unbemerkt in Widerſtreit geräth? In Widerſtreit, der aber nur der Verläufer einer künftig um ſo ſchöner hervortretenden Harmonie iſt.

In der That fingen ſich jetzt in ſeinem Inneren die zwei Doppelweſen, aus welchen er beſtand, zu nähern und zu verſchmelzen an; jene zwei Doppelweſen, von welchen das eine in Ernſt, Liebe und Milde aufzubauen ſuchte, und das andere in edlem Zorn, in Kraft und Spott niederreißen wollte. Aber freilich! das erſte war ja bis dahin ohne Nahrung und Pflege geblieben, die ihm dieſe Tage zum erſtenmale zuwandten. So war es denn kein Wunder, daß es noch längere Zeit dem letzteren den Platz räumen mußte. Aber milder ward des jungen Mannes Schreibart doch ſchon jetzt . . . . und . . . . eine ſchöne harmoniſche Ausgleichung verheißend.

Da fiel ein Wurm in die Blüthe . . . . und der Wurm ward bald zur giftigen Schlange in dem kaum gefundenen Paradieſe.

Als nämlich Richter eines Morgens wieder an dem Steintiſche unter dem Apfelbaume ſaß, ſelig vertieft in ſein Schreiben, zog plötzlich, ſtatt des herrlichen Duftes der ringsumſtehenden Blumen, ein häßlicher Geruch von ordinärem Tabak in ſeine Naſe. Unangenehm überraſcht — wie ein Menſch, der von ungeheurem Reichthum geträumt hat und, noch innerlich jauchzend, zu ſeinem Entſetzen im Schuldthurme aufwacht — fuhr der junge Schriftſteller empor, aber auch zugleich aus allen ſeinen ſieben Himmeln; . . . . denn ihm gegenüber, die Tabakspfeife in dem herabhängenden Mundwinkel, Selbſtdünkel und malicioſen Hohn in den eingefrorenen Geſichtszügen, ... ſtand .... Magiſter Gräfenhain.

Das entſetzlichſte aber war, daß der Menſch Schlafrock und Pantoffeln an, und die Zipfelmütze auf dem Kopfe hatte .... ein unumſtößlicher und ſchlagender Beweis, daß der Magiſter hier eingezogen und nun Mitgenießer des Gartens ſei.

„Gräfenhain in deinem Paradieſe!“ .... dies war der einzige Gedanke, den der junge Mann in dem Momente, da die ſchreckliche Erſcheinung an ihm langſam, wie Banquo's Geiſt, vorüberzog, faſſen konnte. Es war ihm dabei, als hätte ihn ein Rieſenarm ergriffen und in die Eisfelder Sibiriens geſchleudert. Entſetzt ſchlug er ſein Manuſcript zu, trug es auf ſeine Stube, lief dann zu dem Hausbeſitzer und Miethsherrn und frug: Ob Magiſter Gräfenhain etwa hier eingezogen ſei?

„Ja, mein Guteſter!“ — entgegnete der Hausherr, — „der Herr Magiſter haben das im Garten ſtehende Haus gemiethet.“

„Und iſt alſo auch berechtigt, den Garten mit zugenießen?“

„Verſteht ſich!“ — entgegnete der Angeredete — „und zwar vor allen anderen Miethern, da er die größte Miethe zahlt.“

In demſelben Augenblicke öffnete ſich aber auch die

Thüre und . . . . der Magiſter trat feierlich, ſteif und langſam ſelbſt ein . . . . ein wahrer Jupiter im Schlafrock!

„Ach! Herr Magiſter!“ — rief bei dieſem Anblicke der Hausherr entzückt und verbeugte ſich wiederholt — „was ſteht zu dero Dienſten?“

Magiſter Gräfenhain ſchwieg feierlich. Er hatte die Augen geſchloſſen und die Lippen zuſammengekniffen; doch bewegten ſich die letztern hin und her, als ſtäken Worte hinter ihnen, die vergeblich bei dem Thorſchluß des Mundes herauswollten. Endlich platzte die Bombe! Die Vorhänge der Augen hoben ſich langſam und aus dem geöffneten Sprachthore kamen die Worte:

„Man wünſcht von dem Herrn Hausbeſitzer zu wiſſen, ob der Studiosus theologiae, Richter, ebenfalls in dieſem Hauſe wohnt?“

„Ja!“ — entgegnete der junge Mann, dem allmälig die Galle ſtieg — „er hat die Ehre hier ſchon ſeit vier Wochen zu wohnen.“

„Und iſt Mitgenießer des Gartens?“ — frug nach einigen langen Zügen aus der Tabakspfeiſe der Magiſter den Hausherrn, ohne auf Richter zu achten.

„So iſt es, mein Verehrteſter!“ — entgegnete dieſer unter tiefen Bücklingen.

„Ja!“ — ſagte Richter — „Mitgenießer des Gartens, wenn es der Herr Magiſter erlauben, und bisher noch dazu ohne ſchlechten Tabaksqualm.“

Der Magiſter that, als ob er den jungen Mann nicht gehört habe: dann wandte er ſich langſam dem Hausherrn mit den Worten zu:

„So bemerkt man dem Beſitzer des Gartens: daß man die Miethe für dieſen ſammt dem Hauſe ſofort wieder kündigt.“

„Was? . . . wie?“ — rief hier der Hausherr entſetzt, denn Gräfenhain bezahlte einen hohen Miethpreis — „und warum, mein guteſter Herr Magiſter? . . . warum?“

„Weil anſtändige Männer da nicht luſtwandeln können,“ — ſagte Gräfenhain feierlich und mit einem Ernſte, als wolle er ein Todesurtheil fällen — „wo junge Menſchen in anſtößiger, die Sittſamkeit beleidigender Bruſtentblößung, ſo ohne Zopf und Puder herumlaufen.“

Jetzt aber quoll dem Jünglinge eine donnernde Philippica aus der Seele hervor, die gegen diejenige, die Demoſthenes wider Philipp von Macedonien hielt, um die Athener gegen den König in die Waffen zu rufen, ein Kinderſpiel war. Das Schönſte dabei blieb aber, daß, als ſich der Magiſter ſchon bei den erſten Worten langſam umwandte, und, dicke Rauchwolken vor ſich hinblaſend, feierlich der Thüre hinaus, ſeiner neuen Wohnung durch den Garten zuſchritt, ſein Demoſthenes ihm Schritt für Schritt donnernd folgte, zeigend: wo die Narrheit ſitze und wo der Zopf!

Was aber half es? . . . Magiſter Gräfenhain —

ſeines Racheſchwures in den „drei-Roſen“ eingedenk — wiederholte ſchon am ſelben Nachmittage ſeine Klage und Drohung ſchriftlich. Der Beſitzer aber, der den beſten ſeiner Miethsleute nicht verlieren wollte, ging auf die Klage ein, und verlangte von dem Jünglinge entweder Aenderung der Kleidung . . . oder . . . Nichtbeſuch des Gartens.

Richter kämpfte tapfer. Es war ihm ſchrecklich, ſein kleines Eden ſo ſchnell wieder zu verlieren; . . . aber . . . was vermochten Vernunft, Witz und Satyre gegen Haß, Eigendünkel und . . . Eigennutz. Ermüdet von den Zänkereien und einem unerquicklichen Briefwechſel; . . . in allen ſeinen unſchuldigen Genüſſen geſtört; . . . der ſchönen Seelenſtimmung beraubt; . . . unfähig hier mehr zu denken und zu ſchaffen . . . verließ er, vernichtet und empört, ſein trautes Paradies . . . und kehrte . . . tiefen Schmerz in der Seele . . . zu ſeinem Dachſtübchen in den „drei Roſen“ zurück. — — —

Aus dem Paradies in das Paradies.

„Keine Roſen ohne Dornen!“ — ſagt das Sprichwort; jetzt aber trugen die „drei Roſen“ in der Petersſtraße zu Leipzig für den jungen Autor ganze Dornen-Waldungen! Das Stübchen, das ihm ſonſt ſo lieb geweſen, kam ihm wie ein enger drückender Kerker vor — wie eine venetianiſche Bleikammer — . . . . und . . . . dabei fehlte auch noch der Freund, der noch immer an dem Krankenbette des Vaters weilte.

Richter mußte hinaus! Er fühlte es. Das kleine Paradies des Gartens war für ihn verloren . . . . wie die Stimmung für die Arbeit . . . . er mußte ein anderes Paradies ſuchen und das . . . . gab vielleicht . . . . die Heimath!

Seine Mutter wohnte jetzt in Hof. Wie ſehnte er ſich, ſie und das liebe Städtchen wieder zu ſehen, das ihm ſeine Jugenderinnerungen ſo freundlich vor die Seele zauberten. Hof und ſeine Jahrmärkte, die er als Kind beſucht, wie oft waren beide, wachend und ſchlafend, ſeine Träume! Und ſtrahlten denn die Hofer Jahrmärkte nicht faſt als die einzigen Sterne an dem Himmel ſeiner Kindheit? . . . . mit der Kutſche, die ihn hingeführt, ... mit den Bildern des Großvaters und der Großmutter, ... mit dem Marktgedränge und der Janitſcharenmuſik, ... und endlich mit den verzuckerten Mandeln, die er dann . . . . ſeiner kleinen lieben Freundin gebracht?

Und auch aus den Jahren, in welchen er dort das Gymnaſium beſucht, heimelte es ihn jetzt mit einer gewaltigen Sehnſucht an. Wie die Entfernung des Raumes Alles verkleinert, ſo vergrößerte, hob und verſchönte ihm dabei umgekehrt die Entfernung der Zeit Alles, was ſie Liebes umfaßte: das Gymnaſium mit ſeinen Lehrern, den Oerthel'ſchen Garten mit ſeinen prächtigen Abenden, und vor allen Dingen die dort geſchloſſenen Jugendfreundſchaften mit Oerthel ſelbſt, mit Chriſtian Otto und dem armen und doch ſo ſtrebſamen Herrmann. Und Otto — den Sohn des Predigers Heinrich Otto in Hof — konnte er ja dann auch wiederſehen und das alte ſchöne Bündniß mit ihm erneuen.

Welche lockenden Ausſichten, bei denen ſich doch auch das Herz des Jünglings etwas in Sebſtgefühl und Stolz hob, denn . . . . der erſte Theil der „Grönländiſchen Prozeſſe“ war ja bereits erſchienen, und der junge Richter konnte ſich . . . . als angehender Autor zeigen!

Und war das nichts? Wer kann in ſolchem Falle wiſſen, was in ihm ſteckt? . . . . ein großer und berühmter Mann und Schriftſteller gewiß; denn das jugendliche Streben iſt ja noch ganz friſch, keck und übergewaltig, und keine Lorbeerkrone hängt zu hoch — und wäre ſie an den Sternen des Himmels angeknüpft — die der Titane in der Jugendbruſt ſich nicht zu erobern traute. Nicht Unbeſcheidenheit, ſondern Thatendrang und Sehnſucht nach Größe, kühner Muth und das Bewußtſein eines guten feſten Willens liegen hier zu Grunde.

Aber zu allem dem geſellte ſich bei dem jungen Richter noch ein Anderes. In Leipzig war er von Gott und aller Welt ſo verlaſſen, daß ſich ihm kein Herz und keine Thüre aufthat, am wenigſten irgend ein Umgang mit fein gebildeten Männern und Familien. Und doch ſchrie das Bedürfniß nach einem ſolchen Umgange und der daraus erwachſenden Bildung ordentlich ſchmerzlich in ihm auf! Er lechzte darnach, wie der Hirſch nach der Quelle.... und zwar auch in ſchriftſtelleriſcher Beziehung; denn wie und was ſollte er auf die Dauer ſchreiben, wenn er Welt und Leben und Menſchen nicht kannte?

In dem großen Leipzig freilich war er ein fremder, ... ein armer unbekannter Student; dagegen wußte das kleine Hof — ſeine zweite Heimath — von ihm und ſeiner Familie . . . . ja! . . . . Freunde und Gönner wie z. B. die Familie Otto und der benachbarte Pfarrer Vogel, beſaßen ſeine Schrift, da er ſie ihnen zugeſandt. Gewiß aber freute ſich ganz Hof, einen ſolchen famoſen Satyriker aus ſeinen Mauern hervorgehen zu ſehen und war ſtolz darauf! . . . . Mußten ſich ihm da nicht alle Thüren und Häuſer mit Freuden öffnen?

Gott! wie wollte er dieſe Freundlichkeit, das allgemeine liebevolle Entgegenkommen, mit Beſcheidenheit und herzlicher Gegenliebe lohnen! Und nun erſt alle die Mädchen und Frauen, die er ſämmtlich ſchon im Geiſte anbetete . . . . denn . . . . ein weibliches Weſen und die Begriffe: Reinheit der Seele, Spiegel der Tugend, Krone der Sanftmuth und Milde, Engel und Göttin . . . . ſchmolzen bei ihm zuſammen. Er betete hier nur an; aber nicht eine Einzelne, ſondern Alle, ... weil er bis jetzt . . . . noch mit gar keinem weiblichen Weſen — außer als Kind mit einem Kinde — in Berührung gekommen.

Alſo fort, fort von Leipzig, ... auf ein oder zwei Monate! Er konnte ja auch in Hof an den Satyren für den zweiten Theil ſeines Werkes arbeiten, und gewiß beſſer, ſchöner, glücklicher! Goldene Tage voll Freude, Luſt, Ehre und Liebe ſtanden vor ſeiner Seele. — — Er flog Hof entgegen!

Und wie glücklich, wie überſelig war er, als er nun die Thüre in der Wohnung ſeiner Mutter aufriß, um der Theueren an den Hals zu fallen .... aber .... er ſtand wie vernichtet, als die eigene Mutter mit einem Schrei des Entſetzens vor ihm zurückfuhr, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und ein über das anderemal ausrief: — „Aber du mein Jeſus, Paul, wie ſiehſt du denn aus? .... keinen Zopf? .... keinen Puder? .... fliegende Haare? .... und Bruſt und Hals ....“

Sie konnte nicht weiter ſprechen, die Worte erſtarben ihr im Munde über das Entſetzliche.

Ein Schmerz durchzuckte des Jünglings Bruſt; aber .... er durchzuckte ihn auch nur; dann ſchmückte ein ſanftes Lächeln ſeine Züge, und — die Mutter ſtürmiſch umarmend — erſtickte er erſt ihr Klagen mit Küſſen kindlicher Liebe und dann mit mildem vernünftigem Einreden. Dies freilich fruchtete nicht viel; denn wenn die gute Frau auch ſchwieg, ſo ſchüttelte ſie doch beſtändig dabei mit dem Kopfe und die Freude des Wiederſehens litt gewaltig an dem Schrecken und der Angſt über den ſo verwildert ausſehenden Himmelsſtürmer. „Du lieber Gott“ — dachte ſie unaufhörlich und hörte darüber faſt gar nicht, was der Sohn ihr vernünftig über ſeine Kleidung auseinanderſetzte — „du lieber Gott, was werden die Hofer dazu ſagen!“

Der Jüngling aber, in ſeinem fröhlichen Lebensmuthe, nahm die Sache leichter. Die gute Frau war ja nie über das Stückchen Fichtelgebirg hinausgekommen, das zwiſchen Wunſiedel und Hof lag, und ihre innere Welt war ſo beſcheiden, wie ihre äußere.

Das Herz voll Freude, voll großer Erwartungen und ſtolzer Hoffnungen machte er ſich auf, ſeine Hofer Verwandte und Bekannte zu beſuchen; .... aber .... er traute ſeinen eigenen Augen und Ohren nicht! .... nicht dem, was er erlebte und was ſich vor ſeinen Augen zutrug! .... dieſelbe Scene, wie bei ſeiner Mutter, trat ihm — außer bei Otto's — faſt in *jedem* Hauſe und in *jeder* Familie entgegen: Es war, als ob Hannibal ſich Rom genähert hätte, und wie dort in der ewigen ſiebenhüglichen Stadt einſt der Schreckensruf ertönte: „Hannibal ante portas!“ .... ſo ging jetzt mit der Schnelle des Gedankens der Ruf durch ganz Hof: „Keinen Zopf! keinen Zopf! .... er hat keinen Zopf mehr! ...“ Frauen und Mädchen aber hielten, wo er ſich zeigte, die Hände oder das Schnupftuch vor die Augen, um dem entſittlichenden Anblick eines offenen Halſes zu entgehen!

Der Superintendent rief mit dem Feuereifer und mit dem heiligen Zorne eines Propheten: „Der junge Menſch verachtet Gott und die Kirche, denn er verachtet den Zopf, als wohlhergebrachte Sitte und Ordnung! Möge der Herr ſein Herz beſſern!“

„Und vorher ſeinen Zwölffingerdarm!“ — ſetzte der rothhaarige Doctor hinzu, deſſen Kopf immer voll altem Unrath ſteckte. — „Wenn Hippokrates nicht Unrecht hat, ſo wird das Blut eines Eſels, welches die Tollheit heilen ſoll, ihn bald das Bild deſſelben lieben lehren!“

„Er iſt ein Affe!“ — riefen die Weiber — „der den Philoſophen affectirt.“

„Es iſt ein entſetzlicher Menſch!“— ſagten die Mädchen, und ſahen keuſch und verſchämt auf ihren, nach damaliger Mode noch dreimal mehr entblößten Buſen herab.

Im Anfange lachte der junge Mann über dieſe Kleinſtädterei und machte es mit den Engherzigen wie der von Don Quixote herausgeforderte gefangene Löwe, der erſt den Gegner aus dem geöffneten Kaſten verächtlich anblickte und ſich dann ruhig wieder hinlegte, indem er dem edlen Ritter von der Mancha den Rücken zukehrte. Die Leutchen waren einmal zumeiſt beſchränkte Köpfe, deren Halbwiſſen oft ſchlimmer iſt, als natürliche Unwiſſenheit, weil ſie es für das non plus ultra aller Weisheit halten.

Bald aber gewahrte Richter, daß die Sache für ihn eine recht unangenehme Wendung nahm. — Wie auf ein gegebenes Wort verſchloſſen ſich dem jungen Manne alle Thüren — ſelbſt die in den beſſeren Häuſer, wo man wenigſtens Aufſehen vermeiden wollte — und er ſtand jetzt in Hof, daß doch ſeine zweite Heimath war ſo verlaſſen und ausgeſchloſſen wie in Leipzig. Von ſeinem Buche war ohnedem nicht die Rede. Man kannte es gar nicht. Die paar Menſchen aber, die davon gehört, wollten es nicht kennen und . . . . verſtanden es auch nicht.

So lagen denn die ſchönen Träume, mit welchen er hergeeilt, zertreten zu ſeinen Füßen. Und doch hätte ihn dies alles noch nicht ſo ſchwer gekränkt und geſchmerzt, wenn nicht auch ſein väterlicher Freund — der würdige Pfarrer Vogel in dem benachbarten Rehau — tadelnd gegen ihn aufgetreten wäre. Vogel ſelbſt ſah freilich über die Urſache der allgemeinen Indignation hinweg; aber er liebte den Jüngling zu ſehr, um es nicht auf das Schmerzlichſte zu empfinden, wenn man demſelben die Hochachtung nicht zollte, die ihm, nach ſeinem geiſtigen und ſittlichen Werthe zukam. Er erkannte auch die Zweckmäßigkeit und das Vernünftige, welches in der von Richtern angenommenen Tracht liege; da aber ſein wohlwollendes Herz den jungen Freund vor den peinlichen Folgen ſeiner kühnen Kleiderrevolution wahren wollte, ſo blieb der lebenserfahrene Mann darauf: daß man, ohne ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit und dem wahren Mannesſtolze etwas zu vergeben, in Aeußerlichkeiten ſich dem Vorurtheile fügen dürfe; . . . . zumal, wenn man dadurch Höheres eintauſche.

Aber Richter's feſten Charakter und ſtolzen Freiheitsſinn empörte ein ſolches Nachgeben. Er beſtand mit dem Feuer der Jugend auf dem Satze: daß man in ſeinen Handlungen, wenn man ſie einmal als der Vernunft entſprechend erkannt habe, auf Meinungen, Mode und Vorurtheile durchaus keine Rückſicht nehmen dürfe, und verwarf des ältern Freundes wohlgemeinte Lebensklugheit. So blieb ihm auch hier ein wahres Kleider-Märtyrerthum, in der Entbehrung des Umgangs und der Hochachtung ſeiner Mitmenſchen.

Immer bitterer ward jetzt ſeine Stimmung: ja ſie würde ſeiner Satyre die zerſetzendſte Schärfe gegeben haben, wäre nicht plötzlich wieder ein breiter Sonnenſtreif über ſeinen, ſonſt ſo düſteren und dornenreichen, Lebensweg gefallen.

In dem elterlichen Hauſe ſeines Jugendfreundes, Christian Otto, — der Vesperprediger, war vor einigen Jahren geſtorben — konnte er wenigſtens . . . den Kopf unterſtecken: d. h. wenn die Vesperpredigerin gerade nicht zu Hauſe war. Chriſtian aber und ſeine Brüder Albrecht und Chriſtoph, wie deren Schweſter Friederike, die ſämmtlich eine gute Erziehung genoſſen hatten, ſchätzten den jungen Richter ungemein und erfreuten ſich oft im Stillen an ſeinem Beſuch und Umgang. Die Mädchen — denn zu Friederiken geſellte ſich meiſt eine Freundin, Sophie, — ſprach beſonders und trotz der eckigen und harten Außenſeite, das edle ideal-ſchwärmeriſche Weſen, der milde kindliche Sinn und das tiefe Gefühl des jungen Mannes an, aus deſſen Augen ja Menſchenliebe und Sittenreinheit — dieſe köſtlichen Adelsbriefe der Seele — ſprachen. Den Brüdern dagegen imponirte der ſcharfe, in Phantaſie und Reflexion ſich gleich kühn bewegende Geiſt; ſo wie ſie Richter's Lebensfriſche, ſein ſatyriſches Umſichhauen und das kecke Hinwegſchreiten über die albernen Vorurtheile der Menſchen, anzog und feſſelte.

So wurden die Stunden, die Richter im Otto'ſchen Hauſe zubrachte, wahre Oaſen in der Wüſte dieſes Hofer Aufenthaltes. Aber welches Straußenei heckte die Sonne des Schickſals hier noch mehr aus! Daß der junge Autor in der Nähe und im — noch dazu verſteckten — Umgange mit den Freunden und den beiden Mädchen auf der oberſten Sproſſe der Himmelsleiter ſaß, verſteht ſich eigentlich ſchon von ſelbſt. Sein Herz war ſo voll Seligkeit, Freundſchaft und liebender Verehrung, daß man in unſrer froſtigen und nüchternen Zeit Hunderte von Jünglingsherzen damit hätte verproviantiren können. Die Mädchen aber vollends glühten ihn mit ihren Sonnenſtrahlen ſo vergeiſtigend an, daß er nur einen Schmerz fühlte: nicht ſo ganz wie ſie ätheriſche Reinheit und Tugend zu ſein. Wie ſie eſſen und trinken konnten, begriff er eigentlich nicht! . . . . Ihr Gehen war ihm ohnehin nur ein verhülltes Schweben, um Andere, aus unendlicher Milde und Güte, ihre höhere Natur nicht fühlen zu laſſen. Wenn ſie einmal vor ihm im Garten gingen, merkte er genau, wohin die Eine oder die Andere im feinen Sande oder im Graſe ihre — nur einen leiſen Abdruck zurücklaſſenden — Füße geſetzt, um dann, unbemerkt, auch ſeine Füße auf dieſelben Stellen zu bringen, was ihn bei ſich ſelbſt gleichſam heiligte. Es mußte von den Heiligen ja eine heiligende und reinigende Kraft ausgehen. Ein Raphael im Geiſte, malte er auf den Goldgrund ſeines edlen Herzens lauter Madonnenbilder mit dem Ausdrucke der innigſten, der reinſten Weiblichkeit. Die Schönheit der äußeren Form war ihm dabei nur der Ausdruck und die ſanfte Wiederſpieglung der inneren Schönheit, des harmoniſchen Gleichmaßes der inneren und äußeren Exiſtenz, der reinen Vollendung des Charakters.

Und in der That, er hatte nicht weit gefehlt! Die Schweſter des Freundes war ein herzensgutes, fein gebildetes Mädchen von edlem Charakter; ſehr einfach dabei und natürlich wie ein Kind, was ſie denn auch in der That faſt noch war. Aber gerade ihre Einfachheit drückte ſie gegen ihre Freundin zuruck, die achtzehn Jahre zählte und durch Lebendigkeit, Phantaſie und ſchwärmeriſches Weſen jedes unbefangene und unerfahrene Herz gewinnen mußte. Es gab nichts Schönes, Edles und Großes, für das ſie nicht ſchwärmte . . . für das ſie nicht auf der Stelle bereit geweſen wäre, die größten Opfer zu bringen, ja . . . durch Feuer und Waſſer zu gehen! Sie ſchwärmte für die Tugend, für die Religion; ſelbſt — obgleich ſie proteſtantiſch war — für Klöſter; für die großen Thaten und die großen Schriftſteller der alten und neuen Zeit. Sie ſchwärmte überhaupt für Dichter und Schriftſteller, und da ſie in dem jungen Richter den erſten Schriftſteller ſah ... glühten ihre ſchönen ſchwarzen Augen voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſo oft ſie ihm gegenüberſtand. Schon das lichtblonde, frei herabfallende, natürliche Haar elektriſirte ſie, ſo wie der Muth den der junge Autor in der Behauptung dieſer Tracht, ganz Hof und der Welt gegenüber, zeigte. Aber Muth, war eben auch eine Sache für ſie. Schon als Kind hatte ſie den Muth gehabt, ihren Willen ſtets durchzuſetzen und zwar — wenn dies der wirklich herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, die ſie entwickeln konnte, nicht gelang — auch mit jener Energie, die man in der Welt oft Eigenſinn nennt. Ebenſo hatte ſie den Muth, wie der junge Richter, Vourtheilen zu trotzen. Jener that es in keckem jugendlichem Freiheitsdrange in Beziehung auf die Tracht und die Albernheiten der Mode; ſie ... in Betreff unſchuldiger Liebesverhältniſſe, deren ſie ſchon mehrere gehabt, weil ihr edles liebeglühendes Herz ſogleich in Liebe und Schwärmerei aufflog, wenn ſich ein gleich edel aufſtrebendes männliches Herz ihr näherte.

Freilich lag ihr, ſobald ſich dann die beiden Seelen gefunden und in liebendem Schwärmen, durch einige Zeit hin ausgeglichen hatten, das Abſtoßen eben ſo nahe; wie Körper von ungleichnamiger Elektricität ſich anziehen, bei gleichnamiger aber abſtoßen.

Jetzt freilich war es anders: denn ein junger Kaufmann aus Hof warb im Geheimen um Fräulein Sophiens Hand. Er war reich und darum nicht zu verachten. Entzücken aber mußte es Sophien — und es riß ſie auch zu einer wahren Schwärmerei für den jungen Richter hin — daß ſie gerade an ihm alles fand, was ſie an einem edlen jungen Manne liebte, und . . . an ihrem Bewerber vermißte: Geiſt, Witz, Laune, umfaſſende Kenntniſſe und Talent!

Ein früherer geheimer Anbeter — den ſie aber jetzt nur noch wenig ſah und ſprach — durfte ſich, als Muſiker, auch einigen Talentes rühmen. Aber er war dabei gar zu einſeitig; . . . und nun gar der junge Apotheker, den ſie einſt zu lieben geglaubt, . . , auch nicht einen Vergleich konnten beide gegen den jungen, blonden ſchwärmeriſchen Dichter aushalten, in deſſen milden blauen Augen etwas unausſprechlich Tiefes lag . . . ein ſüßes räthſelhaftes Etwas . . . das Jeden zu ihm hin . . . und . . . in dieſe blauen Tiefen hineinzog!

Und wenn ſie nun gar mit dem jungen Dichter, in der Geſellſchaft der Freundin und der Brüder derſelben auf die höchſten Ideale des Lebens und der Menſchheit zu ſprechen kam . . . Himmel! . . . welche Gluth, welche Begeiſterung in ihrer und des jungen Mannes Seele!

Aber auch für Richter hob ſich Sophiens Geſtalt und Weſen immer mehr von der Trivialität des gemeinen Lebens ab. Ihre Gluth für alles Erhabene verzehrte in ſeinen Augen auch noch die letzten Schlacken. Er ſah ſeine Raphaeliſche Madonna ſich mehr und mehr von der Erde erheben und als das Ideal der Weiblichkeit verklären. Eine Liebe entzündete ſich in ſeiner Seele, wie die einer Nonne zu dem himmliſchen Bräutigam. Er betete an . . . aus reinem lauteren Herzen und dies Anbeten läuterte ihn wieder, weil er darnach ſtrebte, ſo rein, ſo edel, ſo milde, ſo großdenkend zu werden, wie er ſich ſeine Madonna vorſtellte und dachte. Seine Liebe — er hielt ſie anfangs noch immer lediglich für einen Cultus ſtiller Heiligenverehrung — ward ihm eine Erhebung über die Welt; . . . über alle die Erbärmlichkeiten, die ihn in Hof ſo anekelten; . . . eine Erhebung zur eigenen höchſten Seelenreinheit; . . . zu großen tugendhaften und guten Menſchen. So löſte ſich aber in der That nach und nach ſeine zarte Bewunderung in wirkliche Liebe auf.

Eine unendliche Seligkeit erfüllte jetzt in Sophiens Nähe ſein Herz, und gab ihm nur den einen Gedanken . . . nach Veredlung ſeiner ſelbſt . . . nach Größe, Erhabenheit und Ruhm zu ſtreben, um einſt, wenn dieſe Palmen errungen, und er – der jetzt noch ſo Unwürdige — der Angebeteten würdig ſei, ſie ihr zu Füßen zu legen.

In dieſem höchſten, einzigen Ziele, . . . in dem Streben, den reinen ſchönen Eindruck einer himmliſchen Seele in ſich aufzunehmen und ihn eben ſo rein und ſchön wiederzugeben, ging jetzt ſein ganzes Weſen auf. Aber dieſe, wenn auch nur träumeriſche Liebe erſchloß ihm auch noch ein Anderes, das volle dichteriſche Bedürfniß, das, was er hier ausgegoſſen und ſichtbar gemacht wähnte, nun auch mitzutheilen in reichen, glänzenden Schöpfungen; in vielen aus dem Himmel herabgezauberten Menſchen und Charakteren, in Verachtung der Thorheit, und doch auch wieder in der Schonung der verblendeten, fehlenden, ſchwachen Sterblichen, in Bewunderung des Erhabenen und in unendlicher, ungemeſſener Liebe zu der ganzen Menſchheit!

Es war ein Geiſt des Himmels, der den Jüngling in Sophiens Nähe um- und anwehte: eine Schöpferkraft, die veredelt und in ihren Werken Edelmuth verkündigt, die Bewunderung und Liebe und an fremder Tugend eigene erweckt, die, die Menſchen an Menſchen knüpft und leiſe zu dem Himmel emporhebt und Alles mit dem allmächtigen Arme der Gottheit umſchlingt, . . . Alles mit ihrem Lebens- und Schöpfungs-Odem durchdringt.

Jetzt wußte er, daß er Werke in Kopf und Herz trage, die, wenn erſt geboren, den ganzen Menſchen ergreifen, feſthalten, umwenden würden, ſo daß Jeder, der ſie ſelbſt mit Kopf und Herz leſe, gleichſam in ſeinem Leben Stillſtand machen, und einen neuen Anlauf zum Guten nehmen werde!

Aber alles das war des jungen Mannes tief innerſtes Geheimniß, das er ſich ſelbſt kaum geſtand . . . das er faſt nur ahnte. Keine Sylbe davon hätte er über die Lippen zu bringen gewagt . . . geſchweige denn gar vor Sophien ausgeſprochen. Nur ſehen mußte er ſie von Zeit zu Zeit! Nur in ihre Fußſtapfen zu treten . . . oder ſich auf einen Stuhl zu ſetzen, den ſie inne gehabt, . . . oder einen Gegenſtand zu berühren, den ſie berührt, war ihm ſchon Seligkeit und Einlaßkarte in alle ſieben Himmel.

Von dem Verhältniß Sophiens zu dem jungen Hofer Kaufmann ahnte er natürlich nichts. Daſſelbe war überhaupt von ihrer Seite — in dieſer Zeit wenigſtens — ſuspendirt. Auch den Muſiker und den Apotheker konnte ſie jetzt gar nicht mehr anſehen. Aber, o Gott, wie war der junge Richter ſo ſchüchtern! Freilich lag auch in dieſer Schüchternheit ein neuer unendlicher Zauber. Immerhin hätte er aber doch, und namentlich als Dichter, wiſſen können, daß, wenn Liebende ſich ſehen, Alles an ihnen ſpricht: was der Mund nicht ſagt, ſagt das Auge, und die lächelnden Lippen verſchloſſen hat, wenn die Augen und der Mund ſtumm waren.

Sophie war dabei himmelweit von jeder Verirrung entfernt. Auch ſie liebte, trotz aller Leidenſchaftlichkeit und Schwärmerei, rein und ideal. Aber ihr Herz konnte nun einmal nicht ohne ein ausgeſprochenes Verhältniß ſein, d. h. ausgeſprochen nur zwiſchen ihr und dem Geliebten.

Da ſich aber nun bei dem überzarten jungen Manne gar keine Gelegenheit zu einer entſchiedenen Annäherung und Erklärung finden wollte — Erklärung und Trennung waren für ſie die beiden ſeligen Wendepunkte der Liebe, die Erklärung der Sommer-Wendepunkt des himmliſch-ſeligen, . . . die Trennung der des Winters d. h. der ſüß-ſchmerzlichen — da ſich alſo keine Gelegenheit zur Annäherung und Erklärung gegen und mit dem Dichter finden wollte, ſo mußte auf irgend ein Auskunftsmittel gedacht werden, das aber auch in der bekannten Familie Otto geheim zu halten war. Denn gerade in dieſem unſchuldig-ſtillheimlichen Lieben lag wieder ein Reiz mehr für Sophiens ſchwärmeriſche Seele. Sie hätte ſie am liebſten in [illegible] Katakomben, oder in dem Innern einer egyptiſchen Pyramide, oder in jenen Grüften geliebt, in welchen ſich die erſten Chriſten einſt zu Gebet und Agapen verſammelten. Bei dem Mahle mußte ſie ſich — unter dem Vorwande, ſich für den Winter [illegible] zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Knaben, Brandlegen u. ſ. w. zu bewahrheiten, die jedesmal vorgekommen ſein ſollten, ſo oft ſich Zigeuner im Fichtelgebirge gezeigt.

Der junge Mann mit ſeinem Herzen voll Menſchenliebe, vertheidigte ſie warm, wenn auch vergebens. Aber gerade dies Hin- und Herreden hatten ihn doppelt aufmerkſam auf das Völkchen gemacht. Er beſchloß daher eine freie Stunde zu benutzen, und an ihrem Lager, das ſie eine halbe Stunde vor der Stadt aufgeſchlagen hatten, vorüber zu gehen. Schon das Romantiſche lockte dabei den angehenden Dichter; wie der Druck, der auf dieſen armen Menſchen lag, und das elende kümmerliche Leben, das ſie führten, ſein Mitleid erregten. Wer wußte denn beſſer, als er, was es heiße: Hunger und Kälte und die tiefſte Armuth zu tragen?

So beſchäftigte ihn auf dem Wege nach dem Lagerplatz der Gedanke an ihr vierhundertjähriges Wandern auf fremdem Boden; — die verſchiedenen Meinungen der Gelehrten über das Vaterland dieſer Fremdlinge; — der Schmerz und die Leere, die in den Herzen wohnen mußten, die eigentlich gar kein Vaterland mehr hatten; — das Poetiſche ihres freien Naturlebens und hundert ähnliche Dinge . . . Faſt kam ihm dabei die Luſt, ſeine Satyre fallen zu laſſen . . . und . . . einen Roman über dieſen Stoff zu ſchreiben. Eine ihrer Fürſtentöchter — er hatte Serbien dabei im Sinn — unendlich zart, rein und heilig, konnte darin unter dem Drucke der rauhen, zum Theil unmenſchlichen Vorurtheile leiden, die auf dieſem Volksſtamme ruhen. Herrlich durfte er ſie ja dann nur in ihrer ganzen Glorie von Tugend und Seelenhoheit entwickeln, um durch ſie — natürlich in ſeinem Buche — den ganzen Stamm zu heben und an das brüderlich ſchlagende Herz der Menſchheit zu legen.

Unter dieſen Gedanken war er denn auch bald in die Nähe des Platzes gekommen, wo die Bande lagern ſollte. Nur eine alte halbverfallene Scheune trennte ihn noch davon. Sie lag hinter einem Bache, der neben dem Wanderer luſtig plätſchernd über Steine und Felsgerölle ſprang, und jetzt mit dem Wege zugleich um die eine Ecke des alten Gebäudes bog. Hier ſchon krochen und ließen halbnackte Kinder mit wild verworrenen rabenſchwarzen Haaren, großen dunklen Augen und braunen Hautfärbung und bettelten ihn an. Er gab einige Pfennige, die er gern zu Thalern erhoben hätte, wie die Kinder zu ſich, um ſie, trotz ihres Schmutzes zu küſſen. O Himmel! welch' eine Zukunft wartete doch dieſer armen Würmer! Sein Herz blutete bei dem Gedanken daran.

In demſelben Augenblicke bekam er die Bande mit ihren armſeligen Wagen, halb verhungerten Pferden, Hunden und Menſchen zu Geſicht. Faſt glaubte er Dämonen um ein Feuer gruppirt zu ſehen. . . .

Aber! . . . was war das für ein weißes Gewand? . . .

für eine zierliche Geſtalt, die in demſelben Augenblicke, in dem er hinter der Scheune hervortrat, am andern Ende hinter dem zerfallenen Gemäuer verſchwand?

Er glaubte Sophie erkannt zu haben. Aber was that ſie hier? ... Wunderliche Frage! ... konnte es überhaupt eine Frage ſein? — Hier, wo Noth und Elend überall herrſchten, mußte ſie da nicht ihr Herz hintreiben zu ſegnen und wohlzuthun? ... Und wie beſcheiden verſchwand ſie bei den Tritten des Nahenden.

Das Herz des jungen Mannes pochte laut, und glühend drang ihm das Blut durch alle Adern, da er ſich frug: „Und was biſt du gegen dieſen Engel an Güte und Liebe?“

Faſt trieb es ihn, dem Mädchen zu folgen. Doch ... ſie wollte unbemerkt wirken und ſegnen ... ſein Zartgefühl hieß ihn alſo vorübergehen, ſo ſchwer es ihm wurde.

Jetzt aber ſtand ſeine Phantaſie wieder vor der Staffelei der Seele und malte mit glühenden Farben das Madonnenbild der Geliebten aus: wie ſie Gaben aller Art mit unendlicher Güte und Milde an die armen Menſchen vertheilte. Es war eine vollſtändige Canoniſation und Heiligſprechung, die in der kleinen Kapelle ſeines Herzens vor ſich ging, und er war dabei ſo warm betheiligt und ſo tief in Gedanken verſunken, daß er gar nicht gewahrte, wie ihm eines der braunen Zigeuner-Mädchen folgte, durch ein dichtes Buſchwerk ſchlüpfend einen Vorſprung vor ihm gewann und ſich dann an den Weg, den er gleich darauf kommen mußte, niederſetzte.

Als er ſich dem braunen Kinde näherte, ſah er, daß es weine. Theilnehmend frug er nach der Urſache und erfuhr, daß ein bitterer Hunger der Kleinen die Thränen auspreſſe. So ſehr nun auch ſeine Kaſſe im allgemeinen zuſammen geſchmolzen und Sparſamkeit für ihn nöthig war, ſo freudig begrüßte er dieſe Gelegenheit, den Reſt des Geldes, das er gerade bei ſich führte, ausgeben zu können. Fühlte er ſich doch durch den Gedanken beglückt: mit der Geliebten eine und dieſelbe edle Handlung, wenn auch nur in kleinem Maße zu theilen.

Wie aber ſtrahlten nun die Augen ſo freudig triumphirend, die eben noch ſo kunſtgerechte Thränen hervorgebracht. Der junge Mann ſah es; da er es aber für überſtrömende Rührung nahm und jedem Danke ausweichen wollte, trat er auf den Weg zurück, um weiter zu gehen. Doch die kleine Zigeunerin ließ ihn nicht: ſie wollte ihm ihre Dankbarkeit durch Prophezeiung aus der Hand beweiſen; was aber der Jüngling mit Entſchiedenheit zurückwies, da er dies unwahre Spiel mit dem Schickſale verachtete. Aber die Kleine hielt wie eine Klette. Mit ernſter Miene vertrat ſie ihm den Weg und, ihm ſtarr in die Augen ſchauend, rief ſie:

„Was braucht die braune Jetta die Hand des ſchönen Herrn, um zu ſehen, daß ihm etwas Wunderbares bevorſteht. Auf Gräbern, im Dunkel der Nacht. wird er finden, was ſeinem Leben Werth und Bedeutung giebt!“

Und mit dieſen Worten ſprang die Zigeunerin davon.

Es iſt mit uns Menſchen eine ſeltſame Sache: wir lächeln in kalter Verſtändigkeit über die Orakel der Alten, und wiſſen auch recht gut, wie Pythia zu ihren delphiſchen Ausſprüchen kam. Dennoch trifft auch den Klügſten von uns ein Schickſalsſpruch, eine Vorausſage, die ihn betrifft und die plötzlich vor ihn hintritt, zumeiſt mit ſeltſamer Gewalt. Träume ſelbſt ſind oft nicht ausgenommen, und laſſen mit aller Vernunft nur ſchwer die Stimmung abwerfen, die ſie der Seele gegeben. Es iſt eben ein Gefühl und Bewußtſein der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit, das in uns wohnt und ſich gern auf den Rath oder die Winke höherer unſichtbarer Mächte ſtützt. Dieſer Hang des Menſchen, der ſo alt iſt, als der Menſch ſelbſt, wohnt in jeder Bruſt, und wird er auch von der Vernunft unterdrückt, ſo bleibt doch wenigſtens die Spannung zurück: ob ſich denn vielleicht auch nur ein Theilchen der Lächerlichkeit bewahrheiten werde.

So auch ging es dem jungen Richter. „Albernheit!“ — hatte er ärgerlich vor ſich hingebrummt, als die Zigeunerin davongeſprungen; aber die Worte waren doch in ſeiner Seele hängen geblieben, und ſo feſt er ſich auch vornahm, ſie und den ganzen Vorfall zu vergeſſen, immer tönte es in ſeinem Inneren wieder: „Auf Gräbern, im Dunkel der Nacht ſollſt du finden, was deinem Leben Werth und Bedeutung giebt!“

Richter ward über ſich ſelbſt immer ärgerlicher. Er ſetzte ſich — zu Hauſe angekommen — in dem kleinen armſeligen Stübchen ſeiner Mutter an den Tiſch und arbeitete. Aber es wollte nicht recht gehen, . . . mitten im Schreiben tauchten wieder die „Gräber“ auf und er frug ſich: „welche?“

Dennoch überwand er ſich endlich ſo vollſtändig, daß er in ſeine Satyre wieder mit Feuer und Flammen hineinkam; und auch der leiſe Gedanke, den die Nacht mitbrachte: zum Scherze über den Kirchhof zu gehen, verwarf er, . . . ſchon weil ihm der ſtille Acker, auf den der Tod ſo viele eingeſunkene Herzen geſäet hatte, zu einem „Scherze“ zu heilig war.

Aber die Nacht und den kommenden Tag klangen die verhängnißvollen Worte immer wieder vor ſeinen Ohren. Da ward er die Sache müde und ſagte: „Heute gehe ich hin, gerade um mir ſelbſt zu zeigen, daß ich ein Narr bin, ſo gut als Andere!“

Endlich kam die Nacht. Sie war warm und ſchön. Der Mond lag noch tief hinter Wolken, die den fernen

Horizont wie ſchwarze Berge begrenzten; aber die Sterne ſtanden flimmernd am dunkelen Himmel und ſchauten ſtill und freundlich herab, wie ſeit Tauſend und Tauſend Jahren, und goſſen ihr mildes Licht beruhigend in jedes Menſchenauge und in jedes Menſchenherz, das voll Sehnſucht und Liebe zu ihnen aufblickte.

Der Jüngling hatte den Weg nach dem Kirchhof genommen. Es war ihm ernſt damit, ſich von der Thorheit des inneren Schwankens durch die Thorheit dieſes Ganges zu heilen. Wer ein Geſpenſt zu ſehen glaubt, wird ſeine Furcht am ſicherſten und für immer los, wenn er feſten Schrittes auf den verdächtigen Gegenſtand zugeht und ihn anfaßt. Das Reſultat dieſes Abends ſollte alsdann eine Satyre auf ſich ſelbſt und die Narrheit geben: an Prophezeihungen zu glauben.

Als übrigens der Jüngling den Friedhof erreicht, hatte er merkwürdigerweiſe die Abſicht des Beſuches vergeſſen. Die wunderherrliche Nacht, die über der Welt und den vielen Gräbern lag, öffnete die Schleußen ſeiner gefühlvollen Seele und ließ ſie überſtrömen in Rührung und Sehnſucht.

Seine rege Phantaſie deckte ihm dabei die Hügel auf und zeigte ihm alle die ſtillen Schläfer mit geſchloſſenen Augen und tief eingefallenen Wangen, und ſie trauerten um ihr kurzes Leben, das ſo viel Sorgen und Kummer und Schmerzen gehabt . . . und . . . ſo wenige Freuden. Und alle die Thränen, die um ſie gefloſſen, fielen auf ſeine Seele . . . und er dachte ſeines Vaters, der auch ſchon lange im ſtillen Schooß der mütterlichen Erde ſchlief . . . und . . . des ertrunkenen Bruders.

Da hob ein tiefer Seufzer ſeine Bruſt; . . . aber er bebte entſetzt zurück, als ihm ein zweiter Seufzer, wie ein Echo aus den Grüften, antwortete. Raſch hob er den Blick . . . eine weiße verſchleierte Geſtalt ſtand vor ihm.

Richter fürchtete ſich wahrlich nicht und ſtand hoch über dem Gehirnfieber des Geſpenſterglaubens; aber die Erſcheinung frappirte ihn doch und berührte ihn peinlich, weil er der Meinung war, eine ſtill Trauernde am Grabe ihrer Lieben geſtört zu haben. Welch' ein gewaltiger Schmerz mußte es ſein, der ein ſo zartes Weſen bis zu dieſer Stunde an einem Grabe weinend, betend und ſehnend feſſeln konnte.

Beſcheiden trat er zurück und wollte den Friedhof verlaſſen, als eine bekannte Stimme frug:

„Wie? ſind Sie es denn nicht, Herr Richter?“

Wenn in dieſer Minute alle Todten, die hier ruhten, lebendig geworden und aus ihren Särgen und Gräbern geſtiegen wären, es hätte den jungen Mann kein größeres Staunen erfaſſen können, als dies bei dem Klange der Stimme geſchah, die er eben vernommen.

Es war ja ſeine Madonna, die ihn angeſprochen, ... es war die Freundin Friederikens, ... es war ... Sophie!

„Aber, mein Gott!“ — rief er beſtürzt — „o ich ahnte ja gar nicht, daß Sie ein blutendes Herz in Ihrer Bruſt tragen und einen Schmerz, der über Gräber hinaus in das ſtille Reich der Todten führt!“

„Das iſt auch nicht der Fall!“ — meinte das Mädchen, und Ton und Haltung verriethen Verlegenheit.

„O! ſo beugt Sie ſonſt ein unendlicher Schmerz nieder!“ — rief der Jüngling — „den Sie der Nacht und den Todten klagen wollten?“

„Nein!“ — ſagte die weiße Geſtalt leiſe, und die Dunkelheit verhüllte ihr Erröthen. — „Es iſt eine räthſelhafte Schickſalsſtimme, die mich hierher rief.“

Da zuckte es wie ein Blitz an des Jünglings Seelenauge vorüber und er ſah im Geiſte die Zigeunerin vor ſich und hörte ſie ſagen: „Auf Gräbern, im Dunkel der Nacht ...“ aber er hatte die Worte noch nicht vollendet, als ihm derſelbe Ausſpruch aus Sophiens Munde entgegentönte. Eine Zigeunerin habe ihr aus der Hand wahrgeſagt und dieſe Worte geſprochen — ſie ſei nun — fügte ſie kaum hörbar hinzu —

begierig geweſen, das zu finden, was ihrem Leben Werth und Bedeutung geben werde ... und darum ... hierher gekommen.

„Unmöglich!“ — rief Richter und erzählte auch ſeine Geſchichte.

„Aber, was iſt es, was wir hier finden ſollen?“ — frug er, die Erzählung ſchließend.

In dieſem Momente trat der Mond ſtill und groß hinter den Wolken hervor und legte ſein bleiches Silberlicht über die träumende Welt und über die eingeſunkenen Gräber, mit ihren Schläfern ohne Traum, und über den Jüngling ... und ... über die weiße entſchleierte Geſtalt. Von dem nahen Garten aber trug ein leiſer Lufthauch Blumendüfte herüber und in dem dichten Laube eines Baumes ſchlug eine Nachtigall und zog lange, lange, ſüße Töne, wie aus ſchmerzlich bewegter oder überglücklicher Bruſt.

Und als der Jüngling und die Jungfrau ſich anblickten, lief ein tiefes Roth über ihre Züge, und in beiden Herzen jubelte es laut auf: Ja, ich habe gefunden, was ich geſucht!

Aber der Jüngling wagte nicht, es auszuſprechen. Wie wäre er der Liebe einer Heiligen würdig geweſen? Er ſank nur leiſe auf ein Knie und ſagte mit zitternder Stimme:

„O hebe mich zu Dir empor, Du Himmliſche! und heilige mich durch Deine Güte und Milde!“

Aber das Mädchen verſtand ihn anders. Entzückt zog ſie ihn wirklich zu ſich heran und liſpelte: „Ja! nur Deine Liebe kann meinem Leben Werth und Bedeutung geben.“

Da war es dem jungen Manne, als wirbelten die Harmonien der Sphären auf und umbrauſten ihn mit einem Ocean jubelnder Töne und Accorde, und er ſchwamm ſelig in dieſem tönenden Meere und rief nur:

„O du gütiger, himmliſcher Gott, iſt es denn möglich, daß ein Menſch ſolche Seligkeit tragen kann?“

Und die Nachtigall ſchmetterte laut auf, und aus dem Graſe flogen — wie kleine Sterne — Leuchtkäfer empor und weiter ab glitten Irrlichter leiſe hin und her, wie Geiſter, die den Gräbern entſtiegen. Der Mond aber ſtand ſtill und heilig, wie ein großer göttlicher Gedanke, am Himmel, und der Jüngling — der vor Seligkeit nicht ſprechen konnte — ſchaute nur auf zu ihm und dann wieder in die Augen ſeiner Heiligen. O! er hatte ja endlich gefunden, was er mit namenloſer Sehnſucht ſeit lange geſucht: ein edles, ein großes, ein reines Herz . . . ein Herz, das ihn liebte . . . und dieſe Liebe und ihre Seligkeit mußte ja ewig ſein, wie Gott, . . . denn nie, nie, . . . hatte ihn bis jetzt der

Gedanke: „Gott und die Liebe ſind Eins!“ ſo mächtig, ſo leuchtend, ſo beglückend durchdrungen.

„Und wirſt Du mir ewig treu bleiben?“ — frug das Mädchen.

„Ja!“ — ſagte er feierlich — „denn Gott und die Liebe ſind Eins!“

Buchhändlernoth und Sündenfall.

Jetzt war für den jungen Richter eine neue Welt aufgegangen. Er liebte und wurde wieder geliebt! Und wenn er auch die Angebetete nur ſelten allein ſehen und ſprechen konnte, ſo traf er ſie doch öfter in dem Otto'ſchen Hauſe. Aber auch hier, wo er dann im Doppelfeuer der Liebe und der Freundſchaft glühte, gab es ja eine Sprache der Augen, der Herzen und der Seelen, die ihm und Sophien um ſo ſchöner, tiefer und heiliger dünkte, als ſie ſchwärmeriſch war.

Gewaltig blieb dabei der Einfluß, den dieſe Seelenſtimmung auf die geiſtige Entwicklung des jungen Dichters ausübte.

Die ſatyriſche Schreibart hatte ſeine Gedanken und ſeine Sprache bisher an Wendungen gewöhnt, deren Schärfe und Bitterkeit gar oft mit der Wärme und Milde ſeines Herzens zu ſtreiten ſchienen. Antitheſen und Gleichniſſe wurzelten ſich gleichſam in ſeinem Gehirne feſt, ſo daß ſie ihn ſelbſt in ſeinen Träumen nicht verließen. Alle Ergießungen des Herzens verloren dabei auf ihrem Wege durch den Kopf an Wärme; während ſich ſeine tief innerſte Natur — in ihrer Reinheit, Kindlichkeit und in ihrem ideal-ſchwärmeriſchen Weſen — auf dem ſatyriſchen Schlachtfelde doch im Grunde nicht heimiſch und wohl fühlte . . . noch fühlen konnte.

Da lichteten ſich die Schickſals-Nebel, die den Morgen ſeines Lebens ſo ſehr getrübt und verdunkelt hatten, und die erſten Sonnenſtrahlen einer edlen reinen Liebe fielen warm und ſchön auf ſeinen Weg und in ſein Herz, und weckten eine ernſtere und höhere poetiſche Natur in ihm, die jedoch freilich jetzt noch ſo jung und ſo zart war, daß ſie ihm ſelbſt nur als dunkele Ahnung vorſchwebte, und von der, durch die Umſtände einſeitig ausgebildeten und ſchon rieſenſtark gewordenen, ſpottenden und zerſetzenden ſatyriſchen Laune niedergehalten ward.

Aber etwas ging ſeinem dichteriſchen Gemüthe doch jetzt ſchon — und zwar gerade durch die Liebe zu Sophien geweckt — auf: das Ausſprechen und Geſtalten ernſter Empfindungen und Gebilde. Richter ward ſich mehr und mehr bewußt, daß zwei Weſen in ſeinem Inneren wohnten — das zerſtörende der Satyre und das ſelig aufbauende der Liebe —; ja es kam ihm die Ahnung, daß er nur durch die harmoniſche Ausgleichung beider glücklich und groß werden könne. Richtig erkannte er auch, von ſeinem dichteriſchen Standpunkte aus, daß die Frucht dieſer Verſchmelzung ein unendlich ſchöner und glücklicher Humor ſein werde. Er erkannte es ... noch aber fehlte die Kraft und die Möglichkeit der Verſöhnung und Ausführung.

Mittlerweile verſtrich die Zeit und er mußte nach Leipzig zurückkehren. Er mußte ... denn nur die Freundſchaft zu ſeinem Otto und ſeine Liebe hatten ihn überhaupt der Kleinſtädterei in ſeiner zweiten Heimath ſo lange Trotz bieten laſſen.

Wie ſchmerzlich aber und tief ſchnitt nun der Abſchied von dem Freunde und der Geliebten in ſeine Seele; welche Thränen floſſen aus Sophiens Augen, als Begleiter und zur Unterſiegelung der Schwüre ewiger Treue und Liebe. Zog ſie doch ſogar in der letzten Stunde noch einen Ring von ihrem Finger — er war eigentlich urſprünglich dem Kaufmann beſtimmt geweſen — und ſteckte ihn — als Zeichen der Ewigkeit geſchworener Eide — an des Geliebten Hand.

Der Jüngling aber nahm — ſo ſchmerzlich berührt er auch war — ſcheidend ſeinen Himmel mit: denn er hatte ja längſt ſein Herz zu einem Heiligenſchreine gemacht und das Bild. ſeiner Raphaeliſchen Madonna darin zur Anbetung aufgeſtellt.

Nur noch mehr verklären konnte es die Entfernung; und da ſeine Liebe nur ein fortwährendes Streben nach Verklärung ſeines Inneren, nach Beſſerung und Veredlung ſeiner ſelbſt war, ſo blieb ihm der Cultus unbenommen. Sein Lieben war ein geiſtiges . . . und geiſtig blieb er ja Sophien auch in Leipzig nahe.

Es war Auguſt, als er in der Univerſitätsſtadt und in den „drei Roſen" wieder eintraf und ſein altes Dachſtübchen wieder bezog. Auch Oerthel war von Toepen und dem geneſenen Vater zurückgekehrt und fand den Freund voll der ſchönſten und glänzenſten Hoffnungen. Die Hauptſache war, daß der junge Dichter jetzt ſicher erwartete, ſich nun endlich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus dem Jammerthale der Armuth und des wirklichen Darbens auf die lichteren Höhen des Lebens und zu jenen beſcheidenen und erlaubten Genüſſen aufſchwingen zu können, die für Geiſt und Gemüth ſo reiche und köſtliche Nahrung bieten. Hie und da wenigſtens hoffte er jetzt Concerte und Theater beſuchen und ſich — da ihm der Zutritt in Familien verſchloſſen blieb — wenigſtens an öffentlichen Orten, an welchen die vornehmeren Stände ſich verſammelten, ſehen laſſen zu können. Es galt ja dem eigenen Schliff und jenem, dem Dichter ſo nöthigen, Studium des Lebens und der Menſchen.

Ganz beſonders hoffte er aber auch jetzt, in Folge ſeines literariſchen Wirkens, berühmten und bedeutenden Männern näher zu kommen, um von ihrem Umgange geiſtig gehoben und getragen zu werden. Und befanden ſich denn damals in der ihn anziehenden Sphäre außer Platner nicht auch noch der, als Kunſttheoretiker ſehr geſchätzte Hauptmann von Blankenburg in Leipzig, und der Kreisſteuereinnehmer Weiße, durch ſeine kleinen Dramen und ſeine liebenswürdigen Kinderſchriften berühmt, ſo wie deſſen Componiſt, Hiller, und viele andere Männer von Bedeutung?

Richter's Phantaſie malte ſich dies Alles auf das reizendſte aus! Ja, er ſah ſich ſchon — die ſeligſte Liebe im Herzen, ſeinen Freund Oerthel an der Seite — in dem Kreiſe dieſer Männer. Gott! wie mußte ſich da ſein Blick weiten und ſein Geiſt und ſein Herz . . . und welche Stunden voll hohen heiligen Entzückens, in den Tempeln der Muſen zugebracht, winkten ihm wie leuchtende, duftende Blüthen aus einer höheren Welt. Seine Sehnſucht nach einem ſolchen Leben, das ja — ſeinem bisherigen Daſein gegenüber — wirklich erſt Leben heißen konnte, wuchs von Tag zu Tage.

Und war dies bei einem ſo begabten, ſo empfänglichen Jünglinge nicht ganz natürlich, zumal er mitten in einer Stadt wie Leipzig ſtand? — Die Abweſenheit eines Hofes und einer übermüthigen Ariſtokratie, ſo wie die Unabhängigkeit eines begüterten Kaufmannsſtandes, gaben dem dortigen Leben Sicherheit und Ungebundenheit, während die Univerſität und das literariſche Treiben dem Kaufmanne nothwendigerweiſe theils eine höhere Bildung wirklich mittheilten, theils ein höheres Intereſſe für eine ſolche wenigſtens zur Schau zu tragen zwangen. Die Menge der dort verſammelten Gelehrten, die Aemter, welche ſie zugleich bekleideten, verſchafften — was in einer Handelsſtadt ſo ſelten iſt — dem gelehrten Stande große Achtung. Dabei war die Kunſt das Bindemittel, welches im geſelligen Leben alle Stände einigte. Der Kaufmann aber liebt unter den Künſten beſonders diejenige, die Verſammlungen veranlaßt, in welchen er ſeine Wohlhabenheit zur Schau tragen, durch ſeinen Reichthum glänzen kann, und dieſe Kunſt iſt vorzugsweiſe die Muſik. Nirgends in Deutſchland gab es ja in jener Zeit großartigere Concerte, als diejenigen, welche Leipzig aufzuweiſen hatte, ſo wie denn auch die Kirchenmuſik, durch das reich dotirte Inſtitut der Thomasſchule, an deren Spitze hintereinander Männer wie Sebaſtian Bach, Hiller und Schicht ſtanden, glänzendes leiſtete. In vielen Kreiſen aber — wie gerade bei Platner, Blankenburg, Weiße, Hiller und in ähnlichen Familien — wußte man die Freuden des geſelligen Lebens mit Kunſtgenüſſen, vielſeitigem Wiſſen und poetiſcher Auffaſſung ſo ſchön zu verbinden, daß dieſe Cirkel ſogar eine Berühmtheit erlangten, die in das öffentliche Leben drang.

So hatte auch Richter in ſeiner Dunkelheit und Armuth von dieſem Treiben gehört, ſo entfernt er ihm auch — als armer, unbekannter Student — ſtand. Was er aber davon gehört, ergriff ihn mit um ſo mächtigerer Sehnſucht, als ſeine rege Phantaſie ſich alles noch unendlich poetiſcher ausmalte. Wie in der Sage das Eiſen nach dem Magnetberge mit unwiderſtehlicher Gewalt hingezogen wird, ſo zog es ihn in jene Welt, und ſo faßte er jetzt — in dieſen ſchönen Tagen der Hoffnung und inneren Freudigkeit — den Entſchluß, einen Annäherungsverſuch an dieſe Kreiſe zu machen. Er konnte ja jetzt auch ſelbſt als Schriftſteller auftreten und als reicher Mann dazu: denn der zweite Theil der Grönländiſchen Proceſſe" war eben erſchienen und Voß in Berlin hatte ihm 126 Thaler dafür geſchickt!

Freudig und voll hoffender Seligkeit ſandte der junge angehende Schriftſteller daher ein Exemplar ſeines neuen Werkes an den berühmten Kunſttheoretiker Hauptmann Blankenburg und ſchrieb demſelben mit vor Freude glühender Seele dabei:

Hochgeehrter Herr!

„Der Verfaſſer dieſes Buches weiß ſeine Zudringlichkeit, Ihnen ſich und ſeine geiſtigen Geburten bekannt zu machen, mit nichts als dem Gefühl von dem Werthe

Deſſen zu entſchuldigen, der ſie ihm vielleicht vergeben wird, wenn er aus dem älteren Producte ſieht, daß der Verfaſſer einen Lehrer der Kritik brauche, und aus dem jüngeren, daß er einen verdiene. Hätte ich mir, dem Jahre, Umgang und Vermögen fehlen, durch dieſes gewagte Mittel das Glück verſchafft, Sie dann und wann ſprechen und nicht bloß der Schüler Ihrer trefflichen Schriften ſein zu dürfen: ſo würde ich auch hoffen, mir das größere verſchaffen zu können, welches das Herz mit nichts vertauſcht, mit dem Kopfe nicht einmal . . . Ihre Achtung und Ihre Freundſchaft. Doch ich kürze dieſen Brief und dadurch wahrſcheinlich auch Ihre Langweile ab; an ſeiner Wirkung iſt mir zu viel gelegen, als daß ich ohne die Verunſtaltung einer ängſtlichen Gezwungenheit hätte ſchreiben können.“

Buch und Brief wurden von Oerthel beſorgt. Richters Herz ſchlug der Antwort mit Ungeduld entgegen. Aber ... Tag um Tag verging . . . und . . . es kam keine.

Die Satyre kehrte hier verhängnißvoll ihren Stachel gegen den Autor ſelbſt: Hauptmann Blankenburg hatte ein Buch: „Verſuch über den Roman“ geſchrieben, und glaubte eine Stelle der „Grönländiſchen Proceſſe“ auf ſich deuten zu müſſen. Er hielt ſich verſpottet, durch beißenden Witz verletzt ... und ... würdigte Richter keiner Antwort.

Tief und ſchmerzlich traf dieſe neue Erfahrung das weiche volle Herz des edlen, nach Umgang ſo ſehnſüchtig lechzenden Jünglings; aber es blieb dies nicht der einzige Schlag, der ihn in dieſen Tagen traf, die ſo hoffnungsvoll begonnen hatten. Da ſich durch Blankenburg die Thore der geſellſchaftlichen Welt nicht erſchließen wollten, wandte ſich jetzt der junge, nach Umgang und geſellſchaftlicher Ausbildung ſchmachtende Mann an den Kreisſteuereinnehmer Weiße. Er ſandte auch dieſem ſein Werk und ſchrieb im Drange ſeines Herzens und doch in ſchöner Beſcheidenheit: die Urſache ſeines Schrittes ſei der gewiß verzeihliche Wunſch, den Weg, auf welchem er bis jetzt ſo oft geſtrauchelt, an der Hand eines Kunſtrichters ſicherer zurücklegen zu können.

Weiße vermochte es nun freilich nicht über ſich zu gewinnen, den Jüngling ſo hart wie Blankenburg zurückzuſtoßen. Richter hatte die Freude, daß ihn Weiße, nachdem er das Werk geleſen, zu ſich beſchied, und es mit ihm kritiſch beſprach.

Welche Seligkeit für den Jüngling! ſein, der Hoffnung immer ſo offenes Herz glaubte jetzt endlich den Gönner und mit ihm den Weg in jene Kreiſe gefunden zu haben ... er hoffte abermals von Tag zu Tag ... aber auch abermals vergeblich! Weiße öffnete ihm weder ſein Haus, noch that er ſonſt irgend etwas, den angehenden jungen Schriftſteller zu fördern. Was war der unbedeutende „arme Student“ der vornehmen, ſich in lichten Kreiſen bewegenden Welt?

Wie sich aber zu einem Gewitter Wolken auf Wolken thürmen und anhäufen, so zogen sich jetzt auch um Richter's Haupt die Unannehmlichkeiten wolkenweise zusammen. Voß in Berlin hatte sich über den Absatz der „Grönländischen Prozesse" getäuscht. Satyre ist nicht die Sache eines Jeden, da sie im Geheimen gar oft auf wunde Stellen in der Seele des Lesers trifft, und dem sie schmeckt, wenn er Geschmack an ihr finden soll, Schärfe des Geistes und einen bedeutenden Bildungsgrad voraussetzt. Das Buch ging daher wenig, . . . und Voß schlug den Verlag eines dritten Bändchens aus.

Wunderbar aber war die moralische Kraft und die geistige Elasticität, die in diesem schönen Jünglingsherzen lagen: gerade diese beiden Mißgeschicke schnellten sie zu neuer Thätigkeit empor und entflammten ihren Ehrgeiz. Neue Schöpfungen sollten ihm die Achtung der Welt, den ehrenhaften Eintritt in dieselbe und die freudige Bereitwilligkeit der Buchhändler, seine Werke zu verlegen, erzwingen.

Freilich bittere Kritiken, die jetzt erschienen und seine lieben Kinder hämisch in den Staub zogen, weil ihre Schreiber selbst nicht verstanden, störten ihn nicht. Muthig, freudig, das Herz voll Liebe und Begeisterung zu Erzählen, voll der schönsten, innigsten Freundschaft für seinen Oertel, voll Menschenliebe für Alle, voll Dich-

[illegible], [illegible] als ein [illegible] [illegible] Mensch [illegible] [illegible] als ein großer Mann und [illegible] Schriftsteller [illegible], ging er an ein neues geistiges Schaffen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„[illegible] [illegible] [illegible]!" — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

Und mit solchen Worten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:

„Und wir haben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!"

„Was Duell!" — [illegible] [illegible]. — „[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],

[illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“ — [illegible]

„[illegible]“

„Was kann ich anderes thun, als hier mit den Leipzigern wieder anfangen. Vielleicht ziehen ſie jetzt beſſer, da ich doch ſchon zwei Bände habe drucken laſſen und ſomit bekannt bin."

„Ich hoffe es auch."

„Nur Eines iſt ſchlimm."

„Und das wäre?"

„Meine erſchreckliche Schüchternheit. Hier auf dem Papiere haue ich um mich, wie der Ritter ohne Furcht und Tadel; ſtehe ich aber draußen im Leben und nun gar vor einem Verleger . . . dann iſt es, daß ſich Gott meiner erbarmen ſollte! . . . Ich komme mir alsdann immer wie ein armer Sünder vor, der vor ſeinem Richter ſteht und ſein Todesurtheil erwartet. Ich fühle es ſelber . . . aber ich kann nun einmal nicht anders."

„Und doch muß es wieder verſucht werden. Du mußt ſtreben praktiſcher zu ſein."

„Da ſuche einer das Zeug, wo keines da iſt!"

„Aber was machen?"

„Ich glaube einen Ausweg gefunden zu haben."

„Und welchen?"

„Eine Satire auf mich ſelbſt."

„Werde mir nur nicht ganz und gar zur Satire."

„Das iſt ja ſelbſt eine, die mich ſcharf trifft!" — rief Richter lachend. — „Aber zur Sache. Ich bin da auf eine neue und originelle Weiſe verfallen, meinen

Verlagsantrag anzubringen, damit er die Aufmerkſamkeit der geſtrengen Herren Buchhändler auf ſich ziehe.“

„Nun?“

„Kennſt Du den Buchhändler Hartknoch?“

„Wer ſollte ihn nicht kennen! er iſt ja auch Herder's Verleger.“

„Alſo, . . . zu dieſem gehe ich morgen. Da ich aber nicht wieder über meine Verlegenheit aus einer Verlegenheit in die andere kommen will, ſo habe ich hier einen Brief an Hartknoch geſchrieben.“

„Und dieſen Brief? . . .“

„Ueberbringe ich ſelbſt, und laſſe ihn Hartknoch in meiner Gegenwart leſen.“

Oertel lachte laut auf, dann rief er heiter: — „Das iſt allerdings originell genug! Und darf man vernehmen, was dieſer Dollmetſcher Deiner Schüchternheit Herrn Hartknoch ſagen wird?“

„Gewiß!“ — verſetzte Richter mit munterer Miene. — „Hier iſt er; ich habe ihn in der Zeit, in der Du eben die Abſchrift fertig machteſt, entworfen. Höre!“ — und Richter las: — „Wenn Sie dieſen Brief werden durchgeleſen haben, wird Ihnen der Ueberbringer deſſelben ein Paquet Satyren überreichen, die ich Sie ebenfalls durchzuleſen bitte. Sie könnten ihren Werth zum Theil errathen, wenn Ihnen die Grönländiſchen Proceſſe, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Theilen verlegen laſſen, bekannt geworden. Das Buch, deſſen Probe ich Ihnen hier ſende, wird einen ſtarken Octavband geben, oder beſſer in zwei kleine zerfallen. Ich hätte dieſes, anſtatt ſchriftlich, eben ſo gut mündlich ſagen können: aber Niemand iſt unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Blatte zu reden. Sie können dieſe Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich meinen Brief geſchrieben, ungeachtet ich doch der Ueberbringer deſſelben ſelber bin, der jetzt mit einem ſehr einfältigen Geſichte vor Ihnen ſteht.“

Oerthel und Richter brachen hier auf's Neue in ein ſchallendes Gelächter aus, denn beide hatten Phantaſie genug, die angedeutete Situation lebendig vor Augen zu ſehen.

Und wahrlich! ſie war in ihrer Ausführung komiſch genug!

Furchtſam überreichte Richter dem bekannten, damals gewichtigen Buchhändler und Verleger Hartknoch den Brief und das Manuſcript. Hartknoch nahm beides mit ernſter Geſchäftsmiene ab; legte — den jungen, mit unendlicher Schüchternheit vor ihm ſtehenden Schriftſteller mit verwunderten Seitenblicken muſternd — das Manuſcript neben ſich und öffnete das Schreiben. Jetzt war es aber in der That köſtlich, wie der ernſte Buchhändler ſtaunend las, und der ſchüchterne bleiche Jüngling — wie ein Schatten der Unterwelt vor Minos gefürchtetem Throne — begierig die Phyſiognomie des Leſenden ſtudirte, um den Eindruck zu ermeſſen, welchen der Brief und namentlich ſein Schluß — wo der Briefſteller da ſteht als Briefträger — auf den Mann machen werde, in deſſen Hand jetzt ſein Schickſal lag.

Aber was half es ihm, daß Richter ſich die Ueberraſchung und das Lächeln des ſo am Schluſſe angeredeten Buchhändlers vorher prächtig ausgemalt und gehofft hatte, daß dieſer geniale Scherz ſie beide ſogleich zu Freunden machen und den Buchhändler unbedingt zur Annahme des Manuſcriptes beſtimmen werde; . . . ach! . . . ſeiner ewig hoffenden Seele ſtanden ja noch ſo unendlich viele Täuſchungen bevor!

Hartknoch aber lachte gar nicht. Dem feinen, im Geſetze der geſelligen Zierlichkeit lebenden Manne, — der im Geſchäftsleben vertrockneten und verſtaubten Buchhändlerſeele — hätte ein lächelnder Zug in der eleganten Haut wehe gethan; ſo wie es ihn — den ſtolzen Mitherrſcher im Reiche der Bücherwelt — verdroß, daß ſich ein junger, unbedeutender Schriftſteller einen Scherz mit ihm erlaubt habe. — Wie Jupiter ſchüttelte er finſter die ambroſiſchen Locken ſeiner Perrücke, ſo daß eine Wolke Staubes ſein edles Haupt auf Minuten umgab, . . . ſagte verdrießlich und kurz „Bedaure! . . . Bin ſchon mit Verlagsartikeln überladen!

... Gehen Sie zu kleineren Buchhändlern!" — wandte dem Beſtürzten den Rücken ... und ging.*)

Als Richter ſich wieder auf der Straße befand — er wußte eigentlich nicht recht, wie er hingekommen war, da ihm Scham und Verlegenheit den ruhigen Gebrauch der Sinne wirklich für einen Moment geraubt — ward ihm das Herz unendlich ſchwer, während ihm doch auch zugleich die Galle über dies dünkelhafte und wegwerfende Betragen eines Mannes ſchwoll, der, alles was er war und was er beſaß, Schriftſtellern verdankte. Die ihm angeborene Milde und das ihm nicht weniger angeborene edle ſatyriſche Zornesfeuer lagen ſich einmal wieder in den Haaren und kämpften mit einander, wie Nebelſchichten im Morgengrau. „Vergieb ihm!" — ſagte die Güte — „er iſt gewiß wirklich mit Geſchäften überhäuft und hat ja das Buch nicht geleſen. Auch hab' ich ihn wohl mit meinem Scherze verletzt!" — — „Aber entſchuldigt das ein ſo hartes, unfreundliches und ungerechtes Benehmen?" frug der edel aufſiedende Rechtlichkeitsſinn und der Satyr rief: „Warte nur, wir Autoren gehen anfangs wie Hirſche, denen das zarte Gehörn erſt entſprießt, mit geſenktem Haupte; aber ſpäter, wenn es groß und hart zu ſechzehn Enden ausgeſchoſſen, ſchlägt man heftig damit an die Bäume . . . und ſtößt!“ Aber die Nebelſchichten des Zornes unterlagen doch bald der Sonne der Menſchenliebe, die in ſeinem Herzen wärmer und kräftiger brannte, als in dieſem. Hartknoch mochte ſchon manche traurige Erfahrungen gemacht haben, und . . . gab es denn nicht noch mehr Buchhändler und Verleger?

---

*) Thatſache: „Jean Paul Friedrich Richter." Ein biographiſcher Commentar zu deſſen Werken, von R. O. Spazier, Neffe des Dichters. Jean Paul deutet ſelbſt dieſe, ihm im 28. Jahre begegnete, Szene in ſeinen „Flegeljahren" B. 4. S. 128 an.

Die alte Buchhändlernoth begann nun auf's Neue und brandete wie ein Meer heran; aber der junge Autor hatte ja bereits ſchwimmen gelernt . . . und an Muth und Ausdauer und . . . leider auch an äußerem Zwang, die Bemühungen fortzuſetzen . . . fehlte es nicht!

Aber umſonſt und wieder umſonſt! — Keiner der Leipziger Buchhändler ließ ſich herab, die geiſtigen Schöpfungen des armen, unbekannten Studenten auch nur zu leſen, . . . geſchweige denn zu verlegen.

Er ſchrieb nach Berlin an Nicolai, den bekannten Buchhändler und Schriftſteller, der, als Gründer der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek“ um jene Zeit viel dazu beitrug, die Deutſchen zu gemeinſamem geiſtigen Streben zu vereinigen. Tief erregt ſtellte er demſelben vor: daß er mit der Annahme oder Zurückweiſung des Buches den Hoffnungen eines Jünglings, eines angehenden Schriftſtellers, den das Glück bei jedem Anſcheingen ſchon auf die Seite geſtoßen, das Urtheil ſpräche! . . . Vergeblich! Er erhielt keine Antwort!

Er ſandte an Lichtenberg und Meißner, — von welchen der erſtere damals ſein „Magazin,“ und der letztere ſeine „Monatsſchrift“ herausgab — Aufſätze.

Lichtenberg nahm weder den Aufſatz an, noch ſchrieb er zurück, und . . . auch Meißner that nichts!

Wie mit tauſend hölliſchen Echo's klang es überall zurück: . . . Nichts! . . . nichts! . . . nichts! . . .

Aber das Schlimmſte blieb, daß während dieſer wiederholten Verſuche, ſein Buch an den Mann zu bringen, das Honorar für den zweiten Band der „Grönländiſchen Proceſſe,“ bei noch ſo großer Einſchränkung, längſt unter den Händen des jungen Mannes verſchwunden war. Abermals kehrten Armuth und Noth auf dem kleinen Dachſtübchen in den „drei Roſen“ ein; — ja ſie wuchs von Woche zu Woche, und mit ihr ſchoſſen die Schulden — ſelbſt für den nöthigſten Unterhalt — wie Pilze auf. Jetzt war die Armuth des Jünglings wieder eben ſo groß, als vor dem Beginn ſeiner Schriftſtellerlaufbahn, aber um ſo fühlbarer und ſchmerzlicher, als alle die vielen, ſchönen, himmelhoch aufgethürmten Hoffnungen ſeiner poetiſchen Seele, ſeines liebenden Herzens, ſeiner ſchwärmenden Phantaſie, wie leichtgebaute Kartenhäuſer ſchmählich zuſammenſtürzten. An eine Unterſtützung von zu Hauſe war nicht zu denken, und . . . auch Sophiens Briefe wurden ſeltener, kürzer . . . und . . . kälter.

Schon längſt wäre er daher gezwungen geweſen, Leipzig — an das er ſich immer noch feſt anklammerte, von dem er ſich nur durch die höchſte und letzte Noth vertreiben laſſen wollte, und wo er einzig und allein eine endliche Realiſirung ſeiner Hoffnungen erwartete — gänzlich zu verlaſſen und in dem Wohnhauſe ſeiner Mutter in Hof wenigſtens gegen Froſt und Hunger Schutz zu ſuchen: wenn ihm nicht das frühere Bezahlen ſeiner Schulden einen neuen und längeren Credit bei ſeinem Haus- und Speiſewirthe verſchafft gehabt hätte.

Dieſen Credit entſchloß ſich der beinahe zur Verzweiflung gebrachte Jüngling zu benutzen, um wenigſtens noch bis zur Michaelismeſſe in Leipzig bleiben und dann ſein Buch verkaufen zu können. O Himmel! er fühlte ja eine herrliche ſchriftſtelleriſche Begabung in ſich . . . er fühlte, daß er *nur als Schriftſteller* glücklich werden könne . . . er wußte, was für ihn darauf ankam, in Leipzig bleiben zu können . . . war es da nicht natürlich, daß er ſich, wie ein Ertrinkender, an die letzte Hoffnung anklammerte?

Mächtig freilich hob ihn noch immer ſeine ſtille, verſchwiegene Liebe zu Sophien; — mächtig die treue, innige, zarte Freundſchaft zu Oerthel; — hoch und gewaltig ſein felſenfeſtes Hoffen . . . aber . . . die ſchwarze Schlange der Hypochondrie zeigte ſich doch ſchon in einſamen Stunden und kroch, wie ein finſterer Drache, immer näher und näher heran. Aber wie ſie wuchſen, die ſtillen Bekümmerniſſe, die ſchon ſo früh das Leichentuch der Entſagung über ein ſo junges Leben zu breiten begannen, und ſeine Luſt einſargten, ehe ſie geboren ... wie ſie wuchſen dieſe Bekümmerniſſe, wuchs auch in des jungen Mannes Seele die Kraftfülle eines männlich ſtarken, edlen Geiſtes.

Einſam auf ſeinem Dachſtübchen, gepeinigt von Froſt und Hunger, ſaß er oft, wenn der Beſuch der Collegien den Freund von ihm entfernte, und richtete ſich in großen, ſchönen Gedanken auf, und ſtrebte ſich, im Niederſchreiben derſelben über die ſchmerzhafte Gegenwart zu erheben. Es war ſein „Andachtsbüchlein“, was er hier ſchrieb, und in welchem er ſich in der Vernunft, der Tugend und ſeiner beſonderen Pflicht Troſtgründe gegen den Schmerz und das Fehlſchlagen ſeines Lebens aufzufinden und vorzuhalten ſtrebte.

Da ... plötzlich! ... ſchrillte ein noch ſchärferer Mißton auf, als bisher; ... ſollte ſein Schmerz gewahren, daß es noch rieſigere Schmerzen im Leben gebe!

Es traf ein Brief von Sophien ein, in welchem ſie beklagte, daß ſie von ihrer Mutter zu einer Heirath gezwungen werde, die ihrem Herzen zuwider; daß ſie aber als gutes Kind gehorchen müſſe. Zugleich forderte ſie ihren Ring zurück, da die Mutter denſelben zu ſehen verlange.*)

Richter war in Verzweiflung: er konnte, er wollte nicht glauben, was er geleſen! War das die ihm ſo heiß geſchworene Liebe und Treue? War das die Ewigkeit derſelben? ... Nein! nein! nein! dies reine, edle, ſanfte Mädchen, deſſen Raphaeliſches Madonnenbild noch hoch aufgerichtet auf dem Altare ſeines Herzens ſtand, konnte ſo nicht handeln!

Das Schickſal konnte ihm ſo nicht eine der letzten Stützen rauben, die ihn aufrecht hielten; es konnte ſein Ideal nicht mit ſo rohen Schlägen zertrümmern ... die Seligkeit ſeiner Liebe nicht unter der Aſche ſeines Herzens begraben! ... nicht in Lug verkehren, was ihm höchſte, himmliſche Reinheit, Tugend und Sporn zur Tugend geweſen.

Und doch war es ſo; aber nicht das Schickſal hatte ihn getäuſcht, ſondern ſein noch zu kindliches, unerfahrenes Herz, das Ideale geſehen, wo nur ein lieblicher Schein weibliche Schwäche barg, wie im feuchten Moos und Graſe, der leuchtende Phosphorglanz den kleinen unſcheinbaren Wurm.

---

*) Thatſache.

Schon am anderen Tage zeigte Freund Otto ihm an, daß Sophie ſich mit einem jungen Kaufmann in Hof — einem Menſchen ohne Geiſt und Gehalt, aber ſchönem Vermögen — bereits verlobt habe, und in kurzer Zeit nach einer benachbarten Stadt ziehe.

So lag er denn eingeſunken und zerſchmettert, der ſchöne, ſtolze Tempel der Liebe . . . und . . . über ſeine zertrümmerten Götter fuhr ein unendlicher, ein namenloſer Schmerz!

Richter ſandte den Ring zurück . . . und mit ihm ſein letztes Glück. Sein Brief aber ſchloß mit den Worten:

„So will ich Dich denn ſo ſtill verlaſſen, wie man das Grab derer verläßt, die man liebte, und . . . nimmer lieben kann. Du, die Du mein Ideal warſt, entziehſt mir Deine Liebe, aber doch nicht Dein Bild, das in meinem Herzen länger dauern wird, als jene in Deinem; kannſt Du doch die reinen heiligen Freuden nicht zurückfordern, die ich mit Dir genoſſen habe, und welche die Erinnerung mir täglich wiedergiebt. Für mich iſt die Liebe ein Anderes: und gäbe es eine Ewigkeit fortſteigender Beglückung, was wäre ſeliger als Liebe? Lebe wohl, . . . lebe ewig wohl! O wär' ich ein Stern, ich wollte Dir leuchten; — wär' ich eine Roſe, ich wollte Dir blühen, — wär' ich ein Ton, ich dräng' in

Dein Herz; — wär' ich die Liebe, die glücklichſte, ſeligſte, ich bliebe darin; — ja wär' ich ein Traum, ich wollt' in Deinen Schlummer ziehen, und der Stern, und die Roſe und die Liebe und Alles ſein . . . und . . . verſchwinden, wenn Du erwachſt!"

Die Flucht.

Ein kalter, nebliger Novembertag neigte ſich ſeinem Ende zu. Die Dämmerung war ſchon frühe angebrochen und trug, auf ihren weit ausgeſpannten grauen Flügeln, die ſtille Nacht langſam der Erde zu. Dächer, Häuſer und Straßen waren naß angeſchlagen, und die Vorübereilenden fühlten mit Unbehaglichkeit die Feuchtigkeit der Luft durch alle Verhüllungen dringen. Faſt überall zeigten ſich daher auf den Straßen verdrießliche Geſichter, während in den, meiſt noch unerleuchteten Zimmern die Menſchen langweilig gähnten und ſehnlichſt den Winter mit ſeiner entſchiedenen Kälte herbeiwünſchten, in deren Folge doch Gemüthlichkeit im Hauſe und Freude außer demſelben einkehren. Jetzt aber war es ſo recht eine Zeit der Halbheit, die immer und in jeder Beziehung peinlich zurückwirkt; und wie das Wetter aller Energie entbehrte, ſo lähmte es dieſe auch in den Menſchen. Ein Gewitter erfriſcht die Erde und den Menſchen zugleich und hebt und richtet ihn kühn empor; — ein ſtarker kräftiger Regen erfreut, ſchon durch den Gedanken an den Segen, den er bringt; — Kälte, Schnee und Eis geben uns Friſche und Kraft . . . aber trübes, naßkaltes Novemberwetter verſtimmt uns, macht zu jedem kühnen Entſchluſſe unfähig und zeigt uns das dunkle Geſpenſt der Melancholie, das uns alsdann auf Tritt und Schritt nachſchleicht . . . am Tage, . . . am Abend, . . . in der Nacht, . . . ja ſelbſt bis in das ſtille Reich der Träume.

Und Dämmerung und Nebel und ein ganz gleichmäßig dunkelgrauer Abendhimmel ſchauten eben auch melancholiſch in das kleine, beſcheidene Dachſtübchen in den „drei Roſen“ in der Petersſtraße zu Leipzig, das der Student Johann Paul Friedrich Richter bewohnte.

Aber in dem Stübchen ſah es wunderlich aus! . . . Licht brannte keines. Feuer befand ſich auch keines in dem kleinen Ofen. Der armſeligen Möbels waren nur wenige da, und dieſe ſtanden wie einſam und verlaſſen. Kein Laut ließ ſich vernehmen . . . und doch ſaß vor dem Tiſche der studiosus theologiae Richter, . . . und unter dem Stuhle lag der Spitz. Aber der Student ſprach nichts, ſondern ſtarrte nur — den Kopf auf die beiden Arme geſtützt — vor ſich auf den Tiſch; . . . und der Spitz . . . knurrte nicht, ſondern ſchaute nur mit ſeinen Augen, treuen Augen ſeinen Herrn trübe an, als theile er den Kummer, der in deſſen Seele Platz gegriffen.

Auf dem Tiſche aber lag eine alte Perrücke mit einem mächtigen Zopfe . . . und über einem daneben ſtehenden Stuhle hingen Kleidungsſtücke, d. h. eine lange dicke Halsbinde, wie ſie um jene Zeit und in jener Gegend die Fuhrleute im tiefen Winter tragen; ein Ueberrock, der ohne Zweifel die Welt vor einem halben Jahrhundert begrüßt, in der letzten Zeit aber Oerthel bei der Kälte als Vervollſtändigung des ſchlechten Bettes gedient hatte und ein dreigeſpitzter Hut. Auch ein kleiner, aber vielgeflickter Koffer befand ſich in dem Gemache. Er ſtand in einer Ecke, und, wie es ſchien, mußten die wenigen Habſeligkeiten des Studenten in denſelben gewandert ſein, denn in der ganzen Kammer ſah man nichts mehr von dergleichen . . . nicht einmal ein Buch mehr auf dem Bücherbrette . . . wenn überhaupt bei der bereits eingebrochenen tiefen Dämmerung, hier noch vom „ſehen“ die Rede ſein konnte.

Alles ſchwieg. Endlich ſeufzte der Jüngling tief auf und flüſterte, ohne den Kopf zu erheben, wie in Verzweiflung vor ſich hin: „Ich kann nicht! . . . es iſt mir unmöglich! . . . ich bring's nicht fertig!“

Abermals trat eine lange Pauſe ein.

„Und doch?“ — ſagte Michael jetzt traurig — „was bleibt mir anders zu thun übrig? . . . Ich habe die letzten Verkaufs-Verſuche mit meinem Manuſcripte auf der Michaelismeſſe gemacht; . . . habe redlich gethan, was ich konnte . . . Breitkopf, der reiche Breitkopf mit ſeinem bedeutenden Verlage, hat mir geantwortet: Er befaſſe ſich mit belletriſtiſchen Verlagsartikeln nicht! . . . und Dyk, der doch ſelbſt Schriftſteller und Verleger iſt: Er beſchäftige ſich ausſchließlich mit Ueberſetzungen und huldige nur dem franzöſiſchen Geſchmack.“

Wieder ward es todtenſtille in der Dachſtube, nur der Spitz knurrte leiſe den Worten ſeines Herrn nach, als hätte er ſie verſtanden und wolle ſeine Verachtung derjenigen Menſchen kund geben, die dieſen ſo kalt und ſo hart zurückſtießen.

Da ſchlug es vom nahen Thurme ſechs Uhr.

„Wo nur Gottlieb bleibt!“ — hub der junge Mann jetzt wieder an, noch immer unbeweglich ſitzend, — „gewiß hat er keinen Platz mehr auf dem Poſtwagen erhalten! . . . Er iſt doch ein gar treuer, edler Freund . . . o Gott! wie ſoll ich ihm nur all' die Liebe und Freundſchaft vergelten, die er mir bewieſen? . . . vermag ich's armer Teufel denn? . . . Ja, wenn er ſich entſchließen wollte, daß ich ihn retten . . . und . . . für ihn arbeiten könnte! . . . Aber, das thut er ja nicht. Aber er weiß gar nicht, was er mir in dieſen trüben Zeiten, die wir zuſammen in Leipzig erlebt, geweſen. Freundſchaft iſt ja ein hohes heiliges Heiligthum, das ſein ſtrahlendes Licht weit aus über das weltbrauſende Meer des Lebens wirft, . . . ein ſicherer Leiter in ſchönen ſtillen Nächten, . . . ein Troſt, ein Licht, ein Retter, wenn Stürme brauſen und unſer Lebensſchifflein ſchwankt und Stranden droht durch die Klippen des Unglücks rings! . . . Ach! ich kann Ihm mit nichts danken, als mit meiner Gegenliebe. — Wie aber will ich ihn auch lieben, für mein ganzes Leben! . . ."

In dieſem Augenblicke kamen raſche Tritte die Treppe herauf, die Thüre öffnete ſich und [illegible] trat athemlos ein.

„Hier!" — rief er ſchnaufend und warf ein Papier auf den Tiſch — „hier iſt der Paſſirſchein nach Hof. Aber was Teufel!" — unterbrach er ſich jetzt ſelbſt und blickte ſich, den Dienſtſchein wegen, zu Michael nieder, um dieſen näher zu beſchauen.

„Haſt Du denn den alten Rock noch nicht ausgezogen und dich in den neuen geſchlüpft?"

„Lieber . . .?" — ſagte Michael.

„Wahrhaftig!" — fuhr jener faſt unwillig fort — „da liegt noch Perrücke und Hut . . . und da hängen noch die Kleider!"

„Ich kann nicht!" — ſeufzte Michael.

„Du kannſt nicht? und warum?"

„Warum? Warum? es iſt gegen mein Gewiſſen! . . . es iſt eine Sünde ein Betrug, . . . ich kann nicht hineinſich durchgeben ... und ... Schulden zurückgelaſſen!"

„Haſt Du denn nicht vor, die [illegible] anderen Hauswirthe, Kleinert, wieder zu bezahlen?"

„O gewiß! gewiß! ſo wahr mir Gott helfe und ſobald ich nur mein Buch verkauft habe!"

„Alſo!" ...

„Aber wo iſt doch [illegible]?" — [illegible] Wichern, der jetzt aufgeſprungen war und mit großen Schritten, bleich wie der Tod, in der Kammer auf- und abging. — „Dich, Freund meiner Seele, der [illegible] wie ein [illegible] und [illegible], wie mit der [illegible] des jüngſten Gerichtes, ob ich [illegible], thu's nicht! ... thu's nicht!"

Cordel machte jetzt in der That über die [illegible] ſeines Freundes [illegible].

„Du biſt wieder überſchwenglich!" — ſagte er dabei. — „Sollte man nicht glauben, Du hätteſt einen Mord oder einen Raubanfall vor?"

„Cordel!" — rief Wichern [illegible] und im Tone des Vorwurfs, während ſeine Blicke plötzlich mit tiefer Milde [illegible] — „ſiehſt Du, in welche Weiſe von [illegible] Du mich bringſt!"

Cordel lachte laut auf, dann ſagte er: — „Du biſt ein ſchöner, lieber Kerl, Wichern, aber ..."

„Er lieſt meinen Charakter, meinen [illegible] gefühlt entgegen!" — ſchloß der junge Dichter im vollſten Ernſte.

„Aber was iſt denn das eigentlich, was Du vor haſt?" — ſagte Oertel jetzt ruhig. — „Du willſt als ächter Student, auf ſcherzhafte Weiſe . . ."

„Ja, ſo dachte es mir auch anfangs; jetzt aber . . ."

„Auf ſcherzhafte Weiſe" — fuhr Oertel ruhig verſtellend fort — „nach dem nahen Hof durchbrennen, weil der Wirth nichts mehr borgt und Du, für den Augenblick, Deine Schulden nicht bezahlen kannſt. Aus Hof ſchreibſt Du ihm entſchuldigend und verſprichſt Dein Ehrenwort, daß er der Erſte ſein ſoll, der von dem nächſteingehenden Honorar bezahlt wird."

„Alles gut, aber . . ."

„Haſt Du ihn nicht ſchon öfter auf dieſe Weiſe zufriedengeſtellt und redlich bezahlt?"

„Ja, aber . . ."

„Nun, ſo wird Dir, der ehrlichſten Haut, die die Welt trägt, der Philiſter auch diesmal trauen und über den Studentenſtreich lachen."

„Glaub's nicht! . . . und . . . ehrlich iſt es auch nicht!"

„Aber, beim Himmel!" — rief Oertel, — „was begehſt Du denn anderes, als daß Du Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehſt, welchen abzuhelfen außer Deiner Macht liegt!"

„Das ſollt' ich eben vernünftigerweiſe nicht thun!"

„Nun denn!" — rief Gotthold ärgerlich — „ſo bleibe!"

Aber jetzt war es wirklich köſtlich, wie ſich der Kampf einer naiven, [illegible] Ehrlichkeit mit der Angſt, die der reine unbeſcholtene, kindliche [illegible] vor Schulden und deren Folgen hatte, auf ſeinem Geſichte malte.

Gotthold vermochte es, trotz der einbrechenden Dunkelheit noch zu gewahren, und unwillkürlich fühlte ſein Herz die innigſte Liebe zu dieſem edlen, kindlichen Menſchen, während ſich ein Lächeln in ſeine Züge drängte.

„O Gott!" — rief [illegible] dabei in wirklich komiſcher Verzweiflung — „ich muß ja, leider! Leipzig verlaſſen?"

Daß die Vorſtellung ſeiner Schulden — über deren Unbedeutendheit ein Anderer gelacht hätte — wurde mit einemmale ein ſo großes Schreckbild für ihn, daß es die Einbildungskraft des noch ſo ſehr kindlichen und unerfahrenen Jünglings mit den ſchwarzen, geſpenſtiſchen Bildern von Gefängniß, Schuldthurm, Gerichten, Galgen und Rad ängſtigte.

Gotthold entging die Angſt nicht, die jetzt in der jammernden Seele aufgeſtiegen. Raſch benutzte er daher die innere Bewegung und rief: — „Alſo luſtig an's Werk. Jetzt machſt Du . . . den [illegible] . . . den Kopf aus deinem Kiſſen . . . ziehe Dich jetzt ſchnell an. Ich [illegible] während deſſen in der [illegible] ſeit Deinem kleinen Koffer vor das Thor, wo der Poſtwagen vorüberkommt . . . Du ſiehſt mir [illegible] noch, — es kennt Dich ja in Hoſe und Perrücke keine menſchliche Seele — . . . und erſcheint dann der Wagen, ſo ſteigſt Du ein und fort geht es . . .“

Hier aber vernahm man [illegible] plötzlich, beim „[illegible]“, den Dieb, hatte ſich raſch auf die Hinterpfoten erhoben, ſah den Kopf, ſpitzte die Ohren und bellte laut an.

Beide Freunde erſchraken zum Tode. Wer konnte jetzt und in dieſer Stunde zu ihnen kommen? Wer anders, als der Wirth!

„Herr Gott!“ — rief Michel — wie ein armer Sünder, dem die Verfolger dicht auf ſeiner Spur waren, an Arm und Bein zitternd — „wenn das [illegible], unſer Hauswirth, wäre!“

[illegible] aber wußte Schweigen und rief ihm leiſe zu: „Pfeife! Pfeife! . . . ein luſtig Stück!“

Michel verſuchte es, während der Freund in der Eile Perrücke, Hoſe, Hut und Kleider unter dem Kiſſen und Bette barg; . . . aber das Pfeifen wollte nicht gehen; . . . aus dem geſpitzten Munde Michel's kam kein Ton, da ihm die Lippen vor Schreck und Verlegenheit ausgegangen. Mittlerweile hatte inzwiſchen [illegible] mit Blitzesſchnelle auch dem kleinen Koffer einen [illegible] Aufenthalt verliehen, ſo daß er weit unter das Bett ge-

[illegible]. Mit einer [illegible] [illegible] Bewegung [illegible] er ſich [illegible] auf den Tiſch und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], die Beine [illegible] [illegible] nach [illegible].

Da klopfte es leiſe an die Thüre; [illegible] [illegible] [illegible] er und [illegible] [illegible] ein „Herein!" [illegible] aber halb auf ſeinen Lippen [illegible]; wenn [illegible] [illegible] ſein Vorhaben [illegible] hätte, er würde ſich zu Tode [illegible] haben.

Aber nicht der Wirth trat ein, ſondern die [illegible] Figur der Wirthin war es, welche die Thüre öffnete und ſich hineinſchob.

Die [illegible] [illegible] war [illegible] [illegible]; wußte doch die gute Frau [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] Buch [illegible] auf dem [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] am [illegible] [illegible]? Aber er [illegible] in ſeiner Verwirrung [illegible], [illegible] daß er jetzt [illegible] [illegible] [illegible] gemacht, und [illegible], daß ſich der [illegible] „[illegible]" [illegible] und [illegible] ſo nicht [illegible] die [illegible] [illegible] hatte, daß nicht [illegible] der Thüre [illegible] [illegible] und ſeinen Schritt weiter zu thun wagte.

Die Wirthin aber ſchien [illegible] [illegible], als ſie ihren jungen Miethsmann nicht allein, ſondern in der Geſellſchaft [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] ſah.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wie sie an dem Faden ihres Gejammers sein ganzes Ge- [illegible] [illegible] [illegible] und zu Tage brachte.

Leise schob er dabei seine Hand bis zu Wichter's Arm vor und [illegible] [illegible], so oft er den Mund aufthun wollte, um, für jeden Preis, eine Herzenserleichterung mit [illegible] [illegible] zu vermeiden. Als aber die Wi- [illegible] [illegible] über eine Perrücke, bei welcher sie mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], noch gar [illegible] in [illegible] [illegible], was Alles [illegible]. [illegible] [illegible] sich [illegible] mit seinen [illegible] von [illegible] sich in den [illegible] [illegible], als wollte er ihn nie mehr lassen. [illegible] [illegible] sich, von [illegible] [illegible] und dem [illegible] des [illegible] [illegible] überwunden, bei [illegible] [illegible], [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible] ergriffen, als von dem eigenen — „Nein, nein! ich wäre ja ein schlechter Mensch, wenn ich jetzt noch . . .“

Aber in [illegible] Augenblicke fing „[illegible]“ [illegible] [illegible] zu [illegible] und zu [illegible] an, [illegible] der Wirth — [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] — [illegible] und [illegible] die Treppe herauf- [illegible], und schon von weitem mit [illegible] Stimme schrie:

„[illegible] [illegible]! Was ist das wieder für ein [illegible]! [illegible] [illegible] zu [illegible]? Wenn der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tagen nicht zahlt, bring' ich ihn vor's Recht! Das ist [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!“

Kann denn aber auch Winter in den Sommer der Wonne ſchwelgen, und in einen Sommer blühende, duftende, leuchtende Herrlichkeit, voll Blüthen und Blumen, in Gebilden und ſchönſter Weiſen verwandeln? Kann das Lamm, wie durch Zauber, zum Löwen werden? und ein Menſch, der eben noch bei Anderer verzweifelten, ja erbrochenem Unglück, ſeines vergißt, das erdrückend auf ihm laſtet, und der voll Edelmuth ſich ſelbſt dem Verderben preisgeben will, um nur geliebte Herzen nicht noch mehr mit Sorgen zu belaſten und zu bedrücken, . . . kann der plötzlich, wie von einer giftigen Schlange geſtochen, aus ſeiner ungewöhnlich milden Stimmung in eine ſo erdrückende Lebens[illegible], daß er ſein Weſen umdreht, wie Sommer in Winter, wie Lamm in Löwe?

Ja, er kann es! und Wüthen thut es! . . . bei den beleidigenden Worten, die der trunkene Wirth — nicht gegen ihn, das hätte er gern vergeben — wohl aber gegen den geliebten, ſo hoch verehrten, im Grabe ſchlummernden Vater, gegen die theure Mutter und ſelbſt gegen den längſt in Frieden geſchiedenen frommen Großvater, der ihn einſt geſegnet, geſchleudert! Weg — wie vom Zauberwinde weggeweht — war ſeine milde, ſelbſt ſeine ſchmerzliche Stimmung. Hoch und beſtimmt trat er dem Wirthe mit dem Stolze unverletzter Ehre und dem Bewußtſein inneren Werthes entgegen . . . und . . . wies ihm die Thüre.

Weinert aber wich verblüfft über die Energie zurück, die er hier so unerwartet gefunden; während die neue Gattin — die aus verschiedenen Gründen keinen wirklichen [illegible] mehr haben wollte — ihn sehr [illegible] zur Treppe … und … hinunter [illegible].

Unterdessen war jetzt wieder der Minister in dem [illegible] Taubhäuschen ein. Der „[illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible].

Kaum aber waren die letzten Tritte auf der Treppe verhallt, als Dorothea [illegible] auf- und dem Prinzen mit dem [illegible] um den Hals fiel: „Mensch! was hast Du denn gemacht!"

[illegible] aber konnte nicht antworten. Der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in Zorn und heiliger Indignation.

„Nur nun!" — rief Dorothea [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aus dem [illegible] [illegible] — „und nun, [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] genug und die höchste Zeit, … [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] Weinert und seiner Frau [illegible] haben!"

„Ja!" — sagte [illegible] [illegible] und [illegible] — „[illegible] gehe ich."

Aber er kam [illegible] [illegible] [illegible], so [illegible] Dorothea sich [illegible] [illegible], den [illegible] [illegible] Hans [illegible] und hinaufsetzt und ihm die Perrücke mit dem Zopf über den Kopf [illegible].

Michen hatte [illegible] [illegible], einmal bei dem Gedanken, daß nun der Zopf — gewissermaßen mit [illegible] [illegible] für seine bisherige Entthronung — bei dieser, wie ihm dünkte, schimpflichen Flucht, wieder bei ihm zur Herrschaft komme . . . und bei der erneuten Erinnerung an die Flucht selbst.

Aber Gottlieb's Entschlossenheit und Michen's [illegible] Resignation ließen kein Schwanken mehr zu, und in wenigen Minuten hüllte der alte Winterüberwurf des alten Gottlieb's — des Letzteren bisheriger Nacht-Winter-[illegible] — den [illegible] [illegible] von den Fußknöcheln bis zur Nase ein. Die [illegible] [illegible] machte ihn völlig unkenntlich und den [illegible] [illegible] das Ganze; so daß keine Seele auf Gottes weitem Erdboden unter dieser Vermummung den [illegible], schmächtigen Schneiderling Michen, [illegible] [illegible] [illegible] Zwischenstufe, wieder erkannt haben würde.

„Nun zage ich nicht!" — rief Gottlieb, bei dem Anblicke des wohlvermummten Freundes lächelnd, — „ich [illegible], wie [illegible], mit dem Koffer voraus . . . in zehn Minuten ungefähr folgst Du mir . . . an dem bewußten Plätzchen vor dem Thore treffen wir uns dann wieder . . . mit den [illegible] Hoffnungen [illegible]!"

Und mit diesen Worten verschwand Gottlieb, den Kafden Koffer unter dem Mantel, und glitt leise die Treppe hinab.

[illegible]

[illegible]

dieſen Gedanken eine unendliche Wehmuth und ein unendliches Trennungsgefühl verdüſterte, auch den Augen Thränen entlockte? . . . Er war ja allein mit ſeinem treuen Hund, . . . und der verſtand nichts — er hatte ja in ſtiller Wehmuth ſeinen Herrn immer anblicken, den Schwanz zwiſchen die Beine genommen — und anſprechen war's ja ſo traurig, daß Herr und Hund ſich [illegible] [illegible] laſſen.

Ach! mit der Trennung von dieſen kleinen [illegible], [illegible] er ja auch Leipzig Adieu. — Leipzig! . . . Leipzig! der [illegible] mit allen ſeinen [illegible], . . . von ſeiner alten gewaltigen Stadt, . . . der Metropole des Buchhandels, . . . und . . . einem nicht unbekannten Schickſal ſeines jungen Lebens . . . und . . . ſo war, das Glück [illegible] [illegible] [illegible], und ſich [illegible] [illegible] ſo [illegible] gegen [illegible] [illegible], bei ſeinem armen, armen [illegible] . . . [illegible].

„O Gott!“ — rief er ſchmerzlich aus und [illegible], und drückte beide Hände vor die Augen und weinte bitterlich. Ach! er fühlte es, welche [illegible] und [illegible] und [illegible] in ſeinem [illegible] [illegible] . . . und . . . daß ſich der [illegible] Weg [illegible], [illegible] der Menſch zu [illegible] [illegible] — und all ſeine [illegible] an Liebe und geiſtiger [illegible] — zu [illegible].

Plötzlich hörte er ein tiefes melodiſches Summen und Brauſen. Es war die Orgel der nahen Kirche, und auf den Schwingen der gewaltigen Töne wiegte ſich leiſe und innig der Geſang eines ihm wohlbekannten Kirchenliedes:

„Ach! wann wird das Licht erſcheinen,
Deſſen Glanz mich einſt erquickt?
Wann das Auge nicht mehr weinen,
Das ſich noch zum Himmel bückt?

Schwer iſt's, wenn nach [illegible] zu ringen,
Wenn die Laſt die ſchwerer wird;
Wenn, was Lieb' und Luſt [illegible],
Sich der Blick in Nacht verirrt.

Wenn entflieht das blühnde Leben
Keine Freude Troſt mehr giebt;
Wenn die Augen nicht mehr Thränen
Und der Mund nicht Worte hat.

Laß mich Einen Strahl noch ſehen,
Zu erhellen meinen Weg,
Höre gnädig auf mein Flehen,
Und dann [illegible] den [illegible] Steg!“

War er der [illegible], als ob das Verlangen der langen [illegible] Kindheit ſeine [illegible] Wünſche erfreute und ihn hinüber zu ſich winkte? Wie oft hatte ſein Vater — wenn auch ihn der Kummer niederdrückte — dieſen Choral geſpielt …; und nun [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] nach der kleinen Dorfkirche zurückzuführen?

„O Leipzig! Leipzig! du liebe, traute Heimath, du Wiege meiner Kindheit, mit deinen Gärten voll Morgenroth und Abendgluth, sollst du denn nicht mehr dein [illegible] Kind, auch wenn ich mich jetzt [illegible]?“ — rief er traurig und [illegible]. — „[illegible] mir in Hof nicht eine treue, gute Mutter und ein lieber Vater? [illegible] kann ich nicht dort arbeiten und schaffen, wie hier? und [illegible], wo meine Wiege stand, und wo [illegible] mir jetzt die [illegible] meiner Kindheit — [illegible] die [illegible] Jugend — [illegible]?“

Und er umarmte [illegible] die [illegible] und rief: — „Lebt wohl, Leipzig! lebt wohl, [illegible] [illegible] ... Ich will es [illegible] machen, [illegible] große [illegible] ... und [illegible] ... mein [illegible]!“

Und er [illegible], doch froh und [illegible], [illegible] und [illegible]. Der [illegible] — [illegible] einem [illegible] an der [illegible] — auf dem [illegible].

Aber, du Himmel! wie ganz [illegible] die alte Stadt [illegible] ... [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] z. B. [illegible] Hof, [illegible] [illegible] noch einen fremden Namen angenommen.

Endlich [illegible]

[illegible]

Noch einmal [illegible] die Freunde in den Armen; … [illegible] Wagen, … [illegible] … [illegible] … [illegible] Hof, [illegible] … und … [illegible]

Das Magiſterlein.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Jüngling [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

Lupus in fabula.

„Holla, ho!“ — rief Oerthel — „das iſt ein Tag der Freude und der Seligkeit!“ — und er umarmte Richter und Otto, die, auf ſeine Aufforderung hin, mit ihm in Hirſchberg zuſammengekommen und eben eingetroffen waren. Wollten doch die drei Jünglinge heute — bevor Oerthel wieder nach Leipzig zurückkehre — in dem großen herrlichen Tempel der Natur ſo recht aus vollem Herzen einen Feſttag der Freundſchaft feiern.

Und wie glühte Richter vor Seligkeit, als er Oerthel an ſein Herz drückte; . . . Oerthel, den treuen, edlen Freund, der ihm — auf ſeine erſte Antwort hin — in dieſen Tagen der Noth wieder zum ſtillen Helfer und Erlöſer geworden und den, an den Jammer und den Staub der Erde Geketteten, frei und flügge gemacht hatte. Otto wußte nicht, was vorgegangen, aber er ahnte es und beneidete Oerthel um dieſen ſchönen ſtillen Freundſchaftsdienſt.

Darin aber iſt ja gerade die göttliche Natur echter

Freundſchaft begründet: daß ſie das eigene Glück nur in dem Glück des befreundeten Herzens ſucht, und den ſchönen Wettkampf, um Ueberbietung in Liebe und zartem Zuvorkommen, zu dem Pulsſchlage des eigenen Daſeins macht. Mit der Tiefe und Innigkeit des Gefühls hängt dann zugleich das Geheimnißvolle zuſammen, in welches ſich Freundſchaft und Liebe ſammt ihrem ſtillen Wirken ſo gerne hüllen. Wir beſorgen Entheiligung derſelben durch Lautwerden und ſchließen ſie leiſe und vorſichtig in unſer Herz ein, wie man die Pforten der Tempel und Kirchen ſchließt . . . vor dem Lärm und Getriebe der profanen Welt.

Aber welch' ein Tag ging nun auch in dem ſchönen Hirſchberger Park den drei Freunden auf.

Oerthel, dem die Tante hinter dem Rücken des geizigen Vaters manches zugeſteckt, hatte — denn es ſollte einmal wie im Olymp hergehen und geſchwelgt werden — für kalte Speiſen und einen hübſchen Flaſchenkeller geſorgt. Ein friſcher, rothbäckiger Bauernburſche trug beides an die beſtimmten Orte voraus. Die Freunde aber kamen — die Arme gegenſeitig um die Schultern geſchlungen, die Herzen voll Seligkeit und überſprudelnder Luſt — langſam nach.

Aber wie prächtig, wie göttlich ſchön war es auch hier!

Jede Stelle des weitläufigen Parkes gewährte einen anderen, einen neuen Reiz und ein anderes neues Leben. Jeder Baum ſchuf den beſcheidenen, mit offenen Sinnen und offenem Geiſte dahinwallenden Jünglingen eine andere Landſchaft und redete eine andere Sprache zu ihnen herab. Aber ſie rannten auch nicht mit ausgebrannten und verkohlten Herzen vorüber, wie die blaſirte Jugend großer Städte, ſondern ſie rückten von jedem kleinen Plätzchen ſpannweiſe zum anderen fort, um bei jedem die immer neu heran- und zurücktretende Umgebung, jedes immer neue Senken und Hängen und Fallen und Steigen der Wege, der Berge, der Bäume anzublicken und einzuſaugen. Bot ſich doch überall ein anderer Schattenwurf; . . . die Bäume aber ſchwankten und bebten jetzt ſanft und leiſe und ſtiegen dann wieder feſt, ſtark und gewaltig auf und himmelan, während ein leiſes Lüftchen nur die Blätter bewegte, oder ein ſtärkerer Luftſtrom die Aeſte wiegte und einander entgegenbog, als nickten ſie ſich, flüſternd und erzählend, eifrig zu.

An dem ſchönſten Plätzchen aber warfen ſich die Freunde — nach langem Steigen und Gehen in fliegender Luſt — in das weiche Gras, eine himmliſche Mittagsruhe und ein olympiſches Göttermahl zu halten. Friſch und fröhlich klangen die Gläſer, gefüllt mit köſtlichem, in der nahen Quelle gekühltem Wein aus des alten geizigen Kammerraths Keller. Und Witz und Laune ſprudelten, daß es eine Luſt war, . . . und alle Noth war vergeſſen und alles Unangenehme aus den jugendlichen Seelen verwiſcht. Drei prächtige Eichen aber, die wohl Jahrhunderte geſehen, warfen ihren Schatten auf den grünenden Ruheplatz der Freunde und ließen ihn auf den Angeſichtern der drei beruhigten und vergnügten Menſchen ſanft hin und her ſchwanken.

Aber lange hielten ſie es doch nicht aus; der Tag und der Park waren zu ſchön, um lange zu ruhen; ſie zogen bald da, bald dort hin.

Arme Kinder kamen des Weges, . . . ſie mußten ſich vor ihnen hinlagern und bekamen nun den Reſt ihres Mittageſſens, den ſie gierig und mit vor Freude ſtrahlenden Augen verzehrten. Reichbeſchenkt weggehend, blickten ſie noch lange freudig um und warfen die Freudenblumen des Bewußtſeins einer ſchönen That in die Bruſt der Jünglinge.

Jetzt führte es die Glücklichen den Abhang hinunter in die Ebene, wo durch die geordneten Felder die Saale hinſtrömt und das Wehr donnernd und brauſend zerſtäubt. Und vor ihnen ſtand der ſchwarze, mit Bäumen bedeckte Berg, gekrönt von dem Schloſſe, deſſen hervorſpringende, emporquellende weiße Steinmaſſen wie ein prächtiges Diadem in der Sonne funkelten, während unten an ſeinen, in dem Fluſſe wurzelnden ſchroffen und kahlen Felſen die Wellen der Saale wie ſpielende Kinder plätſcherten und anſchlugen. . . . Die zwei anderen Berge aber — die ſich mit ihren Baumgruppen und mit ihren blühenden Roſengebüſchen neben ihm herzogen, und in wechſelnder Beleuchtung mit ihrem Auf- und Niederſchwellen, mit ihrem pochenden Lebens-Athem, alle Farben durchliefen und bald weiß dämmerten, bald grün ſchillerten, bald glänzend zitterten — zogen ſich rund um die Wieſen, die den hellblauen, ſich ſanft ſchlängelnden Fluß wie ein Kind in ihren grünen Armen hielten.

Alle ſtanden entzückt; Richter aber rief:

„O wenn ich doch jetzt in dieſer redenden und donnernden, ernſten und feierlichen, ſtrahlenden und lachenden Natur zergehen könnte, wie ein Hauch . . . dem ewigen göttlichen Geiſt . . . ein einziger ſeliger Dank! . . . Wenn ich Euch, Freunde, es ſagen könnte, wie ſie mich faßt und erhebt, dieſe Wonneſtunde, die ich Euch verdanke . . . und dieſe Natur, die mir ſo majeſtätiſch entgegentritt und mich feſſelt und hinzieht, die mich im gleichen Momente aus mir herausnimmt und mich mir doch wiedergiebt! Wenn der Athem Gottes in dieſen um mich wehenden Bäumen, in dieſem Geflüſter, in dieſem Zittern, in dieſem Gegirre, in dieſem Locken, Rufen und Singen der Vögel dahingeht, ſo ruht er dort . . . ewig! Aber das Eine fühle ich auch, daß meine Freundſchaft zu Euch der Ewigkeit angehört!“

„Ja!" — riefen hier Otto und Oerthel begeiſtert und jeder faßte eine Hand des Freundes – „ſie ſoll ewig und unerſchütterlich ſein!"

Und die Freunde drückten ſich die Hände, aber ſie ſprachen nicht mehr; ... denn die wahre und tiefe Empfindung hat nur wenige Worte, weil ſie die Kraft der That in ſich fühlt. Wo aber der Worte leerer Schall die Luft erfüllt, da mangelt ganz ſicher die That.

Schweigend . . . aber ſelig . . . gingen ſie lange neben einander, ſich an den Händen haltend, als müſſe ihnen auch durch das körperliche Gefühl das Bewußtſein der Zueinandergehörigkeit bleiben. Dann aber löſten ſich Mund, Herz und Geiſt und Stunden hohen Entzückens vergingen ihnen in freundſchaftlichen Geſprächen, in welchen ſich ihre Seelen vor den größten Gedanken öffneten, wie Blumenkelche vor den warmen belebenden Strahlen der Sonne.

Endlich feſſelte ſie eine neue herrliche Ausſicht und ſie lagerten ſich abermals ſtaunend in's Grüne.

Die Sonne ſtieg jetzt allmählig hinunter. Noch glänzten die Spitzen der Berge. Das weiße Schloß war von einem zauberhaften Alpenglühen übergoſſen und leiſe ſtieg der Abend am fernen Horizonte herauf, einen Roſenſchleier unter dem blauen Himmel hinziehend. Sanft nahm dabei die Dämmerung die kleine Erde in ihre Arme, um ſie der Nacht an den Buſen zu legen . . . und ſtille ward es und ſtiller.

„Laß Alles vergehen, du Ewiger!" — ſagte jetzt Richter leiſe und gerührt — „laß Alles vergehen! wir . . . ſind unvergänglich! Waren wir uns in der Entfernung nicht nahe? . . . würden wir es nicht ſein, wenn auch Meere uns trennten? . . . oder . . . das Grab? Aber, daß wir unvergänglich bleiben und uns nahe, über Zeit und Raum, ſo laß uns die Tugend lieben, du liebender Gott, und laß Einen im Anderen ſie ehren; dann iſt unſere Freundſchaft ſelbſt eine Tugend und der Cherub, der mit flammendem Schwerte ſchützend vor unſerem Paradieſe wacht!"

Und wieder reichten ſich die Freunde die Hände und ihr Herz ſprach „Ja" und „Amen!"

Aber ſie fühlten und wußten auch, was Freundſchaft ſei. Heutzutage freilich iſt Freundſchaft keine Tugend mehr, ſondern bloße Artigkeit, . . . Freundſchaftlichkeit, die ſich nach dem Wetter richtet, oft mit dem Tiſchtuche verſchwindet, oder wie Schwalben, . . . wenn der Sommer vorüber iſt. Aber vor dem Seelenauge der Jünglinge ſtand jetzt das Alterthum hoch aufgerichtet, wie ein Alpenland, und vor ihrem Geiſte vorüber gingen Oreſt und Pylades, David und Jonathan, Chriſtus und Johannis!

Jetzt zogen vergnügte Menſchen den Hügel herunter von Benzka her, — denn es war Sonntag — alle paarweiſe ſingend, lärmend, ſpringend und freudig. Die Luſt jagte ſie den Berg herunter, und unter Liedern zogen ſie den nächſten Hügel wieder hinauf, an den Glücklichen vorbei. Ueber das Thal herüber tönte eine Muſik. Ein Luftſtoß, der durch die Bäume brauſte, führte ſie her, ein anderer nahm ſie wieder; . . . aber es blieb das fortziehende, ſchwebende Baßgetön, und die Jünglinge ruhten und lagen in ihm und in der Nacht, in die jetzt einzelne Johanniswürmchen, wie Erinnerungen an ſchöne Tage, leuchtend hineinflogen.

Und Richter dachte mit unausſprechlicher Wehmuth an die Stunden . . . die er einſt mit einem geliebten Herzen unter *dieſem* Himmel — und ſelbſt in einem — ſelig verlebt hatte. Da fuhren abgeriſſene Töne der Waldhörner auf . . . bald einzeln in die götterſchöne Nacht hineinfliegend, wie ein langer, ſüßer Schmerz, . . . bald ziehend ſich anhängend, bald ſteigend und kreiſend durch die Lüfte irrend, wie Geiſter, die über Gräbern ſchweben. Und ſie faßten die drei ſtill glücklichen Menſchen an und wiegten ſie ein in wache Träume der Zukunft und weckten ſie wieder zu dem ſeligen Genuß der Gegenwart.

Elf Uhr ſchlug es, als ſie ſich erhoben und langſam heimwärts gingen. Aber die Nacht dauerte kaum zwei

Stunden, und der ſchönſte Morgen knüpfte ſich an den ſchönſten Tag.

Nach längerer Ruhe und einem erquickenden Frühſtück auf Töpen, wo Oerthel nach herzlichem Abſchiede zurückblieb, ſchritten Richter und Otto Hof zu.

Der ſchöne geſtrige Tag zitterte noch wohlthuend in ihnen nach. Richter ſah ganz anders aus, wie ſonſt: die Stirne war heiter — wie der über ihnen lagernde lichtblaue Himmel, an dem jetzt, ſtatt der Sterne, ſchmetternde Lerchen hingen —; die Augen waren hell, und kein ſatyriſches, ſondern ein unendlich liebevolles Lächeln umſchwebte ſeinen Mund. In Beider Herzen aber hatte eine glückliche Heiterkeit ihr Reich aufgeſchlagen.

„Sieh!“ — ſagte jetzt Richter zu dem Freunde gewandt — „wenn mir das Schickſal auch nur von Zeit zu Zeit ſolche Freudentage zuwerfen wollte, und nur ein Bischen milder mit mir verführe, ich würde auch in meinen geiſtigen Schöpfungen ſanft wie ein Lamm werden und nur in glücklichem Humore lachen. Glaube mir, nicht ein frivoler Witzkitzel ſchafft meine Satyre; . . . nein! es iſt nur die Lüftung eines gepreßten Herzens, voll Theilnahme am Wohl und Wehe der Menſchheit; . . . der Verſuch einer gepreßten, gegen das Schickſal anſtrebenden Seele: Höheres, Edleres und Beſſeres zu ſchaffen!“

„Nun!“ — meinte Otto freundlich — „Habe nur noch kurze Zeit Geduld, Dein väterlicher Freund, Pfarrer Vogel in Rehau, Oerthel und ich, . . . wir ſind ja fortwährend bemüht, Dir eine Stelle als Hauslehrer zu verſchaffen, auf der Du, bei weniger Sorgen, in ſchönem Berufe ſegensvoll wirken kannſt und doch noch Zeit zu literariſchem Schaffen übrig behälſt.“

„Ich danke Eurer Freundlichkeit ſchon jetzt im Voraus!“ — ſagte Richter. — „Immer aber bleibt dies eine Frage der Zukunft. Ich wollte auch gern mein Elend ertragen, wenn ich nur das meiner Mutter und meiner Brüder heben könnte, und . . .“

„Nun?“ — frug Otto, da Richter inne hielt.

„Ich mag das Geſpenſt, das mich Tag und Nacht verfolgt, nicht an dieſem ſchönen Tage heraufbeſchwören!“ — verſetzte der Freund. — „Sein Erſcheinen würde das ſtille Glück unſerer Herzen, die fröhliche, geruhigte Stimmung unſerer Seelen ſtören.“

„Oeffne mir immer Dein Herz, Richter!“ — fiel hier Otto mit dem Ausdruck innigſten Wohlmeinens ein, — „feierten wir nicht in dieſen Stunden den erneuten Bund reinſter Freundſchaft? Reine Liebe und Freundſchaft wollen aber nur geben und durch Glücklichmachen glücklich werden. Nun, ſo gieb mir Dein Herz, aber mit allen Freuden und Schmerzen, die darin wohnen . . . ich will daſſelbe thun, und dann Dir an Liebe, Troſt, Rath und That bieten, was ich kann.“

„O, Du edle Seele . . .!“ — rief Richter entzückt.

Aber Otto fiel ihm in das Wort und frug nach dem Geſpenſt.

„Weinert heißt's!“ — ſagte Richter — „und iſt mein Leipziger Haus- und Speiſewirth, dem ich — Gott mag mir's verzeihen — mit Schulden durchgebrannt bin. Aber“ — ſetzte er vor Scham hoch erröthend hinzu — „ich konnte wahrhaftig nicht anders und werde ihn auch bezahlen, ſobald ich nur mein Manuſcript verkauft habe.“

Otto lachte über die eifrige Entſchuldigung und Betheuerung des Freundes heiter auf. Dann ſagte er: — „Wer zweifelt daran! Aber was iſt da zu fürchten?“

„O Himmel!“ — rief Richter ſo ernſthaft, daß Otto noch lauter lachen mußte — „ich ſehe den Menſchen im Geiſte alle Tage kommen und ſelbſt Nachts ſteht ſein Bild geſpenſtiſch in meinen Träumen, mit erhobener Hand und drohendem Finger.“

„Iſt denn die Schuld ſo groß?“ — frug Otto, der mit Staunen und inniger Bewunderung das redliche, kindliche Gemüth des Freundes vor ſich aufgedeckt ſah.

„Dreißig Thaler mögen es immerhin ſein!“ — meinte der ehemalige studiosus theologiae.

„Und weißt Du's nicht genau?“

„Nein!“

„Haſt Du denn keine Notiz darüber geführt?“

„Bewahre! Weinert wird's ſchon aufgeſchrieben haben.“

„Ja, das glaube ich auch!“ — rief Otto neuerdings lachend. — „Und noch dazu wahrſcheinlich mit doppelter Kreide.“

„Pfui!“ — ſagte Richter vorwurfsvoll, aber doch milde. — „Ich halte Weinert — wenn er auch manchmal zu viel trank und grob ſein konnte — doch für einen ehrlichen Mann.“

„Gute Seele!“ — rief Otto — „was wirſt Du noch für Erfahrungen im Leben machen müſſen?“

„Mag ſein!“ — verſetzte Richter — „aber ich kann nicht anders: ich denke von allen Menſchen ſo lange das Beſte, bis ich mich vom Gegentheile überzeugen muß.“

Sie traten jetzt in der kleinen Stadt ein, und Richter bat Otto, ihn nach Hauſe zu begleiten. Der Freund ſollte dort die jüngſte Arbeit Richter's anhören und dieſem ſeine kritiſche Anſicht darüber ausſprechen.

Die alte Heiterkeit und Unbefangenheit war wieder über beide gekommen. In glücklicher Rückerinnerung ſprachen ſie noch einmal den geſtrigen Tag durch . . . als Richter plötzlich, mitten in einem Satze abbrach und verſtummte, während ſeine beiden Hände krampfhaft Otto's Arm faßten. Als dieſer aber erſtaunt nach ihm ſchaute, war Richter todtenbleich, ſeine Knie ſchlotterten und ſeine Augen ſtarrten groß und weit nach der Thüre ſeines Hauſes, dem beide jetzt gerade gegenüber ſtanden.

„Aber um des Himmels Willen, Freund, was iſt Dir?“ — rief Otto.

„Dort! . . . dort!“ — ſtammelte Richter.

„Und was iſt da . . .?“

„Unter . . . der Thüre . . . unſeres Hauſes . . .“

„Nun, da ſteht ein Mann, . . . ein Fremder, wie mir dünken will!“

„Nein! . . . nein!“ — ſtammelte Richter — „das iſt . . . das Geſpenſt?!“

„Weinert? . . . Dein Wirth aus Leipzig?“ — frug Otto jetzt ſelbſt erſchrocken.

„Ja!“ — ſtöhnte Richter und nickte mit dem Kopfe. — „Lupus in fabula! . . . dem ich . . . durchgebrannt bin.“

Aber jetzt kam der gute Mann — der für ſeine Schuldner wahre Falkenaugen zu haben ſchien — ſchon auf die Beiden mit honigſüßer Miene, in der freilich auch etwas Hohn zu liegen ſchien, zu.

Richter glich einem Delinquenten, der eben den Fuß auf die unterſte Sproſſe der Galgenleiter ſetzt.

„Ei, ei! . . . Herr Weinert!“ — ſtotterte er — „was . . . was verſchafft mir . . . das Vergnügen . . . Ihres Beſuches? . . .“

„Das Vergnügen iſt auf meiner Seite!“ — entgegnete Weinert mit leiſer Ironie, aber ganz ungewöhnlicher Artigkeit, da er den wohlgekleideten, ſtolz und finſter darein ſehenden Otto an der Seite ſeines Schuldners und an deſſen Arm fand. — „Ich wollte dem Herrn studiosus theologiae Richter nur einen Beſuch machen, da ich ihm, im Vertrauen, einiges von Leipzig mitzutheilen habe, und da ich nur ſeinetwegen von Leipzig nach Hof zu Fuße gekommen bin, mich" — ſetzte er hier zu Richter's Ohr geneigt, leiſe hinzu — „als lebendigen Mahnbrief zu präſentiren . . . ſo werden mich der Herr studiosus theologiae gewiß den mühſamen Weg nicht völlig vergeblich gemacht haben laſſen."

Richter war bei dieſen Worten, bei welchen ihn die Poſaunen des jüngſten Gerichtes zu umſchmettern ſchienen, faſt zuſammengebrochen.

„Lieber, beſter Herr Weinert . . .", hob er jetzt an, aber Otto fuhr ihm zwiſchen die Rede, indem er mit faſt gebietender Stimme ſagte:

„Vor allen Dingen, mein Herr, laſſen Sie uns eintreten. Hier iſt kein Ort zu Verhandlungen."

„Wie Sie befehlen!" — ſagte Weinert, und machte Otto drei jener tiefen, den Wirth nicht verläugnenden Bücklinge. Dann folgte er den beiden Freunden in das Haus.

Aber Richter — der ſeiner armen Mutter einen

Schrecken erſparen wollte — blieb in der unteren Hausflur ſtehen.

„Herr Weinert!“ — ſagte er hier, mit einem Herzen, welches ſo laut pochte, daß dem jungen Manne die Sprache faſt unmöglich wurde, — „Herr Weinert! . . . Sie wiſſen, daß ich ein ehrlicher Menſch bin.“

„Bah'!“ — entgegnete Weinert barſch — „komiſche Ehrlichkeit, die mit Schulden heimlich durchgeht!“

Richter wechſelte die Farbe.

„Sie wiſſen,“ — ſagte er dann — „daß es mir damals unmöglich war. . . .“

„Was geht mich das an!“ — brach Weinert los. „Ich muß mein Geld haben!“

„Habe ich in Leipzig nicht mehr als einmal — ſo wie ich zu Geld kam — redlich bezahlt, was ich Ihnen ſchuldig geweſen?“ — frug Richter.

„Was Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit war!“ — entgegnete Weinert grob. — „Aber nun ſcheint mir die Buch-Verkauferei auf Flauſen zu beruhen.“

Jetzt aber konnte ſich Otto, der Unverſchämtheit des Wirthes gegenüber, nicht mehr zurückhalten: — „Mein Herr!“ — rief er, ſtolz den Kopf hebend, — „vergeſſen Sie nicht, mit wem Sie ſprechen. Herr Richter iſt mein Freund und einer der edelſten Menſchen, die es giebt.“

Wie ein Chamäleon änderte der Wirth zu den „drei Roſen“ bei dieſen Worten nicht nur die Farbe, ſondern auch Sprache, Ton, Geberde und Haltung. Aus dem Schulden forderuden Grobian ſprang mit Gedankenſchnelle — wie Minerva aus Jupiter's Haupt — der ſüßlächelnde, ſich tief verneigende, überartige Leipziger Wirth hervor:

„Um Vergebung! um Vergebung!“ — ſtottert er — „ich habe einen Herrn, wie Sie, nicht beleidigen wollen. Aber Sie werden gewiß einzuſehen die Güte haben …“

„Herr Richter wird Sie bezahlen, ſobald er kann.“

„Bedauere! bedauere!“ — ſagte Weinert, mit der gleichen ſüßen Miene und wiederholten tiefen Verbeugungen gegen Otto — „die Zeit möchte noch lange auf ſich warten laſſen!“ — und ſich plötzlich wieder barſch gegen Richter wendend, rief er — „ich borge keinen Tag länger! Ich bin, wie ſchon geſagt, ihretwegen von Leipzig nach Hof zu Fuß gelaufen und nun laſſe ich mich nicht mehr am Narrenſeile herumführen!“

„Aber lieber Herr Weinert!“ — ſagte Richter kaum hörbar und bleich wie eine Leiche — „nehmen Sie doch Vernunft an: ich will Ihnen mein Manuſcript zeigen, — auch Briefe von Buchhändler. Haben Sie nur noch eine kleine Geduld …“

„Nichts da!“ — ſchrie Weinert — „wenn Sie nicht auf der Stelle zahlen, verklage ich Sie!“

„Aber ich ſchwöre Ihnen ja, daß ich Sie auf der Stelle bezahlen will, wenn …“

„Nichts . . . wenn! . . .“

„Bedenken Sie, daß nicht ich, daß mein trauriges Schickſal . . .

„Was geht mich Ihr Schickſal an!“ — ſchrie Weinert . . .

Aber jetzt fiel Otto mit gebietender Miene ein und ſagte: — „Es iſt genug.“

Weinert verbeugte ſich abermals lächelnd und meinte: — „Wenn Ihre Gnaden . . .“

„Laß uns in Dein Zimmer gehen!“ — bat Otto, dem Freunde zugewandt. Richter aber hörte und ſah faſt nichts mehr. Maſchinenartig folgte er dem Winke, den ihm Otto gab.

Ach! . . . wenn nur ſeine Mutter nicht geweſen wäre und ſeine Brüder! . . . und der ſchauerliche Gedanke: nun gar vielleicht in Hof verklagt, in den Schuldthurm geſetzt, verurtheilt zu werden!!

Kalter Schweiß perlte auf Richter's Stirne . . . es ward ihm grün und blau vor den Augen; . . . ja, er mußte ſich am Geländer der Treppe halten, um nicht zu fallen und den Stufen hinabzuſtürzen. So kam er, ohne zu wiſſen wie, in die Stube und ſank auf einen Stuhl. Einige Augenblicke ſah er nichts mehr . . . und . . . als ihm das Bewußtſein wiederkehrte . . . war er allein.

Er griff ſich an ſeine Stirne, er riß die Augen auf,

. . . er beſann ſich . . . „Herr, du mein Gott!“ — flüſterte er dabei leiſe. — „Sollte das wirklich ein Geſpenſt . . . ſollte das wirklich Weinert's Geiſt geweſen ſein?“ . . . Aber ein Geiſt konnte doch ſo grob nicht ſein.

Da trat die Mutter mit einer Schüſſel zu beleſenem Salat ein und ſagte in gleichgültigem Tone:

„Sie ſind zuſammen fortgegangen!“

„Wer?“ — frug Richter ſtaunend.

„Nun, der Herr Otto und der fremde Herr, der nach Dir fragte!“ — antwortete die Mutter.

Richter war wie aus den Wolken gefallen. „Alſo war er's doch ſelbſt!“ — flüſterte er vor ſich hin. — „Aber was ſoll's nun? ich muß zu Otto, zu Weinert . . . es darf hier nichts öffentlich werden! . . . Lieber verſetze ich ihm mein Manuſcript! . . .“

Und er ſprang auf, ſteckte in wilder Haſt ſein Theuerſtes, ſeine letzte Hoffnung, ſein Manuſcript ein, drückte den Hut auf den Kopf und ſtürzte — die erſchrockene Mutter ſtaunend zurücklaſſend — die Treppe hinab.

Unten hätte er beinahe einen Knaben umgerannt, der ihm ein Briefchen brachte. Raſch riß er es auf, es lautete: „Sei beruhigt, mein Freund, Dein Geſpenſt iſt beſchworen. Lupus in fabula kehrt eben befriedigt nach Leipzig zurück.
Dein Otto.

Richter ſtand erſtarrt . . . Thränen traten in ſeine

Augen; dann flammten dieſe groß und entzückt auf und er rief:

„Habe Dank, du Unendlicher, Gütiger, für dieſe Hülfe . . . und . . . für einen ſolchen Freund!“

Magiſter und Zelote.

Es läutete zum erſtenmale in Töpen zur Kirche, als der Kammerrath Herr von Oerthel ſeinem Diener ſchellte.

Der alte Herr ſaß in einem mit Leder überzogenen Seſſel und hatte eben ſein Frühſtück beendet, das in einer Taſſe Milch — Kaffee galt auf Töpen für Luxus — und einem Weißbrod beſtand; aber das Weißbrod war nur halb verzehrt und lag die Hälfte davon noch auf dem Tiſchchen von geſchnitztem Eichenholz, welches vor dem Seſſel und dem alten Herrn ſtand.

Der Kammerrath war übrigens ſchon in ſeinem Sonntagsſtaate: denn er verſäumte nie die Kirche und hielt auch ſtrenge darauf, daß Jedes in ſeinem Hauſe dieſer chriſtlichen Sitte folgte: einmal weil Pfarrer Morg — auf ſeine, des Gutsherrn, Veranlaſſung hin — häufig über das Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ predigte, und dann, weil, wenn Alles in der Kirche war, der Kammerrath das Haus zuſchließen konnte und dabei in der Kirche alle ſeine Leute vor und unter ſeinen Augen hatte.

So nahm ſich der alte Herr denn jetzt ganz ſtattlich aus. Zwar war die Perrücke nicht mehr neu, aber der Puder verdeckte ja manches; und wenn man auch in der großen Welt über den altfränkiſchen Rock mit dem breiten Kragen und den entſetzlich breiten geſtickten Umſchlägen, die Achſeln gezuckt und gelächelt hätte, ſo war ja Töpen nicht die „große," ſondern eine ſehr kleine Welt, deren Herrgott eben . . . Kammerrath von Oerthel hieß. Die kurzen, ſchwarzſeidenen Beinkleider, die geflammten ſeidenen Strümpfe ließen übrigens — trotz der dünnen Schenkel und Waden — gar nicht übel, während die großmächtigen ſilbernen Schuhſchnallen — ſie waren doppelt an den dickſohligen Schuhen befeſtigt — etwas Impoſantes hatten. Merklich vermehrt wurde dieſer Eindruck aber noch durch den dreieckigen Hut, der mit einer breiten — freilich jetzt etwas ſchwärzlichen — Goldborde eingefaßt war, und durch den hohen, mit einem großen vergoldeten Knopfe verſehenen Stock. Die mit bunten Blumen geſtickte, weißſeidene Schooß-Weſte minderte dann wohlthätig — durch das Lächeln des auf ſie ausgegoſſenen Frühlings — das Ernſt-Erhabene der ganzen Erſcheinung.

Uebrigens war Kammerrath von Oerthel ein ſehr ſtrenger und ſtolzer Mann, was um ſo nöthiger erſchien, als dieſe beiden edlen Eigenſchaften den Mangel wirklichen Adels und reeller Bildung verbergen mußten, da ja der alte Herr früher Kaufmann geweſen und Titel und Adel nur mit ſeinen Gütern erhandelt hatte. Erbärmliche Menſchen nannten ihn ſogar einen Parvenü, der weder Kopf noch Herz habe. Geiſt ſprach allerdings nicht aus ſeinen Zügen . . . indeß Stolz erſetzte dieſen ja oft vortrefflich, und die lauernden, funkelnden Raubthieraugen in dem dürren, faltenreichen, bleichen Geſichte, verbunden mit dem ewigen Zucken der knochigen Finger — das wie ein ewiges Krallen nach Beute ausſah — ſchärften noch das Gefühl der Furcht, welches die meiſten Menſchen bei ſeinem Anblicke ergriff.

Eben alſo hatte Kammerrath von Oerthel dem Bedienten geſchellt und ſofort trat dieſer — das leibhaftige Bild des leibhaftigen Hungers — ein: eine himmellange, dünne Geſtalt — er hieß in ganz Döben nur „der lange Joſeph“ — in einer alten, abgetragenen Livree, aus der fünf Dinge ellenlang herausſahen: der Hals, die beiden Hände und die beiden Stelzbeine.

„Nimm Er ab!“ — ſagte der Kammerrath.

Joſeph fuhr wie ein Stoßvogel auf das Frühſtück zu; denn ſeine Augen hatten das halbe Weißbrod erblickt und ſein Magen krümmte ſich ſchon vor Entzücken. Aber der Kammerrath kam ihm mit einem kühnen Griff zuvor, nahm das Brod und verſchloß es in ſeinem Schreibtiſch.

Joſeph ſeufzte und ging. Der alte Herr befahl ihm: gleich wiederzukommen.

Als die lange Geſtalt wieder eingetreten, wandte ſich Oerthel zu ihm und ſagte:

„Joſeph!“

„Euer Gnaden!“ — entgegnete der Diener.

„Vor acht Tagen ſagte ich Ihm, Er ſolle die dort ſtehende Flaſche Wein heute, als am Sonntage, zu der kranken Holzhauerin bringen, . . . der Pfarrer hat mich dazu beſchwatzt; obgleich ich überzeugt bin, daß Wein der kranken Frau nur ſchadet.“

„Halten zu Gnaden!“ — fiel hier der lange Joſeph ein — „wird wohl nicht mehr der Fall ſein!“

„Warum?“ — frug der Kammerrath und ſeine Augen funkelten lauernd.

„Weil das Weib geſtern geſtorben iſt!“ — verſetzte der Diener.

Der Kammerrath verbarg, indem er ſich herumdrehte, ein freudiges Schmunzeln; dann ſagte er:

„So, ſo! . . . das thut mir leid! . . . Da kann die gute Frau wahrlich keinen Wein mehr brauchen. Er kann alſo . . .“

Joſeph lauſchte hoch auf: vielleicht kam jetzt die Flaſche, da es Sonntag war und ſie doch für eine

Sterbende beſtimmt geweſen, einmal an die Dienerſchaft.

„Er kann ſie alſo wieder in den Vorkeller tragen!“ — ergänzte der Kammerrath. — „Und ſchließ Er mir ordentlich zu.“

Joſeph ſeufzte abermals.

„Aber pfeif' Er mir dabei, bis Er wieder bei mir im Zimmer iſt, mein Lieblingslied!“ — ſagte Oerthel — „es ſtimmt mich immer heiter und wird bei dem Glockengeläute gut klingen. Ich trete an's Fenſter und höre zu!“

Joſeph nahm betrübt die Flaſche und ging, nach dem Befehl mit hohlen Backen . . . des Herren Lieblingslied pfeifend. Er wußte, was dies zu bedeuten habe, denn es kam immer vor, wenn er in den Weinkeller geſchickt wurde.

Nach dem Wiederkommen liefen des Alten Blicke forſchend an allen Taſchen Joſeph's auf und ab; da ſich aber keine verdächtigen Erhöhungen zeigten, entließ er ihn mit den Worten:

„Man ſoll ſich jetzt zur Kirche bereit machen!“

In dieſem Augenblicke kam des Kammerraths jüngſter Sohn, ein ſchöner Knabe von ungefähr zehn Jahren, laut lachend in das Zimmer geſprungen.

„Na, na!“ — ſagte der Vater, mit ſtolzen Blicken ſeinen Liebling meſſend — „was giebt's? was lachſt Du denn ſo unbändig?"

O Papa! Papa!" — rief der Knabe noch immer lachend . . .

„Nun?"

„Der Magiſter!"

„Dein Hauslehrer?"

„Ja!"

„Nun was iſt denn mit ihm?"

„Ich habe ihm einen prächtigen Streich geſpielt!"

„Ich will nicht hoffen! . . ."

„Ach! es iſt ja nur Scherz!"

„Und was iſt es denn?" — frug, im Geheimen über die Genialität des Lieblings entzückt, der Kammerrath.

„Sie wiſſen doch, Papa," — fuhr der Knabe, noch immer übermüthig lachend, fort, — „daß der komiſche Menſch . . . ich kann nicht begreifen, wie ihn mein Bruder, Adam, Freund nennen kann . . . eine Menge kleiner Kaſten in ſeinem Zimmer ſtehen hat, in die er die Excerpten legt, die er Nachts aus allen möglichen Büchern auszieht."

„Ich kenne dieſe Narrheit: koſtet nur unnöthig Licht; iſt übrigens nicht die einzige!" — ſagte der alte Herr.

„Nun!" — rief der Knabe und hielt ſich vor Lachen den Bauch, — „ich ließ mir von Joſeph vier Sperlinge fangen; dann nahm ich — während der Magiſter mit Adam auf einem ſeiner langweiligen Spaziergänge begriffen war, auf welchen er aus jeder gemeinen Feldblume etwas ganz Ungeheures macht — vier dieſer Käſtchen, reihte die Papiere mit den dummen Auszügen auf einen Faden und band jedem der Sperlinge einen der Fäden an den Schwanz! . . ."

„Verfluchter Junge!" — rief hier der Alte lachend.

Der Knabe ſchüttelte ſich vor Luſt.

„Und was weiter?" — frug der Alte, mit Entzücken den Liebling betrachtend.

„Dann ſetzte ich," — fuhr der holde Zögling fort — „die vier Sperlinge in die vier betreffenden Käſtchen, und ſchloß ſie leiſe, während ich — ſobald ich den Magiſter heimkehren hörte, alle Fenſter öffnete. Kaum war er im Zimmer, ſchrieen die Sperlinge. Er ſah ſich um, fand aber natürlich nichts. Endlich führte ihn ſein Gehör nach den Kaſten hin . . . er öffnet eines . . . ich, als ob ich ihm helfen wollte, die anderen und huſch! fliegen die vier Spatzen davon, die Schnuren von Excerpten, wie Schwänze an Papier-Drachen, an ihren eigenen Schwänzen!"

Jetzt lachten Vater und Sohn, daß die Wände erzitterten.

„Und er? . . . und er?" — rief, faſt erſtickend, der Alte.

„Er ſtand wie verſteinert. Dann griff er nach dem Herzen . . . ſah nach mir . . . und . . ."

„Nun . . . und?"

„Und heulte! Wenigſtens traten ihm Thränen in die Augen. Ich aber konnte mich vor Lachen nicht halten und ſprang davon."

„Du biſt ein Satan!" — ſagte der Vater freudig. — „Aber komm jetzt mit zur Kirche. Ein guter Chriſt feiert den Tag des Herrn auf würdige Weiſe."

„Nur Eines bitte ich, Papa!" — rief der Knabe noch, nach ſeiner Mütze ſpringend. — „Schützen Sie mich gegen meinen Bruder Adam; denn der wird wüthend ſein. Das Magiſterlein fürchte ich nicht."

„Soll geſchehen!" — ſagte der Kammerrath und ſtieg die Treppe hinab. An der Hausthüre ſtand ein alter zerlumpter, elend ausſehender Bettler und bat um eine Gabe der Barmherzigkeit; aber der Gutsherr und ſein Mops bellten ihn zugleich an und jagten ihn fort. Dann zog der Kammerrath die große Glocke, die neben der Thüre hing. Es war das Zeichen, daß alle Hausbewohner ſich jetzt mit dem geſtrengen Herrn zur Kirche zu begeben hatten.

In der That traten gleich darauf alle heraus und der Kammerrath verſchloß das Haus mit doppelten Schlüſſeln. Unter ihnen befand ſich auch der Hauslehrer . . . es war . . . der junge Richter; aber ſein Antlitz war heute noch bleicher wie gewöhnlich und ein tiefer Kummer lag in ſeinen Zügen.

Und war denn nicht ſeine Seele bis in den Tod betrübt? Ach! es giebt ja Menſchen, die nun einmal für das Unglück beſtimmt ſcheinen, und welchen, ſie mögen thun, was ſie wollen, das Mißgeſchick auf allen Wegen und Stegen folgt.

Der junge Richter war nun vier und zwanzig Jahre alt; und dieſe ganze Zeit war kaum mehr, als eine Calvarienfahrt über vier und zwanzig Leidens-Stationen. Seit Leipzig waren ihm nun wieder drei Jahre in der bitterſten Armuth vergangen, und ſein Schickſals-Himmel war und blieb ſo trübe, wie zuvor.

Als ihn ſein Freund Otto ſeiner Zeit von Weinert befreit, glaubte ſich Richter wie im Himmel. Er, der ſo wahr, ſo edel, ſo treu, ahnte die Schlechtigkeit gar nicht, die ſo vielen Menſchen zur zweiten Natur geworden. Auch den Wirth zu den „drei Roſen" hielt er damals noch immer für die ehrlichſte Seele von der Welt. Dieſer aber, da er von dem argloſen studiosus theologiae nicht um Angabe der ſchuldigen Summe, geſchweige um Rechnungsablegung angegangen wurde, faßte den unverſchämten Entſchluß, ſeinen gutmüthigen und unerfahrenen Schuldner — trotz deſſen ihm wohlbekannter Armuth — ſo lange als möglich auszupreſſen. Er wiederholte daher ſeine perſönlichen Beſuche ſo oft — das Ergebniß des erſten war ja für ihn ſo lockend geweſen, — daß der arme junge Mann faſt bei jedem ſchönen Tage mit Schrecken der Ankunft dieſes Geſpenſtes entgegenſah. So machte ſich Weinert in der That wenigſtens dreimal bezahlt, bis ſich Otto und deſſen Bruder, die beide Juriſten waren, in das Mittel legten und den Freund durch ihr entſchiedenes Auftreten von dieſem Ungethüme befreiten.

Aber was war damit weiter geholfen, da ſich kein Verleger finden ließ?

Abermals dachte Richter jetzt an die Vermittlung bedeutender Männer. Unter allen größeren Geiſtern der damaligen Zeit war keiner, deſſen Schriften auf Richter's Herz wie auf ſeinen Verſtand durch erhabene und alles Menſchliche weit umfaſſende Gedanken, wie durch den wunderlieblichen Fluß der Rede, einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatte, als Johann Gottfried von Herder. Er fühlte zu Herder ein unbegrenztes und unbedingtes Zutrauen. An ihn wandte er ſich daher im Juli und ſandte ihm ein Manuſcript ſeiner Satyren, mit um ſo größerer Zuverſicht, als er mit Freude die Satyre, die ſcharfe Ironie bemerkt hatte, welche auch in dieſes Mannes früheren Schriften obgewaltet und die demſelben ſo viele bittere Feindſchaften zugezogen hatten. Darum erwartete er von Herder, der neben dem höchſten Ernſte und der heiligſten Menſchenliebe doch jene ſpitzigen Waffen zu führen nicht verſchmähte, am erſten, als ein ihm ähnliches und verwandtes Weſen erkannt zu werden.

Aber umſonſt: er erhielt keine Antwort.

Und war dies nicht ein neuer, unendlicher Schmerz für den ſo zartfühlenden jungen Mann? Ach! es that ihm ja allezeit wohl, wenn er die Sonne mit einem menſchlichen Geſicht im Kalender abgebildet ſah. Dieſe Art von Menſchwerdung milderte für ihn ihren Glanz und brachte ſie ihm und allen Menſchen ſanft näher.

Mit ſtiller Wehmuth trug er auch hier eine doppelte Hoffnung zu Grabe.

Dennoch verließ ihn ſeine erſtaunliche Ausdauer nicht, und er wandte ſich nun an den in Weimar lebenden Wieland. Aber auch dieſe Bemühung blieb umſonſt.

Während Richter, auf dieſe Weiſe von allen Seiten nach dem Stübchen ſeiner Mutter zurückgewieſen, mit gepreßtem Herzen faſt den ganzen Tag an ſeinem Schreib- und Leſetiſch ſaß, konnte er nicht anders, er mußte — ob er wollte oder nicht — von dem kleinen Getreibe um ihm her beſtändig Notiz nehmen. In einer und derſelben Stube mit ſeiner Mutter und deren Beſuchen mußte er alle Geſpräche, alle Gedanken, den ganzen Ideenkreis, alle Vorurtheile, alle Eigenthümlichkeiten von Frauen, auf der Erziehungs- und Bildungsſtufe ſeiner Mutter, einer Tuchmacherstochter aus einer kleinen Stadt, und der ſie ſuchenden Bekannten, anhören. Er ſah um ſich den Werth und die Bedeutung der kleinſten Dinge und Geräthſchaften des Lebens; ſah an ſich vorübergehen die Leiden und Freuden ſolcher Lebenszuſtände und ihrer Theilhaber; ja ſelbſt die umſtändlichſte Chronik der Stadt Hof konnte ſeinen Ohren nicht entgehen. — So zeigte ſich ihm denn jetzt das ganze menſchliche Leben nur in Tenier'ſchen Bildern. Er ſelbſt aber ſpielte eine Hauptfigur in denſelben und durchlebte Noth und Freude, Gedanken und Empfindungen der ärmeren, beſchränkteren und niedrigeren Stände, Jahre lang, und wahrlich nicht wie einer, der ſich von Zeit zu Zeit zu ihnen drängt, um ſie angeblich zu ſtudiren. Er fühlte ſelbſt an ſich, was dem Volke ein Sonntag iſt oder ein Feſttag, eine weißgeſcheuerte, von Sand blinkende Stube und ein wohlgerathener Kuchen. Und doch hob ihn ſeine eigene geiſtige Lage — wenn er, ſeltſam genug! mit dem Plato in der Hand neben der Flachs ſpinnenden Mutter ſaß, oder wenn er von ſeiner Zukunſt träumte unter großen Männern und geachtet von der Welt — ſo über dieſe kleine Welt empor: daß er, trotz aller Mittheilnahme an ihr, ſie objectiv betrachtete und um ſo tiefer belauſchte, je zutraulicher ſie ihm alles aufdeckte: ihre Wunden wie ihre kleinen Freuden, ihr Herz und das Bereich ihrer Gefühle, wie ihren Kopf, und den Kreis ihrer Vorſtellungen, ihrer Begriffe und Gedanken. Er ward ſo: der Dichter und Patron der Armen und Gedrückten, der in ihre Schule ging, wenn er auch dieſer, ſeiner Beſtimmung, ſich noch nicht bewußt war, und im Gegentheil immer nur damals noch von glänzenden Stoffen und höheren ſtelzeren Sphären träumte.

Dieſe phyſiſche wie geiſtige Einſamkeit milderte etwas die plötzliche Ankunft ſeines alten Schulfreundes, Hermann aus Leipzig. Wenn Hermann's ſo höchſt intereſſante Erſcheinung, ſein tragiſch rührender Kampf gegen ſeine Armuth und ein ihn niederziehenwollendes Schickſal und ſein geniales Weſen Richter'n in Leipzig aus den Augen gerückt worden war — vielleicht weil Beide nach höheren, älteren und glänzenderen Freundſchaften dort ſuchten — ſo mußte ein Menſch von ſolchen Eigenſchaften in Hof, wie ein hoher und ebenfalls einſam ſtehender Thurm, ihm in's Auge fallen. Und ſo entſtand denn jetzt zwiſchen Beiden ein immer inniger werdendes Verhältniß, bei welchem anfänglich die größere Liebe auf Richter's Seite war, deſſen Herz ja bei jeder Anregung der Art in Flammen aufzubrauſen ſich anſchickte.

Aber welch' merkwürdige und geniale Erſcheinung war auch Hermann! Die glühendſte Liebe zur Freiheit konnte ihn nicht von einem „zweiten Ich" befreien, das er haßte, und hinter welches er ſich dennoch ſtellte, um ſich zu verſtellen. Hinter einem wunderlichen Cynismus verbarg er einen reinen, ja jungfräulichen Sinn, der ſeines Lebens innerſtes Heiligthum war und den er nicht ſattſam verhüllen zu können glaubte. Immer erſchien er anders, als er war, weil die ſtreitenden Gewalten in ihm, an ihm ſelbſt den Friedensrichter nicht gefunden: ſo daß nur der, der dieſes Beben der Natur in ihm wahrnahm, ſein wahres Weſen ergründete. Tief, gewaltig und groß aber war der Schmerz über ſein verfehltes Leben, ſo daß er ſeine innere Freudloſigkeit, mit bitterer Ironie, durch eine Art Wohlgefallen am Unſchönen zu verdecken ſuchte.

Aber ſah denn Richter nicht tiefer. Erkannte er denn nicht den geiſtigen Werth, die moraliſche Reinheit, die zarte Empfänglichkeit dieſer, nur rauh verpuppten Seele, für alles, was groß, erhaben und begehrenswerth erſchien? So ward ihm die Liebe zum Freunde eine ſo heilige Herzensempfindung, daß ſeine Freundſchaft zu Hermann faſt einer mädchenhaften Liebe glich.

Und nun ging auch noch Oerthel — der dritte Freund im alten, aus der Gymnaſialzeit ſtammenden, Bunde — von Leipzig ab, um nach Hauſe zurückzukehren. Freilich mußte Richter dabei beklagen, daß dieſen jetzt Kränklichkeit niederbeugte und eine tiefe Hypochondrie faſt ganz an Töpen — das mehrere Stunden von Hof gelegene Gut ſeines Vaters — feſſelte.

Dennoch blieb Oerthel der alte liebende Freund, dem wiederum Richter alles war. Auch brachte es Oerthel endlich dahin, ſeinen Vater zu beſtimmen:

dem jungen Richter die Hauslehrerſtelle bei ſeinem jüngſten Sohne anzuvertrauen. Freilich war für Richter in Töpen dort nichts weniger als ein Erſatz für die geiſtigen Entbehrungen in Hof zu hoffen, im Gegentheile es waren noch mehr Entbehrungen zu erwarten: aber wie konnte er anders, als den Vorſchlag annehmen? Ging doch dort wenigſtens die Zeit des phyſiſchen Hungerns zu Ende, und nahm er nicht ſeiner armen Mutter dadurch wenigſtens Eine Laſt — ſich ſelbſt — ab? Dazu kam noch, daß nur ein geringer Theil ſeiner Zeit in Anſpruch genommen und von ihm dem jungen Oerthel nur vorzüglich Unterricht im Franzöſiſchen gegeben werden ſollte. Vor Allem aber entſchied für ihn das Beiſammenſein mit Adam von Oerthel — dem treuen Freunde — und der Anſchein von wirklicher Liebe, welchen der neue Zögling für ihn angenommen hatte. Eröffnete ihm dies doch die Ausſicht, in die Tiefen einer edeln, unſchuldigen und hoffnungsvollen Kinderſeele eindringen und aus dieſem Schachte einen reichen Schatz neuer pſychologiſcher Aufſchlüſſe für die geiſtigen und moraliſchen Keime, wie ſie in die Kinderbruſt gelegt werden, und wie dieſelben ſich von ſelbſt oder durch äußere Leitung entwickeln möchten, für ſich heraufzuholen. Freilich war dabei die Freundſchaft Adams von Oerthel vonnöthen, um ihm den neuen Aufenthaltsort einigermaßen erträglich zu machen. — Wiewohl Töpen tiefer lag als

Hof, ſo war die Gegend doch noch kälter, rauher und eintöniger obſchon die Landſtraße durch das Dorf führte; zugleich war der Verkehr mit ſeinen Hofer Freunden und dem Pfarrer Vogel erſchwert, und die Bibliothek des Kammerraths von Oerthel faſt nur voll juriſtiſcher Bücher. Am unangenehmſten jedoch waren ſeine Verhältniſſe in dem Hauſe ſelbſt, weniger, weil der Hausherr, nicht bloß, als ein durch kaufmänniſche Unternehmungen reich gewordener Emporkömmling, ſtolz, übermüthig und geizig war, ſondern beſonders auch, weil er ſich in den Erwartungen von ſeinem Zöglinge ganz getäuſcht fand. Derſelbe hatte weder die gehofften Anlagen des Geiſtes, noch Herzensgüte; er konnte ſich durch nichts deſſen Liebe und Vertrauen gewinnen, ja der Knabe verband ſich ſogar mit übelgeſinnten Menſchen zu Kränkungen ſeines Lehrers.

Und zu dieſen Uebelgeſinnten gehörte vor allen Dingen der Pfarrer Morg von Töpen, ein hochmüthiger, ſcheinheiliger Zelote, ... der eben, beim dritten Läuten, die Kirche betrat; während Kammerrath von Oerthel, wie ein kleiner Monarch, mit dem ganzen Gefolge ſeiner Familie und Hausgenoſſenſchaft auf der Schwelle der Kirchenthüre erſchien.

Ehrerbietig drückte der „lange Joſeph“ die Thüre auf und würdevoll, mit ſtolz gehobenem Haupte ſchritt der Gutsherr ſeinem Sitze zu. Bleich und abgezehrt folgte Adam von Oerthel am Arme des Freundes, in deſſen edlen Zügen noch immer der Ausdruck eines großen und tiefen Schmerzes lag. O Himmel! er galt ja nicht den entwendeten, mühſam in nächtlicher Stille geſammelten Excerpten . . . er galt einer abermals in den Staub getretenen ſchönen Hoffnung . . . der Hoffnung . . . aus ſeinem Zöglinge einen guten, edlen Menſchen bilden zu können! . . .

Wunderbar ergriff ihn jetzt die Orgel und das von der kleinen Gemeinde einfach geſungene Kirchenlied. Seine Seele löſte ſich dabei — zumal ihm das Joditzer Kirchlein, die kleine liebliche Hirtin im Sonntagskleide und der Vater auf der Kanzel vorſchwebte — in Wehmuth auf, die ſich noch bei jedem Blick auf ſeinen — ſonſt ſo heiteren und nun ſo frühzeitig dahinwelkenden Freund — mehren und ſteigern mußte. In kindlich frommen Gefühlen erhob ſich daher ſeine Seele unter dem Geſange zu Gott: mit Bitten für den neben ihm ſitzenden leidenden jungen Mann und ſeinen . . . auf ſo ſchlimme Wege gerathenen Zögling.

Aber wie ſank dieſer ſchöne fromme Aufſchwung kalt und peinlich in ſich zuſammen, als nun Orgel und Geſang ſchwiegen und Morg ſich auf der Kanzel erhob.

Pfarrer Morg war ein großer ſtattlicher Mann von nicht unſchönen Geſichtszügen, die nur unter dem durch Zeit und Gewohnheit aufgeprägten Ausdruck eines tief frommen Ernſtes litten. Es waren die Züge einer ſtereotypen Heiligkeit, die ihm, für einfache Gemüther, etwas Zurückſtoßendes gaben; aber noch verletzender waren für dieſe ſeine Manieren.

Die Hände zum Gebete gefaltet, die Stirne auf dieſelben gedrückt, verweilte er jetzt einige Minuten auf der Kanzel, ſo daß man von der ganzen Figur eben nur die gefalteten Hände und die Kopfhaare ſah, und den Eindruck einer tiefen Demuth, eines im Gebete ganz Verlorenſeins, empfangen mußte. Und doch ſchrie es in Richter's Seele: er betet ja nicht, ſondern berechnet eben jetzt nur den Eindruck, den ſeine Stellung auf die Gemeinde macht!

Da erhob ſich Morg und begann mit hohem Pathos ſeine Predigt. Sie bewegte ſich über den Text: Matth. 22. 21: „So gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt!“ den er aber — er war zum Mittageſſen bei dem Kammerrath eingeladen — hier ſo anwandte, daß die anweſenden Bauern und ſonſtigen Untergebenen des Gutsherrn, dieſen recht gut unter dem Bilde des Kaiſers erkennen konnten.

Der alte Herr ſtrahlte vor innerer Freude, Stolz und Wohlbehagen; Morg aber — immer im ſtillen Hinblicke auf das Mittageſſen, das ſich, wie er recht gut wußte, nach der Eindringlichkeit ſeiner Predigt richten werde — kam in Feuer und Flammen, und ſtellte der andächtigen Gemeinde alle Schrecken der Hölle und der Verdammniß vor, wenn ſie nicht richtig zehnten und abgeben werde und den Gutsherrn auch nur um einen Pfennig betrögen. Wunderbar waren dabei ſeine Bewegungen, da er, die beiden Hände und Arme auf die Kanzel geſtemmt, Kopf und Körper bald weit nach hinten zurückbog, und, zum Himmel blickend, aufſchrie; bald wieder, nach vorn vorgebeugt und mit dem Haupte faſt das Kanzelpult berührte. Niemand freilich in der Kirche ahnte, welchen diplomatiſchen Hintergrund dieſe ſeltſamen Rücken- und Kopf-Bewegungen hatten. Merz ward dadurch das Memoriren ſeiner Predigten ungemein erleichtert: denn wenn er an eine Stelle kam, die im Gedächtniß nicht feſt ſaß, ſo fuhr er — wie tief in ſich ſelbſt von der Wucht ſeiner Gedanken und Gefühle zuſammengedrückt — mit dem Kopfe bis dicht vor das Kanzelpult, auf welchem das Concept der Predigt aufgeſchlagen lag, und langſam darüber hin, um . . . ſein Stichwort zu finden. Gewöhnlich ſprach er dann leiſe, langſam und weinerlich, fuhr aber — ſobald er Stichwort und Gedanken wieder hatte — raſch, kühn und laut aufſchreiend auf's Neue in die Höhe, — wie ein Falke, der auf eine Taube geſtoßen und, dieſe nun triumphirend in den Fängen haltend, zu den Wolken und ſeinem hochgelegenen Neſte auffliegt. Dabei gewährte das plötzliche Aufſchreien nach einem ſanft und gefühlvoll hingeflöteten Satze noch den Vortheil des Erſchreckens in der Gemeinde . . . ſo daß in Morg's Kirche Niemand ſo leicht einſchlief, . . . ſelbſt an den ſchwülſten Sommertagen nicht.

Richter — der junge Hauslehrer des jüngſten, hoffnungsvollen Sprößlings der Oerthel — ſaß bei all dieſen Predigten wie auf Kohlen! Durchſchaute er denn dieſen Morg nicht, der ein ganz geſcheidter, hellſehender und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann war? der nicht im Entfernteſten an Hölle und Teufel glaubte . . . und doch hier auf der Kanzel mit dem Ausdruck der feſteſten Ueberzeugungstreue von beiden ſprach? Und dieſer Schwulſt von Bibelſprüchen, von nichtsſagenden, hohlen Phraſen! . . . und, was dem jungen Manne das Entſetzlichſte war, . . . dieſe Servilität und ſelbſtſüchtige Augendienerei!

O Himmel! wie einfach, wie natürlich und doch wie zu Herzen gehend hatte dagegen ſein armer, längſt im Grabe ruhender Vater oft zu ſeiner kleinen Gemeinde geſprochen; . . . und . . . wie unendlich hoch war ſein ſittlicher Standpunkt über dem dieſes Morg!

Endlich ertönte das „Amen!“ . . . und der Pfarrer ſprach, mit zum Himmel gehobenen Augen, zurückgebeugtem Haupte — die gefalteten Hände hoch erhoben — das „Vater-Unſer,“ als ob er auf offener Bühne den Monolog eines Trauerſpieles vortrüge.

Erſt mit den neuaufbrauſenden Tonwellen der Orgel und dem einfach natürlichen Geſange der kleinen Gemeinde ebbten die heiligen Zorneswellen in der Jünglingsbruſt, und Richter bat Gott innig um Verzeihung, daß er an ſo heiligem Orte ſo wild zürnen könne. Sein Herz aber blieb voll blutiger Thränen.

Auch ſein Freund, Adam von Oerthel, trat tief bewegt aus der Kirche: nicht durch Morg's Predigt — von der hatte er gar nichts gehört —, wohl aber von den ſchwermüthigen Gedanken, die Orgelklang und Geſang in ihm erweckt und die ihn, in ſeiner Melancholie, dem ſtillen Hügel, dem er ſo früh entgegenwelkte, ſo nahe gebracht. Schmerzlich hatte er dabei im Geiſte auf ſeinen kleinen Bruder zurückgeſehen, deſſen heutiger häßlicher Streich gegen ſeinen ſo vortrefflichen Lehrer ein gar böſes Herz verrieth. Er fühlte, daß er die Verpflichtung habe, ſeinem Freunde Genugthuung zu verſchaffen, und wandte ſich daher beim Nachhauſegehen an den Vater.

Aber der Kammerrath, der den Liebling mit Stolz an der Hand führte, wies ihn kalt und finſter zurück:

„Bleib' mir mit ſolchen Sachen vom Leibe!“ — rief er unwillig, den kleinen Sünder noch feſter an ſich ziehend. — „Der Magiſter iſt ein Narr und ein Schwärmer, der leider auch Dir den Kopf verrückt hat. Schon ſein verrücktes Herumlaufen ohne Zopf, mit fliegenden Haaren und offenem Halſe zeugt davon. Dein Bruder aber iſt ein genialer, aufgeweckter Kopf, der euch einſt alle noch in den Sack ſtecken wird! — Er aber" — rief hier der Kammerrath noch heftiger, indem er ſich zu dem, einige Schritte hinter ihm folgenden Richter wandte — „Er unterſteht ſich nicht, meinen Sohn wegen dem Vorgefallenen zu ſtrafen."

„Gewiß nicht!" — entgegnete der Hauslehrer ruhig. — „Wenn ihn ſein Inneres nicht dafür ſtraft, daß er ſo viel Liebe mit ſo viel Undank vergilt, wäre jede äußere Strafe doch umſonſt."

„Phraſen!" — brummte finſter der Kammerrath und ſchritt dem Herrenhauſe zu.

Auf ſeinem Zimmer angelangt, ſchellte er Joſeph. Der Lange kam.

„Nehm' Er zwei Flaſchen: eine mit Waſſer gefüllte und eine leere, und begleite er mich in den Keller!" — ſagte der Kammerrath und ſchritt voran. Hier lagen im erſten Verſchluß eine Maſſe Laib Brode. Joſeph ſchielte ſeufzend nach ihnen, obgleich ſie, durch die Feuchtigkeit des Ortes, tüchtig Schimmel angeſetzt hatten. Aber das wollte der Kammerrath gerade haben; denn dadurch und durch das ſchlechte Mehl, aus dem ſie gebacken waren, wurde das Brod ſelbſt ſo ſchlecht und ungenießbar, daß Niemand viel davon eſſen mochte.

Im zweiten, mit mehreren Vorhängeſchlöſſern verſehenen Keller befand ſich der Wein. Joſeph mußte das Licht und die zwei Flaſchen hinſtellen; dann befahl ihm der Alte: daß er ſich packe.

Der „lange Joſeph“ zog noch einmal den wohlthuenden und ſtärkenden Weingeruch in die Naſe, ſeufzte und ging.

Jetzt begann der Gutsherr — er ſah bei dem ſchwachen Lichte in den dunkelen Kellerwölbungen und bei ſeinen abſonderlichen Manipulationen wie ein alter Alchemiſt aus — eine wunderbare Arbeit. Er ordnete nämlich, wie ein guter Feldherr, eine kleine Armee von vier Flaſchen für den ſonntäglichen Mittagstiſch und zwar ſo, daß das erſte Treffen — der Kork der Flaſche ward mit einem Schnitt bezeichnet — mit Kerntruppen, die weiteren mit immer ſchwächerer Reſervemannſchaft geführt werden konnte.

Die Sache aber verhielt ſich ſo: der Wein, den Herr von Oerthel bezog, war nicht ſchlecht; damit er aber noch über ſeinen Werth auf die Zunge falle und raſch wirke — die Schwere erſparte alsdann die Menge — mußte der Weinhändler, von welchem ihn der Kammerrath erhielt, demſelben noch einen tüchtigen Zuſatz von Spiritus geben. Beim Eſſen kam alsdann die erſte Flaſche — mit dem einen Einſchnitt am Korke — als feuerfeſt und ungetauft zuerſt daran. Von der zweiten — mit zwei Einſchnitten bezeichnet — wanderte etwas Weniges in die bereitgehaltene leere Flaſche, worauf der Wein der zweiten mit etwas Waſſer aufgefüllt wurde. Die dritte, dreimal gekerbte Flaſche, vertauſchte dann einen noch größeren Theil Wein mit Waſſer, und ſo kam die vierte, viermal gekerbte, — urſprünglich leere — Flaſche ebenfalls zu einem Inhalt, der dann aber freilich nur Waſſer und Wein zu gleichen Theilen war.

So verband der Kammerrath auf praktiſche Weiſe das Schöne mit dem Nützlichen, und ſorgte dabei noch väterlich dafür, daß ſeine Familie und Gäſte keinen Schaden durch zu großen Genuß geiſtiger Getränke nehmen konnten. Er trug auf dieſe Weiſe wirklich eine rührende Sorge für ſie im Herzen; ſo daß der Hauslehrer, der freilich — aber nur im Stillen — ein ungewaſchenes Maul hatte, ſeinem Freunde Vogel einſt ſchrieb: er ſei überzeugt, der Kammerrath habe ſeine Frau, ſo lange ſie noch gelebt, auf den Händen getragen, wenn auch nur . . . um die Schuhſohlen zu ſparen.

Welcher verſtändige Mann aber muß ſich nicht ſolche Spöttereien gefallen laſſen?

Die Flaſchen-Batterie wanderte jetzt durch den „langen Joſeph", der durch ſehnſüchtige Blicke mit ihr liebäugelte und ſich nur mit Seufzen von ihr trennte, zur Oberwelt . . . und gleich darauf traf auch Pfarrer Morg ein.

Als der Pfarrer in des Gutsherrn Zimmer trat, verbeugte er ſich langſam, ernſt und feierlich, und zwar ſo tief, daß Kopf und Rücken beinahe in wagrechte Lage und die Hände nahe dem Boden kamen. Morg that dies bei jedem Zuſammenkommen mit Menſchen, *die über ihm ſtanden oder von welchen etwas zu erlangen war*. Bei Gleichgeſtellten kam die Neigung des Rückgrathes nur zu einem mäßigen Winkel, bei Untergeordneten dagegen blieb der Rücken ſteif und nur das edle Haupt des würdigen Mannes ſenkte ſich ein wenig. Dabei blieb es für Pfarrer Morg charakteriſtiſch, daß er ſich nicht auf *eine* oder *zwei* Verbeugungen beſchränkte, ſondern — in Folge ſeines devoten Weſens — *ein fortwährendes Verbeugen angenommen hatte*; ſo daß er in der That keine ſechs Worte mehr ſprechen konnte, ohne dieſelbe Bewegung zu machen, die ihn auf der Kanzel ſo auszeichnete; wobei er zumeiſt die Arme auf den Rücken zuſammengelegt hielt. Aber auch ſeinen Kanzel-Pathos behielt er im gewöhnlichen Leben und Geſpräche bei, ſo gut als die officielle Amtsmiene: ſo daß er mit beiden Predigt-, Grab- und Hochzeitsrede ſprach . . . aber auch die Nachtmütze oder den Stiefelzieher forderte. Selbſt wenn er ſich hier und da einer chriſtlich-unſchuldigen Verleumdung bediente, wie gegen den Hauslehrer — den er nun einmal, ſchon ſeines natürlichen und offenen Weſens, namentlich aber auch ſeiner Satyren wegen, nicht leiden konnte — blieben Pathos, Amtsmiene und Heiligenſchein ſich gleich.

Erkleckliches leiſtete aber jetzt Pfarrer Morg bei dem Mittageſſen, und er durfte dies gewiß auch um ſo mehr thun, als er es redlich durch ſeine Predigt verdient hatte, die den Bauern im Sinne des Wortes „die Hölle heiß gemacht.“

Schön war es zu ſehen, wie der ſchwere, mit Alkohol verſetzte Wein der erſten und der zweiten — nur leicht getauften — Flaſche ſchon auf die Tafelgeſellſchaft wirkte: auf den Pfarrer, der oben neben dem Kammerrath ſaß und immer lauter und weihevoller ſprach; — auf den Gutsbeſitzer ſelbſt, deſſen Haupt ſich immer ſtolzer hob, und auf den Hauslehrer, ganz am Ende des Tiſches, der nur wenig Wein vertragen konnte und durch die Vorgänge des Tages, die widerwärtige Erſcheinung Morg's und das ſtille dahinſinkende Weſen des theuern Freundes ſich ohnedem in innerlicher Aufregung befand.

Je mehr aber der Pfarrer trank, deſto höher ſtieg ſeine Chriſtlichkeit. Er entflammte ſich mehr und mehr gegen alle Atheiſten, gegen den jetzt — namentlich bei der Jugend — überall zu Tage kommenden Pantheismus, — gegen die „ſogenannte“ Aufklärungsſucht und vorzüglich gegen die heidniſchen Grundſätze, welche jugendliche Erzieher, die ſelbſt eigentlich nichts als Heiden ſeien, ihren Zöglingen beibrächten. Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft und Weltuntergang waren dabei die Perſpectiven, die dem Feuer des Weines und jenem eines unbegrenzten zelotiſchen Eifers entſtiegen.

Der Kammerrath — der die Ausfälle auf Richter wohl verſtand — nickte jetzt immer ernſter, ſtolzer und bedeutſamer, als ſäße er — der nicht einmal wußte, was Atheismus und Pantheismus bedeuteten, da dieſe Artikel in ſeinem früheren kaufmänniſchen Leben nie vorgekommen — in Herrſchergröße an der Spitze eines ketzerrichtenden Conciliums.

Adam von Oerthel ſuchte zu opponiren, kam aber vor Merz nicht zum Worte.

Der holde Zögling, von dem ſtarken Weine berauſcht, ſchnitt ſeinem Lehrer Geſichter. Richter ſelbſt aber glühte der Wein und der heilige Zorn einer edeln Indignation ſo gewaltig an, daß auch er ſich jetzt nicht mehr zurückhalten konnte.

Beſcheiden, aber mit Wärme, nahm er ſich der rationellen Auffaſſung des Chriſtenthums und der ſo getadelten Erziehungsweiſe an. Aber das brachte Merz — dem der Oberhofprediger und Conſiſtorialrath ſchon in der Naſe ſtak — ganz in den Harniſch. Wie konnte ein ſo unbedeutender Menſch, wie Richter, ihm widerſprechen!

In gewaltigem Pathos — und ſelbſt im Sitzen an der Tafel die Kopf- und Rücken-Schwenkungen und Senkungen keinen Augenblick unterlaſſend — rief er, vor- und zurückfahrend, Zeter über die verdorbene Welt, jetzt geradezu den Hauslehrer als einen ihrer Ungläubigkeits-Apoſtel bezeichnend.

Aber das war doch zu viel für Richter. Der eigene freie, kühne Geiſt ſchlug wie ein Sturmvogel die Flügel und des Kammerraths Alkohol verlängerte und kräftigte ſie zu Adlerſchwingen. Glühend im Inneren und im Angeſichte, funkenſprühenden Auges und mit der Verklärung in den Zügen, die immer das Bewußtſein giebt, für eine große Sache oder Wahrheit zu kämpfen, fuhr er jetzt offen heraus und frug Morg: ob er das für Chriſtenthum halte, wenn einer dasjenige von der Kanzel herab lehre, was er ſelbſt längſt leugne und, als wiſſenſchaftlicher Menſch, in die Rumpelkammer antiquirter Weltanſchauungen geworfen habe?

Morg erblaßte . . . aber er frug: wen und was der Hauslehrer damit meine?

„Sie meine ich damit!“ — ſagte Richter feſt — „und Ihre heutige Predigt von Hölle und Teufel!“

Jetzt aber brach der Pfarrer in ein officiell-pfarramtliches Donnerwetter aus und ließ die Ehrentitel:

Atheiſt, Pantheiſt, Freigeiſt, Gottesleugner, Chriſtushaſſer, Heide u. ſ. w. wie Hagelſchlag auf den armen Magiſter los. „Freilich!“ — rief er dabei, vor Zorn überſchäumend — „wer der Unſittlichkeit offen huldigt und ohne Zopf, mit fliegenden Haaren, wie Abſalon, ... mit offener Bruſt und offenem Halſe, wie ein Wilder, zur Schmach und Schande der Menſchheit herumläuft, von dem kann man nichts weiter erwarten!“

Aber dieſer Sturmlauf auf den Zopf gab Richter mit einemmale ſeine ganze Ironie wieder. Mit ſchneidender Satyre fiel er über Morz her und zeigte dieſem, wo bei ihm der Zopf hänge. Er mache es ja — rief er ihm zu — wie die Türken: Wie dieſe Holländer, Engländer, Franzoſen und Deutſche, ja alle Europäer nur unter der Bezeichnung „Franken“ kennten, ſo ſchnüre er: Philoſophie, Freigeiſterei, Heterodoxie, Naturrecht und Atheismus in einen Begriff zuſammen. Freilich ſei dies eben der rechte „Zopf,“ bei dem man auch, wie bei dem ſo beliebten im Nacken, alle Haare mit dem Zopfbande der Frömmelei zuſammenſchnüre. „Ich aber“ — rief hier der junge Mann in ſchönem, edlem Eifer, während der Pfarrer leichenblaß wurde, und durch ſein Umſichfahren mit Armen und Händen einige Gläſer umwarf — „ich aber erwarte von jedem redlichen Menſchen, der nicht in Egoismus zuſammengeſchrumpft iſt und deſſen Seele nicht in einer totalen Sonnenfinſterniß der Wahrheit lebt, daß er nicht nur in der Religion der Vernunft huldige, ſondern auch in ſo weit der Sittlichkeit: um nicht als wahr zu lehren, was ſein beſſeres Ich als falſch und thöricht verwirft. Wohl zeige ich dabei der Welt offenes Auge und offene Bruſt; aber ein offenes Viſir, nicht das geſchloſſene der Scheinheiligkeit, war auch von jeher das Zeichen ächten Adels und wahrhaft ritterlicher Kämpfer. Wer aber den „Zopf“ zu ſeinem Idol erhoben und in das Nabelſchild ſeines Wappens geſetzt, der hat natürlich recht, wenn er auf den Satz hält: daß Irrthümer und Bier deſto beſſer ſind, je älter ſie werden, . . . und . . . neue Bücher und Lehren wie friſches Brod den Magen verderben!“

Und mit dieſen Worten ſtand das Magiſterlein auf, verbeugte ſich leiſe und verließ das Zimmer.

Kammerrath und Pfarrer ſaßen erſtarrt; der „lange Joſeph“ aber, der eben etwas von „friſchem Brod“ gehört hatte . . . ſeufzte bei dieſem lieblichen Klange tief und wehmüthig auf! . . .

Todesſchatten.

Ach! das war ja alles recht gut, ſchön und wahr, was Richter nun ſchon ſeit ſechs Jahren über den Zopf geſagt hatte . . . und ehrenhaft war auch und blieb ſein doppelter, nach Außen und Innen gerichteter, Kampf gegen eine ganze bezopfte Welt! Aber was vermag denn der Einzelne — zumal wenn er keine hervorragende Stellung einnimmt und nicht über einen Völker umfaſſenden Einfluß gebietet — gegen die Herrſchaft der Mode und der Vorurtheile. Giebt es doch keine größere Tyrannin als die erſtere und keine größere Närrin zugleich . . . und gehören nicht Jahrhunderte dazu, das Unkraut der Vorurtheile auszujäten? Indeß das alles iſt doch noch möglich: einen Mohren weiß waſchen heißt es aber, wenn man die böſen Geiſter aus Scheinheiligen und Egoiſten austreiben will.

Richter's Hauslehrerſtelle war durch den Streit mit Pfarrer Morg auf die Dauer unmöglich geworden, obgleich er ſie erſt ein halbes Jahr begleitete; ja der junge Mann würde ſie jetzt ſchon auf der Stelle aufgegeben haben — ſie hatte ja wahrlich von allen Seiten des Unangenehmen genug — wenn ihn nicht ſein dahinwelkender, treuer und edler Jugendfreund, Adam von Oerthel, mit Thränen im Auge gebeten hätte, ihn nicht zu verlaſſen. Konnte Richter's Herz da widerſtehen? Er blieb; . . . aber des Freundes beſtändige Kränklichkeit und Hypochondrie ſteckten ihn faſt an. Dahin war die innere Freudigkeit, die er ſich bisher, auch in Noth und Elend, erhalten hatte, und ſelbſt die Elaſticität des Geiſtes ließ nach. Dabei der äußere Druck unter der Herrſchaft eines bornirten, überſtolzen Emporkömmlings, der faſt im Geiz erſtickte und nahe daran war, ſeine Untergebenen verhungern zu laſſen; ſowie der Schmerz, von ſeinem Zögling nicht verſtanden zu werden!

Es war dem jungen Manne in der That beinahe nicht mehr der Mühe werth, zwiſchen Erinnerung und Vergeſſenheit, zwiſchen Vergnügen und Schmerz einen Unterſchied zu machen. Es kam über ihn, als ob Alles ein Traum- und Theaterleben und er, in der dunkelen Ecke des Univerſums, in der er ſaß, ganz vergeſſen ſei; . . . in einer hypochondriſchen, verwitterten, zerſtörten und zerſtörenden Welt, die ihm — dem jetzt vierundzwanzigjährigen jungen Manne, der ſo voll der ſchönſten, glühendſten Hoffnungen und Strebungen war —

auch nicht den geringſten Anhaltepunkt bot, um ſich daran emporzuſchwingen.

Freilich ahnte der, durch fortwährend mißliche Verhältniſſe gebeugte Jüngling nicht, daß die Schwermuth, die ihm jetzt überkommen, auch noch einen tieferen pſychologiſchen Grund habe, und eine nothwendige Folge des Zwieſpaltes ſeiner beiden geiſtigen Naturen und des Umſtandes ſei, daß ihm ſeine ſatyriſche Thätigkeit jetzt immer weniger genüge, während er doch noch keine Form und keinen Ausweg wußte, in welche er die immer reicher werdeñden und immer ſtürmiſcher aus dem Inneren herausdringenden ernſten und erhabenen Ideen und Empfindungen ausgießen konnte. Es war ein innerer chaotiſcher Kampf, der in der That eine neue, große, herrliche Welt gebären ſollte; aber . . . die Geiſter wußten ſich eben aus dem Chaos der ſtreitenden Elemente ſeines Inneren noch nicht loszutrennen. Seine Seele war jetzt daran ſo krank, wie ein phyſiſcher Organismus, wenn dem, was aus demſelben heraus will und ſoll, die Auswege verſperrt ſind.

Dabei verfolgte ihn, in Betreff ſeiner Arbeiten, das alte Mißgeſchick; wohl fand ſich endlich für ſeine noch ungedruckten Satyren — er gab ihnen den Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren“ — ein Verleger. Es war Beckmann in Gera; aber welche Umſtände machte dieſer, bis es zum Abſchluß kam . . .

und dann . . . bewilligte er Richtern: Zwei Thaler zwölf Groſchen Honorar für den Druckbogen!!

Aber auch dies war noch nicht genug, . . . Beckmann legte das Manuſcript in ſeinen Pult . . . und ließ es, in ſeiner Unentſchloſſenheit, zwei Jahre lang darin liegen! Da zündete es wie ein Blitz in des jungen Schriftſtellers Seele . . . er erkannte, daß er mit dieſer Art ſatyriſcher Aufſätze nirgends rechten Anklang finden werde; . . . aber zugleich auch ging ihm die Ahnung einer, in ſeinem Inneren ruhenden, höheren dichteriſchen Welt auf!

Jetzt fiel er auf's Neue — ein geiſtiger Wehrwolf — über die Literatur her und zwar in ſeinem allſeitigen Streben über alle Gebiete derſelben. Von Freund Vogel in Rehau allein lieh er ſich folgende Bücher: Klopſtock's Gelehrtenrepublik; Füßlin's Ketzerhiſtorie; Bielefeld's Staatswiſſenſchaft; die Allgemeine deutſche Bibliothek; Röſſelt; Jeruſalem; Herder's Werke; Gerhard's Quartant de morte: Feder's Unterſuchungen; Mendelsſohn: Kant's Kritik der reinen Vernunft: Platner's Schriften; Schröckh; Meiner's Geſchichten der Wiſſenſchaften; Schubart; Cardanus; Wieland's Gedichte; Ariſtoteles' Poetik; Plato's Sympoſion; Bayle; Voltaire; English Miscellanies: Derham's Phyſikotheologie; einen Band der Neueſten Griechiſchen Geſchichte, aus dem Franzöſiſchen; Niemeyer's Charakteriſtik; Epiktet; Antonin; Nicolai's Reiſen; eine Griechiſche Geſchichte in ſechs Theilen; Prieſtlei's Verfälſchungen des Chriſtenthums; Bibliotheque choisie; Bibliotheque universelle; Rouſſeau; Casauboni Annotationes in Baronii Annales; Semmler's Verſuche über die Kirchengeſchichte; Eichhorn's Einleitung in's Alte Teſtament; Le Clerc's Schriften; acht Bände des deutſchen Merkurs; Tealdo über die Witterung; Mauvillon's Aufſätze über die Staatskunſt; Bahrdt's Moral; die Literaturzeitungen; Frank über Polizei; Tiſſot's mediciniſche Werke; Camerarius; Gibbon's Römiſche Geſchichte ꝛc. ꝛc.

Alle guten Gedanken, die ihm alsdann bei dem Leſen dieſer Bücher einfielen, wurden unter verſchiedenen Rubriken in beſondere Bücher eingetragen, und auf Merkblätter als Fragen geſchrieben, was er künftiger Erörterung vorbehielt. Auch die Excerpten ſetzte er fleißig fort und mit dieſen die Verzeichniſſe über dieſelben. Ferner arbeitete er, wie er es ſchon ſeit früher Jugend gethan, eine Zuſammenſtellung der verſchiedenen Wörter aus, die ſich auf einen und denſelben allgemeinen Begriff bezogen, um zur Abwechſelung, Vermannichfaltigung und Belebung des Ausdrucks immer eine reiche Auswahl unter Wörtern zu haben, welche verwandte Begriffe bezeichnen. Er ſtellte, wobei ihm ſeine, durch das Suchen nach witzigen Aehnlichkeiten geübte Auffindungsgabe ſehr zu ſtatten kam, nach und nach — z. B. nur für den Begriff: Verſchlimmerung — einhundert und vierundachtzig, und für den des Sterbens ſogar zweihundert verſchiedene Ausdrücke zuſammen, ſo daß er nicht nur in matten Schöpfungsaugenblicken, ſondern auch bis in das ſpäteſte Alter ſtets eines den verſchiedenen höheren oder niederen Schreibarten oder Charakteren anpaſſenden, bildlichen und ſchlagenden Ausdruckes gewiß ſein konnte. Er nannte dieſe Wörterſammlung „Mitwörterbuch“.

Außerdem aber entſtanden auch noch eine Menge Hefte, in welche er die Regeln niederſchrieb, die ſein Leben und Schaffen zu ordnen hatten.

Aber wie wunderbar iſt doch das menſchliche Leben! Während Richter unter all dieſen Arbeiten verſuchte, ſeinen Schmerz und ſeinen Trübſinn zu bewältigen, zogen, von ihm unbemerkt, die ſchwarzen Wolken eines furchtbaren Gewitters an dem Horizonte ſeines Lebens herauf, — eines Gewitters, das ſich, in zwei vernichtenden Doppelſchlägen, über ſeinem, ſchon mit Dornen reich gekrönten, Haupte entladen ſollte.

Trat der Lebensernſt doch ſchon jetzt immer näher an ihn heran. Sein und Oerthel's gemeinſchaftlicher Freund Hermann, der die erſte Hälfte ſeines Aufenthaltes in Töpen durch häufige Beſuche erheitert und verſüßt hatte, ging jetzt nach Erlangen ab, um ſich vielleicht dort endlich die Hülfsmittel zur Doctorpromotion zu verſchaffen.

Aber nicht blos die Trennung, ſondern der beſtändig fruchtloſe Kampf dieſes genialen Menſchen mit ſeiner bitteren Armuth berührte ſein Herz auf das Empfindlichſte; denn er ſah ja Hermann, der durch ſeine Fakultätsſtudien auf eine nur durch bedeutende Geldmittel zu erlangende öffentliche Stellung angewieſen war, um in derſelben die Blüthen ſeines Geiſtes treiben zu laſſen, einem Schickſale immer mehr erliegen, welchem er nicht, wie Richter, ein duldendes und erwartendes Arbeiten in der Einſamkeit entgegenſetzen konnte. Er konnte nicht, wie dieſer, vor den kleinen, ſchmutzigen, materiellen Erbärmlichkeiten, die ſeine Geiſtesthätigkeit hinderlich berührten, in ſeine Klauſe ſich zurückziehen, ſondern mußte mit denſelben täglich einen Kampf beſtehen, ſich in ſie hineintauchen, trotz des Ekels, mit dem ſeine zarte, höhere Natur ſie zurückſtieß. Er war daher des Jammers, des Unmuths und der Verzweiflung nicht Herr, klagte ſie laut, und während Richter mit eigenem Trübſinn und eigener Hypochondrie ſtritt, mußte er einen Freund, den er mit blutendem Herzen dem Abgrunde zueilen ſah, tröſten und aufrichten. Aber es war eben die große Schule des Schickſals, die Richter hier durchmachen mußte! Er lernte hier zuerſt das wahrhafte Unglück, den inneren Seelenſchmerz des Lebens, den tragiſchen Kampf des Menſchen mit den Hinderniſſen, welche ihm die irdiſchen Verhältniſſe, die geſelligen und politiſchen Beziehungen in den Weg legen; — das große dunkele Räthſel des Mißverhältniſſes der Beſtimmung und der Mittel eines Menſchen, dem der mächtige Trieb in die Bruſt gelegt ward und kein Weg gezeigt, ihm zu genügen; — die Erhebung und Wohlfahrt des Dummen und Laſterhaften; — die Gedrücktheit und das Elend deſſen, der mit dem feurigſten und uneigennützigſten Willen ſein Alles an höchſte Zwecke ſetzen möchte und ſeinen Arm und ſeinen Geiſt gefeſſelt ſieht; — er lernte dieſes höchſte Elend in einem weit furchtbareren Grade, als an ſich ſelbſt, an dem heißgeliebten Freunde kennen! Alles dies ſtellte dem Scherz ein immer größeres Gegengewicht an die Seite: das Bild des leidenden Freundes führte ihm die ganze leidende Menſchheit vor das innere Auge. Zu gleicher Zeit aber, als er nach Troſtgründen für ſeinen Freund ſuchte, als er darum tiefer in ſeine eigene Seele ſchaute: fand er ſie nicht in der Satyre oder im Scherz, ſondern in erhabenen Vorſtellungen von der Welt und in der ernſtpoetiſchen Verklärung derſelben. „Erdulde“ — rief er Hermann zu — „noch einmal wie ein Mann das Alpdrücken des Schickſals! Es wird Dich einmal Jemand bei dem Namen rufen — Du wirſt die Augen aufſchlagen — und ſtatt des zerquetſchenden Geſpenſtes die Sonne erblicken. Vertraue dabei auf die glänzenden und breiten Flügel Deines Kopfes, und möchten ſie Dich nur über das todte Meer wegtragen, damit Du nicht da geiſtig-todt hinfällſt. Laß Dir jedenfalls von Deinen Bedürfniſſen nie die Elaſticität der Seele ſtehlen. Möge Dir dann der Traum das geben, was Dir die Menſchen verſagen. Und wenn dies geſchieht, ſo richte Dich auf, wie ein geiſtiger Rieſe und ſei doch Kind dabei: Fliehe mit Deiner Phantaſie in die Auen der Jugend zurück, und vergiß über den Mondſchein der Vergangenheit und vor dem Sternenhimmel der Zukunft den unebenen Boden, auf welchem Du ſteheſt.“

So war Hermann abgereiſt, während Oerthel ſich immer mehr und mehr in Schwermuth verzehrte und die Krankheit ihn endlich ganz niederwarf. Es war ein hochtragiſches Schickſal, das hier ein edles Freundeskleeblatt faſt augenſcheinlich dem Abgrunde des Verderbens entgegenführte.

Hermann, Oerthel und Richter verband ja ein gemeinſames Streben und Ringen nach den höheren und höchſten Gütern des Lebens; — alle Drei waren edle, vortreffliche Menſchen; . . . aber jedem von ihnen trat auch das Schickſal mit eiſiger Kälte entgegen, dem freudigen Aufſtreben unüberſteigliche Berge von Schwierigkeiten entgegenſtemmend. Bei Richter und Hermann waren dies die Armuth und gedrückten Verhältniſſe, in welchen ſie geboren; bei Oerthel dagegen die ſchmähliche Abhängigkeit, in welcher ihn der geizige, ſtolze und hartherzige Vater erhielt. Trieb es doch den Jüngling mit unendlicher Luſt ſeine Studien und ſeine geiſtige Ausbildung weiter fortzuſetzen; während der Vater — dem die Koſten, trotz ſeines Reichthumes, zu groß waren — die Erlaubniß ein- für allemal verweigerte. Der Sohn, ſo meinte er, wiſſe jetzt genug, um die väterlichen Güter verwalten zu können; er ſei außerdem reich und von Adel, und . . . mehr bedürfe es in der Welt für ihn nicht.

So brach die Sehnſucht nach Höherem und der Druck des jämmerlich eingeengten Lebens auf Töpen dem jungen von Oerthel in der That das Herz. Die Freundſchaft mit Hermann und Richter hatte ihn noch gehalten; als aber, ein halbes Jahr nach Hermann's Abreiſe, Pfarrer Morg es endlich bei dem Kammerrath dahin gebracht, daß Richter ſeinen Abſchied als Hauslehrer nehmen mußte — Richter konnte es mit ſeiner Ehre nicht vereinen, länger zu bleiben — ſchlug die Stunde, in welcher das müde Auge des ſo hoffnungsvollen Jünglings den Genius mit der umgeſtürzten Fackel erblicken ſollte.

Richter hatte Töpen noch nicht ganz verlaſſen; aber er war auf wenige Tage nach Hof gegangen, um Vorkehrungen zu ſeinem Rückzuge nach dieſer Stadt zu treffen, als er durch einen Extra-Boten folgende wenige Zeilen erhielt, die die ſchwache, zitternde Hand des Freundes geſchrieben:

„Wenn Du Deinen Freund noch einmal ſehen willſt, ehe er in das ewig ſtille Land zieht, deſſen Grenzgebirge das Grab! . . . ſo eile zurück. O komm! Laß nicht den kurzen Athem meiner brechenden Bruſt, der auf dieſer Erde aus lauter unerfüllten Seufzern beſtand, mit dem letzten vergeblichen Seufzer nach Dir verſiegen.“ Dein Adam.

Richter ſchrak entſetzt zuſammen, ſein Blut gerann zu Eis. Wie war doch das längſt gefürchtete Unheil mit einemmale ſo ſchnell gekommen?

„Durch einen Blutſturz!“ — berichtete der Bote.

Es war ſchon ſpät am Abend und Töpen lag mehr denn zwei Stunden von Hof. Aber was kümmerte dies Richter. Es braunte wie Feuer unter ſeinen Füßen; . . . es glühte ihm im Kopfe; . . . es ſchnürte ſeine Bruſt zuſammen, daß er kaum athmen konnte; . . . aber er hörte nur Eines: „O komm!“ . . . er dachte nur Eines, und dies Eine war: „Er ſtirbt! er ſtirbt! . . . wirſt du ihn auch noch ſehen? noch am Leben treffen?“

Nur der Mutter rief er noch „Lebe wohl!“ zu, und mit einigen Worten das Vorgefallene; . . . dann lief er davon und der Nacht und Töpen . . . und einer ſchwarzen, unausſprechlich ſchmerzlichen Stunde entgegen.

Aber auf dem ganzen weiten Wege ſah er fortwährend den Freund ſterben!

Immer dunkeler ward es; . . . immer mehr erblaßten die Farben der ihn umgebenden Gegenſtände; . . . immer bleicher ward der mattgelbe Schein im Weſten. Die ſchwarze Hand der Nacht drückte den ſterbenden Tag unerbittlich hinab. Richter dachte an den ſterbenden Freund . . . und wie Alles, Alles im Leben erblaſſe und untergehe . . . und . . . wie nahe doch oft die freundlich blühenden Roſen der Morgenröthe dem gelbſchimmernden Immortellenkranze liegen, den der Abend auf die Stirne des ſinkenden Tages drückt . . . wie nahe Geburt und Grab!

Ein Flug krächzender Raben flog über ihm hin. Er fuhr zuſammen: es war ihm wie eine Ahnung des letzten Seufzers aus der Freundesbruſt: „Gott! wenn er in dieſer Minute geſtorben wäre!“ — rief er ſchmerzlich aus.

Richter verdoppelte ſeine Schritte; aber er wußte nicht, daß er jetzt ſchon mehr lief als ging.

Seufzer! . . . ach! wie viele Seufzer hatten ſich der Bruſt des Freundes in der letzten Zeit entrungen! . . . Iſt es denn ein Verbrechen, Großes und Edles in dieſem Leben zu wollen und anzuſtreben? . . . und, wenn nicht, . . . warum feſſelt das Schickſal denn gerade Denjenigen ſo oft Hände und Füße, die vorwärts ſtreben möchten, und zerquetſcht die Herzen, die weich und edel genug ſind, der Sehnſucht nach dem Höchſten Raum zu geben?

Auch Richter kannte ein ſolches Herz — noch außer dem des Freundes — und es pochte und hämmerte jetzt in ſeiner Bruſt, daß er glaubte, ſie müſſe ihm zerſpringen.

Er ſchaute um ſich — denn bisher hatte er nicht geſehen, was um ihn war — und fand ſich, trotz ſeines wahnſinnigen Laufens, noch weit zurück. War denn der Weg, den er ſchon ſo oft gegangen und der ihm dann ſo kurz vorgekommen, heute endlos?

Die Dunkelheit brach ein; aber was war die Dunkelheit der einen Nacht . . . gegen jene des ewigen Schlafes?

„Nein! nein!“ — rief Richter und ſuchte die Sterne des Himmels, die aber hinter dem ſchwarzen Trauermantel dichter Wolken ruhten — „über der Nacht des Grabes muß ja ein neues Morgenroth glühen. Ein Herz, das lieben, ein Geiſt, der Gott ſchauen kann, vergehen nicht! Ewig! . . . o du ewiges, unaufhörliches Ewig! Du kannſt kein leeres Nichts ſein. Soll ſich denn die Sturmfahrt dieſes Erdenlebens an den Klippen des Grabes brechen, nur, . . . um das Schifflein zerſcheitern und den Schiffer verſinken zu laſſen? O nein! nein! er wird ein Ufer finden, und einen neuen, herrlichen Tag, und an dem Ufer wird ſtumm und groß . . . die Ewigkeit . . . neben Gott ſtehen!"

Richter ſann . . . und ſtürzte weiter. Der Weg wollte immer noch nicht enden. Füße und Athem drohten den Dienſt zu verſagen; aber der Geiſt zwang den Körper zum Unbegreiflichen.

„Es iſt ja vielleicht auch noch Hoffnung möglich!" — dachte er jetzt — „und der Kranke hat ſich über ſeinen Zuſtand getäuſcht." — Aber der Troſt wich bald wieder der Angſt.

Endlich gewahrte er — Schatten in Schatten — dunkele Maſſen. Es mußte Töpen, das Dorf, ſein. Der Kirchthurm ragte wie ein ſchwarzes Geſpenſt, das nach oben deutet, in die Nacht, und die Kirche kauerte zu ſeinen Füßen, wie ein gewaltiges, die Erde zu einem Grabe aufwühlendes Ungeheuer. In einem Hauſe brannte, als er näher kam, ein Licht, das wahrſcheinlich die lange, lange Nacht eines Kranken trübe abmaß. Wird des Freundes Auge — dachte er — jetzt noch einen Strahl irdiſchen Lichtes trinken, oder findeſt du ihn bleich und ſtarr . . . oder kämpfend und ringend mit dem Tode?

Es durchſchauerte ihn, . . . denn jetzt ſah er die dunkele Maſſe, die das Herrenhaus des Gutes bildete. Jetzt hatte er nichts mehr — — nicht einmal einen Gedanken — nur kalten Schweiß auf der Stirne und ein unſinniges Pochen in Hirn und Bruſt.

Leiſe klopfte er am Krankenhauſe an, leiſe öffnete Joſeph.

„Lebt er noch?“ — frug Richter faſt unhörbar, aber mit unſäglicher Haſt und Angſt. Joſeph nickte und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

Leiſe ſtiegen jetzt beide hinauf und leiſe traten ſie in das Krankenzimmer. Es ſchwieg alles rings umher . . . kein Ton! . . . kein Laut! . . . nur die Wanduhr pickte unheimlich, als meſſe ſie die Pulsſchläge eines Sterbenden ab.

Im Bette lag eine Geſtalt . . . aber Richter erkannte kaum mehr den Freund. Wie hatten ihn die wenigen Stunden verändert.

Nicht das eingefallene Krankengeſicht, nicht die vom Blutſturz und Fieber weggebaizte Lebensfarbe, nicht die tiefen, ſchmerzlichen Züge um den Mund, noch die bleichen Lippen des geliebten Freundes waren es, die Richter's Herz und Hoffnungen jetzt erbarmungslos zerſchnitten . . . ſondern das ſchwer ſich drehende, unheimlich aufflackernde und doch ausgebrannte verglaſte Auge, in das alle Leiden ſeiner vorigen Nächte und die Nähe der letzten ſo leſerlich geſchrieben waren.

Als der Kranke den Freund gewahrte, ſtreckte er ihm langſam ſeine kalte Hand entgegen. Richter drückte ſie leiſe — zu ſprechen war ihm unmöglich, — — über die Züge des Sterbenden aber lief es, wie ein leiſes Abendroth der Freude.

Da winkte Richter Joſeph, der den ſtillen Freund bisher gepflegt, das Zimmer zu verlaſſen, und bat ihn, ſich zu Bett zu legen. Joſeph gehorchte ſeufzend. Der junge Mann aber war entſchloſſen, nicht mehr von dieſer Stelle und dem heiligſten Freundſchaftsdienſte zu weichen, bis der kalte Hauch des Todes das nur noch ſchwach flackernde Licht ausgelöſcht. Und wo waren Vater und Geſchwiſter? . . . Sie ſchliefen. — — — Der Leidende hatte ſie vor wenigen Stunden beruhigt . . . er wollte mit ſich, dem Freunde . . . und . . . dem Tode allein ſein.

Aber mit welcher Liebe und Aufmerkſamkeit hing jetzt Richter, als Krankenwärter, an des Freundes leiſeſten Winken und Blicken. Er wußte ja, wie er ihm noch ein ſtilles Abendglühen von Glück dadurch zuführe, und daß er ſelbſt nach Jahren noch auf jeden Liebesdienſt, den er dem Scheidenden in dieſen letzten Stunden geleiſtet, mit ſtillem Troſte, mit einer ſchmerzlichſüßen Beruhigung zurückſchauen werde.

„Freund!" — ſagte jetzt Oerthel leiſe, — aber was lag nicht alles in dem einen Worte „Freund!" — — „vor einigen Wochen glaubte ich noch, . . . durch einen Geſundbrunnen im Frühjahre . . . halbweg geneſen zu können . . . und dann . . . würd' es ſchon anders mit mir werden."

„Ach! es iſt früher mit ihm anders geworden!" — dachte Richter und biß ſich die Lippen blutig, um nicht zu weinen.

„Allein . . ." — fuhr der Sterbende fort — „ſeit ich weiß . . . daß Du . . . von hier weggehſt . . . wußte ich . . . meinen nahen Tod voraus!"

„O Himmel!" — ſtöhnte Richter, dem dieſe Worte wie Donnerſchläge auf das Haupt fielen — „konnt' ich denn anders?"

„Nein!" — verſetzte der Kranke leiſe, aber beſtimmt; dann fuhr er fort: — „ich begoß . . . meine Blumenſtöcke nicht mehr; . . . gab . . . meine Vögel weg . . . und . . . meine letzten Wünſche . . . waren ausgelöſcht."

„Gerechter Gott!" — rief hier Richter — „o! ſo wäre ich ja Dein Mörder!"

Der Sterbende lächelte, wie nur Sterbende lächeln können, ſo mild, ſo ſanft, ſo alles vergebend wie ein

Verklärter. Dann reichte er dem Freunde die Hand und ſagte:

„Mein Wohlthäter biſt Du . . . mein Befreier! Jetzt wird ja bald . . . der Jammer des Erdenlebens . . . aus ſein, . . . und dort . . . kann doch wohl der Geiſt . . . die Flügel . . . frei entfalten.“

Und der Sterbende, deſſen kranke Bruſt die letzte große Hoffnung hob, ſah ſeinen Freund mit einem ſolchen Strome von lächelnder, verſprechender Liebe an, daß Richter ſich kaum halten konnte. Wie mit einem Sturme wehte es in ihm auf, und er hätte ſich gern mit ſeiner überfluthenden Liebe an das arme, ſchon leiſer ſchlagende Herz geworfen . . . wäre nicht zu fürchten geweſen, daß dieſer Sturm der Gefühle die welke Roſe mit einemmale entblättert.

Der Sterbende ſchwieg lange, denn er war erſchöpft. Dann, auf einmal, ſchimmerten ſeine untergegangenen Jugendtage mit ihren goldenen Hoffnungen — die nun alle, alle! zertreten vor ihm lagen, wie welke Blüthen — tief unter dem Horizonte ſeines Lebens herauf. Er drückte dem Leben und dem Freunde noch einmal die Hand . . . und ſprach — wenn auch mit matter, matter Stimme und in abgeriſſenen Sätzen — von der goldenen Zeit der Kindheit, . . . von den Tagen, da ſie beide und Hermann Gymnaſiaſten geweſen, . . .

von ihrer Freundſchaft ... und den ſeligen Stunden, die ſie durch dieſe und in ihr gefeiert.

Vom Hauche der letzten Freude glimmten dabei noch einmal ſeine blaſſen Wangen an; Richter aber war jedes Wort ein Dolchſtich, an dem er zu verbluten glaubte. Er weinte ... und ſeine heißen Thränen fielen auf des Freundes kalte Hand.

Der Sterbende ſah ihn jetzt groß und gläſern an, — — dann ſagte er:

„Weine nicht ... mein ... Freund ... In meinen ſchöneren ... Tagen ... hab' ich Dich innig ... geliebt ... ich gehe jetzt ... mit meiner Liebe ... in die Ewigkeit!“

„Bleibe! bleibe!“ — flehte, ſtöhnte Richter, und in ſeinem Inneren ſchrie ein nie gefühlter, nie geahnter Schmerz unbändig auf, und ſeine Gefühle waren gegeneinanderwehende Stürme. O Gott! wie gerne wäre er jetzt mit dem Freunde geſtorben! Schaal, kalt, flach lag das Leben hinter ihm und die Welt und alles, was ſie bot und trug.

Da hub der Sterbende leiſe zu beten an:

„Du unendliches ... gütiges ... Weſen! ... das mich ... jetzt ... zu ſich nimmt, ſchenke ... dem Freunde ... die ſchönen Tage ... die er ... verdient ... ſegne ihn ... deß Freundſchaft ... mir ... ſo viel ...“

Hier brach plötzlich die Stimme ab, . . . der Sterbende lehnte ſich bleich zurück.

Richter fuhr mit einem leiſen Schrei empor; . . . aber es war nicht der Tod, ſondern ſeine Vorläuferin: eine lange, tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zu ſich kam, verwirrten wilde Phantaſien ſeinen Geiſt. Er ſah ſeine Mutter, die ihm winkte. — „Ich komme! ich komme!“ — rief er und ſtrebte aus dem Bette. Der Freund hielt ihn zurück. Aber der Sterbende ward unruhiger und ängſtlicher . . . die Hände und Finger woben über der Decke . . . leiſe ſtöhnend wehrte er ab, als ob ihn der Tod erdrücken wolle. — — Plötzlich aber raffte er ſich mit übermenſchlicher Kraft auf . . . ſprang aus dem Bette — Richter faßte ihn — wankte einen Schritt fort . . . da legte Oerthel ein Nervenſchlag . . . todt in des Freundes Arme.

Richter trug, ſo kalt wie der Todte, den Eingeſchlafenen auf das verlaſſene Lager — ohne Thräne, ohne Laut, ohne eines Gedankens fähig zu ſein.

Dann küßte er noch einmal die kalte Stirne, . . . drückte dem Freunde die Augen zu . . . und ging . . . den Vater zu wecken.

Alle Sonnen waren für ihn erloſchen . . . die Erde lag nackt und kahl vor ihm, wie eine ausgebrannte

Schlacke ... Eitelkeit, Dunſt und Schatten webten ihn an.

Es war ihm, als läge ſein Körper auch entſeelt und ausgeleert neben dem kalten! ... Er ſtürzte hinaus in die Nacht. Aber die Wolken hatten ſich verzogen und ein klarer, wundervoller Sternenhimmel baute ſich über die Erde. Und wie er aufſchaute, dünkte es ihm, als flöge ſeine Seele auf gewaltigen Schwingen durch die Lichtmeere unzähliger Milchſtraßen fort und fort in die Tiefen der Unendlichkeit, der vorausgeeilten des Freundes nach ... und was zwiſchen dem Jetzt und der Minute ſeines eigenen Sterbens lag ... war ein kleiner, kurzer Traum!

Den kommenden Tag erhielt Richter folgenden Brief von ſeinem Freunde Hermann:

„Dies Jahr muß entſcheiden, ob ich Doctor werde oder Patient bleibe. Sollteſt Du bis zu Oſtern keinen Brief mehr erhalten, ſo denke, ich bin ſchon über alle Berge. Im Frühling ſtirbt ſich's leichter. O lieber, guter Richter! wenn ich mich an die Zeiten erinnere, an die Schuljahre, wo ich mit Dir bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatze zu Hof ſpazierte, und bedenke, was ich geleiſtet haben würde, wenn ich in dem Tone, der uns nur allein die aufrichtigſten Freunde ſein ließ, hätte fortfahren können zu exiſtiren; und fühle, was ich jetzt bin — ein durch Hypochondrie und widrige Schickſale zerſtörter Menſchenkörper, den die Seele bald unter dieſer, bald unter jener Erſcheinung zu verlaſſen droht; ſo wäre es kein Wunder, ich beginge die Raſerei und käme der letzten Folge des blind ſcheinenden Schickſals durch einen vorſätzlich freiwilligen Streich zuvor. Nur die Hoffnung erhält mich noch, ſollte es auch nur wenige Jahre ſein, in meinem Elemente mit dem Feuer, dem Licht und der Wärme leben zu können, die mir noch übrig ſind. Doch muß ich aufhören und will es, wenn Du mir erlaubſt, bei einer freieren Minute den Brief fortſetzen zu dürfen."

Richter war erſchüttert. Dreimal fing er eine Antwort zu ſchreiben an . . . es ging nicht.

Da traf die Meldung eines Bekannten ein: daß er dem Unglücklichen bereits die Augen zugedrückt habe. —

Hermann hatte unter geiſtanſtrengenden Studien (ſieben bis acht Collegia täglich und dabei noch zwei bis drei Lectionen) den Sommer hingebracht. Er hatte ſeine Seelenkräfte, Gedächtniß und Phantaſie, vor Allem aber die ſchöpferiſche Kraft geregelter Erfindung, ſchwinden ſehen, ohne daß er im Eifer des Erlernens nachgelaſſen; vielmehr hatte er nach allen Seiten hin ſein Heil jeden Augenblick in etwas anderem geſucht: hatte ſich auf einmal mit aller Macht auf die früher von ihm verſchmähte praktiſche Heilkunde geworfen, hatte nach Sprachen und Muſik gelangt, ohne inneren Drang, ohne die mindeſte Ausſicht auf Befriedigung. Zu allen dieſem war nun noch eine Sehnſucht nach der Heimath, nach der Stadt gekommen, „für die ihm doch keine Bezeichnung bitter genug geweſen.“ — — Auch er war ſeinem Mißgeſchicke erlegen.

Auch er, von der Natur geliebt, vom Glück gehaßt … ruhte nun ſanft aus von den Stößen und Keulenſchlägen des Schickſals, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendium er nicht vornehm und dumm genug war, und … von der Folter eines hypochondriſchen verwitternden Körpers!

Für Richter aber war mit dieſen beiden Freunden eine Welt verſunken. Ausgebrannt war ſein Herz … und Aſche deckte auf lange … den Frühling ſeiner Seele zu!

Nachtrag.

S. 61 lies: ſtatt Römiſchen Häuschen . . . Römeriſchen Häuschen.
„ 133 „ „ Brete . . . Brede.
„ 223 „ „ glänzenſten . . . glänzendſten.
„ 259 „ „ metamorphiſirten . . . metamorphoſirten.
„ 274 „ „ kläglichſte . . . kläglichſten.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Jean Paul.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in vier Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil

Leipzig,
Theodor Thomas.
1861.

Inhalt.

Dichter und Schulmeiſter.

Seite
1. Die Rehabilitation des Zopfes 3
2. Schulmeiſterlein Wutz 33
3. Amor's Verſtecken und Venus Urania 57
4. Wendepunkt 84

Des Ruhmes Morgenröthe.

5. Jean Paul 107
6. Dichterliebe und Sabbathwochen 124
7. Der Heſperus 144
8. Ein jüdiſches Banquierhaus 158
9. Quintus Fixlein und ein Leichenſtein 194
10. Eine Frühlingsreiſe 213
11. Nach Weimar 229

Honigwochen.

Seite
12. Weimar und ſeine goldenen Tage 249
13. Charlotte von Kalb 264
14. Ein Beſuch bei Göthe 297
15. Schwindel des Glücks 312
16. Die Erſcheinung 320

Dichter und Schulmeiſter.

Die Rehabilitation des Zopfes.

Wie reizend und herrlich iſt doch die landſchaftliche Natur des Fichtelgebirges; wie viel Großes und Liebliches bietet ſie doch dar, von dem die Welt nichts weiß und nichts kennt. Felsſchluchten, Waſſerfälle, Berghäupter und Waldrieſen nehmen abwechſelnd das Entzücken des Wanderers in Anſpruch, während ihn das ſtille Schaffen und Wirken der verborgenen Naturkräfte in den mannigfaltigſten Lebensformen begrüßt. Aber die Natur iſt es nicht allein, was uns dort feſſelt: auch der biedere Volksſtamm, der jenes Gebirge und die nächſte Umgebung bewohnt, gewinnt bald die Aufmerkſamkeit und Theilnahme des Menſchenfreundes. Sind denn Fleiß, Einfachheit, derbe Natürlichkeit und Treue an irgend einem Fleckchen der Erde mehr zu Hauſe als hier? Und giebt es wohl zufriedenere, ja ſtill-glücklichere Menſchen als die Holzhauer, Köhler, Harzſcharrer, Rußbrenner, Sägemüller, Bergleute und Steinbrecher des Fichtelgebirges bei all' ihrer Armuth ſind?

„Wir ſind die reichſten Leute,“ — ſagen die Holzhauer oft ſcherzend — „denn wir haben zwei Häuſer!“ und meinen damit ihr Häuschen im Dorfe und die armſelige Waldhütte, die ihren Sommeraufenthalt abgiebt. Es ſind hagere, aber kräftige Geſtalten, die mit ſchweren Tritten berganſteigen, ſcheinbar langſam und träge, aber doch förderſam, daß jeder ſie begleitende Fremde, der ſich keuchend den Schweiß trocknet, ihre Lungen bewundert. Die meiſten ſind kerngeſund, wenn ſie nicht zuweilen das Kreuzweh, die Folge des vielen Bückens und der oft vorkommenden Durchnäſſung plagt, und die Rüſtigkeit bleibt ihnen bis in das hohe Alter. Und aus was beſteht die Nahrung all' dieſer Menſchen bei der ſchweren Arbeit, der ſie obliegen? Zum Frühſtück labet ein „Keil“ Brod und die nahe ſprudelnde Quelle; zum Mittageſſen: Kartoffeln, oder, wenn's gut geht, Suppe, die mit Stockſchwamm, Schafgarbe oder Brenneſſeln gewürzt iſt. Und den Abend, wenn die „Zippe“ oder Singdroſſel den Feierabendruf anſtimmt — der Vogelgeſang iſt überhaupt ihre einzige Uhr — krönen Kartoffeln oder ein magerer Brei aus Roggenmehl das Tagewerk.

Aber auch die nahe gelegenen Dörfler und Städter ſind zum guten Theile noch von dieſem Schlag. Mancher, der dort jetzt ein wohlhabender Mann iſt, ſtammt urſprünglich von jenen Waldarbeitern her; und wenn auch das Stadtleben viel verdorben hat, ſo giebt es doch unter den dortigen Menſchen immer noch manche kerngeſunde, biedere und mannhafte Natur. Eine ſolche war auch der Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach, jenem, vier Stunden von Hof gelegenen Marktflecken, in welchem einſt Pfarrer Richter ſeine letzten Jahre zugebracht.

Der Amtsverwalter war eine kräftige, geſunde und tüchtige Natur: groß, ſtark und breitſchulterig in ſeiner äußeren Erſcheinung, mit einem derb-knochigen, aber immer heiteren Geſichte. Die hohe ſchöngeformte Stirne deutete dabei auf einen ausgebildeten ſcharfen Verſtand, den auch die klugen, funkelnden Augen verriethen, die freilich — gleich wie der leicht aufgeworfene Mund — auch auf etwas derbe Sinnlichkeit hinwieſen.

Clöter war überall beliebt, was der Amtsverwalter wohl zumeiſt ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit zu danken hatte. Stieß dabei auch hie und da ſeine ungenirte Geradheit und kräftige Derbheit diejenigen zurück, die ſich ihm zum erſtenmale näherten, ſo mußte man doch, bei näherer Bekanntſchaft, ſeinen Charakter, der ein ächt deutſcher war, und ſein Intereſſe für die edleren Lebensgüter achten. Vor allen Dingen aber zeichnete ihn ein gewaltiges, ſein ganzes Weſen durchdringendes Unabhängigkeitsgefühl aus, das ſich gern in Satyre und Spott über Adlige und Große ergoß.

Eben — er war mit dem Pfarrer des Ortes, Bölkel, dem Nachfolger des vor zehn Jahren verſtorbenen Pfarrer Richters und einer Schaar munterer Kinder auf einem Spaziergange in das Gebirg unterwegs — kitzelte ihn dieſe Luſt wieder, und während die Kinder vorausſprangen, machte er wieder einmal ſeiner Seele Luſt.

Stoff hatte der gute Mann freilich genug dazu, denn die damaligen öffentlichen und politiſchen Verhältniſſe ſeines engeren Vaterlandes, der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth, waren der Art, daß ſie — wie faſt alle die kleinen Ländchen mit ihren Duodez-Höfen und Fürſten — ſehr viel zu wünſchen übrig ließen; ſich aber auf der anderen Seite, Angeſichts jedes offenen Kopfes, lächerlich machten.

Der Regent der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth — zu welchen auch Hof und Schwarzenbach gehörten — war um jene Zeit der Markgraf Alexander, der bald in Anſpach, bald in Baireuth reſidirte. Da er kinderlos war, erregte ſchon die Ungewißheit über die Erbfolge bei Hof und Land mannigfache Spannung, ſo wie die verſchwenderiſche und despotiſche Regierungsweiſe jener Markgrafen, welche mit Heſſen die Schmach theilten, ihre Unterthanen zur Unterdrückung der amerikaniſchen Freiheit verkauft zu haben, nothwendig den tiefſten Haß und die lauteſte Mißbilligung verurſachte. Jämmerlicher aber noch und ſchmählicher war die Kriecherei eines Theils des Adels vor dieſen Duodez-Fürſtchen. Ließen ſich doch die Hochadligen Herrn zum großen Theil von denſelben mit Füßen treten, nur um hoffähig an den Höfchen dieſer Louis XIV. en miniature zu bleiben. Um ſich aber zu revanchiren, glichen ſie dann die Demüthigung des eigenen Stolzes durch die roheſte Mißachtung gegen den Bürger und die niederen Klaſſen des Volkes aus.

Dies aber wurmte den Amtsverwalter ſtets am tiefſten. Servilität verurſachte ihm immer ein Jucken auf der Haut, als liefen Tauſende von Ameiſen über ihn hin, und er mußte dann kratzen, d. h. ſeinen Zorn in ſatyriſchen Hieben loslaſſen.

Nun war Pfarrer Völkel eben zufälligerweiſe im Laufe des Geſpräches auf einen adlichen Herrn am Baireuther Hofe zu ſprechen gekommen, der einen ſehr wackeren Schullehrer ſeines Patronats — der Pfarrer war des Mannes kirchlicher Vorgeſetzter — auf eine empörende Weiſe, ja nicht viel beſſer als einen Leibeigenen behandelt hatte.

Da aber platzte bei dem Amtsverwalter die Bombe: „Der Teufel hole all' die Burſche!" — rief er ſo ſchön zornig, daß der Pfarrherr erſchrocken zuſammenfuhr und ſich ängſtlich umſah, ob ſie auch Niemand höre. — „Ja der Teufel hole ſie!" — wiederholte Clöter, bei all' ſeiner Indignation über das Erſchrecken des geiſtlichen

Herrn lachend. — „Wiſſen Sie, was vor acht Tagen mit dieſem hochadeligen Burſchen in Baireuth vorging?"

Völkel verneinte.

„Nun, ſo will ich es Ihnen erzählen!" — ſagte Clöter. — „Sie können es alsdann dem armen Schulmeiſterlein wieder mittheilen, als Balſam auf ſeine Wunde. Denn eine ſouveraine Verachtung ſeines Peinigers wird für ihn das beſte Pflaſter ſein.

„Beſſer noch, er vergiebt!" — meinte der Pfarrer. — „Dieſe Menſchen wiſſen nicht was ſie thun."

„Nichts da!" — rief der Amtsverwalter jetzt ſchon wieder mit heiterer Miene, in der freilich der böſe Feind ſcharfer Ironie ſaß. — „Allen Reſpect vor dem Chriſtenthume; aber mit der Anſicht, daß man die rechte Wange gutmüthig hinhalten ſoll, wenn uns Einer auf die linke eine Ohrfeige verſetzt hat, . . . mit dieſer Anſicht, bin ich gar nicht einverſtanden. Doch zur Sache: Ihr ſauberer Patronatsherr — ich weiß nicht ob Sie es wiſſen — hat einen ſehr ſchönen Hund, in den der Narr vernarrt iſt. Nun war beſagter Lieblingshund mit ſeinem Herrn vor acht Tagen im Schloß bei'm Markgrafen — der das Thier auch leiden mag — im Zimmer und noch viele Hofleute dazu. Ich bitte" — unterbrach ſich hier Clöter — „finden Sie nichts Anſtößiges in dieſer Zuſammenſtellung und unterbreiten Sie mir nicht etwa eine Anſpielung auf verwandte Naturen oder ſo etwas, die ich nicht machen wollte.“

Der Pfarrer lächelte, ... Elöter fuhr fort: — Nun, denken Sie ſich, beſter Freund, will es das Unglück und fährt der Satan in den Hund, daß er vollſtändig alle Hofceremonie und Lebensart vergißt und ſein Wäſſerlein an das Bein des Markgrafen, wie an einen Eckpfoſten, abſchlägt.“

„Sie ſcherzen!“ — ſagte der Pfarrer lachend.

„Nein, nein!“ — entgegnete der Amtsverwalter. — „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß die Sache keine Anecdote, ſondern lautere Wahrheit iſt.“

„Nun und?“ . . .

„Ja, nun ging's los!“ — fuhr der Erzähler fort. — „Die ganze ſtehende Armee der anweſenden Hofleute fiel jetzt mit allen möglichen Waffen über den armen Hund her, der Sereniſſimus ſo unverſchämt und etiquettwidrig behandelt hatte: beſonders aber that ſich unter denjenigen, die das Vieh hinausprügelten, ſein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes, und nun hielt unſer Patronatsherr folgende Rede an die Anweſenden: Wenn ich je etwas gethan habe, was eines ächten Hofmannes nicht ganz unwürdig iſt, ſo war es jetzt. Der Hund, den wir mit einander hinausprügelten, iſt mein: ich habe, wie Sie wiſſen, kein Weib, kein Kind, keinen Freund: aber dieſer Hund — es war eigentlich eine infame Anſpielung — erſetzt mir dies Alles, . . . und . . . ich liebe ihn über die Maßen. Sehen Sie indeß, meine Herren Standesgenoſſen, da der Hund in die Ungnade meines Fürſten fiel, ſo kannte ich ihn nicht mehr . . . und ſchlug ihn mit!"

„O Himmel!" — rief hier der Pfarrer — „welch' ein Zeugniß ſtellte ſich dieſer Mann damit aus!"

„Und er iſt . . . Patronatsherr!" — ſagte Clöter mit ſcharfer Betonung — „und einer der erſten Rathgeber des Fürſten."

„Dem das arme Volk auch die neuen Abgaben wieder verdankt!" — ſetzte der Pfarrer hinzu.

„Ja!" — ſagte der Amtsverwalter hier mit ſatyriſchem Lächeln — „es geht eben bei uns, wie bei dem erlauchten Fürſten des gewaltigen Reiches Waldeck, Chriſtian Ludwig. Als Peter der Große in Pyrmont war, fand er an dem ſtattlichen Schloſſe zu Arolſen nichts zu tadeln, als . . . „daß die Küche zu groß ſei!" Im Baireuthiſchen iſt nur der Unterſchied, daß außer der Küche noch gar viel zu groß iſt, ſo zum Beiſpiel die Jägerei."

„Allerdings!" — entgegnete der Pfarrer — „das Wild iſt eine wahre Plage der Bauern."

„Aber zeigt's nicht eigentlich, daß wir im Schlaraffenlande wohnen? dort fliegen einem die gebratenen

Tauben ins Maul, . . . bei uns kommen die Wildſchweine bis in die Stadt . . . aber freilich nicht gebraten!“

Der Pfarrer lachte gutmüthig. Clöter aber, der jetzt im Zuge und in ſeinem Elemente war, denn Stechfliegen und Fürſten konnte er nicht ausſtehen, fuhr fort:

„Wißt ihr denn auch, Freundchen, — da wir doch eben von Pyrmont ſprachen, — warum dieſes einen rothen Anker im Silberfelde führt?“

„Nun!“ — meinte der Pfarrer — „weil mancher Kranke hier den Anker der Hoffnung wirft und geſund zu werden denkt.“

„Fehlgeſchoſſen!“ — rief der Amtsverwalter luſtig. — „Fehlgeſchoſſen! Pyrmont führt den rothen Anker im Silberſchilde, weil es der Haupt- und Nothanker für die Silberbedürfniſſe der überſchuldeten Fürſten wird: es half dem ſchwarzen Stern im Goldfelde — dem Wappen wegen Waldeck — wiederholt auf die Beine.“

„Ja! — meinte der Pfarrer — „einen ſolchen Anker könnten wohl viele Große brauchen.“

„Sicher!“ — ſagte Clöter — „der wäre mir noch lieber, als die goldene Schüſſel, die der Graf von Schwarzburg-Sondershauſen, Günther der Vierzigſte, oder, wie er auch hieß: „Günther mit dem fetten Maule,“ erhielt und auf der die Erbſchaft von Rudolſſtadt und Arnſtadt lag. Nur ſchade, daß ſich der gute „Günther mit dem fetten Maule“ nach einem opulenten thüringiſchen Feſteſſen in die Ewigkeit hinüberaß.“

„Und ihr, lieber Freund!“ — ſagte hier der Pfarrer lächelnd und drohte mit dem Finger — „werdet noch den Namen: Clöter mit dem böſen Maule“ erhalten, wenn ihr euch nicht vorher ſchon an den Galgen geredet habt.“

„Kann ich etwas für die Geſchichte?“ — rief der Amtsverwalter lachend, — „die haben ja die großen Herren ſelbſt gemacht, und auch die Beglückung unſeres guten deutſchen Vaterlandes, durch einen ſo reich beſäeten Sternenhimmel von Fürſtenſternen, Thronen und Thrönchen, habe ich nicht verſchuldet.“

Der Pfarrer ſah’ ſich hier um, ob ihnen Niemand allzunahe auf dem Fuße folge; Clöter aber, der ſein Lieblingsthema noch lange nicht erſchöpft hatte, glänzte vor Behaglichkeit indem er fortfuhr:

„Ad vocem Günther, fällt mir noch ein anderer Günther ein: Chriſtian Günther III, Graf von Schwarzburg-Sondershauſen. Das war doch ein Mann, der immer wußte, wie viel Uhr es geſchlagen hatte: denn obgleich ſein Reich nur 16 Quadrat Meilen groß war, und zu ſeiner Zeit kaum 50,000 Unterthanen zählte, baute er zu Sondershauſen doch ein Schloß mit 350 Zimmer. Er konnte ſo recht ſchön faſt jeden Tag in einem anderen wohnen, wie ein großer Theil ſeiner Unterthanen, die — nur freilich aus Armuth — heute unter einem Buſch, morgen unter einem Heuhauſen und die nächſte Nacht auf offenem Felde ſchliefen. Um aber immer mit der Zeit au fait zu ſein, ſchmückte er alle dieſe 350 Zimmer mit Uhren von allerlei Art aus: große, kleine, Wanduhren, Schlaguhren, Repetiruhren, Spieluhren u. ſ. w. In vielen Zimmern befanden ſich 4 bis 6 ſolcher Uhren, wovon manche über 600 Thaler koſtete, und die Sereniſſimus, als ſein eigener Hofuhrmacher, ſtets ſelbſt aufzog . . . das ganze Ländlein ward aber damit ſelbſt auf- und in eine gräuliche Armuth herabgezogen.“

„Schweigen Sie, lieber Freund!“ — ſagte der Pfarrer bittend — „Sie machen mir das Herz ſchwer.“

„Und mir wird's leicht, wenn ich mich ſo ausſprechen kann!“ — rief der Amtsverwalter mit einem wildfreudigen Blick. — „Uebrigens war Sereniſſimus ein ganz gutes Männchen, wie ſeine Lieblings-Maitreſſe auch Hannchen Männchen hieß. Sie war die Tochter eines Gardereiters: ſchön, aber mords-dumm. Daher kam es denn wohl auch, daß ſie weder bei Hofe, noch im Staate Schwarzburg-Sondershauſen Einfluß hatte. Dennoch wohnte ſie auf dem Schloſſe, nahe bei den Prinzeſſinnen, die ihr weder mit Achtung noch Verdruß begegneten, ſondern ſie treuherzig und gemüthlich duzten! Himmel!“ — rief hier der Amtsverwalter und faßte ſich ſelbſt beim Kopfe — „was ſind wir Deutſche doch für Menſchen, daß . . .“

„Stille!“ — ſagte der Pfarrer beſorgt.

„Donnerwetter!“ — entgegnete Clöter — „haben denn dieſe und ähnliche ſauberen Wirthſchaften nicht die Nahrungsquellen der Unterthanen bis zum Verſiegen verſchluckt? Man hat ſich den Teufel um Land und Regierung bekümmert, nicht daran gedacht, Manufakturen und Fabriken zu errichten, viel weniger noch ihnen Vorſchub zu leiſten und ſie aufzumuntern. Man ging vorwärts mit ſeinem Jahrhundert . . . ja! . . . aber nur in Aufwand, Modeſucht, Leichtſinn und Verſchwendung; zurück aber blieb man in der Cultur, in der Aufklärung, in der Vervollkommnung nützlicher Künſte und Erfindungen, ſo wie in allen Staatseinrichtungen. Und dazu, Himmel Herrgott, ſoll man auch immer noch das Maul halten!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich ihnen eine wunderſchöne Waldlichtung, von welcher her die Kinder, die dieſelbe ſchon früher erreicht hatten, ihnen entgegen geſprungen kamen. Es waren die vier Sprößlinge des Amtsverwalters: Georg, Samuel, Fritz und Wilhelmine und zwei Söhne des Pfarrers: Karl und Emil. Alle blühten in friſcher, kräftiger Jugend, und trugen auf den Wangen und in den Augen den Stempel der heiterſten, kindlichſten Unbefangenheit.

Jubelnd begrüßten ſie jetzt die beiden Männer, jubelnd die Lichtung, die allerdings etwas unbeſchreiblich Liebliches hatte.

Der weite Waldſchlag prangte im Purpurſchmucke des Fingerhutes und der zahlloſen Weidenröschen, die ſich, wie hingegoſſen, über die ganze Lichtung ausbreiteten. Ringsum ragte, bis auf die Kuppen der Berge, der Hochwald, in dem die Vögel ſo laut ſangen und ſchmetterten, daß ihr Geſang das Knarren der Säge und den fernen Schlag der Aexte übertönte. Waldige Berge engten dabei den Geſichtskreis gar traulich ein, während ſich in der Mitte der Lichtung eine Holzhauerhütte maleriſch erhob.

Sie war — wie alle ſolche Sommerhütten — zeltartig aus Pfählen gebaut und leicht mit Fichtenrinde bekleidet, faſt nur ein, von der Erde bis zur Höhe eines Mannes aufſteigendes, leichtes, unendlich ärmliches Dach, das aber doch an ſeinen beiden Giebelenden mit Baumäſten geziert war, die von ferne Hirſchgeweihen auf ein Haar glichen.

Das Innere entbehrte freilich all' der entbehrlichen Unentbehrlichkeiten der gewöhnlichſten menſchlichen Wohnungen: des Tiſches, der Bank, des Schrankes, des Bettes. Wozu aber auch dieſe Dinge? Das beſcheidene Hüttchen aus Rinde, diente ja nur ſeinen — jetzt im nahen Walde arbeitenden — noch viel beſcheideneren Einſaſſen, als Schlafſtätte, und die war leicht durch eine Streu von Tannenreißig bereitet? O! es ſchlief ſich gut genug darauf, wenn man des Abends ſo recht müde war und in kühlen Nächten ein kleines Feuerchen zu Füßen brannte. Freilich vertrat dabei nur ein Holzklotz das weiche Kopfkiſſen und eine Schicht Tannenzweige das Deckbett. Aber in ſchönen Sommernächten war's eben doch herrlich hier, wenn die Droſſel ihr ſanftes Schlummerlied ſang und die Nachtlerche ihre ſüßen Weiſen anſtimmte.

Und horch! welch' ein gewaltiges Sauſen? ... Es iſt eine hohe, himmelanſtrebende Fichte, die eben dort am Waldesſaume gefällt wird, und mit lautem Rauſchen jetzt einen großen Bogen durch die Luft beſchreibt und dann knackend und praſſelnd zu Boden fällt, daß es weithin dröhnt und der Boden unter den Füßen der Wanderer bebt.

Ein „Halloh!“ der fernen Holzhacker begleitet in der Nähe das Jauchzen der Kinder, und erſchrocken und verwundert verſtummt für Minuten das tauſendſtimmige Waldconcert.

O große, herrliche Einſamkeit, wie ſtill erhaben zeigt ſich hier die Natur! . . . und doch wieder wie unendlich lieblich und heimiſch iſt dies, von der ganzen Welt ſo tief geſchiedene Plätzchen!

Ueberwältigt von ſolchen Gefühlen, ſetzten ſich jetzt der Pfarrer und der Amtsverwalter auf einen am Wege liegenden Baumſtamm, während die Kinder in ihrer Luſt jauchzend umherſprangen. Beide Väter ſahen ihnen lange ſtill vergnügt nach, dann ſagte der Pfarrer:

„Ich kenne doch nichts Herrlicheres, als glückliche Menſchen und vor allen Dingen glückliche Kinder! Die reinen Freuden der reinen Menſchenbruſt werden ja immer zu Engelsſchwingen und heben uns Sterbliche hoch über den Staub der Erde und des Alltagslebens in den ſchönſten Himmel.“

„Und doch“ — verſetzte der Amtsverwalter — „denke ich unaufhörlich darauf, ihnen den Himmel der Freiheit, und das iſt gewiß auch einer, ſo bald als möglich etwas einzuengen.“

„Wie ſo?“ — frug der Pfarrer.

„Wir ſprachen ja ſchon davon!“ — meinte Clöter — „und Sie und Freund Vogel waren einverſtanden: daß die Schwarzenbacher Schule nicht für ſie genüge und wir gemeinſam einen tüchtigen Hauslehrer nehmen wollten.“

„Allerdings!“ — ſagte der Pfarrer. — „Wenn das nur ſo leicht wäre. Wo finden wir hier, am Ende der

Welt, einen tüchtigen jungen Pädagogen nach unſerem Sinn und Geſchmack?"

„Freilich!" — meinte der Amtsverwalter — „es müßte ein Menſch von ächtem Schrot und Kern ſein: eine gerade derbe Natur, kein Leiſetreter und Kopfhänger, der den Stuhl in fünfzig Sprachen zu nennen und ſich doch nicht ordentlich darauf zu ſetzen weiß."

„Vor allen Dingen eine reine kindliche Seele!" — ſagte der Pfarrer — „der ſelbſt Liebe zu Kindern hat, und die Eigenthümlichkeit, Tiefe und Größe einer reinen, noch ungetrübten Kindernatur zu erkennen und zu faſſen vermag."

„Aber wie wenige giebt es ſolcher?"

„O, doch hie und da! Die Wahl und das Finden ſind allerdings ſchwer. Iſt es doch keine Kleinigkeit, als Lehrer unter eine Schaar unſchuldiger, hoffnungsvoller, lernbegieriger kindlicher Weſen zu treten und aus dieſen — wie wir es wünſchen — ganz naturgemäß und einfach die wunderbaren Fähigkeiten zu entwickeln, die traumartig in der menſchlichen Seele ſchlummern. Es muß dies — ich möchte ſagen — durch eine gegenſeitige Erziehung geſchehen. Der Lehrer muß aus den Kindern das Wunderbare entwickeln und dieſe wieder zu Weſen erziehen, die ihn ſelbſt geiſtig befruchten."

Ein Freudengeſchrei unterbrach hier die Freunde. Beide blickten nach der Gegend, wo es herkam: es waren die Kinder, die jauchzend um einen jungen Mann ſprangen, der eben aus einem Waldwege auf die Lichtung herausgetreten war.

„Wer iſt es?“ — frug der Amtsverwalter.

„So viel ich erkennen kann,“ — ſagte der Pfarrer — „es iſt mein früherer Schüler, der junge Richter aus Hof, der Sohn meines würdigen Vorgängers.“

„Richtig! richtig!“ — rief Clöter — „der Verfaſſer der Grönländiſchen Proceſſe. Ich ſah ihn erſt einmal und möchte ihn ſchon kennen lernen. Der junge Mann hat Haar auf den Zähnen und haut nach oben und unten um ſich. Das gefällt mir.“

„Ja!“ — ſagte der Pfarrer — „es iſt in der That ein tüchtiger, braver Menſch von vielem Geiſt; ... nur etwas ſehr excentriſch und eigen. So verſchließt er ſich, zu meinem und Vogel's Bedauern, durch ſein Auftreten . . .“

„Ich weiß ſchon: ohne Zopf und Halsbinde!“

„Alle Thüren.“

„Und doch hat er im Grunde Recht.“

„Wie man will.“

„Iſt ſeine Tracht nicht vernunftgemäßer und hübſcher als die jetzige Mode?“

„Allerdings! Aber wird er die Welt damit reformiren? Und ſo ſchließt er ſich überall aus und macht ſich unglücklich. Er ſoll in der letzten Zeit faſt trübſinnig ſein!“

„Das iſt dieſe Narrenwelt nicht werth!“ — meinte Clöter. — „Er ſollte aus Ironie den Narren eine Naſe drehen, und die Narrheit mitmachen, wie ich auch.“

„Die Kinder kommen mit ihm hieher — ſie kennen ihn von einem einzigen Beſuche, den er mir vor nicht langer Zeit machte;“ — fuhr der Pfarrer fort — „haben ihn aber, weil er ſelbſt etwas ungemein Kindliches hat, ſogleich ſo lieb gewonnen, als ob es ein alter Bekannter ſei.“

„Das ſpricht ja ſehr für ihn!“ — meinte der Amtsverwalter — „faſt ſo viel als ſeine Satyre, mit der er ſo muthig gegen hohe und niedere Narren zu Felde zieht.“

In dieſem Augenblicke kam der ſiebenjährige Fritz Clöter, der jüngſte von den Knaben, den Anderen — die den jungen Richter an beiden Händen im Triumphe nachführten — vorausgeſprungen.

Athemlos erzählte er, daß ſie Herrn Richter am Waldſaume getroffen, eben als Emil Völkel einen wundervollen Schmetterling, den ihm ſein Bruder Karl gefangen, mit einer Nadel auf ſeinen Hut ſtecken wollte, um damit zu Hauſe eine Schmetterlingſammlung anzufangen und zu begründen. Herr Richter aber habe Emil gebeten, das arme hübſche Thierchen doch nicht ſeiner

Freiheit und ſeines Lebens zu berauben. Die ſchönſte Schmetterlingſammlung finde ſich ja hier in der freien Natur ſelbſt, wo das Leben und die Luſt die Thierchen noch verſchöne, während ſie ſo unter ſchrecklichen Schmerzen ſterben müßten und dann doch kalt und ſteif und todt ausſähen.

„Und ihr?“ — frug der Amtsverwalter.

„Wir ließen natürlich das Thierchen unter Jubel fliegen!“ — rief der Knabe mit vergnügt leuchtenden Augen.

Aber jetzt ſtrahlten auch die Augen des Amtsverwalters, und, ohne ein weiteres Wort zu verlieren ging er auf den jungen Mann zu, reichte ihm die Hand und ſagte:

„Ich bin Amtsverwalter Clöter, der Vater von vier dieſer Rangen. Ich ſchätze Sie, Herr Richter, laſſen Sie uns Freunde ſein!“

Auch Pfarrer Völkel kam jetzt näher, begrüßte den Neuangekommenen, und ſchon wenige Minuten ſpäter waren die drei Männer in einem heiteren, freundſchaftlichen Geſpräche vertieft, während die Kinder ab und zuſprangen und ihren neuen jungen Freund bald dies bald das, bald über einen Stein, bald über eine Pflanze zu fragen hatten.

Richter hatte von Hof aus einen weiteren Spaziergang in das Gebirge gemacht, wie er dies, ſeit Oerthel's und Hermann's Tod, in ſeiner jetzigen hypochondriſchen Stimmung oft that; da er ja ohnedem durch ſeinen unbezopften Kopf, wie ein Paria bei den Hindus, faſt von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen war.

Gern ſchloß er ſich daher den lieben Menſchen hier an, die auf einer nahen Holzſchneidemühle ihr Mittageſſen einzunehmen gedachten und ihn dazu einluden. Seines — er trug es in der Taſche — beſtand ohnedem nur aus dem, was ſich der Chriſt in der vierten Bitte des Vaterunſers erfleht: in einem Stück Brod.

Die Mühle lag reizend. Von dem nördlichen Ende der Waldlichtung, auf der ſie ſich getroffen, ſenkte ſich der Weg raſch und ſteil, indem er ſich in Schlangenwindungen um einen kühn abfallenden, nur hie und da mit mächtigen Tannen und Fichten bewachſenen Felsabhang, wand, und in einem kleinen, ungemein engen, von einem Waldbach durchſtrömten Thale verlor. Das Thal war dabei ſo ſchmal, daß es ober- und unterhalb der Mühle nur den Bach durchließ. So bildeten die dicht mit Nadelholz bewachſenen Berge ringsumher einen kleinen Keſſel, in dem die Mühle ſo recht heimlich verſteckt zwiſchen Wieſengrün lag.

Unwillkürlich überkam hier Alle, groß und klein, ein wunderbar-behagliches Gefühl von Stille und Ruhe, von Friede und urgemüthlicher Sicherheit. Es war, als ob man hier vor der ganzen Welt geſchützt und verborgen ſei, und vor all' den Kämpfen und Stürmen der Leidenſchaften und des Schickſals.

Da der Amtsverwalter — der geiſtigen Genuß gern mit leiblichen verband — ſchon den Tag vorher den Beſuch auf der Mühle hatte anſagen und Wein und Eſſen hinſchicken laſſen — für die Kinder gab es treffliche Milch und friſchen Eierkuchen — war der Mittagstiſch in dem kleinen Gärtchen bald bereitet. Aber welchen Hunger und welchen köſtlichen, unſchuldigen Frohſinn entwickelte nun die kleine Schaar, wie funkelten Wein und Witz bei den Aelteren.

Nach dem Eſſen ſprangen die Kinder davon; während der Amtsverwalter mit dem jungen Richter ein wahres ſatyriſches Kreuzfeuer eröffnete, deren ſchärfſte Bomben er, wie gewöhnlich, gegen die Klein-Großen des Vaterlandes ſchleuderte. Der einzige Druck, den die Großen allenfalls empfänden — meinte er — rühre von zu vollem Magen her; darum wüßten ſie auch nicht, was Noth und Armuth ſei, und könnten die Nothſchreie des Volkes ſo wenig verſtehen, wie ein Knabe die Schmerzen eines Miſtkäfers, dem er die Beine ausreiße.

„Weil ſie," — ſagte der junge Richter — „wenn nicht ſchon der Urſtoff verdorben iſt, ſchon in der Wiege und in den Windeln verdorben werden durch Schmeichler."

„Ja wohl!" — rief der Amtsverwalter feurig — „die es dahin bringen, daß ſie wie Alexander endlich glauben, es ſei wahr, daß ihr Schweiß wohlrieche, und die Fliegen von ihrem Blute muthiger und kräftiger würden!"

„Aber, das iſt ja gerade der moraliſche Zopf!" — fiel hier der Pfarrer mildernd und dämpfend ein — „und wer von uns Menſchenkindern hat keinen ſolchen?"

„Wer?" — rief der Amtsverwalter lachend und goß die Gläſer neuerdings voll — „hier unſer Freund!"

Richter mußte nun ſein ganzes Zopf- und Kleidermärtyrerthum erzählen und wie er dazu gekommen ſei, dieſem künſtlichen Appendix des Menſchen zu entſagen. Er that es, da er durch Natur, Freundſchaft und Wein in einer — für ihn jetzt ſo ſeltenen — überaus roſigen Laune war, mit Witz und köſtlichem Humor, ſo daß ſich Amtsverwalter und Pfarrer vor Lachen ſchüttelten.

„Aber" — rief jetzt, als der junge Mann mit der Erzählung dieſes ſiebenjährigen Krieges gegen den Unſinn der Mode zu Ende war, Clöter — „nehmen Sie es mir nicht übel! Sind Sie denn nicht ſelbſt ein Narr, daß Sie ſich von den Narren um einer Narrheit willen narren und um alle Annehmlichkeiten des Lebens bringen laſſen?"

„Es iſt wahr!" — entgegnete Richter heiter — „es kam mir in der letzten Zeit wahrlich auch ſchon ſo vor. Ich ſollte am Ende die Sache komiſch und ironiſch nehmen, den Zopf wieder anbinden und dann — wenn mir dieſe moderne Parlamentärflagge von hinten — wieder Aufnahme unter den hochweiſen Sterblichen verſchaffte, mit und durch dies Zeichen ausrufen: O Menſchen, Menſchen, beweiſt denn nicht jetzt mein Zopf, daß ihr die größten Zöpfe und Tröpfe ſeid?!“

„Freilich!“ — rief der Amtsverwalter — „der Mann, der zuerſt ſeinen Kopf in einem Mehlſacke herumkehrte, war vielleicht ein Grau- oder Rothkopf, wo nicht ganz übergeſchnappt. Jetzt iſt die ganze Menſchheit noch toller, wenn ſie ſich die ſchönſten Haare mit Mehl beſtreut, was manches Brod für Arme abgeben würde. Da iſt denn doch die Schminke noch geſcheidter: das immer gleiche Roth ſetzt die Geſinnungen der Trägerin in ein angenehmes Dunkel, und die vielen Sünden gegen die Schaam macht die ſtändige Livré der Schaam höchſt zweckmäßig. Warum ſchminken Sie ſich nicht, um die Schminke lächerlich zu machen? warum tragen Sie jetzt nicht wieder einen Zopf, um deſſen Abgeſchmacktheit aller Welt zu zeigen. Müſſen ſich denn nicht diejenigen in den Tod ſchämen, die da thatſächlich beweiſen werden, wo ihnen die Dummheit ſteckt?“

„Diogenes“ — ſetzte der Pfarrer hinzu — „ſuchte am lichten Tage Menſchen mit einem brennenden Lichte!“

Der junge Richter war jetzt wunderbarerweiſe plötzlich ernſt geworden und ſah ſchweigend in ſein Glas.

„Nun!“ — rief der Amtsverwalter verwundert — „nun, Herr Satyriker, iſt der Witz plötzlich eingefroren oder ſuchen Sie die Wahrheit auf dem Grunde Ihres Glaſes? Für das Letztere ſtimme ich auch!"

„Nein!" — entgegnete der junge Mann, und ſeine Stimme zeugte jetzt von einer tiefen inneren Bewegung — „indem, was wir eben im Scherze ſagten, liegt viel Wahres. Aber es haben ſich mir in der letzten Zeit auch noch ſehr ernſte Gründe aufgedrungen, um im Ernſte an die Rehabilitation des Zopfes bei mir zu denken. Es iſt erſt kurze Zeit, daß ich eine der ernſteſten und ſchmerzlichſten Kataſtrophen meines Lebens durchgekämpft habe."

„Wir hörten davon," — ſagte der Pfarrer theilnehmend — „es war allerdings recht ſchmerzlich für Sie, zwei ſo tüchtige Freunde, ſo jung und ſo ſchnell hintereinander zu verlieren."

„Ja!" — entgegnete der junge Richter — „es war hart. Als mein Bruder ſtarb, glaubte ich nicht, daß noch ein Tag kommen könnte, der das Herz mehr zerquetſche. Aber der Tag kam doch . . . und . . . nicht einmal, ſondern zweimal. Meine beiden edlen Freunde, Oerthel und Hermann, ſtarben, von der Natur geliebt, vom Glück gehaßt, . . . vom Leben ausgeſtoßen!"

„Und war Hermann nicht zum Theile ſelbſt daran Schuld, durch die Härten und das Excentriſche ſeines Weſens?" — frug hier der Pfarrer. — „Und ſind

Sie, lieber Richter, nicht auf demſelben Wege? Wer mit und unter den Menſchen leben will, der muß ſich nun einmal in ſie — und ſelbſt in ihre Thorheiten — zu finden wiſſen.“

„Der Eindruck, den das unglückliche Ende meiner beiden Freunde auf mich machte“ — fuhr der junge Mann ernſt fort — „iſt ſo tief und nachhaltig, daß mich noch jetzt eine Art Grauen packt, wenn ich daran denke, daß von den Naturen, die in meiner lieben Heimath aus dem Troſſe der Alltagsmenſchen hervor das Höhere und Höchſte erſtrebten, zwei in Folge des entgegentretenden Widerſtandes, der Melancholie, und dem frühzeitigen Tode anheim fallen mußten. Mit Schrecken erinnert mich dies, wie viel ich bisher ſelbſt Derartiges gelitten und wie ich in der That ſelbſt ſchon von den Krallen der Hypochondrie an dem innerſten Lebenskerne angegriffen worden bin.“

„Dann ſchlagen Sie ihr auf die Tatzen!“ — rief der immer heitere Amtsverwalter — „ich meine mit Witz und Laune, und ſie wird die Klauen zurückziehen. Wenden Sie ſich friſch und fröhlich dem Leben zu, und das Leben wird Ihnen heiter entgegenkommen. Die Kröte findet die Krötin, der Neger die Negerin ſchön, und der Teufel Hörner, Klauen, Pferdefuß und Schwanz!“

„Mein Freund!“ — ſagte der Pfarrer liebevoll, indem er ſeine Hand wie ein Vater auf des jungen

Mannes Schulter legte — „bis jetzt hat Sie die größere geiſtige Kraft, Ihre reiche, immer lebendige Phantaſie und Ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, emporgehalten über den Zerſtörungshauch, der, von materieller Seite, in der Philiſterei der meiſten Menſchen, — von geiſtiger in der geheimnißvollen zum Trübſinn anregenden Natur-Eigenthümlichkeit unſerer Gegend ſeinen Grund hat. Aber Sie haben vielleicht auch erfahren, daß Ihre Satyre kein ausreichendes Widerſtandsmittel gegen jene Dämonen bietet.“

„Das habe ich!“ — rief Richter überraſcht von dem Tiefblick des Pfarrers, — „aber gerade deſto mehr Sehnſucht fühle ich jetzt nach einem menſchlichen Umgang, der mich wärmt, hebt und trägt, . . . der mich in das Leben und Treiben im Inneren der Familien und der Herzen blicken läßt, damit ich andere Schöpfungen aufzurichten vermag: Welten voll edler, zufriedener, heiterer und glücklicher Geſtalten, die den geängſtigten Menſchen verklären und zu dem erhabenen Sternenhimmel emportragen.“

„Zum Henker!“ — rief hier der Amtsverwalter — „und da ſtehen Sie nun an die ſieben Jahre vor der zugeſperrten Thüre und können nicht öffnen, weil Sie, als Philoſophe den Schlüſſel verſchmähen, der neben Ihnen liegt?“

„Und welches wäre der Schlüſſel?" — frug der junge Mann.

„Nun, zum Teufel, der da!" — rief der Amtsverwalter heiter, ſchnallte ſich raſch ſeinen falſchen Zopf ab und warf ihn auf den Tiſch.

Jetzt mußten alle drei Männer herzlich lachen; der Amtsverwalter aber ſtieß mit dem Pfarrer und dem jungen Richter an und rief: — „Es lebe der Zopf!"

„So gut die Weiber Kleider tragen können, deren Schleppen — d. h. Rockhyperbeln — nachgetragen werden müſſen, wie man in Aſien den Schafen die Fettſchwänze auf Wägelchen nachführt, eben ſo gut können wir Männer auch ein Lämmer-Schwänzlein am Hinterkopf tragen."

„Himmel!" — rief jetzt Richter und ſprang mit ſtrahlendem Antlitze auf — „da kommt mir ein gottvoller Gedanke! Warum ſoll ich, wenn die Griechen einſt Troja durch die Liſt mit dem hohlbauchigen Pferde eroberten, die hohlköpfigen Menſchen, und mit ihnen die Welt, nicht auch liſtig erobern können? Her mit dem Zopf! Fahre der Dämon der Satyre in denſelben, wie die Griechen in den Bauch des hölzernen Pferdes. Sind die Mauern und Thore, die mir Welt und Leben abſperren, erſt eingeriſſen, dann bin ich Ilium's Herr und der dämoniſche Inhalt des ſatyriſchen Zopfes mag ſich zu ihrem Entſetzen mitten unter ihnen entleeren!"

„Hurrah!“ — rief der Amtsverwalter außer ſich vor Luſt und ſchnallte, unter allgemeinem Gelächter, dem jungen Manne ſeinen falſchen Zopf an. — „Jetzt fühl' ich doch auch einmal wie's thut, wenn man ein Gott iſt und aus Nichts ein Etwas macht: ich mache hier aus einem Nichtmenſchen, kraft des Zopfes, einen Menſchen!“

„Und ich, Neuerſchaffener,“ — rief Richter — „will ſogleich mein neues Daſein der Welt decretiren und annonciren!“

Und damit nahm er Papier und Bleiſtift aus der Taſche und ſchrieb raſch einige Zeilen. Der Amtsverwalter ſchenkte dazwiſchen wacker ein. Nach einigen Minuten aber las Richter:

Avertiſſement:

„Endesunterſchriebener ſteht nicht an, hiermit bekannt zu machen, daß, da die abgeſchnittenen, nicht verzopften Haare ſo viele Feinde haben, als die rothen, und da die Feinde der natürlichen Haare zugleich auch, wie die Welt beweiſt, Feinde der Perſon ſind, auf deren unſchuldigem Haupte ſie wachſen; . . . da ferner eine ſolche Tracht in keinerlei Rückſicht als chriſtlich erſcheint, weil ſonſt Perſonen, die gute Chriſten ſind und ſein wollen, ſie haben würden; — da beſonders dem Endesunterzeichneten ſeine Haare ſo viel geſchadet haben, als dem Abſolon die ſeinigen, wiewohl aus umgekehrten

Gründen, . . . und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen ſuche, weil da die Haare unter keiner Scheere wüchſen und ohnedem aller Zopf aufhöre: -ſo macht Endesunterzeichneter bekannt, daß er zur Erkenntniß und zu einer neuen Wiedergeburt erwacht iſt und von heute an einen neuen Adam, das heißt, den Zopf, wieder angelegt hat. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgeborenen Publicum anmit gemeldet: daß Endesunterzeichneter, Johann Paul Richter, die Rehabilitation des von Gott und Rechtswegen eingeſetzten Zopfes anerkannt und entſchloſſen iſt, am nächſten Sonntage in verſchiedenen wichtigen Gaſſen der Haupt- und Reſidenzſtadt Hof mit einem kurzen falſchen Zöpflein zu erſcheinen und mit dieſem Zopfe, gleichſam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe oder einem haarigen Zauberſtabe, ſich in den Beſitz der Liebe eines Jeden, er heiße wie er wolle, gewaltſam zu ſetzen!“

Jubel empfing dieſe Proclamation; luſtig und weithin klangen die Gläſer und ſchallte das Lachen der drei fröhlichen Menſchen, der junge Ritter vom Zopfe aber ſagte:

„Gottlob! jetzt bin ich doch endlich, wie ein verzauberter Prinz, enthülſt, und mein bisher nur broſchirter Leib iſt in Franzband eingebunden; denn natürlich wird, von morgen an, meinen Hals auch das cilicium und der Ringkragen einer Binde umſchlingen!"

„Herrlich!" — rief der Amtsverwalter — „ſo ſieht dieſer Tag und dieſe ſtille Mühle eine große That, deren Folgen nicht zu berechnen ſind!"

„Und mit dieſer Hoffnung" — ſagte der Pfarrer lächelnd — „laßt uns aufbrechen, denn wir haben noch weit!"

„Es ſei!" — verſetzte der Amtsverwalter und pfiff den Kindern. — „Aber ehe wir gehen, noch einen Toaſt: unſer junger Freund Richter hat heute, wie er ſelbſt ſagt, den alten Adam ausgezogen, mögen ihm jetzt ſeine Mitmenſchen, namentlich ſeine Hofer Mitbürger, ebenfall einen neuen beſſeren Adam entgegenbringen!"

Und nochmals klang das liebliche Glockengeläute der Gläſer und läutete einen ſchönen Tag aus und einen herrlichen Heimgang ein.

Aber ſind denn die Menſchen wirklich ſo kindiſch und kleinlich, daß des jungen Richter's rehabilitirter Zopf — wie er ſcherzend vorausgeſagt — der Zauberſtab werden konnte, der ihm nun mit einemmale, wo er hinkam, Thüren und Herzen öffnete?

Und doch war es in der That ſo! Mode und Herkommen machen nun einmal faſt die ganze Moral der Welt aus, und heiliger als die höchſten Güter des Lebens achtet der gewöhnliche geſellſchaftliche Menſch das Decorum. Indeß iſt immer etwas davon gut und ein Damm gegen Verwilderung und Barbarei. Die ewige Handhabung der Bücher oder Federn macht ohnehin den Gelehrten ſo ſchwerfällig, wie den Bauern Hacke und Pflug; nur ſollte ein Elégan tiré à quatres épingles nie einen Mann von Verſtand und Verdienſt verdunkeln können.

Als Richter nach jenem ſchönen launigen Zuſammenſein mit Pfarrer Völkel und Amtsverwalter Clöter alles entfernt hatte, was — der Anſicht der Zeit und der damaligen Menſchen nach — nun einmal anſtößig war, fand er wirklich in der kürzeſten Friſt den Zutritt zu einer Anzahl freundlicher und heiterer Familienkreiſe, deren Liebe und Zuneigung er auch raſch durch ſeinen Geiſt, ſeinen Witz und ſeine rege und herzliche Theilnahme für Leid und Freud' Anderer, beſonders aber auch durch diejenige liebenswürdige Naturgabe gewann, welche die Franzoſen ſo ſchön mit dem Ausdrucke: politesse du coeur bezeichnen. Viel trug dazu auch jene ihm eigene und angeborene einfache und eben darum untrügliche Lebensklugheit bei, die jedes unverdorbene, nach Einigung und herzlichem Verkehr mit ſeinen Mitmenſchen ſtrebendes Gemüth ſo leicht auffindet.

Unter den Familien aber, mit welchen er nun in einen ſolchen Verkehr kam — Freund Otto und ſeine Geſchwiſter waren ihm nach wie vor dieſelben herzigen Menſchen geblieben, doch öffnete ſich ihm nun auch das Haus der Mutter -- befand ſich auch die Familie des **Poſtmeiſters Wirth**,*) eine der liebenswürdigſten Familien in Hof. Auch die Familien **Herold**, **Wern-**

---

*) Die Großältern jenes muthigen deutſchen Mannes, der ſeine patriotiſchen Geſinnungen ſpäter ſo lange im Kerker von Zweibrücken büßen mußte.

lein, Schlöder und andere ſchloſſen ſich an. Das Herrlichſte dabei aber war, daß den Mittelpunkt faſt all' dieſer geſellſchaftlichen Kreiſe blühende liebenswürdige Mädchen bildeten: da waren, außer Friederike Otto, der Schweſter des Freundes, Renata Wirth, Amöne Herold, Helene Wernlein, Caroline Schlöder und mit ihnen Brüder und Eltern. Welch' ein Feld für ein, für Freundſchaft und Liebe ſo empfängliches Herz, wie das des jungen Richter's! Und welche Studien an Menſchen und Charaktern konnte nun der junge angehende Dichter machen; ... welche tiefere und umfaſſendere Blicke als bisher vermochte er jetzt in das menſchliche Herz zu werfen; . . . welche genauere Einſicht in die Verhältniſſe eines ſchönen geſelligen Umganges, des Weſens, des Denkens und Fühlens zarter weiblicher Weſen öffneten ſich ihm hier!

Dabei bahnte ein ganz beſonderer geſelliger Vorzug dem jungen, jetzt bei all' ſeiner fortdauernden Armuth unausſprechlich glücklichen Manne auf das Trefflichſte den Weg und machte ihn — all' ſeine übrigen guten und liebenswürdigen Seiten abgerechnet — zu einem ſtets willkommenen Gaſte. Es war dies ſein herrliches Klavierſpiel.

Nie hatte der Vater das ſo ſehnſüchtig nach Muſik lauſchende und ſuchende Kind eine Note oder einen Griff gelehrt; — nie hatte der ſo ganz verarmte Knabe und

Jüngling die Möglichkeit an Handen, einen tüchtigen Klavierlehrer zu nehmen und zu bezahlen; — und doch brach ſich das Genie Bahn und der Dichter in Worten ward auch ein hinreißender, bezaubernder *Dichter in Tönen*. Richter aber zeigte ſich hierin originell wie in Allem. Er riß durch ſein Klavierſpiel hin und bezauberte, weil es ein eben ſo eigenthümliches, naturwahres und aus innerſter Bruſt friſch und frei herausſprudelndes Erzeugniß war, wie die in ſeinen poetiſchen Werken ausgeſprochenen Anſchauungen, Ideen und Empfindungen. Denn der junge Richter ſpielte nie fremde oder unter irgend in eine geregelte Form gebrachte Muſikſtücke, ſondern *wenn* er ſpielte, waren es nur *Phantaſien*, wie ſie der Augenblick der Begeiſterung erzeugte und die Lüfte wieder davon trugen, ohne daß er etwas dabei feſthielt, *als die Gedanken und Träume, die während des muſikaliſchen Dichtens und Schaffens in ihm entſtanden*.

Aber wie gewaltig, wie ergreifend war nun auch dies Spiel! Um ſo ſüßer, um ſo erſchütternder mußte es ja jedes Herz erfaſſen, als er in das geheimnißvolle, dunkele, nur ahnenlaſſende, gleichſam mit Oſſian'ſchen Nebelſtreifen zeichnende Reich der Töne alle Gedanken, Bilder und Regungen ſeiner Seele ergoß, die er in Sprache und Geſtalt zu verkörpern nicht vermochte, weil ja bis dahin die plaſtiſche Kraft kaum geweckt, nicht aber ausgebildet war. Darum wurden denn auch dieſe muſikaliſchen Phantaſien, die erſten Hammerſchläge an dem koſtbaren, tauſend ſchlummernde Göttergeſtalten in ſich ſchließenden Marmorblock . . . darum wurden ſie die Morgenröthe einer herrlichen dichteriſchen Zukunft, ... die erſten Ergüſſe, in welchen ſich die ernſt-poetiſchen Empfindungen und die weichen blühenden und erhabenen Gattungen ſeiner Einbildungskraft vor Zuhörern und in beſtimmten Erzeugniſſen ergingen und Luft machten. Die Töne trugen gewiſſermaßen vermittelnd ſeine Phantaſie aus einem Gebiete in das andere hinüber; und weil, was er bei ſolchen Stimmungen in Tönen ſchuf, verklang, weil er ferner das Geſchaffene in den Klängen nie außer ſich hörte und kein Gefühl mit klaren, nackten Worten an das Tageslicht gezogen ſah: überkam ihn dabei nicht jene frühere Scham, ſein Herz offen vor dem zweiten ſatyriſchen Ich und vor Fremden zu zeigen. Aber bildete ſich denn nicht gerade dadurch nach und nach der Uebergang von ſelbſt? O, wie wunderbar iſt doch die Schule des Lebens!

Und mußten denn nicht die Mädchen, die ihn hier entzückt umſchwärmten und für ihn gar bald auf überraſchende Weiſe Theilnahme, ja mitunter Verſtändniß zeigten, bei der Bildungsfähigkeit der Jüngeren weiblichen Geſchlechts, je länger je mehr für ihn gewonnen werden?

Hier hatte er ja endlich einigermaßen gefunden, wonach er ſich ſo lange vergeblich in der Ferne geſehnt, weil er nach den ſanguiniſchen Hoffnungen und Prätenſionen der erſten Jugend und ſeiner kühnen dichteriſchen Phantaſie immer auf den näheren Umgang mit edleren, höheren und feineren weiblichen Weſen, die er ſich nur in Schlöſſern, Paläſten und großen Städten hauſend dachte — mit Prinzeſſinnen, Engeln und Madonnen — gehofft, aber eben darum auch gar nichts gefunden hatte.

Wie nahe war jetzt das Schöne und Gute! . . . und wie glücklich fühlte er ſich in dem kleinen Zaubergarten, in dem ſeine Empfindungen vor den zarten, warmen, gläubigen und pflegenden Blicken weiblicher Weſen ſich erſchließen mochten, wie ſich die Knospen erſchließen vor der Frühlingsſonne.

Oft wenn die lieblichen Weſen in der Dämmerſtunde um ihn verſammelt waren und er nun ſich und ſie mit ſeinem Phantaſieren auf dem Klaviere in eine ſolch' wehmüthige Stimmung gebracht, daß ihnen die Thränen über das Geſicht liefen und er vor Rührung nicht weiter ſpielen konnte, brach er ſchnell ab und ſagte: „Nichts erſchöpft und rührt mich mehr, als Phantaſieren. Ich könnte mich auf dieſe Art todtſpielen. Alle untergeſunkenen Gefühle und Geiſter ſteigen dann herauf ... meine Hand und mein Auge und mein Herz wiſſen keine Gränzen; . . . endlich ſchließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen. Man kann wohl ſatt werden, Muſik zu hören, aber nicht zu machen; ich könnte mich, wie eine Nachtigall, todt ſchmettern. Nur ſchneidet das Tönen immer tiefer und heller in's Ohr und Herz ein und zerſetzt mich in Wehmuth und Thränen!“

Dann aber ſetzte er ſich wohl ſo recht vertraut und ſtill ſelig zu den Mädchen und ſprach in mildem Scherze von ſeiner Zukunft, ſeinen Reiſen, ſeiner Frau, die er irgendwo finden würde und die gewiß ſchon lange auf ihn paſſe, und von ſeinen Kindern (meiſt waren es drei) und ſeinem häuslichen Glück.

Manchmal auch, wenn er ſich dann auf das Feld des Schaffens verſetzte, das er noch in ſich trug und fühlte, ſcherzte er kühn weiter und prophezeihte ſeinen andächtig lauſchenden, holden Zuhörerinnen, was er noch für ein gewaltig großer Mann werden und wie alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde. Und wenn er nur einmal von Hof fort wäre, dann würden erſt die Höfer große Augen machen über ihre jetzigen kleinen, und Fürſtinnen und Prinzeſſinnen — fügte er dann wohl mit liebenswürdiger Schalkheit hinzu — würden ſie, die jetzt um ihn ſäßen, noch einmal um das Glück ſeiner Geſellſchaft beneiden!

Wie herzlich lachten dann wohl die Mädchen über ſein witziges Ausmalen dieſer Zukunft, und neckten ſich mit ihm über dieſe und ſein beſcheidenes Jetzt, oder auch über die Ehre und das Glück ... ſeine Frau zu ſein.

Lacht immer, ſpielende Kinder! die Pythia deines Inneren lügt nicht, und was dein Mund hier ſcherzend verkündet, iſt nur dunkele Ahnung deſſen, was dir der innere gewaltige Drang mit unabweisbarer Gewißheit verbürgt.

Aber wie wichtig war es dabei für den jungen angehenden Dichter, daß er hier, in dieſem ſchönen Kreiſe, zugleich die Tiefen des weiblichen Herzens — die leider ohnedem zu wenig erkannt und geehrt werden — durchforſchen und erkennen konnte. Er ... und gerade er mit ſeinem milden, zarten Weſen hatte ja ſo viel Sinn für die Zartheiten der weiblichen Seele; ... er, und gerade er, der ſelbſt ſchon ſo viel unter der Härte des Schickſals gelitten, wußte ja am beſten mitzufühlen, wo ein ſanftes Frauengemüth unter der eiſernen Fauſt des Geſchickes oder der Kälte und Härte des roheren Mannes zu leiden hatte ... und wie war er geſchaffen, in ſolch' wunde Herzen und öde Leben den Troſt und die Verklärung der Poeſie hinein zu tragen! Beſonders aber erkannte er auch jetzt, wie er an dem Umgange mit weiblichen Weſen zu lernen vermöge, ſeinen Witz und ſeine Satyre ſowohl in Fülle als auch in Schärfe bis an die Gränze, welche die Schönheit vorſchreibt, zu führen und nur bis dahin, wo ſie auch gebildeten Frauen erquicklich und genußreich ſein können.

Und doch, wie ſprühte und funkelte auch wieder dieſer unſchuldige Witz in den Stunden jenes ſchönen geſellſchaftlichen Zuſammenſeins beim „Sprichwörterſpiele“ oder bei dem „ſatyriſchen Frageſpiel,“ die ſo manchmal die kleine Geſellſchaft erheiterten, wenn Richter nicht eigene oder fremde Dichtungen vortrug. Denn nach und nach begannen dieſe geſelligen Verhältniſſe ihn in der That zu mannigfachen Dichtungen für ſeine weiblichen Bekannten zu veranlaſſen. So flocht er z. B. in dies heitere glückliche Leben den poetiſchen Aufſatz: ein „Traum,“ den er für die Poſtmeiſterin Wirth in Hof niederſchrieb, als man ihn, wegen einer nicht eingetroffenen Wetterprophezeihung, — Richter trieb dies, ſein Lieblingsgeſchäft, mit großem Eifer — zur Abfaſſung einer Dichtung verurtheilt hatte. Er ſollte die Aufgabe freilich eigentlich in Verſen löſen ... aber ſonderbar ... in ſo herrlich poetiſchem Aufſchwunge ſich ſein Geiſt zu erheben vermochte, der Zwang des Verſes und des Reimes war ihm nicht gegeben; ... Richter war nicht im Stande, Verſe zu machen.

Wenn nur der alte böſe Feind — die bitterſte und peinlichſte Armuth — nicht mit in dieſem Paradieſe geſeſſen hätte! Aber ſie war da und blieb da; ... und wenn ſich auch der junge Mann mit ſtoiſcher Ruhe und philoſophiſcher Geiſteskraft über alle Drangſale der Noth hinauszuſetzen wußte, ſo band ihm dieſe doch in jeder Beziehung die Hände und beugte ihn fortwährend durch den Gedanken nieder: daß er auf dieſe Weiſe ſeiner armen Mutter fortwährend zur Laſt falle, ſtatt ihr den Abend ihres Lebens erleichtern und mit etwas Sonnengold der Freude und des Glückes erheitern zu können.

Ach! es wollte ſich ja jetzt gar kein Verleger mehr für ſeine Satyren finden! ... und wie ſah es zu Hauſe aus? Der Winter war wieder herangekommen und hauſte auf echt nordiſche Weiſe; aber Richter ſaß jetzt auf ſeiner Mutter elendem Stübchen, wie einſt in Leipzig in der ärmlichen Dachkammer des ſauberen Herrn Weinert: d. h. er fror und hatte, ſammt ſeiner Familie, nichts zu nagen und zu beißen. Er konnte ſeinem Geſchicke nichts weniger vorwerfen, als Inconſequenz. „Da ich die Wahl habe, zu erfrieren oder zu ſchreiben" — ſchrieb er, es war im November 1789, an den Poſtmeiſter Wirth — „ſo thu' ich das letztere. Wir verſchoben den Holzeinkauf bis heute, und müſſen ihn wieder acht Tage verſchieben. Aber in der Zeit können ich und meine Klavierſpielfinger ausgewintert ſein, wenn Sie nicht Rath ſchaffen oder beſſer ... Holz. Es wäre für uns Höfer gut, wenn wir etwas von der Feuerung, die wir in der Hölle zu ſtark haben werden, in unſere Oefen bei Lebzeiten bekommen könnten."

Aber konnte dies denn ſo fortgehen? — Schon bald nach Richter's Rückkehr von Töpen nach Hof und der Rehabilitation des Zopfes hatten Viele den heiteren, und doch mit ſo heiligem Ernſt nach oben ſchauenden, kräftig ſittlichen Menſchen, an dem Kinder und weibliche Weſen mit gleicher Neigung hingen, der jedes Haus mit Tönen, neuen Gedanken und anmuthigen Scherzen beſchenkte, zum Führer ihrer Kinder und zum bleibenden Freunde ihres Hauſes begehrt. Aber Richter ſtand einmal die ſchmähliche Behandlung im Hauſe des Kammerraths von Oerthel noch zu friſch vor der Seele, und dann befürchtete er dadurch eine zu große Beſchränkung in dem, was ihm das Heiligſte war, in ſeiner Freiheit.

Lieber wollte er hungern und frieren, als dieſe und ſein poetiſches Schaffen aufgeben!

Da kam ihm von Freundeshand ein liebliches Anerbieten. Der Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach — dieſe köſtliche, kräftige Natur — hatte, ſeit jenem ſchönen Tage im Fichtelgebirge, an welchem auf der Holzſchneidemühle der Zopf rehabilitirt wurde, den jungen Richter lieb gewonnen, aber auch mit dem Scharfblick eines praktiſchen Mannes erkannt: daß derſelbe ein, wenn auch nicht gewöhnlicher, doch trefflicher Erzieher ſein müſſe, und zwar ein Erzieher ganz nach ſeinem Sinn. Begründet fand er dieſe Anſicht in dem ganzen Weſen dieſes Mannes — ſein Fühlen und Denken hatte er ſeitdem noch näher geprüft — in der ſchnellen Liebe und Anhänglichkeit, welche die Kinder faſt inſtinctive zu ihm faßten, — und endlich in jener Bitte des jungen Mannes um Freigebung des gefangenen, mit ſo ſchmerzlichem Tode bedrohten Schmetterlings.

Jetzt — gerade wo die Noth wieder am ärgſten war — kam nun der wackere Mann zu dem jungen Freunde und bat ihn: die Erziehung ſeiner Kinder und der des Pfarrers Völkel zu übernehmen, zu welchen dann auch noch ein Sohn des Actuars Vogel ſtoßen ſollte.

Und Schwarzenbach, war ihm denn dies nicht ſchon beſonders lieb, wegen der größeren Nähe des Fichtelgebirges und als der Ort, wo er die reiferen Knabenjahre verlebt? Und kam er dort nicht in die nächſte und ſchönſte Berührung mit ſo trefflichen Männern, wie Clöter und Völkel waren, ohne Hof und die ihm jetzt ſo liebgewordenen Kreiſe ganz zu verlieren? — und war es denn nicht eine herrliche Aufgabe, eine Freude und ein geiſtiger Gewinn für ihn, als Lehrer unter einer Schaar ſo unſchuldiger, unverdorbener und lernbegieriger Kinder zu ſtehen?

„Und eine ſo ungebundene Stellung ſoll Ihnen auch werden, Freundchen,“ — ſagte der Amtsverwalter dabei — „wie Sie ſie ſonſt nirgends eine finden! Sie wiſſen, wie ich ſelbſt die Freiheit liebe. Nur eine Freiheit behalten wir uns uneingeſchränkt vor, Sie ſelbſt uneingeſchränkt lieben zu dürfen.“

„Aber dieſe Freiheit ſchließt doch keinen Wettſtreit in dieſem Artikel aus?“ — frug lachend der junge Mann.

„Nein!“ — verſetzte Clöter, und auf ſeinem offenen, ehrlichen Geſichte lag, wie immer, der Sonnenſchein der Heiterkeit. — „Aber ein Kampfhahn ſind und bleiben Sie!“

„Nun,“ — meinte Richter — „wenn Kampf und Wettkampf nur immer edel ſind. Aber,“ — fuhr der junge Mann hier ſarkaſtiſch fort — „können Sie mir denn das bieten, was mir vergangene Woche ein Edelmann, Herr von Poſchen auf Poſchen-Bölls, geboten?“

„Und das war?“

„Nun,“ — ſagte Richter lächelnd — „erſtens: die Ehre, in ein edelmänniſches Haus als Erzieher zweier, bereits total verzogener edelmänniſcher Rangen zu kommen.“

„Schöne Ehre!“ — rief der Amtsverwalter — „da wäre mir die Direction eines Zuchthauſes eben ſo lieb.“

„Und dann die Ehre, in den freien Stunden der siebzigjährigen Mutter des edlen Herrn Gebete vorleſen zu dürfen.“

„Donnerwetter!“ — rief der Amtsverwalter lachend — „und am Ende auch noch die Ehre, aus lauter Ehre, wie bei Oerthel's, am Hungertuche zu kauen und mit Ehre, ſtatt mit blanken Thalern, honorirt zu werden.“

„Es kam darauf heraus!“ — meinte Richter heiter. — „Uebrigens war der Mann artig: er fand unſere kleine armſelige Stube allerliebſt!“

„Natürlich!“ — meinte Clöter — „er freute ſich ſchon im Stillen, Ihnen, da Sie dieſe gewöhnt ſeien, keine beſſere geben zu müſſen.“

„Meine Grönländiſchen Geſchichten, — er wollte Prozeſſe ſagen — ſeien herrlich!“

„Hat ſie nicht zu Geſicht bekommen!“

„Endlich verſicherte er mit hoher Protectionsmiene, daß ihm ſchon jetzt, für den Fall, daß ich die Erziehung ſeiner Söhne vollende, von dem Markgrafen eine ſehr anſehnliche Stelle für mich zugeſichert ſei.“

„Lügenteufel!“ — rief hier der Amtsverwalter, wie eine Bombe losplatzend — „Wiſſen Sie,“ — ſagte er dann zu Richter gewandt — „was ich dieſem Lügner und Speichellecker wünſche?“

„Nun?“

„Daß es ihm ergehen möchte, wie jenem preußiſchen Major, der an den letztregierenden Fürſten von Sondershauſen in Geldgeſchäften verſchickt worden war."

„Und wie ging es dem?" — frug Richter, ſchon im voraus lächelnd, denn er wußte, daß jetzt wieder eine gute Geſchichte kommen werde.

„Der Fürſt nahm ihn in ſeine Theaterloge mit, und zwar zu der langweiligen Aufführung eines unendlich langweiligen Stückes. Der Major ſtarb faſt vor Langeweile, ſo daß ihm ein Kinnbackenkrampf nahe war. Als ihn nun aber der Fürſt ironiſch fragte, wie ihm die Aufführung gefalle, antwortete er: „Auf Ehre, ſehr gut, ich möchte das Stück gleich noch einmal ſehen!" Der Fürſt ließ ruhig ausſpielen. Ehe aber der Vorhang fiel, rief er: „Halt, noch einmal ſpielen, der preußiſche Major will's noch einmal ſehen!" und die Schauſpieler mußten wirklich noch einmal ſpielen und der Major mußte es noch einmal ſehen, trotz ſeiner inneren ſtummen Verzweiflung!"

Richter lachte von Herzen. Die Stelle aber wurde mit Freuden angenommen und feſtgeſetzt, daß das Lehramt mit dem Frühling beginne.

Alſo endlich! endlich! . . . wieder einmal zwei Frühlinge zugleich, . . . einer draußen in der Natur mit Blumen und Duft, . . . und einer im Herzen, geſchmückt mit den Blüthen der Liebe, der Freundſchaft und dem friſchen Grün neuer, ſchöner Hoffnungen!

Ach! der Frühling war ja ohnehin immer ſeine Lieblingszeit, die, mit ſeinem Geburtsfeſte, das Erwachen der Natur und friſcher Hoffnungen brachte!

Aber vorher auch noch, wie gewöhnlich in der Natur, einen kleinen Nachtfroſt: Kurz vor ſeinem Abgang nach Schwarzenbach ſchrieb Richter an Otto: „Lieber Alter! weil ich beim Antritt meiner neuen Kaiſerregierung — d. h. meines Schwarzenbacher Schulamtes — das gewöhnliche Inventar mitbringen muß, das den Thronbeſteiger von außen ausmacht, und das 1tens in ein paar Stiefeln, 2tens in etlichen Strümpfen, 3tens in wenigen Schnupftüchern und 4tens in einem paar Kreuzern Geld beſteht, mir aber von dieſen 4 Artikeln nur Nr. 1, 2, 3 und 4 mangeln, ſo bitte ich dich, mir damit unter die Arme zu greifen, wogegen nächſter Reichstags-Abſchluß das kaiſerliche Deckungsmandat bringen ſoll und wird. Uebrigens bringt der Frühling mit der neuen Stelle auch meinen 27ſten Geburtstag. Es ſchwindelt mir ordentlich, wenn ich daran denke, was ich ſchon alles in der Welt erreicht habe; in der vierfachen Zeit kann ich 108 Jahre alt ſein, und . . . vielleicht . . . noch Schulmeiſter in Schwarzenbach!!“ —

Und doch, welch’ zufriedenes, welch’ fröhliches und erwartungsvolles Herz trug Richter ſeinem neuen Berufe entgegen und auf welch' glänzende Weiſe gingen dieſe Erwartungen auch bald in Erfüllung.

Und iſt denn die Eigenthümlichkeit, Tiefe und Größe einer wahrhaften Dichternatur wohl je noch ſo leuchtend hervorgetreten, als dies ſchon nach wenigen Wochen durch Richter's Geſtaltung und Leitung dieſer kleinen — aus ſieben lieblichen Weſen beſtehenden — Kinderſchule und deren Rückwirkung auf ihn ſelbſt geſchah?

Was gewöhnlichen, ja talentvollen Menſchen eine hemmende, wenn nicht ertödtende Beſchäftigung iſt: das tägliche Unterrichten, ſelbſt in den erſten Elementen des Wiſſens — waren doch Emil Völkel und Fritz Clöter erſt ſieben, Wilhelmine Clöter erſt neun Jahre alt — öffnete in dem neuen Lehrer alle Quellen erhabener und großer Gedanken, beſchleunigte und vollendete die Entwicklung ſeiner Weltanſchauung, fachte ſeine Phantaſie zu hellen Flammen an und führte ihr zugleich den erſten bildneriſchen Stoff zu.

Indem Richter ſich mit voller Freudigkeit und unendlicher Liebe der Erziehung ſeiner neuen Zöglinge hingab, erzeugte merkwürdigerweiſe dieſe Erziehung ſelbſt den Gedanken eines pädagogiſchen Romanes. Richter ſah ſich ja jetzt in den Stand geſetzt, alles, was er als Ergebniß ſeines Nachdenkens und ſeiner Beobachtung aufgefunden und die, in begeiſterten Augenblicken ſeiner Dichterſeele gewordenen, Eingebungen — über die

Menſchen, über die Welt, über ſein eigenes Leben und über ſein Inneres — auszugießen, zu erproben, lebendig vor ſich hin in's Leben treten zu laſſen an Kinderſeelen, die, bildſam und weich wie Wachs, jeden Eindruck annehmen. Richter fing an erziehend zu dichten, ehe er dichtend erzog!

Und doch erzog er in Kopf und Herz gleich mit ſeiner Schule und ſeinen Schülern ein Gedicht; . . . ja es ſchoſſen in ſeiner reichen Seele zugleich die erſten Keime mehrerer Werke auf[*], die freilich für den jetzigen Augenblick noch als geiſtige Embryone unter ſeiner Hirnſchale lagen.

Aber wie eigenthümlich — und, wie die Erfahrung lehrte, wie glücklich — war auch die Methode, die er bei ſeiner Erziehung anwandte. Statt der Aufgabe, durch gewöhnliches Unterrichten äußerliche Kenntniſſe und Fertigkeiten ſeinen Zöglingen auf kalte und todte Weiſe zuzuführen, war ſein Lehren Leben. Er wußte dabei in dieſen Kindern gewiſſermaßen einen lebendigen Stoff, man möchte ſagen: die ganze Menſchheit von Uranfang, in ſeine bildneriſche Hand gegeben; woraus ihm die Aufgabe und Anregung ward: in ihnen factiſch ſeine Weltanſchauung und all' das Schöne, Edle und Große ſeiner Seele niederzulegen und zu entwickeln.

---

[*] „Schulmeiſterlein Wuz," — „Levana."

Mit einem Wort: ſeine ganze Methode bezweckte, die Kinder zum Selbſterfinden und Selbſterſchaffen fortwährend anzuleiten und ihnen dadurch zugleich das Bedürfniß beſtändiger Selbſtſtudien einzuflößen. Er nannte dies ſelber: „die Erweckung des geiſtigen Bildungstriebes, der höher als der körperliche, nach und nach durch Willen ſchaffe, nämlich neue Ideen aus alten Ideen, welcher Wille das Abzeichen des Menſchen ſei vor dem Thiere, deſſen Vorſtellungsreihen durch kein Wollen bedingt würden.“

Und, o Himmel! welche Welt der Liebe und des ſchönſten ſtillſten Glücks baute er ſich dabei hier auf! Aber wie wußte er auch die Herzen der Kinder zu erobern, nicht durch Rührungen — dieſe Hungerquellen der Liebe — ſie erkälten und erkalten ja ſo leicht! ... wohl aber durch die Mutterſprache der Liebe, durch liebkoſende freundliche Worte und Mienen und . . . durch die aufrichtige Zuneigung im eigenen Herzen. Auch ließ er manchmal die Feuerſäulen der Liebe an Anderen vor ihnen vorüberziehen, wenn z. B. ſein alter treuer Freund Otto ihn beſuchte; denn, ſagte er: „Der Anblick fremder Wechſel-Liebe heiligt die zuſchauende Kinderſeele!“ — Er ſelbſt aber ſpiegelte in Ruhe und Milde das liebende Herz am ſchönſten ab.

Und war denn nicht alles Natur an dieſer einfachen Seele, und ließ er nicht die eure, ihr Kinder, ſo ſchön unangetaſtet? . . . So fachte er die Mildthätigkeit ſeiner Zöglinge weniger durch Gemälde fremder Noth, als durch die fremde Freude an, und wie erfüllte dann fremdes Glück und fremde Freude ihre eigenen kleinen Herzen ſo ſchön und ſo göttlich rein!

Auch das thieriſche Leben und Leiden lehrte er ſie heilig achten . . . kurz, er gab ihnen das Herz eines Hindus, ſtatt des Herzens eines karteſiſchen Philoſophen.

Schön, ſagte er einſt bei einer ſolchen Gelegenheit zu dem Amtsverwalter und dem Pfarrer: — „Es iſt hier von Höherem, als Mitleiden mit Thieren, die Rede; wiewohl natürlich auch von dieſem. Warum aber hat man längſt bemerkt, daß Kinder-Grauſamkeit gegen Thiere eine ſpätere und erhöhte Grauſamkeit gegen Menſchen weiſſage? An und für ſich kann der kleine Menſch nur diejenigen Schmerzen empfinden, die ihn mit den angeborenen Tönen der ſeinigen anreden. Von einem Thiere, das der kleine Menſch peinigt, und das dabei — von Natur ſtumm — tonlos bleibt, glaubt er gar nicht, daß es leide. Ebenſo kommt ihm das unförmliche Kriegs-Geſchrei des gemarterten Thieres nur wie ein ſeltſames unterhaltendes todtes Windes-Getön vor, aber da er doch Leben ſieht, ſo verſündigt er ſich ſchon an dem Leben, indem er es auseinander hebt, wie ein Räderwerk. Leben ſei ihm daher an und für ſich ſchon heilig, . . . jedes, auch das unvernünftige! Oder ſoll das ſchlagende Herz unter Borſten, Federn, Flügeldecken etwa kein Herz, kein kleines ſtilles Leben ſein?"

„Wahrhaftig!" — ſagte der Amtsverwalter hier, und ſein Geſicht ſtrahlte vor innerer Freude und Genugthuung, einen ſolchen Erzieher für ſeine Kinder gefunden zu haben — „bei Ihnen, lieber Richter, möchte man ſelbſt noch an den Moralſtunden Theil nehmen, und vor allen Dingen ſollten das die Söhne der Großen."

„Moralſtunden?" — entgegnete Richter lächelnd — „Moralſtunden gebe ich gar keine."

„Wie?" — rief Clöter erſtaunt — „Sie geben unſern Kindern keine Moralſtunden?"

„Ich dächte" — meinte Richter freundlich — „Moraljahre wären beſſer! Keine Lehre hilft, als lebendige Fälle, praktiſch erfaßt und praktiſch angewandt. Das ganze fortgehende Leben muß der ſtehende Moral-Prediger ſein, das Haus eine Hauskaplanei, und ſtatt der Morgen- und Abend-Andachten müſſen Lebens-Andachten eingreifen. Wiſſenſchaften kann man lehren, . . . folglich auch Stunden darüber geben; das Gefühl aber will geweckt ſein, ſomit bedarf es der Anläſſe. Kann denn ein ſkeletirtes Herz Blut treiben? und das höchſte Glück des Lebens iſt ja doch eben ein warmes, friſch und fröhlich pulſirendes Herz!"

So wurden die Kinder ſeine Welt, wobei ihm die Annehmlichkeit und Anregung eines ununterbrochenen und geſelligen Verkehres mit Männern blieb, welche Sinn hatten für das, was ſeine ganze Seele erfüllte. Konnte er ſich doch jeden Tag mit Clöter, Vogel und Völkel von ſeinen Unterrichts- und Arbeitsſtunden erholen, während ſie ihm treffliche Genoſſen für ſeine Scherze und Reflexionen waren. Welche koſtbare Frucht trug nun aber die, ihm aus dieſem ſchönen Leben erwachſende Heiterkeit, verbunden mit der unendlichen Beſcheidenheit und Genügſamkeit ſeiner kindlichen Seele? . . . Die köſtliche, herrliche Frucht einer allerliebſten dichteriſchen Schöpfung!

Selbſt ein „Schulmeiſterlein,“ — ſelbſt unendlich glücklich in ſeiner beſcheidenen Sphäre, ſchuf ſeine Phantaſie eine reizende Idylle, in welcher er das kleine, ſtill-beſcheidene immer glückliche Leben des „Schulmeiſterlein Wuz“ voll ſüßer Beſchränkung und kleinweltlicher Glückſeligkeit beſchrieb.

O! es waren ſelige Stunden, die er im Stillen zu dieſer Arbeit verwandte, und dieſe Seligkeit war um ſo reiner und um ſo beglückender für ihn, als er ſich dabei der endlichen Verſöhnung mit ſich und dem Leben, . . . des ruhigen Ueberblickes der Dinge, ohne welchen kein Dichter etwas Schönes hervorzubringen vermag, bewußt wurde.

Keine Seele wußte jetzt von dieſer Arbeit noch etwas; . . . Richter fühlte und wußte: daß mit ihr eine neue, zweite Periode ſeines Lebens angebrochen ſei! Die Zeit der ſchroffen Satyre lag hinter ihm; . . . nicht mehr galt es ihm jetzt, mit dem Schwerte des Geiſtes nur zu vernichten: . . . nein, er fühlte einen herrlichen Humor wie eine Sonne in ſich aufgehen; . . . einen Humor, der nicht nur alle Paradieſe der Erde beſtehen laſſen konnte, ſondern ſelbſt neue zu ſchaffen im Stande war. Gemildert, gereinigt und verſöhnlich ausgeglichen durch das Leben, durch ſchwere und harte Schickſale und Erfahrungen, durch Forſchen und Denken und . . . durch das Aufgehen einer unſchuldigen Kinderwelt rings um ſich her, war ſein Humor ſein ganzes dichteriſches Weſen eine Art von Unſchuldszuſtand der Natur und Menſchheit geworden. Etwas wunderbar Jungfräuliches gab ſich in ſeiner Seele kund, deſſen reiner Schimmer ſich ihm über alle Gebilde der Welt ergoß und ſie verſchönte und verklärte. Gottesfeier und Himmelsandacht gingen, wie die zauberhafte Morgenröthe eines neuen Tages, einer neuen Aera, in ihm auf; Unſchuld und Kindlichkeit grüßten ſie jubelnd; der Blick für das Kleinſte und Beſcheidenſte faßte das Leben eines Wurmes im Graſe; aber bei aller ſtillbeglückten und beglückenden Neigung, das Unſcheinbare, Verborgene und Stille zu heben, zu lieben und zu tragen, fühlte Richter doch jetzt mit einemmale auch, daß er dem Größten, dem Gewaltigſten gewachſen ſei, und ... in ſeiner Natur der Maßſtab liege, jede große That zu begreifen und zu vertreten.

Johann Paul Friedrich Richter wußte jetzt, daß er nicht nur *Satyriker*, ... nicht nur *Schulmeiſter* ... ſondern daß er auch *in der That und in der Wahrheit* ... ein *Dichter* ſei!

Amors Verſtecken und Venus Urania.

Kaum möchte es demjenigen, der nicht ſelbſt Schriftſteller iſt, möglich ſein, die gegenſeitige Einwirkung zu begreifen, die fortwährend zwiſchen dem Autor und ſeiner geiſtigen Schöpfung obwaltet. Es iſt, als wenn das geiſtige Fluidum, aus ihm herausſtrömend, auf dem Papiere kryſtalliniſch in beſtimmten Formen anſchöſſe; dieſe Kryſtallformen aber — von der Sonne des wirklichen Lebens, in das ſie getreten, beſchienen — dann wieder ihre prismatiſchen Lichter in ſeinen Geiſt, in ſeine innere Welt, zurückwürfen.

Eine ſolche fortwährende Wirkung und Gegenwirkung, — ein ſolch' fortwährendes geiſtiges Säen und Ernten, beſtand nun ſchon zwiſchen dem jungen Richter, als Lehrer, und ſeinen Zöglingen; aber es fand jetzt auch noch gar ſchön zwiſchen Richter, dem Schriftſteller, und ſeiner neuen poetiſchen Schöpfung ſtatt.

Gewiß! es gab wohl auf der ganzen weiten Welt kaum eine beſcheidenere, anſpruchsloſere und in ſich ſelbſt glücklichere Seele, als Richter; ... und doch wuchs dieſe Beſcheidenheit, dieſe Anſpruchsloſigkeit, dies innere ſtille Glück, während er an der Idylle ſeines „Schulmeiſterlein Wuz" arbeitete noch bedeutend. Richter ſchöpfte dabei aus der Tiefe ſeiner Seele und aus ſeinem Leben — namentlich auch aus ſeiner Kindheit — und bekam dafür neues kindliches Leben zurück, und mit dieſem kindliche Freude und Glückſeligkeit. So ward er zum Theile ſelbſt das lebendige Spiegelbild ſeines „Schulmeiſterlein Wuz." Wenn er ſich zum Beiſpiel morgens nach dem Aufſtehen mit friſchem kaltem Waſſer wuſch, ſo war ihm dies ſchon ein Genuß, den er dankbar hinnahm, während er dabei zu ſich ſagte: „Johann Paul Friedrich, das war koſtbar, jetzt biſt du wieder ein ganzer Menſch!" ... Oder, wenn es ihm recht gut geſchmeckt, rieb er ſich wohl vergnügt die Hände und ſagte, mit ſeinem kleinen Wuz: „Das hat meinem Johann Paul gut gethan!"

So baute ſich in ihm wunderſchön der reine, blaue Himmel auf, den er in ſeiner Dichtung über ſein Schulmeiſterlein ausſpannte, und die kindliche Heiterkeit, die dieſer Himmel zurückſtrahlte, ſchimmerte wieder ſo freundlich in die Seelen ſeiner Zöglinge, daß auch dieſe jetzt glücklicher, eifriger, beſcheidener und beſſer waren, denn je zuvor. Damit aber umſchloß Eltern, Kinder und Lehrer ein ſo heiteres und ſchönes Verhältniß, als das

Leben irgend nur aufweiſen konnte. Und hatte denn dies Leben für den jungen Dichter nicht auch noch andere Sonnenblitze, die die Knoſpe der Poeſie herrlich entfalten halfen? . . . Lag denn nicht Hof nur vier Stunden von Schwarzenbach entfernt? . . . War es nicht ein Leichtes, dieſe vier Stunden zeitweiſe hin und her zu laufen? . . . und baute ſich nicht für den jungen Mann in dem nahen Hof der lichte Tempel der Freundſchaft auf, in dem ſein Otto als Hoherprieſter ſtand, wenn nicht als Pylades, . . . und . . . mehr denn *eine* Iphigenia?

In der That eilte Richter denn auch jede Woche einmal nach der nur vier Stunden entfernten Stadt, um namentlich an den Scherzen und Spielen jener zarten weiblichen Weſen Antheil zu nehmen, mit welchen er in der letzten Zeit in ſo freundliche Berührung gekommen war, und die ihm eine von den Schwarzenbachern ſo verſchiedene Gelegenheit zu gemüthlicheren Anregungen und Ausſtrömungen ſeiner Gedanken und Empfindungen gaben. In Schwarzenbach war es das kräftigere Männerthum, das ihn bewegte und hob, namentlich wenn er mit dem Amtsverwalter, dem Pfarrer, dem Actuarius und einigen anderen Bürgern an dem hübſch gelegenen öffentlichen Luſtorte „zur Birke" zuſammenkam; in Hof war es das ſanftere weibliche Element, das ſänftigend und ſchön abrundend auf ihn einwirkte —

ihm ſeine wunderbaren Tieſen mit ihren Schätzen, eine zweite höhere „Geiſterkirche,“ erſchloß und ſein Herz mit den Strahlen der Liebesnähe anglühte.

Und wie fröhlich und ſelig bewegte ſich das Schulmeiſterlein in dieſen Kreiſen und mit welchem Vortheil für ſich ſelbſt. War es doch gerade hier, wo ſich zuerſt bei ihm Empfindungen in den Scherz und in die Reflexion miſchten, wo er zartere menſchliche Weſen mit weicheren Händen anfaſſen, die Satyre durch Ernſt zu mildern, ihr die Form der Grazie zu geben, gezwungen, und unwillkürlich durch liebevolle Theilnahme in den Ernſt der Empfindung und der Phantaſie übergeführt wurde. Konnte es doch nicht fehlen, daß dieſe Mädchen, die er ſo oft durch die Zärte und den poetiſchen Schwung ſeiner Ideen entzückte und durch die Tiefe und den wehmüthigen Zauber ſeines Klavierſpieles erweichte und erſchütterte, ihm in die Sehnſucht wie in die Leiden ihrer Herzen, auch zum Theil in ihr Schickſal, in ihre Schutzloſigkeit und Gedrücktheit, Männern und Eltern gegenüber, immer tiefere Blicke werfen ließen; ja gar manchmal, wenn nicht Schutz, doch Troſt bei ihm ſuchten. So wurde denn in nothwendiger Wechſelwirkung ſein Verhältniß zu dieſen weiblichen Weſen immer ernſter und inniger, je mehr ſie, nach Art der Frauen, an ſeinem ſchwärmeriſchen, hoch-poetiſchen und ihre Empfindungen aufregenden Weſen und Sein Antheil nahmen. Es geſtalteten ſich damit aber auch zwiſchen ihm und den Mädchen ſchöne, edle, feſtere Verhältniſſe, die ſelbſt einen geordneten Briefwechſel zur Folge hatten; wie dies vor allen Dingen mit Renata Wirth der Fall war, von der er wußte, daß ſie ihn begriff und verſtand. Doch waren dieſe Verhältniſſe rein geiſtiger Natur, und nur von dem Alpenglühen jener höchſten, zarteſten Liebe übergoſſen, die ein, die Seele entzückender göttlicher Hauch, ſüß-ſchwärmeriſche Heiligenverehrung und Anbetung iſt.

Und neben dieſe Empfindung — die nur in Herzen Platz greifen kann, die ſo edel, ſo kindlich rein, ſo groß ſchlagen, wie das Herz Richter's — trat nun auch noch wie eine rieſige Göttergeſtalt, die Freundſchaft. Otto war ja längſt ſein Pylades; ſeit Oerthel's und Hermann's Tod aber hatten ſich die Ströme der Liebe, die Richter früher dieſen, jetzt in Aſche zerfallenen Herzen zugeſandt, ganz und gar in eine Richtung geworfen und flutheten jetzt ſo gewaltig dem einen Freunde zu, daß ſie ihn mit ihren Wogen unwiderſtehlich erfaßten und forttrugen.

Richter's nach Freundſchaft und Liebe ewig ſehnſüchtiges Herz baute ſich jetzt — und gerade mit dem Erwachen ſeines höheren Dichterthumes — in eine wahre feurige Liebesfreundſchaft ein, und ſeine Gluth und ſein gewaltiger Wille: ſeines Otto Herz und

Seele ganz zu beſitzen, wirkten mit einer ſolchen pſychiſchen Zaubergewalt, daß Otto, der ihm bisher ſchon in inniger Freundſchaft verbunden war, jetzt geradezu ihm mit Leib und Seele eigen wurde. Richter eroberte gewiſſermaßen durch ſeine eigene gewaltige Liebe Otto's ganzes Sein und Leben, ſo daß ſich ihm dieſer in ſeliger Freundſchaftsſtunde für immer anheim gab.

Ja, es war eine ſchöne Stunde — Otto war dem Freunde halbwegs entgegengegangen — als Richter, um jene Zeit, in der ſein gewaltiger Genius zu neuem Daſein erwachte, wetterleuchtend von der befruchtenden Gewitterwolke in ſeinem Inneren, die der Entladung ſich entgegendrängte, zu Otto trat, wie ein Jehovah im flammenden Buſch, ihn mit ſeinen blitzenden Augen liebevoll anſchaute, ihn mit ſeinen erhabenen Gedanken und Ideen unter dem Sternenhimmel überſtrömte! — Ja! es war eine ſchöne, erhabene Stunde, wie der Menſch ſelten eine zweite im Leben findet! . . . und es gab von da an für Otto nichts anders mehr in der Welt: als den einen Freund, als Richter, für den allein er von dieſem Momente an lebte . . . für ihn und durch ihn.

Unſterbliche zeichneten dieſe Stunde auf und die Gedanken und Gefühle, die aus den Herzen zweier junger, unverdorbener, noch urkräftiger Männer, wie zwei Feuerſäulen in einander ſchlugen. Und die Stunde blieb eine ſchöne Schickſals- und Bindeſtunde für das Leben, und ihr Ende fiel über das Leben und das Grab hinaus, in die Ewigkeit.

Was aber konnte Richter von dem Leben jetzt mehr verlangen? ... Und doch, er verlangte mehr und zwar — wenn auch unbewußt und aus Mangel an praktiſcher Erfahrung — etwas kaum mögliches. In der freien Aetherhöhe ſeiner dichteriſchen Weltanſchauung ſchwebend, glaubte der junge Mann an die Tragkraft der ätheriſchen Liebesſchwingen, die all' den Mädchen um ihn her durch ſeine Zaubernähe gewachſen waren. Aber er bedachte Eines nicht: „Wenn Liebe das Höchſte iſt, was kann ſie weiter ſuchen als ſelber das Höchſte? und ein Herz iſt nur von einem Herzen zu faſſen, dieſer ſchönſten Faſſung des ſchönſten Juwels. Nur das Verwirren und Verſtricken in's Geſträuch und Neſt des Ich's kann uns ſo verdunkeln, daß wir die hohe reine Liebe für fremdes Ich weniger achten, als eine für uns." Und ſind denn alle weiblichen Naturen gleich? — Auch diejenigen, die hier den jungen Dichter anfangs nur ſpielend und ſcherzend umgaben, aber nachgerade immer erregter und mit ſteigender Gefühlstiefe, waren nicht gleich abgemeſſen. Das eine Mädchen iſt ja Schärfe des Blicks und der That, iſt voll Wahrhaftigkeit aber eben deshalb auch voll Unduldſamkeit, hat ſeine individuelle und ſeine allgemeine Würde immer vor Augen, nur eigene Härte, nicht fremde vergebend, und doch dieſe leichter, als ſich ſelbſt einen, ihre Ehre unwürdigen Schritt. Ein anderes Mädchenherz dagegen iſt voll Liebe, oft auf Koſten der Würde, — mehr gefallſüchtig als ſtolz, — weniger dem Anſtande als der Neigung folgend, der Leidenſchaft die Form opfernd. — Nur die vollendete weibliche Erſcheinung iſt aus beiden Naturen harmoniſch und ſchön zuſammengeſchmolzen.

Aber wie oft bietet denn das Leben eine ſolche vollendete Erſcheinung? Und wie ſchwer iſt es für den Jüngling und die Jungfrau — zumal wenn ſie in den gluthheißen Tagen des geiſtigen und phyſiſchen Reifwerdens ſtehen, und ſich in gleich hochpoetiſcher Stimmung begegnen — den rechten Weg einzuhalten. Weit gefährlicher aber noch für das innere Gleichgewicht iſt es dann, wenn Vertrauen, Vertrauen weckt — das zerdrückte und vielleicht von dem Schickſal oder den Menſchen gemarterte weibliche Herz ſich vor dem männlichen ausſchüttet und bei der ſtärkeren Seele Troſt und Erhebung ſucht.

Der Schmerz erweicht; das Vertrauen — im Stillen gegeben und im Stillen hingenommen — kettet enger an einander; der Troſt fordert heißen glühenden Dank; die Dankbarkeit verklärt ſich in Liebe, und ſo hebt da, wo Anfangs nur die reinſte Achtung, die ſchönſte und edelſte Verehrung wohnten, die Leidenſchaft bald die Brandfackel empor und äſchert den Frieden der

Seele ein und vielleicht . . . ſelbſt den Tempel der Tugend.

Glücklich, heiter und ſchön hatte ſich das Verhältniß Richter's zu jenen Höfer Familien und ihren Töchtern geſtaltet. Es waren liebe prächtige Mädchen, die ihn hier umgaben: Friederike Otto, Renata Wirth, Helene Wernlein, Amöne Herold und Caroline Schlöder! Immer Eine lieber, ſchöner und verſtändiger, als die Andere. Wenn indeß Renata Wirth Alle an klarem Verſtande, an neckiſcher Laune und Witz übertraf, ſo ſtürmte das Blut wohl am raſcheſten durch die Adern der unbedingt ſchönſten unter ihnen, und dies war ... Caroline Schlöder.

Aber welche prächtige Erſcheinung trat in dieſem Mädchen auch vor die Seele des jungen Dichters!

War ſie denn nicht ſchlank gewachſen, wie eine Tanne, ohne dabei die ſchönſte Abrundung der ſich eben vollendenden Formen einzubüßen? Hatte ihr Köpfchen nicht etwas Bezauberndes, unausſprechlich Liebliches: nicht nur in den lichtblauen Augen, die ſo ſchwärmeriſch hinreißend blicken konnten, als ſinnverwirrend aufblitzen, ſondern in Allem: in der hohen lilienweißen Stirne, der ſchöngeformten zierlichen Naſe, und dem, wie zum Küſſen geſchaffenen Munde? Und lag denn nicht auf dieſer kindlichen Stirne, und in dem leiſen, duftigen, hingehauchten Roth ihrer Wangen der ganze beſeligende Zauber heiligſter Unſchuld und ſüßeſter Mädchenhaftigkeit? und geſellte ſich allem dem — wirklicher Schönheit und moraliſcher Reinheit — nicht auch die tiefſte Empfänglichkeit für das hinzu, was groß, erhaben, begehrenswerth erſchien?

Wahrlich! es war leicht begreiflich, daß ſich Richter vor allen Dingen von Carolinen angezogen fühlte.

Zwar war Caroline Schlöder nur unter gedrückten bürgerlichen Verhältniſſen, bei einer mangelhaften und verkehrten Erziehung, ja — in moraliſcher Beziehung — unter nichts weniger als geiſtig fördernden Verhältniſſen groß geworden . . . aber gerade weil ſie ſich unter dieſen mißlichen Umſtänden und trotz einer herabziehenden kleinſtädtiſch-ärmlichen Umgebung und dem, nichts weniger als erhebenden, Beiſpiele ihrer nächſten Verwandten die ſchönſte Seelenreinheit und Kindlichkeit erhalten hatte, . . . gerade darum ſtrahlte ſie dem jungen ſchwärmeriſchen Dichter in doppelter Glorie entgegen. An Carolinen erkannte er ja zu ſeinem Entzücken, was er immer bei ſeinen weiblichen Idealen geträumt, daß der weiblichen Natur — urſprünglich mit höchſter Seelenreinheit ausgerüſtet — eine, alles Niedere zurückſtoßende, negative Polaritätskraft einwohne, . . . eine moraliſche Kraft, die ja auch hier die duftenden, ſchneeweißen Blüthen der Seele unbefleckt mitten auf moraliſch-ſchmutzigem Boden zu erhalten gewußt.

Sollte er da nicht dieſem roſigen, herzigen Mädchen die tiefſten heiligſten Empfindungen ſeiner Seele entgegenbringen? Und fand dies Entgegenbringen nicht ein zartes Echo in der, von kalten Schickſalshänden zerriſſenen Bruſt des armen Kindes, das unter rauhen, ungebildeten, jedem feineren Verſtändniß unzugänglichen Eltern ſo unendlich litt?

Thränen, heiße Thränen im Auge, ſchüttete Caroline gar manchmal ihren gerechten Kummer in des jungen Freundes Herz, das alsdann groß und ſchön und voll ewiger Menſchenliebe überfloß: in Rath und Troſt und mild-beglückenden Worten, und mit dem Zauber der Poeſie die wilden Schmerzensſtöße des Schickſals abſchwächte und das gequälte arme Herz einlullte in den Schlummer ſüßen Vergeſſens oder in lieblich-gaukelnde Zukunftsträume.

Aber wie die ſchönſten Blumen oft die gefährlichſten Gifte bergen, die das ſpielende Kind ahnungslos einzieht, ſo lauerten unter den thränenfeuchten Blicken der, ihr Herz vertrauungsvoll ausgießenden Jungfrau und des tröſtenden Jünglings die Stürme einer verzehrenden Leidenſchaft. Wenigſtens ergriff eine ſolche nach und nach Carolinen und ſie ward um ſo ſtärker, je edler und erhaben männlicher der junge Mann, dem ſie vertraute, vor ihr ſtand, und je unſchuldiger die Veranlaſſung war, aus der ſie hervorging. Gerade die gegenſeitige Reinheit und Kindlichkeit machte beide zu unbeſorgt und unbefangen, und das Edle ihrer Gefühle verdeckte ihnen lange das Leidenſchaftliche und Gefährliche derſelben.

Gefühle aber ſind Sterne, die nur bei hellem Himmel leiten, und ... das weiche Mädchenherz Carolinens war nur Gefühl. Dem jungen Richter, als Mann, ging mehr noch ruhige Vernunft zur Seite. Vernunft aber iſt die Magnetnadel, die den Schiffer auch noch führt, wenn ſich die Sterne hinter Wolken verſteckt haben und nicht mehr leuchten. Indeß fing auch bei ihm die Magnetnadel bereits zu ſchwanken an und ſchon bewegten Stürme ſein Herz, als Caroline, von ihrer Leidenſchaft überwältigt, ihm einen Brief ſchrieb, der durch ſeine Gluth . . . nicht ihn ſelber noch mehr entflammte . . . ſondern ihm die Augen öffnete und den Abgrund zeigte, an deſſen Rande ſie beide bereits ſtanden.

Da war es Richter's kleine Kinderwelt, die ihn rettete. Als er den Morgen nach einer ſchlafloſen, fieberhaft durchglühten Nacht, voll der ſüßeſten Bilder und wacher, lockender Träume, ſich erhob und noch zwiſchen — wie er glaubte — tugendhafter Härte und liebender Hingabe ſchwankte, . . . ſprangen ihm Wilhelmine, Fritz und Emil, die jüngſten ſeiner Zöglinge, heiter entgegen. Er fing ſie, wie gewöhnlich, mit den Armen auf. Als er nun aber in dieſe kindlichen Geſichter blickte, und in dieſe Augen voll heiliger Reinheit, die ſo unverkennbar einen Himmel voll Unſchuld wiederſtrahlten ... übergoß ihn . . . kein flammendes Roth, denn er hatte eigentlich nichts Böſes beabſichtigt ... ſondern Todtenbläſſe, denn . . . er fühlte, daß eine vom Sturm bewegte Lilie nahe daran war . . . geknickt zu werden.

Still küßte er die Kinder auf die Stirne . . . und ging . . . Gott für die Rettung eines Engels zu danken . . . und . . . für die ſeine.

Caroline hatte ihn für denſelben Abend um ein Rendez-vous gebeten. Sie hatte zu Hauſe wieder einen Sturm erlebt und bedurfte Rath und Troſt. — — Faſt halbwegs zwiſchen Schwarzenbach und Hof lag ein Oertchen, auf welchem eine Tante von ihr wohnte. Dorthin wollte ſie ſich im Laufe des Tages zum Beſuche begeben, um ihn den Abend auf der nahen Anhöhe, die ein kleiner, von einem Birkenwäldchen im Halbkreiſe umgebener Tempel krönte, zu treffen. Ihr Mädchenherz, *das im Entfernteſten nichts Böſes wollte*, hatte im Uebermaße des Vertrauens und der anſtürmenden Liebe — im Uebermaße der Sehnſucht nach Stunden der Ergießung, liebender Zuſprache und Aufrichtung, — nach Stunden geiſtigen, ſchmerzlich-ſüßen, ſchwärmeriſchen Genuſſes den letzten Halt verloren, nicht bedenkend, wie unbedingt ſie ſich durch dies einſame Zuſammentreffen einem Manne in die Hände gab.

Ihr pochendes Herz wollte es ihr auf der kleinen Fahrt zur Tante wiederholt vorſtellen und ſagen; aber die Leidenſchaft blendete ſie und machte ſie taub. Zweimal war ſie daran, den Kutſcher umkehren zu laſſen; . . . wenn aber das Bild des Geliebten in ihr aufſtieg, . . . war der Entſchluß dahin.

Caroline befand ſich in einer Aufregung wie niemals zuvor. Es trieb ſie wie mit dämoniſcher Gewalt vorwärts ... aber ... es riß ſie auch zugleich etwas Unerklärliches zurück. Eine leidenſchaftliche, ſelige Luſt flammte berauſchend in ihrem Buſen auf, aber ſie wechſelte auch mit einer verzehrenden Angſt.

Als ſie in dem kleinen Tempelchen, das gar ſchön zwiſchen Birken ſtand, angekommen war, ſenkte ſich eben die Sonne zum Niedergang. Leichte, in Gold getauchte Wolken mit blitzenden Rändern zogen in Weſten langſam, wie von Luſt und Seligkeit eingewiegt, über den blauen Himmel, der ſich nach den Bergen hin, die voll Sehnſucht der ſinkenden Sonne die Arme entgegenbreiteten, in ein leichtes duftiges Violett verlor.

Aus den Thälern ſchallte das Abendgeläute friedlich herauf; in den Lüften hingen ſchmetternd noch einige Lerchen, und aus den Schornſteinen einzelner, hinter Bäumen verſteckter Dörfer zogen dünne Rauchſäulen wie von Opferaltären auf. Die Luft war unendlich weich und milde, während ein leiſer, köſtlicher Hauch neckiſch in dem leichtbewegten Birkenlaube ſpielte, und, nach der Hitze des Tages, ein unnennbares Wohlbehagen über jede Creatur ausgoß.

Die ganze Schöpfung ruhte, ſanft hingegoſſen und aufgelöſt, in Wonne. Es ging wie ein langes ſüßes Liebesſchmachten durch die Natur, die jetzt faſt bräutlich unter dem völligen Sinken der Sonne erröthete, während die Dämmerung leiſe den Schleier hob und leiſer noch über die ſelig erzitternde Erde niederſenkte.

Auch Caroline bebte, erregt von einem, bis jetzt noch nicht gekannten, wunderbaren Gefühle. Ihr Herz war ſo unausſprechlich voll, ihr Buſen wogte ſo ſtürmiſch, daß ſie ihr Kleid etwas lockern mußte. Es war ihr ſonſt zu eng, . . . faſt zum Erſticken. Und doch war es ihr auch wieder, als müſſe ſie die Arme ausbreiten und die ganze Welt an ihr Herz drücken. Ihre Wangen glühten wie im Fieber, . . . ſie mußte etwas faſſen, . . . ſie mußte etwas umarmen, . . . ſie mußte ſich an etwas kühlen. Da legte ſie ihren rechten Arm um eine der Säulen und drückte ihre Wange und ihren Buſen an den kalten Stein. Aber ihre Sinne vergingen ihr faſt . . . und ſie liſpelte nur den Namen des Geliebten.

„Caroline!“ — ſagte dieſer leiſe, denn er ſtand hinter ihr. . . . Das Mädchen fuhr mit einem Schrei auf: überraſcht, beglückt, . . . erſchrocken. Im nächſten Augenblicke aber lag ſie in ſeinen Armen. Sie wußte nicht, was ſie that; jede Berechnung war ihr fremd; … ſie folgte nur ihren ſtürmiſchen Gefühlen, einem inneren unnennbaren Drange … ihrer Leidenſchaft.

Hatte ſie denn je zu Hauſe eine maßgebende Schicklichkeit und deren Beobachtung geſehen und kennen gelernt? … Nein! Dort kannte man nur ein vollſtändiges, völlig ungezwungenes Sichgehenlaſſen. Lehrerinnen der Schicklichkeit und mädchenhaften Sittſamkeit waren bis dahin bei Carolinen nur: ihr eigenes unverdorbenes natürliches Gefühl und das Beiſpiel ihrer Freundinnen geweſen. Aber der Sturm der Leidenſchaft in ihrer Bruſt warf jetzt dieſe leichten Schranken um.

Sie war jetzt … nur Natur! Aber der Ewige hat ja ſeinen Menſchenkindern den Genius des Verſtandes mit auf ihre dunkelen Lebenspfade gegeben, damit dieſer die menſchliche Natur zügle und verkläre.

Und mit der ſchönen Verklärung einer hohen tugendhaften Seele, ſtand der junge Mann da, der Caroline in ſeinen Armen hielt. In ſeinem edlen Antlitz lag kein Zug jener ſtolzen Tugend-Härte, die ſo zurückſtoßend iſt, und auch der ſchönſten That völlig den Werth nimmt; … nein! … auch in Richter's Zügen lag der Ausdruck und Wiederſchein einer liebenden Seele, aber gepaart mit einer ſolchen Ruhe und Milde, mit einer ſo ſchönen Hoheit und zugleich einer ſo tiefen Wehmuth, daß er — umhaucht von dem letzten

Dämmerſcheine des ſterbenden Tages — faſt einem höheren Weſen glich, das, herabgeſtiegen aus unbekannten Höhen, einen ſinkenden Engel leiſe in ſeine Arme faßt, ihn nach der ewigen Heimath emporzutragen.

Als Caroline aus ihrem erſten Leidenſchaftstaumel erwachte und . . . verwirrt und beſchämt zurückfuhr, hielt Richter ſie ſanft feſt.

„Schaue mich an, Caroline!“ — ſagte er dann mit unendlicher Milde, da ſie, von Purpur übergoſſen, die Augen niederſchlug — „ſchaue mich an, liebe Seele. Ich danke Dir, daß Du mir ſo gut biſt. Glaube mir, der Gedanke macht mich glücklich; aber es gibt für mich noch einen anderen Gedanken, der dies Glück noch überwiegt. Laß mich ihn Dir ſagen.“

Caroline wollte ſprechen, . . . ſie vermochte es nicht . . . ſie war namenlos verwirrt . . . faſt wie betäubt. Endlich brachen, mit einem Strome von Thränen, die Worte aus ihrer Bruſt hervor: — „Vergebung! Vergebung! aber was kann ich für meine Liebe!“

Und mit dieſen Worten umſchlang ſie Richter in wilder Leidenſchaft und drückte heiße flammende Küſſe auf ſeine Lippen.

Richter küßte ſie ſanft auf ihre Stirne. . . . Thränen ſtanden in ſeinen Augen.

Da ging der Mond groß und ſtill auf — wie in der Seele der heilige Gedanke der Ewigkeit — und übergoß die Welt mit ſeinem ernſten bleichen Lichte.

Die weißen Birkenſtämme ſtanden wie Geiſter, und geiſterhaft flüſterte der Wind in dem zitternden Laube. Kein Laut ließ ſich hören . . . es war die Stille des Todes, die über der Welt lag. Nur ein Herz hörte Richter pochen, . . . einen Buſen fühlte er wider ſeine Bruſt ſtürmen, . . . eine fieberhaft glühende Wange lag an der ſeinen . . . weiche zarte Arme umſchlangen ihn feſt . . . und eine ſchlanke reizende Mädchengeſtalt ſchmiegte ſich an ſeine Seite.

Da durchſchauerte es ihn ſüß . . . er bebte! . . . Als aber ſein Auge zum Mond aufblickte und zu dem Sternenhimmel, an den der Ewige ſeinen Namen mit Welten und Sonnen und Milchſtraßen geſchrieben, . . . ward er wieder ruhig, und . . . ſich leiſe aus der Umarmung der Geliebten löſend, ſagte er mit unendlicher Milde:

„Komm, Caroline, ſetze Dich hier auf die Stufen des Tempels. Laß mich Dir, wenn Du meiner mit Freundlichkeit denkſt, etwas vorleſen, was ich heute für Dich geſchrieben. Willſt Du es hören?“

Caroline war den Worten Richter's wie ein Kind gefolgt. Schweigend ſetzte ſich der Freund ihr zur Seite.

Der volle Mond ſchien faſt wie mit Tageshelle ... und ... Richter las:

„Auf den Lilienfluren des Mondes wohnet die Mutter der Menſchen mit allen ihren zahlloſen Töchtern in ſtiller ewiger Liebe. Das Himmelsblau, das nur fern über der Erde flattert, ruht dort hereingeſunken auf dem Auenſchnee aus Blumenſtaub, — keine froſtige Wolke trägt einen verkleinerten Abend durch den klaren Aether — kein Haß zerfrißt die milden Seelen; — wie ſich die Regenbogen eines Waſſerfalls durchſchlingen, ſo windet die Liebe und die Ruhe alle Umarmungen in Eine zuſammen — und wenn in ihrer ſtillen Nacht die Erde ausgebreitet und glänzend unter den Sternen hängt, ſo blicken die Seelen, die auf ihr gelitten und genoſſen haben, nur mit ſüßem Sehnen und Erinnern auf die verlaſſene Inſel hin, wo noch Geliebte wohnen und die weggelegten Körper ruhen, und wenn dann die einſchläfernde ſchwere Erde blendend näher an die zuſinkenden Augen tritt, ſo ziehen die vorigen Frühlinge der Erde in glänzenden Träumen vorüber, und wenn das Auge erwacht, hängt es voll Morgenthau der Freuden-Thränen.“

„Aber dann, wenn der Schattenzeiger der Ewigkeit auf ein neues Jahrhundert zeigt, dann ſchlägt der Blitz eines heißen Schmerzes durch die Bruſt der Mutter der Menſchen: denn die geliebten Töchter, die noch nicht auf der Erde waren, ziehen aus dem Monde in ihre Körper, ſobald die Erde ſie mit ihrem kalten Erdenſchatten berührt und betäubt; und die Mutter der Menſchen ſieht ſie weinend gehen, weil nicht alle, nur die unbefleckten, zu ihr aus der Erde wiederkehren in den reinen Mond. So nimmt ein Jahrhundert um das andere der verarmenden Mutter die Kinder und ſie zittert, wenn ſie am Tage unſere raubende Kugel als eine breite feſte Wolke nahe an der Sonne erblickt.“ — — —

„Der Zeiger der Ewigkeit nahte dem achtzehnten Jahrhundert — und die Erde voll Nacht zog gegen die Sonne — die Mutter drückte ſchon heiß und beklommen alle Töchter an's Herz, die noch nicht den Flor des Körpers getragen hatten, und flehete weinend: o ſinket nicht, ihr Theuren, bleibt engelrein und kehret wieder!“

„Jetzt ſtand der Rieſenſchatten am Jahrhundert und die dunkele Erde über der ganzen Sonne — ein Donner ſchlug die Stunde — am finſteren Himmel hing ein durchglühtes Kometenſchwert herab — die Milchſtraße wurde erſchüttert und eine Stimme rief aus ihr: „Erſcheine, Verſucher der Menſchen!“

„Als aber der Verſucher gerufen wurde, bebte die Mutter mit allen ihren Kindern, und die weichen Seelen weinten alle, auch die verklärten, die hienieden ſchon geweſen waren.“

„Nun bäumte ſich plötzlich mit dem Erdenſchatten eine Rieſenſchlange auf der Erde und reichte an den Mond und ſagte: — „Ich will euch verführen!“

„Es war aber der böſe Genius des achtzehnten Jahrhunderts.“

„Die Lilienglocken des Mondes bückten ſich welk und zuſammenfallend — das Kometenſchwert ſchwankte hin und her, wie ein Richtſchwert ſich ſelber bewegt, zum Zeichen, daß es richten werde. Die Schlange aber bog ſich mit ſpielenden ſeelenmörderiſchen Augen, mit blutrothem Kamm, mit giftgeſchwollenen Lippen und mit gezückter Zunge in das ſanfte Eden herein, der Schweif zuckte gierig und ſchadenfroh in einem Grabe der Erde, und eine Erderſchütterung auf unſerer Kugel wirbelte die laufenden Ringe und die bunten giftigen Säfte wie ein flüſſiges ſchillerndes Gewitter herauf.“

„O! es war der böſe Genius, der längſt die jammernde Mutter verführt hatte. Sie konnte ihn nicht anſchauen: aber die Schlange fing an: „Kennſt du die „Schlange nicht, Eva? . . . Ich komme und will, wie „dich, ſo deine Töchter verführen; deine weißen Schmetterlinge will ich auf dem Moraſte der Sünde verſammeln. Sehet, Schweſtern, damit köder' ich euch alle!“

„Und hier ſpiegelten die Vipernaugen männliche Geſtalten nach, und die bunten Ringe der Schlange funkelten und leuchteten wie Eheringe, wie Bänder, Geſchmeidte und Stoffe. „Und dafür“ —

fuhr jetzt die Schlange fort — „nehm' ich euch die „Tugend und den Frieden der Seele ab. In „der Schlinge der Gedanken, die der Wahrheit und der „Sittſamkeit untreu geworden, und ſich ſelbſt beſchönigen „und belügen, ſang' ich euch. In eurer Bruſt ſang' „ich an zu reden und euch zu loben, und dann kriech' „ich in eine männliche Kehle und fahre fort und „beſtätige es, und in euer Blut gieß ich mein Gift, daß „es die Leidenſchaften entzünde, die euer ſchönes Selbſt „erniedern und in den Staub ziehen, wie mein ringelnder „Leib die Lilien, über die er geht, knickt und in den „Koth drückt. — — Aber erſt, wenn es euch übel geht „oder kurz vor dem Tode, thu' ich den unnützen Gewiſſensbiß „recht ſcharf und warm in's Herz! . . . „Nimm ewig Abſchied, Eva; denn was ich deinen Töchtern „hier ſage, das vergeſſen ſie zum Glück, ehe ſie geboren „werden!“ — — —

„Da verbargen ſich die noch ungebornen Seelen zitternd an einander vor dem ſo nahen kalten dampfenden Giftbaume, und die Seelen, die rein wie Blumendüfte wieder aus der Erde aufgeſtiegen waren, umfaßten ſich weinend in furchtſamer Freude, in ſüßem Zittern vor einer überwundenen Vergangenheit. Die Mutter aber hob betend ihre Augen auf, und die Thränen, die aus ihnen rannen, flehten: „O! Allliebender, nimm dich ihrer an!“

„Und ſiehe, als das Ungeheuer die dünne, lange, wie eine Hummerſcheere geſpaltene Zunge über den Mond hinſchoß und die Lilien entzweiſchnitt und ſagte: „Ich will ſie verführen!“ ſiehe, da ſchlug ſprühend hinter der Erde der erſte Strahl der Sonne herauf und das goldene Licht beſchien die Stirne eines hohen ſchönen Jünglings, der ungeſehen unter den zitternden Seelen geweſen war. Eine Lilie deckte ſein Herz und ein Lorbeerkranz mit Roſenknoſpen durchflochten zierte die Stirne, und blau wie der Himmel war ſein Gewand.“

„Milde und in Liebe ſtrahlend blickte er auf die trüben Seelen nieder — wie die Sonne auf einen Regenbogen — und ſagte: „Seid ruhig, ihr Lieben, und „getroſt, ich will euch beſchützen!“

„Es war der Genius der Tugend und der Religion. Und die wallende Rieſenſchlange gerann vor ihm und verſteinert ſtand ſie auf der Erde und am Monde — ein Pulverthurm ... mit ſtillem ſchwarzem Tod gefüllt.“

„Und die Sonne warf einen größeren Morgen in des Jünglings Angeſicht und er hob ſein Auge groß zu den Sternen und ſagte zu dem Unendlichen: — „Vater, ich gehe mit meinen Schweſtern hinab in das Leben und beſchirme alle, die mich dulden. Bedecke „die ätheriſche Flamme mit einem ſchönen Tempel: ſie „ſollen ihn nicht entſtellen und verwüſten. Schmücke die

„ſchönen Seelen mit dem Laube aus Erdenreizen, es ſoll
„ihre Blüthen nur beſchirmen, nicht verſchatten. Gieb
„ihnen ein ſchönes Auge, ich will es für Edles entflammen;
„und leg' in die Bruſt ein weiches Herz: es ſoll
„nicht auseinanderfallen, eh' es für dich und die Tugen
„geſchlagen. Unbefleckt und unzerrüttet will ich die
„Blumen, in eine ſchöne Frucht verwandelt, aus der
„Erde wiederbringen. Denn auf die Berge und auf
„die Sonne und unter die Sterne will ich fliegen und
„ſie an dich, ewiger Vater, erinnern und . . . an die
„Welt über der Erde! In das weiße Licht dieſes Mondes
„will ich die Lilie meiner Bruſt verwandeln und
„in das Abendroth des ſchönſten Frühlingstages die Roſenknoſpen
„in meinem Kranz und ſie durch Berge,
„Sonne, Sterne, Mond und Abendroth an ihren Bruder
„— den ſtillen Genius der Tugend und der Religion
„— erinnern; — in den Tönen der Muſik will
„ich ſie rufen und von deinem Himmel mit ihnen reden
„und von dem Himmel in der eigenen Bruſt! Mit den
„Armen ihrer Lieben will ich ſie an mich ſchließen und
„in die Stimme der Dichtkunſt will ich meine Stimme
„verbergen und mit der Geſtalt des Geliebten
„. . . ihnen warnend entgegentreten. Ja, mit den
„Gewittern der Leiden will ich über ſie ziehen und
„ihre weinenden Augen auf dich richten.“

„O, ihr Geliebten, die ihr euren Bruder nicht ver-

„ſtößt, wenn euch nach einer ſchönen That, nach einem
„harten Siege, ein ſüßes Sehnen das Herz ausdehnt,
„. . . wenn in der Sternennacht und vor dem Abend-
„roth nur Herz und nur Auge in unausſprechlicher
„Wonne zergeht, und euer ganzes Weſen ſich hebt und
„ſich aufwärts drängt und ſelig die Arme ausbreitet:
„dann bin ich in euren Herzen und geb' euch
„das Zeichen, daß ich euch umarme und daß
„ihr meine würdigen Schweſtern ſeid. — —
„Und dann . . ., nach einem kurzen Traum und Schlaf,
„lös' ich die Schale von dem Diamant, und laß' ihn
„als lichten Thau wieder in die Lilien des Mondes
„fallen."

„O, zärtliche Mutter der Menſchen, blicke deine ge-
„liebten Kinder nicht ſo ſchmerzlich an und ſcheide fro-
„her . . . du verlierſt gewiß nur wenige!"

„Da loderte die Sonne unbedeckt vor dem Monde und die noch ungeborenen Seelen zogen auf die Erde und der Genius der Tugend und der Religion ging mit ihnen, . . . und wie ſie der Erde entgegenflogen, hallte eine ſüße Melodie durch das Blau, wie wenn Schwanen über Winternächte fliegen und in den Lüften Töne ſtatt der Wellen laſſen."

„Die Rieſenſchlange aber ſenkte ſich im weiten Bogen einer glühenden fliegenden Bombe und endlich gekrümmt zum zündenden Pechkranz, auf die Erde zurück, und, wie eine hereingebogene Waſſerhoſe über einem Schiffe zerbricht, ſo fiel ſie über die Erde und flocht ſich in tauſend Schlingen und Knoten gerunzelt, erwürgend und fangend durch alle Völker der Welt. Und das Richtſchwert zuckte wieder, . . . aber das ſüße Nachtönen des durchflogenen Aethers währte länger.“ — — —

Richter ſchwieg. Der Mond ſtand hoch und klar an dem dunkelen nächtlichen Himmel. Vor dem jungen Manne aber, auf der niederen Stufe des Tempels, lag Caroline, das Geſicht in die Hände gedrückt, und weinte ſtill . . . aber bitter.

Da trat der Freund zu ihr, hob ſie ſanft auf, drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne und ſagte:

„Es gehe Dir nie anders, als wohl, und die kleine „Frühlingsnacht des Lebens verfließe Dir ruhig und „hell; — der überirdiſche Verhüllte ſchenke Dir darin „einige Sternbilder über Dir, — weiche duftende Blüthen auf Deinem Wege, — — — Deinem Herzen „den Himmel innerer Ruhe und Zufriedenheit, — — und Deinem Schickſale nicht mehr Gewölke, als zu einem ſchönen Abendroth vonnöthen iſt!“

Damit reichte er Carolinen noch einmal die Hand und verſchwand in dem nahen Birkenwäldchen.

Leiſe aber, wie aus fernen unbekannten Sphären hob plötzlich ein langer, ſüßer, flötender Ton an. Es war eine Nachtigall, die der Welt ihr Schlummerlied ſang.

Caroline ſank abermals zuſammen . . . und weinte lange laut und krampfhaft.

Der obige Aufſatz, den Jean Paul ſpäter in der Vorrede zur 2ten Auflage des Quintus Fixlein einflocht, war urſprünglich in der That bei dieſer Gelegenheit für Caroline geſchrieben; ſo wie die in der „unſichtbaren Loge“ vorkommende Sterbeſcene des Amandus, die an Oerthel's Todtenbett erlebte Scene iſt.

Wendepunkt.

Richter hatte einen ſchönen, ſchweren Sieg über ſich ſelbſt gefeiert; aber dies Bewußtſein hob ihn nun auch gewaltig, und in dieſe gehobene Stimmung brauſten noch die Stürme ſeiner, jetzt mehr denn je poetiſch erregten Seele mächtig hinein. Ein hartes Schickſal, das ihm bis in dieſe Zeit den Umgang mit der Welt faſt gänzlich verſchloſſen gehalten, trug die Schuld einer langſamen, gegen andere Männer von Bedeutung faſt um zehn Jahre verſpäteten Entwicklung; . . . aber die Knospe brach nun auch, nachdem er der Welt und dem Leben näher getreten, mit doppelter Macht und hundertfältiger Schönheit auf.

Die Liebe hatte ſein empfängliches Herz tief erregt, denn Caroline war ihm keineswegs gleichgültig geweſen. Im Gegentheil, er trug noch jetzt ihr Bild in ſeiner Seele, nicht aber als Anbeter oder ſtürmiſcher Liebhaber, ſondern wie jener, in ſeinem poetiſchen Traume geſchilderter Genius, in den er ſich, ihr gegenüber, faſt verwandelt hatte. Er wenigſtens, in ſeiner gehobenen Stimmung, in der Reinheit ſeiner Seele, in dem redlichen Willen: dies an und für ſich gute und edle Mädchen ſich ſelbſt und der Tugend wiederzugeben, betrachtete ſich ſo, und auch Caroline ſchien ihn ſo zu nehmen.

Sie kam nach wie vor in die kleinen geſelligen Kreiſe der Freundinnen; . . . aber ſie war blaſſer, ſtiller, zurückgezogener als früher. Es paarte ſich — was freilich nur einem Auge erkennbar ſein konnte — tiefe Reue mit dem Schmerze einer ſtillen, verſchmähten Liebe in ihr. Richter aber war von jetzt an doppelt mild gegen Caroline, wenn ſie auch die Zurückhaltung nicht verkennen konnte, die er ſich auferlegte. So heiligte der edle junge Mann ſich und ſie und trug ſie wirklich, als ihr guter Genius, ſanft und leiſe wieder empor.

Aber gerade dies alles regte ihn immer mächtiger und mächtiger an. Seine geiſtige Titanennatur hob ſich jetzt mit einemmale von dem Alltagsleben mit wunderbarer Entſchiedenheit ab. Die in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte wohnende Fülle ſprengte faſt alle Banden. Jede ſeiner Kräfte ward nun eine eigene Seele, von der eine um die andere herriſch über ihn gebot. Jetzt ſtanden ſie alle in der vollen Blüthe, und „es brach die üppig berſtende Knospe ſeines Geiſtes, wie die einer überfüllten Nelke, ohne Ebenmaaß auf.“

Aber jede dieſer Kräfte hinderte darum auch im Anfange die andere, ihr gewitterhaftes Feuer auf den Ableiter des poetiſchen Geſtaltens zu entladen, und drohte ſo den Dichter entweder in eine maßloſe Gefühlsſchwärmerei zu treiben, . . . oder innerlich aufzureiben. Er hatte ja noch immer die Kraft zum Geſtalten — jetzt erſt in ſeinem „Schulmeiſterlein Wuz“*) verſucht — nicht erlangt, — noch nicht die Herrſchaft ſo weit über ſeinen ſtürmiſch bewegten, in unendlicher Gedankenfülle hervorquellenden Geiſt gewonnen, um das Feuer des Genies, das ſeine Seele entzündete, in's Tintenfaß abzuleiten.

Unendlich glücklich kam ihm hier die Freundſchaft mit Otto zu ſtatten, mit dem er jedes Gefühl, jeden Gedanken theilte. Der Freund mußte ihm mit ſeiner großen Ruhe und kritiſchen Beſchaulichkeit beruhigend und ordnend zur Seite ſtehen. Er hatte ſich ja in jener feierlichen Stunde Richter ganz hingegeben und löſte nun treulich ſein Wort. Zwiſchen ihm — dem begüterten, unabhängigen und vielſeitig gebildeten jungen Rechtsgelehrten in Hof — und dem Freunde in Schwarzenbach begann jetzt ein ununterbrochener Briefwechſel, der ſich faſt lediglich auf das geiſtige Schaffen und Wirken Richter's bezog. Richter ſetzte ihn humoriſtiſch als ſeinen Cenſor und äußeren Zwang-Herrn ein. So ſchickte er ihm gleich zum Beginn ſeines Amtes zweiunddreißig Titel entworfener ſatyriſcher Aufſätze, und verlangte, daß er ihm aus denſelben einige auswähle und deren Ausarbeitung ihm als ein förmliches Penſum aufgäbe; ... denn nur ſo konnte es Richter — bei dem ihm im Uebermaaße zuſtrömenden Stoffe — möglich werden, irgend einen Stoff aus der Fülle aufzugreifen und zu bearbeiten.*)

---

*) „Leben des vergnügten Schulmeiſterlein Maria Wuz in Auenthal“ — — der „unſichtbaren Loge“ angehängt.

Aber was halfen alle dieſe Aufſätze, ſo köſtlich ſie waren, ... die Buchhändlernoth war die alte! So machte Richter drei vergebliche Verſuche, dieſelben durch Bertuch in das damals beliebte „Modejournal," — durch Herder, ſie in's „Muſeum," und durch Göſchen in die „Thalia" zu bringen! Es war immer das alte Lied.

Aber was that es: ſie waren ihm liebe Schöpfungen ſeiner Seele, Uebungen ſeiner geiſtigen Kraft und ſtyliſtiſchen Fertigkeit. *Er mußte ſich ja geiſtig entladen!* und während hier ſein Humor — durch den Amtsverwalter täglich neu geſtachelt — in tollen Sprüngen losbrach, warf er Carolinen und den Schweſtern hoch-poetiſche und ſie erhebende und beglückende Welten in die Seele; . . . andere höhere Schöpfungen, die die Staubfäden der Blüthen ſeiner Phantaſie immer neu befruchteten und die Früchte derſelben immer mächtiger hervorſchießen ließen.

---

*) Es entſtanden damals namentlich: „Pasquill auf die ſchönſte Frau in Deutſchland." (Herbſtblumine. S. W. 10 Lief. B. 1. S. 64.) „Des Rektor Fälbel's und ſeiner Primaner Reiſe nach dem Fichtelgebirge." (Quintus Fixlein.) „Freudel's Klagebill gegen ſeinen verfluchten Dämonen" (Quintus Fixlein. S. W. 7. B. S. 266.)

Klar aber und Tag war es in ſeiner Seele — was die ihm eigentlich zuſagendſte *Art des Schaffens betrifft* — doch erſt mit ſeinem „Schulmeiſterlein Wuz" geworden, und ſo gebar denn dieſe kleine liebliche Idylle, verbunden mit ſeiner ſo glücklichen Erziehungsthätigkeit, *die Idee zu einem neuen pädagogiſchen Roman!*

Am 2. März 1791 ward „Schulmeiſterlein Wuz" dem Freunde Otto vollendet überſchickt, und den 15. März bezeichnete Richter in ſeinem Tagebuche als den erſten Schöpfungstag der „*unſichtbaren Loge*."

Und wie mächtig erfaßte ihn nun dieſer neue Gedanke, und wie fleißig arbeitete er nun in allen ſeinen freien Stunden an der neuen ſchönen Aufgabe. Er ging dabei von der Idee eines pädagogiſchen Romanes aus, erhob ſeine kleine Schule zu einem Gedicht, ſeine

Schüler und ſich ſelbſt, als Lehrer, zu poetiſchen Geſtalten. Indeß, wer kann — als angehender Schriftſteller — dem Geiſte, dem anſtürmenden Stoff, gebieten? ſo wurde das Buch während der Ausarbeitung etwas ganz anderes, als Richter anfangs bezweckt. Der zu erziehende Knabe brachte ihm, dem ohnehin Ueberſchwänglichen, die ganze Erde poetiſch verklärt mit, wuchs ihm gar bald aus der engen Erziehungsſchule heraus und zu dem Helden einer romantiſchen Welt heran, die ſich immer weiter und größer und ſchöner geſtaltete.

Und — zum erſtenmale von einem wirklich belebenden, nicht nur ſatyriſch zerſtörenden Schöpfungsdrange ergriffen — mit welcher Gluth der Seele ſchuf nun Richter! Wie zog es ihn fort und fort mit höchſter Luſt an dies Schaffen! Wie ſchön begeiſterte es ihn für ſein eigenes Lehramt bei ſeinen trefflichen Zöglingen, und wie ſchön wirkte dann wieder dieſer tägliche lebendige Umgang mit den Kindern auf ihn und ſein Werk zurück!

Zugleich kam jetzt noch etwas anderes hinzu, was den Geſichtskreis des jungen Dichters — den das Schickſal ja bisher ſo unendlich eng gehalten — bedeutend erweiterte. Es bot ſich ihm nämlich die Gelegenheit, auch Studien in den höheren Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft zu machen. Richter war ſchon ſeiner Zeit durch Oerthel's mit der Familie von Spangenberg zuſammengekommen, die auf dem benachbarten Gute Bentzka wohnte. Jetzt ſah er dieſelbe öfters, wobei er Gelegenheit hatte, die Manieren, die Ideenkreiſe und Verhältniſſe des umwohnenden Landadels kennen zu lernen. In der Nähe von Bentzká lag aber auch das kleine, aber reizende und romantiſche Bad Unterſteben bei Hirſchberg, und hier nun ſah Richter — der noch ſo vollkommene Neuling in der Welt — nicht nur Badeleben, natürlich en miniature, ſondern auch Landadel, . . . und . . . die in der Nähe wohnenden . . . fürſtlich Reußiſchen Familien!!

Himmel! was war dies für unſer dichteriſches Schulmeiſterlein! Er, der als angehender Student in Leipzig einmal Stunden lang vor dem Hôtel de Bavière geſtanden und gewartet hatte, um nur . . . einen Geſandten von Angeſicht zu Angeſicht und in Galla in ſeinen Wagen ſteigen zu ſehen; . . . er . . . ſah hier Fürſten und Fürſtinnen! Ja er hatte die unendliche Kühnheit, ſie nicht nur zu verfolgen — natürlich nur aus der Ferne und mit den Augen —, ſondern . . . ſie ſogar heimlich in ſeinem Geiſte abzuprägen; . . . ja ſich — ſelbſt in die zarteſten Fürſtinnen und Prinzeſſinnen — mit ſeiner eigenen Seele hineinzuleben und hineinzudenken!

Und unter ſolchem ſchwellenden Seelenleben ward die neue Frucht reif.

Aber welch ein ganz anderes Werk war ſie auch, als ſeine früheren Schöpfungen! Mußte denn nicht die, durch das ganze Buch wehende, hohe und ſchöne Begeiſterung ſogleich jedes unverdorbene und empfängliche Herz mächtig erfaſſen und erwärmen?

Richter fühlte dies ſelbſt. Eben daher grauſte es ihm aber auch, das ihm ſo liebe, ſeiner Tendenz nach ſo hochſtehende Manuſcript abermals auf der Buchhändlerbörſe circuliren zu laſſen, und . . . „dem gefühlloſen Taſten von geiſtigen Sclavenhändlern“ anzubieten.

Er ſann lange: an wen er es wohl ſchicken möge? Da fiel ſein geiſtiges Auge zufällig auf einen der bedeutendſten Männer ſeiner Zeit, auf den, ihm durch ſeine Schriften lieb gewordenen Moritz, Profeſſor der Alterthumskunde und der Theorie der ſchönen Künſte an der Akademie zu Berlin.

Moritz, der bekannte Verfaſſer der „Mythologie“ und der „Erfahrungsſeelenlehre“, der Dichter des „Anton Reiſer“ und des „Hartknopf“, war als ein ſchützender Genius junger angehender Talente bekannt. Da er nun auch, als zukünftiger Schwiegerſohn eines der bedeutendſten Buchhändler, weſentlichen Einfluß auf dieſen hatte, ſo ſtand für Richter allerdings dreierlei zu erwarten: einmal, daß er das Manuſcript leſe, — dann, daß er es zu würdigen wiſſe, und endlich, daß er es wohl, gefiel es ihm erſt, bei ſeinem Schwiegervater zum Drucke bringe.

An ihn alſo ſchickte es Richter und ſchrieb dabei: „Ich wünſchte, Sie hätten dieſe Seite ſchon hinuntergeleſen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erſtaunen beim Anblick dieſer Zuſchrift eines Unbekannten und bei dem Volumen des beifolgenden Päckchens. Das ſchwarze Wachstuch umwickelt — wie das Leben eines Sterblichen — Charakter, Freude, Schmerz, einen halb abgebrochenen Plan . . . kurz: einen Roman! . . . ich hätte beinahe geſchrieben: einen Menſchen.“

„Es iſt mir dabei beruhigend, daß ich weiß, ich ſchicke das Buch zu einem Herzen, das, ſeine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich iſt, unter welchem jenes getragen und genährt worden.“

„Leſen Sie nun, edler Mann, und wenn Ihnen das Werk gefällt und Sie es werth erachten, verſuchen Sie es, Geburtshelfer bei ihm zu werden und ihm einen Verleger zu verſchaffen. Der Autor nennt ſich einſtweilen nicht; — er wird es thun, wenn Sie ihm freundlich und leuchtenden Auges die Hand entgegenſtrecken. Können Sie dies nicht, dann ſind Autor und Buch nichts werth . . . und es genügt, das letztere an

Herrn Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach bei Hof zurückzuſenden."

„Die Wolke des Lebens ziehe langſam und ſchimmernd und mit ſanften Thränen über Ihr Haupt, und entblöße ſpät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die ſo weit im Hintergrunde ruht! Indem Sie auf dem ſteinigen und blitzenden Aetna des Lebens ſtehen, ſei es Ihr Troſt und meiner auch, daß wir darauf die Sonne ſchöner kommen ſehen."

Als Richter dieſen Brief geſchrieben, ihn und das Päckchen geſiegelt und beide auf die Poſt gebracht — — war es ihm unendlich leicht. Aber Ruhe hatte er jetzt keine mehr. Fort war die Stimmung zu Arbeit und Unterricht, und Hoffnung und Angſt und Spannung folterten ihn dermaßen, daß er auf acht Tage Urlaub nahm. Ein Ausflug in das Gebirg, nach Bentzka und Bad Unterſteben, ſollte die entſetzliche Zeit des Abwartens abkürzen. — — —

Jetzt aber waren ſie vorüber, die acht Tage, und Richter, der auf dem Rückwege noch ſeine Mutter beſucht hatte, wollte morgen in Schwarzenbach wieder eintreffen. Gekommen mußte von Berlin leider nichts ſein, ſonſt hätte es der Amtsverwalter — der Abrede nach — an Otto nach Hof vorausgeſchickt.

Finſtere Ahnungen ſtiegen in der Seele des jungen

Mannes auf; . . . aber . . . er unterdrückte ſie mit Gewalt.

Es war Abend geworden und Richter kehrte eben von einem Spaziergange zurück, den er mit Freund Otto, der Saale entlang, gemacht.

Die Mutter ſaß einſam, bei dem ſchwachen Scheine einer Oellampe, in ihrem Stübchen und ſpann. Richter, in deſſen Seele ſchon wieder alle Hoffnungsblüthen verwelkend hineinragten, brachte eine trübe Stimmung mit, die, bei dem Anblick der ſo früh unter der Wucht ſo vieler Sorgen gealterten Mutter, in Wehmuth überging.

Gott! wie einſam ſaß ſie da — denn was hatte ſie von ihren übrigen Kindern — wie einſam, wie alt, wie abgeſtumpft ſchon für das Leben! Der Kummer hatte ſie ja gebeugt und ihr Haar vor der Zeit grau gefärbt. Richter konnte die Gute nie ſo ſehen, ohne daß ihm der Schmerz faſt das Herz zerſprengte. Auf ihn hatte ſie, als auf ihre einzige Stütze, gerechnet, . . . und . . . was konnte er bis jetzt für ſie thun?

Mußte ſie nicht jedesmal, ſo oft ſie ihn ſah, denken: „Ach! wäre er meinem und ſeines Vaters Rath gefolgt, ſo würde er jetzt vielleicht ſchon auf einer Kanzel ſtehen und ein gemachter Mann ſein und ſeine alte arme Mutter . . . eine geborgene Frau!“ Der Gedanke: daß ſeine Mutter dies denke — naturgemäß denken müſſe, brachte ihn bald zur Verzweiflung; obgleich er ja nicht anders gekonnt, und es wahrlich auch nicht an ihm lag, daß es ihm ſo gotteserbärmlich mit den Verlegern ging.

Und von Berlin . . . von Moritz ſelbſt, auf den er doch ſo ſehr gehofft, . . . war auch wieder nichts gekommen! — — —

Er grüßte die Mutter und legte ſeinen Hut auf die Ofenbank.

Welche Stille hier! welche nackte Einſamkeit!

Rings die einfach weiß getünchten Wände, die hier und da den Bewurf fallen ließen, wie der Menſch im älter werden den blanken Schmuck ſo mancher jugendlichen Hoffnung. Um den Ofen die alten Holzbänke, im Hintergrunde das ärmliche Bett. — Alles wie ſonſt! — Töpfe und Holzgeſchirr ſtanden noch an der Seitenwand und auf dem Brett über der Thüre lag noch die alte, vielgebrauchte Bibel. Nur die Hecke mit den Kanarienvögeln fehlte, . . . ſie war, ſammt den Thierchen, verkauft werden . . . da das Futter zur Unterhaltung der letzteren zu viel koſtete.

Als der Blick des jungen Mannes an der nackten Stelle, wo ſonſt die Hecke gehangen, vorüberſchweifte, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen.

Die Mutter ſaß ſchweigend und ſpann.

O Gott! o Gott! hätte der Sohn doch dieſe Hände vom Spinnrad abziehen, mit Küſſen bedecken und ſagen können: „O ihr alten, treuen, fleißigen, guten Hände, die ihr jetzt ſchon ein ganzes Leben hindurch ſo hart und ſo viel geſchafft und gearbeitet habt, ... ruht jetzt aus! ... Da bin ich, das Kind, das ihr oft geliebkoſt und gepflegt und geſegnet habt, ... ich will für euch ſorgen, daß ihr euch nicht mehr mühen müßt, ſondern nur Blumen brecht und euch faltet ... zum frohen Dankgebet!“

Richter hatte Mühe, ſeinen Schmerz und ſeine Wehmuth zu überwinden. Für ſich konnte er ja mit Leichtigkeit, ſelbſt mit einem glücklichen Humor, alles tragen ... aber diejenige fort und fort darben und in den Schanzgräben des Schickſals mit geſchloſſenen Händen arbeiten zu ſehen, die ihm das Leben und vom erſten Athemzuge ein Mutterherz voll unendlicher Liebe gegeben, das war zu viel, ... das warf ihn faſt nieder!

Er ging lange auf und ab, bis er ſich gefaßt und ſein Herz gebändigt hatte. Dann nahm er einen Holzſchemel, rückte ihn zu der ſpinnenden Mutter, ſetzte ſich zu ihr, ſah ſie mit erzwungener Heiterkeit an und ſprach ihr tröſtend von ſeinen ... Ausſichten und Hoffnungen.

Er erzählte ihr — die ſchweigend zuhörte und ſpann — von ſeinem neuen Werke, und daß er es bereits nach Berlin geſandt, an einen bedeutenden Mann, — und daß dieſer es gewiß an den rechten Mann, d. h. an einen guten Verleger, bringen werde. Dann aber bekomme er ſicher viel Geld — ein leiſer Seufzer der Mutter galt hier wohl der Erfahrung, wie oft menſchliche Hoffnungen Seifenblaſen ſeien — und wenn er dies Geld habe, da ſolle es ja ſein Erſtes ſein, ihr die Zukunft zu erleichtern!

Und die Hände der Mutter erfaſſend und ſie vom Spinnrade abziehend, malte er der Guten die Zukunft golden aus . . . ſo treuherzig, ſo ſchön, ſo lieb . . . aber auch ſo überſchwenglich, daß die gute Frau mit ſanftem Lächeln und leiſem, ungläubigem Kopfſchütteln in das Antlitz des geliebten Kindes ſah, das ſich immer mehr und mehr verklärte, je wärmer ſich der junge Dichter in jene erträumte goldene Zukunft poetiſch hineinſchwärmte.

„Nun!“ — ſagte ſie endlich, als er fertig war — „es wird zwar nicht ſo kommen; aber der liebe Gott wird Dir doch ſchon noch etwas Glück in Deinem Leben geben; . . . denn . . . Du biſt ein guter Sohn. Jetzt aber laß uns zu Nacht eſſen!“ . . .

Und ſie aßen ihre Kartoffeln, . . . dankten Gott . . . und gingen zur Ruh.

Den anderen Tag gegen Mittag machte ſich Richter nach Schwarzenbach auf den Weg.

Aber mit welchem Jubel und welchen ſchalkhaften Mienen von Seiten des Amtsverwalters wurde er dort empfangen: faſt ſchien es, als ob etwas Beſonderes vorgefallen ſei, bis Clöter die Sache entdeckte, und — einen Brief in der hocherhobenen rechten Hand — aus ſeinem Arbeitszimmer zurückkam.

„Von Berlin?“ — rief Richter glücklich überraſcht und ſtreckte die Hand begierig nach dem Schreiben aus.

„Ja!“ — entgegnete Clöter mit ſeiner ewigen Heiterkeit — „eine Depeſche aus Berlin und vor einer Stunde angekommen!“

Richter riß den Brief auf; aber wie färbte ſich ſein Geſicht, wie glänzte und ſtrahlte es mehr und mehr, je weiter er las. Der Brief lautete:

„Herr!

„Wer Sie auch ſein mögen! . . . Als ich Ihren Brief geleſen — ich zauderte erſt damit, denn ich bekomme derartige Schreiben nur zu viele — rief ich: das iſt kein unbekannter Gelehrter, der mir dies ſchreibt! . . . das iſt Goethe, Herder, Wieland, irgend ein ſolcher, der mich nur durch eine fremde Hand und einen fremden Ort in Verſuchung führen will! Als ich nun aber einige Blätter des Manuſcriptes geleſen, begriff ich es nicht! — Mann! das geht ja über Goethe!

… das iſt ja etwas ganz Neues!*) Laſſen Sie mich Ihnen aus der ganzen Fülle der Empfindung ſagen, daß das, was ich in dem Werke geleſen, mich entzückt hat. Zwei Tage brachte ich über dem Buche zu, und las am dritten, auf meinem Obſervatorio — welches ich über meinem Hauſe habe anbringen laſſen — begeiſtert und gerührt die Auferſtehungsſcene Guſtav's meinen Brüdern und meiner Braut vor. Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: ſo flöge ich doch in Ihre Arme! — — Wo wohnen Sie?! Wie heißen Sie?! Wer ſind Sie?! Ihr Werk iſt ein Juwel; ſein Verfaſſer aber iſt nicht ſterblich!“**)

„Mein Schwiegervater verlegt das Buch und giebt Ihnen hundert Ducaten dafür …“

Richter konnte nicht weiter leſen. Es ſchwindelte ihm … und der Jubel in und um ihn war ſo groß, daß ihm Hören und Sehen verging. Da legte ihm der Amtsverwalter auch noch eine Rolle Geld in die Hand und ſagte:

„Und das iſt auch mitgekommen!“

---

*) Spazier: J. P. F. Richter. III. Theil. S. 130.
**) A. a. O.

Richter öffnete ſie: es waren dreißig Ducaten à Conto!

Jetzt aber ſtürzten große Freudenthränen aus des jungen Dichters Augen.

„Meinen Hut! meinen Hut!“ — rief er.

„Wohin?“ — frugen Alle erſtaunt.

„Nach Hof zurück, . . . zu meiner Mutter!“ — rief der junge Mann und drückte den Hut ſchon auf den Kopf, aber aus Entzückung und Verwirrung verkehrt.

„Sind Sie verrückt, Richter?“ — frug jetzt der Amtsverwalter in ſeiner gutmüthig derben Weiſe. — „Sie kommen ja eben erſt von Hof und es iſt vier Uhr!“ —

„Thut nichts!“ — rief Richter und lief ſchon davon — „dann bin ich bis um acht Uhr wieder dort!“

„Aber ſo eſſen Sie doch erſt etwas! . . . Wir trinken eine Flaſche Feinen auf . . .“

Aber Richter war ſchon weit, ſchüttelte die hochgehobene Hand und rief: — „Sie muß mein Glück noch vor Schlafengehen erfahren!“ . . .

Aber welch’ ein Weg war das, den er jetzt zurücklegte! . . . Himmel! . . . Vier Stunden lang brannten in und um ihn Feuerwerke der Luſt ab: ihre Raketen, Räder, Sonnen und Feuerregen bis zum Himmel ſchleudernd!

Er ging nicht, . . . er ſprang und lief! — Er ſang . . . er jubelte . . . er jauchzte vor Luſt!

Leute, die ihm begegneten und ihn kannten, blieben verwundert ſtehen, ſchwankend, ob ſie Amtsverwalters Schulmeiſter für toll . . . oder gar . . . für betrunken halten ſollten!

Was kümmerte es den Glücklichen! Ach, du Himmel, jetzt war ja alle Noth vorbei, für ihn und für die liebe, gute, theure, alte Mutter! . . . und was wird ſie ſagen — dachte er — wenn ich mit dem Goldregen komme. Und er malte ſich alles aus. Und dann dachte er wieder an den Brief . . . und an Moritz, der ihm ſo begeiſtert geſchrieben und ihn mit Goethe, Herder und Wieland in eine Reihe geſtellt . . . und der ihn aufſuchen wollte . . . und daß er jetzt berühmt und von aller Welt geleſen werden würde!

Und der äußere und der innere Himmel blühten auf voll Roſen und die Roſen färbten ſich und erglühten vor Luſt und Seligkeit in Purpur und die Purpurgluth zerſchwamm in Gold.

Der Abend aber lag ſchon auf Hof, als er ankam. Niemand durfte ihn ſehen. Er lief auf Nebenwegen nach dem Häuschen hinter der Kirche, in dem die Mutter wohnte.

Richtig! ſie hatte noch Licht! . . . Richter wußte warum: ſie ſaß wieder einſam am Spinnrade. Aber

„Heiſa!" — heut waren es ja goldene Fäden, die ſie ſpann.

Aber wie erſchrak die gute Frau, als ihr Sohn — der ſie erſt den Morgen verlaſſen — wieder in das Zimmer ſtürmte . . . ſtrahlend freilich vor Seligkeit . . . aber doch ſo ganz unerwartet.

„Um Gottes Willen!" — rief ſie und ließ den Faden ihrer Hand entgleiten — „Paul, es iſt Dir doch nichts geſchehen?"

„Doch! doch! Mütterchen!" — rief der Beglückte und ſchleuderte den Hut in die Ecke — „aber Herrliches, Prächtiges, Göttliches!"

„Ich verſtehe Dich nicht!"

„Werden's gleich!" — und mit dieſen Worten ſchüttete der Sohn die dreißig Ducaten in den Schooß der erſtaunten Frau, die über dieſen Goldregen voll freudigem Entſetzen laut aufſchrie.

„Und das iſt alles Dein?" — rief jetzt die Mutter.

„Nein!" — entgegnete der Sohn — „das iſt alles Ihnen, liebe, gute, theure Mutter! . . . und mir bleibt noch viel, . . . denn ich bekomme hundert Ducaten für mein neueſtes Buch! Sie aber" — und hier warf er ſich mit Freudenthränen an den Hals der Guten — „Sie ſollen jetzt aufhören zu ſpinnen und ausruhen von all' der Noth und der Sorge und der Arbeit Ihres Lebens — und ſollen es ſich leicht und bequem machen und recht, recht glücklich ſein!“

O! wie innig, wie ſelig, wie ſtolz ſchloß da die Mutter den jungen Mann an ihre Bruſt. Wie floſſen nun auch der Erſtaunten Freudenthränen über den Sohn, den ſie geboren, und über die Ausſicht auf einen milden Lebensabend nach ſo viel kummervollen und durch Elend zerrütteten Jahren, über die Wangen.

Sie ſtaunte nur . . . ſie fühlte die Goldſtücke an, um zu prüfen, ob ſie wache oder träume; . . . ſie drückte mit beiden Händen den Kopf des jungen Mannes zurück, um zu ſehen, ob es denn wirklich auch ihr Kind ſei, das ſo groß, ſo reich, ſo berühmt geworden.

„Ja, es iſt mein Kind!“ — rief ſie dann überglücklich — „mein gutes, liebes Kind!“

Und ſie zog ihn wieder an ſich . . . und küßte ihn mit unausſprechlicher Wonne auf die Stirne.

Richter aber weinte vor Freude und vor Luſt . . . und in ſeinem Herzen wohnte ein Himmel!

Des Ruhmes Morgenröthe.

Aber welch' ein ſonnenheller, blühender, duftender Sommer war Richter jetzt beſchieden! Vor allen Dingen die nachklingenden Empfindungen aus ſeinem Buche in der von der Schöpfung deſſelben noch freudig zitternden Bruſt; dann die neue Freundſchaft mit Moritz; der Gedanke: nun endlich den Tempel des Ruhmes betreten und damit aus der Unmaſſe der alltäglichen Menſchen emporgehoben, vielleicht der Liebe und Verehrung des deutſchen Volkes empfohlen zu ſein, und endlich der Blick in eine Zukunft, die ja des Herrlichen noch viel gebären ſollte.

Allein die Erſcheinung der „unſichtbaren Loge" ſollte Richter in der That auch zu einem ganz neuen Menſchen machen. Er fühlte dies ſelbſt ſo deutlich, wie es klar vor ſeinen Blicken lag, *daß er mit dieſem Werke eine neue Lebensepoche begonnen habe.*

Und in der That war es die höchſte Zeit geweſen, daß das Schickſal, durch Moritzens Vermittlung, dem jetzt in des Dichters Innerem — nach glücklichem Durchbruch der Dämme — in tobenden Fluthen ſich ergießenden Strome der Empfindung ein Bett grub, in welches er von nun an freudig und ohne Rückhalt ſeine Seele, die ganze Fülle ſeiner wogenden und ſchäumenden Gedankenwelt, ſeiner glühenden Gefühle und ſich wild aufbäumenden Phantaſien ergießen konnte. Hatte er ſich doch durch dieſe geiſtige Schöpfung vor dem Hermann'ſchen Schickſale — ſich, in ſich ſelbſt, durch Uebermaß der geiſtigen, nicht praktiſch zu verwerthenden Kräfte, aufzureiben — noch einmal gerettet, indem er, was ihn quälte, in ſeinem Buche — und zwar in dem Charakter des Ottomar — aus ſich herausſchrieb. Unbewußt machte es hier ſeine dichteriſche Natur — ſie that es dann für ſein Leben fortwährend — wie die Goethe's. Hatte ſich Goethe's Herz ſpielend in Liebe verfangen und ſuchte die Freiheit: goß er das Wiederſpiel dieſer Liebe, ihr Glück und den Schmerz ihres Verluſtes in eine ſchöne poetiſche Form und dann . . . war es abgemacht. Die große Göttin der Poeſie hatte ihn abſolvirt . . . und Herz und Geiſt des großen Mannes waren wieder frei; wie denn „die Laune des Verliebten“ und die „Mitſchuldigen,“ wie „Werther“ und andere Schöpfungen, Goethe in ſeinen Jünglingsjahren poetiſch-elektriſch entluden. Bei Richter war es das Geſpenſt der Hypochondrie, was er hier an das

Tageslicht zog und in der „unſichtbaren Loge" pſychologiſch-mediciniſch zergliederte und damit — wenigſtens zum großen Theile — aus ſich herausſchrieb.

Die einmal in der Bruſt des Dichters erwachte Empfindung iſt ja eine ewig ſich wiedergebärende, rieſengroß erhebende, in ewigem Hunger nach Befriedigung lechzende Flamme, die, wird ſie nicht fortwährend nach der Außenwelt poetiſch abgeleitet, am Ende ihren eigenen Sitz zu Lava und Aſche zerſchmilzt und ausbrennt. Sie iſt wie ein — aus einem Zaubergefäß, das ihn verſchloſſen gehalten — entfeſſelter Geiſt, der, wenn ihn der Meiſter nicht fortwährend nach außen zu beſchäftigen weiß, die Bruſt, in der er herumtobt, zerſtört.

Richter ſtand, nach Oerthel's und Hermann's Tod, nahe genug an dieſer Klippe. Durch ſein letztes Werk hatte er dem Drängen in ſich Luft geſchafft. Mit der Vollendung dieſes Buches — ſo weit es eben vollendet iſt — ſtand er auf dem Berge Nabi, von deſſen Gipfel aus er das gelobte Land dichteriſcher Thätigkeit und ſchriftſtelleriſchen Ruhmes vor ſich liegen ſah. Hätte ihn jetzt aber mit der „unſichtbaren Loge" ein ähnliches Schickſal getroffen, wie bei den Satyren, ſo wäre die in ſeinem Inneren neugeſchaffene poetiſche Welt ſicher untergeſunken, und Hermanniſche Selbſtvernichtung hätte die ſchöne deutſche Eiche wohl vor der Zeit unrettbar gefällt.

Aber es war ja glücklicherweiſe anders gekommen! Das Buch war mit Jubel von Moritz und ſeinem Schwiegervater angenommen, die Pforten des Ruhmes hatten ſich geöffnet, und wie dem jungen, kühn aufſtrebenden Dichter damit der Muth und die Kraft gegeben war, ſich nun einem, von jener unbeſtimmten und zehrenden Sehnſucht abziehenden, organiſchen Schöpfungsgeiſte ganz und unbedingt in die Arme zu werfen, . . . fühlte er ſich neu geboren und ein neuer Menſch.

Und ſollte der „neue Menſch“ nicht auch mit einem „neuen Namen“ auftreten? — Moritz und der Verleger verlangten ohnedem den Namen des Autors und keine Anonymität mehr.

Bis jetzt hatte ſich Richter ja noch nicht genannt; die „Grönländiſchen Proceſſe“ waren ohne Namen erſchienen, bei der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ hatte er unter die Vorrede nur J. P. F. Haſus geſetzt, was ſollte er nun thun?

Otto, Clöter und die Freunde waren auf ſeinen Entſchluß geſpannt, als ihnen ein humoriſtiſches Einladungsſchreiben: „Birkenpredigt zur Wiedertaufe eines Wiedertäufers, zu halten an dem ſchönen Luſtorte „zur Birke“ in Schwarzenbach,“ zukam.

Wie natürlich ward die Einladung mit Freuden angenommen, und auch Otto ſcheute den Weg nicht und machte ſich auf nach dem lieben Schwarzenbach, dem Wohnorte des Freundes und ſo mancher lebensfriſcher, heiterer und edler Menſchen.

In dem hübſchen Garten „zur Birke“ aber — in dem der kleine Kreis der Schwarzenbacher ohnedem wöchentlich einmal zuſammenkam — war die große Jasmin-Laube — hier ſtand der runde ſteinerne Tiſch für Arthur und ſeine Tafelrunde — an dem beſtimmten Tage ſchon beſonders geziert. Der immer heitere Amtsverwalter hatte ihr bunte Fähnlein aufgeſetzt und auf Papiertafeln Wiegen und Tauſſymbole anbringen laſſen. Der unförmliche ſteinerne Tiſch — ſonſt nur gewöhnt Bierkrüge zu tragen — war heute reinlich mit einem weißen Tiſchtuche überdeckt und trug eine ganz nette Schiffsladung kalter Speiſen und . . . Burgunderflaſchen. Der Scherz Richter's war dem Amtsverwalter ja gerade recht gekommen, um bei dieſer Gelegenheit, zu Ehren des trefflichen Lehrers ſeiner Kinder, ein kleines Feſt zu geben.

Jetzt auch traten die Gäſte in freudigſter Stimmung ein. Clöter, wie immer, mit einem ſtrahlenden Geſichte voll Gemüthlichkeit und guter Laune: im Vorgenuſſe fröhlicher Stunden mit einer gewiſſen komiſchen Sinnlichkeit der Augen blitzend, und die Lippen von Zeit zu Zeit mit der Zunge anfeuchtend, als trockne ſie die

Sehnſucht nach dem flüſſigen Feuer der Flaſchen. Auch der Pfarrer und die Uebrigen ſahen freundlich drein; Richter aber, der eben mit Otto Hand in Hand ankam — er war dem Freunde die Hälfte des Weges mit den Kindern entgegengegangen — ſtrahlte vor Wonne.

Und ſtrahlte denn nicht auch die Abendſonne wie ein prächtiger goldener Schild vom reinen Himmel herab? Ein Flammen-Schwan zog ſie am Aetherblau des unermeßlichen Luftmeeres dahin, ſtill-glücklich, liebeglühend, ihre goldenen Pfeile nach allen ihren Kindern ſendend, aber nicht verwundend, ſondern jedes Weſen ſanft beglückend und belebend.

Und lag denn jetzt die Welt nicht ſo ſchön in dieſem Sonnenglanze, ſo feierlich und friedlich, als ſei nie ein Sturm und ein Wetter über ſie hingebrauſt und kein Paradies ſei ihr verloren gegangen und kein falſches Menſchenherz lebe auf ihr?

Bunte Schmetterlinge gaukelten über Blumen, oder ſcherzten wie Elfengeiſter im leichten, neckiſchen, ſpielenden Flug. Bachſtelzen hüpften vertraulich am Boden umher; aus dem Laube riefen Rothkelchen und ein köſtlicher Luftzug trug den Duft der Jaſminblüthen über den ganzen Garten.

Jetzt hatte — nach heiterer Begrüßung der heiter geſchmückten Laube — die kleine Geſellſchaft Platz genommen und Clöter eröffnete die Sitzung mit komiſchfeierlicher Anſprache an den Einlader und Ausgeber der „Birkenpredigt,“ der dann wieder vor allen Dingen dem edlen Zauberer Merlin dankte, der die Tafelrunde zu dem Feſte „der Wiedertaufe eines Wiedertäufers“ ſo trefflich mit allem Guten verſehen habe.

Als dies geſchehen, ging Richter mit überſprudelndem Humor auf die Sache ſelbſt ein, und ſtellte ſich, in eigener Perſon, in einer, die Lachmuskeln der ganzen Geſellſchaft gewaltig in Anſpruch nehmenden Rede als den Täufling — alſo als einen wahren und wirklichen Wiedertäufer — vor. An ihm ſei in der That „ein Wunder“ geſchehen, indem er durch ſein letztes Werk ein vollkommen neuer Menſch geworden ſei. Die Welt verlange nun für dieſen neuen Menſchen auch einen neuen Namen, und dieſen zu finden und dem Täufling feierlich beizulegen, ſei der eigentliche Zweck der heutigen Verſammlung. Vor allen Dingen müſſe er dabei aber — für das Wunder ſeiner Neugeburt — gläubige Seelen haben; wenn alſo einer der Anweſenden nicht an Wunder glaube, ſo möge er es bekennen.

„Was?“ — rief hier der Amtsverwalter, die Flaſchen entkorkend, — „nicht an Wunder glauben? Ich will den Beweis führen, daß es Wunder giebt.“

„Gut! — den Beweis! den Beweis!“ — riefen Alle.

Clöter ſchenkte ein: das erſte Glas des trefflichen

Burgunders — der Amtsverwalter hatte ihn zum Geſchenke von ſeinem alten früheren Waffengefährten, Blücher, erhalten — ward auf den „neuen Menſchen“ und „Täufling“ getrunken; . . . dann, als die Gläſer ausgeklungen hatten und ausgeleert waren, rief Clöter nach Ruhe und ſagte:

„Jetzt ſollt Ihr auch meinen Beweis dafür haben, daß es Wunder giebt.“

„Einſt war ein wohlhabender Leinwandhändler aus dem Stifte Fulda nach Amſterdam gereiſt und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurückkam, fand er neben dem Bette ſeiner jungen hübſchen Frau eine Wiege mit einem Säugling. „Wem gehört das Kind?“ frug der betroffene Mann. Und die verlegene junge Frau erwiderte:

„Ja, hör' nur, Kilian, wie mir's mit dem Buben wunderbar ergangen iſt. Es war ein ſchöner Winterſonntag und die Sonne ſchien hell. Es trieb mich in unſer Gärtchen hinaus, und da hatte ich ein ſo ſehnſüchtig Verlangen nach Dir, daß ich mir zur Kühlung einen Eiszapfen brach und gierig einſaugte. So iſt wie durch ein Wunder der Bube entſtanden.“

„Der Mann ſchüttelte bedenklich den Kopf, als eben, wie gerufen, der junge, hübſche kircheneifrige Kaplan des Ortes eintrat, um den Angekommenen zu begrüßen. Ueber den Knaben und das Wunder befragt, legte er zur Beruhigung des Hausvaters, denn auch wirklich aus verſchiedenen Kirchenvätern die Möglichkeit dar, daß ein ſolches Wunder ſtattgefunden haben könne. So ergab ſich denn der Leinenhändler in's Unbegreifliche, weniger, weil er ein guter Gläubiger, als weil er ein vorſichtiger Handelsmann war, der ſich nicht gern einen Pfaffen auf den Hals laden und es mit den Kirchenvätern verderben wollte. Er ließ den hübſchen Buben hingeſtellt ſein, nannte ihn aber aus verhaltenem Spott nur den Sohn „Yszap“ (Eiszapfen). Im Stillen mochte er wohl darauf ſinnen, den falſchen Erben bei guter Gelegenheit wieder los zu werden.“

„Als daher der Sohn „Yszap“ herangewachſen und der Kaplan inzwiſchen auch Faſtenprediger in der Stadt geworden war, wünſchte er den ſchlanken Jungen mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt kennen lerne. Die Mutter willigte nicht ohne Beſorgniß ein, indem ſie den Mann beſchwor, den Sohn um Gottes willen wohl zu behüten. Der Mann gelobte es. Unterwegs aber überließ er den jungen Menſchen, der ohnedem zu Hauſe nie gut that, an holländiſche Werber, die ihn einem fröhlichen und ungebundenen Soldatenleben, wie es der „Yszap“ liebte, zuführten. So kam der gute Mann ohne den Buben zurück.“

„Wo iſt unſer Kind? Wo haſt Du den Yszap?“ fragte die angſtvolle Mutter. Worauf der Mann ſchallhaft mit der früheren Wendung der Frau antwortete: „Ja, hör' nur, Bärbel, wie mir's mit dem Jungen wunderſam gegangen iſt! Es war ein ſchöner Sommertag, als wir auf einer Jacht rheinabwärts fuhren. Da aber die Sonne ſehr heiß ſchien, warnte ich den Buben wiederholt, den Kopf bedeckt zu halten; der Junge hörte aber wie gewöhnlich nicht, und eh' ich mich des Unglücks verſah, ſchmolz der „Yozap“ unter meinen Augen in den Rhein und wurde wieder zu Waſſer. Faſſe Dich, liebe Frau, und höre, was unſer Freund, der Faſtenprediger ſagte. Ich war auf der Herreiſe bei ihm und er ſprach, die Hände über ſeinem Bäuchlein gefaltet: „Je nun, der Winter hat ihn beſcheert, der Sommer verzehrt; ergebt euch in die Wunder des Herrn!“

Ein heiteres Gelächter erſchallte und ſteigerte ſich nur noch durch Richter's Erröthen und Kopfſchütteln. Der Amtsverwalter aber, der ja ſeines Hauslehrers faſt mädchenhafte Seele kannte, reichte ihm freundlich die Hand und führte ihn mit geſchickter Redewendung wieder auf die „Birkenpredigt“ und die vorzunehmende Taufe zurück.

Jetzt aber wurden erſt von den Anweſenden für den neuen Menſchen und beginnenden Schriftſteller eine Maſſe komiſcher Namen vorgeſchlagen, bis der Pfarrer die Sache in die Hand nahm und darauf drang: Richter ſolle doch ſeinen wirklichen Namen auch als Schriftſteller beibehalten.

Auch der Amtsverwalter war dieſer Meinung. Aber er konnte ſeine Ironie nicht laſſen und ſagte: „Warum denn den eigenen ehrlichen Namen nicht vor das Publikum hinſtellen? Braucht's da der Beſcheidenheit? Nehmt Euch ein Beiſpiel, Richter, an dem Landgrafen Friedrich II. von Caſſel, der nicht etwa ſeinen Namen auf ein Buch ſetzt, ſondern lieber gleich ſeine eigene Statue bei Lebzeiten vor den Augen ſeiner Reſidenzler aufſtellt?"

Otto unterſtützte ebenfalls den Pfarrer auf das Lebhafteſte, bis Richter auftrat und in einer neuen humoriſtiſchen Rede — nur unter ſo vertrauten Freunden vermochte der ſonſt ſo übertrieben Schüchterne wie hier zu ſprechen — die Gründe darthat, warum er als Schriftſteller unter anderem Namen aufzutreten wünſche.

Es war ihm ja unmöglich, die tiefen und heiligen Gefühle und Empfindungen, welche die ſchaffende Dichtkraft aus ihm herausdrängte, aller Welt unter ſeinem eigenen Namen vorzuführen. Eine unüberwindliche, freilich nur in einem ſo zarten Gemüthe mögliche Schaam hielt ihn davon ab, wie es früher bei ſeinen Satyren, die Scheu that: für einen herzloſen Menſchen gehalten zu werden, obgleich ſich gerade unter dieſen Satyren ein Herz von unendlich zartem und tiefem Gefühl, eine

Verachtung alles Schlechten und Erbärmlichen barg, — ein Herz, das lachend weinte und unter dem Lachen und Spotten zu verbluten drohte. Außerdem ſchien aber dem jungen Schriftſteller mit vollem Rechte der, von Tauſenden geführte und ſo proſaiſche Namen „Richter“ zu wenig erwarten zu laſſen, zu nüchtern, zu wenig originell zu ſein. Es lag in demſelben ſo gar kein, ſeiner Eigenthümlichkeit ſich anpaſſender, Klang.

Die Freunde mußten die Triftigkeit dieſer Gründe anerkennen.

„Aber was nun?“ — rief der Amtsverwalter. — „Zum Teufel! einen Namen müſſen wir doch haben und einen Titel dazu; denn ohne Titel gilt kein Menſch etwas bei uns titelſüchtigen Deutſchen.“

Richter lachte, dann ſagte er: — „Für den Fall bin ich freilich übel daran. Bis jetzt kann ich nur auf den einen Titel „Menſch“ ſtolz ſein.“

„So kaufe ich Ihnen einen!“ — rief Clöter, auf's neue einſchenkend. — „Wir haben ja, Gott ſei Dank, kleine Höfe genug, die vom Handel mit Titeln leben. Himmel! und die Auswahl iſt wahrlich groß genug: Rath, Kammerrath, Hofrath, Amts-, Berg-, Domainen-, Finanz-, Geheimer-, Kirchen-, Polizei-, Kriegs-, Medicinal-, Poſt-, Schul-, Staats-, Stadt-, Land-, Steuer-, Titularrath. Zum Henker! ich will alle Buchſtaben von A bis Z durchmachen und ſie ſollen alle be „Rather“ ſein. Nur das U nicht.“

„Doch!“ — rief Richter heiter — „Unrath!“

Alle lachten von Herzen.

„Wahrhaftig!“ — ſagte der Pfarrer milde — „wenn es nach der Zahl der Räthe ging, ſo müßte es kein beſſer berathenes Land geben, als unſer gutes Deutſchland.“

„S'iſt nichts mit den Titeln!“ — meinte jetzt Richter, — „denn ich denke darüber wie unſer vortrefflicher Lichtenberg.“

„Und was meint der?“ — frug Clöter.

„Lichtenberg will wiſſen“ — fuhr Richter fort — „daß die Titel von einem armen Apotheker herkommen, deſſen Büchſen zumeiſt leer waren, aber alle mit ſchönen Aufſchriften verſehen.“

Neue Heiterkeit gab ſich kund, und die friſch gefüllten Gläſer klangen luſtig.

„Und warum denn auch einen Titel!“ — ſagte jetzt Richter, und ſeine Augen flammten in ſchöner Begeiſterung. — „Iſt denn der Dichter nicht der wahre und ächte Hoheprieſter der Menſchheit? Der Schriftſteller — gleichviel, ob im gemietheten Dachſtübchen oder im eigenen Hôtel, — gleichviel, ob er bei Brod und Bier oder bei Paſteten und Champagner lebt — iſt der allgewaltige, freie, unbeſoldete Vertreter des Volkes, der ſelten — wie es ſonſt wohl bei Volksvertretern geht — mehr Macht als Verſtand hat, was bei berufenen Dienern des Staates und der Kirche oft gerade umgekehrt iſt. Er ſäet, wo der Eroberer zerſtört; . . . er handhabt das Recht über Verbrechen beleidigter Menſchheit, welche das Geſetz nicht ſtraft, und Mancher, der den Scharfrichter nicht fürchtet . . . zittert . . . vor dem Gänſekiel!“

Ein allgemeines „Bravo!“ erſchallte.

„Gut!“ — rief jetzt der Amtsverwalter. — „Alſo keinen Titel. Aber den Namen!“

Da hob Richter ſein Glas und rief flammenden Auges:

„Drüben, jenſeits des Rheines, gab es einen Mann, der mir ſeit meinem erſten Jünglingsalter als leuchtendes Beiſpiel und Ideal vorſchwebt; . . . einen Menſchen, voll urſprünglicher Kraft, deſſen Feuer des Herzens wie Wetterleuchten aus ſeinen Schriften ſpricht; . . . einen Liebling und Freund zarter Seelen; . . . einen Demoſthenes in der Beredtſamkeit, einen Diogenes mit Cato's Strenge und Plato's Geiſt, . . . und dieſer Mann, mein Muſter und Vorbild in ſo manchem Edlen, Jean Jaques Rouſſeau, hat mir den Gedanken und Impuls zu dem Namen gegeben, den ich als Schriftſteller tragen will. Spitzt die Ohren, meine Herren und Freunde: wie der friſch eingeſalzene Kabeljau der langmäuligen Welt als Laberdan, getrocknet eingeſalzen, aber als Klippfiſch vorgeſetzt wird, ſo werde ich, Johann Paul Friedrich Richter fortan der Leſerwelt nicht als Jean Jaques . . . aber als: „Jean Paul“ präſentirt und aufgetragen werden.“

„Wie?“ — rieſen hier der Pfarrer und Otto zugleich — „ein durch und durch deutſcher Mann mit franzöſiſch klingendem Namen?“

„Eben weil er deutſch iſt!“ — entgegnete Richter — „und als ächter Satyriker, der dem deutſchen Volke auch darin den Staar ſtechen möchte. Es iſt ein Name, mit dem ich mir gewiſſermaßen eine poetiſche Jacobinermütze auf das Haupt ſetze, unter welcher die deutſche Philiſterhaftigkeit und jede, von dem Conventionellen in der Kunſt wie im Leben angenommene Rückſicht ſchwindet . . . ein paſſender Träger für Ernſt und Scherz!“

„Er hat recht! er hat recht!“ — rief hier der Amtsverwalter, in die Hände klatſchend. — „Ich frage: warum ſoll er ſich als guter Deutſcher nicht franzöſiſch benamſen? Sind wir nicht ſtolz auf alles Franzöſiſche? Wird Jean Paul nicht viel ſchöner, vornehmer und räthſelhafter, als das lahme: Johann Paul klingen? Iſt vielleicht Heſſen-Caſſel keine deutſche Stadt, und hat Landgraf Friedrich nicht drei Intendantes des Spectacles eingeſetzt: die deutſchen Herren Marquis de Luchet und de Trestondam, nebſt dem Chevalier de Nerciat? Und wurde der Erſtere nicht in der guten deutſchen Heſſenſtadt: Directeur des Theaters, Surintendant der Hofkapelle und zugleich Bibliothécaire et Secrétaire perpetuel de la Societé des Antiquités? Heißt ein ordentlicher Hauslehrer bei uns nicht ſchicklicherweiſe: Instituteur, Précepteur oder gar Gouverneur? Der Schneider: Costumier oder marchand tailleur? Der Koch Restaurateur und Chef de cuisine, und wenn er auch nur eine alte Magd zum Adjutanten hat? Blitz und Wetter, unſer Freund hat recht. Und hat er den Zopf im Leben wieder angebunden, um den lebendigen Zöpfen die Dummheit der falſchen Zöpfe zu zeichnen, ſo mag er auch hier den franzöſiſchen Zopf heraushängen. Die Gläſer zur Hand! ... Es lebe unſer Täufling, den wir hier, ſammt dem neuen Adam, als Wiedertäufer zum zweiten Male über die Taufe halten, es lebe Deutſchlands jüngſt geborener Dichter, ... es lebe Jean Paul!“

„Er lebe!“ — rief Otto freudig — „und der Name Jean Paul möge für jetzt und künftig Entzücken in die Herzen der Sterblichen tragen und Paradieſe ſäen in das arme kalte Leben, und die Menſchen tröſten und heben, und veredlen und verklären! Auf das Haupt des Dichters aber möge der Himmel, der ihm bis hieher ſo wenig günſtig geweſen, nun die ganze Fülle ſeines Glücks ſenken, damit der Freund den Himmel in ſeiner Bruſt trage und den Namen Jean Paul Unſterblichkeit kröne!“

Und die Gläſer klangen, und weithin donnerte der Ruf: — „Es lebe Jean Paul!“

O, du ſchöner Abend und du ſchöne darauf folgende Nacht! Aber dir ſollte ja in der That ein noch viel ſchönerer Tag folgen, der wohl Jahrhunderte dauert; . . . ein Tag, deſſen Morgenröthe hier aufging, deſſen ewig leuchtender Glanz aber weit über den Hügel reichen wird, der einſt des Dichters in Staub zerfallenes Herz zu bergen beſtimmt iſt.

Hoch leuchten am Himmel die Sterne, da du heute dein müdes Haupt und dein überſeliges Herz zur Ruhe betteſt; aber an dem Himmel der deutſchen Literatur geht zugleich ein neuer ſchöner Stern auf, ... und dieſer Stern heißt:

„Jean Paul!“

Dichterliebe und Sabbathwochen.

Wer kennt nicht die Poeſie des Waldes! Wen haben die Sagen des Waldes nicht ſchon ebenſo entzückt, wie deſſen wirkliche Erſcheinung: wie ſeine grüne Nacht, ſeine Einſamkeit, ſein Duft und ſein Sang?

Da thront er — ein ewig junger Alter — vom blauen Himmelszelt umſpannt, das ernſte Haupt an's Hochgebirg gelehnt, zu ſeinen Füßen freundliche Thäler, blinkende Flüſſe, und um ſich her der grünen belaubten Töchter zahlloſe Schaar.

Dicht um das Bett von Moos und Stein,
Darauf der Alte ſinnend liegt,
Steht ſeiner Töchter ſchmucker Reih'n
Der ihn in ſüße Träume wiegt.

Voll Sehnſucht ob dem Wolkengruß,
Von blauer Fluth ihm zugeſandt,
Perlt ihm vom Felſenmund ein Kuß,
Den ſendet er zum Meeresſtrand.

Ein flüchtiger Bot', der Felſenquell,
Durcheilet raſch in wildem Tanz
Gebirg und Thal und ſinget hell
Vom Wald und ſeinem Töchterkranz.

Erzählungen voll tiefem Sinn,
Bald Sagen, Feenmährchen bald,
Trägt murmelnd er zum Meere hin,
Und grüßt es ſo . . . vom Vater Wald! . . .

Wenn aber der Wald ſchon den gewöhnlichen Menſchen poetiſch anhaucht, wie anregend muß er erſt für den Dichter ſein; . . . wie gern wird der Dichter dem lauſchen: was ſich der Wald erzählt, . . . was ſich in ſeiner ſtillen grünen geheimnißvollen Nacht zuträgt! . . .

Jean Paul lag hingeſtreckt auf weichem Moos. Zwei mächtig aufwärtsſtrebende, mit ihren Aeſten ſich liebend umfaſſende Eichen bildeten über ihm einen grünen Baldachin, den die niedergehende Sonne mit beweglichem Golde durchwob und durchſtickte. Nur leiſe — wie mit einander flüſternd — bewegten ſich die Blätter. Hie und da ſchlüpfte ein Vöglein durch die Zweige oder lief ein Eichhörnchen dem knorrigen Stamm, den weithinragenden Aeſten entlang, mit ſeinen klugen ſchwarzen Augen neugierig und vorſichtig nach dem jungen Manne ſchauend, der in tiefe Gedanken verloren — am weichen grünen Boden lag.

Und welchen Gedanken hing wohl der junge Dichter nach? Es war die Poeſie des Waldes, die an ſeiner Seele vorüberzog; denn der Wald war ja einer ſeiner liebſten Freunde, und ſein, von unbegrenzter All-Liebe überſprudelndes und überquellendes Herz umſchloß ihn mit Leidenſchaft, wie eine immer erſehnte, immer willkommene Geliebte.

Wunderbar war auch jetzt wieder die Stimmung, welche die großartige Waldeinſamkeit in ihm hervorrief. Seltſame Bilder traten aus dem Dunkel und ſchwebten wie Schatten dahin. Jetzt war es eine wunderbar ſchöne Nymphe, deren zauberhafte Geſtalt ſich aus dem Blättergrün zuſammenwob. Aber wie reizend ſie war, ihr Blick hatte etwas Unheimlich-Dämoniſches, das das Geſpenſterhafte des Waldes verrieth. Sie war wohl der Geiſt des Waldes ſelbſt; denn gigantiſch wuchs ſie heran, mit dem weithin flatternden lichtgrünen Gewande, gewoben aus durchſichtigen Nebeln. Auf dem goldgelockten Haare ruhte leicht ein Epheukranz; ihre Hand aber hielt, wie einen Scepter, eine ſchlank aufgeſchoſſene Blume. Und wie der wachträumende Dichter die Blume näher anblickte, da hob ſich aus ihrem zarten Kelche ein gar lieblicher Mädchenkopf wie von Duft hingehaucht, und das liebliche Haupt trug die Züge Carolinens. Wie blickte ſie ihn mild und liebend an; aber die Nymphe fuhr höhniſch lächelnd mit der Hand über den Kopf; . . . da war es, als ſei ein Wurm in die Blüthe gefahren, . . . das liebe Antlitz zerfloß in ſchmerzlicher Verzerrung, und welk und verdorrt ſanken die bunten Blätter zur Erde, während die hohe Geſtalt blaſſer und blaſſer wurde, und ſich allmählig in einen ſanft hinſchwindenden Nebelſtreifen verlor. Und es ward Nacht vor den Blicken des Dichters. Der Mond goß traumhaft ſein bleiches Licht über einen freien, von dichtem Wald umſäumten Raum. Still — wie das ewige Räthſel des Lebens — ruhte ein dunkler See in ſeiner Mitte, und die Blumen am See und im Walde fingen leiſe zu tönen an: wunderbar-zauberhaft klang es durch die ſtille, ſtille einſame Nacht, und die Töne fielen wie auflöſende, ſüß berauſchende und doch ſchmerzlich zerſetzende Düfte auf das Herz, und bebten darin immer ſtärker und ſtärker. Da fing der See zu wogen an und weibliche Geſtalten tauchten auf, und die Kelche der Blumen, die um den See ſtanden, öffneten ſich weiter und weiter und zierliche Elfen ſtiegen aus ihnen empor. Und die Geiſter des Waſſers und der Blumen küßten ſich liebend und ſchloſſen lange luftige duftige Reihen und drehten ſich ſpielend und koſend und liebend nach dem ſchmerzlich-ſüßen Tönen, das wie ein Hauch unendlicher Sehnſucht durch den Wald zog und über die weite, weite Erde.

Und wieder waren es die Züge Carolinens, die die kleine zarte Königin ſchmückten, die mitten im See aufgetaucht war, und um die ſich der luftige Reigen der Elfen in weiten Zauberkreiſen ſchlang. Aber ein großer Schmerz lag auch jetzt in dem lieben Antlitz: wie flehend ſchaute es herüber. Als aber der junge Mann der zarten Geſtalt die Hand reichen wollte, da hob ſich der See wie vom Sturm gepeitſcht . . . und die Flehende ſank tiefer und tiefer, bis ſie verſchwand und mit ihr alle Geſtalten. Aber die Töne zitterten immer noch ſchneidend und ſchmerzlich zerſetzend weiter, bis ſie das Herz aufgelöſt und in der harmoniſchen Vernichtung nichts übrig gelaſſen . . . als Thränen!

Jean Paul fuhr empor. Es war nur ein wacher Traum geweſen, wie er deren ſo oft im Walde hatte, wenn er allein war; — ein wacher Traum, wie jener von der Geiſterkirche, der ihm noch aus ſeiner früheſten Kindheit — aus den glücklichen Joditzer Zeiten — herüberdämmerte.

Aber war ihm denn nicht manchmal das ganze Leben wie ein Traum? . . . eine unausſprechliche Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas? Trug er nicht ein Herz in ſeiner Bruſt, ſo namenlos voll von Liebe, daß es ihm oft zu ſpringen drohte; . . . ein Herz, daß ſich nicht nach einem Freunde, nach einer Geliebten ſehnte, ſondern nach der Liebe aller Herzen, die da ſchlugen; . . . . ein Herz, das gern die ganze Welt umſchlungen und beglückt hätte!

Er kannte ja weder die Welt noch die Menſchen, und — rein und gut und voll edler Schwärmerei, wie er war — dachte er ſich auch alle Menſchen rein und gut und edel, wenn ſie ihn nicht gerade zum Gegentheile zwangen, . . . und auch das war ſchnell vergeſſen. Wie andere Menſchen vollblütig ſind, war ſein Herz übervoll an Liebe, für deren Uebermaß er natürlich keine Ausgleichung fand; ſo daß ihm die Möglichkeit einer ſolchen Ausgleichung immer als ein fernes, ſchmerzlich erſehntes, unerreichbares Etwas dunkel vorſchwebte.

So war es ihm unbegreiflich und er frug ſich oft ſelbſt: „Warum kann der Menſch auf dem ſchmalen Sonnenſtäubchen Erde, auf dem er kaum warm wird, und während der ſchnellen Augenblicke, die er am Pulſe abzählt — zwiſchen dem Blitz des Lebens und dem Schlage des Todes — noch einen Unterſchied machen unter Bekannten und Unbekannten? Warum fallen die kleinen Weſen, die doch einerlei Wunden haben, und von denen die Zeit das nämliche Maß zum Sarge nimmt, nicht einander ohne Zögern mit dem Seufzer in die Arme: „Ach! wohl ſind wir einander ähnlich und bekannt, ſo laßt uns denn auch einander wie Brüder und Schweſtern lieben!“

Freilich vergaß er dabei, daß er zu den wenigen Menſchen gehöre, um welche die Bergluft einer geiſtig höheren Stellung weht, und die oben auf ihren Alpenhöhen mitten in einem ſtillen Himmel ſtehen und herunterſchauen in die Donner und Regenbogen an der

Erde. Es kam ihm dies in ſeiner kindlichen Unbefangenheit allerdings nicht zum klaren Bewußtſein, . . . ja ſeine Beſcheidenheit ließ ihm das, von Kindheit auf in ſeiner Seele wurzelnde Sehnen nach einem großen Mann und erhabenen Freunde. Von einem ſolchen glaubte er denn auch noch immer geheilt, geſtillt, erquickt und erhoben werden zu können.

So war er auch jetzt und blieb es für das Leben und die Welt . . . unpraktiſch, . . . für ſich nur reich an Wünſchen, Hoffnungen und Sehnſucht. Zerrüttet oft von dem ewigen Kampfe zwiſchen ſeinen ſchwärmeriſchen Träumen und der kalten Wirklichkeit; — wund hin- und hergeſchlagen zwiſchen Syſtemen, Thränen und Schwärmereien, — angeeckelt von der Erde, die er ſich doch nicht erſetzen konnte, — lachend und ſpottend über die weinerliche Komödie des Lebens, blos aus Jammer über ſo manche Erbärmlichkeiten der Welt, — ſich widerſprechend, betrübt oft bis zum Sterben und dann wieder die Heiterkeit ſelbſt, ſtilles Glück und Entzücken . . . und vor allen Dingen der kindlichſte edelſte Menſch, den die Erde trug.

Die rechte Sonne war eben noch nicht aufgegangen und die Nebel hatten ſich noch nicht ganz geſenkt. Noch ſtand das Leben bei ihm in jugendlich-chaotiſchem Kampfe, und die unbefriedigte Sehnſucht des Herzens wollte

— nach Befriedigung ſuchend — die Bruſt zerſprengen.

Dieſe unbeſtimmte aber übermächtige Sehnſucht war es ja auch geweſen, die ihn heute in den Wald getrieben; — ihr entſtiegen — als der Mutter der Dichtung — jene wachen Träume, phantaſtiſche Kinder des Waldes; — ſie, die ihn ja gerade zum Dichter machte, goß aber auch jetzt wieder den Schmerz des Nichtgeſtilltſeins in ſeine Seele.

Lange blieb er in Gedanken verſunken, mit den zarten Fühlhörnern der Seele über ſein vergangenes Leben hingleitend, die Gegenwart zweifelnd betaſtend, bangend ſie nach der Zukunft ausſtreckend. Lange lag er ſo, ſchweigend und in ſich gekehrt, unter den beiden rieſigen Eichen, bis ſich, was ſein Inneres durchzog, in Worten Luft machte:

„Wenn ich in der Jugend“ — ſagte er leiſe vor ſich hin, und ſeine ſeelenvollen Augen ſuchten mit mildſchwärmeriſchem Ausdruck den blauen Himmel, den der dichte Baumſchlag ihm nur in abgeriſſenen Stückchen darbot, wie das Schickſal dem Menſchen die Freude — „wenn ich in der Jugend auf einem Hügel, mit dem Blick über Landſchaften und Dörfer und Schlöſſer ſchwamm und in die glänzende Welt flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach: ach! was ſehnte ich mich nicht zu finden! . . . Du, Sehnſucht, verſprachſt und malteſt mir, was ich nicht ſah! . . . Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelswogen zieht, oder Nachts ineinander ſchwimmende Sonnen jede mit einem Strahl den Himmel ſtürmt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir; oder wenn ich auf meiner Erde ein Menſchenherz ſuche und finde, das für meines nicht zu groß iſt, und wenn wir, in unſere Körper eingemauert, in unſere Blicke zerfließen: warum kommſt du da denn wieder, Sehnſucht? Warum zählſt du mir denn da Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennſt? Und warum machſt du mein Herz ſo weich und ſo dürſtend? Vielleicht hieß der, der mir die Freude ſchickt, auch dich ihr nachgehen, weil blos auf einer anderen Sonne, auf einer anderen Erde der Ton klingt, der dich geheimnißvoll ſucht, — die Freude blüht, die dich beſeligt und berauſcht, — *das Herz ſchlägt, an dem meines den Himmel vergißt.* Aber wo iſt dies dort? ich ſuche es, indeß du, Sehnſucht, auf der Erde mit meinem Herzen zwiſchen den Gebeinen meiner Brüder zerſtiebeſt!“

Er ſchwieg lange Zeit; dann hub er wieder an und ſagte leiſe vor ſich hin:

„Armer Menſch! ſtelle dein dürſtendes Herz mit der *einen* Bruſt zufrieden, die ſich mit einem ähnlich dürſtenden an deine legt! Hier giebt es ja nur eine Geliebte, die Alles für dich vergißt, und die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsſchlag giebt, und die zu dir ſagt: wir haben uns erwählt aus den Menſchen! . . . Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit ſein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns, nicht karg aus den beſten Menſchen einen Beſten herausſuchen, wo es nur einen Geliebten giebt, das iſt: Gott — und Millionen Liebende, nämlich: alle Menſchenkinder!"

So marterte und quälte ein Uebermaß der Liebe dieſen ſeltſamen, in der That faſt für eine höhere Welt organiſirten und conſtruirten Menſchen. Seine Seele ſuchte Liebe, mußte Liebe haben . . . aber die höchſtmöglichſte: mit Cherubsflügeln und ätheriſchem Weſen.

Nur durch die völlige Befriedigung und Vernichtung dieſer Sehnſucht aber, durch eine, die ganze Seele ausfüllende Liebe, erſchafft der Dichter abgerundete und vollkommene Werke . . . Schöpfungen, in die er die ganze Welt verſenkt, in welchen er allen Zwieſpalt der höheren und der irdiſchen Natur auflöſt und den Himmel auf der Erde vergeſſen macht. Selbſt die Zerſtörung ſolcher Welten in den Tragödien ſetzt die Möglichkeit und das Vorhandengeweſenſein einer ſolchen Welt auf der Erde und im Herzen des Dichters voraus, und verſöhnt und beruhigt dadurch ſelbſt in der Erweckung des Schmerzes, der Wehmuth und der Trauer. Ja! nur derjenige Dichter, der ſich einmal — wenn auch noch ſo kurz — in eine ſolche Liebe verſenken konnte, nur der vermag eine ſolche Tragödie — überhaupt ein hinreißend ſchönes und wahres Kunſtwerk — zu ſchaffen.

Jean Paul ſuchte ſich von jetzt an in einem geſteigerten geiſtigen und perſönlichen Umgange mit den Freundinnen in Hof zu genügen. Der Briefwechſel ſelbſt ward lebendiger, da ſein durch Moritzen's Urtheil gewonnenes Selbſtvertrauen und namentlich die durch das Ausſprechen im Roman überwundene Scheu des Offenbarens ſeiner Empfindungen in Briefen und Geſprächen, dem Verhältniß zu ihnen eine ganz neue Wendung gab.

In ſeinen Briefen an ſie wehte von jetzt an durchaus ein ſanfter und blüthenreicher, rein dichteriſcher Duft, der bald mit dem Wölkchen zum Abendroth flattert, bald die grüne Erde, bald eine friſche roſige Mädchenwange küßt. War er ihnen früher nur der heitere und theilnehmende Freund geweſen, ſo ward er ihnen jetzt auch der Dichter, und ſo genoß er zum erſtenmale die Wonne jener eigenthümlichen, nicht zu beſchreibenden, wohlthuenden Aufmerkſamkeit, welche Frauen immer ſo gern dem Dichter ſchenken, und vermöge welcher ſie ihm geſtatten, was Goethe vielleicht von Allen am meiſten erfahren, und darum im „Taſſo“ am lieblichſten geſchildert hat. — Welche Lilienketten wob da eine Stunde nach der anderen um das Leben und um die Träume des Dichters! Wie ſanft ſtreichelte das Geſchick mit den ſammtnen Händen der Frauen ſein in dem Stillleben dieſer Monate von keiner Leidenſchaft bewegtes und von den Vibrationen während des angeſtrengten Schaffens am Roman ſich erholendes Herz! Wie viel werther ward ihm aber dies Verhältniß dadurch, daß die Mädchen ihn zu einzelnen, für ſie beſtimmten Dichtungen veranlaßten, mit denen er die Sabbathwochen, die er jetzt zum erſtenmale erlebte und ſo ſchön in dem nächſtfolgenden Dichterwerke ſchilderte, unterbrach. Eine ſolche Aufforderung war ihm das ſchönſte Geſchenk. Hatte er doch, wonach er ſich ſo lange geſehnt: Leſerinnen, die Thränen der Rührung und Erhebung von ihm begehrten! So ſchrieb er für Amöne Herold ein „Hochzeitsgedicht für eine Freundin“ (ſiehe Herbſtblumine Bd. I. S. 96); für Helena „der Mond, eine phantaſirende Geſchichte“ (ſiehe Quintus Fixlein), und ſogar in Folge einer Aufforderung „einen Beweis für die Unſterblichkeit der Seele,“ aus welchem der Grundriß zu dem „Kampanerthale“ und zu „Selina“ entſtand.

Als nun aber in dieſe Sabbathwochen Moritz und ſeine Verheißungen hineintraten: da nahm ſeine Seele, der ſich ein weites Paradies der Zukunft eröffnete, einen neuen kräftigeren Aufſchwung, und zwei Monate darauf ſaß er, am 21. September, bauend an einem neuen Roman, jetzt ſchon auszuführen ſtrebend, was ihm am Schluſſe der unſichtbaren Loge zu ſchwer erſchien.

Wie aber ſollte in dieſer Sommergluth des Glücks die volle Knospe ſeiner Liebe nicht aufſpringen und den glühenden, blühenden, duftenden Kelch entfalten?

Sein jetzt wieder aufjubelndes Herz ſchlug mit Götterkraft in ſeiner Allliebe, und doch war es natürlich und menſchlich ſchön: daß dieſe Liebe wieder ein liebendes Herz ganz und allein für ſich begehrte. Welches Herz aber das begehrte war, blieb leicht zu errathen und verrieth ſich denn wirklich auch durch ſeine Träume . . . die im Schlaf und im Wachen.

Es war Caroline, die ihn jetzt mehr denn je feſſelte, ſchon weil ſie jetzt mehr denn je litt. Vater und Mutter — von wenig Bildung und gar keinem Zartgefühl — machten die Stellung des armen Mädchens immer ſchwieriger. Es ſah, was es früher auch geſehen hatte; aber es begriff jetzt das ſonſt Ungeahnte und Unbegriffene. Es ward rauh und roh behandelt, wie früher; aber Caroline war eben jetzt kein Kind mehr und durch ihren Umgang mit den Freundinnen und dem jungen Dichter allgemach in die Sphären höherer Bildung und ungemeiner Zartheit hinaufgehoben worden, ſo daß ihr das derbe, rauhe und rohe Weſen im elterlichen Hauſe — wo ſie Niemand mehr begriff und ebenſo wenig begriffen, aber um ſo mehr verhöhnt und mit Füßen getreten wurde — unendlich ſchmerzte und ihr Herz wund und blutig quetſchte.

Unter heißen Thränen hatte ſie dies alles dem Freunde — auch in der neueren Zeit — gebeichtet und geoffenbart. Geſchah dies aber auch mit all' dem mädchenhaften Rückhalt, zu welchem ſie die Scene in dem Tempel zurückgeführt; . . . unter der, nach oben ſcheinbar erkalteten Lava glühte es doch noch mit dem vollen Feuer einer leidenſchaftlichen Natur, die ſich freilich jetzt nur in Blicken und Thränen, in dem Ton der Stimme und dem vollkommenen Ausſchütten und Hingeben des gequälten Herzens Luft zu machen wußte. Aber gerade dies Vertrauen fordern und Vertrauen geben war die gefährliche Brücke, die auch jetzt wieder die Liebe ſchlug. Und wie hätte denn das weiche, gefühlvolle Herz Jean Paul's Mädchenthränen widerſtehen können, . . . und noch gar, wenn ſie ſo ſchöne Augen weinten?

Nur Eines war mißlich! . . . Während ſich die beiden jungen Leutchen nachgerade wirklich zu lieben glaubten, verſtanden ſie ſich doch nicht recht, weil ihre Liebe — ihrer Natur nach — himmelweit von einander verſchieden war. Der Boden, aus welchem Jean Paul's Liebe zu Carolinen entſproßte, war der des reinſten, edelſten, heiligſten Mitgefühls. Nicht einen Augenblick hätte er geſchwankt, wenn es möglich geweſen wäre, der holden Dulderin ihre Schmerzen und Qualen abzunehmen. In ihren Körper und in ihre Seele wäre er gern gefahren, um für ſie die phyſiſchen und moraliſchen Kränkungen und Mißhandlungen ſtill und ſanft zu ertragen — und — in dieſen Gedanken ſchwärmte und liebte er . . .

O! es ſchnitt ihm ja wie ein zweiſchneidiges Schwert durch das Herz, wenn er in Carolinens thränenüberfluthetes Antlitz blickte und an das Schickſal ſo vieler ſolcher Weſen dachte: „daß ſie, wie ihre meiſten Schweſtern, gleich weichen Beeren von der harten Manneshand zugleich abgeriſſen und zerdrückt würden; daß ihr weiblicher Frühling ſo viele Wolken und ſo wenig Tage und Blumen gehabt; daß ſie nie erfahren, wie ihr ſchönes Herz etwas Beſſeres und Wärmeres gebraucht, als Blut, und ihr Kopf ihnen nie höhere Träume, als die des Kopfkiſſens, beſcheert; daß die duftenden Blumenblätter ihrer Tugend ſich nur zu geruchloſen Kelchblättern zuſammenzögen, zum Honiggefäße für den Mann, der von ihnen weder ein weiches Herz, noch einen lichten Kopf, ſondern nur rohe Arbeitfinger, Läuferfüße, Schweißtropfen, wunde Arme und blos eine ruhende paralitiſche Zunge fordere; daß ihnen das ganze weite Sprachgewölbe des Ewigen, die blaue Rotunda des Univerſums, zum Wirthſchaftsgebäude, zur Speck- und Holzkammer und zum Spinnhaus, und vielleicht an glücklicheren Tagen zur Viſitenſtube, einſchrumpfe; die Sonne für ſie ein herunterhängender Ballonofen und Stubenheizer der Welt, und der Mond eine Schuſtersnachtkugel auf dem Lichthalter einer Wolke würde; daß die reichſte beſte Seele unter der Morgenröthe des Lebens mit dem unerwiderten Herzen, mit verſagten Wünſchen, mit den ungeſättigten, verſchmäheten Anlagen eingeſenket würde in's übermauerte Burgverließ der Ehe, wo ihre Sonne ungeſehen über ihrem überwölkten und unterirdiſchen Lebenstag von einem Grade zum anderen ſchleiche, und unter Schmerzen und Pflichten die Dunkle an dem Abend ihres kleinen Daſeins ankäme, nachdem die goldnen Luft- und Zauberſchlöſſer der früheren Jahre bald erblaßt und unbemerkt zerfallen, bis der Tod ihre von den Jahren entblätterte Seele voll eingedorrter Knoſpen anträfe und er ſie erſt unter einen günſtigeren Himmelsſtrich verpflanze. —“

So liebte er in Carolinen alle die weiblichen Dulderinnen auf der weiten Erde; . . . ſo war ſeine Liebe ein heiliges, edles Schwärmen: die eiſernen Ketten dieſer Armen zu brechen, ihre Wunden zu heilen und dem harten Männervolke die Marterinſtrumente aus den Händen zu winden. Ja! er nahm ſich in jenen Stunden an Carolinens Seite vor: die Erlöſung des weiblichen Geſchlechts und ſeine Heranziehung zu höheren Sphären und einer gediegneren edleren Bildung des Herzens und des Geiſtes, in ſeinen Werken zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen!!

Aber das waren auch gerade die Cherubsflügel, von welchen wir vorhin ſprachen; . . . wie es ein ungeheurer Fehlſchluß ſeines übervoll liebenden Herzens und ſeiner glühenden ſchwärmeriſchen Phantaſie war, zu glauben: nun müßten dieſe Cherubsflügel auch einem Weſen wie Carolinen wachſen. Und wo ſollte Jean Paul, — der ja erſt ſeit kurzem mit weiblichen Weſen zuſammenkam — denn auch den praktiſchen Blick für Mädchen und Weiber herhaben, um hier nicht zu irren?

Der junge Dichter ſchwebte beſtändig in höheren Sphären; er wiegte ſich auf den Schwingen großer idealer Gedanken; ſeine von einer ſchönen herrlichen Liebe erfüllte Seele umfaßte die ganze Menſchheit und legte mit Carolinen — als ihrer Repräſentantin

— alle weinenden und duldenden weiblichen Weſen an ſein Herz.

Aber konnte ſich denn Caroline — die ohnedem heißblütig genug und zu Hauſe von lauter gewöhnlichen, ſinnlichen Naturen umgeben war — als die Repräſentantin ihrer leidenden Schweſtern betrachten? Vor ihren Augen und bei ihren Thränen loderte ein edles Herz in Feuer und Flammen auf, mußte ſie dieſe Gluth nicht für ſich deuten? Sie ſchwärmte mit den anderen Freundinnen für den jungen Dichter, und dieſe Schwärmerei hatte ſich zur Liebe geſteigert; aber wo war die geiſtige Kraft, die ſie zu den Sphären heben konnte, in welchen ſich jener bewegte?

Und doch verdeckte vor der Hand der Roſenſchimmer der Liebe dies alles noch. Beide glaubten ſich für einander beſtimmt und ſagten es ſich jetzt in ſeliger Stunde; wenn auch die Erinnerung an die Scene im Tempel Carolinens leidenſchaftliches Weſen für den Moment dämpfte, die Kraft der männlichen Tugend ſie ſelbſt ſittlich kräftigte und die ganze ideale Erſcheinung des jungen Dichters ſie mit liebender Ehrfurcht erfüllte, hob und verklärte.

Aber eine andere Frage war es: ob einem ſo heißblütigen und doch naturgemäß mehr im derben Leben wurzelnden Mädchen für die Dauer dieſer rein ideale

Flug zuſagen könne? — Wie, wenn nun die wachſernen Flügel nach und nach ermatteten, oder an der idealen Sonnennähe ſchmolzen? Mußte dann nicht ein allmäliges Sinken aus jenen Höhen und damit ein Erkalten für den geliebten, aber unpraktiſchen Schwärmer verbunden ſein? während die auf- und angeregte Leidenſchaft blieb und . . . am Ende eine andere Richtung nahm?

Aber wer fragt in der ſüßen Schwärmerei der Liebe nach der Zukunft?

Jetzt, jetzt! in dieſen Sabbathwochen hatte ſie ihre Paradieſe aufgethan, und ſo blühte in dem jungen Dichter alles auf, was an Knospen und Keimen nicht unterdrückt war; wiewohl er ſelbſt — und das gab ihm hauptſächlich dazu den Muth und die Kraft — noch auf ganz andere Geſtaltungen ſeines Seins und aus denſelben hervorgehende Weltſchöpfungen in der Zukunft hoffte. Seine moraliſchen, dichteriſchen und intellectuellen Lehrjahre vollendeten ſich; die Sonne der Liebe aber trieb bei ihm die Blüthe der reinſten und edelſten Humanität zu einer Entfaltung, wie ſie nur bei wenigen Sterblichen zu Tage kommt.

Zur Erhöhung ſeiner Stimmung, zum doppelten Sonnenglanze dieſer Sabbathwochen, trug aber jetzt auch noch eine neue Seligkeit bei: „die Erſcheinung der unſichtbaren Loge.“ Seine Freude war faſt Andacht. Er hatte zwei überſelige Tage bei Durchleſung des Buches. Ach! es war ja aus ſeiner Seele geſchrieben: ſeine Freude, ſein Schmerz, ſein Sehnen und Lieben . . . und alles das . . . gehörte nun der Welt und . . . tauſend, tauſend lieben guten Herzen!

„Der Heſperus.“

Aber das iſt ja gerade das Herrliche: Wie ein guter Vorſatz in unſerer Seele eine Menge anderer guter Vorſätze weckt, und eine edle That immer neue edle Thaten erzeugt, ſo wird bei dem echten Dichter leicht der Gedanke zu einem Werke, der Vater von einem andern.

Schon bei dem Schaffen der „unſichtbaren Loge“ ſtieg in Jean Paul die Idee zu ſeinem „Heſperus“ auf; ſie reifte durch Carolinens Liebe und ... durch deren Leiden im elterlichen Hauſe.

Sollte dieſe herrliche poetiſche Schöpfung denn nicht jede liebe müde Seele heben, die etwas zu vergeſſen hat: entweder einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr, oder einen Menſchen, der ſie kränkte, oder einen, der ſie liebt, oder eine entlaubte und geraubte Jugend, oder ein ganzes ſchweres Leben? Ruft ſie denn nicht dir, du gedrückter Geiſt — für den die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit eine

Narbe iſt — zu: komm in meinen Abendſtern und erquicke dich mit meinem Schimmer, aber ſchließe, wenn dir die poetiſche Täuſchung flüchtige ſüße Schmerzen giebt, daraus: „Vielleicht iſt das auch eine Täuſchung, was mir die längeren tieferen Schmerzen macht. Es iſt ja alles Traum und Schatten um mich her, aber Träume ſetzen Geiſter voraus, und Nebel Länder, und der Erdſchatten eine Sonne und eine Welt!“

Doch! . . . was wird denn auf der Erde ohne Schmerzen geboren? Das Glück und die Seligkeit eine hohe ideale Liebe gefunden zu haben, warf ſeine aufgehenden Strahlen auf die Geburt des „Heſperus,“ . . . der Schmerz einer bitteren Enttäuſchung . . . reifte das Buch.

Es konnte ja nicht anders kommen! Was vorauszuſehen war, geſchah. Jean Paul's ſchwärmeriſche Liebe zu Carolinen, die ſich nur in idealen Sphären bewegte und von hohen Gedanken, Blicken und ſtiller Anbetung nährte, konnte für die Dauer einem leidenſchaftlichen, heißblütigen Mädchen nicht genügen. Hier wurzelte ein Weſen in dem Boden einer viel ſinnlicheren Natur, und alles ideale Schwärmen war nur die ſchöne, aber raſch verwelkende künſtliche Treibhausblüthe erwachter Leidenſchaft. Schon nach kurzer Zeit erlahmten die Flügel der Phantaſie; immer weniger vermochte Caroline dem kühnen Aufſchwunge des jungen Dichters zu folgen; . . .

immer kälter ward es ihr -- die glühte und deren ganzes Weſen nach einer, in ihrer Weiſe glühenden Erwiderung lechzte — in der ſchwindelnd-erhabenen Nähe Jean Paul's. Aber die Sinne waren erregt, die Leidenſchaft entfeſſelt; Carolinens Herz bedurfte jetzt unabweisbar der Liebe . . . und . . . ſie fand ſie an einem anderen Herzen. Jetzt aber kam zu einer Scene, wie in jenem ſtillen Tempel, kein Engel des Lichtes, der Milde und der erhabenſten Sittlichkeit . . . und eine ſchöne Blüthe . . . neigte geknickt ihr Haupt.

Jean Paul's Schmerz war groß und tief; . . . aber . . . er verlor — ohne es ſich ſelbſt bewußt zu werden — in Carolinen doch nur die Repräſentantin all' der Tauſenden vom Schickſale und der Rohheit der Welt gedrückten und gemarterten weiblichen Weſen, für deren Erlöſung er eingetreten. Der Verluſt Carolinens und ihre Verirrung gaben ſeinem Herzen blutige Wunden; . . . aber es blieb ihm die Idee, die ihn trug und erfüllte, und ſein edles Streben ward nur durch die traurige Gewißheit angeſpornt: daß Carolinens Untergang gerade die Folge desjenigen Uebels geweſen ſei, das er zu bekämpfen begonnen: einer ſchlechten Erziehung und des Niederhaltens alles poetiſchen und ethiſchen Aufſchwunges in jungen weiblichen Gemüthern.

Mit wundem Herzen, aber mit doppeltem Eifer ſtürzte er ſich jetzt in die Arbeit, bemühte er ſich, der Bewegung ſeines Inneren einen lebendigen und wahren Ausdruck im „Heſperus," ſeinen eigenen Zöglingen eine gute Erziehung zu geben.

Troſt und Erhebung ward ihm dabei durch die freundliche Aufnahme der „unſichtbaren Loge" bei dem gebildeteren Theile des Publikums. Die Achtung und Ehrfurcht aber, welche ihm daſſelbe bei ſeinen Freundinnen erwarb, und die tiefe Rührung, mit welcher beſonders die ihn am meiſten verſtehende Renata Wirth ihre von dem Buch erweckten Empfindungen bekannte, gaben ihm den hohen Muth, deſſen er für den „Heſperus" ſo ſehr bedurfte, und die Hoffnung und die von ſeiner Phantaſie ſo reizend ausgemalte Vorſtellung: vielleicht eine große Maſſe der gebildetſten weiblichen Weſen auf gleiche Weiſe jetzt zu beglücken und zu erquicken. Freundlich trat auch der Pfarrer Vogel in Arzberg wieder hervor, der ihm ſeit den erſten Jünglingsjahren ein Freudiges verkündender Prophet geweſen, und der ihm auch jetzt verhieß: die Deutſchen würden ihn dereinſt noch als die Coalition von Shakeſpeare, Pope und Rouſſeau anbeten. Ja gegen das Ende der Arbeit am „Heſperus" hatte er ſogar den Muth, die „unſichtbare Loge" an Goethe zu ſchicken.

So ebbte der Schmerz über den Verluſt ſeiner Liebe nach und nach; ja eine, in ſeinem warmblütigen Herzen neuaufkeimende Neigung — deren ſchönes erhebendes Bild er in Clotilden niederlegte — gab ihm neues Feuer, neue Ideale, neuen Antrieb zur Anſtrebung immer höherer ſittlicher und künſtleriſcher Vollendung. So aber erzog Jean Paul dem Tempel der Tugend, der Liebe und der Naturverehrung, den er im „Heſperus“ aufgerichtet, in ſich ſelbſt den würdigſten und reinſten Prieſter.

Wohl wußte er ja, daß auch bei der reichſten Fülle dichteriſcher Gedanken nur: Lauterkeit der Geſinnung, Ruhe der Seele und Feſtigkeit des Charakters . . . die untrügliche Richtſchnur für Großes und Erhabenes würden. Das Buch der Lebensregeln und guter Vorſätze führte er ſorgfältig fort. Keinen Morgen erwachte er, ohne den verfloſſenen Tag ſich wieder vorzuzeichnen; und ſelbſt über die kleinen Anfechtungen des Lebens ſuchte er durch ſtete Gegenwart des guten Geiſtes und durch regen Willen die Herrſchaft zu erringen. Was auch ſonſt noch von Eitelkeit oder übler Laune ſich in den kleinen Krieg miſchen mochte, unangefochten ſuchte er ſich die hohen und heiligen Schätze ſeines Lebens: Liebe und Wahrhaftigkeit zu erhalten. Jeden Abend nahm er ſich vor, und ſchrieb es deshalb mit Chiffern an die Thüre ſeines Schlafzimmers: daß er ſich immer noch beſſern und das moraliſche Jätemeſſer alle Tage wenigſtens an ein Unkrautbeet ſetzen wolle. Und er that es dann auch mit Freuden! Alles Lebendige berührte dabei ſein Herz: Kinder und Greiſe, Bettler und Reiche; und er hätte Alles gegeben, wenn er nur glücklich gemacht hätte und froh. Ungetröſtet ging kein Bedürftiger von ihm, und wer war glücklicher als er, wenn er „zum guten Rath noch etwas geben konnte“! Hatte er nur einem armen Bergmanne, einem reiſenden Handwerksburſchen oder ſonſt wem ein außergewöhnliches Geſchenk machen können: ſo vergnügte er ſich Tage lang an der Vorſtellung von dem Glücke des Beſchenkten. „Wie oft“ — ſagte er dann zu ſich — „wird er den Thaler aus der Taſche ziehen und berechnen, welche von den längſt gehegten Wünſchen er zuerſt befriedigen könne! Wie froh wird er an den heutigen Tag denken und an den unerwarteten Geber, und wohl auch einmal mehr als gewöhnlich an den Geber alles Guten!“ — Vor Allem aber hing ſein Auge „an der blühenden, grünenden, himmelblauen Natur.“ Er verlebte verſchrieb und verſaß ganze Tage im Freien, auf Bergen und in Wäldern, und im Winter ſah er zum Fenſter hinaus „nach ſeinen lieben Sternen und Abendröthen und nach dem alten Geiſter- und Zaubermeiſter, dem Monde“. Jeder Gang in’s Freie aber war ihm ein Kirchgang. „Du geheſt jetzt,“ ſagte er im Tagebuch, „in die große, ſchuldloſe Natur. Kommſt du rein genug in dieſen Tempel? Bringſt du keine giftige Leidenſchaft an dieſen Ort, wo Blumen blühen und Vögel ſingen? Trägſt du keinen Haß hieher, wo die Natur ſich liebt? Iſt deine Seele ſo ruhig wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahinzieht? Ach! wäre dein Herz doch noch ſo unverfälſcht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich ſehe, wie der große Schöpfer ſie vollendete!" Die Stunden höchſter Erhebung fand er aber in der Nacht, wenn der Mond am Himmel heraufzog. Stunden lang konnte er ſich dann in's bethauete Gras legen und hinaufſchauen und die lechzende Seele ſtillen. —

Auf dieſe Weiſe ſuchte Jean Paul, — ſo wie er durch Studien in intellectueller Hinſicht die mangelnden Bildungsmittel zu erſetzen ſtrebte — ſeine Phantaſie friſch und rein zu erhalten, damit ſie von dem Kleinſten und von dem Gewöhnlichſten ſich anregen laſſe, und ſein Herz und ſeine Seele empfänglich erhalte; ſo wie er auf der anderen Seite durch Beſiegung jeder zu reizbaren Empfindlichkeit die Kargheiten einer ſo wenig anregenden Umgebung und die ſo ſtörenden und ärgernden kleinen Quälereien eines dürftigen Lebens von ſich abhielt — Alles dies nur: damit er in Bezug auf ſeine ihm heilige Beſtimmung „Alles aus ſich machen könne, was unter den gegebenen Verhältniſſen nur möglich ſei." — Wie ſyſtematiſch er der Außenwelt eine anregende Wirkungskraft auf ſich zu geben verſuchte, zeigt, daß er die an den Kindern gemachte Beobachtung: daß das Geringſte ſie darum bewegt, weil es ihnen neu erſcheint, dahin benutzte, ſich ſelbſt dieſe Empfänglichkeit der Kinderſeele dadurch zu geben, daß er ſich abſichtlich gern dem Wechſel der Eindrücke bloßſtellte, um dem Unbedeutendſten Werth zu geben durch deſſen unerwartetes Erſcheinen. Darum liebte er auch kleine Fußreiſen ſo ſehr, und arbeitete wirklich, — wie er in der Geſchichte der Vorrede zur zweiten Auflage des „Fixlein“ dieſelbe als auf einer Fußreiſe von Hof nach Baireuth verfertigt darſtellt, — auf den Landſtraßen. „Das Leben,“ ſagte er dann, „ſchneidet ſonſt zu tiefe Furchen in dem Hohlwege der Alltäglichkeit, wenn man nicht zuweilen herauskommt, und die Erde würde ſelbſt nicht ſo bei Kräften ſein, wenn ſie ſich nicht täglich Bewegung machte.“

So wurde — in ſchöner Zeit und unter ſchönem Streben — der „Heſperus“ vollendet, und mit vollem, ſeligem Herzen ſchrieb Jean Paul in der Vorrede:

„Und ſo werde denn ſichtbar, kleiner ſtiller „Heſperus!“ — Du brauchſt eine kleine Wolke, um verdeckt zu ſein, und ein kleines Jahr, um deinen Umlauf vollführt zu haben! — Mögeſt du Tugend und Wahrheit, wie dein Ebenbild am Himmel der Sonne, näher ſtehen, als die Erde allen dreien iſt, in die du ſchimmerſt, und mögeſt du wie jenes nur dadurch dich den Menſchen entziehen, daß du dich in die Sonne hülleſt! Möge dein Einfluß ſchöner, wärmer und gewiſſer ſein, als der des Kalender „Heſperus“ iſt, den der Aberglaube auf den Dunſtthron dieſes Jahres ſetzt! — Du würdeſt mich zum zweitenmal glücklich machen, wenn du für irgend einen abgeblühten Menſchen ein Abendſtern, für irgend einen aufblühenden ein Morgenſtern würdeſt! Gehe unter mit jenem und auf mit dieſem; flimmere im Abendhimmel des erſteren zwiſchen ſeinen Wolken und überziehe ſeinen zurückgelegten bergaufgehenden Lebensweg mit einem ſanften Schimmer, damit er die entfernten Blumen der Jugend wieder erkenne und ſeine veralteten Erinnerungen zu Hoffnungen verjünge! — Kühle den friſchen Jüngling in der Lebensfrühe als ein ſtillender Morgenſtern ab, eh' ihn die Sonne entzündet und der Strudel des Tages entzieht! — Für mich aber, „Heſperus“, biſt du nun wohl untergegangen — du zogeſt bisher neben dem Erdball wie mein Nebenplanet, wie meine zweite Welt, auf die meine Seele ausſtieg, indeß ſie den Körper den Stößen der Erde ließ — aber heute fällt mein Auge traurig und langſam von dir und dem weißen Blumenflor, den ich um deine Küſten angepflanzt, auf den naßkalten Boden herab, wo ich ſtehe — und ich ſehe uns alle von Kühle und Abend umgeben — weit von den Sternen abgeriſſen — von Johanniswürmchen beluſtigt, von Irrwiſchen beunruhigt — alle einander verhüllt, jeder einſam und ſein eigenes Leben nur fühlend durch die warme pulſirende Hand eines Freundes, die er im Dunkeln hält — — —

Doch, es wird ein anderes Zeitalter kommen, wo es licht wird, und wo der Menſch aus erhabenen Träumen erwacht und die Träume — wieder findet, weil er nichts verlor, als den Schlaf. —

Die Steine und Felſen, welche zwei eingehüllte Geſtalten, Nothwendigkeit und Laſter, wie Deukalion und Pyrrha hinter ſich werfen nach den Guten, werden zu neuen Menſchen werden. —

Und auf dem Abendthore dieſes Jahrhunderts ſteht: Hier geht der Weg zur Tugend und Weisheit; ſo wie auf dem Abendthor zu Cherſon die erhabene Inſchrift ſteht: Hier geht der Weg nach Byzanz. — —

Unendliche Vorſicht, du wirſt Tag werden laſſen. —

Aber noch ſtreitet die zwölfte Stunde der Nacht: die Nachtraubvögel ziehen; die Geſpenſter poltern: die Todten gaukeln; die Lebendigen träumen.

In der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche 1791.

Jean Paul.

Aber welchen Eindruck machte nun das Manuſcript gleich auf Freund Otto. Das Buch ſchloß mit den Worten: „O ruhe, ruhe! . . . Ach den ewig erſchüt-

„terten Buſen des Menſchen ſtillt nur ein Schlaf, ent„weder der irdiſche oder der andere . . . !"

Als Otto das Manuſcript geleſen, ſchrieb er tief erſchüttert, entzückt und beſeligt zurück:

„Theurer, theurer Freund!

„Ich bin bis zu den Worten Deines Buches gekommen: „Es ruht," und ich möchte die Stimmung, in die es mich geſetzt hat, und mit der ich noch auf der letzten Seite deſſelben ruhe, mit den Worten ausdrücken: „Es ruht" — Sie ſcheinen mir die Erhebung über die Welt, die Erhebung zur Tugend, die Erhebung zu großen, tugendhaften und guten Menſchen und die in Liebe ſich auflöſende Bewunderung des Verfaſſers, meines Freundes, den Stolz auf und die Liebe zu dieſem; ſie ſcheinen mir Alles auszudrücken, was ich ſagen wollte und was ich ſelbſt nicht weiß, und was ich nicht finden, nicht feſthalten kann unter dem wechſelnden Gewühl, das auf mich andringt und mich zerſtreut und mich feſſelt, das, wie die Ewigkeit, kommt und flieht. Indem ich die Worte: „Es ruht" zum Anfang deſſen mache, was ich Dir jetzt hinſchreibe, ſo fühle ich mich doch des Dranges ein wenig lediger, mit dem mich Alles von einem Anfang zurückhielt. Ich ſage daher nochmals: mein Herz ruht, und denke meinen unbeſchreiblichen Zuſtand geſchildert zu haben. Es ruht im Beſtreben nach Veredlung. In dieſem höchſten einzigen Ziel, in dieſem reinen ſchönen Eindruck der Darſtellung einer himmliſchen Seele, die ſich ausgegoſſen, ſichtbar gemacht, mitgetheilt hat in vielen Schöpfungen, in vielen aus dem Himmel herabgezauberten Menſchen, in Verachtung der Thorheit, in der Schonung der verblendeten, fehlenden, ſchwachen Menſchen, in der Bewunderung der erhabenen, in der Verachtung, Ertragung und Liebe der Welt —; in dem Anhören dieſer nur Geiſtern verſtändlichen Geiſterſprache ruht das Herz nach dem Leſen Deines Buches. Ich darf und ich muß es Dir ſagen, daß es an den höchſten Probirſtein gehalten werden kann, und daß es die Goldprobe davonträgt. Es athmet überall jenen heiligen, über die „unſichtbare Loge", wie über die überirdiſche eine und unzertheilbare Kirche ausgegoſſenen Geiſt des Himmels, der Menſchen, der Gottheit, der veredelt und Edelmuth verkündigt, der Bewunderung und Liebe und an fremder Tugend eigene erweckt, der die Menſchen an Menſchen, und dieſe wieder an den Himmel zieht, und Alles mit dem allmächtigen Arme der Gottheit umſchlingt, Alles mit ihrem Lebens- und Schöpfungsodem durchdringt. Es athmet den Geiſt der Humanität, verkündigt, wie Paulus, die unſichtbare, überall gefühlte Gottheit. Was Du ſelbſt oft geſagt und was Du ſelbſt zur Bedingung der Heiligſprechung gemacht haſt, daß ein Buch den ganzen Menſchen ergreifen, feſthalten, umwenden, daß es gleichſam Stillſtand und einen Anfang zum Guten ſetzen müſſe, dieſes höchſte, ſtrenge Kriterium, nach dem, leider! Jeder vergebens und mit ewiger Verzweiflung ringt, der nicht ſich ſelbſt veredelt, und unbewußt ſich veredelt und veredelnd darſtellt — dieſes Kriterium richtet und ſpricht das Urtheil der Heiligkeit und der Beſeligung über Dein Buch. Wem es nicht gelingt, das Kunſt-Ideal, das er darſtellt, zum eigenen, unbewußt und mit Malers Vorliebe angebrachten Gemälde, — wem es überhaupt nicht gelingt, das Ideal zu portraitiren und das Portrait zu idealiſiren, dem wird es nie gelingen, ein Ideal für die Bewunderung und für die Nachahmung zu entwerfen. Wer aber unbewußt ſeine eigene Anbetung der Menſchheit, ſein eigenes, oft mißlingendes Beſtreben nach Tugend und Veredlung, ſeine eigene, ewig feſtgeſtellte Menſchenachtung und Liebe, ſein tiefes Gefühl des Unbefriedigten, des Unvollkommenen, des ewigen, ſehnſüchtigen Verlangens, des ewigen Ringens nach Ruhe, ſeine Verachtung des eitlen, menſchlichen Drängens und Rennens, ſeine Schonung der Menſchenſchwachheit, ſeine Vergebung fremder, bei der ſchmerzlichen Kenntniß der eigenen Fehler ſehen läßt, — der allein erhält die ſchriftſtelleriſche Bürgerkrone und den hohen Preis, daß der Leſer beim Weglegen ſeines Buches — aufgelöſt, zerſchmelzt, geſättiget und verlangend, ruhig und beruhigt, genießend und wünſchend, unter ſehnſuchtsvollen Erhebungen von der Erde, unter hoffnungsvollem Ringen nach Tugend und Hoheit, — im Genuß der Freude, für ſeinen Zuſtand irgend einen Ausdruck, für ſein Gefühl ein Wort gefunden zu haben, zu ſeinem eigenen Herzen ſagen kann: Es ruht! Es ruht!“

So ſchrieb begeiſtert Otto dem Freunde; aber . . . er ſchrieb nicht nur ſo, er dachte von jetzt auch nur in der Seele des Freundes das hohe Gefühl eines unſterblichen Lebens, welches jener errungen, und daß ihm die Freundſchaft ſelbſt mit hinüberhöbe im Geiſte zu ihm, der neben den großen Männern jedes Zeitalters den Platz verdiene!

Jean Paul las des Freundes Brief mit Thränen der Freude, dann . . . lief er zu ihm und zwei unendlich glückliche Menſchen lagen einander in den Armen.

Ein jüdiſches Banquierhaus

„Iſt das Geſchäft abgeſchloſſen?“ — frug Madame Emanuel ihren Gatten, der eben den Herrn Baron von Forgasz bis zur Thüre ſeines Comptoires geleitet und höflich verabſchiedet hatte, jetzt aber — durch das Comptoir zurückkehrend — in ſeine eigene Schreibſtube trat.

„Ja!“ — entgegnete der Banquier — „es iſt abgeſchloſſen und —“ hier ſchloß er ſelbſt die Thüre und die beiden Schiebfenſter über ſeinem Pulte und über dem Zahltiſche, die das Privatkabinet des Prinzipals mit dem Comptoire verbanden, — „und . . . wir werden einen ſchönen Nutzen daran haben.“ —

„Hat er das Gut verſchleudert?“ — frug die Dame mit augenſcheinlicher Spannung weiter.

„Keineswegs!“ — verſetzte der Banquier. — „Im Gegentheile, ich zahle ihm einen hübſchen Preis; aber ich habe ein weit beſſeres Angebot auf das Gut.“

„Und warum verkauft er die ſchöne Liegenſchaft?“

„Warum?“ — wiederholte der Mann — „weil er, wie die meiſten Seinesgleichen, durch ein wildes verſchwenderiſches Leben ſein übriges Vermögen durchgebracht.“

„Und Du giebſt?“

„Neunzigtauſend Gulden.“

„Und der Markgraf zahlt?“

„Hunderttauſend und zehntauſend Gulden Kaufgeld!“

„Gott erhalte den Markgrafen!“ — ſagte die Dame — „er iſt ein edler und großmüthiger Herr!“

„Nein, Deborah!“ — verſetzte hier Banquier Emanuel ruhig. — „Er iſt hier ebenfalls ein Verſchwender und hat, ſeinen gedrückten Unterthanen gegenüber, ſehr Unrecht, ſo in den Tag hinein, das Geld, blos um einer Laune willen, wegzuwerfen.“

„Was wirft er weg?“

„Die zehntauſend Gulden, die er mehr giebt, als das Gut werth iſt, und die anderen zehntauſend Gulden, die ich als Kaufgeld erhalte.“

„Gott ſoll behüten!“ — rief die Dame erſchreckt — „Emanuel, wo iſt Dein Verſtand? willſt Du nicht dem Herrn das Kaufgeld erlaſſen?“

„Nein!“ — ſagte der Banquier mit der ihm eigenen Ruhe. — „Es iſt ein abgeſchloſſenes Geſchäft, und . . . würde ich das Geſchäft nicht gemacht haben, ſo hätte es eben ein Anderer gemacht, da ſich Sereniſſimus auf den Beſitz dieſes Gutes capricirt. Soll ſomit das Geld doch hinausgeworfen werden, ſo wäre es thöricht, wenn wir nicht die Hände aufhielten. Aber laß uns die Zeit nicht verlieren — Zeit iſt Geld! Während ich an den Markgrafen ſchreibe, lege Du dreißigtauſend Gulden zurecht. Es iſt eine à Conto-Zahlung, die der Baron heute noch in Empfang nimmt, wahrſcheinlich um mit dem größeren Theile die zudringlichſten Gläubiger zu befriedigen.“

„Gott behüte!“ — ſagte die Dame — „ſind das Menſchen!“

Banquier Emanuel ſetzte ſich jetzt an ſeinen Pult, um zu ſchreiben, während ſeine Gattin die Eiſenthüre eines feuerfeſten Gewölbes öffnete, welches in das Privatcomptoir ihres Gatten mündete und den Vorrath des Hauſes an Geld, Staatspapieren und Precioſen barg.

Wenige Minuten darauf hatte ſie den Zahltiſch mit Rollen belegt, und jetzt glitten die Goldſtücke mit einer Schnelligkeit durch ihre zählenden Finger, die eine ungemeine Uebung verriethen; nichts aber, als ein leiſes Vordrehen des rechten Ohres, gab es kund, daß auch die Gehörnerven der fleißigen Frau ſo geübt waren, um, trotz des ſchnell auf einander folgenden Anklingens der Stücke, zu hören, ob ein falſches darunter ſei.

Aber . . . die gute Frau hatte ja auch in ihrem Leben ſchon manches Hunderttauſend durch ihre Finger laufen laſſen. Niemand freilich ſah es ihr jetzt an, daß ſie einſt die Tochter eines armen Landkrämers geweſen, die ein kleiner Gütermakler heimgeführt. Es war indeſſen wahrlich keine Schande für das junge Pärchen, daß es ſich ſo raſch und ſo tüchtig durch Fleiß und Sparſamkeit hinaufarbeitete. Das ſinnbildliche Bewerfen deſſelben am Hochzeitstage mit Geld und Weizen verwirklichte das Glück in der That: der junge Makler und Unterhändler — ein Mann von Kopf und Zuverläſſigkeit — ward bald Güterverkäufer und, ſchon nach den zehn erſten Jahren ſeiner Ehe, Banquier in Baireuth.

Uebrigens lag in Emanuel auch mehr als gewöhnlicher Handelsgeiſt; — ja, geſtehen wir es offen, er *war eine edle geniale und außerordentliche Natur*, die nicht nur zu arbeiten, zu ſparen und Geld anzuhäufen wußte, ſondern ſich auch, aus ſich ſelbſt heraus, bildete. Trefflich kam ihm dabei ein ungemein ſcharfer Blick für das Leben und ſein häufiger Geſchäftsumgang mit hochgeſtellten und gebildeten Menſchen zu ſtatten. Fand er nun hier Gelegenheit ſich äußerlich abzuſchleifen und der Erſcheinung eines gebildeten Mannes gerecht zu werden, ſo vollendete er dieſe Bildung, ſo weit er konnte, auch nach Innen. Gab ihm doch bald das raſch erworbene Vermögen eine unabhängige Stellung, und mit dieſer die Gelegenheit, nach vollendeten Geſchäften, auch ſeinem Hang nach geiſtiger Ausbildung durch Leſen guter Bücher nachzukommen.

Jetzt war Banquier Emanuel nicht nur als Geldmann und Hofagent eine der erſten Perſönlichkeiten Baireuths, ſein Haus war ſogar der Mittelpunkt des dortigen feinen Lebens, während ſein Kopf und ſein Wort weit und breit als moraliſche Macht galten. Dabei entſprach das Aeußere ſehr ſchön dem Inneren.

Emanuel war in ſeinen Zügen unverkennbar Iſraelite, wovon die, indeß nicht übermäßig gebogene Naſe und die ſtark aufgeworfenen Lippen zeugten. Aber der Ausdruck ſeines Geſichtes und ſeiner Augen war ſchön — voll Leben und Geiſt — den auch ſchon die hohe Stirne kündete. Ein milder Ernſt, oder, wenn man will, eine ernſte Freundlichkeit lag über ſeinen Zügen und ſeiner ganzen Perſon, und doch hob dieſe wieder ein faſt fürſtlicher Anſtand. Er beſaß ein ſo feines und nobles Weſen, daß er, ohne zu verletzen, Jedem imponirte, der mit ihm in Berührung kam, er mochte nun den höheren oder den niederen Ständen angehören.

Wenn Emanuel auf ſeinem prächtigen Pferde — es war ein wunderſchöner Goldfuchs — ausritt, ſaß er wie ein kleiner König auf dem Thiere und ſein Grüßen war dann von einem ſolch' feinen Anſtande, daß ihm manche Dame ſchon zu Gefallen ging, nur um von ihm gegrüßt zu werden.

Auch ſein Anzug — ganz ungeſucht, aber eben ſo fein als reinlich, — verrieth den Mann von Welt. Den Mann von Geiſt und ſittlichem Gehalt aber verrieth etwas anderes: es war jene innere Würde, und jenes Selbſtgefühl, welche man häufig bei den höheren Naturen unter den Iſraeliten — namentlich da, wo auf denſelben noch Druck liegt, — findet. Ihr Stolz und ihr beſſeres Ich empören ſich dagegen, den Schein zu tragen, als drängten ſie ſich dem herablaſſenden Wohlwollen oft ſelbſt der beſten und edelſten Bekenner der chriſtlichen Religion, deren engherzige Vorurtheile ihre Nation niederdrücken, auf, und die gerade — je höher ſie über dem Formenweſen des Glaubens ihrer Religionsgenoſſen ſtehen — nur um ſo feſter und mit edlem Trotz an dieſem Glauben ſelbſt halten. So ließ ſich Banquier Emanuel von allen Menſchen — ſelbſt von Höher- und Höchſtgeſtellten — doch ſtets mehr aufſuchen, als er ihnen entgegenkam.

Eine ſo gewählte, ſichere und wirklich hohe Stellung im geſellſchaftlichen Leben nahm nun freilich ſeine Gattin, Deborah, nicht ein. Sie war eine äußerſt geſcheidte und gewürfelte Frau im Geſchäftsleben, da ſie ſchon als Mädchen dem Vater in dem Betriebe ſeines Geſchäftes geholfen, und ſeit ihrer Ehe das ihres Mannes lange mit ihm, als einziger Commis, getheilt hatte. Ja, ſie war ſo ſehr an ein geſchäftliches Leben gewöhnt,

— ihre Seele wohnte ſo ganz in dieſer Art Beſchäftigung, daß ſie ſelbſt jetzt noch ihrem Manne fortwährend an die Hand ging und — obgleich Emanuel nun ein größeres Comptoir-Perſonal hielt — die Stelle des Kaſſirers völlig ausfüllte.

Damit aber war der Kreis ihrer geiſtigen Thätigkeit auch abgeſchloſſen, und da von Jugendbildung bei ihr keine Rede ſein konnte — ſo wenig wie von einer ſpäteren Nachbildung aus ſich ſelbſt — ſo beſchränkte ſich ihre äußere Erſcheinung auf jenen oberflächlichen Schliff, welchen ihr die beſſeren Verhältniſſe und der Umgang mit ihrem Gatten und anderen gebildeten Menſchen gegeben.

Dabei war ſie, trotz ihrer achtunddreißig Jahre, noch immer eine ganz hübſche Frau: nicht groß zwar, aber von bedeutender Körperfülle und hervorragenden Formen. Dunkele lebhafte Augen und dichtes ſchwarzes Haar deuteten, wie ihre Züge, auf den orientaliſchen Urſprung, — das ſeidene Kleid, die Spitzenhaube und die ſchwere goldene Kette um den Hals auf Sinn für Luxus, den Emanuel übrigens in ſeiner Umgebung — wenn auch ohne Uebertreibung — verlangte. Mit dem Hausweſen machte ſie ſich jetzt nichts mehr zu ſchaffen, dies gehörte in das Departement einer eigens dazu angeſtellten Haushälterin. Nur mit Recha — ihrem einzigen, jetzt achtzehnjährigen Kinde, — beſchäftigte ſie ſich noch viel und gern, da Recha ihre Freude und ihr Stolz war, und — gehoben und getragen durch die vortreffliche Erziehung, die der Vater dem, in jeder Hinſicht herrlich begabten Kinde ertheilen ließ — in der That auch zu ſein verdiente. Außerdem verband die kleine Familie ein eben ſo ſtreng ſittlicher Geiſt, als innige Liebe und jenes ſchöne, faſt noch patriarchaliſche Familienleben, was man ſo viel unter den Iſraeliten und ſo wenig bei den Chriſten findet. — — —

Emanuel hatte jetzt ſein Schreiben an den Markgrafen geendet und Deborah die bezeichnete Summe aufgezählt und zum dritten Male richtig befunden. Eben rechnete ſie im Kopfe die Coursdifferenz aus, die dem Geſchäfte die Zahlung in Gold bringen mußte, als aus ziemlicher Entfernung — wohl aus einem Zimmer des erſten Geſchoſſes — eine ſchöne weibliche Stimme erſchallte: es war ein Lied von Benda, was mit Klavierbegleitung geſungen wurde.

Ein freudig-ſtolzes Lächeln flog bei dieſen Tönen über das Antlitz Deborah's.

„Gott!“ — ſagte ſie nach einigen Minuten zu dem Gatten gewandt — „hör' nur, Emanuel, wie Recha ſpielt und ſingt. Sollt' man nicht denken, ſie hat zwanzig Finger, ſo geht das über's Klavier!“

Der Banquier legte ruhig die Feder nieder und hörte nach Spiel und Sang.

„Ja!“ — ſagte er dann, und auch ſeine Züge ſpiegelten eine ſtille Freude wieder — „Recha leiſtet in der Muſik Treffliches. Nur liegt, meiner Anſicht nach, das Treffliche ihrer Leiſtungen weniger in der äußeren Fingerfertigkeit — die ihr allerdings auch eigen iſt — als in der Tüchtigkeit ihres Spieles, in dem Gefühl ihres Vortrages und der vortrefflichen geiſtigen Auffaſſung der Compoſitionen.“

„Alle Welt iſt von ihr entzückt!“ — meinte die Mutter.

„Und ich!“ — ſagte Emanuel, den Brief unterzeichnend, — „ich wäre entzückt, wenn die Welt dies Entzücken mehr bei ſich behielte. Die Leute verderben mir das Kind.“

„Wer kann da kalt bleiben!“ — rief die Mutter. — „Iſt ſie nicht ein Genie? Sie ſpielt Klavier und ſingt wie ein Gott; . . . ſie zeichnet, ſie malt, ſie ſpricht engliſch, franzöſiſch und italieniſch. Emanuel! ſie iſt mir faſt zu viel Künſtlerin!“

„Künſtlerin?“ — wiederholte der Banquier und ſchüttelte den Kopf — „nein, Mütterchen, das iſt ſie gar nicht. Bis zur Künſtlerin hätte ſie noch weit; aber das ſoll ſie ja auch gar nicht werden.“

„Nun!“ — rief die Dame — „ich meine nicht für Geld!“

„Freilich! aber auch ſo nicht,“ — verſetzte Emanuel — „Recha hat das Geſchick auf eine geſellſchaftliche

Stufe geſtellt, die ihr erlaubt, die Jugend ſpielend hinzunehmen. Von dieſem ſeltenen Glück mag ſie Vortheil ziehen; nur ſoll ſie mir keines jener unſeligen Weſen werden, die, ſelbſt oberflächlich an Herz und Geiſt, die Spiele der Jugend für den ganzen Inhalt des Lebens, die ſchimmernde Oberfläche deſſelben für ſeinen eigentlichen Werth und ſeine vollwichtige Bedeutung nehmen. Tritt für ſolche Weſen dann einmal der Ernſt des Lebens heran, verlieren ſie Kopf und Halt und ſind namenlos unglücklich.“

„Nun!“ — meinte die Frau des Banquiers — „wie ſoll Recha unglücklich werden können? iſt ſie doch reich, ſehr reich und wirbt doch Herr Enoch Veith um ſie, — — ein ausgezeichneter junger Mann, ſo brav wie Einer und von ſchönem Vermögen.“

„Deborah!“ — ſagte hier der Banquier, indem er aufſtand, ſeiner Frau ſanft auf die Schultern klopfte und ſie liebevoll anſah — „waren wir reiche Leute, als wir uns heiratheten?“

„Nein!“ — entgegnete die Befragte — „wahrlich nicht!“

„Und waren wir deshalb unglücklich?“

„Wie Du fragſt, Emanuel! ... glücklich waren wir, und, bei all' unſerer wenigen Habe, froh wie in Abraham's Schooß.“

„Und vor vier Jahren?"

„Waren wir reich."

„Als aber unſer Söhnchen, das wir ſo ſehr liebten, ſtarb?"

„O, Emanuel, Emanuel, woran erinnerſt Du mich?" — ſeufzte hier die Mutter und Thränen traten in ihre Augen. — „Ich möchte die Tage nicht wieder erleben."

„Nun denn, Deborah!" — fuhr der Banquier milde fort — „ſo haſt Du ja an Dir ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß man vermögend . . . und doch recht unglücklich ſein kann. Aber in einem geb' ich Dir recht: Der junge Veith iſt ein tüchtiger, gebildeter und braver Mann; er kann als Gatte zu dem Glück unſeres Kindes viel beitragen, doch hängt die Hauptſache immer von ihr ſelbſt ab. Wenn's da innen" — der Banquier klopfte auf ſein Herz — „nicht zufrieden und heiter ausſieht, dann hilft alles andere nichts."

„Nun!" — meinte die Dame — „ich denke, die Beiden haben ſich auch gern; obgleich das zu einer glücklichen Ehe nicht nöthig iſt. Haben wir uns doch nicht gekannt, bis zum Tag unſerer Hochzeit."

„Es war Glück!" — ſagte der Banquier — „und Du warſt ein gutes fleißiges und braves Weib. Aber die Welt hat ſich jetzt auch geändert und Recha iſt anders erzogen, als wir."

„Gott!" — fiel hier die Mutter mit ſtrahlendem

Antlitze ein — „wenn Du ſie geſtern mit der Fürſtin Lunowsky hätt'ſt engliſch reden hören, Du wärſt außer Dir gekommen.“

„Ich hätte ſie ja nicht verſtanden!“ — ſagte lächelnd der Banquier.

„Ich verſtand ſie doch auch nicht!“ — verſetzte die Dame — „aber es ging wie der Wind.“

„Nun!“ — meinte Emanuel heiter — „wenn nur die ganze Sache nicht Wind iſt. Die meiſten der jungen vornehmen und reichen Dämchen machen das Alles auch ſo. Sie ſpielen Klavier: d. h. ſie verſtehen ſich in Geſellſchaft nach langem Bitten und Nöthigen dazu, den Anweſenden ein oder zwei muſikaliſche Paradepferde vorzureiten. Von Gefühl und Seele iſt dabei nicht die Rede, auf einige Schnitzer und ein geniales Herunterhudeln kommt es auch nicht an, . . . die Artigkeit erfordert ja doch am Schluſſe einen Applaus. Aber wehe ihnen, wenn ſie von einem ſolchen dreſſirten Schulpferde auf ein anderes Roß ſteigen ſollten. Nicht einen Ländler vermögen ſie dann, ohne ihn zu verhacken, herunter zu ſpielen.“

„So iſt Recha nicht!“

„Und mit den Sprachen“ — fuhr der Banquier fort — „geht es wahrlich nicht beſſer. Zehn Jahre nehmen ſie Unterricht ... um ... wenn ſie einmal ſprechen ſollen, verblüfft dazuſtehen und „Oui Monsieur!“ oder „Yes!“ ſagen zu können.“

„So iſt's mit Recha nicht!“ — wiederholte die Mutter — „die Frau Fürſtin waren entzückt und baten Recha, ſie zu beſuchen und mit ihr den . . . nun den . . .“

„Shakeſpeare vielleicht?“

„Ja, . . . den zu leſen. Du weißt, Emanuel, ſie lieſt blos Engländer, weil ſie einmal einen heirathen wollte.“

„Sie iſt allerdings eine hochgebildete und ſehr liebenswürdige Dame!“ — ſagte der Banquier — „und wenn ihr Recha genügt, ſo iſt dies ein gutes Zeugniß für unſer Kind.“

In dieſem Augenblicke wurde vom Comptoir aus der Verwalter des Herrn Baron von Forgasz mit der Anweiſung auf die dreißigtauſend Gulden gemeldet.

Madame Emanuel ſchob das Glasfenſter über dem Zahltiſche in die Höhe und das Geſchäft wurde abgewickelt, während der Banquier ſelbſt ſeinen Brief einem der Comptoiriſten anvertraute, um denſelben ſofort auf das Schloß zu bringen und dem dienſtthuenden Kammerherrn zu übergeben.

Es ſchlug jetzt Mittag. Madame Emanuel ſchloß die eiſerne Gewölbthüre, legte noch ein großes, künſtlich gearbeitetes Vorhängeſchloß vor, verſuchte rüttelnd Thüre und Schlöſſer noch einigemale und ging dann dem Gatten nach dem Speiſezimmer voraus.

Das Speiſezimmer — das in jedem anderen anſpruchsvolleren Hauſe „Speiſeſalon“ genannt worden wäre — war groß, geräumig und ſehr elegant eingerichtet, nur ſtand es zu voll, um dem eigentlichen Charakter ſeiner Beſtimmung ganz und nach den Anforderungen feinſten Tones zu entſprechen.

Zwei ſchön gearbeitete Blumentiſche, die Sommer und Winter mit prächtigen und koſtbaren ausländiſchen Blumen und Pflanzen beſetzt waren — Emanuel wendete bedeutende Summen an ſeine Gärten und Treibhäuſer — zierten die beiden vorderen Ecken des Zimmers. Zwiſchen ihnen, im vollen Lichte der Fenſter, ſtand ein runder Tiſch mit Zeitungen, von bequemen Seſſeln umgeben, die mit den übrigen Fauteuils und Divans in Stoff und Farbe harmonirten. Sie waren mit ſchwerem gelbem, großgeblümtem Seidenſtoff überzogen, wie denn auch die, bis zur Erde reichenden Vorhänge von demſelben Stoffe ſtammten. Große Spiegel mit vergoldeten Rahmen deckten die Wände, die eine purpurfarbene Tapete bekleidete. Ein ſchön mit Elfenbein und Perlenmutter eingelegtes koſtbares Klavier ſtand an der Seitenwand, während die Mitte des Zimmers eine ziemlich bedeutende, jetzt ſchon vollſtändig gedeckte Tafel einnahm und den Boden ein weicher Teppich deckte.

Eine der hervorragenden geſelligen Tugenden des Hofagenten war nämlich ſeine Gaſtfreundſchaft. Nicht nur vergrößerten zwei Neffen, die er ganz erzogen und jetzt in ſeinem Geſchäfte angeſtellt hatte, ſeine Familie; ſondern ſie ward auch noch durch ein hübſches Kind in Recha's Alter vermehrt: die Tochter ganz armer jüdiſcher Eltern, die Emanuel an Kindesſtatt angenommen. Aber außer allen dieſen Köpfen fanden ſich faſt täglich auch noch Gäſte zu Tiſch, die bald die große Geſchäftsverbindung, bald die ausgedehnte Bekanntſchaft des Hausherrn herbeiführte. Feſtſtehend wurden daher jeden Tag — wenn nicht beſondere Anordnungen kamen — drei weitere Gedecke aufgelegt, um für allenfallſige Gäſte ſtets gerichtet zu ſein.

Mit dem Glockenſchlag zwölf pflegten ſich dann die Hausgenoſſen hier zu verſammeln, um die Stunde bis zum Mittageſſen in heiteren Geſprächen, mit Durchſicht der Zeitungen und im Austauſche der Gedanken zu verbringen. Der Banquier ſaß dann meiſtens in einem der Seſſel am Zeitungstiſche und las, während Recha wohl mit geübter Hand einfache Muſikſtücke, wie ſie der Vater liebte, vortrug.

Häufig vermehrte dabei in der letzteren Zeit Herr Enoch Veith den Familienkreis; heute aber waren außer ihm noch zwei Gäſte gebeten, der alte Kammerrath von Oerthel, deſſen Banquier Herr Emanuel war, und der jetzt in Baireuth angeſtellte Stadtpfarrer Morg, der indeſſen nur — Emanuel machte ſich nichts aus dem Zeloten — um Oerthel's Willen eine Einladung empfangen hatte. Von dieſen Gäſten war indeſſen noch Niemand eingetroffen, und da ſich die Hofagentin auf ihr Zimmer begeben hatte, um Toilette zu machen, traf Emanuel bei ſeinem Eintritt in das Speiſezimmer nur die junge Welt.

Alle grüßten ihn freudig, denn der Banquier wußte ſich in jedem Herzen, das ihm nahe kam, ein Plätzchen zu verſchaffen — das ſeiner Tochter gehörte ihm natürlich ganz — und ſo flog ihm Recha mit einem Kuß an den Hals.

Aber welch' eine impoſante und bedeutſame Erſcheinung war dies Mädchen! Ihre Figur war groß, ſchön gewachſen, imponirend, — gleich der Mutter in allen Formen voll und reizend ausgebildet. In jeder Bewegung lag dabei die ungezwungenſte Grazie, aber auch jenes noble, faſt fürſtliche Weſen des Vaters. Das Geſicht, voll britiſchen Ernſtes, erhielt durch die ſchön gebogene Naſe einen kühnen, hoheitsvollen Ausdruck, dem die ſtillen, aber klaren Augen — ganz im Widerſpruche mit den ſchwarzen feurigen ihrer meiſten Glaubensgenoſſinnen — den Stempel einer harmoniſch denkenden, ſich ſtreng beherrſchenden Seele aufdrückten. Die faſt männlich breite Stirne aber kündete Denkkraft, Charakterſtärke und, in den Erhöhungen nach den Seiten hin, Kunſtſinn.

Wahrlich! wie ſie ſo daſtand, im einfachen Kleide von ſchwerem ſchwarzen Seidenſtoff, einen ſchönen orientaliſchen Schmuck um Hals und Armgelenke, erinnerte ſie an Judith. Gewiß, auch der kühnſte Mann hätte kaum den Muth gehabt, ihr ſeine Liebe zu bieten! . . . Und . . . wer denn durfte außerdem ſo eigennützig ſein, mit ihrer Liebe das Geſchenk eines ganzen Himmels einſtecken zu wollen?

Auch in des Hofagenten Zügen ſpiegelte ſich jetzt väterlicher Stolz, aber er ließ ſich ihn nicht merken; nur ſein inneres Wohlgefallen gab er durch eine ſchöne gemeſſene Zärtlichkeit kund. Uebrigens verbreitete die Nähe Recha's ſtets über alle Anweſenden einen warmen bezaubernden Hauch, weil ihr Ernſt und ihr hohes Weſen nicht Stolz, ſondern weibliche Würde waren, hinter welcher ſich ein Schatz von Herzensgüte und Freundlichkeit — wie die zarten Theile der Blüthen hinter Deckblättern — bargen.

Iſt doch Würde der höchſte Triumph weiblichen Daſeins! Liebe und Achtung ſind ihre köſtlichen Früchte. Sei ein Mädchen noch ſo ausgebildet, ihr Verſtand noch ſo aufgeweckt, ihr Herz noch ſo ſanft und gut, ihr Betragen noch ſo anſtändig: zahlreiche Bewerber werden ſie zwar umdrängen, die Liebe wird ihr ihre Roſenkränze entgegentragen . . . aber ob dieſe nicht bald welken und verwelken werden? . . . wer kann es wiſſen! während — da ihre Vorzüge mehr anlocken als zurückſcheuchen — ſie nie ganz ſicher gegen Zudringlichkeit iſt. Nur wo die Glorie echter weiblicher Würde das liebliche Haupt eines Mädchens umſtrahlt: wagt es der Keckſte nicht, ſich zu nahen, hat das Leben jene höhere Weihe empfangen, die nicht blos das vermeſſene Wort und ein allzukühnes Betragen, ſondern ſelbſt den leiſeſten unheiligen Gedanken aus ihrer Nähe verbannt, — iſt die Blüthe der Liebe unſterblich.

Größer als Recha durch den Reichthum ihres Vaters, durch ihre Schönheit, durch Talente und ein glanzvolles Leben werden konnte, war ſie daher durch ihr Herz und durch dieſe echte weibliche Würde, die wie eine koſtbar duftende, ſelig berauſchende Zauberblüthe in dieſem wurzelte. Wer ſie kannte, brachte ihr Liebe, und Achtung entgegen, und in der letzten die Bürgſchaft für die Dauer der erſten. In ihrer Seele war es daher ſtets licht, ſtill, heilig und . . . freudvoll!

Aber quollen denn nicht auch wieder aus dieſem inneren Eden der Tochter die vier Segensflüſſe, die das Paradies des Familienlebens im Emanuel'ſchen Hauſe wäſſerten und tränkten?

Und ein ſchöner Abſchnitt dieſes Familienlebens war täglich die Stunde vor Tiſch, ehe Fremde und Gäſte kamen. Die Abende waren es natürlich noch mehr. Kamen keine Gäſte oder waren keine geladen, ſo dehnte ſich das heitere, gemüth- und geiſtvolle Zuſammenleben auch über die Tafel und bis zu dem Kaffee aus. Dann kam Recha nicht von der Seite des Vaters, der gern in ihrem ruhigen, ſchön bemeſſenen, zwiſchen Ernſt und ſcharfem Witz die richtige Mitte haltenden Weſen ſchwelgte und die vielen geſchäftlichen Sorgen und Anſtrengungen vergaß.

Auch heute führte ſie den Vater, — nachdem dieſer ſie auf die Stirne geküßt — zu dem Seſſel an dem Zeitungstiſche, und nahm neben demſelben Platz. Gaben doch die welterſchütternden Bewegungen in Frankreich Stoff genug zu Unterhaltung und ernſtem Nachdenken: wie denn der Name „Robespierre“ jetzt alle Welt erfüllte.

Aber die Neuigkeiten mochten heute nicht gut ſein. Die ſonſt ſo glatte Stirne Emanuel's legte ſich mehr und mehr in Falten, und ſtatt — wie gewöhnlich — die wichtigſten Nachrichten den jungen Leuten mitzutheilen und mit ihnen zu beſprechen, ſtarrte der Hofagent ernſt und ſchweigend in die Blätter.

Da erhob ſich Recha leiſe, ging, ohne zu fragen, an ihr Inſtrument, und bald entlockten ihre zierlichen Finger demſelben die Lieblingsmelodien des Vaters. O! wie hatte ſie es aber auch getroffen! Langſam ſank die

Hand des Banquiers mit der Zeitung auf den Tiſch, die Stirne glättete ſich, und als Recha ihm einen ſeelenvollen Blick zuwarf, begegnete ihr ein innig-dankbarer aus den Augen des Vaters.

Recha vollendete das angefangene Muſikſtück, dann ſtand ſie auf, ging zu dem Vater, küßte ihn liebevoll und frug: „Darf man wiſſen, was Dich eben ſo betrübt oder beſorgt gemacht hat?“

„Warum nicht, mein liebes theures Kind!“ — entgegnete Emanuel mit einem Blick voll Milde und Liebe. — „Die armen Menſchen haben mich gedauert, weil ſie der Wahn ſo oft blind macht. Man hat in Frankreich die Exiſtenz des höchſten Weſens — die man vor einem Jahre leugnete und verwarf — jetzt wieder ... dekretirt!“

Ein mitleidiges Lächeln ſpielte um Recha's ſchönen Mund, dann ſagte ſie mit einem Tone, der wahre Betrübniß kündete: — „Du haſt recht, lieber Vater, die Menſchen ſind ihres Unſinns halber zu bedauern. Dieſe Würmchen des Staubes ... verwerfen und dekretiren das Daſein Gottes!!“

„Nur Franzoſen können eine ſolche Thorheit begehen!“ — fuhr Emanuel fort: — „Unſtät, unruhig, immer zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig hin- und herſchwankend, ſind ſie keiner ſtätigen Freiheit fähig und alſo auch keiner würdig. Was ſoll das heißen: mit vorgehaltenem Bajonett predigen: „Es iſt kein Gott!“ und nach Jahresfriſt auf einem Stückchen Papier dekretiren: „Es iſt doch ein Gott!“ Wahrlich, als man in Frankreich die Vernunft auf den Thron zu erheben glaubte, da gerade war die Vernunft aus Frankreich entwichen. Was iſt denn Gott? . . . was anders, als die verſtändige Urſache der Welt! . . . Und läßt ſich dieſe wegleugnen? Das ſchwache Menſchlein, abhängig vom Stich eines Inſektes, von der Wirkung einer Pflanze, von der Miſchung ſeiner Säfte, von dem Falle eines Steines, von dem Eindringen eines Bluttröpfchens in ſein armes Gehirn . . . träumt ſich ſtolz . . . unabhängig von einem Urheber des Weltalls, und . . .“

„Kriecht nieder vor einem im Staube Geborenen,“ — ergänzte Recha — „der auf einem höheren Stuhle ſitzt . . . und . . . ihm Brod giebt!“

„Ja!“ — fuhr Emanuel ernſt, faſt wehmüthig fort — „ſo ſchwanken die Menſchen fortwährend zwiſchen Hochmuth und Kriecherei, die beide gleich kindiſch und verächtlich ſind. Wollt ihr die Beweiſe für das Daſein eines ewigen Weltengeiſtes? Nun, ich glaube, das kleinſte Gräschen liefert ihn. Adam hörte die Stimme Gottes, Noah erhielt von ihm Verheißungen, wie Abraham und Moſes: wenn Blitze über ſie hinfuhren und Donner rollten, wenn der Sturm Bäume und Felſen umherſchleuderte, und dann wieder die Luft ſanft in den Wipfeln der Bäume ſäuſelte, wenn Traumgeſtalten ſie umſchwebten, und was ihre Seele Gutes und Großes gedacht, vor ſie trat . . . ſo ſahen und hörten ſie Jehovah . . . der da war, der da iſt und ſein wird . . . und nun nennt ihn, wie ihr wollt: Jehovah, Gott, Allah, Weltengeiſt, Urheber der Welt . . . es iſt ja alles gleich! . . . nur . . . betrachtet euch als Menſchen und Brüder unter einander . . . und . . . handelt nach ſeinem und dem Geſetz in eurer Bruſt!“

Emanuel ſtand erregt auf, da trat die Gattin in ſchwerſeidenem Gewande rauſchend und reich geſchmückt ein und verkündete, daß der Kammerrath und der Stadtpfarrer die Straße heraufkämen.

So war es allerdings und die Beiden machten eine ſonderbare Gruppe: der alte Oerthel paradirte im beſten Anzuge und in der beſten Laune, da ihn das heutige Mittageſſen nichts koſtete, nicht einmal ein Trinkgeld an die Dienerſchaft, denn lieber hätte ſich der Kammerrath den kleinen Finger abgebiſſen, als ein ſolches gegeben.

Eben ſo freudeſtrahlend war aber auch Pfarrer Morg, denn ſo ſehr er die Juden aus chriſtlich-frommem Bewußtſein verachtete und haßte, ſo ſehr fühlte er ſich doch durch die Einladung des reichen und angeſehenen Banquiers und Hofagenten geſchmeichelt.

Morg ging daher mit dem Kammerrath mitten in der Straße, damit Jedermann ſehe, wohin er ſich begebe. Auch blieb er, die Hände auf den Rücken gelegt, alle drei oder vier Schritte ſtehen, ſich fortwährend im Sprechen wie auf der Kanzel nach vorn und hinten ſchwenkend und tief verbeugend. Der Kammerrath war ja eben „Kammerrath," ein adliger Herr und Gutsbeſitzer und reich genug, um in die Kategorie der mit zahlloſen tiefen Bücklingen zu Ehrenden zu gehören. Dabei ſprach Morg, ſeiner Gewohnheit nach, ſo laut und ſo gewaltig im Kanzeltone, daß man es in allen Häuſern hörte, was den doppelten Vortheil hatte, daß ſich, einmal, eine Menge Fenſter öffneten und Morg auf dieſe Weiſe gewiß geſehen wurde, der Pfarrer dann aber auch von vielen Seiten Grüße und Verbeugungen empfing und mit würdevoller Verneigung danken konnte. Aus allem dem ward ja ſeine Popularität kund, was ſein chriſtlich-frommes Bewußtſein nicht wenig hob.

„Ja!" — ſagte er eben jetzt, mitten auf der Straße wieder ſtehen bleibend und ſich würdevoll und tief gegen den Kammerrath neigend, während ſeine auf dem Rücken liegenden Hände den, mit einem großen goldenen Knopfe gezierten Stock ſpielend drehten — „Ja! es ſind ausgezeichnete Leute, dieſe Emanuels. Es iſt nur Schade, daß ſie Juden ſind. Ich, mein verehrteſter Herr

Kammerrath und früherer Kirchenpatron," — es folgte hier von Seiten Morg's eine abermalige tiefe Verbeugung — „ich betrete ſonſt kein jüdiſches Haus, da dies gegen mein chriſtlich-frommes Bewußtſein geht; allein" . . . er ging hier zwei Schritte weiter, um dann wieder ſtehen zu bleiben, . . . „hier glaube ich es des Anſtandes halber verantworten zu können und dient meine Nachſicht zugleich als ein ſchönes Beiſpiel chriſtlicher Toleranz."

„Nun, man kann immer dort ſpeiſen!" — meinte der Kammerrath — „die Küche iſt gut und alles in Fülle. Ich möchte nur die Hälfte von dem einzunehmen haben . . ."

„O!" — rief hier Morg ſo laut, daß in den nächſten Häuſern die Leute erſchrocken an die Fenſter eilten — „O! Sie, mein verehrteſter Herr Kammerrath, ſind ja ſo reich . . ."

„Man hat immer Noth mit dem Auskommen; aber ſollten ſich dieſe Emanuel's denn nicht bekehren laſſen? Es wäre das vielleicht ein gutes Geſchäftchen für Sie, Herr Stadtpfarrer!"

„Wenn der Herr ihre Seelen erleuchten wollte!" — rief Morg wie auf der Kanzel, ſo daß ein Rudel Gaſſenjungen erſtaunt und mit offenen Mäulern ſtehen blieb — „ſo würde dies mein chriſtlich-frommes Bewußtſein entzücken. Aber, mein verehrteſter Herr Kammerrath und vormaliger Kirchenpatron," — hier blieb Morg ſtehen und ſenkte das etwas zur Erde geneigte Haupt tief und mit Würde — „es ſcheinet mir noch viele Verſtocktheit in dieſen, von irdiſchem Mammon geblendeten Seelen. Ja, wenn ich mich nicht täuſche, beſitzen ſie ſogar einen gewiſſen Stolz auf ihr verwerfliches Judenthum."

„Na!" — meinte der Kammerrath — „wenn Emanuel kein Jude wäre, hätt' er es auch nicht ſo weit gebracht. Ich möchte nur die Hälfte von dem haben, was er jährlich an mir verdient und um was er mich und andere übernimmt."

„Es iſt kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr im Hauſe Iſrael!" — meinte Morg und blieb ſtehen.

„Er ſoll heute das ſchöne Gut des Baron Fergasz zu ſiebenzigtauſend Gulden gekauft und für hundertunddreißigtauſend Gulden an den Markgrafen verkauft haben."

„Die Reichen und Vornehmen theilen ſich in das Blut des Volkes!" — ſagte Morg ſalbungsvoll — „aber des Herren Hand wird über ſie kommen."

„Wären ſechzigtauſend Gulden Gewinn an einem einzigen Kauf und Verkauf!" — rief der Kammerrath mit einem Blick in dem der Dämon des heißhungerigſten Neides ſaß.

„Ja, die Sünde häufet den Mammon" — entgegnete Morg — „aber die Sünder . . ."

Hier waren ſie dem Emanuel'ſchen Hauſe zu nahe gekommen, um zu vollenden. Morg machte noch vor dem Eingange in daſſelbe unter verſchiedenen Bücklingen einen längeren Halt, damit jeder Nachſehende in der Straße ſich genau zu überzeugen vermöge, daß er heute bei dem . . . Banquier und Hofagenten ſpeiße. Dann legte er ſeine Züge in einen aus Würde und Ergebenheit zuſammengeſetzten Ausdruck und trat nach dem Kammerrath ein, nicht ohne ſchon unter der Thüre — gewiſſermaßen dem Hauſe des Banquiers — eine unverhältnißmäßig tiefe Verbeugung zu machen.

Emanuel empfing die beiden Gäſte mit jener ruhigen Artigkeit, welche die echte Würze der Gaſtfreundſchaft iſt und ſich dabei doch nichts vergiebt.

Morg kam aus ſeinen Bücklingen gar nicht heraus; aber während er ſich gegen den Banquier, ſeine Gattin und Tochter, ſo wie gegen die übrigen Anweſenden zahlloſe Male verbeugte, und in ſalbungsvoll-ſchmeichleriſchen Reden erſchöpfte, lag doch auch zugleich ein Ausdruck von geiſtlichem Hochmuth in ſeinen Zügen, der einem ſcharfen Auge ſogar wie leichter Hohn ſcheinen mußte. Alles aber war übertrieben bei ihm und auf Effect berechnet! — So ſagte er jetzt im Kanzeltone zu der Gattin des Hofagenten, indem er mit einer tiefen

Verbeugung ihre Hand erfaßte und an die Lippen führte — obgleich er dabei nur ſeinen eigenen Daumen und nicht die Hand der Jüdin küßte, . . . er machte es, der Komödie wegen, bei all' ſeinen Täuflingen mit deren Stirnen eben ſo: — „Schöne, reizende Frau, Sie müſſen mir, meine Gnädige, verrathen, wie Sie es anfangen, von Tag zu Tag ſchöner und jünger zu werden!“

Die Hofagentin war Frau genug, um die Artigkeit mit einem wohlgefälligen Lächeln hinzunehmen, obgleich ihr natürlicher Verſtand ſie das Uebertriebene dieſes Complimentes richtig erfaſſen ließ. Weniger glücklich war der Stadtpfarrer bei Recha, die, ohne die Formen des Anſtandes im geringſten zu verletzen, kalt wie Eis erſchien und blieb. Ihr Herz war deshalb doch weich und warm. Verachtung aber war für daſſelbe der Gefrierpunkt, und ſie verachtete jeden Menſchen, der eine heilige Rolle im öffentlichen Leben abſpielte, um im Stillen und Geheimen ſeiner eigentlichen unheiligen Rolle nur um ſo treuer zu bleiben. Ihre Wahrheits- und Rechtlichkeitsliebe konnte ſie dann, gegenüber ſolcher „Rollenmacher,“ — wie ſie derlei Menſchen nannte — faſt hart und abſtoßend werden laſſen, ſo mild, ſo theilnehmend, ſo fein und menſchenfreundlich ſie ſonſt auch war. Als Kind platzte ſie dann wohl mit ihrem Unwillen und ihrer entſchiedenen Abneigung heraus. Erſt die Jungfrau fand auch hier im Vorbilde des Vaters und im eigenen, vom Verſtande geleiteten Schicklichkeitsgefühl, das rechte Maaß und die vom Leben gebotene kalte Zurückhaltung. Und hätte ſie hiefür keine Studien im Kreiſe ihrer Freundinnen machen ſollen? Man lernt Verſchwiegenheit und Zurückhaltung am meiſten unter Menſchen, die keine haben . . . wie Plauderhaftigkeit unter Verſchwiegenen.

Der Kreis erweiterte ſich jetzt noch durch Herrn Enoch Veith, einen anſtändigen jungen Iſraeliten im Niveau der Gewöhnlichkeit, dem von Morg nur eine würdevolle Halbverbeugung zufiel, während ihn die Familie mit Herzlichkeit begrüßte. Oerthel und Emanuel waren in geſchäftliche Geſpräche gerathen; die jungen Leute ſchwatzten unter ſich; Veith und Recha ſprachen von gleichgültigen Dingen, um Ungleichgültiges — nicht zu berühren; ſeine Hochwürden aber erſchöpften ſich faſt in Bewunderung der herrlichen und ſeltenen ausländiſchen Blumen und Pflanzen, welche die beiden Blumentiſche trugen, die er eben an der Seite der Hofagentin beſchaute.

„Süperbe! wunderſchön!“ — rief Morg pathetiſch. — „Wie herrlich dieſe lanzettförmigen Blätter gefleckt ſind . . . und dieſe purpurrothen Blüthen, die in kleinen Aehren ſtehen! . . . O! der Herr iſt doch groß in ſeiner Pracht. Meine Gnädigſte,“ — Morg verbeugte ſich hier tief vor der Hofagentin — „ich bewundere Ihren und Ihres Herrn Gemahls ſeinen und zarten Schönheitsſinn. Ich verſichere Sie" — es folgte eine neue Verbeugung — „daß ich noch nie etwas Aehnliches geſehen habe. Und was iſt das für eine Pflanze?"

„Den Namen weiß ich nicht!" — entgegnete die Gattin Emanuel's — „aber ſie iſt theuer! Mein Mann hat ſie kommen laſſen aus Algier, ſie koſtet ihm zehn Louisd'or!"

„Und wie himmliſch dieſe bezaubernde Blüthe!" — fuhr Morg fort — „wunderbar gebildet wie ein Schmetterling. O! Sie Glückliche! Welch' ein Geiſt der Feinheit und der Bildung wohnt in dieſem Hauſe!"

„Nun!" — meinte die Hofagentin — „das kleine Ding, was meinen Sie, daß es koſtet? Sechs Louisd'or . . . auf meine Ehre!"

„Es iſt eine Orchide!" — ſagte hier Emanuel hinzutretend. — „Eine der ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen. Ein Meiſterwerk und eine Originalität der Natur. Meine Frau hat vielleicht recht, wenn ſie mir bei meiner Blumenliebhaberei Verſchwendung vorwirft. Allein, ſie wird mir zugeſtehen, daß ich nur hier in dieſen Fehler verfalle. Außerdem ſind Blumen ſo recht eigentlich mein Gebetbuch. Ich ſtudiere gern in dieſen Wundern der Schöpfung die Größe und Herrlichkeit des Ewigen!"

In dieſem Augenblick ward das Eſſen aufgetragen und man nahm Platz an der Tafel.

Speiſen und Weine waren vortrefflich. Kammerrath von Oerthel kam aus der Berechnung der Koſten, welche beide dem Hofagenten verurſachen mußten — er multiplicirte ſie mit 365 — gar nicht heraus. Morg dagegen — man war auf die Begebenheiten in Frankreich gekommen — ſprach oder kanzelte ſich vielmehr über den Atheismus und die religiöſe Verworfenheit der franzöſiſchen Republikaner ſo in heiligen Eifer, daß kein anderer Menſch zu Worte kommen konnte, wobei er jede Anrede an den Banquier mit einer Verbeugung ſeines Oberkörpers verband, während die Lobeserhebungen über die trefflichen Speiſen, die er dazwiſchen der neben ihm ſitzenden Hofagentin zuwarf, mit den gleichen Bewegungen verbunden waren. Dennoch beſchäftigte ihn auch noch ein Drittes: er aß bei einem reichen und angeſehenen Banquier und Hofagenten: Stoff genug, um damit auf Wochen hinaus in allen Geſellſchaften, ja, gegen Jeden zu prahlen, der ihm in den Wurf kam. Aber die Leute waren Juden! . . . und ſo mußte doch das Eine oder das Andere aufgefunden werden, über das man zugleich bedauernd die Achſeln zucken und mit einer gewiſſen, dem chriſtlich-frommen Bewußtſein entſprechenden Verachtung herabſehen konnte. Während Morg alſo perorirte und bei Emanuel und Recha durch das ewige Verbeugen in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung Schwindel und Eckel erregte, überflogen ſeine Augen beſtändig alles was vorkam und verging. Der auf der Suppen-Terrine (der ſonſt ſehr eleganten Service) angekittete Knopf und einige beſchädigte Teller — er ſelbſt beſaß zu Hauſe keinen einzigen, der ganz geweſen wäre, — waren ein wahres Gaudium und Seelenpflaſter für ihn, manche Schnitzer und Fehlgriffe der guten Frau Deborah mit eingerechnet. Seine eigenen maſſenhaften Taktloſigkeiten und das Widerwärtige und Verächtliche ſeines eigenen Betragens entging ihm freilich, da es hinter der Nebelwolke ſeines chriſtlich-frommen und chriſtlich-ſtolzen Bewußtſeins verſank und verſchwand.

Endlich hatte Emanuel mit ſeiner ſchönen Ruhe und ruhigen Geiſtesklarheit das Geſpräch — Morg führte es ja faſt allein — von dem theologiſchen Felde (unter allen Kannengießereien waren ihm die theologiſchen die widerlichſten) auf das Politiſche hinüber geleitet. Aber Morg — an die Kanzel und das Schweigen unter ihr gewöhnt — ließ ſich auch hier die Rednerbühne nicht ſtreitig machen und ſchleuderte nun die Bannflüche auf die Republik und jeden politiſch freiſinnigen Mann.

„In Monarchien iſt Freiheit genug!“ — behauptete er jetzt, als er plötzlich zu ſeinem Erſtaunen in der bisher ſo ſtillen Recha eine Gegnerin fand. Recha hielt nämlich jetzt das Schweigen, der übergroßen Anmaßung Morg's gegenüber, für Unrecht und Schwäche. Auf dem religiöſen Gebiete hätte es ihr, von ihrer Seite aus, anmaßlich geſchienen, einem Geiſtlichen gegenüber, zu ſtreiten, zumal da er Chriſt und ſie Jüdin war; ... auf dem politiſchen ſtand ſie ihm gleich: hier galt es der einfachen Vernunft und den allgemeinen Menſchenrechten. Sie durfte ſprechen, ... mußte es, da ihre Grundſätze angegriffen waren. Sie vertheidigte daher mit eben ſo viel Ruhe als Geiſt das freie Aufſtreben und die freie Entwicklung der Völker, ſich in ihren Behauptungen und Anſichten namentlich auf Rouſſeau und Montesquieu ſtützend.

Schön war ſie dabei zum Entzücken, da der Ernſt und die Wärme, mit welcher ſie die Sache der vernünftigen Freiheit vertheidigte, eine leiſe, durchſichtige Röthe (die ſie ſonſt entbehrte) auf ihre Wangen zauberte. Ihre ſtillen, klaren Augen, ihr imponirendes Weſen, die Würde und Ruhe, mit welcher ſie ſprach, verwirrten Morg in der That. Er verfing ſich in ſeinen Behauptungen — Emanuel ſchwieg und ſah nur mit ſtiller Freude und väterlichem Stolze auf die Tochter — und retirirte ſich zuletzt auf die ſtets wiederholte Behauptung: in Monarchien ſei zur ſchönſten Entwicklung der Völker Freiheit genug. Freilich blieb er den Beweis ſchuldig. Da führte Recha einen neuen, von ihr hochverehrten Beiſtand in's Feuer, bei deſſen Namen Morg und Oerthel zugleich erblaßten.

„Ja!“ — ſagte Recha mit einem ſchönen ironiſchen Lächeln jetzt — „Sie haben recht, Herr Stadtpfarrer! Unſer herrlicher Landsmann, Jean Paul, ſagt ja auch in ſeinem „Heſperus“: „Gewiß! in Monarchien iſt Freiheit genug, obgleich in Deſpotien deren noch mehr ſein mag, als in jenen und Republiken. Ein wahrer deſpotiſcher Staat hat, wie ein gefrorenes Faß Wein, nicht ſeinen (Freiheits)-Geiſt verloren, ſondern ihn nur aus dem wäſſerigen Umkreis in einen Feuerpunkt gedrängt. In einem ſolchen glücklichen Staate iſt die Freiheit blos unter die wenigen, die dazu reif ſind, nämlich unter den Sultan und ſeine Baſſen vertheilt.“

Morg that jetzt, als ob er über das Revolutionäre dieſes Gedankens erſchrecke, und wollte eben — mit einem wahren Ketzergericht in Kopf und Herz — über den ihm, noch von Töpen her, verhaßten Dichter herfallen, als Emanuel gerade das Gegentheil that, und mit ſolch' ſchöner Wärme und Begeiſterung von Jean Paul ſprach, daß Morg verſtummte.

Aber wie lohnte Recha dieſen Erguß des theuren Vaters über einen ihr ſo hochſtehenden und lieben Dichter mit Blicken der Freude und des innigſten Dankes.

Recha — und auch Emanuel — hatten die „unſichtbare Loge," den „Heſperus" und einige der kleinen, für ſeine Hofer Freundinnen geſchriebenen Dichtungen Jean Paul's — letztere in Abſchrift — geleſen und den Autor nicht nur als ein ganz originelles Genie bewundert, ſondern auch als einen Menſchen von Geiſtesfülle, hoher Seelenreinheit und unendlicher Gemüthstiefe lieb gewonnen.

Aber auch Jean Paul hatte von Emanuel, als einer ganz außergewöhnlichen Erſcheinung in der Geſchäftswelt, gehört. Er kam dem Hofagenten ſchriftlich und auf ſehr artige Weiſe durch Ueberſendung ſeines „Heſperus' entgegen, und ſah zu ſeiner Freude ſein Entgegenkommen bei Emanuel auf das Freundlichſte — wenn auch mit der, dem Hofagenten eigenen, inneren Würde und Rückhaltung — aufgenommen.

Zwei edle und gute Menſchen fanden und begrüßten ſich, wenn auch bis dahin nur in Briefen.

Wußte denn aber Emanuel nicht aus ſeinen vielen Lebenserfahrungen: daß das Auffinden eines guten, liebevollen und edlen Menſchen ein wahrer Glücksfall ſei, den man um jeden Preis feſthalten müſſe?

Er faßte ſomit nach ſeiner determinirten Weiſe ſogleich den Entſchluß: Jean Paul ſeinem Hauſe näher zu bringen, doch ſollten Mutter und Tochter damit überraſcht werden. So verſchloß er bis zu dieſem Momente ein angenehmes Geheimniß in ſeiner Bruſt. Aber jetzt, ſelbſt erwärmt durch ſeine warme Lobrede für den Dichter und gewiſſermaßen um ſich für die Leere und Kälte zu entſchädigen, die Morg und der Kammerrath in ihm erzeugt, platzte er heraus:

„Wenn ihr wüßtet!" — rief er jetzt warm und freundlich Gattin und Tochter über den Tiſch zu — „welche Ueberraſchung euer heute noch wartet!"

Dieſer Ausruf des Banquiers ſchien ſo ganz aus allem Zuſammenhang mit dem bisherigen Geſpräche zu ſtehen — in Emanuel's Gedankengang war es nicht der Fall — daß Alle erſtaunten, Deborah und Recha natürlich am meiſten. Wie aber wandelte ſich dies Erſtaunen in Freude, als der Hofagent fortfuhr:

„Heute noch erhalten wir einen lieben Beſuch, dem ich ſeiner Zeit ſchrieb, daß er uns immer willkommen ſein würde, und der mir nun in den letzten Tagen meldete, er werde uns auf einige Tage heimſuchen, da es ihn zu uns zöge, wie das Eiſen nach dem Magnetberge."

„Und wer iſt das?" — frugen Mutter und Tochter neugierig.

„Rathet!" — verſetzte Emanuel mit ſeinem ſchönen, edlen und ruhigen Lächeln. Dies aber brachten die

Frauen nicht fertig: da nannte Emanuel den Namen: „Jean Paul!“

Recha entſchlüpfte ein Freudenruf. Morz ward blaß wie der Tod und der Kammerrath ſteckte unbemerkt eine Hand voll des, den Nachtiſch bildenden, Confectes in die Taſche.

Quintus Fixlein.

Jean Paul war bereits acht Tage in Baireuth. Gefiel es ihm doch in dem Hauſe Emanuel's und im Schooße dieſer liebenswürdigen Familie unendlich gut. Man hatte ihn ja mit einer ſo wohlthuenden und doch ſo ruhigen Freundlichkeit aufgenommen, wie er ſie bisher nirgends gefunden. Ueberall trat ihm hier jenes eigenthümliche ſtill-ſichere Weſen entgegen, welches das Bewußtſein des Reichthumes giebt; aber das Schöne war, daß ſich dies Bewußtſein Anderen gegenüber, nicht breit machte und durch Stolz fühlen ließ. Bei Emanuel fand es zugleich in deſſen Geiſt und Lebenserfahrung, bei Recha in ihrer wahren und gediegenen Bildung ein ſchönes Gegengewicht. Denn Emanuel empfing nicht blos von dem Dichter und gab demſelben, wie Otto, ſein Bild im Reflex zurück, ſondern er gab ihm auch noch verwandte, aus der orientaliſchen Poeſie und Philoſophie geſchöpfte und darum aus anderen Quellen und in anderer Form hervorgehende Ideen und

Anſchauungen und eine Maſſe neuer Bilder und uralter Offenbarungen des Menſchengeiſtes. Auch einen Schatz von pſychologiſchen und empiriſchen Beobachtungen und Erfahrungen, die Emanuel in ſeinem eigenthümlichen und mannigfaltigen Verkehr in den verſchiedenſten Ständen und mit den verſchiedenartigſten Perſonen mit Hülfe ſeines durchdringenden Blickes zu machen Gelegenheit gehabt hatte, bot ſich hier dem Dichter. So war es für ihn ein ungemein poetiſches und ſeinem Herzen wie ſeiner Phantaſie wohlthuendes Gefühl, in dem, mit patriarchaliſchem und morgenländiſchem Duft, zugleich aber auch mit Geſchmack eingerichteten Hauſe Emanuel's einige Zeit zuzubringen. Namentlich aber entzückte es ihn auch: zum erſtenmale in einem mit Luxus ausmöblirten Zimmer zu arbeiten: vor ſich die, zwar im kleinen Maßſtabe, aber doch äußerſt elegant, reinlich und geſchmackvoll gebauten Straßen von Baireuth, einer Stadt, wo markgräflicher Bauluxus mit einer villaartigen Heiterkeit der Gebäude wechſelte. Wie ganz anders war es hier, als in Hof! Ruhte hier doch das Auge bald auf ſchönen Springbrunnen vor fürſtlichen Schlöſſern, bald auf netten, von röthlichem Sandſtein gebauten Häuſern, mit grünen Jalouſien. Und lag dabei Baireuth nicht ungemein freundlich, in einer Sommerebene auf der Südſeite des Gebirgs, rings umgeben von Bergen, durchſchnitten von

Pappeln- und Kaſtanienalleen? — O, es war wirklich gar ſchön hier! — Was aber dieſe freudigen Tage ihm noch mehr erhöhete, war das frohe Erſtaunen, hier, zwölf ganze Stunden von Hof entfernt, ſeine bisherigen Schriften gekannt und ſich geachtet zu finden. So mußte wohl Baireuth, im Gegenſatze zu Hof, wo er ſeine Bücher verſchenken mußte, um nur einen Leſer zu finden, ſich immer mehr zu einem Eden für ihn heraufheben. „Baireuth“ — ſchrieb er an Otto zurück — „gab mir Glauben, Hoffnung und Morgen voll Entzückungen! An fremdem Orte bekommt man einen Stolz, der gegen die alten Bekannten zürnt. Ich ſah, wie leicht es mir wird, mich einzuführen, und verwünſchte die Verſchwendung meines Werthes bei Höfer Leuten.“

Aber er hatte ja auch in der letzten Zeit wieder — und zwar ſeit der Vollendung des „Heſperus“ — gar traurige Erfahrungen gemacht. Blicken wir einen Moment auf jene, zwiſchen damals und dem jetzigen Aufenthalt in Baireuth liegenden Tage.

Moritzens Freundſchaft und Anerkennung war damals — neben Carolinens jetzt verblühter und verwellter Liebe — der Haupthebel ſeines Glücks geweſen. Aber es ſtand in den Sternen geſchrieben, daß auch dieſes Glück nicht lange für ihn dauern ſolle.

Wie ein Blitzſtrahl aus heiteren Höhen traf ihn die

Nachricht ... von Moritzens ganz unerwartetem Tode. Neuerdings fand ſich dadurch, wie ganz natürlich, ſein nur allzutiefes Gemüth gewaltig und mächtig erſchüttert; während ſein Herz, faſt in demſelben Augenblicke, indem es eine neue ideale Freundſchaft angeknüpft, dieſelbe auch wieder auf ſo traurige Weiſe verlor. Und doch ſollte dabei ſein Herz nicht allein verlieren, ſondern auch der kaum im Leben gewonnene Haltpunkt fing wieder zu ſchwanken und zu wanken an.

Moritz hatte dem neuen Freunde ſeinen Schwiegervater Matzdorf zum Verleger gewonnen. Matzdorf war aber einer von jenen Buchhändlern, die ſich — und wer konnte ihnen dies verdenken — von den Reſultaten der Michaelismeſſe beſtimmen ließen.

Noch aber war Jean Paul der größeren Welt zu unbekannt und ſeine Schreibart zu neu und originell, um allgemein anzuſprechen. Was bis jetzt von ihm erſchienen war, hatte frappirt, oft ſelbſt durch ſeine Eigenthümlichkeit zurückgeſchreckt und nur die geiſtig Befähigtſten und Gemüthstiefen für ſich gewonnen. Matzdorf war daher mit dem Abſatze der „unſichtbaren Loge“ nicht ſo zufrieden, als er gehofft; wagte darum auch für die vier Bände des „Heſperus“ nicht mehr als dreihundert Thaler zu bieten.

Was aber wollte nun Jean Paul machen? Er ſah ſich genöthigt, dies kleine, ja erbärmliche Honorar anzunehmen, und ſo zerfloſſen vorläufig wieder alle die Luftſchlöſſer, die er ſich bereits aufgebaut; denn . . . in dieſe dreihundert Thaler hatte er ſich ja mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern zu theilen!

Wie ſich aber bei uns Menſchen, bei Unglücksfällen im Leben, gewöhnlich Gewicht an Gewicht hängt, bis es uns niederzieht in Schmerz und Staub, ſo trat nun auch an Jean Paul die Nothwendigkeit heran, ſein bis dahin ſo ſchönes und ſegensreiches Lehrer-Verhältniß in Schwarzenbach aufzugeben. Waren doch jetzt die beiden älteſten Zöglinge für das Gymnaſium zu Hof reif und mußten dahin abgehen, während Wilhelmine Clöter zu ihrer weiteren weiblichen Ausbildung in eine höhere Töchterſchule kam.

Welch' neuer Schmerz, ſich von dieſen lieben, ihm an's Herz gewachſenen Kindern, von den Schwarzenbacher Freunden, trennen zu müſſen. Aber das „muß" iſt eben ein hartes Wort in unſerem Leben, über das das Herz ebenfalls hinaus „muß" . . . und . . . ſollte es bluten . . . oder . . . ſelbſt brechen!

So blieb denn für Jean Paul nichts anderes übrig, als nach Hof und in das Stübchen ſeiner Mutter zurückzukehren. Neue Sorgen thaten ſich auf; aber ſie waren doch wenigſtens nicht mehr ſo ganz niederdrückend wie früher und ein Schein von Freundlichkeit — er gab ja jetzt auch einigen Mädchen, jüngeren Schweſtern ſeiner Freundinnen, Privatunterricht in den erſten Elementarfächern — breitete ſich ſelbſt über das kleine, dürftige Zimmer, indem Blumentöpfe am Fenſter einen Frühlingshauch hereinwarfen und einige Tauben, die frei herumliefen und flatterten, Leben in daſſelbe brachten.

Wenn dann die Blumen am Fenſter dufteten, — die Sonne mild und warm hereinſchien, — der junge Dichter an ſeinem einfachen Tiſche ſinnend und ſchreibend weilte, — die Tauben ihm auf Kopf und Schultern flogen und die Mutter zur Seite ſaß und das Eſſen bereitete oder ſpann, wie glücklich verſunken in ſeine Schöpfungen war dann Jean Paul, . . . wie entbehrte er für dieſe Momente ſo gar nichts, trotz all' dieſer unendlichen Einfachheit und Beſchränktheit der Verhältniſſe. Aber wie raſch und ſprudelnd drängten ſich auch die Ideen aus ſeinem Kopfe hervor, wie blitzten die Funken des Witzes, wie ſpielte der Humor in allen Farben, wie glühten Herz und Geiſt in einem heiligen Aufflammen für alles Schöne, Große und Edle!

Unter dieſen Umſtänden war es denn auch natürlich, daß die nächſte dichteriſche Schöpfung Jean Paul's wieder eine Idylle ward. Denn nicht nur war ja ſein eigenes früheſtes Leben eine wahre Frühlings-Idylle geweſen; er hatte es ja auch bei den neuen Widerwärtigkeiten ſo dringend nöthig, in ſich ſelbſt froh zu ſein und aus den kleinſten und beſchränkteſten Umſtänden Freude, Glück und Ruhe zu ſaugen.

Dieſe neue Arbeit aber war der Roman: „Das Leben des Quintus Fixlein.“

Schon während des Schaffens am „Heſperus“ ſchwebte Jean Paul der Gedanke zu dieſem neuen Werke vor der Seele.

Der Dichter kannte ja keinen gedrückteren Stand, als den der Lehrer, in ſofern ſolche vermöge ihrer höheren Bildung die Armuth und die Beſchränkungen des Lebens mehr fühlen, als der gemeine Mann. Nirgends iſt der Mißmuth und die Täuſchung der gehofften Erwartungen vom Leben größer, als bei ihnen, weil nirgends die Größe und Koſtſpieligkeit der Anſtrengungen mit dem durch ſie Erreichten in ſo grellem Mißverhältniß ſteht. — Die Ausmalung des idylliſchen Glücks wies ferner auf das Land, die Ertragung der Widerwärtigkeiten aber in die Stadt. Darum gebot ſchon der Plan, wieder zum Helden einen Pfarrer werdenden Gymnaſiallehrer zu wählen, ſchon weil der Dichter das Idylliſche ſeines eigenen Lebens unter dieſen Verhältniſſen kannte. Zu gleicher Zeit gab dies Gelegenheit, den anderen großen Zweck zu erreichen, welchen er nie aus den Augen ſetzte: für dieſe Gedrückten zugleich gegen die Urheber ihrer Lage, die Staatsinſtitutionen und unſinnigen Geburtsprivilegien, anzukämpfen, und ſo auf doppelte Weiſe der Schützer dieſer Aermſten zu ſein. Er reichte ſo gar ſchön mit der einen Hand ihnen den Troſt und die Freude der Poeſie in's Leben, mit der andern ſtieß er den Stachel der Satyre nach den böswilligen Drängern derſelben; vor den es nicht Beachtenden aber breitete er das ſie ſchreckende Gemälde der Folgen ihrer Sorgloſigkeit aus, und ſuchte dieſelben durch eben die Mittel zu rühren und zu erweichen, mit denen er die Leidenden zu beglücken und zu erfreuen ſtrebte. Endlich aber konnte er auf dieſe Weiſe wieder die gegenwärtigen Umgebungen nicht blos am beſten benutzen, ſondern auch die Geſtalten und Umgebungen ſeiner eigenen Jugend heraufbeſchwören.

So tauchte jene neue ſchöne geiſtige Geſtaltung Jean Paul's auf, deren Plan ſo verſtändlich und klar vorliegt, der mit einer ſolchen Beherrſchung des Stoffes, mit einem ſolchen Ebenmaß und einer ſolchen Durchſichtigkeit der Sprache gearbeitet iſt, daß jede ausführliche Erklärung überflüſſig ſcheint. Es wird dieſer Arbeit Jean Paul's zu allen Zeiten ſo gehen, wie zur Zeit ihres Erſcheinens, wo ſie alle Gattungen von Leſern ergriff und das erſte Werk des Dichters wurde, welches, und zwar bereits ſchon nach einem Jahre, eine zweite Auflage erlebte.

Mitten in dieſe Zeit und dies Schaffen an „Quintus Fixlein“ trat nun, als ein großer ſchöner Maientag des Lebens, das Bekanntwerden mit Emanuel und, in Folge deſſen, Jean Paul's Beſuch und Aufenthalt in Baireuth. Es war ihm, wie einer Blume, die aus dem ſchwülen und drückenden Dunſtkreiſe eines engen und niederen, mit trüben undurchſichtigen Glasfenſtern überbauten Treibhauſe mit einemmale in den kräftigen Boden der freien Natur geſetzt wird, wo friſche Luft ſie umweht, die Sonne ſie mit ihren wärmſten Strahlen küßt und ein tiefblauer wunderbarer Himmel ſich über ihr wölbt.

Nicht mit dem Sturm und Lärm einer leidenſchaftlichen Begeiſterung, wohl aber mit ſchöner, ruhiger Liebenswürdigkeit empfangen, — überraſcht durch die eigenthümliche und doch gewinnende Erſcheinung Emanuel's, — gefeſſelt und faſt geblendet von der hohen ſtillen Schönheit Recha's, deren feines Weſen hinter mädchenhafter Zurückhaltung doch einen Schatz von Güte und Herzlichkeit durchſchimmern ließ, — zauberhaft angehaucht durch den orientaliſchen Duft, der über dem ganzen Hauſe des Banquiers und dem Weſen der Familie lag, ſenkte ſich mit dem Eintritt in dieſe Kreiſe ein ganzer Himmel von Poeſie und Glück über den Dichter.

Beide aber erglühten erſt recht in Purpur und Sonnengold und erſchloſſen ihre Paradieſe, als man den lieben Beſuch auf ſein Zimmer führte. O, du Gott! war das ein Tempel an Schönheit und Pracht . . . für . . . den einfachen Jean Paul! . . . für den Joditzer Pfarrſohn, . . . den armen Leipziger Studenten mit dem Dachſtübchen in den „drei Roſen,“ . . . das Schwarzenbacher Schulmeiſterlein und den ſtill arbeitenden Schriftſteller von Hof, in Mütterleins armem Kämmerchen.

Er war wie bezaubert und berauſcht von dem Luxus des Gemaches, das er nun auf längere Zeit bewohnen ſollte, — aber hingeriſſen und gerührt von der in's Kleinſte und Größte gehenden zarten Aufmerkſamkeit, welche das ganze Ameublement und die Ausſchmückung des Gemaches verriethen.

Das Zimmer ſelbſt war mit einer lieblichen Tapete von ſanftem, dem Auge wohlthuenden Blau bekleidet. Seidenzeug von derſelben Farbe überzog die Stühle, den koſtbaren und doch bequemen Armſeſſel und das Sopha, — leichte weiße Verhänge umwallten die beiden Fenſter wie durchſichtige Morgenwölkchen, — Spiegel und ſchöne Kupferſtiche zierten die Wände, — ein prächtiger Schreibtiſch, bis in das Einzelne mit allem Nöthigen verſehen, lud freundlich und traulich zur Arbeit und ein, eigens für ihn beſtimmtes, Klavier bewies, daß man auch hier ſeine Vorliebe für Muſik und ſein Talent im Phantaſiren auf dieſem Inſtrumente kannte.

Und welchen ſüßen Zauberduft verbreitete der große, ſchöne Blumentiſch, der — einen ganzen Frühling in blühenden inländiſchen und ausländiſchen Pflanzen tragend — zwiſchen den Fenſtern unter dem Spiegel ſtand, ſo daß die lebendige Pracht auch noch ein ſchönes Spiegelbild fand, wie die Liebe des Ewigen in den Herzen guter Menſchen.

Jean Paul ſchwärmte in Seligkeit! Alles war ſo fein, ſo ſchön, ſo koſtbar, daß er kaum auf dem Teppich zu gehen, ſich kaum auf die Stühle und Seſſel zu ſetzen wagte. Ein unausſprechlich wohlthuendes Gefühl — wie er es in ſeinem Leben in dieſer Beziehung noch nie empfunden — ergriff ihn, und ſo ſandte er ſchon in den erſten freien Stunden Briefe voll überſprudelnder Seligkeit, und ſeiner Liebe und ſeines Glückes Grüße, an ſeinen theueren Freund Otto, der ja — ſein Pylades — Freud' und Leid und Schmerz und Wonne mit ihm, als ſeinem zweiten Ich, theilen mußte.

Aber was war denn dies alles gegen das Leben, das nun für ihn in dem Hauſe des neuen Freundes begann und das ſeine erſte und beſte Würze gleich von vorn herein durch die ſchöne Freiheit erhielt, die jedem zu Gebote ſtand. Hier war der Gaſt vollſtändig Herr ſeiner ſelbſt, einzig und allein bei dem Mittageſſen und in den Abendſtunden in dem Familienkreiſe erwartet, und auch dann nur, wenn ihn nichts anderes abhielt.

Himmel! wie konnte er nun die Morgende arbeiten und die Mittage in der herrlichen Umgebung verlaufen: lockten doch das liebliche „St. Georgen am See," — die „Eremitage," ein Luſtſchloß der Markgrafen mit prächtigen Gartenanlagen die 84 Morgen umfaßten, — Schloß und Garten „Phantaſie" und „Sanspareil"?!

Und wenn er ſich nun in der Natur ſelig geſchwärmt und berauſcht hatte, welche Abende, . . . welch' ein ſchönes Familienleben erwartete ihn dann im Emanuel'ſchen Hauſe! Hatte doch Jean Paul eine ſolche ſtille Innigkeit und ruhige Herzlichkeit, — ein ſolch' patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen dem Familienhaupte und den übrigen Angehörigen, — eine ſo aufmerkſame Hingabe der Mutter und Tochter an und für das allgemeine Behagen, — ein ſo poetiſches Aufgehen in Gedankenfülle, Kunſtgenüſſen und orientaliſcher Abgeſchloſſenheit und Behäbigkeit noch bei keiner anderen Familie gefunden.

Mit jeder hier zugebrachten Stunde trat es ihm deutlicher vor die Seele, welch' ganz außergewöhnlicher Menſch Emanuel ſei. Während des Tages nur ſeinen vielen und großartigen Geſchäften hingegeben, war er — namentlich des Abends im Kreiſe der Seinen — nichts weniger als Geſchäftsmann. Dann öffnete er die reichen Tiefen ſeines Geiſtes, die Schätze ſeiner Beleſenheit und Welterfahrung, und ließ Witz, Scharfſinn und heiterer Laune freien Lauf. Recha ſecundirte ihn dabei; wandt aber auch auf reizende Weiſe die Blüthen der Kunſt in Geſang und Muſik — ſie ſpielte Klavier und Harfe gleich vollkommen — in die Unterhaltung, wobei ſie die übrigen jungen Hausgenoſſen unterſtützten. Hier, in dieſem Kreiſe, den oft noch eine kleine Auswahl vortrefflicher und gebildeter Menſchen erweiterte, waren auch Jean Paul's bisher erſchienene Werke mit Liebe und Begeiſterung geleſen worden und er — der jetzt hier ſelbſt oft vorlas und durch dieſe Vorträge und ſeine Phantaſieen auf dem Klaviere Alles entzückte und hinriß — wußte und ahnte gar nicht, welche Hoheprieſterin ſeiner Muſe er in Recha zu verehren hatte.

Wer ſollte denn die Gluthen und Gewalten ahnen, die in dem Schooße eines Vulkanes ſchlummern, den die Zeit mit dem Zaubergewande von Weingeländen und Olivenwäldern ſo ſanft und friedlich überdeckt hat . . . oder mit Blumen und Palmen wie ein zweites Tahiti?!

Nur athemlos lauſchend ſaß alsdann Recha da — die Seele in den Tiefen eines ſtillen Entzückens untertauchend —; während die heitere ſturmfreie Stirne, die ruhigen Züge, die klaren hellen Augen es nicht verriethen, was da innen glühte, brannte und ſtürmte.

Aber die ſtille Nacht mit ihren Sternen-Augen und der leiſe und groß heraufziehende Mond ſahen die nicht oft ein Herz voll lichter Seligkeit und doch auch wieder voll dunkeler Erdenſchmerzen?

Sie blickten dann durch ein offenes Fenſter in ein Gemach, das noch nie ein männlicher Fuß betreten, ſelbſt nicht der des Vaters. Ein mädchenhafter Hauch durchwehte Alles in dieſem kleinen Allerheiligſten, das in ſeiner Einrichtung, wie ein glühender morgenländiſcher Traum in dem kälteren Abendlande ſchwebte. Nicht kalte, feſt aufgeſpannte Tapeten deckten die Wände, ſondern in vergoldeten Stangen, die ringsum liefen, hingen in Ringen weiche, faltenreiche Teppiche in Gelb und Purpur mit eingewirkten Blumen. Ein gleicher Vorhang, nach beiden Seiten halb aufgezogen, zeigte in einer Vertiefung ein ſchön gearbeitetes, bis zur Erde herabreichendes Bett, mit weichen ſchneeweißen ſchwellenden Kiſſen, . . . den lieblichen Tummelplätzen ſüßer mädchenhafter Träume. Ein breiter morgenländiſcher Divan ſtand an der einen Seite des Gemaches. Ihm zu Häupten und zu Füßen trugen vergoldete, mit Marmorplatten bedeckte Tiſchchen blanke Kryſtallgefäße. Dem Divan gegenüber hob ſich, ebenfalls in Vorhänge gehüllt, beſcheiden und keuſch den blanken Spiegel und hunderterlei Gegenſtände bergend, ein reicher Toilettentiſch. Ein koſtbarer Teppich deckte den Boden, während der bleiche Strahl des Mondes mit ſeltſamen

Lichtern auf dem vergoldeten Schnitzwerke der Harfe ſpielte, die in einer Ecke des Gemaches ruhte.

Recha aber, die Prieſterin dieſes Allerheiligſten, war, wenn ſie in daſſelbe trat, meiſt ſchon entkleidet und nur in ein einfaches weißes Nachtgewand gehüllt, das ihre ſchöne imponirende Geſtalt faltenreich und geſchmeidig umfloß, aber — gerade durch ſeine Einfachheit — den ſchönen Kopf voll edlen Ernſtes noch mehr hob.

Aber nicht nur, um auf weichem Pfühl Schlaf und Traum zu ſuchen, trat die Tochter Emanuel's allabendlich hier ein: ihr ſtarker, philoſophiſcher Geiſt — er war dies, wenn ſie auch nie damit zu coquettiren oder zu blenden ſuchte, — liebte es — ehe der Blumenkelch des Lebens, von Morpheus' Zauberſtab berührt, ſich leiſe ſchloß — noch einmal die Bilder und Erfahrungen des Tages, ſeine Freuden und Schmerzen, ſeine neu aufgeſchoſſenen oder geknickten Hoffnungen an der Seele vorüberziehen zu laſſen, um aus ihnen, wie eine Honig ſammelnde Biene, Nutzen für ſich, ihre ſittliche und geiſtige Veredlung und das Leben zu ziehen. War ihr doch, wie allen Frauen von Geiſt, eine ſcharfe Beobachtungsgabe eigen, die ja — wie ſchon Rouſſeau ſagt — die Wiſſenſchaft der Frauen iſt, wie die Fertigkeit ſie anzuwenden, ihre Kunſt. Recha ſchrieb kein Tagebuch. Ihre höchſten Gedanken, ihre tiefſten Gefühle niederzuſchreiben, dem kalten verrätheriſchen Papiere anzuvertrauen, ſchien ihr Entheiligung, . . . mädchenhaftes Zartgefühl hielt ſie davon ab. Dafür aber war ihr der eigene Geiſt: Tagebuch, Bußſchemel, Himmelsleiter und das Pantheon, in welchem alle edlen Thaten und edlen Menſchen wie Göttergeſtalten aufgeſtellt wurden. So aber machten gerade dieſe Stunden ſtillen Nachdenkens ihr Inneres zu einem ſo ſchön geſchriebenen, ſo geiſtvoll gehaltenen und ſo tief und zart empfundenen Buche, wie es wohl kein zweites gab. Die letzte Zeit freilich hatte etwas ganz anderes aus ihm geſchaffen, nämlich . . . ein Schlachtfeld, auf dem eine mächtig aufkeimende Liebe mit der kalten Vernunft, der kindlichen Pflicht und dem religiöſen Selbſtgefühl der Jüdin heiße ſchwere Kämpfe beſtehen mußte!

Recha hatte Jean Paul ſchon geiſtig in ihrem Pantheon aufgeſtellt, ehe ſie ihn perſönlich gekannt; . . . jetzt war ihr der kindlich reine, edle, herrliche Menſch noch lieber geworden . . . ja, . . . wirklich lieb. Vielleicht wäre ihr aber nie dieſe aufkeimende Liebe zum klaren Bewußtſein gekommen, hätte der Wunſch der Eltern ihre Verheirathung mit Enoch Veith nicht ſeit einiger Zeit in den Vordergrund geſtellt.

Gewiß! ſie konnte Enoch Veith ihre Achtung nicht verſagen. Er war ein tüchtiger Kaufmann von ſchönem Vermögen und gutem Rufe, — ein beſcheidener, anſpruchsloſer Menſch, — beſaß auch ſo viel äußeren Schliff, als für ein Bewegen in ihren Kreiſen erforderlich war, — ja, ſie durfte wohl auch an die Verſicherung ſeiner Neigung für ſie glauben . . . aber . . . dies blieb auch Alles!

Höhere geiſtige Anforderungen durfte ſie nicht ſtellen, und es war ihr dies, vor Jean Paul's Beſuch in ihrem Hauſe, auch nicht in den Sinn gekommen. Wohl fühlte ſie gerade keine Liebe für den ihr beſtimmten Mann, aber der Vater wünſchte es und des theuren Vaters Wille war Recha von jeher ein heiliges Gebot.

Da wurde der mit Begeiſterung verehrte Dichter auf einige Zeit in ihre unmittelbare Nähe gerückt — ein feuriger Komet in ihren ſtillen häuslichen Himmelskreis — und die Erſcheinung und ihr zauberhafter Einfluß in dieſer Erdennähe zog ſo ſtill-gewaltig ihr Herz an, warf ſo glühende Strahlen in ihre Seele, daß jeder andere trübe Erdenſtern ganz erbleichen mußte.

So hatte Recha noch keinen Menſchen kennen gelernt, für keinen noch ſolche Sympathien gefühlt; jetzt wußte ſie erſt, was das Herz und der Geiſt eines Mannes zu bieten vermochten: . . . jetzt kam ihr erſt *die Ahnung von dem . . . was Liebe ſei.*

Aber Recha war kein ſpielendes Kind, ſondern eine tiefe ſtille Natur, — ein Weſen von Ueberlegung, Geiſt, Selbſtſtändigkeit und . . . Pflichttreue. Sie wankte keinen Augenblick in der letzteren; . . . ſie war ſich auch bewußt, was ſie ihren Eltern, dem ihr beſtimmten Manne und ihrer Würde als Jüdin ſchuldig ſei; ſie verrieth mit keinem Blicke, mit keiner Bewegung, mit keinem Ton, mit keiner Miene, was in ihr vorgehe: . . . aber es gab Stunden für Recha — und das waren die ſtillen nächtlichen Stunden allabendlich in ihrem kleinen Heiligthume vor Schlafengehen zugebracht

in welchen ſich ein unendlicher Schmerz in ihrem Herzen aufbäumte und der Kampf gegen dieſen Schmerz in ihrer Bruſt mit allen Stürmen der Leidenſchaft wüthete. Aber dieſe Stürme mußten hier austoben. Der Schmerz lag dann für die Zeit des Tages mit der Wucht eines Berges auf ihrer Seele; aber ſie ließ ihn geduldig drücken und trug ihn mit der Ruhe und dem edlen Stolze eines erhebenden Bewußtſeins, — im Gegenſatze zu anderen weiblichen Herzen, die einen ſolchen Schmerz durch Thränen und Klagen der Verzweiflung hinwegſchwemmen — wie den unbewegten Tannengipfel aller Schnee belaſtet, indeß auf den tieferen Zweigen, die ſich immer bewegen und vom Sturme ſchaukeln laſſen, keiner bleibt.

„Es giebt ja weibliche Seelen, die, wie gewiſſe indiſche Bäume unter der Hand des Geſchickes ihre Zweige bis auf die Wurzel nieder und in die Erde ſenken;

aber dann ſteht der gebogene Zweig wieder auf und wird ein neuer Wipfel."

Und die ſtille Nacht mit ihren Sternenaugen und der leiſe und groß aufſteigende Mond ſah jetzt jeden ſpäten Abend dies . . . ſchmerzliche Niederbeugen . . . aber auch das Aufrichten einer ſtarken Seele.

Niemand ahnte, was in Recha vorging: am wenigſten Derjenige, dem alle dieſe Stürme und Schmerzen galten. Aber iſt denn nicht das Leben ſo manchen weiblichen Weſens eine beſtändige Selbſtverläugnung, zu welcher nur das Bewußtſein treu erfüllter Pflicht ſie kräftigt, und die oft erſt mit dem Tode endigt?

Ruhig, freundlich, herzlich wie eine Schweſter, mit hoher Verehrung und von Niemand gekannter Reſignation, reichte Recha — als Jean Paul endlich ſcheiden mußte, um nach Hof zurückzukehren — dem angebeteten Manne ihre Hand zum Abſchied.

Ein ſchönes ruhiges Lächeln, der Abglanz einer inneren Verklärung, umſchwebte dabei ihre Züge. In ihrem Herzen aber deckte ein ſchwarzer Marmorblock ein friſches und frühes Grab; . . . das . . . ihrer erſten, kaum geahnten, aber . . . einzigen Liebe.

Frühlingsreiſe.

Es giebt Momente im menſchlichen Leben, in welchen ſich uns das Ewige, das Göttliche, im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit enthüllt. Es ſind die großen Momente ... im höchſten Falle die Weihe-Stunden des Lebens. Dann rauſchen die Ströme der Zeit unter uns dahin, dann ſinkt die Welt und unſer bisheriges Leben in Vergeſſenheit, alle Farben blitzen in höherem Lichte, der Jubelruf der Schöpfung ſchmettert in unſer Ohr, geöffnet liegen vor unſeren Blicken die Tiefen der Natur und namenloſe Wonne füllt unſer Herz. — Aber ... es ſind dies nur Momente, — Sonnenblitze in den Weiheſtunden des Lebens, — der menſchliche Körper vermag den gewaltigen Aufſchwung des Geiſtes nicht länger zu ertragen.

Und wer kannte dieſe lichten Momente beſſer als Jean Paul? Wie viele hatte er während ſeines ſo glücklichen Aufenthaltes in Baireuth — namentlich draußen in der herrlichen Natur, in die er ja ein überglückliches Herz mitbrachte, — gefunden und dabei gedacht: „Himmel! wenn der Menſch ſchon hier auf Erden ſo ſelig ſein kann, welche Seligkeit mag uns dann erſt erwarten, wenn wir einſt dieſe plumpe Hülle abgeſtreift und der Geiſt in Ewigkeiten ſolcher Wonne ſchwelgt?!“

Jetzt — nach Hof in das kleine Stübchen ſeiner Mutter zurückgekehrt — zerfiel ihm dieſer Himmel mit den Fixſternen und fernen Sonnen ſeiner glücklichen Stunden nicht. Sein zufriedenes und beſcheidenes Gemüth zog ihn ſogar in die Nußſchale ſeines Hofer Aufenthaltes herein und umkleidete ſie im Inneren mit dem ſanftſtrahlenden Gewölke einer ſeligen Erinnerung. Dieſe Erinnerung aber war dann wieder der Honig, von dem nun der Bienenſchwarm ſeiner Gedanken in der ſtillen Zeit der Hofer Eingeſchloſſenheit lebte.

Jean Paul arbeitete jetzt wieder mit verdoppeltem Fleiße. So daß in dem folgenden Sommer und Winter die „Biographiſchen Beluſtigungen unter der Gehirnſchale einer Rieſin“ und ſein ſchöner Roman: „Siebenkäs“ *) das Licht der Welt erblickten.

In dieſem letzten Werke wandte ſich der Dichter von Neuem zu ſich ſelbſt zurück und verſuchte auf eine, in ihrer Art durchaus einzigen Weiſe, ſich zu dem poeti-

---

*) „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke: oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken „Kuhſchnappel.“ Berlin 1796 und 97.

ſchen Lichtpunkte durch die äußeren beſchränkenden Hinderniſſe im obſiegenden Kampfe über das ſtörende zweite Ich, durch die Schilderung und Auffaſſung der Gegenwart ſelbſt, durchzuführen. Er trat ſich ſelbſt noch näher als früher, und verſuchte, ſich geradezu in ſeinen trübſten Verhältniſſen von der Zeit an, wo er in der Stube ſeiner Mutter in Hof an den Teufelspapieren arbeitete, gelähmt und bedrückt von innen und von außen, zu ſchildern; wie er, nachdem er „ſeinen Werth unter Höfer Leuten verſchwendet,“ mißgreifend unter Naturen der Art ſich ſogar eine ihn nicht verſtehende und ihn noch tiefer in die kleinlichen und zerreibenden Verhältniſſe hineinſtoßende Geliebte gewählt; ſich nach mancherlei Prüfungen, wenn auch mit blutendem Herzen, von der niedrigen Scholle losreißt und in großartigere und blühendere Lebenskreiſe, mit einem Wort: aus dem Alltagsleben in ein poetiſches, gelangt, und allen Schmerz und alle Gedrücktheit, ſo wie zugleich auch das, womit er ſie bekämpft, abſchüttelt und hinter ſich läßt. Lenette, die bürſtende, waſchende, die Satyrenſchreiberei des Armenadvocaten für eine nutzloſe Zeitverſchwendung haltende, den Schulrath Stiefel aber in ihrem Augsburgiſchen Religionsglauben und als geſetzten ſoliden Mann anbetend verehrende Lenette, iſt Niemand anders, als die verjüngte und in Siebenkäſens Frau verwandelte Mutter des Dichters, in allem Elend ihrer damaligen

Haushaltung und in ihren nachbarſchaftlichen Verhältniſſen. Der Armenadvocat Siebenkäs bezeichnet ſelbſt bis auf den Titel den Armendichter Jean Paul, der hier in dieſem Werke gar ſchön die Aufgabe, die kleinen Freuden der Stadtarmen zu ſchildern, zu löſen Gelegenheit hat. Selbſt die Phantaſiekrankheit des Siebenkäs, die ihm eben ſeine auf das Kleine nur hingezogene Aufmerkſamkeit zuzieht, iſt, in Bezug auf ſeine Qual wegen des unhörbaren Kehrens der Lenette, nur eine treue Copie ſeines eigenen damaligen, aus dem gemeinſamen ärmlichen Leben mit der Mutter hervorgegangenen Zuſtandes.

Aber wuchſen denn nicht gerade die Dornenſtücke, die er hier beſchrieb, und deren Spitzen und Stacheln er ſich ſelbſt in ſeiner glühenden Phantäſie in das weiche Herz drückte, bis es in der ihm ſo unentbehrlichen Wolluſt ſüßer Schmerzen und ſchmerzlicher Sehnſucht ſich langſam verblutete — wuchſen denn nicht dieſe Dornenſtücke der dichteriſchen Muſe in dem langen kalten Winter und unter den wieder eintretenden eigenen Sorgen zu wirklichen Dornenſtücken für ihn auf?

Drückte nicht Hof und ſein kleinſtädtiſches, beengendes Weſen nach und nach wieder wie Blei auf ihn? Lichtete nicht Amor — der ſonſt ſo ſchalkhafte Knabe — die Reihen ſeiner lieben Freundinnen mehr und mehr, indem er eine nach der anderen dem ernſteren Gotte Hymen zu und ſeinem Herzen entführte? Und ſehnte ſich dies Herz nicht ſelbſt nach Liebe, ohne diejenige zu finden, die ihm in idealer Schöne und ſeliger Größe vorſchwebte?

So zogen ihn die Erinnerungen an ſeinen Aufenthalt in Baireuth und in der liebenswürdigen Familie Emanuel's von Tag zu Tag mehr nach einem abermaligen dortigen Beſuche. Auch war ja ſchon eine neue freundliche Einladung von Seiten des Hofagenten eingetroffen. Aber noch immer hielt ihn die Arbeit zurück: da kam der Frühling, die ſelige Paradieſeszeit des Dichters, immer näher und näher. Und wie der Saft in den Bäumen ſtieg und das Gras ſich hob und die Knoſpen ſprangen und die Lerchen zu jubeln anfingen . . . da vermochte Jean Paul nicht mehr zu bleiben, und dem Frühlings- und Freundesrufe folgend, machte er ſich abermals auf . . . *nach ſeinem lieben, lieben Baireuth!*

Und — o Himmel! — welche Luſt und Seligkeit thaute und goß ſchon die kleine Reiſe von Hof nach Baireuth auf ihn herab, zumal er ſie aus zwei Gründen zu Fuß machte: einmal, weil er lieber ging, als fuhr, und dann ... *weil er zum Fahren kein Geld hatte.* Das letzte — der „Siebenkäs" hatte noch keinen Verleger gefunden — war für ein Paar neue Stiefel darauf gegangen.

Aber was that das! — O Gott! wie ſchön war es in der lieben Natur, — wie köſtlich ſchmeckte, nach ſo langem Eingeſperrtſein und arbeiten, die Freiheit. Ueberkam ihn denn nicht ein ſeliger Taumel und legte er denn nicht die ganze Reiſe — er machte ſie gefliſſentlich noch mit Umwegen — in ſeinem „Siebenkäs“ nieder?*)

„Ich gehe!“ — ſagte er wenige Tage vorher ſeiner Mutter, und nun ſtand er, Nachts 11 Uhr, reiſefertig — mit friſcher Wäſche am Leibe und in den Taſchen, in neueſten Stiefeln (das vorſündfluthliche Paar lag jetzt von ſeinem Poſten abgelöſt in friedlicher Garniſon) . . . friſchgewaſchen, raſirt und aufgekämmt neben der Mutter und dem Bruder und nahm Abſchied, weil er im alten Sorgenſtuhl des Vaters übernachten und mit dem früheſten Morgen hinauslaufen wollte.

Geweckt braucht er ja nicht zu werden; . . . der Nachtwächter thut's, wenn er die dritte Morgenſtunde abruft und abbläſt, was ein ſo ſtürmiſch ſchlagendes Herz gewiß nicht überhört. Es geſchieht auch nicht, und mit dem Glockenſchlage 3 Uhr ſchleicht er fort und wirft ſich in die Arme des geſtirnten wehenden Morgens.

Aber das Zurückblicken auf das kleine Haus, wo die gute alte Mutter ſchläft, und auf die verdunkelte Stadt, und auf die Verwandlung des Vordergrundes in einen Hintergrund, und auf das Entfliehen der Spaziergänge und aller Höhen, auf denen er oft ſein erſtarrtes, in den vorigen Winter eingefrorenes, Herz warm getragen hatte . . . übergoſſen ihn mit einer leichten Wehmuth und einem kleinen Schwindel, den die Wallungen und der Abbruch des Schlummers ihm in den Kopf ſetzten.

---

*) 12. Kapitel der 2. Auflage.

Aber die erſte fremde Erde, die er noch mit keinen Stationen ſeines Leidens bezeichnet hatte, ſog ſchon, wie Schlangenſtein, aus ſeinem Herzen einige ſcharfe Gifttropfen der alten Sorgen.

Nun ſchoß die Sonnenflamme immer näher herauf an die entzündeten Morgenwolken — endlich gingen am Himmel und in den Bächen, und in den Teichen und in den blühenden Thaukelchen hundert Sonnen mit einander auf, und über die Erde ſchwammen tauſend Farben, und aus dem Himmel brach ein einziges lichtes Weiß.

Das Schickſal pflückte aus Jean Paul's Seele, wie Gärtner im Frühling aus Blumen, die meiſten alten, gelben, welken Blättchen aus. — Durch das Gehen nahm das Schwindeln mehr ab als zu. In der Seele ſtieg eine überirdiſche Sonne mit der zweiten am Himmel auf. In jedem Thal, in jedem Wäldchen, auf jeder

Höhe warf er einige preſſende Ringe von der engen Puppe des winterlichen Lebens und Sorgens ab, und faltete die naſſen Ober- und Unterflügel auf, und ließ ſich von den Mailüften mit vier ausgedehnten Schwingen in den Himmel unter tiefere Tagſchmetterlinge und über höhere Blumen wehen.

Aber wie kräftig fing auch jetzt das bewegte Leben an in ihm zu gähren und zu brauſen, da er aus der Diamantgrube eines Thales voll Schatten und Thautropfen herausſtieg, und einige Stufen unter dem Himmelsthore des Frühlings hinauf und hinan. Wie aus dem Meere und von dem Thau noch naß, hatte das allmächtige Schöpferwort des Frühlings eine unüberſehliche, neugeſchaffene, in Blüthe ſtehende Ebene mit jungen Trieben und Kräften heraufgedrängt — das Feuer der Erde loderte unter den Wurzeln des weiten hangenden Gartens, und das Feuer des Himmels flammte herab und brannte den Gipfeln und Blumen die Farben ein; zwiſchen den Porzellanthürmen weißer Berge ſtanden die gefärbten blühenden Höhen, als Throngerüſte der Fruchtgöttinnen; –– über das weite Luſtlager zogen ſich Blüthendüfte als dampfende Opfer und Weihrauch; — der Boden war mit wimmelnden Bruttafeln von Gräſern und kleinen Herzen belegt, und ein Herz um's andere riß ſich geflügelt, oder mit Floßfedern, oder mit Fühlfäden aus den heißen Brutzellen der Natur empor,

und ſumſte und ſog und ſchnalzte und ſang, und für jeden Honigrüſſel war ſchon lange der Freudenkelch aufgethan. — Nur das Schooskind der unendlichen Mutter, der Menſch, ſtand allein mit hellen frohen Augen auf dem Marktplatze der lebendigen Sonnenſtadt voll Glanz und Lärm, und ſchauete trunken rund herum in alle unzählige Gaſſen. — Aber ſeine ewige Mutter ruhte verhüllt in der Unermeßlichkeit, und nur an der Wärme, die an ſein Herz ging, fühlte er, daß er an ihrem liege.
. . . Jean Paul ruhte in einer Bauernhütte von dieſem zweiſtündigen Rauſche des Herzens aus. Der brauſende Geiſt dieſes Freudenkelches ſtieg einem an Sehnſucht und Ueberfülle der Liebe Kranken, wie ihm, leichter in das Herz wie andern Kranken in den Kopf.

Als er wieder in's Freie trat, löſte ſich der Glanz in Helle auf und die Begeiſterung in Heiterkeit. Jeder rothe hängende Maikäfer, und jedes rothe Kirchendach, und jeder ſchillernde Strom, der Funken und Sterne ſprühte, warf fröhliche Lichter und hohe Farben in ſeine Seele. Wenn er in den laut athmenden und ſchnaubenden Waldungen das Schreien der Köhler und das Wiederhallen der Peitſchen und das Krachen fallender Bäume vernahm, — wenn er dann hinaustrat, und die weißen Schlöſſer anſchaute und die weißen Straßen die wie Sternbilder und Milchſtraßen den tiefen Grund aus Grün durchſchnitten, und die glänzenden Wolkenflocken im tiefen Blau, — und wenn die Funkenblitze bald von Bäumen tropften, bald aus Bächen ſtäubten, bald über ferne Mühlräder glitten — ſo konnte ja wohl kein dunſtiger Winkel ſeiner Seele, keine umſtellte Ecke mehr ohne Sonnenſchein und Frühling bleiben. Das nur im feuchten Schatten wachſende Moos der nagenden zehrenden Sorge fiel im Freien von ſeinen Brod- und Freiheitsbäumen ab, und ſeine Seele mußte ja in die Tauſend um ihn fliegenden und ſumſenden Singſtimmen einfallen und mit ſingen: das Leben iſt doch ſchön, und die Jugend iſt noch viel ſchöner, und der Frühling iſt am allerſchönſten!

Je mehr Dörfer jetzt vor ihm mit ihren wandernden Theatertruppen vorüber liefen, deſto größer und weiter kam ihm das Leben vor — jede Reiſe verwandelt ja das Spießbürgerliche und Kleinſtädtiſche in unſerer Bruſt in etwas Weltbürgerliches. — Seine Lebensbürden wurden ihm leicht und verflogen ſich, wie duftige Wölkchen, im Aetherblau. Sein Herz und ſein Geiſt waren es auch — leicht nämlich — und froh ſchlug ſeine Bruſt, denn eine der ſchönſten Erkennungen auf dem großen Theater des Lebens bereitete ſich ihm ja an dem Herzen ſeiner lieben Freunde vor.

Nachmittags wurde auf einmal in einem Dorfe, nach deſſen Namen er nicht gefragt, in ſeiner Seele alles zu Waſſer, d. h. . . . zu Thränen, ſo daß er ſich ſelber über die Erweichung verwunderte. Die Nachbarſchaft um ihn her ließ ja eher das Widerſpiel vermuthen: er ſtund an einem alten, ein wenig geſenkten Maienbaum mit dürrem Gipfel, — die Bauernweiber begoſſen die im Sonnenlichte glänzende Leinwand auf dem Gemeindeanger und warfen den gelbwollichten Gänſen zerhackte Eier und Neſſeln als Futter vor . . . Hecken wurden von einem Gärtner beſchoren, und die Schafe, die es ſchon waren, wurden vom Schweizerhorn des Hirten um den Maienbaum verſammelt. — Alles war ſo jugendlich, ſo hold, ſo italieniſch, der ſchöne Mai hatte alles halb oder ganz entkleidet: die Schafe, die Gänſe, die Weiber, den Horniſten, den Heckenſcheerer und ſeine Hecken! . . . Aber warum ward er in einer ſo lachenden Umgebung ſo weich? — Im Grunde weniger darum, weil er heute den ganzen Tag zu froh geweſen war, als hauptſächlich, weil der Hirte durch ſein Inſtrument die Heerde unter den Maienbaum rief. Jean Paul hatte in ſeiner Kindheit gar manchmal den Schafſtall ſeines Vaters — der übrigens höchſtens aus zwei Stück beſtand — dem blaſenden Schäfer unter den Hirtenſtab getrieben — und dieſer Alpen-Kuhreigen weckte auf einmal ſeine roſenrothe Kindheit, und ſie richtete ſich aus ihrem Morgenthau und aus ihrer Laube von Blüthenknoſpen und eingeſchlafenen Blumen auf, und trat himmliſch vor ihn, und lächelte ihn unſchuldig und mit ihren tauſend Hoffnungen an, und ſagte: „Schau' mich an, wie ſchön ich bin — wir haben zuſammen geſpielt — ich habe Dir ſonſt viel geſchenkt, große Reiche und Wieſen und Geld und ein ſchönes, langes Paradies hinter dem Berge: — aber Du haſt ja gar nichts mehr davon! Und biſt noch dazu ſo bleich! Spiele wieder mit mir!“ — O, wem unter uns wird nicht die Kindheit tauſendmal durch Muſik geweckt und ſie redet ihn an und fragt ihn: „Sind die Roſenknoſpen, die ich Dir gab, denn noch nicht aufgebrochen?“ O, wohl ſind ſie's, aber weiße Roſen waren es zumeiſt . . . und alle, alle . . . ſind längſt verwelkt!

Endlich ſchloß der Abend ſeine Freudenblumen mit ihren Blättern über ihren Honiggefäßen zu, und auf ſein Herz fiel der Abendthau der Wehmuth kälter und größer, je länger er ging. Gerade vor Sonnenuntergang kam er vor ein Dorf. Sein Nachtquartier rauchte vor ihm im Thale. Er legte ſich, eh' er's bezog, auf einem Hügel unter einen Baum, deſſen Blätter und Zweige ein Chorpult ſingender Weſen waren. Nicht weit von ihm glänzte in der Abendſonne das Rauſchgold eines zitternden Waſſers und über ihm flatterte das vergoldete Laubwerk und die weißen Blüthen, wie Gräſer um Blumen. Der Guckguck, der ſein eigner Reſonanzboden und ſein eignes vielfaches Echo iſt, redete ihn aus finſtern Gipfeln mit einer trüben Klagſtimme an — die Sonne floß dahin, über den Glanz des Tages warfen die Schatten dichtere Trauerflöre. Jean Paul fühlte ſich ganz allein — und er frug ſich: „was wird jetzt meine arme Caroline machen und an wen wird ſie denken, und wer wird bei ihr ſein und ſie in dem Schmerz ihrer Reue tröſten?“ — Und hier durchſtieß der Gedanke: „Ach! ich habe keine Geliebte mehr!“ mit einer Eishand ſein Herz. Und als er ſich die ſchöne, zarte, weibliche Seele recht klar gemalt hatte, die er oft in Gedanken und idealen Träumen gerufen, aber nie gefunden, — der er ſo gern ſo viel, nicht blos ſein Herz, nicht blos ſein Leben, ſondern alle ſeine Wünſche, ſein ganzes Weſen hingeopfert hätte: ſo ward es ihm recht ſchwer, und recht ſehnſüchtig zu Muthe, und er ging den Hügel mit ſchwimmenden Augen, die er vergeblich zu trocknen ſtrebte, hinunter. Aber gewiß, dieſe Schwäche wird ihm wenigſtens jede gute weibliche Seele, die vergeblich oder verarmend geliebt hat, vergeben, weil ſie ja ſelber erfahren, wie der innere Menſch gleichſam durch eine vom giftigen Samumwinde durchzogene Wüſte reiſt, in welcher entſeelte, vom Winde getroffene Geſtalten liegen, deren Arme ſich abreißen von der eingeäſcherten Bruſt, wenn der Lebendige ſie ergreift und anziehen will an ſeine warme. Aber Ihr, in deren Händen ſo manches Herz erkaltete durch Wankelmuth oder durch Todesfroſt, Ihr dürſt doch nicht ſo klagen wie der Einſame, der nie etwas verloren, weil er nie etwas gewonnen und der fort und fort vergeblich nach einer ewigen all zu idealen Liebe ſchmachtet!

Jean Paul brachte eine ſtille, weiche, ſich träumendheilende Seele in ſein Nachtlager, und auf ſein Bett mit. Wenn er darin den Blick aufſchlug aus dem Schlummer, ſchimmerten die Sternbilder, die ſein Fenſter ausſchnitt, freundlich in ſeine jetzt wieder trockenen Augen und ſein beruhigtes Herz, und warfen ihm die aſtrologiſche Weiſſagung eines heiteren Tages herab.

So flatterte er denn auch mit der erſten Lerche und mit eben ſo viel Trillern und Kräften aus der Furche ſeines Bettes auf. Er mochte dieſen Tag, wo die Ermüdung ſeinen Phantaſien die Paradiesvogel-Schwingen berupfte, nicht weit gelangen. Und warum auch?

Sein Weg lief ja von einem Paradies durch das andere — die Ebene ſchien aus muſiviſch an einander gerückten Gärten zu beſtehen — die Berge ſchienen ſich gleichſam tiefer auf die Erde niederzulegen, damit der Menſch leichter ihre Rücken und Höcker beſteige — die Laubholz-Waldungen waren, wie Kränze bei einem Jubelfeſte der Natur, umher geworfen, und die einſinkende Sonne glimmte oft hinter der durchbrochenen Arbeit eines Laubgeländers auf einem verlängerten Hügel, wie ein Purpurapfel in einer durchbrochenen Fruchtſchale. —

Es war alles ſo unendlich ſchön, daß man in der einen Vertiefung wünſchte, den Mittagſchlaf zu genießen, in einer andern das Frühſtück, an jenem Bache den Mond, wenn er im Zenith ſtand, hinter dieſen Bäumen ihn, wenn er erſt aufging, unten an jener Anhöhe vor Streitberg die Sonne, wenn ſie in das grüne Gitterbette von Bäumen zu ſteigen kam.

Da er ſchon Mittags in Streitberg eintraf, wo er alle jene genannte Dinge auf einmal erleben wollte: ſo hätte er zwar recht gut noch gegen Abend die Baireuther Thurmknöpfe, das Roth der Abend-Aurora auflegen ſehen können; aber er wollte nicht, er ſagte zu ſich:
„Ich wäre ja thöricht, wenn ich ſo hundmüde und aus-
„getrocknet die erſte Stunde des ſchönen Wiederſehens
„anfinge, und ſo mich und die Lieben um allen Schlaf,
„und am Ende um das halbe Vergnügen (denn wie
„viel könnten wir heute noch reden?) brächte. Nein,
„lieber morgen früh, damit wir doch gleich einen ganzen
„langen Tag zu unſerem tauſendjährigen Reiche vor
„uns haben.“

Am prächtigen Morgen darauf jubelte ihm ſein Herz zu: „Heute ſiehſt du ſie, die lieben, theuren Freunde!“ und doppelt fröhlich und mit hochklopfendem Herzen watete er durch den naſſen Glanz und Nebelduft der ſchimmernden Silbergrube, und zerriß die um Blüthenzweige gehangenen Perlenſchnuren aus Spinnweben, worauf Thau- und Saamenperlen gezogen waren. In dem durchflatterten Gezweige aber, das die Taſtatur einer mit blühendem Bildwerk eingefaßten Harmonika war — ſtreifte er eilig erkaltete Schmetterlinge und Blüthen und Tropfen hinweg, um auf den geſtrigen Olymp zu kommen. Er beſtieg dann, ſelbſt immer ſtrahlender, das Freudengerüſte des Tages, den letzten Hügel; aber er blieb entzückt ſtehen. Ueber Baireuth hing der brennende Theatervorhang aus Nebel — die Sonne ſtand als Königin der Bühne auf dem Gebirge, und ſchaute dem Herunterbrennen des bunten Schleiers zu, deſſen flatternde, glimmende Zunderflocken die Morgenlüfte über die Blumen und Gärten als roſige Wölkchen verwehten und zerſtreuten. Endlich glänzte nichts mehr als die Sonne, von nichts als dem blauen, reinen, wunderherrlichen Himmel umgeben, und unter dieſem Glanze betrat er jetzt das Luſtlager und die Reſidenzſtadt ſeiner Lieben, und alle Gebäude kamen ihm wie ſchimmernde, aus dem Aether geſunkene Luft- und Zauberſchlöſſer vor.

O, Himmel! er war ja in Baireuth, und vor ihm lagen . . . ein neues Eden und ein neues Paradieſesleben.

Und das Schönſte des Schönen war, daß der hochgeſpannten Hoffnung des Dichters auch die erwartete Erfüllung blühte. Herrliche Tage erneuten ſich für Jean Paul in Baireuth!

Die lange Entfernung und was der Dichter während ihr geſchrieben, hatte ihm die Herzen und die Achtung der befreundeten Familie noch mehr zugebracht. Ein ſchöner Stern im Hauſe war freilich erblichen: Recha war an Enoch Veith verheirathet. Aber ſie fehlte ja faſt an keinem Abend und war ſelbſt oft Mittags mit ihrem Gatten bei den Eltern zu Tiſche.

Und war ſie denn nicht noch ſchöner geworden: höher und voller? — freilich auch noch ernſter. Ihr prächtiger Kopf ſchien dem Dichter jetzt oft wie die Marmorbüſte einer römiſchen Kaiſerin. Und doch war es nicht Stolz, nur erhöhte weibliche Würde, was dieſem edlen ruhigen Antlitze das Imponirende gab; . . . während auch dies Imponirende zeitweiſe — namentlich den Eltern und Jean Paul gegenüber — durch ein unendlich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde. Recha war ja nicht unglücklich, aber ſie war eben auch nicht glücklich! Da die Vernunft ihre Wahl geleitet, war es unmöglich, daß das Intereſſe ihres Mannes nicht auch das ihrige ſein, . . . daß ſie ſich dieſem Manne nicht gern und ganz als brave Frau hingeben ſollte; da aber nicht der Werth des Mannes, ſondern Convenienz die Wahl beſtimmt hatte, ſo fehlte der moraliſche Stützpunkt: die höhere Achtung, die Liebe und jene ſchöne warme Begeiſterung, mit welcher das Weib zum Manne aufſchauen muß, wenn das Glück der Ehe in mehr als Einigkeit, häuslichem Frieden und ruhigem Nebeneinanderleben beſtehen ſoll.

Recha's ungewöhnliche Herzensſtärke hatte längſt die aufkeimende Liebe zu Jean Paul in die unabänderliche Form einer hohen begeiſterten Achtung und Freundſchaft für den Dichter gezwungen. Ihrem Pflicht-Heroismus kam es dabei — wie einem ſiegenden Feldherrn, der ſeine Heere quer über blühende Fluren führt, — auf einige zerſtörte und zertretene Paradieſe nicht an. Ja ſie hatte ſelbſt die Heirath mit Enoch Veith beſchleunigt, um ſich gleichſam den Märtyrer-Kranz ihrer religiöſen und kindlichen Feſtigkeit raſcher auf das Haupt zu drücken. Für ein ſelbſtgewähltes Märtyrerthum giebt es aber keine Schmerzen, da geiſtige Feſtigkeit und Stärke oder der edle Stolz der Tugendgröße jeden Schmerz in eine höhere Wolluſt verwandeln. Und ſo hob denn auch Recha das Bewußtſein: recht und vernünftig gehandelt zu haben, über alles Peinliche empor und warf, beruhigend und ſtill beglückend, ſein Sonnengold über die Fluren ihres höheren geiſtigen Lebens. Dies aber cultivirte ſie jetzt mehr denn je, und konnte es, vermöge der, einer *Frau* zuſtehenden, freieren Bewegung, nun auch noch leichter thun. Dadurch aber rückte ſie dem Vater noch näher und ward noch mehr ſein Abgott; ſie that daſſelbe — *aber nur geiſtig* — auch bei dem befreundeten Dichter, für deſſen Werke ihr auch jetzt erſt das volle Verſtändniß aufging. Konnte denn aber dies vollere Verſtändniß Jean Paul entgehen? und mußte es ihn nicht doppelt entzücken? ebenſo, wie die jetzt noch in Sicherheit und Ruhe geſteigerte Freundſchaft, die ihm die junge reizende Frau entgegentrug?

Ach! ſein ſonſt für weibliche Herzen ſo ſcharfes Auge ſah ja unter der Marmorhülle dieſer götterſchönen Bruſt das Aſchenhäuflein nicht, das von dem Scheiterhaufen übrig geblieben, auf dem ſich der Phönix einer tugendhaften, großen und ſtarken Seele ſelbſt verbrannt und verjüngt hatte! Er ſah es nicht und Recha zeigte es nicht: aber er war jetzt doppelt glücklich in der ſchönen ruhigen Freundſchaft des Vaters und der Tochter. Und doch ſollte ihm gerade jetzt in dem lieblichen Baireuther Zauberkreiſe noch eine neue, volle, duftende Freudenblume aufgehen!

Es war die Bekanntſchaft mit dem damals ſiebenundſiebzigjährigen Dichtergreiſe Ludwig Gleim, Domſecretär und Kanonikus in Halberſtadt.

Emanuel überraſchte beide Männer mit ihrem Zuſammentreffen auf liebenswürdige Weiſe, indem er ſie — ohne daß Einer von des Anderen Nähe etwas wußte — bei einer Luſtparthie im Kreiſe ſeiner Familie nach dem markgräflichen Luſtſchloſſe „Eremitage," unter den ſpringenden Waſſern zuſammenführte.

Als Jean Paul mit dem alten und doch immer neuen Entzücken hier ſtand und aus der, die Baſſins bevölkernden Waſſergötterwelt eine kryſtallene Waldung emporwuchs, die mit ihren niederſteigenden Strahlen wieder wie Lianenzweige in die Tiefe einwurzelte, trat plötzlich die würdige Geſtalt eines Greiſes vor, blickte den träumeriſch in die durcheinanderfliegende Waſſer ſchauenden Dichter des „Heſperus" lange freudig an und fiel ihm dann mit den Worten um den Hals:

„Laß Dich umarmen, herrlicher Mann, ich bin Dein Bruder . . . bin Gleim!"

Himmel! gab das eine Seligkeit, die ihre Freudenwellen über den ganzen Tag rollte und über Alle, die zugegen waren. Und iſt es denn nicht wahr, was Jean Paul hier im Entzücken über ſein Entzücken ſelbſt ausrief: „Ein Menſch, den die Sonnennähe eines großen Menſchen nicht in Flammen und außer ſich bringt, iſt nicht werth, ein Menſch zu ſein!“

„O, Mann Gottes!“ — entgegnete Gleim, Jean Paul an beiden Händen feſthaltend, den vollen Strahlenglanz aufrichtiger Freude in ſeinen Zügen — „wie habe ich mich . . . ich ſage Du, wie zu einem jüngeren Bruder . . . wie habe ich mich an Deinen lebenswarmen, blüthenreichen Schriften ſo innig ergötzt! Die darin herrſchende Freudigkeit, alles mit Güte und Liebe zu umſtrahlen, die ſonnenlichte Herzensreinheit, die Kindeseinfalt und Tiefe, die glänzende Schönheit der Farbengebung, der in allen Charakteren dargeſtellte heiße Durſt nach erhabener Freundſchaft und Liebe ... alles dies hat mich entzückt, begeiſtert, hingeriſſen.“

„Weil Du Dich“ — ſagte Richter, über das „Du“ und über die Freude und über das Glück, ſich von Gleim ſo verſtanden und geehrt zu ſehen, doch erröthend — „durch die Strahlen Deines eigenen inneren Lebens dabei erwärmt fühlteſt.“

„Nein, nein!“ — rief Gleim lächelnd, aber mit dem Ausdrucke der innerſten Wahrheit — „weil ich in Deinen Werken überall Blumen fand, duftend, zart geſtaltet, voll ſüßer Schönheit und doch einer ſtolzen, reichen Lebenskraft entſproſſen.“

„Weil überall Dein edles Gemüth“ — rief Jean

Paul in Seligkeit ſchwelgend — „für lebendige Liebe und für Alles Größte und Schönſte angeregt iſt!“

„Und wer ſollte ſich von der Schwungkraft Deiner Fittiche nicht erhoben und fortgeriſſen fühlen, Bruder?“ — frug Gleim mit einem glänzenden Blick voll Jugendkraft und Begeiſterung — „wer die Deutungen Deiner großen Gleichniſſe in der eigenen inneren Begeiſterung nicht finden?“

„Ja, er iſt ein herrlicher Menſch!“ — ſagte hier Emanuel mit ſeinem ſchönen ruhigen Lächeln, während Recha's Antlitz einen ſtillen Himmel wiederſpiegelte. — „Er iſt ein herrlicher Menſch, Herr Kanonikus, . . . wenn er nur ſeine ſatyriſchen Bocksſprünge laſſen könnte!“

„O, die ſind köſtlich!“ — meinte Gleim.

„Aber doch oft zu toll!“ — ſagte der Hofagent heiter.

Jean Paul lachte herzlich; dann rief er: — „Ich will Euch, Ihr lieben Freunde, bekennen, woher dies kommt. Addiſſon erzählt von einem Menſchen, der, wie Jupiter, eine Ziege zur Amme gehabt, und der deshalb noch in ſeinen reiferen Jahren, wenn Niemand bei ihm in der Stube geweſen, immer einige Ziegenſprünge gemacht habe. Da nun meine Mutter bei meiner Geburt keine Milch hatte und unſer ganzer Viehſtand damals eine einzige Ziege war, ſo theilte ich das

Geſchick mit Jupiter und jenem Manne, und ſo ſcheint ſich auch auf mich ein dergleichen Bocksfuß vererbt zu haben, und ich muß mir noch jetzt oft — wenigſtens in geiſtiger Beziehung — durch einen Bocksſprung helfen!“

Alle lachten. Die Geſellſchaft aber machte ſich in der heiterſten Laune auf den Weg nach dem Tempel.

Gleim beſtätigte jetzt — von Jean Paul darum befragt — daß er allerdings die Abſicht habe, in Halberſtadt eine vorbereitende Akademie für angehende Dichter zu errichten. Schon ſeit lange war es ihm eine ernſte Angelegenheit geweſen, dafür zu arbeiten, ſowie die Bildniſſe der bedeutenderen Männer der Zeit zu ſammeln. Er nannte das Zimmer, deſſen Wände dieſe Bilder ſchmückten, ſeinen Muſen-Freundſchaftstempel. Im Ganzen, — ſagte er — ſeien es 118 Stück, unter dieſen namentlich: Ernſt Ludwig, Freiherr von Spiegel, — Chriſtian Friedrich, Graf zu Stollberg-Wernigerode, — Uz, Kleiſt, Sulzer, Ramler, Spalding, Bodmer, Lichtwehr, Gellert, Klopſtock, Geßner, Leſſing, Käſtner, Winckelmann, Moſes Mendelſohn, Möſer, Wieland, Weiße, Engel, Michaelis, Heinſe, Jacobi, Bürger, Herder, Dalberg, Voß, Göckingk u. ſ. w. . . . „und nun“ . . . rief er freudig — „kommt noch mein Jean Paul hinzu!“

Emanuel ſprach ſich jetzt noch ſehr anerkennend über die wirklich bewunderungswürdige Bereitwilligkeit und Aufopferung aus, mit welcher der Kanonikus junge Talente unterſtütze. Gleim ward jetzt Feuer und Flamme und erzählte, wie viele Plane er ſchon gefaßt zu Geſellſchaften und Anſtalten, um der Poeſie mächtig unter die Arme zu greifen; — dann nahm man ein reiches Mittageſſen ein und ergötzte ſich bis zum Abend in den herrlichen Anlagen.

Und dieſem ſchönen Tage folgten noch mehrere, nicht minder glückliche, in Gleim's Geſellſchaft, bis der liebenswürdige Greis ſcheiden mußte.

Aber die Blüthenblätter an dem Baireuther Aufenthalte fielen deshalb nicht welk ab . . . auch mit einer Dame vom höchſten Range ſollte Jean Paul hier bekannt werden. Es war jene Fürſtin Lunowsky, die ſich ſchon früher mit Recha befreundet hatte, und die gewöhnlich — wie ſchon Frau Deborah bemerkt — nur Engländer las, weil ſie ... einmal einen heirathen wollte.

Sie war, ihrer äußeren Erſcheinung nach, eine ſtattliche Frau in mittlerem Alter von vollkommen ſchöner Taille, großen Augen und proportionirten feſten Zügen. Genau, fein, kurz und beſtimmt im Ausdruck, zeigte ſie ſich — außer ihrer Mutterſprache — des Lateiniſchen, Deutſchen, Italieniſchen und Engliſchen mächtig, wie ſie denn auch Italien und England geſehen und bereiſt hatte. Was ſie aber beſonders liebenswürdig machte, war, daß ſie — trotz ihres Standes und ihrem Wiſſen — mehr Zurückhaltung und weniger Stolz zeigte, als manche Bürgerliche.

Natürlich machte die Fürſtin „ſein Maienthal Baireuth“ jetzt zu einem engliſchen Garten mit einer Pygmalionsſtatue!

Und konnte ſie denn dem, ſo ganz von der großen Welt entfernten und ohnedem immer ſchwärmeriſch exaltirten Dichter anders erſcheinen, „als eine Göttin in einer großen Wolke, welche an durchſichtigen, luftfarbenen Stricken in ſein Lebenstheater hineinhing!?“

Da ihr der „Heſperus“, den ſie — als deutſches Buch — ausnahmsweiſe mit Recha geleſen, ſehr gefallen hatte, wünſchte ſie, die Gönnerin alles Schönen, den Dichter kennen zu lernen. Jean Paul's Perſönlichkeit entzückte ſie dann ſelbſt, wie ſie den Dichter, der ihr den „Traum im Traume“ ſchrieb und als ein poetiſches, zehn Seiten langes punctum saliens überreichte, während ſein geiſtiges Auge die ſchönſten Studien für ſeine Werke an ihr machte.

Welch' neuer, ihn erhebender Glanzpunkt für ſein poetiſches Leben in Baireuth! Wenn nur dieſer Beſuch nicht immer wie ein Blitz an ihm vorübergegangen wäre, auf den dann eine lange Hofer Nacht folgte.

Und Hof ward ihm nachgerade vollſtändig erdrückend.

Zwar lebten ihm dort immer noch einige der Freundinnen und ſein Pylades, Chriſtian Otto; . . . aber für die kühnen Schwingen einer ſo mächtigen dichteriſchen Phantaſie, war denn doch der dortige Aufenthalt geradezu ein zerquetſchender und erdrückender Käfig; — für ſeinen, nach weiteren Sphären der Ausbildung und des Schaffens dürſtenden Geiſt, eine Wüſte Sahara; — für ſein, nach Liebe ſich ſehnendes Herz aber eine wahre Qual ... da er jetzt auch noch, ohne ein anderes treuliebendes Herz zu finden, die ſchöne, ſeiner Zeit ihm ſo theuere Geſtalt Carolinens — ein Opfer ihrer Thorheit — in die frühe Gruft ſinken ſah.

Niemand wußte wie oft er Nachts dieſen kleinen Hügel beſuchte und ſtill weinend auf ihm ſaß; — daß die erſchütterndſten Stellen ſeiner damaligen Schöpfungen auf der Ruhebank des Todes geſchrieben wurden, die eine Hand voll Erde über einem ſo innig geliebten und und innig betrauerten eingefallenen Herzen aufgebaut.

Es ward ihm entſetzlich einſam, entſetzlich eng . . . und zu dem allen wollten die Sorgen nicht wanken noch weichen!

Da fiel plötzlich wieder ein lichter Sonnenſtrahl in ſein Leben: folgender Brief von Weimar traf ein:

Geehrter Mann!

„In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerkſamkeit, und Vielen waren ſie eine ſehr willkommene Erſcheinung. Mir gaben ſie die angenehmſte Unterhaltung, und die ſchönſten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieſer Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in dieſem Gedankentraume ſchwanden die Bildungen Ihrer Phantaſie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geiſterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen innig beglückt! Dankbar ergriff ich dann die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies Zeichen von einer Unbekannten geweſen! Alſo unterſagte ich es mir, an Sie zu ſchreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längſt kennen und verehren. Dann ward der Vorſatz von Neuem in mir rege. Jetzt iſt es nicht mehr die einſame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen überſende: ſondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. Wieland hat vieles im Heſperus und Quintus ausnehmend gefallen; er nennt Sie unſern Yorick, unſern Rabelais. Das reinſte Gemüth, den höchſten Schwung der Phantaſie, die reichſte Laune, die oft in den überraſchendſten, anmuthigſten Wendungen ſich ergießt: dies Alles erkennt er mit innigſter Freude in Ihren Schriften. Vor einigen Tagen laſen wir in Geſellſchaft das Programm vom Rector Freudel (Freudel's Klagelibell).

Sonſt wirken Satyren, auf mich wenigſtens, beſchränkend. Mit kaltem Sinn ſchwingen die Meiſten ihre Geiſel willkürlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere. — Ihrem Blicke hingegen hat ſich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantaſie. Es iſt eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen ſtets dieſem Lichte Ihres Geiſtes. — Sie finden hier noch mehrere Freunde: namentlich Herr von Knebel, den Ueberſetzer der Elegien des Propertius in den Horen, Herrn von Einſiedel und Andere. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslectüre, die noch lange ihr Leſepult zieren. Ja, wir hoffen, daß bei dieſer Empfänglichkeit für Welt- und Menſchenkenntniß und dieſem Talent, feine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder ſchenken werden. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüſſe der Kunſt, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leſer veredeln werden!“ —

Hier folgte die Unterſchrift einer adeligen Dame.

Aber wie wirkte dieſer Brief ſo mächtig auf Jean Paul ein! Er fühlte ſich jetzt mit einemmale an Hof wie Prometheus an den Felſen angeſchmiedet und Weimar! . . . Weimar, das damals ſeine goldenen Tage feierte, ſtieg vor ſeinen Blicken wie ein in Gold und Morgenroth ſtrahlendes, gelobtes Land vor ihm auf!

Und waren es denn nicht wirklich goldene Tage für das früher kaum genannte Weimar, als ſich unter dem Schutze und durch die thätige Anregung der Herzogin Amalie — dieſer geiſtvollen, hochgebildeten deutſchen Fürſtin — und ihres nicht minder mit den ſeltenſten Regententugenden begabten, das echte Verdienſt überall erkennenden und zu ſich heranziehenden, ja der innigſten perſönlichſten Freundſchaft würdigenden Sohnes, Carl Auguſt, dort der Kreis jener Männer bildete, die, als Deutſchlands Zierde und Stolz, durch alle Jahrhunderte glänzen werden?

Vereinigte doch Carl Auguſt in Weimar, die edle Herzogin Amalie auf ihrem ſtillen Muſenſitze, dem idylliſchen Tiefurt, oft einen ganzen Fixſternenhimmel dichteriſcher und wiſſenſchaftlicher Größen; — glänzten doch hier in den ſchönen Stunden — Jean Paul wollte das Herz zerſpringen, wenn er daran dachte — die Namen: Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Iffland, Knebel, Fichte, Wolf, Schelling, Humboldt, Muſäus, Bode, Seckendorf, Kotzebue, Dalberg, Böttiger, Frau von Stein, Amalie von Imhof, Bettina von Arnim und andere mehr! Und hatte denn der Herzog nicht allen Zwang der althergebrachten regelrechten Etiquette von ſeinem Hofe verbannt, an deren Stelle jetzt nur feine Sitte, Geiſt und Kenntniſſe zur Aufnahme erforderlich waren? Strahlte denn damals nicht Weimar wie eine Sonne über Deutſchland? ... ging denn nicht ganz unverkennbar von jenem Kreiſe glänzender Talente und geiſtvoller Männer, eine eigene neue Aera in der deutſchen Culturgeſchichte aus!

Und doch hatte Jean Paul Weimar und alle dieſe Größen noch nicht geſehen! ... alle dieſe Männer, nach welchen ſich ſein Herz — das ja ſchon von Jugend auf nach der Freundſchaft großer Männer ſchmachtete — ſo ſehr ſehnte. Und doch ſagte ihm ſein Inneres, daß er würdig ſei, in dieſen Kreis zu treten!

Da kam jener Brief mit der Nachricht: daß man ihn dort wohl kenne und achte und feiere, — daß Wieland Vieles im Heſperus und im Quintus Fixlein ausnehmend gefallen habe, daß man ihn den deutſchen Yorik, den deutſchen Rabelais nenne ... da rief ihn ſelbſt eine edle weibliche Seele mit freundlichen Worten heran.

So brannte denn jetzt nur ein Gedanke in des Dichters Herz ... du willſt, du mußt nach Weimar!

Mit doppeltem, mit dreifachem, mit hundertfachem Eifer ging er jetzt an die Vollendung ſeiner „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke,“ als ein zweiter, noch ſprühenderer Funke die Mine auffliegen ließ. Wieder war es ein Brief von Weimar und von derſelben lieblichen Schreiberin. Er lautete:

„Zwei Dritttheile des Frühlings ſind vorüber, wie ich eben im Kalender ſehe, die Bäume ſtehen noch unbelaubt im ſchönen Park, die Nachtigall hat noch nicht geſungen, und — Sie waren noch nicht hier. Alle Zeichen des Frühlings bleiben aus! Welches erwartet die andern? Er könnte kommen mit allem Reiz: der Bäume Pracht, der Blüthen Duft, der Vögel Liebgeſang, der Lüfte lindem Fächeln — für Ihre Freunde war er nicht geweſen, wenn Sie uns nicht erſcheinen! — O, laſſen Sie mich Ihnen von Ihren Freunden ſagen, oder von Ihnen! — Sie ſind der Geiſt unſerer Verbindung. Reich ſind wir alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen; — an ähnlicher Anerkennung Ihres Werthes erkennen wir, die unſere Freunde ſind, oder werden können. — Keines, als ich, weiß, daß wir Sie erwarten dürften; und doch iſt es faſt das Zeichen unſeres Grußes: „Iſt Jean Paul noch nicht hier?“ — Iffland, Wieland, Herder, Knebel, Einſiedel, ſind hier, Weſen, die einer unbefangenen hohen Freude über die Vollkommenheit eines Anderen fähig ſind. — Sie ſind ein tiefer Forſcher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieſer Zeit, die Ihrer bedarf. Krieg und Kampf iſt überall, oder ödes, kaltes Nichts, ſchale Form, kein Inhalt: in Ihnen erſcheint uns aber ein Geiſt, — Herz und Seele, — der Tauſende, die ſchlafen, aus ihrem Todesſchlummer retten könnte! Unſere Erwartungen ſind nicht zu kühn — und doch vergeß' ich leider immer über dem ſchönen Genius, der Sie begleitet, den mächtigen, durch den Sie herrſchen.“ —

Jetzt freilich hielt es Jean Paul nicht länger.

„Ich komme! ich komme!“ — ſchrieb er zurück — „nicht als ein beſcheidener, ſondern als ein demüthiger Mann!“

In ſeinem Inneren aber jauchzte es auf: „Nach Weimar! nach Weimar!“ und ſo ſchritt der Dichter, der bereits ſo viele Herzen in den glänzendſten Paläſten erobert, der aber dennoch ein Honorar von winzigen ſieben Thalern für den Bogen des „Siebenkäs“ ſchon als eine anſehnliche Belohnung anſehen mußte, zu Fuß mit einem Boten, der ihm ſeine wenigen Sachen trug, auf dem Wege über Jena endlich jenem Weimar zu, wo Goethe, der Dichterfürſt, herrſchte, — jenem Weimar, auf welches er ſeit zwölf Jahren ſchon von ſeinem einſamen Fichtelgebirge aus ſo ſehnſüchtig geblickt, und von dem er jetzt die ſo lange ihm vorenthaltenen Töne und behen Menſchen, zarten Frauen und glänzenden Gegenden, Liebe und Ruhm und Alles, was ein Dichter Goldenes träumt, zu finden erwartete.

Jean Paul ging . . . denn er hatte zum Fahren kein Geld, . . . und erſt die letzte Station ſollte ihn — ſchicklichkeitshalber — mit Extrapoſt nach Weimar bringen.

Honigwochen.

Weimar und ſeine goldenen Tage.

Aber welche goldenen Tage winkten jetzt Jean Paul! Die Reiſe nach Weimar und der dreiwöchentliche Aufenthalt daſelbſt bildeten einen glänzenden Abſchnitt in ſeinem Leben: „eine Bergſtraße in ſeiner Lebenslaufbahn, die eine neue Welt in ihm anfing,“ wie er ſelbſt in Entzücken und Seligkeit an ſeinen theuren Freund Otto ſchrieb.

Aus den rauhen, wenn auch noch ſo ſchönen Waldhöhen des Voigtlandes und Fichtelgebirges zog er durch den lachenden Orlagrund in das beglückte Saalthal. Die aus Obſtgärten auftauchenden Hügel, welche auf weichen Linien ſanft das Auge tragen von Gipfel zu Gipfel, — das auf den kahlen Scheiteln derſelben dem leiſeſten Wechſel der Beleuchtung folgende Farbenſpiel über dem ruhigen Grün der Thalebenen, — oben auf den Höhen die für ihn ganz neue Erſcheinung alter Burgen, dieſer nachhallenden Stimmen einer längſt verklungenen Zeit, — ringsum ein ſchönes, freundliches und thätiges, durch Ergiebigkeit des Bodens und weiſe Regierung geſegnetes Volk: alles dies erfüllte ſeine Phantaſie mit neuen reizenden Bildern, die, bei ſeiner, man kann ſagen muſikaliſchen Auffaſſung der Natur, ihn in ein Meer von Entzückungen tauchten. Dazu der Gedanke: Männern, welche ſchon ſeinem Knabenalter als leuchtende Welten am literariſchen Himmel geglänzt, nun nahe zu kommen, Herder von Angeſicht zu ſehen, vielleicht ein Wort der Liebe und Theilnahme von ihm zu vernehmen; die begeiſterte Briefſtellerin, geſchmückt mit allen Vorzügen, die ſeine Einbildungskraft der hohen, ungewöhnlichen Erſcheinung lieh; der ganze Zauber der Erwartung einer ungekannten, aber reichen Zukunft, zu welcher die nächſten Tage den Schlüſſel hatten, aber ihm auch eben ſowohl verweigern konnten, als darreichen, — mußte ſeinem Herzen frohe Bangigkeit, ſeiner Seele kühnſte Träume geben.

Aber wie hätte troß alledem, und troß der Zeichen von Anerkennung, die ihm bereits geworden, ſich in ſeiner beſcheidenen, nur von fremder Größe erfüllten Seele — ſelbſt in leiſeſten Umriſſen eine Vorſtellung bilden können von dem Enthuſiasmus, mit welchem er in Weimar empfangen wurde.

Durch die unbekannte Freundin, welche er zuerſt beſuchte, waren von Knebel, von Einſiedel, Böttiger u. A. von ſeiner Ankunft unterrichtet. Alle wollten den wunderbaren Menſchen ſehen. Mit ausgebreiteten Armen empfingen ihn die Männer, mit klopfenden Herzen die Frauen; man eiferte in Aufmerkſamkeiten aller Art für ihn; ſelbſt die Herzogin Amalia — ſie hatte an allen Thoren Auftrag gegeben, daß man ihr ſeine Ankunft ſogleich melde — lud ihn, ſobald ſie dieſe erfahren, zu ſich und beglückte ihn mit den Zeichen der höchſten Theilnahme und Bewunderung. Ein Herr von Oerthel, der Bruder eines neugewonnenen Freundes gleichen Namens in Leipzig, nahm ihn gaſtlich in ſein Haus und that Alles, um ihn jedes, auch das kleinſte Bedürfniß des täglichen Lebens vergeſſen zu machen. Seiner Freunde war eine große Zahl. Wer ihn geleſen, wollte ihn ſehen, und wer ihn geſehen und gehört, der mußte ihn lieben, ſelbſt, wenn er nicht gewollt. Gegen die Sitte des Tags trug er — er hatte die alte Lieblingstracht längſt wieder angenommen — wie früher mit genialer Kühnheit den Hals entblößt, frei flatterte in leichten natürlichen Locken das Haar um ſeinen Nacken; die Geſtalt war ſtark und markig von Körperbau; ſeine Züge charakteriſirte der Ausdruck unendlicher Güte, und wenn ſeine Geſichtsfarbe auch bleich genannt werden mußte, ſo trug das Auge doch allen Zauber einer höheren, ſich in Liebe, Geiſt und Witz offenbarenden Welt. Blitzte doch oft ein Wetterleuchten des Geiſtes aus demſelben, das allein ſchon Funken aus fremden

Geiſtern ſchlug. Jean Paul ſprach dabei, wie er ſchrieb, blühend und beſtimmt; gewann aber ſchon mit den erſten Worten alle Herzen, ſo wohlklingend und volltönend, ſo anſchmiegend, weich und bezaubernd war ſein Organ, ja es erhielt durch die voigtländiſche Mundart für die Bewohner Weimars noch einen beſonderen Reiz. Ihn aber zum liebenswürdigſten der Menſchen zu machen, kam zu dieſem Allen nun auch noch die ganze Unſchuld ſeines Weſens, die Wahrhaftigkeit und Wärme ſeiner Empfindung und der in ſeiner Seele tief begründete Glaube an die Menſchheit. Und mußte dies denn nicht an einem Orte, an dem man über geſchminkten Egoismus und ungeſchminkten Unglauben vielfach klagte, alle edlen Herzen und Seelen erquicken und erfriſchen, wie in einem regneriſchen Jahre ein warmer Sonnentag?

Um aber die ſo plötzlich mit aufloderndem Enthuſiasmus emporſchlagende Begeiſterung für Jean Paul recht zu verſtehen, müſſen wir vor allen Dingen noch einen Blick auf die damalige Zeit und den Einfluß der Frauen auf dieſelbe werfen.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt nicht allein durch die gewaltigen Werke der Poeſie und Philoſophie außerordentlich, die in reicher Fülle entſtanden, ſondern ebenſo durch die Bewegung, die das geſellſchaftliche Leben ergriff und in immer weiteren Kreiſen umgeſtaltete. Nicht die Genien nur, über deren

Häuptern die Sterne unvergänglichen Ruhmes leuchten, ziehen unſere Blicke auf ſich; auch die Geſtalten und Kreiſe derer, die durch jene Werke ſich erſchüttert und erhoben fühlten, verdienen liebevoll und eingehende Beachtung: denn war es nicht ihre begeiſterte Theilnahme, welche die Bedeutung jener Werke zuerſt erkannte, ihre Wirkung im Leben vermittelte und den Boden bereitete für die Saat jener bevorzugten Geiſter?

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn wir uns durch ſorgfältige Studien die Dumpfheit und geiſtige Erſtarrung, die Enge und Blödigkeit der Verhältniſſe, welche vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem deutſchen Leben laſteten, im Geiſte vergegenwärtigt haben und nun ſehen, wie Einzelne und wieder Einzelne und immer Mehrere, wie von Geiſterſtimmen geweckt, das Auge zum Lichte erheben und Morgenluft einathmen. Sie fühlen ſich alle zu einander gehörig als Genoſſen einer unſichtbaren Kirche; die Schranken hergebrachter Sitte und Vorurtheile ſinken und Begeiſterung führt Herzen zu Herzen in hingebender Freundſchaft und Liebe.

Für ein ſo erregtes Leben war Höhe des Geiſtes und der Geſinnung nöthig. Wer möchte leugnen, daß Viele, die ſich zu dieſer nicht erheben konnten, nur die äußeren Formen in verzerrtem Abbild wiedergaben, daß Alle ſich nicht immer auf dieſer Höhe zu erhalten vermochten, ſondern das Gewöhnliche, was in jedem Menſchen iſt, die Geiſter herabzog, und die Einen ſeltener, den Anderen öfter auf Irrwege führte? Ueberblicken wir aber jene Bewegung im Ganzen, ſo tritt der Schatten zurück und der Eindruck, welcher bleibt, iſt großartig und erhebend.

Einen vorzüglichen Einfluß aber übten dabei die Frauen aus. Die Beſtimmung des Mannes bringt es mit ſich, daß ſein Geiſt durch die Bildung für einen beſtimmten Beruf oft einſeitig wird; die bei einem kräftigen Wirken nöthige Sammlung auf einen Punkt macht ihn gegen andere Beſtrebungen nur zu leicht ungerecht. Es gehört immer nicht wenig geiſtige Kraft dazu, um in dem harten Gange, in welchen den Geiſt die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens einzwängt, Gefühl und Denken für ideale Richtungen offen zu erhalten. Begabte Frauen hingegen ergreifen in natürlichem Zuge das allgemein Menſchliche: Poeſie und Kunſt erfüllen ſie mit tiefer Luſt und Empfindung.

So ſehen wir denn auch, daß im vorigen Jahrhundert überall, wo das neue Leben einzieht, Frauen begeiſterten Antheil nehmen und durch die Wärme ihres Gefühls, die Macht feiner Sitte, den Zauber ſchöner Weiblichkeit einen tiefen und wohlthätigen Einfluß üben. Nichts ſpricht für die Gewalt der Bewegung, die im Innern jener Zeit arbeitete, beredter, als die

Offenheit und Innigkeit der Verhältniſſe, die nach dem Zeugniſſe ſo vieler erhaltenen Briefwechſel zwiſchen Frauen und Männern in einer Weiſe beſtanden, daß wir jetzt nur mit Befremden darauf zurückblicken.

Die Bedeutung der Frauen in jener Zeit uns lebendig vor die Seele zu rufen, genügt es, an *Klopſtock's* Freundinnen in Zürich, an *Charlotte von Stein*, *Karoline von Wolzogen*, an das zu erinnern, was *Henriette Herz* über den Einfluß der Frauen auf die Berliner Geſellſchaft erzählt.

Solch' eine bedeutende Erſcheinung war auch die, damals in Weimar lebende, der Welt durch ihre Freundſchaft mit Schiller bekannte: *Charlotte von Kalb*, jene geiſtreiche und liebenswürdige Dame, die an Jean Paul, von Weimar aus, geſchrieben und ihn mit ſo viel Wärme und in ſo begeiſterter Sprache nach dorten eingeladen hatte. Sie war nach ihren äußeren Begegniſſen und der Leidenſchaftlichkeit ihres Geiſtes*), wie in ihrem, aus beiden erwachſenden Schickſale eine wahrhaft tragiſche Geſtalt, geeignet, uns Schatten und Licht jener Jahrzehnte lebhaft zu vergegenwärtigen. Auch in *ihrer* Seele hatten, wie damals in Tauſenden von edlen Frauenherzen, die Werke Jean Paul's gezündet.

---

*) *Sauppe*: „Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt." I. Band. S. 372. u. f.

Dieſe Thatſache iſt merkwürdig genug und doch auch wieder ganz natürlich und in der damaligen Zeit und ihrer Stimmung nahe begründet.

Allerdings hatten Jean Paul's Schriften im Anfange durch ihre große Eigenthümlichkeit und ihre Satyre überraſcht, ja ſelbſt die meiſten der Leſer befremdet oder gar zurückgeſtoßen, wie ja auch Herder, Wieland und Goethe von den erſten Zuſendungen Jean Paul's gar keine Notiz nahmen. Dabei machten ſie öfters Ueberladung, gelehrter Prunk und tauſendfach aufſprudelnder, oft barocker Witz für Viele unverſtändlich, ſo daß ſie, bei der noch hinzukommenden Unklarheit der Idee, Formloſigkeit der Anlage und Ungebundenheit in der Ausführung, leicht unbemerkt hätten bleiben können, wenn ſie nicht durch andere treffliche Eigenſchaften gerade die Frauen — und zwar unter dieſen die reichbegabteſten, ſchönſten und geiſtreichſten, ſelbſt aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft — entzückt und begeiſtert hätten. Dieſe trefflichen, dem Scharfblick feingebildeter Frauen offenliegenden Eigenſchaften aber waren: die Fülle der wahrhaft tiefen Blicke und großen Gedanken: die ſchöne und warme Begeiſterung für alles Hohe, die man durch alles, was er ſagt, hindurch in ſeinem Herzen erkennen mußte; der Reichthum der Geſtalten, der köſtliche Humor, der Freimuth, mit dem er im Kampfe für das einfach Menſchliche kein Verhältniß in Staat und Geſellſchaft ſchonte, das ſüße Schwelgen in Gefühlen, der üppige Reiz immer neuer Bilder und Redeblumen und ... vor allen Dingen ... das ritterlich kühne Auftreten für das ſchöne Geſchlecht ſelbſt und ſeine Befreiung aus den eiſernen Banden und der tyranniſchen Knechtſchaft einer damals zumeiſt noch rohen und rauhen Männerwelt.

Und war es denn nicht natürlich, daß bei ſolchem Auftreten die ganze höher gebildete Frauenwelt für Jean Paul und ſeine Werke ſchwärmen mußte? Lag es nicht nahe genug, daß ſie auch ſeiner Perſon Huldigung und Liebe im Uebermaaße entgegentrug?

In Weimar nun war es Charlotte von Kalb, die an der Spitze der Begeiſterten ſtand und die ihn ja auch aufgefordert hatte, nach dieſem deutſchen Athen zu kommen.

Sie empfing ihn denn auch mit offenen Armen und offenem Herzen, und der Dichter hatte ſich wahrlich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht! Das Impoſante ihrer äußeren Erſcheinung, der helle Blick aus großen dunkelen Augen, die Kraft und Klarheit ihrer Rede, die hohe und reine Geſinnung, wodurch ſie ſich ſogleich als eine Verehrerin Herder's kund gab, dazu das Feuer der Empfindung, das freilich ebenſowohl verzehren, als erwärmen konnte, beſtimmte den erſten Eindruck als einen gewaltigen. „Sie iſt ein Weib wie kein anderes," — ſchrieb Jean Paul ſogleich an ſeinen Herzensfreund Otto — „mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich, eine Weldemarin."

Himmel! aber auch welche Erſcheinung! ... Welch' ein namenloſer Reiz lag in dieſen Zügen, in dieſen ſanften Farben, in dieſen magiſchen Linien! ... Sind es die großen Märchenaugen? die edelgezogenen hohen Brauen, Bogen, „fein gemacht wie mit der Feder"? ... Sind es die lieblichen Lippen, welche ſprechen: wir haben jeden Frühlingshauch der Schöpfung mit Dank und Freude getrunken?*) ... Was iſt es, was ſo zauberiſch wirkt? O! es iſt alles dies zuſammen in harmoniſchem Einklang, und den Reiz erhöht noch der Stempel des Geiſtes, der dieſen Zügen aufgeprägt iſt, in grandioſen Linien, die von dem Ernſt des Lebens und dem Daſein einer inneren höheren Welt ſprechen.

Jean Paul war entzückt, hingeriſſen! Wohl hatte ſich ſeine leicht entzündliche Phantaſie ein herrliches Bild von der unbekannten Freundin geſchaffen ... wie aber überſtrahlte nun die vor ihm ſtehende Zauberin ſein kühnes Ideal!

---

*) E. Palleske: „Schiller's Leben und Werke." I. Band. S. 521. Bei dem Anblick ihres Bildes.

Und doch war auch ſie nur eine glänzende Silberwelle in dem bewegten Strome des Lebens, der jetzt allgewaltig und von allen Seiten auf ihn einſtürmte.

Gleich am erſten Tage führte ihn Frau von Kalb zu Herrn von Knebel, der den Dichter des „Heſperus“ an ſeine Bruſt drückte, wie einen alten Freund. Auf dem Wege zu ihm begegnete ihm Einſiedel, und zwar auf dieſelbe herzliche Weiſe, und gleich darauf ſollte ein Augenblick höchſter Entzückung folgen, — vielleicht der ſchönſte ſeines bisherigen Lebens — der das theuerſte Herz an ſeines führte.

Nach einigen Minuten ſagte Knebel: — „Wie ſich das Alles himmliſch fügt! dort kommt Herder und ſeine Frau mit den zwei Kindern!“ —

Und ſie gingen ihm entgegen, und unter dem freien Himmel lag Jean Paul endlich an Herder's Mund und an ſeiner Bruſt, und konnte vor erſtickender Freude kaum ſprechen und nur weinen, und Herder konnte ihn nicht ſatt umarmen. Und als ſich Jean Paul umſah, waren auch die Augen Knebel's . . . voll Freudenthränen.

So blieben denn die geiſtesverwandten herrlichen Männer den Abend gleich beiſammen, und welch' einen Abend gab dies! . . . reich war der Austauſch ihrer

Gedanken, aber vorzüglich reich ſtrömte Jean Paul's Lob von Herder's Lippen; ganz unerſchöpflich für ihn war dieſe Quelle, ſo daß bei Jean Paul immer Thränen der höchſten Freude und Rührung die Worte des Dankes erſtickten. Faſt den ganzen erſten Abend mochte Herder von nichts anderem reden. Sagte er doch dem neuen Freunde: daß Wieland ſchon zum drittenmale ſeine Schriften durchgenommen, daß der alte Gleim den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgeleſen, daß überhaupt in Deutſchland jetzt Niemand ſo geleſen werde, als er, und daß alle Buchhändler in Leipzig Beſtellungen auf ihn hätten; ihm ſelbſt gefiele Alles, die grönländiſchen Prozeſſe nicht ausgenommen, und wenn er im „Heſperus“ geleſen, ſei er tagelang zu jeder Arbeit unfähig geweſen. Wie glücklich fühlte ſich dagegen Jean Paul, Herdern ſagen zu können, welche Schätze er ihm danke, und wie lange er ihn kenne und ihm nachſtrebe, und wie ſeine Schriften ihm dieſe oder jene eigenthümliche Richtung gegeben. So wurden beide — wie verſchieden auch an Jahren — ſchnell die vertrauteſten Freunde. Wie viel Herder an Jean Paul gewonnen, darüber ſpricht er ſich ſpäter einmal gegen Jacobi aus: „Mit Richter“ — ſchreibt er — „hat mir der Himmel einen Schatz geſchenkt, den ich weder verdient, noch ſelbſt erwartet habe. Jedes neue Zuſammenſein mit ihm eröffnet mir einen neuen, größeren Schatz, voll von alledem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen ſie alle drei und der Stern geht immer über ſeinem Haupte . . . Ich kann von ihm nichts ſagen, als: er iſt ganz Herz und Geiſt; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menſchheit, auf der es ſo viele zerſprungene Saiten und verſtimmte Töne giebt wie — ich z. B. Aber, ſagt der Apoſtel Paulus, mir iſt Barmherzigkeit widerfahren! *)“

Faſt jeder Abend führte die Freunde nun zuſammen, und den vertraulichen Abendtiſch würzte Herder's geiſt- und herzreiche Gattin, welche — mit ihm immer eines Sinnes — auch hier den Zug ſeines Herzens theilend, bald Jean Paul's innige und ewige Freundin wurde. Spielend trug Witz und Laune im heiteren Geſpräch ſie über die ſeligen Abendſtunden, und in ernſten Gedanken hoben ſich beide Geiſter in feſter Umſchlingung; aber auf beiden Wegen folgte, wie auf heimiſcher Flur, Caroline Herder und trieb durch ihre Nähe nur immer hellere und reinere Flammen aus

---

*) Ausführlicher ſchildert Herder's Gattin in deſſen Biographie das ſchöne Verhältniß beider Männer und ergänzt — wenn an obiger Stelle etwas zu ergänzen iſt — dieſe u. a. mit dem Ausſpruch Herder's: „Richter ſteht auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künſtlich metriſche Form hin gegen ſeine Tugend, ſeine lebendige Welt, ſein fühlendes Herz und ſeinen immer ſchaffenden Genius. Er bringt wieder neues, friſches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunſt.“

Jean Paul's Geiſt, für den jedes edlere weibliche Weſen eine Sonne war, die die Blüthen und Früchte ſeiner Phantaſie ſchöner färbte und reifte.

O! welche goldenen Tage waren dies in Weimar für den ſo einfachen, bis jetzt noch ſo wenig anerkannten Dichter.

Jean Paul wohnte dabei bei ſeinem neuen Freunde, dem Schriftſteller Friedrich von Oerthel.*

Er war gleich von Anfang in deſſen von Bäumen bewachtes und dem göttlichen Schloßparke nahes Haus eingezogen, woſelbſt ihm der Freund zwei herrlich möblirte Zimmer zur Verfügung geſtellt hatte. In ſeiner Seligkeit und Kindlichkeit ſchrieb Jean Paul darüber an ſeinen Otto: „Zwei Zimmer, beſſer möblirt, als eines im Modejournal, füllet mein Ich an, und ſeines (Oerthel's) ſtößet an ſie. Sogar fertige Briefcouverts aus dem Induſtriecomptoir (100 zu 10 Sgr.), wovon hier eines zur Probe umgeſchloſſen iſt, liegen vor mir. In jedem Zimmer ein Licht, einen kehrenden, wichſenden, klopfenden Bedienten an der Stelle eines frère servant — Alles bis auf die kleinſte Aufmerkſamkeit iſt erſchöpft — und ich und er leben wie Brüder. Er lacht ſich über mich und ich mich über ihn todt. Geſtern Mittag ſaß ich bei ſeiner Mutter und Schweſter, die den zwei Ohren zwei Himmel giebt: den des Spieles und des Geſangs. Vorgeſtern war ich Nachmittags zum erſtenmal bei ihnen, im bunten Dunſtkreiſe faſt lauter ſchöner Märchen.“

---

*) Nicht verwandt und nicht zu verwechſeln mit Jean Paul's Jugendfreund. Der hier angeführte Oerthel hatte ſchon ſeit einiger Zeit brieflich Freundſchaft mit dem Dichter des „Heſperus“ angeknüpft.

„Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz; nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beſchreibung, und nichts fehlt mir mehr in der weiten Welt, als Du, . . . aber auch nur Du!“

O! ſo ſchlürfe ihn denn recht aus — Du edle, kindliche, herzige Seele — ſchlürfe ihn aus, den Becher der Freude und des Glücks bis auf den Grund. Wahrlich, Du haſt dieſe Tage der Wonne verdient! Möge ihr goldener Schimmer Dir nie erbleichen, und — wenn auch ſie vorüber, wie alles im irdiſchen Leben — mag ihr ſanfter Abglanz, in ſüßer Erinnerung, zum holden Abendrothe Deiner Tage werden!

Charlotte von Kalb.

Ein wunderſchöner Morgen hing ſtrahlend über der Erde, als Jean Paul aus ſüßen Träumen — die nur das bunte, phantaſtiſche Wiederſpiel der Glückſeligkeit waren, die ihn jetzt auch am Tage umgaukelte — in ſeliger Stimmung erwachte.

Himmel! war er denn wirklich Johann Paul Friedrich Richter, der, unter dem jetzt berühmten Namen Jean Paul, in Hof bei ſeiner Mutter in dem kleinen armſeligen Stübchen wohnende Dichter und Schriftſteller? Er beſann ſich ſelbſt darauf . . . und . . . glaublich war es kaum: er lag ja in einem wundervollen Bett, auf Kiſſen, zu deren Inhalt isländiſche Eidervögel dem Schwelger ihre Flaumfedern hergegeben hatten; — in einem Bett von ſo weißer und feiner, an den Seiten der Kiſſen zierlich beſetzter Leinwand, daß ſich dieſes Lagers ſelbſt eine Prinzeſſin nicht zu ſchämen gehabt hätte, . . . der ſeidenen Ueberzüge gar nicht zu gedenken.

Und dann . . . um ihn her der Glanz und die Pracht des Zimmers! . . . bei ſeinem Freunde Emanuel in Baireuth war es gewiß ſchön . . . aber hier . . . o! hier war es eben doch noch viel ſchöner und herrlicher! Alles war ſo fein, ſo äſthetiſch, athmete einen ſo hohen, ſchwunghaften Geiſt, etwas ſo rein Vornehmes und doch auch wieder ungemein Behagliches. Alle Farben der Möbels, der Vorhänge, der Teppiche, der Tapeten harmonirten ſo ſchön, ohne grell hervorzutreten; während die werthvollen Büſten und Statuetten von Alabaſter und Marmor, welche die Wände ſchmückten, den Räumlichkeiten faſt etwas Tempelartiges gaben.

Lächelten ihn, ſeinem Bette gegenüber, — zu beiden Seiten einer herrlichen Venus — doch die lieblichſten Gruppen ſpielender Amoretten an. Bei Gott! ſie waren faſt zu ſchön, um aus todtem Stein zu ſein, und es bedurfte wahrlich kaum einer dichteriſchen Phantaſie, um ihnen den warmen Hauch des Lebens einzuflößen. Die reine Seele Jean Paul's that es, und er ſah die kleinen holden Götterkinder mit einander unter Roſen ſpielen, wie er ſie oft ſpielen hörte, wenn er auf dem Klavier, in Seligkeit verloren, phantaſirte.

Und das ſollte Jean Paul ſein? . . . hier, in dieſem Bett? ... in dieſem Zimmer? ... hier, unter dieſen Göttergeſtalten?

Es pochte jetzt leiſe, und auf des Gaſtes höfliches und mildes: „Herein!“ öffnete ein Diener in Livrée die Thüre und frug beſcheiden: ob der Herr Profeſſor das Frühſtück befehle?

Aber der Mann im Bett — der ſich faſt wie ein entzauberter Prinz vorkam, der plötzlich aus einer drückenden Verzauberung in ſeine fürſtliche Herrlichkeit zurückgeworfen wird — bat mit Proteſt gegen den „Profeſſor,“ noch beſcheidener darum und ſo freundlich, daß ſich der Diener eines Lächelns nicht enthalten konnte.

Jetzt aber ſprang Jean Paul, mit ſieben Himmeln auf ſeinem Geſicht, aus dem Bette und in ſeine Kleider. Zu all' der Herrlichkeit um ihn her ſtrahlte auch noch die Sonne ſo rein und warm vom blauen Himmel, daß er voll Entzücken die Fenſter aufriß und die freie Bruſt mit unendlichem Behagen in der friſchen Morgenluft badete, die, mit Blumendüften erfüllt, von dem nahen Parke herüberſtrich.

Hatte er denn nicht recht gehabt, als er geſtern einen herrlichen Tag für heute prophezeihte? . . . und Wetterprophezeihungen waren ja ſein Stolz, und die heutige Erfüllung derſelben noch dazu ſein Glück: denn er ſollte mit Frau von Kalb nach dem göttlichen Tieffurt fahren — nicht zur Herzogin, bei ihr war er ſchon — aber tête à tête mit der herrlichen geiſtreichen Frau.

Jetzt kam das Frühſtück, mit dem zugleich ihm der Diener auf einem zierlichen glänzend plattirten Teller ein

Briefchen überreichte . . . in Hof that's der Poſtbote mit ſeiner ſchwieligen ſchmutzigen Hand.

Jean Paul nahm Teller und Brief zugleich, bedankte ſich abermals ſehr freundlich und der ſpöttiſch lächelnde Diener ging.

Aber wie ſtaunte nun Jean Paul, als er das Briefchen öffnete; es kam von der damals berühmten Schriftſtellerin Sophie La Roche und warf neuen Glanz und neue Freude in das ſonnige Maienthal ſeines jetzigen Lebens.

Der Brief lautete:

„Es iſt unmöglich, daß der Mann, deſſen gefühlvolle Seele und richtig denkender Geiſt auf allen Blättern des Heſperus ſchweben, es übel nehmen ſoll, wenn eine gute Frau ihm für die angenehmen Stunden dankt, welche ſie durch das wundervolle Buch genoß; wenn ich ihn ſegne, daß er mit dieſem ſo eignen Geiſt, ein ſo guter Sohn, ein ſo guter Bruder iſt; wenn ich, eine Mutter, die drei Söhne erzog, und den edelſten, blühendſten Jüngling in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre verlor, ſeiner Mutter Glück wünſche, daß Jean Paul Richter ihr Sohn iſt und — lebt.“

„Dies nimmt er gewiß nicht übel; mein Herz wollte Ihnen nur einmal etwas von dem ſagen, was der Heſperus und das Wenige, ſo ich von Ihnen hörte, mich denken machte. Freimüthig ſetze ich hinzu, daß der

Wunſch in mir liegt, mehr von Ihnen zu wiſſen, weil Sie eine wahre und verehrungswürdige Erſcheinung ſind.“

„Der Himmel mache Sie ſo glücklich, als er Sie ſchätzbar machte! Hören Sie oder leſen Sie meinen Namen, ſo denken Sie: Die gute Frau iſt meine wahre Freundin!“

Sophie La Roche.

O, wie ſelig hob ſich bei dieſer neuen, ſchönen Anerkennung, bei dieſem neuen Erguß des Dankes und der Liebe ſein Herz. Und kam nicht auch dieſer Brief von einer der hervorragendſten und geiſtreichſten Frauen des Vaterlandes? Und gipfelte ſich mit ihm ſein Ruhm und ſeine Seligkeit nicht immer ſchwindelnder zu?

Aber heute war nicht zu antworten: ſchon erwartete ihn der Wagen ſeiner neuen Freundin, der ihn zu ihr und nach Tieffurt abholen ſollte.

Und was war dies für eine Götterfahrt? Wie prangte im reichen, vollen Sommerſchmuck die ganze Gegend; — — wie wundervoll breitete ſich der Garten von Tieffurt aus, von der Ilm lieblich durchſchlängelt; — — wie entzückend grüßte ſie der Hain, wo Amor mit ſeinem Pfeile einer Nachtigall Futter reicht. Und die Prachtparthien der Bäume mit ihrer köſtlichen Einſamkeit und ihrem erquickenden Schatten, — mit ihren ſpielenden, tanzenden Lichtern und den ſchönen Fernblicken auf kleine, ſtill-friedliche Wieſen.

O! es lag etwas Paradieſiſches in dieſem Tieffurt und dem götterſchönen Tage, der über ihm ruhte.

Und wandelte denn jetzt durch dieſe elyſeiſchen Gefilde nicht eine Juno an ſeiner Seite? Ein Weib: hoch, ſtark, voll, mit großen, mächtig-ſchwarz-blauen Augen wie Jean Paul noch nie welche geſehen ... mit Augen, über welche ſich die Augenlider oft auf ganz eigenthümliche, zauberiſche Weiſe herabſenkten, um ſich dann himmliſch wieder zu heben, wie wenn Wolken den Mond wechſelweiſe verhüllen und entblößen.

Und war nicht alles an dieſer Juno kräftig, kühn, feſt? Erkannte Jean Paul in ihr nicht ſchon in dem erſten Momente ihres Zuſammenſeins eine große Weiblichkeit? . . . ein Weſen, bei dem allerdings zu zittern und zu fürchten war, wenn dieſe überſchwengliche Kraft ſich ausſchließend auf die eine oder die andere, auf die irdiſche oder himmliſche Seite werfen ſollte?

Und welche Leidenſchaftlichkeit, welcher Enthuſiasmus für alles Große, Edle und Schöne . . . jetzt vorzüglich für den beſuchenden Dichter!

Die Begeiſterung, mit welcher ſie Jean Paul's Dichtungen erfaßt hatte, reichte ihr — ſo glühend ſie war — ſchon jetzt für den Dichter ſelbſt — der Alles und unendlich mehr war, als er dargeſtellt — nicht mehr aus, und ihr glühendes, leicht entzündliches Weſen ſchlug namentlich heute, an dem warmen prächtigen Junitag, in Mitten der herrlichen Natur und bei dem ſeligen tête à tête, in helle Flammen auf, aber . . . in den reinſten! Sie brannte, glühte, ſchwärmte für den Dichter und ſeine dichteriſchen Ideale.

Wie ein Weſen höherer Art, ausgerüſtet mit allen Gütern, welche lautere, reine Herzen beglücken können, war ihr Jean Paul erſchienen; alle Räthſel des Lebens glaubte ſie nun in ihm gelöſt, alle Aufgaben des Lebens waren ihr in ihm erfüllt, und als wäre er eine jener idealen Geſtalten, die er in ſeinen Dichtungen vor ihr Auge gezaubert, oder der Inbegriff aller, ſo erfaßte ſie ihn und hielt ihn, und wenn ſonſt die Phantaſie geſchäftig iſt, den Zug des Herzens zu erklären und zu verdoppeln, ſo folgte hier umgekehrt das Herz der Phantaſie, um zu verehren, zu bewundern, anzubeten!

Im Bewußtſein der Reinheit dieſer Gefühle, ſprach ſich denn Charlotte jetzt auch frei und heiter gegen den neuen Freund aus. Die weite, freie, göttliche Natur weitet ja auch unſer Herz und ſtreift leicht die letzten engenden Feſſeln von unſerer Seele.

Sie ſagte dem Dichter: wie ſich die Sehnſucht nach ihm längſt wie ein lebendes Kind in ihrer Bruſt geregt habe. Sie hätte ordentlich ſeine Gedanken gehört und ihr Herz habe, beim Leſen ſeiner Werke, mit dem ſeinen geſchlagen.

„Aber,“ — fügte ſie hinzu — „mitten im donnernden Zauberkreiſe der Natur, zwiſchen Bergen und Strömen, iſt es eben doch noch ſchöner an ein großes Herz zu fallen und leiſe zu ſagen: Du biſt das Univerſum um mich, und ich gebe Deinem nahen Herzen Alles, was der große Geiſt um uns in meinem ſchafft!“

„Ja!“ — ſagte Jean Paul in Seligkeit ſchwimmend — „die Sehnſucht iſt eine feine, das Herz aus einander legende aqua toffana; aber man ſtirbt gern an ihr, weil der Tod die geträumte, gehoffte, erſchwärmte Sättigung iſt. O! ich habe mich längſt nach einem weiblichen Ideale geſehnt, wie es jetzt vor mir ſteht!“

„Da haben wir den Schwärmer!“ — rief lachend Charlotte von Kalb — „als ob ein wirkliches weibliches Weſen, den idealen Schöpfungen Ihrer Phantaſie gleichkommen könnte.“

Ein langer Blick voll Entzücken fiel hier auf die Sprecherin, dann ſagte Jean Paul:

„Sie werden mir das ſchönſte Bild für eine meiner nächſten Schöpfungen geben!“

„Wenigſtens könnten ihnen mein Leben und die Schickſale meiner Familie Stoff dazu bieten!“ — verſetzte Frau von Kalb mit einem Seufzer. — „Sie ſollen ſie hören; aber jetzt in dieſem Augenblick nicht, . . .

denn jeßt will ich mich Ihres Beſitzes freuen, darum habe ich Sie tête à tête hieher geführt. In Weimar will Sie alle Welt haben, . . . bei Gott, alle Welt! Aber nein, Alle ſollen Sie nicht haben, oder ich vergehe; . . . erſt müßte ich vernichtet ſein, dann meinetwegen!“

Und es wetterleuchtete aus dem mächtigen Himmel ihrer großen Augen, daß es Jean Paul's Herz wie mit einem elektriſchen Schlage traf. Er ſchauerte ſüß zuſammen und erſchrak doch. In dieſem Weibe lag eine entſchiedene Neigung, ihre Stärke, wo ſie ſie auch hinwende, geltend zu machen.

„Aber darf ich denn auch auf Ihre Freundſchaft rechnen?“ — frug ſie jeßt heftig.

Jean Paul verſicherte es faſt mit zu viel Gluth und für alle Zeit.

„Ich habe zum Glauben an dies Glück und ſeine Dauer noch nicht Kraft genug!“ — entgegnete Frau von Kalb — „die Erfahrung und mein Unwerth ſtehen ihm entgegen.“

„Ich kann Ihnen darauf nur antworten,“ — verſeßte Jean Paul lebhaft — „daß jede Stunde, die ich nicht bei Ihnen bin, mit kahlen, naſſen Flügeldecken ohne Schwungfedern an mir vorüber kriecht. Ich bin erſt wenige Tage hier und in ihren Zauberkreis getreten, aber ich kann ſchon jeßt meine hohe Freundin nicht entbehren. Ich kann es nicht ertragen, eine Seele, die ich gern an meine geſchmiedet wiſſen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Maſſe des Publikums zerfloſſen zu wiſſen. Die Ferne heiligt allerdings die Seele, aber die Nähe wärmt das Herz.“

„Wie wahr!“ — rief Charlotte von Kalb, aber dem Ausdruck der Beglückung geſellte ſich raſch der eines tiefen Schmerzes bei, als ſie ſagte: „Und meines bedarf der Wärme ſo ſehr. O, edler, großer, herrlicher Mann, wenn Sie wüßten, wie mein wundgeſchältes Herz in der Vergangenheit von einem Felſen auf den anderen geworfen wurde, ... Sie würden ſagen: ... gütiges Geſchick, gieb dieſer müden Seele endlich einmal eine lichte grüne Stätte, greife nur jetzt nicht wieder hart zwiſchen dieſes nur loſe zuſammen geknüpfte Zellengewebe; beſcheere dieſer Bruſt endlich Ruhe und Frieden.“

„Und einen ſanften Lebensweg,“ — ſetzte Jean Paul hinzu — „den die ſchimmernden Gletſcher der zweiten Welt magiſch begrenzen, und lauter Menſchen, die ſie lieben!“

„Sie ſind ein guter, ein edler, ein herrlicher Menſch!“ — rief Frau von Kalb tief bewegt. — „O, wie dank' ich Gott für dieſe Tage, die mir Sie zubrachten; ſie ſind und bleiben ein Lichtpunkt meines Lebens. Seitdem Sie mit Ihren Werken meinem Daſein eine höhere Weihe gegeben, weiß ich erſt recht, was leben heißt.

Aber jetzt, da ich Sie habe ... hier habe, unter Blüthen und Sonnenglanz, ... da mir die Fülle der herrlichſten Wahrheiten von Ihren Lippen entgegenſtrömt, der heilige Geiſt der erhabenſten Gedanken aus Ihren Augen, von Ihrer Stirne entgegenleuchtet ... jetzt erſt weiß ich, was Seligkeit iſt. Das reinſte Glück, das ich bis jetzt noch genoſſen, den erhebendſten Troſt, danke ich Ihnen; ... denn, wahrlich! ſchon ſeit lange vergeht kein Tag, wo ich nicht mit Entzücken die erhabenen Gedanken und Wahrheiten in mich ſauge, die Sie ſo ſchön, ſo kühn, ſo heldenmüthig in Ihren Werken ausgeſprochen. Ich habe ſie mir ſo ganz zum Eigenthum gemacht, daß ſie gleichſam verkörpert wurden in meinem Leben, und es vergeht kein Tag, es wird kein Entſchluß gefaßt, nichts erduldet, wo Sie nicht in innerſter Seele, ſchriftlich oder mündlich citirt werden."

„Edle Frau!" — hub hier Jean Paul an, tief beſchämt von dem Uebermaß liebender Anerkennung, — „wie weit überſchätzen Sie mich ..."

„Nein, nein!" — rief Frau von Kalb — „wer denn von unſeren Zeitgenoſſen kämpft ſo begeiſtert, ſo erhaben für das Göttliche, für das Schöne und Edle, wie Sie! ... wer ſo heldenmüthig aufopfernd gegen das Niedrige, gegen alle die tauſend blinden Vorurtheile, an welchen das Edle und Geniale, verblutet, als Sie! Nie kann die Menſchheit Ihnen genug dankbar ſein!"

„Und ſind Sie ſelbſt in dieſem Momente nicht ungerecht und undankbar gegen die großen und herrlichen Männer, die hier in Ihrer nächſten Nähe leben und wirken?“ — frug hier Jean Paul mit mildem Vorwurf.

„Nein!“ — entgegnete Charlotte feſt und beſtimmt. — „Ich kenne ſie alle durch und durch: Goethe, Schiller, Herder, Wieland ... und ſchätze jeden vollauf in ſeiner Bedeutung. Aber es giebt unter unſeren Schriftſtellern nur einen wahren und echten Apoſtel der reinſten göttlichen Liebe, der Kindlichkeit des Gemüthes, der echten unverfälſchten Gefühlstiefe, der wahren Religion des Herzens ... und das ſind Sie, Richter.“

„Und ſind Sie nicht zu hart?“

„Nein! ... Hier iſt nur — wenn ich Herder ausnehme — geſchminkter Egoismus und ungeſchminkter Unglauben zu Hauſe! Sie kennen das noch nicht, werden es aber für ihre kindliche Seele noch früh genug kennen lernen. Wer könnte denn, wie Sie in Ihrem Heſperus, ſagen: „„Wehe dem Herzen, das nicht aufrichtig iſt gegen ein aufrichtiges, nicht groß gegen ein großes, und warm gegen ein warmes, da es ſchon alles dies ſein müßte, gegen eines, das nichts von allem dieſem wäre.““

„Nun ja!“ — ſagte Jean Paul, und ein wunderſchönes Lächeln verklärte ſeine edlen Züge — „wer eben wirklich ein Herz in ſeinem Buſen trägt, kann der es denn verleugnen?“

„O! wie unendlich ſchön denke ich es mir, durch ein ganzes Leben, durch eine ganze Ewigkeit hindurch ſolchen Geſinnungen nahe und für ſie dankbar zu ſein!“ — rief hier Frau von Kalb in Nachdenken verſunken. — „Ich bin ſo gar nichts, daß ich nur in dieſem ganz mich durchdringenden Bewußtſein mein Daſein bemerken kann. O Freund! . . . Freund! — wunderbar, wie ſo ganz anders, wie ſonſt, mir in dieſem Augenblicke dies Wort klingt — wie ein Sternbild ſtehen Sie mit dieſer Inſchrift glänzend in meiner Seele! Ich habe doch nun ein Weſen gefunden, dem ich meine geheimſten Gedanken und Gefühle mittheilen kann. Was gleich einer Ephemere nur in mir lebte, mit dem Sonnenblick entſtand, am Abend vergangen war, . . . erhält nun ein zweites, ein längeres Leben, wenn ich es dem ſage, der mich verſteht, mich berichtigt, wo ich irre, — mir die Schätze ſeines Geiſtes mittheilt. Ja, ich fühle es jetzt ſo recht tief und wahr: nur bei gleichen Weſen, die ähnliche Neigung und höhere Kraft und Cultur haben, erkennen wir, daß wir ſind, hoffen und wirken . . . ohne dies iſt's öde . . . todt!“

„Edle Frau!“ — ſagte hier Jean Paul ergriffen, reichte der Freundin die Hand und drückte die ihre mit

Wärme — „edle Frau! Sie ahnen es nicht, wie wohl Ihre Freundſchaft meiner Seele thut. Sie und ich gehören zuſammen; unſere Bekanntſchaft iſt kurz, aber unſere Verwandtſchaft iſt ewig. Ach! in dieſem zerſtäubenden Leben, in dieſer finſteren Baumannshöhle von Welt, wo Blut — wie Tropfſtein — zu unſeren Geſtalten zuſammentropft und wo dieſe Geſtalten ſo kurz blinken und ſo bald ſchmelzen, . . . in dieſem ſchillernden Dunſt um uns giebt es ja nichts Stehendes und Fortglühendes, und nichts, was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht, als ein Herz, das in hoher, edler, göttlicher Freundſchaft geliebt wird und eines, das in gleicher Freundſchaft ebenſo wiederliebt!"

Die Wanderer waren jetzt an jenem ſchönen Säulentempel angekommen, der ein Lieblingsplätzchen der Herzogin Amalie war. Die Bäume, die ihn umgaben, verbreiteten einen ſolch' köſtlichen Schatten, die Blumen und Kräuter rings umher dufteten ſo friſch und würzig, der Himmel war ſo blau, die Sonne ſchien ſo ſchön durch die dichtbelaubten Zweige, die Luft wehte hier ſo rein und erquickend, daß beide im gleichen Moment in den Ausruf ausbrachen: „Gott, wie ſchön iſt es hier!"

„Ja!" — wiederholte Frau von Kalb — „hier iſt es ſchön . . . und dieſer Tempel . . . iſt er nicht für uns wie zu einem Tempel der Freundſchaft geſchaffen? Schließen wir hier unſeren Freundſchaftsbund für ewig:

groß, ſchön, ideal! Aber bevor dies geſchieht, müſſen Sie erſt mein Leben kennen; denn nur da kann wahre Freundſchaft gedeihen, wo ſich die Herzen kryſtallhell gegenüberſtehen. Setzen wir uns, mein Freund, und hören Sie mir zu. Ich will ſo kurz als möglich ſein."

Jean Paul gehorchte und Frau von Kalb hub an:

„Es ſind jetzt fünfunddreißig Jahre, daß ich geboren wurde. Es geſchah am 25. Juli 1761. Mein Vater war der Freiherr Egidius Marſchalk von Oſtheimb, deſſen Geſchlecht eines der reichſten und angeſehenſten der fränkiſchen reichsunmittelbaren Ritterſchaft war und die Güter Dankenfeld, Marisfeld, Trabelsdorf und Waltershauſen beſaß. Meine Mutter war eine Freiin Stein von Nordheim. Mein Bruder, Friedrich, erblickte das Licht der Welt mehrere Jahre vor mir; zwei Schweſtern, Wilhelmine und Leonore, wurden nach mir geboren*). Leider empfing mich ſchon am früheſten Morgen meines Daſeins ein hartes Wort. Die Eltern hatten ſtatt meiner einen zweiten Sohn gehofft, und ſo mußte ich gar manchmal von meiner Großmutter die Bemerkung hören: „Geh'! Du ſollteſt nicht da ſein!"

---

*) „Charlotte von Kalb." Eine Selbſtbiographie und „Ch. v. K." v. H. Sauppe: Weimariſches Jahrbuch I. S. 374 u. f.

„Aermſte!" — ſagte Jean Paul, und legte ſeine Hand wie tröſtend auf die der Freundin — „ſchon eine Wolke über dem ſanften Leuchten Ihres kleinen Morgenſternes!"

„Ach!" — fuhr Frau von Kalb trübe fort — „ihr ſollten ja noch ſo viele folgen. Doch zur Sache: ich war ein ernſtes, reizbares Kind, zur Einſamkeit geneigt, heftig in Empfindungen und Aeußerungen. Spiele kannte ich nicht; meine Luſt war, den Erzählungen unſeres alten Förſters oder den Legenden der frommen Mutter zu lauſchen, nach den Weiſungen eines alten Ungarn, dem mein Großvater Haus und Garten gegeben, mit dem Bruder Heilkräuter zu ſuchen und in Wieſe und Wald umherzuſtreifen."

„Wo die Seele des Kindes in den Lineamenten der Natur unbewußt die Gedanken Gottes ſuchte!" — verſetzte Jean Paul — „wie deſſen ewige Liebe in der eigenen Bruſt."

„In der That, ſo war es!" — fuhr die Freundin fort. — „Kaum lernte ich damals leſen; aber die Anſchauung der Natur, die Mittheilungen des Bruders, eifriges Fragen über Nahes und Fernes führten mir mancherlei Wiſſen und reichen Stoff für eigenes Sinnen und Denken zu. Ein Zug zum Wunderbaren, der ſich mir in Träumen und Ahnungen kund gab, wurde durch den Aufenthalt bei einer Tante in Bamberg noch geſteigert, da ich viel in Klöſter kam und hier allerlei Wunder erzählen hörte.“

„Da ſtarb, während ich fern war, der Vater, deſſen Liebling ich geweſen und den ich ebenfalls auf's zärtlichſte geliebt; und . . . nach wenigen Monaten . . . ſtehe ich auch an dem Sterbebette der Mutter.“

„Armes Herz!“ — ſagte Jean Paul, eine Thräne im Auge, — „mußteſt Du ſo früh ſchon den einſamen Tod hinter den ſchwarzen Verhängen für die Ewigkeit arbeiten und die Herzen brechen ſehen, die Dir auf Erden die liebſten waren?“

„Ja! es war eine ſchreckliche Zeit“ — fuhr Frau von Kalb fort — „die ein Stück meines Herzens abbrach . . . und mit in die Grube ſenkte. Draußen tobten die Frühlingsſtürme, im Schloſſe wurden alle Thüren zugeworfen und verſiegelt . . . und . . . mit ihnen ſchloß ſich dem achtjährigen Märchen die fröhliche, der Gegenwart und Zukunft gewiſſe Kindheit.“

Die Freundin hielt an. Beide ſchwiegen einen Moment, als ſchauten ſie in Gedanken dem Verglühen der erſten holden Kindheit nach: dann . . . fuhr die Erzählerin ruhig fort:

„Die verwaiſten Schweſtern kamen nun nach Nordheim zu ihrem Onkel und Vormund, dem Freiherrn von Stein, und ſpäter — ich war damals 10 Jahre alt — nach Meiningen in das Haus eines Herrn von

Türk, um unter der Leitung von deſſen Gattin einen geregelten Privatunterricht zu beginnen. Ein gutes Gedächtniß und der Hang meines Weſens, dem Inhalte des Gelernten allerlei Einwürfe entgegenzuſtellen und nur nach eingehender Widerlegung durch den dazu immer bereiten Lehrer aufzugeben, förderte hier mein Wiſſen und Lernen recht raſch und verſchaffte mir bald bei freier Entwicklung eine nicht gerade gewöhnliche geiſtige Selbſtſtändigkeit. Dazu kam der Umgang mit den Prinzeſſinnen und dem Prinzen Georg, die Theilnahme an den Feſten des herzoglichen Hofes und namentlich auch an dem Muſikunterricht der herzoglichen Kinder. Der Hofprediger Pfranger ... Sie kennen ihn wohl?" — frug hier Charlotte.

„Gewiß! er hat ſich ja durch ſeinen Mönch vom Libanon einen Namen als dramatiſcher Dichter gemacht!" — entgegnete Jean Paul.

„Nun wohl, derſelbe," — fuhr Frau von Kalb fort — „dann Reinwald, der Schwager Schiller's, das Haus des Geheimen Rathes von Wolzogen, der mit den Oſtheim's verwandt iſt, erweiterten den Kreis meines Denkens und meiner Lebenserfahrungen. Eine Menge von Fremden, Freimaurern und anderen Geheimbündlern, namentlich ein Templer, Baron von Hundt, ein edler, geiſtig bedeutender Sonderling, regten hier, durch den Reiz des Geheimnißvollen, der über ihrem

Erſcheinen und ihrer ganzen Thätigkeit ruhte, meine Einbildungskraft beſonders an und ließen mich zuerſt das Daſein von Gährungen ahnen, die ſich unter der ſcheinbar noch ruhigen Oberfläche der Zeit zu regen begannen. Dabei ſuchte ich ſchon frühe in der Geſellſchaft mehr die Gelegenheit zu bedeutendem Geſpräch und zur Beobachtung, als geſellige Luſt. Leſen war dabei der Hauptinhalt meines Lebens."

„Und was laſen Sie ſchon damals?"

„O viel, und nur in allzubunter Reihe: den Koran, engliſche Bekehrungsgeſchichten, Racine, Voltaire, Rollin's Weltgeſchichte, Shakeſpeare, Gerſtenberg's Ugolino und hundert andere Schriften."

„Wie unſere Geiſter doch ſchon in der Jugend gleichen Schritt in der Entwickelung hielten!" — bemerkte hier Jean Paul lächelnd.

„Was mich zu dem vielen Leſen führte" — fuhr Frau von Kalb fort — „war wohl namentlich das Gefühl der Verlaſſenheit in dem fremden Hauſe . . ."

„Wie bei mir das Gefühl der Verlaſſenheit in der Welt."

„Auch der ſchwärmeriſche Hang zur Vertiefung in meine eigenen Gedanken nahm mir die Leichtigkeit im geſelligen Verkehr."

Jean Paul lächelte ob des wunderlichen Widerſpiels in ſeinem Leben.

„Endlich" — fuhr Frau von Kalb fort — „kam noch die Confirmation dazu, um mir, auch in meinen religiöſen Gefühlen, etwas Ueberſchwängliches und Schwärmeriſches zu geben, was mir — ich weiß es ſehr gut — für immer blieb."

„Sagen Sie: etwas Hohes, Poetiſches, geiſtig Ungewöhnliches!" — verſetzte Jean Paul in eigener Schwärmerei befangen.

„Nein, mein Beſter!" — entgegnete Frau von Kalb lächelnd — „ſagen Sie lieber etwas Excentriſches, das ſogar die meiſten Menſchen von mir zurückſtieß, da ſie nicht glauben wollten, daß hinter meinem eigenthümlichen und leidenſchaftlichen Weſen doch auch etwas Güte, ein warmes Herz und ein klarer Sinn zu finden ſei."

„Und darüber ſtaunen Sie, meine edle Freundin?" — frug Jean Paul — „wie viele Menſchen haben denn ein ſo ſcharfes und geübtes Auge, um ſelbſt in dem funkelnden, blitzenden Diamanten gleich den richtigen Werth zu ſchätzen und zu finden."

„Sie Guter!" — verſetzte die Freundin lächelnd, und hinter den langſam ſich hebenden Wolken der Augenlider ging der Vollmond ihrer großen herrlichen Augen zauberhaft auf — „ich glaube, wir kranken hier — der Anſicht der Welt nach — an einem und demſelben Uebel. Aber laſſen Sie es gut ſein: mag die Welt von uns glauben, was ſie will, . . . mag ſie uns exaltirt, mag ſie uns Schwärmer nennen, . . . wir vermögen uns nicht anders zu machen, als wir ſind, und in der Vollgültigkeit ſeines Weſens und Seins liegt des Menſchen Glück, Behagen und Seligkeit.“

Und es lag wirklich ein Stück Seligkeit in dem Blicke, der hier den Dichter traf, und er goß glühende, jauchzende Seligkeit auch in ſeine Bruſt. Und warum nicht? waren beide nicht Menſchen, die ſich auf den Schwingen einer höheren, edleren geiſtigen Natur hoch im Aetherblau wiegten, weit ab über dem Staub der Gewöhnlichkeit und des trivialen Lebens?

Frau von Kalb aber fuhr fort:

„Und wie viel Menſchen wiſſen denn, in welcher Gluth unſer Inneres von ſeinen Schlacken gereinigt wird? Wer kennt und zählt ſie denn, die Keulenſchläge des Schickſals, die uns mürbe machen und das ſtill weinende Auge trübe für die Welt? Wenn ich mich ſchon damals in eben dieſer Welt verlaſſen fühlte, wenn ich mich in immer tieferem Widerwillen gegen die Lüge der Geſellſchaft in mein eigenes Herz zurückzog, wenn der plötzliche Tod des Deutſchherrn, meines Oheims, der vor Belgrad fiel, das Erkranken und langſame Hinſcheiden der Frau von Türk, meiner zweiten Mutter, . . . wenn dies alles meinem Herzen neue Wunden geſchlagen hatte, ſo ſtanden mir jetzt noch berdere Erfahrungen bevor, indem ſich mein Schickſal zu wirklich tragiſcher Größe erhob.“

„Sie machen mich beben, edle Freundin!“ — ſagte Jean Paul theilnahmsvoll — „wenn ich auch die unſichtbare Hand küſſen muß, die Ihre große Seele auf ungewöhnlichen dornenvollen Pfaden zur Ungewöhnlichkeit erhob.“

Charlotte hatte den Freund, in ſchmerzliche Gedanken verloren, kaum gehört. Faſt feierlich fuhr ſie jetzt fort:

„Meine Schweſter Wilhelmine, eine träumeriſchweiche Seele, hatte ihre Liebe einem Bürgerlichen geſchenkt. Als dieſer im leidenſchaftlichen Ungeſtüm von Schwierigkeiten nichts wiſſen wollte und ausrief: „die Zeit iſt nahe, wo wir nicht nach den Gewohnheiten der Stände, wo wir nach höheren Ideen leben werden!“ da fühlte ich mich wohl dieſen Gedanken nicht fremd . . . aber . . . ich ſah auch mit blutendem Herzen, was jetzt kommen werde. Ich ſah, daß nach der Neigung eines Mädchens in unſerem Stande nicht gefragt wird. Was meine gute Frau von Türk einmal geſprochen hatte: „das Weib iſt nur hienieden, damit wieder ein Mann lebe; hat ſie einen Knaben geboren, dann eilt ſie willig zu der ewigen Mutter!“ das wiederholten wir Schweſtern uns unter einander und waren entſchloſſen . . . nicht zu heirathen. Thörichter Wahn! als ob die

Töchter der höheren Stände mehr wären, als arme elende Sklavinnen der tyranniſchen Convenienz. Es erſchien der Graf Waldner aus dem Elſaß. *Er hatte gewählt, ehe er ſah, . . . genommen ohne gewonnen zu haben.* Die ſanfte Wilhelmine wurde zum Altar geſchleppt, mit ihm getraut; ohnmächtig ſank ſie nieder, als ſie ſich von uns Schweſtern trennen ſollte und wurde — noch nicht zum Bewußtſein gelangt — die Treppe hinab in den Wagen gebracht."

„Barbariſch!" — rief Jean Paul — „wieder eine weibliche Seele, die müde und unbelohnt, kämpfend und blutend, aber groß und unbefleckt auf dem rauchenden Schlachtfelde des Lebens erliegt!"

„Der einzige Bruder," — fuhr Frau von Kalb mit gepreßter Stimme fort — „der einzige Bruder war von Erlangen nach Göttingen gegangen. Ritterliches Weſen, tiefe Herzensgüte, wiſſenſchaftlicher Eifer, die Anmuth ſeiner Erſcheinung hatten ihm die leidenſchaftliche Liebe der Seinigen; begeiſterte Anhänglichkeit jugendlicher Freunde, die Achtung der Profeſſoren erworben. Alle hegten die ſchönſten Hoffnungen von ihm, mit mir aber, hatte er verſprochen, das Frühjahr nach dem Elſaß zu reiſen, um die arme unglückliche Schweſter zu beſuchen. Da trifft, während ich in Nordheim bin, die Nachricht ein: daß mein Bruder im Duell mit einem Engländer verwundet worden und nach ſchwerem Todeskampf geſterben ſei. Die ſchöne Gräfin Hardenberg hatte bei einem Ballfeſte auf Schloß Hardenberg den Freiherrn von Oſtheim auffallend ausgezeichnet und dadurch die Eiferſucht des Engländers, ihres früheren Günſtlings, erregt. Ich war außer mir vor Schmerz und Verzweiflung, da meldet mir, wenige Tage darauf, ein Brief: daß Wilhelmine, nach der Geburt eines todten Söhnchens . . . geſtorben!“

„Gerechter Gott!“ — rief hier Jean Paul erſchüttert — „welch' eine Wucht des Unglücks!“

„Wohl eine Wucht!“ — ſagte faſt tonlos Frau von Kalb — „und zwar eine ſo gewaltige, daß ſie mir nicht nur das Herz faſt brach, ſondern auch das Fundament des ganzen Familienglücks erſchütterte. Mit dem Tode des einzigen Bruders war auch der Familienbeſitz unſicher geworden, indem die Frage entſtand, ob er Allodium oder Mannsleben ſei. Langwierige und verwickelte Rechtsverhandlungen ſtanden jetzt in Ausſicht, und ſo nahm unſer Vormund — obgleich ihn meine jüngere Schweſter, Leonore, unter Thränen auf den Knieen beſchwor, ſie nicht wie Wilhelmine zu opfern — die Bewerbung des Herrn Kammerpräſidenten von Kalb an. Das feine, zu neckiſcher Luſt und Scherz geneigte, liebliche Weſen, mußte, ſiebzehn Jahre alt, einem ſchon älteren Manne, den ſie verabſcheute, einem Wittwer, gegen den ſie unverhehlten Widerwillen zeigte, die Hand reichen, ... einem Manne, von dem Goethe ſagte: „als Geſchäftsmann hat er ſich mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht und als Menſch abſcheulich aufgeführt.“

Charlotte von Kalb hielt inne. Die Erzählung des tragiſchen Geſchickes ihrer Familie hatte ſie erſchöpft. Aber auch Jean Paul war ſo erſchüttert, daß er kaum Worte fand, ſeine tiefe, innige Theilnahme auszuſprechen. O, wie verklärte ihm jetzt die Dornenkrone eines ſo traurigen Schickſals das ſchöne, geiſtreiche, herrliche Weib noch mehr!

„Theure Freundin!“ — ſagte Er leiſe, die Hand Charlottens erfaſſend, — „wenn Alles auf den Menſchen losſtürmt, ihm die Vergangenheit in ſchwarzer Finſterniß zeigt, um zugleich die Zukunft damit zu verfinſtern; wenn Alles den Lebensfluß aufwühlt, daß der Strom rück- und vorwärts nichts als trübes Waſſer ſehen läßt, ſo thut dem Herzen nichts wohler, als das Bewußtſein: einen Freund zu beſitzen, der gern und freudig Alles mit uns trägt, auch das Schwerſte und Schmerzenreichſte. Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie einen ſolchen Freund an Ihrer Seite haben?!“

„Und würde ich Ihnen denn die Tiefen meines Herzens erſchließen“, — entgegnete Frau von Kalb mit einem warmen Druck der Hand — „wenn ich Sie nicht im vollſten Sinne des Wortes als Freund betrachtete?

Vertrauen iſt die ſchönſte Blüthe der Freundſchaft und ihr untrüglicher Probirſtein.“

„Aber Sie ſelbſt, und Ihr eigenes Schickſal?“ — frug jetzt Jean Paul, dem der zauberhafte Blick des ſchönen Weibes und der Druck ihrer Hand Flammen in Kopf, Bruſt und Geſicht auflodern ließ.

„Auch ſeine Entſcheidung nahte ſich jetzt!“ — hub die Erzählerin wieder an.

„Und auch Sie wurden geopfert?“ — frug der Freund heftig.

„Auch ich wurde es!“ — verſetzte Frau von Kalb mit Grabeston. Dann, nach einer Minute des Schweigens, fuhr ſie fort:

„Noch einmal breiteten die kommenden Sommermonate, die ich mit meinem Schwager und meiner Schweſter auf dem Waldſchloß Dankenfeld im Steigerwald verlebte, einen wehmüthigen Schimmer über meine Tage. Der tiefe Schatten der mächtigen Eichenwaldungen, die nahe reiche Abtei Erbach, die drei Eichen mit den Bildern der Genoveva, des Schmerzenreich und der Hirſchkuh, der heilige Born in der Waldſchlucht, die Ausſicht von der Höhe über grüne Wieſen hin, auf welchen ſich weidende Roſſe tummelten, bis zum Main, waren wohl geeignet, Ruhe in mein ſchmerzbewegtes, tief erſchüttertes Gemüth zu tragen. Aber ach! es war die Ruhe der einem furchtbaren Gewitter, deſſen Schläge mich vollends vernichten ſollten."

„Und . . .!" — rief Jean Paul mit klopfendem Herzen und größter Spannung.

„Ende September," — fuhr Frau von Kalb fort — „kam Heinrich von Kalb, der Bruder meines Schwagers, in Dankenfeld an. Er hatte als Major in franzöſiſchen Dienſten mit Auszeichnung in Amerika gekämpft. Meine Schweſter und ich ſahen in ihm nur einen gleichgültigen Beſuch, als mit einemmale mein Schwager, der Präſident erklärte: daß, um den Familienproceß mit größerem Nachdruck führen zu können, er allein über das ganze Vermögen der Oſtheim's ſelbſtſtändig müſſe verfügen können, und . . . daß ich zu dieſem Zwecke . . . ſeinen Bruder heirathen müſſe!"

„Unmöglich!" — rief hier Jean Paul — „die edelſte der Frauen . . ."

„Wie eine Sklavin um elenden Mammons Willen verkauft!" — ergänzte Frau von Kalb.

„Und Sie?!"

„Nach all' meinen Verluſten, nach all' den vielen trüben Erfahrungen niedergeſchmettert und gedrückt, . . . allein und verlaſſen, in der Gewalt meines Schwagers, . . . abgeſtumpft, kalt und gleichgültig gegen das Leben . . . ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Abſpannung und Ermattung ... folgte ich dem befehlenden Drängen meines Vormundes ... und reichte, zwei und zwanzig Jahre alt, ... dem Major die Hand.“

Eine Pauſe entſtand.

„Und Sie ſind nicht glücklich?“ — frug endlich der Freund leiſe.

„Wäre dies möglich?“ — verſetzte Charlotte. — „Schon in den erſten Monaten unſerer, ohne Wunſch und Neigung geſchloſſenen Ehe, wurde mein Mann, wohl nach genauerer Einſicht in die Familienverhältniſſe, düſter und verſchloſſen. Auch er war von ſeinem Bruder mißbraucht worden, und ſo gingen wir kalt neben einander her, in einem freudenloſen Leben, in das nur mein Bekanntwerden mit Schiller zeitweiſe Sonnenblicke warf. Sah ich doch zum erſtenmale einen hohen, in Idealen lebenden Geiſt vor mir, der — wie Sie, edler Freund — mit aller Gluth der Phantaſie und Kraft des Gedankens ... Zartheit und gewinnende Milde verband. Was ich ſo lange geahnt und geſucht hatte, das trat mir bei Schiller — wie jetzt in Ihnen, Freund, — in ſchöner, heller, in bezaubernder Wirklichkeit entgegen. Doch ... laſſen wir das! ... Es giebt Menſchen, für die das Leben nur Dornen hat. Mein Mann lebt jetzt in Paris. Eine Ehe ohne Liebe iſt Entwürdigung des Heiligſten, was wir in uns tragen. Ich kann, ich will, ich mag an dieſe Ehe nicht denken! Sprechen wir nicht davon, wohl aber von dem, was das Leben allein göttlich ſchön macht, von der Liebe, und dieſe haben wir ja beide einer und derſelben Göttin zu geben . . . der Poeſie! O, ich könnte ja ohne Liebe nicht leben!“ — rief hier Charlotte von Kalb, indem ſie ſich erhob und in ihrer Junogeſtalt groß und hoch und kühn aufrichtete — „ich könnte ja ohne Liebe nicht leben, aber meine muß frei ſein. Bei dem Jawort für das Leben iſt der Wille der Liebenden, das einzig rechte Siegel, jedes andere — politiſch oder finanziell — drückt Ketten und Sklaven auf dem ſchönſten Leben aus. Keine künſtliche Bedingung darf eine freie Liebe zwingen oder vernichten, ſonſt ſteht man, wo man die Blumen der Liebe zu Heu anſchlägt — und wo es im Paradieſe keine andere Bäume giebt . . . als Grenzbäume. Aber die Liebe muß auch Poeſie ſein: denn ohne Poeſie und Kunſt vermooſt und verholzt jeder Geiſt in dieſem nüchternen irdiſchen Klima. Eben ſo iſt ſie allein unſterblich und“ . . . rief hier Charlotte, und in den Blitzen ihrer Augen lag Seligkeit und Vernichtung zugleich — „wenn die ganze Welt vor mich treten würde, mit all' ihren Weiſen und Philoſophen, und bewieſe mir, daß es keine Unſterblichkeit gäbe, und früge: was iſt nun der Gehalt deines Lebens, du Wurm des Staubes? . . . ich würde lächeln und ſagen: der Gehalt des Lebens und die Unſterblichkeit ſind die Liebe!“

Himmel! wie ſtand dies Weib bei dieſen Worten vor dem Dichter! wie eine Titanide auf der Höhe des Othrys! . . .

„Wie eine Titanide!“ — wiederholte Jean Paul in Gedanken; aber in demſelben Augenblicke war es, als ob der Glanz von tauſend Sonnen plötzlich und für einen Moment ſeinen Geiſt erhelle. Seit Jahren ſchon trug er die Idee eines großen Romanes in ſeiner Seele; aber die Elemente dazu wogten bis jetzt noch chaotiſch durch einander. Hie und da hatte ſich allerdings ſchon das Eine und das Andere kryſtalliniſch angeſetzt . . . indeß der belebende, das ganze zu Einem faſſende Schöpfergedanke fehlte noch. Jetzt! . . .- jetzt! . . . war er ihm, wie von Götterhand gegeben!

„Wenn es nun keine Unſterblichkeit gäbe?“ — frug es noch einmal in ſeiner Seele, — „was thäteſt du dann?“ . . . „Ich würde lieben!“ — antwortete es wie von oben, — „denn nur die freie, edle, reine Liebe iſt der Inhalt des Lebens und . . . Unſterblichkeit!“

Und ſie, . . . ſie! . . . die dieſen Gedanken angeſchlagen, die ſtolze, hohe, kühne Titanide, . . . war denn nicht ſie ſelbſt, mit ihren beiden zarten holden Schweſtern, dem elendeſten Egoismus, der jammervollen Convenienz der höheren Stände zu Opfer gefallen? Und war nicht einer der Grundgedanken ſeines neuen, noch im Geiſte ruhenden Werkes, die Bekämpfung dieſer unſeligen Tyrannen der höheren Geſellſchaftsſphären, in welchen gerade die meiſten edlen zarten Mädchen und Frauenherzen auf glühenden Folterbänken verbluten mußten? Und welche Geſtalt für ſein neues Werk, . . . dies hohe, herrliche Weib?!

Alle ihre Worte, ihre Gedanken, ihr ganzes Weſen hatte ſich ſeiner Seele eingebrannt. Er ſelbſt glühte, fieberte für ſie — aber nur im Schwunge reinſter höchſter Begeiſterung.

„Ja! ſie iſt meine Titanide!“ — jauchzte es in ſeinem Geiſte -- „und mein neues Werk heißt: . . . „Titan!“

Und er war ſelig! . . . und alle Schleußen ſeines Witzes und ſeines köſtlichen überſprudelnden Humores waren jetzt geöffnet; auch Charlotte ſtrahlte und glänzte in Geiſt und Witz, in Wonne und berauſchender Seligkeit. Immer mehr entwickelte ſie dabei Vielſeitigkeit der Bildung, geiſtige Beweglichkeit, lebendiges und begeiſterndes Gefühl für alles Schöne und Große, Freiheit und Wärme der Anſichten und eine bezaubernde Feinheit in allen Bewegungen und Wendungen, ſo des Körpers, wie des Geiſtes, der Gedanken und der Rede.

Der Morgen ſchwand wie im Fluge; aber je höher die Sonne rückte und je näher die Zeit, die zur Rückkehr zwang, deſto ſchwärmeriſcher glühten ſich Beide an, bis die ſchöne Titanide im wonnigen überſchwänglichen Gefühlsrauſche rief:

„Ich mag die Trennung zweier verwandter Seelen nicht, die das alberne „Sie" hervorbringt. „Du," ſagen Sie, „Du," ſage ich; die Wahrhaftigkeit kennt ja keine Maske. Die Seligen ſind auch ein Du, und ſo iſt das Du das Siegel einer ewigen Verbindung!"

Jean Paul war außer ſich vor Glück! Welche verwandten Töne hatte ſein Genius hier gefunden; wie ſprach alles, was die Freundin ſagte, ſeine eigenen Gedanken, ſeine tiefſten Gefühle aus! Wie der Strom mit ſeinen Wellen und Wogen, wie das Feuer mit ſeinen Gluthen, ſo waren ihre Seelen eines!

Das Glück war für Jean Paul ſo rieſig groß, ſo überwältigend, wie ihm bisher noch keines geworden; . . . aber ſonderbar . . . gerade darum ängſtigte er ſich faſt.

Als der Tag verrauſcht war — er hatte am Nachmittage noch Frau von Stein, Goethe's angebetete Freundin, kennen gelernt — und er ſeinen Kopf auf die weichen Kiſſen drückte, ſummten ihn die, von dem göttlichen Vormittag nachklingenden Worte ſeiner Titanide ein: „Auch die geiſtige Liebe geht der ſinnlichen entgegen und kommt auf dem Wege nach Oſten . . . doch endlich in den Ländern des Unterganges an!“

Er aber ſagte: „Nein! denn du haſt es ja ſelbſt zugeſtanden, Himmliſche, daß die hohe reine Liebe der wahre Gehalt des Lebens . . . und . . . Unſterblichkeit ſei!“

Ein Beſuch bei Goethe.

Dem ſchönen Tage folgte ein ähnlich ſchöner: Jean Paul war mit Frau von Kalb zur Herzogin Mutter nach demſelben Tieffurt zur Tafel geladen, in welchem er am Morgen zuvor mit der theueren Freundin bei einem ſo reizenden tête à tête geiſtig geſchwelgt.

Die Herzogin Mutter — jene hohe, herrliche Frau, die ſchon im neunzehnten Jahre die Zügel der Regierung ergriffen und dieſe ſo trefflich geführt hatte, daß das Land unter ihr weder die Schrecken des ſiebenjährigen Krieges, noch die Hungersnoth von 1772 fühlte, — die Herzogin Mutter, die geiſtreiche Amalia von Sachſen-Weimar, die Gründerin des Ruhmes, den Weimar ſeit dieſer Zeit unter den Städten Deutſchlands einnimmt, — die würdige Freundin eines Schiller, Goethe, Herder, Wieland . . . empfing Jean Paul auf das Freundlichſte und Herzlichſte.

Nicht wie eine Fürſtin, ſondern wie eine Freundin trat ſie dem Manne entgegen, dem Tugend und Talent in ihren Augen einen Thron erbaut.

Jean Paul wußte gar nicht, wie ihm geſchah! Auch jetzt wieder — am Hofe ... an der Hof-Tafel — kam es ihm, im Wonne- und Seligkeitstaumel, vor, als ob er gar nicht der Johann Paul Friedrich Richter von Hof im Voigtlande ſei, der arme Teufel, der ſich ſeit Jahren mit Noth, Nahrungsſorgen und Buchhändlern jämmerlich hatte herumſchlagen müſſen. Und jetzt ſaß er da, an einer Hof-Tafel, zwiſchen Hofleuten, Damen von höchſter Schönheit, höchſtem Range und blitzendem Geiſte; — zwiſchen den berühmteſten Männern ſeiner Zeit und einer Herzogin gegenüber, die ihn faſt wie Ihresgleichen behandelte.

O! es war ja nicht Stolz, der ihn berauſchte, aber das Glück, die Seligkeit, von all' dieſen feingebildeten, feinfühlenden, geiſtreichen Menſchen geleſen, geehrt, geliebt zu werden! Es ſchnellte ihn gleichſam — wie er ſeinem Freunde Otto ſelbſt ſchrieb — ein Blüthengipfel in den anderen hinein, und ſeine Menſchenkenntniß ſchoß wie ein Pilz in die Höhe.

„Für die Blumen der Freude“ — ſagte er ſpäter noch der Herzogin — „hat der Menſch keinen Blumenmonat, ſondern nur Blumentage. Deswegen ſollte er beſſer die Kunſt ſtudiren, die transſcendenten ſo gut aufzutrocknen mit allem Farbenſchmelz, wie die botaniſchen; dann würde der Tag ein verkleinertes Leben, wie das Blatt ein verkleinerter Baum iſt. Die Tiefſurter Freudenflora um Ihre Durchlaucht hat der Blumiſt, der neben Ihnen herbariſirte, vortrefflich conſervirt mit ſo friſchen Farben im Kopfe, als wären alle Blumen eben gebrochen. Ich weiß, daß dieſes Tempe, wie das griechiſche, ſich in Wellen ſpiegelt, die es verdoppeln; — daß dieſes Ermenonville, wie das andere, ſich mit dem Denkmale einer hohen, aber emporgeflogenen Seele ſchmückt, die einer ſchöneren Unſterblichkeit würdig iſt, als der des Namens*); und ich weiß, daß Sie an die über uns glauben und Sich mit der kleinen auf dieſer Erde nicht begnügen.“

„Oft legt die Freundſchaft“ — antwortete die Herzogin — „mehr Werth auf das, was ſie empfängt, als der Geber. Sie, werther Mann, binden einen ſchönen Kranz aus den wenigen Blumen, die ich Ihnen darreichte und die keinen anderen Werth hatten, als daß ſie Abdrücke meines Gefühles waren: Tugend und Talent in Ihnen zu ehren und Ihnen meine Hochachtung an den Tag zu legen.“

Und in dieſem Blumenparterre ſtand er jetzt mitten darinnen und rings um ihn her lagen Eden und Paradieſe der ſchönſten und höchſten Freuden.

---

*) In Tiefurt ſteht ein Denkmal dem edlen Herzog Leopold von Braunſchweig, der bei der Rettung Ertrinkender ertrank.

Charlotte war dabei himmliſch! . . . ihr ſchönes Feuer, ihre Lebenswärme, ihre Blicke ſelbſt, alles wurde für ſie und den Freund zu Calcinirfeuer, das ihre Herzen lockerte und alles Fremde verkohlte und einäſcherte. Das vor fremden Ohren zurückgehaltene „Du“ verſchönte nur ihr ſüßes Freundſchafts-Verhältniß und gab ihm — wenn es in unbemerkten Momenten hervorbrach — doppelten Reiz, wie der Wolkenſchleier einzelnen hervorbrechenden Sonnenblitzen.

Aber war denn nicht auch den nächſten Tag Goethe zu beſuchen? . . . Goethe, der Prometheus, welcher der deutſchen Dichtkunſt, die er nach dem Maße der Schönheit gebildet, durch das Feuer, das er den Göttern entwendet, lebendigen Athem und freie Bewegung gegeben, . . . Goethe der Dichterfürſt, . . . der Freund des Herzogs . . . der Miniſter?

Seine hohe und aufrichtige Verehrung hatte ihm Jean Paul ſchon früher bei Ueberſendung der „unſichtbaren Loge“ und des „Heſperus“ bewieſen; auch war bis jetzt kein Werk des Alt- und Hochmeiſters deutſcher Literatur erſchienen, das Richter nicht mit Eifer und Bewunderung geleſen, ſtudirt und excerpirt hätte.

Jean Paul dachte ſchon bei ſeiner Abreiſe von Hof pochenden Herzens und voll Begeiſterung daran: daß er jetzt vor allen Dingen auch Goethe ſehen und näher kennen lernen würde. Sein für große Männer und deren Freundſchaft immer ſo empfänglicher Geiſt ſehnte ſich mit Ungeduld dem großen ſchönen Momente entgegen, wo er den Herrlichen von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, . . . ihm voll Bewunderung, Achtung und Liebe die Hand drücken könne.

Himmel! mußte das nicht der Culminationspunkt des Weimarer Aufenthalts ſein?

Und mit ſolchen Hoffnungen, Erwartungen und Geſinnungen war Jean Paul denn auch in Weimar angekommen. Seine Ungeduld: Goethe zu ſehen, kennen zu lernen, ſich ihm befreundet zu wiſſen, kannte keine Grenzen . . . allein . . . die Sache geſtaltete ſich bald anders. Der Thermometer der Zuneigung für Goethe ſtand in Weimar ziemlich auf dem Gefrierpunkt.

Die eigenthümliche Zurückhaltung in Goethe's Weſen — vielleicht entſtanden aus dem Beſtreben, alle Gegenſtände dem ungetrübten Blick in objectiver Ferne zu halten — und das Vermeiden und Beherrſchen jeder Gemüthsbewegung, hatte ihm bereits, ſelbſt unter Freunden und Bekannten, den Vorwurf der Kälte zugezogen. Jean Paul . . . der immer glühende, ſchwärmende, das Herz voll unendlicher Liebe tragende Jean Paul hörte dies nun ſo fort in Weimar von allen Zeiten, und mit dieſem Urtheil über ſeinen großen Dichterfürſten und Chimboraſſo unter den Poeten — die Kälte der Schnee- und Eisregionen war ja damit unwillkürlich ganz gut bezeichnet — griff denn auch natürlich eine kalte Fauſt an ſein warmes Herz.

Indeß! . . . vielleicht übertrieb man doch, und wenn nicht, war das ein Grund für Jean Paul, ſeine Wärme, ſeine Liebe, Verehrung und Begeiſterung zu unterdrücken?

Immer aber ſteigerte es die heilige Scheu, die Richter in ſeinem kindlichen Gemüthe vor dem ſo groß und erhaben daſtehenden Manne trug.

Noch den Morgen hatte Frau von Kalb geſagt:

„Er bewundert nichts mehr, nicht einmal ſich. Jedes Wort iſt Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten verläßt.“

Ein ſonderbar drückendes Gefühl miſchte ſich daher in die Freude, — eine wunderbare Scheu ſteigerte die Erwartung zum Peinlichen, als ſich Jean Paul in den Wagen ſetzte, um mit Herrn von Knebel zu Goethe zu fahren. Er hatte ja bei dem Miniſter anfragen laſſen: wann er ihm aufwarten dürfe, und dieſer hatte für den erſten Beſuch den heutigen Tag beſtimmt, zugleich aber auch Jean Paul und Knebel — er liebte nicht allzuofte Unterbrechungen ſeines geordneten Lebensganges — zu Mittag gebeten.

Das Haus des Miniſters — für Jean Paul ein Palaſt — frappirte dieſen. Es war das einzige in Weimar, das in italieniſchem Geſchmack aufgeführt war . . . ein Pantheon voll Bilder und Statüen.

Als Jean Paul mit Herrn von Knebel die prächtige Treppe hinaufſtieg, überkam ihn der Gedanke: er trete in einen Tempel und vor einen Gott.

Jetzt öffnete ein Diener die Zimmer, die Schwelle des Heiligthums ward überſchritten. Der Miniſter war noch nicht zugegen. Kaum wagte Jean Paul, der vor der Herzogin mit ſchöner Freiheit und Wärme geſprochen hatte, hier einige Worte mit dem feinlächelnden Knebel zu flüſtern. Eine Kühle der Angſt preßte ſeine Bruſt.

Endlich! . . . endlich! . . . tritt der Gott herein . . . kalt, einſylbig, ohne Accent! *)

Knebel brachte unter anderem wichtige Nachrichten von Italien. Er berichtete dabei: „die Franzoſen ziehen in Rom ein!“

„Hm!“ — ſagte der Gott.

---

*) Nach Jean Paul's eigenen Ausſprüchen: Brief an Otto vom 16. Juni 1796.

Seine Geſtalt war markig und feurig, ſeine Augen ein Licht.

Jetzt erſt faßte Richter die Wahrheit von dem, was man ihm über Goethe's Perſönlichkeit geſagt; und Charlottens Wort: „Nur Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznerven an!" — ließ ihn bereuen, daß er ſich nicht von Knebel vorher durch den Karlsbader Sprudel oder ſonſt einen Mineralbrunnen hatte petrificiren und incruſtiren laſſen, damit er ſich in dem vortheilhaften Lichte ... einer Statüe hätte zeigen können.

Glücklicherweiſe wußte Herr von Knebel als ſeiner Hofmann das Geſpräch ſtets zu ventiliren, auch an der Tafel, wobei ihn die Bemühungen des feurigen Jean Paul — ebenfalls kalt zu bleiben — köſtlich unterhielten. Der Miniſter aber ſchloß ſich nach und nach durch ruhige, geſchickt angelegte Fragen das Innere ſeines, immerhin für ihn merkwürdigen Gaſtes auf, ohne daß dieſer den Diplomaten und ſein Vorhaben errieth.

„Und Ihre Anſicht von der Revolution, die Frankreich zu beſtehen hat?" — frug jetzt Goethe.

„Nun!" — ſagte Jean Paul, ſeinen Vorſatz, Eis zu bleiben, vergeſſend, lebhaft und mit blitzenden Augen — „ich denke, das ſind die Geburtswehen einer neuen Zeit. Die Principien des modernen Zeitgeiſtes, der im Stillen allmälig erſtarkt iſt, treten hier in gigantiſchen Ausbrüchen, einem Vulkane gleich, an das Licht der Welt und zerbrechen mit der Gewalt eines Gottes die eiſernen Feſſeln tauſendfachen Unrechts. Und wahrlich! die Bewegung der Geiſter wird ſich nicht mit den Bergen des Rheins eindämmen laſſen; ſie wird — das bin ich überzeugt — immer mächtiger und mächtiger in den Culturſtaaten Europa's um ſich greifen und — wie Jupiter gegen die Titanen — den endlichen Sieg mit ſich führen.“

Goethe ſchwieg; nicht eine Muskel ſeines ehernen Geſichtes zuckte.

„Ja!“ — ſagte er dann, das ſchön geſchliffene Kryſtallglas mit Champagner langſam zum Munde führend — „wir ſehen allerdings, wie vor dem ſiegenden Voranſchreiten des neuen Geiſtes das Alte und Hergebrachte immer weiter zurückweicht, ja theilweiſe, von dem Hauche dieſes Geiſtes berührt, in ſich ſelbſt zuſammenbricht. Aber dies Zuſammenbrechen iſt gefährlich. Unſere Nachbarn jenſeits des Rheins haben längſt das klare Bewußtſein bei ihren Handlungen verloren.“

„Leider iſt es ſo!“ — ſagte Jean Paul, den der große Gegenſtand des Geſpräches immer wärmer durchdrang und fortriß — „aber kann es anders ſein? Auch den Fieberkranken ſchütteln wilde Phantaſien, er weiß nicht, was er thut und doch führt ihn die Natur durch dies Krankheitsſtadium zur Geſundheit. Das Sonnenſtäubchen unſerer Erde und vielleicht Millionen ſolcher Sonnenſtäubchen — die Tropfen in den Lichtmeeren der Milchſtraße — hat auch eine Reihe Revolutionen durchgemacht, ehe das Morgenroth einer beruhigten und abgeklärten Schöpfungsperiode anbrach. Es iſt bei den einzelnen Menſchen und bei den Völkern nicht anders. Wie in dem einzelnen Individuum ein begonnener geiſtiger Proceß ſo lange fortarbeitet und in Bewegung bleibt, bis das neue, in die bisherigen Anſchauungen ſich eindrängende Element entweder mit dieſer ſich organiſch verbunden hat, oder aber vernichtend an die Stelle derſelben getreten, kurz irgendwie — ein triumphirender Cäſar — zum entſcheidenden Siege gelangt iſt; . . . wie ferner das Individuum zu Anfang einer ſolchen geiſtigen Umänderung nicht fähig iſt, das neue Element in ſeiner ganzen Bedeutung zu begreifen und zu erfaſſen — ſich bildenden Welten gleich, die Jahrtauſende bedürfen, um den ſie umgebenden nebelhaften Bildungsſtoff aufzuſaugen — ſo auch ſchreiten die ideellen Bewegungen in den Völkern unaufhaltſam, wenn auch hier und da geſtört oder momentan zurückgeworfen, in der Entwickelung voran, bis ſie zu bleibendem Siege gelangt ſind. So können aber auch die Völker zu Anfang einer ſolchen ideellen Umwälzung unmöglich die eigentliche Bedeutung derſelben in klarer Würdigung erfaſſen.“

„Wodurch ihnen die Möglichkeit, deren Tragweite zu überſchauen, verloren geht!" — verſetzte Goethe. — „Und das gerade iſt ſchlimm. Indeß Eines iſt gut, daß über den Sterblichen die Unſterblichen wohnen. Der Geiſt des Fortſchrittes, der uns herausgeführt aus dem laſtenden Dunkel roher und trauriger Zeiten in die lichten Tage des freien Denkens — er wird auch in der Zukunft ſeine Macht bewähren, und den Völkern, auch wenn Fieberkranke an ihrer Spitze raſen, das Gute und das Heilſame bringen."

Jean Paul brachte nun die Rede auf den Dichterfürſten ſelbſt und was dieſer zu einer glücklicheren Revolution der Geiſter auf ethiſchem Wege bereits alles gethan habe. Goethe gab kein Zeichen der Liebe dagegen. Er halte ſeine dichteriſche Laufbahn für beſchloſſen, ſagte er ruhig.

Jean Paul meinte: Die deutſche Nation, ja alle Welt könne ihm nicht genug dafür danken, daß er die Menſchen auf ſo ſchöne, liebenswürdige und geniale Weiſe durch ſeine Schöpfungen von dem Niederen und Alltäglichen zu dem Großen und Erhaben-Schönen erhöbe.

Goethe ſchwieg einen Moment, dann ſagte er: — „Der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem Gemeinſten abzugeben, Geiſt und Sinn ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich und

Anderen auf alle Weiſe zu erhalten ſtreben muß; denn einen ſolchen Genuß ſollte Niemand ganz entbehren können, und nur die Ungewohnheit, etwas wahrhaft Schönes und Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte alle Tage . . . wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.“

„Gewiß!“ — entgegnete Jean Paul lebendig. — „Aber ſollte denn dazu nicht in allen Menſchen der Trieb liegen? Die meiſten gleichen nur Amethyſt-Druſen, ſie ſind auswendig rauh und wie gemeiner Stein, im Inneren aber voll ſchöner edler Kryſtalle . . . das Schickſal; das Leben oder der Blitzſtrahl des Genies müſſen ſie aufſchlagen.“

„An Hang zum Edlen“ — meinte Herr von Knebel — „fehlt es im deutſchen Volke gewiß nicht. Die Beweggründe, es an das Licht der Welt treten zu laſſen, ſind freilich ſehr verſchieden.“

„Nun!“ — verſetzte Goethe — „man muß den Tugenden überhaupt nicht zu genau den Puls fühlen; die beſten quellen doch aus dem Drange eines edlen Muthes. Wer ihre Grundſätze ſo wohlbedächtlich in ein Lehrgebäude ordnet, und als abgezogene Geiſter in den

Fächern ſeiner Vernunft aufbewahrt, um für jeden Fall ein Heilmittel bei der Hand zu haben, der hat wohl am Ende eine ſchöne Apotheke, wird aber weder ſich noch die Welt kuriren. Gut iſt es, daß die ewige Weltordnung auch hier das Beſte ſelbſt thut. Nichts reizt den Menſchen mehr zu lebendigerem Leben, zu einem geiſtig geſteigerten Daſein, als Bedrängniß, Noth und Widerſtand; vor Allem, wenn im Volke ſchönere, fröhlichere Zeiten noch im Andenken ſind. Darum iſt Unglück dem Leben ſo nothwendig, als Stürme der Natur: Glück in ewiger Ruhe tödtet, nur im Wechſel mit Unglück wird es Labſal."

Das Geſpräch kam nun nach einigen Wendungen auf Goethe's Verdienſte um die Menſchheit zurück. Der Meiſter blieb auch hier Eis. Endlich ſagte er:

„Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt, und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann dieſen Namen verdient, wenn er in dieſen großen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammengeſtellt. Alles außer uns iſt nur Element; ja, ich darf wohl ſagen, auch an uns, aber tief in uns liegt die ſchöpferiſche Kraft, die alles in uns erſchafft, und uns nicht ruhen und raſten läßt.“

Jean Paul kam hier immer ſchöner in's Feuer, aber das Gletſcher-Eis Goethe's ſchmolz nicht. Endlich ſchürte den Dichterfürſten nicht blos der Champagner, ſondern auch ein Geſpräch über die Kunſt an, das Knebel eingeleitet. Jetzt . . . war man bei Goethe!

Er ſprach ſchön und mit einem gewiſſen Zauber — nicht gerade blühend und ſtrömend, aber ſcharfbeſtimmt und mit claſſiſcher Ruhe. Zuletzt las er noch dem entzückten — jetzt nicht in ſieben, ſondern in ſiebenundſiebenzig Himmeln ſchwebenden — Gaſte eines ſeiner noch ungedruckten Gedichte vor. Es war Goethe's würdig; aber was Jean Paul noch — außer Inhalt und Form — entzückte, war des Meiſters meiſterhafter und hinreißender Vortrag, der ihm ein tiefes Donnern, vermiſcht mit dem Liſpeln eines leiſe fallenden Regens ſchien. Jean Paul hatte Aehnliches noch nicht gehört.

Aber die Poeſie ſelbſt trieb auch bei dem Dichter derſelben endlich die Flammen des Herzens durch die Eiskruſte, ſo daß er dem enthuſiaſtiſchen Jean Paul . . . die Hand drückte.

Himmel! . . . er that dies ſogar beim Abſchiede noch einmal! . . . und hieß den Schöpfer des Heſperus . . . ihn wieder beſuchen!

Jean Paul aber drückte auf dem Rückwege Herrn von Knebel die Hand unaufhörlich . . . er war ja in dieſem Momente . . . der glücklichſte Sterbliche auf dieſer Erde.

Schwindel des Glücks.

Nur einen einzigen Tropfen Wermuth hatte Jean Paul in dieſen Honigwochen ſeines Lebens zu koſten.

Er, der unendlich gute Menſch, — der in der Welt noch ſo wenig Erfahrung hatte, — der alle Menſchen und alle Dinge ſtets von der idealen Seite anſah, — deſſen ganzes Sein in erhabener Schwärmerei für alles Große und Edle aufging, — der in ſeiner Beſcheidenheit gern gegen jedes andere Verdienſt zurücktrat und nur für Freundſchaft und Liebe glühte, namentlich für die großen Männer . . . er hatte ſich Weimar nicht nur als den Sitz alles Großen, Schönen und Herrlichen, . . . als das deutſche Athen gedacht, ſondern auch als einen einzigen großen Tempel der Freundſchaft, und alle die darin lebenden großen Männer als begeiſterte Prieſter derſelben.

Goethe, Schiller, Wieland und Herder ſah er im Geiſte — ehe er Weimar betreten — mit verſchlungenen Armen und Herzen daſtehen, Thränen der gegenſeitigen Liebe und Freude in den Augen. Aber Himmel! . . . wie fand er dies anders!

Bekanntlich herrſchte unter den großen Geiſtern der deutſchen Nation damals nicht die beſte Harmonie, beſonders ſeit Begründung der „Horen“ Anfangs 1795, ſeit welcher Zeit Goethe ſich den Freunden in Jena: Schiller, Fichte, Woltmann und Andern näher angeſchloſſen, namentlich Goethe und Schiller — im Gefühle ihrer vereinigten Stärke — nicht blos indirekt durch Schöpfungen von Muſterwerken, ſondern auch direkt durch kritiſche Abhandlungen als Tonangeber und zwar nicht ganz ohne Polemik, aufgetreten waren. Da ſie ſich nun aber auch zu gleicher Zeit der „Jena'ſchen Literaturzeitung“ bemächtigten, ſo fehlte es natürlich an Partheiungen nicht, zumal Wieland ſeinen „deutſchen Merkur“ ebenfalls fortführte.

Freilich waren bis zur Erſcheinung der Xenien*) dieſe Spaltungen keine öffentlichen, fingen aber doch nachgerade an, in die Privatverhältniſſe Weimars einen gereizteren Ton zu bringen.

Jean Paul — von den Wogen einer ſteten Entzückung getragen — war nun freilich in ſeinem Seligkeitsrauſche nicht der Mann dazu, dieſe Verhältniſſe in der kurzen Zeit ſeines Dortſein klar zu durchſchauen ...

---

*) Spazier IV. S. 8 u. f.

aber er hörte doch mehr als zuviel von ihnen und fühlte ſie, und da Eisſtrömungen, wo er Lavaſtröme erwartet hatte.

Wie blutete darüber ſein edles Herz, und gut war es nur, daß die Liebe, die Freundſchaft, ja die Begeiſterung, mit der er faſt von allen aufgenommen wurde, die Schmerzen dieſer Wunde ... wenn auch nicht heilten, doch verdeckten.

Hatte doch ſelbſt Goethe — der Gott! — geruht, das Eis ſeines Weſens, Jean Paul gegenüber, etwas weniges ſchmelzen zu laſſen.

Bei Herder und Wieland dagegen — letzterer war freilich in jenen Tagen nicht in Weimar, ſondern auf der Reiſe, — glühte wirklich Liebe und Verehrung für den neuen Freund in den menſchlich ſchlagenden Herzen. Beide hatten ja, wenn auch von verſchiedenen Standpunkten aus, mit Freude und Empfindung die erſten Romane begrüßt; Wieland mehr als Dichter, Herder mehr als Menſch, als Lehrer der Menſchheit und als Philoſoph. Erſterer fühlte ſich beſonders ergriffen durch die glühenden Naturſchilderungen und den ſchalkhaften Sterne'ſchen Scherz; Letzterer durch das reine hohe Streben, die Wahrhaftigkeit der Empfindung, die Reinheit des Herzens, die tiefe Naturreligion des Dichters, und von der andern Seite durch den edlen Zorn, der hinter ſeiner Satyre und Ironie das Kampfſchwert hervorſtreckte, endlich durch den Männerſtolz und Freiheitsſinn, die alle Schriften ohne Ausnahme athmeten. Die Regelloſigkeit der Form ſtörte beide Männer nicht. Wieland, der nach ſeinem Bekenntniß den Triſtram Schandy achtzig Mal geleſen, war mit dieſer Art und Weiſe befreundet genug, und am Ende ſelbſt nichts weniger als ein formſtrenger Dichter, auch in ſeinen epiſchen Dichtungen nicht ohne ſubjective Einmiſchung des Erzählers. Herder dagegen, abgeſehen daß er in ſeiner großen Maſſenanſchauung leicht in jede Völker- und Menſchen-Individualität mit gleicher Empfänglichkeit einging, trieb vielleicht ſeine Gleichgültigkeit, ja, ſeinen Haß gegen die Form zu weit, und man weiß, daß er den Reim, z. B. ſogar ganz verdammte.

Dieſen Beiden ſtanden Goethe und Schiller in Bezug auf Jean Paul gegenüber. Beiden konnte ja Jean Paul in ſeiner eigenen phantaſtiſchen Weiſe unmöglich zuſagen, ja, er war ihnen zuwider, nur mit dem Unterſchiede, daß Schiller ſeine Geringſchätzung und ſeinen vollkommenen Mangel aller Empfänglichkeit für dieſes poetiſche Sein offen bekannte, während Goethe umſichtig genug war, ſich in ſeinen Urtheilen einen möglichen Rücktritt vorzubehalten. Goethe war in Weimar ein näherer Zeuge von dem Enthuſiasmus, von welchem ſelbſt ſo gebildete Leute, wie Knebel, ergriffen wurden; ihm konnte nicht unbekannt bleiben, welches Intereſſe ſo einflußreiche Männer, als Wieland und Herder, an dem neuen Dichter nahmen: er ſah die Frauen um ſich her von einem Entzückungstaumel, wie er ihm ſelbſt kaum geworden, erfaßt, und er wußte nur zu gut, welche Hülfsmacht zu Erreichung der glänzendſten Ruhmespalme einem Dichter die Begeiſterung der Frauen darbietet. Schon den Bund mit Schiller hatte er mehr aus egoiſtiſcher Politik, als aus Herzensneigung und im Gefühle gleichen Strebens, geſchloſſen. Dieſe Politik lehrte ihn, dem jugendlich kräftigen Nebenbuhler lieber die Hand zu reichen und die Herrſchaft über die Volksgunſt mit ihm zu theilen, ehe derſelbe ſie ihm ganz ſtreitig gemacht. Dieſelbe Politik gebot ihm aber auch zu verſuchen, ſich in Bezug auf Jean Paul wenigſtens ſo zu ſtellen, um den erſtrebten Ruhm univerſeller Auffaſſungsgabe nie compromittiren zu dürfen.

So trat denn auch Schiller, den Jean Paul von Weimar aus in Jena — freilich in der Geſellſchaft der Frau von Kalb — beſuchte, mit einer gewiſſen felſigen Kälte und Härte vor ihn. Dennoch kam ihm Jean Paul warm und liebevoll entgegen ... er fand indeſſen nur — wie er ſeinem theuren Otto ſchrieb — einen Mann: hartkräftig, voll Edelſteine zwar, aber auch voll ſcharfer ſchneidender Kälte und ohne Liebe.

Aber was machte denn dies alles für Jean Paul? Dieſer Tropfen Wermuth verbitterte die Honigwochen des Ueberglücklichen wahrlich nicht! ſo wenig, als einzelne Wölkchen, die an dem ſtrahlenden Flammenſchilde der Sonne vorüberziehen, die Pracht und Wonne eines herrlichen Sommertages verderben oder durch ihr flüchtiges Vorübergleiten den azurblauen Himmel trüben und verdecken.

Es war ja ein wahrer Schwindel des Glücks, der ihn erfaßt hatte. Schrieb er doch in dieſem ſeligen Taumel, in dem er, wie ein überglückliches Kind, ſchwelgte, mit jauchzender Seele an Otto:

„Ach! ich ſehne mich, Dir Alles zu ſagen, und dann zu ſchweigen! Renata und Amöne bekommen die Hälfte. Ich will meinen künftigen Athem durch folgendes Gaſtwirthprotocoll erſparen: Sonnabend Mittags aß ich im Gaſthof — Abends bei der trefflichen Frau von Kalb, zwiſchen Herder, Einſiedel, Knebel. — Sonntags Mittags solo bei der Frau von Kalb, Abends auch. — Dienſtag bat mich Knebel; ich war aber ſchon bei Oerthel; Abends bei der ewig theuren Frau von Kalb. Mittwochs aß ich bei der Geheimeräthin von Koppenfels in Rohrbach; Abends bei Oerthel. — Donnerſtags in Tieffurt bei der Herzogin — Freitags bei Goethe; Abends bei Oerthel — Sonnabends bei deſſen Mutter und Schweſter — Sonntags bei Böttiger; Abends bei Herder — Montags bei Oerthel, Knebel — Dienſtags bei Oerthel; Abends bei der Frau und Fräulein von

Seebach. — Abends aß ich bei Herder. Ach! ein ſchöner Abend, der nicht wieder kömmt, und wo ich in die Augen des hier erkaltenden Herder's Thränen trieb! — Mittwoch bei dem Geheimenrath von Koppenfels. — Donnerſtag bei Goethe. — Die Luft wirrt die Tage in einen Fleck, in dem alle Fäden ſind, ausgenommen der der Ariadne. — Alles, was ſchönere und mehre Saiten und Nachklänge in Deiner und meiner Seele findet, ſag' ich Dir mündlich: weil gerade das Schlechteſte ſich am kürzeſten ſagen läſſet — alſo mündlich das Andere.“

Und was ſah und hörte er alles! welche Maſſe neuer Anregungen ſtürmte auf ihn ein, die er dann ſofort ſchon im Geiſte mit ſeinem projectirten neuen Romane, dem „Titan,“ in Verbindung brachte und als treffliche Bauſteine zu dieſem zukünftigen Ruhmestempel benutzte. Dies geſchah vor allen Dingen mit den Anſchauungen, die er vom Hofe und einem Leben in dieſen Sphären gewann. Ganz beſonders ward er aber auch von Oerthel's Erzählungen über Italien elektriſirt, während ihn die herrlichen Anſichten, die ihm dieſer Freund vom Lago Maggiore, von Iſola bella, Iſola Madre, Iſola del Peſcatore und anderen italieniſchen Gegenden vorlegte, in einen Himmel voll Entzücken und Seligkeit verſetzten. Und doch . . . was war denn dieſer eine Himmel gegen die ſieben, in welche ihn die Augen, der Geiſt und die Freundſchaft ſeiner neuen Freundin, Charlotte von Kalb, erhoben?

O! ſei doch recht ſelig, du Glücklicher, guter, edler Menſch! Wer hätte denn einen ſolchen Schwindel des Glücks, ſolche Honigwochen des Lebens mehr verdient, als du? Im Genießen ſelbſt und während du den überſchäumenden Becher der Wonne ſchlürfſt, denkſt du ſchon wieder — und das gerade berauſcht dich ja in Seligkeit — wie du der leidenden Menſchheit daraus in neuen herrlichen Werken: Troſt, Freude und Erhebung bereiten kannſt. Das Leben iſt arm für den Genuß der ſelbſtiſchen Freude; aber unendlich reich an Genuß für ein Herz, das aus ſeinem Glück, die goldene Glücks-Saat für tauſend Andere macht.

Die Erſcheinung.

Aber dieſer Glückstaumel ſollte ſich für Jean Paul in der That nicht nur bis zu einer wirklich ſchwindelnden Höhe ſteigern, ſondern auch ſein, für alles Abenteuerliche unendlich empfängliches Gemüth wunderbar ſüß berühren und erſchüttern. Ja, es war, als ob plötzlich aus den Wolken eine Geiſterhand in ſein Leben greife, um den räthſelhaften Vorhang der Zukunft für Räthſelhafteres leiſe zu lüften. Auf dem Gipfelpunkte des Glücks, von Engelsflügeln überſchattet, ... war es da ſein guter oder ſein böſer Genius, ... war es der Himmel oder der Fürſt der Finſterniß, die ihm auf ſo räthſelhafte Weiſe winkten? Charlotte von Kalb hatte ſich immer enger an Jean Paul angeſchloſſen; immer inniger war das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen beiden, immer ſchwärmeriſcher und leidenſchaftlicher ihre Verehrung und Begeiſterung für den Dichter geworden. Sie waren jetzt faſt unzertrennlich, und Frau von Kalb hatte Geiſt, Willenskraft und Lebensmuth genug, kein

Hehl aus ihrem Enthuſiasmus für den neuen Freund zu machen. Die Zeit verflog ihnen, ohne daß ſie es bemerkten, bis die dritte Woche zur Neige ging und Jean Paul an die Heimreiſe erinnerte. Aber gerade dieſe Erinnerung und der Gedanke bald aus dem Paradieſe ſcheiden zu müſſen, ſchloß beide noch enger an einander an, und lehrte ſie, jede freie Minute mit einander zu verbringen.

So war ſchon vor einigen Tagen der Beſchluß gefaßt worden, die von Jean Paul noch nicht beſuchten Sehenswürdigkeiten Weimars gemeinſam aufzuſuchen. Ein Nachmittag verging darüber, und ſchon fing es zu dunkeln an, als ſie in die Stadtkirche traten, das Monument der drei Söhne Friedrichs zu ſehen, das Lukas Cranach dieſen — und noch mehr ſich ſelbſt — ſetzte.

Die Dämmerung, die in der Kirche herrſchte, ließ kaum mehr zu, die Schönheiten des Werkes in vollem Maaße zu bewundern, dennoch machte es auf Jean Paul einen um ſo tieferen Eindruck, als die ganze Umgebung etwas feierlich Poetiſches hatte; wie denn eine Kirche nie verfehlte, in der Seele des Joditzer Pfarrſohnes nicht nur liebliche Kindheitserinnerungen, ſondern auch eine wirklich gehobene Stimmung zu wecken. Er dachte ſich dann die leeren Räume mit Betenden erfüllt, — hörte im Geiſte alle die Tauſende von ſtillen Angſt-

und Schmerzensrufen, die hier ſchon von gequälten, gepreßten, blutenden Herzen zu Gott geſandt worden waren; — aber dann wehte ihn auch der Troſt und die Erhebung an, die ſich hier, wie milder Balſam auf die Wunden gelegt, die das harte Geſchick geſchlagen.

Und wie viele Herzen ruhten hier aus, von der Sturmfahrt des Lebens! Wie viele ſtille Schläfer lagen unter den harten, dicken, von den Fußtritten der Vorübereilenden ausgelöſchten Leichenſteinen des kalten Fußbodens, dieſer ſeltſam tragiſchen Moſaik des Todes?

Auch jetzt kam ihm dieſer Gedanke, und ſeine Phantaſie ſah die Leichenſteine ſich heben, und die ſtillen bleichen Schläfer mit den eingefallenen Wangen und den erloſchenen Augen richteten ſich langſam und ſchauerlich auf. Sie alle waren einſt frohe, freudige Menſchen geweſen, wie er; . . . aber die Leidenſchaften, dieſe zerreißenden Löwen, und der Egoismus, dieſer ſtille blutſaugende Vampyr, und der Kummer, dies ſchleichende Gift, und alle die tauſend und tauſend Keulenſchläge des Schickſals hatten die Freude ihres Herzens gemordet und ſie hinunter gelegt . . . in die ſtille kühle Gruft.

Was freilich ging dies alles das fröhliche heitere Leben an, das jetzt im Lichte des Tages ſpielte? Was kümmerte dies . . . alle die Eintagsfliegen von Menſchen, die ſich luſtig im Sonnenſcheine des Augenblickes wiegten?

Aber Jean Paul konnte nun einmal nicht ſo engherzig ſein: Egoismus war ihm ärger, als der Tod, . . . war ihm geiſtige Vernichtung! Sein Herz gehörte der Menſchheit.

„Der Menſch hat zwei Herzkammern“ — ſagte er — „in der einen ſein Ich, in der anderen das fremde. Der Egoiſt aber hat, wie Würmer und Inſekten, nur eine. Er begehrt von der ganzen Welt die Liebe, die er jedem Einzelnen verweigert; . . . er könnte ruhig und gemüthlich die Welt in einer Cochenillemühle mahlen, um ſich Weſte und Wangen roth zu färben; . . . er ſieht ſich beſcheiden für das Herz der Allheit an, deren Geäder ihm Blut zu- und abführt, und nimmt den Schöpfer und die geweſenen Jahrtauſende nur für die Schaffner und die ſtummen Knechte ſeiner Exiſtenz und ſeines eigenen erbärmlichen Ichs!“ . . .

Jean Paul fühlte und litt mit der ganzen Menſchheit in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; . . . er trug jetzt den Schmerz der vor Jahrhunderten hier Begrabenen, und ihre Geiſter bevölkerten rings um ihn den immer düſterer werdenden Raum der Kirche.

Plötzlich ſah er zur Seite eine weiße Geſtalt! — — War auch ſie einer Gruft entſtiegen? . . . oder gehörte ſie dem Leben an? Sie ſchien ihm unbeweglich, wie einer der Geiſter, die ſeine Phantaſie eben aus den Gräbern heraufgezaubert; . . . als er aber näher hinſchaute, gewahrte er, daß die Erſcheinung die . . . einer weißgekleideten Dame ſei, deren Kopf und Antlitz ein dichter weißer Schleier deckte. Das Kleid von feinem Linnen deutete auf die höheren Stände, . . . der wundervolle Wuchs, die feinen eleganten Formen auf Jugend und Schönheit. Am auffallendſten war, daß die Dame in einer proteſtantiſchen Kirche in einem Kirchenſtuhle . . . knieend betete.

Frau von Kalb kannte ſie nicht, obgleich es in den höheren Kreiſen Weimars und bei Hofe gewiß auch nicht ein einziges weibliches Weſen gab, das ihr unbekannt geblieben wäre. Sie hätte ſie ſchon aus der Geſtalt errathen.

Als das Freundespaar die Kirche verlaſſen, verwiſchte ſich der Eindruck dieſer ſeltſamen Erſcheinung raſch, zumal die Aufführung von Goethe's „Iphigenia," die Jean Paul heute und hier zum erſtenmale über die Bühne gehen ſah, ihn ſo gewaltig erfaßte, daß er ganz aufgeregt nach Hauſe kam. Hier aber fand dieſe Aufregung eine neue Steigerung.

Mitten auf dem Tiſche, der vor ſeinem Sopha ſtand, erblickte Jean Paul mit Staunen ein kleines Etui, das ihm völlig fremd war. Er glaubte daher annehmen zu dürfen, daß es durch Verwechslung hierher gekommen.

„Von wem iſt das Etui?“ — frug er den Lakai, der ihm auf ſein Zimmer geleuchtet.

Der Diener wußte es nicht; er ließ bei ſeinem Freunde und Hauswirth anfragen: auch dieſem war nichts von dem Etui bekannt. Niemand wußte ſogar, wer es in das Zimmer gebracht; auch war keine fremde Perſon im Hauſe geſehen worden.

„Nun!“ — ſagte jetzt Jean Paul zu ſich, als der Diener das Zimmer verlaſſen, — „es muß doch irgend Jemanden gehören und von irgend wem — wenn nicht von Geiſtern — hierher gebracht worden ſein.“

Mit dieſen Worten nahm er es auf, da der Inhalt möglicher Weiſe den Eigenthümer verrathen konnte. Ein Druck öffnete den Deckel und Richter erblickte die obere Seite eines ziemlich großen Ringes, wie man ſie damals trug. Die obere Fläche war länglichrund und von dunkelblauer Emaile, in der Mitte ſaß eine ſehr ſchöne werthvolle Perle, die rings um den Rand der Emaile eine Einfaſſung von kleinen Perlen umgab. Unter der Deckplatte aber ging ein ſchmaler Papierſtreif durch, auf welchem die Worte ſtanden: „Dem Dichter des Heſperus!“

Jean Paul lächelte erfreut; . . . von wem ſollte der Ring kommen, als . . . entweder von der Herzogin

Mutter oder . . . von Charlotten? Als er ihn aber nun völlig herauszog, . . . ſtand er wie erſtarrt . . . an dem goldenen Reif fehlte ein Stück . . . und zwar war dies Stück — nahe die Hälfte — augenſcheinlich mit Bedacht herausgenommen und konnte künſtlich — man ſah die kleine Vorrichtung — wieder eingeſetzt werden.

Und was war das? . . . auf der Rückſeite der emailirten Platte, die ſchwer von Gold, ſtanden die Worte eingravirt:

„Laß Deinen Schutzgeiſt, Deinen ſchützenden Engel mich ſein!“

Warum in dieſem Moment Jean Paul unwillkürlich die weiße Geſtalt in der Kirche, mit einem Schlag in das Herz, vor die Seele trat, wußte er nicht. Wohl nur deshalb, weil die ſo fromm Knieende und Betende ihm dort faſt wie ein Engel erſchienen war. So viel blieb gewiß, hier waltete ein Geheimniß ob, das ſich mit der Zeit durch das Ueberreichen des fehlenden Stückchens löſen mußte. Damit war aber auch klar . . . daß der Ring weder von der Herzogin Amalie, noch von Frau von Kalb komme.

Aber woher? . . . woher denn? . . .

Immer trat die weiße Geſtalt, die ihm heute ſo räthſelhaft erſchienen, wieder vor Jean Paul's Seele. Das Räthſelhafte knüpfte ſich an das Räthſelhafte an.

Und doch ſagte Richtern ſeine geſunde Vernunft: „Es iſt ja unendlich thöricht, ſo etwas zu denken!“

Sein Herz, das „Iphigenie“ ſchon in die mächtigſte Bewegung geſetzt, ſchlug jetzt hörbar, ſein Puls ging fieberhaft. Alles Geheimnißvolle, Abenteuerliche regte ja Richter's Phantaſie von jeher mit Macht auf. Erſt nach Stunden vermochte er ſich zu Bette zu legen, ... aber lange vergebens ... erſt gegen Morgen beſchwichtigten ſich die Wogen ſeiner ſtürmiſch bewegten Seele und er fiel in einen kurzen unruhigen Schlaf.

Was aber war nun zu thun? ... ſollte er der Freundin das ſeltſame Abenteuer mittheilen? ... ſollte er es ihr verſchweigen? ... Jean Paul hatte ſich in der Nacht, nach langem Kämpfen, für das letztere entſchloſſen; ... der ruhige lichte Morgen ſtimmte ihn um und brachte ſeiner Wahrheitsliebe und Offenheit den Sieg. Was wäre denn eine Freundſchaft ohne vollſtändiges Vertrauen.

Frau von Kalb ſtaunte ... ja ſie wurde blaß ... aber nur auf einen Moment. Schaute ſie denn nicht bis auf den Grund dieſes edlen, kindlichen Herzens? Und lag denn nicht gerade in der Thatſache: daß ihr der Freund das Abenteuer mittheilte, der Beweis, daß er keinen beſonderen Werth darauf lege?

Raſch und kühn war denn auch hier ihr Entſchluß, und mit der Schlauheit einer klugen und gewandten

Frau lachte und ſpöttelte ſie — die ſelbſt in der Schwärmerei für den Freund keine Gränzen kannte — über dieſe Schwärmerei einer Abenteuererin. Aber im gleichen Moment ſtand in ihrer Seele noch dreierlei feſt: jetzt galt es, den Freund mit doppelter Wärme zu feſſeln; . . . ihn ſo ſchnell wie möglich von Weimar zu entfernen, . . . und . . . der geheimnißvollen Spenderin des Ringes, . . . dem neuen unwillkommenen „Schutzgeiſte" auf die Spur zu kommen. Was bedurfte es denn dieſes neuen „Schutzgeiſtes?" . . . hatte denn die Freundin dies Amt nicht ſchon ſelbſt übernommen?

Die Gleichgültigkeit, mit welcher Frau von Kalb anſcheinend die Ring-Angelegenheit behandelte, verwiſchte die Sache denn auch mit überraſchender Schnelle aus Jean Paul's Gedächtniß. Außerdem blieb ihm ja auch gar keine Zeit, daran zu denken, da ſich an die Abſchiedsbeſuche bei ſo vielen lieben und bedeutenden Menſchen die Abſchiedsfeſtlichkeiten reihten. Jeden Mittag und jeden Abend war Jean Paul wo anders hin geladen und die letzte Nacht verſammelte den ganzen ſtrahlenden Kreis noch einmal bei Herrn von Knebel.

Aber in dieſem Taumel und lauten Durcheinander einer großen Geſellſchaft konnten ja Charlotte und ihr Freund nicht ſcheiden: der Tempel der Freundſchaft wird nicht auf dem Markte des Lebens erbaut, ſondern er hebt ſich auf einem ſtillen einſamen Hügel empor,

. . . hoch über dem wilden Wogenſchlage des trivialen Seins, wo der Blick — weit und frei — über die Maulwurfshügel der Erde ſchweift, wie über Jahrtauſende, und nur in der Unendlichkeit ruht und in der ewigen Liebe!

Frau von Kalb hatte es ſo eingerichtet, daß der Freund am kommenden Morgen in aller Frühe abreiſen ſollte, jedoch nur bis Blankenhain. Hier, auf der Beſitzung einer Freundin, wollten ſie ſich, in den reizenden Anlagen des Gutes, noch einmal ſehen und mit Ruhe Lebewohl ſagen. Für zwei Stunden ſpäter hatte ſie dann Extrapoſt an den Garten beſtellt.

Und dieſe zwei Stunden neigten ſich jetzt ihrem Ende zu. Sie waren zwei koſtbare, reine, edle Perlen in Jean Paul's Leben, die in ihren zweimal ſechzig Minuten den ganzen Reichthum, die ganze Fülle, die volle Gluth der begeiſterten Freundſchaft zuſammenfaßten, welche ihm die drei in Weimar verlebten Wochen in ſo reichem Maße geboten. Alles, was Jean Paul Schönes, Entzückendes, Hinreißendes an Charlotten gefunden hatte, glänzte, ſtrahlte, funkelte und glühte heute noch in weit höherem Grade, als bisher. Ihre Schwärmerei für ihn war ein ſchöner Paroxismus, deſſen Fiebergluth ihn aber manchmal faſt erſchreckte und beängſtigte. Er ſuchte daher öfter beruhigend einzulenken; ſo ſagte er eben:

„Wenn man — wie ich — aus Deiner poetiſchen Welt wieder in die Höfer proſaiſche zurückgeworfen wird und den ganzen ſchönen Schmerz um das zurückgelaſſene Weimar im blutenden Herzen trägt, ſo wundert man ſich, daß man ein Inſaß zweier ſo unähnlicher Welten ſein könne. Deine Abende, theure Freundin, werden meine Träume koloriren und meine Tage entfärben. Ich weiß ſchon, wie es kommt: mein Kopfkiſſen wird der Präſentirteller von Weimar werden!“

„Und mein Herz“ — ſagte Charlotte von Kalb — „ſchmerzt ſchon jetzt die Sehnſucht, die das ſtille Andenken an den fernen Freund hervorrufen wird. Er wird mich erdrücken!“

„Nicht doch!“ — verſetzte Jean Paul bewegt. — „Er wird es nicht, wie man überhaupt keinem Schmerz das Uebergewicht einräumen ſollte. Unmaß des Schmerzes iſt Selbſtmord des Herzens, und wie man in Schleſien den Selbſtmörder mit dem Geſichte gegen die Erde gewandt begräbt, ſo liegt der, der übermäßig trauert, mit dem Geſichte, das er gegen den verlorenen, gegenwärtigen und künftigen Himmel erheben ſollte, auf die Erde gekehrt, ohne doch in ihr zu ſein. Richte Dich auf, Charlotte, blick' umher, und ſchaue etwas Höheres und Heiteres, als Erde, Erdenwürmer und Erdenſchwarz!“

„O ja!“ — meinte die Freundin — „wenn ich ein Mann wäre; . . . Euch Männern wird das Vergeſſen ja ſo leicht.“

Jean Paul ſah ſie mit ſeinen großen, ſchönen, ſeelenvollen Augen vorwurfsvoll an. — „Glaubſt Du wirklich, daß ich dieſen Aufenthalt in Weimar und die Zauberin in dieſem Heſperidengarten und die hohe heilige Freundſchaft, die wir geſchloſſen, jemals vergeſſen kann?“

„Wenn dies ‚jemals‘ nicht die Ewigkeit bedeutet, macht mich der Gedanke ſchon zittern!“ — ſagte Charlotte leidenſchaftlich.

„Treue ſind wir vor allen Dingen uns ſelbſt ſchuldig!“ — erwiderte Jean Paul — „ich wäre nicht ich, wenn ich je wanken könnte. Auch die Entfernung ſoll kein Blättchen aus dem reichen Blüthenkelche unſerer Freundſchaft ausfallen laſſen.“

„Sie ſoll es nicht, . . . und doch . . . iſt mir die Entfernung wie Tod!“ — rief Frau von Kalb. — „Seit dem Tage, an welchem mein Freund in Weimar ankam, floß mir der Strom des Lebens ſo ſilberhell vorüber! Ich denke nur immer: jetzt wird er ſich auch Anderen zeigen, und Alle, die ihn faſſen, werden auch für ihn ſterben wollen. Tag und Nacht, hier und in der Ferne, Du ſtehſt immer wie in einem Spiegelzimmer vor mir und wirfſt über Alle und Alles Deine

Geſtalt, blickſt aus ihr mit Deinem Geiſt, mit Deinem Gemüth, mit Deiner vollen reichen Seele! — Du biſt Philoſoph . . . Du kannſt kalt bleiben . . .“

„Charlotte!“ . . .

„Aber wir, wir ſind keine Spiegel, die Dein Bild ſo glatt und kalt aufnehmen . . .“

„Freundin . . .“

„Nein! nein! nein! . . . eine ideale Schilderung liebt die Seele, einen idealen Menſchen liebt das Herz und will ihn!“ —

Sie war ſo erregt, daß ſie zitterte.

„Und verſtehe ich Dich denn nicht, Du große, ſchöne Seele?“ — ſagte Jean Paul — „weiß ich denn nicht auch, daß das Leben nur dann Alles überwiegt, wenn die Freundſchaft in ſeine Schaale gelegt wird?“

„Freundſchaft!“ — wiederholte Charlotte leiſe und gedehnt, und es lag etwas wie Schmerz und Vorwurf in dem Ton ihrer Stimme. — „Ja, ja! welchen Himmel braucht wohl noch ein Menſchenherz, dem ein zweites verliehen iſt? . . . Aber Deines reißt ſich ja los! — — — Wir müſſen Abſchied nehmen!“ — ſagte ſie hier, ſich ſelbſt unterbrechend. — „O dies unſelige ewige Abſchiednehmen im Leben: bald von einer Hoffnung, bald von einer Freude, bald von einer ſüßen Gewohnheit, bald . . . von einem Herzen, das geht . . . oder bricht; . . . dies ewige Abſchiednehmen wirft einen ewigen Winter über unſer ohnehin ſo kurzes und kaltes Daſein!“

„Zwei Lehrer,“ — ſagte hier Jean Paul milde, indem er die Hand der neben ihm ſitzenden Freundin ergriff, — „zwei Lehrer ſendet Gott in die irdiſche Erziehungsanſtalt der Geiſter, in das kleine Menſchenleben: die Luſt und den Schmerz. Jene, wie eine allzuzärtliche Mutter, läßt dem Kinde oft den Willen; dieſer, einem ſtrengen Vater gleich, weiß ihn zu brechen. Aber mit der Zeit verklärt ſich dieſes Erzieherpaar allmälig zu zwei liebenden unzertrennlichen Engeln. Dann iſt der Schmerz nicht mehr ſchrecklich, und die Luſt nicht mehr gefährlich. Dieſe Engel ſind es denn auch, die da, wo edle Herzen von einander ſcheiden, den letzten Kranz des Andenkens — durch Thränen lächelnd — winden. Das Vergißmeinnicht der Wehmuth, die Roſe der Liebe, und das Immergrün der Hoffnung.“

„Ach!“ — rief hier Frau von Kalb, den Kopf mißmuthig ſchüttelnd, — „die Hoffnung iſt eine langweilige und oft lügenhafte Perſon! Hinkend ſchleicht ſie dem Glück voran, das dann — kaum erreicht — wieder flieht!“

„Wenn auch die Freude eilig iſt,“ — verſetzte der Freund — „ſo geht eben, als ein Theilchen von ihr, die Hoffnung langſam vor ihr her und das iſt doppelt ſchön, und eine längere Erinnerung folgt nach, ſo wie im Polarfrühling lange das Bild der Sonne aufgeht, ehe ſie ſelber kommt, und im Polarherbſte ihr Bild noch ſcheint, wenn ſie ſelber lange unterging. Die Erinnerung aber iſt ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können!“

„Reſignation und ewig Reſignation!“ — rief Charlotte — „ſoll das unſere ganze Philoſophie im Leben ſein? ich ſage unſere, und meine damit ſo recht eigentlich das weibliche Geſchlecht. Freilich verdienen die meiſten Mädchen und Weiber dieſe Ketten . . . ich aber will ſie nicht ewig tragen! Wer ſich geiſtig ſelbſtſtändig, ſtark und frei fühlt, der muß keinen Zwang dulden . . . nicht immer feig reſigniren! Man ſpricht immer von Entwicklung des Menſchengeſchlechts, von ſeinem Weiterſchreiten . . . nun denn, ſo laſſe man immer der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft ſich bewußten Menſchheit ihren Willen. Aber unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich, und Geſetz, Kirche und Geſellſchaft machen es immer noch jämmerlicher. Alle unſere Geſetze ſind Folgen unſerer elenden Armſeligkeit! Die Gefühle des Herzens bedürfen keiner Geſetze! Eine Ehe zum Beiſpiel, die nicht die reinſte freieſte Liebe ſchloß, iſt, trotz aller Eurer Geſetze, eine Unſittlichkeit . . . und eine Ehe zuſammenzuhalten, in der ſich die Gatten nicht lieben, iſt es noch mehr! — — — O verſtehe mich recht, Freund meiner Seele!" — rief hier Frau von Kalb leidenſchaftlich, und es blitzte mit Energie aus ihren großen dunkelen Augen, — „was kann ich dafür, daß mich Deine hinreißende Erſcheinung begeiſtert! O, Du biſt klug, wie Minerva und glücklich, wie Apoll! . . . Lächle nicht! . . . Du lächelſt zu ſchön! . . . Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, ſind ſüßer, wie Harmonikaklang. — — — Ich will ſtill ſein, . . . ſtill . . ."

In dieſem Augenblick rauſchte es hinter ihnen. Beide blickten ſich um . . . Himmel! . . . es war die weiße Geſtalt aus der Kirche. Jean Paul erkannte ſie ſogleich wieder, nur war ſie jetzt entſchleiert und zeigte den Staunenden das Antlitz eines Engels. Jean Paul hatte noch nie ein ſo mildes, liebes und holdes Frauengeſicht geſehen . . . ein ganzer Himmel lag in ihm! Sie hielt ein kleines blitzendes Ding empor . . . es war unzweifelhaft ein Stückchen aus einem Goldreif.

„Wir ſehen uns wieder!" — waren ihre einzigen Worte, dann verſchwand ſie hinter dem Gebüſche.

„Wer iſt es?" — rief Frau von Kalb todtenbleich und erhob ſich wie eine zürnende Königin — „wer wagte es, uns zu belauſchen?! Laß uns der Zudringlichen folgen!"

Aber Jean Paul ſtand noch wie geblendet! . . .

War das Wirklichkeit oder Traum? . . . war es eine Sterbliche, die ihm hier erſchienen, oder ein höheres Weſen? . . .

„*Laß Deinen Schutzgeiſt, Deinen ſchützenden Engel mich ſein!*“ – tönte es in ſeiner Seele, und eine geheimnißvolle Zukunft trat wie eine verſchleierte Rieſin vor ihn.

„So kommen Sie doch!“ — rief Frau von Kalb — „wollen Sie denn Ihren Schutzgeiſt nicht kennen lernen?“

Jean Paul folgte; . . . aber es war im ganzen Garten nichts mehr von der weißen Geſtalt zu ſehen und zu finden.

Der Poſtillon, der am Eingange der Anlagen ſchon lange wartete, blies ungeduldig. Die Zeit der Trennung war erſchienen . . . Sie wurde jetzt Beiden faſt zu einer Erlöſung, da Fremdes, Erkältendes über ſie gekommen war. Beide dachten an ein und denſelben Gegenſtand; aber . . . mit welch' verſchiedenen Gefühlen!

„Und ſo leben Sie denn wohl!“ — ſagte Frau von Kalb jetzt, am Schlage des Wagens, — „und vergeſſen Sie Weimar und Ihre Freundin nicht!“

„*Der Petrusfelſen der Menſchheit* iſt

Treue und Glaube!“ — entgegnete Jean Paul in ſichtbarer Bewegung und Rührung. — „Wenn erſt der Freund nicht mehr an den Freund oder die Freundin, der edle Geiſt nicht mehr an die Menſchheit glaubt, dann mag immerhin dieſe Kugel aus Staub in Flammen aufgehen und in Aſche zerfallen — ſie und das Menſchengeſchlecht, das über ſie kriecht, haben dann keinen Werth mehr. Es waren goldene Tage, die ich in Weimar verlebte; aber alles, was ich erlebte, bildet doch nur den koſtbaren Rahmen um das große, ſchöne Heiligenbild meiner Freundin, das ich in dem Schreine meines Herzens mitnehme. Werde die Erinnerung an Sie die leuchtende Sonne, die mein Ich — im kühlen, ſchattigen Thale meines Hofer Daſeins — zu allem Guten und Edlen erwärmt und erzieht, das ich an Ihnen bewunderte. Unſer ganzes Leben ſoll ja ein ewiges Aufſteigen ſein. Unſere Welt iſt ein Schatten. Aber der Menſch iſt höher, als ſein Ort. Er ſieht empor und ſchlägt die Flügel der Seele auf, und wenn die ſechzig Minuten, die wir ſechzig Jahre nennen, ausgeſchlagen haben, ſo erhebt er ſich und entzündet ſich ſteigend, und die Aſche ſeines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton in der Höhe an. Laſſen Sie unſere Freundſchaft die Flügel zu dieſer Himmelfahrt ſein!“

Und er drückte Frau von Kalb noch einmal die Hand, und der Wagen rollte der Heimath . . . und . . . den Räthſeln zu . . . die ſeine nächſte Zukunft ihm noch verſchleierte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

S. 12. Rudolſſtadt — ſoll heißen Rudolſtadt.
= 23. leiblichen — = = leiblichem.
= 32. ebenfall — = = ebenfalls.
= 121. Leierwelt — = = Leiſewelt.
= 122. zeichnen — = = zeigen.
= 166. Gefüh — = = Gefühl.
= 174. ſchwarzen — = = ſchwarzem.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Jean Paul.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in vier Theilen

von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die Titanide.

Seite
1. Das Ideal 3
2. Verſtehen und Mißverſtehen 23
3. Die Freifrau 42
4. Im Gefängniß 62
5. Zwei Kometen und ihre Bahnen 86

Nachtſchatten.

6. Der Jubelſenior, das Kampanerthal und der Titan . . . 115
7. Ein lichter Stern 130
8. Bad Eger 140
9. „Was ich erſponnen“ 158

Himmel und Hölle.

10. Im Buchhandel 171
11. In Leipzig 190
12. Ideal und Wirklichkeit 216
13. Höllen-Tage 241
14. Frei! frei! frei! 271

Die Titanide.

Staatsbibliothek
München

Das Ideal.

In dem Garten des Schloſſes, welches der Miniſter Hardenberg — ſo oft er ſich in Baireuth aufhielt — bewohnte, bewegte ſich dieſen Abend eine ebenſo zahlreiche, als glänzende Geſellſchaft; denn Carl Auguſt, Freiherr von Hardenberg, war ja jetzt der eigentliche Regent des Landes.

Der Markgraf hatte nämlich ſchon vor einiger Zeit die Regierung niedergelegt, und Anspach und Baireuth an Preußen abgetreten. Hardenberg wurde nun zum preußiſchen wirklichen geheimen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Miniſter ernannt, und vom Könige beauftragt, an ſeiner Statt die Huldigung der Bürger und Truppen der Fürſtenthümer anzunehmen. In demſelben Jahre erhielt er den rothen Adlerorden, den Charakter eines Cabinetsminiſters und, als Adminiſtrator des einverleibten Landes, Sitz und Stimme im Cabinetsminiſterium. Beim Beginn des Krieges gegen Frankreich berief ihn dann der König zu ſich nach

Frankfurt am Main, wo er für den Bedarf der preußiſchen Armee zu ſorgen hatte; dann wurde er von dem Könige nach Baſel geſendet, unterhandelte nach dem Tode des Grafen von Golz mit Barthelemy, dem Geſandten der franzöſiſchen Republik, den Frieden und ſchloß denſelben auch wirklich am 5. April 1795 ab. So kehrte Hardenberg — jetzt auch mit dem ſchwarzen Adlerorden geſchmückt und belohnt — in die Fürſtenthümer zurück, deren Regierung und Organiſation nach preußiſchem Fuße von nun an — d. h. vom Jahre 1796 an, demſelben, in welchem wir in unſerer Geſchichte ſtehen, — ſeine Hauptaufgabe war.

Hardenberg hatte ſich hier bald der allgemeinſten Theilnahme und Achtung zu erfreuen. Konnte ſich doch derjenige, der nur kleine deutſche, ſteife, ſchulmeiſteriſche, hinter einem halben Dutzend Vorzimmer verſchloſſene, von Bettelvolk belagerte Miniſter kannte, keinen Begriff von der Leutſeligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenberg's machen.

Er lauſchte ſeinen Untergebenen ordentlich an den Mienen ab, was ihnen angenehm ſein könnte; nahm Kenntniß von ihren innerſten häuslichen Verhältniſſen; kam, wo er irgend Einen von ſeiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorſchüſſen und Remunerationen entgegen; ja, er konnte beinahe empfindlich darüber werden, wenn ein ſolcher zu verſtockt war, ſich ihm anzuvertrauen. Dabei ließ er Jeden möglichſt in das Fach übergehen, in welchem er am liebſten arbeitete; riß wider Willen oder ohne große Verbeſſerung Keinen aus ſeinen Verhältniſſen, und ſuchte — wo er abſchlagen mußte — wenigſtens auf andere Weiſe zu tröſten und zu entſchädigen.

Kein Wunder war es daher, daß er, mit den von ihm verwendeten Kräften, das Erſtaunliche zu leiſten vermochte; und da auch der gewöhnliche Mann ſein redliches Streben zum Wohle des Staates und ſeiner Bürger anerkennen mußte, ſo konnten Vertrauen und Achtung nirgends ausbleiben. Freilich war die Aufgabe: den Augiasſtall der Markgrafenthümer Anspach und Baireuth zu reinigen, ebenſowenig eine kleine, als eine angenehme, zumal es in der menſchlichen Natur und vorab in der deutſchen liegt, an allem Alten und Hergebrachten feſt zu halten und Jeden, der mit Neuerungen kommt, als Feind zu betrachten. Dennoch überwand Hardenberg bei den Vernünftigeren der Fürſtenthümer auch dieſes Vorurtheil und den Widerwillen gegen das Aufgehen in Preußen, da ſein Streben: ein kräftiges geſundes Staatsleben und gute Inſtitutionen zu ſchaffen, nicht verkannt werden konnte. Der Geiſt einer vernünftigen Freiheit durchwehte ja dabei ſeine ſämmtlichen Schöpfungen und nur die Dunkelmänner — die wie die Eulen und Fledermäuſe den leiſeſten

Strahl des Lichtes, den Hahnenruf des Morgens ſcheuen — ſchrieen über den demagogiſchen Miniſter.

Am meiſten freilich gewann ſich Hardenberg die Gemüther — namentlich des dortigen Adels — durch ſeinen Hang zur Großmuth und Gaſtfreiheit, die ihn, trotz ſeiner großen Einkünfte, immer noch eine Zubuße von dreißigtauſend Gulden ſeiner jährlichen Renten koſteten. Auch war er ein Mann, der gern lebte und leben ließ und ſeinen Feſten daher einen Glanz, einen Reiz und eine ſo glückliche Freiheit und Ungenirtheit zu geben wußte, daß Jeder, der das Glück hatte, denſelben beizuwohnen, ſie nur mit Entzücken verließ.

Auch heute, als an ſeinem Namensfeſte, war eine zahlreiche Geſellſchaft geladen, und da es ein wundervoller Auguſttag war, ſollte die ſicher noch ſchönere Nacht den Glanzpunkt deſſelben bilden.

Ein reiches, ungemein ſplendides Diner hatte ſich bis zur Dunkelheit verlängert. Jetzt trat die Geſellſchaft — entzückt und faſt überreizt von den koſtbaren und ſeltenen Genüſſen der Tafel, erwärmt und erheitert von den Geſprächen, erhitzt und aufgeregt von den köſtlichen Weinen und dem Champagner — in den Garten, aus dem ihr ſchon durch die geöffneten Flügelthüren des Salons eine milde und doch gegen die Temperatur des Speiſeſaales wohlthuend friſche und wonnig kühle Luft entgegenwehte.

Aber bei dem erſten Blick in den Garten blieben Alle wie gebannt ſtehen!

Himmel! . . . welch' ein Zauberer hat ſich dir, du kleines Baireuth, genaht, um dieſe Feenwelt der Farben und des Glanzes zu geſtalten? War es der Geiſt des nahen Fichtelgebirges, der die Legion ſeiner Kobolde geſandt, die wunderbaren Schätze der Unterwelt hier auszuſtellen und den weiten Garten mit allen Arten flammender, ſprühender Edelſteine zu überſäen? . . .

Bäume, Sträuche, Alleen, Boskets, Lauben, Schlangenwege . . . alles, alles erglänzte von zahlloſen Lämpchen in allen Farben: roth, grün, gelb, weiß, violett und blau!

Von dem Vordergrunde aus, -- den geöffneten Flügelthüren des großen Gartenſalons gegenüber, wo ſich die Geſellſchaft jetzt befand — führten breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbungen aus ſo dicht zuſammengeſetzten Lichtern beſtanden, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermaſſe ausſah. Phantaſtiſche Kronleuchter hingen von dieſen grün überdachten Wölbungen herab, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet.

Dieſen Gängen ſtrömten jetzt, unter Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung, die Gäſte zu . . . da dehnte ſich plötzlich vor ihnen ein geräumiger Platz mit Bäumen, in deſſen Mitte ſich ein freiſtehender, nach allen Seiten offener türkiſcher Kiosk erhob. Säulen, Gewölbe, Treppen und Dach erſchienen dem ſtaunenden Auge nur als leichte, ſchwunghaft gezogene feurige Linien; rings um den Kiosk herum aber erblühte aus Gebüſchen und Beeten ein Zaubergarten, deſſen unzählige bunte Blumen als leuchtende Glasglocken aus dem Mooſe der Beete, aus der Blätterfülle der Gebüſche auftauchten: dunkelglühende Roſen, — auf ſchlanken Stengeln weiße glänzende Lilien!

Hierhin, dorthin zerſchlägt ſich jetzt die Menge der geputzten ſtrahlenden Gäſte: vornehme Herren, liebliche reizende Frauen und Mädchen, alle glühend, alle heiter, alle wie in einem poetiſchen Rauſche ſchwelgend. Da ertönen die herrlichen Klänge eines unſichtbaren Muſikchores aus dunkeler Waldparthie, mit Mozartiſchen Melodien die Seele lockend und heranziehend. Aber bei jedem Schritte zeigt ſich etwas Neues, etwas Ungeahntes!

Plötzlich ſteht vor den Ueberraſchten — die ſich, trotz der verſchiedenen Wege, wieder auf einem Platze zuſammengeführt ſahen — eine Art Panorama mit lebenden Bildern. Außer ſich vor Staunen ruhen die Blicke auf einem wogenden Meere, ein geſtrandetes Schiff, deſſen Wrack und gebrochene Maſten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden, regt — täuſchend — leiſes Mitleid an und giebt das Gefühl behaglicher Sicherheit. Am Ufer lagert eine Räuberbande, in ihrer Mitte befinden ſich die Paſſagiere jenes Schiffes, verzweifelte Frauen, gefeſſelte Männer. Und wieder erſchallen hinter dem Bilde die entſprechenden muſikaliſchen Weiſen eines anderen Muſikchores.

Doch nicht lange feſſelt die jetzt ſchon verwöhnte Menge dieſe Erſcheinung. Genien treten aus den Gebüſchen und winken zu folgen. Die Biegung des Weges läßt die Geſellſchaft ſich auf kurze Zeit in dunkele Gartenparthien verlieren, bis ſich plötzlich die Nacht wieder in Tag verwandelt und Alle auf einem weiten, mit Gittern eingezäunten Raſenplatze ſtehen, an deſſen Ende ſich ein ſtolzes mittelalterliches Schloß mit Zugbrücken und Thoren, mit Zinnen und Erkern erhebt; hoch oben flattern buntfarbige Fahnen, und aus den Fenſtern, die wie bei einem Bankette erleuchtet ſind, tönen luſtig-abwechſelnd Trink- und Tanzweiſen.

Aber die fröhlichen Melodien ſchweigen und mit einemmale fliegen zahlloſe Raketen bis zu einer fabelhaften Höhe empor, neigen ſich oben zierlich und ſprühen unzählige Sterne in dem glänzendſten Farbenlichte aus: in roth, grün, gelb und weiß, von einer Gluth und einem Glanze, daß ſie die ſtillen ewigen Funken, die weit in der Unendlichkeit glühen, zu erlöſchen drohen. Aber ſie ſind es, die erlöſchen, wie alles Täuſchende der Erde, während die ruhig leuchtenden ewigen Sterne ihnen groß, ernſt, . . . mitleidsvoll . . . auf ihrer kurzen Fahrt durch's kurze Daſein nachſchauen!

Auch Leuchtkugeln ſteigen nun gegen den dunkelen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben: — Sonnen praſſeln, . . . Schwärmer ziſchen . . . und jetzt bildet all' dies Feuerwerk durch einander die ſchönſten Figuren: bald rieſenhafte Sterne, bald kleine Tempel, Feuerregen, glühende Waſſerfälle, . . . bis das Ganze mit dem Erſcheinen der königlichen Namenszüge in Brillantfeuer ſchließt.

Aber das Feſt war ja damit noch nicht zu Ende . . . nur eine längere Pauſe der Erholung war den erſchöpften Sinnen gewährt und ſo zerſtreuten ſich die Gäſte in Gruppen, kleineren Geſellſchaften oder paarweiſe in die größeren oder kleineren Gänge, in die hell erleuchteten oder dunkelen und verſchwiegenen Theile des weitläufigen Gartens, wie eben Luſt, Laune, Uebermuth oder das ſüße Spiel der Liebe ſie trieb. — — —

„Sagen Sie mir nur, mein lieber Herr von Berton," — rief in dieſem Augenblicke der Legationsſekretär von Beyme, ein kleines dünnes Männchen, das trotz ſeinem vorgerückten Alter mit aller Gewalt noch wie ein Jüngling erſcheinen wollte — „ſagen Sie mir doch um des Himmels Willen, wie Sie es machen, daß Sie Vierteljahre voraus die Beſcheide errathen, die wir, von Berlin aus, auf unſere Berichte und Anfragen erhalten.“

„Nun!“ — entgegnete Herr von Berten lächelnd — „das iſt eben keine Hexerei!“

„Sie müſſen merkwürdige Verhältniſſe in der Reſidenz erhalten.“

„Auch nicht eines, das in dieſer Beziehung von Wichtigkeit wäre.“

„Aber woher haben Sie alsdann die faſt immer eintreffenden Beſcheide?“

„Von mir ſelbſt.“

„Unmöglich!“

„Warum?“

„Wie können Sie aus ſich ſelbſt wiſſen, wie da oben entſchieden wird?“

„Sehr leicht.“

„Pah! Sie wollen mich düpiren!“

„Fällt mir nicht bei, mein Edler.“

„Nun ſo geſtehen Sie!“

„Wohlan denn . . . aber . . .“

„Nun?“

„Sie müſſen ſchweigen.“

„Wie das Grab.“

„Alſo . . . Sie wollen wiſſen, wie ich es mache, daß ich oft Vierteljahre voraus die Beſcheide verkünden kann, die wir von Berlin auf unſere Berichte und Anfragen erhalten?"

„Ja denn . . . ſo iſt es . . . das frug ich Sie."

„Eh bien!" — ſagte hier Herr von Berton lächelnd — „ich rathe jederzeit auf das, was mir das möglichſt Unpaſſendſte, Schiefſte und Wunderlichſte ſcheint, und . . . da kann ich ſo ziemlich ſicher ſein, daß es auch ſo kommt."

Der Legationsſekretär war erſchrocken zurückgefahren — „Silence!" — rief er dabei, den Finger auf den Mund legend und ſich ſcheu umſehend. — „Bedenken Sie doch mein Beſter, wo wir ſind!"

„Wo?" — rief Herr von Berton lachend — „in einem Zaubergarten! . . . und wie? . . . in roſiger, ſeliger Champagnerlaune. Credo, quia absurdum est . . . glaube immer, was das Dümmſte iſt! ſagt ſchon Vater Auguſtinus."

In dieſem Augenblicke ließen ſich Stimmen vernehmen. Berton und Beyme ſahen ſich um, traten aber raſch mit tiefer Verbeugung zurück, denn aus einem der Nebengänge trat eben der Staats- und Cabinetsminiſter von Hardenberg hervor, an ſeiner Seite eine ſchlank gebaute reizende Dame, mit der er ſich köſtlich zu unterhalten ſchien. Ihr wunderſchönes Antlitz glühte und blühte voll Roſen der Luſt. Sie ſchien ſo recht in ihrem Elemente, während ihre Blicke glänzend und doch ſchwärmeriſch nach dem nächtlichen Himmel gerichtet waren, der hie und da durch das Laubwerk der Bäume in ſeiner ewigen Pracht herniederſah. Sie trug ein Kleid von ſchwerem weißem Atlas, nach damaliger Mode ſehr weit ausgeſchnitten und ſo glatt und eng anliegend, daß ſich bei jedem Schritt die zauberhaften Formen ihres Körpers plaſtiſch hervorhoben. Eine veilchenblaue Schärpe mit goldenen Franzen umſchlang die zarte Taille. Das prächtige, kaſtanienbraune Haar war von dem Nacken hinauf in einen Chignon gewunden, während ein künſtlicher Veilchenkranz leicht und gefällig, wie eine aus Farben und Duft gewobene Krone, auf ihrem ſchönen Haupte ruhte. Eine Schnur koſtbarer Perlen fiel über die Schultern herab und wiegte ſich wonnig auf dem zarten, ſchwellenden und ſinkenden Buſen, der mit ihnen um Zärte und Weiße ſtritt.

„Aber Excellenz!“ — ſagte mit heiterem Tone die ſchöne Frau eben, noch ehe ſie bei dem Umbiegen aus dem Seitengange die beiden Herren bemerkt hatte, und ihr Fächer traf leiſe die Hand des Miniſters, der die Perlenſchnur, die ſich etwas verſchoben hatte, ordnen wollte, — „laſſen Sie doch die Kindereien und antworten Sie mir lieber auf meine Frage: warum man ſich in den meiſten Miniſterien ſo gerne mit mittelmäßigen ſtatt mit genialen Köpfen umgiebt?“

„Liebſte Freundin!“ — rief hier der Miniſter, griff haſtig nach der Hand der ſchönen Frau, drückte ſie heftig und ſagte — „ein Miniſter“ — hier erſt bemerkte er Berton und Beyme; aber er nickte ihnen, ohne die mindeſte Verlegenheit, lächelnd zu — „ein Miniſter, der ſein Handwerk verſteht, wird ſich niemals einen genialen Kopf zu ſeinem Handlanger ausſuchen. Als Miniſter will ich nichts, als ganz allein meine eigenen Gedanken in Worten ausgedrückt, meine Gedanken als Verhaltungsregeln mitgetheilt und meine Gedanken, ohne allen Zuſatz, echt und rein vollzogen wiſſen und das geſchieht am ſicherſten durch Menſchen, die in ſolchen Dingen für ihre Perſon gar keiner eigenen oder anderen Gedanken fähig ſind. Ein genialer Kopf dagegen, ſeien Sie verſichert, wird ſich zu einer ſolchen Handlangerarbeit nicht lange bequemen, ſondern mir überall ſeine eigenen Ideen auf eine ſo glänzende, überraſchende und liſtige Art unterſchieben, daß ich am Ende eitel genug wäre, ſie als die meinigen in Lauf zu bringen, hingegen dann aber eben ſo gewiß auch ganz ſchmählich von meinem eigenen ſchlichten Wege abkommen würde. Dagegen, meine Vortreffliche, weiß ich ganz gut, in welchen Fällen ich einen guten Kopf, wie einen Arzt, zu Rathe ziehe, temporär gebrauche und dafür dann auch außerordentlich belohne. — — Aber laſſen wir doch jetzt die leidige Politik . . .“

Das Weitere konnte man nicht mehr hören, da beide Geſtalten auf's neue in einen Seitenweg einbogen.

„Mon dieu!“ — rief jetzt Herr von Berton — „wenn dem Miniſter jemals eine Frage gelegener kam, als diejenige, die eben von ſo ſchönen Lippen an ihn gerichtet wurde, ſo will ich Zeit meines Lebens in Baireuth oder Anspach bleiben und unſer göttliches Berlin nie wiederſehen.“

„Woher ſchließen Sie das?“ — frug der Legationsſekretär, indem er ſich den Backenbart mit einem Taſchenkämmchen kräuſelte.

„Weil ich ihm vor kurzem indirect dieſelbe Frage unterbreitete. Die Antwort, die er der ſchönen Frau gab, . . . galt zum großen Theile mir! O, ich kenne ihn; er hätte ſich ſonſt nicht ſo ungenirt einer Dame gegenüber, die ihm ſogar noch ziemlich fremd iſt, geäußert und am allerwenigſten mit ſo lauter Stimme.“

„Aber da kommen wir ja gerade auf etwas“ — rief Herr von Beyme — „über das ich Sie ſchon vorhin fragen wollte. Ich vergaß es nur durch die Ueberraſchung, die man uns nach der Tafel bereitet hat: wer iſt dies himmliſche Weib?“

„Das iſt eine nicht ſeltene Species aus dem Frauengeſchlecht, eine von jenen, die mit dem Himmel und der ſündigen Welt zugleich coquettiren.“

„Hm!“ — meinte der Legationsſekretär — „dann möchte ich ihr Engel und ihr Teufel zugleich ſein. Sie iſt hinreißend.“

„Wohin reißend?“

„Wahrſcheinlich auch in Himmel und Hölle zugleich. Aber wer iſt ſie? was iſt ſie? wie heißt ſie?“

„Halt! halt!“ — rief Berton lachend. — „Sie fragen ja wie ein Inquiſitionsrichter . . . oder . . . wie ein Verliebter!“

„Machen Sie meine geſchwinde Zunge durch die Schnelligkeit der Ihren zu Schanden. Wer iſt die Göttliche?“

„Es iſt Freifrau von Krüdener, eine geborene Baroneſſe von Vietinghoff.“

„Und woher?“

„Ihr Vater ſtammt aus einer alten deutſchen Familie, die den Kreuzherren manchen Großmeiſter gab, und war einer der reichſten Gutsbeſitzer Kurlands.“

„Und ihr Gatte?“

„War ein liefländiſcher Edelmann, Freiherr von Krüdener, ruſſiſcher Geſandter in Kopenhagen und ſpäter in Venedig.“

„Warum ſagen Sie war? iſt er geſtorben?“

„Für ihren Engel ja, denn er hat ſich von ihr ſcheiden laſſen.

„Von dieſem himmliſchen Weſen?“

„Das ihm vielleicht auch manchen Blick in die Hölle gönnte."

„Wie wäre das möglich? dieſe ſanften Augen, . . . dieſe milden Züge . . ."

„So hat Herr von Krüdener gewiß auch gedacht, als er ſeine ſchöne Juliana in ihrem vierzehnten Jahre heirathete."

„Im vierzehnten Jahre!" — rief der Legationsſekretär, und ſeine Augen leuchteten wie die eines Faun. — „O der Glückliche!"

„Sie lascive Seele!" — ſagte Herr von Berton lächelnd und drohte mit dem Finger.

„Aber warum ließ ſich der Mann denn ſcheiden?" — frug Beyme weiter — „entſprach ſie vielleicht ſeinen Erwartungen nicht?"

„Im Gegentheil" — verſetzte Berton — „ſie ſoll ihn im Anfange durch ihre Schönheit, durch ihre Liebenswürdigkeit, durch Herz und Geiſt entzückt haben."

„Ja, . . . Geiſt muß ſie auch beſitzen, ſonſt würde ſich der Miniſter nicht ſo angezogen fühlen."

„Fräulein von Vietinghoff kam ſchon ſehr jung mit ihrem Vater nach Paris."

„Und wurde dort erzogen, . . . das ſieht man ihr auf den erſten Blick an."

„So iſt es! Sie erhielt dort eine ſehr ſorgfältige Erziehung und fand im väterlichen Hauſe, worin ſich ſtets ein Kreis der gebildetſten Männer zu verſammeln pflegte, die trefflichſte Gelegenheit, ihren Durſt nach höherer Bildung zu befriedigen, ſo daß ihre Kenntniſſe und ihr Witz bald allgemeine Bewunderung erregten."

„Und woher wiſſen Sie dies alles ſo genau?" — frug hier der Legationsſekretär, indem er mit dem Freunde in eine andere belebtere Allee einbog, während ſeine Augen — aus ihren Höhlen hervortretend — in Nähe und Ferne die reizende Erſcheinung, von der ſie ſprachen, ſuchte.

„Weil ich damals in Paris oft ſelbſt in das Vietinghoffiſche Hôtel kam."

„Und weiter, weiter! . . . wie kam es, daß ſich der Freiherr ſcheiden ließ?"

„Weil er eben, wie ich vorhin ſchon ſagte, mit ihr Himmel und Hölle zugleich geheirathet hatte!"

„Sie ſprechen fortwährend in Räthſeln, lieber Baron."

„Dann ſpreche ich des Gegenſtandes würdig. Frau von Krüdener iſt in der That ein Räthſel und . . vielleicht ſich ſelbſt am meiſten."

„Wollen Sie nicht für mich der Schlüſſel dazu ſein?" — frug Beyme heiter. — „Man hat Ihnen ja doch einen Kammerherrnſchlüſſel verſprochen, . . . üben Sie ſich!"

„Bei Gott, er wird witzig!" — rief Herr von Berten ironiſch — „was Champagner und Liebe nicht alles zuwege bringen!“

„O, reden Sie doch, und laſſen Sie mein Herz nicht verbluten!“

„Auch noch ſentimental! nun, Sie neuer Werther, ich will Sie nicht quälen: Frau von Krüdener gehört zu jenen weiblichen Weſen, die mit Geiſt . . . einem natürlichen Hang zur Schwärmerei, mit dem Streben nach Tugend . . . eine zu große Leidenſchaftlichkeit beſitzen. Ihr Herz war von jeher eine tiefe Quelle religiöſer Gefühle; eine . . . vielleicht allzu religiöſe Erziehung hatte dieſelben entwickelt, aber auch überſpannt. In den Tagen ihrer Kindheit hatten Engel mit lieblichen Blumen um ſie geſpielt; ihre junge Phantaſie erging ſich unter Blumen und Blüthen religiöſer Empfindungen, und der Himmel war der Vertraute ihrer kleinen Freuden und Leiden. Später lebte ſie in Paris in der Schule des Rationalismus der franzöſiſchen Encyclopädiſten, welchen die Natur durch ſtolzes Forſchen zum zweckloſen Mechanismus wurde, denen die Religion als liſtiger Betrug erſchien, die jedes fromme Gefühl dem Spotte preisgaben und jede Erhebung des Gemüthes als Schwärmerei verfolgten. Mußten da ihre Gefühle nicht umſchlagen und einen anderen Halt ſuchen? Ihr Geiſt ließ ſich blenden von anderen blendenden Geiſtern . . .

mit einem Wort . . . mit all' ihrer Schwärmerei ließ ſie ſich in dem anſtürmenden Leben der großen Städte, in dem wogenden Meere des Genuſſes und der Zerſtreuungen, welche die Stellung ihres Gatten und ihr Reichthum mit ſich brachten, . . . zu vielfachen Verirrungen hinreißen."

„Und ſo kam es zur Scheidung?"

„Trotz der beiden Kinder, die ſie ihrem Gatten geboren."

„Und wie kommt der Engel, den ich jetzt doppelt verehre, hieher?"

„Auf einer Reiſe von Paris nach Leipzig, wo ſie ihren Sohn beſuchen will. Dalberg hat ſie an Hardenberg empfohlen, da ſie im Preußiſchen nach ihrer ſchwärmeriſchen Weiſe wirken will."

„Wirken?"

„Ja, als Buße für ihre Fehltritte hat ſie ſich auferlegt: jetzt die Menſchheit zu beſſern und zu bekehren, . . . die Religionen zu einigen und . . ."

„Halten Sie ein, Freund!" — rief hier der Legationsſekretär — „ein Heiliger macht Tauſende. Ich fühle mich auch in dieſem Momente von der Laſt meiner Sünden zerknirſcht . . ."

„Das wäre kein Wunder!"

„Ich ſpüre auch Reue."

„Ein deſto größeres Mirakel!"

„O helfen Sie mir den Engel finden, Baron! . . . er ſoll mich beſſern und bekehren!“

Berton lachte laut auf, dann rief er: — „das hieße ja den Böſen mit dem Himmel liebäugeln und Engel mit dem Satan ſpielen laſſen. Nein, Freundchen, da reiche ich meine Hand nicht, ich könnte ſie mir am hölliſchen Feuer verbrennen. Ueberhaupt gehe ich lieber mit Menſchen . . . als mit Geiſtern der Höhe und der Tiefe um . . . auch liebe ich, namentlich bei Weibern, das rein Menſchliche am meiſten.“

Fanfaren, die vom Schloſſe herübertönten, riefen in dieſem Augenblicke die Geſellſchaft zuſammen. Die beiden Herren folgten heiter geſtimmt dem luſtigen Rufe. Im großen Gartenſalon lockten fröhliche Weiſen zu munterem Tanze.

Der Garten war jetzt leer und wie ausgeſtorben.

Nur ein Plätzchen war es nicht. Es war tief verſteckt, aber deſto reizender, ſtiller und wunderbarer. An den Seiten, umgeben von dichtem Gebüſch, zeigten ſich ſeltſame ſteinerne Unthiere, welche Waſſerſtrahlen hoch emporwarfen. Melancholiſch plätſcherte das Waſſer und erſchien, durch tiefhängende Lampen, blau gefärbt. Das falbe Licht aber zeigte eine Grotte, an deren Eingang eine Sybille aus weißem Marmor über ihren Büchern brütete, während vor ihr auf dem Dreifuße der unheilvolle Trank ſtand.

Wie Nachtſchmetterlinge flogen einzelne Töne der fernen Muſik hieher und verloren ſich wie Seufzer aus einer einſamen liebenden Bruſt.

In dem Inneren der Grotte aber ſaßen Hardenberg und Frau von Krüdener, die dem vielgebietenden Miniſter die Pläne vorlegte, die ſie für Hebung und Bekehrung der ärmeren Klaſſen im Herzen trug.

O wie ſchön war die Nacht und wie ſtill und wie milde die Luft, und wie ſüß der Duft der tauſend verhüllten Blumen! Entzücken brütete über ihr und unſägliche Wonne! — — —

Verſtehen und Mißverſtehen.

Jean Paul ſaß wieder in dem kleinen Zimmer ſeiner Mutter in dem Städtchen Hof im Voigtlande . . . aber das kleine Stübchen war ihm eine Welt, weil ſich eine neue geiſtige Welt in ſeinem Inneren entwickelte und eine eben verſunkene ihr träumeriſches Abendgold über ſein jetziges ſtilles und beſcheidenes Daſein ausgoß.

Was kümmerte ihn, was zu Anspach und Baireuth vorging; . . . nicht einmal den Einladungen ſeines Freundes Emanuel zu den Feſten, die der Miniſter Hardenberg jetzt dort gab und bei welchen ihn der Hofagent einführen wollte, kam er nach. Der Aufenthalt in Weimar war zu ſchön geweſen, um die Erinnerung daran durch neue Erlebniſſe ſo ſchnell zu verwiſchen, und außerdem feſſelte ja eine neue Schöpfung den Schriftſteller an ſeinen Schreibtiſch.

Die Ausbeute an Erlebniſſen und Menſchenkenntniſſen, die ihm die drei letzten Wochen gegeben, deuchten dem bis dahin an Welt- und Lebenserfahrungen

Darbenden ſo unerhört und ſo unermeßlich, daß ſie ihm, im Vergleich zu dem früheren kärglichen Stoff, eine Ewigkeit für ſeine poetiſchen Bedürfniſſe auszureichen ſchien. Er glaubte in ſeiner Kindlichkeit, gar nichts mehr in der Welt nöthig zu haben, als wieder in ſeine Einſamkeit flüchten und das Gewonnene dort verarbeiten zu dürfen. Daher litt es ihn ja damals ſchon nicht mehr in dem neugefundenen Paradieſe und trieb ihn mit Gewalt nach Hof in ſein Stübchen zurück.

Jene unerhörten und unbegreiflichen Dinge, die er Otto bei ſeiner Rückkunft zu erzählen verſprach, waren für ihn und ſeine poetiſchen Pläne allerdings ein höchſt bedeutender Gewinn, wenn ſie auch nichts anderes wären, als die perſönliche Bekanntſchaft mit Frau von Kalb und das Verhältniß, welches dieſe ſchwärmeriſche, ſtürmiſche, glühende Frau von dem erſten Augenblicke an, in welchem ſie Jean Paul von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, mit ihm eingegangen. Er, der ewig in höheren Sphären ſchwebende Dichter — der alle ihm vorkommenden bedeutenden Geſtalten ſofort für ſeine poetiſchen Schöpfungen ſtudirte und in Beſchlag nahm — glaubte ja in Charlotte von Kalb die wahre Titanide, das heißt: das hohe, geiſtig kühne und kräftige weibliche Weſen, das er für ſeinen neuen Roman, den „Titan“, ſuchte, gefunden zu haben.

Eine gewaltige Rolle war ihr in ſeinem Geiſte für dieſen Roman zugedacht, und ſo eilte er unmittelbar nach ſeiner Rückkehr nach Hof mit einem unglaublichen Feuereifer und einer überſeligen Begeiſterung an die neue Arbeit, die ſein Haupt- und Kapital-Roman geben ſollte.

Aber die Titanide wirkte auch jetzt noch mächtig auf ihn ein, und zwar durch den Briefwechſel, den er mit ihr unterhielt, und in dem ſie, wie eine geſchickte Zauberin, immer neue, unſichtbare, beſtrickende Fäden um ihn ſpann; aber ihre innerſten Geſinnungen auch immer deutlicher ausſprach.

Er hatte ihr die Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein zugeſchickt, in der auch „die Mondfinſterniß“ ſtand, jener Aufſatz, mit welchem er einſt Caroline auf den Pfad der Tugend zurückgeführt.

Die Titanide ſchrieb ihm, in Bezug auf dieſen Aufſatz zurück:

„Theurer, unendlich theurer Freund!

„Ich muß es Dir ſagen: einige zarte, poetiſche Züge ſind darin, das Ganze aber hat mir einen zu ſtrengkatholiſchen Geſchmack. Die Geſchichte der Verführung, die ich bis in den Tod haſſe, kommt darin gräßlich vor. Das Ködern mit dem Verführen! . . . Ach, ich bitte Dich, verſchone die armen Dinger, und ängſtige ihr Herz und Gewiſſen nicht noch mehr. Die Natur iſt ſchon genug geſteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über dieſen Gegenſtand. Die Stellen in Deinen Schriften über Weiber haben meiſt einen kleinen Irrthum; Du wirſt es auch noch inne werden. Verzeihe mir mein aufrichtiges Geſchwätz."

„Die Religion hier auf Erden iſt nichts anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unſer Weſen erhalten hat. Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation; immer — o ich ſagte es Dir in einer ſeligen Stunde ſchon mündlich — immer laſſe der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen. Aber die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich, und Geſetz, Kirche und Geſellſchaft machen ſie immer noch jämmerlicher. Alle unſere Geſetze ſind Folgen der elendeſten Armſeligkeiten und Bedürfniſſe, . . . ſelten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Geſetzes."

„Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geſchlecht fortpflanzen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt; ſonſt ginge die Welt unter; und dann . . . was ſind unſere gewöhnlichen ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich ſage mit Goethe, und mehr als Goethe: Unter Millionen iſt nicht

Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt."

„Ich ſage dies Alles in Beziehung auf Deine Vorrede. — Ich verſtehe dieſe Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen ſelig ſprechen. Wenn es möglich iſt, ſo höre meine Bitte und laſſe dieſe Vorrede nicht drucken; ich beſchwöre Dich, ich flehe darum. Schone Dich, und zehre nicht an Geiſt und Nervenſaft mit Deiner brennenden Phantaſie. Verzeihe!"

„Deine ewig treue Freundin.
„Charlotte von Kalb."

Jean Paul erſchrak . . . ſeine reine kindliche Seele durchzuckte ein wunderbarer greller Lichtſchein, der ihm ſchmerzlich durch Mark und Bein ſchnitt. Er glaubte Charlotte, die hohe edle Schwärmerin, bis jetzt ſo ganz verſtanden und durchſchaut zu haben . . . und plötzlich klang ein Mißton durch ſeine Seele. Das war nicht ſeine Denkungsweiſe . . . das war ein gefährliches Dahinſchreiten an einem unergründlich tiefen Abgrunde.

Unbeweglich ſaß er — in tiefes Sinnen verloren, den Kopf auf die Hand geſtützt — an ſeinem Schreibtiſche. Ein froſtiger Hauch ging über ſeinen inneren Frühling; Blüthen und Hoffnungen, die ihm lieb geworden, ſenkten welk das Haupt; es war trübe, recht trübe in ihm und einſam, ſchmerzlich-einſam dazu . . . als es plötzlich wieder ſeltſam warm über ihn kam, — die Blumen, wie von unſichtbarer Zauberhand berührt, hoch aufſchoſſen, — ihre großen, flammenden Kelche öffneten, — berauſchende Düfte aushauchten und ein milder Glanz, wie ein fernes, fernes Morgenroth ſeine Seele füllte. Mitten in dem Glanze aber erſchien ein Engelsangeſicht, das er ſchon geſehen, und eine ſchlanke, weiße Geſtalt tauchte auf . . . o Himmel! . . . es war ja das Antlitz und die Geſtalt jenes wunderbaren Weſens, das er von Weimar her kannte; . . . und ſie hob wieder das Theilchen des Ringes und ſprach: „Laß Deinen Schutzgeiſt, Deinen ſchützenden Engel mich ſein!“

Jean Paul ſprang auf und fuhr mit der Hand über die Stirne. Seine glühende Phantaſie hatte ihm einmal wieder einen Streich geſpielt. Indeß die Erinnerung an jene wirkliche Erſcheinung in Weimar — an dies unbekannte, unendlich holde Weſen — that ihm wohl, wie ihn das Räthſelhafte der Sache feſſelte und zerſtreute. Er dachte dieſen Tag nicht mehr an Charlotten und ihren Brief . . . und als er den anderen Tag auf den Inhalt des Briefes zurückkam . . . ſtand plötzlich ein neuer Gedanke in ſeiner Seele feſt: er hatte die Titanide zur Heldin des „Titans“ beſtimmt . . . jetzt erfaßte ihn eine andere, ſeiner ureigenthümlichen Natur weit entſprechendere Idee. Die Heldin konnte eine ſtille, ſanfte, ſich anſchmiegende Liane werden; die Titanide aber — das kräftigſte, reinſte und erhabenſte weibliche Weſen — mußte an der Ueberkraft ſeiner Genialität und Phantaſie der männlichen, berechnenden Kraft unterliegen.

Der Dichter jauchzte auf! . . . jetzt war der ganze Plan des Titans gefunden und die Schöpfung hob ſich rieſengroß von ſeiner Seele ab.

Aber noch einmal trat die nüchterne Wirklichkeit dazwiſchen. „Quintus Fixlein" hatte ſich vergriffen, und ſo war er gezwungen, den „Titan" liegen zu laſſen und ſich mit der Ausarbeitung der zweiten Auflage deſſelben zu beſchäftigen.

Mitten in dieſe Unterbrechung, die dann — wie es oft im Leben geht — eine längere zur Folge hatte, fiel aber jetzt wieder ein italieniſcher Sommertag mit Gluth und Sirocco. Die Titanide ſchrieb:

„Theurer, ewig theurer Freund!

„Seit der ſeligen Minute, in der Du mir erlaubt haſt, Dich ſo zu nennen und mir ein Recht auf Deine beglückende Freundſchaft gabſt, iſt mir unſer kurzes und flüchtiges Begegnen zum fortwährenden Born der Erhebung und des Troſtes geworden, und ich danke Dir ſeit jener Zeit ſo unendlich viel, daß ich Dir gern mein ganzes weiteres Leben opfern möchte."

„Jetzt haſt Du mich wieder neu beglückt und neu beſchenkt mit einer Deiner herrlichen Schöpfungen und dem Strome meines geiſtigen Lebens damit ein neues Bett geboten. Wie ſoll ich meinen tiefgefühlten Dank in Worten ausdrücken?“

„Du freilich, Du haſt die Göttergabe, das Unausſprechliche in uns, ſo wie das Große, das Unendliche, ja das Höchſte in ſo herrliche Worte zu kleiden, daß Du mit Deinen wundervollen Werken die alleinſeligmachende Wahrheit in gar viele Herzen gießeſt, in welchen vorher nur dunkel und unbeſtimmt ein Sehnen nach der höchſten Offenbarung der ewigen Liebe ruhte. Denn Liebe und nur Liebe iſt die Offenbarung Gottes. Natürlich iſt hier nur von einer aus der vollſten Freiheit hervorgehenden Liebe die Rede; denn Liebe ohne Freiheit, nur aus Pflicht, iſt nichts als jämmerliche Heucheleien. Aber eben deshalb iſt auch jede rechte und echte Liebe eine ewige; denn eine Liebe, die einmal zu ſterben glaubt, iſt ſchon todt, und diejenige, die ewig zu leben fürchtet, fürchtet umſonſt, da ſie nie beſtanden hat. Indeß nur die Unſterblichen lieben wie Gott. Bei uns Menſchenkindern fordert die Liebe ein Herz, das wieder liebt, — eine Bruſt, an die ſie ſinken kann und beide geben nur eine, aus hoher heiliger Freundſchaft erwachſene Ehe. Die Ehe ohne Liebe gleicht einem Zugvogel, der ſich auf einen Maſtbaum ſetzt, der ſelber zieht: . . . ich aber lobe mir einen hübſchen grünen Wurzelbaum, der da bleibt und ein Neſt nimmt. Aber freilich muß freie Wahl den Baum gefunden und das Neſt gebaut haben.“

„Ich, meiner Seits — von dieſen Gedanken geleitet — kann denn auch den Bund nicht länger tragen, den das Schickſal mir aufgezwungen. Ich will, ich muß frei ſein! . . . und habe daher die erſten Schritte zu einer Eheſcheidung gethan. Lieber — wenn ſich kein Herz findet — allein untergehen, als dies ewige Zittern, dies unnennbare Entſetzen, bei dem Gedanken: an ein kaltes, fremdes Herz geſchmiedet zu ſein und durch die ſonſt heiligſten Gefühle zu einem wahrhaft geliebten Weſen, Eid und Pflicht — wenn auch unnatürliche und eingebildete — zu verletzen.“

„Nein, unerſchrocken tret' ich einem Bunde entgegen, den die erröthende Natur bereut. Ja, ich fühle, daß ich einen Frevel beging, als ich meinem Gatten einſt das Jawort am Altare gab. Aber ich habe Kraft genug in mir, den Bann zu brechen und den Frevel durch hundertfach erhöhte reine, wahre Liebe zu ſühnen. Des blutenden Entſagens hab' ich genug, genug der Höllenpein; ſchlage nun mein feſter Wille — und ein Wort deſſen, den ich mit verzehrender Gluth liebe — die Brücke zu einem zukünftigen Himmel!“

„Aber wie kann ich Dir, mein theurer geliebter Freund, dies alles ſchreiben. O Du verſtehſt mich vielleicht nicht. Was ſollen auch dieſe leeren kalten Worte auf dem Papiere; . . . was ſollen ſie Dir, der Du — mitten im Schaffen Deiner herrlichen Werke — in höheren Sphären ſchwebſt, und, ein Reiner unter den Reinen, mit mild erbarmendem Lächeln auf uns Sterbliche herabſchauſt."

„Eines wenigſtens, mein Freund, ach, eines nur gönne mir und den Freunden hier. Komme wieder nach Weimar. Dein letzter Brief läßt uns einen längeren Aufenthalt hoffen. Herder, Wieland, Knebel, Einſiedel und meine Wenigkeit ſind Deine Geſellſchafter. Was brauchſt Du? . . . Eine Wohnung, die Deine Freunde möbliren würden; dieſe können es ohne Mühe. Ja, Du kannſt ſelbſt eine möblirte bekommen, entweder Knebel's Wohnung auf dem Markte oder ſein Gartenhaus. Den Kaffee beſorgt Dir die Aufwartung, und wenn Du Mittags gern zu Hauſe ſein willſt — das hieſige Wirthshauseſſen könnte Deiner Geſundheit auf die Länge ſchaden — erlaubſt Du mir, daß ich Dir Eſſen ſchicke; ich habe mir ſchon Alles ausgedacht; und wenn Du ſelbſt die Wohnung bezahlſt, ſo darf ſie Dir doch in drei Monaten nicht mehr als 10 Thaler koſten. Haſt Du jetzt kein Geld, ſo können Dir hier Deine Freunde einige hundert Thaler leihen, und wenn es auch für immer wäre! Ich thue es ſelbſt, was hilft uns denn der Plunder, wenn unſer Freund nicht mitgenießt. Ich verachte den, der bei Hohen und Fürſten um Penſionen buhlt, aber ich verachte den noch vielmehr, der nicht das Herz hat, von ſeinen Freunden etwas anzunehmen.“

„Komm alſo bald, Du theurer, ewig geliebter Freund, . . . Du, der Du Qual und Seligkeit in Strömen über mich ausgießeſt! Wenn Du nicht kommſt, nicht in die Arme Deiner Freundin eilſt, bedarf ich keiner Sonne mehr; das Leben ohne Dich iſt mir ein dumpfes Hinbrüten und dies wird in der Finſterniß am wenigſten empfunden. O wäre ich ein Mann, wie Du, und hätte eine Freundin zur Seite, mit einem Herzen, wie das meine, voll ewiger großer Freundſchaft und Liebe, ich ſchlüge alle Feſſeln in Trümmer; . . . ich zitterte nicht, das Heilige dem Sterblichen zu weihen; . . . ich flöge zu ihr, eines zu ſein mit ihr, auf ewig!“ — — —

Hier entſank der Brief Jean Paul's Händen. Jetzt erſt war ihm klar, was er freilich ſchon hie und da geahnt, aber in ſeiner kindlichen Seele nicht hatte aufkommen laſſen: *dem ſchönen Verſtehen war ein unſeliges Mißverſtehen gefolgt.* Beide hatten Anfangs in hoher idealer Freundſchaft geſchwärmt . . . *ihm* war das Gefühl dieſer innigen, hohen, ſchönen

Freundſchaft geblieben, bei Charlotten aber hatte es ſich in Liebe verwandelt, . . . in eine Liebe . . . für die er keinen Muth hatte, die ihn entzückte, aber auch in gleichem Maße ängſtigte. Es war außer Zweifel, Frau von Kalb hatte Schritte gethan, die Eheſcheidung von ihrem Manne zu erwirken, um . . . ihn dann zu heirathen! — — —

Mit dieſem Gedanken aber kam es über ihn, als ob eine finſtere Macht ihm ſeine Freiheit, ſeine Unabhängigkeit rauben wolle. — Er wußte — er fühlte es in ſich mit einer eigenthümlichen Beſtimmtheit: dieſe Freundſchaft hebt dich als Dichter in die lichteſten Sphären des Zauberlandes der Poeſie . . . dieſe Liebe, dieſe Ehe aber . . . vernichtet dein Selbſt!

O, es war keinem Zweifel unterworfen: Charlottens beglücktes Herz mochte nichts als Wonne fühlen, ausdrücken und geben. Aber . . . wo blieb die Möglichkeit einer gleichmäßigen Dauer dieſes Zuſtandes für ein Menſchenleben? . . . und dann . . . mußte dieſelbe ſeeliſche Kraft, die Himmel zu ſchaffen vermochte, nicht auch Vernichtung in ſich tragen?

Wunderbar! Jean Paul, der nichts als Freundſchaft und Liebe war, bebte hier bei dem Gedanken an die Ehe zurück, als vor einer, alle Illuſion zerſtörenden Wirklichkeit. Er lebte, webte, ſchrieb und ſchuf . . . aus und in Sehnſucht; . . . aber war denn nicht auch dieſe durch eine ewige Vereinigung mit dem jetzigen Ziele derſelben aufgehoben? Und würde die glühende, ſtürmiſche, leidenſchaftliche Titanide ſein Herz nicht mit ſo ungeſtümer Liebe umſchlungen haben, daß ihm keine Möglichkeit zu einer weiteren Sehnſucht — als etwa der, nach der verlorenen Freiheit, — hätte bleiben können? Die Gluth war hier zu groß. — „Himmel!" — rief er ſich ſelbſt zu — „die Ehe muß, gleich einem Gewächshauſe, weder zu warm, noch zu kalt gehalten werden, damit die Gewächſe weder erfrieren, noch treiben!" —

Jean Paul fühlte dieſe Wahrheit, — er fühlte mit dem Gedanken an die Ehe ein erkältendes Etwas zwiſchen ſich und die Freundin treten, — aber war er ſich denn des eigentlichen Grundes davon bewußt?

Sicher nicht! er lag zu tief in ſeiner innerſten Natur, in ſeiner Individualität, in ſeinem Weſen, als Dichter, begründet. Es erwies ſich nämlich hier wieder, wie er nur liebte . . . für ſeine Poeſie; . . . in Feuer und Flammen aufging vor jeder ungewöhnlichen weiblichen Erſcheinung, die aber ſogleich erblich . . . ſobald er das in ihm auf- und angeregte Feuer auf irgend eine Weiſe in eine ſeiner Arbeiten abgeleitet hatte!

Groß, voll idealer Freundſchaft blieb dann ſein Herz immer dem Gegenſtande zugewandt; aber die Flügel der Sehnſucht trugen die unruhige, nach immer neuen Geſtaltungen ſtrebende Phantaſie des Dichters dann wieder nach neuen Blumen und Blüthen der fernſten Heſperidengärten.

Und dann noch Eines! . . . tönte es denn nicht auch jetzt wieder in ſeine Ohren: „Laß Deinen Schutzgeiſt, laß Deinen ſchützenden Engel mich ſein!“ und ſtand jener ſüße, zauberhafte Engel, der ihm bei dem Abſchiede von Charlotten in dem Garten zu Blankenhain erſchienen — gerade in dem Momente, wo vielleicht eine ähnliche Erklärung nahe war, — nicht auch jetzt wieder vor ſeiner Seele? Lag nicht vielleicht eine höhere Schickung in jenem Zuſammentreffen? — und noch hatte ſich dies Räthſel nicht gelöſt. Aber die Strahlen dieſes Engelantlitzes ließen doch auch Charlottens Bild etwas erbleichen.

Welche Kämpfe koſtete indeß der Entſchluß zu einer Antwort Jean Paul; . . . wie zerriß dies unſelige Mißverſtehen ſein ſo unendlich zartfühlendes Herz! Er hatte dieſe Freundſchaft ſo hoch, ſo ideal, ſo rein aufgefaßt; . . . er glaubte ſie in der That für ewig abgeſchloſſen, — eine Quelle reinſter, erhabenſter Gefühle, — ein unerſchöpflicher Anlaß der ſchönſten Erhebung; — — er ſah in ihr den Altar, an deſſen Stufen er ſein ewig ſehnendes, ewig und unendlich liebendes Herz ſelig verbluten laſſen konnte . . . aber freilich in einer ſo hohen, geiſtigen und ſchwärmeriſchen Liebe, für die ſchon das Wort „Ehe" ein eiſiger Polarhauch war, der Gedanke an ſie aber und die Möglichkeit der Ausführung . . . Erſtarren und Tod!

Jean Paul lebte eben als Dichter, — und noch dazu als der ſchwärmeriſchſte der ſchwärmeriſchen — in einer allen übrigen Sterblichen fremden, erſt durch ſeine Werke zur Ahnung gekommenen Welt. Er war einer der beſten, der reinſten, der edelſten . . . aber gewiß auch einer der unpraktiſchſten Menſchen. Wäre er dies nicht geweſen, hätte er ſich der Freundin von Anfang an anders gegeben und jetzt eingeſehen, daß er ſelbſt an dieſem Mißverſtändniſſe einen großen Theil der Schuld trug. Konnte er dieſem gewaltigen, geiſtesſtarken, leidenſchaftlichen Weibe zumuthen, für die Dauer mit ihm, der träumeriſchen Seele, lediglich in ſüßen Träumen zu ſchwelgen und dieſe Gefühlsſchwärmerei mit der ganzen Welt zu theilen? Die Titanide wollte beſitzen, — als Weib beſtimmt und allein beſitzen. Aber ſchon die ferne Ahnung, daß ſie dies wolle, ſchreckte den Dichter jetzt, im Gefühle ſeiner zuſammenbrechenden Freiheit in richtigem Inſtinkt zurück, . . . die kecke, alles Kleinliche und Menſchlich-Erbärmliche verſpottende Art, mit welcher ſie es zu thun bereit war, entſetzte ihn und rüttelte ſeine Seele aus ihren ſchwärmeriſchen Träumen auf.

Mit Schrecken ſah er jetzt, daß er der ſo theuren Freundin hier entgegentreten, ſie verletzen und kränken müſſe. Er — die kindliche Seele — die die Stimmen der Vögel, den Glanz der Sterne, des Abendrothes Schimmer, den Mondſchein wie die Blume liebte und liebkoſte, — zu dem die Töne mit Geiſterſtimmen ſprachen, — der durch und durch Zartheit und Weichheit war, bis zum Zerfließen und Zergehen in Thränen ... er ſollte, er mußte hier kränken, ... verletzen ... und noch dazu dasjenige Herz, das ihm das liebſte, das heiligſte, das angebeteiſte war.

Vergebens rang Richter nach Faſſung und Beruhigung. Dahin war jede Möglichkeit zur Arbeit. Aus dem engen Kreiſe ſeiner Sphäre herausgeworfen, vermochte er ſich lange nicht zu finden und floh wie ein Ahasverus vor ſich ſelber.

Stärker wie je kam jetzt Mißmuth und Zerfallenheit über ihn, und während er hinaus in die Natur rannte, über Berg und Thal, durch Wald und Feld, überfiel ihn die alte Verachtung alles Irdiſchen, — jenes, die Seele marternde krankhafte Heimweh nach Jenſeits, das ihm dies irdiſche Leben nur als die Wiege eines zweiten zeigte und das Gefühl wach rief: daß eben doch auf der Erde nichts anders ſei, als Mißverſtehen, Verwelken aller Hoffnungen, Staub und Aſche; — — — und das Spiel des Schickſals wurde ihm immer deutlicher die Begründerin der Unſterblichkeit, ſo daß ihn übermäßige Sehnſucht nach dem Tode ergriff.

Unſelige, ſelige Natur des Dichters! wer kann dich begreifen, der nicht ſelbſt Dichter iſt? Schmerz und Wonne beglücken und heben dich gleich; aber ſie zermalmen und zerreiben auch dein Weſen, und was dein Daſein nährt und verſchönt, verdunkelt es auch und zerfrißt es. Auf Kometenbahnen fährſt du excentriſch durch die aus den Strahlen von Millionen Sonnen gewobenen Milchſtraßen der Luſt und ſtürzeſt dich vernichtend der Vernichtung ſelbſt in die Arme. Laß ſie lächeln, die kalten gewöhnlichen Menſchen, die dich nicht begreifen; lächle aber ſelbſt — und ſei es über die Qualen des Lebens — ſie ſind ja für dich nur die Schmerzen, die das, in das Blut des Neſſus getauchte Gewand dir verurſachen, um dich auf den Oeta zu bringen und durch die läuternden Flammen in den Kreis der Unſterblichen.

Jean Paul ruhte auf Friedhöfen und lief über Hügel und Berge dem kühlenden, ſtürmenden Winde entgegen. Er trug ſein blutendes Herz vor die Nacht und den Mond, und das blaſſe Todtenantlitz der herrlichen Vergangenheit riß Ströme heißer, ſchmerzlicher Thränen aus ſeiner Seele. — — — Aber er kam zu keinem Entſchluß.

Er riß ſein Inſtrument auf — es war ein Geſchenk Emanuel's, auf Recha's freundliches Vorwort, — und phantaſirte wild und dann wieder ſo ſanft zerſchmelzend, daß die hohe göttliche Tonkunſt Vergangenheit und Zukunft wie zwei liebende Schweſtern an ſein Herz legte. Da ward es allmälig ſtiller in ihm — ſein Blick erweiterte ſich, und er frug ſich: Was biſt du, Wurm des Staubes, denn, daß du dich ſo wild und leidenſchaftlich geberdeſt? eine Minute war deine Vergangenheit, ein Gedankenblitz iſt deine Gegenwart und ein Hauch vielleicht deine Zukunft . . . und iſt das eines Schmerzes werth und eines Zerfallens mit ſich und der Welt? So richte dich doch auf und ſei ein Mann!“

Und er that es . . . und war ein Mann! — —

Aber erſt nach einigen Tagen — er bedurfte dieſer Zeit immer noch, um das Gleichgewicht ſeines Inneren ganz wieder zu finden — ſchrieb er . . . an die „Freundin“. Ein hartes, zurückſtoßendes Wort konnte er ihr freilich nicht ſagen, doch wußte und fühlte er, daß Schweigen hier beredter ſei, als der beredteſte Brief. Sein Schreiben aber lautete:

„Dein lieber Brief, theure Freundin, brachte mir Dein trautes Stübchen und eine unſerer ſchönen Abendſtunden in meine Stube, — einen Mai in den December!“

„Du wirſt aber — wenn ich mein Hinkommen nach Weimar möglich machen kann — einen gewaltigen Jakobiner an mir finden, der ſeine innere Freiheit als das Heiligthum ſeines Lebens hält und es vertheidigen wird und muß!“

„Es iſt recht, daß ein armer Freund ſo reich iſt, wie ſein reicher, weil beide nur ein Herz und eine Kaſſe haben; aber ich glaube auch, daß der Freund nur ſein Brod, nicht ſeine Schaugerichte theilen müſſe, und daß ich zwar Subſidiengelder in meinen Faſttag, aber nicht zu meinen Freudenfeſten fordern dürfe.“ — —

„Hier iſt mein Armenadvokat. — — Erſt im Titan ſpielt meine biographiſche Truppe wieder auf dem kalten Montblanc der vornehmen Welt.“ — — —

Als Charlotte von Kalb dieſen Brief geleſen . . . ſank ſie in Ohnmacht. —

Die Freifrau.

In einem Zimmer des erſten Gaſthofes von Baireuth ſaß Frau von Krüdener, das ſchöne Haupt auf den vor ihr ſtehenden Tiſch gelehnt, und weinte ſtill. Ein ganz einfaches weißes Kleid umſchloß die zierliche Geſtalt; das Haar war ſchlicht geſcheitelt, und auch nicht der kleinſte Schmuckgegenſtand zierte die Dame, die ſonſt in den pariſer Cirkeln immer eine der reichſten und blendendſten Erſcheinungen geweſen.

Auf dem Tiſche lag der dritte Theil von Jean Paul's „Heſperus“ aufgeſchlagen und zwar die Stelle, in welcher Victor ſeine Augen vor Entzücken und vor Beſtürzung ſchließt und blind und liebestrunken, und kühn und bange mit ſeinen küſſenden Lippen neben der Fürſtin Agnola niederſinkt ... in demſelben Augenblicke aber durch den Ruf des Wächters und die einfache Ermahnung an den Tod — die wie ein Weltgericht in Nachtwolken ſchmetternd über ihn dahinzieht — ſich ſelbſt und der Tugend wiedergegeben wird.

Und die Worte: „Horion! Beflecke Deine Seele „nicht, falle nicht ab von Deinem Emanuel und von „Dir . . . und ſinke nicht!“ — die ſie eben geleſen, . . . dieſe Worte rollten fort und fort mit Donnerton auch über ſie hin. Aber ſie ſeufzte tief und ſchwer und ſagte tonlos: „O! . . . ich bin ja ſo oft geſunken!“

Und einzelne ſchwere Tropfen fielen aus ihren Augen auf die Erde. Dies wunderbare Weib bereute wirklich. Die eben geleſene Stelle ihres über alle Maßen verehrten und angebeteten Lieblingsſchriftſtellers — Jean Paul's — hatte ſie auf eine merkwürdige Weiſe erſchüttert, und, gerade im Begriff nach Hof zu reiſen und ihn aufzuſuchen . . . rief ſie ſich zu: — „Nein, nein! du biſt jetzt nicht würdig, vor ihn zu treten. Du mußt deine Sünden erſt durch Großes und Würdiges gebüßt haben, ehe du ſein heiliges Antlitz wieder ſehen darfſt!“

Mit Frau von Krüdener war allerdings ſchon ſeit längerer Zeit eine Umwandlung vorgegangen. Nicht plötzlich, ſondern als Ergebniß innerer Nothwendigkeit entwickelte ſich in ihrem Gemüthe allmälig der ſeit ihrer früheſten Jugend in ihr ſchlummernde Hang zu einer übermäßigen religiöſen Schwärmerei.

Sie, die zu den regeren Geiſtern ihres Jahrhunderts gehörte, die ſehnend nach dem vollen Inhalte des Lebens ſchauen, ihn erfaſſen und ſich aneignen wollen, . . .

ſie hatte — durch Schönheit, glänzende Lage und Reichthum verführt — dieſen Inhalt des Lebens, den Schwerpunkt ihres Daſeins, bis in die letzte Zeit in dem Rauſche der Genüſſe, in einem geiſtig und ſocial glänzenden Auftreten geſucht. Aber konnte ein Weib von ſolcher Begabung, von ſolcher Phantaſie und ſo tiefem Gemüthe denn in dieſem Nichts Befriedigung finden? Was ſie fand, war Leere, Nüchternheit, Täuſchung und ein darbendes Herz. Da wandte ſie ihr Auge der Philoſophie zu — ſie war ja mitten unter den Encyclopädiſten und rationaliſtiſchen Ideen herangebildet worden, im Widerſpruche mit einer überfrommen Jugenderziehung. — Aber gerade dieſer Rationalismus hatte ſich damals in Frankreich überſtürzt. Die ſogenannte Philoſophie der geſunden Vernunft, der Intelligenz, war zwar auf's Höchſte ausgebildet, aber auch von Ueberſpannten und Wahnſinnigen in eigener Perſon auf den Altar geſetzt worden. Das ſchreckte das tiefe Gemüth des Weibes zurück. Die unbefriedigte Sehnſucht — gequält, geängſtigt und getrieben von der inneren Leere, wohl auch geſtachelt durch aufrichtige Reue über ſo manche in Leichtſinn und Eitelkeit begangene Thorheit — griff nach den erſten, zarteſten Jugenderinnerungen zurück, und da Gemüth und Phantaſie hier einen weiten Spielraum, das Gewiſſen eine ſanfte Beſchwichtigung fand, tauchte allmälig die alte religiöſe

Schwärmerei in ihr auf. Die Extreme berührten ſich hier, wie ſo oft im Leben . . . und diejenige Frau, die in Paris, Kopenhagen, Venedig und anderen großen Städten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens, in Genuß, Glanz und Schriftſtellerei *) wie ein Stern erſter Größe geleuchtet — dieſelbe Frau zeigte in der letzten Zeit einen überwiegenden Hang zu religiöſer Schwärmerei.

Aber . . . bis jetzt war dieſe Neugeſtaltung ihres inneren Weſens doch noch nicht zur vollen Reife gelangt. Vergangenheit und Zukunft, Leidenſchaft und Frömmigkeit, Irdiſches und Himmliſches kamen noch öfter in ihr in Kampf und Conflict. Wohl riß ſie ſich dann immer wieder empor; — wohl ſuchte ſie jeden Rückfall in die alte Schwäche mit Gebet, Demüthigung ihrer ſelber und Werken frommer Wohlthätigkeit zu büßen und zu ſühnen . . . aber das Ziel, eine Catharina von Siena zu werden — ſie fühlte es ſelbſt — war noch weit entfernt.

So hatte ſie denn auch heute wieder eine wunde Stelle in ihrem Herzen zu heilen, die gerade jetzt jene herrliche Scene im „Heſperus“ ſo recht friſch aufgeriſſen. Und ſie bereute aufrichtig und um ſo mehr, als

---

*) Sie ſchrieb unter anderem den Roman: „Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G.“

ſie ſich ſelbſt ſo lange für den Beſuch bei Jean Paul als unwürdig erklären mußte, bis dieſer Fehltritt gebüßt ſei. Die Schwäche drückte ſie zur Erde nieder; aber wie der Rieſe Antäus in der Tiefe und an dem Herzen ſeiner Mutter Erde neue Kräfte holte, ſo erhob auch ſie ſich mit wirklich edler Willenskraft.

Ja ſie erhob ſich, und zwar plötzlich, indem ſie die Thränen raſch aus ihren ſchönen Augen wiſchte. Ein Gedanke durchblitzte ſie. Frau von Krüdener hatte in einem Localblatte geleſen, daß in Baireuth zwei Straßenräuber und Mörder gefangen ſaßen, die — noch ſehr jung — demnächſt einem ſchmählichen Tode entgegen ſahen.

Ihr Entſchluß war gefaßt: ſie legte es ſich zur Demüthigung und Buße auf; zu dieſen Elenden in das Gefängniß hinabzuſteigen, ſie zu tröſten, zu heben, und — wo möglich — durch die Weihe der Religion auf den Tod vorzubereiten *).

„Hat denn nicht auch Katharina von Siena Wunder der Bekehrung an verſtockten Sündern gethan?“ — frug ſie ſich ſelbſt und machte ſich raſch auf.

Aber die gute Frau hätte ſich hier auch noch fragen können: ob denn nicht *weibliche Eitelkeit* bei ihr jetzt gerade ſo gut eine der Haupttriebfedern zum Anſtreben ſolcher Heiligkeit ſei, als ſie es früher bei ihrem glänzenden Auftreten in der großen Welt war? Aber wir betrügen uns ja Alle ſo gern über die geiſtigen Hebel unſerer Handlungen, und nehmen Regungen der Gefühle, die unſeren Schwächen ſchmeicheln, für Dictate der Vernunft, . . . ja vielleicht ſogar für eine höhere göttliche Anregung.

---

*) Thatſache: ſiehe Frau von Chezy. — Zeitgenoſſen X. Neue Reihe: Fr. v. Krüdener.

Hier war das Letztere der Fall, und ſo waren bei Frau von Krüdener Gedanke, Entſchluß und Ausführung eines. Um aber zu den Verbrechern zu gelangen, mußte ſie durch eine höhere Stelle die Einführung in dem Gefängniſſe erwirken. Sie dachte an die Geiſtlichkeit, — erkundigte ſich nach deren Spitze und bekam den Oberhofprediger Morg genannt. Der Mann mit dem chriſtlich-frommen Bewußtſein war raſch zu dieſer Stelle geſtiegen, er beſaß ja die rechten Schwimmblaſen, um ſich auf dem Strome des Lebens oben zu erhalten: Schmeichelei, Devotion und Scheinheiligkeit.

Frau von Krüdener machte ſich alſo nach der Wohnung des Herrn Oberhofpredigers auf den Weg.

Morg hatte dieſen Morgen einige Krankenbeſuche bei Leuten untergeordneten Ranges zu machen gehabt — eine für ihn unangenehme Aufgabe — war aber bald wieder nach Hauſe gekommen, da er bei ſolchen Gelegenheiten als ein wahrer Poſtillon des Evangeliums angeſehen werden konnte. Hauptſtationen waren für ihn nur die vornehmen Häuſer.

Jetzt fand er vor ſeinem Hauſe einen Haufen Holz und in ſeinem Vorzimmer den Bauer, der das Holz herbeigefahren hatte. Das Holz gehörte zu den Emolumenten des Amtes; der Mann aber wartete auf Bezahlung des Fuhrlohnes, und kratzte ſich ſchon lange ungeduldig hinter den Ohren, da er weit herkam und ſomit auch wieder weit zurück mußte; — er hatte ohnedem zu Hauſe ein krankes Weib und zwei kranke Kinder, die mit Schmerzen auf ihn und den kleinen Verdienſt warteten. Wie aber erſchrak der Bauer, als der Herr Oberhofprediger nun zu accordiren anfing und von dem Fuhrlohne einen ganzen Gulden abziehen wollte.

„Aber Hochwürden, Herr Oberhofprediger!“ — ſagte der Bauer beſtürzt — „das kann ich nicht. Es iſt, was Recht iſt; . . . machen Sie's auch ſo!“

„Mein Sohn!“ — entgegnete Morg, noch immer im Kirchenornate, und in dem ihm eigenen Kanzeltone — „im dritten Buche Moſes, im 25. Kapitel, in den Verſen 14 und 17 heißt es: „Wenn du nun etwas deinem Nächſten verkaufeſt, oder ihm etwas abkaufeſt, ſoll Keiner ſeinen Bruder übervortheilen.“

„Aber, Herr!“ — rief der Bauer — „ich übervortheile ja nicht. Vier Gulden iſt der herkömmliche Fuhrlohn. Der Weg iſt ja ſo weit!"

„Drei Gulden werde ich Ihm geben!" — ſagte der Oberhofprediger.

„Kann nicht!" – verſetzte der Bauer und kratzte ſich neuerdings hinter den Ohren — „verſäume ja einen ganzen Tag und rackere mein Vieh ab!"

„Was geht mich Sein Vieh an!"

„Will auch leben und nicht geſchunden ſein."

„Hier ſind drei Gulden!"

„Kann nicht!" — wiederholte der Bauer und ſchob das Geld zurück.

„Der Gottloſe übervortheilt den Gerechten!" — rief jetzt Morg, und nahm die beiden Backen ſo voll, daß die Worte wie aus einer Kirchenhalle aus ſeinem Munde herausſchallten.

„O jemine!" — jammerte der Bauer — „unſer Herrgott ſoll's dem Herrn Oberhofprediger verzeihen. Sie ſind ein reicher, reicher Mann und wollen den Armen drücken."

„Ich lebe in Demuth und Sorge von den Broſamen der Kirche!" — entgegnete Morg, ſich wie auf der Kanzel niederbeugend und ſeine beiden Hände auf das Herz drückend, während die Blicke den Boden ſuchten.

„Ach, die Herren in der Stadt wiſſen ja nicht, was Sorge iſt!" — verſetzte der Bauer. — „Daheim warten Weib und Kinder, ſind krank und haben kaum ſatt zu eſſen!“

„Römer 14, Vers 17 heißt es“ — rief jetzt Morg — „das Reich Gottes iſt nicht eſſen und trinken!“

Der Bauer kratzte ſich neuerdings; dann ſagte er:

„Der Herr Oberhofprediger mögen recht haben. So etwas hat unſer Herr Pfarrer auch ſchon geſagt; . . . aber verhungern kann der Menſch doch auch nicht . . . und der Doktor und der Apotheker“ . . .

„Hier ſind ſeine drei Gulden!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht! . . . viere Herr! viere Herr! es iſt mein Verdienſt!“

„Der eine iſt zu viel. Ich gebe nicht mehr!“

„Aber ſo ſein Sie doch chriſtlich und menſchlich!“

„Ich wandle vor dem Herrn in Ehrfurcht und Demuth!“

„Denken Sie an mein krankes Weib und meine kranken Kinder. Ich muß doch auch das Vieh unterwegs füttern!“

„Drei Gulden! Es iſt das ſchon zu viel!“

Jetzt aber ſtieg dem Bauer die Galle; ſeine Geduld war hin . . . er wurde kirſchroth im Geſichte.

„Vier Gulden!“ — ſagte er zornig und grob.

„Drei!“ — wiederholte Morg.

„Vier!“

„Reichet dar in eurem Glauben Tugend“ — rief hier der Oberhofprediger — „und in der Tugend Beſcheidenheit!“

Da aber platzte der Bauer los:

„Donnerwetter!“ — rief er, alle Ehrfurcht vergeſſend, — „Sie laſſen ſich ja auch Ihre Predigten bezahlen, die weniger Mühe machen, als das Holz ſechs Stunden weit herfahren!“

„O!“ — rief Morg empört und bleich werdend — „welch' ein Vergleich! . . . Kopfarbeit iſt etwas anderes, und heilige . . .!“

„Nu! meine Ochſen haben das Holz auch nicht mit den Schwänzen herbeigebracht!“ — meinte der Bauer grob.

Morg ſtand wie der Tod; — dann warf er zornig den beſtrittenen Gulden hin und wandte ſich in chriſtlich-frommem Bewußtſein mit Verachtung von dem Frevler an Gott und ſeinen Dienern.

In demſelben Augenblicke meldete man ihm: „Freifrau von Krüdener, geborene Baroneſſe von Vietinghoff!“

Ein Sonnenblitz fuhr über ſeine Züge. — — Eine Freifrau . . . eine geborene Baroneſſe! . . . welche Ehre! Seine Figur ſchnellte ordentlich in die Höhe und ward noch größer wie ſonſt, — wie eine jener gedrehten, elaſtiſchen Hornſchlangen oder Teufelchen, die man in kleinen Büchschen hat, und die, wenn man den Deckel öffnet, dem Neugierigen bis unter die Naſe entgegenfahren.

Hoch hob das chriſtlich-fromme Bewußtſein und die Stellung, die er einnahm, ſeine Bruſt und mit feierlich-ernſten Schritten betrat Morg das Beſuchzimmer, in welches man die Dame bereits geführt hatte.

Das Zimmer war bürgerlich-elegant eingerichtet. Ein hoher Glasſchrank zeigte die ſilbernen und ſonſtigen Ehrengeſchenke, die der Mann der Kirche, der beſcheidene Mann Gottes, bei mancherlei Gelegenheiten von ſeinen Collegen, Untergebenen und Gemeinden erhalten hatte. Ein Vortheil war es freilich, daß man dieſen Freuden-, Feſt- und Ehrengaben nicht anſah, in wie weit ſie ſelbſt — freiwillig oder unfreiwillig — zu der Ehre, hier zu prangen, gekommen waren.

Auf dem Glasſchranke ſtand eine, von einem leichten Silberflor umhüllte Büſte. Früher war es die des Markgrafen geweſen; ſeitdem derſelbe aber abgedankt hatte, war ſein gypſerner Abguß ebenfalls abgedankt und in das Schlafzimmer verwieſen worden. Jetzt thronte an ihrer Stelle das Bild des neuen Herrſchers, des Königs von Preußen. Vielleicht war auch dieſem mit der Zeit ein Wechſel beſchieden; denn Leute von Welt und Bildung wiſſen, wie lächerlich es iſt, und wie ſehr es gegen die beiden letzten verſtoßen heißt, wenn man den Mantel nicht nach dem Winde hängt und altem

Verdienſt und veralteten Wohlthaten ein treues Andenken bewahrt.

Morg war übrigens, als er Frau von Krüdener erblickte, überraſcht: einmal von ihrer Schönheit, dann aber auch von ihrem (heute) ſo überaus einfachen Auftreten und endlich . . . von ihrer Beſcheidenheit.

Immerhin . . . ſie war eine Freifrau, . . . eine geborene Baroneſſe! . . . und was konnte dieſe bei ihm anderes vorhaben, als dem weit berühmten Kanzelredner, dem Autor mehrerer theologiſchen und poetiſchen Ergüſſe, bei perſönlichem Bekanntwerden ihre Huldigungen darbringen zu wollen? Vielleicht auch machte ſie dabei ihrer Verehrung durch neue Ehrengeſchenke Luft.

Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß der Oberhofprediger die Ehrerbietung und Devotion in eigener Perſon war und ſeine zahlloſen Bücklinge und Referenzen hofgerecht ausfielen, d. h. mit nahe wagerechter Neigung des Oberkörpers. Er war ſo — wie Jean Paul von ihm ſagte — ein lebendiger spiritus asper. An Würde des Ausdrucks in Mienen und Wort, ſo wie an feierlichem Kanzelpathos übertraf er ſich dabei heute ſelbſt.

„Und welchem glücklichen Schickſale, meine Hoch- und Allergnädigſte!“ — ſagte er jetzt, nachdem Frau von Krüdener auf dem Sopha, und er ihr gegenüber, Platz genommen — „habe ich einen ſo liebenswürdigen als reizenden Beſuch zu verdanken? Die gnädige Freifrau kennen wohl meinen Namen aus meinen Werken?“

„Das nicht!“ — entgegnete die Dame — „ich muß mit Beſchämung bekennen . . .“

„O! es iſt Ihnen gewiß mein Gedicht „Avannſanna“ bekannt? das — ich darf es, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſagen — faſt einen europäiſchen Ruf erlangt hat.“

„Doch nicht!“ — entgegnete Frau von Krüdener. — „Ich komme in einer anderen Angelegenheit.“

Morg biß ſich auf die Lippen, machte aber dennoch eine tiefe Verbeugung.

„Und Sie wünſchen, meine Gnädige?“

„Es befinden ſich hier im Criminal-Gefängniſſe zwei Verbrecher . . .“

Morg glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Die bereits als Straßenräuber und Mörder ihr Urtheil empfangen haben!“ — fuhr Frau von Krüdener fort.

„So iſt es!“

„Und das Urtheil lautet auf den Tod?“

„Durch den Strang.“

„Und die beiden Unglücklichen . . .“

„Verbrecher, . . . nichtswürdige Verbrecher! wollten Sie ſagen, meine Gnädige!“ — fiel der Oberhofprediger heftig und in dem Tone tiefſter Verachtung ein.

Frau von Krüdener's Antlitz erglänzte in zauberhafter Milde.

„Ich glaube,“ — ſagte ſie dabei ſanft und mit einer Stimme, deren Schmelz nicht zu beſchreiben war — „jeder Verbrecher hat Anſpruch auf unſer Mitleid; denn die Sünde iſt Verirrung und ein ſeeliſch-kranker Zuſtand.“

„Es giebt Sünden,“ — verſetzte hier der Herr Oberhofprediger mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem ſeine Augen mit Wohlgefallen auf der reizenden Geſtalt ſeines Beſuches ruhten, — „die man allerdings eine leichte Verirrung nennen kann, und die ſo liebenswürdig zu begehen, als leicht zu vergeben ſind. Aber Verbrechen der Art . . .“

„Nun!“ — unterbrach ihn hier Frau von Krüdener, die, durch den angeſchlagenen Kanzelton irregeführt, auf eine ganze Predigt ſchließen mochte, und der es doch darauf ankam, keine Zeit zu verlieren — „ich gebe mich gefangen. Dieſe beiden jungen Verbrecher alſo ſollen demnächſt ſterben.“

„In wenigen Tagen.“

„Verzeihen Sie mir nun, Herr Oberhofprediger, wenn ich eine unbeſcheidene Frage an Sie richte?“

„Ich bitte!“ — entgegnete Morg, immer mehr ſtaunend und ohne den Ausgang begreifen zu können.

„Sie haben wohl deren Belehrung und Verſöhnung mit Gott verſucht?“

„O, du Himmel!“ — rief hier Morg — „ich begreife nicht, wie ſich ein ſo engelreines und bezauberndes Weſen, wie Sie, erhabene Freifrau, mit dieſen verächtlichen und verworfenen Sündern befaſſen kann!“

„Und hat ſich Chriſtus, der reine, der ewige Sohn Gottes, nicht aller Sünder angenommen?“

„Der Herr ſei gebenedeit!“ — ſagte Morg mit einer tiefen Senkung des Hauptes und einem beiſtimmenden Preſſen der Hände auf die Bruſt. — „Er hat erlöſet die Seelen ſeiner Knechte!“

„So ſind die Unglücklichen verſöhnt und vorbereitet?“

„Es ſind verſtockte Böſewichte, die jeden Troſt unſerer heiligen Religion mit Hohn und Verachtung von ſich wieſen!“

„Und es gelang Ihnen nicht . . .“

„Wem? . . . mir?“ — frug Morg erſtaunt.

„Nun ja!“

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau!“ — rief der Mann der Kirche hier, den Ausdruck geiſtlichen Stolzes in den Zügen. — „Hochdieſelben vergeſſen, daß ich Oberhofprediger bin. Das Amt der Tröſtung gemeiner Verbrecher fällt einem der hieſigen Pfarrer zu. Ich werde mich nie zu einem ſolchen Gange herabwürdigen.“

Jetzt ſtand ein ſprachloſes Staunen in den Zügen Juliana's. Eine kurze Pauſe trat ein . . . dann frug ſie mit ihrem Engelston:

„Herr Oberhofprediger, wollen Sie mir die Erlaubniß ertheilen, den letzten Bekehrungsverſuch mit den Unglücklichen vorzunehmen?“

„Wem?!“ — rief Morg vor Staunen vom Stuhle aufſpringend.

„Mir!“ — entgegnete Frau von Krüdener mit unendlicher Milde.

„Ihnen?! . . . und zu was? . . . ich muß mich verhört haben!“

„Den letzten Bekehrungsverſuch mit den Unglücklichen vorzunehmen!“ — wiederholte jene mit Sanftmuth und es leuchtete etwas, wie ein himmliſcher Glanz von ihrem engelſchönen Antlitze.

Morg aber ſtand wie verſteint.

Alſo nicht wegen ihm — dem berühmten Kanzelredner und Dichter, dem Oberhofprediger — war Freifrau von Krüdener, geborene Baroneſſe von Vietinghoff, hieher gekommen, . . . ſondern wegen . . . den zwei elenden, zum Galgen verurtheilten Verbrechern! . . .

Morg gingen hier die Gedanken aus . . .

Und dies zarte, herrliche Weſen? . . . Nein, es war unmöglich . . . unerhört! . . .

„Und Sie glauben doch nicht . . .“

„Daß eine Umkehr möglich ſei? . . . O ja, mein Herr, das glaube ich. Die menſchliche Natur iſt voll Widerſprüche. Wer hat nicht an ſich ſelbſt . . . die Erfahrung gemacht . . .“

„An ſich . . . und dieſe Menſchen!“

„Wer hat nicht an ſich ſelbſt erfahren, wie ſchwach und fehlerhaft der Sterbliche iſt. „Der Anblick iſt groß“ — ſagt Jean Paul, dieſer Herrliche, in ſeinem Heſperus . . .“

Morg biß ſich abermals bei Nennung dieſes gehaßten Namens auf die Lippen.

„Der Anblick iſt groß,“ — wiederholte Frau von Krüdener — „wenn der Engel im Menſchen geboren wird; wenn alsdann am Horizont der Erde die ganze Sonnenwärme der Tugend auf das Herz nicht mehr durch Wolken bricht.“

„Jean Paul iſt ein lächerlicher Schwärmer!“ — hätte der Oberhofprediger gerne geſagt; aber er hatte den Muth nicht, einer Dame zu widerſprechen, die Freifrau war.

„O!“ — fuhr Frau von Krüdener fort — „wir armen Menſchen ſind ja in Blut und Fleiſch gebunden, und wenn wir auch das gelobte Land erkämpfen wollen, da uns die Trauben deſſelben ſchon entgegen kamen, — wenn wir ausziehen, deren Rieſen, die Leidenſchaften, niederzuwerfen, fühlen wir da nicht ſelbſt, wie wenig wir ſind . . . wie ſehr wir der göttlichen Hülfe, des göttlichen Troſtes bedürfen? . . . Und ſollten wir nicht Alles daran ſetzen, ſolche Unglückliche auf den Weg des Heiles zurückzuführen?“

„Es ſind Verworfene!“ — rief der Oberhofprediger. — „Sie achten, — wie Petrus in ſeinem zweiten Briefe, im 2. Kapitel, Vers 12 und 13 ſagt — „ſie achten für Wolluſt das zeitliche Wohlleben, ſie ſind Schande und Laſter, ſie ſind wie die unvernünftigen Thiere, die von Natur dazu geboren ſind, daß ſie gefangen und geſchlachtet werden!“

Ein Blick des Vorwurfes traf hier den Zeloten. Dann ſagte Frau von Krüdener milde: —

„Die Menſchen ſind laſterhaft, weil ſie die Tugend für zu ſchwer anſehen, und ſie werden es wieder, weil ſie ſie für zu leicht halten.“

„Die Menſchen ſind laſterhaft, weil der Böſe ſeinen Thron in ihnen aufgeſchlagen hat!“ — rief Morg mit einem Pathos und einer Stimme, die die Glasſcheiben der Fenſter zittern machten.

„Und ſollte nicht auch ein guter Engel in ihnen wohnen, der vielleicht nur geweckt ſein will?“ — frug

Frau von Krüdener. — „Laſſen Sie mich den Verſuch machen!“

„Aber wie kommen Sie, eine ſo vornehme, liebenswürdige, reizende Dame, auf dieſen ſeltſamen Gedanken?“ — frug hier Morg, die Hände vor Verwunderung faltend.

„Es giebt Menſchen“ — ſagte Frau von Krüdener — „die von Jugend auf eine gewiſſe Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen, nach der Religion, nach einer Heiligung und Verklärung haben. Dieſe Sehnſucht kann verdunkelt werden, wie Wolken zeitweiſe die Sonne verdecken, aber wie dieſe wird jene immer wieder durchbrechen. Catharina von Siena trug eine eiſerne Kette um den Leib und that Wunder der Bekehrung an verſtockten Sündern. Ich bitte Sie, Herr Oberhofprediger, verſchaffen Sie mir, kraft Ihres Amtes, Eingang bei den beiden Verbrechern!“

„Alſo nichts, als eine religiöſe Schwärmerin!“ — dachte Morg jetzt verächtlich, während ſeine Blicke die ſchöne Geſtalt gierig verſchlangen. Er hätte die Verbrecher jetzt faſt beneidet. Aber wer konnte wiſſen, was mit dieſer Schwärmerin noch zu machen ſei? Beſaß ſie Reichthümer, ſo konnte man, vielleicht für die Kirche, oder ihre Diener — was ja, nach Morg's Anſicht, ein und daſſelbe war — Vortheil daraus ziehen. Schon der Umgang mit einer „Freifrau“ gab Glanz und machte von ſich reden. Abſchlagen mochte daher Morg nicht, und doch wollte er auch die Verantwortung von dem, was daraus entſtehen konnte, nicht auf ſich nehmen. Er verwies die Bittende alſo, unter zahlloſen Bücklingen, Entſchuldigungen und Betheurungen ſeiner unbegrenzten Verwunderung für ein ſo echt-chriſtliches, wahrhaft heiligendes Streben, . . . an ſeine Excellenz, den Herrn Staats- und Cabinets-Miniſter von Hardenberg, Adminiſtrator der Fürſtenthümer.

Frau von Krüdener erröthete, aber nur vorübergehend; dann verlangte ſie, mit der ihr eigenen Entſchiedenheit, Papier und Feder und ſchrieb ſofort an den Miniſter. Nach einer halben Stunde war der Bote mit einem von Hardenberg unterzeichneten Schreiben zurück, welches Freifrau von Krüdener — da das Urtheil bereits gefällt und verkündet war — freien Zutritt zu den Verbrechern geſtattete.

Im Gefängniſſe.

Ueber der Erde lag der freundliche Tag, Finſterniß aber und kalte, feuchte Nacht hüllte die unterirdiſchen Räume ein, welche die Kerker des Baireuther Criminal-Gerichtes bildeten. An den Wänden aus breiten Quaderſteinen, in welche hie und da ſchwere eiſerne Ringe eingemauert waren, ſickerte ſtill und ſchweigſam, aber mit ewiger Gleichförmigkeit, die Feuchtigkeit herab, und zerſetzte die harten Steine — wie kleine, ſich immer wiederholende Schwächen und Sünden das beſte Herz — nach und nach.

Ein peinlicher, das Athmen beengender Moderduft ſtieg dabei nicht nur von dem naſſen Boden, ſondern auch von dem faulenden Stroh auf, das die Lagerſtätte der Verbrecher, die hier weilten, bildete; aber er wurde auch noch vermehrt durch die Ausdünſtung derſelben und deren längſt in Lumpen zerfallene Kleidung. Kein Laut des äußeren Lebens drang dabei bis zu dieſer entlegenen Tiefe, während nur ein matter Schimmer der Oellampe, die in den umſchließenden Räumen brannte, durch ein hoch in der Mauer angebrachtes kleines Fenſter einfiel, das wieder mit dicken eiſernen Gittern verſchloſſen war.

Unendliche Einſamkeit herrſchte jetzt hier und nichts unterbrach die lautloſe Nacht, als hie und da das Klirren ſchwerer eiſerner Ketten. Unſichtbar aber, mit geſchäftiger Hand, arbeitete rings umher — in Finſterniß und Verborgenheit gehüllt — die Vernichtung, dies tauſendköpfige, nimmerſatte Ungethüm, das, mit jeder Minute millionenfach neugeboren, unaufhaltſam die Gegenwart verſchlingt, um, unabwendbar in ewigem Wechſel, die ewige Mutter neuen Daſeins zu ſein. Du merkſt ſie nicht, wenn ſie — Tag ein, Tag aus — in deinem eignen Innern wühlt und frißt: im ſcharfen Oſt an deinen Lungen zehrt; im Sturm des Lebens, oder ſeinem gleichen Gang, den Körper, des Lebens Maſchinenwerk, abſchleift; dein Blut verkohlt; im Zahnesſplitter, im ausgegangenen Haar, im kleinen Schüppchen deiner Haut, im ewigen Stoffeswechſel ihr ſtilles Weſen treibt. Du merkſt ſie nicht rings um dich her in jedem Ding, wenn nicht die Zeit, wie ein Vergrößerungsglas, ſie vor das Aug' dir rückt, oder der Elemente Macht ſie, im Sturme, in dem Gewitter, in der Erdbeben Stöße, in der Jahreszeiten Wechſel, dir, in erhöhter Macht und Kraft vor die erſchrockene Seele ſtellt!

Aber hier — in des Kerkers einſamer, lautloſer Nacht — vermagſt du ihr den Pulsſchlag leicht zu fühlen. Nur tropfenweiſe rinnt das Waſſer an den Wänden nieder, aber ſein Niederrinnen — Jahrhunderte hindurch — höhlt die feſten Steine aus und giebt ſie der Verwitterung preis, zu der ſich, mit den Tropfen, gern die Luft vereint. Am morſchen Stroh frißt Fäulniß ſichtbar raſch und zehrt hinweg, was einſt die edle Frucht getragen. Am Eiſen ſelbſt — an Kett' und Ring — nagt Roſt und übt den ſtumpfen, doch nie müden Zahn der Zeit.

Und dieſe Zeit . . . hat ſie nicht bald ausgeſchlagen für die, die jetzt hier noch athmen? — Steht die Vernichtung nicht in ihrer finſterſten Geſtalt vor jenen zwei finſteren Geſtalten, die lang-hingeſtreckt, hier auf dem faulen Strohe ruhen?

Der eine der Gefangenen, ein ſtarker, kräftiger, junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, liegt auf dem Rücken, die Arme auf der Bruſt verſchränkt. Die Züge des bleichen, zerfallenen Angeſichtes zeigen Verworfenheit. In ſeinen Augen lodert ein unheimliches Feuer. Unſtät rollen ſie umher; raſch und durchdringend, wie die eines Falken. Um den breiten Mund ſpielt ein kaltes höhniſches Lächeln. Wenn eine Maus oder eine Ratte in dem Stroh raſchelt, auf dem er liegt, zuckte es in ſeinen Augen, wie wenn der Jäger, auf dem Anſtand ſtehend, ein Wild im Laube aufgehen hört.

Es iſt ein Wilderer, der „Wald-Jörge“ genannt, der bereits zwei Förſter mit Vorbedacht erſchoſſen hat.

Der Andere, der ſeinen Kerker theilt und an die gegenüberliegende Wand mit ſeiner ſchweren Kette befeſtigt iſt, iſt ein Straßenräuber, der einen reiſenden Kaufmann unweit Hof angefallen, geplündert und ermordet hat. Auch er zählt erſt einige zwanzig Jahre.

Sein eingefallenes bleiches Geſicht zeigt keine häßlichen Züge; aber Haare und Bart, wild und verworren, geben ihm ein erſchreckendes Aeußere, das durch den finſteren Ausdruck, der auf ihm ruht, nur noch erhöht wird. Es iſt, als ob ſich der Haß, wie ein ätzendes Gift, hier eingefreſſen und in die ſcharf markirten harten Züge die Worte eingegraben hätte: Tod und Verderben aller Welt.

Auch jetzt ſchien dieſer Haß an ihm zu nagen; ſein immer gelbes Geſicht war noch gelber geworden und ſeine ſtarren finſteren Blicke drohten die Mauern zu durchbohren. — — —

Der Wald-Jörge fing jetzt plötzlich zu pfeifen an. Sein Nachbar verharrte lange Zeit in dumpfem Brüten, endlich ſagte er, noch finſterer als zuvor:

„Die Ausſicht auf den Galgen ſcheint Dich ja verdammt heiter zu ſtimmen!“

Wald-Jörge lachte mit einer ſo ſchauerlichen Wildheit auf, daß es von den Wänden wie hölliſches Hohngelächter wiederklang.

„Warum auch nicht? Der Tanz iſt ja bald aus; . . . ſoll ich da die letzten Stunden mit Heulen vergeuden, wie der Pfaff meinte, der uns ſeit acht Tagen quält?“

„Verflucht!“ — ſagte der Andere — „wenn er mir mit ſeinem albernen Gewäſch wiederkommt, ſchlag ich ihn mit meiner Kette wie einen Hund zu Boden.“

„Haſt recht, Bolte!“ — rief der Wald-Jörge mit funkelnden Augen. — „Ich wollt', ich hätt' den Kerl im Wald auf Schußweite. Piff! . . . Paff! und . . . er ſollte die Viere ſtrecken.“

„Schufte!“ — knirſchte der Raubmörder. — „Die Kerle haben gut reden: ſitzen im Glück, mäſten den Bauch und predigen das Evangelium . . .“

„Das heißt . . . für Andere . . .“

„Nun freilich, für ſich melken ſie's!“

„Weltordnung, . . . Chriſtenthum, . . . Gottesfurcht, . . . chriſtlicher Staat!“ — rief der Wald-Jörge und lachte wild auf — „haſt Du von dem Zeug in Deinem Leben etwas gemerkt?“

„Verdammt wenig!“ — entgegnete Bolte.

„Ich auch nicht!“

„Aber das hab' ich gemerkt, daß der chriſtliche

Staat, wie ihn der Pfaff nennt, mich an den Galgen bringt.“

„So dankſt Du ihm wenigſtens die einzige Erhöhung, die Dir im Leben ward!“

„Zum Teufel mit Deinen Witzen! . . . hätt' er mich nicht zuerſt in den Staub getreten, wär' ich ein anderer Kerl geworden!“

„Donnerwetter!“ — rief hier der Wald-Jörge und erhob ſich halb von ſeinem Lager, ſo daß die Ketten ſchauerlich raſſelten. — „Menſch! ich glaub', es ſpukt noch ſo etwas wie ein Gewiſſen in Dir!“

„Beruhige Dich!“ — entgegnete Bolte finſter. — „Es iſt nur die Hefe davon.“

„So werf' auch die fort! — Sie treibt leicht die Luftblaſen einer dummen Reue auf.“

„Ich glaub', unſere Auffahrt ſteht näher bevor. — — Wahr iſt's aber, daß gerade der chriſtliche Staat mit ſeinen chriſtlichen Geſetzen mich auf dem Gewiſſen hat.“

„Alſo eine Eiterbeule der Menſchheit! nun; er iſt ja daran, ſich zu helfen und ſie . . . auszudrücken.“

„Du biſt bei ſchlechter Stund' in guter Laune.“

„Weil ich ſeit Jahr und Tag heut' wieder einmal ordentlich gegeſſen habe. Ich glaub', ſie wollen uns für unſere Galgenfahrt mäſten!“

„Schweig!“

„Warum? Willſt Du's leugnen, daß das ein Vergnügen für Tauſende giebt?"

„Schweig, ſag' ich!"

„'s iſt nur der chriſtlichen Liebe wegen. Es freut doch Jeden, wenn er die Canaillen hängen ſieht!"

„Die ſie ſelbſt zu Canaillen gemacht haben. Donnerwetter! . . . war ich nicht früher in meiner Jugend ein ganz ordentlicher Kerl? . . . Hab' ich nicht mein Schmiedehandwerk rechtlich betrieben, bis mich mein älterer Bruder auf chriſtliche und geſetzliche Weiſe um Alles beſtohlen hat, was mir zukam?"

„Geh' zum Teufel mit Deiner geſetzlichen Weiſe. Sie nennen's Geſetz; in ihrer Hand aber iſt's Spitzbüberei . . . nur . . . privilegirte. Mein Wille iſt mein Geſetz!"

„Was hab' ich denn gethan?!" — rief hier der Wald-Jörge grimmig und ſchlug mit ſeinen Ketten auf den Steinboden, daß es furchtbar raſſelte und ſchallte. — „Weil ihre Haſen, ihre Rehe, ihre Hirſche in Rudel kamen und uns unſere Aecker abatzten, — weil ihre Wildſäue ſie umwühlten, daß nicht die Staude Kartoffel blieb, . . . darum fing ich zu wildern an. Es war ein Kampf um Leben und Sein. Hat der Edelmann nicht genug im Leben, daß er, um ſeinem Vergnügen zu fröhnen, auch noch den Armen um ſeinen letzten Lebensunterhalt bringen muß? — Ich ſchoß alſo nieder, was mir vor's Rohr kam, und das von Rechtswegen . . . denn . . . hat mich unſer Herrgott in's Leben geſetzt, um zu leben, ſo muß ich auch leben können. War's da meine Schuld, daß mir die Förſter den Krieg machten? Jetzt hieß es: ich oder Du . . . und da fiel das Du!“

„Und jetzt kommt das ich!“

„Immerhin! — Einmal müſſen wir doch daran glauben. Aber das ſag' ich Dir, was die That betrifft, iſt mein Gewiſſen wie ein durchlöchertes Taſchentuch.“

„Wie ſo?“

„Ei nun! der Wind fährt durch, daß es eine Luſt iſt . . . und mit ihm die Reue. Hundert ſolcher Pfaffen, wie der, der uns bekehren wollte, flicken's nicht.“

„'s iſt eine Lumpenwelt!“ — rief Bolte finſter — „eine Lumpenwelt, die ich haſſe und mit Mann und Maus vergiften könnte. Geht's nicht manchem jüngeren Sohne wie mir? Wie mancher ſitzt da und muß ringen und ſparen und kämpfen, bis er nur ein Plätzchen hat, wo er ſeinen Ambos hinſtellt, während ſein älterer Bruder, von Vater und Mutter gehätſchelt, gleich ein gemachter Mann iſt und im Vaterhauſe ſitzt, wie der Vogel im Hanfſamen! . . . Alle Teufel! und da ſoll nicht Neid in die Bruſt geſäet werden? — —

Und wenn's nun einem ſolchen Unglücksvogel gar nicht glückt — auf keine Weiſe glückt, trotz Müh' und Fleiß nicht glückt — und kein Teufel ſich um ihn kümmert, und alles zum Unglück ausſchlägt, und Jedermann ihn hintenanſetzt, weil er arm iſt, . . . da ſoll der Haß nicht Wurzel ſchlagen, und die Feindſchaft gegen alle Glückliche und gegen die ganze Welt? — Hab' ich nicht Vater und Bruder und Obrigkeit um Unterſtützung in meinem Geſchäft gebeten, weil ich fleißig ſein und ein rechtlicher Menſch bleiben wollte? . . ."

„Und ſie haben nichts für Dich gehabt?" — frug der Wald-Jörge hämiſch.

„O ja!" — entgegnete der Andere knirſchend — „ſchöne Worte und chriſtliche Lehren genug . . . aber keine That."

„Wer viel ſchwätzt, der thut nichts!" — rief Wald-Jörge. — „Mein Grundſatz iſt: die Hände gebraucht und nicht die Zunge."

„Er ward auch der meinige," — ſagte Bolte finſter — „nachdem ich zuvor durch Mißgeſchick, Unmuth und Ueberdruß am Leben ein Lump geworden war."

„Und da gebrauchteſt Du die Hände?"

„Ja! aber nicht mehr zur Arbeit!"

„Verſteht ſich! Du warſt gewitzigt . . ."

„Es ging ja doch nicht . . ."

„Und nahmſt gleich den Lohn! . . . Ich glaub', ſie nennen das ſtehlen."

„Ich mußt' ſo gut leben, wie Du."

„Dann haſt Du ſchlecht gelebt."

„Iſt das Selbſterkenntniß?"

„Wie Du willſt: das Urtheil kann vom Magen oder vom Gewiſſen kommen; aber Du weißt, wie's mit dem Letzteren bei mir ſteht; — 's iſt davon gelaufen!"

„So laß es laufen; es giebt Dir doch kein Teufel einen Batzen für das ſchlechte, durchlöcherte Ding."

„Indeß nehmen heißt doch noch nicht todtſchlagen?"

„Kann ich dafür, daß ſich der Menſch, mit dem ich theilen wollte, wehrte? Es war ein ehrlicher Zweikampf, in dem er fiel."

„Der Dich, Bruder, aber viel koſtet!"

„Was er ihn gekoſtet hat: das Leben, und noch dazu ein elendes!"

„Immerhin fatal! — Es giebt kein zweites!"

„Das hoff' ich wenigſtens."

„Ich auch!"

„Ich möcht' nur noch eines wiſſen, Bruder! — "

„Und das wäre?"

„Wenn nun ein braver Mann einen Anderen beſtiehlt und umbringt . . ."

„Kann er das? . . ."

„Warum nicht? . . . durch einen ehrlichen Proceß z. B., der dem Anderen auf geſetzlichem Weg Hab und Gut und Ehr' und Lebensglück — — — ja vielleicht durch Kummer und Gram das Leben ſelbſt nimmt, . . . wird der auch als Räuber und Mörder betrachtet und gehängt?"

„Wo denkſt Du hin, Bruder!" — rief lachend der Wald-Jörge — „da gäb's ja bald keine Reichen, keine Advocaten und keine Aecker mehr?"

„Warum keine Aecker?"

„Weil man allen Platz für Galgen brauchte."

Jetzt aber fuhren beide Verbrecher in die Höhe, denn die Riegel der eiſernen Thüre, die ihren Kerker ſchloß, knarrten und der Schlüſſel ward umgedreht.

Gleich darauf öffnete ſich die Thüre: ein lichter Glanz ſtrahlte herein und in ſeiner Mitte ſtand eine weiße, zarte Engelsgeſtalt.

Beide Verbrecher fuhren überraſcht empor; aber ihren kalten, nüchternen, frivolen Seelen blieb jede Illuſion fremd. Hier wehte kein warmer Hauch des Herzens, des Gefühls oder der Phantaſie mehr, hier war Alles erſtarrt! Der frivole Menſch hat ja den Leichtſinn und die Ruchloſigkeit zu Begleitern, in ſeinem Herzen iſt der Quell der Liebe vertrocknet und die Wurzel des Glaubens abgedorrt. Seine Hoffnung beſchränkt ſich — ſo lange er noch frei in der Welt ſteht — auf den Genuß der nächſten Stunde. Er hat kein Gut, als das Leben, darum umklammert er es gemeinhin ſo feſt und ſo feig, und reißt doch jeden Augenblick eine Blüthe deſſelben ab, bis zuletzt nur noch der kahle dürre Stamm daſteht. Aus der Frivolität geht aber dann auch noch die erſtarrende Selbſtſucht hervor, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr beſtehen kann. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für den ſo weit Geſunkenen giebt es alsdann auch keine Ideenwelt mehr, darum auch weder Gott noch Vaterland, — alles Höhere iſt dann ein lächerliches Unding!

So auch hier. Bolte war die Erſcheinung mitten im Lichtglanze — wenigſtens im erſten Momente — noch wie eine überirdiſche, wie die eines Engels vorgekommen; . . . der Wald-Jörge aber ſah nur die geöffnete Thüre ſeines finſteren Kerkers, durch die das Licht einer Fackel hereinfiel und ein Frauenzimmer eintrat.

„Sapperment!“ — rief er daher, auf ekelhafte Weiſe mit der Zunge ſchnalzend, — „heut' hab' ich zum erſtenmal Reſpekt vor einer Obrigkeit!“

„Warum?“ — frug Bolte.

„Weil ſie uns wenigſtens den Weg zum Galgen noch luſtig macht.“

„Wie ſo?“

„Nun, … hatten wir nicht heut' einen anſtändigen Fraß und ein Glas Branntwein und nun ſchickt ſie uns noch eine Dirne!“

Bolte ſchaute finſter und ſcheu nach der zarten weißen Geſtalt, die, da ſich die Kerkerthüre wieder geſchloſſen und die alte Nacht ihre Herrſchaft wieder eingenommen hatte, am Eingange ſtehen geblieben war, das Auge an die Finſterniß zu gewöhnen.

„Nur immer herbei, Schätzchen!“ — rief jetzt Wald-Jörge frech. — „Du biſt in Gold zu faſſen, daß Du zu uns herunter kommſt. Aber Du ſollſt auch luſtige Geſellen an uns finden!“

„Wie?“ — ſagte hier eine wunderbar ſanfte, unendlich wohltönende Stimme mit leiſem Zittern — „ſeid ihr nicht zum Tode verurtheilt?“

„Eben das iſt ja das Luſtige!“ — rief der Wilderer. — „Wenn man da oben zum Leben verurtheilt iſt, zu einem Leben in Saus und Braus … da iſt's kein Kunſtſtück, ein luſtiger Geſell' zu ſein; wer aber noch, mit einem Fuße auf der Galgenleiter, ſcherzen und lieben kann, der, Mädel, der iſt ein ganzer Kerl!“

„Und ihr ſeid mir dankbar, daß ich zu euch gekommen bin?“ — ſagte die Stimme weiter, ohne ſich zu nähern.

„Gewiß!“

„Auch wenn ich nur als eure Schweſter zu euch komme?“

„Zum Teufel! . . . als Schatz wär' mir lieber!“ — rief der Wilderer mit rohem Lachen, — „aber auch wenn Du als Schweſter kämeſt, wär's viel und dankenswerth; denn die feinen Leute da oben bedanken ſich ſonſt vor unſerer Bruder-, Schweſter- oder Gevatterſchaft.“

„Nun, ich bin,“ — fuhr die weiße Geſtalt fort, und trat einige Schritte näher, — „ich bin, was man im Leben reich, vornehm, ſelbſtſtändig, aus den höheren Familien nennt!“ . . .

„Brrr!“ — machte der Wald-Jörge.

„Ich könnte froh und fröhlich, heiter und im Genuſſe leben, unbekümmert, wie um mich her Noth und Elend weinen, zu Boden gedrückte Herzen ſeufzen . . .“

„Und warum thut Ihr das nicht, wie die Anderen? 's iſt ja der Welt Mode!“

„Aber, wie ihr ſeht, meine lieben Brüder, nicht mein Gebrauch.“

„Ihre lieben Brüder!“ — murmelte der Wald-Jörge — „Schwerenoth! . . . und wie ſie das ſagt.“

„So 'ne Stimm' hab' ich noch nie gehört!“ — flüſterte Belte — „die geht einem ja dicht an's Herz!“

„Dummkopf! haſt Du denn noch eines?“

„Eben kam es mir faſt ſo vor.“

„Laß Dich vom Satan befallen! Herz und Gewiſſen ſind Geſchwiſterkinder. Klopft's erſt einmal da wieder, dann ſagt die Pförtnerin, die Schwäche: „herein!“ . . . und im nächſten Augenblick hat ſich der ganze Lumpenſchwarm von: Reue, Feigheit, Verzagen, Gewiſſensbiſſen u. ſ. w. einquartirt und Du biſt aus einem Mann zu einer weibiſchen Memme geworden. Stopf' Dir die Ohren zu und laß mich machen!“

„Meine lieben Brüder!“ — wiederholte jetzt die weiße Geſtalt.

„Was thu' ich mit den Worten!“ — rief der Wilderer — „wenn Du uns Brüder nennen willſt, ſo komm und laß uns erſt Brüderſchaft machen!“

„Ich bin gekommen,“ — fuhr die milde, herzgewinnende Stimme fort, — „um euch zu beweiſen, daß ich mich als eure Schweſter betrachte — denn alle Menſchen ſind Brüder und Schweſtern — einer Schweſter aber liegt es ob, ihre armen Brüder, auch wenn ſie ſich verirrt haben, zu tröſten.“

„Wer ſagt Dir denn, daß wir Troſt brauchen?“

„Mein eigenes Herz!“

„Es lügt, Schweſterchen, — barmherziges, wie ich hoffe. Wir ſind luſtig und guter Dinge, haſſen die Welt und die Menſchen und ſpotten des Todes!“

Bolte ſeufzte.

„Ein Herz, das haßt, kann nie guter Dinge ſein!“ — ſagte jetzt die Dame und trat ſo nahe, daß beide Verbrecher im Dämmerſcheine der Kerkernacht ihre Züge erkennen konnten. Aber beide ſtanden auch im gleichen Momente ſtarr vor Staunen: das war ja in der That eine Dame aus den höchſten Ständen, ſo fein, ſo edel gebildet, ſo engelſchön . . . und ſie . . . ſie . . . kam zu ihnen herabgeſtiegen, um ſie, die zum Tode verurtheilten Verbrecher zu beſuchen und zu tröſten?!

Das Ungewöhnliche, das Großartige imponirt rohe Gemüther immer — und in dieſem Beſuche lag beides.

Bolte und der Wald-Jörge folgten daher auch, als ihnen jetzt die Dame ihre Hände hinreichte und ſagte:

„Hier iſt die Hand eurer Schweſter, faßt Vertrauen zu mir, ich meine es gut mit euch. Auch ich bin ja nicht frei von ſo manchem Irrthum und Fehler — wer von uns Menſchen hätte keine Schwächen! — — Aber gerade, weil ich die meinen fühle und bereue, und weiß, wie ſchwer jedes Unrecht auf unſerer Seele laſtet, darum komme ich zu euch, meine Brüder, euch zu erleichtern, zu tröſten und für den letzten ſchweren Gang zu heben und zu ſtärken. Werdet ihr ein ſo aufrichtiges, liebendes Entgegenkommen eurer Schweſter zurückweiſen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ — ſagte Bolte, von der Stimme und der Güte der Dame hingeriſſen.

„Gewiß nicht!“ — murmelte der Wilderer, der noch immer die zarte Hand der ſchönen Frau hielt, ohne recht zu wiſſen, was er that, und was mit ihm vorging.

„So laßt mich hier zwiſchen euch niederſitzen!“ — ſagte Frau von Krüdener, ihren Shawl über einen großen Stein breitend, der zwiſchen beiden Verbrechern an der Wand lag und ihnen zu Sitz und Tiſch diente. Die Männer wußten nicht, wie ihnen geſchah. Auf den Wink der wunderbaren Erſcheinung ſetzten ſie ſich auf ihr Stroh nieder, um voll Neugierde zu lauſchen, was da kommen ſollte. Aber die ſchlanke Frau mit dem ſanften, lieben Geſichte und der wunderbaren, Herz und Seele erfaſſenden Stimme bat nun einen nach dem anderen um ſeine Geſchichte.

„Meinetwegen!“ — ſagte der Wilderer — „dem Pfaffen hätt' ich mit der Kette da die Hirnſchale eingeſchlagen, wenn er meine Geſchichte zu hören verlangt hätte . . . Ihnen kann ich's nicht abſchlagen!“

Und er erzählte, was wir ſchon annähernd wiſſen; auch Bolte that es; aber durch die Erzählung wuchs bei Beiden der alte Ingrimm wieder und die alte Leidenſchaft und der alte Haß: die Augen flammten, die Züge wurden furchtbar, die Hände ballten ſich, und gräuliche Worte, Flüche und Verwünſchungen trafen das Ohr der Zuhörerin, der es bald heiß, bald kalt über den Körper lief.

Aber Frau von Krüdener beherrſchte ſich, und behielt ihre Ruhe und Milde bei. Sie wußte: in jeder Leidenſchaft ſpielt die Einbildungskraft den Meiſter ſowohl über die Sinne, als über den Verſtand.

Aber welch' ein Wunder übte ſie nun, als ſie beiden Verbrechern die Geſchichte von deren Leben und Thaten zurückerzählte, nur in einem ganz anderen Lichte dargeſtellt.

Auf ſo manche Gebrechen des Staates und der menſchlichen Geſellſchaft eingehend, beklagte ſie erſt mit wirklicher Theilnahme die mißliche und unglückliche Stellung eines ſo großen Theiles der unteren Volksſchichten, tadelte ſcharf und entſchieden die tyranniſchen Uebergriffe der Bevorrechteten und ſtellte eine nahe Befreiung des gedrückten Volkes durch die Fortſchritte der franzöſiſchen Revolution in Ausſicht.

Wald-Jörge und Bolte trauten kaum ihren Ohren. Himmel! war das eine andere Sprache, als ſie der Geiſtliche geführt, der von vornherein auf ſie, wie auf verworfene, ewig verdammte, von der ganzen Menſchheit ausgeſtoßene Weſen herabgeſehen. Hier war ja ein vollſtändiges Eingehen auf ihre Anſchauungsweiſe der

Welt und des Lebens; . . . dieſes wunderbare Weſen ſprach ihnen ja wie aus der Seele.

Der Wilderer ſchaute ſie wie ein gezähmter Löwe, mit großen Augen an, — unheimlich zwar noch immer und jeden Augenblick zu neuem Sprung und blutigem Zerreißen bereit, — und doch auch wie von einer höheren Gewalt gefeſſelt und in einen Zauberkreis gebannt. Aber das Wunder ſollte ſich noch ſteigern, als die hohe Frau nun fortfuhr und aus dem gewonnenen Standpunkte auf milde Weiſe die Fehler und Irrthümer entwickelte, aus welchen das Unrecht der beiden Männer wie wucherndes Unkraut aufſchoß, um dann zum Verbrechen heranzureifen.

Die ſchöne, ſanfte Frau, die hier, in der Kerkernacht, wie eine Schweſter mitten zwiſchen den beiden Mördern ſaß, ward dabei immer beredter, immer lebendiger, immer eindringlicher. Kein hartes Wort kam über ihre Lippen, nur mit Theilnahme und wirklichem Schmerz ſprach ſie von dem immer tieferen Sinken der Beiden und malte es — der reinen Welt des Guten gegenüber — mit ſo traurigen Farben aus, daß es den beiden Sündern zum erſtenmale kalt und heiß ward, . . . ja, . . . daß ſie zum erſtenmale in ihrem Leben ihre Thaten als wirkliche Verbrechen erkannten.

Noch machte ſich zwar keine Reue bemerkbar; aber dies Erkennen kündete doch eine Breſche in den ſteinernen Ringmauern, die dieſe Herzen, wie Feſtungen, umſchloſſen.

Die edle Frau gab ſich denn auch ſchon den ſchönſten Hoffnungen hin, als der Wilderer — Bolte war ſtill und nachdenklich geworden — plötzlich auffuhr, mit den Ketten auf den Boden ſchlug und rief:

„Zum Teufel! was ſoll aber das ganze Geſchwätz? Ich wollt', ihr wäret da oben geblieben und hättet uns unſeren Galgenhumor gelaſſen, ſtatt uns zu alten Weibern zu machen!“

„Wie?“ — frug Frau von Krüdener ſanft — „nennt ihr das zu alten Weibern machen, . . . wenn ihr euer Unrecht einſeht und es bereut?“

„Ich ſehe nichts ein und bereue nichts! — ſagte Wald-Jörge finſter. — „Aber ich will, daß ihr uns verlaßt und uns nicht länger plagt!“ —

„Laß ſie immer gewähren!“ — fiel hier Bolte ein. — „Ich glaub', ſie hat recht!“

„Da haben wir das Schaf!“ — rief der Wilderer vor Aerger über die eigene Erweichung knirſchend. — „Statt luſtig zu ſterben, wie ein Mann, wird er gleich heulen wie ein Kind und ſein Vaterunſer beten. Aber mich ſollt ihr nicht irre machen. Satan iſt mein Gevattersmann und bleibt es!“

„Ihr täuſcht euch ſelbſt, lieber Bruder," — ſagte die Dame — „und beweiſt gerade mit dieſen Zornausbrüchen, daß ſich euer Herz zu regen anfängt."

„So will ich es erſticken, wie ein noch ungeborenes Kind!" — ſchrie der Wilderer — „Ihr aber geht zum Teufel oder . . ."

Und hier faßte er — ſchäumend vor Wuth — die zarte Frau mit ſeiner Eiſenfauſt, um ſie mit Gewalt wegzuſchleudern. Da aber ſprang auch Bolte, unter dem Geraſſel ſeiner Ketten, auf, und ein raſender Kampf — zwiſchen den eingeengt das unglückliche Weib ſtand — wollte eben beginnen, als ſich der Schlüſſel abermals in dem Schloß drehte, die Riegel zurückgeſchoben wurden, die Thüre ſich öffnete und, in Begleitung des Gefängnißwächters, eine Frauengeſtalt, mit einem Kinde auf dem Arme, eintrat.

Da der Wächter eine Fackel in der Hand hielt, konnte man die Eingetretene leicht erkennen: es war ein noch ſehr junges, nicht unſchönes Mädchen aus dem Bauernſtande; wohl aber von ihren Eltern verſtoßen, wie der elende, in Lumpen zerfallende Anzug bewies: das Opfer ihrer eigenen Schwäche und eines weiteren Verbrechens.

„Verflucht!" — rief denn auch der Wilderer bei ihrem Anblick. — „Auch das noch!"

Die junge Mutter aber ſank in lautem Schluchzen zu des Wald-Jörgen Füßen, umklammerte ihn und ſchrie:

„Jörge! Jörge! was haſt Du aus mir und Dir gemacht! was ſoll's nun werden mit uns und mit unſerem armen Kinde!“

„Was es werden ſoll?“ — rief der Wilderer und ein entſetzliches, erzwungenes Lachen begleitete ſeine Worte. — „Was es werden ſoll? — Ich werde gehängt, Du und der Wurm aber, ihr verhungert und verfault auf offenem Weg, . . . ſo will es die Welt!“

Das junge Weib that einen Schrei, als ob ein Dolchſtoß ſein Herz getroffen.

„Ruchloſer!“ — ſagte Bolte finſter.

Der Wilderer zitterte am ganzen Leibe.

Da ertönte wieder die Engelſtimme der ſtillen Tröſterin und ſagte mit einem ſo ſüßen Klang und einer ſo unendlichen Milde, daß das junge Weib erſchrocken auffuhr und — wie ſie Frau von Krüdener erblickte — eine himmliſche Erſcheinung vor ſich zu haben glaubte, . . . da ſagte jene ſüße Stimme:

„Nein! ſo wird es nicht kommen! noch lebt ein allgütiger Gott, der ſeine Kinder nicht verläßt, auch wenn ſie noch ſo ſchwer gefehlt haben. Für dieſes Weib und ſein Kind ſorge ich, ſo lange beide leben. Es ſoll ihnen nichts fehlen und aus dem armen kleinen

Weſen ſoll, durch eine ſorgliche Erziehung, ein guter Menſch werden.“

Eine tiefe Pauſe entſtand. Nur ein leiſes Schluchzen ließ ſich vernehmen. Die junge Mutter hatte ihr Kind auf den Boden gelegt und faltete ſprachlos die Hände . . . ſie glaubte, es ſtehe eine Engelserſcheinung vor ihr.

Plötzlich fühlte Frau von Krüdener ihre zarte Hand von einer rauhen berührt; . . . es war die des Wilderers. Er hob ſie langſam. Als ihn aber die Dame anſah . . . zuckte es wunderbar um ſeine Lippen, ein ſonderbares Reißen gab ſich in ſeinen Zügen kund . . . bis er mit einemmale vor der hohen Frau niederſank, . . . ſeine Lippen auf ihre Hand drückte und . . . in ein leiſes Weinen ausbrach.

„Nicht mir dieſen Dank!“ — ſagte die Dame — „ſondern Gott, eurem Vater und Richter!“

Jetzt kniete auch Bolte nieder und küßte, Thränen im Auge, den Saum ihres Kleides.

Der flackernde Schein der Fackel aber warf ein eigenthümlich-röthliches Licht über die Gruppe — wie das Abendroth eines, unter Sturm und Wetter verſunkenen Tages und das Morgenroth eines neuen ſtilleren und glücklicheren. Aber zwiſchen dem neuen und dem alten Tage lag freilich für zwei der Anweſenden . . . die Nacht des Todes!

Nach einer Stunde verließ Frau von Krüdener den Kerker. Ein ſchönes, ſeliges Bewußtſein erfüllte ihr Herz. Sie war mit ſich, mit Gott, mit der Welt verſöhnt. Sie wußte jetzt, welchen Weg ſie für die Zukunft zu wandeln habe — — — ſie ſagte ſich ſelbſt mit ſtiller Freudigkeit:

„Jetzt biſt du auch würdig, ihn . . . zu ſehen und zu ſprechen!“

Zwei Kometen und ihre Bahnen.

Es iſt eigenthümlich, wie eine Minute, eine Stunde, ein Gedanke, eine einzige That oft über unſer ganzes Leben entſcheidet. Frau von Krüdener's Beſuch in jenem Kerker entſchied für ihre ganze Zukunft. Sie hatte ſich — ohne ſich eigentlich der Sache klar bewußt zu ſein — mit dieſer Stunde der leidenden und ſündigen Menſchheit gewidmet und zog von nun an, wie ein ſeltener wunderbarer Komet über die Welt hin, — eine Erſcheinung einzig in ihrer Art. Freilich wurde ihr Weſen ſpäter immer ſchwärmeriſcher und myſtiſcher; aber Tauſende und Abertauſende, die ihren Predigten zuſtrömten, fanden doch bei ihr Troſt und Hülfe.

Indeß die Richtung dieſer Kometenbahn zeigte für jetzt erſt nach Hof, und es hieße der Erzählung vorgreifen, wollten wir hier unſere Blicke in die Zukunft werfen.

Lange ſchon war Frau von Krüdener eine begeiſterte Verehrerin der Jean Paul'ſchen Schriften. Schon die gewaltige, glühende Phantaſie, die ſie mit dem Verfaſſer derſelben gemein hatte, ſo wie ihr ſchwärmeriſches, tief poetiſches Weſen, zogen ſie zu ihm hin. Aber dies harmoniſche An- und Wiederklingen gewann noch durch Frau von Krüdener's übrige Eigenthümlichkeiten, kraft welcher ſie mit anderen Frauen wenig gemein hatte, da in ihr — neben der ſchönſten Weiblichkeit — ein übermächtiger Thatendrang herrſchte; freilich wohl durch Eitelkeit und die Sucht zu glänzen mächtig unterſtützt. Sie ſchwärmte in Gedanken für einen gleichen Beruf mit den Männern und fand den des Schriftſtellers um ſo näherliegend, als ſie ſich ſelbſt ſchon mit der Feder verſucht hatte. Juliana von Krüdener vergaß dabei nur eines: nicht Theil nehmen an der ſchweren Arbeit, an den Kämpfen, an dem mühevollen Aufbauen des Mannes ſoll das Weib. Sie ſoll ergänzen, fortführen, vollenden, was er erſtrebt und beginnt. Sie ſoll — ſo will es die Natur — in ihrem kleinen häuslichen Kreiſe dieſelbe Wahrheit, Freiheit und Schönheit anſtreben und pflegen, die er für das Ganze zu ſchaffen bemüht iſt. Sie ſoll das Leben des Einzelnen mit dem des Allgemeinen in Einklang bringen . . . und . . . dies kann ſie auch! Die Erziehung der Jugend liegt ja in ihrer Hand, und wer hat einen mächtigeren Einfluß auf das Thun des Mannes, als ein tüchtiges Weib? Auf dieſer geiſtigen Thätigkeit der Frau, innerhalb der weiblichen Grenzen, beruht ihre einzige vernünftige Emancipation. Bei Frau von Krüdener ließen aber der lebhafte Geiſt, die glühende Phantaſie und der mächtige Drang nach ſelbſtſtändigem Handeln dieſe beengtere Wirkſamkeit ſo wenig zu, als bei Frau von Kalb, und ſo fuhren beide wie Kometen in excentriſchen Bahnen weit über die Grenzen hinaus, die ſonſt dem Weibe und ſeiner Wirkſamkeit gezogen ſind; wobei jedoch das Schlimmſte war, daß ſich ihre Bahnen auch noch kreuzen mußten, — ja daß mit der Zeit ein Zuſammenſtoß zu erwarten ſtand.

Nahe genug war dieſer Zuſammenſtoß ſchon in Weimar geweſen; doch hatte Frau von Krüdener ſo viel Klugheit und Mäßigung, dort nicht weiter, als durch den Ring und ihre räthſelhafte Mahnung, hervorzutreten.

Sie war nämlich auf ihrer Reiſe nach Leipzig durch Weimar gekommen und hatte dort erfahren, daß ſich zufälligerweiſe Jean Paul im Augenblicke daſelbſt anweſend befinde. Da ſie nun ohnedem vorgehabt, den hochverehrten Mann in Hof zu beſuchen, war ihr erſter Gedanke: ihn nun in Weimar zu ſehen. Da hörte ſie, wie ſo ganz und gar Jean Paul in Beſchlag genommen ſei und zwar namentlich auch von ſeiner begeiſterten ſchwärmeriſchen Freundin, Frau von Kalb.

War nun bei Frau von Krüdener auch nicht im

Entfernteſten von Liebe zu dem Dichter die Rede, ſo regte ſich jetzt doch die weibliche Eiferſucht. Selbſt den Freund wollte ſie nicht in den Händen einer Anderen; aber dieſe Andere erregte noch mehr ihren Argwohn durch das, was ſie von ihr, durch Vermittelung der immer böszüngigen Fama, hörte. Frau von Kalb, von deren Verhältniß zu Schiller die Weimar'ſche Welt manches wußte — vielleicht ſelbſt manches, was gar nicht vorgekommen war, — erſchien ihr als eine Coquette, die in übermäßiger Selbſtſucht nach des Dichters Hand und ſomit auch nach ſeinem ungetheilten und alleinigen Beſitze ſtrebe.

Hierin hatte nun freilich Frau von Krüdener nicht ſo ganz unrecht; wie ſie denn auch vollkommen richtig ſchloß: daß eine eheliche Verbindung des Dichters mit Frau von Kalb die Welt bei Jean Paul um die ſchönſten Hoffnungen bringen, ihn ſelbſt aber mit der Zeit unglücklich machen würde.

Dies mußte — ihrer Anſicht nach — verhindert werden. Der herrliche Mann, der Liebling des deutſchen Volkes, der Stolz nationaler Literatur, die glänzende Hoffnung der Zukunft ſchwebte lächelnd und geblendet an einem Abhange. Er mußte gewarnt, geſchützt werden, . . . und ſo war Frau von Krüdener raſch entſchloſſen, ſeinen Schutzgeiſt abzugeben. Etwas Romantiſches, wie ſie es liebte, lag ohnedem in der

Sache, und welches Verdienſt konnte ſie ſich dabei um den angebeteten Mann erwerben. Den Dank und ihr eigenes Nähertreten mußte ſie ſich freilich alsdann auf etwas ſpäter vorbehalten, da jeder Eclat zu vermeiden war.

Daher die Sendung des Ringes und ihr Erſcheinen in Blankenhain, woſelbſt ſie den gefährlichſten Moment herannahen ſah. Und in der That, ſie hatte richtig gerechnet; . . . aber wie das Schickſal gewöhnlich mehr thut, als wir mit unſeren klügſten Berechnungen fertig bringen würden, ſo war es gerade Frau von Kalb ſelbſt, die den ſchon eng geſchürzten Knoten zu lockern und zu löſen begann, und zwar durch ihr allzu kühnes, titanenhaftes, Jean Paul's zarte Begriffe von Weiblichkeit verletzendes Weſen. Die Furcht, Freiheit und Selbſtſtändigkeit einzubüßen, vollendete dann den Entſchluß zu einem vorſichtigen Zurückziehen.

Auf ſeine Antwort war ein längeres Schweigen gefolgt; aber wenn auch die einzelnen Briefe, die dann wieder nach und nach einliefen, den Stempel der Kälte trugen, ſo erwärmte ſich das Verhältniß doch wieder, und gerade in der neueſten Zeit glühte und ſprühte die Titanide mächtiger denn je.

Jean Paul fühlte ſich in einer eigenthümlich peinlichen Lage. Er verehrte Charlotte von Kalb ſo aufrichtig: — er hatte ihr ſeine Freundſchaft — die bei ihm ja immer ein Lieben, nur ein reineres, höheres, edleres Lieben ohne alle und jede Nebenabſicht war — ſo warm und innig zugebracht; — er verdankte ihrer Güte ſo viel; — ſie war ein ſo herrliches, geiſtig kräftiges, hervorragendes Weib; — ſie hatte ſo viel gelitten, ihm ſo viel vertraut; — ſie verſtand es noch immer, ihn zu bezaubern; ... und jetzt, da ſie jede Standesrückſicht, ihm zu Liebe, abzuwerfen bereit war, — jetzt, da ſie, die vornehme, den höchſten Kreiſen naheſtehende Dame, ihm, dem gänzlich unbemittelten, bürgerlichen Schriftſteller, die Hand reichen wollte, — — jetzt ſagte ihm ſein Verſtand: „thue es nicht, ſonſt biſt du als Schriftſteller und als Mann, dieſer Titanide gegenüber, verloren.“

Es war ein harter Kampf, den Jean Paul hier durchzumachen hatte: ein Kampf zwiſchen Herz und Verſtand, — zwiſchen glühender, ſchwärmeriſcher Verehrung und ruhiger Ueberlegung, — zwiſchen dem Gefühl der Dankbarkeit und der Verpflichtung der geiſtigen Selbſterhaltung, die ihm als Dichter — der Mit- und Nachwelt gegenüber — oblag.

Wohl hatte er, gleich nach dem erſten leidenſchaftlichen Briefe Charlottens, den Vorſatz gefaßt, ſich zurückzuziehen, und denſelben auch in ſeiner Antwort bekundet. Aber jetzt glühte es ja auf's Neue in Weimar und der Sirocco der Leidenſchaft wehte von dort verſengend über ſein Herz herüber. Er hatte eine zweite Einladung nach Weimar, unter dem Vorwande „der Ueberhäufung mit Arbeit,“ abgeſchlagen; aber . . . er zitterte jetzt vor dem Gedanken eines Beſuches von dort aus. Frau von Kalb konnte jeden Augenblick in ſeine kleine beſcheidene Wohnung in Hof eintreten.

Ihre Thränen wurden dabei zu ſeinen; — alle ihre trüben Stunden zogen als dicke, ſchwere Gewitterwolken über ſeine Seele. O! er wäre lieber ſelbſt verſunken, als dieſe ſchöne, ihm ſo ideale Freundſchaft verſinken zu ſehen!

„Du läßt auf dem Opferaltar die Göttin ſelbſt verbluten!“ — ſchrie es in ihm, und doch war gerade er es, der geiſtig verblutete.

Ach! das war ja eben das Unglück, daß Charlotte einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Liebe und Freundſchaft machte, als könne man je etwas anderes oder Höheres oder Schöneres, als die Seele lieben.

„Ich liebe ſie ja auch!“ — rief er ſchmerzlich — „aber wie die Tugend, die keinen Körper annimmt. Der erſte Kuß aber endigt dieſe Liebe! — Die ſchönſte Aetherflamme brennt nieder auf dem Altare aus Erde.“

Und wieder nahm er ſich vor, ſie zu denken, aber nicht zu ſehen. Wenn er ſie dann — ſo ſchwärmte er

— unter ſchöneren Sonnen, als unter unſerer einzigen, einſt wiederfinden werde, dann könne er die Arme ausbreiten und rufen: „Komm an mein Herz, ich habe Dich verdient! Ich habe Dich auf der erſten Welt ſo rein geliebt, als wäreſt Du auf der zweiten. Ich bin Dein, jetzt mit doppelten Blumenketten an Dich geſchlungener Freund!“

Aber Himmel! wollte denn das die glühende, leidenſchaftliche Titanide? Sie zerriß einen Brief, der ähnlich geſchrieben war, und trat die Stückchen mit den Füßen; . . . dann fiel ſie in nervöſe Krämpfe.

Sie, mit ihrem Hang, ſtürmiſch zu entſcheiden und zum Beſitz zu drängen, ſie konnte nicht halb beſitzen! . . . ihr ward dieſe Freundſchafts-Liebe oder liebende Freundſchaft nachgerade unerträglich; obgleich ſie im Anfange ganz in gleicher Weiſe geſchwärmt hatte. Jetzt waren die Flügel verſengt und ſie krümmte ſich am Boden in verzehrender Leidenſchaft. Sie klagte ihn an, daß er nicht ſo lebendig, ſo feurig liebe, wie er geliebt werde; daß er nicht gegen ihre ganze Seele die ſeinige einſetzen möge. Sie gab ihm Schuld, er habe ſie in dieſe Qualen verſtrickt.

Wie nahe liegen Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung bei ſolchen Herzenskämpfen und Leidenſchaftsſtürmen bei einander. Aber es war auch vorauszuſehen, daß Frau von Kalb dieſe raſenden Wirbel der

Leidenſchaft, dieſes vergebliche Ringen mit Herz und Sinnen nicht lange bewältigen könne, ohne perſönlich Hülfe bei dem Geliebten zu ſuchen . . . und davor eben zitterte Jean Paul. Er wußte: ihrer perſönlichen Erſcheinung, — ihrem mündlichen Liebesflehen, Auge in Auge, — dem Anblick ihres Schmerzes oder gar ihrer Thränen, werde er nicht widerſtehen können!

Mit Bergeswucht laſtete dieſe Angſt auf ſeiner Seele. — — —

So war der Auguſt herangekommen, als Jean Paul an einem ſchönen Nachmittage arbeitend in ſeiner kleinen beſcheidenen Stube ſaß.

Die Sonne blickte freundlich durch die Fenſter auf den mit weißem Sand zierlich beſtreuten Boden. Ein leichter, angenehmer Lufthauch ſpielte mit den Blättern und Blüthen der Topfgewächſe, die die Fenſterbreter zu einem kleinen Garten umſchufen, und während ein verſpäteter Schmetterling um die duftenden Kelche gaukelte, ſaß ein Taubenpaar auf des ſchreibenden Dichters Kopf und Schulter, mit zierlichem Drehen des Halſes und fragenden Blicken die Geduld des Schreibers bewundernd.

Auch auf dem Tiſche und in der Stube hüpften noch einige Tauben herum; die Mutter des Dichters aber — ſeit längerer Zeit kränkelnd — ruhte, dicht an dem offenen Fenſter, in dem alten Sorgenſeſſel; denn der Sohn hatte ihr vor einer halben Stunde das Spinnrad faſt mit Gewalt hinweggeſchoben und ſie gebeten, ſich doch einige Ruhe zu gönnen.

Alles war dabei ringsumher blank geſcheuert: Fußboden, Tiſch, Holzſtühle und Ofenbank, ſo daß es wie mit Sabbathfeier und Sabbathſtille über dem ſchlichten Raume ruhte.

Jean Paul ſchrieb; . . . dann hielt er inne und las mit halblauter Stimme, — um das Geſchriebene dem Ohre und dem Geiſte noch einmal nahe zu bringen und gerecht zu machen — die letzte Stelle:

„O, es giebt eine freudige Zeit im Leben — und gerade bei gedrückten, aufgehaltenen Menſchen läuft ſie nie ab — wo man noch nicht weiß, was Eitelkeit und Vergehen des Lebens, was Schein des Ruhmes und aller Güter iſt; — eine Zeit, wo wir noch durſtig nach einer mit glänzenden Stunden gefüllten Zukunft ausgreifen, und wo uns das zweite Leben das jetzige nicht aufhebt oder entkleidet, ſondern aufſchmückt und befriedigend ſchließt. O du glückliche, ſchöne holde . . .“

Hier pochte es leiſe an die Thüre. Jean Paul erblaßte, die Feder entſank ſeiner Hand . . . „Charlotte!“ . . . war ſein einziger Gedanke, während es wie mit glühenden Lavaſtrömen über ſeinen ganzen Körper floß, und ein Schrecken, der von Angſt und Entzücken gleichviel in ſich ſchloß, ſein Herz mit einem ſolchen Stich durchzuckte, daß er unwillkürlich mit der Hand nach demſelben fuhr und der Athem ihm verſagte.

Da pochte es wieder; . . . aber er war nicht im Stande, einen Laut von ſich zu geben. Es wirbelte in ſeinem Geiſte, die Sinne drohten zu ſchwinden . . .

Es pochte zum drittenmale und die Mutter ſagte leiſe: „Herein!“

Aber wie? . . . ſah er denn recht? . . . das war ja nicht Frau von Kalb! . . . das war ja die ſchlanke weiße Geſtalt von Blankenhain! . . . das war ſein räthſelhafter Schutzgeiſt!

Freudig überraſcht ſprang Jean Paul empor; aber die hohe zarte Geſtalt ſchwebte ihm ſchon — ihr Gehen war wirklich ein elaſtiſches Schweben — entgegen.

Welch' eine trunkene Freude und Rührung überkam ihn aber nun, als ſich ihm ſein Schutzgeiſt zu erkennen gab, und durch das Ring-Theilchen — ſie trug es in einem goldenen Medaillon auf ihrer Bruſt — beurkundete; wie ſteigerte ſich dann ſein Entzücken, als ihm Frau von Krüdener ihre Begeiſterung für ſeine Schriften mit eigener Wärme und Begeiſterung ausſprach und ſich die Glücklichſte der Glücklichen nannte, da ſie jetzt ihm gegenüber ſitze, und Auge in Auge mit demjenigen Manne rede, der ihr der edelſte, der reinſte, der herrlichſte unter allen deutſchen Schriftſtellern ſei!

Der Eindruck aber, den ſie in ihrer wunderbar ſchönen Erſcheinung auf Jean Paul machte, war um ſo mächtiger und abenteuerlicher, als ſie ſo ganz unerwartet und wie im Traume gekommen war und gleichſam auch im Traume wieder verſchwinden wollte, da ihr nur eine Stunde für den Beſuch zugemeſſen ſei.

Und welch' ein Geiſtes- und Gefühlsleben trat ihm hier wieder entgegen. War dies doch eine Frau, wie keine andere! — ein Weib, das in dem Selbſtgefühle: „daß ſie den Berg erklommen habe, den kleinere Geiſter nicht die Kraft zu erſteigen beſitzen," hoch und weit über alle kleinlichen und niederen Verhältniſſe hinausſchaute.

Immer mehr und mehr belebte ſich das Geſpräch — die Mutter des Dichters hatte ſich leiſe und unbemerkt entfernt —; jetzt kam es natürlich und vor allen Dingen auch auf Ring und Erſcheinung in Blankenhain. Aber wie ſtaunte Jean Paul hier, als nun Frau von Krüdener mit der Offenheit einer großen Seele und der Wärme einer heiligen Ueberzeugung ihr ganzes Thun frei aufdeckte und ihn mit glühender Beredtſamkeit beſchwor, ſeine Freiheit als Menſch und Dichter nicht zu opfern. Himmel! ſie ſprach ihm ja ſo ganz aus ſeiner Seele! und wie ſchön erkannte ſie doch dabei alles Große und Edle an, was in Frau von Kalb's Charakter und Weſen liege. Auch bat ſie

Bayerische Staatsbibliothek München

ihn, ſein Schutzgeiſt noch ferner bleiben zu dürfen; die Ahnung ſage ihr, daß ſie ihm noch einmal rettend erſcheinen werde. Zu dem Ende behalte ſie den kleinen Ring-Theil, wer ihn jemals Jean Paul übergebe, komme von ihr geſandt, ... ihm möge der Freund unbedingtes Vertrauen ſchenken.

Jean Paul ſchwebte in Seligkeit. Freudenthränen ſtanden in ſeinen Augen, und wie er laut und feierlich in heiliger Begeiſterung erklärte: daß ſeine Freundſchaft zu Charlotte von Kalb ewig dauern werde ... aber auch nur als eine ewig unendlich hohe, ideal reine Freundſchaft, ... da fühlte Frau von Krüdener, daß ihr dieſe Stunde unvergeßlich bleibe — die Stunde, wo das Auge dieſes Mannes, der Ton dieſer Stimme, das unbeſchreibliche Ganze ſeiner Empfindungen, in Ausdruck und Accent übertragen, ihr die ſchönſte Harmonie der ſchönſten Seele darſtellte, ... höchſte Erkenntniß mit tiefſtem Gefühle verbunden.

Und immer lebendiger ward jetzt der Austauſch der Gedanken und Gefühle; denn Beide begriffen ſofort, daß ſie ſich gegenſeitig durchſchauten und verſtanden: eine Erkenntniß, die zwei Menſchen, ſelbſt wenn ſie ſich das erſte Mal ſehen, ſtets und auf der Stelle ſo innig eint und verſchmilzt, als ob ſie jahrelang mit einander in innigem Bunde gelebt.

„O! wie wenige Menſchen faſſen und begreifen mich ſonſt!“ — rief jetzt Frau von Krüdener — „und wie ſelig bin ich, gerade in Ihnen, einen Freund gefunden zu haben, dem ich dies Herz aufſchließen kann, dem ich, ohne Stolz und ohne Furcht, die Tugenden ... wie die Fehler dieſes Herzens zu zeigen vermag. Dieſes Bedürfniß, Wahrheit zu hören, dieſes in mir lebende Bedürfniß, beſſer zu werden, dieſer Durſt nach Erkenntniß und dies heiße Verlangen, Menſchenglück zu befördern, — die ausgebreitete Liebe, die in meinem Herzen glüht, die in Ihren Werken athmet, die Ihre Werke mir ſo lieb macht — alles dieſes zeigt mir in Ihrer Freundſchaft ſo viele hohe Freuden, zeigt mir, daß ich durch Sie beſſer und glücklicher werden kann!“

„Sie ſind ein Engel!“ — ſagte Jean Paul.

„O nein!“ — rief Frau von Krüdener — „aus Fehlern, die ich beging, bildete ſich mein Charakter, Unglück führte mich zu erhabenen Genüſſen. Ich ſagte Ihnen, ich wäre nie betrogen worden, ich meine von Menſchen, in denen auch nur ein Funken Empfindung lag, und die ich rühren konnte; von Menſchen niederer Gattung wurde ich oft beleidigt, doch wer erinnert ſich, wenn ihm Mücken beſchwerlich gefallen? Solche Stiche nahmen mir das ſchädliche Blut, das ſo leicht bei der geringſten Gährung übergeht, aus dem ſich Mißmuth und Menſchenhaß bilden. Ohne Stolz ſage ich dies Ihnen, — ach! ich kann nicht ſtolz ſein! Zu viel bleibt mir noch an mir zu beſſern, bis ich zufrieden ſein kann. Dankbar aber erkenne ich das Glück, daß die Vorſehung mir ein Herz gab, in welchem nur Erinnerung des Schönen und Großen leben kann; das, von der Harmonie des Ganzen ergriffen, durch die ſchönſten Gefühle belohnt wurde, das in den höheren Regionen der Liebe und der Freundſchaft ſo gelebt hat, daß ihm nicht einmal die Möglichkeit übrig bleibt, in einer kleineren Welt zu leben! Die Hand des Genie's nimmt den Gedanken meines Ichs aus der Wiege, und ſo weiß ich, daß Sie mich verſtehen werden! Mein Herz ſpricht ja zu Ihnen, und die Worte fließen aus meiner Seele; meine Freundſchaft zu Ihnen läßt es gar nicht denken, daß auch Ihre Freundſchaft, Ihr Wohlwollen mir nicht zu Theil werden ſollte. Daß ich Sie kennen lernte, danke ich der Vorſehung; ſie giebt mir in Ihnen eine neue kräftige Verſicherung meines künftigen Glücks, und in Ihren Thränen liegt eine Welt für mich! —"

„O!" — rief Jean Paul glühend und ſein durchgeiſtigtes, offenes, kindliches Geſicht ſtrahlte vor Wonne und ſeine großen, ſchönen Augen ſandten Ströme des Lichtes und des Entzückens aus — „o! dieſe glänzende Stunde wird ihren Wiederſchein auf Jahrzehnte meines Lebens werfen. Ich wohne hier unter Eisbergen, Eisthälern und Eisherzen . . . aber . . . wenn ich an Sie, erhabene Freundin, denken werde, ſo wird vor dieſem ſeligen Gedankenhauche der Winter ſchmelzen und tauſend Paradieſe des Frühlings werden unter der Wucht des Eiſes hervorſproſſen!“

„Die Vergangenheit verwiſcht viel!“ — ſagte Frau von Krüdener, ſich erhebend.

„Bei mir nicht!“ — entgegnete Jean Paul mit einem wirklich bezaubernden Lächeln. — „Wenn die warme Sonne längſt über meine Gletſcher hinuntergezogen iſt, ſo glimmt an dieſen der durchſichtige Purpur der bedeckten Göttin nach. Sie haben in den Strom meines kleinen Lebens eine glückliche Inſel geworfen, laſſen Sie ſie nicht ſo ſchnell vorüberſchwimmen. Halten Sie an, wenigſtens einen Abend!“

Frau von Krüdener ſchüttelte ihr Haupt.

„Nein, mein Freund,“ — ſagte ſie dann milde — „gerade weil wir uns achten, und weil ich Ihrer Freundin Charlotte kein Dorn im Auge ſein möchte, . . . gerade darum laſſen Sie mich ſtolz auf die Selbſtbeherrſchung ſein, mir nur dieſe Stunde des Zuſammenlebens mit Ihnen gegönnt zu haben.“

„Aber wiederſehen werde ich Sie doch? Geben Sie mir, wie Milton der Welt, außer dem verlorenen Paradieſe noch das wiedergefundene!“

„Gedulden wir uns Beide, . . . vielleicht führt eine höhere Hand uns wieder zuſammen. Jetzt müſſen Sie der Welt und der deutſchen Nation in Ihren herrlichen

Dichtungen leben! O Gott, welch' ein ſeliges Leben muß dies ſein!"

„Blos wenn die höchſte Flamme der Menſchenliebe unſer ſchwüles Herz bewegt, da hört das quälende Alpdrücken des Lebens auf, wie das andere Alpdrücken vergeht, wenn man in ſchwerem Schlafe ein Glied regt."

„Laſſen Sie mich, als Ihr Schutzgeiſt, jedem Alpdrücken wehren . . . wann, wo, wie ich kann. Leben Sie wohl und vergeſſen Sie mich nicht!"

„Vergeſſen!" — rief Jean Paul ſchmerzlich — „wer könnte Sie jemals vergeſſen! Die Legende ſagt: auch die Engel hätten einſt, wie Gott, Menſchen geſchaffen. Als ſie aber geſchaffen waren, konnten ſie dieſelben nicht in die Höhe richten, bis Gott durch einen Funken ſeines himmliſchen Weſens ſie beſeelte und aufrichtete. Die meiſten Menſchen ſind ſolche liegende Creaturen. Nur in Wenige ſchlug Gott den höheren Funken, der ſie aufrichtet. In Ihrer Seele glüht dieſer Sonnenfunken, Ihr innerer Menſch ſteht unter den liegenden kalten Geſtalten hoch aufrecht, und ſein weiter Blick genießt und giebt zugleich . . . den Himmel und die Erde!"

Frau von Krüdener lächelte: — „Sie ſind ein eben ſo edler, als liebenswürdiger Schwärmer!" — ſagte ſie dann, Jean Paul noch einmal die Hand reichend — „jetzt aber laſſen Sie uns . . ."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre heftig aufgeſtoßen, und ... Frau von Kalb trat ein!

Wunderbarer Anblick! ... Es war — für einen Moment wenigſtens — als ob alle drei durch einen plötzlich wirkenden Zauber verſteinert ſeien. Aber eben ſo raſch, wie ſie erſtarrt, fanden alle drei Leben und das klare Bewußtſein der Situation wieder. Frau von Kalb ſtand ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin wie Königin Eliſabeth der Maria Stuart gegenüber. Ihr Herz, ihr Geiſt, ihre Nerven, alles bebte an ihr. Ihre Augen ſprühten Feuer, — ihr ſchönes Haupt bog ſich, wie von der Krone eines edlen Selbſtbewußtſeins gehoben, ſtolz zurück. Das Herz, das wirklich ſonſt groß ſchlug, war in dieſem Momente voll Gift: denn Eiferſucht iſt ſo gut die Schweſter des Böſen, als der Liebe, wie ja der Böſe auch ein Bruder der Engel iſt; — ſie iſt die Schlange, die unter den ſchönſten Blumen des Paradieſes lauert, um ihr unglückliches Opfer mit einem einzigen Biß zu tödten.

Gehe hin, laß den Himmel dich mit Leid ſchlagen, — laß alle Sorgen und Kränkungen auf dein Haupt herabregnen, — krümme dich in Armuth ... es giebt immer in einem Winkel deiner Seele noch Troſt für dich. Aber das Gefühl — dort, wo man des Herzens Schatz bewahrt, dort, wo man Alles ſein muß oder gar nichts — dort . . . vertrieben zu ſein, . . . reizt zum Wahnſinn!

Charlotte von Kalb war in dieſer Stimmung; aber eben deshalb auch geblendet für den Ausdruck der Ruhe und Milde, mit welchem ihr Frau von Krüdener jetzt entgegentrat und ſie als eine Freundin beim Freunde bewillkommte. Erſt der Anblick Jean Paul's beruhigte ſie etwas. Die Leidenſchaft hat, blind für alles Andere, dennoch das ſchärfſte Auge für ihren Gegenſtand: ſo offen, ſo ruhig, ja ſo gehoben wie Jean Paul es in dieſem Augenblicke war, konnte kein Menſch ſein, den Treuloſigkeit drückte.

Dennoch war es ihr unmöglich, ihren Argwohn gegen Frau von Krüdener — ſie hatte deren Namen und frühere Verhältniſſe erfahren — hinunter zu würgen.

„Ich ſtaune,“ — ſagte ſie daher mit leiſe zitternder Stimme, in der ſich jedoch ihre ganze Aufregung und Bitterkeit kundgab, — „Sie hier zu ſehen. Man ſagte mir, Sie ſeien auf der Reiſe nach Leipzig begriffen, um dort Ihren fünfzehnjährigen Sohn zu beſuchen!“

„Man hat Sie recht berichtet!“ — entgegnete Frau von Krüdener, über den verhaltenen Grimm der Eiferſucht lächelnd, — „und ich freue mich unendlich darauf, mein liebes Kind nach langen Jahren der Trennung wieder einmal in die mütterlichen Arme zu ſchließen. Sie wiſſen wohl, Frau Generalin, daß ich von meinem

Gatten, dem ruſſiſchen Geſandten in Dänemark, geſetzlich getrennt bin?“

„Ich habe es vernommen, und Sie ſcheinen Ihr Schickſal mit Reſignation zu tragen.“

„O, meine Liebe, ich ſchmeichle mir, ſagen zu dürfen: wir beide gehören nicht zu den gewöhnlichen Alltagsſeelen. Ich habe wenigſtens ſo viel Schönes und Geiſtreiches von Ihnen gehört, daß ich überzeugt bin, Sie würden ſich mit dergleichen Reſignation in eine Trennung von Ihrem Gatten finden, wie ich. Wo nicht die Liebe das Band der Ehe gewunden, iſt der Tod. Nur will ſich, ſo viel ich vernommen, Ihr Gatte nicht ſcheiden laſſen!“

Frau von Kalb biß ſich auf die Lippen.

„Ich will geſchieden ſein“ — ſagte ſie dann — „weil ich jede gezwungene Ehe als eine Unſittlichkeit betrachte. Daß der General nicht darauf eingehen will, iſt natürlich: ich gab ihm nie Veranlaſſung dazu!“

Frau von Krüdener trafen dieſe Worte wie ein Dolchſtich; aber ſie mußte die Wahrheit zugeſtehen. Einen Moment rührte ſich das verletzte weibliche Gefühl, ſie wollte leidenſchaftlich aufblitzen, — als ſie die große Regung erfaßte, die ſie, die Bereuende, vor wenigen Tagen in den Kerker geführt.

Leiſe, mit einem Ausdruck ſchöner Offenheit und ſiegreicher Ueberwindung hob ſie daher das Haupt und ſagte:

„Auch hierin haben Sie wieder recht, gnädige Frau. Ich kann dies leider nicht von mir behaupten. Daß ich aber den moraliſchen Muth habe, dies vor Ihnen und unſerem gemeinſamen Freunde zu bekennen, mag Ihnen die beſte Bürgſchaft für meine Reue und mein ernſtliches Streben, beſſer zu werden, ſein.“

„Und da ſuchten Sie für dies edle, allerdings anerkennungswerthe Streben, gewiß Stärkung bei unſerem großen Freunde!“

„Und fand ſie hier in der That, wie früher ſchon in ſeinen herrlichen Werken! O, ich beneide Sie, wie groß und ſchön muß ſich erſt Ihr Charakter herausbilden, die Sie ſo häufig mit dem Freunde umgehen!“

„Beim Himmel!“ — fiel hier Jean Paul, beſorgt über die immer gereizter werdenden Plänkeleien der beiden Weiber, ein — „laſſen Sie mich nur auch bei dieſem edlen Wettſtreite nach Vollendung eingreifen. Ich glaube allerdings, man kann viel von mir lernen: wenn man nämlich alle meine Schwächen, deren nicht wenige ſind, ſcharf in's Auge faßt, und das Gegentheil davon thut; wie man, um die Lichtfackeln der himmliſchen Sonne kennen zu lernen, in trübes irdiſches Waſſer ſchaut.“

„Nun!“ — ſagte hier Frau von Kalb lachend —

„wenn man von Schutzgeiſtern umſchwebt wird, wie Sie, iſt das Straucheln ohnehin kaum denklich!“

Frau von Krüdener erröthete und erblaßte. Jean Paul nicht minder. Eine Auseinanderſetzung und wo mögliche Ausgleichung war jetzt geboten. Der Freund unternahm ſie, und zwar mit der ihm eigenen Offenheit und Geradheit; fühlte er doch mit richtigem Tacte, daß dies zugleich das beſte Mittel ſei, ſein Verhältniß mit Charlotten endlich mit Entſchiedenheit feſtzuſtellen. Er mußte ſich ja, ſo ſehr es ihn quälte und ſchmerzte, von ihrer Liebe losreißen, um deſto glücklicher, heiterer und gehobener in ihrer Freundſchaft zu ſein.

Frau von Kalb hörte ſchweigend und aufmerkſam zu; aber ſie ward immer blaſſer.

Jean Paul glühte voll Verehrung für ſie, er ſchilderte ihren gegenſeitigen Freundſchaftsbund als ſein höchſtes Ideal; — er zeichnete die Theilnahme Frau von Krüdener's mit den zarteſten Farben, ohne irgend etwas zu berühren, was Frau von Kalb hätte verletzen können; — er erinnerte daran, daß, wer an Freundſchaft glaube, auch an die Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menſchen, auch an eine Liebe, die über den gewöhnlichen irdiſchen Verhältniſſen ſtehe und Opfer zu bringen fähig ſei, glauben müſſe. Er ward in ſeiner ſchönen, edlen, reinen Begeiſterung Feuer und Flammen, zumal er ſeines großen Berufes als Schriftſteller gedachte, und der großen, herrlichen Aufgabe, die ihm von Gott geworden — in freier, ungebundener Kraft für alle müden, leidenden, ſehnſüchtigen Herzen zu dichten und zu ſchaffen, damit ſie durch ihn geſtärkt, erfriſcht, getröſtet, veredelt und gehoben würden!

Es war ein großer, ſchöner, feierlicher Moment, in welchem er ſo ſprach: das Angeſicht von Begeiſterung und Ueberzeugung leuchtend, Thränen des Ergriffenſeins, der eigenen, tiefen Rührung in den Augen und doch Blitze des inneren Lichtes, Strahlen ſeiner großen, in Allliebe aufgehenden Seele durch dieſe Thränen ſendend. — Wie ein Prophet ſtand er vor beiden Freundinnen, die ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen anſtarrten, ſich ſelbſt und ihre ſeltſam-peinliche Poſition für Augenblicke vergeſſend.

„Ach, ich habe mir es ja oft vorgemalt“ — rief er jetzt, die Hände ſeiner beiden Freundinnen erfaſſend — „wie göttlich ſchön es ſein müßte, wenn wir uns Alle einander ſo liebten, wie zwei Liebende, — wenn die Natur uns Allen zugleich den Nachklang ihres bis über die Sterne reichenden Saitenbezuges der Allliebe ablockte. Dann würden wir ſehen, daß ein Menſchenherz voll ſolcher Liebe — auch wenn ſie nur den Namen Freundſchaft trägt — ein unermeßliches Eden einſchließt, und . . . daß die Gottheit ſelber nur ihre Welten ſchuf, um ſie zu lieben!“

„O, meine Freundinnen, jede von Ihnen iſt eine eigenthümlich große, ſchöne Erſcheinung — wie ein jeder der Planeten, der unſere Sonne umzieht, eine eigene ſchöne Welt iſt; laſſe doch Eine die Andere neben ſich gelten und ſtill-glücklich ihre Bahn ziehen. In idealer Schöne wird mir dann Ihr Doppelgeſtirn vorleuchten und mit ſeinen Strahlen meine arme Erdennacht lichten, daß ich um ſo ſicherer den rechten Weg finde, der mich meiner Beſtimmung als Dichter und Schriftſteller entgegenführt.“

Jean Paul hielt ergriffen inne . . . beide Frauen erhoben ſich. Frau von Kalb ſtand bleich, kalt, hoch aufgerichtet. Leiſe zog ſie die Hand aus der des Freundes, der die Hände der beiden Frauen gern in einander gefügt, — dann ſagte ſie mit eiſigem Tone:

„Sie irren ſich, mein „Freund,“ in unſerer beiden Natur. Wir ſind keine Planeten, die friedlich ihre Bahnen neben einander ziehen, . . . wir beide ſind Kometen gleich, deren Bahnen ſich hier durchſchnitten haben. Möge Gott geben, daß ſie nicht zum zweitenmale . . . aufeinander treffen. Leben Sie wohl! . . .“

„Und ſo, ſo! wollen Sie von mir gehen, Charlotte?!“ — rief Jean Paul mit dem Ausdruck des tiefſten Seelenſchmerzes.

„Ich gehe . . . mit gebrochenem Herzen!“ — entgegnete Frau von Kalb tonlos, — „und bin . . . um eine ſchöne . . . ſchöne Hoffnung ärmer.“

„Und warum das!“ — flehte Jean Paul — „hat meine anbetende Verehrung für Sie auch nur um den Werth eines Sonnenſtäubchens verloren?“

„O!“ — ſagte Frau von Krüdener leiſe — „Sie könnten zwei Herzen ſtatt einem mitnehmen.“

„Ich nehme nur eines mit!“ — verſetzte Frau von Kalb mit ſtolz gehobenem Haupte und finſterer drohender Miene — „und das eine — meines — iſt ein Kirchhof, den Sie, Madame, aus einem Paradieſe machten. Aber ich bedarf dazu keines Beileides. Möge der aufgehende Stern meines „Freundes“ raſch bis in den Zenith des Ruhmes ſteigen; — möge er, frei von den Feſſeln einer allzubeengenden, weil allzuwarmen Liebe . . . ſeinen reichen Geiſt, ſein großes ſchönes Herz der Menſchheit entgegentragen . . . ich ſtehe freiwillig gegen dieſe zurück!“

Und ſich raſch noch einmal zu Jean Paul wendend fügte ſie mit vor Schmerz krampfhaft zuckenden Lippen hinzu:

„Erfüllen Sie Ihren großen, göttlichen Beruf . . . und bleiben Sie . . . mein . . . Freund!“

Und mit dieſen Worten verließ Frau von Kalb raſch das Zimmer.

In Jean Paul's Augen glänzten zwei große Thränen; ſtumm reichte er auch Frau von Krüdener zum Abſchiede die Hand ... und ſank, als dieſe verſchwunden, in ſich zuſammen.

Er hatte einen ſchweren Kampf gekämpft ... aber ſein Schutzgeiſt hatte doch zu ſeinem Heile entſchieden.

Nachtſchatten.

Der Jubelſenior, das Kampanerthal und der Titan.

„Der Menſch“ — ſagte Jean Paul zu ſich — „wird, wie kleine Kinder in die Kinderſchule, ſo in die Schule dieſer Erde geſchickt, um . . . ſtill ſein zu lernen.“

Und er ward ſtiller auf den großen Schmerz, den ihm das gewaltſame Losreißen ſeiner Freundin Charlotte verurſacht hatte. „Wenn die Sonne ſich verfinſtert, ſieht man am Tage den Morgen- und Abendſtern am Himmel ſtehen. Schönes Sinnbild! Wenn ſich uns das Leben verfinſtert durch große Schmerzen, ſo ſcheinen uns Jugend und Sterben — der Morgen- und Abendſtern unſeres kurzen Daſeins — um ſo freundlicher aus den Fernen der Vergangenheit und der Zukunft an, und gießen Troſt in das arme, wunde Herz.“

Jean Paul dachte jetzt viel an beide; aber mehr noch an die Arbeit, um dieſen Schmerz und den Kummer über die immer kränkelnde Mutter zu übertäuben.

Die zarte, gebückte, alternde Geſtalt, von ſo manchen harten Schickſalsſtößen und Lebensſtürmen mürbe gemacht, wankte ſichtlich dem Grabe entgegen . . . und ach! . . . wie wenig hatte der Sohn, trotz ſeinem guten Willen, bis jetzt noch für ſie thun können! Er ſaß ja mit ihr immer noch in dem kleinen beſcheidenen Stübchen zu Hof und vermochte durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Einnahmen kaum ſich, die Mutter und den Bruder vor wirklicher Noth zu ſchützen. Wohl ſchuf er fleißig genug; aber die Verleger zahlten ſchlecht . . . ſie hatten ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun, um . . . reich zu werden; der Dichter und Schriftſteller kann immerhin darben, . . . ihm gehört ja die Welt, Himmel und Erde und das Paradies ſelbſt . . . natürlich nur . . . in den Träumen ſeiner Phantaſie!

„Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,
Verſetzt der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt Du denn, als man die Welt getheilet? . . .
„Ich war“ — ſprach der Poet — „bei Dir!“

„Mein Auge hing an Deinem Angeſichte,
An Deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiſte, der, von Deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!“

„Was thun?“ — ſpricht Zeus — „die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein —
Willſt Du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft Du kommſt, er ſoll Dir offen ſein!“

Und dieſen Himmel poetiſchen Schaffens wenigſtens konnte ſich ja Jean Paul erhalten, und er that es im vollen Maße. Während den Vorbereitungen zu ſeinem Hauptromane, dem „Titan," entſtanden jetzt eine Menge weiterer Schöpfungen, wohin, außer dem „Jubelſenior," das „Kampanerthal," die Erklärungen der Holzſchnitte und „die Palingeneſien" gehören.

Aber welche Maſſe von Arbeiten untergeordneter Natur fielen noch zwiſchen dieſe Schöpfungen! — Welche Thätigkeit und Pünktlichkeit, welche Allſeitigkeit und welchen enormen Fleiß entwickelte Jean Paul außerdem! — Wie geordnet war ſeine ganze geiſtige Thätigkeit. — So gab er ſich für allgemeine und beſondere Benutzung der Zeit und ſeiner literariſchen Schätze beſtimmte Verordnungen, die die Bezeichnung: Studirreglement, Lebensregeln, Lebensmarſchroute, Obſervanda, Kettengebirge der Arbeiten u. ſ. w. führten. Mit dem Anbruch des Tages nahm er ſie alle vor. Zuerſt kam dann — er ließ ſich dadurch kaum zum Nachdenken über die Sorgen und Laſten, die auf ihm ruhten, und zum Nachfühlen der Schmerzen, die an ihm nagten, Zeit — zuerſt kam dann das

„Regiſter deſſen, was ich zu thun habe",
es lautete:

1. Dieſes Regiſter ſtets neu zu machen.

2. Aus der „Geſchichte“ ein Regiſter.
3. Aus den „Gedanken“ eines.
4. Das erſte durchzuleſen und
5. das andere.
6. Das Wörterbuch vermehren.
7. Es leſen.
8. Die „Geſchichte“ leſen.
9. Die „Gedanken“ leſen.
10. Regiſter aus den „Thorheiten“ machen.
11. Eines aus der „Witzſammlung“.
12. Dieſe leſen.
13. Die „Ironien“ leſen.
14. Ein Regiſter daraus machen.
15. Die Anleitung zum Witze leſen.
16. Die zur Tugend leſen.
17. An dem deutſchen Lexikon arbeiten.
18. Leſen der Anekdoten.
19. Ein Regiſter für die Regiſter aus der Geſchichte machen.
20. Am erſten Tage die Uebungen im Styl, am zweiten in den Vorbereitungen, am dritten in Entwürfen.
21. Mein Tagebuch machen.
22. Auf die Menſchen Achtung geben.
23. Meine Urtheile über die beſten Autoren abfaſſen.

24. Ich muß mich im gemeinen Leben nach Stoff zu Gleichniſſen umſehen.

Das „Studirreglement“ hieß:

1. In der erſten Woche lies: Laune, in der zweiten Ironie, in der dritten Witz.
2. Ein Loth Kaffee am Morgen. Gerade meine oder langbleibende Bücher lies nach der Geographie für Kinder, André Spaziergänge u. ſ. w.*) — Lies mehr eigne Sachen, als fremde.
3. Neben jedes Exzerptenbuch lege das Verzeichniß nach Wiſſenſchaften, z. B. Naturgeſchichte ꝛc.
4. Ueber dem Eſſen lies in den Exzerpten — —
5. Satyren und Witz lies vor dem Ausgehen.
6. Beim Leſen des Wörterbuches ſuche aus den Artikeln ſelbſt Aehnlichkeiten zuſammen; z. B. Palaſch, Trennmeſſer.
7. Nur einige Bücher, wie Büffon, lies ſtückweis.
8. Einen Band lies ganz, und nur für einen reichen Artikel, z. B. Tod, durch. In andern blättere flüchtig für viele und leichte Artikel.
9. Entweder der Nachmittag oder der Vormittag wird nicht zum Schreiben genommen.

---

*) Alle hierher gehörigen Bücher ſtanden auf einer beſonderen Seite verzeichnet.

10. Vor dem Kaffee beſſere nur aus.
11. Statt neuer Artikel im Wörterbuch nimm die angefangenen alten vor, z. B. Stehlen, Name.
12. Lies ſtets ein Buch einer Art, ſonſt behältſt du ſie alle lange.

Unter dem Namen Kalender ſchrieb er ſich ferner eine genaue Inſtruction der ſpeciellen Zeitvertheilung.

Erſter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Langſam zu leſendes Buch. 4. Abſchreiben. 5. Erfindung der Laune. 6. Nicolai Reiſen.

Zweiter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Drei Bücher. 4. Abſchreiben. 5. Ironie-Erfindung. 6. Nicolai Reiſen.

Dritter Tag. 1. Leſen der 00. von vorn an. 2. Witz. 3. Philoſophiſche Bemerkungen über den Menſchen. 4. Deutſch. 5. Nicolai Reiſen. 6. Abſchreiben.

Vierter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Leſen und Machen des Wörterbuchs. 4. Drei Bücher. 5. Nicolai. 6 Abſchreiben.

Fünfter Tag. 1. Leſen der 00. 2. Witz. 3. Erfindungen zu Satyren und Geſchichten. 4. Ein philoſophiſches Buch. 5. Abſchreiben. 6. Nicolai.

Sechſter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Drei Bücher. 4. Regiſter über Exzerpte. 5. Abſchreiben. 6. Nicolai.

Auf dieſe Weiſe war Jean Paul der richtigen Zeitbenutzung gewiß. Andere Regeln gab er ſich unter der Aufſchrift:

Observanda.

1. Die Briefe ſeien ſterniſch, nicht lyriſch.
2. Zu bloßen Erfindungen eines Planes, z. B. für „Aurora“, trinke Kaffee.
3. *Bedenke, wenn du eine ſchlimme Stunde ſtark und ſiegend durchgegangen, um wie tiefer ſie dich gepeinigt hätte ohne dieſes Siegen.*
4. Mache ein Buch voll Fragen. Schreibe deine einſamen inneren komiſchen, witzigen Einfälle auf.
5. Lerne die Seite der Exzerpte unter dem Eintragen auswendig.
6. Lies nach dem Eſſen die alten Manuſcripte.
7. *Liebe in jedem Menſchen die Menſchheit, ohne Hinſicht auf ſeinen Vorzug.*
8. Dichte dir Gegenden und ſchreib' es aus.
9. *Beim Spazierengehen wiederhole die Grundſätze der milden ſokratiſchen Vernünftigkeit.*

10. Deine Einfälle bei Anderen ſchreibe auf.

11. Mache dir immer nur einen Grund gegen den Fehler.

12. Schreibe mehr für dich bei Ermüdung vom Leſen, etwa über Titel, Gegenden ꝛc.

13. Probire, wirkliche Charaktere auf dem Papiere reden zu laſſen.

14. Uebe dich in deutſchen Redensarten.

15. Ich will mich nie über eine Sache ärgern, die ich blos anders zu erreichen brauche.

16. Es koſtet mehr Zeit und Kraft, eine Sache zweimal zu machen, als ſie einmal mit der höchſten Anſtrengung zu vollenden.

17. Nimm an wichtigen Tagen Magneſia.

18. Suche bei wahnwitzigen Zügen und Anekdoden nach der Wahrheit und ſetz' eine voraus.

19. Durchſinne die Verhältniſſe aller wirklichen Perſonen zu neuen Erfindungen.

20. Arbeite — zumal bei Erfindungen — nie gegen den Willen der Natur. Es rächt ſich durch Zeitverluſt.

21. Jede Arbeit ſei ihr eigner Zweck. Schreibe nicht viel und ſchnell, ſondern langſam, gut, froh.

22. Schreibe Fehler edler Charaktere auf.

23. Sobald du einmal etwas thueſt, z. B. eine Reiſe, ſo ſtelle dir nur das Angenehme davon vor.

24. In jedem Monat, allemal, wenn ich die vierzig Arbeiten durch habe, iſt eine von den vier Hauptübungen in Geſellſchaftswitz, Laune, Ironie, Sprache, Bauten ꝛc. zu machen.

Mußten da, unter dem unaufhörlichen Wogenſchlage aller dieſer Arbeiten, — zu welchen noch ein ausgedehnter Briefwechſel kam, namentlich mit ſeinem Freunde Otto, — nicht alle Sorgen und Schmerzen übertäubt werden? Und es geſchah auch, und wie die Honig ſammelnde Biene trunken und glücklich über den offenen Kelchen einer Blumenwieſe ſchwebt, ſo ſchwebte ſeine Seele, alles Andere um ſich her vergeſſend, entzückt und ſelig über all' den Tauſenden von herrlichen Blüthen der Poeſie, die ſein reicher Geiſt, ſein warmes tiefes Gefühl, ſeine glühende Phantaſie täglich ſchufen.

Und entzückte er denn nicht mit allen dieſen Werken die ganze Welt?

Jetzt freilich können ſie nicht mehr ſo verſtanden werden und nicht mehr den unbeſchreiblichen Eindruck machen, wie damals; denn — ſelbſt die Producte einer unendlich weichen, zartfühlenden und ſchwärmeriſchen Seele — fanden ſie in jener überſchwärmeriſchen Zeit faſt in jedem edlen Herzen ein ſüß nachzitterndes Echo. Sie ließen ja, trotz ihres Humors nicht nur alle Paradieſe der Erde beſtehen, ſondern ſchufen noch neue ideale dazu. Der Humor ſelbſt war hier eine Art von Unſchuldszuſtand der Natur und der Menſchen; ja er hatte etwas Jungfräuliches, deſſen reiner Schimmer ſich über alle Gebilde der Welt ergoß und ſie verſchönte. Seine Werke waren *zerſchmelzende Accorde*; . . . wie denn der Dichter und ſeine Geſtalten — aber auch die meiſten damaligen Leſer ſelbſt — *es liebten, in Idealität zwiſchen der Flüchtigkeit eines ſchmerzlichen irdiſchen Schatten-Daſeins und eines ſeligen wirklichen in einem zweiten Leben zu zerfließen.* Die ruhigere, philoſophiſchere Anſchauungsweiſe unſerer Zeit, deren charakteriſtiſches Merkmal ja ohnedem die Herrſchaft der kalt berechnenden Vernunft iſt, würde und könnte freilich dieſen Enthuſiasmus für Jean Paul's Werke nicht mehr zeigen. Dennoch ſind und bleiben ſie auch jetzt und für alle Zeiten köſtliche Edelſteine in dem Schatze unſerer deutſchen Literatur und reiche Fundgruben der edelſten, tiefſten Gefühle und herrlichſten Gedanken.

Und wahrlich an Zeichen der Anerkennung fehlte es dem Schöpfer dieſer Werke nicht. Unter Anderem empfing Jean Paul um jene Zeit folgenden Brief nebſt fünfzig preußiſchen Thalern:

„Sie ſollen arm ſein, lieber Herr Richter. *Sie*?

der Millionär an Verſtand! — Weil dieſe Millionärs gemeiniglich arm ſind, und dieſes auch recht gut iſt: denn die anderen ſchreiben keine Bücher — ſo glaub' ich's und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, ſehr viel Vergnügen, nichts als Vergnügen: ſo halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen, lieber Herr Richter, auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie ſehen, daß ihre Leſer dankbar ſind, alle dankbar ſind. Die meiſten können's aber nicht beweiſen, und das iſt auch recht gut — Sie, lieber Herr Richter, würden ſonſt reich und ſchrieben keine Bücher mehr! — Grüßen Sie, lieber Herr Richter, Ihren Chriſtian und Ihre Clotilde vom Dankbaren, und ſeien Sie ſo großmüthig, als er dankbar iſt.

Scheerau. Ihr ergebenſter Diener
Septimus Fixlein."

Erſt lange nachher erfuhr Jean Paul, daß der freundliche Schreiber dieſer Zeilen der alte würdige Gleim geweſen ſei.

Ein anderes Zeichen von außerordentlicher Theilnahme kam ihm aber in dieſen Tagen auch noch von einem ganz entgegengeſetzten Kreiſe zu.

Die Fürſtin von Hohenlohe ließ ihm den Antrag machen, der Erzieher ihrer beiden Kinder zu werden, von denen der Knabe ſpäter jener bekannte Wunderthäter wurde. Natürlich wies der Dichter den Antrag zurück, ſo lockend derſelbe auch in Betreff eines in den Rheingegenden unabhängig zu verbringenden Lebens zu ſein ſchien, erwidernd: „daß er nach der Manumiſſion des Schickſals nunmehr in ſeiner inneren Reichsunmittelbarkeit leben und ſterben wolle. Er habe ſo viel zu ſchreiben, daß er, wenn auch der Tod am Schreibtiſch im achtzigſten Jahre erſt ihn ereile, er über eine ſolche Verkürzung ſeiner Schreibſtunden noch erbittert ſein werde.“ Endlich ſchrieb um dieſe Zeit die erſte Fürſtin perſönlich an ihn, die von Anhalt-Zerbſt, welche ihm mit einem enthuſiaſtiſchen Schreiben einen ſelbſtverfertigten Geldbeutel zum Andenken überſchickte.

Wie überglücklich mußte ſich Jean Paul durch dieſe und ſo viele andere Zeichen der allgemeinen Hochachtung und Liebe fühlen. Aber er war ja auch als Menſch der Liebling Aller, mit welchen er in Berührung kam. Und warum? . . . Nicht nur, weil er voll Geiſt und Phantaſie, voll Gemüth und Liebenswürdigkeit war, ſondern weil er bei all' ſeiner Originalität, Idealität und Größe . . . Schwächen hatte und dieſe in ſeiner kindlichen Unbefangenheit preis gab.

Ein bedeutender Mann von Geiſt, Wiſſen und Charakter iſt den meiſten Menſchen unangenehm, und wenn er noch ſo liebenswürdig, gut und zuvorkommend dabei wäre. Es iſt den gewöhnlichen Seelen bei dem Umgange mit ihm peinlich, etwas Höheres in ihm anzuerkennen; er könnte ja vielleicht gar Anſpruch auf Vorzug und Bewunderung, oder doch nur auf Achtung und Anerkennung machen. Dann . . . kann und darf man ja, einem ſolchen Manne gegenüber, ſeine eigenen Schwächen nicht zeigen. Ferner muß man in ſeiner Geſellſchaft, um ſich nicht ſelbſt Blößen zu geben, alle ſeine Kräfte anſpannen, um doch auch etwas zu ſein, oder . . . wenigſtens zu ſcheinen. Dies alles aber iſt höchſt unbequem. Niemand iſt gern beſtändig in einer Staatskleidung und noch weniger in einer Staatslaune! Dabei will Niemand in Geſellſchaft — und am allerwenigſten einer bedeutenden Perſönlichkeit gegenüber — ſeine Fehler zeigen. Da kommt denn die, ſchon durch die Erſcheinung einer Capacität, eines ſchönen, feſten Charakters beleidigte und gekränkte Eigenliebe mit ihren ſcharfen Augen dazu, und richtet um ſo ſtrenger, je weniger zu tadeln, zu verurtheilen, zu richten gefunden werden kann. Die Kunſt zu gefallen beſteht daher nicht ſowohl darin: daß wir Anderen, ſondern daß ſich Andere mit uns gefallen, und dies geſchieht, wenn ſie ſich über uns erheben, auf uns herabſehen oder ſich uns doch wenigſtens gleich dünken können. Schwächen mußt du neben deinen Tugenden und Verdienſten zeigen, wenn du im Umgang mit Anderen gefallen willſt. Werfe dem knurrenden Löwen eine Beute zu: gieb dem Feinde einen . . . und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Neid des Erſteren und der Phantaſie des Andederen wird durch dieſes geringe Opfer befriedigt, und der Eine wie der Andere ſo angenehm berührt werden, daß er ſich — ſtill triumphirend — gewiß in deinem Umgange gefällt.

Jean Paul aber bot, bei all' ſeiner Dichtergröße, bei all' der Reinheit und Schöne ſeines Charakters, manche, man kann ſagen, liebenswürdige Schwächen dar: er war z. B. gar häufig unpraktiſch; — er war in vielen Dingen unſchuldig wie ein Kind — alſo in den Augen gar Vieler, freilich nicht der Beſten, lächerlich, was in der Welt als eine große Schwäche angeſehen wird; — er beſaß eine allerdings zu große Beſcheidenheit und eine zu lebendige Anerkennung fremder Verdienſte; — er war viel, viel zu gut und ſetzte bei Anderen viel zu viel Gutes voraus; — und dann . . . er war ohne Vermögen, . . . man konnte alſo in dieſer Beziehung auf ihn herabſehen, . . . ſich ſelbſt die Freude machen, ihm unter die Arme zu greifen, . . . man konnte ſein Protector werden. Kurz er war mit allen ſeinen moraliſchen und geiſtigen Verdienſten nichts . . . denn er hatte nichts, d. h. kein Geld! So war denn auch ſeine Erſcheinung nie drückend . . . man konnte und durfte ſeine vielen übrigen guten Eigenſchaften und Liebenswürdigkeiten ohne die Gefahr, ſelbſt daneben in den Schatten zu treten, anerkennen . . . und that dies denn auch wirklich mit vollem Herzen. Der Anſpruchsloſe aber — das Herz voll unendlicher Menſchenliebe und Güte gegen Jedermann, ſelig in ſeinem poetiſchen Schaffen, überſprudelnd von Geiſt, Witz und Laune — verſtand und erfuhr ja davon nichts. Nicht die Flecken der Sonne zu beobachten, war er geſchaffen, ſondern ſich an der Wärme und dem Lichte dieſer himmliſchen Strahlenkönigin zu erfreuen.

So ſchrieb er auch jetzt — glücklich trotz ſeiner äußeren Beſchränktheit — den „Jubelſenior“, das „Kampanerthal“ — — — und begann, am längſten Tage des Jahres 1797, auf's Neue . . . ſeinen „Titan!“

Ein lichter Stern.

Wenn nur nicht die todesſchwangere Gewitternacht, die langſam und ſchweigend für Jean Paul an ſeinem Lebenshorizonte heraufzog — mit ihrem zerſchmetternden Strahle das müde Haupt der theuren Mutter bedrohend — immer dichter und ſchwärzer geworden wäre. Jetzt ſchon warf ſie dunkele Schlagſchatten über ſeinen Lebenspfad.

Die gute niedergedrückte Frau kränkelte ihrem Tode entſchieden entgegen. Der Sohn, der — einzig und allein aus Rückſicht für ſie, und weil er täglich um die kranke Mutter ſein wollte — bis jetzt noch immer in dem kleinen Städtchen Hof wohnen geblieben war, trug ſie, ſo viel er nur konnte, auf den Händen und entfaltete, ihr gegenüber, ſeine ganze Liebenswürdigkeit und Herzensgüte.

Wie oft ſaß er doch, wenn ſeine Arbeiten vollendet waren, neben ihrem Krankenlager und zauberte mit ſeiner regen Phantaſie die lieblichen Bilder ſeiner Jugend-

Idylle herauf. Ach! wenn er dann ſo zart und ſo warm von dem lieben, trauten Jodiß und von dem heimgegangenen Vater ſprach, ... und von dem kleinen ſtillen Glück, daß ſie damals, troß ihrer beſchränkten Verhältniſſe genoſſen, . . . und von der kleinen Hirtin Auguſta, die er ſo kindlich geliebt, . . . und von den Fahrten zum Markte nach Hof, . . . und von tauſend anderen unbedeutenden Dingen, die aber doch für das arme kranke Mutterherz bedeutſam waren und blieben; . . . und wenn er dann das Morgenroth ſeines kleinen Lebens, das ja zugleich das erſterbende Abendroth des mütterlichen Glückes war, aufdeckte und ſanft zerlaufen ließ in der längſt umwölkten Vergangenheit, die ihren letzten Stern am Grabe des Vaters auf dem Schwarzenbacher Friedhofe verſinken ſah . . . dann füllten ſich wohl die Augen der guten, treuen Mutter — und ſeine ſelbſt — mit Thränen einer ſtill nachzitternden Freude, aber auch mit Thränen der Wehmuth und des Schmerzes. Aber ſanft blätterte dann die Hand des beſorgten Sohnes den duftenden Blüthenkelch froher Zukunftshoffnungen auf — nicht weil er ſelbſt mehr auf die Erfüllung dieſer Hoffnungen für die Mutter baute — wohl aber weil ihr Duft die Kranke hob und, wenigſtens vorübergehend, ſelbſt hoffen machte, wie man von Blumen träumt, wenn man ihren Geruch im Schlafe einzieht. Glüht ja vor dem Erlöſchen der

Lampe der Lebensdocht gewöhnlich noch einmal heller auf.

Freilich zuckten dabei wilde Schmerzen durch die Bruſt des Sohnes. Was war denn nun dieſes Leben anders geweſen, als ein mühſeliges Dahinrinnen über den ſteinigen, ſchlammigen Boden endloſer Sorgen und Mühen! Nirgends ein ſtiller, klarer, im Lichte der Sonne freundlich glänzender See, in dem ſich die Blumen der Freude hätten dauernd ſpiegeln können. Und nun, in naher Ausſicht, . . . den Tod . . . den langen, langen Schlaf . . . die Meeresſtille des Daſeins!

Und doch, wie ruhig, wie ſtill dankbar für die kleinen Streiflichter der Freude war die Leidende immer geweſen. Wie ein früh an ſtrengen Gehorſam gewöhntes Kind hatte ihr immer das Herz gehorcht. Ihr Fleiß, ihre Thätigkeit waren aber ſelbſt jetzt noch nicht erloſchen, und wenn ſie das Bett auch nur für Stunden verlaſſen konnte, trug ſie die ſieche Bruſt an das Spinnrad.

Aber wußte denn Jean Paul nicht, daß noch weniger ihre Mutterliebe zu ihm erloſchen ſei? O! die Mutterliebe durchgreift ja mit tauſend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, — ſie zieht ja alle edlen Kräfte in ſich ein und überwächſt und verdrängt jede Nebenpflanze, bis ſie endlich ganz allein auf dem Boden des Herzens blüht.

„Kehrſt du, o Menſchenfreund, im Innerſten gedemüthigt, mit Leere, mit Ekel und Abſcheu zurück von dem Anblick des Uebervortheilens, des Raubens und Blutverſchüttens auf dem Markte der Welt, ſo tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menſchenwürde zu ſtärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine liebende Mutter wacht.“

„Wie geht ſie mit ganzer Seele in das leidende Geſchöpf über, wie ſteht, und kniet, und geht, und läuft und ängſtigt ſie ſich im Schweiße des Angeſichts für den Liebling; wie giebt ſie für ſeinen Eigenſinn Freundlichkeit, für herzzerreißende Klagen tröſtende Worte, für ſeine Ruhe den ſüßen Schlaf der Nacht, wie hat ſie immer Thränen für Thränen, wie ſinnt ſie darauf, das abgezehrte Kind ſo behutſam zu faſſen; wie ſeufzt ſie bei ſeinen unmuthigen Geberden, mit dem Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich ſei an ſeinen Schmerzen ſchuld! —“

„O, es liegt eine unſterbliche Zärtlichkeit in der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde; über alle anderen menſchlichen Empfindungen reicht ſie hinaus. Keine Selbſtſucht macht ſie erkalten, keine Gefahr kann ſie abſchrecken, keine Schuld kann ſie erbleichen machen, kein Undank vermag ſie zu erſticken.“ . . . Aber . . . war denn nicht auch ſein ganzes Leben ein Austauſch ſeiner Kindesliebe gegen dieſe Mutterliebe geweſen?

Es kann auf Erden keinen ergreifenderen Anblick geben, als der war, wenn Jean Paul auf dem Rande des Bettes ſeiner Mutter ſaß, ſie umſchlang und die bleiche, ſtille Frau ihr müdes Haupt an die Bruſt des Sohnes legte. Ach! der Anblick zweier Menſchen, gebückt unter einerlei Bürden, verknüpft zu einerlei Pflichten, angefeuert von derſelben Sorge, von derſelben Liebe zueinander, iſt ja ſchon groß und erhebend! Wenn aber erſt in einer ernſten Stunde des Lebens ihre überwallenden Herzen aneinander fallen; — wenn, wie hier, die aufſteigende Wolke des Todes ihre Nachtſchatten und die Ahnung einer nahen ewigen Trennung über ſie gießt; — wenn eines von ihnen ſchon die Trauerſchleppe des Lebens, das Alter trägt; ſeine Haare und Wangen ſchon ohne Farbe, ſeine Augen ohne Feuer, auf ſein Antlitz die bitteren Kämpfe des Lebens eingegraben ſind, und die müden Arme gleichſam von ſelbſt dem Tode entgegenſinken, . . . und wenn ſie dann beide ſagen und fühlen: „Es iſt alles abgeſtorben, aber doch unſere Liebe nicht!“ . . . o! ſo müßte dieſer Anblick auch Unſterbliche rühren.

„Ja, Liebe, dein Funke iſt über der Zeit; er glimmt weder gebunden an der Freude, noch an der Roſenwange; er erliſcht nicht: nicht unter tauſend Thränen, noch unter dem Sehnen des Alters!“ — — —

Aber auch hier in dieſer Trauer, unter dieſem neuen Sorgen und Befürchten war es wieder die Arbeit — ſein friſches freies poetiſches Schaffen — was Jean Paul erhob und über dieſe trüben Stunden und Tage hinaustrug . . . als ihm plötzlich hinter dem dunklen Gewölke ein lichter Stern aufging . . . ſchöner, als er je einen begrüßt.

Die Mutter hatte ſich gerade in der letzten Zeit einer kleinen Beſſerung zu erfreuen, und der beglückte Sohn ſah ſchon im Geiſte die knöcherne Hand des Todes eine Verlängerungsfriſt für das geliebte Leben unterzeichnen, als er an einem Morgen in den erſten Gaſthof des Städtchens gerufen wurde, wo ihn eine Dame erwarte.

Auf der ihm überreichten Karte ſtand: Emilie von Berlepſch. Wb.

Es war jetzt ſchon Jean Paul nichts Neues und Ungewöhnliches mehr, daß er von geiſtig bedeutenden oder auch hochſtehenden Perſonen aufgeſucht wurde, die ſelbſt die Reiſe nach dem damals noch ſehr abgelegenen Hof nicht ſcheuten, um die perſönliche Bekanntſchaft des ſo allgemein beliebten Dichters zu machen. Auch war er viel zu gut und zu liebenswürdig, um alsdann nicht mit Freuden eine ſolche Aufmerkſamkeit hinzunehmen, die ja ohnedem in ſein einſames Leben eine kleine Abwechslung brachte.

Oft war ja auch geiſtig aus ſolchen Beſuchen Gewinn zu ziehen, — Gewinn an Menſchenkentniß und an Stoff für ſeine Schöpfungen: während er auf der anderen Seite doch auch Menſch genug war, um dieſe Anerkennung ſeiner Leiſtungen mit freudigem und gewiß gerechtem Stolze hinzunehmen.

Alſo wieder eine Dame! — er wußte indeß nicht, warum er ſich bei dem Namen: Emilie von Berlepſch, und dem Beiſatz: „Wittwe“, eine ältliche Matrone dachte!

Aber, Himmel! . . . wie hatte er ſich geirrt!

Er erwartete eine Zeitloſe zu finden, . . . und vor ihm ſtand jetzt . . . ein Maiblümchen, das ſein blondlockiges, blauaugiges Köpfchen reizend aus dem dürren Mooſe des Alltaglebens hervorſtreckte.

Und dies kleine, zierliche, noch in der ſchönſten Blüthe der Jahre ſtehende, zauberiſche Weſen . . . ſollte eine Wittwe ſein?

Wie weich, wie roſig und von Anmuth übergoſſen war dies Geſichtchen! Wie ſchwamm dieſes große, blaue Auge bei jeder Erregung in feuchtem, lockendem Glanze! Wie war das kecke Näschen ſanft gebogen, wie waren die feinen, leicht aufgeworfenen Lippen zum Küſſen und zum Schmollen geſchaffen! Wie wohllautend und einſchmeichelnd klang dieſe Stimme! Wie beredt war dieſer kleine allerliebſte Mund, der jetzt von Aeußerungen des Entzückens überfloß und dem überglücklichen Dichter verrieth, wie ſich Herz und Geiſt ſeiner Beſitzerin längſt nach dem Momente geſehnt, in dem ſie dem großen herrlichen Jean Paul gegenüberſtehe.

Das kleine nette Weibchen war dabei ſo glühend, ſo beweglich, es war ſo alles Temperament und Feuer an ihr, daß Jean Paul jede Minute einer Umarmung entgegenſah, was ihm in der That gar nicht unangenehm geweſen wäre. Nach einer halben Stunde, neben ihr auf dem Sopha, zugebracht, kam es ihm vor, als ſei er mit Emilie ſchon jahrelang bekannt.

In glücklichen Ehen tauft der Gatte ſein liebes Weibchen gewöhnlich mit einer poetiſch vergleichenden Verkleinerung, wie: mein Täubchen, mein Hühnchen, mein Kätzchen, mein Mäuschen; — oder er geht vom Thierreiche zum Pflanzenreiche über und ſagt zu ihr: meine Roſe, mein Veilchen! — oder aber er verſtümmelt in ſeiner Liebesſprache ihren Taufnamen, und ruft ſie ſtatt Friederike . . . Fritzchen oder Fritze! ſtatt Pauline . . . Paulchen oder Paulus!

Es liegt hierin etwas ſehr Bezeichnendes und Liebes, — eine ungemeine Traulichkeit, — ein kindlichſüß-vertrautes Weſen. Gerade ſo ein Weſen aber war Emilie von Berlepſch, man hätte ihr jeden dieſer Namen — und jeden von einem Kuß begleitet — geben können. Dennoch vergab ſie ſich nicht im Geringſten etwas.

Mit Lebhaftigkeit und Wärme ſprach ſie jetzt mit Jean Paul alle ſeine bis dahin erſchienenen Werke durch, wobei ſie einen reichen Geiſt, Witz, Laune und ein vortreffliches Urtheil kund gab. Sie war dabei die Heiterkeit und Natürlichkeit ſelbſt, und was ſie ſagte, ſagte ſie mit einer Liebenswürdigkeit, die ſtets neu anzog und bezauberte. Ihr froher Lebensſinn hatte ordentlich etwas Anſteckendes. Jean Paul vergaß ſich und ſeine gedrückte Stimmung ſo ganz und gar, daß ihm die Stunden wie Minuten verflogen und die Eſſenszeit da war, ehe er es dachte. Er wollte jetzt gehen; aber daran war nicht zu denken. Er mußte zum Mittageſſen bleiben — Frau von Berlepſch ließ es der Mutter ſagen und ſchickte heimlich gleich die beſten Schüſſeln des Hauſes und einige Flaſchen ſtärkenden Wein für die Leidende mit. So hielt Emilie ihren lieben Gaſt bis zum ſpäten Abend und erklärte beim Abſchied: ſie habe ihn ſo liebenswürdig, ſo originell und intereſſant gefunden, daß ſie ſich ſo ſchnell nicht von ihm trennen könne und daher — ehe ſie in das benachbarte Bad Eger gehe — noch einige Tage in Hof bleibe. Für dieſe Zeit aber nehme ſie ihn vollſtändig in Beſitz.

Jean Paul war — als er ſie verließ — wie berauſcht. Welch' ein Stern war wieder an dem Horizonte ſeines Lebens aufgegangen!

Bad Eger.

Zwei Stunden von Carlsbad liegt an einer Krümmung der Eger — die hier einen Ellnbogen zu machen ſcheint — höchſt maleriſch das Städtchen Ellnbogen. Es wurde 1134 von dem Markgrafen von Bohburg, Grafen zu Dhona, erbaut. Auf dem Rathhauſe zeigt man eine Eiſenmaſſe, die . . . ein Meteorſtein ſein ſoll. Man kann hier mit de Luc ſprechen: „Je le crois, parceque vous dites l'avoir vu tomber, mais je ne le croirais pas, si je l'avois vu!“. — — *) Jedenfalls iſt die Volksſage erbaulicher, nach welcher der Klumpen dadurch entſtanden ſein ſoll, daß das Donnerwetter in die Glocke ſchlug, mit der ein harter, grauſamer Verwalter täglich zum Frohndienſte läutete! . . . Der Blitz Gottes ſchmolz die Glocke ſammt

---

*) „Ich glaube es gern, weil Ihr ſagt, Ihr hättet es ſelbſt geſehen; aber wenn ich es ſelbſt geſehen hätte, würde ich es nicht glauben.“

dem Herrn Verwalter zuſammen. Für Verwalter ſoll die Maſſe centnerſchwer ſein; arme ehrliche Landleute aber heben ſie leicht empor. Ob Finanz-Miniſter, Finanz-Räthe und Rentbeamte ſie auch ſo leicht heben?

Aber der Blitz zuckte einſt auch über das nahe gelegene Eger, als Wallenſtein hier ſein tragiſches Ende fand. Noch zeigt man auf dem Rathhauſe die Hellebarde, womit Deveroux ſeinen Feldherrn niederſtieß, der aus dem Bette an's Fenſter ſprang, als die Mörder nahten, die bereits ſeine Vertrauten Illo und Terzky hatten morden laſſen. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den Todesſtoß, ohne ein Wort zu ſprechen!

Mag Wallenſtein groß genannt werden oder nicht, . . . mag er als Verräther, der nach der Krone Böhmens trachtete, oder als Opfer ſeiner Feinde, unter welcher die Jeſuiten nicht die geringſten waren, und des Mißtrauens Kaiſer Ferdinand's gefallen ſein, — mag Ehrgeiz, Stolz und Selbſtvertrauen ihm die Grube gegraben haben, wie ſeine ungeheure Prachtliebe, die ihn verhaßt machte, und nur befriedigt werden konnte durch gleich ungeheure Erpreſſungen von Freund und Feind — genug — er rettete Oeſterreich zweimal vom Verderben, und was wäre ein zweiter Wallenſtein ſpäter werth geweſen?

Der ſtolze Mann ſchenkte nie weniger, als tauſend Thaler; dafür war aber auch als Strafe ſtets der Galgen bereit. „Laßt die Beſtie hängen!“ war ſein kurzes Urtheil.

Nacht deckt ſeine Plane, wie ſeinen Fall; die Ankläger erhielten ſeine Güter, und Verhandlungen, Briefe, Zeugniſſe u. ſ. w. fehlen ſo weit, als ſie Anklagen abgeben könnten, wie die 3000 Seelenmeſſen, die Kaiſer Ferdinand für den Gemordeten leſen ließ. Immerhin bleibt Wallenſtein, der Eiſerne, ein großer Charakter, den Schiller beſſer zu würdigen wußte, als alle Reichs-Geſchichtler!

Wer ſollte ſolche und ähnliche Gedanken nicht hegen, wenn er vor dem verſpritzten Blute dieſes Mächtigen ſteht, das auf dem Commandantenhauſe zu Eger gezeigt wird, wie auf der Wartburg . . . der Dintenfleck Luther's!

Aber ſo ernſt, feſt und groß Eger — umſchwebt von dieſen trüben und blutigen Erinnerungen — auf ſeinen Felſen thront, ſo lieblich und freundlich winkt der eine Stunde von der Stadt entfernte Eger- oder Franzensbrunnen den Kur- und Badegäſten. Herrliche Anlagen, Gaſt- und Badehäuſer umgeben ihn und während ein geſchmackvoller Geſellſchafts-Saal zum Beſuche einladet, genießt man von dem ganz nahen Schneckenberge aus eine wundervolle Ausſicht. Prächtige Ausflüge bieten dabei der nahe Kammerbühl, ein intereſſanter Baſalthügel, — Liebenſtein, mit einem alterthümlichen Schloſſe, — das enge Felſenthal Seebach — und das ſchon ſächſiſche Schönberg; auch Waldſaſſen mit einer reichen Prälatur und Alexanderbad ſchließen ſich würdig an.

Allerliebſt aber nimmt ſich die ganze Gegend aus, wenn man von Waldſaſſen herabkommt. Der Weg iſt höchſt einſam, nur von dem Geräuſch einiger Mühlen unterbrochen. Dichte Wälder hemmen dabei die Ausſicht, . . . bis mit einemmale, aber eben darum um ſo überraſchender, das Tempe von Eger im tiefen Keſſel hervortritt, Wohlſtand und Zufriedenheit allerwärts verkündigend.

Aber nun . . . welch' ein Leben hier! In die böhmiſchen Bäder ziehen ſchon darum Norddeutſche gern, weil ſie die Verſchiedenheit der Sitten und das joviale Treiben der Oeſterreicher beluſtigt, und ſelbſt die, dem nordiſchen Ohr komiſch klingende, gemüthliche Sprache und das gemüthliche Weſen der Oeſterreicher ſie anzieht.

Die Bäder gehören unter die beſten Mittel gegen jene Modeübel, die wir von unſeren Nerven ableiten; aber gerade dadurch ſind ſie ſelbſt zu Modeübel geworden. In früheren Zeiten wußte man wenig von Badekuren und Badereiſen . . . höchſtens von einem Hausbade. Jetzt fährt man jährlich in glänzende Bäder, oft zur bloßen Aufheiterung und Erholung, wobei häufig der Mann das andere eine, die Frau das andere Bad aufſucht. Unſere Vorältern kannten nur Geſchäftsreiſen; jetzt will man Zerſtreuungsreiſen gegen das häusliche Einerlei; und gerade wo Ruhe nöthig wäre, Zurückgezogenheit und Einſamkeit, um ſich zu ſammeln und zu bekennen: „Ich habe geſündigt!“ . . . macht man nun wahre . . . Betäubungsreiſen in die Bäder!

Und welcher Glanz, welche Pracht, welcher Luxus entfaltet ſich hier! Wie ſchäumt — gerade an den Orten, wo Mäßigkeit und diätes Leben doppelt nöthig wären, um die zerrüttete Geſundheit herzuſtellen — der Becher der Lebensfreuden ſo ſprudelnd und perlend über! Auch in Eger war dies von jeher der Fall, zumal von allen Seiten der Adel Sachſens, Böhmens und Norddeutſchlands herbeiſtrömte, und Reichthum, Schönheit, Lebensübermuth und Genußſucht ſich hier ihre Rendez-vous gaben.

Hohe ſchöne Frauen und Mädchen in den koſtbarſten und geſchmackvollſten Toiletten, — Fürſten und Fürſtinnen, Grafen und Herren — Menſchen aus allen Ländern und Völkern trafen ſich hier. Ein Vergnügen gab dem anderen die Hand, eine Luſtbarkeit wechſelte mit der anderen: köſtliche Mahlzeiten, hohes Spiel, große und kleine Landparthien, allgemeine Tanzbeluſtigungen, Jagd, Concerte, verliebte Abenteuer und Serenaden! . . . Es war ein Leben voll Luſt und Herrlichkeit!

Und in welchem Maße konnte auch der Denkende ſich hier gefallen, wenn es ihm darauf ankam, ſeine Menſchenkenntniß zu mehren.

Dem Beobachter geben die Menſchen auf der Straße ſchon weit mehr Stoff, als in ihren vier Wänden; die Beobachtung der Kurgäſte in einem Bade aber, dieſem Conglomerat aus ſo vielen Ständen und Ländern, iſt nicht mit Geld aufzuwiegen, zumal für einen Schriftſteller, deſſen Hauptſtudium die Menſchen, ihre Sitten und Charaktere ſein muß. Kamen denn nicht auch in Eger — wie dies ohnehin vorzüglich in den Bädern Böhmens der Fall iſt — die berühmteſten Zeitgenoſſen, die Heroen im Felde und im Kabinete, Krieger und Diplomaten, Finanzmänner und große Gelehrte, neben Junonen, Aſpaſien, Charitinen und . . . Originalen aller Art zuſammen? Dazu die Kranken — meiſt mehr moraliſcher, als phyſiſcher Natur . . . und . . . die Narren in allen Abſchattungen! Wer ſich aber einmal zu einer gewiſſen Größe des Humors emporgeſchwungen hat, der ärgert ſich auch über kein Original und über keinen Narren mehr: im Gegentheil, ſie bieten ihm gerade die ſchönſte Unterhaltung und das intereſſanteſte Studium dar.

Und mitten in dieſem bewegten Badeleben und ganz neuen Studium . . . fand ſich jetzt Jean Paul . . . freilich ohne recht zu wiſſen, wie er dahin gekommen war.

Emilie von Berlepſch hatte es nämlich nicht anders gethan: Jean Paul hatte ſie auf kurze Zeit nach Bad Eger begleiten müſſen.

Die Sache verhielt ſich wie folgt: raſch und wie im Fluge waren Beiden die für den Beſuch in Hof berechneten Tage verflogen. Der Gedankenaustauſch war ja ein ungemein lebendiger: Emilie hatte tauſenderlei zu fragen, zu beſprechen, zu erörtern, . . . der Dichter ſo viel mitzutheilen, vorzuleſen, an dieſer kleinen köſtlichen Wittwe zu ſtudiren. Beide waren originelle Menſchen und ſich ganz neue Erſcheinungen. Ueberall fanden ſich intereſſante Seiten und Haltpunkte. Beide waren in ihren Charakteren unendlich verſchieden und trafen doch jeden Augenblick auf gleiche oder verwandte Gedanken.

Dabei wußte die junge Wittwe den Dichter ſo zu bezaubern und anzuziehen, daß er glaubte: noch nie ein herrlicheres und liebenswürdigeres Weib geſehen zu haben.

Als aber nun in dieſem ſüßen Rauſche die wenigen Tage, die Frau von Berlepſch für Hof beſtimmt hatte, wie im Fluge und im Traume verſchwunden waren, und ſie nach Eger abreiſen mußte, gab ſie den neuen Freund nicht los. Sie hatte ihn ſo vollkommen in Beſchlag genommen — und dies auf eine ſo unwiderſtehlich liebenswürdige Weiſe — daß er ſich ihr gegenüber vollkommen willenlos fand. Sie hatte ihn, wie eine kleine Hexe, bezaubert: er war ihr! Wenn ſich aber dies ſchöne, eigenſinnige Köpfchen etwas vorgenommen hatte, dann mußte es auch geſchehen und ausgeführt werden. Emilie von Berlepſch war ja ein verwöhntes Kind, das nie gelernt hatte, ſich einen Wunſch zu verſagen, ſondern ganz ſeinen Neigungen lebte, und von jeher Alles nach ſeiner Pfeife tanzen ließ . . . freilich mit einer wahrhaft liebenswürdigen Tyrannei.

Jetzt hatte ſie den herrlichen Jean Paul erfaßt, und wie ein kleines Mädchen die neu beſcherte Puppe an ſich drückt und gar nicht mehr aus den Händen läßt, ſo hielt ſie jetzt geiſtig ihren Jean Paul feſt, und wenn er auch, wegen der kranken Mutter — ſie fühlte ſich allerdings im Momente etwas beſſer — Hof durchaus nicht verlaſſen wollte, ſo bat ſie mit ihrer einſchmeichelnden Stimme und auf ihre unwiderſtehliche Weiſe ſo ſchön und ſo lange, bis er nachgab. Der Arzt verſicherte ohnedem, daß für die nächſten Monate mit der Mutter noch nichts zu befürchten ſei, und Emilie beſtellte außer dem Bruder noch eine eigene Frau zur Wartung der Kranken. Auch war es nöthig, daß Richter ſeine, durch allzuvieles Arbeiten geſchwächte Geſundheit einmal ſtärke! . . .

Kurz . . . *Jean Paul mußte nach Eger mit*, — natürlich auf *ihre* Koſten. Es war unmöglich, zu widerſtehen.

Himmel! in ihrer roſenfarbenen Laune war Emilie ja auch ſo friſch, ſo köſtlich, ſo heiter und jugendlich übermüthig, daß es Jedermann, der mit ihr in Berührung kam, wie mit Frühlingswonne anwehte, und ſo ſelig und heiter zu Muthe ward, wie im Mai. Aber wehe dem Manne, der dieſe kleine Wittwe einſt heimzuführen beſtimmt war — denn daß ſie noch einmal heirathen werde, war bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Vermögen und ihrer Liebenswürdigkeit doch wahrlich vorauszuſehen — wehe dem Manne! wenn ſich dieſe Eigenſchaften, die jetzt lockenden Genien glichen, vielleicht in eben ſo viel Teufelchen umgeſtalten ſollten . . . dann drohte dem überſeligen Schwärmer wohl das Schickſal eines beklagenswerthen Sklaven. Berühren ſich doch in Charakteren, wie der Emiliens, die Extreme leicht. Die ſchönſten und wärmſten Sommertage bringen die meiſten und ſchwerſten Gewitter! —

Emiliens Temperament war eben *gar zu erregbar*, — zu leicht und zu ſchnell war ſie Feuer und Flamme. Sie umfaßte zwar Alles mit Liebe und Freundſchaft und Begeiſterung und Aufmerkſamkeit; — — *ließ es aber auch eben ſo ſchnell bei* einer neuen Anregung fallen. Sie hatte das Herz auf der Zunge, — ſie hielt mit nichts hinter dem Berge, — Alles mußte gleich bei ihr heraus, was ſie drückte und bewegte; . . . eben deshalb aber konnte ſie auch bei dem leiſeſten Argwohn — denn ſie war in Freundſchaft und Liebe fabelhaft eiferſüchtig — die beſten Freunde dermaßen verletzen und zurückſtoßen, daß ein vollſtändiges Zerreißen des ſchönen Bundes ſofort erfolgen mußte. So hatte ſie in ihrem Leben ſchon eine Maſſe von Freunden und Freundinnen gehabt . . . von welchen ihr aber freilich nur ſehr wenige geblieben.

Jetzt ... war Jean Paul ihr Ideal, ihr Schooßkind, ihr Liebling, ihr Eines und Alles! . . . und wie hätte dieſem die neue Freundſchaft nicht in dem holdeſten Roſenlichte erſcheinen ſollen, da eben bis jetzt noch keine Winterfröſte eingetreten waren und nur ein blühender, glühender, duftender Mai ihn mit ſeinen Blüthen und Paradieſen überſchüttete.

Emilie lebte in Eger fürſtlich, ... Jean Paul wurde auf den Händen getragen . . . ſie baute ihm in jeden Tag glänzende Gärten des Entzückens hinein — — — er ſchwamm in Seligkeit . . . und doch war und blieb das Verhältniß zwiſchen ihm und ihr ſo rein und zart, wie am erſten Tage ihrer Bekanntſchaft, wenn es auch an Wärme und Innigkeit zunahm und es keinem

Zweifel mehr unterliegen konnte, daß Emilie . . . ihn liebe. — — —

Es war ein wundervoller Tag, an welchem Emilie von Berlepſch und Jean Paul, in Begleitung einer größeren Geſellſchaft, — die kleine Berlepſch übte ſchon über einen großen Theil der Kurgäſte eine ſouveraine Macht aus, und beſtimmte und arrangirte täglich die Parthien — einen Ausflug nach Marienbad und der Metternich'ſchen Herrſchaft Königswart machten.

Der Weg war prächtig. Das Bad lag mitten in ſteilen Bergen und finſteren Wäldern, aber in einem reizenden Thale. Da die ganze Gegend Moorgrund, ſo war es zum Gebrauche von Schlammbädern trefflich eingerichtet. Man fand auch dort eine nette Geſellſchaft, und da Speiſen und Getränke gut, die Muſik ſehr ſchön, die Laune aller Betheiligten äußerſt heiter und die kleine Berlepſch überſprudelnd und ausgelaſſen war . . . ſo flogen die Stunden in ungebundener Luſt dahin. Nur Jean Paul konnte nicht ſo ganz munter ſein, da ſich ſeine Gedanken oft nach Hof verirrten und mit ängſtlicher Sorge der dahinſiegenden guten Mutter gedachten; dennoch heiterte ihn gerade hier ein zufälliges Zuſammentreffen mit einem Bekannten aus Hof auf, der das Städtchen erſt vor drei Tagen verlaſſen hatte und dem beſorgten Sohne die Nachricht brachte, daß es damals noch nicht ſchlimmer mit der Mutter geſtanden habe.

Jean Paul athmete freudig auf und überließ ſich nun gern und ungezwungen dem Strome der allgemeinen Luſt, auf dem ſeine reizende Freundin den Reigen führte. Wie ward er doch dabei von allen Männern, ja ſelbſt von Frauen um die Gunſt beneidet, in welcher er bei Frau von Berlepſch ſtand. War er doch ihr anerkannter und erklärter Liebling, der von der reizenden jungen Wittwe wie ein Schooßkind Allen vorgezogen und gehätſchelt wurde.

Noch toller wurde die Luſt zu Königswart, da ein Graf Lobkowitz einen Korb voll Champagner auf dieſe Metternich'ſche Herrſchaft vorausgeſchickt hatte. Sie berührte indeß Jean Paul peinlich, als der Graf den Vorſchlag machte, den Wein auf dem ſogenannten Juden-Kirch-Hof zu trinken, und die Geſellſchaft den Vorſchlag einging.

Dieſer Kirchhof war allerdings kein Kirchhof, ſondern ein wunderſchöner Platz, den eine barocke Laune früherer Beſitzer nur ſo genannt und mit Leichenſteinen geziert hatte, die ſämmtlich drollige Inſchriften trugen.

Jean Paul wußte nicht, warum ihn dies Spiel mit dem Tode heute wie ein Frevel vorkam; ſein Humor und ſeine ſatyriſche Laune hätten die Sache zu einer anderen Zeit gewiß vom ſatyriſch-philoſophiſchen Standpunkte aufgefaßt. Heute ſchnitt es tief in ſeine Seele, zumal die Gläſer dabei klangen, der Champagner ſchäumte und die Geſellſchaft lachend und ſcherzend von einem Steine zum anderen zog und die Inſchriften las. Da ſtand denn freilich:

„Herr Schleicher, der nach Haus mit grünen Knieen kam,
Starb jählings hier vor Schaam!“

Weiter las der Graf lachend:

„Hier ſtarb mit ſtarren Blicken
Herr Freyer am Entzücken,
Weil er der Liebe Pfand
Vor ſeiner Thüre fand“

Eine andere Inſchrift, die einem Arzte gelten ſollte, lautete:

„Hier liegt, dem Kirchſpiel zum Vergnügen,
Durch den hier alle Andren liegen.“

Weitere Inſchriften ſagten:

„Hier liegen meine Gebeine,
Ich wollt' es wären . . . Deine!“

und

„Warum doch Niemand ſterben mag,
Als gerad' an ſeinem letzten Tag!“

„Und hier, meine Herren und Damen, das iſt köſtlich!“ — rief der Graf jetzt.

„Leſen, leſen!“ — tönte es von allen Seiten.

Der Graf las:

„Müde!“
„Müde, mich im Eſſen und Trinken zu vergnügen,
Müde, meine Gläubiger zu betrügen,
Müde, mir Freunde zu erwerben,
Müde, durch Feinde zu verderben,
Müde ſo mancher Quälerei,
Müde des ewigen Einerlei,
Müde meiner Unbedeutendheit
Starb ich . . . mir ſelbſt zur Freud!“

Lachen erſchallte, man zollte ſeinen Beifall und ging weiter.

„Iſt kein Pfarrer unter uns?“ — rief jetzt Frau von Berlepſch.

„Laſſen Sie es!“ — bat Jean Paul leiſe.

„Sie ſind ein Kind!“ — meinte Emilie heiter.

„Es iſt mir“, — verſetzte Richter — „als höre ich die Stimme des Comturs dem Don Juan zurufen: Laß die Todten in Ruh!“

„Als ob es ſich um Todte handle!“ — ſagte die Berlepſch mit einem vertraulich leiſen Schlage ihres Fächers auf Jean Paul's Wangen — „es iſt ja ein ganz harmloſer Scherz.“

„Und was meinen Sie mit einem Pfarrer, meine Gnädige?“ — frug jetzt der Graf und goß eigenhändig der reizenden Wittwe das Champagnerglas, das ſie trug, wieder voll. Sein Geſicht war dabei von Wein und Erhitzung kirſchroth, während ſeine Augen übermüthig funkelten.

„Hier wäre eine Grabſchrift für ihn!“ — rief die Berlepſch lachend und las:

„Den Pfarrer Sedulim
Verſchließet dieſes Grab . . .
Gott gab den Schlummer ihm,
Den er . . . den Hörern gab.“

Neue Ausgelaſſenheit machte ſich Luft.

Plötzlich blieb der Graf mitten auf dem Kirchhofe ſtehen — es war der größte unter den Vezir-Leichenſteinen, der hier lag.

„Wem gilt er?“ — frug die Berlepſch.

„Dem Herrn und König dieſes Ortes!“ — meinte Lobkowitz. — „Meine Herren und Damen, das iſt die Krone des Witzes! Hier, in der Mitte der Gräber, liegt begraben . . . der Tod ſelbſt!“

Jean Paul ſtand finſter . . . ſein Antlitz war blaß.

„Champagner!“ — rief der Graf jetzt und hielt dem Diener das Glas zum Einſchenken hin.

„Was wollen Sie machen?“ — frug Emilie.

„Dem Tod ein Lebehoch bringen!“ — antwortete Lobkowitz mit etwas ſchwerer Zunge und einem eigenthümlich blauen Anfluge im Geſichte.

Aber jetzt fühlte doch auch das übermüthige Weibchen einen leichten Schauer.

„Thun Sie es nicht!“ — bat ſie, die Hand zurückhaltend auf ſeinen Arm legend.

„Pah!“ — rief der Graf — „dieſes Glas dem Tode!“

— — — aber — — — der Tod läßt nicht mit ſich ſpaßen — — — in demſelben Augenblicke wankte Lobkowitz — — das Glas entſank ſeiner Hand — — und er ſtürzte — von einem Schlagfluſſe getroffen — zuſammen.

Die ganze Geſellſchaft war außer ſich vor Schreck.

Ein Arzt, der ſich unter ihr befand, ließ ſogleich zur Ader . . . aber . . . umſonſt!

Der Tod hatte ſein Opfer gefordert. Es war, als ob eine dämoniſche Hand aus der Erde heraufgelangt. Jeder fühlte ſie an ſeinem Herzen.

Man brachte den Leichnam auf das Gut des Fürſten, — der Arzt blieb bei ihm.

Die andere Geſellſchaft ſuchte die Wagen und die Pferde und Jedes ritt und fuhr von dannen, ohne nach den Anderen zu fragen.

Jean Paul fuhr allein mit Emilien. Ihre excentriſche Natur hatte umgeſchlagen . . . ſie weinte krampfhaft. Der Freund ſuchte zu tröſten und zu beruhigen, obgleich ihm ſelbſt das Herz räthſelhaft ſchwer war.

Endlich ließ der Krampf nach und Emilie lehnte ſich ſanft an ſeine Schulter. Der warme Hauch ihres Mundes berührte jetzt ſeine Wangen . . . er fühlte die

Blutwärme ihres Körpers und einen leiſen dankbaren Druck der Hand.

Sein Herz fing hörbar zu klopfen an, — durch ſeine Adern rann das Blut wie Lavaſtröme . . . und doch . . . es war ſonderbar . . . er konnte ihre Hand nicht wieder drücken . . . er konnte nicht ſprechen . . . kaum athmen . . . ſeine Bruſt war ihm wie zugeſchnürt. Er glaubte ſelbſt ſterben zu müſſen.

Endlich! endlich! tief in der Nacht, kamen ſie an.

Es war ein Brief an ihn durch einen Extraboten eingetroffen.

Todtenbleich griff er nach ihm und riß ihn mit zitternden Händen auf.

Er enthielt nur die, von dem Bruder geſchriebenen Worte:

„Die Mutter liegt im Sterben!“

„Auch das noch!“ — rief Emilie entſetzt — „welch’ ein Unglückstag heute. Und Sie? . . .“

„Ich muß auf der Stelle nach Hof!“ — rief Jean Paul, und es lag in dem Tone ſeiner Stimme etwas, das wie ein Vorwurf für ſich und Emilie klang.

Frau von Berlepſch ſandte ſogleich nach Extrapoſt.

Als ſie kam, trennte man ſich faſt ohne Worte. Nur Emilie ſagte noch:

„Ich ſehe Sie wieder, armer Freund, und Gott gebe, mit geheiltem Herzen!“

Jean Paul ſprang in den Wagen — und fort ging es, Hof zu.

Aber . . . welch' eine Fahrt! . . . O! er ahnte es ja . . . daß das Geſchick eine Richtung ſeines Lebens mit einem Grabe verſchüttet habe.

„Was ich erſponnen.“

Ein trüber Tag lag über der Erde und ſchaute mit mattem Lächeln in das kleine Stübchen zu Hof, in welchem Jean Paul ſo lange mit ſeiner Mutter zuſammen gewohnt und gelebt hatte; — in jenes Stübchen, in welchem ſo ſchöne Werke, mitten unter gemeinſamen Drangſalen, entſtanden waren; — in jenes beſcheidene Stübchen, das ihre kleinen Freuden und großen Schmerzen, ihr treu-liebendes Zuſammenſein und das einſame Seufzen der Mutter ſo oft geſehen und gehört hatte; — in jenes Stübchen, in welchem die gute Mutter den Sorgen ihres gegenſeitigen ſo beſcheidenen Lebens ſo lange ſchon nachging, während der Sohn Welten des Lichtes und der Ideale heraufzauberte.

Heute ... heute aber ... war es ſehr ſtill, ... ſehr einſam, ... ſehr traurig hier!

Auf dem Bette der Mutter ... lag eine Leiche ... blaß ... ſtarr ... kalt ... regungslos.

Es war die ausgebrannte, von den Sorgen und

Stürmen des Lebens niedergeworfene, entſeelte Hülle einer alten, guten Frau.

Die Augen waren geſchloſſen, . . . die Hände auf der Bruſt wie zum letzten ſtillen Gebete zuſammengelegt. Den eingefallenen wachsgelben Wangen ſah man die Kälte und Starrheit des Todes an. Kein Athem hob mehr die zuſammengeſunkene Bruſt, . . . kein Seufzer zuckte mehr über dieſe Lippen.

Ein Leichentuch überdeckte den unteren Theil des Körpers.

Das war alles, was übrig geblieben war . . . von einem langen, ſchweren, mühſeligen Menſchenleben!“ — — —

Vor dem Bette aber ſaß Jean Paul Friedrich Richter . . . und . . . weinte bitterlich . . . denn die Leiche . . . war die . . . ſeiner guten unvergeßlichen Mutter. — — —

Wenn der Tod ein durch langes Leiden wundgeriebenes Leben ſanft ausgelöſcht hat, ſagt uns unſer Herz wohl mit einem Seufzer: „o, es iſt dem ſtillen Schläfer ja endlich wohl; laß ihn ſanft ruhen, Herz, und beklage nicht, daß ſeine in einſamen ſchlafloſen Nächten verweinten Augen jetzt vor der ſchönen Erdenſonne zugefallen und die durch Seufzer ausgehöhlte Bruſt den Athem des Lebens nicht mehr trinkt. Es ſieht ja vielleicht ſein erhöhter Geiſt andere Sonnen und andere

Welten, und während du trauerſt, glüht ihn vielleicht das Morgenroth eines höheren ſeligeren Daſeins an!

Wer weiß es? — wer kann es wiſſen? — wer hat den Schleier des Grabes je gehoben oder wird es thun?

So dachte der trauernde Sohn, dem ja ohnehin das Erdenleben nur die Wiege eines zweiten Lebens war, ... aber den Troſt, den er hier ſuchte, ſchwemmte die Fluth der Schmerzen hinweg, wenn er zurückdachte an das, was dies Herz ſeit Jahren getragen . . . und daß es nichts! . . . nichts! . . . auf der Erde gehabt; . . . und daß er ihr, der Guten, ſo wenig Freuden geben, . . . ſo wenig frohe Tage bieten konnte.

Aber in ſeinem blutenden Herzen weinte jetzt noch etwas Anderes mit Folterqualen nach.

Es war der Schmerz und die Wehmuth über die Entbehrung des letzten Scheideblickes aus dem treuen, erlöſchenden, den fernen Sohn, in der beklommenen Todesſtunde mit Angſt ſuchenden Auge der theuren Mutter! Denn ſo raſch er ja auch noch Hof geflogen, . . . ſich der Heimath und der Umarmung der Geliebten entgegengeſtürzt, . . . er traf die Mutter nicht mehr am Leben.

Es waren bittere, bittere Vorwürfe, die er ſich jetzt machte, nach Eger gegangen zu ſein und die arme Leidende verlaſſen zu haben, obwohl der Ausſpruch des

Arztes, der Anſchein einer kurzen trügeriſchen Beſſerung, und in den letzten Tagen noch der Ausſpruch jenes Hofer Bekannten in Marienbad, ſein Gewiſſen beruhigen konnten.

Aber wer von uns Sterblichen hält ſich neben der Leiche eines geliebten Menſchen frei von der Schuld, entweder den ſtillen Schläfer ſo manchmal im Leben gekränkt . . . nicht genug geliebt . . . oder in dem und Jenem vernachläſſigt zu haben? — O! der Menſch ſieht es ja immer zu ſpät ein, wie ſehr er geliebt wurde, — wie vergeßlich und undankbar er war, und wie groß das verkannte Herz! — — —

Edler Jean Paul! und verkennſt Du dich denn hier nicht ſelbſt? . . . Wer hat denn ſeine Mutter inniger und zärtlicher geliebt, als Du? Verwechſele nur nicht mit der Ueberwucht des Schmerzes über den unerſetzlichen Verluſt . . . das Uebergewicht des Schickſals über uns und unſeren Willen.

O! daß jetzt gerade auch Dein treuer Freund Otto in Baireuth ſein muß, und dieſe Stunden der Qual nicht mit Dir theilen kann und mildern durch ſeine Nähe, durch ſein Freundesherz, durch ſein Wort und ſeine Liebe. Würde er Dir denn jetzt nicht zurufen:

„Freund meiner Seele! — Bruder! . . . weine nur ſanft! die Frommen und Guten ſterben nicht durch das Schwert des Todes, ſondern unter dem Kuß Gottes!“

„Gute Mutter meines Einzigen! Du haſt vollendet und biſt ſelig!“

„Deine Seligkeit — ſtill verſchloſſen in Deinem Herzen — ging ja hier ſchon an; denn was anderen Menſchen hülfreich und liebend die unſichtbare Hand von oben und jenſeits reicht, das gab ſie dir ſchon hier durch die Hand deines guten Sohnes.“

„Du warſt glücklich, weil du zuvor unglücklich, einſam, verlaſſen warſt. Dein Erſtgeborener war glücklich, denn er nahm dir ja — ſo viel er konnte — die Sorgen, die Einſamkeit, das Verlaſſenſein.“

„So zog Gott das Morgenroth der Seligkeit leiſe an dein Leben heran. Jetzt giebt er dir dort die Unſterblichkeit, die er deinem Kinde ſchon hier giebt.“

„Du wirſt immer die glückliche Mutter deines und meines Einzigen bleiben, und dein Andenken, das du dir mit Kummer errangſt, wird ewig bleiben, wie das Andenken an deinen Sohn, und er wird willig mit dir die Dankbarkeit der bewundernden Nachwelt theilen: der Dank wird dir, die Bewunderung ihm gehören!“

„Weine, mein Freund! denn es thut mir zu wehe, dich in verbiſſenem und ſtummem Schmerz zu ſehen.“

„Weine immer, . . . nur weine ſanft! denn du löſteſt ja auch ſanft den einſchneidenden Gürtel, womit die harte Welt die Unſchuldige gefeſſelt hatte. Hob ſich dadurch doch ihre Bruſt frei und freier, und ſie weinte nur Thränen der Freude und keine des Schmerzes mehr; ſie genas . . . um ſich ruhig, freudig und lieblich zu verklären. Da küßte der ewige Vater ſie ſanft, drückte ſie feſter an ſich und die Verklärung der künftigen Welt ſchlug auf ſie herüber und der Allmächtige und Ewigliebende ließ die Abendröthe ihrer dankbaren Beſeligung auf ihrem Antlitz und in ihrem brechenden Herzen ſanft zerfließen."

„Nimm dies ſtille Dahingehen als eine ſüße, tröſtende Erinnerung an die Geliebte. Und einſt, wenn du ihr wieder in die Mutterarme ſinkſt, ſo ſei dein erſtes Wort: „Mutter, ich habe dich verſtanden und daß ich dich verſtanden habe, war Seligkeit für mein Leben."

„Mein Richter, mein Freund, mein Leben, mein Alles! möge der erſte Grimm des Schmerzes ſich in dir bald verlieren!"

„Sie iſt glücklich! . . . Wir werden es werden; wir werden es ſein, . . . wenn uns der Ewige, der allgütige Vater, . . . zu den Unſrigen legt!" — — —

So würde der Freund geſprochen haben; . . . aber ob er Dein Herz damit getröſtet hätte?

O nein! nein! das Geſchick hatte ſeine Stacheln zu tief in daſſelbe gebohrt; ſolche Wunden heilen nicht Worte, nicht das innigſte Mitgefühl . . . ſie heilt nur . . . die Zeit.

— — — — —

Jean Paul ſtand jetzt auf. Seine Augen hatten keine Thränen mehr. Der Schmerz brannte nur trocken und verſengend in Herz und Gehirn. Wie eine Welt lag es auf ſeiner Bruſt und das Leben war für ihn mit all' ſeinen Farben und Lichtern, ſeinen Eden und Paradieſen, ſeinen Freuden und Schmerzen untergegangen. Außer dem Tode der Mutter war ihm nur eine Erinnerung geblieben: ein Friedhof . . . und dort, in Mitten der Gräber, ein mächtiger Leichenſtein mit dem Wort: „Hier ruht der Tod! —“ und — ein Frevler, der den Tod forderte — Jean Paul's Mutter war in derſelben Stunde geſtorben — und eine Knochenhand, die aus der Erde griff und den übermüthigen Frevler zu ſich hinabzog — — — und — ein anderes geliebtes Herz mit.

Jean Paul ſtand raſch auf . . . es deuchte ihm, die Decke des niederen Zimmers wolle ſich auf ihn herabſenken. Sein Kopf war wie mit Blei ausgegoſſen. Nacht ſtand vor ſeiner Seele.

Er mußte Erleichterung, — er mußte wieder Thränen haben! Vielleicht fand er beides ſanft und den wahnſinnigen Schmerz auflöſend, wenn er den kleinen Nachlaß der Heimgegangenen anſchaute.

Er ging an den Tiſch, öffnete mit einem kleinen Schlüſſel die Schublade — im Leben die einzige Truhe der guten Mutter, wo ſie ihre kleinen Geheimniſſe aufbewahrte — und ſchaute hinein.

Ein Papierchen . . . mit einer Locke . . . vom Vater . . . und einer anderen . . . von ihm. Ach! beide noch in Joditz abgeſchnitten.

Jetzt fielen zwei große, ſchwere Tropfen aus ſeinen Augen.

— — — — — — —

Und hier lag ein kleines Büchlein. „Was ich erſponnen," ſtand darauf.

— — — — — —

Jean Paul verſagten auf Momente die Augen den Dienſt. Eine eiſige Hand griff an ſein Herz. Er ſank auf einen Stuhl.

Nach einigen Minuten kam er wieder zu ſich. Langſam öffnete er das Buch und las. Es war das Verzeichniß deſſen . . . was die Gute . . . ſich in ihren Nächten erſponnen hatte. Da ſtand:

„Im März erſponnen: 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf.
„Im April " 4 " 3 " — "

„Im Mai erſponnen: 4 Fl. 3 Kr. 9 Pf.
„Im Auguſt " 1 " 24 " — "
„Für Samuel*) neue Stiefeln, koſten 3 Thlr.

Ein gellender Schrei des Schmerzes entrang ſich ſeiner Bruſt, und unter einem Strom von Thränen vor dem Bette der Theuren niederſtürzend, rief er:

„Mutter! Mutter! Mutter! Wenn ich alle Briefe der Erde wegwerfe, ſo leſe ich doch, gute Mutter, dies Büchlein fort und fort; — dies Buch, worin alle Qualen Deiner Nächte ſtehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden ſiechenden Bruſt den Faden Deines kargen Lebens ziehen ſehe!“

Und er ſprang auf und warf ſich über die Leiche der Theuren und küßte die kalten Lippen und die kalten eingefallenen Wangen und ſeine Thränen badeten das liebe . . . ſtille Haupt.

Nach einiger Zeit erhob er ſich langſam. Es lag wie eine Verklärung auf ſeinen ſchönen, edlen Zügen. Still und ruhig ſchaute er die Todte noch einmal an, . . . dann ſagte er:

„Am Morgen, an dem ich ging, nahmſt Du Abſchied von mir und dankteſt mir für alles, und warſt beſorgt, daß ich mich vom Boden verlieren möchte.

---

*) Den Bruder Jean Paul's.

— — — Als ich wiederkam, hatte die rauhe Hand des Todes, ungleich der Hand der Vorſehung, alle Leiden und alle Jahre auf dem blaſſen Angeſichte ausgeſtrichen. Jetzt biſt Du verjüngt und beruhigt. Schlummere wohl!“

Und damit breitete er leiſe das Leintuch über die ſtille Schläferin.

Es war unterdeſſen Nacht geworden. Jean Paul ging leiſe hinaus in die träumende Welt.

Da lag die Unendlichkeit vor ihm aufgedeckt und die Ewigkeit — der dunkle, in Wolken ſtehende und in Wolken reichende Gigant, — und beide traten groß und mächtig vor ſeine Seele und in ihnen ruhte der Gedanke: Gott!

Und er legte beide Hände auf ſeine Bruſt und ſagte . . . ernſt, tieferſchüttert . . . aber in einer heiligen gehobenen Stimmung:

„Hinter den Sonnen ruhen Sonnen im letzten Blau, ihr fremder Strahl fliegt ſeit Jahrtauſenden auf dem Wege zur kleinen Erde, . . . aber er kommt nicht an. O, du ſanfter, naher Gott, kaum thut ja der Menſchengeiſt ſein kleines junges Auge auf, ſo ſtrahlſt du ſchon hinein, Sonne der Sonnen und Geiſter! — Nein! nein! du wirſt dich nicht verhüllen, wenn ſein Irdiſches einſinkt . . . wer dich erblickt, wer dich gedacht, . . . der iſt unſterblich!“

Und es ward ruhig in ihm und ſtill und groß — — und das Reich der Geiſter bog ſich zu ihm hernieder und er ward verſöhnter und vertrauter mit Grab und Tod und Ewigkeit ... denn er hatte ihnen ja neuerdings ... ein liebendes Herz gegeben.

Himmel und Hölle.

Im Buchhandel.

Es war in der erſten Frühe eines November-Morgens und noch ganz dunkel, als der Klang einer großen Schelle zwei Schläfer aus ihrem ſüßen Schlummer weckte. Die Schelle war an dem oberen Theile der Wand einer Dachkammer angebracht, die Dachkammer aber gehörte dem Hauſe des Buchhändlers Aries in Leipzig an.

Niemand konnte behaupten, daß dieſer Aufenthalt ein angenehmer geweſen wäre, oder ein Uebermaß an Luxus dargeboten hätte. Der einzige Luxus war vielleicht die Höhe deſſelben, denn man mußte vier Treppen — die letzte mit wahrer Lebensgefahr — hinaufklettern, um zu ihm zu gelangen. Auch Luft war in der Kammer ſtets im Ueberfluſſe vorhanden, da ſie durch alle Ritze der dünnen Breterwände pfiff . . . eine treffliche und geſunde Einrichtung im hohen Sommer, die indeß im November, December und Januar, und den vor- und nachſtehenden Monaten durch allzugroße Zulaſſung der Kälte bedeutend an Annehmlichkeit verlor. Sonſt freilich war in der Kammer — die Repräſentanten der kleinen Hausthiere, als: Ratten, Mäuſe und Wanzen abgerechnet — nicht viel vorhanden.

Der alte Ueberſtrich von Waſſerfarbe — er rührte noch aus der Regierungszeit des Großvaters des Herrn Aries her — war zumeiſt abgefallen und zeigte ſich nur ſtill verſchämt noch hie und da in kleinen weißen Fleckchen, den alten Adam, d. h. die alten nackten Breterwände preisgebend. Die beiden Betten, die an dieſen Wänden, zur rechten und zur linken Seite der Kammer, ſtanden, waren hübſche Kabinetſtücke und lieferten zu den ſich hier aufhaltenden Vertretern des Thierreiches nicht nur einen weſentlichen Theil der ſchon gedachten kleinen, platten, übelriechenden Creaturen, ſondern auch einen recht hübſchen Contingent von Holzwürmern, dieſen fleißigen Arbeitern im Dienſte der Zeit, — dieſen geheimen Verſchworenen und Minirer an allem Holzwerk . . . und . . . viel mehr als Holzwerk und Strohſäcke zeigten die beiden Betten nicht. Herr Aries, der ein Freund vernünftiger Abhärtung war, hielt Federbetten bei jungen Leuten — und die Dachkammer bewohnten ja der Commis und der Lehrling ſeines Buchhändlergeſchäftes — für höchſt ungeſund und nachtheilig. Er ließ den jungen Leuten alſo auch, in Uebereinſtimmung mit ſeinen ſpartaniſchen Grundſätzen, ſo wenig Federn wie möglich zukommen. Ein gutes Gewiſſen iſt ja der beſte Pfühl, und . . . ein ſolches ſetzte er bei den ihm anvertrauten jungen Leuten voraus.

Zu den Betten kamen alsdann noch — zur Vervollſtändigung des Mobiliars — zwei alte Holzſtühle, mit etwas podagraiſchen Beinen, ein wackeliger Tiſch von Tannenholz und ein ſchöner und zweckmäßiger Breterverſchlag, der als Kleiderſchrank diente.

Viel gewann die Dachkammer in dem Hauſe des Herrn Aries noch dadurch, daß ſie nicht nur durch das Gaubfenſter eine ausgedehnte Ausſicht auf zahlloſe Schornſteine und Dächer der Stadt Leipzig bot, und in Sternennächten herrlich als Obſervatorium benutzt werden konnte, — dieſes eine Dachfenſter hatte auch noch kleine Nebenbuhler: es waren die zahlreichen Aſtlöcher in den Breterwänden, die auf der Seite des Lehrlings in die Schwarzwaſchkammer, auf der Seite des Commis — hier freilich waren ſie mit Papier oder ſonſtigen Gegenſtänden ausgeſtopft — in die Magdkammer gingen.

Man ſieht, wie Herr Buchhändler Aries auf die geſchickteſte Weiſe löbliche Einfachheit mit Nützlichkeit zu vereinigen gewußt hatte. Simplicität war ja ohnehin ein Charakterzug ſeines Weſens: warum hätte er nicht auch für Sitteneinfalt ſeiner Untergebenen ſorgen ſollen?

Da nun aber zu dieſer Sitteneinfalt auch das Verbet gehörte: jemals Licht in dieſe Kammer zu bringen — nicht einmal in einer, mit Glaswänden geſchützten Laterne, von Feuer konnte ohnehin keine Rede ſein, da kein Ofen in der Kammer ſtand, — ſo war die natürliche Folge, daß auch jetzt, in der Frühe des November-Morgens, da die von Herrn Aries unten in ſeinem Schlafzimmer gezogene Schelle erklang, die die beiden Schläfer weckte, . . . noch tiefe Finſterniß in der Kammer lag. Es galt alſo für den Commis und den Lehrling im Dunkeln aufzuſtehen und ſich anzukleiden.

Indeß auch hierin lag ja eine ſchöne und weiſe Berechnung des Prinzipals! . . . Wer kann denn wiſſen, welches Unglück ihm noch im Leben einmal in der Nacht zuſtoßen werde: Feuersgefahr, Einmarſch der Feinde durch Ueberrumpelung der Stadt, Einbruch durch Diebe, plötzliche Niederkunft der Frau — wenn er verheirathet iſt — oder ſonſt Aehnliches. Wie gut iſt es alsdann, wenn man ſich in ſeiner Jugend daran gewöhnt hat: im Dunkeln aufzuſtehen und Toilette zu machen; . . . außerdem iſt dies auch ein Mittel gegen alle Geſpenſterfurcht.

Es geht für junge Leute nichts über einen vorſichtigen und lebenserfahrenen Prinzipal . . . wie es Herr Aries war! . . .

Eben alſo war die Schelle erklungen . . . als ſich in der Dachkammer von beiden Seiten aus den Betten ein gewaltiges Gähnen vernehmen ließ, das ſich ſchauerlich — wie das Brüllen junger Löwen — durch die Finſterniß rollte. Ein Krachen der wurmſtichigen Bettladen — es kam von dem Recken der jugendlichen Glieder — begleitete den langgezogenen ſchauerlichen Ton, auf den alsdann noch einmal Stille des Grabes folgte. Es war die Pauſe, in welcher der Menſch den ſchmerzlichen Kampf zwiſchen dem unendlich ſüßen Wunſche: im Bette liegen bleiben zu können, und der unſeligen und doch gebieteriſchen Nothwendigkeit des Aufſtehens durchzukämpfen hat.

Endlich verkündete ein neues Krachen der Bettladen den Sieg der Pflicht. In der Dunkelheit des langſam anbrechenden Morgens gewahrte der Commis, wie ſich der Lehrling, und der Lehrling, wie ſich der Commis — jeder ſah von dem Anderen nur einen weißlichen, geſpenſtiſchen Schein, den Abglanz ihrer Hemden, — langſam und ſich dehnend . . . aufſetzte . . . mit dem einen . . . und dann mit dem anderen Beine aus dem Bette ſchob . . . bis beide, lang aufgerichtet, wie in Todtengewänder gehüllte Leichname, daſtanden. Hierauf erfolgte ein neues furchtbares Gähnen . . . vier dürre lange Arme reckten ſich in die Lüfte und es erſchallte ein verdrießliches gegenſeitiges:

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Plötzlich ſchrie der Lehrling:

„Herr Jäſes!“ —

„Nun, was iſt denn?“ — frug der Commis.

„Ach! . . . ich bin zum Tod erſchrocken!“

„Warum denn?“

„'s hat eine Ratte in meinem Pantoffel geſeſſen!“

„Wenn's weiter nichts iſt!“ . . . verſetzte der Commis ruhig. — „Wie oft ſind ſie ſchon zu mir in's Bett gekommen . . . aber da . . . pfui!“

„Nun?“ — frug der Lehrling.

„Das iſt nun die ſechſte Wanze, die an mir ſitzt.“

„Schrecklich!“ — ſtöhnte der Jüngere der Beiden — „wenn das meine Mutter wüßte!“

„Man muß ſich an Alles gewöhnen!“ — meinte der Commis philoſophiſch.

Eine neue Stille trat ein, in welcher die beiden Eleven des Herrn Aries unter öfterem Gähnen ihr Kunſtſtück — ſich im Finſtern regelrecht anzukleiden — ausführten. Beide befanden ſich dabei noch in einem behaglichen Halbſchlaf.

Aber auch der Tag machte nur ſehr ſchläfrig die Augen auf; doch war er, bis beide junge Leute zum Anziehen der Stiefel kamen, — die Schelle erklang dazwiſchen noch diverſemale, ohne die Gemüthsruhe der ſich Ankleidenden zu ſtören, — einigermaßen erwacht, ſo daß man jetzt in der Dämmerung doch wenigſtens die nächſten Gegenſtände ſehen konnte.

Dieſe nächſten Gegenſtände aber waren jetzt die Stiefeln der jungen Leute. Beide faßten ſie an . . . aber Beide ſeufzten dabei auch wunderbarerweiſe zugleich auf . . . ach! . . . ſie waren ja alle viere zerriſſen . . . und doch . . . noch nicht bezahlt!

„Das kommt von der verfluchten Leihbibliothek!“ — brummte der Commis, der dieſe Nebenanſtalt des Herrn Kries neben dem Buchhändlergeſchäft mit zu beſorgen hatte. — „Wenn man auf den großen Leitern den ganzen Tag die kleinen Bücher holen muß, gehen alle Stiefelſohlen zum Teufel!“

„Was Leihbibliothek!“ — meinte der Lehrling — „ich zerreiße mit dem Paquetaustragen auf dem ſchlechten Pflaſter zehnmal ſo viel! Sie bleiben doch wenigſtens in der Bibliothek und auf dem Comptoir . . . ich aber muß auf die Straßen und zu den . . .“

„Und ich?“ — frug der Commis grimmig — „ſieht mir nicht Jedermann von unten in die Löcher der Sohlen geradezu hinein, wenn ich oben auf der Leiter ſtehe? — — Hab' ich unten mit einem ſchönen Mädchen ein paar freundliche Blicke gewechſelt und denke: die hält dich nun für den Helden aus dem letzten Roman, den ſie geleſen, und iſt im beſten Zuge, verliebt zu werden!

. . . da! . . . da ſieht ſie die elenden Löcher und alle Phantaſie iſt beim Teufel!“

„Die Phantaſie möchte immer hin ſein!“ — meinte der Lehrling — „wenn ich nur wüßte, wo ich das Geld für neue Stiefeln hernehmen ſollte! Ach! wenn das meine Mutter wüßte!“

„Sein Sie kein ſo beſchränkter Kopf!“ — ſagte hier der Commis, den das ſtolze Bewußtſein ausgedehnter Lebenserfahrung über den vorigen Aerger ſchnell tröſtete — „man ſollte glauben, es gäbe in Leipzig nur einen einzigen Schuhmacher“

„Wie ſo?“ — frug der Lehrling, nicht eben gerade geiſtreich aufſchauend und ſeinen Vorgeſetzten mit geöffnetem Munde anſtierend.

„O! Sie junge Leipziger Lerche!“ — rief der Commis lachend. — „Wenn der eine nicht mehr pumpt, geht man zu einem anderen. Ich laſſe jetzt beim zehnten arbeiten.“

„Und zuletzt?“

„Kommt das jüngſte Gericht!“ — meinte der Commis — „und da brauchen wir keine Schuhe und Stiefel und die Schuhmacher kein Geld mehr.“

Eine neue Pauſe trat ein. Der Lehrling dachte während derſelben über die empfangenen Winke nach, und bewunderte und beneidete im Stillen den kühnen Heroismus ſeines Vorgängers. Gott! wenn er erſt ſelbſt ſo weit wäre, um als Commis ſo auftreten zu können!

Er wand dabei die Halsbinde um ſeinen langen dürren Hals, indem er die zerſetzten Enden künſtlich zu ſchlingen und deren defecte Theile mit Geſchick zu verbergen ſuchte.

Länge und Dürre waren überhaupt charakteriſtiſche Merkmale dieſes jungen Mannes, die bei dem Geſicht, dem Hals, den Armen, dem Leibe und den Beinen beſonders hervortraten. Dabei war er blaß und hatte ſo eingefallene Wangen, ſo tiefliegende Augen, daß man ungerechterweiſe faſt hätte ſchließen ſollen . . . er ſei halb verhungert. Dem aber war nicht ſo: er bekam anſtändig zu eſſen. Nur wußte Herr Buchhändler Aries, daß *zu viel eſſen* nicht nur dem Organismus junger Leute ſehr ſchädlich ſei, ſondern auch träge und unbeholfen in der Pflichterfüllung mache. Außerdem kann der Menſch nie wiſſen, was ihm noch im Leben zuſtößt: allgemeine Hungersnoth, — Theurung, durch Belagerung in einer Feſtung oder auf einem vom Sturm verſchlagenen Schiffe, — die Nothwendigkeit, ſich mit wenig zu begnügen, wenn gerade das Geld ausgegangen oder wenn man, bei kleinem Einkommen, Vater einer zahlreichen Familie iſt u. ſ. w. Eine kleine Gewandtheit im Faſten zu beſitzen, iſt daher immer praktiſch. Auch giebt es kein häßlicheres Laſter, als das der Gourmandiſe und Vieleſſerei.

Aries, als beſorgter Prinzipal, hatte es daher ſo eingerichtet, daß, während er zu Mittag ſpeiſte, Commis und Lehrling das Geſchäft hüteten. War er alsdann fertig, ging er hinunter und ließ die jungen Leute hinauf, um die Nachleſe zu halten und das zu ſpeiſen, was er übrig gelaſſen.

Beide fanden dann auch gewiß jedesmal volle Schüſſeln und Teller . . . wenn nämlich das Eſſen verſalzen oder verbrannt war. Im entgegengeſetzten Falle ſah es freilich zumeiſt ſchlimm aus, . . . was jedoch Commis und Lehrling, wenn ſie Einſicht hatten, ſtets dankbar als eine Uebung in der Tugend der Mäßigkeit hinnehmen mußten. Zu ihrer Schande geſagt, geſchah dies freilich nie; aber Undankbarkeit iſt ja der Welt Lohn!

Auch für ihre Geſundheit war Herr Aries ſehr beſorgt: die gute norddeutſche Suppe kam ſtets ohne Augengläſer auf den Tiſch, weil . . . ihr die Augen ſelber fehlten. Dagegen ſchwammen Kartoffeln luſtig darin herum. Nahrhafte dürre Bohnen folgten dreimal in der Woche und dann kam zumeiſt eine dritte Speiſe. Trug ſie die Köchin auf, ſtarrten die beiden jungen Leute jedesmal erwartungsvoll und mit klopfendem Herzen nach ihr hin, und . . . ſiehe da . . . es war gewöhnlich — Phantaſie und Poeſie zu reizen — eine Sauce von zweideutiger Farbe und Geſtalt, die unbekannten Dingen zum Aufenthalte diente. Wohl den jungen Leuten, wenn ſie dann, außer Knochen, Haaren und Borſten, noch etwas Genießbares darin fanden.

Aber der Hunger hilft über Alles hinaus . . . und . . . junge Leute dürfen nicht apprehenſiv ſein!

„Schluckt's hinunter!“ — pflegte Aries zu ſagen: — „man kann nicht wiſſen, was man im Leben noch zu eſſen bekommt.“

Alſo an einer guten Nahrung fehlte es dem Commis und dem Lehrling des Herrn Aries nicht, und des Letzteren erſchreckende Magerkeit war nur Naturanlage oder Naturfehler, wozu wohl auch ein gewiſſer — allerdings ſehr beſchränkter Ausdruck des Geſichtes gerechnet werden mußte.

Daß die Vorhemdchen der jungen Leute zumeiſt mehr in das Graubraune als in das Weiße ſchimmerten und hie und da — gleich wie die Weſten und die Röcke offene Stellen beſaßen, lag nur in dem unſchuldigen Mangel an Geld und Zeit, um das Waſchen und Flicken beſorgen laſſen zu können. Vielleicht auch war hier das Beiſpiel des würdigen Herrn Aries ſelbſt daran ſchuld. Aber man kann nicht wiſſen, in welche Lagen man noch im Leben kommt, und ſo iſt es gut und praktiſch, ſich ſchon frühe daran zu gewöhnen, im Fall der Noth auch etwas Schmutz und Unordnung an ſich ſelbſt leiden zu können! — — —

Commis und Lehrling waren jetzt mit ihrem Anzuge fertig, als die Köchin den Kaffee und für jeden der Herren ein *ganzes* Brödchen brachte. Beide junge Leute ſtürzten ſogleich wie hungrige Löwen . . . nicht auf die unſchuldige alte Köchin, ſondern auf das Frühſtück los.

Ach! ſchon der Geruch that ihren knurrenden Magen wohl; obſchon es kein Mocca war, der hier dampfte; . . . ſondern . . . ächte gute deutſche Zichorien!

Herr Buchhändler Aries war ja ein ächt deutſcher Mann, der alles Ausländiſche in den Tod haßte. Auch konnte man nicht wiſſen, wie man im Leben einmal — vielleicht gar durch eine Continental-Sperre — gezwungen werde, von dem Genuſſe alles wirklichen Kaffees abzuſehen. Wie peinlich wäre es alsdann für ſeine Leute geweſen, wenn ſie nur *ächten Kaffee* hätten trinken können.

Aber was thuen Jugend und Hunger nicht für Wunder!

Den Beiden ſchmeckte ihr Frühſtück vortrefflich . . . nur *mehr*, *mehr* hätte es ſein dürfen!

Aber der Menſch von Bildung will neben dem materiellen Genuß auch einen geiſtigen; der Commis ſprach ſich daher gern beim Frühſtück und Mittageſſen über Literatur aus; zumal er es für ſeine Pflicht hielt, ſeinen Untergebenen in die, einem tüchtigen Buchhändler nöthigen Kenntniſſe einzuführen, wozu der Prinzipal keine Zeit hatte, und was Herrn Aries außerdem auch zu ſchwer geworden wäre, da ihm das Denken eine gar große Mühe machte: Er mußte ja bekannterweiſe jeden Gedankenfaden mit den Spitzen der Finger aus der flachen Stirne ziehen.

Der Commis fühlte daher ſtets beim Auftragen des Zichorientrankes ſeine volle Würde und docirte alsdann feierlich dem ihm gegenüberſitzenden Lehrling unter bedeutendem Schlürfen und Kauen.

Auch heute übte er ſich in dieſer heiligen Pflicht und ſagte:

„Sehen Sie, Fritz, Sie müſſen jetzt anfangen, ſich auch mit der Literatur bekannt zu machen. Literatur iſt etwas Erhabenes. Wenn ich z. B. des Morgens in unſere Leihbibliothek trete, in dieſe heiligen Hallen, die des Geiſtes Werke — für die Ewigkeit geſchrieben — jetzt bewahren, dann überkommt mich ordentlich ein Schauer!“

„Das glaub' ich Ihnen!“ — ſagte der Lehrling, auf beiden Backen kauend, — „vor der eckeligen Arbeit, die eingegangenen Bücher, die das Publicum ausgeleſen und retour gegeben hat, wieder auszuſuchen und an Ort und Stelle zu bringen!“

„Ach!“ — entgegnete der Commis unwillig, indem er einen mächtigen Schluck Zichorienſaft zu ſich nahm. — „Fritz, ſeien Sie nicht ſo materiell. Ich ſpreche von der geiſtigen Seite meiner Beſchäftigung. Ich ſage Ihnen, eine Leihbibliothek iſt ein Pantherion großer Geiſter. Wiſſen Sie, was ein Pantherion iſt?“

„Nein!“ — entgegnete der Lehrling und er weichte in' ſeiner Taſſe eine alte Brodkruſte von geſtern, die er glücklich aus der Küche entführt.

„Nun!“ — fuhr der Commis fort — „das Pantherion war in Griechenland ein Heiligthum, in dem alle Götter und großen Menſchen aufgeſtellt wurden.“

„Aber“ — meinte der Lehrling mit einem ſtupiden Ausdruck im Geſichte — „in unſerer Leihbibliothek ſtehen doch keine Götter, ſondern lauter alte Schinken von ſtaubigen Büchern!“

„Pfui!“ — rief der Commis — „und ſo etwas können Sie ſagen, der einmal Buchhändler werden will? . . .“

„Sie haben es ja ſelbſt ſchon geſagt!“

„Aber nur Abends, wenn ich müd' und ärgerlich war.“

„Ja ſo!“ — meinte der Lehrling — „alſo Morgens Götter und Abends . . .“

„Kennen Sie den Spieß, den Clauren, den Lafontaine“ — fiel hier der Commis ein — „den Werner Happel, den Schnabel u. ſ. w.!“

„Nein!“ — verſetzte der Lehrling.

„Nun ſeh'n Sie, Fritz!“ — fuhr der Aeltere der Beiden fort — „das ſind ſämmtlich Größen der deutſchen Literatur. — Der Spieß z. B. hat wundervolle Romane geſchrieben, in welchen ungeſchlachte Ritter in Menge vorkommen, die den Wein eimerweis hinunterſchütten, . . . die mit ihren Stimmen die Thürme ihrer Burgen erſchüttern, . . . und Gott und die Welt in Schrecken ſetzen!“

„Was Sie ſagen!“ — rief Fritz und ſperrte Mund und Augen auf, denn das Brod war verſchlungen und die Taſſe leer.

„Und der Clauren“ — fuhr der Commis mit gewichtiger Miene fort — „iſt gerade das Gegentheil. Ich ſage Ihnen, Fritz, ſüß und linde wie laues Zuckerwaſſer. Voll ſchöner erregender Bilder, — voll Roſenlippen, Vergißmeinnichts-Augen und — Schwanenbuſen — o! . . .“

„Den möcht' ich leſen!“ — ſagte der Lehrling und ſeine Augen traten ihm vor Wißbegierde weit aus den Höhlen.

„Ich ſage Ihnen, Fritz!“ — fuhr der Commis fort — „da iſt nicht die wilde Kraft, nicht das, was man ſo gewöhnlich Geiſt nennt, aber einen Weiberkörper kann er beſchreiben . . .!“

„Sapperment!“ — fluchte der Lehrling in angenehmer Vergeſſenheit.

„Und all' die Mordgeſchichten und all' das Elend, die Nonnen im Blutſchleier, die Liebeskranken, die Selbſtmörder aus Liebeskram . . .“

„Herr Jäeſes!“ — rief hier der Lehrling, mit einem angenehmen Schauer über den Rücken — „da müßt' ich mich ja fürchten, . . . da käme mir ja ſo eine Leihbibliothek wie eine Leichenkammer vor!“

„Das iſt ſie auch!“ — rief der Commis begeiſtert „und zwar wie ein großer Dichter ſagt:

„Wo edle Kinder Geiſteskräft'ger modern,
„Weil ſie die dummen Leſer niemals fordern.“

„Herr Jäeſes! Herr Jäeſes!“ — rief hier der Lehrling von dem Enthuſiasmus des Commis angeſteckt — „wenn ich nur auch einmal in dies Pantherion eindringen und ſolche Bücher leſen könnte.“

„Wiſſen Sie was!“ — ſagte der Commis leiſe — „wenn Ihnen wieder einmal Ihre Mutter heimlich ein Pfund Kaffee ſchickt, und Sie theilen mir etwas davon mit, ſo ſteck' ich mir einen Spieß oder Clauren heimlich für Sie ein.“

„Was ſoll's nutzen!“ — rief der Lehrling betrübt — „wann hätte ich Zeit zum Leſen! und Nachts! . . .

wir haben ja kein Licht. Ach! wenn ich nur ſonſt mich zum Buchhändler ausbilden könnte; aber in dem Hauſe hier . . .“

„Seien Sie nicht ungerecht!“ — ſagte der Commis. — „Haben Sie nicht ſchon gelernt . . .“

„Wie man Handlungslocale reinigt und kehrt? . . . O ja!“

„Und das Paquettragen?“

„Auch das, und das Maculaturausſtreichen, damit man das Papier, was ſchon einmal zum Packen gedient hat, noch einmal gebrauchen kann.“

„Und wie man einen Ballen kunſtgerecht packt?“

„Gewiß! und das Bindfadenknüpfen, . . . damit kein Endchen Faden verloren geht!“

„Hören Sie, Fritz!“ — fiel hier der Commis ein, — „das Einpacken iſt für den Buchhändler von großer Wichtigkeit; denn es kommt oft im Leben ſehr viel darauf an: ob ein Buchhändler zur rechten Zeit und mit Geſchick einpacken kann. Thut er das, ehe man ihn anpackt oder ſo, daß man ihn nicht anpacken kann, ſo iſt er ſchon oft ein reicher Mann geworden.“

„Das verſtehe ich nicht!“ — meinte der Lehrling — „aber da ich jetzt drei Jahre bei Herrn Aries im Geſchäft bin, ſo meine ich, das Paquettragen, Maculaturausſtreichen, Bindfadenknüpfen u. ſ. w. ſollte doch jetzt einmal für mich aufhören und ſtatt deſſen die Comptoirarbeit beginnen.“

„Und hat die nicht ſchon angefangen?“

„Ich wüßte nicht! oder meinen Sie das Brouillon liniren?“

„Sagen Sie nicht, wenn ein Frankfurter oder Berliner Collis kommt, dem Herrn Principal die Namen der Abſender an?“

„So! . . . das alſo iſt beim Buchhändler Comptoirgeſchäft?“

„Junge Leipziger Lerche!“ — rief der Commis hier mit dem Finger drohend — „nur nicht vorwitzig. Ging mir es anders? und Sie ſehen, wozu ich es gebracht! — Wie ſagt der Dichter?

„Denn das iſt ſo der Leipziger Gehilfenſtyl,
Große Chefs geben großes Selbſtgefühl,
Und je größer das Haus, deſto größerermaßen,
Sind ſtolz die Gehilfen und aufgeblaſen.
Verwechſeln aus Ehrgeiz ſich häufig gern
Mit ihrem Principale und Herrn,
Und ſelbſt gegen Chefs von kleineren Häuſern
Können ſie ſich dann nur herablaſſend äußern!“

„Seh'n Sie, Fritz, dahin müſſen Sie es bringen, . . . dann ſind Sie auf dem Wege . . . ein gemachter Mann zu werden!“

In dieſem Augenblicke wurde ſo heftig an der Schelle geriſſen, daß beide junge Leute entſetzt auffuhren.

„Donnerwetter!“ — rief dabei der Lehrling mit ſtupiden Mienen — „der Alte iſt ſchon auf den Beinen und ich habe noch nicht aufgemacht und gekehrt!“

Und er flog wie eine Kugel die vier Treppen hinunter, nicht ohne gegen die alte Köchin zu rennen, die ihm im Zorne einen tüchtigen Tritt in die Seite verſetzte.

Auch der Commis machte ſich — mit einem Schmerzensſeufzer — nach ſeinem Pantherion, der Leihbibliothek, auf den Weg.

In Leipzig.

Aber welch' ein Donnerwetter — von gewaltigen Huſtenanfällen unterbrochen — empfing ſie hier. Der ſchwindſüchtige Principal riskirte geradezu ſein Leben, und der Staub flog, wie Pulverdampf in einer Schlacht, in dicken Wolken auf; . . . was den Lehrling wenigſtens einigermaßen beruhigte, da es ihn des läſtigen Abſtaubens überhob.

Glücklicherweiſe zwang ein ſanfter Erſtickungsanfall den, in Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln gehüllten Herrn Aries bald zum Rückzuge.

Commis und Lehrling konnten jetzt, wenigſtens für eine Stunde, ruhig aufathmen. Wie aber ſtaunten ſie, als nach dem ungefähren Verlaufe dieſer Zeit der Herr Principal in feſtlichem Schmucke wieder eintrat.

Es mußte etwas ganz Ungewöhnliches ſein, was Herrn Aries an einem Werktage in den Sonntagsſtaat trieb; auch huſtete er mit ungewöhnlicher Feierlichkeit und die linke Hand kam nicht von ſeiner Stirne.

Lehrling und Commis — der Letztere ſchielte durch die offene Thüre ſeines Pantherions herüber in das Verkaufslocal — zerbrachen ſich umſonſt den Kopf über das: was denn heute in Leipzig vorgehe, als ſie und der Herr Principal plötzlich durch einen eigenthümlichen Beſuch überraſcht wurden.

Es öffnete ſich nämlich die Thüre . . . und ein kleiner, dicker, gemüthlich ausſehender Herr trat freundlich lächelnd ein und eilte mit ausgeſtreckten Händen Herrn Aries entgegen.

„Ei! ei! Herold!“ — rief dieſer . . . und Beide lagen ſich in den Armen.

Der Eingetretene war der Buchhändler Herold von Lüneburg, ein Freund Aries', — ein Original, einzig in ſeiner Art; — eine, wegen ſeiner Scherze, ſeiner Freundlichkeit und Gemüthlichkeit immer und überall gern geſehene Perſon.

„Aber was Tauſend!“ — ſagte jetzt Aries, huſtete und rieb ſich die Stirne, — „wo kommſt Du denn her?“

„Sollſt alles hören; aber zuvor zweierlei!“

„Und das wäre?“

„Hier dieſen Brief an meine Frau ſoll der Schlingel von Lehrling ſogleich zur Poſt tragen,“

„Kommſt Du denn nicht eben erſt an?“

„In der Minute.“

„Wo haſt Du denn den Brief geſchrieben?“

„Zu Hauſe . . . in Lüneburg.“

„An Deine Frau?“

„Ja!“

„Und giebſt ihn hier erſt, in Leipzig, auf die Poſt?“

„Er iſt von Leipzig ausgeſtellt.“

„Aber warum denn?“

„Damit ich ihn hier nicht zu ſchreiben brauche.“

„Und was ſoll er?“

„Meine Frau über mein Wegbleiben beruhigen.“

„Weiß ſie denn nicht . . .“

„Daß ich nach Leipzig gereiſt bin? . . . Nein! . . .“

„Ich verſtehe nicht . . .“

„Nun, da iſt etwas zu verſtehen! Es fiel mir plötzlich ein, nach Leipzig zu kommen, um Dich etwas zu fragen. Da ſchrieb ich auf dem Comptoir ſchnell dieſen Brief:

Leipzig, den 3. November 1797.

Liebe Frau! ich bin hier glücklich angekommen und befinde mich wohl, gebe Gott, daß es Dir gleichfalls wohl ergehe. Lebe herzlich gegrüßt von Deinem Gatten

Herold.“

„Und den Brief . . . ?“

„Steckte ich in die Taſche, ging von dem Comptoir auf die Poſt, fuhr hieher und ſchicke ihn nun nach Hauſe.“

„Und all' die Zwiſchenzeit wußte Deine Frau nicht wo Du hingekommen ſeieſt?"

„Nein! . . . Iſt auch nicht nöthig!"

„Nicht nöthig?!"

„Iſt ſchon daran gewöhnt."

„Gewöhnt?!" — rief Aries, und hielt diesmal beide Hände an die Stirne, während ſeine weit aufgeriſſenen Augen bei vorgerecktem Kopfe, den Freund mit dem Ausdruck halber Geiſtesabweſenheit anſtarrten. Die Sache ging über ſeinen Verſtand.

Der Lehrling ſtand — eine Copie des Principals — mit ähnlich ſtieren Augen und weit geöffnetem Munde hinter ihm.

„Warum ſoll ſie ſo etwas auch nicht gewöhnt ſein!" — fuhr Herold lächelnd fort. — „Da ich ein ausgezeichneter Fußgänger bin, ſo mache ich mich ſehr oft — wenn etwas Eiliges im Geſchäfte vorkommt — auf, und gehe zu Fuß nach Hamburg."

„Und ſagſt Niemanden etwas davon?"

„Für was? — Auch zu meinem Vergnügen mache ich mich oft Morgens auf den Weg und erſcheine dann plötzlich bei einem Freunde oder Bekannten in einer benachbarten Stadt mit beſtaubten Schuhen und hungrigem Magen."

„Und da bleibſt Du . . ."

„Wenn mir's gefällt . . . mehrere Tage."

„Und auch da weiß . . .“

„Weder meine Frau noch das Geſchäft etwas von mir. Es fällt mir oft erſt ein, nach Hamburg oder ſonſt ſo wo hinzugehen, wenn ich mir nach dem Kaffee die Pfeife angezündet habe und mich auf dem Spaziergange befinde.“

Aries rieb ſich faſt mit beiden Händen vor Staunen und Entſetzen die Stirne wund.

„Nun! was iſt denn daran!“ — rief lachend der kleine Dicke. — „Jeder Menſch hat ſeine Flauſen. Es war im vorigen Jahre, da ging ich eines Morgens vor der Stadt ſpazieren, als ein Reiſewagen herankommt. „Wohin des Weges?“ — frag ich den Kutſcher. „„Nach Leiden!““ — ſagte der — „„Wollen Sie mit?““ — „Ja!“ — ſag' ich, und ſteige ein . . .“

„Und biſt nach Leiden gefahren!“

„Nun, nach Leiden kam ich juſt nicht; aber ich kutſchirte doch vierzehn Tage in Holland herum, lernte die Mynheeren und verſchiedene holländiſche Städte kennen, ſah Rotterdam und Utrecht . . .“

„Und Deine Frau hat ſich nicht zu todt geängſtigt?“

„Sie ſoll ein Bischen außer ſich geweſen ſein; aber daran that ſie unrecht. Ich kam ja nach vierzehn Tagen wieder! . . . Jetzt iſt ſie an ſolche Vorkommniſſe gewöhnt!“

Aries hatte die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen, und ſtand jetzt ſtieren Blicks und regungslos wie eine Memnonsſäule, der er um ſo mehr glich, als leiſe Töne von ihm gingen, — die halb erſtickten Ausrufe ſeines Staunens und Entſetzens, — wie: — „Bischen außer ſich geweſen?!“ — — „an ſolche Vorkommniſſe gewöhnt!?“ —

Und der Lehrling ſtotterte nach:

„Bischen außer ſich geweſen?!“ — — „an ſolche Vorkommniſſe gewöhnt!?“ —

Aber der kleine Dicke rüttelte ihn aus ſeiner Erſtarrung auf, gab ihm den Brief an ſeine Frau und rief: — „Zur Poſt!“

Und die junge Leipziger Lerche flatterte eiligſt davon.

„Aber jetzt, Freund!“ — rief im gleichen Momente Herold dem noch immer ſtarr und unbeweglich daſtehenden Aries zu — „rücke mit einem guten Frühſtück heraus, ich habe von der Reiſe Hunger wie ein Wolf!“

Das brachte Aries zu ſich: ... „Frühſtück!“ — liſpelte er und der Huſten trat mit übermenſchlicher Macht ein, und ein Schrecken durchzuckte ſeine Seele.

Aber, Gott ſei Dank, es gab ja einen vortrefflichen Ausweg.

„Lieber!“ — ſagte er (Herold und Aries hatten in einem Hauſe ihre Buchhändlerlehrzeit durchgemacht). „Lieber!“ — und er fuhr, die Finger bewegend, mit der linken Hand über die Stirne und dann, ſtarr blickend, mit der Hand etwas von dem Haupte ab — — — „Lieber!" — wiederholte er zum drittenmale — „es iſt nur fatal . . . ich muß auf der Stelle weg! . . . Du ſiehſt mich . . ."

„Ja, ich ſtaune!" — fiel Herold ein — „Du ſteckſt im Bratenrock! Was iſt denn los?"

Der Commis ſchob hier aufhorchend und mit geſpitzten Ohren den Kopf durch die Thüre ſeines Pantherions herein.

„Ja!" — ſagte Aries mit lang gezogenem tiefem Tone ſehr ernſt und bedeutungsvoll . . .

„Nun?"

„Ja!" — und er zog die linke Hand wieder auf die Stirne zurück, als ſuche er einen großen Gedanken.

„Was denn?!"

„Ja!" — verſetzte Aries mit weit geöffneten Augen.

„Aber, ich bitte Dich, ſo ſprich doch!" — rief Herold ungeduldig. — „Soll vielleicht einer unſerer Collegen gehenkt werden?"

„O!" — entgegnete Aries — „welch' ein Gedanke!"

„Er kommt von Deiner Scharfrichter Miene!" — rief lachend der Lüneburger.

Aber Aries bedurfte Zeit, nicht nur, um ſich von dem Begehren nach einem Frühſtücke zu faſſen, ſondern auch, um überhaupt ſeinen ſchwer zu ſammelnden Gedanken Ausdruck zu geben. Endlich ſagte er:

„Leipzig feiert heute einen großen Tag!"

„Und welchen? warum? woher?"

„Jean Paul iſt hieher gezogen."

„Jean Paul!" — rief der kleine Dicke freudig, denn er war ein glühender Verehrer dieſes in Witz und Humor, in Originalität und phantaſtiſchen Ausgeburten unübertrefflichen Schriftſtellers.

„Jean Paul!" — wiederholte Aries — „und heute Morgen um 11 Uhr will ihn die hochehrbare Buchhändlerwelt Leipzigs in der Maus'ſchen Conditorei feierlich empfangen."

„Herrlich! herrlich!" — rief hier Herold mit ſtrahlenden Augen, — „ſollte man nicht meinen, ich hätte das in Lüneburg geahnt?"

„Aber, Lieber . . ."

„Da iſt es keine Zeit zum Frühſtücken mehr! Das ſehe ich ein!"

„Es wird indeſſen . . ."

„Dort etwas geben, um Herz und Seele zu laben! gewiß! Alſo auf, ich gehe mit Dir!"

„Aber . . . Du kannſt doch nicht . . ."

„In ſtaubigen Kleidern dahin kommen? — Freund, ich habe keine anderen bei mir, und da ich von der Reiſe komme, wird es Niemand übelnehmen . . . am wenigſten der herrliche Jean Paul . . . denn dem bringe ich mein ganzes volles Herz!"

Und mit dieſen Worten ſetzte der kleine, dicke, joviale Lüneburger ſeinen Hut wieder auf den Kopf und ſchob ſich und den Freund aus der Thüre.

Man ſah ihm an, er konnte die Zuſammenkunft mit ſeinem geliebten, verehrten, prächtigen Jean Paul kaum erwarten. — —

Indeſſen war der Lehrling ſchnaufend und athemlos von der Poſt zurückgekommen. Er hatte den Brief an Frau Buchhändler Herold in Lüneburg beſorgt, und ſich über Hals und Kopf geeilt, um den merkwürdigen dicken Herrn noch im Geſchäfte wiederzufinden.

Wie ärgerte er ſich, als er von dem Commis hörte, daß dieſer mit dem Principale weggegangen ſei, um den berühmten Schriftſteller Jean Paul — eigentlich heiße er Johann Paul Friedrich Richter — der, wie der Commis meinte, viel verrücktes Zeug geſchrieben habe, in Leipzig zu bewillkommnen."

„Aber, Herr Jäſes!" — ſagte hier der Lehrling — „was iſt das für ein Menſch! Ach, wenn das meine Mutter wüßte, daß es im Buchhandel ſolche Menſchen gäbe, die ihren Weibern fortlaufen, ohne zu ſagen, wohin!"

„Das iſt ja gerade köſtlich!" — meinte der Commis. — „Ich werde es einmal auch ſo machen, wenn ich verheirathet bin!"

Der Lehrling ſchaute ſeinen Vorgeſetzten mit einem ſcheuen, dummen Blick von der Seite an, dann ſagte er: —

„Ach, gehen Sie! 'S iſt nicht Ihr Ernſt!"

„Und iſt denn der Lüneburger nicht ein unbezahlbares Original?"

„Ich weiß nicht ob er unbezahlbar iſt."

„Strohkopf!" — meinte der Commis. — „auf Original liegt der Ton. — Gott! iſt der Mann köſtlich!"

„Woher kennen Sie ihn denn?"

„Ich conditionirte eine Zeit lang in Lüneburg. Ueber ſeine Abneigung, Rechnungen zu ſchreiben, geht nichts."

„Der blutige Geiſt und die geſpenſtiſche Nonne!" — rief hier eine weibliche Stimme in der Bibliothek.

„Sogleich!" — entgegnete der Beſorger des Pantherions und eilte auf die Leiter.

In einigen Minuten war er wieder da.

„Nun!" — meinte der Lehrling — „was iſt's mit den Rechnungen."

„Gleich!" — ſagte der Commis, warf ein Paquet von einem Bücherballen hinunter, ſetzte ſich auf denſelben, ſchlug die Beine übereinander und lachte laut auf.

Fritz lachte mit, obgleich er nicht wußte über was. Er hielt es für ſchicklich, auf die Stimmung ſeines Vorgeſetzten einzugehen.

„Na, hören Sie!" — rief jetzt der Commis.

„Ich höre!" — ſagte der Lehrling, im Wonnegefühl des Nichtsthuns.

„Herold war von jeher ein abgeſagter Feind des Rechnungsſchreibens im Laufe des Jahres; er ließ ſich oft 10 bis 12 Mal an eine Rechnung erinnern; dauerte es dann einem Kunden zu lange, ſo daß er ſelbſt zu ihm in den Laden kam, um ſie ernſtlich zu verlangen, ſo war er gleich mit der Antwort bereit: „ich werde ſie Ihnen bald ſenden." Kam nun die Antwort: ich kann nicht länger warten, ſo hat er mehr wie einmal . . . was gethan?"

Fritz ſtand mit offenem Munde.

„Nun, was meinen Sie, Fritz?"

Fritz lächelte dumm, dann ſagte er:

„Ich weiß nicht!"

„Das Conto aufgeſchlagen hat er!" — rief der Commis laut lachend — „und das Blatt, auf dem die Bezüge des Fordernden ſtanden, aus dem Hauptbuch geriſſen und es dem Kunden mit den Worten hingegeben: „Hier iſt Ihre Rechnung!"

Fritz lachte dumm mit, ohne die Sache eigentlich zu faſſen.

„Aber das Schönſte iſt doch die Geſchichte mit dem Bologneſer!" — fuhr der Commis fort.

„Schädelhauer, der Räuber in den Ardennen!" — rief es in der Leihbibliothek.

„Nicht zu Hauſe!“ — ſchrie der Commis, ruhig auf dem Ballen ſitzen bleibend.

„Na, dann geben Sie: „Der Todtengräber!“

„Auch nicht da!“

„Oder … „Zwanzig Jahre unter der Erde!“

„Eben ausgegeben!“

„Aber „Rad und Galgen“ haben Sie doch?“

„Kommt heute Mittag zurück.“

„Na, ſo will ich wiederkommen!“ — ſagte die Stimme. — „Aber halten Sie „Rad und Galgen“ für mich zurück.“

„Sehr gern!“ — rief der Commis lachend.

Die Schelle an der Thüre der Leihbibliothek ließ ſich hören; der Verlangende war alſo fortgegangen.

„Aber, Herr Jäſes!“ — ſagte hier der Lehrling — „ſind denn all’ die Bücher ausgegeben?“

„Warum nicht gar!“ — rief der Commis lachend — „die ſind alle zu Hauſe und ruhen in ihren Fächern … ich mag nur nicht aufſtehen.“

Fritz warf einen bewundernden Blick auf ſeinen großen Vorgeſetzten, der den Muth hatte … die Leute ſo unverſchämt anzulügen.

„Wenn das meine Mutter wüßte, wie ich hier das Lügen lerne!“ — dachte er dabei im Stillen.

„Aber, Fritz, ich wollte Ihnen ja die Geſchichte von dem dicken Herold und dem Bologneſer erzählen!“ —

fuhr jetzt der Commis gemüthlich fort, legte ſich den langen Weg auf den Bücherballen zurück und ſtreckte die beiden Beine auf einen anderen.

„Ach ja!“ — meinte der Lehrling, die Nonchalance des Commis mit ehrfurchtsvoller Scheu anſtaunend, — „erzählen Sie.“

„Als Buchhändler Herold“ — hub der Commis an — „vor wenigen Jahren, wie gewöhnlich, hieher zur Meſſe gekommen, ſah er hier einen ſehr ſchönen Hund, ich glaube einen braunen Bologneſer, der ihm außerordentlich gefiel. Zu Hauſe angekommen, ſchrieb er ſeinem Commiſſionair, ihm doch gefälligſt einen ſolchen Hund zu beſorgen. Dieſer giebt ſich auch Mühe, ein recht hübſches Exemplar auftreiben zu laſſen, kauft es, und verdingt es unter hohen Fracht- und Futterkoſten an den Hamburger Fuhrmann. Unterwegs aber läuft der Hund weg; der Fuhrmann, um ſeinen hohen Futterkoſten nicht zu entgehen, nimmt einen ſeiner Spitze und bringt ihn mit dem Frachtbrief zu Herold. Dieſer beſieht ſich abwechſelnd den Hund und den Frachtbrief, ſchüttelt zwar den Kopf . . . zahlt indeß; ſchreibt aber zugleich an den Commiſſionair: „Den an mich abgeſandten braunen Bologneſer habe ich richtig erhalten, doch iſt ſeine Farbe nicht braun, ſondern weiß; auch nennt man dieſe Hunde bei uns nicht Bologneſer, ſondern . . . Fuhrmannsſpitze.“

Commis und Lehrling brachen in ein lautes Lachen aus: die Jovialität und Gutmüthigkeit, die aus dieſem Vorfall ſprach, gewann Herold indeß ihre Herzen.

Jetzt aber ward es lebhafter in dem Geſchäfte und beide junge Leute mußten ſich an die Arbeit begeben. — — —

Herold und Aries hatten unterdeſſen die angedeutete Conditorei erreicht, die damals eine der erſten Leipzigs und mit einer vorzüglichen Reſtauration verbunden war. Hier aber herrſchte bereits ein wunderliches Treiben.

An den Seiten ſtanden in dem weiten, für die damalige Zeit elegant eingerichteten Raume, Tiſche und Sophas, die alle ſchon dicht beſetzt waren. Buchhändler, Literaten, Künſtler, renommirte Fremde, auch einige Gelehrte und Profeſſoren bildeten die Geſellſchaft: denn alle Welt in Leipzig war begierig, in Jean Paul denjenigen Mann kennen zu lernen, deſſen Schriften jetzt ein ſo großes Aufſehen machten und der ſich endlich entſchloſſen hatte, ſeinen bisherigen Aufenthalt in dem kleinen unbedeutenden Hof mit jenem in dem weltberühmten Leipzig zu vertauſchen.

So kam es, daß die Conditorei, woſelbſt die Buchhändler den großen Mann begrüßen und mit einem feinen Frühſtück ehren wollten, jetzt ſchon mit Menſchen angefüllt war.

Hier lehnte ſich einer der Herren Buchhändler an eine Säule, ſchaute, die Hände in den Taſchen, gedankenvoll über die Menge, die er weder hörte noch ſah, und berechnete im Stillen . . . ſeinen letzten Verlagsartikel. Dort ſcherzte einer der jüngeren Herren mit der brünetten Demoiſelle, die hinter dem Büffet ſaß, und auf wahrhaft überraſchende Weiſe mit Unſchuld und zarter Verſchämtheit coquettirte. Ein Anderer flüſterte der ſchönen wallachiſchen Harfeniſtin, die eben ein ſchmachtendes Lied vollendet, Liebesklagen in das Ohr. Hinter ihm ſtanden zwei Collegen, die Finger an die Naſe gelegt, . . . und lächelten ſpöttiſch, während ſie ſich aus Neid über den glücklichen Nebenbuhler innerlich faſt zu Tode ärgerten.

Hier wurde dem Kunſthändler Pforr der Schotte Macdonalt vorgeſtellt; dort ſtand Buchhändler Beygang im Kreiſe vieler Collegen und hielt eine ſcherzhafte Auction von Teppichen, die ein ſpaßhafter Tyroler feil hatte. In jener Ecke hat ſich ein junger Literate zu einer anderen Harfeniſtin geſetzt, und läßt ſich — Behufs einer Novelle, die er dann demnächſt ſchreiben wird, — ihre Lebensgeſchichte erzählen: Das Mädchen hat Merkwürdiges erfahren. Aus Böhmen, wo ſie geboren, wanderte ſie mit ihrer Harfe durch Oeſterreich, kam bis in die Wallachei, fiel unter eine Räuberbande, wurde von da befreit, gerieth unter eine Seiltänzertruppe, avancirte von da zur Geliebten des Fürſten der Wallachei, wurde ihm treulos und ſo von ihm mit einer Penſion entlaſſen, griff wieder zur Harfe und ging fröhlich und wohlgemuth in die weite Welt.“ — Sie iſt nicht mehr ſehr jung, aber das Geſicht hat einen ſchönen Schnitt und die Augen ein glühendes Feuer — auch die Geſtalt iſt ſchön.

Ein ſchlanker Blondin — ebenfalls ein angehender Schriftſteller — ſteht neben an und zieht ein grimmiges Geſicht: entweder aus Eiferſucht, da die kleine Böhmin ſeine Flamme iſt, oder über die Erzählung — die er ſich ſelbſt dramatiſch zu bearbeiten vorgenommen hatte; — oder aber über den glühenden Punſch, der ihm, als er in ſeiner Leidenſchaft zu heftig mit den Lippen an den Rand des Glaſes fuhr, gewaltig verbrannte.

Hier unterhält ſich Herr von Kotzebue — der eben auf ſeiner Reiſe nach Wien in Leipzig anweſend iſt — mit mehreren Buchhändlern über ſeinen Aufenthalt in Sibirien.

Weiter ab ſitzt der alte würdige Weiße, der berühmte Kunſtrichter im einſamen Geſpräche mit Profeſſor Hermannn, . . . ſie ſprechen von Göthe und deſſen „Benvenuto Cellini,“ den der Dichterfürſt jüngſt erſt für Schiller's Horen geſchrieben. Beide ſind in ihren Stoff ſo vertieft, daß ſie wohl kaum den Weltuntergang bemerkt haben würden, wenn er jetzt ſtattfände.

Da ertönt plötzlich, wie ſich die Thüre öffnet, ein lautes Halloh! eine Maſſe Stimmen ſchreien: „Mac-Merillis!“ und herein ſegelt eine kleine alte Weibergeſtalt, ſeltſam anzuſchauen. Sie iſt der Hexe von Endor karikirtes Bild.

In ein weites graues Kleid, einen ſchmutzig weißen Shawl, und eine ditto Haube, iſt ſie breit und ſchlotterig eingehüllt; aus den ſchmutzigen Blonden der Haube ragt blos eine lange Naſe hervor, was von dem Geſichte noch ſonſt zu ſehen, giebt ihr die größte Aehnlichkeit mit der Phyſiognomie eines Rebhuhns.

In einem Handkorbe ſchleppt ſie Bücher und Spielzeug, ein Roulett und andere Verkaufsartikel mit ſich.

Feierlich macht ſie jetzt den jüngeren Herren, die — heute alle in roſiger Laune — ſcherzend auf ſie zukommen, einen tiefen Knix, während ſie zugleich ihre Waaren mit ungeheurer Zungenfertigkeit und der Schnelle und dem Tone einer Klappermühle ausbietet.

Da rufen mit einemmale mehrere Stimmen: „Declamiren, Mac-Merillis, declamiren!“ — und ſchon hat man ihr einen Stuhl geſtellt, auf den ſie knieen muß.

In dieſer Stellung declamirt denn nun auch Mac-Merillis fürchterlich corrumpirt ein Gedicht Schiller's — dann: „O Liebe, du mächtige Göttin der Welt!“ als Abſchreckungsmittel für Alle, die noch an Liebe glauben und auf dieſe ſüße Göttin hoffen; endlich beweiſt ſie aus Bürger's „Abt und Kaiſer,“ daß Chriſtus für dreißig Reichsgulden verſchachert worden iſt, — bis ihr der Angſtſchweiß in großen Tropfen über die Stirne rinnt. — Man regalirt ſie mit einem großen Glas Aracpunſch und ſie muß: „Blühe liebes Veilchen!“ ſingen. Es klingt, als ob zwanzig Mäuſe einen Brautreigen tanzten und zwanzig Andere ſchnurrend, quikend und fiſtulirend dazu muſicirten.

Endlich ruft Einer der jungen, luſtigen Männer ſogar: „Mac-Merillis! tanzen!“

„Tanzen!“ ſchreien die Andern — man bildet eine Gaſſe; die Harfenmädchen ſchneiden Geſichter, weil ihnen die Aufmerkſamkeit entzogen wird, ſpielen aber doch eine Polonaiſe; der Blondin tritt mit Anſtand hervor und beginnt mit Mac-Merillis den Reigen und ſie humpelt auf und ab, mit einer Hand die Gewänder zierlich ſchürzend, in ihren Männerſtiefeln und gleicht da in den ſeltſamen Sprügen, Drehungen, Rutſchen und Wackeln bald einer Rieſenfledermaus, welche man in Gewänder geſteckt hat und die nun zum erſten Male aufrecht zu gehen verſucht; bald wieder einer Schildkröte, die ſich in einer Morgenpromenade verſucht, endlich einem Kater, welcher an der Kolik leidet.

Das Gelächter während ihres Tanzes aber iſt ein donnerndes; die Meiſten halten ſich den Bauch; die Uebrigen würden es auch thun … wenn ſie einen hätten.

Mac-Merillis hat indeß geendigt; ſie nimmt ihr Roulett, das ſie als Teller gebraucht, geht rings im Kreiſe herum und ſammelt die reichlich fließende Gaben. Hierauf macht ſie Jedem einen zierlichen Knix, wünſcht einen: „Guten Tag!“ und ſegelt mit ihrem Korbe hinaus. — *)

Allgemeine Heiterkeit hat ſich der Geſellſchaft bemächtigt, und als jetzt noch — ganz unerwartet und wie aus dem Himmel gefallen — Herold, das „Original aus Lüneburg“ an Aries' Seite eintrat, ſtieg die Luſt und der Jubel auf den höchſten Grad.

Auch Beygang eilte dem kleinen dicken, aber allgemein beliebten Herold, wie viele der Anweſenden mit ausgeſtreckten Händen entgegen und hieß ihn in Leipzig willkommen, — namentlich bei dem heutigen Feſte, wo es ſo luſtig wie in der Meſſe hergehe.

Neue Nahrung aber erhielt die allgemeine Heiterkeit natürlich noch, als man erfuhr: Herold ſei wieder, wie gewöhnlich, ohne Wiſſen der Frau und des Geſchäftes durchgebrannt.

„Aber was wird es denn geben, wenn Du nach Hauſe kommſt?“ — frug lachend Beygang.

„Was es geben wird?“ — meinte Herold mit lä-

---

*) „Der Buchhandel.“ Bauſteine zu einer ſpäteren Geſchichte des Buchhandels.

chelnder Gemüthlichkeit — „Gardinenpredigten wird es geben, trotzdem, daß meine Alte die Flauſen gewöhnt iſt.“

„Und die fürchteſt Du nicht?“

„Ich bin Philoſoph!“ – ſagte Herold mit köſtlichem Humor. — „Wenn mir meine Frau Gardinenpredigten hält, ſo kümmere ich mich wenig um den Inhalt; während ſie ſpricht, überſetze ich mir, was ſie ſagt, in Gedanken in’s Franzöſiſche, was mir eine angenehme Beſchäftigung gewährt. Macht ſie es etwas zu arg, ſo greiſe ich zum Lateiniſchen, denn die Uebertragung in dieſe Sprache macht mir größere Schwierigkeiten, da ich ihrer mehr entwöhnt bin.“

Ein lautes Gelächter ſchallte durch den weiten Raum.

„Es iſt ein köſtlicher Menſch!“ — ſagte dabei **Beygang** zu **Magiſter Klodius**, der neben ihm ſtand — „und trotz ſeiner tollen Originalitäten ein wirklich kindliches Gemüth.“

„Das ſcheint er mir in der That!“ — entgegnete der Magiſter.

„Wiſſen Sie, was ihm voriges Jahr in Lüneburg paſſirte?“

„Nein! aber ich bin begierig, es zu vernehmen.“

„Nun, ſo hören Sie. Wo er Kinder ſieht, ſpielt er mit ihnen. Darüber wäre er im verfloſſenen Jahre vor Lüneburgs Thoren beinahe von der Polizei arretirt worden.“

„Wie ſo?“

„Er geht, wie gewöhnlich, nach dem Kaffee ſpazieren. Als er nun vor die Stadt kommt, ſpielen da — auf einem Raſenplatze — eine Menge netter Kinder. Was thut mein Herold?“

„Nun?“

„Im Nu war die Pfeife auf der Seite, der Rock ausgezogen und der kleine Dicke mitten unter der jubelnden Schaar!“

„Köſtlich!“

„Er läßt ſich von ihnen als Pferd benutzen, ſchlägt Purzelbäume und macht alle möglichen Tollheiten, ſo daß es unter den Kindern einen ſolchen Halloh giebt, daß die Polizei herbeikommt.“

„Nun und?“

„Nun, . . . als ſie Herold — der einer der geachtetſten Bürger Lüneburgs und als Original bekannt iſt — erblickten, lachten die Herren von der Polizei mit und ließen den Alten und die Kinder gewähren.“ *)

So ging es fort — auf allen Seiten erzählte man Geſchichten von dem kleinen dicken Herrn. Herold war jetzt der Mittelpunkt der ganzen Geſellſchaft, während

---

*) Thatſache a. a. O.

Aries — als eine bekannte Null — auf der Seite ſtand und ſich, unter halb ſimpelem Lächeln, die Stirne rieb.

Da ſchlug es elf Uhr, . . . und . . . wenige Minuten ſpäter trat Buchhändler Herrmann, Jean Paul an der Seite, ein.

Es war faſt ein feierlicher Moment; denn wenn auch alle Anweſenden den berühmten Dichter mit der vollſten Freudigkeit des Herzens begrüßten, — ſo war doch die Stimmung ſofort umgeſchlagen und — da ja faſt alle Anweſenden fein gebildete Männer waren — in den, der Sache entſprechenden Ton übergegangen. Ungebundenheit und Ausgelaſſenheit wichen einem höheren Intereſſe und einer höheren Freude und mit dem feinen Tact der Welt- und Lebenserfahrung trat man jetzt dem Manne entgegen, deſſen Ueberſiedlung nach Leipzig den beſſeren Theil der Einwohner freute und die Stadt ehrte.

Jean Paul war von all' den vielen Ehrenbezeugungen und dem herzlichen Entgegenkommen ſo vieler Ehrenmänner ganz entzückt und bis zu Thränen gerührt; zumal er der Zeit gedachte, da er als unbekannter Student, mit dem Manuſcripte ſeiner Grönländiſchen Proceſſe in der Hand, vor ſo manchem dieſer großmächtigen Herren ſtand und . . . von ihnen ſchmählich abgewieſen wurde.

Ausdrücklich frug er auch nach Aries, und als er nun vor dieſem ſtand und ſah . . . wie der gute Mann noch immer die arme flache Stirne mit den Fingerſpitzen bearbeitete, . . . ſtahl ſich unwillkürlich ein ſpöttelndes Lächeln auf ſeine Lippen.

Aries freilich brauchte wohl eine Viertelſtunde, bis er ſich der Sache erinnern konnte. Als ihm aber nun Richter ſagte . . . daß er, Jean Paul, der arme ſchüchterne Student von damals geweſen ſei, der ihm die „Grönländiſchen Proceſſe“ offerirt . . . traf Aries beinahe der Schlag vor Schrecken.

Was hatte er da gethan! . . . Himmel! was hatte er verloren, daß er damals nicht gleich dies Genie an ſich gefeſſelt! Es ward ihm grün und blau vor den Augen! . . . Welche Geſchäfte hätte er da machen, . . . was hätte er alles verdienen können! Zahlen tanzten vor ſeinen Augen! . . . Geldſäcke flogen im Geiſte an ſeiner Seele vorüber . . . und es war ein Glück, daß ihn ein furchtbarer Huſtenanfall faſt erſtickte . . . und er ſich nach Hauſe führen laſſen mußte.

Für Jean Paul aber blieb der Tag ein herrlicher: ein Tag der Ehre, — ein Tag des Triumphes, — ein Tag der vollſten, reinſten Freuden!

Das ungemein heitere und *köſtliche* Frühſtück — *es waren ja Leipziger* **Buchhändler** *und* **Verleger**, *die es ihm gaben*, — dauerte bis gegen Abend. Der Champagner floß in Strömen. Schöne und geiſtreiche Toaſte wechſelten mit launigen Vorträgen. Alles ging in Humor, Luſt, Heiterkeit und Freundſchaft auf.

Jean Paul dünkte es, als ſchlöſſe er Freundſchaftsbündniſſe mit der halben Welt. Seine kindliche ehrliche Seele fand ja in jedem Worte, in jeder Umarmung, in jedem Kuß Wahrheit und ewige Treue: Herrmann, Klodius, Weiße, Kotzebue, Macdonald, Beygang, Pforr, Herold, der Prorektor Erhardt, Dr. Michaelis und ſeine Söhne traten ihm nahe. Aber die Krone des Tages drückte erſt der Abend auf ſein Haupt.

Der größte Theil der Geſellſchaft führte ihn — der bei ſeinem früheren Aufenthalte hier, als armer Student, ſehnſüchtig an den Gartenconcerten hatte vorbeigehen müſſen, — faſt wie im Triumphe in das große Abonnementsconcert, welches heute im *Gewandhausſaale* ſtattfand.

O du Himmel! . . . *eine ſolche Muſik hatte ja Jean Paul noch nie gehört!* . . . und nach einem ſolchen Tage! . . . nach ſolchen Feſtſtunden bei ſolchem Feſtmahle! Ehre, Freude, Freundſchaft, Wein, Muſik! . . . waren das Roſenketten!! „Pauken, ein pergamentener Donner — Orgel — Sängerinnen! Ihm war, als ob er das erſtemal in ſeinem Leben Muſik höre.“

„Wie dem Adam die Thiere, wurden dort ihm Leute präſentirt — — aber blos, weil er . . . jetzt einen Namen hatte!“

Selbſt ein Menſch ohne Hut, mit ſtruppigem Haar, aphoriſtiſcher Stimme und Rede, frei und ſonderbar an Weſen und Geberden, kam zu ihm. Es war Thieriot ein Violiniſt und Philologe. Sein zweites Wort war: er bitte ihn: das Logis, welches er bezogen, zu verlaſſen, weil er — Thieriot — mit dem großen Jean Paul unter einem Dache wohnen und öfter wiederkommen wolle.

„Er ſcheint ein Sonderling zu ſein!“ — ſagte Jean Paul, als der Menſch weg war, zu Herrmann und Beygang — „weil er mich für einen hält!“

Für was aber hielt ſich Jean Paul ſelbſt, als er nun — wie in einem Rauſche der Seligkeit — von den Freunden begleitet, nach Hauſe ging?

Er hielt ſich nicht nur für den glücklichſten Menſchen auf der Welt . . . ſondern . . . er war es auch!

Weimar ſelbſt, mit all' ſeinem Glanz, ſchien erblaſſen zu wollen. Licht und glänzend lag die Zukunft vor ihm.

Himmel! was konnte aus ſeinem „Titan“ unter dieſen Umſtänden, — bei dieſem geiſtig und materiell erregten Leben, — bei all' dieſen Bekanntſchaften und Verbindungen, — bei all' den hier zu machenden Lebenserfahrungen werden!

O er war ſelig! ſelig! und unter den wehmüthigen Erinnerungen an das trübe Sonſt, und dem Aufjauchzen ſeiner Seele über das ſonnige Jetzt . . . ſchlief der Glückliche . . . ſanft und von Wonne berauſcht ein.

Ideal und Wirklichkeit.

So hatte ſich alſo Jean Paul jetzt in Leipzig niedergelaſſen.

Durch den Tod ſeiner Mutter war ja ſeiner Zeit der einzige Faden geriſſen, der ihn noch an Hof kettete. Wurde doch ſchon in den letzten Jahren die Unruhe ſeiner Seele immer größer und mächtiger: Bald zog es ihn hinaus in die Welt, wohin ihn ſo viele glänzende Geſtalten und die Gewißheit — einen weiteren Geſichtskreis, reicheren Gedankenſtoff und neue Anhaltspunkte für ſein geiſtiges Schaffen zu finden — unwiderſtehlich lockten; bald wieder feſſelte ihn die Gewohnheit an die Scholle ſeines heimathlichen Jugendlandes, das nun ſchon *durch das allzulange Verweilen auf derſelben* — bereits zu tief mit allen Fibern ſeines Weſen verwachſens war. Von der einen Seite ſich ſehnend, ſeinem „*Titan*“ eine reichere und glänzendere Wiege zu ſuchen, hatte er es doch wieder zu Zeiten auch für möglich gehalten, denſelben in ſeinem ſtillen und verborgenen Aufenthalte zu Hof ſchreiben zu können.

Daher auch ſein öfteres Anſetzen bei dieſer neuen Schöpfung, die ihm als ſeine bedeutendſte vorſchwebte. Freilich machten ſich zugleich bei den verſchiedenen Anfangsverſuchen des „Titan's“ auch die verſchiedenen Situationen geltend, in welche ihn das Leben zu Frau von Kalb brachte; bis das ſcheinbare Zerreißen des idealen Freundſchaftsbundes mit dieſer gewaltigen Frau und das Anſchauen ihres Charakters in einem ganz neuen Lichte . . . einen neuen Plan und ein momentanes Niederlegen der Feder hervorrief.

Indeß beide — Jean Paul ſowohl, als Charlotte von Kalb — waren ſich bereits zu herzlich und innig nahe getreten, um eine wirkliche und vollſtändige Trennung auf die Dauer ertragen zu können. Es war in der That eine tiefwurzelnde Freundſchaft — auf gegenſeitige hohe und innige Verehrung baſirt — die zwiſchen beiden erwachſen war; und Frau von Kalb ſah bald ein, daß ſie ihr heftiges Temperament zu einem Fehlgriffe verleitet hatte, wenn ſie bei ſich Freundſchaft für Liebe genommen. Im Ganzen war es denn doch eigentlich nur der Gedanke geweſen: den ſo hoch und innig verehrten Gegenſtand ausſchließlich zu beſitzen, der ſie irre geführt.

So legten ſich denn Aufregung, Zorn und Eiferſucht auch bald; — die vermeintliche Leidenſchaft wich der ruhig prüfenden Vernunft, und . . . es trat wieder das urſprüngliche ideale Freundſchaftsverhältniß zwiſchen beiden ſchönen Seelen in ſeine Rechte.

Ein licht- und geiſtvoller Briefwechſel verknüpfte ſie jetzt, und in einem ſolchen war Jean Paul denn auch mit Frau von Krüdener geblieben.

Immerhin hatte ihm das Zuſammentreffen dieſer beiden kometenartigen Erſcheinungen in Hof den Aufenthalt hier faſt ängſtlich gemacht. Es war ihm, als könne hier ein ähnlicher Zuſammenſtoß noch einmal — und dann ſicher in unſeliger Weiſe — ſtattfinden.

Vielleicht hätte indeß Jean Paul, trotz alledem, eine noch längere Zeit über dem Hin- und Herſchwanken in ſeinen Entſchlüſſen verloren, hätten nicht die Höfer und ſeine eigenen Freunde dafür geſorgt, ihm den längeren Aufenthalt dort . . . gänzlich unmöglich zu machen.

Es konnte ſich ja wahrlich auch nur ein ſo edles und kindliches Gemüth, wie Jean Paul, in der träumeriſchen und täuſchenden Hoffnung wiegen, daß die Leute in ſeiner zweiten Vater- und Jugendſtadt, die ihn emporwachſen geſehen, als Jüngling verſpottet und in ſeinen reiferen Jahren als einen hervorragenden Menſchen mit Neid gehaßt, . . . ſich je würden entſchließen können, irgend einem Impuls von außen nachzugeben und ſich zu beſtreben, ihr Benehmen gegen ihn irgendwie der

Verehrung und Achtung Fremder anzupaſſen. Der Abſtand zwiſchen dieſen Verhältniſſen war mit jedem Tage drückender geworden; ja man wollte ihn ſelbſt zu anſpruchsvoll und vom Ruhm und von den Auszeichnungen der Großen angegriffen finden, wenn er über eine der vielen Rückſichtsloſigkeiten der Hofer empfindlich wurde. Sogar das Verhältniß mit Otto erforderte eine Entfernung, da deſſen Eiferſucht überall ſich zurückgeſetzt fühlte, und der Freund — da es dem Dichter unmöglich wurde, bei dem immer größeren Reichthum von Erlebniſſen und Bekanntſchaften ihm Alles noch ſo ausführlich mitzutheilen, als früher — aus Stolz dieſelben ſich vorenthaltend glaubte. Es war ſomit die allerhöchſte Zeit, daß Richter ging, wenn der „Titan" und ſein ganzes ſpäteres, mächtig in die Gegenwart eingreifende Wirken noch gerettet werden ſollte. —

Den letzten Ausſchlag gab indeß freilich noch etwas anderes.

Emilie von Berlepſch — dies reizende, liebenswürdige, hinreißende Geſchöpf — winkte Jean Paul wie eine holde Zauberin zu ſich heran!

Sie beſaß nämlich bei Altenburg ein Gut; war aber entſchloſſen, für die nächſte Zeit Leipzig als ihren Aufenthalt zu wählen, und ſo beſtürmte ſie denn nun Jean Paul in ihren Briefen zu der gleichen Wahl.

Da traten denn dem Dichter nicht nur die unvergeßlichen Tage von Eger vor die Seele, — es erwachten in ihm nicht nur die alten Jünglingsträume von Leipzig, — er fühlte ſich auch in der That wie von einer unbegreiflichen Zaubermacht zu Emilien hingezogen. Die kleine reizende, neckiſche Berlepſch hatte es ihm angethan. Sein durch der Mutter Tod ſo ganz verödetes Herz bedurfte der Erwärmung, bedurfte einer neuen, hohen, edlen Liebe!

Er mußte aus dieſem engen Stübchen, wo ihn alles an die Mutter und ſeine und ihre jahrelangen Leiden erinnerte!

Er mußte von Hof weg, deſſen dicke, ſchwerfällige, kleinſtädtiſche Atmosphäre ihn erdrückte!

Er mußte endlich hinaus in die weite, große bewegte Welt!

Er mußte an ein Herz flüchten, das das ſeine verſtand — — — und ihm an Liebe wiedergab, was ihm das Schickſal durch den Tod der Mutter geraubt.

So ſchied er denn, nach einem ſchweren Abſchiede von allen ihm ſo lieben Plätzen der unvergeßlichen Heimath, am 29. October 1797 von Hof.

Es war ein ſchwerer Tag — und die trübſte Stunde in ihm . . . die Trennung von ſeinem Otto!

Aber auch dieſe mußte ja überwunden werden, und ſo führte ihn der Wagen mit ſeinen Titanenentwürfen für immer aus den Thoren von Hof und — wie er damals glaubte — auch für immer aus dem Lande ſeiner Jugend. Es begleitete ihn dabei ſein jüngſter Bruder Samuel, welcher in Leipzig unter ſeiner Aufſicht ſtudiren ſollte.

In Leipzig empfing man ihn mit Jubel! . . . und das Jetzt trat hellleuchtend gegen das Sonſt hervor.

Aber gedachte denn auch Jean Paul daran: daß bei den meiſten Menſchen der Enthuſiasmus, der ſie plötzlich erfaßt, wenn ihnen etwas Großes, Edles und Ausgezeichnetes entgegentritt, nur flüchtiges Flackerfeuer iſt, das jetzt himmelhoch aufſchlägt und im nächſten Augenblicke ſchon wieder in ſich ſelbſt zuſammenſinkt? In der Alltäglichkeit glimmt dann der Götterfunken matt und traurig in dem Aſchenhäufchen der Erinnerung fort. Dachte Jean Paul hieran? oder ließ er ſich in ſeiner Kindlichkeit, Unerfahrenheit und Herzensgüte von dem erſten Empfange blenden und täuſchen?

Ach! er nahm ja für wahre, redliche Begeiſterung, was bei den Meiſten nur . . . Neugierde und momentane Erregung war.

Auch mit den anderen Dingen ging es ſo.

Anfangs bot ſich ihm freilich ein Contraſt dar, welcher ihm äußerſt wohlthat.

Wenn er früher mit Schmerz unbemerkt aus den

Ferien durch das Petersthor hereinkam und ſehnſüchtig in die Häuſer und in das Menſchengetümmel hineinſchaute: ſo drängte ſich ihm diesmal Alles entgegen, und alle Leipziger empfingen ihn, „als ſei er wieder in Weimar.“ Man führte ihn wieder in die Petersſtraße, aber in ein Logis mit hohen Zimmern, weiten Fenſtern und prunkenden Oefen und mit einem neuen Amöblement, „unter welchem die Kommode beſſer war, als alles, was er hineinlegte.“ Statt daß er früher mit ſcheuem Tritt zum borgenden und ſcheltenden Wirthe in „den drei Roſen“ ging, liefen jetzt Buchhändler umher, um für ihn den beſten Speiſewirth ausfindig zu machen, der ihm die Gerichte in's Haus ſchicke. Während er früher ſehnſüchtig an den Gartenconcerten hatte vorbeigehen müſſen, ward er jetzt feierlich in das große Abonnementsconcert des Gewandhausſaales eingeführt.

Wenn ihn früher Männer, wie Weiße, kalt von ſich zurückgewieſen, mußte es ihn jetzt entzücken, wenn dieſer bedeutende Kunſtrichter für ihn und ſeine Werke mit aufrichtiger Anerkennung und Bewunderung glühte.

So ſchrieb denn auch Jean Paul in ſeinem Entzücken an ſeinen alten treuen Freund Otto:

„Weiße, der zweimal bei mir war, liebt mich und meine Bücher über mein Erwarten. Es iſt ein himmliſcher Anblick, mit einer zweiundſiebenzigjährigen Geſtalt nur eine Dankadreſſe für das vorige Leben und ein Billetdoux an die ganze Menſchheit zu ſehen. Ich habe einmal bei ihm ſoupiren müſſen. Ein Leipziger Souper iſt ſtets ein Gaſtmahl. Weißen's Tochter iſt ſehr ſchön und ſehr gebildet; ſein Tiſch, ſeine Bibliothek, im Sommer ſein Landgut, Alles ſteht mir offen. — Ich war bei Platner, bin in einer Familie, wo eine vollendet gebildete Frau und zwei ungewöhnlich ſchöne Töchter ſind, wo ich den Profeſſor Herrmann, Mag. Klodius, Platner's Tochter und viele ausgezeichnete junge Leute finde." —

„Kotzebue hat mich beſucht und zu ſeiner Frau und Eſſen eingeladen. Wider meine Erwartung iſt ſeine Rede ſchlaff, geiſtlos, ohne Umfaſſen, wie ſein Auge; auf der anderen Seite ſcheint er weniger boshaft zu ſein, als fürchterlich ſchwach; das Gewiſſen findet in ſeinem Breiherzen keinen maſſiven Grund, um einzuhaken. — Eben unterbrach mich Kotzebue, um mich auf morgen zu Frege zu laden. — Um 4 Uhr gehe ich mit einigen Mädchen (Dlls. Feind) zu einer Mad. Hähnel, und Abend's zum Souper bei Weiße, den ich und der mich immer herzlicher liebt." —

„Es überſteigt meine Federkraft, dir ein raiſonnirendes Verzeichniß meiner übrigen Bekanntſchaften zu geben. Eher die feinen, nicht überfüllten, etwas koſtbaren und leckerhaften Soupées möcht ich dir malen. Erſpart wird dabei nichts, denn man muß dem Bedienten Trankſteuer geben. Bei Kummer leuchtete uns die Magd bei hellem Tage hinab, damit man in den Opferſtock (der Leuchter iſt's gewöhnlich) einlege. Größere Spitzbuben, als das hieſige gemeine Volk, giebt es, den Galgen ausgenommen, nirgend.“ —

„Es iſt ſeit lange“ — ſchrieb er ſpäter — „daß ich eine geräucherte Wurſt kochen laſſen, um Abends, wenn ich einmal zu Hauſe ſoupirte, etwas zu haben. Noch liegt von der Wurſt das volle Endchen und der Bindfaden auf dem Lager — nun ſchließe! — Neulich bei einem Geburtstage, der für fünfzig Mann ein Trink- und Tanztag war, lernt ich Kütner, einen feinen, gelehrten Mann, und — England kennen. Wahrlich! ich hatte in Hof Recht: Nichts iſt darin ſchlecht, als der Miniſter! — Einen edlen Schotten, Macdonald, berühmt in der Geſchichte und im Oſſian, ſah' ich an fremden Eßtiſchen und an ſeinem, und fand an ihm den Zwillingsgeiſt von Blair.“ —

Aber . . . nur zu bald mußte Jean Paul bemerken, daß alles dies theils zu ſpät für ihn kam, theils auf einem flüchtigen Rauſche beruhte. Geſchäftsmänner, wie Leipzigs Buchhändler, werden in dem ewig bewegten, ſich ewig neu ergänzenden Strome der Zeit und der Geſchäfte fortwährend von ſo viel Neuem berührt, daß ſie unmöglich an dem Einzelnen feſthalten können. Heute tritt ihnen dieſe, morgen jene bedeutende

Perſönlichkeit entgegen, und ſo will es unendlich viel heißen, wenn ſie — mitten in dem Strudel der eigenen Unternehmungen und Geſchäfte — dem Einzelnen nur einigermaßen eine vorübergehende Theilnahme und Aufmerkſamkeit zuwenden können. Nur Autor und Verleger ſtehen in einem feſteren, und leider auch hier ſelten ... in einem innigeren Einvernehmen.

Aber auch zu ſpät kamen die jetzigen freundlichen Eindrücke für ihn! O Himmel! Wie hätte ihn als Student und angehender Autor die kleinſte Freundlichkeit beglückt und gehoben! Wie würde ihm der ſo unausſprechlich erſehnte Umgang mit bedeutenden Männern ſo nützlich geweſen ſein! Welche Begeiſterung hätte er aus ihrer Anerkennung geſogen!

Jetzt konnte ihn dies alles erwärmen, erfreuen, momentan ſelig ſtimmen; ... aber ... es kam in ſeiner tieferen Bedeutung und Wirkung doch zu ſpät!

Zu glänzend waren die Träume und Erwartungen vom Leben durch die, ſo lange in der Einſamkeit ideell an denſelben ſchaffende Einbildungskraft geworden; zu ſehr hatte ſich die Phantaſie, welche die Verhältniſſe und Vorgänge außer uns verklärt und die wir nur in der Jugend beſitzen, bereits in der poetiſchen Wiedergeburt der dürftigen heimiſchen Umgebungen erſchöpft und ausgehöhlt; zu viele ideale Geſtalten, Verhältniſſe und Gegenden für den Titan, zu große Pläne lebten in ſeiner Seele: als daß ihm nicht alles das, was ihm Leipzig bieten konnte, jetzt zu leer und zu nichtig erſchienen wäre. Zumal traten, ſobald die erſten Zeichen der Liebe und des Enthuſiasmus der kühleren Theilnahme der Gewohnheit Platz gemacht hatten, die ſo hoch geſtiegenen Anſprüche an Menſchen vor ſeine Seele, die bei keinem ſeiner daſigen Bekannten durch angenehme und ſchöne Erinnerungen gemildert wurden. Er entdeckte an Platner eine ihm äußerſt unangenehme Eitelkeit; bei aller Freundſchaft und Liebe für unſern Dichter vermochte Weiße, dieſer Veteran aus der älteſten Zeit, ſo wenig wie er denſelben früher erkannt, jetzt in alle ſeine Ideen einzugehen. Einem Geiſte wie dem Jean Paul's, war jetzt die Art des kaufmänniſchen Kunſtſinnes und Kunſtluxus, wie ſie in einer ſolchen Stadt gefunden werden, leer und unangenehm, und das Mäcenartige Verhältniß, welches der Kaufmannsſtolz gegen Gelehrte und Künſtler ohne Titel und Rang aufrecht zu erhalten ſich befleißigt, wurde einem Dichter ſehr bald empfindlich, der bereits von den allerhöchſten Ständen, und namentlich von den ſonſt ſo rangſtolzen Frauen in denſelben, ſich nicht nur ihnen gleich geſtellt geſehen hatte, ſondern ſogar mühſam aufgeſucht und als ein Höherer verehrt worden war. Jean Paul mußte ja die Erfahrung machen, welche auch die neueſte Zeit auf das Empfindlichſte gelehrt hat: daß dem democratiſch und republicaniſch Geſinnteſten die Anmaßung bürgerlichen Geldſtolzes im öffentlichen, wie beſonders im geſellſchaftlichen Leben unendlich viel unerträglicher iſt, als die Anſprüche der Adelsariſtokratie, welche, vermöge einer höheren Bildung ſowohl, als ihrer feineren Ehr- und Ruhmſucht, bei weitem mehr vor einem Talent und Genius ſich beugt, als der bürgerliche Geldſtolz; ja die im Gegentheile gern ausſchließlich die Anerkennung, das Verſtändniß deſſelben und den Verkehr mit ihm als ein Privilegium in Anſpruch nimmt. Aus allen dieſen Gründen würde ſich Jean Paul wohl ſehr bald nach Hof und der lieben unvergeßlichen Heimath zurückgeſehnt haben, wenn ihm nicht endlich in Emilie von Berlepſch ſein Lebensſtern wieder aufgegangen wäre.

Bis dahin war nämlich Frau von Berlepſch ohne ihr Verſchulden und zu ihrer eigenen Verzweiflung — denn die kleine reizende Wittwe war, wenn ihr etwas nicht nach dem Kopfe ging, ſogleich mit völliger Verzweiflung bei der Hand — auf ihrem Gute bei Altenburg zurückgehalten worden. Wichtige Familienangelegenheiten bannten ſie feſt; aber dieſer Bann war ihr — dem verwöhnten eigenwilligen Kinde — ſo entſetzlich, daß diejenige, die ſonſt und bei roſenfarbener Laune ein wahrer Engel, ein entzückendes, hinreißendes, bezauberndes Weſen ſein konnte, wie ein kleiner Satan auf dem Gute hin und herfuhr, alles unter einanderwarf, ja alle Welt dermaßen quälte, ärgerte und chicanirte, daß die Bewohner des Gutes und der Umgegend Gott dankten, als ſie endlich nach Leipzig abreiſte.

Und doch mußten ihr Alle wieder gut ſein, als ſie im letzten Momente und der Freude über die Abreiſe wieder die Freundlichkeit, die Liebe und die Güte ſelbſt war. Sie dachte ja jetzt an keinen Aerger, an keinen Verdruß, an kein Mißverſtehen mehr. Sie hatte in ihrem inneren Jubel und der frohen Hoffnung, in wenigen Tagen den Freund zu ſehen, ihren wochenlangen Unmuth ſo ganz und gar vergeſſen, als ſei er gar nicht vorhanden geweſen. Mit wem ſie geſtern noch furchtbar gezankt, den hätte ſie heute umarmen können. Alle ihre Untergebenen überſchüttete ſie mit Geſchenken und verließ ihr Gut mit der feſteſten Ueberzeugung, daß ſie all' die Zeit her die Liebe und Güte ſelbſt geweſen ſei.

Aber welcher Sturm des Ungeſtüms, der ausgelaſſenſten Freude, als ſie nun in Leipzig angekommen — des Freundes wieder habhaft war.

Für Jean Paul ſelbſt ging mit dieſem Momente ein neues Leben an. Es ſchien, als ob die ewig lächelnde Göttin des Frühlings für ihn eingezogen ſei und ihr zauberhaftes Füllhorn voll Blumen und Blüthen, voll Duft und Farben, voll Wonne und Seligkeit über ihn ausgegoſſen.

War denn dieſes reizende Weſen nicht wirklich eine Zauberin?

Dem Leipziger Leben, das ihm bereits anfing ſchaal zu werden, wußte Emilie von Berlepſch auf der Stelle und wie durch ein Wunder neue Farben, neuen Reiz, neue Bedeutung zu geben. Wo ſie ſich zeigte, erſchienen die Menſchen wie umgewandelt: lauter Heiterkeit, Scherz und Freude! So gewaltig wirkte ihr phosphoreszirendes Weſen, deſſen Reflex wieder Luſt und Scherz war. Riß doch Emilie alles mit ſich hin zu Witz und Geiſt, zum Lachen und zu Tollheiten; . . . die ernſteſten Männer ſelbſt zu Kindereien. Wie in dem ſinnigen Mährchen die holde Meluſine, wenn ſie mit ihrem Füßchen auf die Erde ſtampfte, die prächtigſten Blumen hervorrief, ſo ſchien Emilie von Berlepſch mit dem Winken ihrer zierlichen Hand Luſtbarkeiten, Ueberraſchungen und Vergnügungen aller Art hervorzuzaubern, mit welchen ſie ihren Freund überſchüttete. Ihre zarten Aufmerkſamkeiten waren endlos und alles was ſie that, anordnete und hervorrief athmete dabei einen hohen edlen Geiſt.

Und doch war das geiſtige Weſen, daß von ihr ausging, wieder ein ganz anderes, als jenes, welches

Jean Paul in Charlotten von Kalb und Frau von Krüdener ſo überraſcht, ſo geblendet, ſo gehoben und entzückt hatte.

Charlotte von Kalb, die Titanide, — ſtand mit all' der Leidenſchaftlichkeit ihres ſtarken und hohen Geiſtes, mit der Vollkraft des Lebens, mit dem Ernſt und der Energie einer klar und feſtwollenden Seele, mit den zerſchmetternden Blitzen einer Willensmacht, die entzücken, aber auch vernichten konnte, mit dem magiſchen Heiligenſcheine einer edlen Schwärmerin da. Auch Frau von Krüdener war dies; und hauptſächlich in dieſer Schwärmerei — die bei der Krüdener noch reiner, intenſiver und abenteuerlicher auftrat — lag der Zauber, den beide Frauen auf Jean Paul, der ja ſelbſt ein ſo edler Schwärmer war, ausübten. In Emilie von Berlepſch aber trat dieſem nun eine ganz neue, ihm bis dahin völlig fremdartige Erſcheinung aus der Frauenwelt entgegen. Auch hier war Schärfe des Geiſtes, hohe Reinheit der Seele, ein edles nur von dem Schönen und Guten berührtes Herz vorhanden; . . . aber dies alles trat nicht in der Form des Ernſtes und der Erhabenheit auf . . . ſondern in der . . . heiterer, unbefangener, naiver Kindlichkeit. Hier war ein unbegreiflich gewinnender Lebensſinn. Alle weiblichen Tugenden aber entwickelten ſich unter dem Schutze dieſes Lebensſinnes voller und kräftiger und erlangen durch ihn neue Reize. Durch ihn werden die Frauen — wie Ehrenberg ſehr ſchön ſagt — die holden Genien unſeres Lebens, die freundlichen Gefährtinnen auf unſerer oft öden Wallfahrt. Charlotte von Kalb und Frau von Krüdener hatten immerhin — ſchon durch ihr feſtes, entſchiedenes, ſelbſt öffentliches Auftreten — etwas Männliches; . . . Emilie von Berlepſch war gerade im Gegentheile auf entzückende Weiſe ganz Weib, . . . eine ganz naiv-mädchenhafte kindliche Natur.

Selbſt ihre kleinen Launen — und von dieſen hatte denn doch Jean Paul in Eger ſchon hie und da etwas zu leiden gehabt — ſelbſt ihre kleinen Launen machten die Erſcheinung der reizenden jungen Wittwe piquant. Ihr Hauptzauber lag aber in ihrem ganzen, ſo unendlich liebenswürdigen Weſen, das geradezu Jedermann feſſelte und ihr unbedingt unterwarf.

Emilie von Berlepſch war noch keine acht Tage in Leipzig, als ſich ſchon ein großer Kreis von Herren und Damen um ſie gebildet hatte, über den ſie unumſchränkt wie eine Königin herrſchte; obgleich viele der Betheiligten älter als ſie waren und ſich ſehr hochgeſtellte und gelehrte Perſönlichkeiten darunter befanden. Sie disponirte, als kleine liebenswürdige Tyrannin, in jeder Beziehung und über Alles und Alle . . . aber ſie überſtrahlte und entzückte auch Alles und

Alle! Und immer war dabei Jean Paul ihr viel beneidetes Schooßkind.

Aber ... wer kennt denn das Mährchen von der ſchönen Meluſine nicht?

Meluſine war, nach der alten ſinnigen Volksſage, die Tochter eines Königs von Albanien und einer Fee. Zum Entzücken reizend, vermählte ſie ſich mit einem edlen Ritter aus dem Hauſe Luſignan, und brachte ihm als Mitgift jedes Glück im vollen Maße zu, welches die damalige Zeit ſich nur denken konnte. Dafür aber mußte der Ritter geloben, ſie einen Tag in jeder Woche nicht zu ſehen; dieſen einen Tag nämlich mußte ſie, einem uralten Zauber zufolge, ſtets in der Geſtalt eines Ungeheuers — halb Fiſch halb Weib — zubringen. Sie verbot daher dem Gemahle, an dieſem Tage in ihre innerſten Gemächer zu kommen. Als aber das Schickſal es wollte, daß ſie der Ritter doch einmal hier und in dieſer Ungeſtalt traf ... war das Glück der Beiden zerronnen. Meluſine verließ Luſignan zürnend und trauernd und eine ewige Kluft lagerte ſich zwiſchen Beide.

Wie viele Meluſinen aber giebt es auf der Welt, ... die ihre Tage der Launen haben, und ... von dieſen ... traurig umgeſtaltet werden.

Jean Paul ſagte ſchon einmal in Eger:

„Die üble Laune iſt ein giftiges Inſekt, das ſeine Eier in die Puppen unſerer ſchönſten Freuden legt. Wenn dann der Schmetterling der heiteren Stunde die harte Hülle abwerfen ſoll, ſo iſt nichts darin, . . . als eine häßliche Schmeißfliege!“ — — — — —

Unter den Luſtbarkeiten und Vergnügungen, welche Frau von Berlepſch in ihrem Kreiſe angeordnet, war auch die Aufführung eines kleinen allerliebſten und ſehr geiſtreichen Luſtſpieles, das einer ihrer Freunde eigens zu dieſem Zwecke geſchrieben hatte. Die Rollen ſollten in der Geſellſchaft vertheilt werden, wobei — wie ganz natürlich — die Hauptrolle Emilien zufiel. Die kleine Berlepſch war ganz glücklich darüber und Jean Paul erklärte ſich völlig einverſtanden. Als aber Emilie ihm zumuthete, eine Rolle darin zu übernehmen, wieß er dies Anſinnen — ſeiner Natur ſo ganz fremd — mit Entſchiedenheit zurück.

Die kleine reizende Wittwe bat, flehte . . . Jean Paul blieb feſt: *theaterſpielen war ihm eine Unmöglichkeit.* Emilie ſetzte ſich neben ihn, ſtrich ihm die Wangen, liebkoſte ihn, . . . ſchaute ihn mit ihrem weichen, roſigen, von Anmuth übergoſſenen Geſichtchen und ihren in feuchtem Glanze ſchwimmenden, faſt unwiderſtehlichen Augen an, daß es einen Stein hätte erweichen können. . . . Jean Paul blieb feſt. Thränen traten in ihre Augen . . . Jean Paul, der ſonſt keine Frauenthränen ſehen konnte, ohne ſanft zu zerfließen — . . . blieb feſt!

Aber das war für ein verwöhntes Kind zu viel. Es gab eine Scene der Leidenſchaftlichkeit, Vorwürfe, harte Worte . . . und Beide trennten ſich ſchmollend.

Jean Paul verließ das angebetete Weſen in Verzweiflung. Die ganze Nacht machte er ſich Vorwürfe, — obgleich er wußte, daß es ihm völlig unmöglich ſein werde, Emilien jemals in dieſem Verlangen zu genügen.

Den andern Morgen war es ihm, als ob der Himmel wie Blei auf ihm laſte. Er konnte keinen Mißklang zwiſchen ſich und geliebten Herzen ertragen. Fort trieb es ihn, fort! zu Emilien, wo möglich . . . eine Verſöhnung zu verſuchen.

Aber Himmel! . . . wie ſtaunte er . . . wie ſtand er verwirrt . . . als ihm die kleine, reizende Berlepſch ganz entzückt entgegenſprang und alles geſtern Geſchehene vergeſſen zu haben ſchien.

Ein Anderer hatte die Rolle übernommen, . . . das Stück ward einſtudirt, . . . ihrem Köpfchen war genügt, . . . ſie dachte nicht mehr an die harten, kränkenden Worte, die mit ſchmerzlichen Wiederhaken in des Freundes ſo unendlich zartfühlender Seele ſaßen.

Aber auch er mußte ihr — er mochte wollen oder nicht — wieder gut werden; . . . ſie war ja gerade heute ſo unausſprechlich lieb, ſo ſeelenvoll heiter, ſo friſch, ſo jugendlich übermüthig . . . ein reizender Maitag mit Himmelbläue, Sonnengluth und Maiblümchen! Und dieſe, bis in die tiefſte Seele ſüß und bezaubernd eingreifende Stimme! . . . und dieſe funkelnden Aeuglein! . . .

„Ich bin ein Narr!“ — ſagte Jean Paul, mit einem wunderhübſchen Lächeln um die Mundwinkel . . . und küßte Emilien von Berlepſch verſöhnt die Hand! — — — Sie war und blieb ſein zauberhaftes angebetetes Ideal!

Aber noch ſollten ernſtere Stürme kommen!

Immer tiefer und tiefer hatte ſich Jean Paul in den „Titan“ hineingearbeitet und dieſe Arbeit feſſelte ihn oft ſo ſehr, daß er alles Andere, ſelbſt ſeine Beſuche bei der reizenden Wittwe . . . zwar nicht vergaß . . . aber doch etwas ausſetzte.

Als er nach einigen Tagen wieder hinging, fand er ſie in einem Zuſtande der Aufregung, wie er ſie noch nie geſehen. Sie hatte ſich in ihr Boudoir zurückgezogen. Niemand außer ihm durfte vorgelaſſen werden. Die Vorhänge waren niedergelaſſen, da ſie nichts, gar nichts von der Welt ſehen und wiſſen wollte! Dämmerung lag über dem kleinen, wunderlieblich eingerichteten, unendlich heimlichen Zimmer, das ſonſt wohl einem Taubenneſtchen verglichen werden konnte. Jetzt freilich hatte ſich die ſanfte, girrende

Taube, in einen Adler verwandelt, der wild und unbändig mit den Flügeln der Laune um ſich ſchlug und mit Schnabel und Fängen hackte ... wohin er kam.

Das Kammermädchen hatte erſt vor wenigen Minuten weinend und mit glühenden Wangen ſeine außer ſich gerathene Herrin verlaſſen.

Jetzt . . . lag die kleine Wittwe, zwiſchen Zorn und Verzweiflung kämpfend, auf dem Sopha, das ſchöne Haupt in Thränen gebadet, die Haare aufgelöſt, das Negligé — ſie hatte es in ihrem Schmerze verſchmäht, Toilette zu machen, — nur leicht übergeworfen.

In der Ecke des Zimmers lagen die Scherben eines kleinen Frühſtück-Services, welches ihr der Dichter jüngſt als Geſchenk dargebracht. Sie hatte es im Zorne über ſeine Treuloſigkeit zerſchlagen und ſich dann ſelbſt wieder über dieſe Thorheit ſo furchtbar geärgert, daß ſie in weinende Krämpfe gefallen war.

Jetzt, da Richter vor ihr ſtand, wechſelten unter Thränenfluthen und Zornblicken die Klagen über ihr unſeliges Geſchick, die Klagen: ihr ganzes Sein und Leben und Weſen an einen Mann ohne Herz hingegeben zu haben; . . . die Vorwürfe der Treuloſigkeit, der Undankbarkeit, des Verrathes!

Jean Paul, der ſich eine ſolche Scene auch nicht im entfernteſten erwartet hatte, und — ſein Manuſcript unter dem Arm — in der glücklichſten Stimmung von der Welt gekommen war, um ſeinem Ideal, ſeiner vergötterten Emilie das, was er Neues geſchaffen, mit der Wärme und Begeiſterung des Dichters vorzuleſen — — — Jean Paul ſtand wie vernichtet, wie verſteint. Schwer hielt es ihm in ſeiner Unſchuld ſchon, nur zu begreifen, um was es ſich handle; — ſchwerer in dieſem in Zorn, Thränen, Leidenſchaft und Verzweiflung aufgelöſtem Weibe . . . die ſonſt ſo unendlich reizende und liebenswürdige Erſcheinung Emiliens wiederzuerkennen.

Und doch! ging denn dies alles nicht aus einer ungemeſſenen Liebe zu ihm hervor? Und konnte Jean Paul ungerührt, unerſchüttert bleiben, wo er — der ja ſeinem ganzen Weſen nach nur die zarteſte Liebe war — ſo viel Liebe und Güte, wenn auch ohne und gegen ſeinen Willen, ſo tief verletzt und gekränkt hatte?

Mit der ganzen Sanftmuth ſeines Weſens, mit der ganzen Wärme ſeines tiefen Gemüthes, ſuchte er die Leidenſchaftliche zu beruhigen; — mit der Macht der Wahrheit, dem Gewichte einer ruhigen und vernünftigen Auseinanderſetzung ſeine Unſchuld darzuthun.

Umſonſt! nur noch zornflammender und leidenſchaftlicher ward die ſo heftig Erregte. Sie warf ihm ſchwarzen Verrath und Undank, Liebloſigkeit und Hartherzigkeit in den bitterſten und ſchneidendſten Ausdrücken vor!

Die Leidenſchaft eines Weibes hat ja kein Ohr für die Stimme der Vernunft!

„Nein, nein!“ — rief ſie jetzt unter Strömen von Thränen — „Sie haben keinen Begriff von der Liebe, mit der ſie mein Herz umfaßt! ... Sie ſind gefühllos, wie jeder Schriftſteller, der uns arme Weiber nur ſtudirt, um uns in ſeinen Werken geiſtig zu anatomiren. Die Liebe, mit der ich Sie liebe, würde Ihr Geiſt erſchaffen, wenn er ſie auf Erden nicht ſchon gefunden hätte!“

Jean Paul wollte ſprechen, aber ſie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Nein! ſprechen Sie nicht!“ — rief ſie, ſich vor Schmerz ſelbſt nicht mehr kennend, — „eilen Sie hinweg! fliehen Sie! . . . Es iſt gut, wenn Sie es thun! . . . Es giebt mir meinen Verſtand, meine Ruhe wieder!“

„Emilie!“ — rief Jean Paul tief bewegt.

„Gehen Sie! gehen Sie! In der Ferne ſcheinen Sie mehr ein Genius, als ein Menſch! Ich fühle alsdann ſo ſehr Ihre Uebermacht, mein Geiſt beugt ſich ſo ſehr vor dem Ihrigen, den ich ſo hoch auf glänzenden Flügeln ſchweben ſehe, daß es mir ſcheint, als dürfe kein Hauch der Erde Sie berühren. Aber in der Gegenwart, in der Nähe, erſcheint mir der Menſch; da erwacht meine Leidenſchaft! Meine innige Zärtlichkeit für Sie giebt mir den Wahn einer völligen Gleichheit zwiſchen uns, alſo auf gleiche Anſprüche und Forderungen!“

„Aber, meine Liebe . . .“

„Sie fordern mit Recht ungebundene Freiheit . . . nun ja! ja! . . . ſie kommt Ihnen als Genius zu; aber wir Alle ſind nicht Geiſter allein, ſondern Menſchen! . . . Menſchen von Fleiſch und Blut! und darum ſind Sie ungerecht, wenn Sie von Menſchen fordern, daß man zufrieden ſei, ſie geiſtig zu lieben!“

„Hören Sie mich! . . .“

„Nein!“ — rief Emilie ſo wild auffahrend, daß ſich ihr Negligé verſchob und ihre blendend weißen, herrlichen Schultern aus der leichten weißen Verhüllung wie zwei Schwäne aus dem ſchneeigten Schaume der Wellen auftauchten — „nein! ich will Sie nicht hören! Sie ſind ein Verräther an der Liebe, wie alle Männer! Ich weiß es ja leider nur zu gut: Sie haben in der Welt an Reichthum und Schnellkraft des Geiſtes nicht Ihres Gleichen und dabei ein ſo reines, ſchönes Herz, wie kein anderer Sterblicher; . . . aber . . . dies Herz iſt einem der Ewigen entwandt . . . es kennt die Allliebe . . . aber . . . es kann auch in ſeiner All-Liebe ein armes Menſchenherz vor unbefriedigter Liebe brechen ſehen!“

Und mit dieſen Worten ſank Emilie laut ſchluchzend zuſammen. Das unſelige krampfhafte Weinen erfaßte ſie wieder, ihr Bewußtſein ſchwand, und wie ihre Arme ſteif heruntergeglitten, glitt ihnen die leichte Verhüllung nach und ließ den götterſchönen Buſen in ſeiner antiken Pracht ſehen.

Jean Paul wußte nicht wie ihm geſchah! Es überlief ihn ſiedend heiß und eiskalt; . . . es rann ſein ganzes Inneres in einer Feuergluth zuſammen. Er bebte an allen Gliedern . . . ſeine Lippen zuckten . . . er wollte im erſten Momente dem Kammermädchen rufen . . . aber an der glühenden Röthe, die in ſeinem Geſichte aufſchlug, fühlte er, daß die Scene zu eigen ſei, um anderen Augen preiß gegeben zu werden. Himmel! was hätte das Mädchen von ihm denken müſſen.

Glühend vor Schaam und doch auch vor Entzücken! im Tiefſten ergriffen von dem Unfall, dem unbegrenzten Schmerz und der leidenſchaftlichen Liebe dieſes holden Weſens, legte er Emilien ſanft zurück, . . . kniete an ihrer Seite nieder, flüſterte er ihr Worte der Liebe, der innigſten Zärtlichkeit zu.

Aber — o Gott! — da berührten ſeine Lippen dieſen himmliſch-ſchönen Buſen; . . . er konnte, er konnte nicht mehr, . . . einen einzigen leiſen Kuß mußte er ſanft auf ihn drücken . . . dann, faſt im Schwinden der Sinne, zog er mit zitternder Hand die Verhüllung leiſe herauf, . . . und . . . lehnte weinend ſein Haupt an Emiliens Stirne.

Höllen-Tage.

„Viele Blumen thun ſich der Sonne auf, doch nur eine folgt ihr immerfort. Herz, ſei die Sonnenblume! nicht blos offen ſei Gott, ſondern gehorche ihm auch!“ — — —

Jean Paul hatte der Stimme Gottes in ſeiner Bruſt — dem ewigen göttlichen Sittengeſetz — in einer ſchweren Stunde Rechnung getragen. Er ging mit reiner Seele aus ihr hervor . . . aber er war doch auch von Fleiſch und Blut, . . . war Menſch, . . . mit einer glühenden Phantaſie und einem weichen, empfänglichen Herzen begabt. Jene Stunde und die Erinnerung daran hatte ſich in ſeiner Seele feſtgebrannt. Seine Thränen und ſeine Zärtlichkeit hatten damals nicht nur Emilien erweicht und verſöhnt . . . die junge reizende Wittwe war ihm, von jenem Momente an, auch näher getreten. Ohne weitere Erklärung von Emiliens Seite, wußte Jean Paul jetzt . . . daß ſie ihn leidenſchaftlich liebe. Aber auch ihn erfaßte etwas, daß ihn mit doppeltem Verlangen nach ihr hinzog. Sollte ſich dem ſeeliſchen Drange nicht auch der, nach dem Beſitze dieſes reizenden Weibes *manchmal* beigeſellen?

Indeß nur *manchmal!* ... dann aber traten immer zwei erkältende Erinnerungen wie Eismaſſen an ſeine Seele heran, es war der Gedanke an ſeine *Freiheit* und ... an Emiliens *Launen:* ... Meluſine und Ritter Luſignan!

Jean Paul hätte freilich zugleich wiſſen ſollen, daß *wahre* Liebe ... ſolche Gedanken gar nicht aufkommen läßt. Aber *ſein allzugutes Herz*, ſeine Schwärmerei für Freundſchaft und Liebe und die Erinnerung an jene Stunde verſagten ihm, Emilien von Berlepſch gegenüber, jede Energie.

Uebrigens war Emilie klug genug, gerade in der nächſten Zeit zurückhaltender denn je in den Aeußerungen ihrer Liebe zu ſein. Sie bannte ſie in die Form glühender idealer Freundſchaft: *nur mit dem theueren Freunde zuſammenleben* wollte ſie. Tauſend Pläne ſprudelten aus ihrem fruchtbaren Gehirne: ſo ſchlug ſie Jean Paul unter Anderem ein ſchönes, reiches, höchſt moraliſches Mädchen in Zürich, ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug geweſen. Emiliens eigenes Vermögen, das der Zürcherin und ſeines ſollten dann zuſammengeworfen, ein Landgut gekauft und zuſammen gelebt werden.

Freilich fühlte ſie die Widerſprüche dieſes ſeltſamen Projectes, ſobald Richter ſie ihr zeigte. Es war ja überhaupt nur eine Seifenblaſe, . . . ein flüchtiger Gedanke, . . . eine originelle Idee, . . . ein Spiel ihrer ewig erregten Phantaſie, . . . eine Laune, . . . vielleicht . . . eine Schlinge geweſen, ein ihr unendlich theures Herz darin zu fangen.

An einem der nächſten Abende las ihr der Dichter die neueſten Kapitel ſeines „Titan's“ vor. Sie war hingeriſſen, entzückt, begeiſtert! Wie immer ſchlug ihr leicht erregbares Temperament bei dieſer Lectüre in Feuer und Flammen auf, ſo daß ſie Jean Paul beim Schluſſe mit Enthuſiasmus umarmte.

Endlich brach doch der Gluthſtrom ihres Herzens durch . . . und ſie ſchlug dem Freunde, an den ſich ihre Seele und ihr ganzes Weſen immer heißer anſchloß, die Ehe mit ihr vor!

Jean Paul war ſelbſt durch alles Vorgekommene, durch die Fülle der Liebe, die ihm ein ſo reizendes Weib, ein ſo edles Weſen entgegentrug, geiſtig, nervös und körperlich ſo hoch geſpannt — daß er, wie in einem Zauberrauſche ſchwebend, — faſt nicht wußte, was er that. Er war entzückt, gerührt von ſo viel Liebe. Er ſchien in ſeinem Enthuſiasmus für jedes Opfer bereit; . . . er war es vielleicht auch; . . . aber . . . noch war das „Ja!“ nicht geſprochen!

Da kamen ihm wunderbarerweiſe gerade um jene Zeit Nachrichten von ſeinem alten Freunde Emanuel in Baireuth und deſſen Tochter, Recha, zu. Frau von Krüdener, die ſich eben in Baireuth befand, um — wo möglich — ein Findelhaus einzurichten, theilte ſie ihm mit.

Aber dieſe Nachrichten machten einen ſeltſamen Eindruck auf Jean Paul. Er wußte ſehr gut, daß Recha ohne alle enthuſiaſtiſche Liebe, ſogar nur aus Gehorſam gegen den Wunſch der Eltern und aus Pflichtgefühl, geheirathet hatte. Nun ſchrieb Frau von Krüdener: dieſe Ehe ſei eine der glücklichſten geworden, die ſie kenne.

Die ſtille, ruhige Recha — das Grab ihrer erſten, aus Pflichtgefühl überwundenen Liebe im Herzen, — hatte vertrauensvoll ihre Hand in jene des ihr beſtimmten Gatten gelegt. Sie wußte, er war ein Ehrenmann, und Herr Enoch Veith entſprach dieſer Vorausſetzung im vollſten Maße. Im Anfange ihrer Verbindung lebten nun beide junge Gatten lediglich ihrer Pflicht, ließen es dabei aber, aus gegenſeitiger Achtung, auch nicht an zarter Aufmerkſamkeit fehlen. So ſchlug nach und nach, in ſtiller Anerkennung, eine wirkliche gegenſeitige Neigung Wurzel, die ſich durch die Geburt eines Kindes in ſchöner ruhiger Steigerung zu einem in der That ſo innigen und ſo glücklichen Verhältniſſe erhob, daß die Ehe der jungen Gatten, als ein wahrhaftes Muſter einer glücklichen Verbindung aufgeſtellt werden konnte.

Frau von Krüdener ſchrieb bei dieſer Gelegenheit weiter:

„Ich theile Ihnen dies, mein hochverehrter Freund, mit, weil ich weiß, welches Intereſſe Sie an dem Emanuel'ſchen Hauſe nehmen, und weil glückliche Ehen — meiner Ueberzeugung nach — zu den großen Seltenheiten im Leben gehören. Jugendlich leidenſchaftliches Aufwallen, flüchtige Täuſchung — durch geiſtige oder körperliche Reize hervorgerufen — und eitle Conveniens ſind die Triebfedern zu den meiſten Ehen. Aber hier iſt ſelten der Schwerpunkt für eheliches Glück zu finden. Soll eine Ehe wirklich glücklich werden, ſo muß die Verbundenen etwas zuſammen führen, das zu dauern vermag: nicht Leidenſchaft, nicht excentriſches Weſen. Die Naturen müſſen einander ſo ähnlich ſein, daß ſie gleichmäßig empfinden, und doch auch wieder ſo unähnlich, daß ſie ſich wechſelſeitig ergänzen. Kein Theil darf dabei herrſchen wollen; jeder muß mehr geneigt ſein, zu geben als zu nehmen, — williger zu leiſten als zu fordern. Auf dieſe Weiſe allein iſt die Liebe der Treue fähig und damit wahre Liebe, die, auf das Innerſte gerichtet, mit der Zeit nur wachſen, an Umfang, Adel und Stärke nur gewinnen kann.“

„Iſt das, was man für Liebe hält, bloß eine Luſt an flüchtigem Reiz, dann vergeht ſie natürlich, wenn dieſer ſelbſt oder der Sinn dafür ſchwindet; iſt es aber eine Luſt am unvergänglichen Weſen des Geliebten und an der ganzen Perſon, dann beſteht ſie mit dieſem Beſtändigen und ſteigert ſich, je mehr daſſelbe im Leben ſich offenbart. Wenn zu alle dem nun auch noch ein empfänglicher Sinn kommt für das Schöne und Erfreuliche überhaupt, eine Kraft, das Widrige zu tragen und zum Beſſern zu wenden, und wenn die äußeren Verhältniſſe, den Perſonen und Fähigkeiten entſprechend, auf ihre Neigungen und Fähigkeiten berechnet ſind dann knüpft ſich allerdings ein Ehebund, wie er ſoll: eine unerſchöpfliche Quelle von Luſt für die Gatten, ein erhebender Anblick für den theilnehmenden Betrachter.“

„Nur keine Launen mit in den Kauf! . . . die Launen ſind die Furien und Verfolgerinnen der Liebe und jedweden Glückes; . . . ſie ſind die böſen Geiſter, die finſteren Dämonen jeder Ehe, in die ſie ſich einſchleichen! Sie verderben und vergiften die beſten, die edelſten Herzen, und legen meiſt zu einer Kälte und Gleichgültigkeit den Grund, welche — wenn ſie nicht zum Aeußerſten treibt — wenigſtens doch unter mißmuthiger Stimmung durch das ganze Leben fortdauert.“

Als Jean Paul dieſen, noch weiter ausgeführten, Brief geleſen, kam eine ſonderbare Unruhe über ihn. Faſt deuchten ihm — in der eigenthümlichen Lage, in der er ſich befand, — dieſe Zeilen wie ein Wink des Schickſals!

Eine reizende, vielbegehrte, ſchöne und reiche Frau, — ein Weſen voll Geiſt und Seelenadel, — die Liebenswürdigkeit ſelbſt, hatte ihm ihre Hand angeboten. Tauſende von Männern würden ſie unbedingt und mit Jubel ergriffen haben. Auch ihn zog es in Begeiſterung zu ihr hin . . . aber! . . . aber! . . . er fühlte: es war doch nicht jene göttliche ſchöne, ſüße, heilige Liebe, wie er ſie in ſeinen Werken, ſchon ſo oft geſchildert, — wie er ſie im Geiſte in ſeinem Herzen trug.

Und dann hatte Emiliens Charakter nicht eine große, große Schattenſeite?

„Die Launen ſind die Furien und Verfolgerinnen der Liebe und jedweden Glückes“ — hatte Frau von Krüdener geſchrieben — „ſie ſind die böſen Geiſter, die finſteren Dämonen jeder Ehe, in die ſie ſich einſchleichen!“

Dieſe Worte trafen ſeine Seele wie mit Keulenſchlägen. Hatte er denn nicht ſelbſt ſchon unter dieſen Launen genug gelitten? Jetzt, da er noch immer frei und ſein eigener Herr war? . . . Wie aber, wenn ihn erſt die Banden der Ehe unauflöslich an Emilien feſſelten?

Und ihre fabelhafte Eiferſucht in Freundſchaft und Liebe, die im Stande war, wenn einmal angeregt, ſich Alles zu erlauben?

Jean Paul ſtürmte hinaus, ... hinaus in das Freie ... hinaus vor die Stadt. Niemals in ſeinem ganzen Leben hatte er ſich noch in einer ſolch' peinlichen Aufregung, in einem ſolch' wunderbaren Schwanken befunden, denn auch alle die vielen Vorzüge Emiliens traten wieder vor ſeine Seele: ihre reizende entzückende äußere Erſcheinung; ihr geiſtiger und ſittlicher Werth; — das Auge, das, bei jeder Erregung in feuchtem Glanze ſchwimmend, einen Himmel der Liebe verhieß; ... die feinen, leicht aufgeworfenen Lippen zum Küſſen und zum Schmollen gleich bereit, und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, die ſtets neu anzog und neu bezauberte; ... ihre jugendliche Friſche, ihre Heiterkeit! ... und ... die Erinnerung an jene Stunde?! ...

Er kam von ſeinem raſenden Laufe um die Stadt mit dem Vorſatze zurück ... „ja!“ zu ſagen.

Emilie liebte ihn wahr und aufrichtig: ſollte ſie dieſe Liebe nicht befähigen, ihrer Launen Herr zu werden? Verdiente dieſe Liebe, dieſe unendliche Güte gegen ihn nicht der dankbaren Anerkennung?

Richter merkte nicht, auf welch' gefährliches Feld ihn hier wieder ſeine eigene allzugroße Herzensgüte führte.

Aber was er nicht that, vollbrachte jene unſichtbare Macht, die durch Frau von Krüdener's Brief auf ihn eingewirkt: ſie führte ihn in der Stille der ſchlaflos hingebrachten Nacht zur Ruhe, zur kalten Ueberlegung, zur Prüfung . . . zur Vernunft zurück.

Nach einer Nacht voll Kampf und Streit mit ſich ſelbſt . . . ſtand er mit dem Entſchluſſe auf: ſich ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu erhalten, d. h. Emiliens Hand dankbar abzulehnen.

— — — —

Es war an einem trüben Februartage, als er — dieſen Entſchluß im Herzen — nach Emiliens Wohnung ging.

Da es noch früh am Tage, befand ſich die junge reizende Wittwe noch in ihrem Boudoir. Sie war auch jetzt wieder im Negligé; . . . aber dies Negligé war der Art, daß ſie im Nothfalle mit demſelben in die größte Geſellſchaft hätte gehen können. Das enganſchließende, leichte, weiße Kleid mit geſchmackvollen Stickereien und roſa Band garnirt, ſtand nach vornen offen und ließ hier ein nicht minder feines Unterkleid von gleicher Friſche und Farbe ſehen, das ähnliche Stickereien zierten. Die kurzen Aermel gaben die ſchön geformten runden Arme frei, während die damalige Mode den entzückten Blicken kaum einen Reiz der Büſte entzog, wenn auch ein Flortuch, wie ein leichter duftiger Nebel, von dem Halſe bis zu der Spitzeneinfaſſung des Bruſtſtückes, herabwallte. Emiliens dichtes ſchönes Haar fiel dabei in natürlichen Locken auf Schultern und Nacken, indeß ihr Geſichtchen wie eine friſche Roſe blühte und der Zauber der Anmuth und Heiterkeit gleich Sonnengold über ihm lag.

Aber ſo maiig wie die Herrin war auch ihre Umgebung.

Draußen hing ein unfreundlicher trüber Februartag kalt über der Erde . . . hier brannte und kniſterte ein ganz hübſches Feuer in dem Ofen und verbreitete eine ungemein behagliche Wärme.

Draußen rüttelte der Wind an den Vorfenſtern und pfiff häßlich über die feuchten Straßen. Emiliens Boudoir erfüllte ein ſüßer Duft und weich und warm glitt der Fuß über den dichten, ſchön gewirkten Teppich.

In der Natur ſah alles noch todt und winterlich aus . . . hier im Zimmer blühten die prächtigſten Hyazinthen, die Nerven mit ihren Wohlgerüchen faſt berauſchend.

Und damit auch dem Frühlinge in ihrem Boudoir die Töne nicht fehlen möchten, entlockte eben Emilie von Berlepſch ihrem Klaviere wunderbare Melodien, in welche zwei Canarienvögel ihr Fortiſſimo hineinſchmetterten.

Und doch ſchoß manchmal ein Ausdruck des Mißmuthes über das reizende Antlitz der kleinen jungen Wittwe. Sie richtete dann ihre Blicke wie verlangend nach der Thüre . . . und . . . wenn ſich dieſe nicht aufthat, fuhren ihre Finger ſchneller noch und leidenſchaftlicher über die Taſten . . . jetzt ſogar mit ſo ſtarkem Anſchlage, daß mehrere Saiten ſprangen.

Emilie erhob ſich raſch und ärgerlich. Sie ſchien Jemanden zu erwarten. Eine Zeit lang ging ſie auf und ab, dann warf ſie ſich in die Ecke des weichgepolſterten Divans, daß ſie tief hineinſank . . . und . . . zerdrückte eine Thräne.

„Er kommt wieder nicht!“ — lispelte ſie dabei in ſtiller Verzweiflung. Aber ihre Hand griff zugleich nach der zierlichen Schelle, die auf einem Marmortiſchchen neben ihr ſtand. Sie klingelte.

Das Kammermädchen trat ein.

„Flora!“ — ſagte Emilie.

„Gnädige Frau?“

„Nimm dieſes Buch . . .“

Das Mädchen gehorchte. Aber Emilie war plötzlich in Gedanken verſunken. Kein weiterer Befehl erfolgte.

Das Kammermädchen ſtand verlegen: es wußte nicht, was es mit dem Buche machen ſollte, und wagte doch auch ſeine Herrin durch keine Frage zu unterbrechen.

Nach einiger Zeit ſchaute Emilie auf.

„Nun?“ — rief ſie verwundert — „was ſtehſt Du denn noch da?“

„Gnädige Frau verzeihen!“ — ſtotterte das Mädchen — „Sie haben noch nicht befohlen, was ich mit dem Buche machen ſoll?“

„Albernheit!“ — zürnte Emilie — „freilich hab' ich's geſagt!“

„Sie entſchuldigen . . .“

„Was?“

„Ich habe noch keinen Auftrag.“

„Unausſtehlich! muß man denn Alles doppelt ſagen? . . .“

„Ich . . .“

„Still! Ich ſagte Dir, Du ſollteſt das Buch zu Herrn Richter tragen und um den zweiten Theil bitten.“

Das Mädchen verneigte ſich ſtumm und wandte ſich zum Gehen.

Aber Emilie rief ſie zurück:

„Flora!“

„Gnädige Frau?“

„Du giebſt das Buch aber Niemand anders, als . . . Herrn Richter ſelbſt.“

„Wie Sie befehlen."

„Und merke Dir . . . wie Herr Richter ausſieht . . . bleich . . . oder friſch, . . . heiter . . . oder trübe. Haſt Du verſtanden?"

„Vollkommen."

„So geh'! aber raſch und mache, daß Du bald wiederkommſt!"

Das Kammermädchen verließ das Zimmer; . . . aber im ſelben Augenblicke war Emilie aufgeſprungen. Ein anderer Gedanke hatte ſie durchblitzt. Sie dachte über etwas momentan ſcharf nach. Ihre Augen funkelten.

Plötzlich ergriff ſie die Schelle abermals und klingelte mit ſolcher Heftigkeit, daß ein Zerſpringen der feingearbeiteten Glocke zu befürchten war.

Flora — zum Ausgehen bereit — kam zurück.

„Das Buch!" — rief die Herrin heftig.

Das Mädchen gab es verwundert zurück.

Emilie warf es auf den Tiſch.

„Es iſt beſſer, Du gehſt nicht!" — ſagte ſie dabei. — „Ich will mich ankleiden und ausfahren!"

Und Frau von Berlepſch warf ſich abermals auf den Divan, zog die Füße herauf . . . und ſank neuerdings in Gedanken.

Flora ſtand wie vorhin verwirrt und verlegen da: was ſollte ſie nun beginnen? Ihre Herrſchaft wollte ſich ankleiden, aber kein Befehl: dieſen oder jenen Anzug herbeizuholen, war gegeben.

„Gnädige Frau!“ — ſagte ſie endlich leiſe und ſchüchtern.

„Nun?!“ — rief Frau von Berlepſch, aus ihrem Brüten auffahrend. — „Was giebt's? . . . was willſt Du?“

„Sie befahlen, daß ich Sie ankleide. Darf ich bitten, über den Anzug zu beſtimmen?“

„Hat man denn gar keine Ruhe, um ſeinen Gedanken nachzuhängen?“ — zürnte Emilie.

„Sie haben nur zu befehlen“ — ſtotterte Flora mit einer beſcheidenen Verbeugung — „und ich gehe.“

„Befehlen und immer befehlen . . . das ſollteſt Du alles ſelbſt wiſſen . . .“

„Aber ich kann doch nicht wagen . . .“

„Ach was! . . .“

Eine Pauſe entſtand.

„Das Kleid von himmelblauer Seide . . .“

„Sogleich!“

„Nein . . . halt Flora! . . . er ſieht ſchwarz lieber . . . das ſchwarze . . . das nach neueſtem Schnitt! . . .“

„Im Augenblick . . .“

„Da könnte er aber glauben, . . . ich traure gar um ihn . . .! . . . Halt Flora . . . bring' doch lieber das braune.“

Flora ging.

„Ich bin das unglücklichſte Weſen von der Welt!“ — ſagte jetzt Frau von Berlepſch zu ſich ſelbſt. — „Er liebt mich, das weiß ich! . . . aber . . . er iſt Dichter, Schriftſteller! Die Plane ſeines Lebens und ſeines Schreibens, die ewig aus ſeiner gewaltigen Seele neu aufquellenden jungen Hoffnungen, ſind eben ſo viele unruhige zuckende und ihn verwickelnde Polypenarme, die zu viel . . . die die ganze Welt umgreifen wollen. O!“ — fuhr ſie flammend auf — „meine Liebe ſoll ihm dieſe Arme bis auf zwei abſchneiden . . . und . . . mit dieſen . . . ſoll er ſeine Frau umfaſſen!“

Hier trat Flora mit dem verlangten Anzuge ein.

Aber Frau von Berlepſch fuhr ſie hart an:

„Es iſt entſetzlich! . . . da iſt ſie ſchon wieder!“

„Sie wünſchten doch . . .“

„O ich wünſchte, Du wäreſt . . . wo der Pfeffer wächſt. Laß mich in Ruhe! . . . ich bin genug gequält und gemartert. Ich will mich noch nicht ankleiden laſſen . . . ich will nichts mehr von Ankleiden wiſſen; — bin ich denn nicht einmal mehr Herrin meiner ſelbſt? Laß mich allein!“

Flora zitterte; . . . Thränen drängten ſich in ihre Augen. Mit geſenktem Haupte ſchlich ſie nach der Thüre.

Aber Emilie hatte kaum die Thränen ihres — ihr ſonſt ſehr lieben — Kammermädchens geſehen, als ſie zu ſich kam. Raſch wie ihre leidenſchaftliche Aufregung überkam ſie nun die Einſicht ihres Unrechtes und mit dieſer ... Reue. Ihr gutes Herz hatte ja an ihrer heutigen Erregung und ihrer, durch Spannung, Befürchtung und Ungewißheit hervorgerufenen Gereiztheit keinen Antheil. Ihr Charakter aber wandte ſich ſo ſchnell dem Guten zu, wie ſie ſich von böſen Aufwallungen hinreißen ließ.

„Flora!“ — ſagte ſie daher jetzt ſanft und mit jenem wunderbar herzgewinnenden Tone, der ihr, wenn ſie wollte, eigen war, . . . und in dieſem einzigen Worte „Flora!“ lag jetzt wieder ein wahrer beglückender und entzückender Frühlingshauch.

„Flora, komm näher!“ — wiederholte ſie.

Und Flora, ſchon durch den Ton von Emiliens Stimme wieder beglückt, trat, unter Thränen lächelnd, zu ihrer Herrin.

„Thörichtes Kind!“ — ſagte Emilie von Berlepſch jetzt gütig lächelnd, und wiſchte ſelbſt dem Mädchen die Thränen aus den Augen. — „Haſt Du noch nicht geliebt?“

Flora ſchüttelte erröthend den Kopf.

„Ich ſehe es!“ — fuhr Emilie fort — „ſonſt wüßteſt Du, wie unglücklich Liebe uns machen, in welche Verzweiflung ſie uns bringen kann.“

„O!“ — ſagte Flora leiſe — „Sie ſollen glücklich ſein.“

„Ich möchte es auch ſein, Närrchen!“ — verſetzte Emilie unendlich lieb. — „Aber ſage mir . . . da haſt Du das braun-ſeidene Kleid. Glaubſt Du, daß ich es noch tragen kann?“

„Gewiß, gnädige Frau, es iſt noch ſehr gut.“

„Das kommt Dir ſo vor, mein Kind. Ich mag es nicht mehr. Weißt Du was, nimm es, trage es zum Schneider . . . und laß es Dir anpaſſen!“

„Aber, mein Gott, gnädige Frau!“ — rief, wie aus den Wolken gefallen, das Kammermädchen.

Emilie blickte ſie mit einem himmliſchen Lächeln an, dann ſagte ſie:

„Gehorſam iſt Deine erſte Pflicht. Alſo gehe, thue, was ich Dir geſagt habe und zeige Dich mir bald in dem neuen Anzuge.“

Flora wollte danken . . . Emilie hielt ihr lachend den Mund zu und das Mädchen verließ freudeſtrahlend das Zimmer.

Jetzt war aber auch wieder der Frühling des Glücks in Emilien von Berlepſch's Seele eingezogen, und er ſollte ſofort alle ſeine Paradieſe ausſtreuen, denn faſt in dem gleichen Augenblicke trat Jean Paul ein.

Eine Purpurröthe überflog Emiliens Antlitz. Beide Hände ihm entgegenſtreckend trat ſie auf ihn zu. In dem gleichen Momente aber durchzuckte es ſie wie ein Dolchſtoß: der geliebte Mann war bleich und ernſt, ja ein ſchmerzlicher Zug ſpielte um ſeine Lippen.

Dennoch faßte ſie ſich raſch, und in dem Bewußtſein ihres Herrſcherthumes im Reiche der Liebenswürdigkeit, kam Heiterkeit und Sicherheit wieder über ſie.

„Gott ſei Dank, daß Sie da ſind!“ — rief ſie jetzt Jean Paul entgegen. — „Glauben Sie mir, es kann für mich in keinem Leben eine höhere Seelenfreude geben, als der unmittelbare Seelenumgang mit Ihnen, . . . Sie trefflicher, herrlicher Menſch!“

„Und geht es mir anders?“ — entgegnete Jean Paul mit faſt ſchmerzlichem Lächeln. — „Ihr Bild ſchwebt, ſeit der erſten Stunde, in der ich Sie ſah, wie eine Sonne zwiſchen den anderen Bildern, welche das Leben in meine Seele trug; dieſe anderen aber kreiſen nur als matte Nebenſonnen um Sie!“

„Wenn mir nur nicht ſo oft meine Sonne unterginge!“ — meinte Emilie. — „Ach! ſie bleibt oft lange hinter den Wolken. O, lieber Richter, ich kann Sie nicht mehr entbehren! Sehen Sie“ — ſie zog ihn hier neben ſich auf den Divan — „ſehen Sie, wenn Sie weg ſind, dann werde ich ſo fürchterlich durch tauſend innere Stimmen an die Zerbrechlichkeit der ſchönſten Bande im Leben erinnert, daß ich die Zuckungen des Schmerzes über Ihr Nichtbeimirſein für Vorempfindungen künftiger mich vernichtender Schmerzen nehme und in eine unſelige Aufgeregtheit, Reizbarkeit und Grübelei verfalle. Mein inneres Weſen findet nur ſeine Harmonie durch Ausgleichung mit Ihrer Seele.“

„Geben Sie Acht, meine Liebe,“ — ſagte hier Jean Paul mit ſchöner Milde — „daß Sie ſich nicht täuſchen! Der Menſch hält oft die Uebermacht einer Kraft, wenn ſie leidenſchaftlich angeregt iſt, für Harmonie, und den freien Anklang aller Töne für Disharmonie.“

„Nur in der Liebe liegt die Harmonie der Welten und der Herzen!“ — ſagte Emilie.

„Die Liebe“ — verſetzte Jean Paul — „hat ſo viele Stufen, als es menſchliche Liebenswürdigkeiten giebt.“

„Kommen Sie mir nicht wieder mit Ihrer erſchreckenden All-Liebe!“ — rief hier die reizende Wittwe heiter. — „Wenn Sie auch den Göttern angehören, ſo haben Sie Mitleid mit mir, als einer Sterblichen. Voll und ganz kann mein Herz nur ein anderes umſchließen.“

„Ich habe nie eine Seele der anderen geopfert!“ —

ſagte Jean Paul. — „Soll ich jene Fülle des Herzens, die die ganze Erde und alle Weſen und alle Planeten aus ihm herausſperrt, um den weiten Platz alles Liebenswürdigen mit einem Weſen auszufüllen, groß und göttlich ſchön nennen? Es wäre ja geradezu eine Verurtheilung alles Göttlichen ſelbſt. Beſte, liebſte Freundin . . . es wäre Egoismus!“

„Und iſt denn irgend eine menſchliche Liebe frei von Egoismus?“ — frug hier Frau von Berlepſch. — „Und iſt's nicht ſchon Härte gegen mich ſelbſt, daß ich mir vorwerfe, ich liebe Sie nicht uneigennützig genug, da ich den Gedanken faſt nicht zu ertragen vermag, daß Ihr Herz die ganze Menſchheit umfaßt? Aber ich werde es mit der Zeit lernen. Ich werde mich an Ihnen emporranken und ſtark werden. Sehen Sie, lieber Jean Paul“, — ſetzte ſie hier mit zauberhafter Naivetät hinzu — „ich bin ein Kind! Ich trage das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moraliſchen Unvollendung beſtändig mit mir herum; dieſes Gefühl aber giebt mir eine unauslöſchliche Sehnſucht nach der wolkenfreien Nähe einer Sonne. Und dieſe Sonne iſt . . . Ihres Geiſtes Licht und Liebe!“

Jean Paul wäre kein Menſch geweſen, wenn dieſe von einer Berlepſch mit Feuer und Seele geſprochenen, von ihren Flammenblicken begleiteten Worte ihn nicht auf's tiefſte erſchüttert hätten. Schon fing ſein

Vorſatz wieder zu ſchwanken an, als Emilie unſeligerweiſe das Wort „Ehe“ ausſprach und damit, wie durch Zauber, den Inhalt des Briefes der Frau von Krüdener vor ſeine Seele rückte.

„O wie ſollte mich das Band der Ehe heiligen und heben!“ — ſagte Emilie — „ohne daß es Ihnen die unveräußerliche Freiheit koſtete, die das Element Ihres ſchriftſtelleriſchen Seins iſt. Ich begreife es ja — wenn auch ungern — recht gut: das elaſtiſche, leichte Schweben, das Ihrem Geiſte die Erhabenheit, die Fülle, die Größe giebt, muß auch auf Ihr Herz wirken und ihm die ausdauernde unverrückte Stellung an einem einzigen anderen Herzen unmöglich machen. Sie fordern daher mit Recht ungebundene Freiheit, ſie kommt Ihnen, als Genius, zu . . . nehmen Sie ſie im weiten Reiche des Geiſtes; . . . aber . . . laſſen Sie mir das kleine, aber unſchätzbare Königreich Ihres Herzens!“

„Wehe dem Schriftſteller!“ — ſagte Jean Paul ernſt — „der Herz und Geiſt trennen kann . . . und trennen läßt! Er unterzeichnete mit einem ſolchen Vertrage — wie Papſt Clemens XIV. mit der Bulle: Dominus ac redemptor noster“ — ſein eigenes Todesurtheil.“

Emilie von Berlepſch war todtenblaß geworden.

„Soll das mein Todesurtheil ſein?“ — ſagte ſie leiſe und mit krampfhaft zuckenden Lippen.

Jean Paul wollte ſprechen . . . aber ſie hielt ihn zurück.

„Um Gottes Willen!“ — rief ſie — „unterzeichnen Sie nicht ſo ſchnell!“

Dann rückte ſie Jean Paul leiſe näher, ſah ihm mit dem Ausdrucke unausſprechlichen Schmerzes in die Augen, legte ihre kalten, zitternden Hände auf die ſeinen und ſagte mit wehmüthigem, tief in das Herz ſchneidendem Tone:

„Wir Menſchen — unſere Kraft ſei auch, welche ſie wolle, ſie ſei ſelbſt die Ihre — wir Menſchen ſtehen unter Einem Schickſale: was verblüht und verwelkt iſt, . . . kommt nicht mehr! . . . auch die Spätblüthen der Roſen gedeihen nicht, . . . der Winterfroſt nimmt ſie ſchnell ab. O, Freund meiner Seele!“ — rief ſie jetzt heftig — „der Frühling der Liebe blüht Dir jetzt noch! . . . zerſtöre ihn nicht mit eigener Hand! — — — Unſere Blüthen verwelken zwar langſamer, als die Blüthen der Roſen, ſo daß, wenn ſie abfallen, wir uns nicht gleich geſtehen wollen, daß ſie verwelkt ſind, aber zuletzt fällt uns doch einmal der Anblick unſerer öden Kahlheit in die Augen. Ich weiß, daß Du mich liebſt; ich habe noch nichts erlitten, was Deinem Verluſte — ich kann es noch nicht denken

— gleichkäme . . . aber . . . ich fühle bei dem Gedanken daran Winter und Todesfroſt für Dich und mich!“

„Emilie!“ — ſagte Jean Paul ſanft und Thränen zitterten in ſeinen Augen.

„Nein! nein! nein! nein!“ — rief Frau von Berlepſch mit unbeſchreiblicher Heftigkeit — „nur um Gottes und aller Heiligen Willen hier keine Rede! Wenn Sie dagegen ſind, kenne ich Ihre Gründe; . . . aber ich will Sie nicht wiſſen . . . nie, nie wiſſen! Hier darf nicht die kalte überlegende Vernunft, . . . hier muß das Herz ſprechen! . . . Ja oder nein! Lieben Sie mich? wollen Sie mich zur Gattin?! . . . Ja oder nein?!“

„Emilie! Emilie!“ — rief Jean Paul flehend — „Sie ſind ein Engel an Güte und Liebe, aber nehmen Sie auch Vernunft an!“

„Hier hat das Herz zu ſprechen und nicht die Vernunft! Ich liebe und ehre die Vernunft ſonſt bei jeder Gelegenheit . . . aber hier . . . jetzt . . . bei der Beantwortung dieſer Lebensfrage wandelt mich ſchon ihre Erwähnung zu Eis! Alles iſt vernünftig, was uns zu unſerem wahren Lebensglück führt! . . . Aber genug, genug! . . . Ja oder nein! . . . Lieben Sie mich? wollen Sie mich zur Gattin? . . . Ja oder nein?!“

„Emilie . . . “

„Ja oder nein!“

„Sie ſind ſo unendlich gut . . “

„Alſo nein!“ — ſchrie Emilie auf und warf ſich laut weinend in die Kiſſen des Divans.

Jean Paul ſtand wie vernichtet. In ſeiner Seele kämpfte es heftig. Er fühlte wirklich Liebe für Emilie, . . . aber er ſah ja gerade in dieſem Momente wieder klar ein, daß er mit dieſem Weibe . . . nicht glücklich werden, daß er durch eine Ehe mit ihr . . . ſich, als Schriftſteller, geradezu vernichten würde.

Aber es waren in der That Höllenqualen, die er bei dieſer Ueberlegung, bei dieſer Scene empfand.

Emilie weinte noch immer krampfhaft.

Jean Paul's Herz wollte zerſpringen. Er faßte ſich indeſſen männlich, rückte einen Stuhl neben die Schluchzende, ſetzte ſich darauf, legte ſeine Hand ſanft auf ihren Nacken und ſagte mit unendlicher Milde:

„Emilie, — ſüße, liebe Emilie!“

Die Berlepſch ſchüttelte den Kopf und ſchluchzte nur heftiger.

„Sie wiſſen, wie unendlich hoch ich Sie ſchätze ... ja ich darf ſagen: ich liebe Sie! Aber laſſen Sie mich fragen: ob dieſe Liebe, dieſe unbegrenzte Verehrung für Sie, mir als Menſch das Recht giebt, mich als Schriftſteller zu vernichten? Als Menſch gehöre ich mir, gehöre ich Ihnen unbedingt an, als Schriftſteller ... gehöre ich meinem Volke, meinem Vaterlande, der Menſchheit! Ich habe mir hier ein großes, herrliches Ziel geſteckt ... nicht das des eitlen Ruhmes ... wohl aber jenes: durch die Gaben, die mir der Allgütige verliehen, gerade dem leidenden, dem gedrückten Theile der Menſchheit Troſt, Belehrung, ſtille Freude, Erhebung und Verklärung zu geben!“

„Selbſt aus den gedrückteſten Verhältniſſen hervorgegangen, vermag gerade ich dies mehr als jeder Andere. Iſt dies nicht eine heilige große Lebensaufgabe, die mir geworden? — — O, ich weiß es, Ihr großes ſchönes Herz verſteht mich hierin vollkommen. Es iſt ja gut, daß in das kleine Menſchenherz ein wenig mehr Liebe als Blut hineingeht. Je mehr Gottes- und Menſchenliebe aber, deſto weniger Selbſtliebe. Je ſchneller ſich ein Wandelſtern um die Sonne bewegt, deſto langſamer dreht er ſich um ſich ſelbſt! Laſſen Sie mich daher immer das große ... das unausſprechlich große Opfer bringen ... ſtatt als Gatte ... als Freund an Ihrer Seite hinzuwandeln! Bringen auch Sie, liebe Emilie, der gedrückten, leidenden Menſchheit dies Opfer. Jedes Opfer, das den gemeinen Menſchen erkältet, macht den guten wärmer und zarter; ... in der höchſten Liebe aber iſt es — und wäre es ſie ſelber — der Triumph der höchſten Seligkeit!“

Jean Paul hielt inne . . . aber nur ein fortgeſetztes leidenſchaftliches Weinen antwortete ihm.

„Die Liebe,“ — fuhr Jean Paul ſanft und milde fort — „und vor allen Dingen die allumfaſſende Menſchenliebe — und ich bin verſichert, Sie theilen dieſe Liebe mit mir — giebt dem inneren Menſchen das griechiſche Profil und ſeinen Bewegungen Schönheitslinien und ſeinen Reizen den Brautſchmuck. Legen Sie dieſe Krone menſchlicher Vollendung zu den zahlloſen Reizen, die Sie ſchon ſchmücken.“

In dieſem Momente fuhr Emilie von Berlepſch plötzlich raſch in die Höhe. Ihr Geſicht war dunkelroth, — ihre weitgeöffneten Augen ſprachen Angſt und Entſetzen aus — die eine Hand zuckte nach der Bruſt, die andere mit dem Schnupftuche nach dem Munde.

„Um Gottes Willen!“ — rief Jean Paul entſetzt — „was iſt Ihnen?!“

Aber ſchon färbte ſich das Tuch mit Blut.

„Gerechter Himmel!“ — ſchrie Richter und fuhr nach der Schelle.

Flora eilte herbei. Auch ſie erblich! — Es war das unſelige Blutſpeien, das ihre Herrſchaft oft bei allzugroßer Aufregung erfaßte.

Raſch eilte ſie hinab und ſandte den Kutſcher nach dem Arzte. Dann aber war ſie mit Gedankenſchnelle wieder bei der Leidenden.

Und es war Zeit: Emilie von Berlepſch lag in furchtbaren Krämpfen. Sie ſchrie vor Schmerzen laut auf, . . . die Augen verdrehten ſich, . . . Arme und Füße wurden verrenkt und ſchlugen aus . . .

Jean Paul aber kniete rath- und hülflos an ihrer Seite. Sein Herz ſchien ihm von einer eiſernen Fauſt zerknirſcht zu werden; — ſeine Gedanken wirbelten durch einander; — Höllenpein erfaßte ihn und in ſeiner Seele ſchrie es ein über das anderemal: „Du biſt ihr Mörder!“

Es war ein Glück, daß ihn Flora beſchwor, das Haus für den Augenblick zu verlaſſen, da ſie, mit Hülfe der Hausfrau, die Leidende zu Bett bringen müſſe.

So ſtürzte denn Richter fort, . . . er wußte nicht wohin. Sein klares Bewußtſein war ihm geſchwunden. Und wie Oreſt nach dem Muttermorde vor den ſchrecklichen Eumeniden floh, . . . floh er vor dem Gedanken: „Du biſt ihr Mörder!“

Und . . . er konnte nichts weiter denken; . . . und wohin er eilte, rief es ihm zu: „Du biſt ihr Mörder!“ Und wer ihm begegnete, ſchien ihm zu wiederholen: „Du biſt ihr Mörder!“

Nie, nie hatte Jean Paul noch ſolche Stunden verlebt: ſie boten ihm Qualen der Hölle.

Gegen Mittag kehrte er in das Haus der Freundin zurück.

Sie lag noch in Krämpfen, und der Arzt hatte jeden Beſuch ſtreng verboten.

Noch einmal ſtürzte Jean Paul fort. Noch immer tönte es: „Du biſt ihr Mörder!“

Aber das Bewußtſein kehrte doch nach und nach zurück.

O! war dies denn ein Gewinn für ihn? Das Entſetzen ſchwand allmälig ... aber jetzt umfaßte ihn dafür ein unendlicher Schmerz! — — — und dem Schmerz folgte die bitterſte Reue.

„Warum haſt du von ihr das Opfer verlangt und nicht von dir?“ — rief er ſich zu. — „Kannſt du ſo viel Liebe untergehen ſehen ... nur ... um dein Dichterleben zu retten?“

Aber er fühlte im gleichen Momente, daß es nicht nur ſein Dichterleben ſei, was er hatte retten wollen — ſondern auch ihr gegenſeitiges Glück: denn nie, niemals konnten dieſe beiden Charaktere in der Enge einer ehelichen Verbindung gut thun und glücklich werden! Solche Zufälle, ſolche Scenen mußten ſich ja wiederholen ... und dann waren ſie und Emiliens Launen ... der Liebe Grab!

Aber wenn ſich Jean Paul auch dies alles als Wahrheit zugeſtehen mußte — — ſein gutes, dankbares, liebevolles Herz überwältigte doch immer wieder das Mitleid!

Ein Leichenconduct begegnete ihm. Da ſprangen alle Schleußen ſeines Herzens auf, und ſein Inneres ging auseinander!

„Gerechter Gott!“ — ſchrie es in ihm auf — „wenn du Emilien dahin brächteſt!“ und alle Schrecken einer wild aufgeregten Phantaſie kamen über ihn: er ſah Emilie ſterbend! . . . er ſah ſie todt! . . . und wieder ſchrie es in ihm: — „Du biſt ihr Mörder!“

Jetzt aber konnte er dieſem Gedanken nicht mehr widerſtehen. In der Freundſchaft und in der Liebe ſind große Opfer leichter, als kleine — man opfert beiden lieber das Leben, als eine Stunde; . . . lieber ein Stück Vermögen, als eine kleine Unart. Denn große Aufopferungen fließen aus der hochgehenden, ſturmbewegten Begeiſterung, kleine aber aus dem kühlen Bächlein ruhiger Ueberlegung.

„So fahre denn hin, du Dichterglück und Dichterleben!“ — rief er, Thränen in den Augen. — „Fahre hin, du Reſt von Egoismus. Lieber will ich unter ihren Launen und Schwächen leiden, als daß ſie durch mich untergehen ſoll. Ich komme, Emilie . . . ich bin Dein!“

Und Jean Paul flog zu der Freundin zurück.

Die Krämpfe waren gewichen, doch war ſie — als er eintrat — noch ſehr ſchwach.

Leiſe ſchlich er zu ihrem Bett, — leiſe kniete er an demſelben nieder, — leiſer noch nannte er ihren Namen und flüſterte:

„Wenn Du vergeben kannſt, Emilie, ſo nimm mich hin . . . ich bin Dein!“

Da flammte es wie ein feuriges Morgenroth über Emiliens bleiche Züge — ein Himmel tagte in ihren Blicken . . . ſie öffnete die Arme . . . und Jean Paul . . . lag an ihrem Herzen.

Aber die neue Gemüthsbewegung war zu ſtark für die Erſchöpfte.

In dem nächſten Momente ſank Emilie von Berlepſch ohnmächtig in die Kiſſen zurück.

Frei! frei! frei!

Ein neues Leben war von nun an für Emilie von Berlepſch angebrochen, in deſſen Strudel ſie natürlich auch Jean Paul hineinzog.

Wie eine von den warmen Strahlen des Frühlings berührte Blume entfaltete ſie den duftenden Kelch ihrer Liebenswürdigkeit jetzt im vollſten und reichſten Maße. Ja ſie war von ihrem Glück ſo berauſcht, daß ſie oft einem ausgelaſſenen Kinde glich.

Jean Paul konnte dies nicht von ſich ſagen. Er war innerlich weder freudig, noch glücklich. In dieſer Stimmung theilte er ſeinem theuren Freund Otto den ganzen Verlauf der ihn ſo nahe betreffenden Angelegenheit mit.

Otto ſchrieb:

Er bedauere ihn, daß er das Glück einer reinen Jünglingsliebe nicht ſelbſt erleben ſolle; die Ehe ſei überhaupt für ihn eigentlich nichts. Er ſehe überall auf Richter's Seite mehr Aufopferung als Liebe. Richter werde Manches leiden müſſen durch ausſchließende Anſprüche, da jede Frau, die ſich ganz hingäbe, Erwiderung verlange, wenn es ihr auch in den Augenblicken der größten Erhebung vorkomme, als werde ihr an der erlangten und beſitzenden Gewißheit genügen. Dennoch ſchicke ſich — wie ihm bedünke — eine ſolche Verbindung zu ſeinem literariſchen und dichteriſchen Leben noch am beſten, weil ſie ohne großen Wechſel ſein werde; weil er ſogleich eine ſelbſtſtändige wohlwollende Frau bekäme, die er aber nur nach und nach erhalten würde, wenn er ein Mädchen heirathe. Freilich nenne er dies auch auf der anderen Seite einen Verluſt, und es ſchmerze ihn, daß ſeinem Leben dieſes Glück ſeiner Werke entgehen ſolle. Er müſſe es nun zum Erſatz ſchöner und öfter dichten. Denn wie das Reale dem Idealen immer etwas nähme, zumal bei der Ehe, die mit dem Letzteren anfange und mit dem Erſteren endige, und in der Zwiſchenzeit oft beide widerſprechend finde: ſo erſetze der blos ideale den ideal-realen Menſchen, wo man deſſen nicht habhaft werden könne. — „Obwohl dies“ — fährt er fort — „bei Dir am wenigſten der Fall ſein dürfte und Dein ideales Leben auf ſeinem Himmelwege allein fortgeht: ſo ſtiehlt ſich doch aus dem wirklichen Manches in’s dichteriſche Leben über, wie umgekehrt die unbefriedigte Liebe proſaiſche Menſchen dichteriſch macht. Darum wird denn auch vielleicht — und dies iſt meine einzige Hoffnung bei dieſer Ehe — in Deiner Verbindung Dein dichteriſches Jünglingsthum, Deine Tutti-Liebe, Deine Sehnſucht nach einem unerlangten, unbefriedigten Eheſtande, ganz rein bleiben.“ —

Aber dieſer Brief des Freundes hatte ſo wenig Erwärmendes, als der Brief an ihn. Die ganze Gluth und Leidenſchaftlichkeit blieb auf Emiliens Seite. Sie hatte ihren Willen durchgeſetzt, — ihr leidenſchaftliches Verlangen, den berühmten Dichter, Jean Paul, zu beſitzen, ſah der ſchönſten Erfüllung entgegen; — einer der bedeutendſten und liebenswürdigſten Männer der damaligen Zeit ſollte für ewig die Roſenketten ihrer Liebe tragen, — und — ſie war gewiß, daß er ſie, in ſeiner unendlichen Herzensgüte tragen werde, ohne einer erfolgreichen Oppoſition fähig zu ſein. Als Königin hatte ſie den Thron ſeines Herzens beſtiegen, . . . und . . . als Königin mußte er ihr verbleiben.

So wenigſtens dachte Emilie von Berlepſch in ihrem ſüßen Rauſche, und für dieſe Hingabe Jean Paul's mußte ihm ihre vollſte leidenſchaftlichſte Liebe werden, . . . und . . . was war nicht leidenſchaftlich an ihr?!

Ihr ganzes Beſtreben ging jetzt dahin, den geliebten Mann mit Aufmerkſamkeiten zu überſchütten, ihn durch immer neue Liebenswürdigkeiten zu feſſeln und zu beglücken.

Sie war dabei ebenſo in einem Athem „Sie“ und

„Du“, wie Vernunft und Leidenſchaft: — „Ach!“ — ſagte ſie in glücklicher Stunde — „ich bitte Sie nicht, mich zu lieben, das wäre albern; aber ich bitte Dich, Du Guter, den Himmel, den Du mir erſchufſt, recht zu beſcheinen, und, wenn Du es kannſt, auszumeſſen, und ſo wirſt Du ihn gewiß nie zerſtören!“

Immer eigenthümlicher geſtaltete ſich ſo das gegenſeitige Verhältniß. War es bei Emilien von Berlepſch ein glühend heißes, wie es bei ihrem Charakter und ihrem für alles Große und Schöne im Reiche des Geiſtes hell auflodernden Herzen nicht anders ſein konnte, — — ſo ward es bei ihm immer mehr und mehr zu einem, ſeinem tiefinnerſten Weſen, ſeinen großartigen idealiſtiſchen Anſprüchen nicht genügenden. Es war gekommen, wie es bei ſeinem raſch entzündeten, aber dann nicht ſo wohl brennenden, als leuchtenden Gemüthe gar nicht anders kommen konnte. Hinter dem Ideal dämmerte ihm mit der Zeit, mit der längeren Bekanntſchaft, mit dem näheren Umgange immer mehr und mehr die nackte Wirklichkeit hervor. Die niederziehenden, an den Staub feſſelnden Bleigewichte der menſchlichen Natur und der menſchlichen Verhältniſſe, lähmten die Flügel ſeines Geiſtes, beengten ſein Herz, bedrohten in ſeiner erſchreckten Phantaſie ſeine Seele mit dem ihm entſetzlichen Gedanken: ſeiner Dichterexiſtenz entſagen und zu der Alltäglichkeit herabſteigen zu müſſen.

Dies freilich wäre einem Todesurtheil für ſein ganzes Sein und Weſen gleichgekommen.

Schon jetzt kam dieſe Angſt mehr und mehr über ihn, da ihn Emilie von Berlepſch in einem Uebermaße von Aufmerkſamkeiten, Ueberraſchungen und Luſtbarkeiten faſt erſtickte.

Sagte er doch mit trübem Lächeln zu ihr:

„Ich brauche weniger Lockung, als Vorwand, um zu kommen. Die Freudenblumen muß man nicht ſo dick ſäen, daß ſie einander erſticken!“

Mußte doch auch ſchon lange ſeine dichteriſche Schöpfungsthätigkeit — das Höchſte, was für ihn das Leben bot — in den Hintergrund treten. Emilie war bereit, ihm Alles zu geben: ihre Liebe, ihr Leben, ihr Vermögen . . . durfte, ſollte ſie dafür nicht ſeine unbedingte Hingabe an ſie fordern, — die Aufopferung ſeiner Zeit für ſie?

Emilie von Berlepſch war eiferſüchtig bis zum Aeußerſten . . . die Muße war ihre Nebenbuhlerin . . . wer aber hätte denken ſollen, daß ſie in der That dieſen Gedanken nicht ertragen konnte?!

Mit wirklicher Eiferſucht riß ſie Jean Paul von ſeiner Arbeit und zu ſich hin.

Richter erbebte im Innerſten, als er dies gewahrte und tiefes Mißbehagen kam über ſeine Seele. Der ſtrahlende Himmel der Liebe überzog ſich ſchwarz . . . und kaum durfte er der Zukunft gedenken.

Jetzt wurden die einſamen ſchlafloſen Nächte ihm Qualen, denn deutlich und immer deutlicher zeigte ihm die ruhige, kalte Vernunft, daß denn doch bei dem Bündniß, welches er zu ſchließen ſich bereit erklärt, auf ſeiner Seite in der That bei weitem mehr Aufopferung, als Liebe zu finden ſei. Wo aber Aufopferung auf der einen und Liebe auf der anderen Seite iſt, da befriedigt jene — ſo ſehr ſie auch den Schein der Liebe annehmen mag — dieſe nie ganz. Selbſt mit der größten, edelſten und ſchönſten Aufopferung wird der liebende Theil nur auf Augenblicke Befriedigung finden, die ganze Vereinigung aber wird ein Wechſel von Forderungen, Täuſchungen, Kämpfen und, im beſten Falle, von darauffolgenden Verſtändigungen und Verſöhnungen geben!

Und wie? fand er denn das Ideal der hohen göttlichen Liebe, wie er ſie von je geträumt, — wie er ſie von je in ſeinem warmen Herzen, in ſeinem reichen Geiſte getragen und in ſeinen Schriften ſo unendlich ſchön und bezaubernd niedergelegt hatte . . . fand er denn dies Ideal der hohen göttlichen Liebe jetzt in ſeinem Buſen wieder?

O nein, nein, nimmermehr!

„Das Paradies iſt immer da, wo die wahre Liebe wohnt!“ — hatte er geſagt.

War es jetzt in ſeinem Herzen?

O nein, nein, nimmermehr!

War es jetzt mit ihm, wie er in ſeliger Entzückung einſt niederſchrieb:

„Die Liebe verwandelt alles in Glanz, Schmerz und Leid, Glück und Unglück, Thränen und Gräber, und vor ihr berührt das Leben wie die niedergehende Sonne auf den nordiſchen Meeren am langen Tage nur mit dem Rande die Untergangs-Erde und ſteigt dann wieder morgentlich den Himmelsbogen hinauf. Der Liebe wendet ſich ja die Himmelskugel, wie auch die irdiſche Welt ſich dreht, ſtets mit aufgehenden Sternen zu. Wie ein Schiffer auf dem windſtillen Meere, ſieht ſie ohne alle Erde, Himmel über, Himmel unter ſich offen, und das Waſſer, das ſie trägt, iſt blos der dunklere Himmel. Und welchen Himmel braucht denn wohl ein Menſchenherz, dem ein zweites verliehen iſt? In dieſem hohlen Rietenleben, wo unſere Wünſche und Zwecke nur Stufen und keinen Gipfel finden, wo unſere Thaten mehr Andere, als uns beglücken können, und wo die reichſte Seele zuletzt als eine zerbröckelte Sandwüſte voll zerſchlagener Felſen und Kryſtalle daſteht, ... in dieſem Leben werden wir nur von der Liebe wie von einer zweiten Welt gefüllt; und mitten im Todtenhauſe der Vergänglichkeit und an Gräbern und auf dem eigenen Sterbebette fühlt doch ein Herz, das glücklich liebt, nichts als Unſterblichkeit.“

War dieſe Liebe jetzt in ſeinem Herzen?

O nein, nein, nimmermehr!

Entſetzen ergriff ihn, — Seelenangſt bemächtigte ſich ſeiner, — das Daſein fing an, mit drückender Schwere auf ihm zu laſten, — die Zukunft ſtand ſchwarz vor ſeiner Phantaſie, — Muth und Luſt am Schaffen ſchwanden, — er ward blaß und bläſſer, ernſt und ſchweigſamer — — ja endlich ſteigerte ſich dieſer Zuſtand bis in’s Unerträgliche.

— — — — — —

Es war nach einer, in einem ſolchen Zuſtande durchwachten Nacht, als ſich Jean Paul matt, abgeſpannt und düſter erhob. Er, dem in der nächſten Zeit die Hand der liebenswürdigen, allgemein bewunderten, jungen, ſchönen und reichen Frau von Berlepſch werden ſollte, . . . er war mit ſich ſelbſt zerfallen, . . . in all’ dem anſcheinend äußeren Glücke innerlich unglücklich.

Als er ſich angekleidet und gefrühſtückt hatte, trat er in ſein Arbeitszimmer.

Ach! hier lag auf dem Schreibtiſche das Manuſcript des „Titan“. Es war noch aufgeſchlagen von der letzten Arbeit . . . die Feder ruhte daneben . . . aber . . . wie lange ruhte ſie ſchon!

Störungen riefen ihn ja ewig davon weg. Der Tempel der Muſe ſtand öde und verlaſſen, ſeit Amor, in Geſtalt Emiliens, den ſeinen geöffnet.

Jean Paul blickte mit namenloſer Traurigkeit auf das Manuſcript. O ſonſt, ſonſt, wie glücklich, wie ſelig hatte ihn das Schaffen an ſeinen Werken gemacht. Wie waren Welten in ſeiner Seele aufgeſtiegen; — wie blühten, während er ſchrieb, Paradieſe um ihn her; — wie göttlich erhoben fühlte er ſich über den Staub der Erde; — wie ſchwelgte er in unendlicher Seligkeit! . . .

Dies geiſtige Schaffen war ja zu ſeiner zweiten Natur geworden, — es gab ihm Leben, es war ſein Leben; — dies Schaffen allein befähigte ihn ſelbſt zum erfolgreichen Genuſſe deſſen, was ihm das Leben an Freuden bot. Jetzt drängte Luſt und Genuß von allen Seiten auf ihn ein; aber er konnte ſich ihrer nicht freuen, da die Wurzel ſeiner geiſtigen Exiſtenz durchſchnitten, ihm die Möglichkeit eines ruhigen, ſchönen und gedeihlichen Schaffens genommen war.

Faſt mit Wehmuth ſetzte er ſich nieder. War es ihm denn heute wohl möglich, an ſeinem lieben „Titan“ ungeſtört weiter arbeiten zu können? Ach, alle dieſe Störungen riſſen ja jedesmal ebenſo den Faden der Gedanken auseinander, wie die Stimmung, in die ſich der Autor verſetzt hatte. Wie konnte er ſtill-beglückt mit ſeinem Albano, mit ſeiner Liane leben, denken und lieben, wie ſeine ſprudelnden humoriſtiſchen Figuren der Seele mit genialer Friſche und Originalität entwachſen laſſen, wenn nur eine Figur, ein Weſen — Emilie — das Recht der Exiſtenz in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte beanſpruchte?!

Jetzt, als er die Feder wieder aufnahm, ſchlug ihm ordentlich das Herz vor Freude; es dämmerte ihm das alte holde Glück ſtiller Arbeitsſtunden entgegen, und, eine Thräne wehmüthiger Erinnerung im Auge, gedachte er des kleinen unſcheinbaren Stübchens in Hof, wo, an der Seite ſeiner guten Mutter, ſo manch' herrliche Schöpfung entſtanden war.

Der wahre echte Schriftſteller kennt eben nichts Höheres . . . als ſein geiſtiges Schaffen. Und wie Napoleon, nachdem er nach langem Werben um die Hand ſeiner geliebten Joſephine, als er ſie zum Altare geführt, ſchon nach zwei Tagen wieder auf das Schlachtfeld eilte, wo ſeines Weſens und ſeines Daſeins Schwerpunkt lag, ſo zieht es den Dichter und Schriftſteller immer wieder nach ſeinem Arbeitstiſche, nach dem Schlachtfelde des Geiſtes und der Geburtsſtätte großer und ſchöner Gedanken.

„Nehmt Napoleon das Schwert und dem Dichter die

Feder . . . und ſie erbleichen zu traurigen Oſſianiſchen Schatten und ſchwinden in Nichts dahin!

Und wie Jean Paul ſann . . . und dachte . . . und ſchrieb . . . ward es immer heiterer auf ſeinem Antlitz, und immer wärmer glühten die Wangen an, und immer höher ſtrahlten die Augen, und immer glücklicher ward der Ausdruck ſeines ſchönen Geſichtes.

Aber es dauerte keine halbe Stunde, da fuhr ein Wagen vor . . . und . . . wenige Minuten ſpäter trat ſein Bruder ein und meldete ihm: unten ſtehe die Equipage der Frau von Berlepſch; ſie laſſe ihn bitten, doch gleich zu ihr zu kommen. Sie erwarte ihn zu Hauſe.

Jean Paul erblaßte. War es denn nicht, als ob das Schickſal geſprochen? und ihm nun den Fluch entgegendonnere: „Hinaus aus deinem Paradieſe, es iſt auf ewig für dich verloren!“

Anfangs weigerte ſich ſein männlicher Stolz, dem Wunſche der ſchönen Frau zu gehorchen; nach einigen Minuten Ueberlegung aber ſtand er mit Entſchiedenheit auf: Ja, er wollte hingehen . . . aber jetzt auch ein für allemal ſein Verhältniß mit Emilien der Art ordnen, daß ihm wenigſtens für ſeine Arbeiten die nöthige Zeit bleibe. Das war er ſich, das war er ſeinem Namen als Schriftſteller ſchuldig.

Emilie empfing ihn mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit.

Jean Paul war ernſt, ja trübe.

„Was haben Sie, Beſter?“ — frug ſie ihn.

Richter ſprach ſich aus.

Emilie lachte unbefangen und heiter.

„O, Sie Unglücklicher!“ — rief ſie dann mit der Naivetät eines Kindes. — „Sie Unglücklicher! das Schickſal ruft ſie aus ihrer langweiligen, einſamen Stube, von ihrem trockenen Schreibtiſche, der Ihnen außerdem immer bleibt, zu einer geliebten Frau, die ſo eitel iſt, ſich eben nicht zu den Häßlichen und Geiſtloſen zu zählen. Sie ſind wirklich zu beklagen.“

Jean Paul ſtellte nun mit Ruhe und Freundlichkeit der Freundin vor, wie er ſeinem hohen Berufe treu bleiben müſſe, wenn er ſich, als Mann, nicht ſelbſt verachten wolle.

Aber Emilie lachte hell auf, klatſchte in die kleinen Hände, brach dann einige ihrer ſchönen Hyacinthen ab, warf ſie ſcherzend nach ihm — der in dem Zimmer auf- und abging — und rief:

„O, Liebſter, Beſter! wo denken Sie hin! Sie haben lange genug der Schriftſtellerei angehört, Sie ſollen es auch noch ferner. Ich werde ſtolz wie eine Königin ſein, wenn Sie auch weiter noch ganze Wälder von Lorbeeren ernten. Aber jetzt und in der erſten Zeit unſerer Ehe gehören Sie ganz und ausſchließlich mein; . . . und ſpäter . . . nun . . . da werde ich mich vielleicht herablaſſen, mit meiner gewaltigen Nebenbuhlerin, Ihrer Muſe, einen Tractat abzuſchließen.“

„Emilie!“ — hub Jean Paul an.

„Stille, mein Freund!“ — ſagte die kleine Wittwe — „hören Sie erſt, wie ich mir Alles ausgedacht. Wenn Sie einverſtanden ſind, heirathen wir in vier Wochen. Bis dahin verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sie die Feder ganz niederlegen und dafür ſich und Ihr Herz mir zu Füßen. Ich denke, die Aufgabe iſt ſüß und angenehm genug, um nicht bekritiſirt zu werden. Nach der Hochzeit gehen wir nach Dresden, Seifersdorf, Tharand und auf der Elbe nach Wörlitz, wo ich Sie überall meinen Verwandten vorſtellen muß und Sie ſo viel und ſo anhaltend den liebenswürdigen Chevallier, den glücklichen jungen Gatten zu machen haben, daß wahrlich für nichts anderes Zeit und Gedanken bleiben. Den Sommer verbringen wir dann in Gohlis — Sie haben der Erholung und der Ruhe ſehr nöthig — und im kommenden Winter . . . nun da bleiben dann wohl auch Stündchen zu Ihrer Muſe übrig.“

Jetzt war es Jean Paul, der heiter auflachte.

„Sie ſind heute wieder in köſtlicher Laune, meine Holde!“ — ſagte er freundlich, an den eingefangenen Hyacinthen riechend. — „Nur nicht zu hitzig, Beſte! Vergeſſen wir nicht: der Eheſtand iſt oft ein verkehrtes

Fieber, das mit Hitze anfängt und mit Kälte endigt; wie der berühmte Arzt und Anatom Shelden zu London ſeine Geliebte nach ihrem Tode ſkeletirte, um ſie ſtets um ſich zu haben."

„Pfui!" — rief Emilie — „wie ſchrecklich!"

„Nun," — meinte Jean Paul — „Sie würden mich in der Ehe nicht gerade ſkeletiren, aber durch allzugroße Liebe umbringen . . . wenigſtens geiſtig. Es iſt nur gut für mich, daß dieſe Pläne auf Scherz beruhen."

„Wie ſo?" — frug Emilie.

„Nun, im Ernſte können Sie doch nicht ſo ſprechen?"

„Halten Sie mich für ein Kind?"

„Ja! aber für ein ſchönes und äußerſt liebenswürdiges."

„Ich ſprach indeß eben im völligſten Ernſte."

„Das iſt nicht möglich!"

„Warum?"

„Weil Sie recht gut wiſſen, daß ich nie auf ſo etwas eingehen könnte."

„Wie ſo?" — frug Emilie, das Köpfchen leicht hebend.

„Nun! Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze . . ."

„Schätze?"

„Anbete, wenn Sie wollen! aber Sie werden mir gewiß nicht zumuthen, meine Selbſtſtändigkeit als Mann, meine Exiſtenz als Schriftſteller aufzugeben.“

„Nein, mein Edler!“ — ſagte Emilie mit etwas piquirtem Tone, indem ſie das kleine Stumpfnäschen noch höher hob — „ich muthe Ihnen nichts zu, als … glücklich zu werden.“

„Aber, meine Beſte, Sie ſind auf dem Wege, dies ſchöne und edle Ziel zu verfehlen. Der Mann wird und kann nie glücklich werden, deſſen höhere, geiſtige Exiſtenz die Liebe vernichtet.“

„Ich kenne nur ein Glück“ — rief hier Emilie heftig — „und das iſt Dein Beſitz! .. Die Erde iſt nur ſchön, hat nur Glück für mich, weil ſie Dich trägt!“ —

„Und ſie iſt, meiner Anſicht nach, zu beneiden, ein ſo ſchönes und liebenswürdiges Weib hervorgebracht zu haben, wie Sie, meine Verehrteſte. Allein dies bei Seite geſetzt, müſſen wir die Dinge nehmen, wie ſie ſind. Sie wollen, in Ihrer Herzensgüte, mein Glück; … Sie bieten es mir großmüthig mit Ihrer Hand, … ich nehme ſie dankbar an … aber …“

„Was aber!“ — fuhr Emilie gereizt auf.

„Sie müſſen alsdann auch ſo einſichtsvoll ſein, den, den Sie als Gatten wählen, nicht als Menſchen vernichten zu wollen. Ich bin nur, was ich bin, indem ich Schriftſteller bin. Mein Weſen, mein Sein, mein Glück beruhen in meiner literariſchen Wirkſamkeit. Nehmen Sie mir dieſe, ſo nehmen Sie mir Alles. In Ihrem und meinem Intereſſe muß ich alſo meine Selbſtſtändigkeit als Autor und Mann aufrecht erhalten.“

Aber von dieſer Aufrechthaltung der Selbſtſtändigkeit als Schriftſteller und Mann wollte die ſchöne junge Wittwe — dies reizende, aber eigenwillige und verzogene Kind — nichts wiſſen. Da ſie in ſich nur und allein ihre Liebe mit der vollſten Leidenſchaftlichkeit und Rückſichtsloſigkeit walten ließ, — da ſie ſich dabei bewußt war, daß ſie den geliebten Mann wirklich aus vollſtem Herzen zu beglücken wünſche, — ſo verlangte ſie von dem Geliebten auch eine völlig rückſichtsloſe Hingabe an ſie.

In geſteigerter Heftigkeit ſprach ſie dies jetzt auch aus. Alles fing dabei an ihr zu glühen und zu beben an.

Jean Paul ſah mit Entſetzen neuen Scenen entgegen; aber er fühlte auch, daß der Augenblick der Entſcheidung gekommen ſei

Mit ſchöner und bewunderungswürdiger Ruhe, mit der ganzen Würde und Kraft eines Mannes von Geiſt und Herz ſtellte er Emilien noch einmal alles vor, was — für den Fall eines ehelichen Bündniſſes zwiſchen ihnen — ihr gegenſeitiges Glück und den Frieden ihres

Hauſes bedinge. Hoch und herrlich hob ſich dabei ſeine Geſtalt, in wunderbar ſchönem Feuer blitzten und leuchteten ſeine ſeelenvollen Augen, in hoher Begeiſterung erglänzten ſeine Züge, als er von der Größe, von der Würde, von der Bedeutung ſeines ſchriftſtelleriſchen Berufes ſprach. Und was er ſprach, war der Ausdruck der ihn durchdringenden Wahrheit. Jean Paul fühlte ſich in der Tiefe ſeines Inneren als ein Werkzeug des Ewigen: der gedrückten, leidenden Menſchheit zum Troſt, zur Erhebung, zur Verklärung geſandt.

Aber ſchon hatten die Dämonen der Herrſchſucht, des Eigenſinnes, der unbedingten Rechthaberei in dem Köpfchen der jungen Frau den Sieg über die Vernunft davongetragen.

Glühend vor Zorn, aber ohne zu wiſſen, was ſie that, knickte ſie jetzt eine der Hyacinthen nach der anderen. Ihre Eiferſucht flammte ſo himmelhoch auf, daß ſie ſelbſt die Muße des Geliebten hätte vernichten können: ihr, ihr allein, ſollte er gehören!

„Was kümmert mich hier die Welt, was die Menſchheit!“ — rief ſie, Thränen des Zornes in den ſchönen Augen — „wenn es ſich um Deine Liebe handelt! ohne Dich exiſtirt die übrige Welt ſo wenig für mich, als ob ſie in Nichts verſunken wäre! In der Ehe biſt Du mein . . . und mein allein!“

Aber auch Richter's Geduld nahte jetzt ihrem Ende.

Schon ſah er wieder Blut im Schnupftuche, und ... — was ärger war ... zwei verblutende Herzen in einer unglücklichen Ehe. Nein! nein! nein! ſo durfte es nicht kommen! Je mehr ſich Emiliens Leidenſchaftlichkeit ſteigerte, deſto klarer ward es ihm ... daß dies Band nicht geknüpft werden dürfe.

Himmel! da kamen die Thränen wieder. Die Scene ſteigerte ſich bis zum Aeußerſten. Jean Paul griff ſich verzweifelt in ſeine Haare... aber plötzlich faßte er ſich.

Feſt und männlich, aber bleich wie der Tod, — des Weinens, Schluchzens, der Vorwürfe ungeachtet — trat er ruhig zu Emilie und ſagte:

„Emilie ... jetzt iſt es entſchieden! Ich achte, ich ehre, ich liebe Sie, ich werde Sie ſtets dankbar verehren und auf den Händen tragen ... aber als Gatten paſſen wir nicht zuſammen. Laſſen Sie uns als Freunde nebeneinander ſtehen und nicht Mörder werden an unſerem gegenſeitigen Lebensglück!“

Ein furchtbarer, Mark und Bein durchdringender Schrei Emiliens antwortete dieſen Worten.

Abermals traten die Krämpfe in furchtbarem Maße ein. Aber diesmal wich Richter nicht. Drei Stunden ſaß er ſchweigend, von Schmerz und Qual zerriſſen, an dem Bette der Leidenden.

Endlich legte ſich die Wuth des Anfalles mehr und mehr ... und auch im Inneren der bleichen ſchönen

Frau ſchien es ſtiller zu werden. Sie lag jetzt regungslos, mit geſchloſſenen Augen und ohne einen Laut von ſich zu geben.

So ruht, durch Meiſterhand aus weißem Marmor hingezaubert, der Genius des Todes über der Gruft einer ſchlummernden Königin.

Endlich hoben ſich langſam die dicht beſchatteten Augenlider; ... das in ſtillen Thränen ſchwimmende Auge zeigte von einem langen, ſchweren, in wunder Bruſt beſtandenen Kampfe.

„Richter!“ — lispelte Emilie leiſe.

„Theure, ewig theure Freundin!“ — entgegnete Jean Paul und heiße ſchwere Tropfen liefen über ſeine Wangen und fielen auf Emiliens zarte, jetzt ſchneeweiße Hand.

„Nicht Sie . . . das Schickſal hat vorhin ſein Urtheil geſprochen!“ — fuhr Emilie leiſe fort — „wir paſſen uns als Gatten nicht zu einander. Es iſt wahr. Ich habe es in dieſer letzten Stunde ſelbſt empfunden. Der letzte Traum von Glück iſt für mich ausgeträumt. Sie ſind frei! ... aber bleiben Sie mein Freund!“

„O, verdammen Sie mich nicht!“ — flehte Jean Paul — „Ihr Bild ſteht wie ein Heiligenbild in meinem Herzen.“

„Edler Mann!“ — fuhr Emilie fort — „ich verdamme Sie nicht; aber auch mich nicht . . . denn ich habe geliebt. Die blutende Wunde, die mir das Schickſal ſchlug, wird — wenn auch langſam — verharſchen. Ich habe es erkannt, daß ich eine Thörin war. Ihr Geiſt hebt Sie bis in die Unermeßlichkeit. Sie ſind dort, . . . aber nicht auf der kleinen Erde zu Hauſe. Ferne Welten glänzen ſchöner unter Ihrer Feder, nahe Gegenſtände werden uns lieber durch Ihre Darſtellung; — Ihr volles, liebendes Herz berauſcht . . . aber es täuſcht uns auch . . . wir wähnen dieſer Liebe verwandt zu ſein . . . und . . . ſie iſt doch nur Gott verwandt. Möge dies himmliſche Feuer ewig in Ihnen lodern! — — — Gehen Sie jetzt. Ich bedarf der Ruhe. — — — Möge Glück und Freude auf Ihren Wegen blühen, und Liebe und Freundſchaft Ihr gutes Herz ſtets bewegen!“

„Emilie!“ — rief Jean Paul — „und Sie verkennen mich nicht und bleiben meine Freundin?“

„Ich bleibe es!“ — ſagte Emilie — „und Sie?“

„Ewig Ihr warmer, treuer aufrichtiger Freund!“

Und Jean Paul küßte ſanft die kalte todt-bleiche Hand und verließ das Zimmer.

Er ſah, er hörte nichts von der Stadt; als er aber draußen im Freien war . . . allein mit ſich, mit Gott und der Natur, und ihm der kalte Wind um Kopf und Buſen ſtrich . . . . da kam er zu ſich . . . da ward es auf einmal Licht in ſeiner Seele, — da war es, als ob ſich Berge von ſeinem Herzen und von ſeinem Geiſte hinwegwälzten — da durchzuckte ein wunderbar ſeliger Gedanke ſein ganzes Ich ... und wie neugeboren ſchrie er laut auf.

„Frei! frei! frei! ... Ich bin frei!“

Und es war, als ob ſich ihm ein Himmel öffne und eine ſchwere Zeit unter ſeinen Füßen verſänke. Jean Paul fühlte ſich wieder Mann, — Herr ſeiner ſelbſt, — ſich ſeinem heiligen, ſchönen, göttlichen Berufe wiedergegeben! ... Sohn einer ſchönen Vergangenheit und einer noch ſchöneren und größeren Zukunft!

Und er jauchzte noch einmal: — „Frei! frei! frei! ... Ich bin frei!“ — und dankte Gott mit glühendem Herzen!

Berichtigungen.

S. 137. Paulus — ſoll heißen Paula.
„ 151. ihn — „ „ ihm.
„ 160. noch — „ „ nach.
„ 216. Weſen verwachſens — ſoll heißen Weſens verwachſen.
„ 219. vorenthaltend — ſoll heißen vorenthalten.

Avis:

Denjenigen von unſeren Leſern, welche ſich gern näher mit Jean Paul's Schriften bekannt machen wollen, empfehlen wir auf das Wärmſte die neueſte Ausgabe derſelben, die unter dem Titel: Jean Paul's Werke (Georg Reimer, Berlin 1860—61) in 90 Lieferungen à 4 Sgr. (zuſ. 34 Bände) erſcheint. Circa 30 Lieferungen davon ſind bereits ausgegeben.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Jean Paul.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in vier Theilen

von

Heribert Rau.

Vierter Theil

Leipzig,
Theodor Thomas.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die Glanzepoche und die rechte Liebe.

Seite
1. Die Töchter des Tribunalrathes 3
2. Der leere Stuhl 20
3. Die rechte Liebe 52
4. Zwei Bräutigame für Einen 69
5. Mutter und Kind 92
6. Der Werbebrief und das Elyſium 106

Dichter und Gatte.

7. Die Rollwenzel 125
8. Ein Frühlingsabend 149
9. Das Liebesmahl 168
10. Der Brief 182
11. Marie 204
12. Seelenkämpfe 228
13. Sturm auf Sturm 240
14. Die Erlöſung 255
15. „Friede ſei mit Euch!" 269

Eine Herbſt-Idylle.

Seite
16. Im Zauberbann des Fichtelgebirges 283
17. Herbſtwehen 310
18. Johanniskraft der Liebe 328
19. Die vorletzte und die letzte Nacht 340

Die

Glanzepoche und die rechte Liebe.

Die Töchter des Tribunalrathes.

Die Thüre des Wohnzimmers im Hauſe des Tribunalrath Meier in Berlin öffnete ſich und die hübſche junge Frau Hofrath Spazier — die Gattin des Redacteurs der „Zeitung für die elegante Welt“ — trat, in Hut und Shawl gehüllt, ein. Aber ſie machte ſogleich, zum Zeichen, daß ſie nicht ſtören wolle, mit komiſcher Heiterkeit eine abwehrende Handbewegung und gab ihrem lieblichen Geſichtchen den ſcherzhaften Ausdruck heiligen Staunens: ſchallten ihr doch die Worte Göthes entgegen:

„Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
„So mäßige die Gluth die mich erſchreckt.“

Die Anweſenden — es waren ihre beiden noch unverheiratheten Schweſtern, die Töchter des Tribunalrathes, Caroline und Erneſtine, nebſt zwei Freundinnen und dem jungen Theologen Mahlmann — blickten im gleichen Augenblicke freundlich auf. Aber das junge Frauchen rief, Hut und Shawl ablegend: — „Nur weiter geleſen!" — und ſo fuhr denn auch Caroline mit wohltönender Stimme fort, indem ſie Taſſo der Prinzeſſin antworten ließ:

„Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es treibt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!"

Noch folgten die paar Schlußworte der Scene, dann legte Caroline das Buch weg und alle Anweſenden gaben ihren Beifall laut zu erkennen.

„Es iſt und bleibt eben ein Meiſterwerk Göthes!" — rief Mahlmann, der Verlobte Erneſtinens, der jüngſten der drei Schweſtern.

„Ja! es iſt entzückend!" — ſagte Caroline, die Mittlere, — „welch' eine Gluth der Leidenſchaft!"

„Prächtig hat Göthe" — fuhr Mahlmann begeiſtert fort, indem er der Neuangekommenen mit Artigkeit einen

Stuhl bot — „Taſſo in ſeinem perſönlich idealen Freiheitsdrange dargeſtellt; die geniale Perſönlichkeit des Dichters wird mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit, der objektiven Wirklichkeit gegenüber zur Geltung gebracht. Taſſo will, als auserwählter Sohn der Muſen, frei im Denken und im Dichten ſein; aber auch frei und kühn im Reiche der Liebe nach dem höchſten Preiſe greifen, da ihn die Welt ſonſt ſchon genugſam eingeſchränkt.“

„Was mir in dem Gedichte wunderſchön gezeichnet ſcheint!“ — ſagt Caroline — „iſt, daß ſich in ihm der Gegenſatz zwiſchen dem Hofleben und dem freien Dichterthum, zwiſchen genialer Freiheit und objektiver Beſchränkung ſo ſchön abſpiegelt.“

„Freilich!“ — meinte die junge Hofräthin — „das ſind aber auch Dinge, die Göthe in ſeinem Leben gewiß ſchon oft genug vorkamen.“

„Und wie ſchön und wie glücklich iſt hier“ — fiel Caroline ein — „die perſönliche Beziehung des Dichters zur Allgemeinheit der Idee erhoben.“

„Ja!“ — verſetzte Mahlmann, der, ſelbſt Dichter, ein leidenſchaftlicher Verehrer Göthe's war — „ja! und wie wunderſchön und meiſterhaft hat Göthe die Anekdote von einer Liebesintrigue Taſſo's mit einer Prinzeſſin von Ferrara zu Grunde gelegt. Sie ſollte nur ſtoffliche Grundlage ſein, um die Handlung in ihrem Entwicklungsgange zu ſtützen und in einem Geſichtspunkte möglichſt zu concentriren.“

„So iſt es!“ — fuhr Caroline fort, und aus ihren ſchwarzen und doch milden Augen leuchtete eine ſchöne Begeiſterung. — „Das Stück will aber auch nicht, — wie mir ſcheint, — eine bedeutende Begebenheit, ſondern mehr das Seelenleben Taſſo's zur Entwicklung bringen.“

„Darum ſind auch alle Momente der Art gewählt, daß ſie die innere Perſönlichkeit Taſſo's in ihrer ganzen tragiſchen Bedeutung hervorheben!“ — ſagte Mahlmann.

„Ob wohl die Begebenheit eine hiſtoriſche Thatſache iſt?“ — frug hier Erneſtine, indem ſie mit leichtem Erröthen von ihrer Arbeit auf und in das freundliche und offen Geſicht ihres Verlobten ſah!

Aber ehe Mahlmann antworten konnte, fiel die Hofräthin heiter ein und rief: — „Was fragt Ihr nach Torquato Taſſo, Leonore von Eſte, dem Herzog von Ferrara und vergangenen Jahrhunderten, wo doch die Welt einen lebenden Taſſo unter ſich hat!“

Alle ſchauten verwundert auf.

„Einen lebenden Taſſo?“ — wiederholte Caroline fragend.

„Ja!“

„Ich verſtehe dich nicht, Schweſterchen.“

„Und noch dazu einen . . . für den Du ſchwärmſt!“ — rief die Hofräthin lächelnd.

„Ich, ſchwärmen? . . . und für einen Taſſo?“

„Nun, wenigſtens für einen Dichter.“

„Da mußt du in der Mehrzahl ſprechen, Mina!“ — rief Erneſtine lachend. — „Caroline trägt den ganzen Parnaß im Kopf und Herzen.“

„S'iſt nicht ſo ſchlimm!“ — meinte Caroline mit ruhiger Freundlichkeit, und nahm aus ihrem Arbeitskörbchen eine Handarbeit. — „Für alles Schöne und Poetiſche glüht's dort freilich. Aber zwiſchen den Dichtern und ihren Werken iſt oft ein großer Unterſchied. Und“ — ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu — „mein Bräutigam in Spe iſt wahrlich kein Dichter!“

Alle lachten laut und heiter auf, denn ein Vetter, Namens Feliſch, der ſich mit des Vaters Zuſtimmung um Carolinens Hand bewarb, . . . war in poetiſcher Beziehung die Nüchternheit ſelbſt.

„Aber was ſoll es mit Ihrem Taſſo?“ — frug jetzt Mahlmann.

„Fürchten Sie Concurrenz?“ — frug das junge Frauchen ſpöttelnd.

„Im Gegentheil!“ — rief Mahlmann — „ich hoffe auf die Bekanntſchaft eines neuen Bruder in Apoll!“

„Sie werden ihn haben!“ — ſagte jetzt Minna Spazier ſtrahlend. — „Rathet wer ſeit einigen Tagen in Berlin iſt?“

„Nun? . . . Göthe!“

Die Hofräthin ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Schiller?!“

„Nein!“

„Nun wer denn?“

„Jean Paul iſt hier!“

Jetzt aber entfuhr Allen ein Freudenſchrei.

„Jean Paul hier?“ — „Jean Paul in Berlin?“ — ertönte es auf allen Seiten und zwar mit ſolchem Enthuſiasmus von all den hübſchen Mädchenlippen, daß das junge Frauchen herzlich lachen mußte und die Mädchen ſämmtlich über ihren eigenen Feuereifer bis auf die Schultern herab blutroth wurden.

„Na!“ — meinte die Hofräthin dabei mit leiſem Spott — „es muß eben doch wahr ſein, was mein Mann vor kurzer Zeit über Jean Paul in der Zeitung für die elegante Welt aus einem Briefe abdruckte.“

„Und was war das?“ — frug Fräulein von Berg, eine der anweſenden Freundinnen der drei Schweſtern, ohne von ihrer Stickerei aufzuſehen.

„O, lieber Mahlmann!“ — rief die Spazier neckiſch — „leſen Sie es doch einmal vor. Dort, auf dem Klavier, liegen die Blätter. Das drittletzte . . . die Stelle iſt angeſtrichen.“

Mahlmann that nach dem Wunſche der hübſchen Frau und las:

„Kaum hat wohl die Gegenwart eine originellere und eigenthümlichere Perſönlichkeit aufzuweiſen, als Jean Paul! Der Zauber ſeines Lächelns und die Gewalt und magnetiſche Kraft ſeines Auges, die Begeiſterung und die Erhabenheit, welche auf ſeiner Stirne thronen, der Ton ſeiner Stimme, verbunden mit dem Geheimnißvollen, was ſein im Heſperus angenommener Aufenthalt auf der einſamen Inſel um ihn verbreitet, geben alle Frauen ohne Ausnahme in ſeine Hand, wie es bei Einigen bereits der Fall geweſen. Jede hätte auf ſeinen Wink Mann oder Geliebten verlaſſen, um ihm zu folgen; Keine hätte wohl dem Triumph, unter ſo Vielen die Auserwählte zu ſein, widerſtanden.“

„Nun das wird eben doch auch etwas übertrieben ſein!“ — meinte Caroline — „denn ſonſt wäre ja der gute Jean Paul geradezu ein Zauberer.“

„Und iſt er das etwa nicht?“

„In ſeinen Werken . . . ja!“

„Und in ſeinem Umgang auch!“ — verſicherte die junge Frau — „ſonſt hätte er nicht das Glück gehabt, ein zweiter Taſſo zu werden.“

„Wie ſo?“ — frugen Alle, und die Mädchen ließen unbewußt ihre verſchiedenen kleinen Arbeiten in den Schooß ſinken.

„Nun!“— meinte Frau Hofrath Spazier — „Wie Jean Paul in Weimar, wo er ſeit zwei Jahren wohnt, mit dem Herzog und der Herzogin Amalie ſteht, iſt bekannt. Weniger wißt ihr Alle vielleicht von ſeiner Stellung an den Höfen von Gotha und Hilburghauſen?“

„Der Herzog von Hilburghauſen, der ihm wie ein Freund zugethan, hat ihn zum Legationsrath ernannt!“ — ſagte Mahlmann.

„Ja, das iſt bekannt!“

„Aber wo bleibt der Taſſo?“

„Nun, der Herzog von Hilburghauſen iſt Herzog Alphons von Ferrara. Statt zweier Leonoren hat der glückliche Jean Paul aber ein fürſtliches Kleeblatt dort gefunden. Einmal die himmliſche Herzogin, mit ihren ſchönen kindlichen Augen, das ganze Geſicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallenſtimme und einem Mutterherz; — dann, die noch ſchönere Schweſter, die Fürſtin von Solms — und endlich die dritte Schweſter, die Fürſtin von Turn und Taxis. Alle dreie ſchwärmen nun für Jean Paul und dieſer — als zweiter Taſſo — ſchwärmt mit ihnen. Auch der Erbprinz von Gotha und der Erzkanzler Dalberg ſind eiferſüchtig auf ſeine Freundſchaft. Iſt das alles nicht ein wahres Taſſo-Verhältniß. Ich wenigſtens ward durch die Vorleſung, bei welcher ich Euch traf, ſehr daran erinnert.“

„Und jetzt iſt Jean Paul hier!“ — rief Mahlmann entzückt — „und wir werden ihn ſehen, werden ihn kennen lernen, den herrlichen Menſchen!“

Und der junge Dichter rieb ſich entzückt die Hände.

„Ihr Männer habt es lange gut!“ — ſagte Caroline jetzt faſt traurig. — „Ihr ſeht den Herrlichen gewiß; aber werden wir armen Mädchen auch ſo glücklich ſein?“

„Ja!“ — rief in dieſem Augenblicke der Tribunalrath, der unbemerkt eingetreten war. — „Ihr werdet dieſes übermenſchliche Glück auch genießen: Unſer Freund, Conſiſtorialrath Zöllner, hat, Jean Paul zu Ehren, eine Geſellſchaft von achtzig Perſonen in das Lokal der Yorksloge im Splittgerber'ſchen Garten eingeladen, und unter dieſen ſind wir Alle auch. Auch Sie, Mahlmann. . . . Aber Eines bitte ich mir aus!“ — rief hier Tribunalrath Meier mit ſpöttiſcher Miene — „Kinder, werdet mir nicht verrückt über den Schwärmer! Halb Berlin leidet ſchon an dem Jean-Pauls-Fieber!“

Aber die Töchter hingen jetzt dem Vater ſchon an dem Halſe.

Halb erſtickt rief der Tribunalrath: — „Gilt das mir oder Jean Paul?“

Aber die Töchter ſchmollten über dies Mißkennen ihrer Kindesliebe.

Der Alte lachte . . . die Umarmung ſeiner Kinder war eben heute doch ſtürmiſcher wie gewöhnlich geweſen.

Und Tribunalrath Meier hatte ſo ganz unrecht nicht: ein Theil der Berliner Bevölkerung befand ſich damals wirklich durch Jean Pauls Ankunft in einer faſt fiebriſchen Aufregung.

„Ich kenne keinen Schriftſteller älterer oder neuerer Zeiten," — ſagte in jenen Tagen eine der geiſtreichſten Damen Berlin's zu Richter — „der ſo allgemein von den Frauen geliebt wird, als Sie! Dies anzuführen, muß Ihr Biograph einſt nicht vergeſſen."

Noch bevor ſie ihn perſönlich kennen gelernt, hatte dieſelbe Dame ſchon Folgendes über ihn in ihr Tagebuch geſchrieben.

„Zu den wundervollen Erſcheinungen aller Zeiten, und womit beſonders der Glanz unſers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachſchuß bekam, gehört die Erſcheinung des Jean Paul. Hier unter uns kennt ihn faſt Niemand, und diejenigen welche ſich rühmen können, ihn geſehen und geſprochen zu haben, werden ſelbſt als Erſcheinungen einer anderen Welt betrachtet, — als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich iſt. Seine Entſtehung in der Schriftſteller-Menge kam ſo ſchnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erſchienen iſt. Aller Reichthum der

Sprachen, nicht unſerer Sprache allein, ſchien erſchöpft durch die erſten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft ſchien mehr für Worte und Darſtellung der Gedanken übrig zu ſein, — als in einer ganz neuen, ihm nur eignen Sprache ein Jean Paul geharniſcht auftritt und dem deutſchen Genius ſelbſt die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, Niemand von einem ſo ſeltenen Manne Spuren gehabt; wie ein Wetterſtrahl brach ſeine Ankunft herein; aber wohlthuend wie das Geſtirn des Tages, iſt ſein Verweilen. Seine Schriften, die ſelbſt von den geübteſten Leſern ſich ſchwer leſen laſſen, haben ihren eigenen Gang und Ton. Die Natur iſt ſein Haus, die Weiſen ſind ſein Spielwerk, die Menſchen ſeine Maſchinen. Keine Kraft, kein Geſchaffenes in der offenbarten Welt iſt ihm unbekannt; mit unſäglichem Forſchen hat er alles in ſein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie ſehr er uns auch oft durch ſeine Launen im ruhigen Anſchauen ſeiner göttlichen Bilder ſtört; und wie wir auch murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über ſeine Bruch- und Felſenſtücke auflegt; wie wir muthlos ſtille ſtehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren ſcheinen: — ſo gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihm bis an das von ihm geſteckte Ziel folgen, eine überſchwenglich herrliche Ausſicht, einen Vorgeſchmack von dem, was noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat.“

„Aber wer kennt ihn ganz? — Jean Paul iſt gleich dem Gottes-Garten der Natur, groß, mild und ſchön. Sein Geiſt ſteigt höher, und umfaßt das Univerſum kindlicher, als des großen Friedrichs Geiſt. Dieſer zwar beſchritt die Stufen des Ganzen regelmäßiger und nach dem Geiſt und Sinn ſeiner Vorfahren, der Römer und Griechen; daher man ihn eher begreifen lernt, als Jean Paul. Beide aber ſtehen auf einer Stufe, beide ſind realiſirte, in Menſchheit eingekleidete Göttlichkeit, beide eine Darſtellung des unſichtbaren Weltgeiſtes im Bilde. Friedrich ſtieg durch die großen Hülfsmittel, die ihm als König zufloſſen, zu ſeiner unſterblichen Höhe; Jean Paul iſt der Lichtſtrom aus ſich ſelbſt, und herrſcht durch ſich allein. Still, wie die Natur, wirkt er in geheimen Kräften ſo lange fort, bis er, wie ſie, durch Darſtellung ſeinen unbegrenzten Schöpfergeiſt beweiſt.“

Aus wie feurigem und exaltirtem Gemüthe auch dieſe Worte gefloſſen, mehr oder weniger bezeichnen ſie doch die Stimmung, mit welcher Jean Paul in Berlin von Allen empfangen wurde, die ihn früher geſehen, oder die ihn nun erſt kennen lernten und es wurde nicht leicht eine Stimme laut, die nicht in dieſen Ton des Entzückens und der Bewunderung einklang; ſelbſt die Männer, denen Jean Paul durch Entgegentreten oder Ausweichen fremd geblieben — wie Fichte, Tieck, Bernhardi u. A. befreundeten ſich mit dem ſo ausgezeichneten Menſchen, und am Hofe, wohin zwar unzählige, aber meiſt geſperrte Wege führen, wiedertönte ſein warmes, freies und ernſtes Wort. Zwiſchen dem Bruder der erhabenen Königin, dem Prinzen Georg von Mecklenburg und ihm knüpfte ſich ein ſchönes vertrauliches Verhältniß, und die Königin ſelbſt ſprach gern mit ihm, ſo wie mit tiefgefühlter Anerkennung ſeines Werthes über ihn.

War doch die ſchöne Königin Louiſe von Preußen, die vierte Schweſter jener drei holden Prinzeſſinnen, die für Jean Paul den Hof von Hilburghauſen in ein Paradies umgewandelt hatten. Jetzt, von dieſen an die Königin von Preußen empfohlen, lud ihn die herrliche Louiſe brieflich nach Sansſouci ein, wo der überglückliche Richter an ihrer Tafel ſpeiſte und die Königin in eigener Perſon ihm alles zeigte, was ſich Schönes und Sehenswerthes in Sansſouci fand.

Iffland gab ihm zu Gefallen den Wallenſtein, und die Miniſter von Alvensleben, von Struenſee und Schröter luden ihn nicht nur wiederholt ein, ſondern gewannen ihn auch, als fein gebildete Männer, wirklich gern.

War es da ein Wunder, daß auch die Töchter des

Tribunalrath Meier auf die Bekanntſchaft Jean Pauls ſehr begierig waren?

Auch ſie waren ja ſehr gebildete Mädchen; ja ſie gehörten — bei all' ihrer Einfachheit und Natürlichkeit — mit zu den gebildetſten Damen des damaligen Berlins.

Die Kinder dieſes Mannes hatten aber auch eine eigenthümliche Erziehung und, ſchon ſeit früheſter Kindheit, ganz eigenthümliche Schickſale gehabt.

Ihr Vater war durch den geheimen Rath von Germershauſen, einen der einflußreichſten Staatsbeamten unter Friedrich II und erſten Begründer des preußiſchen Geſetzbuchs, in den Staatsdienſt empfohlen und angeſtellt worden, und hatte theils aus Dankbarkeit, theils den Glanz jener Familie in die ſeinige zu ziehen, die jüngſte Tochter Germershauſens geheirathet. Aber dieſe Verbindung ſollte ſich zu keiner glücklichen geſtalten. Die, faſt in ländlicher Einſamkeit einfach und in ſtrengſter und orthodoxeſter Frömmigkeit erzogene, mit leidenſchaftlicher Liebe an dem elterlichen Hauſe hängende Frau ward bald für einen Mann, wie Meier, der mit einer glänzenden Bildung die damaligen Aufklärungsanſichten vereinigte, und mit Wohlgefallen in den äſthetiſchen Zirkeln Berlin's als einer der ſchönſten und intereſſanteſten Männer verweilte, drückend. Nach ſiebenjährigem Beiſammenſein trennte daher die Gatten die gerichtliche Scheidung, nachdem drei Töchter dieſer Ehe entſproſſen waren.

In dieſen Scheidungsvertrag war nun aber die merkwürdige Beſtimmung aufgenommen worden: daß jedes von den Kindern acht Tage abwechſelnd bei der Mutter zubringen durfte. Der Vater bemühte ſich nun, den Töchtern die ausgeſuchteſte, ſelbſt eine gelehrte Bildung zu geben, und wie er ſelbſt mit allen Bewegungen in allen Theilen der Literatur ſo fortſchritt, daß er noch im hohen Alter Fichtes philoſophiſche Collegia beſuchte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die drei Meier'ſchen Töchter, Mina, Caroline und Erneſtine, bald zu den gebildetſten, geiſtreichſten und intereſſanteſten Weſen Berlin's gehörten. Aber wenn der Vater, der ihnen ſelbſt philoſophiſchen Unterricht durch den Profeſſor Kieſewetter geben ließ, ihre Verſtandesbildung zu einer Höhe trieb, wie dieſe ſelten bei Frauen gefunden wird, und wenn er, der gebildete und charakterfeſte Mann, deſſen Liberalität ihnen Alles öffnete, was die Stadt an Kunſt und Geſelligkeit Schönes und Ausgezeichnetes bot, mit der tiefſten Ehrfurcht betrachtet wurde: ſo übte das abwechſelnde Wohnen bei der verſtoßenen, in Liebe und Aufopferung für ihre, jeden Augenblick ihr wieder entriſſenen Kinder zerfließenden und duldenden Mutter, von der ſie im väterlichen Hauſe nicht einmal viel ſprechen durften, einen wunderbaren Einfluß auf das Gemüth und die Phantaſie der Kinder; — einen Einfluß, der noch weſentlich erhöht wurde, durch das Geheimnißvolle und Myſtiſche dieſes Verhältniſſes, durch die beſtändige Abwechſelung zwiſchen idylliſchem Still- und glänzendem Weltleben, zwiſchen Herrnhuthiſcher Religioſität und imponirender Freigeiſterei, zwiſchen klöſterlicher Stille und dem Geräuſch vornehmer und äſthetiſcher Zirkel und durch das Sehnen aus einem Gegenſatz in den andern. Das Herz der Mädchen war daher ſtets voll Rührung und Wehmuth über die ewige Trennung zweier gleich geehrter Weſen, von deren Mißverhältniß die erwachſenden Jungfrauen nicht mehr Zeugen waren. Darum aber ging gerade aus dieſem Mißverhältniß der Eltern, im Gegenſatze zu den gewöhnlichen Wirkungen, eine unendliche Fülle elterlicher und Geſchwiſterliebe hervor; — die Liebe zu den Eltern, weil bald Vater, bald Mutter entbehrt ward; — zu einander, weil die Kinder ein ſo eigenthümliches Nomadenleben zwiſchen Vater und Mutter ebenfalls alle Augenblicke trennte und wieder zuſammenführte. — Die Aufgabe den Vater gegen die Mutter, und die Mutter vor dem Vater zu vertheidigen, mußte ihnen dabei frühzeitig eine ungewöhnliche Selbſtſtändigkeit und Feſtigkeit des Charakters verleihen und einen weiblichen Muth, wie er ſelten gefunden wird. Auf dieſe Weiſe vereinigten ſich in dieſen Weſen Eigenſchaften, die an einen charakterfeſten und geachteten Mann angelehnt, nur das höchſte Glück zu bereiten und eines ſolchen ſelbſt theilhaftig zu werden im Stande waren.

So war die älteſte, Mina, an Hofrath Spazier verheirathet; um die jüngſte Erneſtine, freite Mahlmann — von Spazier zum Mitarbeiter an der „Zeitung für die elegante Welt“ auserſehen; — während die mittlere, Caroline, noch frei war, obſchon Vetter Feliſch um ſie warb. Aber Caroline mochte dieſen zwar reichen aber langweiligen und trockenen Menſchen nicht, der keine anderen Götter als die Moden und ſeinen Magen hatte und der daher auch die Zielſcheibe des Witzes unter den jungen Leuten war und blieb.

So ſtanden die Verhältniſſe in dem Hauſe des Tribunalrath Meier, als die, trotz ihrer Bildung, ſehr einfachen und ſchlichten Töchter deſſelben — die Mädchen führten trefflich die Haushaltung und machten ſich ſogar ihre Kleider ſelbſt — durch die Nachricht: „Jean Paul ſei in Berlin angekommen!“ — ſo freudig überraſcht wurden.

Auch ſie waren ja begeiſterte Verehrerinnen der Jean Paul'ſchen Werke und freuten ſich nun unendlich, ihn — den die Hofräthin ſo eben zu dem Taſſo des neuen Jahrhunderts geſtempelt — auch noch perſönlich kennen zu lernen.

Der leere Stuhl.

In dem ſchönen Splittgerber'ſchen Garten, in dem Locale der Loge York, hatte ſich, auf die freundliche Einladung des Conſiſtorialrath Zöllner, eine große Geſellſchaft verſammelt. Es waren an achtzig Perſonen geladen: Männer, Frauen und Töchter, zumeiſt den Gelehrtenkreiſen angehörend. Das Feſt aber galt Jean Paul, dem berühmten Dichter und Liebling der deutſchen Nation und ſeinem freundlichen Beſuche Berlin's.

Ein wunderſchöner Juni-Abend begünſtigte die Feier, zu der die Gäſte das Beſte was ſie hatten, fröhliche Herzen und fröhliche Geſichter, mitbrachten.

Der Saal, in welchem ein ſplendites Abendeſſen eingenommen werden ſollte — für das auch bereits die reinlich gedeckten Tiſche ſchon ſervirt waren — prangte in ſinnigem Schmucke.

Gewinde von Blumen und Laub zogen ſich in Bogen an den Wänden hin, in gleichmäßig abgemeſſenen Entfernungen Kränze bildend, in deren Mitte mit großer

Schrift die Titel der bis dahin erſchienenen Jean Pauliſchen Werke angebracht waren: „Grönländiſche Prozeſſe, — „Teufels Papiere“ — „Unſichtbare Loge“ — „Heſperus“ — „Quintus Fixlein,“ — „Beluſtigungen unter der Gehirnſchale einer Rieſin,“ — „Siebenkäs,“ — „der Jubelſenior,“ — „Kampaner Thal,“ — „Palingeneſien,“ — „Lebenslauf“ und „Titan,“ von welch' letzterem vor kurzer Zeit bereits der erſte Theil in die Welt getreten war. Mitten aber unter ſeinen Werken — eine Sonne umgeben von einem reichen Sternenkranze, — leuchtete groß und mächtig der Name „Jean Paul“ hervor.

Auf den Tiſchen ſtanden Vaſen mit großen Blumenſträußen, deren berauſchender Duft den ganzen Saal erfüllte, über den ohnehin der Gedanke: daß hier die Freimaurerei oft ihre geheimnißvollen tiefverſchleierten Feſte begehe, einen eigenen myſteriöſen Reiz verbreitete. Wohl bemerkten denn auch die Weiber und Töchter gar manchmal, wie Gatten und Väter — die Mitglieder des damals in ſehr hohem Anſehen ſtehenden geheimen Bundes waren — ſich eigenthümliche vielſagende Blicke zuwarfen oder flüchtig, aber mit ernſter Miene, wunderbare Zeichen gaben, die indeß leider durch die Schnelligkeit mit welcher ſie gemacht wurden, den neugierigen Blicken der weiblichen Theilnehmer Räthſel blieben.

Auch für eine hübſche Muſik war geſorgt. Ihre freundlichen Weiſen ertönten aber jetzt noch in den ſchattigen Gängen des Gartens, da es noch früh und kaum ſechs Uhr war, um ſieben Uhr ſollte alsdann das Abendeſſen beginnen und einem ſchönen Abend, unter den mit Lampen erhellten Bäumen, eine noch ſchönere Nacht folgen.

Heiter, erwartungsvoll, mit hochklopfenden Herzen bewegte ſich jetzt die Menge in buntem Gemiſche in den verſchiedenen Gängen des Gartens. Den erſten Gefühlen bei dem Zuſammenkommen miſchte ſich ſogar eine gewiſſe Feierlichkeit bei: war doch Jedes unendlich geſpannt, den. berühmten, den herrlichen Jean Paul kennen zu lernen, dieſen Hohenprieſter der edelſten, reinſten Liebe, — dieſen Propheten, deſſen Adlerauge die Tiefen der Ewigkeit und die kleinſten Falten des menſchlichen Herzens durchſchaute, — dieſen Johannis der Milde und der tröſtenden und hebenden Menſchenliebe, — dieſen Jeſaias mit dem Feuerſchwerte des Geiſtes, der Satyre und des Witzes, — dieſen Liebling der Fürſten und des Volkes!

Aber die feſtgeſetzte Stunde verſchwand und er war noch nicht da! Man ſprach von nichts Anderem als von ſeiner Erwartung, von Jean Paul ſelbſt und ſeinen Werken. Indeß . . . er ließ noch immer auf ſich warten! . . . Die Aufregung ſtieg; — was aber konnte wohl Jean Paul, der Vielgeſuchte, dafür, daß ihn etwas zurückgehalten? die Herzen ſchlugen in Ungeduld noch höher . . . bis mit einemmale die Nachricht eintraf: Jean Paul ſei heute zum Diner bei dem Miniſter von Alvensleben eingeladen. Da war denn freilich — da der Miniſter erſt um 5 Uhr zu ſpeiſen pflegte, voraus zu ſehen, daß der erſehnte Gaſt früheſtens um ſieben Uhr eintreffen werde.

Jetzt ließ — wenigſtens für die dazwiſchen liegende Zeit — die hochgeſpannte Stimmung nach, und die Geſellſchaft kam in den ihr ſonſt eigenen naturwüchſigen heiteren Ton, der bei den jüngeren Leuten — in Hinſicht auf den noch zu erwartenden vergnügten Abend — ſich bald bis zum Muthwillen ſteigerte.

Auch die drei hübſchen Töchter des Tribunalrath Meier folgten ganz ihrem jugendlich friſchen Weſen. Alle drei ſehr einfach aber nett und mit Geſchmack gekleidet, glichen eben aufgeblühten Roſenknöspchen und ſchauten jetzt ſo heiter und ſo glücklich in das Leben, daß es eine Luſt war und Freundinnen und Bekannte ſich zu ihnen drängten, als wollten ſie ſich ſelbſt in dem Quell der Lebensfriſche verjüngen und verſchönen, der von jenen ausging.

Die junge Hofräthin Spazier — ſie war erſt drei Jahre verheirathet und ein herziges Weibchen — ſprudelte von Witzen und Neckereien, in welchen ihr indeſſen ihre Schweſter Caroline nichts nachgab. Namentlich mußte von dieſer der reiche aber langweilige und beſchränkte Vetter Feliſch gewaltig leiden.

„Aber, Vetter!“ — ſagte ſie jetzt zu dem jungen, nach der neueſten Mode gekleideten Manne — „warum machen Sie denn heute ein ſo ſchreckliches Geſicht. Iſt Ihnen Etwas Unangenehmes paſſirt? oder fürchten Sie ſich, weil der geheimnißvolle Bund der ſchrecklichen Freimaurer hier gewöhnlich ſein Weſen treibt?“

„Sie ſcherzen!“ — entgegnete Feliſch mit flachem und gezwungenem Lächeln. — „Ich bin Freigeiſt und über die Kindereien der ſogenannten Freimaurer hinaus. Aber es iſt mir was Dummes begegnet?“

„Ihnen?!“ — rief Caroline komiſch und deutete mit dem Finger auf den jungen beſchränkt dreinſchauenden Mann, ſo daß alle Umſtehenden zu lachen anfingen.

„Ja mir!“ — ſagte Feliſch ernſt.

„Und was denn, Vetter?“

„Denken Sie ſich, . . . als ich hierhergehe, kommt ein Gaſſenjunge auf mich zu — ſo einer von unſerer guten Berliner Sorte — bittet um meine Cigarre, um ſeinen Stumpf anzuzünden. Ich gebe ihm die meine, . . . aber was macht der Kerl? . . . er zündet an, thut dann, als verwechſele er beide aus Verſehen, ſteckt meine noch ganz große feine Cigarre in den Mund, und giebt mir ſeinen ordinären Stumpf mit den Worten zurück: „Entſchuldigen Sie gütigſt!“

Alles brach in ein lautes Gelächter aus.

„Vetter!“ — rief Caroline — „Sie haben mit Ihrem Rauchen entſchiedenes Unglück. Das kommt von der neuen Mode mit den ſogenannten Cigarro's! Warum rauchen Sie nicht, wie alle Welt, aus den alten ehrwürdigen Pfeifen?!“

„Was iſt Herrn Feliſch denn noch weiteres mit dem Rauchen begegnet?“ — frug Fräulein von Berg, die an Carolinens Arm hing.

„Denken Sie ſich nur meine Herren und Damen!“ — rief Caroline heiter — „vorige Woche fährt Herr Feliſch in der Landkutſche nach einem benachbarten Orte. Mit ihm ſetzen ſich vier ſchmutzige Kerle ein, die alle viere einen elenden, abſcheulich riechenden Tabak rauchen. Der gute Vetter, deſſen feine Naſe nur die neuen koſtbaren Dinger von Havannah gewöhnt iſt, kommt einer Ohnmacht, ja dem Erſticken nahe. In ſeiner Verzweiflung bittet er die vier ſauberen Geſellen, ihm die Freude zu machen, von ſeinen feinen Havannahcigarren mit ihm zu rauchen. Die Kerle nicken wohlgefällig. Jeder nimmt auch eine von den theuren Tabaksſtengeln an; dann aber ſtecken ſie ſie gemüthlich in die Taſche, ſagen: „Danke! . . . die wollen wir zu Hauſe rauchen!“ und dampfen ihren ſchlechten Tabak weiter.“

Ein neues Gelächter erſchallte, fand aber noch ſeine Steigerung durch die Verlegenheit, in welche es den guten

Vetter Feliſch ſetzte. Da nahm ſich Frau Spazier ſeiner ſcheinbar an; aber auch ſie machte ſich nur über ihn luſtig — nicht aus Bosheit, wohl aber aus ſchalkhafter weiblicher Rache gegen den, der — lediglich auf ſein Vermögen fußend — ſo keck war, die Hand der lieben Schweſter bei all' ſeiner Bornirtheit begehren zu wollen.

Unterdeſſen wandelte Mahlmann an Erneſtinen's Seite, in ernſten Geſprächen verloren, durch einen anderen Gang des Gartens..

„Sie glauben gar nicht liebe Erneſtine!" — ſagte er jetzt, die freudeſtrahlenden Blicke auf ſeine liebliche Braut gerichtet — „wie mich der Gedanke hebt, Jean Paul heute Abend kennen zu lernen."

„Sie haben, ihm zu Ehren, alsdann doch auch etwas gedichtet?" — frug Erneſtine freundlich.

„Gewiß!" — verſetzte der junge Mann. — „Verſchiedenes . . . auch zur Erheiterung der Geſellſchaft. Aber liegt mir, wenn ich begeiſtert bin, nicht noch etwas Anderes viel näher?"

„Und das wäre?" — frug das Mädchen erröthend.

„Ihr Herz und meine Liebe!" — flüſterte der junge Dichter. — „Darf ich Ihnen, liebe Erneſtine, anvertrauen, was ich, angefacht durch den Gedanken an Jean Paul und ſelig in meiner Liebe, geſtern Nacht ſchrieb und dichtete."

Die Tochter des Tribunalraths nickte freundlich.

Mahlmann aber zog ſeine Schreibtafel aus der Taſche und las der Geliebten mit leiſer Stimme:

„Liebes-Zauber.“

Neue Himmel ſind mir offen!
  Mich umgiebt Elyſium!
Wach' ich auf von Traum und Hoffen?
  Wandelt ſich der Erd-Kreis um?

Welch' Entzücken! welch' Erbeben!
  Wonne-Luſt und ſüßer Schmerz!
Iſt das Liebe? Göttlich Leben
  Flammt und flutet durch mein Herz!

Ha, wie langſam floß in trägen
  Wellen meiner Tage Lauf!
Jetzt, mit Adlers Flügelſchlägen,
  Fliegt mein Geiſt zu Sternen auf!

Nein, ich hoffte nicht vergebens!
  Endlich ſollt' ich ſeelig ſein!
In den Becher meines Lebens
  Gießeſt Du mir Nektar ein!

Ja, Du warſt es, ewig Reine!
  Die mich zu dem Himmel trug,
Du, die aus dem todten Steine
  Neue Lebensfunken ſchlug!

Aether-Duft aus Himmels-Welten
  Hauchteſt Du in meine Bruſt!
Gram und Kummer zu vergelten,
  Schufſt Du . . . Paradieſes-Luſt!

„Wie ſchön!“ — ſagte Erneſtine freudig bewegt, als der junge Dichter ſchwieg. — „Sie haben damit auch mein Herz erwärmt. Gute und große Menſchen ſind doch ein rechter Segen für die Welt, nicht nur daß ſie ſelbſt des Guten viel erzeugen, . . . ihre Erſcheinung ſchon, ihr Beiſpiel und Wirken übt einen erhebenden Einfluß auf alle beſſeren Menſchen aus, die ſich ihnen im Reiche des Geiſtes und des Raumes nähern.“

„Und wiſſen ſie liebe Erneſtine!“ — ſagte hier Mahlmann in ſchöner Begeiſterung — „daß Sie durch das Ausſprechen dieſer Wahrheit gerade Jean Paul einen wahrhaften Heiligenſchein um das Haupt winden? Es wird wenige Menſchen auf dieſer Erde gegeben haben, und geben, die durch ihre Werke zarte Sinnigkeit, Tugend, reinſte Sittlichkeit und die edelſte und erhabenſte Liebe ſo fördern und verbreiten, wie Jean Paul. Geſtehe ich es nur, daß auch ich durch ihn beſſer und edler wurde.“

Ein Blick voll warmer Liebe und Zärtlichkeit traf hier den jungen Mann; dann ſagte Erneſtine:

„Ihr Geſtändniß durchbebt mich mit einer Freude, die ich heilig nennen möchte. Ich muß Ihnen nämlich ſagen: daß es uns Schweſtern ebenſo ging. Die zarten erhabenen Geſtalten ſeiner Werke galten uns, von Anfang an, als Muſter, wenn auch nicht in ihrem — vielleicht allzuätheriſchen — Weſen, ſo doch in ihrer kindlichen Seelenreinheit, in ihrem Aufſchwung zu allem Schönen und Erhabenen und in der wahrhaften Göttlichkeit ihrer Liebe.

Jede von uns hat ein Buch, in welches ſie ſtets diejenigen Stellen aus ſeinen Werken einträgt, die ihr am beſten gefallen, ſie am tiefſten und innigſten anſprechen, und dieſe Bücher . . . darf ich es Ihnen geſtehen . . . ſind unſere Evangelien!“

„Und habe ich es denn anders gemacht?!“ — rief der junge Dichter entzückt über die Uebereinſtimmung ſeiner Seele mit der der Geliebten. — „Und als ich dieſe Nacht mehrere Stellen daraus geleſen und im ſeligen Hochgefühle, den herrlichen Mann heute kennen zu lernen, an das Fenſter trat.... und in den weiten flammenden Sternenhimmel hineinſchaute, und, mit dieſem Blicke in die uferloſen Tiefen der Unendlichkeit, jene höhere göttliche Sehnſucht in mir erwachte, die ja auch alle Werke Jean Paul's athmen, da . . .“

„Da dictirte Ihnen der Geiſt noch ein anderes Gedicht!“ — rief Erneſtine freudig. — „O laſſen Sie es mich hören!“

„Warum nicht!“ — ſagte Mahlmann — „Sie gerade verſtehen die darin ausgeſprochene Sehnſucht gewiß nicht falſch: es ragt ja noch etwas Höheres über unſer kleines Erdendaſein und ſein höchſtes Glück hinaus!“

Und der junge Dichter, den Blick nach dem dunkeln Laubdache der Bäume gerichtet, ließ die Erinnerung an ſeiner Seele vorübergleiten und ſprach dann ernſt und mit tiefer Bewegung:

„Die Erde ruht, der Himmel wacht!
Empor zu ihm mein Sinn!
Die Engel-Welt, voll Glanz und Pracht,
Zieht hehr und herrlich durch die Nacht
Der Menſchen hin!

Die Sehnſucht flüchtet himmelan
Von Laſt und Druck der Zeit!
Die Hoffnung ſpricht: des Lebens Bahn
Führt aufwärts in den Sternen-Plan
Zur Herrlichkeit!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Eilt ſeinen Brüdern zu!
O Heimath-Land, vom Glanz erhellt,
Du giebſt, wenn Alles welkt und fällt,
Uns Kraft und Ruh'!“

Ein dankbarer Blick aus thränenfeuchtem Auge lohnte den Dichter. Dann ſagte Erneſtine leiſe:

„Sie ſind ein edler Menſch, Mahlmann! Ich ehre Sie doppelt, weil Sie zu den wenigen Männern gehören, die — wie unſer Jean Paul — Religion haben. Ich verſtehe darunter das Leben für die Unſterblichkeit und alles Göttliche! Wie ſchön ſprechen Sie dieſe Religioſität wieder in dem kleinen Gedichte aus.“

„Und ſollte mich meine reine heilige Begeiſterung und die Größe der Nacht nicht dazu führen?“ — frug der junge Dichter. — „In dem lauten arbeitsvollen Leben, unter dem leidenſchaftlichen Treiben der Menſchen, mitten unter dem Plänemachen und dem Stürmen aller Kräfte . . . verhüllt ſich das Sonnenſyſtem der überirdiſchen Hoffnungen — der Religion, wie wir Beide ſie uns denken, — am eheſten, wie am Tage der geſtirnte Himmel. Nur in der Stille und in dem Frieden des Herzens und der Nacht, tritt ſie in ihrer ganzen Glorie zu uns heran.“

„Schreiben Sie mir das Gedicht auf, Mahlmann,“ — bat jetzt Erneſtine — „ich will es . . . meiner armen Mutter bringen! Die Religion, dieſe Tröſterin und Schutzheilige der Leidenden, ſucht ſelber jetzt bei Leidenden Schutz. Sie, die das arme ſanfte und ſtille Herz meiner guten Mutter ſo oft ſchon erquickt und geheiligt hat, iſt ja der einzige Schild gegen das ewig gezückte Schwert eines grauſamen Schickſals.“

Beide wurden jetzt von einem Theil der Geſellſchaft, der ihnen ſcherzend und lachend durch den Laubgang entgegenkam, getrennt und mit fortgezogen. Aber Jean Paul war noch nicht erſchienen und hie und da gab ſich eine leicht verzeihliche Ungeduld kund.

„Kinder! Kinder!“ — ſagte der würdige Conſiſtorialrath Zöllner — „da der herrliche Mann bei dem Miniſter ſpeiſt, was freilich fatal iſt, kann er noch nicht hier ſein.“

„Seine Schuld iſt es gewiß nicht!“ — meinte Hofrath Spazier, ein hübſcher Mann mit etwas gedrückten Zügen, — „er muß ſich eben dort nach ſeiner Excellenz richten.“

„Etwas bleibt mir manchmal ein Räthſel!“ — fiel hier der Tribunalrath Meier ein. — „Wie ein Mann von ſo freier Denkungsart, wie Jean Paul, ſich in den höchſten Sphären behaglich fühlen kann.“

„Wie?“ — rief Kriegsrath von Müchler, der, ſeine reizende Frau am Arme, neben dem Tribunalrath ging, — „das wiſſen Sie nicht mein Freund? Wiſſen Sie, was er darüber an einen Freund ſchrieb?“

„Nun?“

„Ich hab' es mit eigenen Augen geleſen.“

„Heraus damit!“

„Er ſchrieb: „Ueberhaupt ſteige ich ja in die Neſter der höheren Stände ... nur ... der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer ſind als die Männchen!“

„Köſtlich! köſtlich!“ — rief der Tribunalrath.

„Uebrigens kann ich Sie verſichern,“ — fuhr Kriegsrath von Müchler fort — „daß ſich unſer Mann dort nichts vergiebt. Ich war in den jüngſten Tagen, in Geſellſchaft des Kriegsminiſters, ſelbſt mehreremale Zeuge davon; hörte es auch aus dem Munde des Bruders unſerer ſchönen Königin. Da man ihn achtet und ſchätzt, läßt man ſich in den höchſten Sphären nicht nur ſein ungebeugtes Daſtehen gern gefallen, ſondern auch ſeine Eigenheiten, zum Beiſpiel: daß er einen Spitz mitbringt, der ihn faſt nie verläßt.“

„Schön! ſchön!“ — rief Spazier — „ein Jean Paul kann nicht kriechen. Er ſteht alſo aufgerichtet und als Mann vor den Fürſten?“

Der Kriegsrath lachte, dann ſagte er:

„Er iſt auch hier klüger, als man bei ſeinem ſonſt ſo kindlichen Weſen denken ſollte.“

„Wie ſo?“

„Er behält ſeinen Adel bei allen conventionellen Geſten bei, und hat, um nie den Rücken zu beugen, eine ganz eigenthümliche Art von Verbeugung. Er verneigt nämlich — und dies zwar vor dem Höchſten, wie vor dem Niedrigſten — nur den Kopf . . .“

„Köſtlich!“

„Und zwar auf eine ebenſo edle, als liebliche Weiſe, die, da er ſie mit einer grüßenden Bewegung der rechten Hand verbindet, eben ſo viel hohes Selbſtgefühl als gutmüthige Freundlichkeit ausdrückt!“ —

„Prächtig!“ — rief der Tribunalrath, und nahm eine mächtige Prieſe — „das verſöhnt mich einigermaßen mit ihm, . . . denn . . . mit ſeinen über alle Maaßen ſchwärmeriſchen Schreibereien bin ich gar nicht einverſtanden, und wenn meine drei Töchter nicht wären . . .“

„Dann würden Sie doch heute Abend hiehergekommen ſein!“ — rief die Hofräthin Spazier lachend — „ſchon der Neugierde wegen, den berühmten Mann zu ſehen, deſſen Satyre Sie ſchon königlich beluſtigt hat.“

„Ja!... ſeine Satyre!“ — rief der Tribunalrath — „da iſt er auch unübertrefflich. Geſtern erſt mußte ich bei dem Leſen eines Briefes in den „Palingeneſien“ laut auflachen.“

„Warum?“ — frug Müchler.

„Weil er ihn mit den Worten ſchließt: Lebe ſo geſund und lang, als wäreſt du ein Reichskammergerichtsproceß!“

Die ganze Geſellſchaft lachte laut auf, und unter allgemeiner Heiterkeit kamen die ſieben Uhr heran.

Die Sonne neigte ſich jetzt ihrem Untergange zu. Der rein blaue Himmel war zu einem Heſperiden-Garten voll glühender, blühender Roſen geworden und leichte Wölkchen hingen in Weſten als leuchtende Flocken um ſeine, mit dem Strahlendiadem der ſinkenden Sonne gezierte, Stirne. Ein lauer erquickender Wind ſtreute den Duft der Blumen und die Sommerſaat des Blüthenſtaubes über die Erde und alle Herzen gingen auf und waren froh und glücklich.

Aber die Spannung wuchs jetzt auch wieder in der Geſellſchaft. Der heißerſehnte Mann, den ſie ehren ſollte, konnte jetzt jede Minute kommen. Die Herzen ſchlugen wieder höher; eine gewiſſe Feierlichkeit verleugnete ſich nicht, und ſo oft die Gartenthüre aufging, flogen alle Augen nach jener Gegend, . . . pochte es in jeder Bruſt vernehmlicher.

Aber ... Jean Paul kam noch immer nicht. Und es ward ſtiller in der Geſellſchaft. Wurde doch die Converſation durch die ſich ſteigernde Spannung geſtört.

Es ſchlug ſieben und ein halb Uhr ... Jean Paul war noch nicht da.

Leiſe Wölkchen lagerten ſich jetzt auf die Stirne des würdigen Conſiſtorialrath Zöllner. Das Abendeſſen war auf ſieben Uhr gerichtet worden. Der Wirth frug alle fünf Minuten: ob er noch nicht auftragen ſolle. Das Eſſen werde verderben.

Aber man konnte ſich doch nicht ohne Denjenigen zu Tiſche ſetzen, dem zu Ehren das Eſſen und das ganze Feſt gegeben wurde.

„Das unſelige Diner bei dem Miniſter Alvensleben!“ — flüſterte Zöllner jetzt in ſeiner Herzensangſt dem Kriegsrath zu. — „Daß Excellenz auch gerade auf heute einladen mußte. Ich dachte mir alles ſo ſchön ... und nun ... kommt Jean Paul am Ende gar nicht.“

„Fürchten Sie das nicht, Lieber!“ — ſagte der Kriegsrath. — „Da Jean Paul zugeſagt, kommt er auch. Aber ... ich kenne das ... die Herren da oben denken immer nur an ſich. Weil Excellenz jetzt nicht weiter in Anſpruch genommen iſt, fällt es ihr nicht bei, daran zu denken, daß ſein Gaſt noch andere Verpflichtungen für heute Abend übernommen haben könnte.“

„Am Ende hält ihn der Miniſter bis in die Nacht und zum Spiel!“

„Jean Paul ſpielt nicht.“

„Und die Geſichter meiner Gäſte werden auch ſchon lang und vor Hunger blaß.“

„Ich will ſchnell meinen Diener einmal zu Alvensleben ſchicken,“ — ſagte der Kriegsrath. . . .

„Um Gottes Willen! . . .“

„Nur, um im Geheimen anzufragen, ob das Diner zu Ende ſei?“

„Gut denn!“

Nach einer viertel Stunde war der Diener mit der Antwort zurück: das Diner ſei zu Ende; aber man ſchlürfe eben den Kaffee.

Alſo neue Ausſicht auf ein baldiges Kommen des Erſehnten.

Langſam ſchlich jetzt die Zeit dahin. Die ganze Geſellſchaft wußte nicht recht: was denken, was beginnen. Die Mägen fingen zu knurren, der Tribunalrath und einige andere ältere Herren zu murren an.

Die Situation ward in der That peinlich. Man wartete jetzt ſchon von ſechs bis acht Uhr.

Vergeblich ſchilderte der Kriegsrath die große Verlegenheit, in welcher ſich ohne Zweifel Jean Paul jetzt ſelbſt befinden werde; die eigene war um ſo fataler und abſpannender: als man ſich auf einen herrlichen Abend übermäßig gefreut hatte.

So wurde es halb neun Uhr ... und ... Jean Paul war noch nicht da.

Jetzt war freilich nicht mehr zu warten. Die Sonne war längſt unter ... der Wirth garantirte für nichts mehr, die Freudigkeit der Geſellſchaft erblaßte vollends. Ungeduld, Mißmuth, Verſtimmung und Aerger gaben ſich auf verſchiedenen Seiten kund — — man mußte ſich entſchließen alle Hoffnung auf Jean Pauls Kommen aufzugeben, das einmal beſtellte Eſſen zu ſich zu nehmen und ſo heiter zu ſein, als möglich.

So rief denn der Tribunalrath — dem Conſiſtorialrath war die zerſtörte Hoffnung in den Leib geſchlagen — die Geſellſchaft zum Eſſen.

„Wir müſſen eben ſehen, ob wir auch ohne den Herrn Legationsrath Richter leben können!“ — ſagte er finſter und nicht ohne Bitterkeit. — „Da ihm aber anderswo Roſen gewunden werden, ſo brauchen wir ſie hier nicht.“

Und damit nahm er den großen Seſſel, deſſen Lehne mit Roſen umwunden war und der — in der Mitte der Tafel — gerade unter dem Kranze ſtand, in deſſen Innerem mit großer Schrift die Worte „Jean Paul“ prangten, und ließ ihn weg tragen. Ebenſo das für Jean Paul beſtimmte Couvert und die Burgunderflaſche, die man mit zarter Aufmerkſamkeit — Burgunder war Jean Pauls Lieblingswein — neben deſſen Couvert geſetzt hatte.

„So!“ — rief dann der Tribunalrath — „jetzt in bunter Reihe zuſammenrücken.“

Man folgte; aber zumeiſt mit trübem enttäuſchtem Herzen.

„Warum iſt der Stuhl neben meiner Caroline noch frei?“ — rief der Tribunalrath wieder.

„Es iſt der Platz für Vetter Feliſch.“ — entgegnete Mahlmann.

„Und wo ſteckt dieſer?“

„Er hat ſich etwas rothen Wein auf die Buſenkrauſe gegoſſen!“ — verſetzte mit kaltem Spott Frau Hofrath Spazier — „und muß ſich nun erſt zu Hauſe umkleiden.“

„Mag er's!“ — ſagte der Tribunalrath Meier finſter. — „Wir aber wollen jetzt luſtig ſein. Muſik! ... und ein allgemeines Lied!“

Es wollte indeſſen weder mit der Luſtigkeit gehen, noch mit dem allgemeinen Lied. Nur einige Stimmen erſchallten und verſtummten nach dem erſten Verſe.

Der Abend ſchien völlig verunglückt.

Auch auf Caroline Meier lag es ungemein drückend; ja es ward ihr allmälig ſo unbehaglich in der Geſellſchaft, daß ſie daran dachte, ſich mit den Schweſtern heimlich zu entfernen . . . als plötzlich von dem Eingange her ein ungeheuerer Jubel erſchallte.

Alles ſtand und blickte auf . . . es war . . . Jean Paul!

Endlich! endlich! war es ihm möglich geweſen, ſich — ohne zu beleidigen — von dem Miniſter zu verabſchieden, und ſo war er denn geraden Weges hieher geeilt und entſchuldigte ſich jetzt bei dem Conſiſtorialrath Zöllner und der Geſellſchaft mit ſeiner ganzen vollen Wärme und Liebenswürdigkeit.

Und wie zauberhaft wirkte ſeine Erſcheinung! Alles Unangenehme war im Augenblicke vergeſſen, . . . die Freude kehrte jubelnd zurück, . . . alle Herzen ſchlugen höher, alle Augen leuchteten, . . . Jedes wollte dem unvergleichlichem Manne die Hand drücken. . . Jedes ihn bewillkommnen, — Jedes einen Blick aus dieſen großen, ſchönen Augen voll Geiſt, ein Lächeln dieſes milden freundlichen Antlitzes erobern!

Tribunalrath Meier — jetzt in Verlegenheit über ſein allzuraſches Hinwegräumen des Ehrenſeſſels und des für Jean Paul beſtimmten Couvertes — lief hinaus und wollte beides wiederholen; aber die Roſenguirlanden waren zerriſſen und der Seſſel fortgeſchafft. Er war in Verzweiflung. Als er aber wieder in den Saal trat, ſah' er zu ſeinem Staunen, wie Conſiſtorialrath Zöllner den Ehrengaſt geradezu neben ſeine Tochter Caroline führte. Hier hatte ja der Zufall den einzigen leeren Platz gelaſſen. Nur der Stuhl neben Caroline war noch frei, und Jean Paul nahm ihn jetzt mit um ſo größerer Freude ein, als ſeine junge, ſchöne und blühende Nachbarin ihm ſogleich ſehr wohl gefiel.

Aber wie übergoß auch dies Glück, dieſe Freude, dieſe Ehre Caroline Meier mit dem Purpur des Entzückens.

Mit jenem ſüßen, nicht zu beſchreibenden mädchenhaften Erröthen — dieſem göttlichen Hauche der Unſchuld und Kindlichkeit, in dem für jedes reine Herz ein ſo namenloſer Zauber liegt, daß er alle Schönheit der Welt, Glanz und Reichthum überſtrahlt — empfing Caroline den hochverehrten Mann. Mit Herzklopfen ſah' ſie ſich ihm vorgeſtellt, ... ſah' ſie ihn neben ſich Platz nehmen, ... mit leiſer Verwirrung und demüthiger Scheu gedachte ſie der großen Aufgabe, ihm ... ihm ... Jean Paul! ... jetzt eine würdige Unterhaltung bieten zu müſſen.

Aber Conſiſtorialrath Zöllner verflocht ſogleich ihn und ſie mit vielem Geſchick in eine Unterredung über die Königin — die ſchöne Louiſe von Preußen — die Jean Paul mit ihrem Bruder, dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg, kurz zuvor in Sansſouci geſehen, und das Geſpräch war eingeleitet.

Jean Paul fühlte ſich unendlich glücklich und ſo recht in ſeinem Elemente; ſein Lebensſchifflein trieb auf allen vier Paradieſesflüſſen zugleich; zumal jetzt bei dem ſchönen Feſte, die Geſänge, nach Freimaurer-Art, zwiſchen jedem Gange der Speiſen froh ertönten und leiblicher und geiſtiger Genuß ſich reizend miſchten.

Und wie ihm, ging es der ganzen Geſellſchaft: die allgemeine Luſt, der magiſche Juni-Abend, der durch die weit geöffneten Fenſter und Thüren mit ſeinen Sternen und Lampen, ſeinen Blumendüften und lauen Winden herein ſchaute und wehte; . . . die, einer hohen Erſcheinung in einer weihvollen Stimmung geöffneten Gemüther; . . . das doppelte Behagen, das einer kurzen Täuſchung gefolgt . . . alles dies ſtimmte jedes Herz zu einem Wohlwollen, zu einer Offenheit, zu einer ſo innigen und glücklichen Hingabe an die allgemeine Freude, daß ſich Jedes geſtehen mußte: noch nie in ſeinem Leben ein ſolches Feſt begangen zu haben.

Und mitten in dieſer Luſt ſtand jetzt plötzlich der junge Dichter Mahlmann auf und verkündete, daß er für das Reich der Freude, in dem man jetzt ſo glücklich ſchwelge, ein Lied zu einer bekannten Melodie gedichtet habe. Jeder Anweſende erhalte ſofort, wenn er es erſt vorgetragen, einen Abdruck davon, damit es alsdann gemeinſam und ſo recht aus vollem Herzen und mit freudig erregter Seele geſungen werde.

Und mit ſchöner klangvoller Stimme und glühender Begeiſterung trug der junge Mann folgende Dichtung vor:

„Mein Lebens-Lauf iſt Lieb und Luſt
Und lauter Lieder-Sang;
Ein friſcher Muth in heitrer Bruſt
Macht frohen Lebens-Gang;
Man geht Berg an, man geht Berg ein,
Heut grad' und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders ſein;
Was kümm'r ich mich darum.

Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So giebt es Moſt, wird freudenreich,
Und feiert manches Feſt!
Drum zag' ich nicht, engt mir die Bruſt
Des Schickſals Unmuth ein;
Bald braus' ich auf in Lieb' und Luſt,
Und werde reiner Wein!

Die Zeit iſt ſchlecht; mit Sorgen trägt
Sich Mancher ohne Muth;
Doch, wo ein Herz voll Freude ſchlägt,
Da iſt die Zeit noch gut.
Herein, herein, du lieber Gaſt,
Du Freude! komm zum Mahl!
Würz' uns, was du beſcheeret haſt!
Kredenze den Pokal!

Fort, Grillen, wie's in Zukunft geht,
Und wer den Scepter führt!
Das Glück auf einer Kugel ſteht,
Und wunderbar regiert.

Die Krone nehme Bachus hin!
Nur er ſoll König ſein!
Und Freude ſei die Königin!
Die Reſidenz am Rhein!

Beim großen Faß zu Heidelberg
Berathe der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der Hochwohlweiſe Rath!
Der Herr'n Miniſter Regiment
Sei beim Burgunder-Wein!
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll in Champagne ſein.

So ſind die Rollen ausgetheilt
Und Alles wohl beſtellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt.
Es lebe hoch das neue Reich!
Stoßt an und trinket aus!
Denn Freud und Wein macht frei und gleich
Und würzt den Lebens-Schmaus!

Jubel und donnernder Aplaus folgte dieſem Vortrage. Jean Paul aber eilte zu dem jungen Manne, umarmte ihn mit Thränen der Freude und bat ihn: ſein Freund zu ſein.

Dann fiel die Muſik mit einer zu dem Gedichte paſſenden bekannten Melodie ein und aus achtzig Kehlen und achtzig frohen Herzen erſchallte der eben vorgetragene Jubelhymnus noch einmal im freudigen Geſang.

Trinkſprüche wechſelten jetzt mit Trinkſprüchen. Aber es war nichts Gemachtes und Gekünſteltes dabei, ſondern was geſagt wurde, quoll aus der Seele. Conſiſtorialrath Zöllner ließ den Ehren-Gaſt, den großen herrlichen Jean Paul, leben!

Sein Vortrag war kurz, gediegen, warm!

In herrlicher, glühender, phantaſiereicher Sprache antwortete Jean Paul . . . und Männer und Frauen und Mädchen waren ſo entzückt, daß die Umarmungen gar nicht enden wollten.

Aber es war auch wunderbar! . . . Jean Paul war ein Mann, den auch jede Frau und jedes Mädchen umarmen konnte. Bei ſeinem ſchlichten, reinen, kindlichen Weſen konnte es Niemanden einfallen, etwas Unrechtes oder Unſchickliches darin zu finden . . . und er . . . fand es auch nicht! Er war es ſchon ſo gewöhnt und bei ſeiner Allliebe, ſah er in der That überall nur liebe Schweſtern und Brüder. Außerdem war ja jedes Herz — ohne daß er ſich Mühe gab — durch ſein herrliches Auge, durch ſein bezauberndes Lächeln, durch ſein ganzes Auftreten . . . vom erſten Blick an . . . ſein!

Aber höher und immer höher ſtieg die Begeiſterung, als der junge Mahlmann noch einmal das Wort ergriff und von dem lichten Sterne ſprach, der der Welt in Jean Paul aufgegangen, und wie Jean Paul es gerade ſei, der die oft niedergebeugte Menſchheit durch ſeine herrlichen Schriften hebe und ermuthige. Er — Jean Paul — ſei der

Held im Kampfe des Lebens, nicht der mit dem Schwerte von Eiſen; . . . ſondern der, mit dem rechten Muthe, . . . mit dem Muthe im Leiden, . . . mit dem Herzen voll Glauben an die Menſchheit. . . mit der Seele voll Begeiſterung für alles Hohe und Göttliche.“ Seine Werke ſeien ein Zuruf der „Ermuthigung“ an alle Völker und und alle Zeiten, und darum jauchze er Jean Paul begeiſtert zu:

Was iſt's, das unſterbliche Geiſter entzückt,
Wenn ſie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt
Ein Muth, der im Kampfe ſich hält,
Ein gläubiges Auge, das feſt und kühn
Wie Deines zum Himmel ſich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne blühn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde ſinkt,
Der Erde gehöret ſie an;
Zum heiligen Aether der Heimath ſchwingt
Der göttliche Geiſt ſich hinan!
Die Ruhe ſie wohnt in der Götter Kreis,
Unerſchütterlich ſteht dort ihr Thron; —
Und wer nicht muthig zu ſterben weiß,
Iſt nicht der Unſterblichkeit Sohn!

Im Thale ſchleichen die Wolken hin;
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!

Den Lorbeer wirſt Du am Ziele ſchau'n,
  Umſtrahlt von ewigem Glanz;
Breit aus den Fittig im kühnen Vertrau'n
  Zum immerdar blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
  Die edlen Herzen, wie Du:
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
  Dem Land der Vergeltungen zu:
Aus ihren verſunkenen Gräbern ſpricht
  Eine Stimme, die ewig ertönt:
„Wir tranken den Kelch, und zitterten nicht,
  „Und wurden mit Ruhme gekrönt!“

Das iſt's was, unſterbliche Geiſter entzückt,
  Wenn ſie niederblicken zur Welt,
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt,
  Ein Muth, der wie Deiner ſich hält!
Ein gläubiges Auge, das feſt und kühn
  Zum Himmel wie Deines ſich rafft!
Hoch oben wo die ewigen Sterne blühn,
  Da wohnt die ewige Kraft!

Und abermals ertönte Jubel und die Gläſer klangen zu Ehren: *des Mannes der Ermuthigung, des Mannes der ſittlichen Kraft, des großen Freundes und Tröſters der leidenden Menſchheit!* — — —

Aber in all' dem Jubel, in all' der Freude hatte doch auch Jean Paul ſeine ſchöne und liebenswürdige Nachbarin nicht vergeſſen. Die Milde und Freundlichkeit ſeines Weſens verwandelte ihre anfängliche jungfräuliche Scheu und die Beklommenheit, — die ihr durch den Gedanken ward: an der Seite des großen Mannes zu ſitzen, den ſelbſt Fürſten und Fürſtinnen kaum genug zu ehren wußten — bald in ein inniges Vertrauen und jene ſchöne ungezwungene Haltung, die Caroline ſo vortheilhaft auszeichnete. Aber das Gefühl, welches dieſe Verwandlung in ihr hervorgerufen, war zu ſüß, zu beglückend, um es nicht mit dankbarem Herzen Demjenigen zu bekennen, der ſo menſchlich gut, ſo offen, ſo freundlich war, und doch zugleich auch durch ſeine ganze eigenthümlich-wunderbare Perſönlichkeit über ſie, wie über Alle eine wahrhaft magiſche Gewalt ausübte.

Nie aber machte auf Jean Paul etwas einen tieferen Eindruck, als die Entſchleierung eines unſchuldigen, kindlichen Herzens.

So rührte ihn denn die Offenheit Carolinens ungemein und ergriff ihn wirklich ſeltſam. Aber er gewahrte an dieſem Mädchen bald auch noch etwas anderes, was ihn feſſelte und ungewöhnlich anzog: bei ihr ſchloß das Denken nicht das Lieben, und das Licht nicht die Wärme aus. Sie war — das erkannte er ſchnell — eines jener trefflichen weiblichen Weſen, die den kleinen Forderungen des praktiſchen Lebens zu genügen wiſſen und doch auch jenen eines höheren geiſtigen Seins Rede ſtehen. In ihrem blühenden offenen Geſichtchen, voll Morgenroth der Jugend und Zauberduft der Kindlichkeit, ſtand ja der Widerſchein ſchöner großer

Gedanken, eines reinen Herzens und einer frommen Seele.

Jean Paul wurde es bei allem dem ſo ſonderbar zu Muthe, wie noch niemals in ſeinem Leben. Wenn er in die ſchwarzen und doch milden Augen Carolinens ſah', ſchoß ihm das Blut wunderbar heiß in das Herz und es kam ihm faſt vor, als zöge ihn etwas mit unbeſchreiblicher Zaubermacht in die Tiefen dieſer ſchwarzen Sterne. Keine ſtürmiſche . . . aber eine paradieſiſch-ruhige, unausſprechlich beglückende Seligkeit überkam ihn in dieſer reizenden Nähe! und da Jean Paul ungemein viel auf Schickſals-Winke gab, ſo drückte der Gedanke: daß ein wunderbarer Zufall es gewollt, daß er gerade neben dies herzige Mädchen zu ſitzen gekommen — während ihm doch urſprünglich ein ganz anderer Platz beſchieden war — ſeiner Glückſeligkeit noch den Stempel einer höheren Beſtimmung, einer höheren Weihe auf.

Jean Paul war heute, an dieſem göttlichen Abend, nicht nur ganz . . . ſondern ſogar überglücklich!

Freudenthränen blitzten beſtändig in ſeinen Augen und mit lächelnder Güte ließ er es ſich gefallen, daß ihm eine Menge Frauen und Mädchen zum ewigen Andenken Haar-Locken raubten. Heiter meinte er dabei: jetzt wiſſe er auch einen neuen Erwerbszweig. Wenn das

Schreiben nicht mehr gehe, werde er einen Ausgangszoll auf ſeinen Haarwuchs legen!

Aber mit dem Schluſſe des Nachteſſens war ja die Herrlichkeit des Feſtes noch lange nicht vorbei. Die Juni-Nacht war wundervoll und der Garten ſtrahlte in Tauſend bunten Lämpchen.

Jetzt wurde die Tafel aufgehoben. Entzückt gab Jean Paul die Nelke, die er bis dahin an ſeiner Bruſt getragen, an Carolinen, mit der Bitte: ihre Freundſchaft für ihn nicht ſo ſchnell welken zu laſſen, als wohl dieſe Blume an ihrem warmen ſchönen Herzen ſterbe. Übrigens — meinte Jean Paul dabei — könne es freilich keinen ſchöneren Tod geben.

Er bat darauf die Hocherröthende ihn ihrem Vater und ihrer Schweſter Spazier vorzuſtellen — Erneſtine und Mahlmann hatten ihnen gegenüber geſeſſen. Höchſt erfreut gewahrten dabei die Mädchen, in dem ernſten Auge des — ſonſt eben nicht allzugünſtig für den Schwärmer Jean Paul geſtimmten — Vaters den Ausdruck wahrer und großer Hochachtung.

Innig beglückt ſtrömte nun Alles in den Garten, um ſich in der wundervollen Nachtluft, unter Sternenfunkeln und Lampenglanz zu erfriſchen, bis endlich Mitternacht herankam und die heitere Geſellſchaft an den Heimgang mahnte.

Aber . . . der Himmel wußte, was Jean Paul ſo plötzlich und wie mit einem unauflösbaren ſüßen Zauber an Caroline Meier band: er konnte ſich faſt nicht von ihr trennen. So führte er ſie denn auch — in Geſellſchaft des Vater's, der Schweſtern, Spaziers, Mahlmanns und des Vetter's — durch die langen, jetzt allgemach in Dunkelheit verſinkenden Gänge des ſchönen Splittgerber'ſchen Gartens an den Wagen . . . und nie hatte er wohl aufrichtiger und inniger eine gute Nacht und Paradieſesträume gewünſcht.

Und wunderbar ſelig träumend blickte er dem Wagen nach, der den Vater und die Schweſtern nach Hauſe führte.

Die Uebrigen trennten ſich jetzt ebenfalls, . . . nur Mahlmann begleitete den Dichter. — — —

Still, groß und herrlich hing die Nacht über die Welt herein. Kein Laut rührte ſich, . . . kein Leben ſchien mehr zu athmen; . . . die kleine Erde verſchwand vor den Augen der beiden Ueberglücklichen; . . . aber die Unendlichkeit zog ihren Schleier hinweg, und majeſtätiſch lag vor den Blicken der ſelig Staunenden ihr ufer- und bodenloſer Ocean, deſſen Wogenſchaum die Lichtſtröme zahlloſer Sonnen ſind!

Da hielt Mahlmann den Freund an . . . und, das flammende Auge nach oben gewandt, entſtrömten ernſt und feierlich dem Herzen die Worte:

Gottes Pracht am Himmels-Bogen
Iſt in Sternen aufgezogen!
Welch' ein heilig ſtilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannſt du noch dein Auge ſenken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammen-Kranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er ſeinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammen-Meere
Wandeln wo ſein Auge ſchaut!

Seine Liebe ſpricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt.
Allem Daſein, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben,
Halleluja, daß du biſt! — — — —

„Allem Daſein, allem Leben
„Hat er dieſen Troſt gegeben
„Halleluja, daß du biſt!“

wiederholte Jean Paul; dann umarmte er mit der Gluth eines Jünglings den neuen Freund . . . und Beide — ſie waren nur noch wenige Schritte von Jean Pauls Wohnung — trennten ſich in unausſprechlichem Hochgefühl.

Die rechte Liebe.

Als Jean Paul den anderen Morgen erwachte, war es ihm ganz eigen zu Muthe.

Sonderbarerweiſe konnte er an gar nicht's Anderes denken, als an . . . Caroline Meier, das reizende Mädchen, das geſtern Abend neben ihm geſeſſen! — — —

Und wenn Jean Paul ſo an Caroline Meier dachte, . . . ſo war es ihm . . . als ob er noch nie in ſeinem Leben ein ähnliches weibliches Weſen angetroffen hätte. Ganz gewiß! mit dieſem Zauber der Kindlichkeit, der reinſten Herzensgüte, — mit dieſem unbeſchreiblich ſüßen mädchenhaften Erröthen war ihm noch Niemand entgegengetreten.

Wenn er an ſie dachte, erfüllte ſein Herz eine ganz eigenthümliche Wärme, ein ganz eigenes ſtilles Entzücken, — ſchwang ſein guter Geiſt die Flügel mit doppelter Kraft, — fühlte er ſich beſſer und edler, — trieb es ihn mit unausſprechlich ſüßer Gewalt, die ganze Welt zu beglücken und liebend zu umfaſſen. Es war eine höhere Macht über ihn gekommen, die ſein Herz noch mehr wie ſonſt heiligte, — ſeinen inneren Genius im Adlerfluge erhob, und ihn doch wieder, mit ſonderbar angenehmem Zwang, immer zu dem Bilde Carolinen's zurückführte.

Himmel! er hatte ja bereits ſo viele Mädchen und Frauen kennen gelernt . . . aber ſo . . . nein! . . . ſo . . . war es ihm noch bei keiner geweſen.

Wie ganz anders hatten ihn die Erſcheinungen der Frau von Kalb, der Frau von Krüdener, der herrlichen Emilie von Berlepſch berührt.

Was er Fräulein Caroline Meier gegenüber empfand, war nicht Staunen und Bewunderung vor einem großen, blendenden Geiſte, — vor einem gewaltigen, hervorragenden Charakter, bei dem er auf den erſten Blick ſagen mußte: das iſt etwas für deine Werke, das iſt eine Erſcheinung, die ſich des Studiums des Dichter's werth erweiſt!

Nicht große, imponirende Schönheit feſſelte ihn hier! — nicht jene ideale unbegränzte Schwärmerei, die ſich ewig auf Adlerſchwingen wiegt und keine andere Heimath kennt, als, weit über der kleinen Erdenwelt gelegene, ſonnennahe Sphären! — nicht jene thatendurſtige Originalität, die, auf Koſten zarter Weiblichkeit, alle Schranken der Convenienz niederwirft!

Nein! . . . Bei Caroline Meier hatte Richter auf den erſten Blick etwas ganz Anderes gefunden, und zwar gerade Dasjenige, was er bis jetzt ſo ſehnlich . . . und doch vergebens geſucht . . . ein Weſen, bei deſſen erſtem Anblick ihm ſein Herz zujubeln möchte: Dieſe iſt es, die für dich taugt und keine Andere!

Wie ſchön vereinigten ſich bei dieſem blühenden lieblichen Mädchen: gediegene Bildung, Reinheit der Geſinnung, unendliche Liebe zu Eltern und Geſchwiſter, Wohlwollen für alle Menſchen und unbegrenzte Verehrung und Hingebung für ihn ſelbſt. Und wie noch viel ſchöner geſellten ſich zu dieſen Eigenſchaften, bei glühender Verehrung alles Erhabenen und Guten, die beſcheidenſten Anſprüche an das äußere Leben, und ein durch Prüfungen vorzüglich geſchärfter praktiſcher Verſtand, . . . die Vorzüge einer vornehmen Erziehung, und dennoch ein ſchlichtes, bürgerliches Weſen, . . . äußere geachtete Familienverhältniſſe, wenn auch ohne Reichthum, . . . Geſundheit, Jugendfriſche und Anmuth.

Wunderbar! wunderbar! bei dieſer holden Blume kam Jean Paul auch nicht die leiſeſte Anwandlung, wie bisher, der Biene gleich, den Blüthenſtaub des Studiums für ſeine poetiſchen Schöpfungen heimzutragen. Hier hatte ihn ein ſüßes allgewaltiges Gefühl ſo mächtig erfaßt, daß er jetzt nicht mehr Herr dieſes Gefühles war und über ihm ſtand, um es, geiſtig ſchwelgend und äſthetiſch benutzend, für ſich zu verbrauchen, ſondern das Gefühl Herr ſeiner wurde und ihn ſo vollſtändig, aber auch ſo ſelig, ſo ganz und gar beglückend durchdrang, daß er geradezu alles Andere darüber vergaß. Er war freudig, heiter, ſelig; . . . aber er konnte nur, ja er mußte an Caroline Meier denken!

Gern wäre er gleich den nächſten Morgen zu ihr gelaufen und hätte ihr geradezu geſagt, was ihn drücke; . . . aber das ging doch — ſchicklichkeitshalber — nicht.

Und dann der Vater! . . . der Vater! — — — Richter wußte nicht warum es ihn eiſig überlief, wenn er an dieſen dachte! Es war, als ob eine unſichtbare Hand den Tribunalrath immer zwiſchen ihn und das holde Mädchen ſchöbe.

Nur Eines richtete Jean Paul dabei auf: Hatte denn nicht der Himmel ſelbſt ein Zeichen gegeben, daß Caroline für ihn beſtimmt ſei? War denn nicht Alles ganz merkwürdig zugegangen, um ihn geradezu an die Seite Carolinens zu führen? . . . ſeine Einladung bei dem Miniſter und die daraus erwachſende Verſpätung; . . . das Wegräumen des für ihn, an einer ganz anderen Stelle aufgeſtellten und beſtimmten Seſſels . . . und endlich . . . daß der einzige Stuhl, der noch frei war, gerade neben der Holden ſtand?!

O! man hätte ja blind ſein müſſen, wenn man in dieſer Romantik des Zufalls nicht eine Vorherbeſtimmung hätte erkennen wollen! Und Jean Paul war ein viel zu phantaſiereicher Menſch, um in dieſem Schein der Vorherbeſtimmung nicht in der That einen Wink des Schickſals zu ſehen.

„Dieſe!“ — rief er ſich jetzt ein um das anderemal zu — „dieſe, und keine Andere, wird dein liebes holdes Weib! Sie iſt für dich beſtimmt und du für ſie. Selig wollen wir uns umſchlingen und lieben bis zum letzten Athemzuge!“

Und ſo hielt es denn Jean Paul auch nicht länger als einen Tag ohne Caroline aus; . . . ſchon den zweiten Tag nach dem Feſte in der Loge York eilte er, das Haus des Tribunalrathes aufzuſuchen. Er wußte ja nur zu gut, was in ſeinem Herzen wohne; . . . er fühlte ja nur zu deutlich, daß jetzt — jetzt zum erſtenmale — die rechte Liebe in ſeiner Seele aufgegangen . . . eine Liebe, die nicht Begeiſterung, nicht ſchwärmeriſche Freundſchaft, nicht ein auf ihn übergegangenes fremdes Feuer, nicht ein Produkt ſentimentaler Dankbarkeit, nicht ein vorübergehender Gefühlsrauſch . . . ſondern eben ganz einfach . . . wahre, in dem eigenen Herzen mit aller Gluth der erſten Leidenſchaft aufflammende Liebe ſei.

Und wäre dies Richter nicht ſchon vorher zum Bewußtſein gekommen, er hätte es auf dem Wege nach dem Meier'ſchen Hauſe erfahren. Trieb ihn doch ein unausſprechliches Etwas, eine unwiderſtehliche Zaubergewalt dahin; aber während ihn ſonſt nie die ruhige Gewißheit verlaſſen, daß er kraft ſeines eigenen wunderbaren Weſens — ſelbſt bedeutenderen Erſcheinungen, wie Charlotte von Kalb, Frau von Krüdener und von Berlepſch gegenüber — der Sieger ſein und bleiben werde ... überkam ihn jetzt Unruhe und die Beſorgniß — dem doch ſo ſchlichten und einfachen Mädchen vielleicht nicht zu entſprechen und zu gefallen. Zweifel folterten ſeine Seele, Angſt und Freude wechſelten in ſeinem Herzen und verſetzten denjenigen, um den ſich Weiber und Mädchen — dem Sinne des Wortes nach — faſt riſſen, in einen beinahe fieberhaften Zuſtand.

Aber der Dichter, der in ſeinen Werken die Liebe ſtets ſo unendlich zart geſchildert, konnte bei ihrem Erwachen in ſeinem eigenen Herzen nicht minder zart fühlen. So voll daher ſeine Seele war, ſo mädchenhaft ſcheu verſchloß ſie vorerſt noch jedes Geſtändniß, und ſeinem Victor, ſeinem Albano gleich, lag — als er in die Familie Meier trat — nicht ſein Herz auf der Zunge, wohl aber eine Welt der Allliebe in ſeinen die Seele wunderbar erfaſſenden Blicken.

„Ich konnte es nicht unterlaſſen!“ — ſagte er mit ſeinem gewinnenden Weſen, als er eingetreten war, und der Tribunalrath und Caroline ihn begrüßten, — „die guten Menſchen bald wieder zu ſehen, die mir den vorgeſtrigen Abend vorzüglich lieb machten!“

„Und uns“ — verſetzte der Tribunalrath, während über Carolinens Antlitz eine Roſengluth lief, ſo weich und zart, wie der Hauch auf einer jungen Frucht, — „und uns kann der Antheil, den Sie an unſerer Familie nehmen, nur ehren und erfreuen.“

Ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich nun, das Caroline aber, um ihre gewaltige Gemüthsbewegung zu verbergen, den Männern überließ. Sie war ja ohnedem allein bei dem Vater, da Erneſtine die Woche bei der Mutter hatte. Aber gerade dieſes Geſpräch ſollte ſie mehr denn einmal erzittern machen.

Der Tribunalrath war eine offene Natur; während er daher Jean Paul auf der einen Seite ſeine volle Achtung verſicherte und mit Anerkennung von ſeiner ſatyriſchen Laune und von ſeinem oft unvergleichlichen Humor ſprach, ſpöttelte er doch auch auf der anderen ohne alle Verhüllung über Richter's „Luxus der Empfindungen“ und nannte ihn geradezu, wenn auch ſcherzend, einen „Erzverſchwender mit der Münze des Gefühls.“

Hier aber fand Caroline Muth und Worte und Jean Paul lauſchte lächelnd und entzückt ſeinem holden Abvocaten, der mit gar ſchönem heiligem Eifer, mit Wärme und Tiefe des Gemüthes und mit verrätheriſcher Begeiſterung den Autor des „Heſperus," der „unſichtbaren Loge," und des „Titans" gegen die Vorwürfe des Vaters ſo lebhaft vertheidigte, daß ſich der Tribunalrath endlich lachend ergeben mußte.

Freudig begrüßte er dagegen Jean Paul als einen echten deutſchen freiheitsliebenden Mann.

Jean Paul meinte: das ſei ein ſchlechtes Compliment für die Mehrzahl der übrigen Deutſchen.

„Nein!" — fuhr der Tribunalrath fort — „es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, ſo frei zu ſchreiben, wie Sie!"

„Und haben wir Deutſche denn nicht Freiheit genug?" — rief Jean Paul mit ſatyriſchem Blitzen der Augen. — „Genießen wir nicht vollkommen Cenſur- und Sprechfreiheit?"

„Wo? wann?" — frug der Rath.

„Nun . . . im Bett und im Schlafe!" — meinte Richter.

Meier lachte laut auf:

„Da haben Sie recht!" — ſagte er alsdann.

„Wir guten Reichsbürger" — fuhr Jean Paul fort — „haben ja gerade die Hälfte unſeres Lebens, nämlich die Nächte frei. Was wollen wir mehr? Unter der Bettdecke und hinter dem Bettvorhange können wir — ohne die geringſte Gefahr vor ſtechenden Mouchards oder

Traumfiſcalen — alles ungehindert ſagen, was wir über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit denken."

„Ja wohl!" — rief der Tribunalrath — „es fehlten uns auch noch Schlaf-Denunzianten!"

„Darüber können wir ruhig ſein!" — meinte Richter — „*hat der Deutſche einmal die Augen zu . . . ſo ſoll und darf er mit eigenen-ſehen.* Es iſt das eine ganz ſchöne Einrichtung: die Matratze wird dadurch für uns zu einer Art brittiſcher Küſte, die den Neger emancipirt!"

Der Tribunalrath lachte; dann kam er mit Intereſſe auf die Dichtung Jean Paul's zu ſprechen, in welcher dieſer, vor ganz kurzer Zeit, den weiblichen Brutus der franzöſiſchen Revolution, die „*Charlotte Corday*," verklärt hatte.

Aufgefordert, einen Beitrag zu dem von Genz herausgegebenen „hiſtoriſchen Taſchenbuch" zu liefern, wählte ſich nämlich Richter dieſe „Königin der Freiheit" aus. Der Aufſatz, den er ein Halbgeſpräch nannte, machte ungeheures Aufſehen, zumal er *in jeder Zeile die heiligſte Liebe zur Freiheit, die größte, ſchönſte und edelſte Aufopferungsfähigkeit athmete.* Daß dieſe Arbeit aber auch zugleich von vielen Seiten den lauteſten Widerſpruch fand, war natürlich.

Das Geſpräch drehte ſich jetzt um das „für“ und „wieder.“

Aber wie ſchön röthete da Jean Paul's Antlitz — von edlen Gefühlen gehoben — das, um jene Zeit von Frankreich herüberſtrahlende Alpenglühen der Freiheit! Und wie glühte es nach, auf den Wangen und leuchtete aus den Augen Carolinen's, die ordentlich ſtolz auf die Aeußerungen des Mannes war, der jüngſt ihr Nachbar . . . der jetzt ſchon . . . ein geheimer Einſaſſe ihres kleinen Herzens war.

Ihr und ſein Herz ſchlugen höher, als er von Frankreich ſagte:

„Beim Himmel! war Frankreich denn nicht, nach dem Momente, wo die Alliirten gegen die ſogenannten „Königsmörder“ aufgebrochen waren, eine geiſtige Schweiz, die hohe Alpen von Aether, Idyllenleben und Heimweh der Freiheit an den Horizont der Geſchichte ſtellte, — ergriffen und erhitzt von dem Frühlingsmonate der großen zurückkehrenden Freiheit und Weltwärme; wo die alten Ideale des Herzens lebendig und rüſtig aufſtehen, und dem Leben die Fahnen hoch vortragen?“

„Und doch nennt Girtanner“ — ſagte hier der Tribunalrath — „die Charlotte Corday ein noch verabſcheuungswürdigeres Weſen, als Marat.“

„Girtanner!“ — rief Richter mit edler Verachtung, — „was ſoll es mit dieſer feigen, kriechenden Seele!

Was that ich in meiner Schrift über Charlotte Corday? Ich vertheidigte ihre That als eine nachahmungswürdige Heldenthat, nicht nach Gefühlen . . . ſondern nach Principien. — Meine Seele ſträubt ſich, eine Mücke zu tödten, weil mir das kleinſte Leben heilig iſt. Kommt aber ein Menſchenleben in Betracht, wenn es gilt, durch ſeine Hinopferung das Glück eines ganzen Volkes, vielleicht der Menſchheit, zu retten? Charlotte Corday hat den Marat ermordet, nicht als Bürgerin einen Staatsbürger, ſondern — gleich Judith — als Kriegerin in einem Bürgerkriege einen Staatsfeind; . . . folglich auch nicht als Einzelne einen Einzelnen, ſondern als geſundes Parteimitglied einen abtrünnigen kranken Theil des Körpers!“

Das Geſpräch dehnte ſich nun noch länger über dieſen Gegenſtand aus, bis der Tribunalrath endlich auch auf die großartigſte Erſcheinung jener Zeit, auf Napoleon, zu ſprechen kam.

„Ich gebe Buonaparte noch ein Paar Lorbeerkränze auf ſein Haupt!“ — ſagte Richter. — „Ich traue ihm ganz. Er iſt ein Kind der Revolution, ein Sohn der Freiheit und in ſeinem großen Herzen gewiß Republikaner. Er wird, wie Herkules, den Oelbaum pflanzen; — ja er wird, ohne die Grauſamkeit, abdanken, wie Sylla!“

Der Tribunalrath zuckte die Achſeln, dann ſagte er:

„Wenn eben nicht hinter jedem Halbgott auch immer noch der halbe Menſch ſteckte. Ich fürchte Ihr Herkules ſtolpert eben über dieſe Menſchlichkeit. C'est un cadet de haut appètit! und „pain dérobé réveille l'appètit!" ... Ich fürchte, auf einmal wird er ganz Deutſchland in der Taſche haben!"

„Das könnte leider ſo kommen!" — verſetzte Jean Paul — „zumal wenn das Durcheinander bei uns fortgeht, wie bisher. Kennen Sie die neueſte Karrikatur, die die Franzoſen auf unſer deutſches Weſen, — oder beſſer Unweſen — gemacht?"

„Nein!"

„Nun, ein öſterreichiſcher Kurier hat ein Paquet unter dem einen Arm, auf dem ſteht: „Ordre; . . . unter dem anderen eines mit der Aufſchrift: „Contreordre!" . . . und auf der Stirne das Wort: „désordre!"

Alle lachten; ſprachen aber doch ihr Bedauern über die Wahrheit aus, die in der Sache liege.

Da nahm Caroline mit ſchöner Wärme das Wort auf und ſagte:

„Ich wollte, ich wäre der Genius der deutſchen Fürſten!"

„Warum?" — frug der Vater.

„Ich würde ſie retten, vor jeder Gefahr von Außen."

„Und wie?"

„Indem ich ihr Herz mit dem Sonnenſtrahle ächter Menſchenliebe und ihren Geiſt mit dem Lichte einer ſchönen Erkenntniß füllte. Jetzt, . . . jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ſie ſo vernünftig ſein ſollten, den geiſtig und bürgerlich herangereiften Völkern, die Zwangsjacke der Kindheit, den Abſolutismus auszuziehen, um ihnen mit eigener Hand eine vernünftige Freiheit, Licht und ungehindertes freies geiſtiges Wachsthum zu geben. O, ich bin es überzeugt, wenn die deutſchen Fürſten dies jetzt und aus eigenem Antriebe thun würden, ſie brauchten nicht vor Buonaparte, nicht vor ganz Frankreich zu zittern!"

Jean Paul reichte Caroline die Hand und drückte die ihre — die leiſe in der ſeinen bebte — mit Innigkeit.

„Ich danke Ihnen!" — ſagte er dabei mit einem Blick voll warmer Anerkennung — „im Namen des deutſchen Volkes für ſolch' hochherzige Geſinnung. O möchten doch alle deutſchen Frauen und Mädchen ſo denken, wie ſie!"

„Aber auch die Fürſten!" — meinte der Tribunalrath, mit Stolz auf ſeine Tochter blickend.

„Die Fürſten?" — wiederholte Jean Paul und ein halb ironiſch, halb bitterer Zug umſchwebte ſeine Mundwinkel. — „Allerdings bauen jetzt die Fürſten die Geiſter ihrer Unterthanen mit Eifer an und denken ſie mit Freiheit zu beglücken. Aber wiſſen Sie, mein verehrteſter Herr Tribunalrath, wie ſie es machen?“

„Nun?“

„Wie die Bierbrauer.“

„Was?“ — rief lachend der Rath.

„Wie die Bierbrauer!“ — wiederholte Jean Paul. — „Um nämlich der Aufklärung und der Freiheit eine — wie ſie ſagen — vernünftige Gränze zu ſetzen, laſſen ſie die Malzkörner ihrer menſchenbeglückenden Freiheitsgeſetze zwar durch Treibhauskünſte keimen; aber die Keime dürfen alsdann nicht länger als zwei Linien eines Zolles aufſchießen, weil ſie ſonſt auf dem Darrofen der Staatspolitik zu keinem tauglichen Malz einwelken.“

„Vortrefflich!“ — rief der Rath.

„Demnach würde ich in unſeren Zeiten, als Fürſt,“ — fuhr Jean Paul fort — „an Folgendes denken: die Völker können ſehr leicht gut angekorkten, fürſtlich zugeſiegelten Bier- oder Champagner-Flaſchen ähnlich ſein, in welchen ſo lange der „verſperrte Geiſt“ ohne Schäumen ruht und wächſt, als man den Kork nicht herauszieht.“

„Aber dann müſſen die Fürſten ja die Flaſchen immer zulaſſen?“ — meinte der Tribunalrath.

„Freilich!“

„Und wenn der Geiſt nun den Kork mit Gewalt heraustreibt?" — frug Caroline fein und anmuthig lächelnd.

„Ja, dann iſt es ſchlimm!" — meinte Jean Paul und blickte die reizende Tochter des Tribunalrathes mit Entzücken und doch auch mit ſchelmiſchem Lächeln an. — „Wenn das geſchieht, wird es freilich anders: unaufhörlich ſteigen die Blaſen und Perlen dann auf und geiſtigen fort, auch wenn man verſucht Stöpſel wieder auf die Flaſche zu bringen, wie in Frankreich. In dieſem Fall mögen die Fürſten noch ſo verſteckt verſtopfen wollen, und Glasſtöpſel, oder — wie die Welſchen — weiches Olivenöl nehmen . . . es hilft alles nichts . . . der Geiſt der Freiheit läßt ſich nicht bannen!"

„Ach ja!" — ſagte Caroline — „nur über das Herz der Völker haben die Herrſcher mehr Gewalt, als über das Gehirn derſelben; — und die Nationen werden . . . leichter vergiftet als verfinſtert!"

„Aber ſie ſollen und dürfen beides nicht werden!" — rief jetzt Jean Paul in ſchöner und edler Aufwallung, die neues Feuer aus den ſeelenvollen Blicken Carolinens ſog. — „Im deutſchen Volke — das iſt die unabweisbare Pflicht der deutſchen Fürſten — muß jetzt vor allen Dingen öffentlicher Geiſt, Gemeinſinn, Liebe zum Vaterlande, flammende Begeiſterung für ſeine Freiheit und Ehre geweckt werden . . . und zwar dadurch, daß man gerade dieſe Anforderungen befriedigt. Und wie man alles Höchſte erſt durch das Beſitzen erkennt, und Gutes thun muß, um es recht zu lieben: ſo muß die Nation die höheren Güter der Freiheit und dieſe ſelbſt umſonſt aus der Hand ſeiner Fürſten bekommen, um ihrer nachher erſt recht würdig zu werden. Geſchieht dies, dann wird — kommt das Vaterland in Gefahr — jeder Jüngling, jeder wehrbare Mann jubelnd hinausziehen und mit Freude Blut und Leben an das Höchſte ſetzen, was er kennt. Und wenn er fällt . . . nun! ſo wird er ſich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne, denn . . . er bringt ja ſeinen Lohn mit hinauf in die Sternengefilde der Ewig- und Unendlichkeit! Aber die Zurückgebliebenen genießen ihn hier unten; denn ſie wiſſen ja: *daß kein Sterben für das Gute in dem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung ſein kann!* Aus der Todesaſche des Schlachtenfeuers lebt dann der Phönix des Heiligſten auf, — die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer werden die Anker, welche unten, ungeſehen, die Schiffe der Staaten halten; — die Thränen der Zurückgebliebenen aber geben den Kitt einer neuen, großen, Volk und Vaterland umfaſſenden Liebe. Mögen ſie dann immer fließen: ſie ſind ja doch, im höheren und edleren Sinne, Freudenthränen über die Kraft der Menſchheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des

Lebens wie des Todes, ja über das eigene blutende Menſchenherz, das denn doch noch lieber die Schmerzen der Trennung tragen will, als daß es die Freuden der Geiſter-Siege entbehre!“

Jean Paul ſchwieg. Er hatte mit einem ganz eigenthümlichen wunderbaren Feuer geſprochen, das ſeine Züge verklärt, ſeine Blicke entflammt, ſeiner ganzen Erſcheinung etwas ſo Hoheitvolles gegeben hatte, daß es den Tribunalrath und ſeine Tochter mit ſtaunender Ehrfurcht erfüllte, ja Caroline ſo allgewaltig hinriß, daß ſie — Thränen der Begeiſterung in den Augen — Jean Pauls Hand ergriff und einen heißen Kuß demüthiger Ehrfurcht, hoher Bewunderung darauf drückte.

Ein Feuerſtrom durchzuckte Richter.

Jetzt war er keines Wortes mehr fähig. Raſch ergriff er — dem das Herz vor verhaltenem Entzücken ſpringen wollte — Hut und Stock, . . . drückte dem Tribunalrath die Hand . . . warf Carolinen noch einen Blick unausſprechlicher Seligkeit zu . . . und ſtürmte hinaus, . . . hinaus in das Freie! . . . hinaus in Gottes weite Welt, die kaum groß genug war, mit ihm ſein Entzücken zu faſſen. O Himmel! er wußte ja: das war die rechte Liebe!!

Zwei Bräutigame für Einen.

Von dieſem Tage an war Jean Paul ein ſehr häufiger Beſuch im Meier'ſchen Hauſe, wo er denn zumeiſt auch den Hofrath Spazier, deſſen Frau und Mahlmann traf, mit welchen er die wärmſte Freundſchaft ſchloß. Still und innig — aber ohne Geſtändniß — entwickelte ſich dabei das ſchöne Liebesverhältniß zwiſchen ihm und Carolinen immer mehr und mehr, beide unendlich beglückend erhebend und veredelnd.

Nur zwei Mißtöne klangen für Richter durch die ſchöne Harmonie dieſes Zuſammenlebens in einem neuen Freundeskreiſe und dieſe gingen von dem Vater und dem Vetter Feliſch aus.

Der Tribunalrath, das war nicht zu verkennen, ehrte und ſchätzte Jean Paul; da er aber einerſeits: die Jean Paul'ſchen Schriften als lediglich für die Beluſtigung des Publikums geſchrieben betrachtete, ſo wollte es ſeinem praktiſchen Weſen nicht zuſagen, daß Richter nebenbei nicht auch ein Amt begleite; — andererſeits entging dem wachſamen Vaterauge die aufkeimende Liebe ſeiner Tochter nicht. Dieſe aber kam ihm jetzt um ſo ungelegener, als er den reichen Vetter Feliſch für Caroline beſtimmt hatte. Der Tribunalrath war kein Geldmenſch; er wußte indeß aus eigener Lebenserfahrung, wie viel in der Welt vom Gelde abhänge, und daß alle Paradieſe der Liebe, der Schwärmerei und der Poeſie unter dem Eishauche der Nahrungsſorgen zu Sibiriſchen Steppen einzudorren und einzufrieren pflegen. Er ſah' alſo auf Geld, aber nur aus wirklicher Liebe und Beſorgniß für ſein Kind. Vetter Feliſch war dabei eine ſo entſchieden ausgeſprochene Null, daß Caroline — als ſeine Gattin — von ihm nichts zu fürchten hatte, als höchſtens . . . einige Dummheiten.

Jean Paul dagegen war dieſer Vetter ein Gräul; einmal, weil der ganze Menſch nichts war, als eine Kleiderpuppe mit Zunge und Magen — eine bunte unerſättliche Raupe auf dem grünen Blatte des Lebens; — und dann . . . als Rival und Schreckgeſpenſt für ſeine Liebe. Nur der Spott, mit dem Feliſch von Carolinen und den Schweſtern ſtets gleichmäßig behandelt wurde, gab Richter hier Geduld, Nachſicht und Vertrauen; ſo wie er von ſeiner ſonſtigen Aufnahme in Berlin eine günſtige Rückwirkung auf den Tribunalrath hoffte und erſehnte.

Jean Pauls Aufnahme in Berlin war aber in der

That eine großartige! Er ſtand ja als Dichter in ſeiner Glanzperiode, die durch das Erſcheinen des „Titans" — dieſes herrlichen Werkes, das alle Welt entzückte und zu Bewunderung und Begeiſterung hinriß — eine neue Strahlenkrone erhielt. Seine Aufnahme in Weimar erblich gegen diejenige, die ihm in Berlin ward, und die in der That — vorab von Seiten der Frauen — gerade zu an Vergötterung gränzte!

Aber all' der Enthuſiasmus, der ihm in Preußens Hauptſtadt, in Berlin, in allen Sphären der Geſellſchaft entgegenjubelte, machte ihn nicht ſtolz auf ſich, ſondern auf die Menſchheit, die ihn zu haben vermochte.

„Wie erquickt es das Herz, zu ſehen" — ſagte er — „daß derſelbe Seufzer nach dem Ueberirdiſchen, der meines hebt, auch in tauſend anderen Herzen aufſteigt, und daß wir alle einen gemeinſchaftlichen Himmel in uns tragen!"

Auch die berühmten Tragiker Fleck, Iffland und die Unzelmann vergötterten ihn und bemühten ſich in ihren Hauptrollen vor ihm glänzen zu können.

Einladungen und Feſte — in Privatkreiſen und von Vereinen und Corporationen ausgehend — wechſelten Tag für Tag. Die größten Männer der Zeit ſuchten Jean Paul auf. Namentlich kam er auch dem berühmten Philoſophen Fichte nahe, deſſen kräftiges Aeußere und deſſen hervorleuchtender edler Charakter ihn mit

Liebe feſſelte, obwohl Richter ihm in philoſophiſcher Beziehung durchaus nicht nahe ſtand. Ebenſo ging es mit Schleiermacher, deſſen begeiſterten und begeiſternden Reden über Religion, ihm ein einfach ſchöner Tempel, ein ächter Gottesdienſt waren.

Sehr behagte ihm dabei der — ihm ganz neue — freie und großſtädtiſche Ton, der damals in den Berliner Cirkeln herrſchte. Mit Staunen ſah' er hier zum erſtenmale in ſeinem Leben Juden von hoher Bildung, Miniſter, Offiziere, Gelehrte, Weiber von hinreißendem Witz und Verſtand — ſelbſt Prinzen — in buntem Gemenge die Salon's beleben und von dem geſelligen Bande zu einem Strauße gewunden.

Nur die kalten ſteifen Gelehrten mißfielen ihm: „Ihre Kränzchen“ — ſagte er zu den Freunden — „haben nur Blätter und keine Blüthen!“ — Wehte ihm doch aus ihrem „trockenen Deismus“ kein erwärmender Hauch entgegen.

Aus dem Strudel größerer Geſellſchaften, in die ihn die Berliner Lebensweiſe — und namentlich die in den höchſten Schichten der Geſellſchaft — zog, kehrte er alsdann gern in kleinere gemüthliche Kreiſe zurück, die er — außer in dem Hauſe der Geliebten — noch bei vielen ausgezeichneten Frauen fand, ſo bei der Gräfin Schlabrendorf, bei Frau von Bernhard, Frau von

Boye, Frau von Haſtfer und der weltberühmten Herz.

Zu den ſchönſten Verhältniſſen der letzteren Art gehörte endlich auch noch dasjenige, welches ſich zwiſchen Jean Paul und dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg, dem Bruder der Königin Louiſe entſponnen, in deſſen Geſellſchaft ſich die geiſtreiche Frau von Berg, — die Gleim nur ſeine Santa Carolina zu nennen pflegte, — befand, zu deren Glück die Freude und das Wohl des Dichters wie das eigene gehörte und deren Lebensberuf es ſchien, für alles Ausgezeichnete überall die rechte Liebe zu entzünden. Der Erbprinz ſelbſt, voll hohen Enthuſiasmus für alles Gute, war nicht nur der unverfälſchte Dollmetſcher ſeiner eigenen, ſondern auch der Geſinnung und Gefühle ſeiner erhabenen Schweſter für Jean Paul, ſo wie der Ueberlieferer von Handlungen, die, aus jenen gefloſſen, den Empfänger um ſo höher hoben, je höher der Thron durch eine ſolche Fürſtin getragen wurde.

Wie ihn die Miniſter von Alvensleben, von Struenſee und Schröter ehrten und an ſich zogen, iſt uns bekannt; während die Göttertage in Sanſouci, an der Seite der herrlichen Königin Louiſe zugebracht, dem Ganzen die Krone aufſetzten.

Aber verlor denn Jean Paul durch alle dieſe Huldigungen — die damals in der That faſt Göthe's und

Schillers Glanz überſtrahlten — auch nur den leiſeſten Hauch ſeiner ſo unendlich liebenswürdigen Beſcheidenheit? — Keineswegeſ! er blieb der einfache, ſchlichte, kindliche Mann, der er geweſen, — ja! ſeine immer wachſende Liebe zu Caroline Meier hob und entfaltete — wie eine im reinen Aetherblau ſtrahlende Sonne — ſein ſo unendlich zartfühlendes Weſen nur mit doppelter Kraft und Schönheit.

Wenn nur dabei in dieſen Gluthtagen des Glücks das längſt drohende Gewitter nicht immer finſterer und ſchwerer am Horizonte ſeines Geſchickes heraufgezogen wäre, und ſeine und Carolinens Zukunft mit Donnerſchlägen und Vernichtung bedroht hätte.

Aber ſchon fingen die ſchwarzen Wolken ſich zu entladen an! Der Vater hatte in den letzten Tagen mit Ernſt und Strenge der auflodernden Flamme in Carolinens Herzen Stillſtand geboten.

Indeß . . . er ſollte bald gewahren, daß dieſe Flamme auf dem heiligen Altare wahrer und ächter Liebe brenne und ein edles Herz durch ihre reine Gluth nur läutere und zu einem charakterfeſten Auftreten ſtärke.

Caroline war in einer eigenen Lage. Jetzt eben ſann ſie — an ihrem Schreibtiſche ſitzend — gedankenvoll über dieſelbe nach.

Daß ſie Jean Paul auf das innigſte und zärtlichſte liebe, war ihr klar genug; daß Jean Paul ſie mit der gleichen Innigkeit wieder liebe, ſagte ihr ihr Herz und ihr weiblicher Scharfblick; . . . aber . . . es fehlte freilich bis jetzt noch jede mündliche Erklärung des Freundes.

Und wußte denn Caroline nicht warum? Kannte ſie denn nicht das unendlich zartfühlende Herz des Dichters, der den „Heſperus," mit ſeiner Liebe zwiſchen Victor und Clotilden, — den „Titan," mit dem zarten, faſt ätheriſchen Verhältniß zwiſchen Albano und Lianen geſchrieben?

Wie hätte ſich Jean Paul — der ſich ohne alles Vermögen wußte, ſo gut er ſich jetzt auch bei ſeinen Einnahmen ſtand, — einem reichen Bewerber verdrängen ſollen, wenn ſie ſelbſt dieſen Läſtigen nicht zuvor abgewieſen?

Daß dies geſchehen müſſe, darüber war alſo Caroline mit ſich ſelbſt einig, aber nicht darüber: wie es geſchehen könne, ohne den Vater, der doch ſtets ſo liebevoll und gütig gegen ſeine Kinder geweſen, zu betrüben und zu kränken.

So hatte ſie bisher immer noch auf einen günſtigen Zufall gewartet, der ihre Erklärung gegen den Vater und den projectirten Bräutigam erleichtern ſollte; . . . aber ſtatt dieſes günſtigen Zufalls war jetzt das Gegentheil: eine entſchiedene Willenserklärung des Vaters gegen ihre Liebe zu Jean Paul — **dem Bräutigam ihres Herzens** — eingetreten.

Was war nun zu thun?

Caroline ſann und ſann … ruhig … vernünftig … und doch … mit der vollen Energie einer wahren und innigen Leidenſchaft; denn zu einer kindiſchen Verzweiflung war ſie viel zu charakterſtark, … zum Schwanken in ihrer Neigung zu feſt in dieſer ſelbſt und zu gewiß in der Gegenliebe Jean Paul's.

Ein offenes, ruhiges, aber eben ſo beſtimmtes Auftreten, dem Vater gegenüber, ſchien ihr endlich das Angemeſſenſte; nur war ihr dies, bei ihrer großen kindlichen Liebe und Ehrfurcht, mündlich nicht möglich. So entſchloß ſie ſich zu ſchreiben, und führte dieſen Entſchluß — ſo bald ſie über ſeine Zweckmäßigkeit mit ſich im Reinen war — denn auch ſofort aus.

Jetzt flog, in heiliger innerer Erregung, die Feder über das Papier, und mit ihr gar häufig eine ſanfte Röthe über die Wangen der hübſchen Schreiberin.

Caroline ſchrieb:

„Lieber Vater!

„Wenn ich an Sie dieſe Zeilen richte, ſo geſchieht es nur, weil mir — einem ſo guten und liebevollen Vater gegenüber — heute zum erſtenmale in meinem Leben die Kraft zum Sprechen verſagt.“

„Sie haben mit Ernſt und Strenge der Flamme Stillſtand geboten, die in meinem Herzen für den edlen, den großen und herrlichen Dichter des „Titan“ — für Jean Paul — auflodert. Sie thaten es unſtreitig aus gewohnter Güte und Beſorgniß; aber ſollte gerade dieſe Beſorgniß Sie nicht vielleicht irre leiten und Ihnen dasjenige als mein Glück erſcheinen laſſen, was mein größtes Unglück ſein würde?“

„Es iſt ſehr ſchade, daß man oft das Edelſte und Beſte nicht mit Wärme erfaſſen ſoll, … und gehört zu dieſem Beſten und Edelſten nicht gerade das Weſen dieſes herrlichen Mannes?“

„Ich fühle ſehr gut, daß ich in Ihren Augen dadurch verliere; es ſchmerzt mich das unendlich; allein das Bewußtſein, frei von aller Schwärmerei, aus Ueberzeugung das Vortreffliche zu bewundern und zu achten, erhebt mich über dieſen Schmerz. Ihre Unzufriedenheit mit mir kann dabei nur aus dem Verdacht entſtehen, daß etwas anders, als Verehrung — vielleicht die Sucht an der Seite eines berühmten Mannes zu glänzen — mein Herz ergriffen hat. Wüßten Sie aber, wie rein, wie anſpruchlos mein Intereſſe an Jean Paul iſt — ein Mann, wie Sie, könnte mich darum nicht weniger achten. Mit Leonore im Taſſo möcht ich ſagen: Wir lieben nur in ihm das Höchſte, das Vortrefflichſte, was wir lieben können. — Ich berufe mich dabei auf Ihr eignes Urtheil, ob dieſe

Meinung übertrieben iſt. Wahrlich! ein höherer Menſch kann Ihnen noch nicht begegnet ſein!“

„Vielleicht mißverſtehen Sie mich auch bei dieſem Bekenntniß, weil Sie mir jene Höhe über äußere Verhältniſſe über jede eigennützige Triebfeder nicht zutrauen, auf der allerdings nicht alle Menſchen ſtehen; ich müßte es ertragen. Was ich aber hier geſagt und gethan, würde ich ſogar zu ſtolz ſein, gegen einen andern Menſchen, als meinen Vater, zu rechtfertigen.“

„Ueber den Schriftſteller erlauben Sie mir noch das Einzige zu ſagen, daß die Wirkung ſeiner Lectüre gerade die iſt, die Sie von einem guten Buche fordern: nehmlich weiſer und beſſer zu machen. Iſt es Unſinn, was er mir reicht, ſo muß es wunderbar, wie Gift in manchen Arzneien, in Segen für mein Herz ſich verwandeln. Glauben Sie mir, lieber Vater, ich bin in der That beſſer geworden, ſeitdem ich Jean Paul leſe, und fühle eine Kraft in mir, den Plan, durchaus gut zu werden, ausführen zu können. Hat doch gerade er es mir zur wichtigſten Angelegenheit meines Lebens gemacht. Ich wüßte auch nicht, was außer dieſer Bemühung mich glücklich oder unglücklich machen könnte. Nichts Aeußeres, bei Gott! Nichts, was die Menſchen zum Glück rechnen, reizt mich; — wenn mir daher das Schickſal Prüfungen auferlegt, ſo werde ich ſie ſtill tragen und nicht unglücklich ſein.“

„Eine ſolche Prüfung iſt freilich der Zweifel an Ihrer Liebe, ich fühle das wohl, lieber Vater, und hier ... fließen meine Thränen dem Verluſte, — nicht aber der Reue über mich."

„Noch nie war ich weniger überſpannt, als jetzt; aber warm bin ich für alles Große und Schöne und dieſe Wärme will ich behalten; — ſie entſtellt mich nicht. Ich will ſie, wenn Sie es wünſchen, verbergen — tödten aber kann ich ſie nicht! Ich ſehe wohl, daß es meine erſte Anſtrengung ſein muß, ſchweigend zu dulden, da mein Heiligſtes angegriffen wird."

„Das Feuer, mit dem ich geſprochen hätte, überhebt mich bei Ihnen der Entſchuldigung, daß ich geſchrieben habe; aber vom Herzen mußt' es."

Mit unendlicher kindlicher Liebe

Ihre Caroline"

Als Caroline geendet, ſchloß ſie den Brief und ſandte ihn mit dem Märchen hinüber in Vater's Studierſtube. Ihr Herz klopfte wie mit Hämmern; ... aber ihr Entſchluß war feſt und ſtark: ſelbſt wenn Jean Paul nie um ihre Hand anhalten ſollte, der Liebe zu ihm treu zu bleiben.

Und dieſer Entſchluß war fern von aller Schwärmerei: denn er war die Eingebung einer innigen, ſtillen ... aber tiefen und felſenfeſten Liebe.

Caroline trat jetzt in das Wohnzimmer, wo ſie ihre Schweſter Spazier und Mahlmann fand; . . . aber wie unangenehm berührte es ſie, als gleich darauf auch Vetter Feliſch eintrat.

Der Vetter war wie gewöhnlich fein und nach der neueſten Mode gekleidet: das Mondviertel eines Kammes erglänzte ſchön in den Scheitelhaaren; — das aufgeſtülpte Kinn ſtack in dem Fiſchbeinvorſprung einer Cravatte, wie hinter einem mächtigen Wall; die dünnen Beine aber ſtelzten in kurzen Hoſen von dunkelem Plüſch. Indeß . . . was war das Alles gegen die Weſte von weißem Seidenzeug, auf der ein ganzer geſtickter Frühling erblühte! Vetter Feliſch wußte ja, daß bei der damaligen Mode, die Weſte den Mann mache; . . . aber Vetter Feliſch liebte auch fein, geiſtreich und gefühlvoll zu ſein. Die Natur ging ihm über Alles. Er zog ſie daher ſo recht eigentlich an ſein Herz oder vielmehr auf ſeinen Leib, indem er ſie ſich auf die Weſten ſticken ließ. So trug er denn nicht nur Sommer und Winterweſten, ſondern ſogar März-, Mai-, Juni-Weſten u. ſ. w. indem er auf jede gerade diejenigen Blumen ſticken ließ, die der Monat draußen brachte. Im März z. B. hatte er Schneeglöckchen, Leberblümchen und Krokus auf dem Leibe; — im Mai trug er amaryllis formosissima, viola matronalis und Kaiſerkronen; im April ganze Rabatten von Ranunkeln, Baldrian und adonis vernalis.

Vetter Feliſch konnte daher — obgleich auf ſeinem bleichen Geſichte der Kalk der Jugend ſchon gelöſcht war — immer von ſich mit gutem Gewiſſen ſagen: „Er ſei ein blühender Jüngling.“

Auf ſeine Blumenweſten war er indeſſen doppelt ſtolz, weil ihn Jean Paul durch eine Stelle in ſeinen Werken, auf dieſen gloriöſen Gedanken gebracht hatte.

Auch jetzt, bei ſeinem Eintreten, blühte wieder, nicht er, ſondern ſeine äußere Schaale — und zwar in vollen Roſenbeeten. Vetter Feliſch lächelte dabei mit jenem glücklichen Selbſtgenügen, das ſtets der Spiegel leerer Seelen iſt und dem Menſchen von Geiſt und Gemüth aufrichtiges Mitleid einflößt. Die Anweſenden hatten denn auch dies Mitleid wirklich mit dem Vetter: denn außer ſeiner geiſtigen Beſchränktheit, einer guten Doſis Eitelkeit und der kleinen Schwäche, die Genüſſe des Gaumens über alle andere und den Magen als Idol und Gottheit hinzuſtellen ... war er ein ganz guter Menſch. Und für ſeine Schwächen mußte er ja genügend unter dem Spott ſeiner Verwandten leiden.

So rief ihm auch jetzt gleich wieder die Hofräthin zu:

„Woher ſo frühe des Weges lieber Vetter? Ihr Geſicht ſtrahlt ja! Ich wette, Sie haben einen neuen Speiſewirth entdeckt, bei dem man vorzüglich fein diniren und ſoupiren kann, und wollen uns nun dieſe Freudenbotſchaft, als ein neues Evangelium verkünden!

Der junge Mann lächelte geſchmeichelt; konnte aber nicht umhin, bei der Erwähnung guten Dinirens und Soupirens ſein Zunge leicht über die Lippen gleiten zu laſſen, auf welchen er gleichſam einen Vorgeſchmack dieſer Genüſſe ſuchte; dann aber ſagte er:

„Diesmal, verehrte Frau Hofrath, täuſchen ſie ſich; ich habe zwar allerdings etwas in den Taſchen; . . . jetzt aber komme ich . . .“

„Erſt die Taſchen!“ — rief die Gattin Spazier's neckiſch. — „Was haben Sie in den Taſchen!“

„Nun denken Sie ſich!“ — fuhr Herr Feliſch fort — „ich ſtehe heute morgen auf . . .“

„Wirklich?“

„Ja! . . .

„So, ſo . . . und . . .?“

„Und gehe ſpazieren.“

„Doch nicht um Lerchen zu fangen? die Jahreszeit iſt noch etwas zu früh.“

„O nein! um Lerchen zu hören und . . .“

„Irgendwo gut zu frühſtücken.“

„Je nun, frühſtücken muß man doch immer.“

„Einverſtanden! und was begegnete Ihnen da Großes?“

„Ich kehrte auf dem Fuchsbau ein.“

„Dacht ich's doch.“

„Das Frühſtück war vortrefflich; aber . . .“

„Nun, . . . ſie erſchrecken mich, Vetter! die Butter wird doch nicht ranzig geweſen ſein?"

„Nein . . . aber . . ."

„Um Gottes Willen . . . das Brod ſtichſte! . . . die Eier rochen . . . der Lachs war ſchlecht! . . ."

„I bewahre!"

„Nun was denn?"

„Ich kam zu keinem rechten Genuß über den leckeren Anblick von . . ."

„Nun?!"

„Von einer Menge wundervoller Kapaunen, die auf dem Hofe umher liefen."

„Nicht wahr," — ſagte hier die Hofräthin mit großem Ernſte und faßte den Vetter mit tragiſchem Aplomb bei der Hand — „da waren Sie verdorben und grauſam genug . . . an einen Mord zu denken."

„Nein!" — verſetzte der Vetter, ſelbſtgefällig lächelnd — „ich dachte ſie mir gebraten!" — und er machte dabei ein ſo glückliches Geſicht, daß die Hofräthin und Mahlmann laut auflachen mußte. Caroline ſaß ſinnend, den Kopf auf den Arm geſtützt, in der Ecke des Zimmer's.

„O, Sie Glücklicher!" — rief jetzt Frau Spazier — „wie nahe liegen Ihnen die Ideale des Lebens!"

„Nun ja!" — ſagte der junge Mann — „ſo dachte ich auch. Und da der Kluge alles Naheliegende faßt, ſo lange er es haben kann, ſo . . .“

„Nun?“

„So habe ich ſie hier mitgebracht . . . das heißt geſchlachtet . . .“ — und Herr Feliſch zog mit dieſen Worten aus jeder ſeiner Rocktaſchen einen, in Papier gewickelten, gerupften und geſchlachteten Kapaun.

Neues Lachen erfüllte das Zimmer.

„Und was ſoll's damit?“ — frug die junge Frau in der heiterſten Stimmung.

„Nun ich denke, wir verſpeiſen ſie heute Abend hier zuſammen. Fräulein Caroline weiß ſie ſo vortrefflich zuzubereiten. Aber mein Gott!“ — rief hier der Vetter, legte die Kapaunen auf den Tiſch und ſchlug ſich vor den Kopf — „da hätt ich bald vergeſſen . . .“

„Was? doch nicht zu bezahlen?“ — frug Mahlmann.

„Nein, nein! Was ich Couſine Caroline vom Vater ſagen ſollte!“

Caroline erſchrak.

„Vom Vater?“ — frug ſie.

„Nun ja!“ — meinte der Vetter — „ich war eben bei ihm, als er einen Brief von Ihnen bekam.“

Mahlmann und die junge Frau blickten ſtaunend auf; — Caroline ward purpurroth.

„Und der Vater . . .?“ — ſtammelte das Mädchen.

„Der Vater las ihn ruhig — ich wollte ihm gerade die Kapaunen überreichen und kam dadurch nicht dazu; daher liebe Couſine müſſen Sie . . .“

„Der Vater?“ — wiederholte das Mädchen faſt athemlos.

„Ja ſo!“ — ſagte der Vetter. — „Nun der Vater legte ihn, — ich meine den Brief, nicht den Kapaun, als er ihn geleſen, — ruhig bei Seite und ſagte: Gehen Sie hinüber, Vetter, und ſagen ſie Carolinen, ich ſchickte Sie, als lebendige Antwort.“

Caroline erblaßte.

„Eine ſchöne Antwort!“ — flüſterte Frau Spazier dem jungen Mahlmann zu, denn ſie hatte natürlich alles errathen. Dann ging ſie zur Schweſter, legte den Arm um deren Nacken, küßte ſie auf die Stirne, und ließ ſich Caroline an ihrer Bruſt ſanft ausweinen.

Mahlmann verwickelte unterdeſſen — in einer der Fenſterniesſchen ſtehend — Vetter Feliſch in ein Geſpräch über Dinge, die jenen am Meiſten intereſſirten, z. B. Bezugsquellen des . . . ruſſiſchen Caviars. Er hätte dabei gern den Bräutigam in spe ſelbſt an dieſe Quellen, womöglich nach Aſtrachan, verſetzt. — — —

Unterdeſſen aber hatte ſich auch Jean Paul nach dem Meier'ſchen Hauſe auf den Weg gemacht. War ihm doch ſeit den paar Wochen ſeines Berliner Aufenthaltes, dieſe Familie und der faſt tägliche Umgang mit ihr, zu einer lieben Nothwendigkeit geworden. Jetzt, wo ſeine Rückreiſe vor der Thür ſtand, trieb es ihn doppelt und dreifach dahin. Hier glänzte ja der Stern ſeiner Zukunft; — hier weilte ja dasjenige Weſen, was die heiligſten, ſüßeſten Wünſche ſeines Herzens ſtillen ſollte und konnte; — hier wirkte und ſchaffte ja in ſtiller Häuslichkeit Diejenige, von der er in ſeligem Rauſche der Liebe hoffte, das ſie *ſein* Hausweſen bald führen, mit ihm, in glücklichem Vereine, den weiteren Lebensweg wandeln werde!

O! ſie war ja ſo gut, ſo ſchön, ſo edel! — ſie zeichnete ſich ja ſo vortheilhaft durch Geiſt, Bildung und doch auch durch Beſcheidenheit, Sparſamkeit und Häuslichkeit aus! — Sie hatte ſo viel Aufmerkſamkeit, ſo viel Hingabe, ſo viel Liebe für ihn — — — und — was Jean Paul namentlich entzückte — dieſe Liebe für ihn, die Eltern und Geſchwiſter . . . ließ doch noch ein *weites Herz voll Wärme und Liebe für die Menſchheit übrig.*

Ja! er liebte ſie! . . . und . . . *er wurde wiedergeliebt* . . . das ſagte ihm ſein Herz; über die Lippen aber war indeß von beiden Seiten noch kein Geſtändniß gekommen.

Jean Paul betrachtete ſich in der That im Stillen *als Carolinen's Bräutigam*, und auch ſie ſah' ihn, in dem verſchwiegenen Kämmerlein ihres jungfräulichen Herzens, ſo an; den Anſpruch auf dieſe Stellung nach Außenhin machte aber freilich — unter den Auspicien des Vater's — Vetter Feliſch, und ſo hatte Caroline Meier jetzt in Wirklichkeit: zwei Bräutigame für Einen!

Einmal jedoch mußte ſich die Sache löſen ... und ſo begab ſich denn eben jetzt — morgen oder übermorgen ſollte ſeine Rückreiſe nach Weimar erfolgen — Jean Paul nach der Wohnung der Geliebten, um ſich — wo möglich gegen dieſelbe auszuſprechen und ... im Austauſche eines Paradieſes hundert Paradieſe zu empfangen.

Aber: „Der Menſch denkt und Gott lenkt!“ — ſagt das Sprüchwort: Richter hätte zu gar keiner unglücklicheren Stunde kommen können. Er trat faſt gleichzeitig mit dem Tribunalrath in das Wohnzimmer; ... aber im gleichen Momente ahnte er auch das Vorgefallene. Sagte es ihm doch gar Mancherlei. Die Gegenwart des, noch immer über ſeine eroberten Kapaunen ſtrahlenden Feliſch, — Richter legte dieſem Freudeſtrahlen freilich einen ganz anderen Grund unter; — Mahlmann's finſtere Mienen; — der Hofräthin Bläſſe; — Carolinen's rothgeweinte Augen und die faſt übertriebene und gezwungene ſpaßhafte Höflichkeit, mit welcher ihn der ſonſt ſo ernſte Tribunalrath heute aufnahm.

In Jean Pauls Glieder fuhr daher, was den Anderen ſchon in den Gliedern lag, ... das Vorgefühl eines Gewitters. Des Tribunalrathes munteres Weſen war dabei die trügliche Windſtille, die allen elektriſchen Entladungen in der Natur vorausgeht.

Aber gerade hier fand ſich Jean Paul, in dem ſtolzen Bewußtſein ſeiner ſelbſt und ſeines Werthes als Menſch und Dichter — zumal einem Weſen wie Feliſch gegenüber — wieder. War er doch viel zu zartfühlend, um eine Trennung jenes lockeren, nur durch die Hand des Vater's geknüpften Bandes erzwingen zu wollen. In der ſicheren Ueberzeugung: *die hohe, reine heilige Liebe, die er in Carolinen's Herzen, ſo gut wie in ſeinem, wahrgenommen,* werde alle Hinderniſſe ſchon ſelbſt zu löſen wiſſen, faßte er jetzt den Entſchluß: ohne alle vorläufige Erklärung abzureiſen.

„Ja, ich reiſe morgen nach Weimar zurück!“ — ſagte er jetzt zu dem nicht unangenehm überraſchten Tribunalrath — „komme indeſſen im Herbſte, *wenn die Früchte reif ſind*, wieder nach Berlin!“

Himmel! wie zuckten dieſe Worte durch Carolinen's Bruſt! Und doch! . . . waren ſie denn nicht in einem ſo edel-ſtolzen, zuverſichtlichen Tone geſprochen, daß es aus ihnen nachklang: „Muth! Muth! Geliebte! Wenn wahre Liebe und Treue die Früchte unſeres ſtillen, von Engeln geſegneten Bundes ſind, dann fallen ſie bis dahin reif vom Stamme des Schickſals und werden die goldenen Hesperidenäpfel unſeres Erdenparadieſes.“

Und Caroline war ſtark genug, dieſer Stimme Gehör zu geben, und auf ſich, den Geliebten und die Zeit zu vertrauen. Ein Blick der unausſprechlichſten Liebe — aber auch der Billigung und des Einverſtändniſſes — traf Jean Paul.

„So reiſen Sie mit Gott!“ — ſagte jetzt der Tribunalrath — „und wenn ſie wiederkommen, ſollen Sie uns herzlich willkommen ſein. Das Reiſen wird gewiß auch günſtig auf Sie einwirken.“

„Ohne Zweifel!“ — entgegnete Jean Paul, und es blitzte ironiſch aus ſeinen Augen. — „Ich habe einen großen Fehler an mir, und den möchte ich durch das Reiſen ablegen: ich gehöre zu den warmblütigen Menſchen, die ſo thörigt ſind, mehr als Blut im Herzen zu haben. Ich will daher viel reiſen, denn durch das Reiſen wird der Menſch — wie Gaſtwirthe und Lohnlakaien durch die Reiſenden — leicht zum Schneemann oder zu einer Eisfigur. Zwingt uns ja doch das Reiſen täglich durch Städte und Dörfer, vor allen Leiden und Freuden der Menſchen, vor Kirmeſſen, vor Hochzeiten und Leichenzügen kalt vorbeizufahren; ſo gewöhnt man ſich denn auch daran, vor Menſchen und auf der ſteinigen Wallfahrt des Lebens überhaupt . . . gleichgültig vorüber zu ziehen. Dann ſchweigt das alberne

Ding von Herz, und man gleitet dabei auf dem Weltmeere des Lebens leicht und angenehm, wie ein Seegewächs mit ſchwimmenden Zweigen ohne Wurzel und ohne Boden, dahin. So wächſt im Reiſewagen und am Hofe derſelbe kosmopolitiſche Indifferentismus, derſelbe nachgiebige tolerirende horror naturalis, der alle Menſchen für Nichts hält. Daher kommt denn auch jener eiſige, froſtige December in weitgereiſten oder in vornehmen, durch ſeidene Ordensbänder iſolirten Herzen, denen alle übrigen Herzens-Inhaber nur Mumien ſind, die man gliedweiſe zum Mediziniren und zum eigenen Wohlbefinden pulveriſiren und einnehmen kann.“

Damit aber wandte ſich Jean Paul raſch zu Carolinen, die ihm feſt und ruhig — aber doch todtenbleich — die Hand reichte:

„Ich ſcheide ungern von Ihnen!“ — ſagte er dabei, und jetzt zitterte ſeine Stimme in überwältigender Bewegung, — „weil mit meinem Scheiden von Ihnen die Sonne eines ſchönen Tages ſinkt. O wie doch im Schmerze das Leben ſeine vielfachen ſchönen Geſtalten verliert und nur in Eine dunkle zuſammenfließt, gleich den Wolken, die ſich am ſtillen Himmel in alle Farben und Formen theilen, und die nur im Gewitter und Regen in eine einzige düſtere Fläche zuſammenrinnen. Laſſen Sie mich in der Hoffnung ziehen, daß, wenn ich in wenigen Monaten wiederkomme, mir dieſe Sonne in gleich lieblicher Pracht aufgehe, und mir einen ſchönen, ewigen Tag verkünde. Mein einziger Wunſch für Sie iſt . . . werden Sie glücklich!“

„Ich werde es ſein, “ — entgegnete Caroline mit leiſer Stimme und zitternden Lippen, und ihr Antlitz übergoß ſich wie mit Morgenröthe, — „ich werde es ſein, . . . wenn Sie es ſind!“

Da blitzte das Auge Jean Paul's noch einmal aufrichtig, ſchön, heiter und voll Muth und Vertrauen auf, und, ihre Hand zum Abſchiede küſſend, ſagte er:

„Mögen wir Beide es ſein und der Ewige unſeren Wunſch freundlich erhören!“

Und die Uebrigen ruhig grüßend, verließ Jean Paul, an Mahlmann's Seite, Zimmer und Haus. Der kommende Tag fand ihn auf der Rückreiſe nach Weimar, ſeinem derzeitigen Wohnorte.

Mutter und Kind.

Der Winter des Jahres 1800 war bereits herangekommen und kalte Novemberſtürme wehten über die Erde. Schon drei Tage hatte es jetzt faſt anhaltend geſchneit, ſo daß der Schnee wohl fußhoch in den Straßen und auf den Dächern Berlin's lag. Jetzt erſt — mit dem hereinbrechenden Abend — hörte es zu ſchneien auf; aber noch hing der Himmel ſchwarz und nächtig über der ſtill gewordenen Welt. Einſam und nebelhaft verhüllt, wie ein zerfließendes Geſpenſt, zog dabei der Mond dahin und erleuchtete nur matt und dämmerhaft die träumende Erde, und damit auch eines der kleinſten und ſtillſten Fleckchen in der ſonſt ſo lauten und geräuſchvollen Hauptſtadt.

Es war dies ein kleiner, zwiſchen Häuſer und Mauern eingeklemmter Garten, von dem jetzt freilich nicht's mehr ſichtbar war, als die Fichten und Tannen, die nach der angränzenden Kirche hinſtanden, und wenige kahle Obſtbäume und Hecken, die zerſtreut aus der weißen Leichendecke des Winter's hervorragten.

. Alles war hier geiſterhaft! — Geiſterhaft und ſchweigend ragten Kirche und Thurm empor; auf all' den geſpenſtiſch-wunderlichen Steinbildungen, mittelalterlichen Spitzen, Thürmchen, Bogen und Schnörkeln die weiße Laſt des Schnees tragend.

Geiſterhaft hoben ſich die nackten, auf einer Seite beſchneiten Stämme, und ihre weißbelegten Zweige griffen, wie die Gebeine gebleichter Gerippe, in die Luft. Auch auf den ſchwarz-grünen Aeſten und Zweiglein der Nadelhölzer lag dicker Schnee und ſchuf ſie zu weißen Todtenhänden um, die gierig nach dem einſamen Wanderer zu langen ſchienen.

Nirgends zeigte ſich Leben; . . . kein Laut ließ ſich hören. Das einzige Zeichen menſchlichen Daſeins war ein matter Lichtſchein, der ſich hinter den herabgelaſſenen Vorhängen der Fenſter des beſcheidenen Hauſes ſehen ließ, welchem der kleine Garten angehörte.

Das Haus aber und der Garten waren Beſitzthum der Familie Germershauſen, und hier wohnte in ſtiller wittwenhafter Zurückgezogenheit, die geſchiedene Gattin des Tribunalrath Meier, die Mutter der drei Schweſtern: Mina, Caroline und Erneſtine.

Die Tribunalräthin war eine Frau im Anfange der Fünfziger; aber die harten Schickſalsſtürme, die über ſie hingebrauſt waren, hatten ſie vor der Zeit alt und hinfällig gemacht. In ihrer grauen, faſt nonnenhaften

Kleidung, mit der ſchwarzen Haube und den weißen Haaren unter derſelben, ſah' ſie jetzt einer Aebtiſſin nicht unähnlich, zumal das Leben mit unverkennbaren Zügen das Wort „Entſagung“ groß und deutlich auf ihr blaſſes, eingefallenes und tiefgefurchtes Geſicht geſchrieben hatte.

Die gute Frau war in ihrer Einſamkeit und klöſterlichen Zurückgezogenheit körperlich und geiſtig zu einer Mumie eingeſchrumpft. Was gab es denn auch noch für ſie, nachdem die Sonne ihrer Jugend und der erſten kurzen Mai-Tage ihrer Verehlichung untergegangen? Was konnte es für ſie noch geben, als kleine matte Nebenſonnen der Freude, deren Strahlen ihr aus den Augen der — nur zeitweiſe geliehenen — Kinder entgegentagten.

Außer für dieſe . . . war denn auch in ihr die vorige Kraft der Empfindſamkeit abgeſtumpft, da ihr die Neuheit der Anwendung fehlte; und doch blieb — während die Welt um ſie immer härter und kälter und öder wurde — ihr Herz für die Kinder weich und warm. Es blieb dies aber um ſo mehr, als ja jede Woche ihr einen ſchmerzlichen Abſchied und ein frohes Wiederſehen eines geliebten Herzens brachte: nur in den Minuten des Wiederſehens und der Trennung wiſſen es ja die Menſchen, welche Fülle der Liebe ihr Buſen birgt, und nur in dieſen Momenten des Schmerzes oder der Freude haben ſie den Muth es zu wagen: der Liebe eine zitternde Zunge und ein überfließendes Auge zu geben; wie die Memnon's Statue nur tönte und bebte, wenn die Sonne kam ... und wenn ſie unterging.

Der Tribunalräthin ſtand aber eben wieder ein ſolcher Moment nahe bevor: Caroline hatte die erſten acht Tage des Novembers — in Folge der wunderlichen Eheſcheidungsklauſel, aber auch ihrer treuen Kindesliebe folgend, — bei der Mutter zugebracht. Heute Abend noch erwartete der Vater ihre Rückkehr, um der geſchiedenen Gattin alsdann morgen, in geſetzmäßiger Wechſelfriſt, die dritte Tochter, Erneſtine, als achttägige Penſionärin zuzuſenden.

Nicht dieſe kurze Trennung allein war es indeſſen, was Carolinen, heute die letzte Stunde, die ſie bei der geliebten Mutter zuzubringen hatte, doppelt ſchwer machte ... ſondern es laſtete — außer dieſer Trennung — auch noch ein Anderes auf ihrer Seele.

Aber wie ſollte ſie das ausſprechen, was vielleicht die arme, gute, jetzt ſchon ſo vereinſamte Mutter noch ärmer und einſamer machte? Wie ſollte ſie es über das Herz bringen, die treue Pflegerin ihrer erſten Kindheit zu bewegen, mit eigenem freiem Willen eines der letzten Bänder zu zerreißen, das ſie noch an Welt und Leben knüpfte? ... und doch ſtand auch ihre Welt und ihr Leben und ihr Glück — möglicherweiſe mit dieſem Abend — und . . . mit der Entſcheidung der Mutter auf dem Spiele.

Caroline kämpfte lange in ihrem Inneren . . . aber auch zugleich mit der mädchenhaften Scheu: der Mutter mit Worten zu bekennen, was ſie kaum ſelbſt in Gedanken zu träumen wagte.

Und doch mahnte die Zeit daran, ſich auszuſprechen.

Ihr Herz pochte ſtürmiſch; in ihrem tief ſchwarzen und doch ſo ſanften Auge lag faſt ein flehender Ausdruck; — aber ihre Bruſt war und blieb wie zugeſchnürt. Sie konnte nicht ſprechen.

Lautloſe Stille herrſchte jetzt in dem kleinen, ſehr einfachen Zimmer; nur in dem Ofen kniſterte leiſe das Feuer und an den Fenſtern rüttelte der kalte Nordwind. In dem Seſſel aber, hinter der grünbeſchirmten Lampe, ſaß die Tribunalräthin mit den, unter der Schickſalspreſſe ausgekelterten, von mancher durchweinten Nacht müde und ſchwach gewordenen Augen mühſelig ihren Abendſegen leſend.

Sonſt hatte dies Amt Caroline gern und freiwillig übernommen. Warum ſie ſich heute nicht angeboten?

Plötzlich ließen ſich — tief und feierlich — Orgelklänge vernehmen und aus der nahen Kirche herüber erſchallte der ſchöne Choral:

„Ach! es ſind der Thränen
Auf der Welt ſo viel,
Und ſo manches Sehnen,
Das geſtillt ſein will!“ . . .

Da ſanken die Hände mit dem Gebetbuche langſam in den Schoß der blaſſen, alten Frau, und in ihrem Geſichte ſtieg es auf, wie ein ruhiges, ſtilles, felſenfeſtes Vertrauen. Wohl kannte auch ſie noch ein Sehnen, . . . es ging, über den Wunſch: ihre beiden jüngſten Töchter noch verſorgt zu ſehen, . . . hinunter . . . in die ſtille Gruft, . . . hinüber . . . nach dem Lande, wo keine Thränen mehr fließen, kein Schmerz die wunde Bruſt mehr verletzen ſollten.

Aber auch Carolinen hatten die Orgelklänge und der Geſang mächtig erfaßt und ergriffen, und erſchütternd tönte es in ihr nach:

„Ja! es ſind der Thränen
Auf der Welt ſo viel;
Und ſo manches Sehnen,
Das geſtillt ſein will!“

Jetzt aber entſtrömten auch mit einemmale Thränen ihren Augen, und ſich der Mutter um den Hals werfend, brach ſie in ein lautes Schluchzen aus.

Die Tribunalräthin — die dieſen plötzlichen Schmerzausbruch der nahen Trennung zuſchrieb — küßte die geliebte Tochter ſanft auf die Stirne; dann ſagte ſie milde und mit jenem ergebenen ſchmerzhaften Lächeln, das — namentlich ſchwergeprüften weiblichen Seelen — oft etwas Heiligendes giebt: — „Sei ruhig, liebes Kind, wir ſehen uns ja bald wieder, und behalten und lieben uns doch!“

Aber das war es ja eben; — nicht die Trennung auf Wochen, ſondern möglicherweiſe eine Trennung für das Leben — die dem Sehnen in Carolinen's Bruſt ſo feindlich und ſchmerzlich entgegentrat. Und doch, doch! . . . wollte dies Sehnen geſtillt ſein!

„Mutter!“ — ſagte jetzt Caroline ſanft und noch immer an dem Halſe der Theuren hängend — „liebe gute Mutter, ich habe Dir etwas zu ſagen . . . etwas zu bekennen!“

„So ſprich, mein Kind!“ — entgegnete die Tribunalräthin.

„Aber wirſt Du mir auch nicht zürnen?“

„Du wirſt mir ſchwerlich Veranlaſſung dazu geben.“

„Sie kennen Jean Paul!“

„Ja! ich ſah ihn bei ſeinem Hierſein vor einigen Monaten einmal bei mir, und außerdem haſt Du mir ſo viel Gutes und Schönes von ihm erzählt und geleſen, daß ich den Mann achten und ſchätzen muß, wenn ich auch mit ſeinen Werken nicht immer einverſtanden bin.“

„Er iſt wieder in Berlin.“

„Seit wann?“

„Seit zwei Tagen.“

„Und woher weißt Du das?“

„Er ſchrieb es mir, da er zu Hauſe erfuhr, daß ich dieſe Woche bei Dir ſei.“

Eine Pauſe entſtand.

„Caroline!“ — ſagte endlich die Tribunalräthin mit ernſtem und doch mütterlichem Tone, — „weiß dies dein Vater?“

„Daß er mir geſchrieben“ — verſetzte Caroline purpurroth und mit geſenktem Haupte — „weiß er nicht; ... aber ... er weiß — — — Ja! liebe, gute, theure Mutter! es muß heraus aus meines Herzens Grund; Du ... Du mußt es auch wiſſen, was deine Caroline erfüllt, ängſtigt, — beglückt, bald namenlos unglücklich und dann wieder ſelig macht ... Du mußt es wiſſen ... daß auch in meinem Herzen ein unendliches Sehnen wohnt, das geſtillt ſein will, ... Du mußt es wiſſen ... daß ich ihn liebe!“

Caroline hatte die beiden Hände der Mutter erfaßt, und, vor ihr niederſinkend, drückte ſie jetzt ihr glühendes Geſicht auf dieſelben.

Ein abermaliges Schweigen trat ein. Endlich ſagte die Tribunalräthin leiſe:

„Ich ſegne Dich dafür, mein Kind, daß Du mir vertrauensvoll dein Herz ſelbſt erſchloſſen haſt; aber glaube mir ... daß ich dieſe Liebe längſt errathen habe.“

„Und Du vergiebſt, daß ich ſo lange ſchwieg?“

„Du hatteſt wohl Deinen triftigen Grund dazu.“

„Und Du giebſt mir deinen Segen?“

„Laß uns erſt ruhig über die Sache ſprechen. Vor allen Dingen ſage mir, wie Du mit Jean Paul ſtehſt.“

„Sonderbar genug!“ — verſetzte Caroline, noch immer das verlegene Antlitz in dem Schoße der Mutter bergend. — „Ich liebe ihn unendlich, wahr, offen . . . mit der ganzen Hingabe meiner Seele. . . . “

„Und er?“

„Er liebt mich, das bin ich überzeugt, ebenſo.“

„Du biſt es überzeugt?“ — frug die Mutter erſtaunt. — „Hat er es Dir denn noch nicht geſagt?“

„Nein, liebe Mutter!“ — entgegnete Caroline. — „Als er vor einigen Monaten von uns ſchied, wünſchte der Vater noch, daß ich den Vetter Feliſch heirathen möchte. Feliſch war damals, ſo zu ſagen, mein Bräutigam, und Jean Paul — o ich errieth ſein edles zartfühlendes Weſen wohl — wollte als Mann ohne Vermögen meinem vermeintlichen Glücke nicht entgegentreten. Er ſchied alſo ohne mir ein Wort von Liebe zu ſagen; doch wußten wir Beide recht wohl, daß wir uns liebten und nur in dem gegenſeitigen Beſitze glücklich ſein würden.“

„Und nun?“

„Nun habe ich mich — wie Du weißt, liebe Mutter,

— entſchieden dahin erklärt: daß es mir unmöglich ſei, den Vetter zum Gatten zu nehmen.“

„Das weiß ich!“

„Und heute empfing ich von Jean Paul einen Brief …“

Caroline ſtockte. Die Mutter aber, mit der welken Hand das ſchöne Haar Carolinens ſanft ſtreichelnd, bat ſie mit liebevollem, Vertrauen einflößendem Tone, fortzufahren.

„Einen Brief“ — flüſterte die Tochter — „in dem er mir anzeigte. . . .“

„Nun?“

„Daß er mich, heute Abend noch ſprechen müſſe;… ſein Lebensglück hänge von der Antwort ab, die ich ihm alsdann auf eine Frage an mich und das Schickſal geben würde.“

„Und das ſoll heute Abend geſchehen?“

„Ja! er wird mich hier, im Garten, erwarten . . . und . . . nach Hauſe begleiten.“

Abermals trat eine Pauſe ein. Die Tribunalräthin ſchien tief und ernſt nachzuſinnen; . . . Caroline verharrte regungslos in ihrer Lage, mit unendlicher Angſt mit Zittern und Herzpochen auf das Urtheil der ſo heißgeliebten, ſo hochverehrten Mutter ſpannend.

„Ich hätte gewünſcht“ — ſagte dieſe endlich, mit der Ruhe, die ein langes, hartes Schickſal den edleren Menſchen mit der Zeit giebt — „es wäre ander's ge-

Der Werbebrief und das Elyſium.

Die Thurmuhr hatte eben acht Uhr ausgeſchlagen, als Jean Paul, in einen Mantel gehüllt, in das kleine, ſtill verborgene, jetzt unter Schnee verſteckte Gärtchen trat, welches — zwiſchen der Kirche und anderen Gebäuden gelegen — an das Haus ſtieß, in dem die geſchiedene Tribunalräthin Meier wohnte.

Sein erſter Blick ging nach den Fenſtern der würdigen Dame; ſie waren matt erleuchtet. Ach! hinter den Gardinen derſelben hob' ſich ja jetzt wohl ein liebes Herz mit doppelt heißen und ſchnellen Schlägen.

Jean Paul ging, in Gedanken verloren, auf und ab.

„Wird ſie Dich auch noch lieben?“ — frug es dabei in ſeiner Seele — „wird ſie kommen? . . . wirſt Du in ihrem Herzen auch dieſelbe aufrichtige, heiße, innige Liebe finden, die Du für ſie hegſt?“

Alle dieſe Fragen ſtürmten jetzt mit Macht auf Jean Paul ein und ängſtigten und quälten ſeine Seele. Wunderbar! alle die Monate vorher, die er fern von der

„auch ich folgte einmal einer Stimme in meinem Inneren . . . und wie ſehr hat ſie mich getäuſcht!"

Ein Thränenſtrom entſtürzte hier den alten Augen und miſchte ſich mit den heißen Tropfen aus jenen des Kindes; — aber in Worten lag hier kein Troſt . . . der Schmerz ſelbſt mußte allmälig die Ueberfluth in die Ufer der Vernunft zurückdrängen.

„Und haſt Du bedacht, mein Kind," — ſagte endlich die Mutter, wieder ſtill und ruhig — „welch' einen ſchweren Lebensernſt die Ehe einſchließt?"

„Ich glaube" — entgegnete Caroline ernſt, ja faſt feierlich — „daß ich, wenn unſer Bund zu Stande kommt, eine würdige Ausfüllung meines Strebens, Glück, Ruhe und Frieden darin finden werde. Ich glaube, daß mir durch ihn eine höhere Exiſtenz — die von den Stößen des Schickſals unabhängig und lediglich in uns ſelbſt gegründet iſt — werden wird."

„Glück!" — wiederholte die Mutter, mit einem tiefen Seufzer — „Ruhe und Frieden?! . . . Wir finden ſie allerdings nur in unſerem eigenen, von der ganzen äußeren Welt unabhängigen Weſen. Aber welches Weib iſt in der Ehe unabhängig? Jede Ehe erfordert unzählige Opfer der Selbſtſucht."

„Sollte ſie wahre Liebe nicht leicht zu bringen vermögen?" — frug mit einem zärtlichen Blick die Tochter. — „Opfer bringen aus Liebe . . . iſt wohl das größte Glück, ... wie, meiner Anſicht nach, nur wahre gegenſeitige Liebe dem Leben Werth giebt.“

In demſelben Augenblicke hob in der Kirche die Orgel wieder an und deutlich drang der Choral herüber:

„Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
  Endlich wirſt Du Blumen brechen!
O, dein Vater iſt voll Huld!
  Kindlich darfſt du zu ihm ſprechen;
Auf dein gläubiges Vertrau'n
Wird er gnädig niederſchau'n.

Wolken kommen, Wolken geh'n!
  Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnen-Höh'n
  Führen ſelbſt die dunklen Pfade;
Doch ein treues Auge wacht:
Zittre nicht in Sturm und Nacht!“

Die Töne verklangen jetzt langſam und ernſt. Die Tribunalräthin hatte die Hände gefaltet und ſchaute, wie von einer höheren Eingebung erfaßt, nach oben. Caroline kniete wieder vor ihr, auf der Fußbank, den Kopf in ihren Schooß gedrückt.

Da legte die Mutter leiſe und feierlich ihre beiden Hände auf das Haupt des geliebten Kindes und wiederholte mit tief erregter Stimme:

„Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
  Endlich wirſt du Blumen brechen!
O, dein Vater iſt voll Huld!
  Kindlich darfſt du zu ihm ſprechen,
Auf dein gläubiges Vertrau'n
Wird er gnädig niederſchau'n.

Wolken kommen, Wolken geh'n!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnen-Höh'n
Führen ſelbſt die dunklen Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!“

und die Mutter ſegnete ihr Kind und ſeine Liebe und zog es dann an das treue Herz, das — den unendlich ſchmerzlichen Gedanken an eine dadurch möglich werdende Trennung mit Kraft und Muth überwindend — gern und willig den letzten Schimmer ſeines Erdenglückes hingab, . . . für . . . das Glück des geliebten Kindes.

Der Werbebrief und das Elyſium.

Die Thurmuhr hatte eben acht Uhr ausgeſchlagen, als Jean Paul, in einen Mantel gehüllt, in das kleine, ſtill verborgene, jetzt unter Schnee verſteckte Gärtchen trat, welches — zwiſchen der Kirche und anderen Gebäuden gelegen — an das Haus ſtieß, in dem die geſchiedene Tribunalräthin Meier wohnte.

Sein erſter Blick ging nach den Fenſtern der würdigen Dame; ſie waren matt erleuchtet. Ach! hinter den Gardinen derſelben hob' ſich ja jetzt wohl ein liebes Herz mit doppelt heißen und ſchnellen Schlägen.

Jean Paul ging, in Gedanken verloren, auf und ab.

„Wird ſie Dich auch noch lieben?“ — frug es dabei in ſeiner Seele — „wird ſie kommen? . . . wirſt Du in ihrem Herzen auch dieſelbe aufrichtige, heiße, innige Liebe finden, die Du für ſie hegſt?“

Alle dieſe Fragen ſtürmten jetzt mit Macht auf Jean Paul ein und ängſtigten und quälten ſeine Seele. Wunderbar! alle die Monate vorher, die er fern von der

Geliebten zugebracht, war er voll Muth und Vertrauen geweſen. Ein Etwas — ach! es war ja der Abglanz der eigenen, innigen, glühenden Liebe — hatte ihm geſagt: „Zage und zweifle nicht, ſie liebt dich; du haſt es ja ſelbſt geſehen, gefühlt! ... ſie iſt dir auch mit ihrem ſchönen edlen Charakter treu, und wenn du wiederkommſt und es ihr ſo recht offen und ehrlich und innig ſagſt, daß du nicht mehr ohne ſie leben kannſt ... da wird ſie dir erröthend daſſelbe geſtehen und dein liebes gutes, treues Weib werden!“

So klang es in Weimar all' die Zeit her in Jean Paul's Seele und ermuthigte und begeiſterte ihn für ſein Schaffen an dem letzten Theile ſeines herrlichen „Titans;“ — — — — und jetzt, da er wieder in Berlin war, da ihn die Sehnſucht und die heißeſte Liebe auf Sturmesflügel zu der Theuren geführt; — da er ihr geſchrieben und ſie nun in jeder Minute erwartete ... jetzt! ... da die längſt erſehnte Erklärung von ſeiner und ihrer Seite zur Wahrheit werden ſollte ... jetzt ſank ihm faſt der Muth und alle möglichen Zweifel beſtürmten ſein Herz.

Und wie er in ſeiner lebhaften Phantaſie jeder Muſik Lieder, — jeder Sängerin Erinnerungen und Wünſche, — jeder Landſchaft glückliche Menſchengruppen zutheilte und dadurch jedem Gegenſtande ein lebendiges Herz einſetzte, ſo ließ er auch jetzt auf dem ſchwarzen Grunde der Nacht die Lichter und Reflexe aller böſen Ahnungen und aller Zweifel und aller Sorgen an ſich vorüberlaufen, und ſein bewegter Geiſt . . . und ſeine das Höchſte oder das Schlimmſte hoffende und fürchtende Seele gaben der Finſterniß Geſtalt und Sprache und einen Januskopf mit zwei Geſichtern . . . einem drohenden und einem lächelnden!

Jede Minute dehnte ſich dabei zu einer Ewigkeit aus, und jede Viertelſtunde rief ihm zu: „Gott! wenn ſie ſchon weggegangen wäre, um deiner Frage zu entgehen! . . . oder . . . wenn ſie gar nicht käme.“

Der Mond ſtand jetzt hell und klar am Himmel und die Luft war ſo durchſichtig geworden, daß es ſchien, als könne man Mond und Sterne mit der Hand greifen.

Aber auch die Todtenſtille herrſchte noch rings umher . . . und . . . das geſpenſtiſche Weſen der winterlichen Nacht.

Geiſterhaft und ſchweigend ragten noch immer Kirche und Thurm empor; auf all' den wunderlichen Steinbildungen mittelalterlichen Spitzen, Thürmchen, Bogen und Schnörkeln die weiße Laſt des Schnees tragend.

Geiſterhaft hoben ſich die nackten, auf einer Seite beſchneiten Stämme, und ihre weiß belegten Zweige griffen, wie die Gebeine gebleichter Gerippe, in die Luft. Auch auf den ſchwarz-grünen Aeſten und Zweiglein der

Nadelhölzer lag dicker Schnee und ſchuf ſie zu weißen Todtenhänden um, die gierig nach dem einſamen Wanderer zu langen ſchienen.

Jean Pauls Herz ſchlug von Minute zu Minute höher und mächtiger. Er, der ſo oft ſchon die Liebe ſo ſchön geſchildert, ... er ſollte hier zum erſtenmale in ſeinem Leben ihre Qualen ſo recht empfinden. Kam es ihm doch in der kalten, einſamen Nacht, die ringsum das Leichentuch des Winters ausgeſpannt, — umgeben von den Todtengerippen der Bäume — vor, als habe er längſt ſchon Caroline als treues Weib beſeſſen . . . und jetzt, jetzt ſei ſie von ihm gegangen, ... hinab in den Tod, der ſo kalt, ſo eiſig, ſo ſtarr . . . wie Alles, was ihn hier umgab.

Und es war ihm, als wohne eine unendliche Leere in ſeinem Herzen . . . als müſſe er der Geliebten nach in den ſchauerlichen Abgrund der Vernichtung, . . . als griffen die Todtenhände rings um ihn her nach ſeinem Schatten. Und er fuhr erſchrocken mit beiden Händen nach ſeiner Bruſt und rief:

„O! es muß entſetzlich ſein, wenn der Menſch nichts mehr zu lieben hat! . . . Aber nein, er kann ja gar nicht ſein ohne Liebe; — wenn das Herz, das ihm ewig theuer, in Staub zerbröckelt, dann umfaßt er noch das Grabmahl ſeiner Liebe und der Schmerz wird ſeine Geliebte! O ihr Menſchenkinder! vergebet doch einander den kurzen Wahnſinn der Klage, denn unter allen Schwächen des Menſchen iſt das die unſchuldigſte, wenn er . . . anſtatt gleich dem Zugvogel ſich über den Winter zu erheben und in heitere Zonen zu fliegen, gleich anderen Vögeln vor dieſem Winter niederſinkt und dumpf in ſeinem kalten Grame erſtarrt! Liebe iſt die Sonne unſeres Daſeins. Nach ihrem Untergange iſt das, was bleibt, Finſterniß! Die Blumen, die Reize des Lebens, ſeine Farben und Freuden verſinken in Dunkel und wir wandern blind, nichts mehr gewahrend, durch die uns umgebende Welt, die in dem tiefen Schatten der ſternloſen Nacht ebenſowohl ein blühender Garten, als eine Wüſte ſein könnte!“

Jetzt erfaßte Jean Paul das ſtumme blaſſe Reich des Mondes und des Schlummers mit allzugroßer Gewalt. Die Geſtalten aller Lieben, die das Schickſal heimgefordert hatte, und die nun ſtill und friedlich im Reiche des Todes wohnten, traten vor ſeine Seele: der längſt hinabgeſunkene Vater, — der ertrunkene Bruder, — Oerthel, der treue Freund — Herrmann . . . und ach! die liebe, gute Mutter, mit der welken ſchmerzgebeugten Geſtalt; und jetzt, da ſie alle, in ihre weißen Leichentücher gehüllt, mit den eingeſunkenen Augen, mit den bleichen Wangen und den dahingewelkten Lippen um ihn ſchwebten, und ihm, ohne Laut und nur mit der Sprache unendlichen Sehnens und tiefen Schmerzes zuriefen:

„Kommſt Du nicht bald nach?“ und mitten unter ſie auch der Schatten Carolinens trat ... da überkam ihm der Schmerz zu rieſig, und — irregeführt von ſeiner aufgeregten, glühenden Phantaſie und den ſelbſtmörderiſchen Gedanken ſeiner geängſtigten Liebe — ſchrie er auf: — „Caroline! Caroline! wie konnteſt Du mich verlaſſen!“

„O Gott! ich that es ja nicht!“ — ſagte in dieſem Augenblicke eine ſanfte Stimme neben ihm, und Caroline Meier trat, in ihren Hut und Pelz gehüllt, aus dem Schatten des Hauſes in das helle Mondlicht.

Himmel! welch eine Seeligkeit überkam da den Glücklichen. Wie auf einen Zauberſchlag verſank ihm das bleiche Reich des Todes und der Nacht und vor ſeinem Seelenauge flammte ein Tag mit Millionen Sonnen und eine Erde voll Blumen und Blüthen, voll Duft und Reiz, voll Luſt und Klang!

„Caroline! Caroline!“ — rief er wieder, aber jetzt mit dem ſeelenvollſten Tone ſeines aufjauchzenden Herzens: — „O! Dich hat mir ja der Ewige jetzt zweimal geſchenkt! — Du wirſt mich nicht zurückſtoßen, in das Reich der Vernichtung! — mich nicht mehr verlaſſen!“

„Und warum ſollte ich das?“ — frug das Mädchen; aber ihr hochgehender Athem verrieth, daß ſie vor eigener innerer Bewegung kaum ſprechen konnte. — „Sie haben mich ja hierher beſchieden und ich bin glücklich, Sie nach langen Monaten der Abweſenheit wieder zu begrüßen!“

Beide traten jetzt in den Schatten und unter die Tannen, die an der Seite der Kirche hinliefen.

„Und kamen Ihnen wirklich die Monate meines Wegſeins lange vor?“ — frug Jean Paul.

„Ich“ ... ſtotterte Caroline erröthend — „ich wartete ... auf Ihre Wiederkunft!“

Aber wie fuhr dies Wort jetzt mit ſiebenmalſieben Himmeln durch Jean Pauls Seele.

„Süßes, himmliſches Weſen!“ — ſagte er entzückt und alle ſeine Fiebern zuckten in ihm — „hab' ich das nicht auch gethan mit Leid und Freud', mit unendlicher Sehnſucht und muthigem Hoffen? ... und Sie ſind glücklich — wie ſie eben ſagten — den Freund wiederzufinden?“

In Carolinens Herz rief es freudig „Ja!“ ... aber ihre innere Erregung war ſo ſtark, ihre mädchenhafte Beklommenheit ſo groß, daß ſie ſelbſt dies kleine Wörtchen im Augenblicke nicht herausbrachte.

„O ſchweigen Sie nicht! ſprechen Sie! ſprechen Sie!“ — rief Richter erſchrocken. — „Man ſchweigt allerdings zweimal in der Liebe: das erſtemal aus Furcht, das zweitemal aus Vertrauen. Das einemal im ſtummen Vorfrühling des Herzens, wo ſelbſt die Blicke noch zu laute Worte ſind und wo jede Seele in ihrem dunkelen Laube für die andere reift; das anderemal im Nachſommer des Herzens, wo zwei vertraute Menſchen ſchweigend, erinnernd und genießend auf der erreichten Höhe der gegenſeitigen Liebe nebeneinander ſtehen, wie man im Frühling auf einem hohen Gebirge die Sonne über die glänzende Erde aufgehen ſieht, aber das Morgengeſchrei der Vögel, die darin und darüber ſchweben, oben nicht vernimmt! . . . Dieſe zwei Momente, theure Caroline, ſind aber jetzt nicht die unſeren; darum beſchwöre ich Sie, ſprechen Sie: ſind Sie froh, . . . ſind Sie glücklich, daß ich wieder hier bin?"

„Ja!" — flüſterte Caroline leiſe — „ich bin es ſehr!"

„O! ich bin es ja auch!" — jauchzte Jean Paul — „und ich habe nur einen Wunſch, daß Sie und ich es auch für die Zukunft ſein möchten; daß vor allen Dingen für Sie, liebe theure Caroline, das Regengewölke des irdiſchen Lebens voll Licht werde — und wetterleuchte vor ätheriſcher Fülle. Aber ich ſinke ja jetzt ſchon unter den Blitzen der Entzückungen im Geiſte an Ihr himmliſches Herz. Ich bin hier und ſtehe dem Schickſale gegenüber und wahrlich! ich will nicht länger auf meine Seligſprechung oder mein Todesurtheil warten! . . . Caroline! wenn ich es Ihnen jetzt erſt ſagen müßte, daß ich ſie liebe, . . . unendlich, unausſprechlich liebe . . . ſo wäre freilich dies „ſagen" umſonſt. Aber in meinem Herzen ſteht es mit Feuer geſchrieben, daß auch Sie die große göttliche Sprache verſtanden haben, mit welcher ſchon der Ewige zu uns Beiden geredet, als wir uns zum erſtenmale ſahen. Ein Zeichen des Himmels war uns ja gegeben . . . das Schickſal ſelber führte mich an Ihre Seite . . . wollen Sie nun dieſem Schickſalsrufe folgen und an meiner Seite den ferneren Weg des Lebens zurücklegen?“

„Und kann ich nein ſagen?“ — flüſterte Caroline in zauberhafter Verwirrung — „ohne mein Schickſal ſelbſt herauszufordern und mein Herz lügen zu ſtrafen?“

Jean Paul jauchzte auf:

„So lieben Sie mich, Caroline?“ — rief er.

„Ja!“ — ſagte dieſe leiſe und zitterte in den ſie umfaſſenden Armen — „ich liebe Sie, innig, heilig, unausſprechlich! . . . auch ich habe Sie ja von dem erſten Abende an, an dem wir uns ſahen, geliebt, verehrt, als einen großen, herrlichen Mann im Tiefſten meines Herzens angebetet!“

„Und Sie nehmen meine Hand an? Sie wollen mein liebes, treues, angebetetes Weib werden?“

„Ja!“ — ſagte Caroline feierlich — „ich kenne ja kein höheres Glück!“

„Sie wiſſen, daß ich Ihnen nur ein beſcheidenes Loos bieten kann: kein Vermögen, keinen Glanz, keine Ueberfülle . . . nur ein Auskommen und . . . ein Herz voll unendlicher Liebe, das ſtets an ſeine Pflichten und ſeine

Fehler denken wird und ſich eben erſt ſtill und warm gelobt hat: ſeiner Caroline das Leben tragen zu helfen, wo es ſchwer aufliegt, — ihr Freuden zu geben, ehe ſie dahin ſinkt oder ich, — und mit ihr in der Jahreszeit des Lebens, wo noch die Nebel des Schickſals fallen, in's Freie unter den warmen offenen Himmel zu eilen, ehe das wolkige Alter einbricht, wo die Nebel ſteigen . . . und den ſinkenden kurzen Tag verfinſtern. Und darauf wollen Sie mir Ihre Hand geben und mein liebes, treues Weib ſein?“

„Ja! ich will es!“ — wiederholte das Mädchen freudig — „und ich werde durch Sie die Gattin des beſten und des reichſten Menſchen werden: denn wer kann Welten der Seligkeit verſchenken, wie Jean Paul?“

„Nun denn!“ — rief Jean Paul, überwältigt von ſeligem Hochgefühl und erfaßte Carolinens Hand — „ſo höre meinen heiligen Schwur: ich will Dir nicht nur Gatte, . . . ich will Dir Vater und Mutter ſein und Dich, ſo viel ich kann, zur Glücklichſten der Sterblichen machen, damit ich ſelbſt . . . der Glücklichſte bin!“

Und Beide ſanken einander in die Arme und der erſte Kuß ihrer Liebe brannte auf ihren Lippen.

„Und ſo . . . ſo bleibe es ewig!“ — rief jetzt Jean Paul, Thränen des Entzückens in den Augen, — „und die unendliche Hand hinter den Wolken, die uns zuſammengeleitet, lege ſich ſegnend in unſere verbundenen und gebe uns in dem ſteinigen Arabien dieſes Erdenlebens nur die Schmerzen, . . . die wir ertragen können!"

Aber, o Himmel! wie ſproßten nun auf jedem Tritt und Schritt des Heimweges Paradieſe auf!

Ihre Füße traten den knatternden Schnee, . . . ihre Körper umſtrich die kalte Luft; . . . aber was that das? in ihren Herzen blühte ein himmliſcher Frühling, der den Schmelz ſeiner Blumenauen, den Zauberduft der ſüßeſten Hoffnungen, über ihre ganze Zukunft breitete. Warm, rein und göttlich ſchön ſtrahlte in ihren Seelen die Sonne der Liebe und vergoldete die Berge und Thäler des Lebens, die jetzt gemeinſam zu durchwallen und, zu überſteigen waren.

Außen lag Nacht und Stille; . . . in dem Innern der beiden Ueberglücklichen hingen in dem blauen Himmel ihrer ungetrübten Seligkeit Millionen Lerchen und ſchmetterten und jauchzten die Frühlingshymnen der reinſten Luſt.

Und über den Träumen und Ruinen der Vergangenheit ſtiegen jetzt neue lichte Sterne auf. Und der helle Mond ſank liebend aus ſeinem Himmel gegen die Erde zu, die ihre weite Oberfläche mit dem wallenden Brautſchleier aus Duft und Lilienglanz überzog.

Und ihre Seelen hoben ſich immer höher, wie aufſteigende Geſtirne, bis ſich ihre Liebe und ihre Freude und ihr Glück und ihre Seligkeit in einem einzigen

Gedanken verloren, . . . und dieſer Gedanke war . . . Gott! . . . und ein ſelig aufjauchzendes Dankgebet! — — — —

Den anderen Morgen empfing der Tribunalrath folgende Zuſchrift von Jean Paul:

„Alles, was dieſer Brief von Ihnen erbittet, geehrter Herr, haben meine Handlungen ſchon ſchweigend ausgeſprochen. Die doppelte Achtung, die ich für Sie und Ihre vortreffliche Tochter Caroline habe, und die, welche Jeder für ſich tragen muß, erlaubte jenen keinen Doppelſinn; und das kindliche Herz enthüllte ſich dem väterlichen, dem es ſo viel verdankt, vielleicht früher, oder eben ſo früh', als dem fremden, das ſeinen Himmel von beiden nimmt. Meine Neigung zu Carolinen iſt keine ſchnell auf- und eben ſo ſchnell vorüberflatternde — ſie war vor einem halben Jahre lebendig in meiner Seele. Aber ich mußte meine Freiheit ſo lange bewahren, als ich einer fremden nicht gewiß war. — Mein Auge iſt jetzt kein romantiſches. Jahre und Verhältniſſe mit Weibern von den genialſten an bis zu den proſaiſchſten, haben mich über den höhern weiblichen Gehalt belehrt — und mein Urtheil über dieſes zugleich ſo feſte und ſo weiche, ſo reine, ſo zarte, ſo liebende Weſen kann ſich vom väterlichen nur durch die kürzere Erfahrung unterſcheiden."

„Jetzt, im Augenblicke meiner größten Bitte ſind alle andern Dinge zu klein, um von Ihnen oder mir berührt zu werden. Ich trete jetzt zu dem Manne, für welchen die Achtung und Liebe, die ich ſchon ohne dieſes Verhältniß fühlen würde, durch dieſes ſo kindlich ſteigt, weil ſeine zugleich weiblich zarte und männlich-philoſophiſche Einwirkung die Wurzeln dieſer holden Sonnenblume feſter machte; zu dieſem guten Vater der guten Tochter trete ich und ſage meine kurze und wichtigſte Bitte: Sei der meinige, ſie wird glücklich wie ich! —

J. P. F. Richter."

Schon den kommenden Tag empfing Jean Paul die Rückantwort.

Aber Himmel! wie zitterten ſeine Hände, als er den Brief erbrach und das Blatt auseinanderſchlug. Zum erſtenmale in ſeinem Leben verſagten ihm ſeine Augen momentan den Dienſt.

Erſt nach einigen Minuten, als Puls und Herz wieder ruhiger gingen, las er folgende Zeilen:

„Das Schreiben, womit Ew. Wohlgeboren mich geſtern beehrt hat, gewährte mir ein Vergnügen, deſſen Vorgefühl in den früheren Jahren meiner Kinder ſchon einen Theil der Sorgen verſüßte, die mir die Erziehung derſelben in der Eigenthümlichkeit meines Verhältniſſes auferlegt hatte. Es gehörte in den Plan dieſer Erziehung, meine Kinder durch eine Art höherer Kultur über die Linie zu erheben, die ihnen das Beiſpiel der mütterlichen Familie hätte ziehen können und ich belud mich unter Bedingungen, die nur im Geſichtspunkte dieſes höheren Zweckes begreiflich ſind, mit der eigenen Erziehung meiner Töchter, die mir Jeder, eben wegen des in der That einzigen Verhältniſſes, abrieth. Ich habe indeß meinen Weg verfolgt und ich bin dabei immer durch die Vorſtellung aufrecht erhalten worden, daß, wenn es mir gelingen ſollte, meine Töchter mit Männern zu verbinden, die — verzeihen Sie mir dieſe Eitelkeit — ihren Werth zu ſchätzen wüßten, jedes von mir gebrachte Opfer eigenen Lebensgenuſſes gegen den Werth dieſes Erfolges nicht in Anſchlag kommen könne.“

„Sie, mein Freund, gewähren mir jetzt die Erreichung eines mir ſo theuer gewordenen Zweckes, und ich nehme keinen Anſtand, Ihnen meine unbedingte Einwilligung in Ihre Verbindung mit meiner Tochter zu ertheilen.“

„Sehen Sie nunmehr mein Haus für das Ihrige an und erlauben Sie mir nur, bei der Eigenthümlichkeit meiner Lage, unſeren Freunden ein Verhältniß mit der convenienzmäßigen Anſtändigkeit bekannt zu machen, welches von nun an meinen Hausgenoſſen nicht fremd bleiben darf, und welches jene nicht aus der dritten Hand erfahren dürfen, ohne der Achtung zu ſchaden, auf die wir Alle Anſpruch machen. Ich bin — nachdem ich Sie näher kennen gelernt — mit Geſinnungen, die ich nie verleugnen werde, mit wahrer Liebe und Hochachtung Ihr treuer Vater“

„Meier.“

Wer aber wollte nun noch das Glück beſchreiben, das ſich mit allen Himmeln der reinſten Seligkeit auf Jean Paul und ſeine holde liebenswürdige Braut herabſenkte!

Wonne reihte ſich an Wonne! . . . Die kommenden Tage glichen einer koſtbaren Perlenſchnur, wo Freude ſich an Freude, wie Perle an Perle ſchloß.

Die ganze höher gebildete Welt Berlin's nahm frohen Antheil an dieſem ſchönen und glücklichen Ereigniſſe. Tieck, Bernhardi, die Schlegel, Fichte und andere geiſtigen Größen ſchloſſen ſich freudig Jean Paul an; der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz trat mit dem Dichter in ein immer ſchöneres freundſchaftliches Verhältniß; . . . Louiſe aber — die ſchöne, ſo hochverehrte Königin Preußens — ehrte und erfreute Jean Paul, indem ſie ihm durch ihren Bruder als Ehrengeſchenk . . . ein Silberſervice überreichen ließ.

So verſchwandt unter Freuden, unter Ehrenbezeugungen, unter Liebesglück, der Winter, und als nun der Frühling — dieſe ſeligſte Zeit für Jean Paul — ſeine Blumen und Blüthen über die Erde ſtreute, und mit ſeiner ſüßen Stimme die liebe Natur wieder wach rief aus dem langen Todesſchlafe des Winters, — und die Lerchen in den Lüften jauchzten, und die Herzen der Menſchen wieder froher und leichter wurden und die Tage länger, und der Himmel reiner, und die Sonne wärmer . . . da führte Jean Paul die Geliebte ſeines Herzens zu dem Altare und … Caroline Meier ward ſein treues, theures, innig geliebtes Weib! — — —

„O Liebe, Liebe, deine Roſentage,
Ach deinen kurzen Mai vergeß' ich nie!
Ein Hall von deinem Nachtigallenſchlage
Klingt ſüß mir nach mit ew'ger Melodie.
O lisple einſt ob meinem Sarkophage
Noch leis ein Lied von Glut und Sympathie;
Und brechend wird mein Herz noch dein gedenken,
Mein Auge dir die letzte Thräne ſchenken! — —"

Dichter und Gatte.

Die Rollwenzel.

Der Mai war gekommen und lag, Wonne brütend, über der verjüngten Erde. Ein warmer Regen hatte eben erſt den Staub gelöſcht, Gras und Strauch, Blume und Bäume erquickt und verbreitete jetzt jenen köſtlich-friſchen, kräftigen Geruch, der uns wie ein urſprünglicher Hauch der Mutter Erde anzuwehen und mit verjüngter Kraft zu erfüllen pflegt.

Noch hingen die lauen Tropfen an den Halmen und Blättern . . . aber ſie funkelten ſchon wieder in den Strahlen der Sonne; während das junge, helle Frühlingsgrün — ſo lebhaft und doch ſo zart — der Natur einen ganz eigenthümlichen, jungfräulichen Zauber verlieh', . . . einen Zauber, wohlthätig erfriſchend dem Auge, . . . einen Zauber, der auch in jeder Bruſt ein fröhliches Erwachen hervorrief, . . . jedes fühlende Herz mit einem geiſtigen Frühling beſchenkte.

So ſproßten Blumen der Freude im Innern der vergnügten Menſchen, wie die lieblichen Kinder Flora's rings auf den Wieſen und in den Gärten. Alles aber übertraf die Pracht der Blüthenbäume, die förmlich mit Blüthenſchnee überdeckt waren und wovon jeder einzelne ſchon eine ganze Frühlingswelt darſtellte.

Himmel! welche Pracht im Ganzen und doch auch wieder in jeder einzelnen kleinen Blüthe, mit ihren weißen, hie und da von einem leichten röthlichen Scheine angehauchten Blumenblättchen, . . . mit ihren zierlichen Staubfäden und Piſtillen, Staubbeuteln und Narben, dieſen Irrgärten honigſammelnder Bienen, kleiner wonneſchlürfender Käfer!

Und wie ſanft und ſchön wiegt jetzt der leiſe Morgenwind die überdeckten Zweige, den zahlloſen kleinen Opferaltären ſüß-berauſchenden Duft entführend! . . . Und . . . ſtreut er denn nicht zugleich den Blüthenſchnee der einzeln und leiſe niederſinkenden Blumenblätter über die Erde, als wolle er auch den kleinen Bewohnern der Graswaldung ihre kleine Freude geben?

Und die Luft, wie klar und rein! . . . wie herrlich die Fernſicht! . . . wie friſch grün die wogenden Saatfelder! . . . wie wundervoll blau der Himmel . . . und . . . welch' ein zauberhafter hundertſtimmiger Jubelruf der lieben kleinen, luſtig ſchwebenden und ſchmetternden Lerchen unter ihm!

Ja! es war ein gar herrlicher Frühlingsmorgen, als durch die große, jetzt freilich erſt grün-ſchimmernde

Lindenallee, die von Baireuth nach der Eremitage führte, ein unterſetzter, wohlbehäbiger Mann munter dahinſchritt. An ſeiner Seite hing eine lederne Taſche, aus welcher Bücher und Papiere herausſahen; die Hand führte einen ſtarken knotigen Stock von Roſenholz; neben ihm aber — und oft zu ſeinem Herrn aufſehend — lief ein netter weißer feinhaariger Spitz.

Der Mann ſah' gar freundlich aus. Seine Züge hatten etwas Kindliches, und obſchon man nach dem Gepräge der Jahre und den wenigen Kopfhaaren, auf einen tiefen Vierziger ſchließen konnte, lag doch noch ein geiſtiger Frühling in ihnen. Namentlich ſpielte ein feines wohlwollendes Lächeln um die Lippen, während der Blitz des Auges den höhern Genius verrieth.

Der Mann mußte ein ſehr großer Freund der Natur ſein, denn man ſah ihm ordentlich an, wie ihn der herrliche Morgen entzückte. Mit Behaglichkeit ließ er die friſche kräftige Luft um den offenen Hals und die Bruſt ſtreichen, — ja er zog ſie mit wonnigem Ausdruck in langen tiefen Zügen ein, als ſchlürfe er den koſtbarſten Nectar.

Aber auch in Worten machte ſich ſeine Freude Luft, denn — immer wacker darauf losſchreitend — unterhielt er ſich trefflich mit ſeinem Spitz, der dabei in der That, ſo oft ſein Herr mit ihm ſprach, aufſchaute, als verſtünde er jedes Wort.

„Nicht wahr, alter Freund," — ſagte er jetzt zu dem Thiere — „ſo ein Morgen gefällt dir auch! Nun, wir zwei werden jetzt wieder oft zur Rollwenzelin hinauslaufen; dann jag ich Gedanken und du Mäuſe, und die gute Alte labt mich mit ihrem koſtbaren Bier und dich mit guten Brocken aus ihrer trefflichen Küche."

Der Spitz wedelte mit dem Schwanze.

„Geht's denn noch ordentlich?" — fuhr der Herr fort: — „Der Winter hat dich wohl ſteif gemacht . . . ja!" — ſagte er dann mit dem Kopfe nickend — „der Winter . . . und . . . die Jahre! . . . Charmantel! Charmantel! du alter Nachkommen längſt dahingegangener Geſchlechter, . . . die Jahre ſind eben für uns der Winter! . . . Was? . . . du willſt nichts davon hören? . . . du ſpringſt vergnügt voran? . . . Weiß Gott, du haſt recht! . . . wer wird an einem ſolchen göttlichen Frühlingsmorgen an die Jahre und an den Winter denken! . . . Das Vieh iſt wahrlich geſcheidter als ich alter Menſch!"

Und fröhlich auf und um ſich blickend und Jedes freundlich und herzlich grüßend, was ihm begegnete — Bauern und Bäuerinnen, Handwerksburſche und Kinder — ſchritt der Herr mit der Ledertaſche und dem Knotenſtocke rüſtig weiter.

Der Spitz ſprang luſtig voran; aber er kam, nach Art der Hunde, auch oft zu ſeinem Herrn zurück, und dann ſchaute er dieſen jedesmal mit ſeinen treuen Augen an, als wolle er ſich auch von deſſen Luſt und Entzücken überzeugen.

So that er auch jetzt, und als er an ſeinem freundlichen Gebieter hinaufſprang, ſagte dieſer, das Thier liebkoſend:

„Ja! Charmantel, ja! wir verſtehen uns: Haſt auch deine Freude an der ſchönen Natur! . . . Nun ja! ja! Freude iſt der Athem Gottes; . . . Gott und die Liebe aber ſpiegeln ſich überall ab, nur überall verändert: im Lichte, in den Farben, in der Tonleiter der lebenden Weſen, in den Tauſend und Abertauſend Blüthen des herrlichen Frühlings um uns her und in der Menſchenſchönheit, . . . in den Freuden der Thiere — — ja! ja! auch in deiner, Charmantel! —— in den Gedanken der Menſchen und in dem Kreiſen der Welten!“

Der Spitz bellte laut vor Freude, . . . dann ſprang er wieder davon; ſein Herr aber — mit allen Sinnen die Schönheit des Morgens und der Natur einziehend — dachte beglückt, das Herz erhoben voll der reinſten lauterſten Freude, an das Weſen der Weſen, welches — unſichtbar unſerem Auge und unerfaßlich unſerem Verſtande — ſein Daſein nur durch Wohlthaten zu empfinden giebt, und keine andere Erkenntlichkeit von uns fordert, als . . . daß wir uns glücklich machen laſſen!

Und glücklich, ſehr glücklich! war ja der rüſtige Spaziergänger; hatte es damit doch eine ganz beſondere Bewandtniß: er feierte ja heute im tiefſten Herzensgrunde eines der ſchönſten Feſte ſeines Lebens, den zehnten Jahrestag ſeiner Verheirathung! . . . und . . . heute Abend ſollte ſogar die Feier eine officielle im Kreiſe der Familie und der Freunde werden.

O! wie dankbar war aber auch ſeine Seele geſtimmt; . . . wie hätte er die Arme ausbreiten und ſich an das große ewig ſchlagende Herz der Mutter Natur werfen können! Eben deshalb aber wollte er auch gerade heute den Tag über an ſeinem, ſeit acht Jahren ihm ſo lieb gewordenen Plätzchen im Garten der Frau Rollwenzel — ſo recht mitten in der Natur — dichten und ſchreiben: — „denn!“ — hatte er mit dem Abſchiedskuſſe heute Morgen ſeinem Weibchen geſagt — „die Bergluft der eigenen Dichtung rückt alle Weſen näher an das Herz des Dichters, und ihm — erhoben über das Leben — nähern die Lebendigen ſich mehr und das Größte in ſeiner Bruſt befreundet ihn mit dem Kleinſten in der fremden!“ — — —

Und jetzt näherte er ſich wirklich der Beſitzung ſeiner ehrwürdigen Freundin, Frau Dorothea Rollwenzel; ja, Charmantel — der Spitz — hatte ſie ſogar ſchon von Ferne unter der Hausthüre erkannt und rannte jetzt wie toll und beſeſſen davon, der gemeinſamen Freundin zu. Gleich darauf ſah’ ihn ſein Herr, laut und ausgelaſſen bellend und wie außer ſich mit dem Schwanz wedelnd, an der ihn liebkoſenden Frau hinaufſpringen.

Am Fuße der Eremitage, wo der Weg eine ſcharfe Ecke bildet und ſich links wendet, befand ſich nämlich um jene Zeit ein kleines einſtöckiges Wirthshaus, in welchem ſich Jean Paul — denn Niemand anderes war ja der rüſtige Spaziergänger mit Taſche, Stock und Spitz — alljährlich, ſeitdem er in Baireuth wohnte, ein Zimmer miethete, das ihm die Ausſicht auf das Thal von Aichach und auf die, im blauen Duft verſchwimmenden Gipfel des Fichtelgebirges gewährte, . . . einen Blick, der ihn ſtets die Erinnerung an die ihn ewig theueren Stätten ſeiner Kindheit und erſten Jugend wach rief. Dies Wirthshaus aber gehörte einer merkwürdigen Frau, — in Baireuth und weit und breit in der Umgegend: die Rollwenzelin genannt.

Frau Dorothea Rollwenzel, geborene Beyerlein, war nämlich die Tochter eines Fleiſchers, der lange in Ungarn gelebt hatte, frühere Gemahlin eines Meiſters derſelben Zunft, von welchem ſie ſich wegen ſeiner Verſchwendung ſcheiden ließ, ſpäter Köchin in Baireuth und nach ihrer Vermählung mit Rollwenzel wohlbeſtellte und conceſſionirte Speiſewirthin am Fuße der Eremitage.

Die Conceſſion, die ihr Anfangs verweigert wurde, hatte ſie dadurch erhalten, daß ſie einen halberfrorenen franzöſiſchen Soldaten aus Mitleid und Menſchlichkeit aufnahm und zur Winterzeit verpflegte, wovon Marſchall Junot Kunde erhielt . . . und ſofort ihrer Bitte willfahrte.

Frau Rollwenzel war nun die langjährige Freundin Jean Pauls, in deſſen Eigenheiten ſie ſich vollſtändig hineinlebte und den ſie dabei mit der größten Ehrerbietung behandelte. Da ſie Humor und drollige Einfälle hatte, wirkte ſie natürlich als friſches Naturelement anregend auf den Humoriſten. Jean Paul las ihr ſogar Vieles aus ſeinen Manuſcripten vor und erfreute ſich an ihrem einfachen und natürlich verſtändigen Urtheil ebenſo, wie Gellert an dem ſeiner Haushälterin, welcher er ſeine Fabeln mitzutheilen pflegte.

Doch nicht der geiſtige und gemüthliche Verkehr allein übte dieſe Anziehungskraft auf den Dichter aus — Frau Rollwenzel ſorgte auch trefflich für ſein körperliches Wohl! Sie kochte ihrem Gaſte vortrefflich, ſtellte ihm das Eſſen warm, da er nicht liebte, im Schreiben geſtört zu werden, . . . bereitete ihm den beſten Kaffee und gab ihm trefflichen Wein oder einen Krug des köſtlichſten Bieres. Ihre Aufmerkſamkeit für den lieben Gaſt, der ihr Stolz und ihre Freude war, ging ſogar ſo weit, daß ſie ſtets für Blumen — die der Dichter ſo ſehr liebte — ſorgte. Stets fand er auf ſeinem Zimmer Vaſen mit prächtigen Bouquetts und beim Weggehen fehlte ein zierliches Sträußchen für das Knopfloch nie.

So wurde denn die Frau Rollwenzel in der That nach und nach das unentbehrliche weibliche Faktotum Jean Paul's.

Auch heute nun wollte Jean Paul ſein ſchönes Feſt hier begehen, und ſo erwartete ihn Frau Rollwenzel ſchon . . . und kam ihm jetzt freudig und herzlich entgegen.

Es war eine kleine Frau von vierundfünfzig Jahren, mit einem klugen und beredten Geſichte, in einer zwiſchen Stadt und Dorf ſchwankenden Tracht. Die etwas ſpitz und entſchieden vortretende Naſe und die ſcharfblickenden Augen verriethen einen praktiſchen Verſtand und einen feſten Charakter, während ein Zug um den Mund Herzensgüte und Freundlichkeit kennzeichnete. Ueber Kopf und Stirne fiel dabei eine große wunderliche Batiſthaube, welche unter dem Kinne mit breiter Schleife gebunden war und mit einer Halskrauſe auf ſeltſame Weiſe faſt zuſammenwuchs. Bruſt und Schultern deckte ein faltenreiches Umſchlagtuch, an den Rändern und Ecken zierlich geſtickt; während über daſſelbe eine kurze Bernſteinperlenſchnur herabfiel, an deren Ende ein kleines Medaillon mit dem Bildniſſe ihres verſtorbenen Mannes hing. Die übrige Kleidung war ſchlicht und von dunkeler Farbe.

„Gott zum Gruße, Herr Legationsrath!“ — rief ſie jetzt freudeſtrahlend, als Jean Paul nahe genug herangekommen war, und, ihm entgegeneilend, bot ſie ihm beide Hände, die der Dichter auch mit Freuden ergriff und herzlich ſchüttelte.

„Freundlichen Gruß, Rollwenzelin!“ — entgegnete Jean Paul — „nicht wahr, was bringen ich und der Spitz für einen prächtigen Tag mit!“

„Nun!“ — meinte die freundliche Wirthin — „es iſt ja auch des Herrn Legationsrath Ehrentag, und unſer Herrgott weiß ſeinen Liebling zu ſchätzen: hängt's blau am Himmel heraus und ſonnengoldig, gerade wie es der Herr Legatiensrath lieben!“

„Ja, gute Rollwenzelin, ja!“ — rief Jean Paul — „ſo lieb ich's, da wird mir immer das Herz voll und warm und überſelig. Aber ich will den ſchönen Tag und das ſchöne Feſt auch heute hier, wie im Paradieſe feiern!“

„Iſt Alles ſchon vorbereitet, wie Sie befohlen!“ — ſagte die Frau.

„Ach was, befohlen!“ — meinte Richter, indem er, gefolgt von der Wirthin, in ſein Zimmer trat und die Ledertaſche mit den Büchern und den Papieren, ablegte, — „gebeten habe ich meine alte Freundin darum.“

„Sind all' zu gütig, Herr Legationsrath!“

„Nichts da! — rief Jean Paul mit liebenswürdiger Heiterkeit und doch mit Wärme — „wiſſen's ja, Rollwenzelin, daß ich ſtolz auf die Freundſchaft einer ſo wackern Frau, wie Sie es ſind, bin! ... ſind dabei noch die geſcheidteſte Frau von ganz Baireuth!“

„Ho, ho!“ — rief die Wirthin lachend — „ich weiß wohl, daß Sie ſcherzen. Sollten's aber doch nicht in der Stadt ſagen, Herr Legationsrath; wenn's auch die Damen von Baireuth mit Recht nicht glauben, giebt's doch Aergerniß und Empfindlichkeit ... hab's ſchon oft merken müſſen.“

„Das wäre mir leid, liebe Rollwenzel!“ — ſagte Jean Paul mit Theilnahme. — „S'iſt aber mein Ernſt!“

„Ach!“ — meinte die Wirthin — „die Sache iſt nur die, daß die Damen in der Stadt den Herrn Legationsrath und ſein großes Genie nicht nach Verdienſt zu äſtimiren wiſſen ... ich aber weiß es, — nicht weil ich ſeine Werke geleſen — das kann ich ja und ſoll ich nicht ...“

„Nein!“ — ſagte Jean Paul milde — „ich leſe Ihnen ja Vieles ſelbſt vor!“

„Eben darum, und weil ich Sie als den geſcheidtſten und beſten Menſchen auf Gottes weiter Welt kenne, darum äſtimir ich Sie ſo hoch und mach' mir ein Glück und eine Ehre daraus, den Herrn Legationsrath ſo gut wie möglich zu bedienen.“

„Das weiß ich, liebe Rollwenzelin!“ — rief hier Jean Paul — „und, bei Gott, es iſt mir auch, außer in meiner Familie und an der Seite meines lieben Weibchens, nirgends wohler, wie hier."

„Iſt's wahr?" — frug die Wirthin mit leuchtenden Blicken.

„Gewiß!" — entgegnete Jean Paul und drückte ihr mit Innigkeit und feuchten Augen die Hand, denn er bemerkte eben erſt, wie Frau Dorothea in ſchöner Aufmerkſamkeit ſein kleines Zimmer heute ganz beſonders mit Laub und Blüthen feſtlich geſchmückt hatte.

„Wie ſoll ich Ihnen für dieſe neue zarte Aufmerkſamkeit meinen Dank ſagen!" — rief er gerührt.

„Gar nichts ſagen ſollen Sie!" — meinte die Wirthin — „aber wenn Sie ein Krümmchen Dank für mich haben, dann ſollen Sie mir folgen, Herr Legationsrath."

„In was?"

„Sollen heute einmal ausruhen und nicht arbeiten!"

„Nein Rollwenzelin!" — rief Jean Paul lachend und zeigte auf die Bücher und Papiere, die er mitgebracht hatte, — „da kann ich nicht helfen!"

„S'iſt ja aber Ihr Ehrentag!"

„Eben darum will ich ihm durch eine recht treffliche Arbeit Ehre machen!"

„So laufen Sie ſpazieren! . . . s'iſt ja ſo herrlich!"

„Da ſchafft's ſich am Beſten! Den Nachmittag kommen dann mein herziges Weibchen und meine lieben Kinder, und den Abend wird's erſt recht herrlich . . . wenn Otto mit ſeiner Frau und Emanuel's eintreffen. Sie waren doch ſo freundlich, Rollwenzelin, und haben ein einfaches Nachteſſen für uns Alle vorbereitet.“

„Gewiß, Herr Legationsrath!“ — ſagte die Wirthin mit dem Ernſte des Geſchäftes — „iſt ſchon gedeckt und geordnet . . . und . . . Kulmbacher Bier hab' ich . . . delicat!“

„Sie ſind eine köſtliche Frau!“ — rief Jean Paul ſchmunzelnd und klopfte der Wirthin mit freudeſtrahlenden Augen auf die Schultern — „und jetzt . . .“

„Bringe ich dem Herrn Legationsrath ſein Fläſchchen Burgunder, und . . . um zwei Uhr ſein Mittageſſen. Aber . . .“

„Was aber?“ . . .

„Lieber, beſter Herr Legationsrath!“ — rief hier Frau Rollwenzel mit bewegter Stimme und ergriff abermals die beiden Hände Jean Paul's, drückte ſie leiſe und ſah' Richter faſt wehmüthig in die Augen — „arbeiten Sie mir nicht zu viel und zu lang.“

„Nun!“ — ſagte Jean Paul lachend — „ich will brav ſein; wenn die Suppe kommt . . . “

„Ja, ich kenne Sie!“ — meinte die Wirthin mit dem Finger drohend — „es wird wieder gehen wie gewöhnlich! Wenn ich um zwei Uhr mit dem Eſſen fertig bin und bei ihnen anklopfe und frage: Herr Legationsrath, befehlen ſie zu ſpeiſen? ... Dann heißt's wieder: gute Rollwenzelin, nur noch ein ganz kleines Stündchen!“

„Und da gehts Ihnen an das Herz, wegen den Speiſen! Nicht wahr?“

„Ach was, Speiſen! Sie wiſſen's recht gut. Die Speiſen ſtell ich ja recht gern zurück und halte ſie Ihnen auch ſchön warm, und hüte ſie, daß ſie nicht anbrennen und verderben! Aber davon iſt ja nicht die Rede ... aber Sie ...“

Hier traten der guten Frau Thränen in die Augen.

„Nun?“

„Ach! Sie, Herr Legationsrath, ... Sie arbeiten ſich, bei Gott, wenn Sie ſo fortfahren, noch zu Tode!“

„Liebe Rollwenzel!“ — rief hier Jean Paul heiter — „zum Sterben hab ich noch keine Zeit. Wenn ich auch noch fünfzig Jahre am Schreibtiſche ſitze und ſchaffe täglich ... ſo bin ich noch lange nicht mit dem fertig, was ich noch in Kopf und Herzen trage.“

„Mag ſein! mag ſein!“ — rief die Wirthin. — „Aber Sie werden ſehen, wenn ſie mir nicht folgen, ruiniren Sie ſich. Komme ich hinein und rufe Sie zum Eſſen, dann ſitzen Sie da, die Augen roth und groß aus dem erhitzten Kopfe hervorſtehend, und ſehen mich lange an, ehe Sie ſich nur beſinnen können, wo Sie ſind und was ich will. Stehen ſie dann aber auf und kommen herunter, dann ſind Sie ſo angegriffen vom Denken und Schreiben, daß Sie hin und her ſchwanken, . . . ſo daß die böſen Menſchen, die Sie nicht kennen, ſagen: Sie hätten zu viel getrunken. Und doch iſt dies — ſo wahr mich Gott ſelig machen ſoll — nicht wahr! Ein Fläſchchen Wein des Tages über und Abends einen Krug Bier, mehr trinken Sie ja faſt nie!"

„Eben darum, liebe Rollwenzelin!" — ſagte Jean Paul heiter. — „Laſſen ſie die Menſchen von mir denken und ſagen was ſie wollen! An der Arbeit aber, meine Gute, . . . an der Arbeit ſtirbt Niemand ſo leicht: ſie iſt die Lethe des Lebens und der Born, in dem man ſich verjüngt. Aber . . . ich will brav und geſchickt ſein, und wenn Sie um zwei Uhr kommen, hübſch folgen!"

„Wollen's erleben!" — ſagte die Wirthin mit einem Seufzer — „ich glaub's aber nicht!" — —

Und damit verließ die Rollwenzel das Zimmer.

„S'iſt doch eine vortreffliche Frau!" — ſagte Jean Paul zu ſich — „Sie hält mich wie ihren Sohn. Ich weiß kaum, wie ich ihr danken ſoll! . . . Muß es einmal mit meiner Caroline und mit Otto überlegen. Aber jetzt . . . an die Arbeit! meine „Herbſtblumine" ruft, . . . ich will ſie heute, dem Titel zum Trotz, ſo recht mit Frühlings-Luſt pflegen!"

Und Jean Paul trat an das Fenſter und öffnete es. Ein köſtlicher würziger Duft drang herein . . . friſch, kräftig und belebend — der Blumengeruch im Zimmer war ohnedem faſt betäubend — Jean Paul athmete die Morgenluft mit Wonne.

Aber glücklicher noch ſtrahlten ſeine Züge, als ſeine Blicke nun über Nähe und Ferne ſtreiften.

Gott! . . . wie ſchön war es hier!

Vor ihm lag im Frühlingsſchmucke und in der köſtlichen Ruhe des Morgens, das herrliche Thal von Aichach.

Wie dehnten ſich die weiten grünen Auen! . . . wie reizend hoben ſich überall die weißen Blüthenbäume ab! . . . wie ſtill und friedlich lag die Welt vor ihm!

Ein langer Flug Tauben ſchwirrte jetzt leicht und und ſchnell über die grüne Pracht dahin; . . . hoch über ihnen ſtrichen ſchreiend die Schwalben hin und her, und noch tiefer im Blau — dem Auge faſt nicht mehr erkenntlich — hingen zahlloſe Lerchen, in ſtetem Fluge ihr ſüßes Morgenlied ſingend.

Ach! und über das Thal hinaus in blauer Ferne, . . . die Höhen des Fichtelgebirges, hinter die ſeine Phantaſie ſo gerne zog und in deren Nebelwelt, auf deren Nebelrücken er ſich aus Sehnſucht und Erinnerung eine neue Morgenwelt erbaute.

Dort! dort! lagen ja die Träume ſeiner Kindheit! dort lag ja ſein liebes unvergeßliches Joditz!

Ach! die Erinnerungen an den Morgen unſeres Lebens verwachſen mit unſerem Sein, und die Sehnſucht, die in ihnen Wurzeln ſchlägt, gebiert in jedem Menſchen den Traum . . . eines verlorenen Paradieſes!

Jean Paul ſchaute lange, lange . . . nach den blauen Bergen. Aber die Augen, die anfangs freudig und hell wie der junge Morgen geſtrahlt . . . umdüſterte bald ein feuchter Schein. Sehnſucht und Wehmuth überkam ihn. Das Erfreulichſte und Zauberiſchſte, auf das er ja immer ſehnſüchtig zurückblickte, war ja ſeine Jugendzeit; aber nicht ſowohl ſeine äußere, — die kahlſte die je ein Menſch getragen, — ſondern auf ſeine innere, die unter dem hohen Schnee der äußeren Lage doch ihre Blumen und Blüthen und den ganzen Frühling trieb.

„Jetzt“ — ſagte er bei dieſen Gedanken — „iſt allerdings der Schnee fort . . . aber . . . der Lenz auch!“

Ein trübes Schweigen folgte, und noch immer hingen die Blicke Jean Pauls an den fernen Höhen. Endlich ſagte er halb laut vor ſich hin:

„So lange der Menſch ſich noch aus der Knospe entwickelt, leiht er die Unendlichkeit, welche allein ihn befriedigt und ausfüllt, den fremden Gegenſtänden ſeines Genuſſes, an deren nahe Grenzen ihn noch kein längeres Leben hingeführt: und gerade, weil das Kind nicht in die Zukunft ſieht, geht es über jede hinaus. Die Entzückung des Kindes über das Chriſtgeſchenk kann kein Tiſch voll Kronen und Lorbeeren dem Manne erſtatten und wieder geben; — ſo legt die Entzückung des Jünglings über die erſten Wahrheiten und Gedichte, oder über den erſten Ruhm, oder deſſen ganze trunkene Anſicht der Zukunft, alle dieſe Freuden legen ihr Frühroth ab, wenn die Morgenwolken der Jugend die Strahlen nicht mehr farbig brechen, ſondern wenn der ſcharfe heiße Tag der Jahre ſie giebt."

„Ja, ja!" — fuhr er dann nach einer kleinen Pauſe fort. — „Sobald der Menſch über die paar Jahrzehnte ſeiner Entwickelung hinaus iſt, und erkennt, daß er nur ſich den Gegenſtänden ein- und angedichtet, ſo wird er ein ruhiger Mann, der von jeder Minute weiß und erwartet, daß er am Heute nichts habe und genieße, als ein Geſtern. Das Leben malt ſich dem Alter nur von oben, oder (um mit dem Maler zu reden) in der Vogelperſpektive; der Zauber der Hintergründe und Fernſichten mangelt."

Wieder ſchwieg Jean Paul eine kurze Zeit; aber die Gedanken arbeiteten fort in ihm und er ſagte:

„Ja die Hintergründe! . . . In der Jugend wechſeln ſie ihre Stellen; das Auge, das ſonſt in der Zukunfts-Ferne, die in's Unendliche ausgedehnte Fülle vor ſich ſah', wendet ſich um, und ſieht in der Vergangenheits-Ferne die verlangte und verlorne Fülle hinter ſich wieder. Je mehr Alter, deſto mehr Jahre treten aus der Entfärbung in den Farbenglanz der Erinnerung; und einem Greiſe von 130 Jahren wird wohl das Mannesalter wie ein Abendroth der Jugend ſchimmern, und vielleicht drängt ſich jenſeits unſer ganzes irdiſches Leben durch ſeine Ferne in ein blumiges Spielgärtchen unſeres erſten Daſeins zuſammen."

Jean Paul fuhr hier mit der Hand gedankenvoll über ſeine Stirne; . . . aber . . . im gleichen Augenblicke bellte der Spitz luſtig und laut auf.

Richter drehte ſich erſtaunt nach ihm um. Es war Niemand in das Zimmer getreten. . .

Charmantel aber ſtand dicht hinter ihm, ſah', wie ſein Herr, zum Fenſter hinaus, gautzte aber dabei, wedelte mit dem Schwanze, duckte ſich nach dem Erdboden, ſprang wieder in die Höhe und machte tolle Geberden. Endlich gewahrte Jean Paul die Urſache: das Thier ſah' die Schwalben luſtig ſchreiend am blauen Himmel hin- und herfahren und mochte ſie, in dem Gefühl des eigenen Wohlbehagens, wohl ſpielend fangen wollen.

Um die Lippen des Legationsrathes ſpielte ein ſchönes Lächeln:

„Charmantel!" — ſagte er alsdann, die feinen weißen Seidenhaare des Thieres ſanft ſtreichelnd, — „du biſt ein geſcheidtes Vieh! Ich werde dich noch als meinen Mentor anſtellen und dir ein philoſophiſches Doktor-Diplom verſchaffen. Du willſt luſtig mit den luſtigen Schwalben ſein und die Gegenwart genießen? . . . haſt recht! . . . ich will dir folgen und es auch thun! Sie iſt ja ſo ſchön, . . . der Morgen ſo friſch und heiter . . . und dort . . . liegt das Manuſcript meiner „Blumine!“

Und er öffnete dem Spitz die Thüre, der munter hinunterſprang und ſetzte ſich dann zum Dichten und Schreiben nieder.

Und Jean Paul ſchrieb und dichtete . . . und der Spitz rannte draußen laut und bellend und wie beſeſſen den dahinſchwirrenden Vögeln nach. — — —

So ſchwand der Morgen und der Mittag, und es ſchlug gerade zwei Uhr, als Frau Rollwenzel zu ihrem Gaſte hinaufſtieg.

Sie hatte ihm heute — als an ſeinem Ehrentage — eines ſeiner Lieblingsgerichte bereitet. Es dampfte köſtlich . . . und der kleine reinlich gedeckte Tiſch, den eine Vaſe mit Blüthenzweigen ſchmückte, wartete einladend auf den Dichter.

Oben an der Thüre — der Spitz lag jetzt vor ihr und ſchlief — horchte Frau Dorothea.

Es war alles ſtill.

Sie klopfte.

Keine Antwort erfolgte.

„Dacht' ichs doch!" — liſpelte ſie — „es wird wieder gehen wie immer."

Und, leiſe öffnend, ſteckte ſie den Kopf herein und ſagte faſt furchtſam:

„Herr Legationsrath, beliebt es zu ſpeiſen? Ihr Lieblingsgericht . . . ."

Aber das Wort erſtarb in ihrem Munde . . . der Dichter blickte ſie wieder — in ferne fremde Welten verloren — mit dunkelrothem Geſichte und hervortretenden Augen wie geiſtesabweſend an . . . bis er zu ſich kam und dann mit freundlichem Lächeln ſagte:

„Ach, Sie ſind's, liebe Rollwenzel! Iſt denn Jemand da, der mich ſprechen will?"

„Nein, Herr Legationsrath!" — verſetzte Frau Dorothea traurig — „aber es iſt zwei Uhr und das Eſſen erwartet Sie!"

„Unmöglich!" — rief Jean Paul erſtaunt — „es kann höchſtens zwölf Uhr ſein!"

„Entſchuldigen Sie, Herr Legationsrath, es iſt zwei Uhr!" — ſagte die Wirthin.

„Nun dann, liebe gute Rollwenzelin, nur noch ein Stündchen! Ich bin ſo prächtig im Feuer!"

„Herr Legationsrath, Sie haben mir verſprochen . . ."

„Meinetwegen . . . nur eine halbe Stunde! . . ."

„Ihre Geſundheit . . . Ihr Leben! . . .“

Jean Paul kratzte ſich hinter den Ohren.

„Hören Sie, Rollwenzel!“ — ſagte er dann — „ich will einen Contract mit Ihnen machen.“

„Welchen?“

„Heute will ich Ihnen folgen, weil's mein Hochzeitstag iſt; . . . aber für die anderen Tage müſſen Sie mir verſprechen, . . . Geduld zu haben!“

Die Wirthin ſeufzte.

„Wollen Sie?“

„Meinetwegen!“ — ſagte Frau Dorothea; und dachte vielleicht das erſtemal in ihrem Leben dabei: daß ſie das Verſprechen nicht halten wolle.

Jean Paul ſtand auf; aber er ſchwankte — von dem ſcharfen Denken und der übermächtigen Anſtrengung aller Lebensgeiſter angegriffen — in der That. In ſeiner Erſchöpfung bemerkte er denn auch nicht, wie Frau Rollwenzel vorſichtig Stufe um Stufe vor ihm her die Treppe hinabſtieg, um einen möglichen Fall ihres Gaſtes zu verhüten.

Unten freilich — der ſtarke Blumenduft im Zimmer mochte wohl ebenfalls betäubend gewirkt haben — unten in der freien, friſchen Luft erholte ſich Jean Paul raſch und jetzt ſchmeckte ihm ſein Eſſen und ſein Glas Kulmbacher Bier ganz vortrefflich.

Der Spitz ſaß dabei — die Augen nach jenen ſeines

Herrn gerichtet — neben ihm, wohl wiſſend, daß dieſer ſeine Mahlzeit redlich mit ihm theile.

Aber auch Frau Rollwenzel und ihr Humor und ihre luſtigen Einfälle fehlten nicht. Den Strickſtrumpf in der Hand, fleißig daran arbeitend, hatte ſie dem Dichter gegenüber Platz genommen.

Jean Paul neckte ſie wegen ihrer allzugroßen Sorge für ihn. Man werde ſagen, meinte er, ſie hätte mit ihm ein Verhältniß.

„Nun!“ — meinte die Rollwenzel — „das werden ſie juſt bei einer alten Frau nicht denken. Jedem aber will ich's mit Freuden ſagen: daß ich meinen lieben und hochverehrten Herrn Legationsrath jetzt ſchon ſeit Jahren gepflegt und ihn angeſehen habe wie einen Gott auf Erden, und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zuſammen geweſen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben können!“ *)

Und Thränen traten in ihre alten ehrlichen Augen . . . aber auch in die Jean Paul's, der ihr herzlich und innig für ſo viel Liebe und Güte dankte, dabei aber meinte: ſie überſchätze ihn.

Aber die Rollwenzel rief:

„Nein! nein! Sie ſind ein Menſch, wie keiner mehr geboren wird. Sie ſind gar nicht von dieſer Welt!“

---

*) Der Rollwenzel eigene Worte.

„Aber Rollwenzelin!“ — ſagte Jean Paul lachend.

„Herr Legationsrath!“ — rief die Wirthin und ſtand auf, denn es übermannte ſie ihr Gefühl — „lachen Sie die alte Rollwenzel nicht aus: ich habe mir Sie ſo vorgeſtellt, wie einen Kometen, . . . lauter Licht! lauter Licht! und man weiß nicht, wo er hergekommen iſt und wo er bleibt. Aber bleiben ſoll er . . . bleiben muß er uns . . . und nicht todtarbeiten darf er ſich . . . ſonſt . . . bricht uns Allen das Herz! . . .“

Und damit nahm ſie die leeren Schüſſeln und lief hinaus; . . . aber ſie lief nicht nur wegen den leeren Schüſſeln . . . ſondern . . . wegen den übervollen Augen.

Ein Frühlingsabend.

Die Sonne neigte ſich jetzt ihrem Untergange allmälig zu. In Weſten ſtanden einzelne röthliche Wölkchen, wie rieſige, aus der blauen Himmelstiefe aufſproſſende Roſen, zwiſchen welchen der flammende Sonnen-Schwan ſtill und majeſtätiſch hindurchſchwamm. Die duftenden Blüthenbäume umſchwärmten ſummend zahlloſe Bienen und Käfer; auf den zartbelaubten Aeſten hüpften Vögelein, ihr Neſt oder ſonſt ein ſtilles Plätzchen für die Nacht ſuchend — und aus einem nahen, ſchon dichteren Laubdache ließ ſich eine Nachtigall in langgezogenen wundervollen Tönen hören, ... in Tönen, die, rund und mollig, mit unendlicher Fülle einer überſeligen Bruſt zu entquellen ſchienen.

Ein unnennbarer Friede lag dabei auf der ganzen Natur: es war nicht mehr der friſche Jubel des in Lebensfülle erwachenden Morgens, ... nicht mehr die ſchöne brutwarme Thätigkeit des Tages ... jetzt athmete Alles, geruhigt und ſtill beglückt, jenen wohlthuenden, die Seele allen heiligen Gefühlen erſchließenden Frieden, der jedes, auch nur einigermaßen erregbare Gemüth ſtets mit einem Hauche ſüßer Schwärmerei und Poeſie erfüllt.

Es war eine Feier der Natur, welche die Seele heiligte und das Herz erwärmte.

Dies fühlten denn auch die beiden glücklichen Menſchen, die eben — Hand in Hand gelegt — in einer Laube des Rollwenzel'ſchen Garten's ſaßen.

Es war Jean Paul und ſeine treue Gattin Caroline. Ihre Züge waren von ſtiller Freude verklärt, während ihre Blicke bald bewundernd die Tauſend und Abertauſend Schönheiten der ſie umgebenden Natur einſaugten, bald ſich nach der in Hoheit und Pracht niedergleitenden Sonne richteten oder ſelig auf den drei Kindern ruhten, die, bewacht von einem Dienſtmädchen unweit von ihnen auf einer kleinen Wieſe mit Charmantel, dem Spitz, ſpielten.

Ach! das Vater- und Mutterherz ſchwieg ja vor übergroßer Wonne; denn auf jedem der holden lieblichen Kindergeſichtchen lag der Heiligenſchein der Freude, aber auf jedem mit anderen Strahlen. Die beiden Mädchen hatten Charmantel ein Halsband von goldgelben Schlüſſelblumen angelegt, und der kleine ſiebenjährige Max ließ nun den ſo Geſchmückten zum allgemeinen Entzücken und Jubel aufwarten und alle ſeine kleinen Künſte machen.

„Wie ſie ſo glücklich ſind!" — ſagte jetzt, eine Thräne der Freude im Auge, die ſelbſt überglückliche Mutter.

„Ja!" — entgegnete Jean Paul mit freudeſtrahlenden Blicken — „möge ſie uns der Himmel nur ſo erhalten. Ich kenne nichts Schöneres, als Kinderfreudigkeit! Sie iſt das Gefühl des noch freien Weſens und Lebens, der Selbſtgenuß der inneren Welt! Sie läßt alle jungen Kräfte wie Morgenſtrahlen aufgehen und der Welt in ſich entgegenſpielen. Die Freudenblumen der Kindheit ſind nicht Kornblumen zwiſchen der in heißer Sonnengluth reifenden Saat des Lebens, ſondern ſelbſt jüngere kleine Aehren, vom Morgenwinde des Daſeins friſch und fröhlich bewegt."

„Und wie ſie den Spitz ſo ſinnig geſchmückt haben!" — meinte die Mutter.

Jean Paul lächelte unendlich milde und ſchön, dann nickte er freudig und ſagte: — „Das Spiel iſt eben die erſte Poeſie des Menſchen!"

„Und gewiß die eigentliche Heimath der kindlichen Seele!" — ſetzte die Mutter hinzu.

„Aber auch der erſte Erzieher! — ergänzte der Vater. — „Zuerſt ſpielt der kindliche Geiſt mit dem Nächſten ... folglich mit ſich. Eine Puppe iſt dem Kinde ein Volk, oder eine Schauſpielergeſellſchaft, und, ohne es zu merken, iſt es dabei Theaterdichter und Regiſſeur. Jedes Stückchen Holz wird ihm zu einem lackirten Blumenſtab, an welchen die Phantaſie hundertblättrige Roſen aufſtängeln kann.“

„Deswegen macht ſie auch jedes, ſelbſt das einfachſte Spielzeug glücklich.“

„Sie bedürfen gar keines koſtbaren Spielzeuges!“ — ſagte Jean Paul — „denn die angeregte Phantaſie bildet jedes Spielzeug viel ſchöner, als die Kunſt es vermöchte. Emma hat immer am liebſten meinen alten Stiefelknecht an Kindes- und Puppenſtatt aufgeputzt. Ich behaupte ſogar: daß allzureiches und allzukünſtliches Spielzeug den Kindern nur ſchadet, weil es ihre Phantaſie nicht übt, ſondern in Trägheit hält und ſchwächt.“

Jetzt kamen die Kleinen mit Charmantel herbeigeſprungen; er mußte — mit dem goldgelben Blumenhalsband geſchmückt — auch vor den Eltern ſeine Künſte machen. Bald aber ſaßen alle drei Kinder auf den Beinen des Vaters und dieſer ſcherzte und koſte mit ihnen, bis die beſorgte Mutter zum Heimgang der Kleinen rieth.

Noch einmal küßten ſie die Eltern herzlich ab; dann zogen die Kinder mit dem Dienſtmädchen davon, . . . nicht ohne ſich noch oft umzudrehen und mit Händen und Taſchentüchern Vater und Mutter lebewohl zuzuwinken.

Jean Paul und Caroline ſahen ihnen lange ſtillbeglückt nach. — — —

Unterdeß hatte die Sonne die Roſen des Abendhimmels gepflückt und rings um das goldne Thor geſtreut, durch das ſie jetzt einer anderen Welt entgegentrat.

Aus den Dörfern und der nahen Stadt ertönte das Abendgeläute; — mächtiger und länger zog die Nachtigall ihre heißen, ſchmelzenden Töne aus der von Sehnſucht wunden Bruſt; — länger wurden die Schatten, und ſüßere Düfte noch trugen die leichten Abendlüfte den beiden Gatten zu.

„O Gott! wie wunderſchön, wie entzückend iſt doch der Frühling!“ — rief jetzt, von ihren Gefühlen überwältigt, die junge Frau. — „Es kann doch keine ſchönere Zeit im Jahre geben!“

Jean Paul küßte erſt, ſtatt aller Antwort, ſein Weibchen; dann aber ſagte er mit einem warmen Blick voll Innigkeit — „und in dem Leben keine ſchönere Zeit . . . als den Frühling der Liebe!“

Hatte es die Nachtigall verſtanden? — Sie zog jetzt Töne, ſo voller Gluth und Innigkeit, ſo voll Sehnſucht und Schmerz und doch auch wieder ſo voll übergroßer Seligkeit, daß die beiden Glücklichen ihr lange . . . lange lauſchten und ſelbſt noch ſchwiegen, als auch ſie längſt verſtummt war.

„Das iſt Frühlingsluſt!“ — rief endlich Jean Paul. — „Indeß . . . ich bin, was die Jahreszeiten betrifft, ein ſonderbarer Kautz. Weißt Du, mein Herz, welches meine liebſte Zeit iſt?“

„Als ob das eine Frage wäre!" — rief mit zärtlichem Blick die nette Frau. — „Ich weiß und kenne Jemanden, der geſtern erſt ſo wunderſchön, als wahr, ſagte — obgleich es eigentlich recht ſchlecht und Sünde geweſen iſt —: Wenn ich einmal todt bin, ſo ſchreibt auf mein Grab: Seine Träume waren voll Frühlinge und ſeine Frühlinge voll Träume!"

„Und doch iſt die Sache mit dem Frühling nicht ſo ganz unbedingt richtig!" — meinte Jean Paul und wiegte ſein Haupt mit launiger Geberde.

„Wie ſo?"

„Nun ſieh!" — fuhr jener fort — „Eigentlich iſt der Herbſt meine liebſte Zeit und ich freue mich ſchon im Frühling auf ihn; denn im Herbſt geh' ich an ſchönen ſonnenhellen, faſt wehmüthigen Abenden im Garten herum und denke mir den herrlichen Frühling voraus. Aber auch der Frühling iſt meine liebſte Zeit, weil ich nun die Fülle des Sommers und die langen Tage ahne. Freilich hat dann auch wieder der Sommer große Reize, wegen des nahen Herbſtes, der von heißen Plagen abkühlt und mehr und bequem genießen läßt und beſonders wieder den Herbſt verſpricht, wo man ſich auf den behaglichen Winter zurüſtet. Der Winter ſelber hat alsdann wieder ſo etwas Hellſtarkes und nachher — ſchon nach dem Neujahr — etwas ſo Frühlingsverkündigendes, — — — daß ich überhaupt eigentlich nicht recht weiß, welche Jahreszeit ich mir nehmen laſſen möchte . . . wenigſtens gewiß nie . . . die kommende!“

„Du biſt ein Schalk!“ — ſagte lächelnd das Frauchen, ihren Arm um den Nacken des Gatten legend — „aber doch auch immer das gleich kindliche Gemüth, das ſich von dem Herzen der Natur nicht trennen kann.“

„So wenig, wie von Deinem!“ — verſetzte Jean Paul — „denn Du biſt ja auch ſo ganz Natur und ſo herzig und ſo lieb und ſo treu und ſo gut wie dieſe!“

„Und warum ſollte ich es nicht ſein?“ — frug Caroline mit leuchtenden Augen — „kann es denn einen edleren und beſſeren Mann geben, als Dich? Geſegnet ſei der Tag, der uns — heute vor zehn Jahren — auf ewig verbunden hat!“

„Geſegnet ſei er!“ — wiederholte Jean Paul feierlich, und er umarmte ſein liebes Weib mit ſtolzer Innigkeit.

Beide ſchwiegen hier längere Zeit. Ihre Gedanken flogen auf unſichtbaren Schwingen über den langen und ihnen doch auch wieder ſo kurz ſcheinenden Zeitraum zurück, der zwiſchen dem Heute und Damals lag.

„Zehn Jahre!“ — hub endlich Jean Paul wieder an — „welch' eine Zeit! und was haben wir Alles in ihr erlebt!“

„Freilich, gar Manches!“ — ſagte Caroline — „aber“ — ſetzte ſie freudig hinzu — „doch meiſtens nur Schönes, Liebes und Gutes!“

„Denkſt Du noch an die himmliſchen Tage nach unſerer Heirath?“ — frug hier Jean Paul in liebliche Gedanken verloren.

„O gewiß! kann ich ſie denn je vergeſſen? Unſere Hochzeitsreiſe! . . . unſeren Beſuch bei Herders!“

„O Herder! Herder!“ — rief Jean Paul ſchmerzlich bewegt. — „Warum mußte er uns durch den Tod entriſſen werden, dieſer edle, dieſer durchgötterte Menſch, der den Fuß auf dieſer Welt, Bruſt und Kopf aber in der anderen hatte!“

„Ja!“ — ſagte Caroline bewegt, und in ihres Gatten Auge zitterten Thränen, — „ja! es war ein großer, ein herrlicher Menſch!“

Jean Paul ſchaute in die Abendgluth; ihr Widerſchein beleuchtete ſeltſam ſeine Züge, die hohe Liebe und Begeiſterung für den heimgegangenen Freund wunderbar verklärten:

„Gleichſam mit einem Liebestrank der Inbruſt gegen die ganze Natur geboren,“ — ſagte er dabei mit gehobenem Haupte, als ſpreche er dem Geiſte des Verſtorbenen zu, — „hielt er, wie ein Bramine, mit dem hohen Spinozismus des Herzens jeden Menſchen, jedes Thierchen, jede Blüthe werth und am Herzen feſt! Er war ein Gedicht, ein Indiſch-Griechiſches-Epos von Gott ſelbſt gedichtet; denn in ſeiner herrlichen Seele floß — wie in einem trefflichen Gedichte — das Gute, das Wahre und das Schöne als ein erhabener Dreiklang ... als eine untheilbare Dreieinigkeit zuſammen!“

„Ja! alter, würdiger, ewiggeliebter Freund!“ — rief hier Jean Paul, wie in einer Viſion, und er ſah' wohl im Geiſte dort in der Abendgluth den erhabenen Schatten ſeines großen Freundes, — „ja! Du warſt, zumal im Alter, ein vielgereiſter Odyſſeus, der nach der Rückkehr aus allen Blüthen-Ländern doch an der griechiſchen Heimath am innigſten hing. Du und Göthe allein — jeder freilich nach ſeiner Weiſe — ſeid die Wiederherſteller des ſingenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte die Philomelen-Zunge nicht hatten löſen können! daher auch kam Deine griechiſche Achtung für alle Lebensſtufen; Deine zurechtlegende epiſche Weiſe in allen deinen Werken, welche — als ein philoſophiſches Epos — alle Zeiten, Formen, Völker und Geiſter mit der gewaltigen Hand eines Gottes unparteiiſch vor das Auge (das Jahre nur an Jahrhunderten ausmißt) und alſo auf die weiteſte Bühne führt. O reine, große, mir ſo innig verwandte Seele! ... ich werde dich nie vergeſſen; ... aber ewig betrauern ... ewig bewundern, ... ewig lieben!“

Jean Paul ſchwieg. Caroline wagte ſeine Gedanken lange nicht zu unterbrechen. Endlich aber ſagte ſie — wohl auch um ihn von allzuernſten Erinnerungen auf freundlichere hinzuführen:

„Was mir von Herders noch am lebhafteſten vor der Seele ſteht, iſt der Beſuch, den wir auf unſerer Hochzeitsreiſe bei ihnen machten.“

„Und erinnerſt Du Dir denſelben noch ſo genau?“

„Als ob es geſtern geweſen ſei!“ — ſagte die junge Frau. — „Wir waren in Weimar angekommen und unſer erſter Gang war zu Herders. Mit klopfendem Herzen trat ich in das heilige Haus. Die alte Mutter ſaß in ihrer Wohnſtube, noch arbeitend, allein. Du machteſt ruhig die Thüre auf ... und wir ſtanden vor ihr. Ihre Ueberraſchung war nicht zu beſchreiben. Sie ſprang auf — ſah’ mich ſtaunend an — lief — wollte Alles im Hauſe zuſammenholen — kehrte zurück, — und wußte nicht, was ſie vor Freude thun ſollte. Nun ward berathſchlagt, ob Du allein, oder ob wir beide zu dem Alten hinaufgehen ſollten. — Auf einmal ſtand der Ehrwürdige in der Thür — ich erblickte ihn zuerſt. — Da iſt er! ſchrie ich im höchſten Tone des Enthuſiasmus. Und er trat in ſeiner Ruhe näher und kehrte mich mit forſchendem Auge gegen das Licht, und wie er mich nun ſah,’ rief er aus: Gott ſei gelobt! Nun bin ich zufrieden! Er war überraſcht; ... er hatte ſich kein Bild von mir machen wollen und hatte gezweifelt, daß Du je mit mir glücklich werden könnteſt. Aber er liebte mich gleich; und war ſo bewegt, wie ein Vater, der einen verlorenen Sohn wiederfindet. Er ging dabei in der höchſten Bewegung die Stube auf und ab — dann kam er wieder zu mir und ſagte mit rührender Ruhe: Ja, Sie ſind, was er haben mußte, Sie brauchen nicht zu ſprechen, man ſieht ſchon Alles. Dann frug er nach Allem, was mich betraf — aber mich ergriff es gewaltig — ich konnte nichts ſagen und der Abend war eine fromme Feier.“

„Edler, herrlicher, treuer Freund!“ — rief Jean Paul. — „Er und ſeine gute Caroline hatten ja geglaubt, ich müſſe eine Andere heirathen. Aber wie bald fand er ſich.“

„Er ging in Ruhe einher „— fuhr die junge Frau fort — „ſo denkend, ſo ernſt; . . . ſo harmoniſch, ſo ſanft und klangvoll war ſeine Stimme, ſeine Kleidung ſo patriarchaliſch. Und doch rührte er mich nicht, wie ſonſt dichteriſche Menſchen, weil er deſſen ungeachtet eine eiſerne Feſtigkeit und eine Beſtimmtheit in ſich hatte, ſo daß man der Weichheit erröthet. Er konnte furchtbar ſein, wenn er nicht liebte — aber uns gab er ja ſein ganzes Herz. Und wie zeigte er dabei die feine Politur eines Weltmannes, ohne unwahr zu ſein; ſein Wiſſen war umfangend genug, um ſeiner Würde nie etwas zu vergeben, weil er die Würde der Menſchheit achtete, nicht, weil er ſeinen individuellen Werth fühlte.

Aber wie kann ich erſchöpfen, was ich über ihn noch jetzt empfinde! Auch ſeine Frau hat damals meine Erwartung bei weitem übertroffen. Sie hatte nicht die Männlichkeit, in der Geſtalt, wie ich glaubte, ſondern blos in der Seele. Sie war mit ihrem Manne emporgeſtiegen und ſtand nun feſt für ſich. Zugleich kannte ſie die älteſte und neueſte Literatur, ſprach beſtimmt über alle Wiſſenſchaften, doch ohne Anmaßung, und neigte ſich recht mütterlich liebend zu mir herab. Im Hauſe war ſie ſehr betriebſam und geſchäftig, ohne kleinlich zu ſein; was man überall bemerkte. Herrſchte doch überhaupt eine gewiſſe Wohlhäbigkeit ohne Luxus dort. Die Zimmer waren ſo einfach und heiter möblirt. Bei Tiſche ging es ſo ruhig ohne ängſtliche Sorge der Wirthin ab. Sogar der Bediente flößte Ehrfurcht ein, weil man ihm, bei Allem was er that, anſah, daß er ſelbſt Ehrfurcht vor ſeiner trefflichen Herrſchaft habe. Es waren ſchöne Stunden, in welchen ich die beiden Herrlichen ſo nahe und ſo heilig verehrte!“

„Vergiß ſie nie, liebes Weib!“ — ſagte Jean Paul — „wir dürfen uns Beide an dieſen Lichtſäulen erheben. Mir aber iſt ſein Verluſt ein ewiger Schmerz, der tief in meine Seele ſchneidet und kalt, wie eine Sonnenfinſterniß, über meinen Himmel zieht.“

„Ich weiß es, Du haſt ihn geliebt, wie keinen Anderen!“ — ſagte Caroline — „und wurdeſt von dieſem großen Menſchen wieder geliebt und erkannt, . . . wie von keinem Anderen."

„Ja, ja!" — rief Jean Paul ſchmerzlich — „das Grab, das ſeine Hülle deckt, umſchließt für mich eine Welt voll Liebe und Geiſt und wirft einen dunklen breiten Schatten über mich und alle meine Freuden!"

Abermals entſtand eine Pauſe. Endlich ſtrich Richter mit der Hand über die Stirne und ſagte:

„Aber trüben wir uns heute, an dieſem ſchönen Feſttage unſeres Lebens, die Erinnerung nicht. Die Güte des Ewigen gab uns ja noch manchen Freund und manchen Tag voll Sonnengold und Liebe!"

„Gewiß!" — verſetzte Caroline — „fanden wir gleich darauf nicht einen reizenden Aufenthalt in Meiningen?"

„Wo ich damals meinen Portativparnaß hintrug!" — rief Jean Paul — „o! es war ein ſchönes Familienſtillleben, was glücklicherweiſe auch über unſeren dortigen Aufenthalt bis jetzt fortdauerte und fortdauern ſoll und wird!"

„Und verſchönte die damalige Zeit nicht auch die innige Freundſchaft zwiſchen Dir und dem Erbprinzen Auguſt von Gotha?"

„Gewiß! . . . welch' ein Fürſt und genialer Kopf!" — rief Jean Paul. — „Und meinte es der Herzog von Meiningen weniger gut?"

Jean Paul's Gattin lachte hier heiter auf: — „Wenn ich an den Herzog von Meiningen denke," — ſagte ſie dann — „fällt mir unwillkürlich immer die Supplik ein, die Du einſt bei ihm für Charmantel einreichteſt."

Charmantel hob bei dieſen Worten den Kopf und ſpitzte die Ohren.

„Ja!" — rief Jean Paul, dem Thiere zugewandt, mit Freundlichkeit — „nicht wahr, da horchſt du auf! Weißt's noch? Soll ich dir's wieder vorſagen, was ich damals wegen Deiner an den Herzog ſchrieb?"

„Ja! ſag's ihm!" — bat die Gattin.

„So horch, Charmantel, alte treue Seele. Weil einige Deinesgleichen den herrſchaftlichen Haſen arg mitgeſpielt — weißt's noch? — war es euch verboten, die Stadt zu verlaſſen. Du dauerteſt mich, gutes Vieh, und da der alte Narr, der Legationsrath, nicht ohne ſeinen Spitz ſein konnte, ſchrieb ich in Deinem Namen:

„Supplik an den Herzog von Meiningen." „Durch einige ſchlechte Wilddiebe und Wildſpione unter unſerer Gewerbſchaft iſt es leider dahingediehen, daß wir alle mit Stadtarreſt belegt ſind. Da wir wenig Vernunft haben — indem unſere größte darin beſteht, daß wir ſaufen und nicht toll ſind, — ſo kann ich nicht's aufſetzen; daher nimmt ſich mein trefflicher Chef und Brodherr die Mühe, für mich Endesunterſchriebenen, — mehr als Endesunterſchreibenden, — eine Supplik zu machen:

Daß ich meinem Chef folgen dürfe, wenn er nach Welkershauſen oder nach Grimmathal geht. Ich kann Atteſte von meinem Prinzipal beibringen, daß ich ſo wenig von der Jagd verſtehe, als er, und daß ich ſtets hinter ſeinem Stock der nächſte bin; und die einzige niedere Jagd und freie Pürſch, die ich mir erlaube, weil der Reichs-Anzeiger dazu ermuntert, iſt zu Zeiten eine — Feldmaus.

Da ich nun mein Brod bei meinem Brodherrn verlieren würde, wenn er mich nicht außerhalb des Thores brauchen dürfte, wohin gerade ſeine Geſchäfte mit mir gehen — und da ich ſein einziger Viehſtand bin und ſeine Poularderie und Faſanerie und ſein Wappenthier und da Sie ihn gewiß halb ſo lieben als er Sie, und da Sie oft, wenn Sie bei ihm waren, die Gnade gehabt, mich armen Hund zu ſtreicheln und zu ſagen, „Komm Spitz!" ſo verſuch' ich mich zu meinem Glücks- und Hundsſtern: daß mir verſtattet werde, früher, als ich zu Schuhen zugeſchnitten bin, und auf andern Füßen als auf fremden, vor das Thor zu kommen.

Spitz.

p. t. Hund bei Herrn Jean Paul."

Beide Eheleute lachten herzlich; Charmantel aber — als ob er es verſtände und ſeinem ſo freundlichen Herrn noch jetzt danken wollte — ſprang an deſſen Beinen hinauf, wedelte mit dem Schwanze, belite luſtig und leckte die Hände des gütigen Freundes.

„Aber“ — ſagte jetzt Jean Paul — „daß wir das Beſte aus der damaligen Zeit nicht vergeſſen!“

Caroline erröthete. Es war die Geburt ihres erſten Kindes, . . . ihrer jetzt achtjährigen Emma.

„O Gott! o Gott!“ — rief Jean Paul — „welche Angſt und welche Seligkeit durchlebte ich damals. Wahrlich! Gott ſteht bei einer Entbindung am Bette der Mutter; wer ihn da nicht findet, bei dieſem unbegreiflichen Mechanismus des Schmerzes, bei dieſer Erhabenheit ſeines Maſchinenweſens und bei der Niederwerfung unſerer Abhängigkeit, der findet ihn nie! — Ich verhehlte Dir, um Dich zu ſchonen, ſo weit ich konnte, die weinende Entzückung, wovon Du dennoch viel bekamſt und erwiederteſt. In der einſamen Stube hatte ich nur meine Entzückung und Gott und den Spitz. Wie ein Donnerſchlag durchfuhr die erſte Erblickung des geliebten Kindes Mark und Bein! Es war ein großes Kind, herrlich gebildet, und mir (was Dich ſo freute, wofür ich mich wieder beſcheiden an's Näschen hielt) ganz aus den Augen geſchnitten.“

„O Gott!“ — rief hier die Mutter erröthend . . . und beide lagen ſich in ſtiller ſeliger Erinnerung in den Armen.

Die Sonne war untergegangen, aber im Weſten glühte es noch, und auf den Bergen lag es, wie eine ungeheure Feuerkrone.

Kein Lüftchen regte ſich, kein Laut ließ ſich hören; ... nur die Nachtigall ſang von Liebe, ... von ſchöner, treuer, ewiger Liebe!

„Aber!“ — rief jetzt Jean Paul heiter — „feierten wir denn damals nicht eine Doppelgeburt?“

„Gewiß!“ — ſagte Caroline Richter ſanft — „mit dem Kinde zugleich erblickten die letzten Kapitel des „Titans“ das Licht der Welt.“

„Mein Lieblingswerk!“ — rief Jean Paul froh und glücklich.

„Und was haſt Du, fleißiger Mann, ſeitdem nicht Alles geſchaffen!“ — fuhr Caroline fort.

„Ach ja!“ — meinte Jean Paul — „es floß Manches ſeitdem aus Kopf und Feder: außer den kleineren Arbeiten, „die Flegeljahre,“ — „die Vorſchule der Aeſthetik,“ — „Levana,“ — „Fibels Leben,“ — „Vermiſchte Schriften,“ — „Dr. Katzenberger's Badereiſe!“ — „die Dämmerungen,“ — „die Bittſchrift an den Merkur,“ — jene „an die Luna,“ — und nun die „Herbſtblumine!“ — S'iſt allerdings der Mühe werth.“*)

---

*) Wir können nicht umhin, unſere Leſer auf die Vortrefflichkeit dieſer, der vorhergehenden und der ſpäteren Werke Jean Paul's „Titan,“ — „Flegeljahre,“ — „Vorſchule der Aeſthe-

„Fleißige Seele!" — rief hier Caroline und küßte den Gatten — „wenn Du Dich bei all' dem Schaffen nur nicht aufreibſt."

„Närrchen!" — ſagte liebevoll Jean Paul — „ich verjünge mich ja! Aber die beſten Werke, die ich geliefert habe, haben wir doch vergeſſen!"

„Wie?" — frug die Gattin erſtaunt.

„Nun! . . . Max und Ottilie!" — ſagte Jean Paul lachend. Caroline aber verſchloß ihm mit einem Kuſſe den Mund.

„Die Geburt unſeres lieben kleinen Max!" — fuhr jetzt Jean Paul fort — „war übrigens doch der einzige wirkliche Lichtpunkt in unſerem einjährigen Aufenthalte in Coburg. Es iſt wahr, die Gegend war in Meiningen wie in Coburg ſchön; . . . aber . . . es litt mich eben doch nicht dort, und ſo ſitzen wir denn

---

tik," — „Levana oder Erziehungslehre," — des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flätz. Nebſt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne," — „Dämmerungen," — „der Komet," — u. ſ. w. aufmerkſam zu machen. Der unerſchöpfliche Reichthum herrlicher Gedanken, die ideale, reine Anſchauungsweiſe, der unübertreffliche Humor, den ſie athmen, alles dies macht ſie zu einem wahren Schatz unſerer Literatur. Wir empfehlen daher auf das Wärmſte die — ſchon durch die Art der Lieferung und ihre Billigkeit — vortheilhaft hervortretende neueſte Ausgabe: „Jean Paul's Werke." (Georg Reimer, Berlin 1860—61), die in 90 Lieferungen (à 4 Sgr. die Lieferung) erſcheint, und von welchen bereits ca. 30 Lieferungen ausgegeben ſind.

jetzt ſeit faſt ſieben Jahren*) in Baireuth, am ſüdlichen Rande meines lieben Fichtelgebirges, das ſo lange das Mekka meines Lebens geweſen; wohin ich ſtets — in der Begeiſterung des Dichtens, wie in Augenblicken ahnungsreicher Lebenshoffnungen — mein vor den Altären der Natur betendes Antlitz wandte!"

„Und hier. . . ."

„Werden wir bleiben, bis uns der Himmel einen Wohnort zwiſchen Sonnen und Milchſtraße einräumt und uns das Erdenleben zu einem kurzen zurückgeſunkenen regenbogenfärbigen Mährchen geworden iſt. Aber auch unter neuen Sonnen und neuen Milchſtraßen wird uns Eines aus dieſem kleinen Erdenleben bleiben, und das iſt . . ."

„Unſere innige, treue, heiße Liebe!" — ſagte Caroline und lehnte ſelig ihr Haupt an die Bruſt des Gatten.

Da rief es vom Himmel:

„Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ja! — . . ."

Es war die Nachtigall, die ihre Abendhymne mit vier gleichen langgezogenen Tönen ſchloß.

---

*) Seit dem 14. Auguſt 1804.

Das Liebesmahl.

„Wo wird er ſein?“ — rief in dieſem Augenblicke Frau Dorothea Rollwenzel. — „Ich wette zehn gegen eins, der Herr Legationsrath ſitzen mit ſeinem Weibchen dort in der Laube. S'iſt ja ſein Lieblingsplätzchen!“

Jetzt machten ſich — in der tiefen Dämmerung auch andere Stimmen hörbar.

„Es ſind die Freunde!“ — ſagte Jean Paul zu Caroline und Beide erhoben ſich freudig, den lieben, für dieſen Abend zu einem kleinen Feſtmahle eingeladenen Gäſte entgegenzugehen.

Und Jean Paul hatte es ſo richtig getroffen, wie Frau Dorothea: mitten auf dem Wege von dem Hauſe zur Laube fanden ſich jubelnd und beglückwünſchend die Freunde. Es war Otto mit ſeinem lieben Frauchen — der nun ſchon ſeit elf Jahren in Baireuth wohnte; — der würdige Emanuel — der Baireuth nie verlaſſen; — Recha und ihr Gatte, Herr Enoch Veith; nebſt ein paar anderen geiſtreichen Männern: den Regierungsräthen Dobeneck und Kraus und dem wackeren Naturforſcher Seebeck, die ſich ſeit längerer Zeit als weitere Glieder dem ſchönen Freundeskreiſe einverleibt hatten. Auch Kammerrath Riedel und ſeine Gattin kamen jetzt noch dazu.

Das war ein ſchönes und frohes Zuſammentreffen und Beglückwünſchen; denn die Freude und die Wünſche kamen aus den Herzen; und was man ſagte, das fühlte und dachte man auch — und Jedes aus dem kleinen Kreiſe wußte, daß es hier auf Wahrheit, Offenheit und Herzlichkeit rechnen könne.

Die Rollwenzelin aber hatte ihre Sache, wie immer, gut gemacht!

In dem mit Laub und Blumen geſchmückten Zimmer des Herrn Legationsrath, war von ihr ein großer Tiſch fein ſäuberlich gedeckt und ſchön arangirt worden. Zwei Vaſen mit Blumen ſchmückten ihn feſtlich, und zwiſchen den Blumen, Tellern und Gläſern hoben ſich, gar freundlich winkend, die Hälſe einer recht artigen Batterie von Burgunderflaſchen. Das einfache Eſſen aber war ausgezeichnet gut zubereitet; denn Frau Dorothea Rollwenzel ſuchte nicht nur ihres Gleichen im Kochen, ſie ſetzte auch heute — wo es galt, ihrem hochverehrten Freunde ein Feſt zu bereiten, — ihre Ehre darein, etwas Ausgezeichnetes zu liefern.

So fand ſich denn die ganze Geſellſchaft ungemein behaglich und die Heiterkeit wuchs von Minute zu Minute. Aber ſo wollte es ja Jean Paul auch gerade haben: — „denn“ — ſagte er — „Freude macht uns zu allgemeinen Menſchenfreunden; während Traurigkeit oder pedantiſcher Ernſt uns Allen Gram ſein, oder doch nur Wenige ausſchließend lieben läßt. Der Traurige und der Pedant ſuchen Beide die Einſamkeit; der Freudige aber ſucht Menſchen, denen er ſein ſchwellend Herz ausgießen kann!“

Darum aber waren ernſtere Geſpräche nicht ausgeſchloſſen. So kam es, daß — nachdem Emanuel einen Toaſt auf das heute vor zehn Jahren verehlichte Pärchen ausgebracht, und Otto den Schöpfer ſo vieler herrlicher Werke hatte leben laſſen, — das Geſpräch ſich dem „Titan,“ als dem Cardinal-Roman Jean Paul's, zuwandte.

Viel des Intereſſanten kam dabei zu Tage; ſo berichtete Jean Paul: daß die „unſichtbare Loge“ die Wiege des „Titan's“ geweſen ſei, wie alle folgenden Werke ſeine Erzieher.

„Ich begreife das!“ — ſagte Otto — „denn der „Titan“ iſt die endliche, vollkommen in allen ihren einzelnen Lichtbrechungen bis an's Ziel verfolgte Ausführung der Idee, aus welcher — als ſie ſich noch dunkel aus Deinem Inneren hervorarbeitete — die „unſichtbare Loge“ ſelbſt entſprang; die ſich aber im Verlauf der Arbeit an dem „Titan“ rieſengroß in Dir erhob.“

„Und zu deren Bewältigung ich ein Decennium lang die Mittel und die Kräfte erkämpfen mußte!“ — ergänzte der Dichter. — „Mein großes und wichtiges Thema war dabei: die Geſchichte eines edlen Menſchen von früheſter Kindheit auf bis zum Eintritt in einen, den höchſten Kräften der Menſchheit entſprechenden Wirkungskreis zu ſchildern und zwar eines durch Anlage, Erziehung und Leben harmoniſch vollendeten Weſens, das alle höchſten und edelſten Entzückungen und Schmerzen der Welt und des Lebens durchgeht, und dies neben den Aberrationen, in denen alle — nicht zur Harmonie gelangten und mit einſeitig hervorragenden Kräften ausgebildete Naturen beider Geſchlechter — phyſiſch und moraliſch zu Grunde gehen.“

„Welch' großes ſchönes Thema!“ — rief der Kammerrath Miedel. — „Die Ausführung aber iſt ein wahrer Mikrokosmus!“

„Und wie ſchön“ — ſagte Emanuel — „daß die Idee nicht nur auf eine negative Weiſe veranſchaulicht wird, ſondern poſitiv durch die Schilderung eines ganzen wirklich harmoniſch vollendeten Lebens!“

„Darum eben“ — meinte Recha — „wirkt aber auch dies Buch ſo harmoniſch vollendend auf den Leſer zurück. Ich habe keinem Werke unſeres edlen Freundes ſo viel zu verdanken, als dem „Titan," den ich jetzt viermal geleſen habe!"

„Beſte Freundin!" — rief hier Jean Paul mit feinem Lächeln — „wiſſen Sie denn, wie viel der „Titan" Ihnen verdankt? . . . Die Seele des Dichters iſt ein Spiegel: ſchöne und häßliche, edle und verworfene Geſtalten ſpiegeln ſich in ihr ab; der Geiſt reproducirt ſie dann nur wieder."

„Darum leben aber auch dieſe Geſtalten in jenem Werke!" — ſagte Dobeneck. — „Mich hat keine ſo frappirt, als Roquairol!"

„Er vertritt die alte deutſche Idee, die dem Fauſt zu Grunde liegt!" — verſetzte Jean Paul. — „Ich ward durch Jacobi auf die bloße Negative geführt. Die Stelle im Allwil, wo dieſer von poetiſcher Auflöſung in lauter unmoraliſche Atonie, Geſetzesfeindſchaft, durch lauter Reflexion ſpricht, gab mir die erſte Idee zu dem Charakter Roquairol's. Er iſt der Repräſentant des verirrten, gegen ſich ſelbſt und jedes Beſſere wüthenden Genius, das ſich und Andere als Schwächling durch abſichtliche Phantaſieſchwelgerei moraliſch und phyſiſch übertäubt und zerſtört."

„Und wie ſchön haben Sie dieſe große ſchreiende Diſſonanz für ſich und Andere durch das Hineintragen ſo vieler launiger, komiſcher und humoriſtiſcher Elemente gemildert!" — ſagte Emanuel.

„Aber die Heilung der Wunde, die dieſer Charakter jeder fühlenden Menſchenbruſt ſchlägt,“ — fügte Recha hinzu — „gaben Sie ſich hauptſächlich dadurch, daß Sie in Albano einen unendlich hohen und herrlichen Menſchen neben den gefallenen hinſtellten.“

„Und Himmel!“ — rief hier Kammerrath Miedel — „was iſt das für eine plaſtiſch-ſchöne, ächt griechiſche Figur.“

„Wie noch ſo manch’ andere im Titan!“ — meinte Doktor Seebeck — „Dian, Linda u. ſ. w.“

„Er hat ja Studien genug gemacht!“ — bemerkte hier lächelnd Caroline: — „Sind ihm nicht hohe Frauen genug im Leben entgegengetreten?“

Die Kammerräthin Miedel ward bei dieſen Worten verlegen. Jean Paul merkte es; aber eine ſchöne ſtille Freudigkeit ſtrahlte aus ſeinen Zügen, als er ſagte:

„Ich kann meinem Schickſale nur danken, daß es mir Charaktere entgegenführte, wie die Titanide, Charlotte von Kalb, wie Frau von Krüdener, Emimilie von Berlepſch, die hohen Fürſtinnen von Hildburghauſen, Solms und Thurn und Taxis! O, es waren alle herrliche Weſen, nur jede in ihrer Art, und jede gab mir Vorbild und Stoff zu meinen Schöpfungen, — bot mir eine unerſchöpfliche Quelle des Studiums. Wie oft unterhalte ich mich mit meiner lieben Caroline davon, — und wie ſchön iſt es, daß die reine köſtliche Frucht aller dieſer vorübergehenden Zuſammentreffen, eine dauernde reine, hohe Freundſchaft geworden iſt. Linchen und ich correſpondiren mit ihnen allen und ich kenne dabei nur einen Schmerz: daß die Kalb, dieſe große ſchöne Seele, dieſes erhabene Weib, an das ſich ein tragiſches Geſchick mit gräßlicher Energie und Beharrlichkeit anklammert . . . jetzt faſt ganz erblindet iſt!“

„Schrecklich!“ — riefen Mehrere und man ſprach mit warmem innigem Gefühle den Antheil aus, den man an dem Geſchick dieſer Frau nahm, die noch dazu durch die Machinationen ihres Schwagers, des Präſidenten, ihr ganzes — urſprünglich fürſtliches — Vermögen verloren hatte.

Faſt hätte auch dieſe ſchmerzliche Erinnerung die Heiterkeit Jean Paul's jetzt geſtört, wenn Otto nicht mit Geſchicklichkeit das Geſpräch wieder auf die plaſtiſche Geſtaltung der Hauptfiguren des „Titans“ zurückgeführt hätte.

„Und wiſſen Sie auch“ — ſagte jetzt Caroline — „wem mein trefflicher Mann dies klaſſiſche Studium zu danken hat?“

„Nun?“ — frug die Kammerräthin.

„Niemand anders . . . als ſeiner kleinen Berlepſch!“ — ſagte ſchelmiſch lächelnd die Gattin des Dichters. — „Nachdem er nämlich ihre Hand ausgeſchlagen, und das

Verhältniß wieder ein ruhiges, ſtill-freundſchaftliches geworden war, begleitete ſie mein Mann nach Dresden und hier war es die Kunſt, die — wie er mir oft erzählt — einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn machte und für die ganze Folgezeit auf ſeine geiſtigen Schöpfungen einwirkte. Iſt es nicht ſo?"

„Ja!" — ſagte Jean Paul mit leuchtenden Augen und drückte vor allen Anweſenden einen innigen Kuß auf die Wange der erröthenden Gattin. — „Und ſeitdem iſt die Kunſt meine zweite Geliebte!"

„So war der Eindruck ſo mächtig?" — frug Dobeneck.

Des Dichters Augen flammten noch höher auf. Er ſchwieg einen Moment, als wolle er die ganze Macht jenes erſten Eindruck's auf ſich zurückwirken laſſen; dann ſagte er:

„Himmel! es war ja eine neue Welt, die ſich in mich drängte und die alte halb erdrückte. Ich will hier nur von den plaſtiſchen Kunſtwerken ſprechen: ſie ſtanden in einem langen, lichten, hohen, gewölbten Saale, durch den zwei Alleen von Säulen liefen. Zwiſchen den Säulen aber ruhten die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns armen Sterblichen eine heilige, ſelige, ſtille Welt in ihrer Geſtalt und in unſerer Bruſt aufdecken. O! meine Freunde, da findet man den

Unterſchied zwiſchen der Schönheit eines Menſchen und der eines Gottes. Jene bewegt, obwohl ſanft, noch der Wunſch und die Scheu; aber dieſe — der Götter Schöne — ruhet feſt und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, . . . nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Lippen.“ — Er hielt inne, dann ſagte er, faſt träumeriſch und noch in jenen Sphären ſchwebend — „es war ein Eindruck, der für mein Leben entſchied!“

„Und für Deine Schreib- und Anſchauungsweiſe!“ — fügte Otto hinzu.

„Ich weiß es wohl!“ — fuhr Jean Paul fort. — „So oft ich ſeitdem über große ſchöne Gegenſtände ſchrieb, traten dieſe Götter vor mich und gaben mir die Geſetze der Schönheit. Damals erkannte ich die Griechen erſt recht und habe ſie und ihr himmliſches Hellas und ihr lichtes, götternahes Streben ſeitdem auch nicht vergeſſen! Oft wurde von nun an, mitten in unſerem nordiſchen Winter, mein Geiſt in Jonien und Attika erquickt; ich meine, ich las mit einer Wonne, von der Ihnen mein treues Weibchen erzählen könnte, die Odyſſee, die Ilias, den Sophokles, Euripides und Aeſchylus. Sie wirkten ſchön auf meinen „Titan;“ aber nicht als Väter, ſondern als Lehrer; nicht als plaſtiſche Form dieſer Pflanze, ſondern als reifende Sonnen!“

„Mit welcher Luſt mögen Sie dieß herrliche Werk geſchrieben haben!“ — ſagte hier Emanuel.

„Lieber würdiger Freund!“ — rief Jean Paul ſtrahlend — „ſagen Sie: mit welcher Seligkeit!“

„Und die anderen Werke?“ — fiel lächelnd ſeine Frau ein. — „Er glaubt nämlich bei jedem neuen, das er ſchreibt, die Schöpfung deſſelben mache ihn am ſeligſten.“

„Freilich!“ — ſagte Jean Paul mit überglücklicher Miene — „weil der geiſtige Genuß in der Gegenwart — wie jeder andere Genuß — immer der friſcheſte iſt. Kannſt Du's aber leugnen, daß mich — namentlich die „Flegeljahre“ — ebenfalls unendlich beglückten?“

„Auch die ſchriebſt du allerdings mit unendlicher Luſt!“ — meinte Caroline.

„Weil ich ſo recht in der Idee des Buches lebte.“

„Und weil Du Dich ſelbſt ſchriebſt!“ — rief Otto — „oder vielmehr deine zwei Naturen in Walt und Vult auseinanderlegteſt.“

„Und weil der Stoff prächtig war!“ — ſetzte der Dichter feurig hinzu: — „War es nicht lohnend: das Glück, die Güte und die Thorheit einer wahren Dichterſeele zu ſchildern . . . gegenüber dem Weltverkehr und dem Weltverſtande. Und den ſanften Dichterjüngling dann durch alle Gefahren und Widerwärtigkeiten zum rechten Ziele führen zu können . . . und ſich dabei in den behaglichen Niederungen des Lebens zu bewegen, in denen ein penſionirter General die höchſte geographiſche Höhe bildet!“

„Freilich iſt Dir's hier prächtig gelungen“ — rief Otto — „das dunkele Gedankenleben der ſüßen Kindeszeit, die rührenden Thorheiten und das kleine Glück der Seele unendlich groß zu ſchildern und die Liebe, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens in der phantaſiereichen Jünglingszeit des Menſchen treu abzubilden!“

„Und die unvergleichliche Figur Bult's!“ — ſagte Emanuel — „dieſe vagabundiſche Natur als verſtändiger Humoriſt!“

„Wenn das Buch nur vollendet wäre!“ — klagte Recha.

„Das wird es noch! das wird es noch!“ — rief Jean Paul im Feuereifer.

Jetzt aber ſtand Dobeneck auf und brachte dem unerſchöpflichen Dichter, dem unermüdlichen Schöpfer ſo herrlicher Werke ein freudiges Hoch!

Die Gläſer klangen und Alle ſtimmten freudig ein.

Jean Paul dankte auf ſinnige Weiſe; dann ſagte er:

„Daß die Hand eines Menſchen über ſo wenige Jahre hinausreicht und daß ſie ſo wenig gute Hände faſſen kann, das muß uns Schriftſteller entſchuldigen, wenn wir ein Buch nach dem andern in die Welt ſchicken: unſere Stimme reicht ja weiter, als unſere

Hand; unſer enger Kreis der Liebe zerfließt in weitere Zirkel, und wenn wir ſelber nicht mehr ſind, ſo wehen unſere nachtönenden Gedanken in dem papierenen Laube noch fort und ſpielen, wie andere zerſtiebende Träume, durch ihr Geflüſter und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine ſchwere Stunde hinweg, und tragen Ruhe, Friede, wohl auch Seligkeit hinein und Licht in den Geiſt!“

„Und dies ſchöne Bewußtſein dürfen gerade Sie vor allen anderen Dichtern hegen!“ — ſagte Recha.

„Aber auch die Stellung, die Sie jetzt einnehmen, muß Sie freuen!“ — meinte Emanuel.

„Allerdings!“ — verſetzte Jean Paul. — „Was mich beſonders bei dem Rückblick auf meine reiche und raſtloſe Thätigkeit erquickt, iſt, daß ich jetzt allerdings einen feſten Boden für dieſelbe unter mir habe, und daß mir mein Genius dieſen, durch ein treues Feſthalten an mir ſelbſt, gewinnen half. So hab' ich doch endlich die Unabhängigkeit und das gelobte Land erkämpft, das anfangs nur in Nebeln lag, dann von Wolkenſchichten verdeckt wurde und ſich jetzt endlich wie ein ſchönes Canaan vor mir ausbreitet!“

„Recht! Freundchen!“ — rief hier Otto, ſtand auf und nahm ſein gefülltes Glas zur Hand, — eine Bewegung, in der ihm die anderen gerne folgten. — „Aber was wäre Dein gelobtes Land, wenn nicht die Blume der Liebe, wie Sarons Roſe, darin blühte. Darum trinke ich jetzt auf das Wohl der treuen Gattin des Dichters, deren Liebe und Sorgfalt ihm doch erſt ſein Canaan zum Paradieſe macht! Sie lebe hoch!“

Und wieder klangen die Gläſer und wieder ſchallte ein herzliches inniges „Hoch!“ durch den kleinen Raum.

Als aber der Lärm verhallt war, ſchlang Jean Paul ſeinen Arm leiſe um die erröthende Gattin und ſagte mit zärtlichem Blick und überglücklichem Herzen:

„Ja, es iſt wahr! meine Caroline iſt das Glück meines Lebens! Sie iſt das Weſen, das ich ſo lange in meinen glühendſten Träumen geſucht, — nachdem meine Seele mit tauſend ſtillen Thränen rang! — — Als ich Dich heute vor zehn Jahren zum Altar führte, liſpelte ich Dir zu: O, wie will ich Dir, Dir Alles ſagen! Die Töne werden mein Inneres zerſchneiden, . . . die Thränen werden mich erſchöpfen, . . . ich werde in dein naſſes Auge ſehen und an Dich fallen und Dich anblicken und Dich wieder umarmen und mein Leben daran ſetzen: Dich glücklich zu machen. Sprich, Du mein guter Engel, mein trautes Herz . . . hat Dein Gatte Wort gehalten?“

Und Caroline, ihr Haupt an ſeine Bruſt legend, ſagte überglücklich: — „Ja! . . . . Und hab' ich denn einen anderen Schmerz, als den, daß ich nicht die Allerbeſte und Allerklügſte für Dich ſein kann?“

„O das biſt Du! das biſt Du!“ — rief Jean Paul, und Thränen der höchſten Luſt funkelten in ſeinen Augen. — „Du biſt meine Heilige und Heiligende, im eigentlichen Sinne des Wortes; . . . Du biſt meine Geduldige, Geſchäftige, und was mehr . . . . was Alles ſagen will, Du, mein treues Weib, . . . Du, die holde Mutter unſerer lieben Kinder, . . . Du, die denkende, geiſtig mitlebende Freundin des Dichter's. . . Du, . . . biſt auch, . . . meine geliebte Liebende!“

Und beide ſanken ſich unter Thränen der Freude, der höchſten Wonne und Seligkeit in die Arme und küßten ſich herzlich.

Emanuel aber trat hinter ſie, legte ſegnend die Hände auf ihr Haupt und ſagte mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Möge dieſe Liebe und dieſes Glück nie verwelken und Euch, Ihr Guten, noch recht viele, viele ſchöne frohe Tage geben!“

Und als er zurücktrat . . . drückte die Rollwenzel, — die leiſe eingetreten war — auf jedes der beiden Häupter . . . einen reichen vollen Blüthenkranz.

Der Brief.

In dem Zimmer, welches Jean Paul in Baireuth als Studirſtube diente, herrſchte jetzt noch tiefe Stille; denn es war noch ſehr frühe, ſo daß die aufgehende Sonne kaum Zeit gefunden, ihre erſten Strahlen als reiche Vergoldung an deren Wände und Decke zu legen. Sie that es faſt mit ſcheuer Verehrung, denn . . . die Studirſtube Jean Paul's war ein kleines Heiligthum! Freilich ein Heiligthum ſeltſamer Art.

Ein wunderbarer, aus dem Geruch von Blumen und Wein gemiſchter Duft wehte hier die Phantaſie romantiſch an: und romantiſch — in gewiſſer Art — war hier Alles; vorab die Ausſicht durch die, dem Aufgange der Sonne entgegenliegenden Fenſter, aus welchen der Blick über Gärten. hohe Bäume und einzeln gelegene Häuſer hinüber zu dem blauen Fichtelgebirge ſchweifte, das den fernen Horizont umgränzte.

Mitten in der Stube ſtand — durch eiſerne Klammern an dem Boden feſtgemacht und parallel den Fenſtern

— ein unſcheinbares Repoſitorium, bis obenan mit Excerpten und Manuſcripten gefüllt. Zwiſchen den beiden Fenſtern hatte ein einfaches Sopha ſeinen Platz gefunden, und vor demſelben ein Arbeitstiſch von Eichenholz.

Hier lagen, in ſtreng beſtimmter Ordnung, die ausgeſuchteſten Federn neben dem verſchiedenartigſten, ſelbſt buntfarbigen Papier — Alles auf ſorglicher Unterlage — und den Federn und dem Papiere geſellten ſich Gläſer, Brillen, Blumen und Bücher, . . . und zwar unter den letzteren immer die kleinen engliſchen Ausgaben von Swift und Sterne.

Auch ein Klavier befand ſich hier, den Raum vor dem einen Fenſter einnehmend, und neben an ein Käfig mit einem munteren hochbeinigen und ſchön hochgelben Kanarienvogel, der eben jetzt die erſten Strahlen der Sonne mit ſchmetternden Jubeltönen begrüßte.

Und führte nicht auch von dem Käfig eine kleine Leiter zu dem Arbeitstiſche des Dichters? . . .

Ja! . . . ſchaue nur auf ſie herab, du kleiner gelber Sänger, . . . du weißt wohl, daß du täglich auf dieſer Leiter zu dem Tiſche herunterhüpfſt . . . und von da . . . auf die Schultern deines Herrn fliegſt!

Und rings an den Wänden dehnen ſich noch andere Repoſitorien mit Büchern. In der Ecke, hinter der Thüre, hängt eine lederne geſtickte Jagdtaſche und neben ihr iſt ein mächtiger Stock aus Roſenholz an die Wand gelehnt. Beide ſind die treuen Begleiter des Dichter's, wenn er kleine Fußreiſen oder weitere Spaziergänge macht, oder munter und friſch — den Kopf voll dichteriſcher Ideen — dem Häuschen der guten Rollwenzel zuſchreitet. Der dritte Begleiter — Charmantel, der Spitz, — iſt jetzt freilich noch nicht hier; aber unter der Jagdtaſche und neben dem Stock liegt das Kiſſen, auf dem er, ſo lange ſein Herr hier arbeitet, zu ruhen pflegt.

In einer anderen Ecke des Zimmer's raſcheln in einem kleinen Behälter gezähmte Mäuſe und auf dem Klavier ſteht ein pappener Schachteldeckel, über den ein Fenſterglas befeſtigt iſt. Unter dem Glaſe aber reſidirt eine groß-mächtige Kreuzſpinne, die mit hungrigem Magen auf die Erſcheinung des Dichters und ihre Fütterung durch dieſen, wartet. Das Ganze aber krönt — durch ſeinen poetiſchen Hauch — ein prächtiger Blumenflor in Töpfen, der in doppelten Reihen an den Fenſtern hinläuft.

Das war die Studirſtube Jean Paul's, die er oft ſo ſchön: „die Brautkammer des Geiſtes“ nannte. — — —

Hell und heller ſchmetterte jetzt der Kanarienvogel, . . . reicheres Gold noch legte die Morgenſonne an Decke und Wänden an, . . . als bereiteten ſie ſich Beide vor, den Dichter würdig zu empfangen . . . ſiehe! da trat er ſelbſt ein, der freundliche Mann im bräunlichen Hausrock, in Pantoffeln und mit locker um die Füße hängenden Socken . . . gefolgt von dem treuen, von ſeinem Herrn unzertrennlichen Spitz.

Ruhe und innere Freudigkeit ſpiegelten ſich in den edlen Zügen, — *und ruhig und zufrieden und ſtill beglückt, war es ja auch mit den Jahren in Jean Paul's Seele geworden.*

Richter ſtand jetzt auf der Höhe des Lebens; — die Stürme der Jugend waren verbrauſt; — die beiden Doppelnaturen, in welchen ſein Weſen in früheren Zeiten oft ſo ſcharf auseinander ging, hatten ſich harmoniſch ausgeglichen: er ſtand auch *über* dem *inneren* Kampf, mitten in der Verklärung *eines ſchön-vollendeten Charakters.*

Er war dazu gekommen in Folge der natürlichen Abwickelung ſeines äußern wie innern Zuſtandes und ſeiner Kräfte überhaupt. Je ferner ſeinem Seelenblick und ſeiner Erinnerung die hohen Ideale der früheren Zeit zurücktraten und je weniger er neue zu erzeugen im Stande, deſto glänzender thürmten ſich natürlich die hohen Charaktergebilde ſeiner Blüthezeit hinter ihm auf. Zugleich mußten die Nachwirkungen der vorhergehenden Epochen unter ſolchen Umſtänden immer ſtärker werden, und die Selbſtbefriedigung unterhalten und ſteigern.

Ferner waren die äußeren Verhältniſſe ſeines Lebens ſo harmoniſch und erfreuend geworden, daß ſie die Seele in einem frohen Gleichgewicht erhielten, ſowohl in Betreff der Entfernung aller Nahrungsſorgen, wie in dem Anblick einer, in Geſundheit des Körper's und der Seele aufblühenden, mit unendlicher Liebe an ihm hängenden Familie. Auch die Ehre und Achtung, die er von Außen fordern konnte, wurde nicht mehr getrübt, ſo wie er ruhig und freudig im Genuße einer, ſeit ſeiner Kindheit ihm ſo befreundeten heimiſchen Natur ſchwelgte. Dazu kam denn auch endlich noch, daß er jetzt die Früchte ſeines früheren Fleißes mit vollen Händen erntete, denn vor ihm lag die unendliche Menge von Bauſteinen an entworfenen Scenen, Charakteren und Einfällen, aus denen er nur auszuwählen und ſie unter einem Plane auszuarbeiten und zuſammenzufügen hatte. — In dieſer freudigen Stimmung erſchienen ihm alſo ſeine idealen Werke an der Seite des Höchſten, was Menſchen überhaupt liefern konnten und ihre Mängel und Schwächen nicht als ihm eigenthümliche, ſondern als die allgemeiner menſchlicher Unvollkommenheit.

Wohl hatte auch er im Laufe der Zeit die Nichtigkeit aller menſchlichen Beſtrebungen und den Widerſpruch der Sehnſucht des menſchlichen Herzens nach dem Größten, Schönſten und Erhabenſten mit dem Erreichbaren erkannt; aber das ruhiger gewordene, gereiftere Urtheil ſeines Verſtandes ſagte ihm:

daß die Mitgabe eines ſolchen, an ſich unzubefriedigenden Triebes kein Unglück ſei, wenn man ſie als Sporn rüſtigen Strebens betrachte und ſelbſt die ſchönen, in der menſchlichen Natur begründeten Illuſionen zu einer Quelle reiner, hoher Freuden werden laſſe.

So war Jean Paul froh, heiter und ruhig geworden, und mit dieſer ſtillen, geruhigten Heiterkeit, — mit dieſer inneren Verſöhnung mit Welt und Leben, hatte auch ſein Humor eine ſo milde Färbung angenommen, daß er nicht mehr ſein eigenes Herz zerriß, ſondern — über die Schwächen der Menſchen lächelnd — ihn ſelbſt und Andere beglückte und entzückte.

Nur bei dieſem geiſtigen Entwicklungsgange war es für ihn möglich geweſen zur endlichen inneren Selbſtbefriedigung, zur Verſöhnung der beiden, ſich in ihm feindlich beſtreitenden Naturen zu gelangen.

Die ſchönen Früchte dieſer harmoniſchen Ausgleichung ſollte die Zukunft reifen.

Jean Paul's Leben theilte ja das äußere Geſchick und die damit Hand in Hand gehende innere geiſtige Entwicklung in drei Perioden. In ſeiner Jugend machte ihn die bitterſte Armuth und das Zurückgeſtoßenwerden von der ganzen Welt ſcharf und beißend ſatiriſch! eine verbeſſerte äußere Lage und geſelliger Umgang verſöhnten ihn ſpäter mit Welt und Menſchen

— ſo weit es nämlich „ſein in Thränen lächelnder Geiſt" zuließ — und ſo wurde er in den Schöpfungen der zweiten Periode epiſch-humoriſtiſch; . . . ein reiferes, geſichertes Alter, welches die ſtürmiſche Welt des Gefühles zu einer des Begriffes abklärte, machte ihn dagegen didaktiſch-humoriſtiſch.

Und dieſe letztere Zeit ſchwebte jetzt mit ſtillem Glanze über ſeinem Haupte. — — — — — — —

Als Jean Paul in ſein Studierzimmer getreten, war ſein erſtes, die Fenſter zu öffnen und der friſchen Morgenluft Eingang zu verſchaffen. Die Blicke nach dem fernen Fichtelgebirge gerichtet, war ſein freudiges, ſtill-glückliches Aufathmen ein ſchöneres Morgengebet, als er es im Worte zu faſſen vermocht hätte. O! er war ja in dieſem Augenblick fromm aus Freude, ſtill aus Ueberfüllung der Seele, genügſam und zufrieden aus inniger herzlicher Dankbarkeit.

Aber dieſe wahre, reine, innige Frömmigkeit ſchwellte ſein großes Herz in Liebe! . . . er mußte lebendige Weſen haben, ihnen dieſe Liebe zu bekunden, und da Frau und Kinder — wie faſt ganz Baireuth — noch ſchliefen, waren es die kleinen Herzen ſeiner Thiere, an die er das ſeine legte.

Mit Charmantel ſich freundlich unterhaltend, fütterte er ſeinen Kanarienvogel, mit dem er gleichfalls wie mit einem geliebten Kinde ſprach; dann bekamen die Mäuſe ihr Futter, das ſie ihm aus den Händen freſſen mußten, wobei er ihnen, ſich und dem Spitz einen humoriſtiſchen Vortrag über das Aus-der-Hand-Freſſen ungeſchwänzter, zweibeiniger Schmarotzer hielt. Endlich aber kam auch die große Kreuzſpinne daran, indem ihr durch ein, unten in dem Schachteldeckel angebrachtes Thürchen von ſteifem Papier Futterfliegen zugelaſſen wurden. Auch hier ließ er es nicht an humoriſtiſchen Bemerkungen fehlen, die, Menſchen von fromm-chriſtlichem Bewußtſein — wie den jetzigen Herrn Oberhofprediger Morg — entſetzt haben würden, zumal ſie in ſehr intimer Beziehung zu den Worten Göthes ſtanden: „Die Kirche hat einen guten Magen u. ſ. w.“

Sein jetziges Auditorium aber blieb ſtumm, ... nur wedelte der Spitz, der immer hinter ſeinem Herrn ſtand, vergnügt mit dem Schwanze. — —

Als dies erſte Geſchäft vollendet war, ging es an das Durchleſen der Regeln und dann! . . . dann! — umhaucht von Morgenluft und Blumenduft — an die Arbeit . . . die eben *keine Arbeit* . . . *ſondern ein fröhliches, ſeliges Schaffen war!*

O wie unendlich glücklich fühlte ſich da Jean Paul! — Wie verſchwand ihm ſo ganz die äußere Welt! — wie verwiſchte dies ſelige Schaffen auch noch den letzten trüben Hauch, der möglicher Weiſe, als Bodenſatz des Lebens an dem Spiegel ſeiner Seele leicht angelaufen!

Stunden vergingen . . . höher ſtieg die Sonne, Richter gewahrte es nicht . . . bis endlich das Dienſtmädchen leiſe an die Thüre pochte, worauf ſich Charmantel knurrend von ſeinem Kiſſen erhob, vor ſeinen Herrn ſtellte und ſo lange winſelte, bis dieſer — aus Mitleid für das hungrige Thier — aufſtand . . . und zum Frühſtück und Morgengruß der Familie herunterkam.

Himmel! welch' einen Lärm, welch einen Jubel gab es aber nun!

Schreiend und jauchzend ſprangen die Kinder dem geliebten Papa entgegen, wetteifernd von ihm zuerſt in die Höhe gehoben und geküßt zu werden. Jetzt hingen ſie alle drei an ſeinen Beinen und der Spitz ſprang aus Eiferſucht ebenfalls empor und überbellte voll Luſt das „Guten Morgen Papa!“ „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ der Kinder.

Glücklich lächelt die Mutter — dem theuren Gatten mit Innigkeit die Hand entgegenſtreckend —; freudeſtrahlend küßt der Vater die Kleinen und ſetzt ſie dann ſanft wieder nieder.

Aber er kann ſich ja kaum bewegen: der kleine muthwillige Max ſchiebt ſeinen Fuß bei jedem Schritte des Papa's, ſobald ſich nur deſſen Ferſen ein wenig heben, in die niedergetretenen Pantoffeln; . . . die Beine aber umſchlingen die Mädchen, um ihm die herunterhängenden Socken ſorglich heraufzubinden.

Und ſo geht es fort, bis das Frühſtück auf dem Tiſche dampft; bei demſelben aber erinnerte Jean Paul die Kinder daran, wie ſie — als ſie noch kleiner geweſen — jeden Morgen auf Händen und Füßen die Treppe zu ſeiner Studirſtube heraufgekrabbelt und dann mit ihren kleinen Händchen ſo lange an der Thüre gehämmert hätten, bis der Vater ſie eingelaſſen.

„Und da war ein alter Schrank!“ — ruft jetzt der kleine Max mit leuchtenden Augen dazwiſchen — „und da war eine Trommel darin, mit einem Loch . . .!“

„Und eine Pfeife!“ — ergänzte Emma.

„Und da machten wir Muſik!“ — fuhr Max fort — „o das war prächtig!“

Jean Paul und ſeine Caroline lachten vergnügt. Dann ſagte die Mutter mit einem liebevollen Blick auf den Gatten:

„Ja! ihr muſizirtet gehörig und der gute Papa ließ euch bei all' ſeinem Arbeiten und Schreiben gewähren!“

„Aber es war noch etwas da!“ — rief jetzt Max.

„Ich weiß es!“ — ſagte Emma — „ein Eichhörnchen.“

„Mit dem ſpielten wir auch!“

„Ach! das war lieb!“

„Und Abend's nahm es der Vater in ſeiner Taſche immer mit in die Harmonie!“

„Ja! es war ein liebes Thierchen!“ — verſetzte

Jean Paul — „in der Harmonie ſetzte es ſich dann gewöhnlich auf meine Schultern oder auf meinen Kopf und machte tauſenderlei luſtige und komiſche Bewegungen.“

„Ach! kauf wieder ein's, Papa!“ — rief Max.

Aber Jean Paul ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: der Tod des Thierchens habe ihm zu wehe gethan.

„Gute Seele!“ — ſagte hier Caroline und küßte ihren Gatten leiſe auf die Wange. — „Dein Herz iſt noch immer all' zu weich. Ich weiß es recht gut, wie Du einmal Abends den Hund — es war der Vorgänger unſeres jetzigen Charmantels — den Du nur wenige Tage ſtatt des verſtorbenen „Alert“ beſaßeſt und nicht brauchen konnteſt — mit ganz beſonderer Sorgfalt gefüttert haſt, weil Du eben wußteſt, daß er am Morgen in andere Hände komme und es dann nicht mehr in deiner Gewalt ſtehe, ihm eine Freude zu machen.“

„Nun, das war doch natürlich!“ — ſagte Jean Paul.

„Und“ — flüſterte ihm die Gattin lächelnd in's Ohr — „haſt du es mit unſerem zuletzt abgehenden Dienſtmädchen nicht auch ſo gemacht?“

„Sans comparaison, ja!“ — ſagte Jean Paul heiter. — „Am Tage vor ihrem Weggehen erfreute ich ſie noch einmal auf ungewöhnliche Weiſe. Das arme Ding war ſo betrübt, und ich kann nun einmal fremden Schmerz weniger tragen als eigenen."

„Papa!" — rief jetzt wieder Max, während der Vater dem Spitz unter ſanftem Streicheln ſein Frühſtück hinreichte.

„Was willſt Du?"

„Ich weiß noch etwas von damals!"

„Und das wäre?"

„Wenn wir ſagten: „Papa, tanz' einmal! — haſt du getanzt."

Die Eltern lachten.

„Und Abends" — fiel hier Emma ein — „wenn es dämmrig wurde, da haſt Du uns immer Mährchen erzählt, oder von Gott geſprochen und der Welt und dem Großvater!"

„Und von vielen, vielen ſchönen Dingen!" — meinte Max.

„Und jetzt, da ihr anfangt größer zu werden" — ſagte der Vater — „mache ich die Abendtafel zu einer franzöſiſchen Wirthstafel, und beſetze ſie mit zwölferlei Schüſſeln aus allem Wiſſenswerthen der Welt; ſo daß euer Geiſt jetzt ſchon ein wenig naſchen kann von all dem Schönen und Großen, was euch die Wiſſenſchaften ſpäter auf ernſtere Weiſe bieten werden."

„Papa!" — hub hier plötzlich die kleine Ottilie an, die bisher nachdenklich geſchwiegen hatte — „Emma ſprach vorhin von dem lieben Gott . . . wie ſieht denn der aus?"

Jean Paul ſchwieg eine Minute; dann ſagte er mit Ernſt und jenem wunderbaren Blitzen des Auges, das ſtets magiſch wirkte:

„Das kann kein Menſch genau ſagen: aber ſchöner wie die Sonne! . . . ſchöner als der Himmel! . . . herrlicher als Alles, was Du Dir denken kannſt!"

„Haſt Du ihn denn auch lieb?" — frug die Mutter.

„Ja!" — ſagte Ottilie — „und Dich und den Vater und den Max und die Emma auch!"

„Wie gut biſt Du mir denn?" — frug Jean Paul ſchnö lächelnd.

„Ich bin Dir ſo gut!" — rief Ottilie, und ſchlang ihre Aermchen um des Vater's Hals — „ich bin Dir ſo gut, ſo ein groß' Stück . . . ſo groß . . . als Du biſt. Lieber kann ich Dich nicht haben!"

Alle lachten; der Vater küßte das Kind und ſtand auf.

Auch der Spitz erhob ſich; . . . die Frühſtückzeit war vorüber und Jean Paul ging hinauf auf ſein Studirzimmer, um ſich zum Spaziergange nach dem Rollwenzel'ſchen' Häuschen und dem Arbeiten draußen — heute, bei dem herrlichen Wetter, ſollte es gar in der Gartenlaube geſchehen — fertig zu machen.

Ach! es ließ ſich ja doppelt ſchön in Gottes freier

Natur ſchaffen; nur bei kaltem, trübem oder regneriſchem Wetter ſaß Jean Paul lieber zu Hauſe.

Raſch war der Dichter fertig; dann wurden noch die Fenſter geſchloſſen und der Kanarienvogel aus dem Käfig gelaſſen, damit ſich das arme Thierchen für ſein Alleinſein ſchadlos halte. Es fehlte ihm ja die Geſellſchaft ſeines beſorgten Herrn.

Und nun . . . nun . . . ging es freudig hinaus zur Rollwenzelin! — — —

So ging und ſo kam er denn auch freudig zurück; obgleich ein ſchweres Gewitter — das wie auf Sturmesflügeln heraufgezogen war, und jede Minute loszubrechen drohte — ihn zu faſt übermäßiger Eile angetrieben hatte.

Auf ſeinem Zimmer fand er einen Brief vor, den die Poſt gebracht.

Jean Paul legte Hut, Stock und Ledertaſche ab; . . . es ward ihm plötzlich wunderbar ſchwer und unbehaglich zu Muthe.

„Es muß der Druck der Gewitterluft ſein!“ — ſagte er, ließ den Kanarienvogel in ſeinen Käfig . . . und öffnete die Fenſter.

Aber das ſonderbare — ihn faſt beängſtigende Gefühl wich nicht. Es war ihm plötzlich zu Muthe, als werde das Schickſal auf irgend eine furchtbar tragiſche

Weiſe mitten in ſein jetzt ſo ſtill glückliches Leben greifen.

Um ſich zu zerſtreuen nahm er den Brief; ... aber in dem Momente, in dem er ihn aufbrach, zuckte ein furchtbarer Blitz am Himmel dahin, dem ein lang anhaltender gewaltiger Donner folgte.

Jean Paul war erſchrocken, obgleich er ſich nicht vor Gewittern fürchtete, ſondern im Gegentheile ihren Verlauf — als eine der herrlichſten Offenbarungen der Naturkräfte — ſtets mit ſtaunendem Entzücken bewunderte. Er trat an's Fenſter. Aber das Gewitter ſchien vorüberziehen zu wollen . . . nach längerer Beobachtung trat er zurück . . . und las den Brief. Er lautete:

„Iſt es nicht zu kühn — darf ich einmal ſchreiben an den theuerſten Menſchenfreund und ihn meinen Vater nennen? ach! den ich vielleicht nie ſehen werde und dem ich ſo viel zu verdanken habe, die höchſten Wohlthaten, die erhabenſten Wahrheiten, all' das Gute, das mich begeiſtert und eine ganze Ewigkeit, die er mir vor meiner Seele aufgethan! Ich kann meinen Dank nicht ausdrücken; aber wenn ich an Ihre unendliche Güte denke, bricht er in Thränen aus und mein Herz iſt mit Wünſchen für Sie erfüllt. — O, daß Du biſt und lebeſt! Dieſer feſte Glaube an Dich iſt ein Himmel, den mir Nimand rauben kann. Allmächtig wirkeſt Du auf die Menſchen, Du hilfſt uns auf und erfreueſt uns! Ich vergeß' es nie."

„Sie fragen aber vielleicht, wer Sie denn hier anrede; aber ich bin nur ein kleines Mädchen und zu wenig, als daß ich meinen Namen eigentlich nennen möchte. — O wär' ich groß, und wie ich ſein ſollte: keine Länder und keine Meere würden mich abhalten, wenigſtens einmal im Leben den zu ſehen, der ſo lange ſchon in meinem Herzen die Stelle eines Vaters einnimmt. Aber Fehler und einengende Verhältniſſe halten mich entfernt, und ich würde mich nicht getrauen, auch nur ein Wort an Sie zu ſchreiben, wenn ich nicht hoffte, doch einige Freundſchaft zu verdienen, und Nachſicht, wegen meines Willens; da ich kaum einen Wunſch habe, als den höchſten: ſo zu werden, daß ich Ihre Achtung verdiene und die Wonne hätte, daß Sie mich einmal „Tochter" nennten. Ach, mein ganzes Leben iſt faſt nur ein Streben nach Werth, und doch, o Vater, warum geht es nur ſo langſam vorwärts? Es iſt das Betrübteſte, was es für mich giebt und nur gut, daß ich wahr und redlich bin. Doch ich will nicht auch Ihnen mit meinen Fehlern zur Laſt ſein; ich will Ihnen nur ſagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich mir Vieles abgeſchrieben, mein beſtes Gut ſind. Der Pult, worin ich Alles aufbewahre, iſt mir ein Altar, und ich mag ſchon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (ſobald es die Hausgeſchäfte erlauben) bei dem geliebteſten Vater zu ſein. Ich habe Niemand, mit dem ich von ihm ſpräche; ich lebe vielleicht zu einſam, und bin — ſchon von Natur einſiedleriſch — durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und auf der ich fremd bin und bleiben werde. Es wird nicht zu helfen ſein! — Doch bin ich ſorgenfrei und thätig und lebe der Hoffnung auf eine Zukunft, die Sie mir ſo groß und verherrlicht zeigen. Ach! da ich nicht Dein Kind ſein kann, ſo hat der Wunſch, zu ſterben, recht viel Süßes für mich und der Tod wird mir ein Strahl des Himmels ſein, der mich berührt und meine Seele zur ewigen Liebe und zu Dir, mein Vater, erhebt. Denn ich werde gewiß den Weg unter die Erde zuerſt gehen müſſen, ehe ich zu Deinem himmliſchen Herzen komme. Und Du wirſt meine Seele, an der jetzt noch nicht viel zu lieben iſt, gewiß einſt lieben, in einer andern Welt, wenn Du ſiehſt, was ſie gewollt hat. Ach! wirſt Du mich auch kennen unter den unzähligen Seelen, die Dich umfaſſen und lieben werden? Der Himmel laſſe mich nur Dich nicht überleben! O dürft ich einmal zugleich mit Dir dieſe Erde verlaſſen! Seligeres könnt' es für mich nichts geben, als von Dir geführt, in die ewige Welt einzugehen und dort, wo ich Dir ähnlicher ſein werde, es Dir zu ſagen, wie ich ſchon auf der Erde an

Dich dachte und da Niemand beneidete, als . . . die drei Engel, die Deine Kinder ſind.“

„Denken Sie es auch, lieber Jean Paul, daß es Glück iſt, was mir von Kindheit an ſo viel fehlte; kaum, daß ich einen Vater hatte, ſo früh verlor ich ihn; ich verſchweige aber wie er ſtarb, denn ſonſt errathen Sie, der Sie ſein Leben kennen, Alles. (Ungerecht aber wär' es, wenn ich's nicht ſagte, daß ich eine ſehr rechtſchaffene Mutter und eine eben ſo gute Schweſter habe.) O, mein Vater! laſſe mir darum die geheime Freude, Dich immer ſo zu nennen. Du haſt mich ja erweckt zu einem beſſeren Leben und ich habe nichts, das mich ſo ſehr freut, als der Gedanke an Dich. Es wird, ich fühl' es — o fühl' es auch! — mein letzter dieſer Welt ſein, und wenn ich jenſeits erwache, wieder mein erſter. — Und ſo nimm denn meine Thränen und meinen Dank gütig auf, und freue Dich, mein Vater, daß Du den Menſchen ſo viel hilfſt und ſie ſo oft tröſteſt, und glaube es, daß wir Alle, ſobald uns nur ein wenig das Licht aufgeht, vor Liebe viel für dich opfern wollen und ich ſo gerne Alles. — Ach! lebe tauſendmal wohl! Aber mich errathe nicht, bis ich werth bin zu Dir, zu meinem Schutzengel zu kommen!“

Marie.

„Nachſchrift. O, warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben! Wahrlich, wir wären alle gerettet. O, wie oft träumte ich ſchon, ich wär's, und hätte als die älteſte und zu ſeinen Künſten am wenigſten begabte Tochter auch die ſchwerſten Arbeiten darin, für mich wahre Spielerei, zu beſorgen. Wie recht froh wollte ich ſein, wenn ich ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde, und gar keine Magd da wäre; — ich that und thue ja zu Hauſe auch Alles und gern, weil ich die Nothwendigkeit dieſer Geſchäfte einſehe, und weiß, daß, wenn man ſie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird: eine ordentliche Haushaltung. O, wie wollt ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dies ſind wohl nur Träume!"

— — — — — — —

Schon während des Leſens hatte Jean Paul ein ganz eigenthümliches Gefühl ergriffen, über das er ſich kaum Rechenſchaft zu geben vermochte; jetzt — das zurückgekommene Gewitter entlud ſich eben unter furchtbaren Blitzen und Donnerſchlägen — erfüllte ihn der Inhalt des Briefes mit einer ſeltſamen Unruhe, die allerdings zum Theile auch in der angehäuften Elektricität der Luft begründet ſein konnte.

Im Ganzen war ein ſolcher Brief für ihn nichts ſehr Ueberraſchendes; er hatte ſchon viele ähnliche von Frauen, Mädchen und ſelbſt von Jünglingen erhalten. Und war dies nicht in ſeiner eigenen Erſcheinung, in ſeinem Weſen und Sein, Dichten und Schreiben begründet? . . . Wie verſchieden auch die Urtheile über Geſchmack und Richtung, ſelbſt über das Talent Jean Paul's ſein mochte — ſagt, in einer Ausgabe ſeiner Werke, ſein eigener Schwiegerſohn, Förſter, — in einem war doch alle Welt einig: in der Anerkennung einer faſt beiſpielloſen Wahrhaftigkeit und dem Bewußtſein von der Realität der geſchilderten Ideale, wenigſtens an einer Stelle: nämlich in der Seele des Dichters. Denkt man nun noch an die ſtrömende Fülle von erweckenden, erhebenden, ſtärkenden Gedanken, . . . an den begeiſterten Ausdruck der heiligſten und reinſten Empfindungen, und an die vom Ewigkeitsglauben getragene Kraft und Luſt über den Abgründen des vernichtenden Schmerzes, ſo begreift man, wie — zumal in einer Zeit allgemeinen Wehs und großer Zerfahrenheit — eine Menge troſtbedürftiger Seelen ſich vertrauensvoll an ihn wandten, . . . und zwar . . . wie an einen wahren Retter und Heiland!

Jean Paul ſah' auch hier . . . nur ein gutes in — vielleicht zu weit gehender — Begeiſterung überwallendes Herz; . . . ein Herz, das Troſt, Erhebung . . . einen Vater ſuchte, . . . weil es wohl über ſein eigentliches Suchen mit ſich ſelbſt noch nicht im Klaren war. Dennoch beängſtigte ihn die in dem Briefe herrſchende Leidenſchaftlichkeit einigermaßen; wie er überhaupt eine erhöhte Beklommenheit und Schwere über ihn gebracht.

Aber wie es ſeine große Menſchenliebe ihm faſt unmöglich machte, irgend einen Brief unerwiedert zu laſſen, entſchloß er ſich auch jetzt zu einer ſofortigen beruhigenden Antwort . . . denn . . . er hatte ja alsbald den Namen des Vater's, deſſen Schickſal er zufälligerweiſe nur zu gut kannte, errathen.

Gedankenvoll ergriff er eben die Feder . . . mit inniger Theilnahme ſchrieb er:

„Meine liebe Tochter!“

Als mit einemmale eine blendende Helle ſein Zimmer erfüllte, und, mit einem furchtbaren Blitze zugleich, ein furchtbarer Donner über ſein Haupt dahinrollte.

Jean Paul ſprang erſchrocken empor: — „Das hat eingeſchlagen!“ — war ſein einziger Gedanke, . . . und in der That erfüllte jetzt ein ſchweflicher Geruch die Atmoſphäre.

Richter eilte zum Fenſter . . . da ſtand in einem Garten, hundert Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, ein großer gewaltiger Nußbaum — unter dem er oft des Abends mit ſeiner Familie zu ſitzen pflegte und den er ſehr liebte — in vollen Flammen. Der Blitz hatte ihn mitten auseinander geriſſen, und den einen

Theil an den Boden geſchmettert . . . der andere brannte lichterloh!

Unwillkührlich dachte Jean Paul jetzt daran: wie es ihm und den Seinen ergangen wäre, wenn ſie in dieſem Augenblicke unter dem alten Freunde geſeſſen.

In dem gleichen Momente ſtürzten Frau und Kinder, bleich vor Schrecken, herein.

Da ging es wie mit Himmelsklarheit durch Jean Pauls Seele . . . und . . . mit einem dankbaren Blicke nach Oben . . . ſchloß er die Geliebten in ſeine Arme.

Die Antwort auf den Brief unterblieb für heute.

Marie.

Einige Stunden von Baireuth, nahe der Mündung der Pulſchnitz in die Saale, liegt das gewerbthätige Städtchen Münchberg. Die Nachmittagſonne lag eben auf ſeinen rothen Ziegeldächern und die wenigen Straßen der kleinen Stadt waren wie ausgeſtorben; denn die Einwohner Münchbergs befanden ſich entweder im Felde oder bei ihren Gewerben. Nur hie und da ſaß ein altes Mütterchen vor der Thüre ihres Hauſes und wärmte ſich im Frühlingsſonnenſtrahle, oder kleine Kinder ſpielten im Sande oder in der Goſſe vor dem Beſitzthume ihrer Eltern. So war es denn auch ſtill und wie ausgeſtorben in dem kleinen Häuschen auf der Hauptſtraße, in welchem ſich unten ein Laden mit Spezereiwaaren befand.

Hier wohnte eine Wittwe mit zwei Töchtern. Aber die Mutter und die älteſte Tochter waren jetzt nicht zu Hauſe; ſie beſtellten eigenhändig den kleinen Garten, der außerhalb des Städtchens lag, . . . und nur Marie, die jüngſte Tochter hütete Haus und Laden.

Marie war erſt ſechzehn Jahre alt; aber — ihrem Aeußeren und Inneren nach — eine ganz eigenthümliche Erſcheinung.

Dem Auge eines Maler's wäre ſie vielleicht vorgekommen, wie eines jener wunderbar ſchönen, meiſterhaft ausgeführten Marien-Bilder des Mittelalters, das, lebendig geworden, aus dem dunkelen Rahmen der Vergangenheit durch Zauber in die Gegenwart getreten.

Ihr röthliches Haar ſchmiegte ſich — einfach geſcheitelt und nur oben und an den Seiten des Kopfes in dichte Zöpfe gewunden — in ſanften Wellenlinien an die ſchön geformte, faſt blendend weiße Stirne. In den blauen Augen lag ein ſanfter, ungemein ſchwärmeriſcher Glanz; aber zugleich ein Etwas, das ſchwer auszuſprechen, ſchwer zu definiren war . . . gleichſam ein Schleier der Schwermuth, der Blick und Seele zugleich umſchattete.

Naſe und Mund waren zierlich geformt, die Lippen leiſe und kuſſig geſchwellt, der Teint der ungemein zarten Haut, weiß und ſo durchſichtig, das ſelbſt die kleinen feinen Aederchen mit einem leiſen bläulichen Hauche durchſchimmerten.

Die ſchlanke und doch ſchön gerundete Geſtalt des Mädchens hatte dabei etwas Zierliches, ſanft Hingebendes; während über der ganzen Erſcheinung eben jener Ausdruck . . . wir möchten ſagen: von jungfräulicher Mütterlichkeit lag, der die Marienbilder der großen Meiſter des Mittelalters ſo ſehr auszeichnet.

Und wer kennt jenen wunderbaren zauberhaften Ausdruck nicht?

Nachdem in der katholiſchen Kirche, durch die beinahe göttliche Anbetung der Maria und die Verehrung der Heiligen, der chriſtlichen Religion hinreichender ſinnlicher Stoff beigemiſcht war, ſo mußte gerade darin die mit jeder ſinnlichen Religion nahe verwandte Kunſt reiche Nahrung finden. Der ganz reine, weibliche Charakter der Maria gewährte einem Künſtlergeiſte unerſchöpflichen Stoff. Es wurde Sitte und höchſte Aufgabe für die Kunſt, die vollendete Heiligkeit in einer weiblichen Geſtalt darzuſtellen. Aus den Madonnenbildern ſprach das Göttliche in ideal- und menſchlicher Form, und je reiner der Ausdruck des Göttlichen und Menſchlichen in ihnen war, — je mächtiger die höchſte ſchwärmeriſchſte Liebe ſich in ihnen verſinnlichte, . . . deſto näher fühlte ſich der beſchauende ſinnliche Menſch dem Göttlichen, . . . deſto wohlthuender ward ſein Gemüth dadurch angeſprochen.

Dieſen Eindruck aber machte auch Marie, die Tochter der Wittwe zu Münchberg; . . . und da ſie erſt ſechzehn Jahre alt war, ſo übergoß ſie auch noch der Hauch der vollkommenſten Kindlichkeit.

Uebrigens lag ihr ſchwärmeriſches, einſiedleriſches Weſen in ihren Zügen ausgeprägt, wozu freilich das tragiſche Schickſal ihrer Familie und namentlich ihres unglücklichen Vater's viel beigetragen.

War doch Marie in weit glücklicheren Verhältniſſen geboren, als in denjenigen, in welchen ſie jetzt mit ihrer Mutter und ihrer älteren Schweſter lebte; denn ſie war die Tochter eines hochherzigen deutſchen Mannes, deſſen Kopf unter dem Henkerbeile der Schreckensregierung in Paris gefallen.*) Durch ihn, ſein tragiſches Schickſal, und aus den Lehren einer großgeſinnten Mutter hatte Mariens Geiſt denn auch frühzeitig den Flug nach den Höhen der Menſchheit genommen, und ſich hier eine Welt der Ideale aufgebaut, in der nichts Kleines und Gemeines Zutritt hatte, und für die ſie mit Verachtung von Lebensgenuß und Todesfurcht ſchwärmeriſch erglühte, während ſie allen häuslichen und kindlichen Pflichten, auch den unterſten, mit treueſter Gewiſſenhaftigkeit entſprach.

Aber eben dies Schickſal, . . . dieſe Welt der Ideale, . . . die gedrückten Verhältniſſe, in welchen ihre Familie jetzt lebte, — die ganze Exiſtenz derſelben beruhte ja auf Führung eines kleinen Specereigeſchäftes —, das ſehr ſtille Leben in dem kleinen Städtchen Münchberg . . . alles dies hatte Marie ſo ſehr der Welt entfremdet, daß ſie ſich kaum mehr in dieſelbe zu finden wußte.

---

*) Thatſache. Förſter's Biographie Jean Paul's.

Sie war ſtill und in ſich gekehrt, wie kein anderes Mädchen in dieſen Jahren, und während ſich ihr Geiſt ſchon ſeit langer Zeit — ihr ſelbſt unbewußt — mehr und mehr mit Gedanken der Entſagung befreundete, nahm ihr ganzes Daſein ein träumeriſches Weſen an.

Wohl war Marie theilnehmend, wohl konnte ſie mit den Fröhlichen lachen und mit den Traurigen weinen; ſobald ſie aber ihren unabweisbaren Pflichten genügt, zog ſie es doch allem Anderen vor, die Einſamkeit ihres Stübchens aufzuſuchen und hier ihren ſchwärmeriſchen Phantaſien nachzuhängen.

Die Mutter beſaß noch — aus den früheren beſſeren Zeiten — eine kleine Bibliothek, in der ſich das Beſte befand, was die deutſche Literatur bis dahin aufzuweiſen hatte, und für Marie war dieſe Sammlung ein Schatz von unendlichem Werthe.

Häufig opferte ſie die halbe Nacht dem Leſen und nicht ſelten fand ſie die Morgenſonne noch bei einem der geliebten Bücher. Bei der Wonne, die ſie in dieſen Stunden empfand, konnte ſie freilich nicht ahnen, daß ſie damit nur ihr künftiges Elend, ihr Verderben und ihren Fluch großzog und nährte.

Schon in ihrem zehnten Jahre war Marie auf dieſe Weiſe mit den Werken Jean Paul's bekannt geworden. Sie hatte nämlich damals unter jenen Büchern eines gefunden, was den Titel: die „unſichtbare Loge" von Jean Paul trug.

Begierig fing ſie es zu leſen an; aber ihr Staunen, ihr Entzücken wuchs von Blatt zu Blatt. Welche Sprache! welche Gedanken! welche Bilder! welche Gluth der Phantaſie!

O Gott, das war ja eine ganz eigene Welt voll unendlicher Liebe, voll hoher himmliſcher Schwärmerei! das war eine Welt, wie ſie in ihrem eigenen Inneren wohnte! . . .

Und während die kleine — damals zehnjährige — Marie begeiſtert las,*) vergaß ſie Alles um ſich her und achtete es nicht, ob es Tag oder Nacht war; und ſo las ſie das Buch auch nur zu Ende, um es ſogleich wieder zu beginnen und von vornan zu leſen.

Eine wunderbare Beſtätigung der Wahrheit jener Welt, die ſie in ihrem Inneren trug und von der ſie ſchon damals wachend träumte, war ihr mit dieſem Buche aufgegangen. All ihrem frühreifen Sinnen und

---

*) Thatſache.

Sehnen lieh jetzt die „unſichtbare Loge“ einen friſchen lebendigen Ausdruck; ſo daß es Marie in der That für eine Fügung der Vorſehung hielt, daß ſie durch dies Buch auf den großen herrlichen Autor deſſelben hingewieſen worden.

Für ihn — für Jean Paul — ſchwärmte nun das zehnjährige Mädchen; von ihm, dem Göttlichen, ſchuf ſie ſich ein ſtrahlendes, herrliches Bild . . . und mit dieſem Bilde ging ſie zu Bett und ſtand ſie auf.

Wunderliche, ſchwärmeriſche Träume überkamen das Kind dabei! Sie dachte ſich ſein Kind . . . und als ſie erfuhr, daß Jean Paul verheirathet . . . dachte ſie ſich in ihrer unbegrenzten Demuth und Beſcheidenheit ſeine Magd. Sie that ihm in ihren Träumen — beim Schlafen und beim Wachen — alle Dienſte; . . . ſie hegte, ſie pflegte ihn; . . . ſie ſchlief in Gedanken des Nachts auf der Strohmatte vor ſeinem Zimmer, und küßte, wenn ſie aufwachte, die Schwelle, auf die der große, der herrliche Mann ſeine Füße geſetzt.

So kam ſie endlich mit ihrer glühenden Phantaſie ſo weit, daß ſie ſchon in jenen Tagen einen begeiſterten Brief an Jean Paul ſchrieb, und ihn in ihrer kindlichen Anſchauungsweiſe bat . . . ſie als Magd in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Ihre ſchwärmeriſch-kindliche Begeiſterung ließ ſie dabei ihr zartes Alter, Mutter, Schweſter und jede andere Rückſicht vergeſſen. Nur in der unmittelbaren Nähe des großen Mannes wollte ſie leben und athmen, und der Gedanke, ihm im Staube zu dienen, . . . ihm Alles, Alles zu opfern, war ihre größte Seligkeit!

Ja! ſchwärmend dachte ſie ſich in ihren wachen Träumen oft unendlich reich . . . nur, um den ſüßen Gedanken zu hegen: alsdann all' ihr Vermögen dem angebeteten Dichter ſchenken . . . und ſich ihm — ganz, ganz arm und von Allem entblößt — zu Füßen legen zu können.

O! die kleine Schwärmerin hätte ja mit Entzücken ſelbſt ſeine ſtrafende Hand geküßt, — ſich unter den größten, ja ſchmerzendſten Aufopferungen zu ſeinen Füßen gewunden . . . nur! . . . nur! . . . um in ſeiner unmittelbaren Nähe zu ſein!

Es war übrigens ein Glück für das an einer überreizbaren Phantaſie leidende zehnjährige Mädchen, daß das Schickſal die Sache ſelbſt in die Hand nahm. Durch Verſehen wurde Marien nicht der richtige Aufenthaltsort und Name: Johann Paul Friedrich Richter genannt — — — und — — — ſo kam der Brief gar nicht an.

Bei Marien's ſchwärmeriſchem Weſen geſtaltete ſich aber auch dies Verhängniß ſofort zu einem Winke der Verſehung, und ſo begrub die Kleine — wenn auch unter Seufzern und Schmerzen — ihre Wünſche, ihre Hoffnungen und ihre Sehnſucht ſchweigend in die Tiefe ihres noch kindlichen Herzens.

Niemand hatte dabei eine Ahnung von dem, was in des Kindes Seele vorging, — auch Mutter und Schweſter hatten dies nicht! — nur ſtiller, einſiedleriſcher und träumeriſcher ward Marie noch. Sie that nach wie vor mit Liebe und Pünktlichkeit ihre Pflichten; aber es konnte ihr vorkommen, daß ſie plötzlich — mitten in der Arbeit — in eine Art wachen Traum gerieth und dann blieb ſie wohl ganze Stunden lang regungslos auf einem Platze ſitzen, mit offenen Augen vor ſich hinſtarrend, ohne zu ſehen und zu hören, was um ſie her vorging. Oder . . . ſie ſetzte, wenn ſie — die Heranwachſende — in der Küche beſchäftigt war, den leeren Topf an das Feuer, bis er zerſprang; . . . oder aber . . . ſie ging mit einem Gefäße zur nahen Quelle, Waſſer zu holen und kam mit ihm zurück, ohne daß es einen Tropfen Waſſer geſehen.

Wurde ſie dann aber von der beſorgten Mutter — die mehr als einmal den Arzt vergebens über dieſen Zuſtand conſultirt — zurechtgewieſen, ſo konnte Marie auch eine erſtaunenswerthe Energie und Willenskraft entwickeln, ſo daß für lange Zeiträume auch kein ſolcher Fehler, keine ſolche wache Träumerei mehr vorkam.

So wuchs das Kind zur Jungfrau heran, ihrem

Seelenleben alle neue Werke Jean Pauls zuführend. War dieſer aber dem Kinde ein leuchtender Stern geweſen, ſo glänzte und ſtrahlte er der nun herangewachſenen Jungfrau als die Sonne, deren Strahlen ſie mit ihrem Zauberſcheine beglückten, aber auch ... mit ihrem Feuer verzehrten.

Jean Paul, für ſie der Inbegriff all des Herrlichen, was ſeine gedichteten Charaktere vereinzelt beſaßen, war der einzig Lebende, der in ihre ideale Welt gehörte; ... er war ja auch der Einzige, der bethätigte, daß ſie nicht ſchwärmend etwas Unmögliches verlangt; er war ihr der höchſte reinſte Menſch, ein Heiliger, ja ein Chriſtus, der ſie allein noch über den Lebenswogen, die ſie rechts und links hinabzuziehen drohten, erhalten hatte und ferner erhalten konnte.*)

So brach ſich endlich bei der ſechzehnjährigen Jungfrau — nur mit erhöhter Gluth und Intenſivität — der Wunſch und die Sehnſucht des zehnjährigen Kindes wieder Bahn: um jeden Preis in die unmittelbare Nähe des angebeteten Mannes zu gelangen. Und dieſer Wunſch und dieſer Gedanke ward denn auch von jetzt an für Marie unter jeder Form und Bedingung das Ziel ihres Strebens, ihres Denkens, ihres Hoffens und Lebens . . . das Ziel, an dem ſie allein noch Ruhe finden konnte!

---

*) Förſter: „Biographie Jean Paul's.“

So weit war denn auch Marie den Träumen ihrer glühenden Phantaſie gefolgt, als ſie jenen verhängnißvollen Brief an Jean Paul ſchrieb, der den Dichter ſo eigenthümlich, ſo mächtig berührte und durch ſeine Leidenſchaftlichkeit beängſtigte.

Indeß es war auf dieſen Brief, der mit den Worten ſchloß: — „Aber dies ſind wohl nur Träume!" — keine Antwort gefolgt.

Und Träume waren es allerdings; . . . aber die Eumeniden folgten ihnen wachend nach. Als hätte das ſchwärmeriſche, aber ganz unſchuldige Mädchen, mit dieſem Briefe von dem Baume der Erkenntniß gegeſſen, gerieth ihre Seele jetzt mit einemmale in eine namenloſe Angſt.

Wie durch einen unbegreiflichen Zauber gingen ihr die Augen auf, und ſie ſchämte ſich deſſen, was ſie ſah.

Das Verlangen, dem Manne, mit dem ihre glühende Seele nun ſo lange in ungewußter geiſtiger Vereinigung lebte, nun auch körperlich nahe zu ſein, hatte ihre Unſchuld getrübt. Es war ihr, als habe ſie das Göttliche mit unheiligen Händen berührt, und es ſei ihr nun auf ewig entzogen.

In bitterer Reue, unter tauſend Thränen, ſchrieb ſie ſchon am folgenden Tage einen zweiten Brief, der das

Ungeſtüm des erſten wiederlegen und den Inhalt der Nachſchrift zurücknehmen ſollte ... in der That aber ... Beides wiederholte und beſtätigte. Gingen doch ſchon die Wogen der Leidenſchaft zu hoch in Mariens Bruſt.

Aber auch dies fühlte Marie ſehr bald, und — da zu ihrem Entſetzen, zu ihrer Verzweiflung auch auf dieſen zweiten Brief keine Antwort erfolgte — Jean Paul hofft ja gerade dadurch die junge leidenſchaftliche Briefſtellerin von ihrer faſt wilden Gluth abzukühlen — ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb einen dritten ... und ... vierten Brief!

Das letzte Schreiben lautete:

„Den mir ſelbſt räthſelhaften Muth faß ich, mich Ihnen auf dieſem Wege noch einmal zu nähern, aber der Himmel weiß, ob ich das Papier nicht wieder vernichte, bevor ich's abſende. Und wovon ſoll ich zuerſt ſprechen? von der Beſorgniß, daß Sie meine Zudringlichkeit mit Unwillen erfüllt, von dem Kummer über Ihr Schweigen, über die Nichtgewährung meiner Bitten? Aber nein, ich will dieſe Bitten nur erneuern — wenn Sie die wunderbare Weiſe erwägen, die mich Sie kennen lehrte, den ich nie ſah', ſo müſſen Sie mir Theilnahme ſchenken, ſo muß ſich Ihr Unwille mindeſtens mindern und Sie werden mir der väterliche Freund ſein, den ich in Ihnen ſuchte. Mir iſt auch, als müßten ſie längſt ein freundliches

Wort zu mir geſprochen haben, und ſo iſt es gewiß; aber die Briefe ſind verloren gegangen oder unterſchlagen worden und vielleicht mußte es ſo geſchehen, um mich für meine Anmaßung zu ſtrafen. Ich forderte zu viel — ich forderte Ihre Freundſchaft und frug in meiner kühnen Sehnſucht nichts nach meiner Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Verzeihen Sie dem Kinde, das einem inneren Drange blind folgte und die Verhältniſſe nicht erwog. Ich muß ja zufrieden ſein — oder vielmehr, es wird mich ſelig machen, wenn ich nur Ihre Dienerin, Ihre Magd ſein dürfte — glücklich, wenn mein Dienſt Ihnen nützen oder wenigſtens nicht läſtig für Sie ſein würde."

„Wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mit einer Schweſter allein bei der Mutter wohne, die nach langen kummervollen Jahren noch heute nichts von Glück weiß, die Niemand außer uns hat, der ſie tröſten könnte in täglicher Trübſal, als mich, . . . die meiner Hülfe bedarf, die meiner Aufopferung würdig wäre, auch wenn ſie mir minder nahe ſtände, als durch die natürlichen Bande — wenn ich Ihnen dies Alles geſtehe, ſo wird freilich Ihre Antwort nahe liegen. Sie werden mir ſagen, daß mir das Geſchick ſelbſt die beſtimmte Sphäre ſchon deutlich angewieſen und mich in einen Wirkungskreis geſtellt habe, den ich nicht überſchreiten darf, ohne Pflichten zu verletzen. Aber — o Gott! — das iſt es ja, weshalb ich

Troſt ſuche! Ich bin unglücklich in dieſer Lage und ich fühle, wie ich dem Untergang unaufhaltſam entgegengehe, wenn ich aus dieſem entſetzlichen Schwanken nicht erlöſt werde. Pflicht und Nothwendigkeit feſſeln hier den Körper, während der ſehnende Geiſt hinauffliegt und ſich ſeine wahre Heimath ſucht. Ich weiß, was mir die Moral ſagt, was auch Sie mir wahrſcheinlich erwiedern werden — aber ich fühle es doch tief im Innerſten, daß es meine wahre Moral iſt, dem Drange zu folgen, der mich unwiderſtehlich treibt, mein eigenes Sein in einem andern Weſen aufgeben zu laſſen! — — Ich kann ja nur noch in Ihnen und durch Sie leben!“

„Und welche Fügung iſt es, die mich nicht unbeſtimmt in der Irre ſchweifen ließ, ſondern mir in klaren Träumen — klarer als dies dunkle Leben — das Weſen zeigte, auf das ſich all’ mein Sinnen und Denken zu richten hat? Welche Fügung iſt dies? O laſſen Sie mir den Glauben, daß dies nur eine freundliche Schickung ſein könne — zerſtören Sie mir nicht den Glauben, daß eine Zeit kommen werde, wo ich mich ſelber völlig vergeſſen und für jenes eine Weſen leben — oder untergehen darf.“

„Und jetzt bin ich, bei all’ meinem Kummer und troſtloſem Sehnen, bei all’ der drückenden dumpfen Schwüle, die mich hier umgiebt und ſo ſchwer auf mir laſtet, jetzt bin ich doch noch voll Hoffnung. Aber Momente kommen, wo mir der Zuſtand vor die Seele tritt, der fürchterliche Zuſtand wenn einſt dieſe Hoffnungen geſunken und erloſchen wäre! —“

„Leben Sie wohl. Tadeln, ſchelten Sie — aber laſſen Sie mir nur den Troſt, Ihnen als Magd dienen, Sie meinen Herrn, meinen Freund, meinen Vater nennen zu dürfen.“

Aber auch auf dieſen Brief, der ſich die vergebliche Mühe giebt, mit Aſche die Gluth zu decken, die nur mit immer ſtärkeren Flammen hervorbricht . . . erfolgte keine Antwort.

Marie war troſtlos, vernichtet, in wahrer Verzweiflung!

So ſaß ſie denn auch jetzt in der ſtillen Nachmittagsſtunde, in welcher Mutter und Schweſter in dem kleinen Garten vor der Stadt beſchäftigt waren, in dem Zimmer neben dem Laden.

Die kleine Wohnung glänzte in all' ihrer Einfachheit dennoch auf das Sauberſte. Die Fenſter, von friſchen weißen Vorhängen umgeben, blinkten tadellos; . . . Alles war nett, rein, traulich. — — Marie aber empfand es nicht, . . . ſie fühlte ſich rathlos, . . . unendlich verlaſſen!

Die leichte zarte Röthe, die ſonſt auf ihren Wangen thronte und ihr liebliches Antlitz, bei der Weiße ihres

Teints ungemein verſchönte, war jetzt gewichen. Das arme Kind glich einer Leiche, und zwar umſomehr, als ſie bewegungslos daſaß, die weitgeöffneten Augen ſtarr vor ſich hin, auf den Boden gerichtet.

Auf ihrem Geiſte aber lag bleiſchwer, nur ein einziger Gedanke: ſie konnte ſich für Jean Paul's Schweigen keinen anderen Grund denken, als ... ſeine Verachtung!

Mit namenloſer Angſt hatte ſie ja fort und fort auf eine Antwort auf ihre vier Briefe gewartet. Sie berechnete dabei nicht, daß Jean Paul, als verheiratheter Mann, Grund haben könne, zu ſchweigen, — gedachte nicht der Arbeitslaſt des angebeteten Freundes, — nicht, daß er abweſend ſein, daß er über die Art der Antwort ſchwanken könne, — keine der vielen Möglichkeiten, die zwiſchen Abſendung und Empfang der Briefe möglicherweiſe lagen, ſondern — von ihrer Reue auf Jean Paul's Zorns ſchließend — erfüllt ihren Geiſt, ihr Herz, ihr ganzes Weſen nur der Gedanke: dem geliebteſten aller Menſchen verächtlich zu ſein, den, den ſie ſich zum Heiland erkoren, leichtſinnig von ſich geſtoßen zu haben!

Und immer ſchwärzer und immer nächtiger ward es in ihrer Seele. Ihr Gehirn brannte, — ihr Buſen wogte ſtürmiſch, — die bleichen Lippen bebten, — die Augen ſtarrten fort und fort trocken und glaſig vor ſich hin, — das freie Selbſtbewußtſein war geſtört.

O! wer die ſchöne, reizende, liebliche Marie ſo geſehen . . . dieß ſüße Madonnabild zu einem ſolchen Bilde unausſprechlichen Seelenjammers herabgedrückt . . . dem hätte das Herz wohl zerſpringen mögen.

Ein namenloſer Schmerz hatte ja alle ihre Lebensthätigkeiten gelähmt.

So ſaß Marie ſtundenlang.

Es ward Abend . . . die Mutter und die Schweſter kamen nach Hauſe. Marie erwachte halb; . . . wie eine Träumerin ging ſie ihren kleinen Berufsgeſchäften nach; aber ſie ſah' nicht die ängſtlichen Blicke der Mutter, . . . hörte nicht die Fragen, die Vorwürfe der Schweſter.

Endlich — als die Nacht gekommen und Mutter und Schweſter bereits in der Kammer neben ihr ſchliefen — ſchlug der Schmerz ſeine blitzartigen Funken aus dem elektriſchen Kondenſator der Phantaſie; . . . wie im Fieber ſetzte ſich Marie im Bette auf . . . ein furchtbarer Gedanke hatte ſie erfaßt und durchdrungen: von dem geliebten, von dem angebeteten Manne verachtet, . . . war ihr zu leben unmöglich!

Sie ſah' keine Rettung aus dieſer qualvollen Exiſtenz, . . . als . . . durch den Tod! — — —

Sie hatte ſich — halb aufgerichtet — auf ihre beiden Arme geſtützt; krampfhaft faßten die Hände das Leintuch, das unter ihr lag . . . und . . . langſam ſich erhebend, entſtieg ſie — wie Lady Macbeth in ihrem entſetzlichen Traume — dem Lager.

Gleich wie der Tod, — ſtarren Auges, — das röthliche Haar aufgelöſt über Hals und Schultern herabfallend . . . ſtand ſie jetzt, wie ein, dem Grabe entſtiegener Geiſt. Aber plötzlich belebte und entflammte ſich das Auge, . . . die Starrheit wich, . . . in die Züge der Unglücklichen aber trat der Ausdruck einer an Heroismus grenzenden Entſchiedenheit.

Marie hatte den Entſchluß gefaßt . . . freiwillig zu ſterben.

Jetzt war es ihr mit einenmale ruhig, groß . . . faſt freudig zu Muthe.

Raſch warf ſie die nöthigſten Kleidungsſtücke über, — zündete Licht, — nahm Papier und Feder, — und ſchrieb:

„Die Vorſtellung, daß Ihnen meine Briefe und der Gedanke an mich nur widerlich ſind, iſt mir ſo vernichtend geworden, daß ich unmöglich mehr leben kann; und doch könnt' ich auch ohne zu vielen Kummer nicht ſterben, wenn ich nicht noch einmal Abſchied von meinem ſo theuern Vater nehmen und es ihm noch einmal ſagen dürfte, daß ich recht unſchuldig war. Ach, wie ein Kind dem beſten Vater anhängt, ſo war meine Neigung zu Dir und wird's auch immer bleiben. Dir iſt's aber gewiß anders vorgekommen, ſonſt hätteſt Du geantwortet. Mir iſt es, als könne ich die Nacht nicht mehr überleben, wenn ich denke, Du verachteſt mich. — O thu' es nicht, mein Vater, und wenn Du zu den Sternen aufſiehſt, ſo denke manchmal auch an Deine arme Marie, die, wenn Du dies lieſt, ſchon über den Wolken iſt. Wie wohl wird mir's noch im Himmel thun, wenn ich ſehe, Du denkſt an mich und biſt mir gut. — Gott! Gott! welche Erfahrung werde ich morgen machen!" —

„Ehe ich aber auf immer von dieſer Welt gehe, ſchaue ich noch einmal recht lange und innig Dein Bildniß an, das mich ſo oft tröſten wollte und mich nie mißverſtand, dieſes liebe ſanfte Vaterbild, das ich ſo oft ſchon angeſehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heute küſſen; es iſt das erſte und das letztemal in meinem Leben!" —

„Ach meine arme Mutter, meine Schweſter! Ach wäre doch Alles nur geträumt und ich hätte nie an Dich geſchrieben. — Aber ich kann nicht mehr! Ich ſterbe gern, um Dir zu ſagen, wie rein ich Dich verehrte!" —

Als Marie dies geſchrieben, ſchloß ſie den Brief, ſiegelte ihn und ſchrieb mit feſter Hand die Adreſſe darauf. Dann ging ſie zu ihrem Pulte, nahm des Freundes Bild, kniete nieder . . . und bedeckte es mit Küſſen . . . und . . . mit tauſend heißen, heißen Thränen.

Ueber der Erde aber lag träumend und brütend eine finſtere ſchwarze Nacht. — — —

— — — — — — — —

Stunden vergingen.

— — — — — — — — —

Noch lag die Erde in der Dämmerung eines linden Maimorgens, als Marie das Haus verließ. Sie hatte ihr volles ſchönes Haar einfach geordnet und ſich rein und friſch, wie zu einem Feſttage angekleidet. Ruhe und Entſchloſſenheit lag jetzt in ihren Zügen; denn wie ſie bisher nur dem qualvollen, dem entſetzlichen Gedanken gelebt hatte, von dem Ideale ihrer Seele verachtet zu werden . . . ſo hob ſie jetzt das Bewußtſein: ihren Fehler durch einen freiwilligen Tod zu ſühnen und dem angebeteten Manne damit das Uebermaß ihrer Liebe zu beweiſen, zu einer ſtolzen Heldenkraft empor.

Lautlos trat ſie aus der Thüre. Todtenbläſſe deckte ihr Antlitz. Unter dem übergeworfenen leichten Mantel trug ſie ein ſcharfes ſpitzes Meſſer.

Lautlos und in tiefem Schlummer ruhte noch das Städtchen. Keine Menſchenſeele ließ ſich noch in den ausgeſtorbenen Straßen blicken.

Marie nahm den Weg nach dem Thore, außerhalb deſſen eine Brücke über die Pulſchnitz führte.

Sie war jetzt nicht mehr in dumpfer Verzweiflung, ohne Bewußtſein deſſen, was ſie thun wollte; ſie hatte im Gegentheile die Umſtände kalt berechnet und ſich vorgeſehen, um jede Rettung unmöglich zu machen.

Jetzt war die Brücke erreicht. Rauſchend und doch glatt an der Oberfläche zog der Strom durch die Bogen.

Marie ſchauerte leiſe zuſammen: ſie ſah' in ihr kaltes . . . bewegtes Grab, . . . das ſeine Tiefe, gleich einem falſchen boshaften Menſchen, mit glatter Oberfläche barg — — das mehr, unendlich mehr noch barg: den Todeskampf . . . und . . . das Geheimniß . . . einer verhüllten Ewigkeit!

Sie ſchauerte . . . und eine leiſe Furcht vor menſchlicher Schwäche trieb ſie zu raſcherer That!

Leiſe ließ ſie den Mantel niederſinken und zog das Meſſer aus dem Gürtel.

Da glitt es plötzlich noch einmal wie ein unendlicher Schmerz durch ihre Seele; es war der letzte Gedanke an Mutter, Schweſter und Leben!

Einmal . . . einmal noch blickte ſie zurück und betrachtete voll Wehmuth die in der Morgendämmerung ſtill ruhende, vom friſchen Frühlingsgrün umlaubte, kleine Stadt, . . . die Wiege ihrer Jugend, . . . ihrer Liebe, . . . ihrer Leiden!

Noch einmal rief ſie der Mutter und der Schweſter Lebewohl zu . . . dann wandte ſie ſich nach Oſten . . . und . . . zu dem Gedanken an ihn, den Geliebten ihrer Seele, . . . den Herrlichen, den Angebeteten, für den ſie ſtarb.

Er . . . und er allein . . . ſollte ihr letzter Gedanke ſein!

Schon färbt die leichten Morgenwolken ein lichtes Roth, . . . ſchon zuckt ſie das Meſſer nach der Bruſt — den Körper ſo geſtellt, daß er, zuſammen brechend, in die Fluthen ſinken muß — um durch einen doppelten Tod jede Rettung unmöglich zu machen.

Nur noch den erſten Strahl der Sonne will ſie erwarten. Vielleicht trinkt ihn auch ſein Auge! . . . Vielleicht, vielleicht gedenkt er bei ihm auch ihrer!

Jetzt . . . jetzt . . . blitzt er auf.

„Ich komme!“ — ruft Marie . . . der Arm hebt ſich . . . das Meſſer blinkt . . . ſie führt den Stoß . . .

Da ertönt ein furchtbarer Schrei . . . und mit übermenſchlicher Gewalt halten zwei Arme den ihren zurück.

Maria blickt entſetzt auf, . . . es iſt die Schweſter, die ſie die Nacht aufſtehen, den Morgen fortſchleichen hörte, und, von banger Ahnung geführt, ihr gefolgt war.

Aber mit wilder Verzweiflung ſtößt Maria ſie zurück. Da umſchlingt die Schweſter ihre Kniee, und nur ihrem herzzerreißenden Jammer, und der wiederholten Erinnerung an eine troſtloſe, vor Gram gewiß ſterbende Mutter, gelingt es, ſie von dem feſtgefaßten Entſchluſſe abzubringen.

Das Meſſer entſinkt Marien's Hand; . . . bleich vernichtet, willenlos folgt ſie der Schweſter . . . und — ohne die Urſache ihres ſchrecklichen Vorhabens zu verrathen — verſpricht ſie der in Thränen zerfließenden Mutter das Leben ... wenn auch ... ein freudenleeres.

Da kommt der Poſtbote und bringt ihr einen Brief! — Bleich, geiſterhaft eilt ſie auf ihr Zimmer ... er iſt ... von Jean Paul!!

Die Sinne drohen Marien zu vergehen; ... alle Farben verſchwimmen vor ihren Augen; ... ſie taumelt nach einem Stuhl ... und erſt nach Minuten wird es ihr möglich, das Schreiben des Angebeteten zu leſen.

Es lautete:

„Ihre vier Briefe eines guten überwogenden Herzens hab' ich empfangen. Ihren Namen errieth ich — und ſogar ein Freund von mir — in der erſten Stunde. Der dahingegangene edle Vater iſt dieſer guten Tochter werth; aber möge er, den dieſe Erde nicht belohnte, jetzo von ihr belohnt werden, wenn er vom Himmel herabſieht auf ſeine Tochter voll reiner Gluth. Gleichwohl würde er wünſchen:

„ „ Irgend ein guter Menſch nehme meine liebe Marie an; Tochter Statt als geiſtiger Vater an! er ſtille ihren Sturm, auch im Guten, der nicht erwarten kann; — er ſage ihr, daß im wirklichen Leben, am meiſten in der Ehe, am ſtärkſten bei dem weiblichen Geſchlecht, jede, auch die unſchuldigſte Heftigkeit, in die Dornen und Dolche der Erde ſtürze; — daß ſogar der mächtigſte und heiligſte Menſch des Alls ſanft, mild und ruhig war, nämlich Chriſtus; er ſage ihr, daß ſie in ihrem Innern fliegen dürfe, aber mit ihrem Aeußern nur ſchreiten müſſe; und daß ſie zwar ihr Herz dürfe auflodern laſſen in ungemeſſenen Flammen, daß ſie aber nicht eher handeln ſolle, als ſpäter, wenn die Gluth ſchon Licht geworden! — Einen ſolchen geiſtigen Vater wünſch' ich meiner Marie der es ihr ſage.“ “

„Und hier haſt Du ihn, liebe Tochter und ich hab es Dir geſagt. Deinen Traum, zu mir zu kommen, hab' ich ſogleich wachend ausgelegt. Verlaſſe Deine Mutter nicht. Ich komme wahrſcheinlicher zu Dir, als Du hieher. Ich liebe Dich. Ich und meine Frau grüßen Dich. Bleibe immer ſo gut, meine Tochter! Dein Vater.“

J. P. F. Richter.

Als Marie dieſen Brief geleſen, brach ſie in eine Fluth von Thränen aus, die ihr Herz erleichterten.

Dann las ſie ihn wieder und wieder und bedeckte ihn mit zahlloſen heißen glühenden Küſſen.

Erſt nach Stunden aber vermochte ihr Herz einigermaßen aus dem liebevollen väterlichen Schreiben des theuren Freundes . . . Troſt und Beruhigung zu ſaugen.

Seelenkämpfe.

Das Frühſtück war eingenommen: Jean Paul ſaß neben ſeiner Caroline auf dem Sopha, zu ſeinen Füßen lag ſchlummernd der Spitz und in dem Zimmer umher ſpielten und tobten die Kinder. Jeden Augenblick aber kam eines derſelben zu Vater oder Mutter herangeſprungen, zog ihr Haupt mit liebendem Ungeſtüm zu ſich herab und holte ſich einen elterlichen Kuß.

Es war eine gar ſchöne Scene ſtillen Familienglück's, wie es eben nicht in jedem Hauſe ſo leicht gefunden wird.

Aber die Eltern fühlten auch ihr Glück ſo recht innig und beider Augen ſtrahlten — wenn ihre Blicke auf den blühenden heiteren Kleinen geruht — in einem unausſprechlichen ſtillen Entzücken.

Jean Paul war ohnehin heute heiterer als ſeit einigen Tagen. Hatten doch in der letzten Zeit die leidenſchaftlichen Briefe jenes wunderbaren Mädchens, das unter dem Namen Marie an ihn geſchrieben, einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sein empfängliches Herz fühlte ſich ſo mächtig von dieſer kindlichen und doch auch wieder ſo ſtürmiſchen, übergewaltigen Liebe ergriffen und bewegt, daß es ſich der jugendlichen Briefſtellerin mit der vollſten väterlichen Gegenliebe zuneigte. Wenn ihm nur ſein Verſtand und ſeine Lebenserfahrung nicht geſagt hätten: daß Marien, allem Anſcheine nach, mit einer „väterlichen“ Liebe nicht gedient ſei; dieſer Gedanke aber berührte das edle, reine Herz Jean Paul's ſo peinlich, daß er die Beantwortung der erſten Briefe von einem Tage zum anderen hinausſchob, immer hoffend, ſein Schweigen werde die beſte, weil niederſchlagendſte Antwort ſein. Als aber der dritte und der vierte Brief kam, ſtieg ſeine Beunruhigung mit der aufrichtigen Theilnahme an der Schreiberin immer mehr und mehr.

Was ſollte er, der verheirathete Mann, der glückliche Gatte und Vater, der ſchwärmeriſchen Briefſtellerin antworten, ohne ſie zu verletzen und hart zurückzuſtoßen? . . . was doch eine ſolch' innige, glühende — wenn auch irregeleitete Liebe gewiß nicht verdient.

Ein mächtiger Kampf entſpann ſich in ſeinem Inneren, und nur dadurch, daß er mit der ihm eigenen liebenswürdigen Offenheit und Seelenreinheit den Inhalt der Briefe und ſeine Verlegenheit über deren Beantwortung ſeinem treuen und geliebten Weibe und ſeinem Herzens-Freund Otto im Vertrauen mittheilte, beruhigte er ſich ſelbſt einigermaßen.

Man ſprach lange über den Gegenſtand; aber endlich fand Jean Pauls Herz doch ſelbſt den richtigen Weg. Er ſchrieb jenen väterlichen Brief, den Marie — freilich beinahe zu ſpät — erhalten.

Aber mit der Abſendung jenes Briefes und dem damit verbundenen Bewußtſein: recht und pflichttreu gehandelt zu haben, kehrte auch Friede und Heiterkeit in Jean Paul's Herz zurück.

Eben darum war es ihm auch jetzt doppelt froh zu Muthe; beglückte ihn der Gedanke: eine liebe gute Frau, treffliche blühende Kinder zu beſitzen, in dieſem Augenblicke mehr denn je. Und als ob Frau und Kinder ihm dies anſähen, ſchmiegten ſie ſich mit doppelter Innigkeit an ihn.

Dennoch ſehnte ſich Jean Paul nach Gedanken, die ihn auf ein anderes Feld des Nachſinnens führen möchten; und dazu bot jetzt unwillkürlich die Gattin ſelbſt die Hand, indem ſie ihm eine überraſchende Neuigkeit mittheilte, die ſie erſt geſtern erfahren, . . . die Nachricht: daß Frau von Krüdener — auf ihren Bekehrungsreiſen durch Deutſchland — ſich nun auch Baireuth und der Umgegend nahe.

Das war nun freilich ein reicher Stoff der Unterhaltung für beide Gatten; denn zu welch' eigenthümlicher Erſcheinung hatte die, jetzt weltbekannte Freifrau Juliana von Krüdener Veranlaſſung gegeben. Hatte ſie doch ihre Schwärmerei längſt als Heilige und Verkünderin des Evangeliums in die Oeffentlichkeit getrieben.

Die damalige Stimmung der Gemüther — eine Folge der erlittenen Drangſale des Krieges — erweckte zu jener Zeit, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, einen gewiſſen Hang zur Schwärmerei; dabei waren die Kräfte des Staates erſchöpft und vermochten kaum das allgemeine Elend zu mildern, ſo daß ſich Hunderte und Tauſende brodlos herumtrieben.

Willig öffnete daher das Volk den Anſichten der bald hier bald dort auftretenden Schwärmer, welche die Armen und Unglücklichen auf die Gnade des Himmels hinwieſen, ſein Ohr.

Es war demnach ſehr natürlich, daß auch Frau von Krüdener, welche bei ihrer Schwärmerei nicht unterließ reichliche Almoſen auszutheilen, bald Hülfsbedürftige aller Art in großer Anzahl herbeilocken mußte. So zog ſie denn von Ort zu Ort und trat in Karlsruhe — wo ſie ſich einige Zeit meiſtens in Geſellſchaft Jung-Stilling's, aufgehalten hatte — ſowie in Heidelberg und in anderen Städten öffentlich als Verkündigerin des Evangeliums auf; wobei ſie es ſich beſonders auch angelegen ſein ließ, zum Tode verurtheilten Verbrechern Troſt zu bringen, ſie zu bekehren und ihnen die Gnade des Himmels zu verheißen.

Jetzt erſt hatte ſie wieder einen Aufruf an die Armen erlaſſen, in welchem es unter Anderem hieß:

„Ihr, die ihr von der Welt verachtet und verſtoßen werdet, die ihr nichts als Ungerechtigkeit um euch ſehet, nichts als böſe Zeitung vernehmet, lieben theuren Armen! euch iſt dieſer Zuruf gewidmet, der euch frohe Botſchaft von einem neuen Reiche verkündiget, das eine Zuflucht der Armen iſt; — von einem Reiche, in welchem ein König regieret, der kein Tyrann und Bedrücker, ſondern ein Vater der Armen, der Wittwen und Waiſen ſein will. Es iſt ein Land, worin alle Hungrigen geſpeiſet, alle Durſtigen getränket, alle Nackten gekleidet, und alle Fremdlinge beherbergt werden. Man braucht da nicht Geld im Beutel zu haben, um den Eingang zu erlangen; auch iſt der Weg dahin nicht unſicher für euch, wie unſere Landſtraßen. Jeder Unterthan hat zu jeder Stunde freien Zutritt zu dem Könige dieſes Landes. Da werdet ihr nicht wie hier zu Lande vor den Thüren der Häuſer und den Thoren der Stätte abgewieſen; vielmehr ladet der König euch ſelber zu ſich ein. Es iſt dies das herrliche Reich Jeſu Chriſti, das der König dieſes Reichs ſelber euch, in ſo fern ihr ſeine Bekenner ſeid, verheißen hat, indem er ſagt: Selig ſeid ihr Armen, denn das Reich Gottes iſt euer!“

„Faſſet alſo Muth, ihr lieben Armen; euer Heiland und König ruft euch jetzt zu: Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“

Hierauf folgten unter der Rubrik: Göttliche Ankündigung der Strafgerichte und des Reiches Gottes, Nachrichten von Traumgeſichten, Prophezeihungen und Predigten der Natur durch Stürme, Gewäſſer, Gewitter, Erdbeben und theuere Zeiten, mit Bibelſtellen erläutert. Als Einleitung zu dieſer Rubrik wird geſagt: „Wir haben oben angeführt, daß Gottes Gnade und Erbarmen ſo groß iſt, daß er ſeinem Volke Alles offenbaret, was er mit ihm vor hat, wie ein zärtlicher Vater ſeine Kinder vorher warnet und ermahnt, ehe er ſie züchtiget; wie er ſie wieder tröſtet und erfreuet nach der Züchtigung. Dies iſt der Gang Gottes, wie wir ihn durch die ganze Bibel ſehen. Er züchtiget nie anders, ohne zu ſegnen, denn er iſt die Liebe, und darum ſagt er: „welche ich lieb habe, die ſtrafe und züchtige ich;“ und euch, ihr Armen, hat er ganz vorzüglich lieb, denn euch zu Liebe kam er in ſeinem Sohne Jeſu Chriſto, eurem König, arm in die Welt, und lebte und wandelte mit den Armen. Seinen Gerichten folgt die Gnade immer auf dem Fuße nach. Erſt redet er durch Donner und Blitz, wie auf dem Berge Sinai, und dann läßt er ſeine ſanfte Hirtenſtimme hören: „ſelig ſeid ihr, die ihr weinet, denn ihr ſollet getröſtet werden.“ — — — *)

---

*) Thatſache: Zeitgenoſſen X. S. 154 ꝛc.

Kein Wunder war es nun nach ſolchem Auftreten, daß, wo ſich Frau von Krüdener zeigte, Alles in Bewegung kam. Gerüchte von ihr gingen unter dem gemeinen Volke von Mund zu Mund, die Neugierigen ſtrömten herbei, ſie zu ſehen, die Gläubigen, um mit ihr zu Gott zu beten, die Elenden, um von ihr Troſt und Nahrung zu erhalten. Oft umgaben ſie mehr als dreitauſend Menſchen; ja der Zudrang ward nachgerade ſo ſtark, daß die Behörden glaubten, dieſem Unweſen ſteuern zu müſſen. Jede ſolche Maßregel vergrößerte indeſſen nur den Zulauf, und machte das Verhältniß mit Frau von Krüdener geſpannter: ſie ſah' Noth und Elend auf der einen, Gewalt und Unterdrückung auf der anderen Seite, und ward dadurch nur zu immer größerer Extaſe im Ausmalen der Verdorbenheit der Zeit hingetrieben.

Jetzt alſo hatte ſie ſich auch dem Baireuthiſchen genähert, und da — bei einem Eintreffen in dieſer Stadt — ihr Beſuch im Richter'ſchen Hauſe mit Gewißheit anzunehmen war, gab dieſe Nachricht natürlicherweiſe den beiden Gatten reichen Stoff zu belebtem Geſpräche.

Man kam auf Religion, Religioſität und die verſchiedenen Religionen im Allgemeinen zu ſprechen und Jean Paul ſchloß endlich die Unterhaltung, — indem er aufſtand, um ſich nach ſeinem Sudirzimmer zu begeben, — mit den Worten:

„Alle Religionen ſind gut — und an dem Orte wo ſie ſind, die beſten. Sie ſind ja alle nur verſchiedene Mittel zu demſelben Endzwecke. Jede Religion aber, der ich mit Ueberzeugung anhänge, iſt für mich die beſte. Die Menſchen ſollten tolerant ſein, auch gegen Diejenigen, deren Verſtand ſie vielleicht übertreffen; . . . wiſſen ſie doch nicht, ob deren Herz nicht vielleicht beſſer, liebevoller und menſchenfreundlicher als ihres iſt.“

Und mit dieſen Worten küßte Jean Paul noch einmal Weib und Kinder, und ging dann auf ſeine Studirſtube.

Kaum aber hatte er hier zu arbeiten begonnen, . . . als der Poſtbote abermals einen Brief aus Münchberg brachte.

Jean Paul erkannte ſofort Marien's Hand. Heiß ſchoß ihm das Blut nach dem Herzen. Das alte wunderbar-peinliche Gefühl erfaßte ihn wieder; eine unausſprechliche Unruhe kam über ihn, . . . und, ohne zu wiſſen warum, zitterten ſeine Hände, als ſie den Brief öffneten.

Aber Richter hatte noch keine Seite geleſen . . . da bedeckte Todtenbläſſe ſein Geſicht und der ſonſt ſo kräftige Mann wankte, einer Ohnmacht nahe, nach ſeinem Stuhle.

Marie — nachdem ſie mit tauſend Thränen die theuren Schriftzüge des Briefes benetzt, den Jean Paul an ſie geſchrieben, — hatte gleich in den erſten Stunden nach dem Mordverſuche, ihr Gefühl in Worten ausgeſtrömt, und übergab nun vertrauend — in dem eben angekommenen Schreiben — ihrem großen Freunde die Schreckensgeſchichte jenes unſeligen Maimorgens, zugleich mit jenem für ihn in der Nacht vorher geſchriebenen Briefe, indem ſie auf ewig Abſchied von ihm nahm.

Jean Paul war — als er dies Schreiben geleſen — in Mark und Bein... bis in die Tiefe der Seele ... erſchüttert!

Himmel! an welchem Abgrunde hatte die Unglückliche geſtanden! . . . welch' einen ſchwarzen Schlagſchatten hätte der Tod dieſes armen Kindes beinahe über ſeine ganze Zukunft geworfen!

Er machte ſich jetzt Vorwüfe, erſt ſo ſpät auf ihre Briefe geantwortet zu haben . . . und doch! . . . war es denn nicht in der beſten, in der edelſten, in der liebevollſten Abſicht geſchehen?

Er konnte ſich gar nicht faſſen . . . auch nicht, als er ſeiner Caroline die Schreckenszeilen mitgetheilt, die ohnehin die That und die ganze Handlungsweiſe des Mädchens jetzt von einem anderen Geſichtspunkte aus betrachtete und mit weiblicher Schärfe und Härte beurtheilte.

Als ob er ſelbſt ein Verbrechen begangen und nun von den Eumeniden verfolgt werde, ſtürzte Jean Paul hinaus.

Aber auch draußen in der Natur vermochte er, ſo wenig wie in ſich ſelbſt, Beruhigung zu finden.

Er eilte zur Rollwenzel … nicht um ihr ſein Geheimniß zu offenbaren — das lag in ſeinem Herzen für Andere wie an heiliger Grabesſtätte — aber um nur einige Zerſtreuung zu finden.

Er ſetzte ſich zur Arbeit . . . es ging nicht.

Er öffnete dem herrlichen Maitag Augen und Ohren und alle Sinne; . . . aber die Blüthen des Frühlings fielen heute taub für ihn ab … und alle Schönheiten der Natur erblaßten vor ſeiner erregten und erſchreckten Seele.

Er lief über Berg und Thal; . . . durch die ganze Eremitage! — Es wollte nicht ruhig in ſeiner Bruſt werden.

Erſt als die Sonne groß und majeſtätiſch in einem blutrothen Wolkenmeere unterging und verſank, ward es ſtill und ſtiller in ihm — das Bewußtſein ſeiner vollen Unſchuld ging ihm wieder auf und mit ihm kehrte allmälig die richtige Anſchauung der ganzen Sachlage zurück.

Noch an demſelben Abend ſchrieb er an Marie:

Liebe Marie!

„Der Ueberfluß deſſen, was ich Ihnen zu ſagen hätte, woran Manches noch dazu nur von Mund zu Ohr gehen darf, und mein Mangel an Zeit zwangen mich zum Verſchieben meiner Antwort auf Ihre letzten Briefe. Der erſte, den Sie nach meiner Antwort ſchrieben, erſchütterte mich mehr als irgend ein Unglück ſeit Jahren; denn es kam ja auf einen bloßen Zufall an, ſo hatten Sie auf meine ganze Zukunft einen fürchterlichen Todesſchatten geworfen. Sie ſollten meine drei Koffer voll Briefe ſehen, von denen ich — oft bei den beſſern — aus Mangel an Zeit nicht den ſechsten Theil beantwortet habe. Denn nehmen Sie an, der Eine antwortete auf der Stelle, der Andere wieder auf der Stelle, Jener wieder, ſo bliebe keine Zeit zum Schreiben nur eines halben Bändchens übrig. Auf Ihre vier erſten Briefe, die mich wahrhaft begeiſterten und in welchen ich nur eine ſeltene hohe Liebe und Feuerſeele und keine einzige Ihrer oder eines Andern unwürdige Zeile fand, beantwortete ich mit mehr Feuer und Freude, als ich ſonſt gern zeige. Sie forderten die Antwort nur zu eilig, zu pünktlich. Konnte ich denn nicht verreiſet ſein oder krank, oder todt, oder abweſend, oder in Geſchäften? Ihren Schritt, den Sie deshalb thun wollten, muß ich aber bei aller Größe des Geiſtes, die er verräth, ſtrenge verdammen; nie ſei indeß mehr von ihm zwiſchen uns die Rede. Uebrigens wünſchte ich, Sie zeigten, um Ihret- und meinetwegen, meine zwei Briefe Ihrer guten Mutter, deren nun verſchmerzte Wunde ich mir gar nicht malen will. Sie denken viel zu gut von mir als Menſchen. Kein Schriftſteller kann ſo moraliſch ſein, wie ſeine Werke, wie kein Prediger ſo fromm, wie ſeine Predigten. Schreiben Sie mir künftig recht oft und von Allem, was Ihrem Herzen nahe tritt in Freude oder Leid. Sie ſind mir jetzt noch durch ein neues wunderbares Band feſter an die Bruſt geknüpft, als irgend eine ferne Bekanntſchaft. Nur ziehen Sie aus langem Schweigen keinen Fehlſchluß. Erſchüttern und entzücken wird mich einmal unſere erſte Zuſammenkunft.

„Lebe nun froher, gute Tochter! Mögen dieſe abſichtlich nur ſchlicht und ruhig geſchriebenen Worte Dein Herz erfreuen und nicht verwirren und verwunden!

Dein Vater

J. P. F. Richter.“

Jetzt ſank der Friede wieder in Jean Pauls Bruſt . . . und ruhig fielen, mit den aufgehenden Sternen, die müden Augen zu.

Sturm auf Sturm.

Aber wer kann der Liebe gebieten? — wer kann zu ihr ſagen: „entſtehe!“ . . . wer kann ihr befehlen: „erlöſche und höre auf, als ſeiſt du nie dageweſen!“ — ?

Liebe! . . . Lebt denn nicht Alles in der ganzen weiten Schöpfung in ihr und durch ſie?

Alles lebt in Annäherung. Liebe belebt das ganze Univerſum; ohne ſie würde die ganze Schöpfung öde und todt ſein; ja ohne ſie gäbe es kein Leben, keine Schöpfung, kein Sein! Ueberall von dem oberſten Weſen bis zum Wurm im Staube — waltet ein ewiges gewaltiges Hinneigen . . . eine ewige . . . ſtill oder gluthvoll umarmende Liebe. Die Liebe iſt Gott — iſt Daſein — iſt Alles! — — Die Liebe iſt die unerſchöpfliche Wärme, welche die Weſen erzeugt, trägt und erhält; — die uns verjüngt, blühend macht und mit Hoffnung bekleidet; — ſie iſt der, mit jedem Zeichen der Vollkommenheit unzertrennbar verbundene Reiz; — ſie iſt die Quelle all' unſerer Sehnſucht; — ſie iſt der Menſchen Himmel und Hölle!

Wer liebt kann Alles unternehmen und Alles leiden ... nur eines kann er nicht: leben ohne die Liebe; ... denn wenn er auch lebte, wäre ſein Leben doch Tod!

Wer aber lebt und liebt, deſſen Seele iſt wie ein heiliger Tempel, von deſſen Altar der Weihrauch ohne Unterlaß aufſteigt, wo alle Stimmen von Gott reden, wo alle Hoffnungen von Unſterblichkeit ſind! — — —

Auf Jean Paul's letzten Brief war anſcheinende Ruhe in Mariens Herz zurückgekehrt. Aber dieſe Ruhe konnte ja keine dauernde ſein, da ſie der Pfeil getroffen, deſſen Wunde nie heilt. In der verhängnißvollen Scheideſtunde hatte ſie empfunden, daß ihre Neigung mehr, als eine blos kindliche war ... ſie verlangte ... eine heißere Liebe, als die eines Vater's![*)]

Nach wenigen Tagen eines wehmuthvollen Friedens begann daher der Kampf zwiſchen Schmerz und Liebe auf's Neue.

Zwiſchen Schmerz und Liebe!

O! es war ja derſelbe Kampf, den Tauſende von Menſchen mit verblutenden Herzen durchzumachen haben: die unzertrennlichen Begleiter des Lebens, die Triebfedern aller Regungen, die Wecker und Erzieher aller ſeine Kräfte, ſind ja eben Liebe und Schmerz. Das Leben ſtrebt nach der Unendlichkeit ſeines Vorbildes; es will daher unbeſchränkt und in der Wirklichkeit mit ſeiner Idee vollkommen einig ſein. Das Gefühl dieſer Einheit iſt nun die Liebe. Urſprünglich als Keim in der Tiefe des Lebens ruhend, wird ſie aber erſt entwickelt durch den Zutritt des Schmerzes, durch das Innewerden des Widerſpruches zwiſchen Daſein und Zweck, durch das Gefühl der Beſchränktheit und Mangelhaftigkeit — und in welchem Grade hatte Marie dies ſchon empfunden! — Indem das Leben aber nun als ein Endliches zur Erſcheinung kommt, alſo in ſich noch unvollſtändig und von einem Andern abhängig iſt, muß nothwendig der Schmerz, als der Ausdruck der Endlichkeit, eingreifen. Das durch ihn geweckte Streben nach Herſtellung jener Einheit ſetzt die Kräfte in Thätigkeit, und da es auf ein Unbeſchränktes gerichtet, nie völlig und für immer geſättigt iſt, ſondern das Gewonnene immerfort behaupten will, ſo hält es ſie auch in immerwährender Thätigkeit, ſo daß ſie durch fortgeſetzte Uebung ſich ſteigern. Unzählig ſind nun die Formen und Stufen ſolches Innewerdens und Strebens. Was aber die Hauptrichtung im Allgemeinen betrifft, ſo richtet ſich die Liebe zunächſt und urſprünglich auf das eigene lebendige Daſein, hiermit auf die freie Wirkſamkeit der in ihm enthaltenen Kräfte, deren Drang nach Aeußerung in einer ſchmerzhaften Spannung ſich kund giebt. Sie wendet ſich dann gegen die Außenwelt, in welcher das Leben ſeine Ergänzung, die Mittel ſeines Beſtehens und die Gegenſtände ſeines Wirkens findet und heftet ſich in demſelben, nur höher entwickelten Sinne an die fremde Perſönlichkeit, indem der organiſche Zuſammenhang mit gleichgearteten Weſen und die Unvollſtändigkeit des eigenen Daſeins ohne dieſelben ſich offenbart. Sie erhebt ſich endlich zum rein Geiſtigen, und findet in der Einigung mit demſelben ihr Ziel als Beſeligung. Der Schmerz aber, in ſeinen mannigfaltigen Geſtalten, zeigt ſich überall als der Wächter des Lebens, der es, wo es von ſeiner wahrhaften Richtung abweichen will, auf die rechte Bahn zurückführt.

---

*) Förſter.

Die Außenwelt hatte Marien aber nichts, gar nichts geboten! Das Leben ſtieß ſie zurück, ſchon durch den grauenhaften Tod ihres Vater's, dann durch die gedrückten Verhältniſſe ihrer Familie! Der Aufenthalt in einem kleinen Städtchen vereinſamte ſie ganz! ... So hatte ſie für ihr großes edles Herz, für ihre erregte Phantaſie, für ihren lebhaften ſtarken Geiſt nicht's, gar nicht's ... als ein einziges, geliebtes, angebetetes Ideal ... und dies Ideal ... war der große, der herrliche Dichter Jean Paul!

In ihm ... in dem Gedanken: „Jean Paul!“ war Marie bisher aufgegangen. Seit ihrem Verſuch, für ihn zu ſterben ... war es anders. Jetzt hatten ſich alle Strahlen ihres Fühlens, Denkens und Empfindens in einem einzigen Brennpunkte geſammelt. Jetzt dominirten in ihr die Gefühle über die ideale Gedankenwelt!

Wenn ſie an ihr Ideal dachte, machte ſich jetzt in ihrer Seele der unwiderſtehliche Drang gegenſeitiger Ergänzung geltend ... eine räthſelhafte unausſprechliche Sympathie zu dem Fernen erfaßte ſie und zog ſie oft ſo gewaltig fort, daß ſie ſich mehr denn einmal mit aller Macht an einen Gegenſtand anklammern mußte, um dem Drange, zu ihm zu eilen, nicht Folge zu leiſten.

Aufſchreien hätte ſie dann können vor Schmerz und Sehnſucht. Ach! ſie fühlte ja nur zu deutlich, zu lebhaft: daß die volle Beſeligung der Liebe darin liege, daß Eines in dem Anderen ſich wiederfindet, — die geliebte Perſönlichkeit als das Ergänzende der eigenen in uns aufgeht! — — Das ewige, das ganze Weltall beherrſchende Geſetz des Daſeins erſchloß ihr die ureigenthümliche Sphäre der Liebe, in welcher das Streben nach dem Unendlichen in endlichen Formen, das Weſen der Gattung in perſönlicher Geſtalt erſcheint!

Sie ſah' in Jean Paul jetzt nicht allein mehr ihr Ideal . . . ſie ſah' in ihm auch den Geliebten, den ihr Herz mit einer unausſprechlich ſchmerzlichen Gluth umſchlang.

Aber ebendeshalb durfte ſie ihn nie ſehen; ſie verbot es ſich ſelbſt mit einem heiligen Schwur! Schreiben indeſſen, — ſchreiben wenigſtens mußte ſie es . . . und ſie ſchrieb Folgendes an den geliebten Mann:

„Der einzig ehrenhafte Weg, der mich einſt zu der Seele führen kann, nach der ich mich ſo lange ſehne, iſt das Grab. Erſcheinen Sie mir nie auf dieſer Erde, denn ich liebe Sie zu ſehr. Darum, wollen Sie mir etwas Tröſtliches ſchreiben, ſo verſprechen Sie mir, mir Jenſeits zu begegnen, die arme Marie dort zu lieben, die ſich ja ſogar im Himmel keine Freude denken kann, wenn ſie auch dort noch wie hier, von ihrer einzigen Seele, durch die allein ſie lebt und der ſie Alles zu danken hat, geſchieden ſein ſollte. Ach ich träumte es wirklich einmal, ich wäre geſtorben und käme in einer andern Welt an. Da war mein Rufen und Suchen nach Dir ſo durchdringend, daß die blaſſen Todten, die noch um mich her in ihren Särgen ſchliefen, davon erweckt wurden und ſich aufrichteten und mich ſtillen und beruhigen wollten; denn . . . ich fand Dich nicht! — Aber ſie ſagten, die Zeit ſei noch nicht gekommen; erſt einſt, wenn meine Seele von ihren Fehlern ſich gereinigt hätte. Da wollt' ich (ſo wild bin ich leider in Allem) vor Leid vergehen. Aber plötzlich öffnete ſich über mir der Himmel und ich ſah' einen unausſprechlichen Glanz, der mir ſo groß und herrlich war, daß ich vor Entzücken und Demuth die Augen tief niederſenkte. Aber ich mußte zur Erde zurück und erwachte. —"

„Wie innig freu' ich mich auf Briefe von Dir, geliebter Mann! Mit welchem Vertrauen hör' ich Deine Worte! Nur wolle mich nicht kälter machen gegen Dich, denn was ewig iſt und meine einzige Freude, das muß man ewig laſſen. Merk Dir das, mein Engel, und ſchreib' mir nur nie mehr ein Briefchen ſo voll Weisheit, wie unlängſt, ſondern lieber einmal ein's, darin gar nichts ſteht aber darin eine von Deinen weichen Haarlocken liegt. — Und ſein Sie verſichert, ich werde nicht aufhören an Sie zu ſchreiben, bis Sie mir auch einmal ſagen: Sie hätten mich gern!"

„Ich habe keinen Gruß von meiner Mutter an Sie, weil ſie und Niemand weiß, an wen ich ſchreibe, und noch nichts von der ganzen Geſchichte. Denn als ſie damals doch eine Ahnung von meinen düſtern Vorſätzen erhielt und mich fragte, warum ich mich ihr ſo gewaltſam entreißen wollte, verſprach ich, ihr zu Liebe noch zu leben, wenn ſie mich nie darüber fragen wolle. Sie können ſich nicht denken, was ich für ein verſchloſſenes und doch wieder übermäßig offenes Ding bin und wieviel mehr Freude es mir macht, daß mein liebſtes Glück, daß Jean Paul mich an Kindesſtatt angenommen hat, ein Geheimniß für die ganze übrige Welt bleibt. — Ach', mein Vater! habe mich nur lieb und ſei froh!“ — —

Himmel! welchen wilden Wogenſchlag trug aber jetzt wieder dies leidenſchaftliche Schreiben, — dies offene Bekenntniß einer unbegrenzten, faſt übermächtigen Liebe in Jean Pauls große Seele!

Es iſt wahr, Marien's Liebe ängſtigte ihn. Nicht, als ob er einen Augenblick auf ſeiner ſchönen, von einer ſo ruhigen Klarheit getragenen ſittlichen Höhe geſchwankt hätte; ... aber Jean Paul müßte doch auch kein menſchlich fühlendes Herz in ſeiner Bruſt getragen haben, wenn ihn eine ſolche glühende innige Liebe von einem reizenden jungen Mädchen nicht warm und wohlthuend berührt, ſein eigenes, ſo leicht erregbares Herz nicht mit ſüßen Gefühlen erfüllt hätte.

Wohl erwiederte er dieſe Liebe; ... aber ſeine Liebe war freilich eine ganz andere ... ſie war eine väterliche Liebe!

Wohl kam ihm manchmal der verführeriſche Gedanke: ob es nicht gut ſei, Marie aufzuſuchen und ſelbſt zu ſprechen; . . . aber freilich nur, um ſie perſönlich zu beruhigen . . . ihr Vernunft einzureden . . . ſie zu tröſten.

Die Reinheit ſeiner Seele hob ihn dabei — trotz ſeines pochenden Herzens und raſcher wallenden Blutes — über jeden niederen Gedanken, und die ihm heilige Pflichttreue verwarf immer wieder raſch und entſchieden jeden Gedanken an ein ſo gefährliches Heilmittel.

Aber was alsdann thun? — Nach langem Kampfe entſchied ſich Jean Paul dahin, die Sache anſcheinend leicht, faſt humoriſtiſch zu nehmen, und Marien — um ſie nicht wieder in die alte unſelige Verzweiflung zurückzuſtoßen — das verlangte Kleinod zu ſchicken.

Er ſandte ihr alſo eine Locke und ſchrieb:

„Liebe, gute Marie!

„Dieſe Locke, die meine Frau meinem Glatzkopf abgeſchnitten für Sie, iſt die beſte Widerlegung Ihres letzten Briefes oder Fürchtens. Beſorgen Sie doch nie mehr, — ich bitte Sie darum, meiner Ruhe wegen, — daß ich irgend einen Ihrer Briefe, er ſei geſchrieben, wie er wolle, auf Ihre Koſten mißverſtehe. Ich kenne ja Ihr ganzes warmes, reines, idialiſirendes Herz und deſſen große Kraft; wie ſollte mich daran irgend eine Zeile des Augenblicks irre machen können?“

„Was ich freilich table, wenigſtens beklage, iſt, daß

Ihr Sonnenfeuer Ihnen ſüße Früchte zwar reift, aber dann auch austrocknet. — Ihr Schwur mich nie zu ſehen, gilt nicht. Jetzt kommen weiſe Lehren, die ſie ſich verboten), denn erſtlich kann man nur Andere, nicht ſich beſchwören; und zweitens ſich (und Andern) nicht einmal das Gute, oder das Unterlaſſen des Böſen; denn dieſen Schwur bringen wir ſchon mit auf die Welt und kein neuer verſtärkt ihn. Eine andere Sache aber zu beſchwören, die nicht im Gebiete der Sittlichkeit liegt, z. B. ewig eine Stadt, einen Menſchen zu vermeiden, iſt ungerecht und dem Schickſal vorgreifend. — Und endlich geht wenigſtens mich Ihr Schwur nicht's an, und ich werde Sie ſehen, ſobald ich kann; dann mag Ihnen ſchnell der Schwur die Augen mit einem Fächer bedecken, wenn ich Ihnen ihn laſſe. Ich male mir die Stunde ſchön, wo Sie zuerſt meine Caroline und meine Kinder ſehen, und dann mich. So würde ich auch alle die Ihrigen ſehen.“

„Liebe gute Seele! Sie ſind die erſte Unſichtbare, der ich ſo offenherzige Briefe und vollends die Locke gebe. Könnt' ich es thun, wenn ich nicht ſo viel Liebe und Vertrauen für Sie hätte, für Sie, die viel mehr für mich opfern wollte, als ich verdiene oder vergelten kann?“

„Werden Sie nun künftig nicht durch mein von Geſchäften und Lagen abgenöthigtes Schweigen auf Ihre

Briefe irre! Bricht der Krieg wieder aus und folglich über mein Vaterland herein, ſo flücht' ich auf einige Zeit nach Heidelberg.“

„Lebe froher, liebe Tochter! Quäle Dich nicht, ſonſt quälſt Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln ſich zu meinen! Dein Vater.“

J. P. F. Richter.“

„N. S. Ich habe viele Urſachen zum Wunſche, daß Du den Deinigen Alles ſageſt, und finde bei der vertrauenden Liebe, die ſie für Dich haben, keinen Grund zum Gegentheil.“ — — —

Aber . . . wie wunderbar iſt doch das Walten der Schickſalsmächte!

Der edle — gerade in dieſer gefährlichen Lage ſo hoch, ſo ſchön und rein daſtehende Jean Paul, der ja mit dieſem letzten Schreiben nur tröſten, beruhigen, und ſänftigen wollte; — — er, der mit zarter Aengſtlichkeit Alles zu vermeiden ſuchte, was Marien's Liebe Nahrung geben konnte; — — er gerade hatte mit dieſem letzten Schreiben Oel in die Flammen gegoſſen.

Marie war von ihrer übermäßigen, alle Grenzen und Schranken überfluthenden Leidenſchaft ſo geblendet, daß ſie nichts mehr ſah', als dieſe Leidenſchaft ſelbſt. Die Arme deutete daher Wort für Wort des Briefes anders, als es gemeint war. Sie ſah' und las nur Gegenliebe!

In Flammen ſchlug von neuem die Leidenſchaft in ihr auf und zog ſinnverwirrend durch ihre Seele.

Sie fühlte ſich beglückt, ſelig, durch die Theilnahme, welche der Geliebte ihr bewieſen hatte, denn . . . ſie mißverſtand ja unſeligerweiſe dieſe Theilnahme ganz und gar.

Freilich traten auch wieder Momente ein, in welchen ſie die wahre Abſicht des Schreiber's ahnte. Dann ward ſie wieder traurig und von einem verzehrenden Schmerze ergriffen, welcher nur neuen Träumen von Glück und erfülltem Sehnen wich.

Ohne ihn und fern von ihm lag das Leben wie eine troſtloſe Wüſte vor ihr; . . . aber welche unausſprechliche Seligkeit hatte dies Leben wieder, wenn ſie ſich bei ihm dachte, ſeine Athemzüge trinkend . . . ſeine Magd . . . die Nächte auf ſeiner Schwelle ſchlafend!!

Und in der That begann ſie jetzt kühner und kühner an die Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung zu denken . . . ein Gedanke, der ſie zugleich entzückte und in halben Wahnſinn verſenkte.

Jetzt überkam ſie auch wieder das alte träumeriſche Weſen. Niemand begriff ihren Zuſtand und tief bekümmert betrachtete ſie Mutter und Schweſter, wenn ſie oft, gleich einer Nachtwandlerin, mechaniſch den Geſchäften oblag und doch offenbar mit dem Geiſte in ganz anderen Sphären weilte. In manchen Augenblicken konnte ſie alsdann faſt bis zur Wildheit fröhlich ſein, um plötzlich wieder in die tiefſte Schwermuth zu verfallen . . . oder . . . ſich in Thränen zu baden.

Allmälig überredete ſie ſich dann ſelbſt wieder, daß ſich ja doch Alles ſo geſtalten werde und müſſe, wie es ihr ihre Träume ausgemalt. Marie vergaß dabei, daß ſie ſich nach den erſten Briefen ihr Sehnen ſelbſt zum Vorwurfe gemacht hatte; — ſie vergaß, welche Deutung ſie früher Jean Paul's warnenden Briefen gegeben; — ſie vergaß . . . daß der Geliebte Gatte und Vater ſei!

Aber warum ſollte ſie dies auch nicht vergeſſen? Hatte ihr Jean Paul ja doch — was ſie früher kaum zu denken gewagt — einen ihrer heißeſten Wünſche erfüllt und eine Locke von ſeinem theuren Haupte geſandt.

O Gott! o Gott! war denn dies nicht ein Zeichen . . . ein untrügliches Zeichen ſeiner Zuneigung?! . . . und ander's betrachtete ſie die Locke nicht, die nun allzeit — Tag und Nacht — an ihrem ſtürmiſch bewegten Buſen ruhte.

Wachend träumt ſie jetzt von ihm, und küßt — mit verbundenen Augen vor ihm knieend — die geliebten Hände. Im Schlafe umfaßt ſie ſein Bild und preßt ihr thränenvolles Auge an ſeine Bruſt, und giebt ihm den Dolch in die Hand, damit er ſie tödte, weil ſie ohne Fortdauer dieſer Seligkeit nicht leben will! *) Erwacht ſie, ſo erſchrickt ſie vor dem Gedanken . . . von ihm fern zu ſein und bebt mit wonnigem Schauer doch auch zurück, . . . wenn ſie ſich ſeine Gattin denkt.

Aber nein! . . . nein! . . . deß' fühlt ſie ſich nicht würdig; . . . aber ein Kind, ein Kind möchte ſie von ihm haben! . . . o Himmel! als Mutter eines Kindes von ihm, würde ſie ſich als die glücklichſte aller Frauen, als eine Wohlthäterin des Menſchengeſchlechtes, . . . ihr Daſein als ein geheiligtes anſehen!

Bis zur Wildheit wächſt jetzt ihre Leidenſchaft . . . und doch . . . liegt über dem Mädchen der Schleier heiliger Unſchuld, und die Angſt Thörigtes zu wollen, ringt mit einer die Grenzen des weiblichen Charakters überfliegenden, ja ſelbſt auf den angebeteten Geliebten herabſehenden Seelengröße. **)

Marie ſchreibt an Jean Paul mit der ganzen Gluth ihrer jetzigen Leidenſchaft; — ſie ſchreibt wieder, — — es kommt keine Antwort!

Jetzt erfährt ſie durch vorſichtiges Forſchen auf wei-

---

*) Thatſache: Förſter, Jean Paul's Schwiegerſohn, in deſſen Biographie.

**) Thatſache: „Förſter.“ Siehe „Jean Paul's“ Werke (Berlin bei Reimer 34ter Band).

weiten Umwegen, daß ein Wechſel im Dienſtperſonal des Jean Paul ſchen Hauſes bevorſteht.

Da iſt ihr Entſchluß gefaßt: endlich, endlich bietet ſich die Hoffnung, die letzte dienende Stelle im Hausweſen des angebeteten Geliebten einnehmen — ihm als Magd dienen zu dürfen.

Wie glücklich iſt ſie jetzt, daß weder er noch ſeine Frau ſie perſönlich kennt. Welches Glück! welche unausſprechlich ſüße Aufopferung, ihm zu dienen, ohne daß er es weiß, ohne daß er es ahnt, ohne daß er es denken kann!

Raſch verſchafft ſich Marie im Stillen die entſprechende ärmliche und grobe Kleidung, wie ſie von Mägden in jener Gegend getragen wird. Aeußere Ruhe und faſt heitere Pflichterfüllung täuſchen Mutter und Schweſter. Jetzt . . . jetzt iſt Alles gerichtet . . . nur noch das Frühroth des kommenden Tages und ſie eilt Baireuth und dem einzig, ewig, unendlich geliebten Manne zu! — — —

Die Erlöſung.

Der Tag graute, als Marie ſich anſchickte, das Haus zu verlaſſen.

Sie hatte ihre beſſeren Kleider bei Seite gelegt, und es kam faſt wie ein frommer Schauer über ſie, als ſie die ſchlechten einer Dienſtmagd überwarf. Sie fühlte ſich dabei ſo vollkommen von Demuth erfüllt, daß ſie überzeugt war, Niemand werde in ihr die höher gebildete Bürgerstochter erkennen, am wenigſten gewiß diejenige Familie, bei der ſie in Dienſt zu treten beabſichtigte. Wie wollte ſie dort ihm und allen den Seinen mit unbegrenzter Aufopferung dienen; wie ſollte ihr, ſelbſt die niedrigſte und ſchwerſte Arbeit ein Glück und eine Seligkeit ſein. Ja, auch dies war ihrer auf das Höchſte überreizten Phantaſie nicht genug . . . ſie träumte ſogar phantaſtiſch von der Möglichkeit für den Geliebten in den Tod gehen zu können.

Jetzt war ſie bereit ihr Unternehmen auszuführen. Ein kleines Bündel in der Hand, ſchlich ſie — wie an jenem Unglücksmorgen, der ihrem Leben ein Ende machen ſollte — aus ihrer Kammer. Ihr Herz ſchlug hörbar. Vor der Thüre des Gelaſſes, wo Mutter und Schweſter ſchliefen, blieb ſie noch einige Augenblicke ſtehen. Wehmuth erfüllte ſie, wie bei einem ewigen Scheiden; aber die Ungewißheit ſollte für die Ihrigen ja nur kurze Zeit dauern. Sobald ſich ihr Wunſch und ihre Hoffnung erfüllt, war ſie entſchloſſen, der treuen Führerin ihres Lebens die nöthige Nachricht von ihrem Unternehmen zu geben.

So riß ſie ſich denn los, zumal ſie beſorgen mußte, Mutter und Schweſter könnten erwachen.

Glücklich lag das Städtchen hinter ihr; — muthig ſchritt ſie darauf los, den Weg nach Baireuth verfolgend. Faſt verſagten ihr am Abend des zweiten Tages die Kräfte; aber mit der ihr eigenen Energie riß ſie ſich immer wieder empor; . . . was kümmerten ſie die wunden, an ſolch' weite Märſche nicht gewöhnten Füße: es galt ja zu ihm, zu ihm zu gelangen!

Sie ſtärkte ſich an dem kräftigen Fortſchreiten der Leute, die ihr begegneten. Wie rüſtig ſchritt doch dort in der Ferne — ſie näherte ſich ſchon Baireuth — ein Fußwanderer den zur Seite liegenden Berg hinan. Und er war ſtark, der Mann und ſchien nicht mehr allzujung. Eine Ledertaſche hing an ſeiner Seite, die

Hand führte einen derben Stock und dicht hinter ihm folgte ein weißer Hund.

Aber Marien's Gedanken waren ja auf ganz andere Dinge hingerichtet.

Endlich! endlich! ... war Baireuth erreicht. Kaum mehr fähig, ſich auf den Füßen zu erhalten, – matt vor Hunger und Durſt, — gekränkt durch manche Rohheit und Härte, die ihr unterwegs widerfahren, hoffte ſie nun endlich an das Ziel ihrer heißen Wünſche zu gelangen. Aber ... o Himmel! ... wie bitter hatte ſie ſich getäuſcht! Schon die nächſten Erkundigungen ergaben, daß in dem Haushalte der Frau Legationsrath Richter die Stelle einer Magd bereits wieder beſetzt ... der Legationsrath ſelbſt aber auf einer weiteren Fußreiſe begriffen ſei, zu der er geſtern aufgebrochen und von welcher er erſt in vierzehn Tagen zurückkehren werde.

Marie war in Verzweiflung. Indeß . . vielleicht konnte ſie ein anderer Dienſt einſtweilen in Baireuth und ſomit dem Heißgeliebten nahe halten, ... ſo daß ſie ihn doch ſehen, begegnen, grüßen und vielleicht doch noch ſpäter zum Ziele gelangen konnte! Sie verſuchte alles ... umſonſt; das Glück war ihr nicht hold. Es fand ſich im Augenblick kein Dienſt, und da ſie keine Legitimations-Papiere bei ſich hatte, mußte die Arme —

bei Androhung polizeilichen Heimtransportes — die Stadt nach drei Tagen wieder verlaſſen.

Todesmüde, beſchämt, namenlos unglücklich, kehrte ſie — nachdem ſich Mutter und Schweſter eine Woche lang unſäglich abgeängſtigt — in dunkler Nacht nach Münchberg zurück. Aber ſie ſprach kein Wort . . . ihr Mund ſchwieg wie das Grab. — — — — — — —

Wochen, viele Wochen waren vergangen; . . . Marie hatte den letzten zwei Briefen an Jean Paul, die unbeantwortet geblieben, jetzt nach und nach vier weitere Briefe nachgeſandt.

Aber durch das Schweigen des Geliebten — Jean Paul fing dieſe Liebe nach und nach zu beängſtigen und ſeltſam zu quälen an — war es plötzlich Licht in Mariens Seele geworden. Wieder ſah' ſie einen höheren Wink ihrer verunglückten Unternehmung; — wieder erkannte ſie ihre Verirrungen und mit tiefer, zermalmender Reue nahte ſie ſich daher abermals in ihrem letzten Schreiben dem verehrten Manne, als ein gutes Kind, . . . als eine liebende Tochter um Vergebung flehend.

Jetzt kam auch eine Antwort. Jean Paul ſchrieb:

„Ihre ſechs letzten Briefe habe ich richtig erhalten, wenn auch nicht immer ächt verſiegelt. Ich ſchreibe nichts lieber, als Briefe und doch nichs ſeltener, als dieſe. Erſt nach langer Zeit werden Sie wieder einen von mir erhalten. Ihre drei letzten thaten meiner Seele wohl, weil ſie wieder das einzige zwiſchen uns mögliche Verhältniß von Vater und Tochter recht himmliſch ausſprachen, ein Verhältniß, in welches mich Ihr erſter Brief hineinzauberte, und welches bisher in mir unverrückt geblieben. Auf dieſe Weiſe durft' ich Sie ſo innig lieben — Ihnen meine Locke ſchicken — mein Vertrauen geben und Ihre mir unbegreifliche Bedenklichkeit des Sehens anfallen. Das Wort Vater iſt für einen Vater, ſo wie das Wort Tochter ein heiliges Wort. Warum glauben Sie mich betrübt? Die Wiſſenſchaften ſind mein Himmel — ich werde von meinen Kindern und meiner Caroline beglückt und von dieſen ſo herzlich geliebt, als dieſe von mir: Warum ſoll ich betrübt ſein? — Allerdings über etwas; über die Zeit, an welcher jetzo faſt alle Völker Europens bluten.“

„Ihre Offenherzigkeit giebt mir keine Schmerzen — ſobald nur Sie keine dabei fühlen — ſondern Freude. Sie vergöttern mich, anſtatt mich zu befolgen. Ich gebe Ihnen daher keinen einzigen Rath mehr, da ich ſowohl das weibliche Geſchlecht kenne, als jene Feuerſeelen, zu welchen Sie gehören. Nach Heidelberg kann mich erſt ein Blutſtrom des Krieges treiben. Ich wünſchte, Sie ſchickten mir ſtatt der Briefe, da ich ſie doch nicht ordentlich beantworten kann, lieber ganze Tagebücher Ihres Lebens, Ihrer Familie, Ihrer kleinen Ereigniſſe ꝛc.“

„Es gehe Dir wohl, liebe Tochter! und der Geiſt des warmen Lichtes ohne Feuerſturm fülle Dein Herz.

J. P. F. Richter.“

Wunderbar wirkte dieſer Brief auf Marien ein. Beſchämung und Schmerz erfüllte ihre Seele . . . aber ſie fühlte auch, daß mit dieſem Briefe . . . ihr Urtheil geſprochen ſei.

Von jetzt an ſchien ſie ruhig geworden; doch der Friede der Seele war im Feuer ihrer Phantaſie zu Aſche gebrannt. Die heiligſte Regung ihres Herzens war nicht mehr ungetrübt und . . . es gab für ſie keine Sühne mehr . . . als . . . den Tod! — — —

Das Leben war ihr von nun an eine unerträgliche Bürde geworden und nur die Rückſicht auf die Mutter und das Verſprechen, welches ſie dieſer, nach ihrem erſten vereitelten Selbſtmord-Verſuche gegeben — für ſie zu leben — hielt ſie jetzt noch von dem letzten ernſten Schritte zurück. Auch die Schweſter glaubte ſie nicht verlaſſen zu dürfen, ehe ſie verſorgt ſei.

Aber ſah denn ihr geiſtiges Auge nicht dennoch die baldige Erlöſung? Um die Hand der Schweſter bemühte ſich ein junger braver Mann; die Mutter aber kränkelte ſchon längere Zeit, und der Anblick der Kranken beſtätigte nur zu deutlich, was dieſe auch ſelbſt fühlte: daß ihre Tage gezählt ſeien.

Hier nun aber zeigte ſich Mariens Energie, die in der That faſt an das Wunderbare grenzte, im hellſten Lichte. Mit einer, bei ihrer ſonſtigen Leidenſchaftlichkeit und Jugend erſtaunenswerthen Kraft, erhielt ſie ſich — wenigſtens nach Außen hin — ihre ruhige Stimmung; die furchtbar zerſtörenden Qualen der Seele mit Gewalt in ihrem Inneren verſchließend.

Ernſt und ſchweigend genügte ſie jeder Pflicht. Ihr äußeres Leben theilte ſich nur noch in die Erfüllung der Geſchäfte, die ihr im Hauſe oblagen und in die treue Pflege am Krankenbette der Mutter; . . . ihr inneres Leben war zuſammengeronnen in eine einzige namenloſe Qual ... in einen einzigen Gedanken ... und dieſer Gedanke . . . war . . . der Tod! —

— — — — — —

Da verlobte ſich die Schweſter, . . . und wenige Tage darauf . . . ſtarb die Mutter.

Marien hatten die Keulenſchläge des Schickſals bereits zu allgewaltig niedergeſchmettert, als daß der letzte Trennungsſchmerz ſie hätte vernichten ſollen. Während der Tod hinter den ſchwarzen Verhängen des Verhängniſſes einſam und feierlich ſein ſtilles Wunder that und ſeine geräuſchloſe aber vernichtende Arbeit vollendete ... erſtarrte die Hand der Mutter in der . . . Mariens. Eine Welt des Schmerzes wälzte ſich über das Herz des Mädchens. Sie ſtand furchtbar groß, aber thränenlos neben der Leiche. Als ſie aber ihre glühenden, bebenden, zuckenden Lippen an die der Todten drückte… leuchtete es aus ihren Augen: ſie fühlte mit einer Art entſetzlichen Behagens die Eiſeskälte, … in der bald auch ihre Glieder erſtarren ſollten.

„Ich komme!“ — flüſterte ſie … und drückte die müden, ausgeweinten Augen der geliebten Mutter leiſe zu. — — — — — —

Die Beerdigung war vorüber. Jetzt ging Marie mit beiſpielloſer Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, aber mit eben ſo viel Ruhe und Ueberlegung an ihr ſchauerliches Werk … bereitete ſie ſich feſt und energiſch auf ihr nahes Ende vor.

Raſch und ruhig ordnete ſie noch alle häuslichen Verhältniſſe; … dann … ſetzte ſie ſich nieder und … ſchrieb zum letztenmale an den Mann ihrer Liebe, … an den, für den ſie allein gelebt, … an ihren großen, herrlichen, angebeteten Jean Paul, … an das Ideal ihres Lebens … für das ſie jetzt freudig ihr eigenes Leben hingab!

Marie ſchrieb:

„Zürnen Sie nicht, theuerſter Vater, noch dieſe Zeilen von ihrer unglücklichen Marie zu empfangen. Ich kann es ja nicht ertragen, daß Sie mich noch für lebendig halten, wenn ich ſchon todt bin. Meine Mutter iſt vor wenigen Tagen geſtorben und ſie litt es gern, daß ich ihr nachfolge. Ich habe hier gethan, was ich vermochte und eile von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich ſo unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeſte Streben nach dem Beſten ſo vergeblich war, wo ich ſeit meinen thörigten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andere überging. Ach es wird im großen Univerſum doch noch einen Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich ſein kann, wie ich ſein will. Ich habe genug gelitten: ich darf ſterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an Sie zu ſchreiben, als dies, daß die, ſo an Sie ſchrieb, gewiß todt iſt, wenn Sie dies leſen, und daß Sie darüber ſich freuen ſollen. —“

„Ach, Sie werden mich verachten ſo lange Sie leben und nie glauben, wie ſehr ich ſchmachtete, für Sie etwas thun zu können, und wie vielmal mich die Idee zerriß, wenn ich mir vorſtellte, es ginge Ihnen nicht gut. — O, der Himmel gebe Inen Alles und vereinige Sie in jener Welt mit den Ihrigen! — Mich aber verachten Sie doch nicht gar zu ſehr, ſondern geben es zu, wenn ich Ihren Kindern — an die ich ohne heiße Thränen nicht denken kann; weil ſie ſo glücklich ſind, Ihre Kinder zu ſein — ein kleines Geſchenk ſchicke. Sagen Sie ihnen aber nicht, woher es kommt, ich möchte ſo gerne ganz vergeſſen ſein und unbemerkt verſchwinden. Niemand hat durch mich meine Geſchichte erfahren; auch alle meine Tagebücher habe ich verbrannt. Nur Ihre Locke nicht, ſie bleibt an meinem Hals und ich nehme ſie mit. — O! leben Sie wohl, unvergeßlich geliebter Vater! — Ach! daß es ſo mit mir werden mußte! Mein unglücklicher Geiſt wird Sie aber umſchweben, ſo lange, bis Sie ihn wieder aufgenommen und mit ſich nehmen. — O! dürft ich Ihnen ein Zeichen geben! Ihnen höhere Kundſchaft bringen!" — —

Als Marie das Schreiben vollendet, ſtand ſie auf und ſchickte ſich zum Ausgehen an.

Sie beſuchte ihre Freundinnen, und bat von jeder für etwaigen Schmerz Vergebung.

So kam der Abend, und mit ihm der Bräutigam der Schweſter.

Marie las und ſchrieb; dann bereitete ſie das Abendeſſen, deckte den Tiſch und machte mit gefälliger Aufmerkſamkeit die freundliche Wirthin. Etwas wunderbar Feierliches und Wildſchönes wechſelte dabei in ihr mit ernſter heiterer Ruhe.

Es war acht Uhr, als ſie aufſtand, den Brief zu beſorgen. Sie bat dabei die Schweſter, den Freund am Klaviere zu unterhalten und umarmte ſie mit Ungeſtüm. Auch dem Freunde warf ſie ſich an die Bruſt und ſagte unter erſtickenden Thränen: „Sorgen Sie für meine Schweſter!"

Es lag nichts Ungewöhnliches in dem ſtürmiſchen Ueberwogen dieſes Herzens.

Und doch . . . kaum war Marie fort, ſo durchbebt die Schweſter eine unnennbare Angſt, die Noten ſchwanken vor ihren Blicken, die Finger verſagen den Dienſt, . . . ſie muß weinend und zitternd das Inſtrument verlaßen.

Da ſieht ſie einen Brief liegen, den Marie an ihren Bräutigam geſchrieben. Mit einem Schrei des Entſetzens ſinkt ſie hin. Kaum aber athmet ſie wieder, ſo eilt ſie an der Hand des Freundes fort, die Unglückliche zu ſuchen.

Da! . . . da! . . . vertritt ſchon ein Volkshaufe ihr den Weg.

Man bringt den Leichnam eines Mädchens, den Fiſcher aus dem Strome gezogen. Sie ſtürzt über ihn hin! . . . Ein herzdurchbohrender Schrei . . . es iſt . . . ihre Schweſter!

Aber nein! ... nein! . . . Marie war ja noch keine Leiche. Sie hatte ſich, um des Todes ſicher zu ſein, nah' an den Mühlen in den Fluß geſtürzt; aber Fiſcher, die es geſehen, eilten mit ihrem Nachen herbei. Einigemale hob ſie die Fluth empor; aber immer kämpfte ſie ſich wieder gewaltſam hinab, bis die Fiſcher — da ihre Kräfte erlagen — ſie retteten.

Jetzt lag die Unglückliche bewegungslos — bleich wie der Tod. — —

Man brachte ſie in das Haus. — Es war Nachts elf Uhr. — — Aerzte kamen . . . alle Rettungsverſuche wurden angewandt; — ſelbſt die Natur, die das verſchluckte Waſſer auswerfen wollte, kämpfte für das Leben! ... Umſonſt! ... Marie widerſtand mit unüberwindlicher Feſtigkeit und Seelenkraft den flehenden Bitten der Ihrigen, den Rettungsverſuchen der Aerzte, den Anſtrengungen der Natur ... ſie war entſchloſſen zu ſterben!

Furchtbare Schmerzen, die ihr der Widerſtand gegen das heraufdringende Waſſer verurſachten, folterten ſie ...

Sie blieb feſt!

Die Schweſter warf ſich jammernd über ſie: bat, flehte beſchwor ſie unter Strömen von Thränen bei dem ſeligen Geiſte ihrer Mutter, ſich doch dem Leben zu erhalten ...

Marie blieb feſt!

Der Geiſtliche des Städchens, den ſie ſtets geachtet und hochgeſchätzt, ſprach ernſte, bedeutungsſchwere, rührende Worte zu ihr ...

Marie blieb feſt! ....

Da trat der Tod heran. Marie fühlte es und wie ein Lächeln ... wie eine leiſe Verklärung ... trat es in ihre Züge.

Mühevoll winkte ſie Schweigen ... mühevoll und unter unſäglichen Schmerzen ließ ſie ſich halb aufrichten ... dann ſagte ſie ... von Qualen oft unterbrochen ... den kalten ſtarren Tod ſchon im Auge ...

„Mein Glaube hat mich nicht betrogen: die Seele iſt unſterblich! . . . Als mich die tiefe Waſſerwelt aufnahm und dumpfbrauſend umgab, . . . litt ich fürchterlich. Der thieriſche Inſtinkt der Selbſterhaltung, . . . die arbeitenden Lungen, . . . das zuſammengepreßte Herz ſetzten meinen Willen zu ſterben . . . in einen grauſenhaften Kampf. — — Ich verſchlang das Waſſer . . . das mich zu retten drohte, . . . in dem es mich zweimal emporſtieß zu Licht und Luft, in gierigen Zügen und . . . rang ihm ſeine ungetreue Gewalt ab. Ich ſank; . . . der Strom wogte mich fort in die Tiefe. Ich . . . zog mich auf dem Boden krampfhaft zuſammen, . . . um in der . . . mich umfangenden Angſt der Abtödtung . . . meinen ſterbenden Händen und Füßen . . . den Dienſt natürlicher Ruder zu verſagen. Doch . . . noch einmal hob' mich das Waſſer; . . . ich ſank nieder und . . . verlor alle Empfindung des Körper's; . . . aber . . . nicht die Macht des Gedankens. — Ich ward gewahr, . . . daß ſich Menſchen . . . mit ungebetener Hülfe in meinen Vorſatz mengten: . . . ich widerſtrebte ihren Verſuchen; . . . aber zuletzt . . . hatte die Kraft mich verlaſſen. Indeß mich die Stangen der Fiſcher zum Lande arbeiteten, . . . erſtarb meine Hülle; aber eine helle Welt ſchloß ſich mir auf im Tiefſten: ich feierte . . . die Erwartung . . . der Auflöſung! . . . Meine Seele . . . ihrer drückenden Bande entledigt . . . bewegte ſich frei . . . in neuen Regionen . . . Töne und Geſichte aus der andern Welt . . . entzücken ſie; . . . eine himmliſche Muſik . . . und Lichter der Ewigkeit . . . umſchwammen mich! — — — Jetzt . . . zogen mich die Rauhen . . . unbarmherzig an's Land! . . . Meine Geſichte . . . zerrannen, . . . mein . . . menſchliches Bewußtſein . . . mit all' ſeinem unendlichen Leid . . . kehrte zurück. — Aber — meine Hoffnungen . . . ſtehen feſt . . . und . . . an meinen Willen . . . reicht keine menſchliche . . . Macht!“

Marie hielt inne. Das Waſſer ſtieg noch einmal in die Höhe . . . krampfhaft biß ſie die Zähne auf einander . . . dann ſtieß ſie einen Schrei des Schmerzes aus . . . und . . . ſank röchelnd zurück.

Aber der Engel des Todes — der ja auch ein Engel der Liebe iſt — küßte die *aus Liebe und für ihre Liebe Sterbende ſanft und milde*. Und Marie ſank in Schlummer . . .

Stunden vergingen . . . der Morgen graute . . . da wurde der Athem leiſer . . . dann . . . ging er in längeren Pauſen . . . dann . . . dann . . . — die Sonne ſchlug eben ihr großes goldenes Weltauge auf — war es nur noch ein Hauch . . . und . . . wenige Minuten ſpäter . . . ein Nicht's!

Marie . . . und ihre Qualen und Leiden . . . hatten aufgehört . . . zu ſein. — — — — — —

„Friede ſei mit Euch!“

Einem ſchwülen Nachmittage war ein furchtbares Gewitter gefolgt — eigentlich eine Titanenſchlacht von Gewittern, die den ſchwarz umzogenen Himmel zu einem elektriſchen Kriegsſchauplatz gemacht.

Unwetter waren von verſchiedenen Seiten herangezogen, aufeinandergeſtoßen, gewichen und wiedergekommen. Seit Stunden hatten ſie gekämpft und ſich unter Regengüſſen, Blitz und Donner entladen. Bald deckte ſchwarze Nacht die Welt, bald ſtand der ganze Himmel ringsum in Flammen, während der Donner Schlag auf Schlag folgte. Aber in der furchbaren Einheit lag doch eine ſchöne, großartige Mannichfaltigkeit. Hier zuckte der Blitz wie eine wutherfüllte ungeheure feurige Schlange vom Himmel zu der Erde nieder, — dort trat er in Geſtalt einer Lichtmaſſe auf, die in einem einzigen Momente den ganzen Horizont in ein Flammenmeer ſetzte. Jetzt war der Donner ein kurzer gewaltiger Schlag, — dann wieder ein Krachen und

Praſſeln, als ob die Welt zertrümmere, — Minuten ſpäter und von anderer Seite her, ein nicht endenwollendes Dahinrollen, dem der zürnende Himmel ſelbſt ein tauſendfaches Echo verlieh!

Auch die grauen und ſchwarzen Wolkenmaſſen — die ſich in dem falben Lichte der Blitze maleriſch abſchatteten — gaben, von den Adlerſchwingen des Sturmwindes getragen, das majeſtätiſche Bild eines, auf Vernichtung zielenden Weltkampfes.

Und wie er dahinfuhr, dieſer Orkan ſelbſt, bald die dunklen Wolkenkaravanen vor ſich hertreibend, — bald unter den oben feſtſtehenden ſchwarzen Schattengebilden des Himmels mit doppelter Wuth dahinraſend, die grünen Häupter der Wälder ſchüttelnd, hundertjährige Eichen wie Grashalme beugend, gewaltige Stämme zerreißend und große Aeſte wie kleine Strohhalme mit ſich durch die Lüfte führend.

Und dabei ſtrömte der Regen in Fluthen herab, als lechze er darnach, die ganze Natur zu ertränken und alles Sterbliche in einer grauenhaften Sündfluth hinwegzuſpühlen.

O! es war ein furchtbarer, großer, majeſtätiſcher Kampf der Elemente geweſen; . . . aber der Kampf hatte ſich jetzt ausgetobt — — wie jeder Schmerz im Leben ſich mit der Zeit austobt — — — und dem Furchtbaren war das Liebliche, — dem Erſchreckenden das Beruhigende — dem wilden Toben — ein ſanfter Friede gefolgt.

Der Abend war jetzt doppelt ſchön!

Nur fern, fern am Horizonte ſtanden noch, wie rieſige Gebirge von dunkelem Granit, Wolkenmaſſen, — die noch im Fliehen drohenden Häupter mit den glühenden Diademen der Abendröthe geſchmückt. Leiſe knurrte von dorther noch der Donner; . . . aber Licht und Friſche und Friede lag lächelnd ringsumher auf Wieſe und Wald, auf den, jetzt köſtlicher duftenden Blumen und all' den erquickten Leben der weiten, weiten Natur!

Nur ein Leben nahm keinen Theil an der Freude! — nur ein Herz, und zwar ein Herz, das ſonſt immer mit ſeligem Entzücken an dem Buſen der Natur hing, fühlte heute . . . fühlte jetzt nichts von der allgemeinen Erquickung und Luſt . . . ſondern brach faſt unter einem rieſigen Schmerz.

Es war Jean Paul, der ſich vor den Todesſchatten, die von Münchberg her über ihn und ſein Leben und ſeine Welt und ſein Daſein gefallen . . . in die Natur geflüchtet.

Er — der ſonſt die großartige Erſcheinung eines Gewitter's ſo ſehr liebte und mit Schauern der Andacht dieſer majeſtätiſchen Kundgebung der Naturkräfte zu folgen pflegte, . . . er . . . ſaß heute unbeweglich . . .

und ſtarrte jetzt — der Außenwelt unbewußt — ſo ernſt, ſo bleich, ſo gramerfüllt in den götterſchönen Abend, wie vorher in den Titanenkampf der Gewitter!

Einen ſolch' unendlichen, vernichtenden Schmerz, wie er jetzt ſein Herz zerriß, hatte ihm, bis dahin, das Leben noch nicht geboten. Seine körperlichen und geiſtigen Kräfte waren faſt wie gelähmt; — er war keines Gedankens fähig, ſo furchtbar, alles Andere verdrängend, ſtand das unſelige Schickſal der armen Marie vor ſeiner Seele.

Unbewußt hatte ihm die Wuth der um ihn her tobenden Elemente wohl gethan: es lag ja etwas Entſprechendes in dieſem äußeren Wüthen und dem des Schmerzes in ihm; — und erſt jetzt . . . als die in erneuter Pracht funkelnde Sonne ihre blendenden Strahlen wieder über ihn ausgoß . . . rang ſich ſeine Seele aus dem betäubenden Schmerze zu einem milderen los.

Aber es war ein quälendes Bewußtſein zu dem er erwachte. So hoch, ſo edel und ſchön er ſich der Unglücklichen im Leben entgegengeſtellt, — ſo vernünftig und pflichttreu er gehandelt, — ſo liebevoll er auch als Vater zu ihr geſprochen . . . ach! ſein überzartes Herz und Gewiſſen machten ihm jetzt, im erſten Sturm der ſchmerzlich erregten Gefühle, doch tauſend und tauſend Vorwürfe.

Umſonſt ſuchte er ſich ſelbſt mit dem Gedanken

Troſt zuzuſprechen: daß er nicht anders hätte handeln können, als er gethan! ... Immer und immer rief es wieder in ſeinem Inneren: O! es wäre doch gewiß anders gekommen, wenn du ſo oder ſo gehandelt hätteſt.

Sein Herz täuſchte ihn hier! — Glänzend wie ein höherer Genius, war er ja den gefährlichen Weg an einem tiefen Abgrunde vorbeigewandelt und ... was ihm jetzt das Herz zerquetſchte — ihm, der gerade hier den ſchönſten Triumph hoher Sittlichkeit gefeiert, — war nur der große, der unendliche Schmerz, ein edles, liebendes Weſen ... um ſeinetwillen geopfert zu ſehen!

O, er war ja zu groß dieſer Schmerz, um ſelbſt durch die liebenden, tröſtenden und beruhigenden Worte der treuen Gattin in ſeinen erſten Stößen gemildert zu werden. Das zerſtörte Jeruſalem des Inneren läßt ſich nicht durch Worte, wie durch Zauber, auf der Stelle wieder aufbauen; aus den Straßen, die man tröſtend herzuſtellen gedenkt, ſpringt leicht Blut und Feuer! Nur die Zeit kann für ſolche Wunden den Verband anlegen; ... aber es iſt freilich ein langſames Heilen, da ſie aus Tauſenden und Millionen Minuten ihn erſt zuſammenwebt.

Darum auch ſtürzte Jean Paul — als er den letzten Brief Mariens und einen anderen, das Unglück beſtätigenden, empfangen und geleſen — hinaus . . . trotz den heranziehenden Gewittern; — hinaus in das Freie, in das Weite, in die Natur . . . wohin er ja immer, im Aufjauchzen der Freude und im Jammer des Schmerzes, ſein Herz zu tragen pflegte. — Hier, Gott und dem Weltall gegenüber, war ja jede Freude und jeder Schmerz zu klein, um zu einer Ueberhebung oder Vernichtung zu führen.

Auch jetzt war es ſo!

Die Sonne ſenkte ſich in der alten Pracht, . . . wie ſie vielleicht ſchon ſeit hunderttauſenden von Jahren gethan . . . hinab, um anderen Welttheilen Licht, Freude und Leben zu bringen, unbekümmert um das Auf- und Abwogen, das Kommen und Gehen aller der Millionen und Millionen kleiner Menſchenſeelen!

Und doch, doch! . . . führt denn nicht eine unſichtbare Vaterhand dieſe Sonne, wie die Myriaden-Sonnen des Univerſums . . . und . . . wie jedes Menſchenherz? Und iſt dieſe Führung, iſt dieſe Vaterhand, iſt dieſer Vatergeiſt ſelbſt . . . etwas anders, als die Liebe!

„Sagt, . . . was iſt es, daß der Sphären
Wunderblau zuſammenhält?
Sagt, was zaubert ſelbſt aus Zähren
Eine ſchöne Wunderwelt?

Was verſchwiſtert Freud' und Schmerzen?
Was vereinigt Mein und Dein?
Was entrinnt aus vollem Herzen
Noch auf Grab und Leichenſtein?"

„Liebe! Ein und Alles Liebe!
Du nur, Lebensſchöpferin,
Schufſt zum Geiſt und Weltgetriebe,
Sinn und Kraft, und Kraft und Sinn.
Eh' die Sonnen Erden hellten,
Eh' ſich Herz in Herz verlor,
Bildeteſt den Plan der Welten
Du dem großen Geiſte vor!" — — —

Und was war es anders, was in Marien gelebt, als die Liebe? ... Was war es anders, was ihr den Tod gegeben, ... als Liebe?!

„Und was, was?" — frug ſich Jean Paul — „wird ſie dort, in den unermeßlichen Sphären der Unendlichkeit und Ewigkeit anders in die Vaterarme einſchließen ... als die ewige unenzliche Liebe?"

Und Thränen, heiße Thränen traten in ſeine Augen. Und die hinabgeſunkene Todte verklärte ſein losſprechendes Herz von jedem Erdenfehl und ließ ſie auferſtehen in dem weißen Lichtgewande der Vollendung.

„O Himmel!" — rief er — „wer wirft einen Stein auf ſie, die in jedem Nervenknoten ein Herz trug? Wahrlich, die Liebe dieſes Herzens wird nicht verwehen, auch wenn das Herz ſelbſt in Staub zerfällt! ... und ... meine Liebe zu Dir, mein armes, armes Kind ſoll und wird es auch nicht! Wer kann denn Vergänglichkeit unter der weißen Bergkette der Milchſtraße, unter ſo vielen in allen Univerſums-Ecken zugleich brennenden Tagen glauben? Oder Tod und Vergehen mitten in einer lebendigen pulſirenden Unermeßlichkeit, wo keine Sonne ruht und kein Sonnen-Stäubchen vergeht und vernichtet wird?! Du haſt geliebt... Deine Liebe wird Dir Unſterblichkeit geben! . . . Das ſchmerzlich-ſüße Andenken an Dich aber . . . ſoll mich, — der ich noch im Staube wandle, — erheben, beſſern, veredeln und verklären!"

In dieſem Augenblicke vernahm er ein Geräuſch hinter ſich und wandte ſich um.

Es war ſeine Frau mit den Kindern, Freund Otto und eine andere hohe, aber ſehr ſchlicht gekleidete Dame, die an der Hand Carolinens daher ſchritt.

Aber — o Himmel! — ſah' er denn recht?

War das nicht Frau von Krüdener?

Ja, ſie war es in der That und ſtreckte ihm jetzt, wie einem alten lieben Freunde, beide Hände entgegen. Ihre ſchönen Augen blitzten dabei in feuchtem Glanze, als ob ſie ſagen wollte: wie ich mich freue, Sie wieder zu ſehen, ſo bin ich auch ſtolz, mich die Freundin eines ſo edlen und großen Mannes zu nennen!

Herzlich, aber unter dem Einfluſſe gegenſeitiger tiefer Ergriffenheit, war dies Wiederfinden, dem freilich auch diesmal nur wenige Stunden zugemeſſen waren. Wohl hatte Frau von Krüdener einen längeren Beſuch in Baireuth beabſichtigt; nicht allein um Jean Paul wiederzuſehen, ſondern auch um in öffentlichem Wirken dem Reiche des Evangeliums, wie ſie es jetzt vor aller Welt und vorab den Armen verkündete, neue Bürger und Anhänger zu gewinnen.

Allein die Behörden waren mit dieſer Art zu wirken nicht einverſtanden; das ſchwärmeriſche Weſen dieſer Frau ſtörte bereits die bürgerliche Ordnung und ſo hatte die Regierung den Befehl ertheilt: Frau von Krüdener ſofort zurückzuweiſen. Noch vor Einbruch der Nacht mußte ſie Baireuth wieder verlaſſen.

Darum eben hatte ſie jetzt auch, in Geſellſchaft Carolinen's und unter der Begleitung Otto's, den Freund aufgeſucht.

Aber nur zu raſch verflog beim Zurückgehen nach der Stadt und im Hauſe des Freundes die knapp zugemeſſene Zeit. Schon ſtand Frau von Krüdener auf, um wieder Abſchied zu nehmen, als ſie ſich noch eines von Jean Paul ausbat: den bewußten Ring.

Der Freund brachte ihn.

Da nahm Frau von Krüdener aus dem Medaillon, das ſie noch immer bei ſich trug, den fehlenden Theil des Ringes, ſetzte ihn in dieſen ein . . . und ſagte:

„Ich bin genöthigt Deutſchland zu verlaſſen und werde es vielleicht nie wiederſehen. Ehe wir ſcheiden, empfangen Sie dieſen Ring zurück. Wer ſich — wie Sie — in ſeiner eigenen ſittlichen Größe einen Schutzgeiſt beſtellt und großgezogen hat, bedarf keines anderen. Außerdem" — und hier führte ſie dem erſchütterten Freunde Frau und Kinder zu und legte ſie an ſein bewegtes Herz — „hat Ihnen der Allgütige in dieſen theuren Weſen ſeine ſchützenden und liebenden Engel ſelbſt geſandt. Seid glücklich, Ihr edlen Menſchen, wie Ihr es verdient und des Herren Liebe und Gnade leite Euch für und für! — Lebt wohl: Friede ſei mit Euch!"

Und mit dieſen Worten reichte ſie Allen noch einmal die Hand und verließ Zimmer und Haus. Unten wartete ihr Reiſewagen, der ſie auf den nächſten Wegen nach Frankreich führen ſollte.

Als, nach einer Stunde auch Otto Anſtalt zum Weggehen machte, bat ihn Jean Paul noch um einen Augenblick Geduld, da er ihm etwas mitzugeben habe.

Otto wartete gern.

Nach einigen Minuten kam der Freund mit einem Päckchen von ſeiner Studirſtube zurück. Thränen ſtanden in ſeinen Augen.

„Hier, guter Otto," — ſagte er dann mit bewegter Stimme und reichte das Päckchen dem treuen Freunde — „die herzzerſchneidenden Briefe der armen Marie!

... Nun, ... es iſt vorbei ... und ... ſie ſtarb höher, als tauſend Andere lebten. — Froh bin ich, daß ich ſtrengeren Rathgebungen für meine Antworten an ſie nicht gefolgt; zumal, da ſogar meine milderen mir jetzt erbärmlich für dieſe hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner Lage keine anderen möglich waren! Möge ein höherer Friede und ein höheres Glück ſie erfüllen: das Paradies iſt ja immer da ... wo die Liebe wohnt!“

Und er ſetzte ſich zu Carolinen, die ihn ſtill umſchlang, während ſich die Kinder — die feuchten Augen auf den geliebten Vater gerichtet — ſanft an ihn ſchmiegten.

Und ein Blick auf ſie goß Troſt und Frieden in ſeine Seele ... es blieb ihm ja des Lebens ſchönſter Theil... ein ſtilles häusliches Glück! — — — —

Eine Herbſt-Idylle.

Im Zauberbann des Fichtelgebirges.

„O! es iſt ein eigenthümlicher wunderbarer Punkt auf dieſer Erde, das Fichtelgebirge! eine dunkele grüne Gebirgsinſel mitten im Herzen von Deutſchland, voll des Geheimnißvollen und Räthſelhaften. Hier findet das Auge die herrlichſten Fernblicke, das Herz die tiefſte, die ſüßeſte Waldeinſamkeit; . . . denn wer ſollte den Wanderer hier an dieſem eng abgeſchloſſenen, faſt vergeſſenen Orte ſtören, wo nur der Schlag der Axt, das Hämmern einzelner Hüttenwerke erſchallt, und Einfachheit und Armuth ihr Lager aufgeſchlagen haben?“

„Wer kennt denn viel und beſucht das Fichtelgebirge? Im Oſten ſind es die böhmiſchen blauen Gebirge, die durch ihre reichen Bäder die müßige vornehme Welt an ihre Bezirke feſſeln; im Norden iſt es das Erzgebirge, das dicht heranrückt und den Kaufmann und den Fabrikanten in ſeinen Schooß lockt. Im Nordweſten hebt ſich der thüringer Wald, den Reiſenden durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen feſſelnd, und im Süden zieht den forſchenden Geiſt die fränkiſche Schweiz an, — jenes leicht erſteigbare, von grünem Laubholz bewachſene, freundliche Kalkſteingebirge, mit ſeinen ſchönen Thälern und den, für Naturforſcher und Naturfreunde ſo merkwürdigen Muggendorfer Tropfſteinhöhlen. Da fliegt denn nur hie und da ein einzelner Blick nach dem hohen, dunkelen Rücken des Fichtelgebirges, das dem Reiſenden von Ferne ernſt und kalt entgegenſtarrt. Er ahnt ja nicht, welch' wunderbarer Zauberkreis von Naturſchönheiten und Sagen dieſe Berge und Wälder umgiebt, welch' räthſelhaftes Leben in ihnen pulſirt, welch' poetiſcher Duft, leicht hingehaucht, über ihnen ruht."

Jetzt war es bereits Herbſt geworden, und die Gipfel des Schneeberges und des Ochſenkopfes umzogen ſchon dichte Nebelmaſſen, aus welchen die kahlen Felſenhäupter wie rieſige Geiſterkönige hervorragten. Es lag dabei etwas Geſpenſtiſches in dieſen formloſen Nebelgebilden, die in unausgeſetzter Bewegung bald ſtiegen, bald ſanken; . . . jetzt eine dichte Maſſe bildeten und dann wieder leicht zerriſſen, ſo daß durch ihren weißen Schleier und die entſtandenen Lücken dunkele Granitblöcke durchblickten, wie verzerrte Geſichter finſterer Gnomen. Und dieſer geiſterhafte Kampf hatte noch nicht aufgehört, obgleich die Sonne eines prächtigen Herbſttages bereits anfing in die Thäler zu ſchauen.

So war es mitten im Zauberkreiſe des Fichtelgebirges; von Ferne geſehen, ſchauten die Berggipfel wie Adlerhäupter aus Wolkenzügen zu der Erde nieder und die Vorberge ſtiegen wie Thronſtufen zu dem in der Mitte hervorragenden Bergthron empor.

„Ja! er hat recht, der gute Oheim!“ — rief in dieſem Augenblicke, nach den fernen Höhen ſchauend, ein prächtiger junger Burſche — „ja! er hat recht, wenn er ſagt: Niemand ſchleiſe die Berge, dieſe Feſtungswerke des Herzens, wenn der Schmerz es feindſelig ſtürmen will. Sie ſind die Kanzeltreppen der Seele, die ſich zu erheben ſtrebt, und die hängenden Gärten für die Sehnſucht nach himmliſchen Tagen!“

Der Sprecher war, wie geſagt, ein prächtiger junger Mann, geſund, friſch und heiter wie der Tag, der an dem Himmel hing. Die ſchwarze Mütze, der kurze altdeutſche Rock, der offene ſonnverbrannte Hals, von einem weißen umgelegten Hemdkragen umgeben, das Ränzchen auf dem Rücken, die langen freiherabhängenden Haare und das in Lebensmuth und Geiſt flammende Auge . . . verkündeten ſogleich den, auf einer Herbſt-Ferienreiſe begriffenen Studenten.

Und Student der Jurisprudenz war er denn auch, der junge Richard Spazier, der Neffe Jean Paul's, der eben hier — kurz hinter Hof — unter den beiden ausgeſtreckten Armen eines Wegweiſers ſtand, won welchen der eine nach Baireuth, der andere nach Wunſiedel, alſo in das Fichtelgebirge, wieß.

Aber gerade dieſer Wegweiſer machte Richard jetzt gar viel zu ſchaffen; kam ſich doch der junge Mann vor, wie Herkules am Scheidewege. Baireuth war allerdings das Ziel ſeiner kleinen Reiſe, indem er den Oheim beſuchen und einige Wochen in deſſen Familie verweilen wollte. Aber konnte und ſollte er denn nicht zuvor einen Abſtecher nach Wunſiedel und Joditz machen? ... und in das herrliche Fichtelgebirge, aus deſſen Blumen und Blüthen ſein großer Oheim den köſtlichſten Honig der Poeſie geſogen?! Zog ihn doch ſein Herz — ſchon aus Liebe und Intereſſe für Jean Paul — nach jenen kleinen ſtillen Fleckchen der Erde, in welchem der Dichter die liebliche Idylle ſeiner Kindheit verträumt; während andererſeits die Poeſie des Fichtelgebirges, — die Nebel, welche die mit Wald bewachſenen Hügel auf der Straße dorthin halb einhüllten und etwas Wunderbares in ihrem Schooße zu verdecken ſchienen, — und der poetiſche Gedanke: dies prächtige Gebirge einſam zu durchſchreiten, ihn mit wunderbarer Macht anlockten.

Richard ſtand ja noch in der ſchönen jugendlichen Mährchenzeit, in der das ſaftige Grün der „Waldeinſamkeit“ den dichteriſch angeregten Geiſt ſo mächtig treibt, waldige Gebirgshöhen zu durchſtreifen.

Und dabei ſchien die Sonne ſo ſchön, und der

Himmel war ſo blau, und die Welt ſo weit, und das Herz ſo voll Jugendkraft und Jugendluſt und Jugendmuth, und der Geiſt ſo voll Durſt nach allem Neuen: nach dem Anblick neuer Gegenden, nach neuem Wiſſen, neuen Erfahrungen, neuen Eindrücken . . ., und . . . „Es ſei!“ — rief Richard, und Herkules hatte entſchieden und der Kampf im Innern war ausgekämpft, und der Sieg gehörte der Wanderluſt und der Freiheit . . . und . . . der junge Mann folgte dem Arme des Wegweiſers, der . . . nach dem Fichtelgebirge zeigte.

Aber jetzt war es auch doppelt heiter in Richard's Seele. Munter und unendlich glücklich ſchritt er vorwärts, und bald trieb ihn die innere Luſt ein friſches, freudiges Wanderlied zu ſingen.

Warum auch nicht? . . . Vor ihm lag ja die prächtige kleine Fußreiſe durch das Gebirge, — der Beſuch des Dörfchens Joditz, von dem der Oheim ſo nett in ſeiner begonnenen Selbſtbiographie geſprochen, — Biſchofsgrün, das ihn an die Sage von der Geiſterkirche erinnerte, die ſo lange offen bleibt, als der Pfarrer dort das Evangelium lieſt, — die Beſteigung des Ochſenkopfes . . . und . . . nach allem dem, der Beſuch bei dem Oheime ſelbſt, den er ſeit Jahren nicht geſehen.

Alle Wetter! . . . wie mußten ſich ſeine Couſinen gemacht haben! Und herrlich aufgeblüht ſollten ſie ja in der That ſein, davon hatte Richard gehört.

Nur ein einziger dichter ſchwarzer Schatten fiel hier auf das Bild der nächſten Zukunft, der Gedanke: daß der Oheim leidend und noch immer gar ſchwer von dem, vor vier Jahren erfolgten Tode ſeines Sohnes Max niedergebeugt ſei. Es war dies ja ein furchtbarer Schlag für Jean Paul geweſen, der ſo mit ganzer Seele, mit vollſter unendlichſter Liebe an dem Sohne gehangen.

Max hatte, während eines einjährigen Aufenthaltes in München mit unglaublichem Eifer an ſeiner Ausbildung gearbeitet, ſo daß er, mit Kenntniſſen trefflich ausgerüſtet, im Herbſte 1820 die Univerſität Heidelberg beziehen konnte. Von Haus aus körperlich geſund und ſtark muthete er ſich indeß hier zu große geiſtige Anſtrengungen und Entbehrungen zu und brachte damit ſeine Nerven in einen Zuſtand der Ueberreizung, der das noch zarte Alter von ſiebenzehn Jahren nicht gewachſen war. Dazu kam noch, daß er ſich mit der ganzen Kraft und Reinheit ſittlicher Strenge und dem vollen Wiſſensdurſte des erſten Jünglingsalters auf Theologie und Philoſophie warf, die ihn mit Wahrheit tränken ſollten, deren Quellen aber nicht *mit*, ſondern *gegeneinander* wirkten.

Nebenbei noch durch Freunde von entgegengeſetzter Denkweiſe verwirrt, verfiel er bald der eng-geiſtigen Glaubensformulirung eines Kanne und der freudenloſen Asceſe pietiſtiſchen Weſens; bald den trügeriſchen Verlockungen der Hegelſchen Philoſophie, die alle Räthſel zu löſen, alle Schranken des menſchlichen Geiſtes niederzureißen verſprach, ohne dem Herzen dafür die mindeſte Nahrung zu geben oder der Phantaſie ein neues Feld als Tummelplatz aufzuſchließen.

Vergebens ſtellte ihm der Vater gegen ſeine religiöſe Schwärmerei und Selbſtquälerei das „heitere Chriſtenthum eines Herder, Jacobi und Kant" auf; vergebens warnte er ihn vor Hegel, als „dem dialektiſchen Vampyr des inneren Menſchen"; vergebens ermuthigte ihn die treue, klare Mutter mit Lob und Liebe; der Wurm hatte ſchon den Lebensnerv erreicht.

Nach dem Schluſſe des Sommerſemeſters kam er nach Baireuth und ſchon nach wenigen Tagen waren die Würfel gefallen: er erlag einem heftigen Nervenfieber*).

Die kalten, rauhen Herbſtſtürme brauſten über das Haupt des unglücklichen Vaters und . . . beugten es tief.

Ein großes ſchwarzes Kreuz bezeichnete im Tagebuch Jean Paul's den Tag, mit welchem er alle Freude am Leben von ſich ſcheiden, und dieſes ſelbſt raſch ſeinem Ende entgegenrinnen ſah!

Jean Paul hatte nicht einen Abſchnitt — ſondern, wie er ſelbſt an Voß ſchrieb, — einen Durchſchnitt ſeines Daſeins erlebt.

---

*) Förſter: Leben Jean Paul's.

Es war Herbſt in einem ſchönen großen Leben geworden! — — — — —

Richard Spazier dachte hieran; . . . aber jetzt doch nur kurze Zeit. So warm und innig ſein Mitgefühl mit dem Schmerze des Oheims war, ſo hoffte er doch, von den vier Jahren, die zwiſchen jener Zeit und der Gegenwart lagen, eine Minderung und Ausgleichung, wenn nicht eine allmälige ſanfte Vernarbung der Wunde.

Und was hofft die Jugend nicht, die ſtets bereit iſt, die kalte Gottesackerkirche der künftigen Wirklichkeit in einen von Hoffnung ſtrahlenden Sonnentempel auszubauen! Der Jüngling glaubt ja, mitten in ſeiner fröhlichen, ſeligen Gegenwart, noch an eine fröhlichere und ſeligere Zukunft.

Und iſt denn dies nicht gerade der Unterſchied zwiſchen dem Frühling und dem Herbſte des Lebens? Die Jugend erſchaut in der Zukunft nur ideale Blüthen, nur friſch duftende Roſen, die ſelbſt den ſchwerſten Schmerz bald wieder überwuchern; . . . während das Alter nur auf dürre Reiſer, brennende Neſſeln, . . . und . . . den ewigen Winter blickt.

Richard hoffte ſo für die nächſten Tage das Beſte, während er dabei die Gegenwart mit dem friſchen Lebensmuthe eines kräftigen Jünglings genoß.

Immer mehr näherte er ſich jetzt Joditz. Die Landſchaft hielt dabei ihren herbſtlichen Charakter feſt: Nebel ſtiegen von den Sümpfen und Wäldern empor, ſo daß, während die Niederungen heiteren Sonnenſchein genoſſen, ein dunkeler Nebelſchleier die Gipfel der Berge einhüllte. Hier aber bildeten ſie neuerdings die ſonderbarſten Wolkenfiguren; bald umgaben ſie die ganzen Gipfel, bald bedeckten ſie nur die halbe Seite; manchmal ſtanden ſie wie kleine Hügel feſt und unbeweglich, dann wieder zogen ſie ſich, wie an einer Stelle ſcharf abgeſchnitten, in gerader Linie fort. Der Ochſenkopf aber, der Kornberg, der Röſſein und der rauhe Kulm umgaben ſich jetzt allmälig mit einem Kranze von Wolken, über den hinaus nur ihre höchſten Spitzen ragten.

Auch die Saale ließ ſich nun blicken und erzählte — leiſe dahinrauſchend — dem poetiſch angeregten Jünglinge, was ſie in der Tiefe der Berge und im geheimnißvollen Dunkel der Wälder Mährchenhaftes geſehen und erlebt. Und zahlloſe Quellen und Bächlein murmelten ihr nach: von Kobolden, die da unten Schätze bewachen, und von Waldmännlein und Moosweibchen, die dort ihr Weſen treiben.

Und war dies nicht überhaupt derſelbe Weg, den einſt der kleine Joditzer Pfarrſohn ſo manchmal gewandelt, wenn er den Zwergſack übergeworfen — nach Hof zu dem Großvater marſchirte? Der Weg, von dem er ſelbſt ſagte, daß er gewöhnlichen Menſchen wohl wenig Reiz geboten . . . ihm aber, in ſeiner kindlich poetiſchen

Anregung, ſo viel. Er kam ja durch einen Wald, und darin über einen brauſenden Fluß voll Felsſtücken, und — in der ſchöneren Jahreszeit — an ſchmetternden Vogelorcheſtern vorüber, und an den Prachtbauten der Waldameiſen. Und konnte der kleine Wanderer damals die Berggeiſter für nichts rechnen, die auf jedem Felsſtück und auf jeder knorrigen, aus der Erde hervorſtehenden Wurzel ſitzen konnten?

Richard Spazier dachte — als ſinniger Menſch und poetiſche Natur — an dies Alles zurück; und jeder Schritt, den er jetzt auf dem Wege nach Joditz weiter vorwärts that, hatte doppeltes Intereſſe für ihn.

Da lag ja auch die Höhle, in welche ſich im dreißigjährigen Kriege die Bewohner der Stadt Hof geflüchtet haben ſollten, und vor der der kleine Pfarrſohn ſtets mit Schauern vor allen Krieg- und Marterzeiten vorübergegangen war.

Richard lächelte der Sage; aber er hing ſo innig und mit ſolcher Verehrung an dem Oheim, daß ihm Höhle und Sage durch die Erinnerung an deſſen kindliche Gefühle geheiligt wurden.

So ſchritt der junge Spazier, in Betrachtung der friſchen Bergnatur und dem ſchönen poetiſchen Wiederſpiel fremder Jugend-Erinnerungen verloren, wacker dahin, als plötzlich das Dörfchen Joditz vor ſeinen Blicken lag.

Himmel! wie ſo ganz einſam und verloren von der ganzen Welt war dies Stückchen Erde doch, ſo recht mitten in den Wäldern und Höhen des Fichtelgebirges!

Und dort die Saale an der Berghöhe vorüberfließend! . . . und hier der Bach, der das Dörfchen quer durchſchneidet! . . . Und das nette Kirchlein, und das beſcheidene Pfarrhaus dort, das ſich — vor Alter müde — ſchier leiſe zu neigen anfing!

O! wie klein und eng war doch dies Alles! . . . wie ſtill, wie friedlich zwar, aber auch wie träumeriſch von der Welt abgeſchloſſen!

Und hier? . . . hier? . . . hatte der Oheim, hatte Jean Paul, ſeine zarten Kinderjahre verlebt? . . . Von hier aus war jener Stern ausgegangen, der jetzt ſo groß, ſo hell und licht an dem Himmel deutſchen Dichterthums flammte? . . .

Dies alſo war das Paradies ſeiner Kindheit, von dem er ſein ganzes Leben hindurch träumte und — bis in ſein jetziges Alter — ſehnend zurückblickte?

Richard ſtand verwundert; . . . aber er bedachte nicht, was der Oheim ſelbſt einſt ſo ſchön über ſolche Jugenderinnerungen geſagt hatte:

Haydn ſetzte ein Kinderkonzert, worin die Kindertrommel, Kindertrompete, die Schnarre und die Wachtel zum erſtenmale ihre Noten fanden und mitſpielten, und welches Erwachſene erfreuete. Die Erinnerung komponirt wie Haydn; welches ſind aber denn die Inſtrumente und Tonkünſte, wodurch das gellende Trommetenfeſt der Kinder um uns her, zu einem wohllautenden wird? Einmal: das friſche Erſtlingsgefühl für die neue und erſte Welt, die ſich dem Kinde aufthut. Noch mehr als ein Eintritt in einen neuen Planeten, mit deſſen Wunderblumen und ſeltſamen Gebilden die abgenützte Seele mit unvergeßlichen Gefühlen überſtrömen würde, muß das Einſtrömen einer erſten Wunderwelt in ein friſches weit offenes Kinderherz dieſes füllen und begeiſtern. Dann aber: Alles erſte Gute iſt voll unvergeßlicher Süßigkeit, wie die erſte Liebe, denn es iſt ſelber eine erſte Liebe! Ja wer die erſte Liebe als ein von einem langen Leben entfärbter Menſch empfände, genöſſe doch ſo ſpät noch ihr Zauberglück. Sogar noch im Spätalter kann — ſo tief greift das friſche Neue in uns — der wirklich daſtehende Gegenſtand einer vergangenen kindlichen Luſt uns dieſe gerade ſo, als ob wir uns ihrer erinnerten, wieder gewähren, ſobald jener durch die Seltenheit ſeiner Erſcheinung ſich friſch erhalten hat.

Der junge Spazier durchſchritt jetzt den Ort. Er war wunderbar bewegt und kam ſich vor, als wandle er in einer Traumwelt. Jeder Baum, jedes Haus, jeder Stein heimelte ihn an, ja er glaubte ordentlich das Joditzer Pfarrſöhnlein auf der Mauer des Pfarrhofes erblicken zu müſſen ... die kleine Hirtin Auguſta erwartend.

„Thor!“ — rief er ſich endlich zu, und fuhr ſich mit der Hand über die Stirne — „liegen denn nicht fünfzig Jahre zwiſchen dem Damals und dem Jetzt!?“

Aber Richard vergaß ſchnell dies halbe Jahrhundert, das die Kluft zwiſchen ſeinen Träumereien und der Gegenwart ausfüllte, als er am nahen Brunnen ein prächtiges, jugendfriſches Mädchen erblickte, das eben beſchäftigt war, ein Gefäß mit Waſſer zu füllen.

Es war ein gar liebliches Bild, das ſich ihm hier darbot.

Die Quelle, an der das Mädchen ſtand, entſprudelte einer kleinen Felſenhöhlung, die ringsum grün umlaubt und umbuſcht war. Kühl, friſch und kryſtallhell ſprang das Waſſer hervor und rauſchte dem Brunnenbecken entgegen. Auf einer Umfaſſung von Stein ſtand das Gefäß, und neben demſelben, leicht an die Felſenwand gelehnt, das Mädchen.

Es war ein ſchlankes, blauaugiges Kind von etwa achtzehn Jahren, mit einem recht lieben eirunden Geſichtchen. Der bunte, vorn gehäkelte Bruſtfleck, der faltige, bis an die Waden reichende Rock von braunem Flanell, das knappe, weiße Schürzchen und das zierliche Backenhäubchen ließen ihr gar gut. Sie war — das verrieth ſchon die Tracht — aus Jeditz oder der Umgegend, und doch mußte das Mädchen ſich auch ſchon in einer Stadt aufgehalten haben, davon zeugte ſein ganzes Weſen, dem die rohe Unbehülflichkeit einer Dorfdirne auf wohlthuende Weiſe abging.

Da Richard müde und durſtig war und ſich in Joditz — es war ja an einem Werktage — kein Menſch auf den Straßen und an den Fenſtern der Hütten ſehen ließ, als kleine Kinder, trat er dem Mädchen näher, grüßte freundlich, warf ſein Ränzchen in das Gras, ſetzte ſich auf eine nahe Steinbank und bat die flinke Maid um einen Trunk.

Willig reichte ſie ihm ihren Krug hin, und bald hatte ſich ein Geſpräch unter den beiden jungen Leuten entſponnen.

Es handelte ſich im Anfange um das Woher? und Wohin? des Wanderers, und als dieſer erklärte, daß er nach Biſchofsgrün wolle, um von dort aus den Ochſenkopf zu beſteigen, rief das Mädchen freudeſtrahlend: — „O, da iſt's ſchön! war auch als Kind einmal oben . . . als Landmeſſer hier und in der Gegend waren. Ich, und noch einige Kinder von hier, trugen ihnen Gepäck und wunderliche Sachen zum Abmeſſen nach.“

Der junge Spazier frug nun nach dem Weg und erhielt ſachkundige Weiſung.

„Oben — auf dem Ochſenkopf mein' ich“ — ſagte jetzt das Mädchen — „kann der junge Herr gar weit in die Welt ſchauen. Auch die Stadt ſieht man von dort oben aus, in der ich drei Jahre gedient habe.“

„Und welche iſt das?"

„Baireuth."

„Wie?" — rief Richard — „in Baireuth haſt Du gedient, ſchönes Kind? Ei ſieh, nach Baireuth will ich auch!"

„Der Herr hat gewiß Verwandte oder Bekannte dort!" — meinte das Mädchen — „denn aus der Gegend iſt er nicht, das hört man ihm an."

„Mir wohnt ein Oheim dort!" — verſetzte der Student heiter — „ein Mann, den wohl Jedes in Baireuth kennt."

„Und wie heißt er?"

„Legationsrath Richter."

„Wie?!" — ſchrie das Mädchen auf und ſchlug, ſich etwas vorbeugend, erſtaunt mit beiden Händen auf die Schenkel: — „der Herr Legationsrath ſind Ihr Oheim?"

„Kennſt Du ihn denn?" — frug der Student lächelnd.

„Wer ſoll denn in Baireuth den Herrn Legationsrath nicht kennen? . . . und ich . . . ich . . ."

„Nun?"

„O! . . . ich habe ja die drei Jahre bei ihm gedient! . . . Lieber Herrgott! iſt das ein guter braver Mann!"

„Ja! gut iſt er, das weiß alle Welt."

„Gut? der beſte Menſch iſt es, den es giebt:" — rief das Mädchen eifrig — „und . . . hätte ich nicht, der elternloſen Geſchwiſter wegen, nach Hauſe gemußt, ich wäre nie von ihm und den Seinen gegangen. O je! o je! ging er denn jemals aus, ohne die linke Weſtentaſche mit kleinem Geld für die Armen zu füllen? That er nicht Gutes, wo er konnte? und wie freundlich und mild war er immer gegen Unſereines! Ach, es iſt recht, recht traurig, daß ihm ſein Sohn geſtorben!“

„Hat ſich mein Oheim denn darüber noch nicht getröſtet?“

„Das wird er niemals! . . . er hatte ihn zu lieb . . . o, lieber Gott, wie manche, manche lange Nacht hat der gute Herr durchweint, daß ihm den Morgen die Augen ganz roth waren und er faſt nicht ſehen konnte.“

„Wie ſchlimm bei ſeinem Augenübel!“

„Er ſieht jetzt faſt nichts mehr.“

„Wie?“ — rief der junge Spazier erſchrocken — „hat das Uebel denn in der letzten Zeit ſo zugenommen? Das wußte ich ja gar nicht!“

„Es iſt ſehr, ſehr ſchlimm!“ — meinte das Mädchen. — „Als ich vor einem Monat aus dem Hauſe wegging, um hieher zurückzukehren und meinen Geſchwiſtern beizuſtehen, waren der Herr Legationsrath faſt blind.“

„Unmöglich!“ — rief der junge Mann. — „Niemand ſchrieb mir, daß es ſo weit ſei!“

„Nun!“ — meinte das Mädchen — „es iſt jetzt vielleicht wieder beſſer, der Herr Legationsrath waren damals d'rauf und d'ran nach Nürnberg zu reiſen, um ſich . . . wie nennen ſie's doch . . . ich glaube vom Staar . . . operiren zu laſſen."

Der junge Spazier fühlte ſich auf das ſchmerzlichſte berührt; doch gab ihm allerdings die letzte Nachricht gegründete Hoffnung: Medizinalrath Kapfer in Nürnberg war ein ausgezeichneter Augenarzt und Operateur.

„Er wird ihm gewiß helfen!" — dachte Richard; das Mädchen aber ergoß ſich auf's Neue in Lobeserhebungen über die Güte ihres vorigen Herrn: — „Aber" — ſchloß ſie jetzt — „er iſt auch der Sohn unſeres vormaligen Pfarrers!"

„Den Du aber doch nicht gekannt haſt!" — meinte der Jüngling.

„Bewahre!" — rief das Mädchen lachend — „von dem aber die Großmutter oft erzählte; . . . ebenſo, wie von dem Herrn Legationsrath."

„Und erinnerte ſie ſich deſſen noch? Mein Oheim war ja doch kaum dreizehn Jahre alt, als ſeine Eltern von hier nach Schwarzenbach zogen."

„O, lieber Herr!" — rief hier das Mädchen, verſchmitzt lächelnd, — „Großmutter ſprach noch viel, viel von ihm . . . ſie waren mit einander in die Schule gegangen . . . und dann . . ."

„Nun was?"

„Dann hat ihr das kleine Pfarrherrlein — —“

„So ſprich doch, liebes Kind!“

„Viel Gutes erzeigt.“

„Gutes? . . . wie ſo denn?“

„Je nun . . . Großmutter hat es uns Kindern oft erzählt, wie er ihr Kuchen und Zuckermandeln mitgebracht und durch die Spalte des Hofthores zugeſteckt!“

„Wie?“ — rief hier Richard überraſcht aufſpringend und faßte das Mädchen an beiden Händen — „ſo hieß wohl Deine Großmutter Auguſta Römer?“

„Ja, ja!“ — meinte die Erſchrockene — „ſo hieß ſie, als ſie noch nicht verheirathet war; . . . aber wo kennt der Herr ſie denn her?“

„Das ſpäter!“ — rief Richard wunderbar berührt — „jetzt führe mich vor allen Dingen zu ihr, damit ich ſie kennen lerne!“

„Zu ihr?“ — wiederholte das Mädchen.

„Ja!“

Das hübſche Kind ſchüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Kennen lernen werdet Ihr ſie nicht mehr!“ — ſagte es dann und wiſchte ſich mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge.

„Seht Ihr dort den Friedhof?“

„Wohl ſeh' ich ihn.“

„Und den Fliederbaum?“

„Auch. . . . ſo ſollte . . .“

„Dort ruht die Gute neben meiner Mutter, die ihre Tochter war."

Eine Pauſe entſtand. Es zog ein Schmerz durch Richards Seele, als habe er ſelbſt ein treues Herz verloren: Auguſta, die kleine Hirtin, hatte noch im Alter mit Liebe von Demjenigen geſprochen, deſſen erſte kindliche Liebe ſie ſelbſt geweſen.

Jetzt erfuhr der junge Spazier noch: daß die Großmutter die Enkelin dem Oheim zum Dienſte habe empfehlen laſſen, und daß der Legationsrath gar manchmal der alten Freundin herzlich gedacht. So habe er ihr jedes Jahr, auf den Tag des Hofer Marktes, eine Schachtel mit Zuckermandeln und Kuchen geſchickt, zur Erinnerung an die liebe goldene Kindheit.

„Welch' treue Liebe!" — dachte Richard tief gerührt. — „Selig der, der ſo lieben kann!"

Als er aber — nach längerer Raſt — Joditz verließ, ſchlich er ſich zuvor noch leiſe auf den Kirchhof und pflückte ein grünes Reis von dem ſchon eingeſunkenen Grabe: er wollte es einmal, in ſtiller Stunde, dem Oheim leiſe in die Hand drücken. Wußte er doch, daß ihm der Arme, der jetzt lichtlos ſelbſt dem Grabe zuſchritt, mit mildem ſchmerzlichem Lächeln ſagen werde:

„Ich danke Dir, Richard! ich danke Dir! Es iſt eine „Herbſtzeitloſe," die Du mir in die welke Hand legſt. Aber . . . Erinnerung iſt ja das Einzige, was uns im Alter bleibt; . . . das einzige Paradies, . . . aus dem wir nicht vertrieben werden können; . . . auch nicht durch die Stürme des Herbſtes und den vernichtenden Froſt des Winters!'"

— — — — — — — — — — —

Des anderen Tages ſchon ſtand Richard Spazier auf der Höhe des Fichtelkammes.

Aber Himmel! . . . welch' eine Ausſicht!

Er hatte ſein Ränzchen in das Moos geworfen, das allein hier noch und nur dürftig fortkam und ſtand jetzt leicht und frei von einem friſchen kräftigen Lufthauche umweht, auf der weiten freien Höhe.

O, wie weit und frei ward es ihm da auch um das Herz! Wie ein Weſen, das über der Welt ſteht, kam er ſich vor: die Höhe und die großartige Einſamkeit wandelten ihn, im Geiſte, zu einem Rieſen, dem die Flügel der Poeſie und Phantaſie über die Länder hinauswuchſen, die unter ihm lagen.

Wie klein und nieder erſchienen ihm jetzt die umliegenden Höhen und Berge, die ihm doch — von unten auf geſehen — ſo gewaltig und hoch gedünkt. Sie waren zu Maulwurfshügeln eingeſunken; wie dem alternden Menſchen die Freudenberge des Lebens und die Höhen und Gipfel des Ruhmes und der Ehre.

Wie klein kam ihm überhaupt hier alles Menſchliche vor; . . . nur die Natur behielt ihre Größe . . . ja, dieſe ſteigerte ſich hier erſt recht zu dem unermeßlichen Tempel des ewigen, unerforſchlichen, alle Welt und alles Leben durchfluthenden Schöpfergeiſte!

Mit einem einzigen Blick überſchaute er jetzt das zauberhafte Fichtelgebirge, das ihn von ferne ſchon mit magiſcher Gewalt angezogen, — das das Herz ſeines Oheims, ſeit Jugend auf, wie mit Zauberbanden gefangen hielt, — das das Alterthum ſchon als ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, als ein Kunſt- und Meiſterwerk der Natur, als eine Stütze der Wolken des Himmels, als einen Fürſten der Berge und einen König der Wälder und Bäume prieß!*)

Jetzt erſt fühlte er den Zauberbann dieſes Gebirges recht und begriff, wie ſein Oheim ihm ſo ganz verfallen konnte. War es ihm doch ſelbſt, als ſei in dieſem Augenblicke alle Sehnſucht ſeines Herzens geſtillt!

Wie gefeiht ſtand er hier auf der ſteilen Höhe von übereinander gethürmten Granitmaſſen; doch auch in dieſer Höhe wehte der ſagenhafte Zauberhauch der Romantik: vor ihm ragte ja eine Klippe auf, und an ihrem Fuße lag ein kugliger Felsblock mit den Buchſtaben I. H. L. . . . und dieſe wunderbare Inſchrift ſollte heißen In Hoc Loco, auf Deutſch: „Unter dieſem Steine!“ . . . denn . . . unter ihm ſollte der Schlüſſel zu der

---

*) Witten, in ſeinem Paradiso pinifero, (Fichtenparadies).

Geiſterkirche und zu allen Geheimniſſen des Berges liegen und zu finden ſein.

Und was konnte ſich denn der Ausſicht vergleichen, die Richard jetzt, von dieſem Berge aus, vor ſich hatte!

Sie war wahrhaft groß und erhaben.

Auf den Seiten liefen waldbewachſene Gebirgszüge und Thäler — doppelt ſchön geſchmückt durch die bunte Färbung des Herbſtes — vor den ſtaunenden Blicken dahin, wie der erſtarrte Wellenſchlag eines bemooſten Oceans, und zogen ſtill, ernſt und feierlich magiſche concentriſche Kreiſe.

Aber neue romantiſche Sehnſucht erfaßte jetzt des Jünglings Herz, als er ſich gen Weſten wandte und an der Gränze des Geſichtskreiſes die Höhen des Kalkgebirges auftauchten, welches das Baireuther Oberland vom Unterlande trennt, ſich wie ein Bogen von Süden nach Norden zieht und am Fuße des Sophienberges in Nebel verſchwindet.

Und dort! . . . die Hügelreihe, die die Kulmbach verdeckt, in die Bamberg'ſchen und Henneberg'ſchen blauen Thäler hineinſchaut und in weiter, weiter Ferne den Inſelberg und die Schneekoppe in Thüringen ſehen läßt!

Und dann hier wieder das blauverhüllte Thal von Coburg . . . und dort nun . . . dort! . . . im Schooße eines anderen reichbebauten Thales die weithinglänzenden

Thurmſpitzen und weißen Häuſer von **Baireuth**, mit der langen, in einem Winkel hinlaufenden Pappelallee!

O! es war ein Bild, groß, ſchön, unverlöſchlich für das ganze Leben!

Ach! wenn nur dabei für Richard **eines** nicht geweſen wäre, der Gedanke: daß er, **er** ... der dort in dem ſchönen freundlichen Baireuth wohnte, ... **Jean Paul**, der herrliche Dichter, der treue Sohn dieſes Fichtelgebirges, ... **er**, der es ſein Leben lang voll ewiger, glühender, liebender Sehnſucht am Herzen getragen, ... **er**, der bis in die letzte Zeit — bis in den Spätherbſt ſeines Lebens — ſo oft, ſo viel, ſo ſehnſüchtig nach ihm herübergeſchaut, ... daß **er** jetzt dies liebe Fichtelgebirge **nicht mehr ſchauen könne**!

Mitten in ſeiner Seligkeit durchſchauerte Richard Spazier dieſer Gedanke ... und zerdrückte ihm faſt das Herz!

„Dort alſo“ — dachte er jetzt — „dort, wo die weißen Häuſer ſo freundlich herüberleuchten, ... dort werde ich ihn morgen finden, den großen herrlichen Mann, den Deutſchland, den die ganze Welt anſtaunt und liebt, — der ſo fröhlich, mit gehobenem Haupte, durch das Leben zog, ... der Tauſende beglückte und entzückte, ... der als ein lichter Stern an dem Himmel deutſcher Dichtkunſt leuchtet ... und der jetzt ... **alternd**, gebeugt und ... des Lichtes beraubt ... der Gruft entgegenſchwankt!“

Ein rauher kalter Herbſtwind zog in dieſem Augenblicke über die Höhen und ſtreifte von den Bäumen der tiefer unten rauſchenden Wälder die falben Blätter ab.

In Richard's Seele aber tönte es wie ein tiefer Schmerzensſchrei:

„Ja! es iſt Herbſt geworden ... in der Natur und ... in ſeinem Leben! Beide aber — die Natur und der Menſch — werden in ihrem Alter ihre eigene Mumie und der Sarkophag ihrer Jugend!“

Und Richard ſtand lange — lange — und dachte an die Kürze des menſchlichen Daſeins und an die Nichtigkeit deſſen ... was die Staubgeborenen Glück, Ehre und Ruhm nennen! — — —

Die Sonne neigte ſich ſchon ihrem Untergange zu, als ſich Richard wieder dem Städtchen Biſchofsgrün näherte.

Er war müde geworden und in ſeiner Seele zitterte die elegiſche Stimmung nach, in die ihn der Blick auf Baireuth und der Gedanke an den einbrechenden Lebensabend des guten Oheim verſetzt.

Plötzlich tönte ihm aus einem Wirthshauſe ein wunderbar hübſcher Geſang entgegen, und erinnerte ihn daran, daß hier ſo recht eigentlich der Sitz des fichtelgebirgiſchen Geſanges ſei. Es war ein Chor von beinahe vierzig Mann die, zu ihrer Unterhaltung, mehrere jener gemüthlichen bayriſchen Volkslieder vierſtimmig ſangen, deren Melodie wie ein leiſer Hauch der Wehmuth und der Sehnſucht unſere Herzen erfaßt.

Richard ſetzte ſich unweit des Wirthshauſes auf eine Bank und hörte lange zu; als die Männer dadrinnen aber in ihrer ſchlichten ungekünſtelten und doch tüchtigen Weiſe jetzt ein Lied ſangen: vom trüben Herbſt, der alles nimmt, da fühlte er ſich ſo tief erſchüttert, daß Thränen in ſeine Augen traten.

Die Männer aber ſangen in leiſer getragener Weiſe:

„Verſtummet iſt der laute Schall
Der Vöglein auf der Flur,
Die lieben Sänger folgten all
Des warmen Sommers Spur.

Wo er nach Süden hin ſich wandt,
Ein ſtets willkomm'ner Gaſt,
Da ſuchten ſie im fernen Land
Den heimathlichen Aſt.

Und auch die Blumen neigten ſich,
Die Aeuglein fielen zu,
Der Farben holder Schmelz verblich, . . .
Sie ſchlummern Winter's Ruh.

Und über's kahle Stoppelfeld
Fährt rauh und kalt der Wind! . . .
So einſam ſtehet jetzt die Welt
Wie's viele Herzen ſind.

Drum faßt mich Wehmuth im Gemüth,
Seh' ich das welke Blatt,

Seh' ich wie Alles ausgeblüht
Und ausgelebt ſich hat.

Und doch ... winkt über'n Winter her
Nicht froher Hoffnung Strahl?
Getroſt! die Gräber werden leer
Und wieder grün das Thal!

Die Blumen ſtreuten Samen aus
Zum eig'nen Auferſtehn;
Verjünget werden bald wir draus
In Wald und Flur ſie ſehn.

So lernen von den Blumen wir,
Wie man für ewig lebt:
„Streu' edlen Geiſtesſamen hier,
„Wer nach Verjüngung ſtrebt.“

„Es ſproſſet aus des Guten Saat
„Stets jung und neu dein Ich:
„Unſterblich aus der edlen That
„Erzeugt das Edle ſich!“

Jetzt ſchwieg der Sang. — — — Richard war es wunderbar groß, gehoben ... faſt ſelig zu Muthe.

„Ja!“ — ſagte er zu ſich, und ſeine Gedanken waren bei dem Ideal ſeiner Seele, bei dem theuren Oheim, bei Jean Paul — „ja!

„Es ſproſſet aus des Guten Saat
„Stets jung und neu dein Ich:
„Unſterblich aus der edlen That
„Erzeugt das Edle ſich!“

Als er aber jetzt zufällig ſein Auge erhob, ... erſchrak er faſt: die Sonne war ſchon längſt hinabgeſunken und doch ſtand der Gipfel des Berges, den er heute beſtiegen, jetzt in voller Gluth — wie von dem Widerſcheine einer nächtlichen Feuersbrunſt übergoſſen — erhaben und feierlich da. Es war ein prachtvolles Schauſpiel, wie es öfter hier vorkommt — ein wahres Alpenglühn!

War denn aber dieſe Gluth, vom Himmel ſelber angezündet, nicht auch ein Feuerzeichen der Freiheit?

Wenn für den großen Menſchen Welt und Leben in der Nacht des Todes verſinken, dann löſt ſich aus den engenden Banden des Körpers ſein Geiſt. Die Stunde der Freiheit hat geſchlagen und er gehört nicht ſich mehr allein ... er gehört der Welt, der Menſchheit an! — — —

Und das Roth verglühte langſam und groß, und durch die Nacht funkelten Sonnen ... als kleine freundliche Sterne.

„Und ſind nicht vielleicht auch ſchon dieſe Sonnen und Sterne erloſchen?“ — frug jetzt Richard, — „obwohl ihr Licht noch unſer Auge trifft?“

Da blitzte es durch ſeine Seele und er rief: — „Welch' ein Gedanke: wie eine dortoben erloſchene Welt vergangen zu ſein ... und doch nach Jahrhunderten noch in hellem Lichte zu leuchten!“

Und er hatte für Jean Paul keine Thränen mehr; ſondern nur ein ſtolzes ſeliges Gefühl.

Herbſtwehen.

Es war noch hell am Tage . . . aber in dem Wohnzimmer Jean Paul's herrſchte finſtere Nacht.

Die Fenſter waren mit grünen Vorhängen verhangen und ließen nicht den kleinſten Lichtſtrahl ein; — ein dunkeler Teppich deckte den Boden, damit der Fuß weich gehe und auch der leiſeſte Reflex der Dämmerung in dem Zimmer die kranken Augen des Dichters nicht treffe und ſchmerzlich berühre. An der Thüre hielt eine ſpaniſche Wand mit grünem Tapetenüberzuge — auch die Wände des Gemaches waren mit dunkeler Tapete überkleidet — jeden Luftzug ab; während überdieß noch ein großer Lichtſchirm auf dem Tiſche die Geſtalt des Kranken verbarg.

War dies denn aber der kräftige, ſtarke Mann, voll Geſundheit, Lebendigkeit und Lebensmuth . . . als den die Welt den berühmten Jean Paul kannte — den Liebling der Fürſten und Fürſtinnen, den Abgott der Mädchen und Frauen, das Ideal der begeiſterten, phantaſiereichen, ſchwärmeriſchen Jugend, den Stolz der deutſchen Nation?!

Hier lag eine zuſammengefallene Geſtalt, in einen Pelzüberrock gehüllt, auf dem Sopha, — das Geſicht ſeltſam verlängert, tief eingefallen, gelblich, — den ſonſt ſo ſtarken Körper in den oberen Theilen zuſammengeſchwunden — — die angelaufenen Füße vorſichtig mit Kiſſen bedeckt.

Das war Jean Paul! — — — —

Stille herrſchte für den Augenblick in dem Zimmer . . . nur der kalte rauhe Herbſtwind rüttelte ungeduldig an den Fenſtern und kündete mit Ungeſtüm den Winter an.

Und doch ſaßen zwei weibliche Weſen dicht bei dem Sopha des Leidenden — es war Caroline, Jean Pauls treue Lebensgefährtin, und Ottilie, ſeine jüngſte Tochter; — aber ihre Herzen waren ſo gepreßt, daß ſie Beide kaum ſprechen konnten.

„Seid Ihr weggegangen, Ihr Guten?“ — frug jetzt in ſeinem ſchönen milden Tone, und faſt wie mit dem Anklang innerer Heiterkeit, Jean Paul.

„Nein, Väterchen!“ — antworteten Mutter und Tochter zugleich und gaben ſich Mühe, den gepreßten Stimmen ebenfalls einen heiteren Klang und eine unverfängliche Sicherheit zu geben.

„Und Emma?“ — frug der Vater weiter — „wo iſt mein gutes älteſtes Kind?“

„In der Küche, lieber Mann!“ — verſetzte Caroline — „ſie hat heute ihren Tag.“

„Nun!“ — fuhr Jean Paul mit einem ſanften und zufriedenen Lächeln fort — „Du haſt ſie zu einer wackeren Hausfrau ausgebildet. Man kann ihr Kochen und Kaufen, ihre Beſonnenheit, ihre ſtrenge Aufſicht und ihren Ordnungsgeiſt wahrlich nicht genug loben.“

„Und ich, Väterchen, tauge ich gar nichts?“ — frug hier Ottilie und verſuchte zu ſcherzen.

„O ja!“ — entgegnete der Vater und ſuchte mit der Hand nach des lieben Kindes Haupt, um ſeine Wangen liebend zu ſtreicheln. — „Du biſt eine geborene Krankenwärterin — meine barmherzige Spitalſchweſter — die mit der Mutter die gleiche Preismedaille der Liebe von mir beanſpruchen darf. Himmel!“ — ſetzt er dann freundlich hinzu — „ich gerathe ſchön in Schulden bei Euch, Ihr Guten; wie werde ich die noch tilgen können?“

„O!“ — rief hier Caroline, und es war gut, daß der Leidende die Thräne nicht ſah, die in ihrem Auge ſchimmerte — „man ſieht doch, daß Du nie ein großer Rechenmeiſter warſt!“

Warum?“

„Weil Du von Schulden der Liebe ſprichſt, die Du bei uns angehäuft, während Dir im Gegentheil ein unerſchöpflicher Schatz bei uns zu gute kommt. Haſt Du uns doch von jeher mit Güte und Liebe überhäuft.“

Jean Paul ſeufzte; . . . dann ſagte er leiſe:

„Und doch wäre noch ſo viel für unſeren guten, armen Max übrig! . . . Vergebt mir . . . aber ich kann ihn nicht verſchmerzen. Man ſagt, die Zeit heile ſolche Wunden . . . ich merke nichts davon! . . . Mir ſcheint eher: die Zeit hält die wunden Menſchen für einen Marmorblock und ſchlägt ſcharf Stück für Stück von ihm herab — und wär’ es die Geſtalt eines Sohnes — bis ſie ihm eine neue Geſtalt gegeben. — —“

„Ja!“ — ſeufzte Caroline — „wäre man nur von Marmor!“

Abermals entſtand eine Pauſe . . . der Herbſtwind rüttelte an den Fenſtern . . . und . . . ein tiefes Weh . . . an drei edlen Menſchenherzen.

„Hat Richard Spazier ſich noch nicht ſehen laſſen?“ — hub Jean Paul endlich wieder an. — „Er ſchrieb doch ſeiner Zeit, daß er die Herbſtferien bei uns zubringen wolle.“

„Ich erwarte ihn täglich!“ — ſagte Caroline.

„Wie ich ihn um die Reiſe beneide!“ — fuhr Jean Paul fort. — „Auch damit iſt es für mich aus; . . . aber . . . ich klage nicht; . . . im Gegentheil . . . jetzt, da die äußere Welt für mich verſchloſſen iſt, lebt die innere erſt recht in mir auf . . . und damit auch ſo manche herrliche Reiſe-Erinnerung."

Und mit einer Ruhe und einer Milde und einer ſtillen Freundlichkeit, die eines Sokrates würdig, und vor der ſich Mutter und Tochter gern bewundernd auf die Kniee geworfen, erzählte Jean Paul nun von früheren Zeiten.

Namentlich ſchwebte ihm dabei der Beſuch in Heidelberg vor, den er im Sommer des Jahres 1817 unternommen, und an welchen er immer — ſelbſt jetzt noch — mit Freude und Entzücken zurück dachte.

„Weißt Du noch, Mütterchen!" — ſagte er jetzt, ſtill vor ſich hinlächelnd, und über die in trauriges Dunkel gehüllte Abendlandſchaft ſeines Lebens fiel ein ſchöner goldener Sonnenblick — „weißt Du noch, Mütterchen, wie göttlich mir es in Heidelberg ging?"

„O gewiß!" — verſetzte die treue Gattin — „Du theilteſt mir ja alles in wahrhaft begeiſterten Briefen mit. Die Schönheit der Gegend und die Liebe und Güte der Bewohner Heidelbergs vereinigten ſich zu Deiner höchſten Beglückung"

„Vor allen Dingen waren es die Männer und Jünglinge der Hochſchule" — fuhr Jean Paul fort — „die mir mit vollem Herzen und mit den ſprechendſten Zeichen der Bewunderung und Begeiſterung nahten. Die Studenten brachten Lieder, Lebehoch und Fackelſchein. . . ."

„Und die Profeſſoren . . .“

„Unter Vortritt Hegels und Kreuzers. . . .“

„Das Doctor-Diplom“ — ſagte Caroline — „das Ehren-Document, in welchem ſie den Namen, die Privilegien und Rechte eines Doctors der Philoſophie und der freien Künſte auf Dich übertrugen, als auf den unſterblichen Dichter, das Licht und die Zierde des Jahrhunderts!“*)

„Es war eine ſchöne, mich noch jetzt hocherhebende und ehrende Anerkennung meines redlichen Wirkens!“ — ſagte Jean Paul mit freudiger Rührung.

„Und welche herrlichen Männer lernteſt Du dabei kennen.“

„Und . . . ſchätzen und lieben.“

„Paulus, Hegel, Schwarz, Thibaut, Kreuzer . . .“

„Und . . . und!“ — rief Jean Paul in wehmüthiger Begeiſterung — „vor allen Dingen meinen herrlichen unvergeßlichen Heinrich . . . meinen lieben treuen alten Voß!“

---

*) Es trug die Worte: poetam immortalem, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, principem ingenii, doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertorem acerrimum, debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae, Virum qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus eius omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem, pietatem, reverentiam — Doctoris etc.

„Sie wetteiferten in Ehrenbezeigungen für den willkommenen Gaſt; und bei Schwarz. . . .“

„Mußteſt Du Wohnung nehmen.“

„Nun!“ — fiel hier Ottilie ein — „da ſind die Frauen und Jungfrauen doch gewiß auch nicht zurückgeblieben!“

Jean Paul lächelte ſchön und ſtill glücklich, was dem Erblindeten unendlich rührend ſtand.

„Das kannſt Du Dir denken!“ — ſagte die Mutter. — „Faſt ward ich eiferſüchtig. Sie ließen es ſich nicht nehmen, dem Herzenskündiger ihres Geſchlechtes die reichſten und zarteſten Huldigungen darzubringen.“

„Ach!“ rief jetzt Jean Paul, und die alte jugendliche Gluth erfüllte ihn wieder — „das Schönſte war doch die Luſtfahrt auf dem Neckar, die mir zu einer wahren Himmelfahrt wurde!“

„O! erzähle mir davon, Väterchen!“ — bat hier Ottilie, indem ſie ihr ſchönes Köpfchen auf die abgemagerten Hände des Vaters niederbeugte und ſie zärtlich küßte.

Die Mutter warf ihr einen dankbaren Blick zu; denn Ottilie hatte die Erzählung ſchon öfter gehört; . . . aber warum ſollte ſie den Armen, deſſen Augen für die Außenwelt ſo gut als erblindet und erloſchen waren, nicht noch einmal mit liebender Fürſorge über die ſchönen Blumenauen der ſüßeſten Erinnerung führen?

Und wie gerne betrat ſie denn auch der, nur noch in ſeiner inneren Welt lebende Dichter? Niemand wird müde werden, die Auen eines Paradieſes wieder und wieder zu durchwandeln.

„Ich habe damals Stunden verlebt,“ — hub daher Jean Paul jetzt an, und das Glück und die Wärme ſeines Herzens fanden ihren Dollmetſcher in der Weichheit und Wärme des Tones, in dem er ſprach, — „ich habe damals Stunden verlebt, wie ich ſie ſonſt nie unter dem ſchönſten Himmel meines Erdendaſeins gefunden, und ich danke dem Allgütigen noch jetzt dafür, durch Zufriedenheit, Milde und Stille! — — — Es war an einem herrlichen Sonntage, als wir auf einem Luſtſchiffe zu achtzig Perſonen auf dem Neckar fünf Stunden weit nach Hirſchhorn fuhren. Mir war, als würden meine Romane lebendig und zögen mich mit ſich fort, als das lange halbbedeckte Schiff . . . bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Nachen voll Muſiker . . . vor den Bergen und Burgen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Mädchen ſaß an der langen, von dem einen Ende des Schiffes bis zu dem anderen ragenden Tafel. Studenten, Profeſſoren, ſchöne Mädchen und Frauen. . . .“

„Nicht auch der Kronprinz von Schweden?“ . . .

„Auch der, ein ſchöner feiner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck, . . . Alles lebte und webte in unſchuldiger Freude. Meine Mütze und des Kronprinzen Hut wurden an's andere Ende der Tafel hinuntergefordert; zwei ſchöne Mädchen brachten ſie, mit Eichkränzen umfaßt, wieder zurück, und ich und der Prinz ſtanden damit da."

„Und auch das Wetter begünſtigte Euch!"

„Auf das freundlichſte! Der Himmel legte eine Wolke nach der anderen ab. Auf einem alten Burgfelſen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, junge Leute riefen dabei von dorther Vivats, während in unſerem Schiffe luſtige Lieder geſungen wurden. Und ein Nachen nach dem anderen fuhr uns mit Muſik und Gruß nach. . . . Abends ſogar einer, in dem ſich ein Jüngling befand, der mein Lieblingslied: „Namen nennen dicht nicht!" zur Guitarre ſang. Im ſanft fortziehenden Schiffe wurde gegeſſen, manch' perlender Becher geleert, und ſeltſam ſchifften die himmliſchen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ſtänden."

„O!" — rief Jean Paul hier, und ſein Antlitz glühte wieder einmal ſelig — „O! die Freude der Rührung ergriff mich damals ſehr, und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz dumme Sachen mußte ich mein Uebermaß bezwingen. Und ſo zog denn am ſchönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne die kleinſte Störung, mit unverſchüttetem Freudenbecher nach Hauſe; und eben ſo ſelig und faſt zu ſchwer tragend, ſtand ich in der dunkelen Nacht im Kreiſe der ſingenden Vivatſtudenten und gab hundert Händen meine Hand und ſah' dankend gen Himmel!“

Jean Paul ſchwieg erſchöpft; die körperlichen Kräfte wollten nicht reichen . . . aber in ſeinem Inneren blitzte und funkelte es, wie in ſeiner Jugend . . . und das innere Leben ragte mit der alten vollen Kraft über das äußere gigantiſch hinaus.

„Es waren gute, wackere Menſchen“ — ſagte jetzt Caroline — „die Dich ſo liebten und ehrten!“

„Ja, ja! das waren ſie!“ — rief Richter. — „Ach! und es iſt ſo ſchön, geliebt zu werden; *lernt man doch erſt recht Liebe verdienen, wenn man ſie geſchenkt bekommt.*“

„Wie ſtolz bin ich auf einen ſolchen Vater!“ — rief hier Ottilie.

Jean Paul ſuchte mit ſeiner rechten Hand das Haupt der Tochter, das noch auf ſeiner linken lag, ſtrich ſanft über daſſelbe hin und ſagte:

„Ihr, meine Kinder,“ — ein ſchwerer tiefer Seufzer ſchrie hier auf nach dem verlorenen Max — „Ihr, meine Kinder, werdet einmal nach meinem Tode durch meinen Namen eine hülfreichere Hand finden, als Euer Vater. Möge Euch dann auch nur mein Name wie ein zweites Gewiſſen begleiten, bewachen und rein bewahren.“

„Das wird er!“ — ſagte die Tochter, ihre Bewegung und ihre Thränen mit Mühe zurückhaltend.

„Aber jene Tage“ — hub hier die Gattin wieder an, um den Kranken von der allzu ſchmerzlichen Erinnerung an den verlorenen Sohn abzuziehen — „trugen auch eine ſchöne geiſtige Blüthe.“

„Ich ſchrieb“ — ſagte nach einer kleinen Pauſe Jean Paul wieder gefaßt und ruhig — „auf dem Königsſtuhl bei Heidelberg den Aufſatz: „Das Immergrün unſerer Gefühle.““

„Eine warme Dichtung voll Jugendfriſche!“ — ſetzte die Gattin hinzu. — „Und denkſt Du auch noch an Frankfurt am Main?“

„Das ich ein Jahr ſpäter beſuchte.“

„Auch dort war es ſchön.“

„Recht ſchön! Ich traf meinen lieben, treuen Heinrich Voß dort und den köſtlichen Wangenheim,*) — wurde vom Buchhändler Wenner mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit in ſeinem Hauſe aufgenommen und von Männern, Frauen und Sängern bei perlenden Bechern, Serenaten, Waſſerfahrten und Feſtdiners geehrt. Aber, du Himmel! . . . was iſt das, gegen meinen Aufenthalt bei der Herzogin von Kurland!“

---

*) Freiherr von Wangenheim, den ihm von Coburg her befreundeten Miniſter, damals Bundestags-Geſandter in Frankfurt.

Wie aber loderte jetzt die Flamme des inneren Lebens bei dieſer neuen großen und ſchönen Erinnerung in dem Herzen und Geiſte des Dichters mit neuer Macht auf. Es war, als ob der Leidende geneſen ſei, . . . der körperlich Verdunkelte das volle Licht wiedergefunden habe.

Der Stern eines ſolch' einzigen Glücks wird wohl aber auch nur wenig Sterblichen in ſolcher Schöne aufgegangen ſein und aufgehen!

Im Sommer des Jahres 1819 hatte nämlich Jean Paul Stuttgart beſucht. Nach Baireuth zurückgekehrt, fand er einen Brief der Gräfin Chaſſepot, Hofdame der Herzogin von Kurland vor, mit einer überaus freundlichen Einladung nach Löbichau bei Altenburg, dem Landſitze der Herzogin.

Jean Paul glaubte in Rückſicht auf ſeine Berufsthätigkeit die Einladung ablehnen zu müſſen, ward aber dafür mit einem ſolchen Wetter liebender Vorwürfe überſchüttet, und mit ſo unwiderſtehlichem Dringen aufgefordert zu kommen, daß er ſich zur Nachgiebigkeit entſchloß.

Und bei Gott, er hatte es nicht zu bereuen! Wie ein lichter Stern, glänzte dieſe Reiſe und dieſer Aufenthalt an dem Abendhimmel ſeines Lebens.

Die Herzogin Dorothea von Kurland mit ihrer Schweſter, der als Dichterin bekannten Eliſa von der

Recke, geborenen **Reichsgräfin von Medem** und ihren Töchtern, der Fürſtin **Pauline von Hohenzollern**, der Herzogin **Johanna von Acerenza** und der Herzogin **Wilhelmine von Sagan**, machten nämlich um jene Zeit in Löbichau und dem nahen Tannenfeld einen Hof, wie ihn ſonſt nur die Phantaſie romantiſcher Dichter erſinnen mochte.

Die Geſchäfte leiteten Geiſt und Gemüth, den Haushalt die edelſte Gaſtlichkeit; dabei war Allen, die ſich in dieſem holden, zauberhaften Kreiſe befanden, die ſchönſte Freiheit gegeben oder gelaſſen; aber durch die Hand der Frauen ward ſie von der Sitte gezügelt und von der Anmuth lieblich begrenzt. An dieſen wunderbaren, mährchenhaft reizenden Hof berief nun die Herzogin von Kurland zeitweiſe die ausgezeichnetſten Männer der Zeit, wie **Marheinecke**, **Feuerbach**, **Schuderoff**, **Thümmel**, **Tiedge** und andere, dazu einen Kreis liebenswürdiger und ſchöner Frauen und Mädchen, die ein Glück und eine Freude darin fanden, jene „zu hätſcheln und recht lieb zu haben," wie Jean Paul ſagte, und die ihn ſelbſt „in einen Zuſtand der Liebe des Liebens ohne Gegenſtand vor lauter Gegenſtänden" brachten.

Und dieſe Zeit und dies Zuſammenleben und dies Glück, deſſen heller goldener Schein wie ein feuriges glühendes Roth an dem Abendhimmel ſeines Lebens ſtand, war dem, jetzt in ewige Dunkelheit eingeſargten Dichter eben wieder aufgegangen. Wie blitzte und flammte es da neuerdings in ſeiner inneren Welt, wenn auch die äußere für ihn in Nacht begraben lag. Sein glückliches, ſtill zufriedenes Weſen zog einen ſchönen bunten Irisbogen über den Himmel frohen Bewußtſeins, der in der eigenen Bruſt ruhte, und mit einem wirklich glücklichen Lächeln erzählte er jetzt Frau und Tochter: wie ſelig er dort geweſen ſei, . . . wie man ſchon im Voraus für die kleinſten Bequemlichkeiten geſorgt, — wie er nie eine größere und ſchönere Freiheit gefunden, als unter dieſem italieniſchen Fürſtendache.

„Die Herzogin“ — ſagte er jetzt — „mag ich gar nicht anfangen zu loben, ſo köſtlich war ihr Herz mit ſeiner bezaubernden Ruhe und Unbefangenheit. Da war doch nicht eine Spur von Stolz und Gefallſucht, von Anſpruch auf Dank, ſeitens ihrer vielen Gäſte; nicht die leiſeſte Laune, noch der kleinſte Eigenwille; . . . Alles, Alles an ihr war nur Milde, Güte und Liebe!“

„Es muß dort wie auf einer Zauberinſel geweſen ſein!“ — meinte hier die Gattin, beſeligt von dem ſeligen Schwelgen des geliebten Freundes in ſeinen ſeligen Erinnerungen — „denn die Zeit verſchwandt Dir wie im Fluge.“

Jean Paul lächelte ſchön.

„Ich weiß noch buchſtäblich" — fuhr Caroline fort — „was Du mir gerade darüber ſchriebſt."

„Und das wäre?"

„Du ſchriebſt: Die Zeit verrieſelt hier völlig unmerkbar und in ihrem Stundenglaſe muß ſie den feinſten, durchſichtigſten Sand haben, weil man ihn weder laufen ſieht noch hört."

„Wahrlich ein ſchönes Lob für jene Tage!" — rief Ottilie.

Ein ſtilles Glück lag in den Zügen des Leidenden. Er winkte wohlgefällig, dann ſagte er:

„Aber, Mütterchen, woran haſt Du mich mit dem Worte „Zauberinſel" erinnert!"

„An was denn, mein Herz?" — frug Caroline.

Jean Paul ſchwieg, ſtill glücklich, einen Augenblick, dann ſagte er:

„Es war eines Abends gegen neun Uhr, als uns die Herzogin von Kurland zu einem Spaziergange durch die Baumgänge auf eine kleine Inſel einlud . . . und zwar ſo gleichgültig, als wolle ſie nichts verheißen. Als nun aber die Geſellſchaft in den hohen und langen Baumgang eintrat, war er von den unterſten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt und alles Laub war wie vom Frühlinge oder Abendroth durchſichtig."

„Wie ſchön und poetiſch!" — rief Ottilie, die dieſe Erzählung zum erſtenmale hörte.

„Lampen unter den Bäumen," — fuhr Jean Paul fort — „von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtſpringbrunnen und durchleuchteten mit aufwärts ſteigendem Glanze das dunkele Gezweige. So ſchienen in der magiſchen Beleuchtung aus dem Grün verklärte Bäume aufzuſchweben und die Blätter als feurige Zungen zu zittern."

„Gott! wie herrlich!"

„So kam der Zug durch die Feuerſäulenordnung über eine leichte ſchwebende Brücke auf das kleine runde Eiland, wo man — abermals von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzrieſen, umzingelt — oben nur einen ſchwarzen Ausſchnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Muſik und Geſang gaben dabei dem ſtillen Glanze und der Zauberinſel gleichſam Bewegung . . . und . . . die Lichter wurden zu Tönen! — — Am Ufer jenſeits der Inſel bog jetzt aus dem Blätterdunkel eine ſchöne männliche Gruppe und, geſchieden von ihr, eine noch ſchönere weibliche heraus, und ſahen erfreut dem Freuen zu. Beide nahmen ſpäter ſelbſt von der geräumten Inſel Beſitz. Als nun aber auf dem Rückwege die ganze Geſellſchaft Arm in Arm durch die ätheriſchen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinſchaftlichen Abſingen eines deutſchen Liedes zog, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch ſo oft geſehnt; eine

Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahingegeben hätte; ja, wären mir, als Jüngling, ſo viele Herzen, als Herzkammern beſcheert geweſen, ich hätte die übrigen drei herumgeboten unter dem Glänzen und Singen!"

„Beſſer ſo, wie es iſt!" — meinte Caroline und küßte den Gatten auf die Stirne.

„Im Saale" — fuhr der Erzähler, in ſüße Erinnerung verſunken, fort, — „im Saale ſang noch die Fürſtin von Hohenzollern mit einigen anderen Damen und Herren ein himmliſches Stabat mater, und nach dem Punſche endigte ein muſikaliſches Finale den herrlichen, den mir ewig unvergeßlichen Tag!"

„O! wie entzückend muß das geweſen ſein!" — rief hier Ottilie.

„Ja, es war eine ſchöne, ſchöne . . . eine herrliche Zeit!" ſagte der Erblindete mit einem Seufzer. — „Wenn nur auf das 1819 nicht ſo ſchnell jenes von 1821 gefolgt wäre ... das ſchwarze, ſchneidende Trauerjahr, das mit einem Schlage all die blitzenden Edelſteine aus dem Diademe meines Lebens brach! — O Max! . . . Max! . . . mein Kind! . . . mein einziger lieber Sohn! warum haſt Du Deinen alten Vater ſo früh verlaſſen. Sieh! . . . er hat ſich die Augen ausgeweint, und taumelt Dir — ſchon jetzt und bei lebendigem Leibe in die Nacht des Grabes gehüllt — einſam nach!“

Und das Haupt des Sprechenden ſank nieder auf ſeine Bruſt . . . und Mutter und Tochter . . . weinten ſtill!

Und Alles ſchwieg . . . Alles war einſam und lautlos in dem Zimmer; . . . draußen nur rüttelte der kalte, rauhe Herbſtwind an den Fenſtern . . . wie hier innen . . . ein großer, ein unendlicher Schmerz . . . an drei edlen Herzen!

Johanniskraft der Liebe.

Richard Spazier hatte ſich nur ſchwer von den waldigen Höhen des Fichtelgebirges losgeriſſen, das ihn, wie jeden ſeiner Beſucher, in ſeinem Zauberbanne feſtzuhalten ſtrebte. Aber nicht nur die Neuheit, Schönheit, und majeſtätiſche Größe des wellenförmigen Gebirglandes war es, was ihn — den jungen kräftigen Mann, der noch friſch und fröhlich in die Welt blickte, — feſſelte; . . . er entſchloß ſich jetzt auch nur ſchwer und mit bangem Herzen zu dem Beſuche bei dem Oheim.

Die Nachricht von deſſen geſteigertem Leiden — er war jetzt zwei und ſechzig Jahre alt — von ſeinem faſt gänzlichen Erblinden, lag wie ein drückender Alp auf Richards Seele: einmal, gerade weil er den Oheim wirklich ſo hoch und ſo aufrichtig verehrte, daß ihn deſſen trüber Herbſtabend unendlich ſchmerzte — — dann aber auch, weil er ſich naturgemäß, als junger lebenskräftiger und lebensluſtiger Menſch, vor einem längeren Aufenthalte in einem, mit dem Trauerflor eines großen und gerechten Schmerzes umhüllten Hauſe fürchtete.

Er hatte beim Antritt ſeiner Reiſe den Oheim noch rüſtiger, den Schmerz um den verlorenen Sohn verharſcht geglaubt. Die in Joditz empfangene Nachricht ſchnürte ihm jetzt Bruſt und Herz zuſammen.

Und war dies nicht ſehr natürlich?

Die Jugend will ſo wenig von Beengung und Schmerz wiſſen, als möglich! . . . und zwar mit Recht. Fühlt ſie doch unbewußt, daß das Alter dieſe trüben Zugaben des Lebens ohnehin noch bringen werde.

Wer denkt gern an einem heiteren Frühlingstage an die Stürme des Herbſtes und die kalte trübe Zeit des Winters?

So kam es, daß der junge Spazier — auch als er ſchon in Baireuth eingetroffen war — noch einen ganzen Tag unerkannt in der Stadt blieb. Schüchtern umkreiſte er dabei mehreremale das Haus des Dichters; fuhr indeß jedesmal ſcheu zurück, wenn ſich ein lebendes Weſen hinter irgend einem Fenſter zeigte.

Endlich aber ſchämte er ſich doch als Mann, dem Ernſte des Lebens nicht in die Augen ſehen zu wollen; und ſo trat er denn mit pochendem Herzen ein.

Wer aber vermöchte nun die Umänderung zu beſchreiben, die ſchon einige Stunden darauf mit ſeinem ganzen Sein und Weſen vorgegangen*)

---

*) Spazier's eigene Worte: „J. P. F. Richter." Ein biographiſcher Commentar V. Thl. S. 191.

Richard war abermals in einen Zauberkreis getreten: jetzt aber in den . . . eines großen, unendlich liebenswürdigen Geiſtes, der mit der göttlichen Johanniskraft der Liebe Alles erfaßte und zu ſich emporhob, was ſich ihm nahte. Er ſtand auf dem Boden des nächſten unmittelbarſten Wirkens, das von dieſem Geiſte ausging, und fühlte die Keime ſeiner ſchönſten moraliſchen und geiſtigen Kräfte ſich mächtig regen in der eigenen Bruſt.

Wenige Stunden ſchon nach ſeiner Ankunft fühlte der Jüngling, daß er ein Haus betreten habe, in dem ein ſo ſchöner, ſtill-erhabener Geiſt wehe, wie ſonſt in keinem. Wie die Hallen eines Tempels heiliger Liebe bauten ſich dieſe Räume über ihm auf; der Hoheprieſter dieſes Tempels aber kam ihm faſt wie ein überirdiſches Weſen vor: ſo neu, ſo imponirend war ihm die Erſcheinung eines Menſchen, deſſen Körper ſichtlich dem Grabe entgegenſank, deſſen Augen die Schatten des Todes ſchon bedeckten, den Schmerzen und Leiden niederzogen . . . und bei dem dennoch — neben unendlicher Milde und Güte, neben einem ſichtbar hervortretenden ſtillen inneren Glück — die Flamme des inneren geiſtigen Lebens faſt mit Jugendkraft emporloderte.

Aber dies war es ja nicht allein, was Richards ganzes Weſen ſofort beim Eintritte in Jean Pauls Haus faſt auf wunderbare, für ihn ſelbſt überraſchende Weiſe umgeſtaltete; . . . es war auch der Zauber, der von der ganzen Familie ausging. Ruhte doch auf Mutter und Töchtern der milde, faſt rührende Abglanz des edlen — jetzt in ſeinen Leiden doppelt erhabenen — geiſtigen und ſittlichen Sein's, das hier als Mittelpunkt waltete; . . . und . . . dieſer milde Abglanz übergoß nun auch plötzlich des Jünglings ganzes Weſen wie mit einem ſanft erglühenden roſigen Lichte und der ſanften Wärme eines inneren heiligenden Feuers.

Trat Richard doch überall die wärmſte, wohlwollendſte und herzlichſte Liebe entgegen, und zwar mit einer unendlich gewinnenden Unbefangenheit und Offenheit. Mutter und Töchter zeigten dabei eine ungewöhnliche Bildung, die bei Emma und Ottilien noch durch Anſpruchloſigkeit gar ſchön gehoben wurde; während ihnen ein ernſtes Intereſſe für alles Erhabene eigen war, das dennoch — zu anderen Zeiten — Frohſinn und Scherz gewiß nicht ausſchloß. Niemand hatte dabei hier ein Auge für das Niedrige und den Schmutz des Lebens; wohl aber ruhten die geiſtigen Blicke Aller auf den Sonnenhöhen menſchlichen Daſeins, ohne im mindeſten den praktiſchen Boden unter den Füßen zu verlieren.

Richard Spazier war in der That wie umgewandelt,

Je mehr er ſich Anfangs vor dem Eintritt in dies Haus gefürchtet, — je mächtiger die ſcheue Ehrfurcht geweſen, mit der er an des, ſchon mit einem Fuße in dem Grabe ſtehenden Oheim's geiſtiger Größe und moraliſcher Strenge hinaufgeſehen . . . deſto entzückender und heimlicher ward ihm jetzt der Genuß des wahrhaft Kindlichen und Reinmenſchlichen, was er um ſich her erblickte.

Es war ihm, wie einem Wanderer, der einer hochaufſtrebenden, durch ihre Rieſenform zurückſchreckenden Alpe entgegengeht, auf der die Wolken des Himmels, Blitz und Donner im dunkelen Schoße, mit übermannender Größe ruhen, . . . und nun wieder alles Erwarten — auf ihren Höhen und in ihren Thälern blühende Frühlinge, ſanfte Matten, erquickende Quellen, eine weite unbegränzte Ausſicht und eine Luft findet, wie ſie die Götter athmen!

Aber wie glücklich berührte auch Jean Paul — den Leidenden und doch ſo hohen, den faſt Erblindeten und doch ſo lichten, — der liebe lang erwartete Beſuch.

Er, deſſen wunderbare, wahrhaft Johanneiſche Kraft der Liebe ſich noch jetzt täglich geltend machte: gegen die Seinen, gegen alle Freunde, gegen die ganze Menſchheit und alle die Einzelnen, welche Neugierde oder Bitte um Rath und Hülfe zu ihm führten; . . . er, der Niemand zurückſtieß, der überall freundlich half und ſo ſchön ſagte: man muß es den Menſchen auch zeigen, wenn man ſie liebt; . . . er umfaßte den Jüngling mit der ihm ganz eigenen, Alle, die ihm nahe traten, überwältigenden Gluth. Ja! Jean Pauls hohe, edle, treue, Menſchenliebe ſchien bei dem Anwehen der kalten, ſeinem offenen Grabe entſtrömenden Luft jetzt noch rieſiger emporzuwachſen denn je.

Aber auch Richard glühte ja in ſtiller Verehrung und Begeiſterung für ihn.

Er ſaß jetzt in der verhängten dunkelen Stube in dem Kreiſe der hohen edlen Menſchen und berichtete auf des Oheims Bitten, über die Eindrücke die die kleine Fußreiſe durch das liebe Fichtelgebirge auf ihn gemacht.

In der Begeiſterung von dem Geſehenen, in der Ueberfülle der durch die Wanderung üppig geſteigerten Körperkraft und in der Aufregung aller geiſtigen und Phantaſie-Kräfte, . . . ſeit lange dürſtend, einen ſolchen Hörer zu finden, hatte der junge Mann den Muth und die Kraft, ſich auszuſtrömen, mit dem ſicheren Bewußtſein einen unerſchöpflichen Stoff ausbreiten zu können. Sein ganzes Herz ſaß ihm auf der Zunge. Ein Bild nach dem anderen, eine Idee nach der anderen, fielen dabei in Jean Paul's Seele, die ja ſchon ſeit langer Zeit nach einer ſolchen Ausbeute lechzte.

Er war abwechſelnd gerührt, erhoben, erſtaunt, erheitert, und des Jünglings Muth wuchs mit der immer ſichtbarer werdenden innigen Zufriedenheit auf des Oheims Antlitz.

So verging der Nachmittag, der lange Herbſtabend, und das Geſpräch war nur immer lebhafter, umfaſſender und inniger geworden.

Richard war dabei meiſt der Gebende geweſen, hatte hauptſächlich die Koſten des Geſprächs getragen; Jean Paul dagegen ſchien erſtaunt, überwältigt von der Stärke und Ausdauer der feurigen Jugendkraft, die ſich ſtets ſteigerte und überall, wo ſie ſich hinwandte, die Spitze zu bieten vermochte. Er ſah ſich fortgeriſſen; . . . er fühlte ſich wieder wie früher!

Die Seinigen aber ſaßen ringsum mit leuchtenden Blicken, dem lieben Gaſte im Stillen für den Genuß und die freudige Anregung dankend, die er dem vereinſamten Blinden gebracht.

So war es denn gekommen, daß ſich der Neffe — ohne es zu ahnen — in wenigen Stunden die erhöhte Liebe und Achtung, ja das unbedingteſte Vertrauen des Oheims erworben.

Aber ein gewaltiger Blitz hatte auch während dieſes Geſpräches in dem Geiſte Jean Paul's gezündet: längſt verfolgten ihn die Geiſter ſeiner noch unvollendeten Werke; . . . längſt ging er mit dem Gedanken einer Geſammtausgabe ſeiner Schriften um. Jetzt! . . . jetzt! . . . hatte er den rechten Mann gefunden, — den Mann, der ihm wenigſtens bei dem letzten Vorhaben — behülflich ſein konnte!

„Richard!“ — rief er daher plötzlich faſt mit feierlichem Tone, und es ſtrahlte die alte freudige Energie aus ſeinen, ſich für den Moment wieder belebenden Zügen, — „Richard! mir kommt ein großer ſchöner Gedanke! . . . Laß mich Deine Hände faſſen, Junge! . . . Wo ſind ſie! . . . gieb ſie mir!“ . . .

Und lebhaft griff der Arme, in ewiges Dunkel Gehüllte, nach den Händen des Neffen.

„Ein prachtvolles Abendroth durchſtrahlt meine Nacht!“ — fuhr er dann in freudiger Aufregung fort, und alle Schmerzen und jeder Druck des ihn zerquetſchenden Schickſals war vergeſſen. — „Die alte gewaltige Liebe zum Schaffen regt ſich wieder in meiner Seele. Du haſt die genügende Vorbildung, Du haſt Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit . . . willſt Du bei mir bleiben, bis ich wieder wohl, bis meine Augen, durch eine glückliche Operation — ich denke ſie im Frühling vornehmen zu laſſen — wieder dem holden Lichte zugänglich ſind? . . . willſt Du mir helfen, als Schlußſtein meines Erdenwirkens, die Geſammtausgabe meiner Werke zu beſorgen?!“

Richard war überraſcht; aber er fühlte ſich zugleich auch ſo geehrt, ſo beglückt von dieſem Vertrauen, daß er mit Freuden auf den Vorſchlag einging.

Wie leuchteten da vor Entzücken die Blicke der Tante und ſeiner ſchönen reizenden Couſinen; Jean Paul aber drückte ihm herzlich die Hände und ſagte:

„Kinder! . . . jetzt erwarte ich noch einen ſchönen

Lebensabend . . . und . . . mit Dir Richard, ein ſtill heiteres Wirken! Der Tag — bis zehn Uhr — bleibt ganz Deinen Studien geweiht; . . . dann ſollſt Du mir die Eintheilung der Aufſätze beſorgen helfen; auch bitte ich Dich, mir für die Werke, die ich zwar keiner Queckſilbercur, aber doch an manchen Stellen einer Queckſilber-Politur unterwerfen werde, die eingeſchalteten Verbeſſerungen für den Setzer aufzuſammeln; mir auch für die Bezwingung des Chaos meiner Bibliothek, wenn nicht die Hand . . . doch das Auge zu leihen. Ein wenig Vorleſen — ein wenig Schreiben — ein wenig Sprechen — ein wenig Frohſein — das iſt Alles, was ich von Dir verlange!“

Richard Spazier war überglücklich; . . . aber . . . Jean Paul war es auch!

Jetzt war ſein Herz ganz offen, . . . jetzt ſprudelte und funkelte ſein Geiſt wie in den ſchönſten Tagen ſeines Lebens.

Er ſprach von den Werken der letzten zehn Jahre, namentlich: von ſeinem „Komet“ und der „Selina“, und Stunden verflogen glücklich und unbemerkt. Die Seinigen ſtrahlten, den guten theuren Vater ſo verjüngt zu ſehen; aber Alle erhoben ſich wie verklärt, als er plötzlich . . . Punſch verlangte.

Das war ſeit Jahren nicht mehr geſchehen, und galt von jeher als das Zeichen ſeiner glücklichſten Momente.

Und ſchöne, glückliche Momente folgten nun. Richard's kleine Reiſe durch das Fichtelgebirge brachte ihn auf ſein Lieblingsthema . . . auf ſeine Kindheit. Da zauberte er in milder, weicher, elegiſcher Stimmung das Frühroth ſeines Lebens noch einmal herauf, und ſtill entzückt lauſchten Alle der Frühlings-Idylle ſeiner Jugend.

Mochten draußen immerhin die Herbſtſtürme toben . . . hier war es, für den Moment, Jugend und Frühling in jeder Seele; — mochte es Nacht ſein vor ſeinen irdiſchen Augen . . . in ſeinem Inneren blitzten und flammten tauſend Sonnen; — mochte auch der, vom Schickſal niedergetretene Körper kaum die Laſt des Daſeins noch tragen, . . . der Geiſt ragte rieſig über ihn hinaus und ſein inneres Leben ſpottete in gewaltigem Wogenſchlage der ſtaubgeborenen Hülle; — umgaben den edelſten der Menſchen jetzt auch nur wenige ihm theure Weſen . . . ſein Herz ſchwellte, wie zu allen Zeiten, eine unendliche Fülle der Liebe und legte die ganze Menſchheit, Gott und das All an ſeine Bruſt.

Das war die Johanniskraft der Liebe, die ſtets von ihm ausgegangen, — die ihm die Welt und die Herzen des deutſchen Volkes erobert, — und die ihn auch jetzt noch — ohne daß er und die Seinen es ahnten — allein über dem Grabe hielt.

Das war die Johanniskraft der Liebe, die alle ſeine Werke geſchaffen . . . und noch in ſeinem letzten — der „Selina“ — tauſend naſſen oder dunklen Augen ganz neue lichte Stellen und Reiche im Lande eines höheren Seins mit genialer Kühnheit gab:

Das war die Johanniskraft der Liebe, … die ihm Unſterblichkeit gab!

Aber dies Jenſeits griff jetzt plötzlich in ſeine Seele: dem Morgen ſeines Lebens trat der Abend, dem Frühling … der kalte, rauhe, vernichtende Herbſt gegenüber.

Wie hätte Jean Paul in der erregten, heiligen, weihevollen Stimmung, in der er ſich jetzt befand, zweier Menſchen vergeſſen können, die lichte Sterne in ſeiner Erdennacht geweſen; — wie hätte er jetzt ſeines guten, theuren, unvergeßlichen Max und ſeines geliebten Heinrich Voß nicht gedenken ſollen … die ihm — gleich wie ſein würdiger alter Freund Herder — die Hände aus dem Jenſeits, für das ihm dies Leben hienieden ja immer nur die Wiege war, entgegenſtreckten?!

So nahm er denn feierlich das letzte Glas und ſagte mit hohem Ernſte, mit tiefem Schmerze, mit der ganzer Größe und Hoheit ſeines, bereits an den Pforten der Ewigkeit ſtehenden Geiſtes:

„Auf dem kurzen Wege, den ich noch — ſelbſt wenn ich wieder geneſe — über die Erde zu gehen habe, kann mir kein Freund mehr begegnen, von ſolcher überſchwenglicher Liebe, von ſolch' faſt weiblicher Anhänglichkeit, als Du es warſt, mein treuer edler Voß! Mehr konnt' ich in meinem Leben — wenn ich meinen einzigen unausſprechlich geliebten Sohn und die Meinigen abrechne — nicht verlieren, als Dich!“

„Ach! Du und mein Max, ihr liegt in meiner Seele in einem Sarge; denn ich weiß es ja, wie ihr Beide lieben konntet. Aber ich liebe Euch auch mit der Liebe eines Starken . . . und . . . ich fühle . . . wie dieſe Liebe mich hinüberzieht!“

Und er trank langſam — unter tiefem allgemeinem Schweigen — ſein Glas aus . . . und erhob ſich.

Aber ach! wie ſchnitt es, gleich einem zweiſchneidigen Schwerte jetzt durch Aller Herzen, als er nun — er, der Herrliche! der innerlich ſo Lichtvolle — blind und hülflos — nach der leitenden Hand ſeiner Gattin taſtend — daſtand . . . ein Bild des Schmerzes und der irdiſchen Hinfälligkeit . . . und doch auch einer ſtolzen, gewaltigen Ruine, die von hohem Bergeskamme herabblickt auf die Niederungen der armen kleinen Erde und die Jahrhunderte, die an ihr vorbeigebrauſt.

Da fiel Richard das geſtrige Abendglühen ein . . . und das Blitzen der ewigen Sterne . . . und an was er begeiſtert dabei gedacht . . . und er ſagte zu ſich:

„Selig, wer dahingehen kann, wie er, das göttlich ſchöne erhebende Bewußtſein im Herzen . . . tauſend Paradieſe verſchenkt und dafür die Unſterblichkeit eingetauſcht zu haben!“

Die vorletzte und die letzte Nacht.

Novemberſtürme brauſten über die Erde. Es war kalt, naß, unfreundlich ... ein recht unbehaglicher Spätherbſttag.

Richard Spazier ſtand ſchweigend und betrübt an dem Fenſter des Stübchens, das ihm eingeräumt worden war, und ſah — in Gedanken vertiſt — hinaus in den Regen, der in einförmigem Takte unaufhörlich von den Dächern fiel.

Er dachte dabei an das unaufhaltſame, unerbittliche Geſchick, das — in gleich einförmigem Schnitte vor ſich her mähend — über die Erde geht, und mit der Sichel des Todes gleichgültig Alles niederwirft ... das nichtige Gras und die ſchönſten duftendſten Blumen.

Und doch legte ſich ein ſchönes, liebes Bild in dieſer trüben, bangen Stunde weich und warm an ſein von außen erkaltetes Herz, faſt mit Frühlingswehen und mit Sommergluth ... und dies Bild ... war das des theuren Oheims, . . . war das des großen, edlen, herrlichen Jean Paul!

Er dachte an die Zeit, da er ihn vor wenigen Jahren zum erſtenmale geſehen. Und vor ihn traten milde freundliche Züge und ein großes, klares, liebendes Auge, das damals — und vor Kurzem noch — über der Menſchheit und vor Allem über dem geliebten deutſchen Vaterlande wachend ſchwebte, — in dem ſich alles Schöne und Gute freudig ſonnte, — in deſſen belebenden Strahlen das Edle und Erhabene nur noch reiner und herrlicher emporſproßte, — vor deſſen Zürnen das Schlechte erſchrocken floh, — das auch ihn damals entzückte und hob . . . und das jetzt . . . auf ewig verdunkelt war!

Ein großer, tiefer Schmerz durchdrang Richard's Seele und unwillkürlich klangen in ihm die Worte Schillers an, die Stauffacher, bei der Nachricht der Erblindung ſeines Vaters, in der Verzweiflung eines wilden Schmerzes ausſtößt:

> O, eine edle Himmelsgabe iſt
> Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
> Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
> Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
> Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
> Im ewig Finſtern — ihn erquickt nicht mehr
> Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
> Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen. —
> Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
> Das iſt ein Unglück. — Warum ſeht ihr mich

So jammernd an? Ich hab' zwei friſche Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer, von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge dringt.

O! er wußte ja, was auch Jean Paul darunter litt . . . und ach! er fühlte . . . er ahnte ſogar noch mehr: daß dieſer vorletzten Nacht bald die letzte folgen werde!

Was alsdann! ... wenn das Geburtsfeſt des Frühlings und der Liebe, das ja zugleich auch ſeines war, der Erde wiederkehrte und die Menſchen die neuen Blumen und Blüthen grüßten ... und ... ihn, den Herrlichen, nicht mehr fanden?

Welch' ein Schmerz für alle die Tauſende und Abertauſende von Herzen, wenn er dann unter ſeinen Blumen ruhen ſollte; ... er ... der reinſte Sänger des Frühlings und der Liebe, der — ſtill und ſinnig auf ſeinen Bergen und Höhen wandelnd — ein ganzes Leben lang die ſchönſten, die duftendſten Himmelsblumen für ſeine Brüder und Schweſtern, für die ganze Menſchheit gepflückt!

Und doch! . . . was konnte es bis jetzt Schöneres, Hinreißenderes geben, als das Alter Jean Paul's, über deſſen ehrwürdiges Haupt bereits mehr denn ein halbes Jahrhundert dahingebrauſt?

War denn nicht — bis noch vor wenigen Monaten — ſein Alter ein ſo würdiges, ſchönes Bild, wie es —

ein ſeltenes Geſchenk — nur den Lieblingen der Götter zur Belohnung für ein reines, hohes, heiliges Leben wird?

In der ganzen Kraft und Fülle ſeines Geiſtes ſtand er damals noch da, eine hohe gewaltige Eiche, voll unzernagtem Jugendmark, den prächtig grünen Wipfel ſtolz und kühn in die Wolken des Himmels tauchend und auf dem kernigen Stamme des Nordens Blüthen und Früchte tragend, ſo glühend und ſchön, als ob ſie der Süden gereift.

Und war denn nicht die köſtlichſte jener Früchte: die Liebe?! jene große, herrliche, Alles umfaſſende Gottes- und Menſchenliebe, die Jean Paul gerade in ſeinem ganzen Weſen charakteriſirt, und als eine Erſcheinung, einzig in ihrer Art, in der Geſchichte hinſtellt?

Und das Merkwürdigſte dabei war, daß dieſe Johannis-Liebe mit dem Schwinden und Sinken des Körper's immer mehr an Größe und Kraft gewann, und mit göttlicher Kraft über das Irdiſche hinauswuchs.

Gewöhnlich verhärten den Menſchen immer mehr die ſteigenden Jahre und nehmen ihm die ſanfte Fülle und Weiche, die das Herz umhüllt und wärmt, bis das Alter ſogar auch dieſes ſelbſt gegen außen verknöchert und drinnen nur ein Gefühl für untergegangene Weſen der Vergangenheit und für die dunkle Zukunft, die beide keine Pflichten der Gegenwart mehr fordern, erhält. Im Körper, wie in einem ſelbſtgebauten Kerker, der ihn von der übrigen Welt trennt, ſteht dann der Menſch einſam und egoiſtiſch da. Aber bei Jean Paul war die Liebe eine Blume, die in ſeinem Herzen, je länger je mehr, ein fruchtbares Erdreich fand, immer mehr Blüthen und Kelche aufſchloß, immer weiter ihre Wurzeln und Faſern und Zweige erſtreckte, ſo daß in den letzten Jahren es gar lieblich unter ihrem duftreichen Schatten ſich ruhen und ſelig träumen ließ. Wie bitter empfand er es in den letzteren Jahren, als er in ſeinem erſten in der frühen Frühlingszeit ſeines Lebens geſchriebenen Werke in zwei Bänden nicht eine Zeile der Liebe fand! Wie rührend nimmt er da am Ende des Buches den Leſer bei der Hand und bittet ihm in's Auge zu ſehen und in die in dieſem arglos ſchwimmende Seele, um zu erkennen, daß ihm die Liebe nicht fehle, ſondern daß ſie damals nur grauſam vom Schickſale erdrückt war! — Und dann, wie ſaß er wieder in ſeinen letzten Tagen, ein frommes, ruhiges, ſtilles Kind mit dem freudigſten glaubenvollſten Vertrauen in der fürchterlich um ihn her zuſammenſinkenden Gegenwart! Ja immer mehr Weiche und Liebe und Theilnahme an den Menſchen zeigte er, je mehr Stützen er an ſeinem Körper einknicken ſah, und eigener Schmerz vergrößerte nur ſeine Sorge um die Freude Anderer. Die Gegenwart, die ihm das Handeln der Liebe verſagte, trieb ihn ſolche noch mehr auszuſprechen, während er früher im Handeln ſo gern die Sprache der Liebe verſchämt barg. Nie hörte der kommende Freund auch nur ein Wort der Klage über ſeinen Zuſtand; höchſtens auf ſorgende Fragen einige leiſe wehmüthige Andeutungen. Andern den Abgrund gern verbergend, an dem er ſtand, nur ihnen Freude und Hoffnung für die Zukunft mittheilend, zog er ſie gleich zu allgemeinern höhern Intereſſen. Sich ſelbſt vergeſſend, wollte er nur Freude mit dem Allgemeinen empfinden. Und als nun der Glanz ſeiner Augen ganz erloſchen und die Sprache durch dieſe ihm verſagt war, ſuchte er den ſanfteſten weichſten Ton ſeiner Stimme und legte in ihm ſich Andern an's Herz; ja als auch dieſe immer mehr verklang, breitete er auf ſeinem Antlitz ein großes glänzendes Gemälde der Liebe aus.

So war er in der Liebe eine große hohe Palme, die ſich durch das Leben immer mehr emporrankte; — und, einſam in der weiten Wüſte ſtehend, ihren befruchtenden Duft liebend zu den fernen Schweſtern ſandte, nur einzelne Lilien von gleichartiger Farbe und Duft um ihren hohen Stamm verſammelnd, — bis die große, weithin gewölbte Krone in ſeinen letzten Tagen und am Ende des Lebens zugleich mit ihm ... in den Himmel hineinwuchs.

So ſtand Jean Paul da . . . groß und herrlich.

nicht nur als Dichter, ſondern auch als Menſch ... ein Fürſt, ein König im Reiche der reinſten Liebe!

Aber als Menſch theilte er eben auch das Loos alles Menſchlichen.

So oft Richard Spazier des Morgens in des Oheims Studirzimmer trat, bemerkte er zu ſeinem geheimen Schrecken, daß die Sprache deſſelben leiſer und langſamer geworden. O! wie tief und ſchmerzlich drang alsdann jedes Wort des erblindeten Greiſes in ſein wundes Herz!

Wohl war ſein Leben in allen ſeinen geiſtigen Beſtandtheilen noch unverändert wie in ſeinen glänzendſten Tagen; ungeſchwächt das Bedürfniß nach den höchſten geiſtigen Beſchäftigungen — nach Mittheilungen von geiſtreichen Menſchen — aus den gediegenſten Schriften. Immer noch wie ſonſt erging er ſich gern mit Andern in den allgemeinen großen Ideen der Welt- und Menſchengeſchichte — eben ſo lebendig war noch das Wohlgefallen an Beobachtungen über die Urſachen und Beziehungen jeder pſychologiſchen Erſcheinung. — Aber allmälig zeigte ſich doch auch ein Aufhören ſeiner ſonſt ſo unendlich großen Theilnahme an den kleinern Dingen der Außenwelt. — Wem aber dabei noch die ganze Bedeutſamkeit ſeiner innerſten Natur, wie ſie in den kleinern Kreiſen des täglichen Lebens unverkennbar ſich ausſprach, tiefer aufgegangen, der mochte dieſes Zeichen nicht mehr aus einem momentan kränklichen Zuſtande des Körpers zu erklären wagen. Bei einem Menſchen, der vorher immer die kleinſten Gegenſtände in ſeinen Hausvorräthen, wie die gringſten Gegenſtände in den meiſten Wiſſenſchaften, jeden kleinſten Vorgang in ſeiner Familie, wie die politiſche und wiſſenſchaftliche Lage der Völker und Zeiten mit derſelben Schärfe und Umſicht zu überſchauen gewohnt war, war das, bei der ſonſt in Allem ſich ſo gleich ſtark erhaltenden Geiſteskraft, dennoch ſteigende Aufgeben der kleinern Dinge aus ſeinem Beobachtungs- und Wirkungskreiſe ein langſames Zurückziehen der Seele in die feinern innern Organe, wodurch ſie ihr baldiges Dahingehen anzeigte.

Und doch! . . . und doch! hielt Jean Paul auch jetzt noch Dasjenige hoch empor, was ihn ſein ganzes Leben hindurch ſo oft gerettet, ſo oft über Kummer und Sorgen, ſo manchmal über die Stürme des Schickſals hinweggehoben und ſeinem Daſein — ſelbſt in den Winternächten des Lebens — Kraft, Licht, Wärme und Freudigkeit gegeben ... und dies war . . . die Arbeit, — ſein fröhliches, heiteres Schaffen!

Und wie weit und vertrauend ſchaute ſein offenes Seelenauge noch in die Zukunft, wenn auch das körperliche Auge verhüllt und umnachtet war.

„Lieber Richard!“ — ſagte er freudig, als er das

Arbeiten mit dem Neffen begann, — „mir liegt noch gar viel zu thun ob: einmal denke ich jetzt ernſtlich an die Vollendung meiner früher begonnenen Werke: der „unſichtbaren Loge,“ der „biographiſchen Beluſtigungen,“ der „Flegeljahre,“ der „Selberlebensbeſchreibung“ und des „Kometen,“ für die alle Vorarbeiten und einzelne Ausarbeitungen ſchon in Maſſe bereit liegen; dann ſoll — wohl als mein letztes Werk — eine Sammlung aller ſeit dreißig Jahren aufgeſpeicherter Gedanken, Empfindungen, Dichtungen, Satiren, philoſophiſchen, äſthetiſchen und politiſchen Bemerkungen erſcheinen. Ich habe auch ſchon den Titel dafür: es wird „der Papierdrachen“ heißen. Indeß das iſt noch nicht Alles, was ich zum Abſchluß bringen muß, ehe der Tod mit mir ſelbſt abſchließt: ich werde zugleich mit Liebe an meinem Buche: „die Kunſt ſtets heiter zu ſein“ fortarbeiten, — ein Werkchen „gegen das Ueberchriſtenthum“ vom Stapel laufen laſſen, in welchem ich dem entnervenden Pietismus und knechtiſchen Obscurantismus entſchieden und kühn — ach! nur von zu trüben Erfahrungen geſpornt — entgegen treten will . . . und dann . . . ſollen meine letzten Kräfte dazu verwendet werden, das mir über alles theure Buch von der Unſterblichkeit der Seele, meine „Selina,“ auszubauen und zu einem ſchönen heiligen Tempel aufzugipfeln, in dem alle ſeufzenden, gedrückten Menſchenherzen Troſt und Erhebung zu finden vermögen.“*)

Richard hatte, trüb lächelnd, allen dieſen weitgreifenden Plänen zugehört. Ach! es war unendlich rührend zu ſehen, wie hier in einem welken, ſchon dem Grabe zuſinkenden Körper ein mächtiger, immer noch friſcher und thatendurſtiger Geiſt die gewaltigen Schwingen ſchlug. Vor den in Nacht verſunkenen Augen erſchloß ſich die Unermeßlichkeit des All's mit ſeinen, aus den Lichtſtrömen zahlloſer Sonnen gewobenen Milchſtraßen, ſeinen Welten und Sonnen, ſeiner Ewig- und Unendlichkeit. Gedanken auf Gedanken zogen in dieſem nimmer ruhenden Geiſte heran wie leuchtende Geſtirne und in der Stille des umnachteten Lebens trug er ſie zuſammen zum Aufbau ſeines Ruhmes, . . . ſeiner herrlichen Werke!

Richard Spazier hütete ſich denn auch, die Hoffnung des Hoffnungsloſen und ſeinen Blick in eine Ferne voll heiteren Schaffens zu trüben. Es waren ja die ſtillleuchtenden Abendſterne an dem Lebenshimmel eines edlen Menſchen, deren Glanz ihn hob und leiſe emporzog aus dem Lande des Staubes in das Reich der Unſterblichkeit . . . und dieſe . . . war einem Jean Paul gewiß!

---

*) Wir verweiſen hier abermals auf die ſo praktiſche, wohlfeile und hübſche Ausgabe der geſammelten Werke Jean Paul's hin, die bei Georg Reimer in Berlin in 90 Lieferungen oder 34 Bänden erſcheint und eine treffliche Gabe für das deutſche Volk iſt.

Recht klug und verſtändig, und doch mit einer ganz anſpruchsloſen Beſcheidenheit, wußte der Jüngling daher Dasjenige in den Vordergrund zu drängen; was noch einigermaßen ausführbar ſchien: nämlich die Vorbereitung zu einer Geſammtausgabe ſeiner Werke.

So vermochte Richard ſchon am erſten Tage den Oheim zur Beſtimmung, Mittheilung und Aufzeichnung des vollſtändigen Planes, nach welchem die ſämmtlichen Werke in ihren einzelnen Theilen organiſch eingerichtet werden ſollten; und weit eher, als es von Jean Paul für möglich gehalten, konnte deshalb zu den Verbeſſerungen der einzelnen Schriften ſelbſt geſchritten werden. Beide begannen nun mit denjenigen älteren Werken, welche noch keine zweite Auflage erlebt hatten, und zwar mit der Geſchichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein, fuhren dann in der Auswahl aus des Teufels Papieren fort, gelangten aber in dieſem nur bis in die Mitte. Richard las ihm dann vor, wobei Jean Paul ſeine Aenderung entweder gleich ſelbſt einſchob, oder Spazier da, wo er nach ſeinem Plane eine für paſſend hielt, durch Anhalten der Stimme ihn aufmerkſam machte. Mit großer Milde und Duldſamkeit ließ er ſich dabei Vorſchläge machen, ſeine Aenderungen vielſach angreifen; — erwog — erzählte — erklärte — tadelte — lobte — und verwarf. — Das ihm unerwartet ſchnelle Vorrücken in dieſen Beſchäftigungen, die gemeinſchaftlich leichtere Beſeitigung von ihm anfangs für unüberſteiglich gehaltenen Schwierigkeiten, das gleichſam geiſtige Wiederholen ſeines ganzen Lebens, hatte dabei noch das Gute, daß es ihm in dieſen Stunden weit über die traurige Gegenwart erhob, welche ihn — der doch an die ununterbrochenſte Selbſtbeſchäftigung gewöhnt war — durch die Hemmung des Gebrauchs ſeiner Augen zu einer ſo drückenden äußern Unthätigkeit zwang. Die Erinnerung an die verſchwundenen hohen Freuden ſeiner lichtvollen Vergangenheit und die Zukunft mit der von Hoffnung umſtrahlten roſigen Ausſicht auf wiederkehrende, traten dann glänzend, wie lichte Sterne des Morgen- und Abendhimmels, vor ihn hin. — Im ſchärfſten, bis in das Einzelnſte dringenden Ueberblick überſchaute er dann wohl ſein geiſtiges Leben in ſeinen Werken. Und mit dieſem Blick auf das, was er geleiſtet, mit dem ſchönen glücklichen Bewußtſein einer ſo reichen und ſegensvollen Thätigkeit, fiel ein gar wunderherrliches Abendroth über ſein ſtill und ruhig verſinkendes Leben.

In der Bruſt dieſes Oſſian's, — hinter den ſchwarzen Trauervorhängen der Blindheit, ruhte dann eine lichte, ſchöne, blühende Welt; . . . eine Welt, deren ſtolz aufſchießenden, allen Erdenſchmerz und Erdenjammer überragenden Blüthen . . . die Segnungen ſo vieler Herzen waren, deren Wunden er geheilt, deren Schmerzen er geſtillt, die er gehoben, geläutert, gebeſſert und verklärt, . . . in deren Einſamkeit und Trübſal er die Sonnenſtrahlen der Freude geworfen.

Und dies ſchöne, ſelige Bewußtſein verjüngte ihn in der That oft. Dann war er auf Stunden der Alte: dann beherrſchte er wieder Alles um ſich her, blitzte mit ſeinem Wetterleuchten in die Reden hinein; ein elektriſcher Schlag drängte dann den andern; ein Lichtfunke der Gedanken nach dem andern entſprühte ihm und ſprang in die Hörer über. Jeder fremde Gedanke erhielt zugleich von ihm Organiſation, Geſtalt, Beziehung, ſeinen eigentlichen Werth. In ſeiner gedrängten Bilderſprache ermüdete er dabei nie und fand das Fortgehen der Freunde gewiß immer zu früh.

Aber es gab ja noch einen ſchönen milden Stern, der ihm in jenen Tagen freundlich leuchtete, und — wie er ihn ſchon in ſeiner Jugend, am Morgen ſeines Lebens, mit holdem Zauber begrüßt — auch jetzt im Alter den Abend deſſelben gar ſehr verſchönte. Und dieſer Stern ſeines Lebens, . . . dieſer göttliche Hauch, der ihm immer aus höheren Sphären zu kommen ſchien, . . . war . . . die Muſik!

Brauſten — in der Erinnerung an ſeine Kinderjahre in dem lieben Joditz — die hohen, ernſten Orgelklänge an ſein Ohr, durch welche der gute Vater ſich und ihn und die kleine Gemeinde ſo manchmal erhoben; oder faßte ihn ſonſt ein großer poetiſcher Gedanke, ein Sturm des Gefühls, ſo ſetzte er ſich in früheren Zeiten wohl an das Klavier und phantaſirte. Wie aber hob er ſich und Andere alsdann in dichteriſchen Träumen auf einer, das Herz oft nur zu ſehr überwältigenden, faſt überkühnen Phantaſie in den Himmel hinein. Unbegreiflich war es ja oft, wie eine Menſchenbruſt ſolche Größe des Gedankens faſſen kann, ohne durch ſie auseinandergedrängt zu werden und an der Anſpannung zu verbluten. Da ſaß er dann an ſeinem Inſtrumente und griff mit der einen Hand die Accorde, über die er unumſchränkt als Meiſter herrſchte, und überſetzte mit der andern das, was in den dunklen Tönen wie in Ahnungen aus der Geiſterwelt herüberklang, in Worte, ſo viel er vermochte. Da donnerte und wetterte es, und doch beſänftigte zugleich auch wieder der milde Ton die ſtürmende Bruſt.

Jetzt freilich war dieſe Kraft und Möglichkeit, ſie zu handhaben, erloſchen; aber nicht die alte Liebe und Sehnſucht nach Muſik.

Faſt alle Abende in jener letzten Lebenszeit, wenn ihn der Tag erſchöpft, verlangte er ſehnſuchtsvoll nach Geſang. Die Seinen gingen dann gewöhnlich hinaus in die Nebenſtube an das größere Inſtrument — von wo die Töne wie aus der Ferne zu ihm herüberſchwammen. Er legte ſich dann wohl auf das Sopha, das Geſicht gegen die Wand gekehrt und dachte und fühlte und träumte eine ſchönere Zeit, als die Gegenwart, und flog mit den Tönen und auf ihren Schwingen zu den Blumen und Blüthen, die er nicht mehr ſehen, zu den Bergen, auf die er nicht mehr gehen konnte, und die geliebten Geſtalten und Spiele und Träume und Hoffnungen der Vergangenheit richteten ſich auf und ſahen ihn an und ſprachen zu ihm, und kein Schmerz und kein Erdenweh drückte ihn mehr. Und kamen ſeine Lieben wieder herein, ſo fanden ſie ihn wohl aufrecht ſitzend und ſelig in der Erinnerung an die Welt, die ſie ihm wieder erweckt. Und in den Zügen ſeines Geſichtes glänzten dann Thränen des Dankes und der Rührung, die das erloſchene Auge nicht mehr weinte. Vor Allem ergriffen ihn die Stellen aus Schubert's herrlicher Compoſition des Göthe'ſchen Erlkönig's: „du liebes Kind, komm geh mit mir“ und „ſie wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“ Das ahnungsvolle, heimliche durch die Stimmen und die Begleitung durchtönende verheißene Glück lockte auch ihn dann, mit magiſcher Gewalt zu einem verklärten ſchöneren Sein. Dann auch Zelter's Lied des Harfners im Meiſter: „wer nie ſein Brod mit Thränen aß“, und beſonders die mehrſtimmigen kleinen Volkslieder, wie „ſo viel' Stern am Himmel ſtehen“ u. ſ. w. auch wohl Göthe's „im Felde ſchleich ich ſtill“ von Zelter. So ſelig wiegten ihn dieſe Lieder ein, daß ſich unter deren Abſingen ſelbſt über den Körper ein wunderbares phyſiſches Wohlbehagen zu verbreiten ſchien.

Indeß . . . die Stunde ſchlug. Der Zeiger an der Uhr eines ſchönen großen Lebens rückte langſam, aber unaufhaltbar . . . Mitternacht zu!

Gleich den Arbeitern, die in einer unterirdiſchen Mine ihre grauſen nächtlichen Arbeiten betreiben, von denen der über der Erde ſtehende Menſch nur einzelne dumpfe pochende Töne hört, hatte bis jetzt die Krankheit gewüthet. Aber, wie dort, mit einemmale die Geburt der Nacht an das Tageslicht Verderben bringend heraufbricht, ſo trat hier bald ſichtbarer der ernſte Engel auf ihn zu. Von Zeit zu Zeit kehrte ein ſeltſames Gefühl wieder, — ein Gefühl, als wenn ihn Jemand hinten am Haupte berühre; er wandte ſich dann wohl um und frug: *wer* ihn berührt? aber Niemand vermochte ihm Auskunft zu geben, da es Niemand gethan. — — Es war — — — die kalte Hand des Todes geweſen! Eine Verſchleimung trat ihm auf die Bruſt und verhinderte den freiern Gebrauch der Sprache; ein faſt erſtickender Huſten verwehrte ihm zu gleicher Zeit den ungeſtörten Genuß der Speiſen und Getränke. Immer häufiger ward nach Tiſche der Schlaf, bald ſtellte er ſich ſogar auch des Morgens ein. Aber immer ward noch früh von ihm und Richard gearbeitet, ja faſt noch emſiger als vorher. Oft raffte ſich des Morgens der ungeſchwächte Geiſt aus dem Schlummer des Körpers hervor; ja mit Gewalt verſuchte er oft der Ermattung und Schwäche deſſelben ſich entgegenzuſtämmen.

Und — merkwürdige Erſcheinung! — er ſchien ſiegen zu ſollen; ja ... er ſiegte ſogar in gewiſſer Beziehung: ſein Dominiren über den Körper trat wie ein Wunder hervor; ... *dieſer ſelbſt, und Jean Paul's ganzes Weſen, verklärten ſich von Tag zu Tag mehr, ... ſelbſt plaſtiſch* ... als wolle ein Gott ſeinen Liebling auf roſiger Wolke — ohne den Schauer der Verweſung — in ſeine lichten Sphären tragen.

Während die Töne des irdiſchen Geſanges beſeligend in ſeine Nacht fielen, die Stimmen des Jenſeits immer öfter zu ihm ſprachen, immer öfter jener unſichtbare Hauch ihn berührte, er immer häufiger deshalb des Tages fragte: „Hör', biſt Du's?" die Sprache immer leiſer wurde, die Seele die Außenwelt faſt nur noch durch das Ohr deutlicher vernahm, mit dem Auge aber, dem der Blick auf die Erde verſagt war, immer in ſich ſelbſt hineinſchaute, bildete ſie ſich in dem Wohnſitze, der ihr allein noch zu gehören ſchien, in dem Haupte, einen wunderbaren heiligen Tempel, ein Denkmal, das noch von ihr und ihrem großen Walten zeugte, als ſie ſchon wie mit Tönen der ewigen Sterne und der glänzenden Sonnen hinaufgeklungen war. Immer mehr ſchien ſich die, ſchon vorher ſo erhabene Stirn zu vergrößern und zu wölben; auf ſie heraus ſchienen die Gedanken zu treten, um auf ihr ſich dem Himmel entgegen zu ſonnen. Kräftiger, ſchöner, feiner zeichnete ſich die ſanft gebogene Naſe. Oefter ſchloß ſich, ſeitdem die Seele ihm näher zu wohnen ſchien, der herrliche Mund, den immer die höchſte lieblichſte Milde umſchwebte. Was die auf uns gekommne Büſte Plato's Erhabenes ausſpricht, ſchwebte in ſeinem Antlitz. Sein Anblick war ein hoher, heiligender geworden, ſo daß ein Schauer der Ehrfurcht das Herz überfiel, und Jeder, der ſich ihm nahte, wie im Allerheiligſten eines Tempels, nur leiſe Worte zu ſprechen wagte.

Aber des Himmels Schöne verklärte noch dies Bild, wenn dann noch zwei holde Jungfrauen zu ihm traten; . . . wenn Emma und Ottilie — wie ſanfte liebliche Engel — Thränen in den Augen, ihre Arme um ihn ſchlangen, ihre jugendlich blühenden Häupter an ſein müdes alterndes Haupt lehnten.

O! es war dann eine himmliſche Gruppe, welche die beiden Jungfrauen und der Greis bildeten!

Und ein Engel trug den Edlen auch hinüber: denn als ein ſanfter, ſtiller Genius trat der Tod zu dem

Sanften heran, küßte ſein Haupt und ſprach: „Friede ſei mit Dir!“ ...

Noch am 13. November — es war im Jahre 1825 — hatte Richard Spazier am Morgen mit Jean Paul gearbeitet; aber ſie mußten bald aufhören weil ſich der Leidende zu angegriffen zeigte. Indeß auch da noch war ſein Geiſt und Gedächtniß friſch wie immer geweſen, und ebenſo treffend noch und ſchnell beſtimmte er oft die Veränderungen im Ausdruck.

Als aber der junge Mann den nächſten Tag wieder kam, erbebte er im Tiefinnerſten: eine unſelige Veränderung lag in des theuren Oheims Zügen.

Schon um vier Uhr morgens hatte er das Frühſtück begehrt, da die Umnachtung der Augen und unregelmäßiger Schlaf ihn die Tageszeiten verwechſeln ließen. Um Mittag glaubte er, es ſei Nacht, und verlangte nach ſeinem Bette.

Wieder, zu verſchiedenenmalen, berührte es ſonderbar ſein Haupt, und er frug ſein treues Weib: „Biſt du es?“

Aber nicht ſie war es geweſen ... ſondern ... der Tod! — — — — — — —

Jetzt war es in dem dunkel verhängten Schlafzimmer ſtill und lautlos geworden.

Jean Paul lag zu Bett. Vor demſelben ſtand — wie er gewohnt war — der Tiſch mit ſeinen zwei Repetiruhren und einem Kruge kalten Waſſers, . . . jenem Kruge, den er noch bis vor kurzer Zeit jede Nacht ausgetrunken.

Leiſe pickte die Uhr, . . . leiſe weinten die Töchter, . . . mit ſchwerem Athem und beklommener Bruſt ſtand Richard.

Da trat die Gattin mit einem Strauß Blumen ein und reichte ſie ihm: die alte treue Rollwenzel — draußen ſaß ſie noch und konnte vor Weinen nicht heimgehen — hatte ihn gebracht.

Jean Paul freute ſich innig:

„Meine ſchönen Blumen!“ — ſagte er, ſie berührend und ihre Geſtalt betaſtend und der Duft ſtreute Frühlinge um ihn und Licht und ſtille Luſt und Sonnengold.

„Aber wie?“ — frug er plötzlich — „iſt es denn nicht Herbſt?“

„Wohl iſt es Herbſt!“ — entgegnete die Gattin traurig — „aber treue Seelen wiſſen der Liebe auch im Herbſte Blumen zu ſpenden. Erräthſt Du, von wem das Bouquett kommt?

Um Jean Paul's Lippen ſpielte jenes wundervolle Lächeln, das ſein ganzes Leben hindurch auf Alle, die ſich ihm genaht, wie Zauber gewirkt. Dann ſagte er:

„Die Blumen kommen von meiner treuen Rollwenzel. Dankt ihr recht, recht herzlich dafür.“

Und ſtill kehrte er ſich der Wand zu, der ſchönen, göttlich ſchönen Tage gedenkend, . . . die er, den Blick nach ſeinem lieben Fichtelgebirge gewandt, ſchaffend, ſchreibend, dichtend, in dem trauten Rollwenzel'ſchen Häuschen zugebracht. Und unter dem Duft der Blumen umgaukelten ihn, wie liebliche Genien, die ſüßeſten Erinnerungen.

Es ſchlug fünf Uhr.

— — — — — —

Aber wer iſt der große, ſchöne alte Herr, der jetzt — auf den Fußſpitzen gehend — lautlos eintritt? Mit ängſtlicher Spannung und angehaltenem Athem beugt er ſich über den Freund . . . einen Blick . . . und er, der oft ſchon ſeinen Menſchenbrüdern in den Augenblicken des Hinübergehens zu Seite geſtanden, weiß genug.

Bleich tritt er zurück . . . und — die Hände zum Himmel erhoben — ſendet er heiße Gebete ſeines moſaiſchen Glaubens tief bewegt zu Jehovah.

Es iſt Emanuel — nach Otto Jean Pauls geliebteſter Freund.

Jetzt hat er ſich tiefbewegt niedergeſetzt und ſchaut ſtill und beobachtend in das Antlitz des Schlafenden, in deſſen Händen die Kinder des Frühlings ruhen.

Und die Zeit geht langſam fort . . . Schritt vor Schritt . . . Minute auf Minute.

Es ſchlägt ſechs Uhr.

— — — — — —

Jetzt tritt der Arzt, Medicinalrath von Stranzky, ein. Alles erhebt ſich leiſe . . . alle Augen wenden ſich mit ſchneidender, peinlicher Spannung und Angſt ſeinem Antlitze zu . . . er wirft einen Blick auf den Schlafenden und ruft bewegt:

„Das iſt der Tod!“

Da zuckt der Blitz eines namenloſen Schmerzes durch alle Herzen und leiſe weinend ſinken Emma und Ottilie in die Kniee. Carolinen's ausgeweinte Augen aber haben keine Thränen . . . ſie ſteht ſtarr, feſt, todtenbleich! . . . Man weint nicht, wenn man eine Welt . . . und mit ihr Alles verliert . . .

Und immer friedlicher und heiliger werden die Züge des Schlummernden . . . immer erhabener erſcheint die Stirne . . . immer ſtiller wird ſein Schlaf . . . immer feſter ſcheint er die lieben Blumen an ſein Herz zu drücken . . .

Da geht der Athem langſamer . . . ein tiefer Zug . . . und . . . Jean Paul iſt nicht mehr! — —

— — — — — — —

Schreibt auf ſein Grab: „Seine Träume waren voll Frühlinge und ſeine Frühlinge voll Träume!“

Sagt mit Börne: „der heiße Süden hat ſeine Gluth, der eiſ'ge Norden ſeine Stärke, das finſtere Spanien ſeinen Glauben, das leichte Frankreich ſeinen Witz, das neblige England ſeine Freiheit — wir hatten in Jean Paul Gluth und Stärke, Glauben und Witz, und die freie entfeſſelte Rede, — und — wir haben es nicht mehr.“ —

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Theodor Körner.

Vaterländiſcher Roman
in zwei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Dem deutſchen Volke eine Gabe
zur Erinnerung an die Befreiung Deutſchlands
im Jahre 1813
an deren funfzigſtem Jubiläum.

Erster Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1863.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

2 L.g. C.

Inhalt des erſten Theiles.

Erſtes Buch.

Unter der Erde.

Seite

1. Im Erzgebirge 3
2. Tief unten 26
3. Das Jahr 1808 53
4. Zwei Freunde 82
5. Zertretene Herzen 122
6. Gewonnen und verloren 138

Zweites Buch.

Die Herzogin von Kurland.

7. Eine Fürſtin wie ſie alle ſein ſollten 169
8. Im Paradies 208
9. Ein Feſt 248
10. Uebermuth und Strafe 265

Erſtes Buch.

Unter der Erde.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Im Erzgebirge.

Der Erzgebirgiſche Kreis im Königreich Sachſen bildet ein Gebirgsland, welches ſich von den wellenförmigen Ebenen am nördlichen Saume allmählig erhebt, und an der Böhmiſchen Gränze ſeine größte Höhe erreicht. Seine Hauptſtadt iſt Freiberg, berühmt durch ſeine Bergakademie, ſeine Induſtrie und die bedeutenden Männer, die hier gelebt und gewirkt haben.

Der Weg von Dresden nach Freiberg bietet des Intereſſanten nur wenig, wenn auch die Ausſicht auf Dresden ſelbſt, von der Höhe bei Korbitz genommen, ſchön genannt werden muß.

Wir kommen dabei an Keſſelsdorf vorüber, wo einſt — es war im Jahre 1745 — der alte Deſſauer die verſchanzten Sachſen ſchlug, während die verbündeten Oeſterreicher auf den Höhen hinter Plauen ſtanden. Die Straße zieht ſich von hier aus immer höher und höher in das romantiſche Thälchen von Herzogswalde; Noſſen bleibt ſeitswärts, aber die ehrwürdigen Ruinen von Kloſter Altenzella müſſen wir beſuchen. Von ihm aus verbreitete ſich ja in den Tagen der Vorzeit das Chriſtenthum unter die Sorben. Otto der Reiche, der das Kloſter 1170 ſtiftete, ruht hier mit ſeinen Nachkommen bis auf Friedrich den Streitbaren. Pappeln und Linden beleben und ſchützen die wohlerhaltene Begräbnißkapelle, während die Ruinen des Kloſters freundliche Anlagen umgeben.

Auch die alte zerfallene Burg Kriebenſtein, die Friedrich der Streitbare zerſtörte, grüßt uns, und mit Staunen hören wir, daß ſich an ihren Sturz dieſelbe Sage knüpft, die man im ſüdlichen Deutſchland von Weinsberg erzählt. Der Eroberer erlaubte der Burgfrau, ihr Beſtes mit ſich zu nehmen . . . und . . . ſie trug ihren Gemahl auf dem Rücken herab. Es iſt immer erfreulich, ſolche Züge ehelicher Liebe und deutſcher Treue zu finden!

Aber während wir uns gemächlich der alt-ehrwürdigen Berghauptſtadt Freiberg nähern, wird die Gegend immer öder und rauher. Zwar zeigt ſich nichts von jener wilden Romantik, die ſich in hochaufſteigenden himmelanſtrebenden Felſenzacken und Bergſpitzen kund giebt, doch lagert ſich eine gewiſſe Düſterheit über die Höhenzüge, die ſonderbar geheimnißvoll dahinſtreichen; und wahrlich! die mit Schlacken ausgebeſſerte Straße erhöht den düſteren Ton der Gegend noch bedeutend. Dabei iſt der Hüttenrauch Stunden weit zu riechen;

die Schwefeldünſte verdorren Blätter und Gras; überall zeigen ſich ſchwärzliche Grubenhäuſer, und nun kommen noch in der Ferne die alten mit Epheu überzogenen Mauern, Thürme, Wälle und finſteren Häuſer des großen aber todten Freibergs dazu.

Es bleibt ewig wahr: Die Gefilde, auf welchen Ceres und Flora leben, ſtimmen die Seele des Menſchen heiter; das Reich Plutos aber macht ſo traurig, als hier der Dampf der Hochöfen, das dumpfe Stampfen der Pochwerke, die ſchwarzen aufgehäuften Schlacken und Holzſtöße, und die grau-bleichen ernſten Geſichter der Bergleute, die faſt ſtets bei dem trüben Lichte der Grubenlampen und in vergifteter Luft unter der Erde leben, ohne je das Glück des Landmannes kennen zu lernen, der ſein Daſein in freier Gottesluft und im Anblick der Sonne hinbringt. Den Landmann begleitet der Geſang der Vögel, ... den Bergmann aber necken in ſeiner ſchweigenden Tiefe, in der Stille des Grabes, Gnomen und Bergmännlein; jener genießt die Früchte ſeiner Arbeit, ... dieſem gewährt all' das Gold und Silber, das er im Schweiße ſeines Angeſichtes zu Tage fördert, kaum ſein ſpärliches Brod; . . . dort Fülle der Geſundheit; in der Friſche der Jahre und ein heiteres Alter, . . . hier . . . . ein ſieches Leben und ein frühes Hinwelken!

Darum ſind denn auch die Bergleute durchgehends ſo bleich und ernſt; . . . darum liegt denn auch hier — in Freibergs Umgegend — ein ſo wunderbar melancholiſcher Ton über Land und Leuten.

Aber was iſt für die heitere Jugend trübe? ſieht ſie doch alles in roſigem Schimmer; iſt ihr doch Alles Poeſie, Licht und Liebe!

Nichts aber erſtrahlt herrlicher in dieſem dreifachen Glorienſcheine, als das erſte ſelbſtſtändige Hinaustreten des Jünglings in die weite Welt, in das öffentliche Leben. O! dieſer lang erſehnte, jauchzend begrüßte Kreuzzug nach dem gelobten Lande der Freiheit und Selbſtſtändigkeit — den zurückbleibenden Eltern ein ſo ſchmerzliches Erlebniß, oft ein Abſchließen mit dem Leben ſelbſt, — iſt ja für den Jüngling der Geburtstag eines neuen Menſchen, der Schöpfungsmorgen einer neuen Welt. Es iſt ja ſo entzückend, den erſten Schritt aus den Schranken der Jugend zu thun, . . . das beſeligende Bewußtſein der Freiheit und Selbſtſtändigkeit in dem hochklopfenden, friſch aufathmenden Buſen zu tragen.

Und dies beglückende Bewußtſein ſchwellte denn auch das Herz des jungen Mannes, der eben den erſten Blick in den Gebirgskeſſel geworfen, in dem Freiberg liegt, . . . Freiberg, das Ziel ſeiner Reiſe, . . . Freiberg, der Ort ſeines nächſten Aufenthaltes, ſeiner Studien, ſeiner weiteren Ausbildung in dem herrlichen, ihn ſo poetiſch anmuthenden Bergfache!

Jauchzte er doch hoch auf, als er von Ferne die Stadt erſchaute; jubelte es doch in ſeinem Innern, wenn ſeine Blicke jetzt über die ſanften Höhenzüge flogen, die ſich ringsum ausdehnten. Aber dieſe Höhenzüge hatten ja auch für ihn einen ganz beſonderen Reiz, nicht nur einen landſchaftlichen — der war ſehr unbedeutend — aber einen wiſſenſchaftlichen-poetiſchen. O! da unten, im Schooße dieſer Berge, da zogen ſie ja hin, die reichen Segensadern die Freiberg ſo berühmt gemacht! die reichen Adern köſtlichen Metalles, von Gnomen und Berggeiſtern bewacht, mit welchen der Bergmann um den Beſitz ringen muß.

Und . . . ein Bergmann wollte der Jüngling ja werden; ſelbſt hinunter zu ſteigen gedachte er, in die nächtliche, in die räthſelhafte Tiefe, die ſich ſeine dichteriſche Phantaſie als ein Zauberreich der Gnomen und unterirdiſchen Geiſter ausmalte; während der kräftige, wiſſensdurſtige Geiſt ſich unendlich auf die Vermehrung der Kenntniſſe freute, die ihm hier, bei dem praktiſchen Betriebe des Bergbaues, werden ſollten. Hatte ihn dies Fach doch ſchon lange angelockt, da es — durch ſeine poetiſche Seite und durch die reiche geiſtige Ausbeute, welche die dahin einſchlagenden Hülfswiſſenſchaften verſprachen, — mehr Anziehendes als irgend ein anderes Fach für ihn hatte.

Etwas Poetiſches mußte aber in dem Berufe liegen, der dem jungen Manne zur Lebensaufgabe werden ſollte; denn ſein ganzes innerſtes Weſen war ja Poeſie. Alles was er anſchaute berührte ihn poetiſch, und daß er wirklich auch Talent zum Dichten beſaß, hatte er als Knabe ſchon bewieſen.

Auch jetzt, da er ſich ſeinem Berufe ſo nahe gerückt fühlte, . . . da er den Boden betreten, auf dem er die nächſten Jahre — o welche Wonne ruhte in dieſem Gedanken — als Student der Bergakademie bewohnen ſollte, . . . da Freiberg vor ſeinen Blicken lag, . . . Freiberg, die wichtigſte Bergſtadt Sachſens, mit ſeiner Akademie, ſeiner herrlichen Mineralien- und Modellenſammlung, mit ſeinen berühmten Lehrern, Werner und Lampadius, an die er noch dazu empfohlen war; . . . da ſich um ihn her die Berge zogen, aus deren Tiefe der Fleiß und die Kunſt der Menſchen ſchon ſeit 1169 unermeßliche Schätze an Silber zogen und die noch heute alljährlich an 30,000 Mark dieſes edlen Metalles liefern, zu deren Habhaftwerden auch er nun, den Fäuſtel in der Hand und allen Kobolden zum Trotz, mitwirken ſollte; . . . auch jetzt, da ihm von allen Seiten her der Bergmannsgruß „Glück auf!“ entgegentönte, erfaßte ihn freudige Begeiſterung, wehte es ihn ſo mächtig, ſo poetiſch an, daß er ſich unter einer alten ehrwürdigen Eiche niederwarf, ſeine Schreibtafel herauszog und zu Dichten begann.

Und immer heller blitzten und leuchteten ſeine Augen auf, . . . immer ſtrahlender wurden ſeine Züge, . . . immer freudiger und bedeutungsvoller ihr Ausdruck.

Die Hand mit der Bleifeder fuhr dabei ſo ſchnell über das Papier, als ob die Reime ihm zuflögen.

Jetzt war der Jüngling mit dem Schreiben zu Ende; mit der Elaſticität der Jugend ſprang er empor. Siegesfreude blitzte aus ſeinen lebhaften blauen Augen und mit kräftiger wohltönender Stimme las er:

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab durch den felſigen Schacht,
Zum erzgeſchwängerten Grunde.
Tief unter der Erde von Grauſen bedeckt,
Da hat uns das Schickſal das Ziel geſteckt

Da regt ſich der Arm, der das Fäuſtel ſchwingt;
Es öffnen ſich furchtbare Spalten,
Wo der Tod aus tauſend Ecken uns winkt,
In gräulichen Nebelgeſtalten.
Und der Knappe wagt ſich muthig hinab,
Und ſteigt entſchloſſen in's finſtere Grab.

Wir wandern tief, wo das Leben beginnt,
Auf nie ergründeten Wegen.
Der Gänge verſchlungenes Labyrinth
Durchſchreiten wir kühn und verwegen.
Wie es oben ſich regt im Sonnenlicht,
Der Streit über Tage bekümmert uns nicht.

Und wenn ſich Herrſcher und Völker entzwei'n,
Und dem Ruf der Gewalt nur gehorchen,
Nationen im blutigen Kampf ſich bedräu'n,
Dann ſind wir geſchützt und geborgen.
Denn wem auch die Welt, die entflammte, gehört,
Nie wird in der Tiefe der Frieden geſtört.

Zwar iſt uns wohl manch' gräßlicher Streit
Im Dunkel der Schachte gelungen;
Wir haben die Nacht von Geiſtern befreit,
Und den mächtigen Kobold bezwungen,
Und bekämpft das furchtbare Element,
Das in bläulicher Gluth uns entgegen brennt.

Zwar toben uns tief, wo nichts Menſchliches wallt,
Die Waſſer mit feindlichem Ringen,
Doch der Geiſt überwindet die rohe Gewalt,
Und die Fluth muß ſich ſelber bezwingen.
Bewältigt gehorcht uns die wogende Macht,
Und wir nur gebieten der ewigen Nacht.

Und ſtill gewebt durch die Felſenwand
Erglänzt das Licht der Metalle;
Und das Fäuſtel in hochgehobener Hand
Sauſt herab mit mächtigem Schalle,
Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,
Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Da jagt es durch alle vier Reiche der Welt,
Und Jeder möcht' es erlangen;
Nach ihm ſind alle Sinne geſtellt,
Es nimmt alle Herzen gefangen;
Nur uns hat nie ſeine Macht bethört,
Und wir nur erkennen den flüchtigen Werth.

Drum ward uns ein fröhlicher leichter Muth
Zugleich mit dem Leben geboren.
Die zerſtörende Sucht nach eitlem Gut
Ging uns in der Tiefe verloren.
Das Gefühl nur für Vaterland, Lieb' und Pflicht
Begräbt ſich im Dunkel der Erde nicht.

Und bricht einſt der große Lohntag an,
Und des Lebens Schicht iſt verfahren;
Dann ſchwingt ſich der Geiſt aus der Tiefe hinan,

Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren,
Und die Knappſchaft des Himmels nimmt ihn auf.
Und empfängt ihn jauchzend: Glück auf! Glück auf!

Der Jüngling hatte vollendet; in demſelben Momente aber ertönte dicht hinter ihm ein lautes begeiſtertes: „Glück auf! Glück auf! das iſt ja prächtig!“

Ueberraſcht wandte er ſich dem ſeltſamen Echo zu, und ſah zu ſeinem Staunen einen jungen Mann an ſeiner Seite ſtehen, deſſen Tracht ihn auf den erſten Blick als einen Studenten der Bergakademie verrieth.

„Sie haben da ein wackeres Gedicht geſprochen!“ — ſagte der junge Akademiker, indem er dem Angeredeten die Hand entgegen ſtreckte, — „ein Gedicht, daß nicht nur Begeiſterung für das Bergweſen und namentlich für den eigentlichen Bergbau athmet, ſondern auch bei poetiſcher Schönheit, auf ein religiöſes Gemüth hinweiſt.“

„Nun, nun!“ — entgegnete der Andere lächelnd, indem er ſeine Hand in die dargebotene legte, — „es iſt, wie Sie ſehen, ein Product des Augenblicks. Aber . . . weß das Herz voll, deß geht der Mund über. Sie haben jedoch recht: ich bin für das Bergweſen begeiſtert. Bei einem überwiegenden Hang zu der edlen Poeſie und überhaupt allem dem, was die Griechen Muſik nannten, bedarf es bei mir zum Gegengewicht einer geiſtigen Gymnaſtik, und bei dem Studium der Phyſik, Naturkunde, Mechanik und Chemie giebt es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die mich aber mehr reizen als abſchrecken.“

„So iſt das Gedicht, wenn ich Sie recht verſtehe, Ihre eigene Schöpfung!“ — ſagte der junge Student.

„Allerdings!“ — entgegnete der Andere.

„Und Sie wollen hier in Freiberg dem Studium der Bergkunde obliegen?“

„Darnach ſehne ich mich!“

„Wie ſich das trifft! Sein Sie mir willkommen; auch ich bin Bergſtudent, und liebe die Dichtkunſt. Ich denke, wir werden — unſeren Neigungen nach — Freunde. Mein Name iſt Schneider.“

„Und der meine Körner!“

„Und beide jungen Männer ſchüttelten ſich herzlich die Hände.

Die Jugend iſt zumeiſt nicht ſchwierig im gegenſeitigen Anſchließen. Junge Roſen ſind leicht zu oculiren. Im achtzehnten Jahre iſt die Offenheit noch nicht durch traurige Lebenserfahrungen in Verſchloſſenheit, das Vertrauen noch nicht in Mißtrauen umgewandelt. Dem unverdorbenen Menſchen ſchwellt noch in dieſer goldenen Zeit des Lebens das natürliche Bedürfniß nach Freundſchaft und Liebe das weiche Herz, während das vom Alter verknorpelte ſich bei jeder neuen Berührung wie eine Schildkröte in ſeinen harten Panzer zurückzieht.

Und wie viele Berührungspunkte fanden ſogleich die beiden Jünglinge. Sie lagen ja ſchon im gleichen Streben, im gleichen Studium, in den naheliegenden Hoffnungen und Erwartungen vom Leben. Schneider mußte über die Akademie und deren Lehrer berichten, und erhielt im Austauſch von Körner die Kunde von dem, was dieſer bis jetzt in ſeiner Vaterſtadt, Dresden, als Vorſtudium zum Beſuche Freibergs getrieben. Nur in einem ſtimmten ſie nicht überein: Schneider zog das Studium des theoretiſchen Theiles der Bergbaukunde, Körner das Praktiſche des Bergbaues vor.

Sie hatten ſich auf einen umgehauenen Baumſtamm geſetzt und ſprachen eben über dieſen Gegenſtand.

„Das Praktiſche des Bergbaues hat allerdings — ſcheinbar — viel für ſich!" — ſagte Schneider. — „Wenn man Eifer hat und keine Beſchwerden ſcheut, ſo wird man bald einheimiſch in dem Eigenthümlichen des Bergmannsleben, das für ein poetiſches Gemüth ſicher viel Anziehendes hat. Aber ich fürchte bei einem jungen Manne, wie Sie, . . . wie alt ſind Sie jetzt? . . ."

„Demnächſt achtzehn Jahre!"

„Nun ſehen Sie! drei Jahre jünger als ich."

„Und was fürchten Sie da?"

„Ich fürchte, daß bei einem jungen Manne, wie Sie, der — wie ich eben von Ihnen erfahren — ſchon recht hübſche Vorkenntniſſe in den Hülfswiſſenſchaften und einen regen Wiſſensdrang beſitzt, ...ich fürchte, daß bei dieſem gar bald eine weniger anziehende Wirklichkeit an die Stelle des Ideals tritt.“

„Das glaube ich nicht!“ – rief der junge Körner lebhaft und ſeine leuchtenden Augen verkündeten, daß das Ideal, was ſeine Seele bewegte, ihn begeiſtere. — „Es kann ja keine Thätigkeit, keine Kunſt geben, die glücklicher macht, als die praktiſche Ausübung des Bergbaues. Ja ich behaupte noch mehr: ſie muß Diejenigen, die ſich ihr widmen, nothwendigerweiſe auch veredlen; indem ſie dieſelben, durch ſtilles Nachdenken in der ſchauerlichen Tiefe, nicht nur auf ſich ſelbſt zurückführt, ſondern auch, bei den ewig drohenden Gefahren, Vertrauen zu Gott und den Glauben an eine himmliſche Weisheit und Fügung weckt.“

„Den Glauben an eine himmliſche Weisheit und Fügung!“ — wiederholte der Bergſtudent langſam und mit gepreßter Stimme, und jetzt erſt bemerkte der junge Körner, welch' krankhafte Bläſſe die regelmäßigen und ſchönen Züge ſeines neuen Bekannten überdeckte. Der Ausdruck der großen blauen Augen war dabei matt, faſt wie erſtorben, während ein ſchmerzlicher Zug um den feingeſchnittenen Mund ſpielte und zum Verräther tiefer Seelenſchmerzen ward.

Körner fühlte ſich eigenthümlich berührt. Auch das menſchliche Herz iſt ein Schacht, der oft von räthſelhafter Tiefe. Wer kann uns auf den erſten Blick ſagen, ob dieſe Gold birgt oder taubes Geſtein? Hier ſprach indeß die ganze Erſcheinung des Jünglings unwillkürlich für das Erſtere.

Prüfend und leiſe anklopfend frug Körner:

„Sollten Sie an einer höheren Fügung zweifeln?"

„Ich glaube an eine ſolche!" — entgegnete der Student ernſt, faſt trübe, — „und gebe gerne zu, daß der Beruf des Bergmannes dieſen Glauben feſtigt. Es iſt ein gutes Völkchen . . . aber . . ."

„Wie ſchön iſt es doch!" — rief hier der junge Körner mit jugendlichem Feuer — „wenn man bedenkt, wie arm gewöhnlich dieſe Menſchen ſind, und wie ſie ſich damit begnügen, die koſtbaren Metalle — um deren Beſitz die ganze übrige Welt im ewigen ruheloſen Kampfe liegt — aufzuſuchen und an das Licht des Tages zu fördern. Ihr blendender Glanz vermag dabei nichts über die kindlichen und lauteren Herzen."

„Gewohnheit," — entgegnete Schneider — „wenigſtens zumeiſt."

Der junge Körner hatte in ſeiner Begeiſterung den Einwurf überhört. Für den Beruf eines Bergmannes ſchwärmend, fuhr er daher mit der Lebhaftigkeit eines achtzehnjährigen, ſein Lieblingsthema beſprechenden Jünglings fort:

„Was kümmern ihn, den einfachen, ſchlichten Sohn der Tiefe der Wahnſinn der Welt und ihre Leidenſchaften. Er freut ſich wie ein Kind über die wunderlichen Bildungen im tiefen Schooße der Erde. Nur ſo haben ſie für ihn Reiz . . . Als Geld, als Waare? . . . was ſollte er damit! . . . Mögen ſie in die weite Welt hinausgehen, . . . er . . . folgt ihnen nicht nach der Oberfläche zu dem oberflächlichen Getriebe, wo es gilt, durch täuſchende hinterliſtige Künſte nach ihnen zu trachten.“

„Etwas was ihm freilich — begründet in der Natur der Sache— ferne liegt!“ — meinte Schneider.

„Und wie friſch und froh und wacker erhalten ihn die Tauſende von Mühſeligkeiten, die in ſeinem Berufe liegen. Er genießt ſeinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und ſteigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkelen Grüften ſeines Berufes wieder zum Lichte und . . . zu einem wahrhaft neugeſchenkten Leben empor. Gott!“ — rief hier der junge Körner faſt jauchzend aus — „wie muß ihm da ſelig zu Muthe ſein, wenn er die Oberwelt wieder begrüßt, . . . die Oberwelt, mit ihrem freundlichen Lichte, mit ihrer friſchen reinen Luft, mit ihren zauberhaften Fernblicken in Gottes freie Natur. Und die Liebe für die Seinen, für Frau und Kinder, muß die denn nicht bei jedem Heimkehren mit neuer Macht erwachen, da jeder Morgen einen Abſchied auf Leben und Tod bringt?“

„Manch' Wahres!“ — entgegnete, trübe lächelnd, der Berg-Akademiker — „aber, lieber junger Freund, zu poetiſch aufgefaßt.“

„Wie können Sie das ſagen!“ — rief Körner.

„Vergeſſen Sie nicht, mein Beſter,“ — verſetzte Schneider ruhig — „daß Sie ein feuriger Jüngling und ein Mann von Bildung ſind, den eine freudige Lebensauffaſſung zu dichteriſcher und idealer Anſchauung führt. Was Sie aber für philoſophiſche Errungenſchaft bei den armen ſchlichten Bergleuten halten, das iſt faſt durchgängig nichts anderes, als . . . eine ſtumpfe, durch ihr mühſeliges Geſchäft und ihr karges Daſein herbeigeführte Gleichgültigkeit.“

„Unmöglich!“ — rief Körner — „wie wäre das denkbar! Wenn ich mich in meinen künftigen Beruf verſetze, wie wunderbar ſchön! Wie muß — wenn auch das Geſchäft monoton und mühſelig iſt, wenn auch ein karges Daſein für den gewöhnlichen Bergmann damit verbunden bleibt, — wie muß ihn doch immer das Ureigenthümliche, das Poetiſche, das Großartig-Ernſte desſelben heben, geiſtig in Anſpruch nehmen und ſittlich reinigen. Tief, tief unten im Schooße der Erde — einſam und allein — von der Schweigſamkeit des Grabes umgeben, ſondert ihn ſein Geſchäft vom heiteren Tage und dem Umgange mit Menſchen ab. Was kümmern ihn die Händel der Welt? was hat er nach dem Drängen und Treiben da oben zu fragen? Was haben für ihn die Aeußerlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens für einen Werth? . . . für ihn? . . . der, ſo oft er zur Grube fährt, ſein Todtenhemde am Leibe trägt und in jeder Minute von „böſen Wettern,“ von hervorbrechenden Waſſern bedroht iſt, durch Einſtürze verſchüttet und lebendig begraben werden, durch hundert andere Dinge um's Leben kommen kann. Sollen und müſſen da die Gedanken an Gott, an Tod und Ewigkeit nicht vor die Seele eines Jeden treten? Müſſen ſie ihn nicht auffordern zum Nachdenken über ſich ſelbſt und alle höheren Dinge? und muß ihn dies nachdenkliche Leben nicht kindlich und beſcheiden, gut und fromm machen?“

„Wenn das Denken zum Durchbruch gekommen iſt, dann gewiß!“ — ſagte Schneider.

„Und dann,“ — fuhr der junge Körner eifrig fort — „wie feſſelnd, wie intereſſant iſt der Beruf des Bergmannes. Hat er es nicht mit einer ſtarren wunderlichen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beſtändige Wachſamkeit zu überwinden iſt? . . . Iſt es nicht, als bahne er ſich in das Reich unterirdiſcher Geiſter, den Fäuſtel in der Hand, den Weg? O! ich höre ſchon in Gedanken, wie es geiſterhaft um mich rauſcht; . . . wie es zu flüſtern ſcheint und ſich Kobolde, als blaue Flämmchen, geſpenſtiſch in der Tiefe zeigen.“

Der junge Bergakademiker lächelte trübe.

„Warum lächeln Sie?“ — frug Körner.

„Weil Sie ein poetiſcher Schwärmer ſind!“ — ſagte Jener.

„Laſſen Sie mir dies Glück!“ — rief Körner faſt bittend. — „Ich ſehe nun einmal alles in der Welt auf dieſe Weiſe an . . . und . . . ſie beſeligt mich. Indeß werden Sie mir zugeſtehen müſſen, daß — auch vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus — das Erlernen des praktiſchen Bergweſens höchſt intereſſant iſt: das wunderbare Streichen der Adern aufzufinden; die Art und Weiſe des Vorkommens der Erze an Ort und Stelle zu ſtudiren . . . und dann, das ſiegreiche Bewußtſein: ihrer Herr zu werden!“

„Eine Zeit lang wird Sie dies alles gewiß anſprechen!“ — verſetzte der ältere der beiden Jünglinge. — „Dennoch bin ich ſicher, daß bei Ihnen nach und nach eine weniger anziehende Wirklichkeit an die Stelle des Ideals treten und Sie von dem Erlernen des praktiſchen Theiles des Bergweſens zu dem Studium des theoretiſchen hinüberziehen wird. Der Reiz der bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften iſt groß: Mineralogie und Chemie beſchäftigen mich zum Beiſpiel vollauf; dabei werden Foſſilien geſammelt, die Gebirgsgegenden durchſtreift, Karten gezeichnet und chemiſche Verſuche gemacht.“

„O! das iſt auch herrlich!“ — rief hier Körner — „aber vor allen Dingen, muß ich in die Tiefe.“

Und mit klarer ſonorer Stimme ſang er:

„Der iſt der Herr der Erde
Wer ihre Tiefe mißt,
Und jegliche Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt!

Er reichet treu dem König
Den glückbegabten Arm, —
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Um leidig Gut und Geld,
Er bleibt, tief in den Bergen,
Der frohe Herr der Welt!“

„Novalis!“ — rief der junge Schneider und ſeine Augen belebten ſich. — „Ich habe vorhin ſchon in Ihren Geſprächen bemerkt, daß Sie ihn kennen und ſtudirt haben. Er iſt mein Lieblingsdichter.“

„Auch für mich hat er viel Anziehendes,“ — ſagte Körner — „nur iſt er mir zu myſtiſch.“

„Ich dächte er ſei Bergmann ſo ganz nach Ihrem Sinn.“

„In ſeiner poetiſchen Auffaſſung . . . ja! nicht in ſeiner religiöſen.“

„Da begreife ich Sie nicht. Sie ſind doch — wie Ihr eigenes Gedicht von vorhin bewies — ein religiöſes Gemüth . . .“

„Ja! aber nur in ſo weit,“ — rief Körner mit hellſtrahlenden Augen — „als ich die Religion nicht nur als eine Sache des Herzens, ſondern auch des klaren Verſtandes betrachte, und ſie nicht eine finſtere Zuchtmeiſterin und Störerin unſchuldiger Freuden, ſondern eine ſeelenerhebende Freundin iſt.“

„Sie iſt Novalis eine göttliche Geliebte.“

„Er iſt ein lieber edler Schwärmer,“ — rief Körner — „der die Religion zum Mittelpunkte aller menſchlichen Weltanſchauung machen möchte. Seine „Hymnen der Nacht“ ſind voll Myſtik und ſeine „dreizehn geiſtlichen Lieder“ leiden unter der Ueberſchwenglichkeit myſtiſcher Anſchauung.“

„Sind ſie nicht voll des tiefſten religiöſen Gefühles?“

„O gewiß!“ — rief Körner — „aber ich ziehe eben doch ſeine weltlichen Lieder vor. Wie prächtig iſt das Weinlied: „Auf grünen Bergen ward geboren!“ und dann mein liebes „Bergmannslied“ von vorhin.“

Schneider ſchüttelte trübe ſein Haupt; dann ſagte er:

„Hierin gehen wir auseinander. Ich kenne nichts ſchöneres als ſein: „Wenn Alle untreu werden,“ und „Wenn ich ihn nur habe.“

„Beſter!“ — rief Körner, munter aufſpringend, — „ſchön . . . aber . . . in der That krankhaft; wie den Edlen denn auch ſeine Kränklichkeit zu dieſer Stimmung und Anſchauung führte.“

„Und“ — ſetzte der junge Berg-Akademiker hinzu, indem auch er ſich erhob, — „das Unglück, eine geliebte Braut verloren zu haben.“

Schneider war bei dieſen Worten noch bleicher als gewöhnlich geworden. Körner, deſſen leuchtende Blicke nach der fernen Stadt gerichtet waren, bemerkte es nicht. Er ſtand jetzt ſo recht als ein Bild jugendlicher Lebensluſt da, gehoben getragen und verklärt durch den Gedanken an die reiche geiſtige Thätigkeit, die ſich ſchon in den nächſten Tagen — da drüben in der fernen Bergſtadt und deren Umgebung — für ihn entwickeln ſollte. Bis morgen war er wohl ſelbſt unter die Zahl der Akademiker eingeſchrieben . . . und . . . als Student . . . ein freier ſelbſtſtändiger Mann.

O Himmel! wie blickt es ſich unter ſolchen Umſtänden und mit achtzehn Jahren ſo goldig, ſo gottvoll in das Leben hinein! Es iſt ja die ſchönſte Zeit . . . die Zeit, in der wir Alle reich wie Kröſus ſind; denn . . . die innere fröhliche Kraft und der Muth des Lebens wohnen alsdann noch in unſerer Bruſt, und die volle geſunde Entwicklung eines ganzen Daſeins breitet ſich vor unſerem Seelen-Auge aus, wie die weite unabſehbare Küſte eines unermeßlichen Goldlandes!

Der junge Körner — Theodor war ſein Vorname — war ja überhaupt eine heitere Seele; doch artete ſeine muntere Stimmung nie in Frivolität aus. Mitten durch die jugendliche Luſt blickte ſtets ein gar ſchöner

Ernſt durch. So hatte er ſich denn auch — dem neuen Leben auf der Bergakademie entgegengehend — vorgenommen: den Genuß der Gegenwart, in geiſtiger wie in leiblicher Beziehung, ſo viel als möglich zu erſchöpfen; aber auch mit deutſchem Ernſte und deutſcher Gründlichkeit ſich ſeinen Studien hinzugeben.

Darüber ſprach er ſich denn auch jetzt, — die beiden Jünglinge hatten den Weg nach der Stadt eingeſchlagen — mit der ihm eigenen Offenheit, gegen den jungen Mann aus, den er heute auf eine ſo ſeltſame Weiſe hatte kennen lernen.

Der bleiche junge Mann mit dem ſchwermüthigen Lächeln und dem feingeſchnittenen Munde ſchien dabei Wohlgefallen an dem jüngeren Genoſſen gefunden zu haben. Er bewunderte deſſen Heiterkeit und ſprach die Hoffnung aus, daß ſie ihm durch das ganze Leben treu bleiben möge.

Allerdings lag in dieſem Wunſche gewiſſermaßen ein Zweifel.

Körner aber lachte fröhlich drein und rief:

„Heiterkeit bleibt dem Menſchen treu, wenn er . . . ſich ſelbſt treu bleibt; . . . und dann . . . kommt es darauf an, wo und wie er ſein Glück ſucht. Die Freude wurde ſchon von den Alten geſchürzt vorgeſtellt, nicht bloß, weil ſie gern tanzt, ſondern weil ſie ſich am liebſten auch an Orten aufhält, wo ſie mit der langen Hofſchleppe nicht fortkäme.“

„Sie iſt ein Almoſen für die Menſchen!“ — meinte Schneider.

„Nein! nein!“ rief Körner — „ſie iſt ein Kapital für ſie, das täglich, ja ſtündlich Zinſen trägt.“

„Für die Glücklichen vielleicht.“

„Für Alle! und wo das Kapital nicht gleich vorliegt, muß der Menſch beſorgt ſein, ſich einen tüchtigen Sparpfennig davon zu ſammeln!“

„Sie ſind zu beneiden!“ — meinte Schneider mit einem unterdrückten Seufzer.

„Warum? wenn Jedermann meine Grundſätze annimmt, dann iſt die Welt glücklich!“ — rief Körner — „und wollen Sie etwas von meinen Grundſätzen hören? ich habe ſie auf meiner Fußtour durch das Erzgebirge in Reime gebracht.“

„Sehr gerne!“ — verſetzte Schneider, der ſich, trotz der vielfach ſo verſchiedenen Denkungsweiſe, doch von dem jungen Manne wunderbar angezogen fühlte.

Körner aber zog ſeine Brieftaſche heraus und las im Weiterſchreiten in heiterem Tone:

Muthig durch die Luſt des Lebens,
Muthig durch des Lebens Qual!
Deine Sehnſucht iſt vergebens
Nach dem höhern Ideal.

Gern gehorche jedem Triebe,
Trotze nur der Leidenſchaft;
Selbſt nicht die Gewalt der Liebe
Zügle deine freie Kraft.

Ja! in ſchöner Frauen Armen
Höre, was die Klugheit ſpricht,
Freudig darf dein Herz erwarmen,
Deine Ruhe opfre nicht.

Sorglos durch die Welt ſich ſchlagen,
Immer vorwärts, nie zurück,
Für die Freiheit Alles wagen,
Bringt dem Herzen Heil und Glück.

Schwert und Männerkraft verroſtet,
Liegt es lange müßig ſtill;
Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der's in Ruh' genießen will.

Muthig nach dem flücht'gen Glücke,
Nach, durch Sturm und Sonnenſchein!
Greife ſchnell zum Augenblicke,
Nur die Gegenwart iſt dein!

Als Körner geendet und raſch und heiter nach ſeinem neuen Freunde blickte, kam es ihm vor, als ob ſich deſſen Augen gefeuchtet hätten.

„Ein wunderlicher Kautz!“ — dachte er im Stillen; aber zartfühlend genug, fremden Schmerz zu ehren, that er nicht dergleichen, doch lenkte er das Geſpräch auf ernſtere Dinge.

So erreichten ſie Freiberg. Schneider führte den neuen Ankömmling noch nach dem Gaſthauſe zum: „A. B. C.“ — nannte Körner ſeine eigene Wohnung und ſchied dann mit einem herzlichen Druck der Hand.

Tief unten!

Tief unten in einer der bedeutendſten Silbergruben Freibergs — der „Himmelsfürſt" genannt — arbeitet heute ein neuer Ankömmling der Knappſchaft zum erſtenmale.

Der junge „Lehrhäuer" ſitzt „vor Ort" und ſucht Bergeiſen und Fäuſtel ſo kunſtgerecht zu handhaben, als dies eben das erſtemal gehen will und kann. Er trägt das vollſtändige Bergmannshabit: von der ſteifen Mütze bis herab auf die ſchweren Schuhe, das dunkele Gewand und das unerläßliche Leder. Ein kleines mattſchimmerndes Grubenlicht, das kaum im Stande iſt die düſteren Wände des engen Ganges auch nur ſpärlich zu beleuchten, ſteht ihm zur Seite.

Wie er ſich müht, der junge Mann! Die Lunge athmet ſchwer in der dicken Luft: das Auge ſucht mit Anſtrengung in der Finſterniß den dünnen aber blinkenden Silberfaden, den die Hand der Berggeiſter kunſtvoll in das ſchwarze Geſtein eingewoben hat. Jetzt ſetzt die linke Hand — wie es der Steiger ihn gelehrt —

das „Bergeiſen“ mit der Spitze in das Geſchichte und die rechte ſchlägt mit dem Fäuſtel feſt und jugendkräftig darauf. Hu! wie da die abgehauenen Trümmer ihm um das Haupt und die feinen Staubtheilchen in die Augen fliegen. Immer zu! immer den ſchweren Berghammer wieder gehoben ... wenn der Arm auch nachgerade zu ſchmerzen anfängt, ... die Schultern knicken, die Kniee zittern und der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirne tritt. Es iſt doch eine Luſt hier in der gewaltigen Tiefe, ... allein — umgeben von ſchauerlicher Grabesnacht — zu arbeiten.

Und iſt es denn nicht wunderbar-ſchön, dem Fürſten der Metalle auf ſeinen leuchtenden Spuren zu folgen; ihn zu beobachten, wie er in zarter Form zwiſchen den Spalten des Geſteines durchlugt: bald in kleinen Würfeln, bald in Octaedern, geſtrickt, baumförmig, zähnig oder in Plättchen eingeſprengt?

Horch! horch! ruft er nicht leiſe?

Nein! ... Es ſind die Waſſer, die unterirdiſch ferne rauſchen.

Und doch! ... eben flüſtert es wieder: „Befreie mich, Sohn des Staubes, befreie mich von den Banden, in die mich die finſteren Geiſter der Unterwelt geſchlagen! ... Befreie mich aus dem Kerker, in dem ich ſeit Jahrtauſenden ſchmachte! ... O! befreie mich! ... ich ſehne mich unendlich hinauf nach dem gold'nen Lichte der

Sonne, um dort in tauſendfältiger Geſtalt, heiter zu blinken und in kunſtreicher Form ein neues Leben zu beginnen. Ich rolle dann luſtig als blinkende Münze von Hand zu Hand; — Könige ſelbſt, Fürſten und Große führen mich, gefüllt mit köſtlichem Weine, zum Munde; — auch die Andacht nippt aus mir und an dem züchtigen Buſen der blühenden Jungfrau glänz' ich im Schmuck und im Kreuze!"

Alſo flüſtert der Fürſt der Metalle, und der Arm des Jünglings hebt ſich mit neuer Kraft. Und wenn auch der Schweiß von der Stirne rinnt . . . er arbeitet noch mit voller Freude, denn . . . er iſt ja in dem Beſitze deſſen, was ſeit langer Zeit ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen.

O wie groß, wie ſchön, wie erhaben, dies geheimnißvolle Daſein, hier in den Hallen und Gängen und Vorhöfen des tief innerſten Erdenpalaſtes! Wie groß, wie ſchön, wie erhaben, der ernſte ſtille Umgang mit den uralten Felſenſöhnen der Natur, in ihren dunkelen wunderbaren Kammern!

Wunderbar! wunderbar hier!

Das dumpfe Rauſchen des Waſſers, . . . die Entfernung von der bewohnten Oberfläche der Erde, . . . die undurchdringliche Nacht, . . . die Verſchwiegenheit der Umgebung, . . . das labyrinthiſche Durcheinander

der menſchlichen Maulwurfsgänge, . . . das entfernte Geräuſch arbeitender Bergleute . . . . .

Wunderbar! einzig in ſeiner Art! groß, . . . ſchön . . . erhaben!

Entzücken und Schauer zugleich, erfüllten des jungen Körners Seele.

Alles Leben lag ihm ja ſo unendlich weit entfernt, und doch . . . alles Liebe war ihm — gerade jetzt und hier — doppelt nahe. Deuchte es ihm doch, als ob Vater, Mutter, Schweſter und Freundin ihn lächelnd umſchwebten; . . . als ob ſie, liebevoll ſegnend, ihre Hände auf ſein Haupt legten, um ihn zu ſtärken in ſeiner Arbeit und zu ſchützen vor allen den Gefahren, die ihn umgaben.

O jetzt, jetzt erſt, in dieſer unendlichen Einſamkeit, . . . in dieſer ewigen Nacht und Finſterniß, . . . in dieſer Abgeſchiedenheit von allem Leben, . . . ſo tief, tief unter der Erde, . . . ſo ganz allein und doch von Gefahren rings umſchwebt, . . . einzig dem wunderbar, durch die Jahrtauſende hindurchſchaffenden ewigen Gottesgeiſte gegenüber . . . wie groß und wie klein zugleich ward es ihm da zu Muthe! Wie verſchwandt ſo alles Blendwerk des flüchtigen Erdendaſeins; nichts zurücklaſſend, als den Gedanken an die gewaltige Kraft, die dieſe Felſenmaſſen aufgebaut und ſie geſtempelt zur verborgenen Schatzkammer der Natur!

Mit einemmale wurde es dem jungen Manne da unten in ſeinem finſteren Grabe ordentlich ſelig zu Muthe. Die Liebe hatte ſich ihm ſo ganz und ſo recht offenbart ... die ewige göttliche Liebe, ... dies Urprincip alles Daſeienden, das auch hier unten, im düſteren Schooße der Erde, nach ewigen Naturgeſetzen ſo wunderbar, ſo ſegensvoll waltet, wie dort oben im Reiche des Lichtes; wie fern, ... unendlich fern über der Erde in und auf all' den Millionen Sonnen und Welten des Univerſums.

Noch nie hatte der Jüngling die Seligkeit dieſer Liebe ſo voll gefühlt, als eben jetzt! ... Noch nie war das Bedürfniß treue Menſchen zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ſo mächtig auf ihn eingedrungen, als gerade hier ... in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit und Verlaſſenheit.

Hier .... wo Alles groß, ſtill, feierlich und erhaben um ihn war, ... hier ... ward es auch groß in ſeiner Seele. Er fühlte mit einemmale ſo recht, wie ſehr das menſchliche Herz der Liebe bedürfe; aber es war ihm auch klar, daß die Liebe zu den Eltern und Geſchwiſtern, zu der Gattin, zu den Kindern, zu den Freunden, wie ſie die Menſchen gewöhnlich in ſich tragen, immer noch eine zu große Beimiſchung von Selbſtſucht habe, als daß ſie das tiefſte Sehnen einer edlen Menſchenſeele ganz befriedigen könne. Wer groß fühlt, wer groß denkt — o! es ward ihm in dieſem Augenblicke klar — der muß mehr haben . . . der muß dieſe engen Gränzen erweitern. Lehrte dies nicht ſelbſt die finſtere Tiefe hier? . . . Nicht für Einzelne hat ja die Natur hier ihre Schätze aufgeſpeichert, ſondern . . . zum Segen für Tauſende, für ganze Länder und Völker!

Der Jüngling ſetzte das Bergeiſen wieder ein und ſchwer und mächtig fuhr der Fäuſtel nieder. Und die Trümmer ſprangen abermals umher und der Staub wirbelte auf und der Schweiß rann von der Stirne; . . . der junge Körner aber folgte ſinnend den Gedanken die Ort und Stunde in ihm geweckt.

Und er prüfte ſich ſelbſt. Da ſagte ihm ſein eigenes Herz, daß etwas in dem Menſchen lebe, das ihn mit mächtigem allgewaltigem Drängen antreibt, dem Ganzen zu dienen, nicht nur für ſich und den Augenblick, ſondern für Alle und in die Zukunft hinein.

Dies „Etwas“ aber — er erkannte es ja — was war das anders, als der göttliche Funke der Allliebe, der uns Menſchenkinder aus dem Staube emporhebt und erſt recht zu Menſchen macht, — ja der gerade die Blüthe und die Frucht ächter Menſchlichkeit iſt.

Und außerdem: danken wir denn nicht alles, was wir geiſtig ſind, Menſchen, die vor uns waren und auch die Brüder liebten und für ſie dachten, wirkten, kämpften und litten?

Und je länger der Jüngling darüber nachdachte, um ſo klarer ward es ihm, daß ja gerade darin die Hoheit und Würde des Menſchen liege, daß er ſich als Mitglied der großen Menſchenfamilie erkenne, in welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einander greifen, . . . in welcher Ein Geiſt der Vollkommenheit, der Vollendung entgegenwächſt, dazu aber von allen Geſchlechtern und von allen Einzelnen ſeinen Beitrag empfangen ſoll.

Ja! ja! — rief es hier in ſeinem Inneren — für den bewußten Geiſt, für den ſelbſtſtändigen, denkenden Menſchen — iſt die Vereinzelung der Selbſtſucht Tod; aber die heiße begeiſterte Hingebung der Liebe das höchſte, das beſeligendſte Leben!

Jetzt brach eine große Maſſe des Geſteines — von Bergeiſen und Fäuſtel überwunden — aus, und rollte zu des neuen „Lehrhäuers“ Füßen. Es war prächtiges Silbererz, in ſo wunderbar ſchönen Octaedern cryſtalliſirt, daß der junge Körner die zierlichen Formen lange mit Freuden betrachten mußte.

„Immer die ewiggleichen herrlichen Naturgeſetze für die Materie,“ — murmelte er für ſich hin — „und die ewiggleichen erhabenen Ideale . . . für den Geiſt!“

Er begann mit neuer Luſt zu arbeiten.

Die Hände thaten es; . . . aber auch der Geiſt feierte nicht. Sein Inneres ſagte ihm, daß er ohne die hohen Gedankenbilder der Wahrheit, der in das Leben getretenen Vernunft, der Freiheit, des reinen Menſchenglückes nicht leben könne. Er fühlte, daß ſie ſeinem inneren Menſchen als helle Sterne voranleuchteten; . . . er fühlte, daß ſie für ihn zur Wirklichkeit werden mußten, ſollte das Leben für ihn Reiz und Werth haben. Aber hatte er ſich denn nicht zum Theil auch unter die Erde geflüchtet, weil da oben für ſein liebes Vaterland, gerade in der damaligen Zeit, weder an Freiheit noch an Glück zu denken war? Der ſchmählichſte Druck laſtete ja gerade damals auf Deutſchland, das — von Napoleon in den Staub getreten — faſt wehrlos aufſeufzte, während an eine Hülfe nicht zu denken war. Noch mußte die Tyrannei ſchweigend getragen werden. Was konnte da einem patriotiſchen heißblütigen Jünglingsherzen willkommener ſein, als . . . ſo wenig als möglich von der Schmach zu ſehen, die das ganze Deutſche Volk damals niederwarf und entehrte!

Und . . . hier unten ſah der junge Körner nichts davon.

Hier . . . herrſchte die alte Todtenſtille! . . . die unterirdiſchen Waſſer rauſchten dumpf; . . . die Nacht lag undurchdringlich über der beengenden Umgebung; . . . fern ab tanzte ein blaues Flämmchen, wie der Geiſt eines Sünders über dem Grabe, indem er keine Ruhe finden kann; . . . oder war es ein Kobold, der über den verborgenen Schätzen wachte?

Kein Laut, kein Ton des Lebens . . . nur ganz aus der Ferne das Geräuſch arbeitender Gefährten!

Der Jüngling ſetzte das Bergeiſen wieder ein und hob den Fäuſtel.

„Was aber ſoll ich denn anfangen, mit den Idealen meiner Bruſt?“ — frug er ſich ſelbſt — „wenn ich mich durch meinen Beruf von ihnen hinwegwende? Soll ich ſie etwa nur denkend betrachten? philoſophiſch zergliedern? . . . Nein! das iſt zu wenig; dafür bin ich denn doch nicht gemacht; das kann ja auch meine Lebensaufgabe nicht ſein! es bliebe ein Spiel des Gehirns, und . . . zum Spielwerke ſind dieſe Ideale, dieſe Hochgedanken denn doch zu ſchön, zu groß, zu erhaben!“

„Nein!“ — rief der junge Körner plötzlich laut auf — „ſie müſſen Fleiſch und Blut gewinnen . . . und . . . das ſollen ſie auch; aber abwarten muß ich den Tag ihrer Erfüllung, und wo könnte ich das beſſer thun, als hier, im Dienſte der Wiſſenſchaft. Kommt Zeit, kommt Rath! Ich bleibe ja nicht ewig hier unten . . . wie es der Allmächtige geben wird, daß auch für mein deutſches Vaterland der Ruf „Glück auf!“ erſchallen und, mit dem Sturze ſeines Tyrannen, ein neues ſchöneres Aufleben deſſelben beginnen wird!“

Daß in des jungen Theodor Körners Seele ſchon frühe Hochgedanken wohnten, wie ihn ſolche eben bewegt, war ſehr natürlich. Brachte dies doch die vortreffliche Erziehung mit ſich, die er im elterlichen Hauſe genoſſen.

Schon Theodors Vater — Chriſtian Gottfried Körner, ſpäter königl. preuß. Geheimer Ober-Regierungs-Rath — war ja ein ausgezeichneter Mann. Den 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, widmete er ſich nach vollendeter Schulbildung der Rechtsgelehrſamkeit, und erlangte 1777 zu Leipzig die Würde eines Doctors der Rechte. Von weiten Reiſen — zu ſeiner Ausbildung unternommen — zurückgekehrt, ward Körner nun erſt Privat-Docent bei der juriſtiſchen Facultät zu Leipzig, dann Conſiſtorial-Advocat und endlich Appelationsrath und geheimer Referentar im Conſiſtorium zu Dresden. Jetzt verband er ſich, einer innigen Liebe folgend, mit einem vortrefflichen Mädchen: Marie Jacobine Stock, der Tochter eines geachteten Künſtlers.

Die Ehe war eine recht glückliche, wie ſie denn auch bald zwei liebliche Sprößlinge krönten: ein Töchterchen, Emma, und drei Jahre ſpäter, den 23. September 1791, ein Söhnchen, das in der Taufe den Namen Carl Theodor empfing.

Aber wie ſchön, wie erfreulich, wie glücklich für die Kinder geſtaltete ſich das Familienleben im Hauſe des Appelationsrathes, und welche liebenswürdigen und trefflichen Menſchen waren diejenigen, aus welchen der kleine Familienkreis beſtand, zu dem — außer den Eltern — auch noch eine unverheirathete höchſt talentvolle Schweſter der Appelationsräthin gehörte.

Er ſelbſt, der alte wackere Körner, war ein Mann, in deſſen innerſtem Weſen ſich das Verſchiedenartigſte im ſchönſten Einklange verband. Mit gleichem Eifer und gleicher Fähigkeit wandte er ſich der ernſten Wiſſenſchaft, wie der ſtrengen Berufspflicht, der heiteren Kunſt — in jedem ihrer aus Einem Lichtquell hervorbrechenden Strahlen — wie der frohen Geſelligkeit zu.

Seine innige Verbindung mit Schiller iſt bekannt und gehört, wie ſein Verhältniß zu vielen der ausgezeichnetſten Geiſter, mit ſeinen eigenen geiſtigen Erzeugniſſen, der Literatur-Geſchichte an. Sein Haus war in früherer Zeit in Dresden der Verſammlungspunkt für ausgezeichnete Einheimiſche und Fremde, welche Sinn für geiſtvolles Geſpräch, für Dichtkunſt, Muſik und Malerei dort vereinigte. Auch der beſchränktere Kreis, mit welchem er ſich in Berlin umgeben, fand in ihm bis zu ſeinem Ende heitere und geiſtreiche Anregung. Er liebte, kannte und übte, bis an ſeine letzten Tage Muſik und philoſophiſche Forſchung und folgte der Wiſſenſchaft und Kunſt in allen ihren bedeutenden Erſcheinungen. Und alle dieſe verſchiedenartigen Beſtrebungen waren zum Ganzen verbunden und zur Harmonie verſchmolzen durch ein Gemüth, in welchem nur Wahrheit, Treue und Liebe wohnte, welches alles Gemeine und Schlechte, das uns im Leben nur zu oft entgegentritt und ſich uns aufdrängen will, ohne Kampf und Anſtrengung durch die ruhige Kraft der inneren Würde zurückwies. So trug ſein Thun nirgends die Spur leidenſchaftlicher Gluth; aber wohlthätige Wärme verbreitete ſich über Alles, was von ihm ausging. So war er mild und heiter beim Ernſten, mild und ernſt beim Heitern, in dieſem und jenem gleich anſpruchslos. Und dieſe Züge ſeines Innern ſprachen ſich denn auch unverkennbar in ſeiner ehrwürdigen äußeren Erſcheinung aus.

Denken wir uns nun einen Vater, wie wir ihn eben geſchildert, und eine Mutter, deren Geiſt eben ſo klar, reich und gebildet, als ihr Gemüth treu, liebevoll und innig und ihre Geſinnung tüchtig iſt; — die als Gattin, mit bräutlicher Innigkeit an dem geliebten Gatten hängt und, mit ihm vereint, das ſchönſte Bild ehelicher Liebe und Treue darſtellt; die als Hausfrau, den in ihr wohnenden Geiſt des Fleißes und der Sitte über Alle verbreitet, die ſie umgeben, und durch die Tiefe und Kraft ihres Charakters die Achtung und Ehrfurcht Aller gewinnt; — denken wir uns ferner, neben beiden Eltern, eine bei ihnen lebende unverheirathete Tante, eine bedeutende Künſtlerin, witzig, fein und derb, wie es eben galt; neckend und neckiſch; immer die

Freunde anfechtend und wieder von ihnen angefochten; launig, auch wunderlich, ja, in Augenblicken wohl unerträglich; aber das Ganze ihrer Perſönlichkeit, beruhend auf der Grundlage einer edlen Geſinnung, zuſammengehalten und zu einer harmoniſchen Eigenthümlichkeit verſchmolzen durch ein liebevolles Gemüth und einen eben ſo richtigen als gewandten Verſtand; und, wo es nöthig war, immer der Verzeihung der Freunde verſichert durch die Ueberzeugung derſelben von ihrer redlichen, treuen, zu jedem Opfer bereiten Anhänglichkeit — eine Individualität, welcher in ihrer Jugend gar nicht zu wiederſtehen geweſen und welche noch im Alter eine Anziehungskraft und eine Ueberlegenheit ausübte, die von den Freunden gern und lachend anerkannt wurde; — denken wir uns dann eine um drei Jahre ältere Schweſter, von Jugend auf einem würdigen Ernſte zugewandt, aber deshalb nie die Heiterkeit zurückweiſend; — früh entwickelt; in vielen Richtungen mit Fleiß, warmem Eifer und Fähigkeit der beſten Ausbildung nachſtrebend und in Malerei und Geſang der Virtuoſität nahe kommend; tief fühlend die Schmach des deutſchen Volkes unter franzöſiſcher Herrſchaft, das Erſtehen und die Befreiung deſſelben ahnend, und in dieſer Ahnung den Ereigniſſen der Zeit mit geſpannter Theilnahme folgend; dabei dem Bruder mit der innigſten Liebe zugethan; — endlich eine Freundin der Schweſter, die als Kind des Hauſes erzogen wurde, liebenswürdig, heiter, durch die ſchönſte Stimme und deren Ausbildung zum Geſange ausgezeichnet; — denken wir uns dieſe fünf Perſonen, in deren unmittelbarer Nähe der dichteriſche Knabe aufwuchs, und wir werden leicht den Einfluß erkennen, den ſie auf die vielſeitige Entwicklung Theodors haben mußten.

Dazu geſellte ſich aber auch noch ein ſchöner Freundeskreis, . . . eine kleine Anzahl von tüchtigen und auserleſenen Männern, die in dem Familiencirkel faſt als Mitglieder deſſelben aufgenommen waren und ſämmtlich den höheren Ständen angehörten. An die feinen Formen der Geſellſchaft von Jugend auf gewöhnt und in ihnen mit Leichtigkeit ſich bewegend, verläugneten ſie demohngeachtet Herzlichkeit und Jovialität nicht, ſo daß ſie es auch nicht verſchmähten, mit dem reichbegabten Knaben auf das Vertraulichſte zu verkehren; ja ſich ſeinen Muthwillen gefallen zu laſſen.

Schon in dieſen engeren Familien- und Freundes-Kreiſen waren die ſchönſten Elemente für innere und äußere Bildung vereinigt. Aber ſie vermehrten ſich noch durch den weitern Kreis intereſſanter und bedeutender Perſonen, welche ſich im Körnerſchen Hauſe Abends zu verſammeln pflegten. Hier fand ſich unter dem Schirme edler und feiner Sitte die mannigfachſte Anregung für Kunſt und Leben, und nicht leicht konnte eine Seite eines nach vielen Richtungen hinſtrebenden Geiſtes unberührt und unentwickelt bleiben.

Bei den Einflüſſen, unter welchen der Knabe aufwuchs, dürfen wir auch der reizenden Natur nicht vergeſſen, von welcher Dresden umgeben iſt, — nicht des ſchönen Weinbergs bei Loſchwitz an der Elbe, auf welchem Schiller's Don Carlos entſtand, und der immer während des Sommers die Familie und ihre näheren Freunde aufnahm. Wir müſſen auch gedenken, daß der Knabe ſich von Jugend auf an einen beſcheidenen Wohlſtand gewöhnte, welcher die Eltern in den Stand ſetzte, Anſtand und Freundlichkeit in ihrem Hausweſen zu erhalten, und aufzuwenden, was die Bildung der Kinder erforderte, aber doch nicht groß genug war, um in dem Knaben den Gedanken zu erwecken, daß er, ohne das Beſte aus ſich ſelbſt dazu zu thun, ein bequemes Glück in der Welt machen könne.

Nicht leicht können ſich günſtigere Verhältniſſe zur ſchönen Ausbildung eines glücklichen Geiſtes und Gemüths vereinigen. Alles mußte hier von ſelbſt wachſen und gedeihen, und das Weſentlichſte der Erziehung beſtand in der Gegenwart und dem Beiſpiele der Eltern und der umgebenden Freunde. Dies erkannte mit voller Klarheit der treffliche Vater. Er begnügte ſich zu beobachten, zu wirken und zu fördern. Weit entfernt, die Individualität, wie es jetzt wohl auf manchen gelehrten

Zwangs-Arbeitsanſtalten geſchieht, durch Einpfropfung übermäßigen unverdauten Wiſſens, durch Erſtrebung gleichmäßiger Virtuoſität nach allen Seiten hin, unterdrücken zu wollen, beobachtete er vielmehr des Sohnes Eigenthümlichkeit und Neigung; ſorgte dafür, daß neben dem, was die allgemeine Bildung erfordert, ihm hauptſächlich dasjenige, was dieſe Eigenthümlichkeit erheiſchte, zu eigen werde, und überließ es den reiferen Jahren und dem bei allgemeiner Vorbildung des Charakters und Geiſtes mit dieſen Jahren von ſelbſt hervortretenden ernſteren Streben, die Richtung zu beſtimmen, nach welcher hin der Sohn ein erfreuliches Ziel zu ſuchen habe. Daß zu frühzeitige große Anſtrengung und übermäßiger Anſpruch an die Leiſtungen der Jugend die Eigenthümlichkeit des Geiſtes, von welcher allein bedeutendes zu erwarten iſt, an der Erreichung der ihr von der Natur angewieſenen Tiefe hindere; daß zu große Allgemeinheit den Geiſt und den Charakter verflache und zu leeren gehaltloſen Träumen führe; hauptſächlich die Jugend vor der Zeit der Jugend entrücke und ihr den Anſpruch auf männliches, tief eingreifendes Wirken einflöße, bevor ſie den Zuſammenhang der Dinge zu erkennen im Stande iſt, daher ſie dann oft, im blinden Streben ſich ſtürmiſch auf das Leben ſtürzend, nur ſich ſelbſt und das, was ſie ſchaffen will, zerſtört; daß derjenige Knabe, der, den ganzen Tag an die Schulbank oder den häuslichen Arbeitstiſch gefeſſellt, nur ſelten eine Stunde ſorgenfrei und in voller Jugendluſt ſich dem natürlichen Treiben ſeines Alters hingeben darf, auch ſelten ein tüchtiger, körperlich und geiſtig geſunder Mann wird, da die Natur erheiſcht, daß das Leben, um zu gedeihen, ſich aus ſich ſelbſt entwickele, und dieſer naturgemäßen Entwickelung in keiner Periode derſelben ein künſtliches Hinderniß entgegengeſtellt, noch weniger ſie durch Treibhauskünſte beſchleunigt werden darf, — dies Alles erkannte der weiſe Vater, und ſo ſah er denn, bei kräftigem Gedeihen des Körpers, die ſchöne Blume des Geiſtes von Jahr zu Jahr ſich erfreulicher entfalten und dereinſt die reichſte Frucht verſprechen. Als älterer erfahrener Freund ſtand er neben dem Sohne, welcher aber deshalb nie im Verhältniſſe zu ihm die Liebe und Ehrfurcht verläugnete, die der Vater in Anſpruch zu nehmen hat.

So entwickelte ſich denn der Knabe unter der vortrefflichen Leitung des Vaters und dem wohlthuenden Einfluße ſeiner übrigen Umgebung auf das Erfreulichſte. Mit dem Gedeihen ſeines Körpers entfalteten ſich auch ſeine geiſtigen Fähigkeiten. Wohl war es nicht leicht, die Aufmerkſamkeit des lebhaften Jungen zu feſſeln; wenn dies aber einmal gelungen, faßte er um ſo ſchneller. Das Studium der Geſchichte, der Naturkunde und Mathematik entſprach dabei ſeinen Neigungen und Anlagen am meiſten; weniger ſagte ihm jenes der Sprachen zu, wobei er gegen das Franzöſiſche einen Widerwillen zeigte, der ſicher ſeine Hauptnahrung in dem ſehr berechtigten Widerwillen fand, den man in der ganzen Körner'ſchen Familie und deren befreundeten Kreiſen, gegen Frankreich überhaupt und die Strebungen ſeiner damaligen Regierung, hegte. Zählte doch die ganze Familie Körner zu den entſchiedenſten Patrioten. Natürlich daß die gleichen Geſinnungen mit und in dem ohnedem ſo heißblütigen Knaben aufwuchſen!

Aber auch die körperliche Ausbildung vergaß der Vater nicht. Vielfältige gymnaſtiſche Uebungen gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit, ſo daß der Jüngling allgemein für einen guten Tänzer, dreiſten Reiter, tüchtigen Schwimmer und beſonders für einen geſchickten Fechter galt. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organiſirt, und wurden auf dieſe Weiſe auch zeitig geübt. Theodor zeichnete dabei mit Erfolg; doch fand ſich bei ihm noch in höherem Grade Sinn und Talent für Muſik. Auf der Violine verſprach er etwas zu leiſten, als ihn die Guitarre mehr anzog, der er denn auch in der Folge getreu blieb. Seine Zither am Arm dachte er ſich gern zurück in die Zeiten der Troubadours. Für dieſes Inſtrument und für den Geſang glückten ihm ſelbſt mehrere kleine Compoſitionen, und ſein richtiges, feines und lebendiges

Spiel wurde mit Vergnügen gehört. Dichtkunſt war es jedoch, wofür ihn ſchon ſeit den früheſten Jahren ein vorherrſchender Trieb beſtimmte. Sein Vater machte ſich es indeß zur Pflicht, die erſten Verſuche des Sohnes nur zu dulden, nicht aufzumuntern. Er hatte einen zu hohen Begriff von der Kunſt überhaupt, um in einem Falle, der ihn ſo nahe anging, nicht ſorgfältig darüber zu wachen, daß nicht bloße Neigung mit ächtem Beruf verwechſelt werde. Leichtigkeit der Production allein war hierbei kein hinlänglicher Grund der Entſcheidung. Ein Beifall, der nicht ſchwer errungen wurde, iſt gefährlich und verleitet auf einer niederen Stufe ſtehen zu bleiben, wenn Trägheit ſich mit Eitelkeit verbindet. Dies war glücklicher Weiſe hier nicht der Fall. Ein jugendlicher Uebermuth achtete vielmehr weniger auf fremdes Urtheil und wagte ſich gern an die ſchwierigſten Aufgaben.

Schiller und Göthe waren die Lieblings-Dichter in dem elterlichen Hauſe, und Schillers Balladen die erſten Gedichte, die der Knabe zu leſen bekam. Man kann ſich dabei denken, welchen Einfluß die Schiller'ſche Muße auf ihn übte. Wirkte nun aber auch alles Ernſte und Hochherzige auf ihn, ſo verſuchte er ſich doch erſt ſpäter in ernſten Dichtungen. Sein Talent zeigte ſich zuerſt in Produkten der ſcherzhaften Gattung, die durch äußere Anläſſe entſtanden. Und hier fehlte es dem Heranreifenden nicht an Stoff, da das friſche Leben und der Frohſinn der Jugend — der bei ihm namentlich charakteriſtiſch auftrat — durch keinen Zwang unterdrückt wurden, und die Reime ihm wie durch Zauber zuſtrömten.

So entwuchs Theodor Körner allmählig der Dresdener Kreuzſchule, und allgemach auch ſeinen ausgezeichneten Privatlehrern, dem Hiſtoriker Dippold, — der als Profeſſor in Danzig zu früh für ſeine Wiſſenſchaft ſtarb, — und dem tüchtigen Mathematiker Fiſcher.

Mit dieſem Heranwachſen kam nun aber auch der wichtige Zeitpunkt, in welchem ſich Theodor zu einem Lebensberufe entſchließen mußte. Eine der ſchwerſten Aufgaben für einen Vater iſt ohnſtreitig, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue Abwägung der Vortheile und Nachtheile eines jeden Verhältniſſes iſt von der Jugend nicht zu erwarten; was ſie beſtimmt, ſind oft unzureichende Gründe, und gleichwohl iſt es bedenklich, ihrem Entſchluß zu widerſtreben, da man, beſonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen, zu wünſchen hat, daß Geſchäft und Neigung zuſammentreffe. Und ein Geſchäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen ſichern könnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Beſitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Die Naturwiſſenſchaften aber waren ja vor allem Anderen ſein Lieblingsſtudium, und in dieſen wieder Mineralogie und Geognoſie. Der Bergbau hatte daher natürlich viel Anziehendes für ihn, zumal durch ſeine poetiſche Seite, und durch die vielfältige Geiſtesnahrung, die ſeine Hülfswiſſenſchaften darbieten.

Als es demnach zur Entſcheidung kam, entſchloß ſich Theodor für dieſen; der Vater aber billigte die Wahl um ſo mehr, als dies Studium für die innere, vollſtändige Ausbildung des Jünglings nur erwünſcht und von Nutzen ſein konnte. Dresden bot Gelegenheit genug zu einer tüchtigen Vorbildung; die Bergakademie Freiberg ſollte alsdann den höheren Unterricht, theoretiſch und praktiſch, vollenden.

Und ſo war der junge Theodor Körner denn wirklich vor wenigen Tagen in Freiberg angekommen, nachdem er — wie wir wiſſen — ſchon bei ſeiner Annäherung an die Stadt, die Bekanntſchaft eines jungen Bergakademikers, Karl Friedrich Schneider, gemacht hatte.

Die beiden jungen Leute — obgleich wunderbarerweiſe ihrem Weſen nach Gegenſätze, da Körner die Heiterkeit ſelbſt, Schneider dagegen ſehr ernſt, ja faſt melancholiſch war, — hatten ſich doch ſchnell gefunden und Intereſſe an einander gewonnen.

So war der neue Ankömmling — der die letzten Tagereiſen im Erzgebirge zu Fuße zurückgelegt — denn auch von Schneider in das alte bekannte Gaſthaus zum

„A. B. C.“ gebracht worden; ja dieſer unterzog ſich mit Freuden der Aufgabe: das Gepäcke ſeines neuen Bekannten, das bereits mit der Poſt angekommen ſein mußte, nach dem genannten Gaſthauſe ſchaffen zu laſſen.

Aber wie ſtürmiſch drängte es nun in Theodors Bruſt, ſich ſo bald als möglich des Hochgefühles ganz zu bemächtigen: Bergſtudent, und damit zugleich ein flotter Burſche zu ſein.

Für was der Knabe, der heranreifende Jüngling geſchwärmt: einer Univerſität, einer Akademie als freies, ſelbſtſtändiges und ſelbſtthätiges Mitglied anzugehören, das lag ja jetzt in Wahrheit und Wirklichkeit ſo nahe vor ihm, daß er es nur greifen durfte. Wie hätte da ein ſo lebhafter Menſch, wie der junge Körner es war, auch nur einen Tag zaudern können?

„Alſo auf!“ — rief Theodor, nachdem Schneider und er ihren jungen Bund mit einer Flaſche Wein beſiegelt, — „auf! zu Werner und Lampadius, den beiden würdigen Profeſſoren, damit ich meine Empfehlungsbriefe abgeben und mich als Jünger der Akademie aufnehmen laſſen kann. Ich brenne darnach, Student zu ſein . . . und . . . noch mehr: hinabzufahren in den Mutterſchooß der Erde und als Bergmann in ihren Eingeweiden zu wühlen!“

Bergrath Werner — der große und berühmte Mineraloge und Begründer der wiſſenſchaftlichen Geognoſie und Oryktognoſie, — war ein Freund von Körners Vater. Natürlicherweiſe empfing Werner daher auch den Sohn des Appelationsrathes mit doppelter Herzlichkeit und Güte; während Theodor in ihm nicht nur in ehrfurchtsvoller Beſcheidenheit „den Heroen der Wiſſenſchaft" erblickte, ſondern ſich auch — was noch mehr ſagen wollte — von des Bergraths Erſcheinung auf den erſten Blick hingezogen fühlte.

So traten ſich denn auch Beide mit ſchöner Offenheit entgegen, und obgleich der Bergrath mit ruhigem Lächeln auf des jungen Körners glühend ausgeſprochenen Wunſch: — vor allen Dingen die praktiſche Seite des Bergbaues kennen zu lernen und als Knappe in den Schacht einfahren zu dürfen, — faſt daſſelbe erwiderte, was ſchon Schneider dem jungen Freunde geſagt, ſo willigte er doch gerne in die Erfüllung dieſes Wunſches ein.

„Ich will Ihre ſchönen poetiſchen Träume nicht ſtören!" — ſagte der würdige Mann mit ruhigen Lächeln, nachdem er den Empfehlungsbrief geleſen und den jungen Mann angehört. — „Die Jugend liebt es nun einmal, ſich Alles mit glänzenden Farben auszumalen und ihre Ideale mit Ungeſtüm erobern zu wollen! Ich fürchte freilich, daß das Ihre unter der wenig anziehenden Wirklichkeit gar bald erbleichen wird; . . . aber dann werden Sie ſich ja ſchon von ſelbſt der theoretiſchen Seite der Bergwiſſenſchaft zuwenden, und ein Stückchen Praxis kann immer nichts ſchaden."

Und ſo war denn der junge Körner heute in der That zum erſtenmale „angefahren" und ſaß jetzt „vor Ort," um als angehender „Lehrhäuer" mit Bergeiſen und Fäuſtel zu arbeiten.

O ſchöner, denkwürdiger Tag für ihn, an dem er dies neue Leben begonnen! Er war entzückt! . . . ſelig!

Wie großartig ſchauerlich waren ſchon die Eindrücke geweſen, die er beim Einfahren in den Schacht empfangen. Erſt ein kurzer Gottesdienſt, von der ganzen Knappſchaft beſucht, . . . ſchlicht, aber ernſt und bedeutungsvoll, da jeder der anweſenden ſtillen und bleichen Männer ſich wohl bewußt war, in welch' vielfache Todesgefahr er ſich jetzt begebe; . . . da ja keiner von Allen wiſſen konnte, ob er die Grube wieder lebend verlaſſen, . . . ob er der Sonne freundliches Licht, . . . ob er die Seinen wieder ſehen werde.

Und nun an dem Eingang. Wie die dicken Lederriemen ſich mit furchtbarer Schnelligkeit bewegen und die großen Käſige oder Tramen im Nu hier herauf dort hinunterrollen, . . . hier Leute und Erz an's Tageslicht reißend, . . . dort Andere eben ſo ſchnell in die ſchwarze Tiefe verſenkend.

Raſch jetzt hinein in den auf Secunden ſtillhaltenden Tram! ... Ha! wie das hinunterſauſt in den bodenlos ſcheinenden Abgrund. Kalt, von Schauer erfaßt, ſteht der Jüngling ... es donnert und wirbelt und ſauſt um ſeine Ohren ... auf Augen, Naſe und Kopf ein ſtarker Druck mit der ſchnell zunehmenden Dichtigkeit der Luft. An ihm vorbei aber dem Tage zu, mit Blitzesſchnelle bleiche Lichter, ... Kübel voll Erz, ... voll Menſchen, ſchwere Laſten ... fürchterlichen Schreckbildern gleich, die die Herabfahrenden grimmig anzugrinzen ſcheinen.

Jetzt geht es plötzlich langſamer, ... jetzt hält es mit leichtem Stoß auf dem Boden ... unten! ... tief, tief unten! wo vielleicht vor Millionen Jahren ein ungeheueres feuerflüſſiges Meer, wo nach weiterer millionenjähriger Erkaltung Feuer- und Waſſereruptionen gewüthet!

Und jetzt, geführt von dem Obmann, hinein in die einſamen niederen Gänge, die da — wie ebenſoviele offene Gräber — dem jungen Leben entgegengähnen.

„Halt, wir ſind vor Ort gelangt!“ — Einen kurzen Unterricht ... ein leiſes „Glück auf!“ ... und auch der Obmann iſt verſchwunden, und ... der Jüngling iſt allein ... allein! ... allein! im tiefen Schooße der Erde ... tief, tief unter allem ... was Licht und Leben heißt!

An die Wände, an die Sohle des Schachtes pochen in gleichmäßigem Schlage leiſe-rauſchend die unterirdiſchen Waſſer. Melancholiſch fallen in beklemmendem Takte die Tropfen von der Decke herab; . . . ſeltſam glitzert es aus dem ſchwarzen, kalten Geſtein und dort . . . dort . . . in dem benachbarten Stollen, tanzt geſpenſtiſch ein blaues irrlichterndes Flämmchen.

Wenn nun die Waſſer plötzlich durchbrächen?! wenn der Schacht „durchſchlächtig“ würde und die Fluthen das mürbe Geſtein auseinandertrieben und mit wüthender Springfluth hereindrängen und alle Winkel und Ecken und Gänge und Schächte erfüllten?!

Wenn jener überhängende Felſen ſich plötzlich loslöſte und alles zerſchmetterte, was ſich unter ihm fände . . . auch das junge Leben, das ſich hier zum erſtenmale ſchaffend müht?!

Wenn ein hämiſcher Kobold „böſe Wetter“ heraufbeſchwören würde, die, verſengend und verbrennend, nur Staub und Aſche von dem zurückließen, den ſie hier fänden?!

Aber die Waſſer rauſchen eintönig unterirdiſch . . . nach wie vor; . . . der Felſen wankt nicht und kein „böſes Wetter“ zeigt ſich. Der junge „Lehrhäuer“ aber läßt Eiſen und Hammer friſch und luſtig arbeiten und leiſe tönt es von ſeinen Lippen:

„Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefe mißt,

Und jegliche Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Er reichet treu dem König
Den glückbegabten Arm —
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Um leidig Gut und Geld,
Er bleibt tief in den Bergen,
Der frohe Herr der Welt.

Der iſt der Herr der Erde
Wer ihre Tieſe mißt,
Und jegliche Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.“

Das Jahr 1808.

Während aber der junge Körner tief unten in dem Schooße der Erde mit Luſt und Begeiſterung der endlichen Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche nachhing, und kein Abend kam, an dem er ſich nicht mit freudigbewegtem dankbarem Herzen zur Ruhe legte . . .; während ein ſtilles Verſenken in ſich ſelbſt, in ſeine Wiſſenſchaft und die poetiſche Romantik ſeiner Unterwelt ihn wahrhaft beglückte, . . . geſtalteten ſich die Verhältniſſe auf der Oberwelt immer finſterer, drückender und verzweiflungsvoller.

Napoleon Bonaparte hatte den Gipfel ſeiner Macht erſtiegen, . . . die halbe Welt lag anbetend zu ſeinen Füßen; . . . Deutſchland aber ſeufzte gefeſſelt, ja faſt im Todeskampfe röchelnd, unter dem Joche des furchtbaren Schlachtengottes, des Alles zermalmenden eiſernen Tyrannen.

Die Schlacht bei Auſterlitz hatte Napoleon abermals einen blutigen Siegeskranz auf die eherne Stirne gedrückt; der Preßburger Frieden demüthigte das ſtolze Oeſterreich für lange Zeit.

Neue Verbindungen ſollten jetzt die Plane des franzöſiſchen Kaiſers befeſtigen. Sein Schwager Mürat — Gemahl ſeiner Schweſter Caroline — ward Großherzog von Cleve und Berg; ſein Bruder Joſeph König von Neapel und Sicilien; ſein Bruder Louis erhielt die Krone des Königreiches Holland, zu welchem der Kaiſer die bataviſche Republick umgeſchaffen hatte; ſeine Schweſter Pauline, vermählt mit dem Fürſten Borgheſe, ward Herzogin von Guaſtalla; eine bayriſche Königstochter ward Gemahlin ſeines Stiefſohnes; Stephanie Beauharnais mußte ſich mit dem Erbprinzen von Baden trauen laſſen; der Kriegsminiſter Berthier erhielt Neuchatel, und Talleyrand und Bernadotte Herzogthümer. Die Idee einer Weltherrſchaft in's Leben zu führen ſchien das Ziel des ſtolzen Imperators zu ſein, dem jetzt auch ein Beſchluß des feilen und ſchmeichleriſchen Senates den Beinamen „des Großen“ decretirte.

Aber jene Idee ſollte bald auch in Deutſchland neue Nahrung finden.

Die Bildung einer Coalition zwiſchen Rußland, England, Oeſterreich und Preußen war im Gange. Die verſchiedenen Intereſſen, die Selbſtſucht der einzelnen Staaten zogen ihr Zuſtandekommen hinaus.

Während der Zeit dieſer Unterhandlungen aber laſtete ein harter Druck auf Deutſchland, und die Fürſten wie die Unterthanen wurden von den Franzoſen mit gleicher Rückſichtsloſigkeit und Brutalität behandelt. Napoleon erklärte ohne Weiteres Weſel für eine Feſtung des franzöſiſchen Reiches. Sein Schwager Mürat nahm drei zu Preußen gehörende Abteien in Beſitz. In Schwaben, Bayern, Franken und am Rhein verfuhren ein Davouſt, ein Soult, ein Berthier mit den Deutſchen ebenſo, wie während der Schreckenszeit die Leiter der Dinge in Frankreich ſelbſt verfahren waren. Patriotiſch geſinnte Männer wurden verfolgt. Zwei Buchhändler wurden durch franzöſiſche Soldaten verhaftet, weil ſie Schriften, welche gegen Frankreich's Uebermacht gerichtet waren, verbreitet haben ſollten. Der eine von ihnen, Schröder, erhielt nur auf dringendes Bitten des Königs von Bayern Gnade; der Andere aber Palm aus Nürnberg, wurde von Berthier nach Braunau geſchleppt, dort durch ein franzöſiſches Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und dann erſchoſſen.

Im Juli 1806 wurde endlich das deutſche Reich ſelbſt über den Haufen geworfen, und an ſeiner Stelle ein, mit dem Namen Rheinbund bekleideter, Staaten-Verein geſetzt, welcher dazu dienen ſollte, Deutſchlands Macht auf immer zu brechen, und ſeine Kräfte für Frankreich beſſer und leichter als bisher nutzbar zu machen. Napoleon hatte ſeine Abſicht, das deutſche Reich ganz umzugeſtalten, ſchon im Preßburger Frieden angedeutet. Im April 1806 beauftragte er Talleyrand, ihm Vorſchläge über die Ausführung des Planes zu machen, den er in Betreff des deutſchen Reiches entworfen hatte. Dieſer Plan beſtand darin, daß neben dem aus Deutſchland verdrängten öſtreichiſchen Staate und neben dem nördlichen Deutſchland, welches bei Preußen's Ohnmacht ganz ſchutzlos war, ein franzöſiſches Deutſchland gebildet werden ſollte. Das Hauptwerkzeug, deſſen ſich Talleyrand damals bei der Gründung des neuen franzöſiſch-deutſchen Reiches bediente, war aber der erſte Kurfürſt des alten Reiches ſelbſt, der Erzkanzler und Primas, Karl von Dalberg. Zum Danke für ſeine Dienſtfertigkeit wurde er nicht nur ſelbſt mit dem neuen Titel Fürſt-Primas zum Vorſitzer der Verſammlungen des Rhein-Bundes ernannt, ſondern man machte auch ſeinen Schweſterſohn, den Grafen von der Leyen, zum ſuverainen Fürſten.

Im Juli 1806 wurde die Acte des Rheinbundes den in Paris befindlichen Geſandten der einzelnen Bundesglieder zur Unterſchrift vorgelegt; jedoch ſo, daß jeder nur die ſeinen Herrn betreffenden Artikel leſen durfte. Nachdem hierauf am 17. Juli die Urkunde bekannt gemacht worden war, übergab am 1. Auguſt der franzöſiſche Geſchäftsträger in Regensburg dieſelbe dem Reichstage, und die Mitglieder des Bundes kündigten dieſem hren Austritt aus dem deutſchen Reiche an. In Folge dieſes Schrittes legte auch Kaiſer Franz am 6. Auguſt die deutſche Krone nieder, und das alte tauſendjährige deutſche Reich löſte ſich auf.

Der Rheinbund aber oder das neue franzöſiſche Deutſchland, deſſen Gebieter Napoleon unter dem Titel Protector war, beſtand aus Bayern und Würtemberg, deren Fürſten Napoleon, zum Lohne ihres Abfalles, zu Königen machte; . . . aus den Fürſten von Baden und Heſſen-Darmſtadt, die ſich fortan Großherzoge nennen durften; aus dem Fürſten Primas, aus dem Großherzoge von Berg, aus den Fürſten von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, welche den Herzogs-Titel annahmen, und aus mehreren kleineren Herren, denen die Gunſt des franzöſiſchen Kaiſer's und ſeiner Leute dieſen Vorzug gewährte. Alle übrigen im Bereiche des Bundes begüterten Herren wurden mediatiſirt, d. h. jeder von ihnen ward der Hoheit desjenigen Fürſten des Rheinbundes unterworfen, von deſſen Land ſein Gebiet umgeben war. Auf dieſelbe Weiſe verloren auch die Reichsritter, ſo wie die beiden noch übrigen Reichsſtädte in Süddeutſchland, Frankfurt und Nürnberg, ihre Selbſtändigkeit. Von den Letzteren wurde die eine dem Fürſten Primas, die andere dem Könige von Bayern übergeben. Die Zahl der Mitglieder des Bundes aber blieb offen; ja ſie ſollte von Zeit zu Zeit erweitert werden, da man Jeden, der an der Unterdrückung ſeines Vaterlandes Theil nehmen wollte, durch Beitritt in den Bund, durch Titel, durch Land und Leute u. ſ. w. zu belohnen ſich vorbehielt. Zur Beſchützung des Bundes und ſeiner Glieder verſprach Napoleon, ſo oft es nöthig ſei, zweimalhunderttauſend Mann zu ſchicken. Dagegen mußten aber auch alle Bundesfürſten ihre Truppen ſtets zum Dienſte Frankreich's bereit halten, und Napoleon ſelbſt beſtimmte die Stärke der einzelnen Contingente.

Die Stiftung des Rheinbundes und die Auflöſung des deutſchen Reiches hatten indeß die unmittelbare Folge, daß Preußen iſolirt und ſeine Rettung von der Gnade des Czaaren abhängig gemacht wurde. Damit Friedrich Wilhelm aber dieſe Gnade nicht eher anrufe, als bis Napoleon den Krieg gegen ihn völlig gerüſtet habe, warf man den Leitern des preußiſchen Kabinets einen neuen Köder hin. Der franzöſiſche Geſandte in Berlin gab nämlich mündlich den Wink, daß man ja auch einen norddeutſchen Bund unter Preußen's Protectorat ſchaffen könne. Dieſer Gedanke ward von Haugwitz mit haſtiger Begierde ergriffen; als man ihn aber in Ausführung bringen wollte, und deshalb mit Sachſen und Kurheſſen Unterhandlungen anknüpfte, ward durch franzöſiſche Einflüſterungen Alles hintertrieben. Den Hanſe-

Städten verbot Napoleon ſogar geradezu, ſich mit Preußen einzulaſſen. Bald nachher erfuhr man in Berlin, daß Frankreich bei den Friedensverhandlungen mit England die Zurückgabe Hannover's an König Georg III. angeboten habe. Dadurch gerieth der König von Preußen aber ſo ſehr in Schrecken, daß er am 10. Auguſt Befehl gab, das Heer mobil zu machen. Zu einem feſten Entſchluſſe konnte er jedoch auch damals nicht kommen, weil er, ſeiner Natur nach, vor jedem entſcheidenden Schritte zurückbebte, und fortwährend von Männern umlagert war, welche entweder wie Haugwitz, Lombard und Beyme es nicht ehrlich meinten, oder wie Kökeritz allem Thatkräftigen abgeneigt waren. Dieſes Zagen und Zaudern aber hatte für Preußen zwei verderbliche Folgen. Auf der einen Seite erhielt nämlich Napoleon, der mit gewohnter Schlauheit alle ſeine Schritte auf den Charakter des Königs berechnete, die nöthige Zeit, ſeine Streitkräfte an allen entſcheidenden Punkten ſo aufzuſtellen, daß nachher Preußen ſchon beim erſten Beginne des Krieges unrettbar verloren war; auf der anderen Seite aber brachte ſich Preußen durch ſein Benehmen um die Hülfe Englands.

Mit den Anſtalten, welche unterdeſſen in Preußen für den Krieg getroffen worden waren, ſah es dabei traurig aus. Die hohe Generalität beſtand aus Männern, welche nicht nur der alten Schule angehörten, ſondern auch faſt ſämmtlich, ſchon ihren Lebensjahren nach, nicht geeignet waren, einen jugendlichen Kampf auf Leben und Tod zu leiten. Von dreizehn der vornehmſten Generale ſtand der älteſte, Möllendorf, im zweiundachtzigſten, der zweitälteſte Ferdinand von Braunſchweig, im einundſiebenzigſten Lebensjahre. Sie alle aber waren ganz in dem alten Syſtem des maſchinenartigen Kriegsdienſtes befangen und alſo nicht im Stande, den Volksgeiſt zu beleben und zu leiten, ohne deſſen Mitwirkung der Sieg unmöglich zu erlangen war. Zum oberſten Befehlshaber ward dazu noch Ferdinand von Braunſchweig ernannt, obgleich derſelbe im Revolutions-Kriege ſeine Unfähigkeit, dem neuen Syſtem der Franzoſen zu widerſtehen, bewieſen hatte und deshalb zum allgemeinen Geſpötte geworden war.

Bundesgenoſſen fand Preußen nicht einmal unter den deutſchen Fürſten.

Als der Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifelhaft war, faßte man in Berlin, ermuntert durch die patriotiſche Königin, durch Blücher, Scharnhorſt und andere Männer, endlich einen Entſchluß, welcher, ſo verzweifelt er auch erſchien, doch unter den obwaltenden Umſtänden allein Ausſicht auf Erfolg hatte. Man wollte, um den Franzoſen zuvorzukommen, geraden Weges auf die nach Franken ziehenden feindlichen Truppen herfallen und das wackere heſſiſche Heer, welches ſchlagfertig bei Hanau ſtand, mit ſich fortreißen. Dieſer kühne Entſchluß mußte indeß ſogleich wieder aufgegeben werden, weil er zu der ſyſtematiſchen Pedanterie des preußiſchen Oberbefehlshabers durchaus nicht paßte. Ferdinand von Braunſchweig ließ ſich durch des Italieners Lucheſini Verſicherung täuſchen, daß Napoleon nicht angreifen, ſondern den Angriff abwarten werde. Er hatte daher ſogar noch keinen feſten Plan entworfen, als er Ende September die einzelnen Armee-Corps in Thüringen zuſammenzog, obgleich Napoleon bereits den Oberbefehl über ſein Heer übernommen hatte und im Begriffe ſtand, die Feindſeligkeiten zu beginnen. Zu dieſem unſeligen Schwanken und Zagen kam noch hinzu, daß im preußiſchen Heere weder an Ordnung und Zuſammenhang, noch auch an Fürſorge für Verpflegung zu denken war. Man traf nicht einmal Anſtalten, um die Abſichten des Feindes auszukundſchaften, während dieſer Alles erfuhr, was im Lager der Preußen vorging. Dagegen fehlte es auch diesmal nicht an jenem übermüthigen Junkergeiſte, welcher Preußen den Franzoſen gegenüber ſchon einmal ins Unglück geſtürzt hatte. Jeder hielt das preußiſche Heer für unüberwindlich, je-

der wollte befehlen, weil jeder Alles am besten zu verstehen glaubte*).

Aber die traurigen Folgen dieſer unſeligen Verblendung ſollten nicht lange auf ſich warten laſſen. Die Schlachten bei Jena und Auerſtädt gaben Preußen in die Hände Napoleons, und nun verloren auch noch die hochadeligen Herrn Generäle des preußiſchen Heeres vollends den Kopf. Vor allen anderen war dies bei dem Fürſten von Hohenlohe und dem Herzoge von Würtemberg der Fall. Fürſt Hohenlohe ſchien geradezu die Beſinnung verloren zu haben, und erleichterte durch ſeine Ungeſchicklichkeit den Feinden die Verfolgung des Sieges. Daſſelbe war bei den anderen Generalen der Fall. Herzog Eugen von Würtemberg aber ließ ſich nun gar bei Halle auf eine unbegreifliche Weiſe von Bernadotte ſchlagen, der bei dieſer Gelegenheit **viertauſend Mann Preußen gefangen nahm und . . . zweiundzwanzig Kanonen nebſt bedeutenden Vorräthen erbeutete.** Als endlich Hohenlohe die Trümmer ſeines Heeres bei Magdeburg wieder ſammelte, nahm der Commandant dieſer Feſtung, der alte, blos zum Kamaſchendienſte brauchbare Herr von Kleiſt, nicht nur keine Befehle von ihm an, ſondern er weigerte ſich ſogar, die Truppen des Fürſten mit Munition und Proviant aus den Vorräthen der Feſtung zu verſorgen.

---

*) Schloſſer: 18. B. „Stein's Leben." — Beitzke „die Freiheitskriege."

Jetzt ſollte Preußen aber auch noch ein anderer Unglücksſchlag treffen: der Kurfürſt von Sachſen wandte ſich Napoleon zu, trat in den Rheinbund, verpflichtete ſich zur Theilnahme an dem Kriege gegen den preußiſchen Bruderſtamm und erhielt dagegen . . . den königlichen Titel. Natürlich folgten jetzt auch die ſächſiſchen Herzogthümer dieſem Beiſpiele und gaben dem Kaiſer der Franzoſen Deutſche . . . zur Bekämpfung und Unterjochung deutſcher Brüder!

So ſtand denn jetzt Preußen — als der einzige Repräſentant des deutſchen Vaterlandes — dem übermächtigen Kaiſer der Franzoſen gegenüber.

Dennoch hätte es ſich ſicher bis zur Ankunft der verbündeten Ruſſen halten können, würde man ſchon damals das ganze Volk zu den Waffen gerufen und tüchtige Führer an die Spitze geſtellt haben. Einmal aber war der damalige König von Preußen zu ängſtlich, zu unentſchloſſen und zu ſchwach, um einem energiſchen Auftreten Raum zu geben; . . . dann verdarb die Halbheit der preußiſchen Politik auch jetzt wieder alles; . . . und endlich bewies ſich ein großer Theil der „Junker-Generale“ auch hier wieder entweder als vollſtändig unfähig . . . oder . . . als elende Verräther.

Die hochmüthigen adeligen Herren im preußiſchen Heere, welche ewig mit „Friedrich dem Großen" und „dem ſiebenjährigen Kriege" geprahlt hatten, benahmen ſich jetzt nicht beſſer, als ſie ſtets zu thun pflegen, wenn es Recht, Vaterland und Freiheit gilt.

Sie übergaben mit einer Feigheit, welche die Geſchichte bereits gerichtet hat, **nur um ſich und ihre Güter zu retten**, die ihnen anvertrauten Feſtungen auf die **ſchimpflichſte Weiſe dem Feinde.**

Fürſt Hohenlohe ſchloß am 28. Oktober in Prenzlau, auf den Rath ſeines Leiters, des Oberſten von Maſſenbach, eine Capitulation ab, die zehntauſend Preußen zu Kriegsgefangenen machte. Hohenlohe und Maſſenbach wurden auf Ehrenwort entlaſſen.

Weiter zeichneten ſich die hochgeborenen Herren von Romberg, von Ingersleben und von **Kleiſt durch Feigheit und Niederträchtigkeit aus***). **Romberg übergab am 29. October das befeſtigte Stettin** einem von Mürat vorausgeſchickten Corps leichter Cavallerie auf die erſte Aufforderung, obgleich die Stadt ſechstauſend Mann Beſatzung, hundertundfünfzig Kanonen und vollſtändig genügende Vorräthe hatte.

Höre es, deutſches Volk! . . . Napoleon **ſelbſt** gerieth über die Feigheit des Commandanten von Stettin ſo ſehr in Verwunderung, daß er ſeinem Schwager ſpottend ſchrieb: er werde am Ende noch ſein ſchweres Geſchütz einſchmelzen laſſen, da man in Preußen Feſtungen mit Huſaren erobern könne.

---

*) Schloſſer: XVIII. 123.

Drei Tage nach dem Falle von Stettin — den 1. November — übergab Ingersleben das ebenfalls im beſten Vertheidigungszuſtande befindliche und noch dazu durch Moräſte geſchützte Küſtrin einem feindlichen Generale, welcher nicht einmal Schiffe hatte um über die an der Feſtung vorbeifließende Oder zu ſetzen. Der adelige Herr Commandant ſchickte den Franzoſen ſeine eigenen Schiffe um ſie zum Einzuge in die Feſtung herüberzuholen. Magdeburg, die Hauptfeſtung des preußiſchen Reichs, deren Commandant Herr von Kleiſt war, hatte nahe an vierundzwanzigtauſend Mann Beſatzung, achthundert Kanonen und Lebensmittel für mehrere Monate; nichtsdeſtoweniger öffnete Kleiſt, ein Ueberbleibſel des ſiebenjährigen Krieges, am 8. November die Thore der Stadt dem Marſchall Ney, welcher nicht halb ſo viel Truppen und durchaus kein Material zur Belagerung einer ſolchen Feſtung hatte. Auf ebenſo unbegreifliche Weiſe capitulirten die Befehlshaber anderer Feſtungen.

Aber das war noch nicht alles: am 19. November dieſes Unglücksjahres capitulirte von Schöler in Hameln, am 25. von Strachwitz in Nienburg, an demſelben Tage von Uttenhofen in der Plaſſenburg bei Kulmbach ohne die geringſte Gegenwehr. Dieſe Männer wurden ſelbſt von den Franzoſen tief verachtet, weil ſie, was auch in Magdeburg geſchehen war, ſich im Voraus Gnadengehalte von den künftigen Herren ihrer Feſtungen ausbedingen wollten. Schöler hatte ſogar, als er capitulirte, gegen ſeine beſſer geſinnten Soldaten franzöſiſche Hülfe angerufen, die ihm jedoch Savary mit Unwillen verſagte.

Auf ſolche Weiſe ward innerhalb ſechs Wochen alles Land bis zur Oder nebſt den Feſtungen dem franzöſiſchen Kaiſer unterworfen; denn auch Oſtfriesland, Weſtphalen, Hannover, die Hanſe-Städte und Mecklenburg waren Ende November von Napoleon's Truppen vollſtändig beſetzt. Sogar nach Schleſien waren die Franzoſen im November vorgedrungen. Die dortige Feſtung Glogau fiel im Anfange des December ebenfalls auf ſchimpfliche Weiſe in ihre Hände; denn ſie ward, obgleich ſie mit allem Nöthigen reichlich verſehen war, nach einer Belagerung von kaum vierzehn Tagen übergeben. Aber auch die Hauptſtadt des Reiches war ſchon ſeit dem 25. October von den Franzoſen beſetzt worden, nachdem auf die erſte Nachricht von dem

Unglücke bei Jena und Auerſtädt viele Beamte, unter ihnen auch der Gouverneur von Berlin, von Schulenburg, mit Sack und Pack davon gelaufen waren. Der Letztere, welcher zugleich Miniſter war, hatte ſogar vergeſſen, das gefüllte Zeughaus ausleeren zu laſſen. Am 25. October zog Davouſt, zwei Tage ſpäter Napoleon ſelbſt in Berlin ein.

Welches deutſche Gemüth, welcher Mann von Ehre fühlt ſich bei dieſen Erinnerungen nicht erſchüttert und im tief Innerſten empört. Aber das ſind die unſeligen Folgen, wenn in einer Armee die Befehlshaber-Stellen, mögen ſie hoch oder niedrig ſein, nicht dem Verdienſte und der Tapferkeit nach beſetzt . . . ſondern nur als Privilegien des Adels betrachtet werden.

Was führte Napoleon, außer ſeinem großen militäriſchen Genie, ſo ſicher und ſo beflügelten Schrittes ſeinen ſtrahlenden Siegeslauf? . . . nichts anderes, als daß er es verſchmähte, hohlköpfige und feige Junker zu Offizieren und Befehlshabern zu machen, nur . . . weil ſie eben „Junker". Napoleon waren ſeine Siege ſchon guten Theiles gewiß, weil er, ohne Rückſicht auf Rang und Stand, nur den Tapferſten und Tüchtigſten Degen und Epaulettes reichte!

Aber es geſchah ja in jener Unglückszeit des Traurigen und Schmachvollen noch mehr.

Während Napoleon in Berlin verweilte, war es nahe daran, daß die feigen Seelen, welche den über die Oder geflohenen König von Preußen in ihre Gewalt hatten, dieſen ebenſo unverſtändig und treulos von England und Rußland getrennt und mit gebundenen Händen den Franzoſen überliefert hätten, wie er durch die Niederträchtigkeit der Commandanten faſt aller ſeiner Feſtungen beraubt wurde. Luccheſini, Lombard, Haugwitz, Zaſtrow und Conſorten hielten, trotz des ſchweren Unglücks, das ſie über Preußen herbeigezogen hatten, den König ſo ſehr umſtrickt, daß weder der Freiherr von Stein, noch die edele und patriotiſche Königin etwas über ſeine zagende Seele vermochte. Auf ihren Rath hatte Friedrich Wilhelm am 17. October Luccheſini abgeſchickt, um von Napoleon einen Waffenſtillſtand zu erbetteln; bald nachher ward dem treuloſen Italiener ein ebenſo unzuverläſſiger Mann, der General Zaſtrow, zugeſellt. Napoleon wollte anfangs auf nichts eingehen, bevollmächtigte aber gleich darauf ſeinen kalten Düroc, den Antrag zu benutzen, um den preußiſchen König vermittelſt ſeiner Unterhändler, in eine Falle zu locken. Düroc ſtellte die härteſten Bedingungen auf. Der König verſtand ſich wirklich dazu, dieſe anzunehmen; er hatte aber mittlerweile (25. October) einen eigenhändigen Brief an Napoleon geſchrieben, welcher von ſolcher Verzagtheit zeugte, daß man glauben mußte, er werde ſich auch zu noch Härterem entſchließen. Man hielt daher ſeine Abgeſandten in Berlin ſo lange mit der Antwort hin, bis die Umſtände und ſeine eigene Aengſtlichkeit ihn zwingen würden, ſich das Härteſte gefallen zu laſſen. Dieſer Zeitpunkt trat ein, als die treuloſen Generale und Feſtungs-Commandanten ihren König wehrlos zu machen begannen, und als zu gleicher Zeit die Polen, von Dombrowski aufgerufen, ein Heer gegen die Preußen aufſtellten. Der ſchwache König, der ſich am 7. November durch einen zweiten Brief dem übermüthigen Sieger geradezu zu Füßen geworfen hatte, war damals noch immer von England verlaſſen und folglich ganz allein auf die Ruſſen angewieſen, deren erſtes Heer in der Mitte des November an der Weichſel ankam. Jetzt nahm daher der franzöſiſche Kaiſer, ſeine früheren Forderungen wieder zurück, und ließ den beiden Geſandten Friedrich Wilhelm's einen Waffenſtillſtandsvertrag vorlegen, welcher die härteſten Bedingungen enthielt. Talleyrand mußte ſogar noch ausdrücklich hinzufügen, daß dieſer Vertrag keine Einleitung zu einem Frieden mit Preußen ſein ſolle, weil Frankreich nur mit Rußland, England und Preußen zugleich Frieden ſchließen werde. Luccheſini und Zaſtrow ſcheuten ſich nicht, den ihnen vorgelegten Vertrag am 16. November zu unterſchreiben, und Düroc reiſte hierauf zum Könige, um deſſen Beſtätigung zu holen. Dieſe würde auch ertheilt worden ſein, wenn nicht glücklicher Weiſe andere Einflüſſe auf den König augenblicklich ſtärker geweſen wären, als der Rath eines Haugwitz und ähnlicher Leute. Am 22. November verweigerte Friedrich Wilhelm dem franzöſiſchen Abgeordneten ſeine Unterſchrift. An demſelben Tage erklärte er dem ruſſiſchen Geſandten, daß er das großmüthige Anerbieten des Kaiſers Alexander, ihm mit ſeiner ganzen Macht zu Hülfe zu eilen, annehme.*)

Aber was half das, ſo lange Haugwitz und die alten Miniſter am Ruder blieben? Vergebens drang der edle Freiherr von Stein darauf „Hartenberg" an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu ſtellen, der König konnte ſich nicht dazu entſchließen.

So verbanden ſich denn jetzt die Ruſſen unter Bennigſen mit den Preußen. Kaum aber hatte ſich der Letztere in Marſch geſetzt, als Napoleon auf Flügeln des Sturmes herbeieilte, und den vereinigten Ruſſen und Preußen bei Preußiſch-Eilau eine blutige Schlacht lieferte. Sie war furchtbar. Auf allen Seiten kämpfte man mit der größten Tapferkeit; namentlich thaten dies die preußiſchen Truppen, die denn auch in der That durch ihre Bravour den einen Flügel der Ruſſen vor einer völligen Niederlage bewahrten. Dennoch blieb der Ausgang unentſchieden, nur überließ Bennigſen das Schlachtfeld den Franzoſen.

---

*) A. a. O.

Jetzt aber fiel Glogau; dann wurde Breslau und Brieg von den Franzoſen beſetzt, die jetzt zu hundert und fünfzig Tauſend Mann im Felde ſtanden; endlich ſank auch noch — aus Mangel an Munition — Danzig in die Hände des Feindes.

Eine trübere Zeit war für Preußen noch nicht da geweſen. Der König Friedrich Wilhelm, und die ſchöne unglückliche Königin Louiſe, aus ihrer Hauptſtadt, ja aus dem größten Theile ihres Landes vertrieben, waren von Königsberg nach Memel geflohen und lebten hier in der traurigſten Lage. Waren beide doch vollſtändig in der Gewalt der Ruſſen, von welchen ihr eigener Kaiſer behauptete, daß er, trotz ſeiner Allmacht, nicht im Stande ſei, ihre Rohheit und Raubſucht zu zügeln. Trotzdem allem ſchwankte Friedrich Wilhelm aber wie immer in ſeinen Entſchlüſſen hin und her. Hardenberg und ſeine Freunde trieben ihn an, einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. Zaſtrow und die anderen Miniſter wollten diplomatiſirt haben. Die Letzteren waren einer Verbindung mit Frankreich oder richtiger der Unterwerfung unter Napoleon's Willen zugeneigt, ſie würden daher ſchon Ende Januar bewirkt haben, daß ein Separat-Frieden mit Frankreich eingeleitet worden wäre, wenn nicht glücklicher Weiſe Hardenberg dazwiſchen getreten wäre. Aus dieſem Grunde zeigten ſich auch die Engländer, welche bisher nur eine ſchwache Geldunterſtützung geleiſtet hatten, erſt dann bereit, mehr zu thun, als Hardenberg wieder Einfluß erhielt. Am 26. Februar ſchrieb Napoleon an den König einen eigenhändigen Brief, welcher ganz auf den Charakter deſſelben und ſeines Miniſters Zaſtrow berechnet war. Dieſer Brief enthielt im freundlichſten Tone allerlei ſcheinbar gutgemeinte Vorſchläge, hatte aber keinen anderen Zweck, als Preußen von Rußland zu trennen. Man bewog zwar den König, die Anträge Napoleon's abzulehnen; zu einem feſten Entſchluſſe kam derſelbe jedoch immer noch nicht. Er wechſelte ſogar damals oft von einem Tage zum anderen ſeine **Meinung, je nachdem er die franzöſiſch geſinnten Miniſter von Zaſtrow, von Voß und von Schröter oder Hardenberg, den Miniſter von Schladen, den General Rüchel, die Königin und andere Patrioten oder den Miniſter Beyme, welcher damals zur Partei der Letzteren übertrat, angehört hatte.**

Im April trat endlich eine Wendung zum Beſſeren ein. Am zweiten Tage dieſes Monats erſchien nämlich der ruſſiſche Kaiſer in Memel, und bewirkte in Verbindung mit dem engliſchen Geſandten Hutchinſon, daß Hardenberg den Haupteinfluß erhielt. Dieſer wurde auch anſtatt Zaſtrow's mitgenommen, als Friedrich Wilhelm den Kaiſer bis an die ruſſiſche Grenze begleitete, und brachte ſeinen König endlich dahin, daß er durch einen Vertrag, welcher am 26. April zu Bartenſtein geſchloſſen ward, ſich noch enger mit Rußland verband. Hardenberg geſellte ſich, als er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernahm, tüchtige ehrlich geſinnte Männer, wie Altenſtein, Niebuhr, Schön und Stegmann, zu. Zu gleicher Zeit begannen zwei ebenſo wackere Generale, Scharnhorſt und Gneiſenau, die Laufbahn, welche für die neu zu bildende preußiſche Armee ſpäter ſo heilbringend geworden iſt.

Aber dieſe Beſſerung war erſt im fernen Beginn begriffen und das Maaß der Leiden für Preußen's Volk und Königshaus noch lange nicht geleert. Napoleon ſchlug die Ruſſen bei Friedland auf das Haupt . . . damit aber war Preußen vollſtändig überwältigt.

Jetzt mußte Friedrich Wilhelm thun, was der ſiegreiche Corſe gebot . . . und dieſer . . . dictirte den Frieden von Tilſit.

Friedrich Wilhelm verlor durch den Tilſiter Frieden fünfthalb Millionen Einwohner, und behielt nur fünf Millionen zweimalhunderttauſend Einwohner und vierzehn Millionen Thaler Einkünfte. Aber auch ſelbſt die ihm noch übrig gelaſſene Hälfte ſeines Reiches büßte ihre Selbſtſtändigkeit ein; denn es ward nicht nur für die ſächſiſchen und polniſchen Truppen eine Straße durch das preußiſche Gebiet ausbedungen, ſondern der König mußte ſpäter auch in einem am 8. September 1808 geſchloſſenen Vertrage, welcher nach langen Quälereien die ſtreitigen Punkte ordnete, noch andere harte Bedingungen eingehen. Die Franzoſen ſollten nämlich, bis die noch rückſtändigen hundertfünfundvierzig Millionen Franken bezahlt wären, Glogau, Küſtrin und Stettin beſetzt halten, ihre dortigen Beſatzungen ſollten auf Koſten Preußen's verſorgt, und ſieben Militär-Straßen ſollten ihnen und den polniſch-ſächſiſchen Truppen gewährt werden. Zugleich mußte Preußen verſprechen, die Zahl ſeiner Truppen in den nächſten *zehn Jahren nicht über zweiundvierzig Tauſend Mann* zu erhöhen. Endlich erzwangen die Franzoſen von Friedrich Wilhelm ſogar noch einige weitere Abtretungen für Warſchau, Weſtphalen und Danzig.

So ſchien denn Alles verloren ... König und Volk verzweifelten, der edlen erhabenen Königin Louiſe aber drohte das Herz zu brechen.

Doch: „wenn die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten!“ Diesmal beſtand ſie darin, daß endlich! endlich! dem Könige und den Höchſtgeſtellten die Augen aufgingen und ſie einſahen: daß eine Befreiung von dem Joche des franzöſiſchen Uſurpators nur dann möglich ſei, wenn man einen guten Theil des Alten, ſammt der unſeligen Halbheit aufgebe und an den Geiſt des Volkes und deſſen Vaterlandsliebe appellire.

Man ſah, man fühlte, daß der Thron verloren ſei ... jetzt galt es der Hülfe des Volkes!

Preußen war durch den Krieg von 1806 auf die Hälfte ſeines Umfanges herabgebracht worden. Wollte man die andere Hälfte einſt wieder gewinnen oder auch nur das, was übrig geblieben war, gegen die Alles zerſtörende Gewalt Napoleon's ſicher ſtellen, ſo mußte man durchaus die inneren Einrichtungen völlig umgeſtalten und ebenſo ein neues Preußen ſchaffen, wie durch die Revolution und durch ihren größten Sohn ein neues Frankreich geſchaffen worden war. Dies ſah der ſonſt am Herkommen klebende König Friedrich Wilhelm jetzt endlich ein. Er vertraute ſich daher endlich Männern an, welche nicht blos Muth, Kraft und praktiſche Thätigkeit, ſondern auch Ehrlichkeit und wahrhaft nationalen Sinn beſaßen. Solche Männer waren der Freiherr von Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Schladen und mehrere Andere. Dieſe — beſonders die beiden Erſteren, — erwarben ſich denn auch jetzt unſterbliche Verdienſte um Preußen, ſowie dadurch mittelbar um ganz Deutſchland. Friedrich Wilhelm hatte gleich nach der Unterzeichnung des Tilſiter Friedens ſeine alten Miniſter verabſchiedet, und die Geſchäfte einer in Memel ernannten Immediat-Commiſſion übertragen. An die Spitze dieſer Behörde ſtellte er im October 1807 den Freiherrn von Stein, einen geſchäftskundigen, furchtloſen, uneigennützigen und national-geſinnten Mann. Für die Wiederherſtellung und neue Einrichtung des Kriegsweſens wurde eine andere Commiſſion eingeſetzt, in welcher Scharnhorſt, der nachher Kriegs-Miniſter ward, Gneiſenau und Grolmann, unterſtützt von Stein, eine völlige Umbildung des Heeres zu Stande zu bringen wußten. Das bisherige Werb-Syſtem wurde abgeſchafft und *die allgemeine Wehrpflicht* eingeführt. **Dem Adel ward ſein ausſchließliches Anrecht auf die höheren Offizier-Stellen entzogen.** Die ſchimpflichen Strafen, denen bis dahin der gemeine Soldat unterworfen geweſen war, wurden beſeitigt. Die Mißbräuche, die ſich ſeit langer Zeit in der Heeres-Einrichtung, der Verpflegung, Kleidung und Leitung der Truppen eingeſchlichen hatten, wurden ausgerottet. Die Zahl der Truppen würde man, auch wenn der mit Napoleon geſchloſſene Vertrag es geſtattet hätte, ſchon der Finanzen wegen, nicht wohl über zweiundvierzig Tauſend haben bringen können; Scharnhorſt wußte aber auch in dieſer Beziehung zu helfen. Es wurden nämlich die ausgehobenen Soldaten, ſobald ſie eingeübt waren, immer wieder entlaſſen, und durch neue Recruten erſetzt. Dadurch ſchuf man im Volke eine ſolche kampfbereite Wehrkraft, daß ſchon im Jahre 1811 hundert Tauſend oder, wie Andere behaupten, gar hundertundzwanzig- bis hundertundfünfzig Tauſend Soldaten hätten aufgeſtellt werden können. Da man eines Kampfes auf Leben und Tod gewärtig ſein mußte, ſo wurde auch für neues Feldgeſchütz und für einen ſolchen Vorrath von Gewehren geſorgt, daß alle kampffähigen Bürger ſchnell bewaffnet werden konnten. Das unſterbliche Verdienſt, das ſich Scharnhorſt und ſeine Freunde vermittelſt aller dieſer Einrichtungen um Preußen und Deutſchland erworben haben, trat indeß erſt in den Jahren 1813 und 1814 zu Tage. Die im Volke erwachte nationale Begeiſterung allein nämlich würde den Deutſchen ebenſowenig, wie den Spaniern, die Beſiegung Napoleoniſcher Truppen möglich gemacht haben; beide Völker bedurften dazu durchaus der Mitwirkung tüchtiger Heere und einer wohlgeordneten kräftigen militäriſchen Leitung, und Verwaltung. Beides ward ihnen in Spanien durch engliſche, in Deutſchland durch preußiſche und ruſſiſche Heere und Generale gewährt. Daher legte auch ein Mann wie Gneiſenau nur wenig Bedeutung auf das Treiben des ſogenannten Tugendbundes, deſſen wir zunächſt gedenken müſſen.

Das ſchwere Unglück, welches Preußen erlitten hatte, erweckte dort, wie in einem großen Theile des übrigen Deutſchland, das Streben, durch gemeinſchaftliche Anſtrengungen die Nationalität zu retten. Einer beſonderen Verbindung der patriotiſch geſinnten Bürger bedurfte es dabei eigentlich nicht, weil der Druck der Fremdherrſchaft und der Abſcheu vor den Feiglingen, Egoiſten und Verräthern, die das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, alle ächt deutſchen Naturen durch ein inneres Band an einander knüpften. Doch entſtanden ſeit 1807 geheime Verbindungen gegen Frankreich, von denen der in Königsberg unter dem Namen „*Tugendbund*" geſtiftete Verein ſich am weiteſten ausbreitete und den Franzoſen am meiſten Bange machte. Die Stifter und Mitglieder dieſes Bundes waren Männer der erſten Klaſſen der Geſellſchaft, hohe Staatsbeamte und allgemein geachtete Gelehrte. Sie wollten keine Conſpiration im gewöhnlichen Sinne des Wortes machen, ſondern *den abgeſtorbenen Nationalgeiſt in's Leben zurückrufen und das Volk, das man bisher immer einzuſchläfern und niederzudrücken geſucht hatte, zum Selbſtbewußtſein wecken.*

Und ſiehe da, der neue geheime Bund verbreitete ſich mit ungemeiner Schnelle über ganz Preußen, ja ſelbſt über die übrigen deutſchen Gauen und Länder; kam doch die Thätigkeit und der Eifer der Verbündeten der Größe der Sache gleich. Der große Gedanke: daß vor allen Dingen eine ſittliche Erhebung des Volkes nöthig ſei, **ehe an eine thatſächliche äußere Erhebung gedacht werden könne**, erfüllte die Herzen aller Vernünftigen und flammte mit einemmale in den edeln und männlichen Seelen auf, während das ganze deutſche, ſo tief erniedrigte und gepreßte Volk mit verhaltenem Ingrimm nur den Augenblick erwartete, um über ſeine Unterdrücker und Peiniger herzufallen.

Raſch drang denn auch die heimliche Kunde von der Errichtung eines Tugendbundes von einem Ende Deutſchlands zum Anderen, ja bis über die Elbe zu den Völkern die in Weſtphäliſcher und Franzöſiſcher Gefangenſchaft ſaßen. Vertraute bargen das heilige Feuer vor dem Auge der Bedrücker und warfen in die Nacht der namenloſen Leiden den Hoffnungsſtrahl der Erlöſung. Die Niederſachſen, die Weſtphalen und Heſſen klirrten mit ihren Ketten, und der Argwohn der Fremden fühlte das Wehen des Geiſtes, der ihre finſtere Werke zerreißen ſollte.

Beſonders Theil an dem Tugendbunde nahmen auch die vielen brodlos gewordenen Beamten, die zahlreichen Offiziere auf halbem Sold, welche allenthalben im Lande auf den Gütern zerſtreut lebten; Jagden und andere Vergnügungen verbargen das Geheimniß. Die Mitglieder ordneten ſich unter einem oberſten Rath in Königsberg, Provinzialräthen und Kammern für die einzelnen Orte; auch ward der Regierung von Zeit zu Zeit der Zuwachs des Bundes angezeigt. In regelmäßigen Verſammlungen beſchäftigte man ſich dabei mit allen Gegenſtänden, welche auf eine kräftige ſittliche Aufrichtung des Volkes und auf das geiſtige und materielle Wohl des Landes Einfluß haben konnten; ſo vorzüglich auch mit dem Erziehungs-, Unterrichts- und Kriegswesen; während der auferweckte Gemeinſinn faſt Unglaubliches zu wohlthätigen Zwecken verwandte; wozu ja die dauernde Bedrückung des Landes und die ſchmachvolle und ſchändliche Auspreſſung deſſelben durch die Feinde, die reichlichſte Gelegenheit bot. In den Landgemeinden näherte man durch ſonntägliche Verſammlungen, durch Belehrung und Ermunterung der unbeſcholdenen Hausväter die Redlichen einander und wirkte auch hier auf Sittenreinheit und eine männliche Stimmung hin.

So gab ſich plötzlich — aber faſt noch geheimnißvoll — der Flügelſchlag eines neuen Geiſtes kund, ... des Geiſtes der ſittlichen Auferſtehung der Nation, die — das war die große Hoffnung von

Millionen — auch den Sturz des Tyrannen und die Neugeburt des Vaterlandes in ihrem Schooße trug.

So ſtand es im Jahre 1808.

Zwei Freunde.

Ein gar freundlicher Sonntagmorgen lag über der ſom̃erlichen Erde. Die Sonne war eben aufgegangen und der Himmel ſchaute ſo blau und prächtig zu den Fenſtern herein, daß dem jungen Körner ordentlich das Herz aufging. Er, der ſonſt mit dem früheſten in den dunkelen Schooß der Erde fuhr, . . . er . . . ſollte heute, als an einem Sonntage, der freundlichen Oberwelt verbleiben. Und wirklich . . . er freute ſich im Stillen recht ſehr darüber, ſo enthuſiaſtiſch er ſonſt für ſeine unterirdiſchen Arbeiten war. „Die Nacht da unten iſt jetzt mein Element und umwogt mich vertraulich!“ — entgegnete er oft ſeinem Freunde Schneider, wenn ihm dieſer ſeine Verwunderung darüber ausſprach, daß er es bei der harten Arbeit und dem ewigen Einerlei in der Finſterniß der Tiefe aushalten könne, ſtatt oben im Lichte des Tages der freien Forſchung obzuliegen. Und Körner behauptete dabei nicht zuviel, wenn er betheuerte: gerade dieſes unterirdiſche Schaffen mache ihn glücklich und die rauhe Arbeit gehe ihm raſch und leicht von der

Hand; während ihm dabei die ſchönſten poetiſchen Ideen kämen.

Heute morgen empfand er indeß doch, daß es auch da oben gar ſchön ſei. Es war ihm faſt wie einem Menſchen, der, lange von Vaterhaus und Familie entfernt, plötzlich in beide zurückgekehrt iſt, und ſich nun unendlich wohl und heimiſch fühlt. Und iſt denn nicht ſchon das Gefühl des Daſeins ein ſtehendes Vergnügen, und der erſte ſüße Imbiß nach jedem Erwachen?

Es war aber auch in der That recht heimiſch und wohnlich in dem kleinen einfachen Stübchen, das ihm — auf des Bergrath Werners Empfehlung — der alte würdige Berggeſchworene Braun in ſeinem Häuschen eingeräumt hatte. Der alte Braun war ein Menſch nach dem Herzen Gottes: kindlich und beſcheiden und doch einſichtsvoll. Die Bergleute verehrten den ſchlichten Mann wie ihren Vater. Auch Theodor hatte ihn — in der kurzen Zeit, die er bei ihm wohnte, — ſchon recht lieb gewonnen und lauſchte auf ſeine Belehrung, Rathſchläge und Warnungen, wie auf die eines väterlichen Freundes.

Uebrigens trug das Stübchen, in dem er jetzt als Bergſtudent ſein Aſyl aufgeſchlagen, ganz den Charakter und das Aeußere ſeines urſprünglichen Beſitzers, des alten Braun. Es war ſo einfach wie dieſer und doch freundlich. Alles war rein an und in ihm; die ſchmuckloſen Wände aber zeigten nichts, als ein kleines hölzernes Crucifix: ſchier wie das Innere des Berggeſchworenen, deſſen einziger Schmuck innige ungekünſtelte Religioſität war.

Außer dem kleinen Holzkreuze an der Wand zierte dieſe jetzt freilich auch noch ein Geſtell mit Büchern, die dem jungen Körner gehörten; und, auf der entgegengeſetzten Seite, eine Guitarre, Theodors treue Gefährtin. Den Tiſch bedeckten Papiere, von welchen manche angefangene Gedichte enthielten; auch hübſche und beſonders intereſſante Stufen verſchiedener Mineralien fanden ſich vor. Sonſt ſah man nur noch das ſehr einfache aber reinliche Bett, zwei ſchlichte Holzſtühle und einen alten aber ſauber gearbeiteten und gut gehaltenen Kleiderkaſten.

Was braucht denn auch ein junges friſches und kräftiges Studentenherz mehr? die freundliche Sonne draußen und die angeborene Fröhlichkeit innen, vergolden ja doch alles Andere! Es giebt keine Reichthümer, die die Jugend nicht beſäße; zumal wenn ſie ſich eines ſo heiteren Geiſtes und einer ſo lebhaften und ſchwungreichen Phantaſie zu erfreuen hat, wie der junge Theodor Körner.

Eigenthümlich war es übrigens, daß Körner, neben dieſer lebhaften, ſtets poetiſch angeregten Phantaſie und einer oft überſprudelnden Heiterkeit und Lebensluſt, doch auch einen gar ſchönen und ſinnigen Ernſt beſaß, der ſich oft plötzlich und mitten im Scherze nach außen kehrte, ſehr häufig aber aus ſeinen ſeelenvollen Augen ſprach. Dieſe bildeten überhaupt das Hervorragendſte an ſeiner äußeren Erſcheinung, da man die Züge ſeines, etwas ſchmal zuſammengedrückten Geſichtes wohl ſehr bedeutend, aber nicht ſchön nennen konnte. Auch die Geſtalt war jetzt noch zu ſchlank, wenngleich edel und Kraft verheißend.

Was aber auch hier vielleicht noch zu wünſchen übrig blieb, verdeckte die liebenswürdige Perſönlichkeit des jungen Mannes, namentlich das Maß und die Anmuth, die ſich ſtets und bei Allem geltend machten, was von Körner ausging, ſelbſt bei Aeußerungen jugendlichen Muthwillens. Dazu kam eine faſt mädchenhafte Reinheit des Gemüthes und ein weiches außerordentlich empfängliches Herz, verbunden mit Feſtigkeit des Willens. Den letzteren hatte Theodor ja auch in der Beharrlichkeit gezeigt, mit der er ſich dem praktiſchen Theile des Bergbaues zugewandt und bei ihm verharrte. Freilich ſteigerte dies ſtille einſame Schaffen in der grauſigen unterirdiſchen Tiefe ſeinen angeborenen inneren Ernſt noch mehr, wie dies ja bei faſt allen Bergleuten der Fall iſt; nur klärte er ſich bei dieſer reich begabten Natur gar bald zu einer religiös-poetiſchen Stimmung ab.

Er ward damit zum Dichterdrang; und ſo hatte der Jüngling denn wirklich auch ſchon, während er Bergeiſen und Fäuſtel handhabte, manch' religiöſes Gedicht da unten geſchaffen, daß er alsdann, bei ſeiner Heimkehr in ſein ſtilles Stübchen, zu Papier brachte.

Auch geſtern Abend war dies noch geſchehen, und da jetzt eben die erſten Strahlen der Morgenſonne auf das Blatt fielen, nahm er es in ſtiller Freudigkeit auf und las, wie zum Morgengebet folgende Zeilen:

Als Chriſtus von den Todten auferſtanden,
Erſcheint er ſeinen trauernden Gefährten,
Die froh und ſchnell den Meiſter, den Verklärten,
Den eingebor'nen Gottesſohn erkannten.

„Euch", ſpricht der Herr, „erwählt' ich zu Geſandten,
„Mein iſt die Macht im Himmel und auf Erden;
„Wer an mich glaubet, der ſoll ſelig werden;
„Geht hin und lehr't, und tauf't in allen Landen."

Jetzt ſegnet er noch einmal ſeine Treuen
Zum großen Bund der Liebe ſie zu weihen;
Dann trägt ihn eine Wolke himmelwärts.

Und betend ſinken alle hin im Staube;
Mit ſtiller Kraft vollendet ſich der Glaube,
Der heil'ge Geiſt glüht ſiegend durch das Herz.

Freudig und tief bewegt legte Kärger das Blatt wieder hin; aber diesmal nicht auf den Tiſch, ſondern in die Schublade deſſelben, wo ſich ſchon eine große Zahl anderer beſchriebener Blätter vorfand. Es war dies ſein kleines Heiligthum, ſein Schatz, ſein Geheimniß, das er bis jetzt noch Niemanden anvertraut hatte; ſelbſt nicht einmal ſeinem Vater, gegen welchen er doch ſonſt nichts geheim hielt, da dieſer nicht pedantiſch gebietend, ſondern wie ein väterlicher Freund zu ihm ſtand. Theodor wollte ihn ſpäter mit dem Geheimniß, das hier verborgen lag überraſchen: das heißt, mit der Ueberſendung der Manuſcripte, die ſich hier allmählig aufſpeicherten und die der junge Mann — man hätte dieſe Idee nach ſeiner heiteren Außenſeite nicht erwarten ſollen — für die Herausgabe eines „Taſchenbuchs für Chriſten“ beſtimmt hatte. Es ſollte dies Taſchenbuch — Taſchenbücher waren ja damals eine Modeerſcheinung, die bald genug faſt die ganze deutſche Literatur überwucherte, — aus hiſtoriſchen Aufſätzen, geiſtlichen Sonetten und Liedern, oder ſonſtigen poetiſchen Ergreifungen einzelner Stellen der Bibel beſtehen und durch eine Reihe von paſſenden Kupferſtichen geſchmückt werden.

Der Gedanke war eigenthümlich, das geſtand ſich der Jüngling bei dem Anblicke ſeines Schatzes auch in dieſem Augenblicke wieder; obgleich er dem, der ſich jetzt Tag für Tag in der Tiefe der Erde, in Nacht und Einſamkeit und unter tauſend Gefahren begraben ſah und ſomit ernſten Betrachtungen und einer oft feierlich religiöſen Stimmung nicht entgehen konnte, n[illegible]nug lag.

„Und warum ſollte man denn nicht auch ein „Taſchenbuch für Christen" ſchreiben können?" — ſagte er jetzt, indem er die Schublade des Tiſches wieder ſorglich zuſchob. — „Soll uns denn die Religion, für die unſere Väter kämpften und ſtarben, nicht eben ſo begeiſtern, und ſollen dieſe Töne nicht manche Seele anſprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt ja ſo ſchöne Züge der religiöſen Begeiſterung in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihren Sänger verlangen. Warum ſoll ich der nicht ſein?"

In dieſem Augenblicke ließen ſich Tritte auf der Treppe vernehmen.

„Das iſt Schneider!" — rief der junge Körner mit einem freudigen Aufblitzen der Augen. — „O! wie iſt mir der Freund an dieſem herrlichen Tage willkommen. Nicht einen Schritt laß ich ihn heute mehr von meiner Seite. Das ſoll einen wahren Feſttag der Freundſchaft geben!" — und mit dieſen Worten nach der Thüre eilend, riß er dieſe weit auf und ſtreckte dem Kommenden beide Hände mit Herzlichkeit hin.

Giebt es denn etwas Schöneres auf Erden, als zwei junge kräftige Männer zu ſehen, die Jugendfreundſchaft verbindet? Giebt es etwas Zauberhafteres als dieſe ſelbſt? Und warum? . . . Weil der Menſch in der Götterzeit der Jugend noch an die Ideale des Lebens, noch an Tugend, noch an wahre Freundſchaft, noch an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menſchen glaubt, und ſo von dem Göttlichen ſelbſt göttlich gehoben und getragen wird. Ach! im Alter iſt ja der Glaube zumeiſt dahin; das Leben hat dann, wie der Krater eines Vulkanes, die glühenden ſengenden und brennenden Lavamaſſen der Leidenſchaften nach allen Seiten ausgegoſſen und durch ſie — oder durch den Aſchen- und Steinregen der Trivialität — die Paradieſe zerſtört, die ſonſt an ſeinem Fuße lagen. Wer an die Göttlichkeit im Menſchen nicht mehr glauben kann, der kann auch unmöglich an wahre Freundſchaft glauben; denn beide gründen ſich auf eine und dieſelbe Anlage zu uneigennütziger, freier, unmittelbarer, und darum unveränderlicher Liebe.

Aber in der Jugend liegt ja auch das Bedürfniß eines innigen Anſchließens, einer unbedingten Hingabe, und beides machte ſich in Körner und Schneider geltend. Nur in einem lag der Unterſchied: in Körner war dies Bedürfniß nach Freundſchaft und Hingabe ſo ganz Natur, ſo wahrhaft kindlich rein und unbefangen, daß ſchon dieſe Unbefangenheit entzückte und hinriß; anders war es bei Schneider, in deſſen bleichem Geſichte jede Aeußerung der Freundſchaft, die ihm Körner entgegenbrachte, ein ſchmerzliches Zucken der Muskeln hervorzurufen ſchien. Unverkennbar blieb es: auch ſeine Seele dürſtete nach Freundſchaft und Liebe; . . . auch er ſtreckte ſeine Hand nach einer anderen warmen Freundes-Hand und ihrem innigen Drucke aus; . . . aber . . . dies Ausſtrecken hatte etwas krampfhaftes . . . die Liebe kam aus keinem friſchen Herzen. Ein ſchärferer Blick, als der Theodors, hätte geſehen . . . daß ſie aus einem verkohlten kam. Es war dabei immer, als ſehe Schneider mit ſtummer blutender Seele nach einem Etwas zurück, das das Schickſal — dieſer mit Menſchenglück ſpielende unſichtbare Scharfrichter — ihm entriſſen und von deſſen Verluſt ſein Herz noch ſchmerzlich zucke.

Körner ahnte ſo etwas; . . . aber . . . er liebte den Freund, gerade um dieſer Ahnung willen, um ſo wärmer und inniger.

Die beiden Jünglinge kamen jetzt überein, nach dem Beſuche des Gottesdienſtes auf der Knappſchaft — Theodor wollte ihn nicht verſäumen — einen weiten Spatziergang zu unternehmen, um den herrlichen Tag in voller Freiheit und Ungezwungenheit mit einander zu verleben.

So gingen ſie denn erſt zur Kirche.

Der Prediger, der hier vor der ganzen Knappſchaft und deren Angehörigen ſprach, war ein Mann mit eisgrauen Haaren, voll Einfachheit und Würde. Die Worte kamen ihm ſchlicht aber mit Wärme aus der Seele. Mit kindlicher Frömmigkeit ſprach er dabei vom Herzen weg und berührte ſo auch die Herzen der einfachen und ſchlichten Zuhörer wohlthätig und erhebend. Dabei hielt er ſich an die Begriffswelt ſeiner kleinen aus lauter Bergleuten beſtehenden Gemeinde, indem er den Bergbau als Sinnbild des menſchlichen Lebens nahm: „Hier“ — ſagte er mit mildem Ernſte — „hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm; dort ... dort drückt ihn der Felſen in eine unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Aber er zieht ſich ja fort und fort; da kommen andere Gänge und veruneblen ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht.“

Gar ſchön wandte dies der Prediger auf treue Freundſchaft und Liebe an, wie ſie ſich im Leben und in der Ehe finde; und wie ein ſolcher Bund, dem Menſchen — dem armen Bergmann in dem großen Schachte hier unten auf Erden — das ſchönſte Glück, der reichſte Fund ſei.

„Oft“ — ſagte er dann weiter — „zerſchlägt ſich aber auch der Gang vor dem Bergmann in tauſend Trümmern: aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit ausrichtet. Oft freilich lockt ihn auch ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber — iſt er nur ein tüchtiger Bergmann — ſo erkennt er bald den falſchen Weg und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er als braver Chriſt und Menſch, den wahren erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls; wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.“

Und nun ſprach der alte würdige Prediger über „die wahren Schätze des Lebens“; namentlich aber über das Silber der Tugend und das Gold eines reinen und guten Gewiſſens, bis er mit den Worten ſchloß: „Alſo ihr Lieben, ſei es denn, daß wir von dem ewigen Berggeſchworenen dort oben erkannt werden, als wackere Häuer, die da fleißig vor Ort ſind, und hier in dem tiefen niedrigen Grubenbaue des Lebens, bewaffnet mit dem Grubenlichte der Religion, die wahren Schätze des Herzens zu Tage fördern. Dann kann es geſchehen, wenn der Tod uns aufdeckt und der Sargdeckel des Schattens von den tiefen blaßgelben Arbeitern wegreißt, wir wieder wie erſte Menſchen in einem neuen Leben voll himmliſcher Paradieſe ſtehen und unter einem friſchen unermeßlichen Himmel!“

Wunderbar mächtig war der Eindruck, den dieſe einfache aber herzliche Predigt auf die ſchlichten Menſchen machte, die ſie gehört; auch die beiden jungen

Freunde fühlten ſich erbaut und verließen den heiligen Ort in einer gehobenen feſtlich-ſchönen Stimmung.

Namentlich hatte ſie das erquickt, beſeligt und mit neuer Kraft zu einander hingezogen, was der Prediger von der Freundſchaft geſagt. So ſchritten ſie denn jetzt Hand in Hand, ſchweigend — aber Jubelhymnen der reinſten Freude in den Herzen und den Blicken — hinaus in Gottes freie prächtige Natur, nur von Zeit zu Zeit durch einen warmen innigen Druck der Hände den überſchwellenden Drang der Herzen verkündend. In Schneiders bleichem Antlitz zuckte es dabei oft gar wunderbar . . . ſo wunderbar . . . als zweifle der Jüngling an der Wirklichkeit dieſer neuen Welt der Liebe, und werde doch durch das Morgenroth ihres Aufganges an das blutige Abendroth einer bereits verſunkenen Sonne erinnert.

Auch Theodor bemerkte dies. Da riß er den Freund voll Wehmuth und ſtürmiſcher Liebe an ſein Herz und rief: „O ſo ſei doch glücklich Freund! Die Erde um uns her iſt ja ſo ſchön, das Leben ſo reich, und . . . dies Herz ſo voll Liebe zu Dir!"

„Wie das meine!" — ſagte Schneider; aber er zerdrückte dabei eine Thräne im Auge. Körner wagte nicht den Kirchhof, den er in der Freundesbruſt ahnte, mit rauher und harter Hand auf- und umzuwühlen — fremde Schmerzen wie fremde Gräber ſind dem feinfühlenden Menſchen heilig — aber er ſuchte ihn umzuwandeln in einen Hain ruhiger erhebender Freude. Und dafür that ja auch die Natur jetzt ihr Möglichſtes.

Sie wandelten ihren Lieblingsweg: an friſch grünen Wieſen vorüber, dem Schatten des Waldes entgegen, den dunkelblauen, von keinem Wölkchen berührten Himmel über ſich. Und der Iſisſchleier der Natur ward für ſie immer durchſichtiger, und unter ihm blickte eine lebendige Göttin mit ſeelenvollen Zügen hervor.

Selige Stunden gingen jetzt für ſie auf; . . . waren es doch für Beide die Morgenſtunden der erſten Jugendfreundſchaft. Seltſam genug hatten ſie ſich ja gefunden, ſeltſamer noch fühlten ſie ſich beide, ſchon von den erſten Momenten ihrer Bekanntſchaft an, zu einander hingezogen, ſo verſchiedenartig auch ihr Weſen in mancher Beziehung auseinander ging. Aber es giebt eben Menſchen, die für einander geboren ſind . . . man möchte ſagen: die durch eine Seelenverwandtſchaft mit einander verbunden, geboren wurden. Ihr erſtes Finden iſt dann nur ein zweites; wodurch ſich die Glücklichen nicht nur eine Zukunft, ſondern auch eine Vergangenheit zubringen.

Aber die Jugend . . . vergißt ſie denn nicht die Vergangenheit und Zukunft ſo leicht über die Gegenwart? Auch die Freunde ſchwelgten jetzt in ihr. Selig, wie berauſcht, ſchlürfte zumal Körner den vollen Becher, da ſeine poetiſche Natur ihn mit einem Tempel der Freundſchaft voll Göttergeſtalten überbaute.

O halte ſie immer heilig, glücklicher Menſch, dieſe ſchöne Stunde! Sollten wir Sterblichen denn nicht alle erſten Regungen der Natur heilig halten, wie die Völker im Kindheitsalter des Menſchengeſchlechtes die Erſtlinge der Heerden und Früchte für den Altar der Götter? Giebt es denn etwas Reineres und Wärmeres als unſere erſte Freundſchaft, unſere erſte Liebe, unſer erſtes Streben nach Wahrheit, unſer erſtes Gefühl für die Natur?

Jean Paul ſagt: „Wie Adam werden wir erſt aus Unſterblichen . . . Sterbliche; wie Aegypter werden wir eher von Göttern als Menſchen regiert; . . . und das Ideal eilt der Wirklichkeit wie bei einigen Bäumen die weichen Blüthen den breiten rohen Blättern vor, damit nicht dieſe ſich vor das Stäuben und Befruchten jener ſtellen.“

Wie hätte aber bei Körner eine ſolch' glückliche Stunde, ein ſo urfreudiges Behagen, nicht eine Blüthe der Poeſie treiben laſſen? Lächelnd errieth es Schneider aus des Freundes flammenden trunkenen Blicken, daß Apollo zu ihm niedergeſtiegen und die Begeiſterung des Dichtens ihn erfaßt habe.

„So folge dem göttlichen Schwunge!“ — ſagte er daher freundlich. — „Ich will hier im Graſe ruhen, bis Deine Muſe geſprochen.“

„Thue es, Freund!“ — rief Körner. — „Es ſprengt mir wahrlich ſonſt auch die Bruſt.“

Und er warf ſich ebenfalls auf den von Moos und Gras weich gepolſterten Boden nieder nahm Brieftaſche und Bleifeder und ſchrieb.

Es war eine gar ſchöne Theilnahme, die in Schneiders Zügen lag, als er jetzt dem Freunde zuſchaute . . . eine Theilnahme, der ſich Erwartung und Ehrfurcht geſellten. Ein ſchaffender Geiſt hat immer etwas Ehrfurchtgebietendes für uns, und wäre er der eines Kindes, daß mit unſicherer Hand ſeine erſten Figuren zeichnet. Lange freilich ließ ihm Körner nicht Zeit dazu. Die Gedanken mußten dem jugendlichen Dichter wieder wahrhaft zufliegen, ſo raſch ging die Bleifeder hin und her.

„Fertig!“ — rief er jetzt im freudigen Siegestone, ſprang auf und las:

Sängers Morgenlied.

Süßes Licht! Aus gold’nen Pforten
  Brichſt du ſiegend durch die Nacht.
  Schöner Tag! du biſt erwacht.
Mit geheimnißvollen Worten,
In melodiſchen Accorden
  Grüß’ ich deine Roſenpracht.

Ach! der Liebe ſanftes Wehen
  Schwellt mir das bewegte Herz,
  Sanft, wie ein geliebter Schmerz.
Dürft' ich nur auf gold'nen Höhen
Mich im Morgenduft ergehen!
  Sehnſucht zieht mich himmelwärts.

Und der Seele kühnes Streben
  Trägt im ſtolzen Rieſenlauf
  Durch die Wolken mich hinauf. —
Doch mit ſanftem Geiſterbeben
Dringt das Lied in's innere Leben,
  Löſ't den Sturm melodiſch auf.

Vor den Augen wird es helle;
  Freundlich auf der zarten Spur
  Weht der Einklang der Natur.
Und begeiſtert rauſcht die Quelle,
Munter tanzt die flücht'ge Welle
  Durch des Morgens ſtille Flur.

Und von ſüßer Luſt durchdrungen
  Webt ſich zarte Harmonie
  Durch des Lebens Poeſie.
Was die Seele tief durchklungen,
Was berauſcht der Mund geſungen,
  Glüht in hoher Melodie.

Des Geſanges muntern Söhnen
  Weicht im Leben jeder Schmerz,
  Und nur Liebe ſchwellt ihr Herz.
In des Liedes heil'gen Tönen
Und im Morgenglanz des Schönen,
  Fliegt die Seele himmelwärts.

„Schön!“ — rief Schneider, als der Jüngling geendet und reichte ihm die Hand, die er ihm freudig und

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

dankbar ſchüttelte, — „ſehr ſchön, und auch mir ſo recht aus dem Herzen geſprochen. O! ich möchte auch, daß meine Seele im Morgenglanz des Schönen himmelwärts flöge.“ — Und ſeine großen blauen Augen, die ſonſt zumeiſt wie halb erloſchen dreinſchauten, ſandten einen langen Blick voll Schwermuth und Sehnſucht nach oben. Aber nur einen Moment. Wie erwachend ſtrich Schneider dann raſch mit der Hand über die Stirne und durch die langen blonden Haare hindurch, als wolle er die trüben Gedanken wegſtreifen, die ſich unter ſeiner Hirnſchale feſtgeſetzt. Auch ſprang er raſch auf einen anderen Gegenſtand über, indem er ſagte:

„Weißt Du, Freund, was mich am meiſten bei dieſem Gedichte freut?“

„Nun?“ — frug Körner.

„Daß es der Oberwelt ihr Recht zugeſteht!“ — fuhr Schneider fort. — „Du magſt für Dein unterirdiſches Schaffen und Treiben in den Schachten ſchwärmen wie Du willſt, in dieſem Gedicht hat Dein innerſtes Weſen dennoch ſeine Sehnſucht nach dem Lichte ausgeſprochen.“

„Warum auch nicht!“ — rief Körner heiter. — „Nach Licht, nach Liebe, nach Freiheit, nach Allem was groß, ſchön und edel auf dieſer Oberwelt iſt, ſehnt ſich meine Seele immer, und ich glühe und lebe auch in meiner Unterwelt dafür.“

„Und haben die Eigenthümlichkeiten des Bergmannlebens noch nicht ihren Reiz für Dich verloren?“

„Urtheile darüber!“ — rief Körner ſtrahlenden Angeſichts — „wenn Du das Gedicht vernommen, das hier, einige Seiten weiter vornen, in meinem Taſchenbuche ſteht. Ich habe es vorgeſtern in der Grube gemacht und geſtern in der Nacht zu Papier gebracht.“

„Laß hören, productive Seele!“ — ſagte Schneider. — „Es iſt nur ſchön, daß Du da unten mit dem Erz auch Lieder zu Tage förderſt.“

„Ja!“ — meinte Körner lachend — „wenn ich mich nur mit Kübel, Haspel, Göbel, Pochwerk, Wäſche und Hammer beſchäftigte, dann freilich müßte ich ſchon der Sache überdrüſſig ſein; aber ihr oberſchichtigen Feldratten habt ja gar keinen Begriff von der Poeſie dieſes unterirdiſchen Bergmannlebens: die vielfachen Sagen, die mit ihm verknüpft ſind, . . .“

„Die kennen wir auch!“

„Aber ihr lebt ſie nicht ſelbſt an Ort und Stelle durch! Es ſchütteln euch nicht die Schauer der Einſamkeit und Tiefe . . .“

„Auch die wird man gewöhnt.“

„Euch grüßt nicht der König der Metalle; neckt der Kobold nicht! . . .“

„Halt ein!“ — rief Schneider lächelnd — „ſobald Du Geiſter ſiehſt und ich das Wiehern des Pegaſus höre, muß ich zu ſtreiten aufhören. Aber glaube mir, Theodor . . .“

„Still! ſtille!“ — rief der junge Körner hier — „läſtere mir meine Berggeiſter nicht, ſonſt bereiten ſie mir morgen, um Deines Läſtermaules wegen, böſe und ſchlagende Wetter!“

„Dann will ich ſchweigen!“ — meinte Schneider freundlich — „Du biſt mir zu lieb, als daß ich Dein edles Leben gefährden möchte, und außerdem kommſt Du doch bald und wirſt einer der Unſeren, um in dem Studium der Mineralogie, Geognoſie, Oryktognoſie, Chemie u. ſ. w. einen ewig ſprudelnden Quell geiſtiger Anregung zu finden. Das ewige Einerlei der Praxis iſt für den Arbeiter, deſſen Bildungsſtand in dieſer ſeine Welt findet. Aber warum den alten Streit erneuen, wenn Du Dich in Deinem Treiben glücklich fühlſt. Uns bleibt jedenfalls der Vortheil Deiner ſchönen Bergmannslieder. Lies alſo, Freund, was Du neues geſchaffen.“

„Ich ſollte, als guter Lehrhäuer, Dir, Verführer, eigentlich gar nicht mittheilen, was aus der Tiefe ſtammt!“ — rief Körner heiter.

„Da es aus der Tiefe Deines Herzens kommt,“ — ſagte Schneider mit ſchöner Innigkeit — „an das ich, — wie ich mir einbilde — doch auch ein kleines Recht habe, ſo thue es immer.“

„Ein kleines Recht?“ — wiederholte Körner mit ſeelenvollem Blick und reichte dem Freunde die Hand. — „Nimm ſie, wie ich ſie biete: offen und ganz, ſo iſt auch mein Herz Dein. Aber höre:“

Und Theodor Körner las:

„Bergmannsleben.“

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'ſchen Welt.
Er, der ſtillen Nacht Gefährte,
Athmet tief im Schooß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen,
Geht die Sonne ihren Lauf.
Ungeſtört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort: Glück auf!

Da umſchwebt uns heil'ges Schweigen,
Und aus blauen Flammen ſteigen
Geiſter in die grauſe Nacht.
Doch ihr eignes Thun verſchwindet,
Feſter ſind ſie uns verbündet,
Bauen uns den düſtern Schacht.
Nimmer können ſie uns zwingen
Und ſie hält ein ew'ger Bann:
Wir bekämpfen alle Mächte
Durch der Mutter Talismann.

Auch die lieblichen Najaden,
Die im reinen Quell ſich baden,
Stürzen hülfreich in die Gruft,
Mit den zauberiſchen Händen
Das gewalt'ge Rad zu wenden,
Und es rauſcht in ferner Kluft.

Selbſt Vulkan, der Eiſenbänd'ger,
Reicht uns ſeine Götterhand;
Und durch ſeines Armes Stärke
Zwingen wir das Mutterland.

Auch mit Proſerpinens Gatten,
Mit dem ſchwarzen Fürſt der Schatten,
Flechten wir den ew'gen Bund,
Und er läßt auf ſchwankem Steige
Eingeh'n uns in ſeine Reiche,
In des Todes grauſen Schlund.
Doch der Weg iſt uns geöffnet
Wieder auf zum gold'nen Licht,
Und wir ſteigen aus der Tiefe,
Denn der Gott behält uns nicht.

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den ſichern Weg.
Ueber nie erforſchte Gründe,
Ueber dunkle Höllenſchlünde
Leitet ſchwankend uns der Steg;
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir in's düſt're Reich,
Führen auf metall'ne Wände
Jauchzend dem gewalt'gen Streich.

Unter unſers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felſenkluſt hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt ſich unſer Streben,
Bringet eine gold'ne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finſt'rer Tiefe ſchwellt.

In der Erde dunklem Schooße
Blühen uns die ſchönſten Looſe;
Strahlet uns ein göttlich Licht.
Einſt durch düſt're Felſenſpalten
Wird es ſeinen Sitz entfalten,
Aber wir erblinden nicht.
Wie wir treu der Mutter bleiben,
Lebend in dem düſtern Schacht,
Hüllt uns in der Mutter Schleier
Einſt die ewig lange Nacht.

Körner ſchwieg. Schneider drückte ihm abermals anerkennend die Hand; aber er ſelbſt blieb ſtumm und ſinnend. Es war eben gar ſchlimm, daß den bleichen melancholiſchen Jüngling jede trübe Anſpielung, jede Erwähnung des Todes, peinlich berührte und in ein tiefes ſchmerzliches Brüten verſenkte.

Körner kannte dies ſchon, und da er aus Erfahrung wußte, daß man in ſolchen Fällen Schneider am beſten ruhig gewähren ließ, bis ſich ſein feſter Wille „zu vergeſſen" durchgearbeitet habe, ſo that er auch diesmal darnach, und ſetzte ſchweigend den Weg an des Freundes Seite fort.

Während aber jener noch immer in ſich verſunken blieb, ſchaute Theodor munteren Auges umher, ſich an dem „Glück auf!" der ihnen begegnenden Bergleute und deren heute ungewöhnlich heiterem Ausſehen erfreuend. Es war ja Sonntag, und da vergißt ſich auch der Bergmann gern. Es iſt überhaupt ein gar ſeltſames Völkchen dieſes Bergmannsvolk.

Auf San Domingo und Haiti ſchickten die barbariſchen, habgierigen und fanatiſchen Spanier die ſanften unglücklichen Bewohner, die ihr Schwert nicht tödtete, ihre Bluthunde nicht zerriſſen, und der Hunger nicht verzehrte, zur ungewohnten, ungeſunden, harten und gefährlichen Arbeit in die Minen. Die Alten ſchickten in die Bergwerke (ad metalla) nur Verbrecher, wie ſie Rußland nach den Nertſchinskyſchen Gruben Sibiriens und auf den Zobelfang ſchickt. In unſeren Zeiten und bei uns cultivirten Menſchenkindern ſteht die Wahl, ein zweibeiniger Maulwurf zu werden, Jedem frei. Aber es gehört eine eigene Natur dazu, namentlich im Erzgebirge.

Das Leben der Erzgebirger iſt hart: hart ihre Arbeit, groß ihr Fleiß, und nur dürftig die Nahrung — Kartoffel, Haferbrod, Milch, Obſt, Pilze, Schwämme und Beeren. Eine Lieblingsſchüſſel iſt Preißelbeeren mit Rahm und Zucker, und die gemeine Melde (Chenopod. virid) wird als Gemüſe genoſſen. Der junge Körner hatte ſich hier, im Erzgebirge, ſchon manchmal Schwämme und Morcheln ſchmecken laſſen, und eine neue Speiſe und einen neuen Trank kennen lernen — Tannenzapfen in Zucker eingemacht, und Liqueur über Tannenzapfen abgezogen! Und dennoch leben in dieſen armen Gebirgen gegen 500,000 Menſchen, die Bergbau und Fabriken, Flachsbau und Spitzenklöppeln nähren.

Die Hauptſache bleibt indeß doch der Bergbau. Gold wird nur wenig gewonnen, deſto reicher iſt Sachſen an Silber, und ungeheuer war der Schatz bei Entdeckung der Freiberger Bergwerke 1167. Die reichſte Silbergrube iſt der „Himmelsfürſt“ bei Freiberg, und der ganze Bergbau ſoll 1½ Millionen Thaler abwerfen. Natürlich ſind die Gruben nicht mehr, was ſie waren — wie im Harze, Fichtelgebirge und in den Böhmer Alpen auch, denn man kann alles erſchöpfen. — So findet man keine gediegene Silbermaſſe mehr, wie 1477 zu Schneeberg, die 400 Centner wog, und 80,000 Mark gab; ſie diente zum Tiſche des Markgrafen; Stühle und Bänke hatte der Bergmeiſter aus Erz hauen laſſen, und ſelbſt die Bergleute wurden bezahlt mit reinen Silberkuchen. Annaberg iſt auch erſchöpft, und Gold ganz ſelten. Im Mittelalter aber war Deutſchland das Peru und Mexiko der Europäer. Nach den Silberbergwerken folgen die Zinn-, Blei-, Eiſen- und Kobalt-Gruben, ſelbſt Edelſteine werden gefunden wie in Böhmen, und verarbeitet. Wenn auch der Ueberſchuß in der Staatscaſſe noch geringer werden ſollte, ſo nährt doch der Bergbau die Mehrzahl der Erzgebirger directe und indirecte, die in der That dicht genug aufeinander ſitzen!

Man rechnet das Perſonal des Berg- und Hüttenweſens zu 12,000 Seelen, und zählt über 600 Gruben. Es ſind zwölf Bergämter, alle unter dem Oberbergamt zu Freiberg; die Leute haben eigene Gerichtsbarkeit, ſind Acciſe- und Conſcriptionsfrei, und tragen Uniform und grüne Mützen — die Offiziere eiſenfarb und roth — alles dies lockt an, ſo, daß es nie an Bergleuten fehlt, ja viele noch in's Ausland gehn. Sie erhalten wöchentlich 24 Groſchen, der Steiger 30 Groſchen, und haben Kinder über Kinder, die auch etwas verdienen. Die Kartoffel ſteht früh, Mittags und Abends auf dem Tiſch, kaum, daß ſich der Sonntag durch Fleiſch auszeichnet. Glück auf! iſt ihr gewöhnlicher Gruß, ein ſehr natürlicher Gruß, denn gar Mancher bleibt in der Zeche — und es wäre mit Sicherheit zu wetten, daß der Bergmann zu Klein-Waltersdorf bei Freiberg, dem der liebe Gott 1826 Fünflinge beſcheerte — drei Knaben und zwei Mädchen wohlgeſtalt und ganz reif — „Glück auf!" gerufen habe. Die Bergleute haben dabei ihre eigene Sprache, eigene Bergparaden, Bergfeſte, Bergmärſche, Berglieder und ſelbſt Bergpredigten. Chriſtus iſt der oberſte Bergfürſt, und die Chriſtenheit die geiſtliche Bergſtadt Gottes, auf Felſen gegründet, und mit herrlichen Freiheiten begnadiget. Jeſus iſt der oberſte Hutmann, die Engel ſind die rechten Schlegelgeſellen, die die Herzen mit dem Pochſtempel der Reue und Buße zerknirſchen, und auf der Wäſche des Glaubens das Silbererz der Frömmigkeit reinigen von allen Schlacken der Sünde, damit ſie das Gepräge der Kinder Gottes empfangen. Buße und Glaube bleiben das ächte Pochwerk und die wahre Wäſche des Chriſten. — Der Knabe, der ſich dem Bergweſen widmet, wird zuerſt Schneide-, Poch- und Waſchjunge, dann Grubenjunge, der die losgearbeiteten Erze im Karren führt — hierauf wird er Lehr- oder Schrammhäuer, dann Doppelhäuer — endlich bringt er es zum Aufſeher oder Steiger. Zwiſchen Gruben- und Hüttenleuten herrſchen Neckereien, wie zwiſchen Civil und Militär, und doch iſt reingewaſchenes Erz noch lange kein Gold und Silber, und wenn die Grube ſtille ſteht, ſo ſteht auch die Hütte ſtille, wie der Magen des Wehrſtandes ohne den Nährſtand!

Aber ſo hart und ſchwer auch der Beruf des Bergmannes iſt, ſo hat es doch noch nie an zweibeinigen Maulwürfen gefehlt, ſo viel wirken „Freiheiten;“ noch mehr aber Armuth, da die Leute ſelten ihren Kindern etwas anderes lernen laſſen können, am meiſten die Macht der Gewohnheit. Selten wählt der Sohn oder Enkel einen andern Stand, und doch ſind, nächſt Dürftigkeit und Mühſeligkeiten aller Art, Schwindſucht, Bleichſucht, Blindheit, Hüttenkrätze ſeine gewöhnliche Begleiter! Aber man gewöhnt ſich an Alles. — Der arme Bergmann denkt dabei gar nicht an den Mißbrauch des Goldes und Silbers, das er mit Gefahr ſeines Lebens zu Tage bringt, um die Ueppigkeit und Schlechtigkeit der Reichen zu befördern; — er arbeitet, ißt, trinkt, ſingt, liebt und tanzt. So tanzt der Sklave in den Colonien am Sonntage, wenn er gleich die ganze lange Woche unter der Peitſche des Aufſehers gearbeitet und geſeufzt hat, und weiß, daß er am Montage den gleichen Kreislauf beginnen muß. Gewohnheit macht dabei, daß man ſo leicht unter der Erde arbeitet, als auf der Oberfläche im Angeſicht der Sonne.

Mit menſchenfreundlicher Theilnahme dachte der junge Körner jetzt im Dahingehen an dies alles; aber er freute ſich deshalb auch doppelt darüber, daß der Himmel ſelbſt dem geplagteſten Menſchen Tage der beſcheidenen Luſt und Freude gegeben. Jedes halbwegs heitere „Glück auf!“ ſteigerte daher ſein eigenes inneres Glück. Ja er war ſo ſtill ſelig bewegt, daß ſeine Freude zur Dankbarkeit und ſeine Dankbarkeit zu überſtrömender Güte wurde. Wo er einem armen Kinde, einem alten Mütterchen, einem wankenden Greis begegnete, drückte er demſelben, ungeſehen von dem Freunde, eine Gabe in die Hand. Aber jedes Geben machte ihn ſeliger, ſo daß er ſich jetzt gerne der ganzen Welt ſelbſt hingegeben und in die Arme geworfen hätte.

O! wer von uns hat denn nicht auch ſchon ſolche Tage und Stunden verlebt, wenn ſie auch jetzt weit! weit! hinter uns liegen, und wir mit ſtiller Rührung nach ihnen zurückſchauen, wie nach verlorenen Paradieſen! Wer aber nie ſolche Tage und Stunden ſah ... der iſt ... der Armen ärmſter!

Uebrigens dürfen wir uns ja auch namentlich über ſporadiſch hingeworfene Wohlthaten freuen; ſie ſind den Empfangenen unerwartete Treffer in der großen Schickſalslotterie, die eben deshalb doppelt glücklich machen und beglücken. Wer dagegen viele Wohlthaten empfängt, hört auf ſie zu zählen, und fängt an, ... ſie zu wägen.

Jetzt hatte auch Schneider ſich wiedergefunden. Wohl zuckten die Muskeln noch ſchmerzlich um die Mundwinkel des Sonderlings; aber dies Zucken war nur noch das Wetterleuchten des in ſeinem Inneren verſinkenden Sturmgewitters des Schmerzes. Die hohe Stirne des Jünglings, dieſer Sitz der leuchtenden Gedanken und des feſten Willens, war wolkenlos und frei. Körner ſah, daß der Stein vom Grabe hinweggewälzt und der innere beſſere Menſch auferſtanden ſei. Es war einmal wieder eine Erlöſung und Himmelfahrt im beſten Sinne des Wortes.

Aber der Himmel ſenkte ſich nun auch für die beiden Jünglinge zur Erde. Der überwundene Schmerz hatte Schneider weicher wie gewöhnlich gemacht und empfänglicher noch für die Freundſchaft, die ihm Körner, wie einen feurigen Opferbrand von dem Altare ſeines Herzens entgegenbrachte. Dazu das einfache

Mahl im nächſten Dörfchen unter dem grünen Laubdache einer gewaltigen Linde, . . . der Blick in die lachende Ferne und der Himmel, der ihnen, wie ein großes ſtrahlendes blaues Auge, ſein munteres „Glück auf!“ zublitzte.

Jetzt aber flog noch, wie eine Taube Noahs mit dem Oelzweige, eine frohe Botſchaft dazwiſchen. Der Poſtbote, der nur Sonntags in dieſen Winkel der Erde kam, um die Weltneuigkeiten in Geſtalt einer auf ſchlechtes Löſchpapier ſchlecht gedruckten Zeitung hier abzuliefern, brachte dieſe.

Körner wies ſie zurück. Er vermochte es ja ohnedem nicht, Zeitungen zu leſen, da ſie in jener Zeit der Schmach Deutſchlands ſtets demüthigende oder kränkende Berichte brachten, die von Napoleon oder ſeinen Creaturen ausgingen. Er machte es daher, wie es — der Sage nach — der Vogel Strauß macht: wenn ihm die verfolgenden Jäger zu nahe kommen, ſteckt er den Kopf in den Sand, und da er nun ſeine Verfolger nicht ſieht, glaubt er, ſie würden ihn auch nicht ſehen. Der junge Körner — deſſen ächt deutſches von Vaterlandsliebe glühendes Herz ſich jedesmal empörte, wenn er von neuen Unterdrückungen von Seiten der verhaßten Franzoſen hörte — täuſchte ſich ſelbſt gern über die Lage des Vaterlandes . . . indem er nichts über daſſelbe las.

O Himmel, wer konnte denn helfen? . . . Niemand und er gewiß am wenigſten!

Bei Gott! die Sehnſucht dieſem unſeligen politiſchen Treiben zu entgehen hatte ihm ja ſelbſt den Abſchied aus dem Vaterhauſe erleichtert und ſein unterirdiſches, von dem blutigen Getriebe der Welt ſo entferntes Wirken, doppelt lieb gemacht. Sein zu jugendlich ſtürmendes Herz, war noch nicht ſo weit, Herr der Leidenſchaften zu ſein — erſt der Sprudel der Zeit verwäſſert oder verſteinert den Menſchen — er enthielt ſich daher des Leſens der Zeitungen, um nicht in Bitterkeit überzuwallen; . . . er verbarg ſich vor ſich ſelbſt und der Welt, um Beiden . . . den eigenen tiefen Schmerz nicht zu zeigen. Dieſem Vergeſſen kam freilich auch manches zu Hülfe: der leichte Sinn der Jugend, Wiſſensdrang, ſein poetiſches Weſen, der Reiz der Neuheit bei ſeiner jetzigen Berufsthätigkeit, ſeinem neuen Umgang, der fremden Umgebung und dergleichen mehr. Im ſiebzehnten Jahre flammt das Herz des Menſchen wohl momentan in wildem Unmuthe auf, wenn es den eiſernen Druck der Tyrannei fühlt; aber es wird kaum mit finſterem ruhigem, aber auch um ſo ausdauerndem Haß der Tyrannei entgegentreten und Trotz bieten.

Schneider war anders: ihn hatte das Leben — obwohl er nur drei Jahre älter als Körner war — doch ſchon bedeutend ernſter und ruhiger gemacht. Schickſalſchläge und Seelenſchmerzen reiſen ja wie Treibhaushitze; aber ſie kürzen freilich auch, wie dieſe, die Zeit der Blüthe ab.

In ſich zerfallen, an einem großen Schmerze ſelbſtquälериſch nagend, ging es ihm bei dem Märtyrerthum ſeines Herzens, wie faſt allen ſonſtigen Märtyrern: ſie drücken mit fanatiſcher Luſt immer neue Dornen in ihr Fleiſch. Schneider liebte es zu ſeinem alten Schmerz . . . neue Schmerzen zu ſuchen, und ſich damit ſelbſt die Dornenkrone aufzudrücken. Darum nahm er doppelten Antheil an all den Geißelhieben, die der ſtolze triumphirende Corſe, der ſchon am ganzen Leibe blutenden Germania verſetzte; . . . er fühlte ſie mit; . . . aber . . . er wollte ſie auch mitfühlen. Das ohnmächtige Kniriſchen beim Tragen des allgemeinen Joches erleichterte ihm den Druck des eigenen.

Darum las Schneider jede neue Zeitung mit Begierde und nahm auch jetzt diejenige eilig entgegen, die der Poſtbote eben gebracht.

Plötzlich ſtieß er einen lauten Freudenſchrei aus, ſprang empor und ſchwang unter Jubeltönen das Zeitungsblatt wie eine Siegesfahne.

Körner wußte nicht, wie ihm geſchah: Schneider, ſein blaſſer, ſtets ſo düſterer Freund, in deſſen melancholiſche Züge ſich ſo ſelten ein Lächeln ſtahl, das dann noch überdies mehr Seelenſchmerz als Freude wiederſpiegelte, . . . Schneider hatte einen Jubelſchrei ausgeſtoßen, . . . Schneider war raſch aufgeſprungen, . . . Schneider jubelte noch und ſchwang die Zeitung wie eine Siegesfahne.

Aber in Schneiders Auge glänzte auch eine Freudenthräne und Freudenthränen ſind der Thau, in welchem ſich Gott, die ewig heiter ſtrahlende Sonne der Geiſterwelt, wiederſpiegelt.

„Und was giebt's? was haſt Du?“ — frug Körner, noch ſtarr vor Ueberraſchung.

„Eine zweite Herrmahnsſchlacht iſt geſchlagen!“ — rief Schneider und ein leiſes Roth lief über ſeine ſonſt immer ſo krankhaft blaſſen Wangen. — „Der übermüthige Corſe iſt einmal gedemüthigt worden und ruft wie Auguſtus: „„Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!““

Aber jetzt war auch der junge Körner mit flammenden Blicken und dem Ausrufe „Napoleon?!“ aufgeſprungen.

„Ja, Napoleon!“ — entgegnete der Freund, dem bei dem verhaßten Namen die alte Bläſſe zurückkehrte.

„Geſchlagen? Unglaublich! . . . wo? . . . wie? . . . von wem? . . .“

„Nicht er ſelbſt!“ — ſetzte Schneider jetzt wieder finſter hinzu — „aber doch ſeine Söldlinge in Spanien!“

„Ach! in Spanien!“ — rief Körner.

„Es iſt immer wichtig, damit der Schlachtengott unſeres Jahrhunderts einſehen lernt, daß auch er beſiegbar iſt.“

„In Spanien!“ — wiederholte Körner gedehnt — „ich wünſchte . . .“

„Die Rückwirkung wird immer von hoher Bedeutung ſein.“

„Wenn nicht raſch zehn gewonnene Schlachten den guten Eindruck, den dieſe eine Niederlage hervorrufen mag, verwiſchen. Er iſt ein Atilla, eine Gottesgeißel, mit dem der Himmel uns züchtigen will!“

„Und die der Ewige in den Staub ſchleudern wird, wenn ſie ihm und ſeiner Weisheit genug gedient hat!“ — ſagte Schneider hier ernſt, faſt feierlich.

„Und unterdeſſen kann unſer ſchönes deutſches Vaterland . . . aber lies, Freund, lies! . . . was iſt geſchehen?

„Du weißt, wie wacker ſich die Spanier gegen den Land- und Kronenräuber bis jetzt benommen!“

„Ja! wenn ich auch — um mich nicht todt zu ärgern — keine Zeitungen leſe, ſo erfahre ich die Geſchichten doch; wenn nicht laut . . . ſo ſpricht doch Jedermann im Geheimen davon.“

„Nicht mehr wie klug; die ganze Welt läuft ja voll franzöſiſcher Spione.“

„Sie iſt ein großes Dyonyſos-Ohr! . . . Aber gerade dieſes ſchmachvolle und entſittlichende . . .“

„Aergere Dich nicht!“ — fiel hier Schneider ein — „die Stunde iſt zu groß und zu ſchön dafür. Höre lieber was die Zeitung ſagt. Napoleon wird den Jubelſchrei Europa's kaum unterdrücken können. Alſo Du weißt, den erſten bedeutenden Verluſt erlitten die Franzoſen jüngſt in Cadix, wo ihre im Hafen liegenden Kriegsſchiffe in die Hände der Spanier fielen.“

„So hieß es!“ verſetzte Körner. — „Auch vor Valencia ſollen ſie eine Schlappe erhalten haben.“

„Moncey verſuchte es vergebens mit Sturm zu nehmen.“

„Dagegen wurde das aus Portugal zurückkehrende ſpaniſche Heer wieder von den Franzoſen geſchlagen.“

„Schachzüge des Krieges. Jetzt aber paſſe auf, was weiter geſchah: „„Wir haben aus Spanien zu melden, daß dem Siege des franzöſiſchen General Beſſières bei Rio Seco über das aus Portugal zurückkehrende ſpaniſche Heer, plötzlich eine überraſchende Wendung folgte, die den Triumph der franzöſiſchen Waffen in Spanien ſehr in Frage zieht, und daß ſchon acht Tage ſpäter ihr Ruhm und ihr Kriegsglück durch das vom General Düpont erlittene Mißgeſchick einen harten Stoß erlitten. Düpont war Ende Mai über die Sierra Morena nach Andaluſien gezogen, und drang am 7. Juni ſtürmend in den Stadt Cordova ein. Seine Soldaten verübten dort ſo unerhörte Gräuel, daß ſelbſt der franzöſiſche General Foix ſagt, ähnliche Scenen ſeien von den Bewohnern Cordova's ſeit dem Jahre 1236, wo Ferdinand III. von Caſtilien die Stadt den Mauren entriß, nicht erlebt worden. Düpont mußte zehn Tage in Cordova verweilen, um die von Savary erbetenen Verſtärkungen zu erwarten; dieſe blieben aber aus, weil ſeine Boten aufgefangen worden waren. Dadurch erhielten die Spanier Zeit, ſich rund um Cordova herum zu ſammeln. Um nicht völlig abgeſchloſſen zu werden, mußte Düpont am 17. Juni den Rückzug antreten. Er verlor auf demſelben durch die Sommerhitze und durch Mangel an Lebensmitteln Tag für Tag viele Leute, und ward noch dazu durch ſeinen Troß, der ſich wegen der vielen geraubten Schätze ſehr vermehrt hatte, gehindert, ſchnell voranzukommen. Gerade als endlich eine unter Wedel's Führung herbeiziehende Verſtärkung ſich mit ihm vereinigen wollte, wurde er bei Baylen von Caſtagnos enge eingeſchloſſen und am 22. Juli zu einer Capitulation gezwungen, die ſich nur mit der berüchtigten Capitulation des öſterreichiſchen General Mack vergleichen läßt. Dieſe Capitulation von Baylen liefert nicht blos Düpont's ganzes Heer, ſondern auch Wedel's Diviſion, zuſammen dreiundzwanzigtauſend Mann, in die Hände der Inſurgenten. Nach den Beſtimmungen derſelben ſollte Wedel's Abtheilung zu Lande nach Frankreich zurückkehren dürfen, Düpont's Corps aber von Cadix aus zu Schiffe dahin gebracht werden. Da jedoch die Junta von Sevilla, die ohne den Vorbehalt ihrer Beſtätigung abgeſchloſſene Verträge nicht anerkannt hat, ſo wurden viele der kriegsgefangenen Franzoſen unterwegs von dem erbitterten Volke getödtet. Kaiſer Napoleon ſoll durch die Nachricht von jener Capitulation tief erſchüttert ſein.“ “

Schneider hielt inne und legte das Blatt nieder. Aus ſeinen ſonſt halb erloſchenen Augen funkelte es unheimlich wie Haß und Siegesfreude; Körner aber rief hell ſtrahlenden Auges:

„Ja! daß iſt bei Gott eine zweite Herrmannsſchlacht. Leider freilich nur für Spanien. Gieb acht, die wackeren Spanier machen ſich frei!“

„O, der Schande!“ — rief Schneider — „daß wir Deutſche es nicht auch thun!“

„Wohl iſt es Schande!“ — ſagte Körner finſter — „aber wer trägt die Schuld?“

„Die Nation wahrlich nicht!“

„Aber die Fürſten!“

„Durch ihre Uneinigkeit!“

„Und durch ihren Egoismus. Jeder will nur ſich und ſeinen Thron retten . . .“

„Und ſein Land vergrößern . . .“

„Oder König, Großherzog, Herzog werden. Wenn ſie Muth und Selbſtverläugnung genug hätten, alle zuſammen zu ſtehen, . . .“

„Ja wenn! . . . wenn! . . .“

„Laß uns abbrechen!“ — rief Körner — „ich kann darüber weder leſen, noch denken, noch ſprechen ohne mich ſo furchtbar aufzuregen und zu erbittern, daß ich am ganzen Leibe zittere.“

„Du haſt Recht!“ — ſagte Schneider — „der Tag war ſo ſchön, daß wir ihn uns nicht verderben wollen. Freuen wir uns vielmehr der wackeren Spanier und ihrer Siege und hoffen zu Gott, daß auch das deutſche Volk einſt noch ſein Joch zerbricht.“

Und beide tranken auf die Freiheit Spaniens und Deutſchlands, und den Sturz Napoleons.

Plötzlich hielt Schneider inne und ſagte ernſt:

„Und wenn es ruft?“

„Werd' ich einer der Erſten ſein, der dem Rufe folgt!“ — verſetzte Körner.

„Und ich auch!“ — entgegnete Schneider. — „Geben wir uns die Hände darauf.“

Und beide Jünglinge, in heiliger Vaterlandsliebe glühend, ſchüttelten ſich die Hände.

Es ward jetzt lauter in der Umgegend. Die Bergleute der nächſtgelegenen Dörfer kamen, ihre Sonntagsfreuden zu ſuchen. Auch Bergſtudenten fanden ſich ein. Aber wilder Lärm und tobende Luſt war nicht für die Beiden, am wenigſten heute und in der Stimmung, in der ſie ſich befanden.

Sie brachen daher auf, bezahlten den Wirth und ſuchten auf's Neue einen ſchönen einſamen Weg. Edle Freuden müſſen mit weicher Hand gepflückt werden, wie zarte Blumen. Man iſt deshalb noch lange nicht ſentimental, wenn man feinfühlend iſt, und feinfühlend waren Körner und Schneider, der erſtere ſchon als Dichter . . . der Andere . . . weil ſein Herz noch immer im Geheimen aus tauſend Wunden blutete und daher bei jeder harten Berührung doppelt zuckte.

Nachmittag und Abend in ihrer ſtillen Feier verbanden jetzt die beiden Freunde immer mehr; ſie verſprachen ſich treu zu bleiben für's Leben und ſetzten feſt, ſich von der Stunde an mit ihrem Vornamen, Theodor und Karl, zu nennen.

Wunderbarer Zauber, der, bei feinfühlenden Menſchen, in dieſer Vertraulichkeit liegt. Es giebt ja für den Jüngling nur eine höhere Stunde, und das iſt die Stunde, in der er zu der Geliebten und dieſe zu ihm . . . zum erſtenmal „Du“ ſagt. Bei wem ſich in dieſen beiden Minuten der Himmel nicht zur Erde neigt, der kennt keinen, . . . hat keinen . . . und . . . wird nie einen finden.

Ueber Karl und Theodor goß jetzt ein doppelter

Himmel ſeinen Strahlenglanz aus, der innere und der äußere: am inneren war die Sonne der Freundſchaft im freudigen Aufſteigen, . . . am äußeren ſank die irdiſche Sonne eben in entzückender Pracht nieder.

Beide ſaßen ſchweigend, da ſie zu bewegt und der Anblick zu großartig war, um zu ſprechen.

Endlich war ſie dahin, die Königin des Tages, und der Himmel verglühte.

„Ach! wenn das doch mein Herzblut wäre!“ — ſagte Karl leiſe. — „Es müßte ſelig ſein, in dieſer Stunde zu ſterben.“

„Sprich nicht ſo!“ — entgegnete Theodor. — „Wir ſind noch jung, und haben noch viel im Leben zu thun. Wenn wir uns in fünfzig Jahren wieder treffen und wieder ſo beiſammen ſitzen, dann laß uns freudig zurück in's Leben und ruhig in's Abendroth ſchauen.“

Karl ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er:

„Nicht fünfe mehr.“

„Frevele nicht!“ — meinte Theodor.

„Iſt Sehnſucht Frevel?“

„Hier Schwäche.“

„Und wenn ich nun ſchwach und müde geworden bin, in meinem kurzen Leben, darf ich mich da nicht nach Ruhe ſehnen?“

„Richte Dich auf, Karl!“ — rief der junge Körner

. . . aber er hielt plötzlich inne . . . Schneider war todtenbleich geworden.

„Ja!“ — ſagte dieſer leiſe und wie für ſich . . . „das iſt ein Opfer der Freundſchaft werth! — — — Ich will Dir meine Vergangenheit aufdecken; nimm ſie hin, wie mein Teſtament. Ich fühle es ja doch, daß ich nicht lange mehr lebe.“

Körner wollte antworten . . . aber Schneider drückte ihm bittend die Hand. Körner verſtand es . . . und ſchwieg.

Der Tag war erblichen. Seine letzten Lichter ſtarben unter dem Auftauchen einzelner Sterne.

Zertretene Herzen.

„Erwarte keine großartige wunderbare Begebenheit zu hören,“ — hub jetzt Schneider an, — „ſondern den einfachen Bericht einer ſehr einfachen, aber auch ſehr traurigen Geſchichte. Sie iſt ein neuer Beleg, wie ſchwach wir Menſchen oft im Erkennen des Richtigen und Wahren ſind, und zu welch’ unſeligen Folgen — ſelbſt bei ſonſt guten Menſchen — vorgefaßte Meinungen und Vorurtheile führen können. Gewiß haben ſie ſchon manches ſchöne Leben zertreten und . . . manches Herz gebrochen.“

„Ich ſoll Deine Lebensſchickſale hören, Karl!“ — ſagte hier Körner, ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legend, — „ich glaube darin liegt Intereſſe genug für mich. Sprich alſo, ſchlicht und recht, wie Dir’s um das Herz iſt; . . . ſei meiner Theilnahme ſicher und erleichtere Dir dabei die Bruſt.“

„Ja, ſchlicht und recht!“ — wiederholte Schneider mit einem tiefen Seufzer [illegible] da haſt Du recht, ~~Karl~~ — Theodor

Wahrer Schmerz kennt ohnedem weder Phraſen noch dichteriſche Ausſchmückung."

Abermals entſtand eine kleine Pauſe, dann fuhr Schneider fort:

„Ich bin in einem Dorfe in der Nähe von Meißen geboren, woſelbſt mein Vater Prediger war. Du kennſt ja die Gegend von Dresden bis Meißen?"

„Wie ſollte ich nicht!" — rief der junge Körner, durch die Erinnerung angenehm erregt, — „iſt ſie doch der ſchönſte Theil des Elbthales; . . . links der Strom mit den Gebirgen und den Schlöſſern Scharfenberg und Siebeneichen, rechts Weinberge, und überall ſchöne reinliche Dörfer. Zu Miltiz iſt ja ſogar noch ein Kaſtanienhain."

„Nun, in ihm habe ich oft als Kind geſpielt!" — fuhr Schneider trübe fort — „geſpielt, und zwar mit meinem Schweſterchen — es iſt jetzt längſt Staub — und einer kleinen Verwandten, die Louiſe hieß, meines Vaters Schweſter-Kind war, und, als Waiſe, mit uns erzogen wurde. Wir liebten uns alle Drei wie Geſchwiſter; ja wir dachten lange Zeit gar nicht einmal daran, daß wir dies nicht ſeien, wenn auch Louischen zu unſeren Eltern Onkel und Tante ſagte. Soll ich Dir betheuren, Karl, daß wir damals ganz glücklich waren? Du wirſt es begreifen, wenn ich dazuſetze, daß meine Eltern treffliche Menſchen geweſen: gut, einfach und verſtändig wie wenige. Namentlich wußte der Vater dafür zu ſorgen, daß unſer kleines Kindheitsparadies immer Blüthen und Früchte trug; nicht etwa dadurch, daß er uns beſondere Genüſſe verſchafft hätte — wo wären dieſe auf unſerem Dorfe zu finden geweſen? — ſondern durch die Art und Weiſe, wie er uns Kindern die kleinen kindlichen Freuden des Lebens zuwandte und zu genießen lehrte. Er ſorgte für angenehme erſte Eindrücke beim Kommen des Frühlings; bei jeder neuen Blume, die ſich in unſerem Gärtchen entfaltete; wenn junge Hühnchen dem Neſt entkletterten; wenn der Kaſtanienhain — unſer liebſter Tanz- und Spielſaal — grün ward; oder im Winter, bei den Lufttänzen des erſten Schnees, bei den Eisblumen an den Fenſtern, und wenn die langen Abende kamen, mit ſeinem ſchönen Clavierſpiel. Beſonders wußte er auch unſere Spiele immer in kleine Thätigkeiten umzuſetzen, was unſere Phantaſie anregte und uns friſch und heiter erhielt. So lehrte mich der gute Mann ſchon als ganz kleiner Knabe ſchöne bunte Steinchen ſuchen, die ich aber dann nicht wegwerfen durfte, ſondern die, nach Farbe und Art ſortirt, gewiſſermaßen als eine kleine Mineralienſammlung aufbewahrt wurden. Hier legte der Gute den Keim zur Liebe zu den Naturwiſſenſchaften und meinem ſpäteren Hang zum Bergfache."

„Doch genug von jener ſchönen, glücklichen Zeit.

Sie verſchwand wie ein lieber Traum . . . nur zu ſchnell!“

„Wer kennt ſie nicht, dieſe Zeit unſchuldigen Glücks? und betrauert nicht ihr ſchnelles Entfliehen?“ — ſagte Körner. — „Mich hat aber, was Du erzählteſt, doppelt überraſcht, weil ich wunderbarerweiſe auch mit einem Schweſterchen und einer kleinen Freundin heranwuchs. Aber fahre fort!“

„Nun, aus den Jahren des heranreifenden Knaben iſt wenig zu berichten,“ — nahm Schneider wieder das Wort. — „Nur wer auf einem Dorfe geboren und erzogen, kennt die Einförmigkeit eines ſolchen Daſeins. Mein Vater unterrichtete mich, ich lernte gern und leicht und hatte meine Eltern, mein Schweſterchen und die kleine Louiſe nach wie vor lieb. Nur muß ich geſtehen, daß mich jetzt manchmal der Gedanke beſchäftigte: daß Louischen nicht meine Schweſter ſei. Es kam mir dann aber immer vor, als habe ich ſie gerade deshalb noch lieber, und als müſſe ich noch aufmerkſamer und herzlicher gegen ſie ſein, damit ſie mir, der nicht ihr wirklicher Bruder, gut bleibe. O, lieber Theodor!“ — rief hier der bleiche junge Mann, deſſen Antlitz im Lichte des langſam aufſteigenden Mondes noch fahler als ſonſt erſchien, und in deſſen Zügen jetzt eine Wehmuth lag, die Körner tief in das Herz griff, — „warum lieben die Menſchen nicht immer ſo kindlich, ſo ruhig, ſo unbewußt urſprünglich!"

„Weil ſie eben nicht immer Kinder bleiben!" — meinte Körner lächelnd. — „Und weil — nach dem ewigen und erhabenen Geſetze des Fortſchrittes und der Entwicklung — aus dem unbewußt ein bewußt werden muß, wie aus der zarten Blüthe die reife Frucht."

„Beklagenswerther Fortſchritt!" — ſeufzte Schneider.

„Kein Fortſchritt iſt beklagenswerth!" — verſetzte Körner mit Milde — „und wenn er auch mit Sturm und Wehen erkauft werden muß. Die Paradieſesſage bleibt immer ein großartig ſchönes poetiſches Bild für die Kindheit des Menſchengeſchlechtes und die eines jeden einzelnen Sterblichen."

„Du magſt recht haben!" — rief Karl — „aber es giebt Stunden . . ." — er ſtrich mit der Hand über Augen und Stirne und fuhr dann, mit neuem Tone anſetzend, fort: — „Als der Knabe mit ſeinen Vorſtudien beim Vater zu Ende war, kam die Zeit zur Entſcheidung für einen Beruf heran. Bei den meiſten Menſchen iſt ja das Leben leider nichts anderes, als eine Berufs-Vorbereitung und eine Berufs-Abhaſpelung, da nur wenigen Glücklichen vergönnt iſt, ſich ganz frei zu entwickeln und dann nach Maßgabe des inneren freien Dranges zu wirken und zu ſchaffen. Und doch liegt gerade darin die wirkliche Bedeutung des ganzen menſchlichen Lebens ... ſeine Krone, ſein Reiz und ſeine Vergöttlichung!“

„Wohl wahr!“ — meinte Körner; aber er wagte nicht mehr zu ſagen, da er fühlte, daß er, durch die Stellung ſeines Vaters und ſeine Lebensverhältniſſe zu jenen Glücklichen gehöre.

„Bei mir ging es,“ — fuhr Schneider fort — „wie bei ſo vielen Pfarrſöhnlein: man blieb beim Nächſtliegenden und beſtimmte mich auch zur Theologie . . .“

„Und Du ſelbſt, hatteſt Du keine Wahl?“ — frug Theodor.

„Ich hatte ja gar keinen Begriff von Leben und Welt!“ — ſagte Karl. — „Ueber das Dorf hinaus war ich nie gekommen, und ſo kannte ich eigentlich nur die zwei Stände, die in unſerem Dorfe vertreten waren, und von welchen den einen mein Vater repräſentirte: Bauer und Pfarrer.“

„Da blieb freilich keine Wahl!“ — ſagte Körner lächelnd.

„Ich kam alſo in die Meißener Fürſtenſchule, in die man das alte Kloſter St. Afra verwandelt hat.“

„Ich kenne das Gebäude!“ — rief Theodor lebhaft — „es iſt reizend und wahrhaft poetiſch gelegen: auf einem hohen Porphyrfelſen, zu dem eine ſteinerne Brücke führt.“

„Im Inneren würdeſt Du deſto weniger Poeſie gefunden haben.“

„Wie? gingen denn nicht Gellert, Leſſing und Rabener aus dieſer Schule hervor?“

„Das heißt: ſie würden hier alle Drei unter der Wortkrämerei griechiſcher und lateiniſcher Auslegekunſt verkümmert ſein, wenn ſie ihr eigener Genius nicht gerettet!“

„Alſo warſt Du nicht glücklich dort?“

„Ich kam geiſtig und körperlich dem Untergange nahe. Man merkte, daß die Schule aus einem Kloſter entſtanden ſei: hinter den düſteren Mauern ſtack noch unendlich viel Klöſterliches! Die alte pedantiſche Strenge in der Erziehungsweiſe und Lehrform, das ewige Griechiſch und Latein, daß nicht einmal den Kopf, ſondern nur das Gedächtniß füllt, Wörter an die Stelle der Ideen ſetzt, das Herz und den Charakter leer ausgehen läßt und alles Neue pedantiſch ignorirt, wie die Sitten der Welt, taugt nichts und wird ewig nichts taugen!“

„Freilich wahr! Es war wohl recht gut, daß man Klöſter in Schulen verwandelte, da die faulen Bäuche die Kirche bequemer fanden, als die Schulen, . . . nur hätte man alsdann auch . . . die Kloſterſitten nicht beibehalten ſollen.“

„Laß mich über dieſe Zeit körperlicher und geiſtiger

Sklaverei raſch hinübergehen!" — ſagte jetzt Schneider. — „Wenn ich in den drei Jahren, die ich hier zubrachte, nicht ein liebes, unendlich freundliches Bild in meinem Herzen getragen hätte und ein Gefühl und eine Hoffnung, die mir beide erſt in den einſamen Stunden des entſetzlich klöſterlichen Lebens nach und nach klar wurden, ſo wäre ich ſicher untergegangen. Aber wunderbar! . . . jetzt gerade, wo ich von meiner kleinen Freundin Louiſe ſo ganz und gar getrennt war und auch kein Sterbenswörtchen erfuhr, . . . jetzt gerade kam ich zu dem Bewußtſein, daß ich ſie mehr wie eine Schweſter . . . daß ich ſie wirklich liebe. Das war mein Halt und meine Stütze. Ich mußte vorwärts kommen, etwas lernen, etwas werden . . . um ſie einſt als Pfarrerin heimzuführen. Und . . . es ging. Endlich — ich war achtzehn Jahre alt — erlöſte mich mein Vater aus der unſeligen Schule. Gott, wie pochte mein Herz, als ich ihn wieder ſah, . . . wie ſtürmte es vor Jubel und Freude, als ich daheim Mutter, Schweſter und Freundin wiederfand. Aber wie ganz anders ſah Louiſe jetzt aus. Sie, die mit mir in faſt gleichem Alter ſtand, erſchien mir jetzt als eine hohe Jungfrau . . . und . . . wo blieb die alte kindliche Unbefangenheit? Sie war dieſelbe von ehedem und . . . war es auch wieder nicht! Ich ſah es in ihren Augen, hörte es aus dem Ton ihrer Stimme, daß ſie mich noch ſo gern hatte wie früher . . . und doch brachte mich oft auch ihr ſcheues Zurückziehen in Verzweiflung. Glücklicherweiſe dauerte dies nicht lange. Wir waren uns beide zu aufrichtig gut, zu einfach auch, zu oft bei einander, als daß ſich die Herzen nicht bald hätten erklären ſollen. Es machte ſich ganz von ſelbſt, und wir fanden es auch ſo natürlich, daß wir uns gar keine Mühe gaben, es vor den Augen der Eltern zu verbergen. Ihre ſtillſchweigende Billigung beglückte uns vollends, ſo daß jetzt Tage unausſprechlichen Glücks für uns herankamen. Jetzt erſt fühlte ich, daß ein Leben ohne Liebe und Gegenliebe, wie ein gemaltes Feuer iſt: umſonſt forderſt du Licht, forderſt du Wärme von ihm! Wir Menſchenkinder ſind nun einmal für die Liebe geſchaffen, und ohne ſie bleibt unſer Daſein ein Halbes.“

Schneider hielt hier inne. Das Geſicht dem Monde zugekehrt, der ſtill und einſam wie ein ſilberner Schwan durch den dunkelblauen Ocean des Himmels zog, . . . ſpielte ein Schimmer ſeliger Erinnerung in ſeinen Zügen. Aber dieſer Schimmer hatte etwas eigenes, namentlich bei der Mondbeleuchtung, . . . er kam Körner unwillkürlich wie das verklärte Lächeln eines kurz Verſtorbenen vor.

Plötzlich zuckte es wieder ſchmerzlich durch des jungen Mannes Züge. Ein dunkeler, ein ſchwarzer Schatten mochte dem Lichtblick in ſeinem Inneren gefolgt ſein.

Seine Stirne umwölkte ſich und mit gedrückter Stimme fuhr er fort:

„In einigen Wochen ſollte ich nun nach der Univerſität abgehen, um Theologie zu ſtudiren. Offen geſtanden hatte ich auf der Fürſtenſchule einen gründlichen Widerwillen gegen dieſe Wiſſenſchaft eingeſogen, . . . aber . . . mein Vater war ohne Vermögen; . . . nur als Theologe konnte ich ein Stipendium erhalten, und außerdem war die Kanzel . . . der kürzeſte Weg zu einer, wenn auch beſcheidenen Selbſtſtändigkeit, mithin auch zu Louiſens Beſitz. Ich hatte alſo wieder keine Wahl und fügte mich dem Schickſal, um . . . mein Brodſtudium zu machen — — ein abſcheulicher Gedanke; aber . . . eine Nothwendigkeit für zahlloſe Jünglinge. Wie viele Geiſtliche ſind denn das, was ſie ſind, aus reinem inneren Trieb und Ueberzeugung geworden? O! nicht ein achtel von allen, die auf den Kanzeln ſtehen!“

Schneider hielt inne, dann ſagte er: — „Ich vergeſſe mich und komme von der Hauptſache ab. Alſo? . . . ja! . . . in einigen Wochen ſollte ich nach der Univerſität abgehen, als mein Vater mit einemmale erkrankte. Der Typhus herrſchte damals — in Folge der Kriegszeiten — in unſerer Gegend; mein Vater, dem nichts heiliger, als treue Pflichterfüllung, eilte von einem Sterbebett zum anderen, . . . ward angeſteckt, und in vierzehn Tagen hatte ich Vater, Mutter und Schweſter begraben.“

„Entſetzlich!“ — rief hier Körner. — „Drei Schickſalsſchläge in ſo kurzer Zeit!“

„Laß mich davon ſchweigen, wie ich ſie ertragen!“ — fuhr Schneider dumpf fort. — „Im Anfang dachte ich, es ſei nicht möglich; . . . dann geſchah es doch; . . aber das wie? das wie? . . . darnach frage mich nicht!“

„Armer Freund!“ — ſagte Körner und reichte dem Tiefgebeugten die Hand — „Du biſt ſchwer geprüft worden.“

„Nur wer Vater und Mutter ſo aufrichtig geachtet, ſo herzlich geliebt . . . und ſie, wie ich, ſammt einer theuren Schweſter, mit einemmale verloren hat, — wer binnen vierzehn Tagen an drei Todtenbetten und drei Gräbern ſtand, die faſt ſein Alles verſchlangen, nur der begreift, was ich gelitten. Ich war eine Zeit lang wie betäubt, und wäre unfehlbar noch länger ſo geblieben, wenn die eiſerne Hand des Schickſals, mitten in meinem entſetzlichen Schmerz, nicht noch einmal an mein blutendes und zuckendes Herz gegriffen.“

„Karl!“ — rief der junge Körner — „Du machſt mich beben.“

„Mit dem Tode der Meinen“ — fuhr Schneider dumpf fort — „war auch Louiſe wieder Waiſe geworden. Außerdem war die Pfarrei erledigt, und ſah, wie das Haus, einem baldigen neuen Nachfolger und Inhaber entgegen. Das Schlimmſte aber beſtand noch in etwas Anderem: der nächſte Anverwandte meiner geliebten Louiſe, war ein katholiſcher Geiſtlicher, der Bruder von meiner Tante und von Louiſens Vater, der ebenfalls katholiſch geweſen. Auch Louiſe gehörte dieſer Confeſſion an; ein Umſtand, der uns indeß bisher nie genirt hatte, da ſie, ganz ruhig in ihrem Glauben belaſſen, demſelben bis dahin, auch was den äußeren Cultus betraf, auf einem der nächſten Dörfer genügen konnte. Milde und Duldung freilich hatte die Gute in meiner Eltern Hauſe gelernt . . . oder, beſſer geſagt: zu pflegen gelernt, da beide ja ihrem ſanften und edlen Charakter ſchon angeboren waren. Jetzt kam der Oheim, ſie zu ſich zu nehmen. Darin hätte nun nichts Schlimmes gelegen, da er, wie allgemein bekannt, ein ſehr braver und rechtlicher Mann war, deſſen Sittenreinheit und frommes Leben Tauſenden von anderen katholiſchen Geiſtlichen zum Muſter dienen konnte. Einmal aber ward ſie mir dadurch nach Böhmen entführt, und dann . . . galt der Oheim, bei all' ſeinen ſonſtigen achtbaren Eigenſchaften für einen ſolch' eingefleiſchten Strenggläubigen, daß uns Beide ſofort die Angſt erfaßte: ſeine Strenggläubigkeit könne ſich als ein Hinderniß, zwiſchen unſere Liebe und unſere heißen Wünſche ſtellen."

„Und war es an dem?“ — frug hier der junge Körner beklommen. — „Die thörigten Menſchen zertreten ſich ja nur zu oft ihr kleines kurzes Lebensglück durch vorgefaßte Meinungen.“

„Ja!“ — ſagte Schneider ernſt und finſter — „es kam ſo, wie Du geſagt und wie wir gefürchtet! — — — Laß mich kurz ſein! Es heißt für mich, den Leidensbecher auf's Neue bis zur Hefe austrinken, wenn ich weiter erzähle.“

„So thue es nicht, Karl!“ — bat Körner mit ſanftem Tone. — „Du ſollſt um meinetwillen kein ſo ſchmerzliches Opfer bringen.“

„Ich würde es auch für keinen anderen Sterblichen thun!“ — ſagte Schneider feſt — „wie ich denn auch bis jetzt noch Niemanden in die Tiefe meiner Seele blicken ließ. Dir aber Theodor, bring' ich dies Opfer der Freundſchaft. Du ſollſt . . . Du darfſt mich nicht falſch beurtheilen . . . Du mußt den Schmerz ganz kennen der das Mark meines Lebens zernagt; . . . dann wirſt Du mir, wenn Andere über mich, als einen Schwärmer und Sonderling, ſpötteln, die treue Freundeshand ſchweigend drücken . . . und ich werde mich tröſten und nach Innen verbluten, bis . . .“

„Karl!“ — rief Körner.

„Von dem Schmerz der Trennung brauche ich Dir nicht zu berichten“ — unterbrach Schneider den Freund.

— „So etwas läßt ſich fühlen . . . aber nicht ſagen. Die Aſtronomen behaupten, daß die Lichtſtrahlen längſt verſchwundener Sonnen noch Jahrhunderte, ja Jahrtauſende ihren Weg zu den Sterblichen herab nachzittern können; nun denn . . . ſo zittert der Schmerz dieſer Trennung . . . und . . . einer zweiten, noch ſchlimmeren, auch heute noch in meiner Seele nach, obwohl die Sonne meines Lebens längſt untergegangen und verſchwunden iſt.“

Eine Pauſe entſtand. Körner ehrte den tiefen Seelenſchmerz des Freundes durch Schweigen.

Nach einigen Minuten fuhr Schneider fort:

„Wir hatten uns Treue verſprochen. Ich wollte mit Anſtrengung aller meiner Kräfte die Zeit meines theologiſchen Studiums zu verkürzen ſuchen, um ſo bald als möglich in den Stand geſetzt zu ſein, Louiſen mit Entſchiedenheit meine Hand zu bieten. Der geiſtliche Herr bot mir noch — für den Fall ich eine andere Laufbahn einzuſchlagen bereit ſei — eine erkleckliche Unterſtützung an; ich aber wies ſie dankbar zurück. Mir ſchien jetzt das erſehnte Ziel auf dem einmal betretenem Wege am nächſten zu liegen. Dennoch ließ er es an Güte und Freundlichkeit für mich nicht fehlen. So ging ich zur Univerſität ab, während der Stern meines Lebens mit dem Oheim . . . über die böhmiſche Gränze zog.“

„Aber ihr bliebt doch wohl in ſchriftlichem Verkehr?“

„Ja! — wir hatten es uns gegenſeitig gelobt. Anfangs waren denn auch die Briefe Louiſens voll Lobeserhebungen in Betreff des Oheims, den ſie wirklich als einen ſehr achtenswerthen Mann und Prieſter kennen lernte. Fand ſie auch ſeine Strenggläubigkeit etwas hart, . . . plagte er ſie auch mit der Zumuthung: es ihm darin gleich zu thun; ſo ging dies alles doch von ſeiner Ueberzeugung und dem guten Willen aus, ſie glücklich zu machen. Aber bald ward die Sache doch bedenklich: durch unſeren Briefwechſel kam erſt der Oheim dahinter, daß wir uns liebten. Er war entſetzt, wurde aber auf daß äußerſte aufgebracht, als ihm Louiſe, die gute offne und ehrliche Seele, geradezu geſtand, daß wir uns bereits einander verſprochen hätten. Jetzt hörten mit einemmale die Briefe der Geliebten auf, während — wie ich erſt ſpäter, und leider zu ſpät, erfuhr — für Louiſe eine Zeit unausſprechlicher Seelenmarter begann. Verwarf doch der ſtrenge Prieſter mit Indignation eine Verbindung mit mir, als Louiſens Seelenheil unbedingt untergrabend. Folterte ſie jetzt doch, der ſonſt ſo achtenswerthe und gute Mann — ſo können religiöſe Vorurtheile die beſten Menſchen irre führen — mit dem Anmuthen, mir und meiner Liebe entſchieden zu entſagen. Wohl blieb die Gute ſtandhaft, aber ſie litt geiſtig ſo gewaltig, daß bald auch der Körper in Mitleidenſchaft gezogen wurde. Dabei reizte ihr Widerſtand den Fanatismus des Oheims immer mehr . . . bis dieſer ihr endlich einen Jüngling nach ſeinem Glauben und ſeiner Wahl . . . nicht etwa zum Bräutigam vorſchlug . . . nein! . . . als Gatte aufzwang!“

„O menſchliche Verirrung! menſchliche Thorheit!“ — rief Körner.

„Die zum Mörder machen kann!“ — ſagte Schneider mit Grabeston — „denn vier Wochen nach ihrer Verheirathung war Louiſe eine Leiche. Das Herz war ihr vor Schmerz und Gram gebrochen!“

Der Jüngling ſchwieg. Der Mond ſtand ſchon hoch am nächtlichen Himmel; die Erde aber ſchlief, unter dem Leichentuche ſeines bleichen Scheines, den Todesſchlaf einer kurzen Nacht.

Gewonnen und verloren.

Jugendfreundſchaft! ... großer herrlicher Gedanke! ... du knüpfſt dich an den ſchönſten Traum der ſchönſten Zeit menſchlichen Daſeins! du biſt, wenn im Alter unſer Geiſt mit matten, von tauſend Schickſalsſchlägen gelähmten Flügeln die Erinnerungsreiſe um den Erdball unſeres kleinen Lebens antritt — denn wer hält ſein winziges Leben nicht für eine Welt für ſich? — du biſt dann die ſchönſte, die friſcheſte Oaſe in der langen unabſehbaren Wüſte der Alltäglichkeit. Nur eine überſtrahlt dich noch ... und das iſt jene ... der erſten Liebe!

„Nicht nach den Kinderjahren,“ — ſagt Jean Paul — „ſondern nach der Jünglingszeit würden wir uns am ſehnſüchtigſten umkehren, wenn wir aus dieſer ſo unſchuldig wie aus jenen herkämen. Sie iſt unſer Lebens-Feſttag, wo alle Gaſſen voll Klang und Putz ſind und um alle Häuſer goldene Tapeten hängen, und wo Daſein, Kunſt und Tugend uns noch als ſanfte Göttinnen mit Liebkoſungen locken, die uns im Alter als ſtrenge Götter mit Geboten rufen! — Und in dieſer Zeit wohnt die Freundſchaft noch im heiter offenen griechiſchen Tempel, nicht wie ſpäter in einer engen gothiſchen Kapelle.“

Aber in jener ſchönen, in Idealen ſchwärmenden Zeit, wiegen wir eben auch den Freund noch nicht mit der Goldwage; ſondern nehmen den Menſchen, wie er iſt, als Menſch, nur ſeine beſſeren Seiten aufſuchend. Später werden wir ſo erſtaunlich weiſe, daß wir das Gegentheil thun, und nur gar zu oft das Licht über den Schatten vergeſſen; . . . ſtatt nach Gold zu ſuchen . . . nach Regenwürmer graben.

Der junge Körner durchlebte jetzt dieſe Tage der Aufrichtung einer griechiſchen Welt in der jugendlichen Bruſt. Reich und herrlich, voll Licht und Farbenpracht ſchillerte jetzt das Leben um ihn, und zwar ſelbſt dann noch — oder vielmehr dann erſt gerade recht — wenn er ſich, tief unten, allein in ſeiner lichtloſen Tiefe befand. Ueberall erhoben ſich jetzt Tempel: der Wiſſenſchaft, der Natur, der Tugend aufgerichtet; alle aber überragte der der Freundſchaft, auf deſſen Altar die Statue eines bleichen Jünglings ſtand . . . ſein Karl ſelbſt!

Unglück und Schmerz heiligen. Für den edlen Menſchen ſind alle Leidende Heilige! Bei Karl war aber die Heiligſprechung ſogar eine doppelte, da ſie von dem Schickſale und von Theodor's Liebe ausging.

Beide Jünglinge deckten jetzt mehr und mehr ihr Innerſtes gegen einander auf; ſchloſſen ſich enger in einem Streben aneinander; lernten Einer von dem Anderen und hoben ſich gegenſeitig, indem Körner durch ſeine Jugendluſt und Jugendkraft erfriſchend und belebend auf Schneider einwirkte; während, umgekehrt, der Lebensernſt des Letzteren ein wohlthätiger Dämpfer für den jungen oft allzukecken und überſprudelnden Körner ward.

Theodor mußte überhaupt die Willenskraft achten, die ſeinen Freund nach jener Schreckenskataſtrophe dem, für ihn doch ſo qualvollen Leben wieder zugeführt. Er ſah freilich nicht ein, daß dieſe vermeintliche Willenskraft nur die momentane Folge ſchmerzlicher Verzweiflung geweſen, die in dem leidenſchaftlichen ſich Hineinſtürzen in eine neue, mehr dem innerſten Drange entſprechende Wiſſenſchaft, die einzig mögliche Rettung ſuchte. Er war noch zu jung und zu unerfahren, um unter dem, was ihm ein erhabener Schmerz ſchien, gerade den völligen Untergang aller Willenskraft zu entdecken. Immerhin wirkte Schneider in manch' anderer Beziehung günſtig auf den jungen Körner zurück.

Während aber der Kultus der Freundſchaft, das „freie wahlverwandte Ineinanderleben zweier Seelen,“

den jungen Körner mit jener vollen Kraft erfaßte, durchglühte und läuterte, die urkräftigen und unverdorbenen Naturen eigen iſt; — während er, gehoben von dieſer ſchwärmeriſchen Freundſchaft, Alles idealiſirte, was ihm Schönes und Edles entgegentrat, was er, in ſeiner neuen Laufbahn verehrungs- und liebenswerth fand, — gewann auch die Wiſſenſchaft eine immer höhere Bedeutung für ihn.

Sehr weſentlich war es dabei für Körner, daß er außer Schneider, noch einige andere treffliche junge Leute kennen lernte, die ſich als tüchtige angehende Chemiker und Mineralogen erwieſen. Mit dieſen und dem Freunde beſuchte er jetzt doch auch zeitweiſe die Vorleſungen über dieſe Fächer, und, in freien Stunden, die großen, ungemein intereſſanten Mineralienſammlungen Werners.

Ueberhaupt zog ihn der Bergrath allmählig mehr und mehr an. Seine gewinnende Erſcheinung, ſein Charakter und ſein enormes Wiſſen feſſelten und imponirten ihn. Ein „Heroe der Wiſſenſchaft“ ſtand er vor Theodor, der ihn bald genug vergötterte und in ſeiner Verehrung und Begeiſterung durch Waſſer und Feuer für den theuren Lehrer gegangen wäre. Und ſollte er dieſen merkwürdigen Mann nicht ſchätzen, lieben und hoch achten? . . . Als Jüngling bildete ſich Werner in der, ſpäter erſt durch ihn recht gebildeten, Bergakademie Freibergs. Jetzt konnte man ſie gewiſſermaßen ſeine

Schöpfung nennen; während er geradezu in ihr aufging. Die Wiſſenſchaft war ſeine Frau, die Schüler waren ſeine Kinder; ſein Wirken aber, ſeine Sammlungen und eine jährliche Reiſe nach Karlsbad entſchädigten ihn für den Mangel häuslicher Freuden. War doch ſeine Bibliothek an zwanzigtauſend Bänden ſtark; bilden doch noch jetzt ſeine herrlichen Mineralien-, Münzen- und Modellenſammlungen eine Zierde der Akademie.

Und welche Verdienſte hatte ſich der würdige Mann ſchon damals um die Wiſſenſchaft überhaupt erworben? namentlich um die Oryktognoſie und Geognoſie? War denn nicht er gerade der eigentliche Schöpfer und Begründer eines nicht unbedeutenden Theiles der geognoſtiſchen Wiſſenſchaft? Und wenn auch das rieſenhafte Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaften unumſtößlich dargethan hat, daß es noch andere Verhältniſſe gebe; als diejenigen, die in der Lagerungslehre Werner's Platz gefunden; . . . ja wenn auch ganz andere Anſchauungen Betreffs der Erdbildungsgeſchichte in unſeren Tagen zur Geltung gelangten und namentlich durch Alexander von Humboldt ſiegreich erhoben wurden, ſo bleibt doch Werner in dieſer Beziehung für alle Zeiten ein großes weithinſtrahlendes Verdienſt. Damals zumal erfüllte ſein Namen die ganze wiſſenſchaftliche Welt.

War es da ein Wunder, daß auch der jugendliche Theoder Körner für ihn ſchwärmte, zumal der Bergrath auch noch ein Freund ſeines Vaters und ihm — im Sinne des Wortes — ein väterlicher Freund war?

Aber der perſönliche Umgang mit dieſem bedeutenden Manne hatte noch einen anderen Vortheil für den Jüngling: er ſpornte ihn nicht allein zu Großem an, . . . er erhielt Körner auch ſeine Beſcheidenheit. Gelehrſamkeit die man aus Büchern einſammelt, macht oft ſtolz; . . . diejenige dagegen, die man von anderen Menſchen hört und lernt, macht beſcheiden. Warum? . . . weil man glaubt mit Leichtigkeit das ſelbſt ſchreiben zu können, was man lieſt; aber nicht das, was man von Anderen hört, da ja noch Berge von Wiſſen hinter ihren Worten aufgeſpeichert ſein können.

Bergrath Werner war daher in dieſer für Körner ſo ſchönen, durch Freundſchaft und wiſſenſchaftliches Streben gehobenen Zeit, das Ideal! Aber der Bergrath hatte auch den Sohn des Freundes lieb gewonnen, intereſſirte ſich wahrhaft für ihn, und ſah jetzt mit ſtiller Befriedigung, wie ſich ſeine Vorausſage: daß Körner nicht lange bei dem praktiſchen Bergbau verharren, ſondern ſich bald dem theoretiſchen Theile der Bergkunde zuwenden werde, zu erfüllen begann.

Noch arbeitete zwar der junge Mann — und dies mit Freude und Begeiſterung — tief unten im Schooße der Erde; . . . allein . . . er ließ ſich doch auch, wie ſchon geſagt, zeitweiſe bei dem wiſſenſchaftlichen Treiben der Oberwelt blicken. Sein Zimmer war nachgerade — er hieß es auch ſo, und der Bergrath erfuhr es durch den wackeren alten Berggeſchworenen Braun, bei dem Körner wohnte, — zu einem kleinen „Laboratorium" geworden. Die Wiſſenſchaft war alſo darauf und daran, die Praxis zu überwinden, und ſo ließ der würdige Lehrer den faſt nur zu eifrigen Schüler ruhig gewähren.

Herrliche Zeit! . . . und war denn nicht bei allem dem Freiberg ſo nahe bei Dresden, daß der junge Körner faſt an allen Familienfeſten Theil nehmen konnte? Seinem Vater war — wie wir wiſſen — die Tochter eines abgeſchiedenen Freundes, des Kaufmann Kunze in Leipzig, zur Erziehung anvertraut worden, und Theodor hatte auf dieſe Weiſe an der lieblichen Julie eine zweite Schweſter gewonnen. Natürlich durfte er nicht ausbleiben, als ſich das reizende Mädchen jetzt an den Herrn von Einſiedel auf Gnandtſtein verheirathete, und die Hochzeit in Leipzig nach alter Sitte mit der unverhaltenen Fröhlichkeit einer glücklichen Jugend gefeiert wurde.

Eben ſo wenig konnte er die Erlaubniß unbenutzt laſſen, auf dem Landſitze der Frau Herzogin von Kurland in Löbichau bei Altenburg einige Tage zuzubringen. Seine Eltern hatten nämlich ſeiner Zeit das Glück gehabt, dieſer hohen Dame und ihrer Schweſter, Freifrau Eliſa von der Recke, Reichsgräfin von der Medem, näher bekannt zu werden. Ja, die Herzogin war ſo freundlich geweſen, bei der Taufe Theodors Pathe zu ſtehen. So erhielt der junge Körner denn auch in ſpäteren Zeiten anſehnliche Geſchenke, zumal zur Beſtreitung der mit ſeinen Studien verbundenen Ausgaben. Mehr noch freuten ihn allerdings die freundlichen Einladungen der hohen Pathe; und ſo folgte er denn auch einer ſolchen in dem Sommer 1808 mit großer Freude. — —

Jetzt aber war nicht nur der Sommer, ſondern auch der Winter dieſes Jahres vorüber . . . das heißt, der letztere hätte bereits vorüber ſein ſollen, wenn er nicht mit wahrem unerhörtem Eigenſinn noch einmal auf halbem Wege zurückgekehrt wäre.

Es wollte — wenn er ſich auch an ſchönen Tagen ſchon überall verſpüren ließ — doch immer noch kein rechter Frühling mit Entſchiedenheit durchbrechen; weder in der Natur noch im Völkerleben. Draußen bließen noch immer die alten ſchneidenden Nordwinde und bedeckten die Erde mit dem Leichentuche des Schnees, während auch in politiſcher Beziehung über gar manchem Volke ein Leichentuch ausgebreitet lag, neben dem die Tyrannei des franzöſiſchen Kaiſers mit Argusaugen Wache hielt.

Aber wer vermag es denn den Winter ewig zu feſſeln? Die im Geheimen ſchlummernde Keime brechen endlich doch durch; . . . die Frühlingsſtürme erheben ſich, und fegen mit unwiderſtehlicher Gewalt Schnee und Eis hinweg, auf daß die Erde unter lautem Jubelruf ihr göttlich ſchönes Auferſtehungsfeſt feiere.

Auch an dem politiſchen Himmel zogen ſich mit dem Beginn des Jahres 1809 gewaltige Frühlingsſtürme zuſammen. Oeſterreich hatte im geheim gerüſtet; . . . es wollte noch einmal den Verſuch machen, den übermüthigen Corſen, der jetzt ſo ſehr mit Spanien beſchäftigt war, zu ſtürzen. Aber auch in ganz Deutſchland regte es ſich jetzt immer mehr und mehr; ſelbſt in Freiberg wußte man davon zu ſagen. Waren doch auch hier viele der Bergſtudenten im Geheimen einer, dem Tugendbunde ähnlichen Verbindung beigetreten, um nach Kräften einer bevorſtehenden Erhebung Deutſchlands in die Hände zu arbeiten.

Körner und Schneider — die beide nichts mehr haßten, als vieles Reden und geheimes Spielen mit Gefühlen, Tugenden und Symbolen, — waren nicht dabei; wohl aber berührte auch ihre Herzen das ſich allmählig erhebende Wehen des ſo heiß erſehnten Völkerfrühlings. Sie ahnten, ſie fühlten, daß er kommen müſſe . . . aber ſie verbargen ſchweigend ihre Hoffnungen in männlicher Bruſt. — — —

Auch der heutige Tag trat wieder recht winterlich auf. Es war ſchon im Januar und Februar ſo ſchön geweſen, und jetzt — im März — ſchneite es wieder, was nur von dem Himmel herab wollte.

Es iſt ein gar großer Unterſchied zwiſchen dem Schneien im Winter . . . und . . . jenem im Frühlinge.

Welch' einen beruhigenden, behaglichen Eindruck macht ein leiſes Schneien im Dezember, wenn die großen Flocken langſam und leicht wie Federn und zugleich ſo träumeriſch niederſinken, . . . bald ein wenig nach oben, bald ein wenig nach rechts oder links ſchweben, bis die Mutter Erde ſie doch ſo innig anzieht, daß ſie nicht widerſtehen können und ihr in die Arme ſinken müſſen. Wie behaglich weht uns dann unbewußt der Gedanke an: „Es giebt eine gute Winterdecke!" und wie hebt und ſteigert das geheimnißvolle Weben noch die Nähe der wunderbar lieben Weihnachtszeit.

Im Frühlinge dagegen, wenn vorher ſchon die milde Lenzesſonne ein leiſes Grün an Sproſſen und Knoſpen hervorgelockt, . . . vielleicht auch Veilchen vorwitzig das Köpfchen erhoben . . . wie ganz anders da!

Unwillig ſchauen wir dann durch die geſchloſſenen Fenſter den Schneeflocken als den Störern unſerer Freuden, den Vernichtern unſerer Hoffnungen, nach, die zertrümmern, was die zarte Hand lieblicher Frühlingsgenien ſchon aufgebaut, und als willige Diener des alten finſteren Tyrannen, des eiſigen Winters, die heiteren

Kinder des Lichtes noch einmal in Ketten und Banden ſchlagen.

Mit ſolchen, wenn auch etwas weniger poetiſchen Gedanken, ſtand wohl auch jetzt gar Mancher in Freiberg am Fenſter und ſchaute trüb zu den trüben Scheiben hinaus. Es war dabei unbehaglich naßkalt, während die Tage vorher ſogar wieder Eis gebracht hatten.

Nicht ſo ging es dem jungen Körner, der, den Sonntag Nachmittag benutzend, ganz ſtill und gemüthlich auf ſeinem Zimmerchen — ſeinem kleinen lieben Laboratorium — ſaß und eben damit beſchäftigt war, ein begonnenes Gedicht zu beenden, als ſein alter würdiger Hauswirth, der Berggeſchworene Braun, eintrat.

Theodor ſah überraſcht auf; denn es war des Alten Gewohnheit nicht, ohne eine beſondere Veranlaſſung bei ſeinem jungen Miethsmann, — den er übrigens ſeit dem halben Jahre, während deſſen er bei ihm wohnte, ſo lieb wie ſein eigenes Kind gewonnen hatte, — einzutreten.

„Glück auf, Vater Braun!" — ſagte jetzt Körner freundlich, obgleich ihm die Unterbrechung in ſeinem dichteriſchen Schaffen nicht gerade angenehm war. — „Ihr ſeit nicht beim Sonntagstrunke der Knappſchaft im „goldenen Fäuſtel?"

„Dazu iſt immer noch Zeit!" — meinte der Alte gutmüthig. — „Was ein rechter Bergmann iſt, der verſchmäht einen guten Trunk an Sonn- und Feiertagen nicht; aber er weiß auch Maß und Ziel zu halten und fährt daher nicht zu frühe vor Ort!"

„Immer der alte vorſichtige Vater Braun!" — rief der junge Mann lächelnd.

„Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit!" — ſagte der Berggeſchworene. — „Das lernt ſich wahrlich da unten!" —

„Da lernt ſich überhaupt Manches" — meinte Körner — „an was man hier oben nicht ſo leicht kömmt."

„Vorab ein ſchlichter frommer Sinn!" — fiel der Alte ein — „von dem man hier oben auch gerade nicht ſo viel hört. O! es iſt ganz ſchön, unſer Maulwurfsleben in den Bergen! Aber . . ."

Der Alte hielt hier inne, ſah den jungen Mann mit einem ſonderbaren, faſt wehmüthigen Blick an, legte dann ſeine nervige rauhe Hand auf Körners Schulter und ſagte:

„Aber . . . ich glaube doch, daß es Leute giebt, die anfangen, das Leben da unten ſatt zu bekommen. Der Schacht der Geduld wird durchſchlächtig, das Geſtein mürbe . . . da iſt es Zeit . . ."

„Vater Braun!" — rief hier Körner, von dem Tone, in welchem der Alte ſprach, ergriffen, — „nehmt meinen Dank für eure Liebe; denn aus dem, was ihr eben ſagtet, ſehe ich, daß ihr es treu und wahrhaft väterlich mit mir meint."

„Und ſaht ihr das ſonſt nie?"

„Tauſendmal! Sonſt freute es mich aber und heute thut es mir weh!"

„Daß euch der alte Braun wohl will?"

„Daß ich ihm wehe thun muß."

„Alſo iſt es doch wahr? Nun, nun! ich hätte mir es denken ſollen, die Arbeit iſt zu ſchwer für einen ſolchen Herrn . . ."

„Hab ich das je gezeigt!"

„Nie! indeß die Zeit . . . die Einförmigkeit . . ."

Der junge Mann ſtand auf, trat zu dem Berggeſchworenen, ergriff ſeine beiden Hände, drückte ſie herzlich und ſagte:

„Euch muß ich die Wahrheit ſagen, Vater Braun; denn ich ehre euch, wie ein Kind ſeinen Vater und . . . das iſt nicht mehr als Schuldigkeit; denn was dank ich euch nicht alles: Rath, Belehrung, treue Hülfe, Warnung vor ſo mancher Gefahr und . . . eine herzliche freundliche Aufnahme. Nun denn . . . ihr wißt es, wie glücklich ich mich in meiner bisherigen Lage befand."

„Das ſcheint ihr allerdings geweſen zu ſein, junger Herr, und habt's ja auch in gar manchem ſchönen Bergmannsliebe geſagt . . . begreif's nicht, wie man die Dinger machen kann . . . ſind aber doch gar ſchön!“

„Nun denn, Vater Braun, ſeht einmal meine Hände an, ſehen die aus, als könnten ſie Bergeiſen und Fäuſtel nicht mehr halten?“

„Nein!“ — ſagte der Alte, indem er das graue Haupt ſchüttelte — „ſind feſt und ſtark, und die Schwielen zeigen auch, daß ſie fleißig waren.“

„Und nun ſeht mich an?“ — fuhr der Jüngling fort — „ſchaue ich aus, wie einer, der heute ſo, morgen anders denkt?“

„Auch nicht! Liegt bei aller Luſt und allem Uebermuth, der in der Jugend ſteckt, doch etwas Feſtes und Gediegenes in dem Blick eurer Augen.“

„Nun denn, ſo fahrt zu Schacht.“

„Ich kenne die „Teufe.“ Hinterm Blick ſitzt die Seele. Alles recht darin; aber . . .“

„Aber!“ — ſagte jetzt der junge Mann ernſt — „ich habe eine Erfahrung gemacht.“

„Und die wäre?“

„Daß es nicht gut iſt, wenn das Ei klüger ſein will, als die Henne.“

„Wie ſo?“

„Daß alle Diejenigen, und vor allen Dingen mein großer trefflicher Lehrer, Bergrath Werner, recht hatten, wenn ſie mir gleich im Anfang prophezeiten: daß nach und nach in mir das geiſtige Bedürfniß doch ſiegen und mich, von der Praxis ab, dem Theoretiſchen zuführen würde. Glaubt mir, Vater Braun, ließe ſich beides vereinigen, keine Gewalt der Erde ſollte mich aus meiner lieben Tiefe zu Tage fördern.“

Der Alte nickte vor ſich hin; dann ſagte er leiſe:

„Ja, ja, ſo mag's wohl ſein! Iſt ſchon manchem der jungen Herren ſo gegangen, die unter meine Leitung kamen. Mag mit dem ſtudiren ganz gut ſein . . . ſo ſchön indeſſen, wie bei uns da unten, iſt es in euren Hörſälen doch nicht! — — Aber“ — fuhr er jetzt fort, ſich hinter den Ohren krauend, — „man merkt, daß ich alt werde; da ſtehe ich und ſchwätze und bin doch nur heraufgekommen, um euch den Brief abzugeben, den der Poſtbote eben brachte.“

„Von Dresden?“ — rief der junge Mann und langte mit ſichtbarer Erregtheit nach dem Schreiben.

„Kann ſein!“ — entgegnete der Berggeſchworene und reichte den Brief hin.

„Von meinem Vater!“ — ſagte Körner mit einem Blick auf die Adreſſe. — „Nun, da kommt die Entſcheidung.“

„Ich gehe!“ — ſagte der Alte; als er aber einige Schritte nach der Thüre gethan, kehrte er plötzlich noch einmal zurück, erfaßte des jungen Körners Hände, ſchüttelte ſie herzlich, blickte mit der ganzen Gemüthlichkeit, einer treuen Seele in des Jünglings Antlitz und rief mit zitternder Stimme:

„Es muß ſein, und ich rufe dazu von Herzen mein „Glück auf!“ Das aber ſage ich Ihnen . . . es thut mir leid, ſehr leid, daß Sie gehen. Der alte Braun hat Sie gern gehabt . . . wie . . . ſein eigen Kind!“

„Braun!“ — rief der Jüngling, die alten ſchwieligen Hände mit gleicher Innigkeit ſchüttelnd und eine Thräne trat in ſein Auge. — „Ihr ſeid eine gute ehrliche Haut! Glaubt mir, auch ich verlaſſe die Knappſchaft und eure Führung ungern. Indeß . . . wenn ihr mich nicht fortjagt . . . bleibe ich ja euer Hausgenoſſe.“

„Nun das iſt recht!“ — rief der Alte, mit einem Blitz der Freude in ſeinen Blicken. — „So bleiben wir doch hier oben beiſammen. Wo der Menſch am Ende richtig vor Ort gelangt . . . iſt gleich! Nur vergeßt mir die Teufe*) nicht . . . und . . . laßt uns noch hie und da ein Berglied hören.“

„Gewiß!“ — rief der Jüngling lächelnd — „ich habe wieder eines in Arbeit, wenn auch kein Lied, doch ein größeres Gedicht, daß euch gefallen ſoll. Es heißt: „Der Kampf der Geiſter mit den Bergknappen.“

„Freue mich darauf!“ — ſagte der Alte — „aber“

---

*) Die Tiefe.

— ſetzte er ernſt und mit warnender Stimme hinzu — „Vorſicht! neckt die Gnomen nicht . . . ihr wißt . . .!“

„Seid ruhig, Vater Braun,“ — verſetzte der Jüngling lächelnd — „werde ſie nicht erzürnen . . . es ſoll Niemand darunter leiden.“

„So iſt's recht!“ — ſagte der Alte beruhigt, ſchüttelte noch einmal des Jünglings Hände und verließ das Zimmer.

Als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, erbrach Theodor des Vaters Brief und las ihn. Sein Antlitz heiterte ſich dabei immer mehr auf . . . der Vater ſtimmte ſeinem Vorhaben: vom praktiſchen Betrieb des Bergbaues zum eigentlichen Studium der Bergwiſſenſchaft überzugehen, bei. Der würdige Mann ſchrieb ſo einſichtsvoll, als väterlich:

„Hat der Bergbau für Dich ſein Intereſſe verloren, ſo getraue ich mir nicht, Dir zur Fortſetzung des Bergſtudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, ſich vor künftigen Nahrungsſorgen zu ſichern. Es ziemt mir alſo, bei Deiner jetzigen Wahl, Dich auch an dieſen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengſtlichkeit darfſt Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuoſität, das weiß ich ſehr wohl, nährt in der Wiſſenſchaft, wie in der Kunſt. Alſo nur nach dem Höchſten geſtrebt, nur keine Erſchlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernſt und Liebe, die dem Deutſchen ſo wohl anſtehen, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entſchluß giebt mir die Ausſicht, Dich nach Deinen akademiſchen Studien ein paar Jahre bei uns zu ſeh'n. Ich geſtehe, daß es mir erwünſcht wäre, wenigſtens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir ſelbſt in Deinem Fache, als unbefangener Beobachter nützlich ſein und Dich auf Lücken aufmerkſam machen, die ich Dir auszufüllen überlaſſen müßte*)."

Theodor war überglücklich. Sein Herz dankte dem Vater, der auch hier wieder den rechten Ton ſo trefflich zu finden und mit ſo viel Theilnahme und Rückſicht auf die Wünſche und den geiſtigen Bedürfnißſtand des Sohnes einzugehen wußte.

Der Appelationsrath hatte eben begriffen, was, unſinnigerweiſe, ſo viele Väter nicht begreifen können: daß ihre Söhne nämlich, als Jünglinge, keine Kinder mehr ſind, welche die väterliche Gewalt durch Machtſprüche dictatoriſch leiten kann. Wenn im Sohne der Mann erwacht iſt, ſammt männlicher Ueber-

---

*) Des Vaters eig'ne Worte: „Theodor Körner's ſämmtliche Werke." Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben von Karl Streckfuß.
(Berlin Nicolaiſche Verlag).

legung und Mannesehrgefühl, dann legt den „geſtrengen Herrn Vater“ ab, und werdet des Kindes . . . väterlicher Freund.

Wie glücklich und dankbar ſchlug jetzt Theodors Herz, daß es ſo zwiſchen ihm und dem Vater ſtand. Er ſetzte ſich auch gleich nieder, ſich in dieſer Weiſe gegen denſelben auszuſprechen.

Welche Stille lag jetzt über dem Stübchen. Vor dem Fenſter tanzten noch immer die Schneeflocken wie kleine neckiſche Geſpenſter. Im Ofen kniſterte ein munteres Feuer, und, raſch über das Papier hinfliegend, ließ ſich die Feder des an ſeine Eltern ſchreibenden Sohnes vernehmen.

Plötzlich wurde die Thüre aufgeriſſen und Schneider trat ein. Machte es die Kälte oder was ſonſt? er ſah heute noch bläſſer aus wie gewöhnlich; es zuckte gewaltig um ſeine Mundwinkel und in ſeinem ganzen Aeußeren — in Weſen, Ausdruck und Kleidung — lag etwas ungewöhnlich Unordentliches, Unſtätes und Haſtiges.

Auch Theodor bemerkte dies ſofort, ſo daß er den Freund voll Theilnahme frug: ob ihm etwas Unangenehmes begegnet ſei?

Schneider verneinte. Es liege nur heute ſchwerer noch als ſonſt auf ihm, meinte er. Das trübe Wetter ſtimme ihn namenlos herab, ſo daß ihn ſeine Schwermuth faſt niederdrücke, während ihn eine räthſelhafte Unruhe geradezu verfolge.

„Eben deshalb muß ich hinaus!“ — ſagte er jetzt mit einer ihm ſonſt fremden Heftigkeit — „muß mich draußen ausſtürmen. Ich habe meine Schlittſchuhe mitgenommen. Die Bahn iſt noch prächtig. Wenn ich ſo dahinfliege, frei und leicht, und mir die Luft ſchneidend um die Ohren pfeift, wird es mir beſſer werden. Komme mit, Theodor, . . . Deine Verſe kannſt Du ein andermal machen!“

„Ich ſchreibe an meine Eltern!“ — entgegnete der junge Körner, der mit aufrichtigem Bedauern bemerkte, daß ſeinen Karl einmal wieder ein recht tüchtiger Anfall der leidigen Melancholie gepackt. Aber mit dieſer Erkenntniß fühlte er auch die Pflicht, den Freund der ihm — namentlich ſeit jenem Abend der Enthüllung — an das Herz gewachſen, womöglich zu zerſtreuen und zu erleichtern. Voll brüderlicher Liebe ſchlang er daher den Arm um Schneiders Nacken, ſchaute ihm mit ſeelenvollem Blick in die Augen und frug:

„Karl? ſage es mir offen, haſt Du etwas Unangenehmes gehabt?“

„Nein!“ — entgegnete der Gefragte trübe.

„Sind ſchlechte Nachrichten über das Vaterland eingelaufen?“

„Wir leben in einer Zeit, in der die Kanonen die Stunden ſchlagen und die Schwerter ſie zeigen.“

„Napoleon wird doch nicht . . .“

„Was haſt Du gegen den Krieg? Wir Deutſche haben es ihm und Napoleon zu danken, daß wir uns mehr unter einander lieben, als ſonſt. Waren bisher die einzelnen Stämme einander fremd, ſo lehrt ſie jetzt die Noth beten, d. h. ſich nachgerade als Brüder erkennen und lieben.“

„Die Liebe zum Vaterlande war nie aus dem Volke gewichen.“

„Aber aus den Hochſtehenden deſto mehr. Zumeiſt aber ſaß ſie auf dem Druckpapier.“

„Gut! dann haben wir Napoleon ihren Eintritt in's Leben zu danken. Es iſt doch wenigſtens Etwas . . . neben . . .“

„Ich bitte Dich rede nicht weiter. Weißt Du was der Krieg iſt?“

„Der Fluch der Menſchheit!“

„Der Krieg iſt eine Lotterie des Wahnſinns: Die Krieg führenden Theile greifen in die Urne des Schickſals und ziehen die Looſe, deren Gewinne... Gewalt-Glück und Fauſt-Recht, deren Nieten Gewalt-Unglück und Fauſt-Unrecht ſind. O! daß wir Deutſchen doch auch einen Napoleon hätten.“

„Unſere Freiheits-Liebe iſt nur Rechtlichkeitsliebe, nicht Glanz und Raubſucht! Mag es übrigens ſein, wie da will!" — ſagte jetzt Körner mit Wärme und Milde — „ich hoffe die bisherigen Aequinoctial-Stürme haben im lieben deutſchen Vaterlande manchen Schnee geſchmolzen und ſind die Verkünder eines neuen Frühlings!"

„Glücklich, wer ihn erlebt!" — ſagte Schneider leiſe; aber der Freund tadelte ihn, ob ſo trüber Gedanken.

„Glühe das Eis!" — verſetzte Karl — „oder laß Feuer gefrieren . . . mich wirſt Du nicht ändern; . . . ſo wenig . . . als Du mir meine Sehnſucht nach der ewigen Ruhe des Grabes nehmen kannſt."

„Und Deine Pflicht als Menſch . . .?"

„Erfülle ich treu, ſo lange . . . und . . . ſo weit ich kann! — — Aber zu was dies Aufrühren der alten Schmerzen? Komme mit, Theodor, das Eis und die Eisbahn haben am längſten gedauert, laß uns heute noch einmal Schlittſchuhe laufen. Es drängt mich wunderbar hinaus!"

„Ich möchte den Brief an meine Eltern erſt vollenden."

„So thue es und komme nach!"

Und mit dieſen Worten war Schneider aus dem Zimmer geſtürmt.

Körner wollte antworten; aber Karl hatte bereits die Treppe hinter ſich. Der Freund ſah ihm aus dem

Fenſter nach ... und wie ſeine Geſtalt in dem Schneegeſtöber allmählig ſchattenhaft verſchwand, kam es auch ſeltſam trübe und ſchwer über ihn. Aber der junge Körner war nicht der Mann dazu, ſolchen Stimmungen leicht nachzugeben. Raſch kehrte er ſich um und ſetzte ſich wieder an den Tiſch, um den Brief an die Eltern zu vollenden. Sobald dies geſchehen, ſollte dem Freunde mit den Schlittſchuhen nachgeeilt werden.

Nach einer kleinen halben Stunde war der Brief vollendet. Theodor ſchloß und ſiegelte ihn, warf den Mantel um, nahm ſeine Schlittſchuhe aus dem Kaſten, ſteckte den Brief zu ſich und verließ das Haus. Der Weg nach der Eisbahn führte ihn an der Poſt vorüber, er konnte alſo im Vorbeigehen den Brief dort abgeben.

Es hatte jetzt zu ſchneien aufgehört; der Himmel aber lag mit ſeiner dichten Wolkendecke ſo trüb und ſo ſchwer über der Erde, daß er auch auf Geiſt und Gemüth der Menſchen drückte. Selbſt Körner empfand dies jetzt, obgleich er ſonſt nicht ſehr empfänglich für derlei Eindrücke war, da ihn die Elaſticität und Heiterkeit ſeines Geiſtes davor bewahrte. Heute aber ... und gerade jetzt ... kam es gar peinlich trübe über ihn. Unwillkürlich dachte er an die Heimath, und obwohl dort im lieben Vaterhauſe, nichts Schlimmes vorgefallen ſei? Es lag die Vorſtellung von irgend etwas Unangenehmen, das ihn bedrohe, deſſen er ſich aber nicht klar werden konnte, eingehüllt in das Dunkel der Phantaſie, tief in ſeiner Seele. Er war ſich für den Augenblick ſelbſt ein Räthſel, und unwillig über ſich, daß er ſo war.

„Ich will mich beeilen zum Freunde zu kommen!“ — dachte er. — „Auch mir wird in dieſer Stimmung die kräftige Bewegung des Schlittſchuhlaufens gut thun.“

Der Brief ward auf der Poſt abgegeben. Einige Freunde ſchloſſen ſich unterweges an. Sie wollten das gedachte winterliche Vergnügen ebenfalls noch einmal genießen, da auf eine weitere Dauer des Eiſes, der vorgerückten Jahreszeit wegen, nicht gerechnet werden konnte.

Alle waren heiter, wie die Jugend es giebt, überſprudelnd ſelbſt . . . nur Körner, ſonſt meiſt der Luſtigſte der Luſtigen, blieb heute ſtill und in ſich gekehrt. Hatte er doch das unausſtehliche Gefühl, als müſſe er aus ſich ſelbſt heraus; . . . als dränge eine unſichtbare Gewalt die Seele aus dem Körper . . . wohin wußte er nicht! . . . warum? ebenſowenig . . . aber es war ihr unbehaglich, ſelbſt bange in ihrem alten Gehäuſe.

Körner war froh, als er die Eisbahn endlich von ferne ſah. Aber . . . was iſt denn das für ein eigenthümliches unruhiges Weſen dort? Man hört keinen Laut der Freude, kein Jauchzen, wie ſonſt wohl . . .

dagegen giebt ſich ein ſeltſames Laufen und Drängen der Menſchen nach einem Platze kund.

„Da muß ein Unglück geſchehen ſein!“ — ruft einer der jungen Männer aus Körners Umgebung.

„Ein Unglück?“ — wunderbar wie dies Wort heute auf Körners Seele fällt. Er erbleicht und ſein Herz ſchlägt ſtürmiſch.

Er war doch bisher alle Morgen, von Todesgefahr umgeben und für ſich und die übrigen Bergleute mit ſo mancherlei Unglück bedroht, ruhig zur Tiefe gefahren. Warum jetzt? . . .

„Laßt uns eilen!“ — rief ein Anderer aus der Geſellſchaft.

Man ſetzte ſich in Lauf.

Jetzt kam ein Mann von dorther.

„Was iſt geſchehen?“ — rief Körner athemlos.

„Es iſt Jemand eingebrochen?“

„Und?“

„Ja, ſie haben ihn noch nicht. Er iſt unter das Eis gerathen . . . vor einer halben Stunde ſchon.“

„Da muß er ja längſt todt ſein!“ — ſagte einer der Studenten.

„Und wer war's?“ — rief Körner blaß und faſt geiſterhaft.

„Niemand weiß es!“ — verſetzte der Mann — „da Keiner in der Nähe war. Man hat nur ſeine Geſtalt in einer offenen Stelle des Eiſes verſchwinden ſehen.“

„Ein Bergſtudent war es!“ — rief jetzt ein Knabe im Vorbeilaufen der Gruppe zu.

Wie ein Donnerſchlag traf dies Wort Körner.

„Fort!“ — ſchrie er — „um Gottes Willen, wenn es Schneider wäre!“

„Eilen wir zu Hülfe!“ — riefen die Anderen.

Alle liefen ſo ſchnell ſie konnten; Körners Blicke aber ſuchten Schneider nach allen Seiten.

Sie fanden ihn nicht . . . und . . . er wollte doch beſtimmt hierhergehen.

Die Bewegung in dem fernen Menſchenknäuel ward jetzt immer lebhafter.

Plötzlich erſchallte ein erſchreckendes Rufen und Schreien.

„Sie haben ihn!“ — ſtieß einer der Laufenden hervor.

Körner war keines Wortes fähig.

Warum ſollte es nur gerade Schneider ſein? . . . und doch . . . er ſah ihn nirgends . . . und eine Ahnung . . .

Jetzt hatten ſie die Menſchenmenge erreicht. Alles zur Seite ſtoßend brach Körner ſich Bahn.

„Wo iſt er? . . . wer iſt es?“ — ſtöhnte er keuchend.

Ha! . . . da war die offene Stelle im Eis! . . . und hier lag eine menſchliche Geſtalt . . . bleich, . . . ſtarr, . . . regungslos . . . die langen blonden Haare hingen triefend über das Geſicht, . . . die Augen waren glaſig . . . weit offen . . .

„Schneider! . . . er iſt es! . . . er iſt es wahrhaftig!“ — ſchrie jetzt Körner entſetzt, ſich über den Körper werfend und ihn befühlend, rüttelnd, an allen Gliedern betaſtend; . . . aber . . . ſie waren ſämmtlich kalt und ſtarr!

„Er iſt todt! er iſt ertrunken!“ — ſagte einer der Umſtehenden; — „hat die offene Stelle wohl nicht bemerkt, . . . fuhr hinein und verſchwand unter dem Eiſe. Wir haben uns ſeit einer Stunde alle Mühe gegeben, ihn zu retten, . . . aber umſonſt. Eben erſt ſtießen wir auf die Leiche!“

Körner erhob ſich. Kaum trugen ihm die Füße vor Erſchütterung. Das alſo war Schneider . . . das . . . war ſein Freund . . . ſein Karl! . . .

Leiſe rollten jetzt Thränen über Theodor's Wangen, dann ſagte er mit gepreßter Stimme:

„So iſt dein Wunſch denn erfüllt, treue Seele, . . . du haſt die Ruhe gefunden, die du ſo lange geſucht!“

Es war der erſte große Schmerz, der in Theodor Körners Leben fiel. Er war troſtlos . . . denn vor ihm in Trümmern lag ja der goldene Tempel der Jugendfreundſchaft, und unter ihm begraben ... der ... dem er errichtet war. — — — —

Zwei Tage ſpäter bewegte ſich ein langer Leichenzug ernſt und feierlich durch die Straßen Freibergs. Die ganze Akademie, Lehrer und Schüler, hatten ſich an ihm betheiligt, denn es war ein edler Menſch von achtbarem und tüchtigem Charakter, den man hinaustrug, es war ... Schneider.

Theodor Körner aber ſandte dem theuren, dem unvergeßlichen Jugendfreunde am Grabe folgende Worte nach:

Du biſt dahin, verloren unſerm Bunde;
Der ſtrenge Tod trat ernſt in Deine Bahn,
Und feindlich nahte ſich die finſtere Stunde;
Vernichtet iſt des Lebens flücht'ger Wahn.
Nichts hält Dich mehr im tiefen Erdengrunde,
Es fliegt der Geiſt vollendet himmelan;
Es dämmert Dir das Licht der heil'gen Wahrheit;
Uns bleibt der Schmerz, Du ſchwebſt in ew'ger Klarheit.

Es wogte Dir ein ernſter Sinn im Blute,
Der nur der eig'nen Lebenskraft vertraut;
Es ſchlug Dein Herz ſo warm für jedes Gute,
Für jedes Schöne, Große ſchlug es laut;
Du hatteſt ſtill, mit kühnem Jünglingsmuthe,
Dir Deine Welt in Deiner Bruſt gebaut;
Dein Lauf war ſtolz im ernſten Hochgefühle,
Und groß und herrlich Deine Bahn zum Ziele.

Vom höchſten Streben war Dein Herz durchdrungen,
Das jeder edeln That ſich willig bot.
Dein Auge brach, der Kampf iſt ausgerungen
In tiefer Fluth umarmte Dich der Tod.

Jetzt haſt Du längſt der Erde Macht bezwungen,
Die Seele ſchwebt im ew'gen Morgenroth;
Jetzt hat Dein tiefes Sehnen ſich gelichtet,
Dein Tag brach an, das Dunkel iſt vernichtet.

Drum hemmen wir die Worte unſ'rer Trauer;
Der Liebesbund muß jeder Kraft beſteh'n.
Hier ſchwören wir der Freundſchaft ew'ge Dauer,
Hier, wo uns Deine Manen ſtill umweh'n;
Und wenn das Leben ſinkt in Todesſchauer,
Wenn wir vollendet einſt am Ziele ſteh'n:
Dort in des Lichtes ſtillem, heil'gem Prangen
Mag uns verklärt Dein Brudergeiſt empfangen.

Zweites Buch.

Die Herzogin von Kurland.

Eine Fürſtin wie ſie alle ſein ſollten.

Durch die herrlichen Laubgänge des Parkes von Schloß Löbichau wandelten zwei Damen. Sie waren beide nicht mehr jung; doch hatte es das Schickſal gewollt, daß die eine bedeutend jünger erſchien, als ſie war, die andere bedeutend älter. Heitere und trübe Erfahrungen vermögen hierin ſehr viel. Hätte doch Niemand, auf den erſten Blick hin, die Damen für Schweſtern gehalten, die nur wenige Jahre auseinanderſtanden.

Was ſie indeß Aehnliches mit einander hatten, war ein gewiſſes hoheitsvolles Weſen . . . ein Weſen, das imponirte, und doch auch wieder durch Milde und freundliche Hingebung nicht nur alles Verletzende verlor, ſondern ſogar gewinnend wirkte.

Die Jüngere — dem Anſcheine nach kaum vierzig Jahre alt — war eine Geſtalt, an der die Natur verſucht zu haben ſchien, was ſie in der Reihe der lieblichen Formen vermöge. Sie mußte einſt ſehr ſchön geweſen ſein; . . . ſchön . . . war ſie jetzt noch. Unter einer ſanftgewölbten Stirne, beſeelten ein paar Augen, die ein heller wohlwollender Blick glänzend verklärte, das liebliche ausdrucksvolle Geſicht, das in der That noch blühend war. Alle Formen des Körpers waren dabei noch rund und voll, während die Geſtalt eine hohe, wirklich fürſtliche, genannt werden konnte.

Auch das Antlitz der älteren Schweſter zeigte noch Spuren von Schönheit, obgleich ſie vierundfünfzig Jahre zählte und — gebeugt durch körperliche und geiſtige Leiden — einer Sechzigerin glich. In Wirklichkeit waren beide Schweſtern nur fünf Jahre auseinander . . . in Herz und Seele gar nicht, denn hier waren ſie eines: ein Denken, ein Fühlen, eine innige treue hingebende Liebe; . . . nur die ſtark ſchwärmeriſch-religiöſe Färbung der Aelteren war auf die Jüngere nicht übergegangen.

Beide waren eben in einem vertraulichen Geſpräche begriffen: —

„Ich freue mich, Eliſa!“ — ſagte jetzt die Jüngere, — „das Dir Karlsbad ſo gut bekommen iſt. Du ſiehſt in der That bedeutend beſſer aus.“

„Das will nun freilich nicht viel heißen!“ — entgegnete mit trübem Lächeln die Aeltere.

„Seit Deiner Rückkehr aus Italien ſah ich Dich nicht ſo!“

„Du darfſt der Freude, Dich, liebe Schweſter, wiederzuſehen, den Hauptantheil an meinem Beſſerbefinden zuſchreiben."

„So laß meine Liebe Dich ganz couriren."

„Wenn dies Deine Liebe zu vollbringen vermöchte, wäre ich da nicht längſt die Geſundheit ſelbſt? Immerhin iſt ſie in dem froſtigen Leben ein warmer Lichtblick, in dem ſich die Leidende gern und behaglich ſonnt. Ich trage indeß meine Kränklichkeit, ſchon um Deiner verſöhnenden Liebe willen, mit ſtiller Reſignation. Nicht leicht befällt uns ja ein Mißgeſchick, wie groß oder klein es auch ſei, das nicht auch eine vergütende Seite darböte; nur der Schatten, den das Mißgeſchick ſelbſt auf die Nähe wirft, verhindert uns oft, den lichten Punkt wahrzunehmen, den jene darbietet."

„Darum, liebe Eliſa!" — ſagte hier die jüngere der Schweſtern heiter, — „darum habe ich von jeher die Lichtblicke des Lebens aufgeſucht."

„Dein unendlich glücklicher Charakter . . ."

„Am glücklichſten waren wir doch," — fiel hier die Jüngere ein, ſichtlich bemüht, den Gedankengang der älteren Schweſter auf heiterere Gegenſtände zu leiten — „als wir noch Kinder waren. Erinnerſt Du Dich an den Geburtstag unſeres Vaters, ſechs Monate nach dem Einzuge unſerer geliebten zweiten Mutter?"

„Wie ſollte ich nicht. Mutter hatte für dies Familienfeſt ein kleines Schäferſpiel, der Tanzmeiſter einen mimiſchen Tanz erfunden.“

„Abends wurde der Vater in den Garten geführt, dicht bei den See . . .“

„Ein wundervoll heiterer Sternenhimmel begünſtigte das Feſt.“

„Ja! und auf der oberen Terraſſe wölbte ſich über einen mit Blumen geſchmückten Altar ein erleuchteter Bogen.“

„An der rechten Seite ſtand ich und unſer armer Bruder Friedrich, als die Aelteſten. An der anderen Seite ſtandeſt Du, meine gute Dorothea und Karl. O, ich entſinne mich noch jeder Kleinigkeit: wir waren ſämmtlich als Schäfer und Schäferinnen gekleidet.“

„Richtig! und vor dem Altar kniete Johann, unſer jüngſter Bruder, einen kleinen reizenden Amor vorſtellend.“

„Ich ſehe noch ſeine glänzenden und ſchillernden Flügel.“

„Eine feierliche Muſik hinter dem Altare empfing den Vater . . .“

„Amor warf Opferblumen in die Flammen . . .“

„Wir aber umringten den Vater . . .“

„Und Tanz und Spiel begannen!“

„Selige Erinnerung!“ — rief hier die jüngere der Schweſtern. — „Wie ergriffen und innig gerührt war damals der Gute, . . . wie ſchloß er uns Alle voll treuer zärtlicher Liebe in ſeine Arme!"

Ein Thräne ſchimmerte im Auge der ältern der Damen.

„Und unter ſolchen, mehr und minder feſtlichen, bald veranſtalteten, bald zufälligen Vergnügungen" — fuhr die jüngere Schweſter fort — „floſſen uns ja damals im Schooße unſerer Famlie die Tage dahin, ſo daß der Ruf davon ſich weit umher verbreitete, und das gräflich Medem'ſche Haus das geehrteſte und geſuchteſte im ganzen Lande war."

„Ja! ja!" — ſagte hier die ältere der beiden Damen — „das waren wohl glückliche Tage! Feierten wir doch ſtets gemeinſchaftlich und in ſtiller Vertraulichkeit alle wichtigen Ereigniſſe in der Familie . . ."

„Und alles, was unſeren Herzen heilig war . . ."

„Begeiſterten uns wechſelſeitig für das Gute und Schöne, für das Erhabene und Große . . ."

„Ich muß noch heute lächeln" — fiel hier die Jüngere ein — „wenn ich daran denke, auf welche Weiſe ich es möglich machte, meinem Herzen die Freuden des Wohlthuns zu verſchaffen."

„Ach ja!" — ſagte die Aeltere — „Du hatteſt immer die Mittel dazu . . . es war mir ſtets ein Räthſel. Wir bekamen doch, nach der Gewohnheit jener Zeit, nie Geld in die Hände."

Ein unausſprechlich ſchönes und mildes Lächeln umſchwebte hier die Züge der jüngeren der Dame. Es lag eine Miſchung von neckiſcher Freude über eine gelungene Liſt und doch auch jene leiſe Wehmuth darin, mit der wir auf die längſt entflohenen Tage der Jugend zurückſchauen.

„Und wie fingſt Du es an?“ — frug die Aeltere.

„Du erinnerſt Dich“ — fuhr jene fort — „daß es uns erlaubt war, ohne Anfrage ſo viel Schuhe fertigen zu laſſen, als wir bedurften.“

„Du hatteſt immer eine Maſſe.“

„Ich ließ mir jedesmal, wenn wir vom Lande in die Stadt kamen, zwölf Paare liefern, verkaufte dann ſogleich die Hälfte davon, und legte mir auf dieſe Weiſe eine kleine Kaſſe für Nothleidende an.“

„Dorothea! . . . das war nicht recht, wenn auch die Abſicht gut war.“

„Es war eine kleine gut gemeinte Liſt, die mich in den Stand ſetzte, ſelbſtſtändig Unterſtützungen zu ertheilen. Mein Herz hätte mir ja ſonſt geblutet . . . und . . . die Zwiſchenbettlerin bei den Eltern konnte ich auch nicht immer machen.“

„Und der ſtarke Verbrauch? . . . fiel er nicht auf? ich entſinne mich deſſen nicht mehr.“

„Die häufigen Tanzgelegenheiten rechtfertigten ihn.“

„Ich hätte es nicht gethan!“

„Es war jugendlicher Uebermuth. Uebrigens erreichte ich meine Abſicht, war glücklich und konnte hie und da glücklich machen.“

„Wenn nur nicht über jene Zeit ein ſchwarzer Schatten fiele.“

„Warum nun wieder die Schattenſeiten aufſuchen?“

„Kann ich unſeren Bruder vergeſſen?“

„Kannſt Du Geſchehenes ungeſchehen machen?“

„Nein! . . . aber heute . . .“

„Ich hoffte . . . Du würdeſt nicht daran denken.“

„Nie vergeſſe ich jenen erſten Juni! Friedrich ſollte zur Univerſität nach Straßburg abreiſen. Einige Wochen vor dieſer Abreiſe, es war gerade am erſten Juni, beſuchte er mit uns beiden das Birkenwäldchen bei Urdzen.“

„Ja! wir hatten einen ſchönen langen Tag mit einander genoſſen, viel Großes und Schönes gedacht . . .“

„Und viel Erhebendes empfunden. Auf der Birkenſtelle ſahen wir der ſcheidenden Sonne nach. Ihr Sinken erfüllte auch unſere Gemüther mit der wehmüthigen Idee des Scheidens. Wir verſprachen einander, die Weihe dieſes Tages nie zu vergeſſen, und bei deſſen jedesmaliger Wiederkehr Rechnung zu halten mit uns über das verfloſſene Jahr. Kurze Zeit darauf . . .

reiſte der Bruder ab . . . und . . . wir ſahen ihn nicht wieder."

„Bedecke das dunkele Verhängniß mit einem Schleier."

„Ich kann es nicht!"

„Hat mich der furchtbare Schlag minder verwundet?"

„Gewiß nicht!"

„Glaubſt Du nicht, liebe Eliſa, daß ich das gefeierte Andenken des theuren Bruders ſo unauslöſchlich im Herzen trage, wie Du!"

„Wer zweifelt daran?"

„So richte Dich auf und laß die Wunde endlich einmal vernarben."

„Ich vermag es nicht. Dein heiterer Charakter, Dein angeborener Frohſinn, die mögen leichter eines ſolchen Schmerzes Herrwerden . . ."

„Iſt denn der Dahingeſchiedene durch Deinen nieverſiegenden Kummer zurückzugewinnen?"

„Laß mich, Theure! Zu dem Schmerz an ſeinem Verluſte, geſellt ſich der . . . um mein einziges Kind. Die Erinnerung an dieſe beiden heiligen Schatten beflügeln meine Seele, und laſſen ſie ſich aufſchwingen zur ſeligen Geiſterwelt. Ich verzweifle darum nicht. Wer verzweifeln kann, wahrlich, der hat die Kraft des Gebetes nie empfunden, die den Muth des Menſchen aufrecht erhält. Und wenn die Erinnerungen entflohener Jahrhunderte, zugleich mit der Geſchichte unſerer

Tage, den Glauben an die mit Gerechtigkeit waltende Vorſehung in ſchwankende Stimmung drängen; dann müſſen doch die Wunder der Schöpfung und die Kraft der Tugend in dem Menſchen den niedergebeugten Geiſt erretten und kraftvoll erheben.“

„Wenn ich vor meinen Schöpfer trete,
Und andachtsvoll in Einſamkeit
Zu Ihm aus voller Seele bete:
Was fühl' ich da für Seligkeit!
Ganz werd' ich Geiſt, und Alles flieht,
Was mich zur Erde niederzieht.

Dann acht' ich nicht der falſchen Freuden,
Nicht dieſer Erde eitler Pracht,
Um die ſich Menſchen oft beneiden,
Und die ſie nur zu Sklaven macht.
Ich fühl's: Gott iſt mein höchſtes Gut,
Er iſt's, auf dem mein Heil beruht.

Dann weichen ſelbſt die ſchwerſten Sorgen,
Dann weicht das Leiden, das mich drückt;
Ich weiß: dem Herrn iſt nichts verborgen,
Der in des Herzens Tiefen blickt.
Auch wenn er uns durch Leiden übt,
Bleibt er doch Vater, der uns liebt.

Ja! das Gebet giebt Kraft im Leiden;
Es ſtärkt zur Tugend unſern Geiſt,
Und hilft mit Weisheit Alles meiden,
Was uns zur Sünd' und Thorheit reißt;
Nur müſſen unſ're Wünſche rein,
Und eines Weiſen würdig ſein.

Drum bitt' ich nicht in meinen Leiden:
Nimm, o mein Vater! ſie von mir;

Auch bitt' ich nicht in meinen Freuden:
Erhalte dieſe Freuden mir!
Nur um ein Gott ergeb'nes Herz
Bet' ich zu Gott in Freud' und Schmerz."

Das Gedicht war eine Schöpfung der Sprecherin ſelbſt — der älteſten der beiden Damen; die Sprecherin aber war die, als Dichterin bekannte Freifrau Eliſa von der Recke; ihre zur Seite gehende jüngere Schweſter ... die Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland, eine der erhabenſten Zierden ihres Geſchlechtes und Standes, durch hohe geiſtige Bildung, durch Anmuth, Humanität und Milde, durch Sanftmuth und Beſcheidenheit bei vielfachen Verdienſten, durch Wahrheit im Leben und Natürlichkeit in ihrem ganzen Thun und ſein ... das Muſter einer Fürſtin. — —

Die beiden Fürſtenthümer, Kurland und Semigallen, ſtanden, ehe ſie in ein weltliches Herzogthum verwandelt wurden, unter der geiſtlichen Herrſchaft der deutſchen Ordensritter und wurden durch Heermeiſter regiert. Diejenigen Familien nun, aus denen Heermeiſter hervorgegangen, nannten ſich heermeiſterliche; und der Umſtand, zu einem ſolchen Geſchlechte zu gehören, wurde, wiewohl er ſonſt keinen Vortheil gewährte, nicht ohne Nachdruck mit genannt, wenn von der Bedeutenheit einer Familie die Rede war. In der Reihe der Heermeiſter von Kurland tritt aber der Name: Conrad Medem, der 1272 Mitau erbaute, beſonders hervor. Aus dieſem Geſchlechte nun ſtammte Anna Dorothea, Gemahlin des letzten Herzogs, Peter von Kurland. Ihr Vater, der aus einer erſten Ehe bereits eine Tochter, Eliſabeth Charlotte Conſtanze, und einen Sohn, Johann Friedrich, hatte, war Johann Friedrich Reichsgraf von Medem; ihre Mutter, die Gattin zweiter Ehe ihres Vaters, eine verwittwete von Nolde, geborene Manteufel. Sie, das erſtgeborne Kind aus dieſer Ehe, ward den 3. Februar 1761 zu Meſothen, einem herzoglichen Domainengute geboren.

Noch zwei Brüder, Graf Karl und Graf Johann, folgten ihr. Bei der Geburt des Letzteren ſtarb die Mutter. Die älteſte Tochter Eliſa befand ſich damals bereits im großmütterlichen Hauſe. Friedrich erhielt einen Hauslehrer, und die zweijährige Dorothea, ſammt ihren zwei jüngeren Brüdern, wurde nun einer Erzieherin übergeben, welche mit aller Liebe und Sorgfalt einer mütterlichen Seele die drei ihr anvertrauten Kinder behandelte und ſpäterhin ihnen mit gleicher Zärtlichkeit, neben der körperlichen, auch die geiſtige Pflege angedeihen ließ, deren das erſte Lautwerden der jungen Seelenkräfte bedarf. Kein ängſtlicher und ängſtender Zwang umkerkerte die gutgearteten Kinder, und ſo entwickelten ſich, ihrer Natur gemäß, in ungeſtörter Freiheit und Heiterkeit die Gemüthsanlagen und Geiſteskräfte der zarten Dorothea. Freundlichkeit und Liebe waren die Pflegerinnen dieſer ſchönen Natur. Die weiche Sanftheit der verſtändigen Erzieherin wurde durch eine gewiſſe Würde gehalten, ſo daß ſie nie in eine Schwäche ausarten konnte, die von Kindern nur zu leicht wahrgenommen und nicht ſelten mißbraucht wird. Der Vater, der hinter einer ſehr ernſten Außenſeite das unbedingteſte und allgemeinſte Wohlwollen barg, welches ſich über ſein ganzes Hausweſen und über ſeine ſämmtlichen Unterthanen verbreitete, konnte zwar, bei ſeiner weitläufigen wirthſchaftlichen Betriebſamkeit, nur wenig Aufmerkſamkeit ſeinen Kindern zuwenden; doch blieb ſein ſtilles Lebensbeiſpiel, welches frei von anſteckender Leidenſchaftlichkeit, ſich nur in Handlungen der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit und Milde bewährte, nicht ohne wirkſamen Einfluß auf die Erziehung ſeiner Kinder. Wohin ſich die Lebendigkeit der regen Willenskraft der kleinen Dorothea wenden mochte, ſie begegnete immer den Zurechtweiſungen, die, aufmunternd oder mahnend, in ernſtfreundlichen und freundlich-ernſtlichen Blicken ihr entgegenkamen; und wenn es der Worte bedurfte, ſo waren es die Worte der Liebe, die zu ihr ſprachen. Ueberhaupt bewegte ſich ihre beginnende lebhafte Regſamkeit in wohlgeordneten und alterthümlich-fromm gebildeten Hauseinrichtungen, wo ihr zartes Gemüth oft von Handlungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, der Milde, der Verſöhnlichkeit, und von Vorbildern einer ſchonenden Ausgleichung verletzter Verhältniſſe berührt wurde. Mehr, als jeder andere Unterricht, wirkte ſolche Lehre in Beiſpielen, auf das junge Gemüth; denn Kinder lernen mehr durch die Augen, als durch die Ohren, was recht iſt; ſie haben einen ſchärferen Blick, als diejenigen glauben, denen die eigene Kindheit wie ein vergeſſener Traum verſchwand.

Der Vater unſerer Dorothea beobachtete in ſeiner ganzen Art, zu ſein, ſelbſt im Unwillen und wenn er zu ſtrafen hatte, eine gleichmäßige ruhige Haltung, und nie zeigte er ſeinen Kindern eine zürnende Geſtalt. Nie ward das Ohr der kleinen, für alles ſo leicht empfänglichen, Dorothea durch ein heftiges Wort, durch eine Unzartheit, Unwahrheit oder Zweideutigkeit verletzt. In dieſer Rückſicht erwarb ſich auch die verſtändige Erzieherin um ihre Zöglinge ein großes Verdienſt. Bei ſolchen Umgebungen bewahrte ſich denn auch, wie ganz natürlich, in der jungen Seele, ohnerachtet ihrer raſchen, leicht beweglichen und oft voreiligen Sinnesart, eine gewiſſe Gedankenunſchuld und Lauterkeit der Geſinnung. Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe, Nachſicht und Verſöhnlichkeit gewannen in ihrem Gemüthe die Kraft der Gewohnheit, und bildeten die Grundlage des frei ſich entwickelnden Charakters; ihr inneres Leben aber erhielt dadurch jene natürliche Unbefangenheit, die ſich in allen Bewegungen ihrer ſchönen Geſtalt abſpiegelte, dieſer die Grazie verlieh, welche, bis in das höhere Alter hinauf, ihr Leben begleitete, und über ihr ganzes Weſen eine zauberhafte und hinreißende Anmuth ergoß . . . jene Grazie, deren ſchönes Walten unbeeinträchtigt auch dann noch ihre Lippen umſchwebte, wenn ſie in ſpätern Jahren, mit einer etwas minder ruhigen Haltung, angefochtene Ideen ihres Geiſtes vertheidigte.

Da nun der, von der Natur ihr mitgegebene kindlich heitere, leicht fröhliche Sinn, wie wir oben bemerkten, nie durch eine finſtere Begegnung getrübt, und ihre raſch vorſtrebende Willenskraft, durch keine rauhe Strenge gebrochen wurde: ſo zeichnete ſich Dorothea auch durch Offenheit und Frohſinn, durch geübtere Mittheilungsgabe und kindliche Geſchwätzigkeit, vor ihren älteren Geſchwiſtern, Eliſa und Friedrich, ſehr auffallend aus. Dieſe beiden Kinder mußten leider einer ſo ſanften und aufmunternden Behandlungsart entbehren, als die war, deren die fröhliche Dorothea ſich erfreute. Der arme Friedrich war einem harten, und, wie ſich ſpäterhin zeigte, unwürdigen Hauslehrer unterworfen, der die hölzerne Erziehung mit dem Stocke gegen den, mit reichen Naturgaben und ſchönen Gemüthsanlagen, ausgerüſteten Knaben ausübte. Die ſanfte Eliſa war im großmütterlichen Hauſe ebenfalls einer unterdrückenden Strenge hingegeben, die zum Theil aus einem gangbaren Irrthume der Zeit hervorging. Wenn nun dieſe beiden verſchüchterten Kinder zu gewiſſen Zeiten, in ehrerbietiger Ferne, vor den ernſten Blicken des Vaters daſtanden, ſo ſprang die muntere Dorothea ihm in die Arme und küßte ihm den tiefen Ernſt vom Geſicht, ſtreichelte liebkoſend ihm die Stirne, und erſchmeichelte ſich in ſüßer Unſchuld von ſeinen Lippen ein belohnendes Lächeln.

Getragen von ſo glücklichen Verhältniſſen erreichte Dorothea das ſechſte Jahr; als ſich mit einemmale die Lage der Dinge änderte: Es kam nämlich die Rede darauf, daß ſie wieder eine Mutter bekommen würde. Das Kind ſtaunte, nahm aber die Sache in kindlicher Unbefangenheit hin, während die redliche Erzieherin ihr mit lebhaften Farben das Glück vormalte, jetzt bald wieder eine liebende Mutter zu beſitzen. Gerade im Gegentheil hiervon wußte der tyranniſche Lehrer des gequälten Friedrich, das Bild einer Stiefmutter nicht abſchreckend genug zu ſchildern, und wie eine ſolche mit noch viel härteren Züchtigungen gegen ihn verfahren würde, als er bisher zu erdulden gehabt hätte.

Die ältere Schweſter Eliſa im großmütterlichen Hauſe überließ man, wenn von einer Stiefmutter die Rede war, ihren eignen Vorſtellungen, und dieſe umkleideten dann im Andenken an die verſtorbene, ſo hochgeliebte Mutter, das Gemälde der künftigen Stiefmutter mit allen den reizenden Farben, welche die lebhafte Phantaſie in der ſtillen Tiefe der kindlich liebenden Seele aufzutreiben wußte. Wie verſchieden und entgegengeſetzt mußten nun die Empfindungen der Kinder ſein, mit welchem ſie dem Zeitpunkte entgegen ſahen, der ihnen die zweite Mutter geben ſollte. Bange finſtere Ahnungen erfüllten das Gemüth des geängſteten Friedrich. Mit Entzücken hingegen blickte die frohe Dorothea zu dieſer nächſten Zukunft hinüber. Endlich kam die Zeit heran, und der Vater verheirathete ſich mit einer verwittweten Frau von der Recke, deren verſtorbener Gemahl Oberſt in preußiſchen Dienſten geweſen. Aber wie glücklich geſtaltete ſich nun die Sache. Die neue Reichsgräfin von Medem, ohnerachtet ſie ſelbſt nie Kinder gehabt hatte, war ganz dazu geſchaffen, die Mutter ſo hoffnungsvoller Kinder zu ſein; nur daß ſie vielleicht eine etwas zu bedeutende Rückſicht auf das Leben und den Glanz der ſogenannten großen Welt unter die Grundſätze der Erziehung für die Jugend ihres Standes aufgenommen hatte. Den Eintritt der neuen Mutter in das väterliche Haus begrüßte die lebhafte, ſchöne, feſtlich geſchmückte Dorothea mit einer kleinen franzöſiſchen, von der Erzieherin verfaßten, Anrede. Sie ſprach dieſe Worte der Bewillkommnungsfeier mit ſo feinem, und doch ſo kindlich natürlichem Anſtande, mit ſolchem Liebreiz, mit einer ſolchen Grazie, die ſich in allen Bewegungen der zarten ſchönen Geſtalt ausdrückte, daß alle Zeugen dieſer lieblichen Feier entzückt waren, und der kleine holde Engel aus einer Umarmung in die andre flog. Sie hatte den Vater innig gerührt und das Herz der neuen Mutter auf immer gewonnen. Die, bis zum zwölften Jahre ihres Alters, aus dem väterlichen Hauſe entfernt geweſene Charlotte Eliſabeth Conſtanze, trat ſechs Monate nach der Verheirathung des Vaters, wieder in den Kreis ihrer jüngeren Geſchwiſter zurück und brachte furchtſam-freudige Erwartungen mit. Der ſüße, vertraute Muttername, der bisher gleichſam nur aus der Engelwelt zu ihr herüber geklungen und einem ſchönen Phantaſiebilde angehört hatte, den ſie nun aber an ſichtbare Liebe richten durfte, verbannte nicht gänzlich aus ihrer bewegten, Seele die Schüchternheit, welche die übertriebene und oft ungerechte Strenge dem zarten Gemüthe eingedrückt hatte. Die Blüthenknospe kindlicher Fröhlichkeit war gebrochen; aber die erſte Zärtlichkeit, mit welcher die freundliche Mutter ſie aufnahm, erregte in ihr ein neues, mächtiges Gefühl, welches in einer frohen Wehmuth noch lange nachzitterte; ihren höchſten Genuß aber fand ſie in dem Umgange mit der Schweſter. Es war ihr nur ſelten vergönnt geweſen, ſie zu ſehen; von jetzt an durfte ſie die Geliebte ganz ungeſtört in die Arme ſchließen und immer mit ihr ſein. So verſchieden aber, theils von Natur, theils durch Erziehung die beiden Kinder auch waren, ſo hielten ſie ſich doch auf das Innigſte zuſammen, ja ſie ergänzten einander: Eliſa ſtill, ſinnig, in ſich gekehrt; Dorothea lebhaft, leicht aufgeregt, raſch von einem Gegenſtande zum andern überſpringend. Der beiden eigenthümliche Hang zum Mitleid und zur Wohlthätigkeit war dabei bei der ältern tiefer — heftiger bei der jüngern, die kein trauriges Geſicht ſehen konnte, ohne gewaltig erſchüttert zu werden; ſie eilte hinzu, gab, was ſie hatte: bittende Worte, Liebkoſungen und Thränen.

Aber auch der neunjährige Bruder Johann Friedrich ſollte dem Hauſe jetzt zugeführt werden, wenn auch durch eine blutige Kataſtrophe: indem ſich, wenige Tage nach der Ankunft der neuen Herrin des Hauſes, der Zuchtmeiſter des armen Knaben, im Bewußtſein ſeines laſterhaften Lebens und aus Furcht des Mißlingens einer ſchon begonnenen neuen Frevelthat, erſchoß.

Ob nun gleich ein Band wechſelſeitiger Liebe die ganze Familie umſchlang, ſo vermochten dennoch die freundlichen Aeußerungen der guten Stiefmutter nicht aus der Seele des armen Friedrichs die Spuren der Furcht und des Mißtrauens hinweg zu tilgen, welche ſein Tyrann ihm eingeflößt hatte; er nahte ſich ihr nur verlegen und düſter, wodurch er freilich einen ungünſtigen Eindruck auf die, ſonſt wohlwollende Frau machte. Das ſanfte Erröthen, womit Eliſa zu ihr trat, war ein Ausdruck der ſchüchternen Liebe, den die Mutter verſtand. Die jüngſten Brüder, Karl und Johann, erſchienen in ihrer unbewußten kindlichen Unſchuld. Die muntere Dorothea hingegen ſprang, wie immer, freudig und fröhlich der Mutter in die Arme, liebkoſete ſie auf die zutraulichſte Art, trieb tauſend liebliche Poſſen und blieb keine Antwort ſchuldig, während die eingeſchüchterte weiche Eliſa, jede Anrede nur mit ſtummen Erröthen erwiederte. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß Dorothea ſogleich der Liebling der Mutter ward, wie ſie längſt ſchon der des Vaters war. Indeſſen erregte der Vorzug, der ihr zu Theil wurde, keinen Neid bei den übrigen Geſchwiſtern; ſie räumten ihr ſolchen vielmehr als eine verdiente Gabe, gutmüthig und gern ein.

Aber es gab jetzt noch mehr Aenderungen in dem reichsgräflichen Hauſe. Die neue Herrin führte — wie das vorauszuſehen — eine neue Ordnung der Dinge herbei. Das Erziehungsgeſchäft wurde getheilt. Die drei Söhne wurden einem neuen Hauslehrer übergeben; die beiden Töchter nahm ausſchließlich die Mutter unter ihre Aufſicht. Alles im Hauſe gewann nun eine andre Geſtalt, eine andre Seele. Ein friſches Leben durchdrang und bewegte alle Glieder des häuslichen

Vereins, in welchem ſchonende Milde das Scepter führte; dem Wohlwollen begegnete Willigkeit und der Güte kam die Gefälligkeit entgegen. Die Kinder durften Dienſtleiſtungen von der Dienerſchaft nicht anders, als bittend begehren und dankend empfangen. Die Folge davon war, daß ſich, für ihr ganzes Leben ihrem Betragen eine ſchöne und natürliche Humanität zugeſellte, der ſie ſich bei der Ausübung kaum noch bewußt waren.

Aber mehr noch, . . . nicht was man den Glanz eines großen oder vornehmen Hauſes nennt, der ſich in Aufwand, Prunkfeſten und rauſchenden Ergötzlichkeiten verbreitet, gab hier Geſetze, ſondern das Leben der feinen Sitte eines edeln Geſchlechtes waltete in dem Medem'ſchen Hauſe, und ordnete, wenn es die Gelegenheit gab, Feſte, bei denen auch der Geiſt ſeine Befriedigung fand. Sie ſelbſt, die würdige Herrin des Hauſes, war eine unterrichtete Frau, liebte die Wiſſenſchaften und den Verkehr mit wiſſenſchaftlichen Männern, ſo wie auch ihr Gemahl in einer geiſtreichen Geſellſchaft ſeine liebſte Erholung fand. Jedem, ohne Unterſchied des Standes, der Anſpruch auf Vorzüge der Bildung zu machen und Wohlanſtändigkeit und Reinheit der Sitten mitzubringen hatte, ſtand in dieſem Hauſe des harmloſen Frohſinns und des feinen geiſtigen Genuſſes der Zutritt offen. Der Graf liebte die Tonkunſt; nicht weniger Freude an ihr fand auch ſeine Gattin. Muſikaliſche Unterhaltungen und Tanz wechſelten daher mit andern häuslichen Feſten, welche durch die dichteriſche Erfindungsgabe der Gräfin noch verherrlicht wurden. Aber auch das nothwendig Ernſte ließ die Reichsgräfin nicht aus den Augen. Dieſe treffliche Frau, welche einen geläuterten Geſchmack beſaß, die beſten Schriften ihrer Zeit kannte und überhaupt vielſeitig wiſſenſchaftlich gebildet war, übernahm nicht nur die Erziehung, ſondern auch den Unterricht der beiden Töchter, Religion, Tanzkunſt und Muſik ausgenommen.

So wuchſen die beiden Mädchen allmählig heran, als ein Ereigniß eintrat, welches die unſeligſten Folgen hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ſich nachgerade Freier für die beiden reizenden jungen Damen fanden. Unter den Vielen, die um die Hand Eliſas warben, hatte die Mutter Einen erwählt. Er war reich, ſtammte aus einer heermeiſterlichen Familie und empfahl ſich überdem noch der Mutter dadurch, daß er ein von der Recke und mit ihrem verſtorbenen Gemahl verwandt war. Das blendete die ſonſt ſo kluge und gute Frau — wie viele Frauen fallen in dieſen Fehler! — Es kümmerte ſie nicht, daß Freiherr von der Recke viel älter als Eliſa war; . . . nicht, daß dieſe vor ihm zurückbebte; . . . auch andere abrathende Umſtände ſchreckten die bethörte

Frau nicht zurück. Die arme Eliſa mußte gehorchen und ließ ſich, im Stillen weinend, opfern. Der Vater, der ſeiner Gattin das unbedingteſte Zutrauen gewidmet hatte, ſchwieg. Mit bitterem Mißfallen, doch ohne eine Aeußerung zu wagen, blickte Friedrich in dieſe Verhandlungen hinein, vorausſehend die unſeligen Folgen, die daraus hervorgehen mußten. Deſto rückſichtsloſer und vernehmlicher erklärte ihren Unwillen die lebhafte Dorothea, die man aber, als ein elfjähriges Kind, mit Verweiſen zur Ruhe ſchickte. Eliſa wurde vermählt und ſperrte ſich, halb freiwillig, halb gezwungen, in das alte Ritterſchloß ein, welches ihr Gebieter bewohnte. Ein härterer Schlag hätte die arme Dorothea kaum treffen können, verlor ſie doch eine ſanfte leitende Freundin von ihrer Seite. Und in der That vermochte die heitere Seele, die ſonſt alles ſo leicht zu nehmen wußte, ſich nur ſchwer, an dieſen Verluſt zu gewöhnen. Sie ſah die geliebte Schweſter jetzt ja ſo ſelten! Wenn dann aber Eliſa einmal, ihrer Haft entlaſſen, in das väterliche Haus kam, dann ſcholl ihr auch der lauteſte Jubel der Geſchwiſter entgegen; Dorothea flog ihr, frohe Thränen weinend, in die Arme und konnte vor Ungeduld nicht den Augenblick erwarten, alle ihre kleinen Geſchichten und Geheimniſſe ihr anzuvertrauen.

So blieb die Liebe der beiden Geſchwiſter auch jetzt ſich gleich; ja wenn Eliſa wieder ſchied, begleitete ſie dieſe Liebe als einziger Troſt in ihr einſames Exil, wo ſie ihr Leiden zu immer höherer Frömmigkeit und zu poetiſchen Ergüſſen trieben. Gar manch ſchönes Gedicht, das jener qualvollen Zeit entkeimte, verdanken wir Eliſa von der Recke.

Um wie viel freundlicher geſtaltete ſich dagegen Dorotheas Geſchick.

Immer war es Sonnenſchein in dieſem reizend emporblühenden Leben, und nur zu ſchmeichelhaft klangen von allen Seiten die Stimmen des Beifalls hinein. Immer glänzender wurden ihre Triumpfe, doch war es jedesmal nur ein kurzer Rauſch der Eitelkeit, der nicht Zeit hatte, ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte zu rücken; dabei ſtand das Bild ihrer hohen, ſchwer geprüften und frommen Schweſter ihr immer zur Seite; wie auch der heilige Ernſt des Lebens, der in ſo vielen ehrwürdigen Geſtalten ſie umgab, ihr die Unbefangenheit und Ruhe der Seele bewahrten. Selbſt an den Hof kam Dorothea jetzt oft. Der Einfluß eines ſolchen Umgangs war freilich ſehr zu fürchten; doch trug Dorothea auch gegen dieſen einen ſchützenden Genius in der Bruſt, und dies war jene feine Naturanlage, jener Sinn der Mäßigung, der als treuer Schutzgeiſt den Gang ihrer Empfindungen bewachte und gegen den mächtigen Trieb, der ſich gern mehr als recht iſt in einer glänzenden Perſönlichkeit gefällt, die edleren Neigungen ihres Herzens in Schutz nahm.

Nur der Tod ihres Bruders Friedrich, das fortdauernde Mißgeſchick ihrer geliebten, unglücklich verheiratheten Schweſter und das Hinſcheiden der letzten Hoffnung, die jener geblieben — ihres einzigen Kindes — warfen für die nächſte Zeit dunkele Schatten in Dorotheas freundliches Geſchick. Doch auch hier half ihr der feſte Geiſt, die geſunde Vernunft und ihr glücklicher Frohſinn bald wieder auf.

Da wandte ſich plötzlich ihr Lebensweg auf überraſchende Weiſe.

Der junge Herzog, Peter von Kurland, — der bei der Kränklichkeit ſeines Vaters 1772 die Regierungsgeſchäfte übernommen hatte — warb um ihre Hand. Er kannte die reizende junge Reichsgräfin Dorothea von Medem ja längſt von den Hof-Feſten aus und liebte ſie im Stillen ſeit Jahren. Dorothea willigte denn auch um ſo freudiger in dieſe Verbindung ein, als ſie in derſelben nicht nur ihrem Herzen folgen konnte, ſondern ſich auch ihrer edlen und großen Seele ein hoher Beruf damit aufthat. Die Anſtalten zur Vermählung wurden im Geheimen betrieben, da die Scheidung des Herzogs von ſeiner ruſſiſchen Gemahlin, Eudoxia, von Seiten Rußlands noch nicht genehmigt war. Deſto glänzender wurde indeß bald darauf des jungen Fürſtenpaares

Vermählung gefeiert, . . . ein Feſt, deſſen Jubel im ganzen Lande wiederhallte, mit dem aber auch Kurland ein heilbringendes Geſtirn aufging.

Merkwürdig war es dabei, wie die junge Herzogin ſich ſogleich in die neue Stellung fand; . . . mit welcher Faſſung, mit welcher Scharfſicht, und mit welchem Geiſt der Milde ſie von der erſten Minute ihrer Erhebung in den Fürſtenſtand auftrat, gerade als ob ſie in demſelben geboren ſei. Bezeichnend waren in dieſer Beziehung die Worte, die ſie, gleich bei ihrer Beglückwünſchung durch die Landesabgeordneten, an dieſe richtete:

„Tief gerührt“ — ſagte ſie — „bin ich von der Freude, welche mein Vaterland über meine Vermählung und Berufung zum Fürſtenthrone durch Ihre Vermittelung, meine Herren, zu erkennen giebt. Ich habe mein Vaterland immer ſeit meiner früheſten Kindheit geliebt; immer hat es mich mit der lebhafteſten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich in dieſem, mir ſo theuern Lande Wohlſtand verbreitet und Eintracht herrſchen ſah. Jetzt, da der Herzog mich an ſeine Seite berufen und zur Fürſtin erhoben, jetzt hat ſich um das Herz der Landestochter noch das Band der Landesmutter geſchlungen. Und wenn es mir in Zukunft immer gegenwärtig ſein wird, was ich bin, ſo werde ich auch nie vergeſſen, was ich war; doch nimmer — das fühle ich in meinen Geſinnungen, wird dies Doppelband mir Gelegenheit geben, in

Zwieſpalt mit mir ſelbſt zu gerathen. Mein Lebensglück hängt fortan mit der Zufriedenheit meines geliebten Gemahls auf das engſte zuſammen, und dieſe Zufriedenheit geht wiederum aus einem wohlwollenden Einverſtändniß zwiſchen dem Landesvater und den Landeskindern hervor. Von dem dahinſtrebenden, aufrichtigen Willen meines Gemahls bin ich überzeugt, und eben ſo zweifle ich nicht an entgegenkommenden redlichen Wünſchen. Da nun die Eintracht von einem gegenſeitigen Willen abhängig iſt, ſo ſehe ich mit froheſter Hoffnung der Zukunft entgegen, und übernehme mit Freudigkeit und Zuverſicht die neuen Pflichten meines Berufs? Ich von meiner Seite — das gelobe ich Gott, meinem Vaterlande und mir an dieſem feierlichen Tage vor Ihnen, meine Herren, die Sie einſt meine Zeugen ſein werden, — ich will alles, alles, was in meinen Kräften ſteht, thun, um mich der treuen Anhänglichkeit und Liebe meines Vaterlandes, als Fürſtin, würdig zu machen. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, auch nur das Kleinſte dazu beizutragen, daß Eintracht und gegenſeitiges Wohlwollen unter uns walten. Eröffnen Sie, edle Männer des gemeinſchaftlichen Vaterlandes, dieſe meine Geſinnungen, Vorſätze und Wünſche den verſchiedenen Kirchſpielen, deren Wort ſie geführt haben, und nehmen Sie für ſich noch dieſen Wunſch mit: daß Sie ſich mit Freude künftig dieſes Tages erinnern mögen.“ —

Frohe und ſchöne Tage gingen jetzt für die junge Herzogin von Kurland auf. Freudenfeſte, Concerte und Opern wechſelten; aber, was mehr heißen will, die Harmonien, die durch die fürſtlichen Säle rauſchten, ſchienen ſich auch den Menſchen, die dort zuſammenkamen, mitzutheilen, ſo wie das ganze Leben des Hofes eine ſo würdige und anziehende Phyſiognomie annahm, wie man ſie um jene Zeit an keinem zweiten Hofe traf. Auch an dem Umgange mit gelehrten und kenntnißreichen Männern fehlte es nicht. Die Herzogin ließ keinen Gegenſtand außer Acht, dem irgend eine Belehrung abzugewinnen war; um ſo mehr, als jede neue Erſcheinung von Bedeutung auf ihre empfängliche Seele einen lebhaften und nicht ſelten begeiſternden Eindruck machte. Wie natürlich reizte nun aber auch wieder dieſe geiſtige Empfänglichkeit der hohen Frau, verbunden mit einer ungewöhnlichen Leutſeligkeit, alle Diejenigen, die etwas Wiſſenswürdiges anzubieten hatten, ſich ihr zu nahen. Der Herzog theilte vollkommen mit ihr dieſen Sinn für Wiſſenſchaften und Künſte, und war hocherfreut über den Beifall, den ſeine Gemahlin überall davon trug. Sie erregte ja Gefühle des Wohlgefallens, wenn ſie kam, und ließ Bewunderung zurück, wenn ſie ſchied.

„Ich merke es recht" — ſchrieb die Herzogin bei einer Gelegenheit an ihre Schweſter Eliſa, die jetzt, nach der endlich erfolgten Trennung von ihrem rauhen Gatten, als treue und rathende Freundin der geliebten Schweſter durch das ganze Leben zur Seite blieb, — „ich merke es recht, wie der Umgang mit weiſen und verdienſtvollen Gelehrten unſeren Ideenkreis erweitert, unſere Anſichten berichtigt und unſere Blicke in das Leben ſchärft. Da giebt es viel zu hören und zu ſehen, aus beiden ſauge ich meinen Honig. Was der Tag eingebracht hat, wird Abends zu Buche getragen.“

Aber auch der Herzog fand in der Lebensfülle ſeiner jungen Gattin ſein ganzes Glück.

Jetzt machte ſie mit ihrem Gemahle — den ſie in dieſem und den nächſtfolgenden Jahren mit drei Prinzeſſinnen beſchenkte — eine Reiſe durch Deutſchland und Italien. Ueberall und von Allen wurde ſie bewundert; während ſie, als Hochgefeierte, herrliche Tage in Berlin, Dresden, Rom, Florenz und Neapel verlebte. Auch an allen dieſen Orten bildete der Umgang mit Gelehrten und Künſtlern eine der Hauptwürzen.

Indeß . . . wo wäre das Leben eines Sterblichen, das ſeine Schattenſeite nicht fände? Sie ſollten dem Herzog und der Herzogin von Kurland aus ihrer, durch die längeren Reiſen herbeigeführten, Abweſenheit von Land und Thron erwachſen.

In Kurland ſelbſt dunkelte bereits ſchon damals das Gewitter. Hier ſtand der Landſchaftsſecretär Howen mit an der Spitze der Regierung, die der Herzog unvorſichtigerweiſe und in allzugroßem Vertrauen, für die Zeit ſeiner Abweſenheit auf Reiſen, eingeſetzt hatte.

Howen war ein Mann, dem alles, was er unternahm, gelang; anziehend dabei und gefällig im Umgang, gewandt in Geſchäften, hinreißend in Verhandlungen, Zutrauen gewinnend durch ſein Aeußeres; aber . . . auch ebenſo unerſättlich ehrgeizig und habſüchtig, über die Maßen verſchwenderiſch, leichtſinnig und genußſüchtig im höchſten Grade; . . . kurz ein Menſch, dem nichts zu heilig war, um es ſeinen ſelbſtſüchtigen Zwecken aufzuopfern, . . . dem es nichts koſtete, auch das Heil des eigenen Vaterlandes zu ſtürzen, wenn nur für ihn aus den Trümmern ein Vortheil erwuchs. Dieſer feine Diplomat und ſchlechte Menſch war es nun, der vor allen Dingen des Herzogs Abweſenheit benutzte, um ſich die Gewalt der Regierung in die Hände zu ſpielen. Hatte er es doch durchgeſetzt, ſich, gegen den wohlbekannten Willen des Herzogs, in die Reihe der Oberräthe einzudrängen; jetzt trieb er im Geheimen ſeine Schützlinge, deren Schützling auch er wiederum war, feindlich gegen den Fürſten aufzutreten. Keck und höhnend wurde über das landesherrliche Anſehen hinweggeſchritten; mit den fürſtlichen Domainen auf das rückſichtsloſeſte gewirthſchaftet, und zwar ſo, daß ihre eigenen Einkünfte zu Beſtechungen gegen den Herzog dienen mußten. Aber der Krug geht ſo lange zum Brunnen bis er zerbricht.

Alles dies ſetzte endlich den Unwillen des Fürſten in die heftigſte Bewegung, ſo daß er gegen die Regierung und gegen die Landſchaft gleichmäßig erbittert wurde, und den leidenſchaftlichen Entſchluß faßte, nie mehr in ſein Land, als ein Land der Unruhe und der zügelloſen Ungebühr, zurückzukehren, ſeine fürſtlichen Einkünfte aber, nach dem Beiſpiele anderer Fürſten jener Zeit, auswärts, und zwar in dem von ihm angekauften ſchleſiſchen Herzogthume Sagan zu verzehren. Hochwillkommen mußte dieſe Art von Rache Howen, dem Manne der Ränke, und ſeinem Anhange ſein.

Ueber die ſanfte Seele der guten Fürſtin brachten dieſe Vorgänge die bitterſten Leiden. Sie theilte mit ihrem Gemahl die Empfindung des tiefen Unwillens, konnte aber doch in der Stille ihres Herzens ſeinem Entſchluſſe, dem Vaterlande gänzlich zu entſagen, nicht beiſtimmen. Indeß fehlte es in Kurland nicht an unbeſtochenen Geſinnungen, welche die Rückkunft des Herzogs wünſchten. Als daher die Nachricht von einer neuen Schwangerſchaft der Herzogin nach Kurland kam, — das Land wartete ja noch immer auf einen Thronerben — gelang es den Redlichen, die mit freiem Blicke die Angelegenheiten des Landes durchſchauten, die auf dem Landtage verſammelten Stände dahin zu vermögen, ein Geſuch an die Herzogin abgehen zu laſſen, mit der Bitte: in ihr Vaterland zurückzukehren und in ſeinem Schooße das Feſt ihrer neuen Mutterfreuden ſelbſt in dem Fall zu feiern, wenn ihr Gemahl durch ſeinen Geſundheitszuſtand abgehalten würde, ſie zu begleiten. Die Herzogin befand ſich im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft; unter ſolchen Umſtänden war es für ſie wohl ſehr bedenklich, eine Reiſe von 156 Meilen gegen Norden in der Witterung des Dezembermonats zu unternehmen; allein die Lage der Angelegenheiten des Vaterlandes und andere Rückſichten forderten zu gebieteriſch dazu auf, als daß an eine andere Ausgleichung zu denken geweſen wäre. Dorothea von Kurland reiſte alſo. Ihr Bruder, der Graf Karl von Medem, begleitete ſie; doch blieb ihr Gemahl zurück. Der Entſchluß war groß; aber die Hoffnung, als eine Verſöhnende unter ihren Landeskindern zu erſcheinen, flößte ihr den Heldenmuth ein, alle die Beſchwerden der weiten Reiſe zu ertragen. Und es waren wenigſtens nicht undankbare Mühſeligkeiten, welche ſie übernommen. Schon in Memel, ſieben Meilen von der kuriſchen Grenze, flogen ihr die Freudentöne der Bewillkommnung von den Unterthanen entgegen, und nun war der weitere Erfolg ihrer Reiſe, bis in die Hauptſtadt ihres Landes, ein ununterbrochener Triumphzug; ſo viele Liebe fand ſie, trotz den traurigen Verhältniſſen, welche die Eintracht ihres Vaterlandes zerriſſen. Der Adel und die Bürgerſchaft wetteiferten, ihrer Fürſtin die Opfer der reinſten Huldigung darzubringen, und liebevoll ſchlugen ſelbſt diejenigen Herzen ihr entgegen, welche durch die Irrungen der Zwietracht, wenn auch nicht bösartig, doch ungünſtig gegen das fürſtliche Haus geſtimmt waren. Sogleich nach ihrer Ankunft nahten ſich ihr die Oberräthe, ſammt den übrigen höheren und niederen Landesbehörden, unter denen ſie freilich feindliche und mißwollende Naturen wahrzunehmen hatte. Die Redner ſprachen hier Worte der Ehrerbietung und Anhänglichkeit aus; im Innern ihres Kreiſes aber barg hier und da ſich die böſe Geſinnung. Die Fürſtin aber trat jetzt auf, wie ein heller Sonnentag, der aus trüben Wolken hervorgeht. Mit einer Sanftmuth, die ſelbſt im Unwillen nicht zürnt, — mit einer Zartheit, die fremdes Unrecht und ſelbſt Beleidigungen gern verhüllt, ſo ſtand ſie da, mit der vollen Kraft ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth ausgerüſtet; mit dem ſanftern Glanze, mit der höhern Schönheit des Wohlwollens und der Liebe geſchmückt. Der Geiſt der Verſöhnung ſchwebte auf ihren Lippen, indem ſie zu der Verſammlung ſprach, ſo daß jeder Entzücken oder Beſchämung dahin nahm, je nachdem das Selbſtgefühl ihm ſeine Stellung zu der Fürſtin anwies.

So erfolgte denn auch wirklich eine theilweiſe Ausgleichung und Beruhigung, die jetzt noch dadurch gewann, daß die Herzogin um jene Zeit ihrem Gatten einen

Sohn, dem Lande einen Erbprinzen ſchenkte. Auf ihr wiederholt dringendes Bitten kehrte nun auch der Herzog zurück; da er aber zu erbittert war, um irgend einen Weg der Verſöhnung einſchlagen zu können, ſo übergab er die Unterſuchung der ihm zugefügten Kränkungen der richterlichen Entſcheidung des polniſchen Reichstages.

Welche neue Kämpfe, welche neue Leiden für die edle Seele der Herzogin . . . und . . . wie mehrten ſich die letzteren noch, als nun auch noch ihr Gemahl krank ward, und ihr einziger Sohn nach einem kurzen und flüchtigen Daſein ſtarb.

Alles Verſöhnende, alle Erwartungen, die von dieſem Kinde der Hoffnung ausgegangen, waren dahin; . . . die Mutter fühlte ſich troſtlos. Wie eine tiefe undurchdringliche Wolkennacht, hatte ſich jetzt der Schmerz über den Himmel ihrer Seele geworfen, und alle Kräfte ihres körperlichen Zuſtandes in ihren Tiefen erſchüttert. Sie fiel in eine bedenkliche Krankheit, die zwar von ihrer jugendlichen Rüſtigkeit überwunden wurde, aber doch ſo bedeutende Folgen zurückließ, daß ihr der Gebrauch des Karlsbades verordnet werden mußte. Durch Briefe verabredeten die beiden Schweſtern eine Zuſammenkunft in Dresden, trafen daſelbſt auch zuſammen, und feierten abermals ein Wiederſehen in Thränen. Aber die Zeit mildert ja alles. Auch die Herzogin beruhigte ſich nach und nach, und nun verſammelten ſich in der ſchönen Hauptſtadt Sachſens die früheren Verehrer wieder um die Fürſtin, während ſie durch ihre Schweſter mit dem damaligen preußiſchen Geſandten, Grafen Geßler, und mit der Körner'ſchen Familie, in dem für Wiſſenſchaften und Künſte ſo gaſtlichen Hauſe, bekannt wurde. Alle beeiferten ſich, die beiden trauernden Schweſtern ſanft aufzurichten und auf eine ſchonende Weiſe zu erheitern. Es wurden muſikaliſche Unterhaltungen veranſtaltet, die zart gewählt, einer wehmüthigen Stimmung zuſagten und, gleichſam befreundend, ſich ihr anſchmiegten; oder es wurden Wanderungen unternommen in die reizende Umgegend von Dresden, in das reiche Leben der Natur, welche ſo harmoniſch einſtimmt in jeden Ton, der ſeufzend oder freudig anklingt in der bewegten Seele. Einige Zeit ſpäter begab ſich die Fürſtin mit ihrer Schweſter nach Karlsbad, wo ſie abermals mit dem Grafen Geßler und der Familie Körner zuſammentraf. Die Kur that ihr wohl; doch konnte ſie den freundlichen Ort nicht verlaſſen, ohne mit einem Denkmale des Wohlwollens ihren Aufenthalt daſelbſt zu bezeichnen. Körner's Gattin war guter Hoffnung, die huldvolle Fürſtin erbat ſich von den Eltern eine Pathenſtelle bei dem Kinde, das ihnen geboren werden würde, und die Erlaubniß, an deſſen Erziehung Antheil nehmen zu dürfen.

Daher alſo rührte die Pathenſchaft, welche die Herzogin von Kurland bald darauf bei dem neugeborenen Söhnlein des Appelationsrathes Körner antrat. Auch Graf Karl von Geßler, der preußiſche Geſandte in Dresden, — ein Freund des Appelationsrathes — ward des neuen Sprößling's Pathe. Von dieſem empfing, der Neugeborene den Namen Karl, von der Herzogin den mehr poetiſchen: Theodor.

Indeß trat das Leben immer ernſter an die edle Herzogin heran: um den Boden für den Gang der Angelegenheiten ihres Gemahles in Warſchau zu ebnen, begab ſie ſich jetzt aus eigenem Antriebe nach der Hauptſtadt des damals noch beſtehenden polniſchen Reiches. In der That gewann ſie ſich denn hier auch das ganze Wohlwollen des Königs Stanislaus, ſo wie die Bewunderung der Großen des Reiches, während es ihr zugleich vollkommen gelang, durch klare und einfache Darſtellung Jeden von der gerechten Sache des Herzogs zu überzeugen und das ſorgſam geſponnene Lügengewebe der Howen'ſchen Argliſt ſiegreich niederzuwerfen.

Es war wirklich wunderbar, wie ſich die Herzogin zu Warſchau mitten unter einander feindlich gegenüberſtehenden Parteien bewegen konnte, ohne die Beute der Argliſt ſelbſtſüchtiger Menſchen zu werden. Allein ihre Wahrheit im Leben, ihre milde Nachſicht und ein Friedensſinn, immer bereit Opfer zu bringen, gewannen und mußten ihr alle Herzen gewinnen.

Dennoch wurde eine zweite und dritte Reiſe nach Warſchau für ſie nöthig, während welcher Zeit ſie auch noch ihre vierte Tochter an einem Bruſtfieber verlor. Noch war die Wunde, die der Tod des Erbprinzen ihrem Mutterherzen geſchlagen, nicht vernarbt, als ſie ſchon wieder den Verluſt dieſes theuren Kindes zu beweinen hatte. Auch die Großen der Erde ſind ja nicht frei von den Schlägen des Schickſals, und gerade die Höhen ſuchen die verderbenflammenden Blitze am meiſten auf.

Und ſo folgte denn wirklich jetzt abermals ein neuer furchtbarer Schlag. So viel auch die erhabene Fürſtin in Warſchau gewonnen . . . es ſtand anders in dem Buche des Schickſals geſchrieben: der verhängnißvolle Krieg mit Rußland brach aus, . . . **das Königreich Polen ſank in den Staub . . . und . . . damit war auch Kurlands Unabhängigkeit dahin! . . . es mußte ſich dem ruſſiſchen Scepter unterwerfen.**

Der Herzog zog ſich nun mit den Seinen auf ſein ſchleſiſches Gut Sagan zurück. Die Herzogin erkaufte für ſich das Rittergut Löbichau im Fürſtenthum Altenburg und beſtimmte es zu ihrem Sommeraufenthalte.

Aber auch hier bewies ſie ſich ſofort . . . wahrhaft fürſtlich!

Mit dem Rittergute Löbichau gingen einige zwanzig Prozeſſe zwiſchen der Gutsherrſchaft und den Unterthanen auf ſie über. Der Fortdauer dieſer Unannehmlichkeiten gebot ſie durch ein Wort der Großmuth und Milde plötzlich Halt, indem ſie die ſtreitigen Anſprüche fallen ließ, und einem friedlichen Vernehmen die größten Opfer brachte. Die von ihr getroffenen, und von den Unterthanen als eine Wohlthat erkannten Verfügungen wurden unwiderruflich feſtgeſetzt und in einer, mit Geſetzeskraft verſehenen Schrift aufgeſtellt, welche beträchtliche Erleichterungen und Vortheile den Unterthanen und die Unterthanen der Gebieterin zuwandte. Einem Freunde, der ihre Freigebigkeit zu weit getrieben fand, antwortete ſie: „Laſſen Sie mich, ich weiß was ich dadurch gewinne.“

Hierauf eröffnete ſie den Aermeren bei den Bauwerken und Anlagen, welche ſie ſogleich veranſtaltete, Quellen des Erwerbes und erhöhte den, bis dahin gewöhnlichen Tagelohn. Den gänzlich Verarmten wurden unmittelbare monatliche Wohlthaten angewieſen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wandte ſie dabei auch auf die kirchlichen Einrichtungen und auf das Schulweſen. So ſchaffte ſie gute Schulbücher an, die zu einem zweckmäßigen Unterricht Anleitung gaben; den Unterricht ſelbſt aber verbeſſerte ſie durchgreifend. Regelmäßig beſuchte ſie auch den ſonntäglichen Gottesdienſt, und gewann ſo, durch das Beiſpiel wirklicher Frömmigkeit, auf die Herzen und Gemüther der Gemeindeglieder einen ebenſo wirkſamen als ſegensvollen Einfluß. Und dieſer Einfluß ging wirklich weit: die Einwohner der zu dem Gerichtsbezirk Löbichau gehörigen Dörfer waren als unruhige Menſchen berüchtigt; ein Vorwurf, der in der Folge unter dem ſanften und klugen Walten ihrer neuen Gebieterin mehr und mehr von ihnen wich.

Mit immer mehr Stätigkeiten zogen zugleich Vertrauen, Eintracht und Verträglichkeit in das Thal ein, wo Zwiſt, Argwohn und Unzufriedenheit ſo häufig ſonſt ihre Störungen verbreitet hatten. Alle die ſanften Geiſter eines milden, thätigen Lebens, die ſich in den lieblichſten Erſcheinungen offenbaren, folgten ihr nach. Ueberall, wo ſie mehr oder minder dauernd waltete, ließ ſie Spuren der Wohlthätigkeit und des Schönheitſinnes zurück, der raſtlos Mangelhaftes verbeſſert, Verfallenes herſtellt und Schönes verſchönert.

Hier, in Löbichau, war es denn auch, wo ſich der edelſten und herrlichſten der Frauen — nach dem Tode ihres Gatten und der Verehelichung ihrer drei älteſten Töchter an die Herzöge von Sagan und Azarenza, ſowie an den Fürſten von Hohenzollern-Hechingen, und nach vielen Stürmen, Kämpfen und Drangſalen — wieder ein Aſyl des Friedens und eines ſtillen, Herz und Geiſt befriedigenden Glückes aufthat.

Hier umgaben die Hohe ſtets die geiſtreichſten Männer ihrer Zeit. Im fürſtlichen Glanze bewegte ſich in dieſem Gebiete der Anmuth ein geiſtiges Leben, und die edlere Freude im Gefolge der Grazien und Muſen führte ſolches über die Bühne feſtlicher Tage. Harmonien der Tonkunſt, fröhliche Tänze, Spiele des Scherzes und Witzes, Genüſſe der ländlichen Natur folgten hier im erfreulichſten Wechſelverkehr. Auch Kunſt und Wiſſenſchaft trugen ihre erleſenſten Blüthen hier zuſammen, während Geſpräche über Religion und Politik die geſammten Kräfte des Geiſtes und Herzens in Anſpruch nahmen.

So lebte jetzt . . . und ſo war: die Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland . . . eine Fürſtin, wie ſie alle ſein ſollten!

Im Paradies.

Der junge Körner hatte der freundlichen Einladung ſeiner Pathe, der Herzogin von Kurland, Folge geleiſtet und verlebte jetzt auf Schloß Löbichau wahrhaft himmliſche Tage.

Seine akademiſchen Studien in Freiberg waren ja mit dem Sommer 1810 zu Ende gegangen. Er ſehnte ſich jetzt in der That fort, theils, weil der ſo ſchreckliche und unerwartete Tod Schneiders, ſo wie der eines anderen Freundes, trübe Schatten über ſeinen dortigen Aufenthalt warfen; . . . theils aber auch wohl aus jener ſehr verzeihlichen Unruhe und Unſtätigkeit, die der Jugend eigen iſt.

Anfänglich wünſchte der Jüngling ſeine Studien in Tübingen fortſetzen zu dürfen, namentlich um dort des berühmten Kielmeyers Vorleſungen zu hören; ſpäter jedoch entſchloß er ſich für die neu errichtete Univerſität Berlin, woſelbſt ſich die günſtigſten Umſtände für ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke vereinigten. Nach des Vaters Rath und Wunſch ſollte indeß vorher auch noch Leipzig

— woſelbſt der Appelationsrath geboren war, Freunde und Verwandte lebten, und es gleichfalls nicht an verdienſtvollen Profeſſoren fehlte, — nicht umgangen werden. Ein halbes Jahr wurde daher, in gemeinſamer Uebereinkunft, zum Beſuche der dortigen Univerſität beſtimmt.

Die Vorleſungen in Freiberg endigten indeß zu ſpät, um zu dem Anfange des Sommerhalbjahres in Leipzig einzutreffen. Was konnte man da beſſeres thun, als die Zwiſchenzeit auf kleine Reiſen verwenden.

Theodor begleitete daher ſeine Eltern nach Karlsbad, machte dort ſehr angenehme Bekanntſchaften und folgte dann der ſchon erwähnten Einladung ſeiner fürſtlichen Pathe nach dem reizenden, ihm ſchon von früher bekannten Sommerſitze der Herzogin, dem paradieſiſchen Löbichau.

Und wie doppelt gehoben und getragen konnte er diesmal die Reiſe dorthin unternehmen . . . er reiſte ja: als „gedruckter Dichter!“ — Großes Wort! beſeligender Gedanke in den ſchönen Tagen der Jugend und der Ideale! . . . Göttlich erhabenes Gefühl, als „Dichter“ auftreten zu können, ſeine Schöpfungen in den Händen von Tauſenden zu wiſſen und vor ſich, auf den von Sonnengold umfloſſenen Höhen der Zukunft, den ſtrahlenden Tempel des Ruhmes und der Unſterblichkeit winken zu ſehen!

Und — Theodor Körner war ja bereits als Dichter öffentlich aufgetreten, . . . zwar nicht, wie er anfangs vorgehabt, mit einem „Taſchenbuch für Chriſten," wohl aber mit einer Sammlung anderer Gedichte, die er unter dem beſcheidenen Titel: „Knospen" hatte erſcheinen laſſen.

Es wäre vielleicht gegen eine ſo frühe Autorſchaft Manches einzuwenden geweſen — zählte Theodor Körner damals doch erſt neunzehn Jahre — aber Körners Vater fand dabei überwiegende Vortheile: der junge Dichter ſollte auch die Stimme des ſtrengen Tadels vernehmen, ſollte auf Mängel aufmerkſam gemacht werden, die den Blicken der Freunde entgangen waren; . . . ſollte die Probe beſtehen, ob ihn ſelbſt harte und ungerechte Urtheile niederſchlagen, oder zu neuen Verſuchen anſpornen würden.

Indeß ſprach ſich ja ſchon in der, an ſeine hohe Pathe mit dankbarem Herzen gerichteten Widmung die Beſcheidenheit des Jünglings gar ſchön aus. Nur „Knospen auf dem literariſchen Markte" ſollten ja dieſe Gedichte ſein, . . . nur Verſuche ſeiner Muſe, von deren weiterer Entfaltung er ſelbſt ſchönere Blüthen hoffte.

Und ſo war er denn jetzt dem eingeſandten Exemplare ſeiner Erſtlingsgedichte und der Einladung der Herzogin nachgekommen . . . und . . . ſchwelgte auf

Schloß Löbichau in ſieben Himmeln! Aber war denn dieſer ſommerliche Ritterſitz unter der ſchöpferiſchen Hand der Herzogin nicht auch in der That zu einem Paradieſe geworden? Hatte Dorothea von Kurland hier nicht eine Zauberwelt aus nahezu Nichts geſchaffen?

Was war denn dies Löbichau geweſen, als es die Herzogin erkauft? Auf einer wüſten Stelle erhoben ſich damals alte verfallene, in frühere Jahrhunderte hinaufragende Gebäude; . . . drei Jahre ſpäter ſtand hier ein gaſtlicher Wohnſitz der Freude in ſchönem heiterem Style. Aber der Schöpfergeiſt der Herzogin that noch mehr: die dürftigen Anerbietungen der örtlichen Natur wurden mit Weisheit — wahrhaft in Göthe'ſchem Geiſte — von ihr benutzt; aus dem Sumpfboden, dicht hinter dem Schloſſe — dem durch Ableitung der Waſſerüberfluß entzogen ward — entſtanden die ſchönſten Wieſen, die reichſten Blumenbeete, die prächtigſten Bosquets.

Und zu der Zeit unſerer Erzählung? . . . Nun ja, ſchon damals zog eine ſchöne Kunſtſtraße — gleichfalls eine Schöpfung der Herzogin — von der, zwiſchen Altenburg und Ronneburg hinlaufenden Hauptſtraße durch gutbeſtellte Felder und den Hain, hinter welchen ſich die Gebäude derart verbargen, daß ſie den ankommenden Fremden eine höchſt erfreuliche Ueberraſchung bereiteten. Da wo der Weg endet, that ſich nämlich plötzlich der Blick auf und das hell-ſchimmernde Schloß mit ſeinem weitvortretenden von Säulen getragenen Balcon trat in der vollen üppiggrünen Umgebung vor ihn.

Der hochgewölbte Laubgang, der von dem Gute durch den Hain zur Kirche führt, geſtaltete ſich dabei gleichſam zu einer geweihten Vorhalle des Heiligthumes; während die prächtigſten Baumgänge wie Strahlen nach allen Seiten des Gartens ausgingen, und ſich in einen labyrinthiſchen Park verlieſen, den kaum etwas an Schönheit übertreffen konnte. Die große Wieſe hinter dem Schloſſe umſchloß dabei eine waldige Einfaſſung, die heimlich in ihrer Tiefe einen ſtillen verſchwiegenen See barg. Das Zauberhafteſte aber blieb, daß dies Alles ſo ſchön zu einem Ganzen verwoben und mit der näheren und ferneren Umgebung ſo harmoniſch verſchmolzen war, daß es, vom Balcon des Schloſſes überſchaut, auf Stunden Weges hinaus, der Phantaſie den weiteſten Spielraum gewährte.

Den prächtigen Balcon ſelbſt mit ſeinem ſchön gearbeiteten Eiſengitter und ſeinem Flor der herrlichſten ausländiſchen und einheimiſchen Blumen und Blüthen, trugen joniſche Säulen mit Leichtigkeit und Anmuth; während im Inneren des Schloſſes die Kunſt in reizender und doch nicht überladener Fülle herrſchte. Gemälde, Statüen, Büſten, Vaſen — Schöpfungen des feinſten Geſchmackes, Darſtellungen der gewählteſten, an Pracht hinſtreiſenden Schönheit und Zierlichkeit füllten.

und ſchmückten die Säle und Zimmer, wobei in der That ein Gemach immer einladender als das andere erſchien. Das Beſtrickendſte aber war, daß eine liebenswürdige Gemüthlichkeit dieſer Pracht jedweden verletzenden Stolz nahm. Hatte doch die Herzogin ſelbſt jahrelang mit der heiterſten Anſtrengung, mit feinem Sinn und phantaſiereicher Kunſtfertigkeit, an den prächtigſten Stickereien für Sophas, Seſſels und Stühle gearbeitet, um ihr geliebtes Löbichau zu einem recht behaglichen und anziehenden Frauenſitze zu machen.

Und doch, was war denn dies alles, gegen die Herrin dieſes Wunderſchlößchens ſelbſt?

Es iſt keine Uebertreibung, wenn Fremde, welche die ſchöne fürſtliche Frau durch dieſe ihre reizende Schöpfung, durch den Blumen- und Blüthengarten ihrer zierlichen Gemächer hinwandeln ſahen, behaupteten, von dieſem Anblick, wie von dem blühenden Phantaſiegebilde eines reichen arioſtiſchen Dichtergeiſtes — das plötzlich in das helle Leben der Wirklichkeit getreten — überraſcht worden zu ſein.*)

So war es wohl natürlich, daß Löbichau der Lieblingsaufenthalt der Herzogin wurde. Hier war es, wo ſie in ungeſtörter Freiheit ſich und der Natur leben konnte; hieher zog ſie ſich aus den Stürmen des Lebens zurück;

Tiedge: „Dorothea, Herzogin von Kurland.“
(Zeitgenoſſen neue Reiſe IV. B.)

hier beſchäftigte ſie ſich mit zierlicher Handarbeit, mit Muſik, — in welcher ſie eine gewiſſe Meiſterſchaft erreicht hatte, — mit Briefſchreiben und dem Leſen geiſtreicher, beſonders politiſcher Schriften.

Der Kreis, der ſie in dieſem ländlichen Aufenthalte umgab, beſtand, aus ihrer Schweſter Eliſa, den Damen der Fürſtin, aus Beſuchen der edelſten Familien in Altenburg, den Geheimeräthen Hardenberg, Trüzſchler und Thümmel und gar manchen edlen und lieben Menſchen, welche die hohe und liebenswürdige Frau ſelbſt aufſuchten oder auch auf längere Zeit zu ihr nach Löbichau eingeladen wurden: unter ihnen Tiedge, Marheinecke, Feuerbach, Schuderoff, ſpäter auch einmal Jean Paul, einer Maſſe anderer hervorragender Männer und einer Reihe ſchöner und geiſtreicher Frauen und Mädchen nicht zu gedenken.

Auch Fürſten und ſelbſt gekrönte Häupter beſuchten die Herzogin hier, wie unter anderen Kaiſer Alexander von Rußland. Der Kaiſer kam damals von ſeiner Zuſammenkunft mit Napoleon aus Erfurt zurück, ſpeiſte in Löbichau und warb für den Neffen des Fürſten Talleyrand, den Herzog von Perigord, um die Hand der vierten Tochter der Herzogin. Die Heirath erfolgte in der That bald darauf.

Und hier! . . . an dieſem kleinen, aber märchenhaft wunderbaren Hof, an dieſem Hof, wie ihn ſonſt nur die Phantaſie romantiſcher Dichter beſingt, . . . hier! . . . befand ſich nun der junge Körner und dies . . . unter den Flügeln der faſt mütterlichen Liebe und Zuneigung ſeiner hohen Pathe.

Die Herzogin hatte dabei ſogar, damit ihr Schützling eine heitere und zu ſeinem Alter paſſende Geſellſchaft finde, noch mehrere junge Grafen aus ihrer Verwandtſchaft nach Löbichau eingeladen; und, wie ſie vorausgeſetzt, geſchah es auch: die jungen Leute fanden ſich raſch und ſchloſſen ſich für die Zeit dieſes ſchönen Zuſammenlebens als unzertrennliche Genoſſen aneinander.

Aber Himmel! wie aufgeweckt und voll ſprudelnder Laune war auch der junge Dichter, — hier das Schooßkind des Glücks, der Liebling der Herzogin! Und warum nicht? Hing nicht ſeine Zukunft voll Morgenglanz und Sonnengold? ſtanden nicht die Ehre und der Ruhm wie aufgerichtete Göttergeſtalten vor ſeiner Seele? — Bewegte er ſich hier nicht in einem Paradieſe? . . . trug man ihn nicht mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit auf den Händen? — Füllten nicht Jugendkraft, Jugendmuth und Jugendluſt ſeine Seele? — Lag nicht ein langes, ſchönes, bedeutungsvolles Leben vor ihm? — winkten ihm nicht alle neun Muſen und konnte er ſich denn nicht möglicherweiſe ſelbſt den Lorbeerkranz der Unſterblichkeit noch erringen?

Selig ſtürzte er ſich in den Strudel der Zerſtreuungen und Vergnügen, die ihn umkreiſten, — ohne freilich jemals zu vergeſſen wer und wo er war, und daß edle Sitte den Mann ehre und heilige. Schön erhöhte dabei die glückliche Aufregung die Elaſticität ſeines Körpers und Geiſtes, ſo daß ihn Alles poetiſch anregte und ſpielend die netteſten dichteriſchen Schöpfungen entſtanden, deren Friſche und Lebendigkeit die Herzogin entzückten.

In dem Gefolge der Herzogin und unter den auf längere Zeit anweſenden Beſuchen gab es genug Herren und Damen von Geiſt, um auch zur allgemeinen Unterhaltung größere Pläne auszuführen, die ein höheres Intereſſe zu wecken im Stande waren. Körner kam daher der gute Gedanke: für die abendlichen Theeſtunden, die regelmäßig bei der Herzogin und in Gegenwart des Hofes und der beſuchenden Fremden zugebracht wurden, eine Art Journal zu gründen . . . fliegende Blätter, die blos in der Handſchrift für die dortige Geſellſchaft beſtimmt waren und mit Witz und Laune das tägliche Leben und Treiben auf dem Schloſſe in kleinen Gedichten, Anekdoten und ſcherzhaften Artikeln behandeln ſollten.

Eine höchſt witzige Dame im Hofſtaate der Herzogin, ſo wie der Leibarzt derſelben und ein Künſtler vereinigten ſich nun mit Körner zu dieſem netten Unternehmen. Die Blätter wurden ſofort „Theeblätter“ getauft, und riefen bald die heiterſten Stunden herbei.

Sonſt wechſelten an den Abenden — während die Tage mit größeren und kleineren Ausflügen, Spazierritten, Beſuchen in der Umgegend, Jagden, Fiſchzügen und anderen Vergnügungen zugebracht wurden — Concerte und kleine theatraliſche Aufführungen, an welchen ſich die Geſellſchaft in vielen ihrer Glieder ſelbſt betheiligte. Aber auch an ernſten Unterhaltungen fehlte es nicht, da ſich die Herzogin gern über Politik, Religion und philoſophiſche Gegenſtände erging.

Auch heute hatten Körner und die jungen Grafen nach Aufhebung der Tafel einen Spazierritt unternommen, bei dem es, wie natürlich, luſtig herging. Beſtand die kleine Geſellſchaft doch aus lauter jungen Leuten, deren glückliche Verhältniſſe das Leben zu einem leichten und heiteren Spiele machten. Tolle Freude und Uebermuth blieben nicht aus. Die ſchäumende Jugend kennt keine Gefahr . . . Gefahr iſt ihr verlockende Luſt, Uebung des Muthes und der Kraft.

Gewiß! die Herzogin, die vortreffliche mütterliche Freundin Theodors, hätte ſich nicht wenig geängſtigt, wenn ſie die tollkühnen Reiterkünſte der jungen Leute, und namentlich ihres Lieblinges geſehen. War doch Körner dabei der Verwegenſte . . . freilich aber auch der, der am feſteſten im Sattel ſaß und kunſtgerechter ſelbſt als die jungen Edelleute ritt. Kein Graben war ihm zu breit, keine Barrière zu hoch, um darüber zu ſetzen;

während er prächtig zu Changieren wußte und die Volte, die Pirouette und die Courbette ſo ſchön ritt, daß es eine Freude war.

Wirklich riefen ihn auch ſeine jugendlichen Freunde ohne allen Neid zum Sieger aus und ſchmückten ſeinen Hut mit einem vollen Laubkranze. Dann ging es wieder in Gemeinſchaft lachend und jauchzend Terre-à-terre weiter, daß die Funken davon ſtoben und eine ängſtliche Seele verzweifelt wäre.

So ging die Luſt fort, bis der Abend heranrückte und an den Heimweg gedacht werden mußte, da es die Herzogin liebte, daß man die Theeſtunde pünktlich einhielt. Auch hatten ſich die Pferde zu verſchnaufen und zu verdampfen, um nicht zu Verräthern an dem Muthwillen der jungen Herren zu werden.

Hier, wie überall bewährte ſich ja das ſanfte Weſen der edlen Fürſtin, die mit den Thieren wie mit den Menſchen fühlte und von jeder Mißhandlung und ſelbſt Ueberanſtrengung derſelben peinlich berührt wurde.

Wirklich kamen die jungen Leute jetzt — nicht ganz ohne einen leiſen Anflug von Beſchämung — auf dies Thema zu ſprechen. Es leitete auf die Herzensgüte der Fürſtin im Allgemeinen, als der junge Graf Chaſſepot — ſeine Tante war Hofdame der Herzogin — das Wort ergriff und ſagte:

„Es iſt in der That wahr, Durchlaucht hat ein Herz, wie ſicher wenige zu finden ſind.“

„Wer zweifelt daran!“ — rief Körner: — „Meine eigene Perſon iſt ein lebender Beweis davon; aber der Himmel weiß, warum ich ſo wenig von der edlen Frau lerne. Da hab’ ich nun mein Thier wieder abgehetzt . . .“

„Nun! nun!“ — ſagte Chaſſepot lächelnd — „das dürfte nun gerade keine Sünde ſein. Sollen wir jungen Leute nur Schritt reiten. Die Thiere ſtehen oft und lange genug im Stall. Es iſt gut, wenn einmal ſo ein wildes Heer, wie das unſere, über ſie kommt. Sie würden ſonſt ſteif werden. Aber auf die Güte unſerer hohen Gaſtfreundin zurückzukommen, muß ich Euch etwas erzählen. Sie, Körner, wird es auch intereſſiren . . . es iſt für ihre ſchwärmeriſche Seele.“

„So giebt es ein Gedicht!“ — rief ein anderer der jungen Leute.

„Mag ſein!“ — verſetzte Graf Chaſſepot, indem er ſeinem ſchönen und edlen Thiere den Hals klopfte — „nur darf es der Herzogin nicht zu Geſicht kommen.“

„Und warum nicht?“ — frug Körner.

„Weil ich Euch mit meiner Erzählung einen Blick in die geheimen Tiefen ihres Herzens werfen laſſen will.“

„Sie machen uns neugierig!“ — rief Körner, einen fernen Punkt auf der Landſtraße beobachtend.

„Nun ſo hört, Freunde!“ — fuhr Chaſſepot fort. „Ich habe die Geſchichte von meiner Tante; denn außer ihr und der Gräfin Eliſa kennt ſie Niemand.“

„Und dürfen Sie . . .“ — fiel Körner ein.

„Gutes darf man immer nacherzählen, auch wenn es im Geheimen geſchieht. Aber . . . was ſchauen Sie denn ſo ſcharf nach der Landſtraße, Körner?“ — frug hier Chaſſepot.

„Ich ſehe in der Ferne einen Dreiſpänner.“

„So wird ſich die Geſellſchaft auf Löbichau wieder um ein oder zwei Perſonen vermehren. Iſt juſt nichts Neues. Das Schloß iſt ja unſeres Herrgotts ſchönſtes und liebenswürdigſtes Wirthshaus.“

„Es ſoll mich wundern,“ — rief hier der junge Graf Werrenrieth — „wenn ihm nicht ſelbſt Napoleon noch einen Beſuch macht.“

„Danke ſchön!“ — ſagte Körner. — „Dann ſoll er wenigſtens mich nicht treffen. Aber Ihren Bericht, Chaſſepot!“

„Ja ſo!“ — rief dieſer. — „Nun, die Sache iſt einfach folgende: als Durchlaucht dieſes Frühjahr von Paris, wo ſie, wie wir alle wiſſen, den Winter zugebracht — nach Löbichau zurückkam, hatte ſie beſchloſſen, die Leipziger Oſtermeſſe zu beſuchen, um ihren Freundinnen und Freunden Ueberraſchungen durch mancherlei feine Geſchenke zu bereiten, in deren Austheilung, wie ja allbekannt, ein unentbehrlicher Genuß für ſie liegt. Für ſich aber hatte ſie die Abſicht, Ankäufe des neuſten Modeſchmuckes zu machen. Unſere gute Herzogin weiß — trotz ihrer neunundvierzig Jahre — . . ."

„Unmöglich!" — rief hier der junge Graf Werrenrieth — „ſo alt kann ſie noch nicht ſein. Sie ſieht ja kaum einer Vierzigerin ähnlich!"

„Weil ſie ihr heiterer Geiſt jung erhält!" — meinte Chaſſepot. — „Auch weiß ſie dabei recht gut, welchen zauberhaften Eindruck ihre Erſcheinung, gehoben von einer geſchmackvollen Toilette, hervorbringt; nur iſt ſie fein genug, dies Bewußtſein tief zu verbergen."

„Der Trieb, die eigene Perſönlichkeit möglichſt anziehend und geltend zu machen," — fiel hier der junge Körner ein — „iſt ſo natürlich und ſo menſchlich, daß er, faſt ohne Ausnahme, in jeder Menſchenbruſt unüberwindlich wohnt. Kann es da befremden, wenn dieſer Eindruck auch auf unſere liebenswürdige Gönnerin zurückwirkt?"

„Gewiß nicht!" — rief Graf Chaſſepot. — „Es denkt auch Niemand daran, ihr einen Vorwurf daraus zu machen. Ich berichte nur eine Thatſache."

„Alſo?" — ſagte Werrenrieth.

„Alſo mitten in der Ausſicht, in dem kindlich frohen Vorgenuſſe der Meßreiſe, kam zu ihr die Bitte einer nicht ganz unbekannten, doch übrigens fremden Perſon, um eine Unterſtützung von 800 Thlr. Die Bittende verſicherte in ihrem Schreiben, daß allein von dieſer Wohlthat die Rettung ihrer Ehre abhängig ſei. Die Herzogin war ſogleich zur Hülfe bereit, ohnerachtet ſie kurz zuvor mit einem Darlehn von 2000 Thlr. eine andere Bedrängte unterſtützt, und ihr das darüber ſprechende Document auf eine geheime und ſchonende Weiſe zurückgeſtellt hatte. Ihre Schweſter, welche dieſes wußte, und der ſie auch jenes Geſuch vertraute, machte ſie auf einige Bedenklichkeiten, die Perſönlichkeit und den Zweck jener Bittenden betreffend, aufmerkſam und ſchloß mit dem Zuſatze: daß eine zu große Raſchheit in der Bewilligung ſo bedeutender Wohlthaten, die reichſte Quelle des Ueberfluſſes erſchöpfen, und ſolche endlich wahren und würdigen Nothleidenden verkümmern müſſe. Die Herzogin aber erwiederte: „Wie kann ich jene Bittende der Demüthigung preisgeben, mich ſo ganz unvergolten mit ihrer Lage bekannt gemacht zu haben? Ich werde meine Reiſe nach Leipzig aufgeben und dann iſt alles wieder in's Gleiche gebracht.“

„Und das that ſie auch?“ — riefen Alle.

„Das that ſie!“ — fuhr Chaſſepot fort. — „Sie blieb mit ihrer Schweſter ziemlich einſam hier zurück, alle Uebrigen gingen nach Leipzig. So brachte ſie — und ich frage, ob dies nicht ein ſchöner Triumph der edelſten Menſchlichkeit iſt — das Vergnügen, ſich zu ſchmücken ihrer Herzensgüte zum Opfer."

„O! das ſieht ihr gleich!" — riefen Mehrere.

„Und ich weiß, was ſie bei dieſer Entſagung mehr als alles Andere ſchmerzte!" — ſagte Körner.

„Ich auch!" — entgegnete der junge Graf Chaſſepot — „der Verluſt der Freude, ihren Freunden und Freundinnen Geſchenke machen zu können."

Die Cavalcade der jungen Leute war jetzt an jener Stelle angekommen, wo ſich, dicht an der Landſtraße nach Ronneburg, eine ſanft aufſteigende Anhöhe, das Tannenfeld genannt, erhebt, die ein freundliches Gartenhaus ziert.

Auch der Reiſewagen mit den drei Poſtpferden und dem luſtig blaſenden Poſtillon kam jetzt immer näher heran. Die jungen Männer erfaßte die ſehr natürliche Neugierde, zu wiſſen, welchen Zuwachs der Poſtzug der Geſellſchaft auf Löbichau bringe. Bei der Zurückgezogenheit einer ſolchen Geſellſchaft auf einen Punkt und dem täglichen, faſt familiären Beiſammenſein kann ein einzelner Menſch ebenſogut die ganze Harmonie des momentanen Daſeins ſtören, wie er ſie zu erhöhen und zu verſchönen vermag.

Man ritt daher Schritt und ließ den Reiſewagen herankommen. Der Diener, der auf dem Bock ſaß — der

Poſtillion ritt — trug eine Livrée, die dem jungen Körner bekannt ſchien.

Plötzlich ſchob ſich der Kopf eines ältlichen blatternarbigen Herrn dem Kutſchenfenſter heraus, die ſtattliche Cavalcade zu muſtern; aber in demſelben Momente rief es auch mit freudigem Tone: — „Theodor!“ — und antwortete:

„Himmel und alle Welt! ſehe ich recht, . . . Graf Geßler!“

Und mit dieſen Worten ſprengte der junge Körner, freudig überraſcht, an den Wagen und ſtreckte ſeinem zweiten Pathen die Hand entgegen.

Aber auch die anderen jungen Leute kamen jetzt heran. Auch ſie kannten faſt ſämmtlich den früheren preußiſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, da es nicht das erſtemal war, daß er die Herzogin bei ſeiner Rückkehr von Karlsbad auf Löbichau und die benachbarten Edelhöfe beſuchte. So hatten ſie den geiſtreichen und liebenswürdigen Mann — der trotz ſeiner Gicht noch recht heiter mit der Jugend ſein konnte — hier oder dort, bei der Fürſtin oder im eigenen Hauſe, kennen und verehren gelernt.

Die Freude war daher allgemein, — wenn auch bei Einigen nur negativ, da der neue Ankömmling jedenfalls kein Freudenſtörer war, — ſo daß ſich der Poſtzug faſt in einen Triumphzug umwandelte. Eine gewiſſe Exaltation iſt immer eine Zugabe der Jugend.

In der Nähe des Schloſſes mußte der Wagen indeß halten und der Graf ſtieg aus: er wollte ſeine alte bewährte Freundin überraſchen. So ritten auch die Jünglinge voraus.

Am Portal des Schloſſes aber fanden Körner und der Graf ſich wieder und ſchritten nun die Treppe hinauf, nach den Gemächern der Herzogin. In der weſtlichen Tiefe der Zimmerreihe waltete die Herrin unter ihren Blumen, Bildern und Büchern. Als die beiden Männer in das mittlere, unmittelbar auf den Balcon führende Gemach traten und rechts durch die Folge von Zimmern dahin blickten, wo die noch immer ſehr ſchöne Frau unter ihren Roſen ſich mit Anmuth und Grazie bewegte, konnten ſie ſich beide eines wunderbar ergreifenden Eindrucks kaum erwehren: ward es ihnen doch — ſo verſchieden ihr Alter — warm um's Herz; . . . kam dem Einen wie dem Anderen doch unwillkürlich der Gedanke: er ſchaue in ein kleines Feenreich und ſehe deſſen Beherrſcherin dort vor ſich hinſchweben.

Der Empfang von Seiten der Herzogin — alle Hof-Etiquette war in Löbichau verbannt — war ein ungemein freundlicher; ſie ſchätzte ja den Grafen ſehr hoch, und er verdiente es.

Geßler war klein, lebhaft und beweglich — d. h.

wenn ihn die Gicht nicht allzuſehr mitnahm und plagte. Schön konnte man ihn freilich — ſchon wegen der Blatternarben — nicht nennen; dagegen gewann der Graf um ſo mehr im Umgang. Beſaß er doch einen ungemein hellen und ſcharfen Verſtand, ein nicht unbedeutendes Wiſſen, große Beleſenheit und eine hohe Gabe der Rede. Was er ſagte, war kurz und gedrängt, und ſprühte von Funken des Witzes und beißender Sarkasmen, die aber um ſo ſicherer zündeten, je kürzer und ſchlagender ſie waren, und je greller der Reflex ſein Ziel in ſcharfen Umriſſen ſecundenlang erhellte, um es ſofort wieder mit tiefem Dunkel zu verhüllen. Darum faßten und begriffen ihn auch nur Wenige, und es gehörte wirklich ein ſo ſcharfer Verſtand und guter Kopf, wie der der Herzogin, dazu, um Geßler ganz zu verſtehen und ſeine oft wunderbar geſtalteten oder umhüllten Bilder und Gleichniſſe — wie Leben, Leſen und Einfall des Augenblickes ſie ihm gaben — ganz zu durchdringen.

Jedenfalls war er für einige Tage ein ſehr ſchätzbarer Zuwachs des ſchönen Kreiſes, der ſich in dieſer Zeit um die Herzogin gebildet, und der ſich eben jetzt wieder zur Theeſtunde im Balconzimmer verſammeln ſollte.

Der Graf kannte dieſe Gewohnheit ſchon. Er verabſchiedete ſich daher auch nach der erſten Begrüßung, um Toilette zu machen, und alsdann dieſer gemüthlichſten aller Stunden auf Löbichau beizuwohnen.

Eine halbe Stunde ſpäter trat die Herzogin, gefolgt von ihrer Schweſter und den Gräfinnen von Chaſſepot und Kielmannsegg, in den Salon.

Die Geſellſchaft und der kleine Hofſtaat der Fürſtin waren ſchon verſammelt. Alle erhoben ſich jetzt mit ehrerbietigem Gruße, dem die Herzogin mit ungezwungener Freundlichkeit dankte. Damit war aber auch alle weitere Etiquette verbannt. Galt doch gerade die ſchöne und doch nie aus den Gränzen des edelſten und feinſten Anſtandes weichende Zwangloſigkeit, die in Löbichau herrſchte, als ein beſonderer und ganz hervorragender Reiz dieſes kleinen Hofes. Was ſollten aber auch hier lächerliche Etiquetteformeln? . . . hier, wo die geſchickte Wahl der Fürſten nur Menſchen von Geiſt und Gemüth verſammelte. Was hier courfähig machte, war nicht Rang und Stand, nicht Titel, Orden und Ahnenprobe, ſondern einzig und allein . . . Seelenadel.

Als die Fürſtin mit ihrer Schweſter auf einem jener prächtigen Sopha's Platz genommen, deren wunderbar ſchöne Stickereien ſie ſelbſt angefertigt, folgten die Anderen ungezwungen und nach freier Wahl dem Beiſpiele der Herrin. Den neuen lieben Ankömmling aber, den Grafen Geßler, winkte die Herzogin herbei und bat ihn freundlich an ihrer Seite auf einem Fauteuil Platz zu nehmen.

Und wie köſtlich war nun die hohe Frau in ihrer natürlichen Anmuth und der ihr eigenen bezaubernden Ruhe und Unbefangenheit. Da gab ſich doch auch nicht eine Spur von Stolz und Gefallſucht kund, oder von Anſpruch auf Dank, ſeitens ihrer vielen Gäſte; nicht die leiſeſte Laune, noch der kleinſte Eigenwille. Alles an ihr war Milde, Freundlichkeit und Güte.

Und welche Behaglichkeit athmeten die Räume rings umher. Die Vorhänge waren niedergelaſſen; koſtbare Hänglampen verbreiteten ein gedämpftes Licht. Von den Wänden ſchauten wenige, aber ſehr ſchöne Gemälde, zwiſchen reizenden Statuetten herab, und während ſich aus den vier Ecken des Salons ein gartenartiger Blumenflor auf eben ſoviel zierlichen Blumentiſchen aufbaute, dampfte auf einem Seitentiſche, in mitten des prachtvollen herrlich gearbeiteten ſilbernen Theeſervices, an welchem das dienſthabende Hoffräulein den würzigen Trank bereitete, der Thee.

Körner, — in lebhaftem, wenn auch nur halblaut geführtem Geſpräche mit dem, in Witz und Laune ſprudelnden Leibarzte der Herzogin und einigen hübſchen jungen Damen begriffen, — fand es auch heute wieder „urgemüthlich-ſchön.“ Seine Augen blitzten vor Freude und die Hände vergnügt reibend, geſtand er ſich im Stillen ſelbſt, daß er hier wahrhaft im Paradieſe lebe. Aber war denn nicht auch die Geſellſchaft darnach? . . . Eine Geſelligkeit ohne Frauen, entbehrt wie eine Vegetation ohne Blumen, ihres ſchönſten Schmuckes. Hier fand ſich ein ganzer voller reizender Frühling von Mädchen und Frauen.

Indeß trat heute, durch den Beſuch des Grafen Geßler herbeigeführt, eine kleine Aenderung in der Unterhaltung ein. Sonſt eröffnete gewöhnlich das Vorleſen der „Theeblätter“ den Abend. Jeder der Mitwirkenden brachte dann ſeine eigenen Artikel und trug ſie zur allgemeinen Heiterkeit vor, — heute ſchob ein eifriges Zwiegeſpräch der Herzogin mit dem Grafen dieſe Lieblingsunterhaltung etwas hinaus.

Beide waren — wie dies in jenen politiſch ſo bewegten Zeiten auch ganz natürlich — alsbald auf die Ereigniſſe des Tages gekommen und von dieſen auf Politik im Allgemeinen. Die Herzogin aber liebte es ſehr, politiſche Anſichten zu Gegenſtänden des Geſpräches und allſeitiger Erörterung zu machen. Leicht und ſchnell trat ſie dann mit ihren eigenen Anſichten und Gedanken hervor; aber ſie wußte auch ihre Meinung ſo tapfer und mit ſolchem Scharfſinn zu verfechten, daß Talleyrand erſt jüngſt von ihr geſagt hatte: ſie ſei eigentlich zu einer großen Herrſcherin geboren. Die Politik ſchwebe an der Oberfläche ihrer Seele.

Konnte es da anders ſein, als daß eine ſo gewaltige Erſcheinung, wie die Napoleons, ihr ganzes Weſen erfaßte, und ihren lebhaften Geiſt mit hohem Intereſſe feſſelte?

Die Liebe für das Vaterland, die ſonſt ihre ganze Seele beſchäftigte, hatte ſich nun — da ſie vom Throne zurückgetreten und fern von ihrem theueren Kurlande lebte — zu einer eifrigen Theilnahme an den Weltverhältniſſen, dem großen Völkerleben, erweitert. Daher war denn auch um jene Zeit Bonaparte der Held ihrer Begeiſterung.

„Ich ſehe in ihm“ — ſagte ſie eben zu dem Grafen — „nichts anderes, als den geweihten Mann, der von Gott und dem Schickſal berufen und — wie ich überzeugt bin — auch entſchloſſen iſt, in die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten an die Stelle der alten ſelbſtſüchtigen Politik die Gerechtigkeit zurückzuführen.“

Der Graf lächelte trübe; dann ſagte er. — „Wenn ich nur in ihm ſelbſt einen Funken von Gerechtigkeit fände. Kronen oder Aepfel ſtehlen, . . . ich halte eines ſo ſchlimm als das andere!“

„Beſinnt ſich das Gewitter, das wohlthätig die Luft reinigt und die Erde weit und breit erfriſcht und verjüngt, einen morſchen Baum zu entwurzeln?“ — ſagte die Fürſtin. — „Bonaparte ſcheint mir, ich bleibe dabei, das große Werkzeug der Vorſehung, der Mann Gottes zu ſein, auf deſſen Schultern die Beſtimmung ruht: der geſammten Menſchheit einen neuen kräftigen

Umſchwung, eine Richtung zum Beſſeren zu geben und in ſeinen Thaten und Worten den Königen ein Geſetzbuch zu hinterlaſſen.“

„Durchlaucht,“ — rief der Graf — „ich bewundere die Größe Ihrer Seele! Sie ſcheinen in der That Gott ſelbſt die Gedanken abgelauſcht zu haben; denn . . . **das könnte, das ſollte wohl der ſein, der, als Sohn der Revolution, den Thron Frankreichs beſtieg** . . . und wahrlich, dann wollte ich der erſte ſein, der ihm zujauchzte. Aber . . . auch Napoleon iſt Menſch, und ſo hat er, in der menſchlichen Schwäche der Ehr- und Herrſchſucht, ſeine große Beſtimmung völlig mißkannt.“

„Lieber Graf!“ — ſagte die Fürſtin hier mit ſchöner Milde — „meiner Anſicht nach urtheilen Sie, wie faſt Alle, die ich kenne, zu raſch und zu hart über dieſen großen Mann. Das Große will groß beurtheilt ſein. Der Schein iſt jetzt allerdings gegen den Kaiſer; . . . aber . . . warten wir es ab, bis er ſeine wahre Geſtalt enthüllt. Ich ſehe von ihm“ — fügte ſie hier mit Begeiſterung hinzu, indem ihre ſchönen und ſeelenvollen Augen aufblitzten — „ich ſehe von ihm ausgehen die Gerechtigkeit der Völker gegen Völker, den Beginn einer neuen Aera, den Frieden der Welt!“

Graf Geßler ſeufzte; dann ſagte er: — „und ich

. . . die traurigſten, alle Reiche Europa's erſchütternden Kämpfe."

„O!" — rief die Herzogin — „er will ja nur den Krieg um des Friedens Willen!"

„Und neben bei — um auch einige Länder zu erobern."

„Hat er nicht den Fürſten den Frieden angeboten, wenn ſie auf ſeine Ideen eingehen wollten?"

„Ich fürchte" — flüſterte hier Körner dem neben ihm ſitzenden Leibarzte der Fürſtin zu — „er hat höchſtens die Artigkeit des Polyphenes gegen Ulyſſeus: „Dich, Freund, will ich zuletzt . . . freſſen!"

„Und er wird ſie alle verdauen!" — meinte der Arzt leiſe.

„Wenn er erſt einen großen Frieden und die Macht hat, Europa Geſetze zu dictiren" — fuhr die Herzogin, zu ihrem neuen Gaſte gewendet, fort — „dann ſehe ich von der Sonne ſeiner Gerechtigkeit die Morgenſtrahlen des größten Jahrhunderts ausgehen."

„Ich wünſchte, gnädige Frau, Sie wären eine Prophetin!"

„Ein neues friſches Völkerleben wird dann erwachen . . ."

„Haben Sie je den Wolf mit Schaafen ſpielen ſehen?"

„Und die zu Schimpfnamen gewordenen Benennungen: Ariſtokratie, Demokratie und Despotie werden aus dem Wörterbuch der Menſchheit verſchwinden!“...

„Um der letzteren allein Platz zu machen.“

„Ich würde den Titel einer Herzogin von Kurland um keinen Preis aufopfern, aber dieſen Mann könnte ich heirathen!“*)

„Durchlaucht! Durchlaucht!“ — rief hier der Graf — „laſſen Sie ſich von Ihrem edlen Herzen nicht irre leiten. Sie, die reine edle Frau, beurtheilen Napoleon nach ſich. Weil Sie nichts Unedles denken können, glauben Sie, der Mann Ihrer Bewunderung ſei dies auch nicht fähig; weil in Ihrer reinen Seele nur menſchen- und völkerbeglückende Ideale wohnen, ſuchen ſie dieſelben auch in der Bruſt des gewaltigen Corſen. Aber er ... und Sie! ... o! ... er denkt wie Miltons Satan: Better to reign in hell, than serve in heaven!“**)

„Was hat Frankreich ihm zu verdanken.“

„Frankreich! aber, meine Gnädige, wir ſprechen, als Deutſche, von Deutſchland! Aus Frankreich mag er das Unheil gebannt haben; uns ... hat er es gebracht. Er hat bei uns Zwietracht entzündet; er hat uns, wie ein heimtückiſcher Arzt, eine Krankheit gegeben, um uns heilen zu können. Von dieſer Art der Vermittelung verſchmähte er nun nicht, eine Andeutung in ſeinen Herrſchertitel aufzunehmen, um darin die Nachweiſung eines Rechtes der Einmiſchung in unſere Angelegenheiten niederzulegen. Wir ſind nicht mehr frei. Seine heilloſe Politik wird unſere Kräfte verſchlingen; daß iſt das ganze Geheimniß der uns von ihm erwieſenen Wohlthat!"

---

*) Der Herzogin eigene Worte.

**) Beſſer in der Hölle regieren, wie im Himmel dienen.

Die Herzogin blickte ſchmerzlich nieder. O! es geſchah Ihr ſo oft, daß ſie bei dieſem Thema, ſelbſt bei ihren beſten Freunden, auf die gleichen Anſichten ſtieß, und doch konnte ſie ſich von den ihren nicht trennen. Der Graf hatte Recht: die ſonſt ſo kluge Frau bemerkte nicht, daß ihre Begeiſterung für Napoleon, den großen General, den erſten Conſul, ihre eigene große und edle Anſchauungs- und Denkungsweiſe in die Seele des, jetzt die Welt erſchütternden, Eroberers legte!

„Vergeben Sie, hohe Frau!" — ſagte jetzt Graf Geßler — „wenn ich Sie gekränkt habe; aber . . ."

„Beſter Graf". — entgegnete die Herzogin — „ich kann über die Abweichung der Meinung eines ſo lieben Freundes von der meinigen einen ſtillen Schmerz empfinden; . . . der Freundſchaft ſelbſt und meiner Achtung für Sie kann dies keinen Abbruch thun! Aber" — unterbrach ſich hier die Fürſtin ſelbſt, indem ſie ſich mit reizendem Lächeln zu der Geſellſchaft wandte, die bis dahin in ehrfurchtsvollem Schweigen dem Zwiegeſpräche zwiſchen der Herzogin und dem Grafen gelauſcht, und die die begeiſterte Verehrung derſelben für Napoleon ſchon kannte, wenn auch nicht theilte, — „wir vergeſſen ja über die Politik ganz unſer liebes Theeſtündchen. Bitte, ſerviren Sie den Thee, Fräulein von Podrick. Dem Herrn Grafen wird eine Erfriſchung ohnedem willkommen ſein, und . . . da Geiſt . . . Geiſt liebt, ſo wird er nichts dagegen haben, wenn wir bei unſerer freundlichen Gewohnheit bleiben und jetzt unſere „Theeblätter“ vernehmen.“

Der Graf verneigte ſich freundlich zuſtimmend; frug aber zugleich: was denn das für „Theeblätter“ ſeien?

Die Herzogin gab ihm heiter eine heitere Auskunft und das Vortragen der Artikel der neuen Löbichauer Hofzeitung — dieſer neckiſchen, von der Stunde geborenen und mit der Stunde verfliegenden Blättchen, — begann.

Die geiſtreiche Kielmannsegge hatte dabei als Dame, den Vortritt. Sie begann, und bald ſtieg die allgemeine Heiterkeit zu fröhlichem Lachen und lauten Beifallsrufen. Auch die Herzogin lächelte oft und ſah mit ſtiller Genugthuung, wie ihre Gäſte ſich zwanglos freuten und köſtlich unterhielten; aber die Kielmannsegge ſprudelte auch in ihrem Vortrage von Witz und

Laune, indem ſie mit weiblichem Scharfſinn die Schwächen einiger in der Geſellſchaft wohlbekannter Perſonen auf eben ſo feine als treffende Weiſe geißelte. Am ärgſten — aber doch immer ohne zu verletzen — ſpielte ſie dabei Körner mit. Ihr Artikel in den „Theeblättern“ berichtete nämlich von einem merkwürdigen Verkommen am Hofe zu Löbichau: hier ſei in der letzten Zeit ein, der Tiefe entſtiegener Kobold angekommen, der — bald in der Geſtalt eines Troubatours, bald in jener eines ausgelaſſenen Studenten — das ganze Schloß auf den Kopf ſtelle. Glücklicherweiſe für die dort befindliche Geſellſchaft beſitze die Fee des Schloſſes einen Zauber, der Alles bändige, und ſomit auch dieſen neuen Gaſt.

Der Bericht war wundernett und witzig. Alle lachten herzlich; am meiſten aber Körner ſelbſt.

Scherzhaft geſtand er, daß alles in dem Artikel — wie überhaupt in allen Zeitungsartikeln — Wort vor Wort wahr ſei. Dann trat [illegible] zur Gräfin Kielmannsegge, erfaßte, als Troubatour, ihre Hand, küßte ſie und erklärte ihr, der ſchon älteren Dame, mit unübertrefflicher Komik ſeine Liebe. Zugleich mußte ſich Fräulein von Bodrick auf ſein Bitten an den Flügel ſetzen und die Romanze „der Troubatour“ aus der Oper „Johann von Paris“ ſpielen. Körner aber improviſirte auf der Stelle folgenden neuen Text dazu, den er ſo drollig ſchmachtend ſang, daß die ganze Geſellſchaft, die Herzogin und ſelbſt Eliſa von der Recke, in ein heiteres Lachen ausbrachen. Körner ſang:

Hörſt Du den Ton,
Der Deinen Namen feiert? . . .
Der Lieder Sohn
Hat ſeinen Schwur erneuert.
Schlummerſt Du ſchon
Vom ſüßen Traum umſchleiert? . . .
Stern meines Lebens,
Schmacht' ich vergebens
Nach Deinem Licht?
Du zeigſt Dich nicht!

Wie es hier ſchlägt,
Dürft' ich es laut bekennen!
Was mich bewegt,
Möcht ich in Liedern nennen.
Einmal erregt,
Werd' ich es dämpfen können?
Der Liebe Sehnen
Weckt ſüße Thränen,
Und Sympathie,
Sie ſchlummert nie.

Aus tiefſtem Schacht
Haſt Du mich hergezogen;
Geb' alle Pracht
Bleibſt Du mir nur gewogen;
Liebe ſie macht
Auch Genomen wohlerzogen.
Stern meines Lebens,
Schmacht' ich vergebens
Nach Deinem Licht?
O laß mich nicht!

Es dauerte eine Zeit lang, bis man von der heiteren Aufregung dieſes Scherzes wieder ſo weit zur Ruhe gekommen, um dem Leibmedicus das Vorleſen ſeines „Theeblattes“ zu ermöglichen. Sein Artikel bezog ſich auf einen Edelmann der Umgegend, der ſich auch manchmal in Löbichau blicken ließ; aber von Niemanden — am wenigſten von der Herzogin — gern geſehen war, da er auf ſeinen Gütern und überall wo er hinkam den kleinen Napoleon zu ſpielen pflegte, und als Deſpot en miniature — wie ſo viele Junker der damaligen Zeit — den Grundſatz aufſtellte:

„Je ne veux pas ou je veux, voilà ma politique!“*)
Natürlich erwartete der gute Mann auch alles Beſſere in der Zukunft nur und allein und unbedingt von Oben! . . . von den Völkern aber gar nichts, . . . denn . . . die waren für ihn eigentlich nicht da.

Dieſem Menſchen — man nannte ihn hier ſcherzweiſe nur den „Baron Ich“ — galt nun des Arztes Arbeit. Auch ſie war vortrefflich, indem ſie auf der einen Seite von beißenden Sarkasmen ſtrotzte und doch auf der anderen wieder Wärme des Herzens verrieth. Dabei traf ſie hier ihren Mann und ließ dort wieder tiefe Blicke in die damals ſo unglücklichen ſocialen und politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands zu. Er meinte darin . . . das erſte Geſetz der Politik ſei ſchon von Anbeginn der Welt „Ich will“ geweſen, gerade wie es der „Baron Ich“ aufſtelle, wenn es auch ſchon Moſes und Menes, Zaleucus und Zamolxis, Minos und Lykurgus, Numa und Muhamed und Mungo Capac zu verſchleiern geſucht und nichts befohlen hätten, als was ihnen Jehova und Jupiter, Hermes und Apollo, Minerva, Veſta, und Egeria, der Engel Gabriel und die Sonne inſpirirt hätten. Was übrigens die Hebräer gethan, „weil es der Herr geheißen,“ hätten die Römer um des römiſchen Namens willen und um Roms Größe willen gethan.

---

*) „Ich will . . . oder will nicht, . . . das iſt meine Politik.“

Uebrigens fuhr er fort, ſteht nur der Staat feſt, der einer Pyramide gleicht: die Baſis iſt das Volk, je breiter die Grundlage, deſto feſter ſteht die Pyramide, die höheren Stände müſſen immer dünner hinaufgehen, und die Spitze muß der Regent ſein; denn im umgekehrten Falle wird die Pyramide zum umgekehrten Kegel und ſtürzt. Gegen Revolution ſchützt keine Armee. Die Gewaltſtreiche der Großen ſind bloße Donnerſchläge, die der Völker aber Erdbeben und von Oben herab müſſe reformirt werden, wenn nicht von Unten hinauf revolutionirt werden ſolle.

Ueberhaupt tauge die Politik nichts, ſo lange ſie nicht Arm in Arm mit der Moral wandele und das Knie beuge vor dem Genius der Menſchheit.

Jeder fühlte, was hier gemeint ſei — auch die Herzogin; aber ihre liebenswürdige Toleranz ließ ja jede Anſicht zu.

Jetzt kam Körner an die Reihe. Alles ſpannte, da man von ihm gewohnt war, ſtets etwas Nettes zu hören. Und in der That, er war fleißig geweſen, denn es war ja ein ganzes Manuſcript, was er jetzt aus der Taſche zog.

Die Herzogin ſagte dies auch zu Geßler, indem ſie ihrem Liebling mit ſehr befriedigtem Lächeln zunickte.

Körner erhob ſich. In ſeinen ſtrahlenden Augen, in all ſeinen Zügen lag jenes wunderſchöne Etwas der Jugend, daß, ſo ſchweigſam es iſt, dennoch jubelnd ausruft: Ich bin überglücklich! Und mit dieſem freudigen Heiligenſchein eines heiter genießenden überſprudelnden Jugendmuthes ſich gefällig und anmuthig gegen die Herzogin und die übrigen Damen verbeugend, ſagte er jetzt:

„Gnädige Pathe! verehrte Damen! Sie werden mir gütigſt erlauben, meinem heutigen „Theeblättchen“ ein paar einleitende Worte vorauszuſenden.“

„Erſchrecken Sie dabei nicht, wenn ich durch dieſelben eine Perſönlichkeit in dieſe liebenswürdige und feine

Geſellſchaft einführe, der zu ihr paßt, wie der Schatten zum Licht und die Nacht zum Tage; aber Sie haben es ja gehört, daß ich ſelbſt — als Gnome — aus der Tiefe ſtamme; verargen Sie es mir alſo nicht, wenn ich heute Abend, als verwandte Seele . . . den Schwarzen bei Ihnen einführe.“

„Man wußte ſich von jeher das Böſe in der Welt, das im Grunde zum Guten in eben dieſer Welt führt, nicht anders zu erklären, als daß man das Uebel perſonificirte — den Typhon, Satanas und Diabolus (Verſucher) und den Teufel erfand, und ſo glaubte man den anſcheinenden Widerſpruch mit der Gottheit vollkommen gereimt. Er iſt ein uraltes chaldäiſches Produkt, das von da zu den Hebräern und Chriſten gekommen, zu deſſen komiſchem Bilde wahrſcheinlich die Satyrn, Faunen und großen Affen der Wüſte geſeſſen haben, wenigſtens läßt St. Hieronymus einen ſolchen Satyr mit einem Einſiedler der Thebaiſchen Wüſte förmlich dialogiren; St. Auguſtin predigte in Aethiopien Acephalen, oder Menſchen ohne Köpfe (was ja noch heute gar oft geſchieht), und St. Tertullian verſichert gar eine — Seele geſehen zu haben. Wenn die ſchwarzgallichten Väter und Einſiedler der Wüſte in den Affen Teufel ſahen, ſo iſt es nicht wunderbarer, als daß Don Quixote Wirthshäuſer für Schlöſſer anſah, und Windmühlen für Rieſen. Bergleute nennen in ihrer Bergſprache die Tiefe: Teufe, Erbteufe, Erzteufe, ob unſer deutſches Wort Teufel nicht daher kommt, da wir ihn nur in der Tiefe oder Hölle ſuchen, wie Gott in der Höhe oder im Himmel?“

„Mit einem Wort... der Teufel iſt einmal da und läßt ſich um ſo weniger fortläugnen, als der Franzoſe Lauraquais ein Werk unter dem Titel: „Eloge de l'Enfer“ ſchrieb, in dem er ſogar beweiſt, daß wir gerade die vornehmſte, ſchönſte und geſcheidteſte Geſellſchaft in der Hölle finden würden, und ... warme Bäder ohnehin.“

„Laſſen Sie alſo dem Schwarzen die Gnade wiederfahren, heute bei Ihnen eingeführt zu werden.“

Und Körner las:

„Es giebt eine alte wahre Lehre,
Und gute Chriſten glauben d'ran:
Der Teufel, wenn er noch ſo mächtig wäre,
Hat doch den Klugen nie was an.
Wer muthig iſt, und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünſte frei!
Das hat wohl Mancher ſchon erfahren, —
Doch will ich, zu Gunſten ungläubiger Seelen,
Als Beiſpiel euch noch ein Mährlein erzählen.

Als einſt vor vielen langen Jahren
Zu Salamanka im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Catheder ſaß,
Wie andere Doctoren, und derſelbe
Schwarze Kunſt nach eig'nen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt ſich denken,
Es wimmelte Alles auf Tiſchen und Bänken,
Denn er verſtand ſich herrlich darauf;

Und ward die Magie ihm viel zu trocken,
So gab er weislich luſtige Brocken
Und ſpaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war ſo ganz für der Herren Magen,
Kein anderes Collegium mocht' ihnen behagen,
Und ſie ſah'n das erſte Mal mit Gram,
Daß auch das halb' Jahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief ſchließlich:
„Gewiß iſt euch meine Weisheit erſprießlich:
„Das iſt Euch Allen ſicher ſchon klar,
„Drum erſuch' ich um's billige Honorar,
„Und bitte mir, ich ſag's g'rad heraus,
„Eine von euren Seelen aus.
„Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehen,
„Dem will ich und ſoll ich den Hals umdrehen;
„Wenn's euch gefällt, ſo mögt ihr loſen.“
Da fingen die Herren an zu toſen,
Schimpften den Doctor einen argen Wicht,
Schwuren insgeſammt unverholen,
Der Teufel ſolle den Teufel holen.
Aber all' ihr Sträuben half da nicht.
Sie mußten ſich endlich doch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
Da er die niedrigſten Zahlen traf.
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
Und meinte: Noch gehör ich nicht der Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
Drum will ich noch menſchlicher Liſt vertrauen!
Drauf ſtellt ſich der Teufel zur Kellerthüren,
Und ließ Einen nach dem Andern paſſiren.
Und als nun der Graf als der Letzte kam.
Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
Der aber ſchrie: Haſt keinen Theil an mir,
Das Loos traf meinen Hintermann hier,
Und wies auf den Schatten an der Wand;

Denn die Sonne dem Keller ſchief über ſtand.
Da hielt ihn der Teufel länger nicht;
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
Und packte wüthend im argen Wahn
Mit ſeinen Klauen den Schatten an.
Der Graf aber ſchlüpfte behend hinaus,
Und lachte den dummen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares ſich fand;
Denn als er in lichter Sonne ſtand,
Erſchraken Alle, und ſtaunten ſehr, . . .
Der Graf . . . warf keinen Schatten mehr.

Das Gedicht erntete allgemeinen Beifall, man ſcherzte hin und her über den und die „dummen Teufel“, die Herzogin aber ſagte ſchön: „Auch edle Seelen kennen einen Teufel und eine Hölle, ganz unabhängig von den Dogmen der Kirche; nur daß dieſe Hölle weder die Hofhaltung Lucifers, noch der Mittelpunkt der Erde iſt.“

Körner drehte jetzt ſein Manuſcript um.

„Unſer Dichter hat noch etwas für uns,“ — ſagte die Herzogin freundlich — „das iſt ſchön!“

„Wenn Sie erlauben, Durchlaucht“ — verſetzte der Jüngling mit anmuthigem Lächeln — „ſo bringt das heutige „Theeblatt“ noch einige Räthſel.“

Ein freudiges „Ah“ verkündete den Beifall der ganzen Geſellſchaft.

„Legen Sie uns dieſelben immer vor, lieber Körner,“ — fuhr die Fürſtin mit Liebenswürdigkeit und Güte fort — „und ſtellen Sie unſern Scharfſinn recht auf die Probe.“

„Um Vergebung, gnädige Frau!" — rief Körner — „die Probe des Scharfſinns trifft hier immer den Dichter, der bisher noch nie im Stande war ein Räthſel zu ſchaffen, welches Sie nicht ſogleich entzifferten."

„So wollen wir ſehen, ob es Ihnen heute gelungen iſt. Leſen Sie!"

Und Körner las:

„Willſt du in deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die erſte ſpricht;
Die zweite ruht in weichen Meeres-Armen,
Bis einſt der Weltenbau zerbricht.
Das Ganze iſt ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glüh'n;
Wo reich das Glück ſein üppig Füllhorn leerte,
Und ſchöne ſelt'ne Blumen blüh'n."

„Mein liebes Kurland!" — rief die Herzogin mit freudeblitzenden Augen — „ſehr hübſch! . . . geben Sie mir das Blatt; ich will es zum Andenken behalten."

„Aber Gnädigſte . . ."

„Ich kenne meines Pathchens Krakelfüße ſchon . . . es macht nichts! . . . geben Sie es nur Theodor!"

Der Jüngling gehorchte; die Herzogin aber winkte ihr dienſthabendes Hoffräulein heran, gab ihr das Papier und flüſterte ihr etwas zu, worauf Fräulein von Podrick mit leichter Verneigung und einem Schelmenblick auf den jungen Dichter, den Salon verließ.

„Alſo hier hat unſere Feenkönigin wieder geſiegt.“ — ſagte jetzt Graf Geßler — „Pathe! Pathe! Sie müſſen für einen ſolchen Scharfſinn Schwereres bringen.“

Da lachte Körner mit Feinheit und rief:

„So muß ich die Sache anders anfaſſen. Hören und ſtaunen Sie:“

„Aller Orthographie zum Schrecken
Wird jetzt der Räthſel verwegenſtens laut.
Muthwillig will es den Leſer necken,
Daß die Kritik ihren Ohren nicht traut.

Die erſte der Sylben mit Zaubergewalten
Gürtet um Geiſter das magiſche Band;
Doch nur im Abglanz von fernen Geſtalten
Lebt ſie allein in der Träume Land.

Heimlich im grünenden Laube zu blühen,
Iſt im Frühling der zweiten Loos;
Wenn die Schwalben des Spätjahres ziehen,
Ringt ſie hervor ſich aus dunklem Schooß.

Aber mit heißem Liebesverlangen
Schimmert des Ganzen göttlicher Sinn,
Glühend im Schaume der Meerfluth empfangen
Aller Könige Königin.“

Jetzt aber erſchallte ein köſtliches allgemeines Gelächter, in welches auch unter leiſem Händeklatſchen die Fürſtin, ihre Schweſter und der Graf einfielen: Alle aber riefen wie aus einem Munde: „Fee-Nuß!“*)

---

*) Venus.

Der Scherz war wirklich gut und ſetzte die ganze Geſellſchaft in die beſte Laune. Die heutige Hofzeitung war nun vollendet; aber die ſchöne ungezwungene Heiterkeit blieb. Man muſizirte noch längere Zeit und trennte ſich erſt ſpät.

Körner ſchwamm in Entzücken. Als er aber auf ſein Zimmer kam, ſtand er überraſcht und ſtaunend vor dem Tiſche ſtill. Mitten auf demſelben ſtand ein wunderſchön gearbeiteter ſilberner Becher, geſchmückt mit den Wappen Kurlands und der Herzogin. Unter demſelben aber lag ein Zettel mit den Worten:

„Auflöſung der Charade.“

Ein zweiter Papierſtreif, den Körner in der vergoldeten Höhlung des Bechers fand, ſagte:

„Wenn Sie ihn leeren, ſo ſei es auf Kurlands Wohl!“

Ein Feſt.

Schöner konnte man ſich keinen Sommerabend denken, als der war, der heute über der Erde lag. Der Himmel erſtrahlte in tiefem reinem Blau, das die einzelnen leichten Abendwölkchen mit ihren vergoldeten Rändern gar herrlich hoben. In Weſten ſank die Sonne langſam der Erde in die Arme, die ſie ungern ſcheiden ſah und ſich doch auch wieder unausſprechlich nach der Kühle der Nacht zu ſehnen ſchien. Stärker dufteten die Blumen und leiſer ſchwirrten die Käfer, während Millionen kleiner Mücken in den Strahlen der untergehenden Sonne tanzten: Ephemeren — Eintagsfliegen — wie wir Menſchenkinder!

Und welche Stille ringsumher: Schloß Löbichau ſchien ausgeſtorben; aber . . . es war nur ausgeflogen; die Herzogin hatte ſchon am Morgen die ganze Geſellſchaft nach dem, eine viertel Stunde von Ronneburg reizend in einem Wälpchen gelegenen Geſundbrunnen geführt: eine luſtige Karawane von Equipagen und Reitern.

Nur einzelne Diener ſah man jetzt geſchäftig auf-

und abgehen, und — mit allerlei Dingen bepackt — den Weg nach der kleinen, im Parke gelegenen Inſel nehmen.

Die Inſaſſen des Schloſſes waren noch nicht zurück. Sie ahnten nicht, welcher Beſuch in ihrer Abweſenheit angekommen. Der Beſuch aber beſtand aus einem älteren, vornehm ausſehenden Herrn und deſſen Tochter, einem blumenhübſchen, ſechszehn Jahre zählenden, beſcheidenen und doch unbefangenen Mädchen. Eine Fülle blonder Locken umkränzte das liebliche Geſicht, während die großen lichtblauen Augen in Kindlichkeit und Liebreiz ſtrahlten.

Man ſah es dem holden Weſen an, daß es auch jetzt in den Jahren des Reiferwerdens, noch immer ein ſpielendes Kind war. Kluge Menſchen hätten ſie wohl ſpöttiſch belächelt, wenn es ihnen möglich geweſen, ſie in ihrem häuslichen Weſen zu beobachten, wenn ſie ſich — bei ihren Handarbeiten, beim Sticken oder auch beim Leſen guter Bücher, — ein Stübchen in ihrem Zimmer aus Stühlen baute, um doppelt gemüthlich darin zu ſitzen, oder wenn ſie, beim Ausklopfen einer ihrer vielen geſtickten Kleinigkeiten, dies im Takte that.

Wie geſagt: ſehr kluge Menſchen hätten darüber gewiß ſpöttiſch gelächelt. Weiſe würden ſie darum beneidet und geſegnet haben.

Wer der Herr ſei, hatte er noch nicht geſagt; aber man war auf Löbichau ſo ſehr an Beſuche gewöhnt, . . . die Gaſtfreundſchaft war hier ſo zu Hauſe, daß der Intendant den beiden Fremden ſogleich Zimmer anweiſen und den Reiſewagen neben den des Grafen Geßlers ſtellen ließ.

Jetzt befanden ſich Vater und Tochter — die bereits die Reiſekleider abgelegt und in der Erwartung der Rückkehr der Herzogin, Toilette gemacht, — auf dem großen Balkone.

Die reizende Ausſicht entzückte das Mädchen und feſſelte es längere Zeit. Der alte Herr ging ſinnend und ſchweigend, die Hände auf den Rücken gelegt, den Balkon auf und ab. Der Ausdruck ſchwerer Sorgen lag dabei auf ſeiner Stirne, während die Züge der Tochter die ſorgenloſeſte und kindlichſte Freude wieder ſpiegelten. Der Moment war aber auch Himmliſch, da die Sonne eben wie ein Feuerball ſtill verglühend hinabſank und alles umher: das Schloß, die Anlagen und den Park mit Gold und Purpur übergoß.

Es lag etwas Majeſtätiſches, Großartiges und zugleich Elegiſches in dieſem Sonnenuntergang . . . wie in dem Untergang alles Erhabenen: dem Sterben eines Königs unter dem Richtſchwerte der Guillotine, die der Purpur ſeines Blutes überdeckt; — dem Hinſinken eines ganzen dem Ehrgeiz geopferten Volkes auf blutigem Schlachtfelde.

Hier . . . hätte der Vater dieſe Gedanken, nicht die Tochter, . . . die in der untergehenden Sonne mit Entzücken das ſtrahlende Auge Gottes ſah, daß ſich für eine kurze Nacht ſchloß . . . um anderen Welttheilen und anderen Menſchen um ſo milder und ſchöner aufzugehen.

In den Augen des Mädchens ſtand eine Thräne, während der Mund lächelte; . . . auf der Stirne des Vaters lag düſterer Groll, der geheiligtem Zorn auf ein Haar glich.

Gewöhnt euer Auge an die Schönheit der Natur, und aus ihren mannichfaltig ſchönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllt eure Phantaſie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geiſtes den Stempel der Natur: Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, aufzudrücken. — Alle andere Werke der Natur ſcheinen nur ſpielende Verſuche und Vorübungen, wodurch ſie ſich zur Bildung ihres Meiſterſtücks, des Menſchen, vorbereitet. In ihm allein ſcheint ſie Alles, was ſie dieſſeit des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk, gearbeitet zu haben. Aber ſie hat es in unſerer Gewalt gelaſſen, es zu vollenden oder zu verderben. Jede harmoniſche Bewegung unſeres Körpers, jede ſanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verſchönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungeſtüme Leidenſchaft, jede neidiſche und übelthätige Geſinnung verzerrt unſere Geſichtszüge, vergiftet unſern Blick, würdiget die ſchöne menſchliche Geſtalt herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Seele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die ſchönſten unter den Menſchenkindern ſein.

Das Mädchen erſchien in dieſem Augenblicke ſchön wie ein Engel; als es jetzt aber auf den Vater blickte, erſchrak es. Es wußte was in dieſer verſchwiegenen Bruſt vorging und hatte Zartgefühl und Schonung genug, einen neuen Gedankengang anzuſchlagen um den peinlichen in einer ſchmerzlichen Cadenz verklingen zu laſſen.

„Die Herzogin kehrt noch immer nicht zurück!“ — ſagte ſie jetzt mit milder melodiſcher Stimme. — „Ich wünſchte ſie käme endlich; . . . dieſe geſpannte Erwartung . . .“

„Meine Tochter wird ſich doch nicht fürchten, vor ſie zu treten? Sie iſt eine herrliche Frau.“

„Eben weil ſie ſo herrlich und groß ſein ſoll, ſchlägt mein Herz lauter und ängſtlicher. Gott! ich bin noch ein ſo kindiſches Ding . . .“

„Ein kindliches Gemüth wollteſt Du ſagen. Sie liebt Seltenheiten und weiß Juwelen zu ſchätzen.“

„O! entwerfen Sie mir noch einmal ein Bild von ihr!“ — rief hier das Mädchen. — „Sie thaten dies zwar auf der Reiſe ſchon öfters, allein je häufiger ich ihr geiſtiges Portrait beſchaue, deſto vertrauter wird mir ihre Perſönlichkeit vorkommen. — Ich werde alsdann den Muth haben . . . ſie ruhiger anzuſchauen.“

Ein trübes Lächeln flog über die Züge des Vaters, dann ſagte er:

„Ich will Dir eine Stelle aus dem Briefe des Grafen Geßler vorleſen, den er vor wenigen Tagen von hier aus an mich ſchrieb. Er iſt, wie immer, von der Fürſtin und dem ſie umgebenden Kreis entzückt.“

„Leſen Sie, beſter Vater!“ — bat das Mädchen.

Der alte Herr ſetzte ſich auf einen Seſſel des Balcons, zog einen Brief aus der Bruſttaſche und öffnete ihn.

„Pauline!“ — ſagte er dabei — „ich will Dir die Stelle aus des Grafen Brief leſen; bitte Dich aber hier, auf Löbichau, kein Wort davon zu erwähnen, daß ich von dem Grafen Geßler in der letzten Zeit Briefe erhielt. Ich habe meine Gründe dazu.“

„Ich werde darüber ſchweigen.“

„Gut! ſo höre, was er in Betreff der Herzogin ſchreibt!“

Und der alte Herr las:

„Die Natur, wie unendlich reich auch im Ganzen hat bei der Austheilung ihrer ſo mannichfaltigen Gaben dennoch jeden Einzelnen mit ſo ſichtlicher Sparſamkeit behandelt, daß er zu dem Glauben berechtigt iſt, ſie habe ihn vor Selbſtüberſchätzung bewahren und zur Beſcheidenheit ermuntern wollen: dem Einen verlieh ſie die Schönheit, ohne die leichte gefällige Anmuth, ſie in ein vortheilhaftes Licht ſtellen zu können; dem Andern die Harmonie und Grazie der Seele, ohne merkbare äußere Anziehungsmittel; Dieſem das Genie der Kunſt, ohne richtige Auffaſſung allgemeiner Lebensverhältniſſe; Jenem den praktiſchen Scharfblick für das materielle Leben, ohne Sinn für die Ideale, die es allein verklären; dieſem die Wiſſenſchaft und Wahrheit ohne Urtheilskraft; Jenem die ſchnelle Urtheilskraft ohne Achtung vor den Lehren der Wiſſenſchaft und Erfahrung; Dieſem wieder den hohen gewaltigen Geiſt, dem Gedanken Gottes im Univerſum nachzudenken, ohne den Muth und die Thatkraft, die kleine Welt der Narren aus ihrem Schlendrian zu reißen; Jenem Macht und Einfluß, ohne Sinn für ſittliche Größe; hier den bitteren Spott und ätzenden Sarkasmus, ohne den zarten Schmelz des ausſöhnenden Gemüthes . . . nur in einem einzigen Weſen, das ich kenne, findeſt Du alle dieſe hervorleuchtenden Eigenſchaften verbunden, und dies Weſen . . . iſt die Herzogin von Kurland.“

„Leicht und melodiſch fließen ihr — nach dem des öffentlichen Lebens Stürme hinter ihr liegen —, die Jahre vorüber, wie ein ſchöner Geſang. Ich möchte ſagen, ſie lebt nach und in ihrer Phantaſie und ſelbſt ihre Umgebung klingt harmoniſch in die zauberhafte Harmonie ein, die von ihr ausgeht. Es iſt wahr, ſie verwirft Viele und hat die Art, auf höchſt diplomatiſche Weiſe Alles von ſich ferne zu halten oder raſch zu entfernen, was ihr nicht gefällt; aber ſie unterſcheidet doch nicht mit Härte und vermag ſogar das Gewöhnliche zu veredlen. Dagegen zieht ſie, wie mit magnetiſcher Kraft, vorzügliche Menſchen an ſich, . . . verbindet und erhält den Kreis, der ſie umgiebt und läßt ſo eine freie Geſellſchaft oder beſſer geſagt, eine große, ſich frei und behaglich bewegende Familie um ſich entſtehen, die ſich durch ihre Bildung immer neu bleibt. Auch ausgezeichnete Fremde finden hier Zutritt . . . kurz, ich würde Löbichau ein kleines Paradies nennen . . . wenn nur eines nicht wäre . . . eine unſelige Verirrung in der Beurtheilung . . .“

Der alte Herr brach hier ab; ſeine Stirn verfinſterte ſich und ein Ausdruck der Trauer und des Mißmuthes lagerte ſich in ſeinen Zügen. In demſelben Augenblicke hörte man das Rollen mehrerer Equipagen und die Tritte raſch daher trabender Pferde.

„Die Herzogin!“ — rief das Mädchen, und es war keine Täuſchung. In der ſchon einbrechenden Dämmerung ſah man die Wagen und Reiter auf dem Hauptwege daherkommen.

Als die Herzogin und ihr Gefolge ausgeſtiegen, hörten die Fremden ſie zu der Geſellſchaft ſagen:

„Wie es mir ſcheint, meine Herren und Damen, liegt ein in jeder Beziehung genußreicher Tag hinter uns. Ich denke, wir ruhen uns jetzt Alle ein Stündchen aus und dann haben Sie wohl die Güte, ſich im Theezimmer zu verſammeln. Der Abend iſt ſo mild und ſchön, daß ſie mich vielleicht noch auf einem kleinen Spaziergang durch den Park begleiten. Er ſoll ſich nicht weit erſtrecken und Niemand ermüden.“

Ein freudiges Zuſtimmen erfolgte von allen Seiten; denn waren auch wirklich einige der Damen ein wenig erſchöpft, . . . wer konnte denn der Herzogin, die ſich ja täglich in Güte und Aufmerkſamkeit gegen ihre Gäſte ſelbſt erſchöpfte, etwas abſchlagen? —

Wenige Minuten ſpäter wurde der Fürſtin der neue Beſuch vorgeſtellt; es war Graf Ahlefeldt und ſein Töchterchen. Der alte Herr und die Herzogin hatten ſich in Karlsbad kennen gelernt; er benutzte daher bei ſeiner jetzigen Reiſe von Dresden nach Weimar die Gelegenheit, der allgemein geehrten Frau ſeine Aufwartung zu machen. Morgen ſchon ſollte die Reiſe fortgeſetzt werden.

Die Fürſtin freute der Beſuch in der That, beſonders weil ſie an der jungen Gräfin, dieſem Bild der Unſchuld und Kindlichkeit, ſofort großen Gefallen fand.

Zum Empfinden ſchöner Weiblichkeit gehört eine eigenthümliche Zartheit des Gefühls und das Vermögen, den Stoff in allen ſeinen Beſonderheiten in dem ganzen unentweihten Hauche der Zartheit zu ehren. In dem rechten Empfinden edler Weiblichkeit liegt aber das Erkennen alles Schönen in der Menſchheit und der Natur.

Auch Fräulein von Ahlefeldt war ſogleich von der bezaubernden Erſcheinung der Fürſtin hingeriſſen. Verwandte Töne klangen hier, gleich im Momente der erſten Berührung, harmoniſch in einander.

Nach der erſten Begrüßung zog ſich der Beſuch zurück, um — der auch an ihn ergangenen freundlichen Aufforderung der Herzogin zufolge — in kurzer Zeit mit den Anderen zugleich im Theezimmer zu erſcheinen.

Eine Stunde ſpäter trat die Fürſtin, nach Vorſtellung der neuen Gäſte mit der ganzen Geſellſchaft den beſprochenen kleinen Spaziergang durch den Park an.

Dem ſchönen Tage war eine faſt noch ſchönere Nacht gefolgt: die Luft war milde und doch wehte eine himmliſch-erquickende Friſche von dem nahen See herüber. Hell funkelnd ſtanden die Sterne am Himmel, während die Sterne der Erde, die Blumen, ihre würzigen Düfte weithin ausſandten.

Die Herzogin hing, in ſtillem Entzücken verloren, am

Arme der Schweſter, die, gleich ihr, die Augen kaum von dem Funken überſäeten Himmel abwenden konnte.

„O! wie ſchön, wie unausſprechlich ſchön!“ — flüſterte jetzt Dorothea von Kurland ihrer treuen Eliſa von der Recke zu. — „Wem fällt bei dieſem Anblick der Ausſpruch unſeres herrlichen Jean Pauls nicht ein: In der Nacht tritt die zweite Welt in Geſtalt der geſtirnten Unermeßlichkeit näher an das einſame Herz und zeigt ihm in dem Tag der fremden Welten den künftigen ewigen ſeiner Welt; von der kleinen Erde fallen alle Reize ab, aber die Edelſteine unſeres Weſens werfen dann, wie Lichtmagnete, in der Finſterniß einen vergrößerten Glanz.“

„Entzückend!“ — ſagte Eliſa von der Recke — „und ganz Jean Paul! O, wenn ich dieſen herrlichen Menſchen nur auch einmal perſönlich kennen lernte.“

„Dazu kann Dir verholfen werden!“ — meinte die Herzogin — „wir wollen ihn mit Nächſtem einmal nach Löbichau einladen.“

„Das wäre prächtig!“ — entgegnete die Reichsgräfin. — „Wie würde ſich auch Tiedge freuen.“

„Und Deine Schweſter nicht? . . . Jean Paul iſt eine großartige, einzig in ihrer Art daſtehende Perſönlichkeit.“

„Es ſcheint ihn eine allgemeine Zärtlichkeit — ich möchte faſt ſagen eine Allliebe — zu beſeelen, nicht, wie bei gewöhnlichen Naturen, ein nützendes oder mitleidendes Wohlwollen an der Menge, ſondern eine anſchauende Freude über die Schönheit des Menſchen, der ewig bleibt, während die einzelnen ſchwinden.“

„Und ein reger und offener Sinn für das Innerſte in ſich und in Andern.“

„Kindlicher Scherz und heiliger Ernſt.“

„Ich freue mich unendlich darauf, ihn bei mir zu ſehen. Weiß ich doch nicht warum ich ſolche Sympathie für in fühle“ — fügte die Fürſtin hinzu — „mehr als für jeden anderen unſerer Dichter.“

Die Herzogin wußte es in der That nicht, und doch lag es nahe genug. Sie hatte mit dem Dichter eines gemein. Beide ſtrebten — Jean Paul in ſeinen Werken, ſie in Geſpräch und Umgang — jede ſchöne Ahnung und Andeutung, die in der Seele liegt, bei ähnlich geſinnten Menſchen an das Licht zu bringen und zu entwickeln. Ward doch auch bei Beiden dadurch der Geiſt in allen Richtungen und Verhältniſſen ergänzt und bereichert. Die volle Harmonie fand die Fürſtin dann freilich nur an der Seite der Schweſter und in den Tiefen der Religion, wo die Keime alles Herrlichen und alles Heiligen nur auf den Strahl ihres Geiſtes warteten, um ſich zur ſchönſten Reife zu entfalten.

Die ganze Geſellſchaft war jetzt — immer dem hohen Schweſterpaare, dieſem auf Erden wallenden Zwillingsgeſtirne der Liebe, in heiterem Geſpräche folgend — in der Nähe des Sees angekommen, als Alle plötzlich wie verzaubert ſtehen blieben. Der hohe lange Baumgang war von den Gipfeln bis zu den Blumenbeeten unter ſeinen Baumrieſen ein Glanz, ... ein Licht, ... eine Pracht; ... aber dies alles in den verſchiedenſten Farben. Tauſende von bunten Lampen brannten in Laub und Zweigen, und ſetzten ihre irisartige Lauffeuer über die Brücke und auf die Inſel fort, die ſie zu einer wahren Feeninſel machten. Dabei flogen und rauſchten im gleichen Augenblicke die Töne einer prächtigen Muſik wie Tonraquetten auf und warfen ſich ſelbſt an jedes Herz und dieſes in einen Himmel der Luſt.

Die Herzogin begrüßte die allgemeine freudige Ueberraſchung mit einem unausſprechlich ſchönen Lächeln der Güte. Dann ſchritt ſie, ohne ein Wort zu ſagen, über die Brücke.

Hier, auf der kleinen Zauberinſel, war alles mit reichbeſetzten Tiſchen bedeckt; über jeden Tiſch wölbte ſich ein Bogen von Eichen-, Buchen- und anderem Gezweig; alle Bogen aber waren wieder leicht und auf reizende Weiſe durch Feſtons und Guirlanden mit einander verbunden, ſo daß das Ganze — es flammten ja auch hier Hunderte von bunten Lampen wie blitzende und funkelnde Edelſteine aus dem dunkelen Gewinde — feenhaft ausſah, und einen Anblick von kaum zu beſchreibender Schönheit gewährte. Aus den Büſchen des jenſeitigen Ufers ertönte dabei eine herrliche Muſik, deren Harmonien um ſo mächtiger und entzückender wirkten, als ſie den Zauber des Ganzen durch die Unſichtbarkeit ihrer Schöpfer erhöhten. Zugleich ſtiegen von einer vorſpringenden Felſenſpitze Raquetten auf, als wollten ſie mit ſtolzer Pracht ſich an die Herzen der ewigen Sterne werfen; aber ſie waren doch nur wie ſehnſüchtigen Seufzer der Menſchenbruſt . . . ſie erſtarben bald unter dem kalten majeſtätiſchen Glanze der Ewigen, während das feurige Getriebe an der Erde — von Rädern, Pyramiden und anderen Productionen — ſein Praſſeln und Krachen in die unſichtbar aufſteigenden Melodien hineinwarf.

Körner und alle übrigen Anweſenden ſtanden wie bezaubert. Wahrlich! die erhabene Frau hatte es wahr gemacht: die Beſitzerin von Schloß Löbichau war . . . eine Fee!

Und dieſe feenhafte Zauberin wie ſchön, wie ächt menſchlich, trat ſie jetzt wieder auf. Sie ja war es, die das Geſchäft der Bewirthung mit ihrer Schweſter Eliſa, der Kielmannsegge und Chaſſepot theilte. Wie allgegenwärtig erſchien ſie bei jedem Tiſche; ja ſie ſprach auf das Verbindlichſte zu jedem der einzelnen Gäſte, ohne auch nur einen zu überſehen. Und Alle waren entzückt, und Scherz und Fröhlichkeit flogen von einem

Tiſche zum anderen, wie ein luſtiges Lauffeuer, bis zuletzt Alles in Flammen der Seligkeit ſtand.

Der Anblick der bunten Menge, wie ſie bei Feſten die prachtvolle, mit Bildſäulen und Vaſen gezierte Treppe eines königlichen Palaſtes niederſteigt, iſt eigenthümlich anziehend; es gleicht dieſer geſchmückte, in Uniformen und Stickereien, in Sammt und Seide, in Gold und Edelſteinen prangende Menſchenſtrom einer Cascade von Blumen, die in Abſätzen ihre farbigen und Diamantenblitzenden Wellen langſam herabwälzt.

Hier übertrafen noch die freudig ſtaunenden heiteren Geſichter der glücklichen Menſchen, — die vor Entzücken und Luſt funkelnden Augen, — die ſtrahlenden, das innere Glück wiederſpiegelnden Mienen . . . den Schmelz und den Zauber jener Toiletten.

Aber das ſollte ſich ja alles noch ſteigern!

In die immer ſchöner werdende Nacht hinein klangen jetzt — nach Aufhebung der Tafel — immer ſchönere Harmonien; . . . indeß . . . welche Mozart'ſche Zauberklänge waren erſt dem jungen Körner in der lieblichen Tochter des Grafen Ahlefeldt aufgegangen.

Welch' ein Mädchen! Blauäugig, blondlockig! . . . und den ganzen Zauber der reinſten Schönheit und Kindlichkeit! . . . und ein Dichterjüngling, wie er, . . . voll Feuer, Poeſie, Phantaſie, Jugendluſt und Jugendgluth!

Und die Himmelstöne!

Wer weiß es denn nicht, wie gewaltig eine ſchöne und liebliche Muſik unſere Gefühle zu ſteigern vermag? Geſellt ſie ſich aber den aufkeimenden Regungen der Zärtlichkeit, ſo verdoppelt ſie ihre orphiſche Zauberkraft und ihre unſichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz in den Himmel einer raſch aufſchießenden Liebe! Und . . . bei Gott! ſolche Gefühle regten ſich jetzt — angefacht durch den ſchon ſo reich genoſſenen Freudenbecher des ganzen Tages, den Anblick der Schönheit und den Taumel von Glanz und Licht, Farben und Tönen — in Theodors Bruſt. Das liebliche Mädchen war ſo gut, ſo kindlich, ſo unbefangen fröhlich; . . . und . . . blitzten denn nicht die Sterne ſo freundlich durch alle die bunten Lampen und das magiſch beleuchtete Laub und riefen dem Dichterjüngling zu: Opfere ihr immer, und wäre es auch nur für dieſen *einen* göttlichen Abend, dein Herz voll ſeliger Liebe. Der Abend wird raſch verwehen und *ſie* mit; aber die Erinnerung daran wird ewig als ein ſchöner lichter Stern an deinem Lebenshimmel glänzen!

Da hätte denn der junge Körner wirklich kein *Dichter* ſein müſſen, und kein feuriger Jüngling dazu, wenn er hier und jetzt nicht geglüht und in Liebe und Seligkeit geſchwärmt haben würde.

Schönheit iſt ja die Centralſonne der Poeſie und der Liebe; beide bewegen ſich ewig um dieſe flammende Königin alles Daſeienden.

Körner durchkoſtete heute in ſeliger Schwärmerei alle ſieben Himmel der Luſt.

Uebermuth und Strafe.

Graf Ahlefeldt und ſeine liebliche Tochter waren längſt von Löbichau wieder abgereiſt. Die freundlichſten Zureden der Herzogin hatten den alten Herrn nicht halten können, den, wie er ſagte, dringende Geſchäfte an den Hof zu Weimar riefen.

Uebrigens war es dem Scharfblick der Fürſtin nicht entgangen, daß dieſer Beſuch bei ihr etwas mehr zu bedeuten habe als eine reine Höflichkeitsbezeugung.

Ahlefeldt hatte ſich, trotz aller Artigkeit, ungemein ernſt, faſt ſorgenvoll gezeigt, vor allen Dingen der Herzogin aber in Betreff Napoleons und ihrer politiſchen Anſichten mit diplomatiſcher Feinheit auf die Zähne gefühlt.

Warum dies?

Und weshalb das anſcheinend fremde Weſen gegen den Grafen Geßler, mit welchem Ahlefeldt dennoch in der Nacht eine geheime Beſprechung auf dem Zimmer des erſteren hatte, die bis gegen Mitternacht dauerte.

Es war klar, die beiden Grafen führte die Abſicht einer geheimen Zuſammenkunft nach Löbichau. Der Ort und die hier reſidirende Fürſtin, die allgemein als eine Verehrerin des großen militäriſchen Genies Napoleons bekannt war, ſollte die Zuſammenkunft maskiren.

Alſo war der Zweck derſelben ... eine politiſche Verhandlung.

Die Herzogin von Kurland wußte genug. Was ihr bereits längſt zu Ohren gekommen, beſtätigte ſich: man ging in den höheren Schichten der Geſellſchaft, wie in den niederen und im Bürgerthume, mit dem Gedanken einer allgemeinen Volkserhebung um; dahin arbeiteten ja auch alle Beſtrebungen des Tugendbundes.

Wie ſchmerzte und ängſtigte ſie dieſer Gedanke.

Napoleon ſtand ihr ſo hoch ... und doch konnte ſie ihr Auge ſeinen Fehltritten nicht verſchließen, ihrem Herzen nicht Schweigen gebieten bei den Leiden, unter welchen das arme Deutſchland jetzt ſchon ſo lange blutete und zuckte. Sie war ja deutſch genug, dies zu fühlen; ... ſie wünſchte innig den Frieden und eine glücklichere Zeit für die Völker Europas; aber ... ſie war nun einmal in dem Irrthum befangen: daß gerade Napoleon es ſei, der allein dieſen Weltfrieden und dieſe neue Aera herbeiführen könne.

Wie nun aber, wenn ſich das deutſche Volk erhob?

War dann auch nur die leiſeſte Hoffnung vorhanden, Bonaparte, der wie ein Schlachtengott daſtand, niederzuwerfen?

Wie war es denn dem mächtigen Oeſterreich erſt im vorigen Jahre ergangen, als es, ausgerüſtet mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften, Frankreich den Krieg erklärte?

Wie eine dunkele, alles vernichtende Wetterwolke war damals Napoleon Bonaparte auf den Flügeln des Sturmwindes herbeigeeilt. Am 9. April war die Kriegserklärung erfolgt, — an dem 18. kam Napoleon in Ingolſtadt an — am 20. ſiegte er bei Ovensberg, — am 21. bei Landshut, — am 22. bei Eckmühl, — am 23. bei Regensburg . . . und . . . den 12. Mai . . . mußte Wien capituliren!

Wie ſollte es nun bei einer allgemeinen Erhebung gehen? und war denn eine ſolche überhaupt nur möglich? . . . ja ſelbſt nur denkbar?

Dreier kräftiger Stöße, — 1805 gegen Oeſterreich, 1806 gegen Preußen und 1809 wieder gegen Oeſterreich — hatte es nur bedurft, das alte morſche Reich völlig umzuſtürzen, Preußen zur Ohnmacht herabzudrücken und Oeſterreich, nach Abnahme bedeutender Provinzen, ſo zu ſchwächen und zu demüthigen, daß es an keinen weiteren Widerſtand denken konnte, ja, als eine Bürgſchaft weiteren Fortbeſtehens anſehen mußte, daß der Sieger ſich mit ihm durch Bande des Blutes verband.

Eine ganze Zahl deutſcher Fürſten, die, das deutſche Intereſſe verleugnend, eifrig dem franzöſiſchen gedient hatten, war im Rang erhoben, und bereits ſehr anſehnlich an Länderbeſitz vergrößert worden.

Dieſe Fürſten — ſämmtlich Mitglieder des „Rheinbundes" — hatten alſo bei einer Erhebung des geſammten Vaterlandes und einem dadurch bedungenen Rücktritt zur deutſchen Sache, erhebliche Einbußen zu erleiden. War da wohl von Seiten der deutſchen Patrioten auf ſie zu rechnen? So lange ſie aber bei dem „Rheinbunde" verblieben, mußten ſie ja gerade dem Feinde des Vaterlandes dienen, das heißt dem franzöſiſchen Kaiſer zuſammen ein Contingent von 120,000 Mann ſtellen, ohne die Polen im Herzogthum Warſchau zu rechnen.

Die Herzogin — die es ja wirklich redlich mit Deutſchland meinte, wenn ſie auch, nach Frauenart, für Napoleon ſchwärmte, — ſeufzte bei dieſen Gedanken tief auf.

O Himmel! gab es denn für den Moment noch ein deutſches Reich? . . . überhaupt noch ein Deutſchland?

Ihrer Anſchauung nach mußte dies Napoleon erſt wieder, wie ein Gott, neu geſtalten und neu ſchaffen. Für jetzt war aber daran wohl noch nicht zu denken;

. . . für jetzt war das frühere Deutſchland einſtweilen daran . . . in Frankreich aufzugehen!

Viele deutſche Fürſten hatten ja nun erlangt, was ſie längſt ſo eifrig gewünſcht, ſie waren Könige, Großherzoge u. ſ. w. geworden; aber dafür waren ſie freilich auch genöthigt: gehorſam die Befehle desjenigen zu befolgen, der ſie erhoben und vergrößert hatte.

Sie, die früher als deutſche Reichsſtände ſo eiferſüchtig in Verwahrung ihrer Rechte gegen ihren natürlichen Ober-Herrn — den deutſchen Kaiſer — geweſen waren und ihm keinen thätigen Gehorſam mehr ſchuldig zu ſein geglaubt hatten, wetteiferten jetzt in Unterwürfigkeit gegen den neuen Herrn — den Kaiſer Frankreichs — und füllten in Demuth ſeine Vorzimmer.

Sie fühlten ſich geehrt, mit ihm in ein verwandtſchaftliches Verhältniß zu treten.*) Ein franzöſiſcher Marſchall dünkte ſich dieſen Königen gleich, ein geringerer Feldherr den Fürſten.

Dazu kam noch, daß die deutſchen Völker von all den Mißgeſchicken und Schlägen, die bisher mit Blitzesſchnelle und zerſtörender Wucht über ſie hereingebrochen, entmuthigt und betäubt waren, und jetzt faſt mit

---

*) Dr. H. Beitzke: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege.“ I. Band. S. 18 u. 19. 23.

Stumpfheit trugen, was zu ändern nicht in ihrer Macht ſtand.

Und endlich! wer kannte denn die Macht Napoleons beſſer als die Herzogin?

Hatte denn nicht der Kaiſer, außer Deutſchland, den ganzen Weſten und den wichtigſten Theil des Südens von Europa unter ſeiner Botmäßigkeit? Der König von Sardinien war vom Feſtlande vertrieben; . . . die kleinen Fürſten Italiens waren verjagt; . . . der Papſt hatte ſeine weltliche Herrſchaft verloren; . . . in Neapel war die alte Königsfamilie abgeſetzt und das Land Mürat, Napoleons Schwager, verliehen. In Spanien war ſein Bruder Joſeph als König eingeſetzt, und die alte Königsfamilie von Portugal hatte Napoleon genöthigt . . . über das atlantiſche Meer nach Braſilien zu entfliehen.

„Und die Idee eines gemeinſamen deutſchen Vaterlandes? . . . und der Patriotismus im Volke? . . .“

Die Herzogin von Kurland ſchüttelte bedenklich das Haupt:

Die Idee eines gemeinſamen großen deutſchen Vaterlandes regte ſich ja längſt nicht mehr!

Seit fünf Jahrhunderten war Deutſchland zerſplittert und keine gemeinſame Unternehmung hatte an das

Geſammtvaterland erinnert. Im Gegentheil! man hatte den Einfluß der Fremden zu ſehr erfahren, als das Vertrauen auf die eigene Stärke und eigene Thatkraft hätte vorhanden ſein können.

Auch der Patriotismus war zerſplittert und jeder Deutſche ſah traurigerweiſe nur das Gebiet ſeines Fürſten als ſein Vaterland an.

Die Maſſe des Volkes kannte dabei die ehemalige Größe Deutſchlands gar nicht.

Die Fürſten hatten, da ſie unabhängig und unbeſchränkt werden wollten, keine Urſache, daran zu erinnern.

Die Gelehrten kannten ſie wohl im Allgemeinen, dachten ſich aber nicht viel dabei und betrachteten ſich untereinander, abgeſondert vom Volke, zu einer beſonderen Republick gehörig.

Selbſt Gebildete waren in dieſer Beziehung ſehr dürftig unterrichtet, . . . die Maſſe gar nicht.

Aber das war noch nicht genug: auch die Quellen der Geſchichte lagen verſchüttet. Die alten Documente, die den Glanz des Vaterlandes enthielten, moderten in den Bibliotheken und Staatsarchiven. Dieſer Glanz . . . war kaum noch ein Traum, . . . kaum noch eine ſchöne ſagenhafte Tradition!

Es gab ja in jener Zeit kein Geſchichtswerk, welches darüber belehrt hätte, oder . . . waren Anfänge gemacht, wie bei Schmidt's Geſchichte der Deutſchen, Galletti, Schröckh u. ſ. w., ſo waren ſie in einem ſchwerfälligen ungelenken Styl, ohne Warme, ohne Patriotismus, ohne Schmerz über den Verfall des Vaterlandes.

Hierzu aber kam noch die Allgewalt der Fürſten, deren Intereſſe beinahe überall nur perſönlich war: — die großen Privilegien des Adels, der ſich faſt durchweg ſtreng von dem Volke abſonderte: — und endlich die Ohnmacht des dritten Standes, auf dem alle Laſten ruhten.

„Himmel!" — rief die Herzogin in ſtillem Nachdenken ſich ſelbſt zu — „kann es denn da einen deutſchen Patriotismus geben?! Iſt denn unter ſolchen Umſtänden an eine Erhebung der Nation gegen den Allgewaltigen zu denken?"

Die Herzogin war in ihrem Inneren tief gebeugt, wenn ſie ſich auch gegen Niemand darüber äußerte.

Was ſollte ſie auch?

Die Damen — außer ihrer Schweſter und der Kielmannsegge — verſtanden ſich wenig auf Politik; die älteren erfahrenen Herren waren ſämmtlich entſchieden gegen Napoleon, . . . und die Jugend? . . . nun . . . die überließ die Fürſtin gern ihrem jugendlich leichten Sinn und dem fröhlichen Genuß der Gegenwart. Graf Geßler aber hatte, wenige Tage nachdem Ahlefeldt abgereiſt war, Schloß Löbichau ebenfalls verlaſſen.

Die Herzogin ſah über Deutſchland furchtbare Stürme hereinbrechen. Sie entſchloß ſich daher, als alleinſtehende Frau, ſo bald als möglich ein ſicheres Aſyl aufzuſuchen; dafür aber boten ja die nächſten verwandtſchaftlichen Verhältniſſe die beſte Auskunft: ihre an den Herzog von Perigord, den Neffen des Fürſten Talleyrand, verheirathete Tochter, lebte in Paris. Dort wurde ſie von dem geliebten Kinde ohnehin mit Sehnſucht erwartet, . . . dort war ſie jedenfalls vor allen Kriegsſtürmen ſicher . . . und . . . ſo entſchloß ſich die Fürſtin, ihren Aufenthalt für die nächſte Zeit in Frankreichs Hauptſtadt zu nehmen.

Aber auch für den jungen Körner war die ſchöne, die goldene Zeit des Aufenthaltes in Löbichau abgelaufen. Der Tag des Abſchiedes rückte heran. Es mußte geſchieden ſein, da Höheres und Ernſteres rief: die Vorleſungen der Univerſität Leipzig nahmen demnächſt ihren Anfang, und vorher ſollte der Jüngling — dem Wunſche des Vaters gemäß — noch eine mineralogiſche Reiſe auf den Harz unternehmen.

Körner hatte ſich, als er nach Löbichau ging, vorgenommen — wie er es immer zu thun pflegte — den Genuß, den ihm die Gegenwart bieten werde, vollauf zu erſchöpfen. Und wahrlich! er war dieſem Vorſatze treulich nachgekommen. Jetzt aber, da die Pflicht ihn wieder von dannen rief, beklagte er auch das Scheiden.

nicht. Bereit, ſich auf's Neue muthig in den Strom des wiſſenſchaftlichen Lebens zu ſtürzen, winkte ihm ja auch hier ein hoher und edler Genuß, den die liebliche Erinnerung an dieſe köſtlichen Tage nur erhöhen konnte.

Und ſo war denn heute in der That der Tag des Abſchiedes herangerückt; aber der Abſchied ſollte — wie es in des Jünglings Charakter lag — ein heiterer ſein. Sentimentalität war dem jungen Körner etwas Entſetzliches, und auch die Herzogin — als eine Dame von Geiſt — liebte dieſe anſteckende Modekrankheit jener Zeit nicht, obgleich es wenig Frauen gab, die ſich ihr an Tiefe des Gemüthes vergleichen konnten.

So hatte man denn beſchloſſen, noch einmal im Freundeskreiſe auf dem Balkon zu frühſtücken, da dieſer von Anfang an eines der Lieblingsplätzchen Theodors geweſen.

Und wie ſchön, wie prächtig war es jetzt hier!

Die Sonne ſchien warm und freundlich vom blauen Himmel herab; ihre Strahlen belebten, aber drückten noch nicht nieder, zumal ein köſtlicher leiſer Morgenwind rings mit den großen, oft wunderbar ſchön geformten Blättern der exotiſchen Pflanzen ſpielte, die das künſtlich gearbeitete Eiſengitter mit ſeinen vergoldeten Spitzen halb verſteckten, halb herausſchauen ließen.

Schwungvoll ſtieg dabei der Balkon an der Hauptfacade des Schloſſes auf ſeinen zierlichen joniſchen Säulen empor, während eine andere Reihe derſelben Säulenart das über ihn gewölbte Dach wie eine Krone leicht und gefällig trug.

Und welche herrliche Ausſicht auf dieſem köſtlichen, von Blumenduft erfüllten Plätzchen!

Dicht vor dem Schloſſe die üppiggrünende Raſenfläche, an welche ſich der ſchattige weitausgeſtreckte Park vertraulich ſchließt; während ein kryſtallheller Bach, luſtig wie ein ausgelaſſener Knabe, aus ſeinem Dickicht hervorhüpft, und ſich ſchäckernd bald hinter Blumenbeeten, bald hinter ſeltenen Geſträuchen verbirgt. Hinter dem allen aber die ſtolzen Kronen dichtbelaubter Linden, Buchen und Eichen, die ſich reizend mit Kaſtanien und dem dunkelen Grün der Nadelhölzer miſchen.

Hier alſo ſaßen jetzt — während das Frühſtück ſervirt wurde — die Herzogin und ihre Schweſter, Körner und die Damen der Fürſtin.

Die letzte Stunde des Zuſammenlebens ſollte noch recht ausgekoſtet werden, und ſo waren Alle heiter zum überſprudeln: Körner aber konnte man in der That ausgelaſſen nennen.

Lebhafte Naturen ſind ſtets geneigt in die Extreme überzuſpringen; zumal wenn eine ſchmerzliche Regung, die ſie ſich ſelbſt nicht zugeſtehen und vor Anderen nicht zeigen wollen, ihr Herz bewegt. Daher jetzt auch die

Ausgelaſſenheit Körners. Er ſchäumte von Witz über und riß die ganze Geſellſchaft zu fröhlichem Lachen hin, indem er noch einmal alle die tollen Streiche herzählte, die er ſeit ſeinem Aufenthalte auf Schloß Löbichau gemacht, und welche die Fürſtin in ihrer Herzensgüte ihrem Lieblinge immer nachgeſehen.

„Körner! Körner! Sie ſind ein ſchlimmer Vogel!“ — rief jetzt die Herzogin, da der Jüngling eben von einem tollen Ritt erzählt hatte, den er erſt geſtern noch vorgenommen. — „Nur nicht zu verwegen! Wohl ſind Sie gewandt und in allen ritterlichen Leibeskünſten geübt. Wir haben dies oft und mit Vergnügen geſehen und ſelbſt der junge Graf Chaſſepot geſtand Ihnen — was viel heißen will — die Meiſterſchaft zu; aber . . . ich möchte doch nicht, daß Sie dadurch allzukühn würden. Man muß das Schickſal nicht herausfordern.“

„Unkraut verdirbt nicht!“ — entgegnete Körner heiter. — „Sie dürfen daher, was mich betrifft, ruhig ſein, Durchlaucht. Da habe ich noch ganz andere Sachen gemacht. Fragen Sie nur Frau von Kielmannsegge, wie prächtig ich auf den Eiſenſpitzen, welche hier die Außenſeite des Balkons umgeben, laufen kann.“

„Sie werden doch nicht . . .“

„O! ich that's ſchon oft. Geben Sie Achtung, Durchlaucht.“

„Körner!“ — rief die Herzogin, vor Schreck erbleichend.

Aber ſchon hatte ſich der junge Mann in fröhlichem Uebermuthe hinaufgeſchwungen, um ſeiner erlauchten Pathe zu zeigen, daß er es auch in dieſer kecken und gefährlichen Spielerei zu einer thatſächlichen Fertigkeit gebracht.

Ehe aber noch die Herzogin Zeit gewann, das Wageſtück zu verbieten, ertönte ein lauter Schmerzensſchrei und der Jüngling ſank todtenbleich und bewußtlos den herbeiſpringenden Damen in die Arme.

Er hatte ſich eine Eiſenſpitze tief in den Fuß getreten und mußte blutend und ohnmächtig zu Bette gebracht werden. — — —

Die Strafe für den jugendlichen Uebermuth war hart genug: die Wunde war tief, der junge Mann namenlos ungeduldig, . . . ſo kam es zur Entzündung und . . . zu einem wochenlangen Krankenlager.

Damit aber verſtrich zugleich nicht nur die Zeit, die für die Harzreiſe beſtimmt war, es kam auch der Tag heran, den die Herzogin für ihre Abreiſe feſtgeſetzt hatte. Sie konnte ihn nicht ändern, da man ſie erwartete, und ſo mußte die hohe Frau zu ihrer innigen Betrübniß am Krankenlager von ihrem Lieblinge Abſchied nehmen.

Als ſie ſich — ſie war ſchon in Reiſekleider gehüllt und die Wagen harrten ihrer und ihres Gefolges — zum Weggehen wandte, überreichte Körner der edlen mütterlichen Freundin ein Blatt Papier, mit der Bitte, es im Wagen zu leſen.

Die Herzogin that es. Es war des jungen Dichters poetiſches Lebewohl.

Thränen traten der hohen Frau in die Augen, als ſie die folgenden Strophen las:

„Das Lied verſtummt, das Dir in heitern Stunden
Des Frohſinns und der Liebe Gruß gebracht;
Und ſchöne Tage ſind dahin geſchwunden,
Wo uns das Leben freundlich angelacht.
Ach! was auch Schönes je das Herz empfunden,
Iſt in der Seele glühend neu erwacht,
Seit höh'rer Weſen lichte Morgenröthe
Aus Deinem Antlitz uns entgegenwehte.

Soll es der Sänger in die Bruſt verſchließen,
Was in dem Liede ew'ge Freiheit trinkt? . . .
Eh'r mag die Fluth im Sturz zurückefließen,
Eh' ſich Begeiſt'rung in die Feſſel zwingt! . . .
Drum darf ich Dich mit freiem Wort begrüßen,
Und wenn dies Wort mir glühend nicht gelingt,
Will ich der Leier trüglich Gold zerbrechen
Und ſo an mir den Stolz der Jugend rächen.

Ich weihte Dir der Lieder volle Weiſe,
Und Alles, was die Muſe mir vertraut. —
Ach, in dem Herzen flüſtert Sehnſucht leiſe,
Doch in des Liedes Tönen ſpricht ſie laut!
Sieh, ringsherum in dem gerührten Kreiſe,
Wie Trennung Dir in jedem Blicke thaut! . . .
Was Alle ſtill in ihrer Bruſt empfinden,
Soll Dir des Sängers letztes Wort verkünden.

Du fliehſt von uns, wir können Dich nicht halten,
Der Mutterliebe ſüße heil'ge Pflicht
Ruft Dich zu theuren freundlichen Geſtalten,
Wo Tochterglück zu Deinem Herzen ſpricht;
Doch in des Lebens buntem Drehn und Walten
Vergiß der alten deutſchen Liebe nicht!
Der Freunde nicht, Dir treu in Luſt und Schmerzen,
Und ſo leb' wohl! leb' wohl! . . . aus vollem Herzen!"

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Theodor Körner.

Vaterländiſcher Roman
in zwei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Dem deutſchen Volke eine Gabe
zur Erinnerung an die Befreiung Deutſchlands
im Jahre 1813
an deren funfzigſtem Jubiläum.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1863.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Theiles.

Erſtes Buch.

Dichterleben.

Seite
1. Unter der Erde 3
2. „Der grüne Domino" und „die Braut" 30
3. Erſte Liebe 63
4. Karoline Pichler 72
5. Das Jahr 1812 93
6. „Zriny" 112
7. Erzherzog Karl 134
8. Das Vaterland ruft 143

Zweites Buch.

Leyer und Schwert.

9. „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!" 183
10. Die Weihe 220
11. „Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd" 231
12. „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!" . . . 248
13. Der Ueberfall 283

Seite
14. Der Engel des Lichtes und die Flucht . . . 309
15. Napoleon und Metternich . . . 328
16. Des Sängers und des Helden Tod . . . 351
17. Der 18. October 1813 . . . 374
18. Unter der Eiche zu Wöbbelin . . . 392

Erſtes Buch.

Dichterleben.

Staatsbibliothek
München

„Unter der Erde.“

Wieder ſaß Theodor Körner — es war im Auguſt 1811 — „unter der Erde“ und arbeitete tüchtig. Diesmal aber nicht in einem Bergwerke . . . nicht in der Freiberger Grube zum „Himmelsfürſten;“ . . . wohl aber in einem fürſtlichen Keller zu Wien. Auch beſtand heute die Arbeit nicht im Loshauen erzreichen Geſteines, ſondern in dem Bemühen in Geſellſchaft eines Freundes den trefflichen Ungarwein, der hier aufgeſtapelt lag, beſtmöglichſt zu vertilgen.

Der Keller gehörte dem Fürſten Colloredo zu und war um jene Zeit eine Berühmtheit Wiens; freilich nicht um ſeiner Schönheit, wohl aber um des köſtlichen Weines Willen, den man hier um einen ungemein billigen Preis ausſchenkte.

Die beiden Göttergaben, der Wein und die Phantaſie, machten ihn aber auch für Tauſende zu einem wahren Eliſium. Iſt doch die Phantaſie die mächtigſte aller Feen. Unter ihrem Zauberſtabe verwandelt ſich das Elend in Reichthum, die ärmſte Dachſtube in einen vergoldeten Prachtſaal, der ſchlechteſte Wein in den edelſten Nectar, das gewöhnliche Weib in eine Helena, die verzwickteſte Kokette in eine Grazie, der ſchlechteſte Keller in einen ſtolzen Tempel des freudeſtrahlenden Bacchus.

Die Phantaſie iſt ja die Sonne, die das unermeßliche Gebiet des Gedankens verklärt und alle Blumen des Lebens entfaltet; . . . der Wein aber iſt die Muttermilch die ſie nährt.

Der Keller des Fürſten Colloredo — er wölbte ſich unter einem alten koloſſalen Gebäude, das aus den Zeiten des Mittelalters ſtammte, jetzt aber verödet und halb zerfallen daſtand, — war allerdings ungemein groß. Man hätte mit einer vierſpännigen Equipage bequem in demſelben herumfahren und ohne Verlegenheit an verſchiedenen Stellen umwenden können, trotzdem, daß die Seitenwölbungen mit langen Reihen von Fäſſern angefüllt waren, deren Dimenſionen mitunter rieſig genannt werden durften.

Aber dieſer Hauptkeller war es nicht, der den Wienern täglich geöffnet wurde, ſondern ein bei weitem kleinerer Nebenkeller . . . ſozuſagen eine Nebenkapelle an dem großen unterirdiſchen, den Geiſtern des Weines gewidmeten, Dome.

Mit dieſem Keller aber — den der Witz der Wiener „zum Fürſtenzapferl“ getauft hatte — ging es, wie mit ſo vielen edlen Dingen in dieſer irdiſchen Welt, die, trotz dem guten Kern, an einem unanſehnlichen Aeußeren leiden. Der Eingang war von einer kleinen Straße her und ſo unſcheinbar, daß man ihn nur bei großer Ortskenntniß zu finden vermochte.

Eine alte verroſtete Eiſenthüre und ein eigenthümlicher Kellergeruch, der ſich ſchon auf zwanzig Schritte geltend machte, bezeichneten ihn. Aber mit dem Auffinden des Einganges war es nicht gethan: alles Köſtliche will durch Gefahren und Mühen erworben ſein, und Jedermann weiß, daß von jeher die bezauberten Schlöſſer mit ihren Prinzeſſinnen und Schätzen von einer ganzen Reihe von Drachen und Ungeheuern, Rieſen und Fallgittern, Gräben und ſonſtigen Gefahren bewacht und umgeben waren, die von Demjenigen überwunden ſein mußten, der Schätze und Braut heimführen wollte.

Hier freilich waren es keine Drachen und Rieſen, die ſich dem Durſtigen entgegenſtellten und das Allerheiligſte bewachten, ſondern eine gräuliche Dunkelheit und eine, Hunderte von Jahren alte, ausgetretene Steintreppe, auf der jeder Neuling den Hals zu brechen riskirte.

Aber wer ein echter Trinker iſt und eine durſtige Kehle hat, der beſitzt auch — gilt es in einen Keller ein- und bis zu dem edlen Naß vorzudringen — Muth und Todesverachtung: und ſo kam es denn, daß man im „Fürſtenzapferl" alle Tage und zu allen Stunden des Tages, der munteren Gäſte die Menge fand.

Und wie eigenthümlich poetiſch war es nun hier „unter der Erde!" Es gemahnte Körner in der That an die Schachte und Stollen, in welchen er gearbeitet und durch die er ſo oft gefahren war. Schimmerten denn die Talglichter, die hier wie matte Sterne in der gewaltigen Finſterniß vereinzelt auftauchten, . . . ſchimmerten die nicht gerade wie damals die Grubenlichter mit röthlich-gelbem trübem Schein durch eine ewige Nacht hindurch? oder tanzten wie Kobolde geſpenſtiſch hin und her?

Ja! Nacht war es hier, wie dort. Gold und Rubin war hier wie dort zu finden; nur Eines hatte der Wiener Keller voraus: wenn man hier auch in den erſten Augenblicken nicht ſah wo man war, ſo roch man es doch; denn eine wundervolle Blume duftete hier, ſchwer, maſſiv, die Geruchsnerven mit zauberhafter Wolluſt erſchütternd und Geiſt und Phantaſie wonnig anhauchend und erregend.

Und der Zauber wirkt! Nach und nach geſtaltet ſich das nächtlich-dunkele Chaos zu einem unendlich gemüthlichen Etwas. Erſt hörſt du hie und da ein wunderbares Flüſtern, wohl auch ein luſtiges Lachen; . . . dann erſchaueſt du vereinzelte Blitze, und erkennſt in ihnen das Funkeln großer Weingläſer; . . . jetzt weicht die Nacht mehr und mehr und es zeigen ſich leuchtende, freudig-glänzende Augen, und mit den Augen treten Geſichter, und mit den Geſichtern Geſtalten hervor, die, einzeln oder traulich vereinigt, an verſchiedenen Tiſchen ſitzen: eſſend, trinkend, ſchwätzend und lachend. Es ſind urgemüthliche Plätzchen, die ſich die Leute ausgeſucht, unter den gewaltigen Steinwölbungen, die mächtige Säulen tragen, umgeben und im Hintergrunde begrenzt von zahlloſen rieſigen Fäſſern, umweht von dem köſtlichſten Weinduft!

Und . . . hörſt du, wie es in all' den verſchiedenen Fäſſern ſich regt und wegt? . . . wie es dir aus allen entgegen liſpelt und wiſpert? Das ſind die Geiſter des Weines, die dich rufen und locken: hier der Tokayer: — der Mada, der Zombor, der Tarkzal, die ächten Söhne König Belas, — dort der Erlauer, der Ofner Adelsberger; — hier wieder ein anderer ſchmucker Junge ein weißer Ungar, ächter und reiner Ruſter; — in jener langen Reihe unter den uralten ſchwarzen Wölbungen Melniker, ein böhmiſch Kind, und dort ganz im Hintergrunde Feſſlauer und Kloſter Neuburger.

Und dazwiſchen hübſche junge Wienerinnen, Prachtmädels, die den Wein und etwa auch Wiener Würſtel, ſaftigen Käſe und dergleichen Speiſen, die zu dem Weine munden, ſervieren. Schalkhafte, ſchnippige, nette Dinger, die es hinter den Ohren haben und mit den Geiſtern und Kobolden in den Fäſſern im Einverſtändniſſe ſtehen.

Und hatten denn dieſe Keller Kobolde, dieſe tollen Geiſter des Weines nicht auch ein Wörtchen mit dem feurigen Dichterjüngling, mit Theodor Körner geſprochen? Saß er denn nicht eben ſo recht gemüthlich neben dem jungen Manne, den er, ſeit ſeinem kurzen Aufenthalt in Wien, als Freund gewonnen? als Freund und Genoſſe in Treiben und Streben, da auch dieſer der edlen Dichtkunſt lebte?

Das Glas mit Tokayer gefüllt — brachten beide jetzt mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen der göttlichen Poeſie ein freudiges „Hoch!“ aber Körner ſetzte noch ein weiteres „Hoch!“ darauf, ein „Hoch!“ das Oeſterreich, das dem Fürſten Colloredo und ſeinen köſtlichen Weinen galt.

„Ja! ſie ſind trefflich!“ — ſagte der Freund — „und munden Jedem der aus dem Reiche kommt.“

„Und doch ſind ſie nichts gegen unſere Weine!“ — rief jetzt Körner lachend.

„Wie?“ — verſetzte der Wiener Freund erſtaunt.

„Es kommt bei uns freilich ſelten vor,“ — fuhr Körner heiter fort — „aber es iſt doch Thatſache, daß ein gewiſſer Finanzrath einmal aus, in Leipzig gewachſenen Weintrauben einen ganzen Eimer und 16 Flaſchen Wein gepreßt hat. Die Wirkungen dieſes Weines aber waren unerhört. Brachte man nur eine Flaſche davon in ein Zimmer, ſo blieben plötzlich alle Uhren ſtehen, die Saiten des Pianoforte platzten und die Tiſchplatten zogen ſich krumm!"

Der Freund lachte hell auf.

„Nein!" — ſagte Körner begeiſtert — „Da lob' ich mir denn doch euer Wien mit ſeinem köſtlichen Leben und euer Ungarn mit ſeinen göttlichen Weinen!"

„Es giebt eben nur ein Wien!" — meinte der Freund — „und mich ſoll, ſo wahr ich Carlowitz heiße, der Norden nie zu ſehen bekommen!"

Der junge Mann ſagte das, indem er ſein Glas hob, und einen tüchtigen Zug that; zugleich blickte er nach Körner hin; aber es lag etwas Höhniſches . . . etwas nicht Gutes in dieſem Blick.

„Nun!" — verſetzte Körner — „der Norden iſt auch nicht zu verachten. Ich habe in Dresden, in Leipzig und Berlin und vor allen Dingen in dem herrlichen Löbichau gar ſchöne Tage verlebt."

„Sie ſtudirten in Leipzig?"

„In Freiberg auf der Bergakademie, dann in Leipzig und zuletzt in Berlin, d. h. da ſollte und wollte ich ſtudiren . . . aber es ward nicht viel daraus."

„Es ſcheint mir, daß ſie, wie ich, ein flotter Burſche waren!" — rief hier Carlowitz, indem er Körner auf's Neue zutrank.

„So iſt es!“ — entgegnete dieſer heiter und ſtieß mit dem neuen Freunde an, daß es weithin luſtig durch den Keller klang. — „Ich war in der That einer der flotteſten Burſchen . . . vielleicht ſogar ein Bischen zu flott; aber zum Henker, wenn das Blut jugendlich in den Adern ſchäumt . . . indeß . . . die Sache war ſo köſtlich, daß ich ſie Ihnen mittheilen muß. Der Tokayer ſchließt einem ohnedem das Herz auf . . . es iſt dabei hier ſo unausſprechlich gemüthlich . . . und . . . ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, Carlowitz!“

„Wie ein Bruder!“ — entgegnete dieſer. — „Ich habe Ihnen ja auch ſchon Vieles aus meinem Leben mitgetheilt, und da wir uns verſprochen haben, in unſeren poetiſchen Strebungen Hand in Hand zu gehen, ſo iſt es immer gut, wenn wir gegenſeitig unſere Vergangenheit kennen. In Leipzig ſoll es unter den Studenten wild hergehen!“

„Wenigſtens war es ſo, als ich von Freiberg aus, hinkam! — ſagte Körner. — „Es herrſchten damals ſchroffe Parteiſpaltungen unter der ſtudirenden Jugend. Da kam es denn natürlich oft zu Zuſammenſtößen, aus welchen Paukereien die Maſſe hervorgingen. Natürlich ſchrien die Philiſter über Exceſſe!“

„Wie an allen Univerſitäten! Waren Sie in einer Verbindung?“

„Das verſteht ſich!“ — rief Körner mit ſtolz aufflammenden Augen. — „Ich ſtand an der Spitze und war ſtets Nummero eins auf dem Fechtboden. Ueberhaupt war das damals ein prächtiges und bewegtes Leben.“

„Und Sie ſtudirten?“

„Eigentlich, Cameralien und Bergbauweſen; insbeſondere aber Geſchichte und Philoſophie; auch der Anatomie widmete ich einige Zeit, wurde Mitglied der Markaria . . .“

„Politiſche Verbindung?“

„Nein! . . . die Markaria iſt eine äſthetiſche Geſellſchaft, eine Verbindung zu Geiſtesarbeiten . . .“

Wieder lächelte Carlowitz ſpöttiſch.

„Auch zu geſelligem Vergnügen“ — fuhr Körner, der es nicht bemerkt hatte, fort. — „Sodann errichtete ich einen Dichterklubb, war in den angeſehenſten Häuſern wohl aufgenommen und als lebensfroher Kerl bei allen Commilitionen gern geſehen. Daß ich es übrigens an tollen Streichen nicht fehlen ließ, können Sie ſich denken.“

„Dafür iſt man jung, Student und Dichter!“ — rief Carlowitz. — „Zum Henker! ein Dichtergeiſt, wie unſerer, kann nicht die Mühle der Alltäglichkeit treten, . . . man hat Flügel, . . . man iſt genial . . .“

„Ein Renommiſt war ich nie!“ — fiel Körner hier ein. — „Ich mag mich nicht ſchlechter machen, als ich bin.“

„Wer ſagt denn das auch!“ — verſetzte Carlowitz etwas verlegen.

„Für Edles und Großes hatte ich immer ein Herz!“ — fuhr Körner fort — „und daß ich mich auf die Seite der deutſchen Patrioten ſtellte, iſt natürlich. Auch duldete ich keine Beſchränkung meiner Freiheit und keine Verletzung meines Ehrgefühls.“

„Wie jeder Edle und Hochgeſinnte.“

„Iſt ſchon recht; . . . aber . . . ich ging darin doch wohl manchmal zu weit, und . . . da iſt es denn begreiflich, daß ich nicht jede Erwartung befriedigte, die von der akademiſchen Obrigkeit amtshalber an mich geſtellt wurde.

„Wie ſo?“

„Nun, . . . wer erkennt mit der Zeit ſeine Schwächen nicht!“ — rief hier Körner mit ſchönem Lächeln. — „Ich bin von Natur frei, offen, geradaus und ein ächter Deutſcher; . . . in Leipzig ließ mich die Jugendkraft und der jugendliche Uebermuth das alles ein wenig übertreiben. Aus der natürlichen, in jedem jungen und aufgeweckten Mann liegenden Verachtung kleinlicher Pedanterie, ging durch das Studentenleben, wenigſtens für die damalige Zeit, eine Verachtung aller feineren

Form hervor. Alle Kameraden ſtrebten darnach, als Kraftgenies zu gelten, . . . ſollte ich da zurückbleiben?"

„Freiheitsmuth!" — ſagte Carlowitz.

„Nein!" — rief Körner lächelnd — „Freiheitsübermuth! Indeß . . . ich ſchäme mich deſſen nicht. Es war ein natürlicher Auswuchs der Jugend, . . . ein Ueberſprudeln der Kraft. Darf ich doch ſagen, daß ich dabei wenigſtens nie in jene Rohheit verfiel, die ſo viele für Genialität halten. Gott ſei Dank, ich trug einen Genius in meiner Bruſt, der mich davor ſchützte und überhaupt nicht ſinken ließ, und dieſer Genius . . ."

„War ein holdes Liebchen!" — rief der Freund mit funkelnden Augen.

„Nein!" — ſagte Körner ernſt — „es war die edle, die ewig ſchöne und ewig göttliche Dichtkunſt."

Carlowitz biß ſich auf die Lippen.

„Wenn mich auch das burſchikoſe Weſen manchmal zu weit führte," — fuhr Körner fort — „ſo war dies doch mehr nach Außen hin. Das heilige und reine Feuer der Liebe zur Kunſt, das in meinem Inneren loderte, verzehrte jede unheilige Regung ſo bald ſie nur auftauchte."

„Gerade wie bei mir!" — ſagte Carlowitz mit einſchmeichelndem Lächeln. — „Es iſt merkwürdig, wie wir uns im Charakter gleichen. Eine gewiſſe Schwermuth, . . . eine gewiſſe Sentimentalität . . ."

„Das möchte ich nun nicht von mir behaupten!“ — meinte Körner.

„Doch! ich wette darauf,“ — rief Carlowitz — „ich wette darauf, daß auch Sie, wie alle Dichter, zuweilen und gerade in den Augenblicken der Verſuchung, ein gewiſſer Weltſchmerz ergreift.“

„Ich wüßte nicht!“ — ſagte Körner — „ich habe ihn, wenigſtens bis jetzt, noch nicht verſpürt. Im Gegentheil, bisher war die Freude noch immer mein Element. — Aber, auf Leipzig zurückzukommen! . . . das Schlimmſte für mich war, daß ich einer verbotenen Verbindung angehörte. Wollte man doch in Sachſen von Oben herab nichts von Geſinnungen wiſſen, wie wir ſie — der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft gegenüber — in unſeren Verbindungen vertraten. Man paßte uns auf. Da aber andere Verbindungen mit regierungsfreundlichen Geſinnungen uns entgegenſtanden, ſo kam es natürlich alle Augenblicke zu Paukereien, . . . bei welchen ich — ich muß es geſtehen — zumeiſt die Hauptrolle ſpielte. So wurden die Verhältniſſe immer geſpannter, die Regierung immer gereizter . . . als ein Teufelsvorfall — aber er war doch köſtlich — meiner Leipziger Studentenſchaft eine höchſt tragiſche Wendung gab.“

„Sie ſpannen meine Neugierde!“

„Aber erſt noch ein Glas Tokayer!“ — Es wurde gebracht und Körner fuhr fort:

„Es war im erſten Semeſter des vorigen Jahres, als ein gewiſſer Winfried von Wittenberg aus, wo er ſtudirte, öfter nach Leipzig kam. Trotz ſeiner großen Jugend war er doch über die meiſten Burſchen bereits hinausgewachſen. Man ſah ihn vielfach im Verkehr mit angeſehenen Familien, beſonders höherer Beamten. Angenehm war der Menſch dabei nicht; aber ſeine Kenntniſſe, ſeine Suada und die altkluge Würde, mit der er über die damaligen Studentenhändel ſprach, verſchafften ihm ein gewiſſes Anſehen. Was ihn aber mir und meinen Freunden wahrhaft widerwärtig machte, war, daß er mit den erſten ſächſiſchen Würdenträgern jener Zeit für das franzöſiſche Kaiſerthum zu ſchwärmen und die patriotiſchen Aeußerungen aus dem Kreiſe der Studenten für vorlaute Redensarten zu erklären pflegte.“

„Da forderten Sie ihn wohl?“

„Geduld, mein Freund!“ — ſagte Körner. — „Wohl hatte ich ſchon früher eine hohe und wirklich geiſtreiche Dame für Napoleons großes Genie als Feldherr ſchwärmen hören; aber dieſe Dame war in der Hoffnung befangen, durch Bonaparte eine neue Aera für die Völker begrüßen zu können. Ihr edles und großes Herz ſuchte den gleichen Edelmuth und gleiche Größe in dem Herzen des Kaiſers. Das war eine traurige aber verzeihliche Täuſchung. Winfrieds Huldigung dagegen war ein Verrath am Vaterlande, denn er durchſchaute Napoleons Herrſchſucht, Ehrgeiz und Eroberungsſucht ſo gut als wir Anderen; und ſtellte ſich nur auf die franzöſiſche Seite, weil er bei der herrſchenden Partei einen Vortheil für ſich zu erringen hoffte. Das war gemein, und gemeine Naturen waren mir von jeher in den Tod verhaßt."

„Wie ſie es mir auch ſind!" — ſagte Carlowitz eifrig. — „Ich hoffe Sie haben ihm Eines tüchtig ausgewiſcht."

„Nun war damals ein bedeutendes Jahrgeld zu vergeben, das immer einem Studirenden der Philologie zukam und das nicht den gewöhnlichen Stipendien gleichzuachten war. Mit demſelben verband ſich einige Beſchäftigung an einer höheren Lehranſtalt; und da es faſt nur an ſehr begabte junge Leute verliehen wurde, ſo war man gewöhnt, es als eine der ſchönſten Anwartſchaften für eine glänzende Carrière zu betrachten. Nun war bekannt, daß ſich Winfried um dies Jahrgeld bewarb. Er konnte ſich auch Hoffnung darauf machen. Hatte er ſich doch durch Gewandtheit und erkünſtelte Beſcheidenheit mehr als irgend ein anderer Mitbewerber empfohlen."

„Alſo hatte er Concurrenten?"

„Gewiß! doch kam unter dieſen nur ein gewiſſer Wermeroth in Betracht."

„Ein tüchtiger Mann?"

„Sehr tüchtig und eben ſo brav! nur waren deſſen Anlagen mehr ſolid, als glänzend. Wermeroth galt dabei mit Recht als ein vortrefflicher Menſch, den der größte Theil der Studenten ehrte und liebte."

„Und ſeine Hoffnungen auf die Stelle?"

„Wurden durch die allgemeine Achtung geſtützt. Ich bin ſogar überzeugt, daß Wermeroth geſiegt haben würde, hätte ſich Winfried nicht darauf gelegt, durch ſein Franzoſenthum, durch Schwänzeln und Schönthun bei den einflußreichen Perſönlichkeiten, namentlich auch bei einem der hervorragendſten pietiſtiſchen Geiſtlichen und dem Präſidenten, die Stimmung für ſich zu gewinnen. Ein ſchöner Kerl war er dabei auch und die Schweſter des Präſidenten . . ."

„Verſtehe!"

„Sollte nicht unempfindlich für ſeine Artigkeiten ſein."

„Ich hatte es — ſchon um Wermeroth Willen, der mir ein lieber Freund war, — auf Winfried gepackt. Um die Zeit nun, da die Entſcheidung jeden Augenblick bevorſtand, fand ſich eines ſchönen Tages verabredeterweiſe eine Anzahl Studenten zu einer luſtigen Kneiperei in einem öffentlichen Garten bei Leipzig ein. Auch Winfried, Wermeroth und ich befanden uns dabei. Der Abend war prächtig! Die ſchönſten Lieder wurden geſungen, Spaziergänger umſtanden den Tiſch und auch der Präſident, ſeine Schweſter am Arme führend, war in der Nähe ſtehen geblieben, ſich die heitere Geſellſchaft mit Vergnügen betrachtend. Mir kochte das Blut. Gerade dieſen Abend hatte ich wieder erfahren, daß Winfried im Geheimen den giftigen Saamen der Verläumdung gegen meinen Freund Wermeroth an maßgebendem Orte ausgeſtreut habe. Mehr wie einmal wollte ich an ihn, immer aber hielt mich Wermeroth begütigend und warnend zurück."

„Ich ahne . . ."

„Da kam das Reiterlied aus Wallenſtein zum Vorſchlag. Jeder ſang einen Vers und die Geſammtheit wiederholte in kräftigem Chor den Refrain. Jetzt kommt die Reihe an mich . . ."

„Nun?"

„Da muß mich der leibhaftige Teufel plagen und ich improviſire und ſinge folgende Strophe:

„Wir reiten dem Schickſal entgegen keck,
Wir wiſſen das Glück zu erjagen.
Bei Schranzen und Pfaffen ſucht es der Geck,
Da will er ein Stellchen erfragen
Er ziſcht und ſchnüffelt, er ſchnüffelt und ziſcht,
Bis daß er ſich endlich den Bakel erwiſcht!"

„Teufel!" — rief Carlowitz.

„Bei den Worten „der Geck," — fuhr Körner mit ſtrahlenden Augen fort — „hatte ich den Arm mit ausgeſtrecktem Zeigefinger gerade gegen Winfried erhoben und hielt ihn in dieſer Richtung bis zum Schluſſe des Verſes. Der Chor aber, auf den todtbleichen Winfried blickend, ſtimmte jauchzend ein, das es weithin durch den ganzen Garten ſchallte:

„Er ziſcht und ſchnüffelt, er ſchnüffelt und ziſcht,
„Bis daß er ſich endlich den Bakel erwiſcht!"

„Das mag eine ſchöne Aufregung gegeben haben!" — rief hier Carlowitz — „zumal der Präſident und ſeine Schweſter zugegen waren."

„Der Präſident entfernte ſich ohne eine Miene zu verziehen; auch Winfried wollte gehen."

„Gehen? ohne zu fordern?"

„Die Duelle waren auf das Strengſte verboten."

„Und Sie?"

„Ich kehrte mich keinen Teufel daran, und rief Winfried nach! Ich wohne Petersſtraße, beim Buchbinder Niſchke, im zweiten Stock!"

„Und . . ."

„Zwei Tage ſpäter . . . war ich durch Urtheil des Univerſitätsgerichtes . . . relegirt!"

„Relegirt?!"

„Relegirt!" — wiederholte Körner lächelnd und ſchlürfte gemüthlich ſein Glas Tokayer.

„Und was thaten Sie nun."

„Vorerſt kam ich wegen Mitgliedſchaft bei einer verbotenen Verbindung noch in eine weitere Unterſuchung; erhielt Stadtarreſt, und . . . ein halbes Jahr Carcer ſchien unvermeidlich.“

„Schöne Geſchichten! War denn bei dem Concilium gar nicht an ein durch die Finger ſehen zu denken?“

„Leider nicht! Die Behörden waren entſchloſſen, bei dieſer Gelegenheit den verbotenen Verbindungen einmal den vollen Ernſt des Geſetzes zu zeigen.“

„Schlimm! ſehr ſchlimm!“

„Nun denken Sie ſich einen lebensluſtigen zwanzigjährigen Studenten, wie mich, den Frühling vor der Naſe, den regſten Freiheitsdrang im Herzen . . . und . . . ein halbes Jahr Carcer in Ausſicht!“

„Aber warum brannten Sie denn nicht durch?“

„Alle Wetter, das that ich ja! Die Freiheit lockte mit allen Zauberklängen der Natur und der Poeſie; . . . ich ſollte ohnedem nach Berlin, um auch dort ein Semeſter zu bleiben; . . . die Zeit drängte und im Innern . . . da drängte es noch mehr. Ich entſchloß mich alſo kurz . . . brach den Stadtarreſt und . . . floh nach Berlin!“

„Bravo! bravo!“ — rief Carlowitz — „aber was ſagten denn ihre Eltern dazu!“

„O, mein guter trefflicher Vater!“ — rief hier Körner, und die innigſte Kindesliebe ſprach aus ſeinen ſchönen ſeelenvollen Augen, — „er zeigte ſich auch hier wieder in ſeiner vollen Herzensgüte und praktiſchen Vernunft . . . nicht zürnend und ſcheltend, ſondern wie ein ernſter liebevoller Freund. Ich habe den Brief, den er mir damals nach Berlin ſchrieb, ſo oft mit dankbarem Herzen geleſen, daß ich ihn faſt wörtlich im Gedächtniß behalten.“

„Und darf man den Inhalt wiſſen?“

„Warum nicht? Trat doch mit dieſem Briefe eine Wendung in meinem Leben ein, da er mich zum Nachdenken und zur Vernunft zurückführte.“ „„Du weißt““ — ſo ſchrieb mein Vater ohngefähr — „„daß es mir ſchwer wird, Dir nicht zu vergeben, ſelbſt wenn ich Urſache habe, mit Dir unzufrieden zu ſein. Ich hatte freilich eine ſolche Wendung nicht erwartet. Nach dem, was vorgefallen, kann ich Dir allerdings nicht verdenken, daß Du lieber von Leipzig heimlich weggingſt, als Dich der Gefahr ausſetzeſt ein halbes Jahr in's Carcer geſperrt zu werden.““

„Alle Achtung vor Ihrem Herrn Vater!“ — rief hier Carlowitz. — „So vernünftig denken nicht alle Papa's! Aber weiter.“

„„Du kannſt mir nicht Schuld geben““ — heißt es in der Philippica meines Vaters weiter — „„daß ich einen Pedanten oder Philiſter aus Dir machen will: aber von einem Jünglinge von zwanzig Jahren, dem es nicht an Verſtand und Stärke der Seele fehlt, kann man in wichtigen Fällen einige Beſonnenheit fordern: man kann erwarten, daß er nicht, wie ein Trunkener, ſich von jeder Leidenſchaft fortreißen laſſe!““ —

„O wie wahr!“ — rief hier, von Purpur übergoſſen, der Sohn. — „Es war wirklich kindiſch, Studentenſtreiche zu machen und dann jede Kleinigkeit als eine Ehrenangelegenheit zu betrachten, die nur durch Herausforderungen und Paukereien ausgeglichen werden könne.“

„Ein verzeihlicher Irrthum der Jugend!“ — meinte Carlowitz.

„„Die Ruhe meines Lebens““ — ſchrieb mein Vater weiter — „„beruht auf dem Glauben an Deinen perſönlichen Werth und auf Deiner Liebe zu mir. Dieſen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig biſt, unedel zu handeln, daß es Dich ſchmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunſch iſt, mir Freude zu machen. Dies kannſt Du leicht in der neuen Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängſt, und von allem Vergangenen ſoll alsdann unter uns nie mehr die Rede ſein!““

„Herrlich!“ — rief hier Carlowitz — „ich beneide Sie um einen ſolchen Vater.“

„Nun!“ — verſetzte Theodor — „er ſoll ſich wenigſtens des Sohnes nicht zu ſchämen haben. Der

Brief und die Erfahrungen, die hinter mir lagen, hatten mich kurirt. Blieb ich auch in Berlin ein flotter luſtiger Burſche, ſo hielt ich doch von jetzt an in allen Dingen Maß und Ziel. Meine allzugroße Begeiſterung für das Verbindungsweſen und burſchikoſe air war abgeſchwächt; Exceſſe aber blieben mir zuwider.“

„Und an Verbindungen fehlte es gewiß dort auch nicht?“

„Keinesweges! nur fing ich an, auch hier hinter die Couliſſen zu ſchauen.“

„Wie ſo!“

„Weil ich ſah, daß man in gar mancher dieſer geheimen Verbindungen wahrhaft abenteuerliche Zwecke verfolgte. Die unglückliche Lage Deutſchlands, das leider noch immer in den Banden des franzöſiſchen Eroberers ſchmachtet, giebt ihnen Stoff und Veranlaſſung genug dazu.“

„Ja! die allgemeine Gährung wird immer größer und bedenklicher.“

„Sie hat im Norden, namentlich in Preußen, eine Stärke erreicht, die nur der ungeheure Druck der Fremdherrſchaft niederhält. Ohne die Wucht franzöſiſcher Bajonette und die Knechtung der Maſſe durch franzöſiſche Polizei und Spürhunde, wäre das Volk längſt aufgeſtanden.“

„Aber ſollte man nicht gerade deshalb jenen Verbindungen beitreten?“ — frug Carlowitz mit gedämpfter Stimme und ſah dabei forſchend um ſich; denn auch in Wien wimmelte es allüberall von franzöſiſchen Spionen.

„Allerdings“ — ſagte Körner — „iſt das, was für den Zweck ſolcher Geſellſchaften angegeben wird, für eine hochherzige und poetiſche Natur oft recht begeiſternd; aber die Außenſeite blendet nur zu häufig. Leider ſteht überall unter dem Waizen auch Unkraut.“

„Sie meinen, daß ſchlaue und herrſchſüchtige Köpfe manche dieſer Geſellſchaften zu ihren egoiſtiſchen Zwecken mißbrauchen? ... kann ſein ... aber die gute Sache ...“

„So wie das Vaterland ruft ...“

„St.! um Gottes Willen! die Wände haben Ohren!“

„Bin ich der erſte, der dem Rufe folgt?“ — ergänzte Körner mit gedämpfter Stimme.

Wirklich machte ſich eine Kellnerin in dieſem Augenblick viel in der Nähe der beiden jungen Männer zu ſchaffen. Carlowitz winkte dem Freunde mit den Augen.

„Studentengeſchichten hatte ich alſo in Leipzig ſatt bekommen!“ — ſagte Körner laut und in der Weiſe, als fahre er in einer längſt begonnenen Unterhaltung fort — „und keine Luſt mehr, wegen Spielereien und Über-

übertriebenen Ehrgefühl mein Leben in die Schanze zu ſchlagen. Ich war dies mir ſelbſt und meinen Eltern ſchuldig."

„Und wie ging es Ihnen in Berlin?" — frug Carlowitz.

„Ganz gut!" — antwortete Körner, die Gläſer auf's neue füllend und der hübſchen Kellnerin mit den friſirten Ohren unbefangen zunickend. — „Mein Vater hatte mich an den Grafen von Hoffmannsegg empfohlen, der auch mit großer Liebenswürdigkeit die Leitung meiner botaniſchen Studien übernahm. Auch bei dem Hofrath Parthey war ich eingeführt, dem Beſitzer der berühmten Nicolaiſchen Buchhandlung. Sein Haus gewährte mir in der That die freundlichſte Aufnahme. Dabei boten Theater und Muſik mannichfache Genüſſe, beſonders da Zelter, der Director der Singakademie, ein Freund meines Vaters war."

„Sie ſind und waren ein Glückskind; wer ſo empfohlen iſt, dem kann es nicht fehlen."

„Und doch fehlte es mir leider am Beſten."

„Am Gelde?"

„O nein! aber an der Geſundheit."

„Wie ſo?"

„Als ich kaum einige Wochen in Berlin war . . ."

„Nun?"

„Wurde ich von einem erneuerten Fieber überfallen, das mich durch ſeine fortwährenden Rückfälle nöthigte, Preußens Hauptſtadt ſo ſchnell als möglich wieder zu verlaſſen."

„Und Sie kehrten heim?"

„Ich begab mich in Begleitung meiner Eltern nach Karlsbad, um eine tüchtige Kur durchzumachen."

„Sie ſcheint günſtig gewirkt zu haben."

„Allerdings; ich bin Gott ſei Dank, wieder friſch und geſund!"

„Und kräftig?"

„Wenigſtens kräftig. Mein Vater hatte recht: er hoffte viel von Wien, phyſiſch und geiſtig. Hier ſoll ſich mein Körper erholen, der Geiſt ſeinen Geſichtskreis erweitern, und der Trieb zu neuen Fortſchritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung belebt werden."

„So fühlen Sie ſich in unſerer ſchönen Kaiſerſtadt wohl und behaglich?"

„Trefflich befinde ich mich hier!" — rief Körner fröhlich. — „Ich fühle, daß ich in eine neue Periode meines Daſeins getreten bin; außerdem finde ich mich in einer neuen Welt voll friſchen jugendlichen Lebens und in einer ſo glücklichen Stimmung, wie kaum je zuvor."

„So laſſen Sie uns ein Glas auf unſer gutes Wien leeren!" — ſagte Carlowitz einſchenkend.

Beide tranken und ſchüttelten ſich die Hände.

„Möge mir hier mein guter Stern aufgehen!“ — rief Körner. — „Ohne die Gelegenheiten zu geiſtreichem Umgang zu verſäumen oder mir die edleren Genüſſe, die ſich mir darbieten, zu verſagen, werde ich meine Zeit ernſten Studien widmen. Es bietet ſich mir ohnedem viel durch die, meinen Eltern befreundeten Häuſer. Welche liebenswürdige Aufnahme fand ich bereits in den Familien Wilhelm von Humboldt's, Friedrich von Schlegel's und bei Frau von Pereira, dieſer hochgebildeten geiſtreichen Dame.“

„Das iſt Frau von Pereira in der That!“ — ſagte Carlowitz. — „Und welche angenehme Zirkel verſammelt ſie um ſich.“

„Und die reizende Umgebung Wiens . . .“

„Und ſeine fröhliche lebensluſtige Welt . . .“

„Die Kunſtſchätze nicht zu vergeſſen . . .“

„Und die prächtigen Wienerinnen . . .“

„Die Theater . . .“

„Und die Concerte . . .“

„Und vor allen Dingen liebe Menſchen und Freunde, wie Sie!“ — rief Körner, von Freude und Wein glühend. Der feurige Tokayer und die Kellerluft machten ſich geltend.

„So beſiegeln wir unſere Freundſchaft mit dieſem letzten Glaſe!“ — ſagte Carlowitz. — „Wir fanden uns bei Schlegel's, . . . lernten uns gegenſeitig als junge Dichter kennen, . . . kamen uns im gleichen Streben entgegen . . . und gelobten uns, den ſteilen Pfad zum Tempel des Ruhmes Hand in Hand zu gehen."

„Uns zu lieben . . ."

„Und gegenſeitig zu fördern."

„Offen und redlich . . ."

„Gewiß!"

„Und auch dann wahr und offen zu bleiben, wenn es gilt, den Anderen auf Fehler und Schwächen aufmerkſam zu machen."

„So verſprachen wir es uns."

„Und geloben es hier auf's Neue!"

„Hier meine Hand!"

„Und hier die meine!"

Und die Hände der jungen Leute ſchlangen ſich in einander und ſchüttelten ſich gegenſeitig.

Körner war überglücklich, in Wien ſo ſchnell einen Freund gefunden zu haben.

Er bezahlte, trotz dem Widerſtreben Carlowitzens, die Zeche, und beide verließen freudeſtrahlend den Keller des Fürſten Colloredo, den ſogenannten „Fürſtenzeſerl."

In der freien Luft flimmerte es Körner etwas vor den Augen. Aber was that es, er war ja ſelig dabei,

. . . hatte einen Freund am Arm und ein Theaterbillet für die heutige Vorſtellung in der Taſche.

Man gab: Schillers „Jungfrau von Orleans,“ die damals gerade ganz Wien entzückte und zur höchſten Begeiſterung entflammte.

„Der grüne Domino“ und „die Braut.“

Die Aufführung von Schillers damals Epoche machendem Drama „die Jungfrau von Orleans,“ das ſelbſt Göthe „unvergleichlich ſchön und gut“ fand, hatte auf Theodor Körner einen tiefen Eindruck gemacht.“

Die ausgezeichnete Darſtellung brachte ihm den mächtigen Geiſt Schillers noch um Vieles näher, ſo daß dieſer ihn in der That auf den Flügeln ſtürmiſcher Begeiſterung mit ſich fortriß. Und konnte es denn bei einem jungen angehenden Dichter, wie Körner, anders ſein? Mußte dieſen die religiös-politiſche Romantik, die dieſes Stück durchweht, — das Wunderbare, das um die Heldin die Glorie des Heiligenſcheines webt, — die patriotiſche Idee, die dieſer Schöpfung zu Grunde liegt, und die, in der Erhebung eines Volkes gegen den Land und Volk unterjochenden Nationalfeind ſo viel auf die damalige Lage Deutſchlands Paſſendes enthielt, — mußte Körner dies alles nicht im Innerſten erfaſſen? und es that dies auch, während die Schönheiten der Schil ler'ſchen Sprache in den Monologen und die treffliche Anwendung der Muſik bei denſelben ihn geradezu bezauberten.

Mag die Kritik über dies Drama ſagen, was ſie will, ſo viel iſt gewiß, daß es um jene Zeit von großer Wirkung und Bedeutung war, und — namentlich auch in Wien — eine ſolche Begeiſterung und ein ſolches Zuſtrömen veranlaßte, daß ſich das Publikum bei der Aufführung ſchon ſtundenlang vorher nach dem Theater drängte, um nur Platz zu erhalten.

Auf Theodor Körner hatte es dabei eine ganz beſondere Wirkung; es weckte in ihm den Gedanken: die eigene Kraft der Bühne zuzuwenden.

Es iſt ein namenlos beglückendes Gefühl, wenn wir in unſerem Innern plötzlich die eigene Kraft erkennen; wenn uns die Macht, ſelbſt zu Schaffen, zum Bewußtſein kommt; wenn es in uns klarer und immer klarer wird, und ſich unſer Geiſt nun mit einemmale kühn und feſt erhebt. O! dann hat der Moſesſtab an den Felſen geſchlagen und wir finden Alles in uns: Kraft, Luſt, Fähigkeit und freudige Ausdauer!

Körner kam es jetzt vor, als ob er ſich mit einemmale in dem abſoluten Beſitz ſeiner dichteriſchen Natur befinde. Kein Ziel deuchte ihm in dieſer Stimmung zu fern, kein Streben zu groß. Wie Ketten fiel es von ihm ab und er fühlte ſich durch nichts mehr eingeengt.

Und war denn ſeine Stellung dabei nicht die glücklichſte, die man ſich denken konnte?

Ungeſtört und im ſchönſten Einverſtändniſſe mit ſeinem Vater konnte und durfte er ſich ja in Wien dem inneren Triebe zur Poeſie überlaſſen, da ihm — im äußerſten Falle — die in Freiberg erworbenen Kenntniſſe eine unabhängige Exiſtenz für die Zukunft ſicherten.

Was der Vater dabei verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem beſonderen Geſchäft, ſondern die vollſtändige Ausbildung eines veredelten Menſchen; denn nur einen ſolchen hielt er für berechtigt, ſein Inneres als Dichter laut werden zu laſſen.

Welch' ein Feld lag damit aber vor Theodors Blicken! Der Gedanke daran begeiſterte ihn; er war voll der edelſten Entſchlüſſe. Selbſt ſeinen neuen Freund Carlowitz zog er in dies ſchöne Ueberfluthen jugendlicher Triebkraft mit hinein; allerdings beinahe zu ſeinem Unglück, denn jetzt ergab es ſich — freilich ohne daß es Theodor damals noch merkte — daß dieſe Freundſchaft doch etwas zu ſchnell und unbedachtſam geſchloſſen.

Was iſt der Menſch nicht in ſeinen Gefühlen und Vorſätzen zur Stunde edler Begeiſterung, und wie traurig verzehrt die reine Flamme gemeinlich ſich ſelbſt, wenn die Stunde der Begeiſterung nicht auch zur Stunde der Ausführung wird. Nicht das Erwachen hoher Ideen macht den Künſtler und Dichter, ſondern das Feſthalten, Geſtalten und Darſtellen derſelben; ſo macht nicht das Aufblitzen edler Entſchlüſſe den guten Menſchen, ſondern das Feſthalten und Ausführen derſelben.

Hier aber lag die Klippe: der junge Körner war ein Mann der That, ... Carlowitz ein Mann der Entſchlüſſe.

Körner folgte ſofort — außer dem ernſten Studium der Geſchichte, ſo wie der alten und neuen Sprachen — dem inneren dichteriſchen Drang, und machte ſich an einen großen und, wie es ihm ſchien, prächtigen Stoff zu einem vaterländiſchen Trauerſpiel. Es war Conradin, der letzte der Hohenſtaufen, der ihn begeiſterte und — noch von den Eindrücken „der Jungfrau von Orleans“ und Schillers Geiſt umweht, — auch raſch zum Schaffen trieb.

Auch Carlowitz hatte ſchon längſt begonnen ein großartiges Trauerſpiel zu ſchreiben. Wirklich ſprach er Körner auch faſt täglich davon; aber ſonderbarerweiſe blieb es immer beim Sprechen. Der Freund konnte nie etwas davon zu ſehen bekommen; nicht einmal zu einem ordentlichen Plan ſchien es zu gedeihen.

Wäre dies denn auch möglich geweſen? Carlowitz ging zwar ſtets mit einem Buche unter dem Arm einher; da er aber ſpät aufſtand, überall ſchwatzte, alle Kaffeehäuſer beſuchte, zahlloſe Bekannten hatte und keine Vorſtellung im Theater verſäumte, ſo war allerdings zur Ausführung der guten Entſchlüſſe keine Zeit vorhanden.

„Ich arbeite des Nachts!“ — antwortete er auf die leiſen Vorwürfe Theodors, der ihm alsdann gern glaubte. Hätte er denken ſollen, der Freund lüge? Immerhin gab dieſer ein Bleigewicht ab, das ſich an Körners Flügel zu hängen drohte.

Indeß mußte auch Körner bald von ſeinem „Conradin“ abſtehen. Der Stoff bot allzuviele Schwierigkeiten und führte ihn außerdem auf Manches, was bei der damals ſehr ſtrengen Cenſur Anſtoß geben mußte. Karl von Anjou, der franzöſiſche Uſurpator, konnte nur des jugendlichen Dichters bitterſten Haß erregen, und mußte, als Unterdrücker des Neapolitaniſchen Volkes und Mörder Conradins, in Situationen erſcheinen, die mehr oder weniger Parallelen mit Napoleon zuließen.

Der Jüngling ſah ſich daher genöthigt, den Stoff fallen zu laſſen.*)

Dennoch gab Körner den Vorſatz nicht auf, in Wien als dramatiſcher Schriftſteller eine Laufbahn zu beginnen, die Schiller ſo groß, ſo berühmt und beliebt gemacht hatte und ſicherlich die dankbarſte war, für die er ſich entſcheiden konnte. Ueber ſeinen Beruf dazu war er ja gewiß.

---

*) In der That fanden ſich unter Theodor Körners nachgelaſſenen Papieren nur ſehr geringe Bruchſtücke dieſes Dramas.

„Ich überzeuge mich alle Tage mehr“ — ſchrieb Theodor um jene Zeit an ſeinen Vater — „daß eigentlich Poeſie das ſei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent iſt nicht das Eigenthum eines einzelnen Menſchen, es wird das Eigenthum der Nation und die verlangt, daß man ſein Pfund wuchern laſſe. Mein ganzes Geſchichtsſtudium habe ich der Poeſie wegen gewählt, weil ſie mit ihr in der höchſten Vereinigung ſteht, und ohne ihr gründliches Studium kann die andere nicht zur Blüthe gelangen.“

Wie ſehr der Appelationsrath damit einverſtanden, bewies ſeine Antwort. Er ſchrieb dem Sohne von Dresden aus:

„Ueber Deinen Beruf zur Poeſie habe ich Dir ſonſt ſchon geſchrieben. Ich bin weit entfernt, Dich davon abzuhalten; aber ich habe nur die Beſorgniß, daß, wenn Du jetzt ſchon das Produciren zum Hauptgeſchäft machſt, Du vielleicht Manches verſäumen wirſt, was zu Deiner vollkommenen Ausbildung gehört, und was Dich auch zu einem höheren Ziele führen würde. Es iſt eine gefährliche Klippe für den Künſtler, wenn er ſich eine gewiſſe Fertigkeit erworben hat, und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günſtige Aufnahme beim Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niederen Stufe ſtehen.“

Und gerade dies wünſchte der Vater vor allen Dingen vermieden zu ſehen.

Aber die damals in Europa herrſchende politiſche Spannung ließ eben feſte Pläne nicht entwerfen. Beſonders in Deutſchland gewann man unter dem ungeheuren Druck der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft immer mehr die Ueberzeugung, daß ein Umſturz erfolgen daß dieſe entſetzlichen Zeiten ein Ende nehmen müßten; . . . aber . . . man lernte zugleich auch begreifen, daß es die Aufgabe der Nation ſei, denſelben herbeizuführen, und daß nur ein allgemeines Aufſtehen alles Wehrbaren für die Sache der Befreiung den Machtkoloß zertrümmern würde, welchen Napoleon mit eiſerner Hand emporgerichtet hatte und mit eiſerner Gewalt bewachte.

Man fühlte auch bereits, daß es ſo kommen würde und müſſe: aber die unglücklichen Erfolge der öſterreichiſchen Erhebung, wie die allgemeine Entkräftung in den ausgeſogenen Landen, hatten vorſichtig, . . . theils auch muthlos gemacht.

Man wartete eben auf dieſe Gelegenheit; . . . aber . . . man nährte die Ueberzeugung, daß es nicht mehr lange dauern könne, bis ſie ſich bieten würde.

Und dieſe Gelegenheit ſtellte denn auch Theodor Körner als den einzigen Grund hin, der ſeine gefaßten Pläne kreuzen könnte:

„Mein Plan“ — ſo ſchrieb er weiter an ſeinen Vater — „könnte nur durch den Krieg Napoleons mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein inſurrektionsmäßiges Anſehen erhielte, meine deutſche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. Man ſpricht ſo viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt doch hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausſchlag nicht geben würde; aber wenn Jeder ſo denkt, ſo muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht ſagen: ich ſei zu etwas Beſſerem beſtimmt; aber es giebt nichts Beſſeres, als dafür zu fechten oder zu ſterben, was man als das Höchſte im Leben erkannt. Ich würde Euch manche traurige Stunde koſten; aber die That wäre nicht gut, . . . wenn ſie nicht ein Opfer koſtete.“

Solche hochherzige Geſinnungen belebten den Jüngling ſchon damals . . . und . . . daß es nicht Phraſen, nicht nur Worte waren, die hinter dem ſicheren Ofen hervortönten, das hat er ja — kaum zwei Jahre ſpäter — mit ſeinem edlen treuen Herzblute beſiegelt.

Aber noch war die Zeit der That nicht gekommen, ... noch lag das Vaterland feſt in des Machthabers Banden, ... noch ſeufzte das Volk vergeblich nach Erlöſung! ... Körner konnte deshalb auch noch ruhig an ſeine dramatiſchen Pläne denken, und dieſe hatten ſich in der letzten Zeit anders geſtaltet.

Carlowitz ging noch immer mit dem Buche unter dem Arme herum und ſprach allen Menſchen davon, daß er an einem großen fünfactigen nationalen Trauerſpiele ſchreibe; ... Theodor war fleißig, und zwar ... hinter zwei kleinen Luſtſpielen: dem „grünen Domino“ und „der Braut.“

Das heitere Wiener Leben hatte ihn ja — nachdem er den Plan zu „Conradin,“ als nicht gut ausführbar, zurückgelegt, — noch heiterer als ſonſt geſtimmt und auf die Idee gebracht, ſich im Luſtſpiel zu verſuchen. Lag doch das Heitere und Scherzhafte ſeinem heiteren Geiſte ſo nahe; bildete ſich doch der Stoff faſt ſpielend unter ſeiner Hand; ſtrömten ihm doch ſowohl die neckiſchen Gedanken, als die leichten flüſſigen Reime geraden Weges zu.

Es war eine gar fröhliche Zeit des Schaffens. Dem jungen Körner war ja aus der innerſten Tiefe ſeines unbefangenen reinen Gemüthes die Ahnung deſſen gekommen, was er von ſich zu erwarten habe. Der Ahnung entwuchs eine ſchöne, wenn auch beſcheidene

Zuverſicht, und dieſer wieder jene kräftige Freudigkeit, welche die Mutter thatſächlichen Schaffens iſt.

Darum auch fühlte Körner ſich glücklich; während der, die zur Arbeit kommende Carlowitz — trotzdem, daß er ſich in einen wahren Strudel von Vergnügungen und Zerſtreuungen ſtürzte, oder beſſer geſagt: gerade weil er dies that, ohne dem Vergnügen im Schaffen ein Gegengewicht zu geben, — ſtets gelangweilt, unbehaglich und unglücklich war.

Der Weltſchmerz ſolcher Menſchen iſt nichts . . . als ein moraliſcher Katzenjammer über ihre eigene Kraft- und Thatloſigkeit, der ſich dann freilich zumeiſt auch noch die Auswüchſe der Sinnlichkeit, als Folgen des Nichtsthuens, beigeſellen.

Wie ganz anders bei Körner! Der Widerſchein ſeines freudigen Schaffens durchdrang ſein ganzes Weſen mit einer faſt ununterbrochenen Heiterkeit und Klarheit, und breitete über ſein Leben, ſo wie über das, was er ſchuf, eine blühende Friſche.*)

„Des Geſanges muntern Söhnen
„Weicht im Leben jeder Schmerz."

Dieſe Töne ſeiner Leyer ſprechen die früh begeiſterte Grundſtimmung ſeines inneren geiſtigen Lebens aus, eine Stimmung, die jedem Verhältniſſe, das ihn berührte, oder dem er ſich einzufügen hatte, eine poetiſche Seite abzugewinnen wußte.

---

*) „Charakteriſtik und Biographie Theodor Körners" von Carl Streckfuß.

Mit einer ungemein leichten Beweglichkeit ſchaute dabei Körner's dichteriſcher Sinn in dem weiten Leben umher, deſſen volle Bedeutung und Tiefe ihm gerade jetzt in entzückenden Ahnungen aufging. In Folge deſſen erfüllte ihn aber auch das lebendige Gefühl ſeiner Kraft mit einer gewiſſen Sicherheit und mit einer genialen Zuverſicht, die ſich auf ihrem ſtillen Wege zum Ziele von einem vorübergehenden Zeitgeſchmack keine Wendung des Strebens aufdringen ließ. Im Gegentheil, Körner behauptete eine würdige und freie Selbſtſtändigkeit, die ſich ſelbſt den mächtigen Einwirkungen der größten deutſchen Vorbilder nur wenig beugte. Solche Einwirkungen dienten dem jungen Dichter vielmehr dazu, ſeinem Genius die höhere Weihe zu geben. Aus Göthe's und Schiller's erhabenen Meiſterwerken erkannte ſich ſein eigener Geiſt erſt recht vollſtändig, und nun begann Körner ſich mit doppelter Schnelligkeit nach allen Seiten hin als Dichter zu entwickeln und auszubilden.

So betrat Theodor nach und nach jedes Gebiet der Dichtkunſt, und in jedem kamen ihm freundlich einladende Geiſter entgegen; . . . ja es unterließ keines den frohen jugendlichen Sänger mit einem eigenthümlichen Kranze zu ſchmücken und ihm Größeres zu verheißen.

Schon in den erſten Verſuchen, welche der talentvolle Jüngling dem Publikum in ſeinen „Knoſpen“ übergeben hatte, offenbarte ſich die Eigenthümlichkeit, die ihn auszeichnete. Dieſe Eigenthümlichkeit beſtand nämlich in der innigſten Verbindung mild anſprechender Zartheit mit männlicher Kraft: eine Verbindung, in welcher das tiefe Gefühl für das Heilige, der warme Anhauch der zarteſten Geſinnungen eines liebenden Gemüthes, mit einem Worte: der Geiſt der edelſten und ſchönſten Frömmigkeit, recht erquickend waltete.

In dieſem Vorfrühlinge ſeines poetiſchen Lebens, der ſchon mancherlei Anklänge zu künftigen größeren Schöpfungen enthielt, erhob ſich der jugendliche Sänger — einer luſtig ſchmetternden Lerche gleich — mit heiterer unbefangener Gemüthlichkeit und hoffnungsvollem Vertrauen.

Jetzt war der Vorfrühling vorüber und der Frühling ſelbſt da: Theodor Körner's beide Luſtſpiele „der grüne Domino“ und „die Braut“ ſollten morgen zum erſtenmale in Scene gehen . . . und dies zwar in der großen ſchönen Kaiſerſtadt Wien! Auf heute war die Generalprobe angeſagt. — — — —

Es war am 16. Januar 1812. Tiefer Schnee bedeckte Straßen und Dächer. Ein kalter ſchneidender Wind blies aus Oſten und ſchnitt den Vorübergehenden ſo empfindlich in das Geſicht, daß ſie ſich tief in ihre Mäntel hüllten.

Körner ging unruhig in ſeinem Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit an das Fenſter tretend und mit flüchtigem Blick die Vorübergehenden und den ſinkenden Tag muſternd. Er war ungemein aufgeregt. Unruhe und eine ihm ſonſt völlig fremde Beklommenheit erfüllten ſeine Seele. Sonſt liebte er Sturm und Nacht um ſein Fenſter. Es wurde dann häuslicher und ſtiller in ſeinem Inneren; das Streben nach Außen ebbte und die Luſt zu traulichem Schaffen, zu urgemüthlicher Arbeit kehrte ſiegend bei ihm ein.

Heute war das anders; . . . heute war an keine Arbeit zu denken, . . . heut' fand die Generalprobe der beiden Luſtſpiele ſtatt, die er der Intendanz des Burgtheaters eingereicht hatte.

Aufregender, beſeligender, erſchreckender, beunruhigender und doch auch wieder beglückender Gedanke eines jungen Dichters: „Heute iſt Generalprobe und morgen!... morgen!...iſt die erſte öffentliche Aufführung deiner dramatiſchen Erſtlingsverſuche!“

Körner fehlte es ſonſt — wie wir wiſſen — an einem mannhaften Selbſtvertrauen nicht, und Selbſtvertrauen iſt würdig und ſchön, ſobald es nicht zu kindiſch-ſtolzer Ueberhebung wird.

Aber wo war dies Selbſtvertrauen denn nur heute hingekommen? Warum denn nur dies ganz ungewöhnliche Herzpochen?

So mochte es einem Recruten ſein, wenn die Trommel zum erſtenmale in's feindliche Feuer führt! . . . einer Landratte, wenn ſie zum erſtenmale auf offener See der Sturm umbrauſt und das gewaltige Schiff wie eine Nußſchale bald auf den thurmhohen Wellen tanzt, bald willenlos in die naſſen Abgründe ſtürzt.

Hier und dort: Sein oder Nichtſein! . . . und war es denn bei Körner anders? . . . das vielköpfige Ungeheuer „Publikum" war die hohe See, auf die jetzt ſein Lebensſchiff hinausſteuerte; . . . gefallen oder mißfallen . . . hier lag auch für den angehenden Dichter: Sein oder Nichtſein! Die Schlacht mußte geſchlagen werden. Wird ſie zum Sieg oder zum Untergang führen? Das war die Frage. .

Theodor Körner war ſich bewußt, in dem „grünen Domino" und „der Braut" zwei recht nette Luſtſpiele geliefert zu haben; durfte er aber darauf rechnen, daß, was ihm nett ſchien, auch ſo von der verwöhnten Menge hingenommen werde? War er ſicher, daß ſich die Stücke auch auf der Bühne ſo machten, wie er es erwartete? Und wer iſt, ſobald er mit der Bühne, mit Schauſpielern, mit Nebenbuhlern, dem Publikum und . . . den Kritikern in Berührung kommt, vor Chikanen ſicher?

Theodors Herzklopfen wuchs mit jeder Viertelſtunde . . . als glücklicherweiſe ſein Freund Carlowitz bei ihm eintrat.

Es hatte freilich in der letzten Zeit mit dieſer Freundſchaft ein eigenes Bewandniß: es fehlte ihr Etwas, was ſich Körner nicht recht klar machen konnte, und, wenn er es ahnte, nicht zugeſtand. Dies Etwas aber war die innere tiefere Achtung, und in eine ſolche konnte ſich — bei einer fleißigen und thätigen Natur, wie Körner eine war, — ein Carlowitz nicht ſetzen. Körner kannte die Lüge nicht; ſeiner offenen und ehrlichen Natur war jede Unwahrheit fremd. Während er daher dem Freunde Vertrauen und warme Herzlichkeit entgegenbrachte, glaubte er feſt an das Beſtehen und Heranwachſen des Carlowitziſchen Trauerſpiels. Es giebt Menſchen und namentlich Künſtler, die in Betreff ihrer Arbeiten verſchloſſen ſind; warum ſollte es der Freund nicht auch ſein dürfen? Es war nun einmal ſeine Natur ſo, und ein Menſch von Geiſt reſpectirt jede Individualität als eine berechtigte Erſcheinung in dem großen mannigfaltigen Ganzen. Dennoch war es unbewußt der Mangel an Thatkraft und das zu verſchwommene, ſich nur im Schwätzen und äußeren Genießen gefallende Weſen Carlowitzens, was dem Wurzelſchlagen wahrer Achtung und innigerer und höherer Freundſchaft bei Körner entgegenſtand.

Beide waren Freunde, wie man zu ſagen pflegt; nicht aber „Freunde,“ wie es einſt Körner und der unglückliche junge Schneider waren.

Dennoch meinte es Theodor aufrichtig und herzlich, . . . und Carlowitz?

Verlaſſe ſich doch Niemand auf den äußeren Schein; der wahre und der falſche Freund bedienen ſich derſelben Mittel: der Eine, um ſeine Zuneigung zu beweiſen, der Andere, um ſeine Falſchheit zu verſtecken.

Carlowitz war kein böſer, aber ein ſchwacher Menſch; . . . einer von denjenigen, bei welchen es die Hauptſchwachheit iſt, daß ſie aus einer Maſſe kleiner Schwachheiten zuſammengeſetzt ſind. Macht ſich dann einmal eine von dieſen Schwachheiten geltend, ſo hängen ſich ihr die anderen an, wie bei jenen Vögeln im Norden. Will man ſie fangen, ſo klettert man den Klippen am Seeufer hinan und zieht einen Vogel aus den Ritzen und Felſenkliſſen hervor. Da aber bei dieſer Gelegenheit von dem ganzen anweſenden Schwarm immer einer dem anderen in den Schwanz beißt, ohne loszulaſſen, ſo hat man den ganzen Plunder.

Carlowitz war von Anfang an auf des jungen Körners hübſches Dichtertalent ein wenig neidiſch geweſen; aber er dachte ihn — wie ſich.

Mit der Zeit freilich geſtaltete ſich dies anders, indem es ſich gar bald herausſtellte, daß ſich Carlowitz für einen Dichter hielt ... Theodor Körner aber ... einer war. Das kam wie Mairegen über die junge Pflanze des Neides ... ſie wuchs ſtill aber zuſehends.

Indeß glaubte Carlowitz — als er von Theodor erfuhr, daß dieſer zwei Luſtſpiele für die Bühne ſchreibe, — noch immer nicht an die Möglichkeit einer Vollendung derſelben. Er beurtheilte den Freund auch hier nach ſich, und die Aufgabe des „Conradins," ſchien ihm allerdings ein Recht darauf zu geben. War doch ſein nationales Trauerſpiel ſeit einem Jahre erſt bis zur vierten Scene des erſten Actes gelangt, ohne daß er nur einen Plan des Ganzen fertig gebracht hatte.

Da legte Körner dem Freunde nach kurzer Zeit den „grünen Domino" und bald darauf „die Braut" vollendet vor. Das war der Pflanze Neid warmer Frühlingsſonnenſchein: ſie wurde kräftig.

Als die Intendanz des Burgtheaters die Stücke annahm, ſchoß ſie in Blüthe ... heute, als am Vorabend der Aufführung, hatte ſich die Blüthenknoſpe vollends entfaltet.

Carlowitz ſagte zu ſich: „Verſtand und wahres Genie werden kaum bemerkt; ... ein kleines oberflächliches Talent, kommt zu etwas und lacht zuletzt über den Genius. Ich arbeite mit Gediegenheit, ... ſeine Arbeiten ſind ſchillernde Seifenblaſen."

Ruhm und Neid entſtehen aus einem und demſelden Ei: der Ruhm ſteigt, wie der Adler zur Sonne empor; der Neid iſt eine Schlange, die auf der Erde kriecht und ziſcht.

Jetzt aber kam die zweite Schwäche und biß der erſten in den Schwanz: dem Neid geſellte ſich die Falſchheit. Carlowitz ließ ſich nichts von ſeinem inneren Aerger merken, ja er begrüßte jetzt Körner anſcheinend noch freudiger als ſonſt.

„Nun, Mann des Tages!“ — rief er eintretend — „ich komme Sie zu beglückwünſchen!“

Wäre Körner nicht ſo ſehr mit dem Gedanken an den Abend beſchäftigt geweſen, der Spott der in dieſen Worten, wenn auch nur leiſe, anklang, hätte ihm nicht entgehen können.

„Nicht zu voreilig!“ — meinte Körner, dem Freunde mit Herzlichkeit die Hand ſchüttelnd, — „warten wir erſt heute und morgen Abend ab.“

„Warum? Sie ſind Ihrer Sache ja gewiß!“

„Das wäre Uebermuth.“

„Sprachen Sie mir nicht jüngſt Ihre Freude über dieſe beiden Schöpfungen aus?“

„Ja! weil ich glaube, daß ſie mir gelungen ſind.“

„Alſo!“

„Ich ſprach davon: daß ich es glaube; es handelt ſich jetzt von der Anſicht des Publikums!

„Es wird entzückt, hingeriſſen ſein!“

„Ich geſtehe Ihnen offen, lieber Carlowitz, daß ich recht aufgeregt und unruhig bin.“

„Etwas Lampenfieber?“ — bemerkte Carlowitz mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Sie werden es auch noch empfinden.“

„Nun ja! bei einem großen hiſtoriſchen Trauerſpiel, . . . das ich aber auch einmal ſchreibe!“

„Wie weit ſind Sie?“

„Am dritten Akt!“ — entgegnete Carlowitz, leicht errötend.

„Ich freue mich aufrichtig darauf“ — rief Körner — „wenn Sie damit hervortreten.“

„Es iſt eine gediegene Arbeit, die Zeit haben muß. Die Poeſie iſt beſtimmt, der Menſchheit Ideen möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben. Darin liegt ihre Beſchaffenheit, ihr Umfang und ihre Größe; aber auch die Schwierigkeit für uns dramatiſchen Dichter.“

„Sehr richtig!“ — ſagte Körner, auf die Uhr blickend; und er ging wieder, ſichtlich zerſtreut, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Carlowitz lächelte heimlich. Bewunderung erfüllte ſein Herz. Es war ſicher eine Arbeit, auf welcher die langſam ſchleichende Zeit den Stempel drückte. Und dann . . . wer konnte auch den Ausgang wiſſen? „Zweifel!“ — dachte er — „wenn die höchſten Dinge entſtehen!“

Ludowig rieb ſich ſtill vergnügt die Hände. Die Schwarzbefrackte hatte neben dem Reiſe Platz genommen. Der Rauch ſtieg der Flamme mit den Schatten vom Körper.

„Es iſt nicht ſo von Ihnen," — ſagte jetzt Körner — „daß Sie mich in dieſer Stunde aufſuchen. Ich komme mir wie ein unglücklicher Candidat der Theologie vor, der zum erſtenmale auf die Kanzel ſoll, um der Gemeinde zu predigen. Gott! wie muß es einem zu Muthe ſein, wenn man unter der Menge fremder Menſchen ein einziges bekanntes Geſicht ſieht, zu dem man blicken kann."

Und er reichte dem Freunde gerührt mit Wärme die Hand.

„Es iſt kein Vorwurf," — ſagte dieſer mit einem eigenthümlichen Blick, — „wenn man ſich in den Sonnenſtrahlen des Ruhmes ſonnen will, die auf den Freund warten."

„Thun Sie das!" — rief Theodor lachend und ſchüttelt etwas verlegen. — „Ich werde mich keiner Zeit ſchämen."

„Wann?"

„Bei dem Trauerſpiel."

„Ich werde kein Trauerſpiel haben."

„Warum?"

„Weil ich es nur auf die Bühne bringe, wenn es ein vollkommenes Kunstwerk wird."

„Recht so!" — rief Werner mit leuchtenden Augen. — „Doch, liebe ich das Theater!"

„Und ich kann das Mögliche" — [illegible] [illegible] — „und es kaum zu erhalten. Ich liebe das Theater nicht. Doch den Gedanken, ... die kühne Flug der Phantasie, ... Reinheit und Großartigkeit der Idee ..."

„Was verstehen Sie darunter?"

„Was ich darunter verstehe? ... nun ... ich meine damit ... ich ..."

„Es ist ein großes Wort, lieber Freund, was Sie da ausgesprochen haben: Reinheit und Großartigkeit der Idee. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und möchte auch Ihre Meinung hören."

„Ja nun ... ich meine damit ... ich dachte ..."

„Sprechen Sie immer! Ich lerne gern von Ihnen."

„Wenn ich von Reinheit und Großartigkeit der Idee spreche ... so ... nun so meine ich ..."

„Sagen wir erst: was ist Idee überhaupt?"

„Ganz recht!" — sagte Ludwig [illegible] verlegen. — „Was ist Idee überhaupt?"

„Vom Standpunkt der Kunst im Allgemeinen aus."

„Ja, so! im Allgemeinen!"

„Nun?" — entgegnete Krone — „ich denke natürlich: [illegible] [illegible] und [illegible] muß seinen Grund haben, warum es groß und edel ist. Wenn nun dieses Ganze eine [illegible] Einheit, ohne Nebendinge und Nebenabsichten, die einzige Absicht des Kunstwerkes ist: dann ist das Werk in einem großen Stil gehalten."

„Genauso wie bei meinem Trauerspiel?" — sagte Ludwig.

„Das Kunstwerk muß eben nur das ausdrücken, was die Seele erlebt und still ergreift ... und ... nicht mehr!"

Im [illegible] [illegible] schlug es [illegible] halb [illegible] Uhr. Die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen.

Krone erhob sich.

„Es ist spät!" — sagte er mit einer Stimme, die man der Ermüdung anhörte. — „Die Generalprobe beginnt um halb sieben Uhr. Du begleitest mich doch, Ludwig?"

„Wenn ich darf?"

„Mit meinem Freunde wird es keine Schwierigkeiten haben. Du machst mich vielleicht noch auf etwas [illegible] aufmerksam, was [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] kann."

„Gern!" — entgegnete Ludwig mit Wärme. —

Beide griffen nach ihren Mänteln und Hüten. Sie [illegible] in der Aufregung und Zerstreuung das [illegible] [illegible]. Man lachte und [illegible] aus.

„Sie wissen" — sagte Theodor dabei — „daß die Aramberger in meinen Stücken spielt?"

„Wie?!" — rief Ludowig überrascht — „die Aramberger? . . . der Liebling der Wiener? . . . wie ist sie auf Urlaub?"

„Vor vier Tagen kam sie zurück."

„Aus Amerika . . ."

„Von weiten Reisen."

„In vier Tagen!"

„Sie soll sehr fleißig sein und ein immenses Gedächtniß haben."

Ludowig legt sich auf die Ottomane, dann sagt er:

„Sie sind ein Glückspilz. Kennen Sie die Aramberger?"

„Nein."

„Sie kennen sie nicht?"

„Wie sollte ich? Seit ich hier bin war sie auf Urlaub."

„Aber Sie haben doch schon von ihr gehört?"

„Gewiß! Sie soll ein reizendes Weibchen sein."

„Reizend?" — rief der Freund mit Enthusiasmus. „Und eine vortreffliche Schauspielerin!"

„Himmlisch!" — sagte Ludowig feurig — „sage ich Ihnen über alle Berge, Theodor!"

„Hoffentlich fällt das Urtheil der Aramberger nicht allein zu, wenn die Stücke [illegible] [illegible]?" — sagte Theodor mit feinem Lächeln.

„Gewiß nicht! gewiß nicht!" — rief [illegible]. — „Ich meinte nur . . ."

Aber er meinte nur so sich: „Wenn sie jetzt auch gefallen, die lustigen Dinger, so kann man doch den Erfolg auf das Spiel der [illegible] [illegible] schieben."

[illegible] mich vor meinen Freunden — [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] aus seiner Heimath [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich mich [illegible] [illegible] zu [illegible] wollen! — —

Die beiden jungen Leute eilten dem Theater zu.

Sie kamen eben zum Beginn der Generalprobe und setzten sich [illegible] in das [illegible] [illegible] [illegible] ganz dunkle Parterre.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] Erfolg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] . . . wenn auch nicht [illegible] für immer, so doch auf längere Zeit. Er nahm sich vor, [illegible] [illegible] [illegible] mit der [illegible] [illegible] zu folgen, um, [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; — [illegible] aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu können, [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Ja" — ſagte dieſer kühl — „beide Stückchen ſind ganz nett . . . aber ein Trauerſpiel . . ."

„Ach! ich meine ja nicht meine Stücke!" — rief Körner — „die habe ich ja gar nicht wiedererkannt und nicht beachtet . . . ich meine die Adamberger!"

„Ja ſo!" — verſetzte der Freund, dem jetzt der doppelte Neid über die Trefflichkeit der beiden artigen Piecen und das unvergleichliche Spiel der Ebengenannten beinahe das Herz abdrückte. — „Ja freilich, die Adamberger! . . . Ich ſage es Ihnen ja gleich, mit der ſind Sie über alle Berge! Ich habe in meinem Trauerſpiel extra eine Hauptrolle für ſie angelegt."

„Wenn ich auch ſchon viel Vortreffliches von ihr gehört habe," — rief Körner leidenſchaftlich — „ſo habe ich mir doch das nicht erwartet!"

Carlowitz zuckte die Achſeln. Dann ſagte er:

„Sie ſind in Wien. Wir beſitzen hier nur wahre Künſtler und Künſtlerinnen."

„Ja das iſt ſie, in der edelſten Bedeutung des Wortes!" — fuhr Körner begeiſtert fort — „und zwar eine Künſtlerin, die für die Bühne geſchaffen iſt, . . . die ſich ſichtlich der Bühne nur aus eigenſtem und innerſtem Berufe gewidmet hat!"

„So iſt es!" — verſetzte Carlowitz — „ich kenne das genau, da ich mit ihr bekannt bin und ſie von jeher geachtet habe."

Körner hatte in ſeiner Begeiſterung gar nicht gehört, was der Freund geſagt.

„Ich muß ſie ſprechen und ihr danken!“ — rief er jetzt. — „Kommen Sie Carlowitz; ſie ſind hier, wie ſie mir ſchon öfter ſagten, zu Hauſe, ſtellen Sie mich ihr vor.“

Aber das war fatal: Carlowitz war wohl mit dem Parterre, das er bei Aufführungen häufig beſuchte, aber nicht mit der Bühne, und noch viel weniger mit Fräulein Antonie Adamberger bekannt. Die Lage war unangenehm! wie ſollte er ſich, wenn er ſich nicht compromittiren wollte, herauswickeln.

Da kam ihm der Zufall zu ſtatten: als er eben in Begleitung des Freundes mit anſcheinender Sicherheit nach dem Aufgang zur Bühne ſuchte, ſahen ſie Antonie in Begleitung ihrer Tante das Theater verlaſſen.

„Zu ſpät!“ — rief Körner ſchmerzlich.

Aber dieſer Ruf brachte ihm doch wenigſtens noch einen Blick des Mädchens ein, und zwar einen freundlich-ſeelenvollen.

Ob ſie wohl geahnt oder erfahren, daß es der Dichter der beiden Stücke ſei, die eben geſpielt worden?

Überdies hoffte er. Er war glücklich! ... Morgen, ... morgen ſollte er ſie ja wieder ſehen! ... wieder ſehen in ſeinen eigenen Schöpfungen! ... o! ...

jetzt war kein Zweifel mehr, daß ſie gefallen würden; ... ſie mußten es ſchon um ihres Spieles, um ihrer Erſcheinung halber; ... und dann ... wenn er recht gehört, hatte ihm auch der Intendant beim Hinausgehen ein entſchiedenes Lob für beide Luſtſpiele geſpendet.

Carlowitz war ſchweigſam und verabſchiedete ſich raſch: er müſſe die Nacht noch an ſeinem fünfactigen nationalen Trauerſpiel arbeiten.

Körner war dies nicht unlieb, ſo gern er ſich ſonſt in der Geſellſchaft des Freundes befand. Seine Bruſt durchzogen ſeltſame, bis dahin nie gekannte Gefühle. Er hatte ſich ſelbſt verloren ... und ... wußte nicht recht, wo er ſich wiederfinden ſollte. Mit dem Gedanken: „Morgen!“ indem eine ganze Welt geſchloſſen lag, ſchlief er ein.

Wie der kommende Tag herumging, wußte Körner ſich ſelbſt nicht zu ſagen; er dachte durch alle die langſam dahinſchleichenden Stunden nur an zwei Dinge: an die erſte Aufführung ſeiner Stücke, die den Abend ſtattfinden ſollte ... und ... an die Brandenburger.

Endlich! ... endlich! ... kam der Abend heran ... aber er kam, wie ein hinkender Bote.

So langſam war dem ungeduldigen und aufgeregten Jüngling noch kein Tag ſeines Lebens dahingeſchwunden.

Doch ... der Abend war da ... und das war genug!

Römers Herz klopfte; ... aber ſonderbar: ſeine Unruhe kam heute weniger von der Furcht her, ſeine Stücke könnten mißfallen, als von der Freude: Fräulein Antonie wieder ſpielen ſehen zu können, und zwar in ſeinen Schöpfungen.

Aber wohin nun? Auf die Bühne? — es ſtand ihm das Recht als Autor zu — oder in den Zuſchauerraum?

Auf der Bühne war er der verehrten Künſtlerin näher, ... konnte ſie vielleicht ſchon im Zwiſchenakte ſprechen.

Das aber gerade erfüllte ihn jetzt mit einer Verlegenheit, die ihn peinlich überraſchte.

Nicht vor Antonien wollte er ſie zum erſtenmale ſprechen; ... und dann ... konnte er ihr Spiel und ſeine Stücke nicht beſſer vom Parterre aus beobachten und beurtheilen? Vermochte er, der völlig Unbekannte, nicht hier auch dem Urtheilen Anderer zu lauſchen?

Der Entſchluß war raſch gefaßt. Theodor Römer miſchte ſich mit entſchiedener Unbefangenheit unter die Zuſchauer.

Wenn nur das verwünſchte Herzklopfen nicht geweſen wäre: dieſer Zwillingsbruder des Lampenfiebers!

. . . und . . . Herr, du mein Gott! . . . kam denn nicht auch noch eine andere Art von Fieber dazu?

Das Blut jagte mit Sturmeseile durch die Adern des jungen Mannes . . . ſeine Pulſe flogen! . . . ſein Herz klopfte in der That hörbar.

Welch' ein Gedränge aber auch! . . . welch' ein Zuſtrömen von allen Seiten!

Und wenn man ihn nun erkennen ſollte?

Es ward Körner ſonderbar zu Muthe. Eine Probe konnte er ja machen. Kannte man ihn, ſo war es noch immer Zeit ſich nach der Bühne zurückzuziehen. Theodor wandte ſich daher an ſeinen Nachbar und frug:

„Entſchuldigen Sie, mein Herr. Kennen Sie den Autor der Stücke, die heute gegeben werden?“

„Gewiß!“ — entgegnete der Gefragte. — „Ich kenne den Theodor Körner wohl, man ſieht es ihm gar nicht an. Er iſt ein kleiner dicker Mann; übrigens ein lieblicher Dichter!“*)

Jetzt aber wäre der junge Dichter faſt mit lautem Lachen herausgeplatzt. Nur mit Mühe vermochte er an ſich zu halten und ernſt zu bleiben. Von dieſer Seite alſo war nichts zu fürchten. Er blieb.

Das Gedränge nahm zu.

Dem Himmel ſei Dank, wie das heutige Blatt ſagt.

---

*) Theodor Körner's Brief an ſeine Eltern. Wien, 17. Januar 1813.

Gehoben und wirklich um Vieles beruhigt, überſchaute Körner Parterre und Logen, in welchen Kopf an Kopf reihte. Er konnte freilich dies Zuſtrömen nicht ſeinem Namen zuſchreiben, den ja faſt noch keine Seele im Wiener Publikum kannte: . . . indeß . . . wenn auch der ſtarke Beſuch an einem Wochentag dem der Adamberger — die heute nach langem Urlaub zum erſtenmale wieder ſpielte — anhing — ſie war ja der Liebling der Wiener — ſo hob er ihn doch.

Es giebt für Autor und Künſtler nichts un- entſetzlicher und entmuthigender mehr, als ein leeres Haus! Es iſt die Vollſtreckung eines Todesurtheils, bei dem man das Meſſer lange ehe es fällt, gewiſſermaßen am Halſe fühlt.

Gefüllte Räume dagegen heben, tragen, begeiſtern, ja ſie üben dieſen Einfluß ſelbſt auf das Publikum aus.

Und machte ſich dies denn nicht auch heute dort geltend? Spielte denn die Adamberger nicht zum Entzücken? war die anweſende Menge nicht ungemein dankbar gegen ſie . . . und . . . gegen den Dichter?

Beide Luſtſpiele ſprachen ſehr an, — „die Laune" gefiel ſogar ungemein . . . . wozu allerdings die Adamberger viel beitrug, die, als Mann gekleidet, [illegible] und ſpielte . . . Alles lachte, Alles war Ohr, und lauter anhaltender Beifall hob den jungen Dichter mehr als einmal in den ſiebten Himmel . . . ; wieder [illegible] [illegible] ihn die reizende Adamberger [illegible];

... aber auch welche hinreißende Lieblichkeit, welche bezaubernde Erſcheinung!

Als der Vorhang gefallen, ſchwankte Körner in ſeligem Rauſche hinaus. Kaum daß er das Lob vernahm das ſich aus der drängenden und ſchiebenden Menge von allen Seiten hören ließ. Ging doch das beglückende Gefühl ſeines ſchönen Sieges in einer anderen beſeligenden Empfindung auf, ... indem mit einemmale wie mit Himmelsklarheit und Himmelsglanz über ihn gekommenen Bewußtſein: dies iſt der Engel, den dir Gott geſandt, auf daß er dir verſchwebe als leuchtendes Ideal, dich für alles Edle, Große und Schöne begeiſtere und auf den Flügeln der Liebe und des Entzückens emportrage zu dem Höchſten!

Körner war ſelig! Die Welt war ihm zu klein; ... er hätte ſich den Sternen an das Herz werfen, die Tiefen der Unendlichkeit durchſtürmen mögen.

So kalt die Winternacht auch über der Erde lag, er fühlte die Kälte nicht. Die Liebe war mit einemmale, wie eine ſtrahlende Sonne in ſeiner inneren Welt aufgegangen: in ihm lag Licht, Wärme, Tag!

Der Schnee knarrte unter ſeinen Füßen: in ihm war ein unbeſchreiblich wonniger Frühling mit einer ganzen Fülle voll Blüthenknoſpen erſtanden.

Die Stunden rückten vor, die Menſchen ſanken in

Schlummer: Körner würde Schlummer jetzt Tod, ſein Zimmer ein erdrückendes Gefängniß geweſen ſein.

Der Jüngling liebte . . . zum erſtenmale *wirklich*, *wahr, mit der vollen Kraft der Seele*.

Zum erſtenmale wahrhaftig lieben, heißt aber: *ein Gott ſein in der Fülle höchſter Seligkeit*.

Körner erkannte, daß ſich die Menſchen aus dieſem Gefühle die Idee der Göttlichkeit geſchaffen. Er ſchwelgte in ihm, indem er noch ſtundenlang wie ein Trunkener durch die Straßen der Stadt taumelte.

Als er endlich zu Hauſe einſchlief, war ſein letzter Gedanke ein Göthe'ſcher: er war Egmont — und Klärchen, die ihm den Siegeskranz, den er ſich heute verdient, reichte, war . . . *Antonie Adamberger*.

Erſte Liebe.

Als Theodor den kommenden Morgen erwachte, kam er ſich wie ein ganz anderer Menſch vor: es rührte ſich etwas Neues, ihm bis dahin Unbekanntes, in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte. Leben und Welt, Streben und Stellung, Gegenwart und Zukunft erſchienen ihm in einem anderen Lichte. Es war ihm wie einem Schiffbrüchigen, der plötzlich durch einen Sturm auf eine große paradieſiſche Inſel mitten im Weltmeere geworfen worden: himmliſche Lüfte wehen ihn an, reizende Blumen und Blüthen lächeln ihm entgegen, prachtvolle Früchte locken zugleich mit der Schöne und dem Geſang der Vögel, herrliche Fernſichten öffnen ſich überall, er ahnt, daß ſich ihm ein Eden erſchloſſen, . . . aber . . . er fühlt ſich noch allein, fremd, überraſcht, geblendet.

Ein ſo klarer Kopf, wie Körner, fand indeß den Faden der Ariadne leicht. Und ſollte denn auch ein Dichter, der die Liebe ſchon ſo oft beſungen, nicht wiſſen was Liebe iſt?

O Himmel! wenn nur nicht vor dem vollen Glück der Liebe immer der Zweifel Wache hielt: „Aber wirſt du denn auch wieder geliebt?“ Exaltirte Schwärmer und Idealiſten können wohl ſchon mit dem Gedanken: „ich liebe“ und dem Beſitz des geliebten Schatten glücklich ſein. Körner gehörte nicht zu dieſen überirdiſchen Naturen; bei all' ſeinem ächt dichteriſchen, leicht zur Begeiſterung hingeriſſenen Weſen, bei all' ſeiner Leidenſchaftlichkeit und ſeinem idealen Streben, blieb ihm doch immer der praktiſche Sinn, der ſchon ſeinem Vater ſo eigen war.

An dem geſtrigen Abend war es ihm klar geworden, wo er den Schwerpunkt ſeines Lebensglückes zu ſuchen habe; ſollte er ſo muthlos ſein, ihn nicht dort wirklich zu ſuchen?

Schon die Aufgabe entzückte ihn.

Indeß war die Sache nicht leicht. Fräulein Antonie Adamberger gehörte zu den, namentlich damals, ſehr ſeltenen rühmlichen Ausnahmen in der Theaterwelt. Sie lebte, wie Jedermann wußte, höchſt zurückgezogen unter dem Schutze einer alten würdigen, ſehr ſtrengen Tante*), und hatte ſich eines ſo guten, ſo untadelhaften Rufes zu erfreuen, daß ſelbſt das Laſter, der Neid und die

---

*) Karoline Pichler ſagt in ihren „Denkwürdigkeiten“ II. Th. S. 203 von Antonien's Tante, man habe ſie nur „*le dragon de vertu*“ genannt.

Bosheit es nicht wagten, ihn anzutaſten. Eine Sache, die bei einer jungen und reizenden Schauſpielerin wahrlich viel ſagen will!

So zahlreiche Verehrer ſie auch unter allen Ständen der Kaiſerſtadt fand, kein einziger junger Mann konnte ſich rühmen, jemals die Erlaubniß zu einem Beſuche bei ihr erhalten zu haben. Ohne alle Prüderie ſittlich ſtreng und im höchſten Grade taktvoll, hatte ſie ſich daher auch, mitten in der gefahrvollen Stellung, die ſie in der üppigen Hauptſtadt Oeſterreichs einnahm, den Zauber der reinſten und unbefangenſten Unſchuld bewahrt; ſo daß ſich ſelbſt die angeſehenſten und vornehmſten Häuſer bemühten, ſie an ſich zu ziehen und der Gefeierten ihre Achtung und Verehrung zu beweiſen.

Die Ausſicht ſich ihr zu nähern, lag daher für Theodor Körner keineswegs nahe; obgleich er — als Autor der neuen Luſtſpiele, in welchen ſie geſtern mit ſo großem Beifall aufgetreten und heute wieder ſpielen ſollte, allerdings eine gewiſſe Anwartſchaft darauf hatte: ſeine Aufwartung angenommen zu ſehen.

An nichts aber fehlte es Theodor Körner weniger, als an Muth. Hinderniſſe reizten ihn ſtets doppelt und entflammten ſein leidenſchaftliches Temperament in erhöhtem Grade. Um wievielmehr hier! Er durfte ja doch wenigſtens der holden Künſtlerin, die ſeine

Schöpfung ſo glänzend durchgeführt und verherrlicht, ſeinen heißen und innigen Dank ausſprechen.

Er durfte dies? ... nein! ... er mußte es! ... das forderten Anſtand und Herkommen, ... das geboten ihm Schicklichkeit und Dankbarkeit ... ja ... ſein eigenes Herz!

Körner begab ſich alſo auf den Weg ... und ... wurde angenommen.

Schon die kleine reinliche und nette Wohnung machte einen höchſt günſtigen Eindruck auf ihn. Eben ſo weit entfernt von jener genial ſein ſollenden Unordnung und Schlamperei, die ſo oft Künſtlerhaushaltungen charakteriſiren, wie von einem oſtenſibelen Ausſtellen erborgten, zumeiſt lügenhaften Glanzes, fand der Jüngling hier alles beſcheiden, aber mit Geſchmack und Gediegenheit angeordnet und ausgeführt. Es war Sinn für Häuslichkeit, der ſich in dieſen Räumen wohlthuend zu erkennen gab, und als ſich nun Antonie ſelbſt zeigte, überraſchte den Jüngling ihr ſchlichtes ächt reinweibliches Weſen.

Und ſie ſelbſt? ... O! wer möchte dieſe unendlich liebliche Erſcheinung, dies reizende Phänomen in der Theaterwelt beſchreiben! Nicht umſonſt war ganz Wien von ihr entzückt: Klein, äußerſt niedlich und fein, eines Seraphs Geſtalt, überragt von einem vollendet ſchönen aber ernſten Kopfe mit ſchwarzen ſinnigen Augen.

In ihrem Geſichte war dabei nichts ſchöner, als die ewig rege Freundlichkeit, die in einem beſtändigen wunderlichen Kampfe mit dem Ernſt begriffen ſchien, der auf ihrer Stirne und in ihrem Auge lag.

Wenn man ſie anſah, ging Einem das Herz auf... war es, als wenn ſchnelle Wolkenſchatten unter dem Sonnenſcheine her über blühende Felder fliehen. Und nun ihr Weſen, ihre Beredtſamkeit, der bis in das Mark der Seele wie mit ſüßer Zaubergewalt dringende Ton ihrer Stimme!

War es doch Jedem, der zu ihr trat, als werfe ſie ihm die Strahlen ihrer Holdſeligkeit zu, ſo daß Jeder wie in zauberhaftem Traume glauben mußte, dieſes lebendige regſame Feenbild ſei in ihn verliebt, und . . . er dürfe nun auch in ſie verliebt ſein. Und doch fühlte ſogleich auch Jeder wieder heraus, daß Antonie das Königsrecht des Weibes umkleide; . . . das Königsrecht des Weibes, das da iſt: ſich durch keine Unterwerfung beſtechen, durch keine Opfer irgendwie verpflichten zu laſſen!

Körner war entzückt. Er ſprudelte — wie es bei Jünglingen, wenn ſie verliebt ſind und vor der Angebeteten ſtehen, ſo leicht geſchieht, — in Lobſprüchen und Dankesergießungen über. Antonie, oder Toni, wie ſie die Tante zu Hauſe rief, nahm ſie mit holdem Erröthen und einem ruhigen Lächeln entgegen, in dem die richtige

Würdigung deſſen lag, was der begeiſterte jugendliche Dichter ſagte. Eine Künſtlerin von Geiſt wird mit der Zeit gewöhnt, die Apoſtrophen des Enthuſiasmus von den ihr geſpendeten Lobeserhebungen zu ſubtrahiren, um zu dem Reſultate der Wahrheit zu kommen.

Auch ſie erkannte jetzt mit Freudigkeit das hübſche Talent Körner's an; wollte aber kaum glauben, daß der Dichter „des grünen Dominos“ und „der Braut“ erſt einundzwanzig Jahre alt ſei.

Mit einundzwanzig Jahren auf der Bühne als dramatiſcher Dichter durchgedrungen zu ſein, will allerdings viel ſagen! Aber war denn Antonie Adamberger — die gefeierte Künſtlerin, der Liebling Wiens, — nicht erſt achtzehn Jahre alt?

Wie ſchön näherte nun die gegenſeitige Jugend und das gleiche ideale Streben in der Kunſt den Dichter und die Darſtellerin. Antonie ſprach mit Geiſt und der Anknüpfungspunkte fanden ſich natürlich die Menge.

Jn dem Geſpräche, das dadurch entſtand, trat es aber wieder recht deutlich hervor, wie dies ſeltene Mädchen — die Tochter einer berühmten Mutter* — ſich ſo ganz aus innerſtem Berufe der Bühne gewidmet hatte und nun allein für die Kunſt und in ihr lebte.

---

*) Anna Maria Adamberger, eine der vorzüglichſten deutſchen Schauſpielerinnen, geb. zu Wien 1752, geſtorben daſelbſt 1804.

Die Begeiſterung, mit der ſie von derſelben ſprach, — das ruhige klare Verſtändniß, mit welchem ſie über die Bühne und die dichteriſchen Schöpfungen für dieſe urtheilte, entzückten den jungen Körner immer mehr. Was den Jüngling aber vollends hinriß, war der Zauber der Anmuth, der liebliche Schimmer zarter Weiblichkeit, der ſie dabei umfloß, und der unbedingt nur der Ausdruck wirklichen Seelenadels, wahrer Herzensreinheit ſein konnte.

Frau von Pereira hatte ihm geſagt: ihr Weſen ſei, trotz ihres Künſtlerthums, ſtille Beſcheidenheit, Treue im Großen wie im Kleinen, und ein ergebener Sinn, der nichts wolle, als das Rechte, und mit Freudigkeit die Bahn gehe, die ihm Gott vorgezeichnet.

Körner fand es in der That ſo. Seine kaum entſtandene Liebe ſchlug raſch und tief Wurzel.

Auch Antonien und der Tante mußte der Jüngling gefallen. Seine ſchöne Offenheit, ſein gerades und ſchlichtes Weſen, dem die aufkeimende Liebe einen Anhauch von Zärte gab, die da, wo ſie ſich mit männlicher Kraft paart, noch gewinnender wirkt, als bei Mädchen, in deren urſprünglicher Natur ſie liegt, — ſein ſchönes ſeelenvolles Auge, ſein Geiſt und ſein Witz, alles dies gewann ihm hier, wie überall, raſch die Herzen.

So trug er denn auch eine Siegespalme davon:

was Fräulein Antonie Adamberger noch keinem jungen Manne zugeſtanden hatte, ward Körner erlaubt, . . . er durfte ſie in ihrer Wohnung wieder beſuchen.

Theodor war überglücklich. Er eilte nach Hauſe und ſchrieb in ſtürmiſchem Herzensdrange folgendes Gedicht nieder:

Durch des Himmels lichte Wogen,
Von des Liedes Macht gezogen,
Schwingt ſich kühn der Sänger hin.
Zu dem Donnerklang der Sphären
Schwebt er, ſich das Herz zu klären:
Doch erblindet bleibt der Sinn.

Zu den Sternen will er flüchten,
Sich den innern Drang zu lichten,
Zu den Sonnen will er flieh'n!
Doch es bleichen ihm die Sterne,
Sonnen flieh'n zur ew'gen Ferne,
Wo ſie zart und matt verglüh'n.

Ach! er ſucht die Ideale
An des Himmels weiter Schale,
Die ſich bläulich wölbend baut;
Und mit heiligem Verlangen
Will er liebend ſie umfangen,
Wie der Bräutigam die Braut.

Nimmer kann er ſie ergründen,
Und des Lebens Quell zu finden,
Treibt's ihn ohne Raſt und Ruh'.
Da ergreift die Erd' ihn wieder,
Und verzweifelnd ſtürzt er nieder,
Und der Himmel ſchließt ſich zu.

Doch auf einmal, welcher Schimmer,
Glänzend wie der Sonne Flimmer,
Auf der grünen Spiegelfluth!
Was durchbricht den Nebelſchleier,
Lichter wie der Sterne Feuer,
Höher, als der Sonnen Gluth?

Wie dem Chaos erſt entronnen,
Und der Freiheit Luſt gewonnen,
Eros ſich auf Wolken wiegt,
Und da er die Nacht gebunden,
Und der Schöpfung überwunden,
Liebend an die Welt ſich ſchmiegt:

So entſteht aus trübem Dunkel,
Glänzend ſchöner als Karfunkel,
Eine himmliſche Geſtalt.
Und geſtillt iſt all' ſein Streben,
Es ergreift ihn neues Leben
Mit geheiligter Gewalt.

Welch' ein Götterbau der Glieder!
Erde, ſtürz' verehrend nieder!
Gold'ne Sichel, grüße ſie!
Seh't, ihr neigen ſich die Sterne,
Und aus unbekannter Ferne
Tönt die Weltenharmonie.

Und vereint mit ihrem Klange,
Sing't das Lied mit heil'gem Drange
Das aus ſeinem Munde geht;
Denn das Sehnen iſt gelichtet,
Und das Dunkle iſt vernichtet,
Und der Liebe Banner weht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bei dem „Hurrah!“ hatte Körner jedesmal an die Scheide des Schwertes geſchlagen; wer ihn hören konnte, war dieſem Beiſpiel gefolgt, daß es laut und luſtig klirrte; jetzt aber, bei den Worten:

„Nun laßt das Liebchen ſingen
„Daß hell die Funken ſpringen!
„Der Hochzeitsmorgen graut. —
„Hurrah! du Eiſenbraut!“
Hurrah!

waren alle Schwerter aus den Scheiden geflogen und ſauſten jetzt, luſtig blitzend, durch die Luft.

Lützow und dem alten Rittmeiſter hüpfte das Herz vor Freude; bei Allen aber gab es nur ein Bedauern: daß der Feind jetzt nicht ſchon vor der Klinge ſtand.

Aber er ſollte es bald. Man hatte die Nacht, wie Lützow es vorausbeſtimmt, in der Nähe eines Gehölzes unweit Roſenhagen, rechts der Straße von Gadebuſch nach Schwerin, zugebracht. Bereits hatte ein kurzer Schlaf die Müden erfriſcht, als ſie das Commando: „Aufſitzen!“ weckte.

Mit Blitzesſchnelle war Alles bei der Hand: die Pferde aufgezäumt und aufgeſeſſen. Körner und ſeinen Freunden war es wunderbar zu Muthe: freudig, flammend und doch auch ernſt . . . jetzt ſtand man dem Tod gegenüber . . . dem Tod . . . oder dem Siege!

Der Convoi der Franzoſen nahte, die Infanterie-

Escorte war — wie die Kundſchafter meldeten — groß; aber der Muth der Lützower war größer.

Lützow beſtimmte die Seinen zum Angriff; die Koſaken ſollten den Feind abhalten, ſich in das Gehölz zu werfen.

Jetzt ertönte das: „Vorwärts!“ und mit jubelndem „Hurrah!“ und „dran und d'rauf!“ flog Lützow's wilde verwegene Jagd auf den Feind los. Es war wie ein Wetterſturm: die Erde bebte unter den Hufen der heranſprengenden Pferde. Die Luft von dem wilden Kriegsgeſchrei; . . . die Schüſſe knatterten und die Schwerter blitzten. Die Franzoſen aber wichen entſetzt zurück . . . und im Nu war der Transport genommen; da aber die Koſaken, in die Irre gerathen, zu ſpät kamen, um den Fliehenden das Gehölz abzuſchneiden, ſo warf ſich ein Theil derſelben in das Wäldchen und eröffnete von hieraus ein mörderiſches Feuer.

Kaum hatte dies Lützow gewahrt, als er Appell blaſen ließ: der ganze Convoi war ja in ſeinen Händen, der größte Theil der Escorte niedergehauen, warum ſollte er das Leben ſeiner Leute an die wenigen Flüchtlinge in den „Tannen“ ſetzen, die noch dazu, durch die Bäume geſchützt, einen großen Vortheil, der Lützow'ſchen Reiterei gegenüber, hatten.

Aber was half hier Appell? die Vordringenden hörten in ihrem heiligen Eifer, in dem leidenſchaftlichen

Ungeſtüm der Jugend, nichts ... und der Ungeſtümſte der Ungeſtümen, der Verwegenſte der Verwegenen war natürlich wieder Körner.

„Wir müſſen die Halunken aus dem Buſch haben!" — rief er erhitzt — „wer ein braver Kamerad iſt, folgt mir!"

Und wie ein Wetterſtrahl haut ſein Schwert den nächſten Franzoſen nieder, während er in begeiſterter Kampfluſt auf das Gehölz einſprengt. Aber auch in demſelben Augenblick empfängt die Heranfliegenden ein Kugelregen ... Körners Pferd bäumt ſich ... eine Kugel hat den Hals des Thieres geſtreift ... „Himmel und Wetter!" ... auch der Reiter ſchwankt ... er ſchwankt ... erbleicht ... ſinkt! O Gott! ... die Kugel iſt Körner in den Unterleib gedrungen und hat Leber und Rückgrat verletzt! ... Lautlos ſinkt der Dichter und Held vom Pferde ... die Kameraden fangen ihn auf ... noch wenige Athemzüge ... und ... Theodor Körner iſt todt! ....

Während deſſen hatte die Hauptcolonne der Lützower — den großen Verluſt der ſie betroffen nicht ahnend — die Nacht bivouakirend auf einer Trift bei Wöbbelin zugebracht. Auch hier hatte die Nachricht, daß der Krieg wieder ausgebrochen und es nun endlich auf den Feind losgehen ſollte, die größte Freude erregt. Doppelt heiter geſtimmt waren aber die

Freunde Körners: Ackermann und Förſter, die heute zu Corps-Offizieren ernannt worden waren. Wer als Gemeiner, Gefreiter und Unteroffizier gedient hat, weiß, was das ſagen will: Offizier zu werden. Man verläßt die Klaſſe der Gehorchenden und tritt hinauf in die der Befehlenden. Man hat die höchſte Stufe militäriſcher Ehre nun erreicht; ob Lieutenant, ob Feldmarſchall, anders als Offizier kann man nicht mehr werden.

Im Lager und im Herzen der Beiden war daher heute Sonnenſchein geweſen; aber ein finſterer Schatten ſollte bald alle Freuden auslöſchen.

Jetzt war die Nacht bereits angebrochen. Ackermann und Förſter lagen neben einander auf einem Strohlager. Alles ſchlief rings umher, nur die beiden Freunde konnten keine Ruhe finden.

Da hörten ſie auf einmal, weiter unten im Lager, ſchönen Geſang. Sie rafften ſich auf, eilten den Tönen nach, und fanden eine Geſellſchaft fröhlicher Kameraden, die, da ihnen das Glück — in der Geſtalt der Guſtel von Blaſewitz — eine Flaſche Arac zugeführt, Punſch gemacht hatten, und nun nach Zelter'ſchen Melodien Lieder ſangen, die Körner gedichtet.

Freundlich eingeladen, ſetzten ſich Ackermann und Förſter zu den heiteren Geſellen und halfen ſingen und trinken.

Mancher Toaſt wurde dabei ausgebracht: „auf das Vaterland," auf „Deutſchland's Befreiung," auf „die Führer," und „Lützows herrliches Weib," den ſchützenden Genius des „Corps," und auch auf „Körner," den Freund Aller, den wackeren Kampfgenoſſen, den liebenswürdigen Dichter, der alle die ſchönen Lieder geſchaffen, die das Corps ſo oft erfreuten und begeiſterten.

Endlich gingen Punſch und Luſt zur Neige und Jeder ſuchte ſeine Ruheſtätte bei ſeiner Schaar.

Im Lager war wieder Alles ſtill. Nur vom Dorfe her hörte man Wagengeraſſel und Jahns Stimme dazwiſchen.

So wenig auffallend dies nun auch war, berührte es Ackermann doch ſeltſam ... faſt beängſtigend. Er ſprang daher noch einmal empor, um zu erfragen, was es denn noch um Mitternacht im Dorfe gebe.

Der Mond war unterdeſſen aufgegangen; ſein bleiches Licht lag geſpenſtiſch über dem Dorfe und den rieſigen uralten Eichen, die ſich vor demſelben erhoben. Abenteuerlicher aber erſchien allerdings auf den erſten Blick, was ſich zwiſchen dieſen beiden langſam dahinzog; doch erkannte Ackermann, kraft ſeiner geſunden Augen, bald genug, daß es ein Zug beladener Wagen ſei, begleitet von einzelnen Lützow'ſchen Huſaren. In der Nacht und beim Mondenſchein ſah das Ganze einem großen Leichenzuge nicht unähnlich.

Ackermann trat heran und frug den erſten der Huſaren: was ſie da brächten?

„Wir haben Glück gehabt;“ — ſagte der Huſar, und doch lag faſt Schmerz in ſeiner Stimme, — „wir haben den Franzoſen den ganzen Transport von vierzig Wagen abgenommen und ſie faſt bis auf den letzten Mann zuſammengehauen; aber . . .“

„Nun?“

„Wenn wir nur unſeren Lieutenant dabei nicht verloren hätten.“

Ackermann hatte unter der Cavallerie nur wenig Bekannte; doch frug er nach dem Namen deſſelben.

„Körner!“ — entgegnete der Krieger.

„Körner?!“ — wiederholte **Ackermann** mit Entſetzen — „doch nicht“ . . . die Worte erſtarben auf ſeinen Lippen.

„Da liegt er!“ — ſagte der Huſar mit gepreßter Stimme, und deutete auf den nächſten Wagen — „da können Sie ihn ſelbſt ſehen.“

Ackermann ſchwankte nach dem Wagen . . . ein Schmerzensſchrei entfuhr ſeiner Bruſt . . . da lag . . . bleich, unbeweglich, vom fahlen Mondſchein übergoſſen . . . **Theodor Körner**, der edle herrliche Mann, der Freund, der Stolz der Lützower, der junge hoffnungsvolle, der ſo viel verſprechende Dichter!

„Es iſt nicht möglich! es **kann** nicht ſein!“ — rief

Ackermann im Uebermaß des Schmerzes — „er iſt wohl nur ohnmächtig! nur ſchwer verwundet, wie damals bei Kitzen!“ — und ſeine Hände ſuchten die Wunden.

Aber der Körper des Freundes war ſteif und kalt . . . und . . . mitten in der Magengegend ſaß eine Schußwunde, die, ihrer Richtung nach, das Rückenmark verletzt haben mußte.

Es war entſchieden: der Herrliche war verloren!

Ackermann ließ eine Thräne auf das Antlitz des geliebten ſtillen Schläfers fallen . . . dann . . . ſtürzte er fort die Freunde zu wecken und ihnen die traurige Kunde mitzutheilen.

In wenigen Minuten ſchlief im ganzen Lager Niemand mehr . . . Alles war von tiefem Schmerz ergriffen.

Körners Leichnam wurde jetzt in ein der Landſtraße naheliegendes Bauernhäuschen gebracht, das dem Hirten des Dorfes gehörte, und hier, in der Mitte der Hausflur auf eine lange Tafel auf Eichenlaub gelegt. Die Wundärzte eilten herbei und unterſuchten ſofort die Wunde. Umſonſt! die Kugel war unter der Herzgrube bis in das Rückenmark gedrungen . . . ſein Tod mußte augenblicklich und ſchmerzlos geweſen ſein.

Da ſtürzte Frieſen herbei . . . ein Schrei . . . und er, der ſtarke, der gewaltige Mann, ſank weinend mit den Worten: „Körner ich folge dir!“ über den todten Waffenbruder, über die Leiche des treuen, ſo unendlich geliebten Freundes.*)

Jetzt brachte man die übrigen Todten. Außer Körner waren noch ein Graf von Hardenberg, der als Freiwilliger dieſe Expedition mitgemacht hatte, und ſieben Huſaren gefallen. Sie alle wurden auf dem Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die lange Tafel, auf der der Heldenjüngling lag, herumgelegt. Sie waren Alle von wohlgezielten Schüſſen plötzlich getödtet, und daher mit den Mienen, die ſie im Augenblick ihres Todes gehabt hatten, erſtarrt. Da ſah man noch freudigen Muth und heiligen Zorn in ihren Geſichtern. Einer hielt den Arm in die Höhe und die Fauſt geſchloſſen, als wolle er eben zu einem Streiche ausholen. Einer ſchien ſogar zu lachen. Es war ein ſchauerlich belebtes Bild, dieſe ſprechenden Leichen auf dem Boden umher!

In der Compagnie, in welcher Körner zuletzt als Lieutenant geſtanden hatte, befanden ſich auch zwei Schreinergeſellen. Auch ſie hingen mit Liebe und Verehrung an dem Entſeelten. Dem Todten dieſe Gefühle zu bekunden, verſchafften ſie ſich noch die Nacht im

---

*) Frieſen, der herrliche junge Mann, hatte nur zu wahr geſprochen: ein Jahr ſpäter vereinigte ihn eine mörderiſche Kugel auf franzöſiſchem Boden mit dem Freunde.

Dorfe einiges Eichenholz, um aus demſelben einen Sarg für ihren Lieutenant zu fertigen. Dann legte man Körners Leiche in denſelben, ihn auch hier auf Eichenlaub bettend, das Haupt mit einem Eichenkranz geſchmückt. So lag er da, ruhig mit gefalteten Händen, als ob er ſchlummerte. Die Augen und der liederreiche Mund waren auf ewig geſchloſſen.

Schweigend und mit ſchwerem Herzen bereiteten unterdeſſen vier Andere — Ackermann, Förſter, Thümmel und Noſtitz — dem dahingegangenen Freunde ſeine letzte Ruheſtätte, ſein ſtilles Grab. Auf der Morgenſeite des Dorfes, im Schatten einer großen Doppeleiche, hatte man dazu einen ſehr paſſenden Platz gefunden. War es doch des Todten oft ausgeſprochener Wunſch geweſen: einſt unter einer deutſchen Eiche zu ruhen.

Unter dem gedämpften Schall der Trommeln, ſetzte ſich jetzt der Trauerzug in Bewegung. Was im Lager abkommen konnte, ſchloß ſich an; auch Offiziere von Regimentern des Wallmodiſchen Corps die grade vorbeimarſchirten. Da die vierte Compagnie des erſten Bataillons ſeit Körners Tod ohne Offizier war, führte Feldwebel Bär* den Leichenzug.

Ein tiefer aufrichtiger Schmerz lag dabei auf allen

---

*) Der noch jetzt lebende Geheime-Hofrath Stiebel.

Geſichtern. Wegen der Nähe des Feindes hatte General Wallmoden eine Ehrenſalve aus Geſchütz und Gewehr unterſagt; als aber der Sarg hinabgeſenkt wurde, ſangen Diejenigen, die vor Weinen ſingen konnten, Körners herrliches Gebet vor der Schlacht . . . und ernſt . . . und unausſprechlich feierlich klang es durch die Lüfte:

Vater ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Sprühend umzucken mich raſſelnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode,
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willſt, ſo führe mich,
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbſtlichen Rauſchen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, ſegne mich!

Vater du, ſegne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannſt es nehmen, du haſt es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben ſegne mich.
Vater, ich preiſe dich!

Vater, ich preiſe dich!
S'iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde!
Das Heiligſte ſchützen wir ja mit dem Schwerte:
Drum fallend und ſiegend preiſ' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Als aber, unter dem Geſang, die Schollen Erde dumpf auf den Sarg hinabrollten, und unter der Hand der Freunde, die dies letzte Bett der Ehre gegraben, der Hügel ſich allmählich wölbte: den Freund, den Kameraden, den jugendlichen Helden und Sänger auf ewig den Blicken und Herzen der Zurückbleibenden entziehend, da blieb kein Auge thränenleer, da fühlten ſich alle dieſe, ſonſt ſo todtesmuthigen Krieger im tiefſten Herzen erſchüttert.

Als die Handlung vorüber war, kehrten Fünfe noch einmal zu dem Grabe zurück. Es waren Ackermann, der alte Markworth, Renz, Frieſen und von Bärenhorſt

Stumm ſtanden ſie neben einander, während Markworth Körner's Namen und Todestag in die Eiche ſchnitt.*) Zwei der Anderen — Bärenhorſt und Renz — ſehnten ſich im Uebermaß des Schmerzes, dem Gefallenen nach . . . und wunderbar! . . . das Schickſal hielt ſie beim Wort: da Körner todt war, mochten auch ſie nicht mehr leben. Wenige Tage ſpäter, in dem Gefechte auf der Göhrte, ſtürzte Bärenhorſt mit dem Rufe: „Körner, ich folge Dir!" in den Feind . . . und . . . kehrte nimmer wieder. Renz fiel in dem gleichen Gefechte von einer Kartätſchenkugel verwundet. Sterbend entdeckte er ſich dem alten Markworth . . . Renz . . . war ein Mädchen! . . . .*) Niemand im ganzen Corps hatte dies bis dahin auch nur von Ferne geahnt, obgleich die Kameraden oft über das bartloſe Geſicht und die hohe Stimme des jungen Lützowers geſcherzt.

---

*) Die ganze Erzählung nach mündlichen Mittheilungen von Ackermann ſelbſt und nach den „Erinnerungen aus den deutſchen Befreiungskriegen" von Ackermann und G. H. Stiebel.

Jetzt ſtanden Ackermann, Frieſen und von Bärenhorſt noch an dem friſch aufgeworfenen Grabe des Freundes; Markworth hatte eben ſeine Inſchrift vollendet. Voll Trauer wollten ſie und das ganze Corps, das unterdeß nach ſeinen Lagerſtätten zurückgelangt war, auseinander gehen, . . . als plötzlich Alarm geblaſen wurde und der Ruf erſchallte: „Der Feind zeigt ſich!"

Ha! das war ein Ruf zur rechten Zeit!

Mit Blitzesſchnelle ſaßen die Reiter auf, ſtand die Infanterie in geſchloſſenen Reihen. Nur ein Gedanke durchzuckte dabei alle dieſe muthigen Streiter, und der Gedanke war: „Unſerem Körner ein blutiges Todtenopfer!“

---

*) Eine Prochaska.

Der dumpfe ſprachloſe Schmerz wich einem heiligen Zorn . . . „Leb' wohl!“ – rief es noch einmal in allen Herzen — „Leb' wohl, du ſtilles Heldengrab!“ und fort ging es, den Feind aufzuſuchen.

Der 18. October 1813.

Einſam rauſchten im Winde die Eichen von Wöbbelin. Der ſtille Schläfer unter denſelben, deſſen Herz ſo laut und ſtürmiſch für den Sieg der guten Sache, für Deutſchlands Befreiung geſchlagen, ... ſollte dieſe nicht mehr ſehn. Einſam rauſchten die Eichen über ſeinem Grabe; . . . einſam, von einem erſchütternden Schmerze ergriffen, weinten die Eltern, weinte die Tante, die Schweſter, die Braut um den Geliebten. Es bedurfte in der That des beſtändigen, des feſten Hinblickens auf die hochheilige Sache, welcher der Jüngling als Opfer gefallen, um ſie in ihrer Troſtloſigkeit nur einigermaßen emporzurichten. Wenn dabei etwas ihren Schmerz lindern konnte, ſo war es die Thatſache . . . daß ganz Deutſchland ihn theilte. Indeß ſollte ſich das erfüllen, was der begeiſterte Sänger von „Leyer und Schwert“ einſt gerufen.

„Vaterland! Dir woll'n wir ſterben,
  Wie Dein großes Wort gebeut,
Unſ're Lieben mögen's erben,
  Was wir mit dem Blut befreit.
Wachſe du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſeren Leichen!“

Und ſie ſollte ſchon nach wenigen Wochen emporwachſen aus Leipzigs blutgedüngten Gefilden.

So weit die Geſchichte reicht, hat nie ein Kampf ſtattgefunden, wie der, der um jene Zeit die Welt erſchütterte. Alles, was die Römer unternommen, reicht nicht an ſeine Bedeutung. Die Perſerkriege fallen in das Kindesalter der Menſchheit. Die Kreuzzüge bieten zwar theilweiſe den Anblick eben ſo zahlreicher Maſſen dar, aber ſie wurden durch meiſt ungeordnete Haufen ausgeführt, und hatten im Ganzen nur ein dürftiges Ergebniß.

Hier aber erſcheinen (mit Ausnahme der Osmanen) alle Völker eines ganzen Erdtheils, des ausgezeichnetſten der Erde, im Kampf, in dem in allgemeiner Bildung ſo weit vorgeſchrittenen neunzehnten Jahrhundert, ausgerüſtet mit allen Mitteln der Kenntniß und Wiſſenſchaft, mit einer ſehr vervollkommneten Kriegskunſt, mit einer Ausdehnung des Gebrauchs der Feuerwaffen, wie dieſe ſeit Erfindung des Schießpulvers bisher nicht in Anwendung gekommen. So weit hatten die Kriege, die auf die franzöſiſche Staatsumwälzung gefolgt waren, die Welt in den Strudel gezogen, daß nun alle Völker Europas in den Kampf für und gegen Frankreich mit hineingeriſſen wurden. Auf der einen Seite: Völker vom Ural, vom Euxin und vom Eismeer, vom äußerſten Norden Skandinaviens, von den Karpathen, der Nieder-

Donau, von den Alpen und den dazwiſchen liegenden unendlichen Landſtrecken; im fernen Weſten die feurigen Völker Spaniens, verbunden mit den beſonnenen thatkräftigen Söhnen Albion's. Auf der anderen Seite die Völker Frankreichs, Italiens und beinahe halb Deutſchland.

Und in Deutſchland, in der Mitte des Welttheils, waren hauptſächlich die Intereſſen und die Völker auf einander getroffen. Hier auf Germaniens Feldern, an ſeinen Strömen, in ſeinen Städten, mußte die große Sache entſchieden werden. Leider ſtand dabei auch die eine Hälfte Deutſchlands gegen die andere im Kampfe; der eine Theil begeiſtert nach Freiheit ringend, der andere, — noch von der Uebermacht Frankreichs gefeſſelt — die Gelegenheit erwartend, ſich zu gleichem Zwecke mit jenem zu vereinigen.

Rechnet man alle Streiter auf beiden Seiten, die an dem großen Kampfe Theil nahmen auf allen Kriegsſchauplätzen und bei allen Feſtungen, ſo möchte die ungeheure Zahl von anderthalb Millionen nicht als zu hoch gegriffen erſcheinen.

Wenn aber ein Land in einen ſolchen Krieg verwickelt iſt, ſo ſind die Streiter in Wehr und Waffen nicht die einzig Handelnden. Ehe Heere in's Feld geſandt werden können, iſt die Mitwirkung faſt jedes Einzelnen erforderlich. Erhöhte Thätigkeit, erhöhte Laſten und Op[illegible] müſſen da von Allen geleiſtet werden. Der Marſch des Heeres, die Verpflegung, der Erſatz u. ſ. w. nehmen immerwährende Zufuhren, Leiſtungen, Entbehrungen und Mühen in Anſpruch. Da aber bei dem Kampfe ſelbſt das höchſte Wohl und Wehe des Landes auf dem Spiele ſteht, ſo werden auch Alle in Mittleidenſchaft gezogen. Jeder Einzelne fühlt dies, jedes Herz wallt in fieberhafter Spannung, die Kunde von jedem Gefecht zittert bis in die entfernteſten Theile des Landes nach, die Berichte von einer Schlacht wirkten elektriſch. Ueberall ſind die Familien betroffen: ſie haben Söhne, Gatten, Verlobte, wenigſtens Verwandte beim Heere. Das ganze Land iſt bis aufs Tiefſte erregt, . . . jeder Puls ſchlägt ſchneller und feuriger.

In ſolchem Zuſtande befand ſich — um die Zeit von der wir ſprechen — mehr oder weniger ganz Europa. Es waren nicht die Krieger allein in Thätigkeit, ſondern auch, in mehr oder minderem Maße, faſt alle die Millionen, welche Europa bewohnen. Die Wogen des furchtbaren Kampfes ſchlugen bis an die Enden der Erde.

Da nahte endlich die Entſcheidung. Der October des Jahres 1813 ſollte ſie bringen.

Von den Sammelplätzen, welche man inne gehabt: in dem Gebirgskeſſel von Böhmen, im Hügellande von Schleſien, in den ſandigen Ebenen der Marken brachen die verbündeten Heere auf gegen den Feind und der Feind zog ihnen entgegen. Der Tritt von unzähligen Heereshaufen hallte über die Felder, der Hufſchlag gewaltiger Reitergeſchwader machte die Erde beben, unabſehbare Reihen von Geſchütz und Fuhrwerk bedeckten die Straßen und durchfurchten tiefeinſchneidend die Acker; vor den Feſtungen ertönte der Geſchützdonner von Neuem. Der große Kampf begann. Sein Ende mußte der Welt nach mehr als zwanzigjährigem, faſt ununterbrochenem Kriege zu Lande und zur See den Frieden geben, . . . den Frieden, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte, und dieſer mußte einer ganzen Zeitepoche die Richtung anweiſen.*)

Die Völker waren aufgeſtanden: ihr Wille und ihre Kraft vernichteten den ſtolzen Eroberer. Armee und Volk waren eines: von einer Idee durchdrungen, von einem Willen belebt, . . . mit der ungeheuerſten Hingebung nach einem Ziele ſtrebend.

Vor dieſer großartigen weltgeſchichtlichen Erſcheinung mußte der Stern Napoleons erblaſſen!

Bonaparte hatte ſeine Operationslinie längs der Elbe entworfen. Dresden ſollte dabei den Hauptpunkt des rechten, Hamburg des linken Flügels bilden. Aber der Sieg wich von jetzt an von den Fahnen des Kaiſers. Am 23. Auguſt ſchon ſiegten die Verbündeten bei Großbeeren, am 6. September dagegen bei Dennewitz. Unterdeſſen hatte auch der wackere Blücher — der greiſe Jüngling, der ächte Marſchall-Vorwärts! — am 26. Auguſt in der blutigen Schlacht an der Katzbach einen glänzenden Sieg erfochten und durch das Gefecht bei Wartenburg, den 3. October, den Uebergang über die Elbe erzwungen. Den Verluſt aber, welchen das böhmiſche Heer in der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. Auguſt erlitten, glich es durch den Sieg bei Culm, am 30. Auguſt, wieder aus . . . und nun . . . trafen die verbündeten Heere bei Leipzig zuſammen. Auch Napoleon hatte ſeine ganze Macht hier concentrirt; er fühlte, daß es jetzt zur Entſcheidung kommen müſſe.

---

*) Beitzke: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege.“ II. Thl. V. Buch.

Wie kein Völkerkampf, von dem die Geſchichte berichtet, dem Kriege, deſſen entſcheidender Wendung wir uns nähern, ſich an Bedeutung vergleichen kann, ſo iſt namentlich der Leipziger Schlacht keine andere Entſcheidungsſchlacht in der Weltgeſchichte ebenbürtig an die Seite zu ſtellen. Am nächſten kommen ihr die Schlachten in den katalauniſchen Gefilden und die bei Tours, wo Carl Martell Europa vor dem Islam bewahrte, auch — wenigſtens was die Zahl der Kämpfenden betrifft — die Schlacht bei Angora, wo der Weltſtürmer

Timur den Türkenſultan Bajeſid beſiegte; aber in Rückſicht der europäiſchen Weltlage, der hohen Cultur des Zeitalters und des ausgedehnten Gebrauchs der Feuerwaffen ſteht die Schlacht bei Leipzig doch einzig in der Weltgeſchichte da.

Mit Ausnahme der Türken waren — wie ſchon geſagt — alle Völker Europas dabei anweſend oder doch wenigſtens vertreten. Außerdem befanden ſich niemals ſo viele Herrſcher in Europa bei einer kriegeriſchen Handlung zugegen als hier; waren es doch drei Kaiſer, — von Frankreich, Rußland und Oeſterreich, — drei Könige — von Preußen, Schweden und Sachſen, — zwei königliche Thronerben — die Kronprinzen von Schweden und Sachſen — und verſchiedene Prinzen, die ſpäter regierende Herren wurden. Die berühmteſten Feldherren befehligten zugleich die beiderſeitigen Heere, während der größte Theil von denen, welche ſich in den nächſten Jahrzehnten durch Intelligenz auszeichneten, in dieſer Rieſenſchlacht kämpfend zugegen waren.

Dabei ſtanden ſich 471,500 Mann mit 2084 Geſchützen mordbereit gegenüber.

Die Einwohner von Leipzig mochten lange in dem Wahn geſtanden haben, daß ſie von dem nahen Donnern des Krieges gnädig verſchont werden würden, als ſie zu ihrem Schrecken inne wurden, daß ſich gerade im Gegentheil, das Schickſal des Feldzuges in ihrer unmittelbaren Nähe entſcheiden würde. Am 13. October nämlich rückte der Marſchall Augereau mit ſeinem Reſervecorps, von Markranſtädt kommend, durch Leipzig, das Heer des Königs von Neapel zu verſtärken. Während dies aber von Weſten geſchah, erſchien an eben dem Tage das Corps von Marmont von Oſten her, rückte zum Theil durch die Stadt und ſtellte ſich nordwärts derſelben auf.

Zugleich vernahm man, daß ſich das Heer des Königs von Neapel von Süden her der Stadt nähere. So konnte denn am 14. kein Zweifel mehr über das obwalten, was man zu erwarten habe, zumal aus der Gegend von Düben nun auch noch das ganze Heer des Kaiſers auf die Stadt zumarſchirte. Bei ſo ungeheuren Maſſen war an keine irgend nur geordnete Verpflegung zu denken; das Requiſitionsſyſtem herrſchte in verheerendem Maße. Die Truppen nahmen alles Vieh bis auf das letzte Huhn, alle Vorräthe bis auf das letzte Korn und zwangen den Landmann, auch noch ſein Zugvieh herzugeben, um dies Alles in die Lager nachzuſchleppen. Jedem Corps, jeder Diviſion folgten eine brüllende Heerde Vieh und zahlloſe Wagen mit Vorräthen. Der Landmann, der bei dieſer allgemeinen Beraubung ſich noch Mißhandlungen ausgeſetzt ſah' und fürchten mußte, daß das heimathliche Dorf der Schauplatz eines fürchterlichen Kampfes werden könnte, floh mit Weib und Kind unter Angſt und Wehklagen der Stadt zu. Der Krieg mit ſeinem grauenhaften Gefolge war nun auch hier jählings hereingebrochen.

Mehrere vorausgeeilte Couriere meldeten jetzt, daß der König von Sachſen und Napoleon ſelbſt binnen Kurzem eintreffen würden. So geſchah es denn auch: der welterſchütternde Mann kam, begleitet von den bei ſeiner Perſon dienſtthuenden Schwadronen und einigen Bataillonen der alten Garde gegen Mittag von Düben her in der Stadt an, eilte aber nur durch, und machte erſt in der Nähe des Galgens Halt. Raſch wurde nun auf ſeinen Befehl ein Feldſtuhl und ein Tiſch auf das freie Feld gebracht und ein großes Wachtfeuer angezündet. Der Tiſch ward hierauf ſogleich mit den Karten des Kriegsſchauplatzes bedeckt. Napoleon ging an ſein ernſtes Werk. Nach einiger Zeit ſah man einen langen Wagenzug von der Straße von Wurzen her nahen und hörte näherkommend das Knallen der Courierpeitſchen. Der Zug war von Küraſſieren und Grenadieren umgeben. Es war der König von Sachſen, der in Leipzig, der einzigen Stadt ſeines Königreichs, die ihm noch geblieben war, unter dem Schutz des franzöſiſchen Heeres Zuflucht ſuchte. Wiewohl von franzöſiſchen Heeresmaſſen umgeben und von ſächſiſchen auserwählten Kriegern beſchützt, hatten die Koſaken doch die unerhörte Dreiſtigkeit gehabt, den Zug anzufallen; der König hatte es daher vorgezogen, ſich zu Pferde zu ſetzen, um ſich leichter in Sicherheit zu bringen. Napoleon eilte ihm zur Begrüßung einige Schritte entgegen, blieb aber dann, während der König den Weg zur Stadt fortſetzte, bei ſeinen Karten.

Während er dabei beſchäftigt war, erhob ſich der Kanonendonner des Gefechts bei Liebertwolkwitz immer ſtärker und ſtärker. Napoleon bekümmerte ſich nicht darum, es war ja eine untergeordnete Affaire. Erſt um 4 Uhr ſetzte er ſich zu Pferde, um die fortwährend neu ankommenden Truppenmaſſen zu empfangen und ihnen die Richtung anzuweiſen, die er für ſie beſtimmt; dann erſt begab ſich der Kaiſer nach Reudnitz in das Landhaus der Herren Vetter, wo er ſein Hauptquartier genommen hatte. Der Marſch der ankommenden Truppen währte indeß den ganzen übrigen Theil des Tages und die ganze folgende Nacht fort, es war ein immerwährendes Dröhnen der Marſchirenden, Stampfen der Reiterei, Raſſeln des Geſchützes und Fuhrwerks, Trommeln, Blaſen, Geſchrei, Fluchen und Toben!

Erſt den 15. October mit Anbruch des Tages ließ das Gedränge nach. Es wurde nun in der Stadt und deren nächſter Umgebung verhältnißmäßig ſtill. Neugierig beſtiegen die Einwohner die Thürme und bemerkten mit Erſtaunen, wie aus der ſcheinbaren Unordnung des vorigen Tages ſich wie durch Zauberei Alles geordnet hatte. Sie ſahen ein großes Heer in Schlachtordnung. So weit das Fernglas reichte, entdeckten ſie doppelte und dreifache Linien, deren Ende ſie vergebens ſuchten. Das franzöſiſche Heer dehnte ſich in einem großen Halbzirkel von Paunsdorf nach Probſthaida aus und verlor ſich in den Gehölzen von Connewitz. Ueberall ſah man hinter dieſen Linien noch Reſerven, die näher nach der Stadt zu ſtanden. Nach Norden und Weſten zu waren die Reihen mehr unterbrochen und vereinzelt. Auch von den Verbündeten ſah man in der Ferne einzelne Linien, deutlicher jedoch nur die überall herumſchwärmenden Koſaken. Den ganzen Tag über blieb es indeß noch ſtill. Beide Theile trafen ja ihre Vorkehrungen für den großen, für den furchtbaren, für den entſcheidenden Kampf. Plötzlich, um 8 Uhr, ſah man in der Richtung von Pegau her, drei weiße Raketen hoch in der Finſterniß aufſteigen; worauf ſich — nach etwa einer Minute — vier rothe aus der Gegend von Halle am Horizonte zeigten. Es waren die Signale, die ſich die verbündeten Heere gaben, . . . feurige Boten, daß man bereit ſei, am folgenden Tage die Schlacht zu beginnen.

Und ſo geſchah es denn auch. Der Anfang ſchien den Franzoſen günſtig zu ſein. Dieſe drängten nämlich unter der Führung ihres Kaiſers bei dem Dorfe Wachau die Alliirten zurück, und wenn ſie auch zuletzt das gewonnene Terrain nicht ganz behaupten konnten, ſo wurde doch ein öſterreichiſches Corps unter General Meerfeldt, theils zurückgeworfen, theils mit ſeinem Anführer gefangen genommen. Dagegen errang an demſelben Tage Blücher durch ſeine Entſchloſſenheit und durch die Art, wie er ſeine Truppen für deutſche Nationalehre zu begeiſtern verſtand, einen Sieg über die Franzoſen, welcher weſentlich dazu beitrug, daß zwei Tage ſpäter der Kampf zu Gunſten der Alliirten entſchieden ward. Er traf am 16. beim Dorfe Möckern auf ein franzöſiſches Corps unter Marmont und Dombrowski. Nach einem äußerſt hartnäckigen Kampfe, der ſeinem Heere fünf- bis ſechstauſend Mann koſtete, gelang es ihm, die Feinde zurückzuſchlagen, nachdem er ihnen ſehr viele Leute getödtet, zweitauſend Mann gefangen genommen und vierzig Kanonen nebſt einem Adler erobert hatte. Aber die Dinge geſtalteten ſich für Napoleon auch auf anderen Seiten immer ſchlimmer, ſo daß ſich der Kaiſer am Abend des 16. October entſchloß, einen Verſuch zu machen, ſich durch daſſelbe Mittel zu helfen, das er 1805 und 1809 mit Erfolg angewendet hatte. Er ſchickte nämlich den gefangenen General Meerfeldt an den Kaiſer Franz, um dieſen zu einer beſonderen Unterhandlung und zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes zu bewegen. Oeſterreichs Herrſcher ließ ſich aber nicht zum dritten Male in die ihm gelegte Schlinge locken. Er blieb feſt auf der Seite der Verbündeten.

Neue ſiegreiche Gefechte unter Blücher folgten nun, bis ſich endlich am 18. October die Entſcheidung vorbereitete.

Der franzöſiſche Kaiſer hatte an dieſem Tage offenbar die Abſicht, den Rückzug anzutreten; dennoch bereitete er aber zugleich auch Alles für eine nochmalige Schlacht vor, und bewährte dabei ſeine Meiſterſchaft im Kriegführen noch zuletzt dadurch, daß er im Angeſichte des Feindes ſeine ganze Stellung plötzlich änderte. Er hatte nämlich, als am 18. October um acht Uhr Morgens die entſcheidende Schlacht begann, eine ſehr bedeutende Uebermacht gegen ſich; auch war es ein ungünſtiges Zeichen für ihn, daß ſchon am Vormittag die ſächſiſche Reiterei zu ihren Landsleuten überging. In der That folgten denn auch am Nachmittage die übrigen ſächſiſchen Truppen und die Würtemberger dem gegebenen Beiſpiele. Und der ewig denkwürdige Tag ſelbſt? . . . . . . Nach vielen vorhergegangenen trüben und regneriſchen Tagen, brach der 18. October hell und heiter an . . . um das Schrecklichſte zu ſehen, was Schlachten je geliefert. Schon um 8 Uhr früh begann aus beinahe 2000 Feuerſchlünden eine furchtbare Kanonade. Die Verbündeten rückten mit drei großen Angriffscolonnen vor, . . . das Morden begann und . . . dauerte bis zu der einbrechenden Nacht. Napoleon war geſchlagen. In der Nacht auf den 19. trat er ſeinen Rückzug an. Die Schlacht bei Leipzig war für die Verbündeten gewonnen ... Napoleons Macht zertrümmert.

Seit Erfindung der Feuerwaffen hatte die Welt eine ſolche Rieſenſchlacht nicht geſehen. Jede Feder würde an dem Verſuch, die graſſe Wirklichkeit zu ſchildern, erlahmen. Einen annähernden Begriff derſelben wird man ſich aber bilden können, wenn man erwägt, daß das franzöſiſche Heer am 16. October 84,000 und am 18. 95,000, überhaupt in den letzten fünf Tagen 220,000 Kanonenſchüſſe abgefeuert hatte. Da aber die Verbündeten viel ſtärker an Geſchütz waren, ſo iſt anzunehmen, daß ſie noch viel mehr Schüſſe abgefeuert, daß alſo in den letzten fünf Tagen gewiß eine halbe Million und allein am 18. October von beiden Seiten 250,000 Kanonenſchüſſe gefallen ſind. Dazu kommen nun noch die Millionen Schüſſe des kleinen Gewehrs. Man hörte aber auch dieſe entſetzliche Kanonade in unglaublicher Ferne jenſeits der Elbe und bis tief in die Thüringer und Sächſiſchen Berge hinein! Das ununterbrochene Schießen hatte dabei einen Pulverdampf verbreitet, der mit dem Qualm der brennenden Dörfer die ganze Gegend bis auf viele Stunden weit bedeckte und der ganzen Nacht bedurfte, um ſich vollends zu verziehen. Der brennenden Dörfer aber werden über zwanzig für beide große Schlachttage angegeben. Ueber die Leichen von

Menſchen und Pferden, über die Trümmer, welche das entſetzliche Schlachtfeld bezeichneten, über die erſchütternden Scenen die zahlloſe Sterbende und Verſtümmelte darboten, über all den Jammer, all das Elend, all die entſetzliche Noth, möge die Vergangenheit für uns mit mitleidiger Hand einen tiefen Schleier breiten. Und doch hatte das furchtbare Drama ſein Ende noch nicht erreicht!

Die fliehenden Franzoſen geriethen nämlich durch eine grobe Nachläſſigkeit, welche Berthier begangen hatte, in eine unbeſchreibliche Verwirrung. Dieſer hatte, obgleich Napoleon ſchon am 17. die Errichtung mehrerer Brücken über die Elſter befohlen, keine einzige erbauen laſſen, ſo daß für den Rückzug des ganzen franzöſiſchen Heeres nur zwei Brücken vorhanden waren, von denen noch dazu die eine gleich anfangs zuſammenbrach. Napoleon traf zwar, ehe er ſelbſt von Leipzig nach Erfurt abreiſte, die nöthigen Anordnungen, um den Rückzug zu decken. Reynier, Poniatowsky, Lauriſton und Macdonald erhielten den Befehl, die vordringenden Alliirten ſo lange zu beſchäftigen und zurückzuhalten, bis Alles über die einzige noch übrige Brücke gezogen wäre. Die genannten Generale waren jedoch nicht im Stande dieſer Aufgabe vollſtändig genüge zu leiſten. Die Franzoſen ſelbſt ſprengten daher, während ſie noch in den Vorſtädten kämpften, die Brücke, um durch Aufopferung einiger wenigen Corps das übrige

Heer zu retten. Macdonald entrann den Feinden dadurch, daß er über die Elſter ſchwamm; Lauriſton und Reynier wurden gefangen genommen; Poniatowsky, welchen Napoleon erſt drei Tage vorher zum Marſchall ernannt hatte, ertrank im Fluſſe, weil ſein Pferd mit zu vielem Gelde beladen war. So wandelte ſich denn bald der Rückzug der Franzoſen in eine vollſtändige Flucht um, bei der viele Tauſende theils im Waſſer der Elſter, theils durch das unbeſchreibliche Gedränge, theils durch die Kugeln der Feinde das Leben verloren. Die Verbündeten hatten übrigens ebenfalls ihren Sieg ſehr theuer erkauft; denn von ihren Truppen waren einundzwanzig Generale, achtzehnhundert Offiziere und fünfundvierzigtauſend Gemeine getödtet oder verwundet worden! Der Verluſt ihrer Gegner läßt ſich nicht beſtimmt angeben; nur ſo viel ſteht feſt, daß die Alliirten außer den dreiundzwanzigtauſend Mann kranken und verwundeten Franzoſen, die ſie in Leipzig fanden, noch fünfzehntauſend Mann gefangen nahmen, und dreihundert Kanonen, ſowie neunhundert Wagen eroberten. Napoleon's Armee wurde nur dadurch vor dem völligen Untergange bewahrt, daß Bertrand das auf der Straße nach Erfurt liegende Weißenfels beſetzt hatte, und daß man anfangs blos die raubgierigen Koſaken zur weiteren Verfolgung ausſandte.

In Erfurt, wo Napoleon am 23. und 24. October verweilte, erkannte er zu ſeinem Schmerz die Unmöglichkeit, die Truppen zu ſammeln und zu ordnen. Das Heer war und blieb im Zuſtande der Auflöſung. Tauſende warfen fliehend ihre Waffen weg, oder ſtürzten vor Hunger und Erſchöpfung hin. Der Weg von Erfurt nach Hanau war mit Waffen und mit Leichen von Menſchen und Pferden gewiſſermaßen überſäet, und es waren zuletzt nur noch etwa ſechzigtauſend Mann in Reihe und Glied beiſammen.

Die großen Ausſichten, welche ſich durch die Leipziger Schlacht für die Verbündeten eröffneten, erfüllten die Monarchen mit Freude; wer wollte ſie ihnen verdenken, wenn nur nicht über dem großen Erfolg allzubald vergeſſen worden wäre, was ſie ſelbſt als den letzten großen Zweck des Krieges für Deutſchland verkündet hatten! Es läßt ſich nicht verkennen, nach der Leipziger Schlacht hat der Charakter des Kampfes ſich weſentlich geändert. Der Volkskrieg verwandelte ſich jetzt, je länger je mehr, in einen diplomatiſchen Krieg, bei welchem man freilich den Reſt des Volks-Enthuſiasmus und ſeine gute Wirkung ſich gern gefallen ließ.

Dies aber ſollte erſt in der Folge erkannt werden, damals gab ſich die Nation über den großen Sieg bei Leipzig der reinſten Freude hin. Deutſchland war ja nun bis zum Rheine frei; Alles fühlte ſich glücklich durch die Niederwerfung des Jahre lang getragenen fremden Joches; *man gedachte der Verheißung, daß ein neues mächtiges Reich deutſcher Nation aufgerichtet werden ſolle*; man hoffte in ſeiner Macht, in ſeinem Glanze Vergeltung zu erhalten für die erduldete ungeheure Drangſal und Troſt für die bisherige politiſche Ohnmacht. Die Feier des Sieges erfolgte öffentlich und in den Familien mit einer Begeiſterung, die dem Deutſchen zu fühlen bisher noch nicht vergönnt geweſen war. Sie ſollte jedes Jahr bis in ferne Zeiten wiederholt werden mit Feſten, mit Freudenfeuern auf den Bergen und mit Dank gegen Gott, daß er, „*durch die Kraft ſeiner heiligen Schaaren*“ Deutſchland frei und das glorreiche Volk der Deutſchen zu einer einigen Nation gemacht!

So dachte damals ganz Deutſchland in ſtolzer Siegesfreude; urtheile deutſches Herz . . . was ſich von dieſen ſo blutig erkämpften Hoffnungen und Verſprechungen bis jetzt erfüllt hat.

Unter der Eiche zu Wöbbelin.

Die Stürme der deutſchen Freiheitskriege waren vorüber, Napoleon Bonaparte gefangen und verbannt, Paris hatte die Deutſchen als Sieger einziehen ſehen, der Welt aber war der lang entbehrte, ſo heiß erſehnte Frieden wiedergegeben.

Die Felder — ſeit vielen Jahren ſo oft mit Blut gedüngt, zerſtampft und zertreten, — erfreuten ſich wieder einer regelmäßigen Beſtellung und zeigten üppige Saaten und . . . auch die Doppeleiche zu Wöbbelin, unter welcher Theodor Körner — der jugendliche Dichter und Held — ſchlummerte, grünte wieder friſch und freundlich.

Aber etwas hatte ſich hier doch verändert: neben Theodors Grab erhob ſich ein zweiter Hügel, und unter ihm ruhte . . . die treue Schweſter.

Im December des Jahres 1814 war Körners Freund, Ackermann, nach Sachſen zurückgekehrt. Er hatte — da ja die große Aufgabe der Befreiung Deutſchlands von dem Joche der Fremdherrſchaft gelöſt — bei der erſten

Nachricht vom Frieden, wie die meiſten Lützower, ſeinen Abſchied verlangt und erhalten. Nach einem Beſuche bei ſeinem Oheim, dem berühmten Kunſthändler Rudolph Ackermann in London, ſah er auf der Rückreiſe in Aachen noch einmal ſeinen Chef, den würdigen Lützow, der mit ſeiner reizenden Gattin, dem Genius des Freicorps, jetzt dort lebte. Die holde Frau hatte hier auf der alten Ketſchenburg in einem Zimmerchen, welches ſo niedrig war, daß die Freunde es ſcherzend „die Schiffskajüte“ nannten, ſich ein blumengeſchmücktes und überaus wohnliches Aſyl geſchaffen, in dem ſie einen kleinen Kreis lieber Menſchen um ſich ſah: ſo den Dichter Max von Schenkendorf, Palm, Carl und Friedrich von Petersdorf, Wilhelm von Lützow und Andere.

Mit tiefer Trauer gedachte ſie bei Ackermann's Beſuch des von ihr ſo hochgeſchätzten Körner's; aber der Freund ſollte noch eine viel tiefere Trauer im elterlichen Hauſe des ſo früh Gefallenen finden.

Namentlich zeigte ſich Theodor's Schweſter, Emma, ſehr gebeugt. Sie, die in ihrem Kreiſe für des Vaterlandes Ehre und Erhebung ſo wirkſam geweſen, wie ihr Bruder in dem ſeinigen, war jetzt geknickt und niedergebeugt. Sie hatte ihn nicht nur aus der Erinnerung als Lützow'ſchen Jäger in Oel gemalt — ein Bild, nach welchem die ſpäteren Kupferſtiche gemacht wurden —

ſondern auch ſonſt noch in verſchiedenen Lebensaltern. Was aber Ackermann am tiefſten erfaßte, war das Geſtändniß, daß, als ſie mit ihren Eltern jüngſt am Grabe des Bruders geweſen, ſie eine unendliche Sehnſucht ergriffen habe, ihn noch einmal zu ſehen. Sie bat daher das Grab zu öffnen; der Vater aber, eine allzugroße Gemüthsbewegung fürchtend, habe dem Wunſche nicht willfahrt.

Als ſie Ackermann dies erzählte, ſtand ſie noch vor ihm in anſcheinend jugendlicher Geſundheit. Vier Wochen ſpäter ſehnte ſie ſich nicht mehr nach dem Bruder, . . . ein Nervenfieber hatte ihrem Leben ein Ende gemacht; . . . ſie ruhte neben ihm . . . unter der Eiche bei Wöbbelin.

Und die Wipfel dieſer Doppeleiche, die aus den Doppelgräbern der liebenden Geſchwiſter hervorzuwachſen ſchien, vergoldeten eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Die weite Umgebung lag ſtill und friedlich, kein Hauch bewegte die Lüfte, ſelbſt aus dem nahen Dorfe hörte man keinen Laut; nur eine Nachtigall ſang in langgezogenen wehmüthigen Tönen in den dichtbelaubten Zweigen.

Alles war ſtill hier, . . . einſam, . . . wie vergeſſen! . . . nur ein ſchlichtes Denkmal bewies, daß dieſe Stelle einer heiligen Erinnerung geweiht ſei. Es war das Denkmal, das der Appellationsrath ſeinem Sohne hatte ſetzen laſſen.

An der unterſten Stufe des Denkmals aber knieten zwei ſchwarz gekleidete Damen. Sie ſchienen — während Thränen ihre Wangen überflutheten — in tiefes Gebet verſunken; die Jüngere zumal zeigte ſich wie in Schmerz und Thränen aufgelöſt. Es waren Toni und ihre Tante. Toni hatte der Bühne entſagt; ſie lebte nur noch dem Andenken des Geliebten.

Als ſie ſich nach langer Zeit erhoben, fanden ſie daß Tiedge, der Dichter — der ſie hierher begleitet, und der Theodor Körner ſchon in Löbichau hatte kennen lernen, — etwas in ſeine Brieftaſche ſchrieb. Auch ihm waren die Augen feucht geworden und die Stimme zitterte tief bewegt als er las:

Da ſchlummert denn der Zögling der Camönen. —
Vergiß ihn nicht, mein deutſches Vaterland!
Die Krone, die ſein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur ſeine Urne, krönen.

Du Hirtin fragſt nach ſeinen Liedertönen?
Sein Geiſt iſt mit uns, ſeine Hülle ſchwand;
Und Ihr, Ihr Edleren von Deutſchlands Söhnen,
Hier ſchwört Euch feſter an das Vaterland!

Im heil'gen Rettungskampf hat er vor Allen,
Begeiſtert ſich zuerſt den Weg gebahnt.
Bei ſeiner Urne fühlt, was er geahnt!

So feiert ihn, indeß aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen
An ſeine lieblichen Geſänge mahnt.

Weinend ſank Toni in des Dichters Arme. Die Sonne erglühte in ihren letzten Strahlen, die Nachtigall aber ſchmetterte ihre Wehmuthstöne ſo tief, ſo voll, ſo gewaltig, als wollte ſie ihr kleines Herz mit ihnen zerſprengen und . . . in Sehnſucht verbluten.

Still und in ſich gekehrt ſchieden die Drei von dem Denkmale, das der Vater dem theuren, dem einzigen Sohne geſetzt; . . . aber . . . ſie fühlten es ja mit tröſtender Allgewalt: das größte, das ſchönſte Denkmal, — das Denkmal, das allen Stürmen und allen Zeiten trotzen wird, das hatte ſich ja bereits **Theodor Körner** in den Herzen ſeines Volkes ſelbſt geſetzt.

Vergiß ihn nie, mein deutſches Vaterland . . . und . . vergiß auch ſie nie, die heil'ge Sache für die er gefallen: **er ſtarb für Deutſchlands Freiheit, Größe und Einheit!**

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

William Shakespeare.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in 4 Büchern.

Von

Heribert Rau.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1864.

[illegible]

Erſtes Buch.

William Shakespeare's

Jugendzeit in Stratford.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

In der Kneipe „zum Ochſen“.

„Da bin ich denn doch begierig, wie ihr aus dieſer Spelunke ein Theater machen wollt?“ rief eben lachend ein Burſche von etwa ſiebzehn Jahren einem älteren Manne zu, der beſchäftigt war, in dem Schenkzimmer einer elenden Kneipe — ſie trug das Schild „Zum Ochſen“ — einen alten abgenutzten und zerriſſenen Teppich mit Nägeln an die Wand zu befeſtigen.

„Abwarten, junger Menſch!“ entgegnete der Befragte mit großer Ruhe, indem er ſeinem verlebten und faltenreichen Geſichte den Ausdruck hoher Wichtigkeit gab. „Ihr werdet ſtaunen, wenn das Ding fertig iſt.“

„Wenn ihr was Rechtes fertig bringt, ſo wird das gewiß ſtaunenswerth ſein!“ meinte der junge Burſche heiter. „Ich freue mich übrigens königlich auf die Komödie. Hab' ſolch' Zeug noch nie geſehen, nur davon gehört. In London vor unſerer allergnädigſten Königin ſoll's herrlich ſein, wenn die Komödianten ſpielen; dort giebt's ja eigene Häuſer dafür, nicht wahr?"

„Eigene Häuſer?" entgegnete der Andere, einen mächtigen Nagel einſchlagend. „So iſt es! das in Blackfriars ſteht erſt wenige Jahre und Curtain*) iſt noch neuer."

„Himmel!" rief der junge Mann und ſeine Augen flammten hell auf. „Dort möcht' ich einmal ſein und eine Komödie mit anſehen!"

„Mit anſehen? Werdet's hier auch können!" verſetzte der ältere Mann mit Stolz und Selbſtbewußtſein. „Hat unſere Bande doch das Privilegium von Ihrer Majeſtät der Königin erhalten im ganzen Lande herumziehen und ſpielen zu dürfen."

„Daher tragt ihr auch wohl der Königin Livree?"

„So iſt es! Sie ſchützt uns vor der Strafe der Landſtreicherei, die man auf das Umherſtreifen der gewöhnlichen Komödianten geſetzt. Aber unſere Bande iſt auch etwas Anderes. Freilich können wir keine ſolche Sonne aufhängen, wie die in London war, ſo vor Ihro Majeſtät, in dem Maskenſpiel „Janus" mit Vergnügen das Herabfallen von Eisflocken, Hagelſteinen und Schneebällen ſah, welche zart aus Zuckerplätzchen, Moſchus, Confect und Koriander beſtanden; ... aber wir führen doch auch einen Regenbogen von Segeltuch, eine Sonne und einen Mond auf Holz gemalt, die fein an Fädlein aufgehängt werden, eine Krone von Glanzblech, Scepter und Weltkugel für Kaiſer und Könige mit. Ja! der Neptun zeigt ſich bei uns und weiſt ſich aus durch einen gewaltigen Dreizack, und der Merkur durch Flügel, wie eine Biertonne ſo groß."

---

*) Curtain, „der Vorhang", genannt.

Der junge Menſch, der bis dahin mit untergeſchlagenen Armen an dem Holzpfeiler gelehnt, der die ſchwarz angerauchte Decke der elenden Kneipe trug, lächelte jetzt ſtill vor ſich hin

Es war eine eigenthümliche Erſcheinung. Sah' der Burſche auch etwas keck und verwildert aus, ſo blitzte doch Geiſt aus ſeinen ſchönen und tiefen Augen, während die auffallend hohe Stirn Scharfſinn verrieth. Das reiche Haar floß in natürlicher Fülle, aber auch ungeordnet genug bis auf die Schultern herab. Auf der Oberlippe und am Kinn fing ein Bart zu ſproſſen an. Um den ſchöngeformten Mund blitzte es häufig wie vom Widerſchein eines Witzes. Die ärmliche Kleidung war abgetragen und vernachläſſigt; dennoch gab ſich in der ganzen Erſcheinung etwas eigenthümlich Anziehendes kund.

Für das gewöhnliche Leben mußte der junge Mann nicht recht paſſen, das ſah man ihm an. Es lag ſo etwas in der Erſcheinung, das ſich über das Gewöhnliche hinausſetzt, ... etwas Lebensfriſches, Kühnes. Der Junge mußte toller Streiche fähig ſein ... gewiß aber keiner ſchlechten; dagegen ſprach ſein Blick und eine gewiſſe Kindlichkeit des Ausdruckes.

Ganz anders ſtand es mit dem älteren Manne. Mochte dieſer auch dreißig Jahre alt ſein, ſo ſah er doch wie ein guter Vierziger aus, der das Leben nach allen Seiten hin genoſſen und von den wilden Stürmen der Leidenſchaften nicht unberührt geblieben iſt.

Sein Geſicht war im höchſten Grade verlebt. Stand doch darauf deutlich zu leſen, daß Ausſchweifungen aller Art — freilich wohl auch zu Zeiten bittere Noth, Kummer und Sorgen, — über ihn hingegangen. Sie hatten häßliche Falten in daſſelbe gezogen. Die Augen blickten matt und halberloſchen und wenn ſie einmal aufblitzten, ſo ſah man, daß dieſes Feuer erkünſtelt war.

Die wulſtigen Lippen kündeten dabei Sinnlichkeit, während etwas Breitſchweifiges und Dünkelhaftes ſein ganzes Weſens charakteriſirte.

Sein gewöhnlicher Rock — eine abgeſchabte königliche Livree, deren urſprüngliche Farbe Wetter und Schmutz unkenntlich gemacht — hing über einer der nicht minder ſchmutzigen Bänke der Wirthsſtube; während man, nach den zerriſſenen Hemdärmeln von der Farbe des Bodens, in der That weder auf Reinlichkeit und

Ordnungsliebe, noch auf einen behaglichen Kaſſenbeſtand ſchließen konnte.

Der alte abgenutzte und zerriſſene Teppich, deſſen defecte Stellen man mit gröblich gemaltem Segeltuch geflickt hatte, war unterdeſſen bereits von dem Direktor der Schauſpielerbande an der hinteren Wand der Wirthsſtube an großen Nägeln aufgehängt worden.

Der Schöpfer dieſes großen Werkes betrachtete es jetzt mit demſelben Ausdruck von Zufriedenheit, mit dem wohl einſt ein Raphael ſeine vollendetſten Kunſtwerke im Hochgefühle befriedigten Schöpferdranges beſchaute.

„So!“ ſagte er dann, „jetzt iſt die Bühne geſchaffen und es kann losgehen.“

„Die Bühne?“ frug der junge Mann lächelnd, „das iſt, ſo viel ich weiß, der Raum, auf dem ihr Komödianten eure Stücke abſpielt.“

„So iſt es!“

„Aber wo ſitzen denn die Zuſchauer?“

„Zuſchauer? hier auf den Bänken.“

„Und das wird nicht getrennt? da werden die guten Bürger von Stratford Federball mit euren Witzen ſpielen.“

„Vorausgeſetzt, daß ſie dieſelben begreifen.“

„Ein Witz, den man mit der Laterne ſuchen muß, iſt ein Hellerwitz.“

„Hellerwitz? was iſt das?

„Ein Witz, der nicht mehr als einen Heller werth iſt.“

„Dann ſind unſere Pfundwitze.“

„Soll mir lieb ſein, wenn ſie euch Pfunde eintragen.“

„Wir rechnen ſehr auf die guten Bürger von Stratford, denn unſere Taſchen ſind ſo leer …“

„Wie eure Köpfe!“ ſagte der Burſche lachend.

Aber der Direktor der edlen Bande ſchien dies falſch verſtanden zu haben.

Mit Blitzesſchnelle hatte er ſein Geſicht in die Livree des Zornes gekleidet und rief, dem kecken Sprecher zugewandt:

„Herr! wie meint ihr das?“

„Ich meine,“ entgegnete dieſer heiter, „wenn der Magen leer iſt und der Beutel, ſo macht ſich dies unliebenswürdige Gefühl zumeiſt auch im Kopfe geltend. Und da ich ſo eitel bin zu meinen, daß meine Meinung die rechte ſei, ſo lade ich euch ein …“

„Einladen?“ rief der Mime ſtrahlenden Auges.

„Ja! ich lade euch ein zu einem koſtbaren Nachteſſen.“

„Koſtbaren Nachteſſen?“

„Wie's nur die Königin haben kann.“

„Königin haben kann?“ wiederholte der Mime immer freudiger.

„So iſt es! ihr habt do[illegible] ſchon von der neuen wunderbaren Frucht gehört,“ fuhr der junge Mann fort, „die der berühmte Viceadmiral Drake vor einem

Jahre von ſeinen Reiſen mitgebracht und zu uns verpflanzt hat?“

„O ja! den Knollenwurzeln … wie nennt man ſie doch?“

„Kartoffeln!“

„Richtig: Kartoffeln!“

„Nun, wir werden heute zum erſtenmale die Wunderknollen koſten …“

„Wir?“

„Ja! einige Jagdfreunde, ich und ihr.“

„Jagdfreunde? — vortrefflich. Bringen wohl auch …“

„Das Maul gehalten!“ ſagte der junge Mann leiſe aber mit einer pfiffigen Miene.

„Verſtehe!“ meinte der Schauſpieler lachend, „Sir Thomas Lucy von Charlecotes Jagdgebiet … aber erſt müſſen wir unſer Stück herunter geſpielt haben.“

„Herunter geſpielt? Ich dächte, ihr ſpieltet euch und uns an ihm hinauf!“

„Auch das, wenn ihr wollt; … das heißt: im Geldbeutel uns hinauf und euch hinab .. aber ſeht, wie ich jetzt, als Mann von Kopf, die Bühne von dem Zuſchauerraum ſcheide.“

„Ich bin begierig auf dieſe Geſcheidtheit!“ ſagte der junge Mann.

Sofort nahm der Mime die Kreide, mit der die Wirthin an den Abenden ihren Gäſten die Zeche doppelt aufzuſchreiben pflegte, und zog einen langen Strich quer über den Boden.

„Bravŏ!“ rief der Jüngling hier laut auflachend. „Ihr theilt, wie der heilige Vater in Rom, die Welt mit einem Strich in zwei Theile.“

„Zwei Theile?“ wiederholte der Mime. „In tauſend, wenn ihr wollt! die Bühne, mein Sohn, iſt ein närriſch Ding; ſie muß vorſtellen was uns oder vielmehr dem Dichter beliebt: Himmel und Hölle, Tag und Nacht, Wald und Haus ...“

„Meiſter!“ rief hier der junge Mann kopfſchüttelnd, „allzuſcharf macht ſchartig!“

„Eigentlich,“ verſetzte der Anführer der Bande mit Würde und Bedeutſamkeit, „eigentlich ſollte mich der Zweifel an der Wahrheit meiner Ausſage verdrießen... ja, verdrigßen!“

„Ei! ...“

„Da ihr aber ein junger Menſch von Welt ſeid, der die Kunſt zu ſchätzen weiß ...“

„Viel Ehre!“

„Schätzen weiß ... indem ihr Gaſtfreundſchaft an ihren Jüngern übt, ... ſo —“

„So?“

„So will ich euch ungläubigen Thomas belehren.“

„Ich bin Auge und Ohr. Wenn ich mir nun aber denken ſoll, das Stück, das ihr vorführt, ſpiele im Orient, wo Palmen in die blauen Lüfte ragen, . . .“

Der Schauſpieler ging nach einer Ecke des Wirthszimmers, woſelbſt er früher mehrere Bretter hingelegt, nahm eines derſelben und hielt es dem jungen Manne mit den Worten hin:

„Was iſt darauf zu leſen?“

„Das heilige Land und die Stadt Jeruſalem!“

„So iſt's!“

„Aber ich begreife noch immer nicht . . .“

„Noch immer nicht?“ wiederholte ernſt und mit nicht geringem Stolz der würdige Mime, „nun denn, ſo will ich es euch noch deutlicher erklären; denn wie bei unſerer Bande, ſo iſt es auf allen Theatern. Ein Brett mit dem Namen des Landes oder der Stadt zeigt den Ort an, wo ſich das Stück zutragen ſoll . . .“

„Und wenn nun eine andere Gegend beliebt wird?“

„Bezeichnen wir die Veränderung dadurch,“ verſetzte der Schauſpieler mit ſtolzpfiffiger Miene, „daß wir das Brett wegnehmen und ein anderes, mit anderem Namen an deſſen Stelle ſetzen!“

Ein Lächeln umſchwebt den Mund des jungen Mannes; dann ſagte er:

„Und wenn nun ein Geſchäftszimmer dargeſtellt werden ſoll?“

Der Mime kniff die Lippen feſt zuſammen, als wolle er dem großen Gedanken, den er auszuſprechen gedachte, der Wichtigkeit und des Effectes halber, noch Zeit laſſen, ſich in Worte zu formuliren; ſeine Augen wurden dabei groß, während die Falten der Stirn eine Art Wolkendraperie bildeten.

„Nun?“ frug der junge Mann abermals, „und wenn nun ein Geſchäftszimmer dargeſtellt werden ſoll?“

„So ſtellen wir einen Tiſch mit Feder und Tinte hin ...“

„Und das zeigt das Geſchäftszimmer an?“

„Geſchäftszimmer an! Wird Feder und Tinte hinweggenommen und man ſetzt dafür zwei Stühle, ſo bedeutet dies ein Schenkzimmer.“

„In der That!“ rief hier der junge Mann lachend, „das iſt einfacher, als ich es mir gedacht hatte.“

„Aber ſchlau erdacht.“

„Sehr ſchlau! ſo ſchlau ſogar, daß die Wenigſten wohl die Bedeutung errathen.“

„So ſagt es der Prolog oder die Zwiſchenperſon.“

„Und die Spielenden?“

„Die bleiben unbeweglich ſtehen, während Bretter und Stühle und Tiſche gewechſelt werden.“

„Ausgezeichnet! ...“

„Ausgezeichnet? warum?“

„Weil ſie ſo, ohne die Mühe, ſich fortzubegeben, an die verſchiedenſten Orte gebracht werden!“ rief der

Jüngling ironiſch. „Bei Gott! da merke ich erſt, daß die Bühne das wahre Zauber- und Feenland iſt.“

„Zauber- und Feenland!“ wiederholte der Anführer der Bande geſchmeichelt. „Und wenn ihr erſt die Theater in London ſehen könntet . . .“

„Nun?“

„Oh! die haben ſogar Felſen, Gräber, Löwen, Drachen, Hunde, Pferde, einen Altar, zwei Kirchthürme und die Stadt Rom . . .“

„Wie?“

„Wie? Alles auf Segeltuch gemalt, das auf Holzrahmen geſpannt iſt. Aber das hat auch Geldes genug gekoſtet.“

„Wie das ſchön ſein muß!“ meinte der junge Mann jetzt träumeriſch. „Welche Anhaltspunkte für die Phantaſie, dieſe geflügelte Zauberin und Malerin. Oh! ich möchte wohl einmal in London ſein und . . .“

In dieſem Augenblicke ſtürzten zwei ziemlich verwildert ausſehende Burſchen mit dem Ausrufe: „Guten Tag, Will!“ in das Wirthszimmer.

Der junge Mann begrüßte ſie heiter und freudig. Ehe wir aber dem weiteren Verlauf der ſich jetzt entſpinnenden luſtigen Scene folgen können, ſei uns — des richtigen Verſtändniſſes unſerer ferneren Erzählung halber — eine Schilderung der Theaterverhältniſſe erlaubt, wie ſie ſich um die Jahre 1580—90 in England geltend machten.

Dazu bedürfen wir freilich eines noch weiteren Rückblickes, und zwar bis zu dem eigentlichen Beginn der Schauſpiele und der Schauſpielerkunſt . . . beide aber heben mit den Myſterien an.

Myſterien oder Wunderſpiele waren meiſtens auf Charaktere und Begebenheiten der heiligen Schrift oder auf den Aberglauben, welcher die ſchöne Geſtalt der Religion umgab, gegründet. Ueber die Perſönlichkeit der Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes, über die Bühnendarſtellung der Menſchwerdung, des Leidens, der Auferſtehung und Himmelfahrt braucht nichts beigebracht zu werden; auch die Erſcheinung Adams und Evas nackt und ohne Scham auf einer, dann wieder mit Feigenblättern bedeckt auf einer andern Bühne iſt ein Beweis der Rohheit jener Zeit.

Der Teufel war beſonders ein Liebling der Zuſchauer; gewöhnlich hatte er Hörner, einen ſehr großen Mund, große Augen und Naſe, feuerrothen Bart, geſpaltenen Fuß und Schweif. Ein flinkes Ding, das Laſter genannt, war ſein beſtändiger Gefährte, deſſen Witz darin beſtand, auf des Teufels Rücken zu ſpringen und unter Poſſenreißerei ihn mit einem hölzernen Schwerte zu züchtigen, bis Se. Sataniſche Majeſtät tüchtig während der Streiche brüllte, was alsdann immer ein „Hallo!“

unter den Zuſchauern hervorrief. Der Zank Noah's und ſeiner Frau bei der Sündfluth iſt ebenfalls eine Probe der Behandlung heiliger Gegenſtände, wenn ſie zu Myſterien werden. „Willkommen, Weib, in dieſem Boot!“ iſt der höfliche Gruß des aufmerkſamen Gatten, als er ſeine Dame in die Arche führt. „Nimm du dieß als Gedenkzeichen!“ mit einer gehörigen Ohrfeige begleitet, iſt die beredte Erwiderung der Mutter der neuen Welt. Wie elend uns nun immer dieſe Erzeugniſſe erſcheinen mögen, damals hielt man ſie für Beförderungsmittel der Religion. Feſt- und Heiligentage wurden zu ihrer Aufführung gewählt, einen tauſendtägigen Ablaß ertheilte der Papſt, und vierzig Tage dazu der Biſchof des Sprengels denen, welche in der Pfingſtwoche der zu Cheſter aufgeführten Reihe von Myſterien beiwohnten, die mit der Schöpfung und Lucifers Fall anfingen und mit dem jüngſten Gericht endeten. Klöſter, Abteien und Kirchen waren dabei die gewöhnlichen Schauplätze und eine Zeit lang die Geiſtlichen ſelbſt die einzigen Schauſpieler; nach und nach aber fielen manche Rollen in die Hände der Schüler und Chorknaben in den Mönchsanſtalten, und endlich ward dieſen die ganze Darſtellung übertragen, weil durch ein zu Rom 1589 genehmigtes Verbot der mexikaniſchen Kirchenverſammlung den Mönchen das Spielen in den Myſterien für immer unterſagt ward.

* Anders machten es die Pfarrer in London, ſie benutzten ihre Leſefertigkeit und gaben drei Tage nach einander König Richard II., ſeiner Gemahlin und den Edeln des Reichs geiſtliche Stücke in Skinner's Well.

So waren dieſe Wunderſpiele und Myſterien vier Jahrhunderte beim Volke beliebt. Indeß ward ihre Aufführung ſchon in dem Jahre 1500 ſeltener als bisher. Die berühmten Myſterien zu Cheſter wurden 1574 zum letzten Male wieder belebt, und die Aufführung des Leidens Chriſti am Charfreitage, unter Jacob I., war die letzte Entweihung ſo heiliger Gegenſtände auf der Bühne. Die Kunſt that jetzt einen wichtigen Schritt weiter.

Die erſte Abweichung von der buchſtäblichen Darſtellung heiliger Geſchichten und Legenden in den Myſterien waren allegoriſche, dem Hauptzweck dienende Perſonen. Da ward ſchon etwas mehr auf Plan, Sittenſchilderung und Unterſchied der Charaktere geſehen. Sünde, Tod, Glaube, Hoffnung, Liebe und die Hauptleidenſchaften und Laſter der Menſchen wurden endlich als Perſonen die Hauptrollen. Dergleichen Dramen hieß man „Moralitäten“, im Gegenſatz gegen die Myſterien. „Moralitäten“ kamen um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts auf und theilten den Beifall des Volks ſo ziemlich mit ihren Vorgängern, den

Myſterien, bis endlich bei reiferem Verſtande der Zuhörer beide von der Bühne verſchwanden.

Myſterien bahnten natürlich geſchichtlichen oder romantiſchen Sagen den Weg in das Drama; und von Moralitäten, worin die Charaktere allegoriſch waren, und der Plan phantaſtiſch, war der Uebergang zu Unterhaltungen, welche dem regelmäßigen Schauſpiele näher kamen, natürlich.

Der Brauch, bei großen öffentlichen Anläſſen zu Ehren und zur Ergötzung des Königs Feſtgepränge zu geben, trug zur Einführung des Dramas viel bei. Schicklich gekleidet ſtellten hiſtoriſche und allegoriſche Charaktere Geſchichten pantomimiſch auf beweglichen Bühnen in den Straßen vor. Unter Heinrich VI. kamen Dialog und in Verſe geſetzte Reden hinzu. Daher mögen denn auch wohl die höchſt unpaſſenden Erzeugniſſe rühren, die man Maskenſpiele nannte. Uebrigens kam man dadurch auf den Gedanken, auch profane Charaktere auf die Bühne zu bringen und Pantomime und Dialog in demſelben Schauſpiele zu vermiſchen. Damit aber war auch der Weg zu dem eigentlichen Drama gebahnt.

Die erſten regelmäßigen Volks-Dramen aber verdanken die Engländer den Univerſitäten, Gerichtshöfen und öffentlichen Schulen. Die Schüler in dieſen Anſtalten beſchäftigen ſich nämlich fleißig mit freien Ueberſetzungen der klaſſiſchen Muſter des Alterthums und mit

Fertigung und Aufführung von Stücken, die dieſen Muſtern nachgebildet waren. Die früheſte Tragödie „Gorboduc“ oder „Ferrex und Parrex“ von Sackville, Lord Buckhurſt und Thomas Norton gemeinſchaftlich geſchrieben, ward 1561 im Inner Temple aufgeführt; und das erſte Luſtſpiel: „Gevatter Gurtons Nadel,“ eine Jugendarbeit des Biſchof Still ward 1566 zu Cambridge in Chriſt's Church gegeben.

Alle Schauſpiele vor Shakespeare's Zeit ſind im Allgemeinen einander ähnlich. Ihre Verfaſſer hatten keinen Begriff von einem Plan, der ein großes Ganzes umfaßt, noch von einem, der aus mehren, derſelben Quelle entfließenden, zur Förderung deſſelben Zweckes verbundenen, in einander greifenden, wiewohl von einander verſchiedenen Handlungen beſteht. Entweder verfielen ſie in den Fehler, ihre Geſchichte ſo kahl und einfach hinzuſtellen, daß ſie kaum den Namen Geſchichte verdiente, oder ſie ſtellten in einem und demſelben Stücke zwei oder mehrere Geſchichten ganz unverbunden neben einander. Ereigniſſe werden entweder lange und langweilig beſprochen, oder folgen ſo ſchnell auf einander, daß Handlungen und ihre Ergebniſſe, die bloß im Verlauf der Zeit ſtattfinden konnten, ſo in unmittelbarer Berührung ſtehen, daß der jedesmalige Auftritt mehr eine willkürliche Anreihung, als ein natürlicher Fortgang der Begebenheiten iſt. Einer von zwei Fehlern bezeichnet immer den Schluß eines Akts: entweder wird die Auflöſung, nachdem das Ergebniß ſchon handgreiflich und alle Theilnahme daran verraucht iſt, verſchoben; oder der Verfaſſer ſpannt, nachdem die Hauptgeſchichte beendet iſt, ſeinen Verſtand auf die Folter, um eine Scene durch allerlei fremdartige, eingepfropfte Umſtände zu ihrer vorgeſchriebenen Länge auszurecken.

In den früheren engliſchen Schauſpielen machte gemeiniglich der Chorus einen Theil aus, der zuweilen die Handlung fortleitete, zuweilen das Mangelnde durch Erzählung oder Erläuterung ergänzte, zuweilen aber auch das Geſchäft eines ſittenrichterlichen Beobachters der Vorfälle übernahm. Eine noch unſtatthaftere Begleitung war das läſtige Getriebe der Pantomime (dumb show) vor jedem Act, wo ſein Inhalt allegoriſch und pantomimiſch dargeſtellt ward. Dieſe ſtumme Gebärdung wurde zuweilen ſo ausgedehnt, daß ſie den Mangel an Handlung im Stück verdecken half; und, war ein Verfaſſer ja recht eigenſinnig und auf Wahrſcheinlichkeit verſeſſen, ſo füllte ſie die nothwendige Zwiſchenzeit, wo ein Held aus dem heiligen Lande erwartet, oder eine Prinzeſſin eingeführt, vermählt oder zu Bette gebracht wurde.

Proſa, Reim und reimloſe Verſe waren durcheinander und ohne Unterſchied die Mittheilungsweiſe der frühern Dramatiker; zuweilen jedoch wurden auch Schauſpiele nur in der einen oder der andern Sprach- und Dichtweiſe abgefaßt.

Daß auch die älteren engliſchen Dramatiker die Geſetze der Alten für Anordnung des Dramas wohl kannten, iſt keine Frage; denn ſie waren alle gelehrt. Ihre Vernachläſſigung der Einheiten alſo und anderer weſentlicheren, leichter zu beobachtenden Eigenheiten war vorſätzlich, und offenbar trugen ſie keine Bedenken, Alles, was ihrer Einbildungskraft vorſchwebte, auf's Papier zu werfen. Daher ſind die Begebenheiten mehrerer Jahre in fünf Akte zuſammengedrängt; in einem Schauſpiele wird die Scene oft in verſchiedene Welttheile verlegt; die Charaktere verſchiedener Länder werden vermiſcht und während die Scene in Griechenland oder Rom ſpielt, kündigen Bräuche, Sitten, Geſinnungen und Anſpielungen alle Perſonen als Engländer an. Kurz, ihre Zeitverſtöße und Unſtatthaftigkeiten ſind endlos.

Das Auszeichnendſte in der früheren engliſchen Tragödie, worin die Alten nicht nachgeahmt wurden, war Uebertreibung. Die Fabel enthielt immer einen höchſt ſchauderhaften oder argen Verfall, und Alles, was darauf Bezug hatte, ward unnatürlich geſpannt. Sehr emſig ward auch nach Lagen gehaſcht, welche kaum möglich waren; die Leidenſchaften wurden dabei ſo übertrieben, daß man ſie in der That oft nicht mehr von Mondſucht unterſcheiden konnte. Zugleich war die Sprache bis zur Sinnloſigkeit ſchwülſtig, die unerlaubteſten Metaphern, die abenteuerlichſten Einfälle und Ausdrücke, die plumpeſten Witze und die größten Gemeinheiten wurden in unbeſchränkteſter Freiheit gebraucht. Aus einem ſolchen Wuſt von Tollheit und Abgeſchmacktheit aber konnte unmöglich das Herz ſprechen; zwar verſuchte man, die Stimme der Natur wiederzugeben, ſelten indeß mit dem Erfolg, daß auch nur eine augenblickliche Täuſchung erreicht worden wäre.

Wir wenden uns nun zum Luſtſpiel, werden aber auch hier nicht mehr befriedigt. Größere Verſchiedenheit der Scenen und Ereigniſſe finden wir da allerdings; aber dafür muß der Leſer auch noch mehr als die angegebenen Uebel mit in den Kauf nehmen. Niedrige Poſſenreißerei, furchtbare Unflätigkeit, alberne Einfälle, Wortverdrehungen und Wortſpiele, querköpfige Fragen und Antworten, kurz, was nur von tollem Geſchwätz aufgetrieben werden konnte, galt für Witz. Die Hauptcharaktere im alten Luſtſpiel waren Aufwärter, Pagen, Bediente und andere Perſonen dieſer niedrigen Klaſſen; ihre Niedrigkeit kann allenfalls noch ihrer Pöbelei zur Entſchuldigung dienen.

So lange die Gegenſtände dramatiſcher Unterhaltung heilig waren und die Bühne die Zwecke der Prieſterſchaft förderte, fand man Kirchen, Kapellen und ihre unmittelbaren Umgebungen vollkommen geeignet zu dramatiſchen Vorſtellungen; als aber die Myſterien profanen Gegenſtänden wichen, und Belehrung unter der Form von „Moralitäten“ ſtatt bloßer Ergötzlichkeit eintrat, erklärte man ſich laut und allmälig auch mit völligem Erfolg gegen dieſe Entweihung heiliger Stätten. Als ferner ſtatt der Geiſtlichen Schüler und Singknaben ſpielten, wurden Schulſtuben, Hör- und Gerichtsſäle, Ritterſitze und Fürſtenpaläſte zu Bühnen. Indeß kam es doch vor, daß ſelbſt bis in die letzte Zeit der Königin Eliſabeth die bevorrechteten Schauſpieler manchmal noch in Kirchen und Kapellen ſpielten, dies jedoch nur, wenn ſie bei ganz beſonderen Gelegenheiten aufgefordert wurden, ihrer Fürſtin und Schützerin eine Vorſtellung an Orten zu geben, an welchen ſich keine Bühnen befanden.

Das erſte in England ausſchließlich für das Drama beſtimmte und vorzugsweiſe „das Theater“ genannte Gebäude ward 1570 in Blackfriars, nahe dem gegenwärtigen Apothecaries Hall, aufgeführt. Die Zahl der Theater wuchs ſchnell; ein Schauſpielhaus in Whitefriars, in oder an Salisbury Court, und ein anderes, „der Vorhang“ (curtain) genannt, in Shoreditch wurden vor 1580 erbaut; nachher der „Globus“, auf der Uferſeite; der „rothe Ochs“, am obern Ende der St. Johannesſtraße; „Fortuna“, in der Whitecroßſtraße; der „Hahnenplan“ oder „Phönix“ in Drury Lane.

Außerdem gab es andere Theater von geringerer Bedeutung, wie der „Schwan", die „Roſe", die „Hoffnung." Jedes ſoll mit einem ſeinen Namen andeutenden Zeichen verſehen geweſen ſein. So hatte der „Globus" eine Figur des Herkules, der den Globus trägt; darunter den Sinnſpruch: Totus mundus agit histrionem. Auf dem Dache des Globus und anderer öffentlichen Theater wurde außerdem eine Stange angebracht, woran während der Aufführung eine Fahne wehte. Die Schauſpielhäuſer waren nie alle zu derſelben Zeit offen, manche waren Sommer-, manche Wintertheater. Die Dächer der Sommertheater zogen ſich bloß über Bühne, Gänge und Gallerien; die Grundfläche des Parterres war alſo dem Wetter ausgeſetzt; die Wintertheater waren ganz bedeckt und ihre Vorſtellungen wurden alſo bei Licht gegeben. So das Theater in Whitefriars und der „Hahnenplan"; auch waren ſie kleiner, als die andern und hießen, aus einem jetzt unbekannten Grunde, Privattheater. Die Erleuchtung des Hauptgebäudes geſchah durch Dreifüße oder große offene Leuchten. Die Bühne dagegen erhielt ihr Licht durch Lampen und zwei große Armleuchter, wie man ſie noch heute in alten Kirchen findet.

Die Form der engliſchen Theater wurde von den Gebäuden entlehnt, welche nach gemachten Erfahrungen, den Zwecken des Drama gemäß, erſchienen. Drei Seiten umgaben Balkons; dieſe, gehörig abgetheilt, waren für die verſchiedenen Klaſſen von Zuſchauern; die vierte Seite bildete die Bühne und die Mittelfläche das Parterre, welches indeß zu jener Zeit noch keine Bänke hatte. Das gemeine Volk, das von hier aus die Aufführung ſah, heißt bei Shakespeare „Gründlinge“, bei Ben. Johnſon die „grundverſtändigen Herren.“ Zwiſchen dieſer Klaſſe von Zuſchauern und denen auf den oberen Balkons oder Schaugerüſten war kein Rangunterſchied; beide waren von der niedrigſten und ſchlechtberüchtigſten Art. Die unteren Balkons oder Behältniſſe, die unſeren Logen entſprachen, wurden von Leuten von Rang beſucht. Bei den alten Dramatikern kommen auch oft „Herrenplätze“ vor, die zunächſt der Bühne geweſen zu ſein ſcheinen.

Außer den gewöhnlichen Plätzen waren aber auch in einigen Theatern Privatlogen; ihre Lage iſt jedoch nicht genau anzugeben. Zuweilen wurden auch die öffentlichen Plätze für Einzelne beſtimmt und verſchloſſen. Einen oberen Balkon — über der jetzt ſogenannten Bühnenloge — nahm das, in jener Zeit noch ſehr einfache Orcheſter ein.

Die Bühne ſelbſt wurde damals von dem Zuſchauerraume nur durch einen Einſchluß geſondert und vor der Aufführung mit einem Vorhange verdeckt, welcher, in der Mitte getheilt, an beide Seiten zurückgezogen werden konnte; er beſtand, je nachdem das Theater, aus Wolle oder Seide. Gewöhnlich war die Bühne, wie die Fußböden der Privathäuſer zu Eliſabeth's Zeit, mit Binſen beſtreut; bei außerordentlichen Feſtſpielen aber mit Matten belegt. Im Hintergrunde der Bühne befand ſich ein Balkon, oder eine höhere Baluſtrade, auf der die Perſonen auftraten, welche in der Höhe erſcheinen ſollten, wie Julia auf dem Balkon, in „Romeo und Julia.“ Wurde ſie nicht zur Vorſtellung gebraucht, ſo war ſie mit einem Vorhang verdeckt. Kam ein Schauſpiel im Schauſpiele vor, ſo wurde ſie entweder für die Zuhörer, vor welchen es aufgeführt wurde, oder als Bühne für das Nebenſtück gebraucht. Shakeſpeare ſelbſt hat von beiden ein Beiſpiel Sly ſah wohl die bezähmte Keiferin vom Balkon aus an; das Schauſpiel im „Hamlet“ ward ebenfalls auf der höhern Bühne gegeben.

Ortsdarſtellung oder Scenerie kann man in den Buden und zeitwierigen Bauten in Rechtshöfen, wo die erſten Schauſpielergeſellſchaften ihre Vorſtellungen gaben, nicht nachweiſen; was man darüber weiß, läuft immer darauf hinaus, daß die erſten regelmäßigen Theater eben ſo wenig Bühnenverzierung hatten, als ihre kümmerlichen Vorgänger. Der Mangel eines zur Aufführung ſo weſentlichen Erforderniſſes beweiſt vor allem entſchieden, wie höchſt armſelig die erſten Theater geweſen ſein müſſen; die Rechnungsbücher des Aufſehers über die Luſtbarkeiten der Königin Eliſabeth vom Jahre 1571 und einigen folgenden zeigen deutlich, daß beinahe bei jedem Maskenſchau, oder bei Schauſpielen am Hofe viererlei gebraucht ward. 1. Zeitwierige Bauten auf der Bühne; 2. Malerei auf Segeltuch, das auf Rahmen geſpannt ward; 3. Mechaniſche Vorrichtungen; 4. Geräth und Requiſiten überhaupt.

In Anweſenheit des Königs ward nicht leicht eine Vorſtellung gegeben, wo nicht ein „Schloß“, oder eine „Zinne“ vorgekommen wäre. Häuſer, Lauben, Gefängniſſe, Rathhäuſer, Altäre, Gräber, Felſen und Höhlen, Erfindungen für Hölle und die „Höllenmündung“ wurden beſtändig gebraucht. Einmal ward eine Kirche mit aufgeführt, worin, wie der folgende Artikel der Rechnung zeigt, ein Licht geweſen. Bäume, Hohlwurz und Stechpalme, erſchienen in Natur oder im Bilde; zur Vorſtellung einer Wildniß aber legte man die Art an die Wurzel und die erforderliche Menge von abgeſchlagenen Bäumen wurde dann auf einem Wagen von der Stelle, wo es wuchs, nach dem Luſtſaal am Hofe geſchafft. Die Angabe einer ſolchen ländlichen Umgebung auf der Bühne führt dabei auf etwas, das man auf der alten Bühne kaum hätte erwarten ſollen: „Jäger, welche einem im Hofe freigelaſſenen Fuchſe ſchreiend nachjagen, mit Hunden, Hörnern und Jagdruf, im Schauſpiel Narciß, welches Geſchrei zweckmäßig, wie die vorgeſchriebenen Worte und die zu ſpielende Rolle erforderten, ausgeführt ward.“ Das Vorkommen aber ſolcher Wirklichkeit war mehr Ausnahme als Regel. Anderwärts kommen „Steckenpferde“ vor; und aus den beſtändigen Ausgaben in den Rechnungen für Löwen, Drachen und Fiſche ergiebt ſich, daß Vorſtellungen von Thieren ſehr gewöhnlich waren.

Als die Theater indeß noch ganz ohne Ortsbezeichnung waren, zeigte das vorgeſchobene Brett, daß die leere Bühne eine Stadt, ein Haus oder irgend einen anderen Platz vorſtellen ſolle. Als ſpäter die Verwandlungen aufkamen, ſchaffte man das Brett nicht ſogleich ab, ſondern es wurde noch gebraucht, um anzuzeigen, daß die aufgeſtellte Malerei dieſe beſondere Stadt, Waldung, oder Haus bedeute. Es dauerte indeß lange, ehe die Theater ſo reich wurden, für jede Ortsveränderung in einem Stücke auch eine beſondere Verwandlung zu geben, mithin mußte oft eine Malerei in wenigen Stunden die Hauptſtadt verſchiedener Länder vorſtellen; wie wäre dies ohne das Brett gegangen? Zeitwierige Bauten auf der Bühne, behufs der Scenerien, waren ſehr gewöhnlich. Im letzten Akt von „Romeo und Julia“ dreht ſich Alles um das Hinabſteigen des Helden in die Gruft; und in den früher ſo beliebten hiſtoriſchen Stücken machte die häufige Erwähnung der Stadtmauern, der Angriffe auf die Thore, die Erſcheinung der Bürger und Anderer auf den Wällen, eigene Bezeichnungen der genannten Plätze durchaus unerläßlich. Ein ganz kunſtloſer Aufbau vor dem Balkon entſprach dann den geforderten Zwecken: feſter Fußboden für die, welche oben erſcheinen mußten, und unten Ein- oder Ausgang durch eine Thür oder ein Thor.

Viele alte Stücke bedurften auch bei der Aufführung ein etwas zuſammengeſetztes Getriebe. Um nur Shakespeare zu erwähnen, ſo kommt im Sturm Ariel „als Harpyie“, ſchlägt mit den Flügeln auf den Tiſch und mittelſt einer hübſchen Vorrichtung verſchwindet das Gaſtmahl. In einer andern Scene deſſelben Stücks kommt Juno herab. In „Cymbeline“ kommt Jupiter in Donner und Blitz auf einem Adler ſitzend herab. Der Keſſel verſinkt und die Erſcheinungen erheben ſich, von den Hexen entboten, im Macbeth. Es gab alſo Verſenkungen; die unterirdiſche Gegend, wohin ſie führten, hieß „Hölle“, im Gegenſatz gegen die Decke, welche den „Himmel“ vorſtellte. Blaue Teppiche, von der Decke herabhängend, zeigten, daß es Tag war; etwas dunklere bedeuteten Nacht. Eine „Höllenmündung“ wird unter den der Admiralsgeſellſchaft gehörigen Artikeln erwähnt; auch kommt dieſer vergnügliche Eingang häufig in den Feſtrechnungsbüchern vor.

Das Aufkommen der Ortsdarſtellung auf der Bühne, und wie ſie in jeder einzelnen Periode beſchaffen geweſen, kann nicht nachgewieſen werden. In den vierzig und etlichen Jahren, zwiſchen Erbauung des erſten Schauſpielhauſes und Shakespeare's Tod, hatte die Bühnenverzierung allerdings bedeutende Fortſchritte gemacht. Einige einzelne Requiſiten, welche 1598 der Lord Admiralsgeſellſchaft gehörten, mögen hier erwähnt werden, um auf einiges noch nicht Erwähnte hinzuführen. Außer Felſen, Gräbern, Särgen und Altären, Löwen, Drachen, Phanthons-Wagen und — kläglicher Abſtich! — einer Bettſtelle, ſind Beweiſe für das Aufkommen der Theaterverzierungen und der allmäligen Vervollkommnung darin: zwei Kirchthürme, ein Glockenſpiel, ein Feuerthurm, die Stadt Rom, ein Regenbogen, Sonne und Mond. Auch die Goldäpfelbäume und die des Tantalus dürfen nicht vergeſſen werden.

Bei den Maskenſpielen und regelmäßigen Dramen am Hofe waren die zierlichen und glänzenden Kleider der Schauſpieler merkwürdig. Gold, Silber, Seide, Atlas, Sammet und Federn von allerlei Farben und Verbindungen wurden zum Auspuß der Schauſpieler verſchwendet. Auch war Glanz nicht die einzige Rückſicht: man bemühte ſich, mit vielen Koſten, die Trachten, Attribute und Ausſchmückungen den dargeſtellten Charakteren anzupaſſen.

Wie arm auch die öffentlichen Theater waren, ſo vereinigten ſich doch mancherlei Umſtände, daß ſie mit dem königlichen wetteifern konnten. Die Tracht der Adligen und Reichen war glänzend, und ihre abgelegten Kleider wurden gern von den Theatern gekauft, wo ja ein etwas verblichener Glanz nicht viel zu bedeuten hat und zufällige Flecke durch den wohlfeilen Kaufpreis vergütet wurden. Da Schauſpiele und Maskenſpiele am Hofe nicht leicht mehr, als einmal, gegeben wurden, ſo war es nicht eben nöthig, die dabei gebrauchten Kleider aufzuheben, und ſo kamen ſie denn bald an diejenigen, für welche allein ſie Werth hatten. Könige traten in Kronen auf, ſtattlich, einfach oder eben mit einer Sonne geſchmückt; Weltkugeln und Scepter trugen ſie in den Händen. Neptun hatte ſeinen Stirnſchmuck und Dreizack, Mercur ſeine Schwingen.

Auch das Orcheſterweſen lag damals noch in ſeiner Kindheit.

Ein Muſikchor, beſtehend aus Trompeten, Zinken, Oboen, Lauten, Hirtenflöten und Geigen, diente dazu, in kurzen Zwiſchenzeiten den baldigen Anfang des Stücks zu verkünden; der dritte Tuſch war das Zeichen zum Auftritt des Prologs, der unabänderlich in einem langen ſchwarzen Sammetmantel ging; ſein demüthiges Benehmen, ſeine flehentliche Miene und Anrede beurkundeten die völlige Unterwerfung der Unternehmer und Schauſpieler unter den Willen des Publikums. Es ward immer nur Ein Stück gegeben, aber durch die Kunſtfertigkeit von Tänzern, Gauklern und Beſchwörern in den Zwiſchenpauſen, war für Abwechſelung und Würze der Unterhaltung geſorgt. Wozu das Orcheſter noch weiter gebraucht worden, iſt ungewiß. In vielen alten Schauſpielen heißt es, Muſik fällt ein mit einem Geſang, ohne daß jedoch der Geſang ſelbſt aufbewahrt iſt und uns mithin zu errathen überlaſſen wird, ob die Geſänge charakteriſtiſch, oder gelegentlich aufgenommene Volkslieder waren. Vielleicht war der früheſte regelmäßige Geſang der des Valerius in Heywoods „Raub der Lucretia," 1600: und durch den glücklichen Erfolg kühn gemacht, vermehrte der Verfaſſer ſpäter die Geſänge noch. Opernartige Stücke ſcheint William Davenant zuerſt aufgebracht zu haben.

Uebrigens war damals ſchon das Unweſen der Kritik im größten Schwunge.

Deuteten ſchon die Anſtalten des Kritikers auf die Wichtigkeit ſeines Geſchäfts, ſo war ſein Geſchäft ſelbſt gleich wichtig. Zur Nachhülfe für ſeinen natürlichen Scharfſinn rüſtete er ſich mit einem Taſchenbuch aus, worin er während der Aufführung boshaft Stellen für die Kritik aufzeichnete, dabei auch Scherze und Witzbrocken nicht vergaß, die auf Kaffehäuſern und an den Tafeln der Großen, wenn ſich ſchickliche Gelegenheit dazu fand, wieder aufgetiſcht werden konnten. Dabei war es unter dieſen Witzbolden Mode, durch bedeutſame Zeichen und unanſtändige Andeutungen der Verachtung Mißfallen an der Aufführung zu affectiren:

Wie ſcheußlich und abſcheulich iſt, zu ſehen,
Wie dort ein Bube, ſonder Kunſt und Hirn,
Gleich einem Ariſtarch oder puren Eſel,
Menſchartig ſich gebahrt, mit Rauchermine
Stets grämlich ausſpuckt und den Blick verdreht,
Um, gleich dem Hanswurſt, ſeiner Nebenmänner,
Zufried'nen Blick von dem nur abzuleiten,
Was ſie beſchauen.

Ben. Johnſon.

Gewöhnlich lachten ſie auch in der ernſthafteſten Scene eines Trauerſpiels laut, oder ſtanden auf und verließen höhniſch das Theater. Die lärmenden Aeußerungen des Mißfallens: Ziſchen, Heulen, Pfeifen, Katzenmiauen, waren noch wirkſamer, wenn es galt, ein Stück zu verdammen, welches damals, wie jetzt, gleich bei der erſten Aufführung ſein Todesurtheil erhielt.

Ein Epilog war gewöhnliches, doch nicht unabänderliches Anhängſel eines Stücks. Zuweilen ward er, wie in mehreren Shakespeare'ſchen Stücken, von einem der Spielenden im Charakter geſprochen Bei Vorſtellungen in adligen Häuſern ſchloß ein Gebet für den Schutzherrn der Geſellſchaft, und auf öffentlichen Theatern für König und Königin, das Stück. Zuweilen war das Gebet in den Epilog verwebt. Dies Schauſtück von Schmeichelei ſprachen die Schauſpieler knieend vor dem Publikum, das unſtreitig gleich erbaut, wie jene andächtig war.

Mit dem Uebergang des Drama von heiligen zu profanen Gegenſtänden, änderten ſich auch nach und nach theils die Schauſpieler, theils der Ort der Aufführung. Als die Geiſtlichen die Bühne verließen, beſtiegen ſie die Chorknaben und wurden, unter dem Namen „Kinder“, in den Zeiten der Eliſabeth und Jacobs, gewandte und beliebte Schauſpieler. Ihre Anſtellung ward für wichtig gehalten; denn es iſt eben ſo wahr, als ſeltſam, daß die Schul- und Kapellmeiſter nicht blos durch ein Patent bevollmächtigt waren, Kinder zu Schauſpielern zu erziehen, ſondern auch ſolche, die ſie dazu tüchtig fanden, aufnehmen und mit Gewalt behalten konnten.

Die früheſte Erwähnung eigentlicher Schauſpieler von Gewerbe iſt wohl die der Stadtſchauſpieler zu Zeiten Eduard IV. Heinrich VII. hatte eine Schauſpielergeſellſchaft. Heinrich VIII. und nach ihm Eduard und Marie, ertheilten Schauſpielern Erlaubniß, alle Arten von Bühnenſtücken aufzuführen; und unter dieſen Regierungen bis auf Jacobs Zeit, war es unter dem Adel Brauch, einige Schauſpieler zu gelegentlichen Privatluſtbarkeiten zu halten. Abzeichen und Livree der Edelleute, in deren Dienſten die Schauſpieler ſtanden, ſchützten ſie vor der Strafe, welche Eliſabeth, um der Landſtreicherei Einhalt zu thun, auf ihr Umherſtreifen im Lande geſetzt hatte und als in der Hauptſtadt Theater errichtet wurden, waren ſie durch dieſelben Zeichen adligen Dienſtes ebenfalls geſchützt. Die Königin Eliſabeth nahm ſich dabei des Schauſpiels ſehr warm an. Während ihrer ganzen Regierungszeit pflegte ſie immer die Kinder in den öffentlichen Schulen und Kapellen Pauls, Marchant, Taylor's, Weſtminſter und Windſor, zu Schauſpielen am Hofe aufzufordern, und wenn ſie im Lande umherreiſte, war ſie ſtets von einer Geſellſchaft Schauſpieler begleitet. 1574 erlaubte ſie vier Dienern des Grafen Leiceſter, durch ganz England jede Gattung dramatiſcher Unterhaltung zu geben, und 1585 wurden aus den Geſellſchaften mehrerer Herren von Adel zwölf der vorzüglichſten Schauſpieler gewählt und als Ihro Majeſtät Diener in Eid und Pflicht genommen, mit der Erlaubniß, als Kammerdiener Abzeichen und Livreen zu tragen; acht davon hatten einen Jahrgehalt von 5 St. 6 Sh. 8 Pence jeder.

Die Königin erwarb ſich aber auch ein Verdienſt hierdurch.

Der Einfluß des Dramas auf die Anſichten und Gefühle der bürgerlichen Geſellſchaft wurde von ihr ſehr bald bemerkt und ihre Regierung erkannte ſeine Wichtigkeit durch Wachen über deſſen Fortſchritt an.

Schon zur Zeit Heinrich VIII. wurden häufig hierher bezügliche geſetzliche Verfügungen, königliche Bekanntmachungen und geheime Kabinetsbefehle erlaſſen, namentlich um die Ausgelaſſenheit der Schauſpieler zu zügeln und Gottesläſterung auf der Bühne zu verbieten.

Sobald die engliſchen Herrſcher königliche Geſellſchaften hielten, waren die Schauſpieler dem Lord Kämmerer, als Oberaufſeher aller Hofluſtbarkeiten, unterworfen. Heinrich VIII. aber legte den Maskenſpielen, Muſiken, Schauſpielen und Geprängen dadurch mehr Wichtigkeit bei, daß er einen eigenen Beamten als Oberaufſeher darüber anſtellte, der master of the revels hieß. Eliſabeth, welche immer Gefahren begegnete, erweiterte ſein Machtgebiet, und kam dadurch, daß ſie im Jahre 1574 Burbage und Andern Schauſpiele aller Art zu geben erlaubte, wenn ſie zuvor von dem Oberaufſeher durchgeſehen und geſtattet worden, allen ſchlechten Zwecken, wozu Bühnen-Vorſtellungen mißbraucht werden können, zuvor. Gottesläſterliche und unanſtändige Worte wurden geſtrichen; politiſche oder religiöſe Lehrſätze, welche den Anſichten oder dem Glauben des Hofs zuwider waren, wurden unter ſeiner Leitung verändert oder weggelaſſen; auf ſeinen Befehl ward die Aufführung eingeſtellt, blieben die Bühnen geſchloſſen und Schauſpieler wie Schriftſteller waren ihm für allgemeine oder beſondere Beleidigungen verantwortlich.

Als Eliſabeth Burbage dieſe Erlaubniß ertheilte, ſcheint man Bühnenvorſtellungen gar nicht für unverträglich mit den Religionspflichten gehalten zu haben, denn nur während der Betſtunden durften keine Vorſtellungen gegeben werden. Erſt vier Jahr ſpäter wurden Vorſtellungen in den Faſten und nachher an den Sonntagen vom geheimen Kabinet verboten. Man darf ſich aber nicht wundern, daß man wenig auf dieſe Befehle geachtet und daß ſie vergebens mehrmals eingeſchärft wurden, wenn man lieſt, daß Sonn- und Feſttags Masken- und Schauſpiele beſtändig an den Höfen, in Gegenwart der Eliſabeth und Jacobs, gegeben wurden. Gegen Erlegung einer bedungenen Summe ließ der Oberaufſeher der Luſtbarkeiten von ſeiner amtlichen Strenge nach und Faſtenvorſtellungen wurden nur ohne ſeine beſondere Genehmigung und Erlaubniß für unheilig gehalten.

Wiewohl aber die Schauſpieler-Geſellſchaften des ſechszehnten Jahrhunderts unter königlicher Machtvollkommenheit ſtanden und vom Adel ſehr geſchützt wurden, hatten ſie doch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche jetzt nur unter den ärmſten herumziehenden Geſellſchaften ſtattfinden. Oft fand ein klägliches Mißverhältniß zwiſchen der Zahl der Perſonen des Schauſpiels und der Geſellſchaft ſtatt und dem proteiſchen Helden im Kothurn wurde nicht ſelten angemuthet, zwei, manchmal auch wohl drei Rollen in einem und demſelben Stücke zu übernehmen. Zuweilen nahm man ſeine Zuflucht zu Masken, um dieſe Unſtatthaftigkeit und eine andere mangelhafte Einrichtung der alten Schauſpieler-Geſellſchaften zu verbergen, nämlich den Mangel an Schauſpielerinnen; denn bis nach der Reſtauration erſchien kein Frauenzimmer auf der Bühne; alle Frauenrollen wurden durch junge Männer oder Knaben vorgeſtellt.

Die Schauſpieler der alten Bühne waren in zwei Klaſſen getheilt, Theilhaber und Miethlinge. Der Theilhaber bekam für ſeine Leiſtungen einen Theil der Einnahme und ſeinem Knaben, der jugendliche oder weibliche Rollen ſpielte, waren wöchentlich vier, fünf bis ſechs Schillinge ausgeſetzt. Der Miethling ſtand auf Wochengehalt und eine Bühne ſicherte ſich ſeine Dienſte zuweilen mittelſt beſondern Vertrags auf zwei bis drei Jahre. Natürlich richtete ſich ſein Gehalt nach ſeinen Talenten; unter andern findet man, daß ein Schauſpieler auf ein Jahr wöchentlich fünf Schillinge und im zweiten ſechs Schillinge acht Pence bekam.

So ſtand es in jenen Zeiten mit den Schauſpielern und der Schauſpielkunſt.

Zweites Kapitel.

Der junge Handſchuhmacher.

Als die beiden verwildert ausſehenden Burſchen in das Wirthszimmer des „Ochſen" eingetreten waren, belebte ſich die Scene ſofort, indem der eine von ihnen, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, einen Trunk Würzwein forderte; der andere aber die herbeieilende dicke Wirthin mit kräftigem Arm umſchlang und unter Jauchzen und Lachen — trotz ihrer allerdings nicht ſehr ernſtlich gemeinten Gegenbeſtrebungen — zu küſſen verſuchte.

Derbe Scherze fielen dabei von allen Seiten und das allſeitige Lachen ſchallte ſo laut, daß die runden, halb erblindeten Glasſcheiben der kleinen Fenſter in ihren ſchlechten Bleieinfaſſungen klirrten und klapperten.

Toller noch wurde es, als die Wirthin — nachdem ſie ſich losgewunden — jetzt mit vollen Bechern wieder zurückkam und Alle um den alten wurmſtichigen Tiſch ſaßen. Dem Anführer der Komödiantenbande wurde dabei auch ein Becher gereicht und nun begann, bei einem wahren Kreuzfeuer von Witzen, ein munteres Zechen.

Man ſprach von der Komödie, — ihr Titel war „König Ninos und die ſchöne Mörderin Semiramis“ — die den Abend in dieſen Räumen aufgeführt werden ſollte und die der würdige Mime mit einem Schwall pomphafter Worte als das non plus ultra eines Schauerdramas anpries, an deſſen Ende alle Mitſpielenden, bis auf zwei, todt am Boden liegen würden. Uebrigens verſprach er doch auch des Lachens viel, da eine luſtige Perſon — der Hofnarr des darin vorkommenden Tyrannen — den Schrecken der Zuſchauer durch ſeine Witze und Poſſen mildern werde.

Der junge Mann, der ſich ſchon früher mit dem Mimen unterhalten und welchen die beiden Zuletztgekommenen mit dem Namen Will bezeichnet, war bei dieſen Geſprächen ernſt und ſchweigend geworden. Ruhig und in ſich gekehrt, ſaß er jetzt da, dem Schauſpieler zuhörend; wobei ſichtbar etwas Beſonderes in ſeinem Innern vorging. Flammten doch ſeine Augen zeitweiſe wunderbar auf, während ſich ſeine Züge ſeltſam verklärten.

War es vielleicht eine neue Welt, die dämmernd in ſeiner Seele aufging?

Wer konnte es wiſſen! . . . und wer von den Menſchen, die um ihn her ſaßen, hätte etwas dergleichen zu ahnen vermocht?

Es iſt ja ein ganz eigenes Ding, dies Erwachen des höheren geiſtigen Lebens im Menſchen. Die Seele hat durch Einverleibung von Vorſtellungen eine ſelbſteigene Thätigkeit erlangt; ſie hat ſich — dem Individuum ſelbſt oft ganz unbewußt — ihr eigenes Reich gegründet, in welchem ſie fortan waltet, und im Stillen und Geheimen die Vorſtellungen weiter entwickelt und ausbildet: ſie beginnt auf dieſe Weiſe ein geiſtiges, dem materiellen Daſein entgegengeſetztes Leben. Da ſie aber das Material ihrer Thätigkeit, den Stoff, welchen ſie ausbildet, aus ſinnlichen Vorſtellungen hernimmt, ſo tritt bei dem Jüngling jenes „ſinnlich-geiſtige“ Leben ein, was er ſeine innere Welt nennt. Jene innere Welt aber iſt dann ſeine Heimath, in welche er nach jedem Verſenken in die niedere oder jedem Aufflug in die höhere Sphäre immer zurückkehrt, um wieder zu erſtarken und ſein Selbſt zu behaupten. Liegt dann Talent oder gar Genie in dem Menſchen, ſo iſt er ein Gewächs, welches in der Sinnlichkeit wurzelt, in reiner Geiſtigkeit Blüthen und Früchte trägt, aber im Verein beider Reiche als Stamm mit belaubten Zweigen emporſteigt.

So ging es auch dem jungen Manne, von dem wir eben ſprachen.

In der That blieb jetzt ſein Becher — zur Hälfte geleert — unberührt ſtehen, während ſein tiefes ſeelenvolles Auge gedankenvoll in die Weite ſchaute.

Auch die Freunde merkten dies bald. Ihm zutrinkend weckten ſie ihn ſcherzend aus ſeinen Träumen. Das Geſpräch aber nahm dabei eine andere Wendung, indem einer der vorhin eingetretenen jungen Männer heiter rief:

„Holla he! Freund William, wo ſind wir wieder im Geiſte? . . . warum auf einmal ſo nachdenklich?

„Er fällt wieder in ſeinen alten Fehler!“ meinte der andere der verwegenen Burſchen.

„In welchen?“ frug William.

„In dein zeitweiſe dumpfes Brüten.“

„Laßt mich, Freunde, wenn ihr wüßtet . . .“

„Unſinn!“

„So ſage, was du haſt!“

„Ihr würdet mich doch nicht verſtehen.“

„Er wird nächſtens zu den frommen Kopfhängern übergehen, und ein Puritaner werden!“

„Oder ſeinem Vater helfen Handſchuhe machen.“

„Wäre das ein Unrecht? Könnte ich es über mich bringen, in der dumpfen Werkſtätte ſtill zu ſitzen und gedankenlos . . .“

„Bei Gott, das wäre für einen Kerl wie du eine Schande!“ rief hier Hugh Clopton, ſich den blonden Knebelbart ſtreichend.

„Es wird auch nicht geſchehen, Freunde!“ rief hier William; „ſo wahr mir Gott helfe, ich kann es nicht, wenn auch mein Alter darüber zürnt. Frei muß ich ſein und frei mich bewegen können. Dabei muß meine Phantaſie etwas zu thun haben ... oder ich bin namenlos unglücklich!“

„Warum aber, Blitzjunge, hängſt du ſo oft plötzlich die Ohren?“

„Weil es mich, der ich ein leichtſinniger Strick bin, wie ihr ...“

„Danke für's Kompliment!“ riefen die beiden Anderen lachend.

„Oft überkommt ... als ſei ich doch zu etwas Beſſerem geboren, als in eurer Geſellſchaft tolle Streiche zu machen!“

„Als mit uns umzugehen und dein Leben luſtig zu genießen?“

„Dann iſt es mir in ſolchen Stunden ...“

„Kindiſche Schwachheit!“

„Als ſtecke noch ein anderer, beſſerer Menſch in mir.“

„Halte ein!“ riefen die beiden Kameraden lachend. „Es iſt Montag ... und wir ſind in der edlen Kneipe

„zum Ochſen", nicht aber in der düſteren Kirche des alten ſchwätzenden, langweiligen „Greenſon."

„Dann erfaßt mich ein innerer gewaltiger Drang . . ."

„Bei allen Hexen von Schottland, das Licht iſt ihm aufgegangen!"

„Das Licht, das inn're Licht!" brüllte jetzt der Andere und ſang den erſten Vers eines Schelmenliedes, das damals — in den noch aufgeregten Zeiten des Kampfes mit den Katholiken und Proteſtanten — auf allen Straßen geſungen wurde und das mit der Strophe endete:

„Ein Narr iſt der, der bet' und faſt',
Und nicht ſein Hab' und Gut verpraßt!"

William's Stirne hatte ſich in Falten gelegt.

Plötzlich aber zuckte er zuſammen, fuhr mit der Hand über die Stirne und ſagte dann faſt ſchmerzlich vor ſich hin:

„Es iſt vorüber!"

„Ein Narr iſt der, der bet' und faſt' . . ."

„Und nicht ſein Hab und Gut verpraßt!" wiederholten die drei Uebrigen jubelnd.

William aber war jetzt wie umgeſchaffen. Mit einemmale erſchien er wieder als der fröhliche Burſche von vorhin und lachte und witzelte nun über ſich ſelbſt.

„Ihr ſeid ein ſonderbarer Menſch!" ſagte jetzt der

Mime, deſſen Augen von dem genoſſenen Würzweine in feuchtem Glanze ſchwammen.

„Aber doch eine gute Seele!“ rief einer der Anderen. „Ich muß euch nur mit meinem Freunde bekannt machen; oder wißt ihr ſchon wer er iſt?“

„Wer er iſt? mit keinem Wort!“ entgegnete der Schauſpieler; „obgleich Mſtr. William bereits ſo freundlich war, mich für den Abend zu einem Schmauſe einzuladen.“

„Bravo!“ rief der andere Burſche; „ſo bleibt die Geſellſchaft bei einander; gerade darum aber muß man ſich auch gegenſeitig kennen lernen. Ich ſtelle euch alſo in meinem Freunde Sir William Shakespeare vor, den würdigen Sohn eines würdigen Vaters, des Sir John Shakespeare, edler Handſchuhmacher und Alderman der wohlberühmten Stadt Stratford in Werwikſhire. Ein Genie, das hie und da Verſe macht, — koſtbare Schwänke erzählen kann …“

„Nein, es muß heißen: Schwänke koſtbar erzählen kann!“ rief der Andere.

„Zum Teufel!“ meinte der Erſte, luſtig mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Becher klirrten, „dann ſage ich: der koſtbare Schwänke koſtbar erzählen kann … denn ſie ſind von ihm auch erfunden …“

„Und zwar für euch koſtbare Jungens!“ rief der junge Shakespeare lachend. „Perlen vor die Schweine.“

„Ein Genie alſo!“ hub der Erſtere wieder an; „das hie und da Verſe macht, — koſtbare Schwänke koſtbar erzählt, — mit zwei flotten Burſchen, wie wir, lieber im Parke des ſehr edlen Sir Thomas Lucy von Charlecote nach dem Wild ſieht, als zu Hauſe in dumpfer Werkſtätte langweilige Handſchuhe zu machen ... das ſchönen Mädchen gern begegnet ... einen guten Schluck und einen fetten Biſſen nicht verachtet, und dabei ein wahrer Sonderling, wenn auch eine gute Seele iſt.“

„Bravo!“ rief jetzt William, luſtig in die Hände ſchlagend. „Bei meiner Treu, Johnſon kann demnächſt Parlamentsredner werden. Dabei aber muß ich bekennen, daß ich Alles, was er an mir preiſt, — die liederlichen Streiche meine ich — von ihm gelernt habe.“

„Von mir allein?“ rief Johnſon mit komiſchem Ausdruck.

„Das allerdings nicht!“ ſagte William gelaſſen, indem er ſeine rechte Hand auf die Achſel des anderen jungen Mannes legte; „da ſitzt noch ſo ein ſauberes Stratforder Früchtchen — Hugh Clopton nennt man es — das die Erbſchaft ſeines Alten glücklich durch die Kehle gejagt hat und nun ...“

„Der Welt ein Schnippchen ſchlägt ... luſtig wie vor dem lebt und immer hinter den Mädchen und Weibern iſt! Oh! dieſe allerliebſten, ſüßen Geſchöpfe!“

„Du ſollteſt mehr auf dich ſelbſt halten!“ ſagte hier William mit komiſchem Ernſt. „Vorn ſein, das iſt das natürliche Recht des Mannes; wenn du aber immer hinter ihnen biſt, kannſt du nie hoffen, vor ihnen zu ſein!“

Alle lachten laut auf.

„O! der Taugenichts!“ rief Clopton. „Er hat nicht mehr Ernſt und Tugend in ſich, als ein Windei-Dotter!“

„Jedenfalls beſitze ich mehr Tugend als ihr, Clopton, Appetitloſigkeit!“

„Das glaube der Henker!“ verſetzte lachend Johnſon. „Zwei Faßbinder haben nicht ſolchen Appetit! Er wird ihn mit der Zeit noch ſelbſt zum Faß machen.“

„Gut!“ rief Clopton luſtig; „jedes Faß braucht ſeinen Zapfen . . . und den habe ich an dir!“

„Alte Auſter!“ rief Johnſon dem Freunde zu, ſeinen Becher bis auf den Grund austrinkend.

„Pah!“ entgegnete William ſtrahlend. „Dein Vergleich hinkt! Deine Auſter hat zwar einen Bart und Clopton hat auch einen und thun ſich etwas darauf zu gut. Aber der Unterſchied iſt der: eine Auſter iſt eine Delikateſſe, kein chriſtlicher Magen aber kann einen Kerl, wie Clopton, vertragen, gebt ihm Citronen ſo viel ihr wollt, oder kocht ihn bis zum jüngſten Tage!“

Neues tolles Gelächter folgte.

In dieſem Augenblicke hörte man von der Straße aus das Schmettern einer Trompete, dem ein lautes Ausrufen folgte.

„Was iſt das?“ riefen die drei jungen Leute zugleich, indem ſie aufſprangen.

Aber der Anführer der Schauſpielerbande beruhigte ſie, indem er mit ſelbſtbewußter Würde ſagte:

„Das ſind meine Leute, die Mitglieder der von Ihrer Majeſtät, unſerer glorreichen Königin, privilegirten Schauſpielergeſellſchaft, deren Direction ich — James Bibbiden — leite und die der ehrenwerthen Stadt Stratford verkünden, daß heute in dem Gaſthof „zum Ochſen“ das Non plus ultra der Dramen: „König Ninos und die ſchöne Mörderin Semiramis“ von den erſten Künſtlern England's aufgeführt wird.“

In der That war es denn auch ſo.

Es waren ſechs Männer und ein lang aufgeſchoſſener Knabe, die draußen ſtanden. Sämmtlich in verſchabten Kleidern; die Geſichter, je nach ihren Rollen gräulich gemalt und jeder ein Kennzeichen ſeiner Rolle tragend; eine Krone, einen Mörderdolch, ein Schwert. Der lang aufgeſchoſſene Knabe — dem übrigens der Hunger, wenn nicht noch etwas Schlimmeres, aus den hohlen Backen ſah und der in dem heutigen Stücke die Semiramis vorſtellte — ſteckte ſogar in Frauentracht, während die luſtige Perſon des Stückes eine Schellenkappe auf dem Kopfe trug, die Trompete ſchmetterte und in langer, mit derben Witzen und coloſſalen Anpreiſungen geſpickter Rede die Ankündigung des Stückes hinausſchrie.

Die Leutchen hatten es denn auch in der That fertig gebracht, ganz Stratford in Bewegung und Aufregung zu ſetzen, wozu freilich nicht viel gehörte . . . denn mehr als ein Marktflecken war ja das gute Stratford doch eigentlich nicht . . . und die Stratforder liebten das Schauſpiel ſehr.

Wer aber war heute der Aufgeregteſte von Allen?

Jedenfalls der junge Mann, den man dem Mimen als William Shakespeare vorgeſtellt.

Wie flammte des jungen Mannes reiche Phantaſie bei dem Gedanken an den ihm noch unbekannten Genuß.

Hatte er doch ſchon ſo Manches von den Schauſpielen der Hauptſtadt gehört, was ihn wunderbar berührt . . . ſeltſam gefeſſelt und angezogen . . . und heute! heute! ſollte er nun mit eigenen Augen ein ſolches aufführen ſehen.

Es iſt wahr! die etwas gar ſchlechten Vorkehrungen zu dieſer Aufführung und die Schauſpieler ſelbſt riefen wunderliche Bedenken in ihm wach. Aber auch über dieſe half dem jungen Manne die jugendliche, jetzt ſo gewaltig angeregte Phantaſie hinaus.

Und iſt es denn nicht etwas Merkwürdiges, um dieſe himmliſche Gabe?

Iſt ſie nicht die mächtigſte Zauberin, die man ſich denken kann?

Die Phantaſie, als die empfangende Thätigkeit des Geiſtes, iſt das bewegliche Element dieſer Sphäre; nimmer raſtend, waltet ſie immer fort, Vorſtellungen an Vorſtellungen knüpfend und durch immer neue Verbindungen derſelben die mannigfaltigſten Geſtalten vor die Seele führend. Sie iſt für den Verſtand, was der Sinn für das Vorſtellungsvermögen iſt: ein Berührtwerden und Aufnehmen, welches eine entgegenwirkende, ſelbſtthätige Kraftäußerung hervorruft.

Und iſt ſie denn nicht die Schöpferin der herrlichſten Werke? die Mutter der Religionen? die Bildnerin der Völker? die Schöpferin der Ideale? die Beglückerin des Einzelnen?

Die wunderbaren Gebilde ganzer Nationen und Zeitalter, ſo wie die polytheiſtiſchen Religionen mit ihren Mythologien und Fabeln ſind aus dem Vermögen der Phantaſie gekommen. Die olympiſchen Götter, die Vorſtellungen vom Elyſium und Walhalla, vom Tartarus, von Himmel und Hölle ſind Erzeugniſſe der Phantaſie. Von dieſen Dingen hat der Verſtand eben ſo wenig Erfahrungsbegriffe, als von den Grundanſchauungen des Raumes und der Zeit, die nothwendig auch in das Gebiet der Phantaſie fallen. Je überwiegender dieſelbe aber iſt, deſto kühner iſt der Flug, deſto dreiſter ſind ihre Schöpfungen, die alsdann in's Außerordentliche, Wunderbare, Widernatürliche übergehen. Man gedenke blos der altitaliſchen, etruskiſchen, egyptiſchen, zum Theil der altnordiſchen Darſtellungen. Dreiſt behauptet iſt die Phantaſie, wie ſie ſich in Religion, in den Werken der Künſte und in den Wiſſenſchaften offenbart, das ſichere Kriterium, ganze Nationen, lange Jahrhunderte und den Oſten der Welt vom Weſten, den Norden vom Süden zu unterſcheiden. Die Phantaſie iſt hauptſächlich die begeiſternde Muſe der ſchönen Künſte, ohne ſie kann es wohl Dichter geben, ihre Darſtellungen aber haben kein Fleiſch, kein Blut, keine Seele. Das ſogenannte Dichtungsvermögen iſt weſentlich nichts anderes als Phantaſie. Sie iſt immer und überall ſchaffend. Im Verein mit der Vernunft, als der höchſten Entwicklungsſtufe des Geiſtes auf der Erkenntnißſeite, und mit der höchſten Entwicklung des Geiſtes auf der Willensſeite vollendet die Phantaſie im menſchlichen Gemüthe die heilige Trias des geiſtigen Lebens. Ueberwältigt ſie nicht mit ihrer Gluth den freien Willen, und gelingt es dieſem, von der Vernunft unterſtützt, ſich auf gleicher Höhe mit ihr zu erhalten, ſo wird nicht ſowohl ihre Kraft gebrochen, als vielmehr vom Niedern zum Höhern erhoben, und ſie iſt es dann, die zu dem

Idealen führt. So wird ſie in den ſchönen Künſten das eigentliche Vehikel, in welchem der Geiſt ſich als genial über andere emporſchwingt.

Und dieſer Geiſt ſchlug in dem jungen William, dem Sohne des ſchlichten Handſchuhmachers zu Stratford, gar manchmal die Flügel.

Wenn ihm nur die Sonne bekannt geweſen, wohin der Flug zu richten war

Aber es lag noch chaotiſch über der Seele des Jünglings. Der Wunſch und Wille des Vaters zog ihn zum Handwerk . . der unklare innere Trieb nach Großem, Gewaltigem dürſtend — zog ihn hinaus in die große, weite Natur, in's Leben, zur Freiheit hin . . . aber auch, wie bei ſo manchem Jüngling, zur verkehrten Freiheit.

Johnſon und Clopton waren ſeine Freunde. Sie liebten in William den frohſinnigen, witzigen und gemüthlichen Geſellſchafter.

Aber ſie waren beide leichtſinnige verwegene Burſchen, die den jungen Shakespeare mit ſich fort in die Bahn ihres Leichtſinnes zogen. Wohl hatte der Letztere ein gutes Herz, eine rege Phantaſie, einen ſcharfen, durchdringenden Geiſt, aber gerade dieſe ſchönen Gaben der Natur — zuſammenſtoßend mit ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen brachten ihn in eine ſchiefe Stellung und dieſe wieder auf verkehrte Wege.

Wäre Williams Vater ein reicher Mann geweſen, ſo hätte er ſicher ſeinem Sohne eine glänzende Erziehung geben laſſen; denn die hervorragenden Fähigkeiten erkannte der Vater ſchon im Kinde. Damit wäre aber auch dem Jünglinge die zu betretende Bahn auf das Beſtimmteſte vorgezeichnet worden.

So aber war der alte John Shakespeare zwar ein wackerer und geachteter Mann, den die Zuneigung und Achtung ſeiner Mitbürger ſelbſt zu der Würde eines Alderman erhoben ... aber doch auf der anderen Seite wieder nur ein armer Handſchuhmacher, dem der Himmel noch dazu acht Kinder geſchenkt hatte, von welchen allerdings einige jung geſtorben. Aber es blieben immer noch vier Söhne und eine Tochter: William, Gilbert, Richard, Edmond und Jone.

Unter ſolchen Umſtänden war denn freilich an keine brillante Erziehung für William zu denken.

„William Shakespeare,“ ſagt Rowe, „ward zu Stratford-upon-Avon im April geboren. Das iſt die ganze Geſchichte des Dichters bis dahin, wo er einige Zeit in der grammatiſchen Freiſchule ſeiner Vaterſtadt ſich befindet, wo er unſtreitig auch das bischen Latein, das er, nach ſeines Freundes Ben Johnſons Verſicherung verſtand, lernte.“

So wurden denn in der That ſeines Vaters beſchränkte Umſtände zu dem unüberſteiglichen Hinderniß ſeiner Fortbildung.

Der Vater ſah ſich ſogar genöthigt, ihn von der Schule wieder hinwegzunehmen, um ihn in ſeinem Geſchäft zu verwenden.

Aber ein ſo reger Geiſt, wie ihn William beſaß und das Handwerk des Vaters! Mußte da nicht der innere Zwieſpalt zu dem führen, was wir ſahen? Ein Jüngling voll überſprudelnder Lebenskraft, Scharfſinn, Witz, Verſtand und glühender Einbildungskraft . . . voll Feuer, Gedankenfülle und Freiheitsliebe . . . und . . . die dumpfe Werkſtätte!

War es da ein Wunder, daß ihr William entſchlüpfte, ſo oft er konnte und die Proſa und Nüchternheit des Handwerks und geſchäftlichen Gefängniſſes mit der Freiheit und Poeſie des Lebens vertauſchte? Und trugen dieſe ihm ſeine leichtſinnigen Freunde Johnſon und Clopton nicht im reichſten Maße entgegen?

Falkenbeitze und Bogenſchießen, Gelage und tolle Streiche aller Art entſchädigten dann den in ſeiner inneren freien Entwickelung gewaltſam zurückgehaltenen Jüngling.

Aber es kam wohl auch zu Schlimmerem. „Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten!“ — ſagt das Sprichwort. —

Die Jagd war Williams und ſeiner Freunde

Herzensluſt ... und ... gab es denn nicht des prächtigſten Wildes genug in der Nähe von Stratford?

Es iſt freilich wahr, das Jagdgebiet gehörte Sir Thomas Lucy von Charlecote ... aber ... war denn das Jagen auf verbotenen Revieren nicht doppelt verlockend.

Johnſon und Hugh Clopton wußten das gut. Sie, die verwegenſten Burſchen weit und breit, wilderten ſo oft ſie konnten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, das ſie Freund William zu dieſem Vergnügen — das die damit verbundene Gefahr, ſo wie das Verbotenſein noch mächtig erhöhte — mit heranzogen

Der junge Mann ſchreckte allerdings im Anfange von der Theilnahme an dieſen Wilddiebereien zurück.

Aber warum denn?

Hugh Clopton und Johnſon bewieſen William ja klar und deutlich, daß, wenn ſie auch Sir Thomas das Wild — ſein Wild — vor der Naſe wegſchoſſen, dies durchaus keine Wilddieberei ſei, da ſie es ja nicht erlegten, um es zu verkaufen und Nutzen daraus zu ziehen, ſondern lediglich nur, um den ſtolzen und geizigen Baronet, der zugleich ein eitler, ſchwacher und rachſüchtiger Richter war, zu ärgern und es dann gemüthlich ſelbſt zu verſpeiſen.

Was war alſo die ganze Geſchichte mehr ... als ein ganz gewöhnlicher jugendlicher Scherz!

Die Auslegung gefiel William, und ... und er ſcherzte mit.

Heute Abend ſollte ein ſolcher Braten aus dem Parke des Sir Thomas verzehrt werden.

Drittes Kapitel.

König Ninos.

Die Rückkunſt der übrigen Komödianten und das allmälige Eintreffen von Schauluſtigen, hatte der kleinen Kneiperei, welche die drei jungen Leute, im Verein mit Maſter James Bibbiden, dem Chef der Künſtler-Truppe, begonnen, ein Ende gemacht.

Schauſpiele wurden — namentlich bei den herumziehenden Banden — in jenen Zeiten zumeiſt im Laufe des Tages, ſelten Abends, aufgeführt. Einmal, um die Beleuchtungskoſten zu ſparen, ... dann, weil dieſe armen, zumeiſt jämmerlichen Geſellſchaften liederlichen Geſindels keine ordentlichen Beleuchtungsapparate beſaßen und endlich der Feuersgefahr wegen. Denn da man auf dem Lande und in kleinen Städten faſt immer in Scheunen oder in einer improviſirten Bude ſpielte, ſo gab ſchon die Ortsobrigkeit das Anbrennen der Oellampen oder Kienſpähne aus Sicherheitsrückſichten nicht zu.

So kam es denn, daß auch heute der edle „König Ninos und die ſchöne Mörderin Semiramis“ zu Stratford in der Kneipe „zum Ochſen“ am hellen Nachmittage über die Bühne gehen ſollte, und daß ſich bereits jetzt ſchon Schauluſtige aus allen Ständen an dem Zahltiſche einfanden, der als Kaſſe galt und an dem Maſter Bibbidon — obgleich er in dem Stücke den erhabenen König Ninos zu ſpielen hatte — jetzt in eigener Perſon und gehüllt in die abgeſchabte und abgetragene Livree Ihrer Majeſtät die Pennys einnahm, welche die Eintretenden zu dem bevorſtehenden dramatiſch-äſthetiſchen Genuſſe berechtigten.

Uebrigens wurde den guten Stratforder Bürgern dieſer Genuß von Maſter Bibbidon in der That leicht gemacht, da die vorderen Plätze — es waren zu dieſen die Wirthsbänke verwendet — nur einen Penny, die hinteren Stehplätze aber gar nur einen halben Penny koſteten.

Staunen wir nicht über dieſe jammervollen Preiſe! In London ſelbſt waren ſie in jenen Jugendtagen des Schauſpiels und der Schauſpielkunſt um wenig beſſer: in „Blackfriars“ und dem „Globus“, den erſten Theatern der Hauptſtadt, ſechs Pence, — in der „Fortuna“ zwei Pence, und in einigen kleineren einen Penny. Die beſten Logen im „Globus“ koſteten einen Schilling. Dies waren die gewöhnlichen Preiſe;

bei der erſten Vorſtellung eines neuen Stückes wurden ſie verdoppelt. Man konnte daher die Einnahme, ſelbſt bei den beſſeren Theatern Londons, damals nicht höher als auf neun bis zehn Pfund im Durchſchnitt rechnen.

Daß Maſter Bibbidon ſeinen jungen Freunden von heute freien Zutritt geſtattete, verſteht ſich von ſelbſt; war aber auch um ſo nöthiger, als alle Drei, wenn ſie ihre Taſchen umgekehrt, zuſammengenommen auch noch nicht einen halben Penny herausbekommen hätten.

Uebrigens war ja der würdige Anführer der Künſtlerbande bereits von ihnen mit Würzwein regalirt worden und ſollte überdies heute — nach Aufführung des Stückes — auch noch ihr Gaſt bei einem Mahle ſein, das nicht nur Wildpret, ſondern eine der größten Seltenheiten jener Zeit, die aus Peru eingeführten wunderbaren Wurzelknollen des Solanum tuberosum — auch Erdäpfel oder Kartoffeln genannt — zierten.

Gott ſei Dank! die edle dicke Wirthin „zum Ochſen“ gab ja Kredit, und wenn auch von dem jungen Shakeſpeare und Johnſon nichts zu hoffen und zu erwarten war, ſo ſtand doch Hugh Clopton immer noch ſo viel von nahen Verwandten in Ausſicht, daß eine kluge und ſpekulative Wirthin immerhin auf einige Zeit dem leichtſinnigen Kleeblatte Kredit geben konnte.

Indeß füllten ſich die Räume im „Ochſen“ immer mehr, und wenn auch Bühne und Zuſchauerraum nichts weiter waren, als die elende Trinkſtube einer ſchmutzigen Kneipe, ſo ſpiegelten ſie doch im Kleinen die Vorkommniſſe auf den größeren Theatern mit köſtlicher Ironie ab.

In den ſogenannten Privattheatern war es gebräuchlich, diejenigen, welche die Logen beſuchten, auf die Bühne zu laſſen, wo ſie mit Stühlen bedient wurden, wofür ſie, je nachdem der Platz erwünſcht war, ſechs Pence oder auch einen Schilling zahlten. Hier traf man gewöhnlich den heiklen Kunſtrichter, den geiſtreichen Mann, der ſich auszeichnen, den Stutzer, der ſeinen Anzug oder ſeine Perſon ſehen laſſen wollte. Sitzend, oder auch auf den Binſen am Boden gelagert, erquickten ſie ſich an Tabak und Pfeifen, welche ihre Burſchen ihnen reichten. Ihre beſſeren Plätze erregten Neid, oder ihre vornehme Ungezogenheit Mißfallen unter den minder Gebildeten im Publikum, die häufig ihrer Galle durch Ziſchen, Schreien und Kothwerfen auf die Bühneneindringlinge Luft machten; es gehörte mit zur feinen Erziehung dieſer Zierlinge, gar keine Kunde von dem ungeſitteten Pöbel zu nehmen.

Geradeſo war es nun auch hier; auch in Stratford fehlte es nicht an einem eingebildeten Schöngeiſt, der mit der nöthigen Frechheit den Kunſtrichter ſpielte, — nicht an Stutzern, wenn ſie auch nur die rohen ungebildeten Söhne emporgekommener Krämer waren, — nicht an Beamten, die ſich wie Lords geberdeten und nicht an dem lieben ſüßen Pöbel, den man überall findet.

Jedes Dorf hat ſeine Ariſtokratie und ſeine Standesſchattirungen, wenn ſie auch in dieſen Sphären nur nach Ochſen, Aeckern oder ... Hühnern zählen.

Auf den Stühlen jenſeits des, die Bühne markirenden Kreideſtriches, ſaß jetzt Alles was ſich nur zur haute volé Stratfords rechnete: der Stadtrichter mit ſeiner Frau, verſchiedene Vorſteher, ein reich gewordener, jetzt privatiſirender Metzger und einige Kaufleute, die auf ihre zehn Wollballen im Magazin eben ſo ſtolz waren, als mancher Großhändler der Londoner City auf ſeine, alle Meere der Welt befahrenden zehn rieſigen, unermeßliche Summen repräſentirenden, Kauffahrteiſchiffe.

Man wollte ſehen und ſich ſehen laſſen; man wollte ſich unterhalten und ſagen können: auch ich habe die Komödianten aus der Stadt das berühmte Stück „König Ninos und die ſchöne Mörderin Semiramis“ vor mir aufführen laſſen.

Aber der große Moment des Anfanges war noch fern.

Die luſtige Perſon mit der Schellenkappe trompetete noch draußen vor dem Hauſe und riß ihre Witze, um Schauluſtige anzulocken; Maſter Bibbidon aber dachte noch lange nicht daran, den Hauptplatz — das heißt den Sitz an der Kaſſe — zu verlaſſen.

Der König Ninos war ihm nichts; ... aber hier! hier! ... die klingenden Münzen!

Da galt es denn bei dem verſammelten Publikum die langweilige Stunde vor dem Anfange des Stückes wegzutändeln.

Sitzend, ſtehend oder auf den Binſen des Bodens liegend, kamen Karten, Aepfel und Nüſſe und allerlei ſonſtige Unterhaltungen zum Vorſchein; Ale wurde getrunken und Tabak geſchmaucht; Witze zumeiſt ſehr derber Art flogen herüber und hinüber, wobei es wohl auch vorkam, daß ein Ale-Krug den Weg durch die Luft machte, um einen ſchlechten Spaß an demſelben Gehirn zu rächen, von dem er ausgegangen.

Dabei der Lärm des allgemeinen Geſpräches, Schreien und Lachen und durch dies Alles eine grauenerregende Muſik, ausgeführt von etlichen Trompeten, Zinken und Oboen.

Die Scene konnte in der That einen Hexenſabbath im Kleinen vorſtellen.

Endlich verkündete ein Tuſch den Anfang des Stückes.

Alles ſchwieg.

Der Prologos — hier die luſtige Perſon, die bis dahin die Bewohner Stratfords zuſammengeblaſen — begann, indem er mit grauenerregender Weitſchweifigkeit dem Publikum ſchon im Voraus faſt den ganzen Verlauf des Stückes auftiſchte.

Und nun das Stück ſelbſt!

Die Verbindung des Ernſten und Komiſchen in demſelben Stück war in den Zeiten der dämmernden Dramatik Englands ſehr gewöhnlich. Das Laſter und der Teufel drängten den ernſteſten und feierlichſten Scenen ihre unzeitige Poſſenreißerei auf, und ein Publikum, das dergleichen Abgeſchmacktheiten gern anſah, war freilich wohl für reine und einfache Schönheit unempfänglich. Ein Rüpel, der bei allen Gelegenheiten ſich auf die Bühne drängte, ſeine Thorheit oder ſeinen Witz ſpringen zu laſſen, ſagte dem rohen Geſchmacke zu. Dieſer Rüpel hatte das Vorrecht, was etwa unter den Zuſchauern vorfiel, zu bemerken, ſich entweder zwiſchen den Akten oder auch mitten in der Scene vertraulich mit ihnen zu unterhalten. Ganz beſonders geſpannt aber war die Erwartung, bis am Schluſſe des Stücks der Rüpel in einem Nachſpiel, Jiz genannt, ſeine Künſte zum Beſten gab, tanzte, ſang und zu Pfeiſe und Handpauke ſinnloſe Verſe hervorplärrte.

So war es auch hier.

Die Dichtung ſelbſt — wenn man das Machwerk ſo nennen konnte — ſtrotzte von überkühnen Entwürfen, weither geholten Bildern, gezwungenen Vergleichungen, ſchwülſtigen und bombaſtiſchen Redensarten. Dabei erſchien die Scenenanordnung ſchlecht; die Ereigniſſe wurden auf ungeſchlachte und grobe Weiſe herbeigeführt . . . und . . . die Darſtellenden waren und blieben nun gar unter aller Kritik.

Und nun zwiſchen Ninos, dem großen Eroberer Aſiens, dem Gründer des ungeheuren aſſyriſchen Reiches, dem blutdürſtigen Araberfürſten Ariäos, die Fürſtin von Indien und Baktrien, die ſchöne, aber herrſchſüchtige Semiramis — von dem langen blaſſen Knaben in einem Kleide der dicken Ochſen-Wirthin dargeſtellt — und alle den Gräuelthaten und Morden . . . die luſtige Perſon als Poſſenreißer!

Es gehörte eine ſehr derbe und rohe Zeit dazu, dies Alles verdauen zu können.

Und doch war dies Stück nach dem Geſchmack jener Tage.

Die guten und edlen Bürger Stratfords waren zumeiſt entzückt, . . ja ſie begrüßten das Ende mit gewaltigem Jubel.

Nur ein einziger Menſch war ruhig geblieben und ſaß, noch lange nachdem das großartige Trauerſpiel vorüber, ſchweigend und in ſich gekehrt in einem Winkel der, durch einen Kreideſtrich und einen alten Teppich markirten, Bühne.

Es war William Shakespeare, der Sohn des Handſchuhmachers, der Freund und Genoſſe der kecken und leichtſinnigen Burſchen Johnſon und Clopton, die eben mit dem langen und blaſſen Knaben, der die

Semiramis geſpielt und noch in den Kleidern der Wirthin, — wie eine Maus in einem holländiſchen Käſe — ſteckte, ihre ſchlechten Witze trieben.

Aber wie wunderbar ſtand es um William!

Noch ſtarrte er, die höchſte Spannung in den Zügen, — die tiefblickenden Augen weit aufgeriſſen — vor ſich hin, als ſehe er noch immer auf dem jetzt leer gewordenen Raume die Schatten des Ninos und der Semiramis, des Ariäos und des furchtbaren Pondos daherſchreiten.

Das aber waren freilich ganz andere Geſtalten, als die, welche die unglücklichen Komödianten eben gezeichnet und dargeſtellt. Es waren Rieſengebilde ſeiner wunderbar-mächtig erregten Phantaſie — Rieſengebilde, wie er ſie nie geahnt . . . und die ihm, er wußte ſelbſt nicht woher, kamen.

Mit unendlicher Neugierde hatte der ſiebzehnjährige junge Mann der für ihn erſten Aufführung eines Dramas entgegen geſehen; denn waren auch manchmal ſchon zu Stratford Schauſpielerbanden aufgetreten, ſo hatte Maſter John, der ernſte mürriſche Vater und Gatte, der übertrieben ſtreng religiöſe Mann, nie gelitten, daß irgend ein Glied ſeiner Familie an einer ſo gottloſen und verworfenen Gaukelei voll Lügen und ſündigen Geſchwätzes, wie er die Schau- und Trauerſpiele nannte, Theil genommen.

Von Komödianten — nach ſeinen Begriffen und wohl auch nach den Begriffen der Zeit — dieſem ehrloſen Volke, dieſem Ausſchuß der Menſchheit, wollte er nun gar nichts wiſſen; ja ſelbſt die Dichter, die ſolche Stücke ſchrieben, waren ihm um ſo mehr ein Greuel, als die geiſtige Welt dieſes ſonſt ſo braven und rechtlichen Mannes, eine ſehr eng umgrenzte war, die nicht über ſein Handwerk und einen kleinen unbedeutenden Wollhandel, den er zeitweiſe damit verband, hinausging.

Gehört freilich hatte William manches von ſolchen Schauſpielen, zumal von ſeinem Freunde Clepten, der ja in London geweſen, und dort den größten Theil ſeines Erbes in einem halben Jahre durchgebracht.

Und nun war in der That zum erſten Male dieſer Genuß — den er ſich längſt als einen wirklichen Hochgenuß ausgemalt — an ſeiner Seele vorübergegangen.

Aber — er mußte ſich geſtehen — wie ganz anders hatte er ſich die Sache gedacht!

Wie ungeſchickt und eckig, wie gewöhnlich waren die Menſchen, die hier den König Ninos, die große Semiramis, die Heldin jener großen Zeitepoche darſtellten, — wie trivial benahmen ſie ſich, — wie ſchrecklich haſpelten ſie die, ohnehin holperichen und ſchwulſtigen Verſe des Stückes — und wie, zum Entſetzen ſeines innerſten Menſchen, — warf der Schalksnarr, die luſtige Perſon, ihre faden Späße, ihre platten und gemeinen Witze zwiſchen die ernſteſten Scenen.

Ein um das anderemal durchzuckte William bei dem gräßlichen Spiel der Komödianten der Gedanke: „Himmel! wie anders wollteſt Du es machen, wenn Du an deren Stelle ſtändeſt!“

Auch die Charaktere des Stückes gefielen ihm nicht. Es war ihm bei dieſem Ninos und Ariäos, als müſſe er in ſie hineinfahren und ſie ganz anders reden und handeln laſſen... kühner, mächtiger, gewaltiger!

Aber wunderbar! nahmen denn dieſe Gedanken nicht bald Leben an?

Immer ſtiller, träumeriſcher, in ſich gekehrter ſaß der junge Shakespeare da;... immer höher ward die Spannung ſeiner Züge;... immer weiter öffneten ſich die ſchönen tiefen Augen... aber immer weniger hörte und ſah William von dem Stück, das vor ihm abgeſpielt wurde.

Er war jetzt ſelbſt im Lande der Baktrier,... er war ſelbſt der große König Ninos,... er ſtand vor Baktriers Hauptſtadt, die dem allgewaltigen Eroberer mit Muth und Ausdauer trotzte! — — Welche Leidenſchaften tobten in ſeiner Seele... Wuth und Rache gegen die Verräther im eigenen Lager, — — Eiferſucht und Haß, dem Gatten der Semiramis gegenüber, der, ſein beſter General, ſelbſt zu den Verräthern gehörte, — begeiſterte glühende Liebe für die herrliche Semiramis, deren Liebe und Schlauheit ihm den verbrecheriſchen Weg zu dem eigenen Beſitz und der Eroberung der belagerten Stadt zeigt.

Und nun die, durch den unbegrenzten Ehrgeiz, durch die Eitelkeit und Herrſchſucht der Konigin herbeigeführte tragiſche Wendung!

Ninos todt... durch die angebetete Geliebte ſeines Herzens... durch der herrlichen götterſchönen Semiramis eigene Hand! — —

Alle dieſe Geſtalten zogen, groß und gewaltig, vor ſeiner Seele vorüber, ſich in ſeinem Geiſte zu einem prächtigen Ganzen fügend, — ihn ſelbſt mit ſich fortreißend in das weite unermeßliche Reich phantaſtiſcher Träume.

Das Stück hatte längſt geendet...

Alle die Ermordeten und Todten, die auf einem Haufen den kleinen Raum deckten, welchen die auf die ſogenannte Bühne geſetzten Stühle noch übrig gelaſſen, waren bereits zum Jubel der Menge wieder aufgeſprungen... aber auch dieſe Menge hatte ſich nach und nach verlaufen und das ſo einfache Theater war, durch das Hinwegnehmen des alten Teppichs, wieder zur Wirthsſtube des „Ochſen“ geworden.

William ſaß noch in ſeinen Gedanken verſunken regungslos in der Ecke.

Immer neue Ideen kamen ihm... immer deutlicher traten die Geſtalten hervor... Da fiel plötzlich eine ſchwere Hand auf ſeine Achſel.

Der Schlag und der luſtige Ruf:

„Zum Teufel, Will! wo ſteckſt und was machſt Du denn?" weckten ihn.

Johnſon, Clopton und Meiſter Bibbidon ſtanden vor ihm.

William fuhr ſich verwundert über die Stirne. War es ihm doch, als erwache er aus einem Traume.

Es koſtete ihm in der That Zeit und Mühe ſich deſſen klar zu erinnern, was vorgefallen.

Die beiden Freunde lachten hell auf. „Menſch!" — rief Johnſon — „ich glaube gar, die lange und hagere Semiramis in der Kleidung unſerer dicken Wirthin hat Dir es angethan!"

„Dann beruhige Dich!" — ſetzte Clopton frivol hinzu, indem er ſich, ſeiner Gewohnheit nach den blonden Knebelbart ſtrich, — „wir können Dir zuſchwören, daß es ein Knabe iſt!

„Und was für einer!" — ſetzte Johnſon hinzu.

„Ein Kerl, ſo dumm wie eine Auſter, aber lange nicht ſo ſchmackhaft!" — meinte Clopſon.

„Hu! ein Witz!" — rief Johnſon.

William ſaß noch immer regungslos.

Es war, als ſei ihm etwas Großes begegnet, und doch konnte er ſich nicht ſagen ... was?

„Aber zum Henker!“ — rief jetzt Johnſon — „ſo komm doch einmal zu Dir!“

„Einmal zu Dir!“ — wiederholte Meiſter Bibbidon. — „Es iſt das gut ſagen. Sehen Sie denn nicht, meine Herren, daß Mſtr. William von der meiſterhaften Aufführung unſeres Stückes ſo hingeriſſen und ergriffen iſt, daß er Zeit bedarf, ſich zurecht zu finden? Sie werden aber auch geſtehen müſſen“ — ſetzte er mit Ernſt und Wichtigkeit hinzu — „daß ſelbſt die erſten Schauſpieler der Hauptſtadt den König Minos nicht wie ich zu ſpielen im Stande ſind!“

„Das iſt wahr!“ rief Clopton, das Lachen mühſam unterdrückend.

„Gewiß!“ — meinte Johnſon ironiſch. — „So habe ich mir einen König nie gedacht.“

„Ich bin ſtolz auf Ihren Beifall!“ — fuhr der große Mime fort, indem ſich das Lächeln befriedigter Eitelkeit in ſeinen abgelebten Zügen ſpiegelte — „aber man muß gerecht ſein!“

„Und die Welt iſt dies ſo ſelten!“

„Dem Verdienſte ſeine Krone!“

„Seine Krone!“ wiederholte der Künſtler mit Aufgeblaſenheit. — „Aber meine Herren, wie ſteht es mit dem Eſſen, von dem Sie vorhin ſprachen. Ich muß geſtehen, König Ninos hat mich hungrig und durſtig gemacht. Es iſt keine kleine Arbeit.“

„Arbeit?“ — wiederholte William.

„Arbeit, allerdings!“ — ſagte der Mime.

„Für ein Pferd!“ meinte Hugh Clopton.

„Für zwei! für vier!“ — rief Johnſon, indem er der dicken Wirthin winkte, das Eſſen aufzutragen.

„Und jetzt geht es an eine neue, angenehmere!“ — liſpelte, ſich die Hände vergnüglich reibend, Meiſter Bibbidon — „Ich rieche das Wildpret ſchon!“ — dann wiederholte er — „Wildpret ſchon!“ und leckte ſich die Lippen.

Der junge Shakeſpeare blieb bei der nun folgenden Mahlzeit gegen ſeine Gewohnheit ernſt und nachdenklich.

Wohl ſpotteten ihn ſeine Kameraden darüber aus! — wohl ſetzte er manchmal mit der alten Heiterkeit ein; — es wollte ihm aber heute nicht gelingen... immer und immer wieder fiel er in ein wunderſam träumeriſches Brüten zurück.

„Laßt ihn, er macht Verſe!“ — rief endlich Johnſon ungeduldig.

„Auf die ſchöne Semiramis von heute?“ — rief Clopton lachend, indem er die Becher bis zum Rande füllte, und den Dampf der neuentdeckten Erdfrüchte, welche die dicke Wirthin eben aufgetragen, mit Neugierde und Wolluſt in die Naſe zog.

Alle koſteten und waren entzückt.

„Koſtbar! herrlich!“ — rief der Mime.

Johnſon zerlegte mit ſelbſtzufriedenem Lächeln das Wildpret.

„Aber um wieder auf das Verſe machen und Dichten zu kommen!“ — rief Hugh Clopton jetzt luſtig — „ſo muß ich Dich davor warnen, William!“

„Wie ſo?“ — frug dieſer zerſtreut.

„Weil das verdammte Verſe drechſeln mich einmal garſtig in die Patſche brachte.“

„Dich?... das Dichten?“ — rief Johnſon auflachend. — „Zum Teufel! wann haſt denn Du gedichtet?“

„In meiner Jugend... als...“

„Holla ho! In ſeiner Jugend! der ganze Kerl iſt vierundzwanzig Jahre alt.“

„Als ich noch ein ordentlicher Menſch war!“

Johnſon wollte vor Lachen erſticken. „Das muß allerdings ſchon lange her ſein!“ rief er.

„Genug es war... und ich... ich wurde gründlich kurirt.“

„Wovon?“

„Von der Liebe und vom Dichten!“

„Von der Liebe?... Nun bei St. George... davon habe ich noch nichts bemerkt!"

„Von meiner erſten Liebe, meine ich."

„Ja ſo!"

Der würdige Schauſpieldirektor, Mſtr. James Bibbidon, hörte, während er für drei Perſonen aß und für vier trank, mit leuchtenden Augen zu.

William ſaß in ſich gekehrt, die Arme über die Bruſt gekreuzt. Er ſchien ſchweigend zuzuhören; aber ſein Blick verrieth, daß ſein Geiſt wo anders ſei.

„Ich will Euch die Geſchichte erzählen!" — ſagte jetzt Hugh Clopton — „aber unterbrich mich nicht, Johnſon, und mach keine faulen Witze, wenn ich von einer Zeit ſpreche, in der ich zwar ſchon ein luſtiger Junge... aber... noch kein liederlicher Strick war, wie jetzt."

Bibbidon, einen gewaltigen Biſſen im Munde, nickte beifällig.

Johnſon trank mit ironiſcher Miene auf jene ſchöne aber etwas ferne Zeit.

„Gott weiß, woher es kommt" — hub jetzt Clopton an — „aber ich kann nicht lange ſein, ohne mich zu verlieben!"

„Einverſtanden!" — brummte Johnſon.

„So war ich kaum einige Wochen auf der Univerſität Oxford angelangt" — fuhr Hugh fort... aber

Johnſon unterbrach den Erzähler ſchon wieder mit den Worten:

„Du? ... Du haſt ſtudirt?"

„Ich habe angefangen damit ... aber ... es war mir bald zu langweilig und zu ernſt ..."

„Und da ließeſt Du es wieder?"

„So iſt es! ... aber höre mich jetzt, Menſch ... und ſchweige."

„Alſo!"

„So war ich kaum," fuhr Clopton fort, „einige Wochen auf der Univerſität Oxford angelangt, als ich mich ſterblich in die Tochter eines Krämers auf der Hochſtraße verliebte. Begeiſtert von ihren Liebreizen, ſchrieb ich mehrere Sonetten zu ihrem Preis — Johnſon ſtrich ſich hier ſpöttiſch lachend den Schnurrbart — „und verſchleuderte mein halbes Taſchengeld in dem Laden meiner Schönen, indem ich Sachen kaufte, die ich nicht zu gebrauchen wußte, einzig, um eine Gelegenheit zu finden, ſie zu ſprechen. Ihr Vater, ein luchsäugiger alter Herr, hielt ſie unter ſtrengerer Aufſicht, als dies gewöhnlich zu Oxford zu geſchehen pflegt. Wie natürlich ſuchte ich mir ſeine Geneigtheit zu verſchaffen und vertraulich mit ihm zu werden; aber umſonſt. Vergebens machte ich die beſten Witze in ſeinem Laden: er lachte nie, denn er hatte keinen Geſchmack an Witz und Humor. Es war einer jener trockenen alten Männer, die die frohe Jugend mit kalten Worten abzuſpeiſen verſuchen, und da er bereits ſchon drei Töchter erzogen und unter die Haube gebracht hatte, war er mit den Schlichen der Studenten genügend bekannt. Er glich an Pfiffigkeit und Behutſamkeit einem alten Dachſe, der ſchon oft gejagt worden iſt und nun die ſchlauen Jäger von Ferne wittert."

„Und Du?" frug hier Johnſon, „ließeſt Du Dich ſo abſpeiſen?"

„Wenn der Sonntag kam und man ihn ſah," fuhr Clopton fort, „wie er ſteif und geſtärkt in ſeinem Aeußeren, pünktlich bis in's Kleinliche in ſeinem Anzuge, mit ſeinem Töchterchen unterm Arme einherſchritt, ſo war dies wahrhaftig genug, um alle ſüßen und liebeſchmachtenden Herren abzuſchrecken."

„Aber den Teufel hält Keiner ab!" — meinte Johnſon.

„Trotz ſeiner Wachſamkeit gelang es mir indeſſen doch, während ich um verſchiedene Artikel in dem Laden des alten Cerberus feilſchte, einige Zwiegeſpräche mit ſeinem Töchterlein zu erhaſchen. Um Zeit zu gewinnen, handelte ich dabei fürchterlich lang und beſah die Waare oben und unten, bevor ich ſie kaufte. Während deſſen ſchob ich ihr unter dem Deckmantel eines Stückes Leinewand oder ähnlichen Gegenſtandes ein Sonett oder ſonſtiges Gedicht zu, oder wußte es, in ein paar Strümpfe gewickelt, in ihre Hände zu ſpielen. Indem ich nun um den Preis handelte, konnte ich ihr ſüßen Unſinn zuflüſtern und ſanft und zärtlich die Hand drücken, die mir das Gekaufte reichte.“

„Laſſe ſich dies jeder Krämer, der ſchöne Töchter zu Ladenmädchen und Studenten zu Kunden hat, als Wink dienen!“ rief Johnſon lachend, indem er mit den Freunden anſtieß und einen vollen Becher hinuntergoß.

„Ich weiß nun nicht, ob meine Blicke und Worte ſehr beredt waren,“ fuhr Clopton fort; „meine Poeſie wenigſtens war unwiderſtehlich; denn — Alles was wahr iſt! — das Mädchen hatte literariſchen Geſchmack und war ſelten ohne ein recht vergriffenes und von Fett glänzendes Buch der Leihbibliothek.“

„Bravo!“ rief der Freund.

„Mit Hülfe der göttlichen Poeſie alſo, die ſo mächtig auf das ſchöne Geſchlecht wirkt, eroberte ich das Herz meiner lieblichen kleinen Krämerin. Wir unterhielten eine Zeitlang eine ſchwärmeriſche Korreſpondenz über den Ladentiſch und meine Liebe flehte zu ihr in den zärtlichſten Gedichten. Endlich gelang es mir, ſie zu einer Zuſammenkunft zu bewegen! Aber wie ſollte dieſe ausgeführt werden? Ihr Vater ließ ſie nicht aus den Augen, ſie ging nie allein aus und das Haus wurde in demſelben Augenblicke geſchloſſen, in welchem der Laden zugemacht wurde. Alle dieſe Schwierigkeiten gaben indeſſen der Sache nur neuen Reiz und ich ſchwur, daß unſer Rendezvous in ihrem eigenen Zimmer ſtattfinden ſollte, in welches ich zur Nachtzeit ſteigen würde."

„Der Plan war unwiderſtehlich: ein grauſamer Vater, ein heimlicher Liebhaber und eine nächtliche Zuſammenkunft!" rief Johnſon. „Du warſt doch von je her ein verfluchter Satanas!"

„Hier nicht!" ſagte Clopton mit dem Tone der Wahrheit. „Was ich damals eigentlich mit dieſem romantiſchen Stelldichein bezwecken wollte? — Wahrhaftig, ich weiß es ſelbſt nicht. Ich hatte keine böſe, aber eben ſo wenig eine gute Abſicht. Ich liebte das junge Mädchen und ſuchte eine Gelegenheit, ſie einmal länger und ungeſtörter zu ſehen; ſo unternahm ich denn die Zuſammenkunft, wie ich ſpäter ſo manche Sache unternommen habe, unbedacht und ohne Ueberlegung. Wohl erinnere ich mich, mir damals, nachdem indeſſen ſchon alle Vorkehrungen getroffen waren, einige Fragen der Art vorgelegt zu haben, allein die Antworten waren ſehr unbefriedigend. „Will ich dies reine, gedankenloſe Kind unglücklich machen?" ſagte ich mir ſelbſt. „Nein!" war die ſchnelle und unwillige Antwort."

„Will ich ſie entführen? — Entführen? und zu welchem Zweck? — Gut denn, ich will ſie heirathen. — Ho! ein Jüngling von meinen Ausſichten eine Krämerstochter heirathen?! — Aber was will ich denn eigentlich mit ihr? — Hum — Jenun! — Ei was, ich will erſt zu ihr auf's Zimmer und dann überlegen! — Und hiermit war meine Selbſtprüfung zu Ende."

„Jetzt würde der Herr anders philoſophiren!" ſchob Johnſon mit der Miene eines Satyrs ein.

„Unter dem Deckmantel der Nacht ſchleiche ich alſo zu der Wohnung meiner Dulcinea," fuhr Clopton fort. „Alles iſt ruhig. Auf das gegebene Zeichen öffnet ſich ihr Fenſter. Es war gerade über des Ladens Bogenfenſter, deſſen eiſernes Gitterwerk mir zum Aufſteigen dienen ſollte, und da das Haus niedrig war, vermochte ich auch mit ziemlicher Leichtigkeit das Fenſter zu erſteigen. Ich klettere mit pochendem Herzen, erreiche den Fenſterrahmen, ſchwinge meinen Körper halb in das Zimmer und werde empfangen, — aber nicht durch die Umarmungen meiner ſchönen Angebeteten, ſondern durch das wüthende Anpacken des ſcheelſüchtigen alten Vaters!"

„Verfluchte Geſchichte!"

„Ich entwand mich ſeinen Klauen und verſuchte in größter Eile meinen Rückzug; wurde aber durch ſein Schreien: „Diebe! Räuber!" ſo verwirrt, daß derſelbe nur ungeſchickt gelang und der Alte Zeit fand, ſeinen Sonntagsſtock jämmerlich auf meinem Kopf und Rücken zu zerhauen. — Ich hätte nie geglaubt, daß der Arm eines alten Mannes ſolche Kraftfülle, noch der Elfenbeinknopf eines Stockes ſolche Härte beſäße! — In der Eile und Verwirrung machte ich aber auch noch einen Fehltritt und fiel der Länge nach auf das Pflaſter.“

„Unſeliger!“

„Augenblicklich war ich von Konſtablern umringt, welche, wie ich nicht zweifle, auf mich warteten. Aber ich war wahrlich nicht im Stande zu entweichen, denn ich hatte durch den Fall meinen Knöchel ſo verrenkt, daß ich nicht ſtehen konnte. Da ich als Dieb verhaftet wurde, ſo mußte ich, um mich von dem Verdachte eines noch größeren Verbrechens zu befreien, mich eines kleineren beſchuldigen. Ich geſtand alſo die Wahrheit und beichtete, auf welche Weiſe ich hergekommen. Doch die Schurken wußten es ſchon und lachten nun auf meine Rechnung.“

„Wie war aber der Alte dahinter gekommen?“ frug Johnſon.

„Meine treuloſe Muſe hatte mir dieſen verwünſchten Streich geſpielt!“ ſagte Clopton, „indem der alte Argus meine Sonette und Gedichte in irgend einen Winkel des Ladens verborgen gefunden hatte: da er nun keinen ſolchen Geſchmack an Poeſie fand, wie ſeine Tochter, ſo hatte er eine ſcharfe, obgleich ſtille Beobachtung angefangen. Er ſtahl unſere Briefe, entdeckte unſeren Plan und bereitete Alles zu meinem Empfange vor.“

„Der Teufel hole alle Väter und Vormünder ſchöner Mädchen!“

„So war ich denn verdammt, durch meine Muſe verrathen zu werden. Laſſe ſich doch Niemand mehr verführen, eine heimliche Liebe zu beſingen!“

„Und wie ging's weiter?“

„Des alten Mannes Zorn hatte nach der Abprügelung und durch den Fall etwas nachgelaſſen, ſo daß er mich wenigſtens im Laden nicht todt ſchlug; ja, er war menſchlich genug, einen Fenſterladen herzugeben, auf dem ich, wie ein verwundeter Krieger, in's Kollege gebracht wurde. Den andern Morgen lief die Geſchichte von Mund zu Munde, und ich wurde auch noch zum Geſpötte der ganzen Univerſität.“

„Dacht' ich's doch!“

„Während mehrerer Wochen, die ich in Folge meiner Verrenkung im Zimmer zubringen mußte, hatte ich nun genügend Muße zur Reue.“

„Und die Treuloſe ließ nichts von ſich hören?“

„In dieſen Tagen erhielt ich einen ſehr zärtlichen, ſchlecht gekritzelten Brief von meiner Dame, in welchem ſie ihre Unſchuld an meinem Mißgeſchicke betheuerte und mir Treue bis in den Tod ſchwur. Ich legte das Billet indeſſen ganz ſtill bei Seite, ohne weiter darauf zu achten, denn . . . ich war von Liebe und Poeſie geheilt.“

„Merke dir's, William!“

„Weiber ſind indeſſen, obgleich die Philoſophen böswillig das Gegentheil behaupten, in ihrer Anhänglichkeit oft treuer, als die Männer .So bin ich feſt überzeugt, daß meine Kleine mehrere Monate lang ihrem Schwure treu blieb; aber ihr Herr Papa hatte auch ein Wort zu ſprechen und deſſen Herz war hart, wie der Elfenbeinknopf ſeines Stockes. Thränen und Poeſie rührten ihn nicht; er nöthigte ſie, einen jungen, ehrbaren Kaufmann zu heirathen, welcher ſie, trotz ihrem Willen und gegen alle Regeln der Romantik, zu ſeinem Weibe und — was mehr ſagen will — zur Mutter mehrerer Kinder machte.“

„Bei St. Georg!“ rief hier Johnſon, ſeinen Becher auf's Neue füllend. „Das Letzte hätte ich Dir gegönnt, Junge!“

Aber in demſelben Augenblicke brachen Hugo Clopton und Jonſon in ein lautes Gelächter aus: Meiſter Bibbidon, der große Mime, hatte ſo viel gegeſſen, daß er unbeweglich, wie eine Schlange geworden und ſo viel getrunken, daß er ſanft entſchlafen und allmählig unter den Tiſch geſunken war.

„Laßt Ninos ſeinen Rauſch hier ausſchlafen!“ rief Johnſon; William aber, den das laute Lachen aus ſeinen Träumen geweckt, hob den Mann der Bühne auf und brachte ihn in ſeine Kammer.

Als er zurückkam, hatten die Freunde das Wirthshaus anſcheinend verlaſſen. Auch die dicke Wirthin war nicht zu ſehen.

William ſuchte das Freie. Herz und Geiſt waren ihm wunderbar voll. Es wogte chaotiſch in ihnen.

Erſt als der Morgen graute ſchlich er in ſein Haus.

Viertes Kapitel.

Die Wilddiebe.

Einen ihrer ſchönſten und berühmteſten Züge empfängt die engliſche Landſchaft von der allgemeinen Sitte der Engländer, alle Dinge in gehörigen Schranken zu halten, von der Aufmerkſamkeit, welche ſie den Grenzen und den Einzäunungen der Aecker widmen. Wie man im Allgemeinen behaupten möchte, daß alle nützlichen Dinge in England viel ſchöner ſind, alle ſchönen Dinge aber minder ſchön als in anderen Ländern, ſo gilt dies auch namentlich von den Einzäunungen der engliſchen Aecker. Es ſind die ſchönſten, die man ſehen kann, nämlich grünende Hecken. Alle Aecker und Wieſen ſind mit grünen, lebendigen Hecken eingerahmt. Bei uns ſind ſie entweder gar nicht eingezäunt oder nur mit hölzernen Palliſaden, Erdwällen oder ſteinernen Mauern umgeben. Bei unſeren offenen Feldern fehlt es nur gar zu oft an einem ſchönen Vordergrunde, während in der engliſchen

Landſchaft immer ein kleines, liebliches eingerahmtes Bild vorangeſtellt wird, ein kleines, von blühenden Hecken umgrüntes Gärtchen, oder eine kleine Heerde in laubiger Umzäunung. Man freut ſich ordentlich, mit den Thieren über die Heimlichkeit ihrer Wieſe. Was für ein Stall das iſt, ſo groß, ſo geräumig, der Boden ein Blumenteppich, die Wände genießbare Blätter! Die engliſchen, eingeſchloſſenen Felder haben etwas Heimliches und Häusliches, was die Engländer „Domestic Scenery“ nennen. Man fühlt, ſelbſt im Freien, häuslichen Comfort.

Dagegen kennen ſie allerdings nicht, was wir das „freie Feld“ oder das „Freie“ nennen. Den Engländern wird es daher oft zwiſchen ihren Hecken langweilig, und ſie kommen heraus aus ihren Umzäunungen, aus ihrem „tame domestic scenery“, um bei uns das Freie und Wilde zu ſehen.

Bei uns Deutſchen ſind die Städte viel maleriſcher und intereſſanter als in England. Dort dagegen iſt das Land viel pittoresker und wohlgefälliger. Bei uns ſind die Dörfer in der Regel ſtark bevölkerte und langweilige Orte, bei den Engländern dagegen ſind ſie gewöhnlich klein und nicht mit Menſchen und Häuſern überfüllt. Mit reizenden Cottages, die von Roſen umblüht, mit einzelnen Farmhäuſern, die von Gärten umgrünt ſind, mit komfortablen Edelſitzen, mit wundervollen Paläſten iſt das ganze Land überſäet. Alle Flüſſe, alle Bäche, alle Meeresufer ſind mit Gärten, Parks und Schlöſſern beſäumt, und Landſitz reiht ſich an Landſitz über das ganze Land hin.

Des Landes Oberfläche iſt dabei die bunteſte und am wenigſten einförmige, die es giebt. Hügel und Thal wechſeln anmuthig mit einander ab, „the hill-and dalescenery“ nennen es die Engländer. Zuweilen giebt es kleine Gebirgsparthieen. Die beſchränkten Ebenen und Thäler ſind lieblich und fruchtbar; an und auf den Bergen ziehen ſich Moräſte, öde Haiden und unfruchtbare Felsparthieen hin. Doch ſind alle dieſe wüſten Flecke nur engbegrenzte Striche, an deren Befruchtung und Umwandelung durch fortgeſetzte Mühwaltung des Landmanns nicht zu zweifeln iſt. Welche Anſtrengungen wird man machen, um, wenn auf den Ebenen Alles geordnet, auch auf dieſen kleinen Wüſteneien Früchte zu ziehen! Wie wird man die Moräſte zu trocknen, die Haiden zu bepflanzen, die Felſen zu bewalden ſtreben! Dem Engländer bleibt ja nichts unmöglich.

Die Zertheilung des Landes iſt eben ſo mannigfaltig, wie ſeine Oberfläche. Landesarme ſondern ſich ab, Halbinſeln, Landzungen, drei große Hauptmaſſen ſcheiden ſich faſt ganz von einander, ſo wie viele kleine Inſeln, die in der Nähe umherliegen. Doch hält ſich Alles nahe bei einander und wenn daher auch die nationalen Eigenthümlichkeiten und politiſchen Sonderungen lange beſtehen werden, ſo wird ſich doch am Ende Alles zuſammenſtellen und das Ganze ein um ſo kompakteres Ganze ſein, je längere Zeit es zu ſeiner Durchbildung gebrauchte. Wie ein großer, ſchöner Park entfaltet ſich das herrliche Inſelland auf dem Rücken des Neptun, der es ſtolz und geduldig trägt.

Wie es ſich bei einem Park gehört, liegt gleich in der Mitte ſeiner anmuthigſten und lieblichſten Parthieen die Wohnung des Herrn, die Hauptſtadt London, mit den Schlöſſern der königlichen Verwalterin, Buckingham, St. James und Windſor.

Bis nahe an dies Haus des Herrn hinan, bis an den Fuß ſeiner Gemäuer, ziehen ſich die reizenden Blumengründe der Londoner Vorſtädte, ſchöne Gärten mit den herrlichſten Pflanzen aller Zonen reichlich verſehen.

Die herrlichen „Pleasure-grounds“ von Surrey, Middleſſex und vor allen die von Kent breiten ſich ſchmückend weit umher aus, mit den herrlichen, laubreichen „Shrubberies“ von Richmond und von Windſor-Caſtle. Das friedliche Vieh weidet auf üppigen Wieſen, bis an die Mauern der Reſidenz, und es iſt nicht zu ſagen, wie reich dieſe Pleaſuregrounds an lieblichen Ausſichten, an wundervollen Flecken ſind.

Mitten zwiſchen den Gebüſchen und unter den maleriſchen Bäumen liegen die „Dairies“, die Wirthſchaftsgebäude der Kenter, die das Herrenhaus mit Milch und Butter verſorgen, und die Wohnungen vieler anderen Gehülfen und Beamten, die der Herrſchaft dienen. Mit Wieſen, mit kleinen Blumenparthieen, mit Tempeln und Tempelchen ſind dieſe Pleaſuregrounds reichlich verſehen, und die ſchönſten Wege, große und kleine, lange, breite, ſchmale und einſame Stein-, Holz- und Eiſenwege und eine Fülle der reizendſten Fußſtege ſchlängeln ſich durch das Ganze.

Das Waſſer rieſelt dabei in reichlichen Strömen durch dieſe ſchönen Anlagen und Hunderte von Bächen und Flüſſen vertheilen ſich in allen Richtungen mit den mannigfaltigſten Landſchaften an ihren Ufern, — der Wye, die Themſe, die Savern, die Humber und viele andere Flüſſe, die eben ſowohl der äſthetiſchen Welt durch ihre Naturreize bekannt zu ſein verdienten, wie ſie es der Handelswelt durch ihre Nützlichkeit ſind. Hie und da auch ſammelt ſich das Waſſer zu Teichen und großen Seen, in denen man einladende Inſeln ſieht, wie nun gar die herrliche Inſel Wight, die ſtets von Yachten und Gondeln, wie von Schwänen, umrudert wird.

Die meiſten Gebäude des Parks ſind in gothiſchem Geſchmack angelegt, die Lodges, die Kapellen, die prächtigen Kathedralen von Salisbury, Wincheſter, York und anderen Städten, die faſt alle mitten in den ſchönſten grünen Gründen liegen. Die maleriſchen, mit Epheu bedeckten Ruinen von Abbeys, Schlöſſern und alten Thürmen, mit denen der Gärtner ſeinen Park ſchmückte, ſind zahllos.

Wie es bei einem Parke gewöhnlich iſt, ſind die wilden Parthieen in die entfernteren Gegenden gekommen; die waleſiſchen Berge, die ſchottiſchen Hügel, die iriſchen wilden Felſen, und hier, um der Zahmheit des Parks einige Abwechſelung zu geben, zeigen ſich romantiſche Glens und die einſamen Seen von Kumberland, Glasgow und Killarney.

In den aller äußerſten Gebieten des Parks ſelbſt hauſen die armſeligen Cottagers, die Bewohner der iriſchen Moräſte und der ſchottiſchen Berge. Solche Leute verbannen die engliſchen Parksbeſitzer gewöhnlich an die entlegenſten Grenzen ihrer Beſitzungen, um ſie nicht beſtändig vor Augen zu haben.

Dieſe Grenzen endlich ſelber ſind ſcharf bezeichnet und ſtreng bewacht. Die Wälle hoher, kreidiger, zuweilen auch baſaltiſcher Felsmauern umgeben das Ganze und in den Lodges von Portsmouth, Plymouth, Kork und anderen Orten ſind die Wächter des Parks ſtationirt, die keine Unberufenen einlaſſen.

So wie jedes engliſchen Privatparks friedliche Ruhe das Gebrauſe der ſtürmiſchen Welt umgiebt und umtobt, ſo umſtürmt das Weltmeer mit ſchäumender Brandung dieſen engliſchen Staatspark. Doch ſind ſeine Bewohner hoſpitabel und es braucht für einen ordentlichen Mann nicht einmal eines Paſſes, ſondern nur eines ſimplen Empfehlungsbriefes, um Einlaß zu erhalten und ſich der angenehmſten Gaſtfreundſchaft zu erfreuen.

Wenn wir den Anblick des engliſchen Landes mit dem unſers Deutſchlands vergleichen, ſo fällt uns als charakteriſtiſcher Unterſchied auf, daß dort die Züge alle, ſo zu ſagen, gröber und mehr in die Länge gezogen ſind, während hier Alles concentrirter und in einem überſchaubaren Bilde erſcheint. Es iſt, als ſehe man hier ein umgekehrtes Perſpectiv.

Was giebt es bei uns? — Unendlich lange und weit verbreitete Flächen ziehen ſich mit einer nicht endenden Schleppe durch das nördliche Deutſchland hin. Selbſt im Süden, noch in Baiern, giebt es bis an den Fuß der Alpen ſolche große, unüberſehbare Flächen. Ein Theil dieſer Flächen iſt unbebaute Wüſte. Weit ausgedehnte Moräſte, wie im nordweſtlichen Deutſchland, zwanzig Meilen lange Haidegegenden, wie in Weſtphalen, wie zwiſchen Bremen und Hannover, wie in Pommern und Preußen, erſtrecken ſich wie Rieſen mit unſäglich langen Beinen in die troſtloſe Ferne. Zuweilen ſind es geradezu Sandwüſten, kleine Saharas, in denen die kalten Schneewinde ſtürmen, wie in der großen Sahara die glühenden Samums, — ſo in der Mark, in einigen Theilen von Hannover, in denen noch jetzt auf unzähligen Nebenwegen die Pferde bis über die Knie in den Sand verſinken, wie die Kameele in Afrika.

Unſere deutſchen Waldungen liegen ebenfalls in der Regel in großer Maſſe da, ähnlich denen in Polen und den öſtlichen Ländern, wo ſie allerdings noch größer ſind. So auch ziehen ſich unſere herrlichen Gebirge in unendlich langen Strecken hin. Unſere unvergleichlichen Alpen, zwiſchen denen man oft ſehnſüchtig nach einer Ebene ſeufzt, bilden eine große, lange Maſſe; — eben ſo die böhmiſchen und die ſächſiſchen Gebirge, der Schwarz- und der Odenwald, in denen allerdings die ſchönen Thäler, in Fülle die Ausſicht bringenden Spitzen aber wie Soldaten aufgereiht ſtehen.

Selbſt die bebauten Theile unſeres Landes bekommen durch die Kultur in der Regel keinen größern Reiz. Die Parallelogramme der Aecker hören in unſeren Ebenen nicht auf, ſich Viereck an Viereck zu ſchließen, ſo in den ungeheuren Ebenen zwiſchen Halberſtadt und Magdeburg, zwiſchen Magdeburg und Leipzig. Welche Freude kann man an einem ſolchen Gemälde von Millionen und aber Millionen gleich hohen, gleich langen, gleich dünnen Kornhalmen haben? Was kann man dabei denken, als die ſtete Wiederholung des einzigen und einzigen Gedanken: Brod! Hier haben die Leute ihr Brod, Brod! —

Den ſchönſten Schmuck aber empfängt England nicht von der Natur, ſondern von ſeiner Kultur. Daher wird auch der Reiſende dort von den, durch die Natur geſchmückten Gegenden weit weniger angeſprochen und befriedigt, als von den Kunſtgegenſtänden. Dabei iſt das Eigenthümliche der engliſchen Kultur, daß ſie das Land, wo ſie es ergriff, verſchönerte.

Da die Inſel überall von Bergreihen oder doch von Hügelgruppen und Unebenheiten durchkreuzt iſt, ſo ſcheint jedes Bild in einen engen Rahmen gefaßt zu ſein. Die Wälder ſind nicht ſo dicht, daß man ſich in tiefe Einſamkeit verlöre. Ueberall fällt der Sonne ſchönes Licht durch die grünen Blätter. Die Ebenen ſind nicht ſo groß, daß man nicht ſchnell wieder auf neue Hügel gelangte, um friſchere Luft zu ſchöpfen; die Gebirge ſind nicht ſo maſſig, daß man nicht bald wieder aus ihnen hinauskäme, um das Auge weit umher ſchweifen und ſich ergehen zu laſſen. Dazu erblickt man auf vielen Punkten den Ocean, erſtickt nicht in der Maſſe des Feſtlandes und kann die Gedanken darüber hin zu allen Welten ſenden, wozu uns Deutſchen nichts als das blaue Meer des Himmels bleibt.

Die Kultur verſchönert aber nicht überall, wohin ſie zieht. So ärgert man ſich an unſerem herrlichen Rhein oft über ſie, weil ſie auf jeder Anhöhe einen Weinberg geſchaffen, weil ſie jeden wilden Baum und Buſch ausgerottet und Rebſtock an Rebſtock geſetzt hat, als ſollte man ſie alle zählen. So ärgert man ſich auch in Sachſen, wo ſie viele Wälder vernichtet und Ackerwerk an Ackerwerk gelegt hat.

In England ſcheint die Kultur mit der Natur vereinigt zu ſein; ſie ſcheint nicht nur ſoviel Nutzen, ſondern auch ſoviel Geſchmack zu haben, daß ſie dadurch die reizendſten Bilder von der Welt zu Stande gebracht hat. Das ganze Bild der engliſcher Landſchaft iſt ein ſo ſchönes Gewebe von Natur und Kunſtgegenſtänden, daß man ſieht, beide, Natur und Kunſt, haben ſich auf die ſinnigſte Weiſe in die Hand gearbeitet. Nirgends iſt die Natur ſo ganz vertilgt, daß man über die Kultur Ach und Weh ſchreien möchte und nur wenige Flecke ſind es, die der wilden Natur ganz allein überlaſſen wurden.

Die Bäume ſind nirgends gänzlich ausgerottet, ſondern überall in das Gebiet des Ackers gezogen, umgraben und gepflegt. Ueberall, wo Schatten gut, wo Baumbelaubung hübſch ſein kann, ſind ſie ſtehen geblieben, und das ganze Land kommt uns daher oft wie ein gelichteter Wald oder Hain vor. Selbſt aber in ſolchen weit berühmten engliſchen Wäldern, wie der „Newforest“ bei Southampton es iſt, ziehen ſich Wieſen und Felder die Kreuz und die Quere, und man könnte ſolche Wälder allenfalls bewaldete Felder nennen.

Die Stallwirthſchaft iſt in England nirgends zu

Hauſe, wie bei uns, wo ſie eine wahre epidemiſche Leidenſchaft geworden iſt, und wo ſie immer mehr und mehr aus dem armen Vieh traurige, das ganze Jahr eingeſchloſſene Gefangene gemacht hat. Die Viehfutterkräuter, Klee, Wicken ꝛc., zeigen ſich daher ebenfalls in ſolchen eingeſchloſſenen Parallelegrammen, wie das Menſchenfutter, Weizen, Roggen ꝛc., und nehmen nur noch die Einförmigkeit des Ackerfeldes, während in England die Viehwirthſchaft weſentlich zur Abwechſelung beiträgt.

Das richtige Gefühl oder der geſunde Verſtand der engliſchen Farmer's und Viehzüchter lehn ſich weſentlich gegen jenes Stallfütterungs-Syſtem auf. Sie haben überall die ſchönſten Wieſen und glauben, daß das Thier nicht nur durch Maul und Magen, ſondern auch durch Naſe und Lunge ſpeiſt. Sie ſchicken es daher überall in's Freie hinaus, und laſſen es unmittelbar am Buſen der Natur ſelber ſaugen.

Der engliſche Maler und der äſthetiſirende Landſchaftsbetrachter haben davon den Vortheil, daß das Bild der todten Pflanzenwelt durch die Thierwelt belebt iſt.

Zwiſchen den kornreichen Aeckern liegen die fetten, grünen Wieſen und überall ſind die bunten Farben des gemüthlichen Viehes der Landſchaft eingeſtreut. Die Ebenen ſind mit weidenden Pferden, Ochſen und Kühen beſetzt, und die Hügel bis zu den wildeſten Gegenden hin mit Ziegen und Schafen bedeckt. Die Milde des Klimas erlaubt ihnen, faſt das ganze Jahr draußen zu bleiben.

Auch die wilden Bewohner des Waldes ſind nicht wie bei uns entweder vertrieben, oder ganz ausgerottet, oder in entlegene Forſten und Gehege verbannt, ſondern ſie ſind, ſoweit es ihre Natur zuließ, gezähmt und gebändigt. Ueberall, in Parks und auf Wieſen zerſtreut, finden ſich Hirſche, Rehe und Kaninchen in ſchöner Miſchung. Nur die Unverbeſſerlichen, die Bären, die Wölfe und Andere, hat man unbarmherzig ausgerottet.

So iſt England jetzt.

Es iſt wahr, zur Zeit unſerer Erzählung — im Jahre 1581 — war auch hier gar Manches noch weniger vortheilhaft geſtaltet. Die Zeit und die mit ihr fortſchreitende Kultur haben, geleitet von dem praktiſchen Sinn der Engländer, Wunder gewirkt.

Indeß das Land und die Natur ſind ja dieſelben geblieben, wie denn überhaupt, was jetzt ſeiner und den Anforderungen fortgeſchrittener Bildung entſprechender daſteht, ſchon damals in ſeinen Grundzügen — nur derber und naturwüchſiger — vorhanden war.

So war der Wildbeſtand der Vornehmen in ihren Parks und Jagdrevieren in jenen Tagen oft ein ſo gewaltiger, daß der Landmann arg darunter zu leiden hatte. Und was kümmerten ſich die edlen Lords und

Baronets bei ihren Fuchs-, Hetz- und Parforcejagden um den armen Bauern?

Wohl aber bekümmerten ſie ſich um ſo mehr um den Schutz ihres Wildes.

Strenge, ja ſelbſt barbariſche Geſetze, verpönten jede Wilddieberei, und wehe dem, der ſich, mit Jagdgeräthſchaften verſehen, auf dem Gebiete eines der vornehmen Nimrods ergreifen ließ.

Ein ſolch' vornehmer Nimrod war aber auch Sir Thomas Lucy von Charlecote, der ganz in der Nähe von Stratford ſeine „Pleasure-grounds“ und Parks hatte, in deren Mitte einer ſeiner ſchönſten Landſitze lag.

Sir Thomas konnte von ſeiner Perſon gerade nicht behaupten, daß er in der Gunſt ſeiner Untergebenen und Nachbarn ſtehe. Er war im Gegentheil ſchon wegen ſeines Stolzes, ſeiner Härte und ſeines Geizes allgemein unbeliebt, wenn nicht gar verhaßt. Dabei hatte ihn die Natur inſofern vernachläſſigt, als er — obgleich Parlamentsmitglied — geiſtig ſehr beſchränkt und körperlich häßlich war.

Sir Thomas Lucy von Charlecote ſchielte auf einem Auge; oder, beſſer geſagt, er ſah — wie der junge Shakeſpeare einſt im Uebermuthe ſagte — mit dem linken Auge um die Ecke.

Dabei zeigte ſich ſeine Figur zum Erſchrecken lang und dürr, während ſeinen Zügen durch ein allzuraſches und üppiges Leben eine Erſchlaffung aufgeprägt war, die etwas Zurückſtoßendes an ſich hatte. Auch ſein übriges Weſen charakteriſirte Erſchlaffung und Blaſirtheit, vereint mit jenem Hochmuth und jener lächerlichen Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt, die zumeiſt hochgeborenen Schwachköpfen eigen ſind.

Alles dies hätte aber die Bewohner von Stratford und ſeine übrigen Nachbarn nicht ſo ſehr gegen ihn erbittert — Sir Thomas wäre dadurch wohl nur der Lächerlichkeit verfallen — wenn ſich der edle Sir nicht auch durch eine oft grauſame Härte gegen ſeine Unterſaſſen ausgezeichnet hätte, namentlich in Betreff der einzuziehenden Steuern und Abgaben. Dies aber machte, bei ſeinem enormen Vermögen, einen um ſo peinlicheren Eindruck.

Die vielen, mit ſtolzem Hohn zurückgewieſenen Klagen gegen den Schaden, welchen ſein Wildſtand anrichtete, empörten dann die Leute noch ganz gegen ihn.

Auch der ärmſte Bauer erhielt nicht die kleinſte Entſchädigung; dagegen „Wehe dem!“ der es wagte, auch nur eines der zahlreichen Kaninchen zu erlegen, auch wenn er hunderte auf ſeinem eigenen Acker fand, wie ſie in einer einzigen Nacht ſeinen Kohl vernichteten.

Dies aber gerade reizte zur Rache.

Man hörte faſt täglich von Wilddiebereien auf den Jagdgebieten und in den Parks des edlen Herrn.

Wer die Wilddiebe ſeien, wußte Niemand; auch war es weder den Forſtaufſehern noch den Wächtern bis dahin gelungen, ihrer habhaft zu werden. — — —

Es war an dem Tage, an welchem Meiſter James Bibbidon ſein Drama „König Ninos und die ſchöne Mörderin Semiramis“ über die im „Ochſen“ improviſirte Bühne Stratford's führte, als John Shakespeare, der Vater Williams, in ſeiner dumpfen Werkſtätte beſchäftigt war, einen Haufen Schafwolle mit geübtem Auge zu ſortiren. Trieb derſelbe doch, außer ſeiner Handſchuhmacherei — die übrigens in der letzten Zeit recht ſchlecht ging, da ſich reichere Leute der Konkurrenz bemächtigt hatten — auch einen kleinen Handel mit Schafwolle, die er den Metzgern und Landleuten Stratfords und der Umgegend abkaufte, ſortirte und dann wieder, in verſchiedene Sorten getheilt, den Tuchmachern anbot.

Der alte John ſah, während er mit Emſigkeit arbeitete, finſter und mürriſch aus. Auch Märy, ſein treues Weib, ſchaute, am Spinnrocken beſchäftigt, kummervoll drein.

„Märy!“ — ſagte jetzt der Alte.

„John!“ — entgegnete die Frau.

„Iſt Will noch nicht zurück?“

„Ich wüßte nicht!“

Eine Pauſe entſtand.

„Wenn der Nichtsnutz nur nicht wieder herumlungert!" — nahm, nach einigen Minuten Vater John wieder das Wort.

„Aber, Alter," — ſagte begütigend die Mutter — „Du ſchickteſt ihn ja zu allen Metzgern der Stadt herum, um anzufragen, ob ſie Schöpſe geſchlachtet hätten und Wolle vorräthig ſei."

„So iſt es!"

„Da kann er aber auch noch nicht wieder hier ſein."

„Warum nicht, wenn er ſich geſputet hätte?"

„Sei nicht ſo ſtreng!"

„Wäre ich es mehr geweſen."

„Jugend hat keine Tugend. So ein junges Blut will auch ein Wörtchen plaudern."

„Wenn's nur das wäre."

„Warum immer das Schlimmſte fürchten?"

„Weil ich gewöhnt bin, es zu erfahren."

„Erbittere Dich nicht ſelbſt."

„Ewiges Weibergeſchwätz, der Bube iſt ein Taugenichts!

„John!"

„Hab' ich nicht recht?"

„Es iſt Dein Kind."

„Um ſo ſchlimmer. Ich wollte ..."

„Alter, ich bitte Dich ..."

„Dort liegt ein Haufe parfümirter Handſchuhe, die noch zu plätten ſind ...“

„Es iſt nun einmal gegen ſeine Natur!“

„Bei dem heiligen Georg!“ — rief hier Meiſter Shakespeare, und das Blut ſchoß ihm in die Wangen — „Mutter! da haſt Du ein wahres Wort geſagt: es iſt nun einmal gegen ſeine Natur ... nämlich das Arbeiten. Aber die Lumpenſtreiche ſind nicht gegen ſeine Natur!“

„Sei nachſichtig John! er iſt erſt ſiebenzehn Jahre alt!“

„Zu allen Teufeln! ſoll er etwa hundert Jahre alt werden bis ihm der Verſtand kommt?“

„Er wird kommen, Väterchen! Will iſt kein böſer Menſch ...“

„Aber ein leichtſinniger Strick.“

„Nur eine eigenthümliche Natur ... zu etwas Höherem geſchaffen.“

„Ei ſieh ...“

„Wenn wir ihn hätten ſtudiren laſſen können ...“

„Ja freilich! und ihm jährlich zehn Pfund ausgeſetzt ...“

„Ich ſage wenn ...“

„Ja freilich wenn! ... und dann wäre er erſt recht dem Böſen in die Arme gelaufen.“

Abermals entſtand eine Pauſe. Die Stille lag drückend über dem düſteren Gemache.

Plötzlich ſtieß Meiſter **John** mit finſterer Stirne den Haufen Wolle zurück und warf ſich in den alten abgenutzten Lederſeſſel, der in der Ecke der Werkſtätte ſtand, die zugleich auch Wohnzimmer und Küche abgab.

Die Frau ſchaute erſtaunt und erſchrocken auf; dann frug ſie faſt ſchüchtern:

„Iſt Dir etwas, John?“

„Nein!“

„Aber Deine Mienen ſind ſo finſter.“

„Sorgen!“

Die Gattin ſeufzte tief auf.

„Wann hätten wir die nicht gehabt?“

„Frau!“ — rief jetzt der Meiſter finſter.

„Alter!“

„Gieb mir Antwort!“

„Gern!“

„Glaubſt Du an Gottes Gerechtigkeit?“

„Und das kann **John Shakespeare**, der ſonſt ſo ſtille chriſtlich geſinnte **John Shakespeare** fragen?

„Warum nicht?“

„Lieber Alter, laß Dich von Deinem Unmuthe nicht hinreißen. Es iſt gottlos …“

„Zu murren? Höre Weib! auch der Wurm krümmt ſich, wenn ihn Dein Fuß in den Staub tritt.“

„Aber der Wurm iſt kein Chriſtenmenſch … hat keinen Glauben …“

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

„Ja, glauben und glauben und beten und vertrauen …“

„John!“

„Das iſt Alles gut und ſchön …“

„Alſo.“

„Wenn man aber dabei zu Grunde geht, wie wir?! …“

„Es iſt Gottes Fügung.“

„Sage mir eines Märy!“

„Was denn!“

„War ich je ein Schlemmer?“

„Nie!“

„War ich ein leichtſinniger Menſch, ein Taugenichts?“

„Welche Frage! Ganz Stratford weiß, daß es keinen ſolideren, fleißigeren und beſſeren Bürger in ſeinen Mauern giebt, als Meiſter John Shakeſpeare. Hätte man ſonſt die Ehrenſtelle eines Aldermann und erſten Richters in Deine Hand gelegt?“

„Vergangene Zeiten!“

„Sie können wiederkommen.“

„Haſt Du mich je faul oder nachläſſig in meinem Geſchäfte geſehen, Märy?“

„Wie Du wieder mich und Dich quälſt!“

„Antworte mir!“

„Ach, du lieber Himmel!“ — rief hier das treue

Weib, indem ſie ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte — „Jedermann weiß, wie fleißig Du immer warſt. Mit dem anbrechenden Tag ſtandeſt Du auf und warſt an dem Geſchäft und mit der ſinkenden Nacht legteſt Du erſt erſchöpft die Hände in den Schooß. Ja, tauſendmal ſah ich Dich die Nächte durch arbeiten.“

„Ich that es gern, denn ich hoffte, vorwärts zu kommen.“

„Armer Mann! ich fühle, wie bitter Dich das Gefühl von dem Gegentheil machen muß.“

Wieder trat eine kleine Stille in dem Gemache ein.

Mutter Märy ſenkte das Haupt, Thränen fielen in ihren Schooß.

Es waren die Schweſtern von jenen unzähligen Thränen, die bereits ſeit langen Jahren in ſtillen Nächten ihr Kopfkiſſen benetzt.

„Als ich Dich zum Weibe nahm“ — fuhr der Alte jetzt düſter fort — „floß noch jugendliches Blut in meinen Adern. Das Handwerk ging. Ich war arbeitſam, ſtrebſam und hatte friſchen freudigen Muth!“

„Laß ihn auch jetzt nicht ſinken, Alter!“

„Du warſt ein friſches, blühendes Mädchen…“

„Denkſt Du noch daran?“ — ſagte die Alte geſchmeichelt, indem ſie unter Thränen lächelte.

„Aus dem Geſchlechte der Arden.“

„Ja!“ — verſetzte Frau Shakespeare ſtolz — „die jüngſte Tochter und Erbin von Robert Arden von Wellingcote in der Grafſchaft Warwik. Unſere Familie war angeſehen: Eduard Arden war Sheriff der Grafſchaft — Sir John Arden war ſogar Waffenträger des Königs Heinrich VII.“

„Nun! nun!“ — ſagte der Alte finſter. — „Laß das Prahlen. Du warſt ein braves Mädchen und ich ein ordentlicher Junge. So fanden wir uns und wurden Mann und Weib. Das Geſchäft ging, und wir kamen vorwärts.“

„Du wurdeſt Alderman und erſter Richter...“

„Der Himmel ſegnete uns mit Kindern...“

„Und nahm uns Jone und Margarethe.“

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, der Name des Herrn ſei gebenedeit!“

„Aber unſeren Will ließ er uns.“

„Ja!“ — rief der Alte, mit finſterer Miene aufſtampfend, — „den ſchlechteſten von Allen!“

„John! John!“ — rief die Mutter.

„Wenn ich von ihm höre, läuft mir die Galle über.“

„Und hat uns Gott der Kinder nicht noch mehr geſchenkt?“

Der Alte brummte etwas, das wie: „Nur zu viel des Segens!“ lautete.

„Leben uns nicht noch Hanna, Richard und Edmund?“

„Aber ſonſt hat er den Segen von unſerem Haupte genommen. Was half mich all' mein Arbeiten und Schaffen?"

„Habe Geduld!"

„Geduld! Geduld! und immer Geduld!" rief Meiſter John zornig, „wenn man ſo lange Geduld gehabt hat wie ich ... Geduld, bis einem die Haare grau geworden ſind und die Kräfte ſchwinden, und es immer nicht beſſer, ſondern — trotz eiſernen Fleißes — ſchlechter geht ..."

„Es iſt ſchmerzlich!" ſagte die Frau begütigend; „aber wir müſſen es als eine Prüfung hinnehmen, die der Herr in ſeiner Weisheit über uns verhängt hat."

„Mein Geſchäft ging gut: Meiſter John Shakeſpeares Handſchuhe waren weit und breit die beſten. Die Kaufherrn aus London ließen ſie in Menge kommen."

„So iſt es!"

„O Märy! Märy! was war ich da ſo glücklich. Mit einemmale nimmt das Handwerk ab. Hier in Stratford, in Burslem, in Wolverhampton, ja, in der Hauptſtadt ſelbſt ſetzen ſich reiche Leute nieder, ſtellen eine Menge Arbeiter an, verkaufen dann die Waare für den halben Preis und nehmen uns Armen auf dieſe Weiſe das bischen Brod vor der Naſe weg!"

„Traurig genug, aber wer kann es ihnen wehren?"

„Will ich das? Aber von da an ging es rückwärts mit uns. Ich konnte die Abgaben nicht mehr zahlen, mußte mein Ehrenamt als Alderman und Richter niederlegen . . . o! . . .“

„Armer John! . . . ich weiß, wie das dich kränkte.“

„Ich fing einen kleinen Wollhandel an, um mir — bei der großen Familie — zu helfen, . . . hoffte auf unſeren Will . . . dachte, er würde mir eine Stütze beim Handwerk abgeben . . .“

Die Mutter weinte ſtill.

„Ja! den Teufel auch!“ rief der Alte finſter und wild, „das Vertrauen und der Kredit war hin. Niemand wollte dem ſonſt ſo geachteten und als fleißig geehrten John Shakeſpeare jetzt, da er heruntergekommen, Geld verſchießen, den kleinen Wollhandel zu betreiben . . . und was den Will betrifft . . . ſo hab' ich mir einen Nichtsnutz an ihm herangezogen . . . aber keine Stütze.“

„John! John!“ wehrte die Mutter. „Das iſt wieder deine Härte, und gerade durch dieſe ſtößt du ihn zurück.“

„Soll ich . . .“

„Er hat nun einmal keine Freude an deinem Geſchäft . . .“

„Aber an dem Herumſtreichen in Wald und Feld.“

„Er liebt die Natur, das Freie!“

„Das Nichtsthun, ſage!"

„Sein Kopf arbeitet immer. Hat er nicht ſchon recht ſchöne Verſe gemacht?"

„Zum Henker mit der Lumperei! ... Arbeiten ſoll er ... redlich und fleißig ſoll er ſein Geld verdienen, wie ſein alter, armer Vater. Die verfluchten Verſe! ..."

„Nun, etwas Böſes liegt doch nicht darin!"

„Sie verrücken ihm den Kopf! .. machen ihn hochmüthig, daß er ſich beſſer und höher dünkt, wie andere Leute ... daß er das ehrliche Handwerk ſeines Vaters verachtet."

„Das thut er nicht, Alter ... er möchte nur ..."

„Kurz und gut, ich war vorhin auf ſeiner Kammer und da ich wieder ..."

„Du wirſt doch nicht!

„Verſe und ähnliches Geſchmierſel fand ..."

„Vater!"

„So nahm ich alle ſeine Papiere ..."

„Und?

„Warf ſie in's Feuer!"

„O Gott, wie unrecht!"

„Unrecht?"

„Das wird ihn tief ſchmerzen."

„Zum Teufel!" rief der Alte mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, „ſchmerzen? und ſchmerzt es mich etwa nicht, daß der Bube Verſe macht, ſtatt zu arbeiten?"

„Laß uns auf eine andere Beſchäftigung für ihn denken!“

„O! er beſchäftigt ſich ja ſchon!“

„Dein Unglück macht dich bitter und ungerecht.“

„Wie? jagt der Burſche denn nicht? geht auf die Falkenbeize wie ein junger Lord . . .“

„Soll er keine Freude haben? Wahrlich hier im Hauſe findet er ſie nicht!“

„Aber bei dem liederlichen Geſindel, mit dem er umgeht! Dem ſauberen Johnſon und dem verworfenen Clopton, der in einem halben Jahre ſein väterliches Vermögen in London mit liederlichen Dirnen, Komödianten . . .“

Der Alte hielt inne.

„Wie?“ ſagte er dann; „täuſch' ich mich, oder hab' ich es wirklich gehört? . . .

„Was denn?“ frug die Mutter.

„Iſt nicht geſtern eine Bande von ſolchem Komödiantenvolk in Stratford eingezogen?

„So hieß es allerdings.“

„Und dieſe Gaukler und Poſſenreißer ſpielen heute ihren gotteslästerlichen Unſinn ab?“

„Ich glaube.“

„Verdammt!“ rief hier Meiſter John in hellem Zorn aufſpringend, „dann, Alte, weiß ich auch, wo Will ſteckt!“

„Aber . . .“

„Kein wenn und kein aber! Meinen Kopf zum Pfande, er ſitzt in der Bude oder wo ſonſt die Gaukler . . .“

„Aber John, wäre denn das ein Verbrechen?“

„Was?“ rief der Alte mit Entſetzen; „Weib, biſt du eine Chriſtin? Komödianten? . . . Soll der Bube denn ganz zur Hölle fahren? Laß mich fort, . . . ich muß ihn holen.“

Und in der Leidenſchaft des Zornes ſeinen alten Hauswams abwerfend, wollte Meiſter John Shakeſpeare nach Hut und Leibrock langen, als ihm die Mutter bittend und begütigend in die Arme fiel.

„Mann! lieber Mann!“ rief ſie flehend, „was willſt du thun? Willſt du dein eigenes Kind öffentlich beſchimpfen? willſt du dich ſelbſt lächerlich machen? Sieh, ich verachte die Komödienſpieler auch, wie es jeder ehrliche Menſch thut . . .“

„Und die Verſemacher und Komödiendichter dazu!“ — rief der Alte, noch immer vor Zorn und Aufregung glühend.

„Ja!“ ſagte Märy ſanft, „es ſind beides gottesläſterliche Handwerke, aber wenn ſie ja doch einmal vor ſo vielen Leuten ſpielen — ſie ſollen es ja ſogar vor den Augen der Königin . . .“

„Gott erhalte Ihre Majeſtät!“ ſagte Meiſter John, ſie iſt eine kluge, eine große und mächtige Frau, . . . darin aber hat ſie Unrecht . . .

In dieſem Augenblicke ließ ſich eine Trompete und die Stimme eines Ausrufenden auf der Straße hören.

Der Meiſter öffnete das Fenſter.

Es war der Gerichtsbote der Stadt.

Eine neue Wilddieberei war geſtern im Parke des Sir Thomas Lucy von Charlecote vorgekommen. Die Frevler hatten einen prächtigen Rehbock geſchoſſen, und zum Hohne den Kopf deſſelben in der Nähe des Schloſſes auf einen Pfahl geſpießt.

Sir Thomas ſetzte nun einen Preis für Denjenigen aus, der ihm die Wilddiebe verrathen werde.

„Saubere Dinge!“ brummte Meiſter John vor ſich hin; „das kommt von dem liederlichen Geſindel. Nichtsthun iſt immer des Teufels Ruhebank.“

Der kleine Zwiſchenfall hatte indeſſen ſeinen Zorn gebrochen.

„Ich bleibe!“ ſagte er. „War aber Will bei den Gauklern, dann . . .“

Und er ging wieder an ſeine Arbeit.

Fünftes Kapitel.

Das alte und das neue London.

Welch ein Kontraſt zwiſchen dem alten und dem neuen London zwiſchen dem London von 1581 und jenem von 1864!

Himmel! wie gewaltig hat hier die Zeit umgeſtaltend gewirkt!

Für Jeden, der jetzt — in unſerem Jahrhundert — in den Morgenſtunden in London ankommt und nicht als Kaufmann unmittelbar dem Geſchäfte, das alle Nebenbetrachtungen ausſchließt, nachzugehen hat, ſind der erſte Anblick und die erſten Eindrücke der Weltſtadt entmuthigend.

Die allgemeine Regel, daß man große Städte bei einem erſten Beſuche nicht in den Morgenſtunden zu ſehen trachte, wo das eigentliche geſetzliche Treiben ſich noch nicht entwickelt hat, wo die Straßen in den eleganten Vierteln noch ganz menſchenleer ſind und man in den andern nur die Arbeiter erblickt, die ſich nach den Fabriken und ſonſtigen Orten ihrer Beſchäftigung begeben, ſoll in London am genaueſten beobachtet werden.

In Paris wird der Morgenwanderer im Frühlinge durch das luſtige Ausſehen der Häuſer, durch die eigenthümlichen pikanten Phyſiognomien der Arbeiter und Arbeiterinnen angenehm berührt; ja, er fühlt ſich faſt verſöhnt mit dem Gedanken, wie viel Tauſende hier am frühen Morgen an ein Tagewerk eilen, das ihnen bei größter Anſtrengung kaum die momentane, oft dürftige Exiſtenz, geſchweige die zukünftige, ſichert, wenn er ſieht, wie auch jene Armen dieſer Exiſtenz eine angenehme Seite abzugewinnen vermögen — oder doch wenigſtens trachten.

Hie und da bieten ſich ihm dabei Erſcheinungen, die ſeine Phantaſie freundlich anregen. Dort aus einem Fenſter des fünften Stockwerkes blickt das friſche Geſichtchen einer Griſette, die eben ihre Blumen begoſſen hat; ſie ſieht ſich nach allen Seiten um und man kann wetten, daß die luſtige, kokette Franzöſin, deren Auge zuerſt das gegenüberliegende Fenſter ſuchte, wo geſtern Abend ein hübſcher junger Mann ſtand, doch auch den von der Straße nach oben blickenden Beobachter bemerkt.

Aus einem der nächſtliegenden Häuſer kommt trällernd ein junger Burſche, irgend ein Schreiber oder ſonſt in einem Geſchäfte Angeſtellter, der den ſchönen Morgen noch zu einem Spaziergange benutzen will. Keck ſitzt die Mütze auf dem einen Ohr; die Hände ſtecken in den Taſchen, er blickt um ſich, wie ein Eroberer, verwundert ſchaut er den fremden „aristo“ den Frühwanderer, an, aus deſſen Auge und Ausſehen er entnimmt, daß es kein übernächtiger roué iſt, ſondern einer, der, gleich ihm, die friſche Morgenluft genießen will und die Straßen zu der Zeit durchwandelt, wo die ächten elegants noch in ihren dumpfen Kiſſen vergraben ſind. „Je parie que c'est un allemand!“ denkt ſich der Junge und er irrt ſich ſelten.

Inzwiſchen beleben ſich die Straßen. Einzelne Reiter traben vorüber, unter ihnen manch berühmter Mann; da iſt A. der Journaliſt, der regelmäßig um ſechs Uhr des Morgens aufſteht, ſeine Artikel ſchreibt, jährlich ein paar Bücher veröffentlicht und dabei noch Zeit gewinnt, alle intereſſanten Geſellſchaften zu beſuchen; der große Maler B., den das erſte Grün immer unwiderſtehlich anzieht; auch der Komponiſt „der Stummen von Portici“, des „Fra Diavolo“, Auber, der ſeine ſchönſten Melodieen zu Pferde erfand, verſucht noch, ſein Rößlein in Galopp zu bringen. An den offenen Fenſtern erblickt man Gelehrte, Geſchichtsforſcher, Miniſter, Männer, denen es nur die unbegreifliche franzöſiſche Elaſticität er=

möglicht, die angeſtrengteſte Berufsthätigkeit mit dem eleganten Leben zu vereinen.

Nach und nach füllten ſich die Kaffeehäuſer dritten Ranges; dort nehmen die ärmeren Beamten und Angeſtellten, dann unbekannte Schriftſteller, Lehrer, ärmere Muſiker, auch herabgekommene Kaufleute, überhaupt jene Klaſſe von Menſchen, die bereits Geſetze des äußeren Erſcheinens beobachten müſſen und deswegen oft noch unglücklicher ſind, als der eigentliche Proletarier, ihr beſcheidenes Frühmahl. Und dieſe Franzoſen ſind weit weniger unglücklich, als Deutſche und Engländer in derſelben Lage ſein würden; denn ſie finden auch in dieſem ärmlichen Winkel Manches, das ſie erhebt. Dort, an jenem Tiſch, ſaß gewöhnlich der Miniſter A., als er noch ein armer Advokatenſchreiber war, der berühmte Compoſiteur frühſtückte in jener Fenſterniſche und ſummte die Melodien vor ſich hin, die ihm ſpäter Tauſende eintrugen; der Marſchall C. nahm oft des Nachmittags im Vorübergehen ſein Gläschen am Büffet, als er noch ein petit lieutenant war. Stolz hebt ſich die Bruſt des Franzoſen, wenn er denkt, wie viele ruhmreiche Söhne des Vaterlandes aus dem Staube hervorgegangen ſind; iſt er jung und fühlt er Fähigkeit und Thatendrang in ſich, dann ſtärken ſolche Erinnerungen ſeinen Muth und ſeine Ausdauer und keine Höhe dünkt ihm unerreichbar; und iſt er alt und ſeine Kräfte reichen nicht mehr aus, nun dann findet er ſeinen Troſt darin, von Jugenderinnerungen und von den großen Männern ſeines Landes, die er geſehen, zu erzählen.

Wie anders iſt das Alles in London! dort eilt in dem Moment, wo es hell wird, Jeder, der ſich nicht zur beſtimmten frühen Morgenſtunde an einem Arbeitsorte einfinden muß, den bevorſtehenden Aenderungen in der Atmoſphäre zu entfliehen. Die noble Geſellſchaft, die ſich erſt um elf Uhr oder Mitternacht verſammelt, und um zwei oder drei Uhr Morgens trennt, die Parlamentsmitglieder, die nach lang in die Nacht dauernder Sitzung noch zur Privatberathung beiſammen blieben, der Gelehrte, der die Nacht — wo die Luft während der ſchönen Jahreszeit faſt immer rein und milde iſt — zu ſeinen Studien benutzte, der Wüſtling, der ſich an allen Orten des Vergnügens und des Laſters herumtrieb, ſie Alle eilen nach dem Schlafgemache, wo dichte Vorhänge und geſchloſſene Läden der äußeren Luft das Eindringen verwehren; und der Fremde, der am frühen Morgen einen Spaziergang in dem Theile des Weſtendes beginnt, wo die Paläſte der Großen ſtehen, wird verwundert bemerken, wie viele Leute ſich nach Tagesanbruch noch bewegen, wie viele Equipagen ihm begegnen und wie dann, faſt plötzlich, mit der Helle eine unheimliche Stille eintritt, die nur hie und da unterbrochen wird, wenn aus den Bier- und Branntweinſtuben, welche mit theurem Gelde die Erlaubniß erkauft haben, die Nacht hindurch offen zu bleiben, eine jener Geſtalten wankt, welche die Menſchheit in ihrer tiefſten Erniedrigung zeigen.

Denn zu der Stunde, wo das rege Leben der Menſchen beginnt, die für ihr Leben kämpfen müſſen, und wo ſich dem Beobachter in andern Städten, vorzüglich in Paris, die mannigfaltigſten Bilder bieten, ſenkt ſich faſt alltäglich ein dumpfer ſchwerer Nebel über London, er drückt den hunderttauſend Kaminen entſteigenden Kohlendampf herab; die Sonne zeigt ſich in ihm als ein glühender Punkt, in deſſen fahlem Scheine die großen ſchwerfälligen Paläſte, die, nach ein und demſelben Plane gebauten Wohnhäuſer, und die breiten, menſchenleeren Straßen einen noch düſteren Charakter annehmen. In dieſen entwickelt ſich zwar nach und nach — wenn auch viel ſpäter als in anderen Städten — die Bewegung und das Geräuſch der Menge, die dem Broderwerbe nachgeht; aber die ernſte, unbekümmerte Haſt, mit der Einer an dem Andern vorübereilt, dieſe Vereinzelung, der ernſte Ausdruck der meiſt fahlen Geſichter, alle dieſe Anzeichen der Konzentrirung aller Fähigkeiten auf den einen Punkt, auf das Geſchäft, das den Menſchen faſt zum Automaten macht und all' ſeine Geiſteskräfte wie ein Räderwerk und für eine mechaniſche Thätigkeit ſich bewegen läßt, wirkt bei einer erſten Be=

obachtung faſt unheimlicher, als jene vorausgegangene Stille, die wenigſtens der Phantaſie einen gewiſſen Spielraum frei ließ.

Man kann behaupten, daß in Paris alle Annehmlichkeiten des franzöſiſchen Lebens ſich zuſammendrängen, London aber nur die unangenehmen Außenſeiten engliſcher Sitten und engliſchen Lebens zeigt.

Die eigentliche Größe Englands iſt nicht, wie die Frankreichs, in der Hauptſtadt zu ſuchen.

Es ſcheint kaum möglich — ſagte Ainsworth von London — ſich einen ſchöneren Anblick zu denken, als den man an einem Maimorgen bei Sonnenaufgang von der Kuppel der heutigen Kathedrale genießt, wenn die Ausſicht noch nicht von dem Rauch aus hunderttauſend Feuereſſen getrübt iſt, — wenn der Strom eben von ſeinen zahlloſen Boten zu wimmeln anfängt, oder wenn dieſe auf ſeiner ſchimmernden Oberfläche ausruhen, — wenn jedes einzelne Haus, Hof, Küche, Platz oder Theater unterſchieden werden ... wenn das Auge ungehindert an allen Seiten über die ganze Stadt ſchweifen und ihre ungeheure Ausdehnung ermeſſen kann. Es ſcheint kaum möglich, ſagen wir, ſich vorzuſtellen, daß ſie zu irgend einer früheren Zeit überraſchender geweſen ſein kann, — und doch war ſie dies zu der von uns in unſerer Geſchichte beſprochenen Zeit in weit höherem Maße. Damals war jedes Haus maleriſch und jede

Straße eine Sammlung von maleriſchen Gegenſtänden. Damals war das, was an und für ſich tadelnswerth war und zur Ungeſundheit der Stadt beitrug, nämlich die außerordentliche Enge der Straßen und die vorſpringenden Stockwerke der Häuſer, die Hauptquelle ihrer Schönheit. Damals waren die ungeheuren hervorragenden Wahrzeichen mit ihrer phantaſtiſchen Schmiedearbeit, — die Waſſerleitungen, — die Kreuze (wo es noch dergleichen gab), die Maiſtangen, — alles dies war maleriſch, und ſtand eben ſo hoch über Allem, was man heutigen Tages ſieht, als die Tracht aus Karl II. Zeit über der häßlichen und entſtellenden Kleidung unſerer Tage.

Wie prächtig und ſtolz ragte damals auch noch die Paulskirche mit ihrem Thurme aus ihrer abenteuerlichen Umgebung hervor.

Alterthümliche maleriſche Häuſer zu beiden Seiten … und dann die Kathedrale ſelbſt, dies ehrwürdige, majeſtätiſche Gebäude mit ſeinen zahlloſen durchbrochenen Thürmchen, ſeinen Strebepfeilern, ſeinen Zinnen und der unausſprechlich prachtvollen Roſe am Ende des Chors.

Noch jetzt iſt St. Paul eine der erſten Zierden London's; richtet man aber den Blick auf den abgeſtumpften mittleren Thurm, ſo kann man ſich doch des Gedankens nicht entſchlagen, wie ungleich ergreifender die Wirkung geweſen ſein mußte, als die himmelanragende Spitze, die er einſt trug, noch daraufſtand. Es mag hier bemerkt werden, daß die Thurmſpitze zweimal vom Blitze zerſtört wurde, das erſtemal im Februar 1444, und ſpäter im Juni 1561, wo ſie ganz herabbrannte und nie wieder hergeſtellt ward.

Und nun erſt im Inneren! Der unvergleichlich ſchöne Chor mit ſeiner gewölbten Decke, ſeinen herrlichen Bogenfenſtern, ſeinen geſchnitzten Stühlen und wieder der prachtvollen Roſe. Und dann das Schiff mit den ſtolzen, die Seele gleichſam im Schwunge emportragenden Pfeilerreihen und den maſſenhaften Seitentheilen.

O! wer dich, herrliches Bauwerk, vor Jahrhunderten in einer hellen Mondnacht ſah', in welche Stimmung mußte er ſich verſetzt fühlen.

Die Verwüſtungen der Zeit waren dann nicht bemerkbar und die architektoniſchen Ungereimtheiten, die bei hellem Tage das gebildete Auge beleidigt haben würden, verloren ſich in dem allgemeinen großartigen Eindruck. Zur Linken erſtreckte ſich die Reihe der prachtvollen Spitzfenſter des Chor's, zwiſchen denen die maſſenhaften, mit durchbrochenen Thürmchen geſchmückten Strebepfeiler emporragten. Zur Rechten waren die unteren Fenſter rundbogig und durch breite Pfeiler getrennt, während über ihnen eine Reihe kleiner kreisförmiger Fenſter hinlief. An der weſtlichen Ecke erblickte man einen jener Thürme, welche, ſpäter von Wren nachgeahmt, dieſe Seite des Tempels begrenzten, nebſt einen Theil des etwa fünfundzwanzig Jahre vorher von Inige aufgeführten ausgezeichnet ſchönen Portikus.

Als zur Zeit der Republik das Innere des heiligen Gebäudes alle Arten von Entweihung und Verſtümmelung erlitt, als Steine aus dem Pflaſter geriſſen und eherne Zierrathen von den Gräbern entwandt, als geſchnitzte Kirchenſtühle verbrannt und Statuen aus ihren Niſchen genommen wurden, unterlag der Portikus einem gleichen Schickſal. Es wurden Buden unter demſelben gebaut und die Bildhauerarbeit, welche ſeine majeſtätiſche Baluſtrade ſchmückte, ward zertrümmert. Unter andern Anbauten befand ſich dort auch „ein hohes Haus an der Nordſeite, welches die Maurer verhinderte, dieſen Theil auszubeſſern.“ Die marmorne Thüreinfaſſungen, die Kapitäler, Karnieße und Pfeiler waren ſo ſtark durch die unter ihnen angezündeten Feuer beſchädigt, daß es mehrerer Monate bedurfte, um ſie wieder herzuſtellen.

Indeß... St. Paul ſteht noch... er hat Feuer und Revolution, er hat den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt... er iſt im Ganzen und Großen derſelbe, wie aber haben ſich die Menſchen und ihre Sitten und Gebräuche geändert!

Wohl ſpricht man oft von der guten alten Zeit und dem Sittenverfall, dem Leichtſinn und der Frivolität unſerer Tage.

Hat man damit aber auch immer Recht?

Der erhabene, der Verehrung des Ewigen geweihte Tempel St. Paul zu London ruft uns ein donnerndes „Nein!“ entgegen, und bei Gott! wir glauben Mährchen zu hören, wenn wir den Ausſagen alter anerkannter Schriftſteller über dasjenige lauſchen, was zu Ende des ſechszehnten und zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ,— alſo zur Zeit unſerer Erzählung — in den hochgewölbten heiligen und ehrwürdigen Hallen dieſer Kathedrale Londons vorging.

Der St. Paulskirchhof war früher bekanntlich der große Markt für die Buchhändler, welche ſogar in ſpätern Zeiten dieſe Gegend nicht verlaſſen haben, ſondern noch in der Pater-Noſter-Reihe, Avemariagaſſe und den angrenzenden Straßen zuſammen wohnen. Zur Zeit unſerer Geſchichte beſchränkten ſie ſich nicht auf die Umgebung der Kathedrale, ſondern ſchlugen ihre Läden, wie ſchon früher erwähnt worden iſt, an den maſſenhaften Pfeilern ihres Schiffs auf. Außer den Buchhändlern waren dort Leinwandkrämerinnen, Tabackshändler, Frucht- und Lebensmittelverkäufer und Juden — die ſämmtlich Buden in der Kathedrale hatten. Sobald nun der Morgen anbrach und die Thüren der Kirche geöffnet wurden, kamen Schaaren von Leuten, welche Erholung oder Vergnügen ſuchten, und vor 10 Uhr war der Paulsgang, wie das Schiff genannt wurde, gedrängt voll von Lehrlingen, Händelſuchern, Laſtträgern, Waſſerträgern, Höckern mit Körben auf dem Kopf oder am Arme, Fiſchweibern, Quackſalbern, Beutelſchneidern, verrufenen Frauenzimmern, Kaufleuten, Advokaten und Bedienten, welche hier einen Herrn ſuchten und ſich neben einem Eichenblock aufſtellten, der an einem der Pfeiler befeſtigt war und von dem Gebrauche, zu dem er diente, der Bedientenklotz genannt ward. Einige in dieſem Gedränge rauchten, einige lachten, andere ſchaarten ſich um einen Bänkelſänger, der eins von Rocheſter's zotigen Liedern herleierte; einige kauften den Quackſalbern Medizinen ab, deren Kräfte die Verkäufer laut anprieſen, — während andere den Damen den Hof machten, welche zum Theil maskirt waren. Alles ſchien in dieſen heiligen Räumen betrieben zu werden, ausgenommen... die Andacht. Hier ſtand ein Mann auf dem ſchön gearbeiteten Marmor eines Monuments und ſchrie die neueſten politiſchen Nachrichten aus, während ein Anderer nicht weit davon auf einer Bank in kläglichen Tönen bettelte. Hier am Taufſteine ſelbſt ſtand ein Wucherer und zahlte eine Summe Geldes an einen Stutzer aus, welcher eine Schuldverſchreibung über den dreifachen Betrag unterſiegelte. Dort verfolgte ein Trupp Chorſänger, von einem Haufen Jungen umringt, einen Stutzer, der ſich geſtiefelt und geſpornt in die Kathedrale gewagt hatte, und verlangte „Sporengeld“ von ihm, — eine Abgabe, die ſie als einen Theil ihrer Gebühren in Anſpruch nahmen.

Eine treffliche Beſchreibung dieſer ſonderbaren Scenen hat der Biſchof Earle in ſeiner Microcosmographie vom Jahre 1629 gegeben. „Der Pauls-Gang,“ ſchreibt er, „iſt der Inbegriff des Landes, oder man könnte ihn auch die kleinere Inſel Großbritannien nennen. Er iſt noch mehr als dies, er iſt eine Karte der ganzen Welt, die man hier auf's Vollkommenſte in ihrer wirklichen Bewegung, ſtoßend und umwälzend, erblicken kann. Er iſt ein Haufe von Steinen und Menſchen mit einer ungeheuren Sprachverwirrung und wäre der Thurm nicht geweiht, ſo könnte nichts dem Babyloniſchen ähnlicher ſein. Der Lärm in demſelben iſt, wie das der Bienen, ein ſonderbares Geſumſe und Gebrumme, aus dem Lärm des Gehens, der Zungen und der Füße zuſammengeſetzt; es iſt eine Art von leiſem Brauſen, oder lautem Geflüſter. Er iſt der große Austauſch alles Verkehrs, und kein Geſchäft, das hier nicht betrieben und abgethan würde. Er iſt die Synode aller politiſchen Partheien, die ſich hier in der ernſthafteſten Stellung gegenüber ſtehen und im Parlament ſind ſie nicht halb ſo geſchäftig. Er iſt der Markt von jungen Politikern, die man hier zu allen Preiſen und Größen erſtehen kann. Er iſt die allgemeine Münze aller umlaufenden Lügen, die hier, gleich den Legenden des Papſtthums in der Kirche zuerſt gemünzt und geſtempelt werden. Allen Erfindungen kommt man hier auf den Grund, und auch nicht wenigen Taſchen. Das beſte Kennzeichen eines Tempels, das er enthält, iſt, daß er die Zufluchtsſtätte der Diebe iſt, welche viel ſicherer in einem ſolchen Gedränge ſtehlen, als in einer Einöde, da jeder Pfeiler ein Buſch iſt, der ſie verbirgt. Es iſt der zweite Zeitvertreib nach Schauſpiel und Wirthshaus, und die Leute haben immer noch Flüche übrig, die ſie hier ausſtoßen mögen. Die Beſucher beſtehen aus allen Menſchen ohne Ausnahme; aber die hauptſächlichſten Bewohner ſind abgeſchabte Ritter und Hauptleute außer Dienſt, Männer von langem Stoßdegen und kurzer Börſe, die hier zu guterletzt zu Kaufleuten geworden und mit Neuigkeiten ſchachern. Einige machen ihn zur Vorrede ihres Mittagseſſens und ſuchen ſich Appetit; aber durſtigere Leute machen ihn zu ihrem Speiſehauſe und haben hier wohlfeile Koſt. Vor allen ähnlichen Orten ſpukt es hier am wenigſten, denn wenn ein Geſpenſt hier umgehen wollte, ſo hätte es keinen Platz.“ — So äußert ſich Biſchof Earle.

Decker nennt den Paulsgang in ſeinem „A-B-C Buch für Tröpfe“. — die einzige Gallerie, in der die

Gemälde aller eurer wahren, modiſchen und höfiſchen Tröpfe aufgehängt ſind, oder werden ſollten.“ Nach ausführlichen Anweiſungen, wie man den Gang betreten müſſe, fährt er ſo fort: „Richte deine Schritte geradesweges nach der Mitte zu, daß das ganze Bereich der Kirche dir zu gehören ſcheine, woſelbſt du im Angeſichte Aller deine Kleidung nach deinem beſten Wohlgefallen zur Schau tragen magſt, mit dem Zipfel deines Mantels entweder auf der einen Schulter oder auf der andern.“ Dann empfiehlt er dem Tropfe, ſich nach vier oder fünf Gängen durch das Schiff zu einem der Leinwandsläden, der neuen Tabacksbude oder den Buchhändlerſtänden zu begeben, „woſelbſt du, wenn du nicht leſen kannſt, dem Tabacksrauchen obliegen, oder dich erkundigen magſt, wer gegen das göttliche Wort geſchrieben hat.“ Ungefähr auf dieſe Weiſe war es mit dem Paulsgange zur Zeit unſerer Geſchichte beſchaffen.*)

Welch’ eine Frivolität der Sitten!... Welch’ eine Herabwürdigung des Heiligen!

Welch’ ein trauriger Beweis der ſchon damals in Englands Hauptſtadt herrſchenden Verdorbenheit!

Und doch war dies nur die Oberfläche der babyloniſchen Verſunkenheit.

An Verbrechen aller Art — den Ausgeburten der

---

*) Earle, Decker, Lodswood, Ainsworth.

Nacht und des in Elend, Unwiſſenheit und Rohheit verlaufenden Lebens der unteren Klaſſen in allen großen Städten — war ja das damalige London dem heutigen nicht nur gleich, ſondern bei weitem noch überlegen, da die Rohheit noch allgemeiner und die polizeilichen Einrichtungen noch lange nicht das waren, was ſie jetzt ſind.

Entführungen, Duelle, Gewaltſcenen jeder Gattung kamen damals noch zu Hunderten, ſelbſt unter den Edlen vor; und an wohlorganiſirten und gegliederten Verbrecherbanden — wie heut zu Tage die „Garrotters“ — war Englands Hauptſtadt damals überreich.

Der Leſer wird fragen:

„Was ſind Garrotters?“

Schreckliches Wort, furchtbare Bedeutung, grauenhafte Pflanze des Verbrechens, die in jenen fernen Zeiten ungeordneter Regierungen, zerriſſener Volkszuſtände und Bürgerkriege Wurzel ſchlug, und leider bis in unſer Jahrhundert heraufreicht.

Ja, was man heut zu Tage mit dem Namen „Garrotters“ belegt, das trieb zu jenen Zeiten ſein ſataniſches Weſen unter der Bezeichnung „Stranglers“ — „Erdroßler“ ... ein furchtbar gravirender Beiname, den ſpäter auch eine jener mörderiſchen Sekten erhielt, die auf dem ungeheuren Gebiete der Oſtindiſchen Compagnie als „Pharſegars“ ihr Weſen treiben.

Man nimmt wohl mit Recht an, daß die Raubbanden, welche jetzt in den verſchiedenſten Stadttheilen, in „guten“ und in „ſchlechten“ Quartieren, in den eleganten Straßen von Belgravia und in den ſchmutzigen Sackgaſſen von Whitechapel, zugleich ihr Handwerk treiben, durch einheitliche Organiſation mit einander verbunden ſind; wenigſtens handeln ſie alle — wie vor dreihundert Jahren — nach demſelben Plan. Sobald ſich ein angreifbares Individuum, das heißt ein ſolches, deſſen Kleidung und Uhrkette eine gute Beute verſprechen, den zwei oder drei Räubern nähert, welche die Angriffskolonne zu bilden haben und entweder ſich auf der Schwelle irgend einer Hausthür der Aufmerkſamkeit entziehen oder ſorglos auf dem Trottoir weiterſchlendern, ſo ſpringt der kräftigſte unter ihnen unverſehens auf das Opfer zu, faßt es von hinten um den Hals und ſchnürt ihm die Gurgel zu, um jeden Schrei zu erſticken; in demſelben Augenblick ſchlägt ein Zweiter den Ueberfallenen mit einem life-preserver, in Deutſchland „Todtſchläger“ genannt, nieder, und ein Dritter ſpringt herzu, um den bewußtlos Daliegenden auszuplündern und noch nachträglich mit Fußtritten zu regaliren. Hier wird er dann ſpäter von der Polizei oder von Vorübergehenden in ſeinem Blute aufgehoben und in das nächſtgelegene Hoſpital gebracht.

Dies iſt die gewöhnliche Procedur, welche, wenn

Alles günſtig verläuft, kaum einer halben Minute zu ihrer Ausführung bedarf. Wenn jedoch der erſte Ueberfall nicht vollſtändig genug gelingt, ſo daß der Ueberfallene um Hülfe rufen und ſich zur Wehre ſetzen kann, ſo nimmt die Operation eine andere Form. Die auf das Geſchrei herbeieilenden Konſtabler oder Vorübergehenden ſehen ſich im Nu von einem Haufen Geſindel umringt, das plötzlich der Erde entſtiegen zu ſein ſcheint, und ihnen den Weg verſperrt, um ihren Komplicen Zeit zum Entfliehen zu geben, oder um, im ungünſtigen Falle, wenigſtens die zugeſteckte und durch verſchiedene Hände verſchwindende Beute zu retten. Ein wüthender Kampf erhebt ſich, und erſt wenn ſich die Konſtabler mit ihren life-preservers einen Durchgang durch dieſen verzweifelten Haufen erkämpft haben, können ſie an die Verfolgung der gewöhnlich längſt entſprungenen Räuber denken.

Die Londoner Poliziſten beſitzen, wie alle Engländer, viel perſönlichen Muth, und haben in den unabläſſigen Kämpfen, die ihre ſchwere Dienſtpflicht mit ſich führt, gelernt, ſich auf ihre Fauſt und auf die Wucht ihres Armes zu verlaſſen, gleichwohl ſind die Fälle ſelten, wo ein oder gar alle betheiligten Garrotters eingefangen und vor Gericht geſtellt werden; ſo ſchnell und erfolgreich geht der Ueberfall gewöhnlich von Statten, und ſo vollkommen iſt die Organiſation der Reſerve, welche im Falle des Mißlingens ihren Rückzug deckt. Daher hat die Garrotte allerdings Proportionen angenommen, welche im Publikum eine förmliche „Panic" erzeugt haben, und ſie wird täglich brutaler und frecher. Was früher nur in den weniger belebten Straßen geſchah, geſchieht jetzt in Tottenham-Court-Road, Oxford-Street, Piccadilly, Knightsbridge, in den belebteſten Kommunikationswegen und in den reichſten Vierteln der Stadt, und zwar zu einer Zeit des Abends, wo es in jenen Straßen noch von Menſchen ſchwärmt. Da die Polizei zu wenig zahlreich iſt und mit zu vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um genügenden Schutz zu gewähren, ſo haben ſich die Gemüther bei der Diskuſſion der „Garrotters-Frage" ſo fieberhaft erhitzt, daß die terroriſtiſchſten Maßregeln verlangt werden.

So wurde in Vorſchlag gebracht: alles verdächtige Geſindel aufzugreifen und ohne Urtheil und Recht zu transportiren oder unſchädlich zu machen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß die mitleidloſe Strenge der ſelbſt allarmirten und von den öffentlichen Meinungen terroriſirten Polizei-Richter gar manchen Unſchuldigen treffen mag. Es genügt, daß ein Policeman zwei Perſonen auf der Straße aufgreift und vor dem Polizei-Gerichtshof erklärt, er habe ſie in Verdacht, daß ſie auf Straßenraub ausgingen, um ihre Verurtheilung zu ſechs Monaten Zuchthaus zu bewirken, und die Jury ſpricht Jeden ſchuldig, der mit einer Garrotten-Räuberei in Verbindung gebracht wird.

Aber trotz all' dieſer jetzt wirklich zur Unmenſchlichkeit ausgearteten Strenge, trotzdem daß die Polizeimacht vermehrt worden iſt und täglich vermehrt wird, iſt der Garrotte ſo wenig Einhalt gethan worden, daß ſie vielmehr die Dimenſionen eines großen ſozialen Kampfes angenommen hat, in dem ſich beide Partheien ſo ſehr erbitzten, daß von keiner Seite her Quartier gegeben wird. Man nimmt an, daß allnächtlich ungefähr zwölf gewaltſame Straßenräubereien dieſer Art in London ausgeführt, oder wenigſtens verſucht werden, während nur zwei bis drei Fälle durch die Dazwiſchenkunft von Konſtablern vor das Forum der Polizeirichter gebracht werden können. In einer faſhionablen, aber wenig belebten Straße, wurde unlängſt ein Mädchen von zwölf Jahren garrottirt und bewußtlos auf einen benachbarten Kirchhof geſchleppt. Da die Beute, welche das Kind bei ſich trug, die Habſucht der Räuber nicht befriedigte, ſo ſchnitten ſie demſelben die Haare ab, zogen es bis auf's Hemd aus und ließen es ſo bewußtlos liegen. In Camberwell überfiel man einen mit ſeinem Cab heimkehrenden Droſchkenkutſcher, nahm ihm ſeinen Tagesverdienſt ab, und band ihn mit ſeinem eigenen Geſchirr an das Wagenrad, wo er unter ihren Streichen bewußtlos zuſammenſank. In beiden Fällen ſind alle Spuren der Räuher verſchwunden. Da ſich ſo Polizei und Juſtiz erfolglos erwieſen, ſo ertönte von allen Seiten her der Ruf: „Zu den Waffen!“ John Bull ſah ein, daß er die Sache ſelbſt in die Hand nehmen müſſe. In den Schaufenſtern aller Waffen- und Eiſenwaarenläden ſieht man daher heut zu Tage lange Reihen der verſchiedenartigſten Mord-Inſtrumente: Revolver, Dolche, ſpaniſche Meſſer, Todtſchläger ꝛc. ausgeſtellt und als wirkſamſte Mittel zum Schutze gegen „Garrotters“ angeprieſen. London bewaffnet ſich, und wird in wenigen Tagen ſo wohl bewaffnet ſein, daß ſich kein Menſch mehr auf der Straße ſehen laſſen wird, der nicht im Stande wäre, ſich ſeiner Haut zu wehren.

Die Polizeiverhandlungen der letzten Tage bringen bereits die erſten Reſultate dieſer Bewaffnung. Im Strand wurde ein Gentleman von einer Nebengaſſe her überfallen, er zog ſeinen Revolver und feuerte auf einen der Räuber und ſofort ließen alle davon; leider zerſprang der Lauf der Piſtole und zerſchmetterte ſeine eigene Hand. In Golden Square kam es zu einem Zuſammenſtoß, der beweiſt, wie ſehr die Furcht bereits über den geſunden Menſchenverſtand dominirt. Ein Straßengänger ſieht einen anderen auf ſich zukommen, und zweifelt keinen Augenblick, daß dieſer ihn zu garrottiren beabſichtigt. Sofort wirft er ſich in Kampfpoſitur. Der Andere, welcher dies ſieht, glaubt, er ſeinerſeits ſolle garrottirt werden, zieht ſeinen neu gekauften Taſchenhirſchfänger, verſetzt dem vermeintlichen Antagoniſten einen Hieb in den gehobenen Arm und läuft davon. Beide, friedliche und anſtändige Bürger begeben ſich zu verſchiedenen Polizeiſtationen, um den erlittenen Ueberfall zu berichten, und zu erfahren, daß beide ſich mißverſtanden hätten.

Wenn es nun heut zu Tage — wenn es im Jahre 1864 — zu London ſo ausſieht, kann man ſich denken, auf welcher Höhe das nächtliche Verbrecherweſen drei Jahrhunderte früher ſtand.

Jeder Abend, jede Nacht brachten neue Gräuelſcenen, von welchen ſtets einige den „Stranglers“, den „Erdroßlern“ zugezählt werden mußten.

Auch heute ſchlich das Verderben wieder ſeinen Gang.

Sechstes Kapitel.

Das Verbrechen.

Die Nacht war bereits ſchon weit vorgeſchritten, als zwei verdächtig ausſehende Individuen der Curb-Straße entlang ſchlichen.

Der eine von dieſen Beiden war ein Mann von herkuliſcher Geſtalt und einem Gliederbau, der eine gewaltige Muskelkraft verrieth. Seine großen, fleiſchigen Hände waren wie von Eiſen, und eiſern konnte man in der That auch ſeine Züge nennen, — Züge, in welchen abſchreckende Rohheit und jener Ausdruck von Abgeſtumpftheit gegen alle Verbrechen lag, der die Seele eines ehrlichen Menſchen ſchaudern macht.

Bart und Hauptthaar waren verwildert, über die Stirne lief eine breite Narbe, während der Blick der Augen etwas unheimlich-katzenartiges hatte.

Die Kleidung, die er trug, paßte dabei trefflich zu ſeiner übrigen Erſcheinung. Es war die eines Laſtträgers damaliger Zeit, wie ſie am Strande und in der City zu Tauſenden vorkamen: ein Hemde, ſo grob und knotig, daß es jedem anderen Menſchen die Haut aufgerieben haben würde, ein leinenes Beinkleid, ſchmutzig und zerriſſen und ein alter Lederwams, der im Begriff war, aus allen Näthen zu gehen.

Ein ziemlich breiter Ledergurt, feſt zuſammengezogen, hielt das Beinkleid und den Wams und zeigte dabei ein großes und breites, in einer ledernen Scheide ſteckendes Meſſer, wie es Matroſen und Arbeiter zu tragen pflegten.

Der alte durchlöcherte Matroſenhut ſaß ſchief auf dem gewaltigen Kopf und dieſer wieder auf einem Hals und Nacken, die, der Breite und Stärke nach, einem Stiere anzugehören ſchienen.

Lächerlich faſt erſchien, an der Seite dieſer robuſten und herkuliſchen Geſtalt, der Begleiter derſelben.

Es war ein kleiner ſchmächtiger Mann, von blaſſer Geſichtsfarbe und nicht gerade unſchönen Zügen, die nur durch den Ausdruck von keckem Hohn, der in ihnen lag, widerwärtig wurden. Die Gliederung ſeines Körpers war fein, die Bewegungen rund und gewandt, die Kleidung, die der Mann trug, verrieth, daß er wohl früher beſſere Verhältniſſe geſehen. Jetzt freilich war der Sammt des Wamſes und der Beinkleider, ſelbſt am Tage, von einer ſo zweifelhaften Farbe, daß Niemand mehr ſagen konnte, ob er einſt blau, braun, ſchwarz oder grün geweſen ſei. Natürlich konnte man dabei jeden Faden zählen, was indeß den Mann nicht hinderte, nach Cavalierart einen recht anſtändigen Stoßdegen, der an einem breiten über die Bruſt fallenden Bandeliere hing und einen Federhut zu tragen.

Beide Männer — der herkuliſche hieß Robin Hook, der ſchmächtige Guy Bully — bogen jetzt in die längſt nicht mehr beſtehende Francisſtraße ein.

Plötzlich hub Guy Bully leiſe an:

„Robin Hook!“

„Guy Bully!“ entgegnete der Gewaltige.

„Warum, zum Teufel, lauft ihr ſo?“

„Weil wir um Mitternacht am Kreuz ſein müſſen.“

„Bei St. Georg!“ — entgegnete der Andere — „in einer halben Stunde werden wir es erreicht haben und es ſchlug eben halb elf. Braucht ihr da Schritte zu machen, daß einem der Athem ausgeht? Euer Laufen iſt vergleichbar …“

„Vergleicht es mit was ihr wollt. Ich habe aber vorher noch ein anderes Geſchäft abzumachen, wie ich euch ſagte.“

„Ja ſo!“ meinte Guy Bully, „und ich verſprach euch zu helfen … obgleich ich nicht weiß …“

„Habt ihr keine Luſt dazu oder fehlt euch der Muth?“ — frug der Große.

„Muth!“ — rief der Schmächtige lachend. — „Ich denke Robin Hook kennt Guy Bully. Die Frage iſt vergleichbar …“

„Zum Teufel mit eurem ewigen vergleichbar!“

„Aber …“

Der Große blieb ſtehen; dann ſagte er, die Stirne in finſtere Falten gelegt:

„Ich muß wiſſen, ob ihr mir dieſe Nacht auch bei meinem Privatgeſchäft behülflich ſein wollt. Für die Affaire am Kreuz ſind wir Beide bezahlt … da verſteht ſich die gemeinſame Arbeit von ſelbſt.“

„Aber ſagt mir nur …“

„Nichts ſag' ich. Ihr müßt Vertrauen haben.“

„Indeß …“

„Alſo ihr wollt nicht? Nun ſo geht eures Weges. Um Mitternacht finden wir uns am Kreuze.“

„Seid nur nicht gleich ſo barſch. Ihr ſeid ja in der That vergleichbar einem großen Kettenhund, der einen gleich anſchnauzt, als wollte er uns zerreißen; aber er beißt ſo wenig wie ihr, Robin … ihr ſeid doch ein guter Kerl!“

Robin lachte auf, dann ſagte er:

„Nur wenn der Teufel das ſagt, iſt es glaubbar!“

„Indeß hab' ich's euch freilich bewieſen … ich verſprach euch einen Theil … ja die Hälfte meines Gewinnes.“

„Verdammt genug, daß Sir Guy…“

„Laßt das, alter Freund!…“

„Es ward mir an meiner Wiege nicht geſungen…“

„Die ſteht auch weit genug hinter euch und mir; in unſerem Alter gilt es an den kommenden Tag zu denken.“

„An die kommenden Tage.“

„Fällt mir nicht bei! Ich lebe für heute und.. höchſtens!… für morgen.“

„Vergleichbar der Blume…“

„Wer kann uns bei unſerem Gewerbe denn ſagen, ob uns nicht heute Nacht noch ein Stahl zwiſchen die Rippen fährt, oder der Henker uns morgen…“

Robin Hock machte hier eine verdächtige Bewegung am Halſe hin.

„Schweigt!“ — ſagte der Schmächtige hier leiſe, indem er einen ängſtlichen Blick um ſich warf — „wer wird von ſo etwas ſprechen. — „Verdammt! wenn meine Vorfahren…“

„Bitte Guy! guter Junge!“ — verſetzte der Große hier mit Humor. — „Laßt eure Vorfahren gefälligſt im Grabe ruhen. Sie ſind längſt als zartes und mildes Wildpret von den Würmern verſpeiſt und denken ſo wenig an euch, als ihr an das Bezahlen eurer alten Schulden. Sagt mir lieber endlich einmal: kann ich jetzt bei meinen Privatgeſchäften — und bei Zuſage des halben Verdienſtes — auf eure Mithülfe rechnen?“

„Ich habe ſie euch bereits zugeſagt.“

„Nun, ſo laßt uns eilen.“

„Und was bringt es ein?“

„Ein Pfund für jeden.“

„Läßt ſich hören.“

„Und gilt es das?“ — er ſchlug leiſe an ſein Schwert.

„Nein!“ — flüſterte Robin Hook — „aber etwas heiteren Sinn und Kaltblütigkeit . . .“

„Vergleichbar . . .“

„Ich wollte, ihr wäret jetzt vergleichbar den Steinen, die unſere Füße treten.“

„Warum?“

„Weil ſie das Maul halten und ſchweigen.“

„Hm!“ — machte Guy — „das kann ich auch. Uebrigens wäre der Vergleich mit einem Fiſch, der ja auch ſtumm iſt, beſſer geweſen. Er iſt doch ein lebendiges Weſen.“

Der Herkuliſche ſtampfte im Weitergehen ungeduldig auf; gab aber keine Antwort und ſchritt raſch vorwärts.

Nach einer viertel Stunde hielt Robin Hook an.

Sie waren an einer kleinen Kirche angekommen;

neben derſelben lief eine hohe Mauer hin, in deren Mitte ſich ein eiſernes Gitterthor zeigte.

Kirche und Mauer begrenzten eine kleine enge und bei dem damaligen Mangel an Beleuchtung vollſtändig finſtere Gaſſe.

„Wir ſind am Ziel!“ — flüſterte der Herkuliſche.

„An einem ſehr finſtern!“ — meinte Sir Guy. — „Die Dunkelheit iſt vergleichbar wahrer Grabesnacht.“

„So ſei es auch die Stille!“ — meinte Robin. — „Kommt, folgt mir, aber ſchweigt wie das Grab.“

„Oder die Gräber!“ — meinte der Schmächtige, nachdem Robin Hood das Thor verſchloſſen und beide eingetreten waren. — „Der Teufel ſoll mich holen, wenn wir hier nicht auf einem Kirchhofe ſind.“

„Schweigt!“ — lispelte der Große.

„Ich fühle ſteinerne Kreuze.“

„Schweigt! ſag' ich! und gebt Acht, daß ihr nicht ſtolpert. Ihr könntet in ein offenes Grab fallen.“

„Verdammt! Vergleichbar einem Löwen, der ſich in einer Grube fängt.“

„Steht euch denn das Maul gar nicht ſtill?“

„Im Tod' ja!“

„Und dann muß es noch extra todtgeſchlagen werden.“

Die beiden finſteren Geſellen ſtiegen jetzt ſchweigend weiter... ſie ſtiegen, denn es war hier in der Finſterniß von keinem Gehen die Rede.

Der vielen Grabhügel, der eingeſtürzten Steine, Kreuze und anderer Hinderniſſe wegen, mußten ſie bei jedem Schritt die Beine hoch aufheben und vorſichtig niederſetzen.

Plötzlich blieb der Schmächtige ſtehen und rief halb laut:

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“

„Verdammt!“ brummte der Herkuliſche — „Memme! ſeid ihr verrückt geworden?“

„Ich ſah' etwas“ — entgegnete Bully leiſe — „vergleichbar einem Geſpenſt.“

„Und ich“ — entgegnete Robin Hook — „kenne etwas, vergleichbar einem Eſel.“

„Soll das geſtichelt ſein?“ brummte der Schmächtige, nach ſeinem Schwert greifend.

„Laßt den Flederwiſch!“ — verſetzte Hook — „Ich möchte ſonſt euren Bratſpieß zur Vorſtecknadel gebrauchen und euch zu Brei verdrücken. Ihr ſeid ſonſt ein Kerl, der Muth im Leibe hat... habt manch' Dutzend Menſchenleben auf der Seele, und hier...“

„Freund Robin, ihr wißt, daß ich es mit dem Satan und jedem Menſchenkind aufnehme... aber mit Geiſtern?...“

„Nun ſo beruhigt euch; was ihr ſaht, war nur ein, mit einem Leichentuch überdeckter, Sarg. Ueberzeugt euch"

Guy Bully trat näher. Es war, wie der Große geſagt hatte.

Der Sarg ſtand in dem, mit einem Eiſengitter geſchloſſenen Beinhaus.

„Aber was ſoll es denn eigentlich hier?" — frug jetzt der Schmächtige.

„Das werdet ihr gleich ſehen, Freund Guy!" — verſetzte der Andere. — „Bleibt jetzt hier ſtehen und haltet Wacht".

„Bemerkt ihr das Geringſte, ſo gebt das bekannte Zeichen."

Robin Hook trat jetzt an das Gitter, langte ein Brecheiſen aus ſeiner Taſche, ſtemmte es zwiſchen das Schloß und den Eiſenpfeiler, in welchen dieſes eingelaſſen war, that einen gewaltigen Ruck... und .. das Eiſen wich der ungeheuren Muskelkraft des rieſigen Mannes.

Das Schloß brach aus einander und das Thor öffnete ſich.

Robin trat ein.

Der Mond brach in dieſem Augenblick durch die Wolken, die, von einem ſcharfen Wind zerriſſen, wie Lämmer vor dem Wolfe flohen.

Sein falbes Licht beleuchtete eine grauſige Scene.

In dem aufgeſprengten Beinhaus, an deſſen Rück- und Seitenwänden Menſchenknochen und Todtenköpfe in hohen Haufen aufgethürmt lagen, ſtand der Herkuliſche, und vor ihm, auf einer Bahre der vorhin erwähnte, mit einem Leichentuch bedeckte Sarg.

Er war dieſen Abend ſpät hierhergebracht worden, und da die beiden Todtengräber — ohnehin, wie immer, angetrunken — zu faul geweſen, ihn noch einzuſcharren, hatte man ihn für den kommenden Tag ſtehen laſſen.

Robin Hock ſchien dieſer Thatſache nicht fremd.

Im Gegentheil, er mochte wohl auf ſie gerechnet haben, da er ſich jetzt ſo ruhig an das Aufbrechen des Sarges machte, wie man ſonſt etwa eine Weinkiſte öffnet.

Das Brecheiſen und die ungeheure Kraft des Mannes thaten auch hier gute Dienſte.

In wenigen Minuten war der Deckel hinweggenommen.

Die nackte Leiche eines jungen Mannes zeigte ſich.

Die Körperformen des Todten waren ſo ſchön und wohlgebildet, wie man ſie ſich nur denken konnte, aber das Geſicht war blau ...

Um den Hals ging ein blau und rother Strick.

Der Unglückliche mußte augenſcheinlich erdroſſelt worden ſein.

Starr und kalt lag er da … die ſchönen Züge gräßlich entſtellt.

Das Mondlicht ſchien ihn noch ſtarrer und kälter zu machen.

Robin Hook ſtörte das nicht.

Ein einziger, faſt triumphirender Blick glitt über den Todten, blieb einen Augenblick, wie prüfend, an dem Strich um den Hals hängen und ſtumpfte ſich dann zu einer entſetzenden Gleichgültigkeit ab.

Zugleich breitete der Herkuliſche das Bahrtuch auf dem Boden aus, hob den ſtarren kalten Körper mit Leichtigkeit aus dem Sarg, legte ihn auf das Tuch, wickelte dies alsdann um denſelben, warf den Bündel über die Achſel und verließ das Beinhaus.

Es war wieder dunkel geworden. Die Wolken bedeckten den Mond, als wende er ſich ab und ſchäme ſich der grauſigen That, die hier vollbracht wurde und wolle ſie nicht ſehen.

Leichenraub, als Krone des Mordes ſelbſt. — — —

Als Robin Hook wieder bei Guy Bully eingetroffen, ſah' dieſer erſtaunt nach der Bürde, die der Herkuliſche trug.

Auf die Frage: was darin ſei? entgegnete Hook in gleichgültigem Ton:

„Eine alte Bekanntſchaft von geſtern!“

„Wie ſo? ich verſtehe euch nicht?“ — fragte Bully.

„Nun! die Leiche des jungen Edelmannes, den wir geſtern erwürgt und beraubt. Der Tropf hatte leere Taſchen; da iſt es billig, daß wir uns für die Arbeit, die wir mit ihm gehabt, durch ihn ſelbſt entſchädigen.“

„Entſchädigen?“

„So ſagte ich.“

„Aber wie?“

„Nur wenige Schritte von hier wohnt ein Arzt, — ſo ein Menſchenzerſchneider …“

„Und der zahlt …“

„Zwei Pfund für eine Leiche … aber ſie muß friſch und ſchön ſein, jung und …“

„Das iſt ja vergleichbar einem Handel mit Menſchenfleiſch.“

„So etwas!“ — meinte der Herkuliſche kalt. — „Wie man ſein Brot ehrlich verdient. Jetzt aber ſchweigt. Wenn man uns entdeckt, geht's an den Galgen.“

Und die beiden Verbrecher verließen leiſe den Kirchhof.

Robin Hook ſchloß das Gitterthor hinter ſich zu; dann verſchwanden beide in der Dunkelheit der kleinen Straße. — — — — — — — — — —

Es ging jetzt auf Mitternacht zu.

Die Straßen waren leer und ſtill geworden; denn in jenen Zeiten war es noch nicht, ſo wie heute Mode, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage zu machen.

Sahen wir doch ſchon, daß ſelbſt die Schauſpiele — zum Theil wenigſtens — bei hellem Tage aufgeführt wurden. Auch das ewig bewegte London ſchlug, im Allgemeinen, mit der elften Stunde die Augen zu.

Es ging alſo auf Mitternacht, als die beiden Mord-Geſellen: Robin Hook und Guy Bully in die Badgaſſe einbogen.

Der Herkuliſche hatte ſich bereits von ſeiner Laſt befreit. In der Taſche eines jeden dieſer Schurken klapperte der Sündenlohn.

Es war jetzt noch dunkler, als vor einer Stunde. Die Wolken gingen ſchwer und tief und auch von den wenigen und armſeligen Laternen, die um das Jahr 1581 die Londoner Straßen beleuchteten, brannte keine mehr.

Als die Beiden die Badgaſſe zurückgelegt, und die Ecke der Lorenzgaſſe erreicht hatten, blieben ſie plötzlich ſtehen, um zu lauſchen, ob ihnen Niemand folge.

Als ſie ſich davon überzeugt, nahmen ſie die Richtung von Cheapſide.

Nach einer viertel Stunde blieben Hook und Bully abermals ſtehen.

Sie hatten ihr Ziel erreicht. Geſpenſtiſch ragte im

Dunkel der Nacht das Kreuz empor, das jetzt längſt verſchwunden iſt, um jene Zeit aber oſtwärts von der Woodſtraße ſtand.

Dies Kreuz — ein Baudenkmal aus hohem Alter — das viele Verſtümmlungen und Aenderungen ſeit ſeiner Errichtung im Jahre 1386 erlitten hatte, zu welcher Zeit es ſich außer anderen Zierrathen auch der Bildniſſe der heiligen Jungfrau und des heiligen Eduard des Bekenners rühmte — beſaß auch jetzt noch manche Anſprüche auf architektoniſche Schönheit.

Es war ſechseckig und beſtand aus drei Theilen, die, wie die Züge eines Fernrohrs, aus einander aufſtiegen.

Jede Ecke war von einem Pfeiler mit daraufſtehender Statue getragen, während die dazwiſchen befindlichen Niſchen mit Bildhauerarbeiten ausgefüllt waren, welche engliſche Könige darſtellten.

Das Monument war dabei von beträchtlicher Höhe und mit einem goldenen Kreuze gekrönt.

Ein ſtarkes hölzernes Gitter umgab das Fußgeſtell.

Etwa hundert Schritte oſtwärts ſtand ein kleiner ſechseckiger Thurm, ebenfalls mit Zierrathen verſehen und mit einer in ein Horn blaſenden Figur auf ſeinem kugelförmigen Dach.

Dies war die Waſſerkunſt.

Natürlich ſah man jetzt, bei der Dunkelheit der Nacht, nichts von dem allen. Nur das goldene Kreuz ſchimmerte matt durch die Finſterniß.

Robin Hook und Guy Bully kannten indeß ihren Weg. Feſten Schrittes, wenn auch lautlos, gingen ſie auf die hölzerne Umzäunung los, bis ſie dieſelbe mit den vor ſich geſtreckten Händen fühlten. Dann hielten ſie an.

„Es hat noch nicht Mitternacht geſchlagen!“ — flüſterte Robin ſeinem Spießgeſellen zu. — „Laßt uns niederſetzen und die Sache gemüthlich abwarten.“

Beide Männer thaten es.

Tiefes Schweigen folgte. Ein ſtarker und ſcharfer Wind fuhr über das Monument und warf einige von der Zeit abgebröckelte Steintheilchen herab.

Die Zeit — das unerſättliche Ungeheuer — ruht nie in ihrem ewigen Vernichtungswerke.

Von dem Thurme her krächzte eine Eule ihr trauriges Lied.

„Das iſt das Todtenlied der zarten Braut, die wir erwarten!“ ſagte der Herkuliſche leiſe.

„Alſo eine Braut iſt's?“ — frug der Andere.

„Verſteht ſich,“ — fuhr Robin Hook fort — „eigentlich eine junge Frau.“

„Braut? . . . Frau? . . . was iſt da das Wahre?“

„Nun, heute Morgen war ſie Braut — heute Mittag hat ſie der Geiſtliche zur Frau gemacht . . . und heute Nacht . . ."

„Nun?"

„Traut ſie dein Strick zum zweitenmale . . ."

„Mit dem Tod?"

„So wird's wohl kommen."

„Aber der Bräutigam . . . oder vielmehr der junge Ehegatte? Man läßt doch ſeine junge Frau in der erſten Nacht nicht um die zwölfte Stunde . . ."

„Sie feiern nicht weit von hier ihre Hochzeit. Schlag Mitternacht wird der junge Mann ſein Herzlieb in eine Sänfte ſetzen und ſie — an der Seite der Sänfte gehend — hier vorüber in ſeine Wohnung bringen laſſen."

„Aber zum Teufel!" — ſagte jetzt der Schmächtige „und da ſollen wir zwei . . ."

„Sie in den Schooß der Ewigkeit ſenden."

„Das iſt, nehmt es mir nicht übel, vergleichsweiſe ein Unſinn; er, ſie, zwei Sänftenträger, dazu ein oder auch zwei Fackelträger . . . das ſind ihrer Sechſe. Ich und ihr, wir fürchten ſie freilich nicht; aber das Volk hat Mäuler . . . ſie werden ſchreien . . . um Hülfe rufen . . ."

„Tropf der ihr ſeid!" flüſterte der Herkuliſche im Tone der Verachtung — „glaubt ihr denn, daran hätte ich und die Meiſter im Tempelhauſe*) nicht gedacht?"

---

*) Der Ort, wo dieſe ſchreckliche Verbrecherbande ihren Sitz hatte. Die Oberen hießen Meiſter.

„Aber . . .!“

„O, der Einfalt! Die beiden Sänften- und die zwei Fackelträger gehören uns an . . . es ſind Jagdgeſellen!“*)

„Ja ſo!“ ſagte der Schmächtige, „dann iſt's freilich etwas anderes. Das Pack hätte ich nicht gefürchtet, aber den Lärm. Und wer bezahlt uns?“

Der Herkuliſche ſchwieg eine Sekunde, dann ſagte er ruhig:

„**Der Bräutigam?**“

„Wer?!“ rief Guy Bully, vor Staunen zurückfahrend.

„Der Bräutigam!“ wiederholte Robin Hook.

„Nun, zum Teufel! Das iſt auch eine neue Geſchichte Eine artige Brautnacht das! Da iſt ſie wohl alt und häßlich . . . aber reich . . . vergleichbar: eine gute Erbſchaft?“

„Sie iſt jung — achtzehn Jahre vielleicht . . .“

„Potz Velten!“

„Schön . . .“

„Schön?“

„Wie ein Engel . . . das heißt: für meinen Geſchmack nicht. Ich liebe handfeſte Weiber, die einen

---

*) Nach den Meiſtern, die den 3. Grad bildeten, kamen die, dem 2. Grad angehörigen „von der hohen Jagd“ genannt. Die Glieder des erſten niederſten Grades hießen „Jagdgeſellen.“

Buff aushalten können, groß, feſt, ſtarkknochig, mit runden, dicken Backen . . .“

„Und dieſe?“

„Iſt ſo eine Schönheit zum umblaſen: ſo zart und ſo blaß . . .“

„Vergleichsweiſe zum Durchſehen?“

„Ja! ſo eine . . . doch ſtille . . . hörteſt Du eben nicht ein Geräuſch?“

Beide lauſchten längere Zeit; es ließ ſich nichts vernehmen.

„Aber,“ hub endlich der Schmächtige wieder an, „wenn ſie jung und ſchön iſt, warum läßt ſie denn der Bräutigam an unſeren Strick glauben?“

„Das iſt eine eigene Geſchichte!“ meinte Robin Hood.

„Er iſt wohl ein Edelmann und vom Hof; denn die Summe . . .“

„Nun, verſteht ſich.“

„Wie aber will er den Verdacht von ſich abwälzen?“

„Das ſollſt du hören. Es ſchlägt eben zwölf Uhr; früher durfte ich dir die Sache nicht mittheilen.“

„Vergleichsweiſe, du wollteſt nicht.“

„Freund Guy ſchwatzt viel und gern: ich hatte übrigens vom Ober-Meiſter ſtrengen Befehl ſo zu handeln.“

„Gut denn . . .“

„Die Sache verhält ſich mit wenigen Worten ſo:

der Bräutigam iſt ein Taugenichts erſter Klaſſe, ein Wüſtling …“

„Wie faſt Alle am Hofe … verſteht ſich im Geheimen, denn die Königin …“

„Bitte, Freund,“ ſagte hier Robin Hood: vergleichsweiſe ſchweigt und unterbrecht mich nicht. Die Zeit der Mittheilung iſt kurz.“

„Ich bin ſtumm.“

„Der Bräutigam iſt alſo ein vornehmer Wüſtling, im Stillen verlobt mit der alten, häßlichen, aber reichen Lady Chowls …“

„Verſtehe!“

„Da er enorme Schulden hat, ſollte ihn die Heirath mit der Chowls vom Untergange retten.“

„Aber ihr ſagtet ja, die Braut ſei jung und ſchön.“

„Vergleichsweiſe ſagte ich: daß ihr ein Eſel wäret und das Maul nicht halten könntet.“

„Der Vergleich iſt nicht gut: Eſel ſchreien …“

„Schweigt! Die Heirath mit der alten Chowls ſollte ihn alſo vom Untergange retten. Das war ſchon recht: aber der junge Wüſtling hatte noch andere Verhältniſſe …“

„Ah ha!“

„Er hatte ſich ſterblich in die reizende Tochter eines kleinen Kaufmannes verliebt; verſteht ſich von ſelbſt nicht um ſie zu heirathen, denn die Chowls …“

„Das wäre vergleichsweiſe Bigamie!“

„Das Mädchen aber war eine von den Spröden — beiläufig geſagt, eine Sorte, die ich nicht liebe — und der Vater verſtand auch keinen Spaß.“

„Schade!“

„Da aber unſer Maſu Feuer und Flammen für das prächtige Geſchöpf war, verſprach er ihr förmlich die Ehe. Ein falſcher Prieſter traute ſie zum Schein ...“

„Verſtehe! ...“

„Und den dritten Tag ...“

„War der Vogel davon. Bei St. George! ich wünſchte ...“

„Daß ihr ſchweigt, Guy! Der Vater des Mädchens aber war nicht auf den Kopf gefallen. Er wirft ſich Ihrer Majeſtät, unſerer großen Königin, zu Füßen.“

„Der jungfräulichen! Potz Velten! die verſteht keinen Spaß in ſolchen Dingen!“

„Das bewies ſie auch hier!“

„Nun?“

„Dem jungen Wüſtling ward die Wahl gelaſſen: entweder das Mädchen wirklich und ſofort zu ehelichen, oder aber ... auf lebenslang in den Tower zu marſchiren.“

„Alle Teufel! eine ſaubere Wahl; und er nahm ſeine Frau zur Frau?“

„Heute!“

„Und liefert ſie an den Strick?

„In einer viertel Stunde."

„Und er? ... Er wird doch nicht glauben ..."

„Jetzt kommt unſere Aufgabe."

„Nun?"

„Wenn die Sänfte kommt, überfallen wir ſie ... unſere Leute werfen die Fackeln weg und laufen verabredetermaßen davon. Ich übernehme ihn, du ... die Braut."

„Ihn? er bezahlte ja!"

„Geduld!"

„Du biſt, wenn gleich ein Schwätzer, doch einer unſerer geſchickteſten und geſchmeidigſten Erwürger."

„Allerdings!" — ſagte Guy Bully geſchmeichelt. — „Ich glaube, daß ich, wenn's darauf ankäme, den Teufel ſelbſt in meiner Schlinge und zappelnd am Boden hätte, ehe er's merkte."

„Beruhige deine Seele!" — verſetzte Robin Hood — „du zappelſt längſt in der ſeinen. Doch zur Sache ... ich ſehe in der Ferne Lichter ... das ſind ſie."

„Alſo raſch!"

„Wenn ſie die Sänfte unſanft hinſtellen und davonlaufen, wird die Braut ..."

„Die junge Frau ..."

„Herausſchauen. Dann, wie der Blitz, den Strick über und zu."

„Und du ... und er?"

Der Herkuliſche ſtieß ein leiſes, aber wahrhaft ſataniſches Lachen aus. Dann ſagte er zu Guy's Ohr geneigt:

„Jetzt kommt der Spaß."

„Nun?"

„Der Narr bildet ſich ein, mit uns gemeinſchaftliche Sache machen zu können."

„Wie ſo?"

„Er will, daß wir ihn knebeln, den Mund verſtopfen, und mit einem Strick um den Hals, neben ſeiner todten Frau liegen laſſen."

„Vergleichsweiſe eine Komödie ſpielen, damit er ſie los wird?"

„Es ſoll ausſehen, als ob das junge Paar in der Nacht überfallen worden ſei und nur ein Zufall ihn gerettet. Dann wäre er Wittwer und könnte, nach einiger Zeit, die reiche Lady Chewls doch noch heirathen."

„Nicht übel!"

„Er hat gut bezahlt und dabei gnädigſt erlaubt, daß wir ſogar ihn und ſie bis auf das Hemd plündern dürfen."

„Die Sache wahrſcheinlicher zu machen."

„Ja! nur eins hat er ſich ausbedungen, das zurückerſtattet werden ſoll."

„Und das iſt?"

„Der Schmuck, den ſeine junge Frau trägt..."

„Pfiffikus!"

„Und der ein Geſchenk der Königin und von hohem Werthe iſt."

„Und das hat man ihm zugeſtanden?"

„Ja!"

„Das iſt vergleichsweiſe ſehr dumm!"

„Tölpel! glaubſt du denn, wir wollten's halten?"

„Ja, ſo!"

„Der Thor! glaubt er wir riskiren ſeine Mitwiſſenſchaft und geben einen Schmuck heraus, der vielleicht ſeine hundert Pfund werth iſt? Er hat uns bezahlt für den Tod ſeiner Frau... er ſoll die Hochzeitsreiſe mitmachen!"

„Vergleichsweiſe zum Teufel fahren!" — ſagte Guy Bully mit heiſerem Lachen; dann legte er, um bei ſeiner mörderiſchen Arbeit nicht gehindert zu ſein, ſein Schwert ab, zog den Strick mit der unſeligen Schlinge unter ſeinen Kleidern hervor, und hielt ſich zu der That bereit.

Jetzt trat Todtenſtille ein; nur die Eule in dem alten Thurme ſchrie melancholiſch. Tiefe Finſterniß herrſchte ringsumher. Die Fackeln nahten ſich langſam. Ihr ſpärliches Licht ließ das goldene Kreuz, wie in der Luft ſchwebend, leiſe erglänzen.........

Jetzt hat die Sänfte die Gegend des Kreuzes erreicht...

Ein plötzliches Erlöſchen der Fackeln.., das Geräuſch fliehender Menſchen... der halberſtickte Schrei eines Weibes... der gurgelnde Laut aus einer männlichen Kehle... ein Hin- und Herſchlagen wie mit Armen und Beinen........ dann........ abermals Todtenſtille.

Nur das Flüſtern des Windes und das trübſelige Schreien der Eule.

. . . .

„Guy!" — tönte es jetzt leiſe.

„Robin!" — antwortete es ebenſo zurück.

„Ich bin mit meinem fertig. Er iſt mauſetodt und hat die Reiſe zur Hölle früher angetreten, als er dachte."

„Schade, daß ſie ihm nicht Geſellſchaft leiſten wird. Das arme Ding zappelte kaum; aber ihr Weg wird auseinandergehen."

„Gut!" — flüſterte jetzt der Herkuliſche. — „Laß uns jetzt eilen. Nimm den Körper aus der Sänfte..."

„Iſt vergleichbar ſchon geſchehen."

„So hilf mir den Burſchen ausziehen, ich helfe Dir alsdann auch bei ihr!... Kleider und Schmuck in die Sänfte!... und dann fort!"

„Und die Körper?"

„Mögen liegen bleiben.“

„Aber das wird Aufſehen machen.“

„Mag's ſein! die Sänfte muß weg... ſonſt ſind wir leicht verrathen, und die koſtbaren Hochzeitskleider und den noch koſtbareren Schmuck...“

„Verſtehe ſchon!“

„Es werden übrigens die Einzigen nicht ſein, die man morgen ermordet in Londons Straßen findet.

„Was auch gut iſt“, — verſetzte der Schmächtige mit Galgenhumor „da ſich die Bevölkerung der guten Stadt London ſonſt vergleichsweiſe wie die Kaninchen vermehrte.“

Es trat jetzt wieder Stille ein.

Die beiden finſteren Geſtalten vollendeten ihr Verbrechen, indem ſie erſt die Leiche des jungen Edelmannes und dann den ſtarren Körper der unglücklichen jungen Frau mit einer Behändigkeit beraubten und entkleideten, die auf außerordentliche Uebung hinwies

Mitleidig bedeckte die Nacht die furchtbare Scene mit tiefer Finſterniß.

Der erdroſſelte junge Edelmann lag bereits nackt da.

Bei ihr tappten die gierigen Hände der Räuber zuerſt nach dem unſeligen Schmuck, dem Geſchenke der Königin; dann ſchnitt der Herkuliſche mit dem Meſſer, das er gewöhnlich in ſeinem Gürtel trug und deſſen

Schärfe ſelbſt unter ſeinen Spießgeſellen gefürchtet wurde, die Kleider der Armen auf... und... wenige Minuten ſpäter... war ſie bis auf das Hemd entkleidet.

Selbſt die — nach der damaligen Mode mit Perlen beſetzten Hochzeitsſchuhe und Strümpfe zogen ſie der Unglücklichen aus.

Als das geſchehen, wollten ſie...

Plötzlich packte Robin ſeinen Kameraden ſo feſt bei der Schulter, daß dieſer aufgeſchrieen hätte, wenn ihm die Hand Hooks nicht zugleich den Mund verſtopft.

„Haſt du nicht ein Geräuſch vernommen?“ — frug der Herkuliſche flüſternd.

„Nein!“ — entgegnete der Schmächtige ebenſo.

Beide verharrten jetzt wohl eine viertel Stunde ohne ſich zu regen.

Alles blieb todtenſtill.

„Es war wohl Täuſchung!“ — ſagte nach Verlauf dieſer Zeit der Große.

„Oder vergleichsweiſe der Wind!“ — meinte der Andere.

„Dann fort!“ — befahl Hook.

Geräuſchlos nahm Guy Bully ſein Schwert wieder auf und hing es ein.

Geräuſchlos hoben Beide die Sänfte.

Geräuſchlos wie Schatten, verſchwanden ſie.

Abermals herrſchte Todtenſtille.

. . . .

Aber wie?

Regt ſich da nicht etwas im Dunklen?

Es iſt die Geſtalt eines Mannes, der auf den Fußſpitzen heranſchleicht.

Seine im Finſtern an dem Boden herumtappenden Hände ſuchen den Körper der erwürgten Braut.

Jetzt gewahrt er etwas Weißes!

„Ha: das iſt ſie, die wunderbar Schöne!“

Er hat ſie ja ſelbſt in die Sänfte gehoben.

O! ſie war noch ſo reizend ... das Leben pulſirte noch ſo hold in ihr! ... und jetzt? ... eine Leiche ... kalt ... ſtarr!

Doch was iſt das?

War das nicht ein leiſes Stöhnen?

Himmel!

Er legt ſeine Hand auf ihr Herz ... er hält ſein Ohr an ihren Mund

Bei Gott! das ſchlägt ja noch leiſe! ... das athmet ja wieder!

Raſch ſuchen die Hände nach der Schlinge um ihren Hals.

Sie iſt feſt zugezogen! ... aber ... die Nacht hat die Mörder die langen Ohrgehänge überſehen laſſen … er hat ſie mit eingeſchnürt … durch den Strick in das Fleiſch gepreßt … aber … ſie hatten das Erſticken verhindert.

Mit einem Ruck iſt die Schlinge entfernt … raſch liegt die ſchöne Laſt über der Schulter des Mannes … dann … ſind beide verſchwunden.

Siebentes Kapitel.

Umwandlungen.

Seit der Aufführung des „Ninos" war in dem jungen William Shakespeare eine große Aenderung vorgegangen. Er zog ſich augenfällig ſo viel er konnte aus der Geſellſchaft der beiden leichtſinnigen und kecken Burſchen Johnſon und Clopton zurück, nud wenn er deshalb auch, zum Aerger ſeines Vaters, nicht mehr als früher zu Hauſe und bei dem Handwerk zu halten war, ſo ſuchte er jetzt doch mehr die Einſamkeit, als den Umgang jener jungen Männer, die in der That bis dahin ſo nachtheilig auf ihn eingewirkt.

Auf ſeinen einſamen Spaziergängen aber, bei welchen er oft träumeriſch dahin ſchlich, — oder in den ſtillen Nächten, die er ſinnend auf ſeiner kleinen Kammer zubrachte, beſchäftigte ihn jetzt etwas ganz Eigenthümliches.

Es war plötzlich der mächtige Drang in ihm erwacht, auch ſo eine Komödie, wie „Ninos" zu ſchaffen.

Hatte er früher auch hie und da kleine Witz- und Spott- oder anderartige Gedichte gemacht — verſteht ſich von ſelbſt nur für ſich und ſeine Freunde — ſo hatten dieſe jetzt keine Bedeutung mehr für ihn und er verſchmerzte es leicht, daß ſie der Vater in ſeinem Zorn gegen alles, was Dichtung hieß, verbrannt und vernichtet hatte.

Meiſter John Bibbidons Aufführung — ſo wenig ſie ihm im Ganzen zugeſagt — hatte ganz neue Gedanken in ihm angeregt.

Wie prächtig mußte es ſein, ſo ein Drama zu ſchreiben — aber beſſer! beſſer! — und in demſelben Drama zu ſpielen.

Der noch nicht achtzehnjährige Jüngling konnte ganz in Extaſe kommen, wenn er daran dachte.

Wenn nur eines dageweſen wäre... wenn ſich nur mit dem Drang auch die Kraft und Möglichkeit zu ſolchem Schaffen verbunden hätte.

Hier aber fand William bald, daß es ſchlimm ausſehe; war es doch in ſeiner Seele noch gewaltig leer an Wiſſen; fehlte es ihm doch noch überall: Kenntniß der Geſchichte, der Welt, des Lebens und der Menſchen. Das alles aufzufaſſen und zu behandeln, dafür fühlte er inſtinktiv einen gewiſſen Sinn, eine gewiſſe Befähigung in ſich... aber erſt... mußte es doch da ſein.

Dies Bewußtwerden, dieſer Zwieſpalt im Wollen und Können, gab für den Moment ſeinem ganzen Weſen, ſeinem äußeren und inneren Sein etwas Räthſelhaftes... er war ſich ſelbſt eine unaufgelöſte Diſſonanz.

Darum ward er ſtiller; darum zog er ſich zurück; darum ſuchte er jetzt die Einſamkeit.

Was er daher mit Hülfe ſeines Freundes Clopton — deſſen Vater eine ganz nette Bibliothek hinterlaſſen — an alten, die engliſche Geſchichte behandelnden Chroniken oder Dichterwerken auftreiben und heimlich auf ſeine Kammer bringen konnte, ward eingethan.

Hier, in ſeiner Bettſtelle — an der ringsum die Geſchichte „von dem verlorenen Sohn“, allerdings nicht von Meiſterhand, angemalt war, — fanden denn auch die beiden alten Luſtſpiele: „Ralph Royster Deyster“ und „Gammer Gurt ons meedle,“ die eine reiche Fundgrube von derbem hausbackenem Witz waren — Sackville's romantiſch-antike Tragödie mit Chören, „Gorbodue,“ deren Stoff der altbritiſchen Geſchichte entlehnt iſt, ſo wie nach und nach die Schöpfungen eines Preſton, Edwards, Peyle, Lilly, Keyd und Marlowe ihr warmes und geheimes Verſteck.

Da erſchloß ſich denn dem Jünglinge allerdings eine ganz neue, großartige, herrliche Welt, — eine Welt, die ſelbſt wieder Welten, wenn auch bis dahin nur chaotiſche, in ſeinem ſtürmiſch angeregten Geiſte erzeugte.

Immer mehr erwachten jetzt in William alle Leidenſchaften, und während er ganze Nächte lang las und ſtudirte, entſpannen ſich auf den einſamen Spaziergängen die kühnſten und abenteuerlichſten Pläne und Entwürfe zu eigenen Schöpfungen, bei welchen ſich freilich, in allzujugendlich überſprudelnder Kraft, das gigantiſch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entſetzliche eindrängten.

Mehr als zu Plänen und Entwürfen kam es freilich nicht. Es waren die erſten rohen Jugendverſuche eines Sohnes der Ungebundenheit, der Natur.

Und doch! wie wunderbar, während William um dieſe Zeit immer verſchloſſener nach Außen, abgeſonderter in ſeinem Gemüthe wurde, und, wenn auch noch unreife, doch gigantiſche Ideen in ſeinem Geiſte gährten und aufzuſteigen und ſich abzuklären ſuchten, waren es für ſein inneres Gefühl vorzüglich die tiefen Anklänge der Natur, die ſein einſames Gemüth erregten.

Gewiß, William liebte ſeine Mutter; er ehrte ſeinen braven, wenn auch oft zu rauhen und in den meiſten Dingen geradezu mit ihm entgegengeſetzt denkenden Vater... er hatte Freunde, Bekannte... und doch fühlte er ſich gerade jetzt einſamer, denn je. Haus und

Heimath wurden ihm peinlich. Es wollte ihn oft, wie mit Gewalt, hinausſchleudern in die Welt.

Er fühlte dies, ohne ſich darüber klar zu werden. Er war noch zu jung und zu unerfahren, um zu begreifen, daß ſich ſein Geiſt und ſein ganzes Weſen in einem ihm ganz fremden Elemente bewegte und ſich nach dem ihm eigenthümlichen ſehne.

Dieſe noch nicht verſtandene Sehnſucht zu ſtillen, dieſe Leere auszufüllen, warf ſich der plötzlich aufgeweckte Geiſt nun auf zweierlei: einmal auf das Leſen und Studiren der Bücher — namentlich auch auf Spenſers damals auftauchende Schöpfungen — und dann auf lyriſche und idylliſche Ergüſſe, die ſeinem Herzen Luft machten, der peinlichen Stimmung der Seele den rechten Ton wiederzugeben verſuchten.

Eigenthümlich! Bis dahin kannte man in Stratford den jungen William Shakeſpeare nur als einen kecken, wilden, ſelbſt leidenſchaftlichen und rohen Menſchen — William kannte ſich ſelbſt kaum anders — und dieſe, freilich von Niemand geſehenen Verſuche zeigten mitunter das äußerſte Zartgefühl.

Welch' ein Blick in die ſeeliſche Geſtaltung dieſes einſt ſo gigantiſch daſtehenden Mannes!

Sind denn dieſe und ſeine ſpäteren lyriſchen Ereigniſſe nicht unendlich wichtig für das richtige Verſtändniß aller ſeiner ſpäteren, ſeiner dramatiſchen Werke?

Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden vor ſich ſtehen ſah.

Ganz treu, ohne Schmeichelei und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, iſt das Weltgemälde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind, das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſten unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer Beziehung ſchwerlich ein anderer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen idealen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, — die all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken, und Streben durchdringende Zerrüttung — mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatyriſcher Dichter genannt werden und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeins und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſein, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatyriſche Dichter nennt. Dabei aber ſchimmert in Shakeſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bei jeder Veranlaſſung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters in den ſchönſten Strahlen hervor.

Wie aber auch wirkte es auf ihn ein, daß ſich ihm jetzt mit einemmale die Bücherwelt erſchloß?

Was hatte der junge Handſchuhmacher, der Sohn Meiſter John Shakeſpeares, der luſtige Genoſſe der leichtſinnigen und verwegenen Burſchen Johnſon und Hug Clopton, bis dahin von der Literatur und Poeſie ſeines Vaterlandes gekannt, als einige Volkslieder und Volksſagen und die paar Witz- und Spottverſe, die er in überſchwellender Laune ſelbſt geſchaffen.

Es iſt ein zwiefacher Urſprung der engliſchen Volkspoeſie, mit der bekanntlich alle Dichtkunſt beginnt, anzunehmen, die nordfranzöſiſche Hofpoeſie nämlich, von der einen Seite, und der germaniſche Volksgeſang von der anderen. Beide ſchadeten jedoch, indem ſie der Selbſtſtändigkeit der engliſchen Sprache Abbruch thaten, auch der Selbſtſtändigkeit der engliſchen Dichtkunſt, die ſich in Form, Gehalt und Ausübung nach fremden Muſtern bildete und lange nur ein ſchwacher Wiederſchein der

Romantik des Mittelalters blieb, ohne ſich national eigenthümlich zu entwickeln. Unter den Denkmälern aus dieſer Zeit verdienen nur die bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichenden Volksballaden die Aufmerkſamkeit der Freunde der Poeſie, da ſie ſich durch tiefe Innigkeit und herzliche Natürlichkeit vortheilhaft auszeichnen; die übrigen Monumente jener Epoche ſind, ſo fleißig uns auch Warton in ſeiner mehr emſig als geiſtreich gearbeiteten Geſchichte der engliſchen Poeſie über ſie berichtet, doch nur für den Literaten von Intereſſe und geben, wie wir bereits eben bemerkten, nur einen ſchwachen Wiederſchein des damaligen, faſt über das ganze Europa verbreiteten Geſchmacks. Bemerkenswerth aus jenen Tagen möchten Roberts von Glouceſter gereimte Chronik (um 1275) Kinghorn (um 1330), und vorzüglich Robert Longland's unter dem Namen Pierre Plowman in reimloſen alliterirten Verſen gedichtete moraliſch-ſatyriſche Viſion ſein. Eine beſſere Zeit brach in den erſten Dezennien des 14. Jahrhunderts an, doch war man noch ſo wenig ſelbſtſtändig, daß der erſte namhafte engliſche Dichter, John Gower, ſein allegoriſches Werk ſowohl ganz in dem damals allgemein herrſchenden Geſchmacke verfaßte und jede Abtheilung deſſelben in einer anderen Sprache ſchrieb, ſo daß die letzte derſelben, Confessio amantis betitelt, allein der Landesſprache zufiel. Weit glücklicher war deſſen Nachfolger Geoffrey Chaucer, der eigentlich als der Vater der engliſchen Poeſie zu betrachten iſt und mit einem auf Reiſen gebildeten Geſchmacke zuerſt der Form wie der Sprache höheren Schwung verlieh. Zwar beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit Ueberſetzungen und ahmte in ſeinem Hauptwerke Canterbury tales, italieniſche Vorbilder, beſonders dem Boccaccio nach, doch beſaß er ein ſchönes eigenthümliches Talent, Witz und Laune; ſeine Leiſtungen erhielten ſich durch alle Zeiten hindurch die ihnen gebührende Achtung, und er bewährte ſich in denſelben überall als ein redlicher, feinſinniger, geſchmackvoller und freimüthiger Mann. Ihm ſchloſſen ſich viele Nachahmer, beſonders Didaktiker, an, doch erreicht ihn Keiner, und die Neigung zur Poeſie, die von dem Hof und den Großen mit Liebe gepflegt worden war, trat bald darauf, in den heftigen Kämpfen der beiden Roſen, wieder in den Hintergrund, und ward, als ſie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wieder auftauchte, nur ein Lieblingseigenthum des unterdeß zur Selbſtändigkeit gereiften Bürgers. In der erſten Hälfte des 16. Jahthunderts wurde auch noch nicht viel Bedeutendes geleiſtet, aber die mehr in das Volk übergehende Bildung und die durch Ueberſetzungen jeder Art allgemeiner gewordene Kenntniß der großen Meiſter des Alterthumes bereiteten eine beſſere Zeit vor, doch finden ſich auch ſchon einige gefeierte Namen in dieſer

Uebergangsperiode wie z. B. Skelton, der Satyriker, Henry Howard, Earl of Surrey, der das Sonnet in die engliſche Poeſie einführte, John Heywood, ein glücklicher Epigrammatiſt, der geſchmackvolle Sidney, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Dichter. Alle dieſe aber wurden durch den genialen Edmund Spenſer, den Verfaſſer des erſten allegoriſch-romantiſchen Epos, in entſchiedener Form überflügelt. Sowohl in dieſem, „der Feenkönigin“, als in ſeinen anderen poetiſchen Arbeiten zeigt ſich Spenſer als ein hochbegabter, reichgebildeter Dichter, dem Sprache und Poeſie ſeines Vaterlandes Großes verdanken. Mit ihm, unter der Herrſchaft der jungfräulichen Königin Eliſabeth, brach dann die Zeit der Blüthe für die Poeſie in England an.

Dabei nahmen ſich viele Köpfe der Bühne an und breiteten, raſch vorwärts ſchreitend, derſelbe eine glänzende Epoche.

Als die älteſten Produkte dieſer Umwandlung des dramatiſchen Geſchmacks betrachtet man die beiden Luſtſpiele Ralph Royſter Doyſter und Gammer Gurt ons needle, die, wie ſchon angedeutet, eine reiche Fundgrube von derbem, hausbackenem Witze enthalten, und Sackville's romantiſch-antike Tragödie mit Chören, „Gorboduc“, deren Stoff der altbrittiſchen Geſchichte entlehnt war. Im Ganzen ſind alle Leiſtungen jener Zeit, ſtreng genommen, nur als dramatiſirte Novellen zu betrachten. Das tragiſche Element iſt durchaus nicht von dem komiſchen unterſchieden, und beide kreuzen ſich oft auf die ſeltſamſte Weiſe, aber trotz ihrer Unbeholfenheit und Rohheit waltet ein friſches Leben in ihnen, und viele ſind wirklich reich an poetiſchen Schönheiten, ja mitunter auch an pſychologiſcher Tiefe. Die bedeutendſten dramatiſchen Dichter aus jener Zeit ſind Preſton, Edwards, der unbekannte Verfaſſer der Tragödie „Tankred und Gismunda“ (1568), George Peele, John Lilly, Thomas Kevd, und vor Allem der talentvolle Chriſtoph Marlowe.

So ſtand es um die Zeit, von der wir reden, — um jene Zeit, in welcher der engliſchen Poeſie und Dramaturgie jene große und herrliche Sonne aufgehen ſollte, die noch jetzt ihre leuchtenden und wärmenden Strahlen — Leben und Entzücken verbreitend — über die ganze Welt wirft.

Marlowe glänzte übrigens in ihr als ihr ſchönſter und leuchtendſter Stern.

Er hatte Geiſteskraft und Muth, das Kindiſche und Verſchwemmte, ja großentheils auch die gemeine Poſſenhaftigkeit ſeiner Vorgänger zu verachten und zu verbannen. Seine Auffaſſung war treffend und ureigenthümlich, ſein Verſtand griff ſeinen Gegenſtand als ein Ganzes auf und indem jede Gemüthskraft in ihm bloß auf den unmittelbar ihm vorſchwebenden Gegenſtand gerichtet war, bebte er nie vor dem Ausdruck ſeiner kühnſten Gedanken zurück. Erhabenheit iſt Marlow's beſtändiges Ziel und ſeiner Ueberanſtrengung, dies zu erreichen, wie ſeinen unbeſtimmten Begriffen von dem Unterſchiede zwiſchen Erhabenem und Gräßlichem ſind ſeine glänzendſten Fehler zuzuſchreiben. Er häuft Verbrechen und eine widerwärtige Begebenheit auf die andere, bis eine Maſſe von Mißgeſtaltung ſich aufthürmt, von welcher Natur und Wahrſcheinlichkeit ſich losſagen. Oft aber iſt auch der reichſte Erfolg Lohn ſeiner edlen Kühnheit und ſeine Dramen haben viele tief rührende und wahrhaft erhabene Scenen. Marlow's Sprache ſtimmt völlig mit ſeinen Gedanken überein. Ihr Gepräge iſt Tiefe, Klarheit und Kraft; aber, gleich ſeinen überkühnen Entwürfen, iſt ſie auch durch weithergeholte Bilder, gezwungene Vergleichungen, ſchwülſtige und bombaſtige Redensarten verrenkt. Marlow's größtes Unglück war Ungeſchmack. Seine Scenenanordnung iſt im Ganzen ſchlecht, die Ereigniſſe werden auf ungeſchlachte und grobe Weiſe herbeigeführt und das Ganze ſo loſe zuſammengehängt, daß er buchſtäblich mit Polonius behaupten könnte, er brauche gar keine Kunſt.

Es iſt überhaupt etwas Eigenthümliches mit dem Drama und dem Weſen der dramatiſchen Dichterkunſt.

Nur für die erſte und niedrigſte Stufe kann man diejenigen Darſtellungen gelten laſſen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemäldes ergriffen und uns gegeben wird. So iſt es, wäre auch der höchſte Schwung der Leidenſchaft im Trauerſpiel, die Blüthe aller geſellſchaftlichen Bildung und Verfeinerung im Luſtſpiel durch die Darſtellung erreicht worden, ſo lange das Ganze nur bei der äußern Erſcheinung ſtehen bleibt, und dieſe bloß perſpectiviſch und zweckmäßig als Gemälde für das Auge und leidenſchaftliche Mitgefühl hingeſtellt wird. Die zweite Stufe der Kunſt iſt die, wo in den dramatiſchen Darſtellungen nebſt der Leidenſchaft und der maleriſchen Erſcheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrſcht und ſich ausſpricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteriſtik nicht blos des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannigfaltigkeit, in ihren Widerſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein Daſein, dieſes vielverſchlungene Räthſel, als ſolches, als Räthſel dargeſtellt wird. Es hat aber die dramatiſche Dichtkunſt allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeins nicht bloß darlegen, ſondern auch löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, und ſtellt uns die Geheimniſſe des innern Menſchen vor Augen. Es iſt dies freilich noch ganz etwas anderes, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Wir erinnern hier der Kürze wegen an die Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dies iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er nur kurz andeutet, oder willkürlich vorausſetzt. Nach jener dreifachen Auflöſung menſchlicher Schickſale giebt es auch dreierlei Arten der hohen, ernſthaften, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, ſondern auch den tieferen Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurchführt. Dreierlei Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabſtürzt, oder das Ganze mit einer gemiſchten Befriedigung und Verſöhnung noch halb ſchmerzlich ſchließt, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menſchen herbeigeführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt iſt, deutlich zu machen, darf man unter den Trauerſpielen der Neueren nur an Wallenſtein, Macbeth und den Fauſt der Volksſage erinnern. Die alte Kunſt neigt ſich mit entſchiedener Vorliebe zu dieſem ganz tragiſchen Ausgange, ihrer Anſicht von einem furchtbar vorherbeſtimmenden Schickſale gemäß. Doch iſt ein ſolches Trauerſpiel um ſo vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkürlich von oben beſtimmtes Schickſal herbeigeführt wird, ſondern es ein innerer Abgrund iſt, in welchen der Held ſtufenweiſe hinunter ſtürzt, indem er nicht ohne Freiheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dies iſt die, bei den Alten im Ganzen herrſchende Gattung; doch finden ſich auch herrliche Beiſpiele von jener Auflöſung des Trauerſpiels, welche man die mittlere oder die Verſöhnung nennen könnte, gerade bei den zwei größten unter den tragiſchen Dichtern. So beſchließt Aeſchylus, nachdem er uns in dem Tode des Agamemnon und in der Rachethat des Oreſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemälde mit dem verſöhnenden Gefühle der endlichen Losſprechung des Unglücklichen, durch einen milderen Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerin und Tochter dargeſtellt, weiß uns den Tod deſſelben wie einen Hingang zu den verſöhnenden Göttern in ſo verſchönerendem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bei den Alten und Neuen häufig; nur ſelen ſo groß und ſo ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äußerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervorgehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeſſene und in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker ſtand überhaupt im ſechszehnten Jahrhundert im genauen Zuſammenhange, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, da ſo, wie er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Ueberlieferungen und Sagen verworfen und vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußeren Gebräuchen und Einrichtungen noch am meiſten von der alten Kirche beibehielt, ſo blühte auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen Völker, Spenſer und Milton beſtätigen dies.

Spenſers Rittergedicht, die Königin der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damals in England unter der Königin Eliſabeth herrſchend war, der jungfräulichen Königin, welche ſich nur allzu gern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt maleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern auffallend ähnlich.

Und eine ſolche Welt war es nun, die ſich in der Zeit, von der wir ſprechen, — in jener wunderbaren Uebergangsperiode, die bei dem jungen William auf die Aufführung des „Ninos“ folgte, — durch das erſte Bekanntwerden mit der vaterländiſchen Literatur, Poeſie und Dramaturgie — erſchloß.

Und ... erſchloß ſich denn nicht auch ſeinem Herzen, in dieſer Periode wunderbaren Ueberganges, die Welt der Liebe?

— — — — — — — — — — — —

Der Liebe! Wer aber konnte ahnen, welchen Einfluß dieſe auf Shakespeare haben ſollte!

„Ich ſchwöre, Julia, bei dem heil'gen Monde,
Der dieſer Bäume Wipfel ſilbern färbt ..."

— — — — — — — — — — — —

„„Schwör' nicht beim Mond, dem unbeſtänd'gen Monde,
Der ewig ſeiner Scheibe Form verändert,
Damit gleich ſchwankend nicht Dein Lieben ſei!""

Achtes Kapitel.

Der Kuß.

Es war ein freundlicher Sommertag, als William von ſeinem Vater, Meiſter John Shakespeare, den Auftrag erhielt, zu verſchiedenen Pächtern in der Umgegend von Stratford zu gehen, um bei denſelben anzufragen: ob ſie wieder einige Schaafwolle zum Verkaufe vorräthig liegen hätten und welches der Preis ſei, den ſie dafür verlangten?

„Schickſt du ihn ſchon wieder fort?“ — hatte die Mutter zu Meiſter John geſagt, als ſie den Auftrag vernommen.

„Zu was kann ich denn den Menſchen ſonſt gebrauchen?“ — meinte der Alte finſter. — „Wenn er keine Lumpenſtreiche macht, ſo brütet er vor ſich hin, als wolle er Kalender machen.“

„Du übertreibſt wieder, Alter!“ ſagte die Frau.

„Gar nicht!“ fuhr Meiſter John polternd fort. —

„Hat er mir nicht erſt geſtern wieder das koſtbare Leder für ein ganzes Dutzend Handſchuhe verſchnitten? Zum Teufel mit ſolcher Arbeit! Wo ſteht dem Tölpel denn der Kopf?“

„Vater!“

„Iſt er verliebt?“

„Ich wollt' er wär es.“

„Warum nicht gar! Der Schlingel iſt erſt ſiebzehn Jahr alt.“

„Und ein halbes!“

„Das thut's!“

„Und doch wünſcht' ich, er heirathete!“ ſagte die Mutter, die Spindel eifrig handhabend. „Es brächte ihn vielleicht auf beſſere Wege ... obgleich er wirklich ſeit einiger Zeit ordentlicher iſt.“

„Ja wohl!“ meinte der Alte. „Seit jenem Tage, an dem die verfluchte Sündenbrut ... Gott verzeih' mir meine Sünde! ... die Gaukler hier waren und ich ihn hernahm, wie Gott Vater die Sünder beim jüngſten Gericht.“

„Erinnere mich nicht an den Tag!“ ſagte die Mutter mit abwehrender Miene, indem ſie eine Thräne zerdrückte, die ihr in's Auge getreten.

„Warum nicht?“ fuhr der Alte von ſeiner Arbeit auf. „Du ſiehſt, es hat gewirkt.“

Die Mutter ſchüttelte traurig den Kopf; dann ſagte ſie:

„Da war mir William wahrlich doch lieber, als er hie und da einen tollen Streich machte.“

„Hie und da einmal?“

„Jugend hat keine Tugend! Aber er war damals doch heiter und lebensfroh. Jetzt macht mich ſein nachdenkliches träumeriſches Weſen doppelt beſorgt.“

„Tücke!“

„Warum nicht gar!“ rief die Mutter. „William iſt von jeher ein guter Menſch, wenn er auch als Bube wild . .“

„Und als Jüngling ein Taugenichts war!“

„Vater!“ verſetzte die Frau des Meiſters, „dein Alter und dein Unglück machen dich mürriſch und ungerecht, und das gerade iſt es, was William das Haus und die Arbeit verleidet!“

„Was?!“ fuhr der Alte zornig auf, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß ſeine Werkzeuge klirrend in die Höhe fuhren. „Soll ich auch daran Schuld ſein? Faulheit und Lüderlichkeit machen ihm das Haus verhaßt!“

„Gott vergebe dir . . .“

„Nein mir nicht, ſondern ihm!“

„Wenn wir nur ein anderes Geſchäft für ihn wüßten.“

„Nichtsthun, den Waldfalken auf der Hand zur Vogelbeize ziehen, ... iſt das nicht auch ein gutes Handwerk?“

„Wenn er ...“

„Der Sohn eines Lords würde ...“

„Ich meine immer ...“

„Es wird gar nichts aus ihm! Das mein' ich auch!“

„Ich dächte das Leben auf dem Lande, als Oekonom ...“

Der Alte lachte laut, aber zornig auf: „Oekonom!“ rief er dabei: „dem ſtecken andere Dinge im Kopfe!“

„Darum wär's gut ...“

„Nun, was kommt da wieder für eine Weisheit!“

„Wenn er heirathete!“

„Weib!“ rief der Alte, „biſt Du des Teufels? Mit was ſoll er denn ſein Weib ernähren? Mit Spatzenköpfen, die er ſchießt? ... Oder haſt du ſchon eine auf dem Brett?“

„Fällt mir nicht ein! Aber ein hübſches Landmädchen ... mit etwas Vermögen ...“

Wieder lachte der Alte zornig auf, dann rief er;

„Sie werden ſich eilen, des armen zurückgekommenen Handſchuhmachers Sohn, den erſten Taugenichts von Stratford, in ihr warmes Neſt zu ſetzen.“

Mutter Märy ſtand auf.

„Es iſt heut wieder nicht mit dir zu ſprechen!“ —

ſagte ſie dann mit einem tiefen Seufzer, und verließ mit kummervoller Miene das Zimmer.

— — — — — — — — — — — —

William war unterdeſſen ſchon weit vor der Stadt.

Diesmal hatte ihn der Auftrag des Vaters heiter geſtimmt: es ging ja in Gottes freie, herrliche Natur: das Wetter war unvergleichlich ſchön, die Luft rein und mild, der Weg reizend.

Zog er ſich doch an den buſchigen Ufern des Avon hin, deren friſches Grün ihm gar freundlich entgegenlachte; während das bewegte Leben auf den kryſtallhellen Waſſern der ganzen Landſchaft ringsum ſeine anziehende Beweglichkeit mittheilte.

Die Schiffe und Nachen hier, die Heerden dort auf den angrenzenden Wieſen, die nach der Stadt ziehenden Landleute ... Alles hatte Intereſſe für ihn und ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe entging nichts.

Er fühlte ſich um ſo freier, gehobener und glücklicher, als er die dumpfe Werkſtatt mit der geiſtloſen maſchinenmäßigen Arbeit, die ihm dort oblag, ſammt dem ewigen Zanken des mürriſchen Vaters hinter ſich hatte. Sein Behagen ſtieg indeß noch in dem Maße, indem er ſich von der Stadt entfernte und es ſtiller und einſamer um ihn her wurde.

Gar nicht unangenehm war es ihm dabei, daß ihn der Auftrag des Vaters zuerſt zu einem alten Bekannten desſelben, dem in der Umgegend von Stratford anſäßigen Pächter Hathaway, führte. Oft ſchon war er auf deſſen Pachthof in gleichen Geſchäften gekommen und auf das freundlichſte von der Familie aufgenommen worden. Ja, er hatte ſchon in ſeiner Kindheit oft Wochen auf dem Hofe zugebracht und dann als Kind mit den kleinen Hathaways, deren es nicht wenige gab, in glücklicher Unſchuld geſpielt.

Es war dies in jenen beſſeren Zeiten geweſen, in welchen ſeine Mutter — ihrer Geſundheit halber — manche Woche bei der an den Pächter verheiratheten Freundin zubrachte.

Namentlich ſpielte er damals gern mit Anna, der älteſten Tochter. Auch ſie war in jenen Tagen faſt noch Kind, wenngleich acht Jahre älter als er; und ledig und faſt wie ein Kind war ſie geblieben, obgleich jetzt bereits fünfundzwanzig Frühlinge an ihr vorübergezogen.

William hatte ſie in den letzten Jahren wenig mehr geſehen und gar nicht beachtet; einmal, weil ſie bei ſeinen Geſchäftsbeſuchen meiſt im Felde geweſen und dann, weil ſie ihm überhaupt aus den Gedanken entſchwunden.

Anna Hathaway war übrigens in gewiſſer Beziehung eine merkwürdige Erſcheinung . . . eine Erſcheinung, die indeſſen nicht allzuſelten unter den Landmädchen Englands vorkommt.

Ihre Figur war groß und ſtark, ihre Formen zeigten eine volle ſchöne Rundung. Sie war mit einem Wort ein dralles Landmädchen, ohne jedoch im Entfernteſten plump zu ſein.

Auch die Züge ihres Geſichtes waren ſtark, aber dabei wirklich ſchön; ſie hatten etwas ungemein unſchuldig Treues, das allerdings auf keine große geiſtige Befähigung ſchließen ließ, aber auf den erſten Blick gewann und anzog.

Ihr Geſicht war das friſcheſte, was man ſich denken konnte, weiß, wie die Sternblume der Wieſe, und roſig wie die Blüthe des Hagebuttenſtrauches. Dagegen verlor ihre Schönheit für den Kenner dadurch, daß ſich ihre Stirne etwas niedrig und abgeflacht zeigte, und in den allerdings hübſchen Augen weder Geiſt noch Feuer lag Das Charakteriſtiſche dieſes Geſichtsausdruckes blieb überhaupt Ruhe; doch war das Schöne wieder dabei, daß dieſe Ruhe etwas Räthſelhaftes hatte: man wußte nicht, war es die Ruhe eines noch ganz unberührten mädchenhaft-kindlichen Gemüthes, das die Spiegelklarheit ſeines reinen ſtillen Himmels wiederſpiegelt, . . . oder jene, einer beengten, noch kaum bewegten inneren Welt.

Aber auch ihrem Weſen nach war Anna Hathaway eine eigenthümliche Erſcheinung.

Unter dem Landvolk galt ſie für einfältig und dumm, eben weil ſie Eigenthümlichkeiten beſaß, welche die Andern nicht verſtanden. So hatte ſie eine faſt an Wildheit grenzende Scheu, ſich öffentlich zu zeigen. Auch den Tanz liebte ſie nicht.

Nie hatte man ſie bei jenen ländlichen Feſten geſehen, bei welchen die Bauernmädchen ſo gern — und dem natürlichen Drange ſo gut wie die Töchter der Vornehmen folgend — ihre Reize geltend machen und nach Liebhabern blinzeln und ſuchen.

Ernſthaft, fleißig, ſorgſame Hüterin der Heerden — ein Geſchäft, das ſie mit Luſt betrieb, obgleich ſie es gerade nicht nöthig gehabt hätte — ging ſie faſt immer allein, mit der Kunkel an der Seite, auf die einſamſten Plätze, wo ſie den ganzen Tag von einem Stück Brod lebte, das ſie mitgenommen und von wo ſie gegen Abend mit der Heerde heimkehrte, um den weiteren häuslichen Geſchäften obzuliegen und dann ruhig einzuſchlafen.

Dies ſonderbare Weſen frappirte natürlich Alle, die ſie kannten, und da die Heerden, die der Vater Anna anvertraute, ſtets in gutem Stande waren, die Kühe mit vollen Eutern in den Stall zurückkamen, Alles unter ihrer Sorge gedieh und Viehſeuchen ausblieben, ſo ſah man Anna Hathaway ſogar mit ſcheelen Augen an ... ja, man munkelte von geheimen Künſten.

Dieſe einfältigen, gedrückten Menſchen, welche ihr Licht über die Dinge nur durch das Fieber der Einbildungskraft erhalten, ſchreiben das Glück Anderer lieber geheimen Einflüſſen zu, als leicht zu ermittelnden Urſachen und Handlungen.

Der Bauer macht das Unbekannte zur Urſache des Bekannten, und citirt die phantaſtiſchen Mächte des Himmels und der Hölle bei den handgreiflichſten Erſcheinungen der Wirklichkeit. Er thut Gelübde und macht, wenn katholiſch, Pilgerfahrten, bald für ſeine Familie, bald für ſein Feld, bald für ſeinen kranken Ochſen, verſchmäht dagegen häufig den Beiſtand der Wiſſenſchaft und die Regeln der Geſundheitslehre, um Perſonen und Beſitzthümer zu retten, die, ſeiner Meinung nach von der Rache eines böſen Geiſtes oder dem übelwollenden Einfluß eines Feindes bedroht und betroffen ſind.

In unſeren aufgeklärten Zeiten iſt es hierin freilich — namentlich in den proteſtantiſchen Gegenden und Ländern — beſſer geworden; aber in jenen Tagen, von welchen unſere Erzählung ſpricht, ſah es in dieſer Beziehung noch übel genug aus; zumal der Katholicismus noch unter der Königin Marie, der „blutigen“, wie ſie die Geſchichte nennt, florirt hatte, und der Glaube an Geiſter, Hexen und Zauberei, Elfen und Gnomen ein unter dem Volke noch allgemein verbreiteter war.

Für das „wunderbar“ gute Gedeihen der Heerden Anna's gab es übrigens eine ſo einfache als natürliche Erklärung: die Heerden Anna's gediehen, weil Anna, die weder gefallſüchtig noch faul war, dieſelben auf das ſorgfältigſte wartete. Die Heerden anderer Mädchen verdarben oder litten Noth, weil die Hüterinnen ihre Hut über anderen Gedanken, Liebeleien und leichtſinnigem Weſen verſäumten.

Uebrigens hatten Diejenigen, die mit Anna in Berührung kamen — freilich waren dies ſehr wenige — ſie doch gern.

Ihre Redensarten waren ſehr gewöhnlich; aber der Klang ihrer Stimme ergänzte die Mangelhaftigkeit ihrer Worte und der ungeheuchelte Ausdruck, den ſie, als ächtes Naturkind, allen ihren Gefühlen gab, zog ungemein an.

Jemanden zu feſſeln, verſtand ſie übrigens bis dahin nicht.

An ein einſames Leben gewöhnt, war es ihr zur anderen Natur geworden, ſobald ſie nicht fühlte, daß ſie Anderen nöthig ſei, deren Anweſenheit zu vergeſſen und ſich in ihren Gedanken zu verlieren.

Aber was konnten denn die Gedanken dieſes Naturkindes ſein, welches nicht leſen gelernt, und deſſen Verſtand keine Art von Bildung erhalten hatte?

Wer kann uns das Leben ſo wenig entwickelter Seelen offenbaren?

Woran denkt der Landmann, wenn er Tage lang geduldig eine ſeiner einförmigen Furchen nach der anderen zieht?

Woran denkt die Bäuerin, wenn ſie voll Ernſtes ſtundenlang ihre Kunkel mit dem langweiligen gleichmäßigen Faden abſpinnt?

Woran denkt das Lamm, das, wenn es ſich ſatt geweidet, unbeweglich am Rande der Wieſe ſteht und vor ſich hinſchaut? oder die Stute, die dich verwundert über den Buſch herüber betrachtet?

Iſt es daſſelbe Leben, welches langſam in den Adern des Menſchen und des Thieres pulſirt, die beide an die Bearbeitung des Bodens gebunden ſind?

Verſenkt die undankbare Rhea ihre Kinder und ihre Diener in geiſtige Verſchloſſenheit?

Man muß in der That lange Zeit die Luft der Felder einathmen und viele Abende am ländlichen Heerde zubringen, um die Reihe von Träumereien zu erfaſſen, welche im Gehirne des Landmannes die Arbeit des höheren Denkvermögens erſetzt und aus ſeinem Wachen wie aus ſeinem Schlaf eine Art ſtiller Verzückung macht, in welcher wunderhafte, bald ſchreckliche, bald lachende Bilder ſich folgen.

Es iſt dies dieſelbe Regſamkeit, dieſelbe unbewußte Poeſie, aber auch dieſelbe Ohnmacht, wie bei dem Kinde, welches ſich bemüht, das Unbekannte in ſeinem Daſein von dem Schleier zu befreien, der es verhüllt.

Es iſt der Genius der Träume, der ſich hier in dem

Gehirne bewegt, indem er leiſe die Flügel des noch gebundenen Geiſtes zu heben ſucht.

Wer außerdem, wie Anna Hathaway, die Welt nie, auch nicht einmal von ferne geſehen, hat zumeiſt einen ahnungsvollen Widerwillen gegen dieſelbe.

Anna's innere Welt war bis zur Stunde das Evangelium, das ſie ernſt nahm und mit kindlicher Frömmigkeit feſthielt. Sie liebte: daß heißt Gott, ihre Eltern, ihre Geſchwiſter und ihre Thiere.

So ging ſie ſinnend, betend und liebend, ſelten denkend, dahin, ein wirklich ländlich-unſchuldiges Gemüth, eine poetiſche Seele ohne Kundgebung, eines der Ideale, wie man ſie noch hie und da, fern von den Städten, findet, wunderbar und geheimnißvoll, die für ein nicht mehr vorhandenes goldenes Zeitalter geſchaffen ſcheinen, für welche die Vervollkommnungsfähigkeit unnütz wäre. —

Unfähig, das Böſe zu begreifen, ſah' ſie es nicht. So lebte ſie in einer Wolke glücklicher Unwiſſenheit, ein verborgenes, träumeriſches Daſein.

Das war Anna Hathaway, die älteſte Tochter Richard Hathaways, des Pächters von Rowe-Court, den in Geſchäften zu beſuchen der junge William ſo eben in Begriff ſtand.

William mochte wohl jetzt noch ungefähr ein halbe Stunde von dem Pachthofe entfernt ſein. Er hatte einen Seitenpfad eingeſchlagen, der über den Rücken eines mäßigen Hügels führte. Rechts von dem Pfade zogen ſich wohlbebaute, mit Hecken freundlich eingefriedete Felder nach dem Thale hinab, während ſich hinter der grünen Einfaſſung der linken Seite eine faſt unabſehbare Wieſe hinzog, die nur hie und da durch einzelne Felsblöcke und kleine Bosquets unterbrochen wurde, von welchen die Letzteren augenſcheinlich Behufs der Jagd und der Hege des Wildes angelegt waren.

Die Gegend konnte nicht einſamer gedacht werden, und hätte man nicht in einiger Entfernung eine kleine Heerde von Kühen und Schafen erblickt, die dem Hauptbedürfniſſe ihres Lebens, ihrer Nahrung, gemüthlich nachging, ſo hätte man auf den Gedanken geführt werden können, daß man auf Stunden weit von allem menſchlichen Treiben entfernt ſei

Doppelt überraſchte es daher William, als er plötzlich den Hülferuf einer weiblichen Stimme vernahm, in welchen ſich ein rohes Lachen aus männlichen Kehlen miſchte.

Woher aber kamen dieſe Töne? Der junge Mann ſah ſich vergeblich um.

Es war Niemand zu erblicken.

Da erſchallte der Ruf und das Lachen auf's Neue, und nun ward das Ohr zum Führer des Auges.

Der Ton kam ohne Zweifel aus einem der kleinen Gehölze.

Raſch ſchritt William auf daſſelbe zu und gewahrte auch bald auf einer kleinen Lichtung einen ſeltſamen, wenn auch kaum ernſt gemeinten Kampf: zwei kecke Burſchen rangen mit einem Mädchen, das ſie zu küſſen verſuchten, während dieſes — wohl die Hirtin der kleinen Heerde — ſich mit einer Art energiſcher Wildheit gegen ihre Angreifer wehrte.

Die beiden Burſchen ſchienen, aus der Ferne geſehen, Jäger zu ſein. Das Mädchen, welches barfuß war, zeigte bei dem wilden Hin- und Herwiegen in dem begonnenen Kampfe kräftige, ſchöne Formen, aber auch eine nicht zu verachtende Muskelkraft und Gewandtheit.

Dennoch war es den beiden kecken Burſchen nicht gewachſen, und während jene um Hülfe ſchrie und mit der vollſten Anſtrengung den Einen, der ſie umſchlungen, abwehrte, konnte ſie es nicht verhüten, daß ſie der Andere unter jubelndem Lachen herzhaft auf Wange und Schulter küßte.

Wie von einer Natter geſtochen fuhr ſie mit der vollen Schnellkraft ihres jugendlichen Körpers zurück, verlor aber dadurch das Gleichgewicht und wäre zum Jubel der wilden Geſellen rücklings zu Boden geſunken, hätte ſie nicht William, der unterdeß herbeigeeilt war in ſeinen Armen aufgefangen.

Raſch, wie der Blitz, fuhr ſie empor und da ſie in der Ueberraſchung die beiden Jäger losgelaſſen, ſo ſtanden ſich im nächſten Augenblick die vier Menſchen aufrecht gegenüber.

Aber denſelben Augenblick begleitete ein dreifacher Ausruf des Staunens, während das keuchende und nach Athem ringende Mädchen die beiden Hände auf den ſtürmiſch wogenden Buſen drückte, von dem ſich im Ringen die leichte Verhüllung auf verrätheriſche Weiſe verſchoben hatte. Purpur überzog ihr bei dieſer Entdeckung Geſicht und Hals. Während ſie aber raſch Mieder und Tuch wieder ordnete, hatten zwei Stimmen im höchſten Erſtaunen „William!“ gerufen, welchem Ruf die Namen: „Johnſon!“ — „Clopton!“ gefolgt waren.

Und in der That... William ſtand ſeinen zwei ſauberen Freunden gegenüber, die jetzt in ein unbändiges Lachen ausbrachen.

„Zum Teufel! Will!“ rief jetzt Hugh Clopton; „biſt du es wirklich?“

„Was führt dich denn hierher?“ ſpottete Johnſon dazwiſchen, „ich dachte ſchon, du ſeieſt ein vollſtändiger Kopfhänger und fleißiger Handſchuhmacher, ein ordentlicher Menſch und guter Sohn geworden? Und nun finden wir dich hier?“

„Und welcher Satan treibt dich an, uns in unſeren ſüßen Unternehmungen zu ſtören?“

„O! ich glaube, er kam ſelbſt zum Stelldichein hierher!"

„Will! Heimdücker, iſt's wahr?"

„Ich kam in Geſchäften hier vorüber!" ſagte jetzt William, der ſich unterdeß von ſeiner Ueberraſchung erholt, von dem eigenthümlichen Zuſammentreffen aber unangenehm berührt fühlte, — „und da ich Hülferufe hörte . . ."

„Unſinn!" rief Clexton.

„Dumme Ziererei!" ſagte Johnſon mit frivolem Lachen. „Die Dirne thut nur ſo!"

„Das ſcheint mir nun eben doch nicht der Fall geweſen zu ſein!" meinte William mit einem Blick nach dem Mädchen, aus deſſen ſchönen Zügen jetzt der heilige Zorn gekränkter Unſchuld blitzte.

„Gewiß nicht, Herr!" verſicherte die Hirtin dabei: „Es iſt ſchlecht und ſchändlich, wie man mich überfallen hat."

Die beiden wilden Burſchen lachten laut auf.

„Ich ſaß ruhig, mit meiner Kunkel beſchäftigt, wachte über die Heerde . . ."

„Wir wollten ihr wachen helfen!"

„Nein, das iſt nicht wahr! Die Dirne ſah ſo lieblich aus . . ."

„Schweigt!" rief das Mädchen feuerroth und in tiefer Verwirrung.

„Warum ſchweigen?"

„Thaten wir etwas Böſes?"

„Aber Johnſon, Hugh!" ſagte William. „Ihr wißt, daß ich wahrlich weder ein Kopfhänger, noch ein Duckmäuſer bin . . . aber . . ."

„Aber? was aber?"

„Sie haben mich rücklings überfallen . . ."

„Abſcheulich!" rief Clopton lachend, „um ſie zu küſſen! Iſt das etwa ein Verbrechen?

„Schlecht iſt es!" ſagte das Mädchen, die Hände verſchämt vor das Geſicht haltend, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen. „Ich kenne euch nicht . . . warum erſchreckt ihr mich ſo?"

„O die Heilige!" rief Johnſon ſpottend.

„Eine ſaubere Heilige!" meinte Clopton. — „Ich will verdammt ſein, wenn es nicht die kleine Hexe von Rewe-Court iſt."

„Was? eine Hexe!" rief Johnſon ausgelaſſen.

Aber das war zu viel. Das arme Kind kannte den Schimpfnamen wohl, den die Bosheit für ſie erfunden; die Schürze vor das Geſicht haltend, rief ſie ſchluchzend:

„Ich bin keine Hexe!"

William fühlte ſich bewegt.

„Laßt das arme Kind gehen, Freunde," ſagte er dabei in bittendem Tone. „Es iſt nicht ſchön, daß ihr ſie quält!"

„Ho! Will der Sittenrichter!“ ſchrie Hugh.

„Haſt du nicht Luſt, uns eine Predigt zu halten?“ frug Johnſon ſpottend.

„Ei freilich! er hat noch nie geküßt!“

„Nein, ſicherlich nicht!“

„Auch nicht, wenn wir früher zuſammen jagten und nebſt dem Wild . . .“

„Gott behüte! der fromme Junge.“

„Auch nicht zu . . .“

„Das war ein ander Ding!“ meinte William finſter. „Wenn man weiß, daß man darf und ein Scherz — auch wenn er ein toller und ausgelaſſener iſt — gern aufgenommen wird . . . aber hier . . . ihr ſeht, wie ihr das Mädchen erſchreckt habt . . .“

„Wirklich?“

„Es zittert noch an Arm und Bein.“

„Koſtbar.“

„Es iſt nicht, was ihr ſucht!“

„Aber vielleicht, was du ſuchſt?“

„Das arme Kind. Thut er nicht, als ob die Hirten-Dirne eine Prinzeſſin wäre?“

„Gleichviel, wer ſie iſt,“ — rief jetzt William, dem nach gerade die Geduld ausging, „ob eine Prinzeſſin oder eine Hirtin. Ich trete für ſie ein und ſchütze ſie.“

„Hurrah hoch!" jauchte Johnſon; „Ritter Will wirft uns den Handſchuh hin!"

„Warum nicht?" meinte Clopton ſpöttiſch, „er weiß ja mit Handſchuhen umzugehen. Aber ich kehre mich den Teufel daran. Bei St. Georg! ich will der Dirne zum Abſchied noch ſo viel Küſſe aufdrücken, daß ſie die Haut noch übermorgen brennen ſoll!"

Und mit dieſen Worten machte Sir Hugh Anſtalten, die Hirtin an ſich zu reißen und auf's Neue zu küſſen.

„Helft mir, Herr! helft mir!" ſchrie das Mädchen, ſich hinter William flüchtend, und man ſah dem Schrecken und der Indignation, die ſich in ihren Zügen malten, an, daß es der wahre Ausdruck ihrer Seelenſtimmung ſei.

„Laßt ſie gehen, ich bitte euch bei unſerer alten Freundſchaft!" rief William noch einmal.

„Narr!" entgegnete Hugh, der jetzt wirklich in Leidenſchaft glühte. Aber im ſelben Augenblick hatte er auch den Arm der Hirtin erfaßt und zog ſie an ſich.

„Helft! helft!" rief das Mädchen, den Kopf weit zurückbiegend.

Im gleichen Augenblick aber fühlte ſich Clopton mit ſolcher Gewalt von der ſich Windenden hinweggeriſſen und zur Seite geſchleudert, daß er taumelnd zu Boden ſchlug.

„Verdammt!" brüllte er im Zorne auf, „das werd' ich dir gedenken, Will!"

„Biſt du wahnſinnig?" ſchrie Johnſon. „Das? ... uns? ... Deinen beſten Freunden und um einer elenden Dirne Willen?"

„Ich hab' es euch vorhergeſagt ... euch gebeten!"

„Dummheit!"

„Es iſt ein ordentliches Mädchen ..."

„Laß ihn!" ſagte jetzt Clopton finſter, indem er ſich erhob und mit den Händen den Staub von ſeinen Kleidern klopfte. „Wir ſprechen uns wieder! Seit er den „Ninos" geſehen und die bohnenſtangige Semiramis iſt ihm das Blut zu Kopf geſtiegen."

„Ich glaube, er dünkt ſich mit einemmale zu gut für uns!"

„Ihr verkennt mich!" ſagte hier Will, der jetzt wieder ruhiger geworden; „ich bin der Alte. Aber ..."

„Wir wollen euch nicht in's Gehege kommen!" rief Johnſon mit kaltem Hohne. „Hättet ihr's gleich geſagt, daß die Dirne euer zartes Herzblatt iſt, wir würden ſie euch überlaſſen haben."

Und damit nahm Johnſon ſeinen Freund Sir Hugh Clopton unter den Arm, um weiter zu gehen. Clopton wandte ſich aber noch einmal um und rief:

„Glück mit ihr! und mögt ihr euch an ihrer Sprödigkeit den Kopf zerſtoßen."

„Oder auch an ihrer Dummheit zu Tode langweilen!“ — meinte Johnſon.

Und beide wandten dem früheren Freunde verächtlich den Rücken und gingen Arm in Arm davon, von Zeit zu Zeit in ein ſpöttiſches Gelächter ausbrechend.

William beachtete ſie nicht weiter.

Der Vorfall war ihm unangenehm, weil er Johnſon und Clopton im Grunde ſeines Herzens gern hatte. Aber konnte er anders handeln? Die Rohheit ſeiner früheren Genoſſen hätte ihn wohl — vielleicht vor wenigen Wochen noch — kaum berührt; ſeit jener Zeit aber war ja ſo Manches anders in ihm geworden. Schlechtes und Böſes zu thun, lag nie in ſeiner Abſicht. —

Leichtſinnig, jugendlich-übermüthig, zu kecken, tollen Streichen aufgelegt, war er geweſen ... nie wirklich gemein oder ſchlecht.

Hier ſah er Unrechtthun, und ſeinem Rechtsgefühl folgend, verhinderte er es.

War es ſeine Schuld, daß er in den wilden, wüſten Burſchen ſeine Freunde erkannte?

Gewiß nicht.

Aber etwas Beſchämendes hatte die Entdeckung doch für ihn.

Wie ein Blitz zuckte das Gelöbniß, ſie zu meiden, durch ſeine Seele.

Er wiederholte es, als ſie gingen.

Jetzt erſt betrachtete er auch das Mädchen recht, das er von ihren Zudringlichkeiten befreit.

Es ſaß, nicht weit von ihm entfernt, auf einem Stein und weinte noch immer leiſe, den Kopf in die Hände, die Arme auf die Knie geſtützt. Scham und Aufregung preßten ihr wohl die Thränen aus.

William fühlte aufrichtige Theilnahme mit ihr; aber der Anblick der ſchönen blonden Haare, der kräftigen und doch reizend geformten Arme und Beine, von welchen letzteren man, unter den kurzen Röcken hervor, ſelbſt noch die prächtigen Waden ſehen konnte, und die kleinen, in der That zierlichen Füße, die ſich in ihrer Nacktheit im Grün des Graſes doppelt hübſch ausnahmen, weckten jetzt auch noch ſeine Bewunderung.

Daß ſie auch ſchön von Geſicht ſei, hatte er vorhin ſchon bemerkt; … ja, ihre Züge ſchienen ihm ſogar nicht fremd.

Er vermuthete daher in ihr eine Hirtin — eine Magd — von Rowe-Court. Wer hätte ſich auch anders in dieſer Gegend, in der ſich weit und breit kein Dorf und kein anderer Pachthof befand, mit ſeiner Heerde aufhalten ſollen.

Aber war ſie auch nur eine Magd, ſo wäre es lieblos von ihm geweſen, ſie jetzt ohne ein freundliches Wort zu verlaſſen.

William fühlte dies.

Der Weinenden näher tretend ſagte er daher:

„Liebes Kind, tröſte dich! Die wilden Burſchen ſind weg. Sie haben dich gewiß recht erſchreckt, obgleich ihr roher Anfall nur ein Spaß ſein ſollte.“

„Herr!“ ſagte die Angeredete, ihre Thränen mit der Schürze trocknend, „dann war es aber ein recht ſchlechter Spaß.“

„Das war es.“

„Warum mich erſchrecken, da ich ihnen doch nichts gethan?“

„Nun, es war wohl mehr, um dir einen Kuß zu geben, als dich zu erſchrecken.“

„Kuß?“ wiederholte das Mädchen, den Kopf langſam erhebend. „Ich begreife nicht, warum mich die fremden Burſchen küſſen wollten?“

„Weil du hübſch biſt!“ ſagte William, und wahrlich, er fühlte, daß er die Wahrheit geſprochen, denn da das Mädchen jetzt aufſah, fand ſich der junge Mann wunderbar berührt, mehr noch durch den kindlich unſchuldigen, faſt träumeriſchen Ausdruck dieſes Geſichtes, als durch ſeine naturwüchſige Friſche und geſunde Schönheit.

Auch das Anſpruchsloſe, das in ihm lag, zog ihn merkwürdig an.

Aber dieſe Züge hatte er ja ſchon geſehen.

Nicht ganz dieſelben . . . und doch!

Es ſchwebte ihm etwas wie ein Traumbild vor . . . aber dies Etwas war ein Kind . . . dämmerte aus ſeiner eigenen Kindheit herauf . . .

Er ſann . . .

Das Mädchen war unterdeß aufgeſtanden. Jetzt nahm ſie mit lieblicher Unbefangenheit des Jünglings beide Hände, drückte ſie mit Wärme und ſagte:

„Ich danke euch, Herr, für eure Hülfe! Ohne euer Dazwiſchenkommen hätten mich die rohen Burſchen gewiß noch recht geängſtigt und mit ihren dummen Küſſen gequält . . . und ſo etwas iſt mir in den Tod zuwider!“

„Nun, des Dankes bedarf es da weiter nicht!“ — meinte William, noch immer die ihm bekannten Züge des hübſchen Mädchens ſtudirend.

„Gewiß! gewiß!“ ſagte die Hirtin. „Ihr ſeid ſo gütig . . .“

„Gütig? nein, mein Kind, das bin ich nicht. Ich that nur meine Pflicht, als ich dir beiſprang, und das hätte jeder Andere auch gethan.“

„Ihr könnt gewiß das dumme Küſſen auch nicht leiden!“ ſagte hier das Mädchen naiv, indem ſie den jungen Mann mit ihren hübſchen Augen groß anſah.

William mußte unwillkürlich lächeln.

Wenn er ſich nicht geſchämt hätte, in denſelben Fehler zu verfallen, den er eben den Freunden auf ſo handgreifliche Weiſe verwieſen hätte, ſo würde er der Fragenden das Gegentheil thatſächlich bekundet haben.

„Ich bin nicht ſo ſtreng wie du!“ ſagte er daher gutmüthig. „Nur erzwinge ich dies Zeichen freundlichen Wohlwollens nicht gern.“

„Freundlichen Wohlwollens?!“ wiederholte die Hirtin, ſinnend vor ſich hinblickend.

„Nimmſt du es für etwas Anderes?“ frug William lächelnd.

„Freundlichen Wohlwollens!“ wiederholte das Mädchen noch einmal, wie Jemand thut, dem das Denken nicht allzuleicht wird. „Ja! es mag ſo ſein!“ ſagte ſie dann leiſe und mit langſam herauskommenden Worten. „Denn von Mutter und Geſchwiſter mag ich wohl einen Kuß leiden ... und meinem Lieblingsſchäfchen gebe ich wohl auch einen Kuß.“

„Nun, ſiehſt du?“

„Aber die da ...“

„Die zwei wilden Geſellen?“

„Ja! da war's doch gewiß kein Wohlwollen?“

William lächelte und meinte:

„Vielleicht zu viel!“

Das Mädchen ſchüttelte zum Beweis ihres Nichtverſtehens den Kopf.

Es iſt eigen, welchen günſtigen Eindruck dieſe kindliche Einfalt und Unſchuld auf William machten, denn es lag zu Tage, daß dies nichts Künſtliches ſei, ſondern in der That Einfalt, Unſchuld und Natur.

Dieſe Ueberzeugung durchzuckte denn auch jetzt den jungen Mann, und ſeine Hand vertraulich auf die Achſel der Hirtin legend, ſagte er halblaut, wie zu ſich ſelbſt:

„Die Sprache der Worte iſt Himmelsgabe; aber es giebt noch zwei wunderbare Sprachen, die gar keiner Worte bedürfen, die Sprache der Natur, die nur Gott ſpricht, und die Sprache der Kunſt, die nur Auserwählte der Menſchen verſtehen.“

Das Mädchen ſah ihn groß an.

„Das verſteh' ich nicht, Herr!“ ſagte ſie dann; „aber die Natur lieb' ich über Alles . . . und . . . in ihr die Einſamkeit.“

„Darum biſt du auch wohl hier?

„Ja, Herr! denn hier iſt's ſo ſtill und friedlich und die Ausſicht nach dem Thale iſt ſo ſchön . . .“

„Und weideſt du deine Herden oft hier?“

„Ja, Herr!“

„So biſt du Hirtin?“

„Doch nicht! Ich hätte nicht nöthig, die Heerde zu hüten, aber es war meine Liebhaberei von Kindheit an. Wenn ich Morgens und Abends meine Butter und Rahmkäſe bereitet habe, und ſie ſagen“ — ſetzte ſie mit leuchtenden Augen hinzu — „das geſchähe auf's Vortrefflichſte … dann muß ich mit meinen Thieren hinaus, in Gottes freie Natur. Und ſie gedeihen vortrefflich.“

„Das ſeh' ich!“ verſetzte William, der, ganz gegen ſeine ſonſtige Natur, Gefallen an dem Geplauder fand.

„Aber!“ fuhr das Mädchen jetzt fort und ihre Mienen trübten ſich; „darum gerade ſchimpfen mich die böſen Menſchen auch Hexe!“

„Warum?“ frug der Jüngling, der über das Anſchauen des ſchönen Kindes das Hören vergeſſen hatte.

„Weil meine Thiere gedeihen! Die wilden Burſchen thaten es ja auch.“

Eine Thräne feuchtete bei dieſen Worten die hübſchen Augen.

„Und ich mag am wenigſten in euren Augen, Herr, für eine Hexe gelten. Nicht wahr, ihr haltet mich für keine Hexe?“

„Gewiß nicht, mein liebes Kind!“ ſagte hier William lächelnd. „Obgleich ich bekennen muß, daß ein Zauber von dir ausgeht.“

„Wie?

„Ja, liebes Kind, in dieſem kleinen Wörtchen, wie? und in der Art und Weiſe, in der du es ausgeſtoßen, liegt gerade für mich der Zauber.“

Die Züge der Hirtin zeigten jetzt Schrecken.

„So meint ihr doch …“

„Ich meine," ſagte hier William freundlich, „daß ich dir herzlich wohl will."

Die Augen des Mädchens ſtrahlten.

„O!" rief ſie, in die Hände klatſchend. „Das iſt ſchön! denn ich will euch auch wohl!"

William lächelte, ſchlang ſeinen Arm um ſie, zog ſie leiſe an ſich und ſagte:

„Nun, ſiehſt du, wir haben alſo gegenſeitig einiges Wohlwollen zu einander; ſollten wir uns da nicht, als Beweis deſſelben, einen Kuß geben?"

„Wenn ihr meint!" ſagte das Mädchen, über und über roth.

Und William meinte dies wirklich, denn im gleichen Augenblicke brannten die Lippen gegenſeitig auf einander . . . und nicht ein, ſondern mehrere Male.

Aber ſonderbar!

Diesmal war das hübſche Kind gar nicht verlegen.

Sie glühte zwar noch; aber man ſah ihr an, daß ſie jetzt nichts Unrechtes gethan zu haben glaubte.

Es war etwas kindlich-frohes in ihr. Vertrauen, Freudigkeit und Offenheit lagen in ihren Zügen.

William war entzückt, als ihm plötzlich einfiel, daß er ja noch immer nicht wiſſe, wer die nette Dirne denn ſei und wie ſie heiße. Er frug alſo nach Beidem.

„Anna Hathaway heiß' ich!" ſagte das Mädchen; „und bin die Tochter Richard Hathaway's, des Pächters von Rowe-Court!"

„Wie?! .... was?!" rief der Jüngling überraſcht. „Du biſt Anna Hathaway? ... die älteſte Tochter des Pächters von Rowe-Court?"

„Nun ja!" meinte Jene unbefangen; „und was iſt daran zu ſtaunen?"

„Und du kennſt mich nicht mehr, Anna?"

„Ich? ... ich ſoll euch kennen, Herr?"

„Aus unſerer Kindheit?"

„Euch?"

„William Shakespeare!"

„Den kleinen William aus Stratford, der uns oft mit ſeiner Mutter beſuchte?"

„Der bin ich!"

„Ihr?"

„Du glaubſt es nicht?"

Das Mädchen lachte.

„Geht doch!" ſagte ſie dann; „wie könnt ihr der kleine William ſein, mit dem ich ſo oft, als ich ſelbſt noch ein Kind war, geſpielt habe? ihr," ſetzte ſie erröthend hinzu; „der hübſche junge Mann, der ſchon ein Bärtchen auf der Lippe und unter dem Kinn hat."

„Und doch bin ich es!" rief William geſchmeichelt.

Anna ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Unmöglich! ich kann's nicht glauben!“ ſagte ſie, und es wollte ihr in der That nicht in den Kopf, daß der große ſtattliche Menſch, der vor ihr ſtand, der einſt ſo kleine William aus Stratford ſein ſollte.

„Aber dies einſt, liebe Anna, hat ſich auch doch an dir bewährt!“ ſagte William jetzt heiter. „Wie groß, wie ſchön, wie ſtark biſt du geworden.“

Und jetzt erſt überliefen die Augen des jungen Mannes mit Bewußtſein, aber auch mit unendlichem Wohlgefallen die runden, ſchönen Formen ihres Körpers.

Ein ſonderbares Feuer entzündete ſich dabei in ſeinen Adern. Er blickte das Mädchen jetzt mit ganz anderen Augen an; was übrigens ein Echo bei ihr zu finden ſchien.

Raſch wurden Erinnerungen ausgetauſcht . . . Einzelheiten aus jenen glücklichen Tagen der Seele zurückgeführt . . . und in wenigen Minuten hatte man ſich vollends zurechtgefunden.

Der hübſche, kräftige, junge Mann, mit dem angehenden Schnurr- und Knebelbärtchen, war wirklich der „kleine William“ von damals — der ſo hübſch und groß geworden, hatte vor einer Stunde „Anna“ — die auch hübſch und groß geworden war — aus einer recht unangenehmen Lage befreit.

O! wie prächtig war das!

Anna und William hatten ſich immer wohlgewollt. Sie ſagten ſich dies auch jetzt wieder und Anna ließ ſich die Bekräftigung gern gefallen.

Sie war ſo glücklich, jetzt wieder den alten Spielgenoſſen gefunden zu haben, da ſie doch mit Niemand ſonſt umging. Ihm aber kam es vor, als habe er endlich gefunden, was er lange geſucht.

Der Abend kam . . . und ſie ſaßen noch auf demſelben Platz.

William hatte den Auftrag ſeines Vaters gänzlich vergeſſen.

Neuntes Kapitel.

Eine erſte Neigung.

Was hat nicht alles ſchon ein Kuß gethan!

Wer es wiſſen will, leſe das in Wien erſchienene Werkchen: „Ueber den Kuß und das Küſſen", oder den Almanach: „Aphorismen über den Kuß von Spiritus asper. Leipzig 1807 mit zehn herzigen Kupfern."

Der lachende Philoſoph ſagt: Das neugeborene Kind ſetzt zuerſt die Lippen in Bewegung an der Mutterbruſt, die Mutter küßt es, ſo entſteht die Luſt zum Küſſen, die manche Sechziger noch nicht verläßt, gleich Kindern, die lange jeden Gegenſtand, den ſie in die Hand bekommen, nach den Lippen bringen, weil dieſe früher geübt worden ſind, als die Fingerſpitzen. Nil est intellectu, quod non prius fuerit in sensu.*) Der Mund iſt zunächſt zum Eſſen, Trinken und Sprechen gemacht, aber was ihn noch vervollkommnet, iſt Lachen und Küſſen.

---

*) Nichts iſt im Verſtande, welches nicht zuvor in den Sinnen war.

Die Alten zählten dreierlei Arten Küſſe, die Basia unter Verwandten und Freunden, die Oscula der Ehrfurcht, vorzüglich bei heiligen Leuten, und die Suavia oder Küſſe unter Verliebten, die einzigen wahren Küſſe, wofür wir ein treffliches Wort haben, „Mäulchen", wie für einen lautſchallenden Kuß „Schmatz", der auf dem Lande vorzüglich gehört wird, und die beſte Theorie über den Schall geben kann.

Was die Geſchichte des Kuſſes betrifft, ſo haben ſich ſchon, wenn wir gewiſſen tiefgelehrten Muthmaßungen trauen dürfen, Adam und Eva geküßt, man findet auch ſchon Spuren bei Vater Homer, und der Kuß der Ehrfurcht iſt nicht minder durch das alte Teſtament, und das älteſte Buch Hiob geheiligt. Man warf den Göttern Küſſe zu, Biſchöfen und Mönchen küßte man die Hand, da der Kuß auf den Mund ſolcher heiligen Männer viel zu vertraulich gelaſſen hätte; den Großen küßte man Hand, Knie und Fuß, denn ſie galten ja auch für Götter, und die tollen römiſchen Cäſaren und pompliebenden griechiſchen Kaiſer, armſeligen Andenkens, mögen ſich auch für Götter gehalten haben. Man überließ zuletzt den hündiſchen Fußkuß den ſtolzen Päpſten, den ſich ſchon Hildebrand in ſeinem Uebermuth ausſchließlich zueignete, und küßte den Großen nur noch den Saum ihrer Kleider.

Der einzige Kuß echter Art iſt und bleibt aber der Kuß der Liebe — den Amor und Pſyche küſſen — die ſchönſte Gruppe des Alterthums, und auch Canova's.

Das war ein Kuß! mit Jahren freudenlos
Und düſter würd' ich ihn nicht zu theuer büßen!
Ich ſaß im Dämmerlicht zu ihren Füßen
Und drückte mein Geſicht in ihren Schoß.
Sie ſpielte ſtill mit meinen wilden Locken,
Ich drückte meinen Arm um ihre Knie
Und ſah empor, begeiſtert und erſchrocken,
Und fragt ihr Aug', und Pſyche, Pſyche — Sie —
Sie ſenkte ſich auf meine Lippen nieder,
Und Arm' in Armen fanden wir uns wieder.

Solche Scenen ſpielen nur im Paradieſe erſter Jugend, und ſie zu zählen iſt ſo unmöglich, als die Kinder Florens aufzuzählen, die Kornähren des Feldes und die Trauben in Bachus ſegensreichen Gefilden.

Auch der junge William Shakespeare hatte empfunden, was ein Kuß heißt, und was er auf ſich hat.

Die Umwandlung, die in der letzten Zeit in ſeinem Inneren Platz gegriffen und ihn ſo mächtig dem Reiche der Poeſie zugeführt hatte, fand in der plötzlich erwachten Neigung ſeines noch ſo ſehr jugendlichen Herzens eine kräftige Nahrung.

Jener erſte Kuß, oder beſſer geſagt, jene Küſſe, die er der ſchönen Anna Hathaway gegeben, waren Oel in's Feuer.

Mit einem Wort, William hatte ſich, mit der ihm eigenen tiefliegenden Leidenſchaft, in Anna verliebt.

Es war ein ernſtes raſches Aufflammen der Liebe; allerdings ohne wahre und tiefere Berechtigung und Berechnung. Das ſchöne, friſche, geſunde, ihm aus der Kindheit noch liebe Mädchen gefiel ihm. Ihre kräftigen und derben Reize — die nicht gering angeſchlagen werden durften — feſſelten und umſtrickten einerſeits ſeine Sinne, während andererſeits ein ſehr verzeihlicher Irrthum den noch nicht achtzehnjährigen, mit der Welt noch ganz unbekannten Jüngling, — dem ſich noch dazu gerade jetzt die Zauberwelt der Poeſie erſchloß — auf ſeine falſche Fährte lockte.

William riß nicht allein der Zauber hin, den, ganz naturgemäß, die äußeren Reize des ſchönen Mädchens auf ſeine Sinne übten, ... was ihn und ſein tieferes Weſen noch weit mächtiger packte und feſſelte, das war die Ueberzeugung in Anna Hathaway das Ideal eines reinen, kindlichen, unſchuldsvollen, weiblichen Weſens gefunden zu haben, eines Mädchens, das ganz Natur, ganz Einfalt und reine züchtige Hingabe an dieſe ſei.

Es war das Gefühl, das Fauſt zu Gretchen hinzog.

Seine tiefpoetiſche Seele — in der allerdings damals die gigantiſche Kraft, die rieſige Größe, die ſein und ſpätere Jahrhunderte in Staunen und Entzücken verſenkte, noch ſchlummerte, ahnte in Anna, dem ſtillen, ſinnenden, oft träumeriſchen Weſen, ebenfalls ein poetiſches Etwas, wenn auch ohne die Fähigkeit, es kund zu geben, eines jener ſtillen, lieblichen Ideale, von welchen wir früher ſchon geſprochen, die man noch hie und da, fern von den Städten findet, wunderbar und geheimnißvoll, für eine ideale Zauberwelt geſchaffen, für welche in ihrer kindlichen Einfalt und Unſchuld die Vervollkommnungsfähigkeit unnütz iſt, weil ... der erregte Verehrer ſie für vollkommen hält.

Nur die Jugend, ... nur ein poetiſch entzücktes Gemüth, können ſo ganz und gar dem Eindrucke erliegen, den Einfalt und Unſchuld bei einem ſchönen lieblichen Mädchen ausüben.

Freilich ward ſich der noch nicht achtzehnjährige Jüngling dabei nicht bewußt, auf welchen Irrweg ihn hier eine allzuraſch auflodernde Leidenſchaft und ein Trugſchluß führten. Er bedachte nicht, daß Einfalt und Unſchuld des Herzens bei einem hübſchen Mädchen allerdings für den Moment ein lebhaftes Gemüth bezauberen, hinreißen, ja begeiſtern können; daß ſich aber hinter dieſer Einfalt und Unſchuld des Herzens gar oft eine Einfalt des Geiſtes berge, die auf die Dauer jede Begeiſterung, jeden Zauber, ja jede Sympathie abſchwächen und ſelbſt aufheben müſſe.

Zu dieſer Ueberlegung aber war William — wie geſagt — bis jetzt nicht gekommen. Seine Sinne hatten ſich an den Reizen Anna's berauſcht, ſein jugendliches Herz ſchwärmte für dies ſtille, geheimnißvolle, unſchuldige Weſen, ſein poetiſch an- und aufgeregter Geiſt ſah in ihr eine jener idylliſchen Schäferinnen, wie ſie die Dichterwerke jener Zeit in überſtrömender Gefühlsſeligkeit und Schwärmerei ſo viel und ſo oft ſchilderten.

Mit einem Wort: der junge William liebte, von dem erſten Zuſammentreffen an, die wiedergefundene Freundin ſeiner Kindheit leidenſchaftlich. Und ſie?

O! es giebt Räthſel in der Natur und im Menſchenherzen — namentlich im weiblichen — die zu löſen dem ſchärfſten Geiſte oft ſchwer fallen.

Anna Hathaway's Herz war bisher der Liebe ſo feſt verſchloſſen geweſen, als hätte ſie einen Panzer von Stahl und Eiſen um daſſelbe gelegt. Mit Härte, faſt mit Wildheit wies ſie jedem Mann und jeder Luſtbarkeit, bei der ſich Männer betheiligten, den Rücken.

Sie hätte ſchon mehr als einmal heirathen können, aber ... ſie mochte nicht.

Wie kam es nun, daß dieſe Abneigung, dieſe entſchiedene Antipathie ſich mit einemmale bei dem Erſcheinen Williams in Sympathie für dieſen wandelte?

Das war das Räthſel . . . und . . . doch war es auch wieder keines!

Wer kann klar und deutlich ſagen, was Sympathie ſei? . . . und doch läßt ſie ſich nicht verleugnen!

Wir fühlen ſie . . . ſind ihr tauſendfältig unterworfen . . . und zwar das Frauenherz mehr, als das des Mannes.

Mit unſerer nervenreichen oder nervenarmen Zeit ſind die oft unerklärlichen Zu- und Abneigungen, die man durch Sympathie und Antipathie, wie gewiſſe Krankheiten durch Consensus nervorum, zu erklären ſuchte, in's unendliche gewachſen; ſie verhalten ſich wie Pflanze und Licht, Magnet und Eiſen. Sympathie und Antipathie ſcheint ſich nach einer uns oft unbekannten Ideenfolge, ſehr häufig nach früher vergeſſenen Jugendeindrücken zu richten. Je mehr die Neigungen, das Temperament, Ideen und Wünſche eines Andern mit den unſrigen harmoniren, deſto mehr werden wir zu ihm hingezogen. Verſteht der Mann gar auf feine Art zu ſchmeicheln, ſo iſt die Sympathie fertig, wie im Gegentheil die Antipathie. Die Sache verliert ſich in die dunkeln Regionen, ſie herrſcht ſelbſt zwiſchen Thieren und da es Wahlverwandſchaften unter Körpern giebt, kraft welcher einige ſich abſtoßen, andere anziehen, warum nicht unter Seelen, ſo abhängig vom Körper?

In dunkler Wolke webt mit feiner Hand
Die Sympathie geheimnißvoll ihr Band.

Gewiß iſt, daß ihre Stärke oder Schwäche ſich nach der größeren oder minder großen Lebhaftigkeit unſerer Phantaſie richtet; daher ihr denn auch die Jugend den weiteſten Spielraum gewährt und das weibliche Geſchlecht zumeiſt ihre Wirkungen fühlt. Dem männlichen Geſchlechte gegenüber wird ſie dann zu einer wunderbaren geheimnißvollen Anziehungskraft, die von Demjenigen wieder anziehend zurückwirkt, was urſprünglich angezogen hat. Das fremde Daſein giebt ſich dann dem eigenen Herzen als ein Verwandtes, in höherer Beziehung mit uns Einiges kund, und dieſem geiſtigen Band entſtieg dann, wie ein Phönix, die Liebe.

Dies war auch bei der ſchönen — ſich aber in ihrem inneren Leben völlig unklaren — Anna Hathaway der Fall.

Jedes Gefühl iſt ja an und für ſich dunkel, und wird erſt durch den Zutritt des Verſtandes klar. Wenn aber auch noch in der Seele eines ſo einfachen Landmädchens, die Kräfte des Verſtandes naturgemäß ſo ganz wenig entwickelt ſind, ſo bleibt um ſo mehr jedem Gefühle ein verhülltes, nicht ſelbſt geſchaffenes, ſondern nur unmittelbar durch die Natur gegebenes Urtheil. So war es denn auch in Anna's Innerem dunkel und räthſelhaft; aber ſie hielt in ihrem beſcheidenen Stillleben dies Dunkele und Räthſelhafte ihres Inneren für die Stimme Gottes und der Natur und folgte ihm daher freudig.

Sollte ſie dies nicht auch bei dem plötzlich erwachten Gefühle thun, das ſie ſo mächtig zu William zog?

Hier war am wenigſten zu widerſtehen, und ſo begegnete ſich die Liebe Beider in einer und derſelben Flamme.

Es war eine recht einfache, in der That kindliche Liebe.

Das ſchöne Landmädchen war jeden Tag mit ſeinen Heerden auf der Wieſe und an dem Platze, an welchem ſich beide gefunden hatten. Sinnend und träumend ſaß ſie hier, den Geliebten erwartend und ... William blieb ſelten aus.

Dann plauderten ſie mit einander von den einfachſten Dingen der Welt, — wechſelten Liebkoſungen und Küſſe und folgten dem ſüßen Triebe der Natur, die ſie einzig und allein hier umgab.

Waren ſie des Koſens müde, legte William ſein Haupt in Anna's Schoß, ſah ihr in die ſchönen Augen und erzählte ihr wohl von dem, was er neuerdings in den ſtillen Stunden der Nacht Poetiſches in ſich aufgenommen: aus Geoffrey Chaucer's „Canterbury tales“, aus Spenſers Ritterdichtungen und den Schäferſpielen jener Zeit.

Wie oft kam es da vor, daß der von Poeſie und Liebe angeregte Jüngling, faſt ohne es ſelbſt zu wollen und zu wiſſen, zum Dichter wurde. Erzählend, und dabei in Annas kindliche Augen blickend, kam er dann unmerklich von dem ab, was Andere geſchaffen, indem er von ſeiner glühenden Phantaſie hingeriſſen und von dem ihm einwohnenden, ſchöpferiſchen Geiſte getrieben, ſelbſt ſchuf und Neues ... Eigenes ... oft Hochpoetiſches gebar.

Freilich verſtand das ſo ſehr ſchlichte Landmädchen nur wenig von dem, was der Jüngling erzählte; aber es war doch gar ſchön, das fühlte ſie ... und ... lag er dabei nicht in ihrem Schoß und blickte ihr Auge in Auge?

Es gab indeſſen auch manches, was ſie gern hörte und begriff; oder was doch ihrem Denk- und Begriffskreiſe nahe lag. So, wenn William von Frau Mab erzählte, der Königin der Feenwelt; wie ſie in ſtiller Nacht kommt, nicht größer als der Edelſtein am Zeigefinger eines Altermanns, und dem Schlafenden mit einem Geſpann von Sonnenſtäubchen quer über die Naſe fährt. Des Wagens Deck' iſt dann aus eines Heupferdes Flügeln, aus feinem Spinngewebe das Geſchirr gemacht ... die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl. Aus Heimchenknochen iſt der Peitſche Griff, die Schnur aus Faſern; eine kleine Mücke im grauen Mantel ſitzt als

Fuhrmann vorn, nicht halb ſo groß, als wie ein kleines Würmchen, gehaſcht von eines Mädchens müß'gem Finger. Die Kutſch' iſt eine hohle Haſelnuß, vom Tiſchler Eichhorn oder Meiſter Wurm zurecht gemacht, die ſeit uralten Zeiten der Feen Wagner ſind.

In dieſem Staat trabt ſie dann Nacht für Nacht, befährt das Hirn Verliebter, und ſie träumen dann von Liebe; des Schranzen Knie, der von Referenzen, des Anwalts Finger, der von Sporteln, der Schönen Lippen, die von Küſſen träumt. Bald trabt ſie über eines Hofmanns Naſe: dann wittert er im Traume ſich Aemter aus. Bald kitzelt ſie mit eines Zinshahns Federn des Pfarrers Naſe, wenn er ſchlafend liegt: von einer beſſeren Pfründe träumt ihm dann. Bald fährt ſie über des Soldaten Nacken: der träumt ſofort von Niederſäbeln, träumt von Breſchen, Hinterhalten, von manchem klaftertiefen Ehrentrunk. Nun trommelt's ihm in's Ohr; da fährt er auf und flucht in ſeinem Schreck ein paar Gebete … und … ſchläft von neuem wieder ein. Eben dieſe Mab verwirrt der Pferde Mähnen in der Nacht, und flicht in ſtrupp'ges Haar die Weichſelzöpfe, die, wiederum entwirrt, auf Unglück deuten. Es iſt die Fee, die auch die Mädchen drückt, und ihnen lehrt ………

Gewöhnlich endeten ſolche Ergüſſe dann mit Umarmungen, mit Küſſen und neuem Liebesgetändel. Es waren ſchöne ſüße Stunden, um ſo mehr paradieſiſch verlebt, als der Natur darin ihr heiliges Recht ward.

Nur eines war ſchlimm: ſeit der Aufführung des „Ninos“ und der ſich daran knüpfenden inneren Umwandlung Williams, war dieſer — da er ſich von ſeinen Freunden, Clopton und Johnſon, zurückgezogen — mehr zu Hauſe geblieben.

Natürlich hatten dies die Eltern gern bemerkt, zumal er auch wieder in der Werkſtätte mit angriff. Viel kam dabei freilich nicht heraus, da ſeine Gedanken während der Arbeit der Hände ebenfalls arbeiteten ... aber ... in dem fernen Gebiete der Poeſie. Der Körper ſaß da, dem Vater gegenüber, und half maſchinenmäßig Handſchuhe machen; der Kopf aber war bei den, die Nächte zuvor geleſenen Büchern.

Daß es da des Ungeſchickten genug gab und in Folge deſſen auch des Zankes und der unangenehmen Scenen, läßt ſich bei dem rauhen Charakter des Vaters denken.

Darum ſandte auch Meiſter John den Sohn oft über Land, ihn bei dem Einkauf der Wolle benutzend.

Indeß ... dieſer Beſtand der Dinge hielt eben nicht lange an; wohl blieb William für jetzt den leichtſinnigen Geſellen und ihren Streichen fern, dafür aber zog ihn die Liebe in ihr Netz, und ſo kam es, daß er wieder kaum mehr zu Hauſe getroffen wurde. Natürlich mußte dies den Eltern ein Rückfall dünken.

Die Mutter weinte im Stillen, der Vater zankte, wetterte und ward finſterer denn je, was umgekehrt wieder die Wirkung hatte, William um ſo mehr vom elterlichen Hauſe zurückzuſchrecken.

Wie hätte er bei der Strenge und dem mürriſchen Weſen des Vaters es gewagt, etwas von ſeiner Liebe zu geſtehen!

So ward die Stellung zwiſchen Vater und Sohn faſt zu einer feindlichen. Sie ſahen ſich kaum, wichen einander aus und wechſelten nur dann noch Worte mit einander, wenn es unumgänglich nöthig war.

„Ich habe den Menſchen aufgegeben!“ — hatte Meiſter John im finſteren Unmuthe zu Mutter Märy geſagt! —

„Es wird doch nichts anderes als ein Taugenichts aus ihm.“

Die Mutter bat, ſuchte den Alten zu beruhigen, auszuſöhnen ... umſonſt!

„Ich habe ihn aufgegeben!“ wiederholte Meiſter John. — „Und nun mag er thun, was er will!“

Eine Pauſe entſtand.

Der alte Shakespeare arbeitete fort, Mutter Märy war mit Spinnen beſchäftigt.

Auf Beiden laſtete niederbeugend der Druck der mißlichen Verhältniſſe und des Unglücks, die ſie ſchon ſeit Jahren verfolgten.

Jetzt ſchob der Alte die Arbeit zurück, ſtand auf und ging ſchweigend hin, ſeinen Hauswamms abzulegen und einen anderen anzuziehen, den er — obgleich er auch abgetragen genug war — beim Ausgehen zu gebrauchen pflegte.

Mutter Märy ſchaute erſtaunt empor; war ſie doch an ihrem Gatten ſeit lange nicht mehr gewöhnt, ihn zu ſolcher Stunde ausgehen zu ſehen. Der gebeugte Mann, der früher eine ſo bedeutende Rolle in Stratford geſpielt, brachte es nicht über ſein Herz, ſich unter den jetzigen Verhältniſſen den Blicken ſeiner Mitbürger auszuſetzen.

Mitleid und Schadenfreude haben einen gleich ſpitzen Stachel.

Mutter Märy ſtaunte alſo, denn es war die Mittagszeit kaum vorüber.

Sie konnte es dabei nicht überwinden, zu fragen, wohin ihr Gatte gehe?

„Nach Rowe-Court!“ — ſagte dieſer kurz und finſter.

„Zu Hathway's?“ — frug die Mutter überraſcht.

„Ja!“

„Ei, da warſt du ja lange nicht!“

„Deſto beſſer wenn ich jetzt gehe.“

„Hat er Wolle liegen?“

„Denke ſchon.“

„Aber der weite Weg ... du biſt das Ueberlandgehen nicht mehr gewohnt!“

„Werd's ſchon noch fertig bringen.“

„Aber warum ſchickſt du William nicht?“

Meiſter John, der eben nach ſeiner Kopfbedeckung griff, wandte ſich mit finſterer Stirne um; dann ſagte er in rauhem Tone:

„Nenne mir den Namen nicht, Mutter!“

„Aber, Alter ...“

„Bei St. George!“ rief Meiſter John. — „Kannſt du auch Einen fortſchicken, der nicht da iſt? — Ich mag übrigens nichts mit dem Strick zu thun haben!“

„Aber ich bitte dich ...“

„Wo ſteckt er wieder?“

„O! ... wo ſteckt er?“

„Beantworte es!“

„Wärſt' du nicht immer ſo zornig, ſo mißmuthig, John ... ſo entſetzlich gereizt, es würde Vieles beſſer gehen. Glaub' mir, Alter, deine Härte, dein ewiges Grollen hat mit Schuld daran, daß William, der leichtſinnig, aber gewiß kein böſer Menſch iſt, das elterliche Haus flieht!“

„Und hab' ich nicht ein Recht dazu, mißmuthig zu ſein?“ — rief hier John Shakespeare. — „Wenn man ſich ein halbes Jahrhundert auf dieſer jammervollen Welt durchgeplackt und treu und fleißig Tag und

Nacht geſchafft hat, und ſtatt vorwärts immer weiter zurückkommt, da muß wohl zuletzt der Mißmuth die Oberhand behalten, und Muth, Hoffnung und Vertrauen müſſen zu Grabe gehen.“

„Iſt das aber chriſtlich, Alter?“

„Ei was! Meine Haare ſind grau geworden; meine Kräfte nehmen ab; Kummer und Sorgen dagegen nehmen zu.“

„Auch andere Leute müſſen es ſich ſauer werden laſſen.“

„Wahr! aber am Ende ihres Lebens winkt ihnen der verdiente Lohn, und was ſie an Jugend und Rüſtigkeit einbüßen, das erſetzt ihnen Gott an Ehren und Weisheit. Warum iſt's bei mir gerade umgekehrt?“

„Der liebe Gott führt uns oft dunkle Wege, aber . . .“

„Aber? . . . Was hab' ich errungen? Armuth und Schande!“

„Schande? nein, Alter! . . .“

„Wenn man ſeine Abgaben nicht mehr bezahlen kann, und darum aus ſeinen Ehrenämtern ſcheiden muß, —“ rief hier Meiſter John mit bitterem Tone und gramgefurchter Stirn — „rechneſt du das nicht zur Schande?“

„Nein! — entgegnete Mutter Märy mit ſo bewegter Stimme, daß man wohl merkte, wie ſie das Gegentheil von dem dachte, was ſie ſagte. — „Unverſchuldetes Unglück iſt nie Schande!... Wer weiß außerdem..."

„Dummes Zeug!" — rief Meiſter Shakespeare finſter. — „Wer weiß? Alter Weiber Troſt!... Ja freilich, wer weiß, wie's noch ſchlimmer kommt!"

„Ich ſprach vom Gegentheil."

„Vom Gegentheil! Ja, Himmel und Wetter! Andere Eltern können doch noch ihre Hoffnungen auf ihre Kinder ſetzen... aber wir!..."

„Nun ja! einige ſchlummern im kühlen Grabe!" — ſagte die Mutter mit einem Seufzer.

„Und die anderen? Gott verzeih' mir meine Sünde! Ich wollte, ſie wären auch begraben."

„John! John!" — rief die Mutter, und die Hände fielen ihr vor Entſetzen in den Schooß.

„Ja! ſieh' mich nur an, als ob ich verrückt werden wollte!"

„Gott ſei dir gnädig!"

„Das iſt der Wurm, der an meinem Leben nagt, der mich verzehrt, der mich tödtet!"

„Mäßige dich doch, John!"

„Zum Teufel mit aller Mäßigung! Als ob ich an meinem äußeren Unglück nicht genug zu tragen hätte? Muß auch noch mein eigen Kind Schande auf mein graues Haupt wälzen?"

„Schande?...

„Schweig' Alte! Ich will nicht ſeelig werden, wenn er und ſeine ſauberen Spießgeſellen nicht ihre Hände bei den Wilddiebereien im Park des Sir Thomas mit im Spiel haben. Er iſt ein Narr mit ſeiner Luſt am Jagen . . .“

„Ich mag's auch nicht!“ — ſagte die Mutter kopfſchüttelnd.

„S'iſt ein Plaiſir für Vornehme.“

„Und führt auf Abwege.“

„Alſo! . . . Hält ſich aber doch einen Jagdfalken.“

„Nun, . . . er liebt das Thier!“ beſchwichtigte die Mutter. „S'iſt ſeine einzige Freude!“

„Seine einzige?“ rief der Vater bitter lachend, „und die Vogelflinte! und das himmellange Jagdmeſſer? und die Spielkarten, die ich jüngſt noch in ſeinen Kleidern fand? . . . das ſind bei dir wohl alles Gebetbücher?“

„Ich meine nur . . .“

„Ich meine,“ rief Meiſter John zornglühend, „das ſei Teufelszeug . . . und die Kneipen und die Schenken, in welchen der Faullenzer mit ſeinen ſauberen Genoſſen herumlungert, das ſeien des Teufels Tanzplätze!“

„Du übertreibſt wieder! Auch mir macht William Kummer genug . . .“

„Entſchuldige ihn nur immer . . .“

„Beſſer, als ich ſtieß ihn, wie du, zurück!“

„Und haſt du noch mit deiner Güte was bezweckt?“

„Leider nicht! Er verſpricht ſtets mit reuigem Herzen Beſſerung . . .“

„Und bleibt der Alte! Was iſt denn ſein ganzes junges Leben? nichts, als eine Kette von Thorheiten!“

„Wenn wir nur eine tüchtige Frau für ihn hätten!“

„Die alte Leier! Ihr Weiber wollt Alles mit dem Heirathen kuriren.“

„Eine gute, hübſche, tüchtige Frau . . .“

„Aber zum Kuckuck! ich hab' dir's ſchon hundert Mal geſagt: mit was ſoll er ſie denn ernähren? Ja, wenn er etwas gelernt hätte; aber Müßiggang iſt des Satan's Ruhebank!“

„Gott! Gott!“ rief hier Mutter Mary; „du biſt heute wieder entſetzlich. Es wird mein Todtenhemde ſein, was ich da ſpinne!“

„Heute? heute?“ wiederholte Meiſter John. „Ich frage: warum nur heute? warum nicht täglich? Der Gram wohnt in dieſer Bruſt; jeder Athemzug giebt ihm neue Nahrung; jeder Gedanke weckt ihn, wenn er ſchon zu ſchlafen ſchien. Wenn ich mich ſo umſehe, hier, wo er ſeine Kindheit verſpielte; wo er als ein blühendes, vielverſprechendes Kind heranwuchs, da möchte es mir das Herz zerſprengen, wie ein Krampf zieht es mir den Hals zuſammen, und ich mag wollen oder nicht, ſo . . .“

„Ruhig, Alter, ruhig!“ ſagte hier Mary, die aufgeſtanden und ihren rechten Arm begütigend um des Gatten Hals gelegt. „Um meinethalben. Ich kann ihn nicht freiſprechen von dem, was du ihm vorwirfſt …“

„Ich glaub's wohl!“

„Aber ich kann ihn auch nicht ſo ganz verdammen.“

„Schwäche!“

„Sieh, Alter, ich bin ja doch immer ſeine Mutter.“

„Weiberſchwäche, ſag' ich!“

„Ich hab' ihn unter meinem Herzen getragen; ich hab' ihn auf meinen Knieen geſchaukelt; dieſe Hand hat mit ſeinen Locken geſpielt, als er ſich noch kindlich und vertraulich an mich ſchmiegte.“

„Schöne Zeit!“

„Ich kann ihn nicht aufgeben!“

„Thorheit!“

„Er bleibt mein armer William, … mein Kind, mein Sohn!“

„Schlimm genug!“

„Und wenn meine Thränen dir nur etwas gelten; wenn die lange Reihe von Jahren, die wir Hand in Hand durch Noth und Mangel wanderten, mir ein Recht auf deine Liebe gab, … ſo ſei nachſichtig!“

Eine Pauſe entſtand, Meiſter John's Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, das Eis, welches ein kaltes Schickſal um ſeine Bruſt gelegt, hatten die Worte der Liebe für Momente aufgethaut. Märy weinte ſtill an ſeinem Herzen.

„Beruhige dich!“ hub der Alte endlich wieder an. „Du biſt mein gutes, treues Weib. Ich weiß, du haſt redlich ausgehalten und dein hartes Brod oft mit heimlichen Thränen erweicht! … Beruhige dich! … ich will mich mäßigen.“

„Und du gehſt?“

„Ja! ich muß einmal hinaus in Gottes freie Welt, in die Einſamkeit … und … zu Richard Hathaway, ich muß Geld haben! …“

Märy bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht, während Meiſter John Shakeſpeare das Zimmer verließ.

Zehntes Kapitel.

Im Lande der Liebe und der Sagen.

Der Tag lag prächtig über der Erde, die Sonne lachte ſo warm und freundlich, daß es eine Luſt war. Die ganze Natur ſchien ein Freudenfeſt zu feiern, ſo erhaben und groß breitete ſie ſich weithin aus.

Hoch in den blauen Lüften ſchwebte die Lerche, dem Schöpfer ihr Jubellied ſingend, ihm unbewußt dankend für die Gabe des Lebens und des Daſeins Luſt. Allüberall regten ſich dabei Millionen Leben in freudiger Geſchäftigkeit. Die Biene ſummte im warmen Sonnenſtrahle von Blüthe zu Blüthe; bunte Schmetterlinge prüften die kaum entfalteten Flügel; Käfer und Würmer, die befiederten Sänger und die ſcheuen Vierfüßler des Waldes begrüßten ſtumm oder in Tönen des Wohlbehagens — wie es ihnen von der Natur gegeben war — den freundlichen, den prächtigen Tag.

Auch die leichtſinnigen Kameraden, Johnſon und Hugh Clopton, hatten ſich das herrliche Wetter zu Nutze gemacht und waren hinausgezogen, aus den engen Gaſſen Stratfords, ... nicht zur Jagd oder zum Wildern, ſondern zum behaglichen Nichtsthun, das ja überhaupt ihre eigentliche Profeſſion war.

Der höchſte paſſive Sinnengenuß iſt Ruhe nach der Arbeit; aber Hang zur Ruhe ohne Arbeit iſt Faulheit, was man höflicher auch Privatiſiren nennt. Es iſt wahr, dieſer Hang liegt gewiſſermaßen in der Natur — das Thier arbeitet nicht, wenn es nicht muß, und ſo auch der Menſch, der an das Thier grenzt — Arbeit aus Liebe zur Arbeit zeigt ſchon Veredlung. Hang zur Trägheit — folgt Freſſern und Gutſchmeckern auf dem Fuße, wie Dickheit, die faſt eins iſt mit Faulheit, und der Leibphiloſoph dieſer Faulthiere iſt Aeſchines, denn er ſetzt das höchſte Gut in den Schlaf. Was aber das Schlimmſte iſt ... die Unthätigkeit wird zuletzt Fertigkeit, wie bei der Schlaffheit aus Uebergenuß, und ſo giebt es denn geſchäftige Faullenzer, idealiſirende Faullenzer, und Faullenzer aus Gewohnheit. Geſchäfte, die ohne beſondere Anſtrengung gemüthlich verſehen werden können, werden allenfalls noch verſehen, ſie bringen ſogar einige Abwechſelung in den ſtehenden Pfuhl der Trägheit, vorzüglich Dinge, die wir uns ſelber vorſchreiben können.

Auch die Obengenannten waren ſolche Faullenzer und Tagdiebe, nur daß ſich bei ihnen dem Nichtsthun auch noch die Genußſucht geſellte.

Der Menſch bedarf tagtäglich Mittel, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen, er bedarf in den meiſten Himmelsgegenden auch Kleidung, Wohnung und Erwärmung, das ſind die Nothwendigkeiten des Lebens, mit denen die Kinder der Natur vollkommen zufrieden ſind; — aber der Sohn der Kultur will noch Bequemlichkeiten, Wohlleben und Ueberfluß, und ſo vermehren ſich ſeine ſogenannten Bedürfniſſe in's Unendliche. Die Natur reicht nicht mehr zu, alſo greift ihr die Arbeit oder die Induſtrie unter die Arme, und das wäre recht gut, wenn nur nicht wieder ſo Viele ihre Bedürfniſſe befriedigen wollten, ohne Arbeit, die Quelle von tauſend Menſchenqualen.

Es iſt dabei eine eigene Erſcheinung, daß jede Luſt verſtärkt wird durch das Verbot: „Ich wüßte nichts von Luſt, wenn nicht das Geſetz ſagte, laß dich nicht gelüſten.“ Jene Italienerin rief: „Warum iſt Eiseſſen doch keine Sünde?“ denn ſie war überzeugt, daß ihr es dann noch beſſer ſchmecken würde, als dem Juden Schinken und Wurſt, und dem Türken der Wein. Loti erzählt von einem Kaufmann Neapels, der ſeit achtundvierzig Jahren keinen Fuß außerhalb der Stadt geſetzt hatte; als ihm aber der Herzog von Oſſuna bei 10,000

Thaler Strafe befehlen ließ, ſich nicht von der Stadt zu entfernen, ſo lachte er zwar anfangs, wurde aber um ſo unruhiger, je weniger er die Urſache des Verbots einſehen konnte, zahlte endlich 10,000 Thaler, um in ſeinem achtundvierzigſten Jahre ſeine erſte Reiſe zu machen. Verbote, ſollte man glauben, müßten leichter zu halten ſein, als Gebote, da dort bloß etwas zu laſſen, hier etwas zu thun iſt — aber wo viele Geſetze ſind, ſind viele Uebertretungen und der Geiſt des Widerſpruchs thut Wunder.

Auch Clopton und Johnſon liebten das Verbotene ſehr. Sie wandelten daher auch, und zwar mit genialer Keckheit, ſo viel ſie konnten auf verbotenen Wegen.

Das war nun freilich heute nicht der Fall; dennoch führten ſie wieder etwas im Schilde, was wenigſtens gegen den ſchlichten, freilich oft auch kleinlichen und pedantiſchen Geiſt der guten Stratforder ging.

Sie wollten einmal ſo recht nach Herzensluſt zechen, was ſie allerdings ohnedem oft genug thaten; aber heute wollten ſie es ſo recht ungenirt thun, und dazu lu[illegible] kleines, von ihnen häufig beſuchtes Wirthshaus ein, das ungefähr eine Stunde von der Stadt, mitten in einer reizenden Umgebung lag.

Nicht umſonſt hieß es „zum Paradieſe“ und trug auf ſeinem Schilde den unglücklichen Apfelbaum, unter dem Adam und Evaſtanden, abgebildet gerade in dem Momente, wo — Angeſichts der Schlange — der das ganze Menſchengeſchlecht in's Unglück ſtürzende Apfelbiß vor ſich gehen ſoll.

Das kleine Wirthshaus hieß, wie geſagt, nicht umſonſt „zum Paradieſe“, denn es ging häufig genug hier paradieſiſch her. Und ein Paradies ſchien die Kneipe auch heute für Johnſon und Clopton geworden zu ſein, ſaßen doch beide mit glühenden, freudentrunkenen Geſichtern an einem runden Steintiſche, der vor dem Hauſe ſtand und tranken und ſangen hinter gewaltigen Kannen und gewundenen Gläſern, daß es weithin ſchallte.

Namentlich zeichnete ſich Clopton dabei aus, da er eine gar nicht ſchlechte Stimme beſaß und unerſchöpflich in Schelmen- und Trinkliedern war.

Auch jetzt hatte er wieder einen neuen Geſang angeſtimmt, nachdem er Johnſon und dem Wirthe, der luſtig mit ihnen trank, eingeſchärft, den Rundreim und Schluß jeden Verſes im Chorus mitzuſingen.

Clopton aber ſang:

Lieder, ſo feine klingen und reine,
Züchtig und wichtig, die lieb' ich nicht eben,
Aber wie ſollt' ich, ach und wie wollt' ich,
Schäumendes Ale in den Himmel erheben!
Holla, hallo!
Schäumende Bowle!

Altes Herz wirſt mal wieder froh'!
In allen Reichen
Iſt nichts zu vergleichen
Dem ſchäumenden Naß im gewundenen Glas.

Mancher Gelehrte weiß mehr als ich hörte,
Aber was gilt es, ich will ſie vexiren,
Rinnt gutes Ale mir durch die Kehle
Will ich wohl Griechiſch nnd Deutſch ſelbſt parliren
Holla, hallo!
Schäumende Bowle!
Altes Herz wirſt mal wieder froh'!
In allen Reichen
Iſt nichts zu vergleichen
Dem ſchäumenden Naß im gewundenen Glas.

'Steckt gerade von Muthe nicht viel mir im Blute,
Doch fühl ich das Ale durch die Adern mir brauſend
Dann hau' ich in Stücke, durch dünne und dicke,
Die Feinde, und währen es hundert und tauſend.
Holla, hallo!
Schäumende Bowle!
Altes Herz wirſt mal wieder froh'!
In allen Reichen
Iſt nichts zu vergleichen
Dem ſchäumenden Naß im gewundenen Glas.

Und kommt der Tod endlich, und ſpricht unabwendlich,
Ei hab' ich nur noch, was wünſch' ich zu trinken,
Dann ſtürz' ich das Ale, den Balſam der Kehle,
Hinunter und laß noch ein Weilchen ihn winken.
Holla, hallo!
Schäumende Bowle!
Altes Herz wirſt mal wieder froh'!
In allen Reichen
Iſt nichts zu vergleichen
Dem ſchäumenden Naß im gewundenen Glas.

„Hurrah!“ — rief jetzt Johnſon, als ſein Freund geendet, — „das iſt ein prächtig Lied, nach meinem Sinn.“

„Weiß Gott, es geht doch, außer der Liebe, nichts über das Trinken! Der Geſchmack am Naſſen verbannt die Sorgen, macht den Armen reich, den Reichen menſchlicher, den Weiſen zum Sokrates und den Dümmſten zu einem Witzbold!“

„Du haſt Recht, Freund,“ — entgegnete Clopton mit etwas ſchwerer Zunge; — „aber die Hand an's Glas! Verdammt! es ſieht dir jetzt merkwürdig ähnlich!“

„Mir?“ — frug Johnſon verwundert — „warum? wie ſo?“

„Ha! ha!“ — rief Clopton — „weil es nämlich wie du, leer iſt!“

„Ho! ein Witz!“ — ſchrie Johnſon heiter — „aber ein ſchlechter! Ich will dir aber erlauben ihn dadurch gut zu machen, daß du beim Paradies-Wirth eine neue Kanne beſtellſt.“

„Mag ſein!“ — ſagte Clopton mit funkelnden Augen. — „Ich fühle noch einige Roſenobeln in meiner Ledertaſche. Aber“ — herrſchte er dem Wirth zu — „jetzt ein Quartier Sekt, und legt ein Stück geröſtet Brod hinein!“

„Bravo! der Wein und die Liebe ſollen leben!“

„Und der Witz ebenfalls. Aber er muß ſein, wie bei unſerem ungetreuen Freund Will, der Kerl iſt oft wie ein Stachelſchwein. Wo man ihn anfaßt, ſticht man ſich."

„Teufel!" — rief Johnſon in überſtrömender Heiterkeit, „das ſchönſte iſt, wenn Liebe und Witz Compagnieſchaft halten; wie bei uns. Denkſt du noch daran, wie oft ich Sir Thomas Lucys Förſter irre führte auf die Spur von Wilddieben, die wir doch ſelbſt waren, damit du ſeiner Nichte im Gebüſch den Hof machen konnteſt!"

„Ha, ha!" — rief Clopton lachend — „es war ein prächtig Ding, rund und drall wie eine Pomeranze."

„Und verführeriſch!"

„Das mein' ich. Ihr Lächeln allein hätte einen Froſt von ſechs Wochen aufgethaut! Aber vergißt du deine eigenen Streiche, altes Memorienbuch! Schon vergeſſen, wie du die allerliebſte Betty belagerteſt, des Küſters nette Tochter, dort hinter der Kirche? Und wie ich, mit einem Hemde angethan, das ich zu der Poſſe geſtohlen, und einer Diebslaterne durch den Kirchhof ſchritt, um die Leute abzuhalten, die dich ſtören konnten?"

„Verfluchte Geſchichte! aber ſchön! ſchön! göttlich ſchön!"

„War's nicht das Entſetzen der ganzen Nachbarſchaft, und wären nicht beinahe drei alte Jungfern, zwei betrunkene Knechte und der Constabel des Kirchſpiels vor Schreck umgekommen?"

Ein tolles Gelächter folgte dieſen Worten.

„Aber ich bin auch ein ſchmucker Kerl!" — rief Johnſon dabei, das verſchabte Barett, was er trug, verwegen auf's linke Ohr ſchiebend.

„Nun!" — entgegnete Clopton ſpöttiſch. — „Ich ſah' ſchon manche Elſter, die eine beſſere Figur machte!"

„Die Peſt auf deinen Kopf!" — ſchimpfte Johnſon lachend.

„Ein neuer Hut auf dem deinen wäre zweckmäßiger!" — meinte der Freund — „es wäre alsdann doch etwas Gutes an dir!"

„Lump!" — entgegnete der Andere, im Scherz drohend, — „ich wollt' du hätteſt ſo viele Riſſe weg, als in deinem Unterwams ſitzen!"

In dieſem Augenblick kam ein älterer Mann von gebückter Haltung die Landſtraße daher, die von Stratford an dem Wirthshaus zum „Paradieſe" vorüberführte. Seine Kleidung war die eines einfachen Bürgers, aber abgetragen und vernachläſſigt.

„Zum Teufel!" — rief Clopton, als er den Mann anſichtig wurde, dem Freunde halblaut zu. — „Jetzt wär' mir's lieb, wenn ich eine Auſter wäre!"

„Eine Auſter?" — frug jener ſtaunend, „warum!?"

„Weil ich dann meine Schale zuklappte und unſichtbar wäre, wenn Jener vorüberkommt!“

„Und wer iſt es?“

„Kennſt du ihn nicht?“

„Alle Wetter! ... Meiſter John Shakespeare!“

„Ich mache mich davon!“ — flüſterte Clopton. — „Eher noch mit einem Eſel Diſteln verſpeiſen, als des bärbiſſigen Alten Stichelreden hören!“

Aber es war zu ſpät.

Meiſter John hatte bereits die beiden leichtfertigen Kameraden ſeines Sohnes erkannt und ſtand nun mit finſterer Stirn und flammenden Blicken vor dem mit Tellern, Kannen, Gläſern und Karten bedeckten Tiſche.

„Ei! ſeht!“ — rief er dabei, und ſeine Stimme zitterte vor Aufregung, — „da komme ich wohl gerade recht! Ich, alter Narr, hab' eingeſehen, daß es Tollheit iſt, ſich arbeitend durch ſein ganzes Leben durchzuplagen. Holla ho! ſo will' ich's denn machen, wie ihr, junge Herren, will nichts thun und luſtig leben! ... leben in Saus und Braus, wie mein Her[illegible]hn! ... Wo iſt er denn, mein theurer Will? ... [illegible]ird ſich freuen, den Vater bekehrt zu haben! Was Handwerk! was Familie! was Ehre! ... Zum Teufel mit dem Plunder ... luſtig! luſtig! man lebt nur einmal, und deuten die Leute auch auf uns und ſagen, das iſt ein Taugenichts! was liegt daran, man wendet den alten ſpießbürgerlichen

Tröpfen den Rücken und lacht ſie aus! und wenn auch Vater und Mutter das Herz darüber bricht, deſto beſſer ... ſo wird man die brummigen Alten los und kann dann deſto ſchamloſer leben!"

Der alte Shakespeare hielt inne; er hatte mit ſolcher Erregung, mit ſolch' ſchmerzbewegtem Tone geſprochen, daß ſelbſt die beiden wilden und kecken Geſellen fühlten, daß ihnen für den Augenblick das Blut zum Kopfe ſtieg. Die zitternde Stimme des greiſen Mannes, das ehrwürdige, von Gram durchfurchte Geſicht, der finſtere, faſt drohende Ernſt, mit dem er ſprach, gab ihm für den Moment etwas Imponirendes, das ſelbſt den Frechſten hätte verſtummen machen.

So wirkte es denn auch auf Johnſon und Clopton ... aber auch nur für den Augenblick.

Falſche Vorausſetzungen entkräften immer.

Als der Alte geendet, hatte er den Beiden eine Waffe in die Hand gegeben.

„Eine gute Standrede, Meiſter John!" — ſagte daher Clopton, der ſich, oder vielmehr ſeine Keckheit, raſch wiederfand, — „fürwahr eine gute Standrede! nur ſchade, daß der, für den ſie beſtimmt iſt, ſie nicht hören kann."

„Ich dächte eure Ohren ſeien noch ſo fertig, als euer Mund!" — meinte der Alte finſter.

„Ich glaube, daß meine Ohren richtiger am Platz ſitzen, als euer Verſtand!“ — entgegnete Clopton ſcharf.

„Ho, ho!“

„Seid ihr mein Vormund, Meiſter John?“

„Ja! einen vorlauten Mund habt ihr!“ — entgegnete dieſer.

„So nehmt euch vor, mir nicht über den Mund zu fahren; er iſt wie ein ſchlägiger Gaul!“

„Thut ihn lieber auf, um mir zu ſagen, wo mein lüderlicher Sohn iſt!“

„Das kann ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Wenn ihr fragt: wo euer verliebter Sohn ſei? wäre eher etwas zu ſagen.“

„Verliebt?!“ — wiederholte Meiſter John finſter. — „Ich wünſche er wär's in ſeine Pflicht; ſonſt könnte es bei dem Jungen nur in ſeine kaum zurückgelegten Schulbücher ſein, wenn er nicht unſeligerweiſe euch gefunden.“

„Beim heiligen Georg!“ — rief hier Clopton lachend, — „wenn euch Jemand als Meiſter der Artigkeit anſtellen will, ſo thut's billig. Ihr prellt ihn ſonſt um das Honorar!“

„Ich werde euch und Johnſon dann als Lehrer guter Sitten empfehlen. Aber ich liebe die Elſtern nicht! ... Sagt's kurz, wo iſt Will!“

„Bei uns gewiß nicht!“ — rief hier Johnſon achſelzuckend.

„Er hat Beſſeres zu thun!“ — ſetzte Clopton hinzu.

„Nicht bei Hugh Clopton und Johnſon?“ — rief der Alte mit höhnender Bitterkeit, — „dann bin ich auch nicht bei mir und meinen fünf Sinnen! Ihr habt ihn doch ſo gut gezogen, daß er ſelten neben die Schule läuft.“

„Er hat ſie abſolvirt und ſtudirt jetzt Weide-Kunde!

Johnſon und Clopton brachen hier in ein tolles Lachen aus.

„Was?“ — rief, kirſchroth vor Zorn und am ganzen Leibe zitternd, Meiſter John. — „Wollt ihr mich alten Mann auch noch verhöhnen?

„Warum das?“ — frug Clopton. — „Will weidet ſein Schäflein bei weidenden Schaafen! Ob er dabei in der Wolle ſitzt oder liegt, wiſſen wir nicht!“

„Vielleicht auch geht ihm die Wolle dabei aus!“ — meinte Johnſon, und beide wollten vor Lachen erſticken.

Meiſter John ſtand mit geballten Fäuſten. Sein Geſicht war dunkelroth und blau. Hätte er ſeinem Drange nachgegeben, er würde mit ſeinem Stock auf die Buben losgehauen haben. So aber faßte er ſich warf den Beiden einen Blick der Verachtung zu, kehrte ihnen den Rücken ... und ſchritt weiter.

Cloptons und Johnſon's Lachen ſchallte ihm noch lange nach. — — — — — — — — — — —

Der Abend desſelben Tages verglühte langſam am weſtlichen Horizonte. Ein leichter Luftzug wehte behagliche Kühle über die Höhe, auf deren fetten Wieſengrunde die kleine Heerde Anna Hathaway's weidete.

Aber Anna Hathaway war jetzt nur noch ſelten allein; ... ſie war es auch heute nicht, denn William war bei ihr ... William Shakespeare, der wiedergefundene Jugendgeſpiele, der Freund ihres Herzens, der einzige Mann unter allen Männern, den ſie leiden, für den ſie etwas fühlen konnte.

Aber daß ſie etwas für ihn fühlen konnte, that ihr ja ſo unendlich gut; denn mit dem Auftauchen dieſes wunderlich ſüßen Gefühles war es ja, als ob ein Panzer aus Erz von ihrer Bruſt gelöſt würde ... kam es ihr vor, als dämmere ihr jetzt erſt ein Verſtändniß der Welt und des Lebens. Ihr Widerwillen gegen allen und jeden Umgang mit Menſchen fing an geringer zu werden, und wenn ſie in ihrer Kindheit und ſelbſt bis in die letzte Zeit glühender, oft ſelbſt übertriebener Andacht ergeben geweſen, ſo fingen bei ihr die Sinne jetzt an lauter und lauter zu reden.

Die Abgeſchloſſenheit, die ſtumpfe gleichmäßige Ruhe ihres Innern, die ihr Leben bisher zu einem traumartigen Vegetiren gemacht, wich jetzt einer bis dahin unbekannten, angenehmen Erregung, die die Zärtlichkeiten des Geliebten und der Umgang mit ihm von Tag zu Tag ſteigerten.

Auch in ihr Weſen kam jetzt mehr Leben. Alle ihre Bewegungen hatten bisher eine gewiſſe Langſamkeit, — freilich mit einer raſtloſen Stetigkeit verbunden, mit der ſie oft ſchneller zum Ziele kam, als Andere, — aber auch dieſe Langſamkeit wich einigermaßen, ſowie die Langſamkeit in ihrem Denken, den lebhaften Anregungen durch Williams Witz und Geiſt.

Aber war es denn in der That nicht gerade auch dies anſcheinende Erwachen einer, ſich in Kindlichkeit und Unſchuld wiegenden Seele, welches William ſo allgewaltig anzog? Es dünkte ihm, als ſähe er in der Seele des Mädchens aus trüben chaotiſchen Nebeln eine Welt entſtehen ... eine Welt, die auf ſeinen Ruf langſam emportauchte ... deren Schöpfer er war, deren Ausbilder und Geſtalter er werden konnte.

Das war etwas für ſeinen im Stillen arbeitenden Feuergeiſt, für den in ihm wohnenden ſchöpferiſchen Drang, der ja ohnedem ſonſt überall gehemmt und unterdrückt wurde. Daß die Sinne bei dem Manne, dem ſchönen Mädchen gegenüber, mitwirkten, war um ſo begreiflicher, als die ſehr einfache Kleidung der Hirtin die vollen, üppigen Formen ihres Körpers ſeinen Augen nur zu ſehr blosſtellte. Anna hatte davon allerdings keinen Begriff: auf des Vaters Pachthof, im Stall, und in der Einſamkeit der Weidetrift aufgewachſen und faſt nur im Umgange mit der Natur und ihren Heerden, war ſie ſelbſt viel zu ſehr Naturkind, um darin etwas zu finden.

Ihre kurzen, nur bis zu den Knieen reichenden Röcke ließen ihr beim Bergſteigen und dem oft vorkommenden Waten durch Bäche die nöthige Freiheit. Bei den Armen deckten nur die kurzen weißen Hemdärmel den oberen Theil, während das knappe Mieder, dem Herkommen nach, den vollen herrlichen Buſen faſt in ſeiner ganzen Fülle zeigte.

War man doch überhaupt in jenen noch ziemlich derben Zeiten in der Verhüllung weiblicher Reize weder auf dem Lande noch in den Städten beſonders ängſtlich, wie man es auch keinesweges in den Geſprächen, noch in den Witzen war. Ja, ſelbſt die Sprache der damaligen Literatur, ſammt den Schöpfungen der Bühne, zeigen neben unendlich Zartem … oft wahrhaft erſchreckende Derbheiten und Natürlichkeiten.

Und nun ein reizbarer Jüngling voll innerer Gluth und innerem Drang, von noch nicht achtzehn Jahren und eine, im vollſten Aufblühen begriffene Jungfrau von fünfundzwanzig, in der — verſpätet durch den abgeſchloſſenen, wunderbar-träumeriſchen Charakter, das volle Lebensbewußtſein erſt jetzt erwacht. Und beide täglich und oft halbe Tage lang in der endloſen Einſamkeit der Weideplätze von Rowe-Court allein.

Aber ſo einſam es hier auch war, wie hätte es den Beiden an Unterhaltung fehlen ſollen? Gährte es nicht in Williams Herz und Kopf?

War ſeine Phantaſie nicht angeregt durch Poeſie, und Liebe? durch die Bücher, die er in den Nächten las, und die Küſſe, die er in dieſen ſeligen Stunden gab und zurückerhielt?

Und konnte er ſeinem treibenden, ſchaffenden Geiſte hier nicht freien Lauf laſſen, und — das Haupt in den Schoß der Geliebten gelegt, Auge in Auge geſenkt, — erzählen von den Geſchichten, Mährchen und Sagen, die er geleſen und Geſchichten und Mährchen und Sagen berichten, die er ſelbſt für die Geliebte erfunden?

Sie, die einfache ſchlichte Hirtin, war ja das einzige Weſen auf Gottes weiter Welt, gegen das er ſich in dieſer Beziehung erſchließen, vor dem er von ſeinem geheimen Studium, ſeiner Luſt an der Dichtkunſt und ſeinem inneren Drang, ſelbſt zu ſchaffen, ſprechen konnte.

Und wie dankbar war ſeine Hirtin, wenn er ihr ſo ſchöne mährchenhaft klingende Dinge erzählte, wie jüngſt von der neckiſchen Fee Mab und anderen Feen und Elfen; wie lohnte ſie ihm dann mit heißen, glühenden Küſſen, mit langen ſüßen Umarmungen.

Auch heute, im glühenden Abendſcheine, lag William wieder in ſeiner Hirtin Schoß.

Er hatte ihr verſprochen, die Sage von dem Kiskamer Kobold zu erzählen, und ſo begann er denn — nachdem er ſich durch einige Küſſe geſtärkt, die ſie ihm, ſich über ihn beugend, gegeben — wie folgt:

„Ein heller Sonntagsmorgen lachte vom Junihimmel und auf die weißgetünchten Wände des Kiskamer Kirchleins am rechten Ufer des Agriglin (in der Grafſchaft Cork), deſſen Gewäſſer, zwiſchen ihren reizenden grünen Geſtaden ſich hinſchlängelnd, wie Lichte in einem Smaragdſee im Wiederglanz der Sonne aufblitzten, bis ſie in pfeilſchnellem Fluß um den eichengekrönten Felſen Daniels des Geächteten dem Blick entſchwanden. Die düſtere Färbung der Berge umher erhielt eine heitere Belebung durch die Schaaren von Landleuten, welche durch das purpurne Heidegekräut von allen Seiten dem Kirchlein zuſchritten, um das bereits im langen Graſe des Kirchhofs einzelne Gruppen, der Ankunft des hochwürdigen Vaters Mac Naugſtin harrend, gelagert waren.

Unter ihnen war Tim Murphy: der alte Tim Murphy, mit der unerſchöpflichen Kornblume, mit dem ſcharftreffenden Wort; der weiſe Rath ſeines Wohndörfchens; der reich verſehene Wahrer und Erzähler von Sagen und Wundermährchen. Die weißen Locken hingen ihm über den Kragen des anſtändigen grauen Friesrocks; der Kopf ſeines Hakenſtocks war ſchmuck mit glänzenden Meſſingnägeln beſchlagen, während die rothen wollenen Strumpfbänder über die baumwollenen Strümpfe juſt unterm Knie der altmodiſchen Kurzhoſen ſein Beharren bei der Altvätertracht entgegen der neuzeitlichern Kleiderweiſe beurkundeten.

„Meiner Treu, Nell, Ihr war't doch eine ſaubere Dirne, als Ihr und ich miteinander einen Hopſer in Collin tanzten — es werden dreiundvierzig Jahre kommenden Sanct Latirins-Tag; Alt und Jung meinten, wir müßten ein Paar geben als die zwei Bildſchönſten, obwohl wir jetzt alt und ſteif ſind, Gott ſei Preis und Ruhm!“

Der Anruf galt einer alten Frau mit einem ſchwarzen Pflaſter überm rechten Auge, die eben in die Kirchthüre humpelte. Sie hatte ſeit undenklicher Zeit als Wehmutter die ganze Umgegend verſehen, und, obwohl unbeleſen in den gelehrten Büchern über die Hebkunſt, die allgemeine Achtung in ihrem Beruf ſich erworben.

„Möcht' doch wiſſen, Tim,“ ſagte ein junger Burſche, dem der Spottvogel aus den Augen lachte, „warum ihr, da die Nell und ihr doch ſo ein hübſches Tänzerpaar und natürlich gut bekannt waret, nicht auf den Gedanken fielet, ihr an die blinde Seite zu kommen?"

„Oho, Andy, Söhnchen," verſetzte Tim, „es ſchickt ſich nicht für deines gleichen, über ältere Leute dich luſtig zu machen; du haſt noch viel vor dir, mein Jüngelchen, und dein eigener Vater — Gott hab' ihn ſelig — wenn er noch am Leben wäre, könnte dir ſagen, daß er die Nell Conner mit zwei hellen, blauen Augen ſah, bis ihr Einer von den guten Leuten auf dem Millſtreeter Kirmsmarkt mit ſeiner Gertenſpitze das rechte ausſchlug. Gott walte zwiſchen Denen die's hören und allem Argen!"

„Schier' dich nicht um den einfältigen Buben," ſagte eine Stimme in der Gruppe, „laß ihn den geiſtlichen Herren, wir möchten gern hören, wie die Conner, die arme Frau, um ihr Aug' kam."

„Nun denn," ſagte Tim und ſchaute ſich im Kreiſe der begierigen Hörer um, „das ſollt Ihr in weniger als keiner Zeit hören, Wort für Wort ſo, wie's aus der Nell eigenem Munde kam, bei des alten Andres Hicky Leichenwache, wo der junge Spottvogel dort, der junge Andy, mit ſeiner Gargrafih und närriſchen Buchhalterei noch ein Büblein war, ſo klein und dumm, daß er keine Kartoffel hätte braten können.

Nachdem er ſich ein- oder zweimal geräuſpert hatte, begann Tim ſeine Erzählung im Weſentlichen wie folgt!

Nell Conner und ihre Leute waren alle in einer naſſen, ſtürmiſchen Dezembernacht längſt zu Bette, als ein lautes Klopfen an der Thür und eine ſeltſame ſchrille Stimme, die die Wehmutter zu einer Kranken verlangte, die Bewohner aus dem Schlafe weckte. Der Regen klatſchte an die einzige Scheibe, die das einzige Fenſter der Stube bildete, und der Wind pfiff unheimlich durch die Ritzen ihrer Lehmwand, doch Nell, immer treu den Pflichten ihres Berufs, ſtand bereitwillig auf, warf ſich den Friesmantel um die Schultern und öffnete die Thür. „'s iſt eine erſchrecklich wilde Nacht, ſich d'rin hinauszuwagen,“ ſagte ſie zu einem hochgewachſenen finſter ausſehenden Mann auf einem ſtattlichen grauen Roß vor ihr, „aber wunderlich iſt's, daß ich euch nicht kenne, liebes Herz, geht's weit?“ „Nicht weit,“ verſetzte der dunkle Mann in einem übermenſchlichen Ton, der der Wehmutter durch die Seele zitterte. Er faßte ihre Hand, und Nell fühlte ſich federleicht auf das Sattelkiſſen hinter ihm gehoben. Schnell wie der Blitz ſchoſſen ſie hin; und trotz der pechſchwarzen Finſterniß, die Himmel und Erde umhüllte, bewegte ſich das graue Roß mit ſtets gleich ſicherer Eile entlang. Nachdem ſie durch manche Höhlung und über manches hochliegende Moorgeländ gekommen waren, ohne daß

Beide wurden, wenn ſie ſich in Antoniens freundlicher und gemüthlicher Wohnung zuſammen fanden, wieder Kinder: heiter, unbefangen in ihrem Glück, nichts ahnend und nichts fürchtend. Dann gehörten ſie nur ſich und dem Augenblick. Und doch lag immer auch wieder in Tonis Weſen jene Hoheit, die einer edlen weiblichen Natur eigen iſt.

Toni war dann köſtlich! ſie konnte in dem einen Augenblick bis zum Aeußerſten muthwillig ſein, und in dem anderen ein ausgezeichnetes Gedicht oder eine erhaben-ſchöne Stelle aus einem dramatiſchen Kunſtwerk mit hinreißender Würde vortragen. Sie wußte zu glänzen und zu tändeln. Sie war kunſtlos und kunſtvoll: denn alles was an dieſer ſeltenen Erſcheinung Kunſt war, . . . war doch zugleich auch Natur.

Und wie ernſt, freundlich und beſcheiden verhielt ſie ſich zwiſchen durch gegen ihre Tante, die zumeiſt zugegen war, wenn Körner ſie beſuchte.

Eine geringe Begebenheit ward dabei durch Toni's Art, ſie zu erzählen, ſo reizend wie ein ſchönes Mährchen. Alles umgab ſie mit Gefühl und Witz; ſie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren ſüßredenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu allgemein für ihre leidenſchaftliche Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und ſie erwiderte auch die Frage, welche nicht geſagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von ſelbſt Geſpräche und während dem ſteigenden Intereſſe ſpielte auf ihrem feinen Geſichte eine immer neue Muſik von geiſtvollen Blicken und lieblichen Mienen. Ihren Worten fehlte dabei nur Maaß und Reim, um zur zärteſten Poeſie zu werden. Und dennoch zeigte daſſelbe Mädchen bei jeder ernſten und großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erſtaunen, und gerade dies war denn auch der Geſichtspunkt, aus dem ſie den Werth der Menſchen beurtheilte.

Konnte es anders ſein, als das ſich Körner von einem ſolchen Weſen leidenſchaftlich ergriffen, angezogen und gefeſſelt fühlen mußte?

Jetzt wurde die Vergötterung ſeiner angebeteten Toni für ſeinen Geiſt und ſein dichteriſches Streben, der feſte Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Er ſtand wie auf dem friſchen Grün einer kräftigen mütterlichen Erde, und ein neuer Himmel wölbte ſich unermeßlich über ihm im blauen Aether. Jetzt erſt erkannte er in ſich ſo recht voll und klar den hohen Beruf zu der göttlichen Dichtkunſt, zumal zu der dramatiſchen, und folgte mit verdoppelter Kraft und Luſt ihrem heiligen Rufe. Daher entſtanden denn auch in dieſer Zeit wie durch Zauber und mit unglaublicher Schnelle hinter einander: die Luſtſpiele „der Nachtwächter“, und „der Vetter aus Bremen“, die beide viel Glück machten; dann ein Drama, nach einer Erzählung von Heinrich von Kleiſt, dem er, nach der Hauptrolle und ſeiner Angebeteten, den Titel „Toni“ beilegte. Kurz darauf erſchien ein Trauerſpiel: „die Sühne“, und jetzt, jetzt begeiſterten ihn ſeine Liebe und der immer lebendiger werdende Freiheitsdrang im ganzen weiten Vaterlande zu einer neuen großen Idee: zu der dramatiſchen Bearbeitung eines großartigen Heldenſtoffes .. des ungariſchen Leonidas: „Zriny“!

Theodor Körner kannte aber auch um jene Zeit nichts mehr, als ſein dichteriſches Schaffen und ſeine Liebe; ja er verwuchs geiſtig durch beides ſo ſehr mit Toni und ſie mit ihm, daß keines von ihnen mehr ſagen konnte: „meine Liebe oder deine Liebe; ſondern Beide ſich gleich waren und vollkommen Eines, ſo viel Liebe als Gegenliebe“

Hatte doch die ganze übrige Welt jetzt für den jungen verliebten Dichter faſt alles Intereſſe verloren. Jeder Rauſch iſt gefährlich, am gefährlichſten, der der Liebe; aber nun fing auch der des Ruhmes allmählig an, ſich dem der Liebe beizugeſellen; glücklicherweiſe nur erhebend und anſpornend, da Theodor zu vernünftig und zu beſcheiden war, um ſich zur Eitelkeit hinreißen zu laſſen. Göthe nämlich, der damals in Weimar dem Theater vorſtand, hatte einige Stücke von Theodor Körner in Scene geſetzt, und der Beifall des dortigen, ſehr gebildeten Theaterpublikums hatte ſich mit Göthe's eigenen anerkennenden Worten verbunden, um den jungen Dichter zu ehren und zu erfreuen.

Carlowitz ging noch immer mit ſeinem Buche unter dem Arme daher und war noch, wie vor Monaten, an der vierten Scene des erſten Actes ſeines Trauerſpieles: während Theodor Körners Name, als Dichter, bereits Deutſchland durchflog. Aber Körner ſah auch froh, friſch und blühend in die Welt; . . . Carlowitz dagegen litt fort und fort an Weltſchmerz, und ward von Tag zu Tag gelber; . . . es waren die Früchte der Thatloſigkeit und des Neides.

Er kam noch immer zu Körner, war noch immer die Freundlichkeit ſelbſt . . . aber . . . er hätte den Freund . . . manchmal vergiften können. War es denn Körner auch zu vergeben, daß er es wagte, ſich an ein Trauerſpiel, wie „Zriny“, zu machen, da doch Carlowitz die Welt mit einem ſolchen Kunſtwerk zu beglücken im Begriffe ſtand?

Carlowitz überzählte eben im Stillen mit verächtlicher Miene, was Körner ſchon alles geſchrieben, als er mit demſelben in der Nähe der Karlskirche zuſammenſtieß.

Ein Stich fuhr durch ſeine Seele: der liebe Freund Körner war ja nicht nur ſein glücklicher Rivale, er galt Carlowitz auch und allen Bekannten als ein Günſtling des Glücks: hatten ſich Körner doch die ſchönſten Zirkel erſchloſſen, — war doch ſein Verhältniß zu Antonie bereits bekannt.

Dennoch kam nur in wenig Seelen der Neid gegen ihn auf. Wußte doch Körner dieſen Drachen faſt überall durch anſpruchsloſen Frohſinn und kleine Gefälligkeiten gegen alle Kunſtgenoſſen niederzuhalten. Nur bei Carlowitz brütete er fort und fort im Herzen und erzeugte auch jetzt wieder einen jungen Baſilisken: die häßliche Schadenfreude.

Sie war es denn auch, die hinter dem Lächeln lauerte, mit dem Carlowitz dem Freunde jetzt die Hand reichte, indem er ſagte:

„Ei, ſieh' da, Freund Körner! leben Sie denn noch?"

„Wie ſo?" — frug Körner.

„Nun, man ſieht Sie ja faſt gar nicht mehr."

„Ich arbeite viel, wie Sie wiſſen, lieber Carlowitz!" — entgegnete der Angeredete.

„Und ſind bis über die Ohren verliebt!" — fuhr der Freund fort. — „Sie Glücklicher, ganz Wien beneidet Sie."

„Glücklich bin ich in der That!" — meinte Körner. — „Antonie iſt das edelſte und liebenswürdigſte Mädchen der Welt!"

„Daher vergeſſen Sie denn auch die Welt und alles, was mit ihr zuſammenhängt, ganz und gar!“ — rief Carlowitz mit ſchadenfrohem Lachen.

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Haben Sie keine Nachricht von Herrn Merian in Dresden?“

„Nein!“

„Er iſt doch ein Freund Ihrer Familie.“

„ Ein ſehr lieber.“

„Und hat Ihnen verſchiedene Empfehlungsbriefe mitgegeben, als Sie hieher gingen.“

„So iſt es.“

„Haben Sie dieſelben alle abgegeben?“

„Ja!“

„Alle?“

„Warum? ich wüßte nicht . . .“

„Beſinnen Sie ſich einmal, wenn in Ihrem Gedächtniß überhaupt noch etwas, außer dem Bild der kleinen Adamberger Raum hat.“

„Aber Sie ſind ja ein wahrer Inquiſitor geworden!“ — rief Körner lachend.

„Reine Freundſchaft!“ — entgegnete Carlowitz mit einem höhniſchen Zuge um den Mund. — „Es giebt hier Leute, die böſe auf Sie ſind.“

„Auf mich?“

„Auf den berühmten Dichter Theodor Körner.“

„Spötter!“

„Der freilich über ſeinen Ruhm und ſeine Liebe vergißt . . .“

„Was?“

„Daß es gewiſſe Vernachläſſigungen giebt, durch die man den Leuten arg auf den Fuß treten kann.“

„Und ich hätte . . .“

„Dies gethan . . .“

„Aber wie? wann? wo?“

„Beſinnen Sie ſich.“

„Ich denke ja gar nicht daran, Jemanden zu vernachläſſigen oder zu kränken.“

„Und Merian's Empfehlungsbriefe.“

„Sind abgegeben.“

„Auch der an Frau Karoline Pichler?“

„Donnerwetter!“ — rief hier Körner erſchrocken. — „Sie haben recht, Freund, den hab' ich ſchmählich vergeſſen.“

„Das meinte Frau Pichler auch! Verliebte, ſagte ſie, ſind Götter, ſie haben keine Zeit an uns arme Sterbliche zu denken!“

„Verwünſcht!“ — rief Körner, verlegen niederblickend.

Carlowitz triumphirte. Er hatte noch einen weiteren Stich im Hinterhalt.

„Wenn Sie ſie nicht beſuchen wollten,“ — meinte Frau von Pichler weiter, — „müßte ſie ſich's gefallen laſſen; aber den Brief ihres Freundes Merian möchte Sie doch gern beſitzen.“

„Unangenehm!“ — rief Körner. — „Das ich die Pichler auch vergeſſen konnte! Was muß ſie, was wird Merian von mir denken.“

„Und er hat Sie gewiß recht freundlich empfohlen!“

„Sehr!“

„Doppelt unangenehm für Sie.“

„Verwünſcht! Es iſt ſchreiender Undank, es iſt abſcheulich von mir!“

„Nun, wer ſo viel beſchäftigt iſt . . .“

„Ich bin ein Rhinoceros!“

„Vier Luſt- und einige Trauerſpiele in . . .“

„Es iſt in der That weniger Nachläſſigkeit, als wirkliche Ueberhäufung der Arbeit . . .“

„Aber ſeit Monaten denke ich . . .“

„Sie iſt Schriftſtellerin, hat Geiſt . . . ſie wird begreifen . . .“

„Daß eben darum ein junger Dichter, ein Freund der Muſen . . .“

Körner ſchlug ſich vor den Kopf; dann ſagte er ärgerlich:

„Ich werde ihn noch heute abgeben.“

„Und Sie fürchten ſich nicht?“

„Ihre Vorwürfe werden mir eine verdiente Strafe ſein.“

„Sie hat ſchon viel von Ihnen gehört, . . . von Ihren ſchönen Talenten, . . . von Ihrem ungemeinen Fleiß, . . . von Ihrem Verkehr mit . . .“

„Deſto ſchlimmer!“

„. . . Humboldt's, Schlegel's, Rauch, der Pereira! . . . auch . . . von Ihrem Glück bei der Adamberger.“

„Dann wird ſie vergeben! Frauen verſtehen ſich auf die Liebe.“

„Auch der Aufführung Ihrer Luſtſpielchen hat ſie beigewohnt.“

„So viel Intereſſe für mich, und ich . . .“

„Sollten Sie indeß den Brief nicht abgeben wollen, ſo bin ich gern bereit . . .“

„Nein, nein!“ — rief Körner — „ich werde es noch heute ſelbſt thun!“ und Carlowitz mit Innigkeit die Hand drückend, dankte er ihm für den Freundſchaftsdienſt, daß er ihn an ſeine Vergeßlichkeit erinnert.

Dann eilte Körner davon, mit dem Vorſatze, ſein Verſehen auf der Stelle, ſo viel wenigſtens als möglich, wieder gut zu machen.

Carlowitz ſah ihm, höhniſch lachend, nach; drückte das Buch, das er unter dem Arme trug, feſter an ſeine linke Seite, und ſchritt, den Kopf ſtolz zurückgebogen, einer anderen Straße zu.

Es lag etwas in ſeiner ganzen Erſcheinung, das da ſagte: „Was Körner! . . . hier, ihr Leute, kommt der rechte Mann! Wenn erſt mein fünfactiges nationales Trauerſpiel — das ein vollendetes Kunſtwerk giebt — fertig ſein wird, dann wird Wien, dann werden Deutſchland und die ganze Welt erkennen, was ſie an mir beſitzen!“ — — —

Karoline Pichler — einer der beſten Schriftſtellerinnen jener Zeit — war damals eine Frau von dreiundvierzig Jahren.

Im Hauſe ihres Vaters, des Hofraths von Greiner, im Kreiſe ausgezeichneter Gelehrter, Künſtler und Schöngeiſter, wuchs ſie heran und wurde dadurch ſpielend mit den beſten literariſchen Producten vaterländiſcher Geiſter vertraut. Selbſt ein Muſter der edelſten Weiblichkeit, trat ſie in ihrem dreißigſten Jahre als Schriftſtellerin auf, ihre ganze Kraft einer ſchönen ſittlichen Entwicklung des weiblichen Geſchlechts widmend. Dafür legte gleich ihr erſtes Werkchen „Gleichniſſe“ Zeugniß ab. Alljährlich erſchienen ſeitdem Schriften von ihrer Hand: „Agathokles“, — „Ferdinand II. und die Grafen von Hohenberg“; bis ſpäter Hormayr's Plutakch, Biographien großer Männer des Vaterlandes, ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit eine neue Richtung gab und ſie zu dem hiſtoriſchen Romane führte.

Um jene Zeit nun lebte die Regierungsräthin — Karoline von Greiner hatte ſich im ſiebenundzwanzigſten Jahre mit dem Regierungsrath von Pichler verheirathet —

mit ihrer Mutter, Frau von Greiner, und ihrer Tochter in der Alſtervorſtadt.

Hierher alſo eilte Theodor, nachdem er den Unglücksbrief zu Hauſe geholt hatte und ließ ſich ſofort anmelden. Sein böſes Gewiſſen prophezeite ihm dabei einen kalten Empfang; doch hatte er die Hochherzigkeit Karoline Pichlers zu gering angeſchlagen. Die edle Frau kam ihm freundlich entgegen, den Verſtoß gegen die Lebensart über ſein hübſches Talent vergeſſend. Uebrigens bekannte Körner auch ſeine kleine Unart mit einer ſo ſchönen Offenheit, daß die Pichler ihm nicht zürnen konnte, zumal er mit Recht zu ſeiner Entſchuldigung anführte: daß er in Döbling — jenem Dorfe dicht bei Wien, das auch der Name Beethoven berühmt gemacht hat, — wohne, auch jetzt eben ſein neueſtes Werk, den „Zriny“ dort vollendet habe.

Frau von Pichler nahm die Entſchuldigung lächelnd an, indem ſie ſagte:

„Um Ihrer hübſchen poetiſchen Schöpfungen willen vergiebt man Ihnen alles. Laſſen Sie ſich immer von ihrem guten Engel zu neuen Productionen begeiſtern. Der ächte Dichter theilt ſeine Zeit ohnedem nur zwiſchen Poeſie und Liebe.“

So ſpann ſich ſcherzhaft ein Geſpräch an, und da Frau von Pichler, wenn auch eine Vierzigerin, ſich noch die volle Friſche und Lebendigkeit eines jugendlichen

Geiſtes erhalten hatte, fühlte ſich Körner in der That von ihr angezogen. Sein ſo leicht empfängliches Herz erkannte ſympathiſch ſogleich das gleichgeſtimmte, und ehe eine Stunde verging, war er bei der ſo lange Vernachläſſigten heimiſch, wie wenn er ſeit Jahren mit ihr bekannt und vertraut wäre. Er blieb lange da und erzählte ihr eine Menge aus ſeinem Leben und von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, ſeiner heiteren Natur nach mit komiſchen Anekdoten gemiſcht, . . . erzählte ihr von ſeiner Arbeit und . . . ſeiner Liebe!*)

Karoline Pichler kannte Fräulein Adamberger perſönlich. Mit Freude geſtand ſie daher dem Jünglinge auch ihre Achtung vor der jungen Künſtlerin zu. Körner war überglücklich und ergoß ſich mit Innigkeit und Begeiſterung im Lobe Toni's, als ihn plötzlich eine Bemerkung, die die Pichler machte, wie ein Blitz traf.

Die Schriftſtellerin hatte gefragt: ob denn auch ſeine Eltern um ſeine Liebe zu Toni wüßten.

Körner verneinte erröthend. Im vollen Genuſſe ſeines reinen unſchuldigen Glückes hatte ihn bisher ſchon der bloße Gedanke erbeben machen, daran auch nur möglicherweiſe gerüttelt zu ſehen.

Frau von Pichlers Frage brachte ihn mit einemmale zu dem Bewußtſein, daß er hier, ſeinen Eltern und der Geliebten gegenüber, doch nicht ganz klug, nicht ganz ſo, wie er ſollte, gehandelt habe.

---

*) „Theodor Körner." Ein deutſches Lebensbild von J. Mühlfeld.

Theodor verſprach mit einem Seufzer, auch hier das Vergeſſene nachzuholen. Es gehört oft viel mehr Muth und Entſchiedenheit dazu, einen moraliſchen Sieg zu erkämpfen, als einen phyſiſchen.

Als Körner nach Hauſe kam, war er ſehr aufgeregt. Er hatte den ganzen Weg mit ſich gekämpft: ob er denn wirklich das Geheimniß ſeiner Liebe jetzt ſchon den Eltern mittheilen ſolle, oder erſt ſpäter. Er fürchtete nicht, Vater und Mutter damit zu erzürnen; ſie ſtanden beide, in Betreff der „Schauſpielerin“, über den trivialen Vorurtheilen ihrer Zeit . . . und . . . Toni war ja in der That, „ein guter Engel“ für ihn, der ihn mit ſanfter und liebender Hand emportrug zu heiliger Begeiſterung — ihn mit ungeſchwächter Jugendkraft und reinem Herzen durch die Gefahren einer verführeriſchen Hauptſtadt hindurchführte.

Aber auch nur ein zweifelndes, ein beſorgtes Entgegentreten wäre ihm entſetzlich geweſen.

Und doch, doch! . . . war es ſeine Pflicht, hier, wie immer, offen und ehrlich aufzutreten, — namentlich ſeinen trefflichen Eltern gegenüber! . . . war es ſeine Pflicht, wenn ihm Toni's Ruhe, Glück und Ruf heilig galt.

Der Kampf war ſchwer . . . aber . . . ein ſchöner Sieg krönte ihn.

Theodor ſchrieb noch an demſelben Abende an ſeinen Vater, deſſen Geburtstag in den nächſten Tagen bevorſtand. Mit ſeinem innigen und herzlichen Glückwunſche, entdeckte er demſelben zugleich ſein eigenes Glück und bat ihn um ſeinen Segen*). Der Brief lautete:

„Guter, theurer Vater!

Ich kann unmöglich Dein Feſt vorübergehen laſſen, ohne Dir recht aus vollem glücklichen Herzen zu ſchreiben. Wär ich bei Dir, ſo könnte ich Dich mit dem fertigen „Zriny" anbinden, ſo kann ich Dich aber nur aus weiter Ferne mit kindlichen herzlichen Wünſchen begrüßen und Dir es ſagen, mein erſtes großes Werk iſt fertig. — —

Was mich aber eben ſo glücklich macht, darf ich ja vor den Andern noch nicht nennen. Vater, ich habe mit aller Sorge und Liebe Dir wohl nie ein beſſeres Geſchenk erdenken können, als diesmal mit der Ueberzeugung, die ich in mir trage, daß ich des Lebens höchſte Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine ſegnende Hand noch fehlt, um mich ſelig zu machen. —

Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen ſoll, . . . ich liebe! — Sieh', es iſt mein größter Stolz, daß ich mit dieſer Freiheit der Empfindung Dir in's väterliche Auge blicken darf und ſagen kann, ich liebe, liebe einen Engel! — Nun, Du wirſt ſie ſehen und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenſo ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunkeln Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht, wie mir, ſo iſt es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinſtimmung und Harmonie unſerer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß ſie Dich eben ſo begeiſtern wird, wie mich, ſei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl. — Ich darf es ohne Erröthen geſtehen, ohne ſie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennſt mich, mein warmes Blut, meine ungeſchwächte Kraft, meine wilde Phantaſie; male Dir dies ungeſtüme Gemüth in dieſem Garten von blühender Luſt und berauſchender Freude, und Du wirſt begreifen, daß mich nur die Liebe zu dieſem Engel ſoweit brachte, daß ich keck aus der Schaar heraustreten darf und ſagen kann: Hier iſt einer, der ſich ein reines Herz bewahrt hat, den noch kein unſeliger und verwerflicher Rauſch der Sinne entweihte. Ich ſehe es ein, ich hätte Dirs nicht ſchreiben ſollen, auch glaube ich, daß noch kein Sohn ſeinem Vater ſo geſchrieben hat, ich hätte Dir nichts ſagen ſollen, als bis Du ſie geſehen hätteſt; aber — mein volles, warmes

---

*) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten. Bd. II.

Herz, das die Sehnſucht nicht bekämpfen kann, ſeine Seligkeit in die Freundesbruſt zu tauchen, riß mich allmächtig fort. — Ja, lieber Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennſt, ſo weißt Du es ja, wie ich liebe! ewig, unendlich. — Sie ſieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall mich um Deinet- und meinetwillen vorzüglich gefreut hat. Deshalb erwarte ich Dich auch diesmal mit um ſo größerer Sehnſucht, weil ich kein Maaß mir träumen kann für die Seligkeiten der Minuten, wo Du mir es ſagen ſollſt, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach! was iſt das für ein nüchternes Wort! — daß ſie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! — Vater ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir all' das recht deutlich, recht klar zu ſchreiben; wenn ich Dich an das Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbruſt, dann würdeſt Du mich bald und leichter verſtehen! — Aber Du verſtehſt mich ja auch ſo! — Ich bin ein recht, recht glücklicher Menſch! Nun habe ich erſt den Muth, auch die trockenſte, ſchlimmſte Arbeit fröhlich zu beginnen, denn was ich thue, was ich trage und dulde, ich thue es ja für den herrlichſten Lohn, ich kämpfe ja für ſie! — Und wenn ich dann, nach bald durchkämpften Jahren, bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, ſelig ſein darf, und Vater und Mutter ſich neu verjüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute, himmliſche Tochter reicher, . . .

Vater, dieſe heiligſten Stunden ſind meine ſchönſten Träume. —

Du freuſt Dich mit an meiner Seligkeit, ich weiß das, deßwegen habe ich es nicht länger in der Bruſt verſchließen können, was ich ſchon ſeit ſechs Monaten gern in glühenden Worten ausgejauchzt hätte. —

Komm nur bald und gewiß! Es ſchlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannte ſoll Euch das erſetzen, was Ihr am Sohnesherzen vermißt, ſo warm, ſo glühend es auch für Euch hier ſchlägt. — Vater, mir ſtehen die Thränen in den Augen, ich gäb' eine Welt darum, wenn ich Dich jetzt, in dieſem heiligen Augenblicke umarmen könnte. —

Antonie Adamberger heißt ſie*), reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. — Nein! Du haſt den Begriff nicht von dieſem heiligen Gemüth. — Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe ſchicken wollte, aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. — Was hat ſie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus all' den wilden Geſellſchaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philiſter, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Luſt an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgeſcholten, wenn ich faul war und . . . mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht ſo! — — Ach, wie ſie ſich ſo kindlich auf Dich freut! Wenn ich ſie recht froh ſehen will, ſo muß ich ihr von Dir erzählen, ſie ſagt, ich erzählte dann ſo gut; das mag wohl ſein, denn mir wird immer ſo voll, ſo warm dabei um's Herz. — Ach, wie ſie Dir gefallen wird! Sie iſt aber auch ein ganz himmliſches Geſchöpf. Wenn ich Dir es je vergelten kann, was Du unendlich Liebes und Gutes an mir gethan haſt, ſo mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. Vater, wie glücklich, wie ſelig wollen wir ſein! — Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Tonis Herzen erwartet, habe ich es nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken und der guten edlen Mutter? Ich werde zu weich. Leb' wohl! Leb' wohl! Vater, Du haſt einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen.

---

*) Die Eltern kannten ſie ſchon aus des Sohnes früheren Briefen als Schauſpielerin.

Dein Theodor."

O! welche wunderbare Ruhe, welcher Friede, welch ſtilles Glück zog damit in des Jünglings Seele ein.

Wie die Sterne da draußen in der ſtillen lautloſen Nacht, ſo ging leuchtend und friedeſtrahlend das Bewußtſein, recht gehandelt und ſeiner Pflicht nachgekommen zu ſein, in ſeiner Seele auf. Es war ihm unentlich wohl, faſt ſelig zu Muthe, während er der Geliebten mit einer ſo ſtill freudigen Wonne gedachte, wie nie zuvor.

Die Nacht war dabei reizend: die Erde ſchlief . . . und auch die Menſchen träumten!

Da nahm Theodor ſeine Guitarre von der Wand, griff raſch einige volle Accorde, und ſang, dichtend, der Welt und den Menſchen einen Gruß der Liebe, eine „gute Nacht“ zu!

Und wunderbar ſchön klang es durch das unendliche Schweigen:

Gute Nacht!
Allen Müden ſei's gebracht.
Neigt der Tag ſich ſtill zum Ende,
Ruhen alle fleiß'gen Hände,
Bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

Geht zur Ruh',
Schließt die müden Augen zu.
Stiller wird es auf den Straßen,
Und den Wächter hört man blaſen,
Und die Nacht ruft Allen zu:
Geht zur Ruh'!

Schlummert ſüß!
Träumt euch euer Paradies.
Wem die Liebe raubt den Frieden,
Sei ein ſchöner Traum beſchieden,
Als ob Liebchen ihn begrüß'.
Schlummert ſüß!

Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht,
Schlummert, bis der neue Morgen
Kommt mit ſeinen neuen Sorgen.
Ohne Furcht, der Vater wacht!
Gute Nacht!

Das Jahr 1812.

Welch ein ſchönes entzückendes Leben war aber jetzt Theodor Körner, dem jugendlichen Dichter, aufgegangen. Alle ſeine dramatiſchen Schöpfungen nahm das Publikum mit einer wahrhaft überraſchenden Freundlichkeit hin. Von den beiden erſten Stückchen konnte er ſchon am 25. Januar ſchreiben: „Geſtern wurden meine beiden Stücke zum 4. Male bei noch immer gefülltem Hauſe gegeben. In den hieſigen Zeitungen bin ich ſehr günſtig behandelt worden, was wirklich ein Wunder iſt, da dieſe Herren gern allen Leuten etwas anhängen. Der „Beobachter" ſchließt mit der Bemerkung: es könnten ſchwerlich die Erſtgeburten eines dramatiſchen Dichters glücklicher und theilnehmender aus der Taufe gehoben werden, als es diesmal geſchehen."

Ebenſo war es dem „Nachtwächter" ergangen, den Körner für den Carneval geſchrieben. Er gefiel ungemein. Theodor kam ſich jetzt, wenn er ſich bei den Proben und Aufführungen ſeiner Schöpfungen auf der Bühne befand, wie Wilhelm Meiſter vor. „Man merkt erſt auf dem Theater und hinter den Couliſſen" — ſchrieb er an den Vater — „was an der Sache iſt und wie weit der Dichter gehen darf. Wenn man ſeine Armee nicht kennt, kann man ſie nicht commandiren und noch viel weniger damit ſiegen."

Auch ſeine weiteren dramatiſchen Arbeiten*) hatten gleiche Erfolge. „Toni" gefiel ſogar außerordentlich: jede Scene wurde beklatſcht, und am Schluſſe hörte das Bravorufen nicht auf. Und wie wohl that es dem jungen Herzen, daß Göthe, der gewaltige Meiſter, ſo warmen Antheil an ihm nahm, ſo anerkennend ſchrieb.

Körner war dabei friſcher, ſtärker und geſunder denn je; die Liebe warf warmen goldenen Sonnenſchein über ſein ganzes Weſen und Sein, der Sommer über die blühende Welt, und dabei arbeitete er in Döblingen ſeinen „Zriny" unter dem blauen Himmelszelte und zwiſchen den duftenden Blumenbeeten eines ſchönen Gartens, oder in der Kühle eines prachtvollen Kaſtanienwäldchens aus. Seine treue Begleiterin, die Guitarre, hing alsdann hinter ihm am nächſten Baume und beſchäftigte ihn in den Augenblicken, in welchen er ausruhte.

Und wenn er nun gar ſelige Stunden unſchuldiger

---

*) Das Drama „Hedwig", das, der engliſchen Geſchichte entnommene Trauerſpiel „Roſamunde", „Joſeph Heiderich" ꝛc. ꝛc.

Liebe an der Seite ſeiner Toni verlebte, dann hätte er der Zeit zurufen mögen, ſtille zu ſtehen; denn es konnte ja Niemand glücklicher ſein, als er! Schrieb er doch den Seinen in jenen Tagen: „Es hat Jedermann ſeine Frühlingsblüthen im Leben zu brechen; mein Strauß iſt bei Gott nicht der kleinſte und Eure Liebe das Immergrün unter den bunten Schweſtern.“*)

Aber das war doch das freundlichſte Lächeln des Schickſals noch nicht: jetzt kamen auch noch — Theodor zu dem glücklichſten der Sterblichen zu machen — ſeine Eltern, in Begleitung ſeiner Tante und Schweſter, zum Beſuche nach Wien, prüften die Wahl ihres Sohnes und . . . ſegneten ſie!

Da ſank Theodor Vater und Mutter um den Hals und rief:

„Der Kranz der Liebe iſt um mich geſchlungen und alle Blüthen, die ihr in mir erzogen habt, hat die Sommerzeit meines heiligſten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt! . . . Ich fordere den auf, der glücklicher ſich rühmen kann!“**).

Halte ein, Jüngling, halte ein! . . . laſſe das Wort

---

*) Theodors Brief v. 6. Juni 1812 aus Döblingen.
**) Theodor Körners eigene Worte.

im Winde verwehen, auf daß es den finſteren Schickſalsgöttinnen nimmer zu Ohren kommt! — — — — —

Es waren ſchöne herrliche Tage, die Körners Eltern mit Theodor und Toni in Wien verlebt hatten. Der Abſchied blieb ſchmerzlich: aber das Unvermeidliche mußte überwunden werden.

Die Braut gerührt in die Arme ſchließend, gaben die vorurtheilsfreien Eltern, der Lieblichen ihren Segen, indem ſie es dem tiefergriffenen Sohne an das Herz legten: daß er das holde Weſen hoch und heilig halte. Die Mutter aber bat Toni, auch ferner des Sohnes Schutzengel zu bleiben.

An der Seite einer ſolchen Braut, — an der Seite eines ſolchen Mädchens, das alle Vorzüge eines liebenswürdigen Weibes in ſich vereinigte, und, bei ihrer Künſtlerſchaft und idealen Anſchauungsweiſe, dem ganzen Weſen des Sohnes verſtändnißvoll die Hand reichte, ſah ja der Vater ſeinen Theodor gegen alle Anfechtungen von Außen geſichert, was ihm bei dem leidenſchaftlichen und ſtürmiſchen Charakter deſſelben von großer Beruhigung ſein mußte.

Dennoch ſtellte der Appelationsrath Theodor die Bedingung: daß er nicht eher an eine Verbindung mit Toni denken ſolle, als bis ihm eine feſte und geſicherte Stellung die Möglichkeit gebe, der Geliebten nicht nur

Herz und Hand, ſondern auch ein angenehmes und ſorgenloſes Leben bieten zu können.

So ſchieden die Eltern. Eine frohe, eine glückliche Zukunft lag vor ihnen, . . . ein Leben voll Wonne und Seligkeit, voll Ehre, Glück und Ruhm vor den leuchtenden Blicken des jugendlichen Brautpaares.

Wenn nur nicht ein großer Schmerz oft mitten durch die Freude gefahren, eine trübe Wolke geweſen wäre, die ihren dunkelen Schatten ſogar manchmal über das Paradies der Liebenden warf.

Aber dieſer Schmerz und dieſe Wolke hingen ja damals über ganz Deutſchland, über dem ganzen deutſchen Volke, wie wäre es da für den Einzelnen möglich geweſen ſich dem Einfluſſe derſelben zu entziehen? Bei all' ihrem Künſtlerthume hatten ſich ja Theodor und Toni doch ein Herz für das Vaterland erhalten, und fühlten fort und fort ſeine Leiden mit. Auch ſie haßten Napoleon, als den Unterdrücker Deutſchlands; aber ſie konnten ſich dies nur unter vier Augen ſagen, da es um jene Zeit in Wien ſehr gefährlich war, ſich öffentlich gegen den gekrönten Schwiegerſohn des Kaiſers zu äußern.

Die allgemeine Stimmung in ganz Deutſchland war ja damals eine finſtere, Rache brütende. Man ſchwieg, weil man nicht reden durfte; . . . man blieb thatlos,

Bayeriſche Staatsbibliothek München

weil man nicht handeln konnte. Vom adriatiſchen Meere bis zur Nordſee, vom Rhein bis nach Rußland hin, glich alles einer bis zum Aeußerſten mit Pulver und Brennſtoff geladenen Miene. Nur der Funke fehlte noch immer, der ſie in die Luft ſprengen ſollte. Geſchah dies, war der franzöſiſche Uſurpator verloren und ſein zuſammengeraubtes Reich zertrümmert. So etwas durfte man indeß in jener Zeit wohl denken, nicht aber ſagen. Im Innern glühte und kochte der Vulkan, nach Außen gab er — wenigſtens ſcheinbar — ein Bild des Friedens ab.

In Wien namentlich zeigte die Oberfläche des öffentlichen Lebens die alte ſorgloſe Heiterkeit und Genußſucht, und da die Zeitungen einer öſterreichiſch-franzöſiſchen Cenſur unterworfen waren, kamen nicht nur wenig wahrheitsgetreue Berichte über den politiſchen Stand der Dinge nach der Kaiſerſtadt, man hörte auch das Knurren des fernen Donners nicht, der ſich im nördlichen Deutſchland, namentlich in Preußen, um jene Zeit Unheil verkündend vernehmen ließ.

Im Anfang des Sommers 1812 hatte Napoleon I. mit einem Heere, wie es ſeit den Zeiten des Alterthums und der Kreuzzüge zahlreicher und kriegsgerüſteter die Erde noch nicht geſehen, ſeinen Zug gegen Rußland angetreten. Angeſichts der Gefahr aber, von der Wucht dieſer ſich heranwälzenden Rieſenmacht erdrückt zu werden, hatte die preußiſche Regierung keinen beſſeren Ausweg zu finden gewußt, als mit dem gewaltigen franzöſiſchen Schlachtenkaiſer auf deſſen Bedingungen hin ein Bündniß abzuſchließen und 20,000 Mann — nahezu die Hälfte der ihr nach dem Frieden von Tilſit noch verbliebenen Waffenmacht — zu deſſen Heer ſtoßen zu laſſen. Es blieb keinesfalls zu verkennen, daß für Preußen mit dieſem Schritt auch die letzte Möglichkeit, wenigſtens des preußiſchen Namens würdig zu enden, als verſchwunden erachtet werden mußte, und daß, wenn es Napoleon gelang, Rußland niederzuwerfen, das fernere Schickſal und die Entſcheidung über die Exiſtenz des preußiſchen Staats bedingungslos in die Hand dieſes einen Mannes gelegt waren. Bei der bekannten, gleichſam ahnungsvollen Abneigung des franzöſiſchen Kaiſers gegen Preußen konnte überdies über den Ausfall der Entſcheidung deſſelben in einem ſolchen Falle ſchwerlich der geringſte Zweifel obwalten.

Ehre und Pflicht hätten bei der ſo geſtalteten Lage der Dinge wohl zum Einſchlagen des gerade entgegengeſetzten Weges rathen ſollen, ja, es blieb unter den obwaltenden Verhältniſſen hier eigentlich gar keine Wahl, als, geſtützt auf Rußland, den Kampf um Sein oder Nichtſein wider die franzöſiſche Uebermacht aufzunehmen. Indeß die Männer, welche unmittelbar nach dem Unglückskriege von 1806 und 1807 den Wiederaufbau des durch denſelben zertrümmerten preußiſchen Staates mit ſo kräftiger Hand aufgegriffen hatten, und die einen derartigen Entſchluß wohl jener ſchwachmüthigen Unterwerfung vorgezogen haben würden, befanden ſich längſt nicht mehr in der Lage, ihren Einfluß hierfür geltend zu machen. Stein, der große freiſinnige Staatsmann, war ſeit 1810 bereits in der Leitung der Staatsgeſchäfte durch Hardenberg erſetzt worden und ſchließlich, geächtet von dem franzöſiſchen Kaiſer und verlaſſen von denen, die ihn hätten unterſtützen ſollen, nach Rußland entwichen, um von dort aus für ſeine Lebensaufgabe, die Befreiung Deutſchlands vom fremden Joche, zu wirken. Scharnhorſt, der tiefe Denker auf militäriſchem Gebiet, beſaß ſeit dem gleichen Zeitraume kaum mehr als eine berathende Stimme in der Umgebung Friedrich Wilhelm's III.; ſelbſt Blücher, der kühne Feuergeiſt, hatte eben erſt dem franzöſiſchen Einfluſſe weichen müſſen.

Dieſer ſchlimme Einfluß aber erhob ſein Haupt täglich kühner und fand eine mächtige Stütze in den Feudalen, welche durch die ſeit 1808 angetretenen innern Reformen -- ganz wie auch heute wieder — zu der blindeſten und maßloſeſten Oppoſition aufgeſtachelt, nur den einen Zweck verfolgten: wie ſie redlich beigetragen, den Urheber dieſer ihnen widerwärtigen Richtung, Stein, zu ſtürzen, jetzt auch deſſen Nachfolger, Hardenberg, der die Reformen deſſelben größtentheils aufgenommen, zum Fall zu bringen. Kaum, daß dieſer bedeutende Mann und ſeine wenigen Anhänger ſich wider die unabläſſig gegen ſie angeſponnenen Intriguen noch in ihren Stellungen zu behaupten vermochten. Der König endlich, langſam im Entſchluß und ſeinem ganzen innerſten Weſen nach, mehr zum Feſthalten an dem Alten und Beſtehenden hinneigend, ſchwankte zwiſchen den ihn beſtürmenden Anſichten hin und wieder. Wo hätte da ein Aufraffen zu einer ſo großen Handlungsweiſe, wie die entſchloſſene Aufnahme eines letzten Entſcheidungskampfes, wohl Platz greifen ſollen?

Der Eindruck indeß, welchen jene Entſchließung zu einem Zuſammengehen mit Frankreich auf die preußiſche Nation und Armee hervorbrachte, konnte in der That für nicht viel beſſer als der Anfang einer völligen Auflöſung betrachtet werden. Gegen 600 Offiziere, darunter Männer wie Pfuel, Clauſewitz, der jüngere Dohna u. A., quittirten den preußiſchen Dienſt und gingen größtentheils nach Rußland, um unter ruſſiſcher Fahne den gehaßten Landesfeind zu bekämpfen. Das Volk, das unter dem unerträglichen Druck der Fremdherrſchaft eben noch zu den ſchwerſten Opfern bereit geweſen war, ſank mit dieſer getroffenen Entſcheidung in eine dumpfe Lethargie zurück. Auch die Hoffnungsreichſten begannen jetzt an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln.

Und dennoch ſollte gerade aus dieſen anſcheinend hoffnungsloſen Zuſtänden die Rettung keimen.

Theodor Körner — dieſe im Innerſten ächt deutſche Natur — war bis dahin im Stillen, aber trüben Blickes und ſchweren Herzens, dem allen gefolgt, obgleich er ſich nach Außen hin ruhig verhielt und durch fleißiges Arbeiten den Schmerz ſeiner patriotiſchen Seele zu betäuben ſuchte. Selbſt die Liebe zu Toni konnte ihn das Unglück des Vaterlandes nicht vergeſſen machen, und gar manchmal, wenn beide Liebenden vertraulich zuſammenſaßen und plauderten, erſchreckte er die Geliebte mit der Andeutung, daß er, wenn je das Vaterland rufe, einer der erſten ſein werde, die ſeiner Stimme Folge leiſten würden.

Toni ſchauerte dann wohl leiſe zuſammen; aber ſie widerſprach ihm nicht; wie hätte auch ein ſo hochherziges Mädchen einen ſolchen Entſchluß tadeln können?

Immerhin hatte die politiſche Stimmung der Zeit einen großen Einfluß auf „Zriny“ ausgeübt. Körners Seele drängte es, ſeinem heldenmüthigen Sehnen, ſelbſt im Kampf für das Vaterland auftreten zu können, einen poetiſchen Ausdruck zu geben. Er ergoß daher die ganze Gluth ſeiner Vaterlands- und Freiheitsliebe in die Seele ſeiner Helden und legte ſo in das, mit unendlicher Spannung erwartete Stück eine Mahnung an Deutſchlands Söhne, ebenfalls Alles, Hab und Gut und Blut und Leben daran zu ſetzen, um — wie Zriny für Ungarn ſo für Deutſchland — die Ehre und Freiheit wieder zu gewinnen.

Unterdeß war „Zriny“ längſt vollendet und der Cenſur übergeben worden. Dieſe war denn auch gnädig geweſen, und das Theater an der Wien, unter der Direction des Grafen Palffy ſtehend, hatte das Stück angenommen.

Während ſich aber hier durch manche Zwiſchenfälle — namentlich durch die geheimen Intriguen ſeines lieben „Freundes“ Carlowitz, deſſen Schweſter eine der hervorragendſten Künſtlerinnen an dem Theater an der Wien und zugleich die Geliebte des Grafen Palffy war, — die Aufführung des „Zriny“ von einem Monate zu dem anderen hinausſchob, ſo daß bereits der Dezember des Jahres 1812 zu Ende ging, und Körner ſchon im September ſein Drama „Hedwig“ und im November das, der engliſchen Geſchichte entnommene fünfactige Trauerſpiel „Roſamunde“ vollendet hatte, war ein anderes Drama über die Weltbühne geſchritten, ſo furchtbar und ſo blutig, wie es die Menſchheit kaum noch geſehen . . . ein Drama, dem ganz Europa — natürlich auch Theodor und ſeine Braut — erſt mit athemloſer Spannung, dann mit Entſetzen und endlich mit unermeßlichem Jubel gefolgt waren.

Napoleons Siegertrotz hatte nämlich ſchon im Sommer dieſes Jahres einen Höhepunkt erreicht, der nicht mehr überboten werden konnte.

Der ſtolze Corſe war jetzt ſo maßlos despotiſch, ſein Verfahren gegen die Rechte der Völker ſo voll Willkühr, ſein Uebermuth gegen die Fürſten Europa's ſo ohne alles Maaß, und die Kontinentalſperre, ſo wie die militäriſche Tyrannei für alle Verhältniſſe des europäiſchen Lebens ſo drückend, daß Rußland, als es zu der ſtrengſten Maßregel gegen den britiſchen Handel gezwungen werden ſollte, dieſe Gebote unbefugter Despotie nicht länger ertrug. Der unterbrochene Verkehr mit England hatte den Umlauf der Lebenskräfte im ganzen ruſſiſchen Staatskörper gelähmt, und es erſchien deswegen, als die Klagen über Nahrungsloſigkeit lauter wurden, und als in allen Klaſſen ſich Mangel zeigte, am 13. Dezember 1810 ein Ukas, welcher, dem Tilſiter Frieden entgegen — dem Geſpenſt, auf welches Napoleon ſeine Macht im Norden Europa's gebaut zu haben meinte, — die Einfuhr der Colonialwaaren erlaubte und das Einbringen mancher Waaren, ſogar der franzöſiſchen, verbot. Dieſen Ukas betrachtete Napoleon als offenbaren Bruch, und um ſich zu rächen, beraubte er ohne einen einzigen Rechtsgrund den Herzog von Oldenburg, einen Verwandten des ruſſiſchen Kaiſers, ſeines Staates, wie er ſchon die Hanſeſtädte mit gleicher Rechtsloſigkeit verſchlungen hatte. Rußland, im Gefühl ſeiner bereits errungenen Obmacht in der europäiſchen Staatenpolitik, proteſtirte gegen die himmelſchreiende, an dem Herzog von Oldenburg verübte Gewaltthätigkeit, der alle ſeine Pflichten als Mitglied des Rheinbundes gewiſſenhaft erfüllt hatte, und ließ ſeine Truppen, 5 Diviſionen ſtark, eine Stellung gegen Warſchau hin einnehmen. Von nun an rüſtete Napoleon auf eine unglaubliche Weiſe und mit der ihm eigenthümlichen Raſchheit, um, wie er ſich ausdrückte, „die Dictatur von Europa zu erkämpfen.“ Kaiſer Alexander aber hatte dieſen Schlag längſt vorausgeſehen; wie er denn auch bei der Nachricht von der Unterzeichnung der Ehepakten zwiſchen der öſterreichiſchen Prinzeſſin und Napoleon ſehr richtig bemerkte: Nach dieſem Ereigniſſe werde es unſtreitig des Franken erſte That ſein, ihn, den moskowitiſchen Czaaren, womöglich in die Wälder des Ural zu jagen. Und ſo war es denn auch; hatte doch ſelbſt der Frieden zu Tilſit in allen Punkten des Vertrages nur die von Napoleon zum Zuſchlagen aufgehobene Kriegskeule gezeigt. Der Gedanke, Rußland zu unterwerfen, war aber ſo gigantiſch, ſo übermäßig kühn, daß die franzöſiſchen Diplomaten und Staatsmänner — jeder natürlich nach ſeiner Stellung und ſeinem perſönlichen Verhältniß zu Napoleon, —

dieſen von dem Gedanken eines Feldzuges an die Moskwa und an den Don abzubringen ſuchten; aber weder die Entfernung, noch das wirkliche und wahrhafte Schreckbild eines Aufſtandes im Rücken unter den hartgebeugten und ſich nach Befreiung ſehnenden Deutſchen, weder die Unzuverläſſigkeit der Bundesgenoſſen, noch die Vorſtellung, daß ſelbſt im Schooße von Frankreich leicht Verſchwörungen entſtehen könnten, und daß die ganze Kriegsunternehmung nichts mit der Nationalehre der Franzoſen gemein habe; — weder dieſe noch andere, von der Rechtmäßigkeit der Expedition hergeleiteten Gründe konnten den Stolz, den Starrſinn und das Vertrauen Napoleons zu dem Sterne ſeines Glückes wankend machen. Napoleon ſtieß ſogar noch in dem entſcheidenden Augenblicke Schweden von ſich, das ſich nun mit Rußland verbündete, und, als wolle er ſein Glück recht abſichtlich und faſt abenteuerlich auf die Probe ſtellen, unterließ er ſogar, ein Bündniß mit der osmaniſchen Pforte zu ſuchen, die doch Rußlands Streitkräfte hätte theilen können. Plötzlich verließ er Paris; wie ein Sturmwind durchflog der gewaltige Kriegsgott von Corſika die deutſchen Auen und verkündete im ſiegsberauſchten Uebermuthe: „die Beſiegten nehmen die Sprache der Sieger an; das Schickſal reißt ſie hin! wohlan, ſo möge ſich ihr Geſchick erfüllen!“ In Dresden verſammelte er ſeine Vaſallen: die Könige von

Preußen, von Sachſen, von Italien, die Rheinbundfürſten u. ſ. w. oder die Geſchäftsträger derſelben; und nun wälzte ſich ein Heer von einer halben Million Menſchen aus allen Nationen Europa's, auf das Gebot des einzigen Edelmannes von Corſika, durch Preußen über den Niemen, die Grenzſcheide des ruſſiſchen Reiches. Alle ſeine Kriegshelden, Söhne des Mars, begleiteten ihren Attila: Davouſt, Macdonald, Berthier, Junot, Mortier, Caulincourt, Victor, Ney, Lefebre, Leſſieres u. a. Es war ein Schauſpiel, das die Welt erbeben machte! — — Nach dem Abzuge dieſer ungeheuren Heerſäulen lag auf Deutſchland lautloſe Stille und Beklommenheit, wie vor dem Gewitter, das ſich am fernen Rande des Horizonts in einzelnen dunkeln Wolken bildet, drückende Schwüle und bewegungsloſe Stille vorausgeht. Und die Welt ſollte nicht lange auf die Entladung dieſes Unwetters zu warten haben. Jenſeits der Memel ſtand Alexander auf den weiten Ebenen Rußlands zwiſchen Waldungen und Moräſten und erwartete in ruhiger Haltung mit nahe 900,000 Mann, die aber da und dorthin vertheilt waren, die Ankunft der fränkiſchen Haufen. Indeß wie hätte ein noch ſo ſtarkes ruſſiſches Heer dem kriegeriſchen Genie des Corſen zu trotzen vermocht! Napoleon manövrirte in ſeiner genialen Weiſe ſo vortrefflich, daß ſich die ruſſiſchen Feldherren Barklay de Tolly, Benningſen, Wittgenſtein, Eſſen, Tormaſſow, Bagration, Tſchitſchagow, Platow u. a. hinter die Düna und von da Schritt um Schritt unter kleinen Gefechten, die Napoleons Raſchheit ungemein aufhielten, zurückziehen mußten. Wohl ſchlugen ſich die einzelnen Abtheilungen mit Tapferkeit bald da und bald dort; aber wenn auch die Ruſſen einigemal die Ueberhand hatten, ſo wurden ſie dennoch bis über Smolensk, — das ſie am 17. Auguſt 1812 bis zum letzten Mann vertheidigten und dann brennend den Franzoſen überließen, — zurückgeworfen; wobei ſie auf der Straße nach Moskau, alles, was ſie nicht mitnahmen, was aber nur irgend zur Pflege des Heeres dienen konnte, verwüſteten und vernichteten. Endlich — den 7. September — kam es an der Moskwa zur Schlacht. Die Franzoſen waren dabei 150,000, die Ruſſen etwa 120,000 Mann ſtark. Das Treffen war furchtbar! Von dem rechten bis zum linken ruſſiſchen Flügel lagen, als der Geſchützesdonner ſchwieg, 25,000 Pferde zerſchmettert hingeſtreckt, während der Tod unter den Menſchen eine noch reichlichere Ernte gehalten hatte: an 60,000 Leichen bedeckten den kalten eiſigen Boden. Obgleich der Tag nicht entſchieden war, zog ſich doch das ruſſiſche Heer zurück und überließ dem nachrückenden Feinde das leere Moskau, die alte Krönungsſtadt der Czaaren. Der Gouverneur von

Moskau aber, Roſtopſchin folgte ſeinen Landsleuten mit 40,000 bewaffneten Bürgern nach, und Napoleon nahm mit Freuden Beſitz von der Czaarenſtadt, bei dem ſchon ſcharfen Winter entſchloſſen, in dieſem hochberühmten Orte ſich und ſein Heer zu ſtärken und von hier aus den weiteren Feldzug zu leiten. Da mit einemmale donnerte die Stimme des Ewigen dem ſtolzen Corſen ihr: „Bis hieher und nicht weiter!“ entgegen und . . . es war um die Pläne des franzöſiſchen Attila geſchehen. Während die Franzoſen plünderten und begierig nach der verſprochenen Beute ſuchten, wo und was ſie nur rauben und ſtehlen konnten, ſtieg plötzlich eine Feuerſäule um die andere in furchtbarer Lohe empor. Es war, als ob durch Zauber überall Feuerſtoffe in ungeheuren Maſſen verbreitet worden wären. Napoleon erbebte. Das war kein Zufall . . . das war Verrath! . . . das war Abſicht! An 500 Orten ſchlugen jetzt die Flammen zugleich auf, ſo daß ganz Moskau bald ein unabſehbares ein unermeßliches Feuermeer bildete. Da erfaßte die unwiderſtehliche Gluth auch den Kremel, die alte ſtolze Feſte der Czaaren, und ſo mußte denn Napoleon die gräßliche Brandſtätte, ſein und ſeines Heeres einziges Aſyl für den Winter, eiligſt verlaſſen. Nur eine kurze Zeit ſah Bonaparte dem entſetzlichen Brande, von dem Luſtſchloſſe Petrowsken aus, zu, dann — im Gefühl, als ſähe er ſeine eigene Größe von der furchtbaren Gluth verzehrt werden, — befahl er den Rückzug aus dieſem unſeligen Troja. Aber dieſer Rückzug ward zum Fluche des Ewigen! Anfänglich in ziemlicher Ordnung vollführt, löſte er ſich bald in die wildeſte Flucht auf, ſo daß die Straße von Moskau bis an den Niemen in kurzer Zeit ein ununterbrochener Leichenacker ward, auf dem die Franzoſen — von drei Feinden zugleich, von den Ruſſen, von der Kälte, die bis 22 Grad ſtieg, und von dem Hunger überwältigt — mit ſammt ihrem Ruhme begraben lagen. Nichts geht über das Elend, das die armſeligen Trümmer einer Armee, wie ſie Europa zuvor nicht geſehen hat, beim Uebergange über die Bereſina vom 21—28. November zu erleiden hatten; Hunderte wurden in dem Gedränge niedergetreten, Tauſende verſanken in den Fluthen, Bataillone erſtarrten in dem ewigen Schnee, und ganze Regimenter mähte das feindliche Schwert nieder. Alle Kanonen, alle Munition, alles Gepäck war verloren, die wenigen Truppen liefen desorganiſirt auseinander, warfen die Gewehre von ſich und ſuchten Brod oder Pferdefleiſch, oder ſie forſchten nach einem ruhigen Winkel, um zu erfrieren oder von den nacheilenden Koſaken niedergeſtochen zu werden. Napoleon, der — zum erſten Mal und mit aller Bitterkeit — des Glückes Unbeſtand gegen ſeine Perſon hatte kennen gelernt, verließ am 5.

Dezember die Trümmer ſeines Heeres und eilte, nur in einen unanſehnlichen Pelzrock gehüllt, aus den verderbenbringenden Schneegefilden Rußlands durch Schleſien nach Paris. Von ſeinen fünfmalhunderttauſend Mann der ausgeſuchteſten Truppen — mit allem verſehen, was in der neueren Art des Krieges ein ſolches Heer furchtbar machen kann, — kamen etwa 30,000 Mann in den beklagenswertheſten Umſtänden, erfroren und ausgehungert in Preußen an.

Ganz Europa ſtand erſchüttert; auch Theodor Körner und ſeine geliebte Toni waren es. Wien, wenn auch von oben herab und nach Außen ruhig, zitterte nach Innen in fieberhafter Aufregung. Mit den Feuerzeichen Moskaus war eine Frühlingsahnung über die Völker gekommen und es bedurfte einer gewaltigen Einwirkung der, noch immer unter franzöſiſchem Einfluß ſtehenden öſterreichiſchen Regierung, um das Losbrechen ihrer Völker noch zurückzuhalten.

In dieſe Zeit – es war den 30. Dezember 1812 — fiel die erſte Aufführung des „Zriny.“

„Zriny.“

Selten noch hatte man ſo viele Menſchen nach dem Theater an der Wien hinſtrömen, ſo viele und prächtige Equipagen hier vorfahren ſehen, als heute, am Abend des 30. Dezembers des Jahres 1812. Ein großer Theil der guten Wiener war in Bewegung und unter ihnen namentlich die in Wien lebenden Ungarn; denn heute gab man ja zum erſtenmale ein neues großes Trauerſpiel, . . . ein Stück, das der ſchon bekannte und beliebte einundzwanzigjährige Dichter, Theodor Körner, geſchrieben, . . . ein Stück, daß die Großthat Zrinys, des ungariſchen Leonidas, im Jahre 1566 bei der Vertheidigung Sigeths behandelte, und von welchem das Gerücht ſchon umging, daß es in einem gewiſſen Raport zu den politiſchen Zeitverhältniſſen ſtehe und einen hohen Geiſt, Freiheits- und Vaterlandsliebe athme.

Schon waren Parterre, Sperrſitze und Logen faſt durchweg beſetzt, und noch immer flutheten neue Menſchenmaſſen dem Tempel Thalias zu.

Und welch' ein Auditorium war dies heute! In den Logen ſaß die Elite der Wiener Geſellſchaft, die Ariſtokratie und die Finanzwelt. Da ſah man den Fürſten und die Fürſtin Lobkowitz, den Fürſten Eſterhazy, eine Maſſe ungariſcher Edelleute, den preußiſchen Geſandten, Wilhelm von Humboldt, den Grafen Collorat, Frau von Pereira, Herrn und Frau von Pichler, den berühmten Aeſthetiker Friedrich von Schlegel, den Bildhauer Rauch, den großen Componiſten Beethoven, Frau von Weiſſenthurm, den Baron und die Baronin Eſkeles und — zur allgemeinen Verwunderung — ſelbſt den Erzherzog Karl, den Sieger von Aſpern.

Wie glänzte und funkelte das alles in blendender Pracht; — wie maleriſch ſchön ſahen namentlich die ſo zahlreich vertretenen Ungarn in ihren koſtbaren Pelzen, in ihren prachtvollen, von Gold und Edelſteinen blitzenden Uniformen aus. Die kühnen Züge der Magyaren leuchteten dabei, als ſollten ſie ſelbſt in der nächſten Stunde die Heldenweihe empfangen und in den Tod für das Vaterland gehen. Es war der Geiſt der Geſchichte, der ſie anwehte; . . . die ſtolze Erinnerung an eine große Vorzeit, die ſchon — angefacht durch den Namen „Zriny" — ihre Herzen höher ſchlagen machte.

Aber pochte denn in dieſer Stunde Theodor Körners Herz nicht noch mächtiger?

Körner befand ſich hinter den Couliſſen, da es zu kühn geweſen wäre, ſich heute unter das Publikum zu wagen, oder auch nur in der Loge zu erſcheinen, die ihm — als Autor des Stückes — Graf Palffy angeboten. Jetzt galt es ja eine große Entſcheidung! Mit dem „Zriny“ mußten die Würfel fallen, mußte es ſich entſcheiden: ob er wirklich zum Theaterdichter geboren ſei oder nicht? . . . ob ſeine Kraft für das Hochtragiſche ausreiche, oder nur für engere Schranken und niedere Sphären geſchaffen ſei? . . . ob er der Liebling Wiens bleiben ſolle? . . . und . . . ob er endlich ſeine geliebte Toni bald ganz die Seine nennen dürfe? Denn das ſtand feſt, von der Aufführung des „Zrinys“ und der Aufnahme des Stückes im Publikum hing jedenfalls ſehr viel . . . aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeine Anſtellung als Theaterdichter am Burgtheater ab. Mit dieſer Anſtellung aber winkte ſeiner liebenden Ungeduld, ſeiner heißen Sehnſucht eine liebliche Erfüllung, . . . mit ihr konnte er ſeiner Toni in der That Herz und Hand bieten.

Hatte ihm doch die Fürſtin Lobkowitz, ſeine hohe Gönnerin, dies ſchon merken laſſen, und deren Gemahl war ja Intendant des kaiſerlich königlichen Hof-Theaters an der Burg.

Was ſtand alſo nicht alles auf dem Spiele! War es da ein Wunder, wenn Theodor Körner das Herz noch banger pochte, als bei der Aufführung ſeiner dramatiſchen Erſtlingsverſuche? Seine Aufregung war jetzt in der That noch größer als damals; wie es denn auch ſeine haſtigen Bewegungen und ſein wechſelndes roth und bleich werden verriethen. Außerdem war er jetzt auch bekannt genug mit dem Theaterleben, um zu wiſſen, daß bei der erſten Aufführung eines Stückes alle Berechnungen täuſchen können; daß es oft nur eines kleinen Zufalls, einer wunderlichen Laune des Schickſals bedarf, um eine wirklich gute poetiſche Schöpfung zu ſtürzen. Ein ungeſchickter tölpelhafter Statiſt, . . . der Fehler eines Zimmermannes, . . . das Hängenbleiben einer Decoration, . . . drei ſchlecht oder falſch geſprochene Worte . . . alle dieſe und hundert andere Kleinigkeiten können — namentlich in der Tragödie — alles umwerfen und vernichtend wirken.

Zum Unglück hatte man denn auch noch Körner heute Abend, kurz vor ſeinem Eintritte in das Theater, etwas zugeflüſtert, was er zwar nicht glaubte, was ihm aber doch die Unbefangenheit auf eine bittere Art nahm. Es war die, von einem nicht unbedeutenden Mann ihm in das Ohr geraunte Nachricht, daß es ſein Freund Carlowitz geweſen ſei, der bis dahin, vermittelſt ſeiner Schweſter, der Aufführung des „Zriny“ ſo viele Schwierigkeiten zu bereiten gewußt habe, und daß derſelbe auch heute — aus Neid gegen Körner — den „Zriny“ durch eine Demonſtration zu ſtürzen hoffe.

Die Nachricht wirkte im Anfang faſt komiſch auf den jugendlichen Dichter: Carlowitz war ja ſein beſter Freund! Nach und nach aber wurmte ihm die Geſchichte doch: es fielen ihm Dinge ein . . . er erinnerte ſich hie und da an Bemerkungen und Stimmungen des Freundes, die ihm jetzt erſt klar wurden; . . . es traf ihn wie ein Donnerſchlag.

Aber nein! . . . wer wird bei dem leiſeſten Hauche eines Verdachtes den Spiegel der Freundſchaft gleich dunkel anlaufen laſſen?

„Heraus mit dieſem Tropfen Gift aus meinem Blute!“ — rief er vor ſich hin, und nahm ſich vor, heute nicht mehr an dieſe Sache zu denken.

Wenn nur nicht noch etwas Anderes geweſen wäre.

Körner hatte nämlich vor einiger Zeit das heute aufzuführende Trauerſpiel bei Frau von Weißenthurn vorgeleſen. Auch Caroline Pichler und ihre Mutter, Frau von Greiner, ſo wie noch andere Freunde, waren damals zugegen. Das Stück gefiel allgemein; als der Dichter aber an die Scene kam, wo Juranitſch ſeine Helene erſticht, um ſie vor Schande zu retten und den Heldentod ſterben zu laſſen, ſchrie Frau von Greiner entſetzt auf, und ſie ſowohl, als Frau von Weißenthurn gaben ſich alle Mühe, den jugendlichen Autor zu bereden, die Scene zu ändern, weil dieſer kaltblütige Mord doch gar zu gräßlich ſei.*)

Da Körner aber gerade auf dieſe Scene einen ſehr hohen Werth legte, hatte er ſie ſtehen laſſen.

Jetzt fiel ihm der Gedanke an dieſen Vorfall mit einemmale mit Centnerlaſt auf die Seele.

Himmel! wenn die alte Frau recht behielte! Wenn jene Scene wirklich zu graß wäre und auf das Publikum denſelben Eindruck machte, wie auf jene beiden Damen? Wenn er ſich hier eine Blöße gegeben?

Es ſchoß ihm wie Feuer nach Herz und Kopf. Wäre es möglich geweſen, er hätte im Augenblick noch ſein Stück — wenigſtens für heute — zurückgezogen.

Aber . . . es war zu ſpät! Die Schelle war ſchon einmal ertönt: der Vorhang mußte ſich gleich heben; . . . und horch! horch! wie es hinter demſelben aus dem Parterre heraufrauſcht, faſt wie die Brandung eines tobenden Meeres, das mit Ungeduld ſein Opfer verlangt!

Sein Opfer! . . . es ſchwindelte Körner . . . das konnte er ſein!

Aber hatten ſich denn Humboldt und Schlegel, dieſe Männer von Gewicht, welchen Körner ſein Stück ebenfalls vorgelegt, nicht ſehr vortheilhaft über den „Zriny“ geäußert?

---

*) Karoline Pichler: „Denkwürdigkeiten" II. Theil. fol. 206.

Vergebens ſuchte er ſich damit zu tröſten; das Brauſen des ſich immer mehr anfüllenden Hauſes; die Unruhe, die ſich vor dem Vorhange geltend machte, und die aus der Ungeduld der wartenden Menge erwuchs, ſchienen ihm jetzt die drohenden Zeichen eines nahe bevorſtehenden Sturmes, der alle ſeine Hoffnungen umwerfen und zerſtören werde.

Selbſt die Zuſprüche der betheiligten Schauſpieler halfen nichts. „Nur nicht verzagt!“ — ſagte der berühmte Korn, der als erſter Liebhaber die Rolle des „Juranitſch“ in dem Drama ſpielte, indem er zu dem jugendlichen Autor trat und ſeine Hand lächelnd auf deſſen Achſel legte — „nur nicht verzagt, junger Freund! Ich ſage Ihnen, das Stück macht Effect. Es hat Prachtſcenen und Rollen, in welchen die Künſtler etwas leiſten können. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß es Furore macht. Ich kenne meine Wiener.“

„Das möge der Himmel geben!“ — ſagte Körner kleinlaut. — „Wenn es nur nicht zu lang iſt. Ich könnte mir die Haare ausraufen, daß ich es nicht gekürzt habe, wie Schlegel wollte.“

„Und die ſchönſten Stellen weggeſtrichen!“ — rief der Schauſpieler Grüner.

„Das meinte auch Carlowitz!“ — verſetzte Körner.

Korn, Grüner, und Ochſenheimer, der bewährte Charakterdarſteller — der eben noch hinzugetreten war — lachten laut auf und riefen: „Der Trauerſpieldichter mit dem Buch unter dem Arm?“

„Der ſeit drei Jahren von ſeinem Drama ſchwätzt, ohne einen einzigen Act fertig zu bekommen?“

„Die Jammerſeele?“

„Das Männchen, das immer von ſeinen bereits gedruckten Werken ſpricht, die aber keine Seele jemals geſehen hat?“

„Man ſollte den ganzen Kerl drucken laſſen.“

„Da käme unter der ſtärkſten Preſſe noch kein Fünkchen Geiſt heraus!“

„Laſſen Sie ſich von dem, Körner!“ — rief Grüner lachend. — „Er iſt ein ſentimentaler Hanswurſt und doch eine boshafte Katze.“

Körner bebte zuſammen: war das die Stimmung, mit welcher dieſe Künſtler ihre Aufgabe löſen, ſein Stück mit der Weihe der Erhabenheit geben wollten?

Sie kamen ihm jetzt mit ihrem geſchminkten Wangen, falſchen Bärten und unächten Coſtümen entſetzlich vor. O Gott! waren denn dies wirklich die drei berühmten Mimen, die Wien ſo ſehr liebte?

Konnte man denn — fünf Minuten vor Beginn eines Trauerſpiels wie Zriny — Poſſen machen, wenn man ſelbſt Hauptrollen darin zu ſpielen hatte?

Und die ſchönen Decorationen um ihn her, in welche Kleckſe, welche grobe Schmierereien hatten ſie ſich verwandelt. Und die ſtupiden Geſichter der Statiſten, die den Chor ſeiner Helden abgeben ſollten, und dort Sultan Soliman, der eben aus einer großen Tabacksdoſe eine mächtige Prieſe nahm und in die Naſe ſchob.

Körner fühlte ſich an die Stirne.

Neben ihm lachten die Schauſpieler luſtig und beſtimmten das Gaſthaus, in welchem ſie ſich nach der Vorſtellung treffen wollten.

Theodor war am Davonlaufen, als ihm plötzlich ein reizender Engel erſchien. Es war Toni, die, als Tochter Zriny's, in dem ſchönen maleriſchen Coſtüm der „Helene“ aus der Damengarderobe trat. Eine Tunika von weißer Seide hüllte die zarte Geſtalt reizend ein, während der ungariſche Kalpak mit wehenden Reiherfedern ſich kühn und doch zugleich lieblich auf ihrem Lockenhaupte wiegte. Ein idealer Hauch umſchwebte dabei das anmuthige Mädchen, als ſie, ſtill lächelnd und mit einem Blick voll Zärtlichkeit, in dem eine wunderbare Ermuthigung lag, zu dem Dichter trat.

Die Liebe ſieht ſcharf: Toni hatte die peinliche Stimmung des Geliebten ſofort erkannt. Jetzt funkelte es in ihren Augen, als wäre ſie in der That die Tochter des ungariſchen Helden, und mit ſtolzen und feſten Schritten auf Körner zutretend, ſagte ſie mit ihrer ſanften Engelsſtimme, aber doch zugleich mit ſchöner Zuverſicht:

„Muthig, Theodor! wer dem Edlen und Großen einen ſo würdigen Ausdruck verliehen, wie Du im Zriny — wer, dichtend, ſelbſt ſo groß und edel wie Du gedacht, — wer ſeine, von Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllte Seele, ſo wie Du, ſeiner Schöpfung eingehaucht, der darf nicht für den Erfolg ſeines Stückes bangen. Glaube mir, dieſer Abend wird einer der ſchönſten Deines Lebens werden!“

„Du biſt mein guter Engel!“ — rief Körner erleichtert und mit einemmale wieder aufgerichtet und freudig gehoben, — „o ich war ſchon ſo muthlos . . .“

„Du?“

„Ja, ich! Stelle mich in eine Schlacht, ich werde, bei Gott, nicht bangen; aber hier . . . heute . . .“

„Hat mein Theodor zu bangen aufgehört!“ — ſagte Toni mit unendlicher Liebe in Stimme und Blick. — „Was Dich auf den Schwingen der Begeiſterung dichtend emportrug, das wird auch uns Künſtler wie mit Sturmesflügeln erheben und das Publikum zur Begeiſterung fortreißen. Glaube mir, der Lorbeer des Abends iſt Dein!“

„Wenn es ſein ſollte, durch Dich!“

„Dann“ — flüſterte das Mädchen, ſanft erröthend, — „laß ihn uns theilen, wie in der Zukunft Alles!“

„So ſei es!“ — rief Körner ſtrahlenden Auges. — „Jetzt iſt meine Seele wieder frei und froh, — jetzt mag die Schlacht beginnen.“

Und mit einem leiſen Druck der Hand und einem ſeligen Blick trennten ſich beide, denn die Glocke des Souffleurs erklang zum dritten Male, den Beginn der Vorſtellung verkündend.

Körner fühlte ſich durch die Erſcheinung der Geliebten und das kurze Geſpräch mit ihr wunderbar gekräftigt; das alte Vertrauen und der alte Muth waren zurückgekehrt, und als der Vorhang nun langſam in die Höhe rauſchte und er, zwiſchen den Couliſſen durch, das überfüllte Haus, alle die Herren und Damen, die Fürſten und Grafen, die geſpannten Geſichter und die flammenden Augen der Magyaren erblickte, da kam es über ihn mit ſtolzer ſeliger Freude und es war ihm als donnere der Jubelruf mit Toni's Worten durch das Haus: „Muth! glaube mir, der Lorbeer des Abends iſt dein!“

Aber jetzt, welche athemloſe Stille! Kein Laut, kein Ton unter den Zuſchauern; . . . nur die Stimme der Schauſpieler, welchen das Publikum athemlos lauſcht, iſt zu vernehmen. Und von Scene zu Scene ſteigt die Spannung; . . . von Akt zu Akt folgt man der Handlung mit verdienter Theilnahme. Juranitſch und Helene ſpielen meiſterhaft. Jetzt ſtürzt der Held zu neuem

Kampfe fort, die theure Braut in Schmerz und Wehmuth zurücklaſſend, — ſie, die in banger Ahnung die Burgen ſchon rauchen, der Heldenſöhne viele fallen ſieht!

O! wie da die Lage des Vaterlandes — dem ſchon faſt zur Gewißheit gewordenen neuen Kriege gegenüber — Jedem an das Herz tritt. Ein kalter Schauer durchrieſelt Alle. Ja den Dichter ſelbſt packen die eigenen Worte mit einer wunderbaren ihm unerklärlichen Beklommenheit als läge eine trübe, ihn perſönlich berührende Prophezeihung darin.

Doch das iſt nur momentan; dem ſchönen, mit herzgewinnender Innigkeit geſprochenen Monolog Helenens, folgt ein donnernder Applaus. Das Intereſſe und die Begeiſterung haben ſich Bahn gebrochen und ſteigern ſich jetzt im zweiten Aufzuge — namentlich bei den lebhaften Ungarn — von Minute zu Minute.

Da ruft, am Schluſſe dieſes Aktes Zriny:

„Wohlan, ſo hört auf Eures Hauptmanns Stimme!
Mit ungeheurer Macht zieht Soliman
Auf Sigeth los und dräut uns zu verderben;
Drum, Brüder, gilt's! — Der Kaiſer Maximilian
Rückt zwar nach Raab, ſein Heer dort zu verſchanzen:
Doch viel zu ſchwach, im offnen Feld dem Feind
Des Siegs zweideut'ge Lorbeern abzutrotzen,
Wär's tollkühn Wagniß, uns Entſatz verſprechen.
Drum traut er uns und unſrer Felſentreue,
Daß wir für Gott, für Vaterland und Freiheit,
Den Tod nicht achten, wie es Helden ziemt,

Und freudig für den heil'gen Glauben ſterben.
Scheut nicht die Macht, das ganze Meer bricht ſich
An einer einz'gen kühnen Felſenklippe.
Scheut nicht die Uebermacht, und gehen Hundert
Von ihrer Zahl auf einen Mann von uns,
Gott iſt mit uns und ſeine heil'gen Engel.
Ich fühl' ein ganzes Heer in meiner Bruſt!
Die weite Chriſtenheit ſieht angſtzerriſſen
Auf uns, den kleinen Haufen Männer, her.
So weit das Kreuz ſich auf die Berge pflanzte,
Liegt alles Volk auf ſeinen Knie'n und betet
Zum ew'gen Gott für unſern Sieg!
Und wie ſie uns und unſrer Kraft vertrau'n,
So tretet ſtolz zum Kampfe, kühn zum Tod.
Wenn mir dann auch was menſchliches begegnet,
Und wenn ich früher fallen muß, als Ihr,
So ſei mein alter Waffenfreund Alapi
Der Feſte Hauptmann, dem gehorcht, wie mir! —
Nun hört noch das Vermächtniß meines Willens,
Das ernſte Wort des alten Hauptmanns an:
Wer ſeinen Obern den Gehorſam weigert,
Der ſtirbt durch's Beil; wer den beſtimmten Platz
Auf Augenblicke nur verläßt, der ſtirbt,
Ohne Verhör, wenn kein Befehl gerufen.
Wer einen Brief annimmt vom Saracenen,
Stirbt als Verräther. Was vom Feinde kommt,
Wird ungeleſen in die Gluth geworfen.
Zwei, die beſorgt und ängſtlich thun, und heimlich
Sich in die Ohren flüſtern, ſollen hängen! wer es ſieht,
Und weil's ihm Freunde ſind, die That nicht anzeigt,
Hängt, wie ſie ſelbſt; denn wir ſind Sterbende,
Und haben kein Geheimniß vor einander.
Der Tod des Schützen, der am Schloßthor heut'
Wider den Dwako ſeinen Degen zog,
Verbürge Euch die Strenge meines Worts.
Mit ihm ſterb' auch der Janitſcharenhauptmann,

Der ſchwarze Läſt'rung wider unſern Glauben
Aus ſeiner gottverfluchten Lippe ſtieß.
Auch die dreihundert der gefangenen Türken;
Wir haben nichts zu eſſen für die Hunde,
Und geben kein Quartier, verlangen keins.
Man pflanze ihre Köpfe auf die Mauer,
Sie zahlen uns für unſrer Dörfer Brand,
Und für das Blut ſchuldlos erwürgter Brüder.
Ein großes Kreuz, das Zeichen unſers Glaubens
Sei blutig roth auf unſer Thor geſtellt,
Das melde den verwegnen Türkenhunden,
Wie, und wofür der Ungar kämpft und ſtirbt.
Und wie ich jetzt, der erſte, Euer Hauptmann,
Vor Gott hinknie zum gewalt'gen Schwur,
So thut mir's nach und ſchwörts auf meinen Säbel!"

Und Zriny, in den Vordergrund tretend, kniete nieder, hob ſchwörend die Rechte auf und rief:

„Ich, Niklas, Graf von Zriny, ſchwöre Gott,
Dem Kaiſer und dem Vaterlande Treue
Bis in den Tod! So mag der Himmel mich
In meines Lebens letztem Kampf verlaſſen,
Wenn ich Euch je verlaſſe, brüderlich
Nicht Sieg und Tod mit meinen Ungarn theile!"

Und als die Hauptleute nun die Säbel zogen, ſie über dem Schwerte Zrinys kreuzten und Alle mit Todesmuth den Schwur leiſteten:

„So ſchwören wir, Dir, Zriny in die Hand:
Gott, Kaiſer und dem Vaterlande Treue
Bis in den Tod! bis auf den letzten Mann!"

da brach es wie ein entfeſſelter Organ los, daß das Haus zitterte und alle Herzen mit. Die leidenſchaftlichen Ungarn aber waren wie elektriſirt: ſie klatſchten in die Hände, ſie ſtampften mit den Füßen, daß die Sporen klangen, ſie ſchlugen an ihre Schwerter, daß es wie Kriegslärm weithin raſſelte, und dazwiſchen ſchwangen die Damen ihre Tücher und rieſen mit gleicher Begeiſterung ihr „Bravo!“ „Bravo!“

Körner war vor Erregung bleich wie der Tod geworden. Thränen des Entzückens ſtanden in ſeinen Augen . . . das . . . das . . . hatte er nicht erwartet.

> „Doch . . . mit des Geſchickes Mächten
> Iſt kein ew'ger Bund zu flechten!“

Noch einen gefährlichen Moment galt es zu überwinden . . . jene ſchauerliche Scene, in der Juranitſch die Geliebte erſticht. Dachte Körner an ſie, ſo kam es ihm vor, als ob ſein Blut erſtarre und ſeine Pulſe ſtockten. Selbſt wenn Toni's begeiſterte Blicke ihn ſtreiften, vermochten ſie ihn nur momentan über dieſe Angſt hinauszuheben.

Unterdeſſen ſteigerte ſich der Beifall fortwährend. Kaum daß das Publikum zu athmen wagte. Da nahte ſich, bei der aufs Höchſte geſtiegenen Spannung die Kataſtrophe.

Plötzlich fiel Körner die Warnung vor Carlowitz ein.

Wenn es wahr ſein ſollte, was man ihm zugeflüſtert? Wenn ſich die Intrigue an dieſe Stelle klammern ſollte?

Theodor lehnte ſich gegen eine Couliſſe: es ward ihm ſonderbar vor den Augen. Aber horch! ... horch! ... das war ja die bewußte Scene! ... Himmel! der Moment der Entſcheidung kam ...

Er hörte Toni's ſüße Stimme die für ihn jetzt unheilſchwangeren Worte — als Helene — mit höchſter leidenſchaftlicher Begeiſterung rufen:

„Wenn Du mich liebſt,
Wenn Deine Schwüre nicht der Wind verwehte,
Wenn Dir, was heilig iſt auf dieſer Welt:
Gott, Unſchuld, Freiheit, Vaterland und Liebe,
O, tödte mich! dort komm ich Dir entgegen,
Und reiche Dir den Kranz der Palme zu.
Wenn Du mich liebſt — Du kannſt mir's nicht verweigern.
Ich muß ja ſterben! Oder ſoll der Großherr
Mich mit ſich ſchleppen unter ſeine Sclaven?
Iſt Dir mein Tod nicht lieber als die Schande?
Soll mich Gewalt — ?

Jetzt fiel Juranitſch ein:

„Halt ein! ich tödte Dich!“

Er hebt den Dolch. Jetzt wieder Helene:

„Nicht ſo, Geliebter! nicht im wilden Sturme,
Nein, ruhig, friedlich ſenke Deinen Dolch
In meine Bruſt und öffne meiner Seele
Den ſchönen Weg der lichten Heimath zu.
Umarme mich! O, wie ich glücklich bin!
Auf einmal wird es klar in meinen Augen,
Der Schleier reißt, das Leben ſeh ich licht,
Ein neuer Morgen ſtrahlt in meinem Herzen!
So tödte mich! und küſſe mir die Seele
Mit Deinem Brautkuß von dem blaſſen Mund!“

„„Dort alſo, dort! dort finden wir uns wieder?“ “
„Dort bin ich Dir auf ewig angetraut!“
„„Von dort ſchauſt Du auf Deinen Jüngling nieder?“ “
„Weile nicht lange, ach, Dich ruft die Braut!“
„„Und kommt der Tod und rufen meine Brüder?“ “
„Dann ſtirb als Held und triumphire laut,
Ich komme mit der Palme Dir entgegen.“
„„So nimm den Kuß und bitte Gott um Segen!“ “

In dieſem Momente aber, in dem Juranitſch die Geliebte durchbohrt und kalter Schauer aller Herzen erfaßt und zu Eis erſtarren macht, ... in demſelben Momente ... Gerechter Gott! — Körner hält ſich krampfhaft an der Couliſſe — tönt von der einen Seite des Hauſes her, ein vernehmbares Ziſchen. Iſt es die Intrigue? ... iſt es die angedrohte Kabale? ... iſt es Unwille über die grauſige That?

Der Lorbeer wankt ... das Stück und ſein ganzer Erfolg ſind in Gefahr! ...

Aber horch! ... das Ziſchen war nur momentan ... es iſt zur Ruhe gebracht ... das Stück ſpielt weiter.

Körner athmet auf. Er horcht ... er lauſcht ...

Zriny ſpricht unter Todtenſtille ſeinen letzten großen Monolog:

„Zum letzten Mal ſprech' ich zu meinen Freunden.
Erſt Dank Euch allen für die Heldentreue,
Mit der Ihr dieſen Kampf beſtanden habt.
Mit frohem, freiem Herzen darf ich's ſagen,

Verräther gab es nie in meinem Volk.
Wir Alle haben treu den Schwur gehalten,
Die Meiſten gingen kühn im Tod voraus,
Und warten dort auf ihres Siegs Genoſſen.
Kein einz'ges Herz iſt hier im ganzen Kreis —
Das iſt mein Stolz, — das nicht mit frohem Muth
Das letzte Leben für ſein Vaterland,
Den Kaiſer und den heil'gen Glauben wagte,
Dafür Euch Dank! Gott wird es dort belohnen.
Denn diesmal gilt's zu ſterben! Feindes Macht,
Die hundertfach uns überlegne Macht,
Wir haben ſie mit Glück zurückgeſchmettert,
Wir haben ſie zu Tauſenden geſchlachtet,
Und blut'gen Tod auf ihren Stolz gewälzt.
An zwanzigtauſend ſeiner beſten Krieger
Läßt Soliman vor dieſer Inſelburg,
Und ſeiner Fürſten wurden viel begraben;
Doch andre Feinde kämpfen gegen uns,
Wo Männerkraft nicht ausreicht, um zu ſiegen.
Sie wühlten Minen in des Berges Schooß,
Die Treue unſrer Mauern iſt erſchüttert,
Der Pechkranz flog verderbend auf das Schloß,
Es kämpft das Element mit unſerm Muthe!
Am fürchterlichſten aber ſtürmt der Hunger
Auf die geſchwächten Haufen; kaum den Tag
Reicht unſer Vorrath aus, wir müſſen ſterben,
Denn an Ergebung denkt der Ungar nicht,
Der ſeinen Kaiſer liebt und ſeine Ehre!
Ihr denkt's auch nicht, das weiß ich, alſo ſterbt!
Hinaus, hinaus, wo ihre Trommeln rufen!
Soll'n wir verbrennen? ſoll'n wir hier verhungern?
Nein! laßt uns ſterben, wie es Männern ziemt!
Zeigt Euerm Feind das Weiße in dem Auge,
Ringt mit dem Tod, bezahlt den Tropfen Blut,
Den letzten noch mit eines Feindes Leben!
Nur unter Leichen bettet ſich der Held.

Die er vorausgeſandt als Todtesopfer!
Wer ſo wie wir den großen Schwur gelöſt,
Wer ſo für Gott und Vaterland gefallen,
Der lebt im Herzen ſeines Volkes fort,
Und kämpft ſich oben in das ewige Leben
Und gehet ein in Gottes Herrlichkeit!“

Und als nun Zriny's Gattin mitten unter den Flammen erſcheint, die das Schloß verzehren und den Todgeweihten den letzten Halt rauben, als dieſe, unter dem Trompetengeſchmetter, Trommelwirbel und Feldgeſchrei der wüthend anſtürmenden Türken, die Zugbrücke niederlaſſen und ſich auf den Feind werfen; — als Juranitſch mit der Fahne voraus, dann Zriny und die Uebrigen im Heldenkampfe fallen, . . . im gleichen Momente aber Zrinys Gattin mit aufgelöſtem Haare, eine brennende Fackel in der Hand, auf dem Pulverthurm der Feſtung erſcheint, die Fackel in denſelben ſchleudert, und nun unter furchtbarem Krachen das Schloß in die Luft fliegt, all' die edlen Helden und Heldinnen unter ſeinen Trümmern begrabend...da brach ein ſo wüthender Sturm des Beifalls los, wie kein Wiener Theater ihn noch erlebt.

Alles fühlte ſich auf das Tiefſte erſchüttert; . . . Die Ungarn waren begeiſtert über die Verherrlichung ihres vaterländiſchen Leonidas; . . . aber auch die Herzen der guten Wiener pochten ſtürmiſch in dem Bewußtſein der naheliegenden Bedeutung des zeitgemäßen Stoffes, da es ja nur zu nahe bevorſtand, daß der Sultan des Weſtens, der Unterdrücker Deutſchlands, aufs Neue ſeine Hunderttauſende auf das bedrängte Vaterland werfen werde.

Darum die kaum zu beſchreibende Begeiſterung, ... darum der nicht endende Beifallsſturm, ... **daher die merkwürdige, in dieſen Räumen unerhörte Auszeichnung für den Dichter ... von der Menge herausgerufen zu werden.**

Theodor Körner ſtand wie betäubt. Dies unerhörte Glück kam ihm ſo unerwartet ... die Sache war ſo neu, daß er ſich ſträubte, dem Rufen des Publikums zu folgen.

Aber die Menge ſtürmte und klatſchte fort und fort; die Rufe „Körner!“ „Körner heraus!“ hörten nicht auf, die Sporen klirrten, die Säbel raſſelten, die Tücher der Damen winkten, ... da ergriff Grüner, der, wie die Adamberger und Korn, ebenfalls gerufen worden war, den Arm des jungen Dichters und zog Körner heraus.

In dem gleichen Momente ſchwieg alles. Körner fühlte, daß er einige Worte ſprechen müſſe, und ſo ſagte er, raſch gefaßt:

„Ich fühl' es deutlich in mir, daß ich dieſen ſchönen Zuruf nicht meiner ſchülerhaften Muſe, nein! nur dem ſchönen Eifer des edlen Künſtlervereins und dem begeiſterten

Andenken an die große That einer großen Nation zu danken habe!“

Da donnerte es abermals durch das Haus, und das Beifallsklatſchen wollte kein Ende nehmen. — — —

Als der Lärm endlich verrauſcht war, und ſich auch die Schauſpieler ſchon von den Brettern verloren hatten, kam Körner wieder zu ſich. Mit der Hand über die Stirne fahrend, als erwache er aus einem Traume voll beglückender Eindrücke, blickte er auf . . . da ſtand Toni an der Seite ihrer Tante vor ihm. Sie war ſchon umgekleidet und zum Nachhauſegehen bereit. Aber auf ihrer Stirne throute noch immer jene ſtolze Begeiſterung, mit der ſie ihre Rolle ſo herrlich durchgeführt.

„Toni!“ — rief Körner entzückt, Thränen der Freude in den Augen.

„Hab' ich's nicht vorausgeſagt,“ — entgegnete das Mädchen mit ſeligem Lächeln — „der Lorbeer des Abends gehört meinem Theodor!“

„Der ihn mit Dir theilt!“ — rief Körner. — „Sei und bleibe mein, Geliebte, . . . auch wenn mich der Schlachtenruf von Deiner Seite ziehen ſollte.“

„Du haſt mich wie Helene denken gelehrt!“ — entgegnete Toni. — „Gott aber wird geben, daß uns ein freundlicher Loos beſchieden ſei.“

„Laß uns dies hoffen. Der Himmel wird darüber entſcheiden!“ — rief Körner und ſchloß Toni mit Entzücken in ſeine Arme. — „Jedenfalls gehören wir uns auf ewig!“

„Auf ewig!“ — wiederholte das Mädchen und ein heißer Kuß brannte auf den Lippen des Jünglings.

Erzherzog Karl.

Es iſt für die Reiſe des Lebens — dieſe Meerfahrt, die an ſo vielen Klippen vorbeiführt und über ſo manche Untieſen — nicht genug, daß der Verſtand am Ruder ſitzt; . . . auch das Glück muß in die Segel blaſen, wenn das Ziel erreicht und das Schiff in den Hafen geführt werden ſoll.

Theodor Körner war bis dahin in der That mehr als die meiſten Sterblichen vom Glück begünſtigt worden. Vor allen Dingen hatte ihm die Natur ein ſchönes Talent in die Wiege gelegt, und dieſem — was viel heißen will — die Gabe beigeſellt, es mit unglaublicher Leichtigkeit zu verwerthen. Mit ein und zwanzig Jahren konnte er ſich bereits rühmen, eine hervorragende Stellung in der deutſchen Literatur einzunehmen. Dazu kam, daß ſeine Eltern ihm keine Hinderniſſe bei der Wahl ſeines Berufes als Dichter in den Weg legten, während ihre Wohlhabenheit ihn vor den drückenden Sorgen des Lebens — die ſonſt ſo manches ſchöne Talent niederhalten oder gewaltſam zum Sklavendienſte unter den Erdenſtaub und ſeine Anforderungen herabwürdigen — ſchützten. Dann aber erleichterten ihm auch die Stellung und der hochgeachtete Name ſeines Vaters den Eintritt in die Geſellſchaft und verſchafften dem jungen Manne Zugang zu den bedeutenſten Häuſern, in die Kreiſe der erſten Künſtler und Gelehrten, ja ſelbſt in jene der hohen Ariſtokratie. Wer wie Theodor Körner, eine Herzogin und einen Grafen zu Pathen hat und die Freunde ſeines Vaters und ſeines väterlichen Hauſes in Sphären aufſuchen darf, die den größten Verdienſten meiſt verſchloſſen bleiben, der hat allerdings gegen Andere viel voraus. Zu dem Allem kam aber bei Körner auch noch das Glück, daß ſeiner dramatiſchen Schöpfung die Zeitverhältniſſe gewaltig zu Statten kamen, und er eine Oertlichkeit für ſein Auftreten als Theaterdichter wählen konnte, wie keine beſſere zu finden geweſen wäre. Die Aufführung des „Zriny“ hatte dies wieder thatſächlich beſtätigt; ſie ſtand denn doch weit über dem wahren dichteriſchen Werth und Gehalt des Stückes. Aber die Ungarn! . . . die treffliche Aufführung . . . und . . . *das Frühlingswehen des in Deutſchland gerade damals erwachenden Freiheitsgeiſtes* dürfen hier nicht vergeſſen werden. Auch die Jugend Körners kam, namentlich bei den Sachverſtändigen, mit in Betracht; denn zu welchen großen und ſchönen Hoffnungen berechtigte ein

Jüngling, der das einundzwanzigſte Jahr zurückgelegt . . . und . . . ein Trauerſpiel, wie „Zriny“ geſchrieben und ſo glücklich über die Bühne geführt hatte.

So viel war Thatſache: einige Tage hindurch war in Wien von nichts Anderem die Rede, als von dem Erfolg des jungen Dichters und von ſeinem Trauerſpiele. „Alle Welt wollte das Stück ſehen und den Verfaſſer kennen lernen. Sämmtliche Plätze für die nächſten Vorſtellungen waren ſchon im Voraus vergeben, ja die Billete wurden ſogar weit über den gewöhnlichen Preis bezahlt. Körner fehlte es daher nicht an Einladungen und Beweiſen der ehrenvollſten Theilnahme von Seiten der erſten Wiener Häuſer. Selbſt die Salons der Ariſtokratie ſtanden ihm offen und mancher ſchöne und ſonſt ſo ſtolze Mund hatte für ihn ein freundliches Lächeln und ein aufmunterndes, ſelbſt zuvorkommendes Wort.“

Sehr ſchön und lobenswerth war es hierbei von Körner, daß er ſo beſcheiden wie früher blieb und ſich von aller Selbſtüberſchätzung ferne hielt; dafür aber thronten freilich auch eine Heiterkeit und ein Glück in ſeiner Seele, die nur das Glück ſeiner Liebe noch überbieten konnte.

Wenig machte ihm dabei die Entdeckung, daß Carlowitz wirklich falſch gegen ihn geweſen und es verſucht hatte den „Zriny“ — aus Neid gegen den fleißigeren und glücklicheren Freund — zu ſtürzen. Die Freundſchaft war ja doch nur eine oberflächliche geweſen, die nie tiefere Wurzeln geſchlagen, da ihr, von Seiten Carlowitzens die Aufrichtigkeit . . . von der Körner's, die wahre Achtung des Gegenſtandes gefehlt. Körner ſchüttelte das Verhältniß — wenn auch nicht ohne vorübergehenden Schmerz — raſch und entſchieden ab.

Seine Seele erfüllte ja jetzt ohnedem nur ein Gefühl, und zwar ein beſeligendes, . . . das Gefühl von einem ſo herrlichen Mädchen, wie Antonie Adamberger geliebt zu werden.

Und doch hatte das Glück noch nicht den ganzen Inhalt ſeines Füllhorns über den jugendlichen Dichter ausgegoſſen: die Krone harrte noch ſeiner!

Graf Palffy machte Theodor Körner — in Folge der ſo enthuſiaſtiſchen Aufnahme des „Zriny“ — den Antrag: das Amt eines Theater-Dichters an dem unter ſeiner Direction ſtehenden Theater an der Wien zu übernehmen. Kaum aber erfuhr dies die Fürſtin Lobkowitz, als ſie auch ſofort ihren Gatten, den Intendanten des Burgtheaters, dahin beſtimmte: Körner die gleiche Stelle an der Burg anzubieten.

Wenn Körner nun auch, in ökonomiſcher Hinſicht, bei dem Theater an der Wien gewonnen hätte, ſo ſchlug er doch den Gewinn eines gebildeteren Publikums und eines vollendeteren Künſtlervereins am Hoftheater höher an . . . und . . . ſo entſchied er ſich für Lobkowitz und die Burg*) und bot der Welt die ſeltene Erſcheinung eines kaiſerlich-königlichen Hoftheater-Dichters von noch nicht zwei und zwanzig Jahren.

Damit aber ſtand er auch vor dem ſo heiß erſehnten Ziele; denn da ihn ſeine Stellung jetzt mit Sicherheit auf eine jährliche Einnahme von 3000 Gulden rechnen ließ, ſo war ihm die Möglichkeit, ſeine innigſt geliebte Toni zu heirathen, gegeben.

Jubelnd ſchrieb er ſein Glück den Eltern; . . . jubelnd verkündete er Toni die Nähe ihrer gegenſeitigen Verbindung auf ewig!

Jetzt! jetzt! ſollten die ſchönen Tage von Aranjuez erſt recht beginnen!

Wie eine Siegesfahne hatte Theodor das kaiſerliche Patent geſchwungen, als er zu ſeiner Toni in das Zimmer geſtürzt kam, der freudig Ueberraſchten die köſtliche Botſchaft zu bringen; . . . wie ein Siegestrunkener war er hinweggeeilt aus ihren Umarmungen, ſo ſchnell als möglich auch Humboldts, Schlegels, der Frau von Pereira, Weißenthurn und Pichler die freudige Nachricht mitzutheilen. Da überraſchte ihn, nach Hauſe kommend, abermals eine neue Freude und Ehre: Erzherzog Karl, der Sieger von Aſpern, hatte ſeinen Adjudanten geſandt, den Dichter des „Zriny“ zu ſich zu entbieten, da er ihn perſönlich kennen zu lernen wünſchte.

---

*) Körners Brief an die Seinen: Wien, den 9. Januar 1813.

Körner war auf das freudigſte berührt. Er ehrte und bewunderte ja den großen Sieger von Aſpern aus ganzem Herzen und mit ſolcher Begeiſterung, daß er ihm ſogar ſeine Gedichte „Auf dem Schlachtfeld von Aſpern“ und „Hoch lebe das Haus Oeſterreich!“ nebſt einer poetiſchen Widmung „an den Sieger von Aſpern“ ſelbſt bereits überſandt hatte. Dadurch war er denn auch dem Erzherzog bekannt geworden, der in Folge deſſen, der Aufführung ſeines „Zrinys“ beigewohnt und den hoffnungsvollen Jüngling nun ſelbſt einmal zu ſehen und zu ſprechen verlangte.

Natürlich folgte Körner — es war an einem Sonntage — dem Adjudanten des Fürſten mit Freuden, wenn auch nicht ganz ohne eine leiſe Beklommenheit. Wahrhafte Größe imponirt ſtets und gerade den großdenkenden Menſchen mehr, als den, deſſen geiſtiger Blick ächte Größe nicht zu durchſchauen vermag.

Wie angenehm aber ward der jugendliche Dichter nun überraſcht. Erzherzog Karl ſprach über eine halbe Stunde auf das Gütigſte und herzlichſte mit Körner, größtentheils über Literatur, zuletzt aber über Meinung und Geſinnungen. Der Erzherzog lobte dabei das patriotiſche Auftreten des jungen Dichters, ſowie den friſchen und kühnen Geiſt der Erhebung, der auch den

„Zriny“ durchwebt und dadurch ſo patriotiſch anregend gewirkt habe.

„Fahren Sie fort, auf dieſe Weiſe zu wirken, junger Mann,“ — ſagte er dabei — „dann erwerben Sie ſich ein großes Verdienſt. Es giebt nichts Wichtigeres für Sie als eine recht vielſeitige Ausbildung, denn der wahren Moral erſtes Geſetz iſt: bilde Dich ſelbſt; dann erſt folgt das zweite: und wirke auf Andere, durch das was Du biſt. Jeder Menſch aber — und der Dichter zumal — hat die innere Verpflichtung aus ſich hinaus, zu Gunſten des großen Ganzen, d. h. ſeines Volkes, ſeines Vaterlandes, der Menſchheit zu wirken. Man ſei nur groß und viel, ſo werden die Menſchen es ſehn und nutzen und das Gleiche anſtreben; man habe nur viel zu geben, ſo werden die Menſchen es genießen und der Genuß wird der Vater neuer Kraft ſein. Vergeſſen Sie aber dabei nicht: die Macht des wahren Dichters iſt nicht wild und eigenſinnig, ſie iſt eine milde Größe und hebt den Menſchen zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menſchlichkeit wieder zu geben. Nur den Augenblick recht erfaſſen! Laſſen Sie Ihre Poeſie jetzt immer im Vaterlande und im Volke Wurzel ſchlagen; . . . wirken Sie, gerade im Momente, darauf hin, den geſunkenen Muth in Deutſchland wieder zu wecken damit, wenn das Vaterland rufen ſollte, ihm Heldenſöhne erſtehen. Kehrt dann einſt, nach Kämpfen und Stürmen, der Friede zurück, dann bleibt Ihnen das beneidenswerthe Loos, Ihre Begeiſterung wieder dem Schönen und Lieblichen, dem Großen und doch mild Erhabenen allein zuzuwenden.“

„Dazwiſchen aber, kaiſerliche Hoheit, liegt noch Eines!“ — ſagte hier Körner mit muthig blitzenden Augen. — „Sollte das Vaterland rufen, dann wird auch der Dichter nicht auf ſich warten laſſen; . . . dann iſt es vor allen Dingen ſeine Pflicht, die Leyer mit dem Schwerte zu vertauſchen, um durch die männliche kräftige That — vielleicht auch mit ſeinem Herzblute — zu beweiſen, daß ſeine Lieder nicht hohle Phraſen waren, . . . daß er für's Vaterland nicht nur dichten, ſondern auch fühlen und handeln kann.“

Ein ſchönes freudiges Lächeln glitt über die Züge des Erzherzog's. Dann ſagte er:

„Das iſt männlich, das iſt deutſch geſprochen und gedacht. So habe ich es von Ihnen erwartet. Hätte unſer armes Deutſchland . . .“

Der Erzherzog brach hier plötzlich ab. Ein ſchmerzlicher Gedanke ſchien durch ſeine Seele zu ziehen.

„Leider ruft mich jetzt eine anderweitige Pflicht!“ — ſetzte er dann hinzu, ſich durch ein freundliches Kopfnicken von dem Dichter verabſchiedend. — „Leben Sie wohl mein junger Freund, es iſt mir lieb, ſolch' einen wackeren jungen Deutſchen kennen gelernt zu haben."

Körner verneigte ſich ehrfurchtsvoll, und der Held von Aſpern, der Bruder des Kaiſers, zog ſich in ſeine inneren Gemächer zurück.

Das Vaterland ruft.

Während aber Theodor Körner dieſe Tage eines wirklich einzig daſtehenden Glückes verlebte und aus der Hand Fortuna's die reichſten und vollſten Kränze der Liebe und des Ruhmes empfing, folgten ſeine Blicke doch auch — wenn gleich von Ferne — der Entwicklung des großen politiſchen Drama's, das gerade jetzt im Norden ſeinen welterſchütternden Schlußakt begann.

Theodor Körner's Herz ſchlug ja zu groß und edel, um über den Dichter den Menſchen, über ſein Glück und ſein perſönliches Wohlergehen das Unglück und die die Schmach des Vaterlandes zu vergeſſen.

Mehr, als in poetiſchen Ergüſſen den Freiheitsſinn der Nation wecken, konnte er bisher nicht. Handeln war dem Einzelnen, wie den deutſchen Volksſtämmen in's Geſammt, unmöglich gemacht. Dennoch fühlte jedes deutſche Herz, daß dieſe Möglichkeit jeden Augenblick zur Wirklichkeit werden könne. Seit die blutigen Flammenzeichen von Moskau mit ihrer glühenden Lohe der Flucht Napoleons aus Rußlands Schnee- und Eisſteppen geleuchtet, waren die Augen der ganzen Welt nach jenen Gegenden gerichtet, und da der junge Körner in einem vertrauten Verhältniſſe mit dem preußiſchen Geſandten in Wien, mit Wilhelm von Humboldt, ſtand, ſo erfuhr er die Nachrichten über den neueſten Stand der Dinge in Preußen ſtets raſch und der Wahrheit getreu.

Welch' ein herrlicher, kühner, antik erhabener Geiſt wehte aber eben jetzt von dort herüber! . . . nicht von dem Throne, wohl aber **von dem Volke** ausgehend.

Das Sündenmaß des Corſen war bis zum Rande gefüllt. Die Schmach, die Schande, die Unterdrückung und die Noth Deutſchlands war unausſprechlich: . . . der Haß gegen Napoleon hatte einen Höhepunkt erreicht, der nicht mehr zu überſchreiten möglich. Seit vielen Jahren wurde jetzt bereits durch Bonaparte und ſeine Franzoſen das arme Deutſchland methodiſch ausgeſogen, . . . **wurden die Staats- und Privatkräfte verzehrt, das Familienglück zerrüttet, die Sittlichkeit auf eine ſchmähliche Weiſe verletzt.**

Vom Höchſten bis Niedrigſten, vom Palaſt bis zur Hütte hatte das allgemeine Unglück und der Druck Keinen verſchont, daher denn auch in allen Schichten der Geſellſchaft der unauslöſchliche Haß gegen die Franzoſen, — das glühende Gefühl der Rache und das ſehnſüchtige Verlangen, den unwürdigen Zuſtand abzuwerfen.

Insbeſondere aber war dieſer Haß gegen den vermeintlichen alleinigen Urheber aller dieſer Leiden, gegen Napoleon ſelbſt, gerichtet. Nachdem eine ſo lange Reihe von Jahren vergangen iſt und die Leidenſchaften verraucht ſind, vermag die jetzige Generation ſich davon gar keinen Begriff mehr zu machen. Napoleon mißtraute Preußen, weil es nicht dem Rheinbunde beitreten wollte; er mißtraute dem Könige, den er vergebens zu gewinnen getrachtet. Er hielt das Land, welches er ihm nach dem Tilſiter Frieden in der Hand gelaſſen, noch zu groß, und fürchtete daher, daß es ihm Verlegenheiten bereiten könnte. Indem er nun aber ſeinen Fehler dadurch wieder gut zu machen ſuchte, daß er es nach Möglichkeit in Feſſeln ſchmiedete, wurde er ungerecht und grauſam. Ferner kannte ja Napoleon die Stimmung des Landes und die Geſinnung der Regierung recht wohl, und da er beide daher bei jedem Schritt beargwöhnte, war er in Beachtung abgeſchloſſener Verträge wenig peinlich. So überzog er denn — beſtändig mißtrauiſch, — das Land mit einem Netz zahlreicher heimlicher Späher und als er, durch dieſe belehrt, erſt recht erkennen mußte, daß der Haß und der Widerwille gegen ihn im Wachſen begriffen ſeien, verdoppelte er nun auch noch ſeine Bedrückungen, um jedes leiſe Zucken nach Unabhängigkeit im Keime zu erſticken.

Schon ein auf dem Throne geborner Herrſcher mit einer glänzenden Ahnenreihe, der ſich gegen ein Volk ſo grauſame Bedrückungen wie Napoleon erlaubt hätte, würde von dem Volke auf das Tiefſte gehaßt worden ſein. Es liegt aber in der menſchlichen Art, daß ſie einem Emporkömmling viel weniger verzeiht, als einem gebornen Herrſcher. Ludwig's XIV. Raubkriege, ſein Vandalismus in der Pfalz, ſeine ganze unſittliche Politik haben ihm in den Augen der Welt nicht übermächtig geſchadet. Aber Napoleon war nicht auf dem Throne geboren. Er hatte ſich nicht einmal aus der Ariſtokratie, ſondern nur aus dem Bürgerſtande zu ſo ſtaunenerregender Höhe emporgehoben. Das konnte, der Meinung der Maſſen nach, nicht ohne viele Verbrechen und Ungerechtigkeiten geſchehen ſein. Der Mann führte ſeit 20 Jahren Krieg, hatte auf zahlreichen Schlachtfeldern Blut in Strömen vergoſſen, den ökonomiſchen Ruin ſo vieler Völker herbeigeführt. Er zeigte ſich hochfahrend über alles Maß, übermüthig, willkührlich; er beging unaufhörlich Gewaltthaten. Ein ſolcher Herrſcher, dem Großmuth fremd ſchien, mußte den allgemeinen Haß auf ſich laden, der ſich aber noch dadurch erheblich ſteigerte, daß man ſeinen Privatcharakter auf das Aeußerſte befleckt hielt.

Arndt ſelbſt ſchreibt in dem Anfange des 6. Kapitels ſeines „Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann:“

„Und der Abgrund hat ſich aufgethan, ſpricht der

Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgeſpieen und die Schlangen losgelaſſen die da giftig ſind.

„Und iſt ein Ungeheuer geboren und ein blutbefleckter Gräuel aufgeſtanden.

„Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Weh's, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

„Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, ſo heißt Bonaparte Satans älteſter Sohn u. ſ. w.“

Niemand aber denke, daß Haß und Noth — das, durch die ſchmähliche Unterjochung Deutſchlands erzeugte Geſchwiſterpaar, — die einzigen Haupttriebfedern zu der in jenen Tagen beginnenden Erhebung des deutſchen Volkes geweſen ſeien. Der Erhebung gegen Napoleon ging im Stillen und Geheimen, im Laufe der natürlichen Entwicklung des deutſchen Volkslebens, eine geiſtige Revolution voraus. Materielle Revolutionen können Staatsgebäude, die Jahrtauſenden getrotzt in Trümmer werfen, . . . aufbauen und ein neues beſſeres und ſchöneres Jahrhundert heraufführen kann nur der Geiſt!

Und fällt denn nicht in den Schluß des vorigen und den Beginn des jetzigen Jahrhunderts die gewaltige, die ſchöne und erhebende, die mit Götterkraft umgeſtaltende Wirkſamkeit der großen Heroen unſerer Literatur? Sie waren es ja vor Allen, die den Impuls zu einer allgemeinen Bildung des deutſchen Volkes gaben, die dann ihre Nahrung in den Univerſitäten, in den vielen hohen und niederen Schulen, in tauſend Lehranſtalten, auf der Bühne und in den poetiſchen Erzeugniſſen der Meiſter ſelbſt fand. Griechen und Römer wurden dem Volke näher gerückt und leuchteten ihm durch ihr Beiſpiel, — nicht nur in den großen Bürgertugenden des Alterthums, ſondern auch in ihrer erhabenen Liebe zur Freiheit und zum Ruhme — glänzend voran.

Aber auch die Philoſophie blieb nicht zurück. Sie führte den Deutſchen zum Denken; . . . ja ſie that in in jener Zeit mehr, denn jemals: ſie trat aus ihren Hörſälen heraus und . . . mitten unter das Volk! Fichte, der unerſchrockene ächt deutſche Mann, richtete ſeine patriotiſchen Reden an die deutſche Nation, ſie aufzurichten, zu ermuthigen, geiſtig zu kräftigen und einer allgemeinen Erhebung gegen den Tyrannen entgegen zu führen.

So bahnte ſich die geiſtige Revolution den Weg in die Herzen des Volkes; auf dem Banner aber, das ſie ſchwang, ſtanden die Namen: eines Leſſing, Göthe, Schiller, Kant, Herder, Fichte, Schelling, Peſtalozzi und vieler anderen wackeren Männer!

Immer aber wird die Bildung, wenn ſie ſich mit Geſundheit der Seele und des Leibes verbindet, Knechtſchaft mit aller Gewalt abzuwerfen ſuchen. In dem bevorſtehenden Kampfe war daher die Bildung der neueren Zeit ein Hauptnerv. Die freiheitathmenden, großſinnigen Poeſieen Schillers haben ſo gut die Freiheitsſchlachten mitgeſchlagen, als die Gefühle der Rache und das Verlangen, des unerträglichen Zwanges ledig zu werden. Der Ausſpruch Schillers in der Jungfrau von Orleans:

„Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
„Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre,“

brannte in tauſend und abertauſend Herzen. Aus dieſer Bildung, dieſer geläuterten Stimmung ſind denn auch die erhabenen Freiheits- und Kriegslieder von Körner, Arndt, Schenkendorf und Rückert hervorgegangen; mit dieſem Geiſte iſt durch zahlreiche Schriften gewirkt, iſt von den Lehrſtühlen gelehrt, von den Kanzeln gepredigt worden. In der allgemeinen Bedrängniß ſchwiegen dann die niederen Leidenſchaften und alles Edle, Tüchtige, Patriotiſche trat hervor und gewann die Oberhand.

So war alſo auch in geiſtiger Beziehung demjenigen vorgearbeitet, was nach Außen hin der gerechte Haß gegen den Uſurpator deutſcher Freiheit und das namenloſe Elend, in welches derſelbe ein großes, edles und fleißiges Volk verſetzt, bewirkten.

Dennoch bedurfte es unter den obwaltenden politiſchen Verhältniſſen, nicht nur eines gewaltigen Stoßes von Außen her, um die Ketten zu brechen, ſondern auch eines Mannes der That, der — da von Oben doch nichts zu erwarten war — auf eigene Gefahr hin, den erſten energiſchen Schritt unternahm.

Dieſer Mann aber erſtand Deutſchland ... in dem General York; denn „die erſte große That des deutſchen Volksgeiſtes in dem Siegesjahre 1813 datirt keinesweges von dem, dem Könige von Preußen durch die Verhältniſſe abgezwungenen Erlaß vom 17. März, ſondern von dem Tage an, an welchem zu Königsberg die Ständeverſammlung der Provinzen Oſtpreußen und Litthauen im Verein mit den Repräſentanten der Theile von Weſtpreußen dieſſeits der Weichſel, — **alſo die Vertreter des Volkes** — aus eigener Machtvollkommenheit und allein getragen von dem gewaltigen, dieſe herrliche Zeit belebenden und befruchtenden Geiſte, die Aufſtellung einer Landwehr für die gedachten Landestheile beſchloß und unter der Dringlichkeit der Umſtände die Ausführung dieſer großen Maßregel ſofort auch ſelbſtthätig in die Hand nahm.

Hier ſpricht die Thatſache, hier ſpricht die Geſchichte und . . . die Geſchichte iſt das Weltgericht!

Als in jener verworrenen, ſchickſalsſchweren, eiſernen Zeit der Krieg gegen Rußland ausbrach, mußte auch Preußen dem Kaiſer von Frankreich ein Hülfsheer von 20,000 Mann ſtellen, dem der General-Lieutenant von Yorck erſt als zweiter, dann — nach dem Rücktritt des General-Lieutenant von Gravert — als erſter commandirender General beigegeben ward. Dies kleine, der großen franzöſiſchen Hauptmacht beigegebene preußiſche Corps, bildete einen Theil der von Marſchall Macdonald befehligten und gegen Riga operirenden franzöſiſchen Armee. Als nun die Napoleoniſchen Heerſäulen gegen Moskau vorrückten, blieb die Abtheilung Yorcks natürlich der am weiteſten nach Rückwärts und links vorgeſchobener Seitenpoſten, woraus folgt, daß es auch am ſpäteſten von dem nachherigen Rückzuge der Hauptarmee mit ergriffen werden konnte. Alles hing nun für die Franzoſen davon ab, die Ruſſen wenigſtens am Niemen aufzuhalten; und das noch in ziemlich gutem Zuſtande befindliche preußiſche Corps ſollte hierzu die Rückendeckung derſelben übernehmen.

General Yorck überſchaute dies mit ſchnellem Blick: wurden die Ruſſen am Niemen zurückgehalten, dann bekam Napoleon, der Erzfeind Deutſchlands und ſpeciell Preußens, Zeit, ſich wieder zu ſammeln und zu kräftigen; verband ſich dagegen Preußen jetzt raſch und entſchieden mit Rußland und geſtattete den ruſſiſchen Generalen, den franzöſiſchen Marſchall Macdonald weiter zu verfolgen, ſo mußte nicht nur ein Theil Preußens von ſeinen Bedrängern geſäubert werden, es lag ſogar die Möglichkeit vor, die Franzoſen hinter den Rhein zurückzuwerfen. Zugleich zwang ein ſolcher Schritt die ſchwankende Politik Preußens in eine entſchiedene Bahn; denn das fühlte Yorck ſehr gut, daß mit ſeinem Abfall von dem franzöſiſchen Heerführer Macdonald der Krieg gegen Frankreich ſo gut als entſchieden ſei. Der Schritt war demnach unendlich kühn, da Preußen noch als Verbündeter — freilich gezwungen — auf Napoleons Seite ſtand. Aber der Augenblick gebot. Yorck ſah ein, daß es hier heiße: „jetzt oder nie!“ und da von dem Hofe nur die alte unſelige Halbheit zu erwarten war, ſo faßte General Yorck den großen und kühnen Entſchluß: **ſich, zur Rettung des Vaterlandes, eigenmächtig von Frankreich loszuſagen.**

Es geſchah dies durch die ewig denkwürdige Convention von Tauroggen, durch welche ſich die preußiſche Abtheilung zwar noch nicht völlig den Ruſſen anſchloß, aber doch, unter dem Vorbehalt der ſpäteren Entſcheidung ihres Königs über ihre Beſtimmung, ihre Sache von der der Franzoſen trennte. Die Folgen dieſes Schrittes waren enorm, ſie äußerten ſich zunächſt gleich darin, daß die Franzoſen vor den, nunmehr ungehindert über die preußiſche Grenze vordringenden, Ruſſen bis hinter die Weichſel zurückweichen mußten und daß ihnen ſo, gleichſam im erſten Anlauf, die ganze Provinz Preußen verloren ging. Eine weitere und noch viel bedeutſamere Folge war jedoch, daß, mit der Kunde von jener That, plötzlich, gleich einem elektriſchen Schlage, die ganze preußiſche und deutſche Nation der Gedanke durchzuckte: jetzt oder nie ſei der Moment der Befreiung von den fremden Drängern erſchienen.

Es bedurfte ja nur noch des zündenden Funkens, um die in allen Herzen aufzuckende Hoffnung und Erwartung zur lichten Flamme der Begeiſterung zuſammenſchlagen zu machen.

Ganz anders ward freilich die Kunde jenes Ereigniſſes in den Berliner Hofkreiſen aufgenommen. Man glaubte ſich dort in der erſten Beſtürzung nur durch verdoppelte Unterwürfigkeit gegen Napoleon retten zu können. York ward ſeines Commandos entſetzt und vor ein Kriegsgericht verwieſen. Allmählich brach ſich jedoch auch hier, dem gegenüber, die Ueberzeugung der Verſtändigen und Einſichtsvollen Bahn, daß alle die gemachten Anerbietungen den franzöſiſchen Kaiſer nicht verſöhnen würden, und daß der Kampf um die Exiſtenz Preußens nunmehr unbedingt gewagt werden müſſe. Der König ging alſo, von der unabweisbaren Nothwendigkeit geſchoben, nach Breslau, Unterhandlungen mit Rußland einzuleiten.

In der That war der Schritt Yorcks einer der kühnſten, der je gethan worden iſt. In einer unbeſchränkten Monarchie wagt es ein General, der den Kern der Kriegsmacht derſelben befehligt, eigenmächtig und auf ſeine eigene Hand der Politik des Monarchen vorzugreifen, um dieſen gewiſſermaßen zu zwingen, der ſeinigen zu folgen; zugleich begiebt er ſich aber auch freiwillig in die Gewalt des Volks, mit welchem er noch eben, auf Befehl ſeines Monarchen, Krieg geführt hat, und fällt mit ſeinem Corps von dem noch immer mächtigen Kaiſer der Franzoſen ab, mit dem ſein Herr im engen Bündniß ſteht, der noch faſt das ganze Land im Beſitz hat und ſeine Rache an ihm ausüben kann. Auch abgeſehen hiervon, wird ihm ſein unbeſchränkter Monarch eine ſolche Eigenmächtigkeit, wenn ſie ihm auch nützlich werden ſollte, je ganz verzeihen, da auch die beſten Könige ſo eiferſüchtig auf ihre Macht ſind?

Der Schritt Yorck's ging allerdings aus der Geſammtlage des preußiſchen Staats hervor; indeß gehörte doch ein Charakter erſten Ranges dazu, um ihn auszuführen. Immer wird daher der hohe Patriotismus Yorck's geprieſen werden müſſen und die dankbare Nachwelt wird ihm den Kranz der Ehre und des Ruhmes nicht verſagen können. Er ging voran und überlieferte ſich dem Verhängniß.

Auf die Franzoſen wirkte der Abfall Yorck's und des preußiſchen Heeres wie ein Donnerſchlag. Sie erwarteten, daß jetzt ganz Preußen aufſtehen werde und räumten im Sturm die Provinz Preußen und die untere Weichſel. Ach! ſie wußten nicht, daß es eine Unentſchloſſenheit gebe, die im Stande iſt, alles zu verderben! In der That geſchah denn auch von Oben wieder einmal ſo viel wie Nichts, und was angegriffen wurde, ging ſo langſam vorwärts, daß kaum ein Erfolg zu erwarten war.

Da eilten glücklicherweiſe dem heldenmüthigen Yorck noch andere deutſche Männer an die Seite: der edle gewaltige Freiherr von Stein und Moritz Arndt.

Stein, der in Begleitung des ruſſiſchen Heeres aus ſeiner Verbannung zurückkehrte, nahm denn auch ſofort das Befreiungswerk in die Hand.

Mit einer faſt unumſchränkten Vollmacht des Kaiſers Alexander von Rußland verſehen, erſchien derſelbe nach einer vorherigen Rückſprache mit dem einflußreichen und ihm geiſtesverwandten Regierungspräſidenten von

Litthauen, von Schön, am 21. Januar in Königsberg.

Der Plan des großen Mannes zielte dabei auf nichts Geringeres, als in einer Landwehr und einem Landſturme die geſammte Wehrkraft der Nation zum Kampfe aufzubieten. Der Entwurf zur Errichtung einer ſolchen war von Scharnhorſt bereits 1808 dem Könige Friedrich Wilhelm III. unterbreitet, allein nach einer anfänglich ſehr günſtigen Aufnahme von Seiten dieſes Monarchen ſpäter doch als bis auf Weiteres, als unausführbar, mit manchen anderen Reformprojecten wieder zur Seite gelegt worden. Stein hatte dieſen, damals unter ſeinen Augen und mit ſeiner Zuſtimmung entſtandenen Entwurf jetzt wieder aufgenommen, und die 1809 zum erſtenmale verſammelt geweſene und ſeitdem in einem Ausſchuß noch fortbeſtehende Ständeverſammlung der Provinz ſollte demſelben nun die geſetzliche Sanction ertheilen. Der Landtag wurde alſo zuſammenberufen, und ſchon den 5. Februar tagten die voll Begeiſterung herbeieilenden Abgeordneten in Königsberg, während zwei Tage ſpäter Graf Dohna der Verſammlung in feierlicher Rede den Plan zur Errichtung einer Landwehr vorlegte.

Dohna ſprach das dringende Verlangen Aller aus, ſich gegen den gemeinſamen Feind zu erheben, Gut und Blut dem Vaterlande und dem Könige, deſſen Sache mit der des Volkes eins ſei, zum Opfer zu bringen. Dohna ſelbſt, auf's Tiefſte ergriffen, erweckte in der Verſammlung eine allgemeine Begeiſterung. Es war einer der größten Momente in der deutſchen Geſchichte. Zum erſten Mal wieder, ſeit in den deutſchen Urwäldern die Germanen ſich über die Abwehr der Römer beriethen, hatten ſich hier die freien Männer eines deutſchen Landes zuſammengefunden, um zu berathen, wie, mit Aufgebot aller Kräfte und mit Daranſetzung jeglichen Gutes, der verhaßte Feind auf Tod und Leben zu bekämpfen ſei. Nie iſt eine Verſammlung von höheren edleren Gefühlen belebt worden. Die Provinz Preußen hatte den letzten großen Ereigniſſen näher geſtanden, mehr geſehen und erfahren, mehr gelitten und verloren, als die andern Provinzen. Ihre Bewohner ſahen klarer, urtheilten ſchärfer und richtiger und waren entſchloſſener zum Handeln. Daher zeigten ſich auch die Abgeordneten zu ſchneller kräftiger That und zu jedem Opfer bereit, und voll Freude, daß das bange Harren vorüber und die quälende Ungewißheit ein Ende hatte.

So gab es denn hier auch kein diſſentirendes Votum mehr: die Aufſtellung von 30,000 Mann Landwehr Seitens der Provinz, 20,000 davon in erſter Reihe, 10,000 in Reſerve, ward thatſächlich ſchon an dieſem erſten Tage entſchieden.

Der Weg war ſomit gebahnt: Preußens König und ſeine Regierung mußten nun folgen, ob ſie wollten oder nicht; war doch der Zorn und die Rache Napoleons jetzt unter keiner Bedingung mehr zu verſöhnen. Die Kriegserklärung erfolgte demnach auch am 16. März. Es handelte ſich nun um Sein und Nichtſein und nur die ausdauernde Kraft des Volkes konnte den Sieg verleihen. Da der Monarch aber zu ſeinem eigenen Beſtehen dieſe Kraft vor allem nöthig hatte, ſo hielt er es für erforderlich, vom Throne herab zu ſeinem Volke zu ſprechen; das erſte Mal, ſo lange Preußen beſtand, daß ein König deſſelben ſich unmittelbar an die Nation wandte. Es geſchah dies in Breslau am 17. März durch den bekannten Aufruf „an mein Volk“.

Von einem Befehl konnte dabei natürlich die Rede nicht ſein; da man aber das Volk brauchte und die Krone jetzt unbedingt ohne das Volk und ſeine Hülfe verloren war, ſo galt es Alles aufzubieten und ſo warm und ſo hingebend als möglich zu demſelben zu ſprechen.

Auch an das Kriegsheer erging ein Aufruf; ſo wie eine Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landſturms, ebenfalls vom 17. März, erſchien. Sie ſchloß mit den ſchönen bedeutungsvollen Worten: „Meine Sache iſt die Sache meines Volkes!“ Gleichzeitig mit dieſen Aufrufen trat der König auch noch mit der Verordnung über die Stiftung des eiſernen Kreuzes, datirt Breslau vom 10. März, hervor, die im ganzen Volke den freudigſten Anklang fand, und die eiſerne Zeit, die man durchmeſſen, ſinnreich bezeichnet*).

Die Verordnung über die Organiſation der Landwehr beginnt mit den Worten:

„Ein vor Augen liegendes Beiſpiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in ſeinen beſondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrſcher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen.

Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunſch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweiſe davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen und unter die Fahnen meines Heeres ſich ſtellen, — in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr ſich zum Kriegsdienſt erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geſchlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

---

*) Siehe über dieſe Zeit: „Ueber Provinzial-Verfaſſung“, von Benzenberg II. Theil S. 138 u. ſ. w. „Aus Stein's Leben“ von G. H. Pertz I. Theil. „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege“ von Dr. H. Beitzke. „Das Leben Yorck's“ von Droyſen. „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben“ von E. M. Arndt. „Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813“ u. ſ. w. — u. ſ. w.

Ein mit Muth erfülltes Heer ſteht mit ſiegreichen und mächtigen Bundesgenoſſen bereit, ſolche Anſtrengungen zu unterſtützen. Dieſe Krieger werden kämpfen für unſere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Geſichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes dieſen Kampf für Freiheit und Ehre theilt!

Preußen! zu dieſem Zweck iſt es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs Schleunigſte errichtet und ein Landſturm eingeleitet werde. Eile iſt nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann ſich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn.

Mein getreues Volk wird in dem letzten entſcheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd, Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unſere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.“

Der Aufruf des Königs: „An mein Volk“ lautete:

„So wenig für Mein treues Volk, als für Deutſche, bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der

Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen mir entriß, gab uns ſeine Segnungen nicht; denn er ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgeſogen. Die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt, der Ackerbau ward gelähmt, ſo wie der ſonſt ſo hoch gebrachte Kunſtfleiß unſerer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlſtandes verſtopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die ſtrengſte Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterungen zu bereiten, und den franzöſiſchen Kaiſer endlich zu überzeugen, daß es ſein eigener Vortheil ſei, Preußen ſeine Unabhängigkeit zu laſſen. Aber Meine reinſten Abſichten wurden durch Uebermuth und Treuloſigkeit vereitelt, und nur zu deutlich ſahen wir, daß des Kaiſers Verträge, mehr noch wie ſeine Kriege, uns langſam verderben mußten; jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung über unſern Zuſtand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr ſeit 7 Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos iſt, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden; erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürſten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unſere Vorfahren blutig erkämpften; Gewiſſensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaft. Gedenkt des großen Beiſpiels unſerer mächtigen Verbündeten, der Ruſſen; gedenkt der Spanier und Portugieſen; ſelbſt kleine Völker ſind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unſer Beginnen iſt groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unſerer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrſcher, der, wie ſo viele Beiſpiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd ſind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beiſtand unſerer Bundesgenoſſen, werden unſern redlichen Anſtrengungen ſiegreichen Lohn gewähren!

Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, ſie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir ſie hingeben, für die wir ſtreiten und ſiegen müſſen, wenn wir nicht aufhören wollen Preußen und Deutſche zu ſein.

Es iſt der letzte entſcheidende Kampf, den wir beſtehen, für unſere Exiſtenz, unſere Unabhängigkeit, unſeren Wohlſtand. Keinen andern, Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch dieſem würdet Ihr getroſt entgegen gehen, um der Ehre Willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutſche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuverſicht vertrauen, Gott und unſer feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen ſicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit."

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Eben ſo begeiſtert lautete der Aufruf: „An mein Heer."

„Vielfältig habt ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu iſt gekommen! — Es iſt kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt wurde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei dieſen freier Wille, das iſt Beruf für Euch, die Ihr zum ſtehenden Heere gehört. Von Euch — geweihet das Vaterland zu vertheidigen — iſt es berechtigt zu fordern, wozu jene ſich erbieten.

Seht! wie ſo viele Alles verlaſſen, was ihnen das Theuerſte iſt, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu weihen. — Fühlt alſo doppelt Euere heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk, am Tage der

Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühſeligkeit und innerer Zucht! — Des Einzelnen Ehrgeiz — er ſei der Höchſte oder der Geringſte im Heer — verſchwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denke nicht an ſich. Den Selbſtſüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Dieſem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch ſeines hohen Schutzes würdig durch Gehorſam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und ſtrenge Ordnung ſei Euer Ruhm. Folgt dem Beiſpiel Eurer Vorfahren; ſeid ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewiſſer Lohn wird treffen den, der ſich auszeichnet; tiefe Schande und ſtrenge Strafe den, der ſeine Pflicht vergißt!

Euer König bleibt ſtets mit Euch; mit ihm der Kronprinz und die Prinzen ſeines Hauſes. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch; und an unſrer Seite ein zu unſrer und zu Deutſchlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten ſeine Unabhängigkeit errang. Es vertraute ſeinem Herrſcher, ſeinen Führern, ſeiner Sache, ſeiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer ſei unſere Looſung!“

Jetzt aber war das Signal gegeben, . . . jetzt rauchten die Feuerzeichen von den Bergen, . . . jetzt erfaßte Preußen und ganz Deutſchland ein Sturm der Begeiſterung, wie ihn Germanien ſeit Hermanns Aufruf gegen Varus und ſeine Römer nicht geſehen.

Die Aufrufe des Königs, welche nun durch das ganze Land und weit über deſſen Gränzen hinausballten, brachten im Vereine mit allem Vorhergegangenem eine Wirkung hervor, die ſich nicht genügend beſchreiben läßt. Dem nachfolgenden Geſchlechte wird immer davon nur eine ſchwache Vorſtellung bleiben; den Aufſchwung jener Tage zu begreifen, müßte man dieſe Zeit ſelbſt mitdurchlebt haben. Alle Herzen wurden bis auf den Grund erſchüttert. Auch die Frauen, ſonſt wenig bekümmert um öffentliche Angelegenheiten, theilten gleichmäßig das allgemeine Gefühl. Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im ganzen Lande, die nicht ſchwere Unbill von den Franzoſen erlitten hatte. Ganz abgeſehen von der politiſchen Schmach, die tief gefühlt wurde; hatte faſt Jeder perſönliche Beleidigungen zu rächen und bittere Verluſte zu beklagen. Seit beinahe 7 Jahren waren tauſend und abertauſend Feinde im Lande, die auf Koſten deſſelben lebten und denen man noch eine unerſchwingliche Kriegsſteuer hatte zahlen müſſen. Der Sieger iſt niemals ſanft, ſein Uebermuth und Hohn hatte beleidigt, aus Hohn und Trotz war von ihm ſo Mancher gemißhandelt, nicht Wenige, die Widerſtand verſucht, geſchlagen, Viele waren beraubt worden. Noch tiefer war gefühlt worden, was die Frivolität des Feindes in den Familien verſchuldet, das man außer Stande geweſen zu rächen. Beſtändige Einquartierung, nie aufhörende Lieferungen aller Art, immerwährendes Liegen auf der Landſtraße mit den Geſpannen u. ſ. w. hatten Bürger und Landmann zur Verzweiflung gebracht. Daher in allen Herzen das eine Gefühl: das ſchimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen; daher der freudige Entſchluß, mit Daranſetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Gutes bis zur Vernichtung zu kämpfen: daher der Aufſtand des ganzen Volkes auf den Ruf des Königs.

Schon vor der Kriegserklärung an Frankreich eilte die kampffähige Jugend auf allen Landſtraßen, Wegen und Stegen zu den bezeichneten Sammelorten, ſo daß die Franzoſen mit Bangigkeit erfüllt wurden. Von Berlin und der Mark aus erfolgte eine völlige Auswanderung nach Schleſien, wo der König ſich befand und wo ein anſehnliches Heer zuſammengezogen wurde. Im öſtlichen Theile eilte man zu den Truppen des Generals Yorck, an der Weichſel zu denen von Bülow, in Pommern und der Neumark ſuchte man zu den Truppen von Borſtell nach Colberg durchzukommen. Hier an letzterem Orte erregte es einen beſondern Enthuſiasmus, als am 25. Februar Abends der tapfere Vertheidiger von Colberg, Oberſt Gneiſenau, auf einem ſchwediſchen Schiffe anlangte, und, nachdem er ſich faſt eine Woche aufgehalten hatte, zum Könige nach Breslau abreiſte.*

Als nun die letzte große Appelation des Königs an ſein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte — die, von dem kleinen, niedergedrückten, ausgeſogenen Preußen ausgehend, die Welt in Erſtaunen ſetzte, — da geſchah, wie der Dichter geſungen hat: „Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los.' Die Univerſitäten löſten ſich auf, weil Studirende und Profeſſoren die Waffen ergriffen; die oberen Klaſſen der Gymnaſien wurden leer, die Regierungs-Collegien und die Gerichtshöfe ſchmolzen zuſammen, der Landmann verließ ſeinen Pflug, der Handwerker ſeine Werkſtatt, der Kaufmann ſein Geſchäft um zur Wehr zu greifen. Der Unterſchied der Stände ſchien vergeſſen, denn in den Reihen der Freiwilligen ſtand der Prinz*) neben dem Bürgerſohn, der Bauer neben dem Städter, der Arme neben dem Reichen. Die Selbſtſucht ſchwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. So wurde denn auch die Lenkung leicht. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahren ſtellten ſich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren ſtolz darauf, ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampf zu wiſſen. Viele überſchätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewieſen werden und trauerten, nicht mitſtreiten zu können. Selbſt die Stumpfſinnigſten und Furchtſamſten wurden hingeriſſen. Nicht minder zeigte ſich das weibliche Geſchlecht der großen Sache würdig. Von der Zeitſtrömung ergriffen, wurden Manche deſſelben ſelbſt über ihre Sphäre hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die Namen einer **Prochaska**, einer **Charlotte Krüger**, einer **Dorothea Sawoſch** und **Peterſen** ſind unter den verſchiedenen Beiſpielen die bekannteſten. Mehrere dienten auch ſelbſt bei der Reiterei. Die ſich zu ſolchem Aeußerſten nicht entſchließen mochten, wirkten, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend, für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegeriſchen Werkſtatt, das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta, an Vaterlandsliebe aufzuweiſen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, welches Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieſer Begeiſterung wuchſen höher und höher und ſtiegen auf zu einer Rieſenlohe, daß ganz Europa ſich daran erwärmte. Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Allarm geblaſen, der Generalmarſch auf allen Straßen geſchlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte ſich Jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von Neuem erklang der laute Ruf durch's Land: das Vaterland iſt in Gefahr! Begeiſtert hatte Theodor Körner geſungen:

---

*) Daß er an der Münde an's Land geſtiegen, ging ihm mit Blitzesſchnelle nach der Stadt voran. Der „alte Nettelbeck" illuminirte ſofort ſein Haus am Markt und in Zeit von einer Viertelſtunde war die ganze Stadt freiwillig illuminirt. Gneiſenau iſt da! ſcholl es Mund zu Mund. Alles eilte auf die Straßen und vor ſein Quartier am Markt im Kupbaliſchen Hauſe. Die Bürgerſchaft zog mit Muſik auf und die Lebehochs nahmen kein Ende. Auch eine Abtheilung ſchon uniformirter freiwilliger Jäger ſtellte ſich ihm vor.

---

*) Ein Prinz von Carolath diente in den Reihen der freiwilligen Jäger

„Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht
Du ſollſt den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht! —"

Daß aber Körner — der Freiheitsdichter, der kühne leidenſchaftliche Jüngling, der Deutſcheſte der Deutſchen, — in dieſem Alles hinreißenden Sturme der Begeiſterung nur geſungen haben ſollte, wer könnte dies denken? Was lange in Theodors Herz geſchlummert, brach jetzt mit ſiegender Gewalt zu Tage; . . . was er jüngſt noch gegen den Erzherzog Karl geäußert: daß er, wenn Deutſchland rufe, mit Freuden das Schwert gegen die Leyer tauſchen werde, . . . das ſollte ſich jetzt verwirklichen. Ein Theodor Körner konnte nicht zurückbleiben, wo Alles ſich mit jubelnder Begeiſterung erhob, — er konnte nicht glühende Vaterlands- und Freiheitslieder in die gährende Welt hinausſchleudern und ſelbſt, wie ein feiger Bube, zu Hauſe bleiben.

Es iſt wahr . . . wenn ihm auch, im heiligen Aufſchwunge für die Rettung des Vaterlandes, das Opfer leicht ward . . . ſo war es doch unendlich groß!

Er, ein Jüngling in der ſchönſten Blüthe ſeiner Jahre, — ein wahres Schooßkind des Glücks, das ihn nach allen Seiten hin mit ſeinen reichſten Gaben überhäufte, — der Liebling der Wiener, — geſucht in allen, ſelbſt in den höchſten Sphären, — im Frühlinge des Lebens ſchon als Dichter gekrönt, — eben erſt in den Beſitz einer ehrenvollen und einträglichen Stellung gelangt, — an der Schwelle des Altars ſtehend, um **ein unendlich liebenswürdiges reizendes und geliebtes Weſen als Gattin heimzuführen . . . er ſollte dieſem allen entſagen, um dafür vielleicht den Tod zu ernten?**

Aber! . . . wenn dies eintreffen ſollte, war denn dies nicht alsdann der Tod für das Vaterland?!

Theodor Körner war nicht einen Augenblick unentſchloſſen; wie ein Mann erdrückte er den Schmerz; aus dem Tiefſten ſeiner Seele aber ſchrie es auf:

Vaterland, du rieſſt den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig haſſend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde ſchönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen
Und war dein.

Thränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit geſandt;
Auf des Lied's melod'ſcher Brücke
Stieg der Geiſt zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er ſchwärmte nur vergebens!
Denn der Stunden rohe Haſt
Warf ihn in den Lärm des Lebens
Sturmgefaßt.

Doch was ſoll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenroth? –
Gieb die friedlichen Geſänge,
Oder gieb des Krieges Strenge:
Gieb mir Lieder, oder Tod!
Laß mir der Begeiſt'rung Thränen,
Laß mir meine Liebes-Nacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln ſchmettern drein
Deutſchland wirft um ſeine Kronen;
Und hier ſoll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter ſein?

Soll ich in der Proſa ſterben? —
Poeſie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben.
Aber ſchnell!

Wohl weinte Toni, als ſie von dem Heldenentſchluſſe des Geliebten hörte; ihr Herz blutete . . . aber . . . ſie dachte wie Theodor . . . auch ihre Seele glühte in ſchöner Vaterlandsliebe, auch ſie fühlte, daß hier die Ehre rufe, und es daher für den Geliebten keine Wahl gebe. Toni war keine heroiſche Natur, ſo trefflich ſie auch Heldenrollen ſpielte, aber ſie beſaß dafür jene ächte Weiblichkeit, die vor keinem Opfer zurückſchrickt, ſobald ſie ſich von der Nothwendigkeit eines ſolchen überzeugt hat. Die Liebe hob und kräftigte ſie dabei, wie der Sturm der allgemeinen Begeiſterung auch ſie erhob und — unter Thränen lächelnd — daſſelbe Opfer bringen ließ, daß in jenen Tagen Tauſende von Bräuten brachten.

Jetzt aber galt es noch einen ſchweren Schritt: noch an demſelben Tage, an welchem Theodor Körner ſeiner geliebten Toni den Entſchluß mitgetheilt: daß auch er dem Rufe des Vaterlandes folgen werde und zu den Waffen zu greifen entſchloſſen ſei, ſchrieb Körner an ſeine Eltern:

„Liebſter Vater!

Ich ſchreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feſte Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erſchrecken wird. Neulich ſchon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, daß jetzt zur Reiſe gediehen iſt. — Deutſchland ſteht auf; der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen, wenigſtens norddeutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger ſein! — Ja, lieber Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und ſorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, ſei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermuth, Leichtſinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es ſo nennen laſſen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in dieſem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glück's in ſchöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt iſt es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt iſt es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß ſei für das höchſte menſchliche Gut, für ſeines Volkes Freiheit. Vielleicht ſagt Dein beſtochenes väterliches Herz: Theodor iſt zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leiſten können, er iſt der Menſchheit noch ein großes Pfund zu berechnen ſchuldig. Aber, Vater, meine Meinung iſt die: Zum Opfertod für die Freiheit und für die Ehre ſeiner Nation iſt keiner zu gut, wohl aber ſind viele zu ſchlecht dazu! — Hat mir

Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geiſt eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo iſt der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe ſein zu können in dieſer Völkerbrandung, ich muß hinaus und den Wogenſturm die muthige Bruſt entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeiſterung meinen ſiegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? — Soll ich Komödien ſchreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernſtes mitzuſprechen? — Ich weiß, Du wirſt manche Unruhe erleiden müſſen, die Mutter wird weinen! Gott tröſte ſie! ich kann's Euch nicht erſparen. Des Glückes Schooßkind rühmt ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlaſſen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundſchaft, der Freude geſchmückt iſt und daß ich es doch wage, daß ich die ſüße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angſt zu bereiten, daß iſt ein Opfer, dem nur ein ſolcher Preis entgegengeſtellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reiſe ich von hier ab, wahrſcheinlich in freundlicher Geſellſchaft, vielleicht ſchickt mich auch Humboldt als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen

Preußens, die in ſchöner Begeiſterung ſich zu den Fahnen ihres Königs geſammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entſchieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zuſammenbringe. Wegen meiner hieſigen Anſtellung weiß ich noch nichts gewiß, vermuthlich giebt mir der Fürſt Urlaub, wo nicht, es giebt in der Kunſt keine Anciennetė und komm' ich wieder nach Wien, ſo hab' ich doch das ſichere Verſprechen des Grafen Palffy, das in ökonomiſcher Hinſicht noch mehr Vortheile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieſer Gelegenheit ihre große, edle Seele bewieſen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen ſchon trocknen. Die Mutter ſoll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, ſoll mich nicht verkennen und Du wirſt mich Deiner würdig finden.“

Dein Theodor.

„Humboldts, Schlegels und die meiſten meiner Freunde haben bei meinem Entſchluſſe zu Rathe geſeſſen. Humboldt giebt mir Briefe. Ich ſchreibe Euch auf den Montag noch einmal.“

Wenige Tage darauf verließ Theodor Körner Wien. Der Abſchied von ſeinen vielen Bekannten, von ſeinen Freunden . . . und . . . von Toni war ſchwer . . . von letzterer ſchwerer, als er gedacht.

Es wehte beide ſo ſonderbar, . . . ſo trüb . . . ſo unendlich ſchmerzlich an, daß ſie ſich kaum zu trennen vermochten. Vergeblich bot Toni alles auf, um über ihr tiefes Weh' Herr zu werden. Sie lächelte unter Thränen als Theodor — dem ſelbſt die Stimme vor Schmerz erbebte — von der Seligkeit des Wiederſehens ſprach; . . . aber . . . gerade dieſe Troſtesworte waren Dolchſtöße für ihr Herz, das mit einemmale eine bange Ahnung ſeltſam erfüllte.

Wer in den Krieg zieht, ſteht mit dem einen Fuß im Grabe!

O! es war eine große ſchwere Stunde! Immer von Neuem umſchlang Toni den Geliebten und rief ihn zurück, wenn er ſchon bis zur Thüre gegangen. Kam es ihr doch vor, als wolle ihn eine unſichtbare Hand erfaſſen, wenn er ſich der Pforte nahte, um ihr den Geliebten auf ewig zu entrücken.

Endlich, endlich mußte geſchieden ſein. Noch einen langen, langen Kuß drückte ſie auf ſeine Lippen, . . . dann ... riß ſich Theodor los ... und ... ſtürzte hinaus.

Toni ſank ihrer Tante laut weinend in die Arme. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ein Papier auf dem Tiſch. Es enthielt ein Gedicht von Theodors Hand geſchrieben. Toni las:

Abſchied von Wien.

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzenſchlägen
Begrüß' ich Dich, und folge meiner Pflicht.

Im Auge will ſich eine Thräne regen;
Was ſträub ich mich? Die Thräne ſchmäht mich nicht. —
Ach! wo ich wandle, ſei's auf Friedenswegen,
Sei's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden Deine theuren Huldgeſtalten
In Lieb' und Sehnſucht meine Seele ſpalten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernſten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es ſchwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich ſo oft gefeiert mit Geſang,
Für Volk und Freiheit ein begeiſtert Sterben:
Laß mich nun ſelbſt um dieſe Krone werben.

Wohl leichter mögen ſich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heitrem Muth:
Ein rechtes Herz ſchlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Gluth,
Laßt mich der Kunſt ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne wärmſte Blut. —
Noch dieſen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es giebt ja keinen Tod für unſre Liebe.

Toni ſank auf das Sopha und verhüllte ihr Geſicht. Er war ja fort! . . . fort! . . . fort! . . . vielleicht auf ewig! — — —

Wenige Tage darauf erſchallte durch ganz Deutſchland, wie ein allgewaltiger Mahnruf, das folgende, von Theodor Körner gedichtete, prachtvolle Sturmlied:

„Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du ſollſt den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen,

Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gaſſe! — Waſch' die Erde,
Dein Deutſches Land, mit deinem Blute rein!

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heiliger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchaar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer ſtill, den Webſtuhl ruhig ſteh'n!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen: —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn,
Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
In ſeiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine hauen,
Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den ſchönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſteh'n, das alte Volk des Siegs!

[illegible] Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
  Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louiſe ſchwebe ſegnend um den Gatten;
  Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutſchen, freien Heldenſchatten,
  Mit uns, mit uns, und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
  Drauf wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
  Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſiehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke
  In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und ſchmücke
  Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

Zweites Buch.

Leyer und Schwert.

„Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!“

Der Aufruf des Königs von Preußen „an mein Volk“ hatte auf ganz Deutſchland wie ein Auferſtehungsruf gewirkt. Es war, als ob den Maſſen und jedem Einzelnen ſchwere eiſerne Ketten von den Händen gefallen; . . . als ob ein warmer Frühlingshauch den alten Winter, der ſo lange alle Welt in ſtarrem Todesſchlafe gefeſſelt, hinweggetrieben; . . . als ob die Tuba des Weltgerichtes Millionen Gräber geöffnet und nun die Geiſter der Rache in dichten Schaaren um den Altar des Vaterlandes ſammle.

Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los, und mit dieſem Aufſtehen des Volkes und mit dieſem Losbrechen des Sturmes war die Welt vollſtändig eine andere geworden. Die bisherigen Sieger . . . waren Beſiegte; die bis jetzt vorgedrungen . . . flohen; die bis dahin geherrſcht . . . wurden verjagt; die Knechte geweſen . . . jauchzten der Freiheit entgegen; die ſich — durch den Druck der Fremdherrſchaft gelähmt — kaum gerührt hatten, eilten jubelnd zu den Waffen; den Muthloſen war der Muth zurückgekehrt, . . . dem ganzen deutſchen Volke das freudige, das ſtolze Bewußtſein der in ihm ruhenden Kraft.

Die Begebenheiten überſtürzten ſich dabei: Wittgenſtein hatte am 2. März unweit Zellin die Oder überſchritten und Cüſtrin eingeſchloſſen; — zwiſchen Großbritannien und Schweden war den 3. dieſes Monats eine Uebereinkunft getroffen worden, wodurch letzteres gegen Subſidien 30,000 Mann zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes zu ſtellen verſprach. An demſelben Tage hatten ſich die Franzoſen aus Frankfurt an der Oder zurückgezogen. Einen Tag ſpäter war Berlin durch Repnin und Czernitſchef befreit worden. Zweimal vierundzwanzig Stunden nachher ward der franzöſiſche General Grenier bei Belzig geworfen. Den 12. März wird Hamburg von den Franzoſen geräumt, — den 15. hatten Kaiſer Alexander von Rußland und der König von Preußen ihren Einzug in Breslau. Einen Tag ſpäter wird das ruſſiſch-preußiſche Bündniß dem franzöſiſchen Geſandten notificirt und General Blücher rückt in Sachſen ein. Den 18. beſetzt Tettenborn mit ſeinen Ruſſen Hamburg und ſtellt die republikaniſche Verfaſſung wieder her, während ſich Lübeck von Frankreich losſagt und Lüneburg ſo wie andere Städte die franzöſiſchen Behörden verjagen. Jetzt hatte St. Marſand, der franzöſiſche Geſandte, Breslau in der Nacht verlaſſen, um Napoleon alle dieſe Schreckensnachrichten zu überbringen. So war der 19. März angebrochen und ſchaute mit klarem Auge auf das unermeßliche Menſchengewühl, welches auch heute wieder — wie alle die letzten Tage — das alt-ehrwürdige Breslau erfüllte, und zwar ſchon ſeit dem früheſten Morgen. Für den Moment wenigſtens konnte ja Breslau als der Mittelpunkt des preußiſchen Staates und der ganzen Bewegung angeſehen werden, da die beiden Monarchen, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, ſich hier befanden. Der vielgeprüfte König hatte ſich ja gezwungen geſehen, ſein Hoflager hier in der Nähe der Grenze aufzuſchlagen. Aber auch ohne den Aufenthalt der gekrönten Häupter würde das Zuſammenſtrömen von Menſchen, das Gewühl und die fieberhafte Bewegung der Maſſen nicht weniger geweſen ſein, da ſich hier ein großer Theil der Truppen zuſammen zog, Freiwillige ſich ſammelten, Werbe-Büreaux aufgeſchlagen waren Comites zur Entgegennahme der maſſenweiſe zuſtrömenden Opfergaben der Nation beſtanden, Waffen ausgetheilt, Equipirungen angekauft, Recruten eingeübt und, neben dem alltäglichen Gewühle, tauſend andere Kriegsvorbereitungen getroffen wurden.

Alles das aber geſchah keinesweges in der gewöhnlichen Geſchäftsweiſe, ſondern durchweg in jener fieberhaften Aufregung, in welcher jetzt ganz Europa lag, die aber in Preußen ihren Culminationspunkt fand, da ſich unbeſtritten hier die Hauptſchläge vorbereiteten und das Schickſal Deutſchlands, ja vielleicht das der ganzen Welt, entſcheiden mußte.

Breslau, ſonſt ſchon ein regſamer und fleißiger Handelsort, war mit ſeinem Weichbilde plötzlich, wie durch Zauber, in ein kriegeriſches Lager verwandelt worden.

Die Aufregung war in der That ſo groß und ſo allgemein, daß kein Menſch, der ſich irgend losreißen konnte, daheim blieb. Von den gewöhnlichen Geſchäften war keine Rede mehr; wer nicht ſelbſt in den Strudel hineingezogen war, eilte auf die Straßen, um zu hören und zu ſehen was es Neues gab? — welche Truppen und Generale angekommen oder abmarſchirt ſeien? wohin ſie gingen? — was die Monarchen beſchloſſen? welche Nachrichten von Paris eingetroffen? — was Sachſen beginne, das noch an dem Rheinbund hielt? — wie es mit den National-Beiträgen gehe? — ob recht viele Freiwillige zuſtrömten? und wie die Lebensfragen jener Tage alle hießen. Auch den Kaiſer von Rußland wollte man ſehen, den Retter in der Noth, . . . und den geliebten König, für den alle Herzen begeiſtert ſchlugen, da er endlich das Schwert gezogen und ſich mit ſo ſchönem und erhabenem Vertrauen an ſein Volk gewandt. „Meine Sache iſt die Sache meines

Volkes!“ hatte ja Friedrich Wilhelm III. ausgerufen; — auf dieſes Volk, das ſich jetzt ſo wacker erhob und kaum mehr wußte, was es alles opfern ſolle, . . . das ſich in der That an Hingabe und Opfer faſt überbot, . . . auf das ſtützte ſich ja jetzt der Landesvater, . . . zu ihm, dem Volke, neigte er ſich freundlich und liebevoll herab; . . . ihm hatte man ja verſprochen, daß es auch ferner — ſobald erſt der allgemeine Feind vollſtändig beſiegt ſei — dem Herzen des Königs und dem Throne nahe ſtehen ſolle. O wie ſchön mußten die Zeiten dann werden, wenn auch im Frieden Fürſt und Volk Hand in Hand geben, wenn ein und daſſelbe Intereſſe den Regenten und die Regierten verbinden, ein Streben — das Streben glückliche und beſſere Zeiten heraufzuführen — beide beſeelen ſollten.

Und das war vorauszuſehen; . . . es konnte ja gar nicht anders kommen! Der preußiſche Thron war verloren, wenn ihn das Volk nicht rettete, und es war mit voller inniger Begeiſterung bereit, dies zu thun! Der Geiſt der ſchönen, der liebenswürdigen, aber ſo unglücklichen Königin Louiſe, ſchwebte ihm dabei als Genius vor; er hatte mit ſeinem Himmelsathem die Stirne der Nation berührt . . . und . . . ſie fühlte ſich geheiligt und geweiht zum großen Freiheitskampfe!

Wo ſich daher der König mit ſeinem erhabenen

Waffengenoſſen zeigte, ſtürmte und drängte das Volk, Hüte und Tücher ſchwenkend, herbei und erfüllte die Lüfte mit den begeiſterten Jubelrufen: „Hurrah! hurrah! Es lebe Friedrich Wilhelm, unſer guter König! Es lebe Kaiſer Alexander!“

Und jetzt auch wälzten ſich dieſe Rufe, wie ein fortwährender gewaltiger Donner, durch die Lüfte, da eben die beiden Monarchen mit ihrem glänzenden Staabe der Albrechtsſtraße entlang daher geritten kamen, um auf dem weiten Plane vor den Wällen des Schweidnitzer Thores die abgehenden Truppen noch einmal zu muſtern.

„Hurrah! hurrah!“ — tönte es wieder — „es lebe unſer König!“ —

„Unſer guter König ſoll leben!“

„Friedrich Wilhelm ſoll leben!“

„Hurrah! hurrah!“

„Es lebe Kaiſer Alexander!“

„Nieder mit Napoleon!“

„Hurrah! hurrah!“

„Hoch! der Retter des Vaterlandes! Der Kaiſer von Rußland!“ So ſchrie es durcheinander, und unter den Jauchzenden drängte es ſich den Majeſtäten entgegen, als wolle die Maſſe ſich vor ihnen niederwerfen. Es war eine Begeiſterung, wie man ſie ſeit Menſchengedenken noch nicht erlebt, . . . wie ſie noch nie dageweſen.

Jetzt kamen die beiden Majeſtäten mit ihrem Gefolge heran. Es war ein glänzender Zug. Dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen folgten: der General-Lieutenant Scharnhorſt, der Oberſt, Prinz Biron von Kurland, der General-Feldmarſchall, Graf von Kalkreuth, die General-Lieutenants Blücher und Kleiſt, Hardenberg, der Staatskanzler, die Grafen Neſſelrode und Tolstoy, der Fürſt Araktſchejeff, Balonjetſcheff, der Oberlieutenant Wrangel und eine zahlloſe Menge von Staabsofficieren, Adjutanten und Diener.

Der Anblick war eben ſo prächtig als erhebend. Hoher Ernſt — den Zeiten und der Sachlage entſprechend — lag auf dem Antlitz aller dieſer Männer; aber bei dem Blick über die ungeheuere, ſich in jubelnder Begeiſterung herandrängende Volksmaſſe — bei dieſem Bild der Erhebung der ganzen Nation — blitzte es freudeſtrahlend aus allen dieſen kriegeriſchen Geſichtern, und dem Jubeln des Volkes begegnete das fortwährende leutſelige Grüßen der Monarchen, bis ſie unter den nicht endenden „Hurrahs!“ und „Vivats!“ in einer anderen Straße verſchwanden. Aber auch dann noch ſchien man aus der Ferne das Branden eines ſturmbewegten Meeres zu vernehmen.

Wann aber wäre in dieſen Tagen Breslau, auch nur eine viertel Stunde lang, in den gewöhnlichen Geleis des Lebens gekommen? Tauſende und Abertauſende von Menſchen füllten noch immer die Straßen. Hier brachen eben, blaſende Trompeter an der Spitze, vier Cavallerie-Regimenter um die Ecke; dort raſſelte Artillerie vorüber; an jener Seite erſchallte ein neues Jauchzen, da ſich eine Abtheilung neu eingekleideter Lützow'ſcher Freiwilliger zeigte. Es waren ſämmtlich prächtige junge Leute, in die ſchwarze Uniform der Lützow'ſchen wilden Jagd gehüllt. Sie vor allen begrüßte man überall mit freudiger Begeiſterung. Dort wieder drängte ſich, kleine Bündel unter dem Arme, mit Mühe ein Haufe von Jünglingen und Männern jeden Alters und Standes durch die wogende Menge. Es waren Recruten aus einer benachbarten Stadt, die ſich ebenfalls freiwillig ſtellten. Wo man hinblickte ſah man dabei — einzeln oder zu zwei und mehr — Muſenſöhne dahin eilen. Sie trugen die Abzeichen der verſchiedenſten Landsmannſchaften und Univerſitäten, ſo wie das Gepräge der verſchiedenſten deutſchen Stämme. Preußen, Oeſterreich, Sachſen, Schwaben, Baiern waren durch ſie vertreten, auch die freien Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck. Ihnen geſellten ſich, ſchon auf den Straßen, andere wohlgekleidete junge Männer, denſelben Weg ſuchend, nämlich den, nach dem Lützow'ſchen Werbebüreaux.

Aber was iſt das hier? Warum drängt es ſich hier von allen Seiten und Straßen ſo gewaltig heran, als wäre das prächtigſte Schauſpiel zu ſehen? Spendet hier ein Krösus mit offenen Händen ſeine Schätze und vertheilt ſie mit königlicher Freigebigkeit unter die Menge?

Es iſt das alte majeſtätiſche Rathhaus nach dem die Maſſe ſtrömt, — das alte majeſtätiſche Rathhaus mit ſeinen vielen Erkern, gothiſchen Giebeln und Zimſen, den ehernen Eichelbüſcheln auf den ſpitzen Eckthürmen, den ſteinernen Wahrzeichen, der arabeskenreichen, nunmehr verwitterten Vergoldung und der alten, auf den Markt mündenden Freitreppe. Und hinein ſtrömen Jünglinge und Greiſe, Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, feine Damen und Weiber aus dem Volke, Bürger und Bettler, Städter und Landleute, und alle ſcheinen etwas zu bringen, ... freudig zu bringen, denn ſie tragen nicht nur die verſchiedenſten Dinge auf und unter den Armen ... ihre Augen leuchten auch ſo ſtolz und ſo fröhlich, als trügen ſie den Himmel des ſchönen Bewußtſeins einer großen That in ihren Herzen.

O! man kann nicht mehr ſelbſtſtändig gehen, ... man wird hineingeſchoben. Wir müſſen dem Strome folgen, ob wir wollen oder nicht.

Endlich, endlich! ... Jetzt ſind wir im Zimmer der Commiſſion, die, — aus der freien Wahl der Bürger Breslaus hervorgegangen, — beauftragt iſt, in Breslau ſelbſt die freiwilligen Gaben der Nation zur Beſtreitung der Koſten des heiligen Kampfes gegen Napoleon in Empfang zu nehmen.

O großer, herrlicher Anblick, wenn ſich ein ganzes Volk todesmuthig und opferfreudig zum Altare des Vaterlandes drängt.

Sie haben nicht Arme genug die Herren Nationalrepräſentanten, die da beſtimmt ſind, die Gaben in Empfang zu nehmen:

„Geld!“

„Hier iſt Geld!“ — rufen Mehrere in dem Gedränge und heben ſchwere Beutel in die Höhe.

„Hieher!“ — ruft einer der Beamten — „wer Geld einzahlen will, hieher zu Herrn Commiſſionsrath Heun,*) dem der Herr Staatskanzler die Entgegennahme der patriotiſchen Gaben überwieſen hat!“

Die Spender drängen ſich freudig durch.

„Als unverzinsliches Darlehen?“ — fragt der betreffende Beamte.

„Nein!“ — ſchallt es aus drei Kehlen zugleich.

---

*) Der, als Schriftſteller bekannte, H. Clauren.

„Bewahre der Himmel! was wir geben, geben wir ganz!“

„Der Staat iſt in Noth, ich bringe mit Freuden hieher, was ich an Geld auftreiben konnte!“ — ſagt der Eine, und legt einen ſchweren mit Gold gefüllten Sack hin. Es iſt ein reicher Kaufmann. Commiſſionsrath **Heun** ſchüttelt ihm die Hand mit Innigkeit, dankt und will im Namen der Regierung quittiren; der Kaufmann aber ruft:

„Bedarf keiner papierenen Quittung! Will in Paris mit Franzoſenblut quittirt haben. Wie geht es mit der Einnahme?“

„Vortrefflich!“ — entgegnet der Commiſſionsrath mit ſtrahlenden Blicken. — „Tag für Tag gehen in baarem Gelde durchſchnittlich Tauſend Thaler allein hier auf dem Breslauer Büreaux ein, Schmuck, Koſtbarkeiten, ungemünztes Silber und die zahlloſen anderen Gaben nicht gerechnet.“

„Gottes Segen dazu!“ — ruft der Kaufmann — „dann wird es auch ſchon gehen! und er ſucht ſich den Rückweg frei zu machen.

Die Nächſten werden von den Nachdrückenden herangeſchoben. Einer folgt dem Anderen. Hier gehen größere Sumen ein, dort kleinere. Der arme Handwerker bringt ſeinen Thaler; Dienſtboten legen ihre kleine Erſparniß ein. Sieh' dort! die beiden Kinder, wie ſie ſich mit Lebensgefahr herandrücken.

„Achtung! Achtung!" — ruft der Commiſſionsrath bittend, indem er mit den Armen über den Tiſch hinauslangt, um ein kleines nettes Mädchen vor dem Erdrückt werden zu ſchützen, das an der Seite ſeines nicht viel größeren Bruders die Hände, die eine kleine Blechbüchſe umſpannen, in die Höhe gehoben, nach der Kaſſe ſtrebt.

„Hieher, ihr Kinder!" — ſagt der Beamte und Alle machen ſo viel Platz, als es ihnen möglich iſt, um die Kleinen mit ihren vor Freude und Aufregung leuchtenden Geſichtchen heranzulaſſen.

„Und was bringt ihr?" — fragt jetzt der Caſſirer.

Da flammen die Augen der beiden Kinder noch mächtiger auf, faſt als ob ſie vor dem Weihnachtsbaume ſtünden.

„Unſere Sparbüchſen!" — rufen ſie dabei, mit Augen, die vor Begeiſterung feucht glänzen, und indem ſie die kleinen Blechbüchſen öffnen und den Inhalt, aus blanken Silber-Stücken beſtehend, auf den Zahltiſch ſchütteln, ſagt der Knabe:

„Das iſt für unſeren guten König, damit er Soldaten kaufen, und die garſtigen Franzoſen verjagen kann!"

„Ja!" — ruft das Mädchen glühend — „und meine

Sparbüchſe gebe ich auch dazu ... und er ſoll ſie alle todtſchießen laſſen, die böſen Franzoſen! daß ſie nicht wiederkommen und unſere arme Mutter ſo ängſtigen und uns alles ſtehlen und mitnehmen.“

„Und wenn ich groß bin,“ — ſetzte der Knabe hinzu — „dann will ich ſelbſt Soldat werden und dem König helfen; aber ſie ſagen, ich könne jetzt noch kein Gewehr tragen, weil ich noch zu klein und zu ſchwach ſei!“

„So iſt es auch gut und ſchön!“ — rief der Commiſſionsrath ergriffen, Thränen der Rührung im Auge, indem er zugleich die Hände der Kleinen faßte und ſchüttelte. — „Ihr ſeit wackere Kinder! wißt, euer guter König dankt euch herzlich für eure Gabe, und damit ihr euch ewig dieſer edlen That erinnert, ſo nehmt dies von eurem Könige hin!“

Und er gab jedem der Kleinen einen eiſernen Ring, der die Worte trug: „Gold gab ich für Eiſen!“ 1813.

Der Kaufmann aber, der vorhin die große Summe bezahlt hatte, hob jetzt auf jedem ſeiner Arme eines der Kinder empor und trug beide, unter dem Zujauchzen der Anweſenden, wie im Triumphe durch das Gedränge, während die Kinder ihre eiſernen Ringe wie einen Schatz von unendlichem Werthe an ihr Herz drückten.

Während dies aber an der für Einzahlungen von Baarſummen beſtimmten Kaſſe geſchehen, war der Zudrang auf der anderen Seite des geräumigen Zimmers, wo alle übrigen Gaben in Empfang genommen wurden, nicht geringer geweſen: hier kam ein Schuhmacher in Schurz und Hemdärmel und brachte drei Paar Schuhe, die er in den letzten Nächten für Freiwillige angefertigt. Neben ihm drängte ſich ein hübſches feingekleidetes Mädchen heran, ihren Confirmationsſchmuck auf den Altar des Vaterlandes legend. Weiber aus den ärmeren Claſſen warfen ihre Trauringe hin, da ſie nichts anderes zu geben hatten. Dort leerte ein Bauer Hafer auf einen Haufen, während ein anderer meldete, daß er mit einer Fuhre Getreide vor dem Rathhaus halte. Andere brachten große Bündel Charpie, Leinwand und Feldbinden. Eine kleine Nätherin hatte aus zwei ihrer Hemden, ſie beſaß deren überhaupt nur viere, Mannshemden gemacht und gab ſie nun, mit dem ſeligſten Lächeln der Zufriedenheit, hier ab. Hinter ihr ſtand eine Dame in Trauer — ſie hatte ihren Gatten in einem Duell mit einem franzöſiſchen Officiere verloren, — als ſie Platz fand; ſtellte ſie dem Beamten einen koſtbaren Schmuck zu. Der Mann erſchrack und ſah ſie fragend an; die Dame aber rief mit flammenden Augen:

„Laſſen Sie mich Franzoſenblut dafür haben. Das Herzblut dieſer Räuber ſoll mir einen Rubinſchmuck von unnennbarem Werthe abgeben!“

Ein Beifallgemurmel durchlief den weiten Raum. Jetzt traten, auf Stöcke geſtützt, zwei alte Grauköpfe heran, von welchen der eine unverkennbar ein alter penſionirter Officier, der andere wohl früher ein Civilbeamter geweſen. Sie brachten nichts mit, hatten wohl auch nicht viel zu geben, was ihre abgetragene Kleidung bekundete, ... ſie gaben aber ſchriftlich jeder eine Erklärung ab, daß ſie, für die Dauer des Krieges, auf die Hälfte ihrer Penſion Verzicht leiſteten.

Es war erſchütternd, als ſich der militäriſche Graubart, dem jetzt vielleicht nichts als Brod und Kartoffeln blieb, eine Zornesthräne aus den Augen wiſchte, ... weil ... er nicht mehr perſönlich mit in das Feld rücken konnte. Und doch hatte er eben eine Heldenthat verrichtet, wie ſie kaum ein Schlachtfeld zu bieten vermochte.

Als die Graubärte ſich entfernt, kam hinter ihnen ein hübſches Mädchen zum Vorſchein, das ſeinen Kopf mit einem Tuche bedeckt hatte. Es ſah ſonderbar aus und konnte vor Verlegenheit nicht ſprechen.

Der Beamte lächelte und frug ſie freundlich, was ſie wünſche.

„Auch etwas für das Vaterland geben!“ — ſtotterte das hübſche Kind — „aber ich weiß nicht, ob Sie's nehmen?“

„Und was iſt es?“ — frug der Beamte weiter.

„Das da!“ — ſagte das Mädchen feuerroth werdend, indem es aus einem Umſchlage zwei große und ſtarke Zöpfe des ſchönſten blonden Haares hervornahm und auf den Tiſch legte.

„Ihr Haar?!“ — rief der Beamte erſtaunt. — „Und Sie haben ſich dieſes herrlichen Schmuckes beraubt?“

„Ja!“ — entgegnete das Mädchen mit ſeligem Lächeln — „es wird gut bezahlt werden, . . . und . . . ich hatte nichts anderes!“

„Gelobt ſei Gott!“ — rief der Beamte — „wenn ſolch ein Geiſt ganz Preußen beſeelt, dann wird es ſiegen, und wenn Napoleon mit der größten Armee der Welt zurückkehrte!“*)

---

*) Das Opfer eines ſchönen Haarſchmuckes ward in jenen begeiſterten Tagen von Vielen gebracht. Ein glänzendes Beiſpiel gab in der Gegend von Breslau ein junges Mädchen, Ferdinanda von Schmettau. Der Vater, Oberſt a. D., früher Commandeur des 2. weſtpreußiſchen Infanterie-Regiments, lebte mit 11 Kindern im Alter von 21 bis 4 Jahren von 600 Thlrn. Penſion in einer Erbpacht im Kloſtergut Bergel in bedrängten Umſtänden. Als nun die öffentliche Aufforderung kam, opferte der Vater ſeine aufbewahrte Staatsſchabracke, Mutter und Schweſter gaben ihre Ringe und kleinen Pretioſen. Ferdinanda, damals 16 Jahre alt, hatte gar nichts zu geben und war darüber untröſtlich. Sie ſann nach, was ſie darbringen könnte. Sie war im Beſitz eines ſchönen reichen Haares, welches man oft vergebens ihr hatte abkaufen wollen; ſie opferte daſſelbe, um das gelöſte Geld den Freiwilligen zukommen zu laſſen. Ihr edler Zweck wurde vollkommen erreicht,

Und er entließ das Mädchen mit freudigem Danke und gab auch ihr, wie allen Anderen, zur Erinnerung an dieſe Stunde einen jener Ringe mit dem Motto: „Gold gab ich für Eiſen!“ 1813.

Und ſo ging es weiter, denn Frauen und Mädchen aus allen Ständen, ſelbſt aus den höchſten, nähten Montirungsſtücke, Mäntel, Hoſen, Hemden, zupften Wundfäden und ſtrickten mit Emſigkeit für die Freiwilligen. Und alles dies floß hieher. Ueberhaupt war das weibliche Geſchlecht mit einem Feuer für die Sache des Vaterlandes entbrannt, dem an Glanz und Gluth kaum etwas gleichkommt, was irgend die Geſchichte berichtet. Und blieb das ganze Land in dieſer heiligen Begeiſterung zurück? Wahrhaftig nicht! Es trug ja zunächſt willig die Naturalverpflegung aller Truppen; es ſtellte ohne Bezahlung die vielen tauſend Pferde für die Artillerie, die Reiterei und ſämmtliches Gepäck; es rüſtete 52 Reſerve-Bataillone aus; es errichtete drei neue Reiter-Regimenter; es bildete endlich die Landwehr ganz auf eigene Koſten.

---

denn dieſe ſchöne That blieb nicht verſchwiegen. Viele wünſchten die Erinnerung daran bleibend zu machen und es fand dankbare Anerkennung, als Jemand das verkaufte Haar wieder erſtand und daraus allerlei Zierrathen, Ringe, Ketten ꝛc. anfertigen ließ, nach denen der Begehr ſo groß war, daß durch den Verkauf derſelben nach wenigen Wochen 4 Freiwillige eingekleidet und überhaupt nicht weniger als 1200 Thlr. gelöſt wurden. (Beitzke. I. S. 166.)

Große, ſchöne, gewaltige Zeit, in der der Drang zum Geben gleichen Schritt hielt mit der Freudigkeit, perſönlich in den Kampf zu gehen!

Großer, ſchöner, gewaltiger Aufſchwung eines ſo opferfähigen und todtesmuthigen Volkes! . . . und . . . wie hat man dir dies alles gelohnt? — — — — — — — —!

Aber des Drängens war ja heute auf dem Rathhaus zu Breslau kein Ende. Immer ſtrömten neue Menſchenmaſſen zu: Pferde, Schlachtvieh, Getreide, Fourage, Brod, Wein, baares Geld, ungemünztes Silber, ja eine ganze Silberſervice, Waffen, Tuch, Eiſen, Stiefeln, Schuhe, Leder, Strümpfe wurden abgeliefert, und alles mit einer Freudigkeit, die gegenſeitig eine ſolche Begeiſterung erweckte, daß die ab- und zuſtrömenden Geber, Thränen in den Augen, ſich ſämmtlich die Hände drückten, . . . auch dem Unbekannteſten, dem Bauer, dem Bettler, dem alten zerlumpten Weibe. Es war ja in der That rührend, wie Alles hergegeben wurde . . . auch das Heiligſte . . . auch das, was den Herzen bis dahin unſchätzbar war!

„Es iſt eine große Zeit!“ — ſagte, eben das Rathhaus verlaſſend, ein Bürger, der gleichfalls ſeine Opfergabe auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt, zu einem anderen Bürger, der aus demſelben Grunde aus dem Rathhaus trat. — „Wenn wir jetzt den Bonaparte nicht werfen, dann geſchieht's nie! Berlin allein hat ſo viel Freiwillige geſtellt und ausgerüſtet, als erforderlich ſein würden, um mehrere Infanterie- und Cavallerie-Regimenter daraus zu formiren."

„Und thun dies nicht alle Provinzen, im gleichen Verhältniſſe?" — frug der Andere.

„Gewiß!" — meinte der erſtere, ein Tiſchlermeiſter von Handwerk. — „Wißt Ihr aber, Mitbürger, was mich hauptſächlich freut?"

„Nun?" — frug dieſer, ein ehrſamer Bäcker.

„Das iſt der wackere Lützow."

„A ha! und der Petersdorff."

„Ja! die haben es verſtanden, die Jugend zu packen, als ſie das Freicorps errichteten und es die Schaar der Rache nannten."

„Und ihm die ſchwarze Uniform gaben."

„Ja eine ſchwarze Uniform, das bedeutet die erlittene Drangſal und Knechtſchaft."

„Und daß die, die ſie tragen — die Lützower — den Tod nicht ſcheuen."

„Und was ſind das für brave und tapfere Männer der Lützow und der Petersdorff!"

„Der König hat ihnen aber auch ſein Vertrauen bewieſen."

„Mitbürger!" — rief hier der Tiſchlermeiſter mit leuchtenden Augen, indem er ſeinem Begleiter auf die

Achſel ſchlug. — „Von dem Corps erwarte ich mir viel.“

„Wenn's dem Lützow nur nicht geht, wie dem Dörnberg, dem Schill und dem Herzog von Braunſchweig-Oels.“

„Warum nicht gar!“

„Der Oberſt von Dörnberg war auch ein tapferer Haudegen, ein Freund von Gneiſenau. Wißt Ihr noch, wie er im April 1809 den König von Weſtphalen in ſeiner eigenen Hauptſtadt gefangen zu nehmen verſuchte, um Norddeutſchland zu inſurgiren? Aber ſeine Truppen verließen ihn, ſo daß er ſein Heil in der Flucht ſuchen mußte.“

„Das iſt bei den Lützower eine andere Sache. Die, das bin ich überzeugt, die laſſen ſich lieber alle niederhauen, als daß ſie ihren Führer verließen. Die führt Begeiſterung her für die Freiheit und das Vaterland, Zorn gegen den Bonaparte, und Rache für all' die erlittene Schmach.“

„Iſt ſchon gut! War das aber bei dem Major von Schill und ſeinem Corps nicht auch der Fall? Brach der nicht auch in Weſtphalen ein, um mit dem Oberſt von Dörnberg gemeine Sache zu machen?“

„Wißt ihr aber was fehlte, Mitbürger? Die Zeit war noch nicht reif — wie unſer Paſtor ſagt — er fand daher auch keine Unterſtützung im Volk . . . und . . . das Volk iſt Alles.“

„Ja! das Volk iſt Alles, das iſt wahr, das ſieht man auch jetzt wieder. Aber wißt, Freund, die Regierung ließ den Schill auch ſitzen und verleugnete ihn . . .“

„Gezwungen . . .“

„Was daher, nachdem er gefallen, von ſeinen Offizieren und Getreuen nicht entrann, ward größtentheils erſchoſſen oder büßte ſeine Vaterlandsliebe auf franzöſiſchen Galeeren.“

„Schweigt, Mitbürger ſchweigt!“ — rief hier der Tiſchlermeiſter. — „Das ſind geweſene Dinge. Jetzt, wo alles Volk aufſteht in Preußen und gewiß auch draußen . . . aber was giebt es denn dort, . . . da läuft ja Alles zuſammen.“

„Sie heben Einen empor . . .“

„Auf die Schultern eines Anderen.“

„Er hat ein Placat, das er vorleſen ſoll . . .“

„Kommt, eilt Euch Freund, daß wir es auch hören.“

Und die beiden Männer eilten dem gewaltigen Volkshaufen zu, der ſich in wenigen Minuten um die eben erwähnte Gruppe gebildet.

„Vorleſen! vorleſen!“ — erſchallte es aus hunderten von Kehlen.

„Laut, laut!“ — riefen Andere.

„Ruhig, wenn er leſen ſoll!“ — ſchrie es dazwiſchen.

Da winkte der junge Mann, der auf den Achſeln des Anderen — eines herkuliſchen Schmiedes — ſaß, und ſofort trat eine lautloſe Stille ein, in der ſich jetzt die Stimme des Jünglings geltend machte:

„Männer! Freunde! Bürger!" — rief er — „Preußen wird nicht untergehen, es wird ſich frei machen und ganz Deutſchland mit, denn an ſeiner Erhebung betheiligen ſich die edelſten Frauen."

„Wißt: neun Prinzeſſinen, und an deren Spitze die hochherzige Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, haben einen Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes gegründet . . ."

Ein ungeheurer Jubel unterbrach hier den Sprechenden:

„Die Prinzeſſin Wilhelm lebe!" — „Hoch! Hoch! Hoch!" — donnerte es durch die Lüfte.

„Und die anderen acht Prinzeſſinnen!"

„Hoch!" — ſchallte es abermals.

„Unſer guter König! hoch!"

„Und das königliche Haus!"

„Hoch!"

„Und die unvergeßliche Königin Louiſe!" — rief eine andere Stimme.

„Hoch! hoch! hoch!"

„Und das freie Deutſchland!" — fielen zwanzig Stimmen auf einmal ein.

„Hoch! hoch! hoch!“ — wirbelte es wie Gewitterſturm empor.

Da winkte der junge Mann, der auf den Achſeln des Schmiedes ſaß, abermals und wieder war es todtenſtill.

„Mitbürger!“ — rief er dann — „wollt Ihr den **Aufruf hören, den jene neun edlen Prinzeſſinnen erlaſſen haben?“**

„Ja! ja!“

„Gewiß!“

„Leſen!“ — „Leſen!“ — ſchallte es aus zahlloſen Kehlen.

„So hört! Er iſt an die Frauen des preußiſchen Staates gerichtet.“

„Leſen! leſen!“

„Ruhe!“

„Still doch!“

Und der Jüngling las mit dem Ausdruck jugendlicher Begeiſterung:

„Das Vaterland iſt in Gefahr! Männer und Jünglinge ergreifen das Schwert, Alles ſtrömt zu den Fahnen und rüſtet ſich zum blutigen Kampfe für Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Aber auch **wir Frauen müſſen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müſſen uns mit den Männern und Jünglingen einen zur Rettung des Vaterlandes.**

Darum gründe ſich ein Verein, der „Frauenverein," zum Wohl des Vaterlandes. Gern ſtellen wir uns an die Spitze deſſelben. Nicht bloß baares Geld wird dieſer Verein, als Opfer gebracht, annehmen, ſondern jede entbehrliche werthvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohr's, den koſtbaren Schmuck des Halſes. Gern werden monatliche Beiträge, gern Materialien, Leinewand, geſponnene Wolle und Garn angenommen und ſelbſt unentgeldliche Arbeit als Opfer angeſehen werden. Alles, was auf dieſe Art geſammelt wird, gehört dem Vaterlande. Dieſe Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüſten und, wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen uns in den Stand ſetzt noch mehr zu thun, dann ſollen die Verwundeten gepflegt, geheilt, und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unſerer Seite das Große, das Schöne erfüllt werde, damit das Vaterland, das in Gefahr iſt, auch durch unſere Hülfe gerettet werde, ſich neu geſtalte und durch Gottes Kraft aufblühe."

Der Jüngling hatte geendet, er ſprang von den Achſeln des Schmiedes; der Jubel aber, den die Verkündigung dieſes Aufrufes hervorgebracht, war in der That endlos, da er ſich von Straße zu Straße wälzte und auf ſeinen Flügeln die Kunde von dem patriotiſchen

Beginnen der neun Prinzeſſinnen durch ganz Breslau trug.

Auch den Tiſchlermeiſter und ſeinen Mitbürger, den Bäcker, hatte die eben vernommene Nachricht auf's Neue in Feuer und Flammen geſetzt; ein gleicher Trieb erfaßte ſie, und indem beide faſt zu gleicher Zeit ausriefen: „Das muß ganz Breslau erfahren!“ — ſtürmten ſie mit hundert Anderen nach verſchiedenen Straßen, die neue große Botſchaft weiter zu tragen.

Aber ſchon am Eck der nächſten Straße wurde der Tiſchlermeiſter von einem jungen Manne angehalten, der ihn nach dem Werbebüreaux des Lützow'ſchen Corps frug.

„Kommen Sie mit,“ — rief der Breslauer Bürger, der eilig war, — „ich will es Ihnen zeigen!“

Der junge Mann folgte gern, und erfuhr nun aus dem Munde ſeines Führers nicht nur was ſich eben ereignet, ſondern auch daß Major von Lützow ſein Werbebüreaux in einer elenden Bierkneipe habe aufſchlagen müſſen, da er in dem, von Menſchen überfüllten, Breslau — wenigſtens für den Moment — kein anderes Lokal habe auftreiben können.*)

„Uebrigens,“ — verſicherte der Tiſchlermeiſter redſelig — „ſtrömen die ſchönſten jungen Leute dort zuſammen. Ich ſage Ihnen, Herr, es iſt eine Luſt ſie zu ſehen; und wiſſen Sie, wer ſie in das Corps aufnimmt?“

---

*) Thatſachen. Später fand ſich im Hôtel zum „Scepter“ Platz dafür. „Eliſa von Ahlefeldt,“ von Ludmilla Aſſing.

„Nun!“ — entgegnete der junge Mann, der kein anderer als der eben in Breslau angekommene Dichter Theodor Körner war — „wer anders, als der Major von Lützow!“

„Doch nicht!“ — rief mit leuchtenden Augen der Tiſchlermeiſter — „ein Engel!“

Körner lächelte; dann ſagte er:

„So geſchehen hier wohl noch Wunder und Zeichen.“

„Ja!“ — rief der Tiſchler und klopfte Körner vor lauter Begeiſterung ſo kräftig auf die Achſel, als ſei dieſelbe von Holz, und er wolle in der That einen Tiſch aus ihr zimmern. — „Ja! Wunder und Zeichen geſchehen allerdings in dieſen Tagen, davon habe ich eben auf der Commiſſion zur Annahme der freiwilligen Nationalgaben Beiſpiele genug geſehen. Und auf dem Lützow'ſchen Werbebüreaux, da wird Ihnen auch ein ſolches Wunder entgegentreten; denn der Engel, der dort die Neuankommenden anwirbt, iſt niemand anderes . . . als Lützows eigene Frau! aber halt! . . . da ſind wir. Treten Sie nur hier ein, und Sie werden ſehen, daß ich recht habe.“

Und der Tiſchlermeiſter zeigte auf die Thüre eines armſeligen Hauſes und verſchwand dann in der nächſten Straße.

Theodor Körner ſtand etwas verblüfft. Er hatte das Anwerbebüreaux für des edlen und tapferen Major von Lützows Freicorps, das ſich aus den angeſehenſten jungen Leuten des Vaterlandes recrutirte und bereits in ganz Deutſchland die Aufmerkſamkeit der Gelehrten, der Studirenden, der Beamten- und reichen Kaufmannsſöhne auf ſich gezogen, in einem Regierungsgebäude zu finden erwartet, und nun traf er es in einer Baraque. Die Sache hätte an und für ſich keinen Werth für Körner gehabt, der ja ohnedem nicht viel auf das Aeußerliche gab, wenn ihm nicht ſeine dichteriſche Phantaſie dabei einen Streich geſpielt.

Indeß ward dieſe poetiſche Täuſchung ſofort überwunden. Den jungen Mann beſeelte ja nur der einzige Gedanke: ſich für das Vaterland in der Thebaniſchen Schaar der Lützower anwerben zu laſſen, um mit ihr zu ſiegen oder für das Vaterland zu ſterben.

Und man erwartete ja in der That in ganz Deutſchland unendlich viel von dieſer ſchwarzen Rächerſchaar.

Lützow hatte ſie nach dem Rathe Scharnhorſt's — dieſes unermüdlichen Kämpfers für die deutſche Sache — und im Geiſte des zu früh gefallenen Schill errichtet. Die Idee, welche dieſem Freicorps zu Grunde lag, war dabei eine höchſt glückliche, die — traten keine beſonderen Hinderniſſe in den Weg — von großen Folgen für den Krieg ſein mußte. Lützow's freiwillige Schaar ſollte gewiſſermaßen unabhängig daſtehen, einmal: um als fliegendes Corps den Feind in den Flanken und im Rücken anfallen, ſeine Märſche beunruhigen, ſeine Transporte wegnehmen, und alle jene kleinen empfindlichen Manövers ausführen zu können, welche einem eifrigen Feinde oft unbequemer und nachtheiliger werden, als der Angriff einer ganzen Heerescolonne. Dann aber ſollte dies Corps „unabhängig" und freiwillig daſtehen, um der kriegsluſtigen Jugend, auch wenn ſie Preußen nicht ſpeciell angehörte, Gelegenheit zu geben, ſich dem großen Kampfe, der ja auch dem allgemeinen deutſchen Vaterlande galt, anzuſchließen, ohne gerade in preußiſche Dienſte treten zu müſſen.

Daß bei der Errichtung eines ſolchen Corps große Schwierigkeiten zu überwinden waren, verſteht ſich von ſelbſt. Aber die große Zeit machte Großes möglich!

Da Preußen ſelbſt zu rüſten hatte, konnte es den Majors von Lützow und von Petersdorff nicht viel mehr zukommen laſſen, als zweihundert Infanterie-Gewehre. Alle die weiteren nahmhaften Koſten der Einrichtung, der Uniformirung für Mann und Pferd und der Bewaffnung, fielen den Gründern, den Freiwilligen ſelbſt — und ſo weit dieſe es nicht vermochten — freiwilligen Beiträgen zu. Aber auch hier leiſtete die Opferwilligkeit des deutſchen Volkes das Unglaubliche. Der Eifer für die gute Sache ſiegte, da Begeiſterung und feſter Wille immer die beſten Verbündeten einer großen Sache ſind.

Kamaſchenhelden repräſentirten die Lützower freilich nicht; aber trotz aller Hinderniſſe war der Aufſchwung den das Freicorps nahm, ein überraſchender.

Nicht nur Jünglinge, welcher kecker Todtesmuth in die dunkle Schaar der Rache trieb, ließen ſich anwerben, ſondern Männer von Verdienſt und Anſehen eilten in ihre Reihen und wählten das ſchwarze Todtespanier der Lützower zu dem ihrigen.

Ganz im Geiſte der Zeit, deren ſchönſter Ausdruck die Lützowſche Freiſchaar war, und ganz in der Stimmung der Jugend, deren begeiſterte Hoffnung einen großen Tag der Vergeltung verlangte, nannten Lützow und Petersdorff ihr Corps die „Schaar der Rache“ und erbaten die ſchwarze Uniform für ihre Mannen. In dem ſchwarzen Waffenrocke „Litewka,“ mit dem rothen Vorſtoße am Kragen, Aermelaufſchlag und Achſelklappen und den gelben Knöpfen, zeigten die ſchwarzen Jäger die deutſchen Farben, und, der Idee gemäß, welche die Bildung der Freiſchaar geleitet hatte, trugen ſie auch die preußiſchen Zeichen nicht am Tſchacko. Das Vertrauen des Königs zu ihren Gründern, und der patriotiſche Ton ihres Aufrufs lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das Freicorps. Ein Geſchichtsſchreiber jener Zeit ſagt:*) „die ſchwarze Kleidung beſtach die Phantaſie, ſie drückte die Trauer über erlittene Drangſal und Knechtſchaft aus und deutete auf todtesverachtende Rache, die man am Feinde nehmen wollte. Die Idee der ſchwarzen Schaar, der Schaar der Rache, ähnlich der Thebaniſchen im Alterthum, zog unwiderſtehlich die Jugend an; daher der außerordentliche Zudrang der edelſten Jünglinge, beſonders der Studirenden, und die Fülle der Unterſtützungen von allen Seiten."

Namen wie Jahn, Körner, Palm, Thümmel, Reil, Eckſtein, Ackermann, von Fiſcher, Graf von Dohna, von Noſtiz, von Bärenhorſt, Fr. Förſter, von Vietinghoff und Frieſen, neben denen der trefflichen Gründer, waren wohl geeignet den Ruf einer Schaar zu heben, und ſie für jeden Hochherzigen zu verklären.

Und einer dieſer Hochherzigen, Theodor Körner, trat ja eben ein, um ſich dem wackeren Corps beizugeſellen.

Wie der Breslauer Tiſchlermeiſter geſagt und es ſich von Außen hatte vermuthen laſſen, war es eine elende

---

*) Beitzke: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege" II. Thl. 7. Abſchnitt.

Bierſtube mit hölzernen Bänken und ſchmutzigen Tiſchen, die ſich Körners Blicken jetzt zeigte. Wüſter Lärm tönte ihm entgegen, da im Vordergrunde eine Menge Menſchen, meiſt den niederen Ständen angehörend, hinter großen Deckelkrügen ſaßen. Bierdunſt und Tabaksrauch erfüllte den Raum, und Körner — der ſich geirrt zu haben glaubte -- wollte eben wieder umkehren, als ihn plötzlich eine zauberhafte Erſcheinung feſſelte. Er gewahrte nämlich durch den Schleier der Tabakswolken hindurch im Hintergrunde des geräumigen Gelaſſes und in Mitten dunkeler kriegeriſcher Geſtalten ein weibliches Weſen, deſſen vornehme Haltung und Anmuth wunderbar von der wüſten Umgebung im Vordergrunde abſtach. Auch die jungen Männer, die ſie umſtanden und welche in der That die Uniform des Lützow'ſchen Corps trugen, waren edle Heldengeſtalten.

„Ha!“ — dachte Körner — „ſo bin ich alſo doch am rechten Orte. Jene liebliche Geſtalt iſt ohne Zweifel Lützow's Gattin.“

Und eine liebliche zarte Geſtalt war es wirklich, wie der junge Dichter jetzt beim Nähertreten erkannte: Die ſchönſte Fülle blonder Locken umkränzte ihr Haupt. Aus den großen, ſanften, himmelblauen Augen ſprachen Güte, Geiſt und Liebreiz. Die Naſe war fein geſchnitten; die friſch geſchwellten Lippen umſpielte ein Lächeln voll milder Freundlichkeit*). Schön, faſt ſchwärmeriſch, kleidete ſie dabei das hoch bis zu dem Nacken hinaufreichende Kleid von ſchwarzer Seide, welches ein weißer ſtehender Kragen, wie ihn einſt die unglückliche Königin Maria Stuart trug, überragte.

Körner fühlte ſich wunderbar berührt. Er mußte dies holde Frauenbild ſchon einmal im Traum geſehen haben, ſo ſeltſam heimelte es ihn an, und doch thronte auf dem ihm ſo bekannt dünkenden lieblichen Geſichte ein Ernſt, eine Hoheit, eine ſo ſtrahlende Begeiſterung, daß ihm die Erſcheinung auch wieder fremd vorkam. Das alſo war Lützow's hochherzige Gattin; ſie mußte ... ſie nur konnte es ſein.

Unbefangen ſprach die Liebliche dabei mit einem jungen Manne, der ſich ihr zur Seite befand.

Die ſchwarze todverkündende Uniform ſtand ſeiner Heldenfigur prächtig. Das edle Antlitz zeigte feine und ſchöne Züge, die von einem reichen blonden Haar umwallt wurden. Es war Frieſen, „ein deutſcher Jüngling in Jugendfülle und Jugendſchönheit, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unſchuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgeſtalt von großen Gaben und Gnaden" — wie Jahn ihn bezeichnete —

---

*) Ludmilla Aſſing.

„ein lichter Schönheitsſtrahl,“ wie Ernſt Moritz Arndt von ihm ſingt.

Beide waren eifrig beſchäftigt. Da Lützow ſelbſt die Organiſation des Freicorps in Anſpruch nahm und entfernt hielt, vertrat die ſchöne Frau ſeine Stelle, den jungen Männern, die ſich begeiſtert herandrängten, angeworben zu werden, die nöthige Auskunft zu geben; Frieſen dagegen war mit dem Einzeichnen der Namen der Neugeworbenen in die vor ihm liegenden Liſten beſchäftigt. Auch Friedrich Ludwig Jahn — „der erſte deutſche Freiwillige,“ deſſen bekanntes Motto: „friſch, frei, fromm, fröhlich!“ jetzt die Welt durchfliegt. — ſtand neben Lützows Gattin, wie noch mehrere Andere aus der Freiſchaar, alle mit Enthuſiasmus und doch mit der größten Beſcheidenheit der ſchönen Frau an die Hand gehend.

Körners Herz ſchlug ſtürmiſch. Es wehte ihn wunderbar an, . . . faſt wie mit einem wahrhaft ſeligen Kampfes- und Todesmuth!

Endlich kam die Reihe auch an ihn. Als er vortrat, und Frau von Lützow ſein Anliegen kund gab, fühlte er wie das Blut ihm in die Wangen ſtieg; . . . aber ſonderbar . . . warum ward denn auch ſie plötzlich purpurroth? warum ſchaute ſie ihn ſo eigenthümlich, ſo fragend, ſo groß an?

Da zuckte mit einemmale ein Blitz durch beider Seele, und wie auf ein Tempo rieſen Sie:

„Körner?!“

„Gräfin Ahlefeldt?!“

„So iſt es!“

„Und Sie ſind . . .“

„Jetzt die Gattin des edlen Lützow!“

Das Räthſel war gelöſt: beide hatten ſich ja vor 3 Jahren auf Löbichau bei der edlen Herzogin von Kurland geſehen und jene wundervolle Zaubernacht, auf der Inſel im Parke, in ſo fröhlicher Geſellſchaft unendlich glücklich durchlebt.

„O das iſt herrlich!“ — rief jetzt Frau von Lützow begeiſtert — „herrlich, daß wir uns auf dieſe Weiſe und hier wiederſehen, wo der große Waſſentanz für das Vaterland beginnen ſoll, und daß auch Sie das Schwert gegen den corſiſchen Tyrannen ziehen!“

Und, ſich an ihre Umgebung wendend, ſetzte ſie ſtrahlenden Auges hinzu:

„Meine Herrn! Ihr neuer Waſſenbruder iſt der edle, uns Allen ſchon bekannte und liebe Dichter Theodor Körner!“

Da aber brach unter den Anweſenden ein wahrer Jubel aus: Jahn, Frieſen, ein anderer deutſcher Jüngling, mit Namen Ackermann, eine kühne markige Geſtalt mit einem Geſicht voll Feuer und Eiſen und einer ächt römiſchen Naſe, Vietinghoff, Förſter der junge von Bärenhorſt und ein Graf Dohna, ſie alle ſtreckten dem neuen Ankömmlinge freudig die Hände entgegen, ſchüttelten die ſeinen tüchtig und hießen ihn willkommen unter Lützow's Fahne.

„Ja, willkommen unter dem Paniere der Freiheit!“ — rief, von der Glorie hochherziger Freude übergoſſen, Frau von Lützow, — „willkommen der Mann, der von heißer glühender Begeiſterung hingeriſſen, wie einſt im Alterthum Tyrtäus ſeine Spartaner, ſo jetzt ſeine deutſchen Brüder durch enthuſiaſtiſche Kriegslieder emporreißt und jauchzend in den großen Kampf zur Befreiung des Vaterlandes treibt!“

„Ja!“ — entgegnete Theodor Körner, und es blitzte und funkelte dabei muthvoll aus ſeinen Augen, — „ja, edle Frau, daß will und das werde ich. Nie habe ich Gott mehr dafür gedankt, daß er den hell ſprudelnden Liederquell in meine Bruſt gelegt, als in der letzten Zeit. Ich will die Leyer nicht mit dem Schwert vertauſchen, ſondern, das Schwert an der Seite, will ich mit Sturmgewalt in ihre Saiten greifen, daß es Deutſchlands Heldenſöhne weckt und ſie mit orphiſcher Zauberkraft herbeiführt zu dem großen Schlachtentanze! Gilt es aber ſelbſt dreinzuſchlagen, dann . . . fort die Leyer und heraus das Schwert!“

„Sie ſind ein wackerer Mann!“ — ſagte Frieſen, und faßte noch einmal die Hand Körner's. — „Sein Sie mein Freund! Ich kenne und achte Sie ſeit langer Zeit aus Ihrer Wirkſamkeit; weiß auch, daß Sie mit feſtem kühnem Sinn Vieles zurückgelaſſen haben, von dem ſich die Menſchen ſonſt nicht gerne trennen: die Ausſicht auf eine glänzende Laufbahn, theure Eltern und eine liebe Braut. Das iſt ſchön, daß iſt groß! . . .“

„Es iſt nicht mehr, als was Tauſende in dieſen Tagen thun!“ — verſetzte Körner.

„Gleichviel! wer es zu thun im Stande iſt, iſt ein Ehrenmann!“ — ſagte Frieſen. — „Sein Sie mein Freund!“

„In Leben und Tod!“ — rief Körner und ſchlug ein.

„Freund, Kamerad und Bruder auf Leben und Tod!“ — riefen jetzt auch die Anderen und alle reichten noch einmal dem neuen Ankömmling die Rechte.

Da trat auch Frau von Lützow hinzu, legte ihre kleine weiße Hand auf die der Männer und ſagte:

„Auf Leben und Tod im Dienſte der Freiheit!“

„Der Freiheit und des Vaterlandes!“ — rief Jahn.

„Das Gott ſegnen möge!“ — ſetzte Ackermann hinzu.

Alle waren tief ergriffen. Frieſen trug jetzt Körners Namen in die Liſte ein:

„Und wie ſteht es mit der Equipirung?“ — frug er dabei.

„Ich ſtelle mir alles!“ — entgegnete Theodor Körner mit edler Freudigkeit.

Ein dankbarer Blick aus den Augen der ſchönen Frau traf ihn; ſie ſelbſt aber ſtand vor ihm, wie eine Jeanne d'Arc. Ihre Züge hatten ſich verklärt, ſie glich einer Prieſterin, einer Velleda. Ihr Antlitz ſchien wie durchſichtig zu werden. Sie war ganz ein einziger großer Gedanke, . . . dem Ewigen ein ſtilles heiliges Dankgebet. Rom, Griechenland und die Ritterzeiten waren keine Mährchen mehr für ſie. Alles Größte ſtrahlte ihr wiedergeboren im Lichte der Gegenwart, wie mit Sonnenglanz entgegen.

Die Weihe.

So war denn Theodor Körner unter die Lützow'ſche Freiſchaar aufgenommen, und da mit ihm zugleich eine Maſſe junger Leute aus allen Theilen des deutſchen Vaterlandes herbeiſtrömten: Studirende aller Univerſitäten und Fakultäten, wie auch wirkliche Künſtler, Aerzte, Dichter, Geiſtliche, Lehrer, Naturforſcher und Kaufleute, ſo ging die Errichtung der Freiſchaar und deren Organiſation ſo ſchnell vor ſich, daß man ſchon daran denken konnte in den nächſten Tagen derſelben die kirchliche Weihe zu geben.

Heute erſt, und mit Körner zugleich, waren fünf und vierzig Namen eingetragen worden. War es doch eine Wonne, zu ſehen, wie ſich die ſtürmiſche Jugend hier, in der elenden Bierſtube, herandrängte zum großen, zum heiligen Befreiungskampfe.

In dieſer ärmlichen Umgebung erſchien den jungen Leuten die ſchöne, edle, von den lebhafteſten Vaterlandsgefühlen beſeelte Frau gleich einem höheren Weſen, von dem ſie wie bezaubert wurden, . . . ja, wie der Genius der Freiheit ſelbſt, der ihnen ihre Bahn anwies und Todtesmuth und Opferfreudigkeit verlieh.

In der That war das ganze Weſen der edlen Gattin Lützow's — die vor drei Jahren faſt noch ein ſpielendes Kind geweſen — in jener großen Zeit wie von einem ungewöhnlichen Glanze verklärt. Sie liebte ihren Gatten treu und warm; aber jene höchſte Höhe freudigſter Leidenſchaft und extäſiſcher Begeiſterung, wie ſie ſie damals an den Tag legte, konnte ihre große Seele nie für einen einzelnen Menſchen, ſondern nur für ein mächtiges Weltgeſchick, für das Vaterland, für das deutſche Volk und deſſen Freiheit und Glück empfinden. Hier floß alles in einem Brennpunkte zuſammen; die Geſchichte ſelbſt ſchien ja in jenen Tagen einer wunderbaren Dichtung gleich. Griffen doch die Dichter ſelbſt zum Schwerte, während ſich der Donner der Schlachten mit ihren enthuſiaſtiſchen Vaterlandsgeſängen vereinigte.

Frau von Lützow war dabei ſo edel, daß ſie gewißermaßen alles um ſich her zwang, ebenfalls nur edle Empfindungen für ſie zu hegen; dieſe aber ſteigerten ſich denn auch bei der Mehrzahl zur innigſten Verehrung, ja . . . zur Anbetung. Sie war keine wilde Amazone, ſie blieb immer zart, mild und weiblich, aber durchglüht von dem reinſten Feuer der Begeiſterung. Lützow, der brave und tapfere Führer des enthuſiaſtiſchen Freicorps, war das Schwert der Schaar, ſein reizendes junges Weib dagegen der gute Geiſt, der dieſe Schaar beherrſchte und über ſich hinaushob.*)

Und auch Theodor Körner's guter Engel ſollte ſie ſchon kurz nach deſſen Eintritt in das Freicorps werden.

Die kirchliche Weihe der Lützower war, wie ſchon erwähnt, auf die nächſten Tage feſtgeſetzt. Natürlich fiel man ſofort auf den Gedanken, den jungen Dichter, der gerade jetzt eingetreten, um ein Lied für dieſe feierliche Handlung zu erſuchen. Theodor Körner fühlte ſich dadurch geehrt und gehoben, und ſeiner Begeiſterung folgend war der Hymnus bald vollendet.

Er begann mit den ſchönen Worten:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen,
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht
Hat Gott ja ſelber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre!“

---

*) Frau von Lützow hielt ſich immer in möglichſter Nähe des Kriegsſchauplatzes auf; bei den häufigen ſchweren Verwundungen, welche Lützow erlitt, kam ſie gleich herbei, und pflegte ihn mit aufopfernſter Treue und Liebe. Auch viele der anderen Verwundeten pflegte ſie mit ihren eigenen Händen, ſo wie ſie bei den leidenden Kriegern, wie ein hülfreicher Genius voll zarter Sorgfalt, tröſtend und wohlthuend erſchien.

„Gräfin Eliſa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow.“ Eine Biographie von Ludmilla Aſſing

Um indeß ſelbſt der Feier auf würdige Weiſe beiwohnen zu können, war für den jungen Dichter noch etwas anderes nöthig: er mußte ſich dazu vor allen Dingen ſeine Uniform beſorgen.

Hier aber war guter Rath theuer! Sämmtliche Breslauer Schneider waren von der Regierung für die eilige Uniformirung der neu zu errichtenden Freiwilligen-Regimenter, für Landwehr und Landſturm in Anſpruch genommen. Major von Lützow ſelbſt war nur im Stande geweſen einen einzigen Meiſter für ſein Corps aufzutreiben, und dieſer hatte natürlich alle Hände voll zu thun. Wie erſchrack daher Körner, als er von demſelben erfuhr: daß bis zu dem Tage der Einweihung keine Uniform mehr fertig werden könne.

Vergeblich waren alle Bitten und Vorſtellungen: ſelbſt das Anerbieten einer beſonderen Belohnung half nichts, da der Schneider — der übrigens ein fleißiger Mann war — hoch und heilig betheuerte, daß er mit Arbeit überhäuft, und es eine vollſtändige Unmöglichkeit ſei, die Uniform noch zu liefern.

Theodor Körner war vor Verzweiflung außer ſich. Blieb er bis zu der bevorſtehenden kirchlichen Handlung ohne Uniform, ſo konnte er ja derſelben nicht beiwohnen! Und . . . von der ſchönen erhebenden Feier, zu der er ſelbſt das Feſtlied gedichtet, ausgeſchloſſen zu ſein? . . . es wollte ihm das Herz zuſammenſchnüren! . . . ausgeſchloſſen von jener heiligen Weihe, die ja eben ſo gut zur Todes- als zur Siegesweihe werden konnte, und nach der es gerade ſein Herz, ſein religiöſes Gefühl und ſein dichteriſches Weſen mit doppelter Gewalt zog, . . . der Gedanke war unerträglich. . . . und noch dazu ausgeſchloſſen, weil der Schneider glaubte, keine Uniform mehr fertig bringen zu können.

Da fiel Körner in ſeiner Troſtloſigkeit und Verzweiflung der Genius ein, der ſchützend über dem Corps wachte, und von dem er wußte daß ſein Blick und ſein Wort faſt allmächtig ſeien, wenigſtens wie Zauber wirkten.

Raſch, wie es in ſeinem leidenſchaftlichen Weſen lag, eilte Körner daher zu Lützow's reizender Gattin, die nach wie vor in der elenden Bierſchenke der Vorſtadt unermüdlich für die Sache der Freiheit wirkte und mit ſtets gleicher Liebenswürdigkeit die begeiſterten Jünglinge willkommen hieß, welche der Fahne Lützow's zuſtrömten.

Athemlos ſtürmte Körner in die Kneipe. Die ſchöne Frau ſchaute erſtaunt auf; der junge Mann aber rief:

„Niemand als Sie, gnädige Frau, kann mir helfen, Sie aber vermögen alles!“

„Und was wünſchen Sie?“ — frug Frau von Lützow mit theilnehmender Miene.

Ihr Körner ſtrömte nun ſein Herz und ſeinen Schmerz aus und endete mit dem dringenden Erſuchen, doch auch ihm ein rettender Engel zu werden, wie ſie ja Allen eine mütterliche Freundin und Verſorgerin ſei. Wenn ſie die Güte haben wolle, auch nur ein Wort mit dem Schneider zu ſprechen, ſo ſei er überzeugt, daß die Uniform, trotz aller Schwierigkeiten, noch fertig werde.

Lützow's Gattin lächelte; aber ſie verſprach das Ihre zu thun. Und Körner hatte ſich nicht verrechnet: ſobald Frau von Lützow einen freien Augenblick fand, eilte ſie nach der Werkſtätte des Schneiders. Der gute Meiſter aber war von dem reizenden Weſen, das da bei ihm erſchienen und ſo freundlich mit ihm ſprach, — von der Ehre, die vielbeſprochene allverehrte Gattin Lützow's bei ſich zu ſehen, und von der beredten Verwendung für den in heiliger Begeiſterung flammenden jungen Dichter, ſo hingeriſſen, daß er verſprach Tag und Nacht zu arbeiten und kein Auge zu ſchließen, bis die Uniform für den jungen Mann fertig ſei.

Und er hielt Wort; ja . . . der brave Mann that noch mehr!

Er hatte in ſeinem begeiſterten Eifer nicht nur eine . . . ſondern ſogar zwei Uniformen fertig gebracht; und als dies geſchehen und die eine davon an den überglücklichen jungen Dichter abgeliefert war, da hing der gute Mann Schere und Maaß an die Wand, ſchob das Bügeleiſen unter den Ofen, zog ſelbſt die andere Uniform an, eilte zu der liebenswürdigen Frau, die ihn nicht nur hingeriſſen und entzückt . . . ſondern auch für die große Sache des Vaterlandes begeiſtert hatte . . . und . . . trat in eigener Perſon in das Lützow'ſche Corps ein.*) — —

So kam denn in Sturmeseile der Tag heran, der zur Einſegnung des Lützow'ſchen Corps beſtimmt war. Die feierliche Handlung ſollte in der Kirche des Dorfes Rogau bei Zobten vorgenommen werden.

Das kleine Gotteshaus hatte die Gemeinde aus eigenem Antriebe zu der bevorſtehenden Feier einfach geſchmückt; die Sonne aber goß bereits ihr Gold über und in daſſelbe, als die muthige Schaar der ſchwarzen Krieger unter dem Klange der Trommeln und dem Schalle der Hörner herangerückt kam.

Und es war eine prächtige, eine ſtattliche Schaar, dieſe Lützower, zuſammengewürfelt zwar aus allen Ecken und Enden des deutſchen Vaterlandes . . . aber . . . durchglüht und verbunden durch eine einzig große Idee.

Und, in der That, das Lützow'ſche Corps war und iſt in der Weltgeſchichte ſo gut eine Idee, als eine Wirklichkeit. Als Idee wird es ſogar, abgeſehen von ſeinem eigentlichen Auftreten, immer eine hohe Bedeutung in der Befreiungsgeſchichte des Vaterlandes behalten, da ſich in ihm das Gefühl der gebildeten deutſchen Jugend zu einem engeren Bewußtſein, zu einer thätigen Erſcheinung zuſammengezogen hatte und dieſe Empfindung in den Schallwellen ſeiner Lieder durch das ganze Volk wegte.

---

*) Thatſache: „Gräfin Eliſa von Ahlefeldt, die Gattin A. von Lützow's ꝛc."

„Denken Sie ſich einen Haufen von fünfzehnhundert jungen Leuten,“ — ſchrieb Körner an Frau von Pereira, — „Alle aus einem Triebe, aus Haß, aus Rache gegen den Tyrannen und voll der glühendſten Begeiſterung für die gute Sache des Volkes zu den Waffen geeilt, die letzten ſorgloſen Minuten des ruhigen Lebens keck und frei genießend: — der zweite Mann muß verloren ſein, ſo wenigſtens iſt der allgemeine Glaube.“

Aber dieſer Glaube wirkte nicht niederdrückend, ſondern im Gegentheile begeiſternd auf die jungen heldenmüthigen Seelen.

So kamen ſie denn auch jetzt, freudige Kriegslieder ſingend, in Rogau an.

Als ſie das Kirchlein erblickten, in dem ſie die Weihe für den Sieg oder den Tod empfangen ſollten, brachen ſie Alle in lauten Jubel aus . . . aber in einen Jubel, dem ſich hohe Gefühle beimiſchten.

Jetzt wirbelten die Trommeln abermals, die Hörner klangen, die Glocken fingen zu läuten an und die Orgel warf ihre feierlichen Klänge dazwiſchen, bis die ſchwarzen ernſten Geſtalten alle eingetreten und ſich in dem kleinen ſchlichten, mit friſchen Maien geſchmückten Gotteshauſe geordnet und aufgeſtellt hatten. Als dies geſchehen, geſtalteten ſich die Töne der Orgel zum Chorale, und ernſt, feſt und feierlich ertönte, von all' den begeiſterten Männern geſungen, Körner's ſchönes, zu dieſer Feier gedichtetes Lied. Und alle Augen flammten auf und alle Herzen ſchlugen voll Kampfesmuth, und, ein Ausdruck der ſchönſten und heiligſten Ergebung in Gottes Wille, ertönten die Worte:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja ſelber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr iſt unſre Zuverſicht,
Wie ſchwer der Kampf auch werde:
Wir ſtreiten ja für Recht und Pflicht,
Und für die heil'ge Erde.
D'rum retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unſre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zuſammen;
Es ſoll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.

D'rum friſch in Kampfes Ungeſtüm!
Gott iſt mit uns und wir mit ihm,
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegesluſt
Für die gerechte Sache;
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
Auf, deutſches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Unbeſchreiblich war der Eindruck, den der Choral auf Alle gemacht. Als aber nun Choral und Orgel ſchwiegen, und der Prediger in glühenden Worten die hohe Bedeutung dieſer Stunde andeutete; — als er, ſelbſt vom kühnſten Patriotismus entflammt, mit der Beredtſamkeit einer heiligen Begeiſterung auf die Größe des Werkes zu ſprechen kam, das jetzt das deutſche Volk, dem gehaßten Tyrannen gegenüber, unternahm, und zu dem auch ſie, die Anweſenden, in dieſer Stunde die Weihe zu empfangen bereit ſeien; — als er den Sieg prophetiſch verkündete — aber auch den Heldentod für's Vaterland ſelig prieß; . . . da blieb kein Auge ohne Thränen, kein Herz ohne die mächtigſte Erhebung. Den Gipfelpunkt innigſter Ergriffenheit, heiligſter Todesſchauer und glühenſter Begeiſterung aber bildete der Augenblick, in dem jetzt Major von Lützow dem Corps die Fahne überreichte und alle die anweſenden Krieger auf die Schwerter ihrer Offiziere den Kriegseid, den Eid der Treue bis zum Tode, leiſteten.

Und als auch dies geſchehen, da fiel die Orgel noch einmal mit vollen Accorden ein, und aus Aller Herz und Seele erſchallte wie Sturmesbrauſen des Vertrauens und des Glaubens Triumphlied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“

Ein donnerndes Hoch! auf die Befreiung Deutſchlands, ein einziger gewaltiger Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland!“ — ein Ruf, „ſo gewaltig in den Wölbungen der Kirche wiederhallend, als leiſteten noch Tauſende unſichtbar den heiligen Schwur mit,“ ſchloß die Feier.

Das Lützow'ſche Freicorps hatte ſeine Weihe empfangen . . . ſie ſollte für viele dieſer edlen Jünglinge eine Todtenweihe ſein. Auch Theodor Körner überkam es wie eine dunkle Ahnung; . . . er ſah Geſichter in ſeinem Zuge, von welchen er es deutlich vorauszuwiſſen glaubte, daß ſie unter den Erſten ſein würden, die der Würgengel fordere. . . . und . . . unter dieſen Geſichtern . . . ſah er auch das ſeine.

„Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd."

Eine wunderbar ſchöne Nacht lag über der Erde. Die Luft war mild, der Himmel rein und mit Millionen Sternen überſäet, die alle ſo ſtill und ſo freundlich auf die kleine Menſchenwelt herniederblickten, als ob dieſe ein liebliches Aſyl des Friedens ſei; . . . und doch . . . wütheten auf ihr ſeit Jahren blutige Kriege, und die Menſchen zerriſſen und zerfleiſchten, verſtümmelten und mordeten ſich wie wilde Thiere. Warum? um des Ehrgeizes und der Herrſchſucht eines Einzigen willen!

Aber was kümmert die ewigen Sterne das Getriebe der Erde? Sie kamen und gingen, als Babylon, Griechenland und Rom blühten und ſanken; . . . ſie flammten auch heute gar prächtig durch die ſtille Nacht, unbekümmert, was der nächſte Morgen bringen werde.

Aber die Sterne waren es nicht allein, die jetzt in der Dunkelheit leuchteten; ringsumher flammten auch Wachtfeuer und übergoſſen mit ihrer dunkelrothen beweglichen Gluth, ein ſeltſames Bild. Die Lützower hatten ſich nach einem ermüdenden Marſche, auf einer Anhöhe, am Rande eines dichten Waldes, der ſeine friſchen Düfte labend ausſandte, gelagert, und ſtärkten jetzt Leib und Seele ſo gut es eben gehen wollte.

Schildwachen waren in weitem Kreiſe aufgeſtellt; während dieſelben aber in gleichmäßigem Takte auf- und abſchritten, die geladenen Gewehre oder das gezogene Schwert im Arm — je nachdem ſie der Infanterie oder der Reiterei des Lützow'ſchen Streifcorps angehörten — thaten ſich die munteren Geſellen, die in maleriſchen Gruppen um die Wachtfeuer lagen, weidlich gut.

Namentlich war dies bei einer Anzahl Krieger der Fall, die auf dem äußerſten Ende des linken Flügels, dicht am Saume des Waldes, lagerten.

Auch die Phantaſie des geſchickteſten Malers hätte kaum ein ſchöneres Bild zu erfinden vermocht. Unter einer Gruppe ſchlanker Birken, deren weißliche Stämme ſich abenteuerlich von dem dunkelen Grunde des Waldes abhoben, während die leicht bewegten Wipfel ſich in den ſternbeſäeten Himmel tauchten, lagen und ſaßen, — theils auf dem ſchwellenden Mooſe, theils auf Trommeln oder Turniſtern, — einige zwanzig der ſchwarzen Geſtalten. Faſt geſpenſtiſch beleuchtete dabei die flackernde Gluth die muthigen Geſellen, deren Geſichter meiſt noch in Jugendfriſche ſtrahlten, obwohl hie und da auch ein älterer martialiſcher Kopf dazwiſchen durchblickte. Muth, Entſchloſſenheit und jener ernſt-heitere Ausdruck, den der feſte Wille giebt, für eine große Sache zu ſiegen oder zu ſterben, lag gleichmäßig in den Zügen Aller; aber auch die Freudigkeit im Auskoſten der vielleicht letzten Lebensſtunden.

Eine nette Markedenterin — der Körner und die Kameraden den claſſiſchen Namen der „Guſtel von Blaſewitz“ beigelegt — ſchenkte dabei den Ermüdeten und Durſtenden fleißig ein; während ein alter Bauer mit freudeſtrahlendem Geſichte aus einem Korbe Brod, Käſe und Würſte nahm und unter die Mannſchaft, als freiwillige Gaben, vertheilte. Und wie der Alte freudig ſpendete, ſo wurden ſeine ſehr willkommenen Gaben auch freudig-dankend angenommen, als leckeres und ſtärkendes Mahl nach dem langen anſtrengenden Marſche.

O! die alte Seele wußte nicht, welch' wackeren Kämpfern er hier einen ſo großen Liebesdienſt erzeigte: da ſaß Ackermann, der für Freiheit ſchwärmende Schüler Peſtalozzi's, der ſpäter — als einer der tüchtigſten Lehrer an der Muſterſchule zu Frankfurt am Main — auch dem Schreiber dieſes Werkes ein unvergeßlicher Lehrer und Freund wurde, und neben demſelben der kleine, lebendige und geiſtvolle Feldwebel Bär, von der vierten Compagnie des erſten Bataillons, der jetzt noch in Frankfurt lebende und hochgeachtete Herzoglich Naſſau'ſche geheime Hofrath Dr. med. Stiebel. Zwiſchen beiden hatte ſich Renz niedergelaſſen, der zarte Jüngling mit den feinen Zügen der über ſeine hohe Stimme und ſein bartloſes Geſicht ſo viel leiden mußte. Wie gewaltig ſtach gegen ihn die Heldengeſtalt des edlen Frieſen ab, der ſeinen Arm um den Nacken Körners gelegt hatte und mit dem jungen Dichter aus einem und demſelben Feldbecher trank. Hinter ihnen, wie ein Fels im ſchäumenden Meere, ſtand Jahn, der, der Welt bekannte wunderliche Alte im Bart, der Mann mit dem kräftigen Geiſt und dem ächt deutſchen Gemüthe, der Wecker des Volkes; der Vater der Turnkunſt. Er hatte die Arme feſt verſchlungen und ſchaute, während ſich das jüngere Volk um ihn bei dem Momente ſorglos hingab, mit ernſtem Blicke in die dunkele Ferne, der nächſten Zukunft gedenkend, die ſeinem geliebten Vaterlande eine neue glückliche Aera . . . aber auch den völligen Untergang bringen konnte. Gerade zu Jahn's Füßen, den langen Weg in das Moos geſtreckt, lag der junge von Bärenhorſt, ein ſchöner blühender Jüngling und ſchwärmeriſcher Freund Körners. Es mochte kein ſchöneres Bild des kraftvollen, freudig-überſprudelnden Lebens geben.

Und wer iſt die köſtliche Figur, die dort, dicht bei dem Feuer, wie ein König auf ſeinem Throne, auf einer alten Trommel ſitzt? Es iſt der zweiundſiebenzigjährige Greis, der Rittmeiſter Fiſcher, der die Liſt des Odyſſeus geerbt zu haben ſcheint, und, mit einem alten Richtſchwert bewaffnet, einhergeht, weil ihm kein anderes groß genug iſt. Der greiſe Held hat ſchon unter Friedrich dem Großen gedient und zwar unter den „Todtenköpfen.“ Seine rieſige Geſtalt verräth Löwenſtärke, ſeine Augen ſind jetzt noch die des Adlers, ſeine Fäuſte gleichen Geierklauen, ſein Bart wallt noch immer ſchwarz und voll über die breite Bruſt herab. Wenn er den jungen Burſchen da vom „alten Fritz“ erzählt, dann lauſchen ſie alle, als wollten ſie die Worte von ſeinen Lippen ſtehlen, . . . die Worte, die ein Evangelium des Muthes und der Tapferkeit verkünden.

Auch jetzt, da der Hunger und der Durſt geſtillt, hat er das Wort ergriffen: er erzählt von dem wackeren Schill und den Thaten Lützow's unter demſelben, namentlich bei der ruhmvollen Vertheidigung Kolbergs, für welche Lützow ſchon als Hauptmann den Orden pour le mérite, aber auch Wunden erhalten hatte. In dem gleichen Augenblicke tritt Lützow ſelbſt heran. Ein lautes „Hurrah!“ begrüßt ihn; er aber winkt ſeinen Leuten freundlich zu, ruhig lagern zu bleiben, indem er an Jahn herantritt, ihm die Hand ſchüttelt und ein leiſes Geſpräch mit ihm beginnt.

Major von Lützow war ein Mann von mittlerer Größe. Er ſah weder regelmäßig ſchön, noch geiſtreich und bedeutend aus, aber gutmüthig und angenehm. Seine großen blauen Augen trugen den Ausdruck von Treue, Wohlwollen und Bravheit; ſein rundes Geſicht war von ſchlichten blonden Haaren umgeben, ein Bart von gleicher Farbe bedeckte die Oberlippe. Was indeß in ſeiner äußeren Erſcheinung hauptſächlich für ihn einnahm, war ſein offenes männliches Weſen und ein ſehr anziehender Zug militäriſcher Munterkeit. Lützow hatte ſchon die Feldzüge von 1792—1794 und 1806 mitgemacht. Seine Freiſchaar hing mit Enthuſiasmus an ihm. Als Führer dieſer Schaar aber war ihm Jahn ein Freund und Rathgeber geworden. Auch jetzt hatte er ſich mit dieſem über eine wichtige Angelegenheit zu beſprechen, und ſo entfernten ſich beide Arm in Arm.

Als ſie in der Dunkelheit verſchwunden, ſagte Ackermann:

„Zwei wackere Männer! Deutſchland wird einſt kaum bemeſſen können, was es ihnen verdankt. Jahn hat durch ſeine Thätigkeit in den letzten Jahren ſo viel für unſer Freicorps geworben als Lützow.“

„Und mit ihnen der Geiſt der Zeit ſelbſt!“ — rief Körner. — „Er hat doch eine ſo gar wunderſame Stimmung von Haß und Liebe in den deutſchen Gemüthern hervorgerufen.“

„Beſonders auf den Univerſitäten!“ — meinte Feldwebel Bär.

„Wohl in jedem kühnen Jünglingsherzen!“ — fuhr Körner eifrig fort. — „Uns Alle ergriff ja bei Preußens Aufruf ein wunderbar ſüßes Gefühl! Wer von uns umfängt denn den Gedanken der Freiheit nicht, wie eine Heißgeliebte, der man lange ſeine Liebe verſchweigen mußte.“

„Darum wollen wir ſie jetzt auch als Braut heimführen!“ — rief Frieſen, und ſein Antlitz, über das die Gluth des Wachtfeuers eben einen magiſchen Schein warf, ſtrahlte in Begeiſterung.

„Recht ſo!“ — donnerte der rieſige Rittmeiſter Fiſcher mit ſeiner ſonoren Baßſtimme dazwiſchen, — „die Freiheit ſoll unſere Braut ſein. Hol' mich der Henker! um eine ſolche Braut freie ich alter zweiundſiebenzigjähriger Kerl auch noch, und ſollten mir die Hunde von Franzoſen auf dieſer Brautfahrt auch eine ihrer blauen Bohnen durch das Herz jagen!“

Und, der hübſchen Markedenterin winkend, rief er:

„He da, Guſtel von Blaſewitz! einſchenken! es gilt einen Trunk auf das Wohl unſerer Braut.“

Das Mädchen folgte lachend, der Rittmeiſter aber hob jetzt den gefüllten Becher und rief:

„Es lebe die Freiheit, unſere heißgeliebte Braut!“

Und alle wiederholten:

„Es lebe die Freiheit, unſere heißgeliebte Braut!“

„Laßt ſie uns erkämpfen und erjagen, und ſei es mit unſerem Blute!“ — ſagte jetzt Renz; aber unwillkürlich mußten alle Anweſenden in ein Lachen ausbrechen; die feine Stimme des bartloſen Jünglings klang doch zu ſonderbar neben der Donnerſtimme des Rittmeiſters.

Der arme Renz erröthete über und über; dann ſagte er ſchmollend:

„Es iſt nicht ſchön von Kameraden, mich auszulachen, weil ich eine feine und hohe Stimme habe und keinen Bart. Ich denke weder Stimme noch Bart machen den Mann, ſondern die That macht ihn. Gebt mir ein erſtes Gefecht, und ich will euch im Kugelregen zeigen, daß ich keinem von euch nachſtehe!“

„Recht ſo!“ — rief der Rittmeiſter — „der Feldwebel Bär iſt auch kein Rieſe, hat aber doch ſchon recht ſchöne Proben von Muth abgelegt. Wie ſind wir denn zu dem Freicorps gekommen?“

„Ich?“ — frug Bär zurück. — „Juſt wie die Andern! Wie ein Lichtſtrahl vom Himmel fiel mir die Freiheit in’s Herz, und da keine Begeiſterung mächtiger und größer iſt, als die für das heiligſte Intereſſe der Erde, die Freiheit, ſo bahnte ich dieſer, was meine Verhältniſſe betraf, eine Gaſſe, hing mein Studium an den Nagel und griff nach den Waffen!“

„Ich hätte dieſen ſchönen Aufſchwung auf den Univerſitäten mit erleben mögen!“ — rief Rittmeiſter Fiſcher.

„Es war auch der Mühe werth!“ — ſagte Feldwebel Bär. — „Der Herbſt und der Winter des Jahres 1812 war für einen Theil der Studirenden in Berlin ein ſehr bewegter. Ich hatte meine mediciniſchen Studien faſt vollendet, allein ſtatt der Vorbereitungen zur Prüfung beſchäftigte mich Anderes mehr. Ein Kreis von jungen Männern hatte ſich eng aneinander geſchloſſen, die Landsmannſchaften waren in den Hintergrund getreten, ein Gefühl belebte Alle für die gemeinſame deutſche Freiheit.“

„Der Turnplatz auf der Haſenhaide war ein Hauptpunkt zur Vereinigung. Man regte ſich gegenſeitig auf im Haſſe gegen die Fremden, und erwartete ſehnſüchtig den Augenblick, wo Wünſche zur That würden.“

„Die Seele aber, welche uns alle vorzüglich bewegte, war unſer Jahn. Seine feurigen, oder abſonderlichen, manchmal auch unverſtändlichen, ſtets aber begeiſterten Reden waren ganz geeignet, eine ohnedies empfängliche und durch das klaſſiſche Alterthum für große Ideen vorgebildete Jugend in diejenige Stimmung zu verſetzen, welche ſie jeder Aufopferung fähig machte.“

„Wir hörten da auch von einem weitverbreiteten Tugendbunde reden und waren wohl ſelbſt in jene Bewegung verflochten, ohne daß wir es wußten. Es klangen die Namen Stein, Arndt, Scharnhorſt wie Geheimniſſe, die eine beſondere Bedeutung für uns hatten.

Junge Leute aus allen Gauen des Vaterlandes, die ſich früher nicht kannten, waren raſch Freunde geworden, und man drückte ſich oft die Hand, als wolle man Bedeutendes damit ſagen. Nicht weniger wirkten auf dieſen Geiſt, obgleich jener Verbindung fremd, der herrliche Fichte und der geiſtreiche Reil."

„Nach und nach, als der Kreis immer enger gezogen und die Zuverläſſigen ſich bekannt waren, wurde beſtimmter geſprochen, daß es Zeit ſei, das fremde Joch abzuſchütteln und das geſammte Deutſchland zu dieſem Zwecke zu vereinigen. Unſere Wünſche und Hoffnungen gingen hoch und weit, waren aber mitunter ſo abenteuerlich, daß wir uns Glück wünſchen dürfen, ſie nicht in Erfüllung gebracht zu haben."

„Es wurden geheime Verbindungen mit andern Univerſitäten, namentlich mit Halle und Jena, angeknüpft, und von vielen Studirenden verſprochen, auf den erſten Ruf zum Schlagen bereit zu ſein."

„Und das habt ihr redlich gehalten Jungens!" — rief der Rittmeiſter.

„Ja, Tauſende thaten es!" — ſagte der Feldwebel. Dann fuhr er fort: — „Es mochte wohl gegen Weihnachten vorigen Jahres ſein, da wurden wir aufgefordert uns zu bewaffnen. Die Franzoſen, ſo hieß es, wollten den König fortführen, wie ſie ſchon mit dem Spanier gethan. Die Nacht ſollten wir uns in dem

Akademie-Gebäude hinter den Linden verſammeln, ſobald die Glocken läuteten auf die Straßen ſtürzen und die Franzoſen, wenn ſie einzeln aus den Häuſern kämen, niederſtoßen. Wir ſollten zugleich das Zeughaus und die Läden der Waffenhändler ſtürmen und die zuſtrömenden Bürger mit in die Bewegung hineinziehen, auch beim Miniſter von Hardenberg würden wir Waffen erhalten. Wir ſtünden, wurde geſagt, nicht allein, denn auch die Nationalgarden wären verſammelt, und auf das erſte Sturmläuten würden Regimenter aus Potsdam herbeirücken. Da ich keine Waffen hatte, kaufte ich mir einen Dolch und ſchliff einen Sponton, welchen mein Philiſter beſaß, der wohl dreimal ſo groß war wie ich, und als es dunkel geworden, wanderte ich mit meinem langen Mordgewehr an den Verſammlungsort, wo wir die Nacht vergnüglich zubrachten und jede halbe Stunde eine Patrouille von zwei Mann ausſchickten."

„Als ich gegen Mitternacht mit einem Herrn von Levezow (Papa genannt) auf einem ſolchen Ausfluge in die Jaegerſtraße kam, ſahen wir an einem Hauſe, in welchem Bürger zu gleichem Zwecke wie wir verſammelt ſein ſollten, einen franzöſiſchen Gensdarmen wie lauſchend ſtehen. Während wir überlegten, ob wir ihn nicht mit unſeren Dolchen niederſtoßen ſollten, iſt derſelbe fortgewandert, was uns ſehr lieb war. Die Nacht ging vorüber, ohne daß etwas geſchah. Dieſe Begebenheit zeigte wieder, daß wir von einer geheimen Verbindung geleitet wurden. Die Regierung ſelbſt ſcheint nicht dieſe Bewegung veranlaßt zu haben, vielmehr iſt zu vermuthen, daß das Ganze mehr eine Demonſtration war, um dem Könige, welcher zum Theile nach ſo viel Unglück ſich nicht leicht entſchließen konnte, das Kriegspanier aufzuſtecken, zum Theil zu redlich war, irgend etwas zu billigen, was wie ein Vertragsbruch ausſah, zu zeigen, wie ungeſtüm ſein Volk nach den Waffen verlange. Die Weiſung, das Zeughaus zu ſtürmen, läßt dies wenigſtens vermuthen, indem die Regierung daſſelbe mit Ordnung hätte öffnen können, und die Aufforderung ſich zu Hardenberg zu begeben, ſehe ich nur ſo an, daß man dem Miniſter das Beſtehen des Aufſtandes zeigen und die höchſten Staatsgewalten in den Strom der Bewegung hineinreißen wollte."

„Es wurde nun immer gewiſſer, daß es zum Schlagen kommen würde und die ſchon verbundenen Studenten, namentlich von Berlin, Halle und Jena beſchloſſen unter Jahn's Anführung eine Schaar zu bilden, welche der Kern einer allgemeinen deutſchen Bewaffnung ſein ſollte. Man ſagte uns damals, wir würden, wenn wir in gehöriger Anzahl vereint wären, uns in die Gegenden durchſchleichen, wo wir bekannt wären, um dort das Volk aufzuwiegeln und Guerillas-Schaaren zu bilden, den Feind von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten. Die Spanier, welche zuerſt auf dieſe Weiſe den großen Feind überwunden, dienten uns als Vorbild."

„Maier, Strop und Holfriz gingen nun nach Jena und Halle und bald erhielt ich von Maier einen Brief, welchen ich noch als heiliges Andenken bewahre, in welchem er ſchrieb, daß ſie alle zum Aufbruche bereit ſeien und nur auf das Zeichen warteten. Bald kam dieſe Aufforderung. Ich legte meinen eigentlichen Beruf bei Seite, und nahm den Namen Bär an, um meinen Eltern, welche der Entſchluß des einzigen Sohnes ohnedies in tiefe Trauer verſetzen mußte, Unannehmlichkeiten von Seiten der franzöſiſchen Regierung zu erſparen."

„Am Tage nach dem Aufrufe waren wir ſchon auf dem Wege nach Breslau; bald kamen auch die von Jena und Halle und bildeten den Stamm der Schaar, welche jetzt Lützow führt."

„So hat im Grunde jene Idee, welche die Sehnſucht des deutſchen Volkes war und noch iſt, die Theilnahme für unſer Corps bewirkt und es geſchaffen, und da die Macht der Idee, die gewaltigſte aller Mächte iſt, unbezwinglich und allerwege ſiegreich, ſo wird und muß das deutſche Volk auch in ihr triumphiren."*)

„Ja!" — rief Ackermann — „ſeitdem ſich das Volk wie ein Mann erhebt, iſt Hoffnung zu der Beſiegung

---

*) „Erinnerungen."

Napoleons da! Ein Krieg, will er gut enden, muß immer ein volksthümlicher ſein."

„Aber zum Henker!" — fuhr hier der Rittmeiſter auf — „wo ſteckt denn Körner?"

„Er hat ſich vorhin davon geſchlichen!" — ſagte Frieſen. — „Es glühte und funkelte in ſeinen Augen; . . . gebt acht, Kameraden . . ."

„Da iſt er!" — riefen Alle, und in der That trat Körner in dieſem Augenblick aus dem Walde.

Der Mond war ſeit einer halben Stunde aufgegangen und glänzte jetzt ſo licht und klar, daß Sterne und Wachtfeuer vor ihm erblichen. Deſto prächtiger erblitzten die Waffen der Krieger in ſeinem Scheine, und Körner ſelbſt ſtand, wie von einer Glorie umgoſſen, vor der Gruppe.

„Nun!" — rief der Rittmeiſter — „wo habt ihr denn geſteckt, Körner?"

„Im Walde!" — antwortete dieſer.

„Habt wohl Luſt, von den Franzoſen abgefaßt zu werden, oder eine ihrer bleiernen Erbſen zu ſchlucken?"

„Bei Gott!" — ſagte Körner leuchtenden Auges — „daran hat meine Seele nicht gedacht. Als man aber vorhin unſerer Braut, der Freiheit, ein Hurrah brachte und Renz rief: laßt ſie uns erkämpfen und erjagen, . . . da zuckte mir etwas durch Herz und Geiſt, das mich zum Dichten fortriß. Da iſt nun das Ding's. Wollt ihr es hören?"

„Ja!“

„Verſteht ſich!“ — riefen Alle.

„Gut!“ — entgegnete der junge Dichter im Waffenſchmuck. — „Aber ich ſinge es euch vor, und ihr müßt den Refrain im Chorus mitſingen. Es geht nach bekannter Melodie.“

Und Körner intonirte jetzt mit ſchöner Stimme und ſang:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n,
Und gellende Hörner ſchallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

und der Chor wiederholt jubelnd:

Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſteren Wald,
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt, und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſ't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte,
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein,
Und ſpringt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſ't dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winſelnde Feinde gebettet? —
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
Auf Henker's Blut und Tyrannen.
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Und wild und mächtig — wie ein Schlachtgeſang der alten Germanen — ſchallte es weithin durch die Nacht:

„Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
„Das war Lützow's wilde verwegene Jagd!"

Und die Hörner ſchmetterten dazu und das Echo rief nach:

Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
„Das war Lützow's wilde verwegene Jagd!"

Als aber die Töne verklungen, da brach ein viel hundertſtimmiger Jubel los, denn das halbe Lager war zuſammengeſtrömt. Jeder ahnte ja, Jeder wußte . . daß ſei wieder ein Lied von Theodor Körner.

Renz aber ſprang auf, riß einen Zweig von der nächſten Eiche und wand ihn zum Kranze; dann ſchloſſen Alle einen Kreis um den jugendlichen Dichter und **Ackermann** krönte ihn im Namen Aller.

„Dank! Dank! Kameraden!“ — rief Körner eine ſtolze Freuden- und Heldenthräne im Auge. — „Ringen wir alle um die deutſche Eichenkrone. Verſprecht mir aber bei dieſer Gelegenheit eines!“

„Und das wäre?“

„Wenn ich auf dem Feld der Ehre für mein Vaterland falle, dann . . . wenn es möglich iſt . . . begrabt mich unter einer deutſchen Eiche!“

Da riefen Alle:

„Wir ſchwören es Dir, und werden es — ſo wahr Gott lebt — halten!“

Und „Lützow's wilde verwegene Jagd!“ war von da an, der Schlachtengeſang der Lützower.

„Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!“

(Arndt's Lied auf Blücher.)

Die Ereigniſſe rückten indeß weniger raſch voran, als man erwartet hatte, da die preußiſche Regierung leider auch jetzt wieder an ihrer Zauderpolitik feſt hielt. Die Staatskünſtler der alten Schule und die Männer des abſoluten Regimentes, ſtatt ſich ganz und unbedingt auf das Volk zu ſtützen, — das ſich ja doch für König und Vaterland mit einer Begeiſterung erhoben hatte, die in der Geſchichte einzig daſteht, — ſahen, von dem Standpunkte ihres bornirten Junkerthums aus, dieſe großartige Bewegung, nebſt der ihr entwachſenen Landwehr nur mit Mißtrauen und ſchlecht verhehlter Eiferſucht an. Dieſe Landwehr war ja, unter der naturgemäßen Rückwirkung des kühnen Auftretens von Yorck und Stein, der, wenn auch noch halb unbewußte, Ausdruck, der in dem Volke wachgerufenen eigenſten und innerſten Kraft und damit in des Wortes vollſter und unmittelbarſten Bedeutung „eine Volkswehr“ geworden.

Nun konnte man es ſich ſchon gefallen laſſen, daß in der damaligen verzweifelten Lage das Volk die Kaſtanien aus dem Feuer holte; aber — ſo wenigſtens dachte die ſtarre Junkerpartei, die jetzt noch der Fluch Preußens iſt, — Vorſicht iſt hier vor allen Dingen nöthig: denn **ſiegen wir durch das Volk**, ſo wird dieſes, **im Bewußtſein ſeiner Kraft und Reife, auch etwas von den Früchten des Sieges verlangen**, und das wird zweifelsohne eine Gleichſtellung der Rechte und Laſten — alſo eine Beſchränkung des Junkerthums und ſeiner Vorrechte — und die Forderung einer Conſtitution ſein. Damit aber war dem bodenloſen Egoismus des abſolutiſtiſchen Junkerthums nicht gedient. Was lag an Volk und Vaterland, wenn nur erſt die Exiſtenz der Junker wieder geſichert war! Man betrachtete alſo die herrliche und großartige Erhebung des Volkes — ſelbſt jetzt, wo durch freudige und begeiſterte Hingabe an dieſelbe, Preußen und ganz Deutſchland in kürzeſter Zeit für immer gerettet ſein konnte, — mit ſchiefen Blicken, mißtraute ihr und opferte lieber — durch eine lahme zaudernde Politik, Unentſchiedenheit und Achſelträgerei — eine raſche Entſcheidung, ehe man dem Volke traute.

Dazu kam aber auch noch ein anderes Mißgeſchick.

Die Vaterlandsfreunde in Preußen, die edlen hochherzigen Lenker der gewaltigen Erhebung von 1813, hatten gehofft, daß ſich ganz Deutſchland — ſeine ſämmtlichen Fürſten und Volksſtämme — ſofort und mit Jubel dieſer Erhebung anſchließen würden. Wer jauchzt nicht, wenn er die Sklavenketten zerreißen kann, die ihn feſſeln und niederdrücken? wer wird ſich dem Befreier nicht jubelnd in die Arme werfen und muthig kämpfend ihm zur Seite treten?

Und doch geſchah dies in Deutſchland nicht. Wohl waren die einzelnen Volksſtämme dazu bereit; aber der Egoismus und Partikularismus von oben herab trat dieſer allgemein deutſchen Erhebung in den Weg. Die meiſten Fürſten des Rheinbundes — das war eben der Fluch der böſen That — konnten ſich zu einer, allerdings nicht gefahrloſen Losſagung von Frankreich nicht entſchließen!

So zweifelten York, Gneiſenau, Scharnhorſt, Blücher, Stein, Arndt, Jahn und Lützow nicht einen Augenblick daran, daß bei Preußens Aufruf an das Volk und bei Lützow's Ruf zu den Waffen ganz Deutſchland in Brand kommen und gegen den allgemeinen, in den Tod verhaßten Feind, gegen Napoleon und ſeine Franzoſen aufſtehen werde. „Die ſchwarze Schaar, die Schaar der Rache“ ſollte darum einen Kern bilden, an den ſich alle in Vaterlandsliebe glühenden, franzoſenhaſſenden jungen Deutſchen anſchließen könnten. Man glaubte daher auch, daß dieſe Thebaniſche Schaar alsbald zu einem ganzen Heere anſchwellen werde . . .

Aber . . . wie hatten ſich jene edlen großen Volksmänner geirrt: Deutſchland ſtand nicht auf! Die deutſchen Fürſten des Rheinbundes blieben Napoleon, dem Erzfeinde Deutſchlands, treu, und Bonaparte konnte die ganze Kraft dieſes Bundes ungehindert und ungeſchwächt zur Unterdrückung Deutſchlands verwenden. Vom Anſchwellen zu einem Heere konnte daher bei den Lützowern nicht die Rede ſein. Man mußte ſich mit den einzelnen Edlen begnügen, die aus den, noch unter franzöſiſcher Knechtung ſeufzenden Ländern im Geheimen herbei eilten.

Alle großen und ſchöne Pläne ſcheiterten einmal hier wieder an der unſeligen Getheiltheit und Zerriſſenheit Deutſchlands, . . . ſo wie an dem Egoismus, der unverzeihlichen Schwäche und dem Verrath deutſcher Fürſten; . . . auf ihr Gewiſſen, „auf ihre Rechnung fällt der Todeskampf vieler Tauſende treuer Herzen, welche bei Leipzig und Waterloo verbluten mußten!“

Lange war von Deutſchland und von einem deutſchen Volke nicht mehr die Rede geweſen. Es gab ſeit 1805 beides nicht mehr, ſelbſt der Name war verſchwunden. Deutſchland hatte ſeitdem nur franzöſiſchen Zwecken gedient. Glorreiche Erinnerungen an frühere Größe, auf die man hätte hinweiſen können, gab es eigentlich nicht. Hermann den Cheruſker, der vor 17 Jahrhunderten die Römer ſchlug, hatte man durch die gewöhnlichen Schulbücher kennen gelernt, aber die großen Kaiſergeſchlechter der Franken, Sachſen und Hohenſtaufen und ihre Thaten waren der Maſſe der Deutſchen damals ſo gut wie unbekannt. Was ſpäter geſchehen war, konnte nicht als glorreiche Erinnerung hervorgehoben werden. Es fehlte gänzlich an deutſchem Nationalgefühl, auf welches man mächtig wirken konnte. In dieſem Augenblick war Deutſchland nur in Preußen vertreten; die Begeiſterung in dieſem Staate war daher durchaus nicht eine deutſche, ſondern eine rein preußiſche, aus preußiſchen Erinnerungen und langem hartem Drucke erzeugt.

Gleichwohl hatte ein deutſches Reich, das noch der größte Theil der Lebenden gekannt, ein ganzes Jahrtauſend beſtanden. Das deutſche Volk war doch einmal vorhanden, und war durch das Band der gemeinſamen Abſtammung und Sprache verbunden, wenn auch unter viele Herrſcher vertheilt und jetzt unter Frankreichs Oberherrſchaft. Wenn man in einem kräftigen Aufrufe das Nationalgefühl zu beleben ſuchte, das Unabhängigkeitsgefühl anregte, ſo mußte dies nothwendig beim Volke von Wirkung ſein, da es von den

Franzoſen genug zu leiden gehabt, um nicht ſehnlich zu wünſchen, des Druckes ledig zu ſein. Wenn man den Rheinbund ſprengen wollte — und das war es, wovon es ſich eigentlich handelte, — ſo konnte man ſich nicht an die Fürſten wenden, denn durch dieſe war das deutſche Reich untergegangen, ihr Streben nach Unabhängigkeit und Vergrößerung hatte ſo viel des Elends über das Vaterland gebracht; man mußte ſich vielmehr an's Volk wenden und ihm beſtimmte Verſprechungen machen.

Man erließ daher einen „Aufruf an die Deutſchen!“*) Die Herrſcher von Rußland und Preußen, heißt es, kündigen den Fürſten und Völkern Deutſchlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen, um ihnen dieſe wieder erringen zu helfen, und „der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches“ mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leiſten. Sie hofften — dem eben gedachten Aufrufe nach — für die ganze Welt, und unwiderruflich für Deutſchland, zu vollenden, was ſie für ſich ſelbſt zur Abwendung des ſchmachvollen Joches ſo rühmlich begonnen. Voll von dieſer Begeiſterung rückten ſie mit ihren Heeren heran. Möchte jeder Deutſche, der des Namens noch würdig ſein wollte, raſch und kräftig ſich anſchließen;

---

*) Er iſt enthalten in der Voſſiſchen Zeitung vom 3. April und in allen damaligen Blättern.

möchte jeder, er ſei Fürſt, er ſei Edler, oder er ſtehe in den Reihen der Männer des Volks,*) den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben beitreten! Sie forderten treues Mitwirken, beſonders bei den deutſchen Fürſten, und wollten dabei gern vorausſetzen, daß ſich unter ihnen keiner finden werde, der, indem er der deutſchen Sache abtrünnig ſein und bleiben wolle, ſich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, als eine Wirkung fremden Zwanges, könne ferner nicht geduldet werden; die Auflöſung dieſes Vereins könne nicht anders als in den beſtimmten Abſichten der beiden Herrſcher liegen. Der Kaiſer von Rußland wolle zu dem wiedergeborenen Deutſchland und zu ſeiner Verfaſſung in keinem andern Verhältniß ſtehen, da er den fremden Einfluß vernichtet zu ſehen wünſche, als daß er ſeine ſchützende Hand über ein Werk halte, deſſen Geſtaltung ganz allein den Fürſten und Völkern Deutſchlands anheim geſtellt bleiben ſolle. Je ſchärfer in ſeinen Grundzügen und Umriſſen dies Werk heraustreten würde aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks, deſto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener würde Deutſchland wieder unter Europa's Völkern erſcheinen können. Dem ſchönen Zwecke der Befreiung Deutſchlands von fremdem Joche würden ihre höchſten Anſtrengungen jederzeit gewidmet ſein.“ —

---

*) Damals betrachteten ſich Fürſt und Edle als nicht zum Volke gehörig, und auch jetzt iſt dieſer Gedanke noch wenig vorgeſchritten.

An dieſem Erlaß und an ſeinem Inhalt hatte der Miniſter Stein den weſentlichſten Antheil, der damals überhaupt einen großen Einfluß auf beide Monarchen übte. Der Aufruf verſprach den Deutſchen allerdings ihr Weſentliches: „politiſche Freiheit, die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches, deſſen Geſtaltung ganz allein den Fürſten und Völkern Deutſchlands anheimgeſtellt bleiben ſollte, hervorgegangen aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks und in Einheit gehalten.“ Das war keine Kleinigkeit.*) Fürſten, Edle und Volk ſind zu gemeinſamem Handeln aufgefordert. „Wenn deutſche Fürſten der deutſchen Sache abtrünnig ſein und bleiben wollten, ſollen ſie durch die Macht gerechter Waffen vernichtet werden.“ Es war hiernach klar, daß die beiden Monarchen eine Souverainität der Rheinbundsfürſten nicht anerkennen wollten, woraus von ſelbſt floß, daß eine oberſte Macht in Deutſchland, alſo ein Kaiſerthron, errichtet werden mußte — ſo daß die Deutſchen wieder als Ein Volk unter den Völkern Europa's erſcheinen könnten.

---

*) Wo aber blieb die Erfüllung dieſer Verſprechen?

Dieſe inhaltſchweren Worte, mit der Verkündigung einer neuen wundervollen, die kühnſten Hoffnungen übertreffenden Zeit, wie man ſie früher im Traume nicht zu hoffen gewagt, thaten bei dem deutſchen Volke vollkommen ihre Wirkung. Feſte Eiſenriegel in dem verzauberten deutſchen Schloſſe ſprangen auf. Der wüſte ſchwere Traum einer langen Knechtſchaft entfloh; das Roth eines neuen ſchönen Morgens leuchtete über die Berge. Es war, als höre man verborgene Quellen rauſchen, als vernähme man wieder das meeresgleiche Wehen des alten deutſchen Eichenwaldes. Für ſolche Güter, wie ſie hier geboten wurden, lohnte es in den Tod zu gehen. Wenn damals ein leuchtender deutſcher Königsheld, wie ihn ſeit Friedrich dem Rothbart das deutſche Volk beinahe ſchon 700 Jahre erwartet, aufgeſtanden wäre, es hätten alle Träume erfüllt werden können.

Aber die Fürſten des Rheinbundes waren weit entfernt, ein ſolches Gefühl des Volkes zu theilen. Sie hatten von Napoleon die Souverainität über ihre Länder empfangen, und wenn ſie nur ſeiner Politik getreu waren und ihre Antheile an Truppen zu ſeinen Kriegen ſtellten, ſo hatten ſie volle Freiheit, in ihrem Lande nach Belieben zu ſchalten. Das aufzugeben war bitter! Und wer verlangte dies von ihnen? Der Kaiſer von Rußland mochte dazu allerdings, als Beſieger Napoleon's und als Beherrſcher eines ungeheuren Reiches, im gegenwärtigen Augenblick ein Recht, das Recht des Stärkeren, haben; aber wie kam der kleine gedemüthigte König von Preußen, den Napoleon's Macht faſt zermalmt hatte, dazu, ihnen ſolche Zumuthung zu machen? Gaben ſie dem Drange nach einem deutſchen Reiche nach, ſo war es nicht allein um ihre Souverainität geſchehen, ſondern es war vorauszuſehen, daß ihr Landbeſitz ſehr geſchmälert werden würde. Der Königstitel Sachſens, Bayerns, Würtembergs mußte verloren gehen, höchſtens blieb der eines Großherzogs beſtehen, und wenn auch manche Rechte zu retten waren, ſo blieb doch die Oberhoheit des deutſchen Kaiſers, und es kam wieder ein Vaſallenſtand auf, der im Laufe der Zeit ſo tief herabgedrückt werden konnte, wie der Stand der Pairs von England. Blieb man dagegen bei Napoleon, ſo verloman keines dieſer Rechte, die doch gar ſüß ſein müſſen, weil Fürſten dieſelben auch im äußerſten Nothfall nicht aufgeben. Aber auch abgeſehen hiervon, ſchien es äußerſt bedenklich, von Napoleon abzufallen, von dem gewiß zu erwarten ſtand, daß er in kurzer Zeit mit einem mächtigen Heere wieder über den Rhein kommen würde, um ſie züchtigen und dann in jedem Fall abzuſetzen. — Außer dieſen allgemeinen kamen bei den einzelnen Fürſten noch beſondere Motive hinzu, ſie bei Napoleon feſtzuhalten.

Sachſen, als ein altes berühmtes Reichsland, dem das emporſtrebende Preußen die Rolle vorweg genommen, welche ihm Lage und Geſchichte angewieſen, war ſeit alter Zeit eiferſüchtig auf Preußen, und der Haß war im ſiebenjährigen Kriege reichlich genährt worden. Nun fühlte der König von Sachſen, Herzog von Warſchau, gegen welchen Napoleon immer eine gewiſſe Achtung gezeigt, ſich durch dieſen zu einer Macht erheben, die der Preußiſchen die Wage hielt. Dieſe Macht und dieſe Stellung mußte der König wenigſtens zum Theil aufgeben, wenn er ſich der deutſchen Sache widmete. — Der König von Bayern, ſeit einem Jahrhundert in politiſcher Verbindung mit Frankreich, hatte Napoleon großen Länderzuwachs und ſeine Erhebung zu verdanken: außerdem war der Stiefſohn des Letzteren, der Vice-König, mit einer bayriſchen Prinzeſſin verbunden. — König Friedrich von Würtemberg, deſſen Tochter die Gemahlin des Königs Hieronymus von Weſtphalen war, verdankte Napoleon das Höchſte, was es für ihn gab, nämlich Machtvollkommenheit und Willkühr. Er war in ſeiner herriſchen Art am weiteſten entfernt, von dem Erworbenen auch nur das Geringſte fahren zu laſſen; auch iſt er Napoleon, dem er aufrichtig ergeben und dankbar war, bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. — Baden, von Napoleon beträchtlich vergrößert, lag zunächſt an Frankreich, war alſo dem immer noch furchtbaren Arme Napoleon's am erſten ausgeſetzt und konnte nicht daran denken, den Schild gegen ihn zu erheben; auch kam dies dem Großherzog, deſſen Erbprinz mit einer kaiſerlich franzöſiſchen Prinzeſſin vermählt war, durchaus nicht in den Sinn. — Das Königreich Weſtphalen aber, ſo wie die Großherzogthümer Berg und Frankfurt waren von franzöſiſchen Fürſten beherrſcht, die ganz natürlich auf das Aeußerſte ſtreben mußten, das deutſche Intereſſe abzuwehren.

Wenn alſo auch die Völker des Rheinbundes lebhafte Sympathie für die deutſche Unabhängigkeit und die Wiederaufrichtung eines deutſchen Reichs empfanden, ſo war dies bei den Fürſten durchaus nicht der Fall. Die fürſtliche Gewalt aber war damals ganz allein maßgebend, die Zeit noch weit entfernt, wo das Volk auch eine Stimme hatte. Jetzt beſonders herrſchte das Recht der Kanonen und Bajonette. Die Völker waren ja ſeit längerer Zeit gewöhnt, wie Waare aus einer Hand in die andere zu gehen. Den warmen Sympathien ihrer Völker zuwider, hielten die Fürſten alſo feſt zu Napoleon, ſtellten ihm ihre Kriegsantheile, vermehrten dadurch ſeine Kriegsmacht faſt um die Hälfte, und machten ihn ſtark genug, es wieder mit Preußen und Rußland aufzunehmen. Dadurch ſetzten ſie aber auch beſonders noch ihre Kriegsvölker in die entſetzliche Verlegenheit, ihr Blut, als Deutſche, gegen Deutſche und für die Unterdrückung ihres eigenen Vaterlandes zu vergießen. Als das deutſche Gefühl endlich ſo mächtig wurde, daß es alle übrige Betrachtungen überwand, wurden ſie ſpäter veranlaßt zu dem Aeußerſten zu greifen, nämlich auf dem Schlachtfelde mit klingendem Spiel aus den franzöſiſchen Reihen zu entweichen und ſich auf die vaterländiſche Seite zu ſtellen.*)

Von welch' unberechenbarer Bedeutung aber wäre es geweſen, wenn vor allen Dingen Oeſterreich und Sachſen den Verbündeten beigetreten wären. Wie Preußen als daß erſte, lag Sachſen als das zweite Land auf dem Wege, den die franzöſiſche Herrſchaft rückwärts — die deutſche Befreiung vorwärts nehmen mußte. Mit Sachſens Beitritt zu der guten Sache war ja das franzöſiſche uſurpirte und octroyirte Königreich Weſtphalen für Napoleon verloren.

Aber . . . König Friedrich Auguſt von Sachſen war 62 Jahre alt und regierte ſein Land bereits 45 Jahre. Im Privatleben achtbar, als Regent rechtlich, war er durch lange Gewohnheit ſeinem Volke theuer geworden. Für ſchwierige Zeiten durchaus nicht gemacht, leicht an allem nur irgend Außergewöhnlichen Anſtoß nehmend, pedantiſch und bigott katholiſch, war er doch ſehr eiferſüchtig auf ſeine Würde und nach alter Art ängſtlich ceremoniell. Einem ſolchen Charakter mußte Wärme für die deutſche Sache fremd ſein. Hiezu kam noch der überwältigende Eindruck, den die Perſon und die Thaten Napoleons auf ihn gemacht hatten, dem er ſeine Erhebung zum König und die Zutheilung des Herzogthums Warſchau verdankte und der ihn ſtets mit einer gewiſſen Achtung, ſogar mit Güte, behandelt hatte.

---

*) Beitzke: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege." II. Band 9. Abſchnitt.

Als nun die Ruſſen in Preußen eingerückt waren und ihre Vortruppen vor Berlin ſtanden; als er von den gewaltigen Verordnungen und Rüſtungen und dem erwachten Geiſt in Preußen vernahm, und beſorgen mußte, daß der Krieg ſich weiter wälzen dürfte, wurde ihm in Dresden bange. In den Kampf der ſtreitenden Mächte mußte Sachſen unfehlbar mit hineingezogen werden; es war daher unumgänglich nöthig, daß er ſchleunig Partei ergriff und mit aller Kraft handelte. Statt deſſen verſuchte er neutral zu bleiben und abzuwarten, was das Allergefährlichſte war, in einer Zeit, wo ſein Land in der Mitte der Kriegführenden gelegen, zerrieben und zermalmt werden konnte. Ja noch mehr jetzt, wo er männlich auf ſeinem Poſten bleiben mußte, ſetzte er in Dresden, Preußen in ganz verſchiedener Art nachahmend, eine Regierungscommiſſion ein, ermahnte ſein Volk in einem Patent vom 23. Februar „zur Treue, Ausdauer und Ruhe, womit es den alten Ruhm des ſächſiſchen Volks bewahren würde,“ deutete an, daß er ſeinen Pflichten als Fürſt des Rheinbundes treu bleiben werde, und verließ Dresden den 25. Februar. Mit ihm zog ſeine Familie, ein Theil des Miniſteriums, ſein Schatz und ſeine Koſtbarkeiten und der franzöſiſche Geſandte, Baron Serra. Der Wagenzug war gedeckt durch weniges Fußvolk und zwei Küraſſier-Regimenter. Die Reiſe ging bis an's äußerſte Ende ſeiner Staaten, nach Plauen im Voigtlande, an der bayriſchen Grenze. An ſeinen Schätzen eben ſo ſehr hängend, als für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt, führte der König 200,000 Thaler baares Geld, für 4 Millionen Thaler in Obligationen au porteur und die Juwelen und Kleinodien aus dem grünen Gewölbe mit ſich.*) In Plauen vernahm er die gewaltigen Stürme aus Oſten: die Bekanntmachung des ruſſiſch-preußiſchen Bündniſſes, den Aufruf Friedrich Wilhelms an ſein Volk, den Einzug Wittgenſtein's und York's in Berlin, die flammende Begeiſterung in Preußen, die lodernden Anreden Wittgenſtein's und Blücher's an das Volk. Jeder Tag brachte von Breslau und Berlin drohendere Nachrichten. Am meiſten aber erſchrak er über den Kaliſcher Aufruf an die Deutſchen, der ihm Vernichtung zu drohen ſchien. Umbrauſt und umſchwärmt von den Ereigniſſen einer großen Zeit, hielt er ſich daher auch in Plauen nicht mehr ſicher. Er verließ den 28. März ſein Land völlig, ging nach Bayern und traf den 30. in Regensburg ein: ſo ſein Volk unmännlich in der grauſamſten Noth und Verlegenheit allein laſſend.*) Wirklich brannte ſein Haus, wie Wittgenſtein in ſeiner Anſprache an das Sachſenvolk treffend bemerkt hatte, und er zog fort, um es dem Himmel zu überlaſſen, ob es dieſem gefalle, es wieder zu löſchen.

---

*) Lebensbilder. III. Bd. S. 466.

Alle Verſuche der Verbündeten auf Sachſen, das laute Mahnen an deutſche Nationalität, das heroiſche Beiſpiel Preußens, die vollkommene Geneigtheit der großen Mehrheit des ganzen ſächſiſchen Volkes, der deutſchen Sache alle Kräfte zu weihen, ſcheiterten an der Kleinmüthigkeit und Unentſchloſſenheit des Königs. Sachſen wurde Deutſchlands Feind und ſein Beiſpiel wirkte auch auf die übrigen Rheinbundsfürſten zurück, von denen keiner ſich für die deutſche Sache regte.**) Dadurch gingen auch die Erfolge, welche man gegen das Königreich Weſtphalen, gegen die Hanſeſtädte und die untere

---

*) Voſſiſche Zeitung vom 15. April; Artikel Regensburg. In ſeinem Gefolge werden angeführt, der Miniſter Graf von Senft-Pilſach, ſein erſter Vertrauter, die General-Adjutanten von Gersdorf und Graf Einſiedel und der franzöſiſche Geſandte Baron Serra.

**) Nur Mecklenburg, durch ſeine Lage begünſtigt und dem preußiſchen Hauſe nahe verwandt, war zu den Verbündeten übergetreten.

Elbe bereits erkämpft hatte, wieder verloren. Napoleon behielt Zeit, dem Rheinbunde zu Hülfe zu kommen, und es erforderte einen der großartigſten und blutigſten Kämpfe, die je auf Erden gefochten worden ſind, um einen Bund zu ſprengen, der, ohne die Bürgſchaft der Dauer in ſich zu tragen, nur durch Gewalt eines Einzigen gebildet worden war und zuſammengehalten wurde.

Kaiſer Napoleon hatte unterdeß zum Staunen der ganzen Welt das faſt Unglaubliche möglich gemacht, das heißt: in drei Monaten ein neues gewaltiges Heer von 350,000 Mann hingeſtellt. Die Gegend von Leipzig ſollte den Vereinigungspunkt der verſchiedenen Armee-Corps bilden.

Wunderbar war dabei die Bildungsgewandtheit, die Kraft und Schnelligkeit, mit welcher der große Meiſter in der Kriegskunſt nach der Vernichtung ſeines ganzen Heeres in Rußland ein ſo großes neues Heer aufſtellte; wie er die dürftigen Heerestrümmer mit neuen Elementen verband und mit Hülfe der geretteten Intelligenz in den Heerestrümmern mit ſeinem eigenen großen Namen und dem ſeiner Marſchälle und Generale dem Ganzen ſchnell eine Seele einzuhauchen wußte. Es gränzte an Zauberei, daß er, was für ihn ganz unſchätzbar war, wieder zuerſt und zwar mit überlegenen Kräften zum Angriff übergeben konnte. Aushebung und Abmarſch der jungen Mannſchaft nach den Sammelplätzen erfolgte meiſtentheils gleichzeitig.

Indem er auf die unleugbar große kriegeriſche Anſtelligkeit der Franzoſen baute, ließ er einen großen Theil der Truppen unbewaffnet in Deutſchland hinein marſchiren; die Waffen wurden auf der Poſt oder auf anderen Schnellfuhren nachgeſandt und auf dem Marſche vertheilt. Die Einübung der Bataillone geſchah auf dem Marſche und beſchränkte ſich auf das Allernothwendigſte, wobei die kriegeriſche Gewandtheit ſeiner Generale und Offiziere den Mangel erſetzen mußte.

Es kam darauf an, den Verbündeten zu zeigen, daß er der Erſte ſei, der wieder im Felde erſcheine, um ſie durch den Zauber ſeines Namens zu ſchrecken Sobald es alſo nur ſeine Anſtalten zuließen, eilte er an den Rhein. Er war dadurch ſeinen Rüſtungen nahe und ſeine Anweſenheit brachte die nothwendige und belebende Wärme hervor. Schon den 15. April früh verließ er das Schloß St. Cloud und, ſeinem Gefolge weit voraus, traf er den 17. früh um 2 Uhr Morgens in Mainz ein. Er blieb hier bis zum 24. April, während welcher Zeit die Rüſtungen, Uebungen, Zuſammenſetzungen und Muſterungen mit erſtaunenswerther Thätigkeit betrieben wurden. Jeder Tag, jede Stunde war von der größten Wichtigkeit. Seine Feinde waren bereits in Sachſen eingerückt, es war kein Augenblick zu verlieren. Nach ſeinem Befehl ergoſſen ſich ſeine Kriegsvölker über den Thüringer Wald und von Bayern her. Er ſelbſt war den 25. April ſchon in Erfurt, während ſeine Vortruppen ſich der Saale näherten. Den 28. war er in Weimar. Bis hieher war er gefahren, von da an ſtieg er zu Pferde und kam bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes nicht mehr in den Wagen. „Ich werde dieſen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiſer machen,“ ſagte er, um anzudeuten, mit welcher Energie er zu handeln gedenke.

Während aber Napoleon hier wieder ſein großes militäriſches Genie entfaltete und mit Blitzesſchnelle handelte, hatte das preußiſche Kabinet viel zu lange gezaudert, um ſich mit Rußland feſt zu verbinden und entſchieden vorzugehen. Daſſelbe unſelige Zaudern ſetzte ſich aber auch nach Abſchluß des Bündniſſes noch fort.

Coalitionen abſoluter Monarchen haben von jeher die Schwäche langſamen Handelns und halber Maßregeln an ſich getragen. Eine Hauptſchuld lag hier indeß in der Führung des oberſten Heerbefehls. Der ruſſiſche Generaliſſimus Fürſt Kutuſof, war nämlich, nicht für Fortſetzung des Krieges in Deutſchland. Als er dennoch ſich dazu entſchließen mußte, that er es mit Widerſtreben. Er fühlte ſich unbehaglich in dem verhältnißmäßig gegen Rußland engen Raum des deutſchen Kriegsſchauplatzes, auf welchem der Feind noch weit und breit, und tief im Rücken alle Feſtungen beſaß. Beſonders hielt er ſich nicht für ſtark genug. Nach den vielfachen Entſendungen zur Umſtellung der Feſtungen waren allerdings Wittgenſtein zum Gebrauch im freien Felde nur 10,000 Mann und 5000 Mann leichte Truppen und dem ruſſiſchen Oberfeldherrn ſelber, bei Kaliſch, nach der Abtrennung von Winzingerode zum Corps von Blücher, nur 17,000 Mann übrig geblieben. Dies hielt er für viel zu wenig. — Von den Preußen hatte er dabei eine geringe Meinung, da er die Veränderung ſeit 1806 und den jetzigen großen Aufſchwung nicht begriff. Noch weniger verſtand er die Verhältniſſe von Deutſchland und die großen Hoffnungen, die ſich darauf bauen ließen, ſo viel Mühe man ſich auch preußiſcherſeits gab, ihm dieſe klar zu machen. General Scharnhorſt mochte reden, ſo viel er wollte, der ſtarrſinnige Greis blieb bei ſeiner Meinung. Von hohem Selbſtgefühl und von ruſſiſchem Nationalſtolz erfüllt, mochte er es auch für unſchicklich halten, daß in ſeinem Heer die Preußen an Zahl weit das Uebergewicht vor den Ruſſen haben ſollten. – Als endlich der Wille ſeines Monarchen bei ihm durchdrang, gehorchte er zwar, aber nur murrend und langſam.

So waren unter Berathungen, Zögerungen und Unterhandlungen, durch Zufälle und böſe Abſichten, koſtbare Wochen verloren worden, . . . ja es hätte dieſer elende Zuſtand wohl noch länger angedauert, wenn nicht am 27. April die Nachricht in Dresden eingetroffen wäre: Napoleons Armee ſei im Anzuge, um Leipzig zu gewinnen.

Jetzt freilich hieß es, auch bei den Verbündeten, handeln, die Streitkräfte mußten raſch vereinigt und dem Feinde entgegengeführt werden. Aber, es war die alte Geſchichte ... *man kam wieder einmal zu ſpät!* Ueber das Träumen und Säumen von Oben herab war der rechte Augenblick und mit ihm der Hauptvortheil verloren gegangen.

Nicht war dies — die Geſchichte hat es mit eiſernem Griffel aufgezeichnet — *die Schuld des Volkes*, ſondern die Schuld der Regierungen. Bei der ſchrankenloſen Hingabe der Nation, bei der Bereitwilligkeit aller deutſchen Gauen, gegen Napoleon loszuſchlagen, bei dem Mahnen aller verſtändigen Generale und aller begabten Vaterlandsfreunde: Napoleons Niederlage, die Zertrümmerung ſeines Heeres und den paniſchen Schrecken in Frankreich ſofort zu benutzen und mit Entſchiedenheit das verhaßte Joch abzuſchütteln, trifft das vorläufige Mißlingen der großen Aufgabe nur und allein Diejenigen, in deren Hand die Leitung derſelben gelegt war.

Niemand aber traf dies unſelige Zaudern härter, als die jugendlich feurigen Mannen des Lützow'ſchen Freicorps. Todesmuthig, voll glühender Sehnſucht nach Thaten und Schlachten, waren dieſe deutſchen Heldenjünglinge zuſammengetreten, ſchon die nächſten Tage hofften ſie dem Feinde entgegengeführt zu werden … und nun? … war, nach Wochen, noch nichts geſchehen!

Unthätig lag man da, … nutzlos machte man Märſche; … jetzt endlich ſollte es über Bautzen nach Dresden gehen.

Theodor Körner war gerade um jene Zeit durch die Wahl ſeiner Kameraden zum Oberjäger vorgerückt, als ihn Major von Petersdorff zum Marſchkommiſſär ernannte, um mit ihm, der Colonne voraus, nach Dresden zu eilen.

Die Sache war wie folgt gekommen:

Für den Dienſt zu Fuß hatte ſich Körner durch mineralogiſche Wanderungen abgehärtet, und ſowohl dadurch als durch öftere Uebung im Schießen dazu vorbereitet. Dies beſtimmte ſeine Wahl bei dem Eintritt in die Freiſchaar. Er widmete ſich dabei ſeinen Obligenheiten mit anhaltendem Eifer und Pünktlichkeit. Als tüchtiger Kamerad erwarb er ſich bald die Achtung ſeiner Waffenbrüder, und gewann ihre Liebe als willkommener und treuer Gefährte in Freude und Leid. War irgendwo Hülfe nöthig, ſo ſcheute er weder Aufopferung noch Gefahr, und in fröhlichen Cirkeln erhöhte er den Genuß der Gegenwart durch glücklichen Humor und geſellige Talente. Zwar finden ſich in ſeinen damaligen

Briefen und Gedichten häufige Spuren von Todesahnung, aber dies trübte ſeine Stimmung nicht, ſondern mit freier und muthiger Seele ergriff er zu jeder Zeit, was der Augenblick darbot, und wozu er ihn aufforderte.

Was in den Stunden der Muße ihn vorzüglich beſchäftigte, waren kriegeriſche Geſänge. Viel erwartete er dabei von der muſikaliſchen Wirkung. Mehrere ſeiner Lieder erhielten daher auch ihre rhythmiſche Form nach gewiſſen einfachen und kräftigen Compoſitionen, die ihn beſonders anſprachen. Auch ſammelte er fremde Gedichte, die es werth waren, von deutſchen Kriegern geſungen zu werden, und bemühete ſich, paſſende Melodien dafür zu finden. So ſah er ſich denn auch mit inniger Freude von einem Publikum umgeben, bei dem jeder Funke zündete.

Daß aber bei Körner Poeſie und Muſik dem Ernſte des Dienſtes keinen Eintrag thaten, davon waren ſowohl ſeine Vorgeſetzten, als ſeine Kameraden überzeugt, und ſo kam es, daß man ihn ſchon ſo kurz nach ſeinem Eintritt in das Corps freiwillig zum Oberjäger, — daß ihn jetzt Major von Petersdorff, der die Infanterie des Corps kommandirte, zu ſeinem Begleiter nach Dresden wählte. Petersdorff hatte übrigens dabei, in Betreff Körners, noch eine beſondere geheime Abſicht.

Wie natürlich erfüllte dieſe Wahl den jungen Mann mit unendlicher Freude; wurde er auf ſolche Weiſe doch noch einmal, vor dem völligen Ausbruche des Krieges, in die Arme der Seinen geführt; konnte er ſie doch noch einmal an ſein Herz drücken, ehe dies auf dem Altar des Vaterlandes — er vermochte ſich dieſer Idee nicht zu entſchlagen — verblutete.

In der That vergingen denn auch Theodor acht ſchmerzlich-glückliche Tage bei Vater, Mutter, Tante und Schweſter . . . acht Tage, die ihm faſt wie eine zweite Weihe für den heil'gen Feldzug zur Auferweckung deutſcher Freiheit galten. Seine Stimmung war in dieſer ganzen Zeit eine feierlich-gehobene, da es ihm — ſo oft er eines von ſeinen Lieben umarmte — immer leiſe zurief: „Es iſt das letztemal!“

Auch an Toni, die geliebte, in Wien unter Thränen zurückgebliebene Braut, ſchrieb er wiederholt von hier aus. Wenn ſich aber Theodor dabei auch Mühe gab, ſeine Stimmung zu verbergen, ſo lag es doch wie ein trüber Schleier über den Briefen.

Und warum ſollte der Gedanke an den Tod für das Vaterland einem Lützower nicht ſtets an der Seite ſtehen? Wie die Ausſichten lagen, wie die Abſichten der ſchwarzen Schaar lauteten . . . mußte ja der zweite Mann unter ihnen der Freiheit eine Gaſſe bahnen.

Uebrigens war Theodor Körner auch in dieſen Tagen nicht unthätig für die große Sache; neben der Erledigung ſeiner Dienſtgeſchäfte, erfüllte er jetzt noch einen anderen wichtigen Auftrag. Major von Petersdorff betraute Körner — es war dies das Geheimniß, daß er für ihn mitgenommen — mit einem Aufrufe an die ſächſiſchen Brüder.

Theodor Körner genügte dieſer Aufforderung mit Freuden. Glühenden Herzens und voll hoher Begeiſterung ſchrieb er ihn. Der Aufruf lautete:

„An das Volk der Sachſen von ihren Freunden!“

„Brüder! durch dreifache Bande des Blutes, der Sprache, der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch! Oeffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Thüren geöffnet habt; die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht, die Morgenröthe einer beſſeren Zeit ſoll uns verbunden finden.

Landsleute ſind wir, Brüder ſind wir. Im feſten Vertrauen auf Euer Beharren bei der guten, bei der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen ſich Viele unter uns, Euch anzugehören, in Eurem Kreiſe geboren, in Eurer Sitte auferzogen zu ſein.

Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch Eure Thäler wandern. Wem wäre denn die heimathliche Erde, dies eine große Vaterhaus aller deutſchen Herzen heiliger, wem läge denn mehr an der Sicherheit, an dem Wohlſtande eines Landes, für deſſen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geſchworen haben!

Ja, für die Freiheit dieſes Landes wollen wir fechten, und, wie Gott will, ſiegen oder ſterben. Soll denn die fremde Tyrannei noch länger Eurer heiligen Geſetze, der ehrwürdigen Ueberlieferungen Eurer Väter ſpotten? Soll der fremde Gerichtshof ſich auf Eure Rathhäuſer drängen, und die angeborene Sprache nicht mehr gelten, die Ihr ſeit Jahrtauſenden bewahrt habt? — Sollen Eure Speicher, Eure Keller noch länger die Henkersknechte füttern? Eure Weiber, Eure Bräute, Eure Töchter noch länger ihrem zügelloſen Frevel preisgegeben ſein? Eure Söhne noch länger für die Raſerei eines ſchamloſen Ehrgeizes geſchlachtet werden? — Denkt an die Thaten Eurer Väter, denkt an die Sachſenkriege gegen den großen Karl, denkt an die goldenen Zeiten Eurer Altvordern unter der Ottonen glückſeligem Scepter! denkt an die Helden Eures Volkes, an Eure Heinriche, Euren Moritz, Euren Luther! — Die Zeit iſt gewohnt, glänzende Namen aus Eurer Mitte zu verkündigen; Eure Väter bezahlten die heilige Schuld. Laßt dieſe große Zeit nicht kleine Menſchen finden! Seht nur auf Euch, was Ihr jetzt ſeid! — Ein geopfert Volk, dem ruchloſen Willen eines einzigen Wütherich verkauft. Euer Wohlſtand iſt vernichtet, Euer Handel zerſtört, Eure Fabriken ſind zu Grunde gerichtet, Eure Kinder laßt Ihr zu Tauſenden würgen, laßt ſie in den fürchterlichſten Qualen einer losgelaſſenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdürſten, verwinſeln und verzweifeln! Von all' den Söhnen, die Euch der Wütherich vom Vaterherzen riß, kehrten wenige Hunderte zurück, und dieſe bringen noch den Tod in das Herz Eures Landes, den Keim der Seuche ſtreuen ſie in Eure geſunden Hütten, und pflanzen die Qual und die Verzweiflung, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimathlichen Fluren. Und könnt Ihr denn auch Schonung, könnt Ihr Treue von Denen verlangen, die ein fremdes Land gebar, die nicht Liebe und Recht, die Raubſucht und viehiſche Begierde zu Euch brachten? Iſt ihnen denn etwas heilig geweſen, haben ſie nicht Kirchen und Altäre geſchändet, Meineid geſchworen und meuchlings gemordet? Haben ſie nicht aus frechem Uebermuth erſt jüngſt den Stolz Eurer Hauptſtadt zertrümmert?*)

Und Ihr ſolltet ruhig bleiben und den Greuel unvergolten laſſen, und den Frevel ungebüßt, und die Schande ungerächt? -- Nein! Nein! Du gutes wackeres Volk! Nein! Das ſollſt Du, das kannſt Du nicht! — — Haſt Du den Moskowiten geſehen, wie er den Fackelbrand in ſeine Paläſte ſchleuderte? Siehſt Du den Preußen jetzt, Deinen Bruder und nächſten Bundesgenoſſen, wie er ſich rüſtet, Landwehr und Landſturm, alle waffenfähige Männer eins in dem beſchworenen

---

*) Die Elbbrücke.

Entſchluſſe, zu ſterben oder frei zu ſein? Und Du wollteſt zaudern? Nein, Du zauderſt nicht, und Du wirſt aufſtehen und Deine Ketten ſchütteln, und die welke Raute wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit. Sieh' auf unſere muthige Schaar! — Wir haben es im Gotteshauſe beſchworen, zu kämpfen für unſere, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche iſt mit uns, und die Wünſche und Gebete aller treuen und redlichen Herzen.

Sammele Dich zu uns, wehrbare Jugend des unterjochten Sachſenlandes! Sammelt Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes! Wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüſtung und Zuſpruch; Eure Brüder in Weſtphalen erwarten uns, Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns ſiegen! —

Es iſt in unſerer Schaar kein Unterſchied der Geburt, des Standes, des Landes. Wir ſind alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenoſſen und wollen ſie erſäufen, wär's auch mit unſerem Blute.

Nicht Söldner ſind wir. Der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zuſammenführt. Wenn der Feind darniederliegt, wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüberrauchen und das deutſche Banner im Hauche franzöſiſcher Lüfte flattert dann hängen wir das Schwert in den Eichwäldern des befreiten Vaterlandes auf und ziehen heim in Frieden.

Nun, ſo der Himmel will, es wird bald gethan ſein! Gott iſt ja mit uns, und die gerechte Sache, und eine feſte Burg iſt unſer Gott! Amen!“ —

Major von Petersdorff war von dem Aufruf entzückt. Auch der Vater Körners, der Appellationsrath und die Freunde billigten ihn im vollem Maße und ſo wurde er denn maſſenweiſe über Sachſen verbreitet.

Unterdeſſen waren aber auch die acht Tage verſtrichen, die Theodor vergönnt waren in Dresden und im Schooße ſeiner Familie zuzubringen. Das Lützow'ſche Corps hatte die Hauptſtadt Sachſens erreicht und wandt ſich nun Leipzig zu. Theodor mußte folgen . . . er that es mit der alten Begeiſterung.

Schwerer freilich war ihm noch kein Abſchied geworden, als der, den er jetzt von den Seinen zu nehmen hatte; . . . war es doch ein Abſchied auf Leben und Tod; . . . ein Abſchied, bei dem ein gar eigenthümliches unausſprechliches Gefühl ſein . . . und auch der Theuren Herz überſchlich. Dennoch verließ ihn ſein feſtes männliches Weſen, ſeine todesmuthige Opferfreudigkeit keinen Augenblick.

Es war ein unfreundlicher Apriltag angebrochen. Ein häßlicher und froſtiger Wind rüttelte an den Fenſterläden, Regen ſchlug gegen die Scheiben und der Himmel war mit ſolch' düſteren Wolken bedeckt, daß es ſchien, als wolle die Nacht ihr Recht behaupten und den Tag höhniſch hinwegſpotten.

Auf dem Tiſch ſummte die Theemaſchine; man hatte noch einmal mit einander gefrühſtückt; aber die Unterhaltung war einſilbig und wortkarg geblieben. Wer kann ſprechen, wenn ihm das Herz ſchwer und voll iſt.

Theodor liebte ja ſeine Eltern und ſeine Schweſter Emma ſo innig und zärtlich, wie dieſe ihn, während er mit einer Achtung und einer an Begeiſterung ſtreifenden Verehrung an dem Vater hing, der ihm ja ſeit ſeinem geiſtigen Heranreifen noch mehr als Vater . . . der ihm ein treuer Rathgeber, ein wahrhaft väterlicher Freund geweſen.

Und wie ſchwer laſtete dieſe Stunde erſt auf den Eltern?

Auch ſie, die ja ſtets Vaterlandfreunde und Patrioten im beſten Sinne des Wortes geweſen, hob und kräftigte wohl der Hochgedanke, der jetzt die ganze Nation durchdrang; . . . auch ſie trug der Enthuſiasmus für die Befreiung Deutſchland's von dem Joche des fränkiſchen Tyrannen zu der ſittlichen Höhe empor, kein Opfer, auch nicht das des geliebten Kind's, zu ſcheuen; . . . ſie ließen ihn ziehen, den einzigen, den heißgeliebten, den ſo viel verſprechenden Sohn ohne Widerrede, ohne den leiſeſten Verſuch, ihn zurückzuhalten; . . . aber . . . ſie waren eben doch auch Menſchen . . . Eltern! . . . ſie thaten es . . . mit brechenden Herzen!

Wenn ſonſt im Leben Vater und Mutter einen braven Sohn ſcheiden ſehen . . . ſcheiden, um nach fernen Ländern zu ziehen, um vielleicht erſt nach Jahren wiederzukehren, . . . ſo reißt dieſe Trennung, wenn das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kind ein ſchönes und inniges war, ein Stück von ihrem Herzen!

Wie leer und öde iſt es alsdann um ſie her; an wie vielen Stellen in Haus, Garten und Zimmer ſucht der Blick umſonſt nach dem geliebten Kinde; wie fehlt es hier, wie fehlt es dort . . . wie fehlt es dem Herzen!

Aber der Sohn iſt hinweggezogen, ſein Lebensglück zu machen, ſich wiſſenſchaftlich zu bereichern, Erfahrungen und Kenntniſſe zu ſammeln, ſich eine Carrière zu gründen. Daß muß ſein; . . . das iſt des Mannes würdig. Indeß er kehrte zurück . . . gereiſter, gebildeter. Die Hoffnung eines freudigen Wiederſehens iſt — wenn nicht ganz beſondere Unglücksfälle eintreten — eine ſichere.

Wie anders hier! . . . Hier zieht der einzige Sohn, der Stolz und die Freude der Eltern, in den Krieg, . . . in einen Krieg, der vorausſichtlich ein mördriſcher wird, und noch dazu unter einem Corps, das ſich vorzugsweiſe der Rache und dem Tode gewidmet hat.

Krieg! . . . entſetzliches Wort! ſelbſt dann noch entſetzlich, wenn es ein heiliger Krieg iſt, wie jener, in welchen Theodor jetzt zieht. Krieg! blutiger Wahnſinn der Menſchheit, wo ſich diejenigen gegenſeitig und nothwendig zerfleiſchen und morden, die ſich brüderlich zur Seite ſtehen, ſich das Leben erleichtern, verſchönen, angenehm machen ſollten.

Und hier! mußte dieſer Krieg nicht ein Vernichtungskrieg werden? War an Rettung für Deutſchland zu denken ohne Vernichtung Napoleons, des Allgewaltigen und ſeiner ungeheuren Macht? Darum eben galt es jetzt ja Sieg oder Tod! und auf den Tod des zweiten Mannes glaubte die Welt bei der Lützow'ſchen Schaar der Rache rechnen zu müſſen.

Welche Ausſichten für die Eltern! welche Ausſicht, nachdem ſich kurz zuvor dem theuren Sohne, eine Zukunft geboten, die nicht ſchöner, nicht reizender, nicht glücklicher gedacht werden konnte.

Aber es mußte ſein . . . das Vaterland, das in den Staub getretene, das verhöhnte, das geknechtete, das aus zahlloſen Wunden blutende Vaterland rief! . . . alſo auf! Muth, Kraft, Energie! es gilt die höchſten Güter der Erde, Ehre und Freiheit; . . . mag denn das Herz brechen . . . Abſchied auf Leben und Tod!

Die Stunde ſchlug. Theodor ſprang entſchieden auf. Er wollte ſprechen . . . die Stimme verſagte ihm . . . ſtürmiſch, gewaltſam ſchlang er die Arme um den Vater.

Es bedurfte bei beiden einer ſo glühenden Begeiſterung für die Sache des Vaterlandes, wie ſie dieſelben thatſächlich in der Bruſt trugen, um feſt und männlich zu bleiben.

„Lebe wohl, mein Sohn!“ — ſagte endlich der Appellationsrath, indem er ſich Mühe gab, ſeiner Stimme das Schwankende zu nehmen, — „mein väterlicher Segen begleitet Dich! Deutſchland hat ſeinem Tyrannen den Fehdehandſchuh hingeſchleudert, der Furchtbare hat ihn aufgenommen, jetzt iſt es Ehrenſache für jeden deutſchen Mann, den großen Kampf auskämpfen zu helfen. Ziehe hin, Theodor, und kehre als Sieger wieder!“

„Unter den ſiegreichen Fahnen des Vaterlandes . . . oder nie!“ — entgegnete der Sohn. Dann warf er ſich der weinenden Mutter, Tante Dora und der Schweſter an das Herz.

Der ſchluchzenden Mutter verſagte die Sprache . . . aber ein langer Kuß auf die Stirne des Kindes und das Naß heißer Mutterthränen weihten und ſegneten ihn.

„Tröſte Dich, liebe gute Mutter!“ — ſagte der Sohn — „wenn Gott es will, ſehen wir uns freudig wieder . . . und . . . dann . . . kommen glücklichere Zeiten!“

Ein ſonderbarer Schmerz fuhr hier durch Theodors Bruſt. Er bäumte ſich zurück und erblaßte für einen Augenblick.

Es war ihm, als hätte eine Marmorfauſt nach ſeinem Herzen gegriffen, um es zu zerdrücken.

Emma hatte es bemerkt; ſie ſtand jetzt ernſt, aber bleich und kalt, . . . faſt wie eine Leiche.

Als Theodor die Schweſter umarmte flüſterte dieſe leiſe:

„Lebe wohl auf ewig, . . . wir ſehen uns nicht wieder!“

Da blitzte es furchtbar ſchön in des jungen Mannes Augen auf. Sein Blick war ein Lichtſtrahl voll Triumph, Schmerz und Freude zugleich: in Emma's, in der treuen Schweſter Seele lag dieſelbe Ahnung, die ihn ſchon wochenlang begleitete.

Jetzt, jetzt . . . war er der rückhaltloſeſten Opferfreudigkeit zurückgegeben.

„Lebt wohl!“ — rief er noch einmal und eilte der Thüre zu. — „Lebt wohl! Für Gott und Vaterland Sieg oder Tod!“

„Leb' wohl!“ — flüſterte Emma mit einem letzten Druck der Hand — „ich werde Dich nicht lange auf mich warten laſſen!“

Und Theodor ſtürzte hinaus . . . in den trüben Morgen voll kalter Schauer.

Der Ueberfall.

Die Lützow'ſche Freiſchaar hatte ſich verſtärkt und ſollte nunmehr, in Verbindung mit zwei anderen fliegenden Corps, im Rücken der feindlichen Armee gebraucht werden, um deren Operationen durch den kleinen Krieg zu erſchweren.

Theodor Körners Aufruf an die ſächſiſchen Brüder hatte dabei weſentlich genutzt, da nach der Bekanntwerdung deſſelben ſofort über fünfhundert kräftige Söhne Sachſens zu der Fahne Lützow's herbeieilten. Ueberhaupt machte ſich Körner ſo verdient um das Corps, war ſo pflichttreu und eifrig im Dienſt, ſo zuvorkommend und herzlich mit Allen, daß er jetzt abermals durch freiwillige Wahl im Range ſtieg und von ſeinen Kameraden zum Lieutenant erhoben wurde. Aber Körner war auch der Liebling Aller, ja er bildete gewiſſermaßen — obwohl es bei weitem geiſtig bedeutendere Männer unter den Lützowern gab — den Mittelpunkt dieſer merkwürdigen Schaar, in der ſich die Intelligenz ſo ſtark vertreten ſah. Beſonders ſchön aber geſtaltete ſich der engere Kreis, der ſich um Körner ſchloß und der, wie wir wiſſen, aus jungen Männern beſtand, die bereits durch wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Ausbildung, überhaupt durch die Gewohnheit einer gebildeten Geſelligkeit, gar manche innere Berührungspunkte hatte. Der Name, den ſich Theodor Körner, ſchon von Wien aus, als Dichter erworben, that viel dabei, und wahrlich Körner erhöhte ja ſeinen Glanz jetzt wieder durch herrliche Kriegslieder. Trefflich unterſtützte er durch dieſe Dichtungen, ſo wie durch die Bildung eines Sängerchores, den guten Geiſt der wackeren Schaar der überhaupt, ein eigenthümlich hoher, todesmuthiger und doch lebensfreudiger war.

So kam es, daß Körner bei allen Kameraden in Anſehen ſtand, und von allen geliebt und geehrt und daher jetzt auch, als die Stelle eines Lieutenants zu beſetzen war, gewählt ward.

Freudige, von Muth und Kampfluſt zeugende Briefe brachten die Nachricht davon an die Eltern und Toni; aber ſie klagten auch über die Langſamkeit der Corpsbewegung, über die vielen Raſttage, über völlig unnöthige Märſche und darüber, daß man dem Feinde noch nicht habe in's Auge zu ſehen bekommen.

Die Urſache davon lag nämlich in folgenden Thatſachen: die erwähnten zwei fliegenden Corps, welche auf beiden Seiten der Freiſchaar operiren ſollten, rückten einmal mit großer Langſamkeit heran, und als ſie endlich ſchlagfertig waren, lähmten die eingetretenen Ereigniſſe ihre Bewegung. Dazu kam indeß auch noch, daß der Anführer der Freiſchaar, Major Lützow — ein Freund und Gefährte des Volkshelden Schill — zwar ein Mann von erprobter Tapferkeit war, deßohnerachtet aber der Eigenſchaften entbehrte, die einem Parteigänger unerläßlich nöthig ſind. Namentlich fehlte ihm der raſche kühne Entſchluß und jenes Hinausſetzen über alle Rückſichten, was ſich allerdings manchmal ſehr ſchwer mit menſchlichem Gefühl und Gewiſſen vereinen läßt, was aber Männer, wie Friedrich den Großen und Napoleon, ſo oft zum Siege führte.

Indeß hatte Lützow auch wirklich Unglück. Schon am 26. April verſuchte er, bei Scopau, über die Saale nach dem Harze vorzudringen; kaum aber hatte er den Fluß paſſirt, als die ſichere Nachricht einging, daß ſich ein bedeutendes franzöſiſches Armee-Corps unter dem Vicekönig von Italien, nach den Gegenden bewege, welche die Freiſchaaren zu paſſiren gehabt haben würden. Es ſchien daher nach der Lage der Umſtände das einzige ausführbare Mittel, um der erhaltenen Inſtruktion zu genügen, auf dem rechten Elbufer ſich einem der mehr unterhalb aufgeſtellten verbündeten Truppen-Corps zu nähern und mit dieſem vereint, oder als Stützpunkt es benutzend, den des fremden Joches müden Bewohnern des nördlichen Deutſchland Beiſtand zu leiſten, die für ihre Befreiung alle Kräfte, welche der Feind damals noch für ſich zu benutzen verſtand, aufzubieten bereit waren.

Der Major von Lützow führte ſeine Schaar daher über Deſſau, Zerbſt und Havelberg bis in die Gegend von Lenzen. Hier ging die Freiſchaar mit dem General Grafen von Wallmoden über die Elbe, um den nordweſtlich von Dannenberg ſtehenden Feind anzugreifen. Dies geſchah, unter dem Oberbefehl des genannten Generals, bei der Göhrde, woſelbſt am 12. Mai ein lebhaftes Gefecht vorfiel. Die Franzoſen wurden mit dem entſchiedenſten Erfolg zurückgedrängt, wobei die preußiſche reitende Artillerie ſich ſehr auszeichnete, und die Anfangs zu ihrer Deckung commandirte Lützow'ſche Cavallerie dem Feinde nachher ſo lange nachſetzte, als der Plan es vorſchrieb. Der General fand ſich bewogen, die erlangten Vortheile nicht weiter zu verfolgen und ging am 13. Mai mit allen Truppen bei Dömitz wieder über die Elbe zurück. Lützow konnte daher auch in dieſem Augenblicke ſeinen Vorſatz, den Feind im Rücken ſeines Heeres zu beunruhigen, noch nicht ausführen. Unterdeß waren, nach der Schlacht bei Groß-Görſchen, die Franzoſen über Dresden nach der Lauſitz vorgerückt, und die Klugheit erforderte, auf den Schutz der Grenzen von allen Seiten bedacht zu nehmen. Das

Lützow'ſche Corps war übrigens verſchiedentlich von commandirenden Generalen in deren Nähe es kam — ſeinem eigentlichen Zweck zuwider — zur Deckung von Uebergängen und Brückenköpfen angewandt, und dadurch in ſeinem Zuge gehemmt, wenngleich nie dauernd aufgehalten worden. Eine gute Gelegenheit zur Anwendung der Kräfte ſchien ſich darzubieten, als nach der Mitte des Mai der Landſturm organiſirt ward, und das Militair-Gouvernement der Lande am rechten Elbufer, für den Fall eines feindlichen Angriffs, den Nutzen nicht verkannte, welcher ſich gerade für die dabei anwendbare Gattung des kleinen Krieges aus der Nähe der Freiſchaar und ihrer Führer ergab.

Während der Verhandlung über dieſen Gegenſtand war man fortdauernd mit regelmäßiger Organiſation und Verſtärkung der Freiſchaar aus Hülfsmitteln, die das linke Elbufer darbot, beſchäftigt.

Für Körners Ungeduld war dieſe Zeit der Unthätigkeit ſehr drückend, ſo daß ſich in der That ſein Gefühl in einem Gedichte darüber ausſprach, das in der Sammlung: „Leyer und Schwert“ enthalten iſt. Bald aber zeigte ſich auch ihm eine Möglichkeit, ſeine Kräfte zu regen.

Lützow hatte ſich nämlich um jene Zeit entſchloſſen, 400 Reiter ſeiner Schaar zuſammenzunehmen, um wenigſtens einen Theil der urſprünglichen Beſtimmung auszuführen: das heißt, einen Streifzug in den Rücken des Feindes zu unternehmen. Ziemlich ſpät, nachdem er über die Elbe gegangen war, trat er denſelben, von Stendal aus, am 28. Mai an. Er hatte die Nachricht von einem ganz nahe bevorſtehenden Uebertritt Oeſterreichs zur Sache der Verbündeten vernommen, zählte in Thüringen, im Voigtlande, im Baireuthiſchen auf kräftige Mitwirkung und hoffte, ſich im ſchlimmſten Fall nach Böhmen zurückziehen zu können. Ueberall von den günſtigſten Geſinnungen der Einwohner unterſtützt, gelangte er denn auch nach Halberſtadt, fand hier aber den Feind ſo ſtark, daß er ihn nicht anzugreifen wagte. So zog er ſich, am öſtlichen Fuß des Harzes vorbei, nach Thüringen In der Gegend von Weimar fand er franzöſiſche Reiterei und Weimar ſelbſt von ſtarken Colonnen feindlichen Fußvolkes beſetzt. Wenige Tage darauf war er glücklicher. Nachdem er zwiſchen Jena und Lobeda die Saale durchritten und in Roda angelangt war, fand er 400 Mann Rheinbundstruppen, die ſich nicht allein ergaben, ſondern ſogleich bei ihm Dienſte nahmen. Er hatte alſo unvermuthet Fußvolk erhalten, welches er der Führung eines entſchloſſenen und umſichtigen Offiziers, des Lieutenants Reiche, übergab. Auch in Schleiz bot ſich ihm die Gelegenheit 100 Rheinbündner aufzuheben. Den 6. Juni war er in Plauen im Voigtlande, allerdings in 10 Tagen von der

Nieder-Elbe her mit all den Umwegen ein ſcharfer Ritt. Hier nun wurden die Beobachtungen weit ausgedehnt, indem Jagd auf den Feind gemacht und möglichſt genaue Nachrichten eingeſammelt werden ſollten.

Lützow hoffte hier auch etwas Sicheres über den Beitritt von Oeſterreich zu erfahren; ja er nahm denſelben wahrſcheinlich als ziemlich gewiß an, da er mehrere Tage in der Umgegend von Plauen zu bleiben beſchloß; aber ein unglücklicher Zufall leitete ihn hier auf eine falſche Fährte. Es ſollten nämlich, wie ihm berichtet wurde, feindliche Truppen in der Gegend angekommen ſein; raſch entſchloſſen brach er daher mit dem größten Theil ſeiner Reiterei auf, ſie zu überfallen; indeß es zeigte ſich kein Feind, und ſo mußte er unverrichteter Sache nach Plauen zurückkehren. Lützow hatte unterdeß immer noch keine Gewißheit von dem Beitritt Oeſterreichs erhalten können, wie dies denn auch natürlich war, da dieſe Macht noch lange nicht über ihre Maßregeln zum Entſchluß kommen konnte. Dagegen hörte er zu ſeiner großen Verwunderung am 9. Juni von der Abſchließung eines Waffenſtillſtandes. Der Lieutenant von Kropff war am 8. mit der Uhlanen-Schwadron und 300 Mann Fußvolk nach Hof in Bayern entſandt worden. Er hatte die Vorpoſten überfallen und niedergehauen, die Vorſtadt erobert und war im Begriff, mit ſeinem Fußvolk unter Lieutenant Reiche die Stadt ſelbſt zu erſtürmen, als der bayriſche Befehlshaber ihn mit dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande bekannt machte, wovon er nun den Major Lützow in Kenntniß ſetzte.

Seit dem Ausbruche des Krieges waren ja bereits zwei große Schlachten und mehrere bedeutende Gefechte geſchlagen worden, ohne eine Entſcheidung herbeizuführen. Dennoch mußten die verbündeten Preußen und Ruſſen, trotz aller bewieſenen Tapferkeit. ſich zum Rückzuge entſchließen. Napoleon Bonaparte lächelte wiederum das Glück; indeß fühlte doch auch der franzöſiſche Kaiſer die Nothwendigkeit, ſeine erſchöpften Kräfte wieder zu ſammeln. Daher dieſer unſelige Waffenſtillſtand, der Lützow und die Seinen mit dem bitterſten Unwillen erfüllte. Das verwünſchte Zaudern und Abwarten war ja den Lützowern ſo verhaßt, als dem ſiebenzigjährigen Jünglinge Blücher, der fluchend und wetternd die ganze lahme Geſchichte verwünſchte, ohne damit mehr erreichen zu können, als die mit Recht ungeduldigen Söhne Lützow's.

Darum konnte auch der Führer und die ganze Schaar im Anfange die Nachricht von einem Waffenſtillſtande gar nicht glauben.

Ob nun Lützow der Nachricht noch nicht traute, ob Lieutenant Kropff nicht alle Bedingungen deſſelben erfahren hatte, ob Lützow den 10. Artikel des Vertrags, wonach alle Streifparthien des linken Elbufers ſpäteſtens am 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückgekehrt ſein mußten, nicht kannte oder nicht gehörig würdigte, iſt nicht bekannt geworden. Gewiß iſt nur, daß er ſeine Lage unrichtig beurtheilte. Entweder hatte er Gründe, an der Richtigkeit des Abſchluſſes eines Waffenſtillſtandes zu zweifeln, dann mußte er ſich ſchnell Gewißheit darüber verſchaffen, was bei der Nähe der öſterreichiſchen Grenze nicht ſchwer war; oder, er glaubte nicht an der Richtigkeit zweifeln zu können, dann mußte ihm die einfachſte Beurtheilung ſagen, daß der Feind ſo weit in ſeinem Rücken keine Partheigänger dulden würde, daß es daher das Sicherſte ſei, je eher je lieber, wieder bei den Seinigen anzukommen. Wollte er dies durch öſterreichiſches Gebiet thun, ſo war die böhmiſche Grenze nur einen Tagemarſch entfernt; wollte er durch Sachſen zurückkehren, ſo hatte er bis zur Elbe 15 Meilen und konnte dieſe ohne zu große Anſtrengung in drei Tagen erreichen. Statt deſſen hatte Major von Lützow in acht Tagen erſt 9 Meilen zurückgelegt und befand ſich am 17. Juni — alſo fünf Tage nach dem feſtgeſetzten Termin — erſt bei Kitzen am Floßgraben, unfern des Schlachtfeldes von Lützen, zwei Meilen von Leipzig.

Als nun Napoleon am 10. Juni in Dresden angekommen und erfahren hatte, daß Lützow's Reiterei und ein Theil des Fußvolkes wider den Vertrag ſich noch ſo lange auf dem linken Elbufer umhertrieb, beſchloß er von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen. Er war auf „die ſchwarze Schaar“ ohnehin erbittert, weil er glaubte, daß ein großer Theil derſelben dem Tugendbunde angehöre und dieſer ſich zu ſeinem Tode verſchworen habe. Napoleon that alſo, als nähme er an, daß die ſchwarze Schaar ſich geweigert habe, den Waffenſtillſtand anzuerkennen, und befahl dem Commandeur des 3. Reitercorps, General Arrighy, Herzog von Padua, in Leipzig, ſtarke Heerſäulen auszuſenden, „*um Sachſen von den Räubern zu befreien und ſie zu vernichten, wo er ſie fände.*“ Der Herzog von Padua beſtimmte dazu die Reiter-Diviſion *Fournier*, und gab ihr noch die beiden würtembergiſchen reitenden Jäger-Regimenter der Brigade *Normann* bei, im Ganzen 4000 Reiter, die alſo eine zehnfache Uebermacht gegen das kleine Lützow'ſche Streifcorps bildeten.

Glich doch Napoleon in jenen Tagen einem gereizten Löwen, der zornflammenden Auges die Mähnen ſchüttelt und mit Wuth um ſich blickt, wen er zerreißen könne. Der Gewaltige ahnte, daß ſein Stern im Untergehen begriffen, und fühlte . . . *daß es der feſte Wille eines, für ſeine Freiheit begeiſterten Volkes ſei*, der ihm den blutigen Lorbeer von der ehernen Stirne reißen werde.

Mit der preußiſchen und ruſſiſchen Armee allein wäre Napoleon auch diesmal wieder fertig geworden; aber mit dieſen Armeen, geſtützt und verſtärkt durch ein ganzes hoch-begeiſtertes, für ſeine Zukunft fechtendes Volk, ſtand es anders!

Wohl hatte Napoleon in den Schlachten bei Lützen und Bautzen das Feld behauptet; aber er hatte auch ſofort einſehen lernen, daß er jetzt — was Preußen betraf — mit ganz anderen Truppen zu kämpfen habe. Die Siege, die er ſich zuſchrieb, die aber keinesweges ſo genannt werden durften, waren für ihn ſo blutig und ſo erſchöpfend ausgefallen, — die Verbündeten hatten ſich mit ſolcher Tapferkeit geſchlagen, daß ſein Zorn keine Grenzen kannte.

Napoleon bewies dies denn auch ſofort nach der Einnahme Dresdens, indem er in diktatoriſcher Weiſe dem Könige von Sachſen nur ſechs Stunden Bedenkzeit ließ: ob er ſich mit ihm neu verbinden und nach Dresden zurückkehren oder ob er aufhören wolle zu regieren. Der König von Sachſen, entſetzt und eingeſchüchtert, entſchloß ſich für die Erneuerung der alten Freundſchaft; . . . hätte er in dieſem wichtigen Momente das Gegentheil gethan und — wie Preußens König — auch ſein Volk zu den Waffen gerufen, wäre Napoleon ſchon damals unrettbar verloren geweſen. So . . . mußten erſt noch viele Tauſende fallen und Ströme Blutes fließen, ehe das große Ziel erreicht wurde.

Uebrigens hatte die Schlacht bei Lützen den Muth der Verbündeten nicht gebrochen, ſondern nur gehoben und höher entflammt. Den Beweis dafür lieferte die Schlacht bei Bautzen, die vom 19. bis 21. Mai geſchlagen wurde. Die Verbündeten hatten an dieſen blutigen Tagen 12 bis 15,000 Mann an Todten und Verwundeten; der Verluſt der Franzoſen betrug ca. 8000 Mann Todte und 18,000 Mann Verwundete. Nach Dresden wurden allein mehr als 12,000 Verwundete geſchafft. Wenn aber Napoleon auch hier — ſowohl durch die Uebermacht ſeiner Armee, als durch die Kriegserfahrung ihrer Anführer — den Wahlplatz behauptete, ſo entſetzte ihn doch die Tapferkeit mit der die verbündeten Heere gekämpft. Sie flohen nicht, ſondern wichen nur der Uebermacht und zogen ſich langſam und in meiſterhafter Ordnung zurück, ohne dem Feinde auch nur den geringſten Vortheil zu gewähren.

Wohl hatte Napoleon in Folge dieſes anſcheinenden Sieges die Errichtung eines Siegesdenkmales auf dem Mont Cenis befohlen; . . . wohl ſetzte er ſofort ſeine Armee in Bewegung, den Feind zu drängen . . . umſonſt. Er mußte ſich abermals ſagen, daß er das nicht erreicht habe, was er ſich vorgeſetzt. Sein Ehrgeiz verlangte eine große vollſtändige Entſcheidung. Er hatte es ſich vorgenommen, die Verbündeten zu zerſprengen, und die preußiſche Armee geradezu zu vernichten; . . . das Unglück, das ihm auf Rußlands Eisfeldern begegnet, ſollte ausgetilgt, die wankende Ehrfurcht vor dem Namen des neuen Attila, des unbeſiegbaren Schlachtengottes, wieder hergeſtellt und aufgerichtet werden . . . umſonſt!

In ſeinem Zorn darüber, griff er in Perſon die Nachhut der Verbündeten an, weil er glaubte, daß ſeine Generäle die Schuld des geringen und doch ſo blutig erkauften Erfolges trügen. Aber auch er ſelbſt wurde zurückgeſchlagen. General Düroc fiel tödtlich verwundet, General Maiſon erlitt durch Blücher eine Niederlage, während die Artillerie der Verbündeten Napoleon den empfindlichſten Schaden zufügte. Der Kaiſer mußte daher die Verfolgung aufgeben. Und was hatte er dabei gewonnen? . . . nichts! . . . Keine Kanonen, keine Fahnen, keine Gefangenen waren bei dem völlig geordneten Rückzug der Verbündeten in ſeine Hände gefallen!

Der Schlachtengott wüthete! . . . „Wie!“ — rief er zornflammend, als alle Berichte dieſen nichtsſagenden Erfolg meldeten — „wie! nach einem ſolchen Blutbade keine Reſultate? keine Gefangenen?! Dieſe Leute werden mir keinen Nagel aufzuheben liegen laſſen!“

Aber „dieſe Leute“ waren eben auch keine Kamaſchenknöpfer, keine Paradeſoldaten, und ihre Offiziere keine eingebildeten nichtswiſſenden Junker mehr. Die regulären Truppen waren jetzt kriegsgeübte Leute geworden, die meiſten Offizierſtellen hatte man, durch die Allmacht der Verhältniſſe gezwungen, mit tüchtigen und tapferen Männern — ohne Frage nach Ahnen und Adelsdiplome, dieſen Spielzeugen aus der Rumpelkammer überlebter Jahrhunderte — beſetzt, und . . . außerdem focht in den Reihen der Armee das, für eine Idee, für ſein Höchſtes und Heiligſtes kämpfende Aufgebot der Nation!

Napoleons ſcharfer und gewaltiger Geiſt erkannte dies denn auch, ſobald ſich der Sturm der Leidenſchaft gelegt, auf den erſten Blick. Die Haltung der Verbündeten hatte ihm gewaltig imponirt; . . . keine Entſcheidung war errungen, er ſelbſt aber dermaßen geſchwächt, daß er — einem ſolchen Feinde gegenüber — eines Waffenſtillſtandes bedurfte, um ſich zu kräftigen.

Zürnend, mit marmornem Antlitz und flammenden Blicken, die Arme auf der Bruſt verſchlungen, ſchaute Napoleon Bonapart, Frankreichs gewaltiger Kaiſer, bis dahin der Gebieter einer halben Welt . . . in Vergangenheit und Zukunft. Sein gewaltiges Genie hatte alle die Jahre hindurch mit Völkern und Fürſten geſpielt; es hatte Siege auf Siege gehäuft; . . . aber . . . ſein Träger hatte eines vergeſſen: er hatte gefrevelt gegen den heiligen Geiſt, der in jedem Volke lebt, und wenn er auch zuweilen ſchlummert, doch nicht ſtirbt, ſo lange noch Leben in dem Volke ſelbſt wohnt.

Und das deutſche Volk bewies ihm jetzt blutig — namentlich in Preußens edlem Stamm — das noch Leben in ſeinen Adern pulſire. Einer ſeiner Dichter hatte geſungen: „Das Volk ſteht auf der Sturm bricht los!“ . . . jetzt ſtand das Volk ihm gegenüber, Angeſicht in Angeſicht: . . . jetzt war der Geiſt des deutſchen Volkes erwacht: . . . jetzt hatte er den Stein vom Grabe gewälzt und war auferſtanden und zwar mit einer geiſtigen Allgewalt, von der der corſiſche Kriegsgott bis dahin keine Ahnung gehabt!

Wie? wenn die Verbündeten auch nur *einen* Sieg errangen? konnte der nicht zur Tuba der allgemeinen Auferſtehung in Deutſchland werden? Glühten nicht ſämmtliche deutſchen Brüderſtämme in Haß und Rache gegen ihn, und waren bereit über den Unterdrücker herzufallen? Nur ihre Fürſten — die Fürſten des Rheinbundes — hielten ſich noch zurück, ja . . . *zwangen ſie, als Deutſche gegen Deutſche zu kämpfen!*

Wer aber ſtand dafür, daß nicht auch den Sachſen, Würtembergern, Bayern u. ſ. w. endlich der, allerdings zähe, Faden deutſcher Geduld reiße? und daß ſie dann, auch ohne ihre undeutſch geſinnten Fürſten zu den Verbündeten übergehen würden? Napoleon *mußte* ſich alſo kräftigen ... und ſo gab er den öſterreichiſchen Vermittelungsvorſchlägen Raum und ging auf einen Waffenſtillſtand ein.

Die Nachricht von dieſem Waffenſtillſtand aber zuckte wie ein ſengender Blitz über die deutſche Nation. Jetzt, jetzt, wo Napoleon ſeine momentane Schwäche demaskirt hatte, ... jetzt gerade hatte ganz Deutſchland gehofft, daß Preußen und Rußland ſich erſt recht ermannen und dem fremden Uſurpator zu Leibe gehen würden ... und jetzt führte der unſelige Waffenſtillſtand wieder neues Zaudern herbei, während er Napoleon Gelegenheit gab, ... neue gewaltige Verſtärkung an ſich zu ziehen.

So kam es, daß man in vielen Gegenden des Vaterlandes im Anfang an der Wahrheit dieſer Nachricht zweifelte; ... ſo kam es, daß man auch im Lützow'ſchen Corps ſeinen Ohren nicht traute, als Lieutenant von Kropff die Meldung von dem Abſchluſſe dieſes Vertrages überbrachte; ... ſo kam es endlich, daß Lützow ſo langſam und unbeſorgt weiter zog, während der zürnende Löwe auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron den Untergang jener edlen Schaar beſchloß und die Brigade Fournier nebſt zwei würtembergiſchen Reiterregimentern, im Ganzen alſo 4000 Mann, demnach — wie wir ſchon erwähnt — eine zehnfache Uebermacht, gegen 400 Lützower ausſandte.

Lützow hatte unterdeſſen am 15. Juni Plauen verlaſſen, kam am 16. nach Gera und ſchloß mit dem daſelbſt kommandirenden franzöſiſchen Oberſten die Uebereinkunft ab, daß die Freiſchaar ihren Marſch um Gera herum über Zeitz fortſetzen ſollte.

Am 17. gelangte Lützow in die Nähe von Zeitz, welches von Würtemberger beſetzt war, umging dieſes und ließ dem kommandirenden Oberſten ſeinen Marſch melden.

Gegen Abend bezog er am Floßgraben bei Kitzen, zwei Meilen von Leipzig ein Bivouak. Die Truppen waren müde und die Pferde wurden abgezäumt. Körner war es ſeltſam zu Muthe. Er wußte nicht warum er heute ſo oft und ſo viel an ſeine geliebte Toni denken mußte, und warum ihm bei dieſem Gedanken das Herz ſo wunderlich ſchwer ward. War es das trübe Wetter, hatte ihn Toni's letzter Brief ſo ernſt geſtimmt? . . . er konnte es nicht ſagen. Es blieb ihm indeß auch nur wenig Zeit, darüber nachzudenken, da er, als Lützow's Adjutant, an deſſen Seite bleiben mußte, und dieſem eben ſonderbare Dinge rapportirt wurden. Der Rapport lautete: eine feindliche Kavallerie-Abtheilung von ziemlicher Stärke ſei im Herankommen.

Lützow ſandte ſogleich einen Parlamentär ab. Der Mann brachte die Antwort: — „Der Herzog von Padua laſſe den Major von Lützow einladen, Halt zu machen, da er ihm Offiziere ſenden werde, um ſeinen weiteren Marſch zu dirigiren!“

Major von Lützow erklärte ſich damit vollkommen einverſtanden; zugleich gaben ſich die beiden Führer gegenſeitig das Ehrenwort: ihren Truppen keine Feindſeligkeiten zu geſtatten. Der Lützow'ſche Lieutenant von Kropff und der ſächſiſche Marſchcommiſſär erhielten hierauf Befehl, ſich nach Leipzig zu begeben das Weitere mit dem Herzog zu verhandlen.

Aber von Kropff kam nicht zurück, während Lützow mit Beſorgniß zu bemerken anfing, daß immer neue feindliche Abtheilungen heranrückten.

Weder der Major noch ſein Adjutant konnten ja ahnen, daß der Herzog von Padua von Napoleon ſelbſt — dem „großen“ Napoleon! — bereits den gemeſſenen Befehl erhalten hatte: „Hinreichende Colonnen ausrücken zu laſſen, um die Lützow'ſche Räuberbande einzufangen und niederzuhauen!“

Das Todesurtheil über die 400 Edlen war alſo geſprochen und Lieutenant von Kropff unterdeſſen vom Herzog von Padua ſchon verhaftet worden.

Noch aber wartete Lützow, als Körner, der Beobachter ausgeſandt, die Nachricht brachte: daß es die Feinde in der That auf ein Umzingeln des Corps abgeſehen zu haben ſchienen.

Da befahl Lützow ſeinen Leuten ſofort aufzuſitzen und ſich unverzüglich nach Alt-Ranſtädt in Marſch zu ſetzen. Er ſelbſt aber ritt — begleitet von ſeinem Adjutanten Körner — den feindlichen Truppen entgegen, um über ein ſo ſeltſames Benehmen Aufklärung zu fordern.

Als ſie ſich dabei dem würtembergiſchen General **von Normann** näherten, der mit ſeinen Würtembergern ſcheinbar ganz friedlich daher kam, verſicherte dieſer, unter freundlicher militäriſcher Begrüßung, auf ſein Ehrenwort, daß er nur Befehl habe, das nächſte Dorf zu beſetzen; bezeichnete aber zugleich den General **Fournier**, als den Befehlshaber der ganzen Abtheilung.

Lützow und ſein Adjutant ritten weiter.

Jetzt waren ſie den feindlichen Colonnen ganz nahe gekommen; nur ein breiter Feldgraben trennte ſie noch von jenen. Lützow gab ſeinem Pferd die Sporen . . . aber ſonderbar! . . . das ſonſt ſo ſichere Thier ſtrauchelte und der Reiter drohte zu ſtürzen. Lützow riß es mit Beſonnenheit und Kraft wieder auf.

„Major!“ — rief in dieſem Augenblick Körner — „ſein Sie vorſichtig, das iſt ein böſes Zeichen!“

Lützow lachte laut auf; dann ſagte er:

„Körner, Sie ſind ein trefflicher Junge; aber thun Sie mir den Gefallen und verjagen Sie mir jetzt die Poeſie aus dem Leben!“

Sie nahten ſich Fournier.

„General!“ — rief Lützow. — „Ich bitte Sie um Erklärung, warum Sie Ihre Leute auf mein Corps herandrängen. Es könnte einen Zuſammenſtoß geben, und Sie wiſſen, daß ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen!“

„Waffenſtillſtand für Jedermann, nur nicht für Sie!“ — rief Fournier zurück, und in demſelben Moment ſetzte ſich auch ſeine Kavallerie in Galopp.

Lützow überſah mit einem Blick die ganze Gefahr. Wie der Blitz warf er ſein Pferd herum und diesmal trug es ihn ſicher über den Graben. Hinter ihm her ſprengte Körner, doch ehe die Beiden noch die Waffenbrüder zu erreichen vermocht, ſchwenkte die würtembergiſche Kavallerie, welche den auf der Chauſſee in geſtreckter Linie reitenden Lützowern zur Seite ritt, mit gezogenen Säbeln ein, und warf ſich auf die kleine, eines ſolch' niederträchtigen und verrätheriſchen Ueberfalles nicht gewärtigte Schaar. Kaum, daß die Braven ihre Schwerter ziehen konnten. Unvorbereitet, getäuſcht, überliſtet wurden ſie überfallen und in raſender Wuth — „Deutſche von Deutſchen!“ — niedergehauen und zerſprengt.

Wer ſich von den Lützowern wehren konnte, that es mit Löwenmuth. Was aber vermochten 100 gegen 4000? Die Feinde jagten die einzelnen Lützow'ſchen Reiter förmlich wie Edelwild und hieben ſie mit Uebermacht — ſechs, acht, zehn Mann auf einen — zuſammen. Es war kein Kampf, ſondern ein ſchmähliches Niedermetzeln!

Und Deutſche — o der Schmach und der Schande! — Deutſche waren es, welche den meuchelmörderiſchen Ueberfall gegen ihre Brüder vollführten, und ein deutſcher General „Normann“ kommandirte ſie! Dieſer edle Krieger, welcher erſt ſein Ehrenwort gab, nichts feindliches im Sinne zu haben . . . hatte ſeine Leute mit rückſichtsloſer Liſt geführt und trieb ſie dann in Perſon mit Erbitterung zum Angriff!“*)

Gleich beim Beginn dieſes ſchändlichen Angriffes hatte aber auch Theodor Körner das Schickſal ſchon erreicht. Fournier hatte kaum noch gegen Lützow die verrätheriſchen Worte ausgeſtoßen: — „Waffenſtillſtand für Jedermann, nur nicht für Sie!“ — als Körner, ehe er noch ſein Schwert ziehen konnte, durch einen furchtbaren Säbelhieb ſchwer an dem Kopf verwundet wurde, ein

---

*) „Geſchichte des Lützow'ſchen Freicorps“ von Ad Schlüſſer. S. 43 u ff. Wenn auch Normann am 18. October 1813 mit 800 Reitern zu den Alliirten überging, ſo kann ihn dies von der eben angeführten Schandthat nicht reinwaſchen; **ſein Uebertritt fand ſtatt, als Napoleons Sache augenſcheinlich verloren war**

zweiter und dritter Hieb verletzten ihn leichter. Er ſank zurück, raffte ſich aber ſogleich wieder auf, und ſein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nahen Wald.

Kaum aber hatte er denſelben erreicht, — kaum war er vom Pferde abgeſtiegen, um ſich von dem einzigen Kameraden, der ihm gefolgt, die ſchwere Wunde nothdürftig verbinden zu laſſen, als ſich ein Trupp heranſprengender Feinde zeigte.

Jetzt waren die beiden Lützower — wenn ſie nicht ein Wunder rettete — verloren! Aber das Wunder geſchah.

Körner, ſo ſchwach und entkräftet er war, verlor die Geiſtesgegenwart nicht.

Sich raſch faſſend und alle ſeine Kräfte zuſammenraffend, rief er mit ſtarker kommandirender Stimme in den Wald hinein: — „die vierte Escadron ſoll vorrücken!“

Die Feinde ſtutzten, zogen ſich zurück und ließen ihm Zeit, ſich tiefer in das Gehölz zu verbergen. Sein Kamerad hatte ſich geflüchtet . . . er war allein.

Matt und todesmüd taſtete Körner ſich weiter. Die Nacht war völlig hereingebrochen, das Gehölz ward immer dichter und die letzten Kräfte drohten zu ſchwinden. Da zeigte ſich ein Plätzchen, das ſich trefflich zum verbergen, . . . wohl auch zum Sterben eignete. Körner vermochte kaum mehr die Büſche zurückzubiegen; als es aber geſchehen und er hinter dieſelben gelangt war, ſank er auch, von dem vielen Blutverluſt völlig erſchöpft, halb bewußtlos zu Boden. Nur noch ſo viel Kraft blieb ihm, einen Beutel mit Geld — die nicht unbedeutende Kaſſe der Lützow'ſchen Freiſchaar — in dem Mooſe zu verbergen, das die Wurzel des nächſten Baumes üppig überwucherte; . . . dann . . . ſank er, betäubt von dem Schmerz ſeiner Wunden, zurück . . . die Sinne ſchwanden und eine Ohnmacht überkam ihn.

Als er nach kurzer Zeit — es war noch in den erſten Stunden der Nacht — wieder einigermaßen zu ſich kam, vernahm er nicht allzufern die Zurufe der Feinde, die in zerſtreuten Patrouillen den Wald nach Flüchtigen durchſuchten. Fanden ſie ihn, dann war er unrettbar verloren, . . . dann konnte er ſicher ſein, unter ihren Säbelhieben den Geiſt aufzugeben. Aber der Himmel war menſchlicher als die Menſchen: dichte Wolken umhüllten ihn und die Finſterniß war innerhalb des Dickicht's ſo groß, daß ſich die Verfolger fortwährend an Stämmen und Wurzeln ſtießen. Körner vernahm mit halbem Bewußtſein ihr Schimpfen und Fluchen; . . . aber . . . das Rufen, Schimpfen und Fluchen ward jetzt immer leiſer . . . und . . . verſtummte endlich ganz. Die Feinde waren des Suchens müde geworden und hatten ſich zurückgezogen. Die Nacht aber ſenkte ihren Schleier immer tiefer über die Erde und umſchlang mit ihm ſchützend das Aſyl des deutſchen Sängers.

Körner athmete noch . . . aber . . . es hielt ihm ſchwer; bei jedem Athemzuge ſchmerzten die Wunden doppelt und es fehlte dem Verwundeten faſt die Kraft, die Lungenflügel zu heben. Kalter Schweiß deckte die Stirne.

„Es iſt der Tod!“ — dachte Theodor . . . aber er erſchrak nicht; er hatte ſich demſelben ja geweiht . . . nur ſchöner, ſchöner hätte er ihn ſich gewünſcht, . . . auf dem Felde der Ehre, mitten im Kampfe . . . und hier . . . fiel er elend, . . . durch Verrath, durch Niederträchtigkeit, . . . ſtarb er allein . . . allein! . . . nicht auf einen Haufen Feindesleichen gebettet, wie er ſich es immer geträumt, wie er es gehofft!

Ja allein! . . . drüben im Felde lagen die todten Kameraden . . . und fern, fern waren die Lieben! Er dachte an Toni . . . an die Eltern . . . die Schweſter . . . die Freunde.

Ach! der Gedanke an ſie ſchmerzte noch mehr als die Wunden.

Todtenſtille herrſchte jetzt rings umher; nur ein leiſer Wind flüſterte geiſterhaft durch die Bäume. Waren es die letzten Grüße der Theuren? Eine Thräne der Liebe trat in das erlöſchende Auge des einſam Sterbenden.

Ach, daß er jetzt nur eine Freundeshand gehabt, die die ſeine liebend gedrückt, ... die den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne getrocknet, ... der brennenden Lippe einen kühlenden Trunk gereicht, ... die müden Augen ihm im Tode geſchloſſen hätte.

Aber er war ... er blieb allein! ... da — als ſollte dem Sehnen des Sterbenden noch im letzten Augenblicke eine ſüße Erfüllung werden — da zerriß der dichte Wolkenſchleier und der Mond ſchaute mild und freundlich, wie ein alter treuer Freund, auf den Verwundeten herab.

Ein leiſes ſchmerzliches Lächeln glitt über Theodor Körners Züge. War das nicht ein Gruß des ewigen Lichtes, das ihn erwartete?

Er ſchloß die Augen und als er ſie wieder öffnete, war es ihm, als ob Lichtgeſtalten ihn umſtänden ... jene Lichtgeſtalten, die ihm im Leben als das Höchſte gegolten: die Geſtalten der Freiheit, der Liebe und der Poeſie!

War es ein Traum? war es eine Fiction? Er vermochte es nicht zu unterſcheiden! aber es übergoß und durchrieſelte ihn wie mit letzter Lebenskraft. Sein Buſen hob ſich kräftiger, in ſeinem Geiſte regte ſich noch einmal der unüberwindliche Trieb, ſeine Gefühle dichtend auszuſprechen, und wie er früher dem Leben freudige

Grüße zugeſandt, nun auch dichtend Abſchied von ihm zu nehmen.

Mühſam zog er aus der blutgetränkten Uniform die perlengeſtickte Brieftaſche, ein liebes Geſchenk Toni's, hervor. Noch einmal ruhte ſie an ſeinen Lippen, . . . dann öffnete er ſie, nahm den Stift und ſchrieb mit ſchwacher Hand . . . ſeinen „Abſchied vom Leben:“

„Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier ſteh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willſt! dir hab' ich mich ergeben. —
Viel goldne Bilder ſah ich um mich ſchweben;
Das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth! Muth! — Was ich ſo treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich raſch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph ſeh' ich's vor mir ſtehen —
Und wie die Sinne langſam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.“

Nur mit unendlicher Mühe hatte Körner die letzten Zeilen noch nieder zu ſchreiben vermocht. Als es geſchehen, . . . entſanken Brieftaſche und Stift der Hand; . . . die Sinne ſchwanden . . . und . . . Todesnacht umfing den Einſamen.

Der Engel des Lichtes und die Flucht.

Das Erwachen der Natur an einem ſchönen Sommermorgen, iſt ſtets ein Spiegelbild der großen Auferſtehung derſelben im Frühling. Sie regt ſich dann allgemach, als ob ſie die Glieder dehnen und ihre Kraft prüfen . . . als ob ſie ſchlaftrunken in die blauen Augen des Himmels ſchauen wolle. Und es wird ihr ſonderbar zu Muthe: die Säfte rieſeln lebendiger, ihr Puls hebt ſich, es ſchwillt und keimt mächtig in ihrem Schooße, bis ſie endlich ganz wach geworden iſt, und, geſchmückt mit dem lichtgrünen Gewande der Jugend, jubelnd und blumenumkränzt ihr Haupt erhebt.

Es iſt dieſer Moment des Erwachens immer eine ſchöne poetiſche Zeit. Unſere Phantaſie arbeitet dann in ihrer Sehnſucht gleichſam der Natur vor. Wir lauſchen begierig ihrem leiſen Wirken, und freuen uns kindlich über jedes Blättchen, . . . über jedes neuerſtandene Leben. Daher erwacht auch in dieſer Zeit ein neues Leben in unſerer eigenen Bruſt; darum fühlen wir uns auch von den erſten Frühlingslüften, von jedem jungen Morgen ſo wohlig, ſo poetiſch angehaucht.

Auch heute grüßte der anbrechende Tag in gleicher Weiſe die Welt. Der Himmel, der geſtern . . . der ſelbſt dieſe Nacht noch umwölkt geweſen, war jetzt prächtig blau: die Sonne warf ihre Strahlen — das Laub der Bäume, den weichen Moosteppich der Erde mit hüpfenden Lichtern vergoldend — tief in den Wald; die Vöglein zwitſcherten und ſangen; Käfer ſchwirrten geſchäftig umher und die Friſche war ſo erquickend, daß ſie alles, was Leben hatte, aus ſeinem tiefen Schlafe in's frohe Daſein heiter zurückrief.

Und doch gab es hier auch gar manchen Schläfer, der nicht erwachte.

Draußen auf den Feldern, die den Wald begränzten, lagen ja ſtarr und bleich, mit Blut übergoſſen, eine Maſſe Leichen. Es waren die Leichen der braven Lützower, die geſtern beim Untergang der Sonne die Feinde ſo verrätheriſch niedergehauen hatten. Auch in dem Walde ſelbſt ſchlummerten manche der wackeren Geſellen den ewigen Todesſchlaf. Hatte ſich doch nur die Uhlanenſchwadron — von der Dunkelheit begünſtigt und von den Landbewohnern unterſtützt und geführt — auf das rechte Elbufer zu retten vermocht.

Und was war aus Lützow's Adjutant, aus Theodor Körner, geworden?

Nichts gab Antwort darüber. Der Wald lag ſchweigend von den Strahlen der Morgenſonne gar lieblich übergoſſen. Ruhe und tiefer Frieden herrſchte überall.

„Nirgends! nirgends!“ — ſagte jetzt ein hübſches Bauernmädchen halblaut und mit dem Tone tiefer Beſorgniß vor ſich hin. — „Er iſt nirgends zu finden. Gott! wenn ſie ihn gefangen mit ſich geſchleppt und am Ende doch niedergehauen hätten! Er vor allen Anderen iſt Napoleon ein Dorn im Auge, da dieſer wohl weiß, was der eine Mann gilt, was er durch ſeine Kriegslieder für einen Antheil an der Erhebung des Volkes hat.“

„Ja!“ — verſetzte der eine der beiden Bauern — „ich hab' auch ſchon einige von dieſen Liedern gehört… als die Verbündeten hier durchkamen! Hei! wie das ſo tapfer klang. . . da hätte man gleich ſelbſt das Gewehr nehmen und mitziehen mögen.“

„Das iſt, weil ſie der Hauch dieſer gewaltigen Zeit mit erhebender Friſche durchweht.“

„Das weiß ich nicht!“ — ſagte der ältere der beiden Männer — „aber es klang prächtig.“

Alle drei ſetzten das Durchſuchen des Waldes jetzt ſchweigend und eifrig fort. Jeder Buſch wurde zurückgebogen, jeder größere Baum umgangen. Etwas gab ſich dabei mit Sicherheit kund: weder das Mädchen noch der ältere Mann gehörten in die Bauerntracht, die ſie trugen.

Die Züge des Mädchens waren viel zu fein, ihre Bewegungen viel zu rund und zu anmuthig. Der ältere Mann konnte wohl ein Arbeiter, ſicher aber kein Bauer ſein; der jüngere ſchien, ſeiner Tracht und ſeinem Weſen nach, ein Holzhauer.

Das Durchſuchen dauerte fort; endlich blieb der Aeltere ſtehen und ſagte:

„Es iſt umſonſt! Seit drei Stunden ſuchen wir jetzt den ganzen Wald aus und finden den Verwundeten nicht. Jeden Halm und jedes Blatt haben wir umgedreht und . . .“

Der Mann hielt hier plötzlich inne; ſeine weitgeöffneten Augen ſchienen auf dem Boden etwas zu verfolgen; der Zeigefinger der rechten Hand ruhte, Schweigen gebietend, auf den Lippen, die linke Hand dagegen deutete auf das Moos, das hier den Boden in üppiger Fülle deckte.

„Blut!“ — rief im gleichen Momente das Mädchen, das mit den Blicken der Handbewegung des Mannes gefolgt war. — „Eine Blutſpur! ſehen wir wohin ſie führt!“

Es war in der That ſo. Auf dem Mooſe zeigten ſich von Schritt zu Schritt Tropfen geronnenen Blutes, wie von einem angeſchoſſenen Wilde.

Sie führten nach einem unſcheinbaren aber nach unten ſtark verwachſenen Dickicht. Alle drei eilten jetzt nach demſelben hin . . . die Zweige wichen . . . ein halblauter Schrei verkündete den erwarteten Fund.

„Er iſt es!“ — rief die Bäuerin erblaſſend — „aber todt! todt!“

Wirklich lag Körner wie ein Bild des Todes da, erſchreckend und bejammernswerth zugleich. Unter dem ſchlechten, nur nothdürftig und in aller Eile angelegten Verbande war das Blut hervorgedrungen und contraſtirte nun auf eine entſetzende Weiſe mit der Bläſſe des Geſichtes. Die Augen waren geſchloſſen. Eine Lache geronnenen Blutes bildete auf dem Mooſe eine Art Purpurkiſſen. Auch die Uniform war voll Blut, ſo daß man auf den erſten Blick unwillkürlich an viele Wunden glauben mußte.

Indeß ſchien die Bäuerin mit im Kriege erhaltenen Verwundungen bekannt zu ſein. Wenige Striche überzeugten ſie, daß nur der Kopf getroffen. Im gleichen Augenblicke überſtrahlten ihre reizenden Züge der Schein hoher Freude. Leiſe Athemzüge hatten ihr geſagt, daß der Verwundete noch lebe.

Raſch zog ſie nun eine Feldflaſche aus der Taſche und träufelte einige Tropfen Wein auf die Lippen Körners, während ſie andere in ihren Händen verrieb und den Bewußtloſen den ſtärkenden Duft einathmen ließ.

Das wirkte . . . die Athemzüge wurden etwas kräftiger . . . die Augenlieder heben ſich langſam und matt.

„Körner!“ — flüſterte eine liebliche klangvolle Stimme.

Der Verwundete blickte, wie ein aus ſchweren Träumen Erwachender, ſtarr empor; aber er mußte noch nicht bei ſich ſein, oder etwas gewahren, daß er nicht zu begreifen vermochte.

„Wie iſt Ihnen!“ — frug die Bäuerin beſorgt.

„Wie? . . . was?“ — ſtammelte Körner gedehnt, den Blick noch immer weit und groß auf das Antlitz des weiblichen Weſens gerichtet, das jetzt ſeinen Oberkörper ſanft und vorſichtig aufrichtete und das verwundete Haupt mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt in ſeinen Schooß nahm.

„Körner!“ — wiederholte ſie dabei — „erkennen Sie mich nicht?“

„Wach’ ich denn . . . oder“

Das Geſicht des Verwundeten zuckte. In Folge der Bewegung und Anſtrengung ſchmerzte ihn die Wunde.

Das war nun freilich ein nur zu handgreiflicher Beweis des Wachens . . . eine Empfindung, die ihm zugleich das Geſchehene in das Gedächtniß zurück rief. Ein Blick auf die neben ihm liegende Schreibtafel . . . und er wußte alles.

Dennoch ſchien er eines nicht zu begreifen. Wer war das holde Weſen, das ſein Haupt ſanft gebettet hielt?

Noch ſtarrte er es an . . . bald die Züge, bald die Kleidung; aber die Sinne ſchwanden dem noch zu Schwachen. Körner ſchloß die Augen; als er ſie aber nach Minuten wieder öffnete, warf gerade die Sonne ihre Strahlen durch eine Lücke des Laubdaches über die weibliche Geſtalt. Sie kniete noch immer neben ihm, aber jetzt wie in einer Glorie; die vollen blonden Haare ſchienen das reizende Antlitz mit einer Krone oder einem Heiligenſchein zu umgeben.

„Und erkennen Sie mich noch immer nicht?“ — frug ſie beſorgt.

„Sie ſind“ — liſpelte der Verwundete — „ein Engel . . . oder . . . oder . . . Lützow's Gattin!“

Ein feines zauberhaftes Lächeln umſchwebte die Züge der edlen Frau.

„Und ich danke Gott, daß ich unſeren wackeren Sänger wieder gefunden.“

„Und Lützow?“

„Hat ſich mit zwanzig Reitern nach dem Harz geworfen . . .“

„Und die Uebrigen? . . .“

„Die Uhlanenſchwadron iſt ebenfalls gerettet!“

„Aber Tode genug?“

„Leider nur zu viele!“

„O! der Schmach!“ — rief Körner mit unendlichem Schmerz. — „Eine ſo elende und feige Verrätherei ... und Deutſche gegen Deutſche!“

„Es iſt allerdings empörend!“ — ſagte Frau von Lützow, der die Scham über die Ehrloſigkeit einer ſolchen Handlungsweiſe das Blut in die Wangen trieb. Aber ſich raſch faſſend, bat ſie den Verwundeten, ſich jetzt nicht unnöthig aufzuregen.

Es hätte indeß dieſer Bitte kaum bedurft: Körner ſank jetzt ſchon erſchöpft zurück, während Ermattung ſeine Glieder lähmte. Frau von Lützow goß ihm wiederholt einigen Wein ein, reichte ihm, als das Bewußtſein zurückkehrte, etwas zu eſſen und verband ihn alsdann mit friſcher reinlicher Leinwand, die ſie vorſichtigerweiſe mitgebracht, aufs Neue die Wunde.

Unter einer ſolch' liebevollen Behandlung kehrten denn jetzt auch Körner die Lebensgeiſter allmählig zurück, ſo daß er ſeine edle Pflegerin fragen konnte: welch glücklichem Zufall er die Rettung durch ſie verdanke?

„Ich folgte — der Sicherheit wegen als Bauermädchen gekleidet — dem Zuge meines Mannes, um, wie immer, in der Nähe zu ſein, wenn er oder andere Tapfere des Corps verwundet würden,“ — ſagte Frau von Lützow. — „Als ich in dem nächſten Dorfe von dem ſchändlichen Ueberfall vernahm, eilte ich herbei und kam gerade noch, um meinem Mann auf der Flucht zu begegnen: „„Ich werfe mich nach dem Harze!““ — rief er mir zu — „„folge mir, ſo bald es die Sicherheit erlaubt; kannſt Du es aber möglich machen, ſo rette Körner, er hat ſich ſchwer verwundet, in den Wald geflüchtet!““

„Der edle Mann!“ — rief Körner — „und Sie ... Sie haben es, während die Feinde noch überall umher ſchwärmen, gewagt ...“

„Still! ſtill Freund!“ — entgegnete Frau von Lützow mit ſchönem Lächeln — „ich that ja nur meine Pflicht. Sobald Sie in Sicherheit ſind, folge ich Lützow.“

„Ja!“ — rief Theodor — „die Freunde haben recht, wenn ſie Sie den Schutzgeiſt unſeres Corps nennen.“

Und er drückte der edlen Frau dankbar und voll Innigkeit die Hand.

Jetzt aber kam die Hauptſache an die Reihe: der Verwundete mußte in einen ſicheren Verſteck und in die Hände eines Wundarztes geliefert werden. Dazu aber gehörte Muth und Kühnheit, da das nahgelegene Dorf Groß-Zſchocher noch von einem feindlichen Commando beſetzt gehalten wurde, das den Auftrag hatte, in Wald und Umgegend alle flüchtigen Lützower aufzuſpüren und ſofort niederzuhauen.

Glücklicherweiſe war indeß die ganze Bevölkerung der Umgegend nicht nur ächt deutſch geſinnt, ſondern auch von einem bitteren Haß gegen Napoleon und alles was franzöſiſch hieß, erfüllt. Die neue Schandthat des geſtrigen Ueberfalles hatte dieſe Erbitterung aber noch zur Wuth geſteigert. So konnte denn Frau von Lützow mit Sicherheit auf die Bewohner Groß-Zſchocher's rechnen, und da ſie in dem Gärtner des dortigen Rittergutes, bei dem ſie abgeſtiegen, einen ſehr wackeren Mann und begeiſterten Patrioten fand, ſo vertraute ſie ſich demſelben an; dieſer aber war mit Freuden zur Hülfe bereit, jeder Gefahr, trotz Weib und Kind, keck und freudig die Stirne bietend.

So hatte der brave Mann denn, in Begleitung eines zuverläſſigen Holzhauers, die Gattin des Majors auf einſamem Wege in den Wald geleitet. Die Tragbahre, die ſie mitgenommen und im Walde verſteckt hatten, wurde jetzt herbeigeholt und Körner, der viel zu ſchwach zum gehen war, ſanft darauf gebettet. Jetzt ſchlug man einiges Holz und grüne Zweige; legte das Holz neben den Verwundeten, die leichten Zweige über ihn, und nun ging es, als ob man auf der Trage eine Ladung Holz nach Hauſe brächte, dem Dorfe zu. Der Sicherheit wegen nahm auch Frau von Lützow, das verkappte Bauernmädchen, eine Laſt Holz auf die Achſel. Wer war nicht in jenen Zeiten der größten Aufopferungen fähig?!

So wurde alſo Theodor Körner — der ſchwerverwundete Held und Sänger — auf der Bahre nach dem Dorfe gebracht, indem die kleine Karavane die gewöhnlichen aber ſelten betretenen Schleichwege antrat.

Und der Himmel hatte Einſehen. Man kam glücklich an. Körner wurde nun von dem Gärtner in einem traulichen Dachſtübchen verſteckt und geborgen, der Wundarzt des Dorfes herbeigeholt und die Wunden ſachdienlich behandelt.

Als den kommenden Tag Frau von Lützow ſchied, um ihrem Gatten zu folgen — ſie that es in ihrer Verkleidung, zu Fuß und an der Seite einer alten Botenfrau, deren Gepäck ſie zur Hälfte auf den Rücken nahm, — dankte ihr Körner nochmals mit tiefer Rührung. Auch die gerettete Kriegskaſſe wollte er ihr für den Major mitgeben; allein das ſchien Frau von Lützow doch zu gefährlich. Sie bat Körner dieſelbe bis zu ſeiner Geneſung und Rückkehr zu behalten, was denn auch in der That geſchah.

Aber für Körner war die Gefahr noch lange nicht vorbei.

Den Feinden mußte es verrathen worden ſein, daß ſich ein Lützow'ſcher Offizier verwundet in den Wald geflüchtet habe; ja ſie wußten ſogar, daß dieſer Offizier die Kriegskaſſe des Corps bei ſich geführt. Die Vermuthung, daß man ihn in Groß-Zſchocher verſteckt hatte, lag alſo nahe genug, und nun rückten die Franzoſen —

nachdem ſie den ganzen Wald vergeblich durchſucht — den Bauern zu Leibe. Dieſe aber, als gute Deutſche, verriethen nichts, obgleich ſie Alle wußten, daß und wo Körner in ihrem Dorfe verborgen ſei.

Die Franzoſen wütheten; . . . ſie drohten mit Plünderung und Brand; aber . . . es giebt nicht leicht kaltblütigere und verſchmitztere Schlauköpfe als die Bauern in manchen Gegenden Norddeutſchlands. Jene Beſchützer des jungen heldenmüthigen Sohnes des Vaterlandes — von dem ſie noch dazu gehört, daß er die ſchönen Kriegslieder gemacht, die man jetzt überall ſang, — ließen ſich weder beirren noch einſchüchtern . . . und . . . Körner blieb verborgen.

Indeß für längere Zeit blieb der jetzige Verſteck doch nicht rathſam, es mußte alſo auf weitere Flucht gedacht werden; auch galt es, die Eltern und Toni zu beruhigen, da die Nachricht von der meuchelmörderiſchen Schandthat, die an Lützow und ſeinem Corps verübt worden, ſicher die ſchnellſte Verbreitung finden und die Angehörigen der Lützower in Angſt und Schrecken ſetzen mußte.

Körner ſchrieb daher, ſobald er ſich ein wenig erholt hatte, vor allen Dingen an ſeinen Vater. Indeß auch hier war die größte Vorſicht nöthig, da Napoleon ſeine Spione überall verbreitet hatte und ſelbſt Briefe vor Eröffnung nicht ſicher waren. Es galt alſo das Nöthige auf möglichſt verſteckte Weiſe zu ſagen. Theodor ſchrieb daher:

„Ohnfern Leipzig, den 18. Juni 1813.

Euer Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit zu melden, daß, da Sie durch mancherlei Nachrichten über meinen Zuſtand in Beſorgniß ſein dürften, ich Ihnen betheuern kann, ich ſei geſund und noch mein eigener Herr. Ich denke von hier, aus dieſer Verſicherungscaſſe meines Ich's, nach meinem zweiten Vaterlande, doch bis jetzt nur nach Karlsbad zu wandern. Ich bitte Euer Wohlgeboren, dieſes meiner lieben Frau nach Wien zu melden, da mir vielleicht die Gelegenheit dazu fehlen ſollte. Laſſen Sie ſich alſo durch kein Gerücht ſchrecken; ich lebe jetzt bei vortrefflichen Leuten, die mir jeden Schmerz vergeſſen machen. Genehmigen Sie mit Ihrer ganzen Familie die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Lorenz Juranitſch."

In Betreff der Flucht dagegen wandte ſich Körner an einen ſeiner Jugendfreunde. Die Körner'ſche Familie in Dresden war nämlich mit der des Kaufmann Kunze in Leipzig auf das Innigſte befreundet. Zwiſchen beiden Familien herrſchte der herzlichſte Verkehr, ſo daß, wenn der Appellationsrath — der edle treue Freund Schillers — nach Leipzig kam, — dieſe beiden Männer ſtets willkommene Gäſte im Kunziſchen Hauſe waren. Auch Theodor wurde ſchon als Knabe dorthin mitgenommen, und ſchloß auf dieſe Weiſe Freundſchaft mit Wilhelm, dem Sohne des Hauſes. Auf ſolche Weiſe ging die Neigung der Väter auf die Söhne über; ja das Band ward noch inniger geknüpft, ſo daß ſich Theodor Körner, als er im April 1813 mit der Lützow'ſchen Freiſchaar als Oberjäger nach Leipzig kam, nicht nur bei Kunze einquartieren ließ, ſondern dem Freunde auch, da er ja damals zum Lieutenant erwählt wurde und ſomit eines Säbels bedurfte, den Hirſchfänger, den er bis dahin getragen, zurück ließ.*)

Auch jetzt wandte ſich der Verwundete daher in Betreff der weiteren Flucht an dieſen Freund. Körner ſchrieb:

„Lieber Wilhelm!

Du wirſt mir einen ſehr großen Freundſchaftsdienſt erweiſen, wenn Du zu mir heraus, zum Gärtner des Gutsherrn kommſt. Ich liege ſtark verwundet, doch keineswegs gefährlich. Deiner Betty tauſend herzliche Grüße. Verſchwiegenheit brauche ich Dir wohl nicht erſt anzurathen!

Groß-Zſchocher, am 18. Juni 1813.

Dein Theodor.“

Als die beiden Briefe geſchrieben waren, übergab ſie der Gärtner einem zuverläſſigen Boten, der ſie dann auch beſtens beſorgte.

Wie aber erſchrak der Freund, der ſeit dem Tage des Abmarſches von Leipzig nichts mehr von Körner erfahren, als er jetzt dieſe Trauerbotſchaft erhielt! Doch hier galt es raſches entſchloſſenes Handeln. Kunze ging alſo zuerſt zu dem in Leipzig wohnenden Beſitzer des Rittergutes Groß-Zſchocher, um deſſen Rath zu hören. Es war dies aber ein überaus ängſtlicher Mann, der den unüberlegten Schritt (wie er es nannte!) ſeines barmherzigen Gärtners tadelte und auf ſchleunige Fortſchaffung Körners drang. Es war allerdings eine gefährliche Sache, mit der feindlichen Partei auch nur im geringfügigſten Verkehr zu ſtehen, denn die franzöſiſche Beſatzung Leipzig's unter dem Befehle des Herzogs von Padua ahndete jedes derartige Verbrechen auf das Strengſte.*)

---

*) Noch jetzt iſt die Familie Kunze in Leipzig in dem Beſitz dieſer Waffe und der Guitarre Theodor Körners.

Durch den ſchlechten Erfolg des erſten Schrittes ließ ſich Kunze jedoch durchaus nicht abſchrecken: er ſuchte vielmehr einen anderen, nicht minder bewährten und ergebenen Freund Körner's, Dr. Wendler, auf, einen allgemein geachteten Arzt und hier fand er ſogleich bereitwilliges Gehör und die Verſicherung thätigſter Mithülfe, um den verwundeten Helden mit eigener Gefahr dem ſicheren Verderben zu entreißen. Allein die größte Vorſicht war auch hier wieder nöthig. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen daher die beiden hochherzigen Freunde des Dichters, einen redlichen, ihnen ergebenen Fiſcher mit in das Geheimniß zu ziehen. Vorher wurden jedoch dem treuen Boten wohlweislich Kleider und eine Perrücke für Körner mitgegeben, damit er ſich bei ſeiner weiter beabſichtigten Flucht unkenntlich machen könne. Auch ließ man ihm einen Platz im Walde genau bezeichnen, wo ſich morgen zu einer beſtimmten Stunde die rettenden Freunde einfinden und ihn abholen wollten.

---

*) Wir wollen nur ein Beiſpiel der franzöſiſchen Gerichtspflege anführen. Am Tage vorher, am 17. Juni, hatte bei Ankunft eines Parlamentärs ein kleiner Zuſammenlauf von Neugierigen ſtattgefunden und man hatte der Aufforderung, auseinander zu gehen, nicht raſch genug Folge geleiſtet. Einige übelberüchtigte Subjecte hatten ſich ſogar zu Thätlichkeiten hinreißen laſſen. Eine dazu niedergeſetzte Commiſſion verhängte über die Ruheſtörer ſehr ſtrenge Feſtungs-, Zuchthaus- und Gefängnißſtrafen. Die Stadt aber mußte zur Sühne, daß ein ſo furchtbares Verbrechen in ihren Mauern vorgekommen war, nur — 80,000 Thaler Contribution zahlen.

Am nächſten Tage in der früheſten Morgendämmerung fuhren denn auch Kunze und Dr. Wendler auf dem Kahne des Fiſchers nach dem Dorfe Schleußig, einem als Ziel bei Spazierfahrten auf dem Waſſer ſehr beliebten Orte. Von hier aus begaben ſie ſich, ſcheinbar wie harmloſe Spaziergänger, in den Wald und trafen auch an der bezeichneten Stelle Körner in ſeiner Verkleidung. Es war eine Scene traurigen und zugleich erhabenen Wiederſehens, doch durften ſich die drei Männer den Ausbrüchen ihrer Gefühle nicht rückhaltlos hingeben, denn noch immer ſtreiften feindliche Truppen in der nächſten Umgebung, um nach flüchtigen Lützowern zu ſuchen. Man eilte daher — ſo raſch, als es Körner's Zuſtand geſtattete, — zu dem harrenden Kahne, den ſodann der treue Fiſcher auf den kleinen Gewäſſern zwiſchen Pleiße und Elſter, welche das Holz durchkreuzen, bis an die Wieſe hinter dem ehemaligen Rudolph'ſchen Garten führte. Bei Dr. Wendler, der dort ein Beſitzthum hatte, wurde Körner in einer Dachkammer verſteckt und vor Allem in chirurgiſche Behandlung gegeben. Der größte Theil der edelmüthigen Rettung war demnach gelungen, doch ſchwebten die Retter und der Gerettete noch immer in großer Sorge wegen nachträglicher Entdeckung.

Körner durfte daher auch hier nicht länger, als durchaus nöthig, bleiben. Sobald er konnte fuhr er mit einer Familie auf deren Rittergut, unweit Borna, wo nichts von Franzoſen zu ſehen war. Dort erholte er ſich noch einige Tage und begab ſich dann in kleinen Touren, verkleidet und von Freunden heimlich befördert, nach Karlsbad.

Von hier aus konnte er denn endlich auch ſeinem Herzen genügen und an Toni, Frau von Pereira und an ſeine alte treue Gönnerin und Pathe, die Herzogin von Kurland, ſchreiben. Auch die Kriegskaſſe, die er keinen Augenblick außer Obacht gelaſſen, dirigirte er von Karlsbad aus an das Corps. Eliſa von der Recke aber, die Schweſter der Herzogin, die ſich gerade um jene Zeit in Karlsbad befand, nahm ihn bei ſich auf und pflegte ihn, wie ihren eigenen Sohn.

Auch ſeinen anderen Pathen, den Grafen Geßler, ſollte er — wenngleich gegen ſeinen Willen — wiederſehen.

Den feurigen, für Deutſchlands Sache begeiſterten Jüngling trieb es nämlich mit Ungeduld dem Heere wieder zu. Noch war ja nichts von Belang geſchehen; Körner dürſtete jetzt aber mehr wie je nach Schlachten, und ſo brach er — gegen die Warnung ſeines Arztes und der Freunde — Mitte Juli in Begleitung des Major Sarmowſky auf, um ſich dem Lützow'ſchen Corps wieder anzuſchließen. Bis zum 23. wollte er Berlin erreichen.

Aber Körner hatte ſich zu viel zugetraut. Seine Wunden verſchlimmerten ſich unterwegs durch die Unruhe und die Hitze ſo ſehr, daß er nur bis Reichenbach, in das ruſſiſche Hauptquartier, kam. Hier aber mußte er Halt machen und die völlige Heilung ſeiner Wunden abwarten.

So kam er zu dem Grafen Geßler, der ſeinen Pathen und Liebling denn auch mit Freuden aufnahm und nicht eher fortließ, bis er völlig hergeſtellt war.

Auf dem Felde der Ehre hatte Theodor Körner indeſſen nichts verſäumt; der unſelige Waffenſtillſtand dauerte ja noch immer, ließ Napoleon Zeit ſich neu zu kräftigen und lähmte die mühſam unterdrückte Kampfluſt der Jugend, welcher die lange Ruhe unerträglich dünkte.

Endlich — es war Anfang Auguſt — gelangte Körner nach Berlin und konnte zu ſeinem Freicorps ſtoßen, ... zu ſeinem Freicorps, bei dem er mit treuer Liebe verblieben, obwohl man ihn in eine General-Suite bei der großen Armee zu bringen verſucht hatte.

Aber welcher Jubel empfing ihn auch hier. Lützow ſelbſt und ſeine edle Gattin — die für ihn ja in der That ein Engel des Lichtes und der Liebe geweſen — ſo wie ſeine vielen Freunde brachten ihm ihre Herzen entgegen und es fehlte Allen jetzt nichts mehr ... als ... Schlachten!

Napoleon und Metternich.

Es iſt der jetzt lebenden Generation kaum mehr möglich, ſich einen Begriff von den Greuel zu machen, die Deutſchland vor fünfzig Jahren unter dem Drucke Napoleon'ſcher Gewaltherrſchaft erlebte. Alle Gemüther waren bis auf das Aeußerſte empört, Jammer und Elend hatten den höchſten Punkt erreicht. Was hat allein — und noch zuletzt — Hamburg gelitten! Eine annäherungsweiſe Anſchauung davon empfangen wir, wenn wir Friedrich Perthes „Bericht über das Unglück Hamburgs" leſen. In demſelben heißt es: Nach der Beſetzung Holſteins von den Truppen der Nordarmee, wurde, in der Mitte Decembers, Hamburg durch ruſſiſche Armeecorps nach jeder Richtung zu, Altona mit begriffen, bis auf eine Stunde Entfernung eingeſchloſſen. Die Bedrückungen, die bis an den Zeitraum dieſer Einſchließung die unglücklichen Bewohner Hamburgs erlitten, hier zu ſchildern, wäre zu weit führend; die Strafcontribution von 48 Million Franken iſt bekannt, ſowie der Bankraub; es iſt nur dabei noch zu erwähnen, daß die geleiſteten Requiſitionen über 40 Millionen betrugen, daß auf 750 Toiſen um die Wälle Alles niedergeriſſen und abgebrannt wurde, wie auch 61 Häuſer von Hamm, und eine Verproviantirung von 9 Monaten auferlegt worden. Wer die Verhältniſſe der unteren Volksklaſſen und die bebauten nächſten Umgebungen Hamburgs kennt, wird den Umfang des Unglücks ſchon in dieſem Beginn erkennen. Es wurde den verſchiedenen Civil-Adminiſtrationen, als Regie, Poſt, Polizei, Douane ꝛc. gewaltſame Verproviantirung in den benachbarten Dörfern diſtrictsweiſe anbefohlen, wodurch eine Menge Landleute aufs Grauſamſte mit bewaffneter Hand ausgeplündert wurden.

In der Weihnachtswoche traten ausgedehntere Maßregeln ein; alle Vorſtädte und Vordörfer wurden nach achtſtündiger Ankündigung abgebrannt; der Hamburgerberg (6000 Einwohner enthaltend), die Reperbahn, das Schulterblatt, der Roſenhof, Schäferkamp, Grindel ꝛc., die herrlichen Landhäuſer an der Alſter hatten dies Schickſal, oft ohne alle militäriſche Urſache. Späterhin folgte im Brande nach: Harveſtehude, das ſchöne Dorf Elmsbüttel, ein großer Theil des Deichs, und ein Theil der Altonaer Gärtnerſtraße. Aber das war noch lange nicht alles.

Am Weihnachts- und Neujahrsabend wurden Ausſtoßungen der Einwohner in Maſſen veranſtaltet; erſt Junge und Starke als Gefährliche, dann Alte und Schwache als überflüſſige Verzehrer. Des Nachts fielen Soldaten und Häſcher in die Häuſer, riſſen die Unglücklichen aus den Betten, erlaubten ihnen kaum ſich anzuziehen, noch viel weniger etwas mitzunehmen, ſperrten ſie auf einige Stunden in Kirchen ein und jagten mit Tagesanbruch, jeder Witterung ſie preisgebend, bei Tauſenden aus den Thoren. Hab und Gut der Vertriebenen wurden den Soldaten und dem Pöbel zum Raube. Das Waiſenhaus wurde ausgeräumt und über 400 Kinder aus dem Dammthore nach Eppendorf getrieben; man fuhr ihnen, wahrſcheinlich ſpottweiſe, einen der geraubten Silberbarren (3750 Mk. Courant) zur künftigen Ernährung nach. Die Criminalverbrecher aus dem Spinn- und Zuchthauſe wurden nach Lübeck abgeführt. Aus den Hoſpitälern und Armenhäuſern wurden Alte und Schwache heerdenweiſe vor's Altonaer Thor gebracht. Mit ihren Feſtkleidern, den einzigen, die man ihnen gelaſſen hatte, angethan, wankten ſie in Altona's Straßen herum; man bemerkte darunter vier Perſonen über hundert Jahre alt. Einige, halb angekleidet, keiner der Luft mehr gewohnt, einer Kälte von 18 bis 19 Grad ausgeſetzt, wurden wahnſinnig. „Es gab Scenen, die ſelbſt franzöſiſche Gendarmen zum Schauder und lauten Ausbruch des Abſcheus bewegten. Nun kam die Reihe an die Kranken; auf einer Menge von Wagen wurden ſie von Polizeibedienten nach Altona gefahren; da aber hier wegen der ſtrengen Sperrung von Holſteiniſchen äußerſter Mangel an Lebensmitteln, Feuerung, Stroh ꝛc. eingetreten war, verſuchte man, einige ſolcher Wagen zurückzuweiſen, welches die Folge hatte, daß die Armen vor dem Thore auf die Straße geworfen wurden und man ſie von da hereinholen mußte, wenn ſie nicht umkommen ſollten.

In der Neujahrswoche gab Prinz Eckmühl Befehl zur Abbrennung des außerhalb der Stadt belegenen Krankenhofes, welcher ſo ſchnell ausgeführt wurde, daß eine Menge Menſchen verbrannt wären, hätte nicht der Magiſtrat von Altona Hülfe geſandt. Die Kranken wurden bei Nacht in tieſem Schnee auf das benachbarte (ſogenannte) Heiligegeiſtfeld geworfen, wo man ſie liegen ließ, bis Wagen kamen, auf welche Alle ohne Unterſchied, ob ſie an Nerven- oder anderen bösartigen Fiebern litten, blind oder wahnſinnig waren, geladen wurden. An 800 ſolcher Unglücklichen brachte man nach dem eine Stunde davon entfernten Eppendorf, wo man, von ihrer Ankunft gänzlich ununterrichtet, zu nichts Anſtalt gemacht hatte, ſo daß noch nach drei Tagen Kranke ohne Obdach waren und Tolle frei herumlieſen, während welcher Zeit noch überdieß dieſer Ort von den Ruſſen mit Sturm genommen wurde. Zu bemerken iſt noch, daß alle dieſe Inſtitute mit Lebensmitteln verſorgt waren, die man ihnen für die franzöſiſchen Magazine abnahm.

Die Zahl der aus Hamburg Vertriebenen betrug an 26,000; durch die Verheerung der Umgebungen aber wurden noch weitere 20,000 ohne Obdach und Eigenthum! Meilenweit auf den Landſtraßen ſah man Kinder, Frauen und Greiſe halb verhungert und erfroren herumirren; auf den Wegen nach Lübeck und nach Bremen lange Züge, von Koſaken geführt, dahinſchleichen. Es bedarf keiner weiteren Schilderung des Elendes; es war namen- und beiſpiellos!

Und ſolche Greuel ſtanden in jenen jammervollen Kriegsjahren nicht vereinzelt da. Alle deutſchen Länder konnten mehr oder weniger von ähnlichen Vorkommniſſen erzählen; kein Wunder darf es daher auch genannt werden, wenn Deutſchlands ganze Bevölkerung — auch diejenige von Oeſterreich — um Rache an Napoleon und Befreiung von ſeinem Joche ſchrie.

Dennoch hatte ſich die öſterreichiſche Regierung bis dahin nicht entſchließen können, mit Frankreich zu brechen: für Metternich gab es ja kein Intereſſe des Volkes und Landes, ſondern nur ein Intereſſe für ſich . . . und . . . das Kaiſerhaus, an deſſen Erhaltung ja ſeine ſo glänzende Exiſtenz hing. Im trüben zu fiſchen war ihm dabei das Liebſte; ſeine perfide Politik aber frug nur und allein: auf welcher Seite liegen für die Oeſterreichiſche Regierung die meiſten Vortheile? Die Hauptfrage war alſo jetzt: wohin ſich wenden? mit Frankreich im Bündniß bleiben, wie bisher? oder aber — bei der für Napoleon jetzt kritiſch gewordenen Lage — zu den Verbündeten treten?

Es galt eine ſchwere und gefährliche Wahl.

Metternich aber . . . war ja ein ſtaatskluger Mann. Seinem Auge entging nichts. Er hatte vollſtändig Kenntniß von den ungeheuren Rüſtungen Preußen's und Rußlands. Beide mußten dadurch eine Macht erreichen, daß ſie der Napoleons gleich kam, der überdies noch den Krieg in Spanien und Italien zu führen hatte. Wenn nun die Heere Oeſterreich's ſich ihnen zugeſellten, ſo war ein Uebergewicht auf Seiten der Verbündeten, dem Napoleon ſchwerlich auf die Länge gewachſen blieb. Dazu kam die Stimmung von Deutſchland und die überaus günſtige Lage von Oeſterreich, die den rechten Flügel der Stellung Napoleons um ein Beträchtliches überragte und umfaßte. Trat Oeſterreich zu den Verbündeten, ſo war zu erwarten, daß dieſe ihm weit mehr Land bewilligen würden, als Napoleon in ſeiner Zähigkeit und Kargheit ihm je zukommen laſſen konnte. In der That war die Lage Oeſterreichs ſo günſtig, daß es ſich für alle erlittenen Drangſale entſchädigen konnte. Durch ſeine Widerwilligkeit aber, ſeine Empfindlichkeit, ſein Grollen hatte Napoleon zur rechten Zeit verſäumt, ſich mit dieſer Macht abzufinden, und einige nothwendige Opfer zu bringen, jetzt kam er nicht mehr mit den Opfern davon, die in den früheren öſterreichiſchen Vorſchlägen enthalten waren.

Was nun thun? Das Beſte war: vor der Hand unter dem Scheine eines Friedensſtifters zwiſchen beide Parteien zu treten, ſo ſtieß man keine zurück, — machte die Welt glauben, daß man den Frieden redlich wolle, und konnte ſich ſchließlich noch immer auf diejenige Seite ſchlagen, auf der die meiſten Vortheile geboten wurden. Aber Napoleons Falkenauge durchſchaute Metternich, und da ihm jetzt nichts weniger dienen konnte, als in Oeſterreich einen zweideutigen Bundesgenoſſen zu wiſſen, ſo drang er mit Beſtimmtheit auf eine ganz entſchiedene Erklärung ſeitens des Staatskanzlers und Oeſterreichs.

Es war am 28. Juni, in der zweiten Hälfte des Tages, als ſich Oeſterreichs Staatskanzler, Graf von Metternich, in den Marcoliniſchen Palaſt in der Friedrichsſtadt zu Dresden begab, um mit Frankreichs gewaltigem Herrſcher perſönlich zu unterhandeln, . . . eine Unterhandlung von deren Ausgang unbedingt die Zukunft Europas, das Schickſal Deutſchlands abhing.

Als Metternich in die Vorzimmer des Palaſtes trat, fand er ſie ſämmtlich mit Miniſtern und Offizieren jeden Grades angefüllt. Des Staatskanzlers diplomatiſch glattes Geſicht umſchwebte auch jetzt jenes feine, ewig gleiche, verbindliche Lächeln, das ihm ſo eigen war, und mit ihm grüßte er denn auch, den Kopf leicht bewegend, nach allen Seiten hin. Aber auch in dieſem Grüßen lag eine diplomatiſche Feinheit: ſeinen Blicken entging es ja dabei nicht, welche ängſtliche Spannung in allen dieſen Geſichtern lag. Metternich fand darin eine neue Beſtätigung deſſen, was er längſt wußte: das auch Frankreich dieſe ewigen Kriege endlich müde ſei und — bis zum Tode erſchöpft, wie es war, — mit fieberhafter Spannung auf Ruhe hoffe.

Im letzten Vorzimmer trat dem Staatskanzler General Berthier entgegen, der ihn bis an das Cabinet des Kaiſers zu führen hatte.

Auch des Generals Antlitz war umwölkt und verrieth große Spannung:

„Nun“ — ſagte er leiſe — „bringen Sie uns den Frieden?“

„Wenigſtens den guten Willen dazu!“ — entgegnete Metternich ſo freundlich und ruhig, als begebe er ſich zu einem heiteren Diner.

Berthiers Stirne verfinſterte ſich; dann ſagte er, die Hand an den Thürgriff legend: — „Seien Sie vernünftig, laſſen Sie uns dieſen Krieg beenden, was Sie ſowohl, als wir bedürfen.“

Die Thüre des kaiſerlichen Cabinets öffnete ſich jetzt und Metternich trat mit einer tiefen Verbeugung ein. Als er emporblickte ſtand der Kaiſer vor ihm: feſt, kalt, finſter, wie eine eherne Statue, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arme, in einer Haltung, der Metternich auf den erſten Blick anmerkte, daß es trotz der äußeren Ruhe und anſcheinenden Kälte im Inneren koche. Es war der Anblick eines Tod und Verderben drohenden Vulkanes.

„Sie ſind nun hier, Metternich,“ — hub der Kaiſer, nach einem kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes, an — „ſeien Sie willkommen! Wenn Sie aber den Frieden wollen, warum kommen Sie ſo ſpät? Wir haben ſchon einen Monat verloren, und Ihre Vermittelung wird beinahe ſchon allein dadurch feindſelig, daß ſie mit Gewalt unthätig iſt. Es ſcheint, Sie finden es nicht mehr paſſend, die Integrität des franzöſiſchen Reichs zu garantiren! — Nun gut, aber warum haben Sie mir dieſes nicht früher erklärt? Warum ließen Sie mir dies nicht ganz aufrichtig bei meiner Rückkehr aus Rußland durch Bubna oder jüngſt noch durch Schwarzenberg ſagen? Vielleicht hätte ich dann noch Zeit gehabt, meine Pläne zu modificiren; vielleicht hätte ich ſogar keinen neuen Feldzug mehr begonnen. Sie laſſen mich neuerdings die größten Anſtrengungen machen, und rechneten ohne Zweifel nicht auf ſo ſchnelle Ereigniſſe. Der

Sieg hat dieſe kühnen Anſtrengungen gekrönt. Ich gewinne zwei Schlachten. Meine geſchwächten Feinde ſtehen auf dem Punkte, von ihren Täuſchungen zurückzukommen; auf einmal ſchlüpfen Sie zwiſchen uns hinein. Sie ſprechen mir von Waffenſtillſtand und ihnen ſprechen Sie von Allianz, und Alles geht in Verwicklung über. Ohne Ihre unſelige Vermittlung würde jetzt der Frieden zwiſchen mir und den Verbündeten geſchloſſen ſein."

„Geſtehen Sie es mir zu: ſeitdem Oeſterreich den Titel eines Vermittlers angenommen hat, iſt es nicht mehr auf meiner Seite; es iſt nicht mehr unpartheiiſch, es iſt feindlich! — Sie waren im Begriff ſich zu erklären, als Sie plötzlich wegen des Siegs bei Lützen doch einiges Bedenken trugen. Da Sie mich wieder ſo furchtbar ſahen, ſo fühlten Sie das Bedürfniß, Ihre Macht zu vermehren, und wollten Zeit gewinnen. ... Jetzt ſtehen Ihre 200,000 Mann bereit; Schwarzenberg befehligt ſie; er vereinigt ſie in dieſem Augenblick, hier in der Nähe, hinter dem Vorhang der böhmiſchen Gebirge. Und nun, wo Sie glauben, mir befehlen zu können, nun ſuchen Sie mich auf! — Befehlen! — Und warum wollen Sie denn nur mir allein befehlen? Bin ich nicht mehr derſelbe, den Sie noch geſtern vertheidigten? Wenn Sie Vermittler ſind, warum halten Sie denn nicht wenigſtens gleiche Wage? — Aber . . . ich habe Sie errathen, Metternich: Ihr Cabinet will Vortheil aus meiner Verlegenheit ziehen, und dieſe ſo viel wie möglich vermehren, um das, was es verloren hat, entweder zum Theil oder ganz wieder zu erhalten. Die große Frage für Sie liegt nur darin, zu wiſſen, ob Sie das Löſegeld von mir, ohne ſich zu ſchlagen, erhalten können, oder ob Sie ſich entſchieden in die Reihe meiner Feinde ſtellen wollen? Sie wiſſen ſelbſt noch nicht recht, welche von beiden Parthein Ihnen am meiſten Vortheil bieten würde, und vielleicht kommen Sie blos hieher, um darüber beſſer in's Klare zu kommen. Auch gut! Wir wollen ſehen, wir wollen unterhandeln. Wie viel verlangen Sie denn?"

Metternich, noch immer zurückhaltend, antwortete hierauf in leiſem geſchmeidigem Ton: „Der einzige Vortheil, nach dem Kaiſer Franz eifrig ſtrebt, iſt blos, den Cabineten Europa's jenen Geiſt der Mäßigung und Achtung für die Rechte und den Beſitz der unabhängigen Staaten einzuflößen, von dem er ſelbſt beſeelt iſt. — — Oeſterreich trachtet nach einer Ordnung der Dinge, die, vermöge einer weiſen Vertheilung der Macht, die Bürgſchaft des Friedens unter die Aegide einer Verbindung unabhängiger Staaten ſetzt . . . ."

„Sprechen Sie deutlicher" — ſagte der Kaiſer, ihn unterbrechend, — „und gehen wir zum Ziele; aber vergeſſen Sie nicht, daß ich ein Soldat bin, der lieber abbricht, als ſich unter das Joch beugt. Ich habe Ihnen Illyrien angeboten, damit Sie neutral bleiben; iſt Ihnen dies anſtändig? Meine Armee reicht vollkommen hin, die Ruſſen und die Preußen zur Vernunft zurückzuführen, und Alles, was ich verlange, iſt Ihre Neutralität.“

„O Sire!“ — antwortete Metternich mit Lebhaftigkeit, — „warum ſollte Ew. Majeſtät in dieſem Kampfe allein ſtehen? Warum ſollten Sie Ihre Macht nicht verdoppeln? Sie können dies, Sire! Denn es ſteht bei Ihnen, über unſere ganze Macht zu verfügen. Ja, die Verhältniſſe ſtehen auf ſolchem Punkte, daß wir nicht mehr neutral bleiben können; wir müſſen entweder für oder gegen Sie ſein.“

Ein Strahl der Freude blitzte bei dieſen Worten aus Napoleons Augen, wenn auch ſein Imperatoren-Geſicht feſt und kalt wie Marmor blieb.

„Und was verlangt Oeſterreich, wenn es auch ferner zu mir ſtehen wird?“ — frug der Kaiſer leiſe.

Metternich lächelte fein, dann aber rückte er ſchlau, ſeine Forderungen kaum andeutend, mit dieſen heraus.

Der Kaiſer ſchaute hoch auf. Anfänglich blieben ſeine Züge noch unbeweglich, nach und nach aber kam es wie Wetterleuchten über ſie bis er plötzlich zornentflammt rief:

„Wie? nicht nur Illyrien, ſondern die Hälfte von Italien und die Rückkehr des Papſtes nach Rom! und

Polen und die Räumung Spaniens! und Holland, den Rheinbund und die Schweiz! . . . Das alſo nennen Sie den Geiſt der Mäßigung, der Sie beſeelt? Sie denken nur darauf, aus allen Wechſelfällen Nutzen zu ziehen. Sie ſind nur beſchäftigt, Ihr Bündniß von einem Lager in das andere überzutragen, um immer da zu ſein, wo es etwas zu theilen giebt, und Sie wollen mir von Ihrer Achtung für die Rechte unabhängiger Staaten ſprechen? Im Ganzen wollen Sie Italien, Rußland will Polen, Preußen will Sachſen und England will die Niederlande. Mit einem Wort, der Friede iſt nur ein Vorwand: Sie wollen alle nichts Anderes, als eine Zergliederung des franzöſiſchen Kaiſerreiches! Und zum Triumph einer ſolchen Unternehmung glaubt nun Oeſterreich — Ich blos erklären zu dürfen!? Sie verlangen hier die Wälle von Danzig (Stettin), Cüſtrin, Glogau, Magdeburg, Weſel, Mainz, Antwerpen, Alexandria, Mantua, der ſtärkſten Feſtungen von Europa, deren Schlüſſel ich nur durch Siege erhalten konnte, und die ſollen auf einen Federſtrich von Ihnen fallen! Und ich für meinen Theil ſollte, ganz gehorſam gegen Ihre Politik, Europa räumen, das ich zur Hälfte beſetzt halte, meine Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen und durch Unterſchreibung eines Vertrags, der nur eine ungeheuere Capitulation wäre, mich wie ein Dummkopf meinen Feinden überliefern und mich in Rückſicht auf eine zweifelhafte Zukunft auf die Großmuth gerade Derjenigen verlaſſen, deren Beſieger ich heute bin? Und dies geſchieht zu einer Zeit, wo meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichſel und an den Ufern der Oder wehen? wo mein triumphirendes Heer vor den Thoren von Berlin und Breslau iſt? wo ich für meine Perſon hier an der Spitze von 300,000 Mann ſtehe? — zu einer ſolchen Zeit ſchmeichelt ſich Oeſterreich, ohne einen Schuß zu thun, ohne auch nur den Degen zu ziehen, mich zur Unterſchrift ſolcher Bedingungen zu bringen? . . . Ohne Schwert! — Eine ſolche Forderung iſt eine Beſchimpfung! und derjenige, welcher einen ſolchen Entwurf billigt, iſt mein Schwiegervater!! Er ſchickt Sie! In welche Stellung will er mich denn dem franzöſiſchen Volke gegenüber verſetzen? Er irrt ſich gewaltig, wenn er glaubt, ein verſtümmelter ehrloſer Thron könne in Frankreich eine Freiſtätte für ſeine Tochter und für ſeinen Enkel ſein!!“ — —*)

Napoleon war ſo empört über die Forderungen des öſterreichiſchen Miniſters, daß er, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, plötzlich in die Worte ausbrach: — „Ha, Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu vermögen, eine ſolche Rolle zu ſpielen?“ — — —

---

*) Napoleons eigene Worte.

Das war ein ſtarkes Wort . . . eine furchtbare Beleidigung! Metternich war todtenbleich geworden; der Kaiſer aber zitterte ſo ſtark vor Zorn und Aufregung, daß ihm ſein kleiner weltbekannter Hut, den er bis dahin noch immer im Arm gehalten, entglitt und zur Erde fiel. In jeder anderen Lage würde ſich Metternich beeilt haben, ihn aufzuheben, jetzt wehrte es ihm der Zorn über die erlittene Beſchimpfung. Dennoch hielt der gewandte Staatsmann ſo weit an ſich, daß er that, als habe er das Fallen des Hutes nicht bemerkt und ſehe ihn auch jetzt nicht am Boden. Tiefes Schweigen herrſchte; . . . kalt, finſter, lautlos, mit großen Schritten gingen die beiden gewaltigen Männer jener Zeit im Zimmer auf und ab. Endlich nahm Napoleon wieder das Wort:

„Ich habe“ — ſagte er finſter und ſtolz — „ich habe dem Kaiſer Franz drei Mal ſeinen Thron wiedergegeben, ich habe ſelbſt den Fehler begangen, ſeine Tochter zu heirathen, denn ich hoffte ihn an mich zu knüpfen; aber nichts hat ihm beſſere Geſinnungen einflößen können. Indem ich vergangenes Jahr auf ihn zählte, ſchloß ich einen Allianztractat. . . . Hätte er mir geſagt, daß dieſer Tractat ihm nicht zuſage, ſo würde ich nicht darauf beſtanden, ich würde mich ſelbſt nicht in den Krieg mit Rußland eingelaſſen haben.“

„Mit einem Wort, Sie benehmen ſich wie Leute, die bereit ſind, mir den Krieg zu erklären. Erklären Sie ſich! Wollen Sie Krieg mit mir? . . . Die Ruſſen und die Preußen haben es, dreiſt gemacht durch die Erfolge des vorigen Winters, gewagt, mir entgegenzutreten; ich habe ſie geſchlagen, gut geſchlagen, wenn ſie Ihnen auch das Gegentheil ſagen. So wollen denn auch Sie an die Reihe kommen? Nun wohl, daß ſoll geſchehen. Nächſten October wollen wir uns in Wien wiederſehen!" — —

Einen jeden Anderen, wie Metternich, hätte der Zorn des Kaiſers hier außer Faſſung gebracht; der Staatskanzler aber, der ſich unterdeß wieder gefaßt hatte blieb jetzt vollſtändig ruhig, während er zugleich mit verbindlichem Lächeln ſagte:

„Sire, wir wollen Ihnen nicht den Krieg erklären, aber wir wollen einem Zuſtande der Dinge ein Ende machen, der für Europa unerträglich geworden iſt, — einem Zuſtande, der Alle jeden Augenblick mit einem allgemeinen Umſturz bedroht. Ew. Majeſtät iſt dabei eben ſo intereſſirt, als wir, denn das Glück könnte auch Sie eines Tages verlaſſen, und in dieſem furchtbaren Wirbel der Dinge wäre es nicht unmöglich, daß auch Sie üble Schickſale erführen."

Napoleon ging noch immer mit finſterer Stirne auf und ab.

Eine lange peinliche Pauſe entſtand. Endlich ſagte der Kaiſer indem er vor Metternich mit auf der Bruſt verſchränkten Armen ſtehen blieb:

„Wenn es ſich nur um die Abtretung einiger Territorien handelte, würde ich nachgeben können; aber man hat ſich verbündet, mir Geſetze vorzuſchreiben, mir meinen Ruhm zu rauben! -- Die auf dem Thron geboren ſind, können das Gefühl nicht begreifen, was mich beſeelt. Sie kehren geſchlagen in ihre Hauptſtadt zurück und ſind darum nicht mehr, nicht weniger. Ich bin Soldat, ich bedarf der Ehre, des Ruhms; ich darf nicht klein inmitten meines Volkes erſcheinen, . . . ich muß groß, ruhmvoll, bewundert bleiben!“

„Wann wird dann aber dieſer Zuſtand der Dinge endigen?“ — erwiderte Metternich — „wenn Siege ſowohl, wie Niederlagen, ein gleicher Beweggrund ſind dieſe troſtloſen Kriege fortzuſetzen?“

„Ich gehöre mir nicht ſelbſt an,“ — verſetzte Napoleon — „ich gehöre der tapferen Nation an, die auf meinen Ruf ihr edelſtes Blut vergießt. Für ſo viel Hingebung darf ich nicht mit perſönlichen Berechnungen, mit Schwäche, antworten. Ich muß ihr vollſtändig die Größe bewahren, die ſie mit ſo viel heldenmüthiger Anſtrengung erkauft hat.“

„Sire,“ — erwiderte Metternich, einen ſcharfen durchbohrenden Blick auf den Kaiſer richtend, — „dieſe tapfere Nation, deren Muth ein Jeder bewundert, bedarf ſelbſt der Ruhe. Ich durchſchritt ſo eben Ihre Regimenter, . . . Ihre Soldaten ſind Kinder, . . . Sie haben vorzeitige Aushebung gethan und ein kaum ausgewachſenes Geſchlecht berufen. Und wenn dieſes Geſchlecht durch den Krieg ebenfalls aufgerieben worden, werden Sie von Neuem ein noch unreiferes ausheben!“

Dieſer furchtbare Vorwurf, der zugleich eine Enthüllung ſeiner Schwäche war, fuhr wie ein Donnerſchlag auf das Haupt des Kaiſers. Er ward todtenbleich, der Zorn funkelte aus ſeinen Augen. Er war jetzt furchtbar, wie ein gereizter Löwe.

„Was?“ — rief er dabei, und ging voll Wuth auf Metternich los:

„Wiſſen Sie was Sie ſagen? Sie ſind nicht Soldat, mein Herr, Sie haben nicht das Herz eines Soldaten, wie ich! Sie haben nicht im Felde gelebt, Sie haben nicht gelernt, das eigene Leben wie das Anderer zu verachten, wenn es ſein muß! . . . . . Was kümmern mich 200,000 Menſchen!“ . . . . .

Lebhaft erſchüttert von dieſer Anſchauungsweiſe, unterbrach ihn Metternich: — „Da wollen wir Thüren und Fenſter aufmachen, Sire,“ — ſagte er — „damit ganz Europa Sie höre, und wahrlich, die Sache, welche ich bei Ihnen vertheidige, wird dabei nicht verlieren.“

Ein wenig zur Beſonnenheit zurückgebracht, fügte

Napoleon mit ironiſchem Lächeln hinzu: — „Uebrigens haben die Franzoſen, deren Blut Sie hier vertheidigen, ſich nicht ſo ſehr über mich zu beklagen. Es iſt wahr, ich habe 200,000 Mann (er hätte einſchließlich der Gefangenen ſagen müſſen 400,000 Mann) in Rußland verloren. In dieſer Anzahl waren 100,000 Mann der beſten franzöſiſchen Soldaten. Dieſe beklage ich tief. Was die Andern betrifft," — ſetzte er beinahe mit Verachtung hinzu, — „ſo waren das Italiener, Polen und hauptſächlich Deutſche."

Der Staatskanzler biß ſich auf die Lippen. Die Sprache, die Napoleon hier führte, hatte denn doch — ſelbſt für einen Metternich — etwas Empörendes.

„Das mag ſein!" — entgegnete der Miniſter daher mit einem Ausdruck von Bitterkeit — „indeß werden Sie geſtehen, daß darin eben kein Grund für einen Deutſchen liegt, Sympathie für Sie zu fühlen!"

Napoleon ſchien auf dieſe Worte nicht zu achten; aber er verwandte jetzt über eine Stunde darauf, um dem öſterreichiſchen Staatskanzler zu beweiſen, daß ſein Heer in Rußland lediglich durch die Kälte und das Klima vernichtet worden ſei; . . . daß, wenn er Kanonen verloren, dies ebenfalls allein durch die Kälte geſchehen, welche die Pferde getödtet.

Der Kaiſer ging, während er ſo ſprach, mit großen Schritten in dem Gemache hin und her, ſich ſeinem, noch immer an der Erde liegenden Hute wie zufällig mehr und mehr nahend. Als er ihn dann endlich in ſeinem Wege fand, ſtieß er ihn im Vorübergehen mit dem Fuße in einen Winkel des Zimmers.

Metternich that, als ob er das Vorgefallene nicht bemerkt habe; der Kaiſer aber kam im Fortgange des Geſpräches wieder darauf zurück, daß er Oeſterreich bei deſſen Unfällen ſtets entſchädigt habe; . . . daß ſeine Heirath mit der Erzherzogin ſeinerſeits ein ſehr großer Fehler geweſen, und daß dieſes Oeſterreich, ſeine Wohlthaten verachtend, nun wage, ihm den Krieg zu erklären . . . . . . „Sei es!“ — ſagte Napoleon, — aber nun wollte er nicht zugeben, daß Oeſterreich die Kraft dazu habe, einen neuen Krieg mit ihm zu beſtehen. „Wo ſind denn Ihre Mittel?“ — frug er Metternich. — „Sie ſprechen von 200,000 Mann in Böhmen und Sie bilden ſich ein, ich werde ſolche Fabeln glauben?“ — Napoleon bemühte ſich dann dem Miniſter weiter zu zeigen, daß Oeſterreich wahrſcheinlich nur 80,000 Mann in Böhmen habe. Bei dieſer Gelegenheit führte er Metternich in das anſtoßende Kartencabinet. Er zeigte ihm hier ſeine Noten und Karten, ſagte, daß Narbonne Oeſterreich mit ſeinen Spionen bedeckt habe und daß die Oeſterreicher nicht einmal 100,000 Mann in Böhmen hätten. Daß Oeſterreich 350,000 Mann unter den Waffen habe, ſei eine Chimäre. Das wären Reden der

Leute, die nicht wüßten, daß, wenn Oeſterreich 350,000 Mann auf Liſten habe, dies in der Wirklichkeit kaum 200,000 Mann wären, von denen vielleicht 50,000 Mann auf dem Wege nach Italien, 30,000 Mann gegen Bayern und 100,000, höchſtens 120,000 Mann in Böhmen zu rechnen wären.

Endlich ließ Napoleon dieſen Gegenſtand fallen, ſagte aber noch wie begütigend zu Metternich: „Miſchen Sie ſich nicht in dieſen Streit, in welchem Sie große Gefahr laufen für geringen Vortheil; halten Sie ſich ſeitwärts. Sie wollen Illyrien, gut, ich trete es ab; ſeien Sie neutral und ich werde mich an Ihrer Seite und ohne Sie ſchlagen. Den Frieden, den Sie Europa geben wollen, werde ich demſelben ſicher geben und für Alle gleichmäßig; aber der Friede, welchen Sie durch Ihre Vermittelung zu ſchließen trachten, iſt ein mir aufgezwungener Friede, der mich in den Augen der Welt die Rolle eines Beſiegten ſpielen läßt, dem man Geſetze vorſchreibt; . . . Geſetze, nachdem ich jetzt erſt wieder zwei glänzende Siege davon getragen habe.“

Napoleons Stirne hatte ſich bei den letzten Worten wieder verdunkelt; Metternich aber ließ ſich nicht beirren; er hatte längſt die alte Ruhe und Glätte, ſelbſt ſein verbindliches Lächeln wiedergefunden und kam mit einer, allerdings zur Verzweiflung treibenden Zähigkeit auf ſeine alten Vermittlungsvorſchläge zurück.

Er wußte ja jetzt, woran er war: Napoleon hatte ihm, gerade durch ſein ſo eifriges Bemühen um Oeſterreichs Freundſchaft, bewieſen, daß er ſich ſchwach und ohne Oeſterreich nahezu verloren fühle.

Dies Zurückkommen Metternich's auf die Vermittlung Oeſterreichs, war aber denn doch für Napoleon — nachdem er Stunden lang umſonſt geſprochen, ja ſeinen unbändigen Stolz mehreremale tief gebeugt hatte, — zu viel. Seine Geduld riß, und mit Zornesblicken vor dem Staatskanzler ſtehend bleibend rief er:

„Ha! ſo beharren Sie alſo dabei? . . . Sie wollen mir Geſetze vorſchreiben? . . . Nun wohl! ſo ſei denn Krieg! . . . aber . . . merken Sie es ſich wohl . . . auf Wiederſehen in Wien!“

Metternich verneigte ſich tief und . . . verließ das Gemach.

Als er heraustrat, bemerkte er auf allen Geſichtern die alte Angſt und Spannung. Berthier aber trat an den Staatskanzler heran und frug mit ſchlechtverhehlter Beſorgniß: — „Sind Sie mit dem Kaiſer zufrieden?“

„Ja!“ — entgegnete Metternich, diesmal mit ernſter Miene, — „ich bin zufrieden, denn der Kaiſer hat mein Gewiſſen aufgeklärt, und ich ſchwöre Ihnen, Ihr Herr hat den Verſtand verloren!“*)

---

*) Die ganze Unterredung iſt Thatſache: Baron Fain, Cabinetsſecretair Napoleons. Las Cases Tagebuch, Thl. 5. Odeleben, Montholon; von Metternich ſelbſt beſtätigt. Beitzke, IV. Buch 4. Abſchnitt.

Metternich hatte erlangt, was er wünſchte und wonach er durch diplomatiſche Irrgänge ſo lange geſtrebt: das läſtige Bündniß mit Frankreich war zerriſſen, da Napoleon ſelbſt auf daſſelbe verzichtete.

Oeſterreich ſchloß ſich nun den Verbündeten enger an; ein Friedenscongreß zu Prag führte zu nichts, da man von Seiten Preußens und Rußlands keinen Frieden wollte, . . . und . . . ſo ſchwang denn die Furie des Krieges abermals über Deutſchland ihre blutrothe Fackel.

Des Sängers und des Helden Tod.

Es war lange kein ſo ſchöner und heiterer Tag geweſen als der fünfundzwanzigſte Auguſt des Jahres 1813. Der Himmel war ſo rein blau wie ein einziger ungeheurer Saphir und die Sonne ſtrahlte ſo licht und prächtig am weſtlichen Rande der unermeßlichen Kuppel, daß einem das Herz in der Bruſt vor Freude hüpfen mochte.

Und helle Freude bewegte denn auch die kleine Schaar, die dort auf der Straße von Gadebuſch nach Schwerin hinzog. Aus der Ferne geſehen glich ſie einer ſchwarzen Schlange, die langſam dahinkroch aber fortwährend Blitze ausſandte; näher betrachtet ergab es ſich, daß es ein Zug von ohngefähr 100 ſchwarzen Lützow'ſchen Reitern ſei, an den ſich wohl die doppelte Anzahl Tettenborn'ſcher Koſaken anſchloß.

Die Koſaken ſummten ihre monotonen Weiſen vor ſich hin; aber auch die Lützower waren heute ganz ungewöhnlich heiter . . . denn . . . der Waffenſtillſtand war zu Ende, und heute . . . ſollte es endlich einmal eine ernſthafte Attaque geben.

Lützow ſelbſt ritt an der Spitze, neben ihm Körner, ſein Adjutant, der alte zwei und ſiebenzigjährige Rittmeiſter Fiſcher und Frieſen. Ihnen folgte die ſogenannte Kapelle; der ganze Zug aber ſang, mit dieſer zugleich, laut und freudig — nach der Melodie: „Es giebt nichts Luſt'gers auf der Welt“ — das Körner'ſche Reiterlied:

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
   Frei vor dir liegt die Welt,
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
   Uns rings umgettert hält.
Steig', edles Roß, und bäume dich,
   Dort winkt der Eichenkranz!
Streich' aus, ſtreich' aus, und trage mich
   Zum luſt'gen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbeſiegt,
   Geht friſcher Reitersmuth,
Was unter ihm im Staube liegt,
   Engt nicht das freie Blut,
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth,
   Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
   Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum luſt'gen Hochzeitfeſt,
   Der Brautkranz iſt der Preis,
Und wer das Liebchen warten läßt,
   Den bannt der freis Kreis.

Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch' ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht.
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neue Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.

D'rum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
Wir ſchauens ruhig an.
Für deutſche Freiheit woll'n wir ſteh'n!
Sei's nun in Grabes Schooß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n,
Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt, —
Was hilft euch euer Spott? —
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott!
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
D'rum, edler Hengſt, friſch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten d'rauf!

Ein lautes nicht enden wollendes „Hurrah!" folgte dem Geſang; dann ſtimmte man ein Lied von Arndt, und als dieſes geendet eines von Max von Schenkendorf an, bis Hitze und trockene Gaumen die Sänger für einige Zeit verſtummen machten.

Warum aber ſollte auch die ſchwarze Schaar heute nicht luſtig und guter Dinge ſein?

„Am zehnten Auguſt verkündigten die Glocken des Rathhauſes zu Prag und der Hauptpfarr-Kirche im Theün langſam die mitternächtige Stunde, denen die Glocken des alten herrlichen Doms zu St. Veit auf dem Hradſchin mit zwölf feierlichen Schlägen antworteten; es war das letzte Stündlein, welches den franzöſiſchen Friedenshoffnungen hier geſchlagen hatte. — Zu derſelben Zeit in ſpäter Nacht erließen die Bevollmächtigten von Preußen und Rußland ihre Abſchieds-Noten, welche Metternich am anderen Morgen mit einem Schreiben an die franzöſiſchen Geſandten, den Herzog von Vicenza und den Miniſter Narbonne, abgeben ließ.“

„Es war der Abſagebrief Oeſterreichs an Napoleon, welchem die Kriegserklärung auf dem Fuße folgte.“

Es wäre übrigens vergebliche Mühe, wollte man den Jubel beſchreiben mit dem dieſe Kriegserklärung bei dem ganzen deutſchen Volke . . . und namentlich bei der Armee der Verbündeten, aufgenommen wurde. Jünglinge, Männer und Greiſe ſanken ſich mit Freudenthränen in die Arme, denn . . . jetzt war ja das Schreckgeſpenſt eines nochmaligen faulen Friedens hinweggebannt und der frohen ſtolzen Hoffnung auf eine endliche

Befreiung Deutſchlands von dem franzöſiſchen Tyrannen und Uſurpator Raum gegeben.

Der General en chef von Wallmoden erhielt nun ſofort den Befehl, mit dem Haupttheil ſeines Armeecorps ungeſäumt nach Brandenburg aufzubrechen. Da dabei aber Alles darauf ankam, den Franzoſen den Abzug Wallmodens und die Stärke und Zahl der ihnen noch gegenüberſtehenden Truppen zu verbergen, ſo maskirte man die Action durch Bewegungen der Lützow'ſchen Freiſchaar und einer nicht unbedeutenden Abtheilung Koſaken.

Heute nun hatte Lützow — während die Hauptcolonne des Corps unter Petersdorf ſich gegen Wöbbelin bewegte — mit 100 ſeiner Reiter und 200 Tettenborn'ſcher Koſaken einen Streifzug in den Rücken der nach Schwerin marſchirenden franzöſiſchen Armee unternommen. Es war ihm durch Kundſchafter zu Ohren gekommen, daß am anderen Morgen ein ſtarker feindlicher Transport von Wagen mit Lebensmittel und Munition beladen, unter Bedeckung einer nicht unbedeutenden Infanterie-Escorte, die Straße zwiſchen Gadebuſch und Schwerin paſſiren ſollte. Das war eine prächtige Gelegenheit, dem Feinde zu ſchaden. Lützow entſchloß ſich alſo zur Wegnahme des Transportes, und dieſer Entſchluß ward denn auch mit Jubel von den Seinen aufgenommen.

Jetzt ritt man Roſenberg zu; dort in der Nähe ſollte in einem Wald Verſteck genommen werden, um dem Wagenzuge mit ſeiner Begleitung aufzupaſſen und ihn von hier aus zu überfallen.

Die Lützower freuten ſich ſämmtlich darauf, vor Allen aber Körner. Ihm war heute einmal wieder, er wußte nicht wie: freudig bis zum Jauchzen, . . . tollkühn und verwegen . . . und . . . doch auch wieder ſonderbar ſchwer dazwiſchen.

Mit wahrer Luſt dachte er daran, daß man den Franzoſen jetzt eine Revanche für den ehrloſen Ueberfall am Floßgraben bei Kitzen geben werde; ſeine Hand zuckte dabei mehr denn einmal nach dem Schwerte, das in dem hellen Sonnenſcheine ſo freudig an ſeiner Linken blitzte, in Gedanken die Worte ſeines eigenen Liedes wiederholend:

So geht's zum luſtigen Hochzeitfeſt,
Der Brautkranz iſt der Preis,
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Und wenn er dabei um ſich blickte und in alle die jugendlich friſchen Geſichter ſah, gebräunt und bärtig, in freudigem Kampfesmuth der nächſten Zukunft entgegen lachend, . . . und die Hörner ſchmetterten, . . . und die Pferde vor Luſt wieherten, dann fühlt er ſich ſo recht begeiſtert angehaucht, ja faſt ſtürmiſch von der Poeſie des Kampfes angeweht. So hörte er denn auch jetzt das Scherzen und Lachen der Freunde kaum mehr . . . es dämmerte ja ein neuer freudiger Kriegsgeſang in ſeiner Seele, zu dem das Raſſeln der Schwerter eine paſſende Begleitung abgab.

Der alte Rittmeiſter Fiſcher — im langſamen Dahinreiten ſein Thonpfeifchen gemüthlich ſchmauchend — erzählte eben wieder von den Schlachten die er einſt mitgemacht; . . . Frieſen ſcherzte mit dem Oberjäger Helfritz und auch die Anderen lachten und ſangen, die Pferde ihren ruhigen Schritt gehen laſſend.

Da zog Körner, der ſein edles Thier etwas zurückhielt, die Brieftaſche heraus und notirte mit flüchtigen Strichen was ſeine Seele jetzt durchglühte.

Erſt nach einiger Zeit bemerkten es die Anderen; ſie wußten ſchon was dies zu bedeuten hatte; der alte Rittmeiſter aber, der eben mit ſeinen Schlachtberichten zu Ende war, rief:

„Hurrah! da ſorgt unſer Poet wieder für ein neues Lied! Heraus damit, Körner! ſo etwas können wir eben jetzt brauchen!“

Körner lächelte; dann ſagte er:

„Das Ding iſt noch nicht recht fertig!“

„Ei was!“ — rief der Alte — „nur immer her damit, wenn's auch noch ein paar Holpern hat. Wer von uns kann wiſſen ob es morgen nicht mit ihm ſelbſt fertig iſt!"

„Nun denn!" — ſagte Körner mit blitzenden Augen — „wenn's mich trifft, ſoll's mein Schwanengeſang ſein!"

„Ein Schlachtgeſang ſoll's ſein, für uns Alle!" — rief Frieſen — „und kein Schwanengeſang. Zum Teufel! wir haben unſere Fäuſte noch für die Franzoſen nöthig!"

„Gut denn!" — entgegnete Körner — „es iſt ein Kind des Augenblicks . . . ein Brautlied des Todes! Hört Freunde!"

Und Theodor Körner las:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heit'res Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab' meine Freude d'ran."
Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„D'rum blink' ich auch ſo heiter,
„Bin freien Mannes Wehr,
„Das freut dem Schwerte ſehr."
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärſt du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eiſenleben.
„Ach, wären wir getraut!
„Wann holſt du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft feſtlich die Trompete;
Wenn die Kanonen ſchrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O ſeliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich.
„Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrſt du in der Scheide,
Du helle Eiſenfreude,
So wild, ſo ſchlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrſt du ſo?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
„Ich ſehne mich zum Streite,
„Recht wild und ſchlachtenfroh.
„D'rum, Reiter, klirr' ich ſo."
Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willſt du hier mein Liebchen?
Bleib', ſtill im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O ſchöner Liebesgarten,

„Voll Röslein blutigroth,
„Und aufgeblühtem Tod.“
Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach, herrlich iſt's im Freien,
„Im rüſt'gen Hochzeitsreihen.
„Wie glänzt im Sonnenſtrahl
„So bräutlich hell der Stahl!“
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter!
Wird auch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut.
Hurrah!

D'rum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eiſen
An eure Lippen feſt.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen ſingen,
Das helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut!
Hurrah!

ein Laut des Roſſes Huftritt verrathen hätte, gelangten ſie an das Ufer des angeſchwollenen und reißendſchnellen Ariglin: das donnernde Rauſchen des Stromes, der bläuliche Glaſt der Blitze, die über ſeine trübe Fluth zuckten, und das ſtoßweiſe Aechzen des wilden Windes fielen der Wehmutter Herz mit Schrecken an. „Gott und die heilige Jungfrau ſtehen mir bei,“ rief ſie in Todesangſt aus, und die hohlen Klippen, die das hinbrauſende Gewäſſer theilen, hallten den Nothruf wieder.

„Noch einmal, ſprich die Namen, und ſieh' zu, was daraus wird,“ herrſchte ſie zornig der geheimnißvolle Reiter an: dann, in die ſtrudelnde Fluth ſetzend, fuhr er fort, „ſchweige und fürchte nichts, und triebſt du in einer Torfkiſte auf weiter See.“ Am jenſeitigen Ufer angelangt, ritten ſie wieder mit der vorigen Schnelle weiter, bis ſie die Dundonn (Schwarzburg) erreichten, die Nell gut erkannte, da der aufſteigende Mond ſein bleiches, ſchwermüthiges Licht über den Himmelsrand warf. Vom Roſſe ſteigend ſtampfte der große, finſtere Mann auf den Boden, der ſich aufthat und eine lange Reihe Stufen zeigte, die in den Schoß der Erde führten, er ſtieg ſogleich hinunter und hieß ſeine erſchreckte Begleiterin ihm folgen. Sie traten in einen gewundenen Gang, der in einen hohen, von brennenden Kerzen hell erleuchteten Saal führte. Die Tiſche ächzten unter dem reichen Schmauſe, das unterirdiſche Beben und Klingen einer ſchmelzenden Harfe beſchlich weich das Ohr, während ein Kreis holder Frauen und feiner Herren zu den munteren Tönen der Armgeige in den Irrgewinden des Tanzes ſich drehte: das ſah Nell, als ihr Führer ſie haſtig durch den Saal in ein inneres Gemach leitete, worin die Frau lag, welcher ſie in den Kindesnöthen beiſtehen ſollte. Nachdem Nell die Geburt eines ſchönen Knäbleins verkündet, gab ihr der große ſchwarze Mann, der noch immer in der Stube weilte, ein Gefäß mit einer grünlichen Salbe, mit der er ſie den Neugebornen von oben bis unten beſtreichen hieß, wobei er ſie aber verwarnte, ja nichts von der Salbe an ſich kommen zu laſſen, außer der Hand, womit ſie das Geſchäft verrichtete. Als die Beſalbung beendigt und das Kind gewickelt und in eine prächtige Wiege gelegt war, ſpürte Nell Conner ein Zucken im rechten Auge, rieb es unwillkürlich und gewahrte, wie Alles in der Kammer plötzlich eine ſeltſame Verwandlung erfuhr und ein zwiefältiges Anſehen bekam, worin das Wirkliche und Unwirkliche auf eine unbeſchreibbare Weiſe ſich verſchmolz. Sie dachte ſich richtig, daß das von der Kraft der Salbe herrühre, die ihrem rechten Auge das Vermögen gab, die Dinge dieſes ſeltſamen unterirdiſchen Baues in ihrer eigentlichen Geſtalt zu überſehen; ſchloß ſie aber ihr linkes Auge, ſo verſchwand das ganze Blendwerk. Die ſchöne Wöchnerin erſchien als eine runzelige alte Hexe;

das liebliche Knäblein als ein ungeſtalter, ſtörriſcher, ſchreiender Balg, und der geheimnißvolle Reiter verwandelte ſich plötzlich in einen kleinen, rothhaarigen, drei Fuß hohen Kunden mit einer drolligen rothen Kappe auf dem Kopfe, einem dürren, von einem Ohr bis zum andern geſpaltenen Munde und einem Paar rollender, durchbohrender Augen, die der Wehmutter in die Seele zu ſchauen ſchienen, ſo oft ſie ihrem boshaften Blicke begegnete.

„Nell Connor,“ ſagte der kleine rothhaarige Mann, „ich bin euch für eure Höflichkeit verbunden, und da iſt eine Kleinigkeit für eure Mühe!“ mit dieſen Worten legte er ihr, was ihrem linken Auge als zwei Goldſtücke erſchien, in die Hand, ihr rechtes Auge aber als zwei rundbeſchnittene Epheublätter erkannte. Als ſie herauskam, war auch mit dem Saal und ſeinen Gäſten eine arge Veränderung vorgegangen. — Die feinen Herren und holden Frauen waren kurzwüchſige rothbekappte Kerle und und mißgeſtaltete alte Mütterchen; anſtatt köſtlicher Muſik lauter garſtiges mißtöniges Gekrächze; anſtatt der hellen Kerzen zwickernde Binſenlichtchen; und als ſie in's monderleuchtete Freie trat, erwies ſich das wackere Grauroß, das ſo flüchtig ſie nach Dundonn getragen hatte, als ein alter Pflugbalken, der ſchon ſeit dem Frühjahr über der Steinkluft am Ecke ihrer Hütte lag; vor Schreck am ganzen Leibe bebend, ſtieg ſie wieder hinter ihrem Führer auf. Der Balken verrichtete ſeine Schuldigkeit wunderſchön, that's dem blaſenden Wind zuvor, ſchwamm wieder durch den brauſenden Ariglin, und ſetzte nach einem harten kurzen Galopp über Sumpf und Meer Nell Conner mit ziemlich erleichtertem Herzen an ihrer eigenen Thüre ab, juſt wie der Märzhahn auf der Aufſitzſtange drinnen die Neige der langen Nacht verkündete. —

Der Millſtreeter Jahrmarkt war zufällig am andern Tage; und da Nell darauf einzukaufen hatte, ſo verwunderte ſie ſich nicht wenig, als ſie beim Eintritt in die Stadt ihren kleinen rothhaarigen Bekannten eifrig beſchäftigt ſah, die erleſenſten Kühe auszuwählen und fortzuführen, und dafür Erdſchollen oder Steine oder andere lebloſe Dinge hinzuſtellen, die den entwendeten Thieren ſo vollſtändig ähnlich waren, daß ſie jedes ſterbliche Auge, nur Nell's nicht, täuſchten; ſie paßte ſeinem Treiben den ganzen geſchäftigen Nachmittag auf; endlich trat ſie in ein gedrängt volles Zelt, wo ein hübſches Bauermädchen und ihr Schatz ſich mit Kuchen und Punſch gütlich thaten; der geſchäftige Kühedieb nähärte ſich der Dirne, ſteckte ihr ein Hexenkraut das Nasloch hinauf und machte ſie dreimal hinter einander nießen, beim erſten und zweiten Nießen grinſte er ſchadenfroh, beim dritten aber rief Nell Conner: „Chriſtus und die gebenedeite Jungfrau zwiſchen dir und dem böſen Feinde, du ſchmuckes Kind." Da knirſchte der Elf im Grimme fehlgeſchlagener Erwartung mit den garſtigen Zähnen; ſein boshaftes Auge funkelte vor Wuth, und wie der Blitz durch den Menſchenſchwarm im Zelte auf die Stelle zufahrend, wo Nell Gonner ſtand, hieb er ihr mit der Spitze ſeiner Gerte das rechte Auge aus und verſchwand im Nu. —

Eben war Tim am Schluſſe ſeiner Geſchichte, als das Hinſtrömen der Menge zu der Kirchenthüre die Ankunft des Geiſtlichen verkündete; die lagernden Gruppen waren bald in Bewegung und auch Tim's Zuhörer folgten ihnen, zögernd und nachdenklich zur heiligen Meſſe.

William ſchwieg ... Anna war entzückt; ... aber welch' zornglühendes Geſicht zeigte ſich hinter ihnen!

Anna und William hatten ſich nämlich auch heute an demſelben vertraulichen Plätzchen niedergelaſſen, an welchem ſeiner Zeit Will das Mädchen von dem Anfalle ſeiner wilden Freunde befreit hatte. Das Plätzchen ward — wie man ſich erinnert — von einer Lichtung in einem der kleinen Gehölze gebildet, die hie und da auf den ausgedehnten Weideplätzen vertheilt, zur Hegung des niederen Wildes dienten.

Ein Fußweg, der aber faſt niemals betreten wurde, außer von Anna Hathaway, wenn ſie ihre Thiere zur Weide trieb oder mit ihnen nach Rowe-Court zurückkehrte — führte hier vorbei, und an einem Felſen vorüber, der, von Birken umgeben und mit Moos dicht bewachſen, ſo vertraulich zur Ruhe einlud, daß das liebende Pärchen ſehr gern dieſem lockenden Rufe folgte.

Während nun beide auch heute hier weilten und koſend, erzählend und aufhorchend die ganze Welt um ſich her vergaßen, war Vater Shakeſpeare auf dem Pachthofe ſeines alten Freundes Richard Hathaway angekommen und hatte dort ſein Anliegen vorgebracht.

Hathaway, ein vermögender Landmann und biederer Freund, der ſich unendlich freute den alten Bekannten nach ſo langer Zeit einmal wieder bei ſich zu ſehen, war denn auch Meiſter Johns Wünſchen willig entgegengekommen. Reich bewirthet und dankend ſchied dieſer und da er nach Anna gefragt, ſo wies ihn Vater Hathaway an, den gedachten Fußpfad zu verfolgen, der ohnedem an dem Wege nach Stratford bedeutend abſchnitt.

Dort auf der fetten Trift bei dem Birkenholz werde er Anna finden, meinte der Pachter, und ſo ſchritt denn Meiſter John wacker nach jener Gegend zu.

Wirklich ſah er nach einer halben Stunde auch die kleine Heerde gemüthlich weiden; wie aber ſtaunte er, als er, in den Buſch getreten und dem Felſen nahe, die Stimme ſeines Sohnes vernahm.

Ja, bei Gott! das war Williams Stimme . . .

Williams . . . der mit Wärme und Begeiſterung eine Erzählung vortrug.

Leiſe ſchlich ſich der Alte hinter den Felſen.

Von einem alten Pflugbalken, von Hexen und Kobolden war die Rede . . . und . . . wie er ſich leiſe vorbog und hinter dem Felſen hervorſchaute, erſtarrte er ſchier! . . . William, ſein Sohn, der Taugenichts! der Tagedieb! wie er ihn nannte, lag mit dem Haupte in dem Schoße eines Mädchens . . . einer Hirtin . . . die andächtig lauſchend zu ihm niederblickte, während ihre Hände in dem vollen Haare des Jünglings ſpielten.

Wer konnte das Mädchen anders ſein, als die Tochter ſeines Freundes, Anna Hathaway?

Meiſter John zitterte am ganzen Leibe.

Das war alſo der Sinn der räthſelhaften Worte der gottloſen Buben Johnſon und Clepton . . . William war auf eine neue Weiſe dem böſen Feinde verfallen.

Die Hand des Alten ſchloß ſich krampfhaft um den Stock, den ſie hielt, und eben war Meiſter John im Begriff vorzuſpringen und ſeinen, wie er glaubte ganz und gar verlorenen Sohn im wilden Aufbrauſen des Zornes zu züchtigen, als ihn eine Frage des Mädchens zurückhielt.

„O wie ſchön, wie ſchön, Will!“ — rief die Hirtin. — „Gerade wie ich's gern habe, von Zauberern und Kobolden! Aber ſag' mir um's Himmels Willen, Will, wo haſt du die Sachen alle her? ... aus deinen Büchern?"

„Bücher?" — wiederholte Meiſter John leiſe. — „Wie ſollte ſo unchriſtliches Zeug in mein Haus kommen?

„Ja! Aenny!" — entgegnete William freudig. — „Das iſt eine iriſche Sage. Ich habe ſie aus einem alten Buche, das mir der Küſter geliehen."

„Und darin lieſt du des Nachts?"

„Wenn Alle ſchlafen, ja! Mein Vater würd' es nicht leiden."

„Und du haſt viele ſolcher Bücher?"

„Ich habe gar manche zuſammengebracht."

„Und kommt dein Vater nicht dahinter?"

Meiſter John's Augen flammten.

„Wie ſollte er? Ich halte ſie in meiner Bettſtelle verbergen. Ich handle ungern ſo, aber er iſt ſo hart in derlei Dingen, hat ſo gar keinen Sinn für die edle Poeſie!"

„Nein wahrhaftig nicht!" — brummte der Alte — „und dir ... warte nur! ... dir will ich ihn vertreiben!"

„Und weißt du noch eine ſolch' ſchöne Sage?" — frug jetzt das Mädchen.

„O ja!" — entgegnete Will. —

„Willſt du ſie hören?“

„Noch iſt die Sonne nicht untergegangen!“ — verſetzte das Mädchen — „wir haben alſo noch Zeit; bitte Will, theile ſie mir mit.“

„Gern, Aenny!“ — ſagte Will und ſchickte ſich zum Erzählen an.

Während deſſen hatte Meiſter John einen ſchweren Kampf in ſeinem Inneren durchgemacht.

Sollte er dem erſten Antriebe folgen, und ſeinen ungerathenen Sohn hier, gleich auf der Stelle und vor den Augen ſeines Mädchens züchtigen?

Aber konnte, durfte er das? ohne die Gefahr zu laufen, es vielleicht gar mit der Familie des Freundes zu verderben, die ihm eben jetzt erſt die Hand ſo freundlich geboten?

Das Mädchen war keine gewöhnliche Dirne ... ohne Zweifel war es Anna Hathaway ... und ſie ſchien Will gern zu haben.

„Wenn Mutter Märy am Ende doch recht hätte!“ — dachte der Alte, und ließ die Hand mit dem Stocke ſinken.

Die Sache wollte bedacht ſein.

Dagegen ſtand eines feſt: dem verfluchten Weſen mit den Büchern mußte ein Ende gemacht werden!

Wie und wann konnte dies aber beſſer geſchehen, als ſo lange Will noch nicht zu Hauſe war.

„Alſo fort! fort! und das verderbliche unchriſtliche Zeug in's Feuer!"

Von Johnſon und Clopton ſchien ſich Will losgeriſſen zu haben; mit Gottes Hülfe, dachte der Alte, ihm nun auch noch den Teufel des Leſens und Verſemachens auszutreiben.

Ueber das Verhältniß des noch nicht achtzehnjährigen Burſchen mit Anna mußte mit Mutter Märy Rückſprache genommen werden.

Der Alte war entſchieden.

Leiſe ſchlich er ſich zurück, den Weg — gedeckt von dem Buſch — querfeldein über die Trift nehmend.

William und Anna hatten von allem dem nichts geahnt. Ihre Lippen trieben unter all' der Zeit ein ſüßes Spiel, bis ſie vom Küſſen müde waren und William, auf Annas wiederholtes Bitten, ſeine verſprochene Erzählung begann:

„Wer hat nicht ſchon von Killarney gehört" — ſo hub er an — „und ſeinen Seen, dem Stolze des bergigen Keory? Vom „Oberſee" und der wilden Bildung ſeiner Felſen und Berghäupter, vom „Unterſee" mit ſeinen bewaldeten Ufern, kühnen Hängen und immergrünen lieblichen Eilanden, und von dem „Mittelſee," der beider eigenthümliche Züge — der Großartigkeit und der Anmuth — recht eigentlich in ſich vereinigt?"

„Nun denn, Aenny," — fuhr Will fort —

„dies Killarneyſeethal war einſt der Schauplatz folgender Sage:

„Nahe der Abendküſte Irlands gab es vor vielen Jahrhunderten ein himmliſch ſchönes Thal, nur von wenigen Landleuten bewohnt, deren kunſtloſe Hütten vom üppigſten Baumſchlag umſchattet und allenthalben von faſt lothrecht aufſteigenden Höhen geſchirmt ſtanden. Irland hat viele anmuthige grüne Thäler, aber nicht eines lag ſo tief, ſo traulich in die Berge geſchmiegt, als das von dem ich rede.“

„Norah war die hübſcheſte Dirne in dem Dörfchen. Sie war der Stolz ihrer bereits bejahrten Eltern und die Bewunderung jedes jungen Burſchen, der ſie ſchaute. Das Häuschen ihrer Eltern war das ſauberſte in der Gegend; Norah wußte dem ſchlichteſten Stübchen ein heiteres Anſehen zu geben, und von ihrer Hand gezogen ſchlang ſich das Geisblatt anmuthiger um das Fenſterlein als irgendwo anders.“

„Es gab nur einen Waſſerbrunnen in dieſem Thale; es war eine Quelle von hellſter klarſter Fluth, die aus dem goldenen Sande aufſprudelte und dann ruhig ſchlummernd in einem Becken vom weißeſten Marmor lag. Aus dieſem Becken ſchien kein Ablauf zu gehen; das Waſſer wallte unaufhörlich hinein, aber kein Menſchenauge ſah' je etwas davon entrinnen. Es war ein Elfenbrunnen — denn dazumal gab's noch Elfen! — und der Brunnen wurde von den Thalleuten gar ehrfürchtig hoch gehalten.“

„Es ging eine Sage von dem Brunnen, welche ſeit undenklicher Zeit vom Vater zum Sohne ſich fortgeerbt hatte. Er war mit einem mächtig großen Steine bedeckt, der, obwohl anſcheinend ſehr ſchwer, ganz leicht von der zarteſten Frauenhand ſich wegrücken ließ; und es hieß, der Elfe der über ihn waltete, wollte, daß alle junge Mädchen des Dorfes allabendlich nach Sonnenuntergang dorthin gehen, den Stein wegrücken und aus dem Marmorbecken ſo viel Waſſer holen ſollten, als jede Familie für den morgenden Tag brauche; vor Allem aber, ſagte man ſich, ſei es des Elfen ſtrenges Gebot, daß jede junge Magd, wenn ſie den Krug gefüllt habe, ſorgſam den Stein wieder an ſeine Stelle rücke; würde dies irgendwann verabſäumt, ſo würde die achtloſe Dirne Verderben über ſich und alle Thalbewohner bringen; denn ſcheine die Morgenſonne je auf die Quellfluth, ſo käme unausbleibliche Vernichtung nach.“

„Oft trippelte Norah, ihren Krug in der Hand, zum Born, mit hellem Sang, im ſchönen Haar den Schmuck der Beeren der Bergeſche oder der reifen Frucht des Erdbeerbaums, und füllte, über den ſprudelnden Quell gebeugt, ihren Krug, rückte den Stein ſorgſam wieder an ſeinen Ort, und kehrte zu ihren Eltern zurück ohne einen traurigen Gedanken, der ihr den Schlaf vom Pfuhl verſcheuchte.“

„So konnte es aber nicht immerfort bleiben; Norah konnte der Liebe nicht entgehen — ein fremder junger Geſell kam in's Thal — ein Kriegsmann — der weit herumgekommen war. Er trug ſtattlichen Waffenſchmuck — erzählte von glänzenden Orten und Schauſpielen ..... War denn aber eines ſo lieblich als das einſame Thal? eines ſo herrlich als ſeine Frühlingspracht und ſeine Herbſteszier? Er verblendete des armen Mägdleins Auge, er gewann ihr Herz; und als ſie im Abenddämmerſchein am Elfenborn Waſſer ſchöpfen ging, ſchritt Cullin allzeit ihr an der Seite.“

„Die betagten Eltern fanden kein ſolches Gefallen an des jungen Kriegsmannes Geſchichten von Feldlagern und Höfen, wie Norah, und als ſie ſahen, wie dieſe mit Begier ihnen zuhörte und die Schmeichelreden des Fremden in ihr Herz nahm, ſchalten ſie ihr Kind zum erſten Male in ihrem Leben, und verboten ihr jedes ferneres Begegnen mit dem Fremden. Norah weinte, verſprach aber ihnen zu gehorſamen, und um ein Zuſammentreffen mit ihrem Geliebten zu vermeiden, ging ſie den Abend auf einem andern Wege, als den ſie ſonſt zu nehmen pflegte, zur Quelle.“

„Sie rückte den Stein weg und ſetzte ſich, nachdem ſie ihren Krug gefüllt, neben die Quelle und weinte bitterlich. Norah achtete nicht den Stundenflug: das Zwielicht verſchwand raſch in nächtliches Dunkel, und die hellen Sterne, die den Himmel gerade über ihr beſäeten, ſpiegelten ſich in der Kryſtallfluth zu ihren Füßen.“

Ihr Liebhaber ſtand vor ihr.

„Oh! komm' nicht hierher,“ rief ſie, „komm' hierher nicht! Ich habe verſprochen, mit dir nicht zuſammenzukommen: wäre ich heimgegangen, wie mein Geſchäft gethan war, ſo hätten wir einander nie getroffen! Ich bin unfolgſam geweſen; oh! warum habe ich dich je ſehen müſſen? du haſt mich die Thränen gelehrt!“

„Sprich nicht ſo, liebe liebe Norah,“ verſetzte der junge Krieger, „komm mit mir.“

„Niemals! nie!“ rief ſie mit heftigem Nachdruck, wie ſie haſtig aufſtand und vom Brunnen fortſchritt. „Ich, die nie ihr Wort brach, habe es heute gethan! Ich ſagte, ich wollte nie wieder mit dir zuſammentreffen, und doch iſt dies nun geſchehen!“

Sie ſchluchzte das in tiefem Jammer heraus und ſchritt immer heftiger zu, während Cullin, ihre Hand zärtlich in ſeine beiden gedrückt, neben ihr herging, und ſie zu beſchwichtigen ſuchte.

„Dein Fehler, wenn es einer war,“ ſagte er mild, „ging ja nicht von dir aus: Deine Eltern werden dir verzeihen, und wenn ſie erfahren, wie zärtlich ich dich liebe, werden ſie mich nicht länger als ihren Sohn zurückweiſen. Du ſagſt, du könnteſt ſie nicht verlaſſen; gut denn; ich kann ja wohl auch hier bleiben, und für ſie und für dich arbeiten. Was vermöchte ich nicht um meiner Norah willen aufzugeben! du biſt an deiner Wohnung; noch einmal lächle mich an; und nun, Liebſte, gute Nacht.“

„Norah lächelte ihn an, und ſachte das Pförtchen öffnend, ſtahl ſie ſich auf ihr Kämmerchen und ſchlief bald ein in lauter lieben Gedanken an die Möglichkeit, daß ihre Eltern des Geliebten Werben gutheißen würden.“

„Feſt ſchlief ſie mehrere Stunden: da, mit einem Male fuhr ſie wilden Aufſchreiens von ihrem Bette auf. „Der Brunnen! der Brunnen!“ rief ſie, „ich verſäumte den Stein wieder hinzuſchieben! Es kann noch nicht Morgen ſein. — Nein — nein — nein, der graue Tag dämmerte eben: ich will laufen, ich werde noch rechtzeitig kommen.“

„Wie ſie den wohlbekannten Pfad hinflog, rötheten ſich die Gipfel der öſtlichen Berge vom nahen Kommen der heraufſteigenden Sonne. Iſt das der erſte Sonnenſtrahl, der jene Höhe vergoldet? Nein — es kann nicht ſein — ſie kommt noch zeitig.“

„Norah hatte jetzt eine Stelle erreicht, von der aus ſie hinabſchauend den Brunnen ein paar hundert Schritte noch entfernt ſehen konnte. Sie ſtand wie ein Steinbild; ihre Augen ſtarrten; die eine Hand griff wild an die Stirn, die andere zeigte weit hinaus. So plötzlich hatte Staunen ſie im Flug angehalten, daß ſie wie verſteint in ſpringender Bewegung daſtand. Die unbewölkte Morgenſonne ſchien hell auf den Fleck; die Quelle, ſonſt ſo ſanft, ergoß jetzt einen ſchäumenden Wildſtrom, der reißend ſchnell das Thalgelände überfluthete. Schon ſtürzten die erſchreckten Dörfler aus ihren Hütten, aber immer noch ſtand Nerah regungslos; noch immer reckte ſich ihre Hand nach der verhängnißvollen Stelle hin; allein der Gefahr ſchien ihr betäubter Sinn unbewußt."

„Fort und fort ergoß ſich der wildſchäumende Strom, und ſchon nahte der Schwall dem Orte, wo ſie ſtand; Cullin, der ſie überall geſucht hatte, rannte jetzt auf ſie zu; ſein Fußtritt erweckte ſie, und mit dem gellenden Ruf: „Meine Eltern! rette ſie!" ſtürzte ſie an ihm nieder."

„Er trug ſie auf den Armen einen nahen Hügel hinauf; aber immerfort tobte der Wildſtrom hinter ihnen drein, und immer breiter und tiefer fluthete das weite Gewäſſer."

„Als ſie oben auf dem Hügel anlangten, erſchien er ihr ſchon wie ein bewaldetes Eiland; Waſſer umſchwoll ſie von allen Seiten und kleiner allmälig und kleiner ward ihr Raſtplatz.“

„Viele andere grüne Eilande waren zu ſehen, einige geſchmälerter als das auf dem ſie eine zeitweilige Zuflucht gefunden hatten, und dieſe verringerten ſich und verringerten ſich und verſchwanden eines um das andere.“

„Oh! daß wir dort auf des Berges Spitze wären,“ ſagte Cullin, und Norah's bleiche Wange küſſend rief er: „iſt keine Hoffnung mehr? mein armes Mädchen, meine liebe, liebe Norah.“

„Meine Eltern! — meine Eltern!“ wehklagte Norah, „wo ſind ſie? — Oh! ſie ſind umgekommen, die Opfer des Ungehorſams ihres einzigen Kindes!“

„Herz an Herz gepreßt erwarteten die Liebenden nun ihr nahendes Verhängniß. Höher und höher ſtiegen die Waſſer — das Eiland verſchwamm bis zu einem dunkeln Fleck — und zuletzt verſchwand auch der!“

„Da die Urſache des Unheils ihr Verirren geſühnt hatte, ſo legte ſich des Elfen Zorn. Die Fluthen ſtiegen nicht höher; allein das ſchöne Thal des Elfenborns liegt jetzt begraben unter dem klaren Gewäſſer des Killarney-Sees.“

William hatte geſchloſſen; Aenny hielt ihn ängſtlich umfaßt, als bedrohe auch ſie der Zorn des Elfen und die heranſchwellende Fluth. Immer enger und enger zog ſie ihn jetzt an ſich; . . . immer heftiger fühlte er ihren Buſen an ſeinem Herzen ſchlagen, immer ſtürmiſcher kochte ſein Blut; . . . ein leiſes ſüßes Beben erfaßte Beide, . . . in langen heißen Küſſen ſchmolzen ſie zuſammen . . . und vergaßen in ſeligem Entzücken ſich und die Welt.

Ende des erſten Bandes.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Inhalt.

Seite
Erſtes Kapitel. In der Kneipe zum Ochſen 1
Zweites Kapitel. Der junge Handſchuhmacher 36
Drittes Kapitel. König Rines 54
Viertes Kapitel. Die Wilddiebe 86
Fünftes Kapitel. Das alte und das neue London 107
Sechſtes Kapitel. Das Verbrechen 129
Siebentes Kapitel. Umwandlungen 157
Achtes Kapitel. Der Kuß 175
Neuntes Kapitel. Eine erſte Neigung 206
Zehntes Kapitel. Im Lande der Liebe und der Sagen . . 227

William Shakespeare.

* * *

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in 4 Büchern.

Von

Heribert Rau.

Zweiter Band

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite
Elftes Kapitel. Seelenkämpfe 3
Zwölftes Kapitel. Eine Hochzeit 25

Zweites Buch.

Seite
Erſtes Kapitel. Königin Eliſabeth und ihr Hof 43
Zweites Kapitel. Die Feenkönigin 61
Drittes Kapitel. In Mörderhänden 76
Viertes Kapitel. Der Flüchtling 105
Fünftes Kapitel. Meiſter Green 146
Sechſtes Kapitel. Auf der Bühne 180
Siebentes Kapitel. Schauſpieler und Dichter 202
Achtes Kapitel. Die Gefangene von Tutbury 223
Neuntes Kapitel. Whitehall 247

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Eilftes Kapitel.

Seelenkämpfe.

Ein trüber Herbſttag lag über Stratford. Dichte Nebel ſtiegen vom Avon auf. Kalte Winde trugen ſie über die Stadt und ſcheuchten Jeden, den Geſchäft und Pflicht nicht draußen hielt, in ſeine Wohnung.

Auch William, der Sohn Meiſter John Shakespeare's war froh, als er eintreten konnte ... zwar in dem Augenblick nicht in ſein Zimmer, wohl aber in das ſeines alten Kameraden Hugh Clopton.

Die leichtſinnigſten Menſchen haben oft das größte Glück.

Clopton hatte ſein ganzes väterliches Vermögen in Saus und Braus durchgebracht ... und ... als vor wenigen Monaten auch nicht ein Schatten davon mehr übrig war, legte ſich ein alter Oheim hin, ſtarb und hinterließ ihm ... wenn auch keine Reichthümer, doch immer eine ganz anſtändige Summe nebſt einem behaglichen Wohnhaus in Stratford ſelbſt.

In Folge dieſer höchſt angenehmen Veränderung ſeiner Lebensverhältniſſe änderte nun auch Meiſter Hugh Clopton ſein Leben, d. h. nur in ſofern: als er ſich beſſer kleidete, beſſer aß, beſſer trank und feineren Liebſchaften nachging. Sonſt blieb er ſo leichtfertig, wie zuvor, obwohl er ſeine liederlichen Streiche mehr verbarg und den guten Stratforder Bürgern dadurch weiß machte, er ſei ein ſoliderer und beſſerer Menſch geworden.

Schön war es indeſſen, daß er ſeinen alten Freunden treu blieb; ja ſogar Johnſon, der ſo verarmt wie eine Kirchenmaus war, bewog, zu ihm in das von dem Oheim ererbte Haus zu ziehen, um bei und mit ihm zu leben.

Auch mit William Shakespeare war das alte Verhältniß wieder im Gange; da Clopton und Johnſon, als ſie das Verhältniß zwiſchen Will und Anna ausſpionirt hatten, glaubten, es habe ſchon länger beſtanden, mithin auch jene Scene auf der einſamen Trift, als der Eiferſucht des Freundes entſprungen, nicht weiter übel nahm.

Aber auch William kam jetzt wieder öfter zu den Freunden, da, der vorgerückten Jahreszeit wegen, die Heerden von Rowe-Court nicht mehr ausgetrieben wurden, und er daher ſeine Aenny nur noch ſelten ſehen konnte.

So begab ſich William denn auch heute — nachdem die Arbeitſtunden in der Werkſtätte des finſteren und griesgrämigen Vaters vorüber — nach Clopton's Wohnung und ſtieg, obgleich er beim Eintreten erfuhr, daß die Freunde noch nicht zu Hauſe ſeien, zu Hugh's Zimmer hinan.

Es war ein nicht gerade allzugroßes Gemach, doch erſchienen die Verhältniſſe auch nicht beſchränkt..

Die Decke, von mäßiger Höhe, trugen mächtige Durchzugsbalken von Eichenholz, welchen Zeit, Rauch und Fliegen eine tief dunkele Farbe gegeben. Die Seitenwände, mit Eichenholz getäfelt, zeigten Einlagen von artigen Muſtern, etwa wie man ſie auf Tiſchzeug zu ſehen gewohnt iſt. Um den Kamin herum lief dagegen ein wirklich reiches und ſchönes Schnitzwerk, Guirlanden von Laub und Früchten darſtellend.

Fenſter hatte das Gemach nur eines; aber dies eine Fenſter war rieſig groß und beſtand eigentlich aus einer Menge kleiner Fenſterchen — zum Aufſchieben eingerichtet — mit kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben, an welchen Zeit und Wetter den Frevel des Blendens dermaßen verübt hatten, daß man kaum mehr durch ſie hindurch ſehen konnte, und das liebe Tageslicht nur ſpärlich und trübe einfiel.

Dagegen beſaß dies Fenſter die Tugend, nach dem Avon zu gehen, ſo daß man, wenn das Mittelſtück wie eine Thüre aufſtand, das Rufen und Singen der Schiffer, ſo wie das helle weithinſchallende „Holla hoh!“ der Ruderer hören konnte.

Was das Innere des Gemaches betraf, ſtand an dem einen Ende auf dem eichenen, nach damaliger Sitte mit Binſen beſtreuten Boden ein großer, gewaltiger Schrank von dunklem Wallnußholz, ebenfalls mit Schnitzwerk verziert und zwar ähnlich den koſtbaren Malereien auf dem Schilde der Paradies-Kneipe, Adam und Eva im Urzuſtande unter dem Baume der Erkenntniß darſtellend, wie ſie ſich mit unendlich und unverhältnißmäßig großen Augen anſehen, während Frau Eva den Apfel zeigt, den ſie eben von der unſeligen Schlange erhalten hat.

Uebrigens bewachte das paradieſiſche Paar jetzt nicht mehr, wie bei des Oheim's Lebzeiten, werthvolle Alterthümer. Der ſchöne Schrank ſtand jetzt leer, da ſein neuer Beſitzer, Meiſter Hugh Clopton, den früheren Inhalt bereits ſchon verkauft und verſchleudert hatte.

Auf den wenigen ſchmalen aber hochlehnigen Stühlen, die in dem Gemache umherſtanden — alle ebenfalls von geſchnitztem Eichenholz — erblickte man dies und jenes, was zum Leben nöthig iſt: hier einen Hut, da einen Rock, dort, über die Lehne geworfen, ein Hemde, an das ſich ein Stoßdegen friedlich anlehnte.

In einem Winkel ſtanden dagegen Jagdgeräthſchaften, Büchſen und eine Armbruſt; über denſelben an einem Nagel hing eine Jagdtaſche. Ein mächtiger Krug und die Ueberreſte eines Frühſtückes, die wohl zu einem Mittageſſen noch hingereicht haben würden, bedeckten den großen, mit einer gewaltigen Schieferplatte verſehenen Tiſch, der in der Mitte des Zimmers und vor zwei umgeworfenen Stühlen ſtand.

Daneben lag auf dem Boden noch eine Laute, und was das Merkwürdigſte, ein Band, wie es zu jener Zeit Frauen und Mädchen um den kegelförmigen Kopfputz trugen.

Der Anblick des Ganzen charakteriſirte den Beſitzer und ſein Leben vortrefflich. Dies mußte denn auch William in der That bei ſeinem Eintreten denken, da ein leiſes ſpöttiſches Lächeln über ſeine, in dieſem Augenblick ſo finſteren Züge lief.

Und finſter und ſtürmiſch war es allerdings in Williams Herz und Kopf, denn hier mußte es ſich endlich nach langen und heißen Kämpfen entſcheiden, was dem jetzt nahe achtzehn Jahre alten Jünglinge die Zukunft bringen ſollte.

Die Abweſenheit der Freunde war ihm daher gerade recht. Er warf den Hut, der auf einem Stuhle lag, in eine Ecke des Zimmers, ſetzte ſich auf den freigewordenen, ſtützte die Arme auf die Knie, den Kopf in die Hände und verfiel in ein tiefes Sinnen und Brüten.

Unverkennbar kämpfte der Jüngling jetzt in höchſtem Schmerz mit ſeinen ſtreitenden Gefühlen. Er ſchien ſich entſchließen zu wollen, wie er handeln müſſe, und doch war ſein Inneres ſo voll Aerger, Unmuth und Verzweiflung, ſo voll Schwanken und Rathen, daß es ihm anzuſehen war, wie ihn die widerſprechendſten Gefühle hin und her warfen.

So wie bisher war das Leben ja nicht mehr auszuhalten, das ſtand klar vor ſeiner Seele. Sein ganzes Weſen war zerriſſen; . . . es war, als ob ſich zwei Dämonen um ihn ſtritten, von welchen der eine ihn hierher, der andere ihn dorthin zog.

Die Dämonen aber waren der innere Drang ſeiner Seele, und dieſem gegenüber das Gebot der Eltern und der Nothwendigkeit.

Das Handwerk ſeines Vaters, das enge gedrückte und kleinliche Weſen im elterlichen Hauſe, das Schmachten ſeines Geiſtes in der Wüſte der vollſtändigſten Unbefriedigung, brachten ihn zur Verzweiflung. Meiſter John hatte ja, nach jenem unbemerkten Zuſammentreffen mit Will und Anna auf der Weidetrift, alle und ſämmtliche Papiere und Bücher Williams, wie früher ſchon einmal, in die Flammen geworfen und ſeinen

Sohn von da an mit der ganzen Autorität väterlicher Gewalt an und in das Handwerk gezwungen.

Er hatte es gethan mit Androhung ſeines Fluches für den Fall der Widerſetzlichkeit, und dem Zorne des Vaters hatten ſich die Thränen und Bitten der Mutter — die William ja aufrichtig liebte und ſchätzte — ſo mächtig beigeſellt, daß ſich der Sohn in der That gefügt.

In ſtiller Verzweiflung und unglücklich über die Maßen, trug er dies Joch denn auch jetzt ſchon vier Monate; aber von Woche zu Woche, von Tag zu Tag ward ihm das Joch unerträglicher, zumal die gedrückte, mürriſche Laune Meiſter Johns jeden Tropfen ſeines geſunden Blutes, alle Lebensluſt und Freudigkeit ſeines Innern vergiftete.

Und dabei fühlte er in ſeinem Innern einen ganz eigenen, wunderbar-mächtigen Drang nach irgend etwas Großem ... einen Drang nach irgend einem ſelbſteigenen Schaffen, ... einen Drang, hinaus in die Welt, der ihm faſt das Herz ſpringen machte!

Was er eigentlich wollte, ... das war ihm freilich nicht klar! ... wie er Großes thun, erringen, geſtalten könne, davon hatte er keinen Begriff.

Und außerdem ... wo blieben denn die Mittel, das elterliche Haus zu verlaſſen? Kaum über einen Penny konnte er verfügen! ... und was anfangen, da er nur das unſelige Handwerk ſeines Vaters gelernt und jede gründlichere Bildung fehlte?

William hätte ſich, wenn er an dies Alles dachte, den Schädel an der Wand zerſchmettern können, wenn nicht dazu noch Anderes gekommen wäre... der angedrohte Fluch des Vaters, die Bitten und Thränen ſeiner armen, ohnehin gebeugten Mutter ... und ... ſeine Liebe zu Anna Hathaway.

Wie es gekommen, daß die Eltern von dieſer Liebe erfahren, konnte er ſich nicht enträthſeln.

Er war im Anfang darüber erſchrocken, von dem ſtrengen und zornigen Vater das Aergſte erwartend. Auffallenderweiſe aber geſchah nichts; ja William bemerkte bald, daß die Eltern ſogar für ſeine Beſuche bei der ſchönen Hirtin blind ſchienen.

Konnte er wiſſen, daß die Mutter den anfänglichen Zorn des Vaters beſchwichtigt, indem ſie dieſe Liebe als das beſte Bändigungsmittel für den Brauſekopf von Sohn darſtellte?

Die ſtille, duldende, ſonſt ſo kluge Frau ſah hier freilich falſch, aber ſie urtheilte eben nach Weiberart, und als der Alte andere Befürchtungen ausſprach, kam ſie — wie Weiber immer thun — auf ihre ſchon ſo oft ausgeſprochene Meinung zurück, daß es kein anderes und kein beſſeres Mittel gebe, Will endlich einmal zu einem ordentlichen und brauchbaren Menſchen zu machen, als dadurch, daß er ein ordentliches, hübſches Mädchen heirathe.

Und war denn Anna Hathaway nicht ſanft, ſtill, ein Bild der Unſchuld und Kindlichkeit? war ſie nicht ſchön? und war ihr Vater nicht Meiſter Johns Freund und ein vermögender Pachter?

Konnte man ſich demnach eine beſſere Heirath für William denken?

„Aber Vater Hathaway? ... wird der ſie auch dem gänzlich unbemittelten Burſchen als Weib geben?“ frug Meiſter John.

„Warum nicht, wenn ſie ſich lieben?“

„Und wenn er nun darnach nichts fragt? Nichts auf die Liebe giebt?“ meinte Meiſter John.

Die Alte zuckte mit den Achſeln, ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Je nun! wenn er nichts auf die Liebe giebt, ... dann giebt die Liebe vielleicht ihm etwas ... zu rathen auf!“

Und William ſelbſt?

Das war es eben, was ihn heute ſo fürchterlich packte! Hier waren die Würfel gefallen, und darum mußte entſchieden werden.

Hatte ihn denn nicht geſtern, als er, vom Vater geſandt, in Geſchäften auf Rowe-Court war, ſeine geliebte Anna Hathaway ein Stück Weges heimbegleitet und ihm unterwegs unter tauſend Schmeicheleien und mit einer wahrhaft unſchuldig-freudigen Naivität entdeckt, ... daß ſie bald Mutter werden und ihm ein liebes, kleines Kindlein ſchenken würde, das ſie dann wie ihre kleinen Lämmer hätſcheln und herzen könne und das ihm gewiß auch dieſelbe Freude mache.

Sie hatte dies, während William zum Tode erſchrak und erblaßte, ſo herzlich, ſo kindlich-unſchuldig geſagt, als wenn ſich das ebenſo von ſelbſt verſtände, wie bei ihren Schäfchen.

„Natürlich!“ ſetzte ſie dann hinzu, „müſſen wir uns jetzt heirathen. Ich ſag' dies auch heute noch Vater und Mutter!“

William erſchrack auf's neue und bat, damit noch zu warten.

Sie meinte, nein! das ginge nicht, die Eltern müßten es wiſſen.

Er flehte nur noch um wenige Tage Stillſchweigen. —

Da aber lachte ſie ihn aus.

„Warum denn?“ meinte ſie. „Mein Vater und meine Mutter werden ſich über das Püppchen freuen, und deine Eltern gewiß auch. So ein kleines Ding iſt ſo poſſierlich und lieb; und wenn wir verheirathet ſind, dann wohnen wir auch zuſammen und brauchen uns nicht immer zu trennen und ich muß dich nicht mehr Wochen lang entbehren.

„Aber!“ rief William noch immer geiſterbleich; „wird dein Vater auch die Heirath zugeben? Ich bin arm wie Hiob ... und dann, was ſoll ich ergreifen? wie dich ernähren?“

Aenny begriff nicht, wie man ſo fragen könne.

Warum ſollte ihr Vater die Heirath nicht leiden? Sie hätten ſich ja beide gern, und wenn Will nichts habe, ſo ſei ihr Vater ja vermögend, der werde dann ſchon dafür ſorgen, daß ſie ſich ernähren könnten.

Aenny ſagte dies Alles ſo naiv, ſo kindlich-lieb, und mit dem Ausdruck ſolch feſter Ueberzeugung, daß es Will wieder einigermaßen warm um's Herz wurde. Er fühlte, wie ſich der erſte Schrecken legte; aber die Nachricht war doch ſo neu, ſo folgenſchwer, hatte ihn mit einer ſolchen Wucht getroffen ... daß er wie betäubt und klarer Ueberlegung unfähig war.

Bald ſah er im Geiſte ſeinen Vater, wüthend über den begangenen Frevel, auf ihn zufahren, ... bald die Mutter in Thränen zerfließen; ... aber nein! ... Vater Hathaway war vermögend, Meiſter Johns Freund, und dann ... wußten die Eltern nicht um das Verhältniß, wenn ſie auch ſchwiegen? ... drückten ſie nicht bisher die Augen zu? ...

Ja, ſie wußten um das „Verhältniß“ . . . aber . . . ſie wußten nicht . . .

Und er war noch nicht achtzehn Jahre alt!

Aber Aenny war ſo lieb, ſo ſchön, ſo gut! . . . und . . . Himmel! wenn er ſie heirathete, kam er vielleicht aus dem elterlichen Hauſe . . . von dem Handwerk des Vaters . . . wurde von deſſen mürriſchem, pedantiſchem Umgang, von dem ewigen Klagen und Zanken befreit!

Und immer bei ſeiner lieben Aenny ſein . . . ohne Trennung. . . .

Sie ſagte eben daſſelbe, indem ſie ſich an ſeinen Hals hing und ihn in Küſſen bald erſtickte. Da warf auch bei William die Leidenſchaft alles Andere über Bord, und . . . ſie waren Beide ſelig, wie ſchon ſo oft.

So war es geſtern geweſen . . . beim Heimgang . . . bei der Trennung.

Als aber Anna umgekehrt und er wieder allein . . . als er zu Hauſe war . . . als er ſich die Nacht wachend in ſeinem Bette herum warf . . . und tauſend Zweifel und tauſend Gedanken und tauſend Fragen über ihn kamen . . . da war die erkünſtelte Ruhe wieder hin, da trat die Frage: „Was nun thun?“ wie ein Geſpenſt vor ſeine Seele.

Sollte er ſich den Eltern entdecken? — den Zorn, vielleicht den Fluch des Vaters gewärtigen?

Oder ſollte er lieber gleich noch dieſe Nacht fliehen?

Aber Anna! . . . ſie war ſo lieb, ſo ſüß, ſo zauberiſch! ſie hing ſo innig an ihm . . . konnte, durfte er ſie verlaſſen?

Aber wenn's nun wirklich zur Heirath kam, mußte er alsdann nicht ein für allemal Allem dem entſagen, was ſchon ſo lange her in ſeiner Seele dunkel nach Großem rang?

War es alsdann nicht aus mit jeder Hoffnung die Welt zu ſehen? . . . mit jeder Freiheit? . . . mit jeder Sehnſucht nach Weiterem und Höherem?

Herz und Kopf wollten ihm ſpringen.

Er war dann an die Scholle gefeſſelt! . . . war Gatte! . . . Vater!

„Vater!“

Es war ihm bei dieſen Gedanken, als erfaſſe ihn die Fauſt Gottes und ſchmettere ihn zu Boden.

„Er war ja bereits Vater!“

Aber wenn er entfloh? — noch dieſe Nacht, den kommenden Tag entfloh? — — Noch war es Zeit, noch konnte er ſich den Feſſeln entziehen, — dem furchtbaren Fluche: hier, in dem jammervollen Stratford, an die Scholle, an die entſetzlich beengten Verhältniſſe für ſein ganzes Leben gefeſſelt zu ſein!

Und Anna?

Sollte er zum Verräther an ihr werden? ... an ihr ... und an ſeinem eigenen Kinde?

Sie, das ſtille ſinnigträumende Naturkind, hatte ſich ihm ſo kindlich, ſo unſchuldsvoll, in ſo warmer, inniger Liebe hingegeben ... rechnete ſo freudig, ſo feſt, ſo vertrauensvoll auf ſeine Treue und eine ſelige Zukunft durch ihn ...

Und er ſollte ſie verrathen? verlaſſen? dem Schmerz und der Verzweiflung hingeben?

Es war William bei dieſen Gedanken, als ob ſein Gehirn erſtarre.

Es war ihm die Nacht hindurch ſo geweſen ... es war ihm jetzt ſo, da er, von denſelben Gedanken gefoltert, in ſeines Freundes Clopton Zimmer, den Kopf in die Hände geſtützt, regungslos auf dem Stuhle ſaß.

Eine Stunde mochte jetzt ſchon ſeit ſeinem Eintritt verfloſſen ſein.

William ſaß unbeweglich — regungslos — den Qualen des inneren Kampfes, der ihn zerriß, hingegeben.

Er ſah' nichts, ... er hörte auch nicht, wie jetzt unten im Hauſe muntere Stimmen und lautes Lachen ertönte, ... hörte nicht wie die Tritte mehrerer Perſonen auf der Treppe ſchallten, ... wie die Thüre ſich öffnete und Clopton und Johnſon eintraten.

Erſt auf deren freudigen Zuruf fuhr William in die Höhe, ſah' aber ſo blaß und zerſtört aus, daß Hugh Clopton ausrief:

„Menſch! haſt du einen Mord begangen und ſollſt gehängt oder geköpft werden? Bei der Jungfräulichkeit aller Stratforder Mädchen! du ſiehſt aus, wie die Milchſuppe meiner Hauskatze!“

„Das macht die Liebe!“ — ſpottete Johnſon.

„Nein!“ — entgegnete William — „das macht die verdammte Lage, in der ich ſtecke!“

Clopton und Johnſon lachten laut auf.

Des jungen Shakeſpeares Stirne verfinſterte ſich:

„Was iſt da zu lachen?“ — frug er, faſt beleidigt.

„Was zu lachen iſt?“ — rief Johnſon, ſeinen Hut und Mantel abwerfend — „was zu lachen iſt, wenn ein ſo feuriger Liebhaber, wie du, in eine „verdammte Lage“ kommt? Ich denke dazu braucht man keinen gelehrten Ausleger!“

Ueber Williams eben noch blaſſes Geſicht lief eine dunkle Röthe.

„Sagt' ich's nicht?“ — rief Hugh triumphirend. — „Laß dir gratuliren, Junge; aber ſei kein Narr! man muß ſich aus ſolchen Dingen nichts machen!“

„Gratulire!“ — rief Johnſon. — „S'iſt übrigens die gerechte Strafe für den Buff von damals, als wir der Dirne einen unſchuldigen Kuß geben wollten.“

„Nennt das Mädchen keine Dirne!“ — ſagte William jetzt ernſt — „ſie wird in kurzer Zeit meine Frau ſein!“

„Will!“ — ſchrieen beide Freunde zugleich.

„Er iſt toll!“ — rief Clopton.

„Hängt mich, wenn der Kerl mehr Gehirn hat, als eine geräucherte Kaſtanie!“ — ſetzte Johnſon hinzu.

„Du wollteſt die Hirtin …“

„Es iſt Anna Hathaway, des Pächters von Rowe-Court älteſte Tochter!“ — ſetzte William hinzu.

„Wenn auch! Menſch, bedenkſt du denn nicht, daß du erſt achtzehn Jahre zählſt?“

„Und ſie wenigſtens ein halbes Dutzend mehr als du?“

„Ich liebe ſie!“

„Nun ja, du haſt in Liebe mit ihr getändelt …“

„Nein! ich liebe ſie noch! Sie iſt ſo gut, ſo kindlich, ſo ſchön! O, ihre Augen, wie prächtig! ihre Lippen ſo friſch, wie Kirſchen, ihre Wangen wie Roſen. ..“

„Halt!“ — rief Clopton — „werde nicht auch noch zum Dieb und plündere wegen ihr die ganze Natur aus“

„Er wird freigebig!“ — meinte Johnſon lachend — „denn er hört ſchon das Geld ſeines Schwiegervaters klingen!“

„Spottet nur!“ — ſagte William finſter. — „Ihr kennt das Mädchen nicht! Es iſt ein Ideal der Kindlichkeit, der Herzensgüte, der Einfalt . . .“

„Einfalt?“ — rief Clopton — „Bei Gott! ich weiß wirklich nicht, wer einfältiger iſt, ſie oder du!“

„Clopton!“

„Pah! keine Beleidigung! ich ſpreche als Freund zu dir. Du täuſchſt dich, Will! deine augenblickliche Leidenſchaft für die hübſche Dirne macht dich blind. Die Einfalt und Kindlichkeit, die dich, Schwärmer und verliebten Menſchen, jetzt begeiſtern, werden dich ſpäter — wenn du wirklich ſo toll biſt, das Mädchen zu heirathen — unglücklich machen.“

„Nie!“

„Die Ehe entnüchtert!“

„Du wirſt dir ſpäter aus deinem vermeintlichen Ideale ſo viel machen, als eine ſparſame Hausfrau aus einem Wurfe junger Kätzchen, die ſie in der nächſten Pfütze erſäuft!

„Ich wiederhole: die Ehe entnüchtert!“

„Was weißt du davon?“

„Genug, zu meinem Glück.“

„Er geht bei den Weibern in die Schule“ — rief Johnson lachend — „und da lernt er, wenn ſeine Schönen beichten, die Ehe trefflich beurtheilen. Die Ehemänner zahlen dabei noch den Unterricht.“

„Das iſt nicht wahr!“ — meinte Clopton — „ich gebe ihnen Hörner dafür in den Kauf, und dann iſt's kein Zahlen, ſondern ein Tauſch!“

„Laßt für jetzt eure ſchlechten Witze!“ — ſagte hier der junge Shakespeare ärgerlich — „und rathet mir lieber, als Freunde, denn deshalb kam ich hieher!“

„Haben wir es nicht gethan?“

„Hört mich erſt ganz.“

„Und wenn ich zwanzig Ohren hätte, könnte ich nicht aufmerkſamer ſein!“ — meinte Clopton.

„Selbſt wenn jedes dieſer zwanzig eine halbe Elle lang wäre!“ — ſetzte Johnſon hinzu.

„Sei nicht ſo eitel und rede immer von dir und deinesgleichen!“ — rief Hugh Clopton lachend.

„Lebt wohl!“ — ſagte William ſeine Kopfbedeckung nehmend.

„Wohin?“ — riefen die Andern. —

„Da euer Witz mit euerem Verſtande durchgeht, wie ein alter lahmer Poſtgaul mit dem Briefbeutel,“ — verſetzte Will — „ſo will auch ich gehen.“

„Will, wolle nicht; aber ſag' auch nicht „„ich will!““ wo „„wollen““ Narrheit iſt!“ — rief Hugh Clopton, den Freund beim Arme feſthaltend.

„So ſag' auch du, ich „„will““ vernünftig ſein.“

„Hier meine Hand als Präſentirteller dieſes Willens!“

Der junge Shakespeare warf ſeine Kopfbedeckung wieder hin; dann ſagte er:

„Ihr lieben Freunde, ich glaube, daß ich es nicht nöthig habe, in Stratford ausſchellen zu laſſen, daß ich bisher ein leichtſinniger Strick war.“

„Bravo!“ — rief Johnſon — „das heiße ich Selbſterkenntniß; aber ſei ſo gut, und umſtricke nicht auch uns mit dieſer Tugend, wir könnten ſchlafloſe Nächte bekommen und müßten Opium nehmen, was theuer iſt.“

„Die Tugend der Selbſterkenntniß wäre für euch ſo gut, wie für mich!“ — meinte Freund Will — „und Opium braucht ihr keines zu kaufen, euer Eigendünkel hat dieſelbe Wirkung. Aber hört! Wenn ich auch bis jetzt ein leichtſinniger Menſch war, ſo kann ich doch von mir ſagen, daß ich mich nie als ſchlecht gezeigt habe.“

„Eine Fliegenklatſche für uns!“ meinte Clopton.

„Dummheit!“ — rief Will, ärgerlich über die vielen Unterbrechungen. — „Ich ſprach von mir! da ich nun demnächſt Vater werden ſoll, ſo möchte ich nicht treulos an dem Mädchen handeln, das ich liebe, und das mich innig wieder liebt.“

„Das iſt die Hahnenfeder des Edelmuthes!“

„Ich glaube glücklich zu werden, wenn ich mit ihr verheirathet bin.“

„Glauben heiße eine Brücke von Glas über einen Abgrund bauen!“ — ſagte Clopton. — „Der Teufel traue! ... Glas bricht und Glauben täuſcht leicht, und dann liegſt du drunten mit zerſchmettertem Leichnam."

„Will, ſei kein Narr!" — rief Johnſon mit kläglichem Tone. — „Halte etwas auf deinen Leib und deine Seele und heirathe nicht! Die Ehe iſt ein Corſarenſchiff, wer wird ſich ſelbſt knebeln und hineinwerfen?"

„Mit der Ehe ging's wohl!" — ſagte Will ernſt — „aber was ſoll aus mir werden?"

„Nun," — meinte Johnſon — „ein ehrlicher Handſchuhmacher oder ein dickbäuchiger Landwirth!"

„Du liebſt ja die Einfalt und Einfachheit!" — ſpöttelte Clopton. — „Ich ſage dir, wenn der Kopf nichts zu denken hat und ſich ein Tag wie der andere abhaſpelt, lieblich und ſtill zwiſchen Kühen, Schafen und Eſeln von Knechten, oder dem Bocksleder für die Bekleidung zarter Damen- und diebiſcher Junkerhände, ... und man nicht geplagt iſt von der Welt und ihrem Leben und ihren Freuden, ... und täglich und ſtündlich ſein Weib vor Augen hat, die Butter und Rahmkäſe vortrefflich bereitet, die Wäſche beſorgt, Obſt dörrt und nach und nach durch den Segen an Kindern ſelbſt zuſammenſchnorrt wie eine verhutzelte Pflaume, und die Kleinen und die Großen quikſen und kreiſchen und heulen und nach Brot ſchreien ... ich ſage dir, Will, bei dieſer Einfalt und Einfachheit und dieſem ſüßen Verſauern, kann man es zu einem trefflichen und gemüthlichen Fettwanſt bringen.“

„Und dann hat man doch etwas für die Welt gethan!“ — rief Johnſon. — „Es giebt immer einen guten Düngerhaufen, oder wenn man ſich bei Lebzeiten verkauft, kann man nach dem Tode zu Talg verwendet werden und alſo der Welt noch nach ſeinem Tode leuchten!“

William hatte ſich wieder auf den Stuhl geworfen und drückte beide Hände vor die Stirne:

„Und in meinem Kopf und in meinem Herzen drängt mich ein unabweisbares Etwas hinaus, in die Welt, zu ſchaffen, zu wirken ... Großes, Herrliches!“

„So folge der Stimme, die dich ruft!“ — ſagte Clopton, jetzt mit wirklichem Mitgefühl. — „Geh' nach London, ich habe dort einen Freund ...“

„Wie kann ich!“

„Ich leihe dir eine Summe ...“

„Ach! das iſt es nicht allein, ich könnte arbeiten; aber ...“

„Aber? was iſt das für ein aber!“

„Ein ſchweres! der Fluch meines Vaters! ...“

„Der Alte iſt ein Narr! ein Toll- und Murrkopf!“

„Das Herz der Mutter würde brechen!“

„Es iſt gut, daß die Menſchenherzen nicht von Marzipan ſind, ... ſie brechen nicht ſo leicht!“

„Und Aenny, Aenny!“

„Ihr wird es gehen wie tauſend Anderen! Sie wird im Anfang heulen, ſich die Haare ausraufen, ganz unmenſchlich untröſtlich ſein; ... dann, in der zweiten Woche, wird ſie ruhiger werden und auf dich ſchimpfen, ſo lange und ſo viel der Blasbalg ihrer Lunge Luft giebt; ... in der vierten Woche hat der Sturm ausgetobt, ... in der ſechsten verachtet ſie dich, ... in der achten guckt ſie nach einem Andern und in einem halben Jahr ...“

„Schweige!“ — rief William aufſpringend — „läſtere ein Weſen wie Aenny nicht! Ich kann ihr, Mutter und Vater, das Herz nicht brechen. Ich kann an ihnen allen nicht zum Schurken werden! Mögen meine Hoffnungen ſchwinden! ... mag der Drang meiner Seele in mir erſterben! ... ich will Alles mit Gewalt niederkämpfen, was ſich in Herz und Geiſt regt ... und von jetzt an ein anderer Menſch werden!“

Und mit dieſen Worten ſtürzte William aus dem Zimmer.

Ein freches und höhniſches Lachen folgte ihm nach.

Zwölftes Kapitel.

Eine Hochzeit.

Der November des Jahres 1582 ging ſeinem Ende entgegen; er hatte eine frühe Kälte mitgebracht und ſchien auf einen harten und ſtrengen Winter hinzuweiſen.

Auch der heutige Tag brach kalt und trüb an, von einem ſchneidenden Nordwind begleitet; und doch ſollte dieſer Tag ein Hochzeitstag ſein, an dem man gern ſchönes Wetter und heiteren Himmel hat.

In der kleinen Kapelle dem ſogenannten „Großen Hauſe" in Stradford gegenüber, erwartete der Geiſtliche die Familien Shakespeare und Hathaway.

Die Heirath hatte das Sonderbare voraus, daß der Bräutigam, William Shakespeare, erſt achtzehn Jahre, die Braut, Anna Hathaway, aber ſchon ſechsundzwanzig Jahre zählte.

Eine ſolche Verſchiedenheit der Jahre — beſonders wenn die Frau älter iſt, als der Mann — iſt immer ſchlimm. Es fehlt am paſſenden Einklang des Alters … was ſich oft nur zu bald kund giebt und rächt.

Wichtiger aber noch iſt bei jeder Ehe der innere Einklang.

Des Mannes Pflicht iſt, daß er das Weib ſeiner Wahl feſt an ſich ſchließe, ſchütze und führe — — — daß er ſie ehre als das höchſte, das unverletzliche Heiligthum ſeines Hauſes, als ſeine Ehre, als ſeinen Schmuck, als die Bewahrerin edler und ſchöner Sitte, die auch durch kein Wort, durch keinen Hauch der Rohheit getrübt werden ſoll.

Des Weibes Pflicht iſt, daß ſie ihrem Manne mit Sanftmuth und mit Freundlichkeit ſtets entgegenkomme, daß ihr Leben ſei, wie ein ſchöner Wohlklang, in dem ſich alle Mißtöne löſen; wie ein ſtiller Friede, der unſichtbar durch das Haus geht und Alles hinwegweiſt, was Streit und Haß bereiten kann, daß ſie durch dieſen Geiſt der Ordnung, der Sitte, des Fleißes und des Friedens die Familienſtube ihrem Manne zu einem ſtillen Wohlgefallen bereite, ſo daß er bei ihr am liebſten auf Erden weilt, am liebſten in ihr von den Mühen des Tages ausruht.

Beider Pflicht iſt, nicht neben einander, ſondern mit und in einander zu leben. Sie ſollen nicht Dies oder Jenes mit einander theilen, ſondern Alles. Was der

Eine empfindet, das ſoll der Andere mit empfinden, was die Seele des Einen berührt, das ſoll wiederklingen in der des Andern, was dem Einen Freude bereitet, Freude bringen auch dem Andern, das Leid des Einen mitgekoſtet und mitertragen werden vom Andern. Es ſoll ſich nichts verſchließen dieſem Austauſch der Seelen, Nichts ſich in das Innerſte zurückziehen, Nichts dunkel und geſtaltlos bleiben — ſondern frei und voll ſtröme in jedem Augenlicke das Leben des Einen über in das des Andern, daß keiner mehr ſagen könne, was ihm davon angehöre, was er empfangen und was er wieder gegeben.

Aber du Himmel! konnte denn hier für die Zukunft von allem dem die Rede ſein?

War denn die ganze Liebe William Shakespeares zu Anna Hathaway etwas anderes, als ein jugendlicher Irrthum? . . . ein jugendlicher Irrthum, gehüllt in den ſüßen ſchmeichelnden Rauſch der Sinne, herbeigeführt bei zwei Naturkindern durch den natürlichen Lauf der Dinge?

Es liegt in der weiblichen Bruſt ein tiefes unausſprechliches Bedürfniß, ſich an den ſtärkeren Mann anzuſchmiegen, von ihm vertheidigt, geſchützt und geleitet zu werden. Dies Bedüfniß iſt — bei Hoch und Niedrig — weſentlich in den Geſchlechtscharakter des Weibes verwebt, liegt in dem allgemeinen Uebergewicht der Kraft in der männlichen Natur.

Bei Mädchen von Geiſt und Bildung kommt es zum ruhigen klaren Bewußtſein und geht dann ſchön mit den Anforderungen einer höheren Liebe Hand in Hand.

Bei der ſo unendlich einfachen, ſtillen und träumeriſchen Anna, dieſem wirklichen Naturkinde aber, erwachte es erſt ſpät und blieb dann noch in magiſche Dämmerung eingehüllt, wie ihr ganzes geiſtiges Weſen.

Darum erſchien ſie auch dem jungen William Shakespeare, in dem gerade damals eine aufſteigende poetiſche Welt zu dämmern begann, wie eine feſt verſchloſſene Blüthenknospe.

Und kann es denn etwas Schöneres, etwas Reizenderes geben, als eine ſolche? Vom erſten Sonnenſtrahle berührt, erwarten wir von Minute zu Minute, daß ſie ſich allmälig erſchließen und eröffnen . . . und die ganze Fülle ihrer Schönheit und ihres Duftes uns entgegentragen ſoll.

Das hoffte auch William, der damals noch ſo junge, völlig unerfahrene, mit Welt und Menſchen noch ganz unbekannte Menſch. Die kindliche Einfalt und Unſchuld des ſo eigenthümlichen Mädchens umſtrickten ihn, und ließen ihn irrthümlich in Annas Geiſt eine liebliche noch ſchlummernde Welt ahnen und vermuthen.

Dabei blendeten die äußeren Reize den noch Unerfahrenen, während der umnebelnde Rauſch der Leidenſchaft ihn dafür blind machte ... daß ſich denn doch geiſtig hier nichts erſchloß.

Erſt jetzt, ... erſt ſeit der Zeit, in welcher die Heirath als eine nächſtens auszuführende Thatſache vor ihn trat und Anna Hathaway außer mit ihren Heerden und häuslichen Geſchäften auch mit anderen Menſchen in Berührung kam, ... erſt ſeit dieſer Zeit gingen dem jungen Manne die Augen etwas auf, während es in ihm mit leiſem Beben fragte: wirſt du denn auch in dieſem, für das ganze Leben zu ſchließenden Bunde mit Anna glücklich werden? wird ſie dir genügen? wird ſie dir das ſein können, was deine, ohnehin nach irgend einer Ausfüllung dürſtende Seele, verlangt?

Dann aber fielen ihm die höhniſchen Aeußerungen Cleptons und Johnſons ein, ... und ... er ſchauerte zuſammen.

„Gott! wenn ſie Recht gehabt hätten?!“ — frug er ſich beklommen.

Aber warum ſolche Gedanken? der Würfel war ja gefallen, ... Liebe, Pflicht, Ehre geboten, die Mutter hatte die Nachricht von dieſer Heirath mit Freude, ja mit Jubel aufgenommen, ... der finſtere Vater, der erſt gewettert und getobt, beruhigte ſich, wunderbarer Weiſe bald, ... Anna war überglücklich, wie ein Kind am Weihnachtsabend, und ihre Eltern ... ſagten mit ſauren Geſichtern „Ja!“ ... weil ſie eben nicht gut anders konnten.

Das junge Paar ſollte in den oberen Stock des kleinen Shakespeareſchen Hauſes ziehen! Vater Hathaway gab etwas weniges Geld her, um den ſehr ſchlichten Wollhandel möglichſt auszudehnen und ſeinen Schwiegerſohn daran zu betheiligen ... und ... ſo war die Sache in Ordnung.

Die Trauung war auf heute beſtimmt; aber die Stimmung Williams war wirklich kaum die eines Bräutigams. Sie war trübe, wie draußen das Novemberwetter; ... nicht als ob ſeine Neigung zu Anna erloſchen geweſen wäre, — wohl aber, weil ein gewiſſes Etwas geiſtig auf ihn drückte; ... nicht weil ihn ſein Entſchluß reute, pflichttreu zu handeln, — wohl aber, weil ihn bei dem Gedanken an die Zukunft ein räthſelhaftes Bangen ergriff.

Schrie es doch — gerade heute, am Hochzeitstage, gerade jetzt, wo man die geſchmückte Braut und ihre Familie jeden Augenblick erwartete — ſchrie es doch da manchmal in ihm auf: du haſt deine Lebensaufgabe verfehlt, du wirſt unglücklich werden, die engen kleinlichen Verhältniſſe werden dich erdrücken!

Ja! ja! es kam ihm heute vor, als wiſſe er ſicher, daß er für etwas Anderes, für etwas Höheres beſtimmt ſei.

Nur das freudeſtrahlende Antlitz der guten Mutter, die, feſtlich geſchmückt, mit ungemeiner Emſigkeit im ganzen Hauſe umherrannte, um alles Nöthige zum Freudenfeſte noch zu ordnen, oder doch nachzuſchauen, ob alles Angeordnete auch nach ihrer Anweiſung hergerichtet ſei, und die heute etwas freudigere und mildere Stimmung des ſonſt ſo mürriſchen und menſchenfeindlichen Vaters vermochten William dieſen unſeligen Gedanken zu entheben.

„Es iſt ſtolze und geiſtige Ueberhebung“ — ſprach es in ihm ſelbſt — „daß du immer höher hinaus willſt, bleibe deinem Entſchluſſe treu, dich in die Verhältniſſe zu finden. Anna iſt ſo ſchön, ſo gut, ſo ſanft, ſie liebt dich ſo innig, gewiß, ſie wird dich glücklich machen.“

Da kam der Zug der Verwandten an; dann der von Rowe-Court mit der Braut und der Familie Hathaway, und ... die Grillen verſchwanden bei ihrem Anblick.

Und wahrlich! Anna ſah hübſch genug aus!

Der ländliche Brautanzug zeigte die große und ſtarke Figur und ihre runden vollen Formen doppelt vortheilhaft. Das Roth ihrer Wangen, die Freude, die aus ihren ſchönen Augen und aus den lieblichen Zügen ſtrahlte, vereint mit dem Ausdrucke der Unſchuld und

Kindlichkeit, der ſo entſchieden in ihrem Geſichte ausgeprägt war, machten ſie in der That zu einer reizenden Erſcheinung, nach deren Beſitz wohl auch manchem vornehmen Herrn der Mund gewäſſert hätte.

In ihrer Umarmung und unter ihren Küſſen vergaß denn Will auch alles Andere; ja, als er an der Seite der ſchmucken Dirne, gefolgt von dem ganzen Hochzeitszuge, zur Kirche ſchritt, ſtrahlte auch von ſeinem Antlitz ungeheuchelte Freude.

Was kümmerte ihn jetzt, daß Hugh Clopton und Johnſon an einer der Straßenecken ſtanden, an welcher der Zug vorüberkommen mußte, und — er ſah es an ihren ſpöttiſchen Mienen — ſchlechte Witze riſſen; was machte er ſich daraus, daß er manchen Vorübergehenden über die Jugend dieſes achtzehnjährigen Bräutigams ſpotten hörte ... er blickte dann nur lächelnd auf ſeine Aenny, die dadurch, daß ſie – freilich erſt nach langem Kampfe mit den Eltern — zum erſtenmale eine Schnürbruſt angelegt, ganz mädchenhaft erſchien.

Jetzt bog man in die Hauptſtraße ein, in welcher die Kapelle lag, in der die Trauung vollzogen werden ſollte, als mit einemmale ein Pferd im wildeſten Galopp auf den Zug und das Brautpaar zugeſprengt kam.

Es war ein herrliches Roß, prachtvoll geſchirrt und einen überaus koſtbaren Damenſattel von Sammt und

Goldſtickereien tragend. Augenſcheinlich war es ſcheu geworden, hatte ſeine zarte Laſt abgeworfen und mußte dann durchgegangen ſein.

Jetzt kam das feurige Thier indeß ſo ſchnell um die Ecke geſauſt, daß für die Erſchrockenen von dieſen Bemerkungen nicht die Rede ſein konnte.

Ein Schrei entfuhr Allen; der Zug ſtob auseinander, wie ein Flug Tauben auf den ein Falke mit Blitzesſchnelle ſtößt; ehe jedoch William die Braut noch zur Seite reißen konnte, hatte das Roß ihn ſchon erreicht, und da ſich der fliegende Zaum in ſeinem Arme fing, ſo riß es ihn pfeilſchnell von Anna's Seite weit hinweg.

Abermals ſchrien Alle auf, man hielt den Unglücklichen für verloren ... aber ein Zufall und Will's Geiſtesgegenwart wurden ihm ein rettender Engel.

Da ſeine Braut, wie natürlich, ihm zur Rechten gegangen, hatte der fliegende Zügel den, zur Abwehr ausgeſtreckten linken Arm wie in einer Schlinge erfaßt. Die Gewalt und Schnelligkeit des galoppirenden Pferdes gab William dabei einen ſolchen Schwung, daß er, mit dem linken Arm im Zügel hängend, mit dem ganzen Körper nach rechts gegen das Pferd geworfen wurde. Jetzt war er verloren, da ihn das wilde Thier im nächſten Augenblicke jämmerlich nachgeſchleift hätte, wenn er nicht mit voller Geiſtesgegenwart den Sattelknopf erfaßt, und ſich ſo lange an ihm gehalten haben würde, bis die linke Hand des Zügels dicht unter der Trenſe habhaft geworden und ein gewaltiger Ruck das jetzt wild ausſchlagende Thier zum Stehen gebracht hätte.

Anna, die Eltern Hathaways und alle Uebrigen hatten dem raſchen Verlauf des furchtbaren Vorfalles athemlos zugeſehen. Noch ſtanden ſie ſtarr vor Schrecken, als eine andere Erſcheinung ſie aus demſelben aufweckte.

Dem flüchtigen Pferde folgte jetzt in raſchem Trapp eine ſtattliche Cavalcade von Reiter und Reiterinnen, wohl hundert an der Zahl; an ihrer Spitze ritt ein ſtolzes prächtiges Weib, dem zur Seite ſich ein ſchöner fürſtlich gekleideter Cavalier befand.

Eine Maſſe geſchmückter Damen und Herren, Pagen, Beamten, Jäger und Diener — alle zu Pferde — folgten.

Es war Ihre Majeſtät, die Königin Eliſabeth und ihr Günſtling, Lord Leiceſter, dem die erhabene Monarchin geruhte auf eines ſeiner Schlöſſer zu folgen, woſelbſt ſeine Herrlichkeit prächtige Jagdfeſte vorbereitet hatte.

Noch waren Mylord und der ganze Hof bleich vor Entſetzen, denn als vor wenigen Minuten die Königin zur Abwechſelung das edle Roß, den ſonſt immer ſo gefügigen „Pegaſus“ beſteigen wollte, hatte dieſer geſcheut und war, den Händen des königlichen Stallmeiſters ſich entreißend, durchgegangen.

Das Entſetzen war natürlich allgemein. Nur Ihre Majeſtät ſelbſt waren ruhig geblieben und beſtiegen — während Mylord Leiceſter ſich in Ausdrücken der Verzweiflung und in Lobpreiſungen der göttlichen Vorſehung erſchöpfte, die die Sonne-Englands, die großmächtige Königin, die erſte Zierde ihres Geſchlechtes, die jungfräuliche Monarchin ſo wunderbar gerettet — ein anderes ihrer Pferde.

So kam denn die Cavalcade jetzt an dem nach beiden Seiten der Straße geflüchteten Hochzeitszuge vorüber, während William das prächtige, ſtolze, mit Schaum bedeckte Thier, das ſeine gewaltige Hand trefflich zu bändigen verſtand, langſam und ruhig, aber mit dem Stolze eines Triumphators in den Zügen, den Heranreitenden zuführte.

Als er die Königin erreicht, hielt dieſe an.

Sie trug ein langes Reitkleid von grünem Sammt, das mit den koſtbarſten Perlenſtickereien überdeckt war. Die Aermel waren von weißen Spitzen mit goldenem Netzwerk umſtrickt, durch welches, da der koſtbare Mantel bei dem raſchen Reiten etwas zurückgefallen, Arme und Schultern, trotz der achtundvierzig Jahre, welche Eliſabeth jetzt zählte, reizend und blendend durchblickten. Der kleine Hut, ebenfalls von grünem Sammt, war leicht in die Höhe gekrämpt. Weiße Straußfedern nickten majeſtätiſch von ihm herab. Ueber der Stirne aber blinkte ein halber Mond von Diamanten, an Diana erinnernd, mit welcher keuſchen Göttin ſich Eliſabeth gern vergleichen ließ.

Aber auch Graf Leiceſter leuchtete von Diamanten und Edelſteinen aller Art; während ſeine fürſtliche Haltung und ſein ritterliches Weſen ihn faſt wie einen König erſcheinen ließ.

William, wie alle Anderen auf's Aeußerſte überraſcht von all dem Glanz und all der Pracht, ahnte ſofort, daß er die Königin vor ſich habe, obgleich er ſie bis dahin nie geſehen.

Raſch ſein Haupt entblößend und ſich tief verbeugend ſagte er daher, noch immer das ſtolze, ſcharrende und ſich bäumende Pferd am Zügel haltend:

„Haltet zu Gnaden, Majeſtät; aber wenn ich mich nicht täuſche und dies edle Thier Euren Leuten entſprungen iſt, ſo gereicht es mir zur hohen Freude, es meiner erhabenen und erleuchteten Herrſcherin zurückbringen zu können.“

Der junge Shakespeare hatte dies mit ſo klarer, klangvoller Stimme geſagt und ſeine Verbeugung war ſo ohne allen Zwang würdig und anſtandsvoll geweſen, daß die Königin und ihr Günſtling verwundert auf den jungen Mann blickten, der doch, ſeinem Ausſehen nach, nichts anderes als der Sohn eines Stratforder Kleinbürgers ſein konnte.

„Du haſt recht Burſche!“ — entgegnete die Königin hierauf — „Pegaſus“ iſt Uns untreu und rebelliſch geworden, wofür er büßen ſoll. Dir aber danken wir für deinen Dienſt, du haſt ihn wacker gemeiſtert.“ Darauf winkte die hohe Frau ihrem Stallmeiſter, der zitternd herantrat:

„Sir Thomas Webſter!“ — ſagte ſie dann ſtreng „ihr werdet alt und bedürft der Ruhe. Von heute an ſeid ihr eures Dienſtes entlaſſen. Pegaſus aber, der ſich der Gnade ſeiner Herrin unwürdig gezeigt, wird fortan aus Unſerem königlichen Marſtall ausrangirt und zu gemeinem Dienſt benutzt.“

„Heil Eurer Majeſtät!“ — rief hier Mylord Leiceſter mit Begeiſterung. — „So möge es allen Rebellen ergehen, die es wagen, meiner großen Königin die ſchuldige Treue zu verſagen Bei dem Allmächtigen! Die ſchönſten Lippen Altenglands haben das weiſeſte Urtheil geſprochen. Salamon hätte es nicht weiſer fällen können.“

„Eliſabeth von England,“ — entgegnete die Königin feſt und ernſt — „wird ſtets ihren Stolz in die Aufrechthaltung einer unerbittlichen Gerechtigkeit ſetzen. Dem Verdienſte und der Treue ihren Lohn, dem Unrecht und der „Untreue“ — hier betonte ſie ſtark das letzte Wort — „ihre Strafe.“

Und damit gab ſie ihrem Thiere die Sporen, William, der längſt vergeſſen war, faſt überreitend.

Alle ſtanden und ſchauten ſtaunend dem Zuge nach; nur Meiſter John Shakespeare ſchaute finſter drein und brummte vor ſich hin:

„So ſind ſie, dieſe Vornehmen und Großen: hätten den Jungen nahezu auf immer unglücklich gemacht; er bringt ihnen die wilde Beſtie zurück, ſpricht und benimmt ſich, als ob er ſchon bei Hofe geweſen, und zum Dank … überreiten ſie ihn beinahe!

Mutter Märy ſchwieg; aber ſie ſchüttelte mit verdrießlicher Miene das Haupt.

„Wenn's nur keine böſe Vorbedeutung iſt, Beß!“ — ſagte ſie dabei zu der an ihrer Seite ſtehenden und noch immer an allen Gliedern zitternden Baſe. — „So am Hochzeitstag, beim Kirchengang!“

Und ſie ſchüttelte wieder beſorgt und verdrießlich den Kopf.

„Ja!“ — entgegnete die Baſe Beß. — „Ja! wenn's nur keine böſe Vorbedeutung iſt! Ich zittere noch am ganzen Leibe. Aber! … es kann ja auch eine gute Vorbedeutung ſein, Baſe Märy! denkt nur, Will hat an ſeinem Hochzeitstage, beim Kirchgange mit unſerer großmächtigen Königin, Gott erhalte ſie und ihr Regiment, geſprochen! Herr, du meine Güte! wenn das nichts Gutes bedeutet, dann weiß ich nicht, was es bedeuten ſoll!“

Der Zug hatte ſich unterdeß wieder geſammelt und geordnet, und zog, das Brautpaar an der Spitze, der Kapelle zu.

Aber William und Anna waren ernſter geworden.

Eine Stunde ſpäter waren ſie Mann und Weib.

Ende des erſten Buches.

Zweites Buch.

Shakeſpeare
und ſeine Zeitgenoſſen.

Erſtes Kapitel.

Königin Eliſabeth und ihr Hof.

Durch die Reihen prachtvoll geſchmückter Zimmer ſchritten eben die Grafen Pembrocke und Montgommery in eifrigem Geſpräche.

Keiner von Beiden beachtete dabei die Maſſe von Höflingen und anderen Perſonen, die — ſämmtliche Gemächer füllend — bei ihrem Vorüberſchreiten mit ehrfurchtsvollem Gruß zur Seite traten.

Jetzt ſchritten ſie durch die Thüre eines Zimmers, dicht am Audienzſaale Ihrer Majeſtät, — ein mit köſtlichen Tapeten behängtes Gemach, deſſen Fußboden mit friſchen Binſen beſtreut war und deſſen Decke von ſchwerer Vergoldung ſtrahlte.

Es wimmelte hier von Biſchöfen, Geſandten, Pairs, Staatsräthen und Lords, unter welchen ſich auch die Herzöge von Weſtmoreland, Suſſex und Cumberland, die Grafen Schrewsbury und Arundel befanden.

„So haben Eure Herrlichkeit alſo dieſen ungeſchlachteten Menſchen in Dienſt genommen?" — frug im Eintreten Graf Pembrocke ſeinen Begleiter leiſe.

„Ja!" — entgegnete Montgommery, — „Ich glaube, wir hätten für unſer Vorhaben keinen Beſſeren finden können. Es iſt ein hartgeſottener Sünder!"

„Wie iſt doch ſein Name?" — frug Graf Pembrocke.

„Robin Hook, ſo viel ich weiß!" — entgegnete der Lord.

„Robin Hook! Robin Hook!" — wiederholte der königliche General-Polizeimeiſter. — „Richtig! — Er ſteht in Geſellſchaft eines gewiſſen Guy Bully auf der geheimen Liſte, die ich, als Chef der Polizei Ihrer Majeſtät, unſerer großen Königin, über die verborgenen Verbrecher unſerer guten Stadt führe."

„Deſto beſſer, ſo haben wir ihn in unſerer Hand."

„Und können ihn ſtumm machen, wenn er unſeren Zwecken gedient hat."

„Das lautet allerdings ſeltſam!" — meinte Montgommery hier lächelnd — „wenn uns Jemand hörte, müßte er glauben, wir beabſichtigten ſelbſt ein Verbrechen."

„Und doch iſt unſer Vorhaben ein Gutes."

„Bedient ſich der Herr nicht ſelbſt oft ſcheinbar des Böſen, um Gutes zu erzielen?“ — frug Montgommery.

„Nun!“ — ſagte Lord Pembrocke leiſe — „hier, wo ſo unendlich viel, wo das Wohl zweier Königreiche, das Heil und der Frieden einer edlen großen Seele auf dem Spiele ſteht, können wir kein Mittel unverſucht laſſen. Und ſollte Blut fließen, unſere Sache iſt zu heilig, um davor zurückzubeben!“

„Es iſt ein verwegenes Spiel!“

„Das unſeren Hals allerdings auf den Block bringen kann!“ — flüſterte Pembrocke.

„Unſere Namen aber gewiß, ſelbſt im unglücklichen Falle, der Geſchichte überliefern wird.“

„So ſind wir unbewußt wieder die Werkzeuge eines höheren Willens!“

„Wellen, im Strome der Geſchichte.“

„Die Geſchichte löſt die große Aufgabe: dem Willen des Herren der Herren Ausdruck zu geben; ſie iſt eine Kette von Urſachen und Wirkungen, in der wir Menſchen die Glieder bilden.“

„Aber doch mit klarem Bewußtſein der Beweggründe?“

„Der Menſch iſt ſich oft der Beweggründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewußt, ſo ſehr er ſich auch von dem Gegentheil überzeugt glaubt.“

„Bei Gott! ſind wir nicht in demſelben Falle?"

„Ich dächte nicht!"

„Betreffs des Unternehmens allerdings nicht; was aber die Mittel betrifft..."

„Wir wählen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen! Wie ich in dieſer großen Sache handle, handle ich — ich bin es überzeugt — in Folge eines inneren göttlichen Antriebes. Darum bin ich auch entſchloſſen...."

„Leiſe!" — flüſterte Montgommery — „wir ſtehen zwar hier abſeits der Maſſe; aber..."

„Wenn der Herr uns vernichten will, ſo werden wir es nicht verhüten. Indeß hat Eure Herrlichkeit Recht: Vorſicht iſt immer gut!" — ſagte Lord Pembrocke.

„Die Sache bleibt alſo bei der Verabredung?"

„Ja! Und ſind die Vorkehrungen alle getroffen?"

„Alle! Der Kerkermeiſter iſt, wie Eure Lordſchaft weiß, durch eine Summe beſtochen, die hinreicht, eine Baronie zu kaufen. Sir Walter Raleigh glüht, ſich an ſeinem ſtolzen und übermüthigen Feinde, dem Graf Leiceſter, zu rächen;... der junge, bis zur Tollheit ſchwärmeriſche Sir Francis Aymouth kann den Moment kaum erwarten, ſeine angebetete Königin..."

„Stille, ſtille! Er iſt ein Raſender!..."

„Aber gerade dadurch ein gutes Werkzeug für uns;... und der hartgeſottene Sünder Robin Hook — einer der ſchlimmſten Mordgeſellen unſeres guten Londons, wird eingreifen …“

„Aber nur …“

„Wenn es ohne ſeine Arbeit nicht gehen ſollte!“

Jetzt drang die Nachricht durch die Maſſen, daß die Königin nahe.

Jedermann machte Platz für Ihro Majeſtät, als auch ſchon die königlichen Leibwächter mit ihren vergoldeten Streitäxten und reich geſtickten Kleidern in der Ferne erſchienen.

Lautloſe Stille trat ein.

Jetzt hatte die Leibwache den Audienzſaal erreicht und ſtellte ſich an den Thüren deſſelben auf.

Fünfzig Edelleute aus der Königin Haushalt folgten ihnen.

Darauf Ritter des Hoſenband-Ordens, das blaue Band mit dem Motto: „Honit soit qui mal y pense“ in Diamanten unter dem linken Knie, auf der Bruſt den „Georg“, einen goldenen, mit Brillanten beſetzten Schild, das Bildniß des heiligen Georg zeigend. Stattliche Lords, mit dem Anſtande von Königen.

Ihnen folgte der Kanzler, die Staats-Siegel in einem roth ſeidenen Beutel tragend; demſelben zur Linken trat der alte Lord Southampton ein, das königliche Scepter auf rothſammetnem Kiſſen haltend; zur Rechten der Groß-Ceremonienmeiſter, das Staatsſchwert tragend, die Spitze aufwärts gerichtet; das Schwert ſelbſt in einer Scheide von carmoiſinrothem Sammt, mit Gold und Edelſteinen prachtvoll eingelegt.

Es lag eine wunderbare Würde in dem feierlichen Einherſchreiten all' dieſer, zumeiſt ſchon alten, Staatsmänner, — eine Würde, die jedoch mehr noch in dem engliſchen Charakter, als in dem pompöſen und ſteifen Ceremoniel begründet war.

Aber wie entſprach dieſe Würde auch dem nun folgenden Aufgehen der Sonne des damaligen Englands.

Fanfaren verkündeten mit lautem Schmettern die Herrſcherin.

Alle Häupter entblößten ſich, . . . alle Anweſenden verneigten ſich tief . . .

Königin Eliſabeth trat in majeſtätiſcher Haltung ein.

Auf ihrem Haupte blitzte eine kleine, ſehr zierlich gearbeitete Krone von feinem Gold und überaus koſtbarer Ausſchmückung von Diamanten und Rubinen.

In ihren Ohren hingen große, à jour gefaßte Brillanten vom Werthe einer Grafſchaft; während auf ihrem Buſen, welcher — da ſie ihr Kleid außerordentlich ausgeſchnitten trug — ſehr frei lag, ein Juwelenhalsband vom reinſten Waſſer ruhte. Eliſabeth trug dabei ein weißſeidenes Kleid, äußerſt zierlich mit Brillanten und Perlen geſtickt, darüber, von den ſehr ſchönen

Schultern herabfließend, einen blauen Sammtmantel, innen am Hals und an den Seiten mit Hermelin gefüttert und in einer ſo langen Schleppe endend, daß ſechs Pagen — allerliebſte, reizende Knaben, Söhne der vornehmſten Geſchlechter des Königreiches — an ihm zu tragen hatten.

Es war eine imponirende Erſcheinung und — obwohl Eliſabeth damals ſchon dreiundfünfzig Jahre zählte — eine anmuthige dazu. War ſie, trotz der leiſen Falten, welche Zeit, Leben und innere Stürme gezogen, doch immer noch ſchön zu nennen, wozu namentlich ihre, wenn auch nicht großen, doch ſehr lebhaften, Geiſt und Witz verrathenden Augen viel beitrugen. Dem geſellte ſich die ſchön geformte römiſche Naſe und ein, die ſchmalen Lippen reizend umſchwebendes Lächeln, was den Stolz ihres Geſichtsausdruckes wohlthätig milderte, hinzu. Die Fülle der Haare, von einem leiſen röthlichen Anhauche — Eliſabeth liebte es ſo — war freilich nicht durchaus ächt; aber ſie ließ zu den vollen und runden Formen des Halſes, der Schultern und des Buſens vortrefflich.

Vor allem imponirend aber war der Gang der Königin, ihre ganze Haltung, ja jede einzelne ihrer Bewegungen, und zwar um ſo mehr, als ſich um dies Weſen der äußeren Erſcheinung hier die Bedeutſamkeit der inneren ſchmiegte.

Eliſabeth von England war nicht allein der gelehrten Sprachen und der ganzen Bildung ihrer Zeit mächtig, ſondern ſie hatte auch durch ihre Schickſale unter der Regierung ihres Vaters, durch die Verfolgungen, welchen ſie unter ihrer Vorgängerin, der Königin Maria, ausgeſetzt war, ſo wie durch die lange Reihe ihrer Regierungsjahre eine Reife des Charakters und des Urtheils erlangt, die in der That überraſchte und Achtung gebot. Ihr ſtanden außerdem Miniſter zur Seite, welche Erfahrung mit großen Talenten vereinigten, namentlich William Cecil, nachher Lord Burleigh genannt, Nikolaus Bacon und Sir Francis Walſingham, der uneigennützigſte Mann, der je im Lande der Plutokraten unter den Miniſtern geſeſſen hat.

Wie viel aber lernte Eliſabeth auch von dieſen Staatsmännern! Dabei war ſie mit ihren Vorzügen und Fehlern ſo ganz Engländerin, ſie war ſo haushälteriſch, ſo durchaus reel und praktiſch, daß das engliſche Volk in ihr ſein Bild ſehen mußte, was ihr natürlich die Sympathien des ganzen Landes ebenſo gut gewann, als das Aufheben ungerechter Monopole, die Beförderung des engliſchen Handels, die Hebung des Ackerbaues, die Verbeſſerung der Münze und andere ſegensreiche Einrichtungen, die England ſichtlich hoben.

Schattenſeiten fehlten freilich nicht. So machte ihr das Verfahren gegen die unglückliche Maria Stuart, Königin von Schottland, deren Prozeß damals noch ſchwebte, die jetzt aber bereits ſeit ſiebzehn Jahren in ſchwerer Geſangenſchaft ſchmachtete, viele Feinde und Tadler, während der Charakter der ſonſt großen Königin, wie der faſt aller großen Regenten, im Lichte bürgerlicher Moral betrachtet, ſehr anſtößig war. Die aus Stolz und Heuchelei ſich ſelbſt beigelegte Bezeichnung „der jungfräulichen Königin“ verdeckte ja den Wenigſten, was dahinter lag.

Aber . . . die Strahlen der Sonne blenden ja ſo, daß man ihre Flecken nicht ſieht!

Königin Eliſabeth war, während ihrer Regierung, die Sonne Englands und natürlich in doppelter Beziehung die ihres Hofes.

Als ſie daher jetzt in ihrer vollen Majeſtät einherſchritt, dem Thronſeſſel entgegen, der ſie erwartete, waren alle Häupter entblößt, alle Rücken faſt bis zur wagerechten Haltung gebogen, ja Diejenigen, welche ihr zunächſt ſtanden, ließen ſich auf ein Knie nieder.

Hinter ihr, der Erhabenen, aber kam ein ganzer Zug Hofdamen, zumeiſt weiß gekleidet und mit Juwelen bedeckt; dann folgte eine ſchimmernde und blitzende Ehrenwache von Edelleuten, während wieder vierzehn königliche Leibwächter mit vergoldeten Streitäxten den Cortege ſchloſſen.

Als ſich die Königin niedergelaſſen und einen Wink gegeben, erhoben ſich Köpfe, Rücken und Kniee und eine längere Audienz begann. Sie galt vorzüglich den Abgeſandten Friedrichs von der Pfalz, unter deſſen Schutz ſich in Deutſchland ein Bündniß der überall verfolgten Proteſtanten gebildet hatte, dem die Ligue der Katholiſchen unter Max von Baiern entgegenſtand.

Die verfolgten Proteſtanten riefen die Hülfe der mächtigen Beſchützerin ihres Glaubens auf Englands Thron an.

Auch der Geſandte der Niederlande war zugegen, der Königin den Dank ſeiner Regierung für den Schutz auszuſprechen, welchen Eliſabeth den Niederlanden gegen Spanien gewährte.

Moritz von Naſſau hatte dem Geſandten ein eigenhändiges Schreiben mitgegeben; als es derſelbe knieend überreichte, zog die Königin, als beſondere Gunſtbezeugung, ihren kleinen weißen Handſchuh aus und reichte ihm ihre, von Brillantringen funkelnde, rechte Hand zum Kuſſe hin.

Auch andere Fremde von Bedeutung wurden der Majeſtät vorgeſtellt, Beglaubigungs-Schreiben zu überreichen oder ihre perſönlichen Huldigungen darzubringen.

Und mit welcher Anmuth und liebenswürdigen Herablaſſung unterhielt ſich Eliſabeth mit dieſen Allen, ſowohl in engliſcher, als franzöſiſcher, deutſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache; ja mit einem alten, ſehr ernſt und würdevoll dareinſchauenden, gewaltig gelehrten

Manne kam ſie ſogar auf die Literatur des Alterthums zu reden und citirte nicht nur Virgils Verſe:

„Fortunate senex! hic inter flumina nota
„Et fontes sacros —?“

ſondern auch einige Stellen aus Homers Odyſee in der Urſprache.

Ihre Augen funkelten dabei in freudigem Stolze, denn Eliſabeth war eitel genug, um gern mit den Kenntniſſen, die ſie in der Literatur und den Sprachen des claſſiſchen Alterthums beſaß, zu glänzen, und man muß bekennen, daß ſie allerdings nicht wenig darin bewandert war.

In der That zeigten ſich denn auch die Geſandten und eingeführten Fremden voll Staunen und Entzücken, ebenſo wie der Hof, obgleich dieſem die Sache nichts Neues war; aber man kannte ja der Königin über die Maßen gehende Eitelkeit, und ſo ſtaunte denn auch der Hof und ſchwamm pflichtſchuldigſt in Entzücken über das Wunder und Mirakel einer ſolchen Herrſcherin.

So rief denn auch jetzt der Mann, der — den linken Arm vertraulich auf die vergoldete Rücklehne des Thronſeſſels Ihrer Majeſtät gelehnt — dicht neben Eliſabeth ſtand:

„Ja! ja! Unſere erhabene Monarchin iſt die Minerva unſeres dreimal glücklichen Englands. Geſegnet wir Alle, daß wir unter dem Schutze einer ſo weiſen und mächtigen Königin, dem leuchtenden Vorbilde aller Herrſcher und Herrſcherinnen, athmen!“

Ein zufriedenes Lächeln umſpielte die Mundwinkel Eliſabeths.

„Mylord Leiceſter!“ — entgegnete die Königin — „es freut Uns, daß auch Ihr ein Freund der Poeſie ſeid. Das Leben bietet ſo viel des Nüchternen, des Trivialen und Kalten, daß man ſich wahrlich der erwärmenden Sonne der Poeſie erfreuen darf. Und ſtehen nicht auch um die Stufen Unſeres Thrones wackere Dichter?“

„Wie ſollte dies denn auch nicht der Fall ſein, hohe Monarchin?“ — frug Graf Leiceſter mit ſtrahlendem Blick und ſchmeichelndem Ton. — „Wer die Blume der Schönheit, die Englands Thron ſo überaus herrlich ſchmückt, ſelbſt nur von ferne anſtaunen darf, den wird Entzücken und Begeiſterung zum Dichter machen.“

„Mylord Leiceſter ſcheint dies ſelbſt geworden zu ſein!“ — entgegnete die Königin mit einem feinen Lächeln, das indeß ihrem Günſtling dennoch ſagte, wie gern ſie dieſe Schmeichelei vernommen. Ein feuriger Blick belohnte ihn und ward von ihm mit einem leiſen Seufzer und einer chevaleresquen Verbeugung entgegengenommen.

Und wahrlich! ritterlich genug ſah der ſtolze Lord aus, obgleich auch er bereits vierundfünfzig Jahre hinter ſich hatte . . . ritterlich und fürſtlich zugleich . . . ja, man konnte ihn unbedingt noch einen ſchönen Mann nennen; auch wußte der Graf dafür zu ſorgen, daß ſich ſeine Perſon, der Königin gegenüber, im rechten Licht zeige.

In der That, es war eine ſtattliche Geſtalt. Die hohe und breite Stirn deckte zum Theil das Barett, von welchem herab eine prachtvolle weiße Straußfeder nickte, der ein großer Rubin als Agraffe diente, doch blieb noch genug von der Stirne unbedeckt, um zu zeigen, daß unter ihr, neben Verſtand, ein unbändiger Ehrgeiz throne.

Und wahrlich, ſchon dies, ſein edel geformtes Haupt bedeckende Barett bewies, daß es ihm gelungen, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen: Robert Dudley, Graf von Leiceſter gehörte zu den Wenigen, die ihr Haupt in Gegenwart der Königin, und ſobald ſich dieſe niedergelaſſen hatte, in öffentlicher Audienz bedecken durften.

Des Grafen Augen waren dabei groß und verſtändig — ſeine Naſe etwas lang, doch nicht unverhältnißmäßig — ſeine Lippen anmuthig geſchwellt, von einem ſchönen und feinen Barte überragt, mit dem ein zierliches Knebelbärtchen correſpondirte.

Er trug eine weiß ſeidene mit braunem Sammt geſchlitzte Unterweſte, mit engen Schleifen an den Handgelenken, darüber einen Wams, der ebenfalls von dunkelbraunem Sammt, aber ſo reich mit Perlen geſtickt war, daß der urſprüngliche Stoff theilweiſe unter der Stickerei verſchwand. Auch die Beinkleider, Strümpfe, Strumpfbänder und Schuhe waren von weißer Seide und erſtere, da, wo ſie die Kniee berührten, mit Perlenkranzen eingefaßt. Unter dem linken Knie prangte der Hoſenbandorden, während an der Seite das Schwert blitzte, und der goldene Griff eines Dolches aus dem Gurt, der ſeine Taille umſchlang, hervorſchaute.

So ſtand Graf Leiceſter da, ein vollendeter Edelmann, — ſtolz wie ein König, — keck und mit leiſem Hohne über alle die Lords und Großen hinblickend, von welchen, wie er nur zu gut wußte, die meiſten im Geheimen ſeine erbitterten Feinde waren, wenn es auch Manche aus Klugheit nach Außen nicht zeigten.

Spiegelglatt, hohnlächelnd, ſtolz, von befriedigtem Ehrgeize ſtrahlend, ſchaute dies Antlitz darein ... und ... welche Vergangenheit barg ſich unter dieſer Spiegelfläche!

Robert Dudley, Graf von Leiceſter, war der fünfte Sohn des Herzogs von Northumberland und geboren um's Jahr 1532.

Noch jung ward er zum Ritter geſchlagen, und zum Gentleman der Schlafkammer König Eduard's VI. erhoben.

Obgleich in die ſtrafwürdigen Pläne ſeines Vaters mit verwickelt und demgemäß auch in deſſen Verdammungsurtheil, was bei der Thronbeſteigung Maria's erlaſſen wurde, mit eingeſchloſſen, ward er doch ſpäter begnadigt und im Dienſte der Königin angeſtellt.

Kaum aber hatte Eliſabeth den Thron beſtiegen, als es dem ſchönen, ritterlichen, aber zugleich auch unbändig ehrgeizigen Dudley gelang, ſich zu ihrem Günſtling emporzuſchwingen.

Aemter, Ehrenbezeigungen und Glücksgüter wurden nun mit verſchwenderiſcher Hand von der Königin über ihren Liebling ausgeſchüttet. Die Würden eines Oberſtallmeiſters, Ritters vom Hoſenbandorden, Geheimen- und Staatsrathes waren bald ſein Lohn, während die wahrhaft königlichen Einkünfte der fürſtlichen Domänen Kenilworth, Denbigh und Chirk ihm unermeßliche Reichthümer zuführten.

Aber Leiceſters Ehrgeiz war ja noch lange nicht befriedigt. Höher und immer höher ſtiegen ſein Stolz, ſeine Anmaßungen, ſeine Pläne . . . und wahrlich! Graf Dudley war der Mann, der, galt es ſein Ziel zu erreichen, vor nichts zurückbebte!

Er dachte in ſeinem Uebermuth: an die Hand einer Königin . . . Eliſabeth von England oder Maria Stuart, Königin von Schottland!

Aber Graf Leiceſter war verheirathet!

Da ſtarb, ſehr zur rechten Zeit, ſeine Gattin zu Cumner-Hall in Berkſhire . . . ein heimliches Gerücht ging flüſternd durch das Volk und ſagte ... ſie ſei von ihm ermordet worden.

Mag dies nun gegründet ſein oder nicht, was bis jetzt die Geſchichte nicht dargethan hat, ... in ſeiner Hoffnung, die Hand einer Königin zu beſitzen, ſah ſich Graf Leiceſter getäuſcht.

Eliſabeth von England ſetzte ihren Stolz in den Gedanken, über ihrem Grabe die Worte zu wiſſen: „Hier ruht die jungfräuliche Königin!“ Entſchiedener jedoch mögen hier noch Ehrgeiz und Herrſchſucht bei ihr gewirkt haben. Die Herrſchermacht mit einem Gatten zu theilen, kam ihr nicht in den Sinn.

Sie hatte ja auch ſo an Leiceſter, was ſie wollte.

Dagegen ermuthigte ſie ſelbſt ihren Günſtling, um die Hand der Maria Stuart anzuhalten. Die Falle war ſchlau: ſchöner und unverfänglicher hätte die Königin von Schottland der Königin von England nicht in die Hände geliefert werden können.

Daß Maria Stuart den Grafen Leiceſter mit Verachtung zurückwies, wurde die Urſache ſeines Haſſes ... ſeiner von da an beginnenden höhniſchen und unedlen Erbitterung gegen ſie, die erſt mit dem Tode der Unglücklichen endete.

Aber verdiente denn dies doppelte Mißgeſchick des Grafen in den Augen Eliſabeths keine Vergütung?

Ihr Herz fühlte doch zu warm für ihn.

Robert Dudley ward zu jener Zeit zum Baron Denbigh und Grafen Leiceſter erhoben, ſowie zum Kanzler von Oxford, nachdem er früher ſchon dieſelbe Würde an der Univerſität Cambridge bekleidet.

Aber die Liebe und die Gunſt der ſtolzen Eliſabeth forderten auch Opfer genug.

Leiceſter hatte ſich im Geheimen zum zweitenmale vermählt und zwar mit Lady Douglas Howard, Beſitzerin der Baronie Sheffield. Er hatte Kinder mit ihr. Da drohte dem Geheimniß Verrath, und Leiceſter zwang ſeine Gattin, die er nicht anerkannte, ſich mit einem Anderen öffentlich trauen zu laſſen.

Dennoch, und auf ein kleines Zerwürfniß hin, wagte es der Günſtling ſich im Jahre 1578 nochmals — und zwar mit der Wittwe des Walter Devereux, Grafen von Eſſex, zu verheirathen.

Königin Eliſabeth war höchlich beleidigt. Ihr ganzer Zorn wandte ſich gegen den Verbrecher.

Dennoch erlangte er die verlorene Gunſt – die indeſſen auf Sir Walter Raleigh übergegangen war — wieder, ſo daß er ſich ihrer jetzt in dem Zeitpunkte, von welchem wir ſprechen und nachdem er auf kurze Zeit die Statthalterſchaft der Niederlande übernommen hatte, im höchſten Grade wieder erfreute.

Das war Robert Dudley, Graf von Leiceſter, zu dem ſich die Königin eben ſo freundlich mit dem

Ausſpruche gewandt hatte, daß ja auch um ihren Thron der wackeren Dichter manche ſtänden, und der ihr ſo ſchmeichelhaft geantwortet.

In Folge dieſes Geſpräches verlangte denn auch die Königin nach der Audienz Meiſter Edmund Spenſer zu ſprechen, ihren Poeta laureatus, der bereits um die Gnade nachgeſucht hatte, ſeiner erhabenen Monarchin einige Stellen aus ſeinem neuen Gedichte „Die Feenkönigin" vorleſen zu dürfen.

Graf Leiceſter ſandte ſofort einen Diener an den Dichter, ihm den Befehl der Königin mitzutheilen.

Zweites Kapitel.

„Die Feenkönigin.“

Die Audienz war vorüber. Die Königin hatte ſich in eines ihrer inneren Gemächer begeben. Es war dies ein ſchönes, großes Zimmer, rings an den Wänden mit Gobelins behängt, die in ebenſo kunſtreich-gewirkten Zeichnungen als lebhaften Farben verſchiedene Scenen aus Ovid's „Verwandlungen“ zeigten.

Eliſabeth ſelbſt ſaß auf einem mit großer Kunſt geſchnitzten Seſſel, auf deſſen Sitz- und Rücklehn-Kiſſen von carmoiſinrothem Sammt ſich das königliche Wappen in Gold eingeſtickt fand.

Auch die zierlichen Füße der Königin ruhten auf einem Kiſſen von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Zwei große prächtig gefiederte Papageien wiegten ſich ſchreiend auf den Metallringen, die, rechts und links von ihr, zwei Pagen an Stäben hielten.

Natürlicherweiſe hatte ſie inſofern ihre Toilette geändert, als der Audienz-Apparat verſchwunden war, was ſie indeſſen nicht weniger königlich, wohl aber noch anziehender erſcheinen ließ, da ſich die Formen der Büſte jetzt noch vortheilhafter zeigten.

Auch von ihrem Hofſtaate war nur jener Theil mit ihr hier eingetreten, der zu ihrem engeren Haushalt gehörte; während die Großbeamten, die Miniſter, die Geſandten und der übrige Cortege bei dem Schluß der Audienz verabſchiedet worden war.

Immerhin mochten noch an vierzig Damen und Herren die Königin als glänzendes Gefolge umgeben.

Sie ſtanden in einem weiten Halbkreiſe ringsumher, in deſſen Mitte eben ein ſchlichter Mann eingetreten war.

Graf Leiceſter lehnte wie vorhin vertraulich an dem Seſſel der Königin.

Der Mann aber, der in der Mitte des Halbkreiſes, der Königin zugewandt, ſich leicht verbeugend ſtand, war Edmund Spenſer, wie man ſagte, ein weitläufiger Verwandter der Lords Spencer, in Wirklichkeit aber nur Magiſter der freien Künſte, Baccalaureus und Dichter.

Wer aber ſah es dieſer ſchlichten Erſcheinung an, welch' ſchöner und großer, bis jetzt nur noch nicht anerkannter Charakter ſie ſchmückte? Wohl wußte man, daß ſich hier reiche Kenntniſſe, feiner Geſchmack und ſcharfer Verſtand mit einem in der That glänzenden Dichtertalente vereinten; noch aber ahnte Niemand, daß

Edmund Spenſer auch ein Mann ſei, welcher bei der ſo ſchönen Gabe einer ungezwungenen Unterhaltung, einen ſtaatsmänniſchen Blick, Klugheit in der Berathung und Entſchloſſenheit in der Ausführung beſitze, vereint mit der edelſten und reinſten Menſchenliebe und einer unwandelbaren Anhänglichkeit an die ihm obliegenden Pflichten; ſomit aber alles in ſich vereine, was einen Thron ſtützen, einen kränkelnden Staat heben und einen blühenden in ſeinem Flor und Glanze erhalten kann.

Beſcheidene Zurückgezogenheit und ein ſtilles Schaffen auf dem Gebiete der Poeſie hatten freilich dieſe Anlagen der Mitwelt bis dahin verdeckt. Nur dem ſcharfen Blick der Königin war es, trotz dem ſeltenen Zuſammentreffen mit Spenſer, nicht entgangen, welch' ſchöner, kühner und thätiger Geiſt in dieſem Manne wohne. Auch der Anſtand, mit dem ſich Spenſer auszudrücken wußte, die Wahrheit und Innigkeit, mit der er ſprach und ſchrieb, ſo daß man ſie mitfühlen mußte, ob man wollte oder nicht, hatten Eliſabeths Wohlgefallen längſt ſo ſehr gewonnen, daß ſie ſich vorgenommen: Sir Edmund näher an den Hof zu ziehen und damit ſeinen Talenten einen freieren Spielraum zu ſchaffen.

Aber es ging hier wie ſo oft an den Höfen und bei den Großen!

Ein glücklicher Moment hatte dieſen edlen Entſchluß erzeugt; . . . der nächſte Moment, von neuen Erſcheinungen, wichtigeren Begebenheiten, anderen Vorkommniſſen, Vergnügen und Zerſtreuungen getragen, hatte ihn verwiſcht, bis ihn heute ein Zufall, die Schmeichelei eines Höflings, wieder in Erinnerung brachte.

Glücklicherweiſe hielt ihn diesmal die Königin feſt, und ſo ſtand denn der beſcheidene Poet jetzt auf Eliſabeth's ausdrücklichen Befehl vor ihr.

„Seid Uns willkommen, Spenſer!" — redete ihn jetzt die Königin an. — „Wir haben Euch zu Hof befohlen, weil Wir Euch in Gnaden gewogen ſind und Uns freuen, ein ſo ſchönes Talent unter Unſerem Scepter aufblühen zu ſehen."

Spenſer verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, dann ſagte er beſcheiden, aber ohne alle Furcht und Verlegenheit:

„Da unter dem Scepter Eurer Majeſtät ganz England zu neuer Blüthe hervorgerufen wurde, iſt's wohl natürlich, daß auch in dem Herzen des für ſeine große Königin begeiſtertſten Unterthanen ein Stückchen Poeſie erblühte, das indeß, wenn ihm Verdienſt zukommt, dieſes nur dem allmächtigen Zauber verdankt, der von der großen Herrſcherin unſeres glücklichen Vaterlandes ausgeht!"

„Wir lieben wenigſtens die Poeſie von Herzen!" —

ſagte die Königin freundlich — „und werden ihr gern Unſeren Schutz angedeihen laſſen.“

„Wenn's Eurer Majeſtät beliebt,“ — ſagte hier Mylord Leiceſter — „wie ſollte es auch anders ſein? In Eliſabeth von England ward der Welt das große, unerhörte Schauſpiel: eine Herrſcherin zu ſehen, um deren erhabenes Haupt Poeſie, Philoſophie, Staatsweisheit, Tugend und Schönheit in vereintem Glanze ihre Strahlen breiten!“

„Gott hat Uns allerdings mit Sinn für derlei erhabene Dinge geſegnet!“ — erwiederte die Königin geſchmeichelt, und ein anmuthiges Lächeln ſpielte um ihren Mund. — „Wir können dabei nur wünſchen, daß es anderen gekrönten Häuptern eben ſo gehen möge.“

„Vergebung, Majeſtät!“ — rief hier Leiceſter, der dieſen Stich auf die unglückliche Königin von Schottland wohl verſtand, — „es giebt nur Eine Eliſabeth von England! . . . Das Göttlich-Erhabene wiederholt ſich nicht!“

„Kenntniſſe, wie ſie Eure Majeſtät beſitzen, und ein ſo feiner geläuterter Geſchmack, ſind in der That ſelten die Zierden der Throne!“ — ſetzte Spenſer hinzu.

„Deshalb verehren Wir auch den Mann, der den Anfang gemacht hat, einen beſſeren Geſchmack in unſere vaterländiſche Literatur zu bringen!“ — verſetzte

Eliſabeth. — „Euer Schäfergedicht: the shepherds calm dar“ hat Uns ſehr wohl gefallen!“

„O, Majeſtät!“ — entgegnete der Dichter mit jener, das wahre Verdienſt ſo ſchön kleidenden Beſcheidenheit, — „die allzugroße Gnade und Nachſicht meiner erhabenen Königin beſchämt mich. Es iſt mein erſtes Gedicht, das nur zu ſehr den beſchränkten Kreis meiner bisherigen Erlebniſſe bekundet.“

„Darum wollen Wir dieſen Kreis erweitern!“ — ſagte Eliſabeth mit anmuthsvoller Huld. — „Wir müßten Uns übrigens ſehr täuſchen, Spenſer, wenn Ihr darin nicht eine Herzensneigung, die Euer müßiges Landleben in Nordengland beglückend und neckend ausfüllte, wieder gegeben hättet.“

Des Dichters Antlitz überflog eine dunkle Röthe.

Die Königin und Leiceſter lächelten . . . natürlich lächelte daraufhin auch die ganze Umgebung.

Spenſer aber, der ſich ſchnell gefaßt, ſagte:

„Eliſabeth iſt nicht nur Königin von England, ſie iſt auch eine „Königin der Feen,“ denn ſie durchſchaut ſelbſt die tiefſten Tiefen der Menſchenherzen!“

„Die Uns Unſer guter Spenſer durch die Wahrheit und Wärme ſeines Gefühls ſelbſt erſchließt. Aber in der That, Wir wünſchen, daß Ihr auf dieſem Wege weiter ſchreiten und damit einen feineren Geſchmack in

Hinſicht der edlen Poeſie in Unſerem guten England wecken möchtet.“

„Majeſtät!“ — ſagte hier Spenſer mit leichter Verbeugung — „wie kann ein ſo unbedeutender Dichter, wie ich, dem erhabenen Werke vorgreifen, das ſeine große Königin bereits begonnen hat: nur der Genius einer ſchönen Zeit iſt der Bildner feinen Geſchmacks . . . und eine ſolche Zeit erblüht jetzt, heraufgeführt durch Euch, unſerem theuren Vaterlande!“

„Wir hoffen, daß Ihr Wahrheit ſprechen mögt!“ — verſetzte Eliſabeth. — „Wenigſtens haben Wir gewiß den redlichen Willen, das Vaterland zu heben und glücklich zu machen. Indeß . . . mit der Bildung des Geſchmackes iſt es doch ein eigen Ding. Woher kam es, daß Griechenland in dieſer Beziehung einſt ſo hoch ſtand?“

„Der griechiſche Geſchmack war die ſchöne Nationalblume ihrer freien Wirkſamkeit, ihres ſchönheittrunkenen Genie's, ihres hellen treffenden Verſtandes!“ — bemerkte Spenſer.

„Und fehlt uns Engländern der Sinn für Schönheit? der klare ſcharfe Verſtand?“

„Gewiß nicht, erhabene Monarchin, wir Engländer ſind ein ruhiges, praktiſches, vielleicht nur mit zu viel kaltem Verſtande verſehenes Volk, dem, in dieſer Beziehung, wenige Völker der Erde beikommen werden; . . .

für Poeſie aber" — ſetzte Spenſer hier mit ſchönem Lächeln hinzu — „fehlt bisher, wie mir deucht, der reizenden Blume der rechte Boden, der Saft, die Nahrung, der Aether!"

„Aber was war denn Griechenland vor und unter Homer?" — frug die Königin — „doch gewiß ein noch ganz rohes Volk! und doch liegt, Unſeres Bedünkens nach, hier die Wurzel, aus welcher jene leuchtende Blüthe emporwuchs!"

„Der Scharfſinn meiner erhabenen Königin iſt wahrhaft bewunderungswürdig!" — rief hier mit großer Emphaſe Lord Leiceſter.

„Tragt die beiden Papageien weg!" — befahl die Königin, die neben ihr ſtehenden Pagen. — „Sie ſtören!"

Die Pagen gehorchten.

Der edle Dudley, Graf von Leiceſter, biß ſich auf die Lippen.

„Eure Meinung, Spenſer!" — ſagte die Königin ernſt.

„Wenn's Eurer Majeſtät beliebt, glaube ich gerade hier eine gewiſſe Aehnlichkeit mit damals und jetzt zu finden!" — entgegnete der Dichter. — „Homer entſtand im ſchönen griechiſchen Jonien in einem Zeitalter, da er die erſten Schritte zu einer feineren Bildung ſah, und von den ſtarken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte! . . . Hat nicht die blendende, liebenswürdige und doch von ſoviel Staatsweisheit geleitete Erſcheinung unſerer großen Monarchin, ſchon durch ihre erhabene Weiblichkeit, auch die engliſche Nation zu den erſten Schritten einer feineren Bildung geführt? — Ferner: lebten die Heldenfabeln zu Homers Zeiten in dem Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Proſa noch nicht erfunden waren, von ſelbſt eine dichteriſche Geſtalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein National-Gegenſtand, wie es ihnen einſt der Zug der Argonauten geweſen war.“

„Aber was hat das mit England und Uns gemein?“ — frug hier die Königin.

„Sehr, ſehr viel!“ — entgegnete Spenſer in edler Erregung. — „Hat unſer Vaterland nicht der Heldenſagen, der gewaltigen Könige, der großen Thaten genug aufzuweiſen? Liegen in ihnen nicht die Keime herrlicher Schöpfungen?“

„Und warum hat Meiſter Spenſer dieſen Gegenſtand noch nicht ergriffen?“

„Mögen Eure Majeſtät vergeben: dafür bedarf es einen andern Geiſt!“

„Nicht zu beſcheiden, Spenſer!“ — ſagte die Königin. — „Wenn Ihr auch kein Homer werdet, ſo habt Ihr doch das Talent Tüchtiges zu leiſten.“

„O Homer! Homer!“ — rief hier der Dichter enthuſiaſtiſch — „die griechiſche Sprache trieb damals in aſiatiſcher Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte ſich zu einer ſchönen menſchlichen Geſtalt, die Leidenſchaften der Menſchen wirkten freier, ihre Seele war offen . . . doch, Vergebung, Majeſtät! auch unter den jetzigen Lebensbedingungen kann allerdings Großes geleiſtet werden, wenn unſere erhabene Königin, die Gott uns lange erhalten möge, den betretenen Weg weiter ſchreitet. Ja! ich ahne, daß unſere Zeit noch Großes gebären wird, daß unter den Fittigen unſerer erhabenen Monarchin ſich auch die alten Heldenſagen, die großen Königsbilder der Heinriche und Richards, und wie ſie alle heißen, großartig und herrlich wieder beleben werden! Die Zeit, die Eliſabeth, die jungfräuliche Königin, ihrem Vaterlande heraufführte, wird . . . muß ſie erzeugen!“

Spenſer hatte wie in ahnungsvoller Begeiſterung geſprochen; ſeine Augen ſtrahlten, ſeine Wangen glühten, die mächtige Erregung ſchien den dreißigjährigen Mann in einen Jüngling umgewandelt zu haben.

Die Königin betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Dennoch ſagte ſie:

„Was Ihr ſagtet, Meiſter Spenſer, gefällt Uns, und ſeine Erfüllung ſoll Uns freuen; aber Wir verdenken es Euch, daß Ihr nicht ſelbſt Hand anlegt an ein ſolches Werk!“

„Und wie, Majeſtät?“ — frug hier der Dichter auf einmal wie umgewandelt, freudeſtrahlend, in Entzücken aufblitzend — „wenn meine geringe Perſon ſich nun ſo glücklich preiſen dürfte, dem Wunſche ſeiner erhabenen Königin, — wenigſtens ſo weit es ſeine ſchwachen Kräfte erlauben — entſprochen zu haben?“

„Ihr hättet ein ſolches Gedicht verfaßt?“ — rief die Königin freudig.

„Vergebung für meine Kühnheit!“ — ſagte Spenſer, ſich vor Eliſabeth auf ein Knie niederlaſſend und der Monarchin ein Manuſcript überreichend, — „Vergebung für meine Kühnheit, wenn ich die erhabenſte und liebenswürdigſte aller Erſcheinungen auf Englands Thron zum Hauptgegenſtand und Mittelpunkt meines Gedichtes machte!“

„So enthielt dies Pergament?“ . . .

„Das neueſte Werk, das der treueſte Eurer Unterthanen ſeiner erhabenen Königin zu widmen um die Erlaubniß fleht!“

„Und es wäre?“ . . .

„Die „Feenkönigin!“*), ein ſchwaches ſymboliſches Bild meiner erhabenen Monarchin, um die ſich König

---

*) „The Fairy Queen.“

Arthur — die Ritterlichkeit in ihrem ſchönſten, reinſten und heiligſten Glanze — bewirbt.“

„O Unſere Vergeßlichkeit!“ — ſagte die Königin, deren heitere Miene zeigte, wie ſehr ſie ſich durch dieſe feine Huldigung des geiſtvollen Dichters geſchmeichelt fühlte. — „Hatten Wir Euch doch ſchon zugeſagt, einige Stellen daraus zu hören und Euch gerade deshalb hieher befohlen. So ſteht denn auf, Spenſer, und laßt Uns etwas von Eurer Schöpfung vernehmen, für die Wir Euch im voraus Unſeren Dank ausſprechen.“

Spenſer folgte dem Befehl, ſtand auf, trat einige Schritte zurück und begann dann mit milder aber klangvoller Stimme zu leſen.

Aber wie bezauberte gleich der Anfang die Königin und alle Anweſenden: wie reich, wie ſanft, wie liebevoll, wie athmeten dieſe Verſe ſo ganz und gar den Geiſt des alten Minnegeſanges!

Gleich bei Vollendung der erſten Stanze rief die Königin: „Halt!“

Alles ſtaunte.

Ueber des Dichters Antlitz lief eine leichte Bläſſe.

Die Königin aber enthob ihn bald ſeines Schreckens: „Vortrefflich!“ — ſagte ſie mit dem Ausdruck aufrichtiger Freude — „vortrefflich, edler Sir, für dieſe Stanze beſtimmen Wir Euch eine Ehrengabe von 50 Pfund!“

Der Dichter erröthete. Die Gabe an Geld, die noch dazu eben gerade nicht königlich war, verletzte ſein Zartgefühl. Doch überwand er ſich und fuhr, nachdem er ſich mit Würde verneigt hatte, in ſeiner Vorleſung fort:

Aber ſchon nach der zweiten Stanze erfolgte das verhängnißvolle „Halt!“ der Königin abermals.

„Spenſer!“ — rief ſie — „Ihr ſeid bezaubernd! dieſe Zierlichkeit und Schönheit der Sprache, dieſe Fülle des Geiſtes! Der zweiten Stanze 100 Pfund Ehrenſold!“

„Majeſtät!“ — ſagte Spenſer . . .

„Weiter! weiter!“ — gebot die Königin.

Der Dichter las die dritte Stanze.

„200 Pfund!“ — tönte es aus dem Munde der Herrſcherin.

Große Bewegung zeigte ſich im Saale. So freigebig war die haushälteriſche Eliſabeth ſelten.

Aber Erregung und Staunen ſollten ſich noch ſteigern, gleichmäßig mit dem Entzücken über die Verſe des Dichters, in welchem ja ohnedem Niemand hinter der Majeſtät zurückbleiben durfte, als die Königin nach der vierten Stanze ihr:

„400 Pfund!“ — rief — „Aber jetzt haltet in der That ein!“ — ſetzte ſie dann lächelnd hinzu, ſonſt kommen Wir mit Unſerem edlen Groß-Schatzmeiſter in Conflict. Mylord Burleigh wird jetzt ſchon alle Poeſie, für die er ohnedem wenig Gefallen zeigt, zur

Hölle wünſchen. Wie könnten Wir auch Euer ſchönes Talent mit Geld aufwiegen, Sir Spenſer? Ihr laßt Uns wohl Euer treffliches Gedicht in Ruhe ſelbſt ſtudiren?“

„Majeſtät ſehen den glücklichſten der Sterblichen“...

„Nicht doch! Wenn Wir das Gedicht gründlich ſtudirt haben, legen Wir es wieder in Eure Hände, damit es zur Oeffentlichkeit gelange und Englands und Unſerer Regierung Glanz mehre. Damit aber die Welt auch ſehe, daß Eliſabeth von England die Träger der edlen Dichtkunſt zu würdigen weiß, ſo ernennen Wir Euch, Sir Edmund Spenſer, zu Unſerem Hofpoeten und belehnen Euch mit dem Gut und dem Schloſſe Kilcolman, bei Cork, in Unſerem guten Irland.“

„O großmüthigſte der Fürſtinnen!“ — flüſterte Leiceſter.

„Welche erhabene Großmuth!“ — tönte es im Kreiſe.

Spenſer aber hatte ſich, ganz verwirrt von ſo viel Huld und Güte, abermals vor der Königin auf ein Knie niedergelaſſen.

„Vergebung, Majeſtät!“ — ſagte er dabei, das Ideal ſeiner Dichtung mit vor Entzücken ſtrahlenden Augen anſchauend — „Vergebung, Majeſtät, daß das tiefe Dankgefühl, das in dieſem Augenblick, beim Empfange ſo außerordentlicher Huld von Seiten meiner durchlauchtigſten Herrin und Königin, die Seele mir durchglüht, meiner Zunge die Fähigkeit genommen hat, würdig und entſprechend zu danken; aber mein Leben und Streben lege ich hiermit Eurer Majeſtät zu Füßen. Beide ſeien meiner großen Königin bis zu meinem letzten Athemzuge geweiht!“

„Wir nehmen dieſe Weihe und dies Gelöbniß mit Freuden an!“ — entgegnete die Königin ſich erhebend — und ſie ſah jetzt, von dem Purpur freudiger Erregtheit übergoſſen, wahrlich wie eine Feenkönigin reizend und herrlich aus — „Wir nehmen dieſe Weihe und dies Gelöbniß mit Freuden an, wenn Wir es mit der edlen Poeſie ſelbſt theilen dürfen. Bleibt Ihr und Uns treu und Ihr leiſtet dem Vaterlande den ſchönſten Dienſt. Helft Uns Englands Geſchmack in Literatur und Kunſt bilden und leiten, und Ihr werdet durch Eure Werke und dies edle Streben unſterblich ſein!“

Und damit winkte die Königin dem überglücklichen Dichter ſich zu erheben, während ſie ſelbſt — nur von ihren Damen gefolgt — ihren inneren Gemächern zuſchritt.

Drittes Kapitel.

In Mörderhänden.

In einem jener Stadttheile Londons, der jetzt längſt von der Erde verſchwunden iſt, ſtanden um das Jahr 1586 vielleicht eben ſo viele Häuſer, als ſonſt eine mittlere Stadt aufzuweiſen hat.

Aber was waren dies auch für Häuſer? . . . Zwei, höchſtens drei Fenſter breit, alt, ſchwarz angeraucht, halb verfallen, ſtanden ſie in engen, dunklen, ſchmutzigen Straßen als Ruinen neben einander, immer eines den Einſturz mehr drohend, als das andere.

Hier hatten Armuth, Noth und Elend . . . aber auch das Verbrechen ihr Hauptquartier aufgeſchlagen.

Und kennt denn das heutige London nicht ebenfalls ſolcher düſteren Stellen genug?

Darin liegt eben das Wunderbare Londons, daß der ungeheuerſte Reichthum und die entſetzlichſte Armuth, — das ſybaritiſchſte Wohlleben und das furchtbarſte Elend, —

die ſchönſte geſellige Bildung und die empörendſte Rohheit, — die ſtrengſte Tugend und die abſcheulichſten Laſter, — die entzückendſte äußere Pracht und die Zeichen der kümmerlichſten Exiſtenz ſo dicht neben einander liegen!

Faſſen wir nur einmal das Letztere in's Auge: das prachtvolle Weſtend, die herrliche Umgebung der Parks, Regentſtreet u. ſ. w., oder wir kommen von Oſten her und haben Trafalgar Square durchſchritten, die Grenze des officiell politiſchen London's, vom commerciellen Stadttheil von Norden nach Süden laufend, und betreten eine breite Straße mit Gebäuden von weißem Stein, die aber im Rauch ſchwarz geworden ſind. Dieſe Gebäude ſind meiſt öffentliche und laufen, ſanft ſich ſenkend, nach Süden an die Themſe. Am Schluß der Perſpective erheben ſich die zahlreichen Thürme des neuen Parlamentsgebäudes, rechts davon die Weſtminſter-Abtei, die im Inneren viel ſchöner iſt als im Aeußeren. Auf der Seite werfen wir den Blick auf eine Rieſenſäule, auf welcher Nelſon ſteht, wie Napoleon in Paris auf der Vendôme-Säule. Schreiten wir durch dieſe Straße, ſo biegen wir in die Straße der engliſchen Miniſterien, deren Gebäude allerdings nicht ſo ſtattlich ausſehen, als in vielen kleinen deutſchen Hauptſtädten. Zunächſt wird die Admiralität ſichtbar, dann das Kriegsminiſterium u. ſ. w., dem gegenüber liegt Whitehall, ein

Theil jenes Palaſtes Carl I., aus dem er zum Tode ſchritt; es ſteht davon nur noch die berühmte Banquett-Halle, aus deren einem Fenſter, wie man ſagt, er zum Schaffot getreten iſt. Wir gehen über den Platz ſelbſt, auf welchem das Haupt des Königs fiel. Zwiſchen Whitehall und dem Parlament liegt Downing street, in welcher die Spitzen der Verwaltung ſich befinden; dann kommt eine kleine Querſtraße nach rechts, worin viele Zeitungs-Büreaux liegen, ſowie die Miniſterien des Innern und Aeußern.

Wie großartig, wie prachtvoll dies Alles!

Aber unſer Auge ſoll noch mehr ſtaunen.

Wir treten nun auf den Platz vor dem Parlament. Die Brücke, welche über die Themſe ſpringt, iſt doppelt ſo breit als eine gewöhnliche und eine ganze Reihe von Häuſern, welche das Parlament den Blicken entzog, iſt abgeriſſen. Das Parlamentshaus iſt einmal abgebrannt und nach einem Plan Barry's im gothiſchen Styl wieder neu ausgeführt worden und es werden jährlich noch 150,000 Pfund darin verbaut. In dieſes Haus iſt ein Theil des alten Parlamentsgebäudes eingebaut worden, die prachtvolle Weſtminſter-Hall, welche ſchon William Rufus, der Sohn Wilhelm des Eroberers, gebaut hat, zu einer Zeit, die noch ziemlich arm war in der Baukunſt und von der man ſo große Dinge nicht erwarten ſollte. Es iſt immer noch der größte Saal Europa's, der nicht zu kirchlichen Zwecken beſtimmt iſt. Der ganze Saal iſt aus gewaltigen Quaderſteinen aufgeführt und mit iriſchen Eichen bedeckt, die wundervoll geſchnitzt ſind und beim Brande des Parlamentgebäudes mit ungeheueren Waſſermaſſen geſchützt wurden, weil ſonſt eines der ſchönſten Kunſtwerke mittelalterlicher Kunſtſchnitzerei verloren gegangen wäre.

So ſteht es da, das prächtige Parlamentsgebäude, nach Außen und Innen ein Wunder gothiſcher Architektur, geſchmückt mit den Bildſäulen berühmter engliſcher Staatsmänner, wie Chatam, Gratan, Burke, Pitt und Fox.

Und wenden wir nun unſeren Blick von dieſer Pracht — die ſich ja in anderen Stadttheilen noch hundertfach wiederholt und überbietet — nach White Chapel.

O! welch' ein Abſtand! — Welch' ein peinliches Gefühl erfaßt uns, wenn wir hier Parallelen ziehen!

Niederdrückender und peinlicher aber noch, als Alles, was wir an elenden Stadttheilen jetzt noch in Englands ſtolzer Hauptſtadt gewahren, war denn doch jener düſtere Fleck des alten Londons von 1586, von dem wir eben ſprachen.

Selbſt am hellen Tage ſchüchterte ein einziger Blick in dies Labyrinth von engen ſchmutzigen Straßen, Ruinen und Spelunken jeden ordentlichen Menſchen zurück; auch wußten die würdigen Bürger London's recht gut, daß keiner von ihnen — möge er nun am Tage oder gar in der Nacht in dieſes Stadtviertel gerathen ſein — wieder lebendigen Leibes herauskomme.

Nicht einmal die Diener der Ordnung wagten ſich in dieſe weitausgedehnte Räuberhöhle und Mördergrube, ſo wenig als ſelbſt heut zu Tage noch ein anſtändiger Mann ohne die Begleitung von einigen Policeman White Chapel betreten wird.

An dem einen Ende jenes Stadttheiles nun lag um jene Zeit ein, zur Ruine zuſammengeſunkener Thurm, von deſſen Urſprung und früherer Beſtimmung Niemand mehr Kunde hatte.

Jetzt glich er freilich mehr einem Steinhaufen, als einem Gebäude; indem die oberen Theile — mit Ausnahme einer kleinen Halle zu ebener Erde — vollſtändig eingeſunken und nur die unterirdiſchen kellerartigen noch einigermaßen erhalten waren.

In einem dieſer Räume — zu deſſen feuchter Tiefe ſelbſt der Tag kaum einen matten Lichtſchein durch ein fußgroßes, in der Nähe der gewölbten Decke angebrachtes Luftloch ſandte — befanden ſich jetzt zwei Menſchen. Es war ein Mann mit ſtruppigem Haar und Bart, in ſeinem verwilderten Weſen einem Wegelagerer gleichend, wie ein Ei dem anderen.

Er ſaß auf einer, aus der rohen Mauer herausragenden Steinbank, vor der ein alter eichener Tiſch ſtand, der wiederum eine alte Zinnkanne trug, aus welcher der widerliche Duft eines ſchlechten aber ſtarken Getränkes aufſtieg. Ein großer halb abgenagter Knochen lag neben der Kanne. Teller, Meſſer oder gar Gabeln waren hier unbekannte Dinge. Zum Schneiden diente ein alter, aber ſcharf geſchliffener Dolch, der vielleicht ſchon . . . Gott weiß was für Dienſte gethan hatte.

Außer der Steinbank und dem Tiſch, zeigte ſich hier dem Auge — wenn es überhaupt die Kraft hatte, die, durch den bereits ſchon angebrochenen Abend völlig gewordene Dunkelheit zu durchdringen, — nur noch ein Strohlager, über welches man einige Kiſſen und Decken gebreitet hatte.

Neben dem Lager, in der Ecke des Gemaches, kauerte eine weibliche Geſtalt, in Lumpen gehüllt und kaum halb bekleidet, die Haare aufgelöſt und verwirrt um den Kopf hängend.

Sie mochte, was man freilich jetzt nicht ſehen konnte, etwa dreiundzwanzig Jahre alt ſein.

Wie ſie hieher gekommen, das mochte Gott wiſſen! daß ſie aber nicht hieher gehörte, nicht dieſem Ausbund der Menſchheit entſproſſen war, . . . das ſtand feſt!

Sie mußte, als junges Mädchen, wunderſchön geweſen ſein, dies zeigten noch jetzt ihre regelmäßigen und feinen, wenn gleich entſtellten Züge, in welche ohne

Zweifel: Schreck, Angſt, Mißhandlung, Noth und Kummer die Spuren ihres Daſeins eingezeichnet.

Auch die Zartheit und Weiße der Haut ſprach für eine Abſtammung aus höheren geſellſchaftlichen Kreiſen.

Jetzt charakteriſirte den Ausdruck der Unglücklichen eine gewiſſe Stumpfheit, neben dem etwas ängſtlich Geſpanntes lag.

Sie kauerte wie ein Hund in der Ecke ... und ... wie einem Hund warf ihr der Mann jetzt den halb abgenagten Knochen hin, den ſie, augenſcheinlich von Hunger gepeinigt, begierig erfaßte und völlig abzunagen begann.

Kein Wort wurde dabei gewechſelt.

Der Mann trank auf einen Zug die Hälfte des Inhaltes der Kanne leer.

Als dies geſchehen, ſtreckte er ſich gemüthlich auf der Steinbank aus und ſchien in Träumereien zu verſinken.

Das weibliche Weſen rührte ſich nicht.

Es mochte wohl jetzt eine halbe Stunde auf dieſe Weiſe verſtrichen ſein, als man einen Hahn krähen hörte.

Der Mann richtete ſich halb auf.

Der Hahn krähte zum zweiten und dritten Mal.

„Er iſt es!“ — ſagte der Inhaber der finſteren Höhle und erhob ſich langſam.

„Iſt von dem erbärmlichen Geſöff noch etwas vorhanden?“ — fragte er zugleich.

Das weibliche Weſen nickte.

„So fülle die Kanne noch einmal und ſetze ſie wieder auf den Tiſch!“

Damit entfernte er ſich.

Auch die Angeredete, die ſich erhoben und jetzt eine ſchöne, ſchlanke aber abgemagerte Geſtalt zeigte, ſchlüpfte durch eine kaum bemerkbare Oeffnung in ein anſtoßendes Gewölbe.

Es war größer als das, aus welchem ſie kam, aber faſt ganz mit einem ſolchen Wuſt und Durcheinander von Dingen ausgefüllt, daß Jeder auf den erſten Blick erkennen mußte, um was es ſich hier handle; lagen doch hier eine Maſſe der verſchiedenartigſten Kleidungsſtücke, männliche und weibliche, von den feinſten und ordinärſten Stoffen, Waffen aller Art, leere Schmuckkäſtchen, Kannen und Becher, ein Theorbe, ja ſogar eine Monſtranz, deren Edelſteine man ausgebrochen

Unzweifelhaft eine ſchöne Sammlung geſtohlener und geraubter Gegenſtände.

Welcher ſchmucke Jüngling aus edlem Geſchlecht mochte wohl die Theorbe unter dem Fenſter der Geliebten geſpielt haben, als ihn der Dolch von hinten traf oder der Strick mit einem Ruck den Hals zuſchnürte?

Vielleicht hatte Eiferſucht die Hand gebunden, die einem ſchönen heiteren Jünglingsleben ſo raſch ein Ende machte.

Vielleicht auch traf einen Wüſtling die verdiente Strafe.

Lagen ſeine Kleider hier bei den übrigen?

Ha! wenn die Geiſter derer, deren einſtigen Hüllen von Sammt und Seide hier aufgeſpeichert lagen, hätten an demſelben Orte erſcheinen können!

Grauſiger Gedanke!

Schrecklicher, wenn ſie Gericht gehalten, über die, die einen gleichen Wuſt von Sünden und Verbrechen auf ihre Seele gehäuft.

Auf die Eintretende machten Ort und Gegenſtände keinen Eindruck mehr.

Sie mochte Aergeres erſchaut haben. Ihr Gefühl war abgeſtumpft, . . . ihre Seele lag in einer Art Erſtarrung.

Lautlos füllte ſie die Kanne aus einem Schlauch von Bocksleder. Lautlos ſchlüpfte ſie zurück und ſtellte das Getränk auf den alten ſchmutzigen Tiſch.

Dann kauerte ſie wie vorhin in ihrer Ecke wieder nieder.

Der Herr der Raubhöhle war indeß vorſichtig aus ſeinem Fuchsbau hinausgetreten, eine ſchwere Thüre erſchließend. Sie führte in einen kleinen, von hohen, halb zerfallenen Mauern umſchloſſenen Hof.

Auch hier befand ſich eine Thüre, wohl verſchloſſen und wohl verriegelt; nicht etwa den Nachforſchungen der Obrigkeit und des Geſetzes zu entgehen — die fürchtete man hier gar nicht! — ſondern zur Sicherſtellung vor allenfallſigen räuberiſchen Ueberfällen der umwohnenden würdigen Nachbarn.

Man ſtand in dieſem ſauberen Stadttheil — trotz der Geſetze, die unter den Spitzbuben als ſelbſtgegeben und den eigenen gegenſeitigen Schutz begründend, meiſt ſtreng gehalten wurden, — doch auch oft auf Kriegsfuß.

Der edle Proletarier legte jetzt das Ohr an die Thüre, das gegebene Zeichen leiſe wiederholend.

„Robin Hook!“ — war die Antwort.

„Paſſirt!“ — verſetzte der Andere und öffnete.

Die herkuliſche Geſtalt Robin Hooks trat ein.

Die Thür ward wieder geſchloſſen.

Auch die innere.

Dann traten beide in das unterirdiſche Gewölbe, in welchem der Tiſch mit der Kanne ſtand.

Robin Hook ſchien hier ſo bekannt wie zu Hauſe, ohne ein Wort zu ſagen oder das im Winkel kauernde Weſen auch nur eines Blickes zu würdigen, ſetzte er ſich neben den Anderen auf die Steinbank.

„Trinkt!“ — ſagte dieſer.

Hook that einen derben Zug und gab die Kanne zurück.

Jener folgte.

Als die Kanne wieder vor beiden auf dem Tiſche ſtand, hob Hook an:

„Ich danke dir, Blound, daß du mir die Halle deines Rattenneſtes heute Nacht zur Verfügung ſtellſt. Ich habe ein geheimes Geſpräch mit zwei vornehmen Herren zu pflegen und die darf ich der Sicherheit wegen nicht zu mir führen. Auch iſt deine Halle das anſtändigſte Gelaß in unſerem ganzen Viertel.“

„Nimm ſie!“ — ſagte Blount. — „Du dienſt mir ein andermal wieder. Aber Vorſicht!“

„Sei beruhigt.“

„Deine Freunde kommen mit verbundenen Augen?“

„Ja! und ich will ſie ſo verbinden, daß ich mich auch gegen dich verbunden zeigen kann.“

„Du biſt um ſo ungeſtörter“ — fiel hier Blount ein — „als ich ſelbſt in einer Viertelſtunde meinen Fuchsbau verlaſſe.“

„Arbeit?“ — frug Hook.

„So iſt's!“ — entgegnete Blount.

„Aber die dort!“ — bemerkte der Herkuliſche mit einem Blick nach der im Winkel Kauernden.

Blount zuckte verächtlich die Achſeln.

„Da habt ihr nichts zu fürchten. Ich habe ſie ſeit den vier oder fünf Jahren, da ihr Hook und Guy Bully ſie mir ſo hochzeitlich überliefertet, gut gezogen. Sie iſt wie mein Hund.“

„Sie iſt ein Schatz von einem Weibe!“ — rief Hook ſpöttiſch.

„Wie ſo?“

„Zum Teufel!“ — rief der Herkuliſche lachend — „hat ſie nicht vor allen Weibern Alt-Englands den ungeheuren Vorzug, daß ſie nie widerſpricht?“

„Natürlich!“ — verſetzte Blount. — „Der Schrecken, den Guy Bully ihr damals mit ſeiner Schlinge eingejagt, hat ſie ſtumm gemacht und Hunger und Hiebe zähmten ſie vollſtändig.“

„Und wird ſie nichts merken?

„Pah!“ — rief Blount — „ſie kümmert ſich um nichts mehr. Anfangs heulte und flehte ſie, wollte ihren Gebärden nach zu ihren Eltern, war wohl auch außer ſich, wenn ich einmal eine Leiche heimbrachte, auszog und dann den Cadaver in die Ciſterne neben der Halle warf; als ſie aber meine Pfeife hörte und meine Peitſche geſchmeckt hatte, lernte ſie nach meiner Weiſe tanzen, bis ſie endlich ſtumpf ward, und wie ein Hund zu kuſchen lernte.“

„Narr!“

„Warum das?“

„Warum ließeſt du ſie dir nicht auslöſen? Ich bin des Teufels, wenn man ſie dir nicht mit Gold aufgewogen hätte.“

„Und mir auf die Ferſen gekommen wäre für euer Verbrechen.“

Wenn du es ſchlau angelegt hätteſt . . .

Zum Henker! Das war damals keine gewöhnliche Sache, wie ſie in unſerem guten London täglich vorkommt. Die Königin nahm Theil an ihr, und die, Gott erhalte ſie, verſteht in derlei Dingen keinen Spaß. Es war auf die Köpfe der Thäter und Mitwiſſer ein Preis geſetzt, der den frömmſten Puritaner zu einem Meineid hätte verleiten können.

„Und da behieltſt du dir das hübſche Ding lieber ſelbſt?"

„Warum nicht; unſer Einer will auch nicht immer allein ſein . . . und da ich ſie, wie du weißt, in die Sänfte gehoben und ihre Schönhei geſehen hatte" . . .

„Du Schuft!"

„Es ging in einem hin! Einmal war ſie falſch getraut, das andere Mal mit dem jungen Edelmann, der euch den Auftrag gab, ſie kalt zu machen und an dem ihr euer Kunſtſtück ſelbſt probirtet, — dann traute ſie Guy Bully mit dem Tode . . . nun, ſo dachte ich, als ich ſie noch lebend fand, daß ſie nach ſo viel Trauungen doch wenigſtens einen Mann verdient habe."

„Kerl!" — rief der Herkuliſche — „du handelſt mit dem Satan gemeinſchaftlich, wenn du dich auch in der Firma nicht nennſt. Von dir kann ſelbſt ich noch etwas lernen."

„Den Pfuſcher von Guy ſollte man aber hängen, daß er damals ſo ſchlechte Arbeit machte!"

„Das ſpricht der Neid aus dir!“ — rief Blount lachend und reichte ſeinem ſauberen Spießgeſellen die Kanne.

In demſelben Augenblick hörte man eine ferne Glocke anſchlagen

Blount zählte die Schläge.

„Zehn!“ — ſagte er dann. — „Ich muß jetzt weg.“

„Und ich?“ — frug der Herkuliſche.

„Komm mit zur Halle; dort magſt du deine Kundſchaft erwarten. War es nicht dieſelbe Stunde zu der ſie kommen wollten?“

„Es ſind vornehme Herren!“

„Das heißt: ſie werden auf ſich warten laſſen. Nun, was thuts ... das Geſchäft bringt es wohl ein.“

„Und den Schlüſſel?“

„Hier iſt er.“

„Bis Morgen haſt du ihn wieder. Aber die da!“ — und Hook deutete abermals auf die Unglückliche, die noch immer regungslos im Winkel kauerte.

„Die bleibt hier eingeſchloſſen.“

„So ſind wir ſicher?“

„Wie in Abrahams Schooß.“

„Ich muß mit meinem Kopf dafür bürgen.“

„Und hätteſt du ihrer zwanzig, du könnteſt es!“

„Dann jedenfalls leichter, als mit einem!“

„Verlierſt du ihn ſonſt nicht, kannſt du alt mit ihm werden.“

„Gut denn, ſo laßt uns gehen.“

Beide Männer erhoben ſich hierauf, leerten den Krug und verließen den jetzt in völlige Nacht gehüllten ſchauerlichen Raum.

Als ſie draußen waren ſchloß Blount die Thüre mit einem mächtigen Schlüſſel hinter ſich zu.

Todtenſtille herrſchte. Die Unglückliche aber, die bis dahin nicht gewagt hatte, ſich zu regen, kauerte ſich jetzt noch ärger zuſammen.

Der Hunger wüthete in ihren Eingeweiden.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht hatte ſich unterdeſſen über die Erde gelagert; aber man hätte glauben ſollen, ſie ſei eine Stiefſchweſter des Tages, ſo hell ſchien der Mond.

Robin Hook befand ſich bereits in der alterthümlichen Halle, von der Blount geſprochen, und die den einzigen noch einigermaßen den Zerſtörungen der Zeit entgangenen Raum in der Ruine bildete.

Sie war mit Stein gepflaſtert und ſo völlig leer, daß ſich Hook, ſeine Kundſchaft erwartend, einſtweilen den langen Weg nach auf den Boden hingeſtreckt hatte. Die Fenſter, hoch und weit, reichten mit ihren Spitzbogen beinahe an die Decke, deren Wölbungen wahrhaft Gefahr drohend ausſahen und jeden Augenblick im Einſtürzen drohten. Merkwürdig blieb es, daß ſich noch ein großer Theil der bunten Fenſterſcheiben erhalten hatte, die in Form von verſchobenen Vierecken in dicken Bleibändern und mit dieſen in den maſſiven Steinpfeilern ſaßen, die die Fenſterkreuze bildeten. So war es dem Mondlichte kaum möglich, hier einzudringen, zumal ſein Schein durch die trübe Färbung des bemalten Glaſes noch gedämpft wurde.

Es war ein geiſterhaftes, ein geſpenſtiſches Halbdunkel, das ſich hier gelagert hatte und in den Ecken und Winkeln, ſowie in der Tiefe und Höhe zu ſchwarzer Nacht heranwuchs.

Kein Laut ließ ſich dabei hören.

Hook wartete lange; er war in Gedanken verſunken. Noch wußte er zwar nicht, zu was man ihn gebrauchen werde; das war ihm aber auch gleich. Seit Jahren betrieb er ja Raub, Diebſtahl und Mord, für ſich oder im Auftrag Anderer, wie ein Handwerk. Ein ehrbarer Krämer ging eben ſo ruhig in ſeinen Laden, mit der Elle ſeine Schnittwaaren auszumeſſen, als der Herkuliſche zu ſeinen nächtlichen Stelldichein, bei welchen er mit Dolch, Schwert oder Schlinge dem Bedrohten bewies, daß das Maaß ſeines Lebens voll ſei.

Hook, von Geburt ein Irrländer, war in ſeiner Jugend und unter der katholiſchen Königin Maria — der blutigen, wie man ſie nannte, — ein fanatiſcher

Katholik geweſen und hatte mit Luſt die Proteſtantenverfolgungen mitgemacht. Als indeß Eliſabeth der Maria folgte, und nun umgekehrt die Proteſtanten die Macht erhielten und die Katholiken zu unterdrücken und zu verfolgen anfingen, ging er zum Proteſtantismus über, weil jetzt hier mehr für ihn zu erwarten war:

Man konnte zu ihm ſagen:

„Menſch! wie konnteſt du das Herz haben, jene bequeme alte Religion zu verlaſſen, die du ſo leicht wie einen Handſchuh an- und ausziehen konnteſt? Erinnere ich mich nicht, wie du dein Gewiſſen beſtimmt jeden Monat einmal zur Beichte trugſt? Und wenn der Prieſter es dann geſcheuert, polirt und angeweißt hatte, ſo warſt du ſtets zu den ärgſten Schurkereien doppelt bereit, gerade wie ein Knabe, der immer am geneigteſten iſt, durch den Koth zu rennen, wenn er ſein reines Sonntagskleid an hat!"

Robin Hook, der nun ſchon lange Zeit nach gar keiner Religion mehr fragte, hatte es auf dieſe Weiſe zur Virtuoſität als Verbrecher gebracht, und excellirte in ſeinem Handwerk gerade darum, weil er es mit Ruhe handwerksmäßig betrieb.

Er dachte dabei: Wie man ſich ehrlich durchbringt!

Auch jetzt beſchäftigten ihn Berechnungen des zu erwartenden Verdienſtes; er hoffte auf ſchwere, blutige und gefährliche Arbeit, denn die ward am beſten bezahlt, und einen Mörder zu dingen und zu bezahlen, war ja in jenen Zeiten um ſo weniger etwas Unerhörtes, als faſt jeder Mann — zumal jeder Adelige — ſein Schwert an der Seite und ſeinen Dolch im Gürtel trug und ſich bei vorkommenden Streitigkeiten nicht das Geringſte daraus machte, ſeinen Gegner mit der einen oder der anderen Waffe niederzuſtoßen.

Lagen auch ſchwere Verbote auf ſolchen Raufereien und Unthaten, ſie waren in jenen Tagen der Rohheit und des Fauſtrechtes eben ſo wenig zu hindern, als in den unſeren die Duelle, welche in gerader Linie die Abkömmlinge von jenen ſind.

Robin Hook berechnete alſo noch . . . als mit einem Male leiſe an die alte mächtige Eichenholzthüre geklopft wurde.

Der Herkuliſche ſprang auf.

Dann ging er zur Thüre, legte ſeinen Mund an das Schlüſſelloch und flüſterte:

„Das Paßwort?“

„Sturm am Cap Finisterre!“ — ertönte es dagegen.

Robin Hook zog den Schlüſſel aus ſeiner Taſche und ſteckte ihn in das Loch.

Es bedurfte übrigens der Muskelkraft des Herkuliſchen, um denſelben herum und die Thüre, die in ihren verroſteten Angeln krachte, aufzudrehen.

Sie war ſeit der Zeit, in welcher zum letztenmale die Peſt in London gewüthet hatte, nicht mehr geöffnet worden.

Da die Halle in jenen Tagen entſetzlicher Noth als Peſthaus für die nächſte elende Umgebung gedient hatte, ſo war ſie ſpäter aus Abſcheu und Furcht vor Anſteckung leer ſtehen geblieben und ſo faſt vergeſſen worden, bis ſich Blount in den unterirdiſchen Gelaſſen des verfallenen Thurmes ſeinen Fuchsbau angelegt und ihrer dabei bemächtigt hatte, zumal er den Schlüſſel zu ihr unter einem Steine verborgen fand.

Jetzt alſo öffnete ſich dieſelbe wieder und zeigte vier Männer im Mondenſcheine vor ihr ſtehen.

Zwei davon waren dicht in ihre Mantel gehüllt und trugen unter den breitkrämpigen Hüten ſchwarze Masken, über welche jedoch in der Gegend der Augen auch noch ſchwarzſeidene Binden liefen, augenſcheinlich, um das Sehen zu verhindern.

Jedem zur Seite befand ſich eine verwegene, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnete Geſtalt.

Es waren Spießgeſellen des Robin Hook, die die beiden Anderen geführt und geleitet hatten, und jetzt, auf einen Wink des Herkuliſchen vor der Thüre der Halle zurück blieben, während ihre Gefährten eintraten.

Als dies geſchehen, nahm Hook, mit ſo viel Höflichkeit, als er zuſammenbringen konnte, den Beiden die Binden ab.

Unter ihnen erſchienen jetzt die ſchwarzen Masken, die ſie vor dem Geſichte behielten.

Bis dahin war kein Wort gewechſelt worden.

„Robin Hook?“ — hub jetzt einer der Verhüllten an – „ihr ſeid Robin Hook?“

„Zu dienen, Sir!“

„Den man zu einer Arbeit gedungen hat.“

„Ja, Sir! und da dies auf ſehr räthſelhafte Weiſe geſchah, ſo hoffe ich, daß die Arbeit keine unehrliche ſei. Ihr habt einen ehrlichen und rechtlichen Mann vor euch, der ſeinen ſorgenvollen Lebensweg ſtill in den Fußtapfen des Herrn wandelt und . . .“

„Genug!“ — ſagte der Verhüllte in einem Tone, der Stolz und Ernſt, aber auch den mächtig Gebietenden verrieth. — „Ich höre nicht gern den Teufel die heilige Schrift citiren. Ich kenne euch ſo gut, wie ihr den Griff eures Dolches.“

„Oho!“ — meinte der Herkuliſche. — „Das dürfte doch ſchwer zu beweiſen ſein.“

„Ihr ſeid ein Mitglied der „Stranglers!“

„Zum Teufel!“ — rief der Herkuliſche zurückfahrend und ſeine Hand langte nach dem Dolch in ſeinem Gurt.

„Laßt das!“ — befahl der andere mit einer ſo imponirenden Würde, daß ſie faſt wie Zauber auf den Mörder wirkte, der denn auch den Dolch losließ und den Verhüllten erſtaunt anſah.

„Euer Freund und Bundesgenoſſe iſt Guy Bully!“

Robin Hook mangelte die Sprache. Was er mit dem Dunkel tiefſter Nacht verhüllt glaubte, ſagte ihm hier ein Unbekannter — ohne Zweifel einer der erſten Edelleute vom Hofe — geradezu in das Geſicht.

„Ueber die Verbrechen, die auf euer Gewiſſen fallen“ — fuhr der Verhüllte fort — „mögt ihr mit dem Herrn der Herren abrechnen: doch will ich euch nur an weniges erinnern: „ihr ſeid es geweſen, Robin Hook, der Sir Wayland, den Nachkommen des Grafen von March, deſſen kühner Ehrgeiz den Thron Eduard des Zweiten umſtürzte und darnach ſtrebte, ſeine Macht mit der Wölfin von Frankreich zu theilen, mit welcher der unglückliche Monarch vermählt war, — ihr Robin Hook ſeid es geweſen, der dieſen Sir Wayland ermordete!“

„Sir!“ — ſtammelte der ſonſt ſo Verwegene . . .

„Ihr ſeid es geweſen, Robin Hook,“ — fuhr die ernſte gebietende Stimme des Anderen fort — „der, im Auftrage einer bekannten hochgeſtellten Perſon, den Mordanſchlag auf Mylady Throckmotton unternommen, deſſen Gelingen jedoch die Gnade des Herrn verhinderte. Ihr ſeid es geweſen Robin Hook, der, in Geſellſchaft Guy Bully's den jungen Grafen Arthington in die Höhle des Verderbens locktet, und ihn dort erdroſſeltet. Ihr ſeid es geweſen, Robin Hook, der zugleich mit eben jenem ſchurkenhaften Guy Bully ..."

„Haltet ein, Sir!" — rief hier der Herkuliſche — „wenn ihr nicht der Satan ſelbſt oder einer ſeiner Vettern ſeid ... ſo ſeid ihr ..."

„Schweigt!" — gebot der Verhüllte. — „Du ſiehſt, daß ich dich kenne; aber wiſſe auch Schurke, daß ich dich in meiner Macht habe. Du haſt mir — und hüte dich zu wiſſen, wer ich bin, — durch einen Dritten deine Dienſte bereits zugeſagt. Ich will ſie nicht umſonſt; der Lohn, der dir verſprochen, iſt fürſtlich. Aber dein Kopf iſt auch das Pfand, daß du thuſt, wie dir befohlen. Gott, der ewig Gerechte, hat Schlangen und Skorpione geſchaffen und ihr Gift geheiligt. Auch du, Sohn des Verbrechens und der Nacht, ſollſt dem Lichte und dem Guten dienen."

„Mylord!" — rief der Herkuliſche, der ſich, da er erkannt war und benutzt werden ſollte, wieder in ſeinem Element fühlte, mit der Keckheit des eingefleiſchten Laſters — „Mylord! ich ſtehe zu Dienſten, mit Leib und Leben, mit Schwert, Dolch oder Strick!"

„Herr, vergieb uns!" — flüſterte hier der zweite

Bayeriſche Staatsbibliothek München

der Vermummten. — „Kennt ihr einen Maſter Gaunt?“

„Gaunt?“ — wiederholte Robin Hook erſtaunt, während ſich ſeine Augen weit öffneten — „doch nicht den Kaufmann in der Flinsbeihſtraße . . .“

„Recht!“ — entgegnete der Andere und es lag etwas Eigenthümliches in der Betonung ſeiner Worte — „Gaunt, deſſen Tochter vor fünf Jahren mit einem jungen Edelmanne auf Befehl unſerer erhabenen Königin getraut und in derſelben Nacht ſammt ihrem Gatten am hohen Kreuze erwürgt wurde?“

„Mylord!“ — ſtammelte Hook, . . . als er plötzlich zurückſprang.

Es war ihm geweſen, als habe er eine Art unartikulirten Schrei vernommen. Zugleich bröckelte ſich von der baufälligen Deckenwölbung der Halle Kalk und kleine Steintheilchen los und fielen dicht neben ihm zu Boden.

„Es iſt nichts!“ — ſagte der Verhüllte mit der ſtrengen gebietenden Stimme. — „Sie wird uns nicht todtſchlagen, und geſchähe es, ſo wäre es des Herrn Willen. Jetzt aber hört in kurzen Worten, was eure Aufgabe iſt . . . merkt aber wohl, Robin Hook, es iſt ein Staatsgeheimniß, in welches man euch einweiht; verrahtet ihr eine Silbe davon, oder weicht ein Haar von dem ab, was man euch befiehlt, ſo macht ihr mit dem Gevatter Henker vertrauliche Bekanntſchaft!“

„Seid unbeſorgt, Mylord!“ — verſetzte der Herkuliſche, noch immer mit zerſtörtem Blick nach der Gegend ſchauend, von welcher her der ſonderbare Ton gekommen war, — „ſeid unbeſorgt, Mylord! Ein Mann von meinem Handwerk, das Galgen und Rad im Wappen führt, verſteht ſich ſo gut auf das Schweigen, wie die, welchen er aus Menſchenliebe das flachſerne Halsband umgeworfen.“

„Elender! Die Langmuth unſeres Herrn und Heiland iſt wahrlich groß genug, den Hunger des Satans auf ſolche Braten zurückzuhalten. Aber die Zeit verrinnt, und wir müſſen fort. Alſo hört!“

„Sprecht, Mylord! Es gibt keine beſſere Schreibtafeln in Alt-England, als mein Gedächtniß.“

„Nun denn: ihr wißt, daß die Königin von Schottland, Maria Stuart, in feſter Gefangenſchaft auf Schloß Tutbury gehalten wird.“

„Nachdem ſie bereits die ſchwarzen Gefängnißmauern der Schlöſſer Boltan, Winkfield und Sheffield kennen gelernt hat. Immer eine Abwechslung bei einer Gefangenſchaft, die jetzt . . .“

„Schweigt! . . . o! der unſeligen Nothwendigkeit . . . doch kurz!“ — ſagte der Vermummte. — „Die Unglückliche iſt ein Opfer blinder Politik und eigener weiblicher

Schwächen, zu welchen ihre ſündhafte Erziehung an Frankreichs Hof viel beitrug. Jedes Urtheil liegt übrigens außer dem Bereich deſſen, was wir wollen. Gewiß iſt, daß unſere erhabene Königin aufs äußerſte gegen die Stuart erbittert iſt, und das mit Recht. Das Unglück aber will, daß rachſüchtige und boshafte Menſchen, welchen ihr Ohr nur zu viel geöffnet iſt, ſie fort und fort im Haſſe gegen Schottlands Königin ſtacheln. Ein letzter Prozeß liegt vor ... ſein Ende wird ein Todesurtheil ſein."

„Schade um den ſchönen Hals!" — meinte der Herkuliſche — „der wäre ein Freſſen für meine oder Bullys Schlinge geweſen.

„Schurke!" — donnerte der Verhüllte, faßte ſich aber raſch wieder und fuhr fort. — „Das muß verhindert werden ..."

„Verhindert?"

„Es würde den Namen, den Ruhm und die Gerechtigkeit unſerer erhabenen Monarchin, der ganzen Welt, allen Höfen gegenüber, compromittiren ... die katholiſchen Mächte noch mehr erbittern und England in neue Kriege verwickeln. Mit einem Wort: es darf ſo weit nicht kommen! ... Gott will, daß es nicht geſchehe!"

„Das Blut der Königlichen Schweſter darf Englands erhabene Monarchin nicht beflecken!" — ſetzte der zweite der Vermummten hinzu.

„Darum,“ — fuhr der Erſte fort — „muß der Möglichkeit der Ausführung vorgebeugt ... und ... Schottlands Königin befreit werden.“

„Das alſo? ...“

„Wer das Complot leitet, iſt gleichgültig für euch. Die näheren Befehle werden euch zugehen; doch iſt für euch zu wiſſen nöthig, daß ihr Sir Francis Aymouth in der Eigenſchaft eines Dieners zu folgen habt. Dieſer Ring wird euch bei dem edlen Sir einführen.“

„Und wo finde ich Sir Francis?“

„In dem Dorfe Cumnor, drei Meilen von Oxford.“

„Und dort?“

„Im ſchwarzen Bären. Hier iſt Geld zur Reiſe!“ — ſagte der Vermummte, Robin Hool eine ſchwere Börſe hinhaltend. — „Das andere folgt nach vollbrachtem Auftrage.“

„Und der iſt?“

„Der Kerkermeiſter iſt gewonnen; die Umgebung der Gefangenen jede Zeit bereit, der Königin Flucht zu befördern; der Beſatzung ſich zu bemächtigen hat Sir Francis Aymouth übernommen ...“

„Und ich?“

„Am meiſten zu fürchten aber bleibt ein ſtarrköpfiger Mann, der Eliſabeth blindlings ergeben iſt, weil er ihr vor einigen Jahren eine große Gnade dankte ...“

„Und der Mann iſt?"

„Der beſtändige Leibwächter der Königin von Schottland."

„Und unbeſtechlich?

„Unbeſtechlich!"

„Und den ſoll ich, wenn er ein Hinderniß abgiebt, . . ."

Halt!" — rief hier der Vermummte mit der gebietenden Stimme — „im Namen des ewigen dreieinigen Gottes, hier vorſichtig! Wir wollen keinen Mord, wenn es nicht zur Rettung der Ehre unſerer erhabenen Königin durchaus nöthig iſt. Wenn aber Maſter Gaunt . . ."

„Wer?!" — rief der Herkuliſche erſtaunt.

„Maſter Gaunt!" — wiederholte Jener.

„Der Kaufmann von der Flinsleihſtraße?"

„Der frühere Kaufmann von Flinsleihſtreet, der nach der Ermordung ſeiner Tochter, aus Verzweiflung über ſeines Kindes Geſchick, ſein Geſchäft aufgab und dann, zum Troſte, von der Königin jenen Poſten erhielt, der ſeinem jetzt finſteren, mit Gott und der Welt zerfallenen Gemüthe entſpricht."

„Und dieſen ſoll ich? . . ."

„Wenn kein anderes Mittel hilft, ihn zu erweichen oder zu entfernen . . ."

„Mit meiner Schlinge der Tochter nachſenden?"

Wieder fuhr der Herkuliſche zuſammen.

„Hörtet ihr nichts, Mylord?“ — frug er finſter die beiden Vermummten.

„Nein!“ — entgegneten dieſe.

„Sonderbar!“ — fuhr Robin Hook fort. — „Zum zweitenmale kam es mir vor, als hörte ich einen eigenthümlichen unartikulirten Laut.“

„Habt ihr Furcht?“ — frug der zweite der Vermummten ſpöttiſch.

Das war ein Wort, das Robin Hook ſich ſelber wiedergab.

„Zum Teufel, nein!“ — rief er finſter — „der Auftrag iſt angenommen und ſoll zur Zufriedenheit Mylords ausgeführt werden.“

„Gut denn!“ — ſagte der Eine — „aber ihr müßt euch Morgen ſchon auf den Weg machen.“

„Soll geſchehen!“

„Und vorſichtig, Mann; ihr ſeid in ein Geheimniß eingeweiht, das, wenn es verrathen wird, unſere Köpfe auf den Block bringen würde, verſteht ſich von ſelbſt, nachdem ihr, mein Freund, zuvor die Höhe des Galgens gemeſſen und die Variationen der Tortur geprüft hättet.“

„Mylord!“ — entgegnete der Herkuliſche — „haltet euch verſichert, daß mir ſo wenig nach dem einen als nach dem anderen gelüſtet.“

„Nichts aber geſchieht ohne den ausdrücklichen Befehl des Sir Francis Aymouth."

„Nichts ohne ihn!"

„Und nach der That ein vorſichtiges Verſchwinden."

„Kein Geſpenſt ſoll es beſſer können. Wo aber finden wir uns wieder? ... es iſt nur ..."

„Hier! die zehnte Nacht nach der, ſo Gott will, gelungenen Flucht. Habt ihr alsdann unſeren Anforderungen entſprochen, mit oder ohne ..."

„Sprecht's nur aus!" — rief der Herkuliſche lachend — „Hieb, Stoß oder Wurf ..."

„Iſt die bereits verabredete Summe euer! Und nun... lebt wohl!"

„Und dem Teufel befohlen!" — ſetzte Robin Hook mit Frechheit hinzu.

Die Thüre öffnete ſich; den Vermummten wurden die Augen abermals verbunden ... dann verſchwanden ſie an der Seite ihrer bewaffneten Führer.

Viertes Kapitel.

Der Flüchtling.

Der „Globus“ war in den Zeiten Eliſabeths eines der größten und anſehnlichſten Theater Londons. Er lag an Bankſide, ſüdlich der Themſe, nahe gegenüber Friday-ſtreet, Cheapſide. Hier wurde nur im Sommer und bei Tage geſpielt. Das Gebäude ſelbſt war eine unförmige Steinmaſſe, in der Form eines Sechsecks aufgeführt und ſah von Außen eher einer kleinen Feſtung als einem Muſentempel ähnlich. Theilweiſe mit Stroh gedeckt zeigte ſich oben ein Thürmchen, auf dem ſich eine Stange erhob. Sobald man ein Stück zu ſpielen begann, wurde eine Flagge an ihr aufgezogen.

Den Namen dieſes Gebäudes verſinnlichte die nach außen hin angebrachte Figur des Atlas, der, mit anerkennenswerther Standhaftigkeit eine Weltkugel auf ſeinen Achſeln trug. Unter der Figur ſtanden die Worte:

„Totus mundus agit histrionem.“ (Die ganze Welt ſpielt Theater.)

Ging man von hier aus Friday-ſtreet hinab, ſo kam man an einen berühmten Vergnügungsort der damaligen Zeit, der „Stechapfel“ genannt. Es war dies ein großer Garten mit ſchattigen Bäumen, ſteinernen Tiſchen und Bänken, Alleen und kleinen Gebüſchen, — in welchen man ſich auf angenehme Weiſe verirren konnte, — Ständen für Armbruſtſchießen, umzäumten Plätzen für Hahnkämpfe und dergleichen Vergnügungs-Vorrichtungen mehr.

Außerdem fehlte es im „Stechapfel“ nie an Muſik — wenn ſie mitunter auch herzlich ſchlecht war — noch an hübſchen Frauen und Mädchen — wenn man dieſe auch gerade nicht immer zu den Veſtalinnen rechnen durfte. Bänkelſänger und Beutelſchneider, Herren vom Hofe und Glücksritter aller Art, Bettler und Edelleute, Künſtler und Tagediebe, Bärenführer und Gaukler, ehrliche Bürger und würdige Matronen, Fremde aller Art und aus aller Herren Länder, fanden ſich zu den meiſten Stunden des Tages hier ein, und bildeten: gehend und ſitzend, zuſchauend und ſpielend, eſſend und trinkend, ſcherzend und lachend ein munteres, immer wechſelndes Durcheinander.

Dazwiſchen eilten die Aufwärter mit ihren grünen Schürzen, Krüge voll des koſtbaren Ale und trefflichen

Canarienſektes tragend, hin und her, während Kinder ſpielend und jauchzend dazwiſchen ſprangen oder mit munterem Geſchrei die Späſſe der überall verbreiteten Poſſenreißer beantworteten.

Auch heute ging es in der eben beſchriebenen Weiſe im „Stechapfel“ zu.

Die lebhafteſte und lauteſte Gruppe aber befand ſich dort, von wo aus die Töne einer Theorbe und eines tragbaren Spinnettes herkamen, deſſen mit Federkielſpitzen angeſchlagene Seiten, ſeltſam zirpend klangen.

In einem weiten Kreiſe von Alt und Jung tanzten hier zwei kleine Mädchen — das eine von fünf das andere von etwa zehn Jahren — auf hohen Stelzen, während ein alter widerlich ausſehender Menſch, in Narrenkleider gehüllt, den Poſſenreißer abgab.

Die Kinder hatten beide ungemein feine und liebliche Geſichtchen, ſahen aber bleich und — trotz ihrem erzwungenen Lächeln — leidend genug aus.

In der That kontraſtirte denn auch dies Lächeln auf eine faſt ſchmerzliche Weiſe mit ihrer äußeren Erſcheinung, die Luſt und Pracht, wenigſtens für das Faſſungsvermögen der Zuſchauenden andeuten ſollten. Ihre kurzen Kleidchen waren aus ordinären aber hochfarbigen Stoffen gefertigt, auffallend im Schnitt und mit Verzierungen von Rauſchgold verſehen. Die Köpfe der Kinder deckten dabei kleine tellerförmige Hütchen — ebenfalls mit

Bändern und Rauſchgold geziert, unter welchen bei beiden prächtig blonde Locken hervorquollen.

Das Schmerzliche, das dieſe Kindererſcheinung aber auf jedes fühlende Herz ausüben mußte, ſteigerte ſich noch bedeutend, bei dem Anblick des Menſchen, der die kleinen unglücklichen Geſchöpfe hier für Geld ſehen und tanzen ließ, während er ſein Publikum durch die dümmſten Späße und gemeinſten Witze in rohem Lachen zu erhalten ſuchte.

Der Menſch ſah alt ... jedenfalls älter aus, als er war. Sein Geſicht ſpiegelte in den widerwärtig verlebten Zügen ein leichtſinnig durchſtürmtes Leben, während die dicke roth=blaue Naſe ſeine Leidenſchaft zum Trunk genugſam bekundete.

Die vor der Zeit gebleichten Haare hingen dabei dünn, lang und ſtruppig um den Kopf des widerlichen Menſchen herum, und ſchrieen wie empört auf, gegen die bunte Narrenkappe, die ſie trugen und den ſchmutzigen, zerfetzten buntſcheckigen Anzug, der die alte ausgedörrte Figur umſchloß.

Am ſchrecklichſten aber waren die Grimaſſen, die der Mann nach dem Takte der Muſik bald dem Publikum, bald den auf den Stelzen tanzenden Kindern ſchnitt und mit theatraliſchen Geberden begleitete, welchen dann jedesmal die Bombe eines ſchlechten Witzes, und das ſchallende Gelächter der Umſtehenden folgte.

Indeß riefen dieſe, die Menſchheit entwürdigenden Scenen, nicht überall Lachen hervor.

Gar Viele, die vorüberkamen, wandten ſich mit Abſcheu oder Verachtung hinweg; oder würdigten auch das oft vorkommende Schauſpiel keines Blickes.

So ging es auch einem jungen, etwa dreiundzwanzigjährigen Mann, der ernſt und gedankenvoll daherkam.

Hübſch gewachſen und von edlen Zügen, die Stirn hoch, die Augen voll Geiſt und Leben, ſah er doch blaß und wie mit ſich ſelbſt zerfallen, aus.

Wunderbar wechſelten dabei in ſeinem Blick bald ein faſt triumphirendes Aufblitzen, bald der Ausdruck eines ſchmerzlichen in ſich ſelbſt Verſinkens.

Jedenfalls war ſein Geiſt kaum an dem Orte, an dem ſein Fuß wandelte; wie er, der Neuling in London, denn auch in der That nur durch Verirrung in den Luſtgarten zum „Stechapfel“ gerathen war.

Er hatte ja das Theater zum „Globus“ aufſuchen wollen, und war durch Verſehen hierher gelangt.

Aergerlich darüber ſuchte er jetzt nach dem Ausgange des Gartens, ſtieß dabei aber, im Vorübergehen, auf die vorhin erwähnte Gruppe.

Ein Blick nach ihr . . . und ſeine Stirn verfinſterte ſich.

Es graute ihm vor dieſer Entwürdigung des

Menſchen und der Menſchheit, während ihn die armen Kinder jammerten.

Dennoch blieb er einen Moment ſtehen.

Ein peinliches Gefühl ſagte ihm: daß er das Geſicht des alten widerwärtigen Poſſenreißers ſchon einmal geſehen haben müſſe.

Er ſann ... aber ſeine Seele war zu aufgeregt, zu ſehr von inneren Stürmen zerriſſen, zuviel auf die letzten Begebenheiten, die ihn betroffen, auf Gegenwart und Zukunft gerichtet, als daß er ſeine Gedanken hätte ſammeln, ſeine alten Erinnerungen zuſammen ſuchen können.

Er war ſchon wieder weitergeſchritten und dachte an Anderes.

Dabei quälte ihn der Hunger, denn ſeine Taſchen waren ſo leer, als ſein Magen, und der faſt ärmliche kleinſtädtiſche Anzug ließ kaum erwarten, daß irgend ein Banquier der Hauptſtadt bereit ſein werde, ſie zu füllen.

Und dennoch hatte der junge Mann weder Obdach noch Ausſicht eines zu erhalten, — weder Geld, noch die nahe Hoffnung in der großen, ihm weltfremden Stadt ſobald welches zu verdienen; ... ja er kannte in ganz London keine Seele, außer ... einen, freilich älteren Spielgenoſſen ſeiner Jugend, **Green** mit Namen, der Schauſpieler und am „**Globus**“ angeſtellt ſein ſollte.

Ob er Green und Green ihn wiedererkennen werde, war dabei noch die Frage.

Jedenfalls wollte der junge Mann den Verſuch machen, ſeinen Landsmann aufzuſuchen.

Deshalb war er auf dem Wege nach dem „Globus.“

Deshalb ſtrebte er jetzt dem Ausgange des Gartens zu, um von der falſchen Spur auf die rechte zu kommen.

Endlich gelang es ihm auch.

Staunend ſtand er vor dem unſchönen, plumpen, ſechseckigen Steinhaufen ... aber ... das Theater war geſchloſſen, man ſpielte heut nicht.

Wieder eine getäuſchte Hoffnung.

Schon drehte ſich der junge Mann um und wollte weggehen, als er ein koboldartiges Weſen unweit der Thüre ſitzen ſah.

Es war ein Ding zwiſchen Knabe und Mann; das heißt, der Körper ſchien der eines Knaben, das Geſicht das eines alten Mannes zu ſein. Arme und Beine waren in der That noch nicht ausgewachſen, der Leib dick, das Geſicht ſommerſproſſig und voll Runzeln und mit einem Ausdruck großartiger Dummheit begabt.

Dabei ſchien der komiſche Menſch ſehr waſſer- und kammſcheu zu ſein, denn Geſicht, Hände und Kleider ſtrotzten von Schmutz, während die Haare wild verworren um den ſonderbaren Kopf hingen.

Der Knabe trug dabei zerriſſene Beinkleider von grobem Segeltuch, einen ſchmierigen Lederwamms und eine wollene Mütze.

Seine Beſchäftigung für den Augenblick war, einen häßlichen Hund, den er zwiſchen den Knieen hielt, von den kleinen Gevattern zu befreien, die ihn plagten.

Das Bild war ſo ureigenthümlich häßlich, daß der junge Mann — ſo wenig es ihm eigentlich in ſeiner Stimmung darum zu thun war — doch unwillkürlich ſtehen bleiben und es anſchauen mußte. Indeß erſchrak er in der That, als ihn der Burſche, der ihn ebenfalls bemerkt, jetzt anſchaute und mit einem Lachen angrinſte, das ſein Geſicht durch die furchtbare Breite des Mundes geradezu in zwei Theile ſpaltete

Unwillkürlich fiel ihm bei dieſem Anblick die Sage von dem Kiskammerer Kobold ein; damit aber trat auch ein Bild vor ſeine Seele, das ihn erſchrecken machte. Raſch fuhr er über die Stirne, es zu verſcheuchen, und wollte umdrehen, als ihn der Burſche anredete:

„Gelt, Herr, Bumble iſt ein ſchöner Hund?“ — ſchrie er mit gellender Stimme, ſein Geſicht an die Schnauze des unfläthigen Thieres drückend.

„Wenigſtens paßt er zu ſeinem Herrn!“ — meinte der junge Mann trocken.

„Hörſt du, Bumble!“ — rief der Kobold freudig —

„der Herr meint auch, daß wir zu einander paſſen. Iſt aber auch ein Künſtler!“

„Wer?“ — frug der Fremde mit trübem Lächeln — „der Herr oder der Hund?“

„Beide!“ — grinſte der Knabe.

„Dann muß die Kunſt, die ihr betreibt, eine hündiſche Kunſt ſein!“ — meinte der junge Mann verächtlich — „denn die Kunſt iſt auf dem Hund, wenn Hunde mitſpielen! Was weißt du übrigens von der Kunſt?“ — ſetzte der junge Mann finſter hinzu und wollte gehen.

„Oho!“ — rief der Kobold, indem er aufſprang, den Hund losließ, und ſich, ſoweit es ſeine krummen Beine erlaubten, groß vor den Fremden hinſtellte.

„Ich und Bumble ſpielen hier mit!“ — ſagte er dabei mit einem gewiſſen Stolz auf das Gebäude des Globus deutend, und ſein ſchrecklicher Mund ſchob ſich wieder in eine unendliche Breite. — „Ich bin Watt, der den Donner reflectirt, der das Rad mit den Erbſen dreht, wenn's regnen ſoll und, in eine Haut genäht, Ungeheuer vorſtellt.“

„Bei Gott!“ — rief hier der Fremde — „dafür brauchteſt du dich wahrlich nicht in eine Haut einnähen zu laſſen. Bringe nur deine eigene Haut zu Markt, und Niemand wird daran zweifeln, ein Ungeheuer zu ſehen!“

„O!“ — lachte der Junge vergnügt — „ich merk' es euch an, ihr habt mich in „Kelers, König von Eleuſis“ geſehen, und wurdet von mir, als Ungeheuer, entzückt.“

„Das bin ich jetzt auch.“

„Wie hab' ich aber auch als Ungeheuer gebrüllt!“

„Es muß reizend geweſen ſein.“

„Das war's auch; nicht wahr Bumble?“

„Er iſt wohl dein Kunſtgenoſſe?“

„Er heulte vor Freuden, weil ich ſo ſchön brüllte!“

„Ein vierbeiniger Kritiker!“ — meinte der junge Mann und wollte gehen.

Der Kobold umarmte das Thier.

Plötzlich hielt der Fremde wieder an. Er hatte das Gebäude des Globus geſchloſſen gefunden. Vielleicht konnte ihm der kleine krummbeinige Kerl Auskunft geben.

„Watt!“ — ſagte er daher — „edler Donnerer und Repräſentant ſämmtlicher Ungeheuer . . .“

„Nicht ſämmtlicher!“ — entgegnete Watt ernſt, indem er ſich in den Haaren kratzte. — „Nur in Kelers „König von Eleuſis“, im „Ulyſſes“ und in der „Hexenküche zu Humphreyhorſt; die anderen ſpielt Maſter Bibbidon . . .“

„Wer?“ — rief der Fremde erſtaunt.

„Maſter Bibbidon! aber er iſt ein ſchlechtes Ungeheuer, nicht wahr Bumble, beſonders im Zauberwalde. Hat keine Stimme mehr zum Brüllen . . .“

„Ich machte einſt die entgegengeſetzte Erfahrung!“ — ſagte der junge Mann.

„Einſt!“ — rief Watt achſelzuckend — „er iſt jetzt alt und ſchwach und ich bin ſechzehn Jahre … und dann kann er ſchon darum nicht mehr recht brüllen, weil er das Saufen nicht laſſen kann.“

„Und ſonſt? was ſpielt er außerdem?“

„Spielen? er ſpielt nicht, er ſpühlt.“

„Wie ſo?

„Er ſpühlt die Lampen aus und putzt ſie, wenn einmal Abends ein Stück gegeben wird.“

„Alſo ausgeſpielt!“ — ſagte der Fremde düſter. — „Alter König Ninos! Wenn du wüßteſt, welchen Einfluß du auf mein Leben gehabt haſt!“

„Kennt ihr Maſter Bibbidon?“ — frug jetzt Watt erſtaunt, ſeinen Kopf wie ein Nußknacker in zwei Theile ſpaltend.

„Ja!“ — entgegnete der Fremde gedankenvoll, während es in ſeinen Augen eigenthümlich aufblitzte.

„Seid wohl gar auch Schauſpieler?“

„So viel, als es jeder Menſch iſt.“

„Ei, das iſt dumm geſprochen!“ — ſagte der Kobold — „nicht jeder Menſch kann Schauſpieler ſein, nicht wahr, Bumble! ich wette, daß ſich in ganz London Niemand findet, der wie ich zu brüllen vermag. Oder wollt ihr einer werden, weil ihr hieher kamt? Dann habt ihr den rechten Mann gefunden.“

„Es ſcheint mir allerdings ſo. Aber ſagen könnt ihr mir doch vielleicht . . .“

„Welche Rollen ihr ſpielen ſollt?“

„Bis jetzt ſpiele ich eine ſehr ſchlechte!“

„Das wird ſich machen, Herr!“

„Meinſt du?“

„Glaubt es mir! Ich und Bumble hatten nichts zu nagen noch zu beißen, als wir an den „Globus“ kamen, und jetzt habe ich wöchentlich einen ganzen Schilling Gage.“

„In der That?! da möchte man wirklich brüllen.“

„Nicht wahr? doch werdet ihr's nicht ſo gut fertig bringen.“

„Traurig! aber ſagt mir lieber, Watt . . .“

„Welche Rollen ſonſt für euch paſſen?“

„Kennt ihr Maſter Green?“

„Der hat ſeine beſtimmten Rollen, und von dieſen giebt er keine ab, und wenn der Himmel einfiele, nicht wahr, Bumble?“

Bumble knurrte, als ob er der Schauſpieler ſelbſt wäre, dem eine ſeiner Rollen abgenommen werden ſollte.

„Watt!“ — hub der Fremde wieder an . . .

„Ich würde euch zu Frauenrollen rathen!“ — fuhr der Burſche geſchwätzig fort, indem er ſich auf ſeinen krummen Beinen ſoviel als möglich hob und ſich die Miene eines Protectors gab — „ich würde euch zu Frauenrollen rathen, wenn ihr nicht ſchon einen ſo ſchönen Bart hättet. Den müßtet ihr dann aber abnehmen. Es würde gewiß ſchon gehen. Und wenn ihr wiſſen wollt, wie ein ſittſames zartes Edelfräulein ausſehen muß, ſo wendet euch nur an mich — nicht wahr, Blumble, ich kann's dem Herrn ſchon ſagen. Nur nicht verzagt . . .“

„Kennt ihr Maſter Green?“

„I freilich!“ — rief Watt — „aber ihr wollt zu hoch hinaus, . . . ſeid zu ſanguiriſch. Fangt hübſch klein an, wie ich. Einen Schilling die Woche iſt ſchon eine ſchöne Gage und wenn ihr die Weiberrollen deteſtirt und nicht ſpielen wollt, ſo rathe ich euch — freilich vorausgeſetzt, daß ihr Witz habt — die luſtige Perſon zu übernehmen. Oder ihr könnt auch die Helden und Könige ſpielen, dann haben wir auch öfter mit einander zu thun . . .“

„Danke, Ungeheuer!“

„Ich gebe euch Anleitung, denn ich und Bumble, wir haben ſchon viel geſehen.“

„Das verdiente alsdann ungeheuren Dank!“

„Ihr ſeid ein Pfiffikus!“ — rief Watt lachend und riß dabei den Mund auseinander, daß der junge Mann entſetzt einen Schritt zurücktrat.

Den Fremden überkam indeß jetzt in der That Ungeduld.

„Burſche!“ — rief er ernſt — „willſt du mir nun wohl einmal ſagen, ob, wo und wenn ich wohl Maſter Green ſprechen kann?“

„Das könnt ihr . . . morgen . . .“

„In der Frühe?“

„Nachmittags vor oder nach der Aufführung.“

„Und wo?“

„Hier! wenn ihr ihn nicht in allen Tavernen oder bei allen ſchönen Weibern Londons ſuchen wollt. Aber es iſt nicht ſchön von euch, daß ihr euch an Maſter Green wenden wollt, um bei den Schauſpielern des „Globus“ aufgenommen zu werden, da ich euch doch ſchon meine Progreſſion zugeſagt habe.“

„Ich danke dir, ehrlicher Watt, für das Anerbieten deiner Protection, möge die Progreſſion auf deiner Seite ſtehen. Aufrichtig geſagt, habe ich aber bis jetzt eigentlich noch nicht daran gedacht, Schauſpieler zu werden. Ich will nur meinen Landsmann aufſuchen. Maſter Green iſt doch von Stratford?“

„Gewiß! aber verſtellt euch nur nicht!“ — rief hier Watt grinſend, — „ich ſehe es euch an, daß ihr Schauſpieler werden wollt! Nicht wahr, Bumble, das ſieht man dem Herrn an?“

Bumble fing luſtig zu gauzen an.

Da konnte ſich denn doch der junge Mann eines trüben Lächelns nicht erwehren.

„Wenn ihr Beide es behauptet,“ — ſagte er dabei — „muß es wohl ſo kommen. Jetzt aber Dank, edler Watt, für die Auskunft und damit Gott befohlen!“

„Gott befohlen!“ — rief der Burſche — „und wenn der ſtolze Maſter Green nichts von euch wiſſen will, ſo kommt wieder zu mir und Bumble und wir ſchaffen euch die Anſtellung und einen Schilling Gage die Woche!“

Und Watt nahm, während ſich der Fremde langſamen Schrittes und geſenkten Hauptes entfernte, ſeinen Bumble wieder zwiſchen die Beine, und vollendete das Geſchäft, in welchem ihn vorhin der junge Mann unterbrochen.

So oft er dabei mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand raſch zufuhr, zog ſich ſein gräßlicher Mund grinſend von einem Ohr zum andern. Dann mordete das Ungeheuer. — — — — — —

Der Abend deſſelben Tages hatte einen dichten Nebel über London gebreitet, und damit das Einbrechen der Dunkelheit ſo raſch befördert, daß gar Mancher, der auf dem Heimwege begriffen war, von dieſer, dort zwar ſehr gewöhnlichen, aber ſtets unangenehmen Erſcheinung überraſcht wurde.

Man konnte jetzt faſt keine drei Schritte mehr ſehen was in den meiſten Straßen ein häufiges Aufeinanderſtoßen der Leute, und damit komiſche und ärgerliche Scenen genug hervorrief.

Wohl dem, der ſich dabei in dem Gewirre der Straßen der coloſſalen Stadt zurechtfinden konnte — und dazu gehörte wahrlich eine große Ortskenntniß; — wehe dagegen dem, der ſich als Fremder jetzt mitten in dem Labyrinth der zahlloſen Häuſer befand, die ſich noch dazu, in den häßlichen Nebel gehüllt, ſeinen Blicken faſt ganz entzogen.

In dieſer mißlichen Lage befand ſich jetzt auch der junge Mann, der im Laufe des Tages ſo eifrig nach Maſter Green geforſcht, ohne deſſelben habhaft zu werden.

Die Sache war ſchlimm genug für ihn: ſeit drei Tagen erſt war er in London, das für ihn eine fremde Welt war, eingetroffen. Hatte er doch Englands Metropole nie vorher geſehen, . . . war er doch ohne jedwede Empfehlung, . . . ja was das Fatalſte, . . . ſelbſt ohne Geld! Reichte doch das Wenige, was er an Baarſchaft auf ſeiner Flucht von Haus und Hof, Weib und Kind mitgenommen, kaum für dieſe Flucht ſelbſt und die erſten zwei Tage.

Um eine größere Summe aber wollte er die Zurückgebliebenen um ſo weniger berauben, als der Verluſt des Sohnes, des Gatten und Vaters ſie hart genug treffen mußte; er aber auch den Muth und die Kraft in ſich ſpürte, ſich durch eigene Thätigkeit ſo lange zu erhalten, bis ſein Loos ein beſſeres, ſeinem unwiderſtehlichen Drange entſprechenderes geworden ſei; dann! ... dann! ... wollte er ja auch den alten Pflichten, ſo weit es für ihn thunlich, wieder gerecht werden.

Zu ſeinem Schrecken aber mußte er heute ſchon gewahren, daß in einer ſo großen und ſo vielbewegten Stadt, wie London, merkwürdigerweiſe der gute Wille und der Vorſatz zu arbeiten nicht immer hinreichen, um Arbeit zu finden.

Arbeit iſt genug da, aber es fehlt auch nicht an arbeitenden Händen und Köpfen.

Und woher ſoll der gänzlich Fremde erfahren, wo man Kräfte ſucht? Wer ſie braucht? und kann er jeder Anforderung genügen?

So auch ging es dem Flüchtling. Er ſah ſich um, ... er ſtand mitten in einem ungeheueren Getreibe, wo Alles rannte, ſchaffte, arbeitete! ... indeß ... Niemand frug nach ihm. Alles ſchwirrte geſchäftig — aber kalt und unbekümmert um den Anderen — an ſeinem Auge vorüber. Auch betäubte ihn das gewaltige Leben, Weben und Treiben der ungeheueren Stadt noch zu ſehr, als daß er zu einer entſprechend ruhigen Ueberlegung hätte kommen können.

Er fühlte, daß er wenigſtens einen Haltepunkt hier ſuchen müſſe, ... und ... da fiel ihm ſein Landsmann und älterer Jugendgenoſſe Green ein, von dem er ja gehört hatte, daß er Schauſpieler ſein und ſich in London aufhalten ſollte.

Speciell erfuhr er in der Hauptſtadt ſelbſt: Maſter Green ſei am „Globus“ angeſtellt.

Jetzt galt es, dieſen Mann aufzuſuchen, und den Verſuch zu machen: ob er den armen und unbedeutenden William Shakespeare aus Stratford — denn dies war ja der junge Mann — wiedererkennen oder, beſſer geſagt, wiedererkennen wolle. Das aber war noch ſehr fraglich, denn Green ſollte ein ſehr bedeutender, von ganz London bewunderter Schauſpieler geworden ſein, dabei aber auch ein ſtolzer Mann, mit vielen Edelleuten und Lords bekannt und im vertrauten Umgange.

Allerdings ſtimmte damit die Bemerkung des kleinen krummbeinigen Watt nicht ganz: daß man Green, wenn er nicht im „Globus“ zu treffen, in allen Tavernen oder bei den ſchönen Weibern Londons ſuchen müſſe.

Indeß! ... wer konnte auf dieſes Kobolds Reden Werth legen! Außerdem wäre auch noch bei einem leichtfertigen Charakter mehr Hoffnung für William geweſen, als bei einem ſtolzen und hochmüthigen.

Was ſollte übrigens vor der Hand das Eine oder das Andere?

Green war noch nicht aufzufinden geweſen ... die Nacht brach ein ... und ... William Shakespeare hatte weder ein Obdach, noch Geld, ſich ein ſolches zu verſchaffen.

Dagegen nagten Hunger und Durſt heftig an ſeinen Eingeweiden, da er ſeit dem Morgen nicht das Geringſte zu ſich genommen, und nun ſah er ſich auch noch verirrt, ... mitten im Nebel, ... in einer kleinen einſamen Straße.

Er konnte ja nicht ahnen, daß er — ſeit er Watt und Bumble verlaſſen — ſich faſt in einem Kreiſe umherbewegt habe, und ſich nun wieder ganz in der Gegend des Luſtgartens zum „Stechapfel“ befinde.

Wie geſagt: er konnte dies nicht ahnen; dafür überkam ihn jetzt die durchaus nicht angenehme Gewißheit, daß er dieſe Nacht im Freien, auf einer der Straßen Londons und in Nebel eingehüllt, zuzubringen gezwungen ſein werde.

Die Sache wäre unter allen Verhältniſſen ärgerlich geweſen; in der Stimmung aber, in der ſich der junge Shakespeare heute befand, drückte ſie ihn vollends zu Boden.

Es iſt wahr, er war frei! ... frei von den Ketten und Banden, die ihn bis dahin unausſprechlich unglücklich gemacht . . . aber . . .

Er hatte Frau und Kinder, Vater und Mutter, Heimath und Freunde verlaſſen . . . er . . . o! er war ſich ſeiner Schuld klar bewußt, . . . er hatte die, die er ſeit langer Zeit, ſeit fünf Jahren mit Sorgen, mit Gram und Elend überhäuft, verlaſſen müſſen . . . verfolgt von den Gerichten . . . verfolgt wegen . . .

Es pochte und hämmerte in Williams Schläfen, . . . es brannte in ſeinem Gehirn, . . . es preßte ihm das Herz zuſammen . . .

Er dachte an die Zurückgebliebenen . . . an den Fluch, den ihm der Vater nachſenden werde . . . an ſein Weib, . . . an ſeine kleine Suſanna . . . und doch! und doch ſchrie es wieder in ihm auf: es iſt nicht deine Schuld! du konnteſt nicht anders!

Plötzlich ſchlug ein leiſes Wimmern an ſein Ohr.

William horchte auf.

Es kam ihm vor, als höre er in der Nähe Kinder weinen.

Aber der Nebel war wie ein Vorhang. Man ſah kaum die Hand vor den Augen.

Selbſt die Häuſer zu beiden Seiten der engen Straße waren nicht mehr deutlich zu erkennen.

Der junge Shakespeare folgte dem Ton, vorſichtig jeden Schritt bemeſſend und prüfend, um nicht gegen irgend einen Menſchen oder Gegenſtand zu ſtoßen.

Mit einemmale hielt er an; durch das leiſe Weinen geleitet, hatte er ſich der linken Häuſerreihe dicht genähert und ſah nun einen Menſchen, mit dem Rücken gegen die Wand eines Hauſes gelehnt, daſtehen.

Die Füße ſo weit vorgeſtreckt, daß er jeden Augenblick niedergleiten und in die Straßenrinne fallen konnte, die Arme ſteif herabhängend, den Kopf machtlos nach vorn geſenkt, die Augen ſtier und weit aufgeriſſen, ſah man ihm auf den erſten Blick an, daß er im höchſten Grade betrunken ſei, und nicht mehr weiter könne.

Neben ihm ſtanden — ein Bild der traurigſten Hülfloſigkeit — zwei kleine Mädchen, die bitterlich weinten. Ihre Kleider waren von bunten Stoffen, mit Bändern und Rauſchgold abenteuerlich aufgeputzt.

Der junge Shakespeare erkannte ſie ſofort, auch wenn er die Stelzen — die neben ihnen am Boden lagen — nicht geſehen hätte.

Es waren die Kinder, die er heute in dem Luſtgarten zum „Stechapfel“ zu ſeinem Bedauern auf Stelzen hatte tanzen ſehen und der alte widerwärtige Poſſenreißer, der nur jetzt ſeinen Narrenwamms auf der linken Seite anhatte, ſo daß das einfarbige Futterzeug nach Außen gekehrt war. Die Narrenmütze ſtak in dem alten Hut, der ſchief auf ſeinem ſtruppigen Haare ſaß.

Es war in der That ein Anblick zum Erbarmen!

„Menſch!“ — ſagte der junge Shakespeare voll Unwillen und Abſcheu — „ſchämt ihr euch nicht, euch ſo zu betrinken? Ihr ſeid ja ſo geſtrichen voll, als der redlichſte Wirth eine Kanne voll ſchenken kann.“

„Humbh!“ — machte der Angeredete.

„Und die armen Kinder!“

„Humbh!“ — ſtieß der Betrunkene abermals heraus.

„Ihr ſeid ein Elender!“ — zürnte der junge Mann. — „Seht ihr denn nicht, daß die Nacht anbricht? Ihr könnt doch hier mit den Kindern nicht bleiben?“

Der Trunkenbold ſchüttelte ſchwerfällig mit dem Kopfe.

„Wo wohnt ihr denn?“

„Humbh!“ — war abermals die Antwort.

William beſann ſich indeß, daß ihn, dies zu wiſſen auch nichts helfen würde, da er ja ſelbſt weltfremd in London ſei.

Und kein Menſch kam vorüber.

Die Straße mußte eine ſehr abgelegene ſein.

Des jungen Mannes Unwille wuchs; . . . die Kinder brachen in lautes Schluchzen aus.

„Menſch!“ — rief William jetzt — der über das fremde Elend ſein eigenes vergeſſen hatte — und ſchüttelte den Betrunkenen heftig — „kommt einmal zu euch! Der ſchlechte Wein eurer Poſſen iſt zu Eſſig geworden, den ich euch in eure ausgeſchwemmte Gurgel wünſche! Wenn dieſe armen Kinder nicht wären, früge ich den Teufel nach euch; ſo aber ſagt, um dieſer Würmer Willen an, kann man euch helfen?“

„Humbh!“ — ſtieß der Betrunkene aus.

Die Kinder ſchluchzten noch lauter.

Jetzt ſah William Shakeſpeare zu ſeinem Troſte etwas wie ein Licht durch den Nebel daherkommen.

Unzweifelhaft war es ein heimkehrender guter Bürger, der ſich mit einer Laterne verſehen hatte.

Es war jetzt freilich noch ein matter Schimmer.

Aber es kam, im Nebel tanzend, doch näher.

Jetzt ſah man es ſchon deutlicher.

Richtig! ein Bürger mit einer großmächtigen Laterne.

Als ſich der Mann dem Flüchtling und der kleinen Gruppe genähert, ſagte William:

„Wenn’s erlaubt iſt, werther Sir, darf ich eine Bitte an euch wagen?“

„Schert euch zum Henker!“ — entgegnete der Angeredete finſter, den dicken Stock, den er in der einen

Hand trug, erhebend — „wer heißt euch hier in Nacht und Nebel betteln!“

Des jungen Shakeſpeares Züge hatten ſich verfinſtert; er bezwang ſich indeß und ſagte ruhig:

„Hier iſt von Betteln nicht die Rede, wohl aber von einem Act der Menſchlichkeit …“

„Phraſen!“ — ſagte der Andere — „heißt das was Anderes?“

„Es heißt,“ verſetzte William ſeinen Unmuth hinunterwürgend — „daß ich euch nur erſuchen wollte, einmal hierher zu leuchten. Vielleicht könnt ihr mir ſagen, wer der unſelige Menſch mit den armen Kindern iſt; … vielleicht habt ihr dann auch noch ſoviel Chriſtenthum übrig, mir zu helfen, den Mann heimzubringen.“

„Wenn's das iſt,“ — meinte der Bürger. — „Leuchten? meinetwegen!“ — und er hielt die Laterne nach dem Geſicht des Betrunkenen — „aber heimbringen? gewiß nicht!“

Das Licht der Laterne fiel jetzt grell auf das Geſicht des Elenden, der, erſtaunt und geblendet, die Augen aufriß und ſchloß, während er ſein unſeliges „Humbh!“ ausſtieß.

Im gleichen Augenblicke war aber auch William und dem Bürger ein Ausruf entfahren.

„Der iſt's!“ — hatte der Bürger gerufen — „laßt den Elenden wie einen Hund auf der Straße verenden, er verdient nichts beſſeres!“

„Maſter Bibbidon!“ — rief William betroffen. Er hatte König Rinos wiedererkannt. Es durchſchauerte ihn; aber ſein Mitleid mit dem Jammermenſchen und den armen Kindern überwand den Unmuth und Widerwillen, der ihn im erſten Moment erfaßt.

Jetzt war er erſt recht entſchloſſen, den Unſeligen, wo irgend möglich, nach Hauſe zu bringen.

Raſch wollte er ſich noch einmal bittend an den Bürger wenden ... als er gewahrte, daß ſich dieſer bereits entfernt.

William's Unmuth ſtieg auf das Höchſte. Zornig ſandte er dem gefühlloſen Menſchen einen Fluch nach, mit dem aber freilich nicht geholfen war.

Jetzt blieb nur noch eines übrig, und dies war, ſich an die Kinder zu wenden, die abgezogen von ihrer Angſt, durch das, was ſich um ſie zutrug, zu weinen aufgehört hatten.

Es galt, ſie nicht wieder einzuſchüchtern.

Der junge Shakespeare neigte ſich daher zu denſelben und frug ſie, ſo mild er konnte: wo ſie wohnten?

Aber er mußte die Frage mehrere Male wiederholen, bis das ältere der Kinder den Muth faßte, zu antworten.

„Dort, Mann!“ — ſagte es, nach der entgegengeſetzten Seite der Straße zeigend, und der angegebenen Richtung nach ſchien dies „dort!“ nicht weit zu ſein.

„Weißt du es auch ſicher?“ — frug William weiter — „der Nebel kann dich täuſchen.“

„Ich weiß es gewiß, Mann!“ — fuhr das Kind fort — „bei dem Lichte hab ich's erkannt. Das hier iſt des Krämers Haus . . . und ſchief drüben vom Krämer wohnen wir.“

„Gut!“ — verſetzte der junge Shakeſpeare — „ſo will ich's verſuchen. — Nehmt eure Stelzen, haltet euch dicht bei mir und zeigt mir, wohin ich euren Vater führen ſoll.“

„Vater?“ — wiederholte das Kind erſchrocken.

„Nun?“ — frug der junge Mann — „iſt das hier nicht euer Vater?“

„Wir haben keinen Vater!“ — ſagte das Kind kaum hörbar.

William ſchwieg.

Er hatte genug zu thun, Maſter Bibbidon über die Straßenrinne hinweg und nach der anderen Seite zu bringen.

Die Kinder ſchritten ängſtlich vor ihm her.

Nach wenigen Minuten blieben ſie ſtehen. „Hier iſt's!“ — ſagte die Kleine.

So viel William im Nebel bemerken konnte, ſtanden ſie vor einem elenden kleinen Hauſe.

Aber es war doch immer ein Haus und ein Obdach für die Kinder.

Zum Glück war die Thüre nur angelehnt.

Was bedürfte auch die Armuth Schloß und Riegel? Was war hier zu ſtehlen?

William drückte auf ... ein ſtockfinſterer Gang empfing ihn.

Konnte er wiſſen, wohin er führte? ſtand nicht vielleicht ein Keller auf, in den ſie hineinſtürzten? oder irgend etwas im Wege, über das man ſtolpern konnte?

Rathlos hielt er an, als das ihm bekannte Kinderſtimmchen ſagte:

„Wart', Mann, ich will aufmachen, damit du ſiehſt!“

Wirklich klinkte die Kleine auch eine Thüre auf und der matte Schein eines Lichtes, das in einer ärmlichen Stube brannte, fiel ihm entgegen.

In der Stube befand ſich Niemand.

„Die alte Gib, die oben ſchläft, ſteckt's immer an, wenn's dunkel wird!“ — ſagte das Kind, als wenn es die Frage errathen hätte, die William auf der Zunge ſchwebte.

„Humbh!“ — machte Maſter Bibbiden, als wolle er ſagen: — „Gott ſei Dank, da ſind wir!“

„Hieher!“ — ſagte die Kleine und deutete auf ein ärmliches Lager am Boden.

William ließ den Trunkenen vorſichtig darauf hingleiten; dann machte der einſtige König Ninos noch einmal „Humbh! . . . und entſchlief.

Der junge Shakespeare ſah ihm mit finſterer Miene, die Arme auf der Bruſt verſchlungen, zu. Er mußte in tiefe Gedanken verſunken ſein.

Die Kinder ſtanden in einer Ecke und ſchauten den fremden Herrn mit großen Augen an.

Es lag Staunen in ihren Blicken und ein ſtiller Dank. Aber ſie wagten ſich nicht zu rühren.

Plötzlich fuhr William aus ſeinen Träumen empor. Die Hand glitt über die hohe Stirn, dann blickte er ſich um, als ſuche er ſich in der Gegenwart zurecht zu finden.

Da drang wieder das Kinderſtimmchen an ſein Ohr:

„Mann!“ — ſagte es leiſe, zugleich bittend und einſchmeichelnd, — „geh' nicht weg von uns!“

„Ja!“ — wiederholte das andere Mädchen — „geh' nicht weg, wir fürchten uns ſonſt!“

„Geh' nicht weg!“ — wie eigenthümlich klang es dem Flüchtling.

Es war ihm, als hätte er ſeine kleine Suſanne dieſe Worte ſagen hören.

Ein Stich ging durch ſein Herz. Dann ſagte er weich:

„Nein, Kinder, ich gehe nicht weg!“

Das gab den Kleinen Leben; Freude blitzte aus ihren Augen und die Beweglichkeit kehrte ihnen zurück.

Wo hätte denn aber auch William Shakespeare hingehen ſollen?

Wo kann man in einer großen Stadt, wie London, hingehen, Nachts ſein edles Haupt unterzubringen, wenn man keinen Penny im Sacke hat?

„Es iſt eine Fügung Gottes!“ — dachte Shakespeare, und faſt kam eine ſtille Freude über ihn.

Die Herberge, in der er ſich befand, war freilich ſehr ſchlicht.

Außer dem armſeligen Lager am Boden, auf welchem Maſter Bibbidon völlig angekleidet ſchnarchte, ſtand auf der einen Seite noch ein altes Bett, augenſcheinlich die beſcheidene Lagerſtätte der beiden Kinder. Ein Tiſch von rohem Holz, drei Stühle von desgleichen und eine alte Kiſte bildeten das übrige Inventar, einen ſteinernen Krug, einen alten Korb und einige Geſchirre mit eingerechnet.

„O König Ninos! großer Mime!“ — dachte Shakespeare; aber er erſchrak über das, was er geſagt hatte, und ſich auf einen der Stühle ſetzend und den Kopf in die Hand ſtützend, verſank er abermals in Gedanken.

Die beiden kleinen Mädchen hatten unterdeß die bunten, mit Bändern und Rauſchgold geſchmückten Kleidchen — die Livreen ihrer traurigen Knechtſchaft — ausgezogen und in den Kaſten gelegt, wobei das größere Mädchen dem kleineren liebevoll geholfen hatte.

Sie ſahen jetzt — von dem phantaſtiſchen Schmuck befreit — in ihren Unterröckchen doppelt kindlich und lieb aus, zumal die prächtigen blonden Locken ſich reizend über die zierlichen Achſeln legten.

Beide waren ſie hübſch, wenn auch bleich und leidend ausſehend; aber ſo verſchieden in ihren Zügen, daß ſie kaum Geſchwiſter ſein konnten.

Die armen Würmchen! Es unterlag wohl keinem Zweifel, daß man ſie einſt ihren Eltern geſtohlen, und daß ſie ſpäter Maſter Bibbidon an ſich gekauft hatte, um mit ihrer Hülfe und durch die ihnen angelernten Künſte ſein Brod zu verdienen.

Ein ſolcher Menſchenhandel wird heutzutage noch in London und Paris betrieben; damals kamen Kinderdiebſtähle täglich vor . . . und . . . noch zu Schrecklicherem.

Beide traten jetzt an den Tiſch heran und ſahen den Fremden mit ihren großen Augen freundlich an. Ein kindliches Vertrauen lag dabei in ihren Zügen.

„Haſt du Hunger?“ — frug jetzt die Größere.

Der Fremde lächelte trüb. Die Frage ſetzte ihn faſt in Verlegenheit. Er hatte Schmerzen vor Hunger; . . .

aber ... er wollte der Armuth ihr karges Stückchen Brod nicht rauben.

„Mann!“ — ſagte die Kleine noch einmal, als der Fremde ſchwieg — „haſt du Hunger?

„Sättigt ihr euch nur, liebe Kinder!“ — verſetzte William. — „Wir wollen dann ſehen.“

„Nein! du ißt mit uns,“ rief die Größere vergnügt! und in einen Winkel des Gemaches ſpringend, langte ſie aus einem Korb einen Laib ſchwarzen Brodes und eine Schüſſel mit Milch, die ſie — eines nach dem andern — mühſam auf den Tiſch trug und vor dem Fremden niederſtellte.

„Die Milch iſt von der Hally!“ — ſagte die Kleinere dabei.

„Wer iſt die Hally?“ — frug der junge Mann.

„Die Frau, die den vornehmen Leuten in der Stadt täglich Milch bringt.“

„Und ſie kennt euch und bringt euch auch Milch?“

„Ja! zweimal die Woche, weil ſie uns gern hat.“

„Und ihr bezahlt ſie?“

„O nein! dazu haben wir kein Geld. Aber wir müſſen ſie küſſen und lieb haben ...“

„Wir müſſen?“ — wiederholte das ältere der Mädchen — „wir küſſen ſie recht gern und haben ſie lieb, weil ſie ſo gut iſt!“

„Und habt ihr mich denn auch lieb?" — frug William mit trübem Lächeln.

„Gewiß!" — riefen beide mit kindlicher Freude — „du haſt ja gemacht, daß wir nach Hauſe kamen."

Die Größere hatte unterdeſſen Brod in die Milch geſchnitten, drei alte Zinnlöffel aus der Schublade des Tiſches genommen, und nun mußte der Fremde tüchtig mit zulangen.

Das kindliche Geplauder erheiterte ihn.

Aber die armen Kinder, von dem anſtrengenden Stelzenlaufen ermüdet, wurden bald ſchläfrig ... die Augenlider ſanken hie und da nieder ... und ſo bat ſie denn William, zu Bett zu gehen.

Zwar wollten ſie im Anfang dem „Mann" ihr Bett abtreten und auf der Erde ſchlafen, als ſie der junge Shakeſpeare aber verſicherte, er werde eben ſo gut auf dem Stuhle ſchlafen, ließen ſie ſich bewegen, nachzugeben.

Schon halb im Schlafe kleideten ſie ſich aus und legten ſich in das ärmliche Bett.

Wenige Minuten ſpäter und ſie ſchliefen ſanft und feſt.

Tiefe Stille herrſchte jetzt in dem kleinen Raume, denn ſelbſt das Schnarrchen des alten Mimen hatte ſich gelegt. Ein ſchwerer bleierner Schlaf ſchien ſeine Seele zu umfangen.

Matt warf die Lampe ihren Schein über die Kinder.

Da lagen ſie, die Köpfchen an einander gelehnt, eines das andere umſchlingend, auf ihren bleichen Geſichtchen die Ruhe und den Frieden der Unſchuld.

Es war in der That das Bild zweier ſchlafenden Engel.

Mit verſchlungenen Armen und geſenktem Haupte ſtand Shakespeare vor ihnen.

So lagen jetzt wohl auch ſeine Kinder Suſanna, ſein Liebling, und Hamnet ... daheim im fernen Stratford! ... und träumten von dem Vater, der ſie verlaſſen, ... der ihren ehrlichen Namen, Angeſichts der Welt, gebrandmarkt ... der ſie, entfliehend, der Mutter und ihrem Geſchicke überlaſſen! ...

Thränen traten in des jungen Mannes Augen.

Das Bild ſeiner armen, tiefgebeugten Mutter, ... der Schatten ſeines Weibes trat vor ihn hin. Sinnend gedachte er der Zeit, da er Anna Hathaway hatte kennen lernen, ... da die Liebe in ihm erwacht und auch ihr Herz voll Liebe für ihn erglühte.

Er gedachte der ſeligen Stunden, in welchen er zu ihren Füßen lag, ſeinen Kopf in ihren Schooß gebettet, Auge in Auge ſchauend, Sagen und Mährchen erzählend, und Küſſe um Küſſe tauſchend.

Wie war nur Alles ſo ſonderbar gekommen?

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Lampe war im Erlöſchen. William Shakespeare blickte noch einmal nach den ſchlummernden Kindern.

Es kam ihm vor, als zerflöſſe das liebliche Bild nach und nach; . . . jetzt ſah er nur noch die Umriſſe . . . jetzt . . . verſank es in Nacht . . . und war verſchwunden, wie ſein geträumtes kurzes Glück . . . wie jene ſelige Zeit.

Die Lampe war erloſchen. Dunkelheit umgab ihn.

Müde ließ er ſich auf einen der Stühle nieder; aber in ihm frug es wieder:

„Wie iſt doch das Alles ſo wunderlich gekommen?“

„Ja! wie iſt es gekommen?“ — ſeufzte er dann leiſe vor ſich hin.

Und in ſeiner Seele zog es wunderbar vorüber, was ihm freilich längſt! . . . längſt! . . . klar geworden; was ihm aber vor ſeiner Heirath hätte klar werden müſſen, wenn es nicht zu Dem kommen ſollte, wozu es gekommen. „Meine Liebe zu Anna Hathaway war eine Blume auf wilder Flur!“ ſagte er leiſe vor ſich hin. — „Ich liebte Anna ja! und leidenſchaftlich genug; für einen kurzen Traum wäre ſie auch ſchön geweſen, dieſe Liebe, ſammt der roſigen Täuſchung, die in ihr lag; aber . . .“

O Gott! wie entſetzlich rächte ſich dieſe Täuſchung in der Ehe!

Als Mädchen war dem ſchwärmeriſchen Liebhaber die Geliebte ein Ideal der kindlichen Einfalt und Unſchuld geweſen, anſpruchslos, ſüß und bezaubend; . . . in der — geſtehen wir es uns nur — nur allzufrüh geſchloſſenen, von Pflichtgefühl halb erzwungenen Ehe des achtzehnjährigen jungen Menſchen mit der viel älteren Braut, mußte aber nur allzubald die poetiſche Täuſchung erbleichen. Das ernſte Leben trat mit ſeiner nackten Proſa und ſeinen trivialen Alltagsforderungen an uns heran . . . und . . . da zeigte es ſich denn, daß die Anſpruchsloſigkeit und Einfalt der ſonſt wirklich herzensguten Frau in der That — wie mir Clopton und Johnſon warnend vorausgeſagt — auf einer allzugroßen Einfalt des Geiſtes beruhten.

William ſchwieg; aber es war nur zu wahr, was er geſagt.

Himmel! wie konnte denn die ſtill beſcheidene Hirtin dem reichen, dem poetiſchen Gemüthe, dem feurigen Charakter, dem heiteren, lebensluſtigen, witzfunkelnden Geiſte des jungen Shakespeares genügen, ihm, dem ohnedem bald das Herz vor innerem Drang nach einem unbekannten Etwas, nach Großem und Gewaltigem ſprang; ihm, deſſen Bedürfniß Freiheit und ein bewegtes Leben war?

„Erwachte doch gerade damals ein reges geiſtiges Streben in mir!“ — fuhr er im leiſen Selbſtgeſpräche fort. — „Welche Nahrung aber konnte Anna Hathaway meinem Geiſte geben!“

„Und dabei dieſe elenden kleinlichen, ſpießbürgerlichen Verhältniße! Der Zwang des nur mit Widerwillen getragenen Berufes! die Quälerei mit dem mürriſchen, finſteren, mit der Welt zerfallenen Vater! die tyranniſche Verweigerung jeder geiſtigen Beſchäftigung, auch noch nach meiner Heirath — da der Vater den achtzehnjährigen Ehemann noch immer als ſein Kind, als einen Knaben behandelte — dieſer Zwang und Druck von allen Seiten trieben mich zur Verzweiflung und . . . durch dieſe . . . wieder in die Arme Clopton's und Johnſon's!“

„Es war unrecht, ich geſtehe es! Aber wie hab' ich gerungen, wie gekämpft!“ —

Der junge Shakespeare ſchwieg eine längere Zeit. Alle ſeine Gefühle waren erregt. Stürmiſch, wie in jenen Zeiten des Kampfes, wogte es in ihm hin und her. Auch jetzt wieder rang der Verſtand mit dem Gefühl. Gerechte Vorwürfe und ebenſo gerechtfertigte Entſchuldigungen kreuzten ſich in ſeiner Seele.

„Es iſt wahr!“ — fuhr er jetzt wieder leiſe fort — „ich hätte, zumal als Gatte und Vater, die Geſellſchaft Clopton's und Johnſon's meiden, . . . mich nicht wieder in den Strudel der alten Tollheiten ſtürzen ſollen! Aber, du mein Gott! war denn nicht dort allein für mich Freiheit, Anregung, Geiſt und Witz, mit einem Worte: Leben! ... während mich zu Hauſe die Sklaverei einer bedrängten Häuslichkeit, die Tyrannei des Vaters und des verhaßten Berufes, die treue Liebe ... aber auch die vernichtende Langeweile eines geiſtloſen Weibes erwarteten!"

Wieder trat eine Pauſe ein.

„Iſt es denn meine Schuld," — fuhr jetzt der junge Mann fort — „daß ich nun einmal für dieſe engen Verhältniſſe, für dies unſelige Handwerk nicht geſchaffen bin? Ich hab' es tauſendmal gefühlt, und fühle es jetzt lebhafter denn je wieder, daß mich die Natur für Größeres geſchaffen hat. Steht es auch noch nicht klar vor meiner Seele, in welcher Weiſe ich dies Größere ſchaffen ſoll und werde, ſo fühle ich doch, daß es an mich herantreten wird ... und daß ich es dann auch erfaſſen werde!"

„Wie aber ſollte etwas Großes und Hohes in Stratford in der Werkſtätte des Vaters, in meinem kleinen elenden Hausweſen an mich herantreten? Hinaus mußte ich! ... in die Welt! ... nach dem menſchenbewegten London ... da war wenigſtens die Möglichkeit gegeben, von dem gewaltigen Rad des Schickſals erfaßt und einer höheren Beſtimmung entgegengeſchleudert zu werden! ... Und ... dreimal war ich entſchloſſen heimlich zu fliehen ... und ... dreimal ſiegte, nach heißen ſchweren Kämpfen, die Pflicht ... und ... ich blieb!“

„Was aber war damit gewonnen? ich blieb in Stratford, ... war doppelt, dreifach unglücklich ... und ... trieb es toller denn je!“

„Die Welt ward mir verhaßt; ... ich gab ihr, durch Verachtung ihrer einſeitigen Geſetze, meinen Haß zu erkennen. Was ich lange nicht gethan, that ich wieder. Den erbärmlichſten, lächerlichſten und verächtlichſten Menſchen, Sir Thomas Lucy von Charlecote, zu ärgern, ſchoß ich das Wild, das ungeſtraft armer Leute Habe vernichtete, vor der Naſe weg. Ich ſpottete ſeiner dabei in einem launigen Gedichte, nannte ihn, das ehrenwerthe Parlamentsmitglied, eine erbärmliche Vogelſcheuche — was er auch iſt, — einen langöhrigen Geſellen, — was er ebenfalls iſt ... das Gedicht macht furchtbares Aufſehen, ... Sir Thomas Lucy von Charlecote wüthet ... der Teufel will, daß die Geſchichte entdeckt wird ... und ... ich muß als Wilddieb und Beleidiger des hohen und geſtrengen Herrn fliehen!“

„Als Wilddieb!“ — wiederholte hier der junge Mann finſter und aufgeregt. — „Bei Gott! das war ich nicht ... ich gab die Beute einem armen Landmann, dem die Haſen und Hirſche des edlen Sir die ganze Ernte vernichtet.“

„Aber ich war gebrandmarkt vor der Welt ... und ... mußte fliehen."

„Ich mußte fliehen! ... mußte!"

Der junge Shakeſpeare ſchwieg einige Minuten; dann ſagte er mit zitternder Stimme:

„Und ſollte dies „muß" nicht ein Wink des Ewigen ſein? Sollte mich auf dieſe Weiſe nicht die Hand des Schickſals meiner Beſtimmung entgegen führen?"

„Ja!" — rief er jetzt, trotz der Dunkelheit, die ihn umgab, emporſpringend, — „ja! ich bin überzeugt, daß dies ein Wink Gottes iſt! und als einen ſolchen nehme ich die Sache hin. Die Ketten und Banden, die mich niederhielten, ſind zerriſſen ... ich bin frei! ... ich bin mir jetzt ſelbſt wieder gegeben ... und will in freier Selbſtbeſtimmung dem inneren Drange folgen, den ich jahrelang niederkämpfen mußte. Freilich gilt es erſt die Erhaltung des Lebens ... aber ich bedarf wenig ... und ... kann arbeiten. Mit offenem Auge und offenem Geiſt wird mir dieſer Drang bald auch klar werden ... und dann! dann! ... o! es durchrieſelt mich Seligkeit bei dem Gedanken, ... dann werd' ich freudig ſchaffen und gewiß auch Tüchtiges leiſten. Iſt das aber geſchehen, dann Vater und Mutter, dann armes Weib, verlaſſene Kinder ... will ich wieder vor euch treten und, euch umarmend ausrufen: Seht! William iſt doch ſo ſchlecht nicht, als er euch dünkte. Seiner freien Selbſtbeſtimmung hingegeben, iſt er ein tüchtiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft geworden und kehrt nun zu euch zurück, um durch Liebe tauſendfach zu vergelten, was er bis dahin an euch verbrochen!“

William Shakespeare ſchwieg; er zitterte vor Aufregung; aber er bemerkte auch, daß er ſich von ſeinen überſtrömenden Gefühlen hatte hinreißen laſſen, zu laut zu ſprechen.

Die Kinder regten ſich im Schlafe.

Die Kinder!

Wo war er denn?

Ein „Humbh!“ Maſter Bibbidon's erinnerte ihn daran.

Wie wunderbar ſich dies alles gemacht hatte!

Wie verächtlich auch das Werkzeug war: der alte Mime konnte ihm ſicher den Weg zu Green anbahnen.

Wer konnte wiſſen, was davon abhing?

Eine wunderbare Beruhigung kam über den jungen Mann. Müdigkeit und Schlaf kündigen ſich an.

Leiſe und vorſichtig taſtete er ſich nach dem Bett der Kinder; . . . leiſe ſuchte ſeine Hand die Häupter derſelben; . . . leiſe beugte er ſich nieder und drückte auf die Stirn eines jeden der beiden einen innigen Kuß.

Dann ſuchte der junge Shakespeare wieder den

Stuhl, . . . ließ ſich nieder und war bald eingeſchlafen.

Aber die Träume waren im Anfang wirr und wüſt. Er ſah den Vater mit zorniger Geberde ihm fluchen; . . . er ſah Mutter, Weib und Kinder, in Thränen aufgelöſt, die Hände nach ihm ausſtrecken. Aber er konnte nicht zu ihnen und ſie nicht zu ihm, denn ein wilder reißender Strom trennte ſie. Und der Strom ward immer breiter . . . und die Geſtalten verſchwanden mehr und mehr im Nebel, bis ſie unſichtbar wurden.

Da aber tauchten plötzlich eine Maſſe von Kobolden und Ungeheuern aus den Fluthen, und fielen ihn an. Er aber vertheidigte ſich mit einem flammenden Schwerte und ſchmetterte ſie alle zu Boden. Und wie es bis dahin finſter und neblich um ihn her geweſen, wurde es jetzt plötzlich licht und klar, und auf roſigen Wolken ſchwebten zwei kleine liebliche Engel zu ihm herab, mit lichten blauen Augen und blonden Lockenköpfchen.

Und als ſie ihm nahe waren und über ſeinem Haupte ſchwebten, lächelten ſie ihm mit dem Frieden und der Seligkeit der Unſchuld zu; dann reichte ihm der eine eine Palme, der andere einen Kranz . . . und als er nach beiden griff, löſte ſich die Erſcheinung in Gold und Glanz auf.

Fünftes Kapitel.

Meiſter Green.

Der junge Shakeſpeare erwachte den anderen Morgen ziemlich früh.

Im erſten Augenblick mußte er ſich beſinnen, wo er ſei; ſeine Umgebung führte ihn indeß raſch, obgleich nicht ſehr angenehm, auf die Wirklichkeit zurück.

Der alte, verlebte, durch den Trunk wüſt ausſehende Mime in ſeinen ſchmutzigen zerriſſenen Lappen-Kleidern machte jetzt, bei anbrechendem Tage, einen noch ſchrecklicheren Eindruck auf ihn, als geſtern.

Er wandte ſich mit Abſcheu von dem noch immer feſt Schlafenden, deſſen Erwachen er unter keiner Bedingung erwarten wollte. Nur noch einen Blick auf die ruhig ſchlummernden Kinder, ... einen Kuß auf ihre, jetzt vom Schlaf leicht gerötheten, ſonſt ſo blaſſen Wangen ... und ... der junge Mann verließ das Haus.

Wohl beabſichtigte er auch jetzt noch, ſich des Maſter Bibbiden's zu bedienen, um an den berühmten Schauſpieler Green heranzukommen; dies aber könne ja wohl am Beſten heute Nachmittag vor dem Schauſpiele und im „Globus“ ſelbſt geſchehen, wie ja auch Watt, das krummbeinige Ungeheuer gerathen hatte.

Da ſich der Hunger wieder geltend machte, unterſuchte Shakespeare noch einmal ſeine Taſchen; ſie waren indeſſen ſo leer, wie geſtern. Nicht ein Pence fand ſich vor.

Die Ausſicht auf die nächſte Zukunft war daher durchaus nicht erfreulich zu nennen, als die Blicke Williams plötzlich auf den ſilbernen Trauring fielen, den er an einem Finger der rechten Hand trug.

„Noth bricht Eiſen!“ — dachte er — „und was ſoll er mir jetzt? Verhungern kann ich ja doch nicht.“

Der junge Mann ging daher in den nächſten Bäckerladen, ließ ſich Brod geben und erhielt von dem ſchlaulächelnden Meiſter wirklich noch drei Schillinge und einige Pence zurück.

William Shakespeare war jetzt reich; auch war es ihm bedeutend leichter als geſtern um's Herz. Stand doch, ſeit dieſer Nacht, die Ueberzeugung in ſeinem Geiſte feſt: daß Alles ſo habe kommen müſſen, wie es gekommen, um ihn ſeiner Beſtimmung entgegenzuführen. Dieſe Ueberzeugung aber ſtimmte ihn freudig, während ihn das Gefühl der endlich erlangten Freiheit und Selbſtſtändigkeit wahrhaft beglückte.

Es war ihm dabei, als ob er neu geboren ſei. Er fühlte ſich ein ganz anderer Menſch ... wie in einem anderen Leben und auf einer anderen Welt!

„So muß es dem Schmetterling ſein,“ — dachte er, — „wenn er, nach dem elenden Raupenleben, das ihn kriechend an den Staub gefeſſelt und nach dem langen Schlaf der Verpuppung, von dem warmen Frühlingsſtrahle getroffen, zum erſten Male ſeine Schwingen entfaltet und nun — in einer ganz neuen Sphäre ſich bewegend — von Buſch zu Buſch, von Blume zu Blume fliegt!“

Aber welch ein Leben entfaltete ſich nun auch vor ſeinen Blicken. Da gab es überall etwas Neues, etwas Intereſſantes. Auf allen Seiten boten ſich ſeinem, ſo ſehr zu ernſten und tiefen Beobachtungen geneigten Geiſte Veranlaſſung zu ſolchen dar: an Menſchen, Gegenſtänden, eigenthümlichen Erſcheinungen, an ernſten und komiſchen Scenen.

Kein Wunder war es daher, daß dem jungen Shakespeare die Stunden raſch entflohen und die Zeit nach dem „Globus“ zu gehen eher herankam, als er dachte.

Er wollte ohnedem früh da ſein, um Maſter

Bibbidon beim Hineingehen wo möglich zu erfaſſen.

Und wirklich gelang ihm dies auch.

Wie aber ſtaunte nun der alte Mime, als ſich ihm Shakespeare darſtellte; ... wie ſtieg dies Staunen aber noch, als er erfuhr, daß es ſein junger Freund von Stratford geweſen ſei, der in der verfloſſenen Nacht den barmherzigen Samariter für ihn abgegeben.

Das alſo war der „freundliche Mann,“ von dem die Kinder heute Morgen ſo viel erzählt, ... der ihn in ſeinem unſeligen Zuſtande nach Hauſe gebracht.

Maſter Bibbidon ſchien ſich indeß der Sache durchaus nicht zu ſchämen Er war ſchon ſo tief geſunken, daß er in einem ſolchen Zuſtande gar nichts Beſonderes, gar nichts Entehrendes mehr fand.

Es fiel ihm daher auch nicht ein, ſich bei dem jungen Manne zu bedanken; wogegen er ſich allerdings gern bereit zeigte, Maſter Shakespeare mit in das Theater zu nehmen und ihn zu Green zu führen.

So betrat denn, von dem alten Mimen geführt, der junge Shakespeare zum erſten Male in ſeinem Leben ein wirkliches Theater.

Es überkam ihm dabei, als er in die kleinen dunklen Gänge und endlich in die düſteren, von allen möglichen Dingen vollgepfropften Räume hinter der Bühne trat, ein eigenthümliches Gefühl ... ein Gemiſch von Freude und Furcht, das in einen leiſen Schauer der Ehrfurcht überging, während das geheimnißvolle Dunkel ſeine Phantaſie ungemein reizte.

„Acht geben, Mſtr. Shakespeare!“ — rief ihm dabei Bibbidon zu — „denn hier iſt's ſchwer gehen. Gebt mir die Hand und folgt mir vorſichtig.“

„Hier!“ — ſagte der junge Mann, dem Mimen die Hand reichend.

„Und nicht rechts, nicht links ſehen!“ — mahnte der Alte — „ſondern nur vorwärts!“

Es ging in der That ſchlimm. Da ſtand ein gemalter Drache, hier ſo etwas, das einem Löwen glich; nahe bei — aber nicht größer als der Löwe — eine auf Segeltuch gemalte Feſtung, auf einen Holzrahmen aufgeſpannt.

Plötzlich fühlte Shakespeare etwas Lebendiges unter ſeinen Beinen. Erſchrocken fuhr er zurück, als aus der Erde eine kleine fratzenhafte Geſtalt aufſtieg, neben der ſich etwas Schwarzes bewegte.

William dachte einen Geiſt der Finſterniß aufſteigen zu ſehen, als Maſter Bibbidon zornig rief:

„Aus dem Wege krummer Schuft! Was haſt du hier zu thun, wenn nicht eines der paar lumpigen Stücke gegeben wird, in welchen du zum Gaudium der „Gründlinge“ dein entſetzliches Maul und deine Dachsbeine als Ungeheuer zu zeigen haſt?“

„Hat ein ſo verſoffenes Schwein, wie ihr, darnach zu fragen?“ — entgegnete Watt, denn er war der Angeredete, während Bumble bedrohlich knurrte. — „Es iſt gut, daß das Oel eurer Lampen kein Ale iſt, ſonſt göſſet ihr auch das noch auf die Lampe.“

„Bitte den Himmel!“ — rief der Alte keifernd zurück — „daß er dein Gehirn ſo groß als deinen Rachen und deinen Rachen ſo klein als dein Gehirn werden läßt, ſonſt erlebt die Welt noch, daß du dich für ein eingeſalzenes Kalbsgehirn anſiehſt und ſelbſt verſchlingſt!“

„Da müßte ich eine Gurgel wie Maſter Bibbidon haben!“ — rief Watt höhniſch grinſend. — „Auch bringt ihr mit eurem Schlauch von einer Gurgel kein ſo prächtiges Gebrüll heraus, als ich!“

„Als ich? ... Habe ich jemals mit einem Stier um den Vorrang der Stimme mich geſtritten?“ — ſagte der alte Mime verächtlich „Ich war Künſtler, krummbeiniger Schuft, und nur das Alter hat mich ...

„Die Kannen Ale und Sect meint ihr?“

Aber Maſter Bibbidon gab dem Kobold jetzt keine Antwort mehr; ſeine Künſtlerehre ſtand ihm zu hoch.

„Gebt nicht auf das dachsbeinige Thier Acht!“ — ſagte er zu Shakeſpeare — „ſondern auf Euern Weg. Hier befindet ſich der Donner! ... Aufgepaßt, ... die Beine gehoben! ... da liegen Balken.“

Der junge Shakespeare hatte in der That Mühe, ſeinem Führer zu folgen.

„Wenn der Weg über die Bühne ebenſo ſchwierig iſt, als der um dieſelbe herum,“ — meinte William — „dann gehört allerdings Muth dazu, ihn zu betreten.“

„Ihn zu betreten?“ — wiederholte Maſter Bibbidon — „Muth? ... Talent und Genie gehört dazu; und doch glückt es oft ſelbſt dem größten Talent nicht, wie ihr an mir ſeht! Aber Achtung ... da liegt das Meer!“

William hatte wirklich Mühe, ſich mit den Füßen nicht in dem Haufen angemalter Leinwand zu verwickeln, der hier den Boden bedeckte, und, bei Vorkommen des Meeres, dieſes repräſentirte.

Glücklicher Weiſe ward es jetzt leichter und bald ſtanden ſie an einer Thür, die in ein größeres Gelaß führte. Es ſah allerdings nicht elegant darin aus, denn die Wände waren ſchmutzig, wie die Decke und an Möbeln gab es hier nur einige Bänke und Stühle und einen Tiſch, auf dem es aber deſto flotter ausſah, da er mit Kannen und Becher garnirt war. Als die einzige wirkliche Zierde erſchien ein großer Spiegel, der am Panelwerk hing.

In dem Zimmer befanden ſich mehrere Schauſpieler theils noch in ihrer gewöhnlichen Kleidung, theils ſchon in den Koſtümen des heutigen Stückes; auch andere ſein ausſehende Herren und ſogar Edelleute in ihren Hofkleidern.

Es lag darin nichts Auffallendes. Es gab von jeher in England eine ſtarke erbliche Ariſtokratie, aber dieſe war von allen erblichen Ariſtokratieen die am wenigſten anmaßende und exkluſive, ſie hatte nichts von den gehäſſigen Eigenſchaften einer Kaſte. Sie empfing beſtändig Mitglieder aus dem Volke und ſandte ſolche unter das Volk, um ſich mit demſelben zu vermiſchen . . . Nach den Kriegen der Häuſer York und Lancaſter wurden die Bande, welche den Adel und das Bürgerthum verknüpften, enger und zahlreicher denn jemals. In dem folgenden Jahrhundert erhielten die Reihen des Adels einen bedeutenden Zuwachs aus der Gentry; die Verfaſſung des Hauſes der Gemeinen unterſtützte in hohem Grade dieſe heilſame Vermiſchung der Stände. Der von der Grafſchaft in's Parlament Abgeordnete ward das vermittelnde Glied zwiſchen Baronen und den Krämern; auf denſelben Bänken, auf welchen die Goldſchmiede, Tuchhändler und Gewürzkrämer ſaßen, welche von den Handelsſtädten in's Parlament geſandt waren, ſaßen ebenfalls diejenigen Mitglieder, welche in jedem andern Lande Edle genannt ſein würden, erbliche Grundherren, berechtigt, Gericht zu halten und den Waffenrock zu tragen, ſowie befähigt, ihre achtbare Abkunft durch Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Einige von dieſen waren jüngere Söhne und Brüder großer Lord's, andere konnten ſich ſogar rühmen, aus königlichem Blut entſproſſen zu ſein. Endlich bewarb ſich der älteſte Sohn des Earls von Bedford um einen Sitz im Hauſe der Gemeinen, und dieſem Beiſpiele folgten andere. Wenn die Erben der Granden des Reichs einmal in dieſem Hauſe ſaßen, ſo war es natürlich, daß ſie eben ſo eifrige Vertheidiger der Privilegien deſſelben wurden, als irgend einer der Bürgersleute, unter welche ſie gemiſcht waren.

So war die engliſche Demokratie von früheſter Zeit her die ariſtokratiſchſte und die engliſche Ariſtokratie die demokratiſchſte in der Welt; eine Eigenthümlichkeit, welche bis auf den heutigen Tag gedauert und viele wichtige ſittliche und politiſche Folgen gehabt hat.

Auch im Umgang des gewöhnlichen Lebens machte ſie ſich geltend und Männer aus den erſten Häuſern des Königreiches waren ſtolz auf den Umgang mit Dichtern und Künſtlern.

„Seht!“ flüſterte jetzt Maſter Bibbidon ſeinem Begleiter in's Ohr, während Beide noch immer vor der geöffneten Thüre ſtanden — „dort iſt Euer Mann!“

„Green?“ — frug William.

„Ja, Green!“

„Wie verändert!“ — rief der junge Mann, und der

Ton ſeiner Stimme ſowie der Ausdruck ſeines Geſichtes verriethen, daß er ſich unangenehm berührt fühlte.

Das gewandte vornehme Weſen des früheren Jugendgeſpielen ließ den jungen Shakeſpeare fürchten, daß ihn dieſer wohl ſchwerlich mehr als ſolchen betrachten werde.

„Und wer iſt der feine Herr in dem ſchwarzen Kleide mit dem milden, durchgeiſtigten Geſicht?“

„Durchgeiſtigten Geſicht?“ — wiederholte Maſter Bibbiden nach ſeiner Art — „das iſt der große und berühmte Dichter und Hofpoete Spenſer!“

„Wie!“ — rief der junge Shakeſpeare freudig überraſcht, — „das iſt der herrliche Spenſer?“

„So iſt's! und dort ſteht Marlow mit dem edlen Grafen Eſſex redend.“

Spenſer kam jetzt, mit Green im Geſpräche, der Thüre näher.

Der junge Shakeſpeare glühte. Jedes Wort aus dem Munde dieſer Männer war ihm ein Heiligthum.

„Es fehlt eben unſerer Zeit durchaus an Genies!“ — meinte Green. — „Euch ausgenommen Meiſter Spenſer!“

„Nein!“ — entgegnete Spenſer — „mich nicht ausgenommen. Ich danke Gott für ein beſcheidenes Talent und freue mich deſſen. Ein Genie ſein, will viel heißen, iſt etwas Großes und ... Gefährliches.

Darum hat die Natur auch die Einrichtung getroffen, — weil der Welt mit einem Ueberfluß an originellen Köpfen nicht ſehr gedient zu ſein ſcheint, — daß ſie immer nur wenige ſchafft, oder auch wohl gar weislich dafür ſorgt, daß nicht viele zu ihrer vollendeten Reife gelangen. Die menſchliche Geſellſchaft, auf welche die Natur ihre höheren Zwecke gründete, bedarf der glänzenden Irrſterne weniger, als der ordnungsliebenden Planeten. Sie kann es, vermöge jener Zwecke, nicht wohl vertragen, wenn ſie durch zu viele Ausnahmen des Gewöhnlichen geſtört und durchſchnitten wird; ſie iſt eine natürliche Feindin aller Revolutionen, wozu ungewöhnliche Köpfe gemeiniglich am geneigteſten ſind. Sie fordert zu ihrem Anbau und zu ihrer Unterhaltung Nachgeben, Subordination, Weltklugheit, Stille und Achtung des Friedens, wozu wiederum die wenigſten Genies gemacht ſind. Ihr wißt ja, Meiſter Green, wie ſie ſind! Um ihren Kopf ſoll ſich das Univerſum drehen; von ihnen ſoll es ſeine Geſetzgebung annehmen, ſeine Wiſſenſchaftlichkeit empfangen, ſeine Staatsverfaſſungen, ſeine Pädagogik, ſeine Religion, kurz alles lernen, was von einem menſchlichen Weſen gelernt werden kann."

„Ei ſieh'!" — entgegnete Green — „faſt ebenſo denkt unſer würdiger Burbage, mit dem ich jüngſt über den gleichen Gegenſtand ſprach. Er nimmt zwar in ſofern ihre Parthie, weil ſie oft neue Wege einſchlagen, und neue Ausſichten eröffnen; — meint aber doch, daß mechaniſche Köpfe, wenn ſie gleich nicht Epoche machen, mit ihrem alltäglichen, langſam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande, vielleicht das Meiſte zum Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften beigetragen haben mögen, — indem ſie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnungen ſtifteten."

„Im Allgemeinen" — ſagte hier Spenſer — „läßt ſich dieſe Frage nicht entſcheiden, weil das große Genie bald mit einem ſehr edlen, bald mit einem unedlen Charakter verbunden ſein kann, . . . weil von dieſem Charakter ſein Einfluß auf die Welt ſehr beſtimmt wird, . . . und weil die Wirkungen des Genies und ſeine Ausbildung gewöhnlich von dem beſſern oder ſchlechtern Zeitgeiſte abhängt, in welchem es ſeine Bahn durchläuft."

„Das Schlimmſte iſt es," — rief hier Green heiter — „daß es auch Genieaffen giebt! Sie drängen ſich der Welt unter dem Aushängeſchild des „Genialen" auf, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünſtigter Köpfe führt, das mühſame Lernen und Forſchen für ſtümperhaft erklärt, und den Geiſt aller Wiſſenſchaft mit einem Griffe gehaſcht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt."

„Allerdings," — ſagte Spenſer kopfnickend — „allerdings iſt dieſer Schlag, wie der der Quackſalber und Marktſchreier, den Fortſchritten in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Bildung ſehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältniſſe und Moral gleich dem Eingeweihten oder Machthaber, vom Weisheitstiſche herab, im entſcheidenden Tone abſpricht, und ſo die Armſeligkeit des Geiſtes zu verſtecken weiß. Was iſt aber hier wieder anders zu thun, als zu lachen, und ſeinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit fortzuſetzen, ohne auf jene Gaukler Rückſicht zu nehmen!"

Jetzt trat auch Burbage grüßend heran; als er erfahren, von was es ſich handle, ſagte er: „Meine Meinung, ihr Freunde, iſt die folgende: unter der Klaſſe von Menſchen, die man Gelehrte nennt, ſind einige blos dazu beſtimmt, die ſchon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wiſſenſchaft zu dociren; andere, ſie zu erweitern; die dritten, ſie auf das menſchliche Leben und den wirklichen Nutzen der Geſellſchaft anzuwenden. — Man würde nun ſehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wiſſenſchaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fordern und die doch ohne Genies beſſer beſtellt werden. Geſunder Menſchenverſtand, ... eine Gabe, die Gedanken Anderer zu faſſen, und in den Sinn deſſen, was man lieſt oder hört, einzudringen, ...

ein Gedächtniß, welches, wenigſtens bei einer hinlänglichen Wiederholung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand ſetzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergeſſen, — das iſt für dieſe Aemter und für die Klaſſe von Gelehrten, die ſie beſorgen, und alſo ohne Zweifel für den größten Theil, hinlänglich. Wenn zu dieſen Fähigkeiten des Verſtandes noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters hinzukommen: erſtlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langſamen Fortgang ununterbrochen verfolgt . . . zum andern eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzuſehen, als bis man ſie andern wieder beibringen kann: ſo können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, ſie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde alſo durch die Strenge, die alle mittelmäßige Köpfe von der Gelehrſamkeit ausſchließt, mehr ſchaden, als nützen. Geiſter von höheren Gaben laſſen ſich (ſchon aus Neigung zur Unabhängigkeit) entweder ſchwerlich zu dieſen Dienſten brauchen, oder verrichten ſie in der That ſchlechter, weil ſie ſie unwillig oder zerſtreut thun, und ſie nur als Nebendinge anſehen, von denen ſie je eher je lieber wieder loszukommen ſuchen. Diejenige Klaſſe, welche die ausübenden Gelehrten in ſich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrſamkeit, als Klugheit.“

„Freund Burbage hat recht!“ — fiel hier Sir Spenſer ein. — „Wißt ihr aber, Freunde, wo die Genies am gefährlichſten ſind und ſelbſt furchtbar werden können?“

„Nun?“ — frugen die beiden Schauſpieler.

„Auf den höheren Stufen einer politiſchen Wirkſamkeit!“ — meinte der Dichter — „wenn ſie eigenmächtig regieren und gebieten dürfen, — und man muß daher der Welt Glück wünſchen, daß die Throne ſo ſelten mit Genies beſetzt ſind. Dies iſt ſeit Jahrtauſenden die Sprache und Meinung der Völker geweſen, und zwar nicht ohne Grund, weil man die großen unheilbringenden Regenten, Eroberer und raffinirten Despoten auch wohl für Genies zu halten pflegte. Allein unterſucht man die Sache genauer: ſo wird man leicht die Entdeckung machen, daß der unzuberechnende Jammer der Welt, welcher durch Regierungen und politiſche Mißgriffe veranlaßt wurde, — vorzüglich dem Umſtande zugeſchrieben werden muß, daß ſo wenig geniale Köpfe — Regenten waren. Durch Mangel an denkender Selbſtkraft, durch die Armuth des Erfindungsgeiſtes, der ſelbſt das Widerwärtige zu ſeinem Vortheil zu nutzen weiß, durch eine orientaliſche Schläfrigkeit und Langſamkeit in den Staatsgeſchäften, durch mattherzige unſelbſtſtändige und ſchwankende Regierungen ſind alle Throne und alle Völker geſunken, weil auf ſolchen Fundamenten nichts Rechtliches und Großes feſtſtehen kann. Durch ſelbſtwirkende, ſelbſtdenkende und erfinderiſche Regenten ſind alle Staaten emporgeſtiegen, und ſtehen geblieben, ſo lange der Schutzgeiſt des Genies ſie beſeelte und bewachte. Dürfen wir Engländer hier nicht mit Stolz auf unſere große Königin hinweiſen?“

„Alle Ehre unſerer großen Königin!“ — entgegnete Burbage — „aber hier, Meiſter Spenſer, ſcheint ihr mir in eurer Begeiſterung doch etwas zu weit zu gehen. Eliſabeth, als Königin, hat gewiß des Großen viel für ſich; ... aber ... wißt ihr, wie ich mir in dieſer Beziehung das Ideal eines Fürſten denke? eines genialen Fürſten? Derjenige originelle Kopf, welcher ſeinen Wirkungskreis mit reinem Bewußtſein ſeines Werths faßt und füllt, — der überall mit ſeinem hellen Geiſte ſelbſt gegenwärtig iſt, überall ſein großes Regenten-Ideal in der ſchönen Wirklichkeit abdrückt, — überall das Ganze ſchöpferiſch zuſammenhält (nicht durch armſelige Nothmittel und Palliative, ſondern durch ſeine hinreichende ſelbſtſtändige Vernunftkraft) — der Kopf, welcher die Vortheile und Verluſte voraus ahndet und voraus berechnet, die aus einer gewiſſen Handlungs- und Denkmaxime vielleicht erſt nach einem langen Zeitraume reſultiren können, und die Keime möglicher Revolutionen in ihrer Geburt zu erſticken, oder doch ihre verderbliche Reife zu verhindern weiß — der Kopf, welcher ſein eigener treffender Rathgeber iſt, weil das große Talent, zu regieren, aus ſeiner eigenen Natur hervorgeht, weil er den Brennpunkt ſeines Wirkens aus ſich ſelbſt ſchafft, und nie halb, ſondern immer ganz und mit ganzer Beſonnenheit handelt, — aber auch — nachzugeben verſteht, wo das Nachgeben von der Lebensphiloſophie geboten wird, und wo der Trotz des Genies nur alles verderben würde — ein ſolcher Kopf iſt doch wohl unſtreitig das Vortrefflichſte, was ſich eine Nation ſelbſt wünſchen kann, und ein ſolcher wird doch ſicher beſſer, vernünftiger und pflichtmäßiger, als ein gekrönter Automat regieren, der alles durch ſeine eigennützigen Günſtlinge thun und treiben läßt.“

Hier wurde auf dem „Globus“ die Fahne aufgezogen, zum Zeichen, daß das Stück bald beginnen ſollte, während eine Glocke die Schauſpieler auf die Bühne rief.

William ſchaute ihnen unbeweglich nach.

Sein Herz bebte. Hatte er doch drei der berühmteſten Männer jener Zeit gehört und geſehen; Green, Burbage und Spenſer!

Aber freilich! . . . über ſein glückliches Staunen war auch der Moment verpaßt worden, ſich Green vorzuſtellen.

Indeß hatte ſein Hierherkommen immer noch etwas Gutes. Maſter Bibbidon ſchob ſeinen jungen Freund hinter die Bühne in eine Ecke, von der aus derſelbe der

Aufführung des Stückes, welches heute gegeben wurde, zuſchauen konnte.

Er hatte ſeit „Ninos“ wohl noch mehrere Male wandernde Komödianten in Stratford auftreten ſehen; ... aber Himmel! was war das geweſen gegen das Spiel eines Green und Burbage!

Heute zum erſten male bekam der junge Shakeſpeare einen Begriff von dem, was „Schauſpielkunſt“ bedeute, ... heute erſt ward es ihm klar, was ihn ſchon damals im „König Ninos“ ergriffen, ...

Aber welches Spiel auch!

Das ſcharf beobachtende Auge des jungen Shakeſpeare fand raſch in jedem Moment, ſelbſt in dem kleinſten, die Wahrheit, die Natur heraus!

Green gab in einer Scene einen Schmied, Burbage einen Schneider.

Ein franzöſiſches Heer iſt, dem Inhalt des Stückes nach, an der engliſchen Küſte gelandet ... das Volk iſt beſtürzt, wie vom Donner gerührt.

Shakespeare ſah' Green als Schmied bei der Unglücksnachricht plötzlich ſo erſtarren, daß er wie aus Erz gegoſſen daſteht, den Hammer feſt in der Hand, indeß ſein Eiſen auf dem Amboß kalt wird. Mit offenem Munde verſchlingt er dabei die Erzählung des Schneiders, der, Elle und Maß in der Hand, in Pantoffeln, die er in der Eile an den unrechten Fuß gezogen, von viel tauſend tapferen Franzoſen erzählt, die in Kent ſchon in voller Schlachtordnung ſtehen.

Dieſes Bewegungsloſe, dieſe unverrückte Stellung des Schmiedes, der ſo ganz die Attitüde des Augenblicks beibehält, in welcher ihn das Erſtaunen überfiel, wie einleuchtend wahr! welch' ein natürlicher Zug!

„So muß es ſein!“ — rief es in des jungen Shakespeare's Geiſt. — „Die ganze Verſtellungskraft wird ja von einem einzigen Gegenſtande plötzlich gefeſſelt; es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anderes, alſo auch nicht für eine willkürliche Veränderung der Lage des Körpers übrig: und ſo muß der Menſch, in der ganzen Verfaſſung, worin er war, wie eine ſeelenloſe Maſchine daſtehen!“

Aber wie war dem jungen Manne dies Verſtändniß ſo plötzlich, ſo mit einem male aufgegangen?

Wie? Die Saite war angeſchlagen, die für ihn ſo herrlich nachtönen ſollte.

Wie aber ſpielten auch die Altmeiſter Green und Burbage!

Wir begegnen im ſturmbewegten Leben ſo oft der nüchternen Anſicht — und viele Erſcheinungen und Urtheile unſerer Tage wollen ſie beſtätigen — als ſeien uns die Künſte überhaupt nur zum Vergnügen, zur Erheiterung und Unterhaltung gegeben; als ſeien ſie wohl ſchön und reizend, aber doch nicht nothwendig;

als ſeien ſie wohl erfreuende Geſpielinnen des täglichen Lebens, die den Ernſt deſſelben mildern, und die häufigen Widerſprüche in uns begütigen und ausgleichen wollen, aber ſie ſeien denn doch keine dringenden Bedürfniſſe; als ſeien ſie ferner für unſere Exiſtenz zwar keine ganz müſſige, aber doch mindeſtens halb eitle Zugabe, die in einer launenhaften Willkürlichkeit ihr Weſen treibe, und die man eben ſo jetzt nach Laune annehme, und dann ſich fern halte, der man jetzt ihr Spiel mit uns erlaube, und dann auch wieder verbiete. Wer die Künſte auf dieſe Weiſe berückſichtigt, der wird es wohl ſchwerlich begreiflich finden, oder er wird es für eine Sonderbarkeit halten, wenn er ſieht, wie zu allen Zeiten ſo viele ausgezeichnete Männer den Künſten ihr ganzes Leben gewidmet haben, wie dieſelben mit zu den Erſten der Menſchheit gezählt werden, und jedesmal der Stolz ihres beſonderen Vaterlandes waren, und noch ſind.

Wer nach einem handgreiflichen Nutzen der Künſte fragt, dem iſt es ſchon um dieſer Fragen willen ſehr ſchwer, eine genügende Antwort zu geben; denn es iſt wahr, die Künſte haben es niemals direkt mit dem Wohl und Wehe der Menſchheit zu thun, ſie helfen nicht Staaten erhalten und verwalten, und alle Geſetze für das Leben und Wirken des Einzelnen und ſogar auch des Ganzen der Menſchheit, ſind nicht abhängig von ihnen. Wenn ſich z. B. auch Manches von dem

Nutzen der Baukunſt ſagen ließe, ſo daß wir durch ſie erſt Schutz im Hauſe und Schirm hinter Mauern, daß wir durch ſie erſt Straßen, Brücken, Kanäle, Eiſenbahnen, und ſo vieles andere Nothwendige beſitzen, ſo läßt ſich doch dagegen füglich erinnern, daß dieſes alles wohl auch ohne die eigentliche Baukunſt, blos durch eine vorſichtige Technik, alſo blos durch die Mittel zur Kunſt ſich erreichen ließe; und die Mittel zur Kunſt unterſcheiden ſich doch ſehr weſentlich von der Kunſt ſelbſt, und wenn nun die Mittel ſchon alles leiſten, ſo wird man zweifelhaft, welch' eine Aufgabe denn der Kunſt vorbehalten ſei.

Nach dem blos äußeren Nutzen der Dinge iſt niemals ihr eigentlicher Werth zu bemeſſen; aber das Weſen und die wahre Beſtimmung der Künſte wird gewöhnlich nur ſelten eingeſehen und anerkannt. Für die edlere Menſchheit ſind die Künſte eine wichtige Angelegenheit. Wir bedürfen ihrer nothwendig, um die verſchiedenen Seiten unſeres Weſens harmoniſch zu geſtalten, und zu einem lebendigen Ausdruck zu ſteigern; wir bedürfen der Künſte ferner, um die Schranken unſerer irdiſchen Exiſtenz zu erweitern, und um endlich in ihnen den Zuſammenhang unſeres geiſtigen Lebens mit dem Leben der Geſammtheit, im einzelnen Volke oder der ganzen Menſchheit zu ahnen, auszuſprechen, und uns in den erhabenſten Ideen bewußt zu werden. Für einen Menſchen ohne Wärme und Gefühl giebt es keine Kunſt, wie denn einem ſolchen noch vieles andere fehlt, deſſen Mangel er freilich nicht fühlt und einſieht. Bei den edelſten Völkern aber, welche die höchſte Civiliſation erreicht, und zugleich das Urbild der Menſchheit am reinſten und geiſtigſten ausgeprägt hatten, finden wir immer auch die ſchönſte Blüthe der Künſte, die nur auf den Höhenpunkten des Lebens in einzelnen Nationen gedeiht und gedeihen kann. Erſt in den Künſten, in dem vertrauten Leben mit ihnen, und in dem Verſtändniß ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweiſe, die ſich gern Sprache nennen möchte, wie ſie nämlich zum empfindenden Theile unſeres Weſens redet, erſt hierin, und wie wir uns empfänglich für die Wirkungen der Künſte gemacht haben, wird der Umfang unſerer Bildung vollendet, und unſer Weſen dahin geſteigert, daß es erreicht, was der blos denkende und überlegende Menſch nie gewinnt, ſich nämlich im ſchönſten und reinſten Bewußtſein ſelbſt zu fühlen.

Die Künſte ſollen uns läutern, erheben und tragen; ſie ſollen uns der ſchöpferiſchen Kraft in dem Weſen des Menſchen bewußt werden laſſen, und mit eben ſo zarten als feſten Banden den Einzelnen an die Geſammtheit knüpfen, wie ſie auf der andern Seite ſeinen Blick in die unendlichen Gebiete des freien Geiſtes hinüberführen. So iſt denn die Befähigung zur Kunſt die ſchönſte Gabe, welche die ſchaffende Natur in den Menſchen gelegt, und der Sinn und die Empfänglichkeit für ihre Wirkungen adelt den Einzelnen und ganze Völker.

In der Periode unſerer claſſiſchen Literatur erzeugte ſich aus dem hohen Geiſte, der in den Meiſterwerken dramatiſcher Dichtung zur Nation ſprach und mit zündender Macht die Phantaſie des darſtellenden Künſtlers beleben und befruchten mußte, eine Epoche der Schauſpielkunſt, für deren annähernde Erkenntniß die jüngere Generation ſich nicht ſowohl an eine allgemein gehaltene Charakteriſirung, als vielmehr an jene mit wunderbarem Reize feſſelnden Ueberlieferungen halten muß, in denen die oft ſagenhaft klingende Kunſtgeſchichte die Darſtellungsweiſe einzelner großer Schauſpieler uns zu beſchreiben verſucht. Bei dieſen Mittheilungen zeigt die Gewalt des Wortes in der Regel ſich ohnmächtiger, als dem wißbegierigen Sinne lieb ſein kann, und die Wahrheit, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, erläutert ſich dahin, daß beim Lauf irdiſcher Dinge auch die dankbarſte Stimmung der Epigonen es nicht vermag, das künſtleriſche Verdienſt und die geniale Auffaſſung ſolcher ſchauſpieleriſchen Kunſtleiſtungen nachzuempfinden, denen die Zeitgenoſſenſchaft ſo gern und mit Recht die Ruhmeskrone der Unſterblichkeit gewahrt hätte. Uns in vergangener Tage Größe hineinzuleben, vermögen wir aber um ſo ſchwieriger, als auf der deutſchen Bühne die lebendigen Interpreten für diejenige Kunſt, die man ehedem mehr und nachdrücklicher als heute mit dem gewichtigen und ſtolzen Namen der Menſchendarſtellung bezeichnete, nur ſpärlich zerſtreut ſind, und auch ſogenannte talentvolle Künſtler weniger ihre Rolle und deren Geiſt in ihren elementaren Beſtandtheilen mit eigener Denkerkraft zu erfaſſen, als vielmehr deren herkömmlicher Darſtellungsweiſe und Effectfärbung zu folgen bemüht ſind. Für die meiſten Charaktere in den Dramen Göthe's, Schiller's, Leſſing's und Shakeſpeare's, inſoweit ſie der ſceniſchen Darſtellung zugänglich gemacht ſind, giebt es auf der deutſchen Bühne hergebrachte ſchematiſirte Formen, in denen die Geſtalten der Dichtung und die durch ſie verkörperten Menſchen der Welt mit dem üblichen, oft zum Uebel werdenden Bühnenaufputz verſehen werden und mehr effectvoll als lebenswahr jahraus jahrein ihre theatraliſche Laufbahn vollbringen. Was innerhalb dieſer Schranken mit Phantaſie, mit Geſchmack, mit geiſtiger Beweglichkeit, mit ſchönen Mitteln und mit jenem ſchauſpieleriſchen Inſtinct, der ſo oft die eigentliche Rollenauffaſſung erſetzen muß und der in einem gewiſſen niedern Grade als Routine bezeichnet zu werden pflegt, geleiſtet zu werden vermag, haben die beſſern Kräfte unſers heutigen Theaters, dem die jüngere Literatur nur ausnahmsweiſe große Aufgaben ſtellt, öfters erreicht, und namentlich iſt der ſchwungvoll deklamatoriſche Vortrag und überhaupt die Ausbildung der Darſtellungsformen durch einzelne Schauſpieler mit angebornem Schönheitsſinn bis zu einem hohen Grade der Vollendung geführt worden. Aber die Menſchendarſtellung iſt in den Bühnendarſtellungen unſerer Zeit mehr zurückgetreten, und der lebendige Geiſt, der durch die gebrochenen Schranken traditioneller Rollenauffaſſungen die ſceniſchen Kunſtleiſtungen der Gegenwart vor der declamatoriſchen Maniér an dem häuslichen Herd der Natur, der Wahrheit und des Lebens zurückführen und feſthalten ſoll, iſt dem Gedeihen unſerer Bühnenzuſtände ſchon ſeit Jahren ebenſo ein unabweisbares Bedürfniß geworden, als er es zur Zeit der berühmten Schauſpieler Green, Burbage und Garrick für England's Theater war. Die engliſche Bühne fand die unvergängliche Schönheit einfacher Naturwahrheit zu ihrem Glück in dem Genie der Ebengenannten, die Jahre lang mit geſunder Kraft kämpften, reformirten und endlich, im Vereine mit der glänzenden Erſcheinung Shakespeares ſiegten. Deutſchland harrt noch eines ſolchen ſtreitenden reformatoriſchen Genies, und je tiefer die ſüße Gewohnheit der künſtlichen Effecte, der ſchillernden Declamation und der einſeitig gepflegten idealen Formen in die Anſchauungen und Anforderungen unſers Publikums eingedrungen iſt, um ſo längere Zeit wird vergehen müſſen, bevor der letzte Richterſpruch darüber gethan werden darf, ob an einen Zeitgenoſſen und an wen der höchſte Preis — unſerer Geſchmacksrichtung, den verwöhnten äſthetiſchen Bedürfniſſen der Menge, der nachäffenden Manier unſerer Bühnenzuſtänden nach, ein deutſcher Green, Burbage oder Garrick geworden zu ſein -- zu ertheilen iſt.

Auch weniger berühmt wäre Green nicht weniger merkwürdig durch ſeine künſtleriſche Entwicklung, als er es iſt. Er gehörte zu jenen Menſchen die in ihrer Jugend der Welt mit nichts mehr und nichts weniger gegenüberſtanden, als dem Willen, ſie gelegentlich zu unterjochen; zu den glücklichen Unglücklichen, die mit heiterm Lebensmuthe in demſelben Augenblick Kröſusſchätze in ſich fühlen, wo die kleinen Bedürfniſſe der Exiſtenz eben anfangen ſie in Verlegenheit zu bringen. Als der Sohn einer armen Familie in Stratford geboren, ohne andere Erziehung und Anleitung als die, welche die Lernbegierde des ſich ſelbſt überlaſſenen Knaben in der Schule ſeiner Vaterſtadt zuließ, begann Green im zwölften Jahre die Energie ſeines Geiſtes im Kampfe um eine Exiſtenz zu erproben und machte in Ermanglung beſſerer Gelegenheit ſeine erſten Lebensſtudien als

Abſchreiber. Um dabei nur leben zu können, malte er für eine geringe Gabe Schilder und Aushängetafeln. Während er mit geduldiger Ergebung Knechtsdienſte verrichtete, leuchtete aber ſein Auge einer beſſern Zukunft entgegen, und ſein Chef gab ſeiner Wißbegierde das erforderliche Handwerkszeug für eine weitere geiſtige Ausbildung. Green lernte hier vor allen Dingen.

So lebte und ſtrebte er, immer vor ſich, immer über ſich blickend; vielleicht dem äußern Exiſtenzbedürfniß genügend, nicht aber im innern Drang ſeiner jungen, noch unbeſtimmten, aber jedenfalls hohen Zielen nachdenkenden Seele; unſchlüſſig in der Wahl eines Lebensberufs, aber überzeugt, daß, was er auch wähle, er mit Einſetzung ſeiner ganzen Perſönlichkeit ergreifen und vollbringen müſſe.

In dieſes Autodidaktenleben, das, wie manches Andere, auch den Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht zu verachten wußte, wenn ſich die Brotarbeit des Tags nicht eine Freiſtunde als Einſatz für die Zukunft abringen ließ, fielen ſchon zu Stratford, bei den wandernden Truppen, die Eindrücke der Bühne mit all der Macht, die der Zauber des phantaſtiſchen geheimnißvollen Lebens vor und hinter den Couliſſen auf ein geiſtig angeregtes Jünglingsgemüth zu üben pflegt. Sein Entſchluß reifte raſch, und mit friſchem Lebensmuth verließ

Green die Vaterſtadt, ſich nach London flüchtend. Sein Talent zur Charakterdarſtellung und zum Komiſchen entwickelte ſich ſchon damals, und während er eigentlich für Liebhaber engagirt war, ſpielte er bald alle Rollenfächer, gewann ſich aber namentlich in den komiſchen Parthien den Beifall des Publikums. Green ward jetzt mit verhältnißmäßig guter Gage engagirt, ſein Ruf wuchs, und als bald darauf Burbage das Theater zum „Globus“ übernahm, ernannte er Green zu ſeinem Regiſſeur. Neid und Haß der alten Schauſpieler, die ſeit Jahren keinen jungen Menſchen unter, beziehentlich über ſich ſahen, ſtürzten ſich bald auf den Ankömmling, der unbeirrt und erfüllt von einem regen Kunſtſtreben ſeinen Weg, immer Höheres zu erringen, verfolgte. Allein die errungenen Erfolge ſättigen ihn nicht, ſondern dienten nur als Anſporn, die erſtrebten Ziele zu erweitern. Fand er nicht überall die Einfachheit und Wahrheit, in der er die höchſte Weihe ſeiner Kunſt zu ſuchen gewohnt war, ſo empfand er doch das Bedürfniß nach ihnen doppelt, wo er ſie vermißte. Er empfing dabei nicht blos, ſondern verarbeitete ſeine Eindrücke, ergänzte ſein Wiſſen und ſeine Sprachkenntniſſe und ermuthigte ſich bei dem Vortrefflichen, was er ſah, ſchon früh zu dem Vorſatz, es nicht blindlings nachzuahmen, ſondern auf ſeinem Wege ſelbſtſtändig aufzuſuchen. Zugleich fing der junge Green an, ſich jetzt ſchon in dichteriſchen

Schöpfungen zu verſuchen, während ihn allerdings auf der anderen Seite, das Leben in ſeine wilden Strudel zog. Dabei wahrte Green aber äußerlich eine wohlthuende Einfachheit in ſeinen Rollen: er ſchmückt und putzt ſich nicht auf die alte hergekommene lächerliche Weiſe, ſondern hielt die Form für die ſchönſte, die ihren Inhalt am charakteriſtiſchten zum Ausdruck bringt. Dieſe Haltung war im Ganzen und Großen ein naturgemäßer Ausfluß ſeiner Kunſtauffaſſung; im Einzelnen bezeugt ſie die naturgemäße Bildung und die angeſpannte geiſtige Thätigkeit, mit der er überall bei Ausübung ſeines Berufs wirkte und ſchaffte. Seine Phantaſie verbrauchte auf der Bühne und in ſeinen Bühnendichtungen die brennendſten Farben, aber immer hat der Geiſt die Farben gemiſcht. Dazu aber kommt, daß Green, ohne bei den oberflächlichen Charakterhandhaben ſtehen zu bleiben, mit dem eingehendſten Scharfſinn, einer naturwüchſigen Komik und einem unerſchöpflichen Witz, in den Geiſt ſeiner Rolle ſich verſenkte. Greens Natürlichkeit verlieh dabei ſeinen Gebilden, jenes Anſehen der Friſche und Kraft, die den Zuſchauer mit urſprünglicher Gewalt zwingt, der Charakterentwickelung des Darſtellers zu folgen. Er war es aber auch, der die unmöglichen Geſtalten der damaligen Dichtung von dem Flug hergebrachter Verzerrung erlöſte, ſie lebendig machte, ſie erwärmte, ſie zu Menſchen auferſtehen hieß an die das menſchliche Gemüth wenigſtens glauben und ſich wirklich ergötzen konnte.

Wenn es nur in moraliſcher Beziehung beſſer mit Green geſtanden hätte.

In London angekommen, ſuchte er, wie jeder Fremde, zunächſt ein beſcheidenes Unterkommen, wo er in ſtiller Abgeſchloſſenheit ſeine Studien fortſetzen und erweitern könne. Das Unglück ließ ihn ein ſolches in dem Hauſe eines Geſchwiſterpaares finden, von dem der Bruder, wie die Schweſter, ein Jedes in ſeiner Weiſe, das Herz des unerfahrenen Jünglings mit den verderblichſten Leidenſchaften erfüllte.

Jener war ein Spieler von Profeſſion, dieſe ein reizendes Mädchen, das ihre beſtrickende Liebenswürdigkeit mit vollſtändigſtem Erfolge auf den jungen Green wirken ließ, ſo daß er in kurzem ihr unzertrennlicher Begleiter wurde, ſich um ihretwillen vom Bruder tyranniſiren, berauben, mißbrauchen ließ, und drei Jahre lang in der ſchmachvollſten Sklaverei einer zügelloſen Liebe zubrachte.

Vergeblich ſuchten Freunde den Unglücklichen aus dem Starrkrampfe der Leidenſchaft zu wecken, vergeblich ſagte er ſich ſelbſt in Stunden nüchternen Nachdenkens, daß er, trotz des rauſchenden Beifalls auf der Bühne, ein geſunkener Menſch ſei, — er konnte die Feſſeln nicht abwerfen. Ein ſeltſames Ereigniß ſollte ſeine wenigſtens theilweiſe Heilung herbeiführen.

Eines Abends, als er, vom Gefühle ſeiner geiſtigen Erniedrigung faſt erdrückt, ſein leichtſinniges Leben überdachte und in der lebendigen Ueberzeugung, daß nur ein Wunder ihn retten könne, ein ſolches vom Himmel erflehte, trat plötzlich ein Bettler in ſein Zimmer, den er faſt täglich im Luſtgarten zum „Stechapfel" bemerkt und häufig beſchenkt hatte.

Entſetzt trat Green bei dem Anblicke des Eintretenden zurück, denn er wähnte, der Himmel habe ihn in dieſem das Spiegelbild ſeiner eigenen Zukunft vorhalten wollen und er ſei rettungslos dem Elend verfallen.

Nur nach und nach konnte ihm der Bettler begreiflich machen, daß er von ihm die große Gunſt erbitte, ihn in ſeine armſelige Wohnung zu begleiten, wo er ihm eine wichtige Nachricht mittheilen wolle.

Mit Widerſtreben folgte Green der Einladung und wurde von dem alten Mann in ein kleines Häuschen geführt, wo die größte Ordnung und Reinlichkeit und ſogar ein gewiſſer Grad von Luxus herrſchte.

Hier erfuhr der Jüngling, daß ſein Begleiter einſt in Reichthum geſchwelgt, durch Unbeſonnenheit aber und Mißgeſchick in Armuth geſunken ſei, ſo daß er endlich vom Mitleid Vorübergehender ſeinen Unterhalt habe erbetteln müſſen. Er habe aber auch Freundſchaft und Liebe gefunden bei einer Frau, die ihre Wohnung mit ihm getheilt, und ſei jetzt Vater einer blühend herangewachſenen Tochter, deren Zukunft ihm ſchwere Sorge mache. Sein Stand mache jede Verbindung mit gebildeten Männern unmöglich und doch ſei für ſeine Lucie eine ſolche Verbindung wünſchenswerth, da ſie durch ihn eine Erziehung genoſſen, die ſie über die niedrige Umgebung, in der ſie lebe, erhebe. Er habe daher eine Frage an das Schickſal geſtellt, und zwar von folgenden Gedanken geleitet. Wer von den Spielern, die täglich im „Stechapfel“ ein- und ausgehen, nachdem er Alles verloren, noch Mitgefühl im Herzen trage, um einem Armen eine Gabe nicht zu verweigern, dem wolle er das Schickſal ſeiner Tochter anvertrauen und mit ihr ſeine Erſparniſſe, die ſich auf die für damals hohe Summe von 500 Pfund beliefen: dieſem Entſchluſſe getreu habe er geſtern Abend die „Spielſtube des Stechapfels“ betreten und ſiehe da! Green ſei der Einzige geweſen, der ihm das letzte Geldſtück, das er aus dem Ruin erhalten, gereicht habe. Er bäte ihn, ſein Kind als ſeine verlobte Braut anzuſehen und ſich um ihre Neigung zu bewerben.

Von dieſem Antrage tief erſchüttert erbat ſich Green einige Tage Bedenkzeit aus. Sein ganzes Weſen hatte eine gewaltige Wandelung erfahren. Die Koketterien ſeiner ſchönen Circe hatten keine Gewalt mehr. Er überlegte was zu thun ſei. Wohl empörte ſich ſein Gefühl, von einem Mädchen, das er noch gar nicht kannte, den Grundſtein ſeines künftigen Glücks annehmen zu ſollen, auch war ihm ſein Erwachen aus der dumpfen Leidenſchaft der letzten Jahre noch zu neu, um ein Weib an ſich zu feſſeln, da er doch ſelbſt noch nicht wußte, ob er ſeiner moraliſchen Widergeburt lange Dauer zuſchreiben dürfe. Auf der andern Seite mußte er in dem wunderbaren Zuſammentreffen mit dem Bettler vom „Stechapfel“ nicht einen Wink des Schickſals erkennen, das ihn vor ſich ſelbſt retten wollte?

Aus dem wirren Gedankenzuge, in den er verſunken war, weckte ihn die Stimme ſeines jungen Bruders, Gilbert, der kam, einen letzten Verſuch zu machen, ihn von ſeiner gefährlichen Nachbarſchaft und ſeinen unwürdigen Liebesfeſſeln zu befreien.

Der junge Mann war verſtört.

Green frug ihn freundlich, was ihn ſo ſchmerzlich bewege und erfuhr nach einigen Ausflüchten, daß Gilbert ein Mädchen liebe, das einem Andern beſtimmt ſei.

Green forſchte weiter und errieth bald zu ſeinem Staunen, daß ſein Bruder dieſelbe Lucie, des Bettlers Tochter, liebe, die ihm angeboten worden. Freudig jauchzte er auf. Er hatte die Löſung des Räthſels gefunden, die er ſo peinlich geſucht.

Das Gute ſiegte denn auch in der That für längere Zeit in des ſonſt ſo tüchtigen Green's Bruſt. Erleichtert und freien Herzens wandte er ſich wieder ſeiner Kunſt zu; aber es blieb leider nicht lange ſo. Der alte Leichtſinn ſiegte wieder. Sein Witz und ſeine köſtliche Laune machte ihn zum Liebling der vornehmen Roués, ſeine Kühnheit und ſtattliche Erſcheinung zu dem der Weiber.

So ſtand es um jene Zeit, da William Shakespeare ihn im „Globus" aufſuchte, um den berühmten Green

Sechstes Kapitel.

Auf der Bühne.

Sonderbar, wie oft bei den Menſchen ein einziger Moment für das ganze Leben entſcheidet.

Als das Stück zu Ende geſpielt war, wußte William Shakeſpeare mit einem Male, wohin der weitere Weg ſeines Lebens führe.

„Ich will Schauſpieler werden!“ — rief es in ſeinem Inneren, und es lag etwas ſo Ueberzeugendes in dieſem Ruf des Schickſals, das Rechte getroffen zu haben, daß ihn zur Stelle eine innere Freudigkeit überkam, wie er ſie früher in der That noch nie gefühlt, und doch war „Schauſpieler werden“ ein Schritt, den damals Niemand ſo leicht that, der nicht entweder grenzenlos leichtſinnig war . . . oder ſich ſtarkgeiſtig über das Vorurtheil, ja über das allgemeine Urtheil der Menſchen hinwegſetzte.

Und war der junge Shakeſpeare denn nicht beides? aber lag darin nicht auch zugleich der Grund zu ſeiner künftigen Größe als Schauſpieler und ... Dichter?“

Es iſt ein loſes Leben, das Shakeſpeare in ſeinen Jugendjahren geführt hat, — ſagt Gervinus in ſeinem berühmten Werke über dieſen Dichterfürſten — zu ſeinen Jagdfreveln, zu ſeinen Liebesabenteuern kommt ſein Entſchluß, ſich von ſeiner Familie zu trennen und ... Schauſpieler zu werden, noch hinzu.

Er ſelbſt bekennt ſich in ſeinen Sonetten zu Unwürdigkeiten und Flecken, die auf ihm hafteten; er geſteht, daß er „ſeinen alten Fehler der Leidenſchaftlichkeit“ ſtets erneuere! Hätte er aber nicht ſo tief aus dem Kelch der Leidenſchaft getrunken, ſchwerlich hätte er je mit jenen Meiſterzügen die Gewalt der ſinnlichen Kräfte, ſchwerlich ſich mit jener Innigkeit und Tiefe zugleich den Reiz ihrer Verführung und den Fluch geſchildert, der ſich an ihr Uebermaaß heftet. Ohne daß er einmal die Schwelle des Laſters betreten hätte, — wer begriffe, daß er deſſen innere Werkſtätte ſo genau und gründlich durchſchaute? Der Menſch geht aus den Händen der Natur zum Guten und Schlechten begabt hervor, und leider werden hervorragende Eigenſchaften gewöhnlich mit größeren Gefahren zu ringen haben. Geht der innere Menſch aus dieſem Kampfe ſiegreich hervor, dann trägt er aber auch eine Beute davon die ſich der

Unangefochtene nimmer erſicht. Der Einſiedler, der der Welt nicht Einmal gedient hat, lernt ſie auch nicht ſo bewältigen, wie dieſer Dichter es lernte; das Maaß, das er fand, findet Keiner, der ſich nie an den Extremen geſtoßen. Die Zeit, in der Shakespeare lebte, war eine derbe, in vielen Beziehungen rohe, natur- und ſinnenkräftige Zeit, aber das Gegengewicht der religiöſen Sitte und eines lebhaften Gewiſſenſtandes und einer geiſtigen Kraft war ihr auch gegeben. So wie die Zeit, ſo war der Dichter ſelbſt. Er lebte in der Gewalt des heftigen Blutes, als er jung war, und er nannte ſich in frühen Jahren ſchon alt, als er anfing dem Geiſte zu leben und der Vernunft zu gehorchen.

Ruft er doch ſelbſt in einem ſeiner, kurze Zeit ſpäter entſtandenen, Sonnette:

„Aufwand des Geiſt's in ſchmählicher Verſchwendung
Iſt Luſt in That; und eh' ſie That geworden,
Iſt Luſt meineidig, treulos, voll Verblendung,
Wild, blutig, wüſt und roh, bereit zum Morden.

Genoſſen kaum, wird ſie verſchmäht ſogleich,
Sinnlos erſtrebt, und wieder, kaum gehaſcht,
Sinnlos gehaßt, dem tück'ſchen Köder gleich,
Der Den toll machen ſoll, der ihn benaſcht.

Toll im Begehren, im Beſitz zumal;
Ihr Geſtern wüſt, ihr Morgen und ihr Heute,
Im Koſten Wonne, und gekoſtet Qual,
Im Ausgang Trug, nur in der Ausſicht Freude.

All' dies weiß alle Welt; doch Keiner meidet
Den Himmel, der zu dieſer Hölle leitet!“ —

Indeß ſpielte die freudige Begeiſterung, die den jungen Shakeſpeare bei der Aufführung des Stückes, bei Green's und Burbage's Spiel, ſo wie bei dem plötzlichen Entſchluß, Schauſpieler zu werden, ergriffen und fortgeriſſen hatte, dem jungen Manne einen fatalen Streich. Er verpaßte dadurch abermals die Gelegenheit, ſeinen Landsmann Green anzuſprechen.

Gleichwohl wünſchte er ſich jetzt Glück zu dieſer Verſäumniß, da er ja, durch dieſelbe, zu dem klaren Bewußtſein gekommen war, was er denn für jetzt und die Zukunft in London wolle, und um was er ſeinen Landsmann und Jugendbekannten anzuſprechen habe.

Und wie nahe lag dies nun! Konnte er doch demſelben jetzt ſeine glühende Begeiſterung über ſein Spiel entgegenbringen und damit die Bitte verknüpfen, auch ihm den Weg zu ſolcher Kunſt und Größe anbahnen zu helfen.

Allerdings hätte er dies beinahe nicht bedurft, denn Watt, das krummbeinige „Ungeheuer," bemächtigte ſich ſeiner ſofort beim Schluſſe des Stückes, ſo gut wie Maſter Bibbidon, und während dabei beide dem jungen Manne ihre Protektion großmüthig anboten, ſchimpften ſie — unter Bombels beſtialiſchem Gebelle — weidlich auf einander; wobei der gegenſeitige „Künſtlerneid" die feurigen Bomben lieferte, die das grobe

Geſchütz ihrer Witze und Reden herüber und hinüber ſandte.

Die Sache war übrigens mehr komiſch als tragiſch, ja ſie hätte Shakespeare noch länger beluſtigt, wenn ihm ſeine Lage nicht dringend geboten, den Helfer in der Noth jetzt ernſtlich aufzuſuchen.

Aber Green empfing jetzt Niemand, da er ſich umkleidete, und ſo rieth ihm Maſter Bibbidon nach dem „Stechapfel" zu gehen, woſelbſt ſich die Schauſpieler regelmäßig nach dem Schluſſe des Tag-Theaters zu begeben pflegten. Auch er werde mit den Kindern wieder hinkommen, um ſeine Finanzen durch deren Stelzentanz und ſeine — wie er ſagte — köſtliche Komik etwas nachzuhelfen; im Geſichterſchneiden werde er dabei, anerkanntermaßen, nicht einmal von Meiſter Green übertroffen.

Der junge Shakespeare wußte, was er davon zu halten habe, — Bibbidon ſtand mit dem Geſichterſchneiden auf derſelben Kunſthöhe wie Watt mit dem Brüllen — er dankte indeſſen doch für des alten Mimen Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und wandte ſich dem „Stechapfel" zu, in deſſen Trink- und Spielhalle er die Komödianten des „Globus," nach der Andeutung Bibbidons erwarten konnte.

Es dauerte denn auch in der That nicht lange, als die Schauſpieler Heminge, Slye, Tooley, Thomas

Pope, Robert Wilſon und Richard Tarlton eintrafen, letzterer ein Komiker von dem gewandteſten extemporirten Witze, unter denen „der Fürſt der Luſtigkeit,“ für die Zeit ein Wunder an komiſcher Kraft war.

Burbage und Green kamen zuletzt, von verſchiedenen jungen Edelleuten und luſtigen Geſellen aus der vornehmen und reichen Welt Londons begleitet.

Alle lachten, ſcherzten und waren heiter und guter Dinge. Gemüthliche Witze flogen hin und her und kündeten das Element, in welchem ſich dieſe Geſellſchaft gewöhnlich zu bewegen pflegte.

Gern hätte ſich William jetzt genaht; aber der Augenblick war nicht gemacht dazu. Man umringte den ankommenden Green, überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und ſetzte ſich dann gemeinſam um einen großen runden Tiſch. In Aller Antlitz lag dabei der Ausdruck einer komiſchen Spannung.

Der junge Shakespeare ſetzte ſich nahe bei den Herren an ein kleines Tiſchchen, als ſich ſofort folgende drollige Scene entwickelte:

„Franz!“ — rief Green dem Kellner zu.

„Gleich, Herr!“ — entgegnete dieſer, ein kleiner Kerl, mit einem platten, nichtsſagenden Geſicht und einer grünen Schürze.

„Eine Kanne Kanarienſekt!“

„Gleich, Herr!“

Alle lachten.

„Franz!“ — rief jetzt Burbage.

„Gleich, Herr!“ — entgegnete der Burſche.

„Einen Becher Würzwein!“

„Gleich, Herr!“ — klang es herüber.

Neues Lachen.

„Franz!“ — ſchrie die feine unendlich komiſch klingende Stimme Tarltons.

„Gleich, Herr!“

„Eine Kanne Ale, aber vom Beſten!“

„Gleich, Herr!“ — antwortete der Burſche mit der grünen Schürze, indem er auf den Komödiantentiſch mit vollen Kannen zueilte.

„Franz!“ — donnerte jetzt der Baß Tooley's.

„Gleich, Herr!“ — war das Echo.

„Franz!“ — „Franz!“ — „Franz!“ — riefen Heminge, Slye und Pope — „Ale, Würzwein, Sect!“

„Gleich, Herr!“ — „Gleich, Herr!“ — entgegnete wie toll hin und her ſchießend der Kellner; während ein allgemeines, laut ſchallendes Gelächter von dem Komödiantentiſch ertönte.

Da hielt einer der anweſenden Edelleute den Jungen mit der Schürze am Arme feſt, legte eine halbe Krone auf den Tiſch und ſagte:

„Franz!“

„Gleich, Herr!“ — entgegnete der Burſche.

„Siehſt du dieſe halbe Krone da vor dir liegen?“

„Gleich, Herr!“ — ſagte Franz und nickte mit dem Kopfe.

„Wenn du mir nun etwas anderes antworteſt, als: gleich, Herr! ſo iſt dieſe halbe Krone dein!“

Die Züge des Burſchen verklärten ſich, ein unausſprechlich albernes Lächeln ſchwamm um ſeine Mundwinkel, dann nickte er wieder und ſagte:

„Gleich, Herr!“

Ein homeriſches Lachen erfüllte den Saal, während der Edelmann dem Burſchen das nicht verdiente und doch verdiente Geld hinwarf; da Conſequenz doch auch eine Tugend iſt.

Die Heiterkeit ſteigerte ſich jetzt immer mehr.

Man kam auf die Frauen zu ſprechen. Green ward zu einem neuen Siege beglückwünſcht; von anderer Seite zog man ihn mit ſeiner gränzenloſen Unbeſtändigkeit auf; von einer dritten neckte man ihn damit, daß er es nie zu einer dauernden Liebe oder gar zu einer vernünftigen Ehe bringen werde.

„Warum nicht!“ — rief Green heiter — „aber erſt muß in unſerem guten England beim Heirathen die Mode eingeführt werden, die in Marokko herrſcht!“

„Und was iſt das für eine Mode?“ — rief Pope.

„Man geht auf den Markt und kauft ſich eine!“ —

entgegnete Green — „da bekommt man auch die Katze nicht im Sack!“

„Tollheit!“ — rief Wilſon.

„Was, Tollheit?“ — wiederholte Green. — „In Bemin Socor, einem von den Berbern bewohnten Gebirgslande des Kaiſerthums Marokko, liegt ein Ort, welcher alljährlich das höchſt eigenthümliche Schauſpiel eines Frauenmarktes bietet. Die Frauen verkaufen ſich ſelbſt, geben aber dabei, damit die Sache doch nicht allzuſehr wie ein Menſchenhandel ausſehe, in einer Weiſe zu Werke, welche gewiſſermaßen an die Königin Penelope erinnert. Mit ihren ſchönſten Kleidern angethan, auf das Sorgfältigſte geſchmückt, ſetzen ſie ſich unverſchleiert auf den Markt, vorgeblich, um ein Stück ſelbſtgewebten Stoffes zu verkaufen. Die Männer, welche Frauen ſuchen, gehen auf dem Markte umher, betrachten das Gewebe, noch weit mehr aber die Verkäuferin desſelben. Gefällt dieſe dem Manne, ſo fragt er, was das Zeug koſtet und ſie nennt darauf die Summe, welche ſie als Kaufgeld erwartet und die ſie höher oder niedriger ſtellt, je nachdem ihr der Kaufluſtige gefällt; iſt ihr derſelbe widerwärtig, ſo ſucht ſie ſich von ihm zu befreien, indem ſie eine übertrieben hohe Summe fordert. Werden die beiden Parteien Handels einig, ſo wendet man ſich an die Eltern des Mädchens, denen das Recht zuſteht, ihre Einwilligung zu geben oder zu verſagen, und erſt wenn ſie ihre Zuſtimmung gegeben, wird der Heirathskontrakt von einem öffentlichen Schreiber entworfen, von den Betreffenden unterzeichnet und dieſe gekaufte Frau begiebt ſich unverzüglich mit ihrem Gatten in ihre neue Heimath. Sie iſt und bleibt ſeine rechtmäßige Frau, und die erlangte Kaufſumme wird als Witthum für ſie feſtgeſtellt."

„Bravo!" — riefen Alle.

„Da kann der Ehemann wenigſtens nicht um ſeine Liebe, ſondern höchſtens um ſein Geld betrogen werden!" — meinte Slye.

„Aber ſeid ihr nicht Narren?" — fiel Burbage hier ein — „geht es denn in unſerem gottgeſegneten und chriſtlichen England anders zu? Heißt „werben" jetzt und bei uns nicht auch auf den Markt gehen? Nur daß ſich bei uns bald die Mädchen, bald die Männer, bald ſogar die Eltern ihre Kinder verkaufen. Was iſt noch Liebe ohne Geld?"

„Ein Juwel von unſchätzbarem Werthe!" — rief Green — „den nur der beſitzt, der nicht heirathet, wie ich. Jeder Ehemann iſt Hauseigenthum der Frau, ... das iſt gezähmt, das läuft nicht fort, das iſt an's Brod gewöhnt. Was braucht ſich da die Frau Mühe zu geben und ihn noch über die Flitterwochen hinaus durch Liebe zu feſſeln? Den Teufel aber! wenn ein fremder, wilder Vogel — wie unſer eines — in's Netz gebt, der die Freiheit kennt und liebt, den muß man ſtets zu kirren bemüht ſein, den muß man hätſcheln und pflegen und warm im Neſt der Liebe halten, ſonſt iſt's aus! ſonſt entflieht der wilde Kamerad und kommt nicht wieder!"

„Dann muß die Liebe bei unſeren Frauen in London leicht wiegen und ihre Beeren müſſen ſauer ſein!" — meinte Burbage — „da dich keine zu halten vermag."

„Die Beeren ſind nicht ſauer," — meinte Green, mit leichtfertigem Lachen, — „aber ſie werden es leicht für mich!"

In dem Augenblick trat Marlow ein und wurde freudig begrüßt. Er hatte vor wenigen Tagen ſeine Tragödie „die Herrſchaft der Luſt" vollendet und Burbage, ſowie den übrigen Schauſpielern der Königin zur Einſicht übergeben. Alle waren entzückt davon und ihr Lob floß jetzt bei den vollen Bechern doppelt über.

Freudiger Stolz lag in Marlow's Zügen. Niemals hatte er ſich mehr für den erſten Dichter England gehalten, als jetzt, zumal die Urtheile der hier Anweſenden ihm bei der Aufführung ſeiner neuen Tragödie, dieſes ganz in Blut getauchten Stückes, einen ungeheueren Erfolg verſprachen.

„Ja! es iſt ein Blitzkerl, unſer Freund Marlow!" — rief jetzt Green — „ſeine „Herrſchaft der Luſt, mit dem gräßlichen Mohren, den wir haſſen und doch auch bewundern müſſen, übertrifft, bei Gott, ſeinen „Juden von Maltha“ noch!“

„So iſt es!“ — ſagte Burbage. — „die Charaktere ſind furchtbar erhaben. Ein kalter Schauer, eine unbegränzte Bewunderung wird ganz London bei der erſten Aufführung erfaſſen.“

„Ihre Majeſtät, die Königin wird gewiß auch erſcheinen!“ — meinte Tooley.

„Sie iſt immer gnädig und freundlich gegen mich!“ — ſagte Marlow mit ſtolzem Lächeln. — „Bringen wir der erhabenen Monarchin für ihren Schutz und ihre Protection einen vollen Becher dar. Franz!“

„Gleich, Herr!“

„Schnell! eine Kanne von Eurem beſten und feurigſten Canarienſect!“

„Gleich, Herr!“ — und der Junge ſprang und brachte Kanne und Becher.

Marlow goß ein, die Uebrigen folgten und ein lautes der Königin gebrachtes „Hoch!“ erſchallte.

„Die Herrſchaft der Luſt“ wird ſicher großes Aufſehen machen, und unſerem würdigen Freunde Marlow Geld und Ehre einbringen!“ — ſagte jetzt Pope. — „Wenn ich aber offen ſein ſoll, ſo ziehe ich ſeine Ueberſetzungen der ovidiſchen Gedichte doch ſeinen Tragödien vor. Welch’ weiche Verſe, welch’ üppigen Schilderungen!“

„Pah'!“ — rief Marlow. — „Ich gebe nichts für das Zeug; da ſtehen meine Tragödien doch wahrlich weltvernichtend dagegen. Obendrein haben mich jene Dichtungen auch noch mit den Gerichten in Conflict gebracht!“

„Nicht doch!“ — verſetzte Pepe. — „Was kümmert's Euch und die Welt, wenn ſich das puritaniſche Geſindel gegen Euch verſchwört. Möchten dieſe Ausfeger und Kehrbeſen in Kirche und Staat nicht Alles hinausfegen, was ihnen nicht in den Kram taugt: Poeſie, Kunſt, Wiſſenſchaft, den Unterſchied der Stände, Adel, König und Geiſtlichkeit! Laßt nur das Ding gehen: „Allzuſcharf macht ſchartig!“ es wird ſich bald genug ſelbſt abſtumpfen. Was aber Eure Ueberſetzung des Ovid betrifft, ſo bleibe ich bei meiner Anſicht. Ihr macht mit dieſen prächtigen Schöpfungen unſere Sprache erſt mündig, daß ſie die Töne der Kraft, Bedeutſamkeit und Tiefe lieblich ausſprechen lernt. Eure Lieder ſind zart und wohllautend, Eure Tragödien dagegen donnern und blitzen; es regiert mir, offen geſtanden, zu viel Sturm der Leidenſchaft in ihnen!“

Marlows Mienen verzogen ſich. Konnte doch ſeine Dichter-Eitelkeit keinen Tadel vertragen.

„Das iſt nun ſo Geſchmackſache!“ — entgegnete er ſcharf. — „Ich denke indeß, daß dies der Dichter nur ſelbſt beurtheilen kann. Wie es bei der großen Gliederung der menſchlichen Geſellſchaft nicht möglich iſt, die ſcheinbaren Gebrechen, Armuth, Druck, Gewaltthätigkeit, Laſter, völlig aus dem Ganzen herauszunehmen, weil man dadurch nicht nur die Tugenden zugleich mit vernichten, ſondern auch das Gebäude der majeſtätiſchen Weisheit zertrümmern würde: ſo iſt es auch auf ähnliche Weiſe mit der Poeſie beſchaffen. Wir wiſſen es Alle und beklagen es in vielen Stunden, daß der Reiz der Sinne ſo mächtig über uns walte, aber wir müſſen auch zugleich mit Bereuen geſtehen, das es unmöglich iſt, ihn zu vernichten: denn die Erſcheinung des Lebens ſelbſt müßte mit ihm zugleich zu Grunde gehen. Wo ſich das Bewußtſein des Lebens in kräftiger Bruſt erhebt und in Bildern, ſüßen Tönen und Accorden ſeine Regung kund geben will, da nimmt es dieſen innigſten Trieb in ſeinen glänzenden Banden gefangen und führt ihn an die höchſte Grenze des Sichtbaren, in Ueppigkeit, Reiz und Wolluſt hinein, dahin, wo die reinſte und heißeſte Flamme des Lebens brennt. In dieſer Flamme ſchwingt ſich der Geiſt der Dichtkunſt kühn und in allen Farben und Geſtalten um, und ſo wie Liebe, Sehnſucht, Schmerz und das geiſtige Verlangen ſinnlich in Befriedigung, in irdiſcher Sättigung erlöſchen und ſich ſänftigen: ſo kann das Himmliſche, Lautere, Wundervolle nicht anders als in Reiz und ſinnlicher Ueppigkeit ſeine Blumenkrone und ſeinen farbigen Ausdruck finden. Wie die verſchiedenen menſchlichen Geiſter auch geſtimmt oder mißtönend ſein mögen, hier verſtehen ſich alle, wenn ſie noch unbefangen und natürlich ſind. Diejenigen, die mich alſo hierüber tadeln, ſchelten nur die Begeiſterung ſelbſt, jene Lebenskraft, die im geheimen Dunkel der Seele in Sehnſucht ſich erhebt und um ſich ſchaut, mit klaren und immer glänzendern Augen das Wunder ihrer Beſtimmung erkennt, und ſo den ſüßen Trieb, der die ganze Welt erregt, in Liebe mit ſich nimmt, um das in Bild und Figur zu ſetzen, was ſonſt ewig todt und formlos ſein würde. Iſt es nun anders mit der Sehnſucht nach Schmerz und Leid? In einem geheimnißvollen Gelüſte, aus Furcht, Grauen und Mitleid gemiſcht, greift die Seele zum Schrecklichen und ſättigt ihren furchtbaren Hunger an Gebilden von Blut und Mord; Grauſamkeit, Mordluſt, die in der Bruſt des Menſchen ſchlafen, werden von ihren Ketten gelöſt, und in der Erhabenheit triumphirt die wilde Natur, roth von Blut, in Schauder und Graus. Und dieſer Trieb, der den Menſchen, in der Wirklichkeit wie in der Poeſie, hoch über ſich ſelbſt hinaus reißt, iſt innigſt mit jener ſchmelzenden Wolluſt verwandt, iſt wohl derſelbe magiſche Wunſch, zu ſchaffen und zu vernichten, in der höchſten Liebe zu verderben und in der Blutgier mit den feinſten Herzensfiebern zu ſchwelgen. Daher ſind der Tragödie die Tyrannen ſo nothwendig; daher die Liebe keinem Gedicht fehlen darf, das unſere Seele vom Schlaf erwecken ſoll; darum wird auch die Liebe, wenn ihre Begeiſterung geſtört, wenn ihr Genuß gehindert wird, in wilden Gemüthern Mord, und darum ſind alle Tyrannen wollüſtig geweſen und in der Gier der Liebe am furchtbarſten

„Wie ſteht es aber alsdann mit unſerem großen Spenſer?“ — frug hier Pope. — „Ihr mögt viel Wahres eben geſagt haben, Marlow, aber ich meine doch, die Aufgabe der Kunſt, alſo auch der Dichtkunſt gehe dahin, zwar der Natur ſo viel als möglich treu zu bleiben . . . doch aber dabei auch das Rohe möglichſt zu veredeln, das Leibliche mit dem Geiſtigen, das Ewige mit dem Irdiſchen zu vermählen und Eines durch das Andere zu verklären.“

„Und damit in ſpenſeriſcher Dämmerung, in Mondſchein, Waldſchatten, lieblichem Bachgerieſel und fernem Nachtigallenton zu verſchwimmen!“ — rief Marlow ſpöttiſch. — „Zum Henker mit ſolcher Weichheit und ſolchem weibiſchen Weſen.“

Burbage, der Marlows leicht gereiztes Weſen nur zu gut kannte und einen unliebſamen Streit gern vermeiden wollte, legte ſich hier ausgleichend in das Geſpräch, indem er von der Wucht und Macht der Marlow’ſchen Tragödien auf die Aufführungen derſelben und dasjenige kam, was die Schauſpieler aus einer dichteriſchen Schöpfung durch ihre Kunſt zu machen vermögen.

Da ſich Green gerade in dieſem Augenblicke zufällig nach dem jungen Manne umblickte, der an dem nächſten kleinen Tiſche ſaß, benutzte William Shakespeare die Gelegenheit, ſich ihm zu nähern und vorzuſtellen. Sein Herz ſchlug dabei laut genug; wie aber war er erfreut, als ihn Green ſogleich wieder erkannte und mit Herzlichkeit umarmte. Raſch waren die erſten Nachrichten gegeben, und als Green nun gar vernahm, daß der Jugendgenoſſe auch zu ſeiner Kunſt ſchwören wolle, blitzte ihm die helle Freude aus den Augen; ja er gab dem jungen Shakespeare ſofort die Verſicherung, daß er ihn durch Burbage noch heute in die Geſellſchaft aufnehmen laſſen werde.

Zu dem Ende trat er mit Shakespeare zu den Freunden.

„Dieſe Kunſt iſt es eben doch," — ſagte Burbage eben, — „die den dichteriſchen Phantaſiegebilden Fleiſch und Blut und Leib und Leben giebt."

Einer der anweſenden Schauſpieler klagte: daß er ſich in Ausdruck und Verſtellung ſelten vollkommen genug thun könne, allerdings eine Beſcheidenheit, die man in dieſer Sphäre ſelten findet; — Burbage antwortete mit Geiſt und auf Erfahrung geſtützt.

Der junge Shakespeare folgte ſeinen Worten mit Spannung.

„Ich disponire meine Rolle in ihren feinen Nüancen nie im Voraus,“ — ſagte jetzt Burbage — „aber ich arbeite mich in die Situation und den Charakter der Perſon hinein, welche ich vorzuſtellen habe. Iſt dies geſchehen, überlaſſe ich dem Geiſt, der in mir wohnt, die Ausführung, der Seele, ſich ihrer augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. So nur werden mächtige Empfindungen mächtig ausgedrückt.“

„So glaubt Ihr, daß Mutter Natur die Tauſendkünſtlerin iſt, die den Künſtler macht?

„Halt!“ — rief hier Green mit genialer Heiterkeit — „da ſich mir in dieſem Augenblick ein Jugendfreund und Landsmann vorſtellt, der um die Ehre bittet in unſere Kunſt aufgenommen zu werden und Meiſter Burbadge mir die Liebe erweiſen wird, ihm die erſten Verſuche bei uns zu geſtatten, ſo laßt ihn die eben aufgeworfene Frage beantworten. Es mag eine Vorprüfung ſein, ob er ſich zu dem Berufe eignet, dem er ſich weihen will; denn iſt er der Mann dazu, ſo hat er ſicher ſchon über denſelben nachgedacht.“

Alle ſchauten mit großen Augen auf die einfache, dem Aeußeren nach kleinſtädtiſche Erſcheinung des jungen Mannes. Aber das ſpöttiſche Lächeln, das hie und da auftauchte, verſchwand ſofort bei dem Anblick dieſes durchgeiſtigten Geſichtes mit der mächtig hohen Stirne, den ſprechenden Augen und edlen Zügen.

Selbſt auf Meiſter **Burbage** machte es einen faſt imponirenden Eindruck.

Es giebt Menſchen, in welchen man ſofort den rechten Mann erkennt.

Gern ging daher **Burbadge** auf **Green's** genialen Vorſchlag ein, indem er, Shakespeare zugewandt, die Frage wiederholte; „ob er wohl der Anſicht, daß Mutter Natur die Tauſendkünſtlerin ſei, die den Künſtler mache?“

„Den Künſtler nun wohl nicht!“ — ſagte der junge **Shakespeare** mit voller Unbefangenheit, denn er hatte in der That ſchon in der Zeit, da er „Ninos“ geſehen, darüber oft und viel nachgedacht, — „den Künſtler nun wohl nicht, ſicher aber den Teig, aus dem er geknetet werden muß. Er hat alsdann — wie mir deucht — ſein eigener Prometheus zu ſein und dabei wieder Mutter Natur nie aus den Augen zu verlieren.“

„Brav!“ — rief **Green** — „brav, junger Freund!

„So muß er die Natur nachahmen?“ — fuhr **Burbadge** fragend fort.

„Ich möchte nicht ſagen, daß die Kunſt in bloßer Nachahmung der Natur beſtehen dürfe;“ — entgegnete **William Shakespeare** — „ſcheint es mir doch, ſie müſſe ſelbſt **Natur** ſein.“

„Aber wie das anfangen?“ — frug Burbage prüfend.

„Der Künſtler muß ihre Einzelnheiten wie Sonnenſtrahlen in einem Bilde auffaſſen, in einem Bilde, was ſein Ideal wird; dazu freilich gehört Phantaſie und Begeiſterung.“

„Und“ — ſetzte Burbage hinzu — „Genie … oder doch wenigſtens Talent!“

„Und die Aeſthetiken eines Ariſtoteles und eines Horaz!“ warf Marlow ein, indem er den ſchlichten jungen Mann mit einer ſtolzen und verächtlichen Miene anblickte.

„Ich kenne dieſe bis jetzt nicht!“ — ſagte Shakespeare; „auch dürfte es unbeſcheiden von mir ſein, vor ſo tüchtigen und berühmten Männern, wie ich ſie vor mir ſehe, meine Anſichten geltend zu machen; wenn ihr aber vielleicht die Wiſſenſchaft der Empfindung, die Sprachlehre des Gefühls, den Sinn für das Schöne darunter verſteht, ſo denke ich, daß dies der Künſtler in ſich ſelbſt tragen und aus ſich ſelbſt ſchöpfen muß.“

Man ſprach noch viel über dieſen Gegenſtand, wobei ſich alle Anweſende über den ſcharfen und reichen Geiſt des jungen Shakespeare wundern mußten. Selbſt Marlow ward milder, als ſich der junge Mann im Laufe des Geſpräches als ein begeiſterter Verehrer ſeiner Dichtungen bewies. Als aber die Unterhaltung ſpäter die ernſtere Stimmung mit einer faſt ausgelaſſen launigen vertauſchte, und ſich William Shakeſpeare nun auch als ein ſehr witziger und dabei höchſt angenehmer Geſellſchafter zeigte, war raſch ein freundſchaftliches Verhältniß angebahnt; ja, als man ſpät in der Nacht ſchied ſagte Burbage zu dem jungen Shakeſpeare:

„Ihr habt mir ſo gut gefallen, junger Mann, daß ich entſchloſſen bin, Euch einen theatraliſchen Verſuch machen zu laſſen. Reden wir über das Weitere morgen im „Globus“. Freund Green wird Euch einſtweilen unter ſeinen Schutz nehmen.“

„Dann ſeid ihr ſchutzlos!“ — rief Green lachend, — „denn die Welt will wiſſen, daß ich ein loſer Vogel ſei!“

„Aber es iſt alsdann doch immer mein Loos auf einen grünen Zweig zu kommen!“ — meinte der junge Shakeſpeare.

„Wenn es euch bei ſeiner Wirthſchaft nicht grün und gelb vor den Augen wird!“ — rief Burbage.

„Wenn er nur in meinem Hauſe nicht zu grün wird!“ — ſagte Green lachend — „denn ich fürchte meine hübſche Haushälterin wird ihn verwöhnen.“

„Dann muß ſie freundlicher, wie mein bisheriges Geſchick ſein, bei dem ich nicht über Verwöhnung klagen kann.“

„Nun wir werden ſehen!“ — ſagte Green hier freundlich — „einſtweilen ſeid ihr mein Gaſt und ich werde für den Landsmann, den früheren Spielgenoſſen und neuen Kunſtjünger thun, was ich kann!“

Und damit nahm Green den Freund unter den Arm und man verließ den „Stechapfel.“

Siebentes Kapitel.

Schauſpieler und Dichter.

Jede Individualität iſt in dem Grade idealiſch, als ſie ſelbſtändiſch iſt, das heißt, als ſie innerhalb ihres Kreiſes ein unendliches Vermögen einſchließt, und, dem Gehalte nach Alles zu leiſten vermag, was in dieſem Kreiſe liegt.

So war es mit William Shakespeare. Von dem Momente an, wo er den rechten Weg aufgefunden, zeigte es ſich, was in ihm lag. Allerdings war er nicht zum Schauſpieler ſondern zum Dichter geboren; . . . aber was zog ihn denn zur Schauſpielkunſt hin? . . . doch lediglich das poetiſche Element.

Wunderbare Fügung! Aus den erſtickenden und erdrückenden Stratforder Verhältniſſen gewaltſam herausgeſchleudert, führt ihn die Noth einen Weg, der, durch die Berührung mit der Kunſt, die alte poetiſche Begeiſterung wieder wach ruft. Noch immer ſich ſelbſt mißverſtehend, wirft er ſich der Schauſpielkunſt in die Arme, um — von ihr endlich auf den rechten Pfad geleitet — die Sonnenhöhe dichteriſcher Größe und Genialität raſch zu erſteigen.

Shakespeare hatte eigentlich keine Erziehung genoſſen; das Schickſal übernahm dies Amt. Natur und eigene geniale Kraft wurden ſeine Lehrer. Dabei bewies es ſich, daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und allgemeinen Ideal beſteht, ſondern vielmehr in der möglichſt allſeitigen Entwickelung und Darſtellung der Individualität ſelbſt.

Ueberraſchend ſchnell' trat es jetzt hervor, welch einen ordnenden Geiſt für große Verhältniſſe, gepaart mit freiem Ueberblick über den weiten Kreis des Lebens ihm die Natur mitgegeben. Merkwürdiger Weiſe geſellte ſich dem aber auch eine tiefe Einſicht, ſelbſt in die Verhältniſſe der kleinen 'und niederen Welt, in der er ſich täglich bewegte. Der Scharfblick ſeines beobachtenden Geiſtes ließ ihn, als angehenden Schauſpieler, raſche Fortſchritte machen — aber, was mehr heißen will, er brachte in ihm auch den Dichter zum Durchbruch.

Was er in ſeiner Jugend gewaltſam niederkämpfen mußte, durchbrach nun mit einem Male die engenden

Schleuſen des äußeren Zwanges und ergoß ſich in reicher kryſtallener Fluth.

Es trieb ihn jetzt mit zwingender Gewalt zum Dichter und bald fühlte Shakespeare daß er Dichter ſei, ... daß hier das Große, das Erhabene, das Unſterbliche liege, nachdem er ſich ſo lange geſehnt!

O! welch' eine Welt ging nun für ihn auf!

So ungemein beſchränkt und ärmlich jetzt auch noch ſeine Verhältniſſe waren, der junge Shakespeare ſchwamm in einer Seligkeit, von deren Möglichkeit er bis dahin keine Ahnung gehabt.

Das immer weitere Bekanntwerden mit der Bühne, ihren Erzeugniſſen und der geſammten engliſchen Literatur; der fortgeſetzte Hochgenuß Green, Burbage und andere tüchtige Künſtler ſpielen zu ſehen und ihnen ſelbſtſtändig nacheifern zu dürfen, ... dabei das Leben in dem ewig bewegten großartigen London, ... die erneute Freundſchaft mit Green, ... die erlangte Freiheit, ... das Gefühl, dem Drucke der peinlichſten Feſſeln, der kleinlichſten und jämmerlichſten Verhältniſſe entgangen zu ſein ... und endlich das freudige Bewußtſein, den rechten Lebensweg gefunden zu haben, berauſchten ihn ordentlich.

So entſtanden größere und kleinere Gedichte, namenlich auch Sonnette, von welchen freilich nur ein kleiner Theil auf uns gekommen.

Jetzt aber war doch kein finſterer, mürriſcher und leidenſchaftlicher Vater mehr da, der ſie verbrennen konnte.

Auch die anderen Schranken fielen raſch, und da der ewig heitere Green, — dieſer liebenswürdige, aber leichtſinnige Lebemann, der Freund aller vornehmen Roué, der Liebling der Londoner Damenwelt — ihn in das dortige Leben einführte, der junge Shakeſpeare auch nach und nach zu beſſeren Einnahmen kam, ſo fehlte es bald nicht an reizenden Verhältniſſen und Genüſſen aller Art.

Ehe wir indeß den roſigen Schleier lüften, der über dieſen ſüßen Abenteuern ruht, müſſen wir den jetzt ſo raſch ſich entwickelnden Dichter in's Auge faſſen. Denn was ſeit langen Jahren ſchon in ihm gelegen, ... was ſich zu Hauſe ſchon ſo oft in kleinen Gedichten kund gegeben, ... was er, von Außen zurückgedrängt, ſchmerzlich genug in ſich verarbeitet hatte, das brach jetzt mit einem Male wie eine volle üppige Roſe auf.

Zwar erſchien Manches davon, wie ſeine zwei erzählenden Gedichte, erſt Jahre nachher in der Oeffentlichkeit; dennoch gilt es hier, will der verehrte Leſer eine richtige Anſchauung der ſich jetzt mit Sturmeseile geſtaltenden geiſtigen Entwicklung Shakespeares in ſich aufnehmen, einen Blick auf dasjenige zu werfen, was jene und die nächſtfolgende Zeit an poetiſchen Erſcheinungen gebar.

Von den zwei erzählenden oder vielmehr beſchreibenden Gedichten, die wir von Shakespeare beſitzen, iſt das Eine, „Venus und Adonis,“ im Jahre 1593, das Andere, die „Lucretia,“ 1594 zuerſt gedruckt. Der Dichter nennt „Venus und Adonis“ ſelbſt in der Dedikation ſein erſtes Werk; die „Lucretia“ gehört unſtreitig derſelben Zeit der Entſtehung an. Beide Gedichte ſind bei der Herausgabe von ihm überarbeitet worden; ihrem erſten Empfängniß nach werden ſie noch in die Zeit vor Shakespeare's Ueberſiedlung nach London gehören. Alles verräth, daß ſie in dem erſten Sinnesrauſche der Jugend geſchrieben ſind.

Wie ſie nach Stoff und Behandlung in die jugendlichen Zuſtände und Stimmungen verwebt ſind, die wir andeutungsweiſe kennen gelernt haben, ſpringt in die Augen. Der Inhalt von „Venus und Adonis“ iſt die Werbung der Liebesgöttin um den kalten, noch fühlloſen Knaben, und ihre Klage um ſeinen plötzlichen Tod. In jenem erſten Theile hat Shakespeare die Werbende mit allen Reizen der Ueberredung, der Schönheit, des leidenſchaftlichen Ungeſtüms, mit allen Künſten der Schmeichelei, der Bitten, des Vorwurfs, der Thränen, der Gewalt ausgeſtattet, und der Dichter ſelbſt erſcheint dabei als ein Cröſus an dichteriſchen Vorſtellungen, Gedanken und Bildern, als ein Meiſter und Sieger im Verkehr der Liebe, als ein Rieſe an Leidenſchaft und ſinnlicher Kraft. Das Ganze iſt von dieſer Seite ein einziger blendender Fehler, wie ihn junge Dichter ſo gern begehen: Sinnengluth ohne Maaß mit Poeſie verwechſelt. In dem Urtheile der Zeit aber ſtellte ſchon dieſes Gedicht allein Shakespeare in die Reihe der bewunderten Dichter. Gerade die Saite, die wir berühren, gab dem Gedichte dieſe unmittelbar erobernde Kraft. Was man in ähnlichen mythologiſchen Darſtellungen engliſcher und italieniſcher Dichter damals vom Weſen und Wirken der Liebe las, war gekünſteltes Gedankenwerk in verfeinerten Formen, von mehr ſprachlichem Glanze als innerer Gefühlswahrheit. Aber hier iſt die Liebe in der That ein „Geiſt, geſchaffen aus Feuer," ein weſenhafter Rauſch und Leidenſchaft, die die künſtliche Manier der Darſtellung überwindet und auch eine noch geſpreiztere poetiſche Form überwunden hätte. Daher hatte das Gedicht vor ſo viel ähnlichen mythologiſchen und allegoriſchen Malereien durch ſeine unmittelbare Natur eine materielle Wirkung voraus; es ward wie Göthe's Werther gleichſam ſprichwörtlich umgetragen als das Muſter eines Liebesgedichtes, ward oft wieder aufgelegt und rief eine Reihe von Nachahmungen hervor; und die Dichter prieſen es als „die Quinteſſenz der Liebe,“ als einen Talisman oder eine Vorſchrift zu lieben an, aus der man die Kunſt glücklicher Liebeswerbung erlernen könne.

Mit wie glänzenden Farben übrigens Shakespeare das Bild dieſer Leidenſchaft gemalt hat, ſo iſt er doch keineswegs in dem Wohlgefallen an dem Stoffe ſeines Gemäldes in ſinnlicher Befangenheit untergegangen. Er weiß es, daß er nicht das Bild menſchlicher Liebe, an der Geiſt und Seele ihr veredelndes Theil haben, ſondern daß er das Bild einer rein ſinnlichen Begierde entwirft, die blos thieriſch an ihrem Raube „wie der Geier“ füttert. An der Stelle, wo er die Werbungen von Adonis losgeriſſenem Pferde ſchildert, liegt die Abſicht deutlich vor, die thieriſche Leidenſchaft in dieſer Epiſode mit der der Göttin nicht gegenſätzlich, ſondern nebeneinanderſtellend zu vergleichen. Strafend ſagt Adonis der werbenden Göttin, ſie ſolle nicht Liebe heißen, was auch Er, der Dichter, unbekümmerte Luſt nennt, „die die Vernunft zurückweiſt und das Erröthen der Scham und den Schiffbruch der Ehre vergißt. „Dieſer reinere Gedanke, der ein- und das anderemal in dem Gedichte vorſchlägt, iſt aber allerdings durch den Reiz der Darſtellung und das Verweilen auf den ſinnlichen Schilderungen überdeckt.

Dagegen in der Lucretia liegt er ſchon in dem

Stoffe ſelber, der wie abſichtlich zum Gegenſtücke gegen das erſte Gedicht gewählt erſcheint: der vergötterten blinden Luſt ſtellt der Dichter die Keuſchheit der Matrone gegenüber, in der die Macht des Willens und der Sittlichkeit einen tragiſchen Sieg feiert über die Bewältigung der Luſt. Die Darſtellung der verfänglichen Scene in der Lucretia iſt nicht beſcheidener oder kälter geworden; es könnte ſelbſt ſcheinen, als ob im Ausmalen der keuſchen Schönheit noch mehr verführeriſche Wärme läge, als in irgend einer Stelle von Venus und Adonis. Doch iſt die Buße und Sühne der Heldin, die Rache ihrer unbefleckten Seele, ihr Tod, in einem ganz anderen, ernſt gehobenen Tone und mit demſelben entſprechenden Nachdrucke behandelt. Ja der Dichter bewegt ſich bedeutſamer aus der engeren Grenze der Beſchreibung einer einzelnen Scene heraus, indem er ihr einen großen geſchichtlichen Hintergrund giebt. Die einſame Lucretia, indem ſie ihren Selbſtmord vorbereitet, weilt betrachtend vor einem Bilde der Zerſtörung Trojas, und der Leſer blickt vergleichend auf das ähnliche Schickſal, das der Fall der Lucretia den Tarquiniern und der Raub der Helena der Familie des Priamus gebracht. War der Dichter in Venus und Adonis, von Ovids weicher Kunſt geleitet, in eine bloße üppige Situation vertieft, die mehr ein Gegenſtand für die Malerei wäre, ſo erhebt er ſich hier in ſittlicherem Ernſt, und ſichtlich von Virgil angeregt, wirft er einen Blick in das Gebiet großer und folgenreicher Handlungen hinüber, auf dem er nachher groß geworden iſt. In ſolchen Gegenſätzen ſich zu bewegen, war Shakespeare's vielſeitiger Natur ein Bedürfniß; ſie ſind ein Merkzeichen ſeines Charakters und ſeiner Dichtung; ſie erſcheinen hier in den erſten Anfängen ſeiner Kunſt und kehren in ſeiner ganzen dramatiſchen Dichtung unaufhörlich wieder. Unſer Göthe weilte in wohlgefälliger Wiederholung auf einer Lieblings-Charakterform, die er in Weißlingen und Werther, im Clavigo, in Stella, im Egmont nur leiſe verändert wiederbrachte; dies wäre Shakespeare ganz unmöglich geweſen. In ſeiner Natur lag es, einen gegebenen Stoff in der Fülle und Erſchöpfung durchzuarbeiten, die eine Wiederkehr ſchwer macht, die vielmehr zu dem Wege nach einem entgegengeſetzten Ziele geradezu einladet.

Der äußeren Form nach haben dieſe beiden Gedichte für Den, der Shakespeare nur aus ſeinen Dramen kennt, ganz etwas Fremdes. Wo dort in der Form der Rede Alles auf Handlungen geht, iſt hier in der Form der Erzählung Alles auf Reden geſtellt.

Der Dichter arbeitet hier nach Muſtern, die er an Reichthum überbietet, auf einer falſchen Fährte in ſeiner gewohnten Ueberlegenheit, in einer Kunſtmanier, die er leichter und weiter treibt als ſeine Urbilder.

Wie ein Dichter von ſo ſchlichtem Sinne wie Shakespeare im Anfang ſeiner Laufbahn in dieſe verkünſtelte Kunſt kam, in der er an einen Marini und Hoffmannswaldau erinnern kann, iſt viel leichter zu begreifen, als wie er ſie ſo ſchnell verlaſſen konnte, um der ganzen Zukunft den Weg zur Natur zurückzuweiſen. Man muß ſich erinnern, daß die ganze Ritterpoeſie des Mittelalters eine Kunſt den Konvenienz war, die im 15. Jahrhundert in allen Theilen Weſteuropas zu Rohheit und Unnatur zugleich herabſank. Der Rohheit entriſſen ſie die berühmten italieniſchen Epiker, die von den wiedergeborenen Alten im 16. Jahrhundert lernten, aber die Unnatur der Materie, die ſie aus den Ritterromanen überkamen, konnten ſie nicht bezwingen; ſie arbeiteten vergebens, aus einer verhauenen Statue ein reines Kunſtwerk herzuſtellen. Je raſcher im 16. Jahrhundert Ritterwelt und Ritterſitte verſank, deſto ſchneller verlor ſich das Intereſſe an dem Stoffe jener italieniſchen Meiſter, des Arioſt und Taſſo, und die Bewunderung blieb auf ihrer vortrefflichen Form, ihrer harmoniſchen Verskunſt, ihrer gebildeten höfiſchen Sprache hängen. Die Poeſie war gegenſtandlos geworden und die Form war das Höchſte, wonach ſie ſtrebte. Wenn aber das Techniſche in der Kunſt die Hauptſache wird, ſo verkünſtelt ſich ſchnell die Form und mit ihr wird die menſchliche Natur verfälſcht, die der Dichtung Gegenſtand und Aufgabe iſt. Stoff und Form, der poetiſche Ausdruck wie die Betrachtung des menſchlichen Weſens, geſtalten ſich nach einer willkürlichen Uebereinkunft; die Convenienz und nicht die Natur ſchreibt dem Dichter den Weg vor. Die äußerſte Spitze dieſer pſychologiſchen und äſthetiſchen Unnatur erreichte die allegoriſche und ſchäferliche Dichtung der iberiſchen und italiſchen Dichter des 16. Jahrhunderts. Als die Ritterpoeſie, die einige Jahrhunderte und die weiteſten europäiſchen Lande ausgefüllt hatte, verſchwand, trat die Schäferdichtung an die leere Stätte. Die Schäferromane der Ribeyro, der Saa de Miranda, Sannazar und Montemayor beherrſchten die Welt; die Diana des Letzteren war bewundert, verbreitet, erweitert wie Arioſto's raſender Roland. Kein Wunder, daß dieſer Geſchmack, dieſe Dichtungsart, auch nach England drang, wo die italieniſche Literatur ſchon einmal zu Chaucer's Zeit Einfluß geübt hatte, wo die italieniſche Lyrik nicht lange vor Shakespeare durch Sir Thomas Wyat und ſeinen Freund, den edlen Grafen von Surrey 1547 eingeführt war. Wie Chaucer den Boccaz, Surrey den Petrarka, ſo bürgerte Sir Philipp Sidney, der in dem Jahre ſtarb, als Shakespeare nach London kam, 1586, die Schäferdichtung der vorhingenannten Meiſter in England ein; ſeine Arcadia iſt dem Sannazar und Montemayor gleichmäßig nachgebildet. Männer wie dieſe, Graf Surrey und Sir Philipp Sidney, waren ganz geſchaffen, der Dichtung in England einen neuen Tag zu bereiten. Eben war die Zeit, wo die Reformation aller Bildung eine günſtige Atmoſphäre geſchafft hatte, wo die ſcholaſtiſche Philoſophie aus den Schulen wich und die Lectüre der Bibel den Geſchmack vereinfachte, wo das Alterthum und ſeine Literatur wieder belebt und durch die Buchdruckerkunſt die Theilnahme an allem Schriftthume ungemein verbreitet wurde. Schon der Hof von Heinrich VIII. ſtand geiſtreichen Vergnügungen, Aufzügen, Spielen und Masken, der lebendig gewordenen Allegorie und Schäferpoeſie offen; unter Eliſabeth aber blühte wahrhaft das goldene Zeitalter der erneuerten Wiſſenſchaft und Kunſt auf, unter der Pflege einer Königin, die ſelbſt kunſtſinnig ſprach- und muſikkundig war, griechiſche und lateiniſche Schriftſteller las und ſelbſt dilettantiſche Verſuche in lyriſchen Gedichten machte. Nun ſtrömte jene bewunderte Kunſt des Südens nach England herein; der bäueriſche Geſchmack in den Balladen der Bänkelſänger und den Poſſenſpielen konnte ſie nicht abhalten; eine andere Volksliteratur, die auf dem ſächſiſchen Volkscharakter geruht hätte, beſtand nicht; die eiſerne Zeit der Bürgerkriege zwiſchen der rothen und weißen Roſe hatte alle Volksbildung zerſtört. Aber ſie hatte auch die bewaffnete Ariſtokratie im Lande vernichtet; ſeit Heinrich VIII. trat ein neuer Adel hervor, der wie jene kleinen italieniſchen Fürſten, wie jene ſpaniſchen Granden des 16. Jahrhunderts ſich der Kunſt und Literatur als Schützer und Pfleger oder ſelbſt ausübend annahm.

In die Klaſſe dieſer Männer, bei denen ſich Staatskunſt und Dichtkunſt, Waffen und Wiſſenſchaftspflege die Hand reichten, bei denen die Kunſt das Leben und das Leben die Kunſt gegenſeitig adelte, gehörte jener unglückliche Surrey, der in der Blüthe ſeiner Jahre den Nachſtellungen des Grafen Hertfort und der Grauſamkeit Heinrichs VIII zum Opfer fiel; gehörte jener auch jung geſtorbene Wyat, den die Sage und ſelbſt ſeine Gedichte in den Verdacht ſetzen, ein Verhältniß mit der königlichen Anna Boleyn gehabt zu haben; gehörte jener Philipp Sidney, der die Bewunderung der Zeit und der Schützer aller Talente war, und über deſſen gleichfalls frühzeitigem Grabe die Klagen der Gelehrten in Elegien aller Sprachen erklangen. Zu ihnen gehörte jener Sir Walter Raleigh, der berühmte Seeheld und Entdeckungsreiſende, der wie Surrey ſchuldlos auf dem Schaffote ſtarb; zu ihnen Lord Vaux, die Grafen Dorſet (Thomas Sackville) und Oxford, die Pembroke und Southampton, welche letztere ſchon ganz in Shakeſpeare's Zeit fallen. Der Glanz der Poeſie lag, wie man ſieht, zum Theil auf dieſen Perſönlichkeiten und ihrem Leben. Ihr Einfluß war außerordentlich und ihr

Geſchmack gebot über die engliſche Literatur. Die Erhabenheit der Petrarkiſchen Lyrik, die Reinheit der Verskunſt, die höfiſche Verfeinerung des Geſchmacks nach dem Muſter der Italiener ging von ihnen aus, aber in ihrem Gefolge zog auch all die Unnatur und Verſchrobenheit ein, die den Vorbildern anhing. Sidney's Günſtling war jener Edmund Spenſer, der ihm ſeinen Schäferkalender (zwölf Eklogen) dedicirte, deren Wunderlichkeit ſchon den Zeitgenoſſen mißfiel. In ſeiner Feenkönigin aber entzückte er durch die Harmonie ſeiner Verſe und das Farbenſpiel ſeiner poetiſchen Malerei die Mitlebenden und viele Späteren.

Mitten in dieſe Verhältniſſe trat Shakeſpeare hinein; wie wäre es denkbar, daß er dieſem Geſchmacke und dieſer Kunſtſchule nicht hätte huldigen ſollen? Seine nicht dramatiſchen Dichtungen, ſeine Sonnette und die beiden ſchon genannten Gedichte, ſtellen ihn ganz in die Zahl jener in fremder Schule gebildeten, der Lyrik und Epik zugeneigten Dichter, an deren Spitze Edmund Spenſer ſteht

Kommen wir nun auf Shakeſpeare's erſte dramatiſchen Verſuche.

Wir haben die Zuſtände der Bühne auf die Shakespeare bei ſeiner Ueberſiedelung nach London trat, wir haben die Beſchaffenheit der Schauſpieldichtung — ſchon im erſten Bande — anzudeuten geſucht, zu deren Pflege und Ausbildung er nun den Marlowes und Greenes, den Lodges und Chettles zur Seite trat. In der kurzen erſten Periode ſeiner dramatiſchen Dichtung ſehen wir ihn mehr oder weniger in den Eigenheiten dieſer Dichtung befangen, wir beobachten aber zugleich, wie ſchnell er ſich aus der Planloſigkeit, der Härte und Rohheit ihrer Produkte loszubringen ſucht; er erſcheint auf der einen Seite als ein abhängiger Schüler, auf der andern als ein werdender Meiſter. Dies Verhältniß drückt ſich vollſtändig darin aus, daß ſeine erſten Stücke nur Bearbeitungen vorhandener älterer Dramen waren, auf die wir ſchließen können, da wir ſie zum Theile zur Vergleichung beſitzen, daß ſich der Bearbeiter aber ſchnell über ſeine Vorbilder erhob, und ſchon nach wenigen Jahren wie ein Rieſe über ſeine Zeitgenoſſen hervorragte. „Perikles“ und „Titus“ ſind das eine aus inneren Gründen, das andere nach einer überkommenen Notiz, ſolche Stücke von einer anderen Hand, die Shakespeare nur überarbeitete. Der erſte Theil von Heinrich VI. verräth wenigſtens drei Hände, die daran Antheil haben. Von den zwei letzten Theilen iſt das Original, wahrſcheinlich von Green erhalten, dem Shakespeare Schritt um Schritt mit der Feile folgte. Zu der „Komödie der Irrungen“ lag dem Dichter wahrſcheinlich ſchon eine engliſche Bearbeitung der Plautiniſchen Menächmen vor; die „Bezähmung der Widerſpenſtigen“ iſt nach einem roheren Stücke bearbeitet. Dieſe Schauſpiele hält man, übereinſtimmend mit den meiſten engliſchen Kritikern, für die erſten dramatiſchen Verſuche unſeres Dichters. Er erſcheint uns in dem romantiſchen Schauſpiele (Perikles) und in dem Trauerſpiele (Titus) von ſeinen Vorarbeiten, in der Hiſtorie (Heinrich VI.) mit einem treu beibehaltenen Originale ringend in einzelnen Zügen der Verbeſſerung; in den beiden Luſtſpielen tritt er ſchon über ältere Meiſter hinweg. Wo er künftig noch ferner ältere Schauſpiele als Quelle ſeiner Dramen vor ſich hatte, ſind ſie ihm nur Stoffe, wie jede Novelle oder Geſchichterzählung, an deren Form er ſich weiter nicht bindet; ſo im „König Johann,“ aber bei weitem mehr in „Heinrich IV. und V.,“ in „Maaß für Maaß“ und im „König Lear.“ Dieſe Werke gehören daher, wie einer anderen Zeit, ſo auch einer anderen Betrachtung an.

Aber ſein „Titus Andronicus!“

Wer von Shakespeare's ſchauerlichſten Tragödien erſchüttert hereintritt in die gehäuften Gräuel dieſes Trauerſpiels, der empfindet ohne Mühe, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen jener feinſinnigen Kunſt, die das Unheil das ſie ſchildert in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit mitfühlt und raſch darüber hinwegführt, und die dazu kein Unheil über die Menſchen hereinbrechen läßt, das ſie nicht in eigener Schuld und Natur tragen, und die Rohheit hier, die ſich ſtumpfſinnig an die leidende Unſchuld, an der zur Schau getragenen Qual, an ausgeſchnittenen Zungen und abgehauenen Händen in behaglicher Breite der Schilderung freut. Wer den bösartigſten aller Charaktere, die Shakespeare geſchildert hat, mit dieſem Aaron vergleicht, der den Tag verflucht an dem er nichts übles gethan, der wird durchfühlen, daß dort immer ein Reſt von Menſchheit erhalten bleibt, wo hier nur ein „widriges Thier“ unnatürliche Thaten und Worte ausübt und ſpricht. Wenn nun der ganze Eindruck, den man aus dieſer blutigen Materie und ihrer Behandlung davon nimmt, mit faſt überwältigender Ueberzeugung gegen die Shakespeare'ſche Herkunft des Stückes ſpricht, ſo iſt es immer gut, ſich aller der Verhältniſſe in der Zeit und an den Dichter zu erinnern die dieſer Ueberzeugung möglicherweiſe ein Gegengewicht halten können. Das Maaß, die Feinfühligkeit, die der Dichter in ſeinem Alter erwarb, mußte nicht nothwendig eine Eigenſchaft gleich ſeiner erſten Jugend ſein. Wäre das Stück, wie es iſt, aus ſeiner jugendlichen Feder gefloſſen, ſo iſt es wahr, es muß ein gewaltiger, ja faſt gewaltſamer Umſchwung in ſeiner ſittlichen und äſthetiſchen Natur frühe, gleichſam mit einem Schlage, in ihm vorgegangen ſein. Aber ein ſolcher Umſchlag iſt in den viel weniger kraftvollen Dichtercharakteren unſerer Göthe und Schiller auch vorgegangen; er hat in einem grellern oder feineren Grade in jedem Falle in Shakespeare Statt gehabt. Wir haben den Dichter in ſeiner Wildlingsperiode kennen gelernt; in dieſe Zeit müßte dieß Stück fallen; den Auslegern iſt ſelbſt eine Stelle aufgefallen (II. 1.) die an ſeinen Wilddiebſtahl erinnern könnte. Es wäre die Frage ob in der erſten Heftigkeit der Jugend, die ſich ſo gern in menſchenfeindliche Stimmung zwingt, dieſer gewaltige Ausdruck des Haſſes, des Rache- und Blutdurſtes, der dieſes ganze Stück beherrſcht, in dieſem Menſchen, in jener Zeit, irgend mehr bedeutet, als Schillers Räuber, als Gerſtenbergs Ugolino im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland und in einem milderen Geſchlechte bedeuteten. Indem ein Dichter von ſolchem Selbſtgefühle wie Shakespeare ſeinen erſten Wettlauf wagte, lag es ihm nahe, ſich mit dem ſieggewohnteſten ſeiner Zeitgenoſſen zu meſſen; das war Marlowe. Ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen, wäre der ſicherſte Weg zu einem plötzlichen Siege geweſen. Und wie ſollte ein angehender Dichter gerade dieſen Weg verſchmähen? In jener Zeit waren Blut- und Schreckensſcenen auf der großen Bühne des wirklichen Lebens nicht ſo ſelten wie bei uns; auf der Bühne der Kunſt empfahl ſie gerade ein Stück dem Geſchlechte, dem der ſtärkere Nervenreiz der wohlthätigere war. Es iſt aus Ben Johnſons angeführtem Zeugniſſe ſchon klar, daß Titus ein gerngeſehenes Stück war, das ſich auf der Bühne, ebenſo wie unſere „Räuber“, im Beifall erhielt.

Fragt man, wie es möglich war, daß Shakespeare mit dieſer feineren Natur ein ſolches Stück auch nur zur Bearbeitung gewählt habe, ſo muß man nicht vergeſſen, daß der beginnende Dichter in ſeinem Geſchmacke immer der Menge huldigen wird, und daß in jener Zeit der jungblühenden Bühne die Spekulation auf einen ſolchen im Anfange mehr einwirken mochte als die Forderung des Kunſtideals. Eben dies muß auch die Wahl des Perikles erklären; ſelbſt wenn es ſich erweiſen ſollte, daß Shakespeare dies Stück erſt in einer reiferen Zeit ſich durch Bearbeitung angeeignet hätte. Wie gern ſpielt das große Genie einmal mit einem kleinen Stoffe, um den es das Publikum empfänglich verſammelt ſieht! So hat auch unſer Göthe den Text der Zauberflöte und komiſchen Charaktere ſehr untergeordneter Luſtſpiele gelegentlich zu bearbeiten nicht verſchmäht! Solche Stücke wie Titus und Perikles waren mehr auf die Sehweite des gewöhnlichen Publikums geſtellt; daß der Perikles im glücklichen Wurfe den großen Beifall gewann, weiß man aus ausdrücklichen Zeugniſſen; auf den Titeln der Ausgaben heißt es ein vielbewundertes, in Prologen anderer Schauſpiele ein glückliches Stück; der Prolog des Perikles ſelbſt ſagt, es ſei dieſer Geſang bei Feſten und Feiertagen geſungen und Herren und Frauen zur Erholung geleſen worden.

Aber ſchon dieſe erſten noch rohen Jugendverſuche, welches Aufſehen machten ſie! Welch' ganz anderes Anſehen bekam mit einem Male durch ſie die Bühne.

Staunend ſtand das Publikum, das gigantiſch Große, das furchtbar Schreckliche mit leiſen Schauern bewundernd . . . oder . . . dem glänzenden Feuerwerke des Witzes und der derben Laune in ſeinen Luſtſpielen mit dem derben Geſchmack der damaligen Zeit entzückt folgend.

So kam es denn auch, daß der Erfolg, den Shakespeare mit ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen hatte, jenen, der ihm als Schauſpieler zufiel, bald ins Dunkel treten ließ. Die Wirkung war dabei um ſo ſtärker, als ſeine Stücke dem herrſchenden pathetiſchen Geſchmack geradezu entgegen traten, was das Publikum allerdings in erhöhtem Grade anzog.*)

Und wie wichtig war er dadurch Burbage und der ganzen Geſellſchaft, wie verpflichtete er dieſe, wie erkannten ſie freudig — wenigſtens die Beſſeren unter ihnen — ſeinen Einfluß, ſein eminentes Dichtertalent an.

---

*) Gervinus über Shakespeare. I. Bd.

Daß es dabei an Feinden nicht fehlte, verſteht ſich von ſelbſt!

Aber . . . kehren wir zu unſerer Geſchichte zurück und laſſen wir ſie ſich ruhig weiter entwickeln.

Achtes Kapitel.

Die Gefangene von Tutbury.

Ein trüber wolkenbedeckter Himmel hing über Schloß Tutbury, dem großen und gewaltigen Gefängniſſe, welches Maria Stuart, die unglückliche Königin von Schottland, um jene Zeit in ſeinen feſten und düſteren Mauern beherbergte.

Und ein königliches Gefängniß war in der That dieſer kühne Bau, über deſſen Zinnen und Thürme, bereits damals ſchon, Jahrhunderte hingebrauſt, deren Geſchichte einen großartigen hiſtoriſchen Hintergrund bildet.

Welch' einen Charakter von Einfachheit gepaart mit Stärke, deutet von vorn herein ſchon in dem älteſten Theile dieſes gewaltigen Gebäudes auf ſeine Entſtehung.

Zu einer Zeit erbaut, in welcher die furchtbare Tyrannei Wilhelm des Rothhaarigen noch jeden Großen des Reiches bedrohte, und ihn nöthigte, durch feſte Schlöſſer auf ſeine perſönliche Sicherheit zu ſehen, war man bei dem Bau dieſes älteſten Theiles der Burg mehr auf Feſtigkeit, als auf Bequemlichkeit der Einrichtung bedacht geweſen.

Betreten wir den geräumigen Burghof und vor uns liegt im Hintergrunde das impoſante Gebäude. Dasſelbe bildet ein längliches Viereck von 80 Fuß Länge und 68 Fuß Breite. Das 70 Fuß hohe Haus, ehemals ringsumher mit ſtarken Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Thürmchen verziert, erhob ſich in vier bis unter das Dach kunſtvoll gewölbten Stockwerken und umſchließt einen Hof von 102 Fuß Länge und 86 Fuß Breite, in deſſen Mitte ſich ein tiefer Brunnen befindet. Das Erdgeſchoß der Hochburg war früher zur Vertheidigung des Wallganges mit Schießlöchern verſehen. Auf den inneren Seiten der Burg liefen durch zwei Geſchoſſe übereinander kunſtvoll gewölbte Kreuzgänge herum, auf welche die einzelnen Gemächer ihre Ausgänge hatten. Jetzt iſt alle Pracht, die dieſen Theil der Burg ſchmückte, längſt dahin; wir beſchreiben daher hier minder, was jetzt iſt, als vielmehr, was einſt war. Da iſt es denn zuvörderſt der große „Ritterſaal," welcher unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Hier hielt der Herr der Burg mit ſeinen Rittern Rath, hier ward wohl auch manches flotte Gelage abgehalten.

Ein anderer noch merkwürdigerer Beſtandtheil dieſes Theiles der Burg iſt die Schloßkirche, welche ſich an ihrer Oſtſeite anſchließt und im größten Theil ihrer Pracht erhalten worden iſt. Treten wir in das „Schiff“ der Kirche, ſo haben wir den vortheilhafteſten Standpunkt zur Betrachtung ihres herrlichen Gewölbes. Von zehn hohen, reich mit Stuccatur-Verzierungen geſchmückten Bogenfenſtern erleuchtet, iſt der innere Raum gefällig und heiter anzuſchauen, nur der Hintergrund iſt mehr in ernſtes Halbdunkel gehüllt. Ueberall, wohin man blickt, verkündet Kunſt und Zierlichkeit die alte Zeit mit ihrem eigenen Geiſte. Und an die alte Zeit mahnt's nur um ſo mehr, wenn wir erwägen, daß unter dem granitnen Eſtrich der Kirche die Todtengruft ſich befindet. Schon der Eingang derſelben bereitet den Eintretenden zu ernſter innerer Sammlung vor, wenn er hinſieht auf die bildlichen Darſtellungen dieſes düſteren, an Tod und Vergänglichkeit mahnenden Inhaltes und auf die ſinnigen Blumen und Laubgewinde aus Stein, die wie ein Trauerkranz den gewölbten Portaleingang umgeben.

Zwölf Plantagenet's ſchlummern hier den ewigen Schlaf. Aber nur drei von den zwölf Grabſteinen haben die Zerſtörungen der Zeit und der Menſchen überdauert.

Der Zufall iſt ſelten gerecht; hier iſt er's einmal geweſen. — Die drei Grabſteine, welche verſchont geblieben, ſind gerade diejenigen, welche die Gebeine des Gründers dieſer Ruheſtätte und die der beiden Brüder deſſelben bedecken.

In einer hohen Mauerniſche an der äußeren Oſtſeite der Kirche ſteht die Bildſäule der heiligen Jungfrau mit dem Chriſtuskinde im Arm, in der vorgeſtreckten Rechten ein vergoldetes Scepter haltend. Sie hatte einſt ein faltenreiches goldglänzendes Untergewand an, über dieſem einen Pupurmantel und auf dem Haupte eine goldene Krone, von welcher ein weißer Nonnenſchleier herabwallt. Das Bild in ſeinen weit über menſchliche Größe hinaus gehenden Dimenſionen macht noch jetzt einen imponirenden, aber nicht den die Seele zur Andacht hinreißenden Eindruck, den der Anblick von Gemälden oder minder koloſſalen Statuen der Himmelskönigin ſonſt in dem Beſchauer hervorruft.

Gehen wir nun zum zweiten Theile der Burg, zum Mittelſchloſſe, über. Daſſelbe, jetzt der Wohnſitz der unglücklichen gefangenen Königin, war in der erſten Hälfte des 14. Säculums (genau läßt ſich die Zeit nicht angeben) erbaut. Es umgibt mit drei Flügeln — einem nördlichen, öſtlichen und weſtlichen — einen weiten, faſt viereckigen Platz, welcher im Süden offen und von einem Graben begrenzt iſt. Die Nordfaçade, mit ihren langen

Reihen hoher gothiſcher Fenſter und mit ſtolzen Zinnen geſchmückt, imponirt durch ihre Hoheit. An beiden Seiten ſteigen ſtattliche Giebel auf, mit gothiſchen Thürmchen, Bogenblenden und Verzierungen reich verſehen. Davor ſteht links ein altersgrauer Wartthurm, rechts ein ſchlanker achteckiger Thurm, über die vielzinnige Schloßmauer ſich erhebend. Ueber eine breite Brücke gelangt man in das zum Schloßhof führende Durchgangsthor, deſſen Portal ebenfalls mit Zinnen und zwei gothiſchen Spitzthürmen verziert iſt. Zwiſchen ihnen leuchtet von der rothen Schloßwand herab, das Wappen der Plantagenet's.

Unmittelbar an den nördlichen ſchließt ſich der Oſtflügel an. Einen guten Theil deſſelben nahmen ehemals die „Gaſtkammern" ein, welche zur Beherbergung von Gäſten, an denen es nie fehlte, dienten.

Durch das Gemach des Thorwart, in welches wir vom Schloßhofe ſchreiten, führt eine ſchöne breite ſteinerne Treppe in das obere Prachtgeſchoß. Wir gelangen zunächſt in den ſogenannten „obern Gang," eine hohe Bogenflur mit mächtig emporſtrebenden ſchlanken Säulen. In der Breite ſeiner äußeren Mauer geht ein runder Brunnen, aus Stein gemauert, 55 Fuß tief hinab durch alle Stockwerke, ſo daß man in allen ſchöpfen kann. Links tritt man in einen Prachtſaal. Die helle Beleuchtung des Saales an drei Seiten durch die doppelte dicht über einander befindliche Fenſterreihe, die reizende Architektur mit den ſchlanken Granitpfeilern zwiſchen den Fenſtern, das hohe Gewölbe, getragen von einem einzigen, nur 1¼ Fuß dicken Granitpfeiler, endlich die freundliche, lachende Ausſicht weithin in die ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmten Niederungen: Alles dies muß einſtens nicht wenig dazu beigetragen haben, zur Luſt und Freude zu ſtimmen in dieſem der Luſt und Freude geweihten Raume.

Der Fußboden iſt mit bunten Thonfließen belegt, und an den Wänden ziehen ſich Steinbänke hin. Aus den Mauerblenden aber blicken die Blider der früheren Beſitzer, an eine große Aera der Weltgeſchichte mahnend, auf den Beſchauer herab. Verweht iſt längſt der Staub dieſer Helden, doch ihr Name, ihr Gedächtniß iſt es nicht!

Aus der anſtoßenden „Rüſtkammer“ führt eine ſteinerne Treppe zu dem 67 Fuß langen, 48 breiten und 20 Fuß hohen „Gauwer,“ wohl dem herrlichſten unter den Prachtſälen der Burg. Andachtsſchauer durchrieſeln Jeden, der dieſen Raum betritt, den vierzehn hohe Spitzbogenfenſter, von farbigem Glaſe und mit ſinniger Malerei geziert, erhellen. Die Kunſt und Harmonie, die hier herrſcht, die ſchöne Idee, die in dieſem Bau ſich ausſpricht, iſt ein glänzendes Zeugniß von hoher Bildung des unbekannten Baumeiſters und ein Beweis, daß es zur Zeit des Mittelalters doch nicht ſo traurig um Kunſt und Wiſſenſchaft geſtanden, und überhaupt nicht ſo dunkel ausgeſehen haben kann, als man gewöhnlich annimmt. In dieſem Saal hier ſpeiſten, zechten, plauderten und ſangen ſie; hier empfingen ſie Ankömmlinge aus Welſchland, Dänemark und Frankreich; hier gedachten ſie der fernen Heimath; hier ſahen ſich Freunde nach Jahre langer Trennung wieder, hier ſchieden andere für ewig.

„Schieden für ewig!“

Und an das „Scheiden von der Welt“ ... vielleicht ſogar „vom Leben“ ... ſann eben in tiefer Schwermuth an derſelben Stätte die königliche Gefangene von Schottland nach.

Maria Stuart war — obgleich vierzig Jahre vorüber — noch immer eine ſehr ſchöne Frau.

Wohl hatte ihre lange traurige Gefangenſchaft längſt die Roſen von ihren Wangen geſtreift und leichte Furchen auf die Stirne gezogen; — wohl hatte eine erſt kürzlich überſtandene ſchwere Krankheit, hatten tiefe Körper- und Seelenleiden, Entbehrungen und Kränkungen aller Art die frühere Kraft gebrochen und einen Ausdruck von Schwermuth über das einſt ſo blühende Antlitz gegoſſen ... aber ... ſchön, ſehr ſchön! ſelbſt in ihrem Schmerze, war ſie doch noch.

Jetzt ſaß ſie an einem der hohen Spitzbogenfenſter des großen alterthümlichen Ritterſaales und ſchaute in Erinnerungen verloren, das Haupt auf den linken Arm geſtützt, hinaus, über die gewaltigen, den weiten Hof einfaſſenden Mauern hin, in die blaue nebliche Ferne.

Die dunkelfarbigen Gewänder, die ihre Geſtalt einhüllten, gaben ihr etwas klöſterliches, was durch das neben ihr liegende Gebetbuch und den koſtbar duftenden, herrlich gearbeiteten Roſenkranz -- er war ein geweihtes Geſchenk des heiligen Vaters — noch gehoben wurde.

Ihr zu Füßen -- auf einer kleinen niedrigen Bank — gleich einfach und düſter gekleidet, ſaß Hannah, eine Greiſin mit ſchneeweißen Haaren, ihre treue ſechzigjährige Amme, die ſie ſeit all' den langen Jahren ihres Glücks und Unglücks nicht verlaſſen hatte.

Tiefes Schweigen herrſchte jetzt in dem rieſigen Saale, in dem ſich nur noch eine weitere Perſon befand.

Es war dies ein älterer Mann von unterſetzter Figur. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war ziemlich nichtsſagend, doch lag etwas darin, das auf finſtere Energie deutete, . . . auf eine Energie, die ihn Alles verachten ließ, außer irgend ein beſtimmtes finſteres Vorhaben, dem er ſich und ſein ganzes Daſein gewidmet.

Auf dem Kopfe trug er, trotz der Nähe der Königin von Schottland, eine ſchwarze baretartige Sammtmütze, die ſein verwildertes Haar nur wenig barg. Auch der lang herunterhängende und die bleichen eingefallenen Wangen umgränzende Bart war verwildert, ſo wie die ſehr einfache ſchwarze Kleidung zeigte, daß ihr Beſitzer an andere Dinge zu denken habe, als an ſeine Toilette.

Eine mächtige, faſt zwei Fuß lange dolchartige Waffe in plumper eiſerner Scheide, wie ſie einſt die Ritter getragen, hing an ſeinem Ledergürtel; neben der Waffe zeigte ſich ein mächtiger Schlüſſelbund.

An Schmuck trug der Mann nichts, als eine goldene Kette, an der ein Medaillion von gleichem Metall befeſtigt war. Das Medaillion zeigte auf der vorderen Seite das Bildniß der Königin Eliſabeth, auf der Rückſeite aber das eines bildſchönen zarten Mädchens von ungefähr achtzehn Jahren.

Der Mann, der jetzt ſchweigend und in ſich verſenkt, die Arme auf der Bruſt verſchrenkt, an demjenigen Ende des Saales langſam auf- und abging, das dem Sitz Marias am entfernteſten lag, war ... Maſter Gaunt, der Leibwächter der Königin ... ein fanatiſcher Verehrer Eliſabeths.

Auch er ſchwieg.

Todtenſtill herrſchte ringsumher.

Maria Stuart regte ſich nicht. Noch immer ſtarrte ſie ſchmerzbewegt und ſehnſuchtsvoll in die Ferne.

Ihr ganzes, vielbewegtes Leben, mit ſeinen glänzenden Licht- und ſeinen tief-ſchwarzen Schattenſeiten zog an ihrer Seele vorüber.

„Gute Hannah!“ — ſagte ſie jetzt leiſe, ſo daß ihr Wächter es nicht hören konnte, — „weißt du auch woran ich jetzt denke?“

„Warum ſoll ich das nicht wiſſen?“ — entgegnete die Gefragte. — „Ich weiß, daß mein armes Täubchen ſeit den achtzehn Jahren ſeiner Gefangenſchaft an wenig Anderes gedacht hat!“

„Die Erinnerung an meine Jugend iſt mein einziger Troſt!“

„So laß ihn dir Balſam in's Herz träufeln, mein Kind; Wunden ſchmerzen weniger, wenn Balſam darauf liegt.“

„Ich hoffe ... ſie werden bald aufhören zu ſchmerzen!“ — ſeufzte die Gefangene.

Die Alte ſah mit finſterer Miene auf, dann ſagte ſie:

„Sprich nicht ſo, mein Kind, das heißt: an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln!“

Maria ſeufzte abermals tief auf, während ſie das Geſicht mit beiden Händen bedeckte.

Eine Pauſe entſtand.

„Iſt es ein Vergehen“ — frug die Gefangene dann — „das Ende ſeiner Leiden herbei zu ſehnen?“

„Gewiß nicht!“ — verſetzte die Amme — „du aber mein Kind, denkſt dabei …“

„An den erlöſenden Tod.“

„Lieber an den erlöſenden Gott!“

„Hannah, ich freue mich zu ſterben … ſehne mich darnach … fühle, daß ich bald ſterben werde!“

„Kind!“

„Die innere Kraft iſt gebrochen. Mein Herz iſt durchlöchert und durchbohrt von den nagenden Würmern der Sorge, des Schmerzes, zertretener Hoffnungen, gekränkter Ehre … o! dieſe königliche Schweſter … dieſe Schweſter!! …“

Es zuckte in Maria wild auf.

„Majeſtät!“ — ſagte die alte Amme, ſich langſam und mühevoll erhebend.

„Hannah!“ — rief die Königin; aber ſie faßte ſich ſchnell und die greiſe Frau wieder nieder auf ihren Schämel drückend, ſetzte ſie hinzu — „die Strafe war gerecht … ich habe dir gelobt, deine Treue und deine Liebe damit zu vergelten, daß ich mich nicht mehr von meinem Haß hinreißen laſſe. Nenne mich wieder dein Kind, gute Hannah!“ — und ſich ſtolz aufrichtend ſetzte ſie laut hinzu — „Für die Welt, für England und

Schottland, bin ich die Majeſtät, bin ich die rechtmäßige Königin und bleibe es! ... für dich ..."

„Für England giebt es nur eine rechtmäßige Herrſcherin!" — rief hier Gaunt — „Es lebe Ihre Majeſtät, die großmächtige, die erhabene Königin Eliſabeth!"

Wieder durchzuckte es die Gefangene von Tutbury; aber ein flehender Blick ihrer alten Amme, beruhigte ſie abermals.

Verächtlich ſich von dem finſteren Geſellen abwendend, wandte ſie ſich dem Fenſter wieder zu und ſandte die Blicke in die weite Ferne.

Aber ſie ſah nichts von den Gegenſtänden da draußen ... die Blicke ihres Geiſtes weilten in dem Lande ihrer ſchönſten Jugenderinnerungen, ... weilten in Frankreich.

„O Hannah! Hannah!" — ſagte ſie jetzt wieder mit gedämpfter Stimme, und ein leiſes ſchwermüthiges Lächeln umſchwebte ihre Züge — „gedenkſt du noch der Zeit, da ich, ein fünfjähriges Kind, an Frankreichs Hof kam?"

„Ob ich dieſer Zeit gedenke?" — wiederholte die Greiſin — „gewiß gedenke ich ihrer. Armes Kind! du biſt zum Unglück geboren, ſtarb doch ſchon wenige Tage nach deiner Geburt dein erlauchter Vater, König Jakob V."

„Ich kannte ihn nie!“ — ſagte Maria trübe — „Es iſt ſchmerzlich ſeinen Vater nicht gekannt zu haben.“

„Und es war nur zu ſchlimm für mein armes Täubchen!“ — ſetzte die Alte hinzu — „deine Mutter Maria von Lothringen, war den Intriguen der Großen des Reiches und der Fanatiker nicht gewachſen . . .“

„Heinrich II bestimmte mich, als reiche Erbin, ſchon in der Wiege zur Gattin ſeines Sohnes!“

„Aber man hintertrieb es und brachte dich, als fünfjähriges Kind, an den Hof von Frankreich!“

„O! Hannah! Hannah!“ — rief hier die Königin mit dem Ausdruck unendlicher Wehmuth — „ich kann mein liebes Frankreich nie vergeſſen: dort fand ich Liebe, in Schottland Kälte . . . in England Haß!“

„Wer konnte meine kleine aufblühende Königin ſehen,“ — fuhr die Amme fort und ihr bleiches, faltenreiches Geſicht färbte die glückliche Erinnerung mit einem leiſen Anflug von Roth, während die alten faſt ausgeweinten Augen ſich zu beleben anfingen. — „Wer konnte meine kleine aufblühende Königin ſehen ohne ſie zu lieben? Und die fromme Erziehung in dem heiligen Glauben unſerer guten alleinſeligmachenden Kirche.“

„Und der prächtige Hof, mit ſeinem Glanz, ſeinen ewigen Feſten, ſeinem leichten, gefälligen, zwangloſen Leben.“

„Ja, ja! wo man lebte und leben ließ!“ — rief die Amme. — „Ich war damals auch noch jung und hübſch und hatte Gefallen an ...“

„Und die ſchönen galanten Cavaliere!“

„Kind, Kind, ich weiß!“ — flüſterte die Alte, mit dem Finger drohend, — „als du vierzehn Jahre zähl-teſt hatte ich ſchon bei manchem Abenteuer die Hand im Spiel.“

„Ja, mein Gott!“ — ſagte die Königin er-röthend — „es war eben dort ſo Sitte und Gebrauch. Es wäre ja für ein Hoffräulein, geſchweige denn für eine Prinzeſſin, eine Schande geweſen, im vierzehnten Jahre noch ohne einen Kreis liebeglühender Verehrer und eine Reihe von Liebesabenteuern geweſen zu ſein.“

„Ja, und meinem Täubchen lag der ganze Hof Frankreichs zu Füßen!“

„O ſchöne, ſchöne, liebe Zeit!“ — ſeufzte Maria — „du Zeit des höchſten Glücks, der erſten ſeligen Liebe! ... wie weit liegſt du hinter mir ... und ... wie iſt doch Alles ſo anders geworden!“

„Ja damals, damals war's freilich anders!“

„Der Dauphin lag zu meinen Füßen!“

„Du, die vierzehnjährige Prinzeſſin, wurdeſt ihm, dem fünfzehnjährigen Prinzen vermählt,. .. ihm, dem nachherigen König Franz II.!“

„Königin von Frankreich! und jetzt ... die Gefangene von ...“

„Still, ſtill, mein Kind. Bleiben wir bei der Vergangenheit. Die Zeit nach deiner Vermählung war ein einziges Feſt ...“

„Daß aber ſchon nach zwei Jahren mit dem Tode meines königlichen Gatten endete! O! wäre er leben geblieben!... er war ſo gut und ſo fügſam ...“

„Und fromm, ein gehorſamer Sohn der Kirche und deren tapfrer Vertheidiger gegen das verfluchte Volk der Ketzer!“

„Da erfolgte der Tod meiner königlichen Mutter und erledigte den Thron Schottlands. Ich mußte zurückkehren. O! ich habe mein Schottland ſtets geliebt und liebe es noch; aber es hat mir Feinde gegeben ...“

„Aber auch Freunde!“

„Neider! ...“

„Aber auch Bewunderer!“

„Zeiten des Schreckens ...“

„Und Tage neuen Glücks! Herrliche Tage ...“

„Mein Unglück beginnt mit meiner Rückkehr nach Schottland. Sie, die Stolze, die Uebermüthige ...“

„Mein Kind!“

„Ich ſollte auf den mir zuſtehenden Thron Englands verzichten! . . Sie legte meiner Rückkehr aus Frankreich alle nur erdenklichen Hinderniſſe in den Weg . . .“

„Aber wir erreichten die Küſten der Heimath doch!“

„Und hörten damit die Intriguen der Unſeligen auf?“

„Das Volk war von der Ketzerin und ihren Creaturen aufgehetzt!“

„Ja! ja!“ — ſagte die Amme tief betrübt und bekreuzte ſich — „man drang darauf, die öffentliche Ausübung unſerer heiligen katholiſchen Religion zu unterſagen.“

„Die proteſtantiſchen Prediger, von Eliſabeth beſtochen, kehrten ſich gegen uns, ihre rechtmäßige Königin, Eliſabeths Haß wuchs . . . o! ich kenne den Grund! . . . ſie neidete mir ſchon damals meine Jugend und Schönheit! . . . ſie konnte es mir nicht vergeben, daß die Blüthe aller Edlen von Frankreich, Schottland und England mir zu Füßen lag! Sie neidete mein Glück in der Liebe . . . und da ſie keines darin hatte, hüllte ſie ſich klug in den Mantel einer heuchleriſchen Jungfräulichkeit!“

Maria Stuarts Augen ſchoſſen hier Blitze des Haſſes und des Zornes; auf ihren ſonſt ſo bleichen Wangen brannte eine fieberhafte Gluth, während ſich ihre rechte Hand geballt hatte, als umſpanne ſie den Griff eines Dolches, den ſie bereit ſei, der verhaßten Schweſter in das Herz zu bohren.

Es war gut, daß der finſtere Wächter am Ende des Saales zu ſehr in ſeine eigenen Gedanken vertieft war, um auf die lauten Zornesworte der unglücklichen Gefangenen zu achten.

Eine der ſo oft wiederkehrenden peinlichen Scenen hätte ſich erneut. Koſtete es doch der alten Amme Mühe genug, die ſo ſchwer Gereizte, von dem Wege ihres Zornes abzuleiten.

Hannah ſprach von dem ſchönen Darnley, dem Sohn des Lord Lenox, Heinrich Stuart und dem Könige von England, den Maria einſt ſo heiß geliebt und zum Könige ihres Herzens und Schottland gemacht. Aber ſie ſprach nur von der erſten, glücklichen Zeit dieſer Liebe ... nicht von dem, was finſter und blutig dahinter lag.

Und doch! ... warum ſchauderte die gefangene Königin plötzlich zuſammen? ... warum ward ihr Antlitz wieder bleich wie der Tod? warum ſtarrten ihre Augen jetzt ſo groß vor ſich hin? ... warum verſtummte ſie und hörte das Geplauder der ſchwatzhaften Alten nicht mehr?

Es war die Geſtalt Darnley's die ihr im Geiſte erſchienen; ... aber anders, als wie ſie die Amme ausgemalt! ... nicht blühend, in voller männlicher Schönheit, als Liebender zu den Füßen der ſtolzen, reizenden Königin ... anders! ... anders! ... anders! ... bleich, fahl, blutig!!

Maria ſprach kein Wort mehr. Sie ſtand auf und ging nach der kleinen Kapelle, die an den Saal grenzte. Die Amme und Gaunt folgten; aber ſie blieben an dem geöffneten Eingange ſtehen.

Maria Stuart kniete vor dem Altare nieder und betete.

Sie betete regungslos wohl eine Stunde lang.

Ach! daß alles Beten und alle Buße Geſchehenes nicht ungeſchehen machen können!

Welche Erinnerungen knüpften ſich aber auch für Maria Stuart an dieſe unſelige Verbindung!

O! ſie hatte ſich ja blenden laſſen von Darnley's äußerer Schönheit, ... hinreißen von einer leichten thörichten Neigung!

Der Gemahl der Maria war roh, heftig uud dem Trunke ergeben, wie die Schotten und ein großer Theil des engliſchen hohen Adels jener Zeit überhaupt; er war überdies furchtbar eigenſinnig. Maria, welche in Frankreich ſich an den italieniſchen Hofton, an literariſche und künſtleriſche Bildung, an Schmeichelei und Anbetung gewöhnt hatte, verkehrte daher lieber mit Riccio, ihrem fein gebildeten Geheimſchreiber, der dabei ein ausgezeichneter Sänger war — als mit ihrem Gemahle. Dies

mußte natürlich den Letzteren erbittern. Sie hatte ihn zuerſt leidenſchaftlich gefördert und ſogar als König ausrufen laſſen; auf einmal änderte ſich aber ihr Verfahren und ſie wollte die Herrſchaft nicht mehr mit ihm theilen. Beſonders aufgebracht ward Darnley darüber, daß Maria, als ſie Alle, welche vorher gegen ſie in den Waffen geweſen waren, ächten ließ, ſeine Feinde, namentlich die Hamilton's, nicht mit einſchließen wollte. Dieß war politiſch; Darnley hatte aber für dergleichen keinen Sinn und ſchrieb Alles dem Einfluſſe Riccio's zu, den er immer im Cabinet der Königin antraf, deren vertrauteſte Correſpondenz derſelbe zu führen hatte. Unglücklicher Weiſe war Riccio bei der Vermählung der Königin auch der Schatzmeiſter für ihres Gemahls Schatulle geworden; er mag alſo oft angeſtanden haben, Anweiſungen des Königs anzuerkennen, wenn er nicht zuvor mit der Königin Rückſprache genommen hatte. Da nun Riccio überdies als Fremder, als Katholik und als Eiferer für eine perſönliche, rein monarchiſche Regierung der Königin dem ſchottiſchen Volke und den Lords, beſonders denen, welche aus Schottland vertrieben worden waren und an der Grenze lauerten, ebenſo ſehr verhaßt war, als dem Könige, ſo fand dieſer an den Großen eine Stütze. Darnley ließ ſich mit den verwegenſten und verzweifeltſten Gegnern ſeiner Gemahlin in einen Bund ein, und unterzeichnete mit ihnen zwei

Bundes-Acten, in welchen er und ſeine Genoſſen ſich gleich Räubern zu Mordthaten und Freveln verbanden. Maria ſaß gerade mit einem Halbbruder und einer Halbſchweſter an einem Tiſche ihres Kabinets, und auch Riccio, ſowie der Garde-Hauptmann und der Haushofmeiſter der Königin befanden ſich im Zimmer, als plötzlich der Mitverſchworene Morton mit achtzig ſeiner Genoſſen den Palaſt beſetzte und die rohen Freunde des Königs in das Zimmer der Königin ſtürzten. Auch der König ſelbſt trat in demſelben Augenblicke ein, ſetzte ſich neben ſeine Gemahlin und hielt ſie umſchlungen. Nun erklärte Ruthwen, welcher nebſt anderen Verſchworenen unmittelbar nach ihm erſchienen war, Riccio müſſe ſterben. Dieſer flüchtete ſich hinter den Stuhl der Königin. Vergebens beſchwor Maria die rohen Geſellen, ihren Secretär zu verſchonen! Ballentyne drohte der Königin mit ſeinem Dolche, Kerr ſetzte ihr ſein Piſtol auf die Bruſt, Douglas riß den Dolch des Königs von deſſen Seite und ſtieß ihn, über die Schulter der Königin hin, dem Riccio, welcher vor derſelben lag, in den Rücken. Der Tiſch an welchem Maria geſeſſen, ward umgeworfen. Riccio aus dem Kabinet in ein anſtoßendes Zimmer geſchleift und dort mit ſechsundfünfzig Stichen gemordet.

Von dieſem Augenblick an erſcheint das Benehmen der Königin Maria höchſt verdächtig, und die von ihr gethanen Schritte, ſowie das Zuſammentreffen der damals bewirkten Iſolirung ihres Gemahles mit dem Mordplane der Verſchworenen, ſtellen Maria, von welcher auch ihre Bewunderer und Lobredner einräumen müſſen, daß ſie leichtſinnig lebte und über bürgerliche Begriffe von Schicklichkeit und Moral weit hinaus war, in kein günſtiges Licht. Nachdem nämlich Maria ihrem Gemahle anderthalb Jahre lang alles mögliche Herzeleid angethan hatte, nicht mit ihm zuſammen geweſen war und ihn ſogar von der Taufe ſeines Sohnes ausgeſchloſſen hatte, ward ſie auf einmal zärtlich, als Darnley in Glasgow an den Blattern erkrankte. Sie ſchickte ihm zuerſt ihren Arzt, kam dann ſelbſt nach Glasgow, und nahm ihn ſogar mit ſich nach Edinburgh, ſo daß Beide damals wieder ganz einig zu ſein ſchienen. Unmittelbar wurde vorgegeben: Darnley werde in einem Hauſe außerhalb der Stadt, welches jedoch ganz nahe an den Mauern ſtand, einem Geiſtlichen gehörte und auch einen geiſtlichen Namen trug (the kirk of fields), geſundere Luft genießen und, wie die Königin ſagte, dem Lärm ihres Palaſtes nicht ausgeſetzt ſein. In dieſes Haus nun wurde Darnley gebracht. Kaum aber war er dort eingezogen, als Bothwell's Helfershelfer ſich viel in dieſem Hauſe zu thun machten, und es hieß ſpäter, ſie hätten daſſelbe unterminirt und ſowohl in die Minen, als auch in den Keller Pulver gelegt. Die Königin, die ſich gerade damals gegen ihren Gemahl ſehr zärtlich benahm, ließ ſogar ihr Bett in einem Zimmer unter dem ſeinigen aufſchlagen. An einem Abende jedoch kehrte ſie nach ihrem Palaſte in der Stadt zurück, um die Hochzeit einer ihrer Damen glänzend zu feiern, und am frühen Morgen des folgenden Tages ... verkündigte ein furchtbares Krachen der ganzen Stadt, daß das Haus, in welchem ihr Gemahl ſich befand, in die Luft geſprengt ſei. Die Leiche des Königs und die eines Pagen wurden in dem Garten eines benachbarten Hauſes gefunden, und zwar ohne Brandſpuren, ſo daß es ſchien, als wenn ſie ſorgſam hingelegt worden wären.

Furchtbare That! ... Aber wie furchtbar auch ſollteſt du dich rächen, und wie Furchtbares haſt du geboren: noch in demſelben Jahre vermählte ſich Maria mit dem Grafen Bothwell, den das Gericht allgemein als den Mörder ihres Gatten, des Königs, beſchuldigte.

Schottland, ganz Europa ſchrie auf ... und ... die Geiſter der Rache hörten dieſen Ruf.

Von dieſem Augenblicke an reihten ſich für Maria Drangſale an Drangſale.

Der Königsmörder, Bothwell, war zu ſchwach und zu verhaßt, um ſich halten zu können

Wie ein tobendes Meer umrauſchten die Verſchwörungen jetzt den Thron Schottlands. Bothwell ward vom Adel vertrieben, die Königin aber als Gefangene nach Schloß Lochleven gebracht und hier gezwungen der Krone zu Gunſten ihres Sohnes zu entſagen.

Doch das Glück lächelte Maria Stuart ſcheinbar noch einmal.

Nach zehnmonatlicher Gefangenſchaft gelang es ihr durch Hülfe eines ihrer Verehrer, des jungen Douglas zu entkommen. Sechstauſend Mann harrten ihrer; aber das Schickſal hatte anders beſchloſſen. Ihr Heer ward geſchlagen ... und ... Maria Stuart ſah ſich jetzt genöthigt nach England zu ihrer erbitterſten Feindin zu ziehen.

Welch ein Triumph für die ſtolze Eliſabeth! für Borleigh den ſchlauen, gewiſſenloſen, rachſichtigen Miniſter, für Leiceſter, den Schwerbeleidigten.

Das Urtheil war über die Unglückliche gefällt, ehe es geſprochen war.

Eliſabeth ließ ihre Todfeindin, — unter dem Vorwande, daß ſie ſich vorher von dem Verdachte des Königsmordes reinigen möge — ſofort als Gefangene auf das Schloß Bolton und von da zur weiteren Unterſuchung nach Wiekfield bringen.

Aber ſelbſt Treue, ja die leidenſchaftlichſte Liebe ihrer Verehrer ſollten zum Verderben Marias beitragen.

Mehrere Verſuche zu ihrer Befreiung — wie der des Grafen Norfolk — ſchlugen fehl und dienten nur dazu, die Banden der königlichen Gefangenen enger zu ziehen. Vergebens baten jetzt mehrere katholiſche Höfe, die Haft der Unglücklichen zu erleichtern; ... der Haß eines Weibes ſtirbt nie! ... man brachte die Arme nach Sheffield, und als ſie dort plötzlich erkrankte ... nach Tutbury.

So ſchmachtete Maria Stuart jetzt achtzehn Jahre im Gefängniß!

Neuntes Kapitel.

Whitehall.

Königin Eliſabeth von England befand ſich eben im Schloß-Park. Der Hof umgab ſie, und da es heiß war, hatte die Herrſcherin an einem kühlen, reizend gelegenen Orte Platz genommen. Eine große mächtige Linde, die vielleicht Jahrhunderte an ſich hatte vorbeigehen ſehen, bildete, mit der Fülle ihres Laubwerks, den natürlichen Baldachin; über die Gartenbank aus Marmor hatten die Diener koſtbare Stoffe und Polſter gebreitet und auch die Erde vor dem improviſirten Thronſeſſel im Freien deckte ein prächtiger Teppich und Fußkiſſen, auf daß die zarten Füße der hohen Frau den gemeinen Boden zu berühren nicht nöthig hatten.

Die Königin ſah dabei prächtig aus; das Unterkleid war von weißem Atlas, bis herauf mit Spitzen überdeckt, aus welchen die Schultern und die bis zur Hälfte entblößte Bruſt wie aus einer duftigen Umhüllung hervortraten. Den Ueberwurf von himmelblauer Seide zierten reizende Stickereien, über welche eine Unzahl größerer und kleinerer, in dem Glanz der Sonne in allen Farben prachtvoll ſchimmernde Brillanten ausgegoſſen waren. Durch die Haare ſchlang ſich ein Diadem von ſo zarter und feiner Arbeit, daß man es ſofort als ein Kunſtwerk der Meiſterhand Benvenuto Cellinis erkannte.

Und wahrlich die Königin machte einem ſolchen „Morgenhabit“ noch immer Ehre; ſie wußte in der That die Zeit um die Jahre zu betrügen, die ihrer weiblichen Eitelkeit zu viel waren. Freilich hatte die Kunſt viel nachgeholfen; indeß . . . wer vergaß dies nicht über das wahrhaft königliche, unendlich anmuthige Lächeln, das ihre Mundwinkel umſpielte.

Und warum nicht dies ſtolze und doch ſo bezaubernde Lächeln? Stand Königin Eliſabeth nicht auf der Höhe des Glücks, der Macht, des Glanzes und des Ruhms? War ſie nicht die „jungfräuliche“ Königin, angeſtaunt von der ganzen Welt, in den Himmel und zu den Göttern erhoben durch die ſclaviſchen Schmeichler, die ſie zu Tauſenden umgaben?

Stand nicht zu ihrer Seite — gekleidet wie ein Fürſt — der ſchöne, geſchmeidige, der ritterliche Robert Dudley, Graf von Leiceſter? Schloſſen ſich ihm nicht die Herzoge von Northumberland und Weſtmorland, von Suſſex und Cumberland, die Grafen von Strafford, Shrewsbury und Arundel mit dem ganzen männlichen und weiblichen Hofſtaate an? die berühmteſten Staatsmänner, Krieger, Künſtler und Dichter jener Zeit.

Denn wie ſchon öfter ſtand auch heute wieder Sir Edmund Spenſer, Ihrer Majeſtät Hofpoet, in der Mitte des Kreiſes und las Britanniens Herrſcherin aus ſeinem neueſten Werke „der Feenkönigin“ vor. Es geſchah dies jetzt mehrmals in der Woche bei dem Park-Spaziergang nach dem Levée der Majeſtät; denn das Werk war umfangreich und Eliſabeth hatte Gefallen daran. Nur wenn Staatsgeſchäfte die hohe Frau in Anſpruch nahmen, mußte dies Lieblingsſtündchen ausfallen.

Hatte der Dichter einige Zeit geleſen und die Fürſtin war befriedigt, ſo erging man ſich zumeiſt in anmuthigen und geiſtreichen Geſprächen über Allgemeines und Specielles in Kunſt und Wiſſenſchaft.

So war man denn auch heute auf eine ganz neue Erſcheinung in der Bühnenwelt und der Dichtkunſt zu ſprechen gekommen, die in ganz London und ſelbſt am Hofe Aufſehen erregte.

Die Schauſpieler Ihrer Majeſtät gaben im Globus-Theater ſeit kurzer Zeit einige Stücke, die ſehr gefielen und die von einem gewiſſen Shakespeare herrühren ſollten. Zwar rührten ſie eigentlich nicht von ihm ſelbſt her, ſondern es waren nur Ueberarbeitungen älterer Stücke, dieſe Ueberarbeitungen aber verriethen ſoviel Talent und Geiſt, daß ſich die Einſichtsvolleren berechtigt glaubten noch Bedeutendes von dem jungen Autor erwarten zu dürfen.

Dieſe Meinung theilte namentlich auch die Königin.

Geſtern erſt hatte ſie mit vielem Intereſſe der Aufführung „Heinrich VI.“ beigewohnt. So frug ſie denn jetzt — neugierig, etwas Näheres über den Verfaſſer zu hören, — bei Spenſer über denſelben an.

„Es iſt ein unbedeutender Schauſpieler,“ — entgegnete dieſer — „den Dienern Eurer Majeſtät angehörend, die im „Globus“ ſpielen.“

„Und wie alt?“

„Dreiundzwanzig Jahre vielleicht.“

„Wir haben ſeinen Namen noch nicht nennen hören!“ — verſetzte die Königin. — „Iſt er etwa neu in die Truppe eingetreten?“

„Wenn's Eurer Majeſtät beliebt, ja!“ — entgegnete Sir Edmund.

„Und ſpielt?“

„Nur kleine Rollen.“

Die Königin lächelte fein.

„Wir denken,“ — ſagte ſie dann — „der Menſch wird noch einmal eine große Rolle im Leben ſpielen. Sein „Heinrich VI." hat einen ganz eigenen Eindruck auf uns gemacht. Meint ihr nicht, Spenſer, daß eine ganz neue Art der Auffaſſung und der Sprache darin liege."

„Der Scharfblick Eurer Majeſtät iſt bewundernswerth!" — entgegnete Spenſer, ſich leicht verneigend. — „Ich glaube auch, daß aus dem Manne noch etwas werden kann. Vorausgeſetzt, daß ihn ſeine wenige Bildung nicht auf Irrwege führt."

„Uns dünkt, es ſpricht ein ſtarker Geiſt aus dieſem Heinrich!" — fuhr die Königin fort. — „Der geſchickte, witzige Gang der Rede, die bilderreiche Sprache, die feinen geiſtreichen Erwiederungen, die gewählte Form des Ausdrucks! . . . Wir geſtehen . . . es hat uns überraſcht."

„Ja!" — ſagte Spenſer — „es iſt durch die Ueberarbeitung dieſes jungen Mannes Geiſt in das Stück hinein gewachſen, das iſt nicht zu leugnen."

Die Königin nickte befriedigt, dann ſagte ſie:

„Der Stoff iſt eben das Große und Anziehende in dieſem Stücke und er iſt es auch in der ſchlichteſten geſchichtlichen Form. Das Schauſpiel dieſer großen Lawine des Zuſammenſturzes aller Kräfte im Staate, dieſe Auflöſung aller Bande, dieſes Chaos, in dem Unthat die Unthat verſchlingt, Verbrechen aufſteigt über Verbrechen und eine unerbittliche Nemeſis den frevelnden Menſchen dicht auf den Ferſen folgt, dies Alles hat in ſich einen mächtigen Zug, der den Dichter emporreißt, mehr als er von dem Dichter geſchaffen zu werden brauchte. Das Gemälde von dem allmähligen Schwinden aller Staatskräfte iſt ein Bild rein geſchichtlicher Wahrheiten in natürlicher Folge weit mehr, als ein Entwurf dichteriſcher Schönheiten, die durch harmoniſche Ineinanderfügung wirken; was ihm aber den tiefen, den Wirkungen der Kunſt gleichen Eindruck auf das Gemüth verleiht, das iſt die moraliſche oder poetiſche Gerechtigkeit, die wir in einem Dichterwerke nicht vermiſſen wollen, und die in dem Geſchichtswerke des oberſten Meiſters nirgends vermißt wird, wo, wie in allen Revolutionszeiten, die Triebfedern, Handlungen und Schickſale der Menſchen offener vor uns da liegen.“

„Wie wahr!“ — ſagte hier Leiceſter. — „Der Scharfblick Eurer Majeſtät iſt bewunderungswürdig und nichts iſt treffender als die Bemerkungen meiner großen Königin. Der junge angehende Dichter, hat hier nicht nur einen bedeutenden Stoff gewählt, ſondern ihn auch mit Verſtändniß ergriffen und behandelt.“

„Wobei ich namentlich, wenn's Eurer Majeſtät beliebt, noch etwas beſonders hervorheben möchte!“ — ſagte Spenſer.

„Sprecht!“ — befahl die Herrſcherin.

„Der junge Menſch beweiſt in der Ueberarbeitung ſeines Stückes die Ehrfurcht eines Schülers!“ — fuhr der Dichter fort — „er verräth dies in der Scheu, zu ſtreichen.“

„Aber!“ — verſetzte Eliſabeth — „er that es mit der Geſchicklichkeit der künftigen Meiſterſchaft, und dies verräth ſich an dem Drange der Verbeſſerung, die ihn faſt keine Zeile ſtehen ließ, wie ſie ſtand.“

„Königliche Frau!“ — rief Spenſer wirklich überraſcht. — „Ich ſtaune über Eurer Majeſtät gutes Gedächtniß und ſcharfes Ohr!“

„Eliſabeth von England!“ — ſagte Leiceſter mit einer chevaleresquen Verbeugung gegen die Königin — „trägt ſoviel Kronen, als Sterne am Himmel ſtehen: die der Schönheit und jene der Weisheit ſind nicht die minder glänzenſten.“

„Ihr ſeid ein Schmeichler, Mylord!“ — ſagte die Königin zu Leiceſter gewandt, indem ſie ihm lächelnd einen leichten Schlag mit ihrem Fächer gab; dennoch ſah' man es Eliſabeth an, daß ihr namentlich Spenſer's Ausruf gefallen hatte.

„Und was ſagt unſere gute Norfolk zu dieſem Shakespeare und ſeinem Stück?“ — frug jetzt Eliſabeth die Herzogin, die, wie die übrigen fürſtlichen Damen auf einen der Sammt-Tabourette ſaß, welche die Diener rechts und links von der Herrſcherin aufgeſtellt hatten.

„Wenn ich einer ſo geiſtreichen Königin gegenüber eine Meinung zu äußern wagen darf,“ — entgegnete die Oberhofmeiſterin mit einer Verbeugung des Hauptes, — „ſo muß ich geſtehen, daß mich der natürliche Gedankengang, die Fülle des Gefühls, die Art und Weiſe in welcher ſich die Leidenſchaften entwickeln — mithin Alles, worin ſich die eigentliche Kraft des Dichters offenbart — ſehr anſprachen.“

„Ja, ja!“ — ſagte die Königin lebhaft — „dieſer kleine, unbedeutende Schauſpieler verſpricht etwas zu werden.“

„Was man in dem urſprünglichen Stück dunkel vermißt und entbehrt,“ — fuhr die Oberhofmeiſterin fort, — „das hebt uns der junge Mann in ſeiner Neugeſtaltung aus der Seele heraus und ſetzt es mit natürlichem Gefühl hinzu. Es iſt ein feſter Stamm, an dem er ſich aufrankt, in dem er aber — wie mir dünkt, — durch die Wärme die er ihm einhaucht, gleichſam die Blüthen und Blätter erſt zum Ausſchlagen treibt.“

„Und was beweiſt das?“ — frug die Königin, indem ſie ſich freundlich zur Herzogin wandte, — „das beweiſt ... den ächten Dichter!“

„Mylord!“ — ſagte ſie zugleich, indem ſie ſich an den alten Lord **Southampton** wandte, der ſich, mit ſeinem noch ſehr jungen Sohne, ebenfalls in der nächſten Nähe der Herrſcherin befand und von dem ſie wußte, daß er, als Mecän, mit Burbage hie und da zuſammen kam, — „Mylord! Laſſen Sie Burbage wiſſen, daß wir an dieſes Shakespeares Arbeit Gefallen gefunden haben. Er ſoll ihn beſtimmen auf dieſem Weg weiter zu gehen.“

Lord Southamton verbeugte ſich, und verſprach dem Wunſche der Königin nachzukommen.

Im gleichen Augenblicke erhob ſich die Majeſtät.

Der ganze Hof folgte Eliſabeth und ſchlug den Rückweg nach Whitehall ein.

Plötzlich hörte man das Schreien einer weiblichen Stimme, und gewahrte zugleich eine Scene, die für dieſen Ort unerhört war.

Eine in Lumpen gehüllte Bettlerin kam fliehend und ſchreiend auf dem Weg des Parkes daher, verfolgt von zwei großen Hunden, die ſie zu zerreißen drohten. Königliche Lakaien eilten in der Ferne der Fliehenden und den Hunden nach.

Eliſabeth und der ganze Hof waren über dieſe frevelhafte Entweihung des königlichen Parkes empört; doch ſiegte das menſchliche Gefühl raſch in der Bruſt der Monarchin, als die Unglückliche jetzt, ganz nahe bei ihr, mit einem Schrei zuſammenbrach und die Beſtien nach ihr hinſtürzten.

Ein raſcher Wink befahl den Dienern, die Hunde zurückzuhalten.

Es geſchah'. Wie aber ſtaunte Eliſabeth, als die Zerlumpte jetzt ſchrie:

„Wo iſt die Königin! wo iſt ihre Majeſtät, die Königin!"

„Unverſchämt!" — rief Leiceſter mit finſterer Miene. — „Wer hat das Weib in den Park ihrer Majeſtät gelaſſen? Wie kann ſie es wagen in einem ſolchen Aufzuge die Augen unſerer erhabenen Fürſtin zu beleidigen!"

„Es iſt eine Entheiligung der Majeſtät!" — rief der Herzog von Northumberland zornig.

„Fort mit ihr!" — geboten Suſſex und Strafford.

Die Damen wandten ſich mit Abſcheu weg.

Eine Bettlerin in Lumpen! und ... halb verhüllt.

„Wo iſt die Königin!" — ſchrie die Arme wieder. — „Ich muß ſie ſprechen!"

„Werft die Unverſchämte aus dem Park!" — gebot Leiceſter.

„Hetzt ſie mit den Hunden hinaus!"

„Die Königin! Ich muß die Königin ſprechen!" — rief die Bettlerin ſchmerzlich.

In dieſem Augenblick erklang ein gebieteriſches „Halt!"

Es kam von der Monarchin.

„Was iſt das Mylords!“ — ſagte Eliſabeth jetzt ſtreng und mit finſterer Stirne. — „Wer hat hier zu befehlen außer Uns?“

„Erhabene Fürſtin!“ — verſetzte Graf Leiceſter, in dem er ſich tief verbeugte, — „Vergebung! was wir thaten, geſchah, um Eure Majeſtät . . . “

„Wir lieben kein eigenmächtiges Vorgreifen, Mylord!“ — fuhr die Königin mit Strenge fort — „auch nicht wenn es im heiligen Eifer für Unſer Wohl geſchieht!“

Leiceſter biß ſich auf die Lippen, verbeugte ſich abermals und trat einen Schritt zurück.

Jetzt waren auch die Diener athemlos angekommen, die der Flüchtigen von dem Eingange des Parkes an gefolgt waren.

Als ſie die Königen gewahrten blieben ſie athemlos ſtehen.

„Was iſt hier geſchehen!“ — donnerte ihnen die Königin mit finſterer Stirne zu.

„Majeſtät!“ — ſagte der eine Diener, der der Parkaufſeher war, indem er ſich am ganzen Leibe zitternd vor der Herrſcherin niederwarf und ſein bleiches Geſicht in ſeiner gebückten Stellung kaum zu erheben wagte, — „Majeſtät! es iſt nicht unſere Schuld!“

„Und weſſen?“

„Iſt es nicht eure Aufgabe, das Geſindel von den Wegen Ihrer Majeſtät unſerer glorreichen Königin fern zu halten?" — frug Leiceſter flammenden Blicks.

„Verantwortet euch!" — gebot Eliſabeth.

„Majeſtät!" — flehte der Parkaufſeher — „es war eine Unmöglichkeit, die Raſende zurück zu halten. Anfangs wollte ſie ſich in den Palaſt drängen . . . als ſie aber erfuhr, Ihre Majeſtät befände ſich im Park, ſtürzte ſie nach deſſen Eingang, ſtieß den Wächter zurück und floh hierher. Wir ſandten die Hunde nach . . ."

„Genug!" — ſagte die Königin — „führt die Perſon hinweg, das iſt nicht die Art, wie man ſich uns naht!"

Die Diener packten ſie; aber ſie ſchrie noch einmal in ſo flehendem Tone nach der Königin, daß dieſe unwillkürlich anhielt und — was ſie bis jetzt noch nicht gethan — einen Blick nach der Unglücklichen ſandte.

Wie aber ſtaunte nun Eliſabeth bei dieſem Anblick.

Beim Himmel! dies Geſicht, ſo gramentſtellt es war, war ihr nicht unbekannt. Einmal im Leben mußte ſie es ſchon geſehen haben . . . denn . . . Eliſabeth von England hatte für Phyſiognomien ein ſtarkes Gedächtniß.

Und dies Geſicht mußte einmal ſehr ſchön geweſen ſein, das zeigten die ebenmäßigen und feinen, wenn gleich jetzt entſtellten Züge.

Das Geſchöpf war übrigens wohl kaum über dreiundzwanzig Jahre. Die Haare hingen verwildert um den Kopf; den Körper hüllten die Lumpen, die ſie trug, ſo wenig ein, daß ſich bei dem Anblick die Oberlippe der „jungfräulichen“ Königin hinaufzog und ein dunkles Roth über ihr Antlitz lief; obgleich gerade ſie es liebte, ihre allerdings ſchöne Büſte ſo weit entblößt als möglich zu tragen.

Aber die Oberhofmeiſterin hatte die Regung der Majeſtät gewahrt. Sie nahm den leichten Ueberwurf, den ſie trug, von den Achſeln und warf ihn der Armen, die am Boden kauerte über.

Ein dankbarer Blick der Majeſtät belobnte ſie.

„Und was wollt ihr mit uns?“ — frug jetzt Eliſabeth.

„Erhab'ne Königin!“ — ſtöhnte die Unglückliche „ich habe euch eine Nachricht von der größten Wichtigkeit anzudeuten!“

„Ihr? . . . Uns?!“ — frug die Herrſcherin, mit verächtlichem Lächeln.

„Ja!“ — rief die Andere — „das Leben meines Vaters ſteht dabei auf dem Spiel!“

„Was geht das uns an!“

„Viel, ſehr viel! ſie wollen ihn ermorden, wie ſie einſt meinen Gatten ermordet haben und mich ermorden wollten!“

„Sie iſt wahnſinnig!“ meinte die Königin.

„O nein!“ — rief die in Lumpen Gehüllte — „wenn ich es, meinem Geſchicke nach, auch ſein könnte. Daß ſie euren treuen Diener Gaunt ermorden …“

„Wen?“ — rief Eliſabeth erblaſſend.

„Gaunt … meinen Vater!“

„So wäret ihr? …“

„Die Unglückliche, die vor fünf Jahren Eure Majeſtät ſo gnädig in Schutz nahm … und die …“

„Wie man glaubte erdroſſelt wurde, wie ihr unſeliger Gatte?“

„Deren Schmerz Majeſtät durch einen Spruch der Gerechtigkeit und das huldvolle Geſchenk eines Schmuckes zu heben verſuchte.“

„Und Gaunt …“

Die Königin gab hier ihrem Gefolge außer Leiceſter einen raſchen und gebieteriſchen Wink zurückzutreten.

„Was iſt mit Gaunt?“ — frug ſie dann mit leidenſchaftlicher Haſt. „Er befindet ſich auf Schloß Tutbury …“

„Als Wächter Eurer Majeſtät Feindin! …“

„Und!“

„Man wird die Königin von Schottland befreien und um das zu können, meinen Vater ermorden!“

Ein Schrei entfuhr der Bruſt der Königin von England.

„Und woher weißt du das?“ — frug Leiceſter mit zweifelhafter Miene.

„Weil ich es erlauſcht habe.“

„Und wer ſind die unſeligen Verräther.“

„Ich weiß es nicht, da ich ſie nicht ſah. Nur einen kenne ich, der gedungen iſt, meinen armen Vater zu ermorden. Robin Hook, ein elender gemeiner Mörder. O Majeſtät! rettet meinen Vater! er hat ſchon ſo viel um mich gelitten und jetzt . . .“

„Es iſt genug!“ — gebot die Königin mit zornflammenden Augen. — „Soll ich denn nie Ruhe finden vor dieſer königlichen Hochverrätherin? Nach Whitehall zurück! Leiceſter! ſofort den Staatsrath berufen laſſen! — doch nein! — vor allen Dingen Burleigh. Wir trauen den anderen nicht . . . ſie ſind Memmen, die das ſogenannte Unglück einer Buhlerin und Königsmörderin weich macht, wie Schulmädchen! . . . und dieſe!“ — Eliſabeth deutete auf die noch immer vor ihr Kauernde. — „Nehmt ſie in eure Hut, Leiceſter, daß Niemand mit ihr ſpreche. Die nähere Unterſuchung ihrer Ausſage ſoll ſogleich vorgenommen werden und beſtätigt ſich die Wahrheit deſſelben, ſo wollen wir der Welt ein Beiſpiel geben, wie Eliſabeth von England Hochverräther beſtraft und Königsmörder ... ſelbſt wenn ſie Kronen tragen. Ich will endlich, endlich einmal Ruhe haben!"

Und zornglühend wandte ſich Eliſabeth dem Palaſte zu.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

William Shakeſpeare.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in 4 Büchern.

Von

Heribert Rau.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1864.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Drittes Buch.

William Shakeſpeare

und der

Hof der Königin Eliſabeth.

* * *

Bayeriſche Staatsbibliothek

Erſtes Kapitel.

Die Gefangene von Tutbury.

Die Nacht lag ſchon lange über der Erde. Alles verſchwamm Schwarz in Grau, undeutlich, unkenntlich . . . geiſterhaft.

Dort . . . Hügelreihen, wie hingelagerte Rieſen! Hier, aus den tiefen dunklen Thälern aufſteigend, Nebelmaſſen, weit ausgedehnt wie Seen. Näher, eine lange Reihe Weidenbäume, geſpenſtiſch anzuſchauen, mit ausgereckten Armen und fratzenhaften Geſichtern; . . . und in Mitten deß allen eine große ſchwerfällige ſchwarze Maſſe . . . wie ein kleiner Berg . . . wie ein ungeheurer Grabhügel!

Das war Schloß Tutbury!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Noch immer nicht das verabredete Zeichen!“ — ſagte jetzt eine, in der Dunkelheit kaum bemerkbare, Geſtalt zu einem anderen ſchattenhaften Weſen. — „Sie wollten eine brennende Fackel auf dem öſtlichen Thurme aufſtecken; aber es könnte, bis jetzt, dort ebenſogut ein Rabe ſitzen.“

„Der würde vielleicht krächzen, und man wüßte woran man wäre!“ — bemerkte in trockenem Tone der Andere.

„Verfluchte Idee!“

„Was?“

„Wie kommſt Du auf Rabengekrächze?“

„Warum?

„Erinnert es nicht an den Galgen?“

„Und was iſt mit dem? Hier in der Umgegend ſteht meilenweit keiner.“

„Aber es ſind doch noch ſo viele in unſerem guten Alt-England gewachſen, daß man mich und Dich und unſere ganze Sippe daran hängen kann.“

„Aus welchem Grunde?“

„Und Du fragſt noch?“

„Ich habe in meinem Leben nichts gethan, was mich dem Gevatter Henker nahe brächte.“

„Bei St. Georg! das heiß' ich einen glücklichen Leichtſinn!“

„Warum denn Leichtſinn?

„Wenn nun unſer heutiges Unternehmen mißglückt?“

„Dafür möge uns Gott und die heilige Jungfrau bewahren.“

„Nicht wahr, jetzt geht Dir endlich ein Licht auf!“

„Und Du meinſt ... alsdann ...“

„Könnte es kommen ...“

„Daß man uns wie Aepfel am Baume der Erkenntniß auf- und aushinge?"

„Ja! das meine ich!"

„Nun? ... und was wäre dabei?"

„Alle Teufel eine naive Frage! Ich bin ſechsundzwanzig Jahre alt, geſund, lebensluſtig, habe Zähne, die meinem Appetit entſprechen, eine Gurgel, die wie für meinen Durſt gemacht iſt, ein Herz, das kein Mädchen ſehen kann, ohne wie Wachs an der Sonne zu zerfließen, dabei ein Aeußeres, das allen Mädels den Kopf verdreht ..."

„Nun, das würde alsdann Gevatter Henker thun!"

„Schweige!"

„Aber Jo! haſt Du denn gar keinen Begriff von dem, was wir unternommen?"

„Warum nicht!"

„Und warum wir es unternehmen?"

„Auch?"

„Und in weſſen Namen?"

„Gebenedeit ſei der Name der heiligen Jungfrau! Was wir thun, thun wir ihr zu Ehren und der heiligen, alleinſeligmachenden Mutterkirche zum Frommen."

„Verflucht ſei die Ketzerkönigin! Maria Stuart gehört Englands und Schottlands Thron! Es lebe Maria Stuart!"

„St! biſt Du wahnſinnig?"

„Ich glaube Du biſt's, daß Du bei einem ſo heiligen Unternehmen den Tod fürchteſt. Hat nicht Pater Anſelmo Dir und mir deutlich bewieſen, daß der Tod bei einem ſolchen Unternehmen ein wahres und ächtes Märtyrerthum für unſere heilige Mutterkirche ſei?"

„Ja, das hat er, und ich glaube es auch . . ."

„Und daß uns des Himmels beſondere Gnade erwarte, wenn wir unſer Leben . . ."

„Bei dem Unternehmen laſſen müßten."

„Alſo!"

„Nun ja! Sterben muß Jeder einmal, . . . und . . . ein guter Platz im Himmel iſt auch nicht zu verachten! — Aber Hary — — offen geſtanden . . . wenn die Geſchichte ohne Märtyrerthum abgehen kann, wär' mir's doch lieber."

„Memme! Wenn alle gut katholiſchen Chriſten ſo dächten, wäre die ganze Welt bald in den Händen der verfluchten Ketzer."

„Mich dauern meine ſechs und zwanzig Jahre?"

„Und Dein Appetit?"

„Ja!"

„Und Dein Durſt?"

„Ja!"

„Und Dein weiches Herz?"

„Ja!"

„Und die Mädel?"

„Ja!"

„Geh zum Teufel mit deinen Ja's!"

„Und Du mit Deinem Märtyrerthum!"

„Auch ich bin nicht darauf verſeſſen; aber ich fürchte es um der guten Sache Willen, nicht!"

„Nun gut! hoffen wir, daß die gute Sache ſiegt, ohne daß für uns und die Anderen Galgen und Rad mitſprechen! — Aber immer noch kein Zeichen. Ich fange zu fürchten an."

„Die Pferde werden unruhig!"

„Sie wittern den Morgen."

„Laß uns, wie Pater Anſelmo geboten, den geweihten Roſenkranz beten, den er Jedem von uns nach der Beichte und Abſolution mitgegeben."

Und jeder von den Beiden begab ſich an die heilige Arbeit.

Die Männer, welche dies Geſpräch geführt hatten, waren Reitersleute, vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet; gehörten aber augenſcheinlich einer iriſchen Abtheilung an.

Beide ſaßen auf dem Felsvorſprung eines mäßigen Hügels, der Schloß Tutbury gegenüber lag und von deſſen Höhe aus verſchiedene Wege nach Nord, Süd und Oſt führten.

Wenige Schritte hinter ihnen waren vier Pferde an Bäume angebunden. Zwei davon, ſchöne feurige Thiere, waren für Damen aufgezäumt, die beiden anderen gehörten den beiden Reitern zu. Jo und Hary erwarteten, Sir Francis Aymuth mit ſeinen berittenen Leuten, die Gefangene von Tutbury und deren Amme.

Für die beiden Letzteren waren die Pferde mit den Damenſätteln beſtimmt. Gelang die Flucht aus der Burg, ſo war die Hauptſache geſchehen. Sir Francis hatte Befehl, alsdann in ſtreng vorgezeichneter Richtung dem Meere zuzueilen. Relais waren bis an die Ufer gelegt, wo die Flüchtlinge ein Schiff erwartete, das ſie nach Frankreich bringen ſollte.

Jo und Hary hatten indeß bis jetzt vergeblich auf das Zeichen gewartet, welches ihnen Gelingen des Unternehmens innerhalb der Burg verkünden und ſie auffordern ſollte: ſich mit den Pferden am Kreuzweg von Hobgeblin bereit zu halten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wie ſtand es in Tutbury ſelbſt?

— — — — — — — — — — — — — — —

Es mochte etwa zwei Stunden früher geweſen ſein, als die beiden Reiter das obige Geſpräch geführt.

Mitternacht hatte geſchlagen. Die ganze Burg ſchien ein großes, weites, düſteres Grab.

Schweigend und ernſt ragten die gewaltigen Thürme in den Nachthimmel, — ſchweigend lagen die weiten Säle und Hallen.

Nichts rührte ſich . . . die ganze Burg ſchien ausgeſtorben und der Vergeſſenheit übergeben.

Und doch! . . . welch' geheimes, unheimliches Leben!

In ihrem Gemache lag die königliche Gefangene regungslos, doch vollſtändig angekleidet, auf ihr Bett hingeſtreckt.

Aber ſie ſchlief nicht.

Ihre Augen ſtanden weit offen und ſtarrten in die Dunkelheit, wie der Blick ihres Geiſtes in das nächtige Dunkel ihrer Zukunft.

Zukunft! Zukunft! . . Es war wieder einmal ein Strahl der Hoffnung auf ihren Weg gefallen.

Ein neuer Rettungsverſuch . . . Flucht . . . Flucht nach dem geliebten Frankreich!

Aber wie viele ſolcher Fluchtverſuche waren ſchon vereitelt worden, und hatten ihre Helden auf das Schaffot geliefert.

Die Königin ſchauerte bei dieſem Gedanken zuſammen. Der entſcheidende Moment hielt ſie in einer fieberhaften Aufregung.

Ein Gleiches war bei der Amme der Fall, die zu Füßen des Bettes ihrer Herrin kniete und, lautlos betend, die Kügelchen ihres Roſenkranzes durch ihre dürren knochigen Finger gleiten ließ.

Draußen, vor der Thüre des königlichen Schlafgemaches aber, ging Maſter Gaunt langſamen Schrittes auf und ab, während das taktmäßige Auf- und Abſchreiten der Schildwachen in der Vorhalle, ſeinen Tritten ein leiſes doppeltes Echo gab.

Master Gaunts kleine Geſtalt ſah bei der matten Erleuchtung der unbedeutenden Oellampe, die das weite Gemach zu erhellen ſich umſonſt bemühte, einem finſteren Gnomen nicht unähnlich.

Und gnomenhaft war er voll boshafter Freude. Er wußte, was dieſe Nacht bringen ſollte; — wußte, auf geheimnißvolle Weiſe davon unterrichtet, daß ein neuer Anſchlag zur Befreiung ſeiner königlichen Gefangenen im Werke ſei; wußte, daß ihm der Dolchſtoß eines gedungenen Mörders gelte; wußte, daß man einen großen Theil der Wachen und Diener beſtochen ... aber ſeine Vorkehrungen waren dennoch der Art genommen, daß die Verwegenen verloren ſein mußten, ehe ſie nur zu der Gefangenen gelangen konnten.

Wie wunderbar machten ſich hier die Fügungen des Schickſals geltend. Als ſeiner Zeit, die beiden vornehmen Verhüllten mit Robin Hook Rückſprache wegen dieſer Sache in der Halle bei dem Fuchsbau Blounts nahmen, hatte ſich Gaunts unglückliche Tochter, von Hunger getrieben, aus ihrer Ecke aufgemacht, in dem Gelaſſe, indem ſie kurz zuvor die Kanne für die beiden wüſten Geſellen gefüllt, nachzuſuchen, ob ſich — da hier öfter Nahrungsgegenſtände aufbewahrt wurden —

nicht noch irgend etwas finde, die Schmerzen zu ſtillen, die ihr der Hunger verurſachte.

Aber die Hoffnung der Armen war umſonſt geweſen. Schon wollte ſie verzweiflungsvoll in ihren Kerker und ihre Ecke zurückkriechen, als ihr einfiel, daß von hier eine alte Steintreppe in einen weiteren, höher gelegenen Raum führe, in welchem ihr grauſamer Tyrann ebenfalls zeitweiſe Dinge aufbewahre.

Möglicherweiſe konnte ſich was Genießbares dabei finden. Die Gewalt des empfindlichſten aller Schmerzen trieb ſie, ihrem Gedanken zu folgen.. Kaum aber hatte ſie den Raum erreicht als ſie Stimmen unter ſich vernahm, von welchen eine Robin Hook angehörte.

Der Schreckliche ließ ſie vor Schrecklichem erbeben.

Platt auf den Boden gelegt -- deſſen ruinenhafte Lücken ein Lauſchen leicht geſtatteten — hörte ſie nun das Geſpräch der drei Männer.

Da hörte ſie ihren Namen . . . den Namen ihres Vaters nennen . . . hörte, wie auch ihn jetzt des ſchändlichen Robin Hook Dolch bedrohe . . . und der Schreck gab der, durch Schrecken verſtummten, die Sprache wieder, wenn ſie ſich in jenem Momente auch nur noch durch jene unarticulirten Töne kund gab, die Hook vernommen.

Wie aber gab nun die entſetzliche Gefahr, in der der Vater ſchwebte, der Tochter die alte Energie zurück. Diejenige, die bis dahin durch die unſäglichſten Entbehrungen und die ſchändlichſte, wahrhaft hündiſche Behandlung, ſo wie durch ihr furchtbres Unglück faſt bis zur völligſten Stumpfheit herabgeſunken war, fand mit einemmale, wie durch einen electriſchen Schlag, wenigſtens zum Theil, die Kraft zu denken und zu handeln wieder.

Zur Königin! war ihr erſter und einziger Gedanke.

Raſch ihre elenden Lumpen mit nicht viel weniger elenden bedeckend, ſpähte die Unglückliche jetzt nach der Möglichkeit, von ihrem Standpunkte aus, zu entfliehen. Da war denn freilich keine Ausſicht, wenn ſie nicht Hals und Glieder daran zu ſetzen gedachte.

Aber ſiehe! wovor ſie früher zurückgeſchaudert, es ſchien ihr jetzt nicht mehr unmöglich.

Aus einer der Lücken ging es wohl an dreißig Fuß hinab.

Ein Sprung war Tod!

Aber Himmel! konnte ſie ſich denn nicht der Schläuche bedienen, in welchen ihr grauſamer Tyrann ſeine furchtbar ſtarken Getränke aufzubewahren pflegte, und die faſt leer waren.

Halb wie eine Wahnſinnige, halb mit richtiger Ueberlegung eilte ſie zu denſelben. Sie waren nur noch wenig gefüllt. Raſch ließ den Reſt auslaufen, dann nahm ſie dieſelben, band mehrere, ſo gut ſie konnte aneinander, befeſtigte den oberen Theil an der Lucke .. und ... war frei!

Wie ſie zu Englands ſtolzer Königin gelangt, iſt uns bekannt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocke des Hauptthurmes von Tutbury ſchlug eben ein Uhr.

Maſter Gaunt — den gewaltigen Dolch, den er immer an der Seite trug, von Zeit zu Zeit in der Scheide lüpfend, als probire er, ob er ihm auch zu jeder Secunde zu Gebote ſtehe — ging noch immer ruhig, aber ſataniſch lächelnd vor der Thüre auf und ab, die in das Schlafgemach ſeiner königlichen Gefangenen führte.

Maria Stuart, Königin von Schottland, die Gefangene der ſtolzen Eliſabeth, hatte ſich, vor Aufregung und peinlicher Erwartung halb auf ihrem Lager erhoben.

Sie war blaß, wie der Tod; ihr Athem flog, ihre Pulſe hämmerten; ihre gefalteten Hände lagen im Schooß . . .

Noch! noch! waren die Erretter nicht gekommen!

Noch! noch! hörte ſie Gaunts ruhige Schritte!

Gott! wenn auch diesmal das Unternehmen mißglückte!

Hannah, die treue Amme, rang in Gebeten.

Da nahten viele, viele Schritte leiſe und behutſam den Gemächern der Königin: Sir Francis Aymuth war es, an der Spitze der Seinen, gefolgt von Robin

Hook, deſſen Herz vor Freude zuckte, über die Arbeit, die ihm jetzt werden ſollte.

Leiſe und bedächtig ſchlichen ſie heran.

Der Gang war eng und ſtockfinſter.

Dicht drängten ſich Alle zuſammen. Es galt vor allen Dingen die beiden Schildwachen zu überraſchen und niederzuſtoßen, ehe ſie Lärm machen konnten.

Plötzlich ertönte ein zwanzigfacher Schrei ... ein Krachen ... ein Fallen, wie von vielen Gegenſtänden ... und dann Stille.

Das ganze Drama war vorbei. Eine geheime Fallthüre, die die ganze Breite des Ganges einnahm, hatte ſich nach unten geöffnet und Sir Francis, Robin Hook und alle Anderen einem furchtbaren Abgrunde überliefert.

Maſter Gaunt lachte gemüthlich, als er den Schrei hörte.

Niemand erfuhr etwas von der verunglückten Verſchwörung. Maria Stuart aber ... blieb die Gefangene der Königin von England.

Zweites Kapitel.

Lord Sonthampton.

Es waren Jahre verſtrichen, ſeitdem Shakespeare nach London gekommen, . . . Jahre, ſeitdem das Haupt der unglücklichen Maria Stuart gefallen.

William Shakespeare ſaß in ſeinem Arbeitszimmer und ſchrieb.

Dies „Arbeitszimmer“ war damals freilich noch ſehr einfach, ja es war in Beziehung auf Wohnungs-Verhältniſſe das einfachſte, was man ſich denken konnte, indem es dem edlen Freunde, der es inne hatte, nicht nur als Arbeits-, ſondern auch als Wohn-, Beſuch- und Schlafzimmer zugleich diente.

Shakespeares finanzielle Verhältniſſe ſtanden ja in jener Zeit noch auf ſehr ſchwanken Füßen. Bezog er doch als Schauſpieler nur eine Wochengage von ungefähr 2¼ Thaler nach unſerem Gelde, während er für ſeine damaligen Stücke — die freilich, wie wir wiſſen, zumeiſt nur Bearbeitungen älterer Stücke waren, — von Burbage 15 bis 20 Nobels empfing, alſo 30 bis 40 Thaler; und für dieſe jämmerliche Summe war das Stück vollſtändiges Eigenthum des Directors.

Da war es denn wohl natürlich, daß Maſter William ſich mit ſeiner Wohnung nicht zu hoch verſtieg.

Das Haus in welchem Shakespeare „damals“ wohnte iſt denn auch nie bekannt geworden, doch findet ſich die Aufzeichnung daß ſein Quartier in der Nähe des „Bären-Gartens“ geweſen ſei, der auf den neueſten Plänen von London als „Hunde- und Bärenhof“ verzeichnet ſteht.

Dieſe dunkle und winklige Gegend wird eingeſchloſſen durch die engen Gaſſen, welche die Namen „Crucifix- und Pariſh-Straße“ führen.

Die nächſte größere iſt die Bermondſey-Straße, welche in die Trolyſtraße führt. Geht man dieſe, nach der Themſe zu, hinunter, ſo kommt man bei der Kirche von St. Saviours vorbei, und gelangt ſodann, hinter der Londonbrücke durch die Clinkſtraße nach Bankſeide, wo das Globustheater ſtand.

Hier alſo in einem beſcheidenen Hauſe wohnte in jenen Tagen William Shakespeare; — hier war es, wo er eben in ſeinem ebenſo beſcheidenen Zimmer an einem einfachen Tiſche von Eichenholz ſaß und an ſeinem neueſten Werke, dem „Sommernachtstraum“ ſchrieb.

Jetzt hielt die Feder inne, jetzt blitzte ſein Auge freudig auf.

Die Stelle, die er eben geſchrieben, mußte ihn freudig berühren und zufrieden ſtellen.

Mit einem glücklichen Lächeln nahm er das Papier und las:

„Mein guter Puck, komm her! Weißt du noch wohl,
Wie ich einſt ſaß auf einem Vorgebirge,
Und eine Sirene, die ein Delphin trug,
So ſüße Harmonien hauchen hörte
Daß die empörte See gehorſam ward,
Daß Sterne wild aus ihren Kreiſen fuhren,
Der Nymphe Lied zu hören?
Zur ſelben Zeit ſah ich (du konnteſt nicht)
Cupido zwiſchen Mond und Erden fliegen
In voller Wehr: er zielt auf eine holde
Veſtal' im Weſten thronend, ſcharfen Blicks,
Und ſchnellte raſch den Liebespfeil vom Bogen,
Als ſollt' er hunderttauſend Herzen ſpalten.
Allein ich ſah das feurige Geſchoß
Im keuſchen Strahl des feuchten Monds verlöſchen;
Die königliche Prieſterin ging weiter,
In ſittſamer Betrachtung, liebefrei.
Doch merkt ich auf den Pfeil, wohin er fiele.
Er fiel gen Weſten auf ein zartes Blümchen,
Sonſt milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: Lieb im Müßiggang.
Hol mir die Blume."

Der Dichter legte das Blatt wieder auf den Tiſch; dann ſtützte er das Haupt auf ſeinen Arm und blickte ſinnend vor ſich.

„Es wird ihr ſchmeicheln!" — ſagte er dabei —

„wenn ſie, die jungfräuliche Königin, ſich unter der Veſtalin wiederfindet, die in Weſten thronet, und an deren Herz Cupido's Pfeil abgleitet. Sie liebt dergleichen Schmeichelei'n!"

Der Dichter hielt inne.

„Schmeicheleien!" — wiederholte er dann langſam. — „Iſt es aber auch würdig eines Dichters zu ſchmeicheln, und ſei's auch einer Königin?"

Abermals trat eine kleine Pauſe ein.

„Nun!" — meinte Shakeſpeare lächelnd — „man kann gerade nicht ſagen, daß ich der Mode und dem Herkommen folge und verſchwenderiſch in höfiſchen Schmeicheleien ſei. Eine Artigkeit der Königin geſagt, die ſo viel für Dichtkunſt und Theater wirkt, mag daher immer an ſeinem Platze ſein. Die Beigabe einer tieferen poetiſchen Beziehung fehlt ja nicht. Freund Cupido bezieht ſich auf die Werbung des Grafen Leiceſter um Eliſabeth und auf ſeine gewaltigen Anſtalten und Feſte, die er einſt zu Kenilworth gab, und die ich ſelbſt als Kind geſehen. Dort ſpielte ja ein wunderbar ſchönes Mädchen eine ſingende Sirene, und — o! das Kind vergaß es nie und auch der Mann gedenkt noch mit Freuden daran — die Sirene ſchwamm auf eines Delphin's Rücken, auf ruhiger Welle, während Feuerſterne ſchoſſen. Gott! Gott! es waren die erſten und faſt einzigen großen Eindrücke meiner armen Kindheit. Wohl denn! ſo mögen ſie hier in dichteriſcher Glorie aufleben! der Pfeil Leiceſter's auf die Prieſterin Diana, deren Knospe die liebeſtillende Kraft beſitzt, die über Cupido's Blume mächtig iſt, prallt ab. Nun wohl! die arme Blume, auf die er verwundend niederfällt, es iſt die unglückliche Gräfin Eſſex, des Grafen heimliche Geliebte ... deren Gatte ... Leiceſter vergiften ließ."

Shakespeare hielt hier inne und ſchaute ſich um.

Aber es war ſtill und einſam in dem kleinen beſcheidenen Dichterzimmer.

„Die Blume war milchweiß" — fuhr er dann leiſe fort, und ſeine Blicke leuchteten in ſchönem poetiſchen Glanze — „die Blume war milchweiß, unſchuldig, aber blutroth von der Liebe Wunde geworden, was ihren Fall bezeichnet und zugleich das tiefere Roth von ihres Gatten Blut."

„Ja! ja!" — rief hier der Dichter und ſeine Blicke flammten — „denn ſo betont ſich von ſelbſt, dem Irrſinn der Liebe gegenüber, das andere Extrem, der Sieg der Diana über Cupido, des Geiſtes über den Körper, der jungfräulichen Beſchaulichkeit über die Gaukeleien der Liebe!"

Und William Shakespeare ergriff abermals die Feder, und bald flog ſie mit Gedankenſchnelle über das Papier.

Lautloſe Stille herrſchte ringsumher, nur das emſige Hin- und Hergleiten der Feder ließ ſich hören.

Eine Stunde mochte ſo vergangen ſein, als ſich ein leiſes Pochen an der Thüre vernehmen ließ.

Shakespeare hörte es anfänglich gar nicht. Endlich rief er — einen Beſuch Greens erwartend, der ihn gewöhnlich zu dieſer Stunde aufſuchte, um mit ihm nach der „Mermaid“ oder der Kneipe zum „wilden Schweinskopf“ *) zu gehen:

„Herein, Taugenichts!“

Aber wie erſchrak er, als ſich nun die Thüre öffnete und, ſtatt Greens jovialer Perſon, ein junger, feiner, bildſchöner Mann eintrat, deſſen Züge, Weſen und Kleidung auf den erſten Blick den Gentleman verriethen.

In Verlegenheit aufſpringend, ſuchte ſich der Dichter zu entſchuldigen, während der junge Mann — deſſen Anzug, ſo einfach er war, durch Schnitt und Koſtbarkeit der Stoffe den Mann vom Hofe zeigte, — ihn mit liebevoller Miene und freundlichen Worten zu beruhigen ſuchte.

„Laßt es gut ſein, Meiſter Shakespeare!“ — ſagte jetzt der junge Edelmann, — „es bedarf in der That keiner Entſchuldigung, als der von meiner Seite, daß ich Euch den ſo viel gefeierten Dichter, unterbreche,

---

*) Seite 23 unten.

mit meinem Beſuche behellige und wohl gar noch in Eurem herrlichen Schaffen ſtöre!"

„O, nicht doch, edler Herr!" — entgegnete der Dichter, der jetzt ſchnell ſeine volle Ruhe und die ſchöne ungezierte Würde wiedergefunden hatte, durch die er ſich ſo vortheilhaft von allen ſeinen Standesgenoſſen auszeichnete und die ihm — ein Widerſchein des geiſtigen Adels, der in ihm wohnte, — in ernſtem Umgange etwas ungemein Hohes gab. — „O, nicht doch, edler Herr! Laßt mich den Beſuch, der mir in Euch wird, einen willkommenen nennen, wenn mir auch Eure Perſon noch fremd iſt."

„Wenn ſich einer meiner glühendſten Wünſche erfüllt, ſo dürfte dies nicht lange der Fall ſein!" — entgegnete der junge Mann, indem er ſich auf den Stuhl niederließ, den ihm der Dichter hingeſchoben.

„Darf ich daraus ſchließen, daß ihr ein Verehrer des Theaters und der edlen Dichtkunſt ſeid?" — frug Shakespeare.

„Ihr habt es errathen!" — entgegnete Jener — „wenn Ihr hinzuſetzt: und des wackeren Meiſters

---

*) In welcher Shakespeare ſo viele Scenen in Heinrich IV. ſpielen läßt und woſelbſt er die Bekanntſchaft des Ritters Oldcaſtel machte, der ihm zum Vorbild ſeines Falſtaffs diente. Sie lag in Eaſtcheap, einer kleinen Gaſſe jenſeits der London-Brücke, vom Globus-Theater aus gerechnet.

Shakeſpeare, der in der Gegenwart unbedingt der herrlichſte Repräſentant der Dichtkunſt in unſerem guten England iſt!“

„Wie?“ — rief Shakeſpeare — „wollt Ihr Euch, edler Herr, mit einer Ungerechtigkeit bei mir einführen? Ich kann es dem gewinnenden Ausdruck Eurer Züge nicht glauben und doch muß ich die Namen Marlow, Spenſer, nennen.“

„Beſcheidenheit iſt ſchön und ziert den größten Mann; hier aber muß die Gerechtigkeit Eure Beſcheidenheit Lügen ſtrafen.“

„Wenn nicht Eure Güte Eure Gerechtigkeit beſtochen hat.“

„Nein! nein!“ — rief jetzt der junge Edelmann feurig — „laſſen wir das Wortgefecht und reicht mir Eure Hand, daß ich ſie dankbar drücken darf. Ihr habt in kurzer Zeit der Bühne ſo Unſchätzbares gegeben, daß es der lauten und aufrichtigen Anerkennung verdient. Euer „Heinrich VI., — „die beiden Veroneſer,“ — „die Comödie der Irrungen,“ — „Verlorene Liebesmühe,“ wie haben ſie mich entzückt, wie tief und mächtig haben mich „Titus“ und „Perikles“ erſchüttert. Das iſt ein neues Weſen, eine neue Welt, die hier unſerer Bühne aufgeht: groß, herrlich, gewaltig! und darum bin ich gekommen, um das zu thun, was Jedermann, der Sinn und Liebe für Poeſie und

Theater hat, thun ſollte ... Euch, wackerer Mann, die Hand dankbar zu ſchütteln!“

„O Herr!“ — rief Shakeſpeare — „Eure Güte überſchätzt mein Verdienſt! Wohl fühl' ich den Drang, Großes und Herrliches zu ſchaffen, in mir ... aber wie weit blieb bis jetzt die That noch hinter dem Willen zurück!“

„Das iſt die Sprache des wirklichen Verdienſtes, und wer ſo denkt, von dem darf man das Größte hoffen!“

„Ich werde ſtolz ſein, die Hoffnungen und Erwartungen, welche man auf mich ſetzt, zu rechtfertigen.“

„So gewährt es mir, mich Euren Freund zu nennen!“

„Wer Ihr auch ſein mögt, ich nehme die dargebotene Freundeshand mit Freuden an!“

„In der That!“ — ſagte hier der Fremde, leicht erröthend — „ich habe es überſehen, mich vorzuſtellen!“

„Eure edlen und liebevollen Züge ſprachen für Euch!“

„Verzeiht! aber es war der Ungeſtüm der Jugend, einen ſo herrlichen Geiſt kennen zu lernen, der mich vergeſſen machte, an mich ſelbſt zu denken!“

„Das iſt ſo Art derer, die des eignen Werthes vollkommen ſicher ſind.“

„Möchte er doch wirklich im Innern und nicht blos im Aeußeren liegen. Ich bin Lord Southampton!“

Wie! rief Shakeſpeare freudig überraſcht — „der

Sohn des erſt vor Kurzem geſtorbenen Mylords Southampton, des erſten und eifrigſten Beſchützers aller Künſte und Wiſſenſchaften am Hofe Ihrer Majeſtät, unſerer erhabenen Königin?“

„Deſſelben!“ — ſagte der junge Mann — „und, ſo Gott will, ſo gut der Erbe ſeiner Tugenden, als ſeines Namens und ſeiner Güter!“

Des Dichters Blicke ſtrahlten in freudigem Glanze. Man hatte ſchon viel von dem trefflichen Sohne des trefflichen Vaters geſprochen, und nun hatte ihn der ſo hoch geſtellte und viel vermögende Lord in ſeiner einfachen Wohnung in dieſem dunklen und armſeligen Theile der Hauptſtadt ſelbſt aufgeſucht. Wahrlich! Urſache genug, ſich geehrt und erfreut zu fühlen.

Und iſt, anerkannt und geehrt werden, nicht des Dichters höchſter und ſchönſter Lohn?

Shakespeare ſprach es freudig aus und gab dadurch Veranlaſſung zu einem langen und bedeutſamen Geſpräch über den Werth der Freundſchaft, nach der ſich das Herz des noch ſehr jungen Edelmannes um ſo mehr ſehnte, als dieſe ſich ſo ſelten in den Sphären findet, in welchen er ſich, in Folge ſeiner Geburt, zu bewegen hatte.

Und in der That, von dieſer Stunde an war ein gar ſchönes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Lord Southampton und Shakespeare geſchloſſen …

ein Freundſchaftsbündniß, das für das Leben beider dauern und zumal für Shakespeare, recht ſegensreich werden ſollte.

Der Welt der Kunſt, der Poeſie, der dichteriſchen Schöpferkraft, geſellte ſich jetzt die Welt einer neuen Liebe und Freundſchaft.

Der noch ſehr jugendliche Lord Southampton ſchloß ſich von dieſer Stunde mit der Lebendigkeit der feurigen Jugend an den Dichter an, und bald lernte dieſer bei ſeinem neuen Gönner und durch denſelben noch andere am Hofe der Königin Eliſabeth hervorragende Männer kennen, die ihm ihr Wohlwollen und ihren freundlichen Umgang mit Freuden zukehrten.

Unberechenbar aber mußte dieſer Umgang für den Dichter ſein, und zwar nicht nur für ſeine Perſon, ſondern auch in Betreff ſeiner Bildung und der Richtung ſeines Geiſtes.

Vor allen Dingen trug dieſer Umgang Shakespeare in kurzer Zeit auf das Vortheilhafteſte über die Niedrungen empor, in welche ihn nothwendig die Stellung als Schauſpieler geführt hatte, wenn er ſich dabei auch in keiner Beziehung ſeiner bisherigen Stellung überhob.

Burbage, Green und die alten Freunde blieben ihm, was ſie ihm geweſen, ſo wie er ſeinem gewählten Stande treu blieb. Wenn man ihn aber in der nächſten

Zeit — vermittelt durch Southampton — in der kleidſamen und maleriſchen Tracht des Adels im Zeitalter der Königin Eliſabeth ſah, mit ſeinem edelgeformten Geſicht, um den Mund einen melancholiſchen ernſten Zug, das ſchöne Haar die gedankenvolle Stirne reich umwallend, ſo fühlte Jeder, daß dieſer Mann zu Großem geboren, dieſer Geiſt von Natur geadelt ſei. Und wahrlich! es konnte ja nicht ohne Einfluß bleiben, daß, von dem Glanze der Ritterſchaft, welche die jungfräuliche Königin umgab, von den Eſſex, Walter Raleigh's, Southampton's und Pembroke's, von den Helden, die jenſeits des Oceans neue Länder entdeckten, die im Kampfe die ſpaniſche Armada beſiegten, ein Strahl auf den Mann fiel, dem ein Southampton und Seinesgleichen ihre Freundſchaft zugewandt.

Aber nicht nur dieſe glücklichen Aeußerlichkeiten hoben Shakespeare jetzt immer mehr empor, auch der Zeitgeiſt, wie er damals das ganze engliſche Volk erfaßt, riß ihn immer gewaltiger mit fort und führte ihn einer großen gewaltigen Welt- und Lebensanſchauung entgegen.

„Aus einer kleinen Landſtadt kommt ein junger Menſch mit hochfliegenden Plänen und phantaſtiſchem Sinn, mit der Luſt zu genießen und der Begierde zu erwerben, in einem Augenblick nach London, wo eine gewaltige Aufregung wie das Sauſen des Orkans durch das Volk geht. Am mächtigſten wird dieſer Wogenſchlag der nationalen

Begeiſterung in der Hauptſtadt empfunden, die ſchon damals zu den reichſten und bevölkertſten Städten Europa's zählte.

Die Jahre von Shakespeare's Ankunft in London, 1586 bis 1588, ſind dieſelben, in denen das Haupt Maria Stuart's fiel, die ſpaniſche Armada England bedrohte und in alle Winde zerſtreut ward. Im Stillen war der Geiſt wie die Macht des engliſchen Volkes gereift; aber Niemand hätte ihm dieſen Ruhm, dieſe Weltſtellung prophezeit, die es jetzt durch ſeinen Triumph über die Spanier errungen.

Shakespeare wurde Zeuge dieſes großen und bewunderungswürdigen Schauſpiels; auf einem Eckſtein der Straße ſtehend, ſah er den prächtigen Ritterzug, an deſſen Spitze die Königin Eliſabeth, umſtürmt und umſtrömt von dem Jubelruf und der Liebe ihres Volkes in jenen Tagen der höchſten Gefahr für die Unabhängigkeit und Religion des Landes, ſtrahlend wie Minerva, in das Lager ihrer Milizen nach Tilbury ritt.

Solche Augenblicke ſind für eine ganze Nation wie für einen Dichter entſcheidend. Indem England damals den ihm gebührenden Platz in der Welt einnahm, wurde auch ſeine Dichtung eine allgemeine, umfaſſendere. Der politiſche und kriegeriſche Aufſchwung des Volkes erzeugte auch den poetiſchen. Ohne die Kriege, die ſeit 1494 Italien verwüſteten, ohne den Zuſammenſtoß verſchiedener Stämme auf ſeinem Boden, würde das Lied Arioſto's eine andere Färbung gewonnen haben; ohne den Sieg über die Armada, ohne die eigene Vermiſchung romantiſcher Ritterlichkeit und puritaniſcher Starrheit gäbe es keine Shakespeare'ſchen Dramen. Er war der Herold und der Genius dieſes Zeitalters, in ihm verſchmolzen ſich die entgegengeſetzten Elemente, die es bedingten, zu einer harmoniſchen Einheit: darum hat die Nachwelt Recht, wenn ſie mit Carlyle einſt ſagen wird: „zur Zeit Shakespeare's lebte eine Königin Eliſabeth;“ aber nicht ſoll man behaupten: er habe dieſe Stimmungen der Geiſter geſchaffen.

Dieſe Bewegungen aber theilten das Volk und hielten es zugleich wieder zuſammen: die puritaniſche, welche über die Form der anglikaniſchen Kirche und in ihren vorgeſchrittenſten Männern auch über die Form des engliſchen Staats, das Königthum, zur Republik und zur Einfachheit des älteſten Chriſtenthums vordringen wollte, und die ariſtokratiſche, der als Ideal die Zeit und Macht der großen Barone, Männer wie Simon Leiceſter unter Heinrich III., und Warwick der Königsmacher unter dem ſechsten Heinrich vorſchwebten. Was dagegen beide Parteien, das Bürgerthum und den Adel einigte, war die ſpaniſche Gefahr, die Liebe zur Königin, die Erkenntniß, daß in dem gewaltigen Anſturm des erneuerten Katholicismus, der Europa mit ſpaniſchen Scheiterhaufen und römiſchen

Bannflüchen, mit dem Schwert Alba's und der Lehre Loyola's zu unterwerfen drohte, es nur Ein Bollwerk gäbe: ein einiges freies Britannien. Die Gegenſätze, die ſich fünfzig Jahre ſpäter auf blutigen Schlachtfeldern als Rundköpfe und Cavaliere bekämpfen ſollten, ſtanden in Shakespeare's Tagen, wenigſtens äußerlich, noch im Frieden nebeneinander. Die Maſſe der Unbetheiligten, Gleichgültigen überwog noch an Zahl beide Partheien. Das Volk des luſtigen Altenglands feierte noch ſeine Maifeſte, ſeine Fauſtkämpfe; ſtärker als die herbe und trockne Anſchauung und das kopfhängeriſche Weſen der Puritaner war ſeine Lebensluſt, ſeine Genußſucht. Von dem Glanze und der Herrlichkeit der Lords fiel ein Wiederſchein auch auf die Armen; die Londoner Lehrlinge erhoben noch nicht drohend ihre Knüttel gegen die Diener und die Staatswagen der Morph's und Sidney's. Statt des zornigen Gemurmels, wie im Beginn des langen Parlaments, empfing das Volk ſeine Edelleute, ſo oft ſie ſich zeigten, mit einem Sturm des Beifalls. Eine poetiſche Glorie umſtrahlt die Häupter Walter Raleigh's, Southampton's, Leiceſter's, Eſſex's, ſie beſitzen in dem verklärenden Spiegel unſerer Phantaſie alle Tugenden der Helden und den beſtrickenden Reiz männlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit. Ihre Erſcheinung, ihr Umgang, war er auch nur ein oberflächlicher, vielfach unterbrochener, mußten daher auch auf die empfängliche Seele Shakespeare's mit unwiderſtehlichem Zauber wirkend. Drückenden, ärmlichen Verhältniſſen war er entflohen, hart und rauh hatte ihn das Schickſal geſchüttelt, die bürgerlichen, engumfriedeten Verhältniſſe hatten die Flügel ſeines Geiſtes gelähmt; in dieſer Stimmung ſieht er ſich zwei Welten gegenüber, die von allem Irdiſchen die verführeriſchſten ſind: der Geſellſchaft des Adels und der Bühne. Es giebt keine größeren Illuſionen, als die ſie bieten; gerade eine leidenſchaftliche hochſtrebende Seele wird am tiefſten und mächtigſten von ihnen ergriffen. Das Gepräge dieſes erſten Eindrucks iſt Shakespeare's Dichtung für immer geblieben: ſie iſt eine ariſtokratiſche. In ſeinen Dramen handelt es ſich nur um die Thaten und das Leiden von Königen und Rittern; wenn er einen Kaufmann zum Helden macht, ſo nennt er ihn einen „königlichen,“ er erhebt ihn aus der Wirklichkeit des Rialto in eine Scheinwelt: Antonio verleiht Geld ohne Zinſen, ein Zug, der ihn bei den ritterlichen Freunden Shakespeare's, aber ſchwerlich in die Gilde der Londoner Kaufleute Aufnahme verſchafft haben würde. Einmal treten in Shakespeare's Theater Menſchen „aus bürgerlichem Geblüt“ als Hauptperſonen auf, in der Komödie von den „luſtigen Weibern in Windſor“ und ſelbſt hier, in einem Werk, das ſich der Wirklichkeit noch am genaueſten anſchließt, welch' klägliche Rollen ſpielen die

Bürger Page und Fluth! Shakespeare's Welt iſt der Kreis des Adels; bei Ben Jonſon, Maſſinger, Fletcher begegnen uns Schuſter, Schneider, Handwerker als Träger der Handlung, bei ihm nur Edelleute und Fürſten. Calderon's „Richter von Zalamea“, ein Bauer, der einen Adligen erdroſſeln läßt, iſt bei Shakespeare unmöglich. Oben die Edelleute, unten das Geſindel: ſo ſtellt ſich ihm die Menſchheit dar. Die römiſchen Plebejer im Coriolan ſind feige, „übelriechende“ Strolche, die gutmüthigen Handwerker, die das Hochzeitsfeſt des Theſeus erheitern wollen, täppiſche Geſellen, über die, zum Dank für ihre Mühe, die Ritter des Hofes ihre ſchalen Witze machen. Darum darf auch Timon kein reicher atheniſcher Bürger, er muß ein „Lord“ ſein. Es mag vielleicht eben aus der vielfachen Berührung mit dem Gemeinen in einem wildbewegten Jugendleben entſprungen, in Shakespeare eine Furcht und Scheu vor dem Niedrigen gegeben haben, die ihn mit einer gewiſſen Ausſchließlichkeit in jener Sphäre des Reichthums und der feinen Sitten gebannt hielten. In Schiller lebt derſelbe Zug nach dem Idealen:

„Und was uns Alle bändigt, das Gemeine,
Lag hinter ihm im weſenloſen Scheine.“

Dann aber iſt noch eines wohl zu berückſichtigen: Die Londoner Bürgerſchaft, die Magiſtrate der City, haßten das Theater als Höhle „Belials“ und verachteten die Schauſpieler. Wiederholt reichten die achtbarſten

Bürger Bittſchriften gegen die Einrichtung neuer, gegen die Wiederherſtellung der alten Bühnen ein. Zwiſchen ihnen und den Schauſpielern gab es fortwährend einen kleinen Krieg. Nur der Adel und die tieferen Schichten des Volkes beſuchten die Theater, der Bürgerſtand hielt ſich in ſeiner Mehrzahl von ihnen fern. In Frankreich, zu Molière's Zeiten beſtand ein ähnliches Verhältniß. Das Parlament von Paris, die Janſeniſten eiferten faſt mit denſelben Worten wider die Schauſpieler, wie die Aldermen und Puritaner Londons.

Auf der einen Seite ſah' Shakespeare daher alles Große, Muthige, Schillernde, auf der andern war das Gewöhnliche, Niedere.

Wo er das Ideal zu ſuchen hatte, war ſomit für ihn keine Frage; er brauchte ſich nicht zu ihm durchzukämpfen, er fand es ſchön geſtaltet vor ſich, wie der Sänger der Ilias es in den Helden der Jonier die am kleinaſiatiſchen Strande die Barbaren beſiegten, wie es Arioſt in den Rittern am Hofe zu Ferrara fand. Shakespeare brauchte dem Ritterthum, das ihn umgab, nur ſeine Seele einzuhauchen, die Eſſex's und Southampton's mit heroiſchen Leidenſchaften zu begaben, und er hatte ſeine Romeo's, Hamlet's und Baſſanio's.

So kam es denn, daß das Bekanntwerden Shakespears mit dem jugendlichen und liebenswürdigen Lord

Southampton, ſein Umgang mit ihm und deſſen Freundſchaft, für Shakespeare's äußere und innere Entwickelung — nach ſeiner Flucht aus Stratford — das bedeutſamſte Ereigniß ward.

Shakespeare wurde vor allen Dingen durch die Neigung Southampton's zu ihm, durch den Vorzug, den ihm dieſer, wenn gleich noch junge aber hochſtehende Mann, vor den anderen Dichtern gab, dem Vagabundenthum der damaligen Schauſpieler enthoben.

Darum überſchüttet der Dichter auch ſeinen edlen Freund in ſeinen „Sonnetten" mit Zärtlichkeit und Lob.

„Gut iſt er heut' . . . und morgen wieder gut,
„Ein Wunder von unwandelbarer Treue.
„Schön, gut und wahr, — man ſieht's wohl oft allein,
„In Dir zuerſt gewahrt man's im Verein."

So verſchmelzen ſich in Shakespeare wie in jedem großen Dichter, — und zwar gerade in Folge dieſer Freundſchaft mit Mylord Southampton, dem durch und durch fein und hochgebildeten Manne, — zwei Elemente zu harmoniſcher Einheit, ein Nationales und ein allgemein Menſchliches, und während er naturgemäß mit ſeinen Füßen in ſeiner Zeit, in ſeinem Lande, in den Sitten und Anſchauungen jener Tage wurzelte, berührte er mit dem Scheitel die Sterne . . . und tauchte ſein Haupt in eine glorreiche Unſterblichkeit.

Gab ihm dabei auch ſchon ſein eigenes Selbſt das

Maß des Schönen, ſo lernte er es doch noch mehr ſchätzen und handhaben in dem Umgange mit Southampton und ſeinen Freunden. Im Gegentheil aber verſchmähten auch dieſe nicht Stunden ungebundener Heiterkeit im Kreiſe Shakespeare's, Burbage's, Greens, Marlow's und anderer Künſtler und Dichter aufzuſuchen, wodurch für dieſe Alle — namentlich aber für Shakespeare ſelbſt — von jener Zeit an ein eigenthümlich ſchönes und geniales Leben erwuchs.

Shakespeare durfte alſo mit Recht die Stunde ſegnen, in der er den edlen, liebevollen Freund fand, ... in welcher er Mylord Southampton kennen lernte.

Drittes Kapitel.

Die damalige Zeit.

Shakespeare's Stücke hatten jetzt immer mehr Erfolg. Mit der Anerkennung derſelben wuchs aber auch die Zahl ſeiner Verehrer und Freunde, und zwar um ſo mehr, als der junge liebenswürdige und edle Lord Southampton mit ſo ſchönem Beiſpiele vorangegangen war.

Hatte ſich doch die Königin ſelbſt ſo freundlich über Shakespeare's Schöpfungen ausgeſprochen und die beſtimmte Abſicht gezeigt, den genialen Dichter in eigener Perſon zu ſprechen.

Aber es war von Hofe aus noch nichts erfolgt.

Shakespeare dachte eben daran und ging in ſeinem Zimmer ärgerlich auf und ab, als Green eintrat.

Green errieth die Stimmung des Freundes raſch.

„Du biſt verdrießlich!" — ſagte er gelaſſen.

„Ja, Freund!“ -- entgegnete Shakeſpeare — „ich muß geſtehen, daß du Recht haſt!

„Und worüber, wenn man fragen darf?“

„Geſtehe ich dir's offen, es iſt eine Schwäche von mir.“

„Seine Schwächen zu kennen, darin beſteht die Stärke des Starken.“

„Bleibt immer Schwäche, wenn auch ſchön bemäntelt.“

„Und was beliebt mein edler Freund ſie zu nennen?“

Shakeſpeare ging einigemale ſtarken Schrittes im Zimmer auf und ab.

Er kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt. Endlich blieb er ſtehen und ſagte:

„Ich werde mich durch Offenheit ſelbſt ſtrafen; meine Eitelkeit fühlt ſich gekränkt, da man mir Hoffnung gemacht hat, von der Königin zu Hofe gerufen zu werden und ... dies noch immer nicht geſchehen iſt.“

„Und das nennſt du Schwäche?“ „Eitelkeit iſt immer Schwäche und wenn ſie ſelbſt auf edlen Gründen beruhte!“

„Was dein Fall iſt!“

„Ja! die Ehre iſt des Mannes und namentlich des Dichters höchſtes Gut!“

„Darum ſchmäle dich nicht ſelbſt. Uebrigens will ich dir ſagen, was der Sache im Wege ſteht?“

„Nun?“

„Der Hof und namentlich die Königin ſind in den letzten Tagen ſehr mit Politik beſchäftigt. Man ſpricht von wunderlichen Dingen. Ein Staatsrath folgt dem andern; Lord Burleigh ſieht aus, wie ein ſpaniſcher Groß-Inquiſitor. Die Zeit geht ſchwanger mit finſtern Dingen. Unruhen ſind ausgebrochen und haben ſich weit in dem Lande verbreitet.“

„Schon wieder?“

„Die fanatiſchen Puritaner wollen ſich den Verordnungen unſerer großen Königin ſo wenig fügen, als die Katholiken. Der Fanatismus ſpukt hier wie dort!“

„Die alte Geſchichte. Es iſt unglaublich, daß die Religion des Friedens immer und ewig die Veranlaſſung zu neuem Kampf, zu Mord und Todtſchlag, zu Haß und Verfolgung giebt und . . .“

„Von gar Vielen zum Deckmantel der Politik benutzt wird.“

„Ich begreife nur nicht,“ — rief hier Shakeſpeare aus — „wie es kommt, daß unter einer ſo trefflichen Regierung, wie die unſerer glorreichen Monarchin, fortwährend Unruhen ausbrechen können?“

Und das iſt wirklich eine Frage, die der Beantwortung werth iſt.

Warum unter einer Regierung, wie die der Königin Eliſabeth, Unruhen?

Ein großer Theil der unter den Menſchen herrſchenden Ordnung der Dinge iſt keine Wirkung der Regierung, ſondern aus den Grundſätzen der Geſellſchaft und aus der Natur des Menſchen. Sie exiſtirte ehe es eine Regierung gab, und würde fortbeſtehen, auch wenn die Förmlichkeiten einer Regierung wegfielen. Die gegenſeitige Abhängigkeit des Menſchen vom Menſchen und der gegenſeitige Nutzen, welcher alle Glieder einer ſittlichen Gemeinſchaft mit einander verknüpft, bilden die große Verbindungskette, welche ſie zuſammenhält. Der Gutsbeſitzer, der Pächter, der Fabrikant, der Kaufmann, der Handwerker, kurz jedes Gewerbe gedeiht bei der Unterſtützung, welche jeder vom Andern und vom Ganzen erhält. Gemeinſchaftliches Intereſſe regelt ihren Verkehr und beſtimmt ihre Geſetze, und das, was der allgemeine Brauch zum Geſetz macht, hat größeren Einfluß als das, was die Regierung verordnet. Mit einem Worte, die Gemeinſchaft thut ſchon beinahe Alles für ſich ſelbſt.

Um aber zu erkennen, was für eine Regierung der Menſch braucht und wie viel er davon braucht, müſſen wir ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit in's Auge faſſen. Die Natur hat den Menſchen zum geſelligen Leben geſchaffen und ihn auch darnach eingerichtet. Seine natürlichen Bedürfniſſe ſind in jeder Beziehung größer als ſeine individuellen Kräfte. Kein Menſch kann ohne Mithilfe der Geſellſchaft für Alles, was er braucht, ſorgen, und da Jeder dieſes Bedürfniß fühlt, ſo werden auch Alle von ſelbſt auf die Geſellſchaft hingewieſen, wie die Schwere ſich nach dem Mittelpunkte ſenkt. Allein die Natur iſt noch weiter gegangen. Sie hat den Menſchen nicht nur vermittelſt einer Menge von Bedürfniſſen, welchen nur der gegenſeitige Beiſtand abhelfen kann, auf die Geſellſchaft angewieſen, ſondern ihm auch den Trieb der Geſelligkeit eingepflanzt, welche, wenn auch nicht zu ſeiner Exiſtenz, doch zu ſeinem Wohlbefinden weſentlich nothwendig iſt. Es giebt keine Periode im Leben, wo dieſe Liebe für die Geſellſchaft aufhört; ſie beginnt und endet mit unſerm Daſein.

Betrachten wir nun mit Aufmerkſamkeit die Natur und Beſchaffenheit der Menſchen, die Verſchiedenheit ihrer Talente zur wechſelſeitigen Aushilfe, ihren Trieb zur Geſelligkeit und folglich auch zur Erhaltung der daraus entſpringenden Vortheile, ſo läßt ſich leicht begreifen, daß ein großer Theil der ſogenannten Regierung reiner Zwang und Täuſchung iſt.

Die Regierung iſt nicht weiter nöthig, als nur in den wenigen Fällen, wo die Geſellſchaft und die Civiliſation nicht ausreichen, und es giebt hundert Beiſpiele für eins, welche zeigen, daß Alles, was die Regierung als etwas höchſt Nützliches thun zu müſſen glaubt, durch die allgemeine Uebereinſtimmung der Geſellſchaft auch ohne die Regierung geſchehen wäre.

In Amerika gab es während der zwei erſten Jahre des Kriegs (in einigen Staaten noch länger) gar keine förmliche Regierung. Die alte war abgeſchafft und das Land zu ſehr mit ſeiner Vertheidigung beſchäftigt, um das Augenmerk auf Einſetzung einer neuen zu richten, und doch wurde dieſe ganze Zeit über Ordnung und Einigkeit ſo unverletzt erhalten, wie nur in irgend einem Staate Europa's. Der Menſch beſitzt die natürliche Fähigkeit ſich in jede Lage zu ſchicken, und die Geſellſchaft beſitzt ſie in noch höherem Grade, weil ihr eine größere Menge von Talenten und Hilfsquellen zu Gebote ſteht. In dem Augenblick, wo es keine Regierung mehr giebt, beginnt die Thätigkeit der Geſellſchaft: eine allgemeine Vereinigung tritt ein, und das gemeinſame Intereſſe bewirkt allgemeine Sicherheit.

Man hat den Satz aufgeſtellt, daß die Aufhebung jeder förmlichen Regierung das Zeichen zu einer Auflöſung der Geſellſchaft ſei. Das iſt aber nicht wahr -- ſie bewirkt vielmehr gerade das Gegentheil, ſie verbindet ſie noch enger. Der ganze Theil der Organiſation, welchen ſie ihrer Regierung anvertraut hatte, fällt wieder an ſie zurück, und ſie handelt wieder ſelbſt. Wo die Menſchen, ſowohl aus natürlichem Inſtinkt, als wegen des gegenſeitigen Nutzens, an ein geſelliges und ſittliches Leben gewöhnt ſind, wiſſen ſie die Grundſätze deſſelben bei jeder Veränderung, welche ſie in ihrer Regierung vorzunehmen für paſſend finden, ſtets hinreichend praktiſch zu machen. Kurz, der Menſch iſt von Natur ſo durchaus ein Geſchöpf der Geſellſchaft, daß es beinahe unmöglich wird, ihn außerhalb derſelben zu ſtellen.

Die förmliche Regierung macht nur einen ſehr geringen Theil des individualiſirten Lebens aus, und auch bei der beſten Einrichtung, welche die menſchliche Weisheit erdenken kann, iſt ſie doch ſtets mehr ein Ding dem Namen und der Idee, als der Wirklichkeit nach.

Unendlich mehr, als von Allem, was auch die beſte Regierung thun kann, hängt die Wohlfahrt und der Wohlſtand des Einzelnen, ſowie des Ganzen, von den großen Fundamentalgrundſätzen der Geſellſchaft und Civiliſation ab, von dem allgemein anerkannten und von Allen gegenſeitig feſtgeſtellten Herkommen, von dem ſteten Kreislauf der wechſelſeitigen Intereſſen, welche, durch Millionen Kanäle gehend, die ganze civiliſirte Maſſe beleben.

Je vollkommener aber die Civiliſation iſt, um ſo weniger bedarf es der Regierung, denn das Volk thut dann ſelbſt um ſo viel mehr zur Regelung ſeiner eigenen Angelegenheiten — es regiert ſich ſelbſt; allein die alten Regierungen handelten von jeher der hieraus fließenden Conſequenz ſo entſchieden zuwider, daß ſich ihre Koſten gerade in dem Verhältniß vermehrten, als ſie ſich vermindern ſollten. Das civiliſirte Leben bedarf nur einiger wenigen allgemeinen Geſetze, und dieſe ſind von ſo allgemeiner Nützlichkeit, daß ihre Wirkung ziemlich dieſelbe ſein wird, mögen ſie von der Regierung eingeſchärft ſein oder nicht. Betrachten wir was es für Grundſätze ſind, welche die Menſchen zuerſt in eine Geſellſchaft zuſammendrängen, und was für Beweggründe nachher ihren wechſelſeitigen Verkehr regeln, ſo findet ſich, wenn wir einmal bei der ſogenannten Regierung ankommen, daß beinahe deren ganzes Geſchäft durch die natürliche Wirkung der einzelnen Theile aufeinander ſchon gethan iſt.

In Beziehung auf alles Dieſes iſt der Menſch ein viel ſelbſtſtändigeres Geſchöpf, als er ſelbſt weiß, oder die Regierungen ihn wiſſen laſſen möchten. Alle Hauptgeſetze der Geſellſchaft ſind Naturgeſetze. Die Geſetze über Handel und Verkehr zwiſchen Einzelnen oder ganzen Nationen ſind Geſetze des wechſelſeitigen Intereſſes. Man befolgt ſie, weil es im Vortheile beider Parteien liegt, nicht weil die Regierung ſie gegeben hat.

Wie oft aber wird dies natürliche Streben des Volkes — ſelbſt ohne daß es die Regierung will — durch die Einmiſchung der Regierung geſtört oder gar zerſtört! So bald ſich dieſe nämlich an die Stelle von jenen unabhängig hingeſtellt und, mit Parteilichkeit begünſtigend oder bedrückend, handelt, giebt ſie gerade Veranlaſſung zu den Mißſtänden, welchen ſie vorbeugen ſoll.

Wenn wir z. B. auf die mancherlei Tumulte und Aufſtände zurückblicken, welche zu verſchiedenen Zeiten in England Statt hatten, ſo finden wir, daß ſie nicht aus Mangel einer Regierung hervorgingen, ſondern daß die Regierung die Urſache davon war: ſtatt die Geſellſchaft zu conſolidiren, trennte ſie dieſelbe, nahm ihr den natürlichen Zuſammenhalt und erregte Mißvergnügen und Unordnungen, welche ſonſt fern geblieben wären. Unter der Königin Eliſabeth trat dies namentlich in religiöſer Beziehung hervor. Die Vereine, welche die Menſchen zum Behuf des Handels oder in irgend einer andern Abſicht bilden, wo die Regierung gänzlich aus dem Spiele bleibt, und wo einzig die Grundſätze der Geſellſchaft maßgebend ſind, zeigen uns, wie natürlich ſich Alles einigt; und ſo ſehen wir, daß die Regierung, weit entfernt, immer die Urſache oder das Mittel zur Ordnung zu ſein, oft gerade den Untergang derſelben herbeiführt. Ganz anders iſt es, wenn, wie unter Eliſabeths Regierung, der Wille des Staatsoberhauptes gebietend und allmächtig in Dinge eingreift, wie die Religion, ja die bisherige Staatsreligion ſtürzt, und eine neue mit Gewalt einführt. Die Unruhen von 1780 hatten ihren Grund lediglich in den Ueberreſten der Vorurtheile, welche die Regierung ſelbſt begünſtigte. In Rückſicht auf England giebt es aber, außer dem eben Angedeuteten, noch andere Urſachen.

Uebermächtige und ungleiche Beſteuerung, ſo ſehr man ſie auch unter allerlei Vorwänden zu verſtecken ſuchte, konnte damals ihre Wirkung ſo wenig verfehlen, als dies heute der Fall ſein würde. Eine große Menge von Leuten geräth dadurch in Armuth, wird unzufrieden, ſteht deshalb immer an dem Rande des Aufſtandes, und iſt, weil ihr leider die Mittel zur beſſeren Belehrung fehlen, leicht zu Gewaltthätigkeiten zu reizen. Was auch immer die ſichtbare Veranlaſſung zu Unruhen ſein mag, der eigentliche Grund dazu iſt ſtets Mangel an Wohlbefinden. Man ſieht, daß ein Fehler in dem Regierungsſyſtem liegt, der dem allgemeinen Wohlbefinden, welches die Geſellſchaft zuſammenhalten ſoll, im Wege ſteht.

Thatſachen ſprechen aber noch lauter als Gründe, und das Beiſpiel von Amerika beſtätigt das Geſagte. Wenn es irgend ein Land giebt, wo, nach gewöhnlicher Berechnung, am wenigſten Einigkeit erwartet werden ſollte, ſo iſt es Amerika. Es beſteht aus Einwohnern von allen Nationen, welche an die verſchiedenſten Regierungformen gewöhnt waren, verſchiedene Sprachen reden und noch mehr in der Art ihrer Gottesverehrung ſich unterſcheiden, ſo daß man die Vereinigung eines ſolchen Volkes für eine Unmöglichkeit halten ſollte. Allein durch das ganz einfache Verfahren, eine Regierung auf die Grundſätze der Geſellſchaft und der Menſchenrechte zu bauen, verſchwand jede Schwierigkeit, und alle Theile ſtanden bis in die letzte Zeit, in der eine einzige Prinzipienfrage trennend einſchlug, im ſchönſten Einklange. Der Arme war nicht gedrückt, der Reiche nicht privilegirt, Gewerbe und Induſtrie ſeufzten nicht unter der üppigen Verſchwendung eines Hofes, der auf ihre Koſten ſchwelgt. Die Steuern waren gering, weil die Regierung ſich gerecht und ſparſam zeigte, und da man nicht darauf ausging, die Leute in's Elend zu bringen, ſo gab es auch keine Unruhen und keine Aufſtände.

Ein Metaphyſiker würde ſich abgequält haben, um herauszubringen, wie ein ſolches Volk regiert werden müſſe. Er hätte als ausgemacht angenommen, daß bei dem einen Trug, bei dem andern Gewalt, bei allen aber eine gewiſſe Liſt nöthig ſei, und daß man ein Genie dingen müſſe, um die Unwiſſenheit zu täuſchen, und durch Glanz und Gepränge den Pöbel zu blenden. Verſenkt in das Meer ſeiner Forſchungen, hätte er erwogen und abermals und wieder erwogen und am Ende den einfachen, gerade vor Augen liegenden Weg überſehen.

Einer der großen Vortheile der amerikaniſchen Revolution beſteht darin, daß ſie zur offenen Darlegung der richtigen Grundſätze Anlaß gab und die Täuſchungen enthüllte, welche ſich die Regierungen erlauben. Alle bisherigen Revolutionen hatten ſich immer nur in der Hofatmoſphäre und niemals auf dem großen Volksboden bewegt. Die Parteien waren ſtets von der Claſſe der Höflinge, und ſo groß ihre Reformationswuth auch war, der Handwerksbetrug wurde dennoch immer ſorgfältig beibehalten.

Ueberall trugen ſie Sorge, die Regierung als eine Zuſammenſetzung von Geheimniſſen darzuſtellen, welche nur ſie verſtänden; was allein zu wiſſen frommen konnte, wurde dem Volke vorenthalten, nämlich: „daß die ächte Regierung nichts mehr iſt als eine Nationalaſſociation, welche nach den Grundſätzen der Geſellſchaft verfährt.“

Die Regierungen, welche bisher in der Welt exiſtirt haben, können unmöglich anders als durch eine gänzliche Verletzung der heiligſten Moralgrundſätze begonnen haben. Schon das Dunkel, welches über den Urſprung aller gegenwärtigen alten Regierungen liegt, läßt darauf ſchließen, daß ſie mit Unrecht begonnen haben.

In der Urzeit, wo die Hauptbeſchäftigung der Menſchen in Viehzucht beſtand, war es für eine Räuberbande ein Leichtes, eine Gegend zu überfallen und zu brandſchatzen. War ſolchergeſtalt ihre Macht einmal befeſtigt, ſo ließ das Haupt der Bande den Namen eines Räubers in dem eines Monarchen untergehen — und daher kommen Monarchie und Könige.

Die Entſtehung der englichen Regierung, ſo weit ſie die ſogenannte monarchiſche Stammfolge betrifft, iſt eine der älteſten, und von ihr weiß man vielleicht am meiſten. Der Haß gegen die Invaſion und Tyrannei der Normannen muß tiefe Wurzel in der Nation geſchlagen haben, um alle die Kunſtgriffe zu überleben, welche man anwandte, um ſie in Vergeſſenheit zu bringen. Obgleich kein Höfling gern von der Abendglocke ſpricht, ſo hat doch kein Dorf in England ſie vergeſſen.

Nachdem dieſe Räuberbanden die Welt in verſchiedene Gebiete unter ſich getheilt hatten, entſtanden natürlich bald gegenſeitige Streitigkeiten. Was zuerſt vermittelſt Gewalt genommen worden war, wurde von dem Nachfolger ſchon als geſetzmäßiges Eigenthum betrachtet, und ein zweiter Räuber folgte auf den erſten. Wechſelſeitig überfielen ſie die Gebiete, welche Jeder ſich zugeeignet hatte, und die Rohheit, womit ſie einander behandelten, beurkundet den Originalcharakter der Monarchie. Ein Böſewicht quälte den andern. Der Eroberer betrachtete den Eroberten nicht als ſeinen Gefangenen, ſondern als ſein Eigenthum; mit Feſſeln beladen führte er ihn im Triumph einher und beſtimmte ihn nach Belieben zur Sklaverei oder zum Tode. Als die Zeit nach und nach die Geſchichte des Anfangs in Vergeſſenheit brachte, gaben die Nachfolger der Sache einen andern Anſtrich; ſie ſuchten den überkommenen Makel zu verwiſchen, aber Grundſatz und Zweck blieben die alten. Was früher Raub geheißen hatte, nahm den mildern Namen „Einkünfte“ an, und die urſprünglich angemaßte Gewalt wurde zur Erbſchaft.

Was ließ ſich von Regierungen, welche ſo begonnen hatten, Anderes erwarten, als ein fortlaufendes Syſtem von Krieg, Erpreſſung und Gewaltthätigkeit? — Sie ſind zum Gewerbe geworden. Das Schlechte iſt der einen nicht in höherm Grade eigen als der andern, es iſt das gemeinſame Prinzip aller. An einer ſolchen Regierung iſt auch nirgends ein Fäſerchen, an das man eine Reformation anknüpfen könnte; das kürzeſte und allein wirkſame Mittel iſt eine Radicalreform.

Welche Maſſe von Abſcheulichkeiten und ſchreiendem Unrecht liegt vor uns, wenn wir den Charakter und die Geſchichte ſolcher Regierungen betrachten! Wollte man die menſchliche Natur in ihrer vollendetſten Niederträchtigkeit und Scheinheiligkeit zeichnen, daß der Verſtand zurückſchauderte und das Menſchliche nicht mehr zu erkennen vermöchte, ſo müßten Könige, Höfe und Cabinete dem Maler ſitzen; — der Menſch, wie er von Natur iſt, mit all' ſeinen Fehlern, erreicht dieſes Bild nimmer.

Würde wohl ja die Welt in einen ſo elenden Zuſtand und in ſo ewigen Hader gerathen ſein, wenn die Regierungen rechtmäßig entſprungen wären und nicht ihren Vortheil darin fänden, ein unrechtmäßiges Prinzip zu verfolgen? Welchen Anlaß hat der Bauer, anſtatt hinter dem Pfluge zu gehen, ſein friedliches Gewerbe bei Seite zu legen und gegen den Bauer eines andern Landes in den Krieg zu ziehen? oder welchen Grund hat der Fabrikant dazu? Was gilt ihm oder irgend einer Klaſſe im Volke die Oberherrlichkeit? Bekommt Einer dadurch einen Morgen Landes mehr, oder ſteigt ſein Acker im Preis? Haben nicht Sieg und Niederlage den gleichen Werth, und ſind nicht Steuern die unausbleibliche Folge von beiden? So erſprießlich dieſe Betrachtung für ein Volk ſein mag, ſo ungünſtig muß ſie für eine Regierung ausfallen. Der Krieg iſt der Pharaotiſch der Regierungen und die Nationen ſind die Betrogenen.

Wenn man ſich übrigens bei ſolchen Regierungsarten über Etwas wundern muß, ſo ſind dies die Fortſchritte, welche die Künſte und Gewerbe des Friedens, des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels unter der ſo lange her aufgethürmten Laſt von Entmuthigung und Bedrückung gemacht haben. Man ſieht daraus, daß die Grundſätze der Geſellſchaft und der Civiliſation im Menſchen eben ſo kräftig wirken, als der Inſtinkt bei dem Thiere. Trotz aller Hinderniſſe verfolgt er ſein Ziel und weicht nur der Unmöglichkeit.

Es giebt keinen größeren Widerſpruch als den, in welchem die Grundſätze, worauf die alten Regierungen gebaut wurden, zu dem Zuſtande ſtehen, wohin Geſellſchaft, Civiliſation und Verkehr die Menſchheit bringen können. Die Regierung nach dem alten Syſtem iſt die Gewaltsanmaßung zum Behuf eigener Vergrößerung, die Regierung nach dem neuen Syſtem iſt Uebertragung der Gewalt zum gemeinſchaftlichen Nutzen der Geſellſchaft. Die eine erhält ſich vermittelſt der Aufrechthaltung eines Kriegsſyſtems, die andere befördert ein Friedensſyſtem, als das wahre Mittel zur Bereicherung eines Volkes. Die eine erregt Nationalvorurtheile, die andere ſtrebt nach einer immer engern Verbindung der Völker zur Vermittelung des allgemeinen Verkehrs. Die eine bemißt ihr Wohlbefinden nach der Menge von Einkünften, welche ſie erpreßt, die andere beurkundet ihre Vortrefflichkeit durch die geringen Auflagen, deren ſie bedarf.

Zu dieſer Anſchauungsweiſe war man freilich in jenen Zeiten, von welchen wir hier ſprechen, noch nicht gelangt.

Eliſabeths Regierung war ſogar eine gute und glückliche zu nennen; ſie wäre ſicher auch eine ruhige geweſen, hätte die Königin von England nicht in Einem fehlgegriffen ... hätte ſie nicht da Gewalt angewandt, wo die Gewalt am wenigſtens gebraucht werden darf ... auf dem Felde des Glaubens, der Religion.

Der Grund und die Veranlaſſung dazu lagen freilich tief genug.

Eliſabeth war die Tochter König Heinrich VIII. und der Anna von Boleyn, die ihr grauſamer Gemahl enthaupten ließ. Eliſabeths Vater ſchloß dieſe, ſo wie ihre mit Katharinen von Aragonien erzeugte ältere Schweſter Maria, anfangs von der Thronfolge aus, und beſtimmte dieſe für ſeinen, mit ſeiner dritten Gemahlin erzeugten Sohn, Eduard VI.

Wer indeß kann die Launen eines Tyrannen berechnen?

Seinem Tode nahe, änderte König Heinrich VIII. jene Beſtimmung dahin ab, daß zwar Eduard zuerſt auf den Thron gelangen, Maria und Eliſabeth aber in Ermanglung der eigenen Nachkommenſchaft ſuccediren ſollten.

Nun wollte es das Schickſal aber, daß Eduard ſtarb, bevor er noch den Thron beſtieg und ſomit Maria die Krone Englands überließ.

Damit aber war für England eine blutige ſturmvolle Zeit herangekommen. Königin Maria verſprach zwar bei ihrem Einzuge in London feierlich: die proteſtantiſche Religion zu ſchützen; kaum aber ſaß ſie auf dem Throne, als ſie die katholiſche mit Feuer und Schwert und Scheiterhaufen wieder einzuführen ſuchte.

Damit aber war für England das Signal zu einer unabſehbaren Kette von Unruhen und Aufſtänden gegeben, die ihr Ende auf eine ſo furchtbare und blutige Weiſe finden ſollte!

Der Herzog von Northumberland, Johanna

Grey, Cranmer, der würdige Primas der engliſchen Kirche, eine Menge Große und proteſtantiſche Geiſtliche ſtarben auf dem Schaffot und Scheiterhaufen und ſelbſt die jugendlich ſchöne Eliſabeth ward in den Tower geworfen, in dem ſie lange ſchmachtete.

Daß hier in Eliſabeth's Herz der Haß gegen die katholiſche Schweſter, „die blutige," wie man ſie nannte, und die katholiſche Religion ſelbſt tief Wurzel faßte, iſt natürlich und erklärt leicht die Verfolgungen, die nun wieder nach Marias baldigem Tod und Eliſabeth's Thronbeſteigung die Katholiken und ihr Glaubensbekenntniß trafen.

Königin Eliſabeth von England ward nun die eifrigſte Beſchützerin der Proteſtanten. Kaum hatte ſie die Zügel der Regierung ergriffen, ſo rief ſie das Parlament zuſammen, und ließ ſich von demſelben als oberſte Regentin der Kirche und des Staates huldigen. Dadurch aber war auch die gänzliche Losreißung von Rom und die Wiederherſtellung der anglicaniſchen Kirche entſchieden ausgeſprochen.

Was kümmerte Eliſabeth der Fluch und der Bann des Papſtes!

Widerſetzten ſich auch die katholiſchen Geiſtlichen ihren kirchlichen Neuerungen, ... man brachte ſie mit den härteſten Strafen zum Gehorſam; der Suprematеid ward wieder eingeführt und wer nicht glaubte, wie es die Regierung befahl, dem drohten Galgen und Rad.

Aber, wie ſchon oben bemerkt, läßt ſich in einem Volke der Glaube nicht mit Gewalt erzwingen. Ewige Reibungen entſtanden jetzt zwiſchen den engliſchen Katholiken und Proteſtanten, ja in der anglicaniſchen Kirche ſelbſt, da ein großer Theil des Volkes auch hier keinen Zwang leiden wollte. Presbyterianer — Puritaner, Nonconformiſten, Diſſidenters, — entſtanden; Schottland und Irland ſahen Empörungen, und ſo kam es denn, daß die Regierung der Königin Eliſabeth von England, ſo Vortreffliches ſie in mancher Beziehung auch leiſtete, dennoch von Unruhen niemals frei ward.

Solche Unruhen waren denn auch jetzt wieder in Irland und England ausgebrochen, und ſie waren es, die um jene Zeit die Königin, die Regierung und den Hof ſo ſehr in Anſpruch nahmen, daß man die äſthetiſchen Intereſſen, wenigſtens für kurze Zeit, ganz aus den Augen verlor.

Darum harrte denn auch Meiſter Shakespeare ſchon ſo lange vergebens auf die Erfüllung des, von der Königin ausgeſprochenen Wunſches, ihn einmal bei Hofe zu ſehen.

Viertes Kapitel.

Roſamunde.

„Ich begreife nur nicht“ — hatte Shakespeare zu ſeinem Freunde Green geſagt — „wie es kommt, daß unter einer ſo trefflichen Regierung, wie die unſerer glorreichen Monarchie, fortwährend Unruhen ausbrechen können?“

Die Frage beantwortete ſich in einem langen Geſpräche der beiden Männer, das auf dem Grundthema beruhte, welches wir eben ſelbſt beſprochen haben. Das Ergebniß deſſelben ſtimmte Meiſter Shakespeare indeß durchaus nicht heiterer. Ueberhaupt fühlte ſich der Dichter jetzt manchmal wieder dem alten melancholiſchen Hange zugeneigt, der ihn ſchon in ſeiner Jugend zu Stratford ſo oft plötzlich ergriff und aus der Geſellſchaft ſeiner leichtſinnigen Genoſſen in die Einſamkeit trieb.

Es war das alte wunderliche Weſen in ihm, das ihn immer von einem Extreme in das andere warf: von einer liebenswürdigen, oft auch ausgelaſſenen Heiterkeit und einem, in wilder Leidenſchaft aufgehenden Sinnenrauſche, in die tiefſte und ſchwärzeſte, wenn auch nur vorübergehende Melancholie.

Freilich trug jetzt ſeine Lebensſtellung wenigſtens ebenſoviel dazu bei, als ſein Temperament. Eine andere Miſchung des Blutes, und William Shakespeare wäre eben nicht William Shakespeare geweſen!

Seine jetzigen Kameraden: Künſtler, Schauſpieler und Dichter, waren ein eben ſo leichtſinniges, wenn auch geiſtreicheres Völkchen, wie Huch Clopton, Johnſon und Gefährten, und zu ihnen hatte ſich eine Geliebte geſellt, die Shakespeare's ganzes Weſen in Feuer und Flammen aufgehen ließ.

Es war ein prächtiges Mädchen ... die Leidenſchaft und die Liebe ſelbſt: wild, kühn, toll, voll ſeltener Gewandtheit und unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit in allen verführeriſchen Künſten der Sinnlichkeit.

Ihr naiver Witz unterhielt und reizte ihn dabei, wie ihr heller Verſtand und ihre, trotz ihrer Jugend, kaum begreifliche Kenntniß des menſchlichen Herzens.

Nichts liebte ſie mehr als Unabhängigkeit, weshalb ihr auch die Ehe ein Gräuel war. Ihre Liebe wählte; aber auch der Gewählte durfte ſie nicht beherrſchen wollen.

Dann aber auch war ihre Liebe verzehrend, oft eine ſchöne aber bachantiſche Wuth! Ein ſüßer, aber auch dämoniſcher Reiz ging dabei von ihr aus, der Shakespeare den Mann voll gewaltiger Leidenſchaft, mit ſolcher Gewalt anzog, daß er zu ihren Füßen lag, was ſie auch thun mochte.

Er war ihr... ihr ganz allein! Eltern, Weib und Kinder ſanken vor ihr in Vergeſſenheit. Sie waren nie geweſen. Und die Kette war nicht zu brechen... ſo oft auch die Reue kam, ſo oft auch finſtere Schwermuth mit tauſend Vorwürfen der unſeligen Schwäche folgte.

Er konnte ihre Feſſeln ſo wenig löſen, wie der Chevalier Des Grieux die Kette, an der Manon Lescaut ihn hielt; aber gerade ſolch' ein leichtſinniges, elfenhaftes, heute dämoniſches, morgen engelſüßes Geſchöpf, wie Manon, war auch ſie.

Es muß nur als ein Glück betrachtet werden, daß die Liebe Shakespeare's Herz und Seele nur vorübergehend auszufüllen vermochte.

Er fand ſich wenigſtens immer wieder... und... dann war ihm die Freundſchaft ein Höheres und Reineres... ſein dichteriſches Schaffen das Höchſte. Aber dann gerade trat auch der ſchwarze Schatten der Reue dazwiſchen;... dann gerade gemahnte es ihn, an Diejenigen, die er zurückgelaſſen... ja!... die ſeit ſeiner

Flucht von Stratford kein Lebenszeichen von ihm erhalten hatten.

Dann verachtet er ſich ſelbſt ... ſich ... und alle menſchliche Schwäche ... den Staub der Erbärmlichkeit, der ſich an die Adlerfittige des größten Geiſtes hängt; dann erkennt ſein Geiſtesauge, in das Weſen der Dinge dringend, ihre Nichtigkeit, ... das Leben wird ihm zu einer Grabſtätte zertrümmerter und in Aſche geſunkener Ideale, und ſeine Seele ſchreit auf:

„Genoſſen kaum, verachtet alſogleich;
Sinnlos erjagt, und wenn das Ziel errungen,
Sinnlos gehaßt — dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt um toll zu machen, wenn verſchlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß,
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum,
Im Koſten Glück, gekoſtet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum."

Wer ſpürte da nicht den Verzweiflungsſchrei Hamlet's? Und mit dieſer Erkenntniß verbindet ſich in ihm das peinigende Gefühl ſeiner untergeordneten Stellung. Vor einer rohen Menge muß er als Schauſpieler ſein Selbſt vorſtellen, für ſie Schauſpiele dichten, über deren dichteriſchen Werth er zweifelhaft war. „Was ich ſchuf, iſt klein," klagt er, und in ſchwermüthiger Bitterkeit wünſcht er:

„O daß mein Name doch begraben bliebe
Mit mir, zu dein und meinem Glück verſchwände,
Damit man falſch nicht deine treue Liebe
In ihrem Urtheil über mich erfände."

Eine ſolche Stimmung erfüllte Shakespeare auch jetzt, als ihn Green verlaſſen, der, mit ſeinem heiteren Charakter, nicht bei dem Freunde auszudauern vermochte, „wenn die Regenwolken bis auf die Erde hingen," wie er zu ſagen pflegte.

Shakespeare war froh allein zu ſein.

Den Kopf auf den Arm geſtützt, ſaß er an ſeinem Schreibtiſch, ſtarr und finſter vor ſich hinſchauend.

Und doch! liegt nicht der Adel des Geiſtes unverkennbar in dieſem edelgeformten Geſicht? Ruft nicht jener ernſte melancholiſche Zug um den Mund, verkündet nicht dieſe gedankenſchwere hoheitsvolle Stirne den großen, gewaltigen, edlen Menſchen, der, wenn er auch fehlt, ſich doch wieder mit Titanenkraft aus dem Staube erhebt?

O! er fühlte es ja, daß er nicht roh, nicht niedrig, nicht ſchlecht ſei; er war ſich im Gegentheil bewußt: daß ihn die zarteſten Regungen führten, die Gluth für alles Schöne, ... nur ... oft zu weit!

Er hätte ſich das Herz aus der Bruſt reißen können, daß ſeine menſchliche Schwäche ſein geiſtiges, ſein beſſeres Ich ſo oft niederwerfe; ... aber ... er wußte und fühlte, daß er ſich nicht anders machen könne ... daß es ſo bleiben werde. Und hier war er zu ſtark, zu edel, zu groß und zu wahr, um, ſich ſelbſt ſchmeichelnd, ſich mit guten Vorſätzen zu belügen.

Aber es war noch etwas, was ihn in ſolcher Stimmung, was ihn auch jetzt niederdrückte.

Er verehrte Spenſer hoch, und doch wußte er, daß gerade Spenſer, das Haupt der höfiſchen Dichterſchule, mit den anderen dichtenden Rittern verächtlich und ſpöttiſch auf die Volksbühne und ſomit auch auf die Stücke herabſahen, die er für dieſe ſchuf.

Mußte er dieſe Geringſchätzung nicht bis in's Innerſte ſeiner Seele nachfühlen?

„O ich weiß es!“ — rief er auch jetzt, ſchmerzlich bewegt, — „wenn auch Viele mir Gerechtigkeit zollen, bei den Meiſten heißt es doch: das ſind Schauſpiele für die Menge! ... das ſind Blumen eines Tages, aus welchen nie der Lorbeer eines großen Dichters ſproßt!“

„Und doch!“ — ſetzte er leiſe hinzu — „klingt in mir Alles wieder, was je ein Menſchenherz mit Freude oder Schmerz durchbebt; ... fühle, lebe ich Alles mit; ſagt mir mein Innerſtes, daß, was ich ſchuf, Beachtung verdient.“

„Aber der Schauſpieler! der Schauſpieler! der Dichter für die gaffende Menge! ... Ja! meine Sonnette, das möchte gelten! ...“

„O, bei Gott! ich habe, meinem innerſten Weſen nach, mit dem Gemeinen und Gewöhnlichen nichts zu ſchaffen, ... und mich gerade muß das Schickſal in den fadenſcheinigen Mantel eines Schauſpielers kleiden, mit buntem Flitter und dem nichtigſten Tand behängen ... und dabei dies ſtürmiſche Blut, die ſo unſelige Leidenſchaftlichkeit, dies Herz voll Feuer und Glut!...“

Shakespeare drückte die Hand vor die heiße Stirne und ſeufzte tief.

Er ſchwieg lange, während ſeine trüben und doch wieder in aller Pein aufjauchzenden Gedanken in ſchmerzlich ſüßen Klängen in ihm austönten, wie das Scheiden des Sommers; wie das Verhallen jener wunderbaren Muſik, die zuweilen in lauen Sommernächten am Meer, wenn wir einſam auf den Felſen des Ufers ſitzen, unſer Ohr von Sternen und Wellen zu vernehmen glaubt. Einſam, ſtill und groß, wie die durch ungeheuere Räume von einander getrennten Geſtirne, war jetzt ſeine Seele.

Aber Alles war ihm auch ein Nichts! ... er ſich ſelbſt ... die Welt ... das Leben! durch das trüb gefärbte Glas ſeiner finſteren Stimmung, ſeiner Seelenpein und Niedergedrücktheit erblickte er nur Staub, Moder, Schwäche und Vergänglichkeit. Es ſtürmte in ſeinem Geiſt, ... es wogte in ſeinem Herzen. Da griff die Hand leiſe nach der Feder ... und, tief aus der Seele quellend, ſprach und ſchrieb er zugleich die Worte:

„Seh' ich des Alterthums erhabene Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern;
Den höchſten Thurm der Erde gleich gemacht,
Und ewiges Erz vor Menſchenwuth erzittern;
Seh' ich den gier'gen Ocean am Reich
Der Meeresküſten überfluthend zehren,
Das feſte Land, an Waſſerſchätzen reich,
Raub mit Verluſt, Verluſt mit Raube mehren;
Seh' ich des Daſeins Wechſelgang und Schranke,
Das Daſein ſelbſt dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einſt die Zeit.
  Solch' ein Gedanke iſt wie Tod; es treibt
  Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt."

Shakeſpeare legte das Papier nieder ... eine Thräne fiel darauf. — — —

Mehr denn eine Stunde mochte verfloſſen ſein, der Dichter ſaß noch immer regungslos auf derſelben Stelle und ſtarrte, in finſtre und peinliche Gedanken verloren, vor ſich hin.

Er hörte es nicht, daß die Thüre ſeines Zimmers hinter ihm geöffnet und wieder geſchloſſen wurde; — er vernahm auch das Rauſchen nicht, das ganz genau dem eines ſeidenen Kleides glich; ... er hörte dies ſo wenig, als ihm der ſtarke Wohlgeruch auffiel, der plötzlich ſein Zimmer erfüllte. Es war ein Duft wie Roſen und Lavendel: frühlingsartig, verführeriſch, berauſchend!

Plötzlich aber fuhr er doch empor ... es hatte ſich ein weicher runder Arm um ſeinen Hals gelegt, deſſen

Wärme ihn elektriſch durchzuckte, deſſen leiſer Druck ihn weckte, und als er nun beſtürzt aufſchaute, da bog ſich ein Engelskopf lächelnd über ſeine Achſeln, ſo daß die langen vollen blonden Locken ſein eigenes Haupt wie ein Goldregen überflutheten

„Roſamunde!“ — rief Shakespeare, zu gleicherzeit peinlich erſchrocken und doch auch wieder ſelig berührt.

„Ja, Roſamunde!“ — entgegnete eine Stimme, in deren Klang ein ſo lieblicher Zauber lag, daß er bis an's Herz griff und es vor Entzücken beben machte, — ein Zauber der einen Mörder im Augenblick der blutigen That vom Mord abhalten, den Fürſt der Hölle hätte bekehren können. — „Ja, Roſamande! und ſie muß ſelbſt zu dem treuloſen Freunde kommen, um ihn, den Entflohenen, wieder zurückzuführen in ihre Arme!“

„Entflohen?“

„Nun freilich!“ — ſagte die Holde und drückte einen flammenden Kuß auf des Dichters hohe Stirne. — „Meiſter Shakespeare wird doch nicht behaupten wollen, daß er eben auf dieſer Erdenwelt verweilt habe?“

„Ich war in Gedanken verſunken!“

„Ich haſſe die Gedanken, wenn ſie nicht mir gelten, denn ſie werden an meinem Geliebten zum Räuber und entführen mir ihn. O! ihr Männer habt gar keinen Begriff davon, was leben und lieben heißt. In eurem kalten Egoismus, in eurem Ehrgeiz glaubt ihr der Liebe genug gethan zu haben, wenn ihr derſelben, wie einer Bettlerin, das Almoſen einer Stunde zuwerft.

„Haſt du, mein Engel, ſchon eine Krone geſehen, die aus einem einzigen Diamant beſtand? Ich denke, die würde das Haupt zerdrücken, das ſie zu tragen verſuchte und diejenigen blind machen, die ſie anſchauten. Aber wenn in dem Reif aus Gold die einzelnen Juwelen, ſchön gefaßt, hervortreten, dann ſchmückt und entzückt ſie?“

„Ja! und nur geſchmückt und entzückt wollt ihr Männer ſein. Aber daß ſich die wahre volle Liebe ſelbſt vergißt und in ihrer Unermeßlichkeit und Unerſchöpflichkeit bis zur Vernichtung hingiebt, um ſich gerade aus dieſer ſeligen Hingabe wieder neu zu gebären und neu geboren ſich wieder dem geliebten Gegenſtand rückhaltslos aufzuopfern ... davon habt ihr keinen Begriff. Wahrhaft lieben heißt: ſein ganzes Daſein mit dieſer einzigen Leidenſchaft ſo vollkommen ausfüllen, daß uns kein Athemzug, kein Gedanke für etwas anderes übrig bleibt!“

Und ſie überdeckte des Dichter's Stirne, Augen und Mund mit leidenſchaftlichen Küſſen.

„So willſt du den Egoismus krönen und, wenn auch in das Gewand der Seeligkeit gehüllt, auf den Thron erheben“ — ſagte William — „während du zugleich Welt und Menſchheit mordeſt; denn ſie ſind nicht mehr für dich da und du nicht mehr für ſie!“

„Nur keine Philoſophie!“ — rief hier das reizende Weſen lachend — „davon weiß die Liebe nichts!“ — und hinter dem Stuhl hervortretend, ſetzte ſie ſich mit einer raſchen, unendlich anmuthigen Bewegung auf des Dichters Schoß, indem ſie ihre beiden Arme mit Heftigkeit um des Geliebten Nacken ſchlang.

„Und nun, du Treuloſer!“ — rief ſie dabei mit leuchtenden Augen — „beichte und bekenne, was dich wieder ſo finſter und ſchwermüthig macht!“

„Mein Kind!“ — ſagte Shakeſpeare mit trübem Lächeln — „ich fürchte, es iſt etwas, was du nicht begreifſt, weil es außerhalb der Sphäre deines Daſeins liegt: mich hat in dieſer Stunde wieder einmal der Ernſt des Lebens, die uns ewig räthſelhafte Verwicklung des Zufalls, ergriffen und erſchüttert.“

„Halt!“ — rief hier Roſamunde mit komiſchem Ernſt, indem ſie das ſchöne Köpfchen etwas zurückbog, die Hände auf des Dichters Schultern legte und ihm mit anſcheinender Neugierde in das Geſicht ſchaute — „Halt! laß mich doch den närriſchen Menſchen einmal beſchauen, der ſich ſelbſt gefliſſentlich um das Glück des Lebens betrügt. O, ihr großen Geiſter, ſeid ihr doch Thoren, mit eurem Grübeln! Laßt doch der Welt und dem Schickſal ihren Lauf und bemüht euch das Leben leicht und heiter zu machen, ſtatt trüb und ſchwer!"

„Glücklich, weſſen Charakter aus Licht und Liebe gewoben iſt, wie der deine!" — ſagte Shakespeare.

„Den Leichtſinn, als Einſchlag des Gewebes, nicht zu vergeſſen!" — meinte das reizende Mädchen. — „Uebrigens weiß ich in der That nicht, was dir, Will, fehlt. Du biſt ein beliebter Dichter . . ."

„O ſchweige!"

„Undankbarer! gefallen deine Stücke nicht?"

„Wem?"

„Wem?!" — wiederholte das Mädchen mit großen Augen. — „Beſucht die Königin den Globus nicht jedesmal, wenn ein Stück von dir gegeben wird? Sind die Lords Southampton, Eſſex und Pembrocke nicht deine Freunde und Gönner, ſpricht man nicht überall von deinen Stücken? Wie du mir jüngſt einen Theil deiner neuen Arbeit, die du jetzt gerade unter den Händen haſt. . . wie heißt du das Ding?"

„Den Sommernachtstraum!"

„Ja, der Sommernachtstraum . . . wie du mir einen Theil davon vorlaſeſt . . . weißt du, wie es mir da war?"

„Nun?"

„Als ob ich, umſchlungen von dir, in das Zauberreich Oberons aufſtiege; und Alles was auf unſerem

Fluge dein Geiſt berührte, gewann einen Schimmer von Purpur und Gold. Ein Jauchzen wie von Engelchören klang durch die ſanft bewegte laue Luft. Deine Verſe athmeten Muſik, und in einem einzigen Wohlklang ſchien Leid und Freud, die Welt und wir beide ſelbſt hinzuſchmelzen!"

Roſamunde hatte dies geſagt indem ihre glühende Wange an der Wange des Geliebten ruhte. Es durchſchauerte ihn mit einer ſüßen die Sinne umnebelnden Wolluſt.

„O!" — ſagte er tief und ſtürmiſch bewegt — „das iſt ja gerade der Akkord, den ich im Leben, wie in der Dichtkunſt ſuche!"

„O du lieber Wahnſinniger!" — rief hier die Reizende mit ihrer Zauberſtimme — „warum denn ſuchen, was man hat? Haſt du nicht mich? . . . Dichtkunſt, Liebe, Ehre? . . . ſo tauche doch unter in dieſen Dreiklang und du haſt den Akkord, indem die höchſte Seligkeit ewig nachklingt!"

Und ſie küßte ihn ſo glühend und leidenſchaftlich und preßte ihn ſo gewaltig an ihre Bruſt, daß er fühlte, wie die Flammen, die in ihren Adern rannen, in ihn übergingen und ihn fieberhaft entzündeten. Hätte er hier ſeinem tückiſchen und doch ſo ſüßen Verhängniß entgehen können? Wer wohl von den Sterblichen?

„Trieb nicht dein holder, vielberedter Blick
Dem ſelbſt die ganze Welt nicht widerſtände

Von der gelobten Treue mich zurück?
Wer iſt's, der deshalb ſtrafbar mich erfände?
Das Weib verſchwor ich; d'rum beweis ich, Du
Biſt Göttin, und nicht hab ich dir entſagt:
Denn irdiſch war mein Wort, und himmliſch du;
Um dieſe Gunſt wird nicht zuviel gewagt.
Gelübde ſind nur Hauch, und Hauch iſt Dunſt:
Drum, ſchöne Sonne, ſchein auf meine Erde,
Zieh' auf das Wort, es ruh in deiner Gunſt,
Daß es gebrochen nicht geachtet werde;
Und bräch' ich's auch, kein Narr wird ſich beſinnen
Durch Eidverluſt den Himmel zu gewinnen.

Fünftes Kapitel.

Am Hofe.

Ganz London war heute in Bewegung: England feierte heute einen neuen Sieg über das verhaßte Spanien, deſſen Seemacht zu brechen und zu vernichten ſchlauerweiſe die Religion den Deckmantel hergeben mußte. Und bei Gott! die Waffen der jungfräulichen Königin waren geſegnet.

Schon im Jahre 1588 hatte Philipp II. von Spanien die Armada — die ſogenannte „unüberwindliche Flotte“ — unter dem Befehle des Herzogs von Medina-Sidonia ausgeſandt, das ihm vom Papſt geſchenkte ketzeriſche England zu erobern und in Beſitz zu nehmen.

Die Flotte beſtand aus 130 großen und 30 kleineren Kriegsſchiffen, und führte 19,295 Seeſoldaten, 8460 Matroſen, 2088 Sclaven, 2630 Kanonen nebſt dem Großinquiſitor und 150 Dominikanern an Bord. Kaum hatte die Flotte den 29. Mai 1588 Liſſabon verlaſſen, als ſie ein Sturm zerſtreute, ſo daß in Corunna die Schiffe ausgebeſſert werden mußten. Ein Schiff war untergegangen, und drei wurden von empörten Galeerenſclaven in franzöſiſche Häfen geführt. Hierauf ſegelte ſie durch den Kanal der flanderiſchen Küſte zu um die von den Holländern und Engländern geſperrten Häfen Nieuport und Dünkirchen zu befreien, damit das daſelbſt unter dem Herzog von Parma geſammelte Landheer von 31,000 Mann und 4000 Pferden auf eigens dazu erbauten Fahrzeugen eingeſchifft und unter dem Schutze der Flotte gegen England geführt werden könne. Auf der Höhe von Plymouth kam die in einem Halbkreiſe von ſieben Meilen ſteuernde Armada der noch nicht 80 Schiffe ſtarken engliſchen Flotte, die von Lord Howard geführt wurde, zu Geſicht. Howard, der ſich, mit ſeinen Unterbefehlshabern Drake, Hawkins und Frobiſher zu ſchwach fühlte, eine offene Schlacht zu wagen, ſuchte mit ſeinen Schiffen bald aus der Nähe, bald aus der Ferne durch gutgezielte Kugeln den Spaniern Schaden zuzufügen. Einzelne ſpaniſche Schiffe, unter andern die mit dem Schatze beladene Gallione, fielen den Engländern in die Hände, oder wurden vernichtet. Endlich auf der Höhe von Dünkirchen angelangt, hemmte eine Windſtille (7. Auguſt) jede Bewegung der Spanier. Durch acht Brander, welche während derſelben der engliſche

Befehlshaber gegen die Armada treiben ließ, gerieth dieſe, da jedes Schiff auf ſeine Rettung bedacht war, in ſolche Verwirrung, daß Howard am 8. Auguſt Morgens die Spanier auf mehreren Seiten angreifen konnte. Als Letztere, trotz einer tapferen Gegenwehr, eine Anzahl ihrer Schiffe theils vernichtet, theils in den Händen der Engländer oder Holländer ſahen, beſchloß der Herzog von Medina-Sidonia die Befreiung von Nieuport und Dünkirchen aufzugeben. Da ein ſtarker Südwind die Fahrt durch den Canal nicht geſtattete, ſo faßte er den Plan, die Flotte nordwärts um Großbritanien herum nach Spanien zurückzuführen. Admiral Howard folgte dem Feinde, mußte aber, um ſich mit Kriegsbedarf zu verſehen, in engliſchen Häfen einlaufen, wobei er nur mit Mühe einem eben losbrechenden Sturme entgehen konnte. Deſto furchtbarer traf der Orkan die ſchon gänzlich entmuthigten Spanier. Die Schiffe der Armada, die ſich eng zuſammen hielten, wurden nach allen Richtungen zerſtreut. Einige fanden an Norwegens Klippen, andere auf dem offenen Meere, noch andere an den ſchottiſchen Küſten ihren Untergang. Ungefähr dreißig Fahrzeuge erreichten wirklich den atlantiſchen Ocean; aber auch von dieſen wurden mehrere durch einen Sturm aus Weſten an die Küſten von Irland geworfen, wo ſie zu Grunde gingen und die ſich rettende Mannſchaft am Lande ermordet ward. Nur wenige Schiffe führte Recaldo ſehr beſchädigt nach Spanien zurück, wo ſelbſt noch im Hafen zwei Gallionen durch Zufall ein Raub der Flammen wurden. Gegen Ende September lief der Herzog von Medina-Sidonia im Hafen von Santander ein. Im Ganzen ſoll die Armada auf offener See 72 große Schiffe, ungerechnet die kleinern, und 10,185 Mann verloren haben. Es gab keine angeſehene Familie in Spanien, die nicht den Verluſt eines der Ihrigen zu betrauern gehabt hätte. Mit der Vernichtung dieſer Flotte war Spaniens Macht gebrochen, wenn auch Philipp bei der Nachricht von dem Unglücke nur die gleichgültigen Worte äußerte: „Ich habe die Flotte nicht gegen die Sturmwinde geſchickt, und danke Gott, die Macht zu beſitzen, eine neue rüſten zu können."

Seit jener Zeit hörten die Angriffe Englands nicht auf und eben jetzt feierte London neuerdings die Eroberung und Vernichtung der Stadt Cadir durch den feſtlichen Einzug der Sieger: des Groß-Admiral Karl Howard, des Grafen Eſſex und Sir Walter Raleighs.

Ungeheure Menſchenmaſſen füllten ſchon ſeit dem frühſten Morgen diejenigen Straßen Londons, durch die ſich der Zug bewegen ſollte. Kopf an Kopf ſtand die neugierige, von patriotiſchem Stolz gehobene Menge, mit einer, nur dem engliſchen Charakter eigenen Geduld die Ankunft des Triumphzuges erwartend, der um ſo glänzender zu werden verſprach, als er namentlich den jetzigen Liebling der Königin verherrlichen ſollte.

Aber nicht nur die Straßen waren zum Erdrücken gefüllt, auch an allen Fenſtern erblickte man Neugierige, — jedes hervorragende Plätzchen, und wenn es nur einen Fuß breit Raum bot, trug ſeine Laſt, — ja ſelbſt die Dächer und Schornſteine der Häuſer waren von Verwegenen beſetzt, welche die Herrlichkeit wenigſtens von oben herab ſchauen und bewundern wollten.

Da gab es denn ſonderbare Gruppen genug, wie auch diejenige war, an der wir uns eben mühſam vorüber drängen. Sie wurde von zwei Männern und einem Hund gebildet, von welchen drei Weſen es ſich in der That ſtritt, welches von ihnen das abſchreckendſte ſei?

Die beiden Männer hatten den ſteinernen Rand eines alterthümlichen Brunnens erſtiegen, der ihnen jetzt zum Sitz diente, bei dem Herannahen des Zuges aber einen erhöhten Standpunkt, und ſomit den Blick über die Menge hin bot.

Beide Männer waren im Alter und der äußeren Erſcheinung ſehr verſchieden: der eine, dem Anſcheine nach ein Greis, glich ſo ziemlich einer Mumie, ſo abgelebt und eingetrocknet war er, obgleich die blaurothe Farbe des unteren Theiles ſeines Geſichtes und ſeiner

Naſe gar nicht darauf hinwieſen, daß er ſeinem Körper durch den Tod mit Entziehung aller Flüſſigkeit drohe.

Der Menſch hatte dabei ein unausſprechlich widerliches, abgelebtes, auf die größte Verworfenheit hindeutendes Geſicht; während ſein ganzes Weſen, ja jede Bewegung ſeines Körpers auf jene Erſchlaffung hindeuteten, die Trinkern eigen iſt, ſobald nur ein Moment über die Zeit ihrer erkünſtelten Anſpannung vergangen.

Der Mann war außerdem in eine Kleidung gehüllt, die mehr als ſchäbig war und unbeſtritten früher einem anderen Corpus angehört hatte.

Dieſem ſchrecklichen, von allen Laſtern des Lebens zeugenden Individuum zur Seite, ſaß ein koboldartiges Ding, ein Menſch, von dem man nicht ſagen konnte, ob er alt oder jung ſei, mit dem Ausdruck eines halben Kretin und den Furchen eines alten Mannes im Geſicht, das ein furchtbarer, wahrhaft rieſiger Mund halbirte. Er trug die Kleidung eines königlichen Stalljungen und hielt ein raupiges Thier von Hund zärtlich unter dem Arm.

„Still, Bumble!" — ſagte er jetzt zu der widerlichen Beſtie, indem er ihr die kalte und ſchleimige Schnauze küßte, und ſein Geſicht verzerrte ſich dabei zu einem dummdreiſten Lachen, — „wenn wir einen alten Freund und Bekannten, den wir zehn Jahre nicht geſehen, wiederfinden, ſo mußt du nicht knurren. Kennſt du Maſter Bibbiton nicht mehr, mit dem wir am Globus zuſammen waren?“

Die Beſtie ließ ſich im Knurren nicht ſtören.

„Nun freilich“ — fuhr der Kobold, der Niemand anders als Watt war, fort — „im Darſtellen der Ungeheuer kam er uns nicht gleich und was das Brüllen betrifft, war er nichts gegen uns, indeß die Zeit der Competenz iſt ja vorbei, wir ſind keine Nebenbuhler mehr ... ſondern, wie unſere Kleidung zeigt, Beamte Ihrer Majeſtät der Königin und ſo iſt auch aller Streit vergeſſen!“

„Streit vergeſſen!“ — ſagte Maſter Bibbiton mit heiſerer Stimme — „war doch noch eine ſchöne Zeit am Globus! Wer aber kann für Unglück!“

„Sagt, für Intriguen und Ungerechtigkeit!“ — rief Watt mit dem Ausdruck der Verachtung. — „Iſt's nicht wahr, Bumble? hat man denn unſer Talent geſchätzt und erkannt? Weil wir ein paar mal zu früh als Ungeheuer auf die Bühne kamen und das Stück ein wenig verwirrten, nahm man einen Anderen für unſere Rollen an, und ... was für einen Menſchen!... keine Idee von einem richtigen Ungeheuer, und Brüllen konnte er gar nicht!“

„Unglück, Maſter Watt!“ — ſagte Maſter Bibbiton — „wie ich's auch erfahren!“

„Nun," — meinte Watt — „nehmt mir's nicht übel, bei euch war es doch etwas anderes."

„Etwas anderes? wie ſo?" —

„Nun, ihr kamt in der letzten Zeit immer ſo betrunken auf die Bühne ..."

„Betrunken auf die Bühne?" — wiederholte der edle Mime — „humph! ja! ... betrunken auf die Bühne! ... reines pures Unglück!"

„Ich dächte doch ..."

„Wenn man mehr Durſt hat, als man vertragen kann, iſt das kein Unglück?"

„Aber, Maſter Bibbiton, ſo viel ich und Bumble wiſſen, konntet ihr ſehr viel vertragen!"

„Aber immer nicht ſo viel, als ich Durſt hatte. So wollte es das Unglück, daß ich vor die Thür des Globus geſetzt wurde ..."

„Wie wir durch Chicane und Ungerechtigkeit!" — rief Watt, ſeinen Bumble, als Leidensgefährten, zärtlich an ſich drückend.

„Humph!" — machte Maſter Bibbiton, einen ſtarken Dunſt von Spirituoſen um ſich verbreitend. — „Was blieb mir übrig? ... ich nahm meine beiden Nichtsnutze von Kinder ..."

„Die Kleinen, die auf den Stelzen tanzten?"

„Stelzen tanzten!" — wiederholte Bibbiton —

ja, Stelzen tanzten! ... Stelzen tanzten! ... und ging nach Irland mit ihnen!"

„Und dort!"

„Verfolgte mich mein altes Unglück!"

„Das heißt die Brandyflaſche!"

„Humph! Brandyflaſche!" machte der alte Trunkenbold — „wollte die Dinger gerade an einen alten, ungeheuer reichen Lord verkaufen — hätte mein Lebensglück gemacht — da will es das Unglück! ... mein verdammtes Unglück! ... daß ſie, als ich aus einem tiefen Schlaf ..."

„Rauſch! Maſter Bibbiton!" — rief Watt mit einem entſetzlichen Lachen.

„Rauſch!" — wiederholte Bibbiton — „auch möglich! Wer kann vor Unglück!"

„Nun und die Mädchen?"

„Daß die Mädchen fort ſind!"

„Zum Lord?"

„Bewahre! auf und davon!"

„Und ihr hörtet nichts mehr von ihnen?"

„Nichts!"

„Und was thatet ihr!"

„Thatet ihr? — Humph! blieb nichts anders übrig, wenn ich nicht verhungern ſollte ..."

„Oder vielmehr verdurſten!"

„Verdurſten? auch! war gerade das Unglück!"

„Nun?“

„Mußte ich mich zurückbetteln!“

Watt ließ hier einen ſtolzen und verächtlichen Blick über ſeinen Gefährten gleiten, dann ſagte er mit herablaſſender Miene, — „da haben wir es doch beſſer gemacht! die Chicanen, die man uns, Bumble und mir, am Theater ſpielte, haben unſer Glück gegründet und uns eine Stellung am Hofe gegeben.“

„Hofe gegeben?“ — frug Maſter Bibbiton.

„Ja entgegnete Watt. — „Eine Baſe von mir, brachte mich durch ihren Einfluß in den Stall . . .“

„In den Stall?“

„Ja! in den Stall ihrer Majeſtät.“

„In den Stall ihrer Majeſtät?“

„Ja! der jungfräulichen Königin!“

„Jungfräulichen Königin? Und da habt ihr? . . .“

„Sie zu bedienen!“

„Zu bedienen! humph!“

„Als Stalljunge!“

In dieſem Augenblicke fingen alle Glocken von London zu läuten an.

„Was iſt das?“ — frug Bibbiton, indem er ein Fläſchchen aus einer ſeiner ſchmierigen Taſchen nahm und einen Zug that.

„Sie kommen!“

„Wer?“

„Nun!“ — rief Watt, ſich auf dem Brunnenrand aufrichtend — „die Sieger von Cadix!“

„Cadix!“ — wiederholte der alte Mime und ſchüttelte mit dem Kopf.

„Iſt das ein Land?“

„Eine Stadt in Spanien!“

„Und darum der Lärm und die Wirthſchaft?“

„Darum!“

„Und die Königin hat das Alles ſo befohlen?“

„So iſt es?“

„Wer das Geld hätte?“

„Ja wahrlich! Ich und Bumble hätten auch genug daran!“

„Und das giebt die Königin her? Warum aber? ſie iſt doch ſonſt ſo geizig?“

Watt lachte, daß ihm der Mund von einem Ohre zum anderen ging; dann ſagte er, ſich dem Ohre Bibbitons nähernd:

„Weil zugleich ihr Schatz wiederkehrt?“

„Wer?“ — frug Bibbiton.

„Ihr Schatz!“

„Graf Leiceſter?“

Bumble fing zu heulen an.

„Haſt recht, Bumble,“ — ſagte der Kobold — „bei einer ſolchen Frage möchte man heulen; . . . der Graf, den ihr nanntet, iſt ja ſeit acht Jahren todt!“

„Humph!“ — machte der alte Mime — „vergeßt nicht, daß ich in Irland war...“

„Und daß euch das gebrannte Zeug auch den Reſt des Gedächtniſſes genommen.“

„Reſt des Gedächtniſſes genommen ... ja ... Gedächtniſſes genommen!“ — wiederholte Bibbiton kopfnickend, und aus den verlebten matten Zügen ſtarrten die glanzloſen Augen, als wollten ſie das Geſagte beſtätigen. — „Das macht das Unglück ... ja das Unglück; aber ... wer iſt denn jetzt ihr ...“

„St!“ — machte Watt — „bedenkt wo wir ſind und wer ich bin!“

„Bin?“

„Ja! Angeſtellter im Dienſte Ihrer Majeſtät! Recht, Bumble, wedle mit dem Schwanz, wenn man von der Majeſtät ſpricht; Peſt! man merkt, daß wir am Hofe ſind. Uebrigens weiß Jedermann wer ihr Herzliebſter iſt!“

„Liebſter iſt? und wer?“

„Nun, du mein Gott, der bildſchöne und blutjunge Graf Eſſex, der eben einzieht.“

„So, ſo!“ — machte Bibbiton — „Eſſex! Humph! Graf Eſſex!“

„Stiefſohn des Grafen Leiceſter!“

„Stiefſohn des Grafen Leiceſter? alſo noch jung?“

Watt verzog den Mund, daß das Geſicht in zwei

Theile geſpalten wurde, wie bei einem Nußknacker; dann lachte er dummdreiſt und ſagte: — „Er war einundzwanzig und ſie fünfundfünfzig!“

Bumble fing wieder halblaut zu heulen an.

Watt liebkoſte ihn und ſagte:

„Still, Bumble, wenn von Ihrer Majeſtät der jungfräulichen Königin die Rede iſt!“

„Jungfräulichen Königin!“ — wiederholte Bibbiton und nahm eine Prieſe aus ſeiner ſchmutzigen Doſe. — „Ja!“ — wiederholte er dann noch einmal, cyniſch vor ſich hinlachend — „jungfräulichen Königin!“

Das Volksgedränge und der Lärm wuchſen jetzt ſo, daß man ſich kaum halten und kein Wort mehr verſtehen konnte; auch ſah’ man von fernher den Zug nahen. Der alte Mime und der Kobold hoben ſich auf die Zehen, Bumble knurrte unter dem Arm ſeines Herrn, während dieſer, zum Entſetzen aller Umſtehenden, auf ſeinem Geſicht ein Lächeln erſcheinen ließ, das zwar eine Aeußerung ſeiner Freude war, viele der Nahſtehenden aber mit Schreck an einen aufgeſperrten Krokodillrachen erinnerte und zurückweichen ließ.

Indeß kam der Zug heran.

Herolde und Trompeter eröffneten ihn, dann kam eine Abtheilung der königlichen reitenden Leibgarde. Ihr folgte — zur großen Beluſtigung Watt’s und des ganzen niederen Volkes — ein Trupp tanzender, jauchzen-

und ſpringender Schalksnarren, die Freude des Sieges allegoriſch durch die unſinnigſten Geberden darſtellend.

Ein ungeheurer Jubel begrüßte ſie überall, ſo wie ein jauchzendes wieherndes Lachen ihre rohen Späße begleitete.

Jetzt folgte ein von vier Pferden gezogener reich vergoldeter Wagen, auf welchem ein ſchönes Mädchen ſaß, die Göttin des Sieges repräſentirend. Genien umſtanden ihren erhöhten Sitz, auf purpurfarbenen Kiſſen die Schlüſſel der Stadt Cadix, einen goldenen Lorbeerkranz und eine aus den koſtbarſten Steinen zuſammengeſetzte Krone tragend, — Dinge, die beſtimmt waren der Königin von der Göttin der Freiheit knieend überreicht zu werden.

Auch hier Jubel, der ſich bis zum Aeußerſten ſteigerte, als nun, hinter einem Zug gefangener Spanier, die Sieger ſelbſt erſchienen, gefolgt von einem Zuge mit Beute beladener Wagen und den Truppen, die ihnen den Sieg errangen.

Aber wunderbar! der Groß-Admiral Howard und Sir Walter Raleigh verſchwanden faſt gegen den blühenden und ſtrahlenden Grafen von Eſſex, der, wie ein König, zwiſchen ihnen ritt.

Das prächtige Pferd, das ihn trug, war ſo weiß, wie friſch gefallener Schnee, während die ganze Aufzäumung, Sattel und Schabracke in purpurrothem

Sammt und Silberſtickerei herrlich von der Farbe des edlen Thieres abſtachen.

Aber auch der Reiter war ganz in Weiß gekleidet. Seine Schuhe waren von weißem Sammet, ſeine Strümpfe von weißer Seide, ſeine B[illegible]leider von weißem Sammet mit Silberſtoff beſetz[illegible] ſein Wams von Silberſtoff, ſeine Weſte von weißem Sammet mit Silber und Samenperlen geſtickt; ſein Gürtel und die Scheide ſeines Schwertes von weißem Sammet und ſilbernen Einlagen. Dolch und Schwert mit wunderbar ſchön gearbeiteten ſilbernen Griffen verſehen. Von den Schultern fiel dabei ein ſpaniſcher Mantel, ebenfalls von weißem Sammet, mit einem ſilber geſtickten Beſatz, der einen Fuß breit war. Ein Hut mit weißen Federn, das Halsband des Hoſenbandordens, und das blaue Hoſenband ſelber am Knie, vollendeten den Anzug. Dazu die ſchöne Geſtalt des jungen blühenden Mannes, ſeine anmuthigen Bewegungen, die ſchönen Proportionen des Körpers und man mußte geſtehen, daß er der ſchönſte Mann Englands ſei.

Auch Lord Howard und Sir Walter Raleigh waren prächtig gekleidet und ſchöne Männer; ... aber ... ſie verſchwanden geradezu gegen Eſſex.

Es war auch als ob ihm allein der Jubel des Volkes gelte; wie denn auch ſein Geſicht allein in ſtolzer Freude ſtrahlte, während die beiden andern ernſt und finſter drein ſchauten, den Ingrimm, der ſie verzehrte, kaum verbergend.

Und wer war dieſer junge Mann? und was waren ſeine Verdienſte?

Als der frühere Günſtling der jungfräulichen Königin, Graf Leiceſter 1588 zum großen Schmerze Eliſabeths geſtorben, hatte ſie ihn kurz vorher zu der neuen und unerhörten Würde eines Stellvertreters der Königin in England und Irland, zum Lord-lieutenant of England and Ireland erhoben.

Aber der Tod, der unerbittliche, trat dazwiſchen und machte einen Strich durch die Rechnung. Auch der Mächtigſte der Erde iſt ſterblich.

„Der mächtige Cäſar ſtarb und ward zur Scholle,
Ein Loch zu ſtopfen vor des Windes Grolle:
O, daß der Staub, dem einſt die Welt gebebt,
Vor Winters Weh'n nun eine Wand verklebt!“

Aber Eliſabeth hatte das Bedürfniß, irgend einen galanten Mann vertraulich zu behandeln und auf weibliche Weiſe ohne Rückſicht auf ſein Verdienſt zu begünſtigen. Sie wählte ſich daher nach Leiceſter's Tode einen anderen Günſtling und Vertrauten. Es war aber ein Mißgeſchick, daß ſie damals, obgleich ſie ſchon über fünfzig Jahre alt war, ihre Augen auf einen blutjungen Hofmann warf, den ſie ſchon früher auffallender Weiſe begünſtigt hatte. Dieſer neue Liebling war der erſt einundzwanzig Jahre alte Graf Eſſex, ein Stiefſohn Leiceſter's. Er war von ſeinem Vater an den Hof gebracht und durch die Königin gleich Anfangs ſowohl mit Ehrenämtern, die er nicht verdient hatte, bekleidet, als auch zu Geſchäften, denen er nicht gewachſen war, gebraucht werden. Eliſabeth hatte ihm zuerſt eine der erſten Würden des Reiches (die Stelle eines master of the horses) ertheilt. Nachher hatte ſie, als ſie bei Leiceſter's Heer im Lager erſchien, den jungen Mann, der noch nicht im Felde gedient hatte, zum Generalcapitain der Reiterei ernannt und zugleich im Angeſichte des Heeres mit Liebkoſungen überhäuft. Endlich hatte ſie ihm, ohne daß er es durch irgend eine wichtige Dienſtleiſtung verdient hätte, auch noch den Hoſenband-Orden gegeben. Nach Leiceſter's Tode ward Eſſex nun der erklärte Günſtling der Königin. Als ſolcher lud er nicht nur in ganz kurzer Zeit eine für jene Zeit ungeheuere Schuldenlaſt (Zweiundzwanzigtauſend Pfund) auf ſich, ſondern er ſagte auch ſeinen Freunden im Vertrauen, daß er ſich bei dem alten Weibe (the old woman) langweile, und begab ſich im Jahre 1589 ohne Vorwiſſen der Königin zu der Flotte, welche unter Drake und Norris ein Heer nach Cadix und Portugal führte. Dieſe Flotte aber, deren beide Führer ſich ſonſt als tüchtige Seefahrer bewährt hatten, kehrte bald wieder unverrichteter Sache nach England zurück, und Eſſex nahm ſogleich auf's Neue ſeinen Platz am Hofe wieder ein, obgleich die Königin ihm zuerſt einen Mann mit dem Befehle der Rückkehr nachgeſendet und, als dieſer ihn nicht mehr auf engliſchem Boden antraf, dem Drake befohlen hatte, ihn nach Hauſe zurückzuſchicken.

Mit Eſſex ging es damals indeß gerade ſo, wie früher mit Leiceſter: er durfte keck an den Hof zurückkommen und ſich noch inſolenter zeigen als vorher. Es gelang ihm ſogar, einen mit Talenten begabten kühnen Abenteurer, welcher Meiſter der höfiſchen Schmeicheleien war und mit ſeinen Freunden bei Eliſabeth einer unanſtändigen Vertraulichkeit genoß, auf einige Zeit von der Königin zu entfernen. Dieſer Mann, welcher ſpäter unter König Jacob I. noch einmal eine Rolle ſpielte, war der Ritter Walter Raleigh. Er hatte es während der Abweſenheit des Grafen Eſſex ſchon ſo weit gebracht, daß er der ſtete Begleiter der Königin auf ihren Spaziergängen geworden war; nach deſſen Rückkehr aber mußte er auf einige Zeit nach Irland gehen, wo die Königin ihm zwölftauſend Acres Land geſchenkt hatte. Eliſabeth begünſtigte damals noch einen anderen jungen Mann, Charles Blount, den Sohn eines Lords, in ſehr auffallender Weiſe. Sie erregte aber durch ein Geſchenk, welches ſie demſelben machte, die Eiferſucht des Grafen Eſſex, und als dieſer ſich eine ſarkaſtiſche Bemerkung darüber erlaubte, kam es zwiſchen Beiden zu einem Duell, welches man dann benutzte, um der Einbildung der Königin von ihrer Schönheit zu ſchmeicheln. Eliſabeth ließ ſich nämlich in den Kopf ſetzen, daß ein Streit über ihre Schönheit das Duell veranlaßt habe.

Die beiden Duellanten wurden nachher die beſten Freunde. Dagegen war und blieb der bekannte Miniſter Eliſabeth's, Lord Burleigh, für Eſſex ein gefährlicher Feind, da die Königin den alten Schlaukopf durchaus nicht entbehren konnte. Eſſex gerieth mit ihm bei Walſingham's Tode in Zwiſt, und zwar aus Anlaß der Beſetzung der Stelle, welche dieſer bekleidet hatte. Lord Burleigh wollte die Stelle ſeinem Sohne, Sir Robert Cecil, verſchaffen; Eſſex dagegen ſchlug zuerſt den bekannten Daviſon, welchen Eliſabeth nach der Hinrichtung Maria Stuarts zum Träger ihrer Sünde gemacht hatte, und dann den Sir Thomas Bodley vor. Eliſabeth ſchob, um weder ihren alten Miniſter, noch ihren jungen Günſtling zu beleidigen, die Ernennung auf, und ließ die Stelle ſechs Jahre lang proviſoriſch durch Sir Robert Cecil unter der Aufſicht ſeines Vaters verwalten. Erſt als Eſſex beſchuldigt wurde, daß er an dem im Verhältniß zu den aufgebotenen Mitteln wenig glücklichen Ausgange eines großen Unternehmens gegen Spanien

Schuld ſei, gab endlich Eliſabeth die Stelle dem Sir Robert Cecil. Dieſer verband ſich dann mit den zahlreichen Feinden des Grafen Eſſex zu deſſen Sturze.

Was nun jenes Unternehmen gegen Spanien betrifft, ſo rüſtete König Philipp II., erbittert über die fortwährende Unterſtützung der Niederländer und der Hugenotten durch Eliſabeth, 1596 einen neuen Seezug gegen England, und Eliſabeth beſchloß, dieſem Zuge dadurch zuvorzukommen, daß ſie eine Flotte abſchickte, welche die Schiffe Philipp's noch vor ihrer Abfahrt vernichten und zugleich ſpaniſche Häfen und Städte zerſtören ſollte. Die Königin war zu dieſem Entſchluſſe durch den Grafen Eſſex, den Groß-Admiral Carl Howard und Sir Walter Raleigh getrieben worden, während Lord Burleigh vergebens Alles aufgeboten hatte, um die Sache zu hintertreiben. Es wurde eine Flotte gerüſtet, welche mit Inbegriff von zweiundzwanzig holländiſchen Schiffen hundertundfünfzig Segel ſtark war, und vierzehntauſend Mann Landungstruppen an Bord hatte. Da man bei dieſem Zuge auf große Beute rechnete, ſo hatte der Groß-Admiral mit bedeutenden Koſten Schiffe auf eigene Rechnung ausrüſten laſſen, und auch Walter Raleigh, welcher ein guter Seemann war, hatte Schiffe geſtellt. Den Oberbefehl über die Flotte erhielt der Groß-Admiral, das

Commando über die eingeſchifften Landungstruppen der Graf Eſſex. Außer dieſen Beiden führten noch Lord Thomas Howard und Walter Raleigh beſondere Abtheilungen der Flotte an. Dieſe vier Männer bildeten mit einigen anderen Führern den Kriegsrath, und Lord Burleigh hatte die Aengſtlichkeit ſeiner Königin benutzt, um durch denſelben den Grafen von Eſſex auf ſolche Weiſe einſchränken zu laſſen, daß das ganze Unternehmen vereitelt werden mußte. Es war nämlich dem Grafen, deſſen Heftigkeit und Hitze diesmal am rechten Platze geweſen wäre, befohlen, nichts zu unternehmen, was nicht zuvor im Kriegsrathe verhandelt und von der Mehrzahl deſſelben gebilligt worden wäre.

Die engliſche Flotte verließ England im Anfange des Juni 1596. Sie landete vor dem Hafen Cadix, in welchem fünfzehn Kriegsſchiffe und vierzig Handelsſchiffe lagen. Dieſe Fahrzeuge wurden theils zerſtört, theils zur ſchnellen Flucht genöthigt, Cadix ſelbſt aber eingenommen. Nach der Capitulation, durch welche dieſe Stadt am 22. Juni ſich ergab, ward ſie ſelbſt mit allen Waaren-Lagern und Privathäuſern den Siegern preisgegeben und nur den Einwohnern gegen eine beſtimmte Summe die Schonung ihres Lebens zugeſichert. Nachdem die Stadt grauſam geplündert worden war, wollte Eſſex, als Oberbefehlshaber der Landtruppen, tiefer in Andaluſien eindringen oder doch wenigſtens den Beſitz der Inſel, auf welcher Cadix liegt, behaupten; allein der Kriegsrath gab weder das Eine, noch das Andere zu. Die Flotte kehrte darauf, nachdem vor ihrer Abfahrt Cadix niedergebrannt und ſeine Feſtungswerke geſchleift worden waren, im Auguſt mit reicher Beute nach England zurück. Das Unternehmen endigte alſo, wie alle die vielen Raubzüge zur See, welche die Engländer damals, gleich den Normännern des Mittelalters, gegen die ſpaniſchen und portugieſiſchen Beſitzungen zu machen pflegten. Sie wurden dadurch übermächtig zur See, kühn und unternehmend, Helden, Entdecker und reiche Handelsleute, aber zugleich auch rohe und brutale Räuber.

Von dieſem Siege heimkehrend, zogen nun eben Eſſex und ſeine Begleiter in London ein . . . Erſterer in dem ſtolzen Bewußtſein, daß ihn die Königin als ihren ausgemachten Günſtling mit offenen Armen erwarte.

Und ſo war es denn auch. Wenn auch Eliſabeth nach Außen hin an dem ſtrengen und ernſten Ceremoniell feſthalten mußte und die Staatsklugheit ihr gebot, die drei Sieger gleich ehrenhaft aufzunehmen, ſo leuchteten doch ihre Blicke dem ſchönen Grafen ſo hoch und freudig entgegen, daß dieſer, in ſeinem Stolz und Eigendünkel, ſich, von dem erſten Augenblick an, wie ein König geberdete.

Der Unſelige ahnte nicht, daß die Saat des Haſſes und des Neides, die er hier ausſtreute, einſt blutige Früchte tragen werde. Der ſchöne, lebensfrohe, übermüthige junge Mann ſah' jetzt alles Andere in ſeinem Geiſte ... nur nicht Beil und Schaffot!

Glänzende Feſte folgten nun am Hofe dem pomphaften Siegeseinzuge.

Unter anderen Herrlichkeiten war auch nach dem prunkenden Mittagsmahl Hof-Theatervorſtellung im Banketſaal von Whitehall angeſagt. Ihre Majeſtät ſelbſt hatten Heinrich VI. von Shakespeare befohlen.

Der Tag war jetzt unter Jubel und Luſt vergangen, die Nacht brach an; aber ſie war heute für London nicht vorhanden!

Auch in dem Banketſaal von Whitehall hatten ſich, unter Vortritt Ihrer Majeſtät, die Logen und Ehrenplätze gefüllt. Es war eine Verſammlung glänzender denn je; die Lichter ſpiegelten ſich in einem Meer von Gold, Silber und Edelſteinen.

Was England nur Großes und Schönes aufzuweiſen hatte, war heute hier verſammelt: da ſah man die Herzöge von Northumberland und Weſtmoreland, von Suſſex und Cumberland mit ihren Gattinnen und Töchtern, den Herzog von Norfolk, Lord Burleigh und ſeinen Sohn, Sir Robert Cecil, die Grafen und Gräfinnen von Strafford, Schrewsbury und Pembrocke — jene, bei der Entdeckung der Verſchwörung von Tutbury durch Schlauheit dem Verderben entkommene Staatsmänner, — den Graf von Arundel und Southampton, die ſchöne und reizende Lady Howard und ihren Gatten, Lady Blanche Somerſet, Sir Walter Raleigh, zahlloſe Lords und Ladys und vor Allen, an der Seite der Königin in der königlichen Loge Mylord Graf von Eſſex.

Die Königin glänzte, nicht nur übergoſſen von Diamanten, ſondern auch umſtrahlt von Glück. Spaniens Seemacht hatte einen neuen tödtlichen Streich erhalten, Europa ſtaunte Eliſabeth von England an, das engliſche Volk in ſeiner Mehrzahl vergötterte ſie... und ... neben ihr ſtand ihres Herzens Liebling, Britaniens ſchönſter Mann, der Sieger von Cadix, der lang erſehnte und jetzt zurückgekehrte Günſtling.

Und, in der That, die ſonſt ſo gemeſſene Fürſtin, vermochte heute ihren inneren Jubel kaum zurückzuhalten. Sie bereute jetzt anfänglich, kein heiteres Stück befohlen zu haben; aber bald riß ſie doch die Schöpfung Shakeſpeare's und das vortreffliche Spiel Burbages, Green's und des Autor's ſelbſt ſo weit hin, daß ſie der Entwickelung des Drama's mit ganzer Seele folgte.

„Bei Gott!“ — ſagte die Königin jetzt, zu ihrer Umgebung gewandt: — „Wir dürfen doch ſtolz darauf ſein, einen Dichter, wie dieſen Shakeſpeare, zu beſitzen!“

„Er iſt, neben Spenſer, ſicher der erſte Poet der Zeit!“ — meinte die Oberhofmeiſterin.

„Pah!“ — rief Graf Eſſex — „Spenſer iſt gegen Shakeſpeare ein langweiliger Geſelle! Wie groß und anziehend iſt hier der Stoff ...“

Die Königin ſah ihren unvorſichtigen Liebling groß an; der Graf aber war ſchlau genug, ſeinen Fehler zu bemerken, aber auch Hofmann genug, um nicht merken zu laſſen, daß dies geſchehen.

Mit der größten Ruhe ſagte er daher:

„Spenſer konnte nur Eines retten: der glorreiche Gedanke, unſere angebetete Königin, — die Kronenträgerin der Schönheit und Liebenswürdigkeit — in ſeiner Feen-Königin unſerem Auge vorzuführen. Wenn er hinter der Beſchreibung des Originals weit zurückbleibt, ſo iſt das freilich ſeine Schuld nicht, da man Engelszungen beſitzen müßte, um Englands erlauchte Herrſcherin würdig zu preiſen.“

Der milde Blick und das Lächeln Eliſabeth's bewieſen Eſſex, daß ſeine Schmeichelei gewirkt habe.

„Wenn Uns nur, beim Anblick dieſes Shakeſpeares, nicht alle Unſere Sünden einfielen!“ — meinte jetzt die Herrſcherin.

„Wie ſo? Majeſtät?“ frug die Northumberland.

„Weil Wir Shakespeare ſchon lange am Hofe ſehen wollten und es immer noch nicht dazu kam.“

„Wenn's Majeſtät beliebt!“ — ſagte Graf Eſſex mit leichter Verbeugung — „ſo könnten die Feſte jetzt die ſchönſte Gelegenheit dazu bieten.“

„Mag ſein!“ — verſetzte Eliſabeth. — „Aber wie iſt Uns denn; ich dächte, man hätte auch ſchon ſein Improviſationstalent vor Uns gerühmt!“

„Es ſoll ſehr bedeutend ſein!“ — ſagte die Oberhofmeiſterin.

„So wollen Wir es heute einmal prüfen!“ — meinte die Königin.

„Wie denn?“ — frug Eſſex.

„Das werdet Ihr ſehen! und wenn Maſter Shakespeare dabei beſteht, ſo wollen Wir ihn noch heute, nach der Vorſtellung empfangen und ſprechen.“

Da die Königin bei dieſen Worten heiter und ſchalkhaft lachte, ſo glitt natürlich ein gleiches Lächeln über die Geſichter der ganzen Umgebung. Man erſchöpfte ſich dabei in Lobeserhebungen und Schmeicheleien über den Geiſt und die Liebenswürdigkeit der Monarchin, die denn auch — die alte Schwäche aller Kronentragenden — mit Behaglichkeit den Weihrauch einathmete, der ihr gezollt wurde.

Die Spannung der in der königlichen Loge Anweſenden auf die Löſung des Vorhabens der Majeſtät war dabei natürlich ſehr groß.

Das Stück hatte indeſſen ſeinen Verlauf wieder aufgenommen.

Die Loge der Königin war unmittelbar über der Bühne. Eine kleine Treppe führte hinunter auf dieſelbe. Vor der Treppe ſtanden zwei Leibwächter Ihrer Majeſtät mit großen Hellebarden, in deren Stahl die Deviſe des Hoſenband-Ordens „Hony soit qui mal y pense“ ſchimmerte.

Eben trat Shakeſpeare, der König Heinrich VI. ſelbſt ſpielte, wieder ein.

„Jetzt aufgepaßt!“ — ſagte die Königin leiſe — „Wir werden Unſeren Mann auf eine ſchwere Probe ſtellen.“

In dem Augenblick trat Shakeſpeare, als Heinrich VI. in der Mitte ſeiner Edlen auf die Bühne, **welche jetzt gerade das Parlament vorſtellte, ... da ... ließ die Königin ihren reich mit Gold geſtickten Handſchuh über die Logenbrüſtung gerade zu Shakespeare's Füßen niederfallen.**

Dieſer aber, ſobald er den Handſchuh hatte fallen ſehen, ſchritt, ohne ſich zu beſinnen, vor und, ſich mitten in ſeiner Rede unterbrechend, hob' er ihn mit den in ſeinem Charakter als König improviſirten Worten auf:

„Und ob wir gleich in dieſer hohen Sendung
Begriffen nun, ſo beugen wir uns doch,
Um aufzuheben unſrer Baſe Handſchuh!“

Dann, nachdem er den Handſchuh auf die Hellebarde eines der Leibwächter geſteckt, von welcher die Königin denſelben lächelnd herabnahm, trat er zurück und ſpielte ſeine Rolle weiter.

Alle Anweſenden wären von dieſer Geiſtesgegenwart und der reizenden Improviſation entzückt.

Auch das Antlitz der Königin ſtrahlte:

„Bei St. Georg und Unſerem guten England!“ — rief ſie heiter — „Meiſter Shakespeare hat ſeine Probe gut beſtanden und Uns dabei zu ſeiner Baſe gemacht, da müſſen wir ihn denn doch wohl heute Abend noch empfangen.“

Und ſie ertheilte die in dieſer Beziehung nöthigen Befehle.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Aufführung war bereits zu Ende und das Souper vorüber. In den glänzend erleuchteten Sälen von Whitehall bewegten ſich der Hof und alle die hohen Gäſte, wie zahlloſe Sonnen, die eine mächtige Centralſonne umkreiſen. Und wer anders war dieſe Sonne, als ſie, die Königin, die ſtolze Eliſabeth, der Alles huldigte, Alles ſchmeichelte.

Königin Eliſabeth war heute Abend — es war

Bayeriſche Staatsbibliothek München

die fünfte Toilette an dieſem Tage – als Göttin Diana erſchienen. Auf ihrem Haupte funkelte ein Diadem von Brillanten, deſſen Spitze einen Halbmond bildete, der einen ſolchen Glanz ausſtrahlte, daß man in der That die Blicke nicht ungeblendet zu der königlichen Trägerin deſſelben erheben konnte. Auch ihre Gewänder waren mit Diamanten übergoſſen und deuteten auf die „ſtrahlende," wenn auch gerade nicht ganz auf die „keuſche" Göttin hin, da ihre Majeſtät, wie gewöhnlich, der Büſte wenig Verhüllung gegönnt hatte. Und doch zählte Eliſabeth jetzt 63 Jahre!

Aber die „jungfräuliche Königin mußte ja dieſes Alter vergeſſen, da ihr alle Welt beſtändig, und auch jetzt wieder von ihrer Schönheit und ihrem jugendlichen und bezaubernden Ausſehen ſprach.

Und Eliſabeth, die in vieler Beziehung ſo groß daſtand, fühlte ſich wirklich durch ſolche Schmeicheleien beglückt.

Die Großen ſind in der Regel hundertmal beſſer als ihre Umgebungen, haben aber zu wenig Zutrauen zu ſich ſelbſt, und laſſen ſich von Andern gängeln, und ihr größtes und wahrſtes Unglück iſt die Schmeichelei. Die unſelige Brut der Schmeichler trägt die Hauptſchuld, wenn Große lächerlich und zuletzt gehaßt werden: ſo gewöhnen ſie ſich nur durch fremde Brillen zu ſehen, und kaufen wie jener Fleiſcher mit dem Vergrößerungsglaſe das Kalb für ein Rind. Die Schmeichler gleichen dem Arzte eines eingebildeten Kranken, der für Krankheiten zahlt, die er nicht hat; mit der Wahrheit geht es den Großen, wie mit den Staatsgeldern, ehe ſie an den rechten Ort gelangen. Jeder Große hat eiſerne Masken um ſich, die weit gefährlicher ſind als der Zwillingsbruder Ludwig XIV. „Große Herren haben lange Arme,“ ſagt das Sprüchwort. — Hätten ſie aber ſo lange Ohren, dann würden ſie eher wiſſen, was hinter dem Vivat ſteckt, wenn ſie auch den Beamten überſehen, der hinter den Reihen mit aufgehobenem Stocke ruft: Schreit Vivat ihr Schlingel!

And when I tell him he hates flatterers,
He says, he does, being then most flattered![*])

Den Schmeichlern und Lieblingen fällt das Meiſte zur Laſt, deſſen man die Großen beſchuldigt. Die Großen ſind Bäume, welche Schmarotzerpflanzen erſticken, und keine Pflanze hat ſo viel Zuckerſaft als jene. Es iſt Schade, daß in der Sprache Galliens, der Hofſprache der Schmeichler nicht wie in der griechiſchen χόλαξ heißt — er würde vielleicht an Cloak erinnern. Selten ſind die Kammerdiener Barjac des Cardinals du Bois — ſein Netz war groß, aber die Kriecherei der Höflinge noch größer; ein Herzog ſetzte ſich ihm einſt zur Seite, da er ihn bei Tiſche fand. Der Kammerdiener ſtand auf, nahm Teller und Serviette, und ſtellte ſich hinter ſeinen Seſſel mit den Worten: „Wenn ein Herzog ſeine Würde vergißt, um mir zu gefallen, ſo darf ich ſie nicht vergeſſen." Unter allen Umgebungen Napoleons behauptete wohl der treffliche General Rapp am meiſten den deutſchen Charakter. „Nicht wahr," ſagte Napoleon einſt beim Vingt-un, da ein Haufen Napoleonsd'or vor ihm lag, „Ihr Deutſchen liebt dieſe kleinen Napoleons ſehr?" — „O ja!" entgegnete Rapp „weit mehr als den großen." Daher das leichte Spiel der Schmeichler, die ſchlimmer ſind als Raben, die nur Todten die Augen aushacken, und den Metzgern gleichen, die das Schwein ſanft am Halſe kitzeln, ehe ſie das Meſſer in den Hals ſtechen, oder Vampyrs, die den Schlafenden ſanft mit den Flügeln fächeln, um deſto ſicherer ſein Blut zu ſaugen. Schmeicheln kommt von ſchmiegen, und auf Schmeichler reimt ſich Heuchler, das man Häuchler ſchreiben ſollte, denn es kommt von den frommen Stoßſeufzern der Schwarzen, die man Tartüffes nennt.

---

[*]) Sag' ich ihm, daß er's nie ertrug, ſobald man ihm geſchmeichelt,
So ſagt' er ja, und fühlt ſich drum am ſanfteſten geſtreichelt.

Es ſcheint ein eigener Reiz in der Schmeichelei zu liegen, und ſchon Seneca bemerkt: blanditiae etiam cum rejiciuntur, placent, daher der feine Schmeichler ſelbſt den Geiſt eines ausgezeichneten Mannes bis zum

Somnambulismus manipuliren kann. Macht man den Ariſtippen über ihre Kriecherei vor Dionyſen Vorwürfe, ſo erwidern ſie lachend: „Was kann ich dafür, daß der Mann ſeine Ohren an den Füßen hat? Sollten ſich die Menſchen nicht an Hund und Katze Beiſpiel nehmen, jener knurrt und dieſe giebt Pfotenhiebe, wenn man ſie zu arg — ſtreichelt? Dionyſios bekam ſchwache Augen, und nun ſtießen die Höflinge allerwärts aneinander, an Tafelgefäße und Schüſſeln!

Napoleons Schmeichler gingen noch viel weiter, und einer der widrigſten war der Gelehrte La Cépède; bekanntlich ſetzte er Buffon fort und ſchrieb über Ovipares und Serpens, daher man ihm den Namen gab, der allen Schmeichlern zukommt, Monsieur Reptile. Der Präfect La Chaiſe ſchrieb gar unter ein Bildniß des Kaiſers: Dieu crea Napoléon et reposa.

Jener Cardinal, der vielleicht ein alter Deutſcher war, ſagte zu Pius VI: „Sie ſind nun Papſt und hören zum letzten Male die Wahrheit, erinnern ſie ſich manchmal, daß ſie zuvor ein unwiſſender, eigenſinniger Mann waren, und nun leben ſie wohl, ich eile Eure Heiligkeit anzubeten.“ Pius war ein ſchwacher Mann; aber die geiſtvolle Katharina? Auf ihrer traurigen Reiſe, die zwanzig Millionen Rubel koſtete, trieb man das Volk aus entlegenen Gegenden an ihren Weg; man baute und ackerte neben ihrem Wege, ſie glaubte entfernte neue Dörfer zu ſehen, und ſah nur gemalte Häuſer und Kirchthürme auf Brettern — man zeigte ihr Getreide-Magazine, deren Säcke mit Sand gefüllt waren und von dem koſtbaren Hausgeräthe in den Abſteighäuſern, und den ſchönen Waaren in den Buden ſahen die Kaufleute ihr Eigenthum niemals wieder — von Weg und Steg, von Häuſern und Menſchen, Regimentern und Kriegsſchiffen, die Katharina in Verwunderung ſetzten, war nach vier Wochen keine Spur mehr. Unzufriedene wurden eingeſperrt, und Supplikanten bekamen ſtatt der Reſolution Prügel. Katharina hielt ihr weites Land für kultivirt und glücklich – und Potemkin, der alles das veranſtaltet hatte, erhielt den Namen der Taurier.

Warum alſo ſollte Königin Eliſabeth nicht die Schwachheit haben, den Schmeicheleien eines Ehrgeizigen wie Eſſex und jenen des Hofgezüchtes zu glauben? Glaubte doch Alexander der Große, daß ſein Schweiß wohlrieche, und die Fliegen von ſeinem Blute muthiger und kräftiger würden.

Der Hofphiloſoph Anaxander fragte ſogar bei einem Donnerſchlag: „Ob ſeine Majeſtät nicht gedonnert hätten?“ Plinius ſagt von Trajan, die Römer wünſchten nichts mehr, als daß — die Götter ihm nachahmen möchten, und der erbärmliche Juriſt Tribonianus rühmt die Frömmigkeit ſeines noch erbärmlicheren Juſtinianus:

„Wir müſſen jeden Augenblick fürchten, daß er von uns hinweg in den Himmel geholt werde.“

Eliſabeth ſtrahlte vor Wonne, daß ihr alle Anweſenden als der Göttin Diana huldigten.

Auch der ſchöne jugendliche Graf Eſſex that es … und fluchte im Innern, als Endymion, über …. the old woman!

Die Cour neigte ſich jetzt ihrem Ende zu; nur noch wenige Perſonen — unter ihnen Shakespeare, der nach der Theater-Verſtellung zu der Königin befohlen war, — warteten noch auf die Gnade, von der Königin huldreichſt angeredet zu werden, oder ihr doch wenigſtens eine ſtumme Verbeugung machen zu dürfen.

Die jetzt nachſtehenden waren zwei Frauen. Die eine derſelben wohl eine Sechzigerin, — an Würde und Kleidung die Repräſentantin eines vergangenen Jahrhunderts nahm ſich wunderbar unter der ſtrahlenden und glänzenden, nach der laufenden Mode gekleideten Welt aus.

Ihre Züge erſchienen ſcharf und von hoch ariſtokratiſcher Kälte und herbem Ausdruck. Ihre falſchen Locken waren, wie bei vielen der anweſenden Damen, von röthlicher Sandfarbe — ohne Zweifel, um der Königin deren Haare von derſelben Farbe waren, eine Artigkeit zu erweiſen — und in eine Art ſtattlicher Tiara zugekämmt und mit Federn und Juwelen ausgeſchmückt.

Beſonders ſchön war ihre gelblich geſtärkte und drahtgeſteifte Halskrauſe, die ſich von dem Nacken her ſeitwärts in zwei Flügelwendungen bis vorn auf den Buſen hinunterzog. Der Latz war ſehr lang und breit, und vorn war daran eine Taſche befeſtigt, in welcher allerlei Nöthiges ſteckte. Das Kleid war von Sammet mit Brillantknöpfchen eingefaßt, die Schleifen ſeltſam zugeſchnitten, und der untere Reif ſehr ungeſchickt groß. Seidene Strümpfe und Schuhe mit ungeheuren Hacken, und lange Handſchuhe mit Seide durchwirkt, vollendeten den Anzug. So ſtand ſie da ſtattlich und ſteif wie die Wachsfigur der Königin von Saba, zuweilen ſich anwehend mit ihrem großen Fächer, oder das reichgeſtickte und duftende Taſchentuch an ihre ſpitze Naſe bringend.

Die andere Dame war das lebendige Gegenſtück dazu. Sie war jung, kaum mehr als ſechszehn Sommer. Ihre Geſtalt war nicht eben ungewöhnlich groß, aber ſo anmuthig, daß etwas mehr die Grazie, die da war, geſtört hätte. Auf ihrem Geſichte hauchte das Roth nur eben durch die weißeſte Haut vor, etwa wie eine Blume aus dem Schnee. In ihrem ganzen Weſen lag der ſüße Zauber der Jugend und Unſchuld, welcher auch den Argwohn ſelbſt entzückt hätte. Auch darin zu der Alten im Gegenſatz trug ſie ein einfaches Atlaskleid, das ſchlank an ihrem Körper anſchloß. Auch das Haar des hübſchen Kindes war ganz einfach zurückgekämmt und lediglich mit einer Schnur koſtbarer Perlen durchflochten.

So ſtanden Beide, Shakeſpeare zur inneren Beluſtigung und zum Entzücken; denn der Ueberglückliche vermochte kaum die Augen von dem reizenden Mädchen abzuwenden, daß wie der Frühling neben dem Winter, wie die friſch und lieblich aufblühende Gegenwart neben der verblichenen Vergangenheit ſtand. Welch' ein Unterſchied zwiſchen ihr und Roſamunde!

Aber die Königin trat jetzt heran. Ein Ausdruck leichten Spottes glitt bei dem Anblick der Alten über ihre Züge. Sie vergaß — woran ſie freilich nie dachte — daß ſie gleich alt ſei. Warum auch ſich nicht jung und blühend dünken, wenn es einem alle Welt täglich tauſendmal ſagt?

„Sieh' da, Unſere würdige Lady Willoughby!" — ſagte jetzt die Königin mit leiſem Spott, während die Dame eine ſo tiefe Verbeugung machte, daß ſie faſt in ihrem Reifrock verſchwand. — „Wie es Uns freut, eine Erinnerung an den Hof Unſeres königlichen Vaters hier zu finden!"

„Und ſollten die Willoughby's fehlen', Majeſtät, wenn es gilt, einer Herrſcherin von ſolch' unermeßlichen Kenntniſſen, unbefleckter Tugend, Staatsweisheit und Tapferkeit Glück zu wünſchen zu einem neuen Siege über den verhaßten Spanier?"

„Danken wir dem Herrn der Herren dafür," — ſagte die Königin freundlich „und den edlen Lords, die Uns ihren tapferen Arm zu dieſem Siege gewidmet!"

Mylord, Graf von Eſſex, der dicht hinter der Majeſtät ging, und an den die letzten Worte vorzugsweiſe gerichtet waren, verbeugte ſich tief.

„Nur die flammende Begeiſterung für eine ſo große und herrliche Königin war es" — rief er emphatiſch aus — „die unſere Waffen feite. Mitten in dem Wüthen des Kampfes, zeigte ſich mir der Erhabenen Bild. Ich ſah' Englands jungfräuliche Herrſcherin, wie ich ſie oft geſehen, wie Alexander reiten, wie Diana jagen, wie Venus wandeln — ein ſanfter Wind wehte ihr ſchönes Haar über ihre züchtigen Wangen — ich hörte ſie ſingen wie ein Engel, ſpielen wie Orpheus ...*) und die Begeiſterung riß mich hin ... ihr, der Erhabenen, der Göttlichen Cadix zu Füßen zu legen!"

Die Haltung der Königin während dieſer Worte war merkwürdig. Bei den erſten kurzen Sätzen ſchien ihre Aufmerkſamkeit zu wachen; als die Beſchreibung kam, daß ſie wie Alexander reite, und die ähnlichen ſtarken Schmeicheleien, drang die plötzliche Röthe auf ihrem Geſicht ſelbſt durch alle Schönheitsmittel, und bei ihrer Vergleichung mit einer Göttin, einem Engel und Orpheus lächelte ſie auffallend und zeigte ihre Zähne, die nicht von den weißeſten waren.

---

*) Authentiſche Worte an Eliſabeth gerichtet.

„Mylord!“ — ſagte ſie dabei, während der glänzende Blick, der Eſſex traf, das Gegentheil von dem andeutete, was ſie ſprach — „Mylord! Wir lieben keine Uebertreibung; ... aber wir freuen Uns, ſo begeiſterte Diener zu haben.“

Da die Königin bei dieſen Worten weiter geſchritten, ſtand ſie jetzt vor Shakespeare, der ſich ehrfurchtsvoll aber mit Würde verneigte.

„Willkommen Meiſter Shakespeare!“ — ſagte ſie huldvoll. — „Wir haben euch hierher befohlen, um euch zu beauftragen, Unſern erlauchten Ahn, König Heinrich VI., den Dank ſeiner Baſe für den zurückgegebenen Handſchuh zu überbringen.“

„Majeſtät!“ — entgegnete Shakespeare, „dieſe huldvolle Botſchaft macht den Ueberbringer zum Glücklichſten der Sterblichen. Aber halten zu Gnaden, Majeſtät, als der Handſchuh fiel, nahm ich ihn noch in einer anderen Beziehung auf.“

„Nun?“ — frug Eliſabeth lächelnd — „doch nicht, um mit uns zu kämpfen?“

„Ich erblickte in Eurer Majeſtät die Muſe!“ — erwiderte Shakespeare — „die mir den Handſchuh hinwarf, als Aufforderung, alle meine Kräfte daranzuſetzen, um im männlichen Streben auch auf den Boden der Dichtkunſt Siege zu erringen, die zu den Füßen meiner erhabenen Herrin niederzulegen, mein höchſter Stolz ſein ſollen!"

„Laßt mich die Lorbeeren dafür bereiten!" — verſetzte Eliſabeth anmuthig. — „In der That aber Maſter Shakespeare, eure Stücke gefallen Uns ausnehmend!"

Und die Königin ging nun allen Ernſtes auf des Dichters Bühnenſchöpfungen mit Geiſt und großem Takt ein. Shakespeare ſtrahlte von Glück; der Hof ſtaunte; Eſſex aber, als eingefleiſchter Höfling rief:

„Unter allen lebenden Weſen, traf ich nie auf eines, das Eurer Majeſtät nur im entfernteſten in der Schärfe des Urtheils nahe gekommen wäre, nicht allein in dieſen Dingen, die meine Königin jetzt die unendliche Herablaſſung zeigt, in den Kreis ihrer Wahrnehmungen zu ziehen, ſondern in allen und jeden, ob ſie nun leicht oder ſchwer ſind."

„Ihr denkt zu gut, Mylord!" — entgegnete die Königin, offenbar durch die Bemerkung ihres Günſtlings erfreut. — „Vielleicht nur, daß Wir Witz genug beſitzen, um das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden."

„Wenn irgend ein Verdienſt in meinen Arbeiten iſt!" — ſagte jetzt Shakespeare beſcheiden — „ſo verdanken ſie daſſelbe ohne Zweifel Ihrer Majeſtät glorreicher Regierung, die ſo reich und ſegensvoll an

Großthaten iſt, daß ſie auf Jeden anregend zurückwirkt und der Scepter Eurer Majeſtät zum Zauberſtabe wird, der in geiſtiger Beziehung aus der Starrheit des Winters einen neuen geiſtigen Frühling hervorruft. Deshalb kann auch ich nicht ſagen, daß das Verdienſt der ſo gnädig erwähnten Theaterſtücke mein ſei, ſondern muß es — der Wahrheit die Ehre gebend — auf die glorreiche Quelle zurückweiſen, der es entſprungen iſt."

Der Königin Blicke ruhten mit Behagen auf Shakespeare.

„Nein!" — ſagte ſie dann — „ihr ſollt euch ſelbſt kein Unrecht thun. Die Zeit iſt groß und viel bewegt ... ſie mag anregen; aber alles was darüber iſt gehört euch, als dem Dichter. Wißt ihr aber Meiſter Shakespeare, daß ich eine Bitte an euch habe?"

„O, Majeſtät!" — rief Shakespeare erfreut — „wird es möglich ſein, ſie erfüllen zu können?"

„Gewiß!"

„Und darf ich ſie kennen?"

„Wenn ihr ſie Uns erfüllen ſollt, wird das wohl nöthig ſein."

„Ich bin erwartend, Majeſtät."

„Ihr habt eine Figur eigener Fabrik, die köſtlich iſt. Könnt ihr rathen welche?"

Shakespeare lächelte, dann ſagte er:

„Wenn's Eurer Majeſtät beliebt, vielleicht den dicken Junker?“

„Wohlgetroffen! den edlen Fallſtaff meinen Wir, dieſen köſtlichen Miſchmaſch von Schwelger, Dieb, Prahler, Schwätzer, Schmeichler, Taugenichts und Memme. Es iſt ein Kerl zum Hinauswerfen; aber um ſeiner köſtlichen Poſſen willen, verzeiht man ihm alle Fehler und Untugenden: Wißt ihr nun Meiſter Shakespeare, was Wir wünſchen?“

„Ich bin ganz Ohr Majeſtät!“

„Ihr müßt Uns ein Stück ſchreiben, in welchem dieſer dickwanſtige Burſche von der Liebe mißhandelt wird.“

„Ein unbezahlbar koſtbarer Gedanke!“ — rief Graf Eſſex.

„In der That, Majeſtät!“ — ſagte Shakespeare erfreut — „ich pflichte Mylord aus ganzer Seele bei: ein herrlicher Gedanke und ich werde mich bemühen, ihn zu Ihrer Majeſtät Beifall in's Leben treten zu laſſen!“

„Seid Unſerer Dankbarkeit gewiß!“ — ſetzte die Königin hinzu — „und nehmt die Verſicherung Unſerer Huld und Gnade!“

Und damit reichte ſie, zum Staunen aller Anweſenden Shakespeare die Hand hin, die derſelbe denn auch ehrfurchtsvoll und kniebeugend küßte.

„Auch der Dichter iſt ein Fürſt!“ — ſagte ſie dabei ſo laut zu dem finſter dareinſchauenden Eſſer, daß es Jedermann hören konnte, — „wenn auch nur im Reich der Geiſter! Wir adeln nur, was Gott der Herr ſchon längſt geadelt hat!“

Sechstes Kapitel.

Tauſend Pfund Sterling.

„He, hallo! ... Shakespeare!“ — rief eine muntere Stimme an der Ecke eines Hauſes in Friday-Street, einer kleinen engen Straße, welche, neben mehreren anderen Cheapſide mit „Upper-Thames-Street“ verbindet. — „He, hallo! Shakespeare wo zu allen Teufeln läufſt du denn ſchon in aller Frühe hin?“

„Ach, Freund Green!“ — entgegnete der Angerufene — „auch ſchon aus den Federn?“

„Pah!“ — rief Green lachend — „Federn?! Hältſt du mich für eine Gans, eine Ente oder gar für ein Täubchen? Wo ſteht denn geſchrieben, daß der Menſch jede Nacht in den Federn zubringen ſoll?“

„Ich vergaß, daß du Green heißt!“ — ſagte Shakespeare heiter — „aber man ſollte dich Weingrün nennen. Es wäre bezeichnender.“

„Kommſt du ſchon wieder mit deinen Witzen?“

„Warum nicht? Ich habe meinen Witz nicht mit Wein hinuntergeſchwemmt, wie du.“

„Freilich! dafür hat „Wilhelm der Eroberer“ keine Zeit!“ — rief Green, dem Freunde luſtig auf die Schulter klopfend. – „Aber, „Eroberer,“ hüte dich vor Richard III. ... Burbage geht herum wie ein brüllender Löwe und ſiehet, wen er verſchlingen kann; ... namentlich ob ſich zu dem Behufe kein William Shakespeare auftreiben läßt!“

„Sollte er mir wirklich noch zürnen?“

„Bei St. Georg, eine nette Frage! Ich würde dir den ſaubern Streich nie vergeſſen, Will!“

„Da kenne ich ihn beſſer!“ – ſagte Shakespeare mit unbeſorgter Miene. — „Blind will ich werden, wenn er heute Nacht nicht an dem rechten Ort über die Sache herzlich gelacht hat.“

„Und ich wünſchte, ſo gewiß hundert Jahre alt zu werden, als er dir keine Parole mehr mittheilt!“ — rief Green mit lachendem Geſicht. -

„Das glaub’ ich auch!“ — meinte Shakespeare heiter, und beide gingen, nach einem Handſchlag ihres Weges.

Die Sache war aber folgende: Eine hübſche Londoner Bürgerin, von Bewunderung für Shakespears Freund, Richard Burbage, in deſſen Spiel als Richard III. hingeriſſen, hatte Burbage vor wenigen Tagen auf den Abend zu ſich eingeladen.

Burbage ſollte an die Thüre klopfen und als Parole den Namen „Richard III." ſagen.

Shakeſpeare, in köſtlicher Laune, belauſcht die Einladung, und da er dabei das Paßwort erfährt, kommt er dem Freund zuvor.

Nicht lange nachher, klopfte es abermals, und es meldet ſich, zum Staunen der guten Bürgerin, ein zweiter Richard III.

Shakeſpeare aber, bereits im vollen Beſitz des Gewünſchten, lacht Burbage aus und weiſt ihn mit den Worten zurück: „Wilhelm der Eroberer geht vor Richard III.!"

Die Sache war piquant genug, und wirklich mußte Shakeſpeare auch jetzt noch, im Weitergehen, herzlich darüber lachen.

Indeß hielt er bald bei einer Blumenverkäuferin inne, von der er das ſchönſte Bouquet erhandelte! Das Mädchen mußte ihn wohl kennen, denn ſie redete den milden, freundlichen Herrn mit ſeinem Namen an, während ihre Blicke, Sprache und Weſen Verehrung ausſprachen.

Aber Shakeſpeare hielt ſich nicht lange bei ihr auf ... hatte auch keine Augen für ſie; denn ... Augen, Kopf und Herz waren bei ihr, bei Roſamunden, dem reizenden, vielgeliebten Weſen.

Es war — für London wenigſtens — noch ſo früh' am Tage, daß er erwarten durfte, die Geliebte noch im ſüßen Morgenſchlummer zu finden. Er hatte ſich für dieſen Fall vorgenommen, den Blumenſtrauß nebſt einem feurigen Liebesgedicht auf ihre Kiſſen zu legen, und ſtill davon zu ſchleichen und erſt gegen Mittag, nach einem Beſuche bei dem edlen Freunde, Lord Southampton, zurückzukehren!

Das Leben war ja jetzt nichts mehr für ihn ohne Roſamunde: ſie verklärte ihm Kunſt, Poeſie, ja das ganze Daſein!

Jetzt hatte er das Haus erreicht, ... jetzt trat er in ihre Wohnung, ... und in der That, er hatte ſich nicht geirrt, das Kammermädchen kam ihm mit der Nachricht entgegen: „ihre Herrin ſchlafe noch!“

Freilich umſpielte dabei ihre Mundwinkel ein ſo ſchelmiſches Lächeln, als wollte ſie ſagen — — —

Aber Meiſter Shakespeare bedurfte deſſelben nicht.

Das Mädchen auf die Seite ſchiebend, trat er leiſe in das Schlafgemach der Geliebten ein.

Wie reizend lag ſie da. Eine, in warmen duftigem Roth erglühende Roſe, gebettet in blendend weißen Schnee.

Das prächtige Lockenhaar hatte ſich im Schlafe gelöſt und bedeckte nicht nur in einer Fülle goldener Wellen das Kiſſen, auf dem der Kopf der holden Schläferin ruhte, ſondern fiel auch leicht über die entblößten Schultern und den ruhig wogenden Buſen, an den ſich der kleine Spitzenbeſatz des Hemdes halb verhüllend anſchmiegte, verführeriſcher noch in dem, was er nicht zeigte, als was im vollen Zauber ſchon dem Auge ſichtbar war.

Ein unausſprechlich liebliches Lächeln — unzweifelhaft der Wiederſchein eines ſeligen Traumes — umſchwebte dabei Roſamunden's Züge und gaben ihr in der That den Ausdruck eines ſchlafenden Engels.

Shakeſpeare ſtand regungslos wie durch Zauber gefeſſelt, ... ſein Herz klopfte dabei ſo ſtürmiſch, daß er unwillkürlich die Hand auf die linke Bruſt drücken mußte, während die andere, herabgeſunken, den duftenden Blumenſtrauß hielt und ſeine Augen das herrliche Bild durſtig einſogen

Aber es war zu viel verlangt, von einer ſo feurigen und leidenſchaftlichen Natur wie Shakeſpeare, hier wie eine Bildſäule von Marmor zu ſtehen; ... leiſe hob' ſich jetzt ſeine Hand von dem Herzen, zitternd nahte ſie ſich der Bettdecke und zog dieſelbe verrätheriſch ein wenig zurück. Dann neigte ſich das Haupt des glühend Liebenden und Küſſe regneten auf den Buſen Roſamundens, während das Bouquet, das ſich in dem gleichen Augenblick durch Zufall löſte, die Schlafende mit Blumen überdeckte.

Da hoben ſich die Augenlider der Erwachenden; die großen blauen Sterne blickten ſtaunend erſt auf den Blumenregen, und dann auf den kühnen Eindringling; ... aber es war ein freudiges Strahlen, das ſie entſandten, ein ſeliges, das ſie zurückempfingen.

Die Küſſe brannten jetzt auf den Lippen Shakespeare hatte ſich auf den Rand des Bettes geſetzt und beide hielten ſich feſt umſchlungen.

Aber warum flammen Roſamundens Blicke von Secunde zu Secunde wilder? Wahrlich! dies ſtrahlende Feuer, es muß im Anſchauen das ganze Herz hinſchmelzen!

„O! wärſt Du mein Weib!“ ſeufzte Shakespeare.

„Daß der Himmel mich behüte!“ — rief Roſamunde. „Mein Geliebter ſollſt du ſein und bleiben, dann ſind wir glücklich! Es iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen einem Liebhaber und einem Ehemann! Nicht mehr Aehnlichkeit unter ihnen, als zwiſchen einem Sperling und einem Stockfiſch. Der Eine zirbt, ſchnäbelt und umhüpft uns, ſo fröhlich er immer kann, der Andere liegt träge der Länge nach, wo er gerade iſt, kümmert ſich ſo wenig um ſein Weib, als ob ſie ein Stein wäre, und naht er ihr zufällig, ſo iſt er wirklich wie ein Fiſch aus ſeinem Elemente!“

„Du biſt ſchlimm, Roſamunde!“ — rief Shakespeare lachend, indem er die Geliebte doppelt feurig küßte. „Aber ich glaube, du haſt zum Theil recht!“

„So laß mich auch Recht behalten!“ — ſagte das Mädchen mit Gluth.

„Warum nicht!“ — meinte Shakespeare — „lerne ich doch erſt in deinen Armen was Liebe iſt. Und biſt du jetzt nicht wirklich Venus, die ſich auf Blumen gebettet? „

Die kühne Hand des Dichters verhalf dieſem Ausſpruch zur Wahrheit. Es war ein Anblick für Götter!

Eine Götterſtunde folgte. Beide ſchwammen in wildem Entzücken. Es war etwas Dithyrambiſches in dieſem Glühen, Lechzen, Lieben und Genießen.

Selbſt als er ſchied, hielt ſie ihn noch feſt. Sie konnte nicht aufhören ihn zu umarmen. Ihre Lippen ſchienen auf die ſeinen angewachſen.

Endlich riß er ſich los.

Roſamunde ſchaute ihm ſelig lächelnd nach.

Noch einmal winkte er ihr ſeinen Gruß zu, dann verſchwand ſie hinter dem Fenſter."

Shakespeare eilte jetzt zu ſeinem Freunde und Gönner, Lord Southampton. Schon unterwegs ſtand ihm die jugendlich ſchöne, edle und würdige Geſtalt des trefflichen jungen Edelmannes vor Augen. Liebte und ehrte ihn doch Shakespeare ſo ſehr, daß es ihm ſchon Entzücken war, an den Freund zu denken.

Dabei freilich ſollte es für den Moment auch bleiben. Seine Lordſchaft waren zu Hofe; . . . man hatte neue Nachrichten über die Unruhen erhalten.

Uebrigens war gerade ein Diener ſeiner Herrlichkeit im Begriff, ein Brieſchen zu Meiſter Shakespeare zu tragen. William nahm es in Empfang.

Es lautete: „Mein lieber Freund!

„Da Geſchäfte mir den Tag rauben werden, ſo ſei der Abend der Freundſchaft, der Luſt und den Muſen geweiht.“

Was ſah'n, erlebten, hörten wir nicht dort
Im „Meermädchen!“ Worte ſo fein als ſtark;
Was Jeder hatte, Kenntniß, Geiſt und Herz,
Er ſetzt' es ein für einen netten Scherz.

Ich komme heute und habe ein Nachteſſen bereits beſtellen laſſen. Mögen auch gewiſſe Leute die Naſen rümpfen. Mir iſt und bleibt der Adel des Geiſtes ebenſo hoffähig, als der der Ahnen. Ich habe ohnedem Freund Shakespeare eine Bitte vorzulegen.

Herzlich

Southampton.“

„Mir eine Bitte?“ — dachte Shakespeare und freute ſich, um deren Gewährung willen, doppelt auf den Abend.

Jetzt war der Tag dem Schaffen geweiht, und es ging herrlich! Liebe und Freundſchaft waren die Flügel, die den Dichter mit verdoppelter Schwungkraft trugen. So fiel in dieſe Stunden ein Stück Unſterblichkeit.

Erſt als es zu dunkel zum Schreiben geworden, legte Shakespeare die Feder nieder und jetzt erſt fiel ihm auch wieder das „Meermädchen“ ein, ſammt den Freunden und Southampton's Brief.

So machte er ſich denn nach der hochberühmten Schenke: das „Meermädchen“ genannt, auf.

Das „Meermädchen“ war ein hübſches und anſehnliches Gebäude in der Freitagſtraße mit einem Thorbogen in der Mitte und langen, bis auf den Boden reichenden Fenſtern. Jedes Stockwerk ragte dabei etwas über das andere hervor und überall waren hübſche Holzſchnitzereien angebracht. Ueber dem Thorweg aber hing ein großmächtiges Schild, auf dem ſich ein „Meermädchen“ oder eine „Seejungfer“ abgebildet fand, mit der einen Hand ihr langes goldenes Haar kämmend, während die andere einen Spiegel hielt, in dem ſie ſich lächelnd beſchaute.

Hier hatte ſich aus den geiſtig hervorragendſten Männern, die um jene Zeit in London lebten und im Gebiete der Literatur und Kunſt wirkten, ein Club gebildet, dem vor allen Dingen die Namen: Shakespeare, Burbage, Green, Marlow, Jonſon, Fletſher, Selden, Cotton, Carew, Martin, Beaumont und Donne angehörten; außerdem freilich ſchloſſen ſich dieſer ungemein heiteren, witzigen und geiſtvollen Geſellſchaft noch Freunde genug an, theilweiſe ſelbſt — wie der junge Lord Southampton — dem höchſten Adel angehörend.

Schon als Shakespeare in den Thorweg trat, lagerte ſich Heiterkeit über ſeine Seele: die edle Wirthin des „Meermädchens“, eine gewürfelte Frau, aber coloſſal dick und mit einem gewaltigen Mundſtück und einer noch gewaltigeren Redegabe verſehen, ſchalt eben ihren Kellner aus, ... einen Burſchen, an welchem die Natur auf geſetzwidrige Weiſe das Fleiſch geſpart, ihm aber dafür deſto längere Beine und Arme gegeben hatte. Die Dummheit in den Zügen, gekleidet in einen weißen linnenen Wams und ſafranfarbige Strümpfe, ſtand er, am ganzen Leibe zitternd, vor der donnernden Herrin ... ein Bild, das Meiſter Shakespeare um ſo mehr gefiel, als er ſolche Scenen gern nach der Natur ſtudirte.

Aber es regnete auch ſo viele: „Faulpelze!“ — „Tölpel!“ — Lümmel!“ und „Schafsköpfe!“ — auf den armen Burſchen, daß er in dieſer Sündfluth von Schimpfnamen beinahe ertrank. Erſt der Anblick Meiſter Shakespeare ließ den Redeſchwall der edlen Wirthin verſtummen und rettete den Armen.

Deſto freundlicher begrüßte die Wirthin jetzt unſeren Dichter; ja ſie begleitete ihn, ſich in Artigkeiten erſchöpfend, die Treppe hinauf, woſelbſt ſich das Club-Zimmer befand, aus welchem Shakespeare ſchon von Weitem ein munteres Lachen entgegenſchallte.

Das Gemach, in welches Meiſter William Shakespeare jetzt eintrat, war groß und von anſehnlicher Höhe. Ein langer eichener Tiſch mit dicken runden Füßen ſtand in der Mitte. Dabei war das Paneelwerk der Wände kunſtvoll ausgearbeitet mit allerlei Arten von Laubwerk und Greifenköpfen. Der Kamin, in gleichem Geſchmack gehalten, war von merkwürdiger Größe und von einem

Umfang, daß er faſt die eine der Nebenwände ganz einnahm. Ihm gegenüber ſtand ein nicht minder rieſiges Büffet, mit einer ſeltenen Auswahl von Gläſern, Porzellan und Bechern, von welchen ſogar einige von Silber, andere vergoldet waren. Es waren die Becher der Club-Mitglieder, denn jedes derſelben mußte einen ſolchen bei ſeinem Eintritt in die Geſellſchaft ſtiften. Wie Enkel ſich gruppiren um ihren Großvater, ſo ſtanden ſie alle in Reihe und Glied zu beiden Seiten eines himmelhohen Kruges von getriebenem Silber, . . . einem Prachtwerk und Geſchenk Lord Southamptons — auf welchem in kunſtvoller Arbeit eine Menge Perſonen abgebildet waren, wie ſie ſich zur Falkenjagd anſchickten.

Als Shakespeare eintrat, ward er laut und freudig begrüßt, denn an dem Tiſche ſaßen ja, auf beauemen hochlehnigen Polſterſtühlen, ſchon mehrere der Geſellſchaft: Ben Jonſon, Maſter Donne, Selten, Beaumont und Andere.

Faſt zugleich trat der gelehrte Sir Cotton ein, aus deſſen ſtrahlender Miene die Freunde ſofort laſen, daß er heute einmal wieder, Gott weiß wo, ein ſeltenes Manuſcript aufgefunden habe.

„Bei Gott!“ — rief Ben Jonſon — „wenn unſer Freund Cotton nicht heute wieder ein altes vergilbtes Pergament aufgetrieben hat, ſo laſſe ich mich hängen.“

„So iſt's! ſo iſt's!" — rief Cotton, indem er ſeinen Hut aufhing und ſich alsdann die Hände vergnüglich rieb. — „Ein merkwürdig ſelten Ding ... wenigſtens 300 Jahre alt! ... wahrſcheinlich aus den Zeiten des guten Königs Johann ohne Land."

~1216

„Alle Wetter!" — rief Shakespeare, der es ſich unterdeſſen auch bequem gemacht hatte, mit ſpöttiſchem Lächeln — „am Ende iſt es gar die Acte — in welcher Papſt Innocenz III. unſer gutes England dem König von Frankreich ſchenkt."

„Warum Cotton nicht Mottenfraß heißt, begreife ich nicht!" — ſagte hier Donne. „Als Gott der Herr ihn ſchuf, wollte er gerade eine Motte machen und bildete in Gedanken einen Menſchen."

Alle lachten hell auf

In dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Southampton trat ein.

In ſeinen ſchönen und freundlichen Zügen lag, wie immer, der Ausdruck des Wohlwollens, gepaart mit einer ſo edlen Würde, daß ihm das Herz eines Jeden entgegenſchlug, ſobald man ihn nur ſah.

In der That erhoben ſich auch ſämmtliche anweſenden Freunde und traten ihm mit ungezwungener Freundlichkeit entgegen, die Hände reichend oder ſonſt begrüßend.

Der innigſte Blick und der wärmſte Druck der

Hand fiel natürlich Freund William zu, doch war Lord Southampton namentlich auch gegen Maſter Donne freundlich, gleich als wolle er damit das peinliche Mißgeſchick mildern, das dieſen getroffen.

Maſter Donne war nämlich früher Secretair bei Lord Elſiner geweſen, in deſſen Geſellſchaft er auch Spanien und Italien bereiſt hatte. Als ſie zurückgekommen, verliebte ſich Donne in die unterdeſſen zu einem reizenden Weſen aufgeblühte Nichte, fand Gegenliebe und verband ſich mit ihr durch eine heimliche Ehe.

Zum Unglück des jungen überglücklichen Paares erfuhr indeß der Lord das Geheimniß nur zu bald. Wuthentbrannt riß er ſeine Nichte aus den Armen ihres Gatten, entfernte ſie von ihm, beraubte Donne ſeiner Stelle als Sekretär und ließ den Unglücklichen auch noch in den Kerker werfen.

Zwar erlangte Maſter Donne durch Vermittlung ſeiner Freunde die Freiheit bald wieder, ſein Weib aber erſt nach einem langen Prozeß und erſt mit Hülfe Lord Southamptons, der ſich ſeiner mit dem ihm eigenen menſchenfreundlichen Wohlwollen annahm. Seit zwei Monaten war Donne wieder ein glücklicher Gatte.

Darum auch ſeine Heiterkeit und ſeine Freude, … darum ſeine herzliche Dankbarkeit, dem edlen Lord Southampton gegenüber.

Jetzt aber lud Southampton die Freunde zu dem von ihm bereits beſtellten Nachteſſen ein, indem er der dicken Wirthin zugleich ein Zeichen gab, daſſelbe aufzutragen.

Alle ſetzten ſich nieder: obenan Lord Southampton, zu deſſen rechter Seite Shakeſpeare, zur linken Marlow; die Anderen nach freier Wahl.

Die Teller ſtanden bereits auf dem Tiſch, Meſſer und Brod lagen daneben.

„Ei, meine Freunde!“ — hub in dieſem Augenblick der junge Lord an — „habt Ihr denn ſchon von der neuen Erfindung gehört, die man Gabeln nennt?“

„Ja wohl!“ — entgegneten Einige. „Sie ſoll aus Italien kommen,“ fuhr Southampton fort — „wo die Stutzer ſo außerordentlich fein ſind, daß ſie das Eſſen nicht mit den Fingern anrühren mögen.“

„Nun?“ — frugen Green und Ben Jonſon — „und womit wollen ſie es denn ſonſt nehmen?“

„Sie haben Griffe von Stahl erfunden,“ — fuhr Mylord fort — „ungefähr wie Dolchgriffe, an welchen ſich unten zwei ſtählerne Spitzen befinden, damit picken ſie das Eſſen auf und bringen es bis an den Mund.“

„Tollheit!“ — riefen faſt Alle lachend.

„Es iſt unglaublich, welchen Unſinn die Menſchen noch erfinden!“ — meinte Green — „wozu hat uns denn Gott die Finger gegeben, als um die Dinge damit anzufaſſen?"

„Es iſt faſt eine Verhöhnung der Vorſehung!" — ſetzte Donne hinzu.

„Reinlich muß die Sache ſein!" — meinte Southampton.

„Und äſthetiſch!" — ſetzte Shakespeare hinzu.

Die Meiſten aber lachten und ſpotteten der Erfindung, als einer entſetzlich abgeſchmackten; Alle aber kamen darin überein, daß ſie wohl nie aufkommen werde.

Indem öffnete ſich die Thüre und ein wahrer Triumphzug zeigte ſich.

Voraus kam die dicke Wirthin mit ſtrahlenden Augen, eine große rauchende Schüſſel mit gebratenen Kapaunen in der Hand. Die mächtige Halskrauſe, die ſie zu Ehren ihrer Gäſte angelegt, gab ihr etwas Imponirendes. An ihrem Gürtel hing ein mächtiges Schlüſſelbund, ein gewaltiges, in einer Scheide ruhendes Tranchirmeſſer und ein Wetzſtahl. So ſchritt ſie mit freudigem Stolz wie eine Königin daher, das Gefolge in langer Reihe hinter ſich: erſt der lange fleiſchloſe Kellner im weißen Linnenwams und den ſafranfarbigen Strümpfen, eine rieſige Wildpretpaſtete tragend, dann ein zweiter Kellner mit gedämpften Kaninchen, hierauf eine ſtarke und große Magd, deren Geſichtsfarbe viel Aehnlichkeit mit der Farbe der geſottenen Krebſe hatte, die ſie trug, auf dieſe folgte eine plumpe, unterſetzte Dirne, mit ſchmutzigem Geſicht und rothen Ellenbogen, einen Wildſchweinskopf vor ſich, und den Schluß machte ein wahrer Knirps mit einem Korb voll Früchten.

Jubel begrüßte dieſen Zug, was der dicken Wirthin nicht wenig ſchmeichelte, die denn auch jetzt beim Aufſtellen und Serviren nicht aus dem Anpreiſen der Speiſen und dem Commandiren der Kellner und Mägde herauskam.

Dabei war es eine Freude zu ſehen, wie es ſich die anweſenden Freunde ſchmecken ließen, und der Canarienſect, Sherry, Muscateller und Charneco in den Bechern funkelte, während luſtige Reden voll Geiſt und Witz das Mahl würzten.

Am liebenswürdigſten war Shakeſpeare dabei, der an Witz und heiterer Laune geradezu überfloß.

„Bei meinem Leben!“ — rief er jetzt, da ihn Freund Ben Jonſon aufgezogen hatte, — „ich komme mir, Mylord ausgenommen, vor, wie ein Stück gut Geld, das man mit ſchlechter Münze zuſammenthut. Durch die viele Reibung, dünkt mich, muß ich ſchon ein ganz verdächtiges Anſehen, und von dem Kupfer und der ſchlechten Geſellſchaft, mit der ich täglich hier umgehe, etwas angenommen haben!“

„Und zwar zu deinem Heil, du edle Goldmünze unvergleichlicher Art!“ — entgegnete Ben Jonſon. — „Soll das Kupfer auf meine allerdings etwas in's Röthliche ſchimmernde Naſe gemünzt ſein?“

„Wirklich“, rief Shakeſpeare lachend — „deine Geſellſchaft iſt kupfern genug, und zwar in jedem Sinn. Ich will dir ſagen, wozu du gut biſt, Ben. Beim nächſten Lord Major's Tag laß dir eine hübſche Summe zahlen, und ſpiele dafür einen der geharniſchten Männer. Du haſt von Natur ſchon einen ſo vollſtändigen Kupfer-Ueberzug, daß du es wohlfeiler und natürlicher als irgend Einer herſtellen kannſt“

„Geh' nur, dein Witz gleicht dir!“ — rief Ben Jonſon, während Shakeſpeare mit den Anderen herzlich lachte. „Nicht allein daß du eine eherne Stirne haſt, ſondern du biſt auch der wahre eherne Stier des Phalaris, denn du brüllſt auf Koſten deiner Schlachtopfer“

„Wenn ich der Stier des Phalaris bin, dann mußt Du nothwendiger Weiſe der Coloß von Rhodus ſein!“ — erwiederte Shakeſpeare. — „Vielleicht machte Jemand einen tüchtigen Schnitt dabei, der dich abbräche, und nach dem Gewicht verkaufte, wie ſie's mit der alten Bildſäule auch thaten.“

„Er iſt alſo doch ein Mann von Gewicht!“ — ſagte Lord Southampton hier mit freundlichem Lächeln.

„Gewiß!“ — fuhr Shakespeare ſcherzend fort — „die ehrbare Gilde der Kupferſchmiede bot ihm ſchon eine hübſche Summe per Pfund an, indem ſie ihn zu Leuchtern, Handeiſen, Kaſſerolen und dergleichen Dingen umſchmelzen will. Auf dieſe Art würde doch noch etwas Nützliches aus ihm.“

„O hätt’ ich doch den Stein der Weiſen!“ — rief Ben Johnſon. — „Ich würde, ſo ſchnell als es ginge, deinen Humor in etwas verwandeln, was dir mehr Ehre brächte.“

„Thu’s für dich ſelbſt, Ben!“ — fiel hier William lachend ein. — „Wäre ſolche Verwandlung vorgegangen, und du wäreſt eines der Kinder Israels, die vor Pharao flohen, hätten ſie nicht nöthig gehabt, ihre Kleinodien, die ſie den Egyptern geſtohlen, einzuſchmelzen.“

„Weshalb nicht Will?“

„Nun“ — meinte Shakespeare mit komiſcher Miene — „weil ſie alsdann das goldene Kalb ſchon fertig gehabt hätten.“

Ein unbändiges Gelächter folgte dieſen Worten, nur Lord Southampton bangte dafür, den Witz und den Scherz überſpringen zu ſehen; mit der leichten Weiſe der feinen Welt ſagte er daher:

„Ja! es iſt kein Zweifel, meine Freunde, daß ihr

Beide Männer von Metall ſeid; und neigt es zum Kupfer, iſt es wenigſtens Corinthiſches Erz!"

„Ein hübſches Compliment!" — rief hier Miſter Donne. — „Hätten ſie in Rom gelebt, ſei's unter den Conſuln, ſei's unter den Kaiſern, man hätte Solidi aus ihnen geprägt."

„Alſo ein claſſiſches Gepräge!" — verſetzte Mylord ſehr fein.

Shakespeare und Ben Jonſon verneigten ſich, artig dankend, gegen Southampton.

„Und da aus vielen Solidi ein Talent wird," — fuhr Donne fort — „bänden ſie uns am Ende gar auf, wir hätten Talente vor uns!"

Neues Lachen, verbunden mit „Bravo's!" folgten. Das Geſpräch nahm jetzt eine andere Wendung, indem es Southampton auf Shakespeare's neueſtes Stück, den „Sommernachtstraum" brachte, das vor wenigen Tagen mit großem Erfolg gegeben worden war.

Mylord lobte es ſehr und auch die Anderen folgten dieſem Beiſpiel; nur Marlow hatte viel auszuſetzen. Die Elfengeſchichten und die Späße mit den Handwerkern gefielen ihm nicht; auch beſtritt er die Neuheit der Erfindung, indem er Ovid's Pyramus als die Quelle zu dem Stück bezeichnete und ſogar Zettel's Eſelskopf auf die Mythe von Mida's langen Ohren zurückführen wollte.

Schön war es hier zu ſehen, wie Shakespeare den Tadel des Freundes ſo ruhig aufnahm, obgleich der Neid, der darinnen lag, nicht verkannt werden konnte; aber Shakespeare that nicht nur dies, er bewies auch auf eine ebenſo ſchlagende als würdige Weiſe, daß der Stoff des Stückes ſein Eigenthum und vollkommen Original ſei; während Lord Southampton mit Wärme die Schönheit und Zärte der Elfenſcenen hervorhob und zeigte, wie ſein großer Freund, den er dabei mit ſtolzen Blicken maß, gerade in den Elfengeſängen auf eine meiſterhafte Weiſe den Volkston dieſer Gattung beibehalten. Auch die blühende und maleriſche Sprache dieſer Dichtungen hob' ſeine Herrlichkeit gebührend hervor.

Marlow ſocht das Verwiſchte, Unmotivirte des Stückes an; aber Shakespeare rief lächelnd:

„Vergiß doch nicht, Freund, daß das Stück „ein Sommernachtstraum“ heißt, und der Epilog ausdrücklich ſagt, daß er ſich zufrieden gebe, wenn die Zuſchauer das Stück wie einen Traum anſehen wollten:

„Wenn dies Schattenheer mißfiel,
Ei! ſo denkt bei unſerem Spiel
Nahte Euch ein Schlummer mild
Der Euch wies ein Traumgebild!“

„Und das iſt ja gerade das Zauberhafte an dieſer dichteriſchen Schöpfung!“ — ſagte hier Mylord

Southampton — „daß Alles in ihr wunderbar traumhaft iſt. Wie im Traume iſt Zeit und Oertlichkeit in den Figuren vermiſcht; ein gewiſſes Zwielicht breitet ſich über das Ganze; Oberon will, daß Alle Alles wie einen Traum anſehen ſollen, und ſo geſchieht es auch. Titania ſpricht von ihrem Abenteuer wie von einer Viſion, ... Zettel von ſeiner Verwandlung wie von einem Traume; alle Uebrigen erwachen zuletzt aus einem Schlaf der Ermüdung und haben von ihren Erlebniſſen den Eindruck eines Traumes. Den Einen erſcheinen ſie wie ferne Berge in Wolken verwandelt, den Anderen iſt's, als ſähen ſie ſie doppelt!"

„Und wie prächtig ſind die bäuriſchen Tölpel und Clowns, die ſchauſpielende Geſellſchaft mit ihrem burleſken Stück, in derbem Gegenſatz gegen das zarte und duftige Spiel der Elfen geſetzt!" — rief hier Burbage. — „Der Gegenſatz des Materiellen und Plumpen gegen das Luftige, des Unbeholfenen gegen das Schöne, des ganz Phantaſieloſen gegen das, was ganz aus Phantaſie gewoben iſt, hebt beides gegenſeitig herrlich hervor."

„Ja! es iſt ein herrlicher Kerl, unſer Freund Shakeſpeare!" — rief hier Green.

„Und ein gemachter dazu!" — fiel Burbage ein — — „ſobald er ſich mit uns zur Uebernahme des Theaters verbindet."

„Unſinn!“ — entgegnete Will — „woher das Geld nehmen?“

Lord Southampton ließ jetzt neue Weine aufſetzen und forderte die Freunde auf: die Geſellſchaft durch den Vortrag hübſcher und heiterer Geſänge oder Dichtungen zu erfreuen.

Bei der herrſchenden Ungebundenheit, genügte dieſe Anregung denn auch, und nach und nach ließ ſich Jeder, ſprechend oder ſingend, in etwas hören.

Ben Jonſon begann mit dem Lied:

„Das Schwert ſogleich zog Robin Hood,
„Den Stab der Krämer ſchwang,
„Und ſetzt' ihm zu mit ſolchem Muth,
„Daß ihm ward angſt und bang!“

Dann ließ Meiſter Cotton folgenden Geſang hören, der mit Jauchzen aufgenommen ward:

Ein Mönchlein beſing ich — 'nen Barfüßer nur, —
Ach träten doch Viel in des Barfüßer's Spur!
Den Strick um den Leib, auf dem Kopfe die Glatze.
So pilgert er betend von Platze zu Platze,
Er ſang wie ein Sänger, und nicht wie ein Küſter,
Und alle ſchrien: Segen dem luſtigen Prieſter!
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem trefflichen Mönch!

Er predigte Faſten nicht — bei meinem Blut! —
Wohl wußt' er, wie magere Koſt Keinem thut gut.

Auch fluchte er niemals der Flaſche voll Wein,
Denn guter Wein ſtimmet uns geiſtlich gemein;
Und was ein verſtohlenes Küßchen betrifft,
Er küßte wohl ſelber — und hielt's nicht für Gift.
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem heiligen Mönch!

Ihn beten zu hören, mit welchem Gefühl!
Er that es, wenn grad ihm nicht's beſſer gefiel.
Wer immer nur zu ihm kam, den ſprach er los;
Wie beichteten gern ihm die Mädchen im Schooß;
Die Buß, die er auflegte, drückte nicht ſchwer,
Kein Beichtger gab Abſolutionen wohl mehr.
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem trefflichen Mönch!

Er ſprach nicht von Zehnten — der Papſt ſchiert ihn wenig —
Er zechte und ſpeiſte ſo gern wie ein König.
Doch was er gethan und ſein fröhliches Leben,
Das machte die anderen Prieſter erbeben.
Sie hätten ihn gerne zum Teufel geſchickt,
Er ſchwur aber, krumm iſt nur Der, der ſich bückt.
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem muthigen Mönch!

Nun traf ſich's ein Mal, daß der gute Mönch ſtarb,
Wie das allen guten Frauen die Freude verdarb!
Da klatſcht man und klagt man mit dieſen und jenen,
Da rang man die Hände, da gab es mal Thränen!
Ach hätte der Teufel geholt alle Heil'gen,
Und ihnen den Mönch nur gelaſſen ein Weilchen!

O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem ſeltenen Mönch!
Nun faßt ihn der Teufel beim Kragen beinah,
Es war an dem Thorweg zum Fegfeuer da:
Um wie viele Sünder betrogſt Du mich hier,
Ho ho! dafür ſchaff' ich Dir ſelbſt nun Quartier.
Nun wohl, ſprach das Mönchlein und muß es denn ſein
Beim Galgen ſo führe Du ſelbſt mich hinein.
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem muthigen Mönch!

Meiſter Satan, der iſt ein ſehr höflicher Mann,
Mit Lächeln und Bückling ging er ihm voran,
Doch fuhr er zur Hölle ſchnell nein wie ein Schuß,
Der Mönch ſtieß von hinten ihn derb mit dem Fuß:
Raſch flieht er — Der Himmel ſchließt ſchnell auf ſein Thor;
'Nein huſcht er, und Satan — ſteht gaffend davor.
O das Mönchlein, der Mönch, o der Barfüßer Mönch!
Laßt uns ſingen zum Preiſe dem heiligen Mönch!

Alle lachten herzlich.

„Und wie brav das Mönchlein, in Bezug auf die Liebe, ſeinen Eid gehalten!“ — rief hier Mſtr. Selten.

„Handelte er anders wie wir?“ — frug Shakespeare luſtig. — „Ich denke, auch wir haben nur der „Kunſt“ Liebe geſchworen . . . und . . . bei allen Göttern! wir freuen uns mancher ſüßen Meineide!“

„Weiß Gott, Will!“ rief hier Green — „Keine Kreuzſpinne hat ſo viel Haare auf dem Leibe, als dich dies Wort trifft!“

„Mich?!“ — entgegnete Will, und ſah' Green mit einem ſolch' ſchelmiſchen Blick an, daß die ganze Geſellſchaft neuerdings in ein unbändiges Lachen ausbrach.

„Nun!“ — meinte Ben Johnſon — „ich denke, es werden wohl wenige unter uns ſein, die hier nicht an die Bruſt ſchlagen müſſen.“

„Er aber iſt der Schlimmſte von Allen!“ rief Green!

„Gut!“ — ſagte Lord Southampton mit feinem Lächeln, — „ſo ſoll er uns zur Strafe einen Balſam für dieſe wunde Stelle unſeres inneren Menſchen angeben. In meines edlen Freundes Kopf ſteckt gewiß etwas, was hierauf Bezug hat.

Shakespeare, der Southampton's Wink verſtand, lächelte. Hatte er doch jüngſt dem hohen Freunde und Gönner von einer ſolchen Stelle geſprochen, die in einem Luſtſpiel vorkommen ſollte, welches er, im Entwurf, bereits fertig hatte. Gehört hatte Mylord die Stelle noch nicht; die Gelegenheit war alſo fein und diplomatiſch benutzt, mit der Befriedigung der eigenen Neugierde zugleich auch der Geſellſchaft zu dienen.

Alle erklärten ſich denn auch in der That für den Ausſpruch ſeiner Herrlichkeit und Shakespeare konnte nicht widerſtehen.

„Gut denn!“ — ſagte er. — „Ich ſehe ſchon, es iſt nöthig, daß ich Euch Autoritäten für Euer Thun gebe, Sophiſterei, gleich dem Mönchlein, den Teufel zu berücken. Hört alſo:

„Ihr, Paladin der Lieb', ergreift die Waffen:
Bedenkt, was ihr zuerſt beſchworen habt: —
Nie eine Frau ſehn — faſten und ſtudiren; —
Verrath, zu offenbar an edler Jugend.
Sagt, könnt ihr faſten? ihr ſeid All zu jung;
Und Krankheit zeiget die Enthaltſamkeit
Und, Freunde, als ihr zu ſtudiren ſchwurt,
Da habt ihr auch zugleich das Buch verſchworen;
Könnt ihr ſtets träumen und euch d'rin verſenken?
Wann hattet ihr, mein Fürſt, und ihr, und ihr,
Des Studium's Trefflichkeit herausgefunden,
Wenn ihr der Mädchen Schönheit nicht geſehen?
Aus Mädchenaugen zieh' ich dieſe Lehre:
Sie ſind der Grund, das Buch der Akademie,
Woraus Prometheus ächtes Feuer ſtammt.
Zu angeſtrengtes Mühen kerkert ein
Die Lebensgeiſter der Arterien;
Wie übermäßiges Gehen allgemach
Des rüſtigen Wand'rers Sehnenkraft ermüdet.
Nun da ihr wollt kein Mädchenantlitz ſchauen,
Habt ihr verſchworen den Gebrauch der Augen,
Und das Studiren, eures Eides Grund.
Denn wo giebt's einen Autor in der Welt,
Der Schönheit ſo wie Mädchenaugen lehrt?
Das Wiſſen iſt ein Anhang nur von uns,
Und wo wir ſind, iſt unſer Wiſſen auch.
Denn wenn wir uns im Mädchenauge ſehen,
Sehen wir nicht gleichfalls unſer Wiſſen dort?

O, Freunde, zu ſtudiren ſchwuren wir,
Und mit dem Eid verſchwuren wir die Bücher;
Denn hättet ihr, mein Fürſt, ihr, oder ihr,
Durch bleierne Betrachtung ausgefunden
So feur'gen Rhythmus, als wozu die Augen
Der Schönheitslehrerinnen euch begeiſtert?
Nimmt träges Wiſſen das Gehirn uns ein,
Uns findend als unthätige Vollbringer,
Seh'n wir die Frucht der ſchweren Arbeit kaum:
Doch Lieb', zuerſt vom Mädchenaug erlernt,
Lebt' nicht allein vermauert im Gehirn;
Nein, mit der Elemente Urbewegung
Durcheilt gedankenſchnell ſie jede Kraft,
Sie raſch vermehrend um das Doppelte,
Weit über die gewöhnliche Verrichtung.
Sie ſchärft des Auges ungetrübten Blick;
Ein liebend Auge ſieht den Adler blind,
Ein liebend Ohr vernimmt den ſchwächſten Schall,
Den ſelbſt des Diebes horchend Ohr nicht hört;
Empfindlicher und feiner fühlt die Liebe,
Als ſelbſt die Schnecke mit dem zarten Horn;
Und feiner ſchmeckt ſie als des Bacchus Zung':
Und gleicht die Lieb' an Muth nicht Herkules,
Wenn ſie der Hesperiden Bäum' erklimmt?
Spitzfindig wie die Sphynx, und muſikaliſch
Wie Phöbus' Lei'r mit ſeinem Haar beſpannt;
Und ſpricht die Lieb', ſo ſchläfert ſie den Himmel
Durch Harmonie der Götterſtimmen ein.
Doch nie ergriff der Dichter ſeine Feder,
War nicht die Dint' verſetzt mit Liebesſeufzern;

Doch dann entzückt Barbaren ſelbſt ſein Lied,
Und lehrt Tyrannen milde Menſchlichkeit.
Aus Mädchenaugen zieh' ich dieſe Lehre:
Sie ſind der Grund, das Buch der Akademie,
Woraus Prometheus' ächtes Feuer flammt.
Akademie und Bücher, alles Wiſſen
Sind ſie, die nähren und die Welt umfaſſen;
Ohn' ſie thut Niemand ſich in was hervor:
So wär't ihr Narr'n die Mädchen zu verſchwören,
Und haltet ihr den Eid, ſeid ihr's nicht minder.
Nun, bei der Weisheit, die die Männer lieben,
Und bei der Lieb, die alle Männer liebt,
Und bei den Männern, dieſen Frauenſchöpfern,
Und bei den Frauen, durch die wir Männer ſind:
Vernichten wir den Eid, uns zu erhalten,
Sonſt halten wir den Eid, vernichten uns;
Religion iſt's, ſo meineidig ſein,
Denn Gnade ſelber gab uns das Geſetz,
Und wer kann Liebe trennen von der Gnade?
Allons! auf Unkraut wächſet kein Getreide,
Gerechtigkeit gebraucht ſtets gleich Gewicht!
Leichtſinnig, Mädchen, ſtraft gebroch'ne Eide
Für uns; Ihr Herren, kauft man Beſſ'res nicht!“

„Bravo!“

„Bravo!“ – tönte es von allen Seiten, die Becher klangen und ſeine Herrlichkeit ſchüttelten Shakespeare herzlich die Hand, indem er ſagte: „wenn das Ganze wieder dem Einzelnen gleicht, haben wir uns auf etwas Treffliches zu freuen.“

Jetzt wagte Shakeſpeare ſeinen hohen Freund auch daran zu erinnern, daß er ihm verſprochen habe, ihn um etwas zu bitten.

„Iſt nicht vergeſſen!“ — entgegnete Southampton mit einem wunderbar ſchönen Ausdruck in den edlen Zügen. — „Aber nicht hier. Es iſt die Nacht bereits vorgerückt. Laſſen wir die Freunde, die es lieben, den Tag kommen zu ſehen, in gemüthlicher Ruhe weiter zechen. Unten wartet mein Wagen. Ich begleite in demſelben meinen Freund Will nach Hauſe und lege ihm unterweges meine Bitte vor.“

In der That gelang es denn auch, Lord Southampton und Shakeſpeare ſich von den Anderen loszureißen, und ſo ſaßen ſie wenige Minuten ſpäter in ſeiner Herrlichkeit bequemem Wagen.

Als ſie einige Minuten gefahren, hub Shakeſpeare an:

„Nun, edler Freund, eure Bitte! Ich brenne vor Begierde, demjenigen Manne in etwas zu dienen, der mich ſchon ſo oft mit Güte und Liebenswürdigkeiten überhäuft hat!“

„Mein Gott!“ — ſagte Southampton lachend — „ihr müßt einen ſonderbaren Begriff von Freundſchaft haben, Will, wenn ihr in dem Wenigen, was ich für euch that, etwas Beachtenswerthes findet. Wollt ihr mir alſo eine Bitte erfüllen?“

„Ich werde für euch, edler Lord ..."

„Was? ..."

„Nun denn, edler Freund, alles thun, was in meinen Kräften ſteht!"

„Es würde mich auch ſehr verdrießen, wenn ihr mir's abſchlüget."

„O!" — rief Shakespeare nach des Lords Hand greifend, — „wie könnt Ihr ſo etwas denken? Gelte es was es wolle, liegt es nur äußerſt in meinen Kräften, ſoll' es geſchehen!"

„Nun entgegnete Lord Southampton mit freundlicher Stimme — „ich denke, die Sache iſt nicht ſo ſchwer. Burbage ſprach heute davon, und ich dachte in der That ſchon früher daran, daß es ſehr vernünftig und praktiſch wäre, wenn ihr euch, Will, mit ihm bei der Direction und Uebernahme des Schauſpiels betheiligtet. Ihr könnt dann in wenigen Jahren ein gemachter Mann ſein, zumal, wenn ihr fortfahret, ſolche herrlichen Stücke zu ſchreiben wie bisher, ... Stücke, die dann ganz allein Eurer Bühne verbleiben."

„O ja!" — ſagte Shakespeare heiter — „das wäre ſchon ſchön und vortrefflich, aber ..."

„Nun?"

„Wir leben nicht mehr in den Zeiten eines Oberon und einer Titania!"

„Wie ſo?"

„Nun!“ — ſagte Shakeſpeare, und man hörte dem Ton ſeiner Stimme die Verlegenheit an, die ihn erfaßt — „ich habe wirklich an eine ſolche Betheiligung auch ſchon gedacht ... aber ...“

„Aber ...“

„Es hat noch einige Zeit damit, bis ...“

„Warum Zeit?“ — rief Lord Southampton — „im Gegentheil! Je eher ihr euch betheiligt, Will, deſto größer iſt euer Vortheil.“

„Aber was ſoll das mit Eurer Herrlichkeit Bitte?“

„Sehr viel!“

„Ich verſtehe nicht!“

„Seht, Meiſter Shakeſpeare,“ — ſagte jetzt der Lord — „denn ich muß wohl Meiſter Shakeſpeare ſagen, da ihr mich mit „Eure Herrlichkeit“ titulirt.“

„O!“

„Nun ſeht, Will, ich habe da Tauſend Pfund Sterling bei mir, die ich nicht zu verwenden und anzulegen weiß. Hättet ihr nun wohl die Güte, ſie als eine Freundesgabe anzunehmen, und euch damit bei dem Theater-Unternehmen zu betheiligen?“

Wäre es nicht dunkel geweſen, hätte Mylord ſeinen Freund erbleichen und erröthen ſehen; während dieſer den Ausdruck des liebenswürdigſten Wohlwollens in den Zügen Lord Southamptons entdeckt haben würde.

„Mylord ...!“ — ſtotterte Shakeſpeare abwehrend.

„Laßt mich ein Wort der Vernunft reden!“ — fuhr der junge Edelmann fort. — „Ihr habt mir im Voraus verſprochen, meine Bitte zu gewähren. Nun hat dieſelbe aber eine tiefere Begründung. Wir Menſchen ſind alle ſchwach. Habe ich nun bei meiner Jugend und meinem heißen Blute dieſe Tauſend Pfund immer vor mir liegen und zu meiner Dispoſition, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ich ſie nicht bei irgend einer leidenſchaftlichen oder ſinnlichen Aufwallung zu etwas benutze, was mich nachher gereut. Laßt ihr ſie mich aber in Freundeshand legen, und noch dazu ſo, daß ſie die ſorgenfreie Zukunft meines würdigen Freundes begründen kann, ſo ſchützt ihr mich nicht nur vor Albernheiten und Verirrungen, ſondern laßt mich auch durch dieſe That aufrichtiger Freundſchaft ein reines und wahres Vergnügen genießen.“

„O, edelſter der Männer!“ — rief Shakeſpeare in höchſter Verwirrung — „welche Zärte bei ſo viel Edelmuth! ... aber ... ich kann es nicht!“

„So!“ — entgegnete Mylord trübe — „der Freund meines Herzens ſchlägt mir alſo die erſte Bitte ab, die ich an ihn richte?“

„O! nicht ſo, herrlicher Mann!“ — rief William — „aber, wie könnte ich ...“

„Von können iſt hier die Rede nicht, ſondern von wollen!“ — meinte Southampton. „und wollen müßt ihr, denn ihr habt es mir verſprochen.“

Und mit dieſen Worten legte er, während der Wagen hielt, eine Rolle Goldſtücke in Shakespeare's Hand, und der Diener öffnete den Schlag.*)

Shakespeare wollte ſeine Weigerung noch fortſetzen, Mylord aber flüſterte ihm zu:

„Stille, mein Freund, Privatangelegenheiten paſſen nicht vor die Ohren der Dienerſchaft!“ — und ſich dann laut und freundlich zu dem Dichter wendend, rief er:

„Gute Nacht denn, würdiger Meiſter Shakespeare. Es war ein vergnügter Abend, den wir durchlebt; ich hoffe auf viele folgende!“

„Mylord!“ — ſtammelte der ſo reich Beſchenkte; ... aber ſchon war der Schlag wieder geſchloſſen und der Wagen rollte dem Palaſte Southampton zu.

Shakespeare ſtand faſt ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehen; aber er fühlte, daß ſein Glück gemacht ſei.

Wenige Tage ſpäter, war Shakespeare Mſtr. Burbages Mitgenoſſe bei ſeinem Theaterunternehmen.

---

*) Thatſache. Im Verhältniß des damaligen Geldwerthes und des jetzigen: das Fünffache:

Siebentes Kapitel.

Freund Falſtaff.

Die Vorſtellung bei Hofe hatte Shakespeare ſehr gefreut. Er fühlte, daß etwas geſchehen ſei, was ſeiner Ehre genüge. War er aber dabei ſchon von der herablaſſenden Güte der Königin entzückt, ſo entflammte ihn jetzt der Auftrag derſelben: ein Stück zu ſchreiben, in welchem Freund Falſtaff von der Liebe gefoppt werde, bis zum Aeußerſten.

Ueberhaupt durfte er mit dem Erfolg „Heinrich IV." — die Aufführung am Hofe war nicht die erſte — ſehr zufrieden ſein.

Von ſolchem Reichthum, ſolcher Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit an großen und kleinen Charakteren, an feſſelnden und ſcharfgezeichneten Geſtalten, die zugleich von ſo heimathlichem Zuſchnitt und in einen ſo allgemein intereſſanten vaterländiſchen Stoff verwebt ſind, von ſo allſeitiger und gewaltiger Anziehungskraft, hat Shakespeare überhaupt kaum ein Stück weiter geſchrieben. Als Heinrich IV. zuerſt erſchien, ergriff ein maßloſes Ergötzen die Zuſchauer jeder Naturart und jeder Bildung; eine tumultuariſche Freude war ſeine Wirkung; denn in ſo heller Freudigkeit und zugleich in ſo ruhiger Beſcheidenheit, wie in dieſen Stücken, iſt auf keiner Bühne irgend eines Volkes das Genie jemals aufgetreten. Von dem Augenblicke ihrer Erſcheinung an verändert ſich in England auf Einen Schlag die Geſtalt der Bühnenproducte und die Art und Weiſe der Dichter; erſt wo der bahnbrechende Genius in der Gewandtheit und Zugänglichkeit arbeitet, daß man an ſeinen Produkten die Mühe der Zeitigung nicht mehr bemerkt, daß ſeine Kunſt keine Kunſt mehr ſcheint, reizt er mit dem Scheine der Leichtigkeit die Maſſe der Nachahmer, und dies iſt erſt von dieſen Stücken Shakeſpeare's zu ſagen. Von jetzt an treten jene Reihen der fruchtbarſten Dichter von Profeſſion auf, die Ben Jonſon, Marſton, Thomas Heywood, Middleton, Chapman u. A., wo vorher Alles nur fragmentariſches Beſtreben, furchtſamer Verſuch und Dilettantismus war. Jetzt kam in die Stücke ein friſcher freier Zug des Lebens, wo früher ſelbſt in den Werken der Freigeiſter Greene und Marlowe noch ſo ſehr der Schweiß der Kunſt und Gelehrſamkeit zu ſehen war. Der Bühnendichtung ſchien jetzt erſt die Zunge gelöſt oder die Flügel gewachſen zu ſein. Die Scenen aus dem niedern Leben lockten die Zuſchauer wie die Dichter an; die gemeine Wirklichkeit und leider auch die wirkliche Gemeinheit ward der Charakter der Bühnendichtung. Dieſe unſelige Wendung hatte Shakespeare freilich nicht verſchuldet, der gerade hier in dem höchſten ſittlichen Ernſte arbeitete. Zunächſt wurden die komiſchen Figuren dieſer Stücke nachgeahmt und wiederholt; der Shallow kommt mit dieſem Namen in ſpäteren Dramen als ſtehende Figur vor; der ſwaggerer Piſtol ward zahllos nachgeahmt, und Chapman ſagt 1598, das Wort ſwagger ſelbſt ſei ganz neu und ſo ſchnell aufgenommen worden, weil es durch eine natürliche Proſopopöie ohne Etymologie und Ableitung geſchaffen ſei. Der Charakter des Bühnenwunders Falſtaff oder Oldcaſtle ward von Ben Jonſon im Tucca in ſeinem Poetaſter, von Fletcher in ſeinem Cacafogo nachgebildet.

Aber er war auch eine koſtbare Figur, die Shakespeare aus dem Leben gegriffen und mit Meiſterſchaft in ſeinen Stücken verarbeitet hat.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am Tage nach der Vorſtellung am Hofe.

Der Morgen lag über der gewaltigen Stadt London. Die vornehme Welt ruhte noch in Morpheus Schooß, die Geſchäftswelt begann ihre Arbeit und nur Schlemmer und Wüſtlinge hatten hie und da ſchon die Tavernen und Kneipen aufgeſucht, deren es damals im

Verhältniß ſo viele in Englands Hauptſtadt gab, als jetzt; ja das rohe und wüſte Leben jener Zeit übertraf noch weit die Sittenloſigkeit der unſrigen.

Shakespeare pflegte ſelten zu ſolchen Stunden auszugehen; waren ſie doch die ſchönſten und beſten für ſein fleißiges Schaffen, das ſich jetzt immer weiter und gewaltiger ausdehnte.

Heute aber war es etwas anderes.

Das freudige Ereigniß von geſtern trieb ihn hinaus. Burbage und Green mußten ſein Glück erfahren, mußten ſein Entzücken über die huldvolle Aufnahme von Seiten der hochverehrten Monarchin mit ihm theilen. Sein edler treuer Freund, Lord Southampton, war ja ſelbſt Zeuge deſſelben geweſen und nach dieſem edlen Manne kamen für den Dichter, im Range der Freundſchaft, die Ebengenannten.

Shakespeare hatte aber noch etwas ganz anderes vor: einen koſtbaren Witz, der mit dem Auftrag der Königin in Betreff Falſtaffs zuſammenhing.

Auch Burbage und Green waren von demſelben im Voraus entzückt und nahmen daher — der ungewohnten Zeit ohnerachtet — die Aufforderung des Freundes an: ihm nach der ihnen allen ſehr gut bekannten Taverne zum „wilden Schweinskopf“ zu folgen.

Die Taverne zum „wilden Schweinskopf“ lag in Eaſtcheap, in einer kleinen Gaſſe jenſeits der London-Brücke, vom Globus aus.

War die luſtige und witzige Geſellſchaft, die ſich an Burbage, Green und Shakespeare ſchloß, nicht in der „Meermaid“ zu finden, ſo traf man ſie faſt mit Sicherheit im „wilden Schweinskopf.“

„Aber werden wir ihn auch jetzt ſchon dort treffen?“ — frug eben Green, als die drei um die Ecke einer Straße bogen.

„Schon oder noch!“ — entgegnete Shakespeare, der heute, gegen die Gewohnheit der letzten Zeit, ſehr aufgelegt ſchien — „Der lehmhirnige Vielfraß . . .“

„Sagt beſſer der fleiſchbergige Weinſchlauch!“ — meinte Burbage

„Nehmen wir getroſt beide Prädicate zuſammen!“ — fuhr Shakespeare fort — „kommt ja in der letzten Zeit nicht mehr aus dem „Schweinskopf“ heraus.“

„Man ſollte ſeinen eigenen Kopf über der Thüre der Taverne aufhängen.“

„Das wäre allerdings der beſte Schild für die Kneipe.“

„Nun!“ — rief Burbage — „er kann ſich nicht beklagen; Freund Shakespeare hat den Dickwanſt unſterblich gemacht. Wer in der Welt weiß etwas von dem Ritter John Oldcaſtel? und doch wird er in dem edlen Sir John Falſtaff fortleben, ſo lange England eine Bühne hat.“

„Ich bin nur begierig, wie er die Nachricht aufnehmen wird, in einem neuen Stück zu fungiren!“ — ſagte Shakeſpeare.

„Nun, er wird ſein loſes Maul ſpazieren laſſen und fluchen und wettern!“

„Und doch wird ihn der Kitzel der Eitelkeit ſtechen.“

„Beſonders wenn er hört, daß es auf den Wunſch der Königin geſchieht!“

„Gebt nur auf ſeine Prahlereien Acht, wenn die Rede auf Liebesabenteuer kommt!“

„Ich wette, er ſchwört, an jedem Finger eine ehrbare Dame hängen zu haben, die aus Liebe zu ihm verſchmachten will.“

„O! foppt ihn nur recht, Meiſter William, der Schelm verdient es!“

„Und doch muß man ihn, ſeines Galgenhumors halber, immer wieder gern haben.“

„Whit, humor, genius hadst thou, allagree,
„One grain of wisdem had been worth the three!“ —

Die Freunde ſprachen noch länger über den Dicken, als ſie Eaſtcheap und die Taverne zum „wilden Schweinskopf“ erreichten.

Aber noch ehe ſie eintraten, brachen alle drei in ein lautes Lachen aus. Von innen heraus erſchallte eine quiekende Stimme, der man es anhörte, daß ſie faſt im Speck erſtickte:

„Als dazumal die Lerche ſung,
Und Vögleinſang klang überall,
Und Feld und Wies voll Blumen hung
Und auch ſchön ſchlug die Nachtigall;
Schätzlein fein,
Ja oder nein,
'Nen Kuß zum Scheiden, es muß ſo ſein,
Unterm Apfelbaum auf grünem Rain!"

„Hört nur den Schuft!" — rief Shakeſpeare. — „So wahr mir Gott helfen möge, er fängt den Tag mit Schelmenliedern an!"

„Horcht nur!" — ſagten die Anderen, indem ſie ſtehen blieben und lauſchten.

Die Fettſtimme ſang weiter:

„Damals ein Liebſter und ſein Schatz,
Ihr beider Mund ſo roſenroth,
Sie ſaßen zuſammen auf grünem Gras —
Und klagten ſich ihre Liebesnoth;
Schätzlein fein,
Ja oder nein,
'Nen ſüßen Kuß, es muß ſo ſein,
Unter'm Apfelbaum auf grünem Rain."

„Beim Himmel! wir kommen gerade recht!" — rief Shakeſpeare. — „Freund Oldcaſtle-Falſtaff iſt im beſten Zug verliebter Laune."

Die Stimme ſang weiter:

„Er küßt ſie eins, zwei, drei, viermal,
Sie meinte, es gehe nicht, gehe nicht . . . geht!
Sie ließ ſich küſſen wohl hundertmal,
Eh' daß er von ihr ſcheiden thät.
Schätzlein fein,
Ja oder nein,
Geliebt, geliebt und geküßt muß ſein,
Unterm Apfelbaum auf grünem Rain!“

Jetzt aber konnten ſich die Freunde nicht mehr halten; laut lachend ſtürzten ſie in das Wirthszimmer, in welchem der Sänger, ein wahrer Fleiſchkoloß, mit jovialem Kupfergeſicht, vor einem runden Eichentiſche ſaß, auf welchem eine Hammelskeule und verſchiedene zinnerne Kannen ſtanden.

„Hello ho!“ — brüllte der dicke Ritter freudig auf. „Hat der Mückenſchwarm den Braten gerochen?“

„Zum Teufel!“ — rief Shakespeare — „wir kommen im Namen ihrer Majeſtät, unſerer glorreichen Königin, dich liderliches Nierenſtück zu verhaften! Fängt man den Tag mit ſolchen Schelmenliedern an? Geh' in die Kirche, Wollſack! und bitte Gott um Vergebung deiner Sünden, ehe er dich in ihrer ſchönſten Blüthe hinweg nimmt!“

„Bei St. Georg!“ — rief Green — „dann möcht' ich in der Hölle ſein. Das wird ein ſchönes Feuer geben, wenn der Talgklumpen hinein fällt!“

„Schafsköpfe!“ — rief der Dicke. — „Was ſchwätzt ihr von Kirchen? Kann der Blinde von der Farbe reden und der Lahme vom Tanzen? Ich glaube, wir ſtecken hier in einer Haut!“

„Gott bewahre uns dafür!“ — rief Burbage lachend — „wenn wir in deiner Haut ſtecken ſollten, wir füllten ſie alle drei nicht aus!“

„Und mit dir zugleich könnte keine Wanze mehr hineinſchlupfen; ſie droht ohnedem jeden Augenblick zu platzen!“ — meinte Green.

„Kirche!“ — rief der feiſte Ritter wiederholend, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan. — „Wenn ich nicht ganz vergeſſen habe, wie das Innere einer Kirche ausſieht, ſo will ich ein Brauerpferd ſein!“

„Bravo!“ — rief Shakespeare. —

Ritter Oldcaſtel aber, ein großes Stück ſeiner Hammelskeule abſchneidend, intonirte das Lied aus Gammer Garton's Needle:

„Im Eſſen bin ich zu bald hin,
„Mein Magen iſt nicht gut;
Doch trinken kann ich wie ein Mann,
Wer iſt, der's gleich mir thut?!“

„Alle Wetter!“ — rief Shakespeare lachend. — „Du geborener Trinkkönig und Stammgaſt in allen Häuſern, wo Trank und Biſſen am feinſten ſind, … du Kapaunenmörder und Paſtetenvertilger, du klagſt auch noch über einen ſchlechten Magen? Bei Gott! die ganze Schöpfung wäre nicht mehr ſicher, wenn dein Magen noch mehr zu verdauen im Stande wäre!"

„O Liebſter," — hub Oldcaſtle Falſtaff zwiſchen Kauen und Schlucken zu ſingen wieder an:

„O Liebſter, blicke nicht ſo trübe,
Mein' ſonſt, du liebſt mich nicht, mein Herz:
Denn froh und glücklich macht die Liebe,
Und Liebe kennt ſonſt keinen Schmerz!"

Alle mußten lachen. Aber der Ritter war in der That auch unvergleichlich!

Das Bild einer thatloſen und thatunfähigen Maſſe, erſchien er als die lebendige Perſonification der Kehrſeite des Menſchen, reine thieriſch-ſinnliche, dabei aber doch gemüthliche Natur.

Alles was des Menſchen geiſtiges Theil iſt: Ehre und Sitte, Bildung und Würde war längſt in ihm verſchliſſen und verloren. Die Materie hatte jede edlere Leidenſchaft in ihm erſtickt. Wohl war er gutartig geboren und nur durch Noth und ſchlechten Umgang ſo geſunken; aber das eigentlich Schlechte an ihm, war doch nur ſo kurz wie ſein Athem, nie dauernd genug, um wirkliche Schlechtigkeit zu werden.

Seine Geſtalt und Maſſe verdammten ihn dabei zur Ruhe und Genußſucht. So kam es, daß ſein Leben in Müßiggang, epicureiſchem Wohlleben, Cynismus und Tagedieberei beſtand. Alles war bei ihm nur Sorge für die Subſiſtenz, vor der jede geiſtige und ſittliche Regung geſchwunden.

Shakespeare und ſeine Freunde hatten ſich unterdeſſen zu dem edlen Ritter geſetzt und ſich eine Kanne rothen Muskat geben laſſen.

„Alter Talgklumpen!“ — hub jetzt Shakespeare gemüthlich an, — „wenn du unter dem Kauen Zeit haſt ...“

„Will!“ — entgegnete der Ritter — „du mußt einen Schädel wie ein Ochſe haben.“

„Und warum das, edler Sir?“

„Weil du in meiner Geſellſchaft noch immer keinen Anſtand gelernt haſt.“

Alle lachten.

„Und darf man fragen ...“

„Warum immer die Namen: Nierenſtück, Talgklumpen, Wollſack, lehmhirniger Vielfraß, Fleiſchberg u. ſ. w. Ich weiß, daß es nur freundſchaftliche Anſpielungen auf meine Conſtitution ſind; aber ich habe dir ſchon geſagt, Will, daß ich einſt dünn war, wie eine Gerte. Wenn ich jetzt meine Kniee nicht mehr ſehen kann, ſo hat mich das Leben mit ſeinen Mühen und Sorgen ſo aufgetrieben.“

„Ja wohl!“ — rief hier Burbage — „die Schlemmerei und das Schlaraffenleben!“

„Nun,“ — meinte Shakespeare pfiffig lachend —

„das weiß ja die Welt. Ich denke, ich habe ihn in meinem Falſtaff gut genug gezeichnet."

Aber das war eine Seite, die der Dicke nicht gern berührt wußte.

Sein ohnehin kupferfarbiges Geſicht ward noch tiefer roth; dann that er einen Zug, daß die Zinnkanne in Gefahr war, die Gurgel mit zu paſſiren und rief:

„An den Galgen mit dir, verdammter Federfuchſer! Wenn ich mich nicht, meiner Geſundheit halber ſchonen müßte, ſo hätte ich dich, Beutelſchneider, ſchon vor meine Klinge gefordert. Wer erlaubt dir einen ehrlichen und würdigen Edelmann, wie mich, auf eure armſelige Bühne zu bringen?"

„Ei! Sir John gefordert!"

„Zum Teufel, ja! aber ich will deinen Tod nicht auf dem Gewiſſen haben."

„Daß iſt chriſtlich gedacht!" — rief Green — „er iſt ja auch weder ein Capaun noch ein Truthahn, denn die Capaunen- und Truthahnſeelen, die euer Gewiſſen belaſten, möcht' ich nicht zählen."

„Weißt du, John," — fiel hier Shakeſpeare ein — „daß du ein recht undankbarer Schuft biſt?"

„Wie ſo?"

„Wie, Menſch? Habe ich dich mit deinem dicken Madenſack nicht unſterblich gemacht?"

„Den Teufel auch!" — platzt der Ritter heraus, mit der leeren Kanne auf den Tiſch klopfend und eine volle beſtellend: —

„Den Erfolg deiner ſchlechten Stücke verdankſt du mir!“

„Bravo! bravo!“ — riefen die Andern.

„Was?“ — fuhr der Ritter fort, ſich eifrig den Mund mit dem Rockärmel abwiſchend. — „Haſt du, Gauner, mir nicht meine Witze geſtohlen und verkaufſt ſie nun unter der Firma „Falſtaff“ der hirnloſen Menge?“

„Göttlich!“

„Leugne, Will! iſt ein Menſch fähig, mehr Lachenerregendes zu erdenken, als ich erfinde? Liegt der Witz in deinem Satan's Falſtaff nicht in meinem Bauch?“

„Dann hätte Freund Shakespeare's Witz gleiches Schickſal mit dem Propheten Jonas!“

„Alle Wetter!“ — rief der Ritter — „wäre ich nur ein Wallfiſch, was könnte ich da ſchlucken!“

„Gott ſei Dank für England, daß du es nicht biſt!“

„Warum für England?“

„Du würdeſt die Meere ausſaufen und Englands Handel und Schifffahrt wären vernichtet!“

„Vorausgeſetzt“ — rief der Ritter — „daß die Meere ſtatt Salzwaſſer Wein oder Bier führten.“

„Der Menſch iſt unverbeſſerlich!“

„Ja!“ — ſagte Shakespeare — „es reut mich auch, daß ich ihn bei ihrer Majeſtät, unſerer erhabenen Königin, ſo ſehr in Gunſt gebracht habe."

„Was?" — rief der Ritter, die Augen erſtaunt aufſperrend, — „Königin — Gunſt — mich? . . . hat ſie dir eine Börſe mit Geld für mich gegeben?"

„Materieller Menſch!"

„Sagteſt du nicht Gunſt, Will?"

„Ja!"

„Nun denn?"

„Du haſt ihr als Falſtaff ſo trefflich gefallen, alter Weinſchlauch, daß ſie dich als Held in einem neuen Stück ſehen möcht . . ."

„Will! du wirſt doch nicht . . .!"

„In dem du von der Liebe mißhandelt wirſt!"

„So hat ſie von meinem Glück bei den Weibern gehört?"

„Ich dächte, du könnteſt über den Vorbau deines Wanſtes deine Kniee nicht mehr ſehen. Was ſoll ein ſolcher Fleiſchklötz bei ſchönen Weibern!"

„Ja, wenn es noch Rinderfleiſch wäre," — meinte Green — „dann könnten ſie ihn in der Küche brauchen."

„O! ihr Spatzenköpfe!" — rief hier der Ritter, — „ihr dünnleibigen Schufte, ihr Bohnenſtangen, ihr nichtsnutzigen Zwirnsfäden; nicht zum Zuſammenflicken eines Unterrocks ſeid ihr gut. Da ſeht auf mich! Fall ich nicht anders bei den Weibern in's Gewicht?"

„Gott ſei demjenigen gnädig, auf den ihr fallt!" — rief Green luſtig — „ſein Tod iſt gewiß!"

„Stelle ich nicht etwas vor?" — fuhr Sir Oldcaſtel-Falſtaff fort. — „Farben im Geſicht, Fleiſch auf den Knochen, Witz im Kopf ..."

„Hunger im Magen, Durſt in der Kehle, Diebsfinger an den Händen!" — ergänzte Shakeſpeare — „bei St. Georg! Empfehlungen genug bei Mädchen und Weibern; ... dich zur Thüre hinauszuwerfen!"

„Seht mir den Bruder Fliegenſchnautz!" — rief der Ritter — „meint wohl mit ſeiner Mondſcheinbläſſe, ſeiner Stirne wie ein Würfelbrett, ſeinen verdammten Augen und ſeinem noblen Weſen könne er allein Herzen erobern? Ihr ſollt mich am Feuer auslaſſen und mit meinem Fett eure Stiefeln ſchmieren, wenn ſich die Weiber und Mädchen nicht zu Dutzenden um mich reißen!

Die drei Freunde brachen in ein lautes Lachen aus.

„Glaubt's, oder glaubt's nicht!" — fuhr der Dicke mit dem Ernſt eines Leichenbitters fort — „ich will ſie euch an den Fingern herzählen."

„Aber erſt einen Schluck, Sir John!" — meinte Green — „das Aufſchneiden geht dann beſſer."

„Bei der Keuſchheit meiner Mutter!" — rief der Ritter — „wenn es ſich der Mühe lohnte, das Ding

Bauch zu nennen, was euch zwiſchen Bruſt und Beinen ſitzt, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, es mit meiner Klinge aufzuſchneiden, wie ein ausgemachter Schlächter einem halbjährigen Kalb."

„Menſch!" — ſagte Shakespeare mit einem ironiſchen Blick auf den Prahlhans — „ſei doch kein ſolcher Wüthrich. Du weißt, ganz London fürchtet deine Klinge; . . . jage uns daher nicht jeden Augenblick einen Schrecken ein!"

„So unterbrecht mich nicht mit ſchlechten Witzen, wenn ich, über deſſen Zunge noch nie eine Unwahrheit kam, . . ."

„John!"

„von meinen Liebſchaften berichten will."

„Alſo!" — ſagte Shakespeare — „ſoll ich's aufſchreiben?"

„Wie du willſt, mein ſüßes Püppchen!"

„Und alles wahr?"

„Ich verſchlucke deinen Zettel wie ein geſchmoortes Kaninchen, wenn eine Lüge darauf kommt!"

„So fange an!"

„Alſo!"

Aber der Ritter mußte ſeine Kehle erſt noch einmal anfeuchten.

„Alſo?"

„Da iſt die neunzehnjährige Frau des Alderman Randolph …“

„Alderman Randolph?“

„Wer kennt einen Alderman Randolph?“ — rief Burbage lachend.

„Ich nicht!“ — ſagte Green.

„Ich auch nicht!“ — beſtätigte Shakespeare.

„Und neunzehnjährig!“

„So ſagte ich, und ſchön wie ein Engel!“

„Und was iſt mit ihr?“

„Geſtern wollte ſie ſich in die Themſe ſtürzen, weil ich ſeit acht Tagen nichts hatte von mir hören laſſen!“

„Hurrah!“ — rief Green.

Shakespeare aber intonirte:

„Fort, fort von hier,
Nicht länger duldet's mich in dem Revier;
Aus dieſer Stadt,
Die nichts als Lärm, und immer wieder Lärmen hat.
In Landes Mitte,
Wo ſchlichte Sitte,
In grauem Kleide,
Doch mehr der Freude,
Als dieſer Thoren Lärm mir bietet.“

„Ja, ſing' nur! Im Hauſe des Alderman's weinen ſie ſich blind über den frühen Tod des ſchönen Weibchens.“

„Tod?!“ — riefen die drei Freunde.

„Ich denke, ihr ſagtet eben, ſie hätte den ſchrecklichen Selbſtmord, um der von euch verſchmähten Liebe willen, erſt vorgehabt."

„Dann hab' ich vergeſſen zu ſagen, daß ſie ihn auch ausgeführt!"

„Schrecklich!"

„Und erſt ſechszehn Jahre alt!" — ſagte der Dicke mit trübem Geſicht.

„Sechszehn, John?" — rief Shakespeare lachend — „eben war ſie neunzehn!"

„Sagt' ich ſo?" — frug der Ritter — „dann that ich's, um euch nicht allzuſehr zu erſchrecken! denn ein Mädchen von ſechszehn Jahren . . ."

„Mädchen?" — fiel Burbage heiter ein, während die Anderen laut lachend herausplatzten, — „ich dächte, ihr hättet ſie des Alderman's Frau genannt."

„Frau oder Mädchen!" — rief der Ritter — „einerlei!"

„Nicht ſo ganz!"

„Sie war dem Alderman angetraut!" — fuhr der Dicke fort — „war aber aus Liebe zu mir Mädchen geblieben!"

Ein homeriſches Gelächter erſchallte.

Ritter John Oldcaſtle trank gelaſſen und ernſt ſeine Kanne aus.

„So!" — ſagte er alsdann — „jetzt iſt der Schmerz hinuntergeſpült. Aber das iſt erſt eine."

„Menſch! Du haſt doch nicht noch mehrere aus Liebe zu dir untergehen laſſen?“ — rief Shakeſpeare.

„Iſt's meine Schuld, daß man mich ſo liebenswürdig findet?“ — frug der Ritter zurück. — „Da iſt die Lady Goshawk? ...“

„Lady Goshawk?“

„Lady Goshawk! Will! ich ſage dir, ein Weib...“

„Hör' auf! wir werden niediſch!“

„Und die Lady ging auch in das Waſſer? ... ich meine, in die Themſe!“ — ſagte Green.

„Nein!“ — verſetzte der Dicke mit Gravität — „ſie nahm, als ich ihrer überdrüſſig ward ...“

„Gift?“

„Keinesweges!“

„Was denn?“

„Den Schleier, und ging in ein Kloſter.“

„Eine verheirathete Frau?“

„Der Lord fiel im Duell durch mich!“

„O Kain! Bruder-, Frauen- und Mädchenmörder!“ — ſchrie Shakeſpeare in komiſchem Pathos auf — „du wirſt unſer gutes Alt-England noch entvölkern.“

„Schickſalstücke! Aber Will, du weißt ja, wie ich meine Klinge führe!“

„Gewiß! die Hammelskeule, die vorhin noch vor dir ſtand, und die du bereits ſpurlos vernichtet, zeugt davon!“

„Und die anderen Weiber, die in euren Liebesbanden ſchmachten, Sir John, wie iſt's mit ihnen?" frug Green.

„Da iſt die Marauiſe Antonio, Miſtreß Debora, die gute Wittwe Drauflos, die herrliche Miß Pampheltowen, die kleine ſchelmiſe Whiddon ..."

„Halt!" — rief Shakespeare — „ich bitte dich, dickwanſtiger Windbeutel, jetzt iſt's genug. Sagt, Freunde, was ſoll man mit dieſem beſcharlachten Kerl machen, der uns ſo gotteserbärmlich anlügt!"

„Will! ..."

„Um deiner Seelen Willen, ſchnalle deiner Zunge einen Maulkorb an."

„Ich will keinen Tropfen Sekt mehr trinken ..."

„Hau' ihn zur Strafe in deinem neuen Stück tüchtig herunter!"

„Will, du wirſt doch nicht!"

„Ich werde!"

„Süßer Will!"

„Und zwar tüchtig!"

„Lieber Will!"

„Daß ganz London auf dich Wallfiſch deuten und ſeine Witze über dich machen ſoll!"

„Zuckriger Will ... ich geſtehe dir ja ..."

„Nun?"

„Daß ich mit ehrbaren Weibsleuten gar nichts zu ſchaffen habe. Nur die Drauflos ..."

„Ja, Drauflos!“ — rief Shakespeare — „ich ſchwöre dir, alter Sünder, daß ich darauf losgehen werde, dich gotteserbärmlich auf der Bühne zu züchtigen!“

„Aber Will . . .!“

„Wahrhaftig, Meiſter Shakespeare, ſagte die Königin geſtern Abend ſehr erfreut zu mir, der dicke Ritter von eurer Fabrik machte uns Seitenſtechen . . .“

„O! ſo habe ich die Königin geſtochen!“ — rief Sir John mit dem Ausdruck eines Satyr's.

„Das iſt doch ein Schelm! ein ungeheuerer Schuft!“ — fuhr die Königin fort . . .

„Sie kennt ihn wahrhaftig!“ — rief Green.

„Schreibt uns doch ein neues Stück, Mſtr. Shakespeare, indem das Nierenſtück . . .“

„Will, das ſagte ſie nicht!“

„In dem das ſchändliche Nierenſtück von der Liebe maltraitirt wird. Dieſes fette Unthier, das das Uebergewicht der materiellen Natur gegen alles Edlere und Beſſere ſtumpf gemacht hat, muß gezüchtigt werden.“

„Will! wenn die Königin das geſagt hat, will ich einen ganzen halben Tag lang faſten!“

„Aber warte nun, du ſollſt in meinem neuen Stück, ſchon wegen der neuen Lügen von vorhin, das Bild der Eule abgeben, an der ſich die Vögel necken!“

„Dann verſchwör' ich deine Freundſchaft, verdammter Federfuchſer, oder ich will einſchrumpfen wie eine gedörrte Birne!“

„Und weißt du, daß ich heute Nacht den Plan des Luſtſpiels ſchon entworfen habe?“

„Die Peſt über dich!“

„Unmöglich!“ – riefen Green und Burbage.

„Nur das raſch Geſchaffene wird gut!“

„O theile ihn mit!“

„Daß ſeine Zunge erlahme. Er will ſich wieder von meinem Witze mäſten!“

„Das Stück bekommt den Titel: Die luſtigen Weiber von Windſor!“

„Bravo!“ „Bravo!“ — riefen Burbage und Green. — „Und der Plan?“

„Iſt ungefähr der! Falſtaff ſtößt auf ein Paar ſchlichte, einfache Bürgerweiber in Windſor. Sie zeigen ihm eine unbefangene Art des Umgangs und eine fröhliche Laune; dies iſt ihm genug, ſie für deſſelben Metalls zu halten, wie die Weiber ſeines früheren Verkehrs. Er umwirbt ſie im Unglauben an ihre Sitte und, da es zu glücken ſcheint, auch im Glauben an ſeine Liebenswürdigkeit. Um Liebe gilt es dem Schuft nicht; er ſinnt nur auf Künſte, ſeine Lage zu beſſern. Die beiden Weiber führen die Schlüſſel zu den reichen Geldkiſten ihrer Männer; nur darum kommen ihm die ſchon älteren Frauen, wovon die eine bereits eine mannbare Tochter hat, ſo hübſch vor; er will ſie zu ſeinem Oſt- und Weſtindien machen und nach beiden Handel treiben. An eine Ehrbarkeit glaubte er nicht; auf die bürgerlichen Ehemänner ſieht er mit ſeinem Ritterſtolze verächtlich herab; es ſind Weißfiſche einer andern Art, die der Hecht in einer neuen Manier zu erſchnappen trachtet. Selbſt dem Piſtol und Nym iſt es doch zu unehrenhaft, für einen ſo lächerlichen Werber die Kuppler zu machen; ſie ſind früher immer noch unter Falſtaffs Ehre und Gewiſſen geweſen, aber jetzt wird er grobfühliger als ſie, und nur, daß ſie auf ihre Ehre gegen ihn zu trumpfen wagen, dieſe „Paviane“ und Halbmenſchen, empört ihn tief. Alles was er thue, ſagt er Piſtol, geſchähe ja, um die Grenzen ſeiner Ehre abzumarken. Wohl müſſe er ſelbſt zuweilen, ſeine Ehre in ſein Bedürfniß hüllend, ſich zu Liſten und Kniffen entſchließen; doch ein Piſtol ſoll nicht ſeine Armuth und Gemeinheit unter dem Schirme der Ehre verſchanzen wollen gegen ihn! Man muß nun Acht haben, wie er die Gränzen ſeiner Ehre abmarkt in dem Handel, den er anzettelt. Er fängt es ſo weit geſchickt an, daß er bei den ehrſamen Bürgerfrauen im ehrbaren Tone wenigſtens auftritt; es iſt ihm um's Süßthun nicht zu Muthe, das verſteckt er hinter eine männliche Natur, die es ihm nicht geſtatte. Dabei iſt er aber ſo vornehm nachläſſig, daß er an beide Weiber denſelben

Brief ſchickt. Der Erfolg den er hat, bringt ihn außer ſich, er bringt ihn aber auch aus all' ſeinem Witze; ſeine plötzliche Selbſtgefälligkeit macht ihn ganz blind. Nachdem ihn ſeine Eitelkeit zu der ungeheuren Einbildung geſteigert hat, ſich für einen Gegenſtand der Liebe zu halten, iſt nichts mehr unmöglich für ihn. Er nimmt alle plumpen Schmeicheleien des Meiſter Bach für baare Münze; er läßt ſich durch den wunderlichſten Auftrag nicht aufmerkſam machen; er glaubt die Frau ſich verfallen, von der er hört, daß ſie gegen einen ordentlichen, wohlgewachſenen Menſchen unbeugſam ehrbar iſt. Eitelkeit und Hochmuth machen ihn unklug aufrichtig gegen dieſen Fremden, der ihn freilich bezahlt. Seine altbekannte Schamloſigkeit hat er bewahrt, die zu dieſer Aufrichtigkeit gehört, aber ſein Verſtand verläßt ihn dabei. Zweimal läßt er ſich auf die plumpſte Weiſe prellen, baden und walken, ohne vor der dritten Schlinge im geringſten vorſichtiger zu ſein, obgleich er ſchon nach dem erſten Streiche geſagt hatte, wenn man ihm wieder ſo mitſpiele, ſo möge man ſein Gehirn in Butter braten und einem Hunde vorwerfen. Die muthwilligen Weiber ſind nun gegen ihn verſchworen, ſeine verachteten Diener ebenſo, ſein Page iſt beſtochen; ungleiche, aber viele Kräfte ſind gegen ihn in Waffen; er überliefert ſich ſelbſt den ſchwächſten, nachdem er über ſeine Eigenliebe einmal geſtrauchelt iſt. Beſchämung, Schläge, Dampf- und Kühlbäder, Geldeinbuße, Kneipen und Brennen, die Hörner, die er auf Andere gemünzt hat, Alles fällt über ihn und auf ihn zurück; das Bewußtſein ſeiner Schuld, die Betäubung ſeines Urtheils läßt ihn bei dem letzten Abenteuer ſogar an Feen glauben und fürchten; wie ſich ihm Alles enträthſelt, ſteht Er, der zu einer Selbſterkenntniß nie kommen konnte, bis zur Selbſtverachtung beſchämt vor ſich ſelbſten.“

Es war ungemein komiſch zu ſehen, wie ſich nach dieſer Darlegung des Planes zu dem neuen Luſtſpiele, John Oldcaſtle gebärdete, während Burbage und Green in lautes Staunen ausbrachen.

Aber war es denn auch nicht des Staunens werth, in einer einzigen Nacht, und ſofort nach dem erhaltenen Auftrage, wenn auch nur in großen Zügen ein ſolches Luſtſpiel zu ſchaffen?

Und wie trefflich hatte der Dichter die Sache im Geiſte ſchon angelegt.

Wenn Shakespeare den Falſtaff ſo vor ſich ſelbſt und ſeinem eigenen Urtheil erniedrigte, hoffte er das Urtheil auch ſeiner Zuſchauer über dieſen Charakter nach ſeiner Abſicht zu lenken.

Moraliſch aber wäre das unmöglich geweſen. Von dieſer Seite war er längſt ſo verſunken, daß ihm ſelbſt die Wahrnehmung nicht einmal empfindlich geweſen wäre wie es die, Ehrbarkeit und Rechtſchaffenheit war, die ihn überliſtete, daß ſie zuletzt Alle über ihn herfallen und ihn mit allen läſterlichen Ausdrücken äußerlich und innerlich, alt, kalt, verleumderiſch, gottlos, der Fleiſchesluſt ganz hingegeben nennen, dies hätte ihn nicht ſchlimmer von ſich denken laſſen. Aber von der Seite ſeines Witzes war ihm noch beizukommen. Dieſe Gabe war es, in der er ſich den Gimpeln überlegen und den Geiſtreichen gleich fühlte. Von dieſer Seite, die das Urtheil beſtach, mußte das Urtheil auch berichtigt werden; ließ ihn der Dichter auch von dieſer letzten empfehlenden Seite fallen, ſo gab er das ſicherſte Zeichen, daß er ihn in der Achtung gänzlich auslöſchen wollte. Und ſo ſteht es mit Falſtaff in dieſem Stücke. Man iſt ſeiner allgemein müde und wirft ihn, nachdem er ſelbſt ſeinen letzten Reiz verloren, hinweg. Er hatte der bürgerlichen Ehrſamkeit und Dummheit gegenüber weder Vorſicht noch Witz nöthig gefunden und wird von beiden übertölpelt. Er muß es ſelbſt erkennen, daß der Witz eine Faſtnachtspuppe, ein Hanswurſt werden kann, wenn er übel angewandt wird; aus dem abgefeimten Witze wird bald ein „Ochs und ein Eſel“ gemacht, der Schnapphahn wird ausgebeutelt. Das kränkt ihn, daß „die Dummheit ſelbſt ein Bleiloth über ihm wird!“ Es kränkt ihn noch mehr, daß ihn ein ſo einfältiger Schulmeiſter, daß ihm der wälſche Evans, der unwiſſend wie ſein kindiſcher Examinand iſt, gehänſelt hat. Sein Stern iſt von ihm gewichen, findet er; daß ſei genug, „um der Verfall aller Luſt und Nachtwandelei im ganzen Reiche zu werden!“ So vor ſich ſelbſt herabgewürdigt, erſcheint er jetzt denn auch nicht allein den Mitſpielenden, ſondern auch dem Leſer und Zuſchauer. Der Dichter hat alſo ſeinen Zweck erreicht.

Es iſt unſtreitig Shakespeare's Abſicht geweſen, die moraliſche Lection, die er ſchon im zweiten Theile von Heinrich IV. und in Heinrich V. geleſen hatte, hier noch einmal zu leſen. Er mochte wohl Wirkungen ſeines Heinrich IV. auf der Bühne ſehen, die ihm nicht gefielen; er ſtatuirte daher in Heinrich V. das grelle Strafbeiſpiel an Bardolph und Nym und hier läßt er den dicken Falſtaff in ſeinem höchſten Preiſe ſinken, den er behauptet hat, im Witze. Möglich genug, daß Shakespeare ſelbſt im wirklichen Leben Wirkungen dieſer Stücke ſah', die ihn ſtutzig, die ihn ſo nachdrücklich reden machten. Denn man muß wiſſen, daß jene Scenen, die er in Heinrich IV. ſchilderte, noch zu ſeiner Zeit auch der Wirklichkeit nicht fremd waren, daß unter Eliſabeths Regierung die Raufbolde an der Tagesordnung waren, die in Gefecht und Händel ihre Ehre ſetzten, die Burſche, die ſich wie Poins wackere Kerl auf eigene Fauſt nannten, wenn ſie auf der Heerſtraße Einen beraubten, oder wie Bardolphs Kunſtausdruck iſt, auskaſſirten; die Lotterer, die von Anderer Fleiß lebten, die Nacht zum

Tage machten, gute Geſelligkeit im Trinken und Spielen, Herzhaftigkeit im Trotzen und Schwören ſuchten. Dem zur Seite kamen nun bald maſſenweiſe auf die Bühne jene Stücke der Ben Jonſon'ſchen Schule, die ganz wie dieſe luſtigen Weiber aus Intriguen, Foppereien, Prellereien und Schwänken ſehr herber und harter Art beſtanden, ganz ſich ſo in den Schichten der bürgerlich engliſchen Geſellſchaft herumdrehten und eine ſehr lockere Sittlichkeit darſtellten. Dem entgegen betonte Shakespeare die ſittliche Tendenz dieſes Stückes ſo ſtark, als es nur anging, wenn nicht der heitere Scherz des Schwankluſtſpiels verloren gehen ſollte. Die ehrlichen Bürgerweiber in Windſor ſind über die unverſchämte und freche Werbung des plumpen Hofmannes ganz außer ſich; ſie ſind erboſt über die ſchlechte Meinung, die er von ſo achtbaren Matronen hat; ſie werden faſt an ſich ſelbſt irre, ob ſie auch etwas in ihrer Ehrbarkeit verſehen haben. Ihr gleicher Gedanke iſt, ſich an ihm zu rächen; ſie wollen ihn lehren Tauben von Krähen zu unterſcheiden; doch haben ſie auch da den Skrupel, keinen Streich zu ſpielen, der ihrer Ehre zu nahe tritt. Auf die Ehrbarkeit der Schwänke (honest knavery) wird überall, im Gegenſatz zu den Schwänken Falſtaff's, ein großer Nachdruck gelegt. Ein Weib, ſagen ſich die zwei Frauen, kann luſtig und doch ehrbar ſein; noch am Ende des 17. Jahrhunderts gab es ein Lied, das Halliwell anführt, in dem der Vers that wives mag be merry and get honest too als Refrain wiederkehrt, unter Hindeutung auf dieſe Lehre unſeres Stückes. Daß dieſe Streiche, die Falſtaff geſpielt werden, nicht nur allerliebſte Ergötzlichkeiten'" ſondern auch „brave Schelmſtücke" ſind, kann allein den ehrlichen, wahrhaften, zaghaften, frommen Pfarrer zur Freude an ihnen bewegen. Dieſe Schelmerei der Einfältigen aber Ehrlichen feiert hier überall über Liſt und Einbildung ihre Siege. Die ſchlauen Eigenliebigen legen die Grube und fallen ſelber hinein; ſie iſt ſelbſt für die Einfalt zu auffällig breit gegraben, weil die eingebildete Schlauheit den Gegner Ehrlichkeit gar zu gering ſchätzt. Dieſes Sprichwort kann als die Seele des Stückes angeſehen werden. Es iſt eine Reflexion, wie man ſie nicht wieder aus einem andern Shakespeare'ſchen Drama, ſondern gerade nur aus dieſem Intriguenſtücke ziehen kann. Alle Nebenhandlungen des Stückes beziehen ſich auf dieſen Satz und dieſe Lehre zurück, die mit der Hauptintrigue, zum Theil nur im Ausgange verſchlungen ſind. Der ſchlaue Wirth, ein Großthuer voll Spott und Streichen, der ſich ſelbſt für einen großen Politiker und Machiavell hält, den der Kitzel ſticht jeden zu foppen, verwirrt den rapierluſtigen, flackrigen Doktor Cajus und den pedantiſchen Waliſer Evans; er muß denſelben Verdruß haben wie Falſtaff, daß die Einfältigen, die nicht einmal engliſch ſprechen können, ſich gegen ihn verbinden und den Durchtriebenen um ſeine Pferde prellen. Der eiferſüchtige Fluth (Ford) giebt Geld und Namen weg und ſetzt ſeine Hausehre öffentlich auf's Spiel, nur um recht ſicher ſeiner Frau vermeinte Untreue zu erfahren; der Lauſcher an der Wand hört dafür nicht ſeiner unſchuldigen Ehehälfte, ſondern ſeine eigne Schande, und für die Qualen, die er ihr und ſelbſt dem beneideten eiferſuchtloſen Page und ſeiner ſchuldloſen Frau bereiten wollte, nur ſeine eignen Qualen. Im Hauſe des Page ſind wieder andere Ränke geſponnen. Mann und Frau konſpiriren gegen einander und gegen das Glück ihrer unſchuldigen Tochter, welcher der Eine einen tölpiſchen Einfallspinſel, die Andere einen wunderlichen Heiligen zum Manne geben will; ſie fallen gegenſeitig mit ihren Günſtlingen in die gelegten Schlingen und Fenton führt die Braut heim, die eine „heilige Sünde" begangen, da Ehen im Himmel geſchloſſen und Weiber nicht wie Land durch Gold gekauft werden ſollen. Gleichmäßig in allen dieſen nebeneinanderlaufenden Händeln ſucht die Schlechtigkeit der Ehrbarkeit, die Schlauheit der Einfalt, die Eiferſucht der Unſchuld, die Geldgierde dem harmloſen Gemüthe Streiche zu ſpielen und ſie bekommen ihre böſe Abſicht heim bezahlt. Der unumnebelte ſchlichte Sinn iſt der ſchlechten Leidenſchaft jedesmal überlegen. Dieſer Satz aber, der die vier Intriguen zuſammenbindet, läßt ſich zugleich, wenn man das Stück, um des Hauptcharakters und ſeiner Entfaltung willen, mehr ethiſch faſſen will, auf Falſtaff's Lage und Erſcheinung vorzugsweiſe zurückbeziehen. Die Selbſtſucht, die wir als die Seele von Falſtaff's Weſen darſtellten, erſcheint auf ihrem Gipfel und in ihrer Kataſtrophe, wenn ſie, der Tugend und Einfalt gegenüber, die ihre gewöhnliche Beute ſind, in eitler Sicherheit nicht einmal die feineren Mittel der Beſtrickung mehr nöthig findet und ſich ſo in der plumpen Falle ſelber fängt. Ein Egoiſt wie Falſtaff kann keine ärgere Niederlage erleiden, als durch die Ehrbarkeit, an die er nicht glaubt und die Dummheit, die er nicht achtet. Der Dichter hat in dieſem Stücke alſo der mehr lächerlichen Seite ſeiner Eigenliebe einen lächerlichen, tragi-komiſchen Fall bereitet, der der Zeit und Entwicklung nach dem ernſten, komiſchtragiſchen Falle vorausgeht, der Falſtaff bei der Thronbeſteigung des Königs trifft, als die ernſte und ſchädlichſte Seite ſeiner Eigenliebe eben ihre gefährlichen Siege feiern wollte.

Uebrigens ſagt Gervinus über die unvergleichliche Figur des Falſtaff noch Folgendes:

Leben und Literatur jener Zeiten unterſchieden ſeit lange den Volks- und Hofnarren, den ungeſchulten Mutterwitz in jenem und die Maske der Weisheit in dieſem, den natürlichen Narren (natural clown) und den gebildeten (fool), den Mann, der durch Natur und Außenſeite die Lach- und Neckſucht des Volkes reizt und den Anderen, der zur Perſiflage der anſtändigen Thorheit geſchult iſt, jenen, dem ein ausgeübter Spitzbubenſtreich ein Witz heißt, und dieſen, der ſeine Schelmenſtreiche nur mit der Zunge vollführt. Beiderlei Gattungen der Luſtigmacher vereinigt Falſtaff, nur nicht gerade in amtlicher Function, in ſeiner Perſon, mit einem natürlichen, obgleich ſchwer zu unterſcheidenden Uebergewicht des Erſteren, wie es in dem berühmten Tarlton der Fall war, über den die Zeitgenoſſen ſich fortwährend ſtritten, ob ſein Witz natürlich oder künſtlich ſei. Wenn man ungefähr das Leben und die Wirklichkeit zu Falſtaff's und ſeiner Freunde Streichen kennen lernen will, ihr Herumtreiben auf dem Lande, ihr Foppen untereinander, ihren Betrug an Wirthen, Mädchen, Gimpeln u. ſ., ſo darf man nur Tarlton's Schwänke aufſchlagen; dann wird man zugleich erſt inne, wie ſelbſt dieſer gemeinen Realiſtik der Dichter eine ideelle Geſtalt gegeben hat. Will man aber die Seele, den Begriff von Falſtaff's Natur und Weſen haben, ſo muß man auf ihn anwenden, was Erasmus in ſeinem Lobe der Narrheit als das Charakteriſtiſche der Volks- und Hofnarren heraushebt. Sie nehmen, ſagt er, die Natur zu ihrem Führer; ſie ſtreifen die Schminke der Bildung ab und folgen dem thieriſchen Inſtinkte; ſie haben kein Gewiſſen, ſie fürchten keine Geſpenſter, ſie haben nicht Sorge noch Hoffnung, ſie lachen und machen Andere lachen, ihnen verzeiht man Alles was ſie ſagen und thun, ſie haben keine Leidenſchaft, keinen Ehrgeiz, keinen Neid und keine Liebe, keine Scheu und keine Scham.

Wirklich iſt, um von hier auf Falſtaff's ſittliches Weſen zu kommen, in den Worten kein Gewiſſen und keine Scham, Alles ausgedrückt, was man zu ſeiner Bekanntſchaft braucht. Zuweilen zwar hat er Anfälle von Gewiſſensbiſſen und ſie machen anſchaulich, daß des Menſchen beſſere Natur auch unter ſo großer materieller Laſt der Herabziehung nie ganz verloren geht. Seine Genoſſen nennen ihn Mr. Remorse. Wenn er in Furcht, in Krankheit, in Müßiggang iſt, beſeufzt er in unwillkürlichen Stoßſeufzern ſeine Schlechtigkeit; an ſein Ende iſt er nicht gerne erinnert und auf dem Todtenbette verflucht er den Sekt und die Weiber. Aber dies ſind nur vorübergehende Anwandlungen, die nicht haften. Der Dichter hat die Schmach, die Noth und die Ehre, Herabwürdigung und Ermuthigung auf ſeine ſittliche Erhebung hinarbeiten laſſen, er iſt aber, üm mit Piſtol zu reden, simper idem geblieben. Dem Geſetz der Sitte abgeſtorben, möchte er auch das Geſetz des Rechtes weggeräumt haben. Jenes äußerlichſte Ehrgefühl, das den honetten Leuten noch bleibt, auch wenn ſie völlig gewiſſenlos ſind, der Wunſch wenigſtens den böſen

Schein zu ſcheuen, den guten zu retten, der geringſte Grad des Schamgefühls alſo iſt ganz in ihm vertilgt. Er braucht einen Vorrath guter Namen, aber er hat keinen Ernſt ſie zu beſchaffen. Stumpf und gefühllos beraubt er ſelbſt die Armuth, iſt ſchnöde gegen den Niederen, kriechend gegen den, den er fürchten muß, unverſchämt wo er ſich Alles erlauben darf, ſelbſt gegen ſeinen Prinzen; und von ſo wenig Sinn für Dank und Kameradſchaft, daß er hinter ihrem Rücken den Verleumder ſeiner Freunde und Wohlthäter ſpielt. In welchem Maße alle Scham in ihm ertödtet iſt, iſt dort am grellſten geſchildert, wo er ſein Schwert ſchartig hackt, um einen Beweis ſeiner Heldenthaten zu haben, wo er dieſe Schlechtigkeit empfindungslos und unbedenklich vor ſeinen Genoſſen zur Schau trägt und dadurch und durch ſein freches Schwören ſelbſt einen Bardolph ſchamroth macht. In ſeinem Monolog über die Ehre, das fühlt ohne jede Analyſe dieſes Charakters jeder Leſer immer heraus, liegt der ſpringende Punkt deſſelben; er ſagt dort in thesi ſeinen Katechiſmus, und der edle Blunt, der den Opfertod für ſeinen König gefallen iſt, iſt ihm der thatſächliche Beweis für die Eitelkeit dieſes Dings, das man Ehre nennt. Eben dieſer Kern, oder dieſe Nichtigkeit ſeines Weſens, ſeine Ehrloſigkeit, ſteht in dem großen und ſchlagenden Gegenſatz gegen die übrigen Hauptcharaktere unſeres Stückes. Wie bei

Percy Ehre und Mannheit nach den Anſichten des Zeitalters in einen Begriff verſchmelzen, ſo im Gegenſatze bei Falſtaff ſeine Ehrloſigkeit und Feigheit. In der Schlacht bei Shrewsbury ſehen wir ihn in der ernſteſten Stunde ſeine Schnurren ſtumpfſinnig forttreiben, ſeinen Prinzen ſieht er im Kampfe, ohne ihm beizuſpringen. Die ritterliche Zeit ſah den Grundton dieſes Charakters in ſeiner thraſoniſchen Windbeutelei; und auch uns übrigens erſcheint Falſtaff auf der Höhe und in der Fülle ſeiner Natur in der Scene, wo er ſeine Verwünſchungen über die Memme ſpricht und dann ſeine eigene Memmenhaftigkeit und prahleriſche Unverſchämtheit zugleich aufdeckt. Hier ſpielt all' ſeine Begabung im mannigfaltigſten Glanze: ſeine Feigheit ſetzt ihn dem Geſpötte aus, wie ſonſt ſeine Dicke; ſeine Lügen müſſen ihn herausziehen; in dieſer Kunſt iſt er von kurzem Gedächtniß aber von langer Uebung, erfinderiſch in Aufſchneidereien, ſchamlos in ſeinen Erfindungen, in ſeiner Schamloſigkeit von unverblüffter Faſſung zu Ausflüchten, Winkelzügen, Verdrehungen und Kniffen. Alle dieſe Eigenſchaften ſpielen und verſchlingen ſich dermaßen ineinander, daß es ſchwer iſt, zu ſagen, welche der urſprüngliche Quell der anderen, welche die abgeleiteten ſind; zuletzt, wenn ſeine Schmach offenkundig iſt und ſein Verdruß ſogleich ſchwindet über der Freude, daß die Beute gerettet iſt, kommen wir wieder auf die

Uebermacht der Materie, auf die Sinnesluſt und die menſchliche Thierheit als auf den Ausgangs- und Zielpunkt ſeines ganzen Weſens zurück.

Es iſt nicht wohl abzuleugnen, der Dichter hat alle dieſe Züge (man erſtaunt, wenn man ſie ſo zuſammenſtellt!) ſeinem Falſtaff geliehen, die zuſammengenommen gewiß einen Ausbund von Schlechtigkeit machen. Wie kommt es gleichwohl, daß wir den memmenhaften Hans nicht als einen ſolchen verabſcheuen, daß wir uns im Gegentheil ſelbſt über ganz ungeſtörten Wohlgefallen an ihm ertappen? Es ſind gewiß ſehr zuſammengeſetzte Urſachen die auf die Milderung und ſelbſt auf die gänzliche Beſtechung unſeres ſittlichen Urtheils über dieſe Figur hinarbeiten, und es lohnt wohl der Mühe, ſich davon Rechenſchaft zu geben. Wir vermiſchen einmal leicht und unwillkürlich die Freude an der Zeichnung des Dichters mit der Freude an dem gezeichneten Gegenſtande ſelbſt. Die Lebendigkeit des Bildes, der Reichthum des köſtlichen Witzes, der ungemein geſchickte Griff in der Wahl des an ſich Lächerlichen und Komiſchen in der bloßen äußeren Geſtalt dieſer Erſcheinung, endlich die glücklichſte Verſchmelzung des Ideellen mit dem Individuellen, die uns in Falſtaff bald den allgemeinſten Gattungscharakter, bald eine bekannte wirkliche Perſönlichkeit erkennen läßt. All' das iſt mit ſolcher Meiſterſchaft gemacht, daß es verzeihlich iſt, wenn Jemand von dem Kunſtwerk die Zuneigung auf den Gegenſtand überträgt. Aber auch der Gegenſtand ſelbſt hat in ſich, was auf die Beurtheilung ſeines ſittlichen Werthes beſtechenden Einfluß übt. Von dem Parolles in „Ende gut Alles gut," ſagt Shakespeare, er ſei ſo vollendet in Schlechtigkeit, daß wir Gefallen daran finden; er habe den Schuft ſo überſchuftet, daß die Seltenheit ihn freiſpreche. Auf dieſem Wohlgefallen an Allem in ſeiner Art Vollendeten treffen wir uns auch bei Falſtaff; wenn wir uns ernſtlich fragen, iſt das Gefallen, das wir an ihm haben, wohl kaum ein anderes, als das wir auch z. B. an Reinecke Fuchs haben: der Gegenſatz der nackten Natürlichkeit, welchen in beiden Fällen die Helden der ſo verſchiedenartigen Gedichte gegen all' das bilden, was Ordnung, Sitte, Gebrauch und höhere Grundſätze geheiligt haben, iſt ſo vollſtändig, daß der komiſche Eindruck, den jeder glücklich gewonnene Contraſt macht, keine andere, keine ſittliche Erwägung leicht aufkommen läßt. Zu dieſem Einen Gegenſatze, der auf unſer Urtheil einwirkt, kommt noch ein zweiter hinzu. Es iſt dies der Contraſt zwiſchen den großen ſinnlichen Lüſten und Begierden dieſes cyniſchen Epicuräers und ſeiner geringen Fähigkeit zum Genuß, zwiſchen ſeinem gichtbrüchigen Alter und ſeiner Jugendheuchelei, zwiſchen der Leichtigkeit der Exiſtenz, nach der ſich ſein ſchwerer Körper ſehnt, und zu der ihn dieſe Laſt an ſich ſelber nicht gelangen läßt. Das Uebergewicht dieſer materiellen Bürde über die geiſtigen Kräfte möchte von Falſtaff ſelber verſchuldet ſein; wir nehmen ſie aber, für eine Laſt, die einmal gegeben iſt, die ihn, wie den Trunkenen ſein erſter Fehler, faſt unzurechenfähig für die folgenden Sünden macht. Das Bild der menſchlichen Gebrechlichkeit, Schwäche und Abhängigkeit von äußeren Dingen, das Falſtaff darſtellt, ſänftigt auch unſeren ſittlichen Rigorismus.

Vierzehn Tage nach der heutigen Zuſammenkunft mit Sir John Oldcaſtle in der Taverne zum„ wilden Schweinskopf" ... war das Luſtſpiel: „Die luſtigen Weiber von Windſor" vollendet und wurde bald darauf vor der Königin und dem Hofe aufgeführt.

Der Erfolg war ungeheuer. Die Königin lachte, daß ihr Thränen in den Augen ſtanden.

„Das iſt prächtig!" — rief ſie ein um das anderemal. — „Ein köſtlicher Humor!"

Und zu dem Grafen Eſſex gewandt frug ſie:

„Was haltet ihr davon, Mylord?"

„Ein wunderbarer Vorrath von Witz!" — meinte der Lord. — „Bei Gott, Meiſter Shakespeare iſt mir durch dies treffliche Luſtſpiel wieder ein gut Stück tiefer in das Herz gewachſen."

„Was wir Uns verbitten!" — flüſterte die Königin leiſe. — „Wir wünſchen an dieſem Ort Alleinherrſcherin zu ſein!“ — und ſich zu **Mylady Howard** wendend, richtete ſie dieſelbe Frage an dieſe.

Mylady verneigte ſich tief, dann ſagte ſie:

„In der That, Ihre Majeſtät, mir ſcheint Falſtaff ſeinen verdienten Lohn für die abſcheuliche Unverſchämtheit davon zu tragen. Ich würde ihn noch ſchlechter bedient haben, denn ich hätte den grauen Sünder in dem Waſchkorb erſticken oder im Waſſer erſäufen laſſen.“

„Das wäre doch zu hart, meine tugendhafte Howard!“ — verſetzte die Königin. — „S'iſt ganz recht, daß ihn der Dichter noch leben läßt, um ſeine Sünden zu bereuen. Ueberdem iſt er ein ſo curioſer Fiſch, daß man ihm doch nicht ſo ganz böſe ſein kann.“

Und ſich erhebend ſetzte **Eliſabeth von England** hinzu:

„**Shakespeare** hat die ihm von Uns geſtellte Aufgabe prächtig gelöſt. Wir ſind ihm für dieſen Hochgenuß zu wahrem Dank verpflichtet!“

Aber ... der Dank blieb aus: **William Shakespeare hörte, außer dieſen Worten**, nichts mehr in Beziehung dieſes Stückes von ſeiner hohen Monarchin.

Dagegen ward der „wilde Schweinskopf“ von dem Abend der erſten Aufführung der „Luſtigen Weiber von Windſor“ an, eine der beſuchteſten Tavernen Londons und Sir John Oldcaſtle für längere Zeit eine berühmte Perſönlichkeit.

Schimpfte und fluchte er auch über den „verdammten Federfuchſer,“ er blieb doch ſein „ſüßer Will,“ und den Aerger, der ihm hie und da die Foppereien der Gäſte verurſachte, ſpülte er mit den zahlloſen Kannen Sect hinunter, mit welchen er, von jetzt an Tag für Tag, bewirthet und regalirt wurde.

Achtes Kapitel.

Der Liebe Glück und Schmerz.

Die Königin hatte ſich bei der Aufführung der „luſtigen Weiber von Windſor“ ergötzt, … der Hof ebenfalls.

Leute von höherer Bildung, wie Lord Southampton, erkannten und bewunderten in Shakespeare den wahrhaft großen Genius.

Aber im Allgemeinen? Ahnten ſeine Zeitgenoſſen, welch’ einen Schatz ſie in Shakespeare beſaßen? Verſtanden ſie ihn zu heben? Nein. Dem und Jenem mag die Kluft aufgefallen ſein, die ſein Dichten von dem aller andern Theaterdichter trennte, den und Jenen die Süßigkeit ſeiner Verſe berauſcht, der Tiefſinn ſeiner Gedanken zu nachdenklicher Bewunderung gezwungen haben; aber der Menge blieben dieſe Seiten ſeines Genius in beſtändigem Schatten. Sie riefen dem, was uns längſt gleichgültig geworden, der beweglichen Handlung, den Fechterſcenen, Späßen, dem Wahnſinn der Helden ihren Beifall zu, ſie hielten ſich am Aeußern. Und nur um der Rohheit dieſer Form willen konnte er länger als ein Jahrhundert für einen Barbaren gelten und halb vergeſſen ſein. Wir ſündigen jetzt auf der andern Seite, indem wir in dieſe Dichtung, deren Tiefſinn uns, ich möchte ſagen, aus jedem ihrer Athemzüge entgegenquillt, hineingeheimniſſen, was je zwiſchen Himmel und Erde erſonnen ward. Seit Homer gab es keinen urſprünglicheren, volleren Genius als den Shakespeare's; Beiden aber fehlt der vorgeſchrittenen Bildung, die nun einmal von dem Baum der Erkenntniß gekoſtet hat, gegenüber Eins, das Göthe beſitzt: der bewußte, künſtleriſche Zug. Nicht den Künſtler, den Genius bewundern und verehren wir in Shakespeare, er hat Seiten, wo er uns mächtig zu ſich reißt, andere, wo er uns entſetzt und abſtößt; groß, männlich und tief iſt er überall. Immer werden ſeine Dichtungen, wie Charles Lamb in edler Einfachheit ſagt, „eine Bereicherung der Phantaſie, ein Hebel der Tugend, ein Riegel der ſelbſtſüchtigen eiteln Gedanken, eine Schule alles deſſen ſein, was ſchön und gut in Wort und That iſt." Sie ſind eins geworden mit der Bildung, der Quell, aus dem wir ſchöpfen; durch die Jahrhunderte rollt auf den Wogen der Bewunderung das Wort und der Gedanke Shakespeare's; was einſt nicht weit über die Londoner-Brücke drang, erfüllt jetzt die Welt. Die Herrlichkeit der Ritterſchaft, die ihn blendete, wo iſt ſie? Wo iſt ſelbſt der Ruhm Eliſabeths? Jakob I.? Nicht auf einen König deuten wir jetzt noch die Prophezeihung am Schluſſe Heinrich VIII.:

Wo nur des Himmels helle Sonne ſcheint,
Da glänzt ſein Ruhm, die Größe ſeines Namens,
Und ſchaffet neue Völker; er wird blühen
Und weit wie Berges Cedern ſeine Zweige
Auf Ebnen ſtrecken.

wir wiſſen, daß nur Ein Name ſo hohem Lobe entſpricht: der Name William Shakeſpeare's.

Daß die Wirkungen der Shakeſpeare'ſchen Stücke damals noch nicht dieſelben ſein konnten, welche ſie jetzt ſind, lag in jener, im allgemeinen noch ſehr rohen Zeit ſelbſt.

Das engliſche Volk liebte ſtarke, mächtige Leidenſchaften; noch hatte der Handelsgeiſt nicht jeden kriegeriſchen Zug in ihm erſtickt, es lohten in ihm ſelbſt düſtere, gewaltige Flammen, noch unter der Aſche verborgen, die in dem Bürgerkrieg zu hellem Feuer ausbrechen ſollen. Die Gelehrten, die Höflinge bildeten nicht, wie bei den erſten regelmäßigen Theatervorſtellungen in Frankreich und Italien, die Mehrzahl, ſondern einen verſchwindenden Bruchtheil der Zuſchauer; um die Menge zu erregen, zu begeiſtern, fortzureißen, waren die ſtärkſten Mittel, die brennendſten Farben nöthig. Wie die Helden der griechiſchen Tragödie auf Cothurnen daherſchreiten, ſo ſteigt die Leidenſchaft Shakeſpeare'ſcher Helden bis hart an den Wahnſinn. Hamlet, Lear, Ophelia verfallen ihm; Othello bei den Erzählungen Jagos, Romeo bei dem Eremiten, Julia, als ſie hört, daß Romeo verbannt ſei, Macbeth vor der Ermordung des Königs Duncan, Richard III. in ſeinem Zelte in der Nacht vor der Schlacht bei Besworth: ſie raſen. Treffend hat darum ſchon im Ausgang des vergangenen Jahrhundert Garve Shakeſpeares Geſtalten mit den Fresken Michel Angelo's verglichen, ſie wachſen über das Menſchliche hinaus.

In dem Gigantiſchen aber fand das engliſche Volk zu Shakeſpeare's Zeiten ſein Ideal. Marlow's „Tamerlan“, eines der gefeiertſten Dramen der engliſchen Bühne vor Shakeſpeare, hatte die Leier der dramatiſchen Muſe auf dieſen Ton geſtimmt. Der Bilderreichthum, der Pomp, zuweilen der Schwulſt der Sprache, iſt hier wie im Shakeſpeare vorhanden, wie man wiederum kaum einen Brief aus jenen Tagen leſen kann, ohne die Wortwitze, die Spitzen, das Ausgezackte und Wunderliche der Rede wiederzufinden, darin die Benedikts, Mercutios, Oſrik's ſich ergehen und gefallen. All' dies entnahm der Dichter dem fruchtbaren Boden, auf dem er ſtand, ſein Verdienſt beruht in dem Geſtalten des Formloſen; ſchon vor ihm hatten kühne Bildner verſucht, aus Lehm Menſchen zu formen, dieſen Gebilden blies er eine Seele ein.

Wie in der Gegenwart eine volksthümliche wiſſenſchaftliche Bildung, eine oberflächliche Kenntniß der Geſchichte und Natur überall hin verbreitet iſt, ſo gab es auch damals einen gewiſſen Bildungsſtoff, der Allen zu gemeinſamer Lebensluft diente; nur war er nicht wiſſenſchaftlicher, ſondern poetiſcher Art; er beſchäftigte nicht ausſchließlich den Verſtand, die Kräfte des Gemüths und der Phantaſie regte er an. Von den Maskenſpielen und Feſten des Hofes, aus den gelehrten Schulen hatten ſich die letzten Reſte des Alterthums bis auf die Straße hingezogen, die Scherben dieſer in Trümmer geſchlagenen Welt lagen überall umher.

Bei ihrem Einzuge in Norwich ward Eliſabeth von den Göttern begrüßt, die unter Amors Führung ihr zu huldigen vom Olymp herabgeſtiegen waren; die mächtigen Roſinenkuchen auf der Weihnachtstafel ſchmückten Verwandlungen des Ovids oder trojaniſche Kämpfe in Zucker gegoſſen.

Shakespeare's Zeitgenoſſen erſchien das Alterthum nicht, wie wir es ſehen, ſie erblickten es durch den phantaſtiſchen Schleier, den das Mittelalter darüber geworfen; antike und romantiſche Vorſtellungen verſchlangen ſich ihnen zur Einheit, gerade wie die alte Landesſage die Briten ſelbſt von einem trojaniſchen Königsſohn abſtammen ließ. Näher ſtanden dem Volke noch die Ritter der Tafelrunde, König Artus und Königin Ginevra, der wunderreiche Zauberer Merlin, der liſtige Lancelot; es glaubte an Elfen und Feen, an Hexen und Geſpenſter; neben ſeinen hiſtoriſchen Helden, den Siegern von Crecy, Azincourt, aus den Schlachten der Roſenkriege ragten die ſagenumhüllten auf, Lear, Cymbeline, der düſtere Macbeth. Aus Italien und Spanien wanderte die Novelle ein und wurde bald eine Lieblings-Unterhaltung der Reichen wie der Armen. Bänkelſänger verkündeten in Stadt und Land die klägliche Geſchichte Julia's und Romeo's und ſangen die Ballade von Othello's Eiferſucht oder vom Prinzen Hamlet. Die Phantaſie des Volkes in jenem poetiſch angehauchten Jahrhundert der Reformation war friſcher, empfänglicher, dankbarer für alles Gebotene; der Scharfſinn des Verſtandes that ihrem Walten keinen Eintrag. Geſchah' doch das Wunderbarſte um ſie her! Fremde Länder wurden entdeckt, von Amerika wie von Indien liefen märchenhafte Kunden von Mund zu Mund. Die Wunderinſel Prosperus im „Sturm" lebte nicht nur in Shakespeare's Phantaſie, tauſend Seeleute wollten Aehnliches geſehen und gefunden haben; des Dichters Caliban war nur ein Sinnbild der Bewohner jener neuen Welt, wie ſich das engliſche Volk dieſelben dachte. Im Angeſicht ſeiner Küſten ward die Armada in alle

Winde zerſtreut; ſie erlebten unerwartete Siege, glänzende Schauſpiele — iſt es nicht begreiflich, daß ſie auch auf der Bühne das Seltſame und Wunderbare dem Alltäglichen und Einfachen vorzogen? daß ſie auch von den dramatiſchen Spielen die Geſtaltenfülle und den Reichthum der Handlung forderten, die ihnen im Epos entgegentrat?

Dieſem Verlangen mußten ſich die Dichter unterwerfen, wollten ſie nicht auf Wirkung und Erfolg verzichten. Der realiſtiſche Ben Jonſon wie der Idealiſt Shakespeare huldigten dieſem Geſchmack des Volkes. Aber über dieſe Nothwendigkeit hinaus gab es in Shakespeare's Eigenart einen Zug nach dem Mächtigen und Großen, nach dem Tragiſchen und Wunderbaren. „Schön, wahr und gut iſt all' mein Dichten", ſagt er in einem Sonnett, nur fand er dieſe Dreieinigkeit nicht in der poetiſchen Wiederſpiegelung des Alltagslebens, er erhob Handlungen und Menſchen in eine höhere Sphäre.

Aber gerade das war ja der ſchwarze Schatten, der ſich manchmal über ihn breitete; . . . gerade darin liegt ja der Fluch genialer Menſchen.

Sie bewegen ſich in höheren Sphären . . . und . . . gehören eben doch, als Sterbliche, dem Staube, der Erbärmlichkeit des alltäglichen Lebens und ſeiner Anforderungen, den niederziehenden ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften an.

Wenn ſich William Shakespeare in ſtillen Stunden von dem Flügelſchlage der Genialität umrauſcht fühlte, und in heiliger Begeiſterung dem inneren Drange folgend, ſeine großartigen Schöpfungen dichtete, o! ... wie glücklich war er da.

Wie freudig wirkte dieſe Stimmung in ihm nach, ... wie groß, wie ſelig fühlte er ſich!

„Was macht die Götter ſo erhaben,
So hoch und herrlich zu jeder Friſt?
Sie wiſſen, das Alles was ſie haben
Dauernd und unſterblich iſt."

In ſolcher Stimmung war er alsdann der witzigſte und liebenswürdigſte Geſellſchafter, den man ſich denken konnte; dann konnte er heiter ſein, wie der junge Tag, ausgelaſſen ſelbſt mit den Freunden in der „Mermaid" und dem „wilden Schweinskopf".

Aber! ... er war ja auch Schauſpieler!

Schauſpieler! ... und ... wie ſtanden dieſe damals in der bürgerlichen Geſellſchaft! Was waren ſie allem ausgeſetzt!

Hatte ihn auch ſein edler Freund, Lord Southampton, durch ſeine wahrhaft ſtaunenswerthe Freigebigkeit in den Stand geſetzt, als Mitunternehmer der Theater zum „Globus" und in „Blackfriars" aufzutreten, und ihm auf dieſe Weiſe den Weg zu einer vortheilhaften Lebensſtellung angebahnt, ... was half dies in anderer Beziehung?

Er wußte und fühlte es ja recht gut, daß er doch nur für ein Publikum aus den mittleren Ständen Londons und für einige ſchöngeiſtige Lords ſchrieb.

Er wußte und fühlte es in manchen Stunden doch, daß man von dem Dichter und Schauſpieler nur... unterhalten ſein wollte!

Er wußte und fühlte es gar manchmal zu ſeiner Verzweiflung, daß — wie wir ſelbſt es ja urkundlich wiſſen — dies alles im Wettkampfe mit Mohrentänzern und Bärenführern geſchah, die nur zu oft die Menge aus Blackfriars und dem Globus durch den Schall ihrer Trommeln, Trompeten und Pfeifen nachlockten.

Dann freilich kam oft jene trübe Stimmung wieder über ihn, die ihn ſo manchmal — o! es iſt ja das Schickſal faſt aller Dichter — von einem Extrem in das andere warf.

Dabei fehlte es an verſtimmenden Kämpfen mit den pietiſtiſch-bornirten bürgerlichen Obrigkeiten nicht, die in allem Theaterweſen und was damit zuſammenhing, gottesläſterlichen Teufelsſpuk witterten und ſahen.

Auch der Neid und die Bosheit und eine freche, nichtswürdige Kritik — wie ſie zu allen Zeiten von eingebildeten Jammermenſchen geübt wurde — traten an ihn heran und verwundeten ihn tief umd ſcharf.

Auch ihm, wie hoch er auch in geiſtiger Beziehung ſtand, . . . auch ihm konnten ja Täuſchungen nicht fremd bleiben!

Welch' Sterblicher ſteht unberührt von ihnen?

Nennt mir einen!

Dann aber verzweifelte William Shakespeare nicht, wie Lord Byron es that.

Dafür war denn doch ſein Geiſt zu groß und zu ſtark.

Er erkannte trotz allen Widerwärtigkeiten, . . . trotz allem Ankämpfen des Böſen, . . . trotz der Hinfälligkeit und Vernichtung des Edlen und Schönſten, eine erhabene Harmonie in dem großen, in dem unendlichen Weltganzen.

Wie ſchmerzlich ihn auch das Leben verwundete, wie unerforſchlich und dämoniſch ihn auch gar manchmal die Sphynx, das große Räthſel der Welt anſchaute, er erhob ſich immer wieder mit doppelter Kraft.

Nur eines warf ihn immer und immer wieder in die Arme einer, wenn auch vorübergehenden Schwermuth und Reue; es war ſeine in der Gluth einer wilden Leidenſchaft ſich verzehrende Liebe zu Roſamunden, . . . dieſer unſeligen Zauberin, . . . dieſem ſüß-dämoniſchen Weſen.

Und war ſie denn nicht wirklich ein zweite Armida?

War ſie für Meiſter Shakeſpeare nicht Himmel und Hölle, Seligkeit und Fluch, Luſt und Schmerz, Sehnſucht und Reue?

„Genoſſen kaum, verachtet alſogleich,
Sinnlos verjagt, und, wenn das Ziel errungen,
Sinnlos gefaßt — dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt um toll zu machen, wenn verſchlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß,
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum,
Im koſten Glück, gekoſtet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum!“

Ja! ſie war eine zweite Armide!

Wer kennt dieſes vollendete Bild des herrlichen, des verführeriſchen Weibes nicht, das Taſſo in ſeinem „befreiten Jeruſalem“ ſo wunderbar ſchön ſchuf?

Von heftiger Liebe zu dem jugendlichen Ritter Rinaldo erfüllt, entführt ſie ihn auf eine fern liegende Inſel, auf der ein Zauberpalaſt die Liebenden aufnimmt:

„Schön iſt das reiche Schloß in voller Rundung,
Das tief im Innern einen Garten hegt,
Der alles, was nur köſtlich an Erfindung,
Und ſchmuck und reich, in ſeinem Boden pflegt;
Ring's dehnen ſich in vielverſchlung'ner Windung
Gemächer, durch Dämone angelegt,
Und dringen muß ein jeder durch die Zimmer,
Der ſchauen will des Gartens Zauberſchimmer.

Sie treten durch das Hauptthor ein — es führen
Wohl hundert in die weite Wohnung ein. —
In gold'nen Angeln drehn ſich prächt'ge Thüren,
Geſchmückt mit ſilberreichen Bilderei'n.
Der Ritter Anblick muß ſich hier verlieren,
Der Stoff beſiegt die Arbeit, wunderfein.
Zum Leben ſcheint nur Sprache zu gebrechen,
Wenn man ſie ſieht; glaubt man ſie müſſen ſprechen.

Alciden ſieht man bei den Plauderzungen
Mäon'ſcher Mädchen dort am Rocken ſein;
Der einſt den Himmel trug, die Höll' bezwungen,
Dreht nun die Spindel, Amor lächelt d'rein,
Und Jole hält mit zarter Hand geſchwungen,
Als wär's zum Spott die mächt'ge Keule ſein;
Die rauhe Löwenhaut auf ihrem Rücken
Scheint faſt die zarten Glieder zu erdrücken.

Kaum gehn ſie aus der trug'gewob'nen Falle,
Als froh ihr Aug' den ſchönſten Garten ſchaut.
Hier ſtille Seen, bewegliche Cryſtalle,
Dort Bäume, Blumen und manch' ſelten Kraut,
Beſonnte Hügel, manche Schattenhalle,
Wo Laub und Stein im Wald die Höhle baut.
Und was noch Alles ſchöner, lieber machte,
War, . . . daß kein Menſch dabei an Kunſtwerk dachte.

Es ſcheint . . . ſo Lag' als Schmuck iſt von Natur,
(So eint ſich Rohem Kunſt in dieſen Räumen)
Sie, Vorbild aller Künſte, folgt der Spur

Der Kunſt, nachahmend ſie in ihren Träumen.
Die Luft ſelbſt iſt Gebild der Zaub'rin nur,
Die Luft, die ſüße Blüthen ſchenkt den Bäumen.
Zugleich ja Blüth und Frucht, und dieſe reift,
Indeß ſich jene aus der Knoſpe ſtreift.

Und Vögel ſieht man durch das Laub ſich ſchwingen,
Das Herz bewegend mit ſo ſüßem Schall;
Durch Baum und Quell hört man ſo ſchwätzig dringen
Geſchwirr, Geflüſter, von der Lüfte Schwall.
Süß koſend ſtets ſobald die Vögel ſingen,
Und ſchweigen die, mit lautem Wiederhall,
Sei's Zufall, Kunſt, der Luft melod'ſchem Klange
Wird Antwort, wird Begleitung bald vom Sange.

Es ſang: o ſchau' wie ſchön die zarte Roſe,
Beſcheiden, keuſch, verdrängt der Hülle Grün,
Und ſchöner ſcheint, wenn, halb verſteckt im Mooſe,
Halb offen uns ſie zeigt verborg'nes Blühn.
Schau! kühn enthüllt die Bruſt, die makelloſe,
Schau ſie entfaltet, ſchau ſie nun erglühn;
Sie iſt's nicht mehr, die einſt erſtrebt das Sehnen
Von tauſend Buhlen und von tauſend Schönen.

So iſt auch, gleich 'nem Tage, ſchnell entſchwunden
Des Erdenlebens grüner blum'ger Kranz;
Sehn wir den Lenz auch wieder, ach! empfunden
So jugendfriſch wird er doch nimmer ganz.
D'rum pflückt die Roſ' im Schmuck der Morgenſtunden,
Eh' Mittagsgluth verzehrt den friſchen Glanz.

Und eilt, der Liebe Roſe da zu pflücken,
Wo Gegenliebe kann das Herz beglücken!

Es ſchweigt, da wiederholt der Vögel Schaar,
Gleichſam zum Preis, den ſüßen Sang der Minnen,
Und doppelt ſchnäbelt ſich das Taubenpaar,
Ein jeglich Thier ſucht Liebe zu gewinnen;
Rings ſcheint beſeelt ein jeder Zweig' ſogar
Steineiche, Lorbeer keuſch, mit gleichen Sinnen;
Der Lüfte ſüßer Hauch, den grünen Grund,
Durchhaucht der Liebe Luſt im weiten Rund.

So holde Reize, lüſtern ſüße Klänge,
Einſchmeichelnd Locken, rührend Liebeflehn,
Bewegt die Ritter nicht, denn hart und ſtrenge
Weiß jeder Luſt ihr Herz zu widerſteh'n.
Da plötzlich durch die dichten Laubengänge . . .
Sie ſtehn erſtarrt . . . welch' Bild iſt dort zu ſehn?!
Das liebeglüh'nde Paar! . . . Auf weichem Mooſe
Ruht ſie, und er in ihrem üpp'gen Schooße.

Halb iſt dem Buſen ihr Gewand entnommen,
Ihn hebt und ſenkt des Odems ſüße Well';
Sie ſchmachtet heiß, ihr Antlitz hochentglommen,
Ihr Auge glüht in Liebe klar und hell.
Wollüſtig zitternd Lächeln glänzt verſchwommen
Im feuchten Blick, ein Strahl aus Lichtes Quell.
Ein ſeelig Ruhn in heißem Gluthverlangen,
Und ein Vergehn in ſtürmiſchem Umfangen.

Er weidet ſeinen Blick mit gier'gem Herzen
An ihrem Aug', gelöſt in ſüße Pein.
Auf ſeinem Aug' ſcheint bald ihr Kuß zu ſcherzen,
Bald ſaugt er ſich in ſeine Lippen ein;
Da ſeufzt er, tief durchglüth von Liebesſchmerzen,
Als dächt' er: fliehe hin, o Seele mein,
Vermähle dich mit ihr! — — — Es ſchau'n verborgen,
Die beiden Ritter dieſen Liebesmorgen.

Ein ſelten Kunſtwerk hängt an ihrem Kleide,
S' iſt ein Cryſtall, an Reinheit wundermild.
Und wie ſie aufſteht, zeigt ſie dies Geſchmeide
Dem Mann, dem ihre Liebe ſie enthüllt.
Er feurig, lächelnd ſie, ſo blicken beide
In den Cryſtall und ſehn ein gleiches Bild.
Ihr dient der Stein als Spiegel; ihr Getreuer
Entzündet ſich am Bild zu neuem Feuer.

Ihr iſt die Herrſchaft, ihm der Dienſt zum Glücke,
Sie ſchwelgt durch ihn, und er ... er ſchwelgt in ihr.
O wende, ſpricht der Ritter, deine Blicke,
Durch die du Sel'ge mich beglückſt, zu mir!
Denn wiſſe, daß mich Himmelsgluth durchzücke
So mächtig groß als deiner Schönheit Zier.
In meiner Bruſt ſiehſt du die Wunder alle
Der Liebe klarer trau'n als im Cryſtalle.

O könnteſt du, willſt du auch mich verſchmähen
Nur ſelber ſehn dein liebliches Geſicht!
Der Anblick ſtillte nicht des Herzens Wehen,

Er gäbe dir des ſüßen Friedens Licht.
Kein Spiegel läßt ſolch' wonnig Bild erſpähen,
Ein kleiner Stein enthält ein Eden nicht.
Der Himmel nur kann dir als Spiegel taugen,
Die Sterne ſind ein Bild nur deiner Augen!

Armida lacht, und blickt mit ſüßem Schmollen
Auf ihre ſchöne Arbeit, üppig fein.
Sie flicht die Haare ſchön, die langen, vollen,
So ihr beim Koſen Winde ſonſt zerſtreuen.
Die kürzern Haare ſucht ſie aufzurollen,
Und flicht, wie Schmelz auf Gold, drin Blumen ein.
Des üpp'gen Buſens Lilien weiß zu zieren
Mit Roſen, ſie . . . und . . . ihr Gewand zu ſchnüren.

Der ſtolze Pfau, wenn er voll Glanz verkündet
Der augenreiche Federn üpp'ge Pracht,
Die Iris, die im feuchten Blau ſich ründet,
Iſt nicht ſo ſchön, von Purpur, Gold entfacht.
Doch jeden Reiz des Gürtels Saum verbindet,
Den ſie nie von ſich legt, und wär's bei Nacht.
Hier ſchafft ſie Körper körperloſen Dingen,
Dämonſche Lieb', dämonſch zu erzwingen.

Verliebten Trotz und Weigern ſanft von Art
Liebreiches Reizen, freundliches Verſöhnen,
Halb Lächeln, kurze Reden, Küſſe zart,
Gebrochne Seufzer wohl und holde Thränen,
Dies alles mengt und ſchmilzt ſie eng gepaart,
Und weiß zum Wundergürtel ſie zu dehnen,

Ihn ſtählend an der Leidenſchaften Gluth.
Er iſt's . . . der ſtets an ihrer Lende ruht.

Als Liebestand ein Ende nun gefunden,
Da nimmt ſie Abſchied, küßt ihn . . . und geht fort;
Der Sehnſucht überlaſſend weit're Stunden,
Ihn feſſelnd mit der Liebe Zauberwort.
Er bleibt am Platz, . . . er bleibt wie feſtgebunden,
Entweichen mag er nicht dem ſüßen Ort;
Hier! unter dieſen ſchattenreichen Bäumen,
Hier lag ſie ja mit ihm . . . in Liebesträumen.

Und . . . ruft die ſchweigſam ſüße ſtille Nacht
Die Heißverliebten auf zu neuem Raube,
Wird manch' beglücktes Stündlein hier verbracht,
So eng und ſüß gepaart in ſtiller Laube.
Doch als Armida jetzt des Gartens Pracht
Verläßt — ſo flieht die weiße Friedenstaube, —
Da tritt aus dem Gebüſch das Ritterpaar
In prächt'gem Waffenſchmucke ſpiegelklar.

Dem ſtolzen Streitroß ähnlich, das entzogen
Der Kriegslaſt, Sieg und Waffenruhm entbehrt,
Als üpp'ger Hengſt, der Ruh und Luſt geflogen,
Und auf der Flur ſich mit der Heerde nährt;
Nun — blitzt ein Schild — kühn wiehernd kommt geflogen,
Die Ohren ſpitzt, wenn's die Trompete hört,
Den Panzer wünſcht, den Reiter auf den Rücken,
Voll heißen Sehnens auf den Feind zu rücken.

So regt der Jüngling ſich, ſobald er funkeln
Die Rüſtung ſieht, daß ihm das Auge beißt.
Nach kühner That, nach Krieg zeigt er ſich trunken,
Der Blitz entfacht den alten Feuergeiſt.
Obgleich berauſcht von Wolluſt, und verſunken
In Schlaffheit ganz, von ſüßem Gift geſpeiſt.
Da naht ſich ihm Ubald, und hält dem Kranken
Den Zauberſchild vor's Angeſicht, den blanken.

Als in den hellen Schild der Jüngling blickt
Wird klar ihm, was er ſei, und was geweſen.
Mit üpp'gen Kleidern ſieht er ſich geſchmückt,
Und Wolluſt zeigt ſein Aeußres, zeigt ſein Weſen.
Das Schwert, das er im Kampfe ſonſt gezückt,
Scheint ihm zur eitlen Zierde nur erleſen;
Es ſcheint nur Stahl, nur ſchmucker Stahl zu ſein,
Der nimmer ſchlagen will der Feinde Reihn.

So wie in dem, den dumpfer Schlaf umfangen,
Nach langem Traum ſich das Bewußtſein regt,
So macht ſein eig'ner Anblick ihn befangen —
Es iſt ein Anblick, den er kaum erträgt.
Sein Auge ſinkt, und ſcheu und furchtbefangen
Blickt ſchamhaft er zu Boden tief bewegt;
Im Meere möcht er ſich, in Feuerſchlünden
Verſtecken, in der Erde tiefſten Gründen.

Darauf beginnt Ubald zu ihm das Wort:
„Eilt ſich Europa, Aſien, aufzuraffen,
Iſt, wer nach Ruhm ſich ſehnt, wem Chriſt ein Hort,

Im ſyr'ſchen Land verſammelt bei den Waffen,
Biſt du nur, Freund, für ſolch' Gefühl verdorrt?
Am fernen Strand macht Ruhe dich erſchlaffen;
Nur dich bekümmert nicht der Sturm der Welt,
Weil dich ein Mädchenarm gefangen hält?

Welch' Todesſchlaf liegt denn ob deinen Sinnen?
Welch ſchnöder Tand lullt deine Tugend ein?
Auf! auf! das Heer und Gottfried ruft, gewinnen
Sollſt du den Sieg, und Gott wird ihn verleih'n,
Komm, o verhängnißvoller Held; beginnen
Thätſt du den Kampf, du ſollſt auch Sieger ſein.
Die freche Brut, ſo du bereits erſchüttert,
Sie ſei durch dich geſtürzt und ganz zerſplittert.

Er ſchwieg. Man ſieht was Reue thut, . . .
Beſchämt verſagt dem Jünglinge die Stimme;
Doch bald weicht ſeine Schaam dem grimmen Muth,
Er kämpft für die Vernunft in ſeinem Grimme.
Er fühlet ſtatt der Schaamröth' wild're Gluth,
Es ſcheint das höh'res Feuer ihn durchglimme,
In Stücke reißt er ſchnell den eitlen Schmuck,
Ein niedres Zeichen von dem knecht'ſchen Druck.

Und eilt zu fliehn mit dem Genoſſenpaar
Aus jenem Irrgang, der ſo viel gewunden. — —
Indeſſen hat am Thor, des Lebens bar,
Den Wächter ſchon die Zauberin gefunden;
Erſt ſchöpft ſie Argwohn, . . . bald doch nimmt ſie wahr,
Ihr ſei der Heißgeliebte ſchon entſchwunden.

Sie ſieht ihn heimlich — voll von Grau'n! —
Den Rücken kehren dieſen holden Gau'n.

Sie wollte rufen: Liebſter! gehſt du fort?
Doch jeden Ton erſticken herbe Schmerzen,
Es flieht der Trauerton der Lippe Bord,
Und tönet bitter wieder ihr im Herzen.
Weh'! größ're Kunſt und mächt'ger Zauberwort,
Läßt ſie den ſüßen Buhlen nun verſcherzen.
Sie ſieht es wohl; doch furchtlos nur verſucht
Sie jede Kunſt, zu hemmen ſeine Flucht.

Sie eilt ihm nach, denkt nicht an Schaam und Zucht,
Wo iſt Triumpf und Sieg, ihr ſonſt ſo theuer?
Gott Amors Macht, auch noch ſo ſtark, in Flucht
Schlug ſie und lockt bald ihres Auges Feuer.
Ihr Stolz, gleich ihrem Trotz, trug dieſe Frucht:
Sie liebte Lieb' und haßte jeden Freier;
Sie liebte ſich, ſah andere gern entzückt,
Wenn ſie in's ſchöne Auge ihr geblickt.

Verlaſſen jetzt, verachtet und verhöhnt,
Folgt ſie ihm nach, der trotzig flieht von hinnen,
Durch kummervolles Aug', das wonnig thränt,
Will Schönheit, die verſchmäht iſt, Reiz gewinnen.
Und ihren Fuß, an zarten Grund gewöhnt,
Nicht Berge hemmen ihn, nicht Felſenzinnen,
Den Schmerz hat ſie als Boten ausgeſandt,
Doch ihn erreicht ſie erſt am Meeresſtrand.

Wahnſinnig ruft ſie aus: Halt ein! Halt ein!
Zum Theil trägſt du mich fort aus dieſen Reichen,
Nimm dieſen auch; laß hier den andern ſein,
Ach tödte beide mit gewalt'gen Streichen!
Ach! nur mein letztes Wort es ſei noch dein,
Ach! nicht mein Kuß! Jetzt wird dir Küße reichen
'ne Beſſre wohl! . . . Bangt dir, wenn du verziehſt,
O! meine Seele ſtirbt, wenn du jetzt fliehſt!

Da ſpicht Ubald: es ziemt dir ſchlecht wahrhaft,
O Herr, nicht zu erwarten dieſe Schöne.
Sie kommt bewehrt mit Reiz und zauberhaft
Miſcht ſüße Bitte ſie mit bitt'rer Thräne.
Wer wohl als du rühmt ſich der Heldenkraft;
Hörſt, ſchauſt du unbezwungen die Sirene,
So tilgt Vernunft der Sinne wilden Krieg
Und läutert ſich durch ſolchen edlen Sieg.

Da bleibt der Ritter ſtehen; ſie kommt gegangen
Tiefſeufzend, thränenvoll in bitt'rem Leid.
Unnennbar tiefer Schmerz hat ſie befangen,
Ein Kummer, der ihr höhern Reiz verleiht.
An ſeinem Blick muß unverwandt ſie hangen,
Sie ſchweigt und heuchelt ſüße Schüchternheit.
Er blickt nicht auf, und wenn . . . zieht er die Blicke
Verſtohlen, zögernd, ſchamhaft ſchnell zurücke.

So wie ein guter Sänger, welcher nie
Am Anfang läßt der Stimme Fülle ſchallen,

Und erſt erweckt den Sinn für Harmonie
Indem er ſanften Ton ſich läßt entfalten,
So läßt -- wie auch die Schmerzen quälen ſie —
Doch Kunſt und Liſt in ihren Reden walten.
Ein abgebroch'ner Seufzer ihr entflieht,
Damit ſie beſſer ſtimme ihr Gemüth.

Sie ſprach; glaub' harter Mann nicht, daß ich bitte,
Wie's Liebchen fleht, dem Theuern noch vereint!
Wir waren's einſt, wenn's deinem Sinn entglitte,
Vielleicht weil Dir zu hart die Mahnung ſcheint.
So hör' als Feind mich an! oft war es Sitte,
Daß Feindes Flehen hat erfüllt ein Feind.
Das, was ich bitte, kannſt du mir gewähren
Und deinen Haß in vollem Maße nähren.

Du haſſeſt mich, und ſchaffſt dir dieß Gelüſten,
Wohlan! genieß es frei zu jeder Friſt!
Dir ſcheint es billig, ſei es drum, die Chriſten
Sie haß't ich, dich, ich ſag' es, wie es iſt.
Als Heidin wuchs ich auf, und zu verwüſten
Der Chriſten Heer erſann ich manche Liſt.
Ich folgte Dir, ich fing dich, fern vom Heere
Und bracht dich nach dem unbekannten Meere.

Und füge bei, was dich bewegt zum Haſſen,
Ein Schimpf und Schaden, dem du zürnſt mit Fug?
Mit Liebe ſucht' ich lockend dich zu faſſen,
Mit ſüßer Gluth, mit Treue! — — Schnöder Trug,
Des Jungfrauthumes Blüthe dem zu laſſen,

Der, ach! mein Herz dafür in Ketten ſchlug,
Mein Herz, das jeden Andern ward entzogen
Und dem geſchenkt, dem ich allein gewogen!

Iſt dies Verbrechen? . . . zürne meiner Wahl!
Und ſei ſelbſt dies ein Grund mich hart zu ſchmähen;
Entfliehe nur, und acht' es nicht einmal
Auf die, die für dich ſtirbt, zurückzuſehen.
Eile hinweg, das Herz gehüllt in Stahl,
Ich kann verlaſſen ja zu Grunde gehen.
Ja! tritt mit Füßen grauſam mich! Allein
Wirſt, Treuloſer, du doch mein Abgott ſein!

Nur gegen dieſe Bitte ſei nicht taub!
Selbſt gegen Feinde eine kleine Bitte.
Kein Räuber läßt die Beut', es ſchleppt im Staub
Der Sclave im Triumpf gebeugt die Schritte,
Mich ſeh' das Heer nebſt deinem andern Raub;
Auch dies, dein Lob ertön' in deiner Mitte,
Auf die verworfne Sclavin deutend hin:
Ha! verſchmäht ſie, die vergöttert ihn!

Verworf'ne Sclavin! . . . wem ſoll ich dies Haar
Bewahren, wirſt's — 's war für dich — verachten?
Ich ſchneid es ab, denn jeden Schmuckes bar
Sei, wer als Sclavin, ſchlecht ſich muß betrachten.
Ich folge Dir in dickſte Feindesſchaar,
Ich weiche nicht von dir im Drang der Schlachten.
Wohl fühl ich Muth und Kraft in mir, dein Roß
Zu bringen dir, dein tödtlich Wurfgeſchoß.

Soll ich Schildträger, ſoll ich Schild dir ſein,
Vertheid'gend dich in jeder ſchweren Stunde?
In dieſe Bruſt, den Nacken zart und fein
Schlag, eh' dich's trifft, das Schwert die Todeswunde.
S' iſt kein Barbar ſo hart und grauſam, nein!
Der nicht von dir dann läßt, daß ich geſunde;
Von Mitleid wird die Rachluſt dann beſiegt,
Bei'm Schau'n der Schönheit, die dir nicht genügt.

Weh mir daß ich, noch ſtolz, mir träumen laſſe,
Verſtoß'ner Schönheit ſei ſo viel Gewicht! . . .
Das Wort erſtickt im gramgebornen Naſſe,
Das gleich dem Quell aus Alpenfelſen bricht.
Sie ſucht, daß ſeine Hand, ſein Kleid ſie faſſe
In flehender Haltung; wie, es rührt ihn nicht?
Er ſchwankt . . . und weicht, . . . den ſüßen
Weiberthränen,
Wer kann ihm widerſtehn dem Liebesſehnen?

Die alte Flamme wird ſie ſich erneuern
In ſeiner Bruſt, weil die Vernunft ſie legt?
Nur keuſcher Mitleidsſinn kann ihn befeuern,
Der als Begleit'rin nimmer Liebe hegt;
Kaum weiß er gegen Thränen anzuſteuern
So gänzlich hat ihn dies Gefühl erregt.
Doch macht den Zartſinn er nicht außen kenntlich,
Weiß ſich zu faſſen und erwiedert endlich:

Dein Leid, Armida, macht mich kummervoll;
O könnt' ich wie ich wollte, dich erlöſen

Von böſer Gluth, davon dein Buſen ſchwoll!
Im mein'gen iſt nicht Haß, nicht Zorn zu leſen,
Ich will nicht Rache, keinen Groll,
Du, ſei nicht Feindin mir, noch dienend Weſen.
Du irrteſt, ja! und überſtiegſt das Maaß,
Jetzt in der Liebe wüthig, ... jetzt im Haß!

Doch ... deine Schuld iſt menſchlich, iſt gewöhnlich;
Glaub' Jugend ſpricht dich frei, Geſetz, Geſchlecht.
Ich fehlte ſelbſt! Und biſt Du ſo verſöhnlich,
Wär's, würd' ich dich verdammen, doch nicht recht!
Dein denk' ich freudig, liebevoll, ja ſehnlich,
Lacht mir das Glück, geht's mir im Unglück ſchlecht.
Und Deinen Ritter, wenn's der Krieg vergönnen
Und Glaub' und Ehre wird, will ich mich nennen.

Hier ſei das Ende unſ'res Fehlens nun,
Möcht' unſer ſchlimmes Treiben dir mißfallen!
Begraben mag dies Angedenken ruh'n
In dieſen fernverborgenen Felſenhallen!
Und ſchaut Europa, Aſien jetzt mein Thun
Von höhrer Art, ſei dies verhehlt vor Allen!
Ich dulde nicht, daß je ein Makel ruht
Auf deinem Werth und königlichen Blut!

In Frieden bleibe hier, ... ich gehe fort.
Mein Innres heiſcht's; auch dir wohl ſpricht es leiſe.
Bleib, oder ſuche andern Glückes Port,
Beſchwicht'ge deiner Leidenſchaften Weiſe! ...

Als ihr der Theure ſpricht dies letzte Wort,
Schaut ſie verſtörten Sinns umher im Kreiſe.
Dann blickt ſie lang ihn an und vorwurfſvoll;
Und bricht zuletzt hervor mit finſtrem Groll:

Dich zeugte nicht des Azzio edel Blut,
Gebar Sophia nicht! von Meereswogen,
Vom eiſ'gen Kaukaſus biſt du die Brut,
Hircaniens Tiger hat dich groß gezogen.
Was heuchl' ich noch? Der Mann verſteint in Wuth,
Er hat der Liebe Gluth mir ſtets gelogen!
Verfärbt er ſich? Entlockt der Kummer mein
Dem Aug' ein Naß? der Bruſt ein Seufzerlein?

Geh', Unmenſch!...zieh mit jenem Frieden hin,
Den du mir raubſt! ... Geh'! falſches Ungeheuer!
Dir nach will ich ein Geiſterſchatten zieh'n,
Unſichtbar dich verfolgend, Ungetreuer!
Gleich meiner Liebe ſoll mein Haß erglüh'n,
Als Furie folg' ich dir mit Schlang' und Feuer,
Laß ſterben mich, gleich wie am Marterpfahl,
An der verrath'nen Liebe dumpfer Qual!

Dann, Böſewicht, bezahlſt du mir die Pein,
Liegſt krank du blutend in der Schlacht bei Leichen,
Oft wirſt du nennen dann den Namen mein
Im Todeskampf: dies wird mir Tröſtung reichen! — —
— — — — — — — — — — — — —
Da bricht des Kummers Ohnmacht auf ſie ein,

Aus ihrer Stimme muß der Klang entweichen;
Sie fällt halbtodt, . . . Angſtſchweiß deckt ihr Geſicht
So eiſig kalt; . . . ihr ſchönes Auge bricht.

Und, beim Himmel! wie oft ſah Shakespeare ſolche Scenen!

Sie aber gerade waren es, die ihn mit Zaubermacht hielten.

Wollte er alsdann auch, wie Rinaldo fliehen, die unwiderſtehliche, die zauberhafte, die magiſch-dämoniſche Gewalt Roſamunden's und . . . ſeine Leidenſchaft führten ihn immer und immer wieder in Armida's Arme zurück.

Wie aber kam es, daß ein ſolch' mächtiger Geiſt, eine im Grunde doch ſo edle Natur, dieſer Leidenſchaft ſo ganz erliegen konnte? Wie kam es, daß Shakespeare, der doch ſonſt ſo groß daſteht, der mit meiſterhaftem Pinſel die größten und feſteſten Charaktere zu malen wußte, . . . ſich von dieſer Liebe mit dämoniſcher Gewalt feſſeln ließ?

Wir wiſſen, daß Shakespeare in ſeiner Ehe nicht glücklich war, ja daß es zum großen Theile gerade dieſe unſelige Verbindung geweſen, die ihn zur Flucht von Stratford nach London getrieben.

Das Urbild der Kindlichkeit und Unſchuld, das der poetiſch angeregte Jüngling einſt in Anna Hathawar — der Hirtin, dem Landmädchen, — geſehen, hatte ſich in der Ehe und der entſetzlichen Nüchternheit des Alltaglebens in das Muſterbild eines geiſtloſen, hausbackenen Weibes verwandelt. Mit Entſetzen ſah' er ſich jetzt von einer Oede und Leere umgeben, die ihn, im Verein mit einer gänzlich verfehlten Lebensſtellung, unzweifelhaft dem Verderben in die Arme getrieben hätte.

Er floh und das Schickſal führte ihn ſeiner wahren Beſtimmung zu.

Ein großes und glückliches Streben nahm ihn jetzt in Anſpruch; bald aber machte ſich doch die Leere geltend, die jene verfehlte Liebe in ſeinem Herzen zurückgelaſſen. Dieſer Leere aber geſellten ſich zeitweiſe Gewiſſensbiſſe über das grauſame Verlaſſen ſeiner Familie; denn wenn er derſelben jetzt auch, da er durch ſeines edlen Freundes großartige Freigiebigkeit in beſſere Verhältniſſe gekommen, hie und da Unterſtützungen zuwandte, ſo blieb er doch ſonſt außer aller Berührung mit ihr, zumal ſein finſterer und leidenſchaftlicher Vater dem Schauſpieler, dem verworfenen Gaukler, wie er ſeinen Sohn mit Indignation nannte, dem Wilddieb und liderlichen Burſchen nach wie vor zürnte und fluchte.

So ſtand William in der That ſo gut als ohne Familie da; ja es riß auch noch das letzte Band, als

Hamnet, ſein Sohn und Liebling in ſeinem elften Jahre ſtarb.

So wuchs die Leere in Shakespeare's Herz immer mehr. Zwar fand er einen ſüßen Troſt in Southampton's hochherziger Freundſchaft; aber auch hier drängte ſich die Ungleichheit der Stellung ſtörend hinein. Allerdings ließ ihn der Freund dieſe nie fühlen. Im Gegentheil neigte ſich der junge Lord dem geiſtreichen Manne von innerer Ueberlegenheit faſt brüderlich zu; dennoch mußte ja immer eine gewiſſe Herablaſſung in dieſer Freundſchaft ſeiner Herrlichkeit zu dem Schauſpieler der damaligen Zeit liegen — zumal nach Außen.

Dazu kam denn noch, daß bei einem Manne von ſo ſtarkem Gefühl und einer ſolchen Macht der Leidenſchaft, wie ſie bei Shakespeare vorlagen, bei der ganzen Zartheit ſeines empfindſamen Dichterherzens und der ewig auf- und angeregten Phantaſie, Sorgen um die Dauer und Wahrheit der Freundſchaft Southamptons aufſtiegen.

So trat in den Anfällen der Schwermuth noch die Selbſtqual hinzu ... ſo wuchs zeitweiſe der Schmerz und die Leere ſeines Herzens ſo gewaltig, daß er, — als ſich ihm das zauberſüße Weſen, das ſeine Armida werden ſollte, als eine, von ſeinen Schöpfungen begeiſterte Verehrerin in die Arme warf, — der Leidenſchaft jener faſt dämoniſchen Liebe erlag.

Die Liebe zu Roſamunden war jetzt ſein Glück und ſein Unglück, ſein Himmel und ſeine Hölle; und während ſie ihn auf ihren gewaltigen Wogen bald der Seligkeit entgegenführte, ſchleuderte ſie ihn eben ſo oft in den Abgrund einer qualvollen Verdammniß.

Aber war es denn nicht gerade dieſe unſelige-ſelige Liebe, der eine Menge ſeiner Sonnette das Daſein verdanken, wie andere der Freudſchaft mit Southampton?

War es denn nicht gerade dieſe unſelige-ſelige Liebe die den gewaltigen Dichter ſo tiefe Blicke in das weibliche Herz werfen ließen?

Ja! ſie war es . . . und aus ihr ſtiegen die herrlichen Geſtaltungen „Romeo's und Julia's“ . . . die furchtbare eines „Othello's“ empor.

Shakespeare ging, durch ſie geläutert, ſeiner Glanzperiode entgegen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Inhalt.

Seite
Erſtes Kapitel. Die Gefangene von Tutbury 5
Zweites Kapitel. Lord Southampton 17
Drittes Kapitel. Die damalige Zeit 37
Viertes Kapitel. Roſamunde 56
Fünftes Kapitel. Am Hofe der Königin 70
Sechstes Kapitel. Tauſend Pfund Sterling 112
Siebentes Kapitel. Freund Falſtaff 145
Achtes Kapitel. Der Liebe Glück und Schmerz 185

William Shakespeare.

Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman

in 4 Büchern.

Von

Heribert Rau.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1864.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Viertes Buch.

Shakespeare
im
Zenith seiner Grösse.

* * *

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Ein Blick in die Geſchichte.

Die Freundſchaft Lord Southampton's zu Shakespeare, hatte den Letzteren auch dem Grafen Eſſex näher gebracht.

Der Günſtling der Königin wußte freilich, als fein gebildeter Hofmann, den Dichter ſchon als ſolchen zu ſchätzen; er würde indeſſen doch bei ſeinem unbändigen Stolze kaum Notiz von ihm genommen haben, wenn ihn Eliſabeth von England nicht ſelbſt durch jene Audienz ausgezeichnet und er ihn öfters bei dem Grafen Southampton getroffen hätte.

Die liebenswürdige und doch nie den eigenen Werth vergeſſende Beſcheidenheit Shakespeare's ließ ihn dann, bei jenem Zuſammentreffen den geiſtreichen und ungemein witzigen Dichter lieb gewinnen, während dieſer ſich nicht nur von der herablaſſenden Freundlichkeit des mächtigen Günſtlinges der Königin geſchmeichelt fühlte, ſondern auch Eſſex von mancher Seite achten lernte.

Verdankte doch Shakespeare ſeine, ſich jetzt immer mehr und mehr verbeſſernde Lage namentlich den beiden Grafen Southampton und Eſſex, die ihn mit Beweiſen ihrer Freigebigkeit überſchütteten; während allerdings die Königin nichts weiter von ſich hören ließ.

Da änderten ſich die Verhältniſſe plötzlich ſehr raſch und in einer Weiſe, die Shakespeare die ſchmerzlichſten Erfahrungen machen ließ.

Ein Blick auf die Geſchichte Englands wird uns die Kataſtrophe, die Shakespeare, als Freund der beiden Grafen, in ſeiner Exiſtenz ſelbſt bedrohte, verſtehen laſſen.

Durch die Hinrichtung der Königin von Schottland, der unglücklichen Maria Stuart, hatte ſich Eliſabeth von England vor der ganzen Welt eine Blöße gegeben, die ſie nie wieder zu tilgen im Stande war.

In Betreff der Maria Stuart kann man zwar auf der einen Seite zugeben, daß, wenn ſie nicht ſchön, geiſtreich und Königin von Frankreich und von Schottland geweſen wäre, Jedermann ein Kriminal-Verfahren gegen ſie ganz gerecht finden würde; auf der anderen Seite wird man aber auch einräumen müſſen, daß die Art, wie Eliſabeth mit ihr verfuhr, grauſam und empörend war*). Zuerſt wurden im Auguſt und September 1586 vierzehn Perſonen hingerichtet, welche einer Verſchwörung zu ihren Gunſten beſchuldigt waren;

---

*) Schloſſer.

nachher ward Maria ſelbſt durch ein Gericht von ſiebenundvierzig Pairs, Richtern und Staatsräthen, welches ſie mit Recht nicht hatte anerkennen wollen, am 25. Oktober 1586 zum Tode verdammt, und dieſer Urtheilsſpruch von einem ausdrücklich hierzu berufenen Parlament beſtätigt.

So ſchimpflich auch für das Andenken der vergötterten Königin von England dieſe Art der Verurtheilung einer Frau iſt, welche die nächſte Anverwandtin der Eliſabeth und die Mutter des Beherrſchers von Schottland und erklärten Erben von England war, ſo gereicht der engliſchen Königin doch noch mehr die Falſchheit zum Schimpfe, welche ſie dadurch bewies, daß ſie, als Maria Stuart im Februar 1587 hingerichtet worden war, die Schuld von ſich abwälzte. Sie gab vor, ihr Staats-Sekretär Daviſon habe den Befehl der Vollziehung des Todesurtheiles von ihr erſchlichen, oder vielmehr er habe gegen ihren Willen einen übereilten Gebrauch von demſelben gemacht, und um das Publikum glauben zu machen, daß dies der Fall ſei, entfernte ſie ihn nicht blos von ſeiner Stelle, ſondern ſie zog auch ſeine Güter ein und ließ ihn lange Zeit gefangen halten.

An Maria Stuart hatte ſich bisher die ganze Oppoſition gegen Eliſabeth's Regierung angelehnt. Es begann daher, nachdem man ſie getödtet und zugleich alle unzufriedenen Katholiken vertilgt und einen proteſtantiſchen Fanatismus erweckt hatte, ein Kampf mit den in Schottland allmächtigen Pietiſten, deren Grundſätze ſich nach England verbreiteten und beſonders im Bürgerſtande großen Anhang fanden.

Dieſe ſogenannten Puritaner der Schotten, welche ſpäter in mehrere, zum Theil raſende Sekten verfielen, begünſtigten zugleich die Demokratie, und waren deshalb auf dieſelbe Weiſe ein Schrecken für die Regierungen von England und von Schottland, wie es gegenwärtig die Socialiſten für Frankreich und Deutſchland ſind. Sie wollten keinerlei äußere Kirchenordnung dulden, und ſuchten zugleich mit Calvin's Theologie und ſtrenger Moral auch deſſen republikaniſche Grundſätze in ihrer Heimath zu verbreiten.

In England waren die zu Puritanern und zu Feinden der weltlichen Regierung gewordenen ſchottiſchen Presbyterianer der Königin Eliſabeth, welche gleich ihrem Vater in dem freien Lande weltliche Autokratie mit päbſtlicher Willkür in geiſtlichen Dingen künſtlich zu verbinden verſtand, tödtlich verhaßt. Eliſabeth konnte jedoch nicht verhindern, daß die republikaniſchen Grundſätze, welche in Schottland auf allen Kanzeln, auf den öffentlichen Plätzen und im Felde von armen, gleich den Mönchen unabhängigen und fanatiſchen Geiſtlichen gepredigt wurden, auch in England Eingang fanden. Allein ſie war doch der engliſchen Geiſtlichkeit ziemlich ſicher, da dieſe nicht blos, wie in Schottland, die Titel, ſondern auch die Güter und Pfründen behalten hatte.

Bei den Engländern war es der Bürgerſtand, welcher in jeder Beziehung von Jahr zu Jahr kühner auftrat, weil der Wohlſtand deſſelben ſich unglaublich vermehrte, und weil mit der Induſtrie und dem Handel auch die Einſicht und Bedeutung des eigentlichen Volkes fortwährend zunahmen. Die vielen einwandernden Niederländer, welche ihr Vermögen, ihre Wollen-Manufakturen und ihre Handelsverbindungen mit nach England brachten, waren Republikaner und ſtrenge Calviniſten wie die Schotten; ſie waren aber weniger heftig und fanatiſch als dieſe. Ihrem Beiſpiele folgten die reicheren Engländer, welche nach und nach das Parlament ausmachten. Wir bemerken daher, daß die Sprache des Unterhauſes, ſo barſch und heftig auch Eliſabeth daſſelbe oft anfuhr, bedrohte und in ſeine niedere Sphäre des Geldweſens zurückwies, immer dreiſter ward, und daß, nach der Hinrichtung der Maria Stuart, die Puritaner oder die Reformirten nach ſtrenger Genfer Art der Königin ebenſoviel zu ſchaffen machten, als vorher die Katholiken. Die Puritaner nahmen überhaupt ſchon darum großen Anſtoß an Eliſabeth's Verfahren, weil dieſe das Pabſtthum ihres Vaters oder, wie man es nannte, das Supremat in Kirchenſachen erneuert hatte.

Eliſabeth übertrug daſſelbe einem ſogenannten Vice-Regenten, welcher in Verbindung mit einem Theile des Staatsraths die hohe Kommiſſion bildete und alle geiſtlichen Sachen in letzter Inſtanz entſchied, ſtatt daß die Puritaner die geiſtlichen Angelegenheiten jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen haben wollten. Dieſe hohe Kommiſſion ward ſchon unter Eliſabeth, geſchweige denn unter ihrem Nachfolger, ein Gegenſtand der allgemeinen Beſchwerde und ein Mittel diejenigen willkürlich zu ſtrafen, welchen man nach den Landesgeſetzen und vermittelſt der ordentlichen Gerichte nicht beikommen konnte.

Sie maßte ſich eine unerhörte Gerichtsbarkeit an, übte eine förmliche Inquiſition, und wandte, um die von ihr Vorgeladenen zu Geſtändniſſen zu zwingen, jedes Mittel an, ſogar die Folter, deren man auch bei Shakeſpeare, ſehr häufig erwähnt findet. Man nahm den Angeklagten einen Eid ab, nach welchem ſie alle Fragen beantworten und folglich, wenn ſie ſich nicht die Strafe des Meineides zuziehen wollten, ſich ſelbſt und ihre Freunde anklagen mußten. Die Kommiſſion verhängte ferner ganz willkürliche, durch das Geſetz nicht angeordnete Strafen, und ſchickte nach eigenem Gutdünken Leute in das Gefängniß.

Die Königin erfuhr hierauf im Jahre 1571 den erſten eigentlichen Widerſtand, den ſie überhaupt erfahren hat, von Seiten puritaniſcher Parlamentsglieder welche von ſchottiſchem Religions-Eifer beſeelt waren. Der Deputirte Stoukland brachte nämlich im Parlament ſieben Geſetz-Vorſchläge (bills), welche auf Abſchaffung vieler von Eliſabeth beibehaltenen Ceremonien der alten Kirche gerichtet waren, auf einmal vor. Er erhielt dafür, was freilich mit der Conſtitution nicht zu vereinigen war, einen königlichen Befehl, ſich bis auf weiteren Beſcheid des geheimen Rathes im Parlament nicht ſehen zu laſſen. Jetzt erlaubte ſich das bisher ſo demüthig unterthänige Parlament einen bis dahin unerhörten Schritt, indem es Stoukland vor die Schranken des Hauſes lud, um Rechenſchaft zu geben, warum er ſich nicht eingefunden habe. Dabei erhob ſich ganz ungewohnter Weiſe ein ſolcher Streit über verletzte Rechte des Volkes, daß die Miniſter für rathſam hielten, einer Wiederholung der Scene auszuweichen. Stoukland erhielt einen Wink, und erſchien am andern Tage wieder auf ſeinem Sitze. Dieſe Kühnheit des Parlaments, welches auf ſolche Weiſe einen förmlichen Sieg über die Krone errungen hatte, bewog die Königin, ihre abſolut monarchiſchen Grundſätze dem Volke ausdrücklich kund zu geben.

Der Siegelbewahrer mußte, als er das Parlament auf Befehl der Königin entließ, förmlich erklären: die Aufführung dieſes Parlaments ſei dem Verhältniſſe und der Stellung (place) deſſelben ganz unangemeſſen geweſen, und das Parlament müſſe, weil es ſich ſo ſehr vergeſſen habe, auf andere Weiſe an ſeine Schuldigkeit erinnert werden; die Königin nehme es ſehr übel, daß das Parlament ſich in Dinge miſche, welche nicht vor daſſelbe gehörten und weit über den Horizont und die Faſſungskraft ſeiner Mitglieder gingen.

In den Jahren 1592 und 1593 ward der Streit zwiſchen der Königin und dem Parlament ſchon zu einem Streite über die Rechte des Volkes und über die der Königin im Allgemeinen.

Im erſteren Jahre brachte nämlich der Kanzler des Gerichtshofes von Lancaſter, Morrice, vor das Parlament einen Vorſchlag zur Verbeſſerung der geiſtlichen Gerichtshöfe, welcher beſonders gegen den Gewiſſens-Eid, den die hohe Commiſſion zu einer Glaubens-Inquiſition gemacht hatte, gerichtet war. Noch an demſelben Tage, an welchem dies geſchehen war, ließ die die Königin den Sprecher vorbeſcheiden und gab ihm folgende Erklärung: „Sie habe die Macht, das Parlament zu berufen und aufzulöſen, ihm beizuſtimmen oder ſeine Vorſchläge zu verwerfen; dies möge der Sprecher dem Parlament ſagen. Sie habe ſchon längſt dem Parlament unterſagt, ſich in Sachen zu miſchen, welche über dem Horizonte ſeiner Mitglieder wären, möchten dies nun politiſche oder geiſtliche Angelegenheiten ſein. Sie wundere ſich über die Anmaßung und den Ungehorſam des Parlament's und laſſe demſelben befehlen, niemals wieder Vorſchläge, wie der von Morrice wäre, zu machen; dem Sprecher aber gebiete Sie bei ſeinem Unterthan-Eide, daß er dem Hauſe nie mehr einen ſolchen Geſetzvorſchlag vorleſe! Morrice ſelbſt verlor damals nicht nur ſeine Stelle als Kanzler des Gerichtes von Lancaſter und ward aus der Liſte der Obergerichts-Advokaten (baristers) geſtrichen, ſondern die Königin ließ ihn auch mehrere Jahre im Kaſtell von Tutbury gefangen halten. Noch in demſelben Jahre erfuhr man gegen die Jünger Browne's ganz nach Heinrich's VIII. Art. Es wurden nämlich drei von ihnen hingerichtet, blos weil ſie gegen die Biſchöfe geſchrieben hatten; denn der Königin hatten ſie dabei gar nicht erwähnt.

Da um jene Zeit die engliſche Seemacht und mit ihr der Handel, die Künſte und die Wiſſenſchaften eine unglaubliche Blüthe erreichten, und der Sieg über Philipp's koloſſale Armada die Engländer auf dieſelbe Weiſe durch Gedanken des National-Ruhmes berauſchte, wie Bonaparte's Siege die Franzoſen: ſo hielten ſich die Schwärmer, in Erwartung einer ihnen günſtigeren neuen Regierung, während der letzten Jahre der Eliſabeth ziemlich ruhig.

Jedermann erkannte aber, daß die Regierungs-Art der Königin, weil ſie der fortſchreitenden Civiliſation

England's entgegen ſei, den Widerſtand gegen ihre Autokratie wieder erwecken werde, und daß, wenn die Schriften, Reden und Grundſätze der Puritaner und Independenten nicht immer Unruhen erzeugen ſollten, der Nachfolger der Eliſabeth auf die keineswegs aufgehobene, ſondern nur ſchlummernde Verfaſſung werde zurückkommen müſſen. Wir brauchen nur an die vielen Willkürlichkeiten der Eliſabeth und an den unerlaubten Einfluß, den ſie ihren Günſtlingen einräumte, zu erinnern, um zu erklären, warum gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts die Nation eine neue Anerkennung ihrer Rechte mit Gewalt erzwang. Selbſt in den Finanz-Angelegenheiten, in Betreff deren Eliſabeth das Recht des Parlaments, ſeine Meinung zu ſagen, erkannte, verfuhr ſie oft ſehr willkürlich. Bei ihrer unruhigen Thätigkeit und bei ihrem Streben, überall, beſonders in den Niederlanden, in Frankreich und in Schottland, durch Beſtechung und durch Unterſtützung der ſchwächeren Partei die ſtärkere hinabzudrücken und ihren Einfluß geltend zu machen, bedurfte ſie großer Summen, von denen oft ihre Miniſter nichs wußten, oder welche wenigſtens dem Parlament nicht bekannt werden ſollten. Eliſabeth war daher oft kleinlich ſparſam. Ihre Diener, unter ihnen ſelbſt ſolche Männer, welche, wie Wulſingham, ſich um den Senat die größten Verdienſte erworben hatten, waren ſchlecht beſoldet, und klagen oft in ihren Briefen, daß ſie in einem Frohndienſte arbeiteten und ihr Vermögen zuſetzen müßten.

Dies würde an und für ſich ein Lob für Eliſabeth ſein; denn wo die Hofleute und die großen Herren die Freigebigkeit und Großmuth der Fürſten preiſen, da ſeufzet das Volk. Allein Eliſabeth erlaubte demjenigen Theile ihrer Umgebung, der ſich eines ſolchen Erwerbes nicht ſchämte, ſeine Verwendung und ſeinen Schutz, ſowie mitunter auch Aemter zu verkaufen. Sie ſelbſt zog ein bedeutendes Einkommen aus dem von ihr ertheilten Rechte des ausſchließlichen Verkaufes gewiſſer nothwendigen Bedürfniſſe, und zu dieſen gehörten ſogar Wein, Eſſig, Oel, Salz, Stärke, Zinn, Stahl, Kohlen und andere ähnliche Waaren. Sie gab freilich endlich (1601) den wiederholten Beſchwerden des Parlaments Gehör und beſchränkte, wofür dieſes ſich bedankte, die Monopole, weil ſie ſelbſt fühlte, daß die Zeit vorüber ſei, wo man nach orientaliſcher Weiſe verfahren könne. Außer den angeführten Willkürlichkeiten erlaubte ſie ſich aber auch noch andere Verfügungen, welche den engliſchen Rechten ganz widerſtritten; ihr Nachfolger erfuhr daher, als er dies nachahmen wollte, bald, wie ſehr ſich die Zeiten geändert hatten. Unter Eliſabeth ward z. B. oft bei den geringſten Anläſſen, der Kriegszuſtand proclamirt. Sie verbot aus demſelben Grunde, aus welchem nachher König Jacob I.

den Tabak verbot, nämlich weil ſie den Geruch nicht vertragen konnte, den Anbau des Waides. Sie ließ ferner, blos weil ſie lange Degen und große Kragen nicht leiden konnte, den Leuten die Degen abbrechen und die Kragen abſchneiden.

Wenn übrigens ihr Nachfolger nur den geringſten Begriff von den Pflichten eines conſtitutionellen Regenten gehabt hätte, ſo würde er das engliſche Volk ſehr leicht haben gewinnen können, weil Eliſabeth in den letzten Jahren ihrer Regierung, beſonders ſeit Walſingham's Tode (1590), gar zu viel weibliche Schwäche gezeigt hatte. Sie hat bekanntlich den Ruhm ihrer Regierung beſonders der Standhaftigkeit zu verdanken, mit welcher ſie ihre beiden ausgezeichneten Miniſter, den uneigennützigen, arm geſtorbenen Walſingham und den boshaften und gewiſſenloſen Cecil oder Lord Burleigh, in ihren Stellen erhielt, und ſich die Ehre der Politik dieſer Männer aneignete.

Beide Miniſter hatten jedoch ſtets mit den Günſtlingen und Wüſtlingen zu kämpfen, welche Eliſabeth aus weiblicher Schwäche zu den wichſtigten Geſchäften gebrauchte. Die Erzählungen von der Galanterie des Grafen von Leiceſter und des Grafen von Eſſex nehmen in Eliſabeth's Geſchichte einen ebenſo großen Raum ein, wie die Erzählungen von der Eiferſucht und dem Neide der durch die Natur wenig begünſtigten und langweilig gelehrten Königin gegen die ſchöne und lebhafte Maria Stuart. —

Irland war damals, was es noch jetzt iſt, ein Land der Meutereien und des Mordens, und König Philpp II. von Spanien hatte die Irländer zu Aufſtänden gereizt, bei welchen die Führer der Rebellen, namentlich der furchtbare Tyrone, den Engländern regelmäßige Heere entgegenſtellten. Wegen dieſer Rebellion, welche auch nach Philipps Tode (1598) fortdauerte, war die Stelle eines königlichen Statthalters in Irland nicht wünſchenswerth, und man ſuchte ihr auszuweichen.

Als daher 1598 dieſe Stelle erledigt wurde, berathſchlagte die Königin mit Eſſex und dem Groß-Admiral über die Wiederbeſetzung derſelben. Eliſabeth wollte den Oheim des Grafen, Sir William Knolly's, zum Statthalter von Irland ernennen; Eſſex aber beſtand darauf, daß ſein Gegner Sir Georg Carew erwählt werde, ſowohl weil er dieſen vom Hofe zu entfernen wünſchte, als auch weil Eliſabeth die Schuld mißlungener Unternehmungen ſtets auf die Anführer ſchob und deshalb Eſſex jene Stelle von ſeinem Oheim abwenden wollte. Die Königen gerieth darüber mit Eſſex in einen heftigen Streit, und ſagte ihm unangenehme und beleidigende Dinge, worauf Eſſex ſich ſo weit vergaß, daß er ihr mit einem wegwerfenden Ausdrucke den Rücken kehrte. Dies reizte die Königin auf's höchſte, ſie ſprang auf, gab ihm eine Ohrfeige und rief, er möge zum Teufel gehen.

Der Graf griff ſogleich ans Schwert und ſtürzte, als der Groß-Admiral ihn am Arme ergriff, im heftigſten Zorn aus dem Zimmer, indem er ſagte, er würde nicht einmal vom Vater der Königin eine ſolche Beleidigung geduldet haben, geſchweige denn von einem Könige im Weiberrock (a king in petticoats). Nach dieſem Vorfalle verfloſſen zwei Monate, ohne daß Eliſabeth und Eſſex einander ſahen, weil der Letztere von der Königin eine Genugthuung und ſie von ihm eine Entſchuldigung forderte.

Auch im dritten Monate, in welchem Eliſabeth den Grafen bei einer vorgeblichen oder wirklichen Krankheit deſſelben einige Aufmerkſamkeit bewies, konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er einen demüthigen Schritt (a submission) thue. Dies geſchah ſelbſt im vierten Monate (Oktober) nicht. Deſſenungeachtet verſtand ſich die Königin dazu, ihn im Anfange des December wieder um ſich zu ſehen. Es ſcheint aber, als wenn ſie dem Grafen nie ganz verziehen und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, um ſich an ihm zu rächen. —

Dieſe Gelegenheit gab ihr ſchon im folgenden Jahre (1599) des Grafen Ehrgeiz. Eſſex ſuchte nämlich damals für ſich dieſelbe Stelle zu erhalten, die er vorher von ſeinem Oheim hatte abwenden wollen. Damals war der alte Lord Burleigh, der ſich während der ganzen Regierungszeit auf ſeinem Poſten behauptet und das Finanzweſen meiſterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu karg verwaltet hatte, nicht mehr am Leben, und Lord Buckhurſt bekleidete ſeit dem Tode deſſelben (1598) ſeine Stelle. Dieſer hegte zugleich mit allen andern Geſchäftsmännern den Wunſch, den Grafen Eſſex zu entfernen, und glaubte, als derſelbe ſich um die Stelle eines Vice-Königs von Irland bewarb, eine gute Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Die Königin widerſtrebte zwar lange, willigte aber am Ende doch ein, und Eſſex ward zu ihrem Statthalter in Irland ernannt. Man gewährte ihm dabei Vortheile und Rechte, wie ſie keinem ſeiner Vorgänger gewährt worden waren. Es wurden ihm nicht nur achttauſend Pfund, welche er der Staatskaſſe ſchuldig war, erlaſſen, ſondern auch eine dreimal größere Summe zum Geſchenk gemacht. Er erhielt außerdem ein Heer von achtzehntauſend der beſten Soldaten, von welchen viele in den Niederlanden gedient hatten. Man ertheilte ihm endlich noch andere unerhörte Vorrechte, indem er für Todesverbrechen und Verrath ſollte Begnadigung gewähren, ja ſogar nach ſeinem Gutdünken Frieden ſchließen oder den Krieg fortſetzen dürfen.

Alle die, welche in die Geheimniſſe des Hofes eingeweiht waren, glaubten damals, die Königin ſelbſt wolle dem Grafen Veranlaſſung geben, ſich in's Verderben zu ſtürzen; die Nichteingeweihten dagegen meinten, er habe den vollen Genuß der alten Gunſt wieder erlangt.

Als Eſſex nach Irland gekommen war, zeigte er im Vertrauen auf die alte Gunſt der Königin, deren doch bereits Andere ſich erfreuten, ſeinen gewohnten Stolz und Eigenſinn. Er ließ, anſtatt, wie die Königin befohlen hatte, zuerſt mit ſeiner ganzen Macht gegen Tyrone zu ziehen und ihn zu vernichten, drei Sommermonate verfließen, ohne ſich um ihn zu bekümmern. Er übergab, obgleich die Königin ihm dies verboten hatte, den Oberbefehl über die Reiterei ſeinem Freunde, dem Grafen von Southampton, und dieſer legte, erſt als die Königin es gebot, das Kommando wieder nieder. Eſſex war freilich nicht ganz unthätig, ſondern unternahm in der Zeit, in welcher er Tyrone hätte bebekämpfen ſollen, einen Zug in andere Gegenden. Er eroberte mehrere von den Irländern erbaute Forts, zog nach Münſter und beſetzte Limmerik, Cork und Waterford; er verlor aber dabei durch Witterung, Klima und Seuchen den größten Theil ſeines Heeres, und verweilte bis in den Auguſt hinein in Dublin. Ein dringender Befehl der Königin, welche alle ſeine Gegenvorſtellungen verwarf, nöthigte ihn, ſich wieder von Dublin zu entfernen, um Tyrone anzugreifen. Er hatte jedoch nur noch dreitauſend Mann beiſammen, als er am Fluſſe Brenny auf das Heer der Rebellen ſtieß. Er ſchloß deshalb, anſtatt den Feind anzugreifen, Ende Auguſt einen Waffenſtillſtand, welcher während des Winters alle ſechs Wochen erneuert werden ſollte und den eingeborenen Irländern bedeutende Vortheile zuſicherte, der Königin aber in Hinſicht auf den Güterbeſitz der gegen ſie im Felde ſtehenden irländiſchen Häuptlinge und auf die Anſtellung von Engländern in Irland ſchwer zu erfüllende Verpflichtungen auferlegte. Schon die geheime Unterhaltung, welche Eſſex vor dem Abſchluſſe dieſes Waffenſtillſtandes mit Tyrone hatte, machte die Königin argwöhniſch, die Bedingungen deſſelben aber erbitterten ſie vollends. In dieſer Lage der Dinge kehrte Eſſex ohne Erlaubniß der Königin nach England zurück, erſchien am Morgen des 28. September plötzlich in ihrem Schlafzimmer und warf ſich an ihrem Bette auf die Knie. Die Königin verſtellte ſich dabei gegen ihn. Sie zeigte ſich ihm ſogar noch bei einer zweiten Unterhaltung mit ihm, welche am nämlichen Morgen ſtattfand, gütig und freundlich; ſchon am Abend deſſelben Tages aber erhielt er Stubenarreſt, und gleich darauf wurde er zur Bewachung einem zuverläſſigen Manne übergeben, der ſich dafür verbürgen mußte, daß Eſſex nicht entfliehe. Eliſabeth wollte ihn vor Gericht ſtellen und als Verräther verurtheilen laſſen;

die Richter erklärten ihr aber, daß ſie im Gerichte ſchwerlich durchdringen werde. Eſſex blieb hierauf bis an das Ende des Jahres Gefangener. Das Aufſehen, welches die Sache machte, nöthigte endlich die Königin, ihn vor eine Kommiſſion von achtzehn durch ſie ernannter Perſonen zu ſtellen; doch wollte ſie dieſe Kommiſſion nicht als Kriminalgericht angeſehen haben, ſondern ſie nannte es Disciplinargericht (censure). Eſſex ward von dieſem Gerichte mehrerer Dienſtvergehen ſchuldig gefunden und zur Strafe nicht nur von ſeinen Aemtern als Mitglied des geheimen Rathes, als Lord-Marſchall und als General-Feldzeugmeiſter (master of the ordinance) ſuspendirt, ſondern auch zu einer Gefangenſchaft verurtheilt, welche ſo lange, als es der Königin gefalle, dauern ſollte. Eſſex nahm dieſes Urtheil demüthig und ergeben auf. Er ward nun nach der Verkündung deſſelben pietiſtiſch frommelnd und ſchien aller Hoffarth und Pracht der Welt ſatt zu ſein. Die Königin ihrerſeits gab ihm in der nächſten Zeit mehrere Zeichen des Andenkens, indem ſie ihn der Aufſicht enthob und ihm erlaubte, in ſeinem eigenen Hauſe zu wohnen. Am Ende des Jahres 1600 war jedoch die Geduld des Grafen erſchöpft, und er erlaubte ſich von jetzt an heftige Reden gegen Eliſabeth, welche dieſer von ihren zahlreichen Spähern ſogleich hinterbracht wurden. Robert Cecil, der ſchlaue Sohn eines liſtigen und bitterböſen Vaters, Sir Walter Raleigh, Cobham, deſſen Bruder Brooke und Lord Gray, von welchen Raleigh und Cobham zugleich mit einigen anderen Männern des Grafen Platz bei Eliſabeth eingenommen hatten, waren die Hauptgegner desſelben. Er ſuchte alſo durch jedes geſetzliche oder ungeſetzliche Mittel dieſelben von Eliſabeth zu entfernen und ſeinen ganzen Einfluß wieder zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke trat er mit König Jakob von Schottland in Verbindung. Er bemühte ſich, denſelben beſorgt zu machen, daß von England aus ein Einverſtändniß mit dem ſpaniſchen Könige angeknüpft werde, um ihn von der Nachfolge in England auszuſchließen. Zugleich erbot er ſich, ſeine Freunde zu bewaffnen, um dieſen Plan, welcher von Cecil, Cobham, Raleigh und Nottingham betrieben werde, zu vereiteln. Jakob ſcheint dem Grafen ſeinen guten Willen gedankt zu haben, war aber klug genug, ſich keine Blöße zu geben. Eſſex hatte jedoch das Volk durch die unter demſelben verbreitete Meinung, er allein betreibe die Nachfolge eines Proteſtanten aufrichtig, in eine ſo gewaltſame Bewegung gebracht, daß ſein Haus täglich von ganzen Schaaren umgeben war. Auch ſeine vielen ritterlichen Freunde kamen zu ihm. Mit dieſen entwarf er dann den abenteuerlichen Plan, in den königlichen Palaſt einzudringen und ſo die Gegner zu vertreiben; denn er hielt ſich überzeugt, daß, wenn er dies thue und ſich dann der Königin zu Füßen werfe, Eliſabeth ſogleich alles Vorgefallene vergeſſen werde. So wunderlich auch dieſer Plan uns ſcheinen mag, ſo waren doch des Grafen Genoſſen entſchloſſen, das tollkühne Wageſtück zu unternehmen. Die Miniſter der Königin hatten indeſſen von des Grafen Korreſpondenz mit Jakob Kenntniß erhalten, und ſuchten der Ausführung des Planes zuvorzukommen. Dies nöthigte die Verſchworenen loszubrechen, ehe alle ihre Anſtalten getroffen waren.

Zweites Kapitel.

Die Verſchwörung.

Shakespeare befand ſich in einer unglaublichen Aufregung ... ganz London ebenfalls.

Jedermann hatte ſein Geſchäft, ſeine Arbeit, ſein Haus verlaſſen, was bei den ſo ruhigen, geſchäftsmäßigen Engländern viel ſagen will; aber die unerhörteſten Gerüchte durchliefen auch die Rieſenſtadt.

Eſſex, der gewaltige Eſſex, ſei geſtürzt und verhaftet, hieß es hier, dort berichtete man von einem Mordverſuch auf die Königin. Andere wollten wiſſen, die Reſte des Heeres, welches dem Grafen anvertraut geweſen, ſeien im Anmarſch auf die Stadt, um die Königin gefangen zu nehmen und zu Gunſten des Königs von Schottland zu entthronen.

Die Verwirrung war allgemein; die ſonderbarſten Nachrichten überboten ſich.

Zugleich wurden mit Eſſex die Namen ſeiner Freunde in Verbindung gebracht; ... zum Schrecken für Shakespeare auch der des Lord Southampton ſeines eigenen ſo hoch geehrten und wirklich geliebten Freundes.

Der Dichter bebte für beide; aber ſeine Aufregung ward eine fieberhafte, als er, nach dem Palaſt Southampton geeilt, ſeinen edlen Freund und Gönner wirklich nicht zu Hauſe und die ganze Dienerſchaft bleich, zitternd, verſtört und von einem paniſchen Schreck ergriffen fand.

Auch hier traten ihm dieſelben Gerüchte entgegen. Niemand aber wußte, was davon wahr ſei, was nicht.

Und doch mußte Shakespeare das Nähere daüber erfahren, da ihn die Angſt und die Sorge um Eſſex und Southampton faſt umbrachte.

Er eilte nach dem königlichen Palaſte; . . . in der Nähe deſſelben mußte man ja am eheſten die Wahrheit erfahren können.

Shakespeare machte dabei etwas beſonders beſorgt: nicht nur kannte er den Stolz und die kühn aufſteigende Herrſchſucht des Grafen Eſſex ſo wie die Feindſchaft, in welcher er namentlich mit Sir Robert Cecil, dem zweiten Sohne des verſtorbenen Lord Burleigh, und Sir Walter Raleigh, lebte; ſondern ihm war auch in vertrauten Stunden das gefährliche Geheimniß mitgetheilt worden, daß Graf Eſſex im Geheimen und ganz ohne Wiſſen der Königin mit der Hofdame Eliſabeth's, der Gräfin Rutland, verheirathet ſei.

Hatte die Königin dies Geheimniß entdeckt, dann war von ihrem beleidigten Stolze, ihrer Eiferſucht und ihrem Zorne alles zu fürchten.

Aber ſonderbarer Weiſe konnte Shakespeare auch in der Umgebung des königlichen Palaſtes nichts erfahren. Derſelbe war von einer unabſehbaren Menſchenmenge umwogt; indeß deuteten die geſchloſſenen und mit ſtarken Wachen beſetzten Eingänge auf Vorfälle, die allerdings von der größten Wichtigkeit ſein mußten.

Und ſo war es denn auch in der That.

Königin Eliſabeth ging eben mit großen Schritten in einem ihrer Zimmer auf und ab. Ihre Wangen glühten durch das aufgelegte Roth hindurch, ihre Augen funkelten wie die einer Hyäne, und blitzartig zuckte es um die Winkel ihres Mundes, während ſich ihre Hände krampfhaft geballt hatten.

Bleich und geſpenſtiſch ſtanden die Vertrauteſten ihres Hofſtaates in weiter Entfernung, mit ängſtlichen Blicken die zornglühende Herrſcherin beobachtend.

Es waren der Herzog und die Herzogin von Nottingham, ſo wie die Gräfin Rutland. Letztere war bleich wie der Tod.

„Der Unſelige!“ — murmelte die Königin jetzt zwiſchen den Zähnen. — „Ich habe ihn geliebt aus vollſter Seele, ... ich habe ihn mit Ehren, Macht, Reichthum und Titeln überdeckt ... und nun ... dieſen Trotz ... dieſen Ungehorſam gegen ſeine Monarchin! ... Es iſt wahr, er hat der Feinde und Neider viele hier ... aber ... hat er nicht auch mich? ... Nein! nein! es iſt ſein unbegrenzter Stolz! ... ſein Stolz? ... Ha!" — murmelte hier die Fürſtin, mit dem Fuße aufſtampfend — „und warum ſollte ihn ſein wahnſinniger Stolz und ſein hochfliegendes Weſen nicht am Ende zu dem kühnen Gedanken geführt haben ... mich ... zu ſchrecken, ... einzuſchüchtern ... und auf dieſe Weiſe zu einer Heirath zu zwingen? ... wie? ... Uns zwingen? Eliſabeth von England zwingen und wohl gar König werden wollen? ... Unglücklicher!" ...

In dieſem Augenblick trat Sir Walter Raleigh raſch ein.

„Ha! Raleigh!" — rief Eliſabeth ungeduldig. — „Welche Nachrichten bringt ihr?"

„Sehr ſchlimme!" — entgegnete der Eingetretene.

„Wie?" — rief die Königin und ihre Augen flammten. — „Hat der Verwegene nicht Luſt, die Hand nach Unſerer Krone auszuſtrecken?"

„Majeſtät halten zu Gnaden!" -- entgegnete der Miniſter, ſich tief verneigend, — „der Stolz und der

Ehrgeiz eines Eſſex mußten zu ſolchem frevelhaften Beginnen führen!“

Die Königin ſtand für einen Moment ſtarr, wie von Stein. Sie glaubte falſch gehört zu haben.

„Sir Walter Raleigh!“ — ſagte ſie dann langſam und faſt tonlos — „ihr ſprecht doch wohl von dem frevelhaften Beginnen, Irland ohne Unſere Erlaubniß verlaſſen zu haben? Von anderem kann die Rede nicht ſein!“

„Das edle Herz meiner großen und erhabenen Königin iſt freilich nicht geſchaffen, das Unerhörte zu faſſen!“ — entgegnete der ſchlaue Staatsmann mit boshaftem Ausdruck.

„Ha!“ — rief die Königin — „Rebellion?“

„Leider!“ — beſtätigte Sir Raleigh.

„Berichtet!“ — herrſchte Eliſabeth, ſich in unglaublicher Aufregung in den für ſie bereitſtehenden Seſſel werfend.

„Die Gnade meiner Königin, die unendlich iſt, wie die Gnade Gottes, hatte ſich ſo weit herabgelaſſen, dem ungehorſamen und übermüthigen Grafen eine Audienz zu bewilligen.“

„Gerechtigkeit erfordert jede Partei zu hören!“

„Er hat es nicht verdient.“

„Zur Sache, Sir Walter! Wir werden als Königin von England und Schottland wohl noch das Recht haben, Unſere Unterthanen, ſelbſt wenn ſie ſtrafbar ſind, zu hören.“

Der Miniſter verbeugte ſich ſchweigend. Er war auf die Stürme gefaßt, die ihm bevorſtanden.

„Zur Sache, Mylord;“ — drängte die Königin.

„Nun ...“ hub Sir Walter Raleigh zögernd an.

„Foltert Uns nicht! raſch!“ — befahl Eliſabeth.

„Vergebung dem treuen Diener, der da zögert ſeiner angebeteten Monarchin Kummer zu verurſachen!“ — verſetzte der Miniſter mit anſcheinend trauriger Miene, indem er, wie von einem gewaltigen Schmerz bewegt, den Federnhut an ſein Herz drückte.

„So müſſen wir nach Lord Cecil ſenden!“ — verſetzte ungeduldig Eliſabeth.

Raleigh verneigte ſich tief, dann ſagte er: — „Da Majeſtät befehlen, tritt mein Mitgefühl zurück, und ich gehorche!“

„Alſo?“

„Als die Audienz zu Ende war, ſtürzte Graf Eſſer wie ein Raſender aus dem Palaſte ...“

„Wir ſtraften ihn mit ernſter Rede Wort; aber der Uebermüthige, dem der Vicekönig von Schottland das Gehirn verrückt, war ſo kühn ... daß Wir ihm den Rücken wandten.“

„Wie ein Raſender ſprengte er nach Eſſerhouſe, wo ſeine Freunde, Lord Southampton an der Spitze, ihn erwarteten.“

„Der edle Southampton! Seine innige Freundſchaft zu Eſſex ſpricht für dieſen!“ — murmelte die Königin. „Aber weiter!“

„Es iſt eine zahlreiche Bande unbändiger Gemüther!“ — fuhr Sir Walter finſter fort, — „ſtolze Lords, die es nicht ertragen können, ihre vermeintliche Selbſtherrlichkeit unter den Scepter der Majeſtät zu beugen.“

„Wir werden mit ihnen fertig werden.“

„Der Gedanke, durch eine Revolution ihre alte Feudalherrſchaft wieder hergeſtellt zu ſehen, blies ihre verrätheriſche Hoffnungen zu lichten Flammen auf. Es ward beſchloſſen, dem Grafen Eſſex vereinten Schutz zu leiſten. Indeß ging das Haupt der Rebellen, die Stadt, wie er ſelbſt ſagte, aufzuwiegeln.“

Die Königin erblaßte:

„Ihr ſprecht ſehr kühn von dem Manne, Sir Raleigh,“ — ſagte ſie dann finſter — „dem Wir bis dahin Unſere Gunſt im vollſten Maße zugewandt.“

Der Miniſter legte, ſich verbeugend, die Hand auf das Herz, dann verſetzte er leiſe: — „Belieben Eure Majeſtät in dieſer Kühnheit die Treue und Ergebenheit Ihres Dieners bewährt zu finden.“

„Und der Unſelige glaubte, Unſere guten Bürger von London wirklich aufwiegeln zu können?“ — rief die Königin

„Was hält Graf Eſſex für unmöglich, wenn es von ihm ausgeht.“

Die Königin biß ſich auf die Lippen.

„Er ritt vertraulich unter die verſammelten Maſſen. Der neugierige, leicht erhitzte Pöbel umſtrömte ihn von allen Seiten. Er aber grüßte rechts und links und redete die Maſſen an, bald mit ſinkender Stimme, bald mit leidenſchaftlichen Ausrufungen appellirend von der Staatsklugheit an die Weisheit des Volkes, von der Tyrannei eines intriguanten Miniſteriums an den ſchlichten Rechtlichkeitsſinn der guten Bürger von London. Dabei ſprach er viel von Thronen, umringt von ſchlechten Rathgebern, ... von verſchwendetem Vertrauen, ... von guten Monarchen, irregeführt von böſen, ränkeſüchtigen Miniſtern, kam endlich auf ſich ſelbſt und die Ungerechtigkeit, mit der man ihn behandle; ... zählte alle vermeintlichen Kränkungen vor, die er bereits erfahren; ... bat dann ſchlauer Weiſe das Volk um eine Wache zu ſeiner Sicherheit, da man nach ſeinem Leben trachte; rechnete alle Wunden her, die er für's Vaterland empfangen, und riß auf dieſe Weiſe die guten Bürger unſerer guten Stadt zu einem fanatiſchen Enthuſiasmus hin. „Es lebe Eſſex!“ war der Donnerruf, der dieſer gut geſpielten Komödie folgte.“

„Unerhört!“ — murmelte zähneknirſchend die Königin.

„Da plötzlich rief einer ſeiner Leute, der ſich unter das Volk gemiſcht: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ und Tauſende von Stimmen wiederholten: „Zu den Waffen! zu den Waffen für Eſſex und unſere Kinder! Wenn man ihn nicht ſchont, was wird mit uns werden!“

„So iſt die Rebellion vollendet?“ — rief die Königin.

„Beruhigung Majeſtät!“ — verſetzte Sir Walter Raleigh mit ſtolzem Selbſtvertrauen. — „Das Volk iſt ein Chamäleon, es wechſelt ſeine Farbe jeden Augenblick. Wir ließen einige Compagnien ausrücken, und ſofort ſchlich ſich ein Schreihals nach dem anderen fort. Das traf! Der Graf erblaßte und fand es für gut, nach Eſſexhouſe zurückzukehren.“

Die Königin war für den Moment in tiefes Schweigen verſunken. So ſehr ihr Stolz dem Rebellen zürnte, ſo regte ſich doch etwas für ihn in ihrem Herzen. Sie war wüthend auf den Empörer, aber noch wüthender darüber, daß er ſich durch ſeine eigene leidenſchaftliche Raſerei ſelbſt unmöglich gemacht hatte.

So ſehr ſie ihm zürnte, hätte ſie ihn doch gern gerettet; ... jetzt aber war es kaum mehr möglich ... jetzt galt es nicht mehr der Königin, der Frau ... jetzt galt es, das Anſehen der Krone aufrecht zu erhalten, den bürgerlichen Frieden, Recht und Geſetz zu ſchützen.

Eliſabeth fühlte ihr Herz wie im Krampfe zuſammengezogen ... aber ... ihr Verſtand ſagte ihr, daß ſie ſich beherrſchen, daß ſie hier nur Monarchin ſein müſſe.

In dieſem Augenblicke meldete der Thürſteher:

„Seine Herrlichkeit Sir Robert Cecil!“

„Eintreten!“ — rief die Königin, indem ſie ſich raſch erhob, und dem Sohn und Nachfolger Lord Burleighs raſchen Schrittes entgegen ging.

Wohl wußte ſie, daß auch er, wie Sir Walter Raleigh, des Grafen erbittertſter Feind ſei, ... aber ... er war auch ihr Miniſter.

Sir Robert verneigte ſich tief und mit der ihm eigenen Kälte.

„Welche Nachrichten?“ — frug die Königin mit fieberhafter Haſt. — „Iſt er überwältigt, der Verräther Unſeres Anſehens?“

„Gelobt ſei Gott, ja!“ — entgegnete der Gefragte mit kaum verhaltenem Triumpf.

Eliſabeth zuckte zuſammen; aber ſie faßte ſich raſch; die auf dem Throne heimiſche Kunſt der Selbſtbeherrſchung gab ihr nach Außen ihre ſtolze Ruhe wieder; mit ihr ſich in den Seſſel wieder niederlaſſend, frug ſie daher kalt und ſtreng:

„Und wie?“

„Um mit der möglichſten Vorſicht zu verfahren und die Maſſen nicht noch mehr zu reizen," — berichtete Sir Cecil — „ſandte ich, bevor andere Schritte gethan wurden, die Lords Howe und Gray an die Rebellen in Eſſexhouſe ab, und ließ im Namen Ihrer Majeſtät, unſerer allergnädigſten Königin, nach der Urſache der in jenem Palaſte geſetzwidrigen Verſammlung fragen, zugleich aber verſichern, daß unſere huldreiche Monarchin alle begründeten Beſchwerden abſtellen würde."

„Recht, Sir Robert!" — rief die Königin — „Und wie betrugen ſich die Empörer?"

„Wie es von ſo ſtolzen und hochverrätheriſchen Rebellen vorauszuſehen war!" — entgegnete der Miniſter mit eiſiger Kälte und einem Tone, der an die Schärfe eines Henkerbeiles erinnerte. — „Im Anfang wollte man ſie gar nicht einlaſſen. Endlich bequemte man ſich doch dazu; als ſie aber zu ſprechen anhuben, wurden ſie — die Geſandten Eurer Majeſtät — von Lärmen und Geſchrei unterbrochen und, auf Befehl ſeiner Herrlichkeit, des Grafen von Eſſex, als Gefangene in ein Zimmer geſperrt!"

Die Lippen Eliſabeth's zuckten; wie Gewitter lag es auf ihrer Stirne, blitzte es aus ihren Augen.

Das war denn doch zu viel für ihren Stolz und die Eiferſucht, mit der ſie ihre Macht als Herrſcherin aufrecht zu erhalten ſtets bemüht war.

„Die Unverſchämten!" — rief ſie — „Unſer königlicher Zorn ſoll ſie vernichten!"

„Da die Lords nach einer Stunde noch nicht zurückgekehrt waren," — fuhr Sir Robert Cecil kalt und ruhig fort, — „und man daher ihr Schikſal ahnen konnte, ließ ich mehrere Compagnien nach Eſſexhouſe vorrücken und daſſelbe umſtellen."

Der Buſen der Königin wogte ſtürmiſch.

„Man ſprengte die Thore und nahm, nach einem kurzen Widerſtande Southampton und die Uebrigen gefangen . . ."

„Und Eſſex!" — rief die Königin.

„Entkam!"

„Entkam?!"

„Zu Gnaden, Majeſtät! Aber nur auf Augenblicke. Die Vorſicht wachte zu treulich über das Leben und die Sicherheit der huldreichen Eliſabeth, als den Verräther entfliehen zu laſſen. Die Kundſchafter des treueſten Dieners Eurer Majeſtät . . ."

„Sir Robert . . ."

„Wachten und in weniger als einer Stunde war mir die Gewißheit zugegangen, daß ſich Eſſex, der Rebell und Hochverräther, nach ſeinem Landhauſe auf der Themſe geflüchtet habe. Man drang auch hier ein und . . . bemächtigte ſich des Grafen."

„Und nun? . . . wo iſt er jetzt?"

„Unter ſtarker Bewachung, die den Befehl hat, ihn in den Tower zu bringen.“

„Wie?“ — rief die Königin, ſich mit finſterer Miene erhebend, — „wer gab den Befehl ihn in den Tower abzuliefern?“

„Sir Robert verneigte ſich tief, dann ſagte er mit furchtbarer Kälte: — „Der Befehl harrt der Sanction meiner erhabenen Königin!“

Es war ſichtbar, daß, wenn auch noch ſo kurz, ein ſchwerer Kampf in dem Herzen Eliſabeth's durchgekämpft wurde; aber er dauerte nur wenige Minuten, dann erhob ſie feſt und ſtolz das Haupt und ſagte:

„Der Befehl hat Unſere Sanction: in den Tower mit dem Unſeligen!“

In demſelben Augenblick fühlte Eliſabeth ihre Kräfte ſchwinden; raſch winkte ſie den Miniſtern abzutreten, dann . . . ſank ſie erſchöpft in den Seſſel zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden hatte die Königin allein zugebracht.

Selbſt ihre Damen blieben entfernt; auch die reizende Gräfin Rutland, die durch ihr liebliches ſanftes Weſen, durch ihre blendende Schönheit und ihre Kindlichkeit — ſie war erſt einundzwanzig Jahre alt — das vollſte Vertrauen und die innigſte Neigung der Königin gewonnen hatte.

Es wollte dies um ſo mehr ſagen, als die verblühte

Eliſabeth — ſchon aus Eiferſucht und um des Vergleiches willen — jede ſonſtige Schönheit ſo ferne als möglich von ſich hielt.

Aber auch „Königinnen“ ſind Sterbliche und als ſolche menſchlichen Leidenſchaften und menſchlichen Schwächen unterworfen.

Die Liebe zu Eſſer kämpfte in dieſen Stunden einen furchtbaren Kampf mit der beleidigten Herrſcherin.

Die Leidenſchaften ſind die Stürme des geiſtigen Lebens. Ohne die Bewegung der Luft, die wir Wind nennen, und welche ſich, die Atmoſphäre reinigend, aufregend und durch Beides geſund erhaltend, vom Zephyr zum Sturme, vom Sturm zum Orkane ſteigert, wäre der Dunſtkreis, der unſere Erde umgiebt, ein todtes Meer, in deſſen dicken verpeſteten Fluthen kein Leben athmen könnte. Aber während die Winde auf leichten Flügeln die Welt ſegensvoll umrauſchen und Friſche, Leben und Geſundheit verbreiten — wirft der allgewaltige Sturm, furchtbar daher brauſend, Alles vor ſich nieder. Es iſt eine Empörung des himmliſchen Luftoceans. Bäume entwurzelnd, die Wohnungen der Menſchen niederſtürzend, Berge und Felſen zerreißend, Schiffe zertrümmernd fährt er einher, ein Bild der Größe, der ungefeſſelten Kraft. Wie Spreu fliehen die Heere der ſchwarzen Wolken vor ihm dahin, die Vögel flüchten, die Thiere des Waldes bergen ſich heulend in ihre Höhlen, das Meer öffnet ſeine unerforſchten Tiefen und der Erdball erzittert bis an ſeine Achſe.

Mit ſcheuem Auge mißt der Menſch den Schaden, den die furchtbare Erregung gebracht, aber ruhig lächelnd überſieht ihn die Gottheit; denn vor ihrem lichten Blicke wandelt ſich das Unheil zum Heile, wird die Empörung ſelbſt eine Quelle des Segens.

So iſt es im Mikrokosmus des menſchlichen Körpers mit den Leidenſchaften. Sie ſind das bewegende Lebensprinzip des Menſchen und wenn ſchon der Affekt die Wellen des Blutes ſchneller durch die Adern treibt, ſo reißt die Leidenſchaft Alles mit ſich fort, Körper und Seele in ihren tiefſten Tiefen erſchütternd, und bald niederwerfend in den Abgrund des Verderbens, bald erhebend zu den lichten Höhen wahrer Größe.

Menſchen ohne Leidenſchaften ſind Automaten; wer ein Spiel derſelben, ſinkt zu den Thieren, ja oft unter dieſe herab; Menſchen aber, die von großen Leidenſchaften bewegt, ihrer Herr bleiben, reißen den Göttern den Kranz der Unſterblichkeit von der ewig klaren Stirn.

Wie wir aber mit ernſtem, faſt andächtigem Staunen den imponirenden Naturerſcheinungen zuſchauen und ihren Wirkungen beobachtend folgen; ſo iſt es für jeden gebildeten Menſchen auch von dem höchſten Intereſſe, die gewaltigen Seelenäußerungen Anderer zu beachten. Das Feld dieſer Erſcheinungen aber iſt unendlich groß;

um ſo mehr, als ſich jede Anregung, jeder Affect, jede Leidenſchaft in den verſchiedenen Individuen auch verſchiedenartig geſtalten. Liebe bleibt zwar immer Liebe; aber wie anders liebt der ſinnliche und der geiſtige Menſch, der Sanguiniker und der Phlegmatikus, der Mann und das Weib, der Jüngling und die Jungfrau. Und wie mit der Liebe, ſo geht es auch mit allen andern Leidenſchaften. Leidenſchaften erregen aber unſere Theilnahme um ſo mehr, als ſie, nach der in der deutſchen Sprache ſo trefflichen Etymologie, Leiden ſchaffen; Leiden, die durch Kämpfe erzeugt, nur durch die abſolute Herrſchaft der Vernunft von uns abgehalten werden können.

Natürlich bleibt es dabei, daß wir vorzugsweiſe unſer Wohlgefallen an der Beobachtung der Liebe haben, da dieſe Seelenäußerung allen Menſchen am nächſten liegt und die angenehmſten Eindrücke auf uns macht, die ſüßeſten Leiden bietet.

Aber wie oft bietet ſie auch Schmerz und furchtbare Kämpfe! Zu welchen furchtbaren Orkanen der Rache und des Haſſes kann die Leidenſchaft der Liebe führen, wenn ſie ſich betrogen, von dem Liebſten verletzt fühlt.

Die Nachricht von dem ſtolzen Ungehorſam und der offenbaren Widerſetzlichkeit des Grafen Eſſex, hatte die Königin anfangs wie ein Blitz aus heiteren Höhen getroffen. Wie der Löwe, den ein ſcharfer Pfeil aus tiefem Schlummer weckt, wuthbrüllend die Blutstropfen aus der Mähne ſchüttelt und ſich dann mit ungeheurem Sprung auf ſeinen Feind wirft, ſo fuhr Eliſabeth in namenloſer Qual, in grimmigem Zorn empor, als ſie das rebelliſche Benehmen ihres Günſtlinges erfuhr, die Blitze ihres Zornes nach ihm ſchleudernd.

Noch nie hatte die nähere Umgebung Eliſabeth's die Königin ſo leidenſchaftlich geſehen.

Sie hätte eine Welt zerknirſchen können.

Jetzt, nach faſt einer Stunde der furchtbarſten inneren Kämpfe, hatte ſich der Zorn der beleidigten Herrſcherin etwas gelegt, und ein tiefer Schmerz trat in der gekränkten Frau an deſſen Stelle ... ein Schmerz, der um ſo gewaltiger und tiefer war, als der Schlag, der ihn hervorgerufen unerwartet getroffen hatte.

Ungewöhnliche Unglücksfälle ſind für den Menſchen — und namentlich für diejenigen Sterblichen, die vom Glücke verzogen oder durch ihre erhabene Stellung mit dem Unglück gar nicht bekannt ſind — Prüfſteine der Kraft und Seelengröße.

Der Schwache unterliegt denſelben, indem er an ſich und der Welt muthlos verzweifelt, der ſtarke Geiſt dagegen bleibt unerſchütterlich, wenn ſelbſt die furchtbarſten Schmerzen die Seele zerreißen; oder ... er reißt ſich wenigſtens zur Selbſtbeherrſchung empor.

So gelang es auch Eliſabeth endlich, die wilden

Wallungen des Zornes, die tobenden Schmerzen verletzter und gekränkter Liebe zu bewältigen. Ihr königlicher Sinn trat dem geflügelten Ungeheuer des Verderbens kühn entgegen, und die alte, durch eine ſo lange Regierung erprobte Kraft der Bemeiſterung des eigenen Ich's — des eigenen Herzens — ſiegte.

Eliſabeth war wieder Königin von England.

Aber war ſie denn nicht, als ſolche, immer ſtolz auf die von ihrem Throne ausgehende Gerechtigkeit geweſen?

Freilich ſah es mit dieſer prunkenden Gerechtigkeit ſchlimm aus, wenn man an das Schickſal der unglücklichen Maria Stuart zurückdachte; aber gerade hier war es ja auch geweſen, wo „das eiferſüchtige Weib" über die „Königin" geſiegt.

Sonſt ging in der That Eliſabeth's Streben dahin, Gerechtigkeit zu üben.

Und ſie hatte bis jetzt den Grafen Eſſex nicht gehört, ... während ſie doch recht gut wußte, daß Sir Robert Cecil, Sir Walter Raleigh, ja ein großer Theil des Parlamentes erbitterte Feinde des Grafen waren, dem ſie die Gunſt der Königin und ſeine einflußreiche Stellung nicht gönnten.

Die Leidenſchaftlichkeit hatte allerdings den ſtolzen Grafen zu weit geführt; ... aber ... konnten denn nicht mildernde Gründe das Verbrecheriſche ſeines jüngſten Benehmens mindern?

Er war, als Hochverräther, dem Tode verfallen, wenn ſolche mildernden Gründe nicht aufgefunden werden und er ſich vertheidigen konnte.

So ſehr ſie Eſſex zürnte, überlief dieſer Gedanke Eliſabeth doch eiskalt, und zwar um ſo mehr, als vor ihrem Geiſte das geſpenſteriſche Bild Maria Stuart's aufſtieg.

Neue Kämpfe erfaßten ſie. Ihre Frucht war der Entſchluß: die Vertheidigung des Grafen, ihr gegenüber, ſelbſt zu hören, ſo ſehr ihr vor dieſer Zuſammenkunft bangte.

Der Befehl: den Grafen von Eſſex zu einer Audienz bei der Königin zuzulaſſen, ging an Sir Robert Cecil, der nur mit Widerſtreben und finſterem Groll gehorchte.

Drittes Kapitel.

Königin und Weib.

Regungslos ſaß die Königin in ihrem Seſſel.

In Gedanken verſunken, war die Welt vor ihrem Seelenauge verſchwunden. Frühere Zeiten zogen mit ernſten und heiteren Bildern an ihrem Inneren vorüber. Erinnerung führte ihr die Tage zurück, in welchen — bald nach Leiceſter's Tod — der junge blühende Graf von Eſſex, von ihrer Güte und Gnade überhäuft, Liebe tauſchend und Liebe ſchwörend, zu ihren Füßen lag.

Wie ſchön waren dieſe Erinnerungen! Welch' ein Mann! die Blüthe der engliſchen Ritterſchaft! Schön, wie ein junger Gott, ... voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ... voll Witz und Laune und ſüßer Schmeichelei.

Wie gut kleidete ihn damals ſein edler Stolz! Wie ein geborener König überſchaute in jenen Tagen der Günſtling der Königin alles was unter dem Throne ſtand ... nur ... ſeiner angebeteten Monarchin beugte er ſein kühnes Haupt.

Freilich. aber hatte auch eben dieſer Stolz und die

Leidenſchaftlichkeit, die zu jener Zeit Eliſabeth entzückten, ſie ſpäter oft genug gekränkt ... und doch vergab ſie dem geliebten Manne immer wieder, überhäufte ihn mit Ehren, Titeln, Reichthum — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und jetzt, da Eliſabeth ihn zu der in England unerhörten ſchwindelnden Höhe eines Vicekönigs von Irland erhoben ... ihn faſt ſich gleich geſtellt — —

Die Königin fuhr empor ... jetzt erhob Eſſex die Hand wieder ſie ſelbſt; ... ließ ihn ſein Stolz ihr trotzen ... ihr, ſeiner Monarchin, ungehorſam ſein, ... ihren Befehlen geradezu entgegenhandeln, ... als Rebell auftreten, ... ja ... vielleicht gar nach ihrer Krone greifen! ....

Aber nein! ... das konnte nicht möglich ſein ... man hatte ſie getäuſcht ... man wollte den verhaßten Günſtling ſtürzen.

Die Königin fuhr empor und ſah ungeduldig nach der Uhr.

Jede Minute konnte er eintreten.

Sie ging ungeſtüm im Zimmer auf und ab.

Noch war ſie allein; denn ſie wollte den Mann, den ſie in einſamen glücklichen Stunden zu ſich erhoben, auch als Verklagten und Gefangenen in ſeinem Unglück allein hören und ſprechen.

Ihr Herz pochte, wie mit Hammerſchlägen.

Sie rang nach Faſſung, denn … nachdem was bereits geſchehen, durfte ſie die Königin nicht über das Weib vergeſſen.

Plötzlich blieb ſie erblaſſend ſtehen.

Tritte vieler Männer erſchallten auf den Gängen; Waffengeklirre ließ ſich hören … das war Eſſex … der gefangene Eſſex!

In dem gleichen Augenblicke öffneten ſich die Flügelthüren, zwei Hartſchiere mit Hellebarden traten ein und poſtirten ſich an der Thüre. Im Hintergrunde erblickte man eine ſtarke Abtheilung Bewaffneter.

„Ihre Herrlichkeiten, Lord, Graf von Eſſex und Sir Robert Cecil!“ — rief der Thürſteher und die Genannten traten ein.

Aber … war denn dies der gefangene, für den Tower beſtimmte, des Hochverraths angeklagte Graf Eſſex, der da eben, ſtolz und hoch aufgerichtet, mit fürſtlichem Anſtande eintrat, … eintrat mit einer Sicherheit und Nonchalance als ſei er in Weſtminſterhall zu Hauſe?

Ein tiefes Roth färbte Eliſabeth's Geſicht. Ihre Finger zuckten leiſe. Ja, ja! das war ſo etwas von einem König!

Wie bereute ſie in dieſer Minute, daß ſie die dieſen Mann ſo verwöhnt, ſo hoch erhoben.

Und doch … wie ſchön war er noch immer … wie männlich ſchön jetzt ... und ... ha! das war die alte Grazie in der Verbeugung, der alte Zauber in dem Moment, da er ſich auf ein Knie vor ihr niederließ ... und ... dieſe Stimme ... dieſe Blicke! ...

Gott! welche Erinnerungen.

Die Königin bedurfte ihrer ganzen Seelenſtärke, um die der Sachlage entſprechende Kälte und Würde zu behaupten; aber ſie winkte den Uebrigen zu, ſich zurückzuziehen.

Sie mußte in dieſer Stunde mit ihm allein ſein.

Als ſich die Thüre wieder geſchloſſen, ... ſtanden ſich beide einen Moment ſchweigend gegenüber. Beide mit dem Ausdruck des Stolzes, der Hoheit und Kälte.

Endlich hob die Königin ihr Haupt noch höher und ſagte:

„Mylord, ſo ... hätten wir uns nicht wiederſehen ſollen. Ich ſandte Euch aus, überhäuft mit Ehren ... und ... Ihr kehrt als Rebell zurück.“

„Vergebung, Majeſtät!“ — entgegnete der Angeredete finſter — „man hat mich zum Rebell geſtempelt und in Euren Augen zum Verbrecher gemacht, ohne daß ich das Eine oder das Andere bin.“

„Ausflucht, Graf!“

„Es gab eine Zeit,“ — ſagte Eſſex mit etwas milderer Stimme — „in der mich Eliſabeth als ihren ſtärkſten Schutz, als die mächtigſte Stütze ihres Thrones betrachtete!“

„Schlimm genug, daß gerade Ihr es ſeid, der dieſen Thron jetzt zu erſchüttern wagt.“

„Wer that dies?“ — rief Eſſex.

„Ihr, Graf!“ — entgegnete die Königin mit zornfunkelnden Blicken. — „Was reizte Euch, das Verderben ſelbſt über Euer Haupt zu bringen? alle Unſere Befehle, alle Geſetze zu übertreten?“

„Und darf ich meine Königin bitten, mir zu ſagen, wann und wo dies geſchehen ſei?“

„Warum ſchlugt und vernichtete der Vicekönig von Irland die iriſchen Rebellen nicht? Warum den unſeligen Waffenſtillſtand mit den Aufrührern? Was bedeutet die räthſelhafte geheime Unterredung mit Tyrone, dem Rebellenchef? Warum kamt Ihr hieher, da Wir Euch doch befohlen hatten, Euren Poſten in Irland nicht zu verlaſſen, bis Ihr die Ruhe wieder hergeſtellt?“

„O ſchön!“ — ſagte Eſſex, und ein ſtolzes, verächtliches Lächeln ſpielte um ſeine Mundwinkel, — „ich höre ja Sir Robert Cecil und Raleigh aus meiner Königin Mund!“

„Unverſchämter!“

„Beliebt es der erhabenen Monarchin von England, beliebt es Eliſabeth, der Gerechten, Gerechtigkeit zu üben?“

„Sie iſt unſer Schild und wir ſind ſtolz darauf, daß uns die Welt „die Gerechte“ nennt.“

„So darf ich reden und mich vertheidigen?“

Die Königin ſchritt langſam und gemeſſen nach ihrem Seſſel, ließ ſich abermals nieder und ſagte:

„Redet!“

Die Augenbrauen des Grafen hatten ſich finſter zuſammengezogen.

„Geſteh' ich es,“ — ſagte er dann kalt und hart — „daß ſich mein ſtolzes Gemüth bei dem Gedanken bäumt: mich vertheidigen zu ſollen.“

„Auch vor Eurer Monarchin?“

„Ja!“ — rief Eſſex feſt — „und gerade vor ihr!“

„Ha!“

„Schlimm genug, daß es ſo weit gekommen, daß Graf Eſſex, Irlands Vicekönig ...“

„Durch wen?“

„Durch die Gnade Eurer Majeſtät; ebendeshalb aber um ſo geheiligter ... ſich, Männern, wie Cecil und Raleigh gegenüber, vertheidigen ſoll.“

„Es ſind Unſere Miniſter und Stützen Unſeres Thrones.“

„Und meine Todfeinde! Aber die Zeiten ändern ſich... früher würde Eliſabeth die Vertheidigung des Grafen Eſſex ſelbſt übernommen und auf ſeine Treue ihr unerſchütterliches Vertrauen geſetzt haben.“

„Wir denken, der edle Graf hat ſelbſt gerade genug darauf hingewirkt, es zu erſchüttern. Doch zur Sache!“

Eine kleine Pauſe entſtand; die Blicke des Grafen trafen in ſtrafender Weiſe das Auge der Königin; aber Eliſabeth hielt ſie mit erzwungener Kälte aus.

„Nun denn, Mylord!“ — ſagte ſie jetzt mit feſter Stimme — „wird man Eure Entſchuldigungen hören?“

Eſſex hob ſtolz das ſchöne Haupt: „Bedarf es erſt Ihre Majeſtät davon zu unterrichten?“ — ſagte er dann. — „Jeder Bote brachte mir neue Nachrichten von den hinterliſtigen Anſchlägen meiner hieſigen Feinde. Meine Völker waren ermattet, geſchmolzen. Peſtartige Fieber rafften ſie in Maſſe hinweg. Die Nahrungsmittel fehlten ...“

„Wie das?“ — frug die Königin unwillig. — „Unterſchrieben Wir nicht die Order, Schiffe auf Schiffe abzuſenden, um Unſer iriſches Heer in gutem Stand zu halten?“

„Gewiß erhabene Königin! der Wille und die Vorſicht Eurer Majeſtät waren gut; wenn nur nicht ...“

„Nun?“

„Die Schiffe mit den Nahrungsmitteln dorthin geſandt worden wären, wo ich ſie nicht brauchte!“ — verſetzte Graf Eſſex mit bitterem Lächeln. — „Stand ich mit dem Heer in Weſten, langten ſie ſonderbarer Weiſe ſtets am Südgeſtade an, ſtand ich im Süden ... landeten ſie in Weſten."

„Habt Ihr Beweiſe hiefür?" – frug Eliſabeth lebhaft.

„Ich werde ſie Eurer Majeſtät zu Füßen und dem Parlament vorlegen."

„Aber warum der Waffenſtillſtand und die Beſprechung mit dem Rebellenführer?"

„Ich wiederhole, erhabene Königin, meine Völker waren ermattet, zuſammengeſchmolzen, halb verhungert. Hätte Graf Tyrone ihren Zuſtand gekannt, er wär' ein Thor geweſen, wenn er den Stillſtand eingegangen; thöricht genug von ihm, daß er uns die Beſetzung der Anhöhen zuließ. Nun konnte er nichts wagen ... und ... ſollte er ... weh' ihm! Montjoy, dem ich das Commando mittlerweile übertrug, iſt ein Krieger, deſſen Tapferkeit Ihre Majeſtät kennen."

„Und die geheime Unterredung?"

„Was war geheim bei ihr? Wir trafen uns in Gegenwart unſeres Gefolges, ritten uns entgegen und ſprachen über den Waffenſtillſtand ſo, daß kein Unterträger uns hören konnte. Der Waffenſtillſtand aber, Majeſtät, rettete Dein Heer!" — rief Eſſex hier ſtolz — „und ich ... dictirte ihn!"

„Und Wir befahlen ihn aufzuheben; warum geſchah dies nicht?"

„Weil es unmöglich war, ohne uns zu vernichten. Da der Vicekönig von Irrland ihn übrigens in Eurer Majeſtät Namen abgeſchloſſen, mußte er gehalten werden, trotz aller Gegenbefehle, die mir zukamen.“

„Die Eigenmächtigkeit iſt groß, mit der Ihr handeltet!“ — rief die Königin.

„Die Eigenmächtigkeit?!“ – wiederholte Eſſer ſtaunend und ſah Eliſabeth mit großen Augen an. — „Wie?“ — fuhr er alsdann fort — „wach' ich denn oder träum' ich? oder löſcht in London die Luft jede Erinnerung aus? War ich nicht für Irrland mit einer Vollmacht verſehen, die mir unumſchränkte Gewalt verlieh? Sprach meine erhabene Königin bei meinem Weggehen nicht öffentlich hier in Weſtminſterhall die Worte: Du, Robert Eſſer, geh'ſt als erſter Vicekönig nach Irrland. Deine Vollmacht iſt unbeſchränkt. Krieg und Friede, Tod und Leben liegen in Deiner Hand … unterwerfe und verſöhne Irrland!“

Eliſabeth hatte während dieſer Worte eine Bewegung der Ungeduld gemacht. Die Mahnung kam ihr ungelegen; … aber … ſie wußte ſich zu helfen; ſie machte es wie alle Weiber: wenn ſie ſich geſchlagen fühlen, ſpringen ſie raſch auf einen anderen Gegenſtand über.

„Warum aber“ — rief ſie jetzt heftig — „verließt

Ihr dieſen wicht'gen Poſten und kommt nach London, gegen Unſeren ausdrücklichen Befehl?"

Ein langer, ernſter und vielſagender Blick des Grafen traf die Königin, die in ihrem Inneren erbebte, dennoch aber die Kraft hatte, ihn nach Außen feſt und kalt auszuhalten.

„Ich kam" — fuhr Eſſex langſam und mit ſtrenger Betonung fort — „um mich mit meinen eig'nen Augen zu überzeugen, ob ich denn wirklich durch die Intriguen der Miniſter um die Gunſt und die Gnade meiner erlauchten, meiner erhabenen, meiner angebeteten Königin betrogen ſei?"

„Eſſex!" — rief die Königin und ein leiſes Schwanken der Stimme verrieth ihre Bewegung.

„Betrogen ſei!" — wiederholte der Graf. — „Nur für mich Unglücklichen wagte ich alles, oder wenigſtens das, was mir lieber als Leben, Ruhm und Ehre ... Deine Gnade, Eliſabeth!" — und der ſchöne, ſonſt ſo ſtolze Mann, ließ ſich hier zum zweitenmale auf ein Knie vor der Königin nieder.

„Ich kam, um — wenn ich dieſer Gnade erſt wieder gewiß — mir wo möglich friſche Truppen auszuwirken, um dann mit verdoppelter Kraft auf den Feind loszuſtürmen. War ſie aber dahin, dieſe Gnade, die Seele aller meiner Hoffnungen, die Triebfeder aller meiner Handlungen; dann konnt' ich auch in Irrland nichts auszurichten hoffen, ... die Welt hatte dann nichts Anziehendes mehr für mich, ... Leben und Tod waren mir gleichgültig!“

Eliſabeth war ſichtbar erſchüttert.

„Und wenn Alles ſo iſt, wie Ihr berichtet, Eſſex,“ — ſagte ſie jetzt mit milderer Stimme wie bisher — „warum ward ich nicht davon benachrichtigt?“

„Warum nicht benachrichtigt?“ — wiederholte der Graf noch immer knieend. — „Auf welche Weiſe? Hörte mich denn Eliſabeth? War ihr Ohr nicht taub für Alles, was ich zu meiner Vertheidigung ſchrieb? Uebertäubte nicht Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh's Stimme jedes Wort, das von mir kam?“

„Steht auf!“ — gebot die Königin bewegt.

„Nicht eher, erhabene Eliſabeth“ — entgegnete Eſſex leidenſchaftlich — „als bis mir die Gnade meiner Königin Ehre und Leben wiedergiebt!“

„So möcht Ihr Euch erheben, Graf,“ — ſagte jene. — „Eure Gründe haben etwas für ſich. Wir werden für eine unparteiiſche Unterſuchung Sorge tragen. Von dem, in was Euch Eure Leidenſchaftlichkeit und Euer Stolz geſtürzt, können wir Euch leider nicht retten. Konntet Ihr denn meiner Freundſchaft nicht trauen, die alle Eure Feinde nicht wankend machten? die gegen ihr tägliches Murren, gegen ihre lauten Klagen taub blieb?

... Aber, ſtolzer, leidenſchaftlicher Mann, gabt Ihr denn im Geringſten nach? Warum offene Widerſetzlichkeit? warum den Aufruhr nach London tragen, in unſere gute Stadt?“

„Den Aufruhr, der ſchon von Cecil und Raleigh vorbereitet und angezettelt war, durch Verleumdung und falſche Zeugen?“

„Nicht doch! ... und ... wenn es ſein ſollte ... ſo ... nun ſo rechnet auf Eure alte Beſchützerin!“

„Eliſabeth!“ — rief Eſſex entzückt, die dargebotene Hand an ſeine Lippe führend, — „jetzt bin ich wieder der Alte ... und nehm es auf mit einer ganzen Welt!“

„So geht, Eſſex,“ — ſagte die Königin — „es ſcheint, wir haben Beide uns geirrt und mißverſtanden. O! daß dieſer unſelige Irrthum Euch an den Rand des Verderbens geführt! ... daß es noch in Unſerer Gewalt ſtünde, Euch zu retten! ... Aber ... das Parlament iſt ſchon verſammelt ... doch ... ich werde thun was ich kann. Geht jetzt, Graf Eſſex! Reinigt Euren guten Namen vor Gericht ... und ... alle Welt ſoll wiſſen, daß ich wieder Eure gnäd'ge Königin bin!“

Und ihre Hand noch einmal dem Gefangenen hinreichend, bedeckte dieſer — der heimliche Gemahl der reizenden Gräfin Rutland — ſie mit Küſſen.

Dann, als die Königin verſchwunden, hob' er triumphirend das ſtolze Haupt.

In ſeiner Seele jauchzte ein „Gewonnen!“ auf.

Robert, Graf von Eſſex, wenn auch Gefangener, fühlte ſich wieder Günſtling der Königin.

Viertes Kapitel.

Auf dem Schaffot.

Es war am Abend deſſelben Tages, als Shakespeare erſchöpft nach Hauſe kam.

Die Eindrücke dieſes Tages waren ſo maſſenhaft und ſo peinlich geweſen, daß es ihm vorkam, als befinde er ſich in einer Art Rauſch.

War denn das alles wahr, was er erlebt? war es denn möglich?

Seine beiden edlen Freunde und Gönner, die Grafen Eſſex und Southampton, verhaftet?! ... im Tower? ... und als Hochverräther?

Und jetzt hatte ſich das Parlament verſammelt, ſie zu hören, zu richten, vielleicht zu verurtheilen?!

Er war den ganzen Tag in ſeiner Aufregung und Beſorgniß umhergeirrt, um Nachrichten über die Unglücklichen einzuziehen: von dem Hauſe Southamptons zum königlichen Palaſte, von dort nach Eſſexhouſe, dann wieder nach Weſtminſterhall, zum Tower und wieder zurück; aber Sicheres hatte er doch nicht erfahren.

Er mußte eine Stunde ruhen und Kräfte ſammeln, ... um dann wieder nach dem Parlament zu eilen und ... Shakeſpeare faßte ſich an die Stirne ... er wußte nicht, ob er wache oder träume, ob er bei Verſtande oder irrſinnig ſei! ... Vicekönig von Irland und ... Hochverräther! Sein edler Southampton und ... vor Gericht.

Es waren allerdings Aufſtandsverſuche gemacht worden; eine Kette unſeliger Verwicklungen und ſeine Freundſchaft für Eſſex hatte Southampton mit in den Strudel hineingezogen.

Hülfe und Rettung ſchien kaum mehr möglich.

Shakeſpeare war außer ſich.

Die Stunde, die er ſich zum Ausruhen beſtimmt, war noch nicht vorüber, als er ſchon wieder unterweges war.

Am Parlamentsgebäude wogte es Kopf an Kopf. Ganz London war in Gährung.

Und die Gährung ſtieg von Minute zu Minute.

Die Anhänger des Grafen Eſſex und ſeiner Freunde tobten und wütheten; jene des Miniſterium's nicht minder. Hier ließ man Eſſex, dort die Königin leben; da ſchrie man Southampton ein Hoch zu und von jener Seite Sir Robert Cecil und Walter Raleigh. Von den „Hoch's" kam es zu Worten, von den Worten zum Schimpfen und von dieſen zu blutigen Scenen.

Ein neuer Aufſtand bahnte ſich an, als große Truppenmaſſen erſchienen und die Ruhe wieder herſtellten.

Indeß kamen Berichte aus dem Parlament;

Shakeſpeare drängte ſich vor:

„Was iſt es? was giebt's?“ — frug er die Gruppen, die ſich auf die Nachrichten hin gebildet hatten.

„Sie ſind des Hochverrathes angeklagt“ — hieß es — „der beabſichtigten Entführung der Königin!“

„Ja und des bewaffneten Aufſtandes.“

„Das iſt noch alles nichts!“ — rief jetzt ein fanatiſch königlich Geſinnter — „ſie haben die Königin ermorden wollen!“

„Wie?“

„Was?“

„Die Königin ermorden?“

„Schändlich!“

„Unmöglich,“ — rief es durcheinander.

Aber auch William Shakeſpeare war die Galle geſtiegen.

„Das lügſt du, Schurke!“ — rief er dem Fanatiſchen entgegen — „einer ſolchen Schandthat ſind Männer wie Eſſex und Southampton nicht fähig!“

„Nein! ſie ſind es nicht fähig!“ — riefen die meiſten der Umſtehenden, — „Eſſex und Southampton ſind keine Mörder!“

„Schafsköpfe!“ — entgegnete der Fanatiſche — „Sir Thomas Lee hat es ausgeſagt und bezeugt!“

„Dann iſt er ein gottvergeſſener Lügner wie Du!“ — rief Shakespeare.

„Schlagt ihn nieder, den Eſſerer!“ — brüllte der Kerl.

Aber Shakespeare's Hand lag ſchon am Griff des Schwertes, das er an ſeiner Seite trug, als das Licht einer Fackel, die man eben an der Ecke eines Hauſes aufſteckte, auf ſein Geſicht fiel und der Ausruf erſchallte:

„Meiſter Shakespeare!“

Mehrere der Umſtehenden, fleißige Beſucher des Globus, hatten den beliebten Schauſpieler und Dichter erkannt und traten jetzt auf ſeine Seite.

Aber ſchon war auch der Schreier verſchwunden, um die lügenhafte Botſchaft bei einer anderen Gruppe auszubreiten. Niemand freilich wußte, daß ſie von Sir Robert Cecil ausging, um auf das Volk und die Königin ſelbſt für Eſſex Verderben bringend zu wirken.

Es war ein Schurkenſtreich der Gegner des Grafen.

Sie hatten nämlich in der That von einem gewiſſen Thomas Lee durch Beſtechung ein Geſtändniß erpreßt, das dahin ging: Eſſex habe den Lee zur Ermordung der Königin dingen wollen. Lee ging auf den Betrug ein, mußte ihn aber ſchwer büßen. Zwar leugnete er, als es zur Unterſuchung kam, ſeine und des Grafen Schuld ab, wurde indeß ſo eilig hingerichtet, daß der wirkliche Verhalt der Sache nicht ermittelt werden konnte.

Aber der ſchändliche Streich hatte doch für heute ſeine Wirkung: er ſchlug die Hinneigung eines großen Theiles der um das Parlament verſammelten Menge für Eſſex nieder ... oder er machte ſie wenigſtens zweifelhaft und wankend ... und ... es kam zu keinem neuen bedrohlichen Aufſtand. Die Königin ſollte er von einer allenfallſigen Begnadigung abhalten.

Indeß war es Mitternacht geworden, da kam die Nachricht, daß das Parlament ſo eben eine Bill an die Königin gerichtet, in welcher die Grafen Eſſex und Southampton, als des Hochverrathes überwieſen, dem Richterſpruch der furchtbaren Sternkammer zu überweiſen ſeien.

Als Shakespeare dieſe Nachricht vernommen, ſtand er wie vernichtet. Es war ihm, als ob ſich eine Weltkugel über ihn herwälze.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sternkammer“ hieß um jene Zeit der Gerichtshof, deſſen Arm über die gewöhnliche Gerechtigkeit hinausreichen und alle die Fälle beſtrafen ſollte, welche außerhalb der Grenzen des gemeinen Richters lagen.

Schon Heinrich VIII. hatte ſie eingeſetzt und zu einem Hauptwerkzeug des königlichen Despotismus gemacht. Der König war es ja, der die Mitglieder dieſes oberſten Gerichtshofes nach eigenem Gutdünken wählte und entließ, ſomit ſchon dadurch das Urtheil völlig nach ſeinem Willen und Wunſche leiten konnte. Erſchien aber der König perſönlich, ſo galt er ſogar als der einzige Richter und alle andern galten nur als Räthe.

Die Sternkammer ſprach auf Gefängniß, Verbannung, Tod und Leben.

Jetzt . . . ſollte ſie einberufen werden, die Grafen Eſſex und Southampton zu richten.*)

Die Königin befand ſich in einem ihrer innerſten Privatzimmer.

Sie hatte eben aus den Händen einer Deputation, an deren Spitze die Herzoge von Nottingham, Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh ſtanden, die Bill empfangen, die das Parlament dieſe Nacht unterzeichnet. Aber die hochweiſen Herren ahnten es nicht, daß gerade ſie es geweſen, die durch ein raſches und ſchlaues Handeln den Entſchluß herbeigeführt, daß zur Aburtheilung ihres früheren Günſtlings die Sternkammer berufen werde.

---

*) Da ſich die Herrſcher Englands dieſes Gerichtsinſtitutes ſo oft als Werkzeug ihrer Unterdrückungspläne bedienten, hob das Parlament, nachdem es die volle Gewalt an ſich geriſſen, im Mai 1641 die Sternkammer, wie die „Hohe Commiſion" auf.

„Ja!“ — ſagte ſie jetzt zu ſich ſelbſt — „die ſchlauen Herren ſind in ihrem blinden Haſſe gegen Eſſex in Unſere Falle gegangen. Die Sternkammer ſind Wir ... und das Urtheil iſt jetzt in Unſerer Hand.“

„O! ſie haben Uns durch das Mährchen von einem Mordverſuch zu ſchrecken geſucht; ... haben geglaubt, Unſere alte Liebe in Haß zu verwandeln? ... Als ob ein Eſſex einer ſolchen Schandthat fähig wäre? ... fähig, Uns gegenüber!“

„Es iſt wahr, Wir haben ihm gezürnt und zürne ihm noch .. als Königin. Sein unbändiger Stolz und ſeine Leidenſchaftlichkeit haben den verwöhnten Sohn, den Günſtling des Glücks, zu Handlungen hingeriſſen, die die Königin, die der Staat nicht vergeben kann. Er muß geſtraft und gedemüthigt werden ... ſonſt iſt es zu Ende mit dem Gehorſam gegen Uns, mit der Achtung vor dem Geſetz ... und ... das Werk Unſerer langen Regierung fällt in Staub zuſammen.“

„Aber der Kopf gehört der Herrſcherin und das Herz der Frau.“

„Soll ich den blutig untergehen laſſen, ... untergehen in der Blüthe ſeines Lebens, ... in ſeinem vierunddreißigſten Jahre, ... der einſt ...“

Eliſabeth verfiel in ein langes Schweigen. Schöne

Erinnerungen, liebe Bilder zogen an ihrer Seele vorüber ... ſie fühlte, daß ſie, trotz Allem, Eſſex noch liebe.

„Ich will ihn retten! Gewiß, er wird mir's danken, und mit doppelter Treue zu mir zurückkehren."

„Die Sternkammer ſoll aus ſeinen Freunden zuſammengeſetzt werden. Cecil, Raleigh und Nottingham ſind ſeine Feinde, ſind Parthei, Ankläger; ſchon darum müſſen ſie ausgeſchloſſen bleiben ..."

„Ja, ja! ſo geht's!" — rief Eliſabeth ſtrahlenden Auges — „und mir bleibt immer, wenn ich erſcheine, der Ausſchlag."

„Der Aemter entſetzt, mag er eine Weile in ſeinem eigenen Palaſt Gefangener ſcheinen. Wir wollen ſeine Gefangenſchaft ihm ſchon erträglich machen ... und dann ... nach kurzer Zeit, wenn er zu Unſeren Füßen in Reue zerging ... dann ... dann ſoll ihn Unſere Gnade wieder heben."

In dieſem Augenblick ließen ſich eilige Schritte hören.

Eliſabeth ſchaute erſtaunt auf, ... als die junge ſchöne Gräfin Rutland, die jüngſte ihrer Hofdamen, athemlos hereinſtürzte.

Das reizende, ſonſt ſo blühende Weſen ſah bleich wie der Tod aus. Ihre Augen waren weit geöffnet, die Fülle der bis auf die Schultern herabfallenden Locken war verwirrt, ... die Kleidung in Unordnung, während die Züge des feinen Geſichts Angſt und Entſetzen ausdrückten.

„Wo iſt die Königin? wo iſt Eliſabeth!" — rief ſie, alles um ſich her vergeſſend aus.

Aber ſchon in demſelben Momente gewahrte ſie die Monarchin und lag zu ihren Füßen, indem ſie zugleich im Tone der Verzweiflung um Gnade flehte.

Die Königin, im höchſten Grade überraſcht, konnte nicht begreifen, was der ſeltſame Vorfall heißen ſollte. War doch die kleine, unſchuldige Rutland ihr Liebling. Was konnte die reine kindliche Seele mit der Bitte um Gnade wollen?

„Gnade?" — wiederholte daher die Königin erſtaunt — „du? Gnade? für was? für wen?"

Aber die Flehende war ganz außer ſich; die Kniee der Königin umſchlingend, rief ſie mit einer Leidenſchaftlichkeit, welche Eliſabeth bis dahin noch nie an ihr gewahrt — „O! ich werde nicht eher aufſtehen, werde im Staub vor meiner Königin liegen, bis Majeſtät meine Bitte gewährt!"

„Bitte?" — wiederholte die Monarchin — „du haſt ja noch gar keine ausgeſprochen. Biſt du närriſch, wahnſinniges Mädchen? oder was ſoll das? .... ſteh' auf!"

Aber die junge Gräfin gehorchte nicht.

„Nein! nein!“ — rief ſie. — „Hier will ich liegen und Ihre Kniee umfaſſen, bis mein Flehen und meine Thränen Ihr Herz erweichen!“

„Thörin!“ — ſagte die Königin — „haſt du aus Unvorſichtigkeit meinen Lieblingspapagei fliegen laſſen?“

„O Gott!“

„Es wäre mir leid ... aber“ ...

„Mitleid! Verzeihung!“

„Du biſt ein Närrchen, Rutland!“ — ſagte die Königin lächelnd — „komm zu dir und rede vernünftig! Was iſt geſchehen und was verlangſt du?“

„O! ich fürchte mich, es zu ſagen!“ — ſchluchzte die Gräfin, „und dennoch muß ich!“

„So rede!“

„Mein Stillſchweigen wäre Tod .... meine Strafe kann nichts Aergeres ſein.“

„Ich ſtaune!“

„O verſprechen Sie mir, Majeſtät! ... aber, du mein Gott, wie bereite ich Sie vor? ...“

„Mich? ... vorbereiten? ... Aber ich werde ungeduldig! ... was iſt's?“

„Gnade, Majeſtät! ... Gnade! ... für Eſſex!“

Die Königin war zuſammengefahren; aber ſie glaubte ſich verhört zu haben.

„Für wen?“ — wiederholte ſie.

„Für Eſſex! ... den unglücklichen Grafen Eſſex!“

ſtöhnte die Knieende. — „Retten Sie ihn! Retten Sie ihn, Majeſtät! Sie können es, wenn Sie wollen!“

„Für Robert Devereux, Graf von Eſſex?“ — ſtammelte die Königin noch einmal, indem ſie die zu ihren Füßen liegende Gräfin groß anſah.

„Für ihn!“ — ſchluchzte die Arme — „ſie wollen ihn richten, als Rebell verurtheilen, morden!“

„Aber wie iſt mir denn?“ — fuhr die Königin fort, mit den Fingerſpitzen beider Hände die Stirne berührend, als ob hier eine furchtbare Ahnung aufſteige. „Was hat denn meine Hofdame ... was hat die kleine Gräfin Rutland mit Eſſex zu thun?“

„Viel, Majeſtät! ... unendlich viel!“

„Wie?“

„Retten Sie ihn, erhabene Königin! Retten Sie den Unglücklichen! ... Ihren Eſſex! ... meinen Eſſex!“

Ein halblauter Schrei durchſchnitt die Luft.

Eliſabeth ſtand wie aus Erz. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, um den Mund zuckte es, ihr Arm faßte den der vor ihr Knieenden mit eiſerner Gewalt, ... dann ſagte ſie mit Grabestone:

„Ihr Eſſex, Gräfin?!“

„Ja!“ — ſtöhnte die Unglückliche, das Geſicht mit ihren Händen bedeckend. — „Gnade! Vergebung, Majeſtät ... Eſſex iſt ... mein ... Gemahl!“

Die Königin ſtieß abermals einen halblauten Schrei aus, während ihre Hand den Arm der Rutland zurückſtieß.

„Ihr Gemahl?!…" wiederholte ſie dann langgezogen.

„O Gnade! Gnade!… Ja, mein Gemahl! Ich ward dem Unglücklichen, kurz zuvor, ehe er nach Irland ging, … im Geheimen angetraut!"

„Angetraut!" — rief die Königin — „Eſſex verheirathet!?" …

„Erbarmen! Gnade!" — jammerte die Gräfin im Staube. — „Wir liebten uns ſo innig …!"

„Liebtet euch ſo innig?!"

Eine Pauſe entſtand. Die Königin rang nach Athem, … nach Luft … nach Faſſung. In ihren Augen funkelte ein ſchreckliches Feuer. Sie glich in dieſem Momente einer Löwin, der man die Jungen geraubt.

Der Schlag, der ſie getroffen, war zu furchtbar, zu unerwartet … Eſſex, ihr Liebling, ihr Günſtling, verheirathet?! … und ſie liebten ſich ſo innig! …. So war ſie, die Königin — Eliſabeth von England — betrogen?! hintergangen?! getäuſcht, von zwei Weſen, die ſie liebte?!!!

„Gnade! Gnade!" — wimmerte die Rutland. — „Nehmen Sie mein Leben, aber retten Sie Eſſex! …

O! Sie können es ja nicht wiſſen ... Sie hatten nie einen Gemahl ... Sie ahnten nie, Mutter zu werden ...“

„Elende!“ — donnerte die Königin.

„Sie können die Martern einer zärtlich liebenden Frau nicht empfinden, die den Mann ihres Herzens, ihren erſten, ihren einzigen Geliebten zu verlieren fürchtet!“

„Unverſchämte!“ — rief die Königin, am ganzen Leibe zitternd. — „Heuchleriſche Schlange, die ich am eigenen Buſen großzog! ... Fort! ... aus meinen Augen! ... du ... biſt ſeine Mörderin!“

Gräfin Rutland ſank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. Zornſprühend kehrte ihr die Königin den Rücken und ſchritt haſtig ihrem Arbeitszimmer zu.

Eine Stunde ſpäter war die Sternkammer gebildet. Sie war durchweg aus Gegnern des Grafen Eſſer zuſammengeſetzt. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war am frühen Morgen des 25. Februar 1601, als William Shakespeare mit ſchwererm Herzen, als ſonſt jemals, ſeine Wohnung verließ.

Er war in Sammet gekleidet, ſchwarz, wie die Nacht, die noch über der Erde lag. Aber ſchwarz war es auch in ſeinem Inneren, ſchwarz und finſter und verzweiflungsvoll. Hatten doch Welt und Leben für ihn ihre Farben, ihren Glanz, ihren Werth und ihre Bedeutung verloren. Ja! er war das Leben ſo ſatt und überdrüſſig, daß er bereit war, es verächtlich wegzuwerfen.

Graf Eſſex war zum Tode, ſein theurer, edler, heißgeliebter Freund Southampton zu lebenslänglichem Gefängniß im Tower verurtheilt.

Schon während der Nacht, die er außer dem Bette, in einer kaum glaublichen Aufregung ſchlaflos zugebracht, hatte ſich ſeine Stimmung in einem Sonnette kund gegeben. Geſtalten ſich doch Schmerz und Freude in einer poetiſchen Seele ſtets zu einer dichteriſchen Blüthe.

Noch lag das Blatt auf ſeinem Schreibtiſche. Es enthielt folgende Zeilen:

„Nach Raſt des Todes wein' ich voll Verlangen,
Müde, zu ſeh'n die reinſte Treu verſchworen,
Und dürft'ges Nichts mit heitrem Schmuck behangen,
Und das Verdienſt zum Bettelſtab geboren.
Und gold'ne Ehren ſchmählich falſch vergeben,
Und jungfräuliche Tugend roh geſchändet
Und ganz entwerthet alles rechte Streben,
Und Kraft an lahmes Regiment verſchwendet.
Und Kunſt im Zungenzaum der Obrigkeit,
Und Geiſt mit alberner Cenſur behaftet,
Einfache Treu mißnannt Einfältigkeit,
Und Gut von Bös gefangen und verhaftet.
Von all' dem müd' . . . wäre der Tod mir lieb,
Nur daß mein Freund dann einſam hinterblieb."

Shakespeare war es noch immer nicht faßlich, daß an dieſem Morgen — noch im Dunkel der Nacht — das edle Haupt des Grafen von Eſſex fallen ſollte.

Noch den Abend vorher war er um den Tower geſchlichen, um womöglich ganz Beſtimmtes zu erfahren.

Seine Seele war ſo niedergebeugt, daß er in der That erſchrak, als er plötzlich Watt, den grauenhaften ehemaligen Darſteller der Ungeheuer, nachherigen königlichen Stalljungen, nebſt ſeinem treuen Lebensgefährten, dem häßlichen Bumble, begegnete.

Shakespeare wollte ausweichen, aber Watt ließ ſo leicht Niemanden entwiſchen, mit dem zu plaudern war und dem er von der Carrière erzählen konnte, die er und Bumble gemacht.

Aber diesmal ſprang aus dem Peinlichen etwas ſehr Erwünſchtes für Meiſter Shakespeare hervor: Watt war, in Folge ſeiner Ungeſchicklichkeit und Unbrauchbarkeit im königlichen Leibſtall zum Knecht im Tower avancirt, d. h. er hatte in ſeiner neuen Staatsanſtellung die Gänge und Höfe des Towers zu kehren und zu reinigen.

Der Gnome bildete ſich nicht wenig darauf ein. Bei dem Zuſammentreffen mit Meiſter Shakespeare aber hatte das alte Ungeheuer etwas beſonders Ungeheuerliches. In ſeiner dumm-pfiffigen Phyſiognomie lag an dieſem Abend ein gewiſſer feierlicher Stolz, der auf den erſten Anblick verrieth: Bumble und ich ſind Mitwiſſer eines großen Staatsgeheimniſſes.

Shakespeare ahnte ſofort, was dies Geheimniß betraf und es koſtete ihm denn auch keine Mühe, Watt zum ſprechen zu bringen.

Das Ergebniß war, daß Watt dem früheren Collegen unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit vertraute: daß man im innerſten Hofe des Towers ein Gerüſte aufbaue.

Auf die forſchende Frage: zu welchem Zweck? machte das Ungeheuer, dumm lächelnd, die Bewegung des Kopfabſchlagens.

Mehr aber wußte der kluge Burſche nicht.

Shakespeare überlief es kalt. Alſo doch! . . .

Oder . . . wollte man vielleicht nur einſchüchtern? den Stolzen durch das Herantreten des Todes durch Henkershand dazu zwingen: um Gnade zu bitten?

Meiſter Shakespeare vermochte immer noch nicht an die Möglichkeit der Ausführung jenes Bluturtheiles zu glauben.

Wußte man denn nicht, daß die Erinnerung an die Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart die Königin Eliſabeth in manchen Stunden, und namentlich in ſchlafloſen Nächten, wie ein blutiges Geſpenſt verfolge? So, daß in den innerſten Gemächern der ſonſt ſo ſtrahlenden Majeſtät oft Scenen des Schreckens vorkamen, die das Herz jedes Menſchen erſchüttern mußten.

Freilich lag von Seiten der Umgebung der Königin ein tiefes Schweigen hierüber; aber einem Eſſex und Southampton waren die Sachen nicht fremd ... und ... das war die Quelle, aus der Shakespeare ſein Wiſſen geſchöpft.

Sollte da — trotz dieſer finſteren Erfahrung — eine neue Blutthat möglich ſein?

Der Freund Eſſex's und Southampton's, der Mann mit dem edlen Herzen und dem großen Geiſte konnte es ſich nicht denken.

Dennoch mußte er Gewißheit haben.

Durch Geld war bei Watt alles zu erreichen. So gelang es denn auch dem Dichter — allerdings nach langer Ueberredung — denſelben gegen einige Geldſtücke zu dem Verſprechen zu bringen: Freund Shakespeare in der Dunkelheit des kommenden Morgens, durch ein geheimes Pförtchen in ſeine, an die Mauern des Towers grenzende kleine Wohnung einzulaſſen. Hier ſollte alsdann Watt den Freund mit Kleidern, ähnlich den ſeinen, verſehen, und unter dieſer Hülle und vermittelſt Ueberlieferung des Paßwortes, nach einem auf den inneren Hof gehenden Fenſter bringen.

Jetzt war Shakespeare auf dem Weg dahin.

Eine halbe Stunde ſpäter ... ſtand er, mit Schauer und Entſetzen auf das ſchwarz beſchlagene, vom Scheine einzelner Fackeln unſicher beleuchtete Blutgerüſte blickend, an dem bewußten Fenſter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der „Tower!“

Wen durchrieſelt es nicht leiſe, wenn er dies Wort hört und an jenen Ort denkt, den es bezeichnet.

Der Tower iſt eine alte hiſtoriſch berühmte Feſtung in London mit verfallenen Mauern und Gräben an der Oſtſeite der Altſtadt, am nördlichen Ufer der Themſe.

Von Wilhelm dem Eroberer zu Ende des 11. Jahrhunderts angelegt, von Späteren vielfach vergrößert und befeſtigt, nahm er zu jener Zeit einen Kreis von 20 Morgen ein.

In der Mitte erhebt ſich der ſogenannte weiße Tower, der älteſte Theil dieſes merkwürdigen Bauwerkes, von Heinrich III. bis zu Heinrich VIII. königlicher Palaſt. Thürme flankiren ihn auf jeder Ecke, während ihn alte Gebäude umgeben, die einſt von königlichen Beamten bewohnt waren.

Gleich finſteren Dämonen umſchweben dieſen Theil des Towers die Erinnerungen an gräßliche, mit blutigen Zügen in Englands Geſchichte eingegrabene Ereigniſſe.

Shakespeare erbebte. Gleich Phantomen ſtiegen jetzt bleiche Geſtalten in dem Dunkel der Nacht wie aus ihren Gräbern hervor.

Wie lange war es denn, daß hier das Blut Catharina Howard's und jenes der Mutter der jetzigen Königin von England, der unglücklichen Anna Boleyn, zweiter Gemahlin Heinrich's VIII., verraucht?

War nicht hier, unter der Schreckens-Regierung Maria der Blutigen, das Haupt der ſchönen, noch nicht ſiebzehnjährigen, ſo ganz unſchuldigen Johanna Gray gefallen, nachdem ſie das ihres Gatten Guilford's durch das Beil hatte zu ihren Füßen rollen ſehen? und die Herzöge von Northumberland und Suffolk das Schaffot beſtiegen?

Saßen nicht hier im Tower die Prinzen Eduard und Richard von York gefangen, die auf Befehl Richard's III. erſtickt wurden?

Erzählten dieſe finſteren Mauern nicht von der heimlichen Ermordung Heinrich VI. und George's, Herzogs von Clarence? ſo wie von zahlloſen anderen Hinrichtungen und Gräuelthaten?

Und jetzt?

Die Glocke vom Thurm hatte eben mit ſchweren Schlägen die dritte Morgenſtunde verkündet.

Die Sonne kam erſt um Sechs; an ihrer Stelle zündeten ſich jetzt, wie von unſichtbarer Hand, rings im Hofe Fackeln an, die das ſchwarze Blutgerüſt allmälig in feſteren Conturen der Nacht entſteigen ließen.

Geräuſchlos tauchten ſie wie Irrlichter an Gräbern, auf ... bis ihre Zahl auf Hundert gewachſen war.

Aber was bewegt ſich dort? ... was blitzt dort durch die Nacht?

Ha! Hellebarden ... und ... ihre Träger! ... Sie umſtellen in dichten Maſſen das Schaffot, ... beſetzen die Treppe, die mächtig zu ſeiner Höhe führt.

Und nun ... welch' ernſter Zug ... während die Todtenglocke ruft.

An ſeiner Spitze ... Sir Robert Cecil, gefolgt von den Lords Nottingham und North ... hinter ihnen der Sheriff ... und — Shakespeare's Hände preſſen ſich auf die Bruſt — . . . . der Henker.

Horch!

Ein kurzer Trommelwirbel.

Eine königliche Geſtalt erſcheint im Zug. Es iſt Eſſex, Peer von England, vor wenig Tagen noch ... Vicekönig von Irland.

Shakespeare's Sinne drohen zu ſchwinden. Seine Hand ſtützt den Körper.

North zieht den Degen. Neuer Wirbel auf den verhängten Trommeln.

Ruhig, gefaßt, mit ſtolzer Haltung erſteigt Graf Eſſex das Blutgerüſt.

Er hat mit der Welt abgeſchloſſen, denn er nahm eben Abſchied von ſeinem Freunde Southampton, und dem, was ihm das Liebſte war, ſeiner Gattin.

Wahnſinnig geworden ... ſtarb ſie in ſeinem Arm.

Jetzt iſt er oben. Sein Haupt hebt ſich ... ein Blick unausſprechlicher Verachtung trifft ſeine Feinde.

„Ihr habt geſiegt“ — ſagt er mit feſter Stimme — „doch ich vergebe Euch!“ ...

Aber Cecil erhebt den Stab ... die Trommeln wirbeln, daß man nichts hören kann.

Der Graf kniet nieder. Ein Schlag ... ein Wirbel ... und Cecil's Stimme ruft:

„Robert Devereux, Graf von Eſſex, Peer von England ... iſt nicht mehr!“

Fünftes Kapitel.

Im Zenith der Größe.

Das tragiſche Ende des Grafen Eſſex und das traurige Schickſal, das Shakeſpeare's edlen, hochgebildeten und liebenswürdigen Freund und Wohlthäter, Lord Southampton, getroffen hatte, der, zum Tode verurtheilt, zwar hier begnadigt, nun aber ſein Leben in den düſteren Mauern des Towers verſeufzte, wirkte auf Shakeſpeare gewaltig nach; ja beide Ereigniſſe griffen ſo tief und ſo mächtig in ſein Herz, daß ſie einen völligen Umſchlag in ſeine Lebensſtimmung brachten.

Er hatte Größe und Herrlichkeit, wie ſie Welt und Leben kaum noch einmal zu zeigen vermögen, ſo raſch, ſo unerwartet und ſo völlig zuſammenbrechen ſehen, daß der donnernde Fall, der nahe genug an ihm ſelbſt hingeſtreift, ihn ſchmerzlich in ſein eigenes Innere zurückgeſchreckt.

Verfolgte doch die Ungnade der gewaltigen Königin, — die, bei all' ihren Vorzügen, ein ſtolzes herrſchſüchtiges, eifer- und rachſüchtiges Weib blieb, — ſelbſt die

Anhänger und Freunde der beiden Verurtheilten, ſo daß William Shakeſpeare in der That ſchon zufrieden ſein durfte, daß das Ungewitter an ihm vorüberzog, ohne ihn zu vernichten.

Das aber ... war auch Alles. Als er ſich nach längerer Zeit um die erledigte Stelle eines General-Directors der Schauſpiele meldete, ward ſie ihm abgeſchlagen und ... einem unbedeutenden Menſchen übertragen. Von Gunſtbezeugungen Eliſabeth's konnte natürlich jetzt gar nicht mehr die Rede ſein.

Auch andere trübe, ihn peinlich berührende Ereigniſſe gingen in dieſer Zeit an ihm vorüber: ſeine Roſamunde zeigte ſich treulos ... und ... ſein Vater ſtarb ... nach einer kurz zuvor eingetretenen ſcheinbaren oder doch nur oberflächlichen Ausſöhnung mit ſeiner Familie. Nur der alten treuen Mutter gegenüber war dieſe Ausſöhnung wahr und innig. Shakeſpeare's Genius konnte mit dem hausbackenen Weſen ſeines Weibes nicht unter einem Dache hauſen, ſo wenig als der Adler, der gewöhnt iſt, der Sonne entgegen zu fliegen, es in einem Sperlingsneſte aushalten könnte. Er lebte daher nach wie vor in London, während ſeine Familie, — von ihm reichlich unterſtützt — in Stratford blieb.

Ueberhaupt hatten ſich Shakeſpeare's pecuniäre Verhältniſſe jetzt ſehr vortheilhaft geändert. Er war —

Dank dem edlen Manne, der jetzt im Tower ſchmachtete, aus einem armen kleinen Schauſpieler ein großer angeſehener Dichter, Theaterunternehmer und ſehr wohlhabender Mann geworden.

Die Beweiſe liegen vor: ſo kaufte Shakespeare jetzt in Stratford das ſogenannte „große Haus," eins der vornehmſten Gebäude der Stadt, vom Ritter Hugh Clopton, einem Verwandten ſeines leichtſinnigen Jugendfreundes. Das Haus, unter Heinrich VII. gebaut, hatte damals zwei Stockwerke, drei Giebel nach der Straße heraus und in jedem Giebel drei vorſpringende große Fenſter übereinander, mit Ausnahme des mittleren Giebels, der ſtatt des unterſten Fenſters ein von vier Säulen getragenes Portal zeigt.

Shakespeare baute das Haus ſo gänzlich um, daß es auf den alten Bildern kaum wiederzuerkennen iſt und mehr einem modernen Schloſſe gleicht von zwei Stockwerken, hohem Dach und ſieben Fenſtern Front. Nur der mittlere Giebel des alten Hauſes iſt aus dem neuen noch einigermaßen herauszufinden.

„New-Place," wie Shakespeare das Haus nach dem Umbau nannte, ſtand nicht weit von ſeinem beſcheidenen Geburtshauſe, dicht an der Stadthalle, und wurde ſpäter von ſeinen Erben bewohnt, bis ein noch ſpäterer Beſitzer, Paſtor Gaſtrell, nachdem er, gelangweilt durch die vielen Beſucher, bereits den berühmten Maulbeerbaum hatte umhauen laſſen, auch im Jahre 1759 New-Place völlig niederreißen ließ.

Als ich nach Stratford kam — ſagt A. von Winterfeld — ſah' ich nur noch die von Bäumen überhangene, mit einer kleinen Thür und einem Fenſter verſehene Mauer, welche den wüſten Platz umgiebt, auf welchem einſt das Haus geſtanden, in dem Shakespeare ſeinen letzten Athemzug aushauchte.

Von jetzt an ſcheint ſich des Dichters Wohlſtand ſchnell gehoben zu haben; denn im nächſten Jahr wurde er von einem Stratforder Bürger, Quiney, um ein Darlehn von 40 Pfd. Sterling angegangen, und zu derſelben Zeit erbietet er ſich, der Stadt Stratford Geld vorzuſchießen. —

Im Jahre 1602 kaufte er 107 Morgen Land für 320 Pfd. Sterling und vereinigte den Beſitz mit New-Place, und 1605 kaufte er für 440 Pfd. Sterling die Pacht der Hälfte der Zehnten von Stratford.

Auch in London, in Blackfriars, beſaß er ſpäter ein Haus.

Trotz dieſer günſtigen Wendung ſeines äußeren Geſchickes aber blieb der Umſchlag der Lebensſtimmung nach der letzten tragiſchen, ſo tief in ſeine Seele greifenden Kataſtrophe, ein eben ſo ſcharf hervortretender als bleibender.

Getrennt von ſeinem Freunde, verlaſſen von ſeiner

Geliebten, heimkehrend von einem blutgetränkten Schaffot, überreich an trüben Lebenserfahrungen, welchen ja kein Sterblicher entgeht, war ſeine Stimmung eine ernſtere und düſtere, als bisher, geworden, was ſich von nun an auch deutlich in ſeinen Dichtungen ausſpricht.

Die Verſchwörung der Freunde noch im friſchem Andenken, ſchuf ſein gewalt'ger Geiſt — nicht ohne Beziehung auf jene, — jetzt den „Julius Cäſar."

Die Stunde war auch an ihn gekommen, wie er es ſo oft an ſeinen Humoriſten darſtellte, wo er dem leichtfertigen Gebrauche der Welt entſagte und von würdigen Entſchlüſſen bewegt ein neues Leben begann; das Alter trat an ihn heran, die erweiterte Kenntniß der Geſchichte und die zunehmende leidige Erfahrung, die wahrlich keinen Menſchen von einiger Tiefe des Charakters und der Bildung mit den Jahren heiterer, leichtfertiger und oberflächlicher ſtimmen. Nimmt man die Zerfallenheit mit ſeinem Stande hinzu und den Eindruck, den ihm die Ausartung der Bühnendichtung um ihn her machen mochte, die Rohheit des Zeitalters, die ihm in ſo vielen Zügen zuwider war, die launenvolle und nicht ſelten blutige Willkühr der Regierung, ſo hat man der Momente hinlänglich genug, die den Dichter bewegen konnten, in den Schacht der menſchlichen Natur, in Geſchichte und Individuen noch tiefer hinabzuſteigen, die Geſchichte weiter als er bisher gethan zurückzurollen, die Leidenſchaften in noch größerer Stärke aufzuſuchen in den Ueberlieferungen der Vergangenheit, die Stirne in nachdenklichere Furchen zu ziehen über der noch tiefſinnigeren Betrachtung der Welt und der Menſchheit.

Was er indeß auch in ſeinen ſpäteren großartigen Trauerſpielen, im „Macbeth" und „Lear," herbes und grauſames ſchilderte ... bilde ſich Niemand ein, daß der Dichter das weniger gewußt und empfunden habe, als wir es empfinden; es war ſeine Abſicht, das Harte und Gewaltige darzuſtellen, und ſeinem Zartgefühl mitten in dieſen Stücken liegt immer die Grobheit, die der Stoff verlangte, dicht zur Seite. Wer Shakespeare in dieſer letzten Zeit ſeines Lebens ſchwermüthig verſunken glaubt und mit Wohlgefallen auf den düſteren Bildern jener Tragödien verweilen ſieht, den wollen wir nicht auf die heiteren Spiele in dem Wintermährchen und dem Sturm, den wollen wir nur auf den Cymbeline aufmerkſam machen, wo der Dichter die Verworrenheit der Weltbegebenheiten, ihre ſcheinbaren Widerſprüche, Mißklänge und Unbilder recht eigentlich zur Aufgabe und zum Gegenſtande genommen hat und wo er ſie in eine Harmonie auflöſt, die in dieſem Kopfe und dieſem Gemüthe jede flache Unbefriedigung, jeden ſchwachen Weltekel, jede innere Zerriſſenheit gänzlich ausſchließt und unmöglich macht.

Aber in ernſter Reife ſtand er jetzt da, der große

Meiſter, und ſich mit verdoppeltem Eifer dem genialen Aufſchwunge ſeiner gewaltigen Dichterſeele hingebend, trat er in die Glanzperiode ſeines Dichterlebens ein.

Aber, als Liebling der Götter, hatte ihm auch ſogar die Weltgeſchichte vorgearbeitet.

Schien doch damals alles zuſammenzuwirken, um England im Zeitalter Eliſabeth's zu einem Haupterben der Bildungsſchätze zu machen, die Europa in den reichen Zeiten ſeiner Wiedergeburt im 15. und 16. Jahrhundert erworben hatte. Die Zeiten und ihre Leiſtungen waren das wunderbare Gegenbild von alle dem, was unſere ſtrebſüchtige und gährende Gegenwart als ihr Eigenthümliches aufweiſt. Bei uns gedeiht Alles, was ohne große Menſchen, ohne ausgezeichnete Naturanlage und ohne eine innige Durchbildung und geiſtige Concentration beſchafft, was ſchon durch das Zuſammenwirken vieler mittlerer Kräfte geleiſtet, oder auch durch Uebung einer einſeitigen Anlage bewirkt werden kann, alle Virtuoſität, alle techniſche Fertigkeit, alle mechaniſchen Künſte, Alles was die Aeußerlichkeiten des Lebens, die Behaglichkeit der Exiſtenz, die Erleichterung des Verkehrs, die Erweiterung der Bedürfniſſe und die Möglichkeit ihrer Befriedigung fördert; es werden immer größere Kreiſe in der Geſellſchaft gezogen, die theilhaft werden ſollen an Beſitz, an Rechten, an dem, was die Leute Glück und Bildung nennen. Aber wenn die Frage iſt nach bedeutenden Geiſtern, die im Staate das wahrhafte Bedürfniß zu erkennen und durch ſeine Befriedigung den verirrten Inſtinct zurechtzuweiſen verſtänden, die in der Kirche mit dem Gewichte großer Charaktere die feindlichen Gewalten des Gemüths anfaßten an ihrer Wurzel und ſie zu bannen auch nur verſuchten, die in Kunſt und Wiſſenſchaft das große Beiſpiel begeiſtert aufſtellten, das die wüſten Seelen und gemeinen Leidenſchaften auf würdige Ziele herüberreißen könnte, die im Kriege das überwältigende Talent entfalteten, das der Menſchen Bewunderung erzwingt, ſo erkennt man ſich mitten unter ſo vielen ringenden Kräften des Jahrhunderts in einer furchtbaren und unermeßlichen Oede. Wie ganz anders iſt die Geſtalt jener Zeiten, die von den Behaglichkeiten des äußeren Lebens nichts kannten, nichts wußten von den kleinen Künſten, mit denen man in kleinen Coterien kleine Gaben entwickelt, um einen kleinen Ruhm vergänglich davon zu tragen, wo es großer Verdienſte, weitleuchtender Gaben, nutzbarer Erfindungen und fruchtbarer Entdeckungen bedurfte, wenn ein Mann die ſchwerfälligen Wege des Verkehrs und die Ungunſt von Zeit und Ort überwinden ſollte, wo der Menſch daher auf Inneres angewieſen war, dort alle Kräfte ſchöpfen und auf ſich allein ſtehend ſich ausbilden mußte zu Leiſtungen, für die ein Anderer nicht einſtehen konnte! Damals bildeten ſich daher in einer merkwürdigen Fülle in allen Theilen der Welt jene großen Charaktere und ſchöpferiſchen Genien, die von individuellen Kräften ſtrotzen, deren Geiſtesausbrüche bald von einer Jugend und Ueppigkeit der Säfte, bald von einer Innigkeit, Beſcheidenheit und Tiefe der rückgezogenen Bildung zeugen, die die Bewunderung aller Zeiten verdient.

Wie damals unter dem Zuſtrom griechiſcher Gelehrten in Italien das Alterthum erweckt ward, daß der Geiſt Plato's umwandelte und neue Schüler begeiſterte; wie in den Niederlanden der Humanismus ſeine Wurzeln ſchlug und das große Werk der Schulumbildung begann; wie Deutſchland durch ſeinen Reformator aus dem Schlafe geſchüttelt ward, der Rom's Allmacht erſchütterte und Religion und Sitte reinigte; wie die kühnen Seefahrer von Genua und Portugal die Wege nach Indien führten und die Erdräume aufhellten; wie die ſpaniſchen Conquiſtadoren ſpielend neue Reiche zu den Füßen ihrer Fürſten legten; wie Carl V. und Philipp II. Verbindung in die gebildete und ungebildete Welt brachten; wie Macchiavelle Geſchichte und Staatsweisheit neu erſchuf und aus ſeiner Schule in Italien, in Spanien, in den Niederlanden die Staatsmänner aufſtanden, die dem menſchlichen Geiſte ein lang entbehrtes Gebiet der Thätigkeit wieder öffneten; wie Copernicus und Galilei in die Geheimniſſe des Himmels drangen;

wie in Italien das Monopol der bildenden Künſte Griechenland entriſſen ward, Paläſtrina in der Muſik ein Reformator ward, Arioſt dem Geſchlechte einen neuen Begriff von Dichtung gab, in allem blickt man in eine urweltliche Schöpfungskraft des Geiſtes hinein, wo die Wunderwürdigkeit des Einen Genius unter der Fülle deſſen, was um ihn her ſteht, verſchwindet und wieder gewöhnlich wird. Es waren die Zeiten, von denen Bacon mit Stolz ſagte, ihr Symbol ſei im Gegenſatz zu den bekannten Sprüchen der Alten das plus ultra, das imitabile fulmen und was über alle Bewunderung gehe, ſelbſt das imitabile coelum, ſeitdem die Schiffe wie die Himmelskörper, und in verſchlungeneren Bahnen, die Erde umkreiſten!

Die ungeheure Bewegung aber der 150 Jahre von dem Falle Konſtantinopels bis auf Shakeſpeare's Blüthe compromittirte in ihren Früchten und Folgen weſentlich zum Vortheile der germaniſchen Stämme, ihrer Staaten und ihrer Bildung, die der neueren Zeit im Gegenſatz zum Mittealter Geſtalt und Ordnung geben ſollten. Italien erſchöpfte damals den ganzen Luxus ſeiner inneren Kräfte, Spanien die ganze Fülle ſeiner äußeren Macht, ohne daß Beide zu einem wahren nationalen Gedeihen gelangten; der Druck des geiſtlichen und weltlichen Despotismus erſtickte alle Anſtrengungen des Geiſtes in Italien ohne Nutzen für Volk und Staat, in Spanien umgekehrt die der nationalen Kraft ohne Nutzen für die geiſtige Cultur. Aber in den germaniſchen Norden drängten alle fruchtbaren Ergebniſſe dieſer Zeiten hinüber und hier entwickelten ſich, unter dem Einfluß der freien Religion, freie Staatsformen und eine Bildung, die lange Dauer verſprach. Innerhalb dieſer germaniſchen Lande ſchien wieder Alles zu Gunſten von England allein auszuſchlagen. Deutſchland war zu ausſchließlich auf das Werk der Reformation gerichtet, als daß nicht Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft darunter hätten leiden ſollen; die Niederlande waren in einen zu ungleichen Kampf verwickelt, als daß nicht das Aufblühen dieſes Staates hätte vertagt werden müſſen. In England aber ſchien ſich unter Eliſabeth Alles vereinigen zu ſollen, was die früheren Zeiten in zerſtreuten Völkern und Räumen vorbereitet hatten. Während in Italien und Deutſchland die Blüthe der Literatur und die ſtaatliche Macht, die Werke des Kriegs und Friedens, auseinanderlagen und Eins das Andere anſchloß, traf dies in England Alles zuſammen. Darum pries Bacon das Glück jener Fürſtin in Einem Sinne mit Shakespeare's Heinrich VIII., unter deren Regierung das Gedeihen des Landes neben dem Elend und Unglück aller Nachbaren um deſto glänzender abſtach, unter der die Segniſſe des Friedens und die Ehren des Krieges beiſammen lagen, wo England wie ein Wall Europa's gegen die Uebermacht Spaniens ſtand, wo engliſche Heere in Irland ſiegten und in Belgien, Frankreich und Schottland kämpften, die Flotte an Spaniens Küſten kriegte und Seereiſen um die Welt, nach Indien und der nordweſtlichen Durchfahrt unternommen wurden. Eliſabeth ſammelte um ſich die Männer, wie ſie England nach Bacon's Zeugniſſe vorher nicht geboren hatte; ſie ſelbſt behauptete ſich in dieſer Umgebung, nicht mit der Leichtigkeit, ſagt Bacon, „mit der in barbariſchen Jahrhunderten die Menſchen wie Heerden leicht zu beherrſchen ſind, ſondern mit den höchſten Gaben des Geiſtes und Charakters, ohne die in dieſer hochgebildeten Zeit ſich auszuzeichnen nicht möglich war.“ Unter dieſen Männern war dieſer Bacon ſelbſt, der durch den Wuſt der mittelaltrigen Alchymie hindurch die Methode angab, die unſere Zeit in der Naturwiſſenſchaft erſt durchgeführt hat; unter ihnen die Spenſer und Sidney, die mit ihrer Sprache und Dichtung entzückten, unter ihnen ein Raleigh, der die Kränze des kriegeriſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens zugleich davontrug, unter ihnen ein Staatsmann wie Burleigh, ein Geſchichtſchreiber wie Camden, Seemänner wie Howard und Drake, um von ſo vielen Männern eines zweiten Ranges nicht zu reden. Vielen von dieſen Geiſtern fühlt ſich wie unſerem Shakespeare die Freudigkeit an, mit der ſie einem ſo anregenden Zeitalter angehörten, das keine Stagnation des Lebens aufkommen ließ, und einem ſo glücklichen Staate, wo keine öffentliche Schmach die Einzelnen lähmte, kein Glaubensdespotismus die Geiſter erdrückte. Der Kampf mit der Scholaſtik und dem religiöſen Fanatismus war zwar nicht vorüber, doch ſtand Shakespeare mit Bacon hinter den Kämpfen mit dem Katholicismus und nach ſeinem Ausgange, und vor den Kämpfen mit dem Fanatismus der anderen Seite, mit den Puritanern, in einem köſtlichen Augenblick der Geiſtesfreiheit und konnte ſein Haupt frei von Vorurtheilen erheben, von denen die Zeit nach 300 Jahren noch nicht geheilt iſt. Shakespeare konnte daher in ſeiner Dichtung ſchon damals dem Zeitalter das darbieten, was wir der großen Arbeit unſerer deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts erſt wieder zu danken hatten: die Unterlage einer natürlichen Empfindungs-, Denk- und Lebensweiſe, auf der die Kunſt am reinſten gedeiht. In vieler Hinſicht war die Zeit ſelbſt dem Dichter hierin förderlich. Sie hielt eine glückliche Mitte zwiſchen Rohheit und Verbildung inne; das Leben war nicht matt und farblos wie heute; die Menſchen wagten noch zu ſcheinen was ſie waren, es war noch Dichtung in der Wirklichkeit. Unſere deutſchen Dichter in dem Jahrhundert der Schminke und des Puders, der Reifröcke und Perrücken, ſteifer Sitten, geſchraubter Convenienz, verengter Geſellſchaft und erfrorener Triebe, hatten unſägliche Mühe, ſich aus dieſer Schwerfälligkeit und Ungeſtalt herauszuringen, die ſie in ſich ſelbſt erſt beſiegen mußten, ehe ſie das Beſſere erkannten und verfochten. In Shakeſpeare's Zeit war die Natur noch nicht untergegangen; ſie ſtand nur erſt am Eingang zu dieſen Verſchrobenheiten falſcher Civiliſation, und wenn unſer Dichter gegen dieſe beginnende Seuche zwar anzukämpfen hatte, ſo war er doch ſelber davon völlig frei und geſund. Er hatte den unermeßlichen Vortheil, mit ſeiner Zeit einig zu ſein, und nicht zerfallen; wenn er Materie für ſeine Dichtung ſuchte, mußte er ſich nicht, wie unſere Maler thun, in untergegangene Welten vertiefen, zerſtörte Glaubensformen herſtellen, verfallene Götter anbeten und fremde Kunſtwerke nachahmen, er ſog aus dem vaterländiſchen Boden die Kraft, die ſeine Dichtung unüberwunden macht. Im Mittelalter ſtanden die Dichter in einem zu mächtigen religiöſen Gemeinleben, als daß es ihnen hätte gelingen können, bei beſchränkter Kenntniß von Geſchichte, Raum- und Zeitverhältniſſen ihre Bildung, ihren perſönlichen Geiſt mit dem Geiſte der Zeit auf gleiche Höhe zu ſtellen; ſie rangen daher in jenen Zeiten mit zu großen Ideen, die ſie nicht geſtalten konnten, und das Gefühl der Unvermögenheit ſpricht daher aus aller mittelaltrigen Dichtung. Dies war ganz anders in dem kleinen abgeſchloſſenen England, wo es bei dem jungen Selbſtgefühle des Volkes den Dichter von ſelber lockte, in und mit und für ſeine Nation zu leben, und das Bild ſeiner Umgebung in ſeine Werke herüberzunehmen. Umgekehrt iſt es heute, wo die Kenntniß aller Welt und Kunſt den Dichter zu ſehr über Raum und Zeit hinweggeſetzt, den Stoff aller Zeiten ihm zu nahe gebracht hat, als daß er ſein Dichten und Trachten ſo eng mit einem nationalen Leben in Verbindung ſetzen möchte. Dies hatte die Folge, daß oft unſere beſten deutſchen Dichtungen nur für eine kleine Anzahl Leſer waren, weil Inhalt der Zeit und Umgebung nicht mehr mit dem Dichter identiſch war, weil er ſich frei von ihr losſagte. Aber ſo war es nicht mit Shakeſpeare und ſeinem Landsmanne Bacon; ſie ſahen ſich in williger Beſcheidenheit nur als Theile in dem großen Ganzen ihrer „hochgeſtiegenen Zeit," und in ſeiner ſtolzeſten Polemik gegen die Irrwege des Jahrhunderts erklärte Bacon, daß ſeine Werke mehr „eine Geburt ſeiner Zeit als ſeines Genies" ſeien.*)

So kam es, daß ſelbſt die Weltgeſchichte an William Shakeſpeare's Größe mitarbeitete.

Aber ſein großartiges Schaffen war auch jetzt ſein Genuß, und ſein einziges Glück.

Schmerz und trübe Erfahrungen zu vergeſſen, ſtürzte er ſich in die Arbeit, tauchte unter in dem Wogenſchlage eines gewaltigen, ſtürmiſch bewegten geiſtigen Lebens.

---

*) Gervinus.

Die Fruchtbarkeit, mit der Shakeſpeare jetzt ſchuf, war unglaublich. In den ſechs Jahren von 1598—1603 ſchrieb er durchſchnittlich wenigſtens zwei Stücke im Jahr, ſo daß er mit Genugthuung und freudigem Stolze auf dieſe Zeit zurückſehen konnte. Sie ſah die Schöpfung:

Heinrich VI. in ſeinen verſchiedenen Theilen.
Die beiden Veroneſer.
Die Comödie der Irrungen.
König Richard II.
König Richard III.
Verlorene Liebesmühe.
Kaufmann von Venedig.
Sommernachtstraum.
Der Widerſpänſtigen Zähmung.
Romeo und Julia.
König Johann.
Wie es Euch gefällt. ([illegible])
König Heinrich V.
Viel Lärm um Nichts.
Die luſtigen Weiber von Windſor.
Maaß für Maaß.
Othello.
König Lear.

Macbeth.

Julius Cäſar u. ſ. w.

So ſtand denn William Shakespeare jetzt in ſeiner vollen dichteriſchen Größe da, eine Sonne für alle Zeiten und alle Völker.

Sagte doch ſelbſt unſer großer Göthe von ihm:

„Shakespeare geſellt ſich zum Weltgeiſt; er durchdringt die Welt, wie jener, Beiden iſt nichts verborgen ... Er bietet, wie das Univerſum, das er darſtellt, immer neue Seiten, und bleibt am Ende doch unerforſchlich; denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben, noch ſeinem Geiſte genügen ... Shakespeare hat die ganze Menſchennatur nach allen Beziehungen hin und in allen Höhen und Tiefen erſchöpft ... Er iſt ein großer Pſycholog und man lernt aus ſeinen Stücken, wie den Menſchen zu Muthe iſt." Scheelſüchtige oder blaſirte Krittler haben oft von der disharmoniſchen und gewaltſamen, über die Wahrheit und Menſchenmöglichkeit hinausgehenden Compoſitionsweiſe ſeiner Werke geſprochen, aber hat nicht Auguſt Wilh. Schlegel Recht, wenn er ſagt: „Shakespeare's fremdartigſte Eigenſchaften beſtehen friedlich nebeneinander, in ſeiner kühnſten Erhabenheit iſt er noch ſchlicht und beſcheiden, in ſeiner Seltſamkeit noch natürlich?"

So ward Shakespeare, im Sinne des Wortes, unſterblich!

Lebt er doch auch jetzt noch, nach vollen dreihundert Jahren, unter uns fort, und zwar mit einer noch bei weitem größeren Anerkennung als ſelbſt in ſeinen Tagen.

Gerade ein Jahrhundert etwa verfloß, ſeit Leſſing zuerſt als der Herold des Ruhmes jenes unſterblichen Genies auftrat, um unter ſeinem Banner der Nachahmung franzöſiſch moderniſirter Afterclaſſicität den Krieg zu erklären und, wie das nicht anders zu erwarten ſtand, „in dieſem Zeichen auch zu ſiegen.“ Vergebens erhob der vom Throne eines „Geſchmacksdictator“ unſanft herabgeſtürzte Gottſched ſeine zürnende Stimme. Sie verhallte ſpurlos in alle Winde, und das junge Menſchengeſchlecht lauſchte entzückt und bezaubert fortan nur den Offenbarungen des neu entdeckten Dichter-Meſſias. Was Leſſing in ſeinen Literaturbriefen und ſeiner Dramaturgie begonnen, das führte Wieland durch ſeine Ueberſetzung der Werke des großen Mannes fort. Ueberall regte es ſich nun wunderbar in den Köpfen deutſcher Schriftſteller und Poeten; es keimte und drängte zum Licht, es erblühte und gab reiche, ſüße Frucht. Herder trat mit ſeinem Hymnus auf Shakespeare hervor, Göthe brach ſiegreich die Bahn des Commentirens und Deutens mit ſeinem die ſieben Siegel des Hamlet-Räthſels zuerſt löſenden Aufſatze im „Wilhelm Meiſter.“ In der Straßburger Dichterhalle, dem

Kreiſe der „Kraftgenies," erwachte ein Shakespeare-Cultus, der ſich in Reinhold Lenz bis zur Carricatur verzerrte. Dazwiſchen ſetzte Eſchenburg die Wieland'ſche Verdeutſchung fort, und Schröder in Hamburg bürgerte den Dichter ſeit 1776 auch auf unſere Bühne ein, freilich nach eigenen oder fremden, mehr oder minder willkürlichen Bearbeitungen.

Vollkommen Eigenthum unſerer Nation ward der große Mann endlich durch die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung und die Bemühungen der ihn enthuſiaſtiſch verehrenden Romantiker. Letztere haben ihm — das iſt ihr unvergeſſenes, nicht hoch genug anzuſchlagendes Verdienſt — wohl eigentlich den Weg in's Herz des deutſchen Volkes gezeigt und geebnet, und, einmal in deſſen tiefſte Tiefen niedergeſtiegen, hat er von demſelben auch für ewige Zeiten Beſitz genommen.

„Wenn bei einem Manne" — ruft Herder aus — „mir jenes ungeheure Bild einfällt: „Hoch auf einem Felſengipfel ſitzend! Zu ſeinen Füßen Sterne, Ungewitter und Brauſen des Meeres; aber ſein Haupt in den Strahlen des Himmels!" — ſo iſt's bei Shakespeare! Nur freilich auch mit dem Zuſatz, wie unten am tiefſten Fuß ſeines Felſenthrones Haufen wandeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entſchuldigen, anbeten, verleumden, überſetzen und läſtern — und die Er alle nicht hört ... die ganze Welt iſt zu dieſem großen Geiſte

Körper: alle Auftritte der Natur ſind an dieſem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu dieſem Geiſte Züge — und das Ganze mag jener Rieſengott des Spinoza-Pan, Univerſum heißen!"

Auch A. W. Schlegel wirft ihm einen Lorbeerkranz zu, indem er ſagt: „Der tragiſche Titan, der den Himmel ſtürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeſchylos, unſer Haar emporſträubt und unſer Blut vor Schauer gerinnen macht, beſaß zugleich die einſchmeichelnden Lieblichkeiten der ſüßen Poeſie, er tändelt kindlich mit der Liebe und ſeine Lieder ſind wie ſchmelzende Seufzer hinaufgeathmet. Die Geiſterwelt und die Natur haben all' ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art, läßt er ſich zu den Menſchen herab, als wüßte er nicht um ſeine Ueberlegenheit, und iſt anſpruchslos und unbefangen, wie ein Kind."

Das war ... das iſt Shakespeare in ſeiner Größe!

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Sechstes Kapitel.

Der Ring.

Königin Eliſabeth von England befand ſich in ihrem Arbeitszimmer.

Der Morgen war längſt angebrochen und hatte ſeine dichten Nebelſchichten über London ausgebreitet; dennoch herrſchte noch in dem Cabinet der Fürſtin die Nacht vor. Vorhänge von ſchwerem grünem Damaſt ſchloſſen die Fenſter, während auf dem Schreibtiſche der Königin und den kleinen, von vergoldeten Cariatiden getragenen Marmortiſchen an den Seiten eine Menge roſenrothe Wallrathkerzen auf ſchweren ſilbernen Armleuchtern brannten.

Eliſabeth war alt geworden; dennoch liebte ſie es, ſich und die Welt mit dem Schein früherer Kraft und jüngerer Jahre zu täuſchen.

Sonſt hatte ſie zumeiſt die Morgenſtunden dem Studium der älteren und neueren Literatur gewidmet, wohl auch ſelbſt Verſe geſchmiedet, die dann jedesmal, ſo unbedeutend ſie waren, den ganzen Hof in Staunen und Entzücken ſetzten.

Sie verſuchte auch jetzt noch dieſe äſthetiſchen Tändeleien fortzuſetzen; aber . . . es wollte nicht mehr recht gehen.

Die Kerzen brannten auf den Leuchtern, . . . die Vorhänge blieben geſchloſſen, es hieß nach wie vor: die Königin ſtudirt, beſchäftigt ſich mit Homer, Heſiod, Aeſchylos, Sophokles, Ovid, Virgil, Tacitus u. ſ. w. und in der That, die alten klaſſiſchen Freunde lagen auch wohl zur Hand . . . nur rührte ſie Eliſabeth ſelten mehr an.

Erſchöpft von ſchlafloſen Nächten ruhte ſie dann gewöhnlich auf dem Divan in tiefe, in ernſte, oft quälende Gedanken verſunken.

Mit den Tagen, von welchen man ſagt: „ſie gefallen mir nicht!“ war in Eliſabeth auch das Gewiſſen erwacht

Finſtere Geiſter ſtiegen oft vor ihrer Seele auf: es waren vor Allen die blutigen Schatten Maria Stuart's und jener des Grafen Eſſex!

Shakespeare entwarf in jener Zeit den „Macbeth.“

Einzelne Scenen darin arbeitete er ſchon damals aus, darunter jene, mit der der fünfte Act beginnt.

„Ein Arzt und die Edelfrau treten auf:

Arzt. Ich habe nun zwei Nächte mit Euch gewacht, finde aber die Wahrheit eurer Ausſage noch nicht beſtätigt. Wann ging ſie zuletzt um?

Edelfrau. Seitdem ſeine Majeſtät in's Feld zog, ſah' ich ſie vom Bett aufſtehen, ihr Nachtgewand umwerfen, ihr Schreibpult aufſchließen, Papier herausnehmen, falten, darauf ſchreiben, es leſen, nachher zuſiegeln und wieder zu Bett gehen; doch alles dies im feſteſten Schlafe.

Arzt. Große Störung in der Natur! Zugleich die Wohlthat des Schlafes zu empfangen und die Werke des Wachens thun. Was habt ihr ſie in dieſem Zuſtande des Schlummers, außer ihren Umherwandeln und andern thätigen Handlungen, etwa ſagen hören?

Edelfrau. Das, Herr, will ich ihr nicht nachſagen.

Arzt. Mir mögt ihr es, und es iſt ſogar dienlich, wenn ihr's thut.

Edelfrau. Weder euch, noch irgend Einem, da ich keinen Zeugen habe, meine Rede zu beſtätigen.

Lady Macbeth, eine Wachskerze in der Hand, tritt auf.

Seht ihr, da kommt ſie! Ganz in der gewöhnlichen Weiſe, und, bei meinem Leben, in tiefem Schlafe. Beobachtet ſie; tretet näher.

Arzt. Wie kam ſie zu dieſer Kerze?

Edelfrau. Nun, ſie ſtand neben ihr: ſie hat immer Licht bei ſich; ſo hat ſie befohlen.

Arzt. Ihr ſeht, ihre Augen ſind offen.

Edelfrau. Wohl, aber ihre Sinne ſind verſchloſſen.

Arzt. Was beginnt ſie da? Schaut hin, wie ſie ſich die Hände reibt.

Edelfrau. Das iſt eine gewohnte Geberde von ihr, ſie ſcheint ſo ſich die Hände zu waſchen; ich ſah' ſie dies ſchon eine Viertelſtunde lang fortſetzen.

Lady Macbeth. Doch hier iſt noch ein Fleck.

Arzt. Horcht, ſie ſpricht. Ich will Alles, was ſie ſagt, niederſchreiben, um es feſter in's Gedächtniß zu faſſen.

Lady Macbeth. Weg, verdammter Fleck! weg mit dir, ſag' ich! — Eins, zwei; ja, 's iſt Zeit, es zu thun. — Die Höll' iſt finſter! — Pfui, Mylord, pfui! ein Krieger und furchtſam? Wozu die Furcht, wer es wiſſe, wenn Niemand unſre Macht zur Rede ſetzen kann? — doch, wer hätte geglaubt, daß der alte Mann noch ſo viel Blut in ſich hätte?

Arzt. Hört ihr das wohl?

Lady Macbeth. Der Than von Fife hatte ein Weib; wo iſt ſie nun? — Wollen dieſe Hände nimmer rein werden? — Nichts mehr davon, Mylord, nichts mehr davon; ihr verderbt Alles durch euer Anſtarren.

Arzt. Nur zu, nur zu; ihr wißt, was ihr nicht ſolltet.

Edelfrau. Sie ſprach, was ſie nicht ſollte, deſſ' bin ich überzeugt. Weiß der Himmel, was ſie wiſſen mag.

Lady Macbeth. Hier iſt der Blutgeruch immer noch: alle Wohlgerüche Arabiens verſüßen nicht dieſe kleine Hand. Oh! oh! oh!

Arzt. Welch' ein Seufzer das! Ihr Herz iſt ſchmerzlich belaſtet.

Edelfrau. Ich möchte kein ſolch' Herz im Buſen haben, ſelbſt nicht um der Würde dieſes Leibes willen.

Arzt. Gut, gut, gut. —

Edelfrau. Bittet Gott, Herr, daß dem ſo werde.

Arzt. Dieſe Krankheit geht über meine Erfahrung; doch habe ich Leute gekannt, die im Schlafe wandelten und doch auf ihrem Bett in Gott verſchieden.

Lady Macbeth. Waſch' deine Hände, wirf dein Nachtkleid um, ſchau' nicht ſo blaß. — Ich ſage dir's noch einmal. Banquo iſt begraben, er kann nicht wieder aus dem Grabe kommen.

Arzt. So iſt das?

Lady Macbeth. Zu Bett, zu Bett; ich höre klopfen am Thore. Komm, komm, komm, komm, gieb mir deine Hand; was geſchehen iſt, kann man nicht ungeſchehen machen. Zu Bett, zu Bett, zu Bett.

Arzt. Geht ſie nun zu Bette?

Edelfrau. Geraden Weges.

Arzt: Viel bös Geflüſter hört man: Unnatur.
In der That zeugt Unnatur in Angſt: befleckt Gewiſſen
Vertraut dem tauben Pfühl oft ſein Geheimniß.
Ihr thut mehr Noth der Prieſter als der Arzt. —
Gott, Gott, verzeih' uns Allen! Seht nach ihr;
Benehmt ihr alles Werkzeug, was verletzt,
Und habt ſie ſtets im Aug'. — Nun, gute Nacht:
Mir hat ſie Herz und Auge wirr' gemacht,
Ich denk' und darf nicht ſprechen.

Und zu der Krankheit des Gewiſſens trat immer mehr die Schwäche des Körpers.

Als die Königin das letzte Parlament in eigener Perſon eröffnete, vermochte ſie ſich in dem ſchweren königlichen Ornat nicht mehr aufrecht zu erhalten, und würde unter demſelben zuſammengebrochen ſein, wenn nicht einer der Großen herbeigeeilt wäre und ſie geſtützt hätte.

Dennoch that ſie nachher, als ob ſie nur ein vorübergehendes Unwohlſein befallen habe; ja ſie zwang ſich mit dem Eigenſinn des Alters noch in alle frühere Formen und Gewohnheiten, ſelbſt mit Gefahr des Erliegens.

Den tiefſten Schmerz verurſachte ihr es aber, daß der altersſchwachen Hand jetzt auch die ſcharf angezogenen Zügel der Regierung allmälig entglitten.

Immermehr wuchs der Widerſtand des Parlamentes, was freilich für die Regierung ihres Nachfolgers, eines auf ſein göttliches Herrſcherrecht übermäßig ſtolzen und mehr dem ſpaniſchen Despotismus in Staat und Kirche, als den engliſchen conſtitutionellen Formen zugeneigten Königs ein ſchlimmes Vorzeichen war. Es galt diesmal nicht der Religion, vielmehr ruhte der Streit mit Katholiken und Puritanern ſchon ſeit einiger Zeit; es galt den Rechten des freien Verkehrs, welche während der ganzen Regierungszeit der Eliſabeth verletzt worden waren. Eliſabeth nämlich, welcher im Allgemeinen Kargheit vorgeworfen wird, hatte, um ihre Lieblinge und die Männer ihrer nicht gerade keuſchen nächſten Umgebung zu bereichern, ein Mittel ausgedacht, welches die anderen Bürger weſentlich beeinträchtigte. Sie ertheilte Einzelnen Monopole, indem ſie ihnen ein von ihr ſelbſt unterſchriebenes Patent ausſtellte, vermöge deſſen der in demſelben Genannte zur Belohnung für ſeine Dienſte oder beſſer für ſeine angeblichen Dienſte, das ausſchließliche Recht erhielt, mit einer beſtimmten Waare Handel zu treiben. So hatte z. B. Eſſex lange Zeit hindurch das Privilegium, ſüße Weine zu verkaufen, beſeſſen, und der erſte Streit zwiſchen ihm und der Königin war dadurch entſtanden, daß Eliſabeth ihm nach einem Zanke ſein Monopol nicht erneuern wollte. Dieſer Mißbrauch wurde am 20. November 1601 im Parlament zur Sprache gebracht, und erregte damals einen heftigen Sturm, weil die königlichen Diener behaupteten, die Ertheilung ſolcher Monopole ſei ein Prärogativ der Krone, und das Parlament habe kein Recht, der Königin, wie ſie ſich ausdrückten, die Hände zu binden. Beide Häuſer wurden dadurch in große Aufregung gebracht, und ihr damaliges Benehmen war ein Vorſpiel der Scenen, die ſich nachher unter Jacob I. mit weit größerer Heftigkeit wiederholten. Das Parlament beſtand nicht nur auf ſeinem Rechte, ſondern es wollte ſich auch nicht, wie es bisher gethan hatte, dabei beruhigen, daß eine bloße Bittſchrift um Abhülfe eingereicht werde. Es erklärte vielmehr, jener Mißbrauch müſſe unmittelbar durch einen Parlamentsbeſchluß abgeſchafft werden. Da nun zugleich die Bürger von London murrend die Straßen füllten und den Miniſter durch ihr Toben in Schrecken ſetzten, ſo faßte Eliſabeth auf den Rath deſſelben den Entſchluß, nachzugeben. Sie entſagte am 25. November durch eine Erklärung, die ſie dem Sprecher des Parlaments gab, dem Rechte der Ertheilung von Monopolen. So mußte ſich alſo Eliſabeth, welche ihr königliches Vorrecht ſeither ſtets mit Starrſinn und Trotz behauptete, gerade am Ende ihrer Regierung vor dem Willen des Volkes noch beugen.

Alles dies laſtete ſchwer auf ihr und beugte die ſtolze, gewaltige Frau oft tief nieder.

Auch heute war es trüb und umnachtet in ihrer Seele. Alles hatte ſich gegen ſie verſchworen, auch die Staatsgeſchäfte drückten ſie nieder.

Schon ſeit lange hatte ein heftiger Kampf zwiſchen den Jeſuiten und katholiſchen Weltgeiſtlichen in England zum Aeußerſten geführt.

Die Letzteren nämlich gaben jenen — und zwar mit vollem Rechte — Schuld, durch ihre Verſchwörungen gegen Königin und Staat und durch ihre ſchändlichen meuchelmörderiſchen Verſuche gegen Eliſabeth, alle die harten Verfügungen veranlaßt zu haben, unter welchen die katholiſchen Engländer ſeit der päpſtlichen Bulle gegen die Königin ſeufzten.

In der Hitze des Streites kam nun auch dem Staatsrathe noch die Kenntniß einer neuen Verſchwörung von Seiten der Jeſuiten und ihrer Anhänger zu.

Die Mine flog auf … und ſo hatte denn Eliſabeth, nach langem Schwanken, geſtern den Befehl unterzeichnet, nach welchem ſämmtliche Jeſuiten, bei Lebensſtrafe, aus England verbannt wurden. Dieſelbe Strafe war dabei gegen alle katholiſchen Weltgeiſtlichen verhängt, die den Eid der Treue zu ſchwören ſich weigern würden.

Das Peinliche und Gefährliche dieſes Regierungsaktes laſtete nun noch auf ihr.

Und doch war dies das Wenigſte. War es doch die unwiderrufliche Vergangenheit, die ihren Geiſt mit dämoniſcher Macht niederbeugte.

Königin Eliſabeth von England, die gewaltige Herrſcherin, die ihr Volk vergötterte, vor der die größten Reiche gezittert, die alle Welt ſo lange angeſtaunt ... war ihres Lebens müde und überdrüſſig.

Einſam — von künſtlich heraufbeſchworener Nacht umgeben — lag ſie auf dem Divan; ihren Buſen hoben Seufzer, ihre Augen füllten Thränen.

Sie dachte an eine blutige, längſt ſchwer bereute That. —

Hatte ſie ihren Lebensüberdruß doch erſt vor wenigen Tagen dem franzöſiſchen Geſandten in einer vertraulichen Unterredung bekannt. Dann war ſie unter Seufzen und Thränen auf Eſſex's Tod zu ſprechen gekommen und hatte geſagt: ſie habe immer von ſeinem Ehrgeiz und ſeinem hitzigen Temperament das Aeußerſte gefürchtet ... davor gebangt, daß er ſich ſicher noch einmal in eine Unbeſonnenheit einlaſſen werde, die dann ſeinen Sturz veranlaſſen müſſe. Oefters, während der letzten zwei Jahre, ſei ihm von ihr der wohlgemeinte Rath ertheilt worden, ſich doch mit ihrer weitreichenden Gunſt zu begnügen ... ſich zu hüten, ſie mit der ſtolzen Verachtung zu behandeln, die er zuletzt angenommen ... beſonders nicht ihren Scepter anzutaſten, damit ſie ſich nicht etwa einmal genöthigt ſehe, ihn nach den Geſetzen Englands, ſtatt nach eigenem Willen, ſtrafen zu müſſen. Aber ihr Wink, ſo gut und zärtlich er geweſen ſei, habe ſich eben leider doch nicht wirkſam erwieſen, ſeinem Sturze vorzubeugen.*)

Dies Geſtändniß, was viel Wahrheit in ſich ſchloß, ward dem franzöſiſchen Geſandten; ... aber heute ... in dieſer Stunde ... geſtand ſich Eliſabeth im Stillen noch Anderes.

Sie geſtand ſich ... daß es, durch die Zuſammenſetzung der Sternkammer in ihrer Hand lag, ihn zu retten ... daß ſie ihn aber auf demſelben Wege ... gemordet habe ... und zwar aus Eiferſucht!

Ihn ... und die arme unglückliche reizende Rutland dazu!

Die Königin drückte bei dieſen Gedanken beide Hände vor das Geſicht und ſeufzte tief ... tief auf.

Aber ... was geſchehen war ... war und blieb unwiderruflich!

Alles war todtenſtill rings umher ... der ſtrengſte Befehl gebot es ... Niemand durfte wagen, die drei nächſten Gemächer zu betreten, in dem vierten erſt weilten die dienſtthuenden Damen.

Die Königin trocknete ſich jetzt mit einem koſtbaren

---

*) Thatſache: „Eliſabeth, ihr Hof und ihre Zeit“ von Lucie Aikin.

Taſchentuch die Augen; dann langte ſie nach dem neben ihr ſtehenden Marmortiſch und nahm einen Brief, der dort lag.

Es war ein Brief, den Graf Eſſex kurz vor dem unglücklichen Entſchluß, Irland zu verlaſſen, an ſie geſchrieben hatte.

Er lautete:

„An die Königin!“

„Von einem Geiſte, der mit Sorgen genährt, von einem Geiſte, der durch Leidenſchaften zerſtreut, von einem Herzen, das durch Kummer, Gram und Plage zerriſſen wird, von einem Mann endlich, der ſich und alles haßt, was um ihn iſt und ihn lebend erhält, — welchen Dienſt kann ſich da Ew. Majeſtät verſprechen, beſonders da irgend ein früherer Dienſt nichts als Verbannung und Verweiſung in die abſcheulichſte aller Inſeln mit ſich führt? Der Stolz, das Glück jenes Rebellen muß mich berechtigen, mich von dieſem verhaßten Kerker frei zu machen, meinen verabſcheuten Körper zu verlaſſen, und geſchieht dies, ſo werden Ew. Majeſtät nicht Urſache zum Mißvergnügen über die Art meines Todes haben, da mein Leben ohnedies nie Euren Beifall gewinnen konnte.“

„Glücklich, wer ihn dort kann finden,
In der Einſamkeit den Tod,
Wo ihn Lieb und Haß nicht binden,

Wo verſchwunden jede Noth!
Ruhig wird er ihn erwarten —
Unter Bäumen groß und klein,
Selbſt ſich bauen ſeinen Garten,
Selbſt ſich ſeiner Früchte freun.
Stirbt er, ſingt auf einer Flieder
Seines Grabs die Droſſel Lieder.

Ew. Majeſtät verbannter
Robert Eſſex."*)

Als die Königin den Brief, den ſie wohl ſchon hundert Male geleſen, beendet, ließ ſie den Arm mit dem Schreiben ſinken und weinte bitterlich.

Eine halbe Stunde mochte ſo vergangen ſein, als ſich in der Entfernung ein dreimaliges Anſchlagen an eine Silberglocke hören ließ.

Es war das Zeichen, welches der dienſthabende Kammerherr zu geben beauftragt war, wenn etwas Unaufſchiebbares gemeldet werde.

Die Königin trocknete abermals die Augen, dann gab ſie, nach einigen Minuten, mit der neben ihr ſtehenden ſilbernen Klingel die Erlaubniß, einzutreten.

Gleich darauf öffnete ſich die Thüre und Lord Dudley Carleton, erſter Kammerherr der Königin, trat unter tiefen Verbeugungen ein.

„Was giebt es, Mylord?" — frug mit leiſem Tone die Königin — indem ſie den Tacitus, den ſie eben raſch ergriffen, als ob ſie in demſelben ſtudirt habe, wieder hinlegte — „was giebt es ſo Wichtiges, daß man Uns in Unſerm ſtillen Fleiße ſtört?“

---

*) Geſchichtliches Dokument.

„Majeſtät vergeben“ — entgegnete der Eingetretene — „die Gräfin Nottingham ...“

Die Augenbrauen der Königin zogen ſich bei dieſem Namen zuſammen.

„Die Gräfin Nottingham, Unſere Hofdame, entſchuldigt ſich über die Vernachläſſigung ihres Dienſtes ſchon ſeit vierzehn Tagen ...“

„Halten zu Gnaden, Majeſtät!“ — verſetzte der Kammerherr — „die Gräfin iſt krank ...“

„O ja!“ — ſagte die Königin bitter — „ſie leidet unſtreitig an der Krankheit, die allgemein den Hof von England befallen hat. Wie nennt man ſie doch, Mylord?“

Lord Dudley Charleton ſah die Königin erſtaunt an; es lag Schrecken in ſeinem Geſicht, ... faſt ... als wollte er ſagen: ſollte es doch wahr ſein, daß ihr Verſtand gelitten?

Aber es war nicht an dem.

„Nun, Mylord,“ — wiederholte die Monarchin — „wie nennt man doch die Krankheit, an der Unſer guter Hof von St. James jetzt ſo allgemein laborirt?“

„Majeſtät!“ — entgegnete der Gefragte mit einem Verbeugen — „laſſen Sie mich bekennen, daß ich die

Frage nicht verſtehe! Ich kenne außer der Gräfin Nottingham Niemand von Beachtung am Hofe, der krank ſei."

„Sieh' doch!" ſagte die Königin mit melancholiſcher Bitterkeit — „ſo kommt auch noch Blindheit hinzu."

„Wenn Majeſtät geruhen wollten . ."

„Nun Dudley," ſagte Eliſabeth — „Wir wollen Euch die Krankheit nennen, da Wir Euch nicht angeſteckt glauben."

Dudley Charleton verbeugte ſich.

„Sie heißt Jämmerlichkeit!" rief die Königin finſter.

„Aber erhabene Monarchin . . ."

„Jämmerlichkeit!" — wiederholte jene. — „Seitdem Wir der Stuart Sohn, Jakob von Schottland zu Unſerem Thronerben deſignirt haben . . ."

Ein Seufzer hob hier ihre Bruſt.

Dudley wußte warum.

Eliſabeth glaubte den Mord an Maria Stuart durch dieſe Erhebung des Sohnes der Unglücklichen auf Englands Thron vor ihrem Gewiſſen einigermaßen gut machen zu können.

„Seitdem Wir der Stuart Sohn, Jacob von Schottland, zu Unſerem Thronerben deſignirt haben, müſſen Wir Vernachläſſigungen von dem feilen Haufen der Höflinge und ſelbſt von Denjenigen erdulden, die

Uns ihr ganzes Leben umgaben, und die Wir mit Gnaden, mit Güte und Liebe überhäuft.“

„Geruhen Eure Majeſtät ...“

„Redet nicht, Dudley!“ — unterbrach die Herrſcherin den Sprechenden — „Wir reden nicht von Euch, denn Wir glauben bei Euch auf die alte Geſinnung rechnen zu können. Aber es iſt die alte Geſchichte alternder Monarchen. Wie wir Uns ſeit des unglücklichen Eſſex Tod auf der einen Seite ganz in die Hände Cecil's gegeben ... o! ... er wußte es, und darum mußte der arme Eſſex fallen, ... ſo werfen ſich, nach Unſerer Wahl des Thronfolgers, die Undankbaren zu den Füßen des neuen Königs ... um ... ihm bei Zeiten zu huldigen.“

„Vergebung, hohe Königin!“ — ſagte hier Carleton wahrhaft betrübt — „wenn Eure Majeſtät auch in Ihrer nie getrübten Weisheit leider bei dem „feilen Haufen der Höflinge“ zum Theile Recht haben mögen, ſo doch gewiß nicht bei all' den Edlen, die Ihrem Throne nah geſtanden. Wir alle hoffen, die Krone Englands noch lange auf dem Haupte ruhen zu ſehen, das ſie jetzt ſeit vierundvierzig Jahren ſo glorreich getragen!“

„Mylord,“ — entgegnete Eliſabeth in tiefer Schwermuth — „das Geſtirn des Tages, den wir geſehen, ſinkt, ... die Welt ... jauchzet der aufgehenden Sonne zu."

„England wird keine zweite Eliſabeth mehr ſehen!"

„Eliſabeth ... ha!" — murmelte die Königin dazwiſchen — „wie er mich noch Beß genannt ... Eliſabeth" — fuhr ſie dann wieder laut fort — „ſehnt ſich zur Ruhe."

„Ihr Volk liegt auf den Knieen und fleht um ein langes Leben ſeiner vergötterten Herrſcherin."

Ein trübes bitteres Lächeln flog momentan um die Mundwinkel der Fürſtin, dann ſagte ſie ſcharf und ſchneidend:

„Vergötterte Herrſcherin? O ja, es gab Zeiten, wo Uns Unſer geliebtes Volk vergötterte; und, wie Wir glauben, mit Recht, denn Wir thaten für Englands Glück, was wir thun konnten."

„Wer weiß dies nicht, erhabene Monarchin!" — ſagte Carleton — „und weſſen Herz ſchlägt nicht voll ewiger Dankbarkeit für England's jungfräuliche Königin."

„O ja!" — rief Eliſabeth ſpöttiſch — „denkt Ihr noch daran, wie ſich das Volk benahm, als wir jüngſt in das Parlament zogen?"

„Majeſtät, das Volk iſt ..."

The engliſh Mercury[*]) brachte den Artikel: „Der Mangel in ihrer Schatzkammer nöthigte die Königin, ein Parlament zuſammenzurufen. Ihr Weg in's Haus hatte etwas düſteres und deutungsvolles. Das Volk empfand noch immer den Tod ihres Günſtlings; es konnte nie dahin gebracht werden, ihn als einen Verräther gegen ſeine Fürſtin anzuſehen, und ſo hatte es nicht Luſt, ihre Ohren mit dem freudigen Zuruf zu ſchmeicheln, auf den die weiſe und herablaſſende Fürſtin immer ſo hohen Werth gelegt hatte."

„Und Majeſtät legen auf dieſes Geſchmiere Werth?"

„Eine Grafſchaft, ein Fürſtenthum, Mylord, würden Wir darum geben," — rief die Königin in furchtbarem Ernſt — „hätte Uns ein redlicher Mann, vor der Verurtheilung des unglücklichen Eſſex geſagt, daß das Volk ſo denkt! ... Aber genug, genug davon! die unwiederrufliche Vergangenheit laſtet ſchwer genug auf Unſerem Geiſte! ... Was hattet ihr zu melden, Dudley?"

„Die Gräfin Nottingham ..."

„Iſt ſie geneſen? Wir dispenſiren ſie von ihrem Dienſt als Hofdame. Ein ſonderbares Etwas drängt ſich in der letzten Zeit zwiſchen Uns und Sie. Ihr Name ſchon berührt Uns peinlich .."

„Sie liegt im Sterben."

---

[*]) Seit 1588

„Im Sterben?“ — rief Eliſabeth erblaſſend.

Es war, als ob die kalte Hand des Todes plötzlich an ihr Herz griff.

Eine Pauſe entſtand; dann frug Eliſabeth milder:

„Und was wünſcht die Gräfin? Sie war im Leben unſere Vertraute ... und ... Wir ſtehen ſelbſt am Rand des Grabes ... da müſſen Vorurtheile und Stimmungen ſchweigen. Was wünſcht die Gräfin?“

„Majeſtät!“ — entgegnete Lord Carleton verlegen — „ihr Wunſch iſt kühn.“

„Nun?“

„Sie liegt im linken Flügel dieſes Palaſtes ... in ihren Zimmern ...“

„Und?“

„Sie bittet Eure Majeſtät ... um einen letzten Beſuch ...“

„Uns? ... um einen Beſuch? ... Wir ſind ſelbſt krank!“

„Sie könne nicht ſterben ...“

„Warum?“

„Ein wichtiges Geheimniß laſte auf ihrer Seele.“

„Ein Geheimniß?“

„Daß ſie nur Eurer Majeſtät entdecken könne.“

„Nur Uns?“

„So ſagte ſie, und furchtbare Gewiſſensbiſſe ſchienen ihre Seele zu foltern.“

Auf Eliſabeth's Wangen trat, trotz dem noch immer aufgelegten Roth — und dieſem wahrhaft zum Hohn — Todtenbläſſe.

Das grelle Roth und die Bläſſe daneben machte ſich, bei den hohlliegenden Augen ſo ſchrecklich, daß Lord Dudley Carleton in ſich ſelbſt zuſammenſchauerte.

Aber mit demſelben Momente war Eliſabeth die alte Energie zurückgekehrt. Es überkam ſie dabei wie eine furchtbare Ahnung:

„Wir kommen!“ — ſagte ſie feſt und die ſilberne Klingel rief das Gefolge.

Zehn Minuten ſpäter betrat die Königin von England, geſtützt auf den Arm Lord Carletons das Krankenzimmer der Gräfin Nottingham.

Es war dunkel verhängt; nur wenige Lichter brannten.

Am Eingang gab die Königin ihrem Gefolge einen Wink, im Zimmer zurückzubleiben.

Alle verneigten ſich tief . . . die Königin trat ein . . . die Thüre ſchloß ſich hinter ihr. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille. Nur ein Geiſtlicher, der am unteren Ende des Bettes ſtand, betete halblaut.

Die Königin ſchritt leiſe auf das Bett zu.

Der Geiſtliche verneigte ſich, aber er betete fort.

Die Königin faltete die Hände. Sie ſah den Tod auf dem Geſicht der Rettingham.

Der Geiſtliche betete mit monotoner Stimme:

„Die Sünde iſt die Frühgeburt der Erkenntniß und Liebe.“

„Es iſt der Menſch, der nicht aufſteht, wenn Gott ihn an das Licht ruft und der in der Finſterniß liegen bleibt.“

„Es iſt das thörichte oder herzloſe Kind, das ſich übellaunig abwendet, wenn ſeine Mutter ihm den Arm entgegenſtreckt.“

„Es iſt das Thongefäß, das vom Feuer nicht gehärtet und den ſüßen Lebensſaft entrinnen läßt.“

„Auch werden die Sündengefäße vom Töpfer zerbrochen und wieder geknetet und auf’s Neue in’s ewige Feuer geſtellt, bis ſie Ehrengefäße werden, welche die Tafel des Königs würdig zieren.“

„Wer erkennt, möge über das Erkannte nachdenken.“

„Die Sünde iſt die Tochter der Unwiſſenheit oder des Irrthums; aber Unwiſſenheit und Irrthum ſind Prüfſteine der Liebe zur Wahrheit und der Wahrheit der Liebe.“

„Die ſüße Freiheit unſrer Mutter und unſrer Braut hat ſich uns gezeigt von Anbeginn; dann iſt ſie zu den Schatten des Todes geflüchtet und hat uns zu ſich gerufen, um zu ſehen, ob die Liebe ſtärker in uns ſei als die Furcht.“

„Und der Menſch eilte zu ihr durch die Nacht dahin, und er ſtieß gegen den Stein, und er fiel in den Abgrund, und er ritzte ſich an den Dornen des Weges.“

„Doch wenn ihm der Tag endlich ſeine Vielgeliebte zeigt, glaubt ihr dann, daß ſie ihm die Wunden vorwerfen wird, die er für ſie empfangen?“

„Denn, der trotz ſeines Falles und ſeiner Verletzungen immer vorwärts geſchritten, wird ſie das hochzeitliche Kleid und die Ruhe in den Umarmungen der Gattin ſchenken.“

„Aber denen, welche die Finſterniß geſcheut und ſich, in ihr Ueberkleid gehüllt, niedergelaſſen haben, und welche die egoiſtiſche Leuchte ihrer Vernunft angezündet, um ſich ſelbſt in ihrem bleichen Scheine zu bewachen, wird ſich die Freiheit von ferne zeigen mit einem bittern Vorwurf wegen ihrer Feigheit und Undankbarkeit.“

„Und wenn ſie nicht geſtorben, werden ſie erwachen, wenn ſie aber in den Tod des Egoismus eingeſchlafen, werden ſie in das große Glühfeuer geworfen, welches Gold, Silber und Erz zum Guß vorbereitet, auf daß der Tempel des Herrn geſchmückt werde.“

„Und ehe ſie wieder aufleben, fühlen ſie, daß ſie an ihrer Schuld ſterben müſſen, und ſie werden glauben, daß ſolches für immer geſchehe.“

„Aber ihre Verzweiflung ſelbſt wird eine That der Liebe und ein Funke des Lebens ſein.“

„Und dieſer Funke wird keimen wie ein Samenkorn im Schooße ihrer Verderbniß und ihres Todes.“

„Und ſie werden erſt ſpäter und nach großem Wehe zu dem Leben der Menſchheit eingehen.“

„Und ihre Geburt wird für das ewige Leben eine langſame, ſchwere Niederkunft ſein.“

„Wenn der Töpfer arbeitet, nimmt er einen Theil Erde und knetet ihn, um daraus ein Gefäß zu bilden.“

„Doch je mehr das Gefäß ſeiner Vollendung entgegengeht, wirft er ein Stück von dem Thon, den er erſt genommen, wieder weg.“

„Dann ſammelt er alle dieſe Stücke und vereinigt ſie mit der Maſſe, welche ihm zu anderen Arbeiten dienen muß.“

„So ſind Diejenigen, denen nicht genug Göttliches innewohnt, daß ſie das Leben im Tode fänden, welche die Freiheit nicht geliebt, weil ſie nicht ihre Schönheit ſahen, von dem ewigen Werkmeiſter, der den Menſchen bildet, wieder weggeworfen worden.“

„Haben ſie ein Recht zu klagen? Nein, denn der Werkmeiſter verfügt nach Belieben über ſeinen Thon: ſie leiden nicht den Raub des Seins, denn man kann nicht vermiſſen, was man nicht kennt.“

„Jene, welche an der Sehnſucht nach dem Leben leiden, haben ſchon das Leben, das in ihnen wirkt, um ſich vom Tode zu befreien.“

„Aber wahrlich, ich ſage euch: Nichts von dem, was der himmliſche Werkmeiſter Anfangs wegwirft, ſoll verloren ſein.“

„Denn er arbeitet ohne Aufhören, und jedes Werk wird zur beſtimmten Zeit fertig.“

„Aber wie der Töpfer an das Gefäß klopft, das er aus dem Feuer zieht, um zu wiſſen, ob es gerathen, ſo prüft Gott den Menſchen mit der Furcht und dem Schmerz.“

„Hält das Gefäß, ſo freut ſich der Töpfer und ſpricht: das Gefäß hier habe ich gemacht.“

„Hält ein Menſch, ſo ſtreckt ihm Gott freudig den Arm entgegen und ſagt: Ich habe ein freies, erkenntnißvolles Weſen gezeugt, wie ich bin.“

„Aber Alles, was zerbricht, wird in die träge Maſſe zurückgeworfen, aus welcher der Geiſt nach einander die Pflanzen, die Thiere und die Menſchen zieht.“

„Und Nichts von dem, was noch nicht exiſtirt, kann dabei leiden.“

„Und Alles, was exiſtirt, leidet nur, um Glück zu erzeugen.“

„Nun aber exiſtirt vor Gott die Sünde nicht: denn das Böſe iſt die Aufhebung des Guten, und nur das Gute exiſtirt.“

„Das Böſe exiſtirt nur in unſerer thörichten Einbildung, weil wir nicht wiſſen, daß Alles, was uns ſchlecht erſcheint, ein Gut iſt, welches mit Mühe das Licht der Welt erblickt.“

„Ein Uebel iſt die Schwäche, die Unwiſſenheit, das unendliche Elend des neugebornen Kindes, und gleichwohl gehen aus dieſem Uebel ſpäter alle Güter des menſchlichen Lebens hervor.“

„Die Sünde iſt der Fall des Neugebornen, und ſeine Mutter hebt es ohne Zorn wieder auf, denn ſie weiß wohl, daß es noch nicht laufen kann.“

„Amen!“

Die Sterbende wiederholte leiſe:

„Amen!“

Der Geiſtliche verneigte ſich tief vor der Königin und trat ab.

Eine ängſtliche Pauſe folgte; ... die Gräfin rang ſichtbar nach Kraft und Faſſung.

Eliſabeth durchſchauerte es kalt. Stand nicht auch ihr dieſe Stunde nahe bevor?

Es reute ſie jetzt hieher gekommen zu ſein.

Aber die Enthüllung eines wichtigen Geheimniſſes auf dem Todtenbette ... und von einer Frau, die ihr ſo nahe geſtanden?

Sie war es der Krone ſchuldig ... es konnte das Wohl Englands betreffen!

Es konnte . . .

„Mylady!“ — ſagte die Königin jetzt mit ungewöhnlich milder und gedämpfter Stimme — „Eure Königin ſteht vor Euch!“

Aber ſo mild die Worte auch geſprochen waren, ſie ſchienen auf die Sterbende den Eindruck gemacht zu haben, als künde ihr ein Poſaunenſtoß das jüngſte Gericht.

Ihre Züge verzerrten ſich zu einem erſchreckenden Ausdruck von Angſt.

Die Augen ſtarrten entſetzt auf . . . der Mund bewegte ſich wie zum Sprechen . . . aber der Ton verſagte.

„Ihr habt Uns zu ſprechen gewünſcht,“ — fuhr die Königin fort — „um Uns ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.“

Die abgezehrte Hand der Sterbenden fuhr ängſtlich nach der von kaltem Schweiß bedeckten Stirne.

„So iſt es!“ — ſtammelte die Leidende — „Dank Eurer Majeſtät für die Gnade . . .“

„Keine Anſtrengung Nottingham!“ — fiel die Monarchin ein. — „Wir bedauern von Herzen, Euch ſo zu finden.“

„Um Gottes Willen!“ — ſtöhnte die Gräfin — „keine Güte! . . . nur jetzt nicht! . . .“

„Wie?“

„Ich verdiene ſie nicht!“

„Unſere Nottingham war ſtets ein Muſter der Tugend!“

„Oh!“

„Und nie hatten Wir uns über ſie zu beklagen.“

„Oh! oh!“

„Wenn der Dank Eurer Königin für Eure Treue und Ergebenheit Euch in dieſer Stunde beruhigen kann ...“

Aber die Königin brach hier plötzlich ab.

Die Gräfin war ſich bei den letzten Worten der Fürſtin mit beiden Händen in die Haare gefahren, die ſie ſich jetzt in wilder Verzweiflung ausraufte.

„Was ſoll das?“ — frug die Königin entſetzt.

„Fluch mir! Fluch mir!“ — ſtöhnte die Gräfin.

Eliſabeth trat einen Schritt zurück und ſah ſich nach Hülfe um.

„Nicht! ... nicht!“ — flehte jene.

„Aber ...“

„Das Geheimniß! ... das unſelige Geheimniß!“

Die Königin fand ſich wieder; aber ihre Stirne umdüſterte ſich.

Allem Anſchein nach mußte ſie auf etwas ſehr Schlimmes gefaßt ſein.

„So ſprecht es endlich aus!“ — ſagte ſie jetzt ſtreng

„Oh! … es wird … mir ſo ſchwer …“

„Wir befehlen Euch zu ſprechen, Gräfin!“

„Aber …“

„Zur Sache!“

„Ich kann nicht ruhig ſterben!“

„Alſo denn! …“

„Ihr werdet mir fluchen, Majeſtät!“

„Die Sünde iſt die Frühgeburt der Erkenntniß und Liebe!“ — wiederholte die Monarchin aus dem Gebete des Geiſtlichen, das kaum hier verſtummt war.

„Liebe! … Liebe! …“ ſtöhnte die Gräfin — „aber die verſchmähte Liebe … gebärt … den Haß … die Rache …!“

Eliſabeth's Stirne ward immer finſterer.

Es überkam ſie das bange, lähmende Gefühl, das man empfindet, wenn ein ſchweres Gewitter naht; zugleich aber riß auch ihre Geduld.

„Zur Sache jetzt!“ — ſagte ſie gebietend.

Die Sterbende deutete auf einen Ring, der auf dem Tiſche an ihrem Bette lag.

Die Königin ergriff ihn.

„Erkennen ihn, Majeſtät?“ — frug die Nottingham mit dem Ausdruck unausſprechlicher Angſt.

Die Königin ſchaute ihn ruhig an.

Es war ein einfacher Diamantring mit emaillirter Platte.

„Nein!“ — ſagte Eliſabeth. — „Wir entſinnen uns nicht, ihn je geſehen zu haben. Bei all' den Ringen, die Uns im Leben durch die Finger kamen, iſt es ſchwer, einen einzelnen wiederzuerkennen."

Plötzlich ſtieß die Königin einen Schrei aus.

Sie hatte zufällig leiſe auf die eine Seite der Steine gedrückt ... er ſprang auf ... und ... ihr Miniaturbild, kaum eine Linſe groß, erſchien.

Es zuckte wie ein Blitz durch ihre Seele.

Ein Zittern erfaßte ihren ganzen Körper ... Todtenbläſſe deckte ihr Geſicht ... die Augen, bisher faſt erloſchen, funkelten, wie die einer Löwin ... während ſie entſetzt rief:

„Unſelige! wo habt Ihr dieſen Ring her?"

„Von Eſſex!" — ſtammelte die Sterbende mit ſchwindenden Kräften

„Und wann? ... wo? ... gab er ihn Euch!"

„Zwölf ... Stunden ..."

„Nun?!"

„Vor ſeiner Hinrichtung ..."

„Und für wen?"

„Für Eure Majeſtät ... er ſei ... ein Zeichen ... Eurer ewigen Gnade ... das Ihr ihm in ... einer heiligen Stunde gegeben ... ehe er nach Cadix ging ..."

„Gott! Gott!" — ſchrie die Königin auf — „und ich hatte ihm mit meinem königlichen Wort verſprechen, daß ich ihm bei Rückgabe dieſes Pfandes ſeliger Stunden, wenn er je in Ungnade gefallen, vergeben, ihn retten wolle ... und wenn es ſein Haupt gelte!“

„Barmherzigkeit! Gnade! Vergebung!“ — ſtöhnte die Gräfin.

„Unglückſelige!“ — rief die Königin — „und warum gabt Ihr mir dieſen Ring nicht. Sein edles Leben ... Unſere Gewiſſensruhe hing daran ...“

„O Gott!“

„Redet, bei Unſerem Zorn!“

„Weil ... weil ...“

Es war faſt wie Irrſinn, der jetzt aus den Augen der Sterbenden ſprach, während ihre Finger unruhig auf der Decke des Bettes hin und her zu greifen begannen.

„Redet!“ — donnerte die Königin.

„Weil“ — ſtöhnte Gräfin Nottingham — „ich ... aus Haß ... und Rache ... ſeinen Tod ... wollte!“

„Aus Haß und Rache?“ — rief Eliſabeth, ſich nicht mehr kennend — „und darum machtet Ihr Uns zu ſeiner Mörderin? Was hat der Edle Euch je gethan? Aus welchem Grund habt Ihr ....?“

„Aus ... verſchmähter Liebe!“ — ſtöhnte die Unglückliche.

Ein neuer Schrei der Königin durchzuckte die Luft; dann — von Schmerz und Zorn überwältigt — ſchüttelte die Königin die ſterbende Gräfin an beiden Achſeln und rief mit einer Heftigkeit, die ſelbſt das im Vorzimmer harrende Gefolge erbeben machte:

„Unglückſelige! Gott möge Euch vergeben … Wir … können es nicht!“

Und damit drehte ſie ſich um, und floh aus dem Zimmer.

Zehn Minuten ſpäter war die Gräfin unter Krämpfen verſchieden.

Siebentes Kapitel.

Die Schatten des Todes.

Vier Wochen waren ſeit der unſeligen Scene zwiſchen der Königin Eliſabeth von England und der Gräfin ~~Rutland~~ vergangen. [illegible]

Der Tod hatte in jener Stunde die Augen der Gräfin zugedrückt; ... jetzt ... ſtand er vor dem Lager der Königin.

Ganz London war in Bewegung, — ganz England trauerte, — die Welt richtete mit ernſter Spannung ihre Blicke auf dies große, auf dies gewaltige ſinkende Geſtirn.

Der Palaſt Ihrer Majeſtät war die Tage über von theilnehmenden Volksmaſſen umlagert ... in ihm ſelbſt herrſchte eine unheimliche Oede und Stille. Er glich einem ungeheuren weitgeöffneten Grabe.

Nur in und vor der großen St. George-Halle zu gleicher Erde, nahe dem Haupt-Eingang, zeigte ſich eine bedeutende, wenn auch geräuſchloſe, Bewegung.

Zwei königliche Leibwächter mit ihren Hellebarden ſtanden hier an der mächtigen Thüre, deren ſchwere Flügel von Eichenholz weit aufſtanden.

In der Mitte der Halle ſelbſt befand ſich ein rieſiger Tiſch, auf dem vier koloſſale Bücher lagen, bedeckt mit Namen und Titeln, welche Diejenigen einſchrieben, die ſich hier nach dem Befinden Ihrer Majeſtät erkundigten, über welches vier Cavaliere, in den vier Ecken der Halle ſtehend, Auskunft gaben. Wer nicht ſchreiben konnte, ließ ſeinen Namen durch den bei jedem Buche ſtehenden königlichen Schreiber einzeichnen.

Schweigend und ernſt bewegten ſich die Maſſen hinein und heraus. Es war Londons Ariſtokratie und höherer Bürgerſtand.

Eben jetzt nahte ſich der Thüre der Halle auch ein edel ausſehender ſtattlicher Mann.

Die ritterliche Tracht von ſchwarzem Sammt mit den Puffen von gleichfarbigem Atlas, der Hut mit der weißen Feder, der breite Spitzenkragen, der ſpaniſche Mantel und Degen kleideten ihn trefflich.

Es lag dabei etwas Edles, Mild-Ernſtes in dieſen Zügen, während die hohe, ſchön geformte Stirne und die großen ſeelenvollen Augen einen gewaltigen Geiſt kund gaben.

Der Mann war Sir William Shakespeare, der, jetzt ſo berühmte Dichter.

Auch er kam … Näheres über den Zuſtand der Königin zu hören.

Größe hat immer Achtung vor Größe, … auch wenn Schatten und Schwächen nicht verkannt werden.

In demſelben Augenblick, in welchem Shakespeare ſich der Thüre der St. Georg-Halle näherte, wich die ſich vor ihm her drängende Menge etwas zurück, da, gefolgt von mehreren Edelleuten und Dienern, Sir Robert Cary aus dem Inneren des Palaſtes herkam und, mit ernſtgefurchter Stirn, auf den Ausgang des Palaſtes zuſchritt.

Sir Robert Cary, war ein Vetter der Königin, und von Berwick angekommen, um ſeine königliche Verwandte noch einmal vor ihrem Tode zu ſehen.

Als er jetzt Sir William Shakespeare erblickte, ging er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Cary hatte ſchon vor Jahren den Schriftſteller öfter bei dem Grafen Southampton getroffen, und da auch er, wie der edle Southampton, ein großer Verehrer der Poeſie und Schauſpielkunſt war, ſo hatte er Shakespeare lieb gewonnen und achten gelernt.

Die Begrüßung war denn auch wirklich eine herzliche, wenn auch der Ernſt des Momentes ihr jede Freudigkeit abſtreifte.

Nach den ernſten Worten winkte Sir Robert

Cary den ſo unerwartet wiedergefundenen Genoſſen ſchöner und heiterer Stunden zur Seite.

„Tretet mit mir auf einen Augenblick in das nächſte Zimmer, Meiſter Shakespeare!“ — ſagte er dabei gutmüthig, denn Stolz kannte ein ſo verſtändiger und fein ausgebildeter Mann, wie Cary, nicht. — „Hier in dem Gedränge läßt ſich doch kein ruhiges Wort wechſeln, und ich habe einige Fragen an Euch zu ſtellen!“

Shakespeare gehorchte gern, während das Gefolge auf dem Corridor blieb.

Als ſich die Thüre hinter beiden geſchloſſen, ſagte Cary:

„Es freut mich, Meiſter Shakespeare, eben aus Euerem eigenen Munde gehört zu haben, daß es Euch wohl ergehe; daß Ihr fleißig ſeid, weiß ich, denn Ihr habt gar viel des Herrlichen geſchaffen, ſeit wir uns nicht mehr geſehen.“

„Wäre nur nicht ſo viel des Herrlichen ſeit jenen ſchönen Tagen untergegangen!“ — meinte der Dichter mit dem Ausdruck des Schmerzes in den Zügen. — „Mein äußeres Schickſal hat ſich, Dank der Güte edler Freunde! ... Dank namentlich dem Edelſten der Edlen, Dank Southampton! freundlich auferbaut; aber der Menſch bedarf mehr als Brod. Auch das Herz will leben ... und ... das haben ſie uns zum Bettler gemacht.“

„Ja!“ — ſagte Cary — „es iſt Manches geſchehen, wovon es beſſer wäre, es hätte das Licht der Welt nicht geſehen.“

„Und was man, wie es heißt, jetzt ſchwer bereut.“

„So iſt's!“

„Wenn Reu', zu ſpät gekommen, nur nicht ...“ — Shakespeare hielt inne, er beſann ſich, wo er war und mit wem er ſprach; überſpringend ſagte er dann:

„Wie läſtig, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!
Pfui d'rüber! pfui! Ein wüſter Garten iſt's,
Der ganz in Samen ſchießt; nur üpp'ges Unkraut
Erfüllt ihn! Daß es dazu kommen mußte!“

„Ja! — wiederholte Sir Robert Cary düſter — „daß es dazu kommen mußte!... Aber wie ſteht es mit unſerem werthen Freunde Southampton.“

„O!“

„Daß er noch im Tower weilt, weiß ich!“

„Welch' Schickſal für dieſen herrlichen Menſchen, lebendig in des Grabes Nacht gebannt zu ſein!“

„Mir ſchaudert!“

„Beraubt der Freiheit, dieſes hohen Gutes, das Niemand mehr zu ſchätzen wußte, als er ſelbſt!“

„Und auch zu würdigen, zu genießen! Welch' wunderbar ſchöne Stunden verlebte man bei ihm!“ – rief Cary, und ſeine ſtrahlenden Augen zeigten, wie er in der Erinnerung ſchwelge.

„Welch' ein Verbinden war's, von ſinnlichem und geiſtigem Genuß!“ — ſetzte Shakespeare hinzu — „von freud'gem Ernſt und ernſter Freudigkeit, von Scherz und Witz und Laune und doch auch wieder von Fragen an die Tiefe des Geiſtes, an die Ewigkeit gerichtet!“

„Und der Mann ...

„Schmachtet jetzt ſeit ...

„Still!“

„Und ich, Sir Robert, ſtand am Blutgerüſte, als das Haupt ...“

„Sprecht nicht davon; die Todten ſind nicht wieder wach zu rufen; aber das Grab des Towers kann ſich wieder öffnen.“

„Glaubt Ihr?! — rief Shakespeare — „o! das wäre mein glücklichſter Tag.“

„Hat man nie verſucht, die Königin für Southampton milder zu ſtimmen?“

„Verſucht ward's oft; allein vergebens ... Ihre Majeſtät wollte den Namen nicht einmal hören.“

„Und auch Ihr, Meiſter Shakspeare, ſaht den Unglücklichen nicht mehr?“

„Sir Robert Cary,“ — Ihr könnt mir glauben, daß ich meinen Freund, meinen Wohlthäter mein zweites Ich, wenn ich ſo ſagen darf, nicht vergeſſen.“

„Ich glaube es.“

„Was nur in Menſchenkräften ſtand, ward verſucht, um Zutritt zu dem Tower mir zu ſchaffen: Liſt, Schmeichelei, Beſtechung, Geld in Menge . . .“

„Und doch nicht?“

„Ein Satan, Namens Gount, iſt Kerkermeiſter.“

„Und der iſt unzugänglich?“

„Unzugänglich! Nur ein Sonnet von mir fand hie und da den Weg zu ihm. Mir war das Herz oft am Zerſpringen.“

„Geduld!“ — ſagte Sir Robert hier — „die Dinge haben ſich geändert, vielleicht gelingt's, die Königin zu ſeiner Freilaſſung zu beſtimmen!“

„O!“ — rief Shakespeare — „wenn das möglich wäre! Wie aber ſteht es denn bei Ihrer Majeſtät? den Gerüchten iſt nicht zu trauen . . . ſie ſind und lauten ſo wunderlich . . . aber Ihr, Sir Robert Carr, der Vetter der erlauchten Frau, ihr ſeid ſicher auf das genaueſte unterrichtet.“

„Leider, ja!“ — entgegnete Carr — „es ſteht ſo ſchlimm, als es nur ſtehen kann. Als ich, vor wenig Tagen von Berwik an den Hof kam, fand ich die Königin ſchon ſehr unwohl. Sie hielt ſich in ihren Privatzimmern; als ſie indeß von meiner Ankunft hörte, ſandte ſie nach mir.“

„Alſo iſt's gelogen, daß ſie von Sinnen ſei!“

„Hört nur! Ich fand ſie in einem ihrer Zimmer auf niederen Kiſſen ſitzend.“

„Auf Kiſſen?“

„Ja! ſie geht um keinen Preis der Welt zu Bett. Man ſagt, ſie fürchte, wenn ſie einmal krank zu Bett liege, nicht wieder aufzuſtehen. Andere behaupten …“

„Nun?“

„Eine innere Unruhe … wilde, phantaſtiſche Träume im wachen Zuſtand …“

„O Eſſer, deine Manen rächen dich!“ — rief Shakespeare.

„Als mich die Königin ſah,“ — fuhr Sir Robert Cary, raſch einfallend fort — „winkte ſie mir. Ich küßte ihre Hand und ſagte ihr: daß es mir zur beſonderen Glückſeligkeit gereiche, ſie geſund und wohl zu ſehen. Da blickte mich Eliſabeth mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes an und ſagte: „Nein, lieber Robert, ich bin nicht wohl! Mein Herz iſt unendlich ſchwer und trüb … und … eine ſchwere Eiſenfauſt … zieht mich hinab.“ Thränen und Seufzer erſtickten dabei ihre Stimme, … ein Vorkommniß, daß mich um ſo mehr erſchütterte, als ich ſie nie in ihrem Leben —

außer bei dem Tod der Königin von Schottland — ſo geſehen.“

„Beim Tod der Königin von Schottland ...!“ — wiederholte Shakespeare in ſeltſamem Tone.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich meine königliche Verwandte zu tröſten ſuchte!“ — fuhr Sir Cary fort — „allein ich fand bald, daß das Uebel zu tief im Herzen ſitze.“

„Und wann war dies?“

„Am letzten Sonnabend.“

„Die Königin befahl dann noch, daß die große Kapelle in Stand geſetzt werden ſolle, damit ſie am andederen Morgen dem Gottesdienſt beiwohnen könne.“

„Noch ward kein Gebet zum Schlüſſel eines Grabes!“ — ſagte Shakespeare finſter.

„Am Sonntage war alles bereit,“ — fuhr Cary fort — „und wir warteten lange auf der Königin Ankunft. Nach elf Uhr aber kam einer von den Bedienten und erſuchte uns ... in der Privatkapelle zu warten, Majeſtät wolle nicht in die große gehen“

„Sie fühlte ſich wohl zu ſchwach.“

„Auch hier wieder harrten wir lange auf ihr Erſcheinen, als ſich endlich die Thüren ihres Zimmers öffneten. Man hatte Kiſſen an dieſelben gelegt ... und ... auf denſelben halb liegend, halb ſitzend, von ihren Damen unterſtützt ... hörte die Königin, wie es mir ſchien, in tiefer Zerknirſchung, den Gottesdienſt mit an!“

„O!“ — rief Shakespeare — „wie ſchmerzlich, Größe ſo kranken ... ſo in ſich ſelbſt zuſammenſinken zu ſehn! Seh' ich des Daſeins Wechſelgang und Schranke; das Daſein ſelbſt dem Untergang geweiht, ... kommt mir bei den Ruinen der Gedanke: dem Größten ſelbſt wird Tod durch Raum und Zeit!“

„Mein lieber Meiſter Shakespeare!“ — ſagte Sir Robert tiefbewegt, — „glaubt mir, daß auch mich der Anblick bis in das Mark der Seele erſchüttert hat. Was auch hie und da ihre Schwächen verſchuldet ... Eliſabeth von England ſteht groß da!“

„Man wird ihr Zeitalter nach ihr benennen! — Wie aber ging's ſeitdem?“ — frug der Dichter.

„Von jenem Tage an, ward ſie immer ſchlimmer und ſchlimmer. Die letzten vier Tage brachte ſie faſt regungslos auf ihren Kiſſen zu. Die Nächte ſollen ſchrecklich ſein.“

„Wie ſo?“

„Ich mußte geloben, hierüber zu ſchweigen.“

„Und die Aerzte?“

„Geben ihr nur noch wenige Tage.

„Und giebt es kein Mittel?“

„Sie nimmt keine Arzeneien.“

„Und richtet ſie kein Troſt auf?“

„Eliſabeth verharrt ſprachlos."

„Sprachlos?" — rief Shakeſpeare entſetzt.

„Anfangs aus Schwäche . . . jetzt aus freiem Willen; . . . denn bei ihren nächtlichen Phantaſien hört man ſie oft ſogar aufſchreien."

Eine Pauſe entſtand. Das Tragiſche, das in dieſem traurigen Ende eines ſo großen, gewaltigen und mächtigen Lebens lag, imponirte Beide.

Endlich ſagte Shakeſpeare:

„Wie ſollte da eine Hoffnung für unſeren armen Freund Southampton vorhanden ſein!"

Sir Robert Cary ſah ſich um, ob Niemand ſie hören könne, dann verſetzte er leiſe:

„Doch! wenn es gelänge, ſie an Southampton zu erinnern."

„Das würde das Uebel mehren."

„Und ihr unter die Hand legte, daß ſeine Befreiung aus dem Tower eine Art Sühne für Anderes werden könne."

„In der That . . . aber . . . wie dies anfangen?"

Sir Robert Cary ſah Shakeſpeare ernſt an, dann ſagte er:

„Habt Ihr Muth, etwas für Southampton zu wagen?"

„Sir!" — rief der Dichter — „welche Frage?"

„Auch wenn die Kühnheit Euer Leben koſten könnte?"

„Auch dann mit Freuden!“

„Nun!“ — rief der Vetter der Königin — „dann folgt mir, Meiſter Shakespeare, vielleicht entringt ſich aus dieſer Nacht Leben und Freiheit für den Freund!“

Achtes Kapitel.

Der Tod der Königin Eliſabeth.

Nacht herrſchte in dem Krankenzimmer der Königin; nur eine einzige, grünverhängte Lampe warf ihren düſtern Schein über die Gegenſtände ringsumher.

Es waren Dinge gewöhnlicher Art, allerdings von königlicher Pracht: Seſſel, Tiſche und vor Allem ein Bett, das freilich an Koſtbarkeit ein zweites ſuchte.

Es war von reicher und ungemein künſtlicher Schnitzarbeit, den Sieg der engliſchen Flotte über die ſpaniſche Armada vorſtellend; ganz vergoldet und von einem Betthimmel aus ſchwerem grünem Damaſt überragt, den oben eine vergoldete Krone hielt, und deſſen Seiten breite goldene Franzen zierten. In den hinteren Theil dieſes Betthimmels waren die Wappen von England und Irland mit Goldfäden und Perlen künſtlich eingewoben.

Köſtlicher noch zeigte ſich das Bettzeug ſelbſt, das an Weiße und Feinheit dem friſch gefallenen Schnee glich und mit Spitzen von ungeheuerem Werth garnirt war.

Indeß ſo ... prachtvoll auch dies Lager ... jetzt ... ſtand es leer, denn die Eigenthümerin deſſelben, Eliſabeth, Königin von England und Schottland, befand ſich, wie bereits ſeit längerer Zeit, außerhalb des Bettes.

Halb ſitzend, halb liegend, von zwei ihrer Kammerfrauen gehalten, nahm ſie die ſeidenen Kiſſen ein, die man mitten in dem Zimmer auf dem Fußboden ausgebreitet.

Sie war vollſtändig angekleidet; aber das Haupt hing ihr auf die Bruſt; die Arme lagen ſchlaff auf den Kiſſen; der Buſen hob ſich mühſelig und nur die Augen rollten mit unheimlicher Beweglichkeit in ihren tiefen Höhlen hin und her.

Eliſabeth's ganze Erſcheinung war faſt nicht mehr zu kennen, ſo hatte ſie ſeit jener Entdeckung mit dem Ringe abgenommen. Aengſtlicher noch war die Abnahme ihres ſonſt ſo ſtarken und männlichen Geiſtes, der, namentlich in den Nächten, oft in wilder fieberhafter Phantaſie abſchweifte, bis er, wie gelähmt und gebrochen, in Apathie zuſammenbrach.

Neben den Kammerfrauen, die ſie in ihrer halb ſitzenden, halb liegenden Stellung hielten und unterſtützten, umſtanden die Leidende noch mehrere Dienerinnen mit Salzen und ſtärkenden Waſſern; aber die Königin ſchien nichts von ihnen zu wollen, mit heftiger Geberde winkte ſie ihnen, jetzt abzutreten.

Die Dienerinnen gehorchten. Eliſabeth war mit ihren zwei vertrauten Kammerfrauen allein.

Nichts regte ſich, kein Laut ließ ſich hören, außer dem Stöhnen und Seufzen der Kranken. Der matte Schein der Lampe zeigte dabei die ſeltſame Gruppe in abenteuerlichem Lichte.

Plötzlich fuhr die Königin zuſammen.

„Still!“ — murmelte ſie — „ſtill! er iſt's!“

Sie ſchien zu lauſchen.

„Ja! ... ja!“ — fuhr ſie matt fort, — „Wir kennen dieſen Tritt. Wir haben ihn oft gehört, am Tage .. und oft des Nachts ... und ſelbſt wenn er leiſe war, ſo klang er feſt, ſicher und ſtolz!“

Sie lauſchte wieder.

„Mary!“ — flüſterte ſie dann — „ſind Wir allein? Kann Niemand erfahren ... daß er zu Uns kommt?“

„Wenn's Eurer Majeſtät gefällt,“ — ſagte die eine der Kammerfrauen, — „ſind wir allein und Niemand ...“

„St! er iſt ſchon an der Thüre!“

Schweigen trat ein.

„Mein Robert!“ — hauchte jetzt die Königin mit Zärtlichkeit.

„O! nicht zu Füßen, ... wie all' das Menſchengewürm ... komm ... in meine Arme ...“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nein! nein! jetzt ſind Wir nicht deine Königin … jetzt … ſind wir ein liebend Weib!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„O! wie du ſchwörſt! … ſoll ich den Schwüren deiner Liebe glauben?“ — — — — — — — — — —

„Eh kehrt um Mittag ſich der Tag in Nacht
„Und mitternächtig Dunkel wird zu Sonnenhelle,
„Eh du zu meinen Füßen Meineid ſprichſt?
„Und mir den Schwur der ew'gen Treue brichſt?“
„O ſüßer Mann … wie lieb' ich!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nein! du allein haſt meine Gunſt!“

— — — — — — — — — — — — — — —

— „Fürchte ſie nicht: Burleigh, Raleigh und Cecil nicht. Es ſind Staatsmänner, deren Dienſte ich nicht miſſen kann! … Laß mich! … laß mich! … oh! …“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Du toller Menſch!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nach Cadix?“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Immer neue Pläne! Aber ſie ſind gut, Ehrgeiziger …“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Man wird dich in deiner Abweſenheit nicht verläumden.“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Dann ſind Wir da, die Königin!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Du willſt ein Pfand? … den Ring von meinem Finger? …“

Plötzlich ſtieß hier die Königin einen Schrei aus und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne. Die Augen wurden weit und ſtarr … die Haare ſträubten ſich! —

„Den Ring! den Ring!“ — ſchrie ſie dabei — „wo iſt der Ring, den ich Eſſex gab, … als Pfand meiner Gnade gab, als er nach Cadix ging? … Gräfin Nottingham, den Ring! den Ring!“

„Majeſtät,“ — ſagte jetzt leiſe die eine der Kammerfrauen — „hier iſt der Ring. Majeſtät tragen ihn ſeit einigen Tagen an einer goldnen Kette um den Hals.“

„Um den Hals?! … um den Hals?!“ — wiederholte die Kranke — „warum … um den Hals? … Thorheit! er gehört Mylord Eſſex … dem edlen Grafen, dem tapfern Feldherrn, dem Sieger von Cadix, dem ſchönſten Mann in Unſerm Reich.“

Sie hielt inne.

„Aber wie denn?“ — fiel ſie ſich jetzt ſelbſt raſch und ängſtlich in das Wort — „was war doch mit dem Ring?“

— — — — — — — — — — — — — —

„Die Nottingham! … Gerechter Gott, … die

Nottingham, ... wo iſt ſie? ... Sagtet ihr nicht ... Eſſex ſei verurtheilt? ... Wahnſinn! ... Eſſex verurtheilt! ... Er? ... er! ... ein Verräther? ...“

Die Kammerfrauen ſchwiegen beſtürzt und ängſtlich.

— — — — — — — — — — — — — —

„Lüge nicht, Mary,“ — fuhr die Königin fort — „lüge nicht, bei Unſerer Ungnade! ... Es iſt Verläumdung! er iſt nicht vermählt ... die Rutland iſt ein Kind ... ein liebes, ſüßes, ſtilles Kind!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Aber wenn doch? ... Wer kann den Männern trauen ...“

„Doch nein! dort kommt ſie ſingend her das liebe Kind ... geſchmückt wie Ophelia ...“

— — — — — — — — — — — — — —

„Ophelia? ... wer iſt Ophelia?“

„Ophelia“ — ſagte die eine der Kammerfrauen — „iſt die Tochter des Polonius ... aus dem Theaterſtück „Hamlet“ ...“

„Hamlet!“ — wiederholte die Königin — „richtig, von Meiſter Shakespeare.“

Eine leiſe Bewegung im Nebenzimmer ließ ſich hören.

„Warum ... ſehen Wir Meiſter Shakespeare nicht mehr an Unſerm Hofe?“ — frug die Königin.

Die Kammerfrauen ſchwiegen verlegen.

„Warum? ... Wir wollen's wiſſen!“ ...

„Weil ...“

„Nun wird's? ... Sind Wir nicht mehr Königin ... da man nicht gehorcht?“

„Weil er ein Freund vom Grafen Southampton iſt!“

„Southampton?“ — wiederholte Eliſabeth erſchrocken.

Ein Pauſe trat ein, in der die Kranke augenſcheinlich einen Gedankenfaden ſuchte.

Plötzlich rief ſie:

„Southampton!? .... Eſſex?! .... Herr, du mein Gott! wie iſt mir denn? ... Southampton?! ... Eſſex?! ... bin ich denn wahnſinnig? Eſſex! Eſſex! ...“

Bei dieſen Worten kam ein furchtbares Entſetzen über ſie; die Augen wollten aus den Höhlen treten, ... der Athem ſchien ihr zu verſagen, ... die Hände fuhren in die Haare ... ſie wollte ſich losreißen und ſich aufrichten ... aber ſie ſank in ihrer Schwäche zurück. Dann hob ſie ihre Hand, und, nach einer leeren Stelle deutend, ſtöhnte ſie mit zitternder Stimme:

„Dort! ... dort kommt er her! ... einen blutigen Streifen um ſeinen Hals!“

. . . .

„Er hebt die Hand zum Schwur … und hinter ihm … der Henker mit dem Beil?“

Wie von einer Schlange geſtochen zuckte die Königin zuſammen.

„Den Ring! den Ring!“ — ſchrie ſie dann in herzzerreißendem Ton …

Dann ein neuer Schrei … ein neues Hindeuten mit ſtarrem Blick und die entſetzlichen Worte:

„Er hebt ſein blutiges Haupt empor! … Es iſt zu ſpät! … Eſſex! … iſt auf dem Schaffot gefallen … und ich … bin ſeine Mörderin!“

Aber auch die Königin war bei dieſen Worten zurückgeſunken, ohnmächtig, in die Arme der beiden Kammerfrauen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ſie nach einer halben Stunde zu ſich gekommen, hatte ſich die Aufregung ihres Geiſtes noch nicht gelegt.

Erſt ſprach ſie leiſe vor ſich hin, daß man es nicht verſtehen konnte; dann nannte ſie den Namen Eſſex und weinte.

Plötzlich fuhr ſie auf's neue zuſammen … die Glocke ſchlug Mitternacht. Eine furchtbare Unruhe kam über ſie:

„Das ſind die Geiſter,“ — ſchrie ſie auf, — „die dem Grab entſteigen! dort! dort! … . die Schweſter! … . Schottlands Königin … Mary! Mary! ſieh'! … ihr fehlt das Haupt, wie es Eſſex fehlt, der ihr folgt …

und dort Daviſon, die Rutland, die Nottingham ... oh! und die anderen!“

Die Königin bebte am ganzen Körper ... eine furchtbare Seelenangſt kam über ſie.

Sie riß den Bruſtlatz auf, um Luft zu haben; — ſie grallte ihre Hände krampfhaft um die Arme ihrer Kammerfrauen; — ſie ſtieß die Kiſſen weg und — ſich in den Armen der beiden Frauen windend — winſelte ſie:

„Hülfe! Rettung! Vergebung! Giebt's keine Gnade? keine Vergebung bei Gott?“ ...

Da öffnete ſich plötzlich leiſe und geräuſchlos eine der Seitenthüren, die in die anſtoßenden Gemächer führte.

Eine dunkele Geſtalt erſchien. Hinter ihr, tiefer im Zimmer, flüſterte eine Stimme, die an die Stimme des Vetters der Königin, Sir Robert Cary's, erinnerte:

„Nur muthig vorwärts; jetzt oder nie gelingt's!“

„Gnade, gerechter Gott! Gnade, Vergebung!“ — jammerte die Königin. Die eine der Kammerfrauen machte ein Zeichen, näher zu treten.

Die Geſtalt, in ein langes ſchwarzes Gewand gehüllt, trat einen Schritt vor.

Dann ließ, wie betend, eine ſonore, ſchöne, unendlich weiche und doch kraftvolle Stimme die Worte hören:

„Gott iſt das Sein, ... Gott iſt die Liebe!“

„Er iſt wie ein Mund, der athmet; wieder und immer wieder athmet er Liebe!"

„Sein Hauch treibt im Raume Millionen neuer Welten; dann öffnen ſich ſeine geheimnißreichen Lippen und ziehen ſie durch ein unausſprechbares Athmen an ſich."

„So verwirft und umfaßt Gott, ſo tadelt und verwirft er; doch er verwirft nur, um an ſich zu ziehen, und die Verdammten einer verendenden Welt ſind die Auserwählten einer beginnenden."

„Denn das Sein, welches das Nichts verwirft, bethätigt ſich; und das Sein, welches das Nichts an ſich zieht, umfaßt den Tod in dem Leben."

„Gott iſt in der Liebe wie das Meer, welches ſeine Ebbe und Fluth hat, ohne daß ſich ſeine Gewäſſer vermehren oder vermindern."

„O ihr Menſchen, die ihr den Himmel anblickt, warum ſuchet ihr Gott außer euch? Fühlt ihr ihn nicht in euch?"

„Gott iſt in euch, weil ihr ſeid: aber was iſt Gott in euch?

„Er iſt Erkenntniß, weil ihr begreifet. Er iſt Liebe, weil ihr liebt."

„Er offenbart ſich, wo ſich Leben zeigt; und er verbirgt ſich in der Finſterniß, welche uns vom Tode träumen läßt!"

„Aber es giebt keinen Tod; denn Gott, der in Allem iſt, kann nur Leben ſein!"

Die Königin hatte das Geſicht in die Hände, Hände und Kopf in die Kiſſen gedrückt ſtarr vor Schrecken, Angſt und Staunen zugehört.

Aber die Stimme war ſo mild und troſtreich, ... ſie träufelte in dieſem Augenblick namenloſer Qual einen ſo wohlthuenden Balſam in die Seele Eliſabeth's, daß ſie nicht frug: von wem ſie kam, ſondern nur dem Klang und den Worten lauſchte.

„Wenn es keinen Tod giebt!" — ſtöhnte ſie jetzt — ſo gieb Eſſex dem Leben zurück!"

„Wer todt iſt, der lebt dem Ewigen!" — verſetzte die Stimme — „dem Grabe bleibt, was dem Grabe gehört; dem geiſtigen Sein, was des Geiſtes iſt!"

„O! dann bleibt die Schuld auf meiner Seele, wie ein zermalmender Berg!"

„Es giebt andere Gräber, die Du jetzt noch öffnen kannſt; ... es giebt Todte, die Du zu erwecken vermagſt. Thue es, Königin, thue es! und das Bewußtſein dieſer edlen That wird Dir ein mildernder Balſam auf Deine Wunden werden!"

„Welches Grab ſoll ich öffnen? welchen Todten zum Leben rufen?"

„Oeffne die ſchwarze Grabespforte des Tower! rufe zum freundlichen Leben zurück Southampton, den edlen Freund des unglücklichen Eſſex!"

„Ha!" — ſtöhnte die Königin ſo ſchmerzlich, als ob ein Dolch langſam ihr Herz durchbohre, — „Southampton, den edlen Freund des unglücklichen Eſſex!"

Eine Pauſe entſtand, in der man nur das Schluchzen der Königin vernahm.

Die Herzen der Uebrigen bebten. Leben und Tod ſtand für Alle auf dem Spiel.

„Gott iſt die Liebe, Gott iſt die Güte, Gott iſt die Vergebung!" — ſprach die Stimme wie betend.

„So möge er Uns vergeben, wie Wir vergeben," — rief die Königin — „wo Wir noch vergeben können! ... Southamton ſei frei!"

Die Geſtalt durchzuckte es wie mit einem Aufſchrei von Wonne; aber konnte denn das einfache Wort der Königin den Weg zu den Kerkern des Tower finden, wo ſie am Tode lag und ein Cecil und ein Raleigh mit königlicher Gewalt geboten?

„Die Liebe des Ewigen ſegne dieſe That der Milde!" — hub die Stimme wieder an. — „Aber der Böſe ſchleicht umher, wie ein brüllender Löwe, auf daß er das Gute verſchlinge; ... möge es der großen Königin gefallen, ihrem erhabenen Worte — einem Sir Robert Cecil und einem Sir Raleigh gegenüber, — durch ihre Unterſchrift die volle Kraft und Bedeutnng zu geben."

„Iſt Unſer Wort nicht genug?“ — frug die Königin, ihr Haupt langſam erhebend.

„Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh ſtanden am Fuße des Schaffots, als … Graf Eſſex daſſelbe beſtieg!“ — entgegnete die dunkele Geſtalt mit Grabeston, der Königin eine Schrift entgegenhaltend.

Die Königin ergriff das Document mit fieberhafter Haſt und zog es an ſich, als fürchte ſie den dämoniſchen Einfluß der Ebengenannten.

Dann herrſchte ſie:

„Feder und Dinte!“

Einen Augenblick ſpäter war das Pergament — es war ein Befehl, Lord Southampton ſofort in Freiheit zu ſetzen, — mit ſo ſicherer Hand von der Königin unterſchrieben, als ſie je in ihrem langen Leben bei einer Unterſchrift gezeigt hatte.

Aber faſt in derſelben Minute entglitt ihrer Hand auch die Feder, und, erſchöpft von der allzugroßen Anſtrengung, ſank ſie ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrauen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der 23. März des Jahres 1603 war angebrochen.

Es war der Tag, der auf die eben erwähnte Nacht folgte.

Die Schwäche der Königin war außerordentlich; ſprach- und regungslos lag ſie auf ihren Kiſſen.

Nachmittags, am nämlichen Tage, verlangte ſie — mehr durch Zeichen als durch Worte — nach ihrem Staatsrathe.

Da derſelbe, gleich allen Großen des Hofes, ohnedem — wie ja bei den obwaltenden Umſtänden natürlich — permanent in den Vorzimmern verſammelt war, erſchien er ſofort.

Mit leiſer Stimme beſtätigte Eliſabeth hier noch einmal den König von Schottland, Jacob VI., Sohn der unglücklichen Maria Stuart, als Jacob I., zu ihrem Nachfolger und König von England und Irland. Als ſie dies gethan und der Staatsrath feierlich gelobt hatte, ihn anzuerkennen, trat ein Ausdruck der Befriedigung in ihre Züge.

Sie ſchloß erſchöpft die Augen; der Staatsrath aber zog ſich ernſt und ſchweigend zurück.

Ungefähr um ſechs Uhr Abends gab Eliſabeth durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie den Erzbiſchof und ihre Capläne um ſich zu ſehen wünſche.

Die Befohlenen traten ein.

Die Königin lag auf dem Rücken, die eine Hand unter den Kiſſen, die andere außen.

Das war nicht mehr die ſtolze, die gewaltige Königin Eliſabeth ... das war ein armes, ſterbendes Weib!

Der greiſe Biſchof kniete an ihrer Seite und betete.

Es war ein monotones orthodoxes Gebet, was er ſprach.

Die Sterbende lauſchte ... aber die Augen wurden immer ſtarrer, die Blicke immer graſſer!

Der Staatsrath und der Hof traten abermals geräuſchlos ein. In dem Gefolge des Sir Robert Cary befand ſich ein ſchwarz gekleideter Mann mit bleichem, aber edlem Antlitz.

Der Mann betete leiſe ... unhörbar:

„Glaubet nicht, daß der Menſch ſtirbt; denn die Menſchheit hat nur Eine große Seele, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht übergeht.“

„Der Menſch iſt der ſinnbildliche Phönix, der ſich verbrennt und aus ſeiner Aſche wieder auferſteht.“

„Die Atome, welche ſeinen Körper bildeten, verwandeln ſich in andere Körper; ſeine animaliſche Seele zerrinnt in der Atmoſphäre des Lebens, und ſein Geiſt kehrt zurück oder bleibt vielmehr in Gott.“

„Und die Atome hören erſt auf ſich zu bewegen, wenn die Fülle der Erkenntniß ihnen die vollkommene Ordnung offenbart: dann werden ſich alle in der Folge der Zeiten gezeichnete Formen verwirklichen; und ſo werden wir glorreich wieder auferſtehen.“

„Dann wird das Bild des Todes vernichtet ſein mit der Zeit, und ſiegreich wird allein das Leben an dem großen Tage der Ewigkeit widerſtrahlen.“

„Dann wird Gott auf's Neue athmen und eine neue Schöpfung in die Unendlichkeit verſenden."

„Und wir leben dann mit einem überſchwenglichen Leben; und wir verſenken uns in ſeine Werke mit dem Hauch des Gedankens; wir durchſtreifen neue Gebiete auf den Flügeln ſeiner Liebe. Wir werden die Erſtgebornen eines neuen Geſchlechts, die Engel der zukünftigen Menſchen."

„Wir tragen dann, himmliſche Boten, Gottes Botſchaft bis an der Unendlichkeit Grenzen."

„Um den Ocean des Raumes zu durchſchneiden, werden die Sterne unſere glänzenden Nachen ſein."

„Wir werden uns in ſüße Erſcheinungen verwandeln, um das Auge der Weinenden zu erquicken; wir werden ſtrahlende Lilien auf unbekannten Auen pflücken und ihren Thau ſegnend über die Erde ausſtreuen." — — —

Es ging auf Mitternacht zu ... der Erzbiſchof und die Capläne beteten noch.

Zwiſchen ein und zwei Uhr ſagte der Erzbiſchof: „Amen!" ... denn ... Gott ſelbſt hatte „Amen!" geſagt ... Königin Eliſabeth von England ... war verſchieden!

Neuntes Kapitel.

Eine neue Aera.

So war denn ein großes Leben ausgehaucht und eine neue Aera ſollte für England beginnen.

Der Scepter Jacob's I. vereinigte die drei Königreiche England, Irland und Schottland.

Die Blutthat, die Maria Stuart in das Grab geſenkt, war gerächt. Ihr Sohn hatte den Thron beſtiegen, der das Urtheil über ſie gefällt.

Aber eine andere Frage ſtand jetzt im Buche des Schickſals offen, ... die Frage: ob Jacob I. im Stande ſei, England eine Eliſabeth zu erſetzen? denn ſo viel ſtand jedenfalls feſt, daß ſie — trotz aller ihrer Mängel und Schwächen als Weib — das britiſche Reich zu einer Höhe, Macht und Wohlfahrt geführt, die man bis dahin nicht gekannt.

Freilich hatte ſie dabei das Glück unmäßig begünſtigt, und zwar nicht nur durch äußere Umſtände, wie bei der Beſiegung der, den Untergang Englands drohenden Armada, ſondern auch, und zwar namentlich, durch die tüchtige Kräfte, die es ihr in ausgezeichneten Staatsmännern an die Seite rückte.

Immer aber ſtand ſie auch als Herrſcherin groß da, ſo daß die Welt mit Staunen auf ſie blickte und nur vor den Blutflecken ſchaudernd zurücktrat ... mit welchen ſie leider ihre Hände befleckt.

Wie aber ſtand es nun mit ihrem Nachfolger, Jacob I.?

Beim Tode der Königin Eliſabeth ſchwankte das Recht an die Krone von England zwiſchen den Nachkommen der Töchter Heinrichs VII., Margarethe und Maria Tudor, von denen die erſtere an den König von Schottland, die andere an Brandon, Herzog von Suffolk, vermählt geweſen war. Heinrich VIII. hatte in ſeinem durch eine Acte der geſetzgebenden Gewalt beſtätigten Teſtamente die Krone an die Letztere vermacht, falls nämlich keine Leibeserben von ihm ſelbſt mehr vorhanden wären. Das geſetzliche Recht des Hauſes Suffolk war daher nicht zu beſtreiten. Auf der andern Seite aber neigte die allgemeine Stimmung zu unverholen ſich auf die Seite des Erſtgeburts- und Erbrechts, und die von der Thronfolge des Königs von Schottland zu erwartenden Vortheile waren ſo groß, daß die Nation mit aller Bereitwilligkeit in die letzte Verfügung der verſtorbenen Königin einging, und Jakob wurde mit ſo wenig Widerſpruch zum König ausgerufen, als irgend ein Kronprinz.

Während der letzten Regierungsjahre Eliſabeth's hatte die jeſuitiſche Partei *) der engliſchen Katholiken mit dem Könige von Spanien geheime Verſtändniſſe unterhalten, welche die Behauptung der Anſprüche ſeiner Tochter, der Infantin, betrafen, indeß Andere, welche das Haus Oeſtreich nicht allzumächtig zu ſehen wünſchten, unter Begünſtigung des Papſtes ihre Blicke auf Arabella Stuart warfen. Dieſe war die Tochter eines jüngern Bruders von Darnley, dem Vater Jakob's, alſo Urenkeltochter von Margarethe Tudor aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von Angus, und ihre Anhänger machten geltend, daß, obgleich das Erſtgeburtsrecht gegen ſie ſei, ihre Geburt auf engliſchem Grund und Boden ihr deſto gültigere Anſprüche gebe; dabei hofften ſie, Arabella, die eine Proteſtantin war, leicht zum Uebertritte zur katholiſchen Kirche zu bewegen. Allein ſie fühlten ſich nicht ſtark genug, um ſich offen für ſie zu erheben, und Jakob, der ſchon ſeit langer Zeit in geheimem Verkehr mit dem Hofe von Rom und den engliſchen Katholiken ſtand, hatte dieſe

---

*) Die engliſchen Katholiken waren in zwei Parteien getheilt: die ſogenannte jeſuitiſche, d. h. die Anhänger der Jeſuiten und die, welche ſich zu den Weltgeiſtlichen hielten.

zu der Erwartung berechtigt, daß unter ſeiner Regierung ſie wenigſtens nicht beläſtigt werden würden.

Nach dem Tode des Grafen von Eſſex hatte Sir Robert Cecil insgeheim einen vertrauten Verkehr mit dem Könige von Schottland angeknüpft, gegen den er ſich verpflichtete, alle Hinderniſſe, die ſeiner friedlichen Thronbeſteigung im Wege ſtehen könnten, hinwegzuräumen. Seine Bemühungen wurden mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt und Jakob ſchickte, auf die förmlich ertheilte Nachricht von ſeiner Ausrufung zum König von England, ſich unverzüglich zur Reiſe in das gelobte Land an, wie er ſein neues Königreich ſeinen gierigen und hungrigen Lieblingen bezeichnete. Es war für ihn allerdings ein großer Wechſel: er ſollte von einem dürftig ausgeſteuerten Thron und einem Reiche, wo dem königlichen Anſehen fortwährend von einem ſtürmiſchen, unbändigen Adel und einer trübſeligen, herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit Trotz geboten wurde, in ein Reich übergehen, wo die königliche Gewalt ſchon lange ohne alle Einſchränkung geübt worden war, und wo die Krone über ein reiches, glänzendes Einkommen zu verfügen hatte.

Am 5. April reiſte Jakob von Edinburgh ab. Ueberall bei ſeinem Eintritte in England drängte ſich eine frohe Volksmenge, ihn zu begrüßen, und die Edelleute auf ſeinem Wege bewirtheten ihn mit glänzender

Gaſtfreundſchaft in ihren Häuſern. Aber der Abſtich zwiſchen ihm und der verſtorbenen glorreichen Königin war zu groß, um nicht Jedermann in's Auge zu fallen. Wenn Eliſabeth ihre ſtattlichen Züge durch's Land hielt, zeigte ſie ſich in prachtvollem Putze; ihr Volk hatte freien Zutritt zu ihr und die ihr erwieſenen Bezeigungen der Anhänglichkeit wurden mit gnädigem Lächeln und verbindlicher Rede erwidert, deren Eindruck durch die von ihrer Haltung und Miene unzertrennliche Majeſtät noch gehoben wurde. Dagegen ſah man nun den neuen Monarchen nur kümmerlich angethan, denn er hielt nicht viel auf ſein Aeußeres, ſein Anzug war immer von gleichem Schnitt, ausgeſtopft zum Schutz gegen Dolchſtöße und bis auf den letzten Faden abgetragen; ſeine Perſon ohne alle Anmuth, ſeine Gliedmaßen ſchwächlich, ſein Gang watſchelnd, und da ſeine Zunge für ſeinen Mund zu groß war, machte die Ungeſchlachtheit ſeines breiten nordiſchen Dialektes ſich noch unangenehmer bemerklich. Unter dem Vorwande, daß durch den Zuſammenfluß einer großen Menge der Preis der Lebensmittel vertheuert werde, unterſagte er dem Volke, ſich auf ſeinem Durchzuge um ihn zu drängen; er erlaubte, ſo wurde wenigſtens behauptet, den Damen, vor ihm niederzuknien, und ſprach überhaupt von dem ſchönen Geſchlechte in geringſchätzenden Ausdrücken. In Newark ließ er einen Taſchendieb, der im

Bereiche des Hofes auf der That ertappt worden war, ohne vorgängige Unterſuchung hinrichten. Kurz, noch ehe er London erreicht hatte, war ſeine Popularität beinahe ſchon ganz dahin.

In der Nähe der Hauptſtadt angekommen, ſchlug Jacob auf einige Tage ſeinen Hof in Theobalds, einem Sitze Sir Robert Cecil's, auf; hier bildete er ſeinen Miniſterrath, indem er zu dem der verſtorbenen Königin die folgenden Schotten hinzufügte: den Herzog Lenox, den Grafen von Mar, Lord Hume, Lord Kinloß, Sir George Hume und Sir Elphinſtone. Es erſchien eine Proklamation, worin Abhülfe für die Mißbräuche der Monopole, der gezwungenen Lieferungen für den Hof und des parteiiſchen Schutzes in Prozeſſen verſprochen war. Der König fing nun an, Ehren und Würden mit verſchwenderiſcher Hand an die Unterthanen beider Nationen zu vergeben. Die Ritterwürde wurde z. B. mit ſolcher Freigebigkeit ertheilt, daß im Verlaufe von drei Monaten nicht weniger als ſiebenhundert Perſonen ſie empfangen hatten. Dies gab Veranlaſſung zu einem Pasquill, das an St. Pauls angeſchlagen war: „Nachhülfe für ein ſchwaches Gedächtniß, um die Namen des neuen Adels behalten zu können.“

Die vornehmſten Titel, die ertheilt wurden, waren folgende: Cecil wurde nach einander zum Baron Eſſingdon, Vicomte Connburn und Grafen von Salisbury erhoben, Lord **Buckhurſt** zum Grafen von Dorſet, und Lord **Pembroke's** Bruder **Philipp** zum Grafen von Montgomery ernannt; der Kanzler Egerton wurde Baron Ellesmon. Auch beſtätigte **Jakob**, um ſeine Dankbarkeit gegen die Freunde ſeiner Mutter und ſeine eigenen zu bezeigen, des **Grafen von Southampton** Entlaſſung aus dem Tower und ſetzte ihn und den Sohn des **Grafen von Eſſex** wieder in ihre Ehren und Beſitzungen ein. Zugleich berief er **Thomas Howard**, den Sohn, und **Heinrich**, den Bruder des hingerichteten **Herzogs von Norfolk**, in den Miniſterrath, und erhob einige Zeit nachher den Erſteren zum Grafen von Suffolk und den Letzteren zum Grafen von Northampton. Ebenſo ſtellte er für Thomas, den Sohn Philipps, des älteſten Sohnes von Norfolk, den Titel eines Grafen von Arundel und Surrey wieder her.

Die fremden Höfe ermangelten nicht, dem neuen Könige von England zu ſeiner Thronbeſteigung durch eigene Geſandten Glück zu wünſchen. **Heinrich IV.** von Frankreich ſchickte ſeinen Miniſter und Freund, den **Marquis Rosny** (ſpäter Herzog von Sully), welcher zugleich den Auftrag hatte, den Charakter des neuen Monarchen auszuforſchen und wo möglich ihn zum Beitritt zu einem umfaſſenden Bündniß gegen das Haus Oeſtreich zu bereden. **Sully** wollte bei ſeiner Ankunft ſich und ſein Gefolge in Trauer kleiden, aus Ehrerbietung für das Andenken der verſtorbenen Königin; er ließ jedoch dieſe Abſicht fahren, indem man ihn verſicherte, daß er dadurch bei Hofe den mächtigſten Anſtoß geben würde.

Jakob ſuchte nämlich etwas darin, geringſchätzend von Eliſabeth zu ſprechen; da er jedoch ſich erbot, bei ihrem Leichenbegängniß als erſter Leidtragender zu erſcheinen, ſo war ſein Verbot der Trauer bei Hofe vielleicht eine Folge ſeiner Abneigung gegen alles Düſtere; er that das Gleiche beim Tode ſeines eigenen Sohnes.

Den König ſelbſt fand er ſo eingenommen für den Frieden mit Spanien, daß derſelbe den Holländern nur unter der Hand zu helfen ſich verpflichten wollte. Sully's Urtheil über den britiſchen Monarchen iſt kurz und treffend in dem Ausdruck gegeben, er ſei „der weiſeſte Narr in der Chriſtenheit.“

König Jakob war nun ſechsunddreißig Jahre alt; ſeine Erziehung war dem berühmten Georg Buchanan anvertraut geweſen; und obgleich der Hofmeiſter einer der tüchtigſten Verfechter des Grundſatzes war, daß alle Macht vom Volke ausgehe, dem der Inhaber derſelben für ihre Ausübung verantwortlich ſei, ſo hatte der Zögling dennoch die übertriebenſten Begriffe von dem Umfange der königlichen Prärogative gefaßt. Von Höflingen mit Schmeichelei umſchranzt und ſich ſelbſt für den

Vertreter einer uralten Reihe von Königen in Schottland und der ſächſiſchen und normänniſchen Linie in England anſehend, betrachtete er das Volk nur als für den Nutzen der Könige erſchaffen, die es zu weiden hätten, wie der Schäfer ſeine Schafe, und die für das ihnen anvertraute Pfand Gott allein Rechenſchaft ſchuldig ſeien. Da er Gelehrſamkeit beſaß, und mit Gewandtheit zu ſchreiben wußte, hatte er ſeine Anſichten in einem für ſeinen Sohn beſtimmten Werke, betitelt: „Die königliche Mitgift“ niedergelegt. Außerdem hatte er Werke über Zauberei und Teufelsbeſchwörung und verſchiedene andere Gegenſtände herausgegeben, die wenig für die Feder eines Monarchen ſich ſchickten. Er war in der That, was wir ſelten antreffen, ein königlicher Pedant, mit einem großen Vorrath von angelerntem Wiſſen, von Schlauheit und Scharfſinn, aber ohne geſundes Urtheil. Er ſelbſt nannte ſich — und ſeine Schmeichler ſprachen es ihm nach — den britiſchen Salomo.

Aus ſeiner Ehe mit Anna, der Schweſter des Königs von Dänemark, hatte Jakob zwei Söhne, Heinrich und Karl, und eine Tochter, Eliſabeth, am Leben. Die Königin war eine ränke- und herrſchſüchtige Frau, das Vergnügen und die Unterhaltung liebend. Prinz Heinrich entwickelte, je mehr er heranwuchs, einen Charakter, der dem ſeines Vaters durchaus entgegengeſetzt war.

Am 19. März eröffnete der König ſein erſtes Parlament. Im Unterhaus wurde die Abſtellung verſchiedener Beſchwerden, namentlich der gezwungenen Lieferungen für den Hof und der Feudallaſten, ſehr eifrig in Anregung gebracht, und eine vollgültige Entſchädigung an bleibenden Gefällen angeboten. Auch fehlte es nicht an Verſuchen, eine Milderung der Geſetze gegen die Puritaner auszuwirken, während die gegen die Katholiken noch ſtrenger gemacht wurden. Da aber der König bald fand, daß nur geringe Hoffnung für ihn vorhanden war, eine Geldverwilligung zu erhalten, ſo ließ er dem Hauſe bedeuten, daß er keine brauche, und das Parlament ging auseinander.

Im Sommer wurde ein Friede mit Spanien unter ziemlich annehmbaren Bedingungen geſchloſſen, und Jakob, deſſen Seelenruhe nun durch keine auswärtige Angelegenheit geſtört war, gab ſich ganz ſeinen Studien, der Jagd und ſeinen anderen Vergnügungen hin. Indeß arbeiteten einige fanatiſche Katholiken aufs eifrigſte an einem abſcheulichen Plan, der den Zweck hatte, ihn ſelbſt, ſeine Familie und beide Häuſer des Parlaments zu vernichten.

Als Jacob ſeine Nachfolge zur Krone von England im Auge hatte, ſuchte er natürlich alle Parteien in ſein

Intereſſe zu ziehen. Die Katholiken waren noch zahlreich und mächtig, und es ſteht nicht zu bezweifeln, daß er ihnen Hoffnungen auf eine ſchonende Behandlung machte. Sie bemühten ſich daher eifrig zu ſeinen Gunſten, und er dagegen enthielt ſich zwei Jahre lang, die Geldſtrafen für die Verweigerung des Uebertritts zur Staatskirche erheben zu laſſen. Uebrigens hatte er im Herzen eine ſehr geringe Neigung für ihre Religion, und ſprach öffentlich mehr als einmal ſeine Abſicht aus, in die Fußtapfen ſeiner Vorgeherin zu treten; überdies wurden ſeine Günſtlinge, von denen gar manche ihr mäßiges Erbtheil verzehrt hatten, dringend in ihren Forderungen um Zuſchüſſe, weshalb er die Geſetze gegen die Andersdenkenden auf's neue in Kraft ſetzte und jenen ungeſtümen Bittſtellern Renten von den Gütern und dem ſonſtigen Vermögen der Katholiken anwies, die, wie ſich denken läßt, mit Strenge und Uebermuth eingetrieben wurden. Dies und die auf dem letzten Parlament gegen ihre Religion beſchloſſenen harten Maßregeln überzeugten die Katholiken, daß ſie geringe Gunſt zu erwarten hätten. Sie wurden daher allerdings erbittert, ohne daß es ihnen jedoch in den Sinn gekommen wäre, durch gewaltthätige Schritte eine Abhülfe zu verſuchen, da ſie gegen bürgerliche Kämpfe abgeneigt oder auch ihrer Schwäche ſich bewußt waren.

Trotzdem befanden ſich unter ihnen einige unruhige

Köpfe, welche anders dachten. Robert Cotesby, ein Gentleman von anſehnlichem Vermögen in Northampton und Berwickſhire, abſtammend von dem Miniſter Richards III., war im katholiſchen Glauben erzogen worden, hatte jedoch dieſe Religion verlaſſen und in Ausſchweifungen aller Art ſein Erbtheil durchgebracht. Unter dieſen Umſtänden war er zu ſeiner alten Religion zurückgekehrt, und, indem er ſeinen Abfall durch fanatiſchen Eifer gutzumachen ſuchte, hatte er in allen den Umtrieben und Verſchwörungen, welche die letzten Regierungsjahre Eliſabeth's beunruhigten, eine thätige Rolle geſpielt. Er entwarf nun den teufliſchen Anſchlag, das Parlamentshaus mit Pulver in die Luft zu ſprengen. Dieſen Plan hatte er Johann Wright und Thomas Winter, zwei katholiſchen Gentlemen von unbeſcholtenem Ruf, guter Familie und anſehnlichem Vermögen, mitgetheilt. Der Erſtere machte anfangs einige Bedenklichkeiten, die er jedoch bald aufgegeben zu haben ſcheint, denn er ging mit einem doppelten Auftrag nach den Niederlanden, nämlich, erſtens den Connetable von Caſtilien, der zur Abſchließung des Friedens nach England kommen ſollte, dahin zu bewegen zu ſuchen, daß er auf einige Artikel zu Gunſten der Katholiken dringen möchte, und zweitens, irgend einen Gentleman von Muth und militäriſcher Kenntniß und Erfahrung für den Plan anzuwerben. Da er fand, daß der Hof von Spanien, der den Frieden ſehr nöthig hatte, dieſen um ihretwillen nicht aufs Spiel zu ſetzen wünſchte, ſo ſchickte er ſich an, den andern Theil ſeines Auftrages in's Werk zu ſetzen, und der Mann, auf den ſeine Wahl fiel, war Guy Fawkes, entſprungen aus einer guten Familie in Yorkſhire, der, nachdem er ſein mäßiges Vermögen verzehrt hatte, in ſpaniſche Kriegsdienſte getreten war. Wenn wir dem Pater Greenway, dem Genoſſen und Lobredner der Verſchwörer, glauben wollen, ſo war Fawkes, ein Mann von großer Frömmigkeit, muſterhafter Mäßigkeit und mildem, freundlichem Benehmen, ein Feind von Händeln und Streitigkeiten, ein treuer Freund, und von ausgezeichneter Pünktlichkeit in der Erfüllung religiöſer Pflichten; -- kürzer geſagt, ein Fanatiker, in deſſen Augen die Religion jedes Verbrechen rechtfertigte. Obgleich übrigens dieſe hochfliegende Lobrede ohne Zweifel bei weitem die beſcheidenen Grenzen der Wahrheit überſchreitet, ſo iſt auf der andern Seite kein Grund dafür, Fawkes als einen bloßen gemeinen Böſewicht anzuſehen.

Winter und Fawkes kamen nun im Monat April nach London. Catesby theilte hierauf ſeinen Plan Thomas Percy mit, einem Verwandten des Grafen von Northumberland, deſſen Haushofmeiſter er war, und der ihn, vor dem Tode der Königin, nach Schottland geſchickt hatte, um die Geſinnungen Jakobs, in

Betreff der Katholiken auszuforſchen. Er hatte höchſt vortheilhaft darüber berichtet, und war nun beſchämt, ſich ſo gänzlich in ſeinen Erwartungen getäuſcht zu ſehen. Wie Catesby, war er aus einem ehemaligen Wüſtling ein Fanatiker geworden.

Catesby, Wright, Winter, Percy und Fawkes hielten jetzt eine Zuſammenkunft in einem Hauſe hinter Clement's Inn (Hof), und ſchworen bei der heiligen Dreieinigkeit und dem Sacrament, niemals zu verrathen, was jetzt geſprochen werden ſollte. Nun wurden Percy und Fawkes in den Plan eingeweiht, den ſie billigten, und ſodann hörten ſie alle zuſammen in einem obern Zimmer des Hauſes die Meſſe und empfingen das Sacrament von Peter Gerard, einem Jeſuiten.

Hierauf wurde unter Percy's Namen ein Haus genommen, das an das Parlamentsgebäude ſtieß, und Fawkes, unter dem angenommenen Namen Johnſon, als vorgeblicher Hausmeiſter Percy's darein geſetzt. Die Verſchwörer mietheten noch ein anderes Haus in Lambeth, wo das Schießpulver und das Holz zu der Mine, die ſie anzulegen gedachten, zuſammengebracht werden ſollte, und zum Aufſeher dieſer Wohnung beſtellten ſie einen Mann, Namens Keyes, der gleichfalls eidlich auf das Geheimniß verpflichtet wurde.

In der Nacht des 11. Dezember verfügten Catesby und ſeine Genoſſen ſich in das Haus in Weſtminſter, wohlverſehen mit Handwerkszeug und mit hart geſottenen Eiern und gebratenem Fleiſch für ihren Unterhalt. Hier begannen ſie die drei Ellen dicke Mauer zwiſchen ihrem Hauſe und dem Parlamentsgebäude zu durchgraben, während Fawkes Schildwache ſtand. Da ſie fanden, daß die Arbeit mühſamer war, als ſie erwartet hatten, ließen ſie Keyes von Lambeth kommen und nahmen Wright's Bruder in die Verſchwörung auf. Den Schutt, den ſie des Tags ausgegraben hatten, ſtreuten ſie in der Nacht in dem Garten umher, und keiner von ihnen wagte ſich aus dem Hauſe, noch ſelbſt in den obern Theil deſſelben, um nicht geſehen zu werden. So arbeiteten ſie fort bis zum Tage vor Weihnachten, wo Fawkes die Nachricht brachte, daß das Parlament bis auf den October vertagt ſei, worauf ſie ſich verabredeten, bis nach den Feiertagen auseinander zu gehen, um hernach ihre Arbeit auf's neue vorzunehmen.

Im Februar fingen ſie ihre Arbeit an der Mine wieder an, als ſie, wie verſichert wird, eine Glocke in der Mauer unter dem Parlamentsgebäude läuten hörten; ſie hielten ein und horchten; Fawkes wurde heruntergerufen und auch er hörte den geheimnißvollen Klang, der jedoch aufhörte, ſobald man den Platz mit Weihwaſſer beſprengt hatte; das Läuten ließ ſich häufig wieder hören, doch daſſelbe Mittel zeigte ſich jedesmal wirkſam, und zuletzt hörte der Spuk gänzlich auf. Eines Tages hörten ſie ein kollerndes Geräuſch über ſich und glaubten ſich ſchon verrathen; aber Fawkes, welcher nachforſchte, fand, daß es von einem Mann, Namens Bright, herrührte, der ſeine Kohlen aus einem Keller unter dem Hauſe der Lords ausverkaufte, indem er ausziehen mußte. Dies brachte ſie ſogleich auf den Gedanken, den Keller für ſich zu nehmen; denn abgeſehen von der Mühſeligkeit ihrer Arbeit, fing auch das Waſſer an einzudringen. Sie mietheten daher den Keller und zwar gleichfalls unter Percy's Namen; zwanzig Pulverfäſſer wurden von dem Hauſe in Lambeth dahingebracht, und ihre eiſernen Werkzeuge, die ſie nun nicht mehr brauchten, nebſt großen Steinen in die Fäſſer geſteckt, um die Exploſion deſto wirkſamer zu machen; über das Ganze wurden Holzklötze und Reißigbündel gelegt, und Schutt und leere Flaſchen in dem Keller umhergeſtreut. Hierauf ſchloſſen ſie ab, indem ſie innerhalb an der Thür gewiſſe Zeichen anbrachten, um zu ſehen, ob während ihrer Abweſenheit Jemand hineingegangen ſei.

Da das Parlament endlich auf den 5. November einberufen war, trafen die Verſchwörer ihre letzten entſcheidenden Anſtalten. Fawkes ſollte die Mine durch eine Zündwurſt anſtecken, die eine Viertelſtunde brauchen würde, um das Pulver zu erreichen; ſobald er die Lunte angezündet hätte, ſollte er ſich in aller Eile nach einem im Fluſſe bereit liegenden Fahrzeug begeben und die Nachricht nach Flandern bringen. Digby ſollte am gleichen Tage eine Anzahl von katholiſchen Gentlemen in Dumchurch in Warwickſhire, unter dem Vorwande einer zu haltenden Jagd, verſammeln, und ſobald ſie hörten, daß der Streich gethan ſei, ſollten ſie eine Bande abſchicken, um ſich der Prinzeſſin Eliſabeth, die bei Lord Harrington in jener Gegend zu Beſuche war, zu bemächtigen, welche man dann zur Königin ausrufen wollte, wenn Winter's Anſchlag, einen ihrer Brüder feſtzunehmen, etwa nicht geglückt ſei.

Ueber Einen Punkt aber waren von Anfang an die Meinungen im Streite geweſen, nämlich, wie man ſich gegen die katholiſchen Edelleute verhalten ſolle. Catesby, wie es ſcheint, machte ſich wenig daraus, ſie mit den übrigen umkommen zu laſſen, jedoch die Mehrzahl ſtimmte dafür, ihre Verwandten und Freunde zu retten. Endlich wurde ausgemacht, daß man zwar nicht geradezu eine Warnung geben, aber daß man verſchiedene Vorwände brauchen wolle, um die Freunde vom Parlament fern zu halten.

Am 26. October verfügte Lord Mounteagle ſich zum Abendeſſen nach ſeinem Hauſe in Hoxton, wo er ſeit einem ganzen Monat nicht geweſen war. Bei

Tiſch wurde ihm ein Brief überreicht, den ſein Page von einem unbekannten Mann auf der Straße erhalten haben wollte. Es war kein Name unterzeichnet. Auf Lord Mounteagle's Erſuchen las ein Gentleman, Namens Ward, den Brief laut vor. Man rieth ihm darin, unter irgend einer Entſchuldigung aus dem Parlament wegzubleiben, „denn,“ hieß es, „Gott und Menſch haben ſich vereinigt, die Bosheit dieſer Zeit zu ſtrafen,“ und dabei waren noch allerlei geheimnißvolle Winke gegeben. Lord Mounteagle brachte den Brief noch denſelben Abend Lord Salisbury in Whitehall, der ihn einigen andern Lords des Miniſterraths vorzeigte, und es ward beſchloſſen, bis zur Rückkehr des Königs, der in Royſton auf der Jagd war, nichts weiter in der Sache zu thun.

Am folgenden Tag kehrte der König endlich nach London zurück; es wurde ein Miniſterrath über den Brief gehalten, und Jakob ſelbſt ſoll deſſen geheime Bedeutung errathen haben. Der Beſchluß fiel dahin aus, den Keller zu unterſuchen, aber nicht vor Montag dem 4. November. An dieſem Tage verfügten ſich der Lord Oberſtkammerherr, Lord Mounteagle und Andere nach dem Parlamentsgebäude. Sie fanden Fawkes in dem Keller, machten jedoch keine weitere Bemerkung, am Abend aber wurde Sir Thomas Knevett, ein Friedensrichter, mit einigen Gehülfen an Ort und Stelle geſandt, und bei Durchſuchung des Kellers fanden ſich ſechsunddreißig Pulverfäſſer vor. Fawkes wurde vor die Miniſter gebracht, wo er ſeine Abſicht eingeſtand und ſich deren rühmte, dabei aber weigerte er ſich ſeine Mitſchuldigen zu nennen, und ſo wurde er nach dem Tower geſchickt.

Einige von den Verſchworenen hatten bereits London verlaſſen, andere ergriffen die Flucht, als ſie hörten, daß Fawkes verhaftet ſei; ſie begaben ſich in aller Eile nach Aſhby St. Leger, wo ſie mehre von ihren Freunden fanden, und ritten dann alle zuſammen nach Dunchurch, um Digby und ſeine Gäſte aufzuſuchen. Ihr niedergeſchlagenes Ausſehen aber ließ auf den erſten Blick den ganzen Stand der Dinge errathen; alle die, welche nicht zu tief in die Sache verwickelt waren, machten ſich ſogleich davon, um für ihre Sicherheit zu ſorgen. Catesby und die Andern gingen dann, in der vergeblichen Hoffnung, die Katholiken von Wallis und der angrenzenden Grafſchaften zum Aufſtande zu bewegen, nach Norbrock und von da nach Huddington und Holbeach, einem Hauſe Stephan Littleton's. Ihre Zahl war unterdeß durch die vielen, die ſie verließen, bis auf etwa ſechszig Mann zuſammengeſchmolzen; die katholiſchen Gentlemen trieben ſie mit bittern Vorwürfen von ihren Häuſern; das gemeine Volk begnügte ſich damit, ſie im Vorbeireiten anzuſtarren. In Holbeach trennten Digby und Stephan Littleton ſich heimlich von ihnen, der Erſtere wurde jedoch in Dudley feſtgenommen. Während ſie einen Theil ihres Pulvers, das naß geworden war, trockneten, fiel eine brennende Kohle darein und Catesby und einige Andere wurden ſtark beſchädigt. In der Nacht machte Robert Winter ſich aus dem Staube. Am folgenden Tage, dem 8ten, ungefähr um Mittag erſchien der Sheriff mit dem Aufgebot der Grafſchaft, umzingelte das Haus und forderte ſie auf, ſich zu ergeben; da ſie ſich weigerten, befahl er, mit Gewalt den Einlaß zu erzwingen. Thomas Winter und die beiden Wright wurden verwundet; Catesby und Percy ſtellten ſich Rücken an Rücken und fielen von zwei Kugeln aus derſelben Muskete durchbohrt; der Erſtere ſtarb auf der Stelle, der Andere den Tag darauf.

Fawkes zeigte zuerſt eine mürriſche Verſchloſſenheit, am 8. November aber machte er ein volles Geſtändniß, ohne übrigens die Namen ſeiner Mitſchuldigen zu nennen, die er jedoch am folgenden Tage gleichfalls angab. Höchſt wahrſcheinlich hatte man ihn nach damaligem Gebrauche auf die Folter gebracht. Am 15. langten die in Holbeach Gefangengenommenen in London an. Sie alle hatten öftere Verhöre zu beſtehen, und in Folge der Geſtändniſſe, die man von ihnen und namentlich von Bates erzwang, erſchien ein Steckbrief gegen die Jeſuiten Garnet, Greenway und Gerard.

Am 27. wurden Digby, die beiden Winter, Fawkes, Rockwood, Keyes und Bates vor einer außerordentlichen Commiſſion, die aus Geheimeräthen und Richtern beſtand, zu Gericht gezogen. Der Hauptbeweis gegen ſie waren ihre eigenen Geſtändniſſe, über ihre Schuld konnte jedoch auch nicht ein Schatten von Zweifel obwalten. Die Commiſſion verurtheilte ſie Alle zum Tode, und am 30. wurden Digby, Robert Winter, Grant und Bates auf der Weſtſeite des St. Paulskirchhofs gehangen und geviertheilt. Den Tag darauf erlitten Thomas Winter, Rockwood, Fawkes und Keyes die gleiche Strafe gegenüber dem Parlamentsgebäude.

Das war König Jakob I., ſeine Thronbeſteigung und die erſte Zeit ſeiner Regierung.

Zehntes Kapitel.

Macbeth.

„Mich dünkt, ich hörte eine Stimme: Schlaft nicht mehr!
„Macbeth erſticht den Schlaf, unſchuldgen Schlaf;
„Den Schlaf, der unſres Harmes Knäul entwirrt,
„Den Tod von jedes Tages Leben, 's Bad
„Für wunde Arbeit, kranken Herzen's Stärkung,
„Den zweiten Umlauf der Natur,
„Den Haupternährer bei des Lebens Feſtmahl!"
Macbeth.

Aber nicht Jakob I. allein hatte um jene Zeit einen Thron beſtiegen, auch ein anderer Sohn Britaniens that es mit ihm zugleich, und dies war Shakespeare, von deſſen Stirne jetzt das königliche Diadem eines Herrſchers im unendlichen Reiche der Dichtkunſt blitzte.

Sein „Macbeth" war erſchienen und wirkte erſchütternd ... hinreißend.

Sei es uns hier vergönnt — um die Großartigkeit der Erſcheinung Shakespeare's in ſeinen Werken in ihrer vollen Bedeutung hinzuſtellen — einen unſerer ausgezeichnetſten deutſchen Kritiker ſprechen zu laſſen.

Es iſt **Gervinus**, der in ſeinem Werke über „**Shakespeare**“, mit der ihm eigenen Meiſterſchaft den großen Britten in allen ſeinen poetiſchen Schöpfungen beurtheilt.

Hören wir was derſelbe über **Macbeth** ſagt:

Den Stoff des Macbeth hat Shakespeare aus ſeinem Holinshed genommen, der ihn ſeinerſeits aus Bellenden's engliſcher Ueberſetzung der lateiniſchen Chronik von Hector Boethius (1541) entlehnt hatte. Ganz im Gegenſatze von der rohen Quelle des Hamlet lag unſerem Tragöden hier ein vortrefflich abgerundeter Gegenſtand vor, deſſen theatraliſche Natur ſchon Buchanan erkannt hatte. Hier iſt in dem Stoffe Alles gegeben geweſen und es bedurfte nur der pſychologiſchen Ausbildung. Macbeth, des ſchwachen Ducan Vetter, von Natur zu Grauſamkeit geneigt, iſt der Geſchichtſage nach mit Banco der Erhalter des Throns gegen die inneren Rebellen und die äußeren Feinde, wie bei Shakespeare. Die Hexen weiſſagen Beiden Feldherrn wie bei ihm; Macbeth's hochmüthiges und ſtolzes Weib reizt ihn zu dem Königsmorde, deſſen Verdacht auf die fliehenden Söhne fällt. Neid und Mißtrauen gegen Banco, der im Anfang, wie es auch bei Shakespeare ſchwach angedeutet iſt, ſein Vertrauter war, beſtimmen ihn zu deſſen

Wegräumung, bei der ſein Sohn Fleance entkommt. Der Anwachs von Macbeths Argwohn, Tyrannei und Blutdurſt, ſein Mißtrauen gegen Macduff, deſſen Flucht, die Ermordung ſeiner Familie, die weiteren täuſchenden Orakel der Hexen, die Befreiung Schottlands, Alles iſt dem Dichter in ſo einfachem und verſtändigem Zuſammenhange überliefert, daß er die ganze Anlage, ja ſelbſt ausgeführte Züge, wie das Geſpräch zwiſchen Macduff und Malcolm, geradehin aufnehmen konnte.

Dies Trauerſpiel iſt immer unter Shakespeare's Werken mit auszeichnender Vorliebe betrachtet und beurtheilt worden; unſer Schiller hat es bearbeitet, Schlegel hat in begeiſterten Worten darüber geſprochen, Drake hat es das größte Werk des Genius unſeres Dichters, das erhabenſte und wirkungsvollſte Drama genannt, das die Welt je ſah. Auch dem nicht germaniſchen Auslande hat es ſich von anderen Stücken Shakespeare's empfohlen, ſei es durch die gefühlte oder begriffene Aehnlichkeit mit der antiken Tragödie, ſei es durch die einheitliche Anlage und den einfachen Gang der Entwickelung, ſei es durch die durchſichtige Charakteriſtik, in der der Dichter diesmal weniger Räthſel geſtreut und weniger zwiſchen den Zeilen zu leſen gelaſſen hat; am meiſten wohl durch den Reiz der Schilderei und des poetiſchen Colorits. Wenn mit Hamlet vielleicht kein Stück Shakespeare's an philoſophiſchem Tiefblick in die Natur und dem Werth der verſchiedenen wirkenden Kräfte im Menſchen zu vergleichen iſt, mit Heinrich IV. keines an friſcher Freude, an dem breiten thätigen Weltleben, mit Othello keines an tiefſinniger Anlage und umſichtiger Begründung der Charaktere, mit Lear keines an Gewalt der aufeinanderſtoßenden Leidenſchaften, mit Cymbeline keines an Bedeutſamkeit der ſittlichen Grundſätze, *ſo wird Macbeth einzig hervorragend daſtehen durch den Glanz der poetiſchen Darſtellung und Malerei und die lebendige Vergegenwärtigung von Perſonen, Zeiten und Orten.* Mit kraftvollen Zügen fand ſchon Schlegel das Heldenzeitalter des rüſtigen, nervenſtärkenden Nordens vortrefflich geſchildert! Wie wächſt hier Alles groß in gewaltige Geſtalten und bewegt ſich von Natur auf heroiſchem Kothurn! Wie anders hebt ſich dieſer tyranniſche Macbeth neben den Heldenfiguren der Macduff, Banco und Siward empor, als jener Krüppel Richard III. unter einem verkrüppelten Geſchlechte! Oertlich ſind wir in die ſchottiſchen Hochlande verſetzt, wo Alles voll Aberglauben, voll von den ſinnlichen Eingriffen einer überſinnlichen Welt, voll von Vorbedeutungen des moraliſchen Lebens durch Anzeichen im Reiche der lebloſen Natur und der Thiere erſcheint, wo, dem angemeſſen, die Menſchen von erreglicher Phantaſie und leichtem Glauben ſind; wo ſie in dem ſtarken Ausdruck der hochpoetiſchen Sprache und den ungewöhnlichen Bildern ſprechen, die uns noch heute bei den Volksrednern galliſcher Stämme auffallen.

Mit dieſer Meiſterſchaft der allgemeinen Darſtellung von Zeit und Ort wetteifern die Bilder der einzelnen Verhältniſſe und Lagen. Mit Recht hat ſchon Reynolds jene Schilderung von der friedlichen Einkehr der Schwalbe in Macbeth's Wohnung als ein prachtvolles Bild der Ruhe gerühmt, das auf das lebhafte Gemälde der Schlacht zum Gegenſatze folgt. Mit größerem Rechte hat man immer die Gewalt in der Darſtellung des Grauſigen geprieſen in jenem Nachtwandeln der Lady Macbeth, in der Banketſcene, in der unheimlichen Schöpfung der Schickſalsſchweſtern. Noch weit über all dies geht die ſprechende Wahrheit der Scenen bei der Ermordung Duncan's, die ſelbſt bei der mangelhafteſten Aufführung von erſchütternder Wirkung ſind. Das ſchreckbare Geflüſter, in deſſen entſetzlichem Halbdunkel die Gatten ihr himmelſchreiendes Vorhaben verhandeln und vollbringen; die herzzerreißende Schilderung des Seelenzuſtandes Macbeths bei der That ſelbſt; der unheimliche halbwache Zuſtand der geopferten Diener, von denen der Eine von dem abendlichen Feſte fortträumt, der Andere im gelähmten Bewußtſein eine Ahnung des furchtbaren Geſchehenden empfindet; endlich die äußeren Schreckniſſe der Nacht im vorbedeutenden Gegenſatz zu dem Taumel der Luſtbarkeit über den bereiteten Gräbern; Alles dies iſt in ſo unmittelbarer Natur, mit ſo wenigen Kunſtmitteln zu ſo tiefer Wirkung geſchaffen, daß in der Dichtung aller Zeiten das Vergleichbare ſchwerlich gefunden wird.

Für die Zeitbeſtimmung des Macbeth weiß man mit Sicherheit, daß das Stück kurz nach Jakob I. Thronbeſteigung geſchrieben wurde. Die Anſpielung (IV, 1.) auf die Vereinigung der drei Reiche von England, Schottland und Irland („Einige ſehe ich, die doppelte Reichsäpfel und dreifache Scepter führen“), hatte nur eine Pointe, wenn ſie bald nach dem Ereigniſſe gemacht war; Jakob I. wurde aber am 20. October 1604 als König von Großbritannien und Irland proklamirt.

Wie Macbeth im Anfang des Stückes erſcheint, iſt er in Aller Augen ein bewunderter Feldherr, der während der Schlacht in natürlicher Heiterkeit alle Eigenſchaften eines vollendeten Soldaten entfaltet, ein Liebling der Tapferkeit, Bellona's Bräutigam. Als ein Mann der ausſchließlichen That entbehrt er die geiſtige Bildung, die Hamlets Stolz wäre. Nicht daß er wie Percy dagegen eiferte und ſich dawider ſträubte; ſie iſt gar nicht an ihn gekommen, es iſt nirgends von etwas der Art nur die Rede, nicht einmal im Gegenſatze zu ſeiner näheren Umgebung; höchſtens zeigt ſich die Abneigung Macbeths gegen alle verfeinerte Cultur in ſeiner

Verachtung gegen die epicuräiſchen Engländer. Mit dieſer unſtudirten, einfachen Soldatennatur hängt es zuſammen, daß er von aller Schauſpielerei und Verſtellung, jener Eigenſchaft, die bei Hamlet ein Ausfluß ſeiner Geiſtesbildung war, nicht eine Spur beſitzt. Auch wenn ihm dieſe Eigenſchaft zu ſeinen eifrigſt verfolgten Zwecken höchſt förderlich, gegen Gefahren ſchutzreich wäre, verſteht er ſie nicht ſich anzueignen, trotz ſeines guten Willens, trotz des guten Beiſpieles ſeines Weibes und trotz der guten Lehren und eindringlichen Ermahnungen, mit welchen dieſe ſie ihm empfiehlt. Bei dem erſten Spruche der Schickſalsſchweſtern verräth er ſeine Bewegung an Banco; er bringt ſeiner Gattin ein beſchäftigtes Geſicht entgegen, das ſie ihn ſogleich mit einem trügeriſchen zu vertauſchen heißt; er entfernt ſich in ſchweren Gedanken von der Tafel, als der König zu Gaſt bei ihm iſt; Garrik ſpielte ihn ſo, daß er dem einmal erregten Aufruhr ſeiner Seele gleich vor Duncan nicht meiſtern, am wenigſten bei der Ernennung des Herzogs von Cumberland bergen konnte. Was Macbeth dem Hamlet ſcharf entgegenſtellt und mit ſeiner thatbedürftigen Natur innig zuſammenhängt, iſt ſein Ehrgeiz. Es ſpricht ſich dieſer, gleich als er durch die Nordiſchen Parcen neu aufgeregt, in dem Briefe an ſeine Gattin, an den „ſüßen Gefährten ſeiner Größe,“ aus; das ganze Verhältniß zu ihr läßt auf lange genährte ehrſüchtige Entwürfe zurückſchließen, denn ſein aufſtrebender Ehrgeiz hat ſich, noch mehr an ihm ſelber, ſeinem Weibe in die Seele geniſtet. Um eines großen Zweckes, um eines ſicheren Gewinnes willen für dieſes Leben, würde Macbeth, dies iſt der kühnſte Ausdruck dieſer Leidenſchaft in ihm, das künftige Leben in die Schanze ſchlagen, das den Hamlet mit Furcht und Zweifeln erfüllte. Und nachdem dieſer Ehrgeiz einmal durch alle zuſammentreffenden Antriebe von Glück und Gelegenheit in eine mächtige Bewegung geſetzt iſt, ſehen wir Macbeth, den Vaſallen, den Thron ſeines Königs und Wohlthäters unrechtmäßig und durch eine ungeſetzliche That einzunehmen weder Muth noch Trieb in ſich fühlen.

So ſtrafbar übrigens und ſo ungeſtüm, wie wir dieſe Leidenſchaft ſich in Macbeth entwickeln ſehen, iſt ſie nicht von allem Anfang an in ihn gelegt; es bedarf der gewaltigſten Verſuchungen, um ſie in dieſen raſchen Fluß zu bringen. So lange ſein Ehrgeiz noch unverſucht in ihm ſchlummert, blicken wir auf eine beſſere Naturart in Macbeth zurück, die ihn auch in ſeinem äußerſten Verfalle nicht ganz unter ſich ſelber ſinken, nicht ganz ſeine Würde verloren gehen läßt. Ehe der verderbliche Entſchluß zum Königsmorde in ihm gereift iſt, iſt das Gute und Böſe in ihm in gleicher Wage gewogen. Da er nur erſt von der Verſuchung in ſeinem eigenen Innern angegangen iſt, ſchwankt er zwiſchen dem Zuwarten, ob ſich der Weg der Ehren von ſelbſt vor ihm öffnen werde und dem Gedanken, ob er den geſperrten Weg erzwingen ſolle.

In den Hexen hat Shakeſpeare den Volksglauben an böſe Genien und feindliche Verfolger der Menſchen zu einer ähnlichen, aber finſtreren Weſenſchöpfung benutzt, wie in dem Sommernachtstraum den Elfenglauben. Dieſe Schöpfung iſt weniger anziehend und ausgeführt, aber nicht weniger meiſterhaft. Der Dichter läßt dieſe Weſen im Texte des Stückes ſelbſt nur ſchimpfweiſe Hexen benennen; ſie ſelber geben ſich den Namen der Schickſalsſchweſtern (weird sisters); mit dieſer Bezeichnung überſetzte man die Parzen; auch mahnen dieſe Schweſtern wohl an die nordiſchen Nornen oder Walkyren. Sie erſcheinen wild und verwittert in Ausſehen und Kleidung, gemein in ihrer Rede, unedle Halbgeſchöpfe, häßlich wie das Böſe, und wie dieſes alt und keines Geſchlechtes. Von höheren Meiſtern ſind ſie geleitet, ihre Thätigkeit iſt ganz von der Freude am Böſen beſtimmt, von menſchlichen Sympathien ſind ſie völlig entblößt. Was unſer Schiller aus ihnen gemacht hat, zerſtört völlig die weiſeſte Abſicht des Dichters und nichts von dem, was Schlegel gegen dieſe Traveſtie geſagt hat, iſt zu hart. Die Kehrſeite der alten Eumeniden, ſind dieſe Schickſalsſchweſtern; nicht die Rächer nach der That, ſondern die Verſucher vor derſelben, die

Kuppler der Sünde? Es iſt ihnen aber keineswegs eine beſtimmende, mechaniſche Macht über die Menſchen gegeben; und ſehr mit Unrecht meinte Lamb, ſie erzeugten Thaten von Blut und begönnen die böſen Antriebe der Seele. So ſagte auch Schlegel, Macbeth erliege einer tief angelegten hölliſchen Verſuchung und übernatürlichen Antrieben; dies giebt aber durchaus eine der Meinung Shakespeare's entgegengeſetzte Vorſtellung, wenn darunter mehr verſtanden werden ſoll, als die aufſtrebenden und ehrgeizigen Triebe in Macbeth ſelber, die von übernatürlicher, von mehr als gewöhnlicher Stärke ſind. Der Dichter hat dieſen Geſchöpfen die Macht gegeben, die Menſchen zu verſuchen, zu verlocken, mit zweideutigen Orakeln, mit Trug und Täuſchung zu beſtricken und ſelbſt, wie der Satan im Buche Hiob, mit Noth und Trübſal, mit Stürmen und Krankheiten zu prüfen; aber fataliſtiſch dem menſchlichen Willen Gewalt anzuthun, haben ſie keine Befugniß. Ihre Verſprechungen, ihre Wahrſagungen laſſen der Handlungsweiſe völlig freien Raum, ihre Geſchäfte ſind: „Thaten ohne Namen.“ Sie ſind die bloße Verkörperung der inneren Verſuchung; ſie kommen im Gewitter und verſchwinden in der Luft, wie leibhafte Triebe, die, aus dem Blute aufſteigend, die Blaſen des Ehrgeizes und der Sünde in der Seele aufwerfen; ſie ſind die Schickſalsſchweſtern nur in dem Sinne, in dem wir, nach Göthe's wie nach Shakespeare's Verſtellung, unſer Schickſal ſelber im eigenen Buſen tragen. Macbeth hat mit keiner äußeren Gewalt zu ringen, indem er ihnen begegnet, ſondern nur mit ſeiner eigenen Natur; ſie verſinnlichen die böſe Seite ſeines Weſens, die man nicht in ſeinem Geſichte lieſt; er fällt nicht auf die Plane ſeines königlichen Ehrgeizes, weil ihm dieſe Anlockung von außen nahe tritt, ſondern dieſe Verſuchung wacht in ihm verſinnlicht auf, weil jene Plane lange her in ihm ſchlummerten. In ihm ſelbſt ſind dieſe böſen Mächte, die ihm das Blendwerk ſeiner Strebſucht verſpiegeln. Sie treten ihn an, als er auf der höchſten Stufe ſeines Glückes, ſeiner Gunſt und Tapferkeit ſteht.

Die beſiegte Rebellion ſtellt ihn über den ſchwachen Duncan, der ſich ſelbſt nicht zu helfen weiß; die erlangte Würde eines Than von Cawdor gibt ſeiner Macht zu und legt es ihm nahe zu überdenken, wie viel glücklicher Er die Verrätherrolle geſpielt haben würde, als der von ihm Beſiegte, der vorher dieſe Würde trug; dann kommt die Gelegenheit von Duncans Beſuch hinzu und die Einwirkung ſeines Weibes. Dies ſind natürliche Antriebe von ſolchem Gewicht, daß ſie zuſammengefaßt wohl die übernatürliche Macht bilden, die der Dichter poetiſch nach der Geſchichtsſage verkörpert hat.

Macbeth's Weib iſt von Shakeſpeare nach einem

Winke in der Chronik von Holinſched über die Gattin jenes Donwals angelegt, die dieſen zu dem Morde des Königs Duffe anſtiftete. Sie ſtellt ſich auf den erſten Anblick dar als eine Clytämneſtra an Stolz, Grauſamkeit, Unerſchrockenheit und Gewiſſenloſigkeit, als ein mächtiges Weib, das noch mehr Furcht als Haß in uns weckt, von furchtbarer Sicherheit im Wollen, von dreifach geſtählter Entſchloſſenheit. Sie iſt ganz das Gegenbild von ihres Gatten überſichtigem und phantaſievollem Weſen, kalt von Verſtand und ruhig von Blut. Keine übernatürliche Verſuchung tritt ihr nahe, ſondern nur die nüchternen in dem Briefe ihres Mannes; keine Vorſtellung ſchreckhafter Folgen, keine Mahnſtimme eines Gewiſſens erſchreckt ſie, wie Macbeth, vor der That; während derſelben bleibt ſie umſichtig, überlegt, zur Verſtellung geſchickt; nach ihr wäre ſie fähig, das Geſchehene bald zu vergeſſen. Sie fühlt, daß, ſolche Thaten wie Macbeth zu begrübeln, ſie toll machen würde, ſie mahnt daher davon ab und iſt gelaſſen genug, dieſer Einſicht ihrerſeits Folge leiſten zu können. Dieſer Einſicht ſich bewußt, die ſie zu ſolch' einem Werke befähigen, treibt ſie den unentſchloſſenen Mann zu der Schreckensthat an; ſie drängt ihn, ſeinen unbefeſtigten Vorſatz auf den feſten Haltpunkt zu ſchrauben: der Gatte gefällt ihr nur in dem Momente, wo er den erſten Gedanken faßte, da er ſich die Gelegenheit ſelbſt ſchaffen wollte, die ſich nun von ſelber darbietet; ſie ſtürmt in ihn, das was ein Geſchenk des Schickſals ſein konnte, als einen Raub an ſich zu reißen; und die natürliche Beredtſamkeit und Ueberzeugungskraft des guten Muthes, des Entſchluſſes und inneren Einigkeit erdrückt den wortkargen, ſchwankenden und gedankenvollen Mann. In dieſer Beredtſamkeit kann uns Lady Macbeth als ein eingefleiſchter Teufel erſcheinen, abgethan von jedem Reſte der Weiblichkeit und Menſchlichkeit. Hätte ſie geſchworen wie Er, ſagt ſie zu Macbeth, ſo würde ſie ihrem lächelnden Säuglinge das Gehirn ausſchmettern, obgleich ſie aus Erfahrung wiſſe, wie zärtlich die Liebe der ſtillenden Mutter iſt. Dennoch läßt ſich ſchon hier, auf der unnatürlichſten Spitze ihrer Leidenſchaft und ihrer Grauſamkeit, herausfinden, daß der Dichter dieſem Weibe doch die „Milch der Menſchlichkeit" nicht ganz entziehen wollte. Zu jener anfänglichen Spannung ihres Weſens, zu der Verleugnung ihres Geſchlechtes thut ſie ſchon ihrer Natur einen förmlichen Zwang an. Sie ruft zu dieſem Werke ihrer Entweibung die hölliſchen Geiſter auf, ein Zug, der ihrem ganzen Weſen ſonſt fremd iſt. Dieſe ſollen ſie randvoll von Grauſamkeit machen und der Reue den Zugang zu ihrem Blute verſtopfen, daß nicht die Stacheln der Natur ihren Vorſatz erſchütterten. Sie vermißt ſich nun, da ſie ihren Gatten kennt, die männiſche Rolle, zu der ſie ihre Natur feſtzuſchrauben ſucht, durchzuführen und die Mordthat ſelbſt zu verüben; Macbeth ſolle, ſagt ſie ihm, nur ein heiteres Geſicht annehmen und das Uebrige ihr überlaſſen; ſie macht den Plan und ſpricht dabei von ſich und ihm, die an dem Werke Theil haben ſollen; ſie berauſcht die Wächter und legt ihre Dolche zurecht; ſie hat das Reizmittel, das ſie brauchte, dieſe Wächter trunken zu machen, nöthig gefunden, um ſich Kühnheit und Feuer zu geben; ſie wollte dann den Stoß ſelber führen, — da, an dem Haltpunkte ſelbſt, ſchraubt ſich die überſpannte Natur in ihr ab; jene weggefluchten Stacheln der Natur treffen ſie, da ſie den ſchlafenden König ihrem Vater ähnlich findet, und das Weib muß den Mann zu dem Geſchäfte vertreten laſſen, das mehr als einen Mann verlangt. So wird ſie nachher auch von dem rührenden Jammerlaut ſeiner Reue erſchüttert, obgleich ſie jene Geiſter beſchworen hatte, der Reue keinen Zugang zu ihrem Blute zu geben. Da aber die Gefahr der Entdeckung ſie aufſchreckt, findet ſie ſchnell ihre Ruhe, ihre Vorſicht, ihre Unerſchrockenheit wieder und kann mit Vorwurf auf den Mann des ſchwankenden Vorſatzes herabblicken. Sie hat von Anfang an mehr die Sicherheit des Zuſchauers in dem Spiele, ſie verliert ſie im Momente, da ſie ſelbſt die Züge führen will, ſie findet ſie wieder, ſobald ſie an ihre Stelle zurückgetreten iſt. Sie hat aber die Hand mit im Spiele gehabt, gleichſam noch ehe es angelegt war. Die Träume des Ehrgeizes waren von dieſem Paare ſchon frühe geträumt; die unbeſtimmten Träume, da Verſuchung und Gelegenheit kommt, reifen in ihrer Seele ſchneller als in ihm zu wirklichen Entwürfen. Die Kühnheit zu dieſen Entwürfen und die Feſtigkeit der Entſchlüſſe zu ihrer Ausführung findet ſie in dem endloſen Vertrauen auf dieſen ſtarken Mann, dem ſie Alles zutraut, dem in ihrer Anſicht alle Größe gebührt, an deſſen Herrlichkeit ſie ſich freut und ſtützt. Dies iſt ihre eigentliche Natur und Geſchichte, und es iſt zugleich das, was mit ihr ſo weit verſöhnen muß, daß ſie unſeres Mitleids nicht völlig verluſtig gehen darf. —

Dieſe Frau alſo, die durch ihr Hingeben und Aufgeben in Macbeth dem Gatten viel gefährlicher iſt, als ſie es durch ein impoſantes und ſelbſtſtändiges, männiſches Weſen ſein könnte, geht ihn, um ſeinen verderblichen Entſchluß zu entſcheiden, mit dem Mittel an, das ſie für das wirkſamſte hält; ſie regt, ſagten wir, ſeine Thatkraft an, ſie ruft ſeinen Ehrgeiz auf und faßt ihn bei ſeiner Mannhaftigkeit. Daß ſie ihm Mangel an Liebe vorwirft, das bewegt ihn nicht; daß ſie ihm mit aller Sicherheit einen ſichern Erfolg verſpricht, das macht ihn eher ſchon ſchwanken, daß ſie ihn mit ſeiner Manneswürde ſtachelt, das wirft ihn um. Fürchteſt du, ſagt ſie ihm, derſelbe in That und Muth zu ſein, der du im Wunſche warſt? Wollteſt du haben, was du für die Zierde des Lebens hielteſt, und dachteſt du als ein Mann in deiner eigenen Achtung zu leben, indem du Ich wag's nicht warten läßt auf Ich möchte, wie die arme Katze im Sprichwort, die gern fiſchen, aber nicht ſich die Füße netzen wollte? Noch antwortet er ihr hier aus dem ehrenvollen Standpunkte, den er bis dahin immer eingenommen hatte, aus dem edlen Lebensgrundſatze, der mit jenem Wahlſpruche Hamlet's im Sinne wohl zuſammenſtimmt, auf dem er hätte beharren ſollen. Ich thue Alles, was ein Mann thun kann; wer mehr thut, der iſt keiner! Es war alſo, ſagt ſie ihm, indem ſie ihn ſarkaſtiſch von dieſem Standpunkte herabzieht, ein Thier, kein Mann, das aus dir ſprach, als du das Unternehmen mir eröffneteſt? Und indem ſie ihn über jenen Standpunkt hinaufſchraubt, fügt ſie zu: Als du es auszuführen wagteſt, da warſt du ein Mann; und wärſt du mehr als du warſt, ſo würdeſt du um ſo viel mehr ein Mann ſein. Das war der Sporn, der ihn, wie er es von ſeinem Ehrgeize ſagt, in beide Seiten traf und ihn ſich überſtürzen und über des Mannes und des Menſchen Sphären hinausgehen machte. Immer und immer wieder rührt ſein Weib dieſe Seite in ihm an, und ſtatt Eines Tones giebt er ihr einen vollen Accord zurück. Ja, nachdem das erſte Grauen während und nach dem Königsmorde überwunden iſt, bedarf es nur noch bei jener Erſcheinung des Geiſtes Banco's ihrer Aufrufe; gleich nach dem Morde ſchon überbietet er ihre Anſchläge. Noch in ſeinen Erſchütterungen nach der That ſchilt ſie ihn unſtät von Vorſatz und nennt es Kinderaugen, die ſich vor dem gemalten Teufel, vor Schlafenden oder Todten fürchten; ihre Hände ſeien blutig wie ſeine, aber ſie würde ſich ſchämen, ein ſo weißes Herz zu haben wie Er. Gleich darauf handelt er ſchon ohne ſie; er tödtet die Diener, auf die der Mord geſchoben werden ſollte, woran ſie nicht gedacht hatte; ſie glaubt mit den hingelegten Dolchen Alles gethan, aber da Er die Männer und ihr Entſetzen ſieht, wird ſein gefahrblickendes Auge heller und er hat einen neuen ſichernden Mord bereit, wo ſie nur eine Ohnmacht. Er geht weiter; der Fluch der böſen That erfüllt ſich, daß ſie fortzeugend neues Böſes gebären muß; „die ſchlimm begonnenen Dinge will er ſtark machen durch Schlimmes.“ Er fürchtete die böſen Folgen, aber nun ſchafft er ſie ſich ſelbſt. Mißtrauen erfüllt ihn gegen den Mitwiſſer jener Weiſſagungen; auch argwöhnt Banco auf ihn, aber er verſchließt ſeinen Argwohn in ſich; was aber Macbeth noch mehr gegen ihn reizt, iſt ſein Neid auf die Nachfolge, die Banco's Geſchlechte zugeſagt war. Der Erfolg des Verbrechens ſchien nicht geſichert, wenn dieſe Prophezeihung beſtände; der Ehrgeiz war nicht geſättigt, ſo lang dieſe Mißgunſt zurückblieb. Hier erhebt ſich Macbeth ſchon zu jener übermänniſchen Stärke, die dem Schickſale ſich kühn entgegenwirft. Glaubte er den Sprüchen der Nooren, wie er denn Urſache hatte, ſo mußte er auch dem Spruche glauben, der Banco begünſtigte. Er denkt aber nun ſchon vom Geſchicke ſein Glück zu ertrotzen und Banco's zu zerſtören. Schon ruft er in feierlichen Worten (III, 1) das Schickſal in die Schranken, mit ihm bis auf's Aeußerſte zu kämpfen. Er ſtiftet die Mörder des Banco und ſeines Sohnes an.

Es iſt ſehr bezeichnend, daß er bei dieſem Geſchäft die Beſtimmungsmittel gebraucht, die auf ihn am ſchärfſten gewirkt hatten: er ruft in den Mördern ihre Mannheit auf. Seinem Weibe ſpart er jetzt ſchon das Verbrechen der Mitwiſſenſchaft von Banco's Tode; auch ſie hat darauf gedacht, aber er hat ſchon gehandelt, und ohne ſie. Das Entkommen des Fleance ſollte ihn noch einmal an die Unfehlbarkeit der Schickſalsſprüche mahnen. Aber jetzt tröſtet er ſich ſchon damit, dieſer hätte doch keine Zähne für die Gegenwart. Die Furcht alſo vor Banco und das böſe Gewiſſen dem Mitwiſſer gegenüber hatte zu deſſen Tode mitgewirkt. Dieſe Furcht und dies Gewiſſen ſollen noch einmal ſeine zuſammengeraffte Mannheit erſchüttern, als ihm der Geiſt des Banco erſcheint. Dies reißt ſeine Natur aus ihren

Fugen, ſein Weib beſchwichtigt die Geſellſchaft, beſchönigt und entſchuldigt in der alten Geiſtesgegenwart ſeine Anfälle und läßt ihn ſeine Schwäche mit dem alten empfindlichen Vorwurf fühlen: biſt du ein Mann? Ja, ſagt er, und ein kühner, der das wagt anzuſchauen, wovor der Teufel blaß wird! Sie fährt fort in ihren bitteren Sarkasmen gegen ſeine Entmannung: dieſes Auffahren möchte wohl ziemen bei einem Weibermährchen am Winterfeuer. Da geht er im Trotze ſo weit, dem eben verſchwundenen Banco zuzutrinken, nun noch einmal macht die Erſcheinung ſeine ſtarken Nerven erbeben. Er darf ſich rühmen: Was Einer wagt, wag' ich! und doch iſt ſeine Mannheit vor dieſem Anblick dahin. Es ſind die letzten Krämpfe ſeines Gewiſſens und ſeiner ſchreckhaften Vorſtellungen. Noch vor nicht lange blickte er unter den Anfällen der Reue wie neidiſch auf Duncan's ſicheren Schlaf nach des Lebens Fieberanfällen ſchmerzlich zurück, jetzt ſieht er ſich ſo tief im Blute, daß es ihm einerlei ſcheint, ob er ſich vor- oder rückwärts wende. Bisher ſcheute er Banco's Argwohn und Nachſtellung, jetzt ſpäht er durch Spione alle Häuſer aus, verfolgt die Verdächtigen, bedroht die entflohenen Prinzen, fordert den rückhaltenden Macduff vor und läßt ſeine Familie erwürgen. Bisher hatten ſich die Gewiſſensqualen in dem Manne, der den Schlaf gemordet hatte, auch darin geäußert, daß er den eignen Schlaf gemordet hatte, daß er dieſes Labſals der Natur entbehrte und von Träumen gequält war, jetzt will er bei allen ſeinen grauſen Vorhaben trotz dem Donner ruhig ſchlafen. Einſt war ſeine lebhafte Phantaſie von einem bloßen Schrei zur Nachtzeit aufgeregt, jetzt hat er ſich mit Schreckniſſen geſättigt und den Sinn der Furcht faſt verloren. Ehemals ging er über ſeine Thaten mit ſich zu Rathe und Bedenken und Beredungen gingen voraus und mitten durch; jetzt hat er Dinge im Kopfe, die gethan ſein wollen, ehe überdacht; er findet ſich noch jung und unreif in Thaten, ſo lange er es nicht dahin gebracht, daß dem Vorſatz die That unmittelbar folge, daß der Erſtling des Herzens auch der Erſtling der Hand ſei, daß jedes Wortgeprahl als eitle Narrheit aufgegeben werde, daß Gedacht Gethan ſein einziger Wahlſpruch ſei. Zu dieſem Aeußerſten der Thatſucht hatte ihn die Flucht Macduffs gebracht. Er ahnte Böſes von ihm, er verſchob ſeinen Tod, er hört von den Schickſalsſchweſtern, daß wirklich in ihm die Gefahr für ihn liege; von nun an will er keine That mehr durch Aufſchub verlieren. In dieſer höchſten Ueberſpannung ſeiner Natur wird er durch die Schickſalsſchweſtern gefeſtigt, die jetzt unter der Anleitung ihrer Meiſterin auf ihn wirken. Sie ſehen es darauf ab, dieſe Verſtocktheit in der Sünde, dieſe Abgeſchloſſenheit auf die menſchliche Kraft, dieſe Nichtachtung jedes göttlichen Geſetzes in ihm zu pflanzen und zu pflegen: das, was jene Zeiten mit einem Begriffe, der unſerer Sprache nachher verloren ging, Sicherheit nannten. Dieſen Gegenſatz des religiöſen Abhängigkeitsgefühls, dieſe Abweſenheit des gewiſſenhaften Zweifels, dieſes überhobene Vertrauen auf das menſchliche Vermögen nennen die Schickſalsſchweſtern ausdrücklich den Feind, der den Menſchen am tödtlichſten iſt. Ihre zweideutigen Orakel feſtigen ihn in dieſer Sicherheit; ihre Abſicht geht dahin, daß er ſein Schickſal beſchleunigen, dem Tode trotzdem und ſeine Hoffnungen über alle Mäßigung, Gnade und Furcht hinausſetzen ſolle. Wie er denn die letzten Täuſchungen des Teufels erfährt und ſein tragiſches Ende nahen ſieht, jetzt ſieht man, ganz wie ſonſt den Reizmitteln ſeines Weibes gegenüber, den Männertrotz ſich heben in ihm bis an's Ende. Da dieſe Enttäuſchung ſeine „Sicherheit“ erſt erſchüttert hat mit Zweifeln, ringt jetzt ſich auch die Furcht wieder gegen ſeine Mannheit empor; aber er ringt ſie jedesmal nieder, zaghaft im Gewiſſen, tapfer im Willen. Wie der Birnams-Wald naht, zieht er einen Augenblick ſeine Entſchloſſenheit ein, aber dann hebt er ſich zur Vertheidigung mit jener Tollheit, die die Beſſerdenkenden tapfere Wuth in ihm nennen. Wie Macduff ihm ſagt, daß er aus ſeiner Mutter Leibe geſchnitten ſei, giebt er ſeiner Furcht nach: Ich will nicht mit Dir fechten. Aber ein Spott in Macduff's Worten, wie einſt in ſeines Weibes, und ſogleich iſt der Held wieder da, um als Held zu ſterben. Groß wie jener Hagen in den Nibelungen, nöthigt er ſteigend in grauſen Thaten noch immer Achtung ab; das Gepräge des angeborenen Herrenthums iſt in ihm ſichtbar bis zuletzt, ſo daß die Größe ſeiner männlichen Kraft und die Macht ſeines Entſchluſſes faſt die Größe der Schuld in ihm aufwiegt und deckt. —

In der Kraft der ſeltenen Verbindung der Univerſalität, der wir Deutſchen uns gern rühmen, mit der Totalität, die des Engländers Natur iſt, ſteht Shakeſpeare vermittelnd zwiſchen beiden Nationen und iſt für Beide ein gleich großes Beiſpiel und Muſter, für jedes Volk von einer andern Seite, weil er beſitzt, was da und dort einen Mangel der Volksnatur ausdrückt. Uns Deutſchen imponirt er von der Seite ſeiner Totalität, mit der er unſere geſammte Dichtung in tiefen Schatten wirft. Unſere Dichter fanden kein geſchloſſenes Staatsweſen und Volksthum, keine herrſchende Geſchmacksrichtung und Dichtungsart vor; jeder ſtrebte daher die Kunſt und das Leben, da ihm eine fertige reelle Exiſtenz der Nation nicht in beſtimmte Bahnen lenkte, nach eigenen Idealen erſt zu ſchaffen und zu begründen; über dieſen weiten Beſtrebungen entging der nahe liegende Erfolg; und unſer größter Dichter geſtand, daß er nur gewußt habe, was er gewollt und geſollt, aber, getheilt und zerſtreut, in Nichts das eigentliche Ziel erreicht und nur bei den Werken anderer Meiſter ſich befriedigt gefunden habe mit dem, was ſie gethan. Es iſt daher erklärlich, daß die Nation, zwar mit ſo ungeheueren Maſſen dichteriſcher Erzeugniſſe geſegnet, immer einen Mangel unbefriedigt empfand, den ſie ſich mit Shakespeare's Werken erſetzte, und daß ſie den ehrgeizigen Glauben unterhält, es ſtehe in der Geſchichte ihrer Dichtkunſt der Mann noch auf, der unſer deutſcher Shakespeare heißen werde. Freuen wir uns indeſſen an dem engliſchen Shakespeare in unverkümmerter Freude, auch auf die Gefahr hin, daß ihm ein deutſcher nicht folgen werde. Lernen wir, ſelbſt als Nation, von ihm, uns nicht darüber zu grämen, — daß ein Fremder unſerer eigenen Dichtung den Preis abgewinnt; ringen wir mit dem Britten dagegen um den Ruhm, ihn zu verſtehen und ihn dadurch bei uns einzubürgern.

Mit Göthe's vielumfaſſender Menſchenkenntniß verband Shakespeare Schiller's unerſchütterliche Menſchenachtung, die Göthe verlernte. Göthe verlernte ſie im einzelnen Umgange, in einem zerſtreuten Leben von vielfach kleiner Thätigkeit, in ſeiner Abneigung und Unkenntniß der großen Welt der Politik und Geſchichte; in dieſer Welt bewegte ſich gerade Shakespeare und fühlte ſich in ihr wohl, und erhielt ſich in ihr ſeine Menſchenachtung, weil da immer, ſelbſt in Göthe's Anſicht, ein großes Weſen wirkt, wo die Menſchheit vereinigt arbeitet. Shakespeare reißt uns daher immer zu den Höhen des thätigen Lebens, in Schiller's Geiſte, hinan, die Göthe immer mehr aus den Augen verlor, je näher er uns den Höhen der Bildung zuzuführen ſtrebte. So iſt es denn kein Wunder, daß Shakespeare mit ſo großer Macht nach Deutſchland herüber wirkte, daß er trotz dem Abſtand der Zeiten die Wirkungen der mit uns lebenden Dichter überboten, daß er bei den Unbefangenen die nationale Eiferſucht überwunden hat und in der Schätzung ſelbſt über unſere Lieblinge, deren Größe und Bedeutung die Nation wahrlich in keiner Weiſe verkannt hat, hinausgetreten iſt. Auch in den Anfängen dieſer denkwürdigen Einflüſſe Shakespeare's auf Deutſchland ſteht er mit Homer auf Einer Linie. Beide haben den beſſeren Tag unſerer Dichtung erſt heraufbeſchworen und Beide unſeren größten Meiſtern, den Leſſing, Göthe und Schiller die ſtärkſten und fortwirkendſten Impulſe gegeben. Seit dieſen Zeiten haben Shakespeare's Werke vom Weſten Amerikas bis in den Oſten Europas immer größere Eroberungen in dem germaniſchen Stamme gemacht. Denn dieſem Stamme gehört er eigen kraft ſeiner generellen Natur, die ihn nie von nationaler Seite als einen verſtockten Engländer, von religiöſer Seite nirgends als einen beſchränkten

Mann, der Confeſſion, von Seiten ſeines dichteriſchen Geſchmacks keineswegs als einen einſeitigen Sachſen zeigt. Nur in den vermiſchten Nationen, wo die engen nationalen Conventionen der Kunſt, weit mehr aber das katholiſche Bekenntniß und was damit zuſammenhängt, Shakespeare's Werken den Zugang erſchwert, ſteckt ſeine Verbreitung. Dieſe Beſchränkung auf den germaniſchen Stamm iſt aber nicht ein Zeichen der Beſchränkung des Dichters oder einer allzugroßen Beſonderheit ſeines Kunſtideals. Die Natur der Zeiten und Völker iſt wohl der Art, daß ſie ſich in ihren Geiſteswerken einander ausſchließen; auch Homer iſt durch 1000 Jahre des Mittelalters unbekannt geweſen und Calderon und Dante ſind nicht weiter nördlich gedrungen, als Shakespeare nach Süden. Der germaniſche Stamm aber iſt an Geiſt und Körper groß genug, um ſeinen Geſchmack dem ſüdlichen und antiken ſelbſtſtändig gegenüber ſtellen zu dürfen, und ſeine Bildung hat noch eine ſo unermeßliche Ausſicht auf Ausbreitung und Dauer, daß auf alle Fälle unſerem Shakespeare kein geringeres Loos der Wirkſamkeit zugemeſſen iſt, als den größten Dichtern unter Griechen und Romanen.

Elftes Kapitel.

Lebensabend.

Der 5. Juni des Jahres 1607 lag mit wunderbarem Glanze über Stratford und ſeiner Umgebung. Der Himmel war ſo ſchön blau, wie man ihn dort nur ſelten zu ſehen gewohnt iſt. Die reine Luft in tiefen Zügen zu athmen war eine Wonne, und wonnig lachte denn auch Alles ringsumher, Pflanzen und Thiere und Menſchen, wo man ſie ſah und begegnete.

Auch in dem hübſchen, nicht allzugroßen Garten von New-Place, dem Hauſe des berühmten und angeſehenen Dichters und Theater-Unternehmers, Sir William Shakespeare, ſtand Alles in voller Pracht.

Namentlich waren es die Roſen, die in einer ſolchen Fülle ringsumher blühten, daß die leichtbewegten Lüfte ihren Duft bis in die entfernteſten Winkel des Gartens trugen. Aber auch andere Kinder Floras geſellten ſich dieſer Königin der Blumen und beurkundeten durch ihre ſchöne Gruppirung den fein gebildeten Geſchmack des Beſitzers.

Gar ſchön und ſtattlich ſchaute dabei New-Place ſelbſt, mit ſeinen zwei Stockwerken, der ſieben Fenſter breiten Fronte, den drei Giebeln und dem von Säulen getragenen Portal, auf ſeine liebliche Umgebung herab.

Auf dem hohen Dache des ſchloßartigen Gebäudes ſaßen und liefen hin und her eine Menge weißer Tauben, immer ein Paar ſchöner, als das andere. Gar nett ſah es dabei aus, wenn die reinlichen Thierchen ſo zärtlich und vertraulich mit einander thaten, ſich ſchnäbelten, oder die ſtattlichen Tauber, alle Secunde den Kopf gegen die Erde ſenkend und die Kröpfe aufblaſend, ihr Kuckruguh riefen.

Majeſtätiſch ſchritt dagegen auf dem kleinen Hofe zwiſchen Haus und Garten ein Pfau einher; die Krone des Hauptes — oben goldgrün, unten ſchwarz — ſtolz tragend, den Schweif in einem gewaltigen Rade gehoben, ſo daß die prachtvollen Augen, mit dem Blau, Grün und Gold des Halſes harmonirend, weithin ſchillerten.

Und dies Bild behäbiger Ruhe fand es denn nicht ſeine Vollendung in der kleinen Gruppe, die dort im Schatten des Maulbeerbaumes um den Frühſtücktiſch ſaß: ein Mann, wohl drei und vierzig Jahre alt, edel von Geſicht und Geſtalt, gehüllt in die ernſte kleidſame Tracht jener Zeit, von ſchwarzem Sammt und ſchwarzem Atlas, — ihm zur rechten Seite ein altes

Mütterchen mit ſchneeweißen Haaren, in der ſchlichten Feſtkleidung einer Stratforder Bürgerin, ... zur Linken des Mannes — das reizende Geſichtchen voll Glück und Seligkeit an deſſen Schulter gelehnt — ein Mädchen in jugendlicher Friſche in vollem bräutlichen Staat.

Es war Sir William Shakeſpeare, der wohlbeſtellte Inhaber von New-Place, ſeine alte Mutter Mary, und Suſanne, die älteſte Tochter des Dichters, die bereit war noch heute ihr Hochzeitsfeſt mit einem jungen wackeren und angeſehenen Arzte Stratford's, Dr. John Hall, feierlich zu begehen.

Aber woher dieſe Veränderung? — Was führte den gewaltigen weitausſtrebenden Dichter in die ſtillen Kreiſe ſeines Geburtsortes, ſeiner Familie zurück?

An Vergangnes und an Fernes
Denk ich, wenn die Zeit mich ſchreckt,
Und vergeß' beim Glanz der Sterne
Daß die Nacht das Weltall deckt.

Will kein Ton dem Innern klingen
Und entzücke kein Bild den Blick,
Bringt Erinnerung auf Schwingen
Töne, Bilder und das Glück.

Vier Jahre waren jetzt ſeit dem Tode der Königin Eliſabeth und der Thronbeſteigung Jacob I. verfloſſen, ... vier Jahre des Ruhmes, der Anerkennung und des finanziellen Gedeihens für Shakespeare; doch war dieſe Anerkennung allerdings keine, wie ſie Shakespeare jetzt zu Theil wird, da ſie ſich lediglich auf die engeren Cirkel der Theaterbeſucher und weniger adliger und nichtadliger Schöngeiſter beſchränkte.

Einen richtigen Begriff der Shakespeare'ſchen Größe hatte man damals noch lange nicht.

Wohl ehrte ihn auch der Hof, als den Schreiber guter und unterhaltender Theaterſtücke, ja König Jacob I. ſelbſt ſprach ihm ſeine Anerkennung in einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben aus; dabei aber blieb es, und der große Shakespeare durfte ſich einer Auszeichnung oder Anerkennung anderer Art ſo wenig von König Jacob, als von der Königin Eliſabeth rühmen.

Deſto aufrichtigere Liebe, Verehrung und Anerkennung fand der Dichter bei ſeinem Freunde und Gönner Southampton, der ſich, nach ſeiner Befreiung aus dem Tower, mit doppelter Innigkeit an Shakespeare anſchloß. Leider konnte Sir Robert Cary nicht der dritte im Bunde ſein, da er ſich wieder nach Berwick zurückgezogen.

Aber in Shakespeare's innerem Leben waren ja unterdeß auch jene Wandlungen eingetreten, welchen ein ſo tiefer und gewaltiger Geiſt naturgemäß nicht entgehen konnte.

Immer höher und höher hatte ſich ſein Genius aufgeſchwungen; mit dieſem Aufſchwunge aber war auch ſein beſſeres Ich mehr zur Geltung gelangt.

Das Verhältniß mit Roſamunden, das — ſo ſinnlich ſchön es geweſen — ihn lange in unrühmlichen Feſſeln gehalten, war längſt gelöſt. Der Tod ſelbſt zerhieb den Knoten, indem er das verführeriſche Weib in jenen für London ſo entſetzlichen Tagen der herrſchenden Peſt in ſeine Arme nahm.

Der Hof hatte ſich vor der furchtbaren Krankheit nach Windſor geflüchtet; die königlichen Schauſpieler mußten folgen und als Shakespeare endlich mit dem Hofe zurückkehrte ... fand er die Geliebte unter den Todten.

Aber das Schreckliche jener Kataſtrophe hatte die Gemüther ſo gewaltig erſchüttert, daß kaum ein einzelner Schmerz mehr Platz greifen konnte. Ueber den Gräbern der vielen Tauſenden, die die Peſt hinweggerafft, erhob ſich das Leben mit einem ſo furchtbaren Ernſt, daß es die Seele jedes beſſeren Menſchen dem Ernſt des Lebens zukehrte.

So ward der allgemeine Schmerz zu heilendem Balſam für die Wunde in Shakespeare's Bruſt; während er hebend und verklärend auf ihn zurückwirkte.

Aber auch die Schaalheit und Nichtigkeit menſchlichen Treibens zeigte er in vollem Lichte. Shakespeare fing das Leben, wie er es bisher in London geführt, zu widerſtehen an. So zog er ſich denn vor allen Dingen von der Thätigkeit als Schauſpieler zurück, in welcher er nie bedeutende Lorbeern geerntet, ja die ihn, wie ſeine Sonnette Nr. 110 und 111 deutlich bekunden, oft mit Bitterkeit und Abſcheu erfüllt hatte.

Nur an dem Theaterunternehmen ſelbſt blieb er betheiligt: aber auch hier ſollten Shakeſpeare traurige Erfahrungen zurückſtoßen: ſein alter Freund Green, der ſich bei einem ähnlichen Unternehmen betheiligte, fiel von ihm ab und ward aus Neid und Habſucht ſein offener Gegner.

Auch mit dem Dichter Ben Jonſohn ging es Shakeſpeare nicht beſſer. Als Ben Jonſohn noch unbekannt war, reichte er einſt der Direction des Globus ein Stück ein, das er ſo eben vollendet. Es wurde nach flüchtigem Ueberblick verworfen. Als es indeß Shakeſpeare ſpäter zufälligerweiſe zu Geſicht bekam, erkannte ſein Scharfblick ſogleich das hier noch ſchlummernde Talent. Mit der ihm eigenen uneigennützigen Güte, zog er nun Ben Jonſohn heran, empfahl ihn dem Publikum, und ließ das Stück, nach einigen Abänderungen und Verbeſſerungen aufführen. So war Ben Jonſohn der Weg zum Ruhm gebahnt.

Indeß, ... wer hat die bittere Erfahrung nicht gemacht: daß Undank der Welt Lohn iſt? Auch hier war dies der Fall: als Jonſohn berühmt geworden und den Schutz und die Freundſchaft des größten Dichters ſeiner Zeit nicht mehr zu bedürfen glaubte, verleitete ihn der Neid zu den hämiſchſten Ausfällen und Angriffen gegen ſeinen früheren Freund und Wohlthäter. Mit kindiſcher Aufgeblaſenheit beanſpruchte er die Suprematie im dramatiſchen Genre, und da er ſelbſt ſehr langſam arbeitete, ſo ſchimpfte er auf das Gehäſſigſte über Shakespeare's „Vielſchreiben:", deſſen Uncorrectheit, Sorgloſigkeit und Mangel an Urtheil. So zerriß das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden bedeutenden Männern. Aber der Riß ließ einen tiefen Stachel in Shakespeare's Bruſt zurück.

War es da ein Wunder, daß nach all' den bitteren Erfahrungen, ... nach all' den Stürmen und Kämpfen des Lebens, dem Herzen des Dichters eine unendliche Sehnſucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit überkam? War es ein Wunder, daß ſich unwillkürlich ſeine Gedanken und Wünſche den alten Erinnerungen wiederzukehrten?

„An Vergangnes und an Fernes
Denk' ich, wenn die Zeit mich ſchreckt
Und vergeß' beim Glanz der Sterne,
Daß die Nacht das Weltall deckt.

Will kein Ton dem Innern klingen
Und entzückt kein Bild den Blick,

Bringt Erinnerung auf Schwingen
Töne, Bilder und das Glück.

Er dachte der Mutter, ſeines Weibes, ... der Kinder!

Hamnet war todt! aber Suſanna und Judith ſtanden jetzt als blühende Mädchen da.

Waren das nicht Herzen, die ihm gehörten? Lag dort nicht eine Heimath der Liebe?

Warum ſah' er doch immer das für eine Wüſte an, was vielleicht eine ſchöne, friedliche Oaſe war?

Und ſein Weib, ſeine Anna... was hatte ſie an ihm verbrochen?

War es ihre Schuld, daß ihr Geiſt dem Geiſte eines Mannes, wie er war, nicht genügen konnte?

Wen hatte er denn ſonſt in dem Leben gefunden, der ihm in dieſer Beziehung ganz genügte? Wen? ... außer ſeinem Freunde Southampton? und ſah' nicht auch dieſer an ihm, wie an einem Rieſen hinauf?

Ja, ja! die dreiundvierzig Jahre, die jetzt hinter ihm lagen, hatten ihn doch — nicht als Dichter, wohl aber als Menſch, — bedeutend ruhiger gemacht. Der Wagenſchlag der Leidenſchaft fing an, ſich bei dem reiferen Manne mehr und mehr zu legen.

Warum von ſeinem Weibe etwas anderes verlangen, als was ſie bieten konnte; ... warum ſeine Kinder ſo ganz ohne Vater laſſen, ... warum über den Lebensabend der alten, guten und treuen Mutter nicht noch einen warmen Sonnenblick der Liebe fallen laſſen?

Wohl hatte er den Vater, ſo lange er noch lebte, Mutter, Gattin und Kinder — ſeit den Tagen, da er es vermochte, — mit Geld unterſtützt; aber iſt denn Geld ... Liebe? kann Geld das Kindes-, das Gatten-, das Vaterherz erſetzen?

Und hatte er nicht in Stratford ſeine ſchöne Beſitzung New-Place? Trieb es ihn nicht auf Zeiten hinaus, aus dem Gewühl und Getümmel des ewig bewegten, ewig handelnden, ewig ſich vergnügenden London?

War nicht längſt im Stillen der Wunſch und die Sehnſucht in ihm herangereift, den Abend ſeines Lebens da zu verbringen, wo ſeine Wiege geſtanden?

Hatte er nicht, als er — jetzt vor ſieben Jahren — New-Place zum erſten Male nach dem Neubau auf zwei Tage beſucht, einen Maulbeerbaum mit eigener Hand in dem Garten gepflanzt, mit dem Gedanken: einſtens in deſſen Schatten die Sonne ſeines Lebens untergehen zu ſehen?!

Nun! ... heute ſaß er ja darunter. Der Entſchluß war gefaßt und ausgeführt worden: den Sommer in Stratford, im Kreiſe ſeiner Familie, den Winter in London in ſeiner bisherigen Umgebung, und mit der Leitung des Theaters beſchäftigt, zuzubringen.

Der ſchaffenden Muſe blieb das Hier und das Dort geweiht.

Und wahrlich! ſchon jetzt war eine ſtille Heiterkeit über ihn gekommen und hatte, wie der junge Tag, die Schatten jener Melancholie verſcheucht, die ſich in den letzten Zeiten ſo oft, gleich Londons Nebeln, über ihn ausgebreitet.

So drückte er denn auch jetzt der alten treuen Mutter liebevoll und freundlich die Hand und ihr in das, von ſo vielen und ſchweren Lebenserfahrungen und Sorgen tief gefurchte, in dieſem Augenblick aber von Freude ſtrahlende Geſicht ſchauend, ſagte er mild:

„Wißt ihr auch, Mutter, an was ich eben, als am Hochzeitstage unſerer guten Suſanna, dachte?“

„Wie ſollte ich?“ — entgegnete die alte Frau, die vor ihrem berühmten Sohne, der da in der ſtattlichen Tracht der Hofleute ſaß und der Herr und Beſitzer von dem prächtigen New-Place war, ordentlich Reſpekt hatte, und ihn mit einer Miſchung von mütterlicher Liebe, Staunen und Stolz anblickte.

„Nun!“ — rief William — „ich will es euch ſagen: ich dachte an den Tag meiner eigenen Hochzeit!“

„Iſt ſchon lange her!“ — meinte die alte Frau mit einem kaum unterdrückten Seufzer.

„Wenn ihr ein Jahrhundert in vier Theile zerlegt“ — ſagte Meiſter William — „wird ſchier die rechte

Zahl herauskommen! Wovon hier“ — ſetzte er dann hinzu, indem er mit Wohlgefallen auf die bräutlich geſchmückte blühende Tochter blickte, — „der ſchönſte Beweis ſteht.“

Erröthend legte Suſanna ihr Haupt an des Vaters Schulter; Shakeſpeare küßte ſie auf die Stirne.

„Ich Thor!“ — dachte er dabei — „daß ich dem lieben Kinde ſo lange ferne blieb!“

Dann raſch auf den erſten Ideengang zurückkommend, nahm er wieder das Wort und ſagte:

„Das Leben umſchließt doch des Wunderbaren mancherlei, und ſichtbar bald, bald unſichtbar weben des Schickſals Mächte das Geſchick der Sterblichen. Erinnert ihr euch, Mutter, unſeres Hochzeitszuges?“

„Gewiß! gewiß!“ rief die alte Frau — „wie hätt' ich das je vergeſſen ſollen ... es war eine merkwürdige Geſchichte, ... die Baſe ſagte gleich ...“

„Wir begegneten der Königin Eliſabeth ...“

„Ja, ja! O! ich weiß es noch, ſie ſah' prächtig aus ...“

„Aber ehe wir auf ſie ſtießen ...“

„Kam eines ihrer Roſſe ...“

„Das durchgegangen ...“

„In wildem Sauſen daher ...“

„Und hätte mich bald niedergerannt.“

„Ich vergaß den Schrecken nie.“

„Das Thier riß mich von Hanna's Seite ...“

„O William! William!“ — rief hier Mutter Mary, Thränen in den Augen, — „ich ſagte es gleich, es iſt ein böſes Omen; die Baſe aber meinte anders ...“

„Und entſinnt ihr euch noch, wie das Pferd hieß?“

„Nein!“

„Die Königin nannte es Pegaſus!“

„Und was iſt damit?“

„Pegaſus iſt das Dichterpferd ... ein Sinnbild des dichteriſchen Aufſchwungs ... ja, der Dichtkunſt ſelbſt!“

„Und“ — ſagte Mutter Mary — „ich verſtehe immer noch nicht ...“

In Shakeſpeare's ſeelenvollem Auge blitzte es wunderſam. Es war, als hätte ihn plötzlich ein lichter Gedanken durchzuckt, ... ein Gedanke der ihn wohlthätig berührt, der vielleicht für eine Schuld Erlöſung auf ſeinen Fittigen trug.

„Und riß in Wirklichkeit nicht auch die Dichtkunſt mich von Hanna's Seite?“ — ſagte er dann, die wunderbare Erregung in der eigenen Bruſt kaum verbergend. — „So war's denn doch der göttliche Beruf, mir vorgezeichnet in dem Lauf der Sterne!“

Mutter Mary und Suſanna begriffen den Sprechenden nicht ganz, obgleich die Letztere, die ein aufgewecktes Mädchen war, eine Ahnung des richtigen Verſtändniſſes überkam.

Die Alte aber ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Und weißt du noch, Will, wie freundlich Ihre Majeſtät die Königin — Gott hab' ſie ſelig — mit dir ſprach?"

„Wohl weiß ich's!" — verſetzte William.

„Die Baſe ſagte gleich: das hat was zu bedeuten; gebt Acht, der Will wird doch noch ein großer und berühmter Mann."

„Doch noch!" — wiederholte Meiſter Shakespeare lächelnd. — „Wie viel in dem „doch noch" liegt!"

„Wie ſo? . . . was meinſt du, Kind?"

„Nun, des Schmeichelhaften wenig, das iſt ſicher!"

„Aber . . ."

„Laßt's gut ſein, Mutter Mary," — verſetzte der Dichter — „ich weiß es wohl, wie oft und ſchwer ich euch und den Vater betrübte . . . wie unrecht ich an Weib und Kind gehandelt habe. Aber . . . bei Gott! . . . ich konnt' nicht anders . . . Ihr wißt es, Mutter, mich widerte das Handwerk des Vaters an. Ich fühlte, daß ich für Anderes . . . für Größeres geboren ſei . . ."

„Ich dacht' es oft!"

„Der Vater wurde in dem Grade mürriſcher und härter, als ſeine Umſtände ſich verſchlimmerten. So träumte der Knabe, ſo träumte der Jüngling von einem Etwas, von einer Lebensbeſtimmung, von einem Glück, von welchem er weder das eine noch das andere finden konnte."

„Armer Will!" — ſeufzte die Mutter mit feuchten Augen — „wie ſehr haben wir, wie ſehr haſt du ſelbſt darunter gelitten."

„Oft las ich Nächte hindurch in meinem Kämmerlein bei ſpärlichem Lampenlichte: oft entwarf ich ſchon damals Pläne zu Schauſpielen ... namentlich, nachdem ich einſt „König Ninos" geſeh'n. Aber was half es ... der Vater war unerbittlich ..."

„Der arme, tiefgebeugte Mann! ..."

„Der mich durch die Auto da Fé's meiner Bücher und Schriften zur Verzweiflung trieb!"

„Vergieb ihm, ... er hat es doch gut gemeint."

„Er ruht im Grabe" — ſagte hier Shakeſpeare ernſt und feierlich — „und wußte es nicht beſſer. Möge die Erde ihm leicht ſein. Ich vergebe ihm, doch .... lieben konnt' ich ihn nie."

Eine Pauſe entſtand, nur unterbrochen von dem leiſen Schluchzen der Mutter.

Shakeſpeare reichte ihr die Hand, drückte ſie leiſe und ſagte:

„Nicht weinen. Die trüben Tage ſind jetzt vorüber und euch, gute Mutter, hab' ich ſtets geliebt."

„Iſt's wahr, Will!" — rief die alte Frau, und ihre Augen ſtrahlten freudig durch die Thränen.

„So wahr Gott lebt!“ — verſicherte der Sohn. — „Wie oft ſah' ich Tage, wo eine unbezwingbare Sehnſucht in mir aufſtieg, wo ich mich nach Flügeln ſehnte, um heimkehren und mich meiner guten Mutter voll Wehmuth und Liebe zu Füßen werfen zu können.“

„O Will! Will! warum kamſt du nicht . . .“

„Weil ich des Vaters Rauhheit . . . ſeinen Fluch fürchtete . . . und . . .“

„O! dieſe Heirath!“ — ſeufzte die Mutter — „und ich trug viel Schuld an ihr.“

Jetzt floſſen auch Suſanna's Thränen.

„Es war der wunderbare Weg, der mich zum Ziele führen ſollte!“ — ſagte der Dichter ernſt. — „Unſere Liebe war eine ſchöne kurze Täuſchung. Wir paßten nicht zuſammen, und als wir aus dem kurzen Rauſch erwachten, da . . .“

„O ſtill davon!“

„Ich klage Niemand an, als mich! . . .“

„Vater!“

„Jeder Blick war ein ſtummer Vorwurf. Und als nun gar der Jüngling Vater wurde, als neue Laſten und Sorgen, neue Verwünſchungen des Vaters, das gänzliche Verkennen meiner, von Seiten meines Weibes . .“

„O ſchweige!“

„Da verzweifelte ich an Gott und mir. Kecke Burſche ſchürrten das Feuer meines Trotzes . . .“

„Sie haben ihren Lohn.“

„Sie verhöhnten mich, daß ich ein Junge, ... ein Knecht, ein Nichts im Hauſe der Meinen ſei ...“

„Gott mag es ihnen vergeben!“

„Sie lockten mich in den Wald, auf die Jagd hinaus ...“

„Du hörteſt die Bitten, das Flehen deiner Mutter nicht! ...“

„Ach, Mutter! der Wald, der grüne, der herrliche Wald! er war ja für mich der Freiheit einziges Aſyl!“

„Und wurde für Dich ...“

„Wenn die Zweige über mir rauſchten, wenn der Sturm in den Wipfeln brauſte, da ward mir leichter um die ſchwere Bruſt. Mehr aus Liebe zum Walde, als aus Luſt am Frevel, theilte ich ihr Vergehen. Ich mußte fliehen ... doch ... wunderbare Schickſalsfügung! ... dieſe Flucht ward meine Hedſchra!“

„O! ich wußt' es wohl!“ — rief hier Mutter Mary, deren Augen wieder ſtrahlten — „und wenn ſie Alle auf mich ſchimpften, Will, ich konnt' dich nicht verloren geben!“

„Gute Mutter!“

„Hatt' ich dich denn nicht ſeit Kindesbeinen beobachtet? dein Herz war gut, dein Geiſt feurig und edel! du warſt lernbegierig, ſtrebſam ... aber ... wir konnten dir nichts bieten. Dem Streben deines Geiſtes war unſer kleinbürgerliches Weſen zu eng. Aber mein Mutterherz ſagte mir auch nach deiner Flucht und deines Schweigens ungeachtet, daß du nicht geſunken ſein konnteſt. Verſchließen mußt' ich's freilich in meiner treuen Mutterbruſt; aber Will, wie oft hab' ich in meiner ſtillen Kammer gerufen: „Vor Niemand will ich es ausſprechen, als vor dir, du Ewiger! du wirſt mich noch einmal meinen Will ſehen laſſen, bevor ich ſterbe; du wirſt ihn noch einmal in meine Arme führen; und es wird kein Unwürdiger ſein, den alsdann die weinende Mutter umſchlingt!"

„Und Gott hat dein Gebet erhört, Mutter!" — rief hier Shakespeare, die alte Frau innig umſchlingend und küſſend — „dein verlorner und heimgekehrter Sohn iſt jetzt kein unwürdiger mehr!"

„So laßt uns von nun an ruhig neben einander gehen!" — ſagte hier eine weibliche Stimme hinter dem Dichter.

Alle wandten ſich überraſcht um.

Es war Anna Hathaway, William Shakespeare's Weib, an deren Seite Judith ſtand.

Von der Schönheit, die William einſt an der jungen Hirtin entzückt, war freilich jetzt bei der einundfünfzigjährigen, ſo ſchwer geprüften Frau nichts mehr zu finden. Die Züge waren, nach abgeſtreifter Jugendblühte, derb und hart geworden. Das Schickſal hatte dabei Anna, da weder Charakter noch Verſtand ſeinen Schlägen ein Gegengewicht bot, abgeſtumpft; während das, was einſt den ſchwärmeriſchen Jüngling als Einfachheit und Unſchuld ſo ſehr eingenommen und zu unüberlegten Schritten hingeriſſen, nun als eine, für einen Mann von Geiſt in der That zurückſchreckende Beſchränktheit und bäuriſche Derbheit auftrat.

So konnte ſich Shakespeare's Weib nicht in die feinere Bürgertracht finden. Sie trug nach wie vor, die Kleider, wie man ſie auf dem Pachtgute ihres Vaters zu tragen pflegte, während ſich Suſanna und Judith in der modiſchen Kleidung allerliebſt ausnahmen.

„So laßt uns von nun an ruhig neben einander gehen!“ — hatte Anna geſagt. So kalt ſie dies aber auch geſprochen, durchzuckte es Shakespeare doch mit einem wunderbaren, halbſchmerzlichen, halb freudigen Gefühl. Es lag doch immer ein Vergeben in dieſen Worten, und zu vergeben hatte Anna gewiß ihrem Gatten viel.

William ſtreckte ihr daher ſichtbar bewegt die Hand hin und ſagte in mildem Tone:

„Armes Weib! ich habe dir ein trauriges Schickſal bereitet!“

Die Züge Anna's blieben unbeweglich; dann entgegnete ſie mit erſchreckender Ruhe und Monotonie:

„Ei wohl! aber ich empfinde es nicht mehr! Die Zeit ſtumpft ab. Ich bin ſchon lange ruhig darüber. Was mir anfangs als ein großes Unglück erſchien, ſah ich bald als die nothwendige Folge einer unüberlegten Heirath an. Wir paßten eben nicht zu einander!“

„So iſt es!“ — ſagte Shakespeare in dem Tone vollſtändigſter Beſtätigung.

„Ich bin“ — fuhr Anna ruhig fort — „auf dem Land geboren und erzogen ... ich fühl' mich wohl da. Von Büchern und gelehrtem Zeug's verſteh' ich nichts, und ... will auch nichts davon verſtehn. Haus und Hof ſind mein Alles! ... und ... darum bitt ich dich, Will, laß uns von nun an ruhig neben einandergehen. Ich bin dein Weib ... aber ich will dir, der du vornehm und reich und ein gelehrter und berühmter Mann geworden biſt, nicht läſtig ſein. Laß mich auch ferner in deiner Eltern Haus bei der Mutter wohnen. Suſanna hat, von heute an, ohnedem ihren eigenen Hausſtand und Judith mag meinethalben hier, bei dir, in dem ſtolzen Hauſe bleiben. Es paßt für ſie, die immer hoch hinaus will und ſie wird dich, wie Suſanna, verſtehen ... ſind ja beide doch blitz-geſcheidte Kinder und haben Kopf und Mund auf dem rechten Fleck.“

William ſah' das einfach Vernünftige dieſes Vorſchlages ein.

Sie konnten ſich ja alsdann doch Alle täglich in

New-Place ſehen, . . . aber unausgeſetzt in näherer Berührung mit Anna zu bleiben, dies wäre ihm ſo unmöglich geweſen, wie es Feuer unmöglich iſt, ſeine Exiſtenz im Waſſer zu friſten.

Waſſer löſcht das Feuer und eine eheliche Exiſtenz mit Anna wäre einer Auslöſchung der poetiſchen Flamme gleichgekommen, die in Shakespeare's Buſen loderte.

So war alſo, nach einer vierundzwanzigjährigen Trennung, Friede und Verſöhnung in der Familie eingetreten, und, was beſonders ſchön war, auf den Tag der Verheirathung Suſanna's.

Nachgerade hatten ſich auch jetzt die Hochzeitsgäſte verſammelt, und eben ſchritt, feſtlich gekleidet, der Bräutigam ſelbſt, Dr. John Hall daher.

Es war ein netter Mann, als Arzt angeſehen und von Allen als ein tüchtiger Menſch geliebt.

Suſanna war in ihn wahrhaft vernarrt und flog ihm nun mit offenen Armen entgegen.

Shakespeare begriff in dieſem Augenblick nicht, wie er — trotz allem Divergirenden — ſeine Familie ſo lange Zeit faſt ganz hatte vergeſſen können.

Wer aber hat nicht an ſich ſelbſt ſchon die traurige Erfahrung gemacht, daß wir in dem Gewirre des Lebens, wo eine Erſcheinung die andere verdrängt, und wir ſtets unter der tyranniſchen Gewalt des Augenblickes ſtehen, Alles, ſelbſt das Theuerſte, vergeſſen lernen?

Und war nicht ſein Leben als Dichter und Schauſpieler, als munterer Geſelle der Green's und Burbage's, als Freund der Southampton's und Eſſex, als Mitbewohner des rieſigen, ewig bewegten Londons, ebenfalls ein ewig bewegtes geweſen?

Aber ebendaſelbſt erging es ihm auch jetzt bei ſeiner Rückkehr nach der Vaterſtadt, nach Stratford, bei ſeinem Aufenthalte in dem reizenden New-Place, wie jenem Jüngling, den Spielhagen in ſeinen problematiſchen Naturen ſo trefflich beſchreibt und von dem er ſagt: ſo kam es denn, daß, als er ſich jetzt plötzlich wie mit einem Zauberſchlage auf das Land verſetzt ſah, der unſägliche Reiz der erſten leuchtenden Sommertage in einem ſchönen ländlichen Aufenthalte für ihn mehr als für die meiſten Menſchen etwas unſäglich Anziehendes, ja Hinreißendes und Berauſchendes hatte.

— Und Shakeſpeare war noch dazu Dichter und kam aus dem in faſt ewige Nebel gehüllten London! —

Es war ihm Alles ſo neu und doch ſo ſeltſam bekannt, wie wenn Jemand in eine Gegend kommt, die er ſchon lange vorher in ſeinen Träumen geſehen.

— Und waren dies nicht bei William die Träume ſeiner Kindheit? —

War dieſer blaue Dom, der ſich immer tiefer und tiefer wölbte, derſelbe Himmel, der ſich ſo troſtlos bleiern über dem Häuſermeer der Reſidenzſtadt ſpannte; waren dieſe funkelnden Lichter dieſelben öden Sterne, zu welchen er, aus dem Theater oder einer heiteren Geſellſchaft kommend, kaum einmal flüchtig emporgeblickt hatte?

Konnte ein Sommermorgen ſo reich an Glanz und Pracht, ein Sommerabend ſo weich und wollüſtig ſein?

Hatte er denn den Geſang der Vögel nie vernommen, daß er ſich jetzt an ihren einfachen Liedern nicht ſatt hören konnte?

Hatte er denn nie Blumen geſehen, daß er jetzt nicht müde wurde, ihre ſchönen Farben und wunderſamen Geſtalten zu betrachten?

Es war ihm zu Muthe, wie Einem, der aus ſchwerer Krankheit wieder zum Leben erwacht.

Die jüngſte Vergangenheit lag wie hinter einem dichten Schleier, aber weit Entferntes, im Meere der Vergeſſenheit ſeit langen, langen Jahren Verſunkenes tauchte wie eine glänzende, zauberiſche Spiegelung wieder über dem Horizonte der Erinnerung empor! — —

William Shakespeare fühlte eine Ahnung von dem, was es heißen konnte: am Abende ſeines Lebens ſtill glücklich zu ſein.

Wie? Am Abende ſeines Lebens? ...

Er war ja erſt drei und vierzig Jahre alt!

O! ihr Menſchenkinder! ein Dichter wie Shakespeare bleibt, in ſeinem Genius, ewig jung! Aber es ſind zwei Naturen in ihm, ... und die des Staubes zertrümmert der Sturm der Gefühle, der wilde Wogenſchlag ewiger leidenſchaftlicher Aufregung, das immer wiederkehrende Fieber einer glühenden Phantaſie, das Gebären und Wiedergebären geiſtiger Schöpfungen ... zehnmal eher, als die gewöhnlichen Menſchen.

Feſt, groß und mächtig, ihren Wipfel ſtolz in die blauen Himmellüfte hebend, ſteht die Eiche jetzt noch da ... aber das Mark des Lebens iſt verzehrt; ... ein Sturm ... ein Schlag ... und ... ſie bricht zuſammen! — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Heiter ſchäkerte jetzt das glückliche Brautpaar ... luſtig begrüßten ſich und ſprachen die zur Hochzeit Geladenen; ... aber der, der mit faſt fürſtlicher Freigiebigkeit die Hochzeit in New-Place ausgerichtet, das Haupt der Familie, William Shakespeare, ſchien noch auf einen Hochzeitsgaſt zu warten.

Er ſaß, ſtill vergnügt in ſich, das Auge auf das glückliche Paar gerichtet ... doch blickte er mit nicht zu verkennender Spannung und Erregung auf, ſo oft ſich an der Gartenpforte ein Geräuſch vernehmen ließ.

Plötzlich fuhr er raſch empor, — ſeine Augen blitzten in erhöhtem Glanze, — ein neues jugendliches Weſen ſchien Körper und Geiſt zu durchdringen. So eilte er, mit ausgebreiteten Armen, der Gartenpforte zu, durch welche eben eine hohe edle Geſtalt, gefolgt von mehreren Dienern, eintrat.

„Southampton! . . . mein Henry!“ — rief Shakespeare freudig aus.

„Mein theurer Will!“ — entgegnete der Neuangekommene, und beide lagen ſich in den Armen.

Es iſt um eine wahre und aufrichtige Männerfreundſchaft etwas Herrliches! Sie erhebt die Sterblichen zu Göttern, wie die Liebe; ja die Liebe gleicht oft dem Schatten des Morgens, der immer kleiner wird, ächte Freundſchaft im Geiſte der Alten dagegen, dem Schatten des Abends, der wächſt, bis die Sonne des Lebens hinabſinkt.

So war es mit der Neigung der beiden edlen Männer Southampton und Shakespeare, und zwar um ſo mehr, als ihre Freundſchaft die Feuerprobe beſtanden.

Es war ein kurzer trüber Tag geweſen, der an derſelben vorübergezogen. Dem ſüßen, dämoniſch-lieblichen Weſen, Roſalinde, mußte ſeiner Zeit auch Southampton vorübergehend erliegen. Shakespeare, in ſeiner Seele ſchmerzlich berührt, glaubte durch dieſe Neigung ſich in der Liebe des Freundes verkürzt. In Sonnetten hauchte er ſeine Klagen darüber aus, bis die Wolke zerrann und der Tag der Freundſchaft mit dem alten vollen Glanze wieder hervorbrach.

Jetzt konnten ſie ſich kaum mehr entbehren; darum hatte auch Meiſter **William** die Ueberzeugung im Herzen getragen, daß ſein hoher und edler Freund, das heutige doppelte Freudenfeſt — das der Verſöhnung mit der Familie und der Verheirathung ſeiner Lieblingstochter **Suſanna** — mit ſeiner Gegenwart beehren werde.

Wie groß aber war das Erſtaunen der einfachen Stratforder, als ſie nun William — den Sohn des ſchlichten Handſchuhmachers, **John Shakespeare**, — in den Armen eines ſo angeſehenen Mannes, eines Lords, eines Peers von England, ſahen.

Da hätte wohl der alte **John**, wenn er noch gelebt, die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen und gerufen:

„Bei St. George! das hätt' ich nimmer gedacht, daß es ein ſolcher Taugenichts, wie **Will**, zu ſo etwas bringen könne!“

Und wie freundlich und liebevoll, wie herablaſſend und gütig benahm ſich ſeine Herrlichkeit gegen alle Anweſenden, vornehmlich gegen die alte würdige Mutter des Freundes und die liebliche **Suſanna**.

Auch ſeine Großmuth und Freigiebigkeit hatte ihn nicht im Stiche gelaſſen: dem Freunde ſtellten die Diener einen mächtigen ſilbernen Pokal von wunderherrlicher Arbeit auf den Tiſch unter dem Maulbeerbaum. In ſiebenundzwanzig Schildern trug er die Titel der ſiebenundzwanzig Theaterſtücke, die Shakespeare's großer Geiſt bis dahin geſchaffen. Auf dem Deckel des Pokales aber waren in prachtvoller Arbeit die vier Figuren angebracht, welche die Namen zu den beiden reizenden Gedichten gegeben, die der Dichter einſt Southampton gewidmet: „Venus und Adonis,“ ſowie „Tarquin und Lucrezia.“ Arabesken von Weinlaub und Weintrauben umſchlingen das Ganze.

Auch Mutter Mary war nicht vergeſſen. Ein koſtbarer und ſehr bequemer Lehnſtuhl, ſo recht für das Alter gemacht, erwartete ſie zu Hauſe, während eine wunderbar ſchöne Wiege, von feinen Hölzern und Elfenbein eingelegt und dem jungen Paare mit einem launigen Gedicht verehrt, einen wahren Hallo und Sturm des Beifalls bei allen Anweſenden hervorrief.

Heiter zog man jetzt zur Trauung und heiterer noch war das Mahl, das dieſer feierlichen Handlung folgte.

Erſt tief in der Nacht trennte ſich die Geſellſchaft.

Lord Southampton blieb, wie natürlich, auf New-Place. Als ihm Will in eigener Perſon ſein Zimmer anwies, reichte er ihm noch einmal die Hand.

„Freund meiner Seele!“ — ſagte er dabei — „es wäre eine vollkommene Unmöglichkeit, dir für alle deine Liebe und Güte zu danken!“

„Mit Nichten!" — verſetzte Southampton lächelnd — „ſo kommſt du nicht durch, Will. Wiſſe, daß ich ein Egoiſt bin!"

„Du ein Egoiſt!" — rief Shakespeare lächelnd, den Leuchter mit den brennenden Kerzen auf den Tiſch ſtellend, der mitten in einem der ſehr elegant eingerichteten Fremdenzimmer ſtand. — „Gebe Gott, die ganze Welt liefe voll ſolcher edler Egoiſten!"

„Und doch bin ich's! du ſagſt, du könnteſt mir für all' meine Liebe und Güte nicht danken? . . . dennoch beanſpruche ich Dank und Lohn dafür; . . . ja, ich will meine Liebe ſogar doppelt und mit Zinſen zurück haben."

„Nun wahrlich!" — rief der Dichter begeiſtert — „daran ſoll es nicht fehlen! der Stolz meines Lebens iſt es, der Freund eines Mannes zu ſein, wie es mein Henry iſt!"

„Was iſt Henry? was iſt Lord Southampton?" — rief jener. — „Wer kann ſtolz auf ihn ſein, da er es nicht ſelbſt ſein kann. Aber mein William . . ."

„St!" — ſagte der Dichter abwehrend — „wenn du außer meinem Herzen, das dich redlich liebt, noch etwas anderes an mir ſuchſt, ſo iſt es nicht viel. Meine Dramen und Luſtſpiele, nun ja, ſie erſchüttern, ergötzen und unterhalten das Publikum; . . . was mehr? . . . nach wenig Jahren werden ſie aus der Mode und von der Bühne verſchwunden ſein!"

„Will! iſt das wirklich deine Meinung?“

„Haſt du je gehört, daß ich anders gedacht habe?“

„Ich widerſprach dir ſtets!“

„Es iſt mir nicht der Mühe werth, viel daran zu feilen ...“

„Du bedarfſt es nicht!“

„Noch ſie drucken zu laſſen. Vielleicht daß meine Sonnette mich überleben ... aber Spenſer!“ ...

„O Will! Will!“ — rief hier Southampton — „verkenne dich, in deiner Beſcheidenheit nicht ſelbſt. Sieh', ich bin ſtolz auf meinen Freund William Shakespeare! auf ihn, der ſo hoch über einem Marlow, Green, Fletcher und ſelbſt über einen Spenſer ſteht, als die Sonne über der Erde! Iſt er es doch, der eine Reihe nie geahnter Meiſterwerke ſchrieb, um den die künftigen Geſchlechter aller Nationen unſer glückliches Albion beneiden werden!“

„Wie ſchön, wenn es wahr wäre!“ — ſagte hier Shakespeare mit einem glühenden Blick nach oben. — „Aber die Freundſchaft iſt die nächſte Verwandte der Selbſttäuſchung.“

„Hier ſprechen mein Herz und mein Verſtand; ... ja ich bin eitel genug zu ſagen: und mein geſundes Urtheil.“

„Und die Welt?“

„Das Urtheil des großen Haufens kann dich nicht beirren. Es preiſt dich ... es trägt dich auf den Händen; dies aber wäre freilich keine Garantie für die Unſterblichkeit deines Namens. Was iſt das Urtheil der Menge! Aber der Gott in deinem Innern, hat der dich nicht in heiligen Stunden ſchon von dem Throne der Unſterblichkeit herab auf die kommenden Jahrhunderte ſehen laſſen?"

„Es gab ſelige Stunden" — entgegnete der Dichter — „in welchen dies allerdings geſchah. — „Aber, Henry, darf auch der Sterbliche dieſer Stimme trauen? Iſt's nicht die Eitelkeit ... o! ich bin mir ſo mancher Schwächen bewußt ..."

„Sei nicht thöricht, Will, und plage dich nicht mit den alten Gedanken!"

Shakeſpeare war an eines der Fenſter getreten und hatte es geöffnet.

Der nächtliche Himmel ſchwamm in einem tiefen reinen Blau. Die unzähligen Sterne funkelten mit ihrem wunderbar-räthſelhaften Lichte ſtill und geheimnißvoll aus der Tiefe der Unendlichkeit herab. Kaum ein Lüftchen regte ſich, und wenn es geſchah, trug es den Duft der Roſen aus dem Garten herauf.

Auf dem nächſten Baume ſaß der ſchlafende Pfau und aus der grünen Nacht des Gebüſches da drüben hörte man eine Nachtigall in langgezogenen Tönen ihrer Liebe, Luſt und Schmerz aushauchen.

Southampton war zu Shakeſpeare getreten.

Beide ſchwiegen eine lange Zeit, den göttlichen Frieden athmend.

Da legte Shakeſpeare ſanft den Arm um des Freundes Schultern und ſagte:

„Freund meiner Seele! laß uns hier die Welt und das Leben vergeſſen! Dich an der Seite, den Frieden da draußen und mein verſöhntes beruhigtes Herz, ... das iſt Unſterblichkeit! Laß ſie uns oft hier ſuchen und finden.“

„So mag es ſein!“ — verſetzte Southampton — „wir wollen oft hier zuſammen treffen.“

„Ich habe viel bei meiner Familie gut zu machen,“ — fuhr Shakeſpeare fort, — „und mir ſelbſt iſt es wohl außerhalb London. Was hab' ich dort nicht alles erlebt, empfunden und durchgemacht. Ich ſtand an Blutgerüſten ...“

„O! nichts davon lieber Will!“ — rief Southampton erblaſſend. — „Störe den göttlichen Frieden hier nicht, indem du jene blutigen Geiſter heraufbeſchwörſt. Laß lieber New-Place dein Tusculanum ſein. Es muß ſich hier herrlich dichten laſſen.“

„Und den ſtillen Tempel unſerer innigen Freundſchaft!“ — ſetzte Shakeſpeare hinzu. — „Mit der Tiefe und Innigkeit des Gefühles hängt das Stille, Geheimnißvolle genau zuſammen. Was unausſprechlich iſt, läßt ſich nur empfinden. Wer kann dies in dem ewig brauſenden London."

Shakespeare und Southampton waren zu warm erregt, die Nacht zu ſchön ... um jetzt ſchon zu Bette zu gehen.

Leiſe ſtiegen ſie noch einmal in den mondhellen Garten herab und ſetzten ſich unter des Dichters ſelbſt gepflanzten Maulbeerbaum.

Ein Diener, der noch wachte, mußte den herrlichen Pokal holen, den Henry heute ſeinem Will verehrt; dann ſandte ihn der Hausherr nach dem Keller, von dem beſten Wein zu holen, den dieſer barg.

Aber welche Stunden folgten jetzt!

Es waren Stunden der Weihe, der Liebe, der ſchönſten, innigſten Freundſchaft.

Erſt als es Mitternacht ſchlug, dachten die Freunde an den Aufbruch.

„Nur eines noch," — ſagte dabei Shakespeare — „mein Herz iſt ſo voll, daß es mich drängt, ſeine Gefühle poetiſch auszuſprechen. Freundſchaft und Unſterblichkeit haben uns in dieſer großen, ſchönen, heiligen Stunde, beſchäftigt, laß mich dem, was ich darüber denke, in einem Sonnette an dich ſeinen Ausdruck geben."

„O ſprich!" — rief der Freund.

Shakespeare's edles Antlitz, vom Mondlicht übergoſſen, glänzte in wunderbar ſchöner Erregung. Seine Augen voll Geiſt und Leben ſchauten groß zum Himmel auf, und während die Nachtigall im nahen Gebüſche auf's Neue ihre ſüßen Flötentöne in die ſchweigſame Nacht ſandte, improviſirte Shakespeare:

„Dein Angedenken wird unſterblich leben,
Wird glänzen in der Zukunft Strahlenſchein,
Magſt du vor mir, o Freund, begraben ſein,
Magſt du mich lange blühend überleben!

Denn mich und all' mein mühevolles Streben,
Deckt ein bemooſter kalter Leichenſtein;
Die Lieder, die ich dir gewagt zu weih'n,
Sie werden über Tod und Grab ſich heben.

Dein Denkmal ſei, was ich von dir geſungen,
Geſeh'n, von Augen jetzt noch ungeboren,
Genannt von künft'ger Völker lauten Zungen.
So bleibſt du aller Nachwelt unverloren.

Ja, leben ſollſt du, — denn die Macht iſt mein —
Wo Sprache blüht, und wo ſich Menſchen freu'n!“

Zwölftes Kapitel.

Die Götter rufen!

Der April hatte ſich ſeit langen Jahren nicht ſo unfreundlich gezeigt, wie diesmal. Das Wetter war bald kalt-feucht, bald goß der Regen in Strömen herab, bald wieder wehte ein ſo lauer Wind von Süden her, daß die feuchte Wärme anfing unbehaglich zu werden.

Letzteres war auch heute der Fall; man konnte die Temperatur faſt ſchwül nennen. War doch die Sonne durchgebrochen und zog, ſtechend, die feuchten Dünſte der Erde auf, ſo daß ſich bald wieder dichte ſchwere Wolken bildeten, die mit einem Gewitter drohten.

Gewitter im April gehören allerdings unter die Seltenheiten, dennoch waren ſie dieſes Jahr — man zählte 1616 — ſchon mehrere Male vorgekommen.

Das ſchlimmſte bei dieſem launigen Aprilwetter war aber, daß in deſſen Folge eine Menge Krankheiten entſtanden.

Auch Stratford zählte der Patienten übermäßig viel, und wer gerade nicht krank war, der fühlte ſich doch zumeiſt unbehaglich und unwohl.

So ging es auch William Shakespeare, der nun ſchon ſeit drei Jahren ganz auf ſeinem Beſitzthum New-Place privatiſirend wohnte; auch er befand ſich ſchon ſeit einigen Tagen unbehaglich und heute ſogar wirklich unwohl.

Vielleicht war es auch die Gewitterluft, die angehäufte Elektricität, oder etwas Aehnliches, was auf ihm laſtete und ihn verſtimmte und niederdrückte.

Und doch hätte er gerade heute heiter ſein ſollen, da es der 23. April, alſo ſein zwei und funfzigſter Geburtstag war.

Uebrigens wollte es mit ſeiner Heiterkeit in der letzten Zeit allerdings nicht mehr recht fort.

Anfangs freilich, als er ſich von London nach Stratford ganz zurückgezogen, glänzte er durch ſeinen gefälligen Witz und ſeine gemüthliche Laune, ſo daß ſelbſt die erſten Familien der Stadt und Umgegend ſeine Bekanntſchaft und Freundſchaft ſuchten.

Eine Menge Anekdoten circulirten in dieſer Beziehung in Stratford über ihn.

So begegnete er einſt einen Wucherer, mit Namen Combe, den Shakespeare längſt kannte und von Herzen verachtete. Dennoch drängte ſich der Mann immer an ihn heran; ja er erſuchte, bei dem diesmaligen Zuſammentreffen den Dichter ſogar um eine Grabſchrift, für den Fall nämlich, daß er ihn überlebe. Da Combe zugleich aber ſehr eitel und neugierig war, wollte er den Inhalt dieſer Grabſchrift gleich wiſſen.

Darauf gab ihm Shakespeare folgendes extemporirte Epitaph:

„Zehn für hundert liegen hier begraben,
Selbſt hundert für Zehn würden ſeine Seele nicht retten;
Fragt Jemand, wer in dieſem Grabe liegt?
Oh! ſpricht dann der Teufel: es iſt mein John Combe!“

Combe ward feuerroth. Das Beißende dieſer Satyre hatte ihn ſo verletzt, daß er dies Witzwort dem Dichter nie vergaß.

Uebrigens war Shakespeare's Witz ſonſt harmloſer und gefälliger Natur und machte ihn zu einem gar angenehmen Geſellſchafter.

Dennoch ging es hier, wie ſo oft im Leben bei bedeutenden Geiſtern: unter der lächelnden Außenſeite barg ſich ein tiefer Ernſt, der bei Shakespeare, namentlich in der letzten Zeit, gar manchmal in die alte Melancholie überging.

Im Beſitz eines bedeutenden Vermögens, — von der Welt und ihrem Treiben zurückgezogen, — das ſchöne New-Place mit ſeinem reizenden Garten bewohnend, — in mancher Berührung mit ſeiner Familie, namentlich mit ſeiner Lieblingstochter, Suſanna, und deren jetzt acht Jahre altem Töchterchen, Eliſabeth, entbehrte Shakespeare dennoch die wahre geiſtige Lebensluft . . . die Liebe.

Mutter Mary war Vater John in die Grube gefolgt; — Anna, des Dichters Weib, jetzt ſechzig Jahre zählend, lebte, nach wie vor, ſtill und unbeſchränkt in dem elterlichen Hauſe, den Reſt ihrer Tage mit ruhigem Gleichmuth in ihrer Zurückgezogenheit an ſich vorübergehen laſſend.

Suſanna hatte vor neun Jahren ſchon ihr Schickſal an Dr. Hall geknüpft und auch Judith war ſeit zwei Monaten verheirathet. Ein Weinſchenk zu Stratford, Thomas Queeny, war ihr Gatte geworden.

Am ſchmerzlichſten aber vermißte Shakespeare ſeinen edlen treuen Freund, Beſchützer und Wohlthäter, den trefflichen Lord Southampton, den Staatsgeſchäfte auf weite Reiſen und in ferne Länder geführt.

Und, wunderbarerweiſe, ruhte auch die Feder, die ſo lange die Vermittlerin des gewaltigen Geiſtes geweſen.

Iſt es da ein Wunder, daß es immer einſamer in dem Herzen des großen Mannes wurde, der — nachgerade lebensſatt und lebensmüde — von ſeiner geiſtigen Höhe wie ein Rieſe auf das Zwerggeſchlecht der Menſchen herniederſah.

Lag denn nicht die Vergänglichkeit alles Irdiſchen vor ſeinen Blicken?

Er hatte Kronen ſinken, Königinnen auf dem Blutgerüſte und in dem Jammer der Verzweiflung enden, — allmächtige Günſtlinge wie Eſſex und Raleigh ſtürzen ſehen ... er ... mußte erfahren, daß ſeine Zeit und Mitmenſchen auch für geiſtige Größe nur ein vorübergehendes Intereſſe hatten, — erfahren, daß der Lorbeerkranz ſeines Ruhmes ſchon gegen den Abend ſeines Lebens hin zu welken begann.

Freilich war dies nur dem abendlichen Sinken der Sonne gleich, die nach den Stunden der Nacht ſich um ſo herrlicher erhebt, um dann mit ihren Strahlen die ganze Welt zu vergolden!

Peinlich und niederſchmetternd mußte indeß doch die Thatſache auf den großen Dichter einwirken, daß, mit ſeinem Verſchwinden aus der Hauptſtadt und von dem Theater, ſein Name ſichtlich zurücktrat.

Freilich trug Shakespeare ſelbſt die Hauptſchuld daran: er ließ keines ſeiner Stücke drucken, wie denn überhaupt nur elf derſelben während ſeiner Lebzeit in Druck erſchienen.

Ein Grund dafür iſt, daß er für ein beſonderes Theater ſchrieb, als Schauſpieler das Geſchriebene der Direktion verkaufte, als Mitdirektor die Manuſcripte bewahrte und als er ſeinen Antheil am Theater veräußert hatte, die Manuſcripte fortwährend an ſich hielt, damit nicht rivaliſirende Theater ſich ihrer bedienten. Von einigen derſelben ſcheinen Copieen auf unrechtmäßigem Wege erlangt worden zu ſein und erſchienen dieſelben ſogar in einer ſehr uncorrecten Ausgabe; es war aber gewiß von dem Verfaſſer und der Direction weiſer, dieſen Betrug zu ignoriren, als ſelbſt eine correcte Ausgabe zu veröffentlichen und dadurch ſehr ausſchließendes Eigenthumsrecht zu beeinträchtigen. Begreiflicherweiſe würde die Veröffentlichung ſeiner Stücke ſeinem eigenen Intereſſe und dann auch dem Intereſſe derer, welchen er ſeinen Antheil am Theater überließ, geſchadet haben. Wenn jedoch letzterer Umſtand hätte beſeitigt werden können, würde er bei einer Veröffentlichung ſeiner Werke gewonnen haben? Wenn er nicht andere, als die für das Theater gefertigten Abſchriften beſaß, ſo möchte das ſchwierige Geſchäft der Correctur kaum von dem Geſchmack des Publikums damaliger Zeit belohnt worden ſein. Wir wiſſen nicht genau, wie hoch man den Dichter damals ehrte: mag er den höchſten Ruhm genoſſen haben, den man in jener Zeit einem dramatiſchen Genie zollen konnte — ein dramatiſches Genie war aber damals eine neue Erſcheinung, man verſtand es kaum, ſein Ruf drang gewiß nicht über die Metropolis hinaus. Außerdem näherte ſich das engliſche Volk damals einer Periode, in welcher Angelegenheiten der höchſten Wichtigkeit die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen und in welcher ſeine

Werke beinahe der Vergeſſenheit anheim gefallen wären: erſt ein Jahrhundert ſpäter reihte man ſie denjenigen Productionen an, auf welche die Nation mit Recht ſtolz ſein konnte.

Shakespeare's Ruf ſtand übrigens ſchon frühe in ſolchem Anſehn, daß ſein Name Werken, die er nicht geſchrieben, vorgeſetzt wurde und er der erlangten Popularität in dem Grade vertraute, daß er das Publikum nicht enttäuſchte. Es wird dies noch auffallender bei einem Manne, der ſo ungleich ſchrieb, denn bis auf den heutigen Tag muß die größte Vorſicht angewendet werden, ſeine zweifelhaften Producte durch innere Gründe prüfen zu wollen. Ob ſein ſchriftſtelleriſcher Charakter durch ſtreng kritiſche Prüfungen in einem Zeitalter gewonnen haben würde, in welchem Kritik überhaupt und der beſſere Geſchmack nicht bekannt waren, bleibe dahingeſtellt. „Seine Sprache“ — ſagt Dr. Johnſon — „war nicht für die Studirſtube des Leſers beſtimmt; Alles, was er bezweckte, beſtand darin, ſeine Gefühle den Zuhörern mitzutheilen.“

Erſt ſieben Jahre nach ſeinem Tode erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Theaterſtücke auf Rechnung von vier Verlegern, aus welchem Umſtande Malone folgert: „ein einzelner Verleger habe damals nicht Luſt gehabt, ſein Geld an eine vollſtändige Ausgabe zu wagen.“ Jene Ausgabe ward nach den Copieen, welche die nach=

folgenden Theaterdirectoren Henninge und Condell beſaßen, gedruckt, die Copieen ſelbſt aber waren in einer Reihe von Jahren durch Uebereinkunft, durch Eigenſinn und Unwiſſenheit häufig entſtellt. Henninge und Condell hatten ſich auch vom Theater zurückgezogen und glaubten ihren Nachfolgern durch Veröffentlichung deſſen, was ſie in ihrem eigenen Intereſſe zurückgehalten hatten, keinen Schaden hinzufügen zu dürfen. Hiezu wurden ſie überdem durch einen Umſtand bewegen, den wir zwar nicht verbürgen, doch mit ziemlicher Gewißheit annehmen können, obwohl er dermalen faſt unglaublich erſcheint, nämlich durch Shakespeare's ſinkende Popularität. Wir ſahen, daß die Herausgabe ſeiner Werke ein ſehr zweifelhaftes Unternehmen war und es ſteht eben ſo feſt, daß der Geſchmack des Publikums ſich bald von ihm ab und Fletcher's Stücken, die häufiger aufgeführt wurden, zugewendet hatte. Die verfehlte und mangelhafte Auffaſſung und Aufführung der Shakespeare'ſchen Stücke trug außerdem nicht wenig zu der ſinkenden Volksgunſt bei. Shakespeare war Theaterdichter, der Beförderer eines Vergnügens, welches gerade aus der Barbarei, in welche es verſunken, auftauchte, eines Vergnügens ferner, welches, obwohl es in der Schule der Moral behandelt wird, immer geneigt iſt, von dem ſtrengen Pfade der Moral abzuweichen, ſo daß zu allen Zeiten Geſetze erlaſſen wurden, es innerhalb der Grenzen des

Aufſtands zu erhalten. Die Kirche war der Bühne nie gewogen. Viele Verordnungen der Königin Eliſabeth ſind direct gegen den Druck von Theaterſtücken gerichtet, und zufolge einer Stelle in den Geſetzen für die Buchhändlercorporation aus dem einundvierzigſten Regierungsjahre der Eliſabeth, wird anbefohlen, daß keine Schauſpiele ohne vorher bei den betreffenden Autoritäten eingeholte Erlaubniß gedruckt werden ſollen. Dr. Farmer bemerkt noch: Biſchöfe hätten damals öffentlich und die Puritaner privatim Schriften der Dichter und Romanen vernichtet. Die ernſten Begebniſſe jener Periode konnten auch in der That Gegenſtände des Vergnügens nicht begünſtigen. Die Reformation verlangte alle Umſicht und Staatskunſt einer langen Regierung, ebenſowohl um ſie in der Volksgunſt ſicher zu ſtellen, als auch vor dem Eigenwillen und den Launen nachfolgender Herrſcher. Dies ward in hohem Grade erreicht durch die Verbreitung religiöſer Controverſen, welche von der Kirche und beſonders von den Puritanern begünſtigt wurde. Letztere hatten den Volksunterricht in Händen, genoſſen der höchſten Achtung und Ehrfurcht, und waren in der Regel gegen alle öffentlichen Vergnügungen, als unverträglich mit der chriſtlichen Lehre, heftig eingenommen. Jene Controverſen dauerten fort unter der Regierung Jacob I. und fanden an ihm ſelbſt einen eifrigen Beſchützer, obwohl er, gleich wie

Eliſabeth, die Bühne als ein Mittel, den Glanz und die Vergnügungen des Hofes zu vermehren, begünſtigte. Die Umgeſtaltung aller Verhältniſſe, welche während und nach der unglücklichen Regierung Karl I. Statt hatte und in deren Folge die Theater gänzlich geſchloſſen wurden, wäre allein ſchon hinreichend, die Vergeſſenheit, in welche die Geſchichte und die Werke des großen Barden verſanken, zu entſchuldigen.

„Wie wenig Shakespeare einſt geleſen ward,“ ſagt Steevens, „beweiſt Tate, der in der Dedication des veränderten König Lear von dem Originale, als von einem obſcuren Machwerk, welches ihm ein Freund mitgetheilt habe, ſpricht, und als der Autor des Tatlar einige Zeilen aus Macbeth anführen wollte, war er ſehr zufrieden, dieſelbe nach d'Avenant's Bearbeitung jenes berühmten Drama citiren zu können, in welcher Bearbeitung jede Schönheit des Originals linkiſch entſtellt, oder nach Gutbefinden ausgelaſſen war.

Fünfzig Jahre nach ſeinem Tode meint Dryden: er ſei ſchon „etwas veraltet.“ Im Anfange des vorigen Jahrhunderts beklagt Lord Shaftesbury „ſeinen rauhen, ungehobelten Styl, ſeine veralteten Phraſen und Witze.“ Ungefähr hundert Jahre nach ſeinem Tode war er, einestheils in Folge der Revolution und Rebellion, anderntheils in Folge des zügelloſen, ausſchweifenden Geſchmacks zu Karls II. Zeit und endlich vielleicht in Folge der Uncorrectheit ſeiner Werke, faſt ganz vergeſſen.

Wenn Shakespeare aber dieſe trüben Erfahrungen niederdrücken mußten, — wenn die Ahnung deſſen, was ſeinen Ruf bedrohte, ihn oft wie mit Bergeslaſt überkam, ſo fand beides auch noch in ſeiner eigenen Anſchauung ſeine unglückliche Beſtätigung.

Es ging dem gewaltigen Dichter — den jetzt, nach drei Jahrhunderten die Welt erſt recht verſteht und in ſeinen Werken begeiſtert bewundert — wie ſo vielen ſonſt klugen und geiſtreichen Menſchen: er glaubte ſich groß in dem, in dem er es am wenigſten war, in ſeinen Sonetten, und mißkannte ſich ſelbſt in ſeinen dramatiſchen Arbeiten.

Die Sonnette aber blieben der Welt faſt gänzlich unbekannt.

Daher auch in dieſer Beziehung die Vereinſamung, der Schmerz über die Vergänglichkeit alles Großen und Edlen, die Verachtung der im Staube dahinkriechenden Menſchen, der düſtere Schatten der über den Lebensabend dieſes rieſigen Geiſtes fiel!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Gewitterſchwüle hatte ſich vermehrt und drückte um ſo empfindlicher auf die Menſchen, als eine ſolche Naturerſcheinung in ſo früher Jahreszeit eine abnorme war. —

Shakeſpeare fühlte ſich merklich unwohl, ohne krank zu ſein, und zwar ſchon ſeit einigen Tagen: doch drückte ihn die alte Schwermuth faſt tiefer nieder, als körperliches Leiden. Sie hatte ihn ſogar beſtimmt, vor wenigen Tagen ſein Teſtament zu machen.

Shakeſpeare dachte eben an daſſelbe. Es begann mit den Worten:

„Im Namen Gottes, Amen! Ich William Shakeſpeare von Stratford am Avon in der Grafſchaft Warwick, mache und befehle hiermit bei vollkommener Geſundheit und Gedächtnißkraft (Gott ſei gelobt!) dieſen meinen letzten Willen und Teſtament in folgender Form, nämlich:“

„Erſtens, Ich befehle meine Seele in die Hände Gottes, meines Schöpfers, in der Hoffnung und in dem gewiſſen Glauben, durch das Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, meines Erlöſers, des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, und gebe meinen Leib der Erde, von der er genommen iſt.“

An das Weitere dachte er jetzt nicht.

Die Sache war abgemacht.

Draußen zog das Gewitter näher. Es donnerte und blitzte ſtark. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel.

Die Luft im Zimmer war dick. Shakeſpeare fühlte eine eigene Bangigkeit. Das Athmen fiel ihm ſchwer. Er öffnete daher das Fenſter, rückte einen Seſſel an daſſelbe, ſetzte ſich und ſchaute hinaus.

Es gab keine Naturerſcheinung, die Shakeſpeare mehr geliebt hätte, als Gewitter. Fand doch in ſeinem Leben dieſe Kraftentfaltung der Natur gar oft eine analoge in ſeinem Geiſte.

Wie oft hatte er im Stillen gewünſcht, daß, wenn er ſterben ſolle, es durch einen Blitzſtrahl geſchehen möge.

„Den Glücklichen, der je ſtirbt, nehmen die Götter ſelbſt hinweg und zu ſich!“ — dachte er oft.

Auch jetzt dachte er es.

Er ſaß lange ſchweigend da. Der Ideengang hatte ihn auf die Frage geführt, die er in ſeinem „Hamlet“ ſelbſt aufwirft: „Sein oder Nichtſein!“

Lange ſann er darüber nach; dann ſtrich er mit der Hand über die ernſte Stirne und murmelte, halb ſprechend, halb ſingend:

„In der Jugend da hat ich ein lieb lieb Lieb,
O, mich deuchte das Liebeln genehm;
So die Zeit zu verbringen, o, wie ich es trieb,
O, mich dünkt, wohl war es bequem.
Nun hat mich das Alter, der ſchleichende Dieb,
Mit den knöchernen Klauen umſpannt,
Und hat mich hinweg von der Erde geſchifft,
Als hätt' ich ſie nimmer gekannt.“

Es war das Todtengräberlied aus der Kirchhofsſcene im „Hamlet.“

Der Regen fiel draußen in Strömen; — ein furchtbarer Blitz, dem ein gewaltiger Donner folgte, fuhr über die Erde.

Shakespeare ſchien es nicht zu merken:

Sein Geiſt war an der Grube, die der Todtengräber geſchäftsmäßig, unter Abſingung jenes Liedes, gräbt.

Mit dem erſchütternden Rollen des Donners rollte vor ſeinem Geiſtesblick der Schädel dahin, den der Menſch aufwirft.

Shakespeare citirte halblaut weiter:

„Der Schädel hatte einſt eine Zunge und konnte ſingen: Wie ihn der Bub' auf den Boden ſchleudert, als wär' es Kains Kinnbacken, der den erſten Mord beging! Vielleicht war das der Schädel eines Staatsmannes, den dieſer Eſel jetzt überliſtet; oder eines, der Gott, den Herrn, hintergehen wollte. Oder eines Höflings, der ſagen konnte, „guten Morgen lieber Prinz! Wie geht's, beſter Prinz?“ Vielleicht der Herr von So und So, der des Herrn von So und So gnädiges Pferd pries, wenn er es gern zum Geſchenk gehabt hätte. Ja, ſo gehts: und jetzt Herr von Wurm ohne Kinnbacken, und muß ſich von einem Todtengräberſpaten um die Ohren ſchlagen laſſen. Eine ſaubere Verwandlung hier, wer ſcharfe Augen hätte, zu ſehen! Haben dieſe Knochen nicht mehr zu unterhalten gekoſtet, als nun Kegel mit ihnen zu ſpielen? Meine ſchmerzen mich, wenn ich daran denke.

Und wieder ſang Shakespeare leiſe:

„Die Spitzhack und die Grabſcheit noch,
Ein linnen Hemde dazu,
Und o, in der Erd' ein wüſtes Loch,
Bringt ſolchen Gaſt zur Ruh'."

„Hier iſt ein anderer." So unterbrach ſich der Dichter ſprechend. — „War das vielleicht die Hirnſchale eines Advocaten? Wo ſind nun ſeine Kniffe und Pfiffe, ſeine Caſus, ſeine Sporteln und Ränke? Warum leidet er's, daß dieſer Grobian ihm mit einer ſchmutzigen Schaufel auf den Schädel ſchlägt und belangt ihn nicht wegen Realinjurien? — Him! dieſer Geſell war vielleicht ſeiner Zeit ein großer Landankäufer, mit ſeinen Zielen, Subhaſtationen, gerichtlichen Auffaſſungen, doppelten Gewährleiſtungen und Reukäufen. Iſt das nun das Ziel ſeiner Ziele, der Reukauf ſeiner Reukäufe, daß ihm der edle Schädel mit edelem Grund und Boden vollgepropft iſt? Wollen ihm ſeine doppelten Gewährmänner nicht mehr von ſeinen Erwerbungen gewähren, als die Länge und Breite von ein paar gezähnelten Brettern? Sogar die Kaufbriefe ſeiner Güter gehen ſchwerlich in dieſen Kaſten, und der Anerbe ſelbſt ſoll nicht mehr Raum haben?

Ein neuer Blitz ... ein neuer Schlag.

Shakespeare wiederholte leiſe ſingend:

„Die Spitzhack und ein Grabſcheit noch,
Ein linnen Hemde dazu,
Und o, in der Erd' ein wüſtes Loch
Bringt ſolchen Gaſt zur Ruh'."

Es war ſonderbar, daß hier ein mildes Lächeln um Shakespeare's Mund ſpielte, — ein Lächeln, in dem eine ſchöne Ruhe und zugleich etwas Großes lag.

Wer dies Lächeln geſehen, mußte fühlen, daß dieſer gewaltige Geiſt hoch über jeder Todesfurcht ſtand; — daß er, fertig mit ſich ſelbſt und dem Leben, jeden Augenblick mit heiterer Reſignation bereit war, ... ſich zur Ruhe zu legen.

Der Regen hatte unterdeß aufgehört und das Gewitter war vorübergezogen. Ganz dem raſch wechſelnden Charakter des Aprils treu, ſchien für Augenblicke die Sonne.

William bemerkte es nicht; aber er bemerkte etwas anderes, was ihn ſchmerzlich berührte: heute war ſein zweiundfünfzigſter Geburtstag und keine Seele ſchien daran zu denken; auch ſeine Familie nicht.

Er fühlte ſich unausſprechlich einſam.

Der Gedanke griff eiſig an ſein Herz; ... aber plötzlich traf dies Herz ein Schlag, der es faſt ſtillſtehen machte: hatte er nicht einſtens ſeine Frau und Kinder ebenfalls einſam gelaſſen?

Shakespeare mußte ſich auf ſeinem Seſſel zurücklehnen ... ſein Unwohlſein ſchien zuzunehmen. Es flimmerte ihm vor den Augen und die Kräfte verließen ihn bis zu einer leichten vorübergehenden Ohnmacht.

Als er wieder zu ſich kam, mußte er ſich beſinnen, wo er ſei: trafen doch ſeine Blicke das Antlitz eines kleinen lieblichen Engels.

Es war Eliſabeth, das achtjährige Töchterchen ſeiner Suſanna, ... ſeine liebe reizende Enkelin.

„Haſt du geſchlafen, Großvater?“ — frug das Kind naiv.

„Es ſcheint!“ — entgegnete William Shakespeare mild lächelnd — „ich bin alt und müde ... und werde bald zur Ruhe gehen.“

„Zur Ruhe gehen?“ — wiederholte die Kleine ungläubig — „du ſcherzt; es iſt ja noch lange nicht Nacht!“

„Aber Abend!“ — meinte Shakespeare — „ja Abend!“ — ſagte er noch einmal, — „darum: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“

„Ich begreife gar nicht, wie du ſprichſt, Großvater!“ — rief hier das Kind — „es iſt auch noch nicht Abend ... und ... alt biſt du auch nicht, denn heute iſt erſt dein zweiundfünfzigſter Geburtstag!“

Ein Strahl der Freude glänzte in des Dichters Augen.

So war er doch nicht ganz vergeſſen.

„Und woher weißt du das?“ — frug er die Kleine, indem er liebevoll ihre Wangen ſtrich.

„Du ſaßeſt — es ſind wohl vierzehn Tage her oder mehr — auf deinem Seſſel und ſahſt hinaus, wie du oft thuſt, ohne mich zu hören und zu ſeh'n. Nicht wahr, dann denkſt du?“ — unterbrach ſich das Kind.

„Ja!“ — entgegnete der Großvater.

„Nun ... du ſaßeſt ſo im Denken ... da ſagteſt du auf einmal: o mein Henry ... wer iſt Henry?“

„Mein beſter Freund, Lord Southampton.“

„Nun, du ſagteſt: o mein Henry, den 23. April iſt mein zweiundfünfzigſter Geburtstag ... die größte Freude, die mir dieſer Tag bringen könnte, wäre, dich wiederzuſehen.“

„Sagt' ich das?“ — frug Shakespeare mit einem leiſen Seufzer.

„Ja, Großvater, und du haſt gerade ſo dabei geſeufzt, wie jetzt.“

„Wirklich? und du merkteſt dir den Tag?“

„Ja! ich ſagte Niemand etwas davon; aber ich merkte ihn mir, ... und jetzt bin ich da ... um dir Glück zu wünſchen“. Shakespeare neigte ſich zu dem Kinde, um es zu küſſen. In demſelben Augenblick fühlte er etwas auf ſeinem Haupte.

„Was machſt du?“ — frug er erſtaunt und griff darnach; wie aber war er überraſcht, als es ein Kranz von Immergrün war.

„Du biſt ein großer Dichter, Großvater!“ — ſagte die kleine Eliſabeth — „das hab' ich oft von Vater und Mutter ſagen hören und jüngſt ſagte der Vater: es hätte ſich gehört, daß ſchon die Königin Eliſabeth, die jetzt längſt todt iſt, dir einen Lorbeerkranz auf das Haupt geſetzt.“

„Und da haſt du . . .“

„Da habe ich gedacht,“ — fuhr die Kleine kindlich fort — „da ich auch Eliſabeth heiße, will ich thun, was die große Eliſabeth vergeſſen hat.“

„Und wo haſt du den Kranz her? gab dir ihn die Mutter?“

„O nein! die weiß nichts davon!“

„Aber den Kranz . . .?“

„Blumen giebt's jetzt nicht, ſonſt hätt' ich welche gepflückt und dir einen gewunden. So hab' ich ihn mir von dem alten Wattſon erbeten.“

„Dem Kirchendiener?“

„Ja! der alte Mann hat mich lieb und ſchenkt mir oft etwas.“

„Und dieſer …?“ — frug Shakespeare leicht erbleichend.

„Er hat ihn aus der Kirche genommen …“

„Von einem Grabe!“ … murmelte Shakespeare. — „Nun … es mag ſein. Ich fühle ſo etwas in mir … das an das Sterben erinnert.“

Ein Donnerſchlag rollte über New-Place.

Das Gewitter kam zurück. Das Kind ſchmiegte ſich ängſtlich an den Großvater an.

„Und Immergrün,“ — lispelte dieſer — „ſollte das doch auf Unſterblichkeit meines Namens deuten?“

Ein Blitz und ein Donner antwortete.

„Die Götter ſagen Ja!“ — murmelte der Dichter mit ſeligem Lächeln.

In demſelben Momente krachte es ſo furchtbar und eine ſolche Helle überfluthete das Zimmer, daß die kleine Eliſabeth entſetzt aufſchrie und das Geſicht in des Großvaters Schooß barg.

„Sie rufen!“ — hatte er noch hinzugeſetzt und … ſich dann zurückgelehnt.

Stille folgte jetzt in dem Zimmer. — — Stille folgte draußen. Mit dem letzten furchtbaren Schlage ſchien ſich das Gewitter ausgetobt zu haben.

Nur der Regen rauſchte aus den ſchwarzen Wolken herab, als wolle der Himmel ſein Herz ausweinen.

Als die kleine Eliſabeth ihr Köpfchen langſam wieder erhob, — gewahrte ſie, daß das, mit dem Kranz von Immergrün geſchmückte Haupt des Großvaters nach der Seite geſunken war.

„Er ſchläft!“ — ſagte ſie leiſe — „und gewiß träumt er von ſeinem Lorbeerkranz!“

„Ja! er ſchlief!“

William Shakespeare, der gewaltige, der erhabene Dichter, deſſen Größe an die Größe eines Homer ſtreift, ... **war nicht mehr.**

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Inhalt.

Seite
Erstes Kapitel. Ein Blick in die Geſchichte 5
Zweites Kapitel. Die Verſchwörung 25
Drittes Kapitel. Königin und Weib 44
Viertes Kapitel. Auf dem Schaffot 58
Fünftes Kapitel. Im Zenith der Größe 78
Sechstes Kapitel. Der Ring 98
Siebentes Kapitel. Die Schatten des Todes 129
Achtes Kapitel. Der Tod der Königin Eliſabeth 141
Neuntes Kapitel. Eine neue Aera 157
Zehntes Kapitel. Macbeth 178
Elftes Kapitel. Lebensabend 203
Zwölftes Kapitel. Die Götter rufen 235

Deutſchlands Kaſſandra.

Der Raub des Elſaß und die Verwüſtung der Pfalz unter Ludwig XIV.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau,

Verfaſſer des „Mozart," — „Beethoven," — „Alexander v. Humboldt," —
„Jean Paul," — „Raub Straßburgs" ꝛc.

Stuttgart.
Verlag von Vogler und Beinhauer.
1871.

P. o. germ. 1952^{7}

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Baur in Stuttgart.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite
1. Zwei Freunde 7
2. Böſe Saat 41
3. Der Ex-Miniſter 51
4. Die Clubbiſten 68
5. Die Flucht 89
6. Die Familie Dohmerſtein 96
7. Licht und Schatten 116
8. Kaſſandra 129
9. Wie man Mäuschen fängt 146
10. Ein bewegter Tag 158

Zweites Buch.

11. In Wien 173
12. Pater Abraham a Sancta Clara 186
13. Und wieder Täuſchung 204
14. Liebe und Haß 217
15. Die Kataſtrophe 232

Drittes Buch.

Seite
16. Verſchwunden 263
17. Der Menſch denkt's, Gott lenkts 282
18. Nacht und Morgen 310
19. Das Geheimniß 323
20. „Land!“ „Land!“ 347
21. Kaſſandra's Heimgang 361
22. Ein Oelzweig 381

Erſtes Buch.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veſte fiel;
Jubelhymnen hört' man ſchallen
In der Saiten gold'nes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit
Weil der herrliche Pelide
Priams ſchöne Tochter freit.

Und, geſchmückt mit Lorbeerreiſern,
Feſtlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häuſern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbrauſend durch die Gaſſen
Wälzt ſich die bacchant'ſche Luſt,
Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur eine traur'ge Bruſt.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungeſellig und allein,
Wandelte Kaſſandra ſtille
In Apollos Lorbeerhain.

In des Waldes tiefſte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und ſie warf die Prieſterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen
Und die Schweſter ſteht geſchmückt.
Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der ſüße Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn!“

„Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken ſeh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand;
Feſte ſeh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.“

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden; . . .
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden,
Fallen in dem fremden Land!“

Und noch hallen ihre Worte —
Horch'! da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Todt lag Thetis großer Sohn!
Eris ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion!

Schiller.

Zwei Freunde.

Hallo! das Ziel iſt erreicht!" — rief eine jugendlich kräftige Männerſtimme, — „und zwar gerade noch zur rechten Zeit; denn eben fängt der Morgen im Oſten zu grauen an!"

„Gott ſei Dank!" — entgegnete in etwas mürriſchem Tone eine andere Stimme, — „weiter hätteſt du mich auch nicht gebracht, und wenn du mir auf der verwünſchten Höhe noch mehr Paradieſe verſprochen haben würdeſt, als du bereits gethan."

„Schäme dich!" — entgegnete es — „und ſei keine Schlafhaube, wenn dich Großes und Herrliches erwartet!"

„Die bin ich nicht!" — tönte es mürriſch weiter; — „aber der Menſch iſt kein Nachtvogel. Ich bewundere die Schönheiten der Natur, wie du ſelbſt weißt, recht gern, aber bei Licht und nicht in ſtockfinſterer Nacht, wo man alle zwei Schritte über ſeine eigenen Beine, Felſen oder Wurzeln ſtolpert, . . . und . . . offenherzig geſagt, mit etwas mehr Bequemlichkeit; dieſer Berg . . .“

„Freund, vergiß nicht, daß es der Drachenfels iſt, den wir beſteigen!“ — rief es lachend.

„Ja! etwas Drachen- und Geſpenſterartiges hat die Geſchichte!“ — meinte der Nachkeuchende. — „Bald glaubt man bei der ſauberen Nachtbeleuchtung von einem halben Dutzend Sterne in den emporſtrebenden Felsmaſſen Drachen oder ſonſtige Ungeheuer zu ſehen, bald ſteigen verkrüppelte Baumſtämme geiſterhaft aus der Erde, und man überzeugt ſich erſt, daß es keine Geſpenſter ſind, wenn man mit der Stirne gegen ſie rennt.“

„Prächtig, wie das wirkt! du wirſt humoriſtiſch, Freund, poetiſch, witzig!“

„Den Teufel auch!“ — entgegnete es, — „müde werd' ich und ärgerlich bin ich!“

„Und das ſoll Jugend ſein, weltſtürmende Jugend!“ — rief fröhlich lachend die erſte Stimme — „und das macht ſich immer dicke mit ſeinem: post nubila lux! Herauf zu mir! Noch dieſen kleinen Felſen und die Nacht wird ſchwinden und zur Strafe wird dich das junge Licht nicht nur blenden, daß du beſchämt die Hände vor die Augen hältſt, ſondern auch ſtumm machen vor Staunen bei dem Anblick eines neuen Schöpfungsmorgen!“

Die beiden, durch die Finſterniß unkenntlichen Geſtalten ſtanden jetzt unter den Ruinen einer alten Ritterburg, die die Höhe des Berges krönte. Sie waren in Reitermäntel gehüllt. Den Kopf eines jeden von ihnen deckte ein breitkrämpiger Hut.

Wirklich hatte ſich der erſte der beiden Sprecher vorhin nicht getäuſcht, wenn er geſagt: ſie ſeien gerade zur rechten Zeit an ihrem Ziele angelangt, denn der Morgen graue. Es war in der That ſo, die erſten Strahlen des Frühlichtes begrüßten eben die Welt.

Aber welch' Schauſpiel entrollte ſich jetzt vor ihren Blicken!

Für den Moment verſchwand der Vordergrund des Gemäldes noch gänzlich. Zu ihren Füßen lag, — weit, weit ausgeſtreckt, — eine hügelige Gegend, die eben mit den erſten Lichtern des anbrechenden Tages ſich ſchmückte. Maſſenhaft, mit phantaſtiſch gebildeten Felſenſpitzen gekrönt, die, zerfallenen Ritterburgen ähnlich, emporragten, hoben ſich dazwiſchen mächtige Berge. Ihre Gipfel lagen ſchon vom erſten Sonnengolde übergoſſen, während in den Thälern noch das Morgengrauen mit den nächtlichen Nebeln ſtritt. Zwiſchen dieſen beiden Extremen von blendendem Lichte auf den Gipfeln und tiefem Dunkel in den Abgründen . . . welche Fülle von Schattirungen! Da machte ſich jede Farbenabſtufung vom ſchimmerndem Silber durch Gold und Safrangelb, durch Braun, Roth und Violett bis zum tiefſten Schwarz geltend. Und doch verſchwamm wieder Alles in einem chaotiſch-nebelhaften Schleier. Es fehlte eben noch das Grün, um die erhabenen Formen der Gebirgswelt in ihrer überirdiſchen Glorie in Zuſammenhang zu bringen mit der ſanften Schönheit belebter Natur. Aber raſch wechſelten jetzt mit der allmälig hinter den öſtlichen Bergen aufſteigenden Sonne die Tinten der Landſchaft; jede Minute veränderte mit dem darüber hingegoſſenen Lichte den Anblick des großen, majeſtätiſchen Ganzen.

Es war wie eine erſte Schöpfung anzuſchauen, die lautlos, aber in erſchütternder Macht und Herrlichkeit, aus dem Chaos wilder Urkräfte ſich herausgeſtaltet zu entzückender Ordnung und Schönheit.

Und jetzt auch drang jeden Augenblick der grüne Mantel der Natur beſtimmter durch den ätheriſchen Schleier hindurch, in dem er verborgen geweſen. Die goldene Scheibe der Sonne ſtand plötzlich wie eine Krone über den öſtlichen Bergſpitzen; einzelne, weitgehende Lichtſtreifen blitzten auf und im gleichen Moment ergoß ſich ein Strahlenmeer über das ganze Land. In Gold und Licht getaucht erſchien die Welt; — das Grün mit ſeinen Wellenlinien ward Sieger über die erhabene aber faſt erdrückende Herrlichkeit der übrigen Farben und der impoſant zackigen Geſtalten des Hintergrundes.

Die beiden jugendlichen Zuſchauer wurden wie durch Zaubergewalt aus einem Eindruck in den anderen geriſſen und ſtanden ſtumm und unbeweglich vor der unausſprechlichen Größe der Natur. Erſt als der warme volle Sonnenſchein über jedes kleine Plätzchen der weit ausgedehnten Landſchaft hingebreitet lag, und auch die fernſten Berge mit üppigem Grün überzogen erſchienen, erwachte die Sprache der Staunenden wieder, und ergoß ſich das Entzücken der Jünglinge in enthuſiaſtiſcher Begeiſterung.

Nach den erſten Ausrufen des Staunens und der Ueberraſchung aber war jetzt eine lange Pauſe faſt andächtiger Stille eingetreten, in welcher beide jungen Leute in Anſchauen verſunken daſtanden. Endlich rief der Anführer:

„Prachtvoll! iſt es möglich, daß man etwas Größeres und Schöneres ſehen kann? Und verlohnt ſich dies Schauſpiel eines neuen Schöpfungstages nicht der Mühe des nächtlichen, allerdings beſchwerlichen Weges?“

„Ich nehme mein Murren von vorhin zurück!“ — entgegnete der Andere. — „Bin ich doch in der That erſchüttert von der Schönheit und Großartigkeit des eben genoſſenen Anblickes.“

„Ich werde ihn in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen,“ — hub der Erſtere wieder an. — „War es mir doch, als ſähe ich mein ganzes inneres Leben vor mir liegen; . . . dies Ringen nach Licht und Größe, das mich fortwährend treibt und bald in der bangen Sorge des Verkommens ängſtigt, bald aufjauchzen macht in der Hoffnung fröhlicher Erfüllung. Gott gebe mir einen Sieg, wie ihn der junge Tag hier gefeiert!“

„So adlerbeſchwingt iſt meine Seele nun gerade nicht!“ — ſagte der Andere. — „Wohl denke ich auch, einſt als tüchtiger Mann in der Welt zu ſtehen und meine Lebensaufgabe treulich zu erfüllen; deine Strebungen aber — wie die Natur hier — fangen mir an, faſt zu weit zu werden … ich möchte mich lieber in die Enge ziehen und ſchlicht in kleinerem Raume wirken.“

„Das iſt Geſchmackſache!“ — entgegnete der Freund, einen heiteren, kühnen Blick in die Weite ſendend, — „oder, beſſer geſagt, Folge unſerer Charakteranlage. Wenn Jeder in der ihm angeborenen Weiſe das Seine thut, um ein tüchtiger Menſch zu werden, hat er — wie ich denke — ſeiner Lebensaufgabe genügt.“

„Und ſollte dieſe Aufgabe im engeren Kreiſe nicht leichter und ſicherer zu erreichen ſein, als in weitgeſtreckten Bahnen? Welch' kleine ſelige Welt, abgeſchieden von dem großen öden All durch rieſige Wälle, liegt hier unten, Jeden, der ſie erblickt zum Niewiederſcheiden einladend. Sollte hier nicht leichter, als über den Bergen, der Frieden zu finden ſein, den das Menſchengeſchlecht überall vergeblich ſucht?“

„Der Frieden?“ — rief der Freund achſelzuckend, und es blitzte abermals unendlich ſchön in ſeinem Auge auf — „es kommt darauf an, was du unter Frieden verſtehſt. Ich ſollte meinen, ihn zu ſuchen, ſei Zeit, wenn der Menſch alt, grau und müde wird. Ich, für meinen Theil, trage noch ein wenig Gelüſte nach muthigem und freudigem Ringen und Kämpfen. Alles was kühn iſt, ſtürmt und tobt, erregt meine Seele. So lacht dir die kleine friedliche Welt da unten anziehend und verführeriſch entgegen, und mir gerade ihr Gegentheil. Mein Herz klopft ſtürmiſch bei dem Anblick der Felſenwände mit ihrem Abſturz in die Tiefe und ihren zahlloſen abenteuerlichen wilden Formen, die, wie feſtgebannt, bald an Menſchen-, bald an Thier- und Pflanzengeſtalten erinnern, und, die kühnſten Erfindungen der Einbildungskraft überbietend, hier in's Thal zu ſtürzen, dort davon zu fliegen, oder auf die Thalbewohner zermalmend herabzudrohen ſcheinen. Schau nur die vielen einzeln ſtehenden, tief von unten heraufragenden Klippen! ahmen ſie nicht täuſchend Ritterburgen, Ruinen, Säulenhallen oder Feenſchlöſſer nach? Dieſe ſteinerne Welt iſt in ihrer Art ganz ſo mannichfaltig und unerſchöpflich an feſſelnden Einzelheiten, als die große da draußen; was ſie mir aber doppelt lieb macht, iſt, daß ſie in mir den Wunſch erregt, ſie beleben und mit Gebilden meiner Phantaſie bevölkern zu können!"

Der Freund lächelte; dann ſagte er mit einem leiſen Anflug von Spott:

„Ich bewundere die Kühnheit deines Gedankenfluges, der ſich nachgerade in Schöpfungsideen und Schöpfungsgelüſte verſteigt."

„Der Gedankenflug eines Menſchen kann nie zu hoch und zu edel ſein!"

„Aber das wilde Roß der Phantaſie kann mit dem ruhigen Verſtande durchgehen!“

„Immerhin! der tollſte Ritt iſt mir der liebſte!“

„Und wenn das wilde ſchaumbedeckte Thier den Reiter abwirft?“

„Dann ſpringt er auf und ſchwingt ſich, gewitzigt, wieder auf den Rücken des edlen Renners!“

„Und wenn er bei dem Fall den Hals bricht!“

„Dann war der Ritt ein himmliſcher!“ — rief der Freund laut lachend — „und erſpart ihm alle weitere!“

„Unverbeſſerlich!“ — ſagte mit bedauerlichem Achſelzucken der Andere, indem er ſich auf einen mächtigen Stein der Ruine niederließ und aus einer, unter ſeinem Mantel verborgenen Taſche einen Imbiß herausnahm.

„Nun!“ — verſetzte in herzlichem Tone Jener, trat dicht an den Freund und legte ſeine Rechte auf deſſen Achſel — „darum bleiben wir doch in Liebe und Freundſchaft verbunden. Ich laſſe dir deinen ruhigen Trapper der wohlgeſchulten Vernunft, und du gönnſt mir das ungebändigte Roß einer kecken jugendlichen Phantaſie, und wenn ich dann auch manchmal etwas hinaus und davonſchweife, ſo treffen wir uns doch immer wieder auf dem neutralen Boden des praktiſchen Seins, den du klugerweiſe immer behaupteſt, wie eben jetzt beim Auskramen unſeres Frühſtücks.“

Und er warf den Mantel ab, ſetzte ſich neben den

Freund und ſchlang, heiter lächelnd, den Arm um deſſen Nacken.

Es waren zwei, in der vollen Blüthe der Jugend ſtehende Jünglinge, die dieſes Geſpräch geführt hatten. Ihr Alter mochte kaum verſchieden ſein, ſo verſchieden auch ihr Temperament und ihre Charaktere waren.

Der eine von ihnen — der mit der friſchen jugendlichen Phantaſie — hieß Otto Elgſtröm. Der Sohn eines reichen Bergwerkbeſitzers in Kaiserslautern, mochte er wohl zwanzig Jahre zählen. Er war, wie ſein Freund, angehender Student, der edlen Ruperto-Carolinae zu Heidelberg Schüler und jetzt auf einer Ferienreiſe begriffen einen Theil der ſchönen Rheinpfalz zu durchſtreifen, um mit Ende der Vacanz in die Arme der Muſenſtadt und der Muſen ſelbſt zurückzukehren. Von unternehmendem und lebensluſtigem Ausſehen, waren Geſtalt und Weſen einnehmend und von ungemeiner Biegſamkeit. Mit Recht konnte man ihn dabei einen „hübſchen Jungen“ nennen; denn fehlte es ſeinen Zügen auch an jener claſſiſchen Reinheit, die wir bei der Bezeichnung „Schönheit“ beanſpruchen, ſo gaben ihm der gewinnende Ausdruck derſelben, das volle dunkelbraune Haar, die offene Stirne und vor allen Dingen die dunklen, von wunderbarem Glanze ſtrahlenden und von langen ſchwarzen Wimpern überſchatteten Augen einen ganz eigenthümlichen Reiz, den ein Zug von Schlauheit und Spott, der zeitweiſe um den Mund zu Tage trat, noch erhöhte. Bei mittlerer Größe, erſchien ſein Gliederbau ſchön proportionirt, während er zugleich eine ungewöhnliche Fülle jugendlicher Kraft verrieth.

Minder hervorragend war die Erſcheinung des Freundes: etwas größer als Elgſtröm, zeigt ſeine ſchmale und dürre Geſtalt bei weitem mehr Zähheit als Elaſticität. Sein nicht unſchönes Aeußere gehörte mehr den alltäglichen Erſcheinungen an, doch kündigte ſein Blick große Herzensgüte und einen ruhigen klaren Verſtand. Die Farbe ſeines Geſichtes war bleich, während Elgſtröm, bei einer leiſen bräunlichen Färbung, in Jugendfriſche glühte und ſtrahlte. Hugo Haynbuch's Vater war Kaufmann und trieb in der alten berühmten Reichs- und Krönungsſtadt Frankfurt am Main einen nicht unbedeutenden Handel. Beide jungen Männer hatten ſich auf der Univerſität zu Heidelberg — woſelbſt Elgſtröm die Rechtsgelehrſamkeit, Haynbuch Medicin ſtudirten — kennen gelernt und, es war unbekannt geblieben aus welchem Grunde und bei welcher Gelegenheit, einen innigen Freundſchaftsbund geſchloſſen. Man nannte ſie auf der Univerſität ſcherzhaft nur „die Unzertrennlichen", und ſo hatten ſie denn auch, in der That unzertrennlich, in der Vacanz bei und miteinander ausgehalten: erſt bei einem Beſuche in Elgſtröm's elterlichem Hauſe und jetzt bei der Tour durch die reizenden Gefilde der herrlichen Pfalz.

Jede Reiſe iſt für den Menſchen, der ſich ſonſt in regelmäßiger Thätigkeit und beſtimmten Grenzen bewegt, eine Art Neugeburt; für die Jugend aber iſt es zugleich ein Kettenzerreißen und ſomit eine Auferſtehung und Himmelfahrt zugleich. Elgſtröm und Haynbuch lebten als Studenten zu Heidelberg freilich frei und froh genug; aber die Freiheit des Umherſchweifens in der prächtigen Pfalz ging doch noch über das muntere Studentendaſein und zwar um ſo mehr, als beide jungen Männer den Schönheiten der Natur offene Herzen entgegenbrachten, Elgſtröm mit voller Begeiſterung, Haynbuch mit einer mehr ruhigen Empfindung.

Otto ging es dabei hier, wie auf der Univerſität: er hätte gern in allem und über allem ſein mögen. Auf der Univerſität galt er — Hugo freilich nicht weniger — als ſehr fleißig. Die lebendige Thätigkeit, mit welcher er ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung beſorgte, gewann ihm ebenſo die Achtung Aller, die ihn kannten, als die rüſtigen Fortſchritte, die er machte, ſein ungeſtümes Herz beſänftigten. Nur ſchreckte er im Umgange Manchen durch die Rückhaltloſigkeit zurück, mit der er ſeine Ueberzeugung von Recht und Wahrheit oft ausſprach. Die Wölfe laufen davon, wenn man Feuer ſchlägt; die meiſten Menſchen kehren wie Diebe den Rücken, ſobald ein Funken geſunder Vernunft aufblitzt. Aber die Jugend iſt eben, im Vollgefühle ihrer Kraft, rückſichtslos.

So kam es denn, daß ſich dem jungen Elgſtröm doch verhältnißmäßig nur wenige Familien in Heidelberg erſchloſſen hatten. Allerdings waren dies um ſo ausgezeichnetere Häuſer. So unter anderen das Haus Derer von Dohmerſtein.

Es war dies eine der angeſehenſten Familien, die um jene Zeit unter die Bürger Heidelbergs zählte, ... ein altes ritterliches Geſchlecht, deſſen Stammbaum bis in das vierzehnte Jahrhundert hinab reichte, indem ſchon Kaiſer Karl IV. im Jahre 1368 einen „Hans von Dohmerſtein“ mit der Burg und Feſte „Rangeck“, in der Nähe des ehemaligen Kloſters „Hane“, belehnte. War übrigens, neben einem bedeutenden Vermögen, ein ehrenhafter, ächt deutſcher und ritterlicher Sinn das Erbe der Dohmerſtein geblieben, ſo hatten ſich im Laufe des letzten Jahrhunderts die Träger dieſes Namens doch ſo vollkommen dem Zeitgeiſte angepaßt, daß der jetzt lebende Stammhalter in würdiger Weiſe als einer der erſten Heidelberger Bürger aufgezählt werden konnte, wie er denn auch ſchon ſeit Jahren das bürgerliche Ehrenamt eines Bürgermeiſters der Univerſitätsſtadt begleitete.

Otto Elgſtröm hatte den einzigen Sohn der Dohmerſteiniſchen Familie, Max, der, gleich ihm, die Rechtsgelehrſamkeit ſtudirte, in den Collegien und im ſchäumenden Strudel des Studentenlebens kennen gelernt und lieb gewonnen, war dadurch in die Familie eingeführt worden und fühlte ſich hier durch das ſchlichte, offene und liebenswürdige Weſen der Mitglieder derſelben, ſowie durch den biederen, ächt deutſchen Geiſt, der hier herrſchte, gefeſſelt. Freilich trugen dazu auch noch zwei andere Erſcheinungen nicht wenig bei, es waren dies Mutter und Tochter, beide in ihrer Art reizende Weſen: **Ottilie**, eine ſechzehnjährige Blondine, ſchlank und zierlich, von ſchwärmeriſchem Ausdruck und fein gebildetem Geiſte und **Frau von Dohmerſtein**, eine ebenſo liebenswürdige als intereſſante Perſönlichkeit. Kaum fünfunddreißig Jahre alt, von mittelgroßer Geſtalt und ſchönen Formen, erſchien ſie gewöhnlich in ſtill beſcheidener Haltung, von dem eigenthümlichen Schleier eines faſt myſteriöſen inneren Lebens überdeckt, in Momenten der Aufregung aber, wie aus ſich ſelbſt zu einer impoſanten Erſcheinung heranwachſend. Dann erinnerte **Leonie von Dohmerſtein** auf wunderbare Weiſe an Gebilde des Alterthums, faſt möchte man ſagen an eine Orakel verkündende Phydias, an eine Seherin, wie Jetta, die in uralten Zeiten den Hügel bewohnte, auf welchem ſich jetzt Heidelbergs ſchönſte Zierde, das Schloß erhebt. War es ein ſeeliſch krankhafter Zuſtand, daß ſich dann ihr geiſtiger Blick erweiterte und eine geheime Befähigung ihre Ausſprüche über die Zukunft eingab, oder flößte alsdann nervöſe Aufregung ihrem ſtets klaren Verſtande eine erhöhte Kraft zu urtheilen ein, und den Muth ſolche Urtheile auszuſprechen? Sei dem, wie es wolle, ein eigenthümlicher geheimnißvoller Reiz war es immer, der Leonie von Dohmerſtein's Erſcheinung dadurch umwehte und umwob. Uebrigens kamen ſolche Momente nur ſelten vor und wurden von der Familie und deren Freunden, nach gemeinſamer Uebereinkunft, gegenüber der Außenwelt nie erwähnt. Da auch Haynbuch im Dohmerſteiniſchen Hauſe eingeführt und der Dritte im Freundſchaftsbunde mit Max war, ſo bildete dieſer Umgang unbeſtritten einen Glanzpunkt in dem Studentenleben der beiden jungen Männer, die eben unter den Ruinen der zerfallenen Burg Drachenfels ein einfaches Frühſtück einnahmen.

Jetzt freilich dachten ſie weder an Heidelberg noch an die dortigen Freunde. Den Augenblick und ſeine Genüſſe friſch und voll und ohne jeden Nebengedanken zu koſten, iſt ja eines der köſtlichſten Vorrechte, welche die Jugend, dem Alter gegenüber, voraus hat.

Als das Frühſtück, unter noch weiterer abwechſelnder Bewunderung der herrlichen Gegend, verzehrt war, erhoben ſich die Freunde. Sie hatten ihre Pferde in dem kleinen Bauernwirthshauſe des Dorfes Buſenberg eingeſtellt, das an dem Fuße des ſteilen Felſens lag, auf dem ſich die Ruine erhob. Es galt alſo jetzt, den Berg herabzuſteigen, die Thiere zu ſatteln und den Weg mit friſcher Luſt und friſchem Muthe durch die prächtige Gegend fortzuſetzen.

Ganz ohne Nebenzweck hatten indeſſen die beiden jungen Männer dieſen Weg nicht eingeſchlagen. In nicht zu weiter Entfernung — in der Nähe von Erlenbach — hatte Otto's Vater ein nicht unbedeutendes Bleiwerk in Stand; auf dieſem einige wichtige Aufträge auszurichten, war der Sohn beauftragt.

Munter ſchritten die Pferde aus. Berge reihten ſich an Berge und von den meiſten Gipfeln derſelben winkten zerfallene Burgen und Raubneſter herab: ſo die Feſte Lindelbronn, ehmals den Grafen von Zweibrücken-Bitſch und Leiningen gehörig; dann die Burg Berwartſtein, nahe dem romantiſch gelegenen Dorfe Erlenbach. Sie ruhte auf einem gewaltigen Felſen, welcher ſelbſt einen großen Theil von ihr bildete, indem er beinahe ganz zu Gemächern und Gängen ausgehöhlt war.

Otto, der hier ziemlich zu Hauſe, berichtete im Vorbeireiten dem Freunde davon.

„Kaiſer Friedrich I." — ſagte er dabei, mit einem leichten Anflug von Spott — „hatte die Burg 1152 dem Hochſtifte Speyer zur Seelenrettung geſchenkt. Es ging ihm, ſo groß er ſonſt daſtehen mag, eben auch wie allen Großen der Erde: wenn ſie das oft nur allzuſchwer belaſtete Gewiſſen drückt, gleichen ſie dem Geiſte, der keine Ruhe am Acheron findet, und zurück in die verlaſſenen Gegenden ſeines Lebens kehrt, um, ſelbſt ein Schemen, ſich am Schein verlorener Paradieſe zu tröſten. Aber die frommen Herrn zu Speyer mögen im Geheimen das Raubrittergeſchäft auch nicht ſo übel gefunden haben; die Straßen wurden von der Feſte Berwartſtein aus dermaßen unſicher gemacht, daß die Bürger von Straßburg und Hagenau die Burg 1314 umſchloſſen und nach fünfwöchentlicher Belagerung auch einnahmen. Das wäre nun nichts Beſonderes, wenn man dabei, — da die Feſte ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach, als uneinnehmbar erſcheint, nicht an Verrath denken müßte."

„Und da geht es dir, Freund, wie mir!" — entgegnete Haynbuch — „ich weiß es: bei dieſem Wort zuckt dir jedesmal die Seele zuſammen."

„Und Schamröthe ſchlägt mir wie Feuer ins Geſicht!" — rief Elgſtröm — „wenn ich daran denke, wie häufig dies häßliche Wort in Deutſchlands Geſchichte vorkommt, ... zumal wieder in der jüngſten Zeit und zwar dem Erbfeinde, Frankreich, gegenüber!"

„Allerdings ſchlimm und traurig genug."

„Ich kann nun einmal die Verrätherei nicht vergeſſen" — fuhr Otto finſter fort, indem in der That Zornesröthe ſein Geſicht überzog, — „durch welche Straßburg, dieſe koſtbare Perle in der Krone des deutſchen Reiches, Frankreich in die Hände geſpielt wurde."

„Freund!" — rief hier Haynbuch mit faſt flehender Stimme — „ich bitte dich um Gottes Willen, laß uns nicht auf dies Thema kommen, ſonſt iſt es mit unſerer Heiterkeit und Unbefangenheit auf unſerer kleinen

Reiſe zu Ende. Denke daran, daß wir uns vorgenommen haben . . . .“

„Die wenigen Tage der Vacanz, die wir in der ſchönen Pfalz zubringen wollten, die Schmach und die Schwäche des Vaterlandes zu vergeſſen!“ — ſagte Elgſtröm finſter vor ſich hin — „thue es, wer es kann!“

„Nun,“ — meinte Haynbuch — „es iſt uns doch bis jetzt ſo ziemlich gelungen, den inneren Grimm hinunterzuwürgen.“

„Weil wir, ſo viel als möglich, die Menſchen mieden und faſt nur auf einſamen Wegen die Natur aufſuchten, die immer wahr und ewig treu und zuverläſſig iſt. Natur kennt weder Lüge noch Verrath. Wenn wir uns aber, wie jetzt, den Menſchen wieder nähern, ſo ſteigen Schmerz und Verachtung, Mitleid und Zorn wie böſe Dämonen in meiner Seele auf.“

„Warum immer und bei allen Dingen dieſen Sturm der Leidenſchaftlichkeit?“

„Ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Du denkſt wie ich, das weiß ich. Ich bewundere die dir inwohnende Kraft, dich zu beherrſchen . . . ich habe mich auch ſchon oft bemüht, ſie mir anzueignen; . . . aber es geht nicht. Wie's anfängt in mir zu kochen . . . hui! da raſt es auch hinaus wie Windesbraut.“

„Halte den Mittelweg, Freund!“ — ſagte Haynbuch in freundlichem Tone.

„Das kann ich eben nicht!“ — entgegnete Elgſtröm ſcharf. — „Kommt es dahin, ſo bin ich nichts mehr; ſo bin ich in geiſtiger Beziehung ſo heillos um alles gebracht, wie in materieller Beziehung hier die Bewohner dieſes ſchönen Landes durch die Schurkerei der franzöſiſchen Reunions-Kammern um ihre Freiheiten, ihr Recht, ihr Vaterland und ihr Vermögen gebracht werden."

Das letzte Wort machte einen ſeltſamen Eindruck auf beide Freunde; ſie verſtummten plötzlich und ritten lange, in tiefe Gedanken verloren, ſchweigend neben einander her.

Aber die Reunions-Kammern waren ja auch der Alp, der in jener Zeit auf der Bruſt eines jeden Elſäſſers und Pfälzers lag und hinter dem ſich rieſig das furchtbare Geſpenſt einer, von Frankreich herüber-drohenden zermalmenden Zukunft erhob.

Und hat denn die Fama nicht mit blutigen Lettern den Orleans'ſchen Erbfolgekrieg — den Mordbrennerkrieg, wie er mit Recht genannt wird, in die Blätter der Geſchichte eingezeichnet? Hat ſie nicht durch und mit demſelben Ludwig XIV., den die Welt und ſeine Schmeichler „den Großen" nannten, das Kainszeichen auf die ſtolze Stirne gedrückt? Enthält dies furchtbare Kapitel in der Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands nicht die ewige Warnung für das letztere, der franzöſiſchen Politik

und den Rheingelüſten Frankreichs gegenüber auf ſeiner Hut zu ſein?

Ja, nie! nie! darf Deutſchland den Raub Straßburgs, nie die Politik vergeſſen, welche die Herrſch- und Habſucht eines Ludwig XIV. und eines Louvois dem deutſchen Vaterlande gegenüber begründet und entwickelt haben!

Die Vermählung Eliſabeth Charlottens — der Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig — mit Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwig XIV, dieſer größte politiſche Fehler, welchen der ſonſt ſo vorſichtige Karl Ludwig begangen, mußte ſcheinbar die Veranlaſſung dazu geben.

Es lag ein Plan vor, wie er ſpäter in der Schöpfung Belgiens verwirklicht ward, die rheiniſchen Lande mit dem Elſaß als Königreich Cuſtraſien zu verbinden, den Kurfürſten, dem Namen nach, zum Könige deſſelben, in Wahrheit aber zum Vaſallen Frankreichs zu machen. Die zu Tage liegende Idee war dabei, den Keil eines neutralen Staates zwiſchen das damals von Oeſterreich abhängige Deutſchland und Frankreich zu ſchieben, — die nicht ausgeſprochene Idee aber, mit der Zeit ohne Weiteres die von Deutſchland alsdann losgelöſten rheiniſchen Länder mit Frankreich zu vereinigen.

So lange Ludwig XIV. noch mit eiſerner Hand das Staatsruder leitete, wagte es der junge Staatsſecretär Marquis von Louvois nicht, die Gränzen der Beſcheidenheit zu überſchreiten; aber der ſchlaue Diplomatiker wußte durch kluge, ihm ſelbſt meiſt zu gut kommende Rathſchläge, die er ſeinem Monarchen gab, das ganze Vertrauen deſſelben zu gewinnen, während er doch zugleich immer Höfling blieb.

Sein kühner, von unbezwingbarem Ehrgeiz geſchärfter Blick ging indeſſen ſchon damals weiter. Er fühlte, daß ein Feldherrntalent in ihm ruhe, und begriff, daß er den König in ſeiner Hand haben werde, ſobald er ihn fortwährend in Kriege verwickle. Sein Streben ging alſo vor allen Dingen dahin, Kriegsminiſter zu werden . . . und . . . er ward es. Jetzt war ſeinem Ehrgeiz Bahn gebrochen. Zwei Feldzüge, in Flandern und der Franch-Conté, gaben nun die Loſung zu einer Reihe blutiger Fehden, die den franzöſiſchen Namen bald furchtbar machten. Frankreich blieb in beiden Sieger; Louvois hatte die Mittel dazu bereit und ſein Anſehen bei dem Könige wuchs mächtig.

Ein neuer Krieg mit den Generalſtaaten folgte. Der Friede von Nymwegen (1678, alſo wenige Jahre vor dem Verlauf unſerer Geſchichte) endete ihn nach ſechsjährigem Kampfe. Er wurde von Ludwig XIV. dictirt; aber Louvois hatte auch den König mit dieſem ſechsjährigen Kriege, welcher halb Europa zu den Waffen rief, auf den Gipfel ſeiner Macht geführt.

Was lag daran, daß Hunderttauſende dabei an den Bettelſtab gekommen und die blühende Pfalz — dieſer reiche, herrliche Garten Deutſchlands — ſchon damals durch empörende Verwüſtungen und ſchmähliche Mordbrennereien in eine rauchende, von Blut triefende Einöde verwandelt worden war! Ludwig XIV. und Louvois Herrſch- und Habſucht war befriedigt und der franzöſiſchen Politik, Deutſchland gegenüber, eine neue Bahn gebrochen.

Und wohin zielte dieſe ſchmähliche Politik? Die Pfalz wollte man auf ewig in eine Einöde und Wüſte verwandeln, um Frankreich gegen Deutſchland hin an ſeinen Gränzen zu ſichern; der ganze Elſaß aber ſollte Frankreich einverleibt und der Rhein von Schaffhauſen an bis Nymwegen und Rotterdam zur Gränze gemacht werden. Ein großes Ziel fürwahr und ein ſtolzes zugleich! Ein ſolches zu erreichen, gelten aber großen Staatsmännern wie einem Louvois und einem Ludwig XIV. alle Mittel gleich: Recht, Geſetze, Verträge, Eidſchwüre erſcheinen dann Männern der hohen Politik wie Kleinigkeiten, welche ein großer Geiſt um großer Zwecke willen berückſichtigen oder auch mit Füßen treten kann.

Es galt alſo — um es gerade heraus und der Wahrheit getreu zu ſagen — einen, von maſſenhaften Mordthaten, Plünderungen und Mordbrennereien unterſtützten, coloſſalen Raub an Deutſchland zu begehen.

Nur kam es jetzt auf die Frage an: wie dieſer Raub bewerkſtelligt werden ſolle?

Die Antwort darauf war für einen Louvois allerdings nicht ſchwer; ſie lautete: mit Gewalt . . . aber unter dem Schein und dem Deckmantel des Rechtes. Für Anwendung der Gewalt ſorgte der Orleans'ſche Erbfolgeſtreit: man nahm die Pfalz als Erbſchaft für die Tochter des Kurfürſten Karl Ludwig, Eliſabethe Charlotte, Gemahlin Philipps von Orleans, in Anſpruch; den Schein des Rechtes aber zur Herüberziehung der einzelnen Herrſchaften, Städte, Klöſter und Höfe im Elſaß und der Pfalz müßte eine andere Schurkerei geben.

Der Weſtphäliſche Frieden hatte allerdings die Biſthümer Metz, Toul und Verdun, die Landvogtei Hagenau und die Landesherrlichkeit von Pignerol, das Sundgau und Breiſach der Krone Frankreichs zugewieſen; der übrige Elſaß jedoch, nebſt Straßburg, den zehn Reichsſtädten des Elſaſſes, ſowie die Herrſchaften Lützelſtein, Hanau, Fleckenſtein und Oberſtein, ebenſo die Pfalz waren dem deutſchen Reiche verblieben. Der Friede von Nymwegen hatte an dieſer Stipulation nichts geändert.

Hierin aber gerade entdeckte Louvois Schlauheit die ſchwache Seite des Vertrages und ließ ſeine perfide Politik Anker werfen.

Auf ſeine Veranſtaltung hin reichte ein alter Nabutiſt, der Parlamentsrath Roland de Ravaulx, bei der Krone Frankreichs eine Schrift ein, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß Frankreich, kraft der angeführten Friedensverträge auch Anrechte auf alle jene Ländereien und Herrſchaften beſitze, welche jemals zu den Bisthümern Metz, Toul und Verdun gehörten. Wohl war dies eine ſchmähliche Rechtsverdrehung; denn der Weſtphäliſche Friedensvertrag ging von dem damaligen Beſitzſtand jener Bisthümer aus, dies aber that in den Augen Louvois nichts. Es kam ja auch auf einige gefälſchte Documente dabei nicht an, und ſo ging Ravaulx bis in die Merowingiſche Zeit zurück, in der Metz, Toul und Verdun allerdings ein bis an den Rhein ausgedehntes Gebiet beſaßen.

Straßburg fiel (1681) durch Verrath. Sogenannte Reunions-Kammern, von Ravaulx geleitet und mit dem Auftrage betraut, die Anſprüche Frankreichs auf alle von den genannten Bisthümern abhängigen Herrſchaften, Städte und Güter zu unterſuchen und geltend zu machen, wurden errichtet, und ſomit zogen auch an dem politiſchen Himmel der guten Pfalz Wolken herauf, von welchen nicht zu berechnen war, wann und wie ſie ſich in zerſchmetternden, Recht und Gerechtigkeit vernichtenden, Gewittern entladen würden.

Darum lag denn auch zu der Zeit, von welcher wir ſchreiben, in moraliſcher Beziehung eine dumpfe Schwüle über dem Elſaß und der Pfalz, — jenes dumpfe und ängſtliche Vorgefühl, das einem vernichtenden Unwetter gewöhnlich vorauszugehen pflegt.

Wohl hoffte man auf Hülfe von Seiten des deutſchen Kaiſers und des Reiches; aber Leopold I. ſah ſich ja ſelbſt von den Türken bedroht, und dann wußte auch jeder erfahrene Mann leider nur zu gut, was man von dem ſchwachen Kaiſer und dem in ſich zerfallenen deutſchen Reich zu erwarten habe. Allerdings machten Elgſtröm und viele ſeiner jugendlichen Genoſſen hiervon eine Ausnahme. Sie konnten und wollten nicht an die Möglichkeit glauben, daß man zu Wien die ſchönſten und wichtigſten Gränzländer ſo ohne alles Weitere dem Erbfeinde Deutſchlands preisgeben werde. Alle edlen jugendlichen Herzen des Elſaſſes und der Pfalz warteten daher von Tag zu Tage auf die Nachricht von dem Heranrücken einer Reichsarmee und waren im Stillen bereit, ſich derſelben anzuſchließen, um Leib und Leben, und Gut und Blut an die Vertheidigung des geliebten Vaterlandes zu ſetzen; . . . aber die gewünſchte Nachricht blieb aus und von deutſchen Hülfstruppen zur Beſetzung der bedrohten Gränzen war nichts zu hören und zu ſehen. Dennoch gaben die jugendlichen Herzen die Hoffnung nicht auf. Glaubt doch der Menſch in ſeiner Jugend das Ziel ſeiner Wünſche immer nahe. Wohl beruht dieſe Hoffnung zumeiſt auf Täuſchung; aber iſt denn dies nicht eine der ſchönſten Täuſchungen, womit die Natur der Schwachheit unſeres Weſens aufhilft?

Auch Elgſtröm — weniger dem ruhigen und bedächtigen Haynbuch — ging es ſo. Ja die Reiſe durch einen Theil der Pfalz hing ſogar mit dieſen Hoffnungen einigermaßen zuſammen, indem der erſtere ſeinen jüngeren und älteren Freunden in Heidelberg verſprochen hatte: die Geſinnungen der Pfälzer in Bezug auf dieſe Angelegenheit ſo viel als möglich zu erforſchen, um nöthigenfalls zu wiſſen, auf wen man bei einem Herannahen von Hülfstruppen, zu rechnen habe.

Freilich waren nun dieſe Nachforſchungen ſchlimm genug ausgefallen; denn Elgſtröm war überall auf eine Niedergeſchlagenheit und Muthloſigkeit getroffen, wie er ſie in der That nicht erwartet hatte. Der Fall Straßburgs laſtete mit vernichtender Schwere auf allen Gemüthern und der im Anfange des Jahres erfolgte Tod des Kurfürſten hatte nun vollends jede Hoffnung zertrümmert. Die Reunions-Kammern waren weit und breit der Schrecken des Landes geworden, und ſo war es denn auch ſehr natürlich, daß ſchon die zufälfällige Erwähnung dieſes verhaßten Inſtitutes die beiden neben einander dahinreitenden Freunde in trübes Schweigen verſenkt hatte.

Elgſtröm brach es zuerſt; aber ſeine Worte bewieſen, daß er den vorhin angeſponnenen Gedanken ſchweigend verfolgt hatte:

„Herr Gott!“ — rief er — „ich liebe gewiß mein Vaterland glühend und heiß; wenn ich aber an ſein Schickſal und ſein politiſches Verkommen denke, dann iſt es mir, als würd' ich in einen Sumpf geworfen,... als ſchlüge man den Sargdeckel über mir zu! Und die Menſchen?... nun, die meiſten von ihnen, ſind jammervolle Geſtalten! ... nirgends Entſchiedenheit, nirgends Kraft! Ueberall Worte, überall Klagen und wenn es gilt, in keiner Seele der Muth zur That! Ich haſſe ſie, wie den Tod, alle dieſe armſeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele ſträubt ſich gegen dies Weſenloſe in menſchlicher, oft noch recht aufgeblaſener Geſtalt.“

„Und bedenkſt du auch, Freund!“ — ſagte hier Haynbuch ernſt, aber mild — „welch' ein Schmerz ohne Gleichen, welch' ein fortdauerndes Gefühl der Verlaſſenheit, der Angſt und der drohenden Vernichtung auf allen den Menſchen ruht, mit welchen wir in der letzten Zeit zuſammenkamen?“

„Sie wären weniger verlaſſen, wenn ſie ſich auf ſich ſelbſt verließen, und den Muth, der eines Mannes Schmuck und Ehre iſt, nicht wie einen faulen Apfel von ſich würfen!“

„Liegt denn die Möglichkeit vor, daß ſie ſich aus eigenen Kräften des übermächtigen Frankreichs erwehren können?“

„Deutſchland iſt groß und könnte mächtig genug ſein, wenn es wollte, wenn es zuſammenſtände.“

„Ja wenn! . . . und wenn es ſeine eigenen Fürſten nicht auseinander hielten und aus Eigennutz und Herrſchſucht fort und fort zerſtückten und ſchwächten. Ich denke doch, wir ſelbſt müſſen es ſo klar einſehen, wie jeder ſchlichte Bewohner hier zu Lande, daß wenn der Kaiſer keine Hülfe ſendet . . .“

„Sie muß kommen!“ — rief Elgſtröm mit einem ſo vollen Ausdruck innigſter Ueberzeugung, daß Haynbuch unwillkürlich nach dem in ſchönem Eifer erglühenden Freunde emporſah. — „Der Kaiſer ſelbſt kann nicht zum Verräther am Reiche werden.“

„Und hat er nicht auch Straßburg geopfert?“

„Um ſo mehr iſt er jetzt verpflichtet, dieſen ungeheuren Fehler wieder gut zu machen!“

„Ja! wenn Leopold eines kühnen Entſchluſſes fähig wäre?“

„Und kann Louvois es wagen, den Elſaß und die Pfalz geradezu hinwegzunehmen, das heißt: einen offenbaren Raub am deutſchen Reiche zu begehen? . . . Kann er neuerdings mit Waffengewalt einen Friedensbruch wagen, der jedes Recht mit Füßen treten und vielleicht ganz Europa in einen Krieg gegen Frankreich verwickeln würde?“

„Was Louvois ungeſtraft wagen kann, hat er bewieſen. Sein Loſungswort iſt, wo es ſeinem Ehrgeiz gilt: Gewalt geht vor Recht!“

Das Geſpräch ſtockte abermals; Elgſtröm fühlte, wie recht der Freund habe. Sie hatten nachgerade in einen anmuthigen Waldweg eingebogen; gewaltige Eichen und Buchen erhoben ſich zu beiden Seiten, ſtreckten ihre rieſigen Aeſte einander entgegen und bildeten ſo eine Art von grünem Dom. Die Luft war durch den nächtigen Schatten der belaubten Rieſen angenehm abgekühlt; von den nahen, die Berge hinanſteigenden Wäldern von Nadelholz, die das Laubholz des Thalgrundes ablöſten, wehten köſtliche Düfte herüber, harzig und würzig zugleich. Einzelne Sonnenſtrahlen, die ſich ſchüchtern durch die Blättermaſſen durchgeſchmuggelt, ſpielten jetzt, wie ſchimmernde Waldgeiſter bald in den Laubkronen, bald auf den Gräſern des Bodens, oder lieſen an den knorrigen Stämmen auf und ab. Tiefe Stille, ja ein faſt andächtiges Schweigen, herrſchte dabei ringsumher und erfüllte die Seelen der langſam Dahinreitenden mit noch tieferem Ernſte. . Es lag etwas Magiſches auf der ganzen Umgebung, und wie der, nach den Bleigruben führende Waldweg immer enger und dichter und finſterer ward, geſtaltete ſich auch die Natur immer wilder und großartiger. Leiſe und geiſterhaft flüſterte es in den Wipfeln der uralten Bäume, die Schatten wurden immer maſſenhafter, und während graue, von feuchtem Mooſe halbüberdeckte

Felſen wie Geſpenſter aus dem Grün des Geſtrüppes und den dornigen Hecken auftaugten, ſenkten ſich die Aeſte der Bäume immer tiefer und verſtrickender herab.

„Freund!“ — ſagte jetzt Elgſtröm mit gedämpfter Stimme — „weißt du, daß es mir im Augenblick wunderlich zu Muthe iſt, und unſer Geſpräch und das Magiſche unſerer Umgebung mich an etwas Seltſames und höchſt Wunderliches erinnern, an das ich zwar nicht glaube, das aber doch für den Moment peinlich auf meiner Seele laſtet?“

„Du machſt mich in der That neugierig!“ — entgegnete Haynbuch in etwas ſpöttiſchem Tone — „etwas Seltſames und höchſt Wunderliches, das peinlich auf deiner Seele laſte?!“

„So iſt es!“

„Nun ſo rede; ich denke hier wird Niemand dein Geheimniß belauſchen!

„Ja!“ — ſagte Elgſtröm — „ein Geheimniß iſt es, und ein Geheimniß muß es, der Außenwelt gegenüber, bleiben. Ich würde mich auch ſcheuen, dir es mitzutheilen, wenn du nicht ſelbſt ſeit einiger Zeit in den Kreis getreten wäreſt, der ſich gegenſeitig verpflichtet hat, dies Geheimniß zu wahren. So aber wird dich der Zufall doch ſpäter oder früher einweihen und ſo mag dies lieber durch mich geſchehen, ehe die merkwürdige an das Geiſterhafte gränzende Erſcheinung dich ſelbſt einmal überraſcht und dann vielleicht peinlich berührt.“

„Du machſt mich in der That neugierig!" — ſagte hier Haynbuch. — „Das muß ja etwas ganz Außerordentliches ſein, was einen ſolchen Eindruck auf dich lebensfriſchen und lebensluſtigen, allem Uebernatürlichen ſo entſchieden entgegenſtrebenden Menſchen gemacht hat!"

„Ob die Sache auf natürlichem Wege zugeht, oder ob ſie auf einer, ich möchte allerdings faſt ſagen „übernatürlichen Gabe" beruht, wage ich nicht zu entſcheiden!" — verſetzte Elgſtröm. — „Einen tiefen, erſchütternden Eindruck hat ſie allerdings auf mich gemacht, obgleich meine Vernunft gegen dieſen Eindruck proteſtirt."

„Nun, ich bin begierig!" — rief Haynbuch.

„Du biſt, wie ich, als Freund unſeres Max Dohmerſtein, ſeit einiger Zeit in deſſen Familie eingeführt."

„So iſt es!" — entgegnete Hugo — „und ich wünſche mir Glück dazu. Es ſind edle, vortreffliche Menſchen."

„Offen geſtanden" — fuhr Elgſtröm fort — iſt es mir der liebſte Umgang in Heidelberg. Das Herz geht einem in dieſer Familie auf und ich weiß wirklich kaum, wen ich höher ſtellen ſoll: Herrn von Dohmerſtein mit ſeinem geraden, biederen und ſtreng rechtlichen Charakter, ſeinem vielen und tiefen Wiſſen und ſeiner hochherzigen Vaterlandsliebe oder ſeine Gattin, dies Muſterbild einer deutſchen Hausfrau, deren liebenswürdig-beſcheidenes Weſen einen nicht minder großen

Schatz von Lebenserfahrungen und Patriotiſmus birgt."

„Und Ottilie?" — frug Haynbuch mit einem eigenthümlichen Seitenblick auf den Freund.

„Deucht mir ein ſchönes Spiegelbild ihrer vortrefflichen Mutter!" — entgegnete dieſer ruhig. — „Sie iſt ihres Bruders Max, und dieſer ihrer würdig."

„Und welche genußreiche Abende haben wir dort ſchon verlebt!" — meinte Haynbuch. — „Wunderbar weht mich dabei immer die ſtille Melancholie an, die das ganze Weſen der Mutter umſchleiert und ihr manchmal faſt den Hauch einer höheren Erſcheinung giebt."

„Alſo haſt du dies auch gefühlt? — verſetzte Otto, und eine gewiſſe Genugthuung ſprach ſich in dem Ton ſeiner Stimme aus. — „Vor meinen erſtaunten Augen hat ſie ſich aber ſchon als eine höhere Erſcheinung dargeſtellt!"

Haynbuch hielt erſtaunt ſein Pferd einen Augenblick an. — „Was ſagſt du?" — rief er dann.

Otto wiederholte ſeine letzten Worte.

„Und wie das?" — frug der Freund in höchſter Spannung.

Elgſtröm ritt einige Schritte ſchweigend weiter, als wolle er ſeine Gedanken ſammeln, dann hub er mit gedämpfter Stimme an:

„Es ſind jetzt etwa vier Wochen, als im Dohmerſteiniſchen Hauſe der fünfundvierzigſte Geburtstag des Vaters gefeiert wurde.“

„So iſt es“ — ſagte Haynbuch — „leider hielt mich ein vorübergehendes Unwohlſein ab, dem ſchönen Feſte beizuwohnen.“

„Ja!“ — rief Elgſtröm und ſein dunkles lebhaftes Auge ſtrahlte in wunderbarem Glanze — „ein ſchönes Feſt war es in der That, Mutter, Kinder, Freunde und Hausgeſinde nahmen den herzlichſten Antheil, und ſelbſt die Stadt Heidelberg erfreute den edlen Mann, ihren Bürgermeiſter und wackerſten Bürger, mit einem koſtbaren Ehrengeſchenke. Aber das ſind hier Nebenſachen. Der Abend verſtrich, trotz der trüben und gedrückten Stimmung, die ſich jetzt zu jeder Stunde und überall, auch bei den Bürgern Heidelbergs, bemerkbar macht, ziemlich heiter; ſchöner und gemüthlicher aber war doch noch die Nachfeier, die ſich, nach Weggang der Uebrigen, in dem kleinen Familienkreiſe kund gab. Außer den Eltern, Max, Ottilien und mir, war niemand mehr zugegen. Da ſchüttete denn Herr von Dohmerſtein ſo recht ſein Herz aus und ſomit konnte es auch nicht fehlen, daß man der ſo ſorgenſchwer herannahenden Zukunft gedachte. Auch ich durfte meine Meinung ausſprechen und that es, wie heute gegen dich: ich hielt feſt an der Hoffnung auf den Kaiſer und kaiſerliche Hülfe und ſchilderte, von Enthuſiasmus hingeriſſen, mit lebhaften und glühenden Farben die Zeit einer kühnen und allgemeinen Erhebung des Elſaſſes und der Pfalz, und wie dann die Franzoſen zurückgedrängt werden ſollten und den beiden ſchönen Ländern eine doppelt glückliche Zukunft erblühen würde. Da plötzlich — es war ſchon tief in der Nacht, die Lampe brannte nur noch düſter in dem dir bekannten großen, durch die braune Holztäflung ſo ernſt ausſehenden Zimmer, — erhob ſich Frau von Dohmerſtein, die mir ſchweigend und mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört. Aber ihre ganze Erſcheinung war wie durch einen Zauber verwandelt. Die ſchön geformte, ſonſt nur mittelgroße Geſtalt ſchien vor unſeren Augen zu wachſen: — die gewöhnlich ſtille beſcheidene Haltung der lieblichen Frau nahm ein wahrhaft impoſantes Weſen an; — ihr Geſicht, ſonſt hübſch, ohne gerade ſchön zu ſein, übergoß und verklärte ein eigenthümlicher Glanz, bis zu einer wahrhaft claſſiſchen Schönheit; — die tiefblauen, zu jeder anderen Zeit bald ſanft, bald ſchwärmeriſch-blickenden Augen öffneten ſich in jenen Momenten weit und ließen, wenn auch ſtarr vor ſich hin ſtarrend, doch ein, ich möchte faſt ſagen: unheimliches, geiſterhaftes inneres Leben ahnen, während um den kleinen Mund ein ſchmerzlich-krampfhaftes Zucken ſpielte. So ſtand ſie vor uns wie eine Phydias, wie eine Seherin, wie eine Kaſſandra! Todtenbläſſe deckte dabei ihre Züge, die durchſichtig zu werden ſchienen, und ihren fahlen Widerſchein wohl auch uns mittheilten, die wir alle regungslos und, vor Ueberraſchung erſtarrt, daſaßen.“

„Da öffnete ſich ihr Mund, und mit einem, gegen ihre gewöhnlich ſo ſanft und lieblich klingende Stimme ſchroff abweichenden ernſten, faſt geiſterhaften Ton, ſagte ſie langſam und gedehnt:

„„Wehe dir, Pfalz! wehe dir! Verrathen, verkauft und verlaſſen wirſt du untergehen! Ich ſehe Ströme Blutes ſich durch deine Gefilde wälzen! ich ſehe Flammenmeere zum Himmel auflodern! — ich ſehe, wehe mir und dir, deine blühenden Städte in Trümmer zerfallen und die edelſten deiner Söhne den heimiſchen Boden als Leichen decken! Wehe dir, — wehe dir, Pfalz!““ Da verſtummte ihr Mund; ſie aber ſank bewußtlos in ihren Seſſel zurück.“

„Otto!“ — rief hier Haynbuch — „redeſt du mir da von einem Traum, oder von einer Thatſache!“

„Von einer Thatſache!“ — entgegnete jener ernſt — „Leonie ſoll ähnliche Zuſtände ſchon öfter gehabt haben.“

Haynbuch wollte antworten, als plötzlich ihre beiden Pferde ſcheuten. Erſchrocken ſahen ſie auf: ſie hielten vor einer alten Eiche, an deren unterſtem Aſte ſich die Leiche eines Gehängten zeigte. Am Fuße des Baumes ſaß, tiefgebeugt, die Geſtalt eines Greiſes.

Böſe Saat.

Das plötzliche Aufbäumen der Pferde, ſowie der überraſchende und unangenehme Anblick, hatten in der That die beiden jungen Männer im erſten Momente erſchreckt. Das Staunen Elgſtröms ſtieg aber noch mehr, als er in dem alten Manne, der, vom tiefſten Schmerz gebeugt, am Fuße des Baumes zuſammengekauert ſaß, einen alten, ſeit langen Jahren bei den Bleigruben ſeines Vaters beſchäftigten Aufſeher und in den ſchrecklich entſtellten Zügen des Gehängten deſſen Sohn erkannte.

„Mathias!" — rief Elgſtröm entſetzt.

Der Greis erwachte aus ſeinem ſchmerzlichen Verſunkenſein und richtete langſam die Blicke empor.

„Was iſt das? was, um Gottes Willen, ſoll das bedeuten?" — rief Otto weiter.

Der alte Mann ſtarrte ihn an, ſeine Augen blickten erloſchen und doch graß. Es ſchien, als ob er ſich nicht gleich finden könne. Endlich rang ſich ein unartikulirter Laut aus der gepreßten Bruſt hervor, der, wie der Schrei eines verwundeten Thieres, weithin durch den Wald ſchallte.

„Mathias!" — wiederholt jetzt Elgſtröm tieferſchüttert. — „Erkennt ihr mich denn nicht?"

Der Alte fuhr mit der knöchernen Hand langſam über die faltenreiche Stirne; ſein Geiſt ſuchte augenſcheinlich ältere Erinnerungen mühſam zuſammen; endlich leuchtete etwas, wie Verſtändniß, in den halb erloſchenen Augen auf und mit ſchwacher zitternder Stimme ſagte er:

„Seid ihr nicht . . . der junge Herr?“

„Ja!“ — verſetzte Elgſtröm mild — „der bin ich; derſelbe, Mathias, den ihr, als er noch ein Knabe war, ſo manchmal auf den Armen in die Bleigruben getragen.“

„Wie den!“ — ächzte der Greis und deutete nach oben, ohne jedoch ſeine Blicke zu erheben.

„Iſt es denn wirklich euer Sohn?“

„Ja!“ — ſtöhnte es, — „mein Sohn . . . und mein einziges Kind!“

„Iſt noch Hülfe möglich?“ — frug jetzt Haynbuch raſch und die beiden Reiter ſchwangen ſich von ihren Pferden, die ſie eiligſt an die nächſten Bäume banden.

„Nein!“ — entgegnete tonlos die Stimme des unglücklichen Vaters — „Rudolph hat ſchon ſeit geſtern geendet.“

„Aber er war doch immer, ſo viel ich gehört, ein braver Menſch,“ — ſagte der junge Elgſtröm, — „wie kommt es, daß er einen ſolchen Tod fand?“

Ein graſſes, furchtbares Lächeln umzuckte blitzartig die Mundwinkel des alten Mannes, während ein Strahl wilden Haſſes unter den dichten weißen Augenbraunen hervorſchoß und tiefe Falten die Stirne deckten:

„Er wird nicht der Letzte ſein, der ſich eines ſolchen Todes in unſerem Lande zu erfreuen hat!“ — rief er dabei mit einer an Wahnſinn ſtreifenden Erregung. — „Unſere lieben Nachbarn werden ihm noch Manchen von uns nachſenden.“

„Ich verſtehe dich nicht, Alter!“ — ſagte Elgſtröm, in dem eine trübe Ahnung aufſtieg, finſter — „laß' mich den Verlauf der Sache klar wiſſen, damit ich meinem Vater darüber berichten kann.“

„Er kann uns nicht helfen; . . . aber es ſei,“ — verſetzte der Alte — „damit ich wenigſtens die Ehre des armen Burſchen rette!“

„So laßt uns die Leiche des Unglücklichen erſt herunter nehmen!“ — meinte Haynbuch.

Der Greis nickte ſchweigend und während er das Geſicht tief in ſeine Hände drückte und leiſe ſchluchzte, unterzogen ſich die beiden Jünglinge dem traurigen Geſchäfte. Haynbuch vermochte, mit Hülfe ſeines Pferdes, die Höhe des Aſtes, an dem der Arme ſein Leben geendet, zu erreichen und ließ ihn in des Freundes Hände gleiten; dann legten Beide den Entſeelten in einer kleinen Entfernung nieder und traten wieder zu dem Greiſe.

„Und nun, Mathias, den Hergang!“ — ſagte der junge Elgſtröm mit milder Stimme.

Es koſtete dem Alten ſichtbar Mühe, zu ſprechen; dennoch überwand er ſich und hub nach einem kurzen Schweigen an:

„Ihr habt ihn gekannt, junger Herr, meinen Rudolph, er war ein ſchmucker Burſche und brav, wenn auch etwas heftig; von Allen der Schönſte und Gewandteſte auf der Grube und jede Dirne freute ſich, wenn er mit ihr tanzte. Nun war aber auch die Tochter des Hofbauern vom nahen Waldhof, die ſiebzehnjährige Elſe, als das ſchönſte Mädchen in der Gegend bekannt. Sie war kreuzbrav, aber auch luſtig wie eine Windhexe und hatte gern ihren Spaß mit den Burſchen im Dorfe, die ſich alle um ihre Gunſt bewarben; aber der Rudolph trug doch den Sieg davon und ſie ward ſeine Braut. Das ging nun ganz gut, und die Hochzeit war ſchon feſtgeſetzt, als der Hofbauer plötzlich einen Beſuch erhielt, den er in ſeinem Leben nicht erwartet und lieber gleich wieder zum Teufel gejagt hätte."

„Nun," — frug Elgſtröm, — „ich kann mir ſchon denken, woher der Beſuch kam."

„Von der franzöſiſchen Gränze kam er!" — rief der Greis ingrimmig — „von den vermaledeiten Reunions-Kammern da drüben abgeſandt, die des Hofbauern Gut, den Waldhof, als franzöſiſches Eigenthum in Anſpruch nahmen."

„Unmöglich!" — riefen die beiden Jünglinge.

„Ja!" fuhr der alte Mann zornig fort: — „die Schurken behaupten, es habe einſt zu dem Bisthum Metz gehört. Aber das iſt nicht, was mich und den armen Todten dort angeht. Der Anführer der Rotte, der einſtweilen das Hofgut beſetzte, war ein ſchmucker Geſell, das läßt ſich nicht leugnen, und ein ächter Franzoſe dazu, der unſeren Herrgott aus dem Hauſe parlirt hätte. Gleich machte er ſich hinter das Mädel und ſcharmutzte und that dem kleinen Ding ſo artig, daß, — nun ſie ſind ja alle eitel, die Frauensleute, — die Elſe ihren Kopf verlor. Was half es dem armen Rudolph, wenn er ihr vorſtellte, wie alle die ſauberen Herren von da drüben Schlecker und Windbeutel ſeien, die nur darauf ausgingen, den Mädels den Kopf zu verdrehen, um ſie dann ſitzen zu laſſen; er aber meine es treu und ehrlich mit ihr, liebe ſie wirklich und wolle ſie zu ſeiner Frau machen. Der arme Kerl hatte gut reden, die Schmeicheleien der Franzoſen blieben feſter ſitzen und Elſe . . .“

„Nun?“

„Verabſchiedete ihn. Da ward der Junge wild und ein böſer Geiſt fuhr in ihn.“

Der Alte hielt hier einen Augenblick in ſeiner Erzählung ein; man ſah, wie er ſich überwinden mußte, weiter zu ſprechen. Alle Muskeln ſeines fleiſchloſen faltenreichen Geſichtes zuckten krampfhaft; er drückte momentan die Hände auf ſeine Bruſt und holte tief Athem. Endlich ſagte er mit hohler Stimme:

„Zwei Monate brütete Rudolph finſter vor ſich hin. Er vermied den Waldhof; aber die Stichelreden, die er von ſeinen Kammeraden hören mußte, hielten ſeinen Zorn in Athem. Da will es das Unglück, daß er geſtern der Elſe begegnet, als ſie gerade auf dieſem Wege vom Walde zurückkam, in den ſie ihren welſchen Liebhaber, der einen Gang nach Buſenberg zu machen hatte, begleitete. Die Dirne erſchrack; Rudolph aber, den die alte Liebe zu ſeiner Braut wie Feuer überkam und der Zorn über ihre Treuloſigkeit dazu, ſchlang ſeinen Arm mit Heftigkeit um ihren Hals, zog ſie an ſich und küßte ſie, trotz ihrer Ungebärtigkeit und ihres Sträubens wild und heftig. Er flehte ſie dabei an, von dem Franzoſen zu laſſen und ihm anzugehören; wie aber fuhr er entſetzt zurück, als ihm Elſe unter Thränen geſtand: ſie könne ſein Weib nimmer werden, ſie fühle, daß ſie Mutter ſei. Da zuckte es furchtbar in Rudolph auf und in demſelben Augenblick fühlte Elſe auch ſchon das Meſſer in ihrer Bruſt. Es war dort, wo der Unglückliche jetzt ſelbſt liegt; ſie ſtürzte noch ein paar Schritte fort und fiel todt zu Boden.“

Der Alte verſtummte; die beiden Jünglinge aber brachen in Ausrufe des Entſetzens aus: war dieſer Mord — wenn auch ſelbſt ein ſchweres Verbrechen — doch eine blutige Frucht des nur zu gerechtfertigten Haſſes, welchen Frankreich und ſeine übermüthigen Söhne tagtäglich in dieſen Landen ausſäten.

„Es war eine ſchwere blutige That,“ — fuhr der Alte jetzt kaum vernehmbar fort — „Gott möge ſie dem Unglücklichen vergeben; aber, ihr Herren, er war gereizt, bis auf's Aeußerſte gereizt und auch das ſanfteſte Weſen wird wild, wenn man ihm ſein Liebſtes nimmt. Kaum gethan, reute ihn das Schreckliche auch und in wilder Verzweiflung ſtach er ſich jetzt ſelbſt das Meſſer in die Bruſt . . . aber . . . die Klinge brach an einer der Rippen. Er ſchleuderte den Stahl weg und eilte nach Hauſe, noch einmal wolle er ſeine arme alte Mutter ſehen und ſich dann in dem nahen Mühlteich den Tod holen. Er warf ſich der Beſtürzten an den Hals, bedeckte ihren Mund und ihre Hände mit Küſſen, geſtand, was geſchehen und wollte eben ſelbſt in den Tod eilen, als der Liebhaber der Elſe, der freche Franzoſe mit ſeinen Landsleuten, in Haus und Zimmer brach. Sie wußten was geſchehen war, warfen Rudolph zu Boden, ſteckten ihm einen Knebel in den Mund, banden ihm Hände und Füße zuſammen, ſchleppten ihn an den Ort der unſeligen That und hängten ihn hier . . . an die alte Eiche auf. Als ich, der ich in der Grube war, die Sache erfuhr, war jede Hülfe zu ſpät!“

Der Alte verſtummte abermals und verbarg ſein leichenfahles verwittertes Geſicht in beiden Händen.

„Und die Obrigkeit?“ — frug Elgſtröm heftig.

„Wagt, den Franzoſen gegenüber, nichts zu thun!“ — ſagte der Greis dumpf; — „wir ſind im Geheimen längſt an Frankreich verrathen und verkauft.“

In dieſem Augenblick hörte man viele Stimmen, die näher und näher kamen, und kurze Zeit darauf bogen auch wirklich eine Menge Menſchen um die Ecke. Es waren Leute aus den Gruben; ſie trugen eine Bahre, den Gehängten zu holen. Der unglückliche Vater ließ es ruhig geſchehen; die beiden Jünglinge aber beſtiegen ihre Pferde und folgten in einiger Entfernung ſchweigend dem Zuge.

Der traurige Vorfall gab Elgſtröm und Haynbuch viel zu denken; waren auch Rudolphs Heftigkeit und verbrecheriſche That in keiner Weiſe zu entſchuldigen, ſo war dies bei dem gewaltthätigen Mord, durch den Franzoſen und ſeine Landsleute vollführt, ebenſowenig der Fall. Mußten aber ſolche Vorkommniſſe den Haß der beiderſeitigen Gränzbewohner nicht immer mehr und mehr ſteigern? mußten ſie nicht zu immer neuen Conflikten führen, von welchen der eine oder der andere einmal plötzlich Thaten hervorrufen konnte, die Frankreich zu Gewaltthätigkeiten im Großen veranlaßten?

Und doch mußte die Pfalz beruhigt bleiben, bis ein Hülfsheer, vom Kaiſer geſandt, ein energiſches Auftreten möglich machte. Daran wenigſtens erinnerte der ruhigere Haynbuch ſeinen ſtürmiſchen Freund allen Ernſtes, als dieſer, nach Beerdigung des Ermordeten, in der That Miene machte, an der Spitze ſämmtlicher Grubenarbeiter die franzöſiſchen Eindringlinge vom Waldhof zu verjagen. Bei der allgemeinen Aufregung wäre dies indeß doch wohl geſchehen, wäre von Waldhof aus nicht die Nachricht eingetroffen: daß ſich die fremden Eindringlinge noch rechtzeitig ſelbſt entfernt hätten.

Auch bei den Behörden verwandte ſich der junge Elgſtröm trotz allem Eifer vergeblich darum: daß man die Sache, Frankreich gegenüber, in die Hand nehme. Entweder fehlten hier Muth und Energie ganz, . . . oder . . . der alte Mathias hatte Recht und . . . man war bereits beſtochen und erkauft.

Es blieb daher Otto nichts übrig, als das Verkommniß ſeinem Vater zu berichten, und, nachdem er ſeine Aufträge vollzogen, die Gegend, an welche ſich ſo peinliche Erinnerungen knüpften, ſo eilig als möglich zu verlaſſen.

Ihre Reiſe durch die Pfalz war ihnen zum Theil doch jetzt verleidet. Beide Jünglinge ſehnten ſich nach Heidelberg zurück und kürzten daher ihre Tour, ſo viel ſie konnten, ab.

Haynbuch war ſehr ernſt und nachdenklich geworden; wogegen Elgſtröms friſches und heiteres Temperament bald wieder den Sieg davon trug: auch kehrte ihm ſchon in den nächſten Tagen die jugendliche Zuverſicht wieder, mit der er gewöhnt war in Welt und Leben, Gegenwart und Zukunft hinauszublicken.

Haynbuch nannte ihn einen Enthuſiaſten und prophezeihte ihm noch weitere ſchmerzliche Enttäuſchungen, er aber rief: „Ich bin allerdings Enthuſiaſt, aber nicht in dem Sinne, in welchem es Schwärmer ſind, die blindlings mit ihrem Kopfe gegen alle Erfahrungen und Naturgeſetze, wie Don Quixote gegen die Windmühle, anrennen, — ſondern nur in dem Sinne, in welchem es jeder edle und einſichtsvolle Menſch ſein muß, welcher den Glauben an die Menſchheit nicht aufgeben kann, . . . nicht aufgeben um der vereinzelten Lebenszeichen willen, welche ſie noch immer, und in jedem Jahrhundert mehr und ſtärker, von ihrer beſſeren Anlage gibt. Ich bin Enthuſiaſt in dem Sinne, daß mir meine Begeiſterung die Thatkraft verleiht, am Beſſerwerden der Welt in meinem Kreiſe unverdroſſen fortzuarbeiten, mag ich auch noch hundertmal ärger enttäuſcht und betrogen werden, als dies allerdings leider ſchon oft geſchehen iſt!“

O! ſie iſt ſchön die Zeit der Jugend, — die Zeit ſolchen friſchen überſprudelnden Lebensmuthes, wenn unſere Bruſt ſich noch an großen Erwartungen und Hoffnungen ſonnt; — wenn unſere noch friſche und reine Phantaſie unter herrlichen Entwürfen wie in einer unbegränzten Wäldernacht wandelt, und wie die Fiſche des Oceans, in eine uferloſe Zukunft der Größe und des Glücks, des Ruhmes und der Ehre, weiter und immer weiter dringt.

O! laſſe die Roſe der Jugend nicht in dir bleichen, du friſcher kräftiger Menſch! Laß in den Stürmen des Lebens, die dir noch drohen, dein geiſtiges Leben und ſeine Schöne nicht altern. Das iſt ja des Daſeins höchſte Freude und Seligkeit, daß du den ſorgenfreien, mit funkelnden Sternen überſäten Himmel in dir trägſt!

Der Ex-Miniſter.

Da wo das Thal ſich öffnet, durch welches der Neckar dem Rheine entgegenſtrömt, liegt, von ſanften Abhängen und ſteilen Höhen umgeben, das ſchöne, das herrliche Heidelberg, dieſe edelſte Perle in der Krone der Pfalz. Welch' ein Paradies bereitet ſich hier vor unſeren Blicken aus! Wie rein und friſch und balſamiſch die Luft; wie klar und herzerquickende Kühlung aushauchend die Waſſer des Neckars. Und welche reizende Ausſicht von den Höhen der Berge, von der Teraſſe des Schloſſes, von der Brücke aus! Wie maſſenhaft drängen ſich die Gegenſtände vor den entzückten Blick: ein Fluß, welcher rauſchend durch die Klippen eilt, und ehe er ſich in der fruchtbaren Ebene ausbreitet, mit einer Krümmung nach rechts, den hervorſpringenden Fuß eines Hügels benetzt, der an Anmuth kaum irgend einem ähnlichen Punkte der Welt nachſteht. Nachen fliegen dabei mit bewundernswürdiger Zuverſicht hier und da durch die Klippen, die ſich, meiſt in abenteuerlichen Geſtalten, aus den raſch dahinſtrömenden Waſſern erheben. Die nahen und entfernteren Berge ſcheinen an Schönheit und maleriſchen Effekten mit einander zu wetteifern, während ſie dem ſtaunenden Auge eine unendlich liebliche Miſchung von Gärten und Felſen, Weingeländen und prachtvollen Wäldern darbieten, die trotz aller Abwechſelung und aller Contraſte, doch in vollſter Harmonie ſtehen. Und welch' ein faſt unbeſchreiblich ſchönes Panorama von Thal, Stadt und Schloß, wenn du jenſeits des Neckars ſtehſt, und von dem ſchmalen ebenen Striche her, der ſich zwiſchen dem Berge und dem Fluſſe hinzieht, dein Auge auf das jenſeitige Ufer richteſt. Welche Pracht der Farben, welche großartige Erhabenheit in den Gegenſätzen und doch auch wieder welches Gemälde voll Ruhe, Anmuth und maleriſcher Uebereinſtimmung!

Und wenn ſie nun ſinkt, die Königin des Tages, die Sonne, — die tieferen Regionen ſich ſchon in Dunkel gehüllt haben, während die Höhen noch in den letzten Strahlen des Lichtes glänzen und der Widerſchein der Abendröthe Stadt und Schloß und Berge mit Purpur überdeckt — wie hocherhaben und majeſtätiſch blickt ſie dann auf uns herab, die Ruine des einſt ſo prachtvollen Schloſſes der alten Pfalzgrafen und Kurfürſten, den in Staunen verlorenen Wanderer mahnend an eine längſt vergangene gewaltige Zeit.

Aber eben dieſe längſt vergangene gewaltige Zeit iſt es ja, in die uns unſere Geſchichte einführt, und was wir im Augenblick voll Bewunderung im Geiſte anſchauten, iſt, bis auf wenige traurige Ueberreſte, ein weit Anderes als jenes Heidelberg im Jahre 1685 war.

Karl, der letzte Kurfürſt der Pfalz, Simmer'ſchen Stammes, der letzte reformirte Fürſt ſeines Hauſes, war geſtorben.

Schon Karl Ludwig, ſein Vater, der Wiederherſteller der Pfalz, der, durch ſeine muſterhafte Ordnung und Sparſamkeit, trotz furchtbarer Kriege und ohne das Volk zu drücken oder einen Zweig der Staatsverwaltung zu vernachläſſigen, bei ſeinem Tode ein aufblühendes, wohlbevölkertes und ſchuldenfreies Land hinterließ, konnte dem franzöſiſchen Uebermuthe, nicht mit dem Schwerte, ſondern nur mit diplomatiſchen Verhandlungen und papierenen Akten entgegentreten. Er ſtarb, ohne das Ende dieſer Gewaltthaten zu ſehen, als er von ſeiner Friedrichsburg in Mannheim, die er in eine bedeutende Feſtung verwandelt und durch den Anbau eines kurfürſtlichen Schloſſes erweitert hatte, nach Heidelberg zurückreiſen wollte, von plötzlichem Unwohlſein befallen, bei Edingen unter freiem Himmel an einem Nußbaum gelehnt, im Angeſichte ſeines Stammſchloſſes, über dem bald die mordbrenneriſchen Flammen zuſammenſchlagen ſollten.

Was aber dem kräftigen Karl Ludwig nicht gelungen war, ſein Land gegen den franzöſiſchen Raub zu ſchützen, — den man in Paris und in den ſogenannten Reunionskammern eine auf guten Rechtstiteln beruhende „Reunion“ zu nennen beliebte, — das war ſeinem Sohne und Nachfolger, dem Kurfürſten Karl, noch weit weniger möglich.

Dieſer, ein Sprößling der erſten unglücklichen Ehe ſeines Vaters, war von Natur ſchwächlich und in Folge ſeiner Kränklichkeit und ſeiner Erziehung ein trübſinniger, zu tiefer Melancholie geneigter Fürſt geworden.

Er ſelbſt klagte oft: das Brandmal des Zwanges hänge ihm an; ſeine jungen Jahre ſeien ihm vermodert, und er habe wenig Freude in dieſem Leben.

Statt ſein Recht nun gegen Ludwig XIV. zu behaupten, trat dieſer kranke Fürſt zu derſelben Zeit, als franzöſiſche Flüchtlinge, durch Frau von Maintenon, den Jeſuiten La Chaiſe und den Kriegsminiſter Louvois aus ihrem Vaterlande vertrieben, in der Pfalz Schutz ſuchten und auf der alten Wahlſtatt Friedrich’s des Siegreichen bei Seckenheim eine neue Colonie gründeten, — das Oberamt Germersheim gegen eine geringfügige Geldentſchädigung an Frankreich ab.

Zum Glück ſtarb der an Körper und Geiſt kranke Fürſt ſchon fünf Jahre nach ſeinem Regierungsantritt.

Welche Veränderung aber brachte ſein kinderloſer Tod jetzt über die unglückliche Pfalz!

Mit ihm war — einige Monate vor der Zeit in welcher unſere Erzählung beginnt — die Simmeriſche Linie ausgeſtorben und Kurpfalz kam in die katholiſche Linie Neuburg; ihr Träger war der Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der Sohn des katholiſch gewordenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, Urenkel des einſt ſo eifrig proteſtantiſchen Herzogs Wolfgang von Zweibrücken.

Der neue Kurfürſt Philipp Wilhelm, welcher ſchon Neuburg, Jülich, Berg und Rovenſtein beſaß, war von den Jeſuiten erzogen worden. Die Pfälzer ſahen daher jetzt mit ängſtlicher Beſorgniß einer großen Gefahr für ihre, mit ſo ſchweren Opfern erkaufte Religionsfreiheit entgegen; dazu ſchoſſen mit dem Tode des letzten Herrſchers die Intriguen gegen deſſen Günſtlinge wie Pilze aus der Erde, — während die Anforderungen Frankreichs immer unverſchämter wurden.

Was die ebenerwähnten Intriguen betrifft, ſo war gerade jetzt Heidelberg in einer ungemeinen Erregung, da im Laufe des heutigen Tages die große, faſt unglaubliche Nachricht in Umlauf gekommen war: es ſei den Feinden des Geheimerath Langhanns, des früheren Hofprediger, Kirchenrath, Miniſter und Günſtling Karls, gelungen, denſelben in Anklageſtand zu verſetzen.

Die guten Bürger ſtanden gruppenweiſe in eifrigem Geſpräche begriffen, auf den Straßen, ſteckten die Köpfe zuſammen und perorirten, als gelte es Leib und Leben und Hab und Gut. Vor dem Kaſimirianum, einem der damaligen Univerſitätsgebäuden, hatten ſich Studirende wie ein Bienenſchwarm angeſammelt, und ſelbſt die Kneipen und Wirthslokale füllten ſich heute früher wie gewöhnlich und obgleich es noch Tag war, mit Gäſten, die Näheres über das Ungewöhnliche vernehmen oder, was ſie von der großen Nachricht des Tages erfahren hatten, mittheilen wollten.

So kam es denn, daß es auch in der Kneipſtube des Gaſthauſes „zum goldenen Hecht", einem für jene Zeit ſchönen Gebäude von drei Stockwerken am unteren Ende der Steingaſſe, bei der Brücke, ungemein lebendig und laut zuging.

Beſagte Kneipſtube lag aber im zweiten Geſchoſſe des Hauſes.

Eine nicht unbedeutende Anzahl Heidelberger Bürger, dem wohlhabenden Mittelſtande angehörend, hatten ſich hier zuſammengefunden; auch Studenten kamen und gingen, oder ſaßen zechend in einem Nebenzimmer um einen gewaltigen runden Tiſch aus Eichenholz, der ſowohl durch ſeine Größe, als auch durch ſein maſſives Weſen König Arthur und ſeiner Tafelrunde Ehre gemacht haben würde.

Die ganz ungemeine Lebhaftigkeit des Geſpräches an allen Tiſchen, die raſchen Bewegungen der Sprechenden, das Kommen und Gehen, das fortwährende haſtige Fragen und Antworten, das eine ruhige Unterhaltung unmöglich machte, dies alles bewies, daß auch hier die große Tagesfrage verhandelt werde.

„Ja, ja, die Weiber!“ — rief jetzt am Tiſche der Muſenſöhne eine ſonore Stimme, das allgemeine Durcheinander mächtig übertönend. — „Hab’s gleich geſagt, wenn die erſt wieder hier am Hofe einziehen, da hat der Böſe das Spiel gewonnen.“

„Wie ſo?“ — frug ein ſchmächtiger Burſche, dem man den Neuling anſah, — „ſind es denn nicht die Mutter und die Gemahlin des verſtorbenen Fürſten?“

„Das iſt es gerade,“ — hub der erſte Sprecher wieder an — „Mutter und Gemahlin! Die Mutter, die hochmüthige herzloſe und herriſche Charlotte von Heſſen, deren Ehe zum Skandal vor ganz Deutſchland geworden, iſt allerdings nach dem Tode des Gatten aus ihrer Verbannung in Kaſſel nach Heidelberg zurückgekehrt, . . . aber, wohlgemerkt, als verwittwete Kurfürſtin . . . nicht als Mutter!“

„Wie ſo?“ — frug der Schmächtige.

„Weil ſie von vornherein einzig und allein darauf bedacht war, dasjenige unter des Sohnes Herrſchaft wieder einzubringen, was ſie ſeit Jahren an fürſtlicher Geltung eingebüßt. Zugleich aber ſoll nun nach dem Tode des Pfalzgrafen die Rache gefühlt werden; und ſo haben denn auch bereits die Verfolgungen aller Derer begonnen, die zu der Degenfeld gehalten oder die Gunſt des Verſtorbenen genoſſen.“

„Ja!“ — ſagte ein Bürger, der inzwiſchen an den Tiſch getreten —, „ſo fremd und ſo kalt, wie ſie dem Gatten in der Ehe gegenüber geſtanden, ſo fremd und kalt war ihr der Sohn und ſie ihm. Nicht einmal an ſeinem Todtenbette iſt ſie erſchienen, ſo wenig, als des Verblichenen eigenes Weib."

„Liebe Seelen das!" — rief einer der Studenten.

„Ja!" — meinte der mit der ſonoren Stimme. — „Sie ſpielt, ebenſo gut wie die verwittwete Kurfürſtin, das gekränkte, zurückgeſetzte Weib."

„Nun," — entgegnete ein Anderer — „dabei möchte die Wittwe Karls nicht ganz im Unrecht ſein; nicht ſie, die Degenfeld war Herzensdame des Herrn."

„Das iſt kein Wunder, bei Gott! Wie hätte die bleiche däniſche Königstochter ſeine Neigung gewinnen ſollen; ſie, die ſtolze, ſchweigſame und verſchloſſene nordiſche Natur . . ."

„Der entſchiedenſte Gegenſatz ihrer leidenſchaftlichen Schwiegermutter."

„Kurfürſt Karl war aber nicht der Mann für dieſes Schweigen und dieſe abſtoßende Kälte; er mußte ein Herz haben, das ſein eigenes verwaistes Herz erwärmen konnte und das fand er bei der Degenfeld. Der Teufel nehme es ihm übel!"

„Ja," — ſagte der Bürger — „das iſt wahr; auch die großen Herren ſind, ſo zu ſagen, Menſchen!"

Ein lautes Lachen folgte dieſem unwillkürlichen Witze; dann rief die ſonore Stimme:

„Und Menſchliches iſt dem verſtorbenen Herrn allerdings manches paſſirt.“

„Davon kann der Miniſter Langhanns wohl auch reden.“

„Ja, und eben deßhalb will man ihm jetzt auch an ſeinen langen Hals.“

„Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken!“ — rief ein anderer der Studenten und leerte ſeine halbe Kanne Wein auf einen Zug. — „Die beiden Weiber da oben im Schloß haben ſeinen Untergang geſchworen.“

„Und den des Grafen Caſtell!“ — verſetzte der Bürger.

„Und weßhalb?“ — frug der junge Mann im Studentenkleide, deſſen ungeſchickte Manieren und Unkenntniß der Verhältniſſe den Neuling verriethen.

„Weßhalb?“ — rief die bekannte Stimme — „nun, weil es die Eiferſucht und die Habſucht wollen. Er ſoll vor Anderen im Teſtament des Kurfürſten ein reiches Legat erhalten haben, und hauptſächlich die Schuld daran tragen, daß ſich ſein Herr der Kurfürſtin abgewendet.“

„Und wer will es leugnen, daß er des Herren böſer Geiſt war?“ — frug der Bürger.

„Niemand!“ — riefen mehrere Stimmen.

„Hat er nicht dem Lande genug geſchadet?“

„Gewiß!“

„Und ſich vom Schweiße der Bürger gemäſtet und reich gemacht?"

„Kein Zweifel! aber thaten dies nicht Andere auch, wie z. B. der Herr Graf Caſtell?"

„Die Miniſter ſind, ſo zu ſagen, auch Menſchen!" — rief der Wirth, der eben neu gefüllte Kannen vor einigen der Muſenſöhnen aufpflanzte, den Bürger copirend, luſtig hinein.

Ein neues, noch tolleres Lachen als vorhin erſchallte; aber auch der ehrliche Bürgersmann lachte, indem er rief:

„Da ſehen ja die Herren, daß ich Recht habe."

„Aber warum nur an den Langhanns und nicht an die Anderen?" — tönte es jetzt von einer anderen Seite.

„Weil man doch wenigſtens einen Sündenbock haben muß und der frühere geiſtliche und bürgerliche Herr leichter anzugreifen und zu packen iſt, als die hochadlichen Herren Grafen u. ſ. w. es ſein möchten."

In dieſem Augenblicke traten Elgſtröm und Haynbuch ein.

„Ha! Elgſtröm und Haynbuch!"

„Die Unzertrennlichen!" — rief es von allen Seiten.

„Was gibt es Neues Elgſtröm?"

„Nichts von Langhanns gehört?"

„Iſt's denn wahr, daß ihm der Prozeß gemacht werden ſoll?“

„Dem heiligen Mann im geiſtlichen Rock?!“

„Dem allmächtigen Herrn Miniſter?!“

„Nun, Hochmuth kommt vor'm Fall!“

„Was hilft ihm jetzt ſein von Land und Leuten zuſammengeſtohlener Reichthum?“

„Elgſtröm, du mußt das Nähere wiſſen, kommſt ja zu Dohmerſteins . . .“

„Der ehrſame Herr Bürgermeiſter iſt gewiß von Allem genau unterrichtet.“

„Leider ja!“ — ſagte Elgſtröm, indem er ſich mit Haynbuch bei den übrigen Collegen niederließ und eine halbe Kanne forderte.

„Leider?!“ — riefen ſtaunend alle Anweſenden.

„Nun,“ — meinte Elgſtröm — „das Wirken des theologiſchen Günſtlings und Miniſters war, das weiß alle Welt, gewiß ein zum Theil unſeliges; er war an Vielem ſchuldig, was ſein Gewiſſen drücken dürfte, aber ſicher nicht der Schuldigſte. Warum werfen jetzt, da er in Ungnade gefallen, Alle, die ſich bis zum Tode des Kurfürſten vor ihm bis in den Staub gebeugt und ihm geſchmeichelt haben, Steine auf ihn?!“

„Er hat ſeinen Lohn verdient!“ — rief der junge Mann mit der ſonoren Stimme.

„Da haſt du Recht, Mallſov!“ — entgegnete Elgſtröm; — „um ſo beklagenswerther aber iſt es, daß dieſer ihm ſchwerlich, und jedenfalls nicht in geſetzlicher Weiſe, werden wird, ſondern daß er einer ſchmählichen Kabale zum Opfer fällt; während die Schuldigſten den Kopf ſchlau aus der Schlinge ziehen."

„Wie ſo?" — riefen Alle.

„Nun," — fuhr Elgſtröm fort — „ich weiß es für gewiß, daß das Verfahren gegen den Ex-Miniſter von vornherein an den ſtärkſten Gebrechen leidet.

„Sprich!" — „Sprich!" — erſchallte es von allen Seiten. Es war dabei gut, daß die Spannung, mit welcher ſämmtliche Anweſenden auf Elgſtröm ſchauten, die Aufmerkſamkeit von Haynbuch ableitete; denn wunderbarer Weiſe war derſelbe gleich bei Beginn des Geſpräches todtenblaß geworden, wogegen ein aufmerkſamer Beobachter bei jenem ſchmächtigen Jünglinge, den wir als Neuling bezeichnet, ein tiefes Erröthen bei Haynbuch's Eintritt bemerkt hätte.

„Alſo was iſt's mit dem Verfahren gegen den Exminiſter?" — rief Mallſov.

„Einmal," — fuhr Elgſtröm im Tone einer aufrichtigen und edlen Indignation fort — „beſchimpft man durch die ſchonungsloſe Art und Weiſe, wie man gegen den Günſtling und Vertrauten des verſtorbenen Herrſchers auftritt — und der Mann hatte neben Manchem, was vom Uebel iſt, doch auch Vieles zum Nutzen und Frommen des Landes gethan — das Andenken des verſtorbenen Kurfürſten; dann aber, und das iſt ſchon von juriſtiſcher Seite ein ſchreiendes Unrecht, ſoll der Gerichtshof, der über den Unglücklichen das Urtheil zu ſprechen hat, nur aus ſeinen Feinden zuſammengeſetzt ſein.“

Das Erblaſſen war jetzt auf der Seite des ſchmächtigen Jünglings.

„Und wer iſt zum Präſidenten dieſes ſauberen Gerichtes gewählt?“ — frug Mallſov.

„Das iſt eben vom rechtlichen Standpunkte aus das Bedenklichſte,“ — fuhr Elgſtröm fort — „wenn ich nicht geradezu „das Empörendſte“ ſagen ſoll. Der Präſident des Gerichtes iſt Herr von Steinkallenfels.“

„Und was iſt damit?“ — rief der Bürgersmann — „Herr von Steinkallenfels iſt ein achtenswerther Herr.“

„Mag ſein,“ — entgegnete Elgſtröm — „aber jeder Menſch hat ſeine Schwächen: der reformirte, beinahe puritaniſche Ex-Miniſter hat früher einmal den ſtreng proteſtantiſchen Herrn von Steinkallenfels durch eine ſchneidende und bittere Aeußerung auf den Fuß getreten und ſchwer verletzt. Das hat ihm jener nicht vergeben, und nun findet — ich weiß es aus ſicherer Quelle — ſein Haß gegen Langhanns die ſchönſte Gelegenheit ſich grauſam zu rächen und zu kühlen.“

Der junge Mann, der bei Haynbuchs Eintritt erröthet und bei dem letzten Theile des Geſpräches erblaßt war, glich in dieſem Augenblick faſt einer Leiche.

Sein hübſches, aber noch völlig bartloſes Geſicht, ſtarrte mit weit geöffneten Augen auf Elgſtröm; auch hörte er nicht, wie ſein Nachbar ihm zurief: „Nun, junger, College, laßt uns einen Becher auf gute Freundſchaft leeren!“ — Erſt als dieſer Anruf wiederholt worden war, fuhr er empor und that mit einem Schluck Beſcheid.

Seine Nachbarn lachten laut auf.

„Nun! der muß auch das Trinken noch lernen!“ — rief Mallſov dabei.

„Gebt einmal acht, junger Freund, . . . wie heißt ihr doch . . .?“

„Von Sarner!“ — entgegnete der Jüngling erröthend.

„Nun,“ — wiederholte Mallſov — „gebt einmal acht Füchslein von Sarner, wie ein ächter Burſche und ein altes Haus trinkt!“ — und dabei ſetzte Mallſov ſeine Kanne an den Mund und leerte ſie, unter dem Beifall der übrigen Studenten, bis auf den Grund.

Jn demſelben Augenblicke ertönte von der Straße herauf der Ruf: „Burſchen heraus!“ Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte er alle Anweſenden. Sämmtliche Studenten fuhren von ihren Sitzen auf, langten in wildem Durcheinander nach Mützen und Schlägern und verließen ſtürmiſch die Weinſtube.

Nur Elgſtröm blieb zurück:

„Was iſt's?“ — frug er den Wirth, der verdutzt auf die leeren Stühle ſah, vor welchem jetzt die Kannen und Becher vereinſamt ſtanden, während ſeine Seele die Summen überſchlug, die nun wieder durch den verwünſchten, für ihn ſo unzeitigen Ruf, auf das Kerbholz kamen. Endlich ſagte er mit ärgerlicher Miene auf Elgſtröms wiederholte Frage:

„Was wird's ſein! Es hat über den fatalen Handel mit dem Ex-Miniſter eine Schlägerei zwiſchen den Theologen und Juriſten gegeben. Sie ſind in der „blauen Lilie" handgemein geworden und es ſoll Blut fließen."

Elgſtröm wunderte ſich darüber keineswegs; aber was ihn ſtaunen machte, war, daß auch Haynbuch verſchwunden. Er, der ſo ruhige und geſetzte junge Mann, nahm doch ſonſt nie an öffentlichen Schlägereien Antheil.

Aber er that es ja auch diesmal nicht. Ein ganz anderer Grund hatte ihn unter dem allgemeinen Sturme mit fortgezogen. Die ſchlanke Geſtalt des jungen von Sarner ſcharf im Auge behaltend, folgte er dieſem, der ſich, zu Haynbuchs Staunen und Entſetzen, unter die fortſtürzende Menge der Studenten gemiſcht. Aber bald gewahrte er, wie die Geſtalt, bei einer Wendung der Treppe mit einer raſchen Schwenkung in einem Corridor des unteren Stockwerkes verſchwand. Niemand von den Uebrigen hatte es entdeckt, nur Haynbuch war ihr mit einem Sprunge nach.

Athemlos ſtanden beide jetzt in dem dunklen Gange dicht beieinander.

„Um Gottes Willen!“ — keuchte jetzt Haynbuch — „wie kommt ihr hieher, Fräulein von Sentis? und in dieſer Verkleidung? ... was ſoll das Lamm in der Höhle nicht des, ſondern der Löwen?“

„Es war verwegen, ich weiß es!“ — ſtammelte die Geſtalt in der Studentenkleidung, — „aber die Verzweiflung trieb mich dazu: ich mußte wiſſen, welches Schickſal meinen unglücklichen Oheim erwartet.“

„Ihr könnt ihn nicht retten, mein Fräulein!“ — verſetzte Haynbuch — „aber euch ſelbſt auf ſolche Weiſe in's Verderben ſtürzen.“

„Er iſt mein Wohlthäter, mein zweiter Vater; iſt es da nicht meine Pflicht, alles zu thun, was möglich, um ihn den Händen ſeiner racheſchnaubenden mächtigen Feinde zu entziehen?“

„Wie könntet ihr, ein Mädchen ...“

„Der Menſch kann viel, wenn er Muth hat!“

„Ihr habt es heute bewieſen.“

„Aber noch nichts weiter bezweckt, als daß ich weiß, was den Unglückſeligen erwartet, wenn er 'nicht noch heute Nacht entflieht.“

„Und wohin? Er wird außerdem den Augen ſeiner Späher nicht entgehen.“

„So muß ſeine Rettung wenigſtens verſucht werden.“

„Aber wie? wohin?“

„Wollt ihr mir behülflich ſein, ... es iſt ...“

„Laſſen wir alles Andere, Fräulein von Sentis, ... für euch gehe ich mit Freuden jeder Gefahr entgegen ...“

„Keine Betheuerungen; ihr ſeid ein edler Menſch, das weiß ich und einen Unglücklichen, ſelbſt wenn er theilweiſe ſchuldig wäre, aus den Händen erbitterter Feinde und gehäſſiger Richter zu retten, iſt eine eurer würdige That!“

„O mein Fräulein ...“

„Den Ort, wo der Oheim ſicher iſt, werde ich euch ſpäter nennen; wie wir ihn aus der Stadt bringen, weiß ich bis jetzt noch nicht; aber es muß noch heute Nacht geſchehen.“

„Und wo werde ich euch und den Oheim treffen?“

„Unter dem Bogen des Thores, das die Judengaſſe ſchließt.“

„Wie aber kommt ihr mit ihm dahin?“

„Er iſt bereits ſchon, ohne daß es Jemand ahnt, in der Judengaſſe verborgen.“

„Gut denn; und um welche Zeit?“

„Um Mitternacht; alsdann iſt die Schaarwache vorüber.“

„Und bedürfet ihr ſonſt etwas?“

„Einen verſchwiegenen Mund, ein muthiges Herz und einen treuen Freund.“

„Rechnet auf mich, mein Fräulein, ihr werdet, was ihr wünſcht, in mir finden.“

„Euere Hand darauf!“

„Hier iſt ſie!“

Die Hände ſchlugen in einander; jede derſelben fühlte einen leiſen aber innigen Druck; . . . dann entfernten ſich die beiden Studenten nach verſchiedenen Seiten hin.

Die Clubiſten.

Während ſich in der Kneipſtube „zum goldenen Hecht“ die Studenten entfernt hatten, waren die Bürger zumeiſt ruhig ſitzen geblieben; man war in der guten Univerſitätsſtadt dergleichen „Keilereien“ unter den Studenten der verſchiedenen Fakultäten ſchon gewöhnt, um ſo mehr, als damals noch nicht ein einziges großes Univerſitätsgebäude ſämmtliche Studirende in ſeinen Sälen und Hallen vereinte, ſondern die verſchiedenen Fakultäten ihre beſonderen Häuſer, oder, wie man ſie damals nannte, „Burſen,“ beſaßen.

Hatte doch die Heidelberger Univerſität urſprünglich eine faſt klöſterliche Einrichtung, indem ſie in verſchiedene Collegien eingetheilt war, in welchen die meiſten der ſtudirenden Jünglinge Koſt und Wohnung fanden; zugleich ſtanden ſie dabei unter der näheren Aufſicht ihrer Lehrer, die mit ihnen in einem und demſelben Hauſe wohnten, und ſomit an ihrer wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung deſto leichter und bequemer arbeiten konnten. Solcher Univerſitätshäuſer oder „Burſen“ gab es damals viere: das erſte Collegium, die alte Burſe, lag hinter dem ſogenannten Marktbruner Thor, wo die jetzige Kettengaſſe ſich endigt; das zweite, der philoſophiſchen Fakultät gewidmet, nahm das ganze Quadrat zwiſchen der Auguſtiner- und Heugaſſe ein. Seine Entſtehung war freilich eine eigenthümliche, mit den Grundſätzen der Philoſophie nicht gerade zu vereinigende, indem Kurfürſt Ruprecht II. die Juden, welchen ſein Oheim, Ruprecht I., den Aufenthalt in Heidelberg großmüthig geſtattet hatte, wieder vertrieb und ihre Häuſer und Güter der hohen Schule ſchenkte. Das dritte Collegium, urſprünglich dem heiligen Dionyſius gewidmet, führte den Namen „Dionyſian,“ es lag am Mittelthor und zwar auf dem Platze, wo nun das neue Univerſitätsgebäude ſich erhebt. Nach ſeinem vorzüglichſten Wohlthäter, dem Adminiſtrator Kaſimir, wurde es ſpäter auch das „Kaſimirianum“ genannt. Das vierte Collegium, am Fuße des Schloßberges gelegen, war in den älteſten Zeiten der wiſſenſchaftlichen Bildung der jungen Ciſterzienſer gewidmet. Außerdem ſtanden einige akademiſche Hörſäle, z. B. das juriſtiſche und medizíniſche Auditorium, auf der unteren Straße.

Daß durch dieſe Einrichtung und das damit Getrenntſein der verſchiedenen Fakultäten auch eine ſcharfe

Trennung der, dieſen Fakultäten angehörigen Jünglinge ſtattfinden mußte, iſt natürlich, und ſo kam es denn auch, wie heute, gar häufig zu gewaltſamen Zuſammenſtößen der Heidelberger Muſenſöhne, die ſich dann oft bis auf die Straßen fortſetzten, und meiſtens blutig endeten, zumal der ächte Muſenſohn damals noch unzertrennlich von ſeinem Schläger war.

Erſt mit der Errichtung des neuen Univerſitätsgebäudes, das alle Zweige der Wiſſenſchaft ſammt ihren Schülern unter einem Dache vereinigt und mit den milderen Sitten eines milderen Jahrhunderts legten ſich dieſe Auswüchſe eines überkräftigen jugendlichen Freiheitsſtrebens, die zugleich noch als mittelalterliche Ueberreſte in die anbrechende neue Zeit hineinreichten.

Auf den Ruf „Burſchen heraus!“ hatten alſo, wie ſchon erwähnt, nur die Studenten die Kneipſtube zum „goldenen Hecht“ verlaſſen, während die meiſten Bürger ruhig bei ihrem Glaſe Wein ſitzen geblieben waren; ja die Geſellſchaft der Bürger wurde, gleich nach dem ſtürmiſchen Abzug der Muſenſöhne, noch um zwei Perſonen vermehrt, bei deren faſt gleichmäßigem Eintritte, ſich in den Geſichtern der Anderen und ſelbſt auf dem fettglänzenden Antlitze des dicken Wirthes, ein ſpöttiſches Lächeln zeigte.

Es waren dies zwei alte, ebenfalls dem Bürgerſtande angehörige Herren, beide wohl in den Achtzigen, beide mit verwitterten Geſichtern und ſchneeweißen Köpfen und einer wie der andere in der Tracht derjenigen Zeit gehüllt, die ihr ſchönſtes Mannesalter geſchaut, die aber jetzt — wie dies ſtets der Fall iſt — der jüngeren Welt lächerlich geworden war und als „urgroßväterlich" galt. Auch darin hatten die alten Herren Aehnlichkeit, daß ihre Unterthanen ihnen rebelliſch den Dienſt verſagten, und ſie daher nur mühſam und mit ſteifen Beinen auf ihre Stöcke geſtützt, die langen dünnen und ausgedorrten Körper nach oben vorgeſtreckt, einherſchreiten konnten. Die ſchlimmſte Aehnlichkeit der Beiden war aber, daß ſie durch das Alter faſt taub geworden, und ſich nun, wenn ſie ſich mit einander unterhielten, ſtets falſch verſtanden, ſo daß, obgleich ſie alte Freunde waren, die Mißverſtändniſſe oft zu dem heftigſten Streit und Zank führten, den freilich der dicke Wirth „zum goldenen Hecht" meiſt ſchnell wieder durch ſeine Vermittlung ausglich. Dann aber waren die alten Herren raſch wieder gut mit einander, bis das Mißverſtehen von vorn anging.

Kein Wunder war es daher, daß über des Wirthes ſteife Züge, ſowie über die Geſichter der meiſten übrigen Gäſte bei dem Eintritte der beiden Alten ein ironiſches Lächeln flog und die bisher ſo aufgeregte Unterhaltung für einen Augenblick ſtockte.

„Na! Meiſter Wedel," ſagte jetzt der eine von den alten Herren, indem er ſeine ſteifen Glieder langſam und mühſelig auf die Bank niederließ — „kommt ihr auch einmal wieder? Hab' euch lange nicht geſehen. Wie ſteht's mit Frau und Kind?"

„Blind?" — entgegnete der Andere, Meiſter Eichmaier, indem er die Hand an das Ohr hielt, was dem Freunde zugekehrt war, — „mein alter Freund, blind ſind wir, Gott ſei Dank, noch nicht; aber die Augen werden denn doch nachgerade ſchwach und der Kopf alt und grau!"

„Nun, ſo alt iſt eure Frau noch nicht!" — meinte der erſtere, nach dem Becher greifend, den ihm der Wirth hingeſetzt und welchen die Hand zitternd zum Munde führte — „ſechzig bis zweiundſechzig Jahre iſt noch jung, bedenken wir unſer Alter."

„Was?" — rief Meiſter Webel — „Tollheit! mein Alter müßte jetzt wohl 120 Jahre zählen!"

Eichmaier ſah den Freund groß und erſtaunt an, als zweifle er an deſſen geſundem Verſtand; dann ſagte er:

„Hundertundzwanzig Jahre? ſeid ihr verrückt geworden, Meiſter Webel? ich bin erſt achtzig!"

Webel lehnte wieder die Hand an's Ohr — „He! was?" — frug er dann.

„Achtzig!" — wiederholte ſo laut er konnte der Freund.

„Es macht ſich? — was macht ſich?" — rief Webel, — „ſchwätzt kein ſolch' Kauderwälſch, wenn man euch verſtehen ſoll."

„Voll?!“ — rief zurückprallend und mit hinaufgezogenen Augenbraunen Eichmaier — „wer iſt voll? meint ihr mich? Ich glaube es gebricht euch da!“ — und er wies auf die Stirne.

Aber Wedel hatte es falſch verſtanden: „Donnerwetter!“ — platzte er zornig heraus — „es wäre nichts da?! Ja bei euch mag das ſein, das Alter macht euch, wie es ſcheint, im Kopfe ſchwach.“

Es war Zeit, daß der dicke Wirth, begütigend und Aufklärung ertheilend, dazwiſchentrat. Die Gäſte hielten ſich vor Lachen den Bauch, ſo wenig ſie noch eine Viertelſtunde zuvor dazu geneigt ſein mochten.

Die beiden alten Herren begütigten ſich indeſſen. Einige Züge aus ihren Bechern ſchienen beruhigend einzuwirken.

Nach einer längeren Pauſe hub dann Meiſter Eichmaier, zu Wedel geneigt, wieder an:

„Nun, alter Freund, was gibt's denn Neues in der Stadt?“

„He!“ — frug Wedel, mit gleicher Neigung ſeines Ohres zu dem Fragenden.

„Was es Neues in der Stadt gibt!“ — ſchrie Eichmaier, als wolle er von einem Thurme herab die Feuerwache aus dem Schlafe rufen: — „Was es Neues in der Stadt gibt!“

„So, ſo!“ — entgegnete der Angeredete ruhig — „danke der Nachfrage, weiß nichts.“

„Nichts von Langhanns gehört, dem Leuteſchinder?“

„Schleutewinder? — wer iſt das?“ — frug Eichmaier, — „kenne keinen ſolchen Namen in ganz Heidelberg.“

Wedel's verdächtiger Blick traf abermals den Freund; dann rückte er unruhig hin und her, indem er ungeduldig brummte: „Iſt der Menſch taub! Verſteht doch alles falſch.“ — Dann, die Hand an den Mund legend, ſchrie er, als wolle er die Todten erwecken, Eichmaier in's Ohr:

„Ob ihr nichts von Langhanns gehört habt!“

„Schreit nur nicht ſo laut!“ — rief jener — „ich höre ja ganz gut. Der ſaubere Ex-Miniſter ſoll, wie man ſagt, gehängt werden.“

„Was?“ — fuhr Wedel auf — „die Strafe ſoll ihm geſchenkt werden?“

„Nein, geſengt ſoll er nicht werden, auch nicht verbrannt, das wäre doch zu arg und wie bei den Ketzergerichten; ... einfach gehängt, und das hat er auch verdient. Denkt nur an die Ansbach-Nürnberger Reiſe!“

„Hat nur 35,000 Thaler gekoſtet, die in die Säcke der Herren floßen.“

„Was? Ihr wollt 35 Thaler vorgeſchoſſen?“

„35,000 Thaler ſagt' ich!“

„35,000 Thaler? Freund, ihr ſcheint beſeſſen!“

„Nein, ich hab's nicht vergeſſen!“ — ſchrie hier

Wedel — „ſo was vergißt der Bürger nicht, wenn's von ſeinem Schweiß geht.“

„Er weiß, es geht!“ — rief Eichmaier mit beiden Händen in die wenigen weißen Haaren fahrend, die ſeinen Schädel deckten — „als ob ich 35,000 Thaler zu vergeben hätte, — ich, ſein alter Freund, der froh iſt, wenn er ſelbſt zu leben hat.“

„Was, wenn er ſelbſt zu leben hat? der Ex-Miniſter? der Galgendieb! der ſich reich geſtohlen!“

„Himmeldonnerwetter! was war das?“ — fuhr Eichmaier zornig auf — „ich hätt' mich reich geſtohlen? Sagt das noch einmal!“

„Noch einmal? Danke ſchön; war für das Land mit einemmal genug, . . . der Schelm!“

„Auch noch Schelm? . . . Selbſt ein Schelm!“

„Wer?“

„Ihr!“

„Ei je wollt' ich denn! Seid ihr verrückt Eichmaier? was hab' ich euch denn gethan? ich ſpreche ja von dem Schurken, dem . . .“

„Zum Teufel das iſt zu arg. Galgendieb, Schelm, Schurke!“ . . .

„Was? ich ein Schelm, ein Schurke? Was ich geſagt, weiß ich von meinem alten früheren Bureau Cheff!“

„Was?“ — rief zornglühend Eichmaier — „Schiro-Boeuf? iſt wohl wieder ein Schimpfwort?“

„Boeuf!" — ſchrie **Wedel**, dem die Geduld geriſſen, — „Boeuf heißt Ochs!"

Bei dieſem Worte aber war es mit dem Frieden aus, die beiden Alten erhoben ſich ſo raſch, als es die ſteifen Glieder erlaubten, und — die Oberkörper über den Tiſch geſtemmt, die Augen zornig auf einander gerichtet, wie zwei Kampfhähne, die eben auf einander losgehen wollen, ſchrie **Eichmaier** mit faſt vor Zorn erſtickter Stimme:

„Ich, ein Galgendieb! ein Schelm! ein Schurke und jetzt auch noch ein Ochſe! . . . Die Schaarwache her!" . . .

Aber das Lachen und der Jubel der Gäſte ließ ſich jetzt nicht mehr zurückhalten . . . die beiden grauen Kampfhähne ſahen überraſcht auf und da der Wirth und mehrere der Gäſte zugleich wieder das Aufklärungs- und Verſöhnungsamt aufnahmen, ſo wandelte ſich auch der Zorn der beiden alten Freunde, als ſie ihre Mißverſtändniſſe gewahr wurden, in Lachen. Gutmüthig reichten ſie ſich die Hände und ſchwenkten den letzten Tropfen Galle mit des edlen Hecht-Wirths trefflichem Wein hinab.

Auch die übrigen Gäſte nahmen wieder ihre früheren Plätze ein und die alte Unterhaltung begann auf's Neue, wenn auch weniger erhitzt. Nur hie und da fiel noch ein Blick auf die beiden alten Herren, die jetzt, in dem erneuten Bewußtſein ihrer beiderſeitigen Gehörſchwäche, ſchweigſamer geworden, ruhig ihren Wein tranken und aus ihren Pfeifen tüchtig vor ſich hin pafften.

Es iſt ein eigenes Ding mit dem Alter: während auf dem großen Kampfplatze des Lebens täglich neue Regimenter friſcher Kräfte aufmarſchiren und nach den verſchiedenen Zielen des Beſitzes und des Ehrgeizes ſtürmen, ſehen wir zu gleicher Zeit ſo manches gelichtete Bataillon von Lebens-Veteranen aus der Schlachtordnung des irdiſchen Daſeins austreten, die Waffen ſtrecken oder auch mit mehr oder weniger Befriedigung ein Plätzchen der Ruhe für den Reſt der alten Tage ſuchen. Iſt ja ihre gemeinſame Loſung jetzt nur noch: in Frieden ihre alten Tage zu genießen, und das jüngere Geſchlecht für ſich und die Zukunft ſorgen zu laſſen.

Solche Veteranen des Lebens gibt es in jeder Stadt und jedem Städtchen und ſo hatte denn auch Heidelberg ihrer mehrere aufzuweiſen, die dabei noch, wie die beiden Altmeiſter Wedel und Eichmaier, als wahre Originale gelten konnten; ihr Clubbhaus war aber der „goldene Hecht" und ihre Stammtafel der runde Tiſch, an dem die beiden ebengenannten Alten jetzt ſaßen, die übrigen altersgleichen Clubb-Mitglieder erwartend. Kamen ſie doch, Winter und Sommer, zur feſt beſtimmten Stunde, mit noch drei anderen Freunden, dem fünfundachtzigjährigen Verwalter Wurmſchiedt, der ſchon unter Friedrich V., dem unglücklichen „Winterkönig," in die Pfälziſchen Dienſte getreten, — dem ſteinalten und doch noch luſtigen und lebensfrohen penſionirten Altförſter Windlaub und dem ſehr wurmſtichigen, einer lebendigen Mumie nicht unähnlichen früheren Schloß-Tanzmeiſter Mortdieu, hier zuſammen.

Gewöhnlich erſchien, mit dem Glockenſchlag der ſiebenten Abendſtunde, als erſter Vertreter des Clubbs — heute hatte die Langhanns'ſche Geſchichte die Meiſter Wedel und Eichmaier ausnahmsweiſe früher hergetrieben — Verwalter Wurmſchiedt, um im Sommer, je nach dem Wetter draußen, die Fenſter zu öffnen oder zu ſchließen; im Winter aber und bei rauher Jahreszeit vor Ankunft der übrigen Genoſſen, die Temperatur des Zimmers mittelſt eines an der Wand angebrachten Drebbel'ſchen Thermometers zu unterſuchen und möglichſt zu regeln.

Wenige Minuten ſpäter erſchien dann gewöhnlich unter dem Schilde des „goldenen Hechtes“ Altförſter Windlaub, ein blühender Greis mit ſchneeweißem Haar und rundem friſchem und jovialen Geſichte. Es war nicht ſchwer, ihm auf den erſten Blick anzuſehen, daß die Deviſe ſeines Lebens „Wein, Weiber und Geſang“ geweſen ſei; während ſein noch immer etwas rundes Bäuchlein ebenſowohl davon Kunde gab, daß er auch in ſeinen alten Tagen noch ein Freund einer guten Küche ſei, wie die ſtark überkupferte, etwas in's Blaue ſpielende Naſe von der Treue zeugte, mit der der gute Mann auch jetzt noch an Vater Bacchus hing.

Des Alt-Förſters Hauptfunction bei der Clubbgeſellſchaft war es daher auch, ſchon vor Eintritt in das Kneipzimmer des „goldenen Hechtes" einen Abſtecher in die Küche zu machen und hier, an Ort und Stelle, mit der Beherrſcherin dieſes Raumes, dem weiblichen Häuptlinge des Herdes, der edlen „Hechtwirthin," die nöthige Rückſprache über das zu nehmen, was am ſchmackhafteſten für ſeinen und den Abendtiſch der würdigen Collegen ſei. Und fürwahr, der gute alte Herr leiſtete dabei — während er unter jovialen Späßen der Wirthin in die dicken und ſpeckigen Arme zu kneipen pflegte — das Unglaubliche an Geſchmack-Dispoſitionsgabe.

Als vollkommenes Gegentheil von ihm zeigte ſich dagegen Monſieur Mortdieu, der einſtige Maitre de danse des Kurfürſtlichen Hofes, der ſchon — was jetzt noch ſein höchſter Stolz war — Eliſabeth Charlotte, der Tochter des Kurfürſten Karl, nunmehriger Herzogin von Orleans, Tanzunterricht gegeben. Die Zeit hatte freilich dem guten Mann arg mitgeſpielt, da man zur Stunde eher eine lebendige Mumie, als einen früheren Jünger Terpſychorens, in ihm erkannt haben würde. Seine Geſtalt war jetzt eigentlich nur noch eine lange und ſchmale Zuſammenſetzung von Knochen, ſparſam in eine gelbbraune Haut eingewickelt und von einem langen, hageren Geſichte überragt. Wenn er eintrat, den Knopf des Stockes an der ſchmalen Unterlippe, die zwei großen unheimlich glimmenden Augen hin- und herrollend und nicht mehr Geräuſch verurſachend, als ein Luftzug, der ein Notenblatt umwendet . . . glaubte man in der That ein Geſpenſt zu ſehen.

So hatten ſich denn auch heute die fünf alten originellen Burſchen zuſammengefunden. Von ceremonieller Begrüßung war dabei nicht die Rede, ein „guten Abend," durch ein gleiches eintöniges „guten Abend" oder ein ſtummes Kopfnicken erwidert, bildete die jedesmalige Introduction, außer bei dem ewig heiteren Greiſe, dem Altförſter, deſſen Begrüßung ſtets in dem Ausrufen des Küchenzettels beſtand. Auch heute rief er, ſchon unter dem Oeffnen der Thüre, mit ſtrahlendem Geſicht:

„Gebackene Kalbsfüße! Ochſengaumen, Rindsfolber und Schafsnaſen! Vortreffliche Auswahl! Büchſe und Knall: ich bleibe bei den Kalbsfüßen; . . . werden hier trefflich zubereitet und dann . . . . wenn die Zähne beim Teufel ſind . . ."

„Was?" — brummte hier Wedel — „Gemüße? Abends Gemüße?"

„Kalbsfüße!" — ſchrie der Förſter.

„So, ſo!" — ſagte jener — „hum! nicht übel."

„Uebel iſt euch?" — frug Eichmaier.

„Ah!" — brummte Meiſter Wedel und bließ dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife.

„Aben Sie auch gehört, Monſieur Förſter, von den Geſchicht in der Stadt, von den Langanns?" — frug langſam und in gemeſſenem Tone der Ex-Tanzmeiſter.

„Büchſe und Knall!" — rief Windlaub — „ich bitt' euch Freunde, bleibt mir mit dem Zeug vom Leib, bei ſolchen Geſchichten wird der Wein ſauer. Habt ihr Schnacken, dann laßt ſie los. Lachen will ich bei'm Wein und nicht . . ."

„Er hat recht!" — verſetzte der Verwalter — „möge ſich die jüngere Welt bei den Dingen die Finger verbrennen; wir wollen die paar Stunden, die uns noch zugemeſſen." . . .

„Ich hab's auch vergeſſen!" — ſagte hier Eichmaier.

„Vergeſſen? was vergeſſen?" — frug erſtaunt Wurmſchmiedt.

„Spracht ihr denn nicht von den Dingen . . ."

„Ach warum nicht gar!" — rief der Förſter lachend — „S'iſt bald mit den Beiden nicht mehr auszuhalten."

„Sie ören gar ſu ſchlecht!" — meinte der würdige Maitre de danse.

„Sollen ſie einem verſtehen, ſo muß man ſich das Bischen Stimme noch vollends ausſchreien, das einem noch geblieben iſt!" — meinte der Förſter. — „Ich muß mich nur zwiſchen ſie ſetzen, ſonſt ſind wir alle verrathen und verkauft."

Der alte Herr that es; dann zündete er ſeine Pfeife an.

Die Anderen ſaßen indeß ſchweigend, nur das Paffen der Pfeifen ließ ſich an dem runden Tiſche hören.

Endlich rief der Wirth, der mit unterſchlagenen Armen, ein Lächeln um den Mund, den fünf alten Knaſterbärten zuſah:

„Nun, Herr Förſter, kein luſtiges Geſchichtchen? Nichts Heiteres in den Schuß gekommen. Die Zeiten ſind jetzt ſo ernſt, daß man froh iſt, wenn man einmal auf Minuten lachen kann.“

„Nichts in Schuß gekommen!“ — entgegnete der greiſe Waidmann. — „Mir nicht! aber, Büchſe und Knall, da fällt mir etwas ein, was meinem Bruder, dem Doktor, begegnet iſt.“

„Dem Doktor?“ — rief es von allen Seiten — „erzählt! erzählt!“

„Schon recht!“ — entgegnete der Förſter — „nur müſſen die zwei da ihre Löffel ordentlich aufthun?“

„Löffel?“ — wiederholte Wedel — „zu was denn Löffel? . . . es iſt ja nichts zu löffeln da?“

„Die Ohren aufthun, mein' ich!“ — rief der Förſter — „ich will etwas erzählen!“

„Heraus damit!“ — ſagte der Verwalter.

„Ja, geb' ſie Ihre Geſchichte eraus!“ — fiel Monſieur Mortdieu ein, und reckte ſein Knochengerüſte über den Tiſch. Wedel und Eichmaier legten die Hände an die Ohren und neigten ſich ebenfalls dem Förſter zu; Aller Augen aber hafteten mit Spannung an den Mienen des Waidmanns, während man ſo nahe als möglich rückte, und wahre Rauchſäulen aus den fünf Feuerſchlünden von Tabakspfeifen aufſtiegen.

„Alſo, mein Bruder, der Doktor“ — hub der Förſter an.

„Der Doktor?“ — frugen Wedel und Eichmaier zu beiden Seiten des Sprechenden.

„Der Doktor!“ — ſchrie der Förſter links und rechts in's Ohr!

„Der Doktor!“ — wiederholten die Beiden mit dem Nicken des Verſtändniſſes vor ſich hin.

Ein leiſer Fluch lief, während die Hand durch die weißen Haare fuhr, über die Lippen des Waidmannes; dann faßte er friſchen Muth und hub abermals an:

„Alſo mein Bruder, der Doktor, hat als Arzt natürlich allerlei Beſuche. So kam denn neulich auch einmal ein vierſchröderiger Viehhändler zu ihm, der ſich beklagte . . .“

„Sagte?“ — frug Wedel — „was ſagte er?“

„Nichts ſagte er,“ — meinte Eichmaier — „befragte!“

„Beklagte!“ — ſchrie der Förſter.

„Ah!“ — nickten Wedel und Eichmaier — „beklagte!“

Der Förſter kratzte ſich hinter den Ohren, dann fuhr er fort: — „Es kam alſo ein Viehhändler zu meinem Bruder . . .“

„Dem Doktor?“ — frug Wedel.

„Dem Doktor!“ — beſtätigte der Förſter mit himmliſcher Geduld — „der ſich beklagte: daß er ſchon lange nicht mehr geſund und ruhig ſchlafen könne. So, nicht ſchlafen? ſagt mein Bruder — ja, dann rath' ich euch, eben einige Bäder zu nehmen und in acht Tagen wieder zu kommen und zu melden, wie ſie gewirkt haben. Der Mann nimmt den Rath an, genießt die Wohlthat der Bäder, kommt auch nach acht Tagen wieder und ſagt: Herr Doktor, ich danke für den guten Rath von wegen der Bäder, ſie haben mir recht viel Appetit gemacht; ... aber ... ſchlafen kann ich deſſentwegen immer noch nicht! — Immer noch nicht ſchlafen? ſagt mein Bruder — gut; wenn die Bäder nicht geholfen haben, ſo will ich euch etwas verſchreiben, das euch jedenfalls Schlaf bringen wird; — er verſchreibt dem Mann alſo Opium ...“

„Warum war das dumm?“ — frug hier, mit dem etwas albernen Ausdruck, der allen Schwerhörigen eigen iſt, Wedel.

„Opium!“ — ſchrie ihm der Waidmann in's Ohr.

„Ah! Opium!“ — wiederholte jener, mit dem Kopfe nickend; der Förſter aber fuhr, den grauen Schnauzbart ſtreichend, fort:

„Verſchrieb dem Bäuerlein alſo Opium, das der gehorſame Patient auch richtig kauft und verſchlingt; aber acht Tage ſind kaum vorüber, ſo iſt der Mann auch wieder bei meinem Bruder und klagt: Herr Doktor, das Dings da, was ſie mir gegeben, war recht gut;... aber ... von Schlafen iſt halt noch immer keine Rede! — Was? — ruft mein Bruder — immer noch nicht ſchlafen? nach Bädern und einer Doſis Opium, die einen Ochſen umbringen könnte, immer noch nicht ſchlafen? — ein geſunder Menſch wie ihr? Zum Teufel, Mann, was habt ihr aber auch? ... I hab' Wanze! entgegnete der Bauer und heftete flehentliche Blicke auf meinen Bruder!"

Alle — außer dem Knochengerüſte — lachten laut auf, ſelbſt die beiden Schwerhörigen, da der Förſter ſehr laut geſprochen; der Hecht-Wirth aber ſchüttelte ſich vor Lachen:

„Der alte Herr hat doch immer Schnurren im Kopf!" — rief er dabei — „Möcht' auch in meinen alten Tagen noch ſo luſtig ſein können!"

„Wie man's treibt, ſo geht's!" — erwiderte der joviale Alte. — „Büchſe und Knall! ihr wißt ja: Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!"

„Und" — ſetzte der Wirth hinzu — „fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! Pfälziſche Heiterkeit bringt der Böſe ſelbſt nicht um!"

Jetzt aber kamen die gebackenen Kalbsfüße, von der dicken Wirthin ſelbſt ſervirt und ſchloſſen, für kurze Zeit wenigſtens, dem Förſter den Mund.

Später ſetzte es noch manche Witze, auch noch mancher Becher wurde geleert, bis die alten Herren mit dem Glockenſchlage 10 Uhr die Pfeifen ausklopften und ſich zum Heimgange anſchickten.

Als die alten Herren die Straße erreicht, ertönte ein allgemeines „gute Nacht,“ dann ſuchte jeder den nächſten Weg nach Hauſe, um, je nach ſeiner Pedalkraft, bald möglichſt unter Dach und Fach und in ſein Bett zu kommen.

Wedel und Eichmaier ſchleppten ſchweigend die alten Glieder auch heute, wie ſie immer zu thun pflegten, mühſelig der Steingaſſe hinauf, wo ſie ſich an der Ecke der Apotheke mit einem brummenden „Hm!“ das keiner vom anderen hörte, trennten. Der Verwalter ſtahl ſich noch auf ein Stündchen in einen kleinen benachbarten Weinſchank und der joviale Ex-Förſter trällerte heimſchleichend ein Liedchen vor ſich hin. Meiſter Mortdieu's Knochengerüſte aber war, wie ein Schatten, in der Dunkelheit ſpurlos verſchwunden.

Es iſt ein eigenes Ding um Nacht und Finſterniß, wenn man, eine muntere Geſellſchaft und ein behagliches Zimmer verlaſſend, hinaus tritt in deren weites geſpenſtiſches Reich. Das Leben, das uns äußerlich umgeben, ſinkt dann plötzlich zuſammen und läßt uns allein mit unſeren Gedanken dahin ſchreiten; es iſt, als ob die Gegenwart verſunken und eine längſt erblaßte Vergangenheit aus ihrem Grabe heraufgeſtiegen ſei. Selbſt was uns ſonſt und im Lichte des Tages ſo bekannt und vertraut iſt, die Straßen, die wir tagtäglich durchwandern, die Häuſer, die wir längſt bis in ihre kleinſten Einzelheiten kennen, kommen uns jetzt fremd und unbekannt vor. Es iſt etwas mittelalterliches, was ſich, wie ein Zauber, über ſie legt und in der That auch alles, was noch aus vergangenen Jahrhunderten ſich an ihnen befindet, wenn auch in unſicheren Umriſſen, doch ſchärfer empfunden hervorhebt, da unſere Phantaſie geſchäftig bemüht iſt, das zu ergänzen, was der nächtliche Schleier verhüllt. Die Giebelfronten der alten Häuſer wachſen merklich empor und ſcheinen ſich einander flüſternd zuzuneigen: Sagen und Mährchen aus alten Zeiten erzählend. Die wunderlichen Thiergebilde der Dachröhren, ſo weit wir ſie im ſchwachen Mondlichte zu erkennen vermögen, ſchneiden höhniſche Fratzen und hinter den Fenſtern der hie und da noch übrig gebliebenen Erker ſchwebt es vorüber wie das weiße Gewand eines edlen Ritterfräuleins. Und der Wind, der über die Dächer ſtreicht, rappelt und klappert in den Schieferſteinen, dreht knarrend die verroſteten Wetterfahnen, oder wirft da und dort einen Fenſterladen zu, den die Nachläſſigkeit der Dienſtboten zu ſchließen vergeſſen hat. Dabei hörſt du deinen eigenen Tritt auf dem Pflaſter ſo laut, daß du erſchrocken umſchauſt, ob dir nicht ein Anderer folge; während die Schatten einzelner hervorragender Gegenſtände, die das unſichere

Licht der ſchlechten Straßenbeleuchtung verſchwommen hervortreten läßt, wie Geſpenſter an den Häuſern und Mauern hinhuſchen.

Nur wer, wie der würdige Alt-Förſter Windlaub, tief in Gedanken verſunken hinſchreitet, dem erblaßt auch dieſe Nachtſeite der Außenwelt, zurücktretend vor dem, was die Seele beſchäftigt. Denn das Singen des alten Herren war längſt verſtummt; ſo wie die joviale Heiterkeit, die ſonſt immer aus ſeinen gutmüthigen Zügen ſprach, einem, bei ihm ungewöhnten, Ernſte wich, als er wunderbarerweiſe plötzlich auf ſeinem Heimwege Halt machte, ſich vorſichtig umſah und dann, da er Niemanden in der Straße gewahrte, in den tiefſten Schatten tretend, vorſichtig denſelben Weg zurückſchlich, den er gekommen war.

Und doch ſollte der alte Mann nicht unbeobachtet bleiben, wie er glaubte, denn leiſe . . . vollſtändig unhörbar und von den Schatten der Nacht nicht zu unterſcheiden, ſchlich ihm in einiger Entfernung ein Etwas nach, das ſelbſt ein junges geübtes Auge höchſtens für einen lebendig gewordenen Laternenpfahl gehalten haben würde. Es war aber dennoch ein lebendes Weſen, wie ſein leiſes Fortbewegen und zwei lebhaft in einem gelbledernen Geſichte hin und herrollende Augen bewieſen, ein Weſen, das ſich beim Lichte des Tages als der ehemalige Pfalzgräfliche Hof-Tanzmeiſter Mortdieu ausgewieſen haben würde.

Die Flucht.

Zu der Zeit, von welcher wir ſprechen, hatte Heidelberg an der Brücke, die damals über den Neckar führte, noch eine Verſchanzung aufzuweiſen, einen ſogenannten Brückenkopf, der die Stadt von der Waſſerſeite her beſchützte. Die Brücke ſelbſt war indeß nicht diejenige, die jetzt ihre ſteinernen Bogen ſtolz über den Fluß ſchlägt, ſondern eine nach altem Styl erbaute Holzbrücke, auf beiden Seiten geſchloſſen und mit einem Dache bedeckt. Als Wahrzeichen hatte der Erbauer — gewiß ein eigenthümlicher Einfall — einen Affen an der Außenſeite des Brückenthores angebracht, unter dem die Worte ſtanden:

„Was thuſt du mich hie angaffen?
Haſt du nicht geſehen den alten Affen,
Zu Heidelberg ſieh dich hin und her,
Da findeſt du meines gleichen mehr.“

Schmeichelhaft war dieſe Inſchrift für die guten Heidelberger allerdings nicht; in unſeren Zeiten freilich dürfte ſie — ohne daß man ſie der Lüge zeihen könnte — getroſt an dem Thore gar mancher Stadt und manchen Städtchens angebracht werden.

Bei dem Neubau der Brücke, nach der Zerſtörung durch die Franzoſen, ließ man die Poſſe weg und ſetzte über das Thor der Aufzugs-Brücke das Kurpfälziſche und Florentiniſche Wappen, weil der damalige Kurfürſt Johann Wilhelm eine Florentiniſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte.

Eigenthümlich ſchön nahm ſich aber dieſe Nacht der alte Brückenkopf aus. Der Mond, der durch die von einem ſcharfen Weſtwind gejagten Wolken zeitweiſe herauslugte, ließ alsdann den Thurm in ſeinen abenteuerlichen Formen, mit ſeinen Wappenſchildern, ſpitz zulaufenden Nebenthürmchen und der helmartigen Kuppe wie einen rieſenhaften Ritter erſcheinen, der, im Gefühle ſeiner Wachſamkeit und Tapferkeit hochaufgerichtet, ganz allein die Stadt bewacht. Es hätte dies auch wahrlich Noth gethan, denn außer dem Thürmer und dem Thorwächter, war jetzt, in Friedenszeiten, durchaus Niemand auf und in dem ganzen Brückenkopf zu ſehen, der die gute Stadt hätte bewachen und beſchützen können.

Ob es nun der nächtlich ſchöne und abenteuerliche Anblick des eben erwähnten Thurmes mit den ihn umgebenden Feſtungswerken, oder ſonſt etwas war, was den alten Forſtmann bewog, ſeine bejahrten Glieder ſo ſpät in der Nacht nach dieſer einſamen Gegend der Stadt zu ſchleppen, konnte Monſieur Mortdieu nicht errathen; dennoch mußte auch er einen guten Grund haben, dem Herrn Clubb-Collegen vorſichtig zu folgen, denn er that dies von Ferne, und zwar bis in die Gegend des Vorwerkes, wo er ſeine lange dürre Geſtalt, durch den

Schatten der Häuſer gedeckt, an den braunen Pfoſten einer Hausthüre ſo ſtrak, feſt und unbeweglich anſchmiegte, daß er in der That mit dem Thürpfoſten anſcheinend verwuchs und ihn auch das Auge eines Luxes nicht hätte gewahren können. Zu ſeiner höchſten Verwunderung aber ſah er nun von hier aus, wie der alte Förſter vorſichtig einen Schlüſſel aus der Taſche zog, ein kleines hölzernes aber ſchwer mit Eiſen beſchlagenes Pförtchen in der Vormauer des Brückenkopfes öffnete und ſodann geräuſchlos hinter demſelben verſchwand:

„Parbleu!“ — murmelte der Tanzmeiſter vor ſich hin — „wenn es wär' nock ſwanſik Jahr alt, das alt Mann, ik ſollt meinen, er aben ein verliebt Rendez-vous; aber in ſein Jahr; ... Tiens, mon ami! voila du roti; enfin nous sommes sauvés! ... Ik denke Monsieur l'ambassadeur aben Recht mit den alt Spitzbub! Ik werden ihm paſſen auf und Monsieur l'ambassadeur maken ein gut Bericht.“

Er verſtummte und blieb regungslos ſtehen. Das alte Knochengerüſte hätte in der That einem Indianer Ehre gemacht, der, auf der Jagd begriffen, — durch Farbe, Geſtalt und Haltung wie mit einem Baumſtamm verwachſen — das Wild ablauert.

Alt-Förſter Windlaub war indeſſen in den inneren Hof des Vorwerkes eingetreten. Alles war hier ruhig und ſtill. Nur aus dem kleinen, mit ſtarken Eiſenſtäben vergitterten Fenſter, das nach der Stube des Brücken-Thor-Wächters führte, flimmerte ein ſchwaches Licht. Der alte Herr trat leiſe näher und pochte an die Scheiben. Gleich darauf wurde eine Thüre von Innen geöffnet und Windlaub trat in das kleine und ärmliche Zimmer, welches dem Wächter zur Wohnung diente.

„Büchſe und Knall!“ — rief er dabei halblaut, indem er mit der flachen Hand mehreremale an ſeinem rechten Bein hinunter und herauffuhr — „die alten Knochen taugen doch keinen Teufel mehr! Sonſt wußt’ ich nicht, was Tag oder Nacht ſei; . . . war bei Wind und Wetter auf dem Anſtand und manche ſchöne Nacht auf dem Tanzboden bis der Hahn krähte; . . . aber jetzt! — Der Spaß iſt vorbei, die alten Knochen wollen eben nicht mehr. Indeß“ — verbeſſerte er ſich ſelbſt, indem er dem etwas finſter drein ſchauenden Wächter auf die Schulter klopfte — „heute iſt es etwas anderes . . . heute gilt es ein gutes Werk. Iſt alles bereit?“

„Ja!“ — entgegnete jener kurz.

„Hält der Nachen am Pförtchen?“

„Ja!“

„Und euer Sohn iſt bereit, den Flüchtigen über den Neckar zu bringen?“

„Ja!“

„Büchſe und Knall!“ — rief der alte Jägersmann auf dieſe drei ſo kurz als unwillig ausgeſprochene „Ja!“

hin — „Ihr ſtoßt dieſe „Ja!" ſo barſch und finſter aus, als hättet ihr Reue!"

„Die hab' ich auch!" — ſagte der Wächter finſter.

„Und warum?" — rief halblaut der Förſter und fuhr ſich heftig durch ſein ſchneeweißes Haar.

„Weil ich meine und meines Sohnes Sicherheit bei der Sache auf das Spiel ſetze, . . . und für wen? für einen Menſchen, der das Land ausgeſogen und Tauſende in's Unglück gebracht hat."

„Und das ſagt ihr?" — rief der alte Waidmann und ſeine ſonſt ſo freundlichen Züge verdüſterten ſich — „ihr? der ſeine ganze Exiſtenz dem Manne, von dem es ſich handelt, zu danken hat? Büchſe und Knall! Mag er noch ſo viel vor Gott und den Menſchen zu verantworten haben . . . euch und mir hat er Gutes gethan und Schurken wären wir, wenn wir nicht ſuchten, ihn vor einem ungerechten Urtheil zu retten."

„Nun!" — brummte der Wächter — „ſeid nur nicht gleich ſo wild, Herr Förſter, ich bin ja ſchon bereit zu helfen, wie ihr ſeht; . . . aber, wenn es entdeckt wird . . ."

„Hat der Mann, um den es ſich handelt, auch gezögert, als euch das Haus über dem Kopf zuſammengebrannt war, und eure Frau auf dem Stroh lag?"

„Es iſt gut, Herr Förſter!" — entgegnete der Wärter und ſchob ſeine Mütze verlegen hinter das Ohr

— „mein Sohn erwartet euch unten am Ufer, der Kahn iſt bereit."

„Gut denn!" — verſetzte Windlaub — „wie viel Uhr iſt es?"

„Gleich Mitternacht!"

„Und der Thürmer? wird er uns nicht gewahren oder die Ruderſchläge hören?"

„Darüber ſeid unbeſorgt, Herr, der hört um dieſe Zeit ſo wenig, als Einer, der ſechs Fuß tief auf dem St. Peterskirchhofe ſchläft."

„Der Thurmwächter?"

„Eben der!"

„Und warum?"

„Weil er wichtigere Geſchäfte, als zu wachen hat."

„Und die wären?"

„Er muß alle Nacht um dieſe Zeit . . ."

„Nun was?"

„Seinen Branntweinrauſch ausſchlafen."

„Nun, Büchſe und Knall!" — rief der Förſter — „ſo möge ihm der Himmel ſeinen Rauſch heute Nacht doppelt geſegnen! Aber jetzt fort, die Zeit drängt."

„Und wollt ihr keine Decke um die alten Glieder?" — frug der Thorwächter.

„Pah!" — rief Windlaub — „in einer Sommernacht? und ein alter Waidmann?"

„Herr! vergeßt die Achtzig nicht!"

„Es geht nicht weit; nur bis an die Stelle, an der ſie den Kahn erwarten. Beim Marſchiren freilich will's ſo recht nicht mehr fort; aber Wind und Wetter! Büchſe und Knall! da nehm' ich's noch mit Manchem auf!"

Und damit ließ ſich der Alte, durch ein zweites nach dem Neckar gehendes Pförtchen zum Ufer des Fluſſes herabführen. Ein Kahn lag bereit, eine dunkele Geſtalt ſaß in demſelben.

„Nach dem Werft!" — ſagte der alte Waidmann leiſe. Das Ruder berührte kaum hörbar das Waſſer und wenige Minuten darauf war der Kahn, dicht an dem Ufer hinabgleitend, in der Dunkelheit verſchwunden.

Eine halbe Stunde ſpäter ſetzte von dem ſogenannten „Werft" aus — der Stelle, an welcher man damals die Schiffsgüter ein- und auszuladen pflegte — ein Nachen über den Neckar. Er trug, außer dem Schiffer, drei Perſonen: einen älteren tiefverhüllten Herrn und zwei Studenten, von welchen der Eine noch ſehr jung ſchien.

„Büchſe und Knall!" — ſagte Windlaub, der ihnen vom Ufer aus nachſah — „mein Wort hab' ich gelöſt; der Nachen, den ich aus ſicherer Hand verſchafft, trägt ſie hinüber. Mag ihnen der Himmel nun weiter gnädig ſein."

Und der alte Herr wandte ſich der Stadt zu. Als er wieder an die Apotheke an der oberen Ecke der Steingaſſe kam, blieb plötzlich im Schatten der Häuſer eine lange dürre Geſtalt ſtehen. Staunen und Entſetzen ſchien ſie zu verſteinen:

„Parbleu!" — murmelte ſie dann, als der alte Waidmann vorüber war — „ick glauben er iſt ein Exenmeiſter. Wo er iſt inein . . . er iſt nix eraus! Ick wart' u wart' wie ein alt Narr, . . . mein Fuß u Bein werd' ſteif wie ein Latt, . . . und jetzt iſt das alt Mann da . . . mitt' in die Stadt! Enfin! . . . j'y pers mon latin!"

Und die Knochengeſtalt verſchwand ebenfalls in dem Schatten der Nacht.

Die Familie Dohmerſtein.

Ein unermeßlicher Reichthum des Guten iſt von jeher aus dem Schoße des Familienlebens entſproſſen und in die Welt und das Leben übergegangen; aber wie ſich in der Gegenwart Alles mehr und mehr verflacht und veräußerlicht, ſo leider auch dieſe ſchöne Erſcheinung, die ſich nur in allzuviel Fällen immer unerquicklicher geſtaltet. Iſt es doch bei den geſteigerten Anſprüchen und Bedürfniſſen der Frauenwelt jetzt für viele Männer faſt nicht mehr möglich, ſich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Die hauptſächliche Quelle dieſes

Uebels liegt aber — bei beiden Geſchlechtern — in dem überhandnehmenden Drange nach äußeren Zerſtreuungen. Alles muß den Zuſchnitt der Mode haben. Manche beſſere Neigung wird gewaltſam vertilgt, weil ſie aus der Mode gekommen iſt. Manches beſſeren Gefühls ſchämt man ſich in unſeren Tagen, weil es von denjenigen, die den Ton angeben, getadelt oder verſpottet wird. Man kleidet ſich nach der Mode, lebt nach der Mode, ſetzt ſogar einen gewiſſen Ehrgeiz hinein, moderne Thorheiten mit zu begehen, warum ſollte man nicht auch ſein Herz und ſeine Maximen nach der Mode bilden? Nun aber iſt es Mode: ein ſchönes und ſtilles Familienleben lächerlich und altväteriſch zu finden; warum alſo nicht in der Wahl ſeiner Vergnügungen und in der Richtung ſeines Verlangens den allgemeinen Geſetzen der Mode auch hierin folgen? ſeinen Umgang und ſeine Unterhaltungsweiſe nach ihnen reglen? Häusliches Glück und innerer Werth kündigen ſich ſo leiſe und nur im Verborgenen — öffentlicher Beifall und rauſchende Vergnügen ſo laut und die Eitelkeit befriedigend, an! Durch die erſteren gewinnt man ſtilles Glück, was jetzt nur noch Wenige kennen und wozu ein eigener Sinn gehört; durch die letzteren Ehre und Glanz, und mit dieſen alles, was ein eiteles Gemüth vom Leben erheiſcht. Wie wenige Menſchen haben hier die Stärke, dem herrſchenden frivolen Ton mit Entſchiedenheit entgegen zu treten! Iſt doch in ſo vielen Häuſern gar nicht mehr die Rede von

Bayeriſche Staatsbibliothek

einem Familienleben, von einem Leben, in welchem Vater, Mutter, Kinder und vielleicht einige vertraute Freunde, durch herzliche Liebe innig verbunden, ſich eben dadurch in ihrem häuslichen Kreiſe am glücklichſten fühlen. Im Gegentheil! kalte Langweile gähnt jetzt in den meiſten Wohnzimmern; Mann, Frau und ältere Söhne und Töchter können es überhaupt zu Hauſe gar nicht mehr aushalten; es treibt ſie mit Gewalt hinaus, andere Zerſtreuungen zu ſuchen, da das Leben ohne Wirthshäuſer, Geſellſchaften, Bälle, Theater u. ſ. w. gar keinen Werth mehr für ſie hat. Und die jüngeren Kinder? ... nun ... ſie bleiben eben ſich und den Mägden überlaſſen und erſehnen mit dem Heranreifen nichts mehr ... als den Zeitpunkt, in dem ſie ebenfalls für das Leben reif ſind und ſich gleich Vater, Mutter und den älteren Geſchwiſtern in ſeinen wilden Strudel von Luſt und betäubenden Genüſſen ſtürzen können.

Es war in dieſer Beziehung anders in früheren Tagen und man braucht eben kein blinder Verehrer der „alten Zeiten“ zu ſein, um das Verſchwinden dieſer Erſcheinung aufrichtig zu beklagen.

In dem Hauſe der Familie Dohmerſtein zu Heidelberg war dies indeſſen nicht der Fall. Ein ſchöneres Familienleben, wie hier, konnte man wohl nur ſelten finden. Allabendlich vereinigte das alterthümliche aber gemüthliche Wohnzimmer mit den hochgetäfelten Wänden, den ſchön geſchnitzten Seſſeln und Tiſchen von dunklem Eichenholz, und dem rieſigen Kamine, mit ſeinen Prachtſtücken von Silber, Glas und Porzellan, Eltern und Kinder, zu welchen ſich häufig auch einige Freunde des Hauſes — worunter ſich Elgſtröm und Haynbuch zählen durften — geſellten. Nur hie und da ſchrillte alsdann ein leiſer Mißton durch die angenehmen, ſtill-glücklichen Abende, und dies war nur der Fall, wenn ein junger Vetter des Bürgermeiſters, ein gewiſſer Markloff, zugegen war. Herr von Markloff hatte ſich nämlich als Student der Philoſophie auf der Hochſchule einſchreiben laſſen; obgleich er in der That die Wirthshäuſer und Kneipen mehr beſuchte, als die Collegien. Sehr reich, verfügte der geiſtig begabte, ſchöne junge Mann über bedeutende Mittel, die ihm alle Genüſſe des Lebens um ſo zugänglicher machten, als ihm der Zutritt bei Hofe und der Umgang mit dem in Heidelberg anweſenden Adel in Kreiſe zog, in welchen das Auskoſten des Bechers der Luſt bis auf die Neige zur Lebensregel gehörte. Eine große Sinnlichkeit kämpfte hier mit einer allerdings ſchwach vertheidigten, aber doch nicht unedlen Natur; jugendlicher Uebermuth gefiel ſich in dem gefährlichen Spiele mit dem Böſen, an deſſen Abgrund hinzuſtreifen für einen kecken Geiſt allerdings etwas Reizendes und Verführeriſches hat. Wer aber ſagt dem Nachtwandler dafür gut, daß er nicht einmal wirklich ausgleite und in die Tiefe ſtürze?

Markloff war keine ſympathiſche Erſcheinung im

Dohmerſteiniſchen Hauſe, am wenigſten für Mutter und Tochter; aber Herr von Dohmerſtein konnte ihn, der Verwandſchaft halber, ſeinem Hauſe nicht ganz ferne halten, und rechnete — ſelbſt ein Mann von ſtarkem Willen und einer großen ſittlichen Kraft — auch bei dem Jünglinge auf den endlichen Sieg des Guten.

Uebrigens ſprach ſich Dohmerſtein hierüber, wie auch an dem heutigen Abend wieder, oft genug mit aller Entſchiedenheit gegen den jungen Vetter aus.

„Die Menſchen würden harmlos dahinwandeln über die Erde,“ — hatte der junge Mann eben geſagt — „freudig der Gegenwart lebend, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, kein Zweifel würde in ihrem Geiſte erwachen und keine Macht des Erkennens ein quälendes Räthſel zu löſen ſuchen, wenn nicht da und dort zwiſchen den Blumen auf unſerem Pfade die erſchreckende Dunkelheit eines Abgrundes ſichtbar würde.“

„Ja!“ — ſagte der würdige Bürgermeiſter mit Ernſt — „deſſen ſchauerlichſte Tiefe dann gewöhnlich in unſerem Herzen liegt!“

„Mag ſein!“ — fuhr der Jüngling fort, indem ſeine Blicke verſtohlen nach Ottilien hinüber glitten, die, über eine Stickerei gebeugt, neben der mit einer ähnlichen Arbeit beſchäftigten Mutter ſaß, und, übergoſſen von den durch das offene Fenſter dringenden Strahlen der ſinkenden Sonne, ein gar liebliches Bild abgab. — „Mag ſein! Warum aber dies gähnende Grab in der

Fülle des Lebens? woher dieſe Riſſe im harmoniſchen Gefüge des Weltall? Dieſe Frage weckt eben die ſchlummernde Seele gar verführeriſch.“

„Und das ſoll ſie!“ — entgegnete von Dohmerſtein — „damit der Geiſt im Menſchen zum Streben nach dem Edlen angeregt werde.“

„Ja!“ — rief der junge Mann mit ironiſchem Lächeln — „und nun iſt die Ruhe dahin . . .“

„Und der Friede winkt mit dem Siege!“

„Das heißt, wenn dieſer errungen wird und dann erſt als ferner Kampfpreis mühevoller Gedankenſchlachten und heißer Seelenkämpfe. Sage man mir, was man will: die Wirklichkeit der Sünde und alles Böſen . . . das iſt der eigentliche Grund warum überhaupt die Menſchen philoſophiren! Darum“ — ſetzte Markloff mit Lachen hinzu — „wittern auch die Theologen in ſämmtlichen Schülern der Philoſophie ſchon die künftig aus dem Höllenei ſchlüpfenden Dämonen!“

„Wäre unſer Geiſt der abſolute“ — ſagte hier der alte Herr ernſt — „dann wäre jeder Akt deſſelben ein Geſetz der Welt und damit des Geſetzes Uebertretung unmöglich, eben ſo unmöglich, als wenn wir unter daſſelbe gebunden wären, . . . wie die Sterne, dem Zuge der Schwere folgend, ſich harmoniſch bewegen; wie die Pflanzen dem erweckenden Lichte entgegenblühen. Nun aber hat der Geiſt die Kraft durch bewußte Selbſtbeſtimmung ſein Leben zu geſtalten; er iſt Wille!

Mit einem Wort: die Möglichkeit des Böſen liegt in der uns gegebenen Freiheit, . . . aber ein feſter ſittlicher Wille kann des Böſen Herr werden!"

„Mir dünkt" — fiel hier mit ſanfter Stimme Frau von Dohmerſtein ein, für einen Augenblick die Hände mit der Stickerei in den Schoß ſinken laſſend, — „unſere Freiheit vermag weder die Geſetze der Natur zu zerbrechen, noch die ſittliche Weltordnung aufzuheben."

„Gewiß!" — rief der Jüngling ſpöttelnd — „die Erde vollendet ihren Kreislauf mit Heiligen und Sündern, und die Sonne ſcheint über Gerechte und Ungerechte; einerlei ob Tauſende morden oder trügen!"

„Und dennoch" — fuhr Frau von Dohmerſtein mit jener ſchönen Wärme fort, die edlen weiblichen Herzen ſo eigen iſt, — „dennoch bleiben die ewige Gerechtigkeit und ihre ungeſchriebenen Normen in Giltigkeit!"

„Der Wille des Menſchen macht ihn groß und klein!" — ſagte der Bürgermeiſter, mit gemeſſenen Schritten auf- und abgehend. — „Welche Ziele wir erreichen, das hängt allerdings vielfach von Anderen ab; aber das ſteht in unſerer Macht, daß wir durch Uebung unſerer Kraft und unſeres beſſeren Willens an ſittlicher Stärke zunehmen; daß jede neue Begebenheit uns im Inneren reicher und erfahrener macht. Es kommt daher auf uns an, wie wir die Welt auf uns einwirken laſſen und wie wir in ſie eingreifen wollen."

„Wie recht du haſt!" — ſagte hier die Hausfrau mit einem freundlichen und zärtlichen Blick auf den Gatten. — „Jenes Wachsthum des inneren Menſchen, jene ſittliche Entfaltung ſeines Weſens iſt ja gerade dasjenige, worauf es im Leben ankommt, um uns durch eine ſchöne Selbſtgeſtaltung, dem Ebenbilde Gottes zu nähern!“

„Wir tragen die Farbe der Welt, in welcher wir handeln!“ — verſetzte Markloff trocken.

„Das heißt,“ — ſagte Herr von Dohmerſtein, — „wir bauen uns eine Welt in unſerem Inneren, nach unſeren Ideen und Anſichten. Denn der endliche Geiſt nimmt am Unendlichen Theil, indem er es in einer beſtimmten Form darſtellt, in einer beſtimmten Sphäre es verwirklicht.“

„Gewiß“ — fiel hier Frau von Dohmerſtein ein. „Das Gute iſt das Ewigeine, das Weſenhafte, aller Dinge Grund und Ziel!“

„Aber das Gute“ — ſagte der Bürgermeiſter — „iſt nota bene kein bloßes Sein, keine bloße Idee, ſondern That, die mit Kraft erfaßt und erſtritten werden muß: es iſt das „Ja,“ das die Verneinung des „Neins“ ausſpricht und durch ſeine Energie offenbart.“

„Wenn die Energie zum Guten nur immer im Menſchen ausreichte!“ — meinte Markloff. — „Wille und Vorſatz ſind wohl ſchon da, aber . . .“

„Halt!“ — rief hier Herr von Dohmerſtein, vor dem Vetter ſtehen bleibend, — „hier liegt der Knoten!

Ein deutſches Sprichwort ſagt: der Vorhof der Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert! Ihr jungen Leute — ich meine die beſſeren unter euch — habt von dieſen Pflaſterſteinen beſtändig einen Vorrath in der Taſche; was hilft es aber, wenn ihr eueren Lebensweg damit gepflaſtert, um ... alsdann leicht darüber wegzuſchreiten!“

„Jeder Sieg iſt ſchwer und nicht jeder iſt ein Cäſar!“ — rief Markloff mit dem Anflug leichtſinnigen Lächelns.

„Entſchuldigungen!“ — verſetzte Herr von Dohmerſtein ſehr ernſt. — „Wer ein rechter Mann werden will, faßt den Willen dazu zur Einheit zuſammen und ſtellt ſich, mit dieſer Willenskraft und Einheit bewaffnet, dem Böſen trotzig entgegen. Ich kenne euch junge Herren! Ihr laßt euch gar leicht von dem Scheine einer inwohnenden göttlichen Freiheit und Sicherheit beſtricken; mit keckem ſtolzem Schritt meint ihr dann, die eigene Bahn zu gehen; — der Sinnlichkeit zauberiſcher Reiz ſpiegelt euch vor, daß erlaubt ſei, was gefällt; — lächelnd blickt ihr dabei auf Diejenigen herab, welche ſich — wie ihr glaubt tief unter euch — an Ordnung und ſtrenge Sitten binden. Aber, mein junger Freund, das iſt Selbſtbetrug. Der Menſch, der ſo handelt“ — fuhr hier Herr von Dohmerſtein in ſchöner Begeiſterung fort — „meint frei zu ſein, wenn er geſetzlos allen ſeinen Trieben den Zügel ſchießen läßt; doch ſie werden zu losgeriſſenen Gewalten, die ihn, im

Sturme der Leidenſchaft, mit ſich fortreißen, bis er ein Sklave ſeiner eigenen Begierden wird, und ſein beſſeres, ſein ſittliches Daſein ſelbſt entwurzelt!“

Dohmerſtein ſchwieg; Markloff biß ſich auf die Lippen; fühlte ſich der junge Mann doch ſcharf getroffen, zumal in Gegenwart Ottiliens, die ſich tief über ihre Arbeit beugte. Seine Blicke verſchlangen ſie; aber es galt ſich dialektiſch zu retten.

„Ich bin ihrer Meinung ganz!“ — rief er daher aufſpringend, in einem Tone, als habe ihn das Geſagte gar nicht berührt. — „Ich nehme daher auch jede Reue über einen, vielleicht unbedacht begangenen Fehler für einen beſtändigen Anſatz zur Peinlichkeit, der aber, durch Beſſerung, in ſelbſterrungene Freude, in Seligkeit verklärt werden ſoll; kleine Sünden ſind eben für mich der Reiz der Luſt zum Beſſerwerden!“

„Die Schmerzen der Reue“ — ſagte Frau von Dohmerſtein — „ſollen allerdings die Wehen für der Seele Wiedergeburt ſein!“

„Ein ſchöner Gedanke“ — rief der Hausherr — „und doch liegt Gefahr darin: es bleibt immer eine Art dämoniſchen Vergnügens an dem Rande eines Abgrundes hinzuſtreichen, den Schlund des Böſen zu ergründen, ſeinen kalten Hauch zu fühlen und ſich dann, tief und ſtürmiſch bewegt, zurück zu ziehen!“

In dieſem Augenblick trat der Sohn des Hauſes in Begleitung von Elgſtröm und Haynbuch ein. Ottilie ſchrack leiſe aber freudig zuſammen, während ſie mit einer geſchickten Handbewegung ein vor ihr liegendes Bouquet, — Vetter Markloff hatte es ihr mitgebracht und bei ſeinem vorhinigen Eintritte mit zierlichen Worten überreicht — leiſe zurückſchob.

Der Willkomm der neu Eingetretenen war ein herzlicher, der eben ſo herzlich zurückgegeben wurde.

Wer aber auch ſollte ſich nicht ſchon auf den erſten Blick zu dieſer Familie hingezogen fühlen? Herr von Dohmerſtein war ein Mann von 54 Jahren, ſchön und kräftig; auf den breiten Schultern ſaß ein bedeutſames, faſt antik geformtes Haupt, deſſen Antlitz voll Geiſt. Die edlen, ſcharf ausgeprägten Züge deuteten auf einen Charakter von Macht und Kraft; — Augenbrauen und Naſe waren kühn geſchwungen, während der feurige Blick der Augen von einem reichen inneren Leben Kunde gab. Maleriſch umrahmten dabei Haar und Bart das noch friſche Geſicht, das, gleich der Haltung des ganzen Körpers einen fröhlichen Lebensmuth nicht verkennen ließ. In dieſer hohen und doch gedrungenen Geſtalt, in dieſem ſchlicht-derben und doch ſo geiſtig belebten Weſen hatte man, das fühlte man ſchon bei der erſten Begegnung, einen ganzen Mann vor ſich, einen Mann, wie er ſein ſoll, einen von jenen ſeltenen Menſchen, die nicht blos das Herz auf dem rechten Fleck haben, ſondern auch da, wo das Schickſal ſie hinſtellt, ſtets auf dem rechten Flecke ſtehen; und zwar vermöge jener glücklichen Harmonie zwiſchen Wille und bewußter Kraft, die ſich, wie von ſelbſt, nicht bloß ihren Lebensanſchauungen und Handlungen, ſondern auch der äußeren Bewegung ihres Körpers aufprägt, ja ſogar ihrer ganzen Umgebung ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit mittheilt. Dohmerſtein war dabei ein biederer, ſtreng-rechtlicher Charakter voll glühender Vaterlandsliebe, — ein vortrefflicher Gatte und Vater, und wenn auch leicht gereizt und zum Zorn aufwallend, doch auch raſch wieder begütigt, und durch verdoppelte Liebe und Aufmerkſamkeit da wieder gutmachend, wo er gekränkt hatte. Er liebte es geiſtreiche Männer und Frauen um ſich zu ſehen, deren Unterhaltung über Gegenſtände der Welt, der Kunſt und Literatur ſeinen Geiſt anregen und ſeine immer wache Wißbegierde befriedigen konnten. Zugleich war er nachdrücklich bemüht — und dies war unendlich charakteriſtiſch für ſein ganzes Weſen — den ehrbaren und ſchlichten Ton ächt deutſchen Lebens, gegenüber der franzöſiſchen, ihm in den Tod verhaßten Ueberfeinerung feſtzuhalten, wie ſie, gerade in jenen Zeiten, vom Hofe Ludwig XIV. ausging.

Und wie vortrefflich ergänzte ihn ſeine Gattin, durch Milde harmoniſch das ausgleichend, was in dieſer Kernnatur zu hart und zu ſchroff hätte erſcheinen können.

Neun Jahre jünger als ihr Gatte, ſtand Leonie als ein Muſter zarter Weiblichkeit ihm zur Seite. Ihre Geſtalt war nur mittelgroß aber edel geformt, ihr Geſicht hübſch, ohne gerade ſchön zu ſein; doch gaben ihm die blauen, bald ſanft, bald ſchwärmeriſch blickenden, eine tiefe innere Welt verrathenden Augen etwas eigenthümlich Anziehendes, das noch durch den halb verſchleierten Ausdruck eines ſtillen räthſelhaften Leidens vermehrt wurde. Ihre Haltung war dabei gewöhnlich die einer beſcheidenen Hausfrau, doch konnte Leonie von Dohmerſtein in Augenblicken der Erregung wie aus ſich ſelbſt zu einer imponierenden Erſcheinung herauswachſen; dann offenbarte ſich in ihr, jedenfalls in Folge ihres feingeſtimmten Nervenſyſtemes, eine Art geheimer Sehergabe, die ſie nicht zu unterdrücken vermochte und die von Anderen nur zu oft beſpöttelt und verkannt, wie ein unſeliger Fluch auf ihr ruhte; daher mochte es denn auch kommen, daß Leonie ſtets wie von einer ſtillen, ſie aber in der That verſchönenden Melancholie übergoſſen erſchien. Abgeſehen von dieſer letzteren und der räthſelhaften Sehergabe, war die ſechszehnjährige Ottilie ein treues, nur verjüngtes Bild der Mutter: eine ſchlanke und zierliche Blondine, von ſchwärmeriſchem Ausdruck und anmuthiger Haltung. Max, ihr neunzehnjähriger Bruder, glich ihr und hatte doch auch wieder etwas vom Vater, . . . vor allen Dingen den Wiſſensdrang und den Patriotismus, zwei Eigenſchaften, welche die innige Freundſchaft zwiſchen ihm, Elgſtröm und Haynbuch herbeigeführt und begründet hatten.

Das waren nun Menſchen, die allerdings für einander geſchaffen ſchienen, und ſo fiel auch jetzt, bei dem Eintritt der drei jungen Männer, das Sonnengold reiner Freude in die Herzen der Anweſenden; nur Markloff fühlte ſich unangenehm berührt und verabſchiedete ſich nach den erſten Begrüßungen unter einem nichtsſagenden Vorwande, nicht ohne Ottilie die Hand zu bieten und mit ſehr gewählten Worten Lebewohl zu ſagen.

Es war Mutter und Tochter, als ob mit ſeinem Verſchwinden die Luft reiner und das Athmen leichter würde, während es die Männer kaum beachteten. Für ſie lag die Tagesfrage: das plötzliche Verſchwinden des Ex-Miniſters Langhanns, das an's Wunderbare und Unbegreifliche gränzte und Hof und Stadt ſchon heute Morgen in eine unbeſchreibliche Aufregung gebracht, zu nahe, um anderen Dingen Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er war ſpurlos verſchwunden, und, allen Nachforſchungen ohnerachtet, bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden. Mutter und Gemahlin des verſtorbenen Kurfürſten — ſo hieß es allgemein in der Stadt — ſeien außer ſich und ihr Zorn drohe ſelbſt den bisherigen Günſtling und ärgſten Feind des Entflohenen, Herrn von Steinkallenfels, für die Flucht des Verhaßten verantwortlich zu machen.

Elgſtröm, Max und der Vater unterhielten ſich lebhaft über dieſen Gegenſtand, nur Haynbuch blieb heute noch ſtiller und verſchloſſener als ſonſt.

Endlich rief Vater Dohmerſtein: „Laßt die Geſchichte gut ſein, Kinder! Sonſt verderben wir uns den ganzen Abend. Wenn der Mann entkommt, ſo habe ich, unter uns geſagt, nichts dagegen; denn die Art und Weiſe, wie man ihn zur Verantwortung zieht, iſt eben ſo unmenſchlich als juriſtiſch unſtatthaft. Mag er, was er Schlimmes gethan, vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten. Ich ſage euch: er iſt der Schlechteſte da oben noch nicht geweſen. Man ſtellt ſich überhaupt eine traurige Aufgabe, wenn man ſich in ſolche Hofangelegenheiten miſcht; wer hoch ſteht, fällt leicht und meiſt nur zu tief. Der Vorgänger des jetzt Verfolgten, Profeſſor Paul Hachenberg, des Kurfürſten Karl Günſtling und Miniſter, ſtarb, nachdem er ſieben Wochen die Freude des Regierens genoſſen. In Folge eines Gaſtmahls bei einem vornehmen Herrn fühlte er ſich unwohl und bekam heftige Zufälle . . . nach wenigen Tagen war er eine Leiche. Es circulirten allerlei Gerüchte, und der Kurfürſt ſelbſt befahl den Leichnam zu öffnen."

„Nun?" — frug Max erregt.

„Man fand die Eingeweide ganz zernagt!" — verſetzte ernſt der Vater — „aber, laßt uns, wie geſagt, von dieſen Dingen abbrechen, . . . ſie gehören nicht in unſeren ſtill-freundlichen Abendkreis."

„Wie danke ich Dir, lieb Väterchen!" — rief bei dieſen Worten Ottilie, indem ſie, ihre Arbeit auf den Tiſch werfend, aufſprang und ſich an des Vaters Hals hing, — „mir ſchnüren dieſe traurigen Hofgeſchichten das Herz zu!“ Es lag etwas wunderbar Ueberſtürmendes in dieſem Gefühlserguß des Mädchens, ſo daß die Mutter erſtaunt aufblickte. Nicht die Liebkoſung war ihr überraſchend und ungewohnt, wohl aber die leidenſchaftliche Art und Weiſe, mit der ſich die ſonſt ſo ſtille und ſanfte Ottilie an des Vaters Herz geworfen. Die kluge Frau ſchloß auf eine ungewöhnliche innere Erregung; aber die Urſache derſelben blieb ihrem Sinnen unerklärlich.

Dohmerſtein küßte das holde Kind leiſe auf die Stirne, ſtrich ihm, wie beruhigend, die blonden Locken ſanft zurück und ſagte dann zu den Anweſenden gewandt:

„Ich denke, wir ſetzen uns freundlich zuſammen und leſen etwas von meinem lieben Opitz. Er bleibt mein Lieblingsſchriftſteller.“

„Er war ein Mann, der Tüchtiges geleiſtet hat,“ — ſagte die Mutter — „und auch ich leſe gern von ihm, wenn er nur nicht, unter Aufopferung ſeines beſſeren Gefühls, beſtändig um Gunſt und Gönner gebuhlt hätte.“

„Liebes Weib!“ — entgegnete der Bürgermeiſter ſchön lächelnd — „wo viel Licht iſt, findet ſich zumeiſt auch breiter und tiefer Schatten. Was du ſagſt, iſt leider wahr; aber vergeſſen wir darüber nicht des Mannes kräftiges Talent. Vor allen Dingen aber ſteht er bei mir hoch angeſchrieben, weil er die häßliche Unſitte ſeiner und unſerer Zeit, den Sitten und Moden der Fremde nachzulaufen, deutſche Bildung zu verachten und die einheimiſche Sprache durch fremde Worte und Wortfügungen zu verderben, ſo entſchieden entgegentrat.“

„Aus dem gleichen Grunde hat mich ſein „Ariſtarchus“ ſtets erfreut!“ — ſagte Elgſtröm mit leuchtenden Augen — „denn in dieſer Unſitte liegt zugleich die Quelle des Verderbens für Vaterland und Volk und daß man ſich ſelbſt verachtet und deshalb auch vom Auslande verachtet wird.“

„So iſt es!“ — rief Herr von Dohmerſtein und klopfte Elgſtröm freundlich auf die Schulter. — „Ihn, der die glatte, wohlklingende Sprache in den Dichterwerken der Römer, Italiener, Spanier und Franzoſen kannte, der ſah, wie man überall im Auslande ſuchte, den klaſſiſchen Muſtern des Alterthums nachzuahmen und Sprache und Dichtung dadurch wieder zur Blüthe zu bringen, begeiſterte der Gedanke, dieſelbe Miſſion im deutſchen Vaterlande zu übernehmen und dieſem Streben war er durch ſein ganzes Leben getreu, opferte er Zeit, Mühe und Kraft!“

„Zeitweiſe ſogar auch ſeine religiöſe Ueberzeugung!“ — ſagte die Mutter halblaut.

„Vergieb ihm dieſe Schwachheit, Mütterchen!“ — rief Herr von Dohmerſtein lächelnd — „vergieb ſie ihm, um des Guten willen, was er geleiſtet!“ — und er hielt der Gattin freundlich die Hand hin, die dieſe ebenſo ergriff und herzlich drückte, indem ſie ſcherzend ſagte: — „alſo Friede mit Meiſter Opitz. Und was leſen wir heute von ihm?“

„Ich denke ſeine treffliche Bearbeitung der „Antigone“ des Sophocles!“ — verſetzte der Hausherr und Alle waren damit einverſtanden. Max eilte, das Buch zu holen, man ſetzte ſich traulich zuſammen und Elgſtröm, der ſehr ſchön vorzutragen wußte, übernahm das Amt des Vorleſens.

Mit Wärme und hoher Begeiſterung trug Otto die herrliche Tragödie vor: die beiden Söhne des Oedipus, Eteokles und Polyneikes, hatten ſich nach des Vaters grauſamer Verbannung blutig um die Herrſchaft befehdet; im mörderiſchen Bruderkampfe waren beide gefallen. Ihr Oheim Kreon, der nächſte im Herrſcherrechte, verbietet nun bei Todesſtrafe die Beſtattung des gegen ſeine Vaterſtadt feindlich herangezogenen Polyneikes. Aber Antigone kann es nicht ertragen, daß der Bruder ehrlos unbegraben bleibe; in heldenmüthiger Verachtung der angedrohten Strafe beſtattet ſie ihn heimlich und wird, als Kreon dies erfährt, von dem Unerbittlichen verurtheilt, ſelbſt . . . lebendig begraben zu werden. Das furchtbare Urtheil wird vollſtreckt; aber Kreons ſtarren, düſteren Hochmuth trifft ſchnell die entſetzliche Strafe: ſein eigener edler Sohn, Hämon, Antigone's Verlobter, tödtet ſich über der kaum Entſeelten, und auch Kreons Gattin, Eurydike, des geliebten Sohnes

Verluſt nicht ertragend, gibt ſich verzweiflungsvoll ſelbſt den Tod.

Alle waren dem ſchönen Vortrage Elgſtröms mit hohem Intereſſe gefolgt, Ottiliens Blicke hingen an ſeinen Lippen; dem ſcharfen Auge der Mutter aber entging es nicht, wie ſie, namentlich bei Hämons von hoher edler Liebe glühenden Reden oft in raſchem Wechſel erröthete und erblaßte. Eine leiſe Ahnung ſtieg in dem Mutterherzen auf. Uebrigens waren beim Schluſſe der großartigen Tragödie Alle ſo tief erſchüttert, daß jetzt Niemand mehr an ſich oder Nebendinge dachte.

Man erhob ſich ſchweigend und erſt nach einer Pauſe ſagte Herr von Dohmerſtein in bewegtem Tone:

„Es bleibt ewig wahr: Antigone iſt eines der vollendetſten Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes!“

„Gewiß!“ — rief ſtrahlenden Auges Elgſtröm — „Alles darin iſt vollkommene Harmonie und Schönheit, und wie wunderbar gewählt und ausgeglichen die Gegenſätze ſind.“

„Was mich in dieſem herrlichen Werke, das ich heute zum erſtenmal hörte, am meiſten erfaßt hat“ — fiel hier Max ein — „iſt, daß die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee, der Kampf zwiſchen Menſchenſatzung und ewigem Natur- und Sittengeſetz, in ſo vollendeter hochtragiſcher und menſchlich reinſter Weiſe durchgeführt iſt.“

„Und mich entzückte vor allem die Darſtellung der

Weiblichkeit in Antigone," — ſetzte Frau von Dobmerſtein hinzu — „welche großartige Kraft in ihr und doch zugleich auch welche zarte Hoheit und Milde."

Auch Ottilie und Haynbuch miſchten ſich jetzt in das Geſpräch, doch war Letzterer zerſtreuter und einſilbiger als ſonſt.

Es war unterdeſſen dunkel geworden; ein Diener brachte Lichter, und während man ſich noch über Sophokles und das Verdienſt Opitzens, die Antigone überſetzt zu haben, unterhielt, hatte man den Tiſch gedeckt und ein einfaches Mahl aufgetragen.

Zu bunter Reihe ſetzte man ſich nieder und der Hausvater wußte es ſo einzurichten, daß jetzt eine ungebundene und liebenswürdige Heiterkeit an die Stelle des eben noch ſo tiefen Ernſtes trat.

Elgſtröm ſaß neben Ottilien, die oft genug, ſich ſelber freilich unbewußt, erröthete und erglühte. Er ſelbſt war freundlich und herzlich gegen das hübſche Mädchen; aber dabei auch ſo unbefangen, als ob Ottilie ſeine Schweſter ſei. Sein Witz ſprudelte und brachte Alle zum Lachen; ſein reicher Geiſt funkelte und blitzte aber auf ſo natürliche Weiſe, daß, was er ſagte, nur für ihn einnehmen konnte.

Nach dem Eſſen wurde noch etwas muſicirt: Ottilie ſang einige Lieder, die ihr Bruder begleitete. So waren Alle vergnügt und heiter, bis der Wächter auf der Straße zehn Uhr ausrief und man ſich auf baldiges

Wiederſehen trennte. Es war für Alle ein ſchöner und glücklicher Abend geweſen.

Beim Zubettegehen hatte Leonie von Dohmerſtein ihre ſtillen Gedanken. Ottilie ſchlief erſt ſpät ein und träumte: ſie ſei Antigone, doch war Hämon ſonderbarerweiſe zugleich Elgſtröm. Uebrigens verwiſchte ſich der Traum nebelhaft und ohne bewußten Ausgang. Das Mädchen war ja faſt noch Kind. Wie ſie dalag und ſo ſanft ſchlief . . . und im Schlafe ſo ſelig lächelte, wußte ſie nicht, wer ſie umſtand, und doch waren es zwei Engel, die ſie einwiegten: weibliche Unſchuld und Reinheit. Kennſt du etwas Höheres und Heiligeres auf Erden? Hier iſt die Stufe, über welche das Göttliche zum Menſchen herabſteigt.

Licht und Schatten.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und hatte dabei gewaltig viel zu thun, um überall ihre Strahlen hinzuſenden, und Alles was da kreucht und fleugt und lebt und ſchwebt zu erwärmen und zu erfreuen, und brütend über den reifenden Früchten zu liegen, und den edlen Rebenſaft in den Trauben zu kochen und es überhaupt dem Menſchenvolke überall recht zu machen. Sie lag auch ſchon breit und bequem auf den Straßen und Plätzen der guten Stadt Heidelberg, als wolle ſie es der Welt recht fühlbar machen, daß ſie noch da und bei Kraft ſei, damit man ihrer, wenn nächſtens der Spätherbſt und in ſeinem Gefolge der Winter einziehe, recht freundlich gedenken möge. Trotz allem dieſem Schaffen und Treiben aber blieb der guten Sonne doch noch Zeit genug übrig, um auch ihrer Neugierde freien Spielraum zu laſſen. Und wer ſollte ihr, die ja dem ſchönen Geſchlechte angehört, dies übel nehmen? Es wäre daher zu wetten, ob nicht Tauſende von Mädchen und Frauen ſie gerade über die Art und Weiſe beneideten, wie ſie dieſe, ihre Neugierde, befriedigte. Die kecke Tauſendſtrahlige lugte nämlich durch zahlloſe Fenſter in die Häuſer hinein, und zwar genirte ſie ſich dabei weder um Hütte noch um Palaſt, weder an Sälen und Prachtzimmern, noch an Dachkammern. Mit einem gleich kecken Lächeln blickte ſie in das Schlafgemach einer Schönen, ſie bei ihrer Toilette belauſchend, wie in die Zimmer der Herren Muſenſöhne, die in wunderlichem Durcheinander die Genialität ihrer Beſitzer verriethen. Hier küßte ſie die rothen Wangen ſpielender jauchzender Kinder; dort übergoß ſie eine bleiche, kranke, am Fenſter ſitzende Geſtalt mit behaglicher Wärme und goß leiſe Hoffnung in ein hoffnungsloſes Herz; — aber ſie machte ſich auch nichts daraus in jener, ſehr ernſt ausſehenden Studirſtube einen hochgelehrten Herrn beim Studiren mit ihren blendenden Strahlen zu ärgern; während ſie dem fleißigen Handwerker ſo gemüthlich in die dumpfe Werkſtätte ſchien, daß dieſer unwillkürlich ganz heiter bei ſeiner Arbeit wurde und, ſchaffend, ein munteres Liedchen vor ſich herpfiff. In den fürſtlichen Gemächern ſah ſie mit etwas boshaftem Lächeln, wie die bleiche däniſche Königstochter und verwittwete Kurfürſtin, die eben ihr Levée hielt, in verbiſſener Wuth über ihre mißlungenen Rachepläne, die armen Kammerzofen ihre übele Laune fühlen ließ; — und nicht weit davon, in einem alten gebrechlichen Hauſe bedeckte ſie ganz ſtill und ſachte Wände und Fußboden eines ärmlichen Dachſtübchens, in dem ein armer aber braver Künſtler mit ſeinem jungen Weibchen wohnte, mit lauterem Gold, ſo daß die ſtill Glücklichen ſelig drein ſchauten und ſich im Paradieſe glaubten.

Jetzt, bei allmähligem Höherſteigen, ſchlüpften ihre Strahlen auch in das Fenſter eines ziemlich fein ausgeſtatteten Zimmers, in dem ein äußerſt nettes, wohl erſt fünfzehnjähriges Bürgermädchen damit beſchäftigt war, ein Bett aufzuſchütteln und in Ordnung zu bringen, ſo wie das gewaltige Durcheinander, das ringsumher herrſchte, wenigſtens einigermaßen wieder regelrecht auszugleichen. Der junge Miethsherr — ſicher ein Studioſus — war bereits ausgegangen, und die Tochter des Vermiethers, eines Schneiders, kam ihren alltäglichen häuslichen Pflichten nach, während die Mutter den Markt beſuchte und der Vater Einkäufe für ſein Geſchäfte machte.

Es war ein wunderliches Gemach, in dem die Kleine ſich hin- und herbewegte, ... wie geſagt, nach den Anforderungen jener Zeit, hübſch ausgeſtattet. Als beſondere Zierde aber hingen an der einen Wand ein Paar Schläger in der Form eines ſchiefen Kreuzes angebracht und von einem breitkrämpigen Federhut und einem rieſigen, mit Silber beſchlagenen Trinkhorn überragt. Zu beiden Seiten dieſer Trophäen gruppirten ſich wohl mehr als zwanzig Tabakspfeifen in allen Formen und Größen, denn das Tabakrauchen war damals ſchon in Deutſchland allgemein und bei der Mehrzahl der Muſenſöhne zur Leidenſchaft geworden, obgleich König Jakob I. von England ſein Buch „Misokapnos“ gegen den Gebrauch deſſelben geſchrieben hatte und man, noch wenige Jahre zuvor, in Rußland jedem ertappten Raucher die Naſe abzuſchneiden pflegte. An den übrigen Wänden hingen Bilder aus der griechiſchen Götterlehre, deren Darſtellungen, in moraliſcher Beziehung, eine recht freiſinnige Auffaſſung nicht abgeſprochen werden konnte. Die Schubladen der Kommode, welche des hoffnungsvollen jungen Mannes Leibwäſche und ſonſtige Habſeligkeiten umſchloſſen, ſtanden alle auf und halb herausgezogen, über den Stühlen lagen Kleidungsſtücke, — auf dem Tiſch und auf dem Fußboden gruppirten ſich friedlich Bücher, Teller, zerriſſene Briefe und ſonſtige Dinge. So kam es denn, daß die Kleine viel zu ſchaffen hatte, und da ſie hie und da auch eine ſehr begreifliche Wißbegierde dazu trieb, die offen umherliegenden Briefe durchzuſtudiren oder auch ein Bischen unter des Miethsherrn Gegenſtänden herumzuſtöbern, ſo verging ganz gemüthlich ein Viertelſtündchen nach dem anderen . . . ohne daß ſie es merkte.

Jetzt eben ſtand ſie an der Kommode mit dem guten Vorſatze, die Schubladen ordnungsmäßig hineinzuſchieben, als ſie plötzlich ein hübſches Etui in einer derſelben erblickte:

„Ei!“ — rief die Kleine freudig — „was iſt denn das? Das nette Ding habe ich ja noch gar nicht geſehen! Laß ſchauen . . . .“

Und ſie nahm das Etui und öffnete es.

„Ha!“ — rief ſie in dem gleichen Augenblicke — „das iſt Herr von Markloff ſelbſt!“ — und das Miniaturbild wäre ihr faſt vor Schrecken aus den Händen gefallen.

Das Portrait, ſehr ſchön und zart in Aquarell-Malerei ausgeführt, ſtellte in der That das Bruſtbild des Genannten dar, nur um einige Jahre jünger. Daß es ähnlich, hatte des Mädchens Ausruf ſchon bewieſen;... daß es ihm gefiel, . . . recht gut gefallen mußte, bezeugte die lange Zeit, während welcher des hübſchen Kindes prüfender Blick darauf ruhte:

„Ja, ja!“ — rief das Mädchen, dem die einfache bürgerliche Tracht allerliebſt ſtand und deſſen ganzes Weſen das, der Schule kaum entwachſene Kind, bezeichnete, in dem gerade jetzt die erſten Regungen der aufkeimenden Jungfräulichkeit ſich geltend machten — „ja! ja! das iſt er, wie er leibt und lebt;... nur ein wenig jünger! Es iſt doch ein gar ſchöner und lieber junger Herr; viel ſchöner, wie alle die Anderen, die zu ihm kommen. Warum ich ihn nur ſo leiden mag . . . und die anderen nicht!“

Und ſie ſetzte ſich, das Bild immer noch mit verklärtem Geſicht betrachtend, auf eine der hervorſtehenden Schubladen. Ein prächtiges Lächeln umſpielte ihren kleinen, friſchrothen Mund und zeigte in den vollen, roſigen Wangen zwei allerliebſte Grübchen.

Neckiſch gegen das Bild drohend, hob ſie dabei den Zeigefinger der rechten Hand, indem ſie in kindlichem Tone rief:

„Wenn er nur nicht ſo böſe wäre, der junge Herr da, und Gretchen immer küſſen wollte! Aber daraus wird nichts, Monſieur, das mußt ihr euch merken, denn wenn die Mutter . . . oder gar der Vater . . . .“

Sie verſtummte; aber ihre Blicke hingen noch immer an den Zügen, die, wie es ſchien, für ſie eine gar große Anziehungskraft hatten. Endlich ließ ſie die Hand mit dem kleinen Aquarelle Porträt in den Schooß ſinken, während die andere in den Buſen griff und ein kleines goldenes Herz herauszog, das hier im Verborgenen geruht hatte. Gretchen ſah es zärtlich an.

„Es iſt von ihm!“ — ſagte ſie dann halblaut vor ſich hin — „er hat es mir geſchenkt . . . und . . . und dabei geſagt . . . es wäre ſein Herz!“ — und ſie führte das zierliche Medaillon raſch an den Mund und küßte es. Aber in demſelben Momente ſprang ſie wie erſchrocken auf, ſah ſich mit dem Geſichte einer Sünderin um, und rief faſt ärgerlich:

„Bin ich doch ein dummes Ding! . . . wer wird ſo einem Herrn glauben; . . . er hat mich doch nur zum Beſten. Gott, was würde er mich auslachen, wenn er mich eben geſehen hätte!“ und, raſch wie der Wind, barg ſie ihren Schatz wieder an dem ſicheren Orte, wo er bis dahin geruht.

Aber die Hand war noch nicht zurückgefahren, als das Mädchen zwei andere Hände kräftig von hinten erfaßten und ein tüchtiger Kuß auf ihre Wange gedrückt wurde.

Gretchen ſtieß einen lauten Schrei aus, den die Mutter glücklicherweiſe nicht hörte, da ſie auf dem Markte die Zeit mehr mit Schwätzen, als mit Einkäufen verbrachte, und der Vater nicht, weil er im „blauen Ochſen“ ſeinen Frühtrunk einnahm.

Aber mit dem Schrei war die Kleine auch wie ein Aal den Händen Markloffs entwiſcht; denn niemand anderes war der Frevler geweſen.

„Warum ſchleicht ihr euch auch ſo herein, wie ein Dieb, Herr von Marlloff!" — rief ſie dabei vom anderen Ende des Zimmers aus und ihr Kopf glühte. — „Es iſt recht böſe von euch, ein armes Mädchen ſo zu erſchrecken."

Marlloff aber lachte laut auf: das Kind war reizender als je, und das Zürnen … ach das Zürnen … das ſah aus, als wolle es ſagen: „Bitte, noch einmal ſo!"

In der That ſchien auch der junge Herr dazu Luſt zu haben.

„Närrchen!" — rief er und haſchte nach ihr. „Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren!"

Gretchen entſchlüpfte, Marlloff eilte ihr nach, ſchon war ſie nahe der Thüre … indeß … ſie mußte wohl dieſelbe vor Schreck gar nicht ſehen, denn … ſtatt hinauszuſpringen, lief ſie an ihr vorüber und da ihr Marlloff jetzt haſchend um den runden Tiſch folgte, entſtand eine luſtige Jagd, bei der Gretchen ſelbſt in Lachen ausbrach. Endlich hielten doch die Arme des Jünglings die Kleine wieder umſchlungen und ließen ſie nicht los, ſo ſehr ſie auch zappelte:

„Herr von Marlloff!" — rief ſie in bitterſüßem Tone.

„Fräulein Gretchen!" — entgegnete er luſtig.

„Laßt mich los!"

„Gott bewahre!" — rief der Student lachend. „Mein Goldfiſchchen iſt gefangen und bleibt mein!"

„Nicht doch! nicht doch!“ — rief Gretchen, während ſich Markloff ſetzte und ſie ſchäkernd auf ſeinen Schooß zog.

„Ich ſchreie!“ — rief die Kleine; aber ſie ſchrie nicht, ſondern kicherte, indem ſie ſich ſcherzend wehrte... ein rechtes Kind.

„Nun!“ — rief Markloff — „das Schreien wollen wir ſchon verhindern!“ — und er küßte Gretchen, trotz allem Sträuben, herzhaft und wiederholt auf den Mund.

„Nicht! nicht!“ — ſtöhnte die Kleine.

„Doch, doch, mein Herzchen!“ — lachte der Jüngling. — „Haſt du vorhin mein Herz geküßt, küß' ich jetzt deinen Mund!“

„Die Mutter!“ — rief Gretchen in dieſem Augenblick.

Das wirkte; Markloff fuhr entſetzt auf und ließ los; aber das ſchlaue Mädchen hatte nur eine Liſt angewandt und ſprang jetzt laut lachend und dem jungen Mann ein Rübchen ſchabend, davon. Die Alte ſtand ja noch immer in der Nähe des „Ritters“ am Markt und plauderte auf das Eifrigſte mit ihrer Gevatterin.

„Kleine Hexe!“ — rief Markloff ihr nach — „warte nur, wenn ich dich wieder einmal erwiſche, ſollſt du mir ſo leichten Kaufes nicht entſpringen!“

Und die Thüre ſeines Zimmers hinter ſich ſchließend, brummte er ärgerlich durch die Lippen, indem er mit dem Fuße aufſtampfte:

„Verdammt! das Ding war ſo ſchön im Zuge und ich Gimpel laſſe mich foppen! Aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich mir die Kleine nicht doch noch erobere. So jung ſie iſt, iſt ſie doch ſchon verliebt wie ein März Kätzchen und dabei ſo unerfahren und kindlich, daß ſie alles glaubt, was ich ihr vorſchwatze. Wenn ich ihr ſagte: ich wolle ſie heirathen, ſie würde es bei Gott auch für Wahrheit nehmen!“ — und Markloff lachte laut auf. — „Aber“ — fuhr er dann ernſter fort — „was das Heirathen betrifft, ſind wir im Reinen. Ottilie von Dohmerſtein muß ich zum Weibe haben. Ich bin, zu meiner Schande muß ich mir die Schwäche ſelbſt geſtehen, toll in ſie verliebt und dann... ihre Güter ſind auch nicht zu verachten. Wenn nur...“ und er ging mit großen Schritten und verſchränkten Armen im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb er ſtehen und ſagte finſter: „Ja!... wenn nur ein Anderer nicht wäre. Hab' ich doch, als ich vor einigen Abenden zum letztenmale dort war, recht gut bemerkt, wie ſie, beim Eintritte Elgſtröm's, mein Bouquet leiſe zurückſchob und bei ſeinem Gruße feuerroth wurde. Und der Menſch achtet ihrer nicht einmal;... oder... ſollte er ſo verſteckt und hintertrieben ſein, um ſich vor mir ſo weit zu verſtellen...?“

Und Markloff ging von Neuem mit heftigen Schritten auf und ab.

„Er muß jedenfalls auf eine anſtändige Weiſe aus meinem Wege geſchafft werden. Aber wie? Ha bei Ottilien verdächtigen? . . . nein! . . . das widerſtreitet doch meiner Natur . . . und möchte am Ende auch, bei der räthſelhaften Neigung, die das ganze Dohmerſtein'ſche Haus für ihn gefaßt hat, zu nichts führen. Indeß . . . es gäbe noch ein anderes Mittel . . . wenn ich es nun durch meine Connectionen bei Hofe durchſetzte, daß man ihn, den übertriebenen Patrioten und Feind Frankreichs, in eine Falle lockte . . . in einen Streit über Politik ſo tief verwickelte . . . um ihn der Hochſchule und des Landes verweiſen zu können; . . . dann bliebe mir Spielraum bei Ottilien, die er ja doch nicht liebt . . ."

In dieſem Augenblick pochte es leiſe an die Thüre.

„Es muß überlegt werden!" — ſchloß er — „Ich mag den Menſchen nicht leiden; . . . indeß, es ſoll ihm auch nichts Böſes zugefügt werden; nur muß er mir bei Ottilien aus dem Wege."

Ein abermaliges Pochen ließ ſich vernehmen.

„Zum Teufel!" — brummte der junge Mann — „hat man denn auch nicht einen Augenblick Ruhe. Eintreten!"

Da öffnete ſich die Thüre und eine lange, knochendürre Geſtalt, in einem braunen Anzuge, das hagere gelbliche Geſicht auf den Knopf ſeines Stockes geſtützt, den die rechte Hand bis zum Kinn erhoben hatte, die unheimlich glimmenden Augen hin- und herrollend, — mit einem Worte Monsieur Mortdieu, der einſtige

Maitre-de-danse, kurfürſtlicher Gnaden, ſtand vor Markloff.

„Ha! Monsieur Mortdieu!“ — rief der Jüngling, nicht unangenehm überraſcht; — aber mit einem etwas ſcheuen Blick nach der Flur! „Was bringt ihr? . . . tretet ein!“

Der Angeredete folgte mit einer tiefen und zierlichen, den Tanzmeiſter verrathenden Verbeugung, die trotzdem aber durch die Steifheit der Glieder etwas komiſch ausfiel, der Aufforderung.

„Ik aben die Ehr, Monsieur de Markloff zu finden allein?“ — ſagte er dabei und ſeine unheimlichen Augen überflogen das Zimmer.

„Ja!“ — entgegnete der Jüngling — „Wir ſind unbeobachtet, Mortdieu, redet oder gebt, was ihr bei euch habt.“

„Ik aben zwei Sacken: einmal die groß Nouvelle: ſie aben den groß Spitzbub, den Vagannus, wieder erwiſchen . . .“

„Wie?!“ — rief Markloff, freudig überraſcht, — „man hat den Halunken ſchon wieder erwiſcht. Victoria! das iſt prächtig, und wann und wo?“

„In dies Nacht und ein jung Studiant bei ihm?“

„Einen Studenten? wie heißt er?“

„Ik glaube, ſie aben geſackt: Monsieur de Sarner.“

„Von Sarner?“ — wiederholte Markloff nachdenklich — „der Name iſt mir unbekannt.“

„Er aben den alt Spitzbub vertheidikt cavalièrement et bien courageux!"

„Deſto beſſer!" — rief Markloff lachend — „ſo kann er an demſelben Galgen mitzappeln. Ich freue mich darauf wie auf einen Rektorſchmauß. Und was habt ihr Weiteres, Mortdieu?"

Das Knochengerüſte griff in die Bruſttaſche ſeines Rockes und zog mehrere Briefe aus derſelben hervor.

„Von Monsieur de Morvas, l'ambassadeur de son Majes . . . ." er blieb, erſchrocken über ſeine Unvorſichtigkeit, in der Rede ſtecken.

Ein zorniger, ſtrafender Blick aus den Augen Markloff's war die Antwort. Damit riß ihm dieſer die Briefe aus der Hand, öffnete ſie haſtig und las einen nach dem anderen. Sie waren in franzöſiſcher Sprache abgefaßt. Das Antlitz des jungen Mannes klärte ſich bei dieſer Beſchäftigung immer mehr und mehr auf.

„Es iſt gut!" — ſagte er endlich gegen den Ex-Tanzmeiſter gewandt. — „Es bedarf heute keiner Antwort. Gehet mit Gott!" — Als Mortdieu aber, nach einer abermaligen tiefen und grazieuſen Verbeugung das Zimmer verlaſſen, hielt er, vor Freude ſtrahlend, die Briefe hoch in die Höhe und rief:

„Victoria! die Sachen gehen in Paris vortrefflich! Monsieur Louvois iſt in der That genereuſe gegen mich; eine glänzende Stellung wird mir nicht fehlen . . .

und . . . was das Prächtigſte iſt . . . ich habe den Weg gefunden, meinen läſtigen Nebenbuhler zu entfernen. Ottilie!" — ſetzte er dann mit einem häßlichen, faſt dämoniſchen klingenden Lachen hinzu — „freue dich, du wirſt doch mein Weib, wenn du auch, um eines Elgſtröms Willen, noch hundertmal meine Liebesboten zurückſtößt!"

Und Marktoff verſchloß die Briefe in einem Geheimgefach ſeines Schreibtiſches.

Kaſſandra.

Die Zeiten wurden unterdeſſen immer truber und drückender. Ein ſchweres und gewaltiges Gewitter zog augenſcheinlich, von Frankreich her, herauf.

Es ließ ſich ja erwarten, daß Lugwig XIV. bei den begonnenen Reunionen nicht ſtehen bleiben, ſondern ſeine himmelſchreienden Gewaltthaten unter beſchönigenden Rechtstiteln fortſetzen werde. So geſchah es denn auch jetzt, — wie wir wiſſen, — da mit Kurfürſt Karl der ſimmeriſche Mannsſtamm ausgeſtorben war und die Pfalzgrafen von Neuenburg nach Reichsgeſetz, Herkommen und Teſtament die pfälziſchen Kurlande in Beſitz genommen hatten.

Wir kennen bereits ebenfalls den diplomatiſchen Rechtsvorwand, unter welchem Frankreichs Herrſcher und ſein Miniſter Louvois ihr ſchmähliches Raubſyſtem und ihre Habgierde bargen: man verlangte ohne Weiteres im Namen der Herzogin von Orleans, als Erbin des Kurfürſten Karl, einen großen Theil des pfälziſchen Landes. Was aber hieß dies anders, als Recht, Geſetz und geſchichtlichem Herkommen geradezu in das Geſicht ſchlagen! War es doch ein altes Herkommen im pfälziſchen Hauſe, daß, ſo lange der Mannesſtamm lebte, alle Prinzeſſinnen auf Beſitz an Land und Leuten Verzicht leiſteten, und auch Eliſabeth Charlotte von Orleans hatte dieſe Erklärung in aller Form Rechtens bei ihrer Verheirathung gethan.

Die Herzogin von Orleans hatte alſo nur den Privatbeſitz ihres Bruders, des verſtorbenen Kurfürſten Karl, als Erbin anzuſprechen; was ſie, die ächt deutſchgeſinnte, herrliche Frau, — die kernige „Liſelotte,“ deren Herz ſo warm und innig an den pfälziſchen Landen, an ihrem lieben Heidelberg und ganz Deutſchland hing, denn auch natürlich für ſich that; aber, unter Ludwig XIV. Vormundſchaft, als Gemahlin des Bruders des Königs, öffentlich zu thun verhindert ward. Denn der König, der im Namen ſeiner Schwägerin den Prozeß führte, war mit deren Anſichten durchaus nicht zufrieden, ihm war es ja nur darum zu thun, Frankreich auf Koſten Deutſchlands zu vergrößeren; ja, Louvois trieb die Vermeſſenheit ſo weit, ſogar die Kurwürde den neuenburgiſchen Pfalzgrafen beſtreiten zu wollen: Forderungen, die in der That monſtrös genannt werden mußten und für Deutſchland durch den politiſchen Hintergrund und die überlegene Macht Frankreichs höchſt gefährlich wurden: der Bruder des Königs von Frankreich ſollte, als Pfalzgraf von Simmern und Lautern, deutſcher Reichsfürſt, die franzöſiſche Gränze bis an den Rhein vorgerückt und das erſte weltliche Kurfürſtenthum in ſeinem zuſammenhängenden Beſitz geſprengt werden!

Längſt waren über dieſe Dinge Unterhandlungen angeknüpft worden, aber, von Seiten Frankreichs aus nur zum Schein, um den Prozeß hinauszuziehen, bis der günſtige Augenblick eines gewaltſamen Eingreifens gekommen wäre.

Einſtweilen nahm indeß Ludwig XIV. hinweg, was zu der fahrenden Habe ſeiner Schwägerin gehörte. Natürlich wurden auch hierbei von Frankreich ungeheuer Forderungen geſtellt: alle rückſtändigen Renten und Strafgelder, alle Lehensverträge, alle von den be letzten ſimmeriſchen Kurfürſten erkauften Waffen und Kriegsvorräthe, Alles was zur Weinleſe und zur J gehörte, alle Vorräthe an Wein und Korn u. ſ. w., u. ſ. w. Zu dieſem Zwecke hatte ſich denn auch ſchon ſeit längere

Zeit ein geheimer Ambassadeur Frankreichs, Monsieur de Morvas in Heidelberg eingefunden: er ſollte, das war ſein Charakter nach Außen hin, die Hinterlaſſenſchaft im Namen Eliſabeth-Charlotens antreten, während ſeine geheime Aufgabe dahin ging, den Spion zu Gunſten Frankreichs abzugeben; — für den beabſichtigten Verrath an Deutſchland käufliche oder durch Ehren beſtechliche Seelen zu gewinnen und die Beſitznahme der Pfalz durch König Ludwig XIV. überhaupt vorzubereiten. Habſüchtige, wie Monsieur Mortdieu und Ehrgeizige, wie Markloff, waren ſeine Werkzeuge. Uebrigens gelangen die Bemühungen des Herrn von Morvas zum großen Theile vortrefflich, denn in den letzten Tagen erſt hatte er 350,000 Gulden, als den Erlös in öffentlicher Auktion verſteigerter Mobilien, Pretioſen, Gemälden u. ſ. w. nach Paris geſandt.

So weit waren zum Schrecken, zum Schmerz und zur Beängſtigung aller Pfälzer, namentlich aber auch der guten Heidelberger, die Sachen gediehen, als politiſche Verhältniſſe eintraten, welche die längſt drohende gewaltſame Entſcheidung über Erwarten zu beſchleunigen drohten.

Die Dohmerſtein'ſche Familie war auch heute Abend wieder, wie faſt alltäglich, in dem alterthümlichen Wohnzimmer ihres Hauſes verſammelt; aber heute gab ſich nicht jene heitere und gemüthliche Stimmung kund, die ſonſt, trotz dem Ernſte des Lebens und der Zeit, die

Abende in dieſem Haus zu verſchönen und zu lieblichen Oaſen in der Wüſte des gemeinen Daſeins umzuſchaffen verſtanden; . . . die allgemeine politiſche Schwüle lag drückend und beklemmend auch auf den edlen Menſchen, die hier in einem ſo ſchönen, ächt ſittlichen Bunde zuſammen lebten. In Havnbuch gab ſich ſogar eine Niedergeſchlagenheit kund, die dem ſonſt ſo charakterfeſten jungen Manne ganz fremd war.

„Ich kenne unſeren Freund Havnbuch gar nicht mehr!“ — ſagte eben Elgſtröm, nachdem er denſelben mit wiederholtem Kopfſchütteln beobachtet hatte. — „Wohl iſt er ſchon ſeit längerer Zeit ernſter als ſonſt; heute aber geſellt ſich eine Zerſtreutheit zu dieſem Ernſt, die ihn mir räthſelhaft macht.“

„Nun,“ — meinte Leonie von Dohmerſtein — „die Dinge ſind juſt auch nicht dazu angethan, heiter zu ſein. Ihr, lieber Elgſtröm, ſeid es auch nicht, und doch ſeid ihr der Einzige von uns Allen, den noch immer kühne Hoffnungen tragen!“

„Weil ich nun einmal auf den Sieg des Rechtes und des Beſſeren in der Welt feſt baue!“ — rief Elgſtröm in der ihm eigenen ſchönen Begeiſterung. — „So kann und werde ich nie und nimmer glauben, daß Frankreichs König, Ludwig XIV., ſo verblendet er von Herrſch- und Habſucht auch ſein mag, doch der einzig vernünftigen Politik, die eines Herrſchers Thron befeſtigt, ſo weit in das Geſicht ſchlagen werde, um uns

Deutſche mit Gewalt unter ſeinen Szepter zwingen zu wollen. Wer Wind ſäet, wird Sturm ernten.“

„Euer jugendlicher Edelmuth verblendet euch, Elgſtröm,“ — entgegnete Leonie, mit Theilnahme über ihre Handarbeit nach dem jungen Manne blickend, — „wir leben in keiner Welt der Ideale, — wohl aber in einer Welt des ſchnödeſten Egoismus und trauriger, derber Wirklichkeit!“

„Jedem Herrſcher“ — verſetzte Elgſtröm, — „dem es wirklich um ſeine Achtung und den wahren Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu thun iſt, muß daran liegen, daß ſeine Völker aus freien Menſchen und nicht aus Sklaven beſtehen; denn die Würde der Krone kann einzig und allein nach dem Stande und der Beſchaffenheit Derer bemeſſen werden, die ihr gehorchen. Ein Pfui! über den Fürſten, der lieber ein Sklavenhalter, als das Haupt eines freien Volkes heißen will.“

„Wahr, ſehr wahr!“ — entgegnete Frau von Dohmerſtein — „wenn nur euere Vorausſetzung hier richtig wäre.“

„Es iſt allerdings eine beklagenswerthe Verblendung vieler Herrſcher,“ — fuhr der Sprecher, lebhaft angeregt, fort — „die wie ein unglückſeliges Fatum in deren Häuptern agirt, daß ſie ſich lieber auf die Schwerter ihrer Kriegsheere, als auf die Liebe ihrer Völker ſtützen mögen; und doch hat die Weltgeſchichte ſchon ſo oft bewieſen, daß alle bewaffnete Macht nichts vermag gegen den Haß der Nationen.“

„Die Geſchichte“ — ſagte hier Haynbuch finſter — „wäre ganz gut, wenn Diejenigen, die ſie zum großen Theile machen, die ſtolzen Kronenträger, nur auch etwas daraus lernen wollten.“

„Wer iſt naiv genug, das zu hoffen?“ — warf Frau von Dohmerſtein ein, — „da nur diejenigen Erfahrungen bei uns Menſchenkindern wirkſam ſind, die wir auf eigene Koſten machen.“

„Freilich!“ — rief hier Elgſtröm, und es blitzten ſeine Augen in höherem Feuer, — „aus bloßem Verſtand iſt ſelten Verſtändiges, aus bloßer Vernunft faſt nie Vernünftiges gekommen. Verſtand iſt ohne den Götterfunken der Seele, ohne Geiſtesſchönheit, wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des kalt berechnenden Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Nothwerk. Vor dem Unſinn ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſein vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht, — das ſollte auch ein Ludwig XIV. wiſſen, — der Purpurmantel menſchlicher Seelenhoheit!“

Elgſtröm ſchwieg; hätte er jetzt ein Auge für Ottilie gehabt, er hätte aus den ſtrahlenden Blicken, mit welchen ſie in ſtillem Entzücken, in bewunderndem

Stolze an ihm hing, ſehen müſſen, was in des reizenden Mädchens Seele vorging.

Aber in dem Inneren des jungen lebenskräftigen und thatendurſtigen Mannes machte ſich bis jetzt noch kein Gefühl kund, das ſeinen Freiheitsſinn und ſeine Vaterlandsliebe, ſeinen Drang nach Verwirklichung der Ideale des Lebens und ſeinen Durſt nach Recht überwuchert hätte.

Frau von Dohmerſtein hatte ihre Arbeit auf den Tiſch gelegt. Niemand beachtete dabei, daß ſie plötzlich blaß wurde; es mußte etwas eigenthümliches in ihr vorgehen: der Ausdruck ihres Geſichtes wurde bedeutſamer und ihre Augen weiteten ſich. Wäre Ottilien's Aufmerkſamkeit für den Augenblick nicht ganz und gar auf Elgſtröm und ſeine Rede gerichtet geweſen, würde ſie mit Schrecken auch ein leichtes nervöſes Zucken um die Mundwinkel der Mutter bemerkt haben, — jenes Zucken, das ſie wohl kannte und das dem leiſen Zucken der Blitze am fernen Horizonte glich, das zumeiſt der impoſanten Erſcheinung eines Gewitters vorausgeht.

Haynbuch ſaß in Gedanken verloren am Fenſter und ſtarrte hinaus in die einbrechende Dunkelheit und das abſcheuliche Wetter, das jetzt ſchon recht herbſtlich ſtürmte.

Plötzlich wurde die Thüre heftig aufgeriſſen und Markloff trat ein. Eine freudige Erregung ſtrahlte aus ſeinen Zügen — eine Erregung, die für Frau von

Dohmerſtein und ihre Tochter etwas Beängſtigendes hatte. Aber ehe Leonie noch ihr Erſtaunen über den bis zum erſchrecken heftigen Eintritt des Vetters ausdrücken konnte und ehe jener nur einen Gruß ausgeſprochen, rief er mit peinlichem Triumphiren:

„Das Urtheil iſt geſprochen! der Schurke kann ſich freuen!"

„Welches Urtheil?" — riefen Alle überraſcht.

„Nun!" — rief Markloff mit ſchadenfrohem Lachen — „welches Urtheil kann ich meinen, als das über den Ex-Miniſter!"

„Ueber . . ."

„Langhanns!"

Eine momentane Stille trat ein. Haynbuch hatte ſich erhoben. Man ſah ihm an, daß er ſprechen wollte; aber die Stimme verſagte ihm den Dienſt. Nicht des Ex-Miniſters Schickſal kümmerte ihn — er war auch in ſeinen Augen ein von mancher Schuld ſchwer belaſteter Mann — wohl aber das Schickſal ſeiner Nichte, die ihn auch, als er auf ſeiner Flucht eingeholt und in den Kerker geworfen wurde, in treuer Liebe und dankbarer Anhänglichkeit nicht verlaſſen hatte. Und Haynbuch war ſeit dem Abend der Flucht ohne Nachricht von ihr. Jetzt war ein entſcheidender Schlag gefallen.

„Und wie lautet das Urtheil?" — frug Elgſtröm geſpannt:

„Er iſt aller ſeiner Würden entſetzt,“ — rief Markloff freudig — „ſein Vermögen wird eingezogen, er ſelbſt an den Pranger geſtellt und … erhält zwanzigjährige Zuchthausſtrafe!“

Ein Schrei der Ueberraſchung drang aus den Herzen der Frauen.

„Und ſeine Nichte?“ … ſtammelte Haynbuch.

„Ha!“ — rief Markloff überraſcht — „Sie wiſſen es ſchon, daß ſich der Student von Sarner in ein Fräulein von Sentis, die Nichte des ſauberen Herren, entpuppt hat?“

„Sie iſt,“ — ſagte die ernſte Stimme des Bürgermeiſters, der eben unter die Thüre getreten war — „in Rückſicht ihrer vollſtändigen Unbetheiligtheit an den, dem Ex-Miniſter ſchuld gegebenen Vergehen, freigeſprochen, und mit einem Verweiſe, wegen der Beihülfe zur Flucht, davon gekommen.“

Haynbuch athmete hoch auf — „und wo befindet ſie ſich jetzt?“ — frug er, ſeine Erregung ſo viel als möglich bezwingend.

„Man hat ſie einſtweilen nach Stift Neuburg und unter die Aufſicht der würdigen Oberin gebracht!“ — verſetzte Herr von Dohmerſtein, auf deſſen hoher Stirne heute Abend ein ganz ungewöhnlicher Ernſt thronte, was ſofort auch der beſorgten Gattin auffiel.

„Und was ſagt mein würdiger Verwandter zu dem Urtheil, das den Ex-Miniſter getroffen?“ — rief jetzt mit frivolem Ausdruck Markloff.

„Es hat mich erſchüttert!“ — verſetzte der Bürgermeiſter von Heidelberg ſehr ernſt — „tief erſchüttert. Er iſt keineswegs unſchuldig; aber durch die blinde Wuth ſeiner Feinde und den geſetzloſen Gang des Prozeſſes iſt er zum Gegenſtand meiner Theilnahme geworden. Die bei weitem Schuldigeren entgehen der verdienten Strafe, weil ſich ſchwer erzürnte Frauen, gewiſſenloſe hochgeſtellte Herren und rachſüchtige Beamte gegen den Mann, der jetzt, — da ſein Schützer und Gönner, Kurfürſt Karl, todt iſt, — ohnmächtig daſteht, zu ſeinem Verderben verbunden haben. Es iſt ein unſchöner Triumph, den, vor deſſen Macht man noch jüngſt gezittert, jetzt, wo er dieſe Macht verloren, mit raffinirter Grauſamkeit in den Staub zu treten. Nur durch die eben erwähnte Verbindung war es möglich, ein Gericht zu beſtellen, das aus Todfeinden des Angeklagten beſtehend, — möglich ihm Dinge zuzuſchreiben, an welchen gerade er jedenfalls den geringſten Antheil hatte, und aus zweideutigen Worten ſeiner Briefe, aus einem lateiniſchen Gedichte — das wahrſcheinlich nicht einmal ſein Werk iſt — die abſurdeſten Deutungen zu entnehmen. Alles nur, um Verbrechen in ihn hineinzuverhören, die nicht aus ihm herauszuverhören waren.“ — Herr von Dohmerſtein ſchwieg tief bewegt. Markloff wollte etwas erwidern; aber der Bürgermeiſter machte eine abwehrende Bewegung und ſagte:

„Genug davon! Soviel aber iſt gewiß, daß wir jetzt ganz andere Dinge zu thun hätten, als uns ſelbſt mit ſolchen Prozeſſen ein Brandmal aufzudrücken.“

„Wie meinſt du das, Dohmerſtein?“ — frug Frau Leonie beſorgt.

„Es ſind wieder böſe politiſche Nachrichten eingetroffen!“ — entgegnete der Bürgermeiſter finſter.

„Dacht' ich mir's doch!“ — ſagte Frau von Dohmerſtein noch tiefer erblaſſend. — „Ich ſah es dir ſofort an deinem kummerſchweren Antlitz an.“

„Und was iſt es?“ — riefen Elgſtröm und Markloff zugleich.

Herr von Dohmerſtein, ſichtlich angegriffen, ließ ſich auf einen der großen, mit gepreßtem Leder überzogenen Seſſel nieder, und ſtützte ſein Haupt ſchweigend auf ſeinen Arm. Die jungen Männer umſtanden ihn mit geſpannten Mienen, während Mutter und Tochter beglommen zu ihm aufſahen. Der alte greiſe Diener des Hauſes hatte die ſchwere ſilberne Lampe auf den Tiſch geſtellt und ihr Licht beleuchtete jetzt die eigenthümliche Gruppe mit magiſchem Scheine.

„Nun, Vater!“ — hub Frau von Dohmerſtein leiſe wieder an — „du biſt in Gedanken verſunken. Willſt du uns nicht mittheilen, was von böſen Nachrichten eingetroffen iſt.“

„Es muß wohl recht arg ſein!“ — meinte Ottilie mit bangem Hinblick auf den Vater. — „Sprich, Väterchen, theile ſie uns mit und erleichtere dadurch dein Herz!“

Es lag etwas unendlich Liebevolles in der Stimme, die dies ſagte; . . . etwas ſo kindlich Gutes, ſo aufrichtig Beſorgtes, daß ſich des Vaters Herz erſchloß.

„Das Waffenglück des Kaiſers gegen den Erbfeind der Chriſtenheit, — gegen die Türken“ — hub er ernſt und ſtreng an — „macht den allerchriſtlichſten König, für ſeinen Freund, den Großtürken, beſorgt; er hat daher den Entſchluß gefaßt, während der Kaiſer noch mit den Türken beſchäftigt iſt, das deutſche Reich anzugreifen!“

„Ohnmöglich!“ — riefen die Frauen.

„Er wagt es!“ — brach Elgſtröm zornglühend aus.

„Ich kann es nicht glauben!“ — ſagte Markloff mit etwas verlegener Miene.

„Glaubt es immer, Vetter!“ — rief der Bürgermeiſter, den Kopf emporhebend, und es lag etwas majeſtätiſch Zürnendes in dieſem Aufblick des edlen Hauptes:

„Glaubt es immer! Es iſt bereits ein franzöſiſches Manifeſt erſchienen, deſſen ſchamloſe Haltung jedem ehrlichen Deutſchen das Blut in die Wangen treiben muß!“

„Und ſein Inhalt?“ — frug Elgſtröm ungeduldig.

„Sein Ton und Inhalt iſt ſo beſchaffen,“ — fuhr Herr von Dohmerſtein bitter fort — „daß ſelbſt das deutſche Reich durch die tiefe Indignation, die beide in ihm erwecken müſſen, hoffentlich aus ſeiner ſchwerfälligen Lethargie aufgerüttelt werden wird!“

„Und der Inhalt! der Inhalt!“ — drängte Elgſtröm; während ihn Markloff, der etwas in den Schatten getreten war, mit einem ſpöttiſch-triumphirenden Lächeln anblickte und beobachtete.

„Der Inhalt!“ — wiederholte Dohmerſtein finſter — „nun, neben der frechen Einmiſchung in die kölniſche Coadjutorwahl, und der monſtröſen Verdrehung aller offenkundigen Thatſachen, wird das Aktenſtück beſonders durch den darin aufgeſtellten Grundſatz bedeutend: Deutſchlands Friede mit der Türkei werde für Frankreich beunruhigend . . .“

„Wahnſinn!“ — rief Elgſtröm.

„Und ſei“ — fuhr Herr von Dohmerſtein fort — „für den König eine Aufforderung, zum Schutze des eigenen Landes . . .“

„Nun?“

„Die deutſche Weſtgränze zu beſetzen!“

„Unerhört!“ — riefen Alle.

„Die arme Pfalz!“ — ſtöhnte mit faſt erſtickter Stimme Frau von Dohmerſtein, todtenbleich und das Zucken um ihre Mundwinkel nahm zu.

„Zugleich wird Bayern aufgefordert, ſich gegen Oeſterreich zu erheben."

„Alſo auch Verrath gepredigt, den eigenen Mitgliedern des deutſchen Reiches!"

„Himmelſchreiend!" — rief Markloff mit einem lauernden Blick auf die Uebrigen.

„Aber es iſt nur eine Drohung!" — rief Elgſtröm.

„Der die Thatſachen auf dem Fuße folgen!" — ſagte der Bürgermeiſter.

„Wie?!" — „Wie ſo?!" — „Welche Thatſachen?!" rief es durcheinander.

„Nun!" — ſagte Herr von Dohmerſtein und erhob ſich mit hoheitsvollem Zorn — „gleichzeitig mit dem Manifeſt hat Louvois die Armee vorwärts ſchreiten und bereits die Gränzorte unſeres Vaterlandes beſetzen laſſen!"

Alle waren wie vom Donner gerührt.

„Alſo Krieg! wirklich Krieg mit Frankreich!" — ſtöhnte Ottilie.

„Ja!" — rief der Vater mit zornerfüllter Donnerſtimme — „und an der Spitze der feindlichen Armee ſtehen Marſchall Duras und die Wüthrige Montclas und Melac!"

In dieſem Augenblick ertönte mit ſcharfer Stimme der Ruf:

„Fluch über Frankreich! Wehe! wehe! wehe der Pfalz!"

Alle wandten ſich entſetzt nach Frau von Dohmerſtein. Die ſonſt ſo ſanfte und beſcheidene Erſcheinung ſtand hoch aufgerichtet, ſtolz wie eine Königin, aber blaß wie der Tod da. Nichts rührte ſich an ihr, die linke Hand war auf die Stelle des Herzens gepreßt, — der rechte Arm nach vorwärts ausgeſtreckt, deutete die Hand wie nach einer, den Anderen unſichtbaren, Erſcheinung. Die ſchönen Augen Leonie's waren weit geöffnet; aber ſtatt des ſonſt ſo ſanften, ſchwärmeriſchen Blickes, lag jetzt ein faſt geiſterhafter Ausdruck in ihnen, — ein Etwas, das in dem tief Inneren der imponirenden Erſcheinung eine geheimnißvolle Welt voll höherer Gewalten ahnen ließ.

Alle waren entſetzt zuſammengefahren, obgleich ſie ſofort den Zuſtand Leonie's erkannten. Ein Schauer überlief ſie und ließ ſie ehrfurchtsvoll ſchweigen. Nur Martloff murmelte höhniſch: „Kaſſandra!“

Leonie von Dohmerſtein aber ſtand noch immer regungslos. Die Züge waren wie von Marmor; die Augenlider bewegten ſich nicht; die Lippen, zum Sprechen halb geöffnet, verharrten bleich und farblos und wie aus Stein gemeiſelt. Da plötzlich verdoppelte ſich das Strahlen der Augen; ein leiſes Zucken der Mundwinkel gab ſich kund und in einem prophetiſchen Tone ertönten langſam verhallend, die Worte:

„Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, . . . wenn die Orkane verſtummt ſind . . . und die Schiffer entflohn

... und der Leichnam der zerſchmetterten Flotte ... auf der Felſenklippe liegt, ... ſo ſehen meine Augen die zerſtörte, zertrümmerte, vernichtete Pfalz! ... Verwaiste Säulen ſeh' ich ſtehen ... ragend ... wie die nackten Stämme eines Waldes, ... der am Abend noch grünte ... und des Nachts darauf in Feuer aufging."

Sie ſchwieg einen Augenblick; dann hub ſie noch einmal in derſelben Weiſe mit tonloſer Stimme an:

„Schnitter ſeh' ich ... blutige Schnitter ... die dies Kornfeld gemäht! ... aber ... ſie ſammeln nicht in die Scheunen ... ihr Fuß zertritt die Halmen; ... und wo ihre Sichel geht, ... bedecken Ströme von Blut das aufgeriſſene Feld, ... Wehruf ſchallt über es hin ... Leichen bedecken es ... die Häuſer und Tempel ſind ausgeſtorben ... und die wilden Thiere wagen ſich hinein."

Plötzlich jetzt erſchallte ein lauter Schrei; dann rief es:

„Flieht! flieht! ... rette ſich, wer kann ... Der Tag des Fluches und der Zerſtörung iſt nahe! ... Rettet euch! rettet euch! .... Fluch Frankreich! ... Wehe! wehe! wehe der Pfalz!"

Und Leonie von Dohmerſtein brach ohnmächtig zuſammen: Die Arme der Tochter und des Gatten fingen ſie auf.

Wie man Mäuschen fängt.

Der kommende Tag fand ganz Heidelberg in furchtbarer Aufregung. Die Schreckensbotſchaft: daß die franzöſiſche Armee unter Marſchall Duras und den Generälen Montclas und Melac bis an die deutſche Gränze vorgerückt ſei und ſomit die Pfalz und mit dieſer Heidelberg bedrohe, ſowie das von Ludwig XIV. erlaſſene Manifeſt, deſſen einzelne, ohnedem ſchon unerhörten Forderungen durch Schreck, Angſt und das Weitererzählen von Munde zu Munde noch bis in das Monſtröſe vergrößert wurden — hatten endlich die jämmerliche Flauheit des deutſchen Philiſterthums in den oberen und unteren, ja in allen Schichten der Geſellſchaft, außer Rand und Band gebracht. Während die guten Bürger der alten Univerſitätsſtadt den Kopf verloren und auf den Kaiſer ſchimpften, der nichts im Auge habe, als Wien und ſeine öſterreichiſchen Erblande, um deren Rettung und Erhaltung Willen er das übrige Deutſchland dem Franzoſen Preis gebe, ohne auch nur einen Finger zu rühren, und die Weiber jammerten und klagten, brauſte das jugendliche Element in den Studenten deſto gewaltiger und energiſcher auf. Die friſch pulſirenden Herzen der Jünglinge fühlten, daß es die äußerſte Zeit ſei, zu Thaten zu ſchreiten, und wären, wie gewöhnlich in ihrer Ueberſchwänglichkeit, lieber gleich ſelbſt losgebrochen. Nur der Rath und das beruhigende Zureden, einiger geachteter und beliebter Profeſſoren, verhüteten Ueberſtürzungen, zu welchen namentlich auch der junge Elgſtröm und der, bei den Studenten viel geltende, Markloff geneigt waren. Jedenfalls ſollte ſofort — eine Idee, die namentlich Markloff durchſetzte, — eine Deputation von Profeſſoren, Bürgern und Studenten gewählt werden, die ſich ſofort und mit der möglichſten Eile nach Wien begebe, um von Kaiſer und Reich die ſchleunigſte Hülfe zu verlangen und zu erflehen. Zur Wahl dieſer Deputation, die morgen ſchon abreiſen ſollte, war auf den Vormittag eine Zuſammenkunft ſämmtlicher Studenten in der Aula des Kaſimirianums angeſagt.

Um die Erregung der Stadt aber noch auf das äußerſte zu treiben, war auch auf heute Mittag die öffentliche Vollziehung des Urtheils gegen den Ex-Miniſter Langhanns angekündigt. Schienen doch die wüthenden Feinde deſſelben ſeine Vollziehung kaum erwarten zu können oder zu befürchten, allenfallſig politiſche Wendungen der Dinge möchten im Stande ſein, den Unglücklichen ihrer rächenden Fauſt zu entziehen. Die Aufregungen von beiden Seiten überboten ſich daher faſt, ſo daß es kein Wunder war, daß ſich die ganze Bevölkerung von Heidelberg heute wie im Fieber befand.

Und fieberhaft aufgeregt — wenn auch nicht durch den Kriegslärm, ſo doch durch Neugierde — war ſelbſt Gretchen, die liebliche Tochter des ehrlichen Schneiders, bei welchem Markloff wohnte. So früh es auch noch war, hatte ſie ſich doch ſchon in ihren Sonntagsſtaat geſteckt, denn . . . ſie durfte ja nicht fehlen bei dem großen und merkwürdigen Schauſpiel, einen früheren Hofprediger und allmächtigen Miniſter öffentlich am Pranger zu ſehen. Was gingen ſie die Franzoſen an, . . . die waren ja noch lange nicht da; auch erkannte ihr unbefangener kindlicher Sinn nicht im Entfernteſten die Lage der politiſchen Dinge. Sie wollte ſich im Gegentheil heimlich todtlachen über die Schreckensgeſichter, die ihr heute morgen überall begegneten, wo ſie nur hinblickte. Selbſt Vater und Mutter ſahen bleich und zerſtört aus, und erſterer war, über lauter politiſiren, erſt heute morgen gegen zwei Uhr aus dem „blauen Ochſen“ nach Hauſe gekommen; ja der Schreck über die neuen Nachrichten und das Streiten über Kaiſer und Reich, den nimmerſatten Franzoſen und die ſchmachvolle Gleichgültigkeit der deutſchen Reichsfürſten bei der Gefahr, die doch augenſcheinlich der guten Pfalz drohe, hatten dem trefflichen Schneider dermaßen zugeſetzt, daß er kaum das Bett finden konnte und dafür von ſeiner Ehehälfte mit einer ungemein kernigen Gardinenpredigt und etwelchen handgreiflichen Zurechtweiſungen traktirt wurde. Jetzt ſaßen Vater und Mutter, wieder vereinigt in der Arbeitſtube, um in aller Eile heute Morgen den Anzug für einen der am Nachmittag fungirenden Richter zu vollenden, der, in Folge der unſeligen politiſchen Nachrichten, geſtern Abend liegen geblieben war. Der mütterliche General-Tagesbefehl für heute aber lautete: der Anzug muß bis gegen Mittag fertig ſein ... ich helfe ... Gretchen bringt dem Stubenherrn heute, ſtatt meiner, das Frühſtück. Gekocht wird nichts, damit wir zeitig auf den Marktplatz kommen und ſelbſt gute Plätze finden. Dixi!

Dieſer Tagesbefehl aber enthielt für Gretchen einen ganzen Strauß von Freudenbotſchaften: einmal die Kochdispenſation, — etwas Kaltes fand ſich ja immer — ; dann die Ausſicht rechtzeitig zu dem großen, famöſen Schauſpiel zu kommen; eine ſolche Staatsaction hatte man nicht jeden Tag; — ferner ſich hübſch herausputzen und endlich ... Herrn von Markloff im Sonntagsſtaat das Frühſtück bringen zu können.

Unſchuldige Mädchen-Eitelkeit in Beidem: einmal in dem Wunſche, als hübſche Erſcheinung und hübſch geputzt, zu gefallen, und dann, der ſchmeichelnde Gedanke: ein ſo vornehmer und ſchöner junger Herr hat ſein Auge gerade auf Dich geworfen. Und welcher Genuß kann ſich mit dem triumphirender Eitelkeit in einem weiblichen Herzen vergleichen?

Gretchen ſtrahlte vor Vergnügen. Raſch ſetzte ſie jetzt das Frühſtück-Geſchirr zurecht, ſtahl ſich dann auf den Zehen in das neben der von Vater und Mutter beſetzten Arbeitskammer gelegene Wohnzimmer, und beſchaute ſich hier noch einmal im Spiegel.

Da umſpielte denn freilich — und wahrlich mit Recht — ein wohlgefälliges Lächeln den hübſchen, kleinen, roſigen Mund, während ſich Grübchen in den runden friſchen Wangen zeigten. Und wie beglückt dabei die Augen ſtrahlten.

Aber das hübſche volle kaſtanienbraune Haar war ja auch, gar zierlich in Zöpfe geflochten, einfach und doch maleriſch ſchön, um den Kopf gelegt. Das knappe Sammtmieder umſchloß die jugendlich aufkeimenden Formen äußerſt vortheilhaft und das anliegende hellblaue Tuchkleid mit dem ſchwarzen Beſatz, gab der hübſchen Geſtalt etwas ungemein Anziehendes; den Sammt-Wätſcher an ſilberner Kette gar nicht gerechnet, obgleich dies der Haupt-Sonntagsſtaat und der Stolz des lieblichen Kindes war.

Der Spiegel zeigte denn auch ein ſo glücklich und muthwillig-lächelndes Mädchengeſicht, daß mit Recht daraus zu ſchließen war: Gretchen gefalle ſich ſelbſt **recht gut**.

Und warum auch nicht? was iſt denn dieſe kindliche Mädcheneitelkeit anders, als der ſehr unſchuldige und natürliche Trieb, ſich im beſten Lichte zu zeigen, auch Anderen zu gefallen, eine angenehme Empfindung durch ſeine Erſcheinung zu erregen und durch den gefälligen Schimmer eines nicht alltäglichen Putzes zu erhöhen. Die Natur ſchmückt ſich ja auch in ihren Frühlingstagen mit Blumen und Blüthen und lächelt vergnügt und bräutlich der ganzen Welt entgegen!

An etwas anderes dachte auch Gretchen nicht, als ſie jetzt das Frühſtück nach des jungen hübſchen, immer luſtigen und neckiſchen Stubenherrn's Zimmer trug. Sie war ſchon als Kind ſtets ſehr heiter und wild geweſen und voller Neckereien und kleiner Schelmenſtreiche; kein Wunder, daß ſie auch jetzt noch, da die Kinderſchuhe kaum ausgetreten, Gefallen an Neckereien fand und an ſolchen ließ es Markloff niemals fehlen. Freilich geſellte ſich jetzt bei dem fünfzehnjährigen Mädchen, wenn ſie der luſtige Student haſchte, noch ein anderes, ganz eigenthümliches Gefühl hinzu, als bei dem Kinde, wenn es von ſeinen Spielkameraden gehaſcht und gefangen wurde. Gretchen wußte nicht, was es war; aber ſie fühlte dabei immer ein angenehmes ſüßes Durchſchauern, ein Etwas, was ſie hinzog . . . und . . . doch auch wieder ſchüchtern hinwegtrieb. Wer aber beobachtet in jenen Zeiten friſch aufkeimenden und aufſprudelnden Lebens die Gefühle, die ſeine Bruſt ſanft durchziehen oder wild durchſtürmen? Der duftende Blüthenkranz, den uns der Lenz der Jugend auf das Haupt drückt, wäre bald welk und entblättert, wenn Berechnung an die Stelle des friſchen naturwüchſigen Gefühls treten würde.

Auf das „Herein!“ — Markloffs erſchien die reizende Geſtalt Gretchens mit dem Frühſtück unter der Thüre. Beide waren überraſcht: Markloff, der noch im Bette lag, ſehr angenehm; ... denn er hatte, wie ſonſt jeden Morgen, die, der Huldgeſtalt einer Göttin ſehr unähnliche Hausfrau erwartet; ... Gretchen, weil ſie im erſten Moment Verlegenheit überkam. Aber ſie war ja heute morgen zu aufgeregt, zu erwartungsvoll-heiter geſtimmt, um nicht ſofort in ein höhniſches Kichern über den „Langſchläfer" auszubrechen, dem das Erſtaunen in den Augen und die, durch den Schlaf in genialer Unordnung um die Stirne fallenden lockigen Haare allerdings etwas Komiſches gaben.

„Ei! ei! Herr Langſchläfer!" — rief jetzt Gretchen lachend, indem ſie das Frühſtück nach dem Tiſche trug — „wer wird denn jetzt noch im Bette liegen, da die Sonne ſchon hoch am Himmel ſteht ... und gar auch noch heute, wo ..."

Aber der junge Mann ſchnitt ihr, ſich halb aufrichtend und die Locken aus dem Geſichte ſtreichend, mit eben ſo heiterem Tone das Wort ab, indem er, die Hände in ſpöttiſcher Verwunderung zuſammenſchlagend, ein über das anderemal ausrief:

„Ei du mein Gott! welch' eine ganz beſondere Ehre von Jungfer Gretchen in eigener Perſon bedient zu werden, und ... noch dazu im Sonntagsſchmuck!"

„Daß Ihr ſpotten würdet, Herr von Markloff, habe ich mir ſchon gedacht! Ich muß euch indeſſen ſagen"

— ſetzte ſie, den Kopf etwas vorgebogen und mit einer ſchnippiſchen, ihr ſehr gut ſtehenden, ernſt-ſein-ſollenden Miene hinzu — „daß ich Euch das Frühſtück nur darum ſelbſt bringe, weil es die Mutter, die dem Vater helfen muß, befohlen hat.“

„Ei!“ — rief Markloff fröhlich — „ſo wünſche ich, daß die Mutter dem Vater jeden Morgen helfen möge und der Vater der Mutter! denn wenn mein reizendes Gretchen mir das Frühſtück bringt, ſchmeckt es mir jedenfalls hundertmal beſſer, als ſonſt!“

„Denkt nur nicht, daß ich das glaube!“ — rief die Kleine; aber ſie fühlte ſich doch angenehm durch die Schmeichelei aus dem Munde des feinen, vornehmen jungen Mannes berührt.

„Und, Himmel!“ — fuhr Markloff fort — „wie geputzt!“

„Nun,“ — meinte Gretchen — „man will doch auch heute Mittag bei dem Spectakel ſein. Hu! es grißelt mich ſchon, den ſtolzen Herrn Miniſter am Schandpfahl zu ſehen. Euch nicht auch?“

„Gewiß, und noch dazu eine Ruthe in der Hand.“

„Was?“ — ſchrie Gretchen laut auf — „eine Ruthe in der Hand!“

„So iſt es.“

„Das iſt ja ſchrecklich!“

„Aber um ſo ſchöner!“ — meinte Markloff mit triumphirendem Lachen.

„Er dauert mich doch!" — fiel jetzt Gretchen mitleidig ein. — „Er hat ſo hoch geſtanden und iſt ſo tief gefallen. Aber ich plaudere da, und Euch wird das Frühſtück kalt! Pfui! . . . der ſchreckliche Trank . . . ſchwarzbraun . . . wie die Mohren, von denen er kommt . . . ich glaube, außer am Hofe, trinkt hier in Heidelberg kein Menſch ſolches Zeug!"

„Kind!" — rief der junge Mann — „du biſt ein Närrchen; weil man hier das edle Getränk, den Kaffee, noch wenig kennt, ſchimpft man auf ihn. Ich aber wette, daß er in kurzer Zeit ein allgemeiner Lieblingstrank ſein wird."

„Brrrrr!" — machte Gretchen — „ich ſchenke ihn Jedem!"

„Verſuche ihn einmal!"

„Nimmermehr!"

„Bah! ich will dir ein Täßchen zubereiten."

„Danke, danke!"

„Stelle mir einmal das Geſchirr hier auf das Tiſchchen, an's Bett."

Gretchen gehorchte. Mit natürlicher Anmuth nahm ſie das Geſchirr von dem runden Tiſch in der Mitte des Zimmers und ſetzte es auf das Tiſchchen am Bette des Miethsherrn.

Markloff verfolgte jede ihrer Bewegungen mit lüſternen Blicken, die von einem diaboliſch-triumphirenden Feuer nicht frei waren.

„Hier, mein Herr," — ſagte jetzt das Mädchen mit lächelnder Miene — „hier iſt Euer hölliſches Gebräu. Wünſche, daß es wohl bekomme."

„Pah!" — flüſterte Markloff, die Kleine ſanft umfaſſend — „du wirſt ein Täßchen mittrinken!"

„Bewahre mich der Himmel!" — rief das Mädchen und ſuchte ſich leiſe loszumachen.

„Bleibe doch, Schätzchen!" — verſetzte Markloff — „komm, ſetze dich einen Augenblick auf den Rand meines Bettes. Es gilt nur einen Scherz! . . . Nur nippen ſollſt du an dem Höllengebräu, wenn ich erſt Zucker und Milch dazu gethan habe."

Von dem neuen, merkwürdigen Tranke etwas koſten, war doch verführeriſch; zudem er gar nicht ſchlecht duftete! Von allen Freundinnen Gretchens kannte ihn noch keine, denn er war erſt ſeit wenig Jahren aufgekommen, wie das Tabakrauchen und bis jetzt nur in den höchſten Kreiſen bekannt. Auch wurde er faſt mit Gold aufgewogen. Gretchens Mutter hatte die Zubereitung erſt von Markloff gelernt, der ihr jeden Morgen ein wenig von dem ſchwarzen Höllenpulver gab, das er in einem Käſtchen ſorgſam verſchloſſen hielt. Wohl hatte die Schneiderin ſchon davon genaſcht; aber das Ding war ſo bitter, daß ſie es mit Entſetzen ausſpuckte.

Aber bei dem Töchterlein war es jetzt ein Anderes. Markloff bat ſo freundlich, . . . machte ihr Platz, damit ſie auf dem Rande ſeines Bettes ſitzen konnte! . . .

War dies nicht alles eine große Artigkeit von dem jungen vornehmen Herren, einem ſchlichten Bürgermädchen gegenüber? Außerdem war die ganze Sache ja nur ein Scherz.

Gretchen ſetzte ſich; der junge Mann reichte ihr freundlich lächelnd die Taſſe, . . . ſie ſchlürfte . . . und war entzückt von dem duftigen Trank. Und wie freundlich und ſanft er den Arm um ihre Taille gelegt hatte. Mit ſüßem Beben fühlte ſie den leiſen Druck ſeiner Finger. Es war faſt wie ein allmäliges Heranziehen. Jetzt ſtellte ſie die Taſſe nieder und wollte ſich dankend erheben . . . aber . . . der Arm hielt ſie noch immer weich umſchlungen. Gretchen wußte nicht, warum ſie dem Zuge nachgeben mußte.

„Nur noch einen Augenblick, mein Herzchen!“ — flüſterte der junge Mann mit zärtlichem Tone und ſein heißer Athem berührte ihre Wangen.

„Laßt mich, lieber Herr!“ — bat das Kind — „die Mutter wird auf mich warten.“

„Und ich“ — ſagte Markloff — „habe ſchon lange auf dieſen Augenblick gewartet. Ich muß dir etwas ſagen, mein ſüßes Gretchen, was mir ſonſt das Herz abdrückt.“

„Mein ſüßes Gretchen!“ — hatte er ſie genannt. Alles Blut ſchoß bei dieſen Worten in das kleine Herz. „Mein ſüßes Gretchen!“ Ihr Kopf glühte; hatte ſie ſich auch nicht verhört? Doch nein,

nein! die warmen innigen Küſſe, die jetzt auf ihren Wangen brannten, bezeugten die Wahrheit deſſen, was ſie gehört. Ihr ſchwindelte.

„Weißt du" — flüſterte es mit unendlich weichem, ſchmeichelhaftem Tone weiter, — „daß ich dich liebe, ... unendlich liebe?" — und ein warmer Mund berührte ſanft den ihren. O Gott! welch' ein Gefühl der Wonne.

„Liebe! liebe!" — was war das? war das Zauber, was in dem Worte lag? Gretchen ſchwindelte es; ... aber ſie wußte nicht, was ſie ſagte, als ſie leiſe erwiderte: — „O Gott! ich ... ich liebe Euch ja auch!" ... und die Lippen Beider brannten glühend auf einander.

Aber plötzlich fuhr ſie in die Höhe und mit beiden Händen an die Stirne: aus dem nahen Kloſter erſchallte feierlich und ernſt ein prächtiger Choral. Es war, als ob ihr ein Dolch durch die Bruſt führe. Sie hatte nichts Böſes gethan und doch wurde ihr plötzlich ſo angſt und bang, ſo unbegreiflich wunderbar zu Muthe, ... daß ein Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzte.

Markloff richtete ſich erſchrocken auf. — „Was iſt dir, ſüßes Gretchen?" — rief er dabei. Die Kleine aber ſchluchzte nur noch lauter; dann plötzlich umarmte ſie ihn mit unbegrenzter Heftigkeit, drückte noch einen glühenden Kuß auf des jungen Mannes Lippen, ... und ... war entflohen.

Ein Strahl der Freude zuckte aus Markloffs Augen; — ein leiſes, erſchreckendes Lachen ertönte; ...

dann ſprang er mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und rief in triumphirendem Tone: „Der Sieg iſt mein! Ich habe das kleine Närrchen ſo verliebt in mich gemacht, daß es keinen Willen mehr haben kann, als meinen! Jetzt raſch zu einem weiteren Siege, der wichtiger iſt als dieſer. Bis morgen muß ich freien Weg zu Ottilien haben!“

Ein bewegter Tag.

Der große Hörſal des Kaſimirianums war gepfropft voll Studenten, Profeſſoren und angeſehenen Bürgern. Alles wogte und drängte durcheinander; ... Alles trug den Stempel jener fieberhaften Aufregung, die ſich ſchon am frühen Morgen in der ganzen Stadt kund gegeben hatte. Das war ein Reden, ein Zurufen, ein Schreien! Schon von weitem hörte man, bei Annäherung an das alterthümliche Gebäude, ein, der Brandung des Meeres nicht unähnliches, Gebrauſe. Selbſt vor dem Kaſimirianum wogte es von Bürgern und Geſindel hin und her; denn die Aufregung ließ kein daheimbleiben, kein arbeiten zu. Läden und Werkſtätten, Aemter und Collegen waren ohnehin geſchloſſen und ſo füllten ſich Straßen und Plätze, Kneipen und Trinkſtuben nur um ſo mehr mit lungerndem Volke.

Jetzt trat auch Markloff unter die Menge im Saale. Er mußte eine Verabredung mit verſchiedenen Perſonen getroffen haben, Studenten und Bürgern, denn häufig drängte er ſich an Dieſen oder Jenen heran und immer folgte der leiſe in's Ohr geraunten Frage: „Wie ſteht unſere Angelegenheit?" — und die Antwort: „Vortrefflich! er wird in die Deputation gewählt werden!" Auch der Bürgermeiſter der Stadt, Herr von Dohmerſtein, Elgſtröm und Haynbuch waren zugegen, doch wurden dieſe augenſcheinlich von Markloff vermieden.

Endlich ſchlug die Stunde, in welcher die Verſammlung beginnen ſollte; das Comité der Studenten, welches ſie einberufen, und unter dem ſich auch Markloff und Elgſtröm befanden, betrat die Tribüne. An die Stelle des bisherigen Lärmens trat tiefe Stille. Aber bald war dieſe Stille durch donnernde Beifallsrufe unterbrochen, da Elgſtröm in einer ungemein feurigen und ſchwungreichen Rede, die Anweſenden nochmals an die Pflicht des deutſchen Volkes erinnerte, ſich endlich jetzt einmal wie ein Mann zu erheben, um den raubgierigen Nachbar mit alter deutſcher Kraft, Tapferkeit und Energie von einem weiteren Eindringen in das deutſche Reich abzuhalten. „Die Zeit iſt gekommen!" — rief er in ſchöner Begeiſterung — „wo das, durch geiſtlichen und weltlichen Deſpotismus geſchreckte Bürgerthum ſich aus ſeiner entnervenden Zahmheit und Entwürdigung erheben muß, wenn nicht des Vaterlandes Untergang zur entſetzlichen Wahrheit werden ſoll!“

Und nun entwickelte der Redner in klarer feuriger Sprache die politiſchen Standpunkte der Zeit; die Nichtswürdigkeit der franzöſichen Politik unter Louvois; den Verrath an Straßburg und das Verderben, das für das geſammte deutſche Vaterland hervorgehen müſſe, wenn auch die Pfalz fallen und Frankreich Herr der Rheingränzen werden ſolle.

Als Elgſtröm geendet, brach ein raſender Beifallsſturm los. Von allen Seiten erſchallten die Rufe „zur That!“ — „zur That!“ und nur der beruhigenden Anrede des ſo ſehr geachteten und beliebten Bürgermeiſters der Stadt, des würdigen Herrn von Dohmerſtein, gelang es, den Strom der Begeiſterung in die nöthigen Ufer zu dämmen, um auf den ſchon gefaßten Beſchluß zurückzukommen: eine Deputation an den Kaiſer zu wählen, die ſich ſofort und ſchon mit dem kommenden Morgen nach Wien zu begeben und alles daran zu ſetzen habe, daß auf das Schleunigſte eine Reichsarmee zum Schutz der Pfalz anhergeſandt werde.

Nachdem Bürgermeiſter Dohmerſtein geſchloſſen, forderte er das Comité der Studenten auf: Diejenigen vorzuſchlagen, welche man mit dieſer Sendung betrauen wolle. Es geſchah durch Freund Markloff, und der erſte Name, der genannt und mit einem Sturm des

Beifalls von der ganzen Verſammlung angenommen wurde, war der . . . Elgſtröms. Wohl hatte Haynbuch, der dies aus verſchiedenen, ihm verdächtig vorkommenden Anzeigen ſchon geahnt, Elgſtröm bereits vor der Annahme dieſes Ehrenamtes gewarnt; zumal es gerade Markloff geweſen, der mit erſtaunlichem, ihm ſonſt gar nicht eigenen Eifer, ſowohl die Abſendung einer Deputation nach Wien, als auch die Wahl Elgſtröms in dieſelbe betrieben hatte. Ein gewiſſer natürlicher Inſtinkt mochte Haynbuch hier leiten; auch ſah er, der in dieſer Sache Unbefangene, ſchärfer, als der Freund; allein die Bitte, die Wahl nicht anzunehmen, kam hier umſonſt: Elgſtröms glühender Patriotismus machte ihm die Uebernahme zur heiligen Pflicht; hoffte er doch ſchon ſo lange auf Hülfe von dort. Jetzt war er Feuer und Flammen in dem Gedanken, in eigener Perſon Kaiſer Leopold I. um Rettung der Pfalz und deutſcher Ehre beſchwören zu können. Auch Herr von Dohmerſtein, von gleicher Vaterlandsliebe beſeelt und ſonſt ohne Arg, rieth zu. Und ſo ſtand die Abreiſe auf den anderen Morgen feſt. Zwei weitere Studenten, ſowie Profeſſor Toſſanus und Stadt-Syndikus Mieg bildeten, auf Antrag der Commiſſion und nach einſtimmiger allgemeiner Annahme, den Reſt der Geſandtſchaft.

Als die Verſammlung beendet und mit einem begeiſterten Hoch auf Deutſchland, ſeine Macht und ſeine

Freiheit, geſchloſſen, wälzte ſich die Maſſe, empfangen von den Hochrufen der Außenſtehenden, auf die Straßen, die aber auch ſchon beſetzt und nach allen Richtungen überfüllt waren, da auch das Landvolk aus der ganzen Umgegend, — theils aus Neugierde betreffs des unerhörten Schauſpieles, das heute dem Volke öffentlich und unentgeldlich gegeben werden ſollte, theils um Näheres über die beängſtigenden politiſchen Nachrichten zu erfahren, in die Stadt geſtrömt war.

Der Mittelpunkt des ganzen Gewirres und Gewimmels zeigte ſich dabei als der Marktplatz, auf welchem damals noch das uralte Rathhaus mit der aus den Zeiten des Kurfürſten Friedrich IV. ſtammenden Inſchrift, ſtand. Es war drei Stockwerke hoch und nahm faſt die ganze eine Seite des Platzes ein, als deſſen ſchönſte Zierde man es anſehen konnte. Der Markt ſelbſt bildete ein Viereck und fing, von der Oberſtraße her, mit dem — noch jetzt ſtehenden — Gaſthaus „zum Ritter“ an. Auf der anderen Seite dagegen gränzte er an den Kornmarkt und die hintere Straße, die, von dem Mönchhofe, der darinnen liegt, damals noch die Mönchgaſſe genannt wurde. Zwiſchen dem Rathhauſe und der Kirche zum heiligen Geiſt, die ſich mitten auf dem Platze erhebt, befand ſich ein großer Röhrenbrunnen, oben mit dem Bilde des Herkules geziert. Nahe bei dieſem Brunnen aber, gegen das Rathhaus zu, ſtand um jene Zeit ein großer, alter Lindenbaum und ein hölzerner Triller, nebſt dem für Verbrecher beſtimmten Pranger.

Nach dieſer Gegend nun drängte und wälzte ſich die ganze Menſchenmaſſe, obgleich der Platz bereits völlig angefüllt war. Die Leute ſtanden, ſchon Stunden vor der traurigen Execution, Kopf an Kopf; die Fenſter der umliegenden Häuſer waren von Herren und Damen, meiſt aus den höchſten Ständen, beſetzt und ſelbſt auf den Dächern und Schornſteinen hatten ſich Schauluſtige mit raſender Kühnheit gewagt. Ebenſo war der ganze Lindenbaum bevölkert, nicht von befiederten Sängern, wohl aber von der edlen Brut der Gaſſenjugend Heidelbergs.

„Ich werde erſticken!“ — rief in dieſem Momente ein liebliches Bürgermädchen aus einer Menſchengruppe heraus, die ſich, wie ein lebendiges Schwalbenneſt, auf und um die ſteinernen Vortreppen eines Hauſes, von der man den Hauptſchauplatz trefflich überſehen konnte, gedrängt und ordentlich angeklebt hatte. Es war Gretchen, des Schneiders Töchterlein, die zwiſchen Vater und Mutter ſtand, aber ſo eingepreßt und eingeengt, daß ſie faſt nicht mehr Athem ſchöpfen konnte. Ein tüchtiger Rippenſtoß von Seiten der Mutter war die fühlbare Antwort, der ſich die Worte beigeſellten: „Halte dein Maul, dummes Ding! Heute in aller Früh', wie Alles noch ſchlief, hat ſie's kaum erwarten können, hierher zu kommen und jetzt ſchreit ſie, als ob ſie am Spieß ſtecke!“

Gretchen ſeufzte; die Mutter hatte nicht Unrecht; … wie ganz anders war es ihr jetzt zu Muthe, als damals! Das arme Kind begriff ſelbſt die Wandlung nicht, die ſeit heute Morgen mit ihr vorgegangen. Sie fühlte ſich, wo möglich, noch aufgeregter; aber in anderer Art; ſtatt der Neugierde und der fieberhaften Spannung, mit der ſie in kindlicher Ungeduld der Urtheilvollſtreckung an dem Ex-Miniſter entgegengeſehen, wechſelten jetzt in ihrem kleinen Herzen in raſcher Folge die freudigſten, ſeligſten Gefühle mit den peinlichſten. Es war ihr oft, als hätte ſie ſich ſelbſt verloren und fände nun ſtatt dem alten ein neues Gretchen in ſich. Der Gedanke machte ſie faſt ſchwindeln, und immer und immer wieder frug ſie ſich: iſt es denn wahr, was geſchehen? liebte er mich wirklich? und ich ihn? … „Lieben?!“ — Gott, ſie hatte ja ſchon ſo oft von Liebe ſprechen hören und von Verliebten … und darüber gelacht und wohl auch geſpottet … und nun ſollte ſie ſelbſt lieben? … wirkich … lieben? … und … geliebt werden?! … und noch gar von einem ſo ſchönen und vornehmen Herrn!

Bei dieſem Gedanken überkam ſie wieder der ſonderbare Schwindel und ein Gefühl des Entzückens, daß ſie vor Seligkeit laut hätte aufſchreien können. Aber ſie drückte nur den Arm der Mutter, an dem ſie ſich hielt, mit ſolcher Heftigkeit, daß die Schneiderin, mit einem leiſen Fluche zwiſchen den Zähnen, erſchrocken auf ſie hinſah, und ſie mit den Worten derb ſchüttelte: „Was zum Teufel haſt du denn nur heute!“

„Ihn! ihn! den lieben Mann!“ — hätte Gretchen beinahe geantwortet, wenn nicht eine plötzliche Bewegung in der ganzen Menſchenmenge, . . . ein Biegen, Beugen, Bewegen und Rufen: „Sie kommen!“ „Sie kommen!“ ſie davon abgehalten. Jetzt ſiegte doch auch für den Moment die Neugierde wieder. Sie hob ſich auf den Fußſpitzen empor und ſchaute athemlos nach der Gegend hin, woher der Zug kam.

Aber welch' ein erſchütterndes Schauſpiel gefallener Größe bot ſich jetzt den Blicken der vielen Tauſenden dar!

Vier Stadttrompeter eröffneten blaſend den Zug; ihnen folgte, geführt von ſeinem Präſidenten, Herrn von Steinkallenfells, der Gerichtshof in Amtstracht: ernſte Männer mit finſteren Geſichtern, von welchen nicht gerade jedes den Ausdruck befriedigten Haſſes verbergen konnte. Jetzt kam der Henker mit einem leeren Schinderkarren und hinter dieſem . . . .

„Hurrah!“ welch' pfeifen, ſchreien, ſchimpfen und höhnen erfüllte mit einemmale die Luft, den Straßen entlang laufend und Wiederhall findend den Häuſern hinauf, bis auf die Dächer. War es doch, als ob die Hölle alle ihre Dämonen losgelaſſen habe, um mit Triumph ein ihr liebes Opfer zu empfangen. Und die Menſchen hier, in ihrer aufgeregten Leidenſchaft blieben wahrlich nicht hinter hölliſchen Dämonen zurück.

Gretchen bebte entſetzt zuſammen: hinter dem Henker mit dem leeren Schinderkarren ſchritt eine hohe, aber gebeugte, in die Kleidung eines Sträflings gehüllte Geſtalt, in der rechten Hand eine Ruthe haltend, einher.... es war Hofprediger Langhanns, ... der einſt ſo allgewaltige, allgefürchtete Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Kurfürſten![*]

Ihm folgte eine Abtheilung der Beſatzung Heidelbergs, hinter welcher, Schritt um Schrit, die Wogen der Volksmaſſen, fort und fort pfeifend, ſchimpfend und heulend zuſammen ſchlugen.

Jetzt war der Zug vor dem Rathhaus angekommen und der zu zwanzigjähriger Zuchthausſtrafe Verurtheilte, ward, noch immer die Ruthe in der Hand, unter dem Geſpött und Geſchrei der, auf dem Lindenbaum niſtenden Straßenjugend, an den Pranger geſtellt, um, eine Stunde ſpäter, auf dem Schindkarren nach dem Diebsthurm gebracht zu werden.

Mitten in dem Gedränge war ein Mädchen, faſt noch ein Kind, ohnmächtig geworden; und zwar merkwürdigerweiſe das ſonſt ſo luſtige Gretchen, das ſich noch am Morgen ſo ſehr auf dies ergötzliche Schauſpiel gefreut hatte. Der Anblick von eben, mochte wohl ein, der Gefühlswelt plötzlich erſchloſſenes Herz zu tief erſchüttert haben. Und, zur Ehre Heidelbergs ſei es geſagt, gab es noch gar manches Herz in der Stadt, das ſich empört und mit Abſcheu von dieſer Scene wegwandte oder ihr beizuwohnen vermieden hatte.

---

[*] Dr. L. Häußer: Geſchichte der rheiniſchen Pfalz. II. Band. S. 762.

Und zu dieſen edleren Menſchen gehörte denn auch die Familie Dohmerſtein in deren Kreis in derſelben Stunde ein Abſchied genommen wurde, der tief in Aller Herzen griff.

Bürgermeiſter von Dohmerſtein war aus der Verſammlung ſofort mit ſeinem Sohne, Elgſtröm, Haynbuch und Marfleff nach ſeinem Hauſe zurückgekehrt; einmal, dem widerwärtigen Akte einer haßerfüllten Juſtiz aus dem Wege zu gehen, und dann, weil Elgſtröm Abſchied von Mutter und Tochter nehmen wollte. Die noch übrige Zeit des Tages und des Abends mußte der junge Mann für die Vorbereitungen zu der ſo ſchnell übernomenen Reiſe verwenden, auch gebot ihm Kindespflicht ſeine Eltern brieflich von der Sache zu benachrichtigen.

Haynbuch war düſterer geſtimmt denn je; er wußte — wenn auch in gutem und ſicherem Schutz — ein Herz, das in dieſen Stunden ein unendlicher Jammer erfüllte; während eine finſtere Ahnung ihm ſagte, daß bei dieſer Sendung an den Wiener Hof nicht nur kein für das Vaterland günſtiges Reſultat erzielt werden würde, ſondern auch durch Elgſtröms Entfernung ein, ihm in vielen Beziehungen verdächtiger Mann in dem

Dohmerſteiniſchen Hauſe nur zu freien Spielraum gewinnen werde.

Auch Frau von Dohmerſtein erſchreckte die Wahl Elgſtröms in die Deputation einigermaßen; doch war ſie viel zu ſehr Patriotin, um von derſelben auch nur im Entfernteſten abzurathen; ihr gutes, edles, durch die neuen politiſchen Vorkommniſſe und die, ihrem wunderbaren tief innerſten Seelenleben entwachſenen Schreckbilder nur zu geängſtigtes Herz, hoffte ja, nach ächter Frauenart, dem ohnerachtet, auf Kaiſer Leopolds Einſicht und raſche Hülfe.

Aber warum denn erblaßte Ottilie ſo auffallend, als Elgſtröm ihr ſeine ſofortige Abreiſe nach Wien mittheilte? warum denn zitterte ihre Hand ſo heftig in der ſeinen, als er ſie zum Abſchied drückte? ... und ... warum kamen ihm ſelbſt urplötzlich Thränen in die Augen, als ihr liebevoll-ſchmerzlicher Abſchiedsblick ihn traf?

Seine jugendlich-kühne Begeiſterung hatte ihm die Trennung von allen Anderen, ſelbſt von dem treuen Freunde leicht gemacht, ja faſt nicht empfinden laſſen, und jetzt . . . kam es in der That wie ein tiefes Weh über ihn. Aber der junge kräftige Mann erhob ſich raſch wieder: der Gedanke an das ſo arg bedrohte Vaterland wirkte faſt beſchämend auf die momentane Schwäche zurück, . . . er drückte Allen noch einmal die

Hand und verließ dann raſch mit den Freunden das ihm ſo lieb gewordene Haus.

Markloff folgte den beiden Anderen auf dem Fuße, die freilich ſein triumphirendes Hohnlachen nicht ſehen konnten. Ottilie aber lag leiſe weinend in der Mutter Armen.

Zweites Buch.

In Wien.

Eine Reiſe von Heidelberg nach Wien ging in jenen Zeiten nicht gerade allzuſchnell von Statten, ſelbſt wenn man Tag und Nacht dazu nahm und alles aufbot, was dieſelbe befördern konnte. Auch die Deputation der Heidelberger Studenten, Profeſſoren und Bürger mußte dieſe Erfahrung zu ihrem Aerger machen: jammervolle Straßen und Wege, ſchlechte Pferde, träge oder betrunkene Poſtillione, unwillige und faule Poſthalter und übermäßiger Aufenthalt an faſt allen Stationen brachten die Geſellſchaft und namentlich den jungen lebhaften Elgſtröm, der ſich Flügel gewünſcht hätte, oft in eine wahre Verzweiflung. War es ihm doch manchmal, als müſſe er ſelbſt den Wagen, in dem ſie fuhren, fortdrücken oder aus demſelben herausſpringen und, den Anderen voraneilend, zu Fuße nach Wien laufen. Wohl ging es bei den beiden anderen Studenten nicht beſſer; wogegen der Herr Univerſitäts-Profeſſor Toſſanus und der Herr Stadt-Syndikus Mieg mit dem Phlegma des Alters die Sache hinnahmen, wie ſie eben ging und die jungen Leute hübſch zur Geduld mahnten. Es war der alte Schlendrian, mit dem man damals alles in Deutſchland betrieb: Politik, Juſtiz, Univerſitätsweſen und der ſich namentlich auch auf den deutſchen Hochſchulen geltend machte, ſelbſt im Betrieb der Wiſſenſchaften. „Unſere Univerſitäten“ — rief in dieſer Beziehung einmal Elgſtröm ſeinen beiden jüngeren Collegen zu, als ſie neben dem alten Rumpelkaſten von Wagen, in dem ſie eben fuhren und den zwei halblahme Gäule zogen, einen Berg hinauf gingen: „Unſere Univerſitäten gleichen alten Häuſern, in welchen der Schlendrian, die Zipfelmütze über den Kopf gezogen, wohnt; es wäre wohl einmal an der Zeit den Tempel der Wiſſenſchaft von dem alten Schneckengang und Plunder zu reinigen, und dieſen nach der Rumpelkammer oder auf den Trödelmarkt zu ſchicken, und die guten alten Herren dazu. „„Ars longa vita brevis!““ „„Kurz iſt das Leben und lang die Kunſt,““ ſagte Hippocrates, und ſeit ihm iſt die Kunſt noch länger und das Leben kürzer geworden!“

Indeß . . . man kam endlich doch nach Wien . . . um die traurige Erfahrung zu machen, daß der Weg von hier zur Hofburg noch ſchwieriger und langwieriger ſei, als der bereits zurückgelegte. Elgſtröm hatte in ſeinem Jugendmuth, in ſeiner Begeiſterung für Teutſchlands Ehre und die gute Sache, in ſeiner Sorge um das bedrohte Vaterland und im guten Glauben an den edlen Willen des Deutſchen Kaiſers gehofft, ſofort im Vereine mit den übrigen Gliedern, der Deputation alle Schwierigkeiten raſch überwinden und beſiegen zu können. Der deutſche Kaiſer nannte ſich ja und führte den ſtolzen Titel „allzeit Mehrer des Reichs,“ wie konnte er da zuſehen, daß Ludwig XIV. freche Räuberband ein Stück der weſtlichen Gränze nach dem anderen abbröckelte und in ſeine Taſche ſteckte! Der Kaiſer, Leopold I., ließ ſich Vater ſeines Volkes nennen, mußte er da nicht auch ſeinen Unterthanen und Kindern zugänglich ſein?! Aber von allem dem das Gegentheil.

Kaiſer Leopold I war eben ein gar geringer kleiner Geiſt, arm an eigenen Ideen und noch ärmer an eigenem Willen. Seine ganze Staatskunſt ging darauf hinaus: „Alles beim Alten zu belaſſen!“ Dabei that- und rathlos, ſank er, der Zögling und Sklave der Jeſuiten zu einem ohnmächtigen Werkzeuge in den Händen nichtswürdiger Miniſter und herrſchſüchtiger Pfaffen herab, die ihn denn auch, — um ſelbſt beſſer regieren zu können, — ſo vollſtändig von ſeinem Volk abſperrten, daß es kaum möglich war, bis an die

Stufen des Thrones vorzudringen. So ſtämmten ſich denn auch der Heidelberger Deputation eine ſolche Maſſe von Schwierigkeiten, Vorbeſuchen, ceremonieller Erforderniſſen, Vertröſtungen und böswilligen Dummheiten entgegen, daß ſelbſt ein Herkules umſonſt gegen ſie angekämpft haben würde. Was aber Elgſtröm vollends außer ſich brachte, war, daß die beiden alten Herren der Deputation, durch dieſe Widerwärtigkeiten peinlich berührt und durch das hochmüthige und kalt-zurückſtoßende Weſen der weltlichen und geiſtlichen Hofbeamten vollſtändig entmuthigt, ſich alsbald vor jedem weiteren Schritte fürchteten und augenſcheinlich am liebſten ſofort wieder nach Heidelberg zurückgekehrt wären. War doch die zumeiſt proteſtantiſche Pfalz den Jeſuiten ohnehin ein Dorn im Auge, ſo daß ſie einer franzöſiſchen Uſurpation, wenn mit derſelben eine Katholizirung jener Lande verbunden werden konnte, gar nicht ungern entgegenſahen.

Elgſtröm ſah ſich daher — da noch überdies ſeine zwei Studiengenoſſen mehr den Vergnügungen nachhaſchten, als bei den ernſten, allerdings ſehr unangenehmen Geſchäften blieben, in dem großen, ihm völlig fremden Wien ganz vereinzelt. Daß eine unſichtbare Hand am Wiener Hof, im Einverſtändniſſe mit Herrn von Markloff in Heidelberg hier mit im Spiele war, konnte Elgſtröm natürlich nicht ahnen.

In ſeinem jugendlichen Enthuſiasmus hatte er geglaubt, es bedürfe nur des Erſcheinens der Deputation, nur des, durch ſie laut werdenden Aufſchrei's der pfälziſchen Lande, um des Kaiſers Ohr zu gewinnen und Leopold zu veranlaſſen, den Bedrängten ſofort zu Hülfe zu eilen. Jetzt ſah er mit Entſetzen, daß die Stimme des Volkes ganz unmöglich zu des Kaiſers Ohren gelangen könne, wenn es nicht im Willen der, die Majeſtät unabläſſig umgebenden Hofſchranzen und geiſtlichen Herren liege. Selbſt die Empfehlungen, welche die Deputation in aller Eile von der verwittweten Churfürſtin erhalten hatten, ſteckten nicht . . . oder nur ſcheinbar. Man wurde von Vorzimmer zu Vorzimmer geſchoben und als die Anderen erſchlafft oder verzagt zurückblieben, gelang es Elgſtröm, der oft ganz verzweifelnd war, nur in vereinzelten Fällen, in das Cabinet irgend eines der Räthe zu gelangen, um auch da leere Verſprechungen und hohle Ausflüchte zu finden. Was kümmerte man ſich in Wien um die entfernten pfälzer Lande, das treue Bollwerk gegen die Franzoſen; hatte man doch ſelbſt alle Hände voll zu thun, um die Türken von ſich abzuwehren. Oft ſogar traf der junge Mann auf eine Erſcheinung, die ihm noch räthſelhafter blieb: man bezog ſich auf Berichte aus Heidelberg ſelbſt, die die Sachlage als gar nicht ſo gefährlich vorſtellten; ja bei einem der Geheimen-Räthe mußte er ſogar den faſt beleidigenden Vorwurf hören: Man ſei wohl unterrichtet, daß die Herren von der Deputation, und namentlich er ſelbſt, zu den unruhigen Köpfen gehörten, die gerade durch ihr übertrieben patriotiſches Weſen, ein actives Vorgehen Frankreichs provocirten.

Elgſtröm, auf das peinlichſte berührt und in ſeinen heiligſten Empfindungen tief gekränkt, zerbrach ſich vergeblich den Kopf darüber, von wem in Heidelberg dieſe lügneriſchen Berichte herſtammen könnten.

Trotz alledem ließ Elgſtröm nicht nach. Die zähe Willenskraft, die ihm inwohnte, gab ihm eine Ausdauer, die ſonſt der Jugend ſelten eigen iſt; er lebte nur für ſeine Aufgabe; . . . er dachte nur an die Gefahr, die mit der vergeblich verrinnenden Zeit, der Pfalz, Heidelberg und den Lieben dort immer näher rückte. Und abermals ertappte er ſich hier auf einer — wenn auch in ein ganz anderes Bereich fallenden — ſeltſamen Erſcheinung: er vermochte nämlich nicht an Heidelberg zu denken, ohne daß zugleich das Bild Ottiliens, wie ſie von ihm Abſchied genommen, vor ſeine Seele getreten wäre. Sie war ihm immer lieb und werth geweſen, — werth, wie eine liebe Schweſter; — aber ſeit jenem letzten Blick beim Abſchied, . . . ſeit er von ihr getrennt war, . . . ſeit ihre Hand in der ſeinen gezittert, . . . trat ihr Bild immer und immer wieder vor ſeine Seele, mit neuen Reizen geſchmückt . . . lieber, bedeutender wie ſonſt. Er vermißte ſie und wußte nicht warum; . . . ſie fehlte ihm . . . ohne daß er begreifen konnte, aus welcher Urſache.

Indeß war ſeine und die Lage der Dinge zu ernſt, um weiteren Gedanken hierüber nachhängen zu können; auch in Wien fing man endlich davon zu munkeln an, ein neuer Krieg mit Frankreich bedrohe das Reich. Elgſtröm ſtachelte mit Feuerreden ſeine Collegen auf, die Stimmung zu benutzen und das Letzte daran zu ſetzen, um bis zum Kaiſer vorzudringen: Profeſſor Toſſanus und Stadt-Syndikus Mieg aber erklärten geradezu, daß ſie dies als eine Unmöglichkeit erkannt und daher in den nächſten Tagen nach Heidelberg zurückkehren würden; die beiden Studenten aber wollten nichts unternehmen, wenn jene beide Herrn ſich nicht mitbetheiligten.

Elgſtröm war außer ſich. Es blieb ihm nichts übrig, als allein die letzten Verſuche zu wagen. Er hatte dabei in ganz Wien nur einen einzigen höhergeſtellten Mann kennen gelernt, zu dem ihn aufrichtiges Vertrauen hinzog, und dies war der Reichshofrath Graf von Sporndittenheim. An dieſen entſchloß ſich Elgſtröm in ſeiner Verzweiflung noch einmal zu wenden. Er wurde, wie ſchon früher, freundlich von dem Grafen empfangen.

„Ich kann mir euere Ungeduld und Verzweiflung denken, junger Mann!“ — ſagte mit wohlwollendem Tone der Reichshofrath — „da ich die hieſigen Verhältniſſe und den ſchleppenden Gang bei Hofe genügſam kenne.“

„Aber um Gottes Willen!“ — rief Elgſtröm mit

Wärme — „giebt es denn gar kein Mittel bis zu dem Kaiſer vorzudringen?"

„Für euch wird das, wie ich ſchon bei eurem erſten Beſuche andeutete, ſchwer halten!" — entgegnete Herr von Sporndittenheim.

„Aber warum denn?"

„Sind Sie Katholik?"

„Nein, Herr Graf, ich bin Proteſtant."

„Und aus einem zumeiſt proteſtantiſchen Lande."

„Und ſind wir Proteſtanten nicht auch Unterthanen des deutſchen Reiches? Iſt der Kaiſer nicht auch unſer Schutzherr?"

„Gewiß; aber der Kaiſer regiert ja nicht."

„Wie? . . . wer denn?"

„Unter uns geſagt und wenn ihr mir zu ſchweigen verſprecht . . . die Jeſuiten ſeiner Umgebung."

„Aber iſt er nicht Reichsoberhaupt?"

„Dem die Reichsunterhäupter ſpotten."

Elgſtröm ſchüttelte ungläubig das Haupt.

„Zweifelt ihr daran?" — frug der Graf.

„Nicht an eueren Worten, Herr Reichshofrath," — entgegnete Elgſtröm — „aber ich geſtehe, daß ich die Sache nicht begreife. Seine Stellung als deutſcher Kaiſer muß ihm ja, trotz der Erſchlaffung des Reichsverbandes, immer noch anſehnliche Hülfsmittel geben, ſo daß es in ſeiner Hand liegt, noch die ganze Macht der verſchiedenen Theile des Reiches und ihrer Fürſten zuſammenzufaſſen und ſomit Gewaltiges auszuführen, ohne ſeine Umgebung zu fragen.“

„So große Maſſen, mein junger Freund“ — ſagte hier Graf Sporndittenheim — „ſo große Maſſen, ſo verſchiedenartig nach Beſtandtheilen, Verbindungsmitteln, Berührungen, Intereſſen und Hülfsquellen, wie ſie das deutſche Reich bietet, bedürften vor allen Dingen eines ſtarken Geiſtes, der ſie belebend durchdringt und als gemeinſame Seele zum Ganzen eint. Solch ein Geiſt aber iſt — offen geſprochen — Kaiſer Leopold nicht. Arm an eigenen Ideen, bloß hergebrachten Formen und überlieferten Maximen anhängend, das „Belaſſen beim Alten“ als Summe der Staatskunſt achtend, ein lenkſames Werkzeug ſeiner Miniſter und Pfaffen, lichtſcheu, thatlos, vor der kleinſten Ketzerei mehr als vor Frankreichs Waffen, ... vor der Freiheitsluſt ſeiner Unterthanen mehr als vor den ſiegenden Türken bang, ... ſeinen Beichtvater als erſten Rath, die Jeſuiten als Männer des Heils verehrend, träumt unſer guter Kaiſer Leopold ſanft von ſeines Hauſes unwandelbarer Größe, oder überläßt die Sorgen der Regierung ſeinen Räthen und dem Himmel, während — o, ich weiß es ja nur zu gut — ſein Gegner, Ludwig XIV., Hand in Hand mit dem ſchlauen Louvois, raſtlos, kühn und mit perfider Verſchlagenheit, vorwärts geht und Reich und Macht auf unſere Koſten vergrößert!“

„Aber die übrigen deutſchen Fürſten!“ — rief

Elgſtröm — „die Stände, das ganze deutſche Volk! ... thun denn dieſe gar nichts, um den König von Frankreich zu verhindern ...“

„O!“ — ſagte Sporndittenheim mit finſterer Miene — „es iſt allerdings unglaublich, aber ... die hindern ihn daran wenig; ſie dienen ihm vielmehr ...“

„Wie?!“ —

„Ja, Dank der Selbſtſucht der Fürſten und Stände und der Gleichgültigkeit des deutſchen Volkes, in dem ja jeder Funke von Nationalſinn erloſchen iſt. Wir haben Oeſterreicher, Bayern, Schwaben u. ſ. w., wo aber Deutſche?“

„Mir blutet das Herz!“ — ſagte Elgſtröm düſter.

„Der Weſtphäliſche Frieden“ — fuhr der Reichshofrath fort — „hat leider die Landeshoheit der Fürſten nur zu ſehr befeſtigt; ſelbſtſtändig gegenüber dem Kaiſer und Reich, begehren ſie jetzt auch unumſchränkt zu werden über ihre Völker und Landſtände. Das zerbröckelt Deutſchland, löſt den Reichsverband auf, ſchwächt uns und giebt dem länderſüchtigen König von Frankreich leichtes Spiel Stück für Stück von Deutſchland loszureißen!“

„O Gott!“ — rief Elgſtröm mit überſtrömendem Gefühl. — „Mit Unwillen, mit Verzweiflung im Herzen und Schamröthe im Geſicht überblickt der Vaterlandsfreund dieſe unſeligen Verhältniſſe!“

„Und das jammervolle Treiben des Reichstages zu

Regensburg!“ — fügte Herr von Sporndittenheim hinzu. — „Ich war lange Jahre Mitglied deſſelben, aber ich konnte es nicht länger in dieſem Collegium aushalten. Das demüthigende Schauſpiel ſeiner gänzlichen Erbärmlichkeit, ſeiner Unbehülflichkeit und Indolenz in allen großen Nationalſachen ſchnürte mir das Herz zu. Ich ließ mich hieher verſetzen und . . . fand es hier ſo ſchlimm, wie in Regensburg. Anſtatt den einheimiſchen Gebrechen durch gute Polizei-, Handels- und Juſtizgeſetze zu ſteuern; . . . anſtatt die Mittel gemeinſamer Vertheidigung nicht allein gegen die Türken, ſondern auch gegen den Haupt-Reichsfeind, den durch Ränke und Waffen drohenden Ludwig XIV. aufzuſuchen und zu betreiben, vergeudet man die Zeit mit der Erörterung von elenden Lappalien, erbärmlichen Rangſtreitigkeiten und nichtsſagenden Formalitäten! Aber genug! Ich mag davon nichts mehr hören! Man ärgert ſich ſonſt zu todte!“

„So iſt alſo nichts zu machen?“ — frug Elgſtröm mit gepreßter Stimme — „ſo muß die Pfalz, muß Mannheim und das ſchöne Heidelberg rettungslos untergehen?“

Der Reichshofrath beſann ſich lange Zeit, indem er mit großen Schritten und ernſter Miene in dem Zimmer auf und abging, endlich blieb er vor dem jungen Manne ſtehen und ſagte mit Entſchloſſenheit: — „Laßt uns den letzten Schritt wagen. Ich werde euch, mein Sohn, zu dem Biſchof von Würzburg und Bamberg, dem Grafen von Schönborn, führen. Er iſt mein Freund, gerade jetzt in Wien und vermag ſehr viel bei dem Beichtvater der Majeſtät. Nimmt es Schönborn auf ſich, den Gewiſſensrath zu gewinnen, euch eine Audienz bei Leopold zu gewähren, dann verſucht euer Glück direkt bei dem Kaiſer. Aber dafür iſt kein Augenblick zu verlieren, denn in einer Stunde begiebt ſich die Majeſtät zur Kirche, um, wie alltäglich nach der heiligen Meſſe ſeinen Hofprediger, Pater Abraham a Sancta Clara, zu hören."

Und der Reichshofrath, Graf von Sporndittenheim, befahl ſeinen Wagen.

Als die beiden Männer in demſelben ſaßen, frug Elgſtröm, was es denn nur für eine Bewandtniß mit dem Pater Abraham a Sancta habe, von dem er ſchon ſo viel und ſo oft habe ſprechen hören?

„Das will ich euch ſagen, junger Mann" — verſetzte der Graf. — „Wir leben hier unter einer gar frommen Regierung: die harmloſen Kundgebungen jugendlicher Fröhlichkeit im Volksleben, der heitere Prunk des Hofes und des Adels, gelten jetzt in dem ſonſt ſo luſtigen und gemüthlichen Wien für ſündlich."

„Und was bietet man den guten Wienern als Erſatz?" — frug Elgſtröm.

„Das iſt es eben:" — entgegnete der Reichshofrath — „als Erſatz bieten die Jeſuiten den ausſchweifendſten kirchlichen Prunk. An Feiertagen und Heiligenfeſten fehlt es, wie ihr wiſſet, der katholiſchen Kirche nicht. Jede Woche faſt kommen mehrere vor. Da giebt es denn prächtige, ſich durch die Straßen Wiens von einer zu der anderen Kirche bewegende Prozeſſionen, bei welchen der Adel und die Geiſtlichkeit wie ſonſt an Hoffeſten den Glanz ihres Reichthums, die Pracht und Fülle ihrer Juwelen und koſtbaren Gewänder, die ganze Herrlichkeit ihrer hohen Stellung zeigen. Die guten Bürger aber ſchauen, beten und vergnügen ſich dabei, indem ſie nach Kräften den Luxus nachmachen."

„Und das nennt man hier zu Lande Religion?" — frug Elgſtröm erſtaunt.

Sporndittenheim lachte:

„Ja!" — ſagte er dann. — „Es iſt eine koſtſpielige Sache geworden, Gott zu dienen!"

„Und begnügen ſich die heiteren Wiener damit? Wo ſind ihre ſchnurrigen Schauſpiele? wo bleibt ihr Kasperl mit ſeinen Poſſen?"

„Sie werden in der Hofkirche durch den humoriſtiſchen Schwaben Ulrich Mergele erſetzt."

„Was?" — rief der junge Mann ſtarr vor Staunen. — „Wer iſt das: Ulrich Mergele?"

„Derſelbe, von dem ihr vorhin ſpracht," — verſetzte der Reichshofrath — „der Mönch Abraham a Sancta Clara."

„Und der? . . ."

„Man kann ihm Geiſt und Originalität nicht abſprechen. Er weiß die Wiener zu packen und Hof und Adel ebenfalls, da er gewiſſermaßen den Hofnarren auf der Kanzel ſpielt. Seine Predigten ſind oft ſcharf und treffen wie Geißelhiebe, während der Schalk unter der Mönchskutte hervorlacht.“

Sie waren indeß an dem Pallaſt angekommen, welchen zur Zeit der hochwürdigſte Herr Biſchof von Würzburg und Bamberg bewohnte. Unglücklicherweiſe war er gerade auf dem Sprung zur Predigt in die Hofkirche zu fahren. Er lud daher, keinen Aufenthalt zu haben, den Reichshofrath und deſſen Schützling zur Tafel, was natürlich, wenn auch von Elgſtröms Seite mit Sträuben, angenommen wurde, da keine andere Ausſicht vorhanden war, den frommen Herrn zu ſprechen.

Pater Abraham a Sancta Clara.

Geduldsproben hatte Elgſtröm bereits ſchon genug in Wien überſtanden, um auch noch dieſe mitzumachen. Er dachte daher klüglich: „Wenn man beim Stiche der Bienen oder des Schickſals nicht ſtille hält, ſo reißt der Stachel ab und bleibt mit doppelten Schmerzen zurück! Er nahm daher auch des Reichshofraths Vorſchlag an, ebenfalls die Hofkirche zu beſuchen und dabei den Kaiſer zu ſehen, was vor einer Audienz immer von Wichtigkeit für ihn, — und den berühmten Pater Abraham a Sancta Clara zu hören.

Die Kirche war gedrängt voll: Adel, Militär, Geiſtlichkeit, Bürger, Damen aller Stände füllten ſie, denn es war Mode Sancta Clara zu hören ... und ... die Majeſtät beſuchte ja täglich die Predigten des berühmten Redners. Ein ungemeiner Luxus machte ſich dabei überall geltend; doch wollten die heiteren Geſichter und die, jedenfalls mehr für die Aufführung eines Luſtſpieles, als das Anhören einer Predigt geeignete Stimmung, die ſich überall kund gab, dem Proteſtanten durchaus nicht an einem ſo ernſten und geheiligten Orte zuſagen. Unterhielt man ſich doch, nach allen Seiten hin, laut, ja oft lachend, wie in dem Parterre eines Theaters.

Plötzlich indeß verſtummte der Lärm; die Orgel brauſte in gewaltigen Tonwellen auf und ein Schwarm hoher Geiſtlicher drängte ſich nach der Thüre, den Kaiſer zu empfangen, der unter dem Vortritt und gefolgt von vierzig in Silber- und Goldſtickereien funkelnden Edelknaben und hohen und niederen Hofbedienſteten, an der Seite ſeines Beichtvaters eintrat und nach der kaiſerlichen Loge ſchritt, die im unteren Raume der Kirche, der Kanzel gerade gegenüber, angebracht war.

Aber wie? ... was? ... war denn das der Beherrſcher des deutſchen Reiches? . . . war das der Kaiſer? . . . die Majeſtät? . . . Leopold I.?!

Unmöglich! dieſe kleine, nichtsſagende, ärmliche Geſtalt, . . . dieſer Mann mit dem Geſicht ohne Geiſt und Leben, mit der ſchlaff herunterhängenden Lippe, mit dem Ausdruck pfäffiſcher Demuth und dem trollenden, ſchwerfälligen Gang . . . das? . . . das ſollte Deutſchlands Kaiſer ſein?

Elgſtröm glaubte der Schlag müſſe ihn treffen und in einer Secunde war ihm nun klar geworden, was er bisher nie und nimmer begreifen konnte: daß in dieſe Hände ein Roſenkranz . . . nie und nimmer aber das Scepter eines Reiches, wie Deutſchland, gehöre. Er hätte vor ſchmerzlicher Enttäuſchung laut aufſchreien mögen . . . aber . . . man war in der Kirche und . . . auf der Kanzel ſtand die merkwürdige Geſtalt des Paters Abraham a Sancta Clara.

Es war eine, in ein rauhes Mönchsgewandt gehüllte imponirende Erſcheinung, groß von Statur, mit lichtblauen Augen und dunkelbraunen, leicht in's Graue fallenden Haaren. Seine Geſichtszüge waren edel, — ja ſie mußten in jüngeren Jahren ſogar ſchön geweſen ſein. Es ſprachen Klarheit, Entſchiedenheit und Wohlwollen aus ihnen; aber auch ein gewaltiger Geiſt und eine derbe kauſtiſche Natur. In den Augen funkelte es von Witz und Muth, während ſich um den Mund ein Zug von Weltverachtung gelagert hatte.

Elgſtröm hatte, wie alle Anweſenden, den Kaiſer vergeſſen und lauſchte, ſchon überraſcht durch die erſten Worte, lächelnd aber mit immer ſteigender Spannung den Worten des Auguſtinermönches.

Der Pater aber hub mit lauter klangvoller Stimme an:

„Wie die Glocken, alſo der Klang,
Wie der Muſicus, ſo der Geſang,
Wie der Vogel, alſo das Ey,
Wie der Koch, alſo der Brei,
Wie der Schuſter, alſo der Schuch,
Wie der Schreiber, alſo das Buch.
Wie der Arzt, alſo die Salb,
Wie die Kuh, alſo das Kalb.
Wie der Meiſter, alſo der Jung,
Wie der Tänzer, alſo der Sprung.
Wie der Baum, alſo die Biern,
Wie die Frau, alſo die Dirn.
Wie der Herr, alſo der Knecht,
Wie der Soldat, ſo das Geſecht.
Wie der Hirt, alſo die Rinder,
Wie die Eltern, ſo die Kinder!

Ihr lieben Chriſten!

So höret denn, was ich euch heute vorzuſagen und zu predigen habe, ſintemal die Welt jetzt ſchlechter iſt denn je! Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! wer Ohren hat zu hören, der höre! Alſo ſtehet geſchrieben im Evangeliſten Matth. 11, 15.

Ich aber will euch erzählen von einem Mann, der einen gar wunderlichen Traum hatte; es träumte ihm nämlich folgender Geſtalt, wie er mir ſelbſt erzählte:

Ich nahm meinen Weg durch eine vornehme Stadt, denn ich wollte meine vorwitzigen Augen auf die Waide führen, und manch ſeltſame und ſchöne Sachen ſehen, damit ich ſpäter auch zeigen könne, daß ich nicht geweſen wie eine Brut-Henne, die ſtets zu Hauſe auf ihrem Neſt gehockt. Mein erſter Gang war alſo nach Hof, allda die Beſchaffenheit des Pallaſtes, die Tracht und das Treiben des Adels, den Pomp der Großen und Anderes zu ſehen. Und als ich an die Pforte kam, da traten mir zwei Thiere entgegen, dergleichen ich in meinem Leben nicht geſehen. Eines war von Speck ſo feiſt, daß es mit ſeinem Schmeerbauch faſt den Erdboden kehrte; — das andere war dergeſtalt dürr, daß es ohne weitere Mühe der Drechsler hätte bei ſeiner Arbeit gebrauchen können. Da ich nun aber merkte, daß dieſe Thiere, wie Bileams Eſelin reden konnten, war ich ſo kühn, oder vielmehr ſo frech, und unterſtand mich zu fragen, wie es zu Hofe hergehe. Da ſchrieen ſie beide auf und das dürre Thier rief:

Ach, ach, was wirſt du vor Wunderdinge zu Hofe ſehen.

Und was werd' ich ſehen? frug ich.

Und das dicke Thier fing an zu ſchnaufen, als ob es in ſeinem Speck und Schmeere faſt erſticken wolle und rief:

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fechter, aber nur ſolche, die da über die Schnur hauen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Meßner, aber nur ſolche, die mit der Sau-Glocke läuten.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fiſcher, aber nur ſolche, die mit faulen Fiſchen umgehen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Schneider, aber nur ſolche, die einem ſuchen, die Ehre abzuſchneiden.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Kaufleut, aber nur ſolche, die mit Bärenhäuter-Zeug handeln.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Drechsler, aber nur ſolche, die einem ſuchen Naſen zu drehen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Maler, aber nur ſolche, die einem etwas Blaues vormalen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fuhrleut, aber nur ſolche, die einem hinter das Licht führen.

Du wirſt zu Hof ſehen, — rief hier das dürre Thier — lauter Geiger, aber nur ſolche, die einem zu ſtimmen ſuchen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Köch', aber nur ſolche, die einem die Suppen verſalzen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Schloſſer, aber nur ſolche, die einem einen Riegel vorſchieben.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Tiſchler, aber nur ſolche, die einem nicht leimen, aber . . . verleumden.

Du wirſt zu Hof ſehen, — ſchrie das dürre Thier wieder drein — daß alldort die Redlichkeit iſt, wie der Palm-Eſel, der das Jahr nur einmal an's Licht kommt, nämlich am Palmſonntag.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man alldort mit den Männern von Verdienſt umgeht, wie mit dem Nußbaum; zum Lohn, daß er Nüſſe trägt, wirft man mit Prügel drein.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß alldort ſo viel Treue zu finden iſt, als Schweine-Speck im Juden-Kuchen.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man mit den Beamten umgeht, wie mit den Citronen, wenn kein Saft mehr in ihnen iſt, wirft man ſie hinter die Thüre.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß dort ſo viele gute Freunde ſind, wie die Stein auf dem Brett-Spiel, welche nur den Namen „Stein“ tragen, aber doch nur Holz ſind.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man allda die Nackende bekleidet, aber nur die Wahrheit, denn die kann man bloß und unverhüllt weder ſehen noch hören.

Du wirſt zu Hof ſehen — riefen jetzt beide Thiere zugleich in einer Art Wuth — daß man die Hungrigen ſpeiſt, . . . aber nur mit Worten.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß es mitten im Sommer

Eis friert, denn ſchlüpfrig und leicht zu fallen iſt es immer dort.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß es Erz genug gibt, aber zumeiſt Erz-Diebe, Erz-Schelme und Erz-Betrüger! *

So ſprachen die beiden Thiere: das Dürre, das die Liebe iſt, die bei Hofe ſchier verhungert, und das Andere, das lauter Neid frißt und ſolchen Ueberfluß an Futter findet, daß ihm faſt der Bauch zerplatzen will.

Das — rief Abraham a Sancta Clara hier — das habe ich aus des Mannes Traum und nun will ich euch ſagen, ihr Chriſtenſeelen, was ich dazu meine:

Ihr reichen und hochmögenden Menſchen, wenn ihr ſchon phantaſirt, als habe Gott zu eueren Leibern einen beſonderen Teig oder Lehm genommen, ſo müßt ihr bekennen, daß auch derſelbige nicht beſtändig und müßt ihr eben die Straße gehen, ſo Allen gemein, . . . nämlich ſterben. Es ſtinkt der königliche Prinz in der Wiege ſo kräftig, als des ſchlechteſten Miſtbauers neugeborener Hanſel. ** Warum? Sie ſind Beide aus *einem* Teig gebacken und aus *einem* Lehm gemacht, obgleich der Eine weißer, zarter, ſchöner und dergleichen aufgezogen kommt, der Andere aber ſchwarz und ungehobelt. Denn es iſt einer ſo gut Erde wie der andere, und muß wieder zu Erden werden, wenn er gleich von Zucker gebacken zu ſein ſcheint. So denn ſind auch große Monarchen meine Brüder; denn alle beten: Vater unſer, der du biſt im Himmel! Als Adam ackerte und Eva ſpann, wer war damals der Edelmann? Niemand! aber der, welcher herrliche Tugenden und vor Anderen heroiſche Thaten vollbringt, der iſt in Wahrheit adelig zu nennen.

---

* Judas I. 42.

** Todtenkapelle. 101.

Viele Edelleut gehören aber in des Judas Iſcarioths ſaubere Bruderſchaft, wenn ſie, wie Blutegel, das Blut ihrer Unterthanen ſaugen. Jetzt muß bei manchem Edelmann der Bauer ein Hund ſein und ein Hund heißen; aber glaube mir, du Hochnaſiger, dieſer Hund wird dich einmal gar ſcharf bei dem ewigen göttlichen Richter anbellen! Alldort wird dir dein offener Helm, dein Titel und dein Wappen nichts helfen, wohl aber wird dich dann dein offenes Gewiſſen der Ungerechtigkeit anklagen. Alldort wird dich dein hochadliges Blut nicht beſchönigen; wohl aber wird das Blut der Armen, das du ihnen ausgeſogen haſt, wider dich ſchreien!

Aber — rief hier der Mönch und ſeine Augen funkelten wie Blitze an einem dunkeln Gewitterhimmel — reißt ihr Anderen, weß Standes ihr auch ſeid, die Mäuler nicht zum Hohnlachen auf. Ich hab' für Jeden von euch noch etwas bereitet:

Da ſind die Soldaten! Krieg auf Lateiniſch heißt Bellum. Da meinen nun Viele, es rühre her von dem

Wort Bellua, ſo auf Deutſch ein wildes Thier heißt; als ſeien die Kriegsleut, ihres ſträflichen und gewiſſenloſen Wandels halber, den Thieren nicht ungleich. Und wenn man fragt: gibt es auch fromme und gottſelige Soldaten? ſo iſt das eine ſchwere Frage, denn Milita und Malitia ſind nur einen Buchſtaben auseinander, wie Bellum und Bellua. Ein ordentlicher Soldat ſoll ſcherzlos ſein, aber nicht herzlos; ſoll ſpottlos ſein, aber nicht gottlos; ſoll feillos ſein, aber nicht heillos; ſoll ruchlos ſein, aber nicht zuchtlos. Aber wie ſtets: die Pickenierer ſind Pancketierer, — die Musquetierer ſind Leut-Verführer, — die Reiter ſind Ausbeuter, — mit einem Wort: die Soldaten . . . ſind Leute voller Unthaten.

Und wie ſteht es unter den Bürgerſtänden? Ich widerſpreche es nicht, daß nicht auch gewiſſenloſe Advokaten zu finden ſind, welche aus Mißbrauch der Wiſſenſchaft mit ihrer verſchmitzten Lehr aus einem Flöh-Huſten ſein meiſterlich einen Rechtshandel ſchmieden, der durch etliche Schaltjahre hindurch kein Ende findet, damit ſie nur einem Gold-Aemmerling mit Gemüthlichkeit die Federn ausrupfen können. Auch darin ſind ſie Meiſter, daß ſie ihre Satzungen und Leges ziehen können, wie die Schuſter das Leder. Zwei Advokaten aber, die gegen einander ſtreiten, machen es wie zwei Wäſch-Dirnen mit der naſſen Leinwand: eine reibt hin, die andere her, bis kein Tropfen mehr drin . . . aber auch

. . . kein Faden mehr d'ran bleibt. Ein Advokat ſchrieb an ſeine Studir-Stuben: „Bonis semper patet," — „dem Guten immer offen;" — ein Schalk aber machte aus dem B ein D . . .

„Schenk' und ſpendir',
So findeſt off'ne Thür'!"

Etliche Advokaten, natürlich nicht alle, ſind wie die Ruthen an den Fiſch-Angeln; diejenige, an deren Schnur kein Fiſch hängt, biegt ſich nicht; ſowie aber ein großer Fiſch anbeißt, krümmt und bückt ſich die Ruthe.

Wenn der Teufel ein Banquet gibt, läßt er vier Schüſſeln auftragen. In der erſten Schüſſel befinden ſich lauter Mauthner- und Zöllnerfinger; — in der zweiten Weiberzungen; — in der dritten Pfaffenhirn und in der vierten Advokaten-Ohren. Warum Mauthner-Finger? weil ſie ſtehlen, wie die Ratzen! Warum Weiberzungen? weil ſie mehr ſchimpfen und verleumden, als beten! Warum Pfaffenhirn? weil nur zu viele wiſſen, was ſie thun ſollen und thuns doch nicht! Warum Advokaten-Ohren? weil die nur — ſei's recht oder ſchlecht — auf Geld und Geldes Klang hören!

Elgſtröm konnte ſich des Lächelns nicht enthalten; aber er erſchrack, als er die ganze kirchliche Verſammlung in ein lautes Lachen ausbrechen hörte.

Abraham a Sancta Clara aber wiſchte ſich die Stirne und fuhr fort:

Da lachen ſie; aber ſie zupfen ſich nicht bei ihren eigenen Naſen! Geh' in einen Kaufmannsladen, dort wirſt du erfahren, daß man die Lügen mit Ellen ausmißt! Geh' zu einem Handwerker, da mußt du dich verwundern, daß die Lügen wie die Regenwürmer herum kriechen. Geh' auf den Markt, da wirſt du finden, daß die Weiber ganze Butten und Mahnen voll Lügen feil halten. Non est veritas in terra!

Der Tiſchler verſpricht den Kaſten übermorgen:

Iſt lang nun die Arbeit gefloſſen,
So hat er das Geld ſchon verſoſſen;

wenn ein Vierteljahr herum, . . . hat er noch kein Brett gekauft! Non est veritas in terra!

Der Schuſter macht lauter blaue Montage, verſpricht die Schuh auf künftigen Sonntag:

Wann dann die Schuh ſollen fertig ſein,
So kauft er erſt das Leder ein!

Non est veritas in terra!

Der Böttcher hobelt alte Dauben ab, und macht ein neues Faß daraus:

Die Reif', welche ſchwinden,
Kann meiſterlich er binden;
Bezahlt wird's ihm dann baar . . .
Iſt doch nur alte Waar!

Non est veritas in terra!

Der Metzger macht die ganze Woche hindurch ſeinen Gewinn mit Knochen und Beinen:

Vermeint man dann das Fleiſch ſei friſch,
Kommt ein ſtinkendes Kuhbratl auf den Tiſch!

Non est veritas in terra!

Mancher Kaufmann verſpricht für gewiß:
Der Stoff ſei aus England oder Paris;
Iſt ganz und gar zart von Faden; . . .
Liegt aber ſchon zehn Jahr im Laden!

Non est veritas in terra!

Und ſo geht's fort, die ganze Litanei, wir aber wollen nun nach dem Weibervolk ſchauen. Ei du lieber Gott, ſind das zumeiſt für Paradiesvögel! Ausgebrütet von der Frau Schönheit und ausgeſchlüpft aus dem Ei Eitelkeit! Es iſt ja keine Stadt und in der Stadt keine Gaſſen, wo man dergleichen Vögel nicht antrifft. Es laufen Tag und Nacht die Schneider, Laquayen, Mägde und Kammerkatzen alle Läden und Gewölber aus, einen ſolchen Putzvogel; ein ſolches hochfertiges Dämchen auszuſtaffiren; und weil in unſerem lieben Vaterland keine Farb' und kein Zeug ihnen mehr gut genug iſt . . . ſo muß der Prokat von den Mohrenländern und die Farb' von den Hottentotten kommen. Wenn der Kaufmann fragt: „Jungfer, was für eine Farb?" dann heißt's: Guter Herr, nur was ſchön's, was rar's, gnäd'ge Frau iſt gar haiggl! Hat der Herr was von Citrin- oder Enfamé-Farb? Etwas von Flammenté- oder Carlaté-Farb? Feuille-mort oder Zurgolin? Hat der Herr nichts von Indianiſche Ruben-Farb? Paphogoniſche Erd-Farb? Helleſpontiniſche Zwiefel-Farb? Peruaniſche Pelz-Farb? Afrikaniſche Eſel-Farb?

Wohin ſoll dies eitel Weſen der Frauen noch führen? Moskau und Kremelin können kaum mehr genug Pelze und Zobel ſchicken. Es iſt beinahe dahin gekommen, daß Marderfutter einer Stubenreiberin zu ſchlecht iſt. Wo ſiehſt du jetzt eine Nätherin ohne Pelz gehen? Den Leib, dieſen Lümmel, kareſſirt man; aber das Heil der Seelen wird vergeſſen! O der Hoffahrt in Kleidern! Da iſt eine Frau eines Beamten: der wohledle Herr Jonas, Jsfridus Dampf von Dampfenthal und Dampfeneck haben ein Officium, vulgo einen Dienſt und Anſtellung, der trägt ihm jährlich ein fl. 400. Seine Frau Gemahlin geht daher, als wenn ſie eine abkopirte Cleopatra wäre. Sie trägt faſt alle Monat ein neues Modekleid. Der Rock muß von geblümtem Prokat ſein, da ſonſten auf ſolchen Miſtbeeten nur Saublumen wachſen.*) Das Kleid muß mit Spitzen um und um, und wiederherum verbrämt ſein, da dieſer ſtinkende Kothkäfer mit Gewalt einen Goldkäfer abgeben und gleichen will. Die Haube muß künſtlich und köſtlich durchbrochen ſein, daß ſie ſchier einem ſeidenen Narrenhäuſel nicht ungleich. Alles iſt reich an ihr verhangen und behangen, ausgenommen Hals und Buſen, die faſt ganz nackt und bloß ſind. Allem Anſehen nach muß bei ihr nicht Quatember ſein, weil die Fleiſchbänk ſo offen ſtehen. Ein ſeltſamer Zuſtand, daß auch die Kleider um den Hals können die Schwindſucht bekommen. Das Geſicht ſieht dabei aus, als wär' es vier Wochen auf der Wachsbleich geweſen, drei Tag in der Mang, und zwölf Stunden im Firniß. Sonſt iſt alles verbändelt und verbunden an ihr, nur . . . das Gewiſſen nicht! Ihre Schuh für die Füß' und die Schuh für die Händ', verſtehe Handſchuh, müſſen allezeit fein goldgeſtickt und mit dem Neumond neu ſein. In Summa fl. 400. ſtecken für dieſe polirte Miſtfinkin nicht. Die Ausgaben in allem erſtrecken ſich jährlich auf tauſend Reichsthaler, ja um ein Merkliches mehr. Die Beſoldung ſteht fl. 400., das andere ſind dann natürlich lauter Accidentia, beſſer geſagt, lauter Occidentia. Er hat ſo treffliche Smiralia, vulgo Diebalia, mit einem Wort er ſtiehlt, wegen gar zu unmäßiger Tracht und Pracht ſeiner Frau. So wird der Seidenwurum der Frauen zum Gewiſſenswurm der Männer!

---

*) Judas I. 196.

Und was die Weiber ſündhaft verthun in Hofſahrt, Eitelkeit und Putzſucht, das verlecken und verſchlecken und verſaufen auf ihrer Seit die Männer. Die nicht, gleich wie jene, Affen ſind in Kleider, Pracht und Putz, die wiſſen zumeiſt nicht wo hinaus mit Schmarotzen. Ihr Gott iſt ihr Bauch und ihr Gebet iſt: Laſſet uns eſſen, laſſet uns trinken, von dem Schlechtern gar nicht zu reden. Dem Bauch ſchlägt man natürlich nichts ab, es koſtet da, was es wolle; der Geiſt aber und das Herz, die können hungern und verderben, wie der arme Lazarus. Dem Bauch müſſen alle Elemente ſpendiren: ober der Erde die Vögel; . . . auf der Erde die Thiere; . . . in der Erde die Wurzeln! Alles muß dieſem aus Erd' gebackenen Dalken zu Dienſten ſein, es koſte was es wolle! Pfeffer von Calcuth, Imber von Fallon Nägelein von Moluka, Biſam von Bego, Zucker von Candia, Ambra von Breſilia muß er ſchlecken und lecken, es koſte was es wolle! Einländiſche Speiſen ſind nimmer in Brauch. Der Wein, der auf deutſchem Grund und Boden wächſt, gehört für Bauern-Hochzeiten! Fiſch aus ſüßen Flüſſen machen einem Grauſen. Bald wird man fragen, ob derjenige Fiſch noch lebe, in dem Jonas logirte. Bald wird man nach indianiſchen Bachſtelzen auf der Poſt ſchreiben. Bald wird die Schlecker-Sucht alſo wachſen, daß man aus Zeiſel-Hirn Pfannkuchen bäckt und ſein eigenes über eſſen und trinken verliert. Bald wird man die Spanſäu mit Zucker mäſten und die Ochſen mit Feigen, damit ihr Fleiſch gut und zart genug ſei für die Schlemmer. Und nun gar noch das Saufen. Von den Vornehmen und Großen will ich nichts ſagen, denn ſchwelgen und zechen, bis einem die Sinne vergehen, gehört mit zum

Adel; aber auch die gewöhnlichen Leute thun es hier gern in ritterlichen Tugenden dem Adel gleich. In den Wirthshäuſern, Kneipen, Gärten und Kegelſtätten da geht es her wie im Himmel. Manch brave Frau ſitzt daheim bei den Kindern und weint und ſchafft und ſorgt bei Kartoffeln, trocknem Brod und Waſſer; aber hier?

Heitereidai! der Mann iſt frei!
Der Krug iſt voll, drum ſauft euch toll!

Da gehts an ein Freſſen und Sauſen. Es ſaufen die Großen, es ſaufen die Kleinen; es ſaufen die Eltern, es ſaufen die Kinder; es ſauft der Diener, es ſauft die Magd; es ſauft der Meiſter, es ſauft der Geſell; es ſauft der Richter, es ſauft der Geſchworene. Ei, ſo ſauft, bis euch der Athem ausgeht! — Iſt dann die Zeit nach Hauſe zu gehen, ſo dorkelt da einer im Heimgehen über die Brücken,... dem anderen iſt die Gaſſe zu eng,... dem dritten fällt der Degen aus der Scheide,... der vierte hat die Perrücke verloren,... der fünfte fällt einer Dirn um den Hals,... der ſechste geht ſonſt in einen anderen Winkel,... und der ſiebente fällt gar in die Kothlacken!

So ſteht jetzt der Lauf der Welt! — rief hier Pater Abraham a Sancta Clara! Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe und wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wenn ſchon der Zeit die Füß nicht zurückgehen, ſo geht doch die Frömmigkeit und die Furcht Gottes zurück! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn ſchon die Erde nicht verſinket, ſo ſinkt doch alle Zucht und Ehrbarkeit zu Boden! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn ſchon die Sonn' ihre Farbe nicht verkehrt, ſo hält dermalen Treu und Redlichkeit deſtoweniger die Farbe! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn es ſchon kein Blut regnet, wie vordem, ſo ſaugt man doch gar oft den Armen das Blut aus den Adern! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn ſchon der Zeiten die wilden Thiere die Menſchen auf den Straßen nicht mehr zerreißen, ſo zerreißen doch die Menſchen ihre Ehre durch Freſſen und Saufen und viehiſche Unzucht! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn ſchon die Fiſch nicht in Menſchengeſtalt ſich verkehren, ſo gehen doch die meiſten Menſchen mit faulen Fiſchen um! Bedeutet das ſchon Krieg!

Wenn ſchon die Geſpenſter bei hellem, lichten Tag nicht mehr erſcheinen, wie vor Zeiten geſchehen, ſo ſehen doch die verkehrten, verbarokirten, verlebten, verzauſten, verunſtalteten, verliederlichten, verpomadirten, verriſſenen und verzerrten Menſchen jetzt wie Geſpenſter aus, nach denen der Teufel ſeine Krallen ausſtreckt. Darum wird der Herr auch über euch, die ihr euch nicht beſſern wollt und nicht wollt ernſtlich Buße thun, ſchicken: Krieg und Feuer und Schwert und Seuchen und Peſtilenz!

Darum beſſert euch und ändert euch; und merkt euch Alle wohl:

Wie die Glocken, alſo der Klang,
Wie der Muſicus, ſo der Geſang,
Wie der Vogel, alſo das Ey,
Wie der Koch, alſo der Brei,
Wie der Schuſter, alſo der Schuch,
Wie der Schreiber, alſo das Buch,
Wie der Arzt, alſo die Salb,
Wie die Kuh, alſo das Kalb.
Wie der Meiſter, alſo der Jung,
Wie der Tänzer, alſo der Sprung.
Wie der Baum, alſo die Biern,
Wie die Frau, alſo die Dirn.
Wie der Herr, alſo der Knecht,
Wie der Soldat, ſo das Gefecht.
Wie der Hirt, alſo die Rinder,
Und wie die Eltern, ... ſo die Kinder!
Amen.

Und wieder Täuſchung.

Der Eindruck welchen die Predigt des Mönches auf Elgſtröm gemacht, war ein eigenthümlicher, — er mußte ſich ſelbſt geſtehen: ein gewaltiger, trotz der Derbheit der Sprache und des oft faſt zu kauſtiſchen

Witzes. Wäre ſein Herz und ſein Geiſt nicht allzuſehr mit ſeiner Sendung und mit der verzweifelten Lage beſchäftigt geweſen, in der ſich die große und wichtige Angelegenheit befand, ſo würde er ſicher Freude an der originellen Erſcheinung Abraham a Sancta Clara's gefunden haben, deſſen gewaltigen, tief ſittlichen Ernſt er ſofort hinter dem Schalk in der Mönchskutte erkannte. Eines war gewiß: der Kaiſer, der jetzt die Kirche unter großartigem Prunk verließ, verſchwand, als moraliſche Erſcheinung, vollſtändig neben dem unſcheinbaren Mönche, und . . . dies ſicher nicht allein bei Elgſtröm. Der Anblick eines außerordentlichen Mannes iſt doch immer ganz anderer Natur, als die Stimmung, in welche uns blos äußerlicher Pomp, eine von Gold, Edelſteinen und Pracht geborgte Majeſtät verſetzt. Das Intereſſanteſte für den Menſchen bleibt ewig der Menſch ſelbſt, . . . und . . . großer Gott! ſchrie es auch jetzt wieder in Elgſtröm auf: was iſt von einem ſolchen Menſchen, wie dieſer Kaiſer, für das ſo arg bedrängte Vaterland zu hoffen!

Aber hier war kein Platz zum ruhigen Denken: die Tonwellen der Orgel brauſten gewaltig und die ungeheuere Menge der Anweſenden drängte ſich laut ſprechend und lachend den Ausgangsthüren der Kirche — wie ſonſt jenen eines Theaters — zu. Den Proteſtanten verletzte dies profane Getriebe allerdings auch jetzt wieder nicht wenig; er beachtete indeß nicht, daß man es doch, gefliſſentlich von Seiten der Geiſtlichkeit, von dem Anhören der Meſſe — die dem Katholiken das allein Heilige beim Gottesdienſte iſt — trennte.

An der Seite des Reichshofrathes war nun auch von Elgſtröm die Ausgangsthüre nach der Straße erreicht; der Wagen des Grafen fuhr vor und brachte Beide in raſchem Laufe an das Palais des hochwürdigſten Herrn Biſchof von Würzburg und Bamberg. Aber welch' ein neuer überraſchender Gegenſatz trat hier dem jungen Mann unwillkürlich vor die Augen: dort, ein Auguſtiner Baarfüßler in der rauhen Mönchskutte und hier . . . ein Fürſt-Biſchoff, reſidirend in einem prachtvollen Palaſt, deſſen ſich kein König der Erde hätte zu ſchämen brauchen. Schon am Portal, auf Treppen und Corridors wimmelte es von Dienern und Lakeyen in den glänzendſten Livereen. In den Sälen herrſchte eine Ueberfülle von Luxus. Treffliche Gemälde und Statnen — oft ſelbſt der Götterwelt entnommen und einem lüſternen Auge nur zu ſehr ſchmeichelnd — zeigten ſich auf allen Seiten, indem ſie ſich ungenirt in die Geſellſchaft von Heiligen und Märtyrern miſchten. Alles ſonſt war mit Geſchmack angelegt und arrangirt, von den koſtbaren Fußteppichen an, auf welchen der Fuß weich und wollüſtig einſank, bis zu den Plafonds und ihrer ſchwer übergoldeten Stuckarbeit von Blumen- und Fruchtgewinden, blaſenden Engeln und ſpielenden bausbackigen Kindern. Und unter dieſen bewegten ſich bereits auch ſchon eine Menge Kinder der Welt; denn der hochwürdigſte Herr Biſchof von Würzburg und Bamberg, Graf von Schönborn, liebte es, Leute um ſich zu ſehen und ſeine Freigiebigkeit namentlich auch bei Tafel zu zeigen. Es wimmelte bunt durcheinander: Geiſtliche aller Grade, Domherrn, Pröbſte, Canonici und Aebte, — höhere Hausbeamte des Biſchofs, Mitglieder des Wiener Adels, ſelbſt Militärs. Elgſtröm fühlte ſich mit ſeinem gepreßten Herzen, und dem Anliegen, das er auf demſelben trug, ſehr unbehaglich. Reichshofrath, Graf von Sperndittenheim, war wie zu Hauſe und ward von vielen Seiten auf das Freundlichſte angeſprochen und begrüßt. Endlich ſchien es auch dieſem langweilig zu werden und ſo winkte er Elgſtröm zu ſich in eine Fenſterniſche.

„Ihr müßt Geduld haben;“ — ſagte der Graf dabei — „ich kann mich in das Peinliche euerer Lage recht gut hineindenken; aber . . . wir ſind in Wien und am Hofe; denn wie ihr ſeht, bildet hier wieder jeder Große, weltlich oder geiſtlich, ſeinen eigenen Hof, deren Schranken zumeiſt alle erſt durchbrochen werden müſſen, bis man zum Mittelpunkt dieſes Sternenhimmels . . . zum Kaiſer ſelbſt gelangt.“

„Und darüber,“ — entgegnete Elgſtröm und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt — „können unzählige Menſchen unglücklich werden, ja untergehen und das deutſche Reich ſeine ſchönſten Provinzen verlieren.“

„Hoffen wir immer noch das Beſte!“ — fuhr Herr von Sporndittenheim, nicht ohne einen Anflug von Ironie, — fort — „Biſchöfliche Gnaden ſind zumeiſt bei Tafel gut gelaunt. Er wird euch auffordern, ihm euer Anliegen mitzutheilen und auseinander zu ſetzen; thut dies dann mit Offenheit, aber kurz. Verſpricht er euch, durch Verwendung des kaiſerlichen Beichtvaters, eine Audienz beim Kaiſer, ſo wird euch dieſe ſeltene Gnade gewiß ſchon morgen zu Theil; denn, ohne es zu wiſſen, hat euch Abraham a Sancta Clara heute ſchon vorgearbeitet.“

„Mir? wie ſo?“

„Durch den Schluß ſeiner Predigt und das Hinweiſen auf Krieg!“

„Gräfliche Gnaden glauben?“

„Ich ſah, wie die Unterlippe der Majeſtät ſich um ein Kleines ſenkte . . .“

„Nun?“

„Das iſt ein untrügliches Zeichen, daß Leopold ergriffen und erſchüttert iſt.“

Mehrere der Anweſenden waren unterdeſſen durch Zufall näher getreten. Der Reichshofrath und Elgſtröm ſchwiegen vorſichtig. An Höfen haben ja ſelbſt die Wände Ohren. Die Nähergetretenen unterhielten ſich ſehr laut und lachend über die heutige Predigt Abraham a Sancta Clara's. Witze wurden geriſſen über die Witze der Rede, und manchmal ſchien es Elgſtröm, als ob der

Vater in der That Recht gehabt habe, wenn er geſagt: „Du wirſt bei Hofe ſehen, lauter Meßner, aber nur ſolche, die mit der Sau-Glocken läuten.“

Unwillkürlich wurde dadurch das Geſpräch zwiſchen dem Reichshofrath und Elgſtröm auch wieder auf den Mann des Tages gebracht. Der junge Mann frug nach deſſen Herkommen.

„Er heißt eigentlich, wie ich ſchon geſagt habe, Ulrich Mergele und iſt Schwabe von Geburt. Vom 18. Jahre an, trat er in den Auguſtiner-Orden und wurde, nachdem er hier Philoſophie und Theologie ſtudirt hatte, Prediger in Kloſter Tara in Baiern. Seine originellen Reden machten ihn bald ſo bekannt, daß ihn der Kaiſer als Hofprediger nach Wien berief.“

„Es iſt allerdings“ — ſagte Elgſtröm mit trübem Lächeln — „ein Hofprediger höchſt ſeltener Art.“

„Leopold muß doch etwas haben, das ihn bei der unſäglich langweiligen Frömmigkeit ſeines Hofes unterhält und einigermaßen ergötzt!“ — ſagte der Graf zu des jungen Mannes Ohr geneigt.

„Alſo . . .“

„Bſt! kein Alſo!“ — flüſterte von Sporndittenheim. — „Ihr werdet mir zugeben, daß er von unerſchöpflichem Witz iſt . . .“

„Und, wie Wenige, eine unglaubliche Leichtigkeit beſitzt, zwiſchen den heterogenſten Dingen verwandtſchaftliche Beziehungen zu entdecken, wodurch ſeine bilderreiche Phantaſie die Hörer entzückt."

„So iſt es!" — beſtätigte der Graf. — „Viele haben ſich ſchon bemüht, das Geheimniß zu ergründen, wie es kommt, daß eine ſo große Menge von Menſchen die wiederholte Darſtellung ihrer Laſter von ihm ertragen kann, ja gerne hört. Der Grund liegt darin, daß er den Ernſt eines ſtrafenden Cato's mit dem Witz eines weltverlachenden Demokrit vereinigt. Die Beigabe des komiſchen Elementes und des wahrhaft redneriſchen Schwunges ſeiner Predigten iſt es denn auch, was ihm den Kaiſer gewann und in Gunſt erhält. Mir ſelbſt ſagte Pater Abraham a Sancta Clara: Ich pflege gern bei meinen Predigten auch etwas Confect auf den Tiſch zu ſetzen und mache es wie die Zuckerbäcker, die ebenfalls oft Bitteres mit Zucker überziehen. Wenn ich nur ernſte Wahrheit an die Angel für dieſe verkehrte Welt hinge, biß kein Teufel an; Witz aber iſt bei den meiſten Menſchen ein trefflicher Köder. Außerdem wünſcht und liebt es die Majeſtät, daß er dem Hof ſeine Laſter ohne Masken vorhält; immer eine kleine Freude für den gelangweilten Herrn."

„So ſteht er wohl ſehr gut bei dem Kaiſer angeſchrieben!" — meinte Elgſtröm.

„Ja!" — verſetzte der Reichshofrath. — „Ihm wird eine Audienz nie abgeſchlagen und ſo iſt es natürlich, daß er oft genug mit Anliegen für Andere kommt, die der Kaiſer dann auch meiſtens gewährt."

Elgſtröm horchte hoch auf: wie, wenn er den Verſuch machte . . .

„Deßwegen bewegt er ſich aber durchaus nicht gern am Hofe," — fuhr der Graf fort. — „Den Beweis dafür gab er der Welt in einem eben auch nicht feinen aber ehrlich gemeinten Liede. Wollen Sie es hören?"

„Gewiß, wenn der Herr Graf die Güte haben wollen!" — verſetzte Elgſtröm artig; aber ſeine Gedanken waren wo anders. Sporndittenheim recitirte mit ſichtbarem Vergnügen:

„Der welcher ſich nach Hof will wagen,
Muß haben einen Straußen-Magen,
Der gar viel Hart's verdaut.
Er muß viel grobe Brocken ſchlicken,
Und ſich in jeden Sattel ſchicken,
Sonſt wehe ſeiner Haut!
Daneben plagt ihn jederzeit
Der Neid.

Iſt Einer in des Fürſten Gnad',
Er gar viel Neider um ſich hat,
Ob er ſie ſchon nicht kennt.
Ein Jeder thut ſich vor ihm bucken,
Das Füßl und das Hütl zucken
Mit tauſend Compliment.
Im Herzen ſteckt doch jederzeit
Der Neid.

Verdienſte ſind hier Dorn in Augen,
Die wollen keinem Neider taugen.
Bei Hof und im Pallaſt.
Man thut ſich hin und her bedenken,
Wie man mit Liſt und argen Schwänken
Den Braven macht verhaßt.
Darum bemüht ſich jederzeit
Der Neid.

Der Neid, der wird bei Hof geboren,
Dadurch wird Leib und Seel verloren,
Das iſt genug bekannt.
Wer ſich nicht laſſen will beneiden,
Muß Fürſten-Höf und Höfling meiden,
In allen Ort und Land.
Denn dort graſſiret jederzeit
Der Neid.

Der Reichshofrath ſchwieg.

„Sehr hübſch und bezeichnend!“ — ſagte Elgſtröm, der freilich nur halb gehört hatte, und mit Schrecken ſah, daß der Tag ſich bereits zu neigen begann.

„Noch beſſer,“ — ſagte der Reichshofrath — „iſt eine Stelle aus einer ſeiner letzten Predigten, die auch ihr euch in den jetzigen Verhältniſſen merken könnt, junger Herr! Wenigſtens werdet ihr durch die Erfahrungen, die ihr hier ſchon am Wiener Hof machtet, bezeugen können, daß der gute Pater recht hat. Es handelt ſich nämlich darum, wie Einer ſein muß, der bei Hof etwas durchſetzen will: Er muß ſein wie ein Hund, der faſt einem Jeden die Tatzen gibt. Er muß ſein wie eine Katz, ſo eine ganze Nacht vor dem Mausloch Schildwach ſteht . . .“

„Das weiß Gott!“ — ſeufzte hier Elgſtröm tief.

„Er muß ſein,“ — fuhr der Reichshofrath fort — „wie ein Hahn auf dem Thurm, der ſich nach allen Seiten zu wenden und zu drehen weiß. Er muß ſein wie eine Paſſauer Stahlklinge, die durch lauter Bucken und Biegen ihre Probe zeigt. Er muß ſein wie Flachs, der ſich geduldig durch die Hächel ziehen läßt.“

Ein trübes Lächeln umzuckte den Mund des jungen Mannes, dann ſagte er:

„Herr Graf, ich werde nie ein Hofmann werden, und ich fürchte, . . . man hat auch diesmal ſchlecht gewählt, als man mich hierher ſandte.“

„Mein Beſter!“ — verſetzte Sporndittenheim — „Euere edle und würdige Ausdauer erſetzt Vieles!“

„Und doch ſitzt die Katze noch vor dem Mausloch und wartet vergebens!“ — meinte der Jüngling, dem das Herz faſt vor Ungeduld ſprang.

Jetzt endlich wurde die Thüre von einem Kammerdiener weit aufgeriſſen und der hochwürdigſte Herr Biſchof erſchien, umgeben von ſeinen Officianten, wie ein König in Mitte ſeines Hofſtaates. Alle Anweſenden wendeten ſich ihm mit tiefen Verbeugungen zu. Er empfing nun und behandelte die Meiſten von ihnen mit einer ſo liebenswürdigen Herablaſſung und gemüthlichen Freundlichkeit, daß Elgſtröm ordentlich das Herz aufging. Nur das war ſchlimm, daß ſich überall ſeine Unterhaltung lediglich auf ein Paar freundliche Fragen beſchränkte, deren Beantwortung er oft gar nicht mehr hörte, da er dann ſchon wieder bei einem Anderen ſtand.

So ging es denn auch Elgſtröm: der Biſchof bewillkommte ihn und ſeinen Freund, den Reichshofrath, mit überraſchender Liebenswürdigkeit, als aber der junge Mann ſein Anliegen vorbringen wollte, rief der hochwürdige Herr lachend:

„Weiß ſchon, weiß ſchon, mein verehrter junger Mann! Aber nur um Gottes Willen jetzt nicht. Mein armer Magen krümmt ſich vor Hunger! Bei dem Eſſen das Nähere. Ihr könnt auf mich rechnen!“

Und damit waren biſchöfliche Gnaden auch ſchon bei dem Domcapitular der Kirche Sanct Anna zur Kreuzigung. Elgſtröm durchzuckte es, als habe ihn ein dreiſchneidiges Schwert durchbohrt; er ſehnte ſich unendlich weit, weit hinweg, zu ſeinen Lieben nach Heidelberg.

Jetzt ging der Kirchenfürſt mit leichtem Kopfnicken an einer Reihe ſeiner Beamten vorüber, die ſich ſämmtlich tief verneigten.

„Der hochwürdige Herr,“ — flüſterte der Reichshofrath Elgſtröm zu — „hat in Bamberg und Würzburg einen vollſtändigen Hofſtaat, worunter wenigſtens dreißig Kammerherrn und ſechzehn Züge Kutſchenpferde.“

In dieſem Augenblick wurde die Thüre zum Speiſeſaal geöffnet und die Geſellſchaft trat ein.

Bei Tafel ſaß der Fürſt oben an auf einem Armſeſſel mit rothem Sammt beſchlagen und mit goldenen Treſſen beſetzt. Elgſtröm, dem es ſehr wenig um die koſtbaren Gerichte zu thun war, die jetzt aufgeſetzt wurden, da er von Minute zu Minute darauf wartete, in ſeiner Angelegenheit von dem Herrn Biſchof angeredet zu werden, — mußte dennoch über die Pracht ſtaunen, die ſich vor ſeinen Augen entwickelte. Die Tafel wurde drei Mal mit vierzehn Speiſen beſetzt und dann mit ebenſoviel Schüſſeln Deſert. Neun Pagen, welche die Schüſſeln, die durch Lakeien hereingetragen wurden, aufſetzten, ſtanden um den Tiſch herum. Alles Tafelgeſchirr war von Silber, mit dem Wappen der Grafen von Schönborn geziert und die köſtlichſten Weine floſſen in Strömen. Dabei tranken die verſchiedenen geiſtlichen Herren, unter Witz und Lachen, mit einer wahren Virtuoſität. Als der Reichshofrath dies mit heiterer Miene ſeinem Freunde, dem Herrn Biſchof bemerkte, rief dieſer lachend:

„Lieber Freund, da müſſet ihr erſt einmal zu mir nach Würzburg kommen! Hier giebt es allerdings ausgezeichnete Trinker; aber keinen, der es mit unſerem guten Miniſter Dompropſt Heymann aufnimmt, der trinkt mit Gemüthlichkeit in einem Tage ſeine zehn Maas Burgunderwein!“

„Unmöglich!“ — rief Sporndittenheim.

„Gar nicht!“ — meinte der Biſchof — „an unſerem guten Würzburger Hofe haben wir noch fünf oder ſechs ſolcher wackeren Zecher, die es mit dem Dompropſt aufnehmen.“

Man lachte, ſcherzte, trank und ſprach noch viel. Elgſtröm ſaß wie auf glühenden Kohlen . . . der Biſchof richtete nicht ein einziges Mal das Wort an ihn. Auch der Reichshofrath war in Verlegenheit darüber; endlich benutzte dieſer beim Nachtiſch noch einmal die Gelegenheit und brachte dem geiſtlichen Herren Elgſtröms Bitte und Angelegenheit in Erinnerung.

„Es wird ſchwer halten,“ — entgegnete der Würdenträger der Kirche — „in dieſer Sache zu reuſiren, da man hier zu ſehr mit den Türken beſchäftigt iſt. Erſt müſſen die Ungläubigen, dieſe ärgſten Feinde unſerer heiligen Kirche, vernichtet ſein, dann kann man an Anderes denken. Uebrigens will ich ſuchen, eurem Schützlinge eine Audienz bei ſeiner Majeſtät zu verſchaffen.“

Elgſtröm wollte um Beſchleunigung dieſes edlen Vorhabens bitten; . . . aber ſchon hatte ſich der Herr Biſchof erheben, um zu Hofe zu fahren. Er verabſchiedete daher die Anweſenden mit der ihm eigenen Leutſeligkeit und entfernte ſich mit einer leichten Verbeugung aus dem Saale.

Elgſtröm ſtand erſtarrt. Er war gerade ſo weit, wie vorher.

Als er nach Hauſe kam, fand er ein Schreiben des Herrn von Dohmerſtein, worin dieſer ihm in aller Eile anzeigte: Die Franzoſen ſeien im raſchen Anmarſch auf Heidelberg.

Liebe und Haß.

Es war einige Tage nach der Abreiſe der, von den Studenten Heidelbergs gewählten Deputation nach Wien, als Markloff mit vergnüglicher Miene das Haus verließ, in dem er wohnte. Der würdige Schneidermeiſter ſaß bereits im „Blauen Ochſen“ und ſeine Ehehälfte bei der Gevatterin. Gretchen mußte alſo das Haus bewachen und hatte Herrn von Markloff eben noch bis zur Thüre begleitet. Jetzt — der junge Mann hielt ſchon die Schlinke der Hausthüre in der Hand — hing ſie ſich noch einmal mit heißen Küſſen an ſeinen Hals, ihn unter den ſüßeſten und zärtlichſten Worten bittend, nicht allzuſpät nach Hauſe zu kommen. Noch einen neckiſchen freudeſtrahlenden Blick aus ihren ſchönen Augen und . . . Markloff ging. Sie ſah ihm verſtohlen nach, dann ſchloß ſich die Thüre und Gretchen kehrte laut ſingend in ihr Zimmerchen zurück, um dort noch lauter aufzujauchzen und . . . zu träumen. Ein vollbeglücktes Herz möchte ja nichts als Wonne fühlen, ausdrücken und geben; und Gretchen war ja ſo glücklich: Herr von Markloff, der ſchöne liebenswürdige junge Mann, . . . ihr heiß geliebter Herr von Markloff, der auch ſie ſo innig liebte, hatte ihr ja verſprochen und geſchworen . . . ſie zu heirathen, und dies Verſprechen ſelbſt vor der Mutter wiederholt und bekräftigt. Und warum ſollte man einem ſolch' noblen jungen Herrn nicht glauben, der noch dazu bei Mutter und Tochter ſo freigiebig war. Und iſt denn nicht auch Gretchen ein ganz allerliebſtes reizendes Mädchen? Wurde nicht ſchon ſo manches hübſche Kind in Heidelberg, auch wenn es niederen Standes und ohne Vermögen war, von einem forcen Studenten heimgeführt?

Allerdings war die Frau Meiſterin, im Hauſe und was ihren Mann betraf, eine Art Xanthippe; — eine von jenen ewig keifenden und querköpfigen Weibern, denen Niemand etwas recht macht, am wenigſten der Mann. Was ſie ſagte, mußte bei ihm und der Tochter geſchehen; der würdige Meiſter ſchwieg dabei zu Allem . . . ſelbſt zu dem täglichen Verbot: nicht in den „Blauen Ochſen" zu gehen. Aber er ging doch hin . . . ſobald ſie nämlich bei irgend einer der Frau Gevatterinnen war. Das Schelten beim Nachhauſekommen kümmerte ihn dann wenig; er zog die Zipfelmütze über die Ohren, legte ſich ſchweigend in's Bett . . . und ſchlief ſein regelmäßiges Räuſchchen aus.

So herrſch- und zankſüchtig aber auch die Meiſterin war, hatte ſie doch auch ſchwache Seiten; und packte man ſie an dieſen an, konnte ſie zeitweiſe wie ein Lamm werden. Die Gute war nämlich, bei einer erſchreckenden geiſtigen Beſchränktheit, ſehr eitel, namentlich auf ihr Töchterchen. Schon einen ſo reichen und vornehmen Studenten zum Miethsherrn zu haben, ſchmeichelte ihr gewaltig: wie ſie ſich denn überhaupt vor Reichen und Höhergeſtellten ebenſo ſehr in den Staub beugte, als ſie gegen Ihresgleichen und Menſchen unter ihr grob war. Und nun hatte ihr gar Herr von Markloff auf ſeine Ehre im Vertrauen verſichert, daß er Gretchen unbändig liebe und bereit ſei, dieſelbe — ſobald ſeine Studien vollendet — zu heirathen. Die neuen Kleider, welche er der Meiſterin und ihrem Töchterchen zugleich ſchenkte, wirkten vortrefflich mit . . . und . . . die Alte wie die Junge waren ſelig!

Natürlich erfuhr der Meiſter nichts davon; er würde ja die ganze Geſchichte ſofort beim Weine ausgeplaudert haben; während Herr von Markloff vor allen Dingen darauf beſtand, daß man die Sache vor der Hand auf das Strengſte geheim halte. Unter dieſen Umſtänden aber durfte Gretchen jetzt auch Herrn von Markloff jeden Morgen, wie er ſelbſt wünſchte, das Frühſtück bringen. Außerdem blieben dem überglücklichen Gretchen noch ſelige Stunden genug, wenn der Vater Abends im „Blauen Ochſen“ und die geſchwätzige Mutter bei den geſchwätzigen Nachbarinnen ſaß.

Eine ſolche ſüße Stunde war dem liebenden Pärchen eben verſchwunden, als das hübſche Kind Herrn von Markloff mit einem ſo zärtlichen Abſchiede aus dem Hauſe entlaſſen.

Markloff lächelte vergnügt vor ſich hin, obgleich ihn ein ſchauerliches Wetter umtoſte. War es doch ein September-Abend ſo abſcheulich, wie man ſich ihn nur denken konnte. Ein kalter feiner Regen, gepeitſcht von einem ſchneidenden Nordwinde, erfüllte die Atmoſphäre und ſchlug den über die Straße Eilenden empfindlich in das Geſicht. Die Straßen aber waren leer; denn wer nicht gerade ausgehen mußte, blieb, des entſetzlichen Wetters wegen, daheim, und Luſt zum Ausgehen war bei den geängſtigten und von Sorgen niedergedrückten Heidelbergern ohnedem keine vorhanden. Die Wenigen aber, die ſich nicht unter Dach und Fach befanden, hüllten ſich tief in ihre Mäntel oder Krägen, drückten die Hüte in den Kopf, ſo daß nur Augen und Naſenſpitzen hervorlugten, zogen die Schultern, wie Schutz ſuchend, herauf, und eilten ſo raſch ihrem Ziele zu, als ſie es vermochten. Der Wind aber pfiff durch die Gaſſen, als wolle er Alles hinausfegen; trillte die Wetterfahnen, daß ſie in ihren alten verroſteten Angeln ſchrieen und knarrend herumfuhren, — rüttelte und ſchüttelte die Schieferſteine und Ziegeln der Dächer oder warf ſie gar boshaft herunter auf das Pflaſter, daß ſie patſchend zertrümmerten. Auch das Klirren zerbrechender Scheiben mußte ihm eine Luſt ſein; denn er warf nach allen Seiten hin und wo er nur konnte, die Fenſterläden ſo plump und gewaltſam zu, daß die Glasſcherben auf der Straße mit den Pfützen im Spiegeln wetteiferten, wenn ſich je einmal ein Lichtſtrahl aus einer der kleinen Handlaternen hervorſtahl, die der eine oder der andere Wanderer mit ſich trug, um bei dem ſchlechten Pflaſter der guten Stadt nicht den Hals zu brechen. Dabei goß es in Strömen aus den Mäulern und Rachen der fratzenhaften Dachrinnen, wie ſie jene Zeit konnte und als beſonderen Schmuck der Häuſer liebte, ſo daß eine eigene Geſchicklichkeit dazu gehörte, dieſen unwillkommenen Sturzbächen zu entgehen. Von heiterem Geſang, Muſik oder lärmenden Stimmen, wie ſie ſonſt wohl aus den Weinhäuſern und Kneipen der luſtigen Univerſitätſtadt heraus auf die Straßen ſchallten, war keine Rede; ja man gewahrte ſelbſt nur wenige erleuchtete Fenſter, als ob die erſchreckten Bürger ſich jetzt ſchon vor dem gefürchteten Feinde verbergen wollten.

Markloff bemerkte von dem Allem nichts. Den Hut tief in den Kopf gedrückt, einen leichten Regenmantel über die Schultern geworfen, ſchritt er mit ſtillem triumphirendem Lächeln dahin. Galt es der glücklichen Eroberung des armen leichtgläubigen Gretchens?... oder der gelungenen Weiſe, mit der er ſeinen Nebenbuhler im Dohmerſteiniſchen Hauſe nicht nur entfernt und aus dem Wege geſchafft hatte, ſondern auch in Wien gebannt wußte? Oder gar dem Vorhaben, das ihn zu ſolcher Stunde in das Dohmerſtein'ſche Haus trieb?

War er doch ſeit der Abreiſe Elgſtröms jeden Abend dorthin gekommen und hatte — da Haynbuch unbegreiflicher Weiſe nicht erſchien und Max ihm aus dem Wege ging — das Feld allein behauptend, ſich Ottilien in auffallender Weiſe genähert. Die Arme wußte ſich aber dennoch ſeiner Artigkeiten, die allerdings nicht im Entfernteſten die Gränzen der Schicklichkeit und des feinen Tones überſchritten, zu erwehren, und ſie mußte dies umſomehr auf verſtändige Weiſe thun, als den Bürgermeiſter die, durch die bedrohliche Lage der Stadt hervorgerufenen, gar nicht endenden Sitzungen und Berathungen oft bis gegen Mitternacht auf dem Rathhauſe hielten und die Mutter — von einer unſeligen inneren Erregung geängſtigt und in nervöſe Aufregung und beklemmende Spannung verſetzt, — kaum die Kraft beſaß, ſich ſelbſt aufrecht und theilnehmend zu erhalten.

Auch heute fand er die Dinge in der gleichen Weiſe; nur kam ihm noch zu gute, daß Frau von Dohmerſtein bei ſeiner Ankunft in dem anſtoßenden Zimmer, — da ſie mehrere Nächte hinter einander ſchlaflos zugebracht — in einen leiſen Schlummer geſunken war.

Ottilie empfing den Vetter mit doppelter Verlegenheit; empfand ſie doch ohnedem von jeher ein geheimes Grauen, wenn er eintrat und heute war es ihr auch noch ſo unausſprechlich bang und gepreßt um das Herz. Der Krieg mit ſeinen Schrecken drohte ja von Tag zu Tag ernſtlicher; der Vater ſelbſt verhüllte die ungeheuere Gefahr nicht, in der die Pfalz und mit ihr namentlich Mannheim und Heidelberg ſchwebten. Dem feſten eiſenſtarken Manne ſtand der Kummer und die ſtets wachſende Beſorgniß in den Zügen geſchrieben; während die zarte Mutter von der Aufregung und Angſt aufgerieben zu werden drohte.

Von allen dieſen Sorgen ſchien aber Herr von Markloff nichts zu wiſſen; merkwürdigerweiſe war mit der Abreiſe der Deputation all der Patriotismus, den er bis dahin gezeigt, verſchwunden und ſein Gemüth ſchien trotz der Gewitterſchwüle, die in der politiſchen Atmoſphäre lag, — ſo heiter, als wäre er gewiß, daß ihm die Zukunft, was ſie auch bringen möge, kein Haar krümmen werde.

Auch jetzt trat er mit einem unbefangenen, ja faſt heiteren: — „Gut Abend, Bäschen!" — ein.

Ottilie ſah ihn erſtaunt an.

„Nun?" — rief er, mit einer chevaleresken Verbeugung vor das Mädchen tretend — „warum ſieht mich ſchön Bäschen denn heute ſo erſtaunt an."

„Ich bewundere euere Heiterkeit, Herr Vetter;" —

entgegnete Ottilie — „wir Anderen ſind ſo niedergebeugt . . .“

„Thorheit!“ — meinte Markloff lachend — „die Herren Franzoſen werden uns nicht gleich verſchlingen. Der ganze Lärm, den man da drüben macht, ſoll kurfürſtliche Gnaden und das deutſche Reich nur etwas in das Bockshorn jagen. Ich kenne das! Man droht,... man beſetzt einige Gränzplätze ... um ... in dem tollen Orleans'ſchen Prozeß den oder jenen neuen Vortheil zu erlangen. Laſſen wir übrigens die Politik, ſchön Bäschen,“ — unterbrach ſich Markloff hier, indem er Ottilien näher trat — „ich komme heute in einer Angelegenheit, die für uns Beide wichtiger iſt.“

Ottilie ſah den Sprecher groß an, während ſie ein ſeltſames Beben durchlief, ohne daß ſie eigentlich wußte, warum.

„Ueberraſchen, liebes Bäschen,“ — fuhr der junge Mann fort — „kann euch das, was ich euch ſagen will, nicht. Ihr müßt es längſt bemerkt haben.“

„Und was?“ — ſtotterte Ottilie und tiefe Bläſſe lagerte ſich über ihr Geſicht. — „Ich wüßte nicht . . .“

„Ottilie!“ — ſagte Markloff in weichem herzgewinnenden Tone.

„Bitte, Vetter,“ — unterbrach ihn das Mädchen — „ich hörte ein leiſes Geräuſch im Nebenzimmer; ich glaube, daß meine gute Mutter erwacht iſt. Erlaubt, daß ich gehe . . .“ und ſie wollte ſich erheben; Markloff aber legte ſeine Hand leiſe auf ihren Arm, drückte ſie ſanft auf den Stuhl zurück und fuhr mit milder Stimme fort:

„Nur einen Augenblick, Ottilie, höre mich an. Es iſt mit dem Menſchen eine eigene Sache; wenn er allein im Leben ſteht, iſt das Leben arm und nichtsſagend bis zum Verzweifeln. Es iſt dann, als wohnten wir hier unten auf der Welt, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umſonſt, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinaufzufinden. Wenn wir allein ſtehen in der Welt, ſind wir wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft, und ringen und ſuchen in jedem Momente nach dem Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen, ſie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt; wo die Flamme vom Holze ſich löst und ſiegend emporwallt über der Aſche. Dann iſt es uns, als kehre der entfeſſelte Geiſt, vergeſſend die bisherige Enge und Einſamkeit, im Triumphe zurück in die Himmel, aus welchen er ſtammt.“

Ottiliens Bläſſe war einer flammenden Röthe gewichen. Sie rückte unruhig hin und her. Die Augen nach der Thüre gerichtet, ſchien es, als ſuche ſie an dem Herzen der Mutter Schutz und Schirm.

„Und begreifet ihr, liebe Ottilie,“ — fuhr Markloff mit ſanfter Stimme fort — „wer dieſen Funken aus dem Kieſel ſchlägt?“

„Nein, Vetter!“ — entgegnete Fräulein von Dohmerſtein in höchſter Verlegenheit und verſuchte es abermals, ſich zu erheben; aber Markloff vereitelte von Neuem den Verſuch.

„Wenn ihr wüßtet, ſchön Bäschen“ — rief er dabei halblaut, und aus ſeinen Augen ſprühte es wie Feuer, — „wenn ihr wüßtet, wie ich die Menſchen lächerlich und verächtlich finde, die ihr Höchſtes und Beſtes ſuchen, in gelehrtem Kram, den ſie Wiſſenſchaft nennen, ... in Gold und Reichthum, die ſie im Getümmel des Handels zuſammenſcharren, ... in dem Phantom der Ehre, das, wie die Seifenblaſe eines Kindes, vom leiſeſten Lufthauche berührt, zerplatzt und zu nichts wird, ... im Labyrinthe der Zukunft ... in den Gräbern ihrer Ahnen ... oder ... über den Sternen! ... Thoren ſind ſie Alle.“

„Möglich, aber ...“

„Es iſt kindiſcher Wahnſinn, all' dies Getriebe! ...“

„Aber Vetter ...“

„Wißt ihr, Ottilie, den Namen deß, das Eins iſt und Alles?“

„Ich denke,“ — ſagte das Mädchen verlegen und ihr Buſen wallte vor Angſt ſtürmiſch auf und ab — „ich denke ... das iſt Gott ... und Gott allein!“

„Nennt es ſo, himmliſche Ottilie, ... ich ſage: ſein Name iſt Schönheit ... und das Weſen der Schönheit iſt ... Liebe! ... und ich ... ich, Ottilie!“ —

rief der junge Mann hier ſtürmiſch, indem er ſich in raſcher Bewegung vor der jungen Dame auf ein Knie niederließ, — „ich bete in euch die Schönheit an . . . ich liebe euch!"

Ein halblauter Schrei entfuhr den Lippen Ottiliens. Am ganzen Körper zitternd, zog ſie, einen Schritt zurücktretend, ihre Hand, die der Knieende ergriffen hatte, mit Heftigkeit aus den ſeinen.

„Was ſoll das, Herr Vetter!" — rief ſie dabei mit ſtolzem Erzürnen. — „Wer gibt euch das Recht, auf dieſe Weiſe mit mir zu ſprechen?"

„Mein liebendes Herz, ſchön Bäschen!" — entgegnete Markloff, ſich erhebend, indem er es verſuchte, ſeinen Arm leiſe um ihre Taille zu legen, den ſie aber heftig zurückſtieß.

„Es gibt eine Zeit der Liebe," — ſagte der junge Mann mit freundlichem Ernſte, — „wie es eine Zeit gibt, in der glücklichen Wiege zu leben. Aus der letzteren treibt uns das Leben heraus und in die erſtere hinein. Kann ich etwas dafür, daß mir dies auch geſchah, da ich in euer Auge blickte, Bäschen?"

„Ich will davon nichts mehr hören!" — rief Ottilie. — „Laßt mich zu meiner Mutter!"

„Ottilie!" — fiel hier der junge Mann ein. — „Es iſt kein Spiel der Liebe, das ich hier zu treiben wage. Ich biete meiner Verwandten mit meinem Herzen auch meine Hand an. Der Name Derer von Markloff iſt ein alter hochgeehrter Name; ich bin reich und kann meinem ſchönen Bäschen eine angenehme Stellung in der Welt ſichern."

„Auf die ich verzichte!" — entgegnete Ottilie.

„Und warum?" — frug Markloff finſter.

„Weil ich euch nicht lieben kann?"

„Nicht lieben, warum?"

„Weil . . ."

„O!" — brach der junge Mann hier los — „weil man ſchon einen Anderen liebt?!"

„Herr von Markloff! . . ."

„Einen Elgſtröm, Fräulein von Dohmerſtein!"

„Wer ſagt euch das?"

„Meine beiden geſunden Augen, ſagten es mir ſchon lange!"

„Unmöglich!" Wo hätte ich Veranlaſſung gegeben . . ."

„Einer beſonderen Veranlaſſung bedarf es in dieſen Dingen für einen Mann von Welt nicht. Indeß was kümmert mich das; . . . Ottilie . . ."

„Laßt mich!"

„Ein furchtbarer Vernichtungskrieg iſt vor der Thüre; in ſolchen Zeiten braucht das Weib den Schutz eines Mannes!"

„Ich habe meine Eltern!"

„Heute noch; wer aber weiß . . ."

„Was ſagt ihr?!" — fuhr Ottilie entſetzt auf.

„Ich meinte nur“ — entgegnete Markloff mit raſch vorübergehender Verlegenheit — „im Kriege kann kein Menſch für das Leben eines Anderen ſtehen!“

„Entſetzlich!“ — rief das Mädchen, ſich mit beiden Händen an die bleiche Stirne fahrend.

„Nur ein Gedanke . . . eine Möglichkeit. Wenn ihr aber meine Hand annehmt . . .“

„Nie! nie! nie!“ — rief Ottilie entſetzt. Jetzt trat ein Ausdruck von finſterem Zorn in Markloff's Züge — „Warum dies wilde nie?!“ — frug er ergrimmt.

„Weil ich euch fürchte, haſſe, verabſcheue!“ — rief das Mädchen mit abweiſend vorgeſtreckten Händen.

„Wie?“ — knirſchte Markloff ingrimmig.

In demſelben Augenblicke aber ertönte unter der geöffneten Thüre das Wort:

„Was gibt es hier?!“ — und der Bürgermeiſter ſtand, Zorn in den Blicken, hoch aufgerichtet da.

„Mein Vater!“ — rief außer ſich Ottilie und warf ſich an des alten Herren Bruſt. — „Gelobt ſei Gott daß ihr da ſeid!“

„Was hat's gegeben?!“ — herrſchte Herr von Dohmerſtein.

„Nichts, das eueren Zorn herausfordert!“ — entgegnete finſter der junge Mann. — „Ich habe Ottilie erklärt, daß ich ſie liebe und ihr meine Hand angeboten!“

„Und das wagſt du, elender Bube!“ — rief mit Donnerſtimme der Bürgermeiſter.

„Was?“ — ſtammelte, vor Zorn dem Erſticken nahe, Markloff, indem ſeine Hand an die Seite fuhr.

„Ja, Bube! elender Bube!“ — wiederholte Dohmerſtein, der wie ein zürnender Gott daſtand — „Landesverräther! . . .“

„Herr!“

„Schweige! Dein Treiben iſt entdeckt. Du haſt dein Vaterland an Frankreich verrathen; — ein elender Helſershelfer biſt du Louvois und den Feinden des Vaterlandes geworden.“

„Wie könnt ihr wagen . . .“

„Mortdieu, dieſe armſelige Creatur des franzöſiſchen Hofes, iſt plötzlich an einem Schlaganfall geſtorben. Man hat, da man längſt Verdacht ſchöpfte, ſeine Papiere ſofort mit Beſchlag belegt. Es hat ſich beſtätigt, daß ihn Louvois als Spion und Unterhändler gebrauchte . . . und unter ſeinen Papieren . . .“

„Verdammt!“ — knirrſche Markloff, bleich wie der Tod und mit dem Fuße aufſtampfend.

„Fand man verſchiedene Briefe eines gewiſſen Herrn von Markloff, verrätheriſchen Inhaltes an Louvois und den General Melac.“

„Die ſind falſch!“ — ſchrie der junge Mann, kaum mehr fähig, ſich aufrecht zu erhalten.

„Schweige!“ — fuhr finſter Herr von Dohmerſtein fort, ſeine weinende und am ganzen Leibe zitternde Tochter heftig an ſein Herz drückend. — „Elender, dich erwartet, wenn du ergriffen wirſt, der Galgen . . . die Strafe eines Landesverräthers! Benütze die Nacht und entfliehe; aber berühre deine Wohnung nicht . . . ſie iſt von den Dienern der Gerechtigkeit bereits beſetzt. Und jetzt . . . fort aus meinen Augen; ich handle gegen mein beſſeres Selbſt; . . . aber ich kann die Schande nicht . . . auf meiner Familie wiſſen.“

Doch was war das? . . . Herr von Markloff fuhr in demſelben Augenblick wie eine gereizte Schlange empor; aber nicht Zerknirſchung lag in ſeinen Zügen, wohl aber blitzten Hohn, Wuth und Rache aus ſeinen Augen; mit wildem triumphirenden Lachen rief er:

„So habt ihr euer Urtheil ſelbſt geſprochen. Thoren, die ihr ſeid; die Würfel ſind längſt gefallen; am Tage des Gerichtes ſehen wir uns wieder! dann werde ich meine ſchöne Braut unter prächtigem Fackelſchein und dem Donner der Kanonen mit Gewalt heimführen.“

Und damit ſtürzte Markloff eilig zur Thüre hinaus.

Die Kataſtrophe.

Die folgenden Tage waren Tage der Angſt und des Schreckens für Heidelberg und die Pfalz; das furchtbare, nach allen Seiten hin Vernichtung drohende Gewitter zog auf Sturmesflügeln heran.

Die Heidelberger Deputation war, völlig unverrichteter Dinge, zurückgekehrt; — jedoch ohne Elgſtröm, deſſen immer noch hoffende Seele, verbunden mit der zähen Energie ſeines Charakters Alles, bis auf das Letzte, an ſeine ſo wichtige Aufgabe ſetzen wollte; . . . und dies Letzte war für ihn die Hülfe und der Beiſtand Abraham a Sancta Clara's, dem ja ſo viel bei dem Kaiſer durchzuſetzen möglich ſein ſollte. Wie weit es ihm indeſſen hier geglückt, war noch unbekannt.

Indeſſen rückten Winter und Kälte vor und die Feinde in das Land. Eine Schreckensnachricht folgte der andern. Die Franzoſen hatten jetzt bereits Kaiſerslautern, Alzei, Neuſtadt, Oppenheim beſetzt, und die ſchutzloſen Reichsſtädte, wie Worms, Speyer, ſelbſt Heilbronn und Mainz, zur Aufnahme franzöſiſcher Garniſonen gezwungen.

Philippsburg ward geräumt. Jetzt . . . rückte Marſchall Duras mit gewaltigen Maſſen auf Heidelberg zu.

Was war zu thun? Die Beſetzung der Stadt durch pfälziſche Truppen war durchaus ungenügend;... der Pfalzgraf-Kurfürſt floh nach ſeinen Jülichſchen Landen, und die Bürger und Studenten, wenn auch bewaffnet, konnten unmöglich einer größeren franzöſiſchen Heeresmacht auf die Dauer wiederſtehen; . . . ſo blieb den Geängſtigten nur die einzige traurige Nothwendigkeit ... die Stadt zu übergeben.

Am 24. September öffnete Heidelberg den Franzoſen, durch eine mit Marſchall Duras abgeſchloſſene Capitulation, die Thore. Die wenigen pfälziſchen Truppen durften nach dem Vertrage abziehen, der Stadt und Univerſität ward verſprochen: *es ſolle keinerlei Bedrückung in Beſitz, bürgerlichen und religiöſen Rechten ausgeübt, und das kurfürſtliche Schloß, die Kanzleien ſammt den Archiven unverletzt erhalten werden.*

Ungeachtet dieſer Zuſage aber, *die der Dauphin ausdrücklich verbürgt hatte*, waren die Heidelberger nur zu bald den ſchändlichſten Bedrückungen ausgeſetzt. Um 80,000 Livres Contribution zu erpreſſen, drangſalirte man mit Einquartierung, Raub, Chicane die Einwohner auf das Härteſte.

In Mannheim war der Commandant, Bernhard von Seligenkron, entſchloſſen, ſich mit den vorhandenen, nicht unbedeutenden Kräften zu vertheidigen, allein es gelang den Franzoſen, durch ausgeſtreute Plakate, die

Bürger mit furchtbaren Drohungen einzuſchüchtern und die Soldaten durch Verſprechungen zum Abfall zu verführen. Nach kurzem Bombardement ward den Feinden die Stadt durch eine erträgliche Capitulation geöffnet.

Selbſt die Citadelle konnte der Commandant mit ſeinen rebelliſchen und feigen Soldaten nicht vertheidigen. So ſah ſich Seligenkron denn genöthigt, auch dieſe zu übergeben. Ein ehrenvoller Abzug der Garniſon und der Schutz der ſtädtiſchen Rechte wurde auch hier, ſelbſt vom Dauphin, verbürgt. Wenige Tage darauf ergab ſich auch Frankenthal, und damit waren alle bedeutenden Plätze der Rheinpfalz, faſt ohne Schwertſtreich, in feindliche Hände gerathen. Es war eben einer von den großen Nachtheilen, die aus der Erhebung der neuburgiſchen Linie ſich für die Pfalz ergaben, daß dieſe Dynaſtie durch ihre Beſitzungen in Jülich und in Neuburg nur ein getheiltes Intereſſe an dem rheiniſchen Kurlande nahm. Pfalzgraf Karl Ludwig vertheidigte doch in dem Kriege von 1675 wenigſtens die Hauptplätze ſeines Landes perſönlich, während ſich jetzt der neue Herrſcher feig und nur an ſich ſelbſt und ſeine eigene Sicherheit denkend in einen geſicherten Winkel zurückzog, die Beſchützung der herrlichen Pfalz und ihrer blühenden Städten, gleichgültigen, feigen und beſtechlichen Söldlingen überlaſſend.

Und — o der Schmach für Deutſchland — wie es in der Pfalz gelang, ſo wurden die Franzoſen auch am ganzen Rheine Meiſter!

Da traf plötzlich bei dem Bürgermeiſter von Heidelberg, dem edlen, jetzt unter ſo ſchweren Sorgen niedergebeugten Herrn von Dohmerſtein, ein Brief Elgſtröms aus Wien ein, deſſen jubelnder Inhalt nahe Hülfe und wohl auch Errettung von Feindeshand verkündete. Seinem treuen Eifer war es ja endlich gelungen, durch die Vermittlung des Hofpredigers Pater Abraham a Sancta Clara, deſſen Bekanntſchaft er gemacht, dem Kaiſer in einer Audienz vorgeſtellt zu werden. Leopold hatte geduldig die flammende Auseinanderſetzung Elgſtröms, im Namen der Heidelberger Deputation, angehört und da auch Abraham a Sancta Clara mit hinreißender Beredtſamkeit den Schmerzens- und Hülfeſchrei der Pfalz unterſtützte, thatſächliche Hülfe verſprochen. Andererſeits hatten auch die pfälziſchen Diplomaten ſchon im Oktober an den Reichstag eine dringende Beſchwerde eingegeben, andere waren gefolgt, und die vertrockneten Schreiberſeelen in Regensburg waren in der That einmal in Bewegung gerathen. Dies alles traf denn auch ſo glücklich zuſammen, daß man ſich endlich und endlich einmal in Wien entſchloß, gegen Ludwig XIV. Syſtem einer völlig rechts- und freiheitsmörderiſchen Politik thatſächlich aufzutreten.

Elgſtröm ſchwelgte in den kühnſten Hoffnungen; ja er war entſchloſſen, ſich ſofort ſelbſt nach den noch unbeſetzten Theilen der Pfalz zu begeben, dort, womöglich Bürger und Bauern zur Geſtaltung von ſelbſtſtändigen Heereshaufen aufzubieten und mit dieſem den bedrängten Städten zu Hülfe zu eilen.

Herr von Dohmerſtein ſchüttelte zu allem dem den Kopf. Er ſprach nicht dagegen; . . . aber in ſeinem bekümmerten Herzen ertönte ein Wort, deſſen furchtbare Wahrheit die Welt ſchon ſo oft mit Schmerz und Weh erfüllt hatte, und dies Wort hieß: „Zu ſpät!“ Die Feinde hatten ſchon zu viel Fuß in Deutſchland gefaßt; auch fehlte ihm der Glaube, daß man es in Wien ernſt meine und es überhaupt in dem unſeligen zerriſſenen und zerfetzten, in ſo viele entgegengeſetzte Intereſſen getheilten Deutſchland zu einem gemeinſamen Handeln bringen werde. Hoffnungsvoller wurde die Sache von den Frauen betrachtet, wenn auch Ottiliens Herz, bei dem Gedanken an die Gefahren, welchen ſich ihr edler junger Freund auszuſetzen bereit war, krampfhaft erbebte. O! er hatte ihr ja diesmal ſo innige und herzliche Grüße zugeſandt, wie bisher noch nie. Seine Worte — und wenn ſie auch nur geſchrieben waren — klangen ſo warm, ſo eigenthümlich, daß ſie Ottilien, ſo ſchwer auch ſie Kummer und Sorgen drückten, doch mit Seligkeit erfüllten. Wie der Blick in ein Paradies ging ihr, der ſtill für ſich Erröthenden, die Ahnung auf, daß er ſie liebe. Die Liebe iſt ja das geiſtige Auge, das den echten Himmel erſpäht und wenn er ſich in alle Finſterniſſe der Unterwelt hüllen ſollte. Aber wo in dieſen Zeiten die Leiter finden, ihn zu erklimmen?

Markloff war zwar ſeit jenem Abend, der ihn enthüllt hatte, ſpurlos aus Heidelberg verſchwunden; aber die trüben kriegeriſchen Zeiten hatten auch den Frieden und das Glück verſchwinden laſſen, die ſonſt in dem Dohmerſtein'ſchen Hauſe und ſeinem Familienleben einen ſo reizenden Sitz gefunden.

Jetzt drohte dieſem ſchönen Zuſammenleben der letzte Schlag: Max und Haynbuch, die, auf Elgſtröms Briefe hin, entſchloſſen waren, ebenfalls Theil an der Errettung und Befreiung des Vaterlandes zu nehmen, hatten ſich dazu beſtimmt, insgeheim ſich mit dem größeren Theile der Studenten nach dem nahen Odenwalde zu begeben, um auch dort den Aufſtand gegen die Feinde des Vaterlandes zu organiſiren und dann, im Vereine mit den heſſiſchen Truppen, die man im Anzuge wußte, über die Franzoſen herein zu brechen.

Wohl erhob ſich in dem Herzen des Vaters eine Stimme: dem Sohne und dem Freunde des Hauſes von dieſem kühnen Schritte abzurathen; aber ſein edler Patriotismus verwarf dieſe Schwäche mit Entſchiedenheit, und von dem Segen und den ſtillen Thränen aller Hausgenoſſen begleitet, eilten Max und Haynbuch zu den Waffen.

Eine dumpfe, entſetzliche Gewitterſchwüle lagerte ſich jetzt über die Welt. Den Gerüchten nach war das vereinigte Europa das Raubſyſtem und die räuberiſche Politik Ludwig XIV. müde. Sein Verfahren gegen Deutſchland und Holland, die Verjagung der Proteſtanten aus Frankreich, die unſinnige Politik, die er ſeinem Clienten, König Jakob II., in England befolgen ließ, hatten das Maß gefüllt, und der Geiſt der politiſchen und kirchlichen Freiheit waffnete ſich jetzt zu einem großen Prinzipienkampfe. *)

Der Kampf drohte mit einem Male ein europäiſcher zu werden. Es war möglich, daß ſich England, Holland und das deutſche Reich zu einer compacten Maſſe vereinige und dann . . . wehe der franzöſiſchen Monarchie.

Die Zukunft donnerte Ludwig XIV. ein: „*Sein oder Nichtſein!*“ entgegen. Es ſtand Alles auf dem Spiel; . . . da . . . kam man in Verſailles auf einen Gedanken, der eines Hunnen- oder Tartaren-Wüthrichs würdig geweſen wäre: man wollte, um Deutſchland die Kriegführung gegen Frankreich dem ganzen Rhein entlang unmöglich zu machen, die dort gelegenen deutſchen Provinzen — und ſomit namentlich auch die herrliche, reiche, blühende Pfalz — *völlig ausplündern, durch Contributionen alles Geldes berauben und durch Niederbrennen von 1500 Städten und Dörfern die Gränzen Frankreichs*, nach

---

*) Häußer, Geſchichte der rheiniſchen Pfalz. II. Theil. 767—778.

Deutſchland hin, zu einer völligen Wüſte machen!

Das war der kannibaliſche, fluchwürdige, die Menſchheit entehrende, ruchloſe Plan Louvois, . . . und Ludwig XIV., von ſeinen Schmeichlern „der Große“ genannt, erhob ihn zum Beſchluß.

Ludwig XIV. gab die Zuſtimmung zu dem Befehle ſeines Kriegsminiſters: „de brûler le Palatinat!“

Ein Schrei des Entſetzens ging durch die Welt; der Genius der Menſchheit verhüllte weinend ſein Haupt.

Ein Wintertag der ſtrengſten Kälte war angebrochen. Gretchen, das Töchterchen des Schneiders, hatte Waſſer an dem Brunnen der Straße geholt und kam eben, zitternd vor Froſt und vor Schrecken, zurück. Kaum war ſie fähig, den Eimer in der Küche niederzuſtellen, ſo wankten ihre Kniee; und als ſie dies gethan, ſank ſie, laut weinend, auf den hölzernen Schemel, der neben dem Waſſerſteine ſtand.

„Na!“ — rief die Mutter, die auf das laute Schluchzen hin — gefolgt von dem Meiſter — aus der Stube in die Küche und auf das Mädchen losfuhr, wie der Cerberus auf eine arme Seele. „Na! was heult denn das dumme Ding wieder wie beſeſſen! Sieht ſie nicht aus, als ob ſie ſchon im Grab gelegen hätte! Was ſollen die Fratzen!“

„Was iſt's Gretel?“ — frug der Vater, aber er fuhr haſtig auf ein derbes „Halte dein Maul!“ zurück, mit welchem ihn die Meiſterin anfuhr. Und wahrlich, ſie ſah darnach aus, ſich vor ihr zu fürchten. Die eben ſo wenig reine als ganze Nachthaube hatte ſich auf dem ungekämmten, ſtruppigen und verwirrten Haare etwas nach der Seite geſchoben; Jacke und Unterrock, nach Waſſer und Nadel lechzend, hingen unordentlich um die dürre Geſtalt, die — beide Arme in die Seiten geſtemmt, den Kopf vorgebogen — zornige Blicke aus den grünlichen Augen ſchoß und in dieſer Situation in der That etwas von einer Furie hatte. Böſe und niedrige Seelen machen Zeiten des Unglücks nur ſchlimmer, leidenſchaftlicher und wilder.

„Na!“ — wiederholte die Alte mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen — „wird's wohl? wird man erfahren, warum die alberne Perſon ſo heult?“

„Ach Gott! ach Gott!“ — ſtöhnte ſchluchzend das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Antwort!“ — rief die Alte — „oder!“ und ſie riß einen Kochlöffel von der Wand, ihrem Befehle einen unzweideutigen Nachdruck zu geben. Mütter ſolcher Art fühlen ſich geſchmeichelt, wenn ihre Töchter Höhergeſtellten gefallen; ſie können ſogar im Stande ſein, ſie ihnen in die Arme zu werfen und die aus Leichtſinn oder Eitelkeit Geopferten werden dann gewiß, ſo lange das Verhältniß dauert, von ihnen ordentlich verehrt und auf den Händen getragen. Wehe aber den armen Kindern, wenn der hochgeſtellte Verehrer — wie Markloff — treulos verſchwindet: dann werden ſolche Mütter den ganzen Haß, den ſie für den Verräther fühlen und den Zorn über die eigene Dummheit und Schwäche über das eigene Kind ausgießen. So war es auch hier. Gretchen hatte ſeit des Geliebten Verſchwinden viel leiden müſſen; obgleich ſie ſelbſt unerſchütterlich auf ſein Zurückkommen hoffte.

Jetzt auch fühlte ſie die Erbitterung der unnatürlichen Mutter wieder; mit einem Schrei fuhr ſie in die Höhe, ließ die Schürze ſinken und rief:

„Es iſt ja ſo entſetzlich!"

„Was iſt entſetzlich?" — frug der Schneider halblaut, indem er verſuchte, den bewaffneten Arm ſeiner zarten Ehehälfte zurückzuhalten.

„Die Nachrichten von drüben!"

„Wo drüben?"

„Ueberm Neckar . . ."

„Und was ſind denn das für Nachrichten?" — ſtammelte die Mutter, die die Wahrheit zu ahnen anfing und der das Herz jetzt in die Schuhe und der Arm an der Seite herabfiel.

„O ſie ſind ſchrecklich! Am Brunnen . . . ſtanden die Weiber und Mädchen . . . ein Reitender iſt angekommen ... und auf's Stadthaus ... wo die Herrn jetzt ... Tag und Nacht im Rathe ſitzen ..."

„Nun?" — ſtöhnte der Schneider, dem bereits die Kniee ſchlotterten.

„So rede doch!" — rief die Mutter und ſchüttelte Gretchen derb an der Achſel.

„Es ſollen ſich deutſche Hülfstruppen im Odenwald gezeigt haben," — erzählte das Mädchen — „darauf hin ſind die Franzoſen von allen Seiten losgebrochen, und über die wehrloſen Bewohner hergefallen ..."

„Nun?"

„Und?"

„Es iſt kaum zu ſagen: o Gott erbarm, wie wird es auch uns noch gehen!"

„Und drüben! drüben!" — riefen der Schneider und ſein Weib.

„Sie haben Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhauſen, Eppelheim, Wiblingen und Neckarhauſen in Flammen geſteckt und niedergebrannt!"

„Jeſus Maria!" — „Um Gottes und aller Heiligen Willen!" — ſchrieen hier die beiden Alten auf.

„Habt ihr's ſchon gehört?" — rief in dieſem Augenblick die kreiſchende Stimme einer halbbekleidet hereinſtürzenden Nachbarin.

„Iſt's denn wahr?"

„Iſt's wirklich wahr?"

„Das ganze linke Neckarufer iſt zerſtört ... die

Dörfer und Höfe niedergebrannt. Wie die wilden Thiere ſind ſie ſchon heute in der Frühe auf Handſchuhsheim losgeſtürzt, das eben jetzt in hellen Flammen ſteht!“

„Feuer! Feuer! ganz Handſchuhsheim brennt!“ — rief eben ein Vorüberlaufender in die Hausflur herein. Und in der That fingen die Glocken zu ſtürmen an und der Lärm auf der Straße wuchs.

„Und die Menſchen?“ — frug Gretchen todtenbleich die Nachbarin.

„Sollen ſie überall erſchoſſen oder in die Flammen getrieben haben!“

„Und die Weiber und Kinder auch!“ — rief eine zweite Nachbarin, die, einer Wahnſinnigen gleich, mit aufgelöſten Haaren hereinſtürzte. — „Schwangere und Wöchnerinnen haben ſie mißhandelt . . . und Weiber und Mädchen . . . auf der Straße . . . o! man kann es gar nicht ſagen! und Melac, der Hund, der Schurke, ſoll dabei gelacht und ſie noch aufgemuntert haben!“

„Verfluch' ihn Gott dafür!“ — rief die Meiſterin, beide Hände in blinder Wuth ballend, und Alle ſtimmten ein.

„Und das iſt noch lange nicht alles!“ — rief die erſte der Nachbarinnen — „mein Mann hat's von Geflüchteten vor einer halben Stunde gehört: alte Männer von ſechzig und achtzig Jahren haben die Schurken niedergeſtochen, und den fünfundſiebzigjährigen Schultheiß von Neckarhauſen, der ihnen die Gemeindekaſſe nicht geben wollte, in der Kälte nackt ausgezogen, dann an den Beinen gepackt und ſo lange mit dem Kopf auf den Boden geſtoßen, bis er hin war!"

Ein neuer Schrei des Entſetzens entfuhr den Anweſenden. Gretchen barg ſchluchzend ihr Geſicht.

„Einen anderen Schultheißen" — fuhr die Erzählerin faſt athemlos fort — „ich weiß nicht mehr aus welchem Ort, haben ſie ebenfalls nackt drei Tage und drei Nächte lang in die Kirche geſperrt!"

„Und ſcheußlich verſtümmelt haben ſie Männer und Weiber!" — rief die Andere.

„Feuer! Feuer in Handſchuhsheim!" — ertönte es abermals in ſchauerlicher Weiſe und die Glocken ſtürmten und über den Neckar herüber tönten Schüſſe dazwiſchen.

In dieſem Augenblick ſprang ein Verwandter der Schneidersleute herein.

„Nun?!" — riefen ihm Alle entgegen.

„Rettet, was ihr könnt, Gevatter!" — rief er — „packt zuſammen und rettet, was ihr könnt. In Ladenburg, Schriesheim, Doſſenheim und Neuenheim iſt der Teufel auch los! . . . auf der Straße von Neuenheim nach Doſſenheim liegen allein zweiundfünfzig nackte Leichname. Was ſie an Hab und Gut nicht mitnehmen können, zerſchlagen und zertrümmern die Teufel oder werfen es in die Flammen!" *)

---

*) Alles geſchichtlich wahr. Häußer, Geſchichte der rheiniſchen Pfalz. II. Thl. 776. — Schloſſer, Bültinghauſens Beiträge ꝛc.

Plötzlich erſchütterte ein ganz furchtbarer, donnerähnlicher Schlag das Haus; die Wände bebten, die Fenſter klirrten und ſelbſt einige Töpfe fielen in der Küche herab. Alle fuhren, ſich niederduckend, unwillkürlich mit den Händen nach den Köpfen. Sie glaubten, das Haus ſtürze über ihnen zuſammen; dann folgte eine Pauſe des Erſtarrens. Der Schreck hatte alle Glieder gelähmt — aber die Angſt löſte den Bann, und mit den Worten: „Um Gottes Willen, was war das!“ — ſtürzte man nach der Straße.

Ein gelblich-weißer Staub wirbelte durch dieſelben und über Heidelberg hin.

Alle Fragen nach dem, was geſchehen, waren im Augenblick umſonſt . . . da wälzte ſich mit einemmal das Geheul daher:

„Sie haben den dicken Thurm des Schloſſes geſprengt!“

Jetzt war es, als ob die Poſaunen des jüngſten Gerichtes durch Heidelberg ſchallten: Wehrufen und Wehklagen erfüllte von allen Seiten die Lüfte. Heulend ſtürzten die Bewohner, zu retten und zu bergen, was zu retten und zu bergen war.

Auch die Schneidersleute thaten dies mit dem Wenigen, was ſie beſaßen; Gretchen half und packte unter Zittern und Zähneklapper ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammen.

Da ſchmetterten draußen — was freilich jetzt ſeit langer Zeit nichts Neues mehr war — Trompeten; Reiter ſprengten die Straße entlang;... aber was iſt das? Gretchen ſtutzte;... auf der Treppe ſchwere, aber doch raſche Schritte mit Sporenklang. Sollte das neue Einquartierung ſein?... oder waren die Feinde ſchon da, um auch Heidelberg zu vernichten?

Athemlos und entſetzt drückte ſie die Hand auf die Bruſt. Da riß mit gewaltigem Griff die Hand eines hochaufſtrebenden ſchönen Mannes in der Tracht eines höheren franzöſiſchen Offiziers die Thüre auf — Gretchen that einen Schrei und... lag in den Armen Markloffs.

„Hurrah!“ — rief dieſer luſtig — „Nun ſind wir wieder im alten Quartier, aber mit anderen Trommeln und Pfeifen!“

„Mein Geliebter!“ — rief Gretchen, im Entzücken des Wiederſehens alles Andere vergeſſend. — „O du böſer, böſer Mann, wie haſt du mich in Angſt und Kummer verſetzt. Doch es iſt vorbei; ich habe dich wieder und jetzt, Markloff, — nicht wahr, jetzt verläßt du mich nicht mehr!“

Ein ſchallendes Gelächter antwortete dieſem Erguß eines lang gepeinigten, jetzt wieder freudig aufathmenden Herzens.

„Nun, nun!“ — rief Markloff dabei — „ich denke des Aufenthaltes hier nicht lange zu genießen. Meine Hochzeitsfackel ſoll ſo hell ſcheinen, daß euch Heidelbergern alles Hören und Sehen vergehen ſoll.

Aber bis zu der Stunde wollen wir luſtig ſein, Mädchen. Komm her auf meinen Schooß! aber nein! . . . bringe mir zuvor Wein und etwas zu eſſen; wir haben die Nacht durch zu thun gehabt!"

Und damit ſchüttelte er Gretchen, die immer noch an ſeinem Halſe hing, wie eine unbequeme Laſt ab.

Jetzt erſt kam das Mädchen zu ſich und, die franzöſiſche Uniform gewahrend, rief ſie erſtaunt:

„Aber, Herr von Markloff, wie kommt ihr denn ... in die Uniform unſerer Feinde!"

„Parbleu!" — entgegnete der junge Mann heiter, und ſtrich ſich den Schnurr- und Knebelbart, — „nicht der Feinde, aber der Sieger und Eroberer dieſes Landes; und Eroberungen wollen wir machen, daß es eine Freude iſt. Ich bin General-Civilcomiſſär ſeiner Majeſtät Ludwig XIV. bei der Diviſion des Marſchall Duras und dem General Melac beigegeben, Heidelberg zu demüthigen!"

„Wie?" — ſtotterte Gretchen, die durchaus nicht begreifen konnte, was ſie hörte. — „Macht keinen ſolchen Scherz, Herr von Markloff. Ihr habt euch wohl nur verkleidet, um beſſer durchzukommen; wollt wohl euere Sachen holen, die noch bei uns ſtehen und die ich ſo gut aufbewahrt habe, als wären es Heiligthümer; und dann —" ſetzte ſie erröthend und mit einem zärtlichen Blick hinzu — „euer Verſprechen halten, und mich als euer Weib heimführen."

„Himmliſch!" — rief Markloff und hielt ſich die Seiten vor Lachen.

„Wie?" — meinte Gretchen erblaſſend — „was iſt denn dabei zu lachen — „Wenn ihr wüßtet, was ich ſeit eurem Verſchwinden gelitten, in meinem Herzen und von der Mutter . . ."

„Himmliſch!" — wiederholte Markloff — „die alte Hexe wird ſich doch nicht auch einbilden . . ."

„Einbilden?" — frug Gretchen bleich wie der Tod — „was einbilden?"

„Nun, zum Teufel zu, daß ich der Narr wäre, dich liebes närriſches Ding zu heirathen!"

Das Mädchen ſtieß einen unartikulirten Schrei aus; ihre Kniee wankten; die Sinne drohten ihr zu vergehen. Doch nein! ſie mußte ſich getäuſcht haben . . . die Aufregung war ſo groß!

„Markloff!" — ſagte ſie ernſt, aber mit zitternder Stimme, — „du biſt heute in ſchrecklicher Laune. Sag . . . daß du mich . . . nur haſt erſchrecken wollen; daß du gekommen biſt . . . dein Wort . . . deinen Schwur, mich als Ehefrau heimzuführen, zu halten."

„Ich bin gekommen," — rief Markloff heiter und ſuchte Gretchen mit kühnem Arme zu umfangen — „um nach wie vor der Liebe Glück mit dir zu theilen, mein Schätzchen. Aber bleibe mir dabei mit den Narrenspoſſen von Heirathen fern!"

„Mit den . . ."

„Narrenspoſſen!“ — rief Märkloff jetzt hohnlachend.

„Und . . . euer Wort . . . euer Schwur . . . das Verſprechen, dem ich geglaubt . . . dem ich . . .“

„So albern war, Glauben zu ſchenken. Närriſches Mädel, wie ſollte es einem Herrn von Markloff je ernſt ſein können... die Tochter eines Schneiders heirathen zu wollen. Parbleu, da haben wir eine andere Braut hier, die wir holen werden und einen Fackeltanz dabei tanzen . . .“

Es war etwas Entſetzliches, was jetzt in Gretchens Ausdruck und Blicken lag; — etwas, das dem Wahnſinn glich, wie ein Ei dem anderen.

„Und ihr kommt mit den Mordbrennern?“ — frug ſie kaum hörbar.

„Bei Gott, du wirſt witzig!“ — rief der junge Mann lachend. — „Ja, wie du ſiehſt, bin ich Franzoſe geworden.“

„Und eure . . . Braut?“

„Auch neugierig? . . . Nun, den Spaß ſollſt du haben, Närrchen, Ottilie von Dohmerſtein, des Bürgermeiſters Tochter. Jetzt aber laß die Poſſen; wir wollen bis zur Stunde, in der ich jene zum blutigen Brautaltar führe, luſtig ſein, wie in früheren Tagen.“

Und Markloff umſchlang die Kleine und zog ſie mit verbrecheriſcher Kühnheit an ſich; aber in demſelben Augenblick taumelte er auch, wie von einer giftigen

Schlange gebiſſen, zurück. Gretchen hatte ihn unter dem Ausruf: „Elender Schurke!“ mit einer Gewalt von ſich geſchleudert, die man einem Mädchen in dieſem Alter nicht hätte zutrauen ſollen.

Markloff raffte ſich wuthſchäumend empor;... aber Gretchen war verſchwunden. Wie ein angeſchoſſener Eber ſtürzte er auf die Straße, warf ſich zähneknirſchend auf ſein Pferd und flog, die furchtbarſten Flüche ausſtoßend, dem Hauptquartier des Generals Melac zu.

Indeſſen war es in der Stadt auf eine ganz merkwürdige Weiſe lebhaft geworden: ganze Reihen von Wagen, mit Stroh beladen, wurden unter militäriſcher Aufſicht den Thoren hereingefahren und in verſchiedenen Gegenden wie eine Wagenburg aufgepflanzt.

Der Schrecken und das Entſetzen der Bürger wuchſen von Minute zu Minute. Auch Tonnen mit Pech und Oel ſah man von Soldaten, die zumeiſt betrunken waren, unter Lachen und Jauchzen transportiren.

Die Aufregung kannte keine Gränzen mehr. Viele Einwohner fingen an zu flüchten, theils in die Keller, theils aus der Stadt.

Der Magiſtrat, der ſchon ſeit vielen Tagen und Nächten auf dem Stadthauſe in Permanenz beiſammen war: berathend, unterhandelnd, helfend wo er konnte, ſandte in ſeiner Todesangſt und Verzweiflung Abgeordnete an den franzöſiſchen General Melac, der am Speiſemarkt ſein Quartier genommen hatte, denſelben nach den Urſachen dieſer eigenthümlichen Bewegung fragen laſſend... denn die entſetzliche Ahnung, die Jeder in ſich trug, daß man Heidelberg, dem blühenden Heidelberg, der Reſidenz und Univerſität, für deſſen Schonung ſelbſt der Dauphin ſein Wort verpfändet, ein Schickſal bereiten werde, wie den Ortſchaften des linken Neckarufers, war ſo furchtbar, daß ſie das Herz eines vernünftigen Menſchen denn doch nicht für ausführbar halten konnte.

Athemlos, mit Herzen, die vor Klopfen zerſpringen wollten, todtenbleich und für jedes andere Thun untauglich, harrten die Mitglieder des Stadtrathes, und an ihrer Spitze der Bürgermeiſter der Stadt, der würdige Dohmerſtein. Schweigend ſtand er da, wie aus Marmor gemeiſelt, . . . ernſt und feſt wie ein Todtenrichter. — Mit der vollen Kraft ſeines, in edlem Patriotismus ganz aufgehenden Charakters, hatte er bis zu dieſer Stunde in dem permanent tagenden Stadtrathe für das Wohl Heidelbergs gewirkt und geſchafft; . . . kein Herz konnte Weib und Tochter mehr lieben, als das ſeine . . . und doch hatte er ſie jetzt ſchon ſeit drei Tagen und drei Nächten nicht geſehen; . . . die Liebe und Sorge für die Seinen mußte der Sorge für das allgemeine Beſte nachſtehen. Sein ſtarker Geiſt und ſein großes, edles Herz hatten ſich müde gerungen in den Kämpfen und Sorgen der letzten Zeit; dennoch ſtand er aufrecht und ungebeugt wie ein alter Römer da, dem furchtbar hereinſtürmenden

Schickſale die Stirne bietend: „**Es iſt ein Gott über uns!**“ — rief er ſeinen in Angſt und Entſetzen faſt verzweifelnden Collegen zu — „**und zu der Schandthat**, eine Stadt wie Heidelberg, den geheiligten Sitz der Wiſſenſchaften, dem Vandalismus einer rohen und betrunkenen Soldateska Preis zu geben, ... bis zu dieſer, die Menſchheit brandmarkenden Schandthat, **kann** ſich Frankreich nicht herabwürdigen!“

Und Frankreich that es doch!

Die an General Melac abgeſandten Mitglieder des Magiſtrates kehrten todtenbleich zurück und brachten die Antwort: „Laut Befehl Sr. Majeſtät Ludwig XIV., Königs von Frankreich, muß Heidelberg bis auf den Grund niedergebrannt werden!“

Herr von Dohmerſtein hatte Mühe, ſich aufrecht zu erhalten; — Stadt-Syndikus Mieg ſtürzte, vom Schlage getroffen, an ſeiner Seite nieder; — der **Bürgermeiſter aber rief: „Auf Freunde, wir müſſen das Letzte wagen; ... auf, alle mit einander, und zu dem blut'gen Ungeheuer, ihm das heilige Verſprechen des Dauphins in die Seele zu ſchleudern, und wär' es auf die Gefahr hin, ſelbſt unterzugehen!“**

In dem gleichen Augenblicke drängte ſich die geſammte Geiſtlichkeit der verſchiedenen Confeſſionen in das, von dem heulenden und jammernden Volke umlagerte Stadthaus und in den Sitzungsſaal des Magiſtrates. Dohmerſtein forderte die Herren mit begeiſterten Worten auf, ſich den Vätern der Stadt anzuſchließen; einige waren muthig und entſchloſſen genug dazu, . . . andere, verzagterer Natur, riethen dagegen, . . . eine Debatte entſpann ſich.

Während deſſen hatte ſich das Innere der Stadt bereits ſchon in einen blutigen Kriegsſchauplatz verwandelt. Einzelne Haufen franzöſiſcher Soldaten zogen unter Gebrüll und Jauchzen durch die Straßen und warfen Brennmaterial in die Häuſer: Stroh, Holz, Schwefelbrände und brennende Pechfackeln und ſofort ſchlugen die Flammen an verſchiedenen Stellen auf. Andere Haufen ſtürzten ſich plündernd in die Häuſer, oder auch auf die armen unglücklichen Einwohner, die ſich mit ihren beſten Habſeligkeiten über den Neckar retten wollten. Wer dabei das Seine den Räubern nicht ſogleich hergab und überließ, ward niedergeſchlagen oder niedergeſtochen, gleichviel, ob Greis oder Kind, Mann oder Frau, Matrone oder Mädchen. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten ſchmetterten, Schüſſe knallten, die Glocken ſtürmten und heulten und durch alles hindurch tönte das Jammergeſchrei des unglücklichen Volkes.

Jetzt auch wirbelten die Flammen aus dem ſchönen Rathhaus blutigroth und himmelhoch empor; ebenſo aus dem Marſtall, der Canzelei, dem Schloſſe und ganzen Reihen von Privathäuſern. Soldaten und fliehende Bürger wimmelten und ſtürzten über einander; die

Kirchen wurden geſchändet, die Gräber der Verſtorbenen geöffnet, ihre Leichen und Särge des Schmuckes beraubt und die Gebeine der ſtillen Schläfer unter Hohnlachen in alle Winde zerſtreut. Hier ſank ein Greis mit geſpaltenem Schädel todt zuſammen; dort riſſen kanibaliſche Söldner in viehiſcher Wuth Frauen, Mädchen und Kinder nieder und mißbrauchten ſie unter Jauchzen auf offener Straße; hier trugen Soldaten lachend und ſingend auf ihren Waffen aufgeſpießte Kinder umher und ſchlenderten ſie dann unter Freudengeſchrei in die Flammen.

Und unter all dieſen Gräueln hielt General Melac, hoch zu Pferde, behaglich auf dem Markt, die triumphirenden Blicke über das furchtbare Gemetzel ſchweifen laſſend, das in dem blutigen Wiederſchein der Flammen einer weitausgedehnten, furchtbaren, hölliſchen Scene glich, in welcher wuthſchnaubende Teufel mit den ewig Verdammten ringen.

Da plötzlich drängte ſich, mitten durch das nach allen Seiten Tod ſpeiende Gewühl, ein Haufe Menſchen. Es war der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit, geführt von dem Bürgermeiſter Heidelbergs, der ernſt und feſt an ihrer Spitze daherſchritt. Die hohe edle Geſtalt — in ſchwarzen Sammt gehüllt, den weiten Ueberwurf mit Pelz verbrämt, das tief ernſte edle Haupt entblößt — ſah imponirend aus. Und feſten Schrittes traten die Männer auf Melac zu.

Faſt in demſelben Augenblicke drängten ſich aber auch zwei weibliche Weſen von der anderen Seite heran, durch Fußvolk und Reiter, die vor den ſchwarzgekleideten Damen mit den todtenbleichen Geſichtern und dem faſt königlichen Ausdruck in den Zügen, erſtaunt zurückwichen.

Es waren Leonie und Ottilie von Dohmerſtein. Nie iſt ein Weib veredler, ſchöner und imponirender, als wenn es eine große That ausführt! Eine Eigenthümlichkeit Leonies war es ja ohnedem, in Stunden der Gefahr aus ihrem ſonſt ſo ſanften und ächt weiblichen Weſen zu einer ſtarken, männlichen Erſcheinung heranzuwachſen. So hatte ſie ſich in den hereinbrechenden Sturmtagen, faſt wunderbar, aus einem nervös tief herabgedrückten Zuſtande der tödtlichſten Angſt und Beſorgniß, plötzlich mit der ganzen Kraft einer großen Frauenſeele erhoben. Sie war in ſolcher Stimmung, — getragen von der gleichen Vaterlandsliebe — eins mit ihrem Gatten. Sie hatte, wie er auf dem Stadthauſe, ſo in ihrem engeren Kreiſe, mit Klugheit und Entſchloſſenheit gethan, was ſie für ſich und Andere in der entſetzlichen Lage zu thun vermochte. Jetzt, von dem gefährlichen Schritte ihres Gatten und des Magiſtrates benachrichtigt, wußte ſie ihren Platz an ſeiner Seite und der Wuth der Flammen und betrunkener Räuber das Haus überlaſſend, eilte ſie mit der gleichgeſinnten Tochter, Leben oder Tod, Errettung oder Vernichtung, mit dem Manne ihrer Wahl, dem Vater ihrer Kinder zu theilen.

Und Dohmerſtein war muthig vor den Fürchterlichen, vor General Melac, hingetreten. Ernſt, aber mit der Beredtſamkeit, die ſeinem ſo tief fühlenden Herzen der ihn umtobende unbegränzte Jammer gab, flehte er den Gewaltigen um Gnade für die Stadt an. Er beſchwor ihn, bei Allem, was ihm heilig ſei, den entſetzlichen Gräueln Einhalt zu gebieten; er berief ſich mit Flammenworten auf die heiligen Zuſagen des Dauphins, die Stadt in jeder Hinſicht zu ſchonen . . . Es war vergebens! Melac lachte ihm mit kaltem Hohn und den Worten in's Geſicht: nicht ein Stein ſolle in Heidelberg auf dem anderen bleiben und die ganze Pfalz zur Wüſte werden!

Wohl kochte das Blut in Dohmerſteins Adern, wohl trieb es ihn, den ſonſt ſo edlen und ruhigen Mann, dies Ungeheuer mit eigener Hand vom Pferde zu reißen und zu erwürgen; . . . aber er bezwang ſich und . . . mit dem ganzen Magiſtrat und der Geiſtlichkeit vor dem Entſetzlichen auf die Kniee fallend, flehte er nochmals um Erbarmen und Gnade für die Stadt und ihre unſeligen Einwohner.

Aber auch jetzt antwortete nur kalter Hohn auf ſein und ſeiner Collegen herzdurchſchneidenden Nothruf. Da ſprang Dohmerſtein empört auf und ſchleuderte dem franzöſiſchen Wütherich die Worte entgegen:

„So ſei Gott der Allmächtige mein Zeuge, daß ich Alles gethan, um dieſen Wütherich zu erweichen!

Vor Gottes Richterſtuhl wirſt du, — der ſchmählicher gehaust als der Hunne Attila, als Tamerlan, der Entſetzliche, — mir Rechenſchaft geben müſſen für dieſen Tag des Jammers, für dieſe Thaten der Schmach und der Schande!“

Aber in demſelben Augenblicke blitzte auch Melacs Schwert durch die Luft, Blut und Hirn ſpritzten empor, und der edle Dohmerſtein lag, mit geſpaltenem Schädel, verröchelnd am Boden.

Ein entſetzlicher Schrei ſchrillte durch die Luft: Ottilie ſtürzte über den Vater, . . . Leonie ſtand hoch aufgerichtet, wie vom Donner gerührt. Die Züge waren dem Marmor gleich; die Augenlieder bewegten ſich nicht; die Lippen, zum Sprechen halb geöffnet, verharrten bleich und farblos, wie aus Stein gemeiſelt; ſo ſtand ſie da, die Arme wie zum Fluche ausgeſtreckt, groß, furchtbar, entſetzlich, während den Augen flammende Blitze entſchoſſen.

General Melac erbebte. Es war ihm, als ſehe er ein fürchterliches Geſpenſt der Rache der Erde entſteigen. Entſetzt ſchlug er die Sporen in die Seiten ſeines Pferdes; aber auch das Thier hatte Entſetzen ergriffen: die Nüſtern weit aufgeblaſen, ſchnaubte es, ſich hoch aufbäumend, wild hinaus!

Aber die Hand der entſetzlichen Erſcheinung erfaßte es bei den Zügeln und hielt es mit übermenſchlicher

Gewalt feſt; Leonie von Dohmerſtein aber rief mit dumpfer furchtbarer Stimme:

„Fluch dir, elender Mörder! Fluch dir und deinem Könige, die ihr die Erde tränkt mit den Blutſtrömen ganzer Völkerſchaften! Der Herr ſpricht durch mich: Fluch euch . . . ihr Mordbrenner und Räuber! — Fluch über euch und der ganze Jammer der zahlloſen Menſchen, die ihr in namenloſes Unglück geſtürzt! Ein Weheſchrei geht über die ganze Erde! Ich ſehe den Genius der Menſchheit ſein Haupt verhüllen; ich höre die Donner des ewigen Gerichtes über eure Häupter dahinrollen! Wehe euch! und Wehe vor Allem über den gekrönten Zerſtörer! . . . der Zorn Gottes wird ihn und ſein Geſchlecht verfolgen und erreichen! Die trauernden Ruinen dieſes Schloſſes werden, eine Schandſäule ſeiner Thaten, noch hoch in die Lüfte ragen, während der Herr der Zeiten, Gott der Gerechte, . . . Ludwig den XIV., König von Frankreich, längſt gerichtet und ſeinen und ſeiner Nachkommen Thron in den Staub getreten hat. Ich ſehe ſie daherſchreiten, die Rache Gottes" — rief Leonie mit furchtbarem Ton und ſtarren, entſetzlichen Blicken. — „Ein Jahrhundert, nachdem der Verwüſter der Pfalz ſein Volk für eine deſpotiſche Laune wüthen und die ſchönſten Theile Deutſchlands zerſtören ließ, wird ſich daſſelbe Volk ihm entwinden und auf eigene Fauſt gegen ihn und ſein Blut noch furchtbarer und gräßlicher wüthen, als hier! Wehe! wehe! wehe dann ihm und den Seinen! . . . dann wird er blutig fallen der Strahl der Rache, und wie die Horden ſeiner Mordbrenner und Räuber jetzt hier das Heilige und Ehrwürdige, ſelbſt in Kirchen und Gräbern, nicht ſcheuen und ſchonen, ſo wird man — ein Jahrhundert ſpäter. — die Reliquien und Heiligthümer ſeiner Familie ſammt ſeinem eigenen Thron in den Koth werfen... und ſein eigener Leib ſammt denen ſeines Geſchlechtes wird von ſeinem eigenen raſenden Volke aus den Grüften zu St. Denis hervorgeriſſen und unter Hohn und Fluch den Winden preisgegeben werden! Fluch! Fluch! Fluch! über ihn und dich! Und auch für euch, ihr Mörder und Mordbrenner, wird eine Zeit kommen, die euch und euer Frankreich in die Hand Deutſchlands gibt! und die Deutſchen werden euer ſtolzes Babilon, euer ſtolzes Paris, in den Staub treten, und die Hungernde wird aufſchreien um Gnade! **und Deutſchland wird Elſaß wieder nehmen**, und was ihr ihm geraubt habt, und die Rache Gottes wird Rechenſchaft fordern für die Unthaten dieſer Tage! Ich aber rufe über dich und ganz Frankreich den Fluch des Ewigen! Fluch! Fluch! über euch Alle!“

Und die Hand ließ den Zügel des Roſſes los und die Geſtalt brach über der Leiche des Gatten zuſammen.

Schaudernd und bleich, die Zähne knirſchend auf einander gebiſſen, ſetzte Melac noch einmal die Sporen ein und ſprengte davon. Im gleichen Augenblicke löſte ſich einer der Offiziere aus ſeinem Gefolge und drehte mit geſchickter Wendung ſein Pferd nach der unſeligen Gruppe. Es war Markloff:

„Hebt das Mädchen auf und reicht es mir auf das Pferd!“ — herrſchte er einigen Soldaten zu, indem er auf Ottilie zeigte, die noch jammernd und ſchluchzend über der Leiche des Vaters lag.

Die Söldlinge gehorchten, ... die ſich Sträubende dem Offizier hinreichend.

„Markloff!“ — ſchrie Ottilie außer ſich und die Sinne ſchwanden ihr.

Da knallte ein Schuß; ... Markloffs Händen entglitt die ohnmächtig gewordene Ottilie; ... vor dem, vom Pferde ſinkenden Markloff aber ſtand, rollenden Auges, Gretchen. Sein letzter ſterbender Blick ſah noch, wie ſie triumphirend die Büchſe, die ihm die tödtliche Kugel geſandt, an ihr Herz drückte.

Drittes Buch.

Verſchwunden.

O Erde, ſchöne Sünderin,
Im weißen Büßerkleid,
Nun büßeſt du die Sünden
Der grünen Sommerzeit.

Für jeden Sommerſonnenſtrahl,
So traut und liebeheiß,
Bohrt jetzt in's Herz der Winter
Dir einen Speer von Eis.

Für jedes Liebeswort das dir
Der Weſt gerauſcht in's Ohr,
Schnaubt eine Bußepredigt
Dir jetzt der Winde Chor.

Für jede Blüthe, die du trugſt
An Baum und Strauch mit Luſt,
Wirft eine kalte Flocke
Der Nord dir in die Bruſt.

Der Lenz, der flücht'ge Buhle dein, —
Von all' dem ſüßen Glück,
Den tauſend Liebespfändern,
Was ließ er dir zurück?

Er ging und ließ dich nackt und bloß; . . .
Und, neuer Liebe froh,
Fern bei den Antipoden
Wohl ſchwärmt er irgendwo.

O Erde, ſchöne Sünderin
Im weißen Büßerkleid,
Wie büßeſt du die Sünden
Der grünen Sommerzeit.

Wie oft, du ſchöne Sünderin,
Haſt du ſchon ſo gebüßt!
Und haſt den flücht'gen Buhlen
Doch wiederum geküßt.

So oft der Buhle wiederkehrt,
Der junge Liebesthor,
Biſt du die alte Thörin auch
Und treibſt es wie zuvor.

Wie ſchön iſt doch ein Wintertag, wenn man am Fenſter ſteht und gemüthlich im warmen Zimmer beobachtet, wie draußen der Schnee fällt. Mit einer gewiſſen behaglichen Freude ſieht man dann dem Spiele der Flocken zu: wie ſie ſo leicht und ſo leiſe herabſchweben, bald ſteigen und bald wieder fallen und lautlos alles um uns her immer weißer und immer dichter überdecken. Es liegt etwas ungemein magiſches in dieſem ſtillen Wirken der Schneedecke. Kein Wunder iſt es daher auch, wenn kindliche Poeſie darin ſieht, wie die Englein ihr Lichtgefieder ſchütteln und die Himmelskönigin den blendendweißen Saum ihres Gewandes über die Erde breitet.

Wie ſtill und ruhig wird es uns da im Herzen, — es deucht uns faſt, als bereite ſich ein ewiger unantaſtbarer Friede um das Haus; . . . als wäre es abgeſchloſſen von all' dem lärmenden Getriebe der Welt; . . . als dürfe kein Fuß die zarte Decke des jungfräulichen Schnees berühren und herein- oder hinausſchreiten. Und mit einer gewiſſen ſtillen Freudigkeit wenden wir uns dann, doppelt wohlig, der kleinen Welt im Hauſe zu, dem ruhigen und behaglichen Schaffen. Erſt wenn es lange anhält zu ſchneien und die Flocken immer dichter und dichter ſinken und der Himmel grauer und dunkler wird, ſchleichen ſich ernſtere Gedanken nach: und es iſt dir alsdann als ſäh'ſt du ſchon das Linnen blinken, das alle Wunden decket zu:

Das auf vergang'ner Freuden Fülle
Wie Schnee auf welken Blumen ruht,
Und mit der reinen weißen Hülle
Kühlt aller ird'ſchen Sehnſucht Glut.

So war es auch Elgſtröm, als er, wenige Tage nach der Zerſtörung Heidelbergs, in Angſt und Verzweiflung zurückkehrend, die einſt ſo freundliche Stadt von den Bergen herab wieder ſah. Es war ein heller aber kalter Wintertag, deſſen Vorgänger eine unabſehbare dichte Schneedecke über die Trümmerhaufen, Brand- und Mordſtätten gebreitet hatte, die die abziehenden Franzoſen zurückgelaſſen, gleich als wolle er dem Himmel den traurigen Schauplatz der entſetzlichen Unthaten, die ſich hier zugetragen, verhüllen und verbergen.

Elgſtröm, der im Odenwald einen bedeutenden Haufen bewaffneter Bauern zuſammengebracht, hatte die Schreckenskunde der ſo urplötzlich über Heidelberg hereingebrochenen Gräuelthaten überraſcht, ehe er noch ſelbſt mit ſeinen Männern die Univerſitätsſtadt erreichen konnte. Sein wohlüberlegter Plan ging urſprünglich dahin: im Vereine mit den bewaffneten Haufen, die, von Haynbuch und Max zuſammengebracht, und den Studenten, die ſich ebenfalls nach dem Odenwald begeben, und ſich an die heranrückenden heſſiſchen Truppen bereits angeſchloſſen, Heidelberg wo möglich zu entſetzen. Dieſer Plan wurde indeſſen durch zwei Dinge vereitelt: einmal durch das jammervoll langſame Vorrücken der heſſichen Reichstruppen und dann durch General Melac's raſches und unerwartetes Losbrechen. Auf dieſe Weiſe mit ſeinem Haufen iſolirt und gleich darauf von überlegenen Maſſen franzöſiſcher Soldaten umzingelt, blieb ihm nichts übrig, als ſich heldenmüthig durchzuſchlagen. Nach höchſt blutiger und tapferer Gegenwehr, gelang ihm dies auch in der That; dann aber ſtob der kleine Reſt der Aufſtändiſchen, die ihm gefolgt, voll Entſetzen aus einander; während er ſelbſt in unſäglicher Angſt ob dem Schickſal der ihm ſo theueren Dohmerſteiniſchen Familie und namentlich Ottiliens, über die Berge und den Neckar Heidelberg zueilte. Aber ſchon in Neckarſteinach ereilte ihn die furchtbare Nachricht von dem tragiſchen Ende des Bürgermeiſters. Außer ſich vor Entſetzen erkundigte er ſich nach deſſen Gattin und Tochter; Niemand aber konnte ihm über dieſe Auskunft geben, da an jenem und den folgenden Schreckenstagen Jeder zu viel mit ſich ſelbſt und den Seinen zu thun hatte, um auf Andere zu achten.

Elgſtröm eilte alſo, von Todesangſt gefoltert, weiter und zwar ſo viel er konnte auf verborgenen und einſamen Wegen; denn wenn ſich auch die franzöſiſchen Colonnen unter Marſchall Duras und General Melac aus den Gegenden des Schreckens und der Verwüſtung zurückgezogen hatten, ſo bedrohten doch Maraudeurs den Flüchtigen auf allen offenen Wegen.

So kam es, daß Elgſtröm, der — der Kälte und des hohen Schnees ungeachtet die letzte Nacht von Neckarſteinach herüber gekommen, — eben, mit Tagesanbruch, von dem Wolfsbrunnen her, auf der Höhe angelangt war, von der man Schloß und Stadt überſehen kann.

Es war ein entſetzlicher Anblick für ihn! Vor ihm das zum großen Theil zerſtörte, an vielen Stellen noch rauchende Schloß, mit dem geſprengten Thurm, deſſen gewaltige losgeriſſene Maſſen, in ſich ſelbſt feſt zuſammenhaltend, der feindlichen Zerſtörungswuth geſpottet. Zu ſeinen Füßen aber die, in einen ungeheueren Trümmerhaufen verwandelte Stadt!

Noch zog an vielen Stellen der Rauch in ſchwarzen Säulen auf, einen ſchauerlichen Contraſt mit der weißen Schneedecke bildend, die ſich ſonſt über Schutt und Aſchenhaufen gelagert hatte. Dazwiſchen ragten die verkohlten Balken und ſchwarz angeräucherten Mauern halb verbrannter Gebäude, traurige Denkmale einſtiger Größe, ernſt und finſter empor, mit ihren leeren Fenſtern hohläugigen Todtenſchädeln nicht unähnlich. Zertrümmerte Wagen, Kiſten und Fäſſer, zerſchlagene Möbel, Haufen verkohlter Gegenſtände, Maſſen zerſtreuten Strohes — alle unter der Schneebedeckung nur halb erkenntlich — füllten die Straßen und zwiſchen dem Allen lagen . . . Leichen und . . . zerſtückte menſchliche Körper.

Von Leben gewahrte Elgſtröm faſt keine Spur; nur hie und da ein Weſen das ſchattengleich vorüberhuſchte; . . . und auf dem Kirchhof Männer, die . . . Leichname, ohne Särge, in eine und dieſelbe Grube legten.

Elgſtröm war ein ungemein kräftiger junger Mann, der, wenn auch in vielen Beziehungen ſein und zart fühlend, doch nichts von weibiſchen Schwächen wußte; aber hier . . . brach er zuſammen. Die gewaltigen Anſtrengungen und Aufregungen der letzten Tage, . . . der Kampf auf Tod und Leben mit den franzöſiſchen Truppen, . . . der weite Weg, den er in der Kälte zurückgelegt . . . und jetzt . . . dieſer Anblick . . . und . . . der Gedanken an ſeine Lieben . . . brachen ihm faſt das Herz; die Kniee wankten und ſo ſehr es ihn auch trieb, hinab zu eilen und nach Ottilien und ihrer Mutter zu forſchen . . . fehlte ihm doch für den Augenblick die Kraft. Er mußte ſich auf einen am Wege liegenden Baumſtamm niederlaſſen. Der entſetzliche Gedanke, daß die ganze herrliche Pfalz jetzt eine gleiche Oede ſei, . . . vielleicht auch ſeine Vaterſtadt in Trümmer liege und ſeine eigenen Eltern ein gleiches Schickſal mit den Einwohnern Heidelbergs theilten, . . . nahm dem ſonſt ſo muthigen und kräftigen jungen Manne faſt die Sinne.

In Stunden wie dieſe, wo das Schickſal mit zermalmender Macht über den Sterblichen hinfährt, als ob es einen Erdball über ihn wegwälze, müßte auch der kräftigſte und geiſtig ſtärkſte Menſch untergehen, . . . wenn ihn der Gott in der eigenen Bruſt nicht rettete; . . . aber der Kampf iſt oft ſchwer.

„So bin ich denn ein Fremdling auf der Erde geworden!“ — rief Elgſtröm bitter aus, — „und

Alles, was mir lieb und werth, iſt dahin! Nichts knüpft mich an das Vergangene mehr, — wie einen Unbegrabenen, den das Meer nach einem raſenden Sturm als Leiche an das Ufer wirft. Und daß ich ſelbſt nichts bin und kann, und mein Wille und mein Streben immer betteln gehen müſſen bei der jammervollen Alltäglichkeit, die ſtumm iſt und auf allen Seiten zurückbleibt; daß meine Arme gebunden ſind und mein Thun . . . weil dieſe jammervolle Zeit, in der wir leben, dem wüthenden Prokruſtus gleicht, der ſeinen Gefangenen die Glieder abhieb, damit ſie in eine Wiege paßten!“

Elgſtröms trüber Blick ſtreifte bei dieſen Worten abermals über Stadt und Gegend. Eine Thräne drängte ſich in ſein Auge. Er ſchämte ſich ihrer nicht.

„Wenn ich ſonſt oft des Morgens,“ — ſagte er dann leiſe vor ſich hin — „auf dieſen Berg heraufſtieg, durch die noch halb ſchlafenden Blumen, . . . und neben mir die lieben Vögel aus den Büſchen aufflogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, . . . und die regere Luft nun ſchon die Gebete der Thäler — die Stimmen der Heerde und die Töne der Morgenglocken — herauftrug, und jetzt das Licht, das göttlich heitere, aufblitzte, die Erde erweckend mit tauſendfachem Leben, daß ihr Herz erwärmte und alle ihre Kinder ſich wieder fühlten — — da ſtand ich Einſamer hier oben über der Ebene und blickte herunter zu den Ufern des

Neckars, und hinaus in die reichen weitgeſtreckten Fluren der ſchönen gottgeſegneten Pfalz, und auf mein liebes herrliches Heidelberg, dieſen ſtolzen Sitz der Muſen, der mir ſo viele Freundesherzen barg!... und jetzt... Alles zerſtört! — Alles zertrümmert!... alle Banden gelöſt ... und ... auch noch das eine Herz verloren ... das ich Thor nicht zu ſchätzen gewußt ... von dem ich nicht geahnt, ... wie feſt und innig es längſt mit meinem Herzen, mit meinem ganzen Weſen verbunden war!"

Er hielt einen Augenblick inne; dann, die Hand vor die Stirne drückend, rief er laut und ſchmerzlich aus:

„O, es iſt entſetzlich! An dem raſenden, glühenden Schmerz, der mich verzehrt, zerſchmilzt wie Eis, was ich geweſen, was ich noch thun wollte im Leben und alle Entwürfe der Jugend verhallen in mir. Es iſt mir, als wäre die Erde durch die Schandthaten dieſer Teufel aus den Angeln gehoben und ich ſelbſt hinausgeſchleudert in das ewige Nichts! ... und ... o ihr Lieben, die ihr ferne ſeid, ihr Todten oder Lebenden, wie innig und Eines, wie glücklich waren wir doch!"

Elgſtröm ließ hier ſein Haupt, vom Schmerz überwunden, in ſeine Hände ſinken. Plötzlich aber ſprang er wieder empor:

„Wie?" — rief er dabei und eine flüchtige Röthe lief, wie der Wiederſchein einer gewaltig in ſeinem

Inneren aufſchlagenden Flamme, über ſeine jetzt ſo bleichen Züge: — „wie? bin ich denn nicht mehr ich ſelbſt? Habe ich, bei dieſem alles vernichtenden Sturm, auch mein eigenes „Ich“ verloren? . . . Wann hätte ich ſonſt verzagt, und ich wollte es jetzt thun? . . . Sie hoffen, ſie warten vielleicht auf mich, . . . und ich will hier im Schmerz erlahmen, wie ein Bube, dem ſein gewaltiges hölzernes Schwert zu ſchwer wird, wenn ſich das Spiel in Ernſt verkehrt! . . . Iſt denn nicht die Möglichkeit vorhanden, die Lieben wieder zu finden? Auf! nimm deine Kräfte zuſammen und eile hinunter . . . der Becher muß bis zum letzten Tropfen geleert ſein. Ich hatte es nie ſo ganz erfahren jenes alte, feſte Schickſalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgehen kann, wenn es aushält die Mitternacht des Grames zu durchdulden. Verſuchen wir auch das, als Mann, . . . und bricht das Herz, . . . dann heißt auch dies: als Held geſtorben!“

Und Elgſtröm machte ſich auf und ſtieg zur Stadt herunter.

Aber ſein ganzer Weg ward ihm zur Wallfahrt über einen Calvarienberg. Wohin ſeine Augen blickten hatten die letzten Tage Capellen einer furchtbaren Leidensgeſchichte aufgebaut und das ganze, jüngſt noch ſo prächtige Schloß . . . war wie ein großes Golgatha. Der herrliche Luſtgarten hinter demſelben, den Pfalzgraf Friedrich V., kurz vor den böhmiſchen Unruhen hatte anlegen laſſen, war zu einer Wüſte geworden. Man ſah es deutlich, wie die wilden Horden, mit kanibaliſchem Muthwillen die Bäume umgehauen, die Büſche aus der Erde geriſſen und die Statuen zerſchmettert oder verſtümmelt hatten.

Die ganze, für den Winter gedeckte Orangerie mit ihren dreißig, beinahe fünfzig Fuß hohen Orangenbäumen war verbrannt; die Waſſerkünſte hatte man zerſtört; die große Grotte ihrer ſchönen Steine und all' ihrer Zierden beraubt.

Und das Schloß? . . . noch rauchte es von allen Seiten. Elgſtröm war es, als ob tauſend Schwerter durch ſeine Bruſt gingen. Wuth ſchäumte in ſeinem Herzen, über den Vandalismus mit dem die elenden Söldner Frankreichs die Prachtbauten dieſes ſchönſten aller deutſchen Schlöſſer zerſtört hatten.

„Fort! fort!" — rief es in ſeiner Seele, und er eilte mit abgewandten Augen der Stadt zu.

Und hier? . . . die Brücke mit dem Thurm und allen Pilaren lag, geſprengt, in dem Neckar; das herrliche Rathhaus war bis auf den Grund niedergebrannt. Das alte Haus der Sickingen lag in Aſche; ganze Straßen waren verſchwunden und mit ihnen zum großen Theile auch jenes Haus . . . nachdem er zuerſt eilte, jenes Haus, in welchem Elgſtröm ſo viele ſchöne und glückliche Stunden verlebt hatte . . . das große alt-ehrwürdige Haus der Dohmerſtein!

Nur das untere Geſchoß ſtand noch . . . eine traurige Ruine.

Es gibt einen Schmerz, der wie mit zermalmender Bergeslaſt auf unſer Herz fällt. Der junge Mann empfand ihn hier. Seine Hände krampften ſich zuſammen; ſein Gehirn fibrirte und drohte die Hirnſchale zu ſprengen.

„So iſt denn Alles vernichtet,“ — rief er ſchmerzlich aus — „und mir bleibt kaum noch eine Ahnung jener Tage! Ach, es kann ja nicht einmal ein ſchöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns laſtet. Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über alle Blüthen der Vergangenheit und reißt ſie mit den Wurzeln aus!“

In dieſem Moment fiel Elgſtröms Blick auf eine männliche Geſtalt, die, zuſammengekauert, an einer Seite der zuſammengeſtürzten Mauern auf einem Schutthaufen ſaß. Es war ein Greis, wie das ſilbergraue Haupt bewies. Seine Züge ſah man nicht, denn er hatte das Geſicht in beide Hände gedrückt.

Dennoch ſchien er Elgſtröm bekannt. Allgemeines Unglück verbündet alle Menſchen.

Elgſtröm trat zu dem Greis, legte ſeine Hand auf des Alten Schultern und ſagte ſanft:

„Wer biſt du, Freund? und was betrauerſt du?“

Kaum aber waren dieſe Worte geſprochen, als der Greis ſein Geſicht raſch erhob und ſich der Ausruf

Beider begegneten: „Mein Gott, Herr Elgſtröm!“ und „Johannes! Johannes! biſt du es denn wirklich?!“

Und er war es wirklich, Johannes, der alte treue Diener des Dohmerſtein'ſchen Hauſes. Der junge Mann hätte ihn umarmen können . . . er war ja das einzig Uebriggebliebene von all' dem Lieben hier! Aber ein Gedanke überſtürmte jetzt alle anderen in Elgſtröms Seele, und, den Alten bei beiden Händen faſſend, rief er:

„Johannes, wo ſind ſie? wo ſind ſie?“

Der Greis aber ſchüttelte traurig das ſchneeweiße Haupt und Thränen rannen über die bleichen tiefgefurchten Wangen.

Elgſtröm erſtarrte. Es erfaßte und ſchüttelte ihn wie mit eiſerner Fauſt.

„Johannes!“ — wiederholte er — „ich beſchwöre dich, bei allem was dir heilig iſt, wo ſind ſie?!“

„Ihn, den würdigen guten Herrn“ — ſtöhnte der treue Diener jetzt — „haben wir begraben . . .“

„Ich weiß das Entſetzliche!“ — rief Elgſtröm — „aber Mutter und Tochter?“

„Sind verſchwunden!“ — entgegnete der Alte.

„Verſchwunden?“ — wiederholte der junge Mann bleich wie der Tod.

„Spurlos verſchwunden.“

„Und ihr habt . . .“

„Ich habe ſie geſucht in ganz Heidelberg . . . ich habe gefragt und geforſcht nach ihnen bei den Wenigen, die von den alten Einwohnern noch hier und nicht gemordet oder geflohen ſind . . .“

„Und . . .“

„Und Niemand konnte mir Auskunft über Frau von Dohmerſtein und ihre Tochter geben.“

„Auch Markloff nicht? Er blieb doch hier zurück!“

„Schweigt über den, Herr?“

„Und warum?“

„Es iſt mit ihm, mit Verlaub zu ſagen, ein Schurke weniger auf der Welt!“

„Johannes!“ — rief Elgſtröm, der plötzlich an dem geſunden Verſtande des Alten zu zweifeln anfing.

„Geht auf den Markt, Herr!“ rief der Diener mit faſt vor Zorn erſtickter Stimme — „dort liegt noch ſeine halbverfaulte Leiche, gehüllt in die Uniform eines franzöſiſchen Offiziers . . .“

„Seid ihr verrückt, Johannes?“

„Geht und ſeht! es hat den Verräther Niemand begraben wollen.“

„So wäre er wirklich . . . zum Verräther an ſeinem Vaterlande geworden?“

„Ja!“

„Und wie fand er den Tod?“

„Ein Bürgermädchen von hier, das er betrogen, ſchickte ihm eine Kugel durch die Bruſt!“

Elgſtröm ſtand erſtarrt; aber plötzlich fuhr er auf und rief:

„Mag ſeine ſchwarze Seele zur Hölle fahren; aber was ſteh' ich hier und zög're . . .“

„Und was wollt ihr thun?“

„Noch einmal ganz Heidelberg nach Mutter und Tochter durchforſchen und . . .“

„Es iſt vergebens!“

„Wenn ich die Unglücklichen hier nicht finde, ihnen nachſpüren außerhalb der Stadt und, wenn ich ſie auch da nicht entdecke, ſo will ich ſie ſuchen bis an's Ende der Welt!“

„Gott ſegne euch dafür!“

„Wollt ihr mir helfen, Johannes?“

„Gern, ſoweit mich alten Kerl die matten Glieder tragen.“

Und Elgſtröm und der alte Diener machten ſich auf den Weg, ihr Vorhaben auszuführen.

Indeß . . . alles Suchen, alles Nachforſchen war vergebens; Niemand in ganz Heidelberg konnte Auskunft geben, wohin Frau von Dohmerſtein und ihre Tochter gekommen. Von den Magiſtratsperſonen, den Augenzeugen jener ſchrecklichen Blutſcene zwiſchen dem Bürgermeiſter und dem General Melac, waren die Meiſten als Geißeln nach Frankreich abgeführt worden; die Uebrigen entſannen ſich nur noch, daß Frau von Dohmerſtein, nachdem ſie den Fluch über Melac und ſeinen König ausgeſtoßen, neben der Leiche ihres Gatten zuſammengeſunken; . . . daß der Verräther Markloff ſich Ottilie habe auf's Pferd reichen laſſen, an ſeinem augenſcheinlichen Vorhaben: ſie zu entführen, aber durch einen tödtlichen Schuß verhindert worden ſei.

Von jenem Augenblicke an wußte keine Seele des Weiteren. Das Entſetzen, welches alle Anweſenden bei Melac's gräulicher Mordthat erfaßte, hatte Magiſtrat und Geiſtlichkeit aus einander getrieben und Alles war in dem Gewühl und Gemetzel zerſtoben.

Elgſtröm war außer ſich! Wo waren die Unglücklichen hingekommen? Lebten ſie noch, oder waren ſie am Ende gar, flüchtend, von einem zuſammenſtürzenden Hauſe begraben worden? . . . Vielleicht auch irrten ſie elend und todesmatt jenſeits des Neckars umher? . . . Vielleicht — und hier wollten ihm die Sinne vergehen — hatte ein anderer der frechen franzöſiſchen Räuber ausgeführt, was Markloff mißlungen, und Ottilie als Beute davongeſchleppt. Waren doch dergleichen Schandthaten in Menge vorgekommen, bei Frauen, Jungfrauen und ſelbſt bei Mädchen, die kaum der Schule entwachſen.

Es gibt Gedanken, die, wenigſtens für Momente, vernichtend wirken; . . . entſetzliche Gedanken, die, wie mit den Tatzen des Wahnſinns in unſer Gehirn ſchlagen und uns verzweifeln laſſen an Gott und Menſchen; . . . Gedanken, die uns zurufen, wie mit der Poſaune des jüngſten Gerichtes: die Fliegen abzuwehren, das wird künftig deine Arbeit ſein, und zu nagen an den Dingen der Welt, wie die gefräßige Hyäne an den gebleichten Knochen eines Gerippes, das iſt in Zukunft deine Freude!

Und doch, . . . der brennende Sommer trocknet nicht die tieferen Quellen, nur den ſeichten Regenbach aus. Derjenige Menſch, der ſolche Stunden zu überleben und ſich mit unerſchüttertem Geiſte und der alten Lebenskraft wieder zu erheben vermag, hat die Probe beſtanden; . . . er zählt zu den großen Seelen, deren Stirne ein unverwelklicher ewiger Lorbeer ſchmückt, auch wenn die Welt und die Menſchen denſelben nicht gewahren noch ahnen.

Nach drei Tagen unausgeſetzten Forſchens und Suchens in allen Häuſern, Winkeln und Ecken der Stadt, gab Elgſtröm die Hoffnung auf, die Vermißten hier zu finden und machte ſich auf den Weg, ſie nun außerhalb Heidelbergs zu ſuchen, und wäre es, — wie er ſich ſelbſt mit der alten Energie und heiligem Schwur gelobte — bis an das Ende der Welt.

Als er von Johannes — deſſen Kräfte nicht ausreichten, beſchwerliche Touren mitzumachen, — Abſchied nahm, drückte er dem würdigen Greiſe noch einmal die Hände, was dieſer wehmuthsvoll erwiderte. Der Schmerz ſchnitt Beiden dabei die Worte ab; nur das Eine mußte Johannes dem jungen Manne verſprechen:

ihm, wenn er auch nur das Geringſte von Frau von Dohmerſtein und Ottilien entdecke, ſofort Nachricht zukommen zu laſſen, zu welchem Zwecke er auch die nöthigen Beſtimmungen traf.

Erleichtert wurde Elgſtröms Vorhaben wenigſtens in der Weiſe, daß er über ſeine Eltern Beruhigendes durch einen Boten erfuhr, welchen dieſe, in der Angſt um das Schickſal ihres Sohnes, eigens nach Heidelberg abgeſandt hatten. Kaiſerslautern war, in Folge einer raſchen und freiwilligen Uebergabe, ziemlich glücklich davon gekommen. Hatte es Marſchall Bouffler auch gebranntſchatzt, und mitgeſchleppt, was er habhaft werden konnte, ſelbſt die Kirchenglocken, — waren auch die Feſtungswerke durch die Franzoſen geſchleift worden, ſo blieb ihm und ſeinen Bewohnern doch Mord und Brand fern und Elgſtröm empfing daher zu ſeiner großen Beruhigung die Nachricht, von dem völligen Wohlbefinden und der geſicherten Lage ſeiner Eltern.

Eine unendliche und qualvolle Sorgenlaſt war ihm damit vom Herzen genommen und ſo eilte er denn jetzt aus den ihn umgebenden Trümmerhaufen hinaus, Diejenige zu ſuchen, zu der wunderbarerweiſe eine tiefinnige und herzliche Liebe in ihm erwacht war . . . *ſeitdem er ſie verloren!*

Wer aber begreift denn von uns Menſchenkindern dieſe merkwürdigſte aller Leidenſchaften. Wohl hatte ſie längſt in Elgſtröms Seele geruht, und, ihm unbewußt, ſtill geglüht; ſein rüſtiges Jugendſtreben, die Vollkraft ſeiner Seele, der auf Thaten gerichtete Sinn aber hatten ſie überdeckt, bis der furchtbare Schickſalsſturm, der ihn und ſie ergriffen, die ſtille Gluth geweckt und der Schmerz der Trennung, das Gefühl des Verlorenſeins, ſie zur himmelauflodernden Flamme angefacht.

Jetzt fühlte er, daß die Menſchen, ſein Glück, ſeine Hoffnungen und Träume von ihm abgefallen waren, wie faule Früchte. Aber es ſchrie in ſeiner Seele auf: Laß ſie alle untergehen! Wenn ich ſie nur wieder finde, die der Stern meines Lebens iſt; daß ich wieder friſch auflebe mit ihr, und den heiligen Lebensbaum der Liebe umfange, mit all' ſeinen knoſpenden Zweigen, friedlich und innig und ſelig! Denn es iſt ja unmöglich, daß wir auf immer von einander geſchieden ſein ſollten, ehe wir uns noch recht gefunden. Lebendige Töne ſind wir, die zuſammenſtimmen in deinen Wohllaut, Natur! Wer vermag den zu ſcheiden? . . . auch du wirſt es nicht thun, jetzt ſo furchtbar über die Welt hinſchreitendes Schickſal!

Ach! und doch ſchnitt immer und immer wieder die Frage in ſeine Seele: „Wird ſie noch leben? wirſt du ſie auch wirklich wieder finden?“ und dann ward es trübe in ſeinem Inneren und der ſo kräftige junge Mann hatte Mühe, die alte Energie an ſeine Ferſen zu bannen.

„Wie die Blätter von den Bäumen
Sterbend ſinken in den Staub,
Welkt' in meines Herzens Träumen
Junger Liebe Frühlingslaub.

Düſtern Nebeln, die vergebens
Nur ein Sonnenſtrahl durchbricht,
Gleicht die Hoffnung meines Lebens
Mit verhülltem Angeſicht.

Und in meinen blaſſen Wangen
Zuckt des Winters eiſ'ger Hohn; —
Seit du von mir biſt gegangen,
Iſt das Glück von mir geflohn."

Der Menſch denkt's, Gott lenkt's.

Auf dem rechten Ufer des Neckars, Heidelberg nach Norden gegenüber, liegt, nicht wenig zu der ſchönen Lage der Stadt beitragend, der „Heiligenberg." Am Fuße mit herrlichen Landhäuſern und Gärten beſetzt, die in Weinberge auslaufen, ſchmücken ſein Haupt prächtige Buchenwaldungen, welche im Sommer mit ihrem dunkelen Grün erquickend in die Augen fallen, zumal des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, und Leben und Anmuth über die beiden Neckar-Ufer ausgießt.

Schon zu den Zeiten der Römer war dieſer Berg unter dem Namen Mercuriusberg bekannt, wie die dort aufgefundenen Denkmäler aus jenen Tagen beweiſen; nur iſt die Frage noch unentſchieden: ob die Gebäude, die ſich damals auf deſſen Spitze erhoben, Tempel oder feſte Schlöſſer und Kaſtelle geweſen?

Jacob Schopper, Profeſſor zu Heidelberg, unter dem Kurfürſten Ludwig VI., beſetzt ihn für jene Zeiten mit einem großen und prachtvollen Tempel, einem ſogenannten Pantheon, in welchem die Römer alle ihre Götter anzubeten pflegten;*) darum auch ſei der Name des Berges in den ſpäteren chriſtlichen Zeiten, zum Gegenſatz des heidniſchen, in jenen „Aller-Heiligen-Berg“ übergegangen.

Wahrſcheinlicher iſt es, daß die Römer nicht nur auf dem heiligen, ſondern auch auf dem gegenüberliegenden Geisberg, vorzüglich auf deſſen Gipfel, dem Königſtuhle, Befeſtigungen und Kaſtelle angelegt, die zur Erhaltung der Gemeinſchaft und zur Verbindung zwiſchen den beiden Ufern des Nekars in jenen kriegeriſchen Zeiten gewiß höchſt nöthig waren. Nach Eroberung derſelben durch die Franken wurden dieſe dann wohl zerſtört und aus chriſtlichem Religionseifer in Kirchen und Klöſter verwandelt.

---

*) In Chorographia german. Cap. 10. p. 401.

So hatte denn auch König Ludwig III. den Mercuriusberg kaum dem berühmten Kloſter Lorſch übergeben, als auch die Konventualen zu Lorſch den Entſchluß faßten: hier ein Kloſter und eine Kirche, als Pflanzſtätte des Chriſtenthums — es war dies im Jahre 882 — zu erbauen. So entſtand denn die Kapelle St. Michael mit einem Kloſter. Die Geiſtlichen waren Benediktiner, die Lorſch als das Mutterhaus verehrten, und mit demſelben in enger Verbindung ſtanden.

Ueber die Benennung „heiligen Berg“ aber geht folgende Sage: In dem großen Benediktiner-Kloſter „Hirſchau,“ welches in einem ſchönen Thale des Schwarzwaldes an der Nagold lag, und noch jetzt in ſeinen majeſtätiſchen Ruinen bemerkenswerth iſt, war unter den dreihundert Mönchen, die in dem Jahre 1068 darinnen lebten und dem Abte des Kloſters, einem ſehr frommen und in religiöſer Beziehung ſtrengen Mann ein Streit entſtanden, in welchem es dahin kam, daß die Konventualen ihren Oberen abſetzten und ſogar mißhandelten. Der damalige Abt von Lorſch, vom Papſte als Richter beſtellt, erkannte indeß die Unſchuld ſeines Amtsgenoſſen, und da er ſich verpflichtet hielt, ihn den Händen ſeiner Feinde zu entziehen, ſo verſetzte er ihn in das St. Michael-Kloſter auf dem beſprochenen Berge bei Heidelberg.

Hier nun führte der frühere Abt von Hirſchau ein ſtilles und heiliges Leben bis zu ſeinem Tode. Dabei ging es ihm, wie es gar vielen der beſſeren Menſchen auf Erden geht, ſein ſtrenger tugendhafter Wandel und ſeine Verdienſte fanden erſt nach ſeinem Lebensende Anerkennung. Er wurde jetzt zu den „Heiligen“ verſetzt. Man wollte des Nachts Lichter über ſeinem Grabe geſehen haben, ja man pilgerte zu demſelben, der vielen Heilkuren und Wunder wegen, die über dem Hügel geſchahen, der den ſtillen, im Leben ſo beſcheidenen Pilger deckte. Der Berg ſelbſt aber ward von dieſer Zeit an „der heilige Berg“ genannt.

Sie ſind vorüber jene Jahrhunderte frommer Sagen und Träumereien; das Kloſter verſchwand von der Erde und nur wenige Ruinen zeugen noch heute von dem, was einſt in vollem Glanze der Heiligkeit hier ſtand.

Dieſe Ruinen waren übrigens in der Zeit, von der wir ſchreiben, noch anſehnlicher, als jetzt; auch dienten ſie damals oft Räubern und Dieben als Schlupfwinkel; zumal ſich damals noch bedeutende Kellerwölbungen zugänglich zeigten. Welch' ein ganz anderes Weſen aber hatten ſie die letzten Tage und Nächte beherbergt!

Die Sonne neigte ſich ihrem Untergange zu, als ſich ein weibliches Weſen mühſam über die zerfallenen Stufen herausarbeitete, die in jene unterirdiſchen Räume führten. Die Kleider der noch ziemlich jungen Perſon waren beſchmutzt und zerriſſen; zeigten aber durch Schnitt und Stoff, daß ihre Trägerin den höheren Ständen angehören müſſe; eine Thatſache, welche die zwar etwas harten und ſtrengen, aber doch feinen Züge des nicht unſchönen Geſichtes beſtätigten. Die, in kurzen Locken auf die Schultern herabfallenden Haare waren verwirrt und wohl mehrere Tage der Pflege beraubt; in dem Geſichte aber lag ein Ausdruck des Schmerzes, den indeß augenſcheinlich ein feſter männlicher Wille zu beherrſchen ſuchte.

Jetzt hatte das Mädchen den Ausgang der Ruine gewonnen und ſchaute lauſchend in die Runde.

Ueberall herrſchte Todtenſtille; . . . ſo weit das Auge reichte, hielt das Leichentuch der Schneedecke die Erde umfangen. Aus den Trümmern Heidelbergs ſtiegen langſam und ſchwerfällig dunkle Rauchwolken auf und verbreiteten jenen widerlichen brenslichen Geruch, der Brandſtätten eigenthümlich iſt.

Die Einſame unter den Ruinen des „heiligen Berges“ wandte ihr Geſicht mit finſteren Mienen von jener Gegend ab. Nicht Mitleid lag dabei in ihren Zügen; faſt ſah es wie Haß aus, was ſie die Blicke von dem unglücklichen Heidelberg abwenden machte, und doch lag auch etwas Hohes in ihnen.

Jetzt, da ſie ſich völlig einſam wußte, zog ſie die, allerdings bei der herrſchenden Kälte nicht genügenden Kleider feſter an ſich und ſchritt dann dem Walde auf einem verwilderten Fußwege zu. Ein leichtes Hinken machte ſich bemerklich; ihre Zähne ſchlugen klappernd aufeinander; während die Füße bei jedem Schritt tief in den Schnee ſanken, den hier noch kein menſchlicher Fuß berührt hatte.

Wohl nennt man das weibliche Geſchlecht gewöhnlich das „ſchwache“ und es mag dies in gar mancher Beziehung, dem männlichen gegenüber, auch wahr ſein, zumal in Betracht der äußeren Kraft; ob aber das Weib den Mann nicht häufig an Willenskraft überragt, ſelbſt in Muth bei großen Gefahren, das wäre denn doch die Frage. Wir ſagen es getroſt: in Erduldung von Schmerzen und in dem ruhigen muthigen Ankämpfen gegen ein gar oft unerbittliches ſchweres Schickſal überragt das Weib den Mann oft rieſengroß. Ja, wenn Rohheit Stärke und Knochenbau Kraft genannt werden ſoll, ja! . . . dann ſind die Frauen allerdings das ſchwache Geſchlecht; bezeichnen wir aber mit Kraft . . . Geduld, Gemüthsausdauer und Charakterſtärke im Ueberwinden der großen und kleinen Nadelſtiche des Lebens, dann zählen die Männer gewiß vielfach zu dem ſchwachen und die Frauen zu dem ſtarken Geſchlecht. Wie oft hat es die Geſchichte ſchon bewieſen, daß Frauen alſogleich Männer werden, ſobald die Männer ſich in Weiber verwandeln.

Auch bei der Einſamen, die jetzt bei hereinbrechen dem Abend ihre Schritte dem Walde zuwandte, war dies der Fall. Gegenwart des Geiſtes, durchdringender Verſtand und Beobachtungsgabe ſind die Wiſſenſchaften der Frauen — ſagt Rouſſeau — die Fertigkeit ſie anzuwenden, iſt ihre Kunſt.

Hier . . . hatte er Recht. Der wirkliche Beſitz einer Tugend aber iſt bei jedem Menſchen etwas Schönes, Erhabenes!

Daß Fräulein von Sentis Muth beſitze, hatte ſie thatſächlich bewieſen, und ſie . . . war die einſam Flüchtige.

Bekannterweiſe hatte ja der Magiſtrat von Heidelberg das Mädchen nach der Gefangennahme des Ex-Miniſters Langhanns, deſſen Flucht ſie ſo kühn bewerkſtelligt, der Oberin des Stiftes Neuburg übergeben. Man wollte — in Rückſicht auf ihre treue Anhänglichkeit gegen ihren Onkel und Wohlthäter und aus Achtung für den Muth, den ſie dabei bewieſen, — nicht ſtrenger gegen ſie verfahren. Fräulein von Sentis fügte ſich denn auch um ſo reſignirter, als ſie nach der Trennung von dem Onkel Niemand mehr auf der Welt beſaß, dem ſie ſich hätte anſchließen können. Es blieb ihr ja nur ein Herz, von dem ſie wußte, daß es ihr gehöre; dies aber hatte ihr gerade erſt die Entführungsgeſchichte gewonnen; während das Recht, es zu beſitzen, noch der Zukunft anheimgegeben war.

So kamen denn für ſie in ſtiller Zurückgezogenheit die Tage der Schmach, der Verurtheilung des Onkels, und jene des allgemeinen Jammers, der Beſetzung der Pfalz durch die Franzoſen, heran. Ihr ſtarker und feſter Charakter verſchloß ſich bei beiden nur noch feſter und ernſter in ſich ſelbſt. Mit finſterem Groll ſah ſie das ihr jetzt verhaßte Heidelberg fallen. Allein auch für Stift Neuburg blieben die Schrecken des Krieges nicht aus und wenige Tage nach dem tragiſchen Fall der Stadt, drangen Melac's Horden auch in jenem ſtillen Aſyle ein. Entſetzen und Schmach drohten jetzt den Damen des Stiftes, die nicht bereits Gelegenheit gefunden hatten, ſich früher zu flüchten. Eine wüſte Soldateska brach ſtürmend und ſo urplötzlich herein, daß ſich die Wenigſten ihrer Gewalt entwinden konnten. Auch Fräulein von Sentis hatte die Fauſt eines franzöſiſchen Söldners ergriffen, als die Muthige ihm das Schwert von der Seite riß und ihn mit einem kräftigen Hiebe zu Boden ſtreckte. Jetzt galt es aber auch der ſchleunigſten Flucht; ſie war nur durch das naheliegende Fenſter, das nach dem Garten ging, möglich, und dies Fenſter mochte immerhin fünfzehn Fuß von dem Boden entfernt ſein. Indeß hier galt für das muthige Mädchen keine Wahl. Ehe die nächſten Wüſtlinge nachdrangen, hatte ſie den Sprung gewagt, . . . er war geglückt, aber ſie hatte ſich nicht unbedeutend an dem linken Fuße verletzt. Demohnerachtend raffte ſie ſich, den Schmerz verbeißend, auf, und entkam glücklich nach der Seite des „heiligen Berges," dem ſie ſofort, ſo viel es ihr die Schmerzen erlaubten, zueilte. Erſt als ſie deſſen Spitze erreicht hatte und die Kräfte ſie verließen, machte ſie Halt. Glücklicherweiſe befand ſie ſich nahe bei den wohlbekannten Ruinen der St. Michaels-Kapelle und des Kloſters, die ſie in glücklichen Zeiten öfter beſucht; und, keine andere Wahl bei der hereinbrechenden Nacht vor Augen habend, ſuchte das erſchöpfte, aber beherzte Mädchen in jenen alten Kellergewölben Schutz vor der hier herrſchenden ſtrengen Kälte und den noch furchtbareren Menſchen.

Altes Stroh, von einer vertriebenen Diebsbande vielleicht zurückgelaſſen, gab ihr in ihrem erſchöpften Zuſtande und bei ihren Schmerzen ein willkommenes Lager ab und ſo hatte ſie nun bereits zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung hier zugebracht. Aber länger vermochte es die Flüchtige auch nicht auszuhalten; der Hunger — dieſer entſetzliche Gaſt, dieſer Stiefbruder eines grauenhaften Todes — trieb ſie wieder hervor an das Tageslicht. Das Schießen und Läuten der Sturmglocken war ja verſtummt und da auch die Schmerzen an dem Fuße einigermaßen nachgelaſſen, wollte die Unglückliche verſuchen, in der hereinbrechenden Dämmerung bis zu menſchlichen Wohnungen, die doch wohl in dieſen Höhen verſchont geblieben, vorzudringen.

Freilich trugen die Füße den erſchöpften Körper kaum mehr; was aber vermag nicht ein feſter Wille!

So ſchritt ſie weiter und weiter in den Wald hinein, Menſchen ſuchend, die ihr mitleidig ein Stückchen Brod reichen und für kurze Zeit einen beſcheidenen Aufenthalt gewähren möchten, bis ihr Fuß erſtarkt und die Gefahr vorüber.

Menſchen ſuchend! . . . aber wo Menſchen finden? . . . zumal Menſchen, die noch ein Obdach hatten?

Die ganze Pfalz und ihre weite Umgebung war ja nur noch eine Wüſte! . . . eine Einöde . . . eine ungeheurer Kirchhof!

Leonie von Dohmerſtein hatte ſchon vor längerer Zeit einmal, in einem ihrer eigenthümlichen und myſteriöſen prophetiſchen Zuſtänden geſagt: „Wie ein unermeßlicher „Schiffbruch, wenn die Orkane verſtummt ſind und die „Schiffer entflohen, . . . und der Leichnam der zerſchmetterten Flotte auf der Felſenklippe liegt, . . . ſo „ſehen meine Augen die zerſtörte, zertrümmerte, vernichtete Pfalz!“

„Verwaiste Säulen ſeh' ich ſtehen . . . ragend . . „wie nackte Stämme eines Waldes, der am Abend noch „grünte . . . und des Nachts darauf in Feuer aufging.“

„Schnitter ſeh' ich, blut'ge Schnitter, die das „Kornfeld gemäht! . . . aber . . . ſie ſammeln nicht in

„die Scheunen . . . ihr Fuß zertritt die Halmen, und
„wo ihre Sichel geht, . . . bedecken Ströme von Blut
„das aufgeriſſene Feld. Wehruf ſchallt über es hin! . . .
„Leichen bedecken es! . . . die Häuſer und Tempel ſind
„ausgeſtorben und die wilden Thiere wagen ſich hinein!“

„Flieht! flieht!“ — hatte ſie dann noch gerufen —
„rette ſich wer kann! Der Tag des Fluches und der
„Zerſtörung iſt nahe! . . . Rettet euch! rettet euch!“

So hatte ſie gerufen, einer Prophetin gleich; aber Niemand vermochte damals dieſem entſetzlichen Weheruf Glauben zu ſchenken.

„Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken ſeh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand;
Feſte ſeh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.“

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden; . . .
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.

„Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Tod lag Thetis großer Sohn!
Eris ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion!“

Ja! furchtbar hatte ſich die Vorausſage Leonie von Dohmerſteins erfüllt: . . . die blutigen Schnitter hatten eine Ernte heimgethan, die die Geſchichte nie vergeſſen wird, . . . die Deutſchland nie vergeſſen darf!

Die herrliche Pfalz und ihre Umgebung waren eine Wüſte, . . . eine Einöde, . . . ein großer, ungeheuerer Kirchhof! Außer Heidelberg und zahlloſen anderen Städten, Städtchen, Ortſchaften, Maierhöfen, Mühlen u. ſ. w. waren ja auch Mannheim und Speyer in Trümmer und Schutthaufen verwandelt:

In der Hoffnung, laut der Kapitulation, ihre Stadt unverſehrt erhalten zu ſehen, hatten die Mannheimer ſich willig auch den härteſten Dienſtleiſtungen unterzogen und die brutale Tyrannei einer fremden Soldateska ſchweigend geduldet; dennoch ward ihnen eröffnet: ihre Stadt müſſe, laut königlichem Befehl, zerſtört werden. Wollten ſie ſelbſt Hand anlegen, ſo wolle man ihnen zwanzig Tage Zeit laſſen; würden ſie ſich aber dazu verſtehen, auf franzöſiſches Gebiet ſich über zuſiedeln, ſo würde ihnen aller Vorſchub geleiſtet werden.

Natürlich lehnten die Unglücklichen die Zerſtörung der eigenen Wohnungen mit Entſchiedenheit und Unwillen ab. Wer will, einem verhaßten Feinde zu Gefallen, mit ſeinen eigenen Händen zertrümmern, was die Frucht eines ganzen Lebens, — vielleicht die mühſelige, an das Herz gewachſene Errungenſchaft mehrerer Geſchlechter iſt?

Mit Mühe erflehten ſie, daß man ſie wenigſtens über den Neckar, ſtatt ins feindliche Gebiet hinein, mit ihrer Habe ziehen ließ. Die franzöſiſchen Soldaten aber begannen ſofort, die Häuſer abzubrechen, und da ihnen dies zu langſam ging, ſo zündeten ſie lieber gleich am anderen Morgen die Stadt an allen Ecken an. So ward denn das ſchöne blühende Mannheim, während ſich ſeine Bewohner in wildem, lebensgefährlichem Gedränge der Neckarbrücke zuſtürzten, in einen „Steinhaufen“ umgewandelt, die Kirchen zerſtört und die Leiche der Raugräfin aus den Gräbern der Concordienkirche aufgewühlt, beraubt und auf empörende Weiſe entehrt.

So war denn ein blühender Sitz des aufkeimenden Wohlſtandes auf lange Zeit zerſtört. Zweihundert Familien zogen nach Norddeutſchland aus; der Reſt aber irrte bettelnd und heimathlos umher.

Ein Bewohner, der nach dem Abzug der Feinde ſich nach der Stadt begab, ſah von Weitem nichts als einen einzigen großen grauen Steinhaufen; es war ihm ſchwer, die frühere Lage der Straßen und Häuſer zu unterſcheiden, ſo furchtbar hatten die Zerſtörer hier gehauſt!

Und ſo ging es am ganzen Rheine zu; von Trier bis in die Ortenau war die Mordbrennerei förmlich organiſirt. Pforzheim, Offenburg, Creuznach, Zell, Trier wurden erſt gepeinigt und ausgeſaugt, dann der Plünderung, dem Brande und der Zerſtörung ausgeſetzt.

Den alten ehrwürdigen Reichsſtädten in der Pfalz ging es ebenſo. Speyer beraubte und drückte man erſt, dann führte man Waffen und Lebensmittel weg, endlich bedeutete auch ihnen der franzöſiſche Intendant und General: „binnen ſechs Tagen müßten ſie die Stadt verlaſſen und ſich andere Wohnungen ſuchen, weil es die Umſtände erforderten.“

Alles Bitten, Flehen und Jammern war vergebens. Am Tage darauf begann der Auszug mit der wenigen Habe, die den unglücklichen Einwohnern noch geblieben, und am folgenden Nachmittag ſtand die uralte Stadt, mit ihren zwanzig Thürmen und Kirchen, in vollen Flammen!

Mit welch' ausſtudirter Bosheit man dabei verfuhr, zeigt ein einziger Zug:

General Montclas hatte den Einwohnern mit erheucheltem Mitleid gerathen, ihren Hausrath in den Dom zu bringen, weil derſelbe verſchont bleiben ſolle; Alles ſchleppte jetzt, was man ſchleppen konnte, in die Kirche, wie dieſelbe aber mit dem brennbaren Stoffe gefüllt war, gab der Franzoſe das Zeichen zum Brande, durch den Hab und Gut der Einwohner und der ſtolze, ehrwürdige Dom ſelbſt verzehrt ward. Unter Hohngelächter ſchloſſen zugleich die Vandalen die Kirchenthüren und ließen, was ſich an Menſchen in die Kirche gerettet hatte: Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Frauen und Mädchen eines entſetzlichen, alles menſchliche Gefühl empörenden Feuertodes ſterben!

Das Heilige war dabei ſo wenig ſicher, als das Profane; Kirchengeräthe und Reliquien wurden verbrannt oder geſtohlen, und von wem? von den Kämpfern des „allerchriſtlichen“ Königs; ja ſogar die Knochen der alten deutſchen Kaiſer — o deutſches **Vaterland vergiß es nie! — vor deren Größe im Leben Frankreich gezittert, riſſen die Unmenſchen aus ihren Gewölben und ſtillen Gräbern heraus und zerſtreuten ſie in alle Winde!**

Ebenſo erging es Worms und bei dem Jammern ſeiner der Verzweiflung Preis gegebenen Einwohner lachte der junge Herzog von Cregui höhniſch und rief: „Hier habe ich eine Liſte, auf der noch zwölfhundert

Ortſchaften ſtehen, die alle in Flammen aufgehen müſſen!“

Und in der That! wer wollte die Dörfer und kleineren Orte alle aufzählen, wenn Städte, die viele Jahrhunderte hindurch am ganzen Rheine hervorgeleuchtet hatten, in wenigen Stunden dem Erdboden gleich waren?

So wurden auch die Orte am Hardtgebirge ſchwer heimgeſucht: Neuſtadt ganz ausgepreßt, Wachenheim verbrannt, Frankenthal, Alzei und Bretten unter ſchändlicher Mißhandlung der Zerſtörung und dem Brande Preis gegeben, zu Sinsheim, Wiesloch, Bacherach und Ingelheim ging es nicht beſſer.

Selbſt die heimathloſen Söldner im dreißigjährigen Kriege hatten nicht ſo ſyſtematiſch und mit ſo kaltem Bewußtſein gegen alles Menſchliche und Göttliche gewüthet, als es die Heere eines Königs thaten, der ſich und ſein Volk als die Blüthe der europäiſchen Civiliſation hinzuſtellen gewohnt war.*)

Ja, ſie war in der That eine deutſche Kaſſandra geweſen — Leonie von Dohmerſtein — als ſie ausrief: „Schnitter ſeh' ich, blut'ge Schnitter, das Kornfeld gemäht! ... aber ... ſie ſammeln nicht in die Scheunen ... „ihr Fuß zertritt die Halmen, und wo ihre Sichel „geht, . . . bedecken Ströme von Blut das aufgeriſſene

---

Dr. Ludwig Häußer: Geſchichte der rheiniſchen Pfalz II.

„Feld. Wehruf ſchall über es hin! Leichen bedecken „es! . . . die Häuſer und Tempel ſind ausgeſtorben „und die wilden Thiere wagen ſich hinein!“

Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ſie war eine Wüſte geworden, wie es Frankreichs König, Ludwig XIV. gewollt, die ſchöne, die reiche, die herrliche Pfalz . . . eine Wüſte, . . . eine Oede, . . . ein großer, ein unermeßlicher Kirchhof.

Merke es Deutſchland und vergiß es nie, ſo lang des Rheines Wogen noch an deine Ufer ſchlagen.

Fräulein von Sentis hatte jetzt bereits auf dem Fußpfade eine ziemliche Strecke im Walde zurückgelegt, ohne auf einen größeren betretenen Weg geſtoßen zu ſein, von dem ſie hätte hoffen können, daß er ſie nach menſchlichen Wohnungen führe. Kaum vermochten ihre Füße den matten ausgehungerten und ausgefrorenen Körper noch weiter zu tragen, und doch mußte dies geſchehen, wenn ſie nicht geradezu einem ſicheren Tode in die Arme ſinken wollte. Sie zitterte dabei vor Froſt am ganzen Leibe, während ſich zugleich jene eigene Schlaftrunkenheit anmeldete, die in ſolchen Fällen ſehr gefährlich iſt, da ſie, wie eine trügeriſche Syrene, die dem Erfrieren nahen Unglücklichen ſo gerne ſanft einlullt, . . . um ſie nicht mehr erwachen zu laſſen. Aber es wohnte ja in dieſer Mädchenſeele ein ſo urkräftiger Wille, daß ihm auch jetzt der Körper, trotz aller phyſiſchen Schwächen gehorchte. Muthig griff ſie, die drohende Schläfrigkeit durch einen brennenden Schmerz zu beſiegen, mit der Hand in einen Dornſtrauch, die ſcharfen Spitzen ſich ſo tief in das Fleiſch drückend, daß das Blut hervorquoll.

Aber was war das? . . . war nicht ein leiſes Wimmern zu ihren Ohren gedrungen?

Fräulein von Sentis blieb ſtehen und lauſchte: Todtenſtille herrſchte rings umher. Der Abend war angebrochen und der Wald mit ſeinen kahlen, ſchneebedeckten Rieſenbäumen, die wie Gerippe ihre dürren Glieder nach dem Himmel ſtreckten, durchwehte wie Grabeshauch ein eiſiger Wind, hie und da ein dürres Blatt vor ſich hintreibend. Nur das krächzende Geſchrei der Raben, die in ganzen Schwärmen ſchwarz und dicht über ihrem Haupte wie Geſpenſter der Nacht hinzogen, die reiche Beute, die ihnen der Krieg an verfaulenden Leichen hinterlaſſen, aufſuchend, unterbrach die Stille.

Fräulein von Sentis fühlte ſich in dieſem Momente unausſprechlich einſam; ſie hätte aufſchreien können vor Wehgefühl; . . . ſie hätte ihr Herz aufreißen und hier einſam verbluten mögen, wie ein zum Tode getroffener Edelhirſch, der ſich, ſterbend im tief verborgenen Dickicht birgt.

Aber horch! . . . das war in der That ein leiſes Wimmern!

Eine Andere wäre erſchrocken; . . . ihr gab der Gedanke, möglicherweiſe ein unglückliches Weſen in der Nähe zu wiſſen, das ihrer Hülfe bedürfe, neue Kraft ein, neue Anregung der Lebensgeiſter.

Fräulein von Sentis eilte daher, ſo viel es ihr eigener Zuſtand erlaubte, der Gegend zu, aus welcher die Töne gekommen, als ſie plötzlich mit einem leiſen Schrei am Boden feſtgebannt ſtand: unter einer gewaltigen Buche lagen hinter einem Felsblock auf einer ſchneefreien Stelle, in zuſammengeſcharrte dürre Blätter halb vergraben, zwei noch kleine Kinder. Ein Knabe und ein Mädchen — augenſcheinlich Geſchwiſter hielten ſie ſich feſt umſchlungen, die bleichen Geſichtchen an einander gelehnt, willenlos den Tod erwartend.

Es war ein unendlich rührendes Bild, das aber für Fräulein von Sentis keinen Augenblick einen Zweifel über ſein Entſtehen übrig ließ. Die ruchloſen Räuber und Mordbrenner hatten ja die Waiſenkinder, wie ſie wußte, halb angekleidet trotz Schnee und Kälte über den Neckar hinüber und in die Wälder gejagt.*) Unfehlbar gehörten die beiden Kleinen zu dieſen doppelt unglücklichen Flüchtlingen und waren hier, da ſie nicht weiter konnten, zuſammengebrochen. Das Mädchen ſchien bereits todt; . . . der Knabe aber war es, der eben wieder ein leiſes Wimmern ausſtieß.

---

*) Thatſache.

Fräulein von Sentis war raſch entſchloſſen. So einfach und ungenügend für ſie ſelbſt ihre Umhüllung auch war — ſie hatte die Flucht im ſchlichten Hauskleide ergriffen — riß ſie jetzt doch einen Theil ihres Kleides ab, die armen Kleinen einzuhüllen, zumal ſie bei näherer Unterſuchung auch bei dem Mädchen noch Lebenszeichen vorfand. Dann deckte ſie, voll mütterlicher Sorge, die Kinder mit ihrem eigenen Körper, ſie möglicherweiſe etwas zu erwärmen; aber das war ja das Wenigſte: der Kleine wimmerte jetzt kläglich um ein Stückchen Brod für ihn und ſein Schweſterchen, und . . . ach! . . . Fräulein von Sentis erlag ja ſelbſt faſt dem Hunger!

Woher Brod nehmen? . . . auf welche Weiſe menſchliche Wohnungen erreichen? . . . namentlich da ihr ſelbſt die Kraft gebrach, ſich noch weit fortzuſchleppen. Ihr edles Herz vergaß nicht nur über das fremde Unglück das eigene; die Sorge für die armen Waiſen trieb ihr ſogar eine Verzweiflung in die Seele, die ſie um ihretwillen nicht gekannt.

Plötzlich vernahm ſie im Schnee knirſchende Schritte. Sie fuhr entſetzt auf: die vielen Leichen, die unbegraben auf allen Landſtraßen lagen, hatten Wölfe maſſenweiſe herbeigezogen und wenn es Maraudeurs ſein ſollten, waren die nicht noch ſchlimmer als Wölfe?

Aber ſie hatte ſich getäuſcht; zu ihrer Freude ſtand ein junger Mann vor ihr, bewaffnet zwar, aber kein

Franzoſe. In ſeinen edlen Zügen lag ſchmerzlicher Ernſt und Mitleid. Die Bildung des Geſichtes verkündeten den Deutſchen; . . . ja, ſie mußte dieſe Züge ſchon einmal in ihrem Leben, wenn auch nur flüchtig, geſehen haben!

„Wer ſeid ihr, mein Kind?“ — frug der junge Mann mit milder Stimme.

„O fragt nicht nach mir!“ — rief das Mädchen lebhaft — „ſondern nach dieſen unglücklichen Würmchen, die am verhungern und erfrieren ſind. Habt ihr ein Stückchen Brod, ſo gebt es um Gottes Willen her, es iſt die höchſte Zeit . . . ſie ſind im ſterben!“

Ueber des Jünglings Züge flog ein Strahl der Freude:

„Dem Himmel Dank!“ — rief er — „dann komme ich gerade recht, die Armen zu retten. Selbſt auf einer traurigen Wanderſchaft habe ich mich für einige Tage mit Speiſe und Trank verſehen und kann helfen.“

Und mit dieſen Worten hatte er ſich auch ſchon niedergekniet, ein Fläſchchen aus ſeiner Feldtaſche hervorgezogen und träufelte nun erſt dem Mädchen und dann dem Knaben einige Tropfen Wein auf die Zunge. Das Getränke ſelbſt und ſein ſtärkender Geruch wirkten ſofort. Die Kleine ſchlug die Augen matt auf, während ein leiſes Lächeln über die Züge des Bruders glitt und ſeine Hand das Händchen der Schweſter faßte, als wolle er Gott danken, daß ſie noch lebe.

Der junge Mann gab jetzt jedem der Kleinen einen Schluck Wein zu trinken, worauf er ihnen Brod reichte, das ſie, nachdem ſie, ſich zu ſtärken, daran gerochen, gierig verſchlangen. Mittlerweile hatten aber auch ſeine Blicke die junge Dame gemuſtert; . . . denn daß dieſe den höheren Ständen angehören müſſe, war die Wahrnehmung eines Augenblicks. Die zerriſſene Kleidung, die Bläſſe des Geſichtes und die augenſcheinliche Ermattung ſagten ihm das Weitere. So bot er denn auch ihr ſchleunig die nöthige Stärkung an, die ſie dankbar annahm.

„Und was nun?“ — frug er darauf.

„Vor allen Dingen ein warmes Unterkommen für die Kleinen ſuchen!“ — entgegnete das Mädchen.

„Und für euch auch!“ — ſetzte der junge Mann theilnehmend hinzu. — „Es liegt wohl außer Zweifel, daß auch euch die Feinde vertrieben und verfolgt haben.“

„So iſt es!“ — ſagte Fräulein von Sentis — „ich bin vielleicht die Einzige, die aus Stift Neuburg glücklich entkam. Aber laßt uns verſuchen, eine menſchliche Wohnung aufzufinden, die Kinder erfrieren ſonſt.“

„Es wird ſchwer halten!“ — meinte der junge Mann — „aber verſuchen müſſen wir es.“

„So nehmt den Knaben auf den Arm, lieber Herr und ich will das Mädchen nehmen. Der Mond geht auf; vielleicht . . ."

„Ihr wankt!" — rief der Jüngling erſchreckt — „eure Füße tragen euch nicht mehr!"

„Sie müſſen!" ſagte jene mit trübem Lächeln, indem ſie noch den anderen Theil ihres Kleides um Kopf und Körper des Kindes ſchlang, und man ſchritt in dem knarrenden Schnee weiter.

Unglück verknüpft die Menſchen, auch ohne die Fragen: wer und was biſt du.

Indeß hatte das Wort „Stift Neuburg' einen eigenen Gedanken in dem jungen Manne geweckt. Er frug daher im Weiterſchreiten:

„War nicht auch ein Fräulein von Sentis auf Stift Neuburg?"

Das Mädchen ſchaute hoch auf:

„Wie kommt ihr auf dieſe Frage? und woher? . . ."

„Vergebt!" — ſagte der Jüngling — „es iſt nicht eitele Neugierde, daß ich ſo frage. In dieſen entſetzlichen Zeiten kettet das Mißgeſchick die Menſchen wunderbar aneinander. Einer meiner Freunde wußte ein Mädchen dort aufgehoben, das er hoch verehrte, . . . und nun? . . ."

„Und dieſer Freund . . . wie hieß er?" — frug jene mit ſichtbarer Spannung.

„Haynbuch!" — entgegnete der junge Mann.

„Haynbuch!" — rief das Mädchen und ein leiſes

Roth lief flüchtig über ihre bleichen Wangen. — „So hat er doch meiner gedacht!“

„Eurer?“ — entgegnete überraſcht der junge Mann — „ſo ſeid ihr ſelbſt Fräulein von Sentis?!“

„Ich bin es! . . . und ihr . . . ſeid Haynbuchs Freund: Elgſtröm. Er hat mir ſeiner Zeit viel von euch erzählt.“

„Sicher nicht ſo viel, als mir von euch! Aber nun erzählt das Nähere eueres Ungemachs.“

Und Fräulein von Sentis berichtete im Weiterſchreiten, was ſie zur Flucht gezwungen und wie es ihr ſeitdem ergangen. Auch Elgſtröm deutete mit wenigen Worten ſein Schickſal und das der unglücklichen Familie Dohmerſtein mit. Da er ſich vorgenommen, die ganze Umgegend Heidelbergs auf das Genaueſte nach den Verſchwundenen zu durchſuchen, hatte ihn der Weg auch nach dem „Heiligenberg“ und den Ruinen und hier zufällig in ſeine jetzige Geſellſchaft geführt.

Die Nacht war unterdeſſen immer weiter vorgerückt und noch zeigte ſich keine Spur von Menſchen und menſchlichen Wohnungen, während die Kinder vor Kälte leiſe wimmerten und Fräulein von Sentis nahe daran war zuſammenzubrechen.

Schweigend, aber ohne ein Wort der Klage, ſchleppte ſie ſich weiter.

Die entlaubten Bäume mit ihrer Schneebedeckung ſtarrten geſpenſtiſch in die Lüfte, feſt, ſtarr, unbeweglich.

Kalt und bleich lag das Mondlicht über ſie ausgebreitet, wie über den Boden das Leichentuch des Winters. Alles ſchwieg, . . . alles ſchlief den langen, langen Todtenſchlaf der Natur. Nur ein fernes Heulen ließ ſich manchmal vernehmen. Es waren Wölfe, die durch die Wälder ſtrichen und — wie es die immer lauter werdenden Töne verkündeten — immer näher und näher kamen. Fräulein von Sentis betete, weniger um ſich, als für die Kinder. Elgſtröm zog eine der Piſtolen hervor, die er im Gürtel trug. Es war gerade zur rechten Zeit, denn kaum hatte er, — was ihm des Kindes wegen, das er auf dem Arm trug, ſchwer genug wurde, — den Hahn geſpannt, als ſich dicht hinter ihnen ein großer Wolf zeigte.

Entſchloſſen drückte Fräulein von Sentis das kleine Mädchen auf ihrem Arm, an ſich. Sie war bereit, es zu vertheidigen und ſollte es ihr eigenes Leben koſten. Da ſtreckte ein wohlgezielter Schuß das Unthier zu Boden. Die Kinder ſchrien auf, während die Echo's den Donner weitaus durch die ſtille Nacht trugen.

„Gott ſei Dank!“ — rief Fräulein von Sentis — „von dem hat uns euer Arm errettet.“

„Von dieſem ja!“ — entgegnete Elgſtröm gelaſſen — „wer aber weiß, wie viele ſolcher Beſtien noch folgen werden. Finden wir nicht bald ein ſchützendes Obdach, ſo können die Raben bis morgen an vier Cadavern ihren Nachſchmaus halten!“

Und das Geheul kam in der That näher. Da plötzlich ſchien ein ſchwacher Lichtſchein durch die Baumſtämme. Elgſtröm eilte auf ihn zu. Es war eine alte, halbverfallene Hütte, nach den Kohlenhauſen zu urtheilen, die ſich neben ihr erhoben, die beſcheidene Wohnung eines armen Köhlers und ſeiner Familie.

Ein freudiges: „Wir ſind gerettet!" gab Fräulein von Sentis, die vor Mattigkeit in die Knien geſunken war, die Kraft, ſich noch einmal zu erheben. Elgſtröm eilte herbei, reichte ihr den freien Arm und führte ſie, auf denſelben geſtützt, der Hütte zu. Glücklicherweiſe hatte der Schuß den Köhler und ſein Weib geweckt; noch glücklicher aber war es für die Verirrten, daß ſie in dieſer höchſten Noth auf Weſen trafen, die unter dem groben Kittel menſchlich fühlende Herzen trugen.

Waren die Schrecken des Krieges auch nicht bis in dieſe Einſamkeit gedrungen, ſo doch die Kunde davon und freudig eilten die braven Leute den Unglücklichen zu Hülfe. Die beiden halb erſtarrten Kleinen wurden ſofort zu den Kindern des Köhlers in die Kiſſen geſteckt, während das Weib einen Topf Geißenmilch heiß machte und ihnen den erwärmenden Trank einflößte. Auch das Fräulein trank von demſelben, indem ſie zugleich ihren Körper von Außen an dem raſch in Glut gebrachten Ofen erwärmte.

Da indeſſen an einen längeren Aufenthalt bei den guten, aber armen Leuten nicht gedacht werden konnte

Elgſtröm auch ſeine Sorge und Angſt um Ottilie und ihre Mutter raſtlos weiter trieb, ſo ſprachen ſich die beiden jungen Leute ſofort über das aus, was wohl jetzt für ſie am klügſten zu thun ſei. Natürlich ſchloß ſich den Sorgen Elgſtröms für die beiden Ebengedachten, nun auch jene für das Schickſal des Fräuleins und des Freundes an. Er faßte daher den Entſchluß: ſich der alten Reichs- und Krönungsſtadt Frankfurt zuzuwenden; einmal, weil Dohmerſteins dort Verwandte hatten, und bei einer Flucht, der Gedanke für ſie am nächſten liegen mußte, bei dieſen Schutz zu ſuchen; dann aber auch, weil er im Hauſe der Eltern Haynbuchs wohl am eheſten auf Nachrichten von dem Freunde hoffen durfte. Möglicherweiſe war dort denn auch ein einſtweiliges Unterkommen für Fräulein von Sentis zu finden. Was Letztere betraf, willigte ſie in die Bitten der guten Köhlersleute, vor der Hand, nebſt ihren beiden kleinen Schützlingen, mit dem Aufenthalt in der ärmlichen und einſamen, darum aber auch um ſo unbeachteteren Hütte, vorlieb zu nehmen, bis die Ruhe und Sicherheit in der Umgegend wieder ganz hergeſtellt ſei und weiteres über die Zukunft entſchieden werden könne.

Als dies beſprochen und abgemacht, war man eben daran, die ſo nöthige nächtliche Ruhe zu ſuchen, — das Köhlerweib that es nicht anders, als daß das vor Kälte und Mattigkeit noch immer zitternde Fräulein das einzige Bett der Hütte annahm, — als mit einemmale die noch eben erwähnte Sicherheit des Aufenthaltes in der erſchreckendſten Weiſe in Frage geſtellt wurde. Die Hunde ſchlugen an und zum Entſetzen Aller ließen ſich verwirrte Stimmen hören. Von wem konnten ſie anders ausgehen, als von einem jener Haufen Maraudeurs, die die franzöſiſchen Räuber und Mordbrenner zurückgelaſſen und die jetzt noch ärger als die wüthenden Soldaten hauſten.

Selbſt Elgſtröm, dem es gewiß nicht an Muth gebrach, erblaßte; doch war er ſchnell gefaßt. Die abgebrannte Piſtole war raſch auf's Neue geladen; Fräulein von Sentis erbat ſich die zweite; der Köhler aber ergriff ſeinen eiſernen Schürhaken und ſo war man entſchloſſen, wenn es nöthig ſei, allenfallſiger Gewalt, Gewalt entgegen zu ſetzen und lieber auf ſolche Weiſe unterzugehen, als dieſen elenden Räubern und Mördern lebendig in die Hände zu fallen.

Eben wollte der Köhler hinaustreten, um die Nahenden anzurufen, als die Thüre aufgeriſſen wurde und . . . Havnbuch, bis an die Zähne bewaffnet, in derſelben erſchien.

Ein dreifacher jubelnder Schrei erfüllte den kleinen Raum. Havnbuch und Fräulein von Sentis lagen ſich in den Armen und Elgſtröm ſtand, ſtrahlenden Auges daneben, bis der Freund Zeit fand, auch ihn an's Herz zu ſchließen.

Mit einem Haufen zerſprengter Aufſtändiſcher hatte ſich Haynbuch, auf dem Rückwege nach Heidelberg, in den mit Schnee bedeckten Wäldern verirrt. Ein Schuß, den ſie, vor einer halben Stunde etwa, vernommen, gab ihren Schritten die Richtung nach der Köhlerhütte.

Nacht und Morgen.

Der kleine freie Platz rings um die Köhlerwohnung, der ſonſt — Jahr aus, Jahr ein — ſo ſtill und einſam zwiſchen den alten mächtigen Buchen des „Heiligenberges" lag, bot dieſe Nacht ein merkwürdig belebtes Bild dar. Es war, als ob ſich, trotz Schnee und Kälte, eine große Zigeunerbande hier gelagert; oder ein Stückchen Kriegsgeſchichte ſich hier abſpinnen wolle.

Und in der That war denn auch eigentlich das letztere der Fall.

Da die Schaar, die ſich mit Haynbuch gerettet und durchgeſchlagen, aus nahe vierzig Mann beſtand — Aufſtändiſche aus dem Odenwald und mehr denn zwanzig Studenten — ſo konnte die kleine Köhlerhütte natürlich keinen Schutz bieten, und doch bedurften die Leute der Ruhe und Erwärmung. Indeß der Köhler und ſein Weib wußten auch hier abzuhelfen.

„Friſch, ihr Männer!“ — rief der Rüſtige — „hier iſt ein gewaltiger Stoß Scheitholz. Er ſollte zu Kohlen verbrannt werden; aber die verdammten Franzoſen haben für ſo viele Kohlen geſorgt, daß ſich unſer eines die Mühe ſparen kann, welche zu brennen. Alſo raſch d'ran, nehmt ſo viel ihr wollt und macht euch Wachtfeuer, daß dem Monde ſelbſt heiß wird.“

„Hurrah!“ — riefen die Studenten und wie der Blitz ging es an die Arbeit. In kurzer Zeit flackerte es luſtig an vier verſchiedenen Stellen auf und die bunt bewaffneten Schaaren gruppirten ſich, ſo gut es gehen wollte, um die Feuer.

Es war wirklich maleriſch anzuſehen, wie der rothe Schein die jungen kräftigen Geſtalten und die friſchen Geſichter mit ſeinen ſpielenden Lichtern übergoß, hier einen derben Landmann, einen ächten Odenwälder, in urſprünglichſter Bewaffnung mit Senſe und Stahlhaube — wohl einem Erbſtück aus dem dreißigjährigen Kriege —; dort Studenten, in ihrer faſt noch mittelalterlichen Tracht: Piſtolen im Gürtel und Schläger an der Seite, die Büchſen neben ſich an dem Boden liegend und die Arme gegenſeitig um die Schultern gelegt. Hier einen älteren Mann, deſſen finſteren und kummervollen Züge verriethen, wie ſchwer die Gegenwart mit ihren Schreckniſſen auch ihn berührt habe und dort wieder junge Bürſchchen, dem Knabenalter kaum entwachſen, aber doch ſchon im Studentenrocke, irgend ein Stück Zeug als Mantel übergeworfen. Auch an leiblicher Stärkung fehlte es nicht, da die kleine Schaar glücklicherweiſe heute einen Trupp Marandeurs überfallen und niedergemacht, die gerade von einer Plünderung kamen und einen ganzen Wagen voll Victualien mit ſich führten.

Was ſonſt begehrt wurde und in der Hütte aufzutreiben war, ſchleppten der Köhler und ſein Weib bereitwillig herbei; während Elgſtröm von einer Gruppe zur anderen ging, um hier einen Bekannten zu begrüßen, dort ſich über die Stellungen zu erkundigen, welche die Franzoſen jetzt einnahmen und überall zu fragen: ob man keine Spur von der verſchwundenen Gattin des würdigen Bürgermeiſters von Heidelberg und deſſen Tochter aufgefunden. Aber auch hier wußte Niemand etwas von den Unglücklichen.

Indeß ſchliefen im Inneren der Hütte die armen Waiſenkinder ſanft und ruhig, während Haynbuch und Fräulein von Sentis ihre Leidensgeſchichte, ſeit der Trennung nach des Oheims Flucht, in raſchen Worten austauſchten.

Sonderbar! es war bis jetzt unter dieſen Beiden noch nie von Liebe geſprochen worden, was auch kaum möglich geweſen wäre, da ſie ſich nur kurz und unter Umſtänden getroffen und geſehen hatten, die nichts weniger als zarte Gefühle zuließen. Es war dies bekannterweiſe auf der Flucht des Exminiſters, wo es jede Minute galt, das kühne Unternehmen auf Leben und

Tod zu vertheidigen. Fräulein von Sentis zumal, damals in Studentenkleidung und nur von dem Gedanken erfüllt, ihren Wohlthäter zu retten, war in jenen Stunden nur was ſie ſchien, ein kühner edler Jüngling.

Aber gerade das war es ja, was auf den ernſten, männlichen Haynbuch ſo imponirend einwirkte.

Das Edle, was für das Mädchen in dieſer That lag, die Entſchloſſenheit, der Muth und die Energie, mit der ſie das Wageſtück durchführte, zwang Haynbuch nicht nur Staunen, ſondern auch eine Achtung ab, wie er ſie bis jetzt noch vor keinem weiblichen Weſen gefühlt. „Das wäre eine Lebensgenoſſin für dich!“ rief es in ſeinem Inneren, und das Wort blieb ſtehen wie mit Feuerſchrift. Nicht das, was man gewöhnlich Liebe nennt, zog ihn fortan zu dem Mädchen; ihn band eine hohe Verehrung und Achtung an die Erinnerungen jener Nacht und an ſie, die noch ſtieg, als er erfuhr, daß Fräulein von Sentis auch der wohlwollendſten Empfindungen zugänglich ſei und mit einem feinen Gefühl für das Anſtändige eine gefällige Seele verbinde. So ernſten Charakters Haynbuch übrigens ſonſt auch war, ſo war ihm doch auch jene eigenthümliche ſchöne, ächt germaniſche Verehrung des weiblichen Geſchlechtes angeboren, die im allgemeinen den deutſchen Jüngling — — es iſt hier nur von den edleren die Rede — auszeichnet.

Im alten Griechenland und Rom ehrte man die

Frauen, wenn ſie es verdienten; aber man ehrte nicht das weibliche Geſchlecht. Verehrung des weiblichen Geſchlechtes iſt germaniſches, . . . iſt ächt deutſches Gefühl. Die rohen Deutſchen ſchon bewieſen durch ihre Verehrung des weiblichen Geſchlechtes einen trefflichen Sinn für die einzige Art von Humanität, die den alten Griechen und Römern fehlte; und die poetiſche Ausbildung dieſes Zuges in der neueren Denkart iſt auch das Beſte in der neueren Poeſie.

Ein inniger Glaube an die moraliſche Vortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechtes iſt das reinſte Element der Liebe und ſo ſchlug denn hier auch, bei dem ernſten, ſittlich ſtrengen Haynbuch, die Neigung für das, zugleich ſo kühne und thatkräftige Mädchen Wurzel.

Bei Fräulein von Sentis dagegen hatte die Theilnahme gewirkt, die Haynbuch an jenem Abend ſofort ihr und ihrem unglücklichen Oheim zugewandt. Ein Frauenherz durchſchaut leicht das Innere eines Mannes, der ſich harmlos giebt. Sie erkannte in Haynbuch den edlen ſchlichten Menſchen und wandte ihm — wie er ihr — Achtung und Neigung zu. In der Zurückgezogenheit auf Stift Neuburg trat dann ſein Bild in der Erinnerung oft und öfter vor ihre Seele. Sie hatte nichts dagegen; ja es lag für ſie, die jetzt ſo ganz allein in der Welt Stehende, ein Troſt darin, wenigſtens einen Menſchen zu wiſſen, von dem ſie denken konnte: er nimmt Theil an dir.

Und jetzt hatte die Beiden ein ſo wunderbarer Zufall wieder zuſammengeführt, ... zuſammengeführt in einem Momente, in welchem das Mädchen hülfloſer, verlaſſener und vereinzelter daſtand, als je.

„Und was gedenkt ihr nun zu beginnen, mein Fräulein?“ — frug in dieſem Augenblick Haynbuch das Mädchen.

„Mir bleibt nur eines übrig,“ — entgegnete Fräulein von Sentis ernſt, aber mit vollkommener Reſignation — „ſobald die Wege wieder ſicher ſind, werde ich ſuchen nach einer der benachbarten Städte zu gelangen und mich dort nach einem anſtändigen Dienſt umſehen.“

„Ihr? nach einem Dienſt?“ — rief Haynbuch.

„Warum nicht? Ich vermag zu arbeiten und habe den Willen dazu.“

„Aber ...“

„Arbeit entehrt nicht.“

„Ihr ſeid zu Anderem erzogen.“

„Gewiß! allein die Verhältniſſe waren damals auch anders. Jetzt gebietet die Nothwendigkeit, und der Vernünftige verſchließt ihrer Stimme ſein Ohr nicht.“

„Und leben euch gar keine Verwandte mehr?“

„Ich ſtehe — ſeit dem Unglückstag, der mir den Oheim raubte — ganz allein in der Welt.“

„Mein Fräulein ...“

„O ihr wißt nicht, was das heißen will, ... ſo ganz, ganz allein unter fremden Menſchen zu ſtehen, die kalt und theilnahmlos, wie Larven, an uns vorüberziehen. Kein Herz zu wiſſen, das für uns ſchlägt, — keinen Buſen zu kennen, in den wir unſeren Schmerz ausweinen, dem wir unſer Freud und Leid anvertrauen können.“

„Ein Wort . . .!“ — rief Haynbuch.

„Ein Fremdling zu ſein, in der weiten Welt, den kein Gott mehr an das Vergangene anknüpft. O, daß ich ſelbſt nichts bin, und die geringſte Magd ſagen kann, ſie habe mehr gethan denn ich. Indeß, auch das iſt vorbei! Ich habe es mir bereits genug geſagt. Ich will und werde ruhig bleiben, da es kindiſch wäre über das zu trauern, was doch einmal für immer verloren iſt. Der alte Stamm iſt zertrümmert, die Buben können die Späne aufleſen und damit ein luſtiges Feuer machen. Ich, die Lebendige, habe von der Todten, von der in Vergeſſenheit Geſunkenen Abſchied genommen und werde nun — ein anderes unbedeutendes und unbekanntes Weſen — ein neues Daſein, Leben mag ich es nicht nennen, antreten. Ich werde dienen, arbeiten . . . und . . . in der ſtrengen Erfüllung meiner kleinen Pflichten, den einzigen Troſt ſuchen, den ich in dieſem Leben noch finden kann!“

„Euer Entſchluß iſt edel . . . groß möchte ich ſagen!“ — fiel hier Haynbuch ein — aber, mein Fräulein, täuſcht und blendet euch nicht vielleicht eben der edle

Gedanke, der ihm zu Grunde liegt. Die wirkliche Ausführung kann euch nicht zufriedenſtellen."

„Sie muß es!" -- entgegnete das Mädchen feſt und entſchloſſen.

„Euere Anſprüche an das Leben ſind naturgemäß höher."

„Ich habe und mache keine Anſprüche."

„Das iſt beſcheiden; . . . aber weder recht noch klug. Wenn auch euer Wille, deſſen Feſtigkeit ich immer mehr anſtaune, keine Anſprüche macht, ſo macht ſie die Natur."

„Das iſt ein ſchwacher Charakter, der mit der Kraft des Willens die Natur nicht zwingt. Man muß es machen wie die Löwenbändiger, ihr ſcharf und feſt in's Auge ſchauen, und ſie wird ſich uns zu Füßen legen."

„Gerade euerem Charakter entſpricht das Sich unterordnen am wenigſten."

„Deſto größer wird die innere Befriedigung für mich ſein, wenn ich mich überwinde."

„Und ſoll dies ſtolze beſcheidene Bewußtſein dem Herzen Zufriedenheit geben?"

„Zufriedenheit? . . . nein, nein! . . . Das gewiß nicht. Welcher Menſch kann ſich aber überhaupt voller Zufriedenheit rühmen? Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in uns gelegt, wie das Gefühl nimmer ganz erreichter Zufriedenheit.

Was vielleicht edel in meiner Natur iſt, wird ein — durch die Nothwendigkeit bedungenes, untergeordnetes Verhältniß nicht vernichten. Wenn mich das Schickſal lehrt: zu ſein, wie ich ſein ſoll, ſo habe ich ihm zu danken, auch wenn es hart iſt. Vergeßt dabei nicht: daß ich mit dem Leben abgerechnet habe; . . . ich kann von demſelben nichts mehr fordern, als die beſcheidenſte Exiſtenz; kindiſch und unklug wäre es, wenn ich mich in die Nothwendigkeit nicht ruhig finden wollte."

„Und glaubt ihr, mein Fräulein, daß, wenn ihr euerem jetzigen Vorſatze folgt, ſich nicht tauſend und abertauſendmal der Seufzer aus euerer Bruſt hervordrängen wird: unmöglich kann ein ſolches Leben meine wahre Beſtimmung ſein!"

„Möglich!" — verſetzte das Mädchen. — „Ergehe es mir aber auch, wie es immer wolle, ich will meine Pflicht thun, damit ich mir nichts vorzuwerfen habe. Nur dadurch wird mir dann auch das mir an ſich zum Eckel gewordene Thun und Treiben der Menſchen wieder erträglich werden. Die Pflicht gebeut nun einmal, daß ich dies Leben fortführe, und in ihm friſch vollbringe, was mir vor die Hand kommt. Iſt auch ſein höherer Werth für mich verloren, ſoll es mir doch, um der Pflicht willen, heilig ſein!"

„Mein Fräulein!" — rief hier Haynbuch, indem er die beiden Hände des Mädchens ergriff, und ſeine Augen erſtrahlten in höherem Lichte, — „mein Fräulein, ich bewundere euch! Habt ihr mir längſt ſchon durch euren feſten, männlich ſtarken Charakter, durch Muth und die ſchöne treue Anhänglichkeit an eueren Wohlthäter die höchſte Achtung eingeflößt, ſo ſteigert die Energie, die ihr jetzt in euerem Unglück beweist, dieſe Achtung zu einer hohen und innigen Verehrung. Gerade deshalb aber möchte ich gerne Alles aufbieten, euerer Zukunft ein höheres Ziel zu ſetzen . . . euerem Streben eine ſchönere, höhere und lohnendere Ausfüllung zu geben.“

„Laßt das!“ — ſagte Fräulein von Sentis, jetzt in einem milderen, faſt wehmüthigen Tone, — „die Zukunft wird meinem Streben freilich keine Ausfüllung bieten, wohl aber vielleicht mit der Zeit Ruhe und inneren Frieden.“

„O ja!“ — rief der junge Mann — „wie ihn die vollſtändige Entſagung eines Kloſters geben kann! Nein, das darf nie, nie geſchehen! Es wäre eine Verſündigung an Gott und der Natur, an euch ſelbſt und an der Welt, wenn euch nicht eine höhere Exiſtenz, ein weiterer, ſegensreicher Wirkungskreis geboten würde.“

„Wie ſollte das geſchehen?“

„Fräulein von Sentis, wüßtet ihr nicht einen Weg dazu?“

„Keinen, der mir zu wandeln vom Schickſal beſtimmt ſein dürfte.“

„Auch nicht, wenn ſich euch eine Hand böte, um euch dieſen Weg zu führen?“

„Ich ſagte euch ſchon, ich ſtehe allein in der Welt . . . und . . . bin zu ſtolz in meiner völligen Armuth, um das Mitleid der Menſchen zu betteln.“

„In uns ſelbſt liegen die Gold- und Silberminen, worin wir arbeiten und der köſtlichſte Schatz, den wir haben können. Wer euch beſitzen wird, mein Fräulein, den habt ihr zum reichen Mann gemacht. Sprecht nicht dagegen! Meiner Art und Weiſe ſind Schmeicheleien fremd; was ich ſage, das fühle ich und meine ich auch ſo, und wahrlich Zeit und Umſtände wären ſchlecht geeignet für leere Schwätzereien. Laßt mich ein ernſtes Wort mit dem tiefſten Ernſte der Seele ſagen: wir beide haben uns nun zweimal auf faſt wunderbare Weiſe im Leben gefunden; . . . jedesmal in ſehr ernſten Stunden. Ich, mein Fräulein, habe euch dabei ſchätzen und bewundern lernen; . . . ja . . . ich verehre euch mit warmer, inniger Hingabe. Ich darf wohl kaum hoffen, ähnliche Gefühle in euerem Herzen für mich zu finden?“

Fräulein von Sentis erröthete und ſchlug die Augen nieder; aber ſie ließ ihre Hände, die er gefaßt, in den ſeinen; dann blickte ſie den jungen Mann ruhig und offen an und ſagte:

„Ich habe in euch einen jungen Mann gefunden, dem ich nicht nur zu heißem Dank verpflichtet bin, weil er mir und meinem armen Oheim in den Stunden der

Gefahr treu zur Seite ſtand; ſondern auch, weil er mir thatſächlich beweist, daß es edle, hochherzige Männer gibt, wie ich ſie mir gedacht.“

„Und könnt ihr mir volles Vertrauen, … vielleicht auch ein Fünkchen Neigung ſchenken?“

„Mein Leben und Sein würde ich in jeder Gefahr vertrauensvoll in euere Hände legen …“ — verſetzte, beſcheiden niederblickend, Fräulein von Sentis.

„Und … ſpricht ſonſt nichts für mich in euerem Herzen?“

Das Mädchen ſenkte den Kopf noch tiefer; dann ſagte ſie leiſe mit ſchönem Erröthen:

„Ich kann nicht lügen …“

„Alſo?“

„Nun … ja denn … ich fürchte, … daß für meine traurige Lage … nur zu viel in meinem Herzen für euch ſpricht.“

Da blitzten Haynbuchs Augen in wunderbarem Lichte auf; ein Ausdruck der innigſten Freude lief über ſeine Züge und Fräulein von Sentis in ſeine Arme ſchließend, rief er:

„Dank, Dank euch! ihr habt mich zum glücklichſten Menſchen gemacht! Und jetzt, da ich dies weiß, darf ich euch offen, treu und redlich meine Hand anbieten …“

„Ihr vergeßt …“

„Ich werde, wenn ihr mein Weib ſeid, vergeſſen, daß dieſe Welt in vieler Beziehung jammervoll und erbärmlich ſchlecht iſt; . . . aber dafür an euerer Seite gewiß um ſo glücklicher ſein. Alſo du biſt die Meine?“

„Von Herzen, wenn . . .“

„Still Kind, jetzt kein wenn mehr. Mit Tagesanbruch werde ich mit meinen Leuten nach Heidelberg ziehen, zu ſehen, ob es ganz von den Feinden geräumt iſt. Beſtätigt ſich dies, ſo führe ich dich nach Stift-Neuburg zurück, wo du verweilen kannſt, bis ich von Frankfurt wiederkomme, dich heimzuführen in mein Vaterhaus und in meiner Eltern Arme.“

„Und werden dieſe das arme Mädchen, — die Nichte des gebrandmarkten . . .“

„Sie werden erfahren, daß du . . . und nur du, ihren Sohn glücklich zu machen im Stande biſt und uns daher mit Freuden ihren Segen geben.“

„Und die armen Würmchen hier?“

„Für ſie werde ich ſorgen. Sie bleiben einſtweilen bei den braven Köhlersleuten, bis wir beſſeren Rath wiſſen.“

Und die beiden jungen Leute umfaßten und küßten ſich innig und herzlich und verbrachten in ſüßem Geplauder die Stunden, bis der Morgen die Nacht verſcheuchte.

Das Geheimniß.

Es iſt eine wunderbare Sache mit der Zeit!" Die Zeit iſt der ſchlaueſte und unerſättlichſte aller Räuber, ſie ſcheint uns nichts zu nehmen und raubt uns im Stillen und ganz unbemerkt doch alles, was wir haben und ſind; ja ſie iſt oft nicht zufrieden, bis ſie uns um die Welt, und die Welt um uns beſtohlen hat. Die Zeit flieht beſtändig und überholt mit ihren flüchtigen Schwingen Alles. Obgleich ſie der Bundesgenoſſe der Gegenwart iſt, iſt ſie in jedem Augenblick ihres eigenen Verbündeten Sieger und Tod. Die Zeit, die Wiege der Hoffnung und das Grab ihrer Erfüllung, iſt der unbeugſame Zuchtmeiſter der Narren, aber der heilſame Rathgeber der Weiſen. Gleich Kaſſandra, warnt ſie uns mit einer Stimme, der oft der Klügſte ſelbſt mißtraut und die der Einfältige ſtets zu ſpät hört. Wünſche und Verlangen ſchreiten ihr voran, Gelegenheit ſchleicht an ihrer Seite, während ihr Reue nur zu oft folgt. Derjenige, der ſich ihr befreundet hat, wird wenig von ſeinen Feinden zu fürchten haben; während der, der ihr feindlich entgegentritt, ſelbſt an ſeinen Freunden keine Stütze findet.

Es iſt wunderlich, daß, wenn die Menſchen auch ſonſt in nichts verſchwenderiſch ſind, die ſo oft die Zeit, die doch der koſtbarſte Schatz für ſie ſein ſollte, mit vollen Händen und nach allen Seiten hinausſchleudern, da ſie dieſelbe in ihrer Thorheit für Nichts anſehen. Der tüchtige Arbeiter freilich und der wahre Künſtler wiſſen jede ihrer Stunden zu ſchätzen, während es ſich der vornehme Müßiggänger zur Lebensaufgabe macht, ... ſie hinwegzuſcheuchen; ja er verſchleudert wohl gar ſein ganzes Vermögen, um die Zeit zu vertreiben, die ihn, umgekehrt, nur zu bald ſelbſt vertreibt, ſo daß kein Stäubchen mehr von ihm übrig iſt.

Und iſt die Zeit — dieſe Larve der Ewigkeit — nicht auch eine ſtille Tröſterin? eine barmherzige Schweſter, die Mitleid hat mit deinen Wunden, die Balſam auf ſie träufelt, ſie heilt und vernarben läßt? Erzeugt dieſe wunderliche Mutter nicht immer und immer wieder, was ſie ſelbſt zerſtört? Iſt ſie nicht Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, um ſie alsdann doch wieder zurückzugeben, als die neuen Beherrſcher der Welt?!

Ja! „Die Zeit iſt eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen."

Wenn die Tod und Verderben bringenden Eruptionen des Veſuves vorüber ſind, ſiedlen ſich die Menſchen doch gleich wieder auf der kaum erkalteten Lavadecke an. Sobald die letzten Franzoſen ſich aus

Heidelberg und ſeiner Umgegend zurückgezogen hatten, kehrten die meiſten der flüchtigen Einwohner nach der unglücklichen Stadt zurück.

Nichts ſteigert die Liebe zu unſerer Heimath mehr, als Gewalt, die uns von ihr hinwegtreibt. Das Plätzchen, wo wir geboren ſind, bleibt ſtets an unſer Herz gewachſen; und wenn es auch in Schutt und Trümmer liegt, ſo bauen wir doch gern eine neue Hütte darauf, da aus dem Boden liebe Erinnerungen hervortreiben und ſie mit Immergrün freundlich umranken.

Mit ſchwerem Herzen räumte man jetzt auch in Heidelberg den Schutt aus den Straßen. Er war vielſeitig zum glühenden Grabhügel geworden; aber das Alte mußte dem Neuen weichen. Wo es möglich war, wurden die Häuſer und Wohnungen einſtweilen wieder nothdürftig ausgebeſſert und proviſoriſch hergeſtellt, damit man nur ſobald als möglich in der rauhen Jahreszeit wieder unter Dach und Fach kam. Die Stimmung war dabei natürlich eine ſehr trübe und gedrückte, da ſich faſt jeder Einzelne ruinirt ſah und außerdem Niemand wiſſen und bemeſſen konnte, ob die franzöſiſchen Räuber und Mordbrenner nicht wieder zurückkehren und auf den Feldern ihrer Schandthaten noch einmal nach Art der Vandalen hauſen würden.

Aber es iſt nun einmal ſo auf dieſer Welt: mag im kleinen Kreiſe unſerer Familie geſchehen, was da will, im großen Ganzen geht Alles ſeinen geweisten

Gang fort. Du magſt an einem gebrochenen Herzen weinen, und in deinem Schmerze glauben, die Erde müſſe untergehen; . . . es folgt dennoch ganz ruhig Tag auf Nacht und Nacht auf Tag; ... nach wie vor melden ſich Hunger und Schlaf, ... nach wie vor treten alle die kleinen Bedürfniſſe des Lebens an dich heran, ... nach wie vor ſpinnt ſich draußen auf Markt und Straßen das alte Leben ab! Nicht anders iſt es bei den gewaltigſten politiſchen Ereigniſſen: wenn ſie zerſchmetternd niederfahren, und — als Gewitterſtürme der Weltgeſchichte — Alles zu vernichten drohen, ſo entſinkt den Menſchen jedwede Hoffnung: das Ende alles Daſeiende tritt vor ihre Seele. Haben aber die Stürme ausgetobt, ſo treten — und ſind die Herzen auch noch ſo arm und leer geworden, die Mittel der Exiſtenz auch noch ſo erſchöpft, Muth und Vertrauen auch noch ſo gebrochen — die alten Anforderungen des Daſeins doch wieder an die Menſchen heran.

So auch in Heidelberg. Man fand ſich, weil man ſich eben finden mußte. Die alte Maſchine des Privat- und Staatslebens kam allgemach wieder in Gang, wenn auch manches Rad fehlte und ſich manch' anderes nur knarrend und ſchwerfällig in Bewegung ſetzen ließ.

Eines der wenigen Häuſer, die unbeſchädigt ſtehen geblieben, war das Gaſthaus zum „goldenen Hecht,“ mit der berühmten Kneipſtube. Jetzt freilich ging es nicht mehr ſo lebendig hier zu, wie ſonſt, da die Univerſität ihre Vorleſungen noch nicht wieder hatte aufnehmen können; ſo wie denn auch die wenigſten Studenten bis jetzt zurückgekehrt waren.

Indeß trieb die ſehr natürliche Neugierde: täglich die neueſten Nachrichten über den Verlauf des unſeligen Krieges und die Operationen der Feinde zu hören, immer einzelne Gäſte hier zuſammen. Am treueſten aber waren ſich die alten Clubherren geblieben, von welchen nur die Mumiengeſtalt des einſtigen Maitre de danse, Monsieur Mortdieu fehlte, der zwar von den Franzoſen wieder aus ſeiner Haft befreit worden war, aber auch mit denſelben die Univerſitätsſtadt, die er nahezu zum letztenmale vom Galgen herunter hätte betrachten können, verlaſſen hatte.

Meiſter Wedel aber und Eichmaier, Verwalter Wurmſchiedt und Alt-Förſter Windlaub kamen noch täglich zur beſtimmten Stunde in den „goldenen Hecht;“ hatten ſie doch in der That nur die wenigen Tage der Zerſtörung und des Brandes gefehlt. Das Alter macht uns zu ſchrecklichen Gewohnheitsmenſchen, zähe und mitunter auch gleichgültig; jedenfalls wird die, durch Leben und Zeit abgeſtumpfte Seele des Greiſes, ſelbſt von dem Schrecklichſten, weniger ſtark und empfindlich berührt, als ein noch jüngeres und friſcheres Gemüth.

Wenn wir nichts mehr zu verlieren haben, was uns an das Herz gewachſen und mit uns eines geworden iſt, ergreift uns jeder andere Verluſt nur noch wenig. Die wackeren Clubiſten vom „goldenen Hecht“ ſtanden jeder allein für ſich da; — friſteten ihr Daſein in beſcheidenen Wohnungen abgelegener Quartiere und waren eben darum auch von Plünderung und Brand frei geblieben. Dennoch war es nicht zu verkennen, daß der Schrecken ebenſo tief auf ſie eingewirkt hatte, als das peinliche Vorkommen mit ihrem langjährigen Collegen Mortdieu. Die Wuth der letzten Zeit hatte ihre Nacken noch etwas tiefer gebeugt und ſelbſt den jovialen Förſter ernſter geſtimmt.

Dennoch vermochte er es nicht über das Herz zu bringen, allabendlich den Club zu beſuchen und hier vor allen Dingen, wie ſonſt auch, die Speiſekarte ſchon in der Küche zu ſtudiren, um ſie nachher in eigener Perſon repräſentiren zu können. Freilich hatte Papa Windlaub jetzt auch noch einen anderen Vortheil dabei, da neben der Wirthin in Küche und Kneipſtube ein gar hübſches, junges Mädchen als Kellnerin fungirte; ... und zwar ein Mädchen, das ſich in den Sturmtagen Heidelbergs einen Namen gemacht hatte. Sie war eines Schneiders Tochter, der, ſammt ſeiner Ehehälfte, bei dem allgemeinen Brande verunglückt war, und hatte auf offenem Marktplatze, mitten im Gedränge von Freund und Feind, dem als Verräther bekannt gewordenen Herrn von Markloff eine Kugel durch das treuloſe Herz gejagt. Die kühne That gefiel dem Wirth, der ohnehin ein weitläufiger Verwandter von ihr, ſo wohl, daß er das arme Kind ſofort zu ſich nahm und für ihre Zukunft zu ſorgen verſprach.

Gretchen dankte es ihm mit treuem Herzen und durch kräftige Unterſtützung der Wirthin. Wohl war ſie nicht mehr das muntere ſcherzhafte, oft ausgelaſſene Kind von früher, — es ging manchmal etwas Trübes und Schmerzliches über ſie hin, was ſich wohl auch zeitweiſe in ihren Zügen lagerte, — aber von Gram war bei ihr nicht die Rede: an ihren Eltern hatte ſie wenig verloren und den Verräther haßte und verachtete ſie ſo ſehr, daß ſie, nach der raſchen rächenden That, ſeiner kaum mehr gedachte. Der alte Förſter aber, der ſie nur ſeine Jeanne d'Arc nannte, hatte ſie ſo lieb gewonnen, daß er jeden Tag die Abendſtunde im Club und das vorhergehende Rendezvous in der Küche hinter dem Speiſezettel mit Ungeduld erwartete.

So ſtand er denn auch eben an Gretchens Seite, ſeiner wichtigen Funktion nachkommend, als Meiſter Wedel ſich keuchend und mühſelig die Treppe heraufarbeitete.

„Guten Abend!“ — rief ihm der alte Herr zu — „Büchſe und Knall! wo bleibt ihr denn ſo lang. Es iſt ſchon fünf Minuten über die Zeit.“

„Freilich iſt es weit von meiner Wohnung bis hierher“ — keuchte der Verwalter, indem er auf der oberſten Stufe der Treppe ſtehen blieb und nach Athem ſchnappte: — „und ſeit der verfluchten Schreckenszeit wollen die alten Beine nun gar nicht mehr fort."

„Ja!" rief der Förſter — „es iſt Zeit, daß uns der Hechtwirth im Parterre-Stock ein Zimmerchen einräumt, ehe uns ein Anderer einräumt in das noch kleinere Stübchen unter der Erde."

„Was?" — ſagte Wedel, die Hand an das Ohr legend — „Beſchwerde? euch ſoll das Gehen keine Beſchwerde machen? Alter Freund, ihr ſeid ein Prahlhans, wenn man ſeine Achtzig auf dem Rücken hat . . ."

In dieſem Augenblick ſchlug es die ſiebente Abendſtunde und im ſelben Momente kam auch Verwalter Wurmſchiedt heran. Er nickte nur, trat in das Zimmer und ging auf den an der Wand hängenden Drebbel'ſchen Thermometer zu:

„Jungfer Gretchen!" — rief er dabei — „es iſt zu kalt noch . . . nur ſiebzehn Grad . . . muß achtzehn ſein! Noch etwas Holz nachlegen."

Dann erſt nahm er Hut und Mantel ab, lehnte den Stock in die Ecke, holte die Pfeiſe aus der Taſche und ließ ſich gemächlich an dem runden Tiſche nieder.

Unterdeſſen waren auch die Andern eingetreten.

Als die Pfeiſen brannten und Gretchen den Wein vor jeden der alten Herren hingeſetzt hatte, trat zuerſt eine contemplative Stille ein, während welcher nur dicke

Rauchwolken, als Gedankenſammler, zu der bereits ſchwarzbraun angerauchten Decke emporſtiegen.

Endlich eröffnete ein von Wedel ausgeſtoßenes „Hm! hm!“ die Converſation!

„Wohl bekomms!“ — ſagte Eichmaier, da er meinte, ſein Nachbar habe genießt.

„Ich habe noch keine neue Nachrichten bekommen!“ — entgegnete Wedel.

„Was für Nachrichten?“

„Nun natürlich vom Kriegsſchauplatz.“

„Aber ich!“ — fiel der Förſter ein.

„Und?“ riefen Alle.

„In Kaiſerslautern“ — fuhr Windlaub fort — „haben die Menoniten . . .“

„Wer?“ — frug Eichmaier mit zur Seite geneigtem Kopf — „die Hämorrhoiden? . . .“

„Die Menoniten!“ — ſchrie ihm lächelnd der Förſter in's Ohr . . .

„Und was haben dieſe?“ — frug der Verwalter.

„In Kaiſerslautern haben die Menonitten“ — fuhr der Förſter fort — „vom Dauphin erhalten, was ihnen die Pfalzgrafen ſeit Jahren abgeſchlagen, die Kloſterkirche.“

„Wieder ein Schritt weiter, die Pfalz katholiſch zu machen!“ — brummte finſter der Verwalter.

„Da iſt doch nichts zu lachen?“ — meinte Wedel;

— „Wir haben von dem Pfaffengeſindel ohnedem ſchon mehr als zu viel.“

„Und die fanatiſchen Mönche ſchämten ſich nicht“ — fuhr der Förſter fort — „bei der Abreiſe des Dauphins dieſem, dem Erbfeind unſeres Vaterlandes, in niedriger Demuth den Hof zu machen und von ihm ein paar Gulden als Almoſen zu erbetteln.“

„Sind nicht auch die Glocken, die ſie in Kreuznach aus den proteſtantiſchen Kirchen geſtohlen haben, dorthin geſchickt worden?“ — frug der Verwalter ingrimmig.

„O ja!“ — rief der Förſter — „und der franzöſiſche Kriegsminiſter bat ſich für das geſtohlene Kirchengut, womit er die Mönche beſchenkte, nichts weiter aus, als daß ſie für ihn beten und zweihundert Meſſen leſen ſollten!“

„So recht!“ — rief der Verwalter — „man mag der niederträchtigſte Kerl von der Welt ſein, wenn man es nur mit den Pfaffen nicht verdirbt. Die beten alles weg: Mord und Raub und Diebſtahl und . . .“

„Ja wohl!“ meinte Wedel — „es iſt Alles auf dem Hund!“

„Dazu kommt,“ — fuhr der Förſter fort — „daß ſie jetzt auch noch alle proteſtantiſchen Schullehrer und Pfarrer fortjagen; dagegen die Pfaffen und Mönche ſchaaarenweiſe in's Land ziehen.“

„Auf's Land ziehen?“ — wiederholte Eichmaier — „ihr, Förſter? in dieſer Jahreszeit?“

„Ach was!“ — rief Wedel — „ihr hört auch alles falſch, Meiſter Eichmaier. Der Herr Förſter hat geſagt: wenn die Kaiſerlichen heranziehen . . .“

„Unſinn! Thut doch euere Ohren auf,“ — ſchrie Eichmaier ärgerlich — „wenn wir auf die Kaiſerlichen warten ſollen, können wir noch tauſend Jahre leben.“

„Was?“ — meinte Wedel und hielt die Hand an's Ohr — „ihr gebt mir nichts mehr außer einem Jahre Leben? Den Teufel! . . . Ihr ſeit mir ein ſauberer Freund; ja! wenn ich ſo alt und abgelebt wie ihr wäre, und ſo taub dazu; kein Menſch kann ja mehr mit euch reden. Und wenn er ſchwätzt, brummt er auch noch in den Bart, daß ihn keine Seele verſtehen kann.“

„Gehen kann!“ rief Eichmaier. — „Ich kann gehen, wenn ich will!“

„Still?!“ — entgegnete aufſpringend Wedel! — „Habt ihr mir Stille zu gebieten. Ich bin ſo gut Club-Mitglied, als ihr!“

„Ruhig, meine Herrn!“ — rief hier der Förſter — „ihr verſteht euch einmal wieder falſch. Ich denke, wir haben gerade Krieg genug gehabt, um untereinander Friede zu halten.“

„So! . . . falſch verſtanden!“ — brummten

Wedel und Eichmaier — „verfluchte Geſchichte, daß der Andere alles falſch hört . . .“ und ſie ſetzten ſich beide wieder ruhig nieder.

Während die alten Herren noch ſo ſprachen, öffnete ſich die Thüre des nebenanliegenden Wirthszimmers und ein junger, ſehr ernſt und bleich ausſehender Mann, in die Tracht der Studenten gehüllt, trat ein.

„Sieh da, Herr Elgſtröm!“ — rief ihm der Wirth entgegen; aber es war nicht der Ton der Freude, der in dem Ausruf lag, wohl aber jener eines ſchmerzlichen Staunens.

Elgſtröm erkannte dies denn auch ſofort. „Nicht wahr,“ — entgegnete er — „ich habe mich gewaltig verändert.“

„So iſt es!“ — verſetzte der Wirth. — „Aber es mag überhaupt Wenige in Heidelberg geben, bei welchen dies nicht der Fall iſt.“

„Ja!“ — meinte Elgſtröm — „Zeiten, wie dieſe, reifen den Menſchen und altern ihn raſch.“

„Und wo iſt Herr Haynbuch, euer Freund? Hoffentlich . . .“

„Er lebt und hat ſich nach ſeiner Vaterſtadt begeben.“

„Nach der alten Reichs- und Krönungsſtadt Frankfurt?“

„So iſt es!“

„Und kommt nicht mehr hieher zurück?“

„Doch; wenn er eine für ihn wichtige Sendung vollendet hat.“

„Und was gedenkt ihr nun zu beginnen?“

„Bei euch eine kleine Stärkung einzunehmen und dann . . .“

„Nun!“

„Der traurigen Pflicht nachgehen, die mich, wie Ahasverus, ruhelos durch die Welt treibt.“

„Und die wäre? . . .“

„Ich ſuche des edlen und würdigen als Opfer ſeiner treuen Liebe zu Heidelberg gefallenen Bürgermeiſters Wittwe und Tochter! Um Gottes Willen ſagt mir es, wenn ihr wißt, wo die Unglücklichen weilen!“

„Leider weiß ich das nicht. Beide ſind ſeit jenem Unglückstage ſpurlos verſchwunden!“

„Und auch ihr habt keine, auch nicht die leiſeſte Nachricht über das Schickſal der Unglücklichen erfahren?“

„Keine!“

„Und keine Ahnung, wo ſie ſich befinden könnten? oder ob ſie am Ende gar gefangen? . . . oder . . . todt ſind?“

„Weiß, leider, weder von dem einen, noch dem anderen etwas?“

„Und euere Freunde?“

„Wie ſollten ſie? . . .“

„Alt-Förſter Windlaub war nicht unbekannt im Dohmerſtein'ſchen Hauſe; der ſelige Bürgermeiſter hielt viel auf den Förſter.“

„Wie dieſer auf jenen; allein ich frug ihn ſchon . . .“

„Und er wußte nichts?“

„Nichts!“

Neue Gäſte nöthigten den Wirth zum „goldenen Hecht“ Elgſtröm zu verlaſſen, der ſich ſchweigend und in tiefe Trauer verſunken an einem andern Tiſche niederließ, das Haupt in Gedanken verloren auf beide Arme ſtützend.

Wie ſo dunkel und finſter war es doch in dieſer, ſonſt ſo ſommerlichten Jünglingsſeele geworden!

Bei dem ewig wechſelvollen Schickſale eines Menſchenlebens kommt wohl nichts häufiger vor, als die Veränderung in den verſchiedenen Verbindungen und Beziehungen zu Anderen. Hier verurſachen veränderte Verhältniſſe, Zufall, Beruf, Intereſſe oder das unerbittliche Geſetz der Nothwendigkeit eine Löſung liebgewordener Bande ſowohl, als auch läſtig drückender Verhältniſſe, während man dort aus denſelben Gründen in neue Verbindungen, neue Beziehungen mit den Menſchen tritt, um auch dieſe im Laufe der Zeit wieder mit anderen zu vertauſchen.

So bildet das Leben ein fortwährendes Sich-Finden, Trennen, zuweilen Wiederſehen, Wiederverlaſſen...

ein Kommen und Gehen bis zum . . . letzten Abſchiede für dieſe Erde.

Am tiefſten wird von dieſem allgemeinen Menſchenſchickſale das geiſtige Empfindungsvermögen berührt, das ſich bei manchem Menſchen, wie bei Elgſtröm, in ſehr hoch geſteigertem Grade äußert. Solche excentriſche Naturen fühlen um ſo tiefer und inniger bei unangenehmen Veränderungen ihrer gewohnten Verhältniſſe den Schmerz der Trennung, je inniger das Gefühl, das mit der ganzen Stärke, der ſolche Naturen fähig ſind, den Gegenſtand ihrer Neigung — bewußt oder unbewußt — erfaßte, dem freilich aber auch der Enthuſiasmus der Freude, das höchſte Entzücken, der unermeßliche Jubel der exaltirteſten Empfindung gegenüber ſteht, wo derſelbe Wechſel der Lebensverhältniſſe ihnen nach langer Entbehrung und hoffnungsloſem Harren, endliche Erfüllung ihrer Wünſche gewährt; wie es denn überhaupt eine Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur zu ſein ſcheint, daß die höchſten Genüſſe, die höchſten Freuden erſt dann in ihrer ganzen Stärke empfunden werden können, wenn das Erdulden ihrer Gegenſätze dieſen Genüſſen voransging.

Dieſer merkwürdige Eindruck, dieſe mächtige Wirkung, welche der Augenblick der Trennung oder der Wiedervereinigung auf jede nur einigermaßen zugängliche Natur ausübt, zieht wohl auch ſo manches Geheimniß, das man wohl verwahrt zu haben glaubte, oder gar, wie Elgſtröm, kaum ſelbſt ahnte, in ſolchen Stunden an das Licht. Erſt ſeitdem er Ottilie verloren, wußte er es, welche Fülle der Liebe ſein Herz barg und wagte es in innerſter Seele ſeiner Liebe Geſtalt und Worte zu geben.

Es war dabei keinesweges überſchwengliche Sentimentalität bei Elgſtröm — dem ja überhaupt nichts ferner lag, als Sentimentalität, — wenn er jetzt in Gedanken an die Verſchwundene leiſe vor ſich hin ausrief:

„O, wenn ich wüßte, wo ſie weilt! Die Berge, die Wälder, hinter welchen vielleicht jetzt die geliebte Seele wohnt, die Mauern, die ſie umſchließen, ſie ſchauen mich im Geiſte mit rührendem Zauber an, wie da draußen die unſeligen Trümmer des Hauſes, indem mir ein Glück geblüht, das ich Thor nicht ahnte. Vergangenheit und Zukunft ſind vor meiner Seele herabgerauſcht, wie bedeutungsvolle Vorhänge; werden ſie ſich wieder heben? wird auf die Nacht wieder Tag, . . . auf den tiefen Schmerz wieder ſtilles Glück folgen?!“

Und er verſank abermals in Gedanken:

„Daß alle Verbindungen“ — rief es in ſeiner Bruſt — „wenn ſie lange währen, etwas ſo Tiefes haben, ohne daß wir es wiſſen; ein ſo vertrauter Theil von uns ſelbſt werden, daß, wenn das Schickſal ſie zerſtört, wir mit Schrecken und Zerknirſchung fühlen, wie der beſſere Theil von uns dahin ſei!“ Und die

Wahrheit trat vor ſeine Seele: daß die Ferne eben ſo oft Aufſchluß über die Nähe giebt, wie die Nähe über die Ferne, und Trennung uns oft beſſer über den Werth eines Menſchen belehrt, als der unmittelbare Umgang mit demſelben. In der Ferne zeigt ſich ſo Manches klar, was uns in der Gegenwart verwirrt.

Losgelöſt von den bisherigen Verbindungen und Gewohnheiten, ſchärft ſich unwillkürlich unſer geiſtiges Auge, unſere Aufmerkſamkeit auf die neuen Dinge und Verhältniſſe, die uns umgeben, und zwingt uns alle Augenblicke zum Vergleich von Sonſt und Jetzt! Wir lernen richtiger ſchätzen, was wir unaufmerkſam und gleichgültig genug vielleicht Jahre lang genoſſen, ohne eben beſonderen Werth darauf zu legen, bis uns die Trennung mit ihren herben Schmerzen eines Beſſeren belehrt.

Es war eigen, welche unwiderſtehliche, ſtets wachſende Sehnſucht ſein Herz bei dieſen Gedanken ergriff. Wahr und tief empfand er jetzt, daß die Exiſtenz und der Beſitz Ottiliens bereits zu einer Bedingung ſeines eigenen Daſeins, ſeines zukünftigen Glücks — wenn noch an ein ſolches gedacht werden konnte — geworden ſei; im umgekehrten Falle aber mit deren Verluſt der Friede ſeiner Seele, das Intereſſe, das ihm noch für das Leben blieb, unwiederbringlich dahinſinken und ihn in die Nacht der tiefſten ſchmerzlichſten Entbehrung, der qualvollſten Verlaſſenheit begraben werde.

Elgſtröm hatte, in dieſe Gedanken vertieft, nicht bemerkt, daß ſchon längere Zeit ein weibliches Weſen an ſeiner Seite ſtand und ihn mit tiefem Mitgefühl betrachtete. Es war Gretchen, die der Wirth zur Unterſtützung ſeines Haushaltes angenommen, und die bereit war, ihm die beſcheidene Mahlzeit vorzuſetzen, die er beſtellt hatte, um dem, durch Anſtrengungen aller Art herabgekommenen Körper, die nöthige Kraft zur weiteren Ausführung ſeines Vorhabens zu geben.

Als er ſie erblickte, hob er das Haupt aus den Händen empor: aber ſein Antlitz war ſo bleich und ſo traurig, daß das gute Kind in der That erſchrack.

„O du lieber Gott!“ — ſagte ſie dann mit weicher und theilnehmender Stimme — „euch haben die böſen Zeiten wohl auch recht unglücklich gemacht?“

Der milde Ton berührte Elgſtröms Herz auf wohlthuende Weiſe und da ſeine Blicke ein Geſicht trafen, in welchem gleichfalls ein verborgener Schmerz ſchlief und das ihn ſeltſam und räthſelhaft genug berührte, konnte er ſich nicht zurückhalten, die Frage mit: „Allerdings!“ zu beantworten.

„Habt wohl gar Liebes verloren . . . die Eltern . . . Freunde?“ — fuhr das Mädchen fort, indem es die Speiſen niederſetzte.

„Die Eltern nicht, mein Kind!“ — verſetzte der junge Mann mild — „aber befreundete Menſchen, die mir an das Herz gewachſen waren.“

Gretchen ſeufzte; eine Thräne trat ihr in die Augen, dann ſagte ſie:

„O wie Viele hat doch dieſe Zeit unglücklich gemacht!“

„Ja!“ — verſetzte Elgſtröm ernſt für ſich hin, — „und vielleicht auf immer. Es gibt Leiden, welche weder Zeit noch Philoſophie, wenn beide auch mildern können, zu heilen im Stande ſind, da ſie ihre innere Berechtigung in ſich ſelbſt tragen.“

„O, wenn man nur all die armen Leute tröſten könnte!“ — ſagte Gretchen.

„Der Kummer, der nach Hülfe und Troſt verlangt,“ — verſetzte der junge Mann — „iſt nicht der Höchſte. Die Wunden, die aufgedeckt werden können, ſind nicht gefährlich; aber derjenige Gram, den man nicht ſehen laſſen kann, weil ihn uns doch Niemand abzunehmen vermag; ... der zuweilen, ſelbſt in das Auge des Mannes, in Geſtalt eines Tropfens ſteigt, ... den man mit weggewandtem Antlitze verbirgt, ... der hängt wie Blei an unſerem ſtill verblutenden Herzen, reißt es endlich los und fällt mit ihm unter die heilende Erde hinab.“

„Ich verſtehe euch nicht!“ — ſagte Gretchen — „aber ich begreife, daß ihr ſehr unglücklich ſeid.“

Die Theilnahme des guten Kindes berührte Elg ſtröm wohlthuend. Jeder Schlag des Schickſals iſt leichter zu ertragen, wenn ein Menſchenherz unſere Empfindungen mitfühlt.

Der junge Mann reichte Gretchen die Hand, indem er ſie frug, ob ſie von Heidelberg ſei.

„Ja!" — ſagte ſie.

Elgſtröm durchzuckte ein Gedanke.

„So haſt du wohl auch den wackeren Bürgermeiſter von Dohmerſtein gekannt?"

„Gewiß! Ich ſah an dem großen Schreckenstag ſeine Leiche auf dem Marktplatz liegen."

„Du?! du?!" — rief Elgſtröm überraſcht — „wie kamſt du . . . ?"

„Fragt mich nicht darüber, Herr!" — verſetzte Gretchen mit finſterem Ernſte; — „aber was wollt ihr mit dem Bürgermeiſter?"

„Und ſahſt du damals nicht auch ſein Weib und ſeine Tochter?" —

Es zuckte bei dieſen Worten ſeltſam durch Gretchens Züge; aber weder ſie ſelbſt noch er wußten, was es war. Nur einen Stich durch das Herz hatte das Mädchen gefühlt, . . . einen Schmerz, der ihr, wäre ſie eine feinere Beobachterin geweſen, hätte ſagen können: daß die Eiferſucht zwar ſtets mit der Liebe lebt, aber nicht immer mit ihr ſtirbt.

„Nun," — rief Elgſtröm noch einmal — „ſahſt du nicht auch ſein Weib und ſeine Tochter?"

„Frau von Dohmerſtein lag ohnmächtig über der Leiche . . . und . . . die Tochter . . .“

„Nun?!“ — rief der junge Mann in höchſter Spannung.

„Wurde von dem Verräther . . . wurde von einem franzöſiſchen Officier auf das Pferd gezogen . . .“

„Gerechter Gott!“ — rief Elgſtröm, todtenbleich aufſpringend — „der ſie doch nicht entführte?!“

„Der ſie, von einer Kugel durch das treuloſe Herz getroffen, wieder herabgleiten ließ.“

„Und ſie? ſie? Ottilie?“

„Ich ſah von jenem Augenblick nichts mehr von Mutter und Tochter.“

„Und der Räuber? . . . war er auch wirklich todt?“

„Ja!“ — verſetzte das Mädchen mit ſcharfem eiſigem Tone — „er war todt!“

Gretchen drehte ſich bei dieſen Worten um und wollte weggehen; aber Elgſtröm hielt ſie am Arme und frug ſie:

„Und haſt du gar nichts mehr ſeit jenem unſeligen Momente von Beiden gehört?“

„Nicht das Geringſte.“

Elgſtröm brach wie vernichtet zuſammen . . . Es war das entſetzliche Wort, das ihm das unerbittliche Schickſal ſchon ſo oft und überall entgegen geſchleudert. Er verſank abermals in tiefe Gedanken.

Gretchen ging ſtill und ernſt nach der Küche zurück.

Der Spinne dünnſter Faden iſt ein ſtarker Strick gegen das zarte Band, welches den Menſchen mit ſeiner irdiſchen Glückſeligkeit verknüpft, es reißt bei dem leiſeſten Hauche eines widrigen Schickſals.

Elgſtröm hatte ſein kleines Mahl nur halb verzehrt — es war dies ſchon eine Aufgabe für ihn geweſen — und wandte ſich nun, nachdem er die Bezahlung auf den Tiſch gelegt, dem Weggehen zu, als Gretchen noch einmal mit geheimnißvoller Miene zu ihm herantrat.

„Nur einen Augenblick, junger Herr!“ — ſagte ſie dabei, indem ſie ſich, um in ihrem Sprechen nicht bemerkt zu werden, am Tiſche etwas zu thun machte. — „Wollt ihr mir verſprechen, mich nicht zu verrathen, ſo will ich euch ein wunderliches Geheimniß anvertrauen.“

Der junge Mann ſtutzte; dann ſagte er:

„Sprecht immer, gutes Kind, ihr könnt meiner Verſchwiegenheit gewiß ſein.“

„Es ſind hier in Heidelberg oder ſeiner nächſten Umgebung zwei Frauen, — wie es mir ſcheint eine Mutter mit ihrer Tochter — verborgen. Warum, weiß ich nicht.“

„Wie?“ — rief Elgſtröm, dem plötzlich alles Blut zu Kopfe ſtieg, halblaut — „und wo? wo? ſind dieſe verſteckt.“

„Wenn ihr ruhig bleiben wollt, will ich euch alles ſagen, was ich weiß.“

„Nur ſchnell, um Gottes Willen!“

„Kennt ihr den Alt-Förſter Windlaub, der da neben im Zimmer ſitzt?“

„Gewiß, er war dem Dohmerſtein'ſchen Hauſe befreundet. Aber was iſt mit ihm?“

„Er hält jene Unbekannten verborgen!“

„Der Förſter?“

Gretchen nickte mit dem Kopfe. „Ich weiß es daher, weil er häufig des Abends beim Nachhauſegehen noch heimlich kalte Speiſen, auch hie und da eine Flaſche Wein einſteckt. Nun thut er zwar ſehr heimlich damit und ſagt nie, für wen; aber ſo ganz konnte der alte Herr doch nicht bei der Frau Wirthin reinen Mund halten, zumal dieſe ihn jüngſt neckte und ſagte: er ſei noch ſchlimm in ſeinen alten Tagen. Nun fiel mir eben ein, daß er damals, da er gerade etwas mehr wie gewöhnlich getrunken hatte, ſagte: ſie möge ruhig ſein, es ſeien Unglückliche, wenn auch von hoher Stellung.“

„Und den Namen?“

„Nannte er auch der Wirthin nicht.“

„So will ich ihn fragen.“

„Um Gottes Willen nicht!“ — rief Gretchen halblaut, indem ſie dem raſch vorwärts Drängenden in den Weg trat, — „ſo könnt ihr alles verderben und mich in große Unannehmlichkeiten bringen. Er ſagte der Wirthin ſchon, daß er ſein Ehrenwort gegeben, die Sache zu verheimlichen.“

„Aber wie erfahre ich . . .“

„Hört meinen Rath.“

„Sprecht!“

„Da ſich der alte Förſter heute wieder Etwas zurechtlegen ließ, ſo iſt das ein Beweis, daß er bei ſeinem Weggehen von hier die Nacht benutzt, um es den Verborgenen zu bringen. Wenn ihr nun dem Förſter heimlich folgen würdet . . .“

In dieſem Augenblicke trat der Wirth in das Zimmer. Gretchen nahm den Tiſch ab und entfernte ſich.

Elgſtröm befand ſich in einer kaum beſchreiblichen Aufregung; er hörte des Wirthes Worte kaum und entfernte ſich raſch. Vor dem Hauſe angekommen, verbarg er ſich unter dem Thorbogen des gegenüberliegenden Hauſes.

Eine halbe Stunde ſpäter ſchlug es zehn Uhr; mit dem Glockenſchlage verließen die vier alten Herren den Club. Der Förſter trat zuletzt aus dem Hauſe. Er ſah ſich vorſichtig um und ſchritt, als er ſich unbemerkt ſah, der Hauptſtraße zu. Elgſtröm folgte ihm leiſe von ferne.

„Land! . . .“ „Land!“

Die Stimmung Elgſtröms war eine kaum zu beſchreibende.

Es iſt eine eigenthümliche Sache um das Gefühlsleben, das in ſeinen tauſendfältigen, oft ſo ſehr überraſchenden Wirkungen und Erſcheinungen nur Derjenige aufzufaſſen und zu erklären vermag, der ſelbſt ein fühlendes Herz beſitzt; das dagegen dem ruhigen Verſtandes-Menſchen nicht ſelten unverſtändlich, ja ſelbſt lächerlich vorkommen muß, da er bei ſeiner kalten Reflexion den Enthuſiasmus des Gefühlsmenſchen unerklärlich findet.

Wem die Natur ein warmes gefühlvolles Herz gegeben hat, den hat ſie mit einer ihrer wünſchenswertheſten Gaben beglückt. Freilich trägt er gerade dadurch nur zu oft eine Quelle von mancherlei Täuſchungen und Schmerzen in ſich, die der Gefühlloſe nicht kennt; dafür beſeligt ihn denn auch wieder ein Himmel voll Wonne in den Augenblicken, welche dem kalten Verſtandesmenſchen unempfunden vorübergehen. In ſeiner Bruſt wohnt die ſpecielle Liebe zu einem theueren Weſen, . . . oder — wie es bei Elgſtröm vor der Erkenntniß dieſer zu Ottilien geweſen — die große gewaltige Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft, zum Vaterland, zur

Freiheit und allen hohen Gütern der Menſchheit . . . und damit der Enthuſiasmus! Gebt ihm eine Welt zu beglücken und er wird ſich ſelbſt, ohne Murren, in der Anſtrengung ſeiner Kräfte zum Wohle ſeiner Mitmenſchen aufopfern.

Aber freilich wehe ihm dann auch, wenn ihn ein feindliches Geſchick erfaßt und in Verhältniſſe gewaltſam hineintreibt, in welchen ſeinen Gefühlen jegliche Nahrung entzogen wird, . . . in welcher die Keulenſchläge des Schickſals ſein Herz zerſchmettern; . . . wo er allein und nur auf ſich ſelbſt verwieſen daſteht . . . wo er die Blüthen all ſeiner Hoffnungen unreif abfallen ſieht. Dann wird es — wenn keine Hülfe naht und er ſeine Liebe und ſeinen Enthuſiasmus nicht wieder zu finden vermag — öde und finſter in ſeinem Herzen werden und die innere Kraft wird und muß ihm brechen.

Auf dieſem Punkte hatte Elgſtröm geſtanden, als, durch Gretchens Nachricht, mitten in die troſtloſe Nacht ſeines Innern ein leiſer Hoffnungsſtrahl fiel. Was er von dem Mädchen vernommen, war freilich ſo allgemein, ſo wenig, ſo unſicher, daß ein ſo leidenſchaftliches und excentriſches Weſen, wie es ihm eigen, dazu gehörte, Hoffnungen darauf zu bauen, wie er es that. Aber der Ertrinkende haſcht nach jedem Strohhalm, um ſich zu retten. Allerdings gaben zwei Dinge jener Nachricht einigen Werth: daß der alte würdige Förſter von jeher dem Hauſe Dohmerſtein befreundet geweſen und daß die ſo geheimnißvoll Verborgenen, den höheren Ständen angehören ſollten.

Wozu aber, frug ſich Elgſtröm auf der anderen Seite, ein ſo ängſtliches Verbergen, da die Feinde das Feld geräumt? da ſich der größte Theil der Einwohner Heidelbergs doch gewiß mit Freude der Wittwe und Tochter desjenigen Mannes angenommen haben würde, der ſich nicht nur ſeit Jahren ſo viele Verdienſte um die Stadt erworben, ſondern auch ſein Leben für ſie und ihre Einwohner geopfert hatte.

Alle dieſe Bedenken und Fragen kreuzten ſich in Elgſtröms Kopf, während er, umhüllt von dem Mantel der Nacht, dem greiſen Förſter folgte. Sein Staunen aber wuchs, als ſie das Speyrer Thor*) erreichten und der alte Herr mit Vorſicht, aber auch mit feſtem Schritt durch die zerſtörten und in Trümmern und Aſche liegenden Feſtungswerke ſchritt.

Der Alte bog links ab und ſchritt, ſo ſchnell als es ſeine Jahre zuließen, vorwärts. Elgſtröm folgte ihm.

Um jene Zeit zog ſich der Wald von den Höhen herab noch bis über die Anhöhe hin, auf welcher jetzt der ſchöne neue Kirchhof liegt. Nach dieſer Gegend richtete der Förſter ſeine Schritte. Der Himmel war bedeckt und der junge Mann konnte ihm daher leicht folgen, zumal ſeine tief in den Mantel gehüllte Geſtalt kaum von den Stämmen der kahlen Bäume zu unterſcheiden war.

---

*) Nach ſeinem Wiederaufbau 1752 das „Mannheimer Thor" genannt.

Elgſtröm errieth jetzt, wohin es gehe: er wußte nämlich, daß auf der Hälfte der bewaldeten Anhöhe ein kleines, halb verfallenes Förſterhäuschen liege, das Windlaub zugehörte. Auf ſeinen gemeinſamen Ausflügen und Spaziergängen mit Haynbuch hatte er hier oft geruht, da man von dieſem Punkte aus, über die Gipfel der Bäume hinweg, eine gar ſchöne Ausſicht nach Mannheim und Schwetzingen, über die Rheinebene hin, genoß.

Der junge Mann hatte ſich denn auch nicht getäuſcht.

Als der Alte das Häuschen erreicht, blieb er ſtehen, augenſcheinlich um Athem zu ſchöpfen, und nach immerhin ermüdendem Gang neue Kräfte zu ſammeln.

Auch Elgſtröm hielt an. Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen: was ſollte er thun?

Sollte er ſich verborgen halten und den Alten in das Haus gehen laſſen, um Morgen am Tage allein wieder zu kommen und den Eingang zu verſuchen?

Oder war es gerathener, ſich mit Windlaub zu gleicher Zeit gewiſſermaßen einzudrängen? Elgſtröms rechtliches Gemüth ſträubte ſich gegen dieſe Handlung der Gewalt.

Oder ſollte der junge Mann jetzt zu dem Förſter herantreten und ſich ihm offen erklären?

Nur einen Moment durchzuckten dieſe Fragen Elgſtröms Gehirn; dann war er auch ſchon entſchieden und zwar, ſeiner offenen Natur nach, für das Letztere. Die beiden andern Wege ſchienen ihm, dem alten würdigen Manne gegenüber, unehrenhaft, und, was den Punkt der Ehre betrifft, war Elgſtröm empfindlich und ſtreng im höchſten Grade. Sein Grundſatz war: Niemand kann uns unſere Ehre geben und nehmen, als wir ſelbſt.

Der alte Herr ſchrack ſichtbar zuſammen, als jetzt plötzlich eine dunkle Geſtalt an ihn herantrat; aber er faßte ſich raſch und rief: „Wer da!“ — indem ſeine Rechte nach der geladenen Piſtole griff, die er, der Sicherheit wegen, unter dem Mantel trug.

„Ein Freund vom Hauſe Dohmerſtein!“ — ſchallte es entgegen.

Die Hand mit der Piſtole ſank unwillkürlich nieder; die Stimme war Windlaub nicht ganz fremd: dennoch blieb er auf ſeiner Hut.

„Was ſoll es mit dem Namen Dohmerſtein hier?“ — frug der Alte finſter.

„Herr Förſter, geſtattet mir ein offenes Wort.“

„Büchſe und Knall! Warum folgt man mir in dunkler Nacht auf Schritt und Tritt?“

„Weil man hofft, dem würdigen Vater Windlaub bei einem edlen Werke an die Hand gehen zu können!“

„Verſtehe nicht, was ihr mit einem edlen Werke meint; Förſter Windlaub wohnt hier, und glaubt ſeine Wege allein und ungeſtört gehen zu dürfen.“

„Wer will euch, würdiger Mann, etwas in den Weg legen?“

„Büchſe und Knall? ich meine doch, das geſchehe eben.“

„Hört mich! . . .“

„Wer ihr auch ſeid, geht eueres Weges und laßt mir den meinen offen, oder . . .“

„Elgſtröm hörte den Hahn der Piſtole knacken.

„Alter Mann“ — ſagte er ruhig — „laßt den Hahn in Ruh; ich habe auch ein ſolches Ding, das man in dieſen Zeiten nicht entbehren kann, bei mir; aber lieber würde ich es auf mich ſelbſt richten, als auf euch.“

„Und wer ſeid ihr?“

„Ein Freund der Dohmerſtein.“

„Den Namen?“

„Elgſtröm?“

„Büchſe und Knall!“ — ſchrie der Alte freudig auf — „Herr Elgſtröm?! iſt es möglich?!“

Und die beiden Geſtalten traten ſich näher. Himmel und Mond waren bedeckt, dennoch ließ der nicht allzu dichte Wolkenſchleier ſo viel Dämmerſchein zu, daß der

Alte die ihm nicht ganz fremden Züge erkennen konnte.

„Ja!“ — ſagte er — „ihr ſeid es; . . . aber . . .“ und es ſchienen ihm neue Zweifel anzukommen.

„Plötzlich fuhren beide mit einem leiſen Schrei des Schreckens zuſammen: auf dem ziemlich verfallenen Dache des Förſterhäuschens ſtand eine weiße Geſtalt. Ihre Umriſſe zerfloſſen in der Dunkelheit, zumal der Nachtwind mit der faltenreichen weißen Umhüllung geſpenſtiſch ſpielte. Soviel Elgſtröm erkennen konnte, hob ſie Arm und Hand langſam wie zum Fluche empor.

Jetzt trat ſie bis an den ſcharfen, ſchwindelnden Rand des Daches, deſſen morſche Balken unter ihren Tritten krachten. Einen Schritt weiter und ſie lag zerſchmettert an der Erde.

Die beiden Männer ſtanden athemlos vor Angſt, die Hände auf das Herz gedrückt.

Jetzt hielt die Geſtalt an . . . und verharrte regungslos in der eben angenommenen Stellung.

„Es iſt die Unglückliche!“ — murmelte der Förſter.

„Leonie!“ — flüſterte Elgſtröm.

Da tönte es leiſe und geheimnißvoll von ihren Lippen:

„Carl! . . . Max! . . . wo ſeid ihr?“

„O Gott!“ — ſtöhnte Elgſtröm mit blutendem Herzen — „ſie ruft Gatten und Sohn!“

Carl! . . . Max!“ — tönte es noch einmal mit ſchwacher ſchmerzlicher Stimme — „ha! . . . ihr ſeid da! . . . Ja, ja, ich ſehe euch, . . . ihr ſchwebt zwiſchen den Bäumen . . . verſteckt euch . . . Seht ihr ihn dort . . . den Wütherich, den Mörder! . . . er will euch niederſchmettern . . . aber . . . er kann nicht . . . mein Fluch hat ihn gebannt.“

„Stille . . . ſtille ihr Dämonen . . . weckt mir ihn nicht . . . weckt mir den Gatten nicht . . . er ſchläft ja ſanft! . . . Wie? . . . ſie haben ſeine Stirne mit Roſen geſchmückt? . . . dunkle, dunkle Roſen . . . Auch auf dem Schnee um ihn her . . . iſt's roth . . . roth! . . . roth wie Blut!!!“

Die weiße Geſtalt hatte die letzten Worte mit einer furchtbaren, ſich immer ſteigernden, ſchmerzlichen Heftigkeit ausgeſtoßen; demohnerachtet ſtand ſie unbeweglich.

Jetzt war die Stimme wieder in ſich ſelbſt zuſammengebrochen, wie die plötzliche Gefühlsſteigerung; tonlos murmelte ſie unverſtändliche Worte, dann ſagte ſie halblaut:

„Warum fliegt die Eule um meinen Kopf? . . . wie ihre Augen funkeln . . . wie ſie die Krallen ſpreizt . . . o! . . . ich kenne ſie . . . ſie ſagen, es ſei ein Miniſter . . . und dort . . . der große Uhu mit der blut'gen Krone . . . das ſei ihr Herr . . . ha! . . . er ſchärft den Schnabel . . . was? . . . heißt er nicht Ludwig? Es gab einen Ludwig . . . den Vierzehnten hießen ſie ihn . . . den Großen; . . . aber mein Fluch hat ihn vernichtet. Die Dämonen in mir . . . haben es mich geheißen! . . . O! ſie quälen mich ſo arg . . . ich fühle ſie wieder! . . . Wie ſie aufſteigen, . . . mein Herz zerreißen . . . ich will ja nicht ſprechen . . . aber . . . ich muß! . . . Hört, hört! . . . fürchtet die Eule und den Uhu . . . ſie wollen euch zerreißen! . . . Was ſie ſagen iſt Lüge und Betrug . . . was ſie wollen . . . iſt . . . Raub! — Hu! . . . wie die Wellen des Rheins hochgehen . . . bleibt drüben! . . . bleibt drüben! . . . bleibt drüben! . . . Glaubt nicht . . . was ſie ſagen und verſprechen . . . ſie lügen! . . . Nehmt nicht, was ſie bieten . . . ſie wollen nur eure Hand faſſen . . . und euch dann zerreißen.“

„Wie er ſchreit, der häßliche Uhu mit der blutigen Krone . . . ha! . . . es ſitzt noch einer neben ihm . . . der hat keinen Kopf . . . ſie haben ihn abgeſchlagen . . . blutend liegt er vor ſeinen Füßen! . . . hu! . . . was das Blut ſtrömt . . . wie die Wellen des Rheins hoch gehn! . . . wie ſie das Blut färbt . . .“

Sie hielt plötzlich inne. Ihre Augen ſchienen in die Nacht hinaus zu ſtarren. Jetzt ſtreckte ſie auch den anderen Arm, wie abwehrend, aus:

„Was iſt das!“ — tönt es abermals hohl und dumpf — „ein Adler . . . er hat die beiden Uhu zerriſſen . . . er kommt herüber . . . Aasgeyer folgen ihm . . . Schwärme . . . ganze Schwärme . . . ſie fallen über das Land . . . ſie zerreißen Alles . . . Wehe mir . . . Blutſtröme bedecken die Erde! . . . Sie kommen hieher . . . ſie umkreiſen mich . . . ſchweigen ſoll ich . . . ſchweigen! . . . Wehe ich kann nicht ſchweigen . . . Bleibt drüben! . . . bleibt drüben! . . . bleibt drüben! Ich will ihn rufen . . . ich will . . . war er nicht dein Vater, Ottilie? . . . ruf ihn, . . . er ſoll uns helfen. Sie ſagen . . . ſie hätten ihn umgebracht . . . aber es iſt nicht wahr . . . es kann nicht ſein!"

Mit einemmale drehte ſie ſich um; die morſchen Balken krachten unter ihr . . .

„Carl! . . . Max!" — rief ſie und verſchwand nach Innen.

Beide Männer ſtanden einen Augenblick ſprachlos; dann frug Elgſtröm mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Was war das? . . . hat Frau von Dohmerſtein ihre zeitweiſen prophetiſchen Anfälle wieder?"

„Nein!" — entgegnete der Förſter — „ſie iſt wahnſinnig!"

„Wahnſinnig!" — wiederholte mit einem Schrei des Entſetzens Elgſtröm — „Ihr täuſcht euch, Förſter, . . . ich kenne dieſe wunderbaren Ausbrüche! . . . freilich ſprach ſie verwirrter . . .

„Sie iſt wahnſinnig!" — wiederholte der Alte dumpf — „das Entſetzliche, was ſie erlebte, hat den Faden ihrer Vernunft zerriſſen. Kommt mit und überzeugt euch; nach dem, was ihr geſehen, habe ich euch nichts mehr zu verhüllen!"

Elgström folgte dem Förſter mit dumpfen Sinnen. Er war von dem Entſetzlichen, was er ſo eben geſehen und gehört, wie betäubt. Der Gedanke, in welchem in der letzten Zeit ſein ganzes Weſen und Sein aufgegangen war: der ſein ganzer Troſt, ſeine einzige Hoffnung geweſen, Leonie und Ottilie wieder zu finden, zerſchmolz freudlos in ein Gefühl, das nahezu in das des eigenen Vernichtetſeins grenzte. Wie mußte es unter ſolchen Umſtänden mit Ottilien ſtehen.

Der Alte hatte unterdeſſen einen großen Schlüſſel aus einer ſeiner Taſchen hervorgezogen und die Hausthüre geöffnet, die er, ſobald ſie eingetreten, wieder vorſichtig hinter ſich ſchloß.

„Einen der Gründe warum ich Mutter und Tochter ſo ſorgfältig hier verbarg, wird euch jetzt klar ſein!“ — ſagte Windlaub zugleich — „Außerdem fürchtete Fräulein von Dohmerſtein die Rückkehr der Franzoſen und vielleicht auch die Rache wegen Markloffs Tod. Ich mußte ihr mein Ehrenwort verpfänden, ihren und ihrer Mutter Aufenthalt auf das ſtrengſte geheim zu halten! . . Es graute ihr außerdem vor dem Mitleid der Menſchen . . . und . . .“

„Nun?“

„Sie haben alles verloren, was ſie beſeſſen. Wohl hatte Frau von Dohmerſtein in kluger Vorſicht noch in den letzten Tagen was zu retten, in ein ſteinernes zu dieſem Zwecke ſchon beim Bau des Hauſes angelegtes

Gewölbe, geflüchtet; aber die niederſtürzenden Mauern zerſchlugen die Wölbung und theilten das Feuer auch dieſem Orte mit."

Elgſtröm hörte das eben Geſagte mit Gleichgültigkeit: ſeine Gedanken waren bei Mutter und Tochter. In demſelben Augenblick trat ihnen die weiße Geſtalt, von dem oberen Theile des Hauſes herabkommend, entgegen. Der Förſter öffnete das Zimmer und ein matter Lichtſchein fiel auf die Unglückliche.

Elgſtröm durchrieſelte es eiskalt. War dies Leonie von Dohmerſtein? Oder war es in der That nur ihr Geiſt?

Wie graß, ſtarr und glanzlos jetzt die ſonſt ſo ſchönen tiefblauen Augen, deren Ausdruck in früheren glücklicheren Tagen ein tiefes wunderbares Seelenleben verriethen und, bald ſo ſanft, bald ſo ſchwärmeriſch blickend, Jeden der in ſie ſchaute entzücken mußten? Wie ſo geſpenſtiſch zuſammengefallen und zerrüttet dies einſt ſo liebe Geſicht mit den edlen Zügen! wie verſchwindend und faſt durchſichtig die ganze Geſtalt!

Elgſtröm ſtand athemlos ... wie vernichtet; augenſcheinlich bemerkte ihn die Unglückliche gar nicht.

„Als der Wolf noch umging, hatte er das Schäflein ſchon in dem Rachen!" — ſagte ſie vor ſich hin — „und er war doch unſer Vetter. Er wird auch heute wieder kommen und es ſchauert mich doch vor ihm! .. Nimm dich in Acht ... Tochter! ... Sie wollen ihn an den Galgen hängen . . . er ſei ein Verräther, ſagen ſie!“

Und die weiße Geſtalt ſchlüpfte vorüber, als ſich aber die Thüre dabei noch weiter öffnete, hatte Elgſtröm Mühe, trotz des peinlichen Eindrucks von eben, einen Schrei der Freude zu unterdrücken: Ottilie ſaß, völlig angekleidet, auf einer Fußbank, das Haupt auf das danebenſtehende Ruhebett gelegt . . . und ſchlief.

Unſtreitig hatte ſie ihrer unglücklichen Mutter Geſellſchaft geleiſtet und ſie bewacht, und war, von Müdigkeit überwältigt, eingeſchlafen. Daher auch die Möglichkeit für Leonie ſich heimlich zu entfernen und nach dem Dache zu ſteigen.

Aber die Freude, die Erſehnte und ſchon halb verloren geglaubte endlich wieder gefunden zu haben dämpfte raſch das Ausſehen Ottiliens: o Himmel, wie bleich war auch ſie geworden, . . . wie verweint lag es um ihre Augen, . . . welche Züge des Schmerzes hatten ſich dieſem lieben Geſichte eingeprägt. Und dieſer Schlaf der Ermattung, war er nicht ein Verräther der treuen Liebesopfer, die ſie ihrer unglücklichen Mutter brachte? . . . übergoß er das liebe bleiche Geſicht nicht mit einem eigenthümlichen rührenden Zauber.

Der Förſter hatte Elgſtröm, der Anfangs, in Anſchauen und Wehmuth verloren, ſtehen geblieben war, mit in das kleine, höchſt beſcheiden eingerichtete Zimmer gezogen. Ihr und der Mutter Eintreten verurſachten ein leiſes Geräuſch; Ottilie zuckte zuſammen und ſchlug die Augen auf.

Erſt ſchaute ſie ſtarr und groß die Eingetretenen an, ... als ob ſie ihren Augen nicht traue, ... dann ... fuhr ſie mit dem lauten Rufe „Elgſtröm!“ in die Höhe und lag im nächſten Augenblicke dem jungen Manne in den Armen.

Der ungeheuere Schmerz hat ſo gut ſeine Rechte, wie das unerhörte Glück; beide ſind wie wild angeſchwollene Sturzbäche, die, der Regel und dem Herkommen ſpottend, momentan aus ihren Betten treten und alle Hinderniſſe, die ihrer gewaltigen Strömung in den Weg treten, niederreißen.

Wie hätte Ottilie, das ſtill beſcheidene Mädchen, es ſonſt gewagt, ihrer Liebe auch nur den kleinſten unvorſichtigen Blick, das leiſeſte Wort des Geſtändniſſes zu leihen ... und jetzt hatte ſie die Allgewalt der ſo lang zurückgedrängten Leidenſchaft, die plötzliche Erfüllung der einzigen, ihr noch für das Leben gebliebenen Hoffnung, in die Arme des Geliebten geworfen.

Ach! es war ja ein Geſtändniß ihres grenzenloſen Unglücks und ihrer endloſen Liebe! Sie hatte aus dem freundlichen Kreiſe, der ſie bis dahin umſchloſſen, Alles und Alle verloren, außer ihn ... der ihr ja zugleich auch Alles war ... außer Elgſtröm, den Geliebten ihres Herzens.

So bedurfte es denn bei beiden keiner Worte.

Ottilie weinte krampfhaft und hielt den Geliebten ſo feſt umſchloſſen, als wiſſe ſie, daß er ſie nicht mehr verlaſſen, daß er ſie ſchützen und ſchirmen werde, immerdar in dem wüſten Treiben der Welt. Elgſtröm aber fühlte in dieſem heiligen Momente zu ſeinem Entzücken nur eines: daß Ottilie ſein ſei, für ewig!

Ein furchtbares Schickſal hatte ſie geeinigt.

Kaſſandras Heimgang.

Leonie von Dohmerſtein war in der That wahnſinnig geworden. Die furchtbaren Ereigniſſe die ihr entgegengetreten und ihr Herz und ihren Geiſt wie mit Donnerſchlägen getroffen, hatten eine Störung des freien Selbſtbewußtſeins hervorgerufen, ſo daß ſie jetzt außer Stande war, das Subjective mit dem Objectiven, ihre inneren Empfindungen von den äußeren Eindrücken zu unterſcheiden.

Eine außergewöhnliche ſeliſche Kraft, aber auch ein ſeliſches Leiden waren wohl immer die nervöſen Zuſtände geweſen, die ſie in ihrer höchſten Steigerung gewiſſermaßen zu einer Prophetin gemacht, . . . ihr eine Art Ahnung der Zukunft, . . . einen würdigenden Blick deſſen, was da kommen müſſe, gegeben hatten. Wie hätte da ihr reizbares Nervenſyſtem nicht Eindrücken erliegen ſollen, wie ſie die grauenhafte Verwüſtung der ihr ſo lieben und theuren Heimath, ... die himmelſchreiende Unthat der Zerſtörung Heidelbergs, ... der Brand des eigenen Hauſes, ... die Nachricht, daß ihr Sohn im Kampfe gefallen, ... und der entſetzliche Tod ihres ſo heiß und innig geliebten Gatten auf ſie machen mußten?

Mit dem letzteren Momente riß der Faden der geſunden Vernunft, ging der Unglücklichen die Freiheit des Bewußtſeins verloren.

Es war, als ob ein mitleidiger Genius den Vorhang des Selbſtvergeſſens leiſe vor ihrer Seele herabgelaſſen habe, ihr das grauenhafte Bild einer Vergangenheit zu verſchleiern, die ſie ſonſt nie hätte vergeſſen können, ... deren Andenken ſie langſam würde zu Tode gemartert haben.

Naturgemäß verkörperte ſich dabei ihr Wahnſinn in der Thätigkeit der Seele, in welcher ſich urſprünglich ihr Geiſt am meiſten, ja zu Zeiten ausſchließlich, erging; der Patriotismus, der ſie immer beherrſcht, fixirte ihr zerriſſenes Denken auf dieſem Boden und in der Idee ihres Prophetenthums. Die Geſetzmäßigkeit in dem Gange ihrer Gedanken war aufgehoben: ſie verwirrten ſich mit der ihr eigenen Anlage des Vorausſehens ſelbſt.

Was Ottilie unter dieſen Umſtänden litt, war leicht zu denken. All der Gram und Schmerz, der Leonie niederdrückte, laſtete auch auf der Tochter Herz, nur daß bei ihr noch das furchtbare Unglück hinzukam, die theure Mutter wahnſinnig und den Geliebten ſo gut als verloren zu wiſſen.

Ein Wunder war es da zu nennen, daß das zarte Mädchen nicht ebenfalls erlag; und wer weiß, ob dies nicht geſchehen wäre, wenn ihr ein mitleidiges Geſchick nicht in der letzten Stunde den Freund zurückgeführt, der allein noch für ſie in der Welt wirklichen Werth hatte. Denn dankte ſie auch dem biederen und würdigen Alt-Förſter unendlich viel — er war es ja geweſen, der an jenem Schreckenstage ſie und die dem Irrſinn verfallene Mutter mit eigener Lebensgefahr mitten in dem wilden Kriegstumulte faſt mit Gewalt von der Leiche des Vaters fortgeriſſen, in ihr jetziges Verſteck gebracht und ſeitdem erhalten hatte, — ſo war ihr der gute Alte doch kein Erſatz für all die lieben Herzen, die ſie verloren.

Aber auch nach Elgſtröms Wiederfinden blieb noch genug auf ihr laſten. War es doch eine, ihr immer von Neuem das Herz zerreißende Aufgabe, die gute Mutter in ihrem entſetzlich traurigen Zuſtande zu pflegen, obgleich dieſe oft ganze Tage lang ſtumm vor ſich hinbrütend daſaß und nur zu Zeiten in laute Ausbrüche ihres zerſtörten Gemüthslebens verfiel.

Indeß lag doch in der unendlich ſchmerzlichen Pflicht, die unglückliche Mutter zu überwachen und zu pflegen — man möchte faſt ſagen — ein Glück für Ottilien: ſie wurde dadurch mehr und mehr von dem verzweifelnden Jammer über des Bruders und des Vaters Tod abgezogen.

Elgſtröm mußte von Tag zu Tage mehr den Muth und die moraliſche Kraft bewundern, die dies, ſonſt ſo zarte und augenſcheinlich gebrechliche Weſen im Ueberdauern des ſie faſt niederdrückenden Schickſals bewies.

Er war ja noch zu jung, um zu wiſſen, was ein weibliches Herz überhaupt in Leiden zu tragen vermag. Es ſcheut ſelbſt den Untergang nicht, wo es Liebe gilt: ſei es kindliche, mütterliche oder die Liebe zu einem treuen männlichen Herzen. Muth und Liebe ſind unſeres Lebens hochlodernde Flammen, daher iſt mit der Liebe dem Frauenherzen auch Muth, und mit dem Muthe die Liebe gegeben.

Uebrigens bemühte ſich Elgſtröm ſofort dem geliebten Mädchen ſein Schickſal tragen zu helfen. Der alte würdige Förſter ließ es ſich zwar nicht nehmen, Mutter und Tochter auch ferner in gewünſchter Verborgenheit zu beherbergen und zu pflegen; dagegen ſuchte Elgſtröm den beiden Frauen ſonſt das Leben zu erleichtern. Er hatte ſeine frühere Wohnung wieder bezogen, und theilte nun ſeine Zeit — nach einem kurzen, aber über ſeine Zukunft entſcheidenden Beſuche bei ſeinen Eltern, — in die Fortſetzung ſeiner Studien und die treue Pflege Leonies an der Seite ihrer Tochter.

Das Verhältniß der beiden jungen Leute hatte ſich dabei, auf eine, allerdings ungewöhnliche Weiſe, gleich von dem erſten Momente des Wiederfindens an, ſo ruhig, ſchön und klar feſtgeſtellt, als ſeien ihm lange Verhandlungen und Uebereinkünfte vorausgegangen.

In jenem Momente, in welchem ſie vor Schmerz und Freude überwältigt, einander in die Arme geſunken waren, wußten ſie beide . . . daß ſie das Schickſal in inniger Liebe für dies Leben geeinigt habe; aber viele Tage noch ließ die Achtung vor der Größe des Unglücks, das die Geliebte getroffen, Elgſtröm kein weiteres Wort der Erklärung ſprechen. Erſt als er von ſeiner kleinen Reiſe nach Kaiſerslautern zurückkam, trat er vor Ottilie und verkündete ihr, daß, wenn ſie mit ihm einverſtanden ſei, ſein treues liebes Weib zu werden, er die Einwilligung ſeiner Eltern zu dieſem Bunde mitbringe.

In Thränen gebadet und doch ſelig ſank die Geliebte an ſeine Bruſt, mit ihrem erſten Kuſſe ihr zuſtimmendes „Ja!“ aushauchend.

So baute ſich ein ſtiller Himmel mitten in ihren Jammer; während das Bewußtſein: ſich für das weitere Leben feſt und mit dem vollſten Vertrauen ihrer Seele an einen geliebten, charakterſtarken Mann, wie an einen Fels in braubender See, anſchließen zu können, ihr neue Kraft und Muth zum Leben gab.

Es gibt überhaupt in dem vielbewegten Leben der Menſchen nicht ſelten Situationen, welche alle Kräfte des Geiſtes, alle Fähigkeiten der Seele zum Beſtehen eines Kampfes auffordern, der, aus feindlichen Verhältniſſen erwachſen, gleichſam zu einem Prüfſteine unſerer perſönlichen Eigenſchaften wird, es mag nun: Tapferkeit, — Kraft und Kühnheit in Ueberwältigung phyſiſcher Gefahren, oder den Muth des Geiſtes und die Stärke der Seele in Ueberwindung oder Ertragung widriger Lebensverhältniſſe, gelten. In einer ſolchen Lage befanden ſich die beiden jungen Leute und ſo kam ihnen denn, gerade in der rechten Stunde, der Bund ihrer gegenſeitigen Liebe, als eine unerſchöpfliche Quelle des Muthes, des Vertrauens und des gemeinſamen Ausdauerns doppelt zu Gute; . . . ja es fühlte jedes von ihnen, daß es, mit dem Anderen Hand in Hand in treuer Liebe durch das Leben gehend, in der Zukunft dem Schickſale noch werde zurufen können: ich bin doch Sieger geblieben und bin größer als du!

Recht ſchwere Tage waren es indeß noch, die Ottilie an der Seite ihrer kranken Mutter, mit bewundernswürdiger Geduld und kindlicher Hingebung verlebte, zumal Frau von Dohmerſtein von Tag zu Tage körperlich ſchwächer und geiſtig ſtiller wurde. Es war das allmäliche Auslöſchen eines Lichtes, das einſt hell und freundlich geleuchtet; das Dahinwelken einer Blume, die ein rauher, wilder Nordſturm geknickt.

Wohl ſahen Ottilie und Elgſtröm dem Tode Leonie's als einer Erlöſung für die Unglückliche mit Faſſung entgegen; allein es blieb doch immer die Mutter Ottiliens — faſt auch die des jungen Mannes, wenigſtens der Verehrung nach, die er für ſie hegte, — und wo gebe es ein Kindesherz — wenn menſchlich geartet — das ſich nicht blutend und mit unendlichen Schmerzen, von dem treuen Mutterherzen losriß.

Jn glücklichen Tagen wäre der Gedanke: die ſo innig geliebte Mutter dem Grabe entgegenwanken zu ſehen, geradezu fürchterlich . . . ja vernichtend für Ottilie geweſen; — jetzt freilich erfüllte ſie das Bewußtſein, daß der Tod der Unglücklichen Erlöſung bringe, nur mit einer tiefen ſchmerzlichen Wehmuth.

Da langte noch einmal die Hand des Schickſals mild und ſanft aus den Wolken und ließ den Abend eines edlen menſchlichen Daſeins ſtill und ruhig verglühen.

Der durch ſeine Kälte und ſeine Schrecken entſetzliche Winter war vorüber und der Frühling hereingebrochen. Ein ſchöner Maitag lag über der Erde. Es war ſo warm und freundlich draußen, daß Ottilie das Fenſter geöffnet hatte, um der, im Nebenzimmer ſchwer Daniederliegenden ihren kleinen Theil an der friſchen würzigen Luft, die von dem Walde hereinſtrich, zukommen zu laſſen.

Namentlich war es der Waldmeiſter, der rings um das kleine Förſterhaus ſeine weißen Blüthenbüſchel in Menge erhob und die köſtlichſten aromatiſchen Düfte nach allen Seiten hin freigiebig verſandte.

Der Himmel ſtrahlte im reinſten Blau, in das ſich jubelnde Lerchen ſchwangen, und auf allen Bäumen des Waldes lag das friſche helle Grün der jungen Blättchen und lachte die vielgeprüften und vielgedrückten Menſchen mit Hoffnungsgrün und Frühlingsluſt gar freundlich an.

Aber er fand leider diesmal in wenig Herzen einen gleich heiteren Wiederhall. Noch zu viel Wunden bluteten, noch zu viel Trümmerhaufen erinnerten an das Geſchehene, noch zu unſicher war die Zukunft, die jeden Augenblick mit den rückkehrenden Feinden die alten Schrecken zurückbringen konnte.

Auch in Ottiliens Augen ſchimmerten Thränen, als der Geliebte bei ihr eintrat. Er hatte den Vormittag mit Studien in ſeinem Zimmer zugebracht, und kam jetzt, wie er alle Tage zu thun pflegte, nach Ottilien und der Mutter zu ſehen und mit der erſteren die Sorge für die Kranke zu theilen.

Leonie lag, wie ſchon ſeit längerer Zeit, zu Bett. Der Irrſinn hatte ſich in der fixen Idee concentrirt: der Fluch Gottes, der das Vaterland getroffen, ſei identiſch mit ihr ſelbſt. Sie müſſe daher ſtill verborgen liegen bleiben; denn wohin ſie komme, würde ihr der Fluch des Ewigen, Alles vernichtend, folgen.

Selbſtverſtändlich war es nur ein wirres Chaos von halb ausgeprägten, halb verwiſchten Gedanken, die ſich in dieſer fixen Idee wie in einem Brennpunkte ſammelten. Aber es war wenigſtens ein Gutes dabei, die Folge dieſer fixen Idee war, daß ſie ſich ſtill und ruhig im Bette hielt, ihren Aufenthalt der Welt nicht zu verrathen; auch ſprach ſie wenig und dann ſtets über dieſen Punkt, der durch ſeine niederdrückende Wucht alles Andere in ihrer Seele verwiſcht hatte. Sie erkannte dabei Niemand, nicht einmal die eigene Tochter, noch weniger Elgſtröm und den alten Förſter. Schweigend nahm ſie alles hin, was man für ſie that, als ſelbſtverſtändlich; aber die Umgebenden waren nicht für ſie da ... ſie war allein ... körperlos, wie ſie zu glauben ſchien ... nur der Fluch Gottes. Manchmal lächelte ſie leiſe vor ſich hin: ſie dachte dann, weil ſie verborgen ſei und abhanden gekommen, könne den Menſchen nichts mehr Böſes geſchehen. In ſolchen Momenten murmelte ſie wohl auch die Namen Carl, ... Max, ... Ottilie vor ſich hin; es knüpften ſich indeß, wie es ſchien, keine Vorſtellungen an dieſelben, ſie mochten nur in dunkler Erinnerung, wie Nebelbilder, an ihr vorüberhuſchen.

Ottilie und Elgſtröm litten unbeſchreiblich, und da die Aerzte, die man zu Rathe gezogen, einſtimmig erklärt hatten: es ſei hier an keine Beſſerung und Wiederherſtellung zu denken, ſo war es in der That gerade die Hoffnung, daß der Tod die Unglückliche bald erlöſen werde, was ſie das Furchtbare mit ſchmerzlicher Reſignation tragen ließ.

Dennoch zitterte und bebte Ottilie, wenn ſie an den Augenblick der letzten Trennung dachte.

Heute war die Kranke — ſie nahm ſchon lange faſt gar nichts mehr zu ſich — ſchwächer als je. Trotzdem hatte ſie den Morgen viel, wenn auch nur leiſe, geſprochen; immer und immer wieder ſich in dem engen Kreiſe ihrer jetzigen Gedankenwelt bewegend. Dann war ſie wie ohnmächtig zurückgeſunken und endlich in einen leiſen aber ruhigen Schlummer verfallen.

Ottilie hatte bis dahin, mit einer Handarbeit beſchäftigt, an der Mutter Bett geſeſſen. Nur hie und da flogen ihre Blicke durch die geöffneten Fenſter hinaus in die lachende Frühlingswelt. Aber gerade der Gegenſatz zwiſchen der ſo heiter lächelnden Natur, die mit Wonnejauchzen ihre Auferſtehung feierte, und den eigenen gedrückten Verhältniſſen berührte ſie ſo ſchmerzlich, daß ihr Thränen in die Augen traten.

Ach! ſie ſtand ja auch in dem Frühlinge des Lebens; aber wie hart, wie eiſig waren die Nordſtürme des Schickſals über ſie hingegangen, alle die ſchönen Blüthen ihres früheren Glückes abſtreifend und vernichtend; und wie weit und fern lag das, auf was ſie noch hoffen konnte? . . . durfte ſie auch daran denken, je wieder den Sonnenſtrahl eines geiſtigen Frühlings in ihr armes Herz fallen zu ſehen?

Sie geſtand Elgſtröm ihre Gedanken, als dieſer ſie um die Urſache ihrer Thränen frug.

„Ich ſollte dir zürnen!“ — meinte er dabei, indem er ihr die Thränen von den Augen küßte und ſie leiſe an das offene Fenſter zog. — „Haſt du nicht mehr Vertrauen auf meine Liebe zu dir? Glaubſt du nicht, daß ihre Glut im Stande ſei, deinem Herzen einen neuen Frühling zu geben?“

„O gewiß!“ — entgegnete das Mädchen mit einem ſeelenvollen zärtlichen Blick auf den Mann ihrer Wahl — „deine Liebe, mein Otto, iſt ja das Einzige, was mir auf der Welt geblieben und zugleich mehr, als was mir die Welt und das Leben ſonſt geben können. Ich würde auch unendlich glücklich in ihr ſein, wenn mein armes Herz nicht an ſo vielen unheilbaren Wunden blutete.“

„Ich fühle ſie, wie du, in meiner Seele brennen;“ — verſetzte Elgſtröm — „aber glaube mir, mein Engel, auch ſie werden mit der Zeit allmälig vernarben.“

„Nie! nie!“ — rief Ottilie, das Haupt an des Freundes Bruſt gelegt; und Thränen floſſen reichlich über ihre Wangen, — „Vater! Bruder! Mutter!“

„Ich werde ſie dir zu erſetzen ſuchen!“ — flüſterte der Jüngling. — „Ich weiß dabei recht wohl, daß ich nur ſagen darf „ſuchen!“ . . . denn die Eltern kann

Niemand dem Kinde ganz erſetzen. Aber was treue Liebe vermag, jene Lücken in deinem Herzen auszufüllen, wird geſchehen. Du weißt, mein Kind, allmälig unterjocht der Tod des Menſchen Staubnatur; unſer Leben iſt nur ein Darleihen auf eine beſtimmte Zeit, wir müſſen es alle . . . alle! bei Verfallzeit durch unſer „Sterben" der Natur heimzahlen. Das iſt vor Allem als unumſtößliches Geſetz einer höheren Macht feſt und beſtimmt in's Auge zu faſſen, und ſchwach und thöricht wäre der Menſch, der dieſem Geſetze, dem alle Geſchöpfe der Erde folgen müſſen, entgegenſtreben wollte. Du biſt meine Braut, willſt mein Weib werden, . . . du wirſt nicht ſchwach ſein. Ehre deinen Heldenvater und deine hochbegabte Mutter und ſei feſt und groß, wie ſie es ſo oft im Leben waren!"

Ottilie antwortete nicht; aber ihre Thränen floſſen, während ihr Arm den Geliebten, wie Hülfe ſuchend, feſter umſchlang.

„Wir leben in einer ſchweren Zeit," — fuhr der junge Mann, den Druck ſanft erwiedernd, in ernſtem aber mildem Tone fort — „die von uns fordert, die ganze, uns innewohnende Thatkraft zuſammenzunehmen und nach Außen zu kehren. Die Kraft des weiblichen Herzens iſt die Liebe; zeige, mein Kind, durch die That, was die Liebe kann: ſei ſtark, muthig und vertrauend."

„Gewiß, ich werde es thun!" — ſagte Ottilie leiſe und drückte einen Kuß auf des Geliebten Lippen. —

„Ich will, wenn ſich noch ein theures Grab geſchloſſen, mein ganzes Denken und Fühlen dir zuwenden, dann wird mein Schmerz um die Verlorenen, wenn auch ewig in ſanfter Wehmuth fortdauernd, doch allmälig zurücktreten!“

Otto drückte das ſchöne blaſſe Haupt des Mädchens ſanft an ſein Herz, dann ſagte er mit Innigkeit:

„Soll ich dir ſagen, wie ich mir die Liebe, . . . die rechte, die ſchöne, die edle Liebe denke?“

Ottilie nickte, indem ſie ihre Thränen trocknete und ihm kindlich in die Augen ſah, während er ſie ſanft umſchlungen hielt. Es war ein reizendes Bild.

„Die Liebe iſt, meiner Anſicht nach, nichts anderes, als ein Streben nach Vereinigung des ganzen phyſiſchen und geiſtigen Daſeins zweier Menſchen, ... ein Streben nach wechſelſeitiger innigſter, vollkommenſter Mittheilung alles deſſen, was Jedes als freies ſelbſtſtändiges Individuum hat und iſt. Nichts ſoll dem Einen angehören, was nicht mittel- oder unmittelbar auch dem Anderen zu Theil wird. Jedes muß aus innerſtem Herzensdrange mit Freuden geben, ſowohl was die Natur ihm verliehen, als auch was es mit eigener Kraft gewann. Jedes muß dagegen auch gerne aufnehmen, was ihm gegeben wird und das Empfangene dann wieder ſelbſtſtändig behandeln, damit es daſſelbe dem Anderen lieblicher, ſchöner und edler zurückgeben kann. So iſt die Liebe ein fortwährender reizender Tauſch, bei welchem

Jedes ſich um ſo mehr freut, je mehr es geben kann, und immer mehr zu erhalten glaubt, als es giebt; bei dem man nichts haben mag, wenn es das Andere nicht auch und zugleich hat. So iſt die Liebe ein Verhältniß der Wechſelwirkung, bei welchem immer Eines in dem Anderen ſein Daſein und ſein Glück fühlt, immer Eines in dem Anderen den Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit erkennt; wo Jedes ſich um ſo freier fühlt, je mehr es von ſeiner Freiheit dem Anderen freiwillig hingiebt. Das iſt Liebe ... das heißt lieben! Das iſt ideale Liebe, die freilich der Rohe nicht kennt, ... der Empfindler mißkennt, und der Thor verlacht, weil ... er ein Thor iſt! Das iſt Liebe, höchſte ſeligſte Liebe! ... das heißt lieben: oder was eines damit iſt ... ſelig ſein!“

Elgſtröm hatte dies in ſchöner Begeiſterung geſagt, und Ottilie empfand die heilige Gluth ſeiner Gefühle mit einem leiſen Wonneſchauer in ihrer Seele nachzittern. Ein zartes Roth lief über ihre Wangen und wie von einem fernen, kaum geahnten Glücke angehaucht, umſchloß ſie den Geliebten mit einem ſüßen entzückenden und doch wehmüthigen Lächeln, wie es lange nicht über ihre Züge geglitten.

„Ja!“ — ſagte ſie dann mit jungfräulichem Erröthen — „ich fühle es aus deinen Worten heraus, daß es ſo ſein muß; während mich zugleich die wunderbare Ahnung erfüllt, daß dies Gefühl eine merkwürdige Wirkung auf mich ausüben wird.“

„Und welche Wirkung?“ — frug Elgſtröm, der im Geheimen froh war, den Gedanken der ſchmerzbewegten Tochter auf Momente eine andere Richtung gegeben zu haben.

„Ich denke mir,“ — ſagte Ottilie — „daß vor den Blicken deſſen der liebt und wieder geliebt wird, ſich Alles verwandeln muß. Aus einem Chaos drängender ungewiſſer Empfindungen, aus der wehmüthigen Sehnſucht des Herzens und dem Widerſtreite unerklärter Wünſche bricht mit einemmale der göttliche Strahl jener allgewaltigen Empfindung, mit ſiegender Gewalt jedes andere Gefühl überwuchernd. Nun wird alles klar, alles beſtimmt, ein Ziel, eine Richtung, ein Bewußtſein erfüllt von nun an ganz und gar die bebende Bruſt und läßt uns ſelbſt aufgehen in dem Gegenſtand unſerer Liebe.“

Elgſtröms Augen ſtrahlten:

„Gebe Gott!“ — rief er dabei — „daß es bei uns Zweien ſo werde, dann, mein ſüßer Engel, wird auch der Friede und das Glück wieder bei uns einkehren.“

„Das wird er!“ — ſagte hier plötzlich eine ſchwache aber klare Stimme.

Ottilie ſtieß einen Schrei aus und auch Elgſtröm fuhr überraſcht auf; beide aber glaubten kaum ihren

Augen trauen zu dürfen, als ſie in das offenſtehende Nebenzimmer eilten und die Mutter aufrecht im Bette ſitzen ſahen. Ihre Augen blickten klar, wie in früheren Zeiten; . . . ihre Züge hatten nicht mehr das eigenthümlich Verzerrte, das ihnen der Irrſinn eingeprägt; . . . es lag wieder jenes ſtille wehmüthige Etwas in ihnen, was Leonie von Dohmerſtein ſonſt ſo geheimnißvoll anziehend gemacht; — trotz der durchſcheinenden Bläſſe des übrigen Geſichtes brannte ein leiſes Roth auf ihren Wangen, während ein eigenthümliches Lächeln, das einer ſchon hinübergegangenen Seeligen anzugehören ſchien, um ihren Mund ſpielte.

„Mutter!“ — rief Ottilie, von einer verzeihlichen Hoffnung hingeriſſen, und ſtürzte ſich in die Arme der Kranken.

„Mein Kind!“ — entgegnete dieſe ſanft und ruhig und hielt Ottilie umſchloſſen. Eine lange Pauſe folgte, während die Tochter ſchluchzend vor Freude an dem Halſe der Mutter hing, die ſie ja von dem Entſetzlichen geneſen hielt, das in der letzten Zeit die Arme betroffen. Elgſtröm ſtand erſchüttert etwas zurück; er wußte ſofort, was dieſe Erſcheinung zu bedeuten habe; ſein Herz war wie mit Eiſen zuſammengeſchnürt. Die große Stunde trat raſcher an ſie heran, als er geglaubt und erwartet hatte.

Und draußen lag der Frühling ſo ſchön und heiter und hoffnungsgrün; . . . und die Blüthen ſandten ihre

Düfte wie Weihrauchwolken herein, — und eine Nachtigall ließ faſt wehmüthig die langgezogenen wunderbar ſüßen Töne hören, die einer Bruſt voll Schmerz und Sehnſucht zu entquellen ſchienen.

„Weine nicht!“ — ſagte endlich die Kranke leiſe.

„Ich weine vor Seligkeit Mutter, daß du wieder geneſen biſt!“ — rief Ottilie mit freudeſtrahlenden Augen.

Leonie von Dohmerſtein lächelte: „— Ja, —“ ſagte ſie dann ruhig — „ich werde bald geneſen ſein.“

Und indem ſie das ſagte, richtete ſie ihre Blicke auf Elgſtröm und reichte ihm die kleine durchſichtige Hand mit Anſtrengung hin.

„Da iſt noch eines meiner Kinder!“ — liſpelte ſie dabei.

Elgſtröm bückte ſich über die liebe Hand und küßte ſie: Leonie fühlte heiße Tropfen auf ihr; ein dankbarer Blick traf den jungen Mann; dann legte ſie — als ob ſie alles wiſſe, was bisher um ſie geſchehen — ſeine Hand in die der Tochter und ſagte:

„Kinder, ich ſegne euren Bund! Ihr ſeid für einander geſchaffen, . . . ſeid beide gut und eurer würdig; möge der gute Gott dort oben euch in der Zukunft das Glück geben, das ihr verdient und welches euch ſo lange ferne geblieben. Halte Ottilie hoch, mein Sohn, und ehre und achte und liebe ſie als deine Gattin treu und innig, ſie iſt eine edle, reine, gute Seele. Und du Ottilie, verehre deinen zukünftigen Mann, wie du mich deinen heimgegangenen Vater verehren ſaheſt. Schließe dich, in dieſen traurigen wüſten Zeiten, feſt an ihn, ... er iſt ein edler Mann im vollen Sinne des Wortes, er kann... er wird dich ſchirmen und ſchützen."

„Und auch dich, liebe gute Mutter!" — rief unter Thränen Ottilie — „denn du bleibſt bei uns und wir bei dir!"

„Nicht doch!" — entgegnete Leonie von Dohmerſtein mit unendlicher Milde — „ich kehre in dieſes, für mich ſo ſchmerzvolle Leben nicht zurück; . . . will nicht einen Blick mehr zurückwerfen, ... damit die abgeſchiedene, ſtillheitere, von göttlichem Lichte durchdrungene Seele kein irdiſcher Schatten mehr treffe."

„Mutter! Mutter!" — rief Ottilie entſetzt und erbleichend — „was ſagſt du da?!" — und des Mädchens Kniee wankten ſo ſehr, daß ſie der Jüngling ſtützen mußte.

„Wenn du mich liebſt, Ottilie!" — hauchte die Kranke — „ſo ſtörſt du meinen Frieden nicht und läßt mich ruhig und ſtill hinüberziehen zu Gott, dem Ewigen, Allgütigen und zu deinem Vater und Bruder, die mich erwarten."

Plötzlich änderte ſich der Ausdruck ihres Geſichtes, die Augen weiteten ſich und das bekannte nervöſe Zucken umſpielte die Winkel ihres Mundes, während Arm und Hand ſich hoben:

„Dort ſchweben ſie . . . auf roſigen Wolken . . .

mir freudig entgegen lächelnd!... Jetzt — kniet nieder, Kinder, — jetzt ſegnen ſie euch!"

Eine Pauſe trat ein: Otto und Ottilie gehorchten, den übermenſchlichen Schmerz ihrer Seele mit Gewalt bändigend.

„Sie ſegnen euch und winken mir. — — Ja Carl, . . . ja Max . . . ich komme."

Plötzlich hob ſich auch der andere Arm; Leonie ward blaß wie der Tod . . . ihre Augen ſtarrten noch weiter auf als bisher;... es ſchien ſich etwas aus der Tiefe ihrer Seele hervorzuarbeiten. Mit einem Male ſagte ſie mit feſter klarer Stimme:

„Das Blutmeer iſt... vor meinen Augen... zerronnen!... Ein neuer Morgen... dämmert herauf;... die Nebel ſenken ſich,... ein ſchöner Tag... liegt über dem geliebten Vaterland!... Auf des Rheines Wogen ziehen ſchöne ſeltſame Schiffe... Waaren tragen ſie... und fröhliche Menſchen;... Lieder ſchallen... und ſie... Kinder aller Nationen... reichen ſich... als Brüder... die Hände."

„Ihr Quellen der Erde! ihr Blumen!... und... ihr Wälder... und ihr Adler... und du... brüderliches Licht!... wie alt... und wie neu... iſt dieſe Liebe!... Ihr ſeid Brüder, Menſchen!... liebt euch... liebt euch... wie Brüder... ſtatt euch... zu haſſen... und zu morden!"

„Wie der Zwiſt der Liebenden... ſind die Disſonanzen der Welt. Verſöhnung iſt mitten im Streit… und alles Getrennte findet ſich wieder!“

„Friede!… Freiheit!… den Völkern!… Friede, Freiheit… dir… meinem Vaterland!… dir… du ſchönes… herrliches… Deutſchland!“

„Ha!… wie ſtrahlt die Sonne der göttlichen Liebe über dich hin!… ich ſehe dich einig, groß und mächtig, … kein Reich der Erde… iſt ſo herrlich wie du!… aber alle… drängen ſich herbei… und reichen ſich die Hände!“

„Was die Friedensloſen erzwungen, … erdacht… zur Trennung und Knechtung der Menſchheit… es ſchmilzt… wie Perlen von Wachs… hinweg… vor den Flammen der ewigen… göttlichen Liebe!“

„Liebt euch Völker… ſeid einig… groß… und glücklich!“

Die Stimme verſagte, … die Arme ſanken herab, … noch einen einzigen tiefen Seufzer… und… Leonie von Dohmerſtein war nicht mehr.

Otto und Ottilie beugten ſich weinend über die Leiche der geliebten Mutter.

Und draußen lag der Frühling ſo ſchön und heiter und hoffnungsgrün, … und die Blüthen ſandten ihre Düfte wie Weihrauchwolken herein, … und eine Nachtigall ließ wehmüthig die langgezogenen, wunderbar ſüßen Töne hören, … ach!… ſie mußten auch einer Bruſt voll Schmerz und Sehnſucht entquellen!

Ein Oelzweig.

Welch ein Labſal iſt es für das Herz, wenn uns aus der Menge fremder kalter Geſichter, oder den erzwungenen Mienen conventioneller Höflichkeit und herkömmlicher Freundſchaftsverſicherungen plötzlich das liebe, treue, wohlbekannte, redliche Antlitz eines wahren, erprobten Freundes auftaucht; wie fliegt ihm unſere Seele zu; wie glücklich fühlen wir uns in dem Bewußtſein eines ſolchen Beſitzes; welchen Troſt gewährt er unſeren verwundeten Herzen, wenn wir leiden; wie verdoppeln ſich in ſeinem Umgange Freude, und Genuß, wenn wir glücklich ſind.

Dies Glück ward Elgſtröm und Ottilie gerade in dem Augenblick zu Theil, in dem ſie es am meiſten bedurften und zu ſchätzen wußten. Unmittelbar nach der Beerdigung Leonies, — die ihr letztes Ruheplätzchen neben dem vorangegangenen Gatten auf dem St. Peters-Kirchhof gefunden hatte, — trafen in Heidelberg Haynbuch und ſeine junge Frau ein und ſuchten ſofort Elgſtröm und Ottilie auf, da Haynbuch bereits ſchriftlich durch den Freund von deſſen letzten Schickſalen benachrichtigt war.

Welch' ein Troſt, welch' eine ſtille Freude für die

Freunde, ſich, nach all den Stürmen und peinlichen Begebenheiten, wieder umarmen zu können; welch' ein Troſt für Ottilie, in ihrer jetzigen Verlaſſenheit eine Freundin zugeführt zu erhalten, — ſich an ein anderes weibliches Weſen anſchließen zu können.

Die beiden jungen Männer fühlten es jetzt erſt recht, welch' ein ſchönes erhebendes Gefühl es ſei, einen Freund, im wahren Sinne des Wortes, zu beſitzen, und mit Hingebung und Vertrauen alle Empfindungen, die geheimſten Regungen des Herzens, einer treuen Seele ohne Rückhalt mittheilen zu können.

Freundſchaft iſt für den beſſeren Menſchen immer ein Bedürfniß, — wenn es auch leider ſelten ſeine volle Befriedigung findet, — ein Bedürfniß, das mit den zunehmenden Jahren wächst, oder vielmehr an Tiefe zunimmt, je mehr die Illuſionen des Herzens ſchwinden und der nüchternen Erfahrung über den kalten Egoismus und das kleinliche Getriebe der Menſchen Platz machen.

Für Elgſtröm und Haynbuch lag ohnedem viel zu beſprechen und zu berathen vor. Sie, die ſchon früher von ihren Collegen „die Unzertrennlichen" genannt wurden, hatten beſchloſſen: auch für die Zukunft ihre Wege nicht zu trennen. Es galt daher, ſich über das Nähere zu vereinigen.

In der Pfalz vorderhand zu bleiben, war unräthlich, da Ludwig XIV. noch immer ſeine Hand feſt auf derſelben hielt und ähnliche Schreckensſcenen, wie man ſie leider erlebt, jeden Tag zurückkehren konnten. Haynbuch hatte daher, im Einverſtändniß mit ſeinen Eltern den Entſchluß gefaßt, ſich vorderhand mit ſeiner jungen Frau in der Schweiz niederzulaſſen und zwar an dem ſchönen Bodenſee, wo man dem lieben deutſchen Vaterlande nahe war. Dort konnte er alsdann ſeinem Berufe auf ungezwungene Weiſe leben.

Elgſtröm ſtimmte mit Freuden dieſem Entſchluſſe bei und vermochte dies um ſo mehr, als ſeine Eltern ebenfalls die Pfalz — wenigſtens bis zu deren wiederhergeſtellten Befreiung von dem franzöſiſchen Joche — zu verlaſſen gedachten. In der Nähe des Freundes und ſeiner jungen Gattin, vereint durch den ſchönen und heiligen Bund der Ehe mit Ottilien, mitten im Schooße einer herrlichen und großartigen Natur und von wackeren Volksſtämmen umgeben, wollte er alsdann ſeine Rechtsſtudien aus eigener Kraft vollenden, um ſie ſpäter auf irgend eine Weiſe zum Wohl und zum Nutzen des Vaterlandes zu verwerthen. Beſtand doch ſein Ehrgeiz darin, ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, da ſein Selbſtbewußtſein, wie dies bei allen edlen Seelen der Fall iſt, die Achtung der Menſchenwürde in ſich ſelbſt und in dem von ihm ausgehenden Wirken trug.

Für Haynbuchs junge Frau hatte der Entſchluß nach der Schweiz zu gehen, außerdem noch etwas Erfreuliches, da ſie ihren Oheim, den unglücklichen Ex-Miniſter dort wußte. Während nämlich die Franzoſen der ganzen Pfalz namenloſes Unglück gebracht hatten, waren ſie für jenen zum Retter geworden. Das Schickſal des Verurtheilten fiel günſtiger aus, als ſeine Richter gewollt. Man hatte ihn vom Dilsberg in Ketten und Banden nach dem Schloſſe Zwingenberg gebracht, wo ihn aber der franzöſiſche Krieg befreite. Der Dauphin ſelbſt nahm ſich ſeiner — auf Fräulein von Sentis muthige ſchriftliche Verwendung hin — an und ließ ihn nach der Schweiz gehen.

So zeigte ſich denn für Alle ſchon in der nächſten Zukunft eine Ausſicht auf ein ſtilles friedliches Glück; nur mußte dem Herzen Ottiliens zur Vernarbung der weitklaffenden Wunden Zeit gelaſſen werden. Uebrigens wirkte Elgſtröm mit klarem Geiſt und richtigem Takt fortwährend darauf hin. Sein Prinzip, das er denn auch geltend machte, war: Es iſt bei allen ſchmerzlichen Empfindungen und Erfahrungen, die ein widriges Geſchick einem Menſchenleben aufbürdet, die Aufgabe des Vernünftigen, dieſen Empfindungen die dem Menſchen innewohnende volle geiſtige Kraft entgegenzuſetzen, damit ſie des Schmerzes Heftigkeit mildern und den heilenden Balſam des Troſtes und der Beruhigung auf das ſo tief verwundete Herz legen kann. Große Schmerzen und tief einſchneidende Erfahrungen werden dabei bei unverdorbenen und empfänglichen Menſchen ſtets zu überſchauenden Anhöhen des Lebens. Die qualvollen Erlebniſſe der letzten Zeit hatten aus Ottilien, dem ſchüchternen unſelbſtſtändigen Mädchen, bereits ein ganz anderes Weſen gemacht. Die Liebe weitete dabei ihren Blick noch mehr, während ſie im fortwährenden Umgange mit Haynbuchs charakterſtarker und muthiger Frau unerwartet raſch zu eigener Selbſtſtändigkeit gelangte.

Die ſterbende Mutter hatte ſelbſt die Verbindung mit Elgſtröm gewünſcht und geſegnet; . . . die unſichere Stellung der Alleinſtehenden forderte ſie gebieteriſch. So ſetzte man denn die ſtill im Freundeskreiſe zu feiernde Hochzeit nach dem Verlauf der nächſten drei Monate an.

Haynbuch ging nach der Schweiz, das beabſichtigte Aſyl aufzuſuchen und zu dem Empfang der beiden jungen Paare vorzubereiten und einzurichten. Seine junge Gattin dagegen blieb bei Ottilien, die Heimkehr des Freundes zu erwarten. Unmittelbar nach der Hochzeit der Anderen ſollte ſodann die Reiſe nach der neuen Heimath angetreten werden.

Endlich war der für Elgſtröm und Ottilie ſo wichtige Tag erſchienen.

Der Spätſommer überſtrahlte die Erde. Sonſt reifte er mit ſeiner Glut in der ſchönen reichen Pfalz unabſehbare Fruchtfelder, die Produkte zahlloſer Obſtbäume, das Ergebniß der herrlichſten Weinberge; . . . *dieſes Jahr breiteten ſich die Aecker und Felder öde und wüſte aus*, . . . *die Wälder* von Obſtbäumen waren umgehauen und verſchwunden . . . die Weinberge zerſtört!

Die Furie des Krieges hatte, — wie es der große Ludwig XIV. und ſein Louvois gewollt, — das Paradies der Pfalz in eine traurige Oede verwandelt.

Auch die Stadt Heidelberg lag noch zum größten Theile in Trümmern und die ſonſt ſprüchwörtliche Freudigkeit ihrer Einwohner war, wie natürlich, noch immer nicht zurückgekehrt; wohl aber herrſchte an ihrer Stelle ein finſterer Ernſt, oder jener erſchreckende wilde und wüſte Leichtſinn, wie ihn die äußerſte Verzweiflung rohen Gemüthern einflößt.

Elgſtröm und Ottilie feierten das ſchöne Feſt ihrer Liebe, vereint mit Haynbuch, ſeiner jungen Frau und dem wackeren Alt-Förſter in tiefſter Stille. So glücklich die beiden Neuvermählten aber auch waren, ſo ſtill ſelig ſie die Gewißheit des nun erlangten gegenſeitigen vollen Beſitzes auch machte, es miſchte ſich in den Becher ihrer Freude doch gar mancher Tropfen bitterer Wehmuth. Die kleinen Hügel, die auf dem friedlichen Raume vor der Kirche ſich wölbten, waren noch zu neu und friſch, um nicht an die eingeſunkenen lieben und treuen Herzen zu erinnern, die unter ihnen ruhten.

Ach, wir Menſchen ſind ja Thoren! wir betrauern die Todten, als fühlten ſie den Tod, und die Todten haben doch Frieden!

Als die Freunde nach der heiligen Handlung die

Kirche gemeinſam verließen, trat eben ein anderer Hochzeitszug ein. Elgſtröm ſchaute flüchtig auf und erblickte zu ſeinem freudigen Staunen in der Braut jenes nette Kellnermädchen, welches ihm ſeiner Zeit im „goldenen Hecht“ die erſten Winke über den geheimen Aufenthalt Ottiliens und Leonies gegeben hatte. Der Förſter, der es bemerkte, trat zu ihm heran:

„Nicht wahr, Herr Elgſtröm, ihr wundert euch, die kleine Verrätherin meines Geheimniſſes als Braut zu ſehen?“

„So iſt es in der That,“ — entgegnete der junge Mann — „aber mein Staunen iſt ein freudiges.“

„Büchſe und Knall!“ — rief der Alte heiter — „das mag's auch ſein. Gretchen iſt ein wackeres Mädchen!“

„Und ihr Bräutigam?“

„Iſt der Sohn des Wirthes zum „goldenen Hecht,“ ebenfalls ein tüchtiger Burſche. Er lernte Gretchen im Hauſe ſeines Vaters kennen und da er ſie lieb gewann, ſo willigte der Vater, der ihr verwandt iſt und ſie wegen ihrer Heldenthat ſchäzt, gerne in die Heirath ein.“

„Welche Heldenthat meint ihr?“ — frug Elgſtröm.

„Büchſe und Knall!“ — rief der Förſter — „das wißt ihr nicht?“ — und leiſe zu Elgſtröms Ohr geneigt, ſagte er: — „Sie, Gretchen war es, die den Verräther Markloff erſchoß, als er Ottilie auf ſein Pferd ziehen und entführen wollte.“

Elgſtröm ſtand erſchüttert. Aber es war nicht an der Zeit, ſich aufzuhalten.

„Grüßt ſie von mir, Windlaub!“ — flüſterte er dieſem zu — „ich werde ihrer in doppelter Beziehung immer dankbar gedenken und meine Dankbarkeit auch thatſächlich beweiſen. Wird ſie wohl glücklich mit ihrem Gatten werden?“

„Gewiß, denn ſie iſt ein gar kindliches Gemüth und wird von ihm, trotz allem, was vorgefallen, geliebt!“ — verſetzte der Förſter.

Sie waren unterdeſſen einige Schritte weiter gegangen. Der Reiſewagen, der die beiden Pärchen nach der neuen Heimath bringen ſollte, wartete an dem Thore des kleinen Friedhofes, der die Kirche umfing.

Aber die Abreiſenden richteten die Schritte zuvor noch einmal nach der Seite. Der alte Förſter errieth, daß es einem letzten Beſuch der theueren Gräber galt, von welchen man ſich trennen mußte. Mit richtigem Takt nahm er daher, — unter dem Vorwande, der Trauung Gretchens beiwohnen zu müſſen, — Abſchied. Er war von beiden Seiten herzlich; dem alten Herrn ſtanden die Thränen im Auge, doch entzog er ſich der eigenen Wehmuth und dem überſtrömenden Danke Ottiliens und Elgſtröm's mit einer raſchen Wendung nach der Kirche und den Worten:

„Büchſe und Knall! Was ich that, war meine

Pflicht, und die lohnt ſich in ſich ſelbſt. Und nun lebt wohl und ſeid glücklich!"

Und damit verſchwand er in der Kirchenthüre.

Die beiden jungen Paare traten an die Hügel, unter welchen, auch im Tode vereint, der edle Dohmerſtein und ſeine Gattin ruhten.

Niemand ſprach ein Wort; aber Worte wären auch nicht im Stande zu ſagen, was in den Herzen, die hier ſchlugen, vorging.

Der Himmel blickte freundlich in reinem Blau auf die Erde nieder, — und mild, wie ein Blüthenregen, floßen die warmen Sonnenſtrahlen herab. Es war, als ob ein großer ſtiller, heilig liebender Geiſt Alles durchwehte. Mit der Vollendungsruhe der Jahreszeit paarte ſich in der Natur die Wonne der Zeitigung; mit dem Schmerz über eine ſchöne erblichene Vergangenheit bei den Trauernden, die Hoffnung auf ein neues Leben und ein neues ſtill aufblühendes Glück der Zukunft. Aus der Kirche tönte jetzt leiſe die Orgel. Ein neuer Bund der Liebe ward geſchloſſen. In Wehmuth aufgelöst, ſtrömten Ottiliens Thränen.

„Weine dich aus, Geliebte!" — flüſterte Elgſtröm in ſanftem Tone ſeiner jungen Gattin zu, indem er ſie leiſe und liebevoll umſchlang. — „Mögen dieſe Thränen als ein Opfer kindlicher Liebe gelten; dann aber laß ein friſches Herz aus dem finſteren Chaos der dunklen

Vergangenheit hervorgehen und ſchaue mit freier Seele dem freundlich lächelnden Leben entgegen, das vor uns liegt.“

Zärtlich lehnte ſie ihr bleiches liebes Antlitz an ſeine Bruſt und ihm voll unendlicher Liebe in die Augen blickend, ſagte ſie:

„Ja, ich will dein ſtilles Wirken, dein Glück und deine Zukunft nicht mehr durch Trauer ſtören!“

Elgſtröm ſah liebevoll und ſtolz auf ſein junges geliebtes Weib herab.

Es war ein reizender Anblick. Er ſtand da, wie eine ſtille Tempelſäule, mitten im Schutt der Welt, von den üppigen Ranken einer heißen Liebe innig umſchlungen.

„So laßt uns gehen!“ — ſagte er jetzt — „die neue Heimath und ein neues Leben winken uns. Das Schickſal hat uns alle hart in der Schule des Lebens geprüft; wir haben dulden gelernt, laßt uns nun lernen im ſtillen Wirken und Lieben . . . glücklich ſein!“

„Leb' wohl, edler Vater! leb' wohl, gute Mutter!“ — rief Ottilie noch einmal ſchmerzlich und wandte ſich.

„Leb' wohl, edler Vater! leb' wohl, gute Mutter!“ — wiederholte Elgſtröm; dann pflückte er eine weiße Roſe und ſie auf das Grab Leonies legend, ſagte er leiſe:

„Schlummre in Frieden, du deutſche Kaſſandra! Dein Herz hat gefunden, was es lange ſuchte . . . ewige heilige Ruhe.“

Die Tonwellen der Orgel huben auf's Neue an und die beiden Paare verließen den Kirchhof, um einer ſchönen glücklichen Zukunft entgegen zu gehen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Im Verlage von Vogler und Beinhauer in Stuttgart erſchien ferner:

Ad. Volckhauſen,

Das Kind aus dem Ebräergang.

2 Bände.

Thlr. 2. — oder fl. 3. 30.

Von dieſem Roman ſagt Einer unſerer erſten Publiciſten, er ſtehe dem Beſten nicht nach, was in den letzten zehn Jahren in deutſcher und engliſcher Romanliteratur erſchienen ſei und werde namentlich in Leihbibliotheken ſtets belagert ſein; der Roman ſpielt in Hamburg und Umgebung, theilweiſe auch im Rauhen Haus und richtet ſich ſeiner Tendenz nach gegen den Pietismus in der widerlichen Geſtalt heuchleriſcher Frömmigkeit und gemeiner Selbſtſucht, ohne irgendwie lebende Perſönlichkeiten oder das zartere Gefühl ächter Frömmigkeit zu beleidigen. Das Buch weiß, wie ſich Dr. Walesrode darüber ausdrückt, das Intereſſe des Leſers von der erſten bis zur letzten Seite nicht blos zu feſſeln, ſondern auch in ſich ſteigernder Spannung zu erhalten.

Ferner:

Neue Pariſer Myſterien.

Ein

Sittengemälde aus dem zweiten Kaiſerreich.

Herausgegeben von

Otfrid Mylius.

3 Bände.

Brochirt Preis Thlr. 2. 20 Sgr. — fl. 4. 48 kr. rh.

Wenige Bücher haben ein ſo allgemeines Intereſſe bei der geſammten Leſewelt gefunden, wie ſ. z. die „Mystères de Paris“ von Eugen Sue. Und doch war dieſer Roman großentheils nur Fiktion, nur die Ausgeburt einer titanenhaften Phantaſie. Was wir hier unter ähnlichem Titel geben, ſind dagegen auf Thatſachen und eine reelle Baſis gegründete, nur in der ſpannenden Form des Romans geſchriebene Sittenſchilderungen des heutigen Frankreichs, zum Theil Cenſurflüchtlinge, der Feder der genialſten Schriftſteller entfloſſen, welche bei der geknechteten Preſſe und grauſamen Polizeiherrſchaft des heutigen Kaiſerreichs dort nie an das Licht treten durften. Frankreich tritt hier dem Leſer in allen Typen ſeiner Bevölkerung entgegen, vom Kaiſer herab bis zum einfachſten Landmädchen, und alle Scenen, die uns vorgeführt werden, ſind von dramatiſcher Lebendigkeit und draſtiſcher Wirkung.

Das Werk kann auch in 16 Lieferungen à 5 Sgr. oder 18 kr. rh. bezogen werden.

Ferner:

Neue Londoner Myſterien.

Ein Sittengemälde aus der Gegenwart

von

Elfrid Mylius.

Vier Bände gr. Oktav. Thlr. 4. oder fl. 7. 12.

Der vorſtehende Roman muß allerdings von vornherein darauf verzichten, alle Phaſen und Sphären des Lebens in dem Leviathan der Städte, dem ungeheuren London mit ſeinen dritthalb Millionen Einwohnern, erſchöpfend darzuſtellen, aber er führt wenigſtens die geheimnißvollen und minder zu Tage liegenden Seiten des Londoner Lebens dem großen Kreiſe der gebildeten deutſchen Leſewelt mit dramatiſcher Lebendigkeit und in der feſſelndſten, ſpannendſten Weiſe vor. Wie in dem wirklichen London ſelbſt die ſchroffſten Kontraſte ſich hart an einander reihen, ſo begegnen ſich auch in dieſem höchſt intereſſanten und anſchaulichen Sittengemälde die Kontraſte von Reich und Arm, Tugend und Laſter in engſter Berührung. Dieſe „Neue Londoner Myſterien“ ſind vielleicht das Realſte, was je geſchrieben worden iſt, übertreffen aber durch ihren ſtofflichen Gehalt, durch ihren bewegten Fluß die pikanteſten ſpannendſten Senſations-Romane der Gegenwart, und athmen ein warmes Gefühl für deutſche Geſinnung, für Menſchenwohl und Völkerfreiheit, für alle erhabenen Ziele geiſtigen Strebens. Sie werden auf dem Gebiete des kulturgeſchichtlichen Romans an Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit ſogar noch die vor wenigen Jahren erſchienenen und mit einem ganz ungewöhnlichen Erfolg aufgenommenen „Neuen Pariſer Myſterien“ deſſelben Verfaſſers weit überragen!

Das Werk kann auch in 25 Lieferungen à 18 kr. oder 5 Sgr. bezogen werden.

Ferner:

Erckmann-Chatrian, Madame Thereſe. Aus dem Franzöſiſchen von Fr. Mayer. 21 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

Grieſinger, Th., Das Damen-Regiment an den verſchiedenen Höfen Europas in den 2 letztvergangenen Jahrhunderten. Pracht-Ausgabe.

Serie I: Die großen franzöſiſchen Vorbilder. 2 Bände mit 18 feinen Stahlſt. 4 Rthlr. 15 Sgr. oder 8 fl. 6 kr.

Serie II: Verſailles in Deutſchland. 1. Abtheilung: Die Höfe von Hannover und Dresden. Erſter Band mit 10 feinen Stahlſt. 2 Rthlr. 15 Sgr. — 4 fl. 30 kr.

Der zweite Band hievon iſt im Erſcheinen.

Daſſelbe: Volksausgabe. Serie I. 2 Bände mit 6 feinen Stahlſtichen. 2 Rthlr. 18 Sgr. — 4 fl. 32 kr.

Serie II in der Volksausgabe erſcheint binnen Kurzem.

Hartmann, Moritz, Nach der Natur. Novellen. 3 Bände. 3 Rthlr. — 5 fl. 15 kr.

— — **Der Krieg um den Wald.** 22½ Sgr. — 1 fl. 21 kr.

Mylius, Otfrid, Das Bäschen vom Lande. Eine Familiengeſchichte. 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

— — **Der wilde Mann und das Feuerzeug.** Eine bürgerliche Familiengeſchichte. 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

— — **Senſationsnovellen.** Aus dem Engl. von Joh. Harwood u. A. 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

— — **Die Irre von Eſchenau.** Ein Roman aus der Zeit Herzog Carl Eugens von Württemberg. 1 Rthlr. 18 Sgr. — 2 fl. 45 kr.

— — **Die Opfer des Mammon.** Eine Stadtgeſchichte. 24 Sgr. — 1 fl. 24 kr.

Raabe, Wilh., Die Chronik der Sperlingsgaſſe. 4. Aufl. 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

— — **Die Kinder von Finkenrode.** 2. Aufl. 22½ Sgr. — 1 fl. 21 kr.

Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Deutſch von Ludwig Pfau. Eleg. cart. 1 Rthlr. 10 Sgr. — 2 fl. 18 kr.

Letzteres Buch iſt namentlich für alle die, welche Sinn für eine geſunde Lebensanſchauung haben, eine ebenſo pikante wie geiſtreiche Lektüre.